Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1864.

Erster Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1864.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—26.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1864.

Register.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 1. — 1. Januar 1864.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Rückblick auf das Literaturjahr 1863.

Als jüngst eine englische Zeitschrift, irren wir nicht die „Saturday Review", in ihrem Aerger über die Octoberfeier dreist behauptete, die deutsche Literatur sei fast todt (almost dead), Deutschland bringe weder Poesie noch Philosophie mehr hervor, München sei ein großer Kunstrumpelkasten, Cornelius und Kaulbach seien erbärmliche Pfuscher u. s. w., da entstand ein großes Halloh in deutschen Journalen; man nannte die ganze englische Presse feil und daher unzuverlässig und warf ihr Arroganz und Unwissenheit vor, obschon diejenigen, die dies thaten, dadurch selbst ihre Unwissenheit in Betreff der englischen Presse an den Tag legten; denn man begegnet in englischen Blättern, früher auch in der „Saturday Review" selbst, Aufsätzen genug, welche gründliche Kenntniß der deutschen Literaturverhältnisse bekunden und der deutschen Literatur und dem deutschen Geiste gerechte Würdigung und Anerkennung zu Theil werden lassen. Doch unsere Leser wissen dies aus den zahlreichen Mittheilungen, die wir aus solchen die deutsche Literatur betreffenden Artikeln englischer Zeitschriften gebracht haben, am besten selbst.

Jenes ziemlich vereinzelt stehende absprechende Urtheil der „Saturday Review" zeigt nun allerdings von grenzenloser Arroganz und injuriöser Absicht, Unwissenheit möchten wir kaum sagen, denn ohne Zweifel weiß es die „Saturday Review" besser. Wie aber, wenn jenes absprechende Urtheil eines verbohrten Engländers seine Veranlassung, Begründung und infolge davon Entschuldigung dadurch findet, daß in Deutschland selbst ähnliche Urtheile gar nicht selten laut werden? Auch in deutschen Schriften und Zeitschriften kann man nur zu häufig lesen und es von Festrednern ausgesprochen hören, bald daß es mit der Poesie, bald daß es mit der Philosophie in Deutschland aus sei, bald daß Cornelius, bald daß Kaulbach nichts Gutes geschaffen, vielmehr jeder die deutsche Kunst auf eine falsche Bahn gebracht hätten, bald daß Mozart's und Weber's Compositionen aus bloßen Leierkastenmelodien bestände, bald daß Schumann und Richard Wagner ihre gänzliche Unproductivität mit allerlei unmusikalischen Mitteln zu verdecken suchten, kurz, daß wir sämmtlich schwächliche Epigonen und abgelebte Greise seien, die nichts Lebensvolles hervorzubringen vermöchten. Kritische, ewig unzufriedene Geister rufen unsern Poeten unablässig zu: bemüht und quält euch nicht, ihr werdet doch kein Goethe und Schiller, und wenn ihr auch einmal etwas Tüchtiges und Gutes schaffen solltet, so wird und darf man dies nicht anerkennen; ihr dürft gar nichts Gutes mehr leisten, denn das ist Hochmuth und Arroganz und ein gegen die Alleingültigkeit unserer classischen Dichter gerichtetes, nicht zu duldendes Attentat. Nun, wenn man das Gute in so fanatischer Weise ignorirt, verdächtigt und höhnisch mit Füßen tritt, so folgt daraus ganz von selbst, daß das Schlechte und Mittelmäßige mehr und mehr die Herrschaft an sich reißen wird. Dagegen rufen wieder unsere productiven Talente den Kritikern und den verhaßten Recensenten zu: wie könnt ihr wagen, uns zu tadeln und zu hofmeistern, uns, die wir euch so sehr überlegen sind? Ihr seid ja doch keine Lessinge! Ja, diesen guten oder auch schlimmen Leuten sind die Kritiker ganz recht, wenn sie ihnen ein Lob, und womöglich ein recht großes, recht übertriebenes Lob ertheilen; aber sie sehen nicht ein, daß wenn sie selbst alles dazu beitragen, die Kritik in allgemeinen Verruf zu bringen und verächtlich zu machen, zuletzt niemand der Kritik mehr Glauben und Vertrauen schenkt und daher auch das Lob verdächtig wird, keinen Einfluß mehr ausübt und eher das Gegentheil von dem bewirkt, was es nach der wohlmeinenden Absicht des Kritikers bewirken sollte.

Es ist wahr, die poetische Production — denn dieser zumeist versetzt man ja in der Regel alle jene kritischen Ruthenstreiche, die nach andern Richtungen hin ebenso

gut oder vielleicht noch besser angebracht wären —, die Lyrik, das Drama, die epische Dichtung u. s. w. haben unter sehr ungünstigen Einflüssen zu leiden, die das schöpferische Talent entweder sehr bald auf einen bedenklichen Abweg führen, oder wenn es ihnen Widerstand leistet, seine Wirksamkeit, seine Fortentwickelung, ja selbst sein Bekanntwerden hemmen und hindern. Aber nicht blos die Poesie, auch die Wissenschaft ist gefährdet, unter diesem Zustande um alle höhern idealen Zielpunkte zu kommen und den nicht selten roh materialistischen Tendenzen und Ansprüchen der Zeit dienstbar zu werden. L. Seeger's „Stuttgarter literarisches Wochenblatt" brachte, an diesen Zustand anknüpfend, jüngst einen Aufsatz: „Keime und Anfänge einer freien deutschen Hochschule zu Frankfurt am Main", und darin unter anderm folgende beherzigenswerthe Bemerkungen:

Als der mächtigste Kitt unserer nationalen Existenz wird mit Recht die Einheit des geistigen Lebens und dessen großartige stetige Entwickelung angesehen. Würden nicht deutscher Geist und deutsche Gelehrsamkeit uns einen gewissen nicht abzustreitenden Rang unter den Nationen geben, wir wären, trotz unserer Unzahl von Gesandten von allen Rangstufen, doch dem Ausland gegenüber sehr schlecht vertreten und einer noch größern Nichtbeachtung ausgesetzt, als sie uns jetzt zutheil wird. Dieser aufgeklärte Geist des „Volks von Denkern" ist auch die Quelle unserer Hoffnungen auf die Zukunft, er erscheint uns als ein Phönix, der aus der Asche des politischen Elends immer wieder in blendender Größe erstehen werde. Wie nun, wenn dieses erste und mächtigste Heiligthum der Nation im Begriff wäre, an Glanz und Größe zu verlieren, an Stärke und Triebkraft einzubüßen? Wäre dann nicht das Vaterland in größerer Gefahr, als wenn es durch Zuavenbajonnete und Kosackenlanzen bedroht wäre? Wie, wenn der Ruhm deutscher Literatur, Kunst, Philosophie, welcher Deutschland seine Würde in den Augen der Völker, uns aber Stolz und Trost verleiht — wie wenn dieser Ruhm dem Glanz eines untergegangenen Sterns gleich wäre, der noch lange am Himmel leuchtet, wenn der Stern selbst schon untergegangen ist? Es ist das eine erschreckende Reflexion, die uns „stillestehen heißt" wie jener Gedanke Hamlet's, und uns veranlaßt, das geistige Inventar der Nation zu mustern, ob etwa hier Rückschritt und Mangel eingetreten sei. In der That, das Ergebniß dieser Musterung ist nicht gar trostreich.

Der Verfasser wirft sodann einen Blick auf den gegenwärtigen Zustand der deutschen Hochschulen, bemerkt, daß auf diesen „Fachwissenschaft, Brotstudium" jetzt die Parole sei, und fährt dann fort:

Es fehlt die Empfänglichkeit bei der deutschen Jugend, welche, nur zu sehr Kind ihrer Zeit, das philosophische und Kunststudium als „nicht nöthig" beiseite liegen läßt. Also nicht nur der Gedanke, daß die Festungen Deutschlands den gezogenen Geschützen der Franzosen nicht gewachsen sind, darf den Patrioten bekümmern: wichtiger ist der schlimme Zustand der Festungen des Geistes, jenes großen Bollwerks deutscher Nationaleinheit, das um so kostbarer sein muß, je näher uns durch den Gang der politischen Ereignisse die Gefahr äußerlicher Spaltung gerückt ist.

Die meisten dieser Bemerkungen sind so wahr, daß wir sie nur von ganzem Herzen unterschreiben können. Es ist sehr richtig, daß wenn uns nicht unsere Wissenschaft, Poesie und Philosophie, unsere geistige Arbeit überhaupt Ruhm und Ansehen bei den andern Völkern verliehen, wir durch „unsere Unzahl von Gesandten von allen Rangstufen" sehr schlecht vertreten sein würden, und wir müssen leider hinzufügen, daß auch unsere politischen Redner und Leitartikelschreiber bisher sehr wenig dazu beigetragen zu haben scheinen, nach dieser Seite hin im Auslande Achtung vor uns zu erwecken. Als praktische Politiker haben wir uns erst zu bethätigen. Wir sollten uns gefaßt darauf machen, daß das angestrebte und so hochwünschenswerthe Ziel der politischen Einigung Deutschlands nicht ein Werk von zwei oder drei Decennien, sondern vielleicht erst von Jahrhunderten sein kann, falls das Ziel von Generationen mit Ernst und Consequenz festgehalten wird. Denn wir leiden nicht blos an dem Dualismus der beiden deutschen Großmächte, sondern an einem dynastischen Pluralismus, der sich bald unter die Flügel des einköpfigen, bald unter die Flügel des doppelköpfigen Adlers flüchtet. Wir sind nicht blos politisch vielfach, sondern wie kein anderes Volk auch in religiöser Hinsicht in zwei fast gleich große Heerlager gespalten. Selbst auf geistigem und künstlerischem Gebiete haben wir die Gegensätze zwischen Spiritualismus und Materialismus, zwischen Idealismus und Realismus, die miteinander im Kampfe liegen. Die deutsche Neigung zur Zweitheilung, zur itio in partes zeigt sich sogar, wenn man genau zusehen will, in der förmlich zur politischen Parteisache gewordenen Frage, wer größer sei, ob Schiller oder Goethe, und sie zeigte sich erst jüngst in sehr deutlicher und betrübender Weise, als durch einen verwegenen Agitator muthwillig genug die deutsche Arbeiterverbrüderung in zwei Hälften auseinandergesprengt wurde. Hierzu kommt endlich, alle kleinern Schattirungen der Dialekt- und Temperamentsverschiedenheiten, der Gewohnheiten und des Gauhasses ungerechnet, die Zwiespaltigkeit zwischen Plattdeutsch und Oberdeutsch, zwischen Nord- und Süddeutschland. In der That, wenn man in manchen süddeutschen, namentlich würtembergischen und oberbairischen Blättern die häufigen, oft maßlos hämischen und höhnischen, grob injuriösen Ausfälle gegen Norddeutschland und namentlich Preußen liest, dann empfängt man den betrübenden Eindruck, als handle es sich dabei um zwei ganz verschiedene Völkerschaften, die nicht auf Einigung, sondern auf ewige und gänzliche Trennung hinarbeiten. Wir wollen damit niemand in seinen Hoffnungen für das deutsche Einheitswerk und in seinen Bestrebungen für dieselben wankend machen, aber fragen möchten wir doch: wie, wenn wir das Einigungswerk doch nicht, oder nicht so bald zu vollbringen vermöchten, aber bei dem tumultuarischen Ringen und Rennen danach unsere Fähigkeit einbüßten, unsere geistigen Besitzthümer, auf die wir als Deutsche stolz zu sein ein Recht haben, zusammenzuhalten und zu vermehren?

Denjenigen, die unter einem so zerrissenen, unter der Parole der deutschen Einheit aufeinander loshackenden, einem hohen, aber schwer erreichbaren Ziele mit oft seltsamen Mitteln zustrebenden, aber darüber seiner frühern Humanitäts- und höhern Culturzwecke ziemlich verlustig gegangenen Volke immer über den Mangel an ausgezeichneten Dichtern klagen, ihnen möchten wir die Frage

zurufen: welchen poetischen Stoff bringt ihr selbst denn dem Dichter entgegen? Wo sind eure Tugenden und Gemüthseigenschaften, durch die ihr die Sympathie und Phantasie eines Dichters zu entzünden vermöchtet? Würden, wenn er euch photographisch schildern und als Porträts in seinen Dichtungen anbringen wollte, dies Menschen sein, an deren heroischer oder dichterischer Erscheinung sich das Herz des Lesers erwärmen würde? Ist nicht eure fortdauernde Nörgelei vielmehr selbst der Ausfluß einer unfruchtbaren und undichterischen Gemüthsart, die, da sie so weit verbreitet ist, den Dichtern die naive Lust am Schaffen von vornherein verkümmert? Warum also beklagt ihr euch über einen Mangel, an dem ihr doch selbst mitschuldig seid?

Wie sehr auch große Dichter über das Niveau ihrer Zeit und Nation hinausragen, so sind sie doch mit den Blutsäften dieser Zeit und Nation erfüllt, Fleisch von ihrem Fleisch und Bein von ihrem Bein. Es wäre fast lächerlich, wenn man nachzuweisen versuchen wollte, daß Dante und Calderon nur zu ihrer Zeit, nur als Italiener und Spanier gerade das werden konnten, was sie geworden sind, wenn man es erst dem blöden Auge klar machen müßte, warum um die Zeit herum, wo England einen Shakspeare hatte, Deutschland nur die nürnberger Fastnachtdichter hervorbringen konnte. Auch Shakspeare hatte sich, als er zuerst nach London kam, gewiß nicht vorgenommen, ein großer Dichter, gerade der Dichter zu werden, den wir in ihm bewundern; er wurde es unter einer Menge günstiger Einflüsse, die seinem außerordentlichen Genie anregend und fördernd entgegenkamen: er fand eine bis zu einem gewissen Grade entwickelte Bühne, ein tüchtiges Schauspielerpersonal, bei dem Publikum Neigung zum Theater, naive Empfänglichkeit und Schwung der Gesinnung und bei der Aristokratie Liebe zur Kunst und dem Dichter wohlwollende Absichten und ihn fördernde generöse Neigungen vor. Wäre er nur wenig später, zur Zeit der Puritanerherrschaft geboren worden, so würde, da damals alle theatralischen Vorstellungen als Teufelswerk verpönt und verboten waren, sein gewaltiges dramatisches Genie keinen Platz zu seiner Bethätigung und Entwickelung gefunden haben.

Goethe selbst erkannte an, daß er sich nicht willkürlich, nicht unabhängig von allen äußern Bedingungen gemacht habe; er erkannte an, daß er seinen Zeitgenossen sehr viel verdanke, daß ihm die Zeit, in der er sich entwickelte, besonders günstig gewesen. Im Rückblick auf diese schöne Jugendperiode äußerte er in den zwanziger Jahren, daß er sich Glück dazu wünsche, in dieser Zeit nicht mehr jung zu sein; er fühlte oder vielmehr er wußte sicher, daß, wenn seine Jugend in diese Zeit gefallen wäre, er kein Goethe, nicht der Inbegriff alles dessen, was wir unter diesem Namen zusammenfassen, geworden sein würde. Und so schrieb er im Jahre 1828 an Zelter die bezeichnenden Worte: „Laß uns soviel als möglich an der Gesinnung halten, in der wir herankamen; wir werden, mit vielleicht wenigen, die letzten sein einer Epoche, die so bald nicht mehr wiederkehrt." Und gegen Eckermann äußerte er: „Niebuhr hat recht gehabt, wenn er eine barbarische Zeit kommen sah. Sie ist schon da, wir sind schon mitten drinnen" u. s. w. Goethe meinte damit weniger eine Barbarei der äußern Sitten und Formen, als die im stillen einreißende Gemüthsbarbarei, eine gewisse Verwilderung des Herzens, die nach allen Seiten hin auflösende Richtung der Zeit. Was hatte nicht Goethe in seinem langen Leben alles erfahren und mit ansehen müssen: die verhärtenden und zerrüttenden Rückwirkungen der Französischen Revolution und der Napoleonischen Kriege auf das deutsche Gemüth, die Förderung aller egoistischen Triebe durch die systematische Corruption, welche die Herrschaft Napoleon's und seiner Präfecten auf die vielen ausübte, die sich in Deutschland zu ihren Werkzeugen hergaben, die schlechte Mittel anwandten, um sich zu bereichern oder Titel, Orden und hohe Stellungen zu erlangen, die bestachen und sich bestechen ließen und sich daran gewöhnten, dies alles als etwas durchaus Erlaubtes anzusehen! Dann kam der bodenlose Zustand nach den Befreiungskriegen, der durch diplomatische Ränke kunstvoll erhaltene lange faule Frieden, der aber ein innerer geheimer, alles zersetzender Kriegszustand war. Und auch den Beginn jener Aera mußte er noch erleben, wo die glänzende Entwickelung aller materiellen Factoren die Gemüther von Tausenden, ja von Millionen der Ausbildung des innern Menschen, der Pflege der höhern Cultur- und Humanitätsinteressen untreu und abhold machte.

Jetzt sind wir, nach fortgesetzten convulsivischen Zuckungen, in eine martialische Periode eingetreten. Ueberall, in Europa, wie in Amerika, Säbelgerassel, überall, auch von seiten der Demokratie Berufung auf die letzte Zuflucht, die ultima ratio der Könige, auf die Kanone. Unsere illustrirten Blätter wimmeln von Darstellungen fürchterlichen Menschengemetzels, die nur zur Verwilderung der Gemüther beitragen können. In der augsburger „Allgemeinen Zeitung" war jüngst nicht mit Unrecht bemerkt:

Es herrscht in unserer Zeit eine entsetzliche Verwirrung. Parteien jeder Art stehen sich giftig hassend einander gegenüber, meist ohne ein klares Ideal zu haben, das sie realisiren möchten, weit öfter Absichten verfolgend, die sie verschweigen müssen. Eine schamlose Verachtung von Recht und Sitte tritt immer frecher auf; blutige wüste Kriege ohne allen edeln Charakter nehmen zu. Finsterniß verbiegt die Zukunft Europas, und auf dunkeln Wegen gehen wir ihr im Ungewissen entgegen.

Und in einer londoner Correspondenz derselben Zeitung wurde gesagt:

„S'il faudrait avoir pitie de tout le monde on ne mangerait personne!" — sagte der pariser Gourmand zu der gefühlvollen Dame, welche sich über seinen barbarischen Appetit für unschuldige Rothkehlchen entrüstete. Die Theorie der Menschlichkeit, welche von den Fortschritten der modernen Civilisation und Bildung so weit entwickelt sein sollte, daß selbst ganz praktische Männer noch vor einem Jahrzehnt einen europäischen Krieg für unmöglich und den Weltfrieden durch internationale Ausstellungen, Eisenbahnen, Handelsinteressen, Friedenscongresse, Literatur, Kunst, Aufklärung und Gewalt der öffentlichen Meinung für gesichert hielten — diese erhabene und menschenwürdige Theorie ist vor der Praxis kläglich zu Schanden geworden. On

se mange toujours, und all unsere Erfindungen und Forschungen, die geistigen und materiellen Triumphe unserer erleuchteten Friedensarbeit haben nur dazu gedient, das Kriegshandwerk wissenschaftlich zu vervollkommnen, der Barbarei neue und furchtbarere Waffen zu liefern, und die Menschenschlächterei in ein System zu bringen.

Und dabei liefern unsere modernen Kriege, in denen die mörderischsten und ferntragendsten Kriegsmaschinen den Ausschlag geben, selten oder nie einen Heros, den ein Dichter versucht sein könnte, zum Hauptträger eines epischen Gedichts zu machen. Die englischen, russischen und französischen Generale, die in der Krim, die österreichischen, französischen und piemontesischen, die in Italien auf dem sogenannten „Felde der Ehre" gefallen sind — man kennt kaum noch ihre Namen; nach ihren Grabhügeln fragt niemand; sie waren so gut „Kanonenfutter" wie Füsilier und Musketier.

Derjenige müßte aber einen sehr beschränkten Blick und eine sehr unzureichende Diagnose der europäischen Zustände besitzen, der nicht einsehen wollte, daß diese dem Poeten so ungünstigen Verhältnisse nur auf Deutschland drückten. Das Leiden ist ein allgemein europäisches und inficirt die ganze Zeitatmosphäre. So Gutes auch auf gewissen Specialgebieten in verschiedenen Ländern geleistet wird, so fehlt es doch überall an jenen großen Dichtern und Denkern, welche dem Geschmack oder der Denkkraft „höhere Gesetze" geben, neue Richtungen anbahnen und die Menschheit und ihre Cultur um eine Strecke weiter fördern; oder was wirklich den Stempel höherer Cultur- und Humanitätstendenz und besonnener objectiver Weltanschauung trägt, bleibt als das Votum eines einzelnen unter Millionen macht- und wirkungslos, zumal es auch den Staatsgewalten fast überall weniger darauf anzukommen scheint, für die Heranbildung einer humanen Generation Sorge zu tragen, als vielmehr für die Fortpflanzung solcher Leidenschaften, die sich als Mittel zur Durchführung eigener selbstsüchtiger Staatsplane verwenden lassen. Dabei wird noch immer sehr viel producirt, und Deutschland zumal leidet auf fast allen literarischen Gebieten sogar an Ueberproduction.

Nach diesen Vorbemerkungen gehen wir zu unserer Uebersicht über die literarische Production des Jahres 1863 über, wie wir eine solche seit einer Reihe von Jahren regelmäßig in jeder ersten Jahresnummer gebracht haben und betrachten zunächst ein Literaturgebiet, das der Biographien, Autobiographien, Memoiren, Tagebücher und Briefnachlassenschaften, auf dem die eben gerügte Ueberproduction bereits auch zu herrschen und manches Buch hervorzutreiben beginnt, das besser ungedruckt geblieben oder auf die Hälfte oder ein Drittel seines Volumens reducirt worden wäre; doch verträgt man auf diesem Gebiete, wo es sich zumeist um Thatsachen handelt, deren man nicht leicht zu viele erlangen kann, diese Ueberproduction eher als auf andern Gebieten, auf denen der dichtenden und hinzudichtenden Thätigkeit und der subjectiven Willkür des betreffenden Verfassers mehr Raum gegönnt ist. Auf dem Gebiete der eigentlichen Biographie nennen wir das Werk über den wie so viele große Deutsche aus ärmlichen Verhältnissen hervorgegangenen Bildhauer Ernst Rietschel von A. Oppermann, das uns den Künstler in all seiner Liebenswürdigkeit und zum Theil autobiographisch vorführt. A. von Wolzogen verfaßte eine Biographie der gefeierten genialen Sängerin Wilhelmine Schröder-Devrient, A. Hagen beschrieb das Leben, Denken und Dichten Max von Schenkendorf's, A. Buchner dasjenige W. Buchner's, eines selbst von Opitz hochgeschätzten Dichters und Gelehrten des 17. Jahrhunderts, Adolf Peters das des Generals und deutschen Patrioten Dietrich von Miltitz, Sohns desjenigen Miltitz, welcher Fichte's, des jungen Webersohns, geniale Anlagen entdeckte und für seine Erziehung Sorge trug. Einige biographische Mittheilungen über den ebengenannten Philosophen enthält die von E. Fichte, seinem Enkel, herausgegebene und mit Beiträgen von J. H. Fichte versehene Schrift: „Johann Gottlieb Fichte. Lichtstrahlen aus seinen Werken", während A. Lasson, zum Theil vom gegnerischen Standpunkt, des Philosophen Verhältniß zu Staat und Kirche in einer besondern Schrift beleuchtete. Einen andern Philosophen, Arthur Schopenhauer, behandelten E. O. Lindner und J. Frauenstädt in einem auch mit reichem biographischen Material ausgestatteten besondern Werke „Arthur Schopenhauer. Von ihm. Ueber ihn", das von apologetischem Standpunkt geschrieben ist, aber vieles enthält, was dem Andenken des Philosophen nur Eintrag thun kann und nur beweist, daß Schopenhauer wol ein philosophischer Denker, aber kein Weiser im Sinne der griechischen Philosophen war. F. Notter lieferte ein biographisch-kritisches Buch über Ludwig Uhland, A. Wilbrand ein tüchtiges Werk über Heinrich von Kleist, W. G. Roeder eine biographische Skizze über den Dichter Salis-Sewis, Aimé Reinhard über Justinus Kerner, H. E. Schmieder über Göschel, Paul Lindau über die Schauspielerin Rachel Felix, und zu der bereits in zweiter Auflage angekündigten, lieferungsweise erscheinenden Ausgabe der Gesammtwerke J. von Eichendorff's steuerte sein ältester Sohn eine anziehende Lebensbeschreibung bei. K. Klein beleuchtete das Leben und Wirken Georg Forster's in Mainz in einer Schrift, die von einseitig anklagendem Standpunkte geschrieben ist, sonst aber in Betreff der letzten Lebensjahre Forster's viel brauchbares Material enthält. Einen bis zum Unheimlichen und Abstoßenden sonderlinghaften, sensations- und selbstsüchtigen Charakter schilderte J. Gistel in seiner Schrift über den Freiherrn von Hallberg-Broich, der als „Eremit von Gauting" so viel von sich sprechen zu machen wußte. Um so wohlthuender sind Persönlichkeiten wie Theodor Gottlieb von Hippel, der Verfasser des „Aufruf an mein Volk", und Karl von Wulffen, dem wir den Anbau der Lupine in Deutschland und anderes Nützliche auf agriculturistischem Gebiete verdanken; der erstere ist von Bach, der zweite von R. Stadelmann in besondern Schriften gewürdigt worden.

Unter den Autobiographien ist vorzugsweise die von dem greisen Pädagogen und patriotischen Geschichtschrei-

der F. Kohlrausch zu nennen, die unter dem Titel „Erinnerungen aus meinem Leben" erschien, und manche nicht uninteressante Züge zur Kennzeichnung namhafter Persönlichkeiten wie zur Zeitgeschichte enthalten. Letzteres Lob und zugleich das Lob einer feinen Beobachtungsgabe kann man auch F. G. Kühne's Aufzeichnungen: „Mein Tagebuch in bewegter Zeit", worunter der Verfasser die Zeit des frankfurter Parlaments versteht, zutheil werden lassen. Einen nicht unwichtigen Specialbeitrag zu der traurigen Geschichte der Demagogenverfolgungen in Deutschland enthält F. L. Jahn's von C. Burckhardt aus dessen Nachlaß herausgegebene und mit einem Vorwort versehene „Selbstvertheidigung". Ein echt tragisches und echt deutsches Schicksal! Erst von oben als Revolutionär und Verschwörer aufs härteste verfolgt und bestraft, war Jahn — der am Schlusse seines Lebens in ergreifenden Worten und mit Anwendung bezüglicher Stellen aus dem Propheten Jeremias den Untergang der deutschen Nation weissagte — im September 1848 in Gefahr, von seiner eigenen Brut, den Turnern, gelyncht zu werden, während jetzt nach seinem Tode die von ihm wenn auch nicht erfundene, doch systematisch ausgebildete Turnerei und mit ihr der Cultus Jahn's wieder in voller Blüte steht. Die beiden ersten Bände eines größern memoirenartigen Werks von W. Chezy: „Erinnerungen aus meinem Leben", haben wir leider in Nr. 50 d. Bl. f. 1863 im allgemeinen als ein Werk der Pietätlosigkeit (eines Sohnes gegen seine Mutter!), der Indiscretion und Klatschhaftigkeit bezeichnen müssen, das in dieser Hinsicht selbst in dem mit Producten solcher Sorte leider so reich gesegneten Deutschland kaum seinesgleichen haben dürfte.

Zu den Nachlaßwerken, meist Briefwechseln, übergehend, nennen wir zuvörderst den zweiten Band des Werks: „Charlotte von Schiller und ihre Freunde", welcher Briefe von Charlottens Mutter, Goethe, Karoline von Wolzogen, Karoline von Dacheröden (W. von Humboldt's Gemahlin), Frau von Stein u. s. w. und darin einen reichen Schatz von Beiträgen zur Kenntniß der so merkwürdigen weimarischen Literaturperiode enthält; ferner die von E. Förster, Jean Paul's Schwiegersohn, herausgegebenen „Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Jean Paul", Briefe an seine Freunde und Freundinnen und von ihnen, darunter auch Briefe von Karoline Mayer, seiner spätern Gattin, Charlotte von Kalb, Karoline von Feuchtersleben u. s. w., und in einem spätern Bande ein aus seinem Nachlaß geschöpftes, viel Anregendes bringendes „Buch der Gedanken" enthaltend. Für die Zeit, wo der Freundschaftscultus in Deutschland noch in Blüte stand, sind, wie wir hier noch hervorheben wollen, die zwischen Jean Paul und Emanuel, einem braven und humanen bamberger Juden, einem ausdauernden und hülfreichen Freunde Jean Paul's, gewechselten Briefe von besonderm Werth. Dem Aufenthalt Jean Paul's in Meiningen widmete A. Henneberger eine specielle Schrift, die zur Ergänzung und Erläuterung dieser Briefe, soweit sie Jean Paul's Aufenthalt in Meiningen betreffen, dienen kann. Einer der wichtigsten Briefwechsel, die in neuerer Zeit erschienen sind, ist der zwischen A. von Humboldt mit H. Berghaus aus den Jahren 1825—58, welcher drei starke Bände umfaßt und mehr wissenschaftlicher Natur ist. Werthvolle Beobachtungen und Reiseschilderungen enthält das von A. von Wolzogen herausgegebene Werk: „Aus Schinkel's Nachlaß", Reisetagebücher, Briefe u. s. w. enthaltend. Weiter nennen wir den jüngst erschienenen zweiten Band der Briefe von Felix Mendelssohn Bartholdy (aus den Jahren 1833—47), die von Elise Polko, der Schwester des so kühnen und unglücklichen Reisenden, unter dem Titel „Erinnerungen an einen Verschollenen" herausgegebenen Aufzeichnungen und Briefe von und über E. Vogel, die von L. Curtze edirten Briefwechsel zwischen F. Jacobs einerseits und dem Philologen Göller und dem Dichter H. Stieglitz andererseits, in denen Jacobs' Milde, Humanität und Anmuth in wohlthuendster Weise hervortritt, während zugleich in dem erstgenannten Briefwechsel die pädagogischen Zustände Deutschlands und namentlich Baierns während der ersten Decennien unsers Jahrhunderts in mannichfach interessanter Weise beleuchtet werden. Gleichfalls von L. Curtze herausgegeben erschienen aus H. Stieglitz' Nachlaß: „Erinnerungen an Charlotte", die für die unglücklichen Seelenzustände des Dichters nach dem Opfertode seiner Gattin wol Mitgefühl zu erregen im Stande sind. Ferner gab Fr. Dingelstedt J. V. Teichmann's „Nachlaß" heraus, der interessante Beiträge zur Geschichte des berliner Theaters und außerdem eine werthvolle Collection von Briefen Schiller's, Goethe's, Wieland's, H. von Kleist's, Zacharias Werner's, A. W. Schlegel's, Tieck's, Kotzebue's u. s. w. an die verschiedenen Vorstände des berliner Theaters und von Iffland und dem Grafen Brühl an jene enthält. Im übrigen sind auch mehrere der obengenannten biographischen Schriften und Werke, namentlich Hagen's, Notter's, Lindner's und Frauenstädt's betreffende Schriften mit Briefen und Selbstaufzeichnungen Max von Schenkendorf's, Uhland's und Arthur Schopenhauer's, die Biographien Uhland's und Schenkendorf's zum Theil auch mit bisher ungedruckten Gedichten durchflochten.

Hermann Marggraff.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Renan's „Leben Jesu".

Dies Buch hat ein ungewöhnliches Aufsehen gemacht, und der reiche Beifall, den es findet, ist wohlverdient; aber auch der Anstoß und Widerspruch, den es erregt, ist wohlbegründet. Die Darstellung ist von großem Reize, der Verfasser trägt die Ergebnisse der Forschung mit frischester Anschaulichkeit vor, er hat den Uebergang von auflösender Kritik zu aufbauender Geschichtserzählung vollzogen, er bringt aus seiner Kenntniß der alten hebräischen Literatur, des Talmud, wie des jüdischen Landes neues Material heran und weiß die Pharisäer und Schriftgelehrten, das Thun und Treiben in der Synagoge, die politischen Bestrebungen, die Erwartungen des Volks, das schlichte, naturfreudige, herzliche Leben der Fischer am See Genezareth mit gleicher Anschaulichkeit, mit gleicher Meisterhaftigkeit zu veranschaulichen, ja was noch mehr

ist, künstlerisch in die Handlung zu verflechten und im Zusammenwirken der Umstände und Persönlichkeiten ein anziehendes Gesammtbild auszuführen. Als er die Stätten besuchte, wo Jesus gewandelt, da gewann ihm seine Geschichte, die von fern gesehen in den Wolken einer unwirklichen Welt zu schweben schien, auf einmal eine körperliche und greifbare Wirklichkeit zum Erstaunen; der wunderbare Zusammenklang der Seelenstimmung und der Gegend, des evangelischen Ideals und der Landschaft, die ihm zum Schauplatze dient, waren für Renan eine Art von Offenbarung, und er entwarf dort selber schon in flüchtigen Zügen das Gemälde, das er dann nach der Rückkehr vollendete. Dabei ist er zur Einsicht durchgedrungen, daß die Geschichte kein einfaches Spiel von Abstractionen ist, daß die Menschen in ihr noch mehr sind als die Lehren. Nicht eine bestimmte Theorie über die Rechtfertigung hat die Reformation gemacht, sondern Luther, sondern Calvin. Parsen-, Griechen- und Judenthum hätten sich unter allen Formen verbinden, die Lehren von der Auferstehung und vom Worte hätten sich durch Jahrhunderte hin entwickeln können, ohne diese fruchtbare, einzige, grandiose Thatsache hervorzubringen, die wir das Christenthum nennen. Sie ist das Werk von Jesus, von Paulus, von Johannes, und deren Geschichte schreiben heißt die Ursprünge des Christenthums darlegen.

Weiter glaubt Renan, daß man der Muthmaßung und Divination einigen Spielraum gönnen müsse, um die hohen Seelen der Vergangenheit wieder aufleben zu lassen. Ein großes Leben ist ein organisches Ganzes, das man nicht durch das bloße Zusammenfügen kleiner Züge und Dinge wiedergeben kann; ein tiefes Gefühl muß sie durchdringen und vereinigen. Die Art und Weise der Kunst, meint er, sei Führerin und Vorbild für solche Stoffe, denn sie gestalte einen lebendigen Organismus aus Theilen, die einander fordern und hervorrufen, und so hält er für Arbeiten wie die seinige dies als Merkzeichen und Prüfmal der Wahrheit, daß sie logisch und ohne Mißton erscheinen. Die geheimen Gesetze des Lebens, der Gang der organischen Entwickelung sollen zu Rathe gezogen werden, denn es gilt, die Seele der Geschichte zu erreichen, und die liegt nicht in der kleinlichen und oft unerreichbaren Gewißheit kleiner Ereignisse, sondern in der Richtigkeit der Grundgedanken und der Farbe. Denn das Lebendige, Natürliche, Harmonische soll dargestellt werden. Wollte man die Minerva des Phidias nach der Ueberlieferung wiederherstellen, und es käme ein starres, zerstückeltes Gebild heraus, was würde man daraus schließen? Daß die Textstellen, die uns Kunde geben, mit Geschmack erklärt und so ausgelegt werden müssen, daß sie ein erfreuliches Ganzes möglich machen. Wäre dies, fragt Renan selbst, Zug für Zug die ursprüngliche Statue? Nein, aber man hätte wenigstens keine Caricatur, man hätte den Geist des Werks, eine der Weisen, in welchen es möglich war.

Diese starke Betonung des Möglichen kann schon die Besorgniß erregen, daß Renan's Werk zwischen Roman und Geschichte hin- und herschwanken werde; indeß das ist gewiß richtig, daß es in der Geschichte auf die leitenden Ideen ankommt und daß das Thatsächliche nach ihnen zu ordnen ist. Und wenn Renan die Widersprüche nicht leugnet, die sich in verschiedenen evangelischen Berichten finden, so behauptet er doch mit Recht, daß der Charakter des Heilandes, daß der Eindruck, den seine Persönlichkeit gemacht, daraus klar hervorgehe; und wenn so manche Züge der Wirklichkeit im Munde der Gemeinde allmählich so umgebildet wurden, daß dieser Eindruck durch sie ganz besonders hervorgerufen wird, so vergesse man doch nicht, daß viel anderes Detail, das sie in der Wirklichkeit verstärkte und ergänzte, nicht mit überliefert werden konnte. Jene Züge, sagen wir mit Renan, mögen nicht buchstäblich wahr sein, aber sie haben eine höhere Wahrheit, sie sind wahrer als die nackte Thatsächlichkeit, denn sie sind zur Höhe der Idee erhoben, sie sind sprechende, ausdrucksvoll gemachte Wirklichkeit.

Das erinnert mich an einen Ausspruch Jacobi's über Goethe's Selbstbiographie, welche der Meister selbst „Wahrheit und Dichtung" genannt, nicht in dem Sinne, daß er durch allerhand Erfindungen aus seinem Leben einen Roman machen wollte, sondern weil er wußte, daß jeder das Erlebte und Vergangene doch in der Erinnerung sich zurechtlegt, deutet und umbildet, daß nur die Kunst des Dichters im Stande ist, ein organisches Lebensbild zu gestalten. Man fand einzelne Irrthümer und Unrichtigkeiten; aber Jacobi, der Zeitgenosse, sagte: die Wahrheit dieser Dichtung sei oft wahrhafter als die Wahrheit, die äußere thatsächliche Wirklichkeit selbst. Und Renan deutet es an, daß ihm diese Goethe'sche Lebensbeschreibung vorgeschwebt, indem er sagt, daß auch für seine Arbeit der seltene Takt eines Goethe anzuwenden sei. Aber es ist ihm nicht gelungen, wenigstens im ganzen nicht, so viel Vortreffliches und Bewundernswerthes er in einzelnen Theilen bietet. Und so will ich denn auch eine Muthmaßung aussprechen: eine Stelle dieser Goethe'schen Selbstbiographie hat Renan verführt, das dort im allgemeinen Ausgesprochene und auf Mohammed Angewandte auf Christus zu übertragen. Wenigstens liegt der Gang des Renan'schen Buchs schon klar vorgezeichnet da. Der Dichter erwähnt seine Begegnung mit Lavater und Basedow; man höre ihn selbst:

Indem ich beide beobachtete, ja ihnen frei heraus meine Meinung gestand und die ihrige dagegen vernahm, so wurde der Gedanke rege, daß freilich der vorzügliche Mensch das Göttliche, das in ihm ist, auch außer sich verbreiten möchte. Dann aber trifft er auf die rohe Welt, und um auf sie zu wirken, muß er sich ihr gleichstellen; hierdurch aber vergibt er jenen hohen Vorzügen gar sehr, und am Ende begibt er sich ihrer gänzlich. Das Himmlische, Ewige wird in den Körper irdischer Absichten eingesenkt und zu vergänglichen Schicksalen mit fortgerissen. Nun betrachtete ich den Lebensgang beider Männer aus diesem Gesichtspunkte und sie schienen mir ebenso ehrwürdig als bedauernswerth: denn ich glaubte vorauszusehen, daß beide sich genöthigt finden könnten, das Obere dem Untern aufzuopfern. Weil ich nun aber alle Betrachtungen dieser Art bis aufs äußerste verfolgte, und über meine enge Erfahrung hinaus nach ähnlichen Fällen in der Geschichte mich umsah, so entwickelte sich bei mir der Vorsatz an dem Leben Mohammed's, den ich nie als einen Betrüger hatte ansehen können, jene von mir in der Wirklich-

keit so lebhaft angeschauten Wege, die anstatt zum Heil vielmehr zum Verderben führen, dramatisch darzustellen.

Goethe wollte also Mohammed sich über die Vielgötterei und den Naturdienst zur Idee des einen geistigen Gottes erheben, seine höhere Ueberzeugung reiner in Wahrheitsbegeisterung seiner Familie, seinen Freunden verkündigen lassen. Dann, weiter greifend, sollte er auf Widerspruch stoßen und schon zur Heftigkeit gereizt werden. Er wird vertrieben und vergilt nun Gewalt mit Gewalt, ja nimmt auch zur List seine Zuflucht; das Irdische wächst und breitet sich aus, aber das Göttliche tritt zurück und wird getrübt. Die Lehre wird ein Mittel zum Zweck seiner Größe. Er erliegt der Rache eines Weibes. Aber seine große Fassung im Tode, die Wiederkehr zu sich selbst, zum höhern Sinne, machen ihn der Bewunderung werth. Alles, was das Genie durch Charakter und Größe über die Menschen vermag, sollte geschildert werden, und wie es dabei gewinnt und verliert. Renan selbst sagt am Ende seiner Einleitung:

Es ist kein großer Misbrauch der Hypothese, zu vermuthen, daß ein Religionsstifter sich anfänglich an die Sittensprüche anschließt, die schon unter seinen Zeitgenossen gäng und gebe sind; daß er dann, reifer und im Vollbesitz seines Gedankens, in einer ruhigen dichterischen Beredsamkeit sich gefällt, noch fern von aller Controverse, süß und frei wie das reine Gefühl; daß er endlich aber sich allmählich exaltirt, dem Widerspruch gegenüber heftiger wird, und mit starken Invectiven endigt. Das sind die Perioden, die man im Koran unterscheiden kann, und eine ähnliche Steigerung kann man auch in den Evangelien finden.

Demnach sucht Renan nun eine Entwickelung im Leben Jesu dadurch zu gewinnen, daß er ihn in Nazareth als den Lehrer reinster Moral, am See Genezareth als den Verkündiger des Gottesreichs, der Liebe in lieblichen Bildern, Gleichnißreden und sinnvollen Sprüchen schildert; in Jerusalem aber kommt er im Gefühl seiner messianischen Würde zum Zorneseifer gegen die Pharisäer und Schriftgelehrten, zum Heldenkampf für die Wahrheit. Wir werden bei der Betrachtung des einzelnen sehen, wie die evangelischen Berichte dagegen auch Einwendungen erheben, und wie Renan's Idyll am See Genezareth an der Grenze des Süßlichen steht, weil ihm der Heroismus, die Geistesgewalt des Heilands fehlt, die einseitig in Jerusalem hervorbrechend, ihn schroff und gewaltsam erscheinen lassen; Renan hätte dort mehr die Kraft, hier mehr die Milde bewahren sollen; sein Suchen nach einer gegensatzreichen Entwickelung beeinträchtigt die Einheit und Ganzheit des Charakters. Und wenn es nur das wäre! Renan geht viel weiter. Er läßt den Heiland wahrnehmen, daß die Juden nach den Aussprüchen der Propheten auch Zeichen und Wunder vom Messias erwarten, und daß er dadurch zur Wahl gedrängt wurde, entweder seiner Sendung zu entsagen oder Thaumaturg zu werden. Und er fügt fast gerade wie Goethe hinzu:

Die Idee verliert immer etwas von ihrer Reinheit, wenn sie sich zu verwirklichen trachtet. Man kommt in der Welt zu keinem glücklichen Erfolg, ohne daß die Zartheit der Seele etwas zerknittert und getrübt wird. Das ist die Schwäche des menschlichen Geistes, daß die beste Sache gewöhnlich nur durch schlechte Mittel gewonnen wird. Alles Große geschieht durch das Volk, aber man kann das Volk nur führen, wenn man sich seinen Vorstellungen hingibt. Der Philosoph, der dies weiß und sich einsam in seine Tugend hüllt, ist sehr zu loben. Aber sollte der zu tadeln sein, welcher die Menschheit nimmt wie sie ist, mit ihren Illusionen, und so auf sie und mit ihr zu wirken sucht?

Aber wie verträgt sich das mit Renan's eigenem Urtheil, daß Jesus unter allen Menschen am energievollsten an die Wirklichkeit des Ideals geglaubt habe? Wie verträgt sich dieser betrogene Betrüger, dieser in die Illusionen der Menge eingehende und dann selbst von ihnen getäuschte Schwärmer, den Renan nach und nach aus ihm werden läßt, mit dem Eindruck, den die Totalität seines Daseins und Wirkens so unleugbar auf die Welt machte, daß er der Reine war und blieb, daß er das gottinnige Leben der Liebe nicht blos lehrte, sondern auch lebte, urbildlich, vorbildlich lebte? Auf dem Wege Renan's wäre das Christenthum, das er doch als die größte Thatsache der Weltgeschichte anerkennt, geradezu unmöglich; nur wer den eigenen Willen dem göttlichen so ganz hingegeben wie Christus, nur wer sich innerlich eins mit Gott fühlte, nur wer die Sünde überwunden, konnte die Kindschaft der Menschen und Gott als den Vater erkennen, konnte die Einsicht in die Einigung göttlicher und menschlicher Natur gewinnen. Nach Renan's Ansicht hätte Jesus ja das Gottesreich nicht gestiftet, sondern dem Fürsten dieser Welt geopfert und es zerstört. Nirgends sehen wir, daß es sein Plan war, seine Person in ein Mysterium zu hüllen, vielmehr durch ein ganz ruhiges, klares, reines Leben und Lehren sich als den Gottessohn kundzuthun und sich als solchen durch den eigenen Geist der Jünger, des Volks erkennen zu lassen. Es ist ein epochemachendes Ereigniß, als bei einer Besprechung über die Ansichten, die das Volk von ihm hatte, Petrus seine Ueberzeugung ausspricht, daß er Gottes Sohn und der Messias sei; dafür erklärt ihn Christus für den Felsen, auf welchen er seine Gemeinde gründen wolle.

Renan, sonst so fruchtbar an Parallelen, vergißt in Beziehung auf die Heilungen, die Christus vollbrachte, ganz die nahe Beziehung, in welcher im Alterthum der Arzt und der Priester standen; er vergißt das Band des geistigen und leiblichen Lebens, kraft dessen dieselbe Seele, die sich rein und klar zu Gott erhob und in sich harmonisch die Geister befreite und erleuchtete, ja auch das Lebensprincip eines leiblichen Organismus war, welche darum der idealen Sendung entsprach. Wir treten nicht aus der gottgegründeten Ordnung der Natur hinaus, wenn wir anerkennen, daß der Eindruck seines ganzen Wesens, sein kraft- und liebevolles Wort zerstörte Gemüther (die Besessenen) in ihrer Unruhe beschwichtigte, wieder zu Klarheit und Einklang brachte; oder daß körperlich Leidende, auf die er die Hände legte, von ihm aus einen belebenden Strom der Gesundheit in sich eingehen fühlten. Stets verlangt er Glauben, Erhebung der Seele zu Gott und Vertrauen auf ihn. Nirgends will er mit seinen Heilungen Aufsehen machen, vielmehr sollen die Genesenen davon schweigen. Dies Wirken der Liebe aber in der

Herstellung von leiblichen Uebeln begleitet seine Predigt vom Reiche Gottes, sein Streben die Seelen für dasselbe zu retten. Es ist historisch falsch, daß er selbst ziemlich spät auf den Gedanken des Wunderthuns oder zum Rufe des Wunderthäters gekommen. Am Anfang seines Auftretens als Lehrer sehen wir ihn auch heilen. Und daß die Macht der Phantasie sowol in den Kranken thätig war und zur Genesung half, als auch die Erzählung der Vorgänge umbildete, brauchen wir nicht zu leugnen. Will man aber hier einmal muthmaßen, so liegt es doch weit näher anzunehmen, daß der Erfolg, den sein Zuspruch auf Leidende hatte, den Heiland selbst und das Volk in der Ueberzeugung bestärkte, daß er auch auf diese Weise der Welt zum Heile gesandt sei, und so ward sein ganzes Leben ein Werk der rettenden Liebe.

Von diesem Thatsächlichen scheidet sich allerdings der Schmuck des Mythus, mit welchem die Phantasie seinen Eintritt in die Welt umwoben hat, indem der Eindruck seiner Persönlichkeit und ihrer welthistorischen Bedeutung sich in sinnvollen Bildern kundgab, die eine dichterische Philosophie der Geschichte darstellen, und nicht das äußere Fürwahrhalten des Factischen, sondern den freien Glauben an die Wahrheit ihrer idealen Grundlage fordern; auf diese Weise sind solche wunderbare Erzählungen für die Jugend der Völker wie der großen Männer auch von geschichtlicher Bedeutung, weil in ihnen der geistige Gehalt der Wirklichkeit abgespiegelt ist, und Renan hat nicht wohlgethan sie ganz zu übergehen, sowie Mommsen die Könige Roms einfach aus seiner römischen Geschichte wegläßt. Andere Erzählungen sind Parabeln, die man nachträglich für wirkliche Ereignisse nahm, wie die Jünger ja selber erklärten, sie hätten Brot mit, als der Meister sie vor dem Sauerteig der Pharisäer warnte; der Sauerteig war aber nur symbolisch für das Abgestandene und Veraltete in geistiger Hinsicht. So ist es auch die Speise geistig, wo Tausende von demselben Brote des Lebens, d. h. von derselben Rede gesättigt werden, und da diese in den Gemüthern fortwirkt, so wird das Ursprüngliche nicht vermindert, sondern vermehrt durch die Mittheilung. Vortrefflich entwickelt Ch. H. Weiße in seiner „Philosophischen Dogmatik", daß Christus selbst nur auf das eine Geisteswunder hinweist, „die Ausprägung des göttlichen Geistes zu gotterfüllter Persönlichkeit". Der buchstäbliche Wunderglaube ist nicht abenteuerlicher als jene Auslegung, die in der evangelischen Geschichte nur eine Häufung von seltsamen Spielen des Zufalls und Misverständnissen natürlicher Vorgänge sieht. Renan überbietet sie durch das Hereinziehen von Charlatanerie, Gaukelei und Betrug, wobei er es freilich im Dunkel läßt, inwieweit Christus sie veranlaßt oder nur geschehen läßt. Das sollte aber doch die Kritik von Strauß und Weiße gründlich beseitigt haben. Möge ein Ausspruch Weiße's hier noch eine Stelle finden:

> Das wirkliche Object des evangelischen Wunderglaubens ist das geistige Thun und Geschehen, welches vielgestaltig von Christus, sei es dem idealen oder historischen, ausgeht, und im historischen Christus zu demjenigen Bewußtsein seiner selbst sich emporhebt, wodurch es für den Glauben erst die volle Bedeutung einer Thatsache gewinnt, einer Thatsache, welche an Realität keiner andern nachsteht. Christus hat wirklich sein Lebensbrot unter die Tausende vertheilt, welche von der scheinbar nur in spärlicher Gestalt ihnen dargebotenen Geistesnahrung genossen und dieselbe im Verzehren wachsen sahen, sodaß sie die Abfälle noch in Körbe sammeln konnten. Er hat wirklich am Schlusse des hochzeitlichen Mahls, das er mit den Seinen feierte, das klare Himmelswasser seiner Lehre in begeisternden Wein verwandelt. Das eine wie das andere, indem er durch jene bildlichen Ausdrücke von ewiger typischer Gültigkeit dem stets in den Seelen der Gläubigen sich wiederholenden Geschehen eine individuell faßbare und anschauliche Gestalt ertheilte, worin der des lebendigen Schauens bedürftige Glauben Fleisch von seinem Fleisch, Bein von seinem Bein erkennen konnte. Desgleichen ist er wirklich vor dem geistigen Auge seiner Jünger über den aufgeregten Meereswogen menschlicher Leidenschaften und Affecte einhergewandelt, hat ihren Sturm beschwichtigt und den Jüngern die helfende Hand gereicht. Er ist wirklich umgeben von den hehren Gestalten des Gesetzgebers und des Propheten, durch das über sie und im Zusammenhange mit ihnen über sich selbst dem Bewußtsein der Jünger eröffnete Verständniß, im Geiste vor ihnen verklärt und verherrlicht worden. Er hat wirklich durch seinen Zuruf in die Ferne Heiden und Heidenkinder von ihrem Verderben geheilt und zu sich herangezogen, hat wirklich geistig und sittlich Todte, schon Verwesende zu neuem Leben erweckt. Das alles nicht durch innere sittliche That allein, sondern auch durch die Worte, welche die That begleiteten und ihr Wesen als die wahre Wirklichkeit alles höhern Geschehens denen, die solches Geschehen an sich selbst oder andern erlebt oder erfahren hatten, zum Bewußtsein brachten. Da überall ist diese Wirklichkeit freilich nicht die äußerliche, vor dem leiblichen Auge unmittelbarer Zeugen vorgehende Thatsache. Es ist eine solche, für die der Sinn erst erschlossen werden mußte, in denen die zwar Augen hatten zu sehen, aber doch nicht sahen, zwar Ohren hatten zu hören, aber doch nicht hörten. Aber die Umwandlung, welche im Gedächtnisse, in der Vorstellung dieser Thatsachen bereits sich ereignet hatte, als der Apostelschüler Marcus die erste zusammenhängende Erzählung der evangelischen Geschichtsvorfälle niederschrieb, diese Umwandlung ist eine ebenso innerlich nothwendige, ebenso in der psychologischen Gesetzmäßigkeit des natürlichen, zum Glauben sich aufschwingenden Menschengeistes begründete, wie in der Vorzeit des Heidenthums und wie auch damals noch im ausdrücklichen Anschluß an die große Offenbarungsthatsache, welche aller Mythologie ein Ende machen sollte, der Glaube an die mythologischen Gebilde der religiösen Phantasie.

Wenden wir uns nun zum einzelnen bei Renan, so spricht er seine Ansicht über die Quellen der evangelischen Geschichte dahin aus, daß uns die Reden Christi, welche Matthäus, und die Begebenheiten, welche Marcus aufgezeichnet, in den Schriften, die ihre Namen tragen, allerdings enthalten seien, aber so, daß beide Bücher schon ineinandergearbeitet, eins durch das andere ergänzt worden. Danach habe Lucas seine Darstellung abgefaßt und vieles aufgenommen, was im Volksmunde bereits seine sagenhafte Gestalt gewonnen. Im Evangelium Johannes sieht er die Aufzeichnungen, die der Jünger selbst gemacht, durch seine Schule erweitert. Er erinnert an die verschiedene Auffassung des Sokrates bei Xenophon und Plato; wie Plato, so habe auch hier der Verfasser seine eigene Philosophie dem Meister in den Mund gelegt; ich möchte lieber sagen, daß das Johannes-Evangelium mehr ein philosophisches als ein historisches Werk ist und zu dem Christusbilde der Synoptiker den Chri-

Rusbegriff gibt, wie ein solcher auf Grundlage der hellenischen und orientalischen Geistesbildung aus der Persönlichkeit Jesu gewonnen werden konnte. Wenn Bunsen, wenn Ewald ihm auch in Bezug auf historische Thatsächlichkeit den Vorzug vor den Synoptikern geben, so kommt dadurch statt Klarheit und Uebereinstimmung nur Verwirrung unvereinbarer Verschiedenheiten in die evangelische Geschichte. Ganz anders erscheint die Sache, wenn man dort das ideale, philosophische, hier das reale, historische Element erkennt und eins durch das andere ergänzt. Der Christus der drei ersten Evangelien konnte so reden und handeln wie er that, weil er, durch seinen Willen mit Gott eins geworden, sich in Gott und Gott in sich erkannte, weil die göttliche Vernunft, der Logos, dadurch in ihm persönliche Gestalt gewonnen, Fleisch geworden war, und die ethischen Eigenschaften Gottes, Gnade und Wahrheit, wie sie das Johannes-Evangelium nennt, werden uns in Christus offenbar, es wird uns in ihm offenbar, daß Gott die Liebe ist, daß er der Vater und wir die Kinder sind, er in uns und wir in ihm.

Renan schließt seine Einleitung mit einem trefflichen Spruche: „Der Ruhm Christi besteht nicht darin, daß man ihn außerhalb der Geschichte verweist, man zollt ihm eine wahrhaftere Verehrung, wenn man zeigt, daß die Weltgeschichte unverständlich ist ohne ihn.“ Es gilt uns also hier um den geschichtlichen Christus, nicht um den dogmatischen; und wenn jener reiner, voller, klarer aufgefaßt und verstanden wird, so muß dieser danach gestaltet werden. Es war ein großer Misgriff der Schelling'schen, der Hegel'schen Religionsphilosophie, das Dogma, die theologische Satzung philosophisch rechtfertigen und begreifen zu wollen, statt durch historische Kritik die Worte, das Leben Christi zu erforschen und dies sowol metaphysisch zu begründen als mit der Natur- und Geschichtswissenschaft der Gegenwart in Verbindung zu setzen, wie es die Kirchenväter in Bezug auf die geistige Errungenschaft ihrer Zeit gethan. Aus dieser Anschauung, aus diesem Streben sind meine „Religiösen Reden und Betrachtungen“ hervorgegangen; ein umfassendes Werk dieser Richtung ist die „Philosophische Dogmatik oder Philosophie des Christenthums“ von Weiße; ebenso volksthümlich als geistvoll hält Karl Schwarz in diesem Sinne seine Predigten.

Nach einer kurzen Charakteristik der Arier und Semiten schildert Renan die Lage der Welt, Roms Herrschaft und Israels religiöse Mission und messianische Erwartung. Jesus wird nach ihm in Nazareth geboren und erwächst daselbst, ein Sohn des Volks, das erstgeborene eheliche Kind von Joseph und Maria. Die würfelförmigen Häuser waren damals wie heute, durch die Thür erhellt, der mittlere Raum zugleich Stube und Küche, der kunstlose Steinbau von Reben umrankt, von Feigen beschattet. Die Gegend ist reizend, wie gemacht für den Traum einer vollen Glückseligkeit, sagt Renan, und schildert das heutige Nazareth als einen entzückenden Ort mit frischgrünen Gärten, mit einer liebenswürdigen, lächelnden Bevölkerung, darunter besonders schöne Frauen. Steigt man etwas über das Städtchen hinan, so eröffnet sich dem Blick eine herrliche Aussicht, anmuthige Thäler, großartige Berge und im Norden das ferne Meer.

Wenn die Welt christlich bleibt und zu einem bessern Begriffe dessen kommt, was die Achtung der Ursprünge begründet, und durch die authentischen heiligen Orte die apokryphen und unergquicklichen Stellen ersetzen will, denen eine frühere Zeit nach ungründlicher Ueberlieferung ihre Andacht weihte, so ist es auf der Höhe von Nazareth, daß sie einen Tempel bauen wird. Hier lebte Jesus, dieser Bezirk war die Wiege des Gottesreichs. Hier im Ausgangspunkte des Christenthums, wo sein Stifter zu wirken begann, sollte sich die große Kirche erheben, wo alle Christen anbeten können. Dort, wo der Zimmermann Joseph schläft und die Tausende der Nazarener, die über den Horizont ihres Thals nicht hinausgekommen, dort wäre auch für den Philosophen der beste Ort in der Welt, um den Lauf der menschlichen Dinge zu betrachten, sich zu trösten über ihre Zufälle, und sich des göttlichen Ziels zu vergewissern, das die Welt dennoch anstrebt, trotz aller Mängel und aller Eitelkeit.

Aus der großartigen und anmuthigen Natur führt uns Renan in die orientalische Schulstube und schildert uns die damalige Bildung Galiläas, den Ideenkreis, der sich damals in der Wechselwirkung der Nationen wie eine gemeinsame Atmosphäre gestaltete. Er erzählt uns den Kampf Judas' des Gaulonäers gegen Rom, weil niemand der Herr sei als Gott, und die Freiheit besser als das Leben. Aber immer blickt er wieder mit Vorliebe nach der Natur zurück, nach dem Galiläa des Hohenliedes mit seinen prächtigen Bergen und fruchtbaren Gärten und Weinbergen, wo die Freude theilnimmt am Reiche Gottes. Die Geschichte des werdenden Christenthums nennt er selbst ein köstliches Idyll; ein Messias beim Hochzeitsmahl, ein Gründer des Himmelreichs, wie ein Bräutigam im Geleite der Jungfrauen, und das heitere Volksleben verklärt und erleuchtet durch das höhere Licht, durch die Sonne des Geistes! Und das erkennt auch Renan, daß vor allen Dingen ein neuer Gottesbegriff, den Jesus nicht aus dem Juden- oder Heidenthum nahm, den er aus seiner eigenen großen Seele schöpferisch hervorbildete, das Princip aller seiner Kraft war. Gott ist in ihm, er fühlt sich eins mit Gott, er vernimmt im eigenen Herzen seine Stimme, er nennt ihn Vater, er weiß damit sich als Sohn: „Die höchste Idee Gottes, die jemals im Herzen der Menschheit lebte, war die, welche Jesus hatte.“ Renan fügt hinzu, daß hier Gott nicht außerweltlich fern ist, wie im rationalistischen oder supranaturalistischen Deismus; daß aber auch die Persönlichkeit nicht aufgeopfert wird wie im Pantheismus, wo der lebendige Gott der Religion ebenfalls fehlt. Renan setzt hinzu: „Die Menschen, welche das tiefste Verständniß von Gott hatten, Sakya-Muni (Buddha), Plato, Paulus, Augustinus, Franz von Assisi, waren sie Deisten oder Pantheisten? Eine sinnlose Frage. Die physischen und metaphysischen Beweise für die Existenz Gottes hätten sie gleichgültig gelassen: sie fühlten Gott in sich.“ Aber ebendarum waren sie weder Deisten noch Pantheisten, sondern sie ergriffen die ganze Wahrheit des sowol der Welt einwohnenden als für sich selbstbewußten,

sowol unendlichen als persönlichen Gottes, wenn sie dieselbe auch nicht in der Form des Begriffs hatten. Ist es denn Renan entgangen, daß diese Ueberwindung des Deismus und Pantheismus in einer höhern Idee des lebendigen Gottes, in welchem wir weben und sind, der alles in sich und sich in allem erkennt und liebt, als das Ziel der Philosophie der Gegenwart seit einer Reihe von Jahren in Deutschland angestrebt und verkündigt wird? Hätte er diese Idee von dem Gotte Jesu Christi errungen, so würde sein Buch eine andere Gestalt erhalten haben. Dann hätte er erkannt, daß Gott aus seiner eigenen Natur die Menschen zu Selbständigkeit und Freiheit schöpferisch hervorgehen läßt, daß aber die Menschen, indem sie zunächst sich selbst erfaßten, selbstsüchtig wurden, ihren Willen vom allgemeinen Willen, dem göttlichen, abwandten, und damit auch das Bewußtsein des Göttlichen in sich verdunkelten, ja verloren; daß in der völligen Hingabe des Willens an Gott Christus auch die Gemeinschaft und Einheit des Wesens mit ihm wieder ergriff, wieder zum Bewußtsein brachte, und dadurch das göttliche Ebenbild in der Menschheit herstellte, die Welt mit Gott versöhnte, zur Einigung mit ihm hinführte, das Reich Gottes gründete. Dieser erhabene Geistesblick setzt die Ueberwindung der Sünde, den Eingang des eigenen Wesens in Gott voraus; er setzt voraus, daß der göttliche Geist als Selbstbewußtsein und Wille lebendig ist und sich offenbart und in der reinen Seele mit seiner Herrlichkeit aufleuchtet. Und als das Wort des Vaters, als die Offenbarung und Darstellung seiner Wahrheit und Liebe hat Christus sich selber erkannt und zu erkennen gegeben. Und darum konnte Renan wieder von ihm sagen: „Er predigte nicht seine Meinungen, er predigte sich selbst, er forderte Liebe, und gab sein Leben dahin, um sein Werk zu besiegeln." Seine große Originalität sieht auch Renan darin, daß er Gott anschaute wie der Sohn den Vater, so war sein Gott nicht der des Judenthums, sondern der Menschheit. Statt dem Namen „Reich Gottes, Himmelreich" verkündete Jesus das Heil, das er der Welt brachte. Es ist in uns, es ist das Leben in Gott.

Der Jesus, der das wahre Gottesreich gegründet hat, das Reich der Sanftmüthigen und der Demüthigen, das ist der Jesus der ersten Tage, reiner ungetrübter Tage, wo die Stimme des Vaters lauter und klar in seinem Gemüth widerhallte. Es waren mehrere Monate, ein Jahr vielleicht, wo Gott wahrhaft auf Erden wohnte. Die Stimme des jungen Zimmermanns gewann einen Ton von außerordentlicher Süßigkeit, und eine unendliche Sanftmuth strömte von ihm aus.

In einzelnen Sprüchen legte er seine Lehre nieder, die Tugenden der Liebe, der Entsagung, des Friedens verkündigend. Das hatten auch andere gethan, wie Renan aus dem Talmud nachweist; aber die Grundsätze hatten eine andere Weihe in seinem Munde, eine Poesie, welche machte, daß man sie liebte, und so ward „die Moral des Evangeliums die höchste Schöpfung des menschlichen Bewußtseins, das schönste Gesetzbuch des vollendeten Lebens". Es kommt doch noch etwas anderes hinzu. Es ist nämlich ein anderes, einen Gedanken einmal aussprechen, oder ihn zum Princip des Ganzen machen. Das hat Christus mit der Liebe gethan. Schon im Moses las man: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst." Aber Christus sagte: „Daran hanget das ganze Gesetz und die Propheten."

Ein reiner Gottesdienst, eine Religion ohne Priester und äußere Uebungen, ruhend allein im Gefühle des Herzens, gegründet auf die Nachahmung Gottes, auf den unmittelbaren Verkehr des Gewissens mit dem himmlischen Vater war, die Folge dieser Principien. Hierdurch sind wir alle die Jünger, die Fortsetzer Jesu. Hierdurch hat er den ewigen Grundstein der wahren Religion gelegt, und wenn die Religion die Hauptsache der Menschheit ist, hierdurch seinen göttlichen Rang verdient. Ein ganz neuer Gedanke, der Gedanke eines Gottesdienstes, gegründet auf die Reinheit des Herzens und die Brüderlichkeit der Menschen, hielt seinen Einzug in die Welt, ein so erhabener Gedanke, daß bis auf unsere Tage nur wenige Seelen fähig sind, sich ihm zu weihen.

Diesen schönen Worten fügt Renan zweierlei hinzu: einmal die wahre Bemerkung, daß es in der Kunst und in der Sittlichkeit nicht auf das Reden, sondern auf das Thun ankommt, und daß der die Palme verdient, der das Gute nicht blos erkennt und lehrt, sondern es auch fühlt und vollbringt, ja, es zum Sieg zu führen sein Leben opfert. Jesus ist unter diesem doppelten Gesichtspunkt ohnegleichen, sein Ruhm bleibt ganz und immer neu. Aber wie verträgt sich damit das andere: „Man geht niemals unbefleckt aus dem Kampf des Lebens; das Gute erkennen, genügt nicht, man muß es auch unter den Menschen reussiren machen, und dazu sind minder reine Wege nothwendig." Was? Die Wahrheit verlangt zu ihrer Verwirklichung die Lüge? Hört denn das Gute nicht auf gut zu sein, sobald es selber Schlechtes nothwendig macht? Und wenn Christus selber für seinen hohen Zweck sich niedriger Mittel bedient hätte, wo bliebe dann der Ruhm seiner Einzigkeit? Wir behaupten, daß er das Gute nur so völlig erkennen konnte, weil er selber gut war, und wer das Rechte mit solcher Klarheit fühlt und weiß wie er, der müßte ja gegen die eigene Einsicht handeln, wenn er das Heil in etwas anderes setzen sollte. „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch das übrige von selbst zufallen!" Das war Christi Ueberzeugung und Maxime sein Leben lang.

Nachdem Renan den Heiland also bereits das wahre Gottesreich gegründet haben läßt, erzählt er uns recht lebendig von Johannes dem Täufer und läßt Jesus monatelang mit ihm verkehren, aber ihn für den Höhern anerkennen, nur furchtsam seinen eigenen Genius entfalten, wie immer der Meinung anderer nachgeben und bis zur Verhaftung des Täufers am Jordan bleiben. Lauter ganz willkürliche Annahmen, für die gar nichts in unsern Texten spricht, denen sie im Gegentheil widersprechen. Fühlte sich Jesus schon als den Gründer des Gottesreichs, so konnte er in den Strafreden und Ermahnungen des Johannes nur eine Vorbereitung für dasselbe erkennen; und wenn die älteste Ueberlieferung (bei Marcus) berichtet, daß er den Himmel sich öffnen sah und sich als Gottes lieben Sohn verkünden hörte, als er von Johannes

getauft ward, so wird das auf seiner eigenen Mittheilung beruhen, daß er gerade damals seines messianischen Berufs sich vollbewußt geworden und in der Taufe die Weihe für denselben erkannt habe. Nun betont Renan wieder in Uebereinstimmung mit uns, daß Christus die Freiheit der Seele gelehrt, die Unabhängigkeit des Geistes in seiner eigenen Innerlichkeit; hier, fügen wir hinzu, kommt das zur Vollendung und wird allgemein menschlicher Besitz, was die stoische wie die epikuräische Philosophie für die Weisen angebahnt. Die Macht des Staats wird auf das Irdische begrenzt, der Mensch ist mehr, ist früher als der Bürger, das Gesetz ist um des Menschen, nicht der Mensch um des Gesetzes willen. Und ganz im Widerspruch mit seinem Plan im Leben Jesu, auf das Idyll die Tragödie, das heißt Exaltation, Schuld und sühnenden Tod folgen zu lassen, setzt auch hier wieder Renan wie gezwungen durch die Wahrheit hinzu: Die Idee, daß man allmächtig ist durch Dulden und Entsagen, daß man über die Gewalt triumphirt durch die Reinheit des Herzens, war Jesu eigenthümlich. Er war kein Spiritualist, denn alles endet bei ihm in greifbarer Verwirklichung; er trennt die Seele nicht vom Leibe. Aber er war vollendeter Idealist; die Materie war für ihn nur das Zeichen der Idee, und die reale Erscheinung der lebendige Ausdruck der innern Wahrheit.

Nun läßt Renan Jesum in Nazareth, wohin er zurückkehrte, bei seiner Familie, bei dem Volke wenig Glauben finden, wie das auch die Evangelien berichten; man meint, er habe den Verstand verloren, man stößt ihn von sich und er läßt sich am See Genezareth nieder. Diese Kapitel, wie er hier lebt und lehrt, sind die schönsten des ganzen Buchs. Renan malt uns den lieblichen See im Kranz seiner Berge, seiner bald fruchtbar sanft ansteigenden, bald felsig schroffen Ufer, seiner damals üppigen Vegetation mit den hellsten Farben; wir erfreuen uns der freudigen Armuth des Volks, das in dieser herrlichen Natur keine Noth leidet und nicht den ganzen Tag für seine irdischen Bedürfnisse zu sorgen braucht, sondern Zeit hat, sich in Gefühlen und Betrachtungen frei zu ergehen. Junge Fischer nehmen den Heiland auf und lauschen seinen Worten, wenn sie von der Arbeit kommen; Frauen bieten ihm gern ihre Hülfe und Fürsorge dar und begleiten ihn auf seinen Wanderungen, und er achtet der Vorurtheile nicht und nimmt auch den Zöllner Matthäus unter seine Jünger auf, während man meinte, daß die Beamten, welche die römischen Auflagen erhoben, sündige und vaterlandsverrätherische Leute seien. Jesus nimmt aus der Natur und aus dem Leben selbst die Bilder für seine Gedanken, die Gleichnisse vom Reiche Gottes, und erzählt seine wunderbaren Parabeln, für die ihm in Israel kein Vorbild gegeben war; wenn sich ähnliche im Buddhistenthum finden*), so zeigt sich, daß der Geist der Milde und der Tiefe unter ähnlichen Verhältnissen Aehnliches hervorbringt, ohne daß eine Nachahmung stattzufinden brauchte. Hier pries Jesus die Armen, die Leidtragenden, die Demüthigen, die Reinen selig, denn sie sollen Trost und Heil finden, das Himmelreich soll ihnen gehören. Er verweist auf die Lilien des Feldes, auf die Vögel unter dem Himmel, und erhebt zugleich das Gemüth über das Vergängliche zum Ewigen.

In unserer vielbeschäftigten Civilisation ist die Erinnerung an das freie Leben in Galiläa wie ein Hauch aus einer andern Welt, wie der Duft der Rose vom Hermon, und verhindert, daß Trockenheit und Gemeinheit völlig das Leben verwüsten und veröden. . . . Wie lange dauert dies Entzücken, dies paradiesische Glück? Man weiß es nicht. Niemand maß die Stunden dieser seligen Zeit, sowenig als man einen Traum mißt. Eine Woche war wie ein Jahrhundert. Aber ob er Jahre oder Wochen dauerte, der Traum war so schön, daß die Menschheit seither davon lebt und daß es unser Trost ist, einen Schimmer von ihm zu empfangen. Niemals schwellte wieder solche Freude die menschliche Brust. Die Menschheit schwang sich über die Erde empor und vergaß das Bleigewicht unter ihren Füßen, und den Schmerz dieser Welt. . . . Die Armuth zu einem Gegenstand der Liebe und des Verlangens zu machen, den Armen auf den Thron zu heben und das Kleid des Volks zu heiligen war ein Meisterzug, von dem der Nationalökonom vielleicht wenig gerührt wird, bei dem aber der Moralist nicht gleichgültig bleiben kann. Um ihre Bürde zu tragen, bedarf die Menschheit des Trostes, daß die Arbeit nicht blos mit Geld bezahlt wird. Den größten Dienst erweist ihr derjenige, der sie überzeugt, daß sie nicht vom Brot allein lebte.

Nach den Synoptikern unterbricht Jesus sein Lehren und Wirken in Galiläa nicht durch mehrere Reisen nach Jerusalem, sondern er geht nur dann dorthin, als er seine Gemeinde bereits gestiftet hat, um sein Werk dort zu vollenden; und die Lage der Dinge sagt ihm, daß dies durch den Opfertod geschehen werde, wie ja auch der zweite Jesaias von dem Knechte Gottes geweissagt, daß er schuldlos leiden und gerade dadurch die Versöhnung bringen, die Liebe erwerben werde. Renan läßt mit dem Johannes-Evangelium ihn aber mehrmals nach Jerusalem gehen, und schildert dabei das dortige Treiben vortrefflich; die Schriftgelehrten und Pharisäer mit ihrem Gesetzesdienst, ihrer Scholastik, ihrem Hochmuthe, und jene Aristokratie weltlich gesinnter Hierarchen, die vom Tempel lebte, aber sich wenig um den Glauben kümmerte, und von nichts weniger hören wollte als von dem neuen Leben der Gottseligkeit, wie es Jesus mit den Seinen lebte und lehrte. Da, meint Renan, habe Jesus den Entschluß gefaßt, nicht mehr der Reformator, sondern der Zerstörer des Judenthums zu sein. Es ist wahr, daß Jesus in jedem, der ihn liebte, einen Sohn Abraham's erkannte; daß er die Rechte des Menschen, nicht des Juden verkündete, die Religion des Menschen, nicht des Juden stiftete, die Befreiung der Menschheit proclamirte. Aber ebenso sehr sagte er auch, daß er nicht gekommen sei, das Gesetz aufzulösen, sondern zu erfüllen, und gerade die Bergpredigt ist der idealen Fortbildung, der Verinnerlichung und Vergeistigung desselben gewidmet. Hätte Jesus sich als „Revolutionär" gegen das Judenthum so hingestellt, wie Renan behauptet: dann wäre Paulus, der Heidenapostel, in keine Conflicte mit Petrus gerathen,

*) Ich habe bei der Schilderung Buddha's und seiner Lehre auch darauf hingewiesen. Vgl. „Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung", I, 455, 479, 480.

der mit andern Jüngern noch längere Zeit den Durchgang durch das Judenthum und die Anerkennung des Gesetzes für den Weg zum Christenthum hielt. Jesus lehrte auch hier einfach die Wahrheit, und überließ es der Menschheit sich selbstkräftig zu ihr emporzuarbeiten.

Nun kommen die verhängnißvollen Kapitel über die Wunder, von denen wir schon oben redeten, nun die Behauptung, daß Christus sich selbst in phantastischen Anschauungen seiner siegreichen Wiederkehr in den Wolken exaltirt und zur Gründung seines Reichs auch schlechte Mittel nicht verschmäht habe, daß also die Versuchung, welche allerdings an ihn herantrat, die er aber sowol nach den evangelischen Berichten als nach dem Erweise des bis heute und in alle Ewigkeit sich erstreckenden Erfolgs schon am Anfang seiner öffentlichen Laufbahn siegreich überwand, ihn jetzt gegen Ende derselben überwältigt habe. Was Renan als Beweis hierfür vorbringt, ist haltlos, und er widerspricht sich selbst. Oder ist es kein Widerspruch, wenn er einmal behauptet, Christus habe geglaubt, er werde bald nach seinem Tode wieder erscheinen und in einer Weltkatastrophe sein Reich mit plötzlichen Wundern gründen, und dann wieder auseinandersetzt, daß Christus mit seltener Sicherheit des Blicks die Grundlagen einer Kirche angeordnet, welche dauern konnte und sollte? Ist es kein Widerspruch, wenn Renan behauptet: „Sein Reich war ohne Zweifel die nahe Apokalypse, die sich in den Wolken des Himmels entrollen sollte", und doch hinzufügt: „Es war das Reich der Seele, geschaffen durch die Freiheit und durch das Kindschaftsgefühl, welches der tugendhafte Mensch an der Brust seines Vaters (Gottes) empfindet." Wie Jesus die weltliche Messiashoffnung der Juden vergeistigte, so that er es auch mit den Bildern im Propheten Daniel, an die er anknüpfte, wenn er sich „des Menschen Sohn" nannte; er sagt klar genug, daß das Reich Gottes schon gekommen sei, daß es jeder Mensch in sich trägt und ohne Lärm durch die Bekehrung seines Willens in dasselbe eingeht, daß es also eine neue Ordnung der Dinge ist, das Reich der Gerechtigkeit, der Wahrheit, der Liebe, der Gottinnigkeit, indem Gott sich in dem Menschen und der Mensch sich in Gott fühlt und erkennt.

Renan fabelt, Jesus scheine in jenen Tagen die Freude zu leben, zu lieben, zu sehen, zu hören ganz vergessen zu haben; er sei schwindelig geworden, seine Vernunft habe sich verwirrt. Beweise: seine Jünger hielten ihn auf Augenblicke für wahnsinnig; aber Marcus 3, 21. sind „die Seinigen" nicht die Jünger, sondern die Familie Jesu; sie kann sein Lehren und Heilen nicht begreifen und meint, er sei außer sich gerathen, und das ist ja gerade am Anfang seiner Laufbahn, die Renan so rein und reizend schildert. „Er war manchmal roh und bizarr", sagt Renan; und die eine Stelle, die das beweisen soll, läßt ihn darüber zornig aufwallen, daß seine Gegner behaupten, man solle am Sabbat nichts Gutes thun; die andere Stelle läßt ihn auf den Gruß „Guter Meister" die Antwort geben: „Was nennst du mich gut? Niemand ist gut als der einige Gott!" Seine Schüler, sagt Renan, verstanden ihn manchmal nicht mehr und fürchteten sich vor ihm. Aber ihrer Furcht und Bestürzung wird nur gedacht, als er den heldenhaften Entschluß faßt und ausführt, zum Entscheidungskampf nach Jerusalem zu gehen, und dabei überzeugt ist, daß er dort sich für seine Sache opfern werde. Ein andermal erschrecken die Leute, als er einen Besessenen heilt. „Sein übler Humor zog ihn manchmal zu absurden Handlungen fort", wozu die eine Stelle von der Verfluchung des Feigenbaums citirt wird, eine symbolische Handlung, die den Feigenbaum zum Bilde Jerusalems macht, eine Weise, die Renan doch als eine den Propheten gewöhnliche kennen sollte. (Vgl. meine Darstellung des Prophetenthums in „Die Kunst im Zusammenhange der Culturentwickelung", I, 312.) „Er konnte die Wundersucht der Menge, ja seiner eigenen Jünger nicht mehr mäßigen" — wo steht davon ein Wort geschrieben? Wie geht das nur entfernt hervor aus den Ereignissen in Jerusalem? „Die Menschen, die ihn berührten, erniedrigten ihn auf ihr Niveau", zu einer Zeit, wo er sich in durchaus göttlicher Erhabenheit zeigt, wo er klaren Muthes dem Tode entgegenschreitet, von reiner Liebe getrieben! „Der Tod kam in einigen Tagen, ihm seine göttliche Freiheit wiederzugeben, und ihn der fatalen Nothwendigkeit einer Rolle zu entreißen, die jeden Tag schwerer zu behaupten wurde", einer Rolle, die Renan erfand, um auf das Idyll eine Tragödie folgen, den Helden fallen und im sühnenden Tod sich wieder erheben zu lassen! „Freigelassen würde Jesus sich in einem verzweifelten Kampf gegen das Unmögliche erschöpft haben." Aber der so zur Menge herabgezogene, ihr trügerisch nachgebende, hin- und herschwankende Jesus wird dadurch viel kleiner als Sokrates, als Buddha, und es ist völlig unbegreiflich, wie ein so schwächlicher Phantast sonst so herrliche Worte hat sprechen, wie er zum Mittelpunkt der Weltgeschichte hat werden können.

Den Gipfel ersteigt Renan mit der Erzählung von Lazarus' Auferweckung. Die Freunde Jesu, ärgerlich über den schlechten Empfang in der Hauptstadt, wünschen ein großes Wunder, um die Ungläubigkeit Jerusalems zu schlagen. (Kann denn der Glaube an die Wahrheit des Heils, des Gottesreichs der Liebe, durch äußere Zeichen bewirkt werden, muß er nicht in der Innerlichkeit des Gemüths durch die Wiedergeburt des Willens erzeugt werden? Hat nicht Jesus selbst gesagt, daß, wer seinen Worten nachlebe, dadurch ihre Wahrheit erkenne?) Jesus aber war damals nicht mehr er selbst, sein Gewissen hatte seine Lauterkeit verloren; verzweifelt, gegen das Ende hingetrieben, gehörte er sich selbst nicht mehr an. (Behauptungen, deren Grundlosigkeit oben nachgewiesen wurde.) Jesus war abwesend in Peräa; in der ihm befreundeten Familie zu Bethanien war Lazarus erkrankt; die Freude, daß Jesus zu ihm kommen werde, konnte ihn gesund machen; vielleicht noch blaß von der Krankheit ließ er sich in Tücher wickeln und ins Familiengrab legen. Jesus ward von den Schwestern dort hingeführt, wünschte den Freund, den er für gestorben hält, noch einmal zu sehen,

und Lazarus kam ihm in seinen Tüchern entgegen. Das mußte wie eine Todtenerweckung betrachtet werden. Und wenn auch das kein Wunder war, warum soll man es nicht für eins ausgeben; hat Christus doch andere gethan! Warum sollte Lazarus nicht wie convulsionäre Nonnen an die eigenen Erdichtungen glauben? Die Anwesenden verbreiteten die Geschichte, die Jünger vergrößerten sie, aber die Feinde Jesu fragten sich jetzt, ob denn das Judenthum und Jesus zusammen bestehen könnten, und trachteten ihn zu verderben. So Renan, indem er hier weit unter den heidelberger Paulus auf die Stufe Venturini's zurücksinkt, welcher zarte Verhältnisse, geheime Gesellschaften in seiner natürlichen Geschichte des Propheten von Nazareth ersinnt. Vergebens, daß die Synoptiker diese ganze Geschichte gar nicht als ein Ereigniß kennen, vergebens, daß sich auch in ihren Erzählungen von dem Proceß und Tode Jesu keine Beziehung darauf findet; vergebens hat auch Strauß die Schwierigkeiten dargethan, die in der Erzählung liegen, wenn man sie für ein historisches Factum nimmt, die Verwirrung und Verwickelungen nachgewiesen, in welche sich die supranaturalistischen und rationalistischen Ausleger verstrickt; vergebens hat Weiße den idealen Gehalt der Darstellung bei Johannes entwickelt und sie wie das Speisungswunder für eine Parabel erklärt, deren Bildlichkeit später für eine Begebenheit genommen worden: Renan braucht einmal einen betrogenen Betrüger, und darum macht er sich die Farce zurecht.

Wie aber die Feinde Jesu gegen ihn vorschreiten, da findet er nach Renan sich selbst wieder, was er in der Wirklichkeit nicht brauchte, da er sich nicht selbst verloren, sondern selbst den Entschluß gefaßt hatte, das J[illegible] leidenden und sterbenden Messias zu verwirklichen. Auch wird er nicht so viel „an die Quellen und Weinberge Galiläas" und „an die schönen Mädchen" gedacht haben, „die vielleicht zugestimmt hätten, ihn zu lieben". Das ist eine letzte Schwäche Renan's. Von jetzt an bewundert er mit uns „den unvergleichlichen Helden der Passion, den Gründer der Rechte des freien Gewissens, das vollendete Vorbild, an das alle leidenden Seelen denken, um sich zu trösten und zu stärken". Nur daß die abgeschmackte Romanfigur dazu nicht paßt, die Renan vorher aus ihm gemacht. Und dies Zerrbild mußten wir scharf beleuchten, um es abzuweisen, gerade weil er das menschlich Schöne und Große im Leben des Heilandes am Anfang und Ende seiner Geschichte so anziehend, so liebevoll schildert, durch seine Kenntniß des Landes, der Weltlage, der Bildung und des Geistes der damaligen Zeit den Heiland so anschaulich in seiner Umgebung auftreten läßt und alles mit künstlerischer Hand so concret, so lebendig zeichnet, daß sein Buch ohne jene Mitte zwar vielleicht nicht so viel Lärm gemacht, so viel Staub erregt hätte, aber eine heilsame und dauernde Wirkung üben könnte. Nicht Christus, sondern Renan ist von der Wahrheit abgefallen, ich sage nicht, um Aufsehen zu machen, ich nehme an, daß es in gutem Glauben geschah, das Rechte zu sagen; aber darum war es nothwendig, auf das Falsche und Irrige gerade vom freien Standpunkte der Philosophie und der Geschichte aus hinzuweisen, und einem Manne, dessen Verdienste für die Charakteristik des Semitenthums ich in dem obenerwähnten Buche längst dankbar anerkannt, um so energischer entgegenzutreten, je mehr sein Ansehen auf die einen verführerisch wirkt, die andern aber durch seine grundlosen Seltsamkeiten und Willkürlichkeiten wieder vor einer kritisch prüfenden Darstellung des Lebens Jesu zurückschreckt. Auch dagegen muß ich noch Protest einlegen, daß er am Schlusse des Werks von unserm Jahrhundert sagt: es wisse nicht zu schaffen, zu bejahen, zu handeln. Das ist eine leere Phrase. Wo fehlt denn das Handeln bei Napoleon I., bei Stein und Blücher; das Schaffen bei Goethe, Schiller, Byron; das Bejahen und Aufbauen in der deutschen Philosophie, in der Naturwissenschaft und Geschichte?

Wie kommt es doch, daß so viele Tausende begierig nach Renan's Buche greifen, während hier die Bischöfe, dort die Polizeibeamten es verfolgen? Weil unsere Theologie immer mehr von dem Zeitbewußtsein sich entfernt, immer einseitiger an die Formeln der Scholastik, in die Satzungen früherer Jahrhunderte sich selber bannt, je frischer und kräftiger die Naturwissenschaft, die Geschichte, die Philosophie voranschreiten und in ihrem Zusammenwirken eine neue Weltanschauung allmählich zum Gemeingut der Gebildeten machen. Wie oft soll man es sagen, daß der Materialismus nichts anderes ist als die nothwendige Kehrseite jenes Dogmatismus, und daß über beide hinaus erst die Wahrheit liegt? Die Kritik, die Strauß so schneidend an den seitherigen Auffassungen des Lebens Jesu geübt, hat man von seiten der Theologen weit mehr geschmäht und dann stillschweigend ignorirt, als widerlegt; die neuaufbauenden Darstellungen, die Weiße in den zwei Bänden seines Lebens Jesu und im dritten Bande seiner Dogmatik gab, beschweigt man; vom fünften Band der meisterhaften Geschichte Israels, in welchem Ewald das Wirken Jesu im Zusammenhang mit dem Gesammtleben des jüdischen Volks erzählt, redet man nicht; an meinen „Religiösen Reden und Betrachtungen", welche die Grundzüge des Lebens Jesu geschichtlich und philosophisch darlegen, gingen die Protestanten vorüber, die Ultramontanen erwiesen ihnen wenigstens die Ehre, sie auf den Index zu setzen. Wir drei ignorirten nämlich die Kritik nicht, sondern suchten ein durch ihr Feuer geläutertes Bild des Heilandes zu zeichnen. Solche versöhnende Werke aber, die den Forderungen der Vernunft und des Gemüths in gleicher Weise gerecht werden und aus den zerbrochenen Schalen den Kern retten und statt der erstorbenen Form eine neue gestalten, sind den seichten Aufklärern, den negativen, materialistischen, gegen das Ideale gleichgültigen Menschen ebenso unangenehm wie den Buchstabendienern; ja den Eiferern für das Altüberlieferte sind sie um so verhaßter, als man gegen sie die beliebten Stichworte des Atheismus oder Pantheismus nicht anders als durch grobe Lüge anwenden kann.

Man spricht jetzt wieder von einer Einigung der getrennten christlichen Confessionen; ich glaube nicht, daß sie

sich durch jene Theologen vollziehen wird, welche so viel von ihrer Bekenntnißtreue reden. Aber sie kann sich dadurch vollziehen, daß es Männern der Wissenschaft, die selber religiösen Sinn und ein Herz fürs Volk haben, immer besser gelingt, die eigenen Worte Jesu, die Religion, die er selber lehrte und lebte, in Leid und Tod bewährte, zur Grundlage zu nehmen und zu zeigen, wie die Philosophie, die Naturwissenschaft mit ihren Principien nicht streiten, sondern sie bestätigen und von ihnen Licht empfangen; daß immer besser gelingt den historischen Christus als das Urbild der Menschheit, als das Vorbild unsers Handelns zu verstehen, und den in ihm sich offenbarenden Gott auch in der Natur und Geschichte zu erkennen und in der eigenen Vernunft zu erweisen. Dadurch kann eine Bildung gewonnen werden, die über die seitherigen Gegensätze sich erhebt. Dahin zielt Schelling, als er dem Johannes eine Kirche bauen wollte. Doch wollen wir uns nicht nach dem Jünger, sondern nach dem Meister nennen.

Wir schließen mit einer Stelle aus Renan's Schrift; er hat die Begegnung Jesu mit der Samariterin erzählt, und fährt fort:

Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, die sollen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten! Den Tag, da Jesus dieses Wort sprach, war er in Wahrheit der Sohn Gottes. Er sprach zum ersten mal das Wort, auf welchem das Gebäude der ewigen Religion ruht. Er verkündete den reinen Gottesdienst, der von Ort und Zeit nicht abhängig ist, den alle erhabenern Seelen üben werden bis an das Ende der Welt. Seine Religion war nicht blos die rechte für die Menschheit, sondern die vollendete Religion überhaupt: und wenn andere Sterne vernunftbegabte, sittliche Bewohner haben, so kann ihre Religion nicht von derjenigen verschieden sein, die Jesus am Jakobsbrunnen verkündigte. Sein Wort war ein Blitz in dunkler Nacht; es brauchte 18 Jahrhunderte, bis die Augen der Menschheit (was sage ich? eines unendlich kleinen Theils der Menschheit!) sich daran gewöhnten. Aber der Blitz wird Tageslicht werden, und nachdem sie die Kreise des Irrthums durchlaufen hat, wird die Menschheit auf dies Wort zurückkommen, wie auf den unsterblichen Ausdruck ihres Glaubens und ihrer Hoffnungen.

Moritz Carriere.

Erinnerungen aus Schleswig-Holstein.

Schleswig-holsteinische Erinnerungen, besonders aus den Jahren 1848—51. Von Otto Fock. Leipzig, Veit und Comp. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Zur Zeit dürfte es noch unmöglich sein, eine vollständige und genügende Geschichte der Erhebung und des Unabhängigkeitskampfes Schleswig-Holsteins zu liefern. Denn wenn auch die Ursachen des unglücklichen Erfolgs im allgemeinen mit Leichtigkeit anzugeben sind, so haben doch bei den einzelnen Momenten, welche endlich die Entscheidung herbeiführten, mannichfache Ursachen mitgewirkt, welche sich vor dem Tageslichte scheu zurückgezogen haben. Wie wünschenswerth es aber für uns Deutschen ist, in dieser Beziehung klar zu sehen, mit Gewißheit zu erfahren, was von seiten Deutschlands gegen Schleswig-Holstein gesündigt ist, welche Fehler die Schleswig-Holsteiner selber begangen haben, das bedarf keiner weitern Ausführung. Wir heißen daher jede Mittheilung willkommen, die uns über diesen Punkt neue Aufschlüsse gibt, namentlich also Aufzeichnungen von Männern, deren Stellung sie befähigt hat, einen tiefern Einblick in den Gang der Ereignisse zu thun, und welche die wesentlichste Eigenschaft eines Memoirenschreibers besitzen — Wahrheitsliebe. Seien solche Berichte auch von einem Parteistandpunkte aus geschrieben, seien sie auch nicht immer von einer gewissen Einseitigkeit frei, sie werden stets einen Beitrag zur Geschichte bieten, sobald der Verfasser den festen Willen hat, die volle und ungeschminkte Wahrheit zu sagen und nichts zu verhehlen oder zu entstellen, was zur Aufklärung des wahren Sachverhaltes dienen kann. Aber wie viele aus der Sündflut von Memoiren, die wir besitzen, sind in diesem Sinne geschrieben?

Manche unserer Leser werden sich der im Jahre 1862 in zweiter Auflage erschienenen „Aufzeichnungen" des Prinzen Friedrich von Schleswig-Holstein-Noer (Bruders des Prinzen von Augustenburg) aus den Jahren 1848—50 entsinnen. Das vorliegende Werk ist ein Seiten- und Gegenstück zu demselben, ein Seitenstück, weil beide Autoren für Schleswig-Holstein gekämpft und gewirkt, beide für dasselbe ihre Stellungen geopfert, und beide ihre Urtheile und Anschauungen über ihre Erlebnisse mit der Offenheit von Männern mittheilen, die sich bewußt sind, nach bestem Wissen gehandelt zu haben. Ein Gegenstück ist es aber wegen der ungemeinen Verschiedenheit der politischen Ansichten beider, die es kaum erlaubt, daß sie, wo es überhaupt Meinungsverschiedenheit geben kann, über irgendeinen Punkt einig sind.

Der Verfasser der Schrift, die uns hier zunächst beschäftigt, ist kein geborener Schleswig-Holsteiner, sein Vaterland ist Rügen. Als ihm aber nach vollendeten theologischen Studien wegen seiner freisinnigen philosophischen Richtung in Preußen Schwierigkeiten in Betreff seiner Habilitirung als akademischer Lehrer in den Weg gelegt wurden, ließ er sich im Herbst 1843 als Privatdocent in Kiel nieder. Unbekannt mit dem Lande und dessen Verhältnissen gewann er gleichwol, wie es Tausenden vor ihm ergangen ist, Land und Bewohner sehr bald lieb. Als das Jahr 1848 ihn aus seinen akademischen und literarischen Beschäftigungen riß, hatte er hier bereits vollständig seine zweite Heimat gefunden und schloß sich mit warmer und aufrichtiger Begeisterung den Unabhängigkeitsbestrebungen seines neuen Vaterlandes an. Anfangs zu einer eben nicht bedeutenden diplomatischen Mission nach Schwerin verwandt, wohnte er darauf dem Treffen bei Schleswig bei und verweilte dann zwei Monate in Frankfurt als Berichterstatter der „Schleswig-holsteinischen Zeitung" über die Vorgänge in der Paulskirche. Bald aber eröffnete sich ihm eine weitergreifende Wirksamkeit. Die „Schleswig-holsteinische Zeitung" war im Jahre 1848 entstanden, ihr Name bezeichnete die Absicht, die Landesinteressen zu vertreten, und sie fand bald einen bedeutenden Leserkreis. Die Redaction dieser Zeitung, die nicht lange nachher von Rendsburg nach Altona als „Norddeutsche freie Presse" übersiedelte, übernahm der Verfasser um die Mitte November und verblieb in dieser Stellung mit den Unterbrechungen, welche seine Wahl als Abgeordneter für die Landesversammlung und ein kurzdauernder Kriegsdienst nach der Schlacht bei Idstedt mit sich führte, bis zur Entwaffnung Schleswig-Holsteins, die begreiflich auch den Untergang der „Norddeutschen freien Presse" nach sich zog.

Es ist erklärlich, daß der Verfasser als geachteter akademischer Lehrer in Kiel, wo in den Jahren vor 1848 die Führer der schleswig-holsteinischen Partei zahlreich versammelt waren, oder, wie die Dänen es auszudrücken lieben, der Herd des Aufruhrs war, als Redacteur eines freisinnigen Blattes während einer Periode vollständiger Preßfreiheit, als Mitglied der Landesversammlung, während sich das Schicksal Schleswig-Holsteins für eine Reihe von Jahren entschied, sich in einer Lage befand, die ihn nicht nur mit dem allgemeinen Gang der Ereignisse völlig vertraut, sondern auch mit einer Menge Details bekannt machte, die tausend andern, auch wenn sie inmitten der Bewegung standen, entgingen.

Die Form der Darstellung ist, wie man von einem so geübten und bewährten Publicisten erwarten darf, vortrefflich, nicht blos durch stilistische Gewandtheit, sondern namentlich auch durch den ehrenhaften Ton, der bei aller Schärfe des Urtheils niemals die Grenzen des Anstandes überschreitet. Mögen diejenigen, welche aus eigener Anschauung sich ein Urtheil über die handelnden Personen und deren Motive haben bilden können,

weit verschiedener Ansicht sein, wir wünschen, daß jeder, der sich über derartige, uns so nahe liegende Ereignisse ausspricht, dieselbe würdige, der Form nach so wenig verletzende Haltung bewahrt.

Die Schärfe des Urtheils des Verfassers ist übrigens durchaus nicht unmotivirt. Der Misgriffe, die von schleswig-holsteinischer Seite begangen wurden, waren ohne Zweifel nicht wenige. Aber sie waren sehr zu entschuldigen. Die Stellung der Leiter der Erhebung war eine höchst schwierige. Das Land war waffenlos, von Munition entblößt, ohne Vertretung nach außen. Alles mußte neu geschaffen werden einem Staate gegenüber, der eine gewandte Diplomatie, ein geschultes Heer, eine tüchtige Flotte besaß, in dem die ganze Organisation beibehalten und die einzelnen nothwendigen Veränderungen rasch getroffen werden konnten. Offenbar wäre es unter solchen Umständen das Zweckmäßigste gewesen, wenn die höchste Gewalt in dem Augenblicke der Erhebung hätte in die Hand Eines Mannes gelegt werden können, der das volle Vertrauen des Volks und zugleich die Energie besaß, alle Mittel des reichen Landes zu dem einen Zwecke der nationalen Befreiung aufzubieten. Allein ein solcher Mann fehlte. Die Zusammensetzung der provisorischen Regierung ging aus einem Compromiß der verschiedenen Parteien im Lande hervor, die nur in ihrem Entschlusse die Landesrechte gegen Dänemark aufrecht zu erhalten einig waren. Die Geburtswehen, unter denen die provisorische Regierung in der Nacht vom 21. auf den 22. März 1848 ins Leben trat, schildert uns der Verfasser so wahr und vollständig, wie wir nirgends sonst dargestellt gefunden haben.

Die bekannte Proclamation, mit der sich die neue Regierung installiren wollte, befriedigte den Verfasser und dessen Gesinnungsgenossen in keiner Weise. Die alleinige Motivirung der Erhebung durch die Unfreiheit des König-Herzogs erschien als ein halber Verrath an der Landessache. Wollte man denn, wurde ganz richtig erwidert, sich die Incorporation Schleswigs gefallen lassen, wenn sie vom freien König-Herzoge ausginge? Es ist unzweifelhaft, daß diese Berufung auf die königliche Unfreiheit, die fortwährend die officielle Version blieb, wenigstens nicht auf die Dauer stichhaltig war. Es ist wahr, daß König Friedrich VI. gleich in den ersten Monaten seiner Regierung in eine Lage gedrängt wurde, die ihm keine freie Entscheidung ließ, und daß ihm in den Märztagen kein Mittel blieb, der angedrohten „Selbsthülfe der Verzweiflung“ Widerstand zu leisten; aber es ist nicht minder wahr, daß er sehr bald die Entscheidung selbst zu treffen vermochte und daß alsdann kein äußerer Druck ihn davon abgehalten hat, Gerechtigkeit gegen seine schleswig-holsteinischen Unterthanen auszuüben.

Auch die Nichterwähnung aller Rechte, auf welche die Völker damals ein Anrecht zu haben vermeinten, misfiel der liberalen Partei. Indeß wurde die Annahme durchgesetzt, und das Volk der Herzogthümer scharte sich gegen die Dänen um die Männer der provisorischen Regierung zusammen, wie es dies unter allen Umständen gethan hätte. Die erste Niederlage bei Bau war durch die Vernichtung des aus den kieler Studenten und Turnern bestehenden Elitecorps hart, brachte aber um so weniger Entmuthigung hervor, als gerade damals fortwährende Truppenzüge aus den deutschen Staaten herbeirückten. Allein die Begeisterung, mit der man Wrangel's Proclamationen begrüßt hatte, machte bald einem tiefen Mistrauen Platz. Der Verfasser, der als Freiwilliger dem Treffen bei Schleswig beiwohnte, gewann sehr bald, als keinerlei irgend ernsthafte Verfolgung eintrat, die Ueberzeugung, daß Wrangel die geheime Instruction habe, dieselben mit aller nur möglichen Schonung aus Schleswig hinauszutreiben. Und in der That ist dies ein Punkt, der jetzt kaum irgend bestritten wird, der aber schon damals jedem Hellsehenden klar war. Um so mehr hätte die Regierung auf ihrer Hut, um so mehr sich auf die eigenen Mittel verlassen und alle Kräfte anspannen sollen, sich selbst zu helfen. Daß sie dies aus Furcht vor demokratischen Elementen nicht that, daß sie, als sich der Scheinkrieg immer vollständiger entwickelte, als Schleswig-Holstein der Prüfstein wurde, an dem sich die immer weiter um sich greifende Reaction erproben wollte, sich noch immer an die preußische Regierung anlehnte, daß sie den Waffenstillstand von Malmo guthieß: das sind Thatsachen, die wol erklärt und entschuldigt, schwerlich aber ganz gerechtfertigt werden können.

Einige Monate später, als die reactionäre Strömung in Europa im besten Fluß war, übernahm der Verfasser die Redaction der „Schleswig-holsteinischen Zeitung“. Der provisorischen Regierung war die gemeinsame Regierung gefolgt, die für die Dauer des Waffenstillstandes eingesetzt war. Während dieser Periode hatte der Verfasser vollauf Gelegenheit, die Ansicht auszusprechen, welche damals mit ihm alle Männer freier Richtung theilten, daß nämlich die ausgedehntesten Rüstungen vorgenommen werden müßten, um Schleswig-Holstein von der Abhängigkeit von Preußen zu befreien und es in den Stand zu setzen, seine Rechte gegen dänische Gewalt selbst zu vertheidigen. Denn das Land war darum Preußen noch immer auf Gnade und Ungnade preisgegeben, weil ein großer Theil seiner Offiziere aus dem preußischen Kriegsdienst nur beurlaubt war, sodaß sie jederzeit wieder zurückgerufen werden konnten. Aber in dieser Frage blieb alles in der Schwebe, und auch hinsichtlich der Rüstungen geschah bei weitem nicht alles, was hätte geschehen können und hätte geschehen müssen.

Der Waffenstillstand war vorübergegangen und der Krieg begann wieder, nachdem die gemeinsame Regierung ihr Regiment an die Statthalterschaft abgetreten hatte. Die beiden Männer, welche diese bildeten und schon Mitglieder der provisorischen Regierung gewesen waren, Graf Reventlow und Beseler, genossen des höchsten Ansehens im Lande. Ohne Zweifel verdienten sie dies in vollem Maße, allein der Verfasser urtheilt schwerlich über den erstern falsch, wenn er sagt, daß derselbe zu ängstlich bestrebt gewesen sei, die Erhebung jedes revolutionären Anstrichs immer mehr zu entkleiden, und daß die Furcht vor Demokratie und Revolution seine sonstige Einsicht umdüstert und seine Energie gelähmt habe. Die Ansicht, die von beiden Männern adoptirt war, daß die nationalen Zwecke gesichert seien, sobald die deutschen Fürsten, und namentlich der König von Preußen sich ihrer angenommen, und daß es die Hauptaufgabe einer schleswig-holsteinischen Regierung sei, im Anschluß an die preußische Regierungspolitik den demokratischen und revolutionären Elementen Schranken zu setzen, mußte zum Verderben führen.

Sehr bald nach dem Wiederanfang des Kriegs fiel ein kurzdauernder blendender Schimmer auf die schleswig-holsteinischen Waffen. Es waren die Tage von Eckernförde, wo zwei Strandbatterien, die eine von 6, die andere von 4 Kanonen, die beiden stolzesten Schiffe der dänischen Marine, ein Linienschiff von 84 und eine Fregatte von 48 Kanonen besiegten, und nahmen, und der Tag von Kolding, in welchem 12000 Schleswig-Holsteiner mehr als 17000 Dänen nach langem blutigen Ringen in offener Feldschlacht schlugen. Aber die Reichsarmee unter Prittwitz rückte so langsam vorwärts, daß auch das blödeste Auge die Wiederholung des im vorigen Jahre getriebenen trügerischen Spiels erkannte. Der Verfasser hatte mittlerweile eine Erholungsreise an den Rhein gemacht und das frankfurter Parlament wiedergesehen, dessen hippokratisches Gesicht das nahe Ende voraussehen ließ. Die scharfe Weise, in der die „Norddeutsche freie Presse“ nach seiner Rückkehr die Kriegführung an das Licht zog, änderte natürlich nichts; sie fand aber ihre Rechtfertigung, als Anfang Juli die Kunde der Niederlage vor Fridericia einging. Wem die Schuld dieses trauervollen Dramas beizumessen ist, ist bis heute nicht aufgeklärt, aber es kann nicht wunder nehmen, wenn man im Publikum die Nacht von Fridericia mit dem fauten Getriebe der Diplomatie in Verbindung brachte und einen Hauptantheil an diesem Werke der Finsterniß dem General Prittwitz zuschrieb, der den General Bonin wegen des gewonnenen Treffens von Kolding hatte vor ein Kriegsgericht stellen wollen, ihm aber wegen der Niederlage

vor Fridericia, wo er doch keinenfalls ganz außer Schuld war, soweit bekannt, niemals zur Rede gesetzt hat. Vier Tage nach dieser Niederlage schloß Preußen den schmachvollen Waffenstillstand von Berlin, der Schleswig den Dänen völlig preisgab.

Das folgende Jahr brachte den Verfasser in die Landesversammlung. Ueber seine eigene Thätigkeit in derselben äußert er sich mit wenigen Worten, vortrefflich aber sind die Schilderungen seiner Collegen. Ueber die Richtigkeit derselben wollen wir hier natürlich kein Urtheil abgeben. Wir glauben aber, daß es keinen gedrängtern und bessern Bericht über die Verhandlungen jener Landesversammlung gibt, als den hier vorliegenden.

Eins war im Jahre 1850, als die Schleswig-Holsteiner allein den Kampf mit Dänemark aufnahmen, gewonnen, man hatte einen eigenen Oberbefehlshaber, während Bonin immer noch preußischer General geblieben war. Willisen hatte sich als Schriftsteller über die Kriegswissenschaft einen Ruf erworben, und seine Schwäche bei der Ausführung seiner wohldurchdachten Plane ahnte damals niemand. Der Erfolg seiner Energielosigkeit, die Niederlage bei Idstedt, die vergeblichen Anstrengungen, die begangenen zahllosen Fehler wieder gut zu machen, die verfehlten und unglücklichen Operationen gegen Friedrichstadt und gegen Missunde, die Abdankung Willisen's, als im Grunde schon alles vorüber war, sind uns allen noch in frischem Andenken. Selbst die Witterung schien mit den Feinden Schleswig-Holsteins einen Bund geschlossen zu haben, man hoffte auf den Winter, der Brücken zu den Schanzen bei Friedrichstadt legen sollte, aber er blieb aus. Die kahle, nackte Reaction kam in Preußen endlich unverhüllt ans Ruder. Die Kreuzzeitung hatte bereits bei den Niederlagen von Idstedt und Friedrichstadt gejubelt, zu Olmütz erkaufte Preußen von Oesterreich den Frieden um den Preis von Kurhessen und Schleswig-Holstein, ersteres sollte seinem Kurfürsten, letzteres den Dänen ausgeliefert werden.

Wenige Tage vor Abschluß dieser Convention war die Landesversammlung in Kiel zusammengetreten. Die Regierung schien anfangs noch immer voll Hoffnung; allein die Partei, zu welcher der Verfasser gehört, war weit entfernt, diese Zuversicht zu theilen; die Nachricht von der Convention zu Olmütz bestätigte dies. Daß jetzt ein Wechsel des Obercommandos eintrat und von der Horst an Willisen's Stelle trat, hatte zwar sehr heilsame Folgen für die Organisation der Armee, aber es war zu spät. Im Januar 1851 erschienen die Commissare der beiden deutschen Großmächte und forderten Unterwerfung.

Ueber den einzuschlagenden Weg waren die beiden Statthalter untereinander nicht einig. Reventlow motivirte seine Ansicht, daß man den Forderungen nachgeben müsse, hauptsächlich durch die Stellung Schleswig-Holsteins zu Deutschland. „Wer sich den deutschen Regierungen mit den Waffen in der Hand entgegensetzt, kann nicht länger behaupten, daß er eine deutsche Sache führt.“ Das Versprechen der Großmächte, den Status quo ante bellum herzustellen, ward hervorgehoben. Auf der andern Seite begründete Beseler seine auf Fortsetzung des Kampfes gerichtete Ansicht theils durch die Mangelhaftigkeit der Legitimation der Commissare, welche als Vertreter Deutschlands nicht zu betrachten seien, hauptsächlich aber durch Chancen, welche die politischen Verhältnisse im gegenwärtigen Augenblicke darböten, und durch die unabsehbar traurigen Folgen einer Unterwerfung unter die Forderungen der Commissare. „Wir sind nach göttlichen und menschlichen Gesetzen Widerstand zu leisten verpflichtet.“

Der Verfasser gehörte zu dem von der Versammlung gewählten Ausschuß, der die Fragen vorerst zu prüfen hatte, und man wird nach dem Vorstehenden darüber nicht zweifelhaft sein, welcher Ansicht er sich zuneigte. Er war sogar für ein actives Vorgehen, denn die 50000 Mann, mit denen die Commissare drohten, standen zunächst nur auf dem Papier. Das hieß freilich alles wagen, aber es war einer jener Augenblicke, wo ein kühner energischer Entschluß, vom Glück begünstigt, eine vollständige Umwälzung in der politischen Situation hervorbringen konnte. Und sollte man nicht alles wagen für das höchste Gut, die Unabhängigkeit vom fremden Joch? Konnte wol im ungünstigsten Falle ein schwereres Unheil das Land treffen, als das ist, welches über dasselbe nach der Unterwerfung hereingebrochen ist? Der Verfasser und seine Gesinnungsgenossen blieben im Ausschusse wie in der entscheidenden Sitzung der Landesversammlung in der Minorität, eine 40000 Mann starke tapfere Armee wurde von den beiden deutschen Großmächten aufgelöst und das deutsche Land an Händen und Füßen gebunden seinem ausländischen Feinde überliefert.

Der Verfasser verließ bald darauf das Land, und selbst in Hamburg war der Senat den dänischen Wünschen willfährig genug, ihm den Aufenthalt zu verweigern. So weit ging man damals in der Nachgiebigkeit gegen den Uebermuth der Dänen. Aber wir hoffen, daß diese Aufzeichnungen, von denen wir rohe Umrisse, aber bei weitem nicht die gerade in der Schilderung der Einzelheiten liegende Lebendigkeit und überzeugende Kraft haben wiedergeben können, dazu beitragen werden, die Ueberzeugung zu verbreiten, daß es für Deutschland hohe Zeit ist, den Entschluß zu fassen, den Schleswig-Holsteinern die Waffen wiederzugeben, die es ihnen einst genommen hat, selbst wenn Hr. von Bismark noch der Meinung sein sollte, die er 1849 aussprach, die nämlich, daß der Krieg gegen Dänemark ein höchst ungerechtes, frivoles und verderbliches Unternehmen sei zur Unterstützung einer ganz unmotivirten Rebellion. 1.

Reisebriefe von Ernst Förster.

Vermischte Schriften von Ernst Förster. Erster Band. München, Fleischmann. 1862. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Unter den Büchern, welche die Pfleger und Anbauer der Wissenschaft neben ihren größern und strengern Werken als freiere Darlegungen ihrer Studien und unmittelbarern Ergüsse ihres Denkens, Fühlens und Strebens unter dem Namen „vermischter Schriften“ zu veröffentlichen pflegen, dürfte sich selten eins finden, das mehr dazu angethan wäre, ein möglichst umfangreiches und lebendiges Interesse zu erwecken, als das vorliegende. Sein Inhalt und seine Darstellung sind dazu in gleichem Grade geeignet, denn jener ist von einer Vielseitigkeit und Mannichfaltigkeit, daß er so leicht kein der allgemeinen Theilnahme würdiges Lebensgebiet unberührt läßt, und diese ist durch und durch von einer Jugendlichkeit und Frische, Begeisterung und Wärme, daß sich darin die unverwüstliche Elasticität und Beharrlichkeit, Gehobenheit und Heiterkeit des Autors selbst unmittelbar abspiegelt und der Leser durch sie unbewußt und unwillkürlich in eine gleiche Stimmung versetzt wird. Dazu kommt, daß sich alles als Ergebniß eines leicht und unbefangen beobachtenden Geistes und empfänglichen Herzens gibt und durchweg von ebenso treffenden wie ergötzlichen Bemerkungen über Kunst und Natur, Land und Leute, Kirche und Volksleben u. s. w. gewürzt wird.

Der Inhalt des uns vorliegenden ersten Bandes zerfällt in vier Abtheilungen. Die beiden ersten enthalten „Briefe aus Italien“ aus den Jahren 1833 und 1837; die dritte schildert des Verfassers „Reise durch den Kirchenstaat unter der Herrschaft der Cholerafurcht im September 1837“; und die vierte endlich bietet uns Bilder von „Kleinen Wanderungen in England und Schottland“.

Die Briefe der ersten Abtheilung sind, größtentheils als unmittelbare Aufzeichnungen der an Ort und Stelle selbst empfangenen Eindrücke, auf der Reise geschrieben, welche der Verfasser 1833 im Auftrage des damaligen Kronprinzen, jetzt regierenden Königs Maximilian II. von Baiern gemacht hat, um Werke italienischer Meister zu zeichnen und für ihre Geschichte Studien zu machen. Die wissenschaftlichen Ergebnisse dieser Reise hat der Autor bereits 1835 in seinen „Beiträgen zur neuen Kunstgeschichte“ niedergelegt. Die hier gebotenen Briefe beschränken sich daher auf die Mittheilung der allgemein

interessanten Erlebnisse und Begegnisse, und wenngleich selbstverständlich unter diesen auch diejenigen, welche sich auf Künstler und Kunstwerke beziehen, die ihnen gebührende Berücksichtigung erfahren haben, so hat er doch, wie er selbst sich ausdrückt, ihnen nicht mehr Raum gewidmet, als etwa dem Erzähler in gemischter gebildeter Gesellschaft gestattet sein dürfte. Bilden sie auch den eigentlichen Grundstock, gleichsam den rothen Faden der Mittheilungen, so werden sie doch fort und fort von Erzählung kleiner Abenteuer, Skizzen interessanter Personen, Naturschilderungen, Zügen aus dem Volksleben, Bemerkungen über das staatliche und kirchliche Leben u. s. w. durchbrochen und umspielt, und sie selbst stets in solcher Form geboten, daß sie nicht minder unterhalten als belehren und in kurzen Andeutungen viel Bildendes und Anregendes enthalten.

Die meisten dieser Briefe sind aus und über Pisa geschrieben, wo sich bekanntlich der Autor durch Auffindung unbekannter Kunstschätze und Hervorziehung vergessener Meister, sowie durch richtigere Deutung und vollkommnere Reproduction und Vervielfältigung gekannter Werke außerordentliche Verdienste erworben hat. Einige derselben beziehen sich jedoch auf die dahin führende Reise und die dabei berührten Städte, wie Verona, Mantua, Bologna u. s. w., andere auf Städte der Umgegend und sonstige Kunststätten, namentlich Volterra, Lucca, Prato und Florenz. Alle die Gemälde, Sculpturen, Bauwerke, welche hierbei kürzer oder ausführlicher besprochen werden, auch nur namentlich anzuführen, würde nicht ohne eine Ueberschreitung des uns zugemessenen Raums geschehen können. Ich bemerke daher nur, daß der Autor als Kunsthistoriker mit besonderer Liebe solcher Werke gedenkt, die uns die Kunst im noch unvollendeten, aber zukunftschwangern Zustande früherer Entwickelungsperioden zeigen, ohne darum dem Laien sein regeres Interesse für die vollkommenern Leistungen zu verargen. „Ich kann", sagt er in dieser Beziehung mit unbefangenem Urtheil, „niemand einen Vorwurf machen, wenn er nur das Vollkommene liebt. Es gleichen jene alten Wandmalereien mehr Kindern und Frauen, die eben durch das, was sie alles sein könnten, unsere Phantasie so reizen, daß wir ganz vergessen, daß wir bei unserer Freude thätig sind. Wie ganz anders vor einem Bilde von Leonardo, Rafael, Michel Angelo oder vor einem durchgebildeten Manne! Da nehmen wir in Demuth hin, oder auch — wenn du willst — in Bequemlichkeit. So unterscheiden sich auch unsere Dichter, und der Umstand, daß sich im Genießen der größte Theil der Menschheit leidend verhält, sichert dem in der Erscheinung Vollendetern seine umfassendere Wirksamkeit." An einer andern Stelle bemerkt er mit Beziehung auf ältere Malereien richtig: „Uebrigens wurde mir unter anderm klar, daß für die Anschauungsweise der Künstler jener Zeit durchaus andere Gesetze gegolten haben, als später und heute, und es fiel mir Goethe's Ausspruch ein: die Kunst ist lange bildend, ehe sie schön ist, und doch so wahre große Kunst, ja oft wahrer und größer, als die schöne selbst. Dicht nebeneinander sahen wir Schönes und Häßliches, und beides mit gleicher künstlerischer Theilnahme behandelt." Gleichwol ist, wie der Verfasser hätte hinzufügen können, das eigentliche den Künstler zum Schaffen und Bilden antreibende Princip auch auf den frühern Stufen der Kunstentwickelung stets und überall der im Keime und in der Knospe, wie in der Blüte und Frucht sich regende Schönheitsdrang: denn zu allen Zeiten liegt dem echt künstlerischen Schaffen das Verlangen zum Grunde, dasjenige, was dem Künstler gerade als das Höchste und Unabweisbarste gilt, so vollkommen als möglich direct oder indirect zur Anschauung zu bringen: und nur das von innen Herausleuchten dieses Trachtens und Strebens gibt auch den minder vollkommenern Leistungen ihre oft unvergleichliche Bedeutung und Wirkung.

Nächst der Kunst hat der Verfasser besonders den kirchlichen Verhältnissen ein lebendiges Interesse gewidmet, und er zeigt hierbei ebenso viel Bereitwilligkeit, die Vorzüge und Lichtseiten des Katholicismus anzuerkennen, als Offenheit in der Aufdeckung seiner Kehrseiten und Uebelstände. Uebrigens ist er den letztern gegenüber mehr Demokrit als Heraklit und unerschöpflich in der Mittheilung erheiternder Züge, welche die Naivetäten der Priester und den Aberglauben des Volks charakterisiren. So schreibt er unter anderm: „Der Italiener ist bigot, aber nur mit der Phantasie, daher er in die komischsten Widersprüche verfällt. In den genannten Arcaden (zur Kirche della Madonna di S.-Luca zu Bologna) wiederholt sich mehrfach ungefähr folgende mit großen Buchstaben geschriebene Mahnung: «Schreib, o Wanderer, deinen Namen nicht an die Säulen und Wände dieses Säulenganges; denn außerdem, daß dich die festgesetzte Strafe trifft, ziehst du den Zorn der allerheiligsten Madonna auf dich, der alle diese Säulen und Wände gehören.» Dessenungeachtet war doch auf dem ganzen fast stundenlangen Wege kein Plätzchen mehr an irgendeiner Wand oder Säule, das bequem noch einen Namen hätte fassen können, anderer Dinge nicht zu gedenken. Und nun sollte aber einer die Wunderkraft des Bildes in Zweifel ziehen! Wehe dem!" Trotz diesem „Wehe dem!" erlaubt sich unser Wanderer zuweilen, die guten Leute auf die mislichen Seiten ihrer Gläubigkeit aufmerksam zu machen. So kann er nicht umhin, den Pisanern, als sie ihrem Schutzheiligen S.-Ranieri für den durch eine Procession von ihm erwirkten Regen Weihgeschenke und Dankopfer bringen, zu erzählen: Bei großer Dürre hatte man im Allgäu auch einmal um Regen gebetet; es ging nach Wunsch, ja so sehr, daß die anhaltende nasse Witterung alle Frucht verdarb; da sagte ein alter Bauer beim Gespräch darüber im Wirthshaus: Und sollte mir das Camisol am Rücken verbrennen, wenn ich über den Büchel gehe, um Regen bitte ich Ihn nie wieder! Und da er dieser Erzählung den frommen Wunsch beifügt, es möge ihnen nicht ebenso ergehen und ihnen noch ein lustiges Geschichtchen von ihrem Heiligen zu erzählen weiß, so lassen sie sich's gefallen.

Wie gut sich überhaupt die katholische Frömmigkeit mit der Heiterkeit zu vertragen weiß, darüber erzählt er Folgendes: „Es wurde im Dom gepredigt, um das Volk zur Dankbarkeit gegen den Heiligen zu ermuntern. Da tritt gerade ein Bauer mit seinem Esel, dem er Oel als Opfergabe aufgeladen hatte, an und, aus Bequemlichkeit, in die Kirche. Während das Oel abgenommen wird, fängt der Esel sein kreischendes Geschrei an, sodaß der Prediger unterbrochen wird. Aber wie wenig ist ihm dies eine Störung! «Hört ihr's», «meine Christen», ruft er, «selbst die unvernünftige Bestie bringt ihr Lob- und Danklied dem Herrn; wollt ihr hinter ihr zurückbleiben? Wollt ihr?» und nun spricht er ruhig weiter, als sei nichts vorgefallen." Von der Art und Weise, wie die italienischen Priester predigen, gibt der Verfasser eine sehr lebendige Schilderung. „Das Theater", sagt er, „ist beim Italiener der Typus aller ästhetischen Anregung, und von diesem Gesichtspunkt aus muß auch der Kanzelredner betrachtet werden, der nicht ruhig, wie die unsern, stehend, mit wenigen gemessenen Handbewegungen seine Rede vorträgt, sondern bald sitzend, bald stehend, rechts und links gehend, bald zur Gemeinde, bald zu dem an der Kanzelbrüstung befestigten Crucifix gewendet, spricht, und nicht nur mit dem Munde, sondern mit allen beweglichen Gliedmaßen, sodaß oft die Kanzel unter ihm zittert, und mit so vielen Mienen und Gesten, daß es der Worte kaum bedarf, ihn zu verstehen. Er stemmt die Arme unter, er klatscht in die Hände, er zittert am ganzen Körper, wenn er Furcht, er bückt sich tief, wenn er Demuth bezeichnen will, Revolution und Erdbeben schreibt er mit rotirenden Armen in die Luft, die aufgehende Sonne malt er mit seiner eigenen, vom Sitz aufstehenden Gestalt. Du kannst dir keine Grenze denken, die er nicht überschritt, wenn es ihm darauf ankommt, lebendig zu schildern und seine Zuhörer und Zuschauer zu fesseln. Er springt aus dem Ton der gewöhnlichen Rede in den erhabensten um und wiederum scherzend und achselzuckend in jenen zurück, ja schließt oft kurz abbrechend in solcher Weise eine ganze Rede." Auch von dem Inhalt solcher Reden gibt uns der Autor ein sehr ergötzliches Beispiel; doch müssen wir auf dessen Mittheilung verzichten. Vieles von dem, was uns hier erzählt wird, mag jetzt bereits anders geworden sein oder

einer Umwandlung entgegengehen; um so mehr aber ist es erwünscht, Zustände von solcher Eigenthümlichkeit und Ergötzlichkeit vor ihrem völligen Erlöschen in der Erinnerung erhalten zu sehen.

Die Briefe der zweiten Reise (im Jahre 1837) datiren aus Venedig, Padua, Ravenna, Urbino und Rom; sie berühren also zum Theil Orte, die sonst von den Reisenden wenig berücksichtigt werden. Sie sind nach ihrer allgemeinen Haltung und Lebensanschauung durchaus den vorigen ähnlich. Der Kunst ist in ihnen verhältnißmäßig ein etwas größerer Raum gewidmet; doch ziehen auch sie leicht und zwanglos alle sich darbietenden Lebensinteressen in Betracht. In bunter Reihenfolge erzählen sie uns von Venedigs Pracht und Verfall, von der Insel Torcello mit ihrer untergegangenen Stadt und dem großen Mosaikbilde im dortigen Dom, von den Giotto'schen Wandgemälden in der Kapelle der Arena zu Padua, von des Verfassers für die Kunstgeschichte sehr wichtigen Entdeckung der Avanzo'schen Wandmalereien in der Georgskapelle neben S.-Antonio, von dem Mangel an öffentlichen Vergnügungsorten, von den alten byzantinischen Bau- und Kunstdenkmälern in Ravenna, namentlich vom musivischen Votivgemälde in S.-Vitale und S.-Apollinare und dem Baptisterium, von einer dortigen Procession, bei der eine Christuspuppe in Husarenuniform herumgetragen wird, vom Grabmal des Theodorich, dem Grabmal Dante's u. s. w.; ferner von der schönen Natur, dem schönen Menschenschlag und den interessanten Erinnerungen an Rafael zu Urbino, von den dortigen alten Frescomalereien in S.-Giovanni, Battista, und endlich von der Ankunft im ewigen Rom, von dem Zusammensein mit Thorwaldsen, Veit, Overbeck u. s. w., von seinem dortigen Leben, von einem herrlichen Abend im Mausoleum und einem kleinen Abenteuer mit einer dort getroffenen jungen Römerin u. s. w., bis ihn die zu Rom ausbrechende Cholera und das drohende Absperrungssystem zu schleuniger Rückkehr nöthigt.

Mit dieser Rückreise beschäftigt sich in mehr einheitlicher, zusammenhängender Form als der gelegentlicher Briefe die dritte Abtheilung. Das Bild, welches uns hier der Autor von den endlosen, aber immer neuen Scherereien und Drangsalirungen, welche sich die Orts- und Sanitätsbehörden ihm und seiner Reisegesellschaft gegenüber erlaubt haben, ist bei dem Humor und der unverwüstlichen Heiterkeit, mit welcher der Autor seine Schicksale getragen und wiedergegeben hat, eine fortlaufende Tragikomödie, zugleich aber auch ein höchst charakteristisches Sittenbild von den damaligen Zuständen des Kirchenstaats und dem niedrigen Bildungsstande der Bevölkerung. Der Leser wird es nicht ohne großes Ergötzen, aber auch nicht ohne ein gelindes Entsetzen zu lesen vermögen, und schließlich nothgedrungen in die Bedenken einstimmen, mit denen der Autor auf einen gedeihlichen Fortgang der jetzigen Bewegungen blickt.

Von gleichem Interesse wie diese Mittheilungen aus dem Süden, sind die aus dem Norden in den Briefen aus England und Schottland. Liegt es auch in der Natur der Sache, daß hier der Verfasser mehr als flüchtiger Beobachter erscheint, so sind doch auch diese Bilder reich an charakteristischen Zügen, schlagenden Bemerkungen und beherzigenswerthen Winken. Für alles, was ihm begegnet, zeigt er ein offenes, unbefangenes Auge, enthusiastische Bewunderung des wirklich Großen und Schönen, aber auch Kritik und Ironie dem blos Anspruchsvollen und Ueberschätzten gegenüber. Die Gegenstände seiner Schilderung sind: der Landsitz von S. C. Hall, dem Leiter des „Art Journal", das Haus eines Quäkers, die englischen Mäßigkeitsvereine, die Unionhäuser der Armenpflege, römische und normannische Baudenkmale, die Licht- und Schattenseiten der englischen Eisenbahnen, die Merkwürdigkeiten von York, die Temperance-Hotels, die Schönheit Edinburghs, zwei Tage in den schottischen Hochlanden und die Rückreise über Liverpool, Chester, Derbyshire, Chatsworth und St.-Leonards. An Beschäftigung für Geist und Gemüth fehlt es überall nicht. Besonders wird man sich an der Schilderung von Edinburgh, an der wilden Fahrt des Postillons und der Sonntagsbetrachtung erfreuen. 2.

Neue Belletristik.

1. Leicht geschürzt. Bunte Skizzen von C. Spielmann. Zwei Bändchen. Leipzig, Kollmann. 1863. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Novellen von Max Fuchs. Augsburg, v. Jenisch und Stage. 1863. 8. 12 Ngr.
3. Herzog von Buckingham. Novelle von Anna Goetsch. Hörter, Wiehe. 1863. Gr. 16. 1 Thlr.
4. Briefe des deutschen Yorick an Elise. Novelle in Briefen. Herausgegeben von .... Jena, Neuenhahn. 1863. 8. 10 Ngr.
5. Ein Vermächtniß. Roman von Chariel. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1863. 8. 1 Thlr.

Wir beziehen das „neu" unsers Titels nicht allein auf die Jahreszahl 1863, welche sämmtliche vorbezeichnete Werkchen tragen, sondern auch auf die Namen ihrer Verfasser, die uns wenigstens in der deutschen Literatur ziemlich neu klingen, sodaß wir es hier wol mit lauter Erstlingen zu thun haben, Nr. 1 abgerechnet, das auf dem Titel ein „Opus III" trägt; doch auch damit versehen mag ein Verfasser noch verzeihen, unter die Neulinge gerechnet zu werden, wenn er so auftritt wie der hier betreffende. Und so hätten wir denn wieder einmal einen Zuwachs im Garten der Belletristik, in dem man sich ohnehin schon vor dem üppigen Wuchern der Sträucher, Blumen- und Blattpflanzen, wie selbst des Unkrauts kaum mehr zu orientiren vermag. Nur hier und da erheben sich noch einzelne prächtige Blütenbäume, die von allen Lustwandlern des Gartens gesucht, gesehen und begrüßt werden; was aber so auf den Beeten bunt durcheinanderwächst, das vermag kaum noch die Hand des Gärtners in verwandte Gruppen zu sondern und zu ordnen, und meist entscheidet der Zufall darüber, ob dies und jenes zusammensteht und vor andern bemerkt wird.

Wir haben diesen Zufall auch bei der heutigen Zusammenstellung walten lassen, denn im Grunde haben die vorliegenden Bücher außer dem obenerwähnten Merkmale wenig Gemeinsames als den Zweck, dem Bedürfniß momentaner Unterhaltung zu dienen.

In „Leicht geschürzt" (Nr. 1) bietet C. Spielmann seinem ziemlich materialistischen Motto folgend: „Möge ich der Tafelfreunde so mannichfaltige haben, als die Speisen verschieden sind", allerdings sehr Verschiedenes für verschiedenen Geschmack. Uns sagt die erste Erzählung „Hortensie" in ihrer Skizzenhaftigkeit noch besser zu als die unendliche Breite, welche in dem „Wanderbuche eines alten Landstreichers" und dem Genrebild aus dem kleinstädtischen Alltagsleben: „Die Damen von Jägerburg", waltet. Hortensie ist eine kokette Abenteurerin, die mit wenig Pinselstrichen lebenswahr gezeichnet und vor uns hingestellt ist: es gibt solche Frauen und solche Schicksale und wir bewunderten anfangs den Verfasser um seiner Kürze willen, mit der er sich die Gelegenheit entgehen ließ, seinen reichen Stoff zu einem größern Roman zu gestalten; um so mehr waren wir aber erstaunt, in den folgenden Skizzen und Erzählungen eine Redseligkeit und Weitschweifigkeit zu finden, welche die gegebenen realistischen Genrebilder aus dem Alltags- und Vagabundenleben fast ungenießbar machte.

An Nr. 2: „Novellen", hat der Verfasser derselben, Max Fuchs, noch einen besondern Zweck geknüpft. Er hat den Reinertrag seines Buchs für den augsburger Pensions-Verein für Arbeiter und deren Witwen bestimmt. Auch er bietet sehr Verschiedenes. Die erste Erzählung: „Herzog Arnulf I. von Baiern", spielt nach dem Tode König Konrad's I. 919, und behandelt den Streit des Titelhelden und des Herzogs Heinrich von Sachsen um die deutsche Kaiserkrone. Hier hat sich der Verfasser treu an das Historische gehalten, doch steht es damit bedenklicher in der Erzählung „Ulrich Schwarz, der Bürgermeister von Augsburg" aus. Es wird hier ein Stück aus der

reichsstädtischen Geschichte des 15. Jahrhunderts vorgeführt, das man erst sorgfältiger untersuchen muß, ehe man gleich den Verfasser verdammt und selbst Partei nimmt. Der Adel und die alten Patricier waren um jene Zeit (1474) immer die ersten Rebellen, die in einer Stadt Unfrieden anfingen, sobald sie sich in ihren alten Vor- und Unrechten, den Privilegien ihrer Willkür gefährdet sahen, und wenn sie dann über die Ungerechtigkeiten „zünftiger Bürger und ihres Bürgermeisters" schrien, und selbst Kaiser Heinrich III., der doch den ewigen Landfrieden stiftete, ihnen recht gibt, und die Stadt mit 6000 Goldgulden dafür straft, daß sie die Pferde der adelichen Herren zurückbehielt, die ihre Schulden nicht bezahlen wollten, so sollte doch ein Schriftsteller des 19. Jahrhunderts nicht mit darüber schreien und aus dem Sieg des alten Patricierthums und der Adelspartei einen Sieg der guten Sache machen. Die letzte Erzählung: „Zwei Arbeiter", ein Sittenbild aus unserer Zeit, ist zwar ein wahres, aber ziemlich triviales Gemälde, und zeigt uns der Verfasser gleich dem vorigen einen ziemlich überwundenen patriarchalischen Standpunkt, wennschon wir seinen guten Willen ehren.

Die Verfasserin von „Herzog von Buckingham" (Nr. 3), Anna Goetsch, widmet mit kindlicher Liebe ihr „erstes Buch" ihrer Mutter. Da die Verfasserin demnach noch jung zu sein scheint, so wundert es uns um so mehr, daß sie die Zeit der größten Greuel aus der englischen Geschichte, die Zeit Richard's III. zum Stoff eines ersten Romans gewählt. Uebrigens hat die Verfasserin dabei nicht nur ernste Studien gemacht, sondern auch den gegebenen Stoff poetisch ausgeschmückt und zeigt in ihrer ganzen Schreibweise ein wohl zu beachtendes Talent.

Ueber die „Briefe des deutschen Yorik an Elisa" (Nr. 4) und den Zweck dieses nur vier Bogen starken Schriftchens sind wir uns eigentlich völlig unklar. Den Titel versucht der ungenannt gebliebene Verfasser, der zugleich sich selbst für den Helden und deutschen Yorik ausgibt, in einem als Vorrede geschriebenen Briefe zu erklären:

„Daß der Verfasser sich Yorik nennt und eine Nachahmung des englischen Schriftstellers L. Sterne hiermit darzubieten scheint, resultirt theils aus der Aehnlichkeit mit den Verhältnissen und Zuständen jener classischen Briefe, theils aus dem Umstande, daß die gemeinschaftliche Lectüre der Schriften Sterne's gerade bei den handelnden Personen an der Reihe war, als sie um den nordischen Theetisch allabendlich sich versammelt hatten. Es ist mithin die Annahme der Namen weder eine Apotheose des Autors, noch eine weiter gesuchte Vergleichung, sondern ein vollständiges Ergebniß des zur Form sich gestaltenden Inhalts."

Wer Sterne's „Empfindsame Reise durch Frankreich und Italien" nicht gelesen, dem fehlt für das vorliegende Schriftchen die nöthigste Unterlage, und es möchte heutzutage doch viele gebildete Leser geben, die nicht Zeit und — Geduld genug besaßen zu dieser classischen Lectüre, die unseren gegenwärtigen Anschauungen und Interessen so wenig gemäß ist, und wer der englischen Sprache nicht mächtig ist, dem ist die vorliegende Broschüre ebenso wenig anzurathen, denn nur theilweise ist den vielen englischen Citaten die deutsche Uebersetzung beigefügt. Ebenso ist es mit den seltenern französischen. Dennoch wollen wir nicht sagen, daß es nicht mehr deutsche Leser geben wird, welche der Uebersetzung nicht bedürfen, als solche, welche das überschwengliche Deutsch des Verfassers und seinen Standpunkt zu verstehen und zu — goutiren vermögen. Dies Gemisch von Mystik, Unmoralität und Sentiment, das zur Zeit, da Sterne schrieb, die Herzen noch sympathisch rühren konnte, kann heute doch nur noch einen widerwärtigen oder gar keinen Eindruck hervorbringen. Ein alter verheiratheter Mann, der eine junge verheirathete Frau liebt, seine eigene Tochter zur Vertrauten dieses unsittlichen Verhältnisses macht, das er als „den Willen des Heilandes" bezeichnet, ist uns doch kein poetischer Held mehr! Endlich, als Yorik scheidet, um als Missionar nach Nisbath Bath zu gehen, schreibt er an Elisa (die geliebte Frau):

„Elisa und Yorik haben sich verlobt für den Fall, daß sie einmal, und wäre es auf ihren letzten Lagerstätten, frei sein sollten, also im Glauben auf Hoffnung, da nichts zu hoffen war (Röm. 4, 18). Mit dem gegenseitigen Gelöbniß ist Ruhe in die bewegten Gemüther eingekehrt, und mit der Sicherheit eines wenn auch fraglichen künftigen Besitzes relativ doch ein Glück erreicht. Will der Heiland diesseits die Bänder lösen, mit welchen sie gebunden sind, so geschehe sein Wille; unser gemeinsames Gebet jedoch gehe nur auf den Heimgang. Noch einmal also, Elisa, bist du bereit, wenn du frei werden solltest, dich deinem Yorik, sei es auch auf dem Todtenbette, antrauen zu lassen, wie du erklärt hast, so nimm auch mein Jawort hier schriftlich, und ich wünsche für die Trennung nur noch einen Ring als Symbol dieses unsers ungewöhnlichen seltenen Verlöbnisses. Lehne dich an meine Brust in Gedanken, wie an jenem Sonntage auf jener Wiese im Entzücken über des Frühlings Schönheit und Wonne. So lange dies Herz schlägt, dessen Klopfen du damals gehört hast, so lange wirst du an mir deinen Freund, deinen Bräutigam haben. Nun aber muß auch eine normale bürgerliche Stellung der Anfang unserer neuen Zeit werden. Du, mein Seraphim, lebst zur Zeit fort deinen Kindern und deiner Pflicht, und mich wird der Heiland gürten, ob auch mich dahin führen, wohin ich nicht will (Joh. 21, 18). Daß er uns räumlich trennen muß, liegt in der Natur unserer Liebe, die, obwol eine Liebe ohnegleichen, doch die Liebe zweier Creaturen ist. Dafür werden unsere Seelen von der Phantasie über Meere und weite Räume getragen werden und Briefe hin und her ausgetauschte Gedanken und Gefühle vermitteln."

Dies zum Beweise, daß unser obiges Urtheil wol kein zu scharfes ist und daß wir der blühenden Phantasie des Verfassers einen andern Inhalt gewünscht hätten. Ueberaus ansprechend aber sind die beigegebenen Gedichte, und bekunden ein sehr hübsches lyrisches Talent. Eins derselben möge hier folgen:

Die Nacht mit ihren Schwingen
Fächelt die Blüten zur Ruh',
Es wiegen die Weste und singen
Das Schlummerlied dazu.

In jeder Wiege ein Pärchen,
Verdeckt mit grünem Flor,
Die Mücke schwirrt ein Märchen
Noch der und jener ins Ohr.

Und jeder küßt die Locke
Ein Elf' in grüner Tracht,
Es wünscht die Abendglocke
Allen noch gute Nacht.

Und als beim letzten Schalle
Wieder mein Blick sie traf,
Da waren die Blüten alle
Gesunken in tiefen Schlaf.

„Ein Vermächtniß" (Nr. 5) von Chariel ist ein Gegenstück zu dem vorhergehenden: auch zu diesem und zu Sterne könnte Herr Neeram, ein amerikanischer Kaufmann, wie bei „Werther's Leiden" sagen: „Guter Werther, heutzutage gibt's ganz andere Leiden!" Chariel schreibt als ein zweiter Sealsfield; der Schauplatz seines Buchs ist Amerika, wie es scheint ein Sklavenstaat Südamerikas, aber Orts- und Gegendnamen sind nicht genannt, „Santa-Clara bei ***" ist die einzige Bezeichnung. Chariel hat Sealsfield's bündige Kürze, sein glänzendes und prachtvolles Colorit, seine scharfe, mit wenig Worten und Strichen abgemachte Charakterisirung von Menschen und Zuständen; dem Stoffe nach ist aber sein Roman ein amerikanisirtes „Soll und Haben". Ein junger Kaufmann, Armahn,

bekommt eine Stelle in dem großen Handlungshause einer großen amerikanischen Stadt. Die Briefe, die er von dort an einen Freund schreibt, bilden mit wenig andern dazwischengeschobenen den Inhalt des Buchs. Armahn hat es mit verschiedenen Principalen zu thun und beschreibt das amerikanische Geschäftsleben so genau, nur interessanter durch Stoff und Schreibweise, wie Freytag das deutsche. In dem Riesenhause „Trudatins, Hinkent und van Damm" wird er fast überhäuft mit Arbeit, wie es Hinkent selbst ist, der Tag und Nacht keine Ruhe hat — nur auf Gewinn bedacht, verzichtet er auf jeden Lebensgenuß, und Armahn schreibt: „Ist denn aber denen wol zu helfen, die sich an ein starres Metall anklammern! Aus Gräbern ist es heraufgestiegen, und ihm folgt ein finsterer Geist. Unbegreifliche Gewalt, mit der dieser Dämon ringsumher alles bezwingt! Ich aber trotze ihm, um so eigener Kraft bewußt zu werden! Eines Kerns, vor dem die ganze Welt zurückprallt!" Aber wo bleibt dies Gelübde? Er verlobt sich mit Mathilde, einer Gesellschafterin in Hinkent's Hause und heirathet sie. „Geld verdienen, das ist jetzt die Losung; Geld verdienen und Geld ausgeben." Da setzt ihn ein altes Fräulein, das ihn heimlich geliebt, zum Universalerben ein. Der erschütterte Armahn will nach Deutschland zurück, seine Erfahrungen für andere benutzen, glücklich im Vaterlande leben; aber seine Frau weigert sich, ihre Heimat zu verlassen, er bleibt und wird Theilnehmer der obigen Firma. Er wird reich und lebt in Genüssen aller Art, ohne je befriedigt zu sein. Seine Frau, die ihm nicht genügen kann, will er doch durch Einschränkungen nicht unglücklich machen. Er schreibt darüber: „Wo der Ernst des Lebens nicht Wurzel geschlagen hat, bevor die Sinnlichkeit in Glut gerathen, da wird der Boden ausgedörrt; was dann noch wächst, schießt schnell empor; doch schneller noch ist es wieder verblüht. Laß mich darum dreißig Wachskerzen anzünden, statt eines Lämpchens: alles was so ein kleines Weibchen hat, diese Veilchen, diese Steinchen, das lebt ja nur im lichten Element!" Aber diese Frau wird ihm untreu, mit dem Bruder des Mädchens, das er selbst entsagend liebte, sein Kind wird geraubt und als Sklave verkauft, die Krisis bricht herein, der Concurs ist da.

Dies alles ist skizzenhaft, aber lebendig und wahr in der Briefform dieses Romans geschildert, den wir dem Besten und Originellsten zur Seite stellen, was in letzter Zeit auf diesem Gebiet zu Tage gekommen ist. 3.

Aus und über Rußland.

Die Reformen des Zaren Alexander sowol, wie auch neuerdings der polnische Aufstand haben die Aufmerksamkeit im erhöhten Grade auf Rußland gelenkt. Diesem Umstande verdanken eine Menge von Büchern ihr Erscheinen, welche mehr oder minder Licht über die russischen Zustände zu verbreiten suchen, zum Theil auch wol den Stoff zur Agitation benutzt haben. Mehrere solcher Werke liegen uns vor und behandeln Rußland und seine Zustände von den verschiedensten Seiten, zum Theil in Form von eigenen Erlebnissen, zum Theil in objectiven Schilderungen. Es wäre unrecht, den einzelnen Schriften ein gewisses Interesse abzustreiten; doch im allgemeinen bieten sie stofflich wenig Neues von Wichtigkeit und hauptsächlich Bekanntes, nur in verschiedener Form. Der russische Barbarismus, seine Militärwirthschaft und die Beamtenbestechung treten vornehmlich als diejenigen Gegenstände hervor, die hier von den Autoren behandelt worden sind; daneben ist mancher schätzenswerthe Beitrag zur Kenntniß der fernerliegenden russischen Gebiete, wie Sibiriens, Orenburgs und des Kaukasus, mit durchgeflochten. Zu bemerken ist jedoch, daß sämmtliche Schriften noch das alte Nikolaus'sche Rußland behandeln und die Wirkungen, welche das humane, sittigendere Regiment Alexander's bisher hervorgebracht hat, nirgends berühet worden sind oder sein konnten. Gerade dies wäre aber von besonderm Interesse; denn wenn auch vieles in Rußland noch so sein mag wie unter dem Zaren, der mit eiserner Faust Millionen von Menschen unter dem empörendsten Sklavenjoch hielt und dessen Größe sich in nichts weiter kennzeichnet, als in einer Tyrannei ohnegleichen, so können doch acht Jahre eines moralisch bessern Regiments gerade wohlthätig nach denjenigen Richtungen gewirkt haben, welche in den uns vorliegenden Schriften hauptsächlich ins Auge gefaßt sind und durchaus nur die bekannten Schattenseiten Rußlands betreffen. Es würde aber von doppeltem Interesse sein, hierüber unbefangene Mittheilungen zu erhalten, da durch das Auftreten der Russen in Polen, durch dies echt Nikolaus'sche gewaltsame System der höchsten Verachtung gegen den Menschen und die menschliche Würde im Auslande längst wieder die gute Meinung verwischt ist, welche einige Jahre infolge der reformatorischen Thätigkeit oder besser gesagt Absicht Alexander's II. platzgegriffen hatte. In der Hauptsache scheint das russische System noch immer dasselbe zu sein, nach denselben Grundsätzen gehandhabt zu werden.

Wundern kann es nicht, daß die abstoßendsten Seiten dieses Systems von Polen geschildert werden. Die Polen haben sich von Rußland nie freundlicher Behandlung schmeicheln können und neuerdings tritt das Moskowiterthum auf, als wolle es die Reste dieser unglücklichen Nation mit allen nur erdenklichen Mitteln der Gewalt gänzlich ausrotten. So haben denn die Polen keine Ursache, Rußland zu schonen, und was sie erlebt, ist auch nichts anders als eine empörende Behandlung, wie sie mit dem Begriff „russisch" wol noch lange Zeit verbunden sein wird. Trotzdem ist von diesen Schilderungen das rein persönliche Motiv in Abrechnung zu bringen, welches mehr oder minder fanatisch die allgemeinen Zustände nach persönlichen Erfahrungen bemißt.

Besonders mit solcher persönlichen Stimmung erfüllt ist das Buch:

1. Meine Kerker in Rußland. Denkwürdigkeiten von J. Gordon, Bürger der amerikanischen Freistaaten. Aus dem Polnischen übersetzt von Paul Fuchs. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1863. Gr. 16. 1 Thlr.

Der jetzige „Bürger der amerikanischen Freistaaten" erzählt darin seine Erlebnisse von 1846—54, die allerdings nicht eben angenehm sind. Als neunzehnjähriger Mensch wurde er wegen seiner verdächtigen und im Wirthshause geäußerten Polengesinnung verhaftet, auf die Citadelle nach Warschau geschickt, dann nach Kiew transportirt, um in einer Strafabtheilung zu dienen. Wie überhaupt das Ganze erfüllt ist von polnischem Enthusiasmus und tiefstem Russenhaß, so werden auch die einzelnen Erlebnisse in diesem Geiste erzählt. Dadurch wird das Buch sehr phrasenhaft und verliert viel an überdies wenig durch stofflichen Inhalt gebotenem Interesse. Später schickte man dies Opfer der russischen Willkür nach Orenburg in ein Regiment, und als man ihn später begnadigt, um als ehrlicher Soldat in der Krim mitfechten zu können, benutzt der junge Mann vernünftigerweise die Gelegenheit einer freien Marschroute, um nach Polen zu entwischen und dann weiter nach Amerika zu gehen. Die eingeflochtene Beschreibung der Kirgisen und ihrer Zustände bietet wenig dar, was nicht schon allgemeiner bekannt sei.

Ein ähnliches Werk ist

2. Meine Erlebnisse in Rußland und Sibirien während meines Aufenthalts daselbst, meiner Gefangenschaft und Flucht. 1843—46. Von Rufin Piotrowski. Nach dem Polnischen von L. Königk. Zwei Bände. Posen, Merzbach. 1862. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser ging im Jahre 1843 als polnischer Emissar aus Frankreich nach Galizien, dann nach Podolien; in Kaminiec trieb er unter der Maske eines französischen Lehrers revolutionäre Agitation, ohne daß jedoch ersichtlich wird, zu welchem Zweck und in welchem Plane dies geschah. Was der Verfasser darüber mittheilt, sieht nur nach der Laune zum Aufwiegeln aus. Die Russen verstehen damit keinen Spaß und sie haben

nicht unrecht, einen Aufwiegler, der leichtsinnig unter ihren Augen sein Wesen treibt, unschädlich zu machen. Piotrowski wird also eines schönen Tags gefangen, inquirirt, muß gestehen, daß er ein verkappter Pole ist und „gewühlt" hat, also: fort nach Sibirien! Der Verfasser, der seine Reise von Paris aus in der gewöhnlichen Manier eines Touristen und ohne besonderes Interesse beschrieben hat, erzählt nun weiter seinen Transport nach Sibirien und sein Leben daselbst. Der ganze zweite Band ist mit Studien und Mittheilungen über Sibirien ziemlich gefüllt, und dies ist der werthvollste Theil des Werks. Die Schilderungen, auf Autopsie beruhend, erstrecken sich über das Leben der Deportirten daselbst, über die ursprünglichen Bewohner Sibiriens, sein Klima, seine Industrie, Verwaltung, Gesetze u. s. w., die in vieler Hinsicht werthvolles Material enthalten. Ein besonderes Kapitel widmet der Verfasser den Polen in Sibirien, die nach einem eigenen System daselbst colonisirt und russificirt werden, und deren Zahl er auf etwa 50000 schätzt, welche lediglich infolge der Revolutionen seit 1831 deportirt wurden. Neuerdings dürfte diese, offenbar nicht zu hoch gegriffene Zahl merklich gestiegen sein. Selten sieht von diesen Colonisten einer sein Vaterland wieder. Selbst wenn ein Pole nur zu fünf Jahren Deportation verurtheilt wurde, so wird er nach Ablauf dieser Zeit durchaus noch nicht frei, sondern hat dann erst eine „Besserungszeit" von abermals fünf Jahren in Irkutsk auf „Pochielenin" zu bestehen, dann wieder fünf Jahre „aus Gnade" in Tobolsk, wo er unter Polizeiaufsicht kommt. Wird er nochmals „begnadigt", so wird er wieder fünf Jahre in ein russisches Gubernium internirt, dann kann er erst nach seiner Heimat zurück, aber erst wieder nach fünf Jahren nach seinem väterlichen Hause, wenn dies noch steht, wo er dann mindestens noch fünf Jahre unter Polizeiaufsicht ist. Wer sonach auf fünf Jahre nach Sibirien deportirt wurde, ist auf 30 Jahre kein freier Mensch mehr. Man kann sich denken, wie der Verfasser dies Nikolaus'sche System verherrlicht. Das Buch schließt mit der fabelhaft klingenden Flucht von Sibirien über den Ural, die Wolga, Archangel, Schlüsselburg, Petersburg, Riga nach Königsberg, wo der Verfasser allerdings „abgefaßt" wird und ausgeliefert werden soll, indessen aus Mitleid Gelegenheit erhält, zu entspringen und drei Jahre später wieder nach Frankreich zu kommen.

Gleichfalls von einem Polen ist das Werk verfaßt:

3. Die Bergvölker des Kaukasus und ihr Freiheitskampf gegen die Russen. Nach eigener Anschauung geschildert von Theophil Lapinski (Tefik Bei). Zwei Bände. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1863. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Lapinski ging nach Beginn des orientalischen Kriegs nach Konstantinopel in der Absicht, ein Freicorps von Polen anzuwerben und damit die Kaukasier zum neuen Aufstand gegen die Russen zu bewegen, den Kampf mit ihnen gemeinsam zu führen. Der Plan kam allerdings, weil er wenig Unterstützung von der Pforte fand, nur kläglich zur Ausführung, doch ward Lapinski als Tefik Bei Oberst und Commandant einer polnischen Schar in Kaukasien, mit welcher er zwei Jahre lang, im Verein mit den Abasen, die fälschlich gemeinhin Tscherkessen genannt werden, den Russen Scharmützel lieferte, ohne daß jedoch besondere Folgen daraus entsprangen. Als die Verbündeten abzogen aus der Krim, rückten die Russen gemächlich wieder in Kaukasien ein, nachdem sie noch den entscheidenden Schlag bei Kars gegen die Türken geführt. Aber das Werk hat in doppelter Beziehung Anspruch auf Theilnahme; einmal sind die Abenteuer des Autors während dieses Gebirgskriegs sehr interessant und gestatten vollen Einblick in die Art und Weise desselben, andererseits sind reiche Landes- und Sittenschilderungen damit verflochten, welche das Bekannte über die Kaukasier und ihr Land vielfach ergänzen, berichtigen und bestätigen. Wiederholungen sind freilich nicht selten; doch im allgemeinen ist das Buch sehr anziehend und lehrreich geschrieben, wiewol der polnische Haß und der Unmuth über die theilweise vereitelte Hoffnung auf eine Unternehmung im Großen die Urtheile über Rußland und die Türkei erfüllt. Das Résumé des Werks ist schließlich der Nachweis, daß die Wiederherstellung Polens im europäischen Interesse geboten ist, um der furchtbaren Macht Rußlands, welche halb Asien schon verschlungen und die der Verfasser schon bis nach Indien und China sich in nächster Zukunft erstrecken sieht, in Europa einen Damm entgegenzusetzen.

Die beiden übrigen uns vorliegenden Werke sind von Russen verfaßt und deshalb objectiver. Namentlich ist dies der Fall mit

4. Lebensbilder aus Rußland und was ich sonst erlebte und beobachtete. Von einem alten Veteranen. Mit drei Ansichten aus Orenburg. Riga, Kymmel. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieser „alte Veteran", ein Deutscher, der 1813 in russische Militärdienste trat und seitdem Russe blieb, schrieb aus Neigung zur Thätigkeit viele, „eine Unzahl" von Aufsätzen für die Blätter der russisch-deutschen Ostseeprovinzen. Es waren Schilderungen russischer Zustände, Jagd- und Kriegsbilder, national-ökonomische Skizzen, geologische Beobachtungen, Reisen u. s. w., von denen der Verfasser hier eine Auswahl getroffen hat. Die Arbeiten fesseln durch Einfachheit und Treue der Schilderung und greifen zuweilen tiefer in die Schilderung russischer Zustände ein. Von besonderm Interesse ist das Kapitel über die Emancipation der Bauern in Beziehung zur neuen Rechtspflege, weil es das einzige ist, welches neuere Fragen Rußlands berührt. Der Verfasser meint, daß durch das „frühere (corrumpirte) Beamtenwesen und durch das unbeschränkte Bojarenthum einer frühern alten Zeit" den Bauern der Begriff für Recht und Unrecht verloren gegangen sei und deshalb die jetzige Emancipation sie zu einer Art Rebellion verleite. Indessen ist er ein Freund dieser liberalen Politik, wenn er auch die Schwierigkeiten, die ihr entgegenstehen, nicht abzuleugnen sucht. Ueber das Gouvernement Orenburg, wo der Autor früher einen höhern Beamtenposten bekleidete, werden höchst anziehende Schilderungen überwiegend national-ökonomischen und ethnologischen Charakters gegeben, darunter auch eine Beschreibung der kostbaren und großen Steinsalzlager von Iletzkaja Saschtschita bei Orenburg.

Trefflich und von ganz eigener Art ist das Werk:

5. Aus dem Volksleben Rußlands. Aus dem Russischen des Schtschedrin (Saltikoff). Berlin, H. Müller. 1863. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

In den Jahren 1856 und 1857 erschien in einer moskauer Zeitschrift eine Reihe von Artikeln über das Beamtenleben in Rußland, die ein so allgemeines Aufsehen erregten, daß sie gesammelt und in den Buchhandel gegeben wurden. Merkwürdig ist dabei, daß diese kleinen, allerliebsten, in der echten, frischen russischen Weise, wie die zarten Turgenew'schen Novellen, geschriebenen Aufsätze die Corruption und Bestechlichkeit der Beamten in Form von den verschiedensten Selbstgeständnissen und mit einer beißenden Ironie schilderten und die kaiserliche Censur die Publication solcher Schriften gestattete. Es scheint, als habe die Regierung sogar diese volksthümliche Zeichnung der Beamtencorruption gewünscht, um ihr einen Schlag zu versetzen. Der Verfasser ist der jetzige Vicegouverneur Saltikow, der unter dem Namen Schtschedrin sich durch dies Werk einen wohlverdienten Ruf erworben hat. Er kennt alles, wie es im „Gouvernement" ist, wie der Ispravnik, der Landrath, die Bauern plündert, wie das Volk diese Polizeiwillkür auffaßt, wie die niedern Beamten thun, was ihr Vorgesetzter thut und mit einer Gemüthlichkeit ohnegleichen auch wol selber Ukase fabriziren und die Leute besteuern, wenn sie vor Plackereien sicher sein wollen. Die Skizzen sind voller Humor und novellenartig geschrieben; das Volksleben Rußlands wird darin mit den feinsten Farben gemalt, der Grund des Uebels ebenso geistreich wie in wohlwollender Ironie angedeutet. Das Buch verdient auch in

Deutschland die freundlichste Aufnahme; es ist eine der besten Erscheinungen der belletristischen Literatur Rußlands.

Eduard Schmidt-Weißenfels.

Notizen.

Die neue cambridger Shakspeare-Ausgabe.

Das „Athenaeum" bringt über die neue sogenannte cambridger Ausgabe der Werke Shakspeare's („The works of *William Shakspeare*. Vol. I. Edited by William George Clark, M. A., and John Glover, M. A. Vol. II. Edited by William George Clark, M. A., and William Aldis Wright, M. A.") einen Bericht, in welchem es unter anderm heißt: „Die cambridger Herausgeber beschenken uns mit dem Anfange einer Edition, die nach einem Plane ausgeführt ist, welcher von dem von irgendeinem ihrer Vorgänger adoptirten gänzlich verschieden ist, nach einem Plane, der an sich so vortrefflich und so gut durchgeführt ist, daß wir nicht Anstand nehmen zu sagen, die Ausgabe werde nach ihrer Vollendung allem Anschein nach die für den Gelehrten wie für den intelligenten Leser die brauchbarste sein, die noch erschienen ist. Sie basiren den Text auf eine durchgängige Vergleichung der vier Folioausgaben und aller Quartausgaben der einzelnen Stücke wie aller folgenden Ausgaben und Commentare, theilen die Resultate dieser Vergleichung in Noten unter dem Text mit und fügen demselben eigene wie andere Conjecturalverbesserungen hinzu." Wenn die Abweichungen einer Quartausgabe von dem überlieferten Text zu bedeutend sind, um in Noten unter dem Text untergebracht zu werden, dann ist der Text der Quartausgabe hinter dem Grundtext in kleinerer Schrift Wort für Wort abgedruckt. Einiges hat der Berichterstatter übrigens auszusetzen; er meint z. B. daß die Herausgeber für die drei spätern Folioausgaben eine wenn auch zwar nur beschränkte, doch immerhin noch zu große Autorität in Anspruch nähmen. Folgendes Verzeichniß einer Reihe von Verbesserungen, welche eine einzige corrumpirte Stelle im Shakspeare betreffen, theilen wir als Curiosum und zugleich als Beweis des von den Emendatoren auf Auslegung und Verbesserung solcher Stellen verwandten Scharfsinns hier mit. Die krankhafte Stelle in „Much ado about nothing" lautet in den alten Abdrücken:

> If such a one will smile and stroke his beard,
> And sorrow, wagge, crie hem, when he should grone etc.

Die ersten fünf Worte der zweiten Zeile finden sich nun in den verschiedenen Ausgaben und bei den verschiedenen Emendatoren in folgenden Variationen:

And hallow, wag, cry hem. — Dritte Folioausgabe.
And hollow, wag, cry hem. — Vierte Folioausgabe.
And sorrow wage; cry hem. — Theobald.
And sorrow waive, cry hem. — Hanmer.
And, sorrow wag! cry; hem. — Johnson.
Bid sorrow wag, cry „hem!" — Capell.
And sorrow gagge; cry hem. — Tyrwhitt.
And sorrowing, cry hem. — Heath.
Cry, sorrow, wag! and hem. — Steevens
In sorrow wag; cry hem. — Malone.
And sorrow wag, cry hem. — Steevens.
And, sorrow waggery, hem. — Ritson.
And sorrow-wagg'd cry hem. — Becket.
And — sorrow wag! — cry hem. — Dyce.
Call sorrow joy, cry hem. — Collier M. S
Say, sorrow, wag; cry hem. — Walker.
And sorrow's wag, cry hem. — G. White.
And sorrow away! cry hem. — Halliwell.
At sorrow wink, cry hem. — Anonymus.

Den Werth der Ausgabe haben die Editoren noch durch eine beigefügte interessante und sorgfältig zusammengestellte Uebersicht über die verschiedenen während des letzten Jahrhunderts veröffentlichten Shakspeare-Ausgaben beträchtlich erhöht. Der Berichterstatter hebt dann unter anderm lobend hervor, daß die Herausgeber bemüht gewesen seien, Theobald als einem der fähigsten Kritiker wieder den ihm gebührenden Rang anzuweisen.

H. M.

Frau und Dame.

Professor Dietrich in Marburg, dem wir bisjetzt nur auf dem Gebiete der strengen Wissenschaft begegneten, hat vor kurzem ein bei aller Wissenschaftlichkeit des Inhalts doch in der Form populär abgefaßtes Schriftchen, ursprünglich ein Vortrag, veröffentlicht, auf welches wir um so lieber aufmerksam machen wollen, als wir hier aufs neue einen Beleg erhalten, daß die deutschen Sprachstudien auch ein allgemeines Interesse haben können, wenn sie in verständlichem Gewande vorgetragen werden, und daß sie zugleich dem Sprachleben der Gegenwart Stütze und Halt zu geben vermögen. Die beiden Worte „Frau" und „Dame" sind der Gegenstand dieses „den deutschen Frauen" gewidmeten sprachgeschichtlichen Vortrags. Der Verfasser will an einem naheliegenden Beispiele die Möglichkeit und die Ziemlichkeit der Rückkehr vom Fremdwort zum einheimischen aus den vorliegenden sprachlichen Thatsachen aufweisen, er versucht es, die Anwaltschaft des Wortes Frau gegen das französische Wort „Dame" zu übernehmen. Zu diesem Behufe betrachtet er zunächst die Lebensgeschichte beider Worte. Die Einführung des Wortes Dame geschah zu einer Zeit der Geschmacklosigkeit und sittlichen Verwilderung, es hat sich allgemein eingebürgert, aber doch nicht völlig. „Denn fremd geblieben ist es der geistlichen Beredsamkeit und dem gesammten Kirchenstil, fern geblieben auch der gerichtlichen Sprache, da, wie auf der Kanzel, so auch vor dem Richter Dame unmöglich ist. Die classische Poesie verschmäht es im Liede, nicht nur im Volksliede, sondern auch in der höhern Lyrik, im Kunstdrama, namentlich in der Tragödie; nur in der erzählenden Dichtung, daher auch in der Ballade, scheint es guten Dichtern zulässig, wo sie romantische Stoffe behandeln, sowie im Roman, der nun einmal Allerweltfarbe enthält." Zwar hat in der Umgangssprache der verschiedensten Lebenskreise das Wort „Dame" eine gewisse Befestigung erhalten, doch haben manche französischen Ausdrücke, die mit Dame nahe verwandt sind, oder doch zugleich damit aufgenommen wurden und noch vor kurzem in Ansehen standen, bereits an Werth eingebüßt und beginnen zu veralten. „Demoiselle" und „Mademoiselle" sind geringer als „Fräulein", und „Frau" gewinnt mit jedem Tage mehr Ueberhand über das französische „Madame". Der Verfasser führt verschiedene Beweise dafür an, daß auch das einfache „Dame" entbehrlich sei, weil uns die Worte „Frau" und „Fräulein" nebst adjectivischen Bestimmungen zu Gebote stehen. Wir geben ihm recht, nur sind wir nicht für Erhaltung und Pflege des Wortes „Frauenzimmer". Aber nicht allein abkömmlich und überflüssig ist das Wort Dame, sein Gebrauch ist auch ungeziemend an dem Orte, wo es eingedrungen ist, im deutschen Hause und in deutscher Gesellschaft. Hier sich halb deutsch, halb fremdländisch auszudrücken und anzureden, das widerspricht dem, was alle guten Jahrhunderte von der sittlichen Würde der Sprache gefühlt und ausgesagt haben. 4.

Bibliographie.

Brenning, E., Die Lehre vom Schönen bei Plotin, im Zusammenhange seines Systems dargestellt. Ein Beitrag zur Geschichte der Aesthetik. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 10 Ngr.

Burow, Julie, Aus der letzten polnischen Revolution. Ein Lebensbild. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. Gr. 16. 1 Thlr.

Daurignac, J. M. S., Geschichte der Gesellschaft Jesu von ihrer Stiftung an bis auf unsere Tage. Uebersetzt von L. Clarus. Zwei Bände. Regensburg, Manz. 1863. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Diplomat und die Jesuiten. Ein social-politischer Roman aus der neueren Zeit. Mitgetheilt aus den Papieren

eines Verstorbenen vom Verfasser der „Preußischen Novellen“. Zwei Bände. Berlin, Foerster. 8. 2 Thlr.

Das Dunkel des Jenseits im Lichte des Evangeliums. Ein Trostwort für Weinende. Ins Deutsche übertragen von A. G. Lundehn. Stolp, Eschenhagen. 16. 20 Ngr.

Fröhlich, A. E., Trostlieder. Neue Sammlung. Zürich, Schultheß. 16. 1 Thlr. 2 Ngr.

Gaussen, L., Die Aechtheit der heiligen Schriften vom Standpunkt der Geschichte und des Glaubens. Aus dem Französischen in's Deutsche übertragen von J. E. Grob. Einzig rechtmäßige deutsche Ausgabe. 1ster Theil. Basel, Balmer u. Riehm. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Gwinner, W., Schopenhauer und seine Freunde. Zur Beleuchtung der Frauenstädt-Lindner'schen Vertheidigung Schopenhauer's sowie zur Ergänzung der Schrift: „Arthur Schopenhauer aus persönlichem Umgange dargestellt.“ Leipzig, Brockhaus. 1863. 8. 15 Ngr.

Heer, O., Die Urwelt der Schweiz. 1ste Lieferung. Zürich, Schultheß. Lex.-8. 10 Ngr.

Heilingbrunner, A., Fall und Rettung. Ein Theaterstück nach den Grundsätzen der Thierschutzvereine verfaßt. München, Lentner. 1863. 16. 6 Ngr.

Der Heimathlose. Erzählung. Aachen, Cremer. 1863. 8. 18 Ngr.

Heinemann, O. v., Albrecht der Bär. Eine quellenmässige Darstellung seines Lebens. Nebst 1 Stammtafel. Darmstadt, Lange. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Heinrichs, Emilie, Dunkle Tage. Historischer Roman. Zwei Bände. Hannover. 1863. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Heß, H., Giulio. Eine Tragödie, und Gedichte. Kiel. 8. 1863. 1 Thlr.

Hoffmann, F. W., Blüthen portugiesischer Poesie. Metrisch übertragen. Magdeburg, Baensch. 1863. 16. 1 Thlr.

Hubaine, M. E., Die weltliche Herrschaft der Päpste. Beurtheilt von der französischen Diplomatie. Eine Sammlung von Actenstücken. Nach der 2ten französischen Original-Ausgabe übersetzt und herausgegeben von M. E. Coburg, Streit. 1863. Gr. 8. 12½ Ngr.

Huber, A., Geschichte der Margaretha Maultasch und der Vereinigung Tirols mit Oesterreich. Innsbruck, Wagner. 1863. 8. 5 Ngr.

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. 43ster Jahrgang für 1864. Berlin, Vereins-Buchhandlung. Gr. 12. 1 Thlr. 20 Ngr.

Kayserling, M., Der Dichter Ephraim Kuh. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur. Berlin, Springer. Gr. 8. 10 Ngr.

Keym, F., Geschichte des 30jährigen Krieges. Nach den Resultaten der neuern Forschungen dargestellt. 1ster Band: 1618—1630. Freiburg im Br., Herder. 1863. 12. 22½ Ngr.

Königsberg, A., Manlius. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Berlin, Springer. Gr. 8. 20 Ngr.

Kramer, G., Carl Ritter. Ein Lebensbild nach seinem handschriftlichen Nachlaß dargestellt. 1ster Theil. Nebst einem [illegible]iß Ritters. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. [illegible]. 10 Ngr.

[illegible]aubert, E., Venedig, Genua, Nizza. Drei Vorlesungen. Danzig, Kafemann. 8. 24 Ngr.

Levitschnigg, H. Ritter v., Leier und Schwert. Eine Zukunftsnovelle aus dem Nachlasse des Verfassers. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 8. 1 Thlr.

Das Lied von der Apotheke. Secundum artem präparirt, in partes octo dividirt, das Ganze phaemacopolirt, zum Pharmazeitvertreib edirt vom Verfasser des Reactionär in der Westentasche. Bunzlau, Appun. 8. 7½ Ngr.

Lingg, H., Die Walkyren. Dramatisches Gedicht in drei Acten. München, Lentner. 16. 26 Ngr.

Kaiser Napoleon III. und seine Herrschaft. Pariser Betrachtungen von einem Nicht-Diplomaten. Dresden, Meinhold u. Söhne. 1863. Gr. 8. 15 Ngr.

Deutsche Roman-Zeitung. Unter Mitwirkung von F. Bodenstedt, R. Griepenkerl, M. Hartmann u. s. w. herausgegeben. 1ster Jahrgang. 1864. Achtundvierzig Hefte. Berlin, Janke. 1863. Gr. 4. Vierteljährlich 1 Thlr.

Schirmer, A., Die Debardeur-Lini. Roman aus dem Wiener Leben. Wien. 8. 16 Ngr.

Schmid, H., Almenrausch und Edelweiß. Erzählung aus dem bairischen Hochgebirge. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr.

Schwartz, Marie Sophie, Die Emancipationswuth. Eine Erzählung. Aus dem Schwedischen von A. Kretzschmar. Zwei Theile. Leipzig. Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Sewell's, E., Ausgewählte Schriften. Eingeleitet von G. H. v. Schubert. Aus dem Englischen. 1ster Band. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 1 Thlr.

Strodtmann, A., Die Arbeiterdichtung in Frankreich. Ausgewählte Lieder französischer Proletarier. In den Versmaßen der Originale übersetzt und mit biographisch-historischer Einleitung versehen; nebst einem Anhang Victor Hugo'scher Zeitgedichte. Hamburg, Richter. 1863. 8. 1 Thlr.

Trautphöus, Baronin v., Uneins. Deutsche Original-Ausgabe. In drei Bänden. Leipzig, Wiedemann. 1863. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Thalia. Taschenbuch für 1864. Redigirt von F. Steinebach. 51ster Jahrgang. Mit 6 Stahlstichen. Wien, Dirnböck. 1863. 8. 2 Thlr.

Thiele, H., Der dritte Ostertag. Ein Religionsgespräch. Halle, Mühlmann. 1863. 16. 8 Ngr.

Tagesliteratur.

Beseler, G., Der Londoner Vertrag vom 8. Mai 1852 in seiner rechtlichen Bedeutung geprüft. Mit Anlagen. Berlin, Weidmann. 1863. Gr. 8. 7½ Ngr.

Franklin, B., Der Weg zum Reichthum. Neu bearbeitet nebst einer Biographie des berühmten Verfassers von G. A. B. Berlin, Grothe. 1863. 16. 6 Ngr.

Der deutschen Freiheit Minne. Ausgewählte Lieder der deutschen Freiheitssänger. Dresden, Schöpff. 1863. Gr. 16. 7½ Ngr.

Zweierlei Freiheit! Eine social-politische Schrift von Karl v. B. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1863. Gr. 8. 6 Ngr.

Hendewerk, Orthodoxie und Philosophie. Königsberg, Koch. 1863. Gr. 8. 6 Ngr.

Das Junkerthum, wie es entstanden ist und wie weit es uns gebracht hat. Von P. Gotha, Stollberg. 1863. Gr. 8. 12 Ngr.

Die gegenwärtige Lage Preußens. Ein Wort an die Männer des preußischen Volkes. Gotha, Stollberg. 1863. Gr. 8. 5 Ngr.

Mandl, M., Deutschland und der Augenblick! Eine Mahnung an jeden Deutschen. Leipzig, Colditz. 1863. Gr. 8. 2½ Ngr.

Meier, H., Rede zur 50jährigen Jubelfeier der Völkerschlacht bei Leipzig. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1863. Gr. 8. 5 Ngr.

Mohl, H. v., Rede gehalten bei der Eröffnung der naturwissenschaftlichen Facultät der Universität Tübingen. Tübingen, Laupp. 1863. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die neueste Phase der Schleswig-Holsteinischen Frage. Ein Flugblatt, vom Baum der Erkenntniß gefallen und aufgelesen von einem großdeutschen Nati-Koburger. Hamburg, Richter. 1863. Gr. 8. 4 Ngr.

Schwartzkopff, A., Shakespeare in seiner Bedeutung für die Kirche unserer Tage. Ein Vortrag, zum Theil im evangelischen Verein zu Berlin gehalten. Halle, Mühlmann. 1863. 16. 9 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 2. — 7. Januar 1864.

Romane von Marie Sophie Schwartz.

1. Blätter aus dem Frauenleben. Eine Erzählung. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1863. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
2. Die Frau eines eiteln Mannes. Eine Erzählung. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1863. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. Wilhelm Stjernkrona. Oder: Ist der Charakter des Menschen sein Schicksal? Eine Erzählung. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1863. 8. 2 Thlr.
4. Zwei Familienmütter. Eine Erzählung. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1863. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
5. Schuld und Unschuld. Eine Erzählung. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1862. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
6. Die Witwe und ihre Kinder. Ein Erziehungsroman. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1863. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Vielleicht hat kein Volk der Erde, welches mit seiner Cultur nicht mehr im Kindesalter steht, eine so große Vorliebe für alles Fremde und Ausländische wie die Deutschen. Diese unselige Vorliebe trägt einen Theil der Schuld, daß es uns so schwer wird, ein eigenthümliches Ganze, eine Nation zu werden, wenngleich gerade durch jene Vorliebe die Universalität deutscher Bildung unberechenbar mächtig gefördert ist. Diese Universalität steht, wenn ich nicht irre, auf dem Punkte, in Europa modern zu werden und im Zusammenhang des europäischen Culturlebens wird sich das immer mehr als Nothwendigkeit geltend machen. Aber die mit jener Universalität zusammenhängende Ungerechtigkeit gegen die eigenen nähern Volksgenossen ist eine Schwachheit, welche, je nach den Modalitäten, unter welchen sie auftritt, verlacht, verhöhnt, oder blutig gegeiselt zu werden verdient. Was für eine Zahl von fremden Autoren hat man — nur im Gebiete des Romans — während der letzten Decennien in Deutschland bewundert! Da sind nicht nur englische und französische, es sind auch amerikanische, vlämische, dänische, russische, schwedische. Und doch habe ich die Ueberzeugung, daß wir Deutsche auch unter den in dem bezeichneten Zeitraum von deutschen Autoren geschriebenen Romanen manches Kunstwerk aufzuweisen hätten, welches zu verleumden, zu vernachlässigen oder gar nicht zu kennen, nach meinem Urtheil wenigstens, kein Ruhm ist. Wir Deutschen sind, so groß wir im allgemeinen und im einzelnen auch erscheinen, in mancher Beziehung ein bizarres Volk; namentlich in Sachen der Literatur, meine ich; wir haben unsere große Classikerfabrik, und die Gebildeten unter uns kennen so ziemlich die Namen dieser Classiker; die Titel ihrer Werke sind schon einer mehr esoterischen Kenntniß vorbehalten; das Volk macht seine Reverenz vor den Namen, bewundert etwaige schöne Einbände sämmtlicher Werke, schreit, ißt und trinkt mit, wenn ein Denkmal oder so etwas eingeweiht wird, und liest — die Bücher fremdländischer Autoren. In dieser Specialität sind wir Deutschen originell; kein anderes Volk stellt die fremdländische Literatur über die eigene, und ich muß gestehen, daß ich halb Hohn, halb Bedauern auf der Lippe habe, wenn ich auf unverhältnißmäßig vielen Büchern deutscher Autoren die stolzen Worte lese: „Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten." Bekanntlich werden jedes Jahr zahlreiche deutsche Werke in fremde Sprachen übersetzt, und auch uns kann es nur zum Vortheil gereichen, wenn werthvolle ausländische Schriften und Werke in Uebersetzungen bei uns eingeführt werden; aber jene parteiische Vorliebe für fremdländische Literaturproducte, wie wir Deutsche sie hegen, findet sich bei den andern Nationen nicht und sollte sich auch bei uns nicht finden.

Was nun die schwedische Literatur, von welcher uns eine Reihe von Leistungen vorliegt, betrifft, so ist das schwedische Land jedenfalls an sich ein interessantes; diese ursprüngliche, von modernster Cultur noch so wenig berührte Natur, diese einsamen Waldgebirge, diese schwer zugänglichen Höhen, diese stillen Buchten und Meerbusen, diese einsamen Bergmannsdörfer, diese zerstreutliegenden Hüttenwerke — das alles bietet für einen Roman einen landschaftlichen Hintergrund, welcher namentlich einem deutschen Leser in hohem Grade ansprechend erscheint. Und dann das Volk selbst: es ist unzweifelhaft gewiß, daß im schwedischen Volke sich noch viel Ursprünglichkeit, viel Naivetät erhalten hat, und zwar eine Naivetät, welche von barbarischen Naturzuständen weit entfernt ist. In Schweden hält der Mann es noch für eine Ehre Mann zu sein und glaubt diese Ehre in Wort und in That

wahren zu müssen, eine Ueberzeugung, ohne welche die echte Tüchtigkeit eines Volks gar nicht denkbar ist; im schwedischen Volke findet man Kraft ohne Barbarei, Muth ohne Roheit, Verstand ohne Verkünstelung, Humanität ohne Verweichlichung, Nationalstolz ohne Eitelkeit. Gewiß haben diejenigen unrecht, welche behaupten, der Einfluß des berühmten Königs Gustav III., sein Geschmack, sein elegantes Beispiel hätten auf das schwedische Volk den Einfluß geübt, daß das Glänzende, das in die Augen Fallende, das Leichte, das Elegante, kurz das Oberflächliche die alte Gediegenheit in Schweden verdrängt habe; selbst ein Einfluß der Dynastie Bernadotte ist in dieser Beziehung nicht nachweisbar; mit einem Worte, der heutige Charakter des schwedischen Volks ist noch der alte, und wenn von jener leichtern, weniger ernsten und gründlichen Lebensauffassung, welche sich in den höhern Kreisen der europäischen Gesellschaft jetzt wahrnehmbar macht, auch in Schweden Spuren gefunden werden sollten, so bleiben dieselben nur als vereinzelte Momente stehen und sind nicht maßgebend für das Urtheil über das Ganze. Diese Behauptung glaubt Referent nach allem, was ihm in dieser Richtung kund geworden ist, aufrecht erhalten zu müssen. Es wird in Schweden bei weitem nicht so viel gelesen wie zum Exempel in Deutschland oder in Frankreich. Die Schwedin macht es nicht wie die Französin, und setzt sich am Morgen hin, studirt Zeitungen, Journale, Pamphlete, Illustrationen, damit sie, wenn die Visitenzeit da ist, Gegenstände hat, über welche sich angenehm sprechen läßt; in Schweden lebt der Mann wie die Frau, der Herr wie die Dame, unvergleichlich viel mehr fürs Haus als für die Gesellschaft. Die Schweden sind auch keineswegs ein Literaturvolk, wenngleich es eine schwedische Literatur gibt; die alte skandinavische Literatur, welche sich etwa im 9. Jahrhundert aus dem Norden von Europa nach Island hinüberrettete, die alten Skaldenlieder, die alten Helden- und Wundersagen, mit einem Worte die Edda, in welcher Dänen, Norweger und Schweden einen Theil ihres Lebens und Geistes repräsentirt sehen, ist in Schweden jetzt nicht vollständiger bekannt und steht in Schweden nicht näher im Zusammenhange mit der Literatur, als in irgendeinem andern Lande Europas; mit einem Worte, dieser Einfluß auf die schwedische Literatur ist gleich Null. Was später die Königin Christine mit Hugo Grotius, mit Salmasius, mit Descartes, mit Naudé, Meiboom u. a. studirte und redigirte, was sie an Büchern und Kunstsachen kaufte, blieb dem schwedischen Publikum fremd, und es könnte schwerlich nachgewiesen werden, in welchem Zusammenhang dieses königliche Vorbild mit den Leistungen irgendeines schwedischen Autors stehe.

Alles, was Gustav III. für Literatur that, war eigentlich nur Nachahmung französischen Vorbildes; die Akademie für schwedische Sprache, welche er nach Analogie der Académie française gründete, hat, wie die schwedischen Gelehrten behaupten, die schwedische Sprache nicht gefördert; die Regelmäßigkeit, welche Gustav als höchste Schönheit verlangte, läßt sich dem Genius ebenso wenig wie dem simpelsten Bürgersmanne in stilistischer Hinsicht octroyiren, und was Gustav III. selbst schrieb, dürfte dem Mustergültigen nicht allzu nahe liegen.

In Deutschland hat die schwedische Literatur eine theilnahmvolle Berücksichtigung erst gefunden seit Bellmann's Zeit. Esaias Tegnér machte Aufsehen. Crusenstolpe wurde vor 12—14 Jahren sehr viel gelesen und verdient es mit großem Recht; wenn die Form nicht überall befriedigt, so ist doch der sachliche Gehalt seiner memoirenartigen Darstellung aus dem Leben der Königin Ulrike, Gustav's III., Karl Johann's XIV., von Werth, ja von so anerkanntem Werth, daß Crusenstolpe die Kühnheit seiner Mittheilungen mit Festungsstrafe büßte. Auch die weiblichen Autoren, Frederike Bremer und Emilie Flygare-Carlén haben mit ihren Büchern in Deutschland Glück gemacht. Als Jüngste schließt sich an die Genannten Frau Marie Sophie Schwartz, und so viel dürfen wir über diese Schriftstellerin gleich von vornherein sagen, daß, wenn jemand auch im allerintimsten Verhältnisse zu Frederike Bremer und zur Carlén gestanden hätte, er dennoch zugeben müßte, daß der Erfolg, welchen Frau Schwartz in Schweden sowol wie in Deutschland errungen hat, durch ein bedeutenderes Moment hervorgerufen sei, als durch den Hunger des leselustigen Publikums nach neuen Sachen.

Wir gehen jetzt specieller auf die uns vorliegenden Schwartz'schen Romane ein.*) Ich folge auch hier dem von mir in d. Bl. schon mehrfach ausgesprochenen Grundsatze, daß jedes Werk zunächst aus sich selbst beurtheilt werden müsse; was das Werk selbst ist, muß für den Beurtheiler wichtiger sein, als was der Autor selbst über dasselbe sagt. Ich lasse es deshalb ganz dahingestellt sein, ob es richtig ist oder nicht, was Frau Schwartz einmal über Romane im allgemeinen bemerkt; sie verlangt nämlich, daß der Roman eine wirklich die Sitten veredelnde Lektüre werde, welche zum Verstand und zum Herzen spricht, welcher die einfache Wirklichkeit in einer schönen, wahren und edeln Gestalt vorführt und nicht durch ihre überspannten Bilder die Gedanken verwirrt und das Gemüth in Flammen setzt. Man lasse die Wirklichkeit sprechen, verlangt sie; dieselbe enthalte hinreichende Poesie, ohne daß wir sie aus den Höhlen einer überspannten und wahrheitswidrigen Phantasie hervorzuholen brauchten. Die Dichtung sei blos eine leichte, aber gefällige Draperie der Wahrheit u. s. w. Ferner lasse ich es ganz dahingestellt sein, ob Frau Schwartz recht hat, wenn sie am Schlusse des einen ihrer bedeutendern Werke sagt: sie fühle, ihr Buch sei der Versuch einer Anfängerin, und wenn sie bittet, der Leser möge mit Nachsicht ihre Mängel beurtheilen, zu deren Entschuldigung sie blos auf ihre unzureichende Fähigkeit hinweisen könne, welche der Liebe, die sie für die ihr vorschwebenden Gedanken und Ideen gehegt, nicht so entsprochen habe, wie sie gewünscht.

Die Romane der Frau Schwartz unterscheiden sich in mehrfacher Hinsicht von den Romanen anderer schwedischer, deutscher, französischer und englischer Frauen. Nämlich

*) Die frühern Romane der Frau Schwartz wurden in Nr. 2 und 30 d. Bl. f. 1862 besprochen. D. Red.

Frau Schwartz stellt sich ihre Aufgabe allemal hoch, und zwar deswegen, weil sie einen hohen Gedanken von der Erhabenheit der Kunst, welcher sie dient, zu haben scheint. Es genügt dieser Schriftstellerin nicht, eine hübsche Geschichte zu erzählen, interessante Situationen zu malen, markirte Charaktere zu zeichnen, nein, sie hat — ob mit vollem Bewußtsein oder in natürlich künstlerischem Instinct — das Bedürfniß, ein Kunstwerk zu schaffen. Ich will keineswegs behaupten, daß die obengenannten Bücher sämmtlich Kunstwerke seien; aber sie haben eine Verwandtschaft mit Kunstwerken, sie haben ein Air davon: die kräftigen Bücher dieser Schriftstellerin können es werden. Wie gesagt, Frau Schwartz findet nicht ihr Genüge darin, eine gute Federzeichnung oder eine fein ausgemalte Scene zu liefern: sie sucht den Grundgedanken ihres Buchs oder den Gegenstand ihrer Erzählung, wie man es nennen will, sich selbst und dem Leser theils bildlich, theils unbildlich, theils im Lichte des Gegenstandes selbst, theils im Lichte fremder Charaktere und fremder Anschauungen, theils durch Position, theils durch Negation, theils dialektisch, theils historisch nahe zu bringen; sie ruht nicht, bis sie, was in dem Bereiche ihrer Aufgabe lag, fein ausgespürt und bis sie dasselbe gründlich durchgeführt hat, und zu dem allen besitzt sie die Hauptkunst, ich nenne es das Geheimniß aller Künstler: sie macht ihr Werk eben fertig, sodaß jeder Beschauende sagt: „Ja, so ist es recht, so muß es sein.“

Die Romane anderer Autoren gehen gewöhnlich aus von der Pointe einer Anekdote, von einer oft sehr alltäglichen Begebenheit, von einem Ereignisse, welches den Schein von etwas Besonderm hat, von einer interessanten Persönlichkeit u. s. w. Die Romane der Frau Schwartz dagegen erwecken sämmtlich ein besonderes Interesse rücksichtlich der psychologischen Aufgabe und Ausführung, welches sie kennzeichnet; hier handelt es sich um ein sociales Uebel, dort um ein familienmäßiges Interesse, in einem dritten um eine sociale Errungenschaft u. s. f.; jedesmal gibt die Verfasserin ihrem Leser die Aufforderung selbst zu denken, selbst zu urtheilen. Wir fanden beim Durchgehen dieser Schwartz'schen Romane oftmals, daß entweder einzelne Scenen oder einzelne Charaktere, sogar daß das Ganze des Werks noch eine andere Ausführung denkbar sein ließe, als die von der Verfasserin gegebene; so oft uns dieser Gedanke kam, so oft war er aber auch von der Ueberzeugung begleitet, daß die in dem Buch gegebene Ausführung befriedigend sei.

Noch eins kennzeichnet die Romane unserer Verfasserin und ich drücke es so aus: Als mein Amanuensis mir das erste Werk vorgelesen hatte, sagte ich: diese Frau Schwartz schreibt mit einer Leidenschaft, die ich nur einem Manne zutrauen würde. Den Sinn dieses Ausspruchs würde man ganz und gar misverstehen, wenn man den Sinn darin fände, daß Frau Schwartz sich mit Vorliebe ergehe in Darstellung leidenschaftlicher Männer- und Jünglings-, Frauen- und Mädchenliebe; davon ist Frau Schwartz so weit entfernt, daß ich in der That keinen Autor zu nennen wüßte, der in dieser Beziehung so streng Maß hält; die Liebesangelegenheiten werden oftmals, ich möchte sagen, in magern Contouren gezeichnet; aber was ich mit jener Leidenschaftlichkeit meine, ist so zu verstehen: Frau Schwartz ist eine Frau, welche ihre Ueberzeugungen hat; sie ist eine Frau von Charakter und von geistiger Energie und demgemäß malt sie, oder es malt sich in allen Charakteren, welche sie dichtet, eine Kraft der Ueberzeugung, Energie des Willens, Selbständigkeit der moralischen Persönlichkeit und Stetigkeit im Vorschreiten zu einem scharf bezeichneten Ziele. Da nun diese Eigenthümlichkeiten nicht blos bei den Hauptpersonen, sondern bei allen den Menschen angetroffen werden, welche unsere Verfasserin darstellt, so fühlt sich der Leser mit solcher Macht in die Lebensschicksale jener Dichtungen versetzt, man nimmt so sehr Partei für und wider, daß man von diesen Personen der Dichtung wol sagen mag, sie sind mit Leidenschaftlichkeit geschildert, namentlich wenn man zurückkehrt aus der Gesellschaft dieser blassen, blutlosen, saft- und marklosen Menschen, die in den Salons von 1863 noch Helden sind.

Eins der reichsten Bilder dieser Gattung wird uns geboten in dem Buche: „Blätter aus dem Frauenleben“ (Nr. 1). Es kann nicht die Aufgabe des Referenten sein, diese weithin sich verästelnde Erzählung hier skizzirend wiederzugeben, es wird genug sein, zu notiren, daß und warum die Verfasserin eine wirklich werthvolle Leistung gemacht hat. Dieselbe führt nämlich zwei Personen vor, in den hohen Kreisen der Gesellschaft lebend, beide von der Welt arg verwöhnt, beide vollständig Weltkinder, beide ganz dem modernen Nihilismus hingegeben. Diese zwei heirathen einander und bilden sich in ihrer Ehe beide vollständig um: der Gatte, vor seiner Vermählung ein schöner, leichtsinniger junger Offizier, zu einem wirklich tüchtigen, ehrenwerthen Manne; die Gattin zunächst zu einer unbeugsamen, nicht zu überwindenden Xanthippe, nach und nach sogar zu einer boshaften, ich möchte sagen infamen Megäre; die daraus hervorgehenden Conflicte spielen theils im häuslichen, theils im Familien-, theils im Gesellschaftsleben und sind mit Ausführlichkeit und Wahrheit gezeichnet; endlich, sehr langsam freilich und nach häufigen Rückfällen, kommt das Menschliche im Charakter der Gattin, welches unter Stolz, Neid, Rachsucht, Uebermuth und Vornehmheit fast ganz begraben und verschwunden war, wieder zum Vorschein; und wenn auch der Leser anfangs an die Besserung dieses abscheulichen Weibes nicht recht glauben kann, so gelingt es doch der Verfasserin, diese Ueberzeugung zu begründen und zu befestigen. Wie gesagt, dieses sich voneinander Entfernen zweier Charaktere, die einander so ganz ähnlich, so ganz gleich zu sein scheinen in ihrer ganzen Naturanlage, ist wahrhaft musterhaft geschildert, und wenngleich der Leser lange zweifelt, ob es möglich sei, daß die Disharmonie, in welcher die zwei Gatten zueinander stehen, jemals wieder gelöst werden könne, so hat die Verfasserin dieses Geheimniß der Lösung verstanden und der Leser fühlt sich durchaus befriedigt. Gleicherweise befriedigt

fühlt der Leser sich mit dem Schicksale eines zweiten, jenem ersten verwandten Ehepaars. Der Gatte ist ein ehrenwerther Mann, die Gattin aber ein Weib höherer Art, welche nahe daran ist, durch die Vorurtheile und die moralische Schwäche ihres Mannes ganz so unglücklich und elend zu werden, wie sie denen, welche sie sehen, erscheint. Die Art und Weise, wie die Verfasserin die Schicksale dieser zwei Familien miteinander verknüpft, ist so leicht, so natürlich, wie das Leben selbst oft durch das Eintreten kleiner wie großer, andauernder oder abrupter Ereignisse Familien verbündet oder auseinanderreißt. Einen großen Reichthum von Erfindungsgabe entwickelt die Verfasserin in diesem Roman, indem sie eine große Zahl von Nebenpersonen und Nebenereignissen vorführt, welche mit Nothwendigkeit in die Hauptbegebenheit eingreifen. Und dabei ist die Oekonomie des Ganzen taktvoll gewahrt; nie springt das Nebenherlaufende dem Hauptgetriebe voraus, nie drängt sich ein untergeordnetes Moment ungebührlich hervor, nie wird, wie in beliebten Theaterstücken, auch für Nebenpersonen ein Interesse erweckt, welches dem Interesse an der Hauptsache fremd ist oder demselben gar Eintrag thun könnte.

Dieser interessante Roman hat eine Art Fortsetzung in dem Roman, welcher betitelt ist: „Die Frau eines eiteln Mannes“ (Nr. 2). Ich finde, daß es ein precäres Unternehmen ist, die Fortsetzung eines Romans zu schreiben. Das Werk müßte, wenn es gelingen sollte, schon bei seinem Beginn auf zwei große Theile oder auf die Erzählung selbst und auf die Fortsetzung angelegt sein; ist das nicht geschehen, so muß der Autor ein ganz seltenes Talent haben, um nicht ein verfehltes Werk zu liefern. Ich meine, Bulwer hat mit seinen Fortsetzungen unvergleichlich Höheres geleistet als diese Schwedin; jedenfalls hätte dies Buch: „Die Frau eines eiteln Mannes“, unendlich gewonnnen, wenn es sich nicht an ein früheres angelehnt hätte. Auch in diesem Romane ist die Hauptpartie einem Ehepaar zugetheilt. Eine junge Dame mit echt weiblichem Herzen, mit großer Aufrichtigkeit und Willensfestigkeit, mit unverkennbarer Anlage zu heroischer Tugend, dazu mit ganz ungewöhnlichen, sogar poetischen Talenten, wählt unter den sich ihr nahenden Männern denjenigen zum Gatten, der am wenigsten recht hatte, seinen Wunsch erfüllt zu sehen.

Man erlebt es oft, daß es eine Eigenthümlichkeit poetischer Gemüther ist, daß sie in Bezug auf ihre eigenen Gefühle große Misgriffe begehen und den Eindruck des Augenblicks zu viel gelten lassen. Wer ihren Edelmuth, ihr Mitleiden erwecken kann, der kann mit Sicherheit darauf rechnen, daß er sie besiegt. Diese Kinder der Eingebung des Augenblicks können, solange sie jung sind, nie den Gehalt ihrer Gefühle analysiren, weil die Stelle derselben zu oft von der Phantasie eingenommen wird und die geträumten Eindrücke ebenso lebhaft sind wie die wirklichen. Dazu kommt, daß solche Menschen oft etwas ganz anderes zu sein glauben, als sie wirklich sind und sich von ihrem Charakter ein Bild machen, welches dem Original oft sehr unähnlich ist.

Das interessant durchgeführte Problem dieses Romans ist, daß der Gatte eigentlich nur aus Eitelkeit jenes ausgezeichnete Mädchen wünschte. Als er nicht im Stande ist, seine Gemahlin dahin zu bringen, daß sie sich und ihre Talente öffentlich bewundern läßt; was thut er? Er verschwendet, ohne daß die Frau eine Ahnung davon hat, ihre Reichthümer, und benutzt diese Verschwendung, um sich Ansehen, Ehrenstellen, Orden und dergleichen zu verschaffen, mit einem Worte, er sinkt immer tiefer zu jenem patentirten Narrenthum hinunter, welches sich einbildet, die Welt zu beherrschen. Im Gegensatz dazu durchläuft die Frau alle ihr dadurch aufgelegten Prüfungen mit Geduld nicht blos, mit heroischem Sinne sogar und benutzt alle, selbst die tiefsten Demüthigungen — z. B. daß sie sich von den ausgezeichnetsten Menschen, ihren Freunden, falsch beurtheilt sieht — zur Veredlung ihres eigenen innersten Selbst. Unsere Verfasserin hat die Gegensätze von Hoheit des Weibes und Erbärmlichkeit des Mannes in dieser Erzählung einfach aber ergreifend durchgeführt; sie führt in ihrer Darstellung die Ereignisse und Situationen nicht selten bis an die Grenze des Möglichen; aber sie bleibt stets noch innerhalb dieser Grenzen stehen, und das ist ein großes Lob.

Ein anderes Werk der genannten Verfasserin ist betitelt: „Wilhelm Stjernkrona. Oder: Ist der Charakter des Menschen sein Schicksal?“ (Nr. 3). Wie der Titel sagt, haben wir hier ein Charaktergemälde vor uns; die Verfasserin hat diese Aufgabe lobenswerth gelöst; sie hat nicht nach einem Schema gearbeitet, der Schematismus, welcher ihrem Werke zu Grunde liegt, ist wenigstens nirgends transparent; die Dichtung erscheint als durchaus freies, künstlerisches Gebilde; nicht die Charaktermalerei erscheint als Hauptaufgabe des Werks, sondern es entwickeln sich die Charaktere an einer Reihe interessanter Ereignisse, im Verlauf anregender Momente, in einem Leben, welches reich und doch nicht bunt durch Wechsel ist. Frau Schwartz hat große Gewandtheit darin, ihre Erzählungen, ich möchte sagen zu dramatisiren; dieses Talent entfaltet sie in vorliegendem Romane auf ganz glänzende Art; die Conversation ist in keinem der vor uns liegenden Romane unserer Verfasserin so gewandt, so glänzend geistreich geführt, wie in dem vorliegenden. Die leichte Conversationsmanier des Schweden, einer vornehmen Creolin, eines geistreichen Franzosen — diese drei Personen bringen den Leser in die Täuschung, daß er den Gesprächen lebender Personen zuhört, während er doch geschriebene Gespräche liest. Allerdings ist der Gedanke, eine Creolin in einem Gedicht erscheinen zu lassen, nicht neu; die französische Literatur aus dem Ende des verflossenen Jahrhunderts weist mehrere solcher Gedichte auf, und selbst ein neuerer deutscher Autor hat vor einigen Jahren diesen Vorwurf sich angeeignet; aber Frau Schwartz folgt keinem Vorbilde; ihre Leistung erscheint selbständig und eigenthümlich. Was ihrem Buch einen höhern Werth

verleiht, ist, daß das Thema, welches dem Buche vorangestellt ist, nicht etwa nur an der Hauptperson ausgeführt wird, sondern daß alle Personen des Buchs dem Leser gleichsam die Frage vorlegen; ist mein Charakter mein Schicksal? Und das Buch ist reich an Charakteren. Die Haupthelden, Wilhelm Stjernkrona und Estella von Estrier, die Creolin, sind umgeben von ganz vortrefflich angelegten und ausgeführten Personen; da ist zunächst der geheimnißvolle Gatte der Gräfin Estella; da ist ferner der französische Seeoffizier Marquis St.-Sue, welcher von sich selbst sprechend sagt: ein Soldat ist ein in Uniform gekleideter Henker. „Mir", sagt St.-Sue, „beliebt es, mit dem Leben Gerade und Ungerade zu spielen; es liegt etwas Pikantes darin, jeden Augenblick eine Umarmung des Todes zu erwarten und dennoch zur eigenen Ueberraschung zu finden, daß man noch lebt. Das Leben hat nur einen Werth, nämlich den, daß man es aufs Spiel setzen kann!"

Unter den Personen dieses Romans ist ferner das Fräulein Lucie von Outreville, eine Verwandte des Grafen Estrier und Freundin der Gräfin Estella, ein heroisch angelegter und vortrefflich gezeichneter Charakter. Die Verbindungen und Verwickelungen, in welche alle genannten Personen zueinander treten, sind gut ersonnen und taktvoll durchgeführt; das Verhältniß, in welchem der Marquis St.-Sue und Gräfin Estella zueinander stehen, interessirt in jeder Scene aufs neue, weil jede Scene im Leser die Frage erneuert: wo ist die Grenze von Interesse und Gleichgültigkeit, von glühender Liebe und brütendem Haß? Die Lösung des interessanten Problems, welches als Frage an der Spitze unsers Romans steht: Ist der Charakter des Menschen sein Schicksal? diese Lösung hat die Verfasserin glücklich gefunden: der Charakter hat großen Einfluß auf das Schicksal des Menschen; aber eine höhere Hand lenkt die Ereignisse, welche den Charakter bilden; ein höherer Wille also bestimmt des Menschen Schicksal.

Das folgende Werk der Frau Schwartz ist betitelt: „Zwei Familienmütter" (Nr. 4). Die Verfasserin hat die eine dieser Mütter als ein einfaches, aber echtes Muster häuslicher Tugend gemalt, während sie in der Darstellung der andern eine sehr schwierige Aufgabe sich stellte. Es ist nicht blos ungemäßigter Stolz, Ehrsucht, Eigenliebe und alle verwandte Laster, welche diese Mutter zu einem häßlichen Menschenbilde machen, sondern die Verfasserin geht sogar so weit, sie als freche Tyrannin ihres Mannes, eines stillen nur seiner Wissenschaft lebenden Gelehrten, zu machen; ja, diese Mutter wird dem Leser als ein so unnatürliches Weib vorgeführt, daß sie selbst ihre zwei erwachsenen Kinder, einen außerhalb ihres Hauses mit eigener Oekonomie lebenden Sohn und eine gleichfalls erwachsene Tochter, unter dem Vorwande besserer Einsicht und mütterlicher Sorge tyrannisirt, als wären diese Kinder verstandes- und willenlose Sklaven. Es ist nicht zu leugnen, daß die Wirklichkeit bisweilen solche Ungeheuer von Weibern geboren werden läßt; in der Dichtung aber dieselben zu verwenden, ist ein gewagtes Unternehmen. Frau Schwartz würde auch mit diesem Unternehmen so gut Fiasco gemacht haben, wie mehrere Theaterdichter mit ähnlichen Gebilden — ich meine selbst den Dänen Holberg eingeschlossen —; allein in dem obengenannten Buche hat die Verfasserin alles Unweibliche, alles Harte, alles Abscheuliche dieses Muttercharakters nur als Folie gleichsam für die immer mächtiger sich entwickelnde Seelenschönheit ihrer Tochter, dann als Prüfstein für den Charakter ihres eigenen Sohnes, sowie auch als Prüfstein für den Charakter des Geliebten ihrer Tochter hingestellt. Wie gesagt, durch dieses geschickte Ineinanderarbeiten der verschiedenen Ereignisse und Charaktere hat die Verfasserin bewirkt, daß das, was ohne dieses unerträglich gewesen wäre, den Leser nicht zurückstößt, wenngleich er mehrmals lebhafte Emotionen erfährt. Und dazu kommt noch die anmuthige Art, in welcher das häusliche Leben der andern Familienmutter geschildert wird. Wenngleich letztere durchaus das gute Princip vertritt, so ist dennoch in ihrem Hause nicht alles Glück und Freude oder stille Heiterkeit; es steigen auch über diesem Horizonte Wolken auf, es treten auch im Leben dieser Menschen große Hindernisse der Zufriedenheit und der Ruhe entgegen — das Leben des Guten verfließt auch nicht ohne Kampf, nicht ohne mannichfache Entsagungen und Täuschungen; aber wie das alles theils getragen, theils ertragen, theils bekämpft, theils gemildert, theils besiegt wird, sodaß alles zu einem befriedigenden Abschluß hinausläuft: das ist in der That dem Gefühle ebenso wohlthuend, wie es den Verstand befriedigt.

Auch der folgende Roman „Schuld und Unschuld" (Nr. 5) ist gleichfalls eine vortreffliche Schöpfung zu nennen. Den Inhalt hier mitzutheilen würde ganz unthunlich sein; es würden zu viel Worte gemacht werden müssen, um die feinen Bezüge dieser Dichtung referirend wiederzugeben. Der Titel des Buchs ist durchaus treffend gewählt; alles einzelne in dieser Dichtung gruppirt sich um den Titel oder setzt sich dazu in Verhältniß; der Titel scheint hier ein leitender Grundton zu sein, welcher dem Ganzen zur Basis dient. Mit großem Geschick hat die Verfasserin in diesem Romane ihre Intentionen zu verhüllen verstanden; der Leser wird lange in Zweifel darüber bleiben, ob der Ausgang dieses Romans ein tragischer oder ein nichttragischer sein werde oder sein müsse; sogar als die Verfasserin den Sieg des guten Princips schon hat beginnen lassen, da erfolgt ein so gewaltiger Rückschlag, daß der Leser so gut wie die im Roman mithandelnden Personen den bevorstehenden Untergang des guten Princips zu beklagen anfangen; allein es war nur der Schatten einer schwarzen Wolke gewesen, welche die ganze Gegend in Nacht hüllte; die schwarze Wolke zieht vorüber und die helle Sonne lächelt nun doppelt erfreuend.

Wenn ich noch einige einzelne Punkte aus diesem Werke hervorheben sollte, so müßte es zunächst die Bemerkung sein, daß dieser Roman besonders reich an interessanten Nebenpersonen ist; da ist z. B. vor allem Tante Sarah,

eine unverheirathete alte Dame, die mit ihrem Bruder, einem Professor, gemeinschaftliche Haushaltung hat. So philisterhaft und bornirt in Zuneigung und Abneigung wie Tante Sahra, so philisterhaft in ihren Ansichten über Aelternrechte und Kindespflichten, über halb ausgesprochene Verlöbnisse, über guten Namen, über das Urtheil des Publikums, ja, so grundphilisterhaft und bornirt kann eben nur eine alte Jungfer sein.

Gewissermaßen ein Kunstwerk für sich ist in diesem Werke die Figur des Seeoffiziers Tage Aberdeen. Dieser junge Mann ist eine von den Persönlichkeiten, welche durch die Liebe zu einem weiblichen Wesen nicht veredelt, sondern nach und nach verschlechtert werden, je mehr die anfänglich nicht ungünstigen Aussichten verschwinden; dieser Tage Aberdeen sinkt unter dem angedeuteten Einfluß zum gänzlichen Gegentheil von allem Tugendhaften, Ehrenwerthen, Männlichen und Ritterlichen hinunter. In der Schlechtigkeit dieses Jünglings findet sich auch nicht eine Spur von Kraft, wenn es erlaubt wäre, möchte ich sagen, von Größe; keine einzige seiner schlechten Eigenschaften erinnert daran, daß ein Laster bisweilen die Uebertreibung einer Tugend sein kann; keine einzige seiner miserabeln Handlungen vergegenwärtigt uns, daß wir es schon erlebten, wie ein Fehler nur die Schmarotzerpflanze einer wahrhaft heroischen Tugend war; an diesem Seelieutenant Tage ist alles philisterhaft, ordinär, gemein: sein ganzes Thun, Treiben, Denken, Leben wird auch nicht einmal von dem Schatten einer Idee geleitet, es ist alles abgerissen, zusammenhangslos, lumpig, schlecht. Daß diese Sorte von Schuften in der Welt von heute Legion ist, wer wollte es bestreiten? Daß dieselben in der sogenannten guten Gesellschaft geduldet werden, daß sie, nach gewöhnlichem Sprachgebrauch, im Leben ihr Glück machen, das ist unwidersprechlich gewiß und kommt alle Tage vor. Demnach werden viele der Ansicht sein, Frau Schwartz würde im Interesse ihres Buchs klüger gehandelt haben, wenn sie diesen Seelieutenant Tage Aberdeen zu einem etwas bedeutendern, ich möchte sagen interessantern Schuft gemacht hätte; allein Referent spricht entschieden die Ansicht aus, daß, falls wirklich durch jenes Interessantmachen die Geschichte an Anziehungskraft für den Leser gewonnen hätte, sie an künstlerischem Werth dadurch verloren haben würde. Denn ich habe die jedenfalls wohlbegründete Ueberzeugung, daß es von größerer Kunstbegabung zeugt, wenn man mit einem weniger gefügigen Stoff eine Wirkung hervorbringt, welche den Kenner befriedigt, als wenn man mit einem gefügigen Stoff einen Effect macht, welchen Dilettanten bewundern und beklatschen. Es wäre nach Obigem vielleicht überflüssig, noch hier besonders hervorzuheben, daß Frau Schwartz niemals den Effect berechnet, daß sie nie Wirkungen hervorbringen will; in dieser Hinsicht ist sie, wie jeder echte Künstler, völlig naiv.

Das letzte mir vorliegende Werk der Frau Schwartz ist betitelt: „Die Wittwe und ihre Kinder. Ein Erziehungsroman" (Nr. 6). Ich bin der Ansicht, daß dasselbe sich den vorhergehenden nicht unebenbürtig anreiht; für das, was ich mir unter Erziehungsroman denke, scheint mir freilich der Rahmen etwas zu eng zu sein. Eine interessante Lektüre bleibt es jedenfalls, auch dann noch, wenn mancher Leser der Ansicht sein sollte, in der Schilderung der jugendlichen Verirrungen der upsalaer Studenten Eugen und Swante verrathe sich stark die weibliche Feder.

Wir kommen jetzt zum Schluß unsers Berichts und hätten noch Folgendes hinzuzufügen: Wenn man die Zahl der von Frau Schwartz geschriebenen Bücher und die schnelle Aufeinanderfolge derselben erwägt, so darf man diese Frau eine fruchtbare Schriftstellerin nennen. Ein Romanschriftsteller bewegt sich ganz offenbar in nicht zu weiten Grenzen; man könnte die Arena seiner Leistungen mit wenigen Stichwörtern umgrenzen, man könnte das Gebiet, welches seiner Thätigkeit offen ist, mit einer kleinen Zahl von Epithetis charakterisiren; es ist wahrhaft bewundernswerth nach so vielen, so mannichfachen und auch theilweise so respectabeln Vorgängern noch Beachtenswerthes und Neues zu leisten, und nach allen diesen Vorgängern sich ebenso frei vom Copiren zu halten, als das Manierirte zu vermeiden, die Höhe zu halten, ohne in die Wolken zu fliegen, das Triviale zu vermeiden, ohne geziert zu erscheinen. Nach allem, was wir von Frau Schwartz bis heute gelesen haben, müssen wir sagen, alles Uebertriebene, Ueberspannte, Phantastische ist ihr fremd; ja sogar ihre Ideale stehen nicht unerreichbar; sie schildert keine Tugend, welche nicht innerhalb des Kreises des pflichtlich Erreichbaren angetroffen werden könnte; kein Laster, welches unter die Causes célèbres müßte rangirt werden; sie malt keine Schönheit mit Schminke oder mit übertriebenen Farben, keine Häßlichkeit mit zu grellen Lichtern, keine Situation mit herausspintisirter Schwierigkeit, kein Ereigniß außerhalb des menschlich, ja des bürgerlich Möglichen. Indeß mit diesen einfachen Mitteln erreicht die Verfasserin, was andere mit ihren künstlichen Maschinerien gern erreichen möchten, aber was sie eben dadurch um desto gewisser verfehlen. 5.

Rückblick auf das Literaturjahr 1863.

(Beschluß aus Nr. 1.)

Mit mehrern der neulich genannten Schriften biographisch-kritischen Inhalts haben wir uns den Uebergang zu den Literaturgeschichten, Specialbeiträgen zur Literaturgeschichte und literarischen Charakteristiken gebahnt; denn einige dieser Biographien bieten dem deutschen Literaturgeschichtschreiber wenigstens in Betreff einzelner Autoren und der Gruppen, denen sie angehören, willkommenes Material. So dienen die Biographien Max von Schenkendorf's und J. von Eichendorff's zugleich zur Beleuchtung einer ganzen Gruppe, der spätern romantischen Schule, die Uhland's und Kerner's zu Charakterisirung der schwäbischen Dichterschule, und in Bezug auf den weimarischen Literaturkreis, auf Kotzebue und Iffland und auf die ältere romantische Schule (Zacharias Werner, A. W. Schlegel, Tieck) enthalten namentlich die Briefe in Teichmann's Nachlaß sehr brauchbares Material. Im

Anschluß hieran nennen wir zunächst einige Schriften über Goethe und Schiller, mit welchen die literarische Kritik und zum Theil Industrie sich zu beschäftigen nicht müde wird: „Goethe's italienische Reise", von Christian Schuchardt, ein Werk, das im ersten Bande, außer einem sehr dankenswerthen Bericht über Goethe's Kunstübungen und Kunststudien bis zum Antritt der Reise, einen vollständigen Abdruck der „Italienischen Reise", und im zweiten Bande außer einer Einleitung alles das, was Goethe zerstreut in den „Propyläen", in „Kunst und Alterthum" u. s. w. über Kunst und Alterthum geschrieben, gesammelt enthält; „Goethe, dessen Bedeutung für unsere und die kommende Zeit", von C. G. Carus, eine mit warmer Begeisterung für Goethe's edle menschliche Eigenschaften verfaßte Schrift, die zugleich eine Reihe von bisher ungedruckten Parabeln enthält, welche Goethe in seiner Jugend auf ein Blatt Papier hinwarf und welche auch nur Goethe, der geniale jugendliche Goethe schreiben konnte; „Goethe's Vaterhaus", aus dem Verlage des Freien deutschen Hochstifts hervorgegangen, worin unter anderm der Nachweis geführt wird, daß das bisher im Hause auf dem Hirschgraben als Goethe-Zimmer ausgegebene Gemach nicht dasjenige ist, worin der junge Goethe arbeitete, dichtete, malte und seine Gäste empfing; „Goethe als Erzieher. Lichtstrahlen aus seinen Werken. Ein Handbuch für Haus und Familie", von Ph. Merz, mit sehr der Beachtung zu empfehlender Charakteristik Goethe's als „Menschenbildner", überhaupt ein Buch, welches sehr geeignet ist, Goethe dem allgemeinen bessern Verständniß zugänglicher zu machen und ihn in Kreise einzuführen, in denen vielleicht bisher gegen ihn nur zu viele ungerechtfertigte Vorurtheile bestanden. Endlich nennen wir auch die im vorigen Jahre zum Abschluß gebrachte „Goethe-Galerie", indem die Erklärungen, die F. Pecht darin zu seinen schönen Zeichnungen geliefert hat, durch frische, ursprüngliche und feinempfundene Auffassung viel dazu beitragen können, Liebe und richtigeres Verständniß für die dichterischen Schöpfungen Goethe's zu erwecken. (Vgl. übrigens über alle diese und andere frühern Jahren angehörende Schriften über Goethe unsere ausführlichen Berichte in Nr. 51 und 52 d. Bl. f. 1863.)

Schiller wurde in letzter Zeit vorzugsweise von der katholischen Kritik beleuchtet. Nachdem der Convertit G. Daumer in seiner Schrift „Schiller und sein Verhältniß zu den politischen und religiösen Fragen der Gegenwart" den Anspruch erhoben und den Nachweis zu führen gesucht hatte, daß Schiller in seiner spätern Periode sich der katholischen Kirche zugewandt und die demokratischen Gelüste seiner Jugend gänzlich abgeschworen habe, ging der Baier J. Lukas in dieser Richtung und in dem Bestreben, ihn als Parteigänger der katholischen Kirche und des Conservatismus darzustellen, noch weiter und bis zum Aeußersten, und er hat namentlich die Umstände seines Todes und seines Begräbnisses mit gewagten Hypothesen in Verbindung gebracht, die, in das Dunkel geheimnißvoller Andeutungen gehüllt, sogar etwas Lächerliches haben. Mit diesen nürnberger und landshuter pamphletartigen Bestrebungen, Schiller im katholisch-conservativen Sinne umzudeuten, Bestrebungen, die überhaupt in Baiern ihren Sitz zu haben scheinen, geht A. Kuhn, ein in München lebender Autor, in seinem ausführlichen Werke „Schiller's Geistesgang" nur theilweise Hand in Hand, nur insofern als er sich ausschließlich gegen Schiller als Geschichtschreiber richtet und namentlich seiner „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs", über die sich ja auch selbst Niebuhr höchst abfällig aussprach, den Vorwurf protestantischer Einseitigkeit macht und eine Ehrenrettung Tilly's, des in der Feldherrnhalle zu München Verherrlichten und Verewigten, im O. Klopp'schen Sinne einflicht. Dem Dichter Schiller gegenüber bewahrt Kuhn eine objectivere Auffassung, die er schon dadurch an den Tag legt, daß er dem Leser in sehr reicher und gewiß dankenswerther Auswahl die „geltendsten Urtheile der Literaturhistoriker", darunter auch entschiedener Protestanten, vor Augen hält. Dadurch ist Kuhn's fleißig gearbeitetes Buch ein Sprechsaal über Schiller geworden, aus dem man sich manche Instruction holen kann. Auch J. Janssen beleuchtete Schiller in einer besondern Schrift als Historiker, C. Twesten sein „Verhältniß zur Wissenschaft" und F. A. Brandstaeter gab eine auf tüchtigen Studien beruhende Schrift von anscheinend speciellem, aber vielseitigem Interesse heraus: „Ueber Schiller's Lyrik im Verhältniß zu ihrer musikalischen Behandlung." F. Bloemer's Schrift „Lessing, Schiller und Goethe. Erörterungen infolge des Widerspruchs gegen die Vereinigung ihrer Standbilder in Berlin und gesammelte Blätter zu Lessing's Andenken" leistet in Bezug auf literarhistorischen Inhalt mehr als man von einer Schrift erwarten sollte, die anscheinend den Charakter einer bloßen Gelegenheitsschrift trägt. Hieran schließen wir die Erwähnung der Schrift von J. J. Jacoby: „Lessing als Philosoph", und der Streitschrift von A. Boden: „Ueber die Echtheit und den Werth der zu Lessing's Andenken durch Herrn Professor Dr. W. Wattenbach herausgegebenen Briefe von und an Elise Reimarus", die sich zugleich als ein „kritischer Beitrag zur Kenntniß Lessing's, seines Lebens und Wirkens" zu erkennen gibt. Auch das früher von uns unter den biographischen Schriften erwähnte Werk A. Wilbrandt's über Heinrich von Kleist möchte seinem ganzen Charakter nach mehr an diese Stelle gehören als an die Stelle, an welcher wir es zuerst anführten.

Zu den Literaturgeschichten übergehend, lassen wir die mancherlei sogenannten Handbücher oder Leitfaden, die der Mehrzahl nach unkritische, aus Schulcursen, zerstreuter Lektüre und früher erschienenen Arbeiten ähnlicher Art hervorgegangene, selten auf gründlichem Quellenstudium beruhende Compilationen sind, am besten hier unberührt. Wir nennen auf diesem Gebiete den zweiten Band von O. Roquette's „Geschichte der deutschen Literatur", das lieferungsweise erscheinende Werk von O. F. Gruppe: „Leben und Werke deutscher Dichter. Geschichte der deutschen Poesie in den drei letzten Jahrhunderten" (auf biographisch-kritischer Grundlage), H. Kurz' „Deutsche Dichter und Prosaisten von der Mitte des 15. Jahrhun-

derts bis auf unsere Zeit", von welchem Werke die erste Abtheilung erschienen ist, die beiden aus Vorträgen entstandenen Werke „Handbuch zur Geschichte der Literatur" von F. von Raumer, welches auch die Literatur des Alterthums und des Mittelalters und sodann die Geschichte und Charakteristik der neuern italienischen, spanischen, portugiesischen, französischen und deutschen Literatur, letztere bis zur Zeit Goethe's und Schiller's umfaßt, und J. Bayer's „Von Gottsched bis Schiller. Vorträge über die classische Zeit des deutschen Dramas", das erste Heft des dritten Bandes von K. Goedeke's „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung" und P. Pressel's „Die geistliche Dichtung von Luther bis Klopstock". Als einen etwas eigenthümlichen und auffallenden Umstand möchten wir hierbei hervorheben, daß gerade in einer Zeit, in der die prosaische Lebensanschauung vorherrschend ist und welcher die Literaturgeschichtschreiber zum Theil alles poetische Vermögen abzusprechen lieben, diese selben Literaturgeschichtschreiber sich mit so großem Eifer und fast ausschließlich der Geschichte der Dichtung zu widmen pflegen, die Geschichte der Prosa aber auffallend vernachlässigen. F. von Raumer in seinem obengenannten Werke und H. Hettner gehören in dieser Hinsicht zu denen, welche von dieser Lieblingsgewohnheit, die doch mit den Tendenzen unserer Zeit und manchmal auch mit dem Charakter und den Neigungen der betreffenden Literaturgeschichtschreiber so wenig in Einklang zu stehen scheint, eine Ausnahme machen. Eine „Geschichte der französischen Literatur im Mittelalter" schrieb H. Semmig, und von J. L. F. Flathe's Werk „Shakspeare in seiner Wirklichkeit" erschien ein erster Band. Der Verfasser tritt darin gegen die frühern Erklärer Shakspeare's sehr entschieden auf; doch enthält der erste Abschnitt „Die Anschauungen Shakspeare's über sein Selbst, über Kunst, Poesie und Tragisches, über Welt und Leben, Gottheit und Menschheit" viele beachtenswerthe Fingerzeige, während die den Schluß des Bandes bildende Deutung und Analyse des „Hamlet" ziemlich überall auf Widerspruch stoßen dürfte. Kleinere Schriften über Shakspeare sind: „Shakspeare's Verletzung der historischen und natürlichen Wahrheit", von A. Meyer (begreiflicherweise im wesentlichen eine Rechtfertigungsschrift), und „Die Könige Shakspeare's. Beitrag zur Rechtsphilosophie", von V. Knauer.

Zur deutschen Theatergeschichte enthalten das schon genannte Nachlaßwerk J. V. Teichmann's in der vorangestellten Geschichte des berliner Theaters, E. Pasqué's zweibändiges Werk: „Goethe's Theaterleitung in Weimar", und F. L. Hysel's Schrift „Das Theater in Nürnberg von 1612—1863" sehr dankenswerthe Beiträge, und über das alte Volkstheater der Schweiz gab E. Weller eine besondere Schrift heraus. *)

Auf dem Gebiete der Aesthetik, Kunsttheorie und Kunstgeschichte, wie der Betrachtung der Kunst vom culturhistorischen Standpunkte sind zu nennen: Moritz Carriere's Werk: „Die Kunst im Zusammenhange der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit", wovon der erste Band unter dem Titel „Die Anfänge der Cultur und das orientalische Alterthum in Religion, Dichtung und Kunst" erschienen ist; das lieferungsweise erscheinende Werk von L. Eckardt: „Vorschule der Aesthetik", wovon die erste und zweite Lieferung ins Leben getreten sind, und K. Köstlin's „Aesthetik", erste Hälfte. Der Verfasser, der, wie dies in Deutschland so sehr gebräuchlich ist, alle seine Vorgänger über Bord wirft, macht darin den Versuch, der Aesthetik eine psychologische Begründung zu geben ohne jedoch seine allerdings schwierige Aufgabe genügend gelöst zu haben. Das Specialfach der Kunstgeschichte ist unter anderm durch E. Förster's „Geschichte der neuen deutschen Kunst" vertreten.

Von geschichtlichen Werken nennen wir hier den durch Objectivität der Darstellung ausgezeichneten vierten Band von L. Ranke's „Englischer Geschichte im 16. und 17. Jahrhundert", gleichfalls den vierten Band von F. Gregorovius' werthvoller und gutgeschriebener „Geschichte der Stadt Rom", H. von Sybel's „Kleine historische Schriften", E. Winkelmann's „Geschichte des Kaisers Friedrich II.", F. Kortüm's „Geschichtliche Forschungen", herausgegeben vom Freiherrn von Reuchlin-Meldegg, J. G. Droysen's Werk „Die Schlacht von Warschau", ein beachtenswerther Beitrag zur Geschichte der Entwickelung des brandenburgisch-preußischen Staats. G. F. von Jenssen-Tusch's „Die Verschwörung gegen Struensee, den Grafen Brandt und die Königin Karoline Mathilde" ist nach ungedruckten Originalacten verfaßt und enthält über diese interessante Episode ganz neue Aufschlüsse. O. Klopp zankte sich wieder mit seinen Gegnern in der Schrift „Kleindeutsche Geschichtsbaumeister" herum. A. Stahr's „Tiberius" beabsichtigt eine Ehrenrettung dieses verschrienen Kaisers, ähnlich wie fast gleichzeitig in England der Versuch einer Ehrenrettung Nero's (in Lewes' Schrift „Was Nero a monster?") gemacht wurde. Es ist nun jedenfalls honneter, jemandes Ehre zu retten, als jemand ungerechtfertigterweise zu verunglimpfen; aber man kann in solchen Ehrenrettungen auch viel zu weit gehen, und dann ist auch Stahr's jedenfalls scharfsinniger und auf tüchtigen Studien beruhender, wenn auch keineswegs überzeugender Versuch indirect mit einer Beeinträchtigung des Tacitus als unparteiischen Historikers verbunden. Auf-

*) Auch England hat jetzt eine Geschichte seines Theaters erhalten und zwar in dem Werke: „Her Majesties' servants; or annals of the English stage, from Thomas Betterton to Edmund Kean. By Dr. *Doran*." Interessant ist darin unter anderm die Mittheilung, daß schon in alter Zeit französische Schauspielerinnen in London aufzutreten versucht hatten, aber mit einem Sturm von Unwillen und Misfallen empfangen worden seien. Die Zeit, wo zuerst Schauspielerinnen auf englischen Bühnen auftraten, ist nicht sicher zu bestimmen; Doran nimmt dafur das Jahr 1632 an. Hätte schon Shakspeare ein mit weiblichen Mitgliedern gemischtes Personal gehabt und dazu ein Publikum, dessen ausschlaggebender Theil aus Frauen bestanden hätte, so würde er manches nicht haben wagen dürfen. Um ein Shakspeare zu werden, dazu gehört allerdings zunächst ein Genie von dem Umfange, der Gewalt und Tiefe des Shakspeare'schen; in zweiter Reihe aber auch ein Publikum, welches einem Dichter erlaubt, so viel zu wagen, wie Shakspeare mit seinem Personal und gegenüber seinem gläubigen und nicht prüden Publikum wagen durfte und gewagt hat.

fallend ist weiterhin, daß dieser Versuch von demokratischer Seite ausging, wie denn überhaupt die moderne Demokratie die befremdende Erscheinung bietet, daß sie zugleich der hero-worship, der Verehrung großer Despoten, deren Moral auf Menschenverachtung und deren Praxis auf Ausbeutung und Misbrauch menschlicher Kräfte beruht, z. B. eines Napoleon u. s. w., in sehr bedenklicher und höchst undemokratischer Weise huldigt.

Die Befreiungskriege und ihre Helden wurden im Jahre 1863, dem Jubiläumsjahre der leipziger Schlacht, in einer großen Menge von Schriften und Werken behandelt. Wir nennen hier nur einige: „Geschichte der Befreiungskriege 1813. 1814. 1815", von F. Förster; „Die Völkerschlacht bei Leipzig", von H. Wuttke; „Vaterländisches Ehrenbuch", herausgegeben von C. Grosse und F. Otto; „Die Schlacht von Großbeeren" und „Das Treffen bei Hagelsberg" von W. Köhn von Jaski; „Das Kriegsjahr 1813 mit besonderer Berücksichtigung der Schlacht bei Kulm", von G. Uhlig von Uhlenau; „Geschichte der preußischen Landwehr" von R. Braeuner; „Das preußische Landwehrbuch" (mit charakteristischen Illustrationen von G. Bleibtreu); „York. Seine Geburtsstätte und seine Heimat", von H. Berghaus (eine Schrift, in der unter anderm aus dem Kirchenbuche der Garnisongemeinde zu Potsdam nachgewiesen wird, daß die frühere fast allgemeine Annahme, der General York sei englischer Abstammung, eine irrige, daß er vielmehr der uneheliche Sohn eines Lieutenants von York war, welcher von der Familie der Jorke im Lande Bütow abstammte); „Charakterköpfe aus dem deutschen Befreiungskriege"; Maximilian Ritters von Thielen „Erinnerungen aus dem Kriegerleben eines zweiundachtzigjährigen Veteranen der österreichischen Armee" u. s. w. Wir verweisen hierüber auf den übersichtlichen Artikel „Die patriotische Literatur zur Octoberfeier" von Karl Gustav von Berneck in Nr. 42 d. Bl. für 1863, der in seiner Revue auch die von K. Hagen verfaßte Biographie des Zeichners oder, wie man ihn vielleicht nennen darf, Volksmalers Johann Michael Voltz von Nördlingen, des Illustrators der Befreiungskriege, mitbesprochen hat. Unter den die neueste Kriegsgeschichte betreffenden Schriften dürften „Der spanisch-marokkanische Krieg", von E. Schlagintweit, und ein erster Band eines von einem preußischen Offizier bearbeiteten Werks „Der Feldzug von 1859 in Italien" hervorzuheben sein.

Von den Werken literatur-, kunst-, cultur-, zeit- und weltgeschichtlichen Inhalts bietet sich der Uebergang zum Roman von selbst; denn dieser zeigt in Deutschland gegenwärtig unter der Firma „culturgeschichtlicher Roman" eine ungemein große Vorliebe für die Behandlung von Episoden aus der Literatur-, Kunst-, Cultur-, Welt- und Vaterlandsgeschichte und für die Schilderung von Personen, die in der Geschichte der Menschheit als Dichter, Philosophen, Künstler, Kriegshelden, Regenten u. s. w. eine hervorragende Rolle gespielt haben. Der Vorwurf der Ueberproduction trifft im gegenwärtigen Augenblicke kein Gebiet des literarischen Schaffens so sehr, als das der Romanproduction, während es doch gar nicht denkbar ist, daß unter hundert Romanverfassern auch nur zehn einen wirklichen angeborenen Beruf für diese Gattung haben sollten. Man denkt und macht sich in Deutschland alles zu leicht. Warum sollte man nicht eine Literaturgeschichte schreiben? Man hat ja seinen Schiller und Goethe, letztern freilich meist nur stückweise und auch eine gute Anzahl anderer Autoren stückweise, ferner eine oder die andere Literaturgeschichte und eine ansehnliche Menge von Recensionen in den Zeitungen und Zeitschriften gelesen; man hat vielleicht sogar einen Cursus von Vorträgen an einer gelehrten Schule oder vor einem Kreise gemischter Zuhörer gehalten; man schreibt also mit Hülfe einiger Reminiscenzen aus eigener zerstreuter Lektüre eine elfte Literaturgeschichte aus zehn frühern zusammen. Warum sollte man nicht ein Drama schreiben können? Man hat ja so und so viele Stücke gelesen und aufführen sehen; ein Drama besteht aus Dialogen, Monologen, Scenen, Acten; es kann mit Hülfe der Coulissenveränderungen bald in einem Zimmer, bald in einem Garten, bald in einem Walde, bald in einer Straße spielen; es ist nur noch nothwendig, eine Liebesgeschichte anzubringen, und diese muß in einem Trauerspiele traurig und in einem Lustspiele lustig enden; auch patriotische Phrasen machen heutzutage ihren Effect, und diese hat man jetzt in den herkömmlichen Ergüssen von Volksrednern und Zeitungsschreibern so wohlfeil, daß man sie nur in Verse zu bringen braucht; man setzt sich also hin und schreibt ein Theaterstück. Man hat aus der Leihbibliothek einige hundert Romane entliehen und gelesen, man hat vielleicht mit Ritter- und Räuberromanen oder mit Eugène Sue angefangen, hat Goethe's „Wilhelm Meister" als langweilig beiseite liegen lassen, ist dafür aber bis E. Feydeau's „Fanny" vorgedrungen, endlich hat man täglich Gelegenheit, Novellen und Romane in den Feuilletons der Zeitungen, in illustrirten und nichtillustrirten Zeitschriften zu lesen; ziemlich orthographisch, wenn auch nicht immer sehr correct grammatikalisch, hat man auch mit der Zeit schreiben gelernt; da müßte man ja ganz und gar verwahrlost sein, wenn es einem nicht gelingen sollte, einen Roman nach der allgemein üblichen Schablone anzufertigen. Daher diese wuchernde Romanfabrikation. Wo die Recensenten für diese jährlich erscheinenden Massen zwei-, drei- und mehrbändiger Romane herkommen, das begreifen wir; aber wir begreifen nicht, wo alle Käufer, meist ohnehin Leihbibliothekare, herkommen sollen, um den Verleger für seine Auslagen bezahlt zu machen.

Jüngst wurde von Rudolf Sonnenburg in d. Bl. ein Urtheil A. Zeising's, gewiß einer Autorität in ästhetischen Dingen, über den deutschen Roman citirt, das diesem sehr günstig lautet. Der deutsche Roman wurde darin, was seinen „einheitlichen, in sich abgerundeten" Charakter als Kunstwerk, was „Intelligenz, Gemüth, Sittlichkeit" u. s. w. betrifft, über den Roman aller andern Nationen gestellt. Wir können, bei aller Achtung

vor Zeising's Urtheil, ihm hierin nicht unbedingt beistimmen. Was Sittlichkeit betrifft, so steht in dieser Hinsicht der englische Roman gegenwärtig sicherlich am reinsten da: er wird vorzugsweise im Kreise von Familien am Herdfeuer gelesen, und solche lüsterne und üppige Scenen, wie sie in deutschen Romanen, selbst vielbelobten, vorkommen, müssen schon deshalb gänzlich aus ihm verbannt sein. Was Gemüth und Intelligenz betrifft, so fehlen diese den guten englischen Romanschriftstellern wahrhaftig nicht. Der Forderung, daß sich der Roman als ein einheitliches abgerundetes Kunstwerk darstellen müsse, entsprechen deutsche Romane gewiß ebenso selten und noch seltener als englische. Dagegen haben die englischen Romanautoren im allgemeinen drei sehr wesentliche Vorzüge vor den deutschen voraus: zuvörderst die bei den Engländern fast erblich gewordene Fähigkeit, einfach objectiv und immer spannend zu erzählen; sodann die ihnen im allgemeinen eigene größere Welterfahrung und praktische Lebensbeobachtung und, was damit zusammenhängt, drittens die Kunst, Personen zu schaffen und handeln zu lassen, die naturwahr, die von Fleisch und Blut und nicht, wie dies so häufig in deutschen Romanen der Fall, bloße studirte Schemen sind, an deren Wesenhaftigkeit wir nicht recht glauben können, für die wir daher auch selten einen sehr lebhaften menschlichen Antheil empfinden. Thatsache ist, daß von den Uebersetzungen aus dem Deutschen in ausländische Sprachen gerade die wenigsten auf den deutschen Roman fallen. Wir leugnen nicht, daß der deutsche Roman ausnahmsweise sich zu der höchsten Höhe zu erheben im Stande ist, den er überhaupt zu erreichen vermag, und daß er auf dieser Höhe zugleich eine Fundgrube der tiefsten und umfangreichsten Ideen sein kann, Ideen freilich, die ein gewöhnlicher Leser gerade in einem Roman nicht sucht; dagegen wird in Deutschland auf diesem Gebiete zu gleicher Zeit eine solche Menge trivialen, faden, halbfertigen, rohen und geschmacklosen Zeugs fabrizirt, wie bei keiner andern Nation. Wir halten, wie wir auch wol schon früher gelegentlich bemerkt, das deutsche Talent überhaupt für die kleinere Erzählung und die Novelle, in denen es oft Ausgezeichnetes leistet, im allgemeinen für geeigneter als für den bändereichen Roman. Der Deutsche hat auch als Erzähler gute Gedanken, sinnreiche Einfälle und er nimmt oft einen sehr glücklichen Anlauf; aber die ihm eigene subjective Unruhe und der Mangel an umfangreicher Kenntniß der verschiedensten Lebensverhältnisse hindert ihn in größern Compositionen meist nur zu sehr an der Stetigkeit des objectiven Erzählens und an plastischer Ausarbeitung des Details. Hierzu kommt, daß der gewöhnliche deutsche Romanschriftsteller, um von seiner Feder existiren zu können, bei der ungeheuern Concurrenz und den dadurch gedrückten Honoraren auch sehr viel schreiben muß, daß die Feder, die er an einen neuen Roman ansetzt, von dem eben beendigten vielleicht noch naß ist, daß er daher ohne überlegten Plan arbeitet und vielleicht bei dem Beginn des ersten Kapitels noch nicht weiß, wie er die Erzählung im nächstfolgenden weiter fortführen wird. Dagegen vermißt man in wirklich mit Liebe und Sorgfalt ausgearbeiteten Romanen bei uns nur zu leicht wieder das Ursprüngliche und Vollsaftige, man glaubt es der künstlichen und manierirt gestreichen Schreibart und Darstellung derselben zuweilen anzusehen, daß der Verfasser irgendeiner Theorie zu Liebe gearbeitet oder bei dem Ganzen dieses oder jenes ausländische oder einheimische Muster vor Augen gehabt hat. Begreiflicherweise sprechen wir hier immer nur von der allgemeinen Regel, nicht von den verhältnißmäßig nicht sehr zahlreichen Ausnahmen, die dann natürlich um so größeres Lob seitens der Kritik verdienen, ohne deshalb immer den verdienten Beifall seitens des Publikums zu finden.

An die patriotischen Schriften, deren wir oben bei Gelegenheit der Geschichtsliteratur gedachten, wieder anknüpfend, erwähnen wir zunächst einige Romane und Erzählungen, die eine vaterländische Grundlage haben: „Unter der Fremdherrschaft. Eine Geschichte von 1812 und 1813", von E. Hoefer; „Deutschlands Ehre. 1813. Historischer Roman", von Bernd von Guseck; „Theodor Körner. Vaterländischer Roman", von H. Rau; „Der lange Isaak. Historischer Roman aus der Zeit der deutschen Befreiungskriege", von J. von Wickede; „Bilder aus den Freiheitskämpfen des 19. Jahrhunderts", von E. Heusinger. Hieran schließen wir die historischen Romane: „Der deutsche Krieg" von H. Laube, von dem der erste Band erschienen ist „Der letzte Habsburger und seine Tochter", von Franz Carion; „Frau Schatz Regine. Geschichte aus dem Dreißigjährigen Kriege" und „Unter dem Eisenzahn. Brandenburgischer Roman", von G. Hesekiel; „Karoline Mathilde", erste Abtheilung eines ganzen Romancyklus: „Christian VII. und sein Hof", vom Grafen A. von Baudissin, der in kurzer Zeit eine erstaunliche, fast bedenkliche Fruchtbarkeit entwickelte, indem von ihm fast gleichzeitig außer dem schon genannten Roman, „Schleswig-holsteinische Soldatengeschichten", „Erzählungen und Skizzen" und der Roman „Die Familie Burk" erschienen sind. Mehr dem Genre des politischen Romans dürften A. Meißner's Roman „Schwarzgelb", von dem die dritte Abtheilung ins Leben trat, und der Roman „Menschen und Parteien", von A. Schloenbach, angehören. Theils schon die Bezeichnung „culturhistorischer Roman" auf dem Titel, theils doch alle Merkmale solcher Romane, die man mit mehr oder weniger Recht jetzt culturhistorische nennt, tragen die Romane „Eckhof und seine Schüler", von O. Müller, einem der sinnigsten und geschmackvollsten und dabei in der Anlage wie in der Ausführung gewissenhaftesten unter unsern Romandichtern, der auch einen Roman „Zwei Sünder an einem Herzen" erscheinen ließ; „Schubart und seine Zeitgenossen", von A. E. Brachvogel, der darin einen ihm als der Lebenslauf eines verunglückten Genies besonders zusagenden Stoff, das Leben des Dichters Chr. D. Schubart verarbeitete, wie er ja auch ähnliche Stoffe schon früher in dem Roman „Friedemann Bach" und in den Dramen „Narciß", „Mondecaus" u. s. w. behandelte; „Eine Menschenseele", von A. von

Eve, in welchem Romane gleichfalls ein unglückliches, nur moralisch tiefer gesunkenes Genie, der Dichter J. Chr. Günther, der Hauptheld ist; „Schein und Sein", ein Roman von G. Pfarrius, in welchem Johann Faust von Knittlingen, der eigentliche Held des Volksbuchs und des Puppenspiels, mit dem Landstreicher Georg Sabellicus zu Einer Persönlichkeit verschmolzen ist, übrigens auch die verschiedensten Bestrebungen des Reformationszeitalters in Zusammenhang mit der Faustsage gebracht werden. Aus dem reichlichen Vorhandensein von Romanen dieses Inhalts scheint doch hervorzugehen, daß die Deutschen eine Vorliebe für die Schilderung solcher abenteuerlichen und zerfahrenen Existenzen haben, daß aber auch in Deutschland die Bedingungen, die solche Existenzen möglich machen, häufiger sind als in andern Ländern. Ganz anderer Art ist begreiflich K. Frenzel's „Watteau" und H. von Maltitz' culturhistorischer Roman „Der braunschweigische Hof und der Abt Jerusalem", in dessen Rahmen ein Gemälde des braunschweigischen Literaturkreises, mit Lessing im Mittelpunkt, eingefügt ist. Desselben Roman „Leibniz und die beiden Kurfürstinnen", dem als einer Hofgeschichte W. Andreä's Roman „Leibniz" als ein mehr die Sittenzustände der mittlern und untern Volksklassen schildernder gegenübersteht und zur Ergänzung dient, haben wir schon in unserm vorjährigen Rückblick mitgenannt, obgleich beide allerdings die Jahreszahl 1863 tragen. Wenn ein bekannter Ausspruch dahin lautet, daß der Roman das deutsche Volk da, wo es am tüchtigsten sei, nämlich bei der Arbeit aufzusuchen habe, diesem Ausspruch aber die bedenkliche mehr materialistische als realistische Tendenz zum Grunde liegt, den Begriff und Umfang der Arbeit nur im materiellen Sinne aufzufassen, so darf man sich immerhin dazu Glück wünschen, daß in solchen culturhistorischen Romanen gerade die Arbeit, in der das deutsche Volk sich am meisten vor den übrigen Nationen auszeichnet, nämlich die geistige, die Dicht- und Denkarbeit, wieder in ihre Rechte eingesetzt wird. Auch darf man manchem dieser culturhistorischen Romane nachrühmen, daß darin tüchtige Studien verwerthet sind, was man auch von M. Solitaire's (W. Nürnberger) phantastischem Roman „Diana-Diaphana oder die Geschichte des Alchemisten Imbecill Kätzlein" sagen kann, indem darin sehr gründliche Studien über den seinerzeit hochberühmten und um die medicinischen Wissenschaften immerhin verdienten Theophrastus Paracelsus von Hohenheim und über das Alchemistenwesen überhaupt zu einem Nachtgemälde verarbeitet sind, das in des Verfassers bekannter Weise mit Rembrandt'schem Pinsel in breiten, von grellen Lichtern beleuchteten Schattenmassen ausgeführt ist und in seinen lichtern Partien etwa den Spruch des Paracelsus „Vivat Alchymia, regina scientiarum", in seinen dunkeln den Spruch des Seneca „Nasci, pati, mori" mit Beispielen belegt. Auch Heller's mit Beifall aufgenommener Roman aus Hamburgs Vergangenheit „Bosenschrapers Thilde" und des wie M. Solitaire ziemlich seine eigenen und einsamen Wege gehenden W. Raabe (Jakob Corvinus) Roman: „Die Leute aus dem Walde", dürfen wol mit Recht den culturhistorischen Romanen beigezählt werden.

In die Culturzustände unserer Zeit versetzen uns, außer K. Gutzkow's mächtigem Zeitgemälde „Der Zauberer von Rom", von dem die zweite Auflage nun vollständig dem Publikum vorliegt, F. Spielhagen's „Problematische Naturen", deren zweite Abtheilung gleichfalls wie die erste eine zweite Auflage erlebte, A. Zeising's „Hausse und Baisse", A. von Loën's Roman „Bühne und Leben", von edel sittlicher Tendenz, L. Schücking's „Eine Actiengesellschaft", J. Rodenberg's „Die Straßensängerin von London", E. Hoefer's Familiengeschichte „In Sünden", A. von Stifft's „Drei Bücher vom Geiste", H. Wachenhusen's „Nur ein Weib", Franz von Nemmersdorf's „Moderne Gesellschaft", Th. Storm's „Auf der Universität" u. s. w. K. von Holtei lieferte wieder aus den Erfahrungskreisen seines abenteuerlichen Komödiantenlebens einen Roman „Der letzte Komödiant", einen jener bei uns nicht wenig zahlreichen Romane (wir erinnern hierbei auch an Gerstäcker's Roman „Die Kunstreiter" und an Holtei's eigenen frühern Roman „Die Vagabunden"), welche Scenen aus dem äußerlich mit falschen Flittern prunkenden, aber innerlich gehaltlosen und wüsten Leben und Treiben der vagirenden Schauspieler, Kunstreiter, Aequilibristen, Inhaber von Curiositäten und Meßsehenswürdigkeiten, dieser kleinen Barnums der Jahrmärkte, u. s. w. darstellen und trotz der oft rohen, ungeschminkten Darstellung und des nicht selten ans Vulgäre streifenden Ausdrucks doch selbst in gebildeten Kreisen bei uns ihre Leser finden. Der Reiz, den dieses Vagantenleben und Schilderungen daraus fortdauernd bei uns ausüben, ist nicht ganz leicht zu erklären. Garstigen und indiscreten Literatenklatsch förderte Ida von Düringsfeld, die wol zu etwas Besserm berufen ist, in ihrem sonst langweiligen, in dresdener Schriftstellerkreisen spielenden Roman „Die Literaten" zu Tage. Auf der tiefsten Stufe des nacktesten frivolsten Cynismus steht wieder E. Vacano mit seinem Abenteurerroman: „Die Töchter der Schminke", wovon ein erster Band „Mondscheincavaliere" erschien. Solange dergleichen überhaupt in Deutschland noch geschrieben werden kann, solange sollten wir es besser vermeiden, uns andern Völkern gegenüber als das auserwählte Volk der Sittlichkeit zu brüsten.

Die heitern und komischen Seiten des modernen Lebens, obschon es ihm an letztern wenigstens keineswegs fehlt, wurden seltener beleuchtet, und selbst Romane, die, wie A. Silberstein's „Hercules Schwach", sich „komischer Roman" nennen, wühlen mehr in den Nachtseiten des modernen Daseins, als daß sie das Leben, soweit es diese Behandlung verträgt, in ungebrochenen humoristischen Farben abmalten, womit übrigens solchen Mischcompositionen ihr eigenthümlicher Werth nicht abgesprochen werden soll. Auch Brachvogel's Roman: „Ein neuer Falstaff", scheint weniger Komik zu enthalten, als der Titel verspricht. Mehr rein komischer Art dürfte A. von Winterfeld's komischer Roman aus Berlins Gegenwart „Der Wohnungssucher" sein, wenn man hierauf aus seiner in zweiter Auflage erschienenen, manches Drollige und

Charakteristische enthaltenden Erzählung „Das Manneken P..s von Brüssel" schließen darf.

Unter den gesammelten Erzählungen und Novellen nennen wir: „Kleinere Erzählungen", von F. Bodenstedt; „Novellen", von M. Hartmann; „Charaktermasken", von A. Meißner; „Historische Novellen", von A. Brachvogel; „Novellen", von G. zu Putlitz; „Novellen", von E. Grosse; „Geschichten aus alter und neuer Zeit", von W. H. Riehl; „Lebensräthsel", von Ottilie Wildermuth; „Durch zwei Menschenalter", von Golo Raimund; „Fliegender Sommer", von F. Wehl; „Ausgewählte Gesellschaft. Geschichten und Erinnerungen", von E. Hoefer; „Photographien des Herzens", von Sophie Verena; „Aus meinem Tagebuch. Gesammelte Erzählungen", von F. Gerstäcker; „Staub von der Reise", von R. Hirsch; „Aus deutschen Gauen in Süd und Nord", von E. Willkomm; der auch eine interessante culturhistorische Skizze „Deutscher Trunk" lieferte; „Gesammelte Erzählungen", von Frau Birch-Pfeiffer; „Einfache Erzählungen", von F. Ruperti; „Kunst und Künstlerleben", von Luise Otto; „Verworrenes Leben. Novellen und Skizzen", von W. Raabe u. s. w. Obschon die meisten dieser zahlreichen Sammlungen aus Feuilletonbeiträgen hervorgegangen sein mögen und daher zum Theil auch den leichten Charakter dieses Ursprungs tragen, so befindet sich darunter doch auch manches Gute, Anziehende und Treffende, wie gleichfalls in der kleinen sinnigen Novelle von K. Gutzkow „Die Curstauben" und in H. Röckner's gemüthvoller Erzählung „Zwei Weihnachten". Die Dorfgeschichte als solche war diesmal, soviel wir wissen, im ganzen schwach, wenigstens nicht durch irgendeinen namhaften Autor vertreten. Mit dieser Liebhaberei scheint es also nun auch bereits ein Ende zu haben, vielleicht jedoch hauptsächlich infolge der auch in diesem literarischen Geschäftszweige eingetretenen allzu großen Concurrenz.

Wir schließen diese Notizen über die Erzählungsliteratur mit folgender Bemerkung, der wir in einer Anzeige des neuen katholisirenden Romans von A. Lewald „Clarinette" in den „Historisch-politischen Blättern" begegneten:

> In der Romanliteratur herrscht eine productionslustige Rührigkeit, wie sonst nirgend im schönen Revier.... Der Roman ist heute ein Consumtionsartikel geworden, so gut wie der Thee und Kaffee; und er ist recht eigentlich die Dichtungsform unserer Zeit. Der realistische Geschmack der Gegenwart verlangt eine compacte Kost, und die aufgelöste Form der Dichtung entspricht am ehesten der Prosa unserer in Auflösung begriffenen Zustände.... Gleichwol ist die Zahl der wirklich empfehlenswerthen Romane erstaunlich gering, und die katholische Literatur insbesondere hat keine große Auswahl aufzuweisen.

Der nächste Uebergang von der Erzählungsliteratur ist der zur epischen Poesie und, da die epische Dichtung jetzt einen wesentlich lyrischen Charakter hat, von da zur lyrischen Poesie. Unser Register wird ausweisen, daß der Wahlspruch unserer Poeten lautet: Es wird fortgedichtet, und wenn uns auch niemand lesen will und wie sehr auch die kritische Polizei in Deutschland beflissen sein mag, uns unser Geschäft sauer zu machen oder es uns gänzlich zu verbieten. Daß die Kritik den jungen Poeten, die in den Gassen umherzirpen wie die Sperlinge — denn Nachtigallen und Lerchen sind unter ihnen jetzt in der That selten —, ihr Geschäft sauer macht und ihnen scharf auf die Finger sieht, das finden wir sehr begreiflich und in der Ordnung, weniger aber, wenn sie ihnen das Dichten überhaupt verbieten will. Solange noch ein Volk überhaupt Spuren von Gemüth hat, wird dieses sich auch entäußern wollen, und wo könnte es dies besser als in lyrischen Ergüssen? Mit einem Volke, das gar nicht mehr Lust hat zu singen und zu dichten, ist es sicherlich in Betreff des Gemüths sehr übel bestellt. Auch die Wissenschaft wird trocken, hölzern und gemüthlos, wenn sie sich ganz den Einflüssen der Poesie entzieht, und sehr beachtenswerth ist der Ausspruch Schelling's, wonach das Goethe'sche Faustfragment, dieses „eigenthümlichste Gedicht der Deutschen", gleich nach seinem Erscheinen einen „ewig frischen Quell der Begeisterung" geöffnet habe, „der allein zureichend war, die Wissenschaft zu dieser Zeit zu verjüngen und den Hauch eines neuen Lebens über sie zu verbreiten". Freilich, Dichtungen wie „Faust" kann man sich nicht jeden Tag kaufen, aber wenn man keinen Dürer oder Holbein haben kann, dann begnügt man sich auch wol mit Malern wie Mengs und sogar Dietrich. Sie beweisen doch, daß die Lust zum künstlerischen Produciren in einer Nation noch nicht ausgestorben ist, sie pflanzen die soliden Traditionen der Kunst und der Technik fort, regen andere zum Schaffen an und arbeiten spätern, vielleicht größern Meistern vor und in die Hände. Das Gute und selbst Mittelgute ist doch immer noch besser als gar nichts, und sehr richtig bemerkt E. Schuchardt: „Wer nur das Höchste zu schätzen vorgibt, gegen den bin ich mistrauisch; das Vortrefflichste im Kleinsten zu finden, ist die höchste Stufe der Bildung. Das allgemein durch Jahrhunderte als mustergültig Gehaltene anzuerkennen und dessen Besitz erstreben, ist darum noch kein Beleg für tiefern Sinn und Erkenntniß." In den Erzeugnissen eines Genies, möchten wir noch hinzufügen, gesellt sich nicht selten dem Herrlichsten auch manches Bedenkliche, das um so verführerischer wirkt, mit je größerm Reiz es ausgestattet ist; das schlichte Gute hat wenigstens den negativen Vorzug, von solchen verführerischen Künsten frei zu sein. Aber: „Auch jetzt ist das Geniale noch immer in zu hohem Grade das nationale Ideal", sagte vor einigen Jahren das „Athenaeum" in Bezug auf Deutschland, wo es allerdings nur zu viele gibt, welche sich durch gewaltsame Verrenkungen zum Genie forciren, statt es wirklich zu sein.

Epen im Sinne der homerischen Heldengedichte und der Nibelungen können wir zur Zeit nicht haben, und die Gründe, warum dies nicht der Fall sein kann, liegen so auf der Hand, daß wir sie hier nicht anzuführen brauchen. Wenn aber auch einmal ein Poet die Ausdauer hat, ein Gedicht streng epischen Charakters zu schreiben, so hat doch niemand heutzutage Ausdauer genug, es zu lesen. E. Beyer's „Gustav Adolf's Heereszug" und H. Frelmann's „1813. Ein Gedicht in siebzehn Gesängen",

gehören zu dieser rein epischen Gattung; sie sind wohlgemeint, fleißig gearbeitet und in Bezug auf Versification haben sie Verdienste; aber wie Karl Gustav von Berneck auf Anlaß des letztern mit Recht bemerkte: „Es ist immer mislich, einen ganzen Krieg in gebundener Rede schildern zu wollen." Man darf nicht vergessen, daß unsere Kriege seit Einführung der Schießwaffen in verwickelten strategischen Manövern und unsere Schlachten in großen Massenevolutionen bestehen, in denen die That des einzelnen verschwindet; epische Dichtungen dieser Art werden daher, mit Ausnahme vielleicht weniger Momente, ihrem größten Theile nach den Charakter von breiten Reimchroniken tragen. Beliebter sind solche epische Dichtungen, welche in lyrischen, meist wechselnden Versarten novellistische oder märchenhafte Stoffe behandeln. Wir nennen: „Gesammelte Novellen in Versen", von P. Heyse; „Jadwiga", von K. Beck, der lange verstummt war; „Geschichten und Gestalten. Erzählende Dichtungen", von B. Endrulat; „Aschenbrödel", von W. Müller und „Das Märchen von den sieben Raben", von L. Fürst; an anmuthige Illustrationen sich anlehnend, oder die Illustrationen an jene. In eigenthümlicher Weise sind sociale Conflicte aus der modernen Gesellschaft in dem erzählenden Gedicht „Bajazzo" von M. Rappaport behandelt, während in der kleinen und talentvollen epischen Dichtung „Trutz Dänemark und Kopenhagen!" von R. von Meerheimb (einer dichterischen Schilderung des Winterfeldzugs Karl's X. über den zugefrorenen Belt) eine vaterländische Tendenz vorwaltet. Eine epische Dichtung „Judith" von R. Kulemann ist nicht ohne poetische Schönheiten. Indische Stoffe behandelten E. Lobedanz in „König Nal und sein Weib", einer epischen Dichtung, worin die bekannte schöne Episode aus Mahabharata sehr glücklich bearbeitet ist, und R. Gottschall in der episch-lyrischen Dichtung „Maja", deren Haupthandlung während des letzten indischen Aufstandes spielt, in die aber, in episodischen Erzählungen, auch Stoffe der frühern indischen Sagenpoesie u. s. w. verflochten sind. Die Eigenthümlichkeiten des indischen Lebens und der indischen Sitte treten darin in brennenden erotischen Farben zu Tage.

Unsere lyrischen Dichter namentlich klagen über die rapide Abnahme der Sympathie für die Lyrik, und irgendwo fanden wir sogar ganz frisch behauptet, der Name Lyriker sei jetzt eher das Gegentheil einer guten Empfehlung. Doch ist diese Klage schon sehr alt, so alt wie die Klage über den Verfall der deutschen Bühne, die hiernach so lange bereits im Verfall begriffen ist, als sie besteht. Schon Schiller klagte in der Recension der Bürger'schen Gedichte, daß die Gleichgültigkeit, womit sein philosophisches Zeitalter auf die Spiele der Muse herabzusehen anfinge, keine Gattung empfindlicher zu treffen scheine als die lyrische Dichtkunst. Aber eine Erscheinung spricht dafür, daß es noch zahlreiche Liebhaber der Lyrik, auch der modernen gibt. Wir meinen damit nicht den Umstand, daß sich einmal unter Hunderten von Lyrikern einer wie Geibel zu einem vielbegehrten Lieblingsdichter aufschwingt, oder daß diese und jene Gedichtsammlung in zweiter oder selbst dritter Auflage erscheint; denn bisweilen, wir sagen keineswegs immer, hat es mit solchen Wiederauflagen eine besondere Bewandtniß. Wir meinen damit vielmehr die Erscheinung, daß lyrische Anthologien noch immer gesucht sind, daß immer neue Sammlungen derart erscheinen und daß manche derselben, wie z. B. das „Album neuerer deutscher Lyrik", wiederholte Auflagen erlebt haben und immer wieder erleben. Das Publikum hat eben in ihnen aus vielem das Beste; um die Individualität eines einzelnen Dichters kümmert es sich aber gegenwärtig sehr wenig, und um so weniger, je mehr er vielleicht beflissen ist, seine subjective Persönlichkeit selbstgefällig in den Vordergrund zu stellen. Thatsache aber ist allerdings, daß sich die durch Geschäfte und Politik in Anspruch genommene Männerwelt immer mehr dem Geschmack an der Lyrik zu entfremden scheint, und zwar unter dem Vorwand, daß ihr die moderne Lyrik zu wenig männliche Gedankennahrung für den Geist böte, während doch vielleicht gerade die zunehmende Gleichgültigkeit der gereiftern Männer gegen die Lyrik daran schuld ist, daß diese im allgemeinen immer mehr verweichlicht oder sich mit dem bestechenden Flitterstaat von blendenden Phrasen und gesuchten Bildern behängt. Als einen Fortschritt nach einer gewissen Richtung hin dürfen wir es übrigens bezeichnen, daß als Gegengewicht gegen die unter unsern Lyrikern jüngster Generation um sich greifende Selbstvergötterung wenigstens bei einzelnen Dichtern (wir erinnern z. B. an des verstorbenen A. Schults beliebte Gedichte aus dem Familienleben) der gemüthliche und echt deutsche Familiencultus wieder mehr zu Tage tritt, während derselbe von unsern classischen Dichtern in ihren lyrischen Poesien gar sehr vernachlässigt wurde, von Schiller, der diese Saite eigentlich nur im „Lied von der Glocke" anklingen ließ, noch mehr als von Goethe, der wenigstens in „Hermann und Dorothea" das Muster eines deutschen Familiengemäldes der echten Art aufstellte.

Von den 1863 neu aufgetretenen lyrischen Dichtern nennen wir hier keinen, weil wir zur Zeit von keinem zu sagen wissen, ob er eine Zukunft haben wird. Doch wollen wir erwähnen, daß einige derselben, z. B. C. Neumann, der „Gedichte" herausgab, von der Kritik mit Beifall begrüßt wurden. Wir werden daher in diesem die Lyrik betreffenden Abschnitt unserer Betrachtung nur wenig Mühe haben, und uns nur darauf beschränken dürfen, die von einigen ältern Dichtern bewährten Namens herrührenden Sammlungen hervorzuheben. Der vielfach verdiente K. Simrock gab heraus: „Gedichte. Neue Auswahl"; auch J. Rodenberg ließ eine neue Sammlung von Gedichten, J. von Sivers eine Reihe Dichtungen unter dem Titel „Aus beiden Welten" und Ottilie Wildermuth „Dichtungen" erscheinen. G. Hesekiel's „Fünf Bücher deutscher Gedichte" enthalten manche sehr ansprechende Gaben in schalkhaft ironischem Genre. L. Seeger's „Gesammelte Dichtungen" und F. Seeger's „Gedichte" erschienen wie H. Simon's „Gedichte" in zweiter, Tschabuschnigg's „Gedichte", C. Sybel's „Gedichte" und A. Traeger's „Gedichte" in dritter Auflage, sämmtlich

verbessert und vermehrt. E. Kuh's „Dichterbuch aus Oesterreich" und L. Seeger's „Deutsches Dichterbuch aus Schwaben", welche E. Geibel's mit so vielem Beifall aufgenommenem und bereits in dritter Auflage erschienenem „Münchener Dichterbuch" auf dem Fuße folgten, enthalten vieles Gute, letzteres unter anderm auch eine interessante Reliquie von L. Uhland und J. Kerner, die von ihnen gemeinsam gedichtete zweiactige Posse „Die Bärenritter". Wenn übrigens das „Dichterbuch aus Schwaben" darauf Anspruch macht, daß es von lebenden berühmten Dichtern aus ganz Deutschland bisjetzt ungedruckte Dichtungen enthält, so wollen wir dagegen bemerken, daß unter den, wenn wir richtig zählten, 36 noch lebenden Dichtern, die dazu beisteuerten, nur fünf oder sechs sich befinden, die dem deutschen Norden angehören oder deren Wohnsitz hier noch ist. Für die meisten Süddeutschen gibt es jenseit der Grenzen Südbaierns, Schwabens und Oesterreichs keine Poeten mehr, im Norden kommt nach ihrer Ansicht alles „getrocknet" auf die Welt, und Ehrenbürgerrecht im Dichterstaat kann man nur erwerben, wenn man im Bereich süddeutscher Breitengrade so und so lange naturalisirt war und der allen dortigen Verhältnissen und Gegenständen bis zu den Knödeln und Dampfnudeln herab innewohnenden unbeschreiblichen Poesie theilhaftig geworden ist. Unter den Gedichten patriotischen Inhalts sind endlich noch das Dutzend „Kampflieder für Schleswig-Holstein" von dem greisen Kampfliederdichter F. Rückert hervorzuheben.

Was das Drama betrifft, so ist in diesem, insofern hier nur das gedruckte Drama zur Sprache kommt, die Production nicht mehr so übermäßig stark wie vor Jahren. Man hat es dem Publikum eingeredet, daß ein blos gedrucktes Drama, das sogenannte Bücherdrama, nicht des Lesens werth sei, und das Publikum hat sich dies gesagt sein lassen und liest überhaupt keine Dramen mehr, außer etwa die Erzeugnisse eines oder des andern Dichters, von dem eine Anzahl Stücke bleibende Bestandtheile des deutschen Bühnenrepertoires geworden sind. Zu diesen wenigen Dichtern gehört auch K. Gutzkow, dessen gesammelte „Dramatische Werke" jetzt in 20 Bändchen den Freunden der dramatischen und speciell der Gutzkow'schen Muse vollständig vorliegen. S. H. Mosenthal's Schauspiel: „Die deutschen Komödianten", gleichfalls wie so manche obengenannte Romane ein Gemälde aus dem deutschen Vagantenleben, G. Mautner's Schauspiel „Eglantine" und S. Schlesinger's beliebte Bluetten, diese unter dem Titel „Original-Lustspiele" erschienen gleichfalls gedruckt. Dem historischen Genre gehören als zum Theil recht achtbare und ernst aufgefaßte und durchgeführte Arbeiten an: K. Biedermann's „Kaiser Otto III.", P. Möbius' „Bar Kochba" (obwol vom Jahre 1863 datirt, schon im vorigen Rückblick hervorgehoben), J. G. Fischer's „Friedrich von Hohenstaufen", K. Koberstein's „Florian Geyer", H. Rustige's „Eberhard im Bart", G. zu Putlitz' „Waldemar" und „Wilhelm von Oranien in Whitehall", O. von Redwitz' „Der Doge von Venedig" u. s. w. P. Lohmann ließ eine dramatische Dichtung „Frithjof" und O. Marbach einen „Othello. Tragödie nach Shakspeare" erscheinen. Wir könnten uns versucht fühlen, hier der deutschen Bühne und dramatischen Poesie eine längere Betrachtung zu widmen; aber wir haben unsere Ansichten über die Vorzüge und Gebrechen beider bereits in unsern frühern Rückblicken und noch jüngst auf Anlaß des Teichmann'schen Nachlaßwerks ausführlich ausgesprochen und wollen uns nicht selbst abschreiben.

Von Reisebeschreibungen, die für ein größeres Publikum Interesse haben, nennen wir hier zuvörderst das interessante Werk über G. Berna's Nordfahrt, wozu K. Vogt den Reisebericht lieferte, die verschiedenen Werke von R. Werner, W. Heine, H. Maron und J. Kreyher über die preußische Expedition nach Ostasien und F. Hochstetter's auch in England mit größtem Beifall aufgenommenes Werk über Neuseeland. Theile von Afrika behandelten A. von Kremer in seinem Werke über Aegypten, das er nach zehnjährigem Aufenthalt daselbst schildert, H. von Maltzan in seiner Schrift:] „Drei Jahre im Nordwesten von Afrika" und A. E. Brehm in seinem Werke „Reise nach Habesch in Begleitung des Herzogs Ernst von Koburg", das sich jedoch vorzugsweise auf Schilderungen des thierischen Lebens beschränkt. Seine in Nordamerika gemachten Erfahrungen, die zum Theil herber und enttäuschender Art waren, ohne jedoch den Verfasser zu einer wirklich objectiven Unparteilichkeit den europäischen Verhältnissen gegenüber umstimmen zu können, legte G. von Struve in einem Werke „Diesseit und jenseit des Oceans" nieder. Werthvolle Studien und glänzende Schilderungen enthält F. Gregorovius' dreibändiges Reisewerk: „Wanderjahre in Italien". Vaterländische See- und Alpengegenden schilderten O. Banck in seinen ein feines Künstlerauge verrathenden „Alpenbildern" und E. Hallier in seinen namentlich die Insel Helgoland betreffenden „Nordseestudien".

Nur mit Vorsicht und in aller Kürze können wir uns als Laie auf das Gebiet der Naturwissenschaften und der Physiologie wagen; wir bemerken nur, daß M. J. Schleiden, G. G. T. Ruete und G. T. Fechner in ihren Schriften „Ueber den Materialismus der neuen deutschen Naturwissenschaft" (Schleiden), „Ueber die Existenz der Seele vom naturwissenschaftlichen Standpunkt" (Ruete) und die „Drei Motive und Gründe des Glaubens" (Fechner) auf wissenschaftlichem Wege den antimaterialistischen Standpunkt vertreten, während natürlich J. Moleschott in seiner Schrift „Die Grenzen des Menschen" und K. Vogt in seinen „Vorlesungen über den Menschen" fortfuhren, dem Materialismus zu huldigen. Mit dem Menschen und seiner Schöpfung beschäftigten sich auch Schleiden in seinen drei Vorträgen „Das Alter des Menschengeschlechts, die Entstehung der Arten" u. s. w. und K. Snell in seinem Werke „Die Schöpfung des Menschen". Noch nennen wir das sehr hübsche Buch von J. G. Fischer: „Aus dem Leben der Vögel."

Die Philosophie im eigentlichen Sinne ist, soweit wir das Literaturgebiet zu überschauen vermögen, im Jahre 1863 nicht wesentlich, sicherlich aber um kein neues System bereichert worden. Und es ist dies auch recht gut

so. Wenn jedes Jahr, wenn auch nur alle zehn Jahre ein neues System auftauchen und ein früheres ablösen wollte, so würde zuletzt das menschliche Denken, ja das Denkvermögen überhaupt durch einen so fortgesetzten Aufreibungsproceß vollkommen zersetzt und in leere Abstractionen aufgelöst werden. Leider ist es wahr, daß zum Theil die bloße Eitelkeit, Neues aufzustellen, die Mutter philosophischer Systeme geworden ist, und wenn diese Eitelkeit gegenwärtig gewiß nicht fehlen würde, so fehlen doch zur Zeit alle Bedingungen, die ein neues philosophisches System möglich machen. Man muß sich erst von den Spitzfindigkeiten der Hegel'schen Dialektik erholen, um wieder zu einem speculativ-aëronautischen Unternehmen ähnlicher Art den Muth und die Kraft zu finden. Ohne Zweifel aber wird wol jedes künftige philosophische System bei aller Idealität, deren die Philosophie so gut wie die Poesie nothwendig bedarf, eine mehr realistische Grundlage haben und mehr die Ideen aus den Thatsachen, als die Thatsachen aus den Ideen construiren müssen.

Dagegen wurden die praktische Philosophie und die Glückseligkeitslehre vielfach angebaut. Namentlich zeigte man sich bei großer Verschiedenheit des Standpunkts, indem derselbe bald ein specifisch religiöser, bald blos derjenige der weltpraktischen Nützlichkeit war, von weiblicher Seite sehr thätig, das weibliche Geschlecht über seinen Beruf aufzuklären und ihm Vorschriften zu einer guten Lebensführung zu geben. Wir nennen von solchen Schriften: „Die Liebe als Führerin der Menschheit durchs Erdenleben zu Gott", von Julie Burow; „Osterbriefe für Frauen", von Fanny Lewald; „Frauenbrevier" (zweite Auflage), von Amely Bölte u. s. w. Eine wesentlich auf stoischer Lebensanschauung beruhende, in ihrer Art sehr treffliche Schrift ist die von M. K. von Krempelhuber: „Durch Einsicht zur Geduld. Ein Beitrag zur Philosophie des Lebens", neben der auch noch C. G. Carus' „Die Lebensphilosophie nach den Inschriften des Tempels zu Delphi" und K. Stugau's „Die Kunst des Lebens froh zu werden", genannt zu werden verdienen. O. Bauck's Schrift: „Worte für Welt und Haus", besteht aus sinnreichen epigrammatisch zugespitzten Denksprüchen und Aphorismen nach Art der „Pensées" Pascal's und Labruyère's, der „Maximen und Reflexionen" Goethe's, der „Bluettes et boutades" des Genfer J. Petit-Senn u. s. w. Das wahrnehmbare Anwachsen dieser heilsamen, nützlichen und humanen Literaturgattung können wir, obschon in ihr mitunter auch allerdings manches Schiefe und nur mit großer Vorsicht zu Benutzende zu Tage kommt, im ganzen nur als ein günstiges Zeitsymptom ansehen.

Hermann Marggraff.

G. F. Daumer und das literarische Recht.

Der verdienstvolle Nachdichter des Hafis und Herausgeber der „Lieder aus verschiedenen Völkern und Ländern" (Hamburg, Hoffmann und Campe, 1846), G. F. Daumer, bekannt auch durch seine später angenommene religiöse Ueberzeugung, in deren Interesse er seine schöne That, als deutscher Hafis Herz und Sinn seiner Landsleute erquickt zu haben, unschädlich — hoffentlich vergebens — zu machen sucht, hat unter dem Titel: „Blumen und Früchte aus dem Garten christlicher Weltanschauung und Lebensentwickelung von G. F. Daumer" (Mainz, Kirchheim, 1863) eine Anthologie erscheinen lassen, über deren Werth ich hier nicht urtheilen will, weil ich nur beabsichtige, einen energischen Protest des literarischen Rechts dieser Sammlung entgegenzustellen.

Die Vorrede zu diesem „Garten christlicher Weltanschauung" sagt (S. XVII): „Es kann nicht für Frechheit gelten, wenn man versucht, dergleichen technische Greuel zu mindern, die nur der Kindheitsstufe einer formell-poetischen Entwickelung zu verzeihen sind, einer Stufe, auf der wir doch nicht ewig werden stehen bleiben wollen, während Nachbarvölker, wie die Magyaren, bereits längst darüber hinausgeschritten sind."

Daumer also hält sich berechtigt, technische Greuel zu tilgen, d. h. was ihm an den besten deutschen Gedichten nicht gefällt, das ändert er nach seiner Ansicht verbessernd ab und gibt nun unsere classischen Gedichte mit der Bezeichnung „nach Goethe", „nach Schiller", „nach Herder" u. s. w. in einer Form, die geradezu die Schöpfungen unserer ersten Geister vernichtet.

Das ist nicht mehr unerhörte Dreistigkeit, eitle Thorheit, nein, das ist ein Vergehen an geheiligten Besitzthümern des deutschen Volks, eine Sünde gegen das literarische Recht.

Wäre Daumer wirklich so hochbegabt, daß er bedeutende Verbesserungen an unsern besten Gedichten machen könnte, so protestire ich dennoch gegen jede Aenderung im Namen der Literatur und der Pietät. Wohin sollte erstere gerathen, wenn es jedem freistände, das Ueberkommene zu modernisiren? Und weiß Daumer nicht, so weiß es doch die Welt, daß die rechte Liebe ihre auserwählten Kunstgebilde, wie alles, was sie heiligt, gerade in der Gestalt, d. h. mit allen Vorzügen und Schwächen, die zusammen die Schönheit des Werks ausmachen, erhalten wissen will, in welcher sie dargeboten und für immer angenommen worden sind. Ich protestire gegen diesen verschönernden (?) Vandalismus im Namen der todten Dichter und ebenfalls auch als lebender, schaffender Poet. Was ich bessern will, selbst das wird nicht immer als berechtigt erscheinen können, wenn mein Lied schon ins Volk übergegangen ist; aber kein anderer hat das Recht, mein Werk umzugestalten und sodann zu veröffentlichen. Wenn Daumer unter einigen Gedichten den Namen Jesus als Poeten aufführt, so streift das schon ans Profane, wenn er „nach Balde" sagt, so mag er sogar recht Gutes geleistet haben, da Balde lateinisch dichtete und Daumer das Recht hat zu verdeutschen, was in fremden Sprachen erschienen; anders aber verhält es sich, wenn er (S. 180) ohne Titel ein Gedicht bringt, das ich wie folgt gegeben:

Freude und Schmerz.

Zwei Kammern hat das Herz,
Drin wohnen
Die Freude und der Schmerz.

Wacht Freude in der einen,
So schlummert
Der Schmerz still in der seinen.

O Freude, habe Acht!
Sprich leise,
Daß nicht der Schmerz erwacht!

(H. Neumann's gesammelte Dichtungen.)

Daumer ändert ab:

Zwei Kammern hat das Herz.
Hier wohnt die Freude, dorten
Hat seinen Ort der Schmerz.

Ist hier die Freude wach —
Tief schlummert es und stille
Im anderen Gemach.

Doch nicht zu laut gelacht,
Zu wild getobt, o Freude,
Daß nicht der Schmerz erwacht!

(Nach H. Neumann.)

Wenn Daumer sich schon bei einem so kleinen Gedicht (in den Anthologien unter dem Titel „Das Herz") erdreistet, die Form zu längen und den Inhalt zu verderben — und greulich verdorben ist denn doch dies kleine Lied, besonders in seiner schlagendsten dritten Strophe —, so kann man ungefähr sich vorstellen, wie er mit Schiller, Goethe, Herder, Platen, Uhland u. s. w. verfahren ist.

Ich glaube, jeder Dichter ist verpflichtet, sich diesem Protest, schon aus Achtung vor unsern ältern Meistern mit lebhafter Betheiligung anzuschließen; wer aber noch zweifelhaft ist, der durchblättere den „Garten christlicher Weltanschauung", um zu gestehen, daß kein Heide unbarmherziger und vernichtender mit den Schöpfungen unserer ersten Dichter verfahren kann, als der allerchristlichste Vertilger der Greuel, welche nur er zu finden und zu verbessern versteht. **Hermann Neumann.**

Aus dem Leben preußischer Militärs.

1. Blücher als Mitglied der pommerschen Ritterschaft 1777—1817 und beim preußischen Heere am Rhein 1794. Nebst einer Reihe von Originalbriefen Blücher's und einem Facsimile seiner Handschrift. Herausgegeben von Heinrich Berghaus. Anklam, Dietze. 1863. Br. 8. 20 Ngr.

Der Herausgeber ist durch seine Forschungen im Gebiet der Landeskunde und Genealogie ebenso rühmlich bekannt als durch seine Kartenwerke. An einer Biographie Blücher's, die sich würdig dem „Leben Stein's" von Pertz und dem York's von Droysen an die Seite stellen könnte, fehlt es zur Zeit noch; Alles, was bisher über Blücher's Leben veröffentlicht worden ist, muß ungenügend genannt werden. In der vorliegenden Schrift werden Beiträge zu einer „künftigen Lebensbeschreibung Blücher's" geboten. Die Abfassung derselben erfordert aber, wie der Verfasser mit Recht sagt, noch viele, viele Beiträge und da diese noch immer fehlen, so werden wir wol noch eine Zeit lang darauf warten müssen. Einstweilen hätten wir aber nach dem Titel unsers Schriftchens über Blücher mehr erwartet als in demselben erzählt ist; von seiner Thätigkeit als Landrath hören wir gar nichts. Vorangeschickt sind einige Notizen über die Familie Blücher in Mecklenburg und Pommern, welche der Verfasser bei seiner verdienstlichen Ausarbeitung eines Landbuchs von Pommern und Rügen gesammelt hat; bei Besprechung der in Blücher's Besitz gekommenen Güter werden genealogische Notizen auch über andere Familien gegeben, für die Territorialgeschichte nicht ohne Werth. Eins dieser Güter kaufte im Jahre 1817 der Amtsrath Kutscher, welcher Blücher schon früher als Regimentsquartiermeister nahe gestanden hatte (der Verfasser nennt ihn seine rechte Hand), demselben ab; in der Kutscher'schen Familie sind noch viele Briefe von Blücher vorhanden, welche dem Verfasser zur Veröffentlichung überlassen sind. Sie sind in Blücher's bekannter Schreibart (Orthographie kann man sie nicht nennen) unverändert abgedruckt; meist von Geschäftsangelegenheiten sprechend, gewähren sie doch auch manchen interessanten Einblick in des Helden Denkweise und Urtheil über Personen und Verhältnisse. In einem derselben klagt er über seine Gesundheit (1803): „ich leid wieder grausam und anhaltenden Schmertzen am kobff besonders an beyden ohren, dies ist nun woll vollge des alters, und der vatigen auch woll aus nicht alle Zeit beobachteten ordentlichen Lebenswandell, man muß denken, Du hast vill guhts empangen indessen mein lieber Freund muß man doch an einen vernünftigen zu Rückzug denken, ich will nuhr noch die Franzosche geschichte hier abwahrten, dann aber zur ruhe gehen und mich zu einem ruhigen Leben begeben." — „Die kleine Rippentrop findet hir bey Fall (Beifall) und sie nimmt sich recht guht, ich bin sie aus 2 Uhrsachen hallber gut, einmahl ist sie ein klein guht weib, und dann ist sie meinen alten Sidow seine Tochter." Ein Brief vom 5. December 1804 schließt: „Nun Scheint es hier ruhig zu werden, ich glaube wihr stehn mit dem neuen Keiser jetzt wider in guhtem vernehmen." Und unterm 21. Mai 1805: „bis zum herbste wird es sich ausweisen wie wihr mit Rußland und Sneden auß einander kommen, ich glaube nicht, daß Generall Jastrow alles so wie wihr wünschen in ordnung bringt, den von Frankreich können wihr wohll Schwerlich mehr loß, die Freind-Schaft ist Schon zu enge. Em Pehlen sie mich die Ihrigen und bleiben Fred Ihres treü Freündes Blücher."

Diesen Briefen, neun an der Zahl, folgt ein Artikel: „Blücher in Münster", in welchem die Verhältnisse des ehemaligen Hochstifts bei der preußischen Besitznahme und die Maßregeln derselben besprochen, auch viele Personalnachrichten gebracht werden. Ein umfassender Abschnitt ist „Blücher beim Rheinheere 1794" betitelt, er enthält aus dem Nachlaß des Oberstlieutenants von Bergen, der jenen Krieg als Generalstabsoffizier mitgemacht hat, einige Beiträge zur Geschichte desselben durch mitgetheilte Dispositionen, Relationen, Entwürfe u. s. w., auch ein paar Briefe des Herrn von Bergen, in welchen er seine Ansichten über die verkehrte Kriegführung der Verbündeten und die Uebelstände jeder großen Coalition ausspricht; Ansichten, denen man nur beistimmen kann. Sie sind gegen einen Freund, also ganz rückhaltslos ausgesprochen und darum interessant zu lesen. Von Blücher aber ist doch nur wenig Erwähnung in diesem ganzen Abschnitt und der Titel desselben daher nicht gerechtfertigt, und es wäre von ihm doch so viel zu erzählen gewesen, wie schon sein eigenes Campagne-Journal beweist. „Blücher's militärische Laufbahn" u. s. w. ist der dritte, nur wenige Seiten enthaltende Abschnitt genannt. Der Herausgeber ist über die Bedeutung des Namens Montmartre in Zweifel, den er als Märtyrerhöhe falsch übersetzt zu haben glaubt; warum sollte aber der mons martis, der später nach dem Martyrium des heiligen Dionys mons martyrum genannt wurde, nicht endlich in einen mont-martre (Marterberg) verwandelt worden sein?

2. Meine Kriegserlebnisse während des Siebenjährigen Kriegs 1757—63. Wortgetreuer Abdruck aus dem Tagebuche des königlich preußischen General-Quartiermeister-Lieutenants C. F. R. von Barsewisch. Berlin, von Warnsdorff. 1863. Gr. 8. 20 Ngr.

Das Tagebuch, welches hier zum ersten male in vollständigem Abdruck vorliegt (einzelnes daraus brachte die Kreuzzeitung schon), ist in der Handschrift bisjetzt in der Familie des Verfassers aufbewahrt worden. Mittheilungen von Augenzeugen und Kämpfern haben zwar für die Kriegsgeschichte nach der Stellung, in welcher der Autor dem Kriege beigewohnt hat, einen sehr verschiedenen Werth, immerhin bieten sie viel brauchbares Material für die Charakteristik desselben und geben den Einzelheiten eine frische Färbung. Der Verfasser sagt darüber mit Recht: „Eine jede Person, so in einem merkwürdigen Kriege mitgehandelt, hat ein gewisses Recht, die erlebten Vorfälle aufzuzeichnen und mitzutheilen, und wenn nun auch der Bericht eines Offiziers nicht so vollkommen, als die Schrift eines Feldherrn über den Krieg nach eigenen Erlebnissen sein kann, so trifft es sich doch, daß ein Offizier verschiedene einzelne Begebenheiten erlebt, so gleichfalls merkwürdig und dahero werth sind, bekannt zu werden."

Wir erhalten denn in dem Tagebuche die Aufzeichnungen eines tüchtigen Soldaten von gesundem Schrot und Korn, geradem Sinn und christlichem Gemüth, welcher uns erzählt, was er selbst während des Siebenjährigen Kriegs bei seinem Regiment erlebt, gesehen und gehört hat, in einer treuherzigen und offenen Sprache, wobei er, was seine Person betrifft, eine seltene Bescheidenheit — modernen Memoirenschreibern unverständlich — an den Tag legt. Im Zusammenhange und in der Kritik der Kriegsbegebenheiten läuft zwar, wie es nicht anders sein kann, mancher Irrthum mit ein, den die Zeit später aufgeklärt hat, im ganzen aber werden unsere militärischen Leser sich durch die unmittelbar aus dem Borne der eigenen Wahrnehmung geschöpfte Darstellung interessirt fühlen und mit stillem Lächeln manche Scene vor sich vorübergehen lassen, z. B den Prinzen Soubise bei Roßbach, den ein Pommer eingeholt und weil er

ihn gern gesund hat fangen wollen, des Prinzen Pferd aber besser gewesen, „mit der flachen Klinge dermaßen blau geschlagen, daß der Prinz, nachdem der Dragoner nicht mehr hat folgen können, Sich bei seiner Ankunft in Freyburg seinen Rücken mit glüendem Werge hat waschen lassen, so wir bei dem dortigen Wirth, wo die Waschung geschehen, selber in Erfahrung gebracht“. Ernstere Schilderungen aus der Schlacht von Leuthen, dem Ueberfall von Hochkirch und den folgenden Feldzügen bis zur Schlacht von Freiberg werden noch mehr ansprechen. Wir empfehlen das kleine Buch den militärischen Genossen besonders wegen der ehrenfesten Gesinnung, von welcher es durchweht ist. 6.

Garibaldi und Elpis Melena.

Garibaldi im Varignano 1862 und auf Caprera im October 1863. Von Elpis Melena. Leipzig, O. Wigand. 1864. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wir wollen nicht verhehlen, daß wir dies Buch — trotz dem Gutes verheißenden Namen der Verfasserin — mit einem gelinden Grauen zur Hand nahmen, weil wir fürchteten, hier nunmehr in einer wohlgeordneten Weise hauptsächlich nur von der famosen Kugel lesen zu müssen, deren Geschichte uns die Zeitungen ein Jahr lang tropfenweise zugezählt hatten, und noch einmal den Garibaldi-Cultus schildern zu hören, mit welchem der nur zu gutmüthige Held selbst über Gebühr geplagt worden ist. Man hat gut einwenden, das alles sei sehr gut gemeint und es sei überdies eine heilsame Demonstration im Sinne der Demokratie. Was zu viel ist, bleibt immerhin zu viel. Das vorliegende Buch aber, obwol darin natürlich von der Wunde und der Kugel, sowie von den zahllosen Zuschriften an Garibaldi viel die Rede ist, hat uns dennoch bezüglich der anfänglichen Besorgniß angenehm enttäuscht. Die Verfasserin erscheint da recht eigentlich als thätige Heldin dem leidenden Helden gegenüber und sie charakterisirt ihre Thätigkeit selbst ganz richtig in den Worten der Vorrede, wenn sie sagt: „Ich eilte nach La Spezia weder als Journalist, dem es nur daran liegt, seinem Redacteur viel interessante Zeitungsartikel zuzuschicken, noch als Schriftstellerin, die ein Büchlein von pikanten Begebenheiten zu compiliren beabsichtigt. Mein einziger Zweck war, dem theuern Freunde in seiner schwersten Prüfungsstunde nach meinen schwachen Kräften beizustehen; außerhalb dieses schönen Berufs kannte ich nichts und ließ den damals mit politischen, wissenschaftlichen und literarischen Größen reichbesternten Himmel della Spezia gern unbeachtet, um am häuslichen Herde, am Schreibtische oder in den Kasematten Pflichten zu erfüllen, deren bescheidenste Details durch die erhabene Individualität dessen, dem sie gewidmet waren, veredelt und geweiht wurden.“

Sie entwickelte in der That die mannichfachste Thätigkeit. Außer den mancherlei kleinen aber werthvollen Diensten, die sie dem gefangenen Helden zu leisten bemüht war, erstreckte sich ihre werkthätige Liebe auch auf die andern Gefangenen. Sie sammelte Geld für dieselben und versorgte sie mit nothwendigen Gegenständen, woran sie Mangel litten. Sie übersetzt deutsche Depeschen, die an Garibaldi eingegangen; sie erweist sich auch sonst als Dolmetscher hülfreich; sie rettet einen jungen Offizier, der von der Armee desertirt war, um unter Garibaldi zu dienen, und jetzt in Gefahr kam, verhaftet zu werden; sie fertigt eigenhändig insgeheim ein Matrosenhabit für diesen jungen Mann, und rastet nicht, bis er glücklich auf einem englischen Schiffe entkommen ist. Bei alledem sieht sie sich mehrmals von der argwöhnischen Polizei belästigt, mit zudringlichen Nachforschungen behelligt, mit Haussuchung bedroht und, das Bitterste von allem, sie findet, dank den Umgebungen, die Garibaldi belagern und ihn gelegentlich auch mit Vorurtheilen erfüllen, nur zu häufig Schwierigkeit, bei dem Helden vorgelassen zu werden. Einigemal findet sich auch eine unwillkommene Muße, die zu kleinen Ausflügen benutzt wird und der wir einige gute landschaftliche Schilderungen verdanken. Das Büchlein hat überhaupt in mehrern seiner Partien den Charakter einer sehr anziehenden Reisebeschreibung. Elpis Melena erzählt schlicht und ungekünstelt, besitzt aber dabei das Talent, auch den einfachsten Dingen und Vorgängen einen Reiz zu verleihen, sodaß man anmuthige Idyllen zu lesen meint, während man sie in das abgelegene Gärtchen begleitet, wo sie Blumen für den Freund bestellt, oder wenn man ihr an den übel ausgestatteten Küchenherd folgt, wo sie unter Schwierigkeiten Suppen für ihn kochen will. Alles ist nun freilich nicht idyllisch, und die Freundschaft wird gelegentlich mit Undank belohnt, wenn der General gegen die Freundin eingenommen ist. „Schicken Sie mir nichts mehr, Signora“, sagt er dann, „es macht Ihnen zu viel Mühe, ist zu umständlich“, und endlich macht er dem Gespräch mit einem „Ich bin müde, sagen Sie mir nichts mehr“ ein Ende. Nachdem die Amnestie erfolgt war, ließ sich Garibaldi auf seinem Bett aus dem Varignano nach Spezia ins Hotel-di-Milano tragen. Hier duldete die gutmüthige Schwachheit Garibaldi's einen eigenthümlichen, aber wie uns dünkt nicht besonders würdigen Ausdruck der Verehrung, deren Gegenstand er ist. Es lagen acht Kriegsfahrzeuge vor Anker, mit jungen Matrosen, ja zum Theil mit Knaben bemannt. Elpis Melena berichtet:

„Von der Frühe bis spät abends ziehen diese Seecadetten durch die Straßen Spezias. Daß bei diesen Streifereien die Augen aller auf die Fenster der Garibaldi'schen Wohnung gerichtet sind, und jeder den Wunsch hegt, einen wenn auch noch so flüchtigen Blick des verwundeten Helden zu erhaschen, versteht sich von selbst, und da unter den Offizieren sich einige befinden, die den General persönlich kennen und ihm dieses mittheilten, wurde beschlossen, daß die Mannschaft sämmtlicher Kriegsschiffe vor dem Zimmer des Generals defiliren sollte, wo dieser bei offener Thür liegend, für jeden sichtbar sein würde.“ (In einer Anmerkung sagt die Verfasserin: „In den englischen Zeitungen heißt es, ein Loch sei in der Thür der Krankenstube angebracht worden, durch welches alle Seeleute der Reihe nach sehen durften, um den General in Augenschein zu nehmen.“) „Dieses Manöver, welches aber keineswegs an einem Tage ausgeführt werden konnte, da die Zahl der «marinari» und «ufficiali» sich fast auf 2000 beläuft, ging eben vor sich, als ich auf einen kleinen Besuch bei meinem Freunde gerechnet hatte. Doch verzichtete ich auf denselben, um den einen oder andern Bevorzugten nicht um einen Gruß Garibaldi's zu bringen, den er ihm während eines Gesprächs mit mir vielleicht nicht würde gespendet haben.“

Bei Gelegenheit eines Gesprächs über Frankreich und dessen gegenwärtige politische Lage äußerte Garibaldi: „Ich müßte die Geschichte Frankreichs vergessen haben, wollte ich behaupten, das französische Volk könne gegen ein Volk, welches für die Freiheit seines Landes kämpft, feindlich gesinnt sein.“ Seltsame Verblendung! Dachte er denn nicht an Frankreichs Geschichte unter Napoleon I.? Oder wenn damals weder die Hunderttausende französischer Soldaten, noch die Beamten, noch auch die sämmtlichen französischen Staatsbürger, welche jene Hunderttausende zur Unterdrückung der Freiheit fremder Nationen ausrüsteten, wenn alle diese nicht das französische Volk waren, wer war es denn sonst?

Einen unangenehmen Eindruck mußte es auf Elpis Melena machen, als Garibaldi Anfang November plötzlich nach Pisa abgereist war, ohne sie zuvor in Kenntniß gesetzt zu haben; sie erhielt indeß bald nachher einen begütigenden Brief von ihm und begab sich dann ebenfalls nach Pisa. Auch hier fand man den General in einer Weise belagert, die es oft schwierig machte, vorzukommen. Bei einer solchen Gelegenheit und mit Beziehung auf Garibaldi's selbstsüchtige Umgebung äußerte die Marchese Pallavicino Trivulzio gegen die Verfasserin: „Was ist dabei zu thun? Es ist von jeher so gewesen, ich kenne nur zwei italienische Patrioten, Giuseppe Garibaldi und Giorgio Pallavicino, das sind zwei Ideale, während alle andern eigennützige Plane im Schilde führen.“

Einige Wochen nach der Kugeloperation reiste Garibaldi

nach Caprera, und Elpis Melena, die sich um dieselbe Zeit nach Rom begab, folgte später dem Freunde nach der Ziegeninsel, die sie bei dieser Gelegenheit zum vierten male besuchte. Die Reise dahin, der kurze Aufenthalt auf Maddalena und eine gefahrvolle Ueberfahrt von da nach Caprera geben der Verfasserin Stoff zu einer der artigsten Reiseskizzen, die man nur lesen kann. Auf Maddalena in der Herberge warf ihr nachts der Sturm einen Theil der Decke des Schlafgemachs aufs Bett. „Es ist nichts als ein Scherz des Windes, der ein Stück des Dachs hat herabfallen machen", tröstete mit größter Gelassenheit die eine der beiden Wirthinnen. Der Besuch auf Caprera war nur kurz. Die Verfasserin schildert die Insel, wie sie dieselbe diesmal fand, Garibaldi's Haus und Einrichtung und läßt es an manchem interessanten und charakteristischen Zuge des Bewohners nicht fehlen. Aus ihren Gesprächen mit dem General wollen wir nur folgende Stelle anführen, weil sich dieselbe hauptsächlich auf die Deutschen bezieht.

„Als ich ihm das «Schwert Italiens» des Dr. Gustav Rasch (diesem hat die Verfasserin ihr Buch gewidmet) überreichte, fragte er mich, ob ich es ins Italienische zu übersetzen gedächte, und fügte hinzu: «Ich bedaure unendlich, die deutsche Sprache nicht zu verstehen, und wäre ich nicht so alt, ich setzte mich noch heute daran, sie zu studiren. Ich stelle die Deutschen sehr hoch: es sind ernste, tiefe und zuverlässige Menschen, von denen ich für die Zukunft vieles erwarte.»

„Auf eine die Politik betreffende Frage, die ich an Garibaldi richtete, sagte er: «Die Welt, und insbesondere Europa ist in einem anormalen Zustande. Eine Hälfte der Bevölkerung will die andere unterdrücken. So kann es nicht bleiben. Da die Souveräne die Menschen einmal nicht zu beglücken wissen, so sollten die Völker sich untereinander verständigen, um zu einem befriedigenden Zustande zu gelangen. Ich halte die Republik für die hierzu geeignetste Verfassungsform; aber keine französische Republik, die vierzehn Tage dauert, sondern eine Republik, die in der Rechtschaffenheit, in der patriotischen Selbstaufopferung und in der Tüchtigkeit des Volks die Bürgschaft ihres Bestehens trägt. Die deutsche mehr als jede andere Nation besitzt hierzu die nöthigen Eigenschaften, was sie unternimmt, wird auf festem Boden gegründet und sollte von Dauer sein. Nur wünsche ich ihr mehr Energie und möchte die Deutschen eine Initiative ergreifen sehen, die sie jetzt andern überlassen, die nicht befähigt sind, sie zu einem glücklichen Resultate zu führen.»" 7.

Notizen.

Deutsche und Dänen.

In unserm obigen „Rückblick" haben wir bei Gelegenheit der Kampflieder Rückert's für Schleswig-Holstein eine Bemerkung machen wollen, die jedoch dort den Gang der Betrachtung zu sehr unterbrochen haben würde und die wir um deswillen in eine besondere Notiz verweisen. Kein Zweifel, daß vom patriotischen und politischen Standpunkt jeder Deutsche, und mithin auch wir, die Ansicht theilen wird, daß was Recht ist, auch Recht sein und bleiben müsse, und daß es schon längst mit größter Energie gegen Dänemark hätte durchgesetzt werden sollen. Wir selbst haben durch eine 1851 zu Frankfurt a. M. unter dem Titel „Trutz Dänemark!" (ein neueres patriotische Gedicht von R. von Meerheimb trägt denselben Titel) erschienenes Sammlung von deutschen Liedern für Schleswig-Holstein unsere Gesinnung in dieser Hinsicht unzweifelhaft dargethan. Diese aus 42 Gedichten bestehende Sammlung, die unter andern auch die rhythmische Uebertragung eines Gedichts „A voice for Holstein" von dem Engländer R. C. Campbell enthält, stattete ich selbst mit zwei von mir verfaßten Gedichten aus, wovon das eine mit dem Anfange:

Heraus aus eurer dumpfen Rast
Im Faulbett der Kasernen —

in meine 1857 erschienenen „Gedichte", in denen ein anderes „Feldpredigt" den leeren Ausgang der deutschen Krieg- und Friedensführung in polemisch-ironischer Weise beleuchtet, übergegangen, das andere „An die Schleswig-Holsteiner" deshalb aus letzterer Sammlung weggelassen ist, weil die darin gegeißelten politischen Zustände denjenigen des Jahres 1857 nicht mehr ganz analog waren. Gerade dieses Gedicht, freilich wol auch die ganze Sammlung mit dem herausfordernden und vielleicht in der That etwas zu renommistischen Titel, wurde in den obern Regionen in Kopenhagen so übel vermerkt, daß ich, als Mitredacteur des „Altonaer Merkur" in den Jahren 1851 und 1852 von der dänenfreundlichen „Flensburger Zeitung" bereits wiederholt angegriffen, nach dem Abzuge der Oesterreicher auf einen von Kopenhagen nach Altona herabgelangten Wink meine Stellung am „Altonaer Merkur" aufgeben mußte. Dieses uns persönlich Angehende theilen wir deshalb mit, weil es uns, wie wir hoffen, vor jeder Misdeutung sicherstellen wird, wenn wir hier in Betreff der Stellung Deutschlands zu Dänemark und ganz Skandinavien von einem andern Standpunkt als dem politischen ein Bedauern aussprechen. Wir Deutsche, obschon gegenwärtig kein eroberndes und andere Nationen bedrückendes Volk, sind infolge gewisser Umstände und wegen mancher den Ausländern nicht sehr liebenswürdig erscheinenden Eigenschaften bei den Nachbarvölkern, bei den Russen wie Polen, bei Magyaren wie Italienern im allgemeinen sehr wenig beliebt, und Frankreich gegenüber stehen wir gewissermaßen immer mit zur Abwehr gefälltem Bajonnet. Nun will es unser nationales Misgeschick, daß wir durch die erste gemeinsame nationale That seit den Befreiungskriegen, zu der wir uns aufraffen zu wollen scheinen, in Gefahr sind, Völker desselben Stammes und Blutes, Völker von verwandter Sprache, Sitte und Gemüthsart uns zu ewigen Feinden zu machen: die Dänen, deren frühere Regierungen für deutsche Literatur und große deutsche Autoren mehr gethan haben als zum größten Theil die einheimischen deutschen, und die Norweger und Schweden, die uns und nur uns gegenüber einer skandinavischen Verbrüderung mit den Dänen zustreben. Wir sind in Gefahr unsere großen geistigen Eroberungen in den skandinavischen Reichen zu verlieren, um die bunte Karte Deutschlands um einen neuen kleinen deutschen Staat zu vermehren, der, auf seine Kraft allein angewiesen, gegen einen combinirten Angriff sämmtlicher skandinavischer Völker sich nicht würde halten können. Schon lesen wir, daß die deutsche Sprache in Kopenhagen, wo sie sonst viel gesprochen wurde, so gut wie proscribirt ist, daß sie auf öffentlichen Bekanntmachungen, auf Wirthshausschildern, auf Speisekarten u. s. w. nicht mehr wie früher neben der dänischen Brauch ist. Müssen wir gegen das kleine aber bei aller Starrköpfigkeit patriotische und dabei liberaler als die meisten deutschen Staaten regierte Volk der Dänen Krieg führen, so sollten wir ihn doch nicht gegen ihren Volkscharakter führen, welchen Chr. L. Lenz in seinen im vierten Stück des Wieland'schen „Neuen Teutschen Merkur" (Jahrgang 1797) mitgetheilten Reisefragmenten aus Dänemark und Schweden einen „liebenswürdigen, friedfertigen, ruhigen, kühl vernünftigen und gemäßigten, wohlwollenden und menschenfreundlichen, äußerst sanften, biegsamen, nachgiebigen und zart empfindenden" nennt. Sollten die Dänen, gereizt wie sie von deutscher Seite sind, sich seitdem so ganz in ihr Gegentheil verwandelt haben? Freilich, all ihre Bescheidenheit und Gesittung hinderte die Dänen nicht, unverschämt genug zu sein und unter den Augen der durch ihre Langmuth ausgezeichneten obersten politischen Behörde Deutschlands sechs holsteinische Dörfer dem Bundesgebiet zu entreißen und ohne weiteres zu dem bisher leider nicht bundesstaatlichen Schleswig zu schlagen, hinderte sie nicht, bei dem sogenannten Verbrüderungsfest der skandinavischen Studenten jene antideutschen Orgien zu feiern, deren tumultuarisch-fanatischen, die Deutschen frech und übermüthig herausfordernden Charakter J. Rodenberg in der wiener „Presse" so lebendig veranschaulicht hat. Kurz, man hat an den Dänen vielleicht so recht ein Beispiel, wie nichts so sehr als blinder politischer Fanatismus

geeignet ist, ein sonst gutes Volk zu verderben und seine humanen und feinen Sitten in barbarische zu verwandeln.

Zarncke's Gedächtnißrede auf Jakob Grimm.

In Nr. 44 d. Bl. f. 1863 war in einer Notiz die von F. Zarncke bei der vorjährigen Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Meißen gehaltene Gedächtnißrede auf Jakob Grimm, wie der Einsender versicherte, ihrem „Wortlaut" nach mitgetheilt worden. Jetzt, wo uns diese Rede nach „stenographischer Niederschrift" vorliegt, müssen wir jene Versicherung dahin berichtigen, daß in der betreffenden Notiz in Nr. 44 die Rede keineswegs ihrem „Wortlaut" nach, sondern nur ihrem wesentlichen Inhalt nach auf Grundlage eines gewöhnlichen nicht stenographirten Protokollberichts mitgetheilt war. Dem gegen uns ausgesprochenen Wunsche, nun noch die Rede in ihrer ganzen Ausdehnung wortgetreu zum Abdruck zu bringen, können wir nicht willfahren; aber gern theilen wir hier nachträglich folgende allgemeine Charakteristik J. Grimm's und seines Wirkens mit, die in dem frühern von uns mitgetheilten Bericht auf zwei oder drei Zeilen reducirt war: „Vielleicht nie wieder", sagt Zarncke, „wird unserer Nation ein Mann geschenkt werden, der eine so sehr dem innersten Wesen ihrer Begabung congeniale Natur besitzen wird. Dieser Instinct des Genies, der nur das ihm Gemäße zu ergreifen brauchte, dieser congeniale Blick war es, den er, man möchte sagen wie eine Leuchte hinabsenkte in die dunkelsten Schachte unserer Vergangenheit und Gebiete erhellte, die der Gelehrsamkeit und dem Scharfsinne allein stets unenthüllt geblieben wären. Ein Mann aus Einem Gusse war Jakob Grimm. Wir wissen es nicht, sollen wir mehr den erstaunlichen Fleiß und die Gelehrsamkeit, oder mehr die Kühnheit oder Feinheit seiner Combinationen, oder mehr jenen Zauber poesievoller Anschauung bewundern, der jedes seiner Worte beseelt. Wegen dieser Vereinigung so seltener Eigenschaften werden seine Werke nie veralten, auch wenn und wo einmal die Wissenschaft anfangen sollte abzuweichen von den Wegen, die er geebnet; sie werden ein Bestandtheil der classischen Literatur unserer Nation bleiben, und ihrem Verfasser ist sein Platz gesichert, nicht nur in der Geschichte der deutschen Gelehrsamkeit, sondern auch in der Geschichte des deutschen Volksthums und selbst in der unserer Poesie."

H. M.

Die deutschen Familiennamen.

Von Vilmar's bekanntem „Deutschen Namenbüchlein", in welchem „die Entstehung und Bedeutung der deutschen Familiennamen" in einfacher und unterhaltender Weise besprochen wird, liegt uns die kürzlich erschienene dritte Ausgabe vor; es ist dies ein Beweis von der Beachtung, welche der kleinen Schrift geschenkt wurde, und welche sie wol verdient. Wer freilich vom höhern wissenschaftlichen Gesichtspunkte aus die Familiennamen betrachten und würdigen will, der wird seine hauptsächlichste Belehrung in Pott's berühmtem Werke zu suchen haben; doch bietet auch Vilmar's Abhandlung schätzenswerthes Material in lichtvoller Gruppirung dar. Namentlich verdient in dieser Beziehung der Abschnitt, welcher die Namenbildungen aus befehlenden Sätzen, wie: Bleibtreu, Kehrein, Hebenstreit (Heb' den Streit) u. a. m. enthält, auch von gelehrten Sprachforschern berücksichtigt zu werden; der Verfasser hat diese Vorkommnisse in großer Vollständigkeit gesammelt und übersichtlich zusammengestellt. Im allgemeinen hat Vilmar aber einen größern Leserkreis vor Augen, er will alle gelehrten Beweise weglassen und bittet seine lieben Leser, ihm vorderhand auf sein Wort zu glauben: einmal, daß es wirklich solche Namen gibt, wie er sie hier aufführen werde, auch wenn nicht bei jedem derselben gesagt ist, wann und wo er vorkomme, und sodann, daß sie in der That auf dem Wege entstanden sind und die Bedeutung haben, welche er angebe. Vilmar's sprachliche und geschichtliche Kenntnisse sind umfassend und gediegen genug, um volles Vertrauen zu erwecken, nur in einzelnen Fällen scheinen uns seine Etymologien zweifelhaft oder gewagt, da ältere Formen nicht angegeben werden. Ueberraschend war es uns, auch hier die alte und unrichtige Erklärung von Melanchthon-Schwarzerd (schwarze Erde) wiederzufinden. Nach einer kurzen Einleitung bespricht der Verfasser zunächst die Eigennamen, fremde und einheimische, als Familiennamen, dann die Lebensgebiete, welche den Namen zu Grunde liegen, wie Herkunft und Wohnstätte, Gewerbe, Stände, Beschäftigungen und Zustände; es reihen sich an Eigenschaften, Werkzeuge und Geräthe, Thiernamen, Pflanzen, Speisen, Glieder des menschlichen Leibes, Kleidungsstücke, Naturerscheinungen und Naturkörper; es folgen dann jene bereits erwähnten Imperativbildungen, und den Beschluß machen slawische und übersetzte deutsche Namen. Verdienstlich ist das beigegebene Register. Wenn wir auch dem Humor sein Recht in derartigen Abhandlungen zugestehen, so gefällt es uns nicht im mindesten, daß der Verfasser, dessen politische und kirchliche Anschauung sattsam bekannt ist und die wir hier weder bekämpfen noch vertheidigen wollen, seinem Unmuth gegen das Jahr 1848 und einzelne Persönlichkeiten jener Zeit an höchst unpassender Stelle und nicht immer sehr witzig Luft zu machen sucht. Deutsche Sprachstudien stehen über den Parteien. **4.**

Bibliographie.

Härtl, M., Geschichte der Stadt Landau an der Isar. Nach den besten Quellen bearbeitet. Mit einer Ansicht von Landau. Landshut, Thomann. 1863. 8. 16 Ngr.

Hayd, H., Das Buch der Psalmen. In gereimtem Versmaße übersetzt. München. 1863. 8. 20 Ngr.

Hesekiel, G., Zwischen Sumpf und Sand. Vaterländische Dichtungen. Berlin, Behr. 1863. Gr. 16. 15 Ngr.

Hoffmann, C., Fortschritt und Rückschritt in den zwei letzten Jahrhunderten geschichtlich nachgewiesen, oder Geschichte des Abfalls. 1ster Band. Die Entwickelung des Abfalls von seinen Anfängen bis zu seiner Erhebung als Fahne des Fortschritts durch Voltaire. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Gr. 8. 1 Thlr.

Hundt von Hafften, Ideelle Rechte und reelle Bedürfnisse. 2ter Theil. Reelle Bedürfnisse. Berlin, Reichardt u. Zander. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

König, E. A., Humoresken. Elberfeld, Reinhardt. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kerutzer, L., Mecklenburgische Dorfgeschichten. 1stes Bändchen. Parchim, Wehrmann. 1863. 8. 10 Ngr.

Lotholz, G., Das Verhältniss Wolfs und W. v. Humboldts zu Göthe und Schiller. Wernigerode. 1863. Gr. 4. 12 Ngr.

Mair, A., Die Herrenküche. Humoristisch-satirische Originalspeisen für verschmachtete Seelen, und zur Belustigung phlegmatischer, melancholischer, hypochondrischer, hysterischer und supersentimentaler Trauerweidengemüther. Leipzig, Wilfferodt. 1863. 8. 10 Ngr.

Mandelstamm, L. J., Die Bibel. Neu übersetzt und erklärt. 1ster Band. Einleitung in den Pentateuch. Berlin. Hoch 4. 1 Thlr.

Matthes, F., Lieder und Seelenklänge. Rostock, Stiller. 1863. 16. 10 Ngr.

Merle d'Aubigné, J. H., Geschichte der Reformation in Europa zu den Zeiten Calvin's. Einzig rechtmäßige deutsche Ausgabe. 2ter Band. Genf und Frankreich. Elberfeld, Friderichs. Gr. 8. 2 Thlr.

Mit geschlossnen Augen. Eine Geschichte. Hamburg, Boyes u. Geisler. 16. 6 Ngr.

Montépin, X. de, Die Wahrsagerin. Romantische Erzählung frei nach dem Französischen von J. Morris. 1stes bis 6tes Heft. Berlin, Möser u. Scherl. 1863. Gr. 8. à 4 Ngr.

Mühlbach, L., Historische Lebensbilder. Zwei Bände. Berlin, Janke. 8. 3 Thlr.

Prochnow, J. D., Abendstunden. Berlin. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 3. — 14. Januar 1864.

Ein neues Reisewerk von Wilhelm Heine.

Eine Weltreise um die nördliche Hemisphäre in Verbindung mit der Ostasiatischen Expedition in den Jahren 1860 und 1861. Von Wilhelm Heine. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1864. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Zweck, Plan und Erfolg der im Jahre 1860 von der preußischen Regierung veranstalteten Expedition nach Ostasien sind so allgemein bekannt, daß es überflüssig sein würde, hier des Weitern darauf zurückzukommen. Diejenigen Leser der vorliegenden Reiseschilderung indeß, welche bezüglich der hohen Wichtigkeit des Unternehmens noch einer Belehrung bedürfen sollten, finden diese genügend in dem Anhange dieses Werks in einem dort mitgetheilten Vortrage des Verfassers (gehalten in der Geographischen Gesellschaft zu Berlin 1859): „China und Japan, das östliche Asien und der Welthandel", sowie in dem ebenda gegebenen Auszuge aus der Denkschrift des preußischen Finanzministers über die Expedition nach Ostasien vom Februar 1860. Es galt, eine handelspolitische Mission nach den ostasiatischen Reichen zu entsenden, um von den Regierungen jener Reiche für Preußen und den Zollverein ähnliche Zugeständnisse zu erlangen, als solche den Regierungen von England, Frankreich, Nordamerika und Rußland bereits gemacht worden waren. Geleitet von preußischen Kriegsschiffen, welche dabei erwünschte Gelegenheit finden sollten, die preußische Kriegsflagge in fernen Gegenden zu zeigen, und ihre Führer und Mannschaft mit Erfahrungen zu bereichern, sollte sich die Mission nach Siam, China und Japan, unter Umständen auch nach den Sandwichsinseln begeben, das Terrain in wissenschaftlicher und commerzieller Beziehung erforschen und den Abschluß von Freundschafts-, Handels- und Schiffahrtsverträgen herbeizuführen suchen. Die Fregatte Thetis, die Schraubencorvette Arkona und der Schoner Frauenlob waren bestimmt, das Geschwader zu bilden, zu dessen Dienste noch ein Transportschiff und ein kleines eisernes Dampfboot hinzugefügt wurden. Der Schoner Frauenlob ging bekanntlich verloren und dem Andenken der Kameraden von diesem zu Grunde gegangenen Fahrzeuge hat der Verfasser sein Buch gewidmet.

Wilhelm Heine, der einen Theil seiner in Briefform gegebenen Berichte früher schon in einigen deutschen Zeitungen veröffentlichte, war bei dieser ostasiatischen Expedition als Zeichner angestellt und zugleich beauftragt, die Aufsicht über die Arbeiten der Photographen zu führen. Bekanntlich hat derselbe früher, zum Theil auf Grund persönlicher Erlebnisse, zwei gleichfalls Ostasien betreffende Reisewerke herausgegeben, nämlich „Eine Reise um die Erde nach Japan" und „Die Expedition der Commodore Ringgold und Rodgers nach den Seen von China, Japan und Ochotsk"; wir haben es hier also mit einem Gewährsmann zu thun, der nicht die Ergebnisse der Beobachtungen eines Neulings gibt, sondern der das Geschilderte großentheils schon mehr als einmal gesehen und beobachtet hat.

Der Verfasser selbst enthält sich einer Kritik der Leistungen der Expedition, indem er meint, es sei der königlichen Regierung vorbehalten, eine ausführliche Schilderung des Verlaufs dieses wichtigen Unternehmens zu veröffentlichen. Wir nehmen denn das Buch als das, wofür es sich selbst gibt, nämlich einfach als eine Reiseschilderung, und wissen es übrigens dem Verfasser Dank, daß er seine Berichte bei der Herausgabe „in ihrer ursprünglichen Fassung" gelassen hat, denn gerade deshalb sind sie so frisch und anziehend geblieben, wie sie jetzt vorliegen, und ebendeshalb wollen wir ihn auch, indem wir ihm jetzt auf seiner langwierigen Reise um die nördliche Hemisphäre folgen, soweit es der Raum gestattet, selbst reden lassen.

Am 1. Mai 1860 reiste Heine von Berlin ab und schiffte sich am 4. Mai zu Triest im Lloyddampfer Kalkutta nach Korfu ein, wo er sich einige Tage aufhielt, um nicht „ohne weiteres aus der kühlen Frühjahrstemperatur des nördlichen Deutschland in die Sommerhitze Aegyptens zu gerathen". Wie viel auch über das letztgenannte Land schon gesagt worden ist, wird es doch keinem beobachtenden Reisenden an Stoff mangeln, noch immer mehr und auch Neues darüber zu sagen, nur leider steht auch zu fürchten, daß sobald noch keiner Grund haben wird, Jeremiaden wie die folgende zu unterlassen (I, 12):

Man kann geographischen, atmosphärischen, politischen, socialen und localen Einflüssen und Zuständen manches zugute halten, allein eine solche künstlich erzeugte Misere, eine solche systematische, grundlose Prellerei, Schinderei und Schufterei, eine solche endlose Reihe grenzenloser Ungeheuerlichkeiten gehen über den Siedepunkt des Geduldthermometers eines empfindsamen Reisenden. Aegypten ist der Sitz der alten Weltweisheit, die Pyramide des Cheops das höchste Bauwerk menschlicher Hände, die Sphinx das großartigste Steingebilde und der Nil der allbefruchtendste Strom, auf dem es sich in einer gut ausgestatteten Barke während einiger Monate ganz wohl aushalten lassen mag; allein alle diese Thatsachen helfen einem noch nicht über den empörenden Schmuz, die schändliche Lumperei, den abscheulichen chronischen Gestank und den raffinirten, barbarischen Discomfort des modernen Aegypten hinweg. Mit dem Lande und seinen Bewohnern sieht es beinahe aus wie mit seinem civilisation-renommirenden Regenten, bei dem sich die Cultur meist nicht weiter als bis auf die Lackstiefeln an den Füßen, die Glacéhandschuhe an den Händen und etwas Champagner erstreckt. Kopf und Schweif sehen zum zehnten Theil civilisirt aus, was dazwischensteckt, ist eitel Unfläterei, und 10000 Suezkanäle würden nicht genügen, dieselbe wegzuwaschen.

An Belegen für diese Behauptungen fehlt es dem Reisenden nicht. Das Straßen- und Kaffeehausleben Alexandrias, wohin der Verfasser am 16. Mai gelangt war, ist zu oft geschildert worden, als daß wir uns dabei aufhalten möchten. An besondern Sehenswürdigkeiten ist übrigens die Stadt nicht reich; die bedeutendste ist die Pompejussäule, die aber „mit Pompejus nicht in der geringsten Beziehung steht, sondern vom Präfecten Publius dem Kaiser Diocletian gesetzt ward". Aber welch greller Gegensatz, wenn man sich von den historischen Erinnerungen und den alten Baudenkmalen des Landes zu den Jammerhütten der Fellah wendet, abscheulichen Schwalbennestern, aus Luftziegeln, Koth und Dünger zusammengeknetet, mit Fenstern, nicht viel größer als eine Hand, und Thüren, daß man denkt, die Bewohner kriechen auf allen vieren hinein. Der Verfasser berichtet weiter:

Daneben sitzen oft Frauen mit Körben voll Dünger, den sie auf den Straßen aufgelesen, mit diesem mengen sie etwas Stroh oder Spreu und kneten flache Kuchen daraus, die in der Sonne getrocknet als Brennmaterial dienen. Fehlt es am Boden an Raum zum Trocknen, so kleben sie die Fladen als passendes Ornament an die Wände ihrer Hütten. Und mit welchem Gusto die Leutchen das Geschäft betreiben! Selbst die kleinen Kinder sitzen schon am Ufer des Kanals oder der Tümpel und klatschen mit den kleinen Händchen Dreckkuchen zusammen, gleichsam um sich für die spätere höhere Lebensaufgabe vorzubereiten. Und welche Schmuzerei trotz der vom Koran gebotenen mehrmaligen täglichen Abwaschungen! Fast sollte man glauben, die Leute wüschen sich statt mit Wasser mit Schlamm. Dazu kommt, daß viele an Augenentzündung leiden; es fällt aber keinem ein, sich die Fliegen, die das entzündete Organ in dichten Klumpen bedecken, abzuwedeln. Kleine Kinder sieht man auf dem Arm der Mutter von dicker Schmuzkruste umgeben, den Kopf mit Fliegen bedeckt, die dann wieder, sich auf Gesunde setzend, das Augenübel weiter verbreiten. Es ist der Abscheulichkeit und des Ekels kein Ende. Manche, die zur Erreichung specieller Zwecke hierherkommen, oder die auf einer luxuriös ausgestatteten Miethbarke in der schönern Jahreszeit den Fluß hinauffahren, läßt die Begeisterung über das fremde Land, die schönen alten Kunstwerke diese Misere übersehen; auf mein Los sind bisjetzt mehr von den Schattenseiten als Lichtseiten des Landes gefallen, und ich kann deshalb meine Quote von Information nur auf obige Weise beitragen.

Das galt indeß hauptsächlich nur von Alexandria. In Kairo und namentlich in dessen Umgebungen sind auch die Lichtseiten für den Verfasser nicht ausgeblieben, und wenn auch hier freilich alles bei weitem nicht ist, wie es sein sollte, namentlich was Backschischgeschrei, Gasthäuser und öffentliche Vergnügungen anlangt, so fehlt es doch nicht an allerlei anziehenden oder ergötzlichen Bildern und schon die angenehme Weise, in der sie vorgeführt werden, beweist, daß sie auch den Reisenden selbst anmutheten. Im Lande der Wunder unterläßt man natürlich auch nicht, einige Curiosa zum Andenken zu kaufen, obwol man weiß, daß sie zum Theil aus europäischen, z. B. auch deutschen Fabriken stammen und auf dortigen Märkten bequemer und billiger zu erlangen sein würden. Es läßt sich den Schilderungen Heine's im allgemeinen nachrühmen, daß sie, auch wo sie sich mit bereits hundertmal beschriebenen Gegenständen befassen, immer noch die und jene Bemerkung enthalten, die uns neu ist und den Gegenstand in einem neuen Lichte zeigt. Außerdem sind wir einem Reisenden stets besonders dankbar für gewisse kleine Züge, die von den meisten entweder übersehen oder der Beachtung nicht werth gehalten werden. So z. B. I, 46:

Die Handwerker arbeiten oft auf sehr primitive Weise; so bohrt z. B. der Drechsler das Pfeifenrohr, indem er den Bohrer an eine Spindel schraubt, die mittels eines Fidelbogens mit der rechten Hand gedreht wird, während der Mann das Rohr in der linken hält und den Bohrer mit dem rechten Fuß, zwischen dessen Zehen er ihn klemmt, dirigirt.

Von Kairo mußte natürlich ein Ausflug nach den Pyramiden unternommen werden, über die der Verfasser bemerkt:

Groß und gewaltig sehen diese Steinkolosse in der Ferne aus; je mehr man sich ihnen aber nähert, um so kleiner erscheinen sie, bis man, am Fuß angelangt, kaum meinen sollte, vor den höchsten Bauwerken zu stehen, welche Menschenhand jemals errichtet.

Die Beschreibung dieser Riesenbauten, der Sphinx, des umliegenden Landes und der Bewohner desselben ist mit frischen, lebendigen Zügen gegeben. Es sind das eben Gegenstände, deren Bild man sich gern immer aufs neue vorführen läßt, sobald es nur von geschickter Hand, wie hier, entworfen ist.

Am 4. Juni begab sich der Reisende auf der Eisenbahn nach Suez. Hier mußte der Kanalbau seine Aufmerksamkeit fesseln. Was er über dieses Unternehmen zu bemerken hat (und was wir für vollkommen richtig halten), läßt sich in wenigen Worten zusammenfassen: der Kanal wird, wenn man ihn vollendet, ein ziemlich überflüssiges und unnützes Werk sein, ein französisches Curiosum! Wem dies Urtheil unrichtig scheint, der lese die kurze Auseinandersetzung S. 71—74 des hier besprochenen Werks und er wird sicherlich anderer Ansicht werden.

In Suez schiffte sich der Reisende bereits am 4. Juni am Bord des Schraubendampfers Nubia ein, der ihn nach funfzehntägiger Seefahrt am 19. Juni nach Point-de-Galle brachte. Einem Schaden an der Maschine, der das Schiff genöthigt hatte, sich einen Tag zu Aden

aufzuhalten, verdankte man eine nähere Bekanntschaft mit diesem höchst interessanten Punkte.

Der Aufenthalt auf Ceylon währte ziemlich fünf Wochen, also lange genug, daß man verschiedene interessante Oertlichkeiten des Landes besuchen und reichlichen Stoff zu Schilderungen von Land und Leuten sammeln konnte. Am 5. Juli war auch die Gesandtschaft in Pointde-Galle eingetroffen, mit welcher sich der Verfasser dann am 24. Juli in einem Dampfer der Ostcompagnie nach Singapore einschiffte. Den Erlebnissen und Beobachtungen auf Ceylon widmet die Reisebeschreibung einen bedeutenden Raum und je bereitwilliger wir einräumen müssen, daß dies mit vollem Rechte geschieht, um so mehr thut es uns leid, hier nicht ein Gleiches thun und uns nicht längere Auszüge aus der reichen Fülle interessanter Mittheilungen über die Natur, die Bevölkerung und die Colonisationsgeschichte dieser wichtigen Insel erlauben zu dürfen. Wir müssen denn, was Elefantenjagd, Schlangentanz, ostindische Ceremonien und Festlichkeiten und Naturschilderungen mannichfacher Art anlangt, den Leser auf das Buch selbst verweisen. Es gilt dies namentlich von den Abschnitten: „Ein Ausflug nach Adam's-Peak" und „Kandy". Diesen Schilderungen schließt sich ein geschichtlicher Rückblick an, welcher die Schicksale der Colonisation des Landes seit der Portugiesenzeit zu Anfang des 16. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart behandelt. In all den Fällen, wo sich eine Kenntniß der Geschichte des Landes bei der Mehrzahl der Leser nicht voraussetzen läßt, dürfte jedem Reisebeschreiber zu rathen sein ein Gleiches zu thun. Aus der Kenntniß der Vergangenheit erklären sich die meisten, außerdem oft schwer verständlichen Zustände der Gegenwart ganz von selbst und ebendeshalb ist der Raum, den die Reisebeschreibung einer geschichtlichen Skizze gestattet, als ganz gut verwendet zu betrachten. Die hier gegebene Uebersicht der Colonisationsgeschichte Ceylons ist in mehrfacher Beziehung sehr lehrreich, namentlich auch was das Verhalten der verschiedenen Nationen als Colonisten betrifft.

Am 2. August erreichte man die Rhede von Singapore, wo man die Arkona und die Thetis vor Anker fand. Am 6. August erschien auch der Schoner Frauenlob, am 7. August desgleichen das Transportschiff Elbe, und der Verfasser konnte sagen: „So wäre denn ein langgehegter Wunsch erfüllt: ein deutsches Geschwader durchsegelt diese entfernten Gewässer!" Binnen 10 Tagen hatte der Gesandte das gesammte Personal vertheilt, alle Anstalten vollendet und die Expedition organisirt. Am 8. August folgte eine Feierlichkeit zur Einweihung der Expedition und bei dieser Gelegenheit sah der Verfasser zum ersten male ein deutsches Kriegsschiff eine deutsche Flagge salutiren. Am 11. August nahm das Gefolge des Gesandten Besitz von den an Bord der Arkona vorbereiteten Kammern. Am nämlichen Tage noch segelten Thetis und Frauenlob, denen die Arkona am 13. August folgte. Am 22. August fiel ein Matrose über Bord und konnte nicht gerettet werden, weil ihn, so vermuthete man, die Haifische gepackt hatten. Am 25. August bekam man die Südostspitze von Formosa in Sicht. Am 2. September hatte man einen kurzen, aber schweren Sturm zu bestehen und endlich am 3. September abends ankerte man vor der japanischen Stadt Jeddo. Hier lagen auch vier wunderlich gebaute japanische Dreimaster vor Anker, deren Mannschaft ebenso wunderlich war. Der Verfasser sagt (I, 200):

> Die Mannschaft hockte auf den Geländern und andern Theilen der Schiffe herum, um uns zu inspiciren, und mit Ausnahme eines Streifens weißer Leinwand um die Lenden, trugen die Leute meist nur ein einziges Kleidungsstück, das, obwol wahrscheinlich sehr unbequem zu tragen, wenn ganz neu, dennoch später nirgends drückt oder Falten wirft. Dieses Kleidungsstück bestand aus der Haut des betreffenden Individuums, vom Halse bis zu den Sohlen mit allerhand Ornamenten in rother und blauer Farbe tätowirt. Auch auf diese Tätowirungen scheinen die Leute sich nicht wenig einzubilden und tragen mit anscheinendem Wohlgefallen die verschiedenen Krabben, Fische, Schmetterlinge oder auch Porträts von Frauen, die zwischen ihren Schultern oder auch tiefer am Körper abgebildet sind, zur Schau.

Mehr als die Geschäfte der Gesandtschaft in der kaiserlichen Residenzstadt Jeddo, wie wichtig diese auch sind, interessiren uns, da wir es hier einmal ausgesprochenermaßen mehr mit der Reise als mit deren Zwecke zu thun haben, die Menschen und die Zustände, wie diese sich dem Reisenden darboten. Die Zahl der Einwohner von Jeddo ist auf zwei Millionen geschätzt worden. Trotz solcher Menge bleibt hier ein naiv kleinstädtischer Charakter möglich. Der Verfasser bemerkt (I, 222):

> Geht oder reitet man durch die Straßen von Jeddo, so ist es nicht uninteressant, die Physiognomien der Leute zu beobachten und den Eindruck, welchen das Erscheinen von Fremden auf sie macht. Ein großer Theil, manchmal bei weitem der größte, blickt uns gleichgültig an und setzt die eben unterbrochene Arbeit sogleich wieder fort oder läßt sich manchmal in seiner gewöhnlichen Beschäftigung durch das Erscheinen der Fremden gar nicht stören. Andere nehmen anscheinend ein großes Interesse an der neuen Erscheinung. Die Stoffe der Kleider, der Schnitt derselben, die europäischen Sattelzeuge, die Art zu Pferde zu sitzen, die fremde Sprache sind für ihre Kritik offene Gegenstände, und diese spricht sich meist durch lautes, schallendes Gelächter aus. Ein dankbares Publikum sind diese Leute in der That: man spricht ein fremdes Wort oder auch ein japanisches mit fremder Aussprache, man steigt auf der linken Seite zu Pferde und nicht auf der rechten, wie die Japaner, man steckt seinen Kopf unter das schwarze Tuch, womit das photographische Instrument bedeckt ist, und alles wird als ein ausgezeichneter Witz kräftigst belacht. Dies ist besonders der Fall jenseit des Flusses Toda-gawa, wo Fremde vorher selten oder nie hingekommen sind.

In den Umgebungen von Jeddo stieß man hinsichtlich der photographischen Aufnahme von Gegenständen auf Schwierigkeiten und mußte da gelegentlich Zuflucht zur List nehmen, um das Werk zu Ende zu bringen. Man fand in der Gegend aber auch sehr freundliche Leute, so z. B. im Gasthause eines Dorfs, Omori:

> Nähert man sich demselben, so wird man alsbald von drei bis vier Mädchen begrüßt, die, an der Thür stehend, den Reisenden schon von weitem anrufen, sich hier zu erfrischen.... Verschiedene Mitglieder der Expedition, die diesen Weg öfter zurückgelegt haben und hier wiederholt einsprachen, sind den dienstbaren Genien dieses Etablissements wohl bekannt, und bei jedem

Besuche wurden die Namen der Herren aufgezählt, die in der Zwischenzeit hier gewesen. Jemand hat sich auch beflissen, die deutsche Sprache in diesem Welttheile zu verbreiten, und eins der Mädchen begrüßt manchmal mit „Guten Morgen, bitte, einen Kuß!“ setzt aber gleich darauf hinzu: „Arimaseng“ (würde vielleicht am besten mit „Is nich“ zu übersetzen sein). Diese weibliche Brigade besteht aus vier oder fünf jungen, wohlbeleibten Schönheiten, alle mehr oder weniger den nationalen Epikanthus, oder Herabziehung des Augenlides gegen den Augenwinkel zu, zeigend, sonst aber im Besitz von rothen frischen Lippen, dunkeln lebhaften Augen, schönen Zähnen und, wie Engelbert Kämpfer seinerzeit von andern Japanerinnen bemerkte, „auch sonst ganz lieblich anzuschauen“, steht unter dem Commando einer andern Dame, deren Haupteigenschaften am kürzesten mit den bekannten englischen f. f. f. (fat, fair, forty, oder fett, wohlconservirt und 40 Jahre alt) zu bezeichnen sind. Sie ist stets aufs angelegentlichste beflissen, den geehrten Gast mit möglichster Liebenswürdigkeit zu empfangen, zu unterhalten und darauf zu sehen, daß die Untergenien ihre Dienste wohl erfüllen. Ohne Zweifel sind alle Sachen, welche die gute Dame sagt, zuckersüß, wie das Gebäck, das sie zum Thee servirt, wenigstens lassen ihre Mienen und Geberden darauf schließen; der beste Theil geht aber am ungeübten Ohr des Fremden verloren, und die beiden Reihen schwarzgebeizter Zähne (sie ist Witwe), die sie beim Lächeln entfaltet, können ihre Reize in den Augen des Nichtjapaners allerdings nur wenig steigern. Welch ein wunderlicher Gebrauch, daß Frauen vom Tage der Verheirathung an, wo anderwärts sie alles aufbieten, ihr Aeußeres so angenehm als möglich zu machen, hier suchen, sich so sehr als möglich zu entstellen!

Gelegentlich der Beschreibung eines sogenannten Fuchstempels, in dessen Vorhofe sich rechts und links Bildsäulen von Füchsen finden, wird (I, 258) bemerkt:

Der Fuchs vertritt bei den Japanern die Stelle des christlichen Teufels oder bösen Princips; während die Leute in Buddha den Vertreter des Guten anbeten und durch Opfer seinen Schutz erflehen, verschmähen sie es nicht, auch den unheilbringenden Mächten Tribut zu zollen, um deren Zorn zu besänftigen und Unglück von sich abzuwenden.

An öffentlichen Vergnügungen ist kein Mangel, namentlich findet sich Gelegenheit zu solchen in der Nähe des Kanontempels, wo Schaustellungen aller Art, Theebuden und Gasthäuser jeden freien Raum füllen und auch Ursache sind, daß das ganze umgebende Stadtviertel keinen sehr guten Ruf trägt. Desgleichen sind hier Kinderspielsachen der mannichfaltigsten Art zu kaufen. In den mancherlei Schaustellungen spricht sich, ebenso wie in den bildlichen Darstellungen der Japaner, eine abschreckende Sucht nach grauenhaften, haarsträubenden oder frivolen, obscönen Gegenständen aus, bei weitem der unangenehmste Zug im Charakter dieses Volks, das sonst vieler guten Seiten nicht entbehrt.

Kanagawa und Yokuhama besuchte der Verfasser mehrmals und bezüglich des letztern Orts bemerkt er (II, 16):

Es läßt sich aus dem ganzen Treiben, aus den vielen Schiffen, die vor Anker liegen, ankommen oder abgehen, und manchem andern schließen, daß der Handel schon einen ziemlichen Umfang erreicht hat, trotzdem derselbe wenig mehr als ein Jahr alt ist, und trotzdem die Kaufleute das Gegentheil behaupten. Ich hege gleichfalls die Ueberzeugung, daß dort viel Geld verdient wird, und ein großer Theil davon auf die gewöhnliche geschäftliche Weise. Die Leute würden wol Thoren sein, wenn sie es überall ausposaunten, um dadurch neue Concurrenten herbeizuziehen.

Das Weihnachtsfest feierte die Gesandtschaft nach heimatlicher Art und das war um so thunlicher, als es auch nicht an Eis und Schnee fehlte. Am Neujahrstage 1861 eröffneten die Gouverneure von Jeddo den fremden Residenten, daß sich gegen 500 Personen verschworen hätten, alle Fremden zu ermorden, und die Regierung schlug deshalb dem Gesandten vor, entweder seine Residenz im Schlosse des Taikun aufzuschlagen oder an Bord der Schiffe zu gehen.

Daß irgendeine wichtige Ursache diesen ungewöhnlichen Eröffnungen zu Grunde liegen mußte, war ohne Zweifel; leicht aber konnte man die Gefahr größer darstellen, als sie wirklich ist, sei es, um die verschiedenen Gesandten zu bewegen, einen einzigen gemeinsamen Wohnplatz zu wählen, wie man schon vorher ohne Erfolg versucht hatte, sei es aus andern Gründen. Jedenfalls ist die größte Gefahr einer Verschwörung vorüber, wenn dieselbe entdeckt ist, und deshalb war die Antwort des Gesandten die unter obwaltenden Umständen einzig richtige: er hege das vollkommenste Vertrauen in die Macht der Regierung, allen ungesetzlichen Handlungen zu begegnen, er hoffe, die Verhandlungen werden sehr bald zu einem zufriedenstellenden Ende geführt sein; im schlimmsten Fall könne er sich aber auch selbst schützen. Diese einfache männliche Antwort hat wahrscheinlich mehr gethan, seinen günstigen Standpunkt in der Meinung der Japaner zu gewinnen, als alle möglichen diplomatischen Künste.

Alle Besorgnisse zerstreuten sich in der That bald. Doch sollte es auch bald nachher nicht an einem traurigen Zwischenfalle fehlen: ein Mitglied der amerikanischen Gesandtschaft, Herr Heusken, ward abends auf der Straße ermordet. Wir übergehen die Schilderung des Vorfalls, die gleichfalls mitgetheilte ärztliche Obduction, sowie die Beschreibung des feierlichen Leichenbegängnisses, wollen dagegen folgenden kleinen Auftritt bei Gelegenheit der Leichenwacht anführen (II, 46):

Die lange traurige Winternacht schien kein Ende nehmen zu wollen. Außer zwei kaiserlichen Soldaten, die sich von Stunde zu Stunde ablösten, blieb ein Dolmetscher bei uns. Dieser, Namens Tateish Oniphiro, sprach geläufig englisch und hatte die japanische Gesandtschaft nach den Vereinigten Staaten begleitet, wo er besser unter dem Namen Tommy bekannt ist. Diesen jungen Mann hatte ich bereits während Commodore Perry's Expedition in Yokuhama gesehen, wo er, damals noch ein Knabe, zugleich mit Namura, dem dritten Dolmetscher, daguerreotypirt wurde. Ein Gespräch, das sich jetzt entspann, erschien mir von so ungewöhnlichem Charakter, daß ich dasselbe wiederhole. Tommy war der erste, das Schweigen zu brechen, indem er sagte: „Der arme Hr. Heusken! er war ein so guter Mann! Ich hoffe, er wird in den Himmel kommen.“ — „Ich hoffe, er ist bereits dort“, erwiderte ich, im hohen Grade erstaunt, denn es war das erste mal, daß ich einen Japaner über einen Zustand nach dem Tode oder über irgendeinen religiösen Gegenstand sprechen hörte. Hr. Wilson (Photograph) sagte nun: „Tommy! Die Japaner wurden in Amerika sehr freundlich empfangen, jedermann kam ihnen liebevoll entgegen, und jetzt ermorden sie einen unserer Landsleute auf so grausame Weise!“ Tommy erwiderte: „Es ist sehr wahr; leider gibt es in Jeddo viele sehr schlechte Menschen, welche die Straßen des Nachts unsicher machen.“ — „Weshalb“, fuhr Hr. Wilson fort, „ist es erlaubt, daß so viele Leute Schwerter tragen, die, wenn sie betrunken sind, einen so übeln Gebrauch davon machen?“ — „Leider ist es so!“ schloß Tommy. „Mir gefiel es in Amerika viel besser, woselbst die Offiziere nur Schwerter trugen, wenn sie im Dienst waren. Unsere Regierung kann diesen Leuten die Schwerter nicht wegnehmen; versuchte man es, so würde das ganze Land in Revolution sein.“ Und in der That ist es so.

Das Tragen der zwei Schwerter ist für einen Japaner sein Adelsbrief; verlangte sie jemand von ihm, so würde er antworten: Komm und hole sie. „Aber Tommy", fiel ich nun ein, „das ist ein trauriger Zustand; soll er nie besser werden?" — „Er wird nie besser werden", lautete die Antwort, „bis man gute Schulen im Lande errichtet, unsern Leuten gute Sachen gelehrt werden und sie lernen die Bibel lesen" Dies war gleichfalls das erste mal, daß ich einen Japaner von der Bibel sprechen hörte, und geraume Zeit blieb ich in stilles Nachdenken versunken. Tommy ist ein Jüngling von 17 oder 18 Jahren. Vielleicht, so dachte ich, hat er in Amerika oft von der Bibel sprechen gehört, und wiederholt es nun, um etwas Angenehmes zu sagen. Dennoch war es auffallend, daß er in Gegenwart von zwei andern Japanern so unbefangen und furchtlos über einen Gegenstand sprach, an welchen nur zu denken für einen Japaner schon Verbrechen ist.

Infolge jener Ermordung hielten die europäischen Residenten denn doch den Aufenthalt in Jeddo nicht mehr für genügend sicher und zogen sich nach Kanagawa oder Yokuhama zurück. Es gibt in Japan noch eine große Partei, welche die Fremden als Eindringlinge betrachtet. Uebrigens finden während der Nacht oft Mordthaten statt, aber nur in den Straßen; wenigstens hatte der Verfasser von Einbrüchen in Häuser noch nichts gehört.

Der 24. Januar war der Tag, an welchem der Vertrag mit Preußen unterzeichnet wurde. Die japanischen Bevollmächtigten übergaben die Pinsel, womit sie ihren Namenszug gemacht hatten, nebst einem Certificat über die Echtheit derselben, und empfingen dagegen die Feder, welche der Gesandte gebraucht hatte, als Wahrzeichen der redlichen Erfüllung des Vertrags. Am 31. Januar lichteten Arkona und Thetis die Anker und verließen die Bai von Jeddo nach einem Aufenthalte von 4 Monaten und 27 Tagen. Der Schoner Frauenlob war seit dem obenerwähnten Sturme am 2. December spurlos verschwunden geblieben und man konnte über das Schicksal desselben nicht mehr in Zweifel sein. Die Reise ging zunächst nach Nangasaki und, nach kurzem Aufenthalte daselbst, weiter nach Shanghai. Bezüglich dieser Stadt und der von dort aus besuchten Orte, wie überhaupt aller wichtigern Punkte, die man während dieser Reise berührte, beschränkt sich der Verfasser nicht darauf, die unmittelbaren Erscheinungen und Ereignisse in ebenso unterhaltender als belehrender Weise zu schildern, sondern versäumt auch nicht, so oft sich nur Gelegenheit und Stoff dazu bieten mag, historische Notizen bezüglich der nähern und fernern Vergangenheit einzuflechten. Von Shanghai aus besuchte der Reisende das Land stromauf bis Sikawé, von wo er am 22. April zurückkehrte. Die Arkona verließ am 23. April den Hafen von Wusong, segelte durch das Gelbe Meer und ging am 28. April zehn Miles östlich von den Takuforts vor Anker, welche der Schlüssel zum Wege nach Peking sind. Am 16. Mai nahm der Verfasser Abschied von der Arkona, um sich nach Tientsin zu begeben. Derselbe hatte bis dahin beabsichtigt, über Sibirien nach Europa zurückzureisen. In Peking wollte er jetzt nähere Nachrichten über die Reiseroute nach Sibirien, die Transportmittel u. s. w. erlangen und trat daher, in Gesellschaft einiger andern, am 8. Mai die Reise nach dieser Stadt an, die etwa 86 Miles von Tientsin entfernt ist. Am 9. Mai nachmittags erreichte man Peking, beendigte hier während der nächsten Tage die beabsichtigten Geschäfte und kehrte sodann nach Tientsin zurück, um drei Wochen später, nachdem die nöthigen Vorbereitungen zur Reise nach Kiachta vollendet waren, auf dem nämlichen Wege abermals nach Peking zu reisen. Dies geschah am 30. Mai. Den dreiwöchentlichen Aufenthalt daselbst wußte der Verfasser sehr wohl zu nutzen und eine große Anzahl interessanter Ansichten wurden theils gezeichnet, theils photographirt. Im nördlichen Theile Pekings, der sogenannten Tatarenstadt, liegt das kaiserliche Schloß. Von diesem wird (II, 151 fg.) gesagt:

Der kaiserliche Palast bildet ein Oblongum, nahe der Mitte dieses Stadttheils gelegen, an das sich an der Südseite mehrere Vorhöfe schließen, die ihren Eingang unweit am mittlern Thor der Südseite haben. Das Oblongum des Palastes, dessen südwestliche Ecke jedoch durch einen nach innen gekehrten rechten Winkel gebildet wird, ist mit einer von gelbglasirten Ziegeln bedeckten Mauer umgeben. Ein 50 Schritt breiter, an den Seiten mit Quadersteinen ausgemauerter Graben, der die innere Enceinte umgibt, ist jetzt so trocken geworden, daß das darin wachsende Gras entweder abgeschnitten oder abgeweidet wird. Die hinter demselben den Palast umgebende Mauer ist gleichfalls mit gelbglasirten Ziegeln bedeckt, und längs derselben laufen im Innern lange Gebäude oder bedeckte Galerien. Dieser Theil wird Kinching oder die verbotene Stadt benannt. Der Raum zwischen der ersten und zweiten Enceinte durfte früher nur von dazu berechtigten Personen betreten werden, jetzt haben aber auch die in Peking sich aufhaltenden Fremden ein Recht, denselben zu besuchen.

Das Sanctuarium des Palastes ist nach chinesischen Begriffen die Quintessenz von Pracht und Herrlichkeit. Die Bewohner des Reichs der Mitte können sich ihren Herrscher nicht anders vorstellen, als in einer Wohnung von goldenen und silbernen Dächern, auf goldenen und silbernen Säulen ruhend, die mit Diamanten, Smaragden und Rubinen bedeckt sind. Teppiche von Sammt und Seide, gestickt mit Gold und Perlen, bedecken Wände und Fußboden; goldene Pfannen senden ununterbrochen Wolken des köstlichsten Weihrauchs empor, und silberne Vasen sind mit den herrlichsten Blumen oder mit Gold- und Silberfischen gefüllt. Die Plünderung von Yuenminyuen, dem Sommerpalast des Kaisers, hat gezeigt, daß an Gold, Silber und Edelsteinen ein Erkleckliches vorhanden ist; für den Westländer dürfte aber ein Aufenthalt in diesem irdischen Paradies nicht so angenehm sein, als man von einer solchen Pracht erwarten sollte. In der That liegt die Idee nicht fern, daß der Sohn des Himmels, Bruder der Sonne und des Mondes, eine ebenso schmuzige und verkommene Existenz ablebt als seine Unterthanen, und die ursprüngliche Pracht seines Palastes ist mit einer dicken Kruste von Schmuz, Vernachlässigung und Verkommenheit bedeckt. An solchen Stellen, wo das Terrain einen Blick nach dem Innern gestattet, bemerkt man eine verworrene Masse von Gebäuden, deren Dächer mit bunten Ziegeln der verschiedenartigsten Farben in phantastischen Formen bedeckt sind.... Das südliche oder sogenannte Thor der Mittagslinie führt in die mittlere Abtheilung des Palastes; dasselbe ist für den ganz besondern Gebrauch des Kaisers bestimmt, und wenn er durch dasselbe ein- oder ausgeht, wird die in dem hier befindlichen Thurme hängende große Glocke und ein ebendaselbst befindliches Gong geläutet. Nach beendigtem siegreichen Feldzuge führen ihm seine Truppen hier die Gefangenen vor, und Geschenke von Vasallen und Gesandten werden hier mit großem Pomp überreicht. Auf fünf mit Bildwerken reich verzierten Brücken gelangt man in einen großen, reichgeschmückten Vorhof, und durch diesen in einen zweiten, der mit Marmor gepflastert ist, und dessen

Seiten mit Thoren, Hallen und Laubgängen geziert sind. Das nächste Gebäude am obern Ende dieses Hofs ist die „Halle des ausgedehnten Friedens“, ein prachtvolles Marmorgebäude von 110 Fuß Höhe. Auf dem Balkon desselben empfängt der Kaiser am Neujahrstag, seinem Geburtstag und bei andern Gelegenheiten die Glückwünsche seiner im Hofe versammelten Vasallen; fünf mit ornamentirten Balustraden versehene Treppen führen nach der Plattform, fünf Thore bilden den Zugang nach dem nächsten Hof. Hier befinden sich zwei weite Hallen, deren eine dem „vollkommenen Frieden“ gewidmet, wo der Kaiser die bei den alljährlichen Ceremonien des Pflügens zu benutzenden Werkzeuge inspicirt; die andere, dem „sichern Frieden“ gewidmete Halle, dient als Speisesaal, wo der Kaiser fremde Gäste und andere ausgezeichnete Personen am Neujahrstag bewirthet. Wenn man eine andere Treppe passirt, gelangt man in ein anderes Thor, in den „Ruhigen Palast des Himmels“, den niemand ohne specielle Erlaubniß betreten kann. Hier hält der Staatsrath seine Sitzungen, und Candidaten für Staatsämter werden hier ihrem Souverän vorgestellt. Dieses Gebäude ist eins der größten und prächtigsten des ganzen Palastes. Im Hofe vor demselben befindet sich ein kleiner Thurm aus vergoldetem Kupfer, der mit einer Menge Figuren und reicher Sculptur verziert ist, und an dessen Seiten große Urnen aufgestellt sind, in denen bei gewisser Gelegenheit Weihrauch verbrannt wird. Im Jahre 1722 feierte der Kaiser Kanghi in dieser Halle ein eigenthümliches Fest, zu welchem alle seine Unterthanen geladen waren, die mehr als 60 Jahre zählten, denn es war das sechzigste Jahr seiner Regierung. Sein Großenkel Kienlung feierte 1785 ein ähnliches Fest im funfzigsten Jahre seiner Regierung.... Diese Halle wird von den Chinesen als die vornehmste von allen öffentlichen Gebänden betrachtet. Weiterhin steht der „Palast der Ruhe der Erde“, wo die Kaiserin, die „Gefährtin des Himmels“, im kaiserlichen Harem ihren Miniaturhof regiert. Den Raum zwischen diesen Gebäuden und der nördlichen Mauer der „verbotenen Stadt“ füllen die kaiserlichen Gärten aus, die mit reichverzierten Pavillons, Tempeln und Blumenbeeten geschmückt sind, zwischen denen Kanäle, Springbrunnen und kleine Teiche die Anlagen beleben. Hier befindet sich auch der sogenannte „Kohlenberg“, ein künstlich angelegter Hügel von vielleicht 200 Fuß Höhe und fünf mit ebenso viel Pavillons bekrönten Spitzen. Man sagt, derselbe sei aus Kohlen aufgeschüttet, um im Fall einer Belagerung die Stadt mit Feuerungsmaterial zu versehen. Dieser ganze Theil scheint jetzt nicht bewohnt zu sein, denn obschon mir der Zutritt versagt blieb, habe ich mehrmals durch die geöffneten Thore die ganze Anlage übersehen können. Die Gebände des Staatsministeriums, wo jetzt Prinz Kieng im Namen des Kaisers den Vorsitz beim Ministerrath führt und die Botschaften der fremden Gesandten empfängt, liegen an der Ostseite der „verbotenen Stadt“. Hier befindet sich gleichfalls die Schatzkammer und die „Halle des tiefen Nachdenkens“, wo man dem Andenken des Confucius und anderer Gelehrten Opfer darbringt, sowie die „Halle des Abgrundes der Gelehrsamkeit oder die kaiserliche Bibliothek“ u. s. w.

Der Plan des Verfassers, zu Lande nach Sibirien und durch dieses Land nach Europa zu reisen, sollte schließlich vereitelt werden. Nach einem längern Aufenthalte in China, der übrigens im allgemeinen und insbesondere auch für die vorliegenden Schilderungen sehr fruchtbar war, reiste er endlich, nach Tientsin zurückgekehrt, in der englischen Brigg Imogen wieder nach Nangasaki, wo er den 24. Juli anlangte. Er hoffte von hier eine Passage auf einem russischen Kriegsschiff nach dem Amur zu finden, doch fand sich kein solches vor, und nach weitern vergeblichen Versuchen, von Jeddo aus Nikolajewsk zu erreichen, blieb zuletzt nichts übrig, als in Yokuhama Passage in einem amerikanischen Schiffe nach San-Francisco zu nehmen und von da über Land nach Neuyork zu reisen. Die Ueberfahrt von Yokuhama nach Californien, wohin man Mitte October gelangte, dauerte 26 Tage. Von San-Francisco wurde die Reise mit der Ueberlandpost fortgesetzt. Auch dieser Theil der Reisebeschreibung ist reich an pikanten und charakteristischen Notizen. Wir erhalten hier auch eine geschichtliche Skizze und eine Schilderung der Mormonenniederlassung am Salzsee. Von hier gedachte der Verfasser über St.-Louis und Neuyork direct nach Berlin zu reisen. Es kam jedoch anders. „Der nordamerikanische Bürgerkrieg war ausgebrochen und das Kriegsfieber“, so erzählt Heine, „das in allen Adern brannte, ergriff auch mich, es drängte mich, unter der alten Flagge zu kämpfen, unter der ich früher gedient und die so viele meiner frühern Waffenbrüder treulos verlassen. Ich gestattete mir nur zwölf Stunden Rast, um mein Kind, von dem ich vor drei Jahren schied, als es noch ein Säugling war, noch einmal zu sehen, dann eilte ich noch am selben Tage nach Washington, sah, und mein Entschluß war gefaßt.“ Heine ward dem Stabe des Generals H., dessen Hauptquartier sich auf dem äußersten linken Flügel der Potomac-Armee befand, als Kapitän und telegraphischer Ingenieur beigegeben, machte den Krieg ein Jahr hindurch mit, gerieth am 30. Juni 1862 in Gefangenschaft, ward am 15. August durch Auswechselung frei und sah sich darauf am 1. December durch eine schwere Verletzung der rechten Schulter temporär dienstunfähig gemacht. Behufs gründlicher Heilung begab er sich nun nach Europa, mit dem Entschlusse, sich im folgenden Frühjahre wieder zu seinen Waffengefährten zu gesellen. Während der nothgedrungenen Zeit der Ruhe in Deutschland wurde das vorliegende Werk zum Druck vorbereitet. 7.

Karl von Zierotin und seine Zeit.

Karl von Zierotin und seine Zeit. 1564—1615. Von Peter Ritter von Chlumecky. Brünn, Nitsch. 1862. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Name Chlumecky's leistet Bürgschaft dafür, daß wir soeben im Begriff stehen, unsern Lesern die Bekanntschaft mit einem tüchtigen Werke zu vermitteln. Diese Tüchtigkeit wäre aber nach dem ebenso aufrichtigen als bescheidenen Geständnisse des Verfassers nicht möglich gewesen ohne den Umschwung, der sich innerhalb der neuesten Zeit in Oesterreich vollzogen hat. Es ist eine Zeit hereingebrochen, in welcher in Archiven geforscht wird, nicht allein um akademische Vorträge zu halten oder Geschichtsbücher zu schreiben, sondern um für zweifelhafte politische Rechte und für bestrittene staatsrechtliche Verhältnisse Beweise für und wider zu sammeln; nicht blos die Abhandlungen gelehrter Forscher, auch Adressen, Proteste und andere Staatsschriften sind mit alten Daten und Citaten versehen und beschäftigen sich eifrig mit der Auslegung des dunkeln Sinns vergilbter Pergamente. Darum wird aber auch in unserer Zeit der Geschichtschreiber nicht blos als Schriftsteller, sondern auch als Parteimann beurtheilt, und es ist ihm unmöglich, sich der Kritik zu entziehen, welche der Publicist und der Politiker ausüben. Derselbe Geschichtschreiber hat es aber auch als eine Pflicht anzuerkennen, daß er der Diener jenes heiligen Gerichts werde, das die Geschichte ausübt. Dann erst keimt in den Lebenden das Bewußtsein, daß auch sie dereinst vor jenes unbestechliche Gericht treten müssen, um das Urtheil zu vernehmen: daß nichts

so geheim geschieht, ohne endlich an das Licht des Tags zu kommen; daß kein Geld, keine Bestechung und Fälschung der öffentlichen Meinung, daß keine Stellung, und sei sie noch so hoch und ehrwürdig, sich jenem Richterspruche entziehen kann; daß der Parteiführer für den Gebrauch des Schatzes von Vertrauen, welchen das Volk in seine Hände legte, vor jenem Richter sich zu verantworten haben wird. Der Heuchler, er mag seine Maske noch so täuschend tragen, der leichtsinnige, politische Prahler, der fanatische Schwärmer, der eitle Enthusiast, diese alle mögen ein noch so großes Publikum, das gläubig nachtritt, finden: es kommt endlich der Tag, wo Maske, eitler Tand und Phrasen zu nichte werden und die wahre Gestalt nackt vor aller Augen dasteht. Aber auch diejenigen, die von ihren Zeitgenossen verkannt und verfolgt den bittern Kelch des Leidens geleert, auch diesen wird ihr Theil: sie finden Gerechtigkeit! Wenn nun, wie nicht geleugnet werden kann, dies die Aufgabe und das Verdienst der wahren Geschichte ist, so darf nicht nur die Wandlung in Oesterreich als eine höchst erfreuliche und hoffnungsvolle betrachtet werden, sondern man hat auch von dem Geschichtschreiber, der zu den obigen Ansichten sich bekennt, eine Leistung zu erwarten, die auf der gegenwärtigen Höhe der Wissenschaft sich befindet. Und so ist es auch.

Um Wesen, Wirken und endlichen Ausgang Zierotin's, dessen Name in der deutschen Geschichtschreibung noch wenig gekannt ist, nach Verdienst zu würdigen und zu richtigem Verständniß bringen zu können, bedurfte es einer Charakteristik der politischen und rechtlichen Gesellschaftsverhältnisse und der Umgestaltung derselben, die sich in der Periode zu vollziehen anfing, in welche Zierotin's Leben fällt. Heben wir das Wesentliche hier hervor, was der geistvolle Verfasser ebenso klar als belehrend in dieser Beziehung in seinem Werke niedergelegt hat. Das charakteristische Merkmal des politisch-socialen Lebens des Mittelalters war die Disciplinirung des Individuums durch die Körperschaft. Durch sie allein hatte es Geltung, und konnte nur in dieser Atmosphäre leben. Damit sich aber die gesellschaftlichen Organismen constituiren und erhalten konnten, umgaben sie sich mit den Attributen der Staatsgewalt: den der Selbstgesetzgebung und der Selbstverwaltung. Sie waren die Bedingung der Existenz der Corporation und der positive Ausdruck des Gesellschaftsstaats. Als jedoch die Individualität durch die Reformation allmählich Geltung erlangte und sich auch außerhalb der Corporation zu entfalten begann, als einzelne große und mächtige Körperschaften durch die Tradition jahrhundertelanger Vorherrschaft verleitet ihre politische Macht und die Staatsattribute misbrauchend ihre genossenschaftlichen besondern Interessen jenen der aufkeimenden freien Individualität, also den allgemeinen, überordnen mochten: da erschien der fernere früher so sehr begründete Bestand der absoluten Selbstgesetzgebung und Selbstverwaltung der Corporation nicht mehr gerechtfertigt, weil schon die neue Staatsidee sich über die Corporation emporgeschwungen hatte. Es mußte daher dieselbe jene souveränen Attribute an das Allgemeine, an den Staat abgeben; denn es konnten die wesentlichen Befugnisse eines höheren Organismus nicht länger im Dienste eines jedenfalls untergeordnetern bleiben. Von dem Zeitpunkte, in welchem nicht mehr die Körperschaft allein, sondern die neuere Staatsidee als die höchste Anstalt zur Erreichung der Culturzwecke der Menschheit erschien, von dieser Zeit an hatte sich die welthistorische Mission der Körperschaft überlebt und ging unaufhaltsam ihrer Auflösung entgegen. Was früher als ein natürliches Recht der Corporation erschien: die Verbindungen mehrerer solcher zu gemeinsamen Zwecken auch über die Territorialgrenzen hinaus, wurde später ein Verrath gegen das Allgemeine, Höhere: den Staat, weil in jenen internationalen Körperschaftsverbindungen sich das Streben bethätigte, das corporative Interesse über das staatliche zu stellen. Immer mehr entwickelte sich der Kampf zwischen dem Staate und den gesellschaftlichen Bildungen, aber immer siegte die Staatsidee, mochte der Kampf mit einer mächtigen socialen Kaste, mit der Suprematie einer Kirche oder mit dem Nationalismus geführt worden sein. Es ist aber ein inneres Gesetz dieser gewaltigen socialen Potenzen, daß sie ihre Herrschaft durch Unterdrückung und Vernichtung des Gegners erringen und befestigen, daß sie sich vom Staate die Macht erringen wollen, um diese Unterdrückung rascher durchzuführen, daß sie also zu den Zeiten hin- und zurückstreben müssen, wo sie im Besitze der vollsten Autonomie waren. Aber gerade in dem Walten jenes innern Gesetzes und Triebes liegt die hohe Berechtigung des Staats, das Gleichgewicht herzustellen, jene Gelüste zurückzuweisen und das Recht für alle und durch alle zu verwalten. Wie vermöchte der Staat anders seine große Mission, seinen menschheitlichen Beruf zu erfüllen?

Die Epoche unserer Geschichte, in welche das Leben Zierotin's fällt, war eine Zeit der Auflösung, der Zerstörung. Es ist aber ein Gesetz organischer Entwickelung, daß aus Zerstörung neues Leben entsteht. Man muß mit frohen Hoffnungen daran festhalten, um den Muth nicht zu verlieren, wenn die düstern Bilder der Zerstörung an uns vorüberziehen, wie sie vorwiegend in der Geschichte des 17. Jahrhunderts hervortreten. Die Nebel, welche aus jenen Epochen aufsteigen, sind so dicht und stark, daß sie selbst unsere Zeit häufig verfinstern. Es können aber jene Zeiten nicht ohne lebhaftes Interesse betrachtet werden, weil sie die Zeiten des Zusammenbrechens sind und nichts lehrreicher ist, als das Beobachten des Verfalls eines Organismus: denn die Fehler und Schwächen desselben und seines innern Baues treten dann deutlich hervor; an diesen können die Aerzte der Zeiten deren Krankheiten studiren, vielleicht auch Heilmittel finden

Dem aufmerksamen und unparteiischen Beobachter der Völkergeschichte kann aber auch Folgendes nicht entgehen. Es geschehen nämlich die Veränderungen im Rechts- und Socialleben der Völker und Staaten nur allmählich und unbemerkt innerhalb der alten Form, die ungeachtet der Metamorphose doch fest zusammenhält; dann aber ergreift jener stille Proceß auch sie, und indem sie mit einem male zusammenbricht und das Neue im neuen Gewande hervorleuchtet, ist man geneigt, selbst die innere Veränderung für eine urplötzliche und selbst revolutionäre zu halten, weil die Phasen des organischen Processes sich unter der alten Hülle dem Auge des Beobachters entzogen hatten; der alte Ausdruck gibt dann den neuen Begriff nicht mehr wieder. Darin liegt denn auch die Ursache verderblichen Misverständnisses und des Misbrauchs, welcher mit der „Historie" und dem „historischen Rechte" getrieben wird. Ein Stückchen jener alten Form klebt noch dem neuen Inhalte an und bestimmt oft die Anhänger derselben zu der Annahme, daß noch der alte Inhalt vorhanden sei, während doch das Leben diese Annahme Lügen straft. Das Recht ist aber der Ausdruck des Lebens. Demnach ist jedes Recht historisch, welches sich Anerkennung und Gemeingültigkeit erworben hat; aber allein darin und nicht im Begriffe des Gewesenen, also des Ueberwundenen, Todten, kann der Maßstab der Anwendbarkeit historischen Rechts liegen. Wer sich auf das historische Recht beruft, beruft sich in Wahrheit auf die Producte des Gesetzes ewiger Bildung und Bewegung. Wer sich darauf wie auf etwas Bestimmtes und Unwandelbares beruft, verwechselt den formalen mit dem inhaltlichen Theile und ist ebenso gut ein Doctrinär wie ein Pfadfinder der Revolution, nur ein retrospectiver.

Im Lichte dieser Grundsätze beurtheilt und prüft der Verfasser nicht nur die geschichtlichen Thatsachen der behandelten Epoche überhaupt, sondern insbesondere auch den Charakter, die Bestrebungen und die Stellung Zierotin's zu seinem Zeitalter. Es greift infolge dessen sein Werk, da Zierotin länger als 20 Jahre eine hervorragende Rolle den Habsburgern und ihrer Politik gegenüber spielt, vielfach und tief in die deutsche Reichsgeschichte jenes Zeitalters und in ihre Auffassungsweise ein, wie auch auf der andern Seite der Verfasser, abgesehen von seinem Quellenreichthum, eine gründliche Bekanntschaft mit den bedeutendsten Geschichtswerken offenbart. Zur richtigen Bezeichnung des historischen Standpunktes, auf den die Werke Hurter's und

Hammer-Purgstall's „Cardinal Khlesl" gestellt werden müssen, vermag Chlumecky's Biographie Zierotin's gar wesentlich beizutragen. Uebrigens beurkundet der Verfasser eine solche Herrschaft über den außerordentlich reichen Stoff, ist von der Würde der Geschichte und ihrer Bestimmung so sehr durchdrungen und kleidet infolge dessen seine Darstellung in eine so ernste und würdevolle Sprache ein, daß man von seinem Werke unabläßig angezogen wird und schließlich dasselbe nicht minder belehrt als dankbar gestimmt beiseitelegt. Gehen wir jetzt auf einzelnes des in 14 Kapitel getheilten Werks ein.

Nachdem der Verfasser die Reformation und die kirchlichen Zustände Böhmens und das nationale Königthum sammt dem Adel geschildert hat, sowie den Kampf zwischen der Krone und den Ständen, woran die Erzählung der kirchlichen Restauration durch den Einfluß der Jesuiten geknüpft ist, zwei Abschnitte, die wir der deutschen Geschichtschreibung empfehlen, lesen wir Ausführliches und die Richtung der Zeit Charakterisirendes von Zierotin's Jugendbildung und von seinem Eintritt in die öffentliche Laufbahn (1594). Karl von Zierotin, der Sprößling eines sehr alten mährischen Adelsgeschlechts, das kirchlich der Mährischen Brüderschaft angehörend eine einflußreiche Stellung in Mähren und Böhmen einnahm, war 1564 geboren (starb 1636), erhielt im Geiste der Zeit ebenso wol eine ritterliche als wissenschaftliche Erziehung. Die besten Studien machte er in Strasburg, dann in der Schweiz zu Basel und Genf, wohin überhaupt die Mährischen Brüder (Unitarier) ihre Söhne schickten. Reisen in Deutschland, Italien, Frankreich und England vollendeten die Jugendbildung des Ritters. Ein Ritter jener Zeit, besonders so vornehmer Abstammung, mußte seine Sporen auf dem Schlachtfelde im Dienste eines hervorragenden Kriegsmanns sich verdienen. Und wer übertraf an Kriegsruhm und ritterlicher Musterhaftigkeit in jenem Zeitalter den König Heinrich IV. von Frankreich? Unser Zierotin fühlte sich aber um so mehr zu den Fahnen dieses Monarchen hingezogen, wie er ja für den Schirmvogt aller reformatorischen Parteien vor seinem Uebertritt zur katholischen Kirche galt. Zierotin kehrte zwar wenig befriedigt und verstimmt über Heinrich's Politik aus Frankreich in sein Vaterland zurück, aber dessenungeachtet blieb er selbst sowie seine Partei in fast ununterbrochener Verbindung mit Heinrich; denn wie die Katholischen mit den österreichischen Habsburgern in Madrid und Rom stets ihre Rathgeber und Beschützer suchten, so richteten die akatholischen Böhmen und Mähren ihre Blicke auf den Pfalzgrafen am Rhein und auf Heinrich IV. von Frankreich, und die Ermordung des letztern fällt in denselben Augenblick, wie unser Verfasser recht klar erzählt hat, wo derselbe als Haupt der Akatholiken einen schweren Streich gegen die Habsburger und gegen Rom zu führen im Begriff steht. Ob Kursachsen so tief in Heinrich's Plan verwickelt war, wie unser Verfasser behauptet, müssen wir so lange bezweifeln, bis der umfangreiche Urkundenband erschienen ist, den derselbe zur Beglaubigung seines ganzen Werks in nächste Aussicht stellt; was wir zur Zeit durch Engelheim und durch Richard in seinem „Kanzler Krell" wissen, das gibt deutlich zu erkennen, daß der kursächsische Hof eine ziemlich reservirte Stellung einnahm und keineswegs „der Mittelpunkt einer Conföderation der reformirten deutschen Staaten zu Gunsten Heinrich's von Navarra war". Kehren wir jedoch zu Zierotin zurück.

Es konnte nicht fehlen, daß derselbe vermöge seiner Geburt und seiner natürlichen Tüchtigkeit, sowie vermöge seiner heimgebrachten Erfahrungen und wissenschaftlichen Kenntnisse sich bald an die Spitze der Opposition gestellt sah, welche ebenso wol gegen den Monarchismus gerichtet war, der die alten Standesrechte zu beseitigen trachtete, als gegen die kirchliche Reaction, die zwar scheinbar von Prag ausging, aber ihre bewegende Kraft eigentlich in Madrid und Rom hatte. Rudolf II., ebenso eifersüchtig auf seine königlichen Rechte als unfähig von ihnen einen würdigen Gebrauch zu machen und trotz öftern Widerstrebens doch nur ein Spielball jesuitischer Machinationen Spaniens und der römischen Curie, war weder geeignet der Opposition gleichsam die Spitze abzubrechen, noch auch den übrigen Habsburgern die Besorgniß abzunehmen, daß endlich ihr ganzes Haus in die größte Gefahr kommen müsse. Daher tauchte sowol bei der Opposition als bei den Stammvettern Rudolf's allmählich der Gedanke auf, dem unfähigen Monarchen noch bei Lebzeiten einen Nachfolger zu geben. Die Verhältnisse gestalteten sich immer verwickelter und gefährlicher; die Erzherzoge selbst waren zwieträchtig und eifersüchtig aufeinander, die Ungarn, zum Theil an die Türken sich anlehnend, dem Hause Habsburg feindlich gesinnt, deutsche Herrschaft und deutsches Wesen in Böhmen und Mähren unbeliebt und mit Eifersucht verfolgt, die Städte mit ihrem Bürgerthum dem Adel aufsässig und die religiösen Parteien aller gegenseitigen Duldung bar und ledig. Die Folge war, daß allenthalben mit und ohne des Kaisers Wissen und Willen Gewaltthätigkeiten verübt wurden, Recht und Gerechtigkeit waren schwer zu erlangen, am allerwenigsten bei Rudolf, dessen niedrigste Diener die einflußreichsten Rathgeber waren, und der sich nur äußerst selten entschloß, selbst zu hören oder zu sehen. Das treueste Bild dieser Zustände in Böhmen und Mähren, unter denen natürlich auch das Deutsche Reich litt, entwirft uns Zierotin: „Das Recht wird mit Füßen getreten, die alte Ordnung ist vergessen, tüchtige Männer werden vertrieben, die Fremden schleichen sich ins Land und führen fremde Einrichtungen ein; die Einwohner verarmen, die öffentliche Schuld vermehrt sich ungeheuer. Ein neues Bestechungssystem ist eingeführt worden und die öffentlichen Abgaben werden vergrößert. Vom Kopfe bis zum Fuße hat Mähren nur eine eiternde offene Wunde und kein heilender Balsam wird angewendet; Mähren ist verödet, die Städte sind verbrannt, vor unsern Augen sehen wir nur Fremde." Wer sollte in diesen Nöthen helfen? Zierotin meinte: der Kaiser. Allein dieser Kaiser war so gut wie unzugänglich, denn wenn ja jemand eine Audienz erlangte, so mußte sich der Bittsteller ganz kurz fassen, weil Se. Majestät langen Unterredungen abhold war.*) Auch mußten die zur Audienz Zugelassenen die Vorsicht gebrauchen, den Vortrag unangenehmer Dinge mit dem angenehmer zu unterbrechen und immer etwas bereit zu halten, was Se. Majestät gern hört, um seine Aufmerksamkeit wieder zu spannen und aufzufrischen. Was die Religionssachen anlangt, so ließ er sich darüber nur ungern in ein Gespräch ein. Auf die Rechte und Prärogative der Krone zeigte er stets den Freiheiten der Stände gegenüber die größte Eifersucht. Wenn man also auch so glücklich war eine Audienz zu erlangen, zu einem Ziele führte dies nicht. Uebrigens „ist bei Hofe der vornehme wie der geringe Mann gierig nach Geschenken; wenn man nichts gibt, so sind die Höflinge zudringlich und verlangen selbst Geschenke, aber mit einer Spende ist es nicht abgethan, man muß die Hand fortwährend offen halten, daher sind die Schritte, die man bei den Großen des Hofs und bei den Kanzleien unternimmt, erfolglos". Darf es unter solchen heillosen Zuständen wunder nehmen, wenn die Opposition zu einer völligen Actionspartei sich umgestaltete?

Zierotin, obschon weder kirchlich noch politisch einer extremen Partei angehörend, aber denn doch erkennend, daß mit Rudolf nicht länger mehr fortzuregieren sei, ohne Freiheit und Wohlstand der Erbländer völlig aufs Spiel zu setzen, benutzte nun seine Stellung als Mährens Landeshauptmann und sein großes Ansehen, was er auch über die Grenzen desselben hinaus, in Ungarn, Oesterreich und Böhmen besaß, die Partei des Erzherzogs Matthias**) in Thätigkeit zu setzen, da er für den

*) Das merkwürdigste und ausführlichste Urtheil über Rudolf lesen wir jetzt bei Albéri (Band 14 der venetianischen Gesandtschaftsberichte) von Tommaso Contarini, dessen Relationen über Spanien und Portugal im 16. Jahrhundert so ausgezeichnet sind. Der Raum verbietet uns hier die Mittheilung des Jammerbildes, welches Contarini von Rudolf gezeichnet hat.

**) Gegenüber der deutschen Geschichtschreibung muß bemerkt werden, daß Matthias nicht ohne Bedenken seinerseits in den Vorder-

Sturz der Habsburger nicht gestimmt war. Es kam jetzt darauf an auch die Böhmen für diesen Plan zu gewinnen, was aus vielen Gründen große Schwierigkeiten hatte. Als indeß das spanische Cabinet seinen Widerspruch endlich fallen ließ und den Matthias genehm fand, weil er wenigstens ein Habsburger war und die anerkannte Schwäche seines Charakters spanischen und römisch-katholischen Einfluß nicht im entferntesten abschnitt, so stimmten endlich auch die Böhmen, doch zumeist die Akatholiken für Matthias. Die Ereignisse und Verträge der beiden Jahre 1608 und 1609 brachten die Entscheidung: es ist Zierotin's Verdienst, insbesondere Böhmen dem Hause Habsburg gerettet zu haben; es war wesentlich sein Werk, daß Matthias 1611 in Prag zum König von Böhmen gekrönt ward. Ueberhaupt aber lag es in Zierotin's Plane — er mochte kein selbstsüchtiger Parteimann sein — einen auf den Willen der Nationen begründeten einheitlichen Organismus einzuführen, welcher den Verband der unter Matthias' Herrschaft stehenden Länder fester und inniger gestalten sollte. Zu diesem Entschlusse wurde er durch die Wahrnehmung gedrängt, daß ungeachtet der von ihm angestrebten und in den Jahren 1608 und 1609 auch vollkommen durchgeführten Wiederherstellung der altständischen Verfassung in Böhmen, Mähren, Oesterreich und Ungarn doch die Freiheit, der Wohlstand, die Ruhe dieser Länder unaufhörlichen Gefahren preisgegeben waren: Zwietracht, Uebergriffe der Parteien, separatistische Bestrebungen, unverantwortliches Gebaren der Beamten herrschten überall. Zierotin gelangte daher als erfahrener und einsichtsvoller Staatsmann, dessen Herz zugleich von Patriotismus stets erfüllt war, zu der Ueberzeugung, daß jetzt nur in der Versöhnung jener Ländergegensätze, in dem Heraustreten aus den starren Kreisen der alten feudalen Staatsverfassung und durch Begründung eines höhern und gemeinschaftlichen Organismus das Glück, die Freiheit und die Macht der unirten Länder befestigt werden könnten. Nicht das dynastische Band allein, die sogenannte Personalunion, sollte diese Länder vereinigen: es mußten Institutionen ins Leben gerufen werden, welche bei voller Erhaltung der Autonomie derselben die oberste Verwaltung und gewisse Zweige der Gesetzgebung gemeinschaftlich bilden sollten. Die zwei Vorschläge Zierotin's, welche dieser Idee Ausdruck geben sollten, waren: das Verlangen, die Verantwortlichkeit der obersten Beamten anzuerkennen, zu Ministern und Räthen der Krone nur Männer des allgemeinen Vertrauens zu ernennen; dann die Bestimmung, daß nicht mehr die Provinziallandtage, sondern die an einem Orte vereinigten ständischen Ausschüsse der Länder, eine Art Reichssenat, die gesetzgebende Gewalt in den gemeinschaftlichen Angelegenheiten der Länder auszuüben hätten, wie es praktisch rücksichtlich der Münzgesetzgebung bereits war. Erinnert dieser staatsmännische Gedanke Zierotin's nicht an die gegenwärtigen Staatsgrundsätze, insbesondere aber an die Gegenwart in Oesterreich?

Während aber die erbländischen Stände und feindlichen Parteien ihren König Rudolf II. in Prag bedrohten und mißhandelten, um ihn zur Abdankung zu nöthigen, wo blieb denn da die Würde der deutschen Kaiserkrone, die Achtung vor dem obersten weltlichen Haupte der abendländischen Christenheit? Man ließ im böhmischen Könige fast ohne alles Bedenken und Widerstreben den deutschen Kaiser und seine Krone mit Füßen treten! Man vermehrte, um den unglücklichen Rudolf mürbe zu machen — er war schwach aber von kaum überwindlicher Zähigkeit, wenn er einmal zum klaren Bewußtsein seiner Rechte und Würde gelangte oder die Glut des Hasses namentlich gegen Matthias in ihm sich regte — auf dem Hradschin die Wachen, grenzte den Raum seiner Spaziergänge ein; die Bewachung selbst geschah aber nicht durch die böhmischen Truppen allein, die ihm den Eid geleistet hatten, auch fremde Truppen, die mährischen, bewachten ihn; er fühlte sich natürlich tief verletzt, seinen Feinden preisgegeben. Einmal näherte er sich einer Schildwache und diese legte sogar ihr Gewehr auf die römisch-kaiserliche Majestät an. Des Kaisers vertrauteste Räthe wurden mit der Folter bedroht, um ihnen Geständnisse gegen ihren Herrn abzupeinigen. „Und beinahe", sagt unser Verfasser, „hätte Europa das Schauspiel erlebt, einen römisch-deutschen Kaiser, das weltliche Oberhaupt der Christenheit, von seinen eigenen Unterthanen angeklagt und verurtheilt zu sehen." Trat niemand für den unglücklichen Monarchen in die Schranken? Allerdings suchte der spanische Gesandte Zuñiga und die Kurfürsten von Mainz und Sachsen durch ihren Einfluß die wilden Entschlüsse der Stände und des in Prag anwesenden Matthias zu mildern; aber Rudolf konnte doch keinen Zweifel mehr hegen, daß seine Feinde nicht eher ruhen würden, bis er seine böhmische Krone dem Bruder geopfert habe. Und so erfolgte denn auch, nachdem Rudolf mit Schmerz und Ingrimm zugleich Böhmen und die Nebenländer (Mähren, Schlesien und die Lausitzen) von der Unterthanenpflicht entlassen hatte, nachdem die Stände Böhmens auf die dreimalige Frage des Oberstburggrafen, ob sie Matthias zum König Böhmens haben wollten, ein lautes begeistertes Ja! geantwortet, durch Cardinal von Dietrichstein am Pfingstmontage (1611) die langersehnte Krönung des Matthias zum König von Böhmen. Der Kurfürst von Sachsen, Johann Georg I., im richtigen Gefühl der Schmach, die in Rudolf das deutsche Reichsoberhaupt erfuhr, hatte seinem Gesandten untersagt, der Feierlichkeit der Krönung beizuwohnen. Rudolf selbst flüchtete sich während des Krönungsactes in die fernsten Theile des Fasanengartens, um den Lärm der Musikbanden und das Jubelgeschrei des Volks nicht zu hören. Man erzählt sich, daß der Kaiser in dem Augenblick, als er die Urkunde, mittels welcher er die Krönung seines Bruders genehmigte, unterzeichnen sollte, die Feder nicht mit den Fingern, sondern mit der Faust ergriff und mit unleserlichen Zügen seine Unterschrift beisetzte, dann warf er den Hut zur Erde und zerbiß die Feder, einen furchtbaren Fluch über das undankbare Prag ausstoßend. Es wird glaubhaft berichtet, daß der Kaiser — denn das war er allein noch — als ihm die Beendigung der Feierlichkeit gemeldet wurde, vom Stuhle aufgesprungen sei und ausgerufen habe: „Prag, du undankbares Prag! durch mich bist du erhöht worden und nun stößt du deinen Wohlthäter von dir! Die Rache Gottes soll dich verfolgen und der Fluch über ganz Böhmen kommen!" Und wie die Geschichte weiß, ging dieser Fluch nur zu bald in schreckliche Erfüllung.

War diese verhängnißvolle Katastrophe in Böhmen anfänglich beabsichtigt worden? Nein, am allerwenigsten von Zierotin und seinen Freunden. „Allein", sagt Chlumecky sehr wahr, „auch hier bewahrheitete sich die häufig gemachte Erfahrung, daß zur Zeit heftiger politischer Kämpfe immer die Partei der Entschiedenen, der Vorwärtsstürmenden die Oberhand gewinnt, daß sie verwandte Nuancirungen absorbirt und die Männer mit scharfausgeprägter Gesinnung an die Spitze der Bewegung stellt. Die großen Massen, die sich gewöhnlich von Phantasie und Gefühl leiten lassen, finden nur in der schroffsten Form die vollste Befriedigung und nur in den Männern der Extreme den richtigen Ausdruck ihrer Leidenschaften; Mäßigung wird Schwäche, Neigung zu Vermittelungen ist Charakterlosigkeit, ja selbst Verrätherei, und kalte Ueberlegung erscheint als Indifferentismus: die größte Sünde in der Zeit der Herrschaft fanatischen Eifers. Es sind dies Vorwürfe, welche die Eitelkeit des Politikers selten ertragen kann, und die ihn zwingen nach fruchtlosem Versuch seine Ueberzeugung geltend zu machen, sich endlich zu einem der Extreme zu flüchten oder ganz vom Schauplatze abzutreten, nur um sich von dem Verdachte zweifelhafter Gesinnung zu reinigen." Wie hätte im 17. Jahrhundert eine Vermittelung zwischen unbedingter Religionsfreiheit, die man von der einen extremen Seite forderte, und unbedingter Verweigerung derselben, die man auf der andern extremen Seite aussprach, gelingen können? Aus dieser Unmöglichkeit erklärt

grund gedrängt ward und keineswegs ohne äußeres Andringen gegen seinen Bruder Rudolf intriguirte.

sich sehr wesentlich Rudolf's II Schicksal. Sein baldiger Tod*) (1612) bahnte bekanntlich auch dem gehaßten Bruder den Weg zum Kaiserthrone.

Zierotin, stets an der Spitze der kleinen gemäßigten und besonnenen Partei stehend, sah sich zuletzt von der Gewalt des fanatischen Stroms überflutet; sein oben bezeichnetes Unionsproject scheiterte an der Heftigkeit der politischen und kirchlichen Parteiführer. Aber die Reaction ließ nicht sehr lange auf sich warten. Schon im Majestätsbriefe selbst liegt ihre Quelle. Und sehr richtig sagt unser Verfasser: „Der Sieg, den die Protestanten durch die Erlassung des Majestätsbriefs feierten, und die Concessionen, welche ihnen Matthias gemacht hatte, riefen unter allen Katholiken eine sehr starke Aufregung hervor; es setzten sich an den Leitpunkten der katholischen Welt die Keime der Reaction an; doch spaltete sich diese in zwei einander feindliche Factionen: auf der einen Seite stand Rudolf II. und Leopold, Bruder Ferdinand's von Steiermark, auf der andern Matthias und Spanien." Nach Rudolf's Tode und Beseitigung Leopold's wurden die Träger der beiden Parteien der gewandte und ehrgeizige Cardinal Khlesl und der bereits erwähnte Ferdinand. Beide stritten sich gewissermaßen um die Herrschaft über den Kaiser Matthias: der erstere mit dem Scheine der Mäßigung und Nachgiebigkeit, der letztere im Geiste seiner Erziehung mit Entschiedenheit und Festigkeit. Das Weitere geht über den Bereich des vorliegenden Werks hinaus.

Zierotin, der, wie aus schriftlichen Aeußerungen und aus Rathschlägen an seine Standesgenossen mehrfach hervorgeht, überhaupt erkannte, daß eine Neuzeit im staatlichen Leben im Anzuge begriffen sei, fühlte seit 1612 den Boden unter seinen Füßen wanken; doch hielt er solange als möglich auf seinem hohen Posten in Mähren aus. Zwei Erscheinungen aber machten ihm besonders klar, daß die Reaction im Erstarken begriffen sei; der Kaiser verlegte seine Residenz von Prag nach Wien auf Khlesl's Rath, damit er sicherer in der Gewalt des letztern sei. Sodann umgab sich der Kaiser nur mit katholischen Räthen, deren Einfluß auch Mähren empfand. Und so entschloß sich denn Zierotin 1615 sein Amt niederzulegen und in das Privatleben zurückzutreten. Er verkaufte alle seine Güter an seinen Schwager Albrecht von Wallenstein, spätern Herzog von Friedland, die Herrschaft Prerau ausgenommen. Der Sicherheit wegen zog er nach Breslau. Als Ferdinand II. bezüglich des Religionswechsels eine Ausnahme mit ihm machen wollte, wies er dieses Anerbieten mit der Antwort zurück, daß er nicht anders als seine übrigen zahlreichen Glaubensgenossen behandelt sein wolle. Als er sein Ende nahe fühlte, trieb es ihn noch einmal das geliebte Mähren zu sehen, um dann dort zu sterben. Er fuhr nach Prerau; vom Schloßthurme aus übersieht man einen großen Theil des Landes: südöstlich das Marchthal bis zur ungarischen Grenze hin; dann die Ebene der gesegneten Hanna bis gegen Brünn und das böhmisch-mährische Hochland, nördlich die Sudetengebirge und Olmütz und die Karpaten in das Oderthal auslaufend. Es lag dort vor ihm so recht das Herz des Marchlandes. Von hier aus segnete er nochmals dieses Land und „segnend hörte sein großes Herz zu schlagen auf. Aber sein Wirken und sein Name werden unvergeßlich bleiben." Uebrigens schließt der Verfasser sein Werk mit folgenden Worten, die man gern unterschreiben kann: „Wie Georg von Poděbrad der Repräsentant des böhmischen Genius, des böhmischen Volks im Zenith seiner Macht und Entwickelung war, so fand das böhmische Volk in Herrn von Zierotin alle die eigenen edeln und hervorragenden Eigenschaften noch einmal wieder; er wurde eine Lieblingsgestalt seiner Nation, weil diese Nation in ihm ihr Ideal verwirklicht sah. Er war ein leuchtendes Gestirn, aber ein Gestirn im Niedergang, welches noch helle Lichtstrahlen hinwarf, bevor die Nacht hereinbrach, die lang und tief auf den Gefilden Böhmens und Mährens ruhte."

Zuletzt aber möge noch Folgendes einen Platz hier finden. Eine Vergleichung des Slawen Zierotin mit dem Deutschen Heimburg, der kaum ein Menschenalter früher lebte, scheint uns sehr nahe zu liegen. Dieser wie jener war ein hochgebildeter, namentlich auch in die classischen Studien tief eingeweihter Mann, wie unter anderm manche bei ihm sich findende lateinische Stellen von wahrhaft classischem Colorit deutlich zeigen; dieser wie jener kämpfte für das Recht, Ordnung und religiöse Freiheit in einer Weise und Richtung, die sie beide über ihr Zeitalter erhob; Heimburg saß lange im Rathe des Böhmenkönigs Poděbrad, wie Zierotin jahrelang der einflußreichste Rathgeber und Lenker für König Matthias in der böhmischen Sache war; beide sahen ihre wohlgemeinten Plane scheitern und gingen schmerzerfüllt und gebrochenen Herzens in die Verbannung; beiden stand endlich das Bild einer düstern Zukunft vor der Seele. Außer den eigenen zahlreichen Urkunden, die der Verfasser baldigst in einem besondern Bande zu veröffentlichen gedenkt, benutzte derselbe eine 300 Bogen umfassende Urkundensamlung (1600—16) seines Freundes Gindely, eine Sammlung, die aus den Archiven von Simancas, München, Brüssel, Haag und Dresden hervorgegangen ist.

Karl Zimmer.

Internationale Artigkeiten.

Bekanntlich sagen die Völker einander eben solche Artigkeiten und Sottisen, verklatschen und verleumden einander ebenso häufig als die Individuen, und zwar bald aus Neid oder Misgunst, bald aus Unkenntniß, bald aus bloßer Medisance und brutaler Arroganz. Nur freilich können Völker in solchen Fällen keine Klage wegen Injurien erheben und auf Bestrafung der betreffenden Calumnianten oder Abbitte und Ehrenerklärung seitens derselben antragen, denn einen internationalen Gerichtshof, an den sich ein Volk dieserhalb wenden könnte, gibt es nicht, sonst würden wir Deutsche gegenwärtig wol das Recht und die Veranlassung haben, den Engländer Henry Mayhew als Verfasser des bei W. Allan in London erschienenen zweibändigen Werks: „German life and manners, as seen in Saxony at the present day. Illustrated with songs and pictures of the student customs at the university of Jena", als Injurianten und Calumnianten vor die Schranken eines solchen Gerichtshofs zu ziehen und die übrigen europäischen Völker einzuladen, auf der Zeugenbank Platz zu nehmen und für uns auszusagen. Es ist dabei bezeichnend, daß in der Buchhändleranzeige oder Reclame, die fast eine vollständige Inhaltsangabe ist, gerade die für die Deutschen oder speciell die Thüringer ehrenrührigen Punkte als besonders empfehlende Eigenschaften des Buchs hervorgehoben werden. Es heißt darin nämlich unter anderm: „Das obige Buch sucht den Gegensatz zwischen dem Comfort, der Sauberkeit und dem häuslichen Glück der verschiedenen Klassen in England, und dem unter denselben Gesellschaftsschichten in Sachsen vorherrschenden Schmuz und Elend ans Licht zu stellen. Der Verfasser, der dem Zustande der Armen in seinem Vaterlande einige Aufmerksamkeit gewidmet hat, war erstaunt zu sehen, daß selbst die mittlern Klassen in Sachsen ein härteres Leben führen, ein schmaleres Einkommen haben, schlechter wohnen und sich schlechter nähren als selbst die gewöhnliche Klasse von Arbeitern in England, und daß selbst die geschicktern Arbeiter und Handwerker sich in einer elendern Lage befanden als selbst die ärmsten bog-trotters in Irland; denn sie leben von Kartoffeln, schwarzem Brot und einem Aufguß von gebranntem Möhrenpulver als einem Surrogat für Kaffee von Anfang bis Ende des Jahres. Der Verfasser zeigt dem englischen Leser nicht nur, wie wenig das Volk in Sachsen erwirbt, sondern wie auch dies Wenige in unnützen Vergnügungen aufgeht; er gibt zu dem Zweck statistische Notizen über den Consum von Bier und Schnaps, wie von dem Durchschnittsbetrage des Geldes, welches sowol von Männern wie Frauen

*) An baarem Gelde war äußerst wenig in seinem Nachlasse zu finden, wol aber an Juwelen und Kunstschätzen Millionen Werthes. Matthias, seine Gemahlin und Khlesl eilten rasch von Wien nach Prag, um den Todten zu beerben.

in Vergnügungen verthan wird, und er zeigt dann, ein wie sehr kleiner Theil von dem ohnehin geringen Einkommen der vornehmern Stände sowol als der arbeitenden Klassen für die Erhaltung des häuslichen Comforts übrigbleibt, und wie traurig es daher mit den häuslichen Einrichtungen bei der ärmern Volksklasse stehen muß.“... Nachdem bemerkt ist, daß der Verfasser auch von den alten Sitten und Gebräuchen Thüringens, seinen Volkssagen und Teufelsmärchen handle, fährt die Anzeige fort: „Der Verfasser kommt auch auf die Gebräuche der jenenser Studenten zu sprechen und theilt einige Gesetze der Studentenverbindungen mit, um den obsolet ritterlichen Charakter solcher Institutionen darzulegen, und er schildert, wie die Trinkgebräuche der jenenser Burschen mehr an die alten Orgien, als an unmäßige Stegreiftrinkereien erinnern, obschon selbst hier die Zechscenen (welche mit allen Gesängen und Scherzen der Burschen dargestellt werden) und die Duelle, denen der Verfasser beiwohnte, eher mit Pinsel und Feder gemalt als in einer langweiligen bloßen Beschreibung der studentischen Gebräuche und Formen ans Licht gestellt werden. Die Trauungsceremonien wie die bei den Taufen und Begräbnissen üblichen werden gleichfalls dem englischen Publikum vorgeführt, zum Theil um die Lockerheit der Ehebündnisse und der Familienbande in einem Lande darzulegen, wo man bei den geringfügigsten Anlässen eine Ehescheidung für 30 Shilling erlangen kann... Kurz das Buch ist absichtlich in einem mannichfaltigen und unterhaltenden Tone gehalten; es zeigt uns bald die Erfahrungen, welche der Verfasser bei seinem Aufenthalt in einem kleinen Dorfe an der Grenze des Thüringerwaldes machte, bald führt es uns auf einen fashionabeln Ball zu Eisenach, bald handelt es von den unschmackhaften Mischungen, welche in den deutschen Küchen zusammengekocht werden, bald beschreibt es, wie ein Engländer durch die Gaucherie der sächsischen Dienstmädchen zu Tode gequält wird, bald zieht es zwischen den englischen und deutschen kleinen Kindern, der Behandlung der deutschen Frauen und dem Auftreten der deutschen jungen Damen mit dem, was in dieser Hinsicht in des Verfassers eigenen Vaterlande üblich ist, einen Vergleich“ u. s. w.

Man darf einigermaßen neugierig darauf sein, wie sich die englische Kritik über das Werk aussprechen wird. Wir selbst hatten bisher nur einen Bericht darüber zu lesen Gelegenheit und zwar im „Athenaeum“. Der Berichterstatter bemerkt: das Buch werde zwar — was wir gern glauben wollen — viele Bewunderer Goethe's und Schiller's wie des Landes, dem beide angehörten, gar sehr verletzen; aber wie scharf es auch geschrieben sei, sei es doch reich an treffenden und neuen Beobachtungen und werde sowol von Engländern als von Deutschen, besonders aber von letztern mit Nutzen gelesen werden können. Dabei gibt der Berichterstatter zu, daß, wenn Mayhew längere Zeit in Berlin oder Dresden, oder München oder Wien gelebt und sich mit der artistischen, literarischen und politischen Welt dieser Städte bekannt gemacht hätte, sein Urtheil gewiß minder streng ausgefallen sein würde; so aber sei es ein Irrthum des Verfassers, das Buch als eine Schilderung deutschen Lebens und deutscher Sitten auszugeben, ohne in eine Stellung gekommen zu sein, die ihm erlaubte, mit den besten und edelsten Intelligenzen des Landes Verkehr zu unterhalten. Der Verfasser des Buchs habe nämlich beabsichtigt, gewisse Untersuchungen über das Jugendleben Luther's anzustellen, und er habe sich zu dem Zwecke nach Thüringen begeben, wo er namentlich in den Lutherstädten Möhra und Eisenach sich aufhielt. Nun ist zwar Thüringen ein sehr schönes Ländchen, „one of the most German parts of Germany“, wie der Berichterstatter im „Athenaeum“ mit Recht bemerkt, und von einer sehr braven echt deutschen Bevölkerung bewohnt; aber Thüringen ist nicht Deutschland, und was die wahrhaft deutschen gemüthlichen und tüchtigen Eigenschaften seiner Bevölkerung betrifft, so muß man sie in den abgelegenern Thälern und Orten (wo z. B. die Schuljugend manches unberühmten einsamen Dorfs mehr öffentlichen Anstand und gesittetes Betragen zeigt, als die Schuljugend in Leipzig und andern großen und berühmten Städten Norddeutschlands), nicht aber um Eisenach suchen, wo der Strom der Touristen, besonders auch aus derjenigen Nationalität, welcher Mayhew angehört, an den Eigenschaften der Bevölkerung viel verdorben hat. Und was das studentische Kneipen und Duelliren betrifft, so ist dies doch in unserer Zeit nur noch eine Art Curiosum, ein Anachronismus, von dem auf die Gesittung und Bildung des deutschen Volks im allgemeinen zu schließen ein offenbarer Fehlschluß sein würde. Immerhin ist es aber noch immer nicht so roh und brutal, wie das abscheuliche Vergnügen an Boxereien, welches neuerdings in England wieder gar sehr in Aufnahme zu kommen scheint. Zu den frechsten Aussprüchen Mayhew's gehört, wenn er versichert: daß das deutsche Volk im „tiefsten Innersten bettelhaft“, daß die Deutschen „geduldig wie Esel und knechtisch wie Sklaven“, daß die geringern Adelichen „gemeiner, schmuziger und weniger gebildet seien als selbst englische Schuhmacher“. Nun, der Verfasser beweist durch solche rohe Beschuldigungen, die er sich nicht einmal in eine witzige, feine Form zu kleiden Mühe gibt, eben nur, daß seine eigene geistige Bildung von der eines Schuhmachers, selbst eines deutschen, nicht sehr weit entfernt sein kann. Ein Gentleman würde von dem „Volke der Denker“, von den Landsleuten Goethe's, Schiller's und Kant's so nicht sprechen können, obschon wir zugeben, daß der englische Adel, dank seinem Reichthum und seiner Weltstellung, mehr nationales Bewußtsein, mehr Würde im Benehmen, mehr Geisteshoheit und humane Bildung und mehr traditionelle Liebe zu den Künsten und Wissenschaften besitzt als jene Schichte des deutschen Adels, die wir unter dem Namen der „Junker“ begreifen.

Ueberhaupt hat der Berichterstatter im „Athenaeum“ sicherlich nicht ganz unrecht, wenn er behauptet, daß das Buch namentlich von den Deutschen nicht ohne Nutzen gelesen werden könne. Trotz der vielen injuriösen Uebertreibungen enthält das Werk auch manche Wahrheiten. Der Verfasser hat seine Studien in den Höhlen des londoner Elends gemacht und deren Resultate in seinem vielgenannten frühern Werke: „London labour and London poor“ und andern Schriften niedergelegt, und sich darin als Sachverständiger in diesem Gebiete der Gesellschaftswissenschaft gezeigt. Sein Urtheil ist daher nicht so ohne weiteres zu verwerfen. Es ist allerdings Thatsache, daß in vielen Landstrichen des mittlern Deutschland die von Mayhew genannten Nahrungsmittel den Hauptnährungsstoff der untern Schichten bilden, und was die Vergnügungssucht, deren er sie beschuldigt, betrifft, so haben wir das mündliche Zeugniß eines viele Jahre in Deutschland und namentlich auch in Leipzig ansässig gewesenen Italieners, der versicherte, daß in Italien solche wüste Sonntagsorgien, wie sie in Deutschland vorkämen, unerhört seien. Lesen wir die Schilderungen der londoner gin-shops in einem weiter unten anzuführenden neuen Werke des Nordamerikaners Hawthorne oder die der londoner Armen- und Diebsspelunken bei Mayhew selbst, dann freilich wissen wir nicht, wie irgendein Vergleich zwischen englischer und deutscher Armuth zulässig sei. Aber die Massenarmuth beschränkt sich in England zumeist auf die Hauptstadt, in der sich Millionen wie in einem Königreich zusammendrängen, und in jenen Spelunken und Branntweinpalästen treibt sich meist nur der Abhub der londoner Bevölkerung herum, der von allem andern eher leben mag als von ehelicher Arbeit. Gegen die Nichtarbeitenden, mögen sie nun nur nicht arbeiten wollen oder bei der großen Concurrenz in der Hauptstadt keine Arbeit finden oder körperlich arbeitsunfähig sein, ist der Engländer hartherzig, hartherziger wie irgendeine andere Nation; dagegen sind wir allerdings überzeugt und es ist statistisch bewiesen, daß der gute und fleißige Arbeiter in England auf allen Gebieten geistiger und körperlicher Arbeit beträchtlich besser bezahlt wird und sich daher auch besser nähren und behaglicher einrichten kann als die entsprechende Menschenklasse im allgemeinen in Deutschland.

Auf eine Entdeckung, die sicherlich für viele neu sein wird, scheint sich der Verfasser besonders etwas zugute zu thun, nämlich

auf die Entdeckung, daß die Familie Luther's, der sich doch selbst rühmte, daß sein Urgroßvater, Großvater und Vater „rechte Bauern“ gewesen, adelicher Abstammung sei; ihr Gründer sei Wigan von Luther gewesen, und Luther's Großvater, Fabian von Luther, habe vom Kaiser Sigismund den Titel eines Barons von der Heede erhalten; Luther's Vater, früher wohlhabend und Besitzer des zweitbesten Hauses in Möhra, sei dann freilich verarmt u. s. w. Aehnlich hat ein Engländer, Namens Bellew, jetzt herausgefunden, die Familie Shakspeare's sei ursprünglich von Adel und mit mehrern zum Theil sehr begüterten Geschlechtern des Landadels von Warwickshire durch Verwandtschaft und Verschwägerung vielfach verbunden gewesen. Wir leben, sagt man, in einer demokratischen Zeit; dem aber widersprechen so manche auffallende Erscheinungen. Spartanische, altrömische oder altschweizerische Einfachheit wird man bei unserer modernen Demokratie meist vergebens suchen; ihr Trachten geht vorzugsweise nach glänzender Lebensstellung. Diesem Zuge unserer Zeit entspricht es ganz, wenn man die hervorragende Größe genialer Individuen mit aristokratischen Ursprüngen in Verbindung zu bringen sucht, damit es nur ja jedermann deutlich werde, daß aus plebejischer Wurzel nichts wahrhaft Großes und Tüchtiges hervorgehen und die Geistesaristokratie nur die Geburtsaristokratie zur Mutter oder zur Urgroßmutter haben könne.

Aufsehen erregte namentlich in deutschen Künstlerkreisen ein anderer Erguß britischen Miswollens, den die „Saturday Review“ in Form eines gegen die moderne deutsche und besonders gegen die münchener Kunst gerichteten Artikels oder besser Pamphlets brachte. An der deutschen Kunst, deren bei allen Mängeln doch immer erstaunliche Fortschritte nur derjenige genügend würdigen kann, der sie seit drei oder vier Decennien, also seit den ersten Ursprüngen der münchener oder düsseldorfer Schule verfolgen konnte, war darin kein gutes Haar gelassen. Freilich, wenn ein Ausländer z. B. das leipziger Museum besucht und hier die köstlichen, großartigen vier Landschaften des Genfer Calame, die Schafheerde Verboeckhoven's, Delaroche's Napoleon, die Bilder von Biard, Gudin u. s. w. mit den deutschen Bildern vergleicht, so wird er unter diesen kaum ein einziges finden, das er, was namentlich die Ausführung, den gediegenen Glanz des Colorits und die Sicherheit der Pinselführung betrifft, jenen Meisterschöpfungen der ausländischen Kunst vollkommen gleichzustellen sich versucht fühlen könnte. Die Vorzüge der neuern deutschen Kunst liegen eben im allgemeinen nicht in den eigentlichen Galeriebildern, sondern nach einer ganz andern Richtung hin und können am wenigsten von einem dem Realismus huldigenden Briten gewürdigt werden. Das Seltsamste wäre, wenn die augsburger „Allgemeine Zeitung“ mit der von ihr ausgesprochenen Vermuthung recht hätte, daß der Aufsatz in seiner Stilisirung zwar allerdings von einem Engländer herrühre, daß er aber seinem Geiste nach „auf eine bestimmte deutsche Urheberschaft schließen läßt, der (möglicherweise wegen verkannter Genialität) solch eine Gelegenheit äußerst willkommen war, ihr Gift und ihre Galle nach allen Seiten auszuspritzen und die Edelsten und Besten mit Koth zu bewerfen“.

Mit der münchener Kunst und überhaupt mit den münchener Zuständen beschäftigt sich auch folgendes soeben in London erschienene Buch: „Social life in Munich“, von Edward Wilberforce, einem soviel wir wissen seit Jahren in München lebenden und für englische Journale über München schreibenden Engländer, der in seinem erwähnten Werke über eine Menge der verschiedenartigsten Gegenstände, über Sitten und Gebräuche in München, über die öffentlichen Gebäude, die Gemäldesammlungen, die Künstlerfeste, über Cornelius und Kaulbach, über das industrielle München, über bairische Eisenbahnen, über das königliche Theater und die königliche Bibliothek, über Concerte, Bierhäuser, bairisches Dorfleben, über die Heiraths-, Handels- und Polizeigesetze u. s. w. handelt. Wir haben noch keine Gelegenheit gehabt, das Buch selbst oder einen ausführlichern Journalbericht zu Gesicht zu bekommen und können daher nicht sagen, ob es in demselben Geiste wie Mayhew's Buch geschrieben sei, glauben dies aber von Wilberforce, soweit er uns bekannt, durchaus nicht, wennschon es an einseitigen Urtheilen und Ansichten darin nicht fehlen mag.

Durchweg wohlwollend lautet ein Brief aus Darmstadt in „Blackwood's Magazine“, von einem pseudonymen Engländer, der sich Tlepolemus unterzeichnet. Die Briten lieben solche deutsche Städte, die, wie Heidelberg, Wiesbaden, Baden-Baden u. s. w., inmitten einer schönen Natur oder wie Darmstadt nicht zu fern von reizenden landschaftlichen Punkten liegen, in denen Stille herrscht und in denen namentlich geräuschvoller Militärlärm das Ohr nicht betäubt. Tlepolemus bemerkt in seinem Briefe unter anderm: „Sollte es in Deutschland dahin kommen, daß, wohin seine Demokraten trachten, der Länge und Breite nach eine chinesische Centralisation (!) platzgriffe wie in Frankreich, so würden so freundliche und gescheite kleine Hauptstädte wie Darmstadt unmöglich werden. Man sollte sich doch warnen lassen, wenn man einen Blick auf die Eisenbahnkarte von Frankreich wirft und dann sieht, wie Paris gleich einer ungeheuern Spinne im Mittelpunkt eines Netzes von Linien sitzt und lauert und den Provinzialstädten alles Blut, alles Leben und alle höhere Bildung aussaugt, um damit sein übermüthiges und geschwollenes Selbst zu mästen. Darmstadt ist noch ein Platz, wo ein bescheidener Mann umherschlendern und plaudern und um sich schauen mag, ohne dem hohnlachenden Gott Plutus in seinem Jaggernautwagen zu begegnen, was man in England und Frankreich nur dadurch möglich machen kann, daß man aller menschlichen Gesellschaft aus dem Wege geht.“

Wenn übrigens einzelne Engländer wie Mayhew über Deutschland ein zum Theil schiefes, hochnäsiges und verleumderisches Urtheil abgeben, so findet man eine gewisse Genugthuung darin, daß es den Engländern von anderer Seite, namentlich jetzt von nordamerikanischer, nicht besser geht. Der Nordamerikaner Nathaniel Hawthorne hat uns durch sein neuestes Werk „Our old home“ an Mayhew gerächt. Ueber diese Schrift lasen wir im Novemberheft von „Blackwood's Magazine“ einen längern Bericht unter der Ueberschrift: „Hawthorne on England.“ Der Berichterstatter macht erst einige allgemeine Bemerkungen über Hawthorne und erkennt an, daß jeder von feinerm Gefühl und Geschmack den fremdartigen, wilden und dabei einfachen Reiz, welcher dem Genius dieses Autors eigen sei, empfunden und gerühmt habe, daß einzelne sogar sich förmlich entzückt gezeigt hätten von jener eigenthümlichen Mystik, womit der Verfasser (auf den ohne Zweifel der Geist der deutschen Romantik eingewirkt hat, besonders Hoffmann's und Tieck's, die er auch in seinen Romanen anführt) im Halbdunkel seltsame und unbestimmte Winkel unserer moralischen Welt enthülle, in denen die Objecte so schwach sich abzeichneten, wie Formen im Schimmer glühender Kohlen, sodaß es für sie ebenso viele Deutungen gäbe als Leser, welche Phantasie genug besäßen, sie jeder nach seiner Weise zu deuten. Diese wie die den allgemeinen Mondscheineffect fördernde Dunkelheit, womit Hawthorne gewisse geheimnißvolle und sonderbare Vorgänge unerklärt lasse, übten auf viele einen besondern Zauber aus und seien von seiner ganzen Individualität unzertrennlich. Der Berichterstatter findet übrigens einzelne seiner Romanfiguren, z. B. Clifford im „House of the seven gables“, den alten Roger Chillingworth im „Scarlet letter“, und Zenobia und andere Personen in „The Blithedale romance“ mehr sonderbar als ansprechend. Von dem Roman „The transformation, or the romance of Monte Beni“ (deutsch unter dem Titel: „Miriam oder Graf und Künstlerin“, von Clara Marggraff übersetzt) sagt der Berichterstatter etwas später: Hawthorne habe in diesem Roman (den auch wir unbedingt zu den geistvollsten und eigenthümlichsten unserer Zeit rechnen) die alte Ruinenpracht Roms so wahr und mit solcher Kunst geschildert, „daß diejenigen, die sie nie gesehen, sich einbilden könnten, sie hätten sie gesehen, während diejenigen, welche sie mit eigenen Augen geschaut hätten, bei der Lektüre einen größern Eindruck von ihnen

erhielten als vorher". Dieser sei wol der Mann, das Land zu schildern, welches das alte Haus seiner Landsleute gewesen. Aber wie schildere er die Engländer? Er schildere John Bull als „bulbous, long-bodied, short-legged, heavy-witted, material"; der Engländer sei grob, hochmüthig, selbstsüchtig, auf dem einen Auge blind, auf dem andern schielend; in wenigen Jahrhunderten würde er das erdigste Geschöpf sein, welches je die Erde gesehen. Auch gegen die Engländerinnen zeigt sich Hawthorne nicht sehr artig; er sagt: „Der Boden und das Klima Englands bringen ebenso selten weibliche Schönheit hervor als köstliche Früchte; und obschon von beiden bewundernswerthe Exemplare gefunden werden, so sind diese in der Treibhaushitze der verfeinerten Gesellschaft zur künstlichen Reife gebracht" u. s. w.

Es ist wirklich zu verwundern, daß der englische Berichterstatter noch so viel Gleichmuth bewahrt; ja, er erkennt sogar an, daß das Buch Kapitel enthalte, welche an Vortrefflichkeit allem gleichzustellen seien, was Hawthorne je geschrieben. Dahin gehört z. B. das Kapitel „Outside glimpses of English poverty", welches unter anderm eine ergreifende Schilderung der schrecklichen „gin-shops" enthalt; doch meint Hawthorne, man solle diese armen Creaturen, Männer und Weiber, nicht verdammen, wenn sie Glas auf Glas leerten, ob auch der Tod darinnen sei; sie bedürften einer so feurigen Stimulanz, um sich ein wenig aus dem dumpfigen Schmuze ihres äußern wie innern Daseins zu erheben und in den Vorstellungen, welche ihnen der Rausch vorgaukele, doch eine Art geistigen und höhern Lebens zu empfinden und ihr Elend auf Augenblicke zu vergessen. Seinem menschlichen Gefühle folgend, wendet sich Hawthorne überhaupt, wie er selbst bemerkt, bei seinem Aufenthalt in großen Städten von den prächtigen Passagen gern ab, um in Regionen herumzustreifen, die ihn an Dickens' „schmuzigste Scenen" erinnern und hier das Volk und eine Art „düstern phantasmagorischen Schauspiels" kennen zu lernen. Er besucht in London die Armenviertel, schildert die Weiber in ihrer Entartung, gesteht aber auch, daß trotzdem kein charakteristisches Kennzeichen der Weiblichkeit aus diesen armen Menschenseelen ganz gewichen sei. Er schildert, mit wie großer Zärtlichkeit die größern Kinder die Aufsicht über ihre kleinern Geschwister zu führen pflegten, erfreut sich an dem Anblick eines kleinen verwachsenen Jungen, der sich zum Diener seines Schwesterchens machte und sich von ihm alles gefallen ließ, und ruft dann aus: „Woher dieses Pflichtgefühl stammt, wenn es nicht direct von Gott kommt, kann ich nicht sagen." Mayhew wird sicherlich Hawthorne's Buch nicht ungelesen lassen und sich vielleicht dabei erinnern, daß London wol die einzige europäische Hauptstadt sein dürfte, wo die Hungerkrankheit stationär ist und nicht selten auf offener Straße mit dem Tode endet. Solche gebrandmarkte Flecke, auf denen ein Mensch inmitten eines Ueberflusses von Nahrungsmitteln an Hunger verscheidet, Flecke, von denen die Sonne ihr Antlitz abwenden möchte, gibt es sicher in dem von Mayew verleumdeten Thüringen nicht.

Hawthorne bemerkt übrigens, daß der rechte Engländer zwar ein seelensguter Mann sei, „aber", fährt er fort, „er hat einen unbesiegbaren Widerwillen gegen Armuth und Bettelei. Die Engländer lächeln über den Fremden, welcher Almosen spendet." In der That, wenn die zahlreichen philanthropischen Anstalten, mit denen man jetzt in allen civilisirten Ländern der Armuth zu Hülfe zu kommen sucht, hauptsächlich dem Vorbilde Englands ihre Entstehung und ihre Organisation verdanken, so scheint auch der schroff abweisende, kalte und bequeme Egoismus des Individuums, wie er sich in neuerer Zeit, und bei vielen bis zur größten Herzlosigkeit gegen menschliches Elend entwickelt hat, gleichfalls in England seine Wurzel zu haben. Beide Erscheinungen gehen übrigens viel mehr Hand in Hand und bedingen einander viel mehr, als es auf den ersten Blick scheinen mag.

H. M.

Zur Erzählungsliteratur.

1. Das Manuscript der Tante. Ein Lebensbild aus dem Anfange dieses Jahrhunderts von Hermine Franck. Erlangen, Bläsing. 1862. 8. 18 Ngr.
2. Die Kreuz-Eiche. Eine Erzählung von Gottfried Flammberg. Erlangen, Bläsing. 1862. 8. 1 Thlr.
3. In einem Bildersaal. Studien für Frauen von Franziska Gräfin Schwerin. Mit 10 Illustrationen. Danzig, Kafemann. 1863. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.
4. Agnes Franz' Parabeln. Mit einem Vorworte von Ottilie Wildermuth. Vierte Auflage. Soest, Schulbuchhandlung. 1862. 8. 1 Thlr.

Diese vier Erscheinungen haben trotzdem, daß die eine derselben den Namen eines männlichen Autors auf dem Titelblatt trägt, das Gemeinsame, daß sie sämmtlich sehr entschieden den Eindruck von Erzeugnissen einer weiblichen Anschauungs- und Darstellungsweise machen. Die erste derselben: „Das Manuscript der Tante" von Hermine Franck, bietet uns in Form einer Selbstbiographie die Liebes- und Leidensgeschichte einer alten Tante, die uns zunächst in einer kürzern umrahmenden Erzählung als eine trotz ihres gelähmten Zustandes noch geistesfrische, gemüthswarme und auf ihre Umgebung heilsam einwirkende Dame vorgeführt wird. Diese Geschichte scheint auf wirklichen Erlebnissen zu beruhen, wenigstens gewinnt man aus der Schilderung der Personen und Zustände und noch mehr aus dem Ton des Vortrags und aus der Umständlichkeit, mit welcher selbst bei dem Unerheblichen verweilt wird, diese Vorstellung. Anfangs trägt dies dazu bei, einiges Interesse für sie zu erwecken; gar bald aber artet sie dergestalt ins Breite und Larmoyante aus, daß man sich nur noch mühsam hindurchwindet. Die Verfasserin scheint dies selbst empfunden zu haben. Darum sucht sie ihre Leserinnen durch die heiterer gehaltene Umrahmungsgeschichte zu trösten, und diese ist wirklich, obschon dem Stoffe nach völlig unbedeutend, wenigstens von seiten ihrer Einkleidung der gelungenste Bestandtheil des Buchs.

Die zweite Erzählung: „Die Kreuz-Eiche", von Gottfried Flammberg, behandelt einen besonders in früherer Zeit beliebten Romanstoff. Sie erzählt nämlich, wie der Sprößling eines freiherrlichen Geschlechts, der durch hinterlistige und verbrecherische Verfolgung seiner Aeltern um Namen, Adel und Besitzungen gekommen ist, durch ein Zusammentreffen glücklicher Umstände, welches als göttliche Fügung hingestellt wird, wieder zu seinen Rechten und Gütern gelangt und gleichzeitig in einem liebgewonnenen Freunde seinen Bruder wiederfindet. Die Anlage der dieser Geschichte zum Grunde liegenden Verwickelung und Lösung zeugt von einem gewissen Erfindungs- und die Haltung der ihr einverwebten landschaftlichen Schilderungen von beachtungswerthem Darstellungstalent; übrigens aber gehört ein sehr eigenthümlicher Geschmack dazu, sie genießbar zu finden. Theils leidet sie an einer unausstehlichen Breite, theils an einer bis zur Widrigkeit süßlichen und weichlichen Empfindungsseligkeit. Die Art und Weise, wie hier die Zärtlichkeiten der Freundschaft, der Bruderliebe, der Liebe zum andern Geschlecht u. s. w. in Scene gesetzt werden, mag sich mit den unreifen Vorstellungen, wie sie in einem Pensionat herrschen, vertragen; aber für eine gesunde Auffassung ist sie zum Davonlaufen. Nicht glücklicher ist der Verfasser in der Schilderung der bösen Elemente. Hier beleidigt er ebenso sehr durch allzu grelle Ausmalung der Roheit und Bosheit, wie dort durch allzu überschwengliche Darstellung der edeln und frommen Empfindungen; und durch eine ähnliche, allzu augenscheinlich die Absicht verrathende Behandlungsweise verleidet er uns auch die an sich ehrenwerthe, der Förderung religiöser und sittlicher Gefühle gewidmete Tendenz des Romans.

Aus einer ähnlichen Tendenz ist auch das dritte der obenverzeichneten Bücher: „In einem Bildersaal", von Franziska Gräfin Schwerin, hervorgegangen; aber es freut uns, über dasselbe ein unvergleichlich günstigeres Urtheil fällen zu können.

Obschon bei ihm die moralische Bestimmung weit offener als bei jenem zum Ausdruck gebracht, ja geradezu in den Vordergrund gestellt ist, macht es dennoch einen weit poetischern und ästhetischern Eindruck und beweist dadurch, daß sich ein moralischer Zweck mit einer Dichtung sehr wohl verträgt, wenn man dabei den rechten Ton anzuschlagen weiß und namentlich versteht, die Punkte aufzufinden, in denen das Schöne und Sittlich-Gute coincidiren. Die Verfasserin hat ihr Buch richtig als einen „Bildersaal" bezeichnet, denn sie führt ihre Leserinnen — Männer, welche die Frauen am liebsten mit Strickstrumpf und Kochlöffel sehen, bittet sie ausdrücklich um gefällige Fernhaltung — durch dasselbe an einer Reihe von Bildern vorüber, die ihnen zunächst irgendeine Anschauung aus der Natur oder dem Menschenleben zeigen und sodann der Verfasserin Gelegenheit geben, zur Erläuterung eine kurze Erzählung hinzuzufügen, in welcher irgendeine gute oder schlimme Eigenschaft des weiblichen Charakters in ihrer heilbringenden oder verwerflichen Wirkung veranschaulicht wird. Das Buch enthält solcher Bilder im ganzen zehn, und zwar, wie die Verfasserin sich ausdrückt, aus zwei verschiedenen Schulen; nämlich fünf aus der Schule der Selbstsucht, und ebenso viel aus der Schule der Liebe. Jene sind von der Lüge, der Eitelkeit, der Trägheit, der Schwärmerei und der charakterlosen Schwäche, diese von der Wahrheit, der Demuth, der Treue, der Freiheit und der Kraft gemalt; jene stellen einen „Kirchhof", ein „Nachtstück", eine „öde Heide", ein „Seestück" und eine „Sommerlandschaft", diese einen „Festzug", das „Innere eines Doms", ein Bild „im Gebirge", ein „Allein" und ein „Genrebild" dar. Daß die Verfasserin durch diese Einkleidung ihrem Buche eine größere Anziehungskraft verliehen habe, möchten wir bezweifeln. Die regelmäßig vorausgeschickte Beschreibung eines Bildes, zumal eines symbolisch aufzufassenden, dürfte für nicht wenige Leserinnen etwas Ermüdendes und Zurückschreckendes haben; und wir müssen bekennen, daß auch wir an denselben zwar manche treffliche Züge, aber doch nicht genug Originalität und packende Kraft gefunden haben, um uns dergestalt anzuregen, wie man eingangs einer Erzählung angeregt sein will. Stets darauf angeredet zu werden, dies oder das zu sehen, was man nicht wirklich sieht, wirkt gar bald peinlich. Nun ist zwar durch kleine Illustrationen dafür gesorgt, daß jedem sprachlich ausgeführten Bilde ein radirtes vorangeht; aber diese bieten der Anschauung so äußerst wenig, daß es besser gewesen wäre, man hätte der Phantasie völlig freien Spielraum gelassen. Jedenfalls sind die den Bildern folgenden Erzählungen das weitaus Beste und Werthvollste des Buchs. So einfach und kurz sie auch sind, wissen sie doch für die darin vorgeführten Personen und deren Schicksale rasch ein lebendiges und warmes Interesse zu erwecken, ja eine gewisse Spannung auf den Ausgang zu erzeugen. Dabei wirkt das Moralisirende in ihnen nicht verletzend oder erkältend, sondern geht im Gegentheil recht wohlthuend und warm zum Herzen. Um deswillen verdient das Büchlein im weiblichen Geschlecht eine recht weite Verbreitung und Beherzigung, um so mehr als es sich besonders mit solchen Tugenden und Lastern beschäftigt, deren Pflege oder Bekämpfung gerade jetzt hauptsächlich an der Zeit ist.

Die hier in vierter Auflage erscheinenden „Parabeln" von Agnes Franz (Nr. 4) dürfen wir als bekannt voraussetzen. Es sind, wie Ottilie Wildermuth richtig sagt, „Kinder vergangener Tage, die wieder anklopfen an die Pforten und Herzen der deutschen Lesewelt, ungewiß ob die ideale Auffassung der Lebensverhältnisse, die sie einst unsern Müttern so lieb machte, auch noch Anklang finden werden in unserer Zeit, der man so vielfach Materialismus und eine zu nüchterne Lebensanschauung vorwirft". Wir unsererseits vermögen sie von diesem Gefühl der Ungewißheit nicht zu befreien. Wäre es nur ihre „ideale Auffassung der Lebensverhältnisse", was sie dem jetzigen Geschlechte entfremdet, so dürften sie wenigstens als ein Mahnruf zur Umkehr willkommen geheißen werden. Aber weit mehr stoßen sie durch eine veraltete Form und Einkleidung zurück: und je mehr heutzutage auf einen modernen Anzug gegeben wird, um so weniger können wir die Hoffnung der Vorrednerin theilen, daß das Gewand, in welchem hier ewige Wahrheiten geboten werden, auch jetzt noch als „ansprechend" erscheinen dürfte. Zwischen ihrem Gewande und dem Gewande der Urparabeln ist denn doch noch ein gewaltiger Unterschied. 2.

Notiz.

Shakspeare in Deutschland vor 100 Jahren.

Ein sehr lehrreicher und nützlicher Beitrag zur Geschichte unserer Literatur würde es sein, wie uns dünkt, wenn es jemand einmal unternähme, die Bearbeitungen, Uebersetzungen und Nachahmungen, welche den Shakspeare'schen Stücken in Deutschland im Laufe der Jahre zutheil geworden sind, im Vergleich mit dem Original zu charakterisiren und vom literarhistorischen Standpunkt zu beleuchten. Die Fortschritte, welche die Erkenntniß Shakspeare's, aber auch unsere Sprache und Bildung überhaupt gemacht und der Einfluß Shakspeare's auf die Neugestaltung der deutschen Literatur würden sich so am besten erkennen lassen. Ueberhaupt scheint es uns zu den nicht wenigen Unvollständigkeiten unserer Literaturgeschichten zu gehören, daß darin den vorzüglichern Uebersetzungen, woran gerade das kosmopolitische deutsche Volk reicher ist als jedes andere, meist sehr wenig Aufmerksamkeit gewidmet wird, obschon wir, außer der oft genug gewürdigten Luther'schen Bibelübersetzung, noch eine gute Anzahl anderer (z. B. Voß' Uebersetzung des Homer, Schlegel's Uebersetzung des Shakspeare u. s. w.) haben, welche für die Entwickelung unserer Literatur, Sprache, Verskunst und Bildung ebenso epochemachend gewesen sind, als irgendeine deutsche Originalproduction. Wie wenig, um auf unsern Gegenstand zurückzukommen, Shakspeare noch in den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts selbst von den literarisch Gebildeten verstanden und gewürdigt wurde, das zeigt sich z. B. zum Erschrecken deutlich in einer in Chr. H. Schmidt's „Zusätzen zur Theorie der Poesie und Nachrichten von den besten Dichtern" (erste Sammlung, 1767) enthaltenen Anzeige von Chr. F. Weiße's Trauerspiel „Romeo und Julie". Es heißt darin unter anderm: „Die Sprache der beiden Liebenden hat man immer in Shakspeare bewundert, aber was Shakspeare Schönes hat, hat Weiße gewiß ebenso schön. . . . Er hat nichts davon aus dem Shakspeare entlehnt, außer etwa die Stelle: «Es ist die Nachtigall und nicht die Lerche», alles aus seinem eigenen Genie geschöpft, neue überraschende Gedanken und Bilder sind bei ihm in Menge. Nur mit Otway ist er hierinnen zu vergleichen." Der Recensent tadelt natürlich den zum Theil „niedrigsten Witz", die „Zoten" und Wortspiele, welche Shakspeare der Amme u. s. w. in den Mund legt, findet sogar, daß sich „auch in der Sprache der übrigen Personen, selbst Romeo's und Juliens viel unechter Witz eingeschlichen" und rühmt es höchlich, daß sich dergleichen bei Weiße nicht finde. „Des strengen Vaters Humor ist beim Shakspeare unerträglich, bei Weiße vortrefflich", bemerkt er; kurz, er wünscht, daß sich Weiße entschließen möchte, „uns einen verneuten Shakspeare zu geben, um den uns die Engländer beneiden würden". Sogar die Wieland'sche Prosaübersetzung zeigt, wie wenig Wieland den großen Dichter verstand und zwingt uns häufig ein Lächeln ab; so wenn man in der Uebersetzung des berühmten Monologs Hamlet's liest: „Durch einen guten Schlaf sich auf immer von Kopfweh und allen andern Plagen, wovon unser Fleisch Erbe ist, zu erledigen, ist ja eine Glückseligkeit, die man einem andächtiglich zubeten sollte. Sterben! Schlafen! Doch vielleicht ist es etwas mehr. Wie wenn es Träumen wäre? Da steckt der Haken!" Nun erschrickt fast über diese Vulgarität des Ausdrucks. Dabei ist Wieland, der nach seiner Uebersetzung zu schließen überhaupt im Englischen wol nicht sehr fest war, das Unglück widerfahren, head-ache für heart-ache zu lesen und Hamlet an „Kopfweh" statt an „Herzweh" leiden zu lassen. Fast Aergeres kommt noch später vor, z. B.: „So entnervte ein bloßer Gedanke die Stärke des natürlichen Abscheus von Schmerz und Elend in den großen

Thaten." Alles dies ist um so verwunderlicher, da Möser bereits einen für die damalige Zeit sehr glücklich ausgefallenen Versuch gemacht hatte, diesen Monolog in iambischen Versen zu übersetzen. Hier eine Probe dieses Versuchs, den wir bei Schmidt der Wieland'schen Uebersetzung gegenübergestellt fanden:

Sein oder Nichtsein, dieses ist die Frage:
Ist's edler im Gemüth, des Schicksals Wuth
Und giftige Geschoss' zu dulden, oder
Sein ganzes Heer von Qualen zu bekämpfen,
Und kämpfend zu vergehn? Vergehen — Schlafen!
Mehr heißt es nicht! Ein süßer Schlummer ist's,
Der uns von tausend Herzensangst befreit,
Die dieses Fleisches Erbtheil sind!

Und weiter:

Wer litte sonst des Glückes Schmach und Geisel,
Des Stolzen Uebermuth, die Tyrannei
Des Mächtigen, die Qual verschmähter Liebe,
Den Misbrauch der Gesetz' *) und jedes Schalks
Verspottung der Verdienste mit Geduld,
Könnt' uns ein bloßer Dolch die Ruhe schenken? **)

Man wird gestehen müssen, daß dieser alte Möser'sche Versuch der Schlegel'schen Uebersetzung desselben Monologs an Correctheit sehr nahe kommt und sie an einigen Stellen bei aller Präcision an Ungezwungenheit und Klarheit vielleicht noch übertrifft. **H. M.**

Bibliographie.

Baudissin, Graf U., Der Albatros. Humoristisch-ernster Roman. Vier Bände. Hannover, C. Rümpler. 8. 5 Thlr.

Brunner, S., Geschichte von Leuchtenberg und der ehemaligen Landgrafen von Leuchtenberg, größtentheils aus bisher unbekannten Urkunden und Acten zusammengetragen. Weiden. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Christian der Vierte von Dänemark. Nordische Bilder aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Nach dem Original des anonymen Verfassers P. P. frei aus dem Dänischen übersetzt von G. F. v. **Jenssen-Tusch**. Drei Bände. Mit dem Bildnisse des Königs in Stahlstich. Hannover, C. Rümpler. 8. 3 Thlr.

Dehnel, H., Erinnerungen deutscher Officiere in britischen Diensten aus den Kriegsjahren 1805—1816 nach Aufzeichnungen und mündlichen Erzählungen zusammengetragen und mit einzelnen geschichtlichen Erläuterungen begleitet. Hannover, C. Rümpler. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Otto, J. J. D. — Aus dem Tagebuch eines alten Kriegers des Großh. S. Polizei-Wachtmeisters J. J. D. **Otto** in Jena. (Zur Geschichte der Feldzüge des Weimarischen Militärs 1806—1810.) Mit Vor- und Schlußwort herausgegeben von J. **Günther**. Jena. 1863. Gr. 8. 2 Ngr.

Pierre, J., Die Wunderbohne von Navaoë. Leipzig. R. Schäfer. 1863. 8. 2 Ngr.

Prohl, Hedwig, Erfreue und nütze! Drei Erzählungen. Mit 6 bunten Illustrationen von Luise Thalheim. Breslau, E. Trewendt. Br. 8. 1 Thlr.

Quenstedt, F. A., Geologische Ausflüge in Schwaben. Nebst Holzschnitten und Profiltafeln. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 2 Thlr.

Rank, J., Aus meinen Wandertagen. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. Gr. 16. 1 Thlr.

Rathgeber, G., Laokoon. Geschrieben als Gegenstück zu Lessing's Laokoon. Leipzig, R. Weigel. 1863. Gr 8. 4 Thlr.

Retniff, E., Das Hazardspiel und die Homburger Spielhölle. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1863 Gr. 16. 15 Ngr.

Richter, F., Historische Darstellung der Völkerschlacht bei Leipzig. Gedenkbuch für das deutsche Volk. Ehrengabe für Deutschlands Jünglinge und Jungfrauen. Mit einem Plan des Schlachtfeldes. 1ste Lieferung. Hamburg, Richter. 1863. 8 6 Ngr.

Rüstow, W., Die Lehre vom kleinen Kriege. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Ruthner, A. v., Berg- und Gletscherreisen in den österreichischen Hochalpen. Mit sechs Abbildungen in Farbendruck und einer Gebirgskarte. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 4 Thlr.

Sacher-Masoch, L., Der Emissär. Eine galizische Geschichte. Prag, Credner. 1863. Gr. 8. 14 Ngr.

Schwartz, **Marie Sophie**, Gold und Name. Roman. Deutsche Original-Ausgabe. Drei Bände. Berlin, Janke. 8 3 Thlr.

Tagesliteratur.

Andlaw, H. v., Offenes Sendschreiben an Herrn Dr. J. v. Kuhn, Prof. der Theologie an der Universität Tübingen, über die Frage der „freien katholischen Universität". Frankfurt a. M., Verlag für Kunst und Wissenschaft. 1863. Gr. 8. 8 Ngr.

Baier, A. H., Winckelmann's Lehre vom Schönen und von der Kunst. Ein Vortrag zur Winckelmanns-Feier am 9. December 1862 in der akademischen Aula zu Greifswald gehalten. Greifswald. 1863. Gr. 8. 6 Ngr.

Centralgewalt und Volksvertretung Eine Denkschrift zur deutschen Bundesreform. Berlin, Stilke. 1863. Gr. 8. 4 Ngr.

Demokratie und Nationalität. Antwort auf die „Demokraten-Stimme aus der freien Schweiz". Hamburg, Richter. 1863. Gr. 8. 4 Ngr.

Dirckinck-Holmfeld, Baron C., Wer hat Recht: König Christian IX. oder der Augustenburger? Zur Beleuchtung der Situation. Altona. 1863. Gr. 8. 6 Ngr.

Hälschner, H., Das Recht Deutschlands im Streite mit Dänemark. Bonn, Marcus. 1863. Gr. 8. 7½ Ngr.

Haenle, S., Das gute Recht Schleswig-Holsteins. Ansbach, Junge. 1863. Gr. 8. 3 Ngr.

Jesuitenmuth und Pharisäerstolz. Offenes Sendschreiben an den Verfasser der „Jesuitenhetze in Bremen". Vom Verfasser der „Jesuitenmoral". Bremen, Geisler. 1863. 8. 3 Ngr

Die budgetlose preußische Kriegsmarine von 1863. Von einem Flottenfreunde. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 12 Ngr.

Molitor, W., Die Wahrheit der Geschichte vertheidigt gegen wiederholte anonyme Angriffe. Speyer, Bregenzer. Gr. 8. 9 Ngr.

Mommsen, F., Die Richtigkeit des Londoner Vertrages vom 8. Mai 1852. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1863. Gr. 8. 4 Ngr.

Der Prozeß des Pater La Valette oder die Lehren der Jesuiten vor Gericht. Vom Verfasser der Jesuitenmoral. Bremen, Geisler. 1863. 8. 3 Ngr.

Schaefer, A., Das deutsche Recht an Schleswig-Holstein. Greifswald, Akademische Buchhandlung. 1863. Gr. 8. 5 Ngr.

Schenck, J. G., Johann Calvin's Verdienste auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichts. Frankfurt a. M. 1863. Gr. 8. 6 Ngr.

Warnstedt, A. v., Schleswig-Holsteins Recht, Deutschlands Pflicht und der Londoner Tractat. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld 1863. Gr. 8. 10 Ngr.

Wollheim da Fonseca, A. E., Pourquoi trembler? oder Oesterreich und der Napoleonische Congreß. Leipzig, Gerhard. Gr. 8. 6 Ngr.

*) Bei Wieland: „Die Chicanen der Justiz!"

**) Bei Wieland sehr drollig: „Wenn ihm freistünde, mit einem armen kleinen Federmesser sich Ruhe zu verschaffen." Im Englischen steht „Bare bodkin", worunter ein kleiner Dolch zu verstehen ist; Wieland setzt dafür „Federmesser"!

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 4. — 21. Januar 1864.

Aeltere deutsche Literatur.

1. Die Kindheit Jesu. Gedicht des 12. Jahrhunderts herausgegeben von Julius Feifalik. Wien, C. Gerold's Sohn. 16. 24 Ngr.

Es gibt auch in den Wissenschaften Epidemien; die Geschichte der Medicin gibt selbst davon hinreichendes Zeugniß. Früher waren alle Krankheiten Wirkungen zu vielen Bluts, daher Aderlässe, Blutegel, Wassertrinken u. a. m. an der Tagesordnung waren, und man braucht nicht auf Molière's „Malade imaginaire" zurückzugehen, um dieser Heilmethode zu begegnen. In unsern Tagen entstehen alle Krankheiten aus Blutmangel, und die Aerzte haben hierin wahrscheinlich ebenso viel Recht als ihre Vorfahren, die das Gegentheil behaupteten. Auch in der deutschen Philologie herrscht eine solche Epidemie. Seit Lachmann ist es nämlich Sitte oder System, in allen Gedichten des Mittelalters erweiternde Bearbeitungen zu erblicken, was denn den Philologen Gelegenheit gibt, ihren kritischen Scharfsinn zu üben, indem sie aus den überlieferten Texten die ursprünglichen Worte des Dichters von den spätern Zusätzen unberufener Bearbeiter zu scheiden suchen. Die Kriterien, die sie dabei zum Grunde legen, sind freilich meist so subjectiv, daß sich mit ihrer Hülfe auch Dichtungen, von denen unzweifelhaft ist, daß sie nicht erweitert wurden, auf eine kürzere, oder wie man zu sagen beliebt, ursprünglichere Gestalt zurückführen ließen.

Von diesem Standpunkte hat auch der Herausgeber der „Kindheit Jesu" das Gedicht behandelt und in seiner Ausgabe um ein Bedeutendes verkürzt. Er begründet sein Verfahren auf folgende Weise:

Die religiösen Gedichte des Mittelalters haben — und das ist eine oft gemachte Bemerkung — vor vielen andern das Schicksal gehabt, fortwährenden, oft tief einschneidenden Veränderungen ausgesetzt zu sein. Und es erklärt sich diese Thatsache leicht. Für diese Gedichte interessirte sich die Menge mehr noch als für die weltlichen Epen; und daher wird man von wenigen, selbst den besten weltlichen Dichtungen eine so bedeutende Zahl von Handschriften finden, als z. B. von dem höchst mittelmäßigen „Marienleben" des Bruders Philipp. Ferner waren es wol zumeist Geistliche, welche jene Dichtungen vervielfältigten, und jeder suchte dann theils seine Gelehrsamkeit in Zusätzen zu verwerthen, theils seiner Frömmigkeit durch andächtige Einschaltungen Genüge zu thun. Dazu kam noch der Drang der Zeit nach cyklischer Abrundung und Vervollständigung eines Sagenkreises oder dichterischen Stoffs, ein Drang, der sich schon ziemlich frühe zeigt, und aus welchem wie die Einfügung des Philipp'schen „Marienleben" in Rudolf's „Weltchronik", die Aufnahme des „Hörnin Sivrit" in der „Nibelungen Not" *) und so manche Erscheinung zu erklären im Stande sind.

Wenn diese allgemeinen Gründe auch an sich richtig wären, so würden sie doch für ein einzelnes Gedicht keine Beweiskraft haben, weil gerade dieses möglicherweise von späterer Bearbeitung unberührt geblieben sein könnte. Deshalb hat der Herausgeber auch specielle Gründe für die Anwendung dieser Grundsätze auf das Gedicht von der „Kindheit Jesu" gegeben, das man gemeiniglich einem Konrad von Füsserbrunnen zuschreibt. Er fand nämlich im Archiv des Deutschen Ordens zu Wien eine Handschrift des Gedichts, die er in den Anfang des 13. oder Ende des 12. Jahrhunderts setzt. Es ist zwar nicht wahrscheinlich, daß sie so alt ist, vielmehr gehört sie frühestens in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts; doch würde dieser Umstand an sich nicht so viel zu bedeuten haben, da sie ja Abschrift einer ältern Quelle sein und daher auch den ursprünglichen Text darbieten könnte. Es war daher vor allem nöthig, dieses aus dem Inhalt und der Sprache zu beweisen. Einen solchen Beweis unternimmt Feifalik allerdings, aber wir glauben nicht, daß er ihm gelungen sei. Die andern Handschriften weichen nämlich von der genannten darin ab, daß sie am Anfange eine gegen 1100 Verse lange Stelle haben, welche in jener fehlt, und ferner darin, daß sie auch einen andern Schluß des Gedichts geben. Die Stelle am Anfange des Gedichts, behauptet Feifalik, sei eine spätere Einschiebung, weil in derselben Dinge vorkämen, welche mit der Kindheit Jesu nichts zu thun hätten; es werde darin nämlich die Verkündigung des Engels an die Jungfrau, der Besuch der heiligen Elisabeth, Joseph's Verzweiflung über Maria's Schwangerschaft, die Probe, welcher sich beide

*) Daß diese schöne Episode eine spätere Einschiebung sei, wird niemand glauben, der Sinn für die künstlerische Gestaltung des Nibelungenliedes hat, ebenso wenig als ein solcher die treffliche Schilderung der Jagd für interpolirt halten wird, da sie ja den nothwendigen Boden für die Erzählung von Siegfried's Ermordung bildet.

im Tempel unterziehen, die Reise nach Bethlehem nebst der Geburt des Heilandes, das Wunder mit den beiden Wehemüttern, die Anbetung der Hirten und der Magier, sowie endlich Herodes' Kindermord erzählt. Allerdings gehört diese Vorgeschichte nicht nothwendig in die Darstellung der Kindheit Jesu, und ein künstlerisch gebildeter oder künstlerisch fühlender Dichter würde sie entweder ganz übergangen oder an schicklichen Stellen in Form von Episoden eingeschaltet haben, wie es der Dichter des Nibelungenliedes mit Siegfried's Jugendgeschichte gethan hat. Allein wer weiß nicht, daß die höfischen Dichter des Mittelalters meist mit den Vorgeschichten ihrer Helden begannen, und nicht blos die ihrer Geburt unmittelbar vorangehenden Ereignisse, sondern sogar das Leben ihrer Väter und Großväter berichten? Wenn der Dichter der „Kindheit Jesu" jene obenerwähnten Begebenheiten der eigentlichen Erzählung voranschickt, so hat er nichts anderes gethan, als was seine Zeitgenossen zu thun gewohnt waren, ja er hat darin sogar noch eine gewisse Mäßigung an den Tag gelegt, da er nur die der Geburt Jesu unmittelbar vorangehenden und die Göttlichkeit des Kindes motivirenden Begebenheiten erzählt hat.

Daß Feifalik's Ansicht unrichtig sei, geht noch aus einem andern, ebenso bedeutenden als unwiderleglichen Grunde hervor. Das Gedicht beginnt nämlich mit einer Einleitung, in welcher die Feifalik'sche Handschrift von den andern zum Theil abweicht. In dieser Einleitung führt der Dichter den Inhalt des Werks eines seiner Vorgänger an, nämlich des Liedes „Von unser Frouwen" des Meisters Heinrich. Die andern Handschriften geben diesen Inhalt dahin an, daß Meister Heinrich in seinem Gedichte zuerst von Mariens Mutter Anna, die von ihren drei Männern drei Töchter mit Namen Maria gewann, erzählt, und mit der Vermählung Joseph's und der Heiligen Jungfrau geschlossen hätte, worauf jene obenangeführte längere Stelle folgt. Die Feifalik'sche Handschrift führt dagegen als weitern Inhalt jenes Gedichts auch noch die Verkündigung des Engels, die Empfängniß und Geburt Christi, sowie die Verfolgung des Herodes an. Nun trifft dieser Inhalt vollständig mit Wernher's „Marienleben" zusammen, welches in der Handschrift dem Gedicht von der Kindheit vorangeht und von derselben Hand geschrieben ist, wie dieses. Da nun der Schreiber am Schluß jener Inhaltsangabe sagt, daß, wer dieses alles näher wissen wolle, es im ersten Gedicht lesen könne, d. h. in Wernher's „Marienleben", so hat es alle Wahrscheinlichkeit, daß er die in Frage stehende Stelle ausgelassen hat, um denselben Stoff nicht zweimal ausführlich zu schreiben, weßhalb er auch die Einleitung auf die angegebene Weise erweitert und als Inhalt des Gedichts des Meisters Heinrich bezeichnet hat, was in der That Inhalt des Wernher'schen „Marienleben" war. Die Einwendung Feifalik's, daß Heinrich's Gedicht, wenn es mit der Heirath der Jungfrau geschlossen hätte, doch gar zu mager gewesen wäre, ist an sich bedeutungslos, und zudem ist das Gedicht möglicherweise gar nicht vollendet gewesen. Ein weiterer Grund endlich, daß der Reim in der bezeichneten Stelle im Verhältniß zu dem übrigen Gedicht öfter ungenau ist, beweist ebenfalls nichts, da auch in den übrigen Theilen mancherlei Ungenauigkeiten des Reims vorkommen.

Endlich weichen die Handschriften auch im Schlusse des Gedichts ab. Die Feifalik'sche fügt nach dem eigentlichen Ende des Gedichts von der Kindheit eine kurze Uebersicht von Jesu letzten Lebensjahren hinzu, sagt, daß Christus wiederkommen würde, um die Welt zu richten und schließt mit einem kurzen Gebete. Offenbar steht diese Uebersicht des spätern Lebens Christi in keinem Zusammenhang mit dem Gedicht, und läßt sich jedenfalls weit weniger rechtfertigen, als die Erzählung der Vorgeschichte. Die andern Handschriften schließen dagegen mit einem Bericht von der Entstehung des Gedichts, wobei der Dichter ganz im Geiste und in der Sitte der Zeit seinen Namen nennt. Feifalik hält diesen Schluß für verfälscht, und zwar zunächst aus metrischen Gründen, die wir hier nicht näher besprechen können, die aber in keinem Fall zu einer solchen Behauptung berechtigen. Es ist aber nicht denkbar, daß der Schreiber einem bekannten Dichter, wie Konrad gewiß war, ein Gedicht zugeschrieben hätte, das nicht von ihm war, um so weniger, als er nicht lange nach Konrad lebte und dieser wie jener Oesterreicher waren.

Somit stellt sich die Ausgabe Feifalik's als gänzlich verfehlt heraus, und es wird daher Konrad von Fußbrunnen nach wie vor als Dichter der „Kindheit Jesu" anzusehen sein. Wir haben den Gegenstand etwas ausführlicher behandelt, um den Nachweis zu liefern, wie selbst gelehrte und scharfsinnige Männer sich durch rücksichtslose Festhaltung und Durchführung einer vorgefaßten Meinung zu Irrthümern können verleiten lassen, die sich bei der einfachsten Prüfung als gänzlich unhaltbar erzeigen.

Dankenswerth ist die Zugabe eines denselben Gegenstand behandelnden böhmischen Volksliedes: „Die Reise nach Aegypten."

2. Orendel und Bride, eine Rune des deutschen Heidenthums, umgedichtet im 12. Jahrhundert zu einem Befreiten Jerusalem. Herausgegeben von Ludwig Ettmüller. Zürich, Meyer und Zeller. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Das Gedicht, von welchem uns der gelehrte und scharfsinnige Verfasser eine neue Ausgabe vorlegt, gehört dem 12. Jahrhundert an und ist das Werk eines Fahrenden Mannes, wie die Volkssänger einst hießen. Es ist uns in einer Papierhandschrift von 1477 (jetzt in der Stadtbibliothek zu Strasburg) und in einem augsburger Druck von 1512 überliefert worden, dem eine andere Handschrift zu Grunde lag, als die noch vorhandene. Diese wurde im Jahre 1854 unter dem Titel: „Der ungenähte Rock Christi", von F. H. von der Hagen herausgegeben, der den überlieferten Text im ganzen treu wiedergab. Bekanntlich sind die spätern Handschriften älterer Gedichte von den Abschreibern sehr willkürlich verändert, öfters einer durchgreifenden Umgestaltung unterworfen worden; und es haben sich die Germanisten zu einer ihrer Hauptaufgaben gemacht, solche Dichtungen wieder auf ihre ursprüngliche Gestalt zurückzuführen. Das ist freilich ein

kühnes und gewagtes Unterfangen, da man hierbei doch keine oder nur sehr ungenügende Anhaltepunkte hat. Würde ja der Dichter selbst, wenn er nur auf das beschränkt wäre, was er in seinem Gedächtniß bewahrt hatte, kaum im Stande sein, aus einer von einem dritten durchgeführten Umgestaltung seines Werks den ursprünglichen Text wiederherzustellen, geschweige einem andern, der tausend Jahre später lebt und von der Individualität des Dichters nichts weiß. Ganz anders verhält es sich, wenn der classische Philolog einzelne in den Handschriften verdorbene Stellen zu verbessern sucht. Diese sind entweder ganz unverständlich oder stehen im Widerspruch mit dem übrigen oder sind in Ausdrücken abgefaßt, welche der Schriftsteller sonst nie gebraucht oder vielleicht nicht einmal gebrauchen konnte. Es ist also nicht zweifelhaft, daß gerade diese oder jene Stelle fehlerhaft überliefert worden ist, und der Kritiker hat einen festen Boden, auf dem er sich bewegen kann. Dazu kommt, daß er die Individualität des Schriftstellers auf das genaueste kennt, sowol in Bezug auf seinen Gedankengang und seinen Gedankenstoff, als auch rücksichtlich seiner Sprache und Darstellung, und er kann in häufigen Fällen mit einer an die unbedingte Gewißheit grenzenden Sicherheit seine Verbesserungen vornehmen. Daß dergleichen Conjecturen schon oft durch später aufgefundene Quellen auf das glänzendste bestätigt wurden, ist bekannt. Es ist aber noch keinem classischen Philologen eingefallen, die verlorenen Komödien des Menander aus dem Terentius wiederherzustellen, dessen Lustspiele ja auch nur Umgestaltungen der Dramen des griechischen Dichters sind. Und doch wäre die Aufgabe am Ende noch leichter als die, welche unsere Germanisten so gern über sich nehmen, weil man doch in den uns erhaltenen Fragmenten des Menander mancherlei Anhaltepunkte hat, die, wie schon gesagt, den Germanisten gänzlich abgehen.

Ettmüller ging bei seiner Arbeit von der Ansicht aus, daß das in den gewöhnlichen Reimpaaren überlieferte Gedicht ursprünglich in einer vierzeiligen Strophe abgefaßt sei, wie auch schon von der Hagen angenommen hatte, während O. Schade behauptet, die Strophe sei sechszeilig gewesen. Diese so bedeutende Verschiedenheit in den Ansichten muß schon Bedenken gegen die eine wie gegen die andere erregen, und wir werden in diesem Bedenken dadurch bestärkt, daß Ettmüller seine Behauptung nur einfach aufstellt, nicht aber begründet. Eine zweite Seite der Thätigkeit des Herausgebers besteht in Folgendem: Das Gedicht ist uns sowol durch die Handschrift als durch den Druck in oberdeutscher Sprache überliefert; doch scheint das ursprüngliche Gedicht in der niederrheinischen Mundart abgefaßt gewesen zu sein, wie man aus den zum Theil erhaltenen Reimen vermuthen darf. Ettmüller hat diese Mundart daher wiederhergestellt und nach den Gesetzen der Verskunst im 13. Jahrhundert behandelt. Allein hier treten uns mancherlei Bedenken entgegen. Woher weiß man, daß der Dichter diese Mundart ganz rein durchgeführt hat? Die erhaltenen Reime bürgen noch keineswegs dafür. Woher weiß man, daß der Dichter wirklich jene metrischen Gesetze befolgt hat? Und zudem haben sich schon mancherlei Stimmen, und zwar nicht mit Unrecht gegen die bisjetzt geltenden Theorien der altdeutschen Metrik erhoben, sodaß man Grund hat, an deren allseitiger Richtigkeit zu zweifeln.

Ettmüller hat aber nicht blos Sprache und Rhythmus geändert; er hat die Dichtung selbst einer Umgestaltung unterworfen, wobei ihn zweierlei Gesichtspunkte leiteten, nämlich die Form und die Tendenz des Gedichts. So hat er alles ausgeschieden, was sich nicht in die vierzeilige Strophe fügte; er hat aber auch manches hinzugesetzt, um immer eine solche Strophe hervorzubringen. Uns möchte es fast scheinen, daß die Nothwendigkeit solcher Ausscheidungen und solcher Zusätze eher gegen die Strophenform bewiese. Aber Ettmüller's Ausscheidungen und Zusätze haben noch einen andern Grund, und hier kommen wir auf den hauptsächlichsten Zweck der Arbeit. Der Herausgeber wollte nämlich durch dieselbe den Nachweis liefern, daß wir im Gedicht von Orendel und Bride eine in ein befreites Jerusalem umgewandelte Rune des deutschen Heidenthums anzuerkennen haben, d. h. eine symbolische Darstellung des heidnischen Cultus. Zur Unterstützung seiner Ansicht gibt Ettmüller eine Inhaltsangabe des Gedichts, welche wir hier kurz zusammenfassen, weil es nöthig ist, das Wesentliche des Inhalts zu kennen, um die dann von dem Herausgeber versuchte Deutung verstehen und beurtheilen zu können.

Der eigentlichen Erzählung schickt der Dichter die Legende vom ungenähten Grauen Rock Christi voraus, welcher bekanntlich in Trier aufbewahrt wird, und dessen feierliche Ausstellung im Jahre 1844 eine so bedeutende kirchliche Bewegung verursachte. Dann geht er zu seinem eigentlichen Gegenstand über. Oygel oder Eigel, König zu Trier, läßt seinen Sohn Orendel sorgfältig erziehen; in seinem dreizehnten Jahre ertheilt er ihm am Sanct-Stephanstage die Ritterwürde. Der Jüngling zieht hierauf mit 72 Schiffen nach Jerusalem, wo die Königin Bride herrschte, um die er werben will. Anfangs ist die Fahrt glücklich, dann aber wirft ein Sturm die Seefahrer in das Klebermeer, wo sie drei Jahre lang festliegen; auf der Heiligen Jungfrau Bitte sendet endlich Jesus einen Wind, der sie befreit, worauf sie nach dem wüsten Babylon und nach einem glänzenden Sieg über König Baligan von dort nach Jerusalem gelangen. Im Angesicht der Stadt überfällt sie ein so gewaltiger Sturm, daß alle Schiffe versinken und sich von der gesammten Mannschaft nur Orendel rettet. Nackt ans Land geworfen, gräbt er sich in die Erde ein, um sich vor den wilden Vögeln zu schützen, und er verharrt in diesem Zustande drei Tage lang. Am vierten erblickt er einen Fischer auf dem Meere, den er um Hülfe anruft. Dieser, Ise genannt, nimmt ihn in sein Schiff auf, aus welchem Orendel ein Netz auswirft und unter Anrufung Gottes, der ihm Sanct-Peter zu Hülfe schickt, 4000 Fische fängt. Unter diesen war ein Wal, in dessen Magen sich der Graue Rock befand, den sich Orendel ausbittet, um seine Blöße zu decken, aber erst nach mehrern Wochen erhält. Nun zieht er

gen Jerusalem, wird unterwegs von Riesen gefangen und in einen tiefen Kerker geworfen, bald aber auf Bitten Maria's vom Engel Gabriel befreit und nach Jerusalem gebracht, wo Tempelherren vor der Königin Kurzweil trieben. Traurig, daß er sich nicht unter die Helden mischen könne, bittet Orendel zwei sarazenische Herren, die Brüder Mercian und Schrutan, um Rock und Schild; der eine, König Mercian, schenkt ihm ein wildes Roß, das schon mehrere Knechte erschlagen hatte, sich aber von Orendel willig besteigen läßt, worauf er den einen Sarazenen, der ihn verhöhnt hatte, und außerdem noch 40 Heiden erschlägt. Weil er nur mit dem grauen Rock bekleidet war, nannte man ihn seitdem Graurock. Als die Königin ihn erblickt, läßt sie ihn zu sich entbieten; die Tempelherren aber trachteten ihm aus Haß gegen die Königin nach dem Leben; sie schicken den mächtigen Riesen Mentwin gegen ihn aus, der statt des Pferdes auf einem jungen Elefanten ritt; aber Orendel erlegt ihn nach kurzem Kampf. Nachdem er noch mehrere Heiden besiegt, ritt er vor die Königin, die ihn freundlich willkommen hieß und küßte. Darob ergrimmte Mercian, der um die Königin buhlte, und schmähte ihn; Orendel aber warf ihn zu Boden. Hierauf führte die Königin den Helden in ein Wohngemach und bewirthete ihn sieben Tage lang.

Da kamen 14000 Heiden unter Anführung des Riesen Liberian und verlangten von der Königin, daß sie ihnen Orendel ausliefere; die Königin gab ihm das Schwert David's und eine gute Rüstung, über welche er den grauen Rock anzog. Die Mannen der Königin wollten ihm aber nicht folgen, und so sprengte er allein gegen die Heiden, die er sämmtlich in die Flucht schlug. Als er zurückgekehrt war, küßte ihn die Königin, setzte ihm die Krone David's auf und vermählte sich mit ihm, obgleich sie nicht wußte, daß er ein Königssohn sei, sondern ihn für einen Knecht hielt. Ein Engel verbot ihm aber, neun Jahre lang der Minne mit der Königin zu pflegen. Bald mußte er wieder mit 16000 Heiden kämpfen, welche der König Belican führte; er erschlug diesen und verjagte dessen Heer, nachdem ihm Bride zu Hülfe gekommen war. Bald darauf erschien der Fischer Ise und forderte seinen Knecht; Bride erkaufte ihn aber mit rothem Gold, und auf Orendel's Bitte hieß ihn die Königin das Heilige Grab bewachen; er wurde mit Rüstung und Schild versehen und bezeigte sich bald als ein tapferer Held, dem niemand widerstehen konnte. Er wurde zum Herzog ernannt und zum Ritter geschlagen.

Auf einer Heerfahrt gegen die Burg Westmal wurde der Graurock, der sich zu nahe an die Burg wagte, mit einer Zange ergriffen, über die Mauer gezogen und in einen Kerker geworfen. Als Bride es vernahm, zog sie mit 30000 Rittern vor die Burg. Sie lag ein halbes Jahr vor derselben, ohne sie gewinnen zu können, endlich gelang es ihr, den Helden mit Hülfe des Zwergs Alban zu befreien. Dieser forderte die Königin selbst als Lohn, und als sie sich weigerte, ihn zu küssen, sperrte er sie verrätherischerweise ein; aber vom Engel Gabriel gezwungen, mußte er sie endlich wieder loslassen. Kaum waren die Königin und der Graurock wieder in Jerusalem, als zwei Heidenkönige von Babylon Fehde ansagten, die aber ebenfalls besiegt wurden. Als Orendel nach Jerusalem zurückgekehrt war, kündigte ihm ein Engel an, daß Trier von 13 Königen, 16 Herzogen und Grafen belagert werde; komme er nicht schnell zu Hülfe, so verliere sein Vater das Leben. Sofort meldet er dies der Königin und bittet um Urlaub zur Heimkehr; Bride jedoch erklärt, daß sie ihn begleiten wolle; Ise möge das Heilige Grab während ihrer Abwesenheit beschirmen. Dieser aber weigert sich zurückzubleiben, und so überträgt die Königin die Beschirmung zweien heidnischen Herzogen, Vasallen des Heiligen Grabes, welche es jedoch später an die Heiden verkauften. Nach einer längern Fahrt, auf welcher zahlreiche Hülfsvölker zu ihnen stoßen, gelangen sie nach Bari, wo sie ans Land steigen und dann durch Apulien über die Tiber nach Rom und von da durch die Lombardei nach Metz ziehen, wo sie von den Bürgern freundlich aufgenommen und nach Trier geleitet werden. Sobald die Feinde Orendel's Ankunft erfahren, legen sie wollenes Bußgewand an und flehen ihn um Gnade an, welche er ihnen gewährt. Mit Bride reitet er nun nach Trier, wo sie von Orendel's Aeltern freundlich aufgenommen werden und 14 Tage lang unter Festlichkeiten zubringen. Am funfzehnten Morgen erzählt Bride, ihr habe geträumt, das Heilige Grab sei in der Gewalt der Heiden, und sie wolle hin, es zu befreien. Orendel ist sogleich zur Rückkehr bereit; ehe sie aber scheiden, befiehlt ein Engel dem Orendel, den Grauen Rock in Trier zurückzulassen; denn hier wolle Gott am Jüngsten Tag das Weltgericht halten. Sie kehren auf demselben Weg zurück, auf welchem sie nach Trier gelangt waren; sie schiffen sich in Bari ein, landen in Akkon, wo Bride ein Pilgergewand anzieht, weil sie also verkleidet allein in ihr Reich ziehen wollte; auf dem Wege wird sie aber von Herzog Daniel und König Wolfret gefangen und über Wüsten-Babylon nach Montrewel gebracht, wo König Sinold saß. Dieser läßt die Königin in einen Kerker werfen, weil sie sich nicht mit ihm vermählen wollte. Ise und Orendel werden durch einen Pilger davon benachrichtigt. Sofort besteigen sie mit ihren Kriegern die Schiffe und segeln 100 Meilen weit, bis sie zu einem Rohricht kommen, in das sie sich verbergen; nur Orendel und Ise zogen nach der Burg Sinold's. Im Thorwächter Achille erkannten sie den Oheim Ise's, der sie die Nacht in seiner Wohnung verbarg. Am folgenden Tag geht er mit ihnen zum König, denselben um freies Geleite zu bitten; dieser erkennt sie aber; er läßt Frau Bride herbeikommen, und als diese ihm sagt, sie würde ihrem Gemahl treu bleiben, bedroht er den Graurock mit dem Tode. Dieser aber ergreift Schild und Schwert, besetzt die Thür, daß Sinold nicht hinauskönne. Voll Schrecken flieht der König in einen Thurm, wohin ihm Orendel, Bride, Ise und der Thorwart Achill folgten. Als die 72 Könige von Babylon dies sahen, belagerten sie die vier Christen. Aber die heilige Maria schrieb einen Brief und schickte ihn durch eine Turteltaube an den Ort, wo

das christliche Heer verborgen lag. Sobald man den Brief gelesen hatte, brachen die Krieger auf und gelangten am siebenten Tage zur Burg Einold's. Nach dreitägiger Ruhe begannen sie den Kampf; die Heiden wurden besiegt und Einold erschlagen, weil er sich nicht wollte taufen lassen. Hierauf verbrannten sie die Burg und schifften nach Akkon, wo Bride wiederum ein Pilgergewand anlegte und geradeswegs nach Jerusalem zog. Dort wurde sie erkannt, König Wolfret will sie heirathen, trinkt aber so unmäßig, daß er umsinkt, worauf ihm Dencian das Haupt abschlägt und mit Bride die heidnischen Hüter des Heiligen Grabes bekämpft und besiegt. Bride läßt dem Graurock melden, sie habe das Heilige Grab wieder gewonnen, worauf dieser mit den Seinigen nach Jerusalem reitet und nach manchem Kampf auch die Burg in seine Gewalt bringt. Da erscheint ein Engel und verkündet dem Orendel, daß er und Bride in einem halben Jahre sterben würden; beide gehen mit Ise und Achill in ein Kloster; nach Ablauf des halben Jahres kommen Engel und führen die vier Seelen in das Himmelreich.

Diese Erzählung ist nun nach Ettmüller nichts anderes als ein zur Heldensage umgestalteter Mythus, von welchem die jüngere Edda Folgendes berichtet: Als Thor, der den Landbau vorzüglich beschützende Gott, vom Kampf mit dem Riesen Hrungnir, d. i. das dem Landbau widerstrebende Felsgebirge, heimkehrte, trug er noch das Stück des Schleifsteins im Haupte, das ihm im Kampfe hineingefahren war. Da kommt die Weissagerin Groa, d. i. das Wachsthum, die Gattin Oervandil's des Kecken, und singt ihre Zaubersprüche über Thor, bis der Schleifstein locker wird. Als Thor die Erleichterung fühlt, will er ihr die Heilung durch die frohe Botschaft lohnen, daß er von Norden her über die Eisströme Elivagar gewatet sei und im Korbe auf seinem Rücken Oervandil aus dem Gebiete der Frostriesen getragen habe. Es sei aber eine Zehe desselben aus dem Korbe hervorgestanden und erfroren, weshalb er sie abgebrochen, an den Himmel geworfen und daraus den Stern Oervandil's Zehe gemacht habe. Bald werde Oervandil zu ihr kommen. Hierüber wird Groa so erfreut, daß sie die Zauberlieder vergißt, und so steckt der Wetzstein noch in Thor's Haupte.

Dieser Wetzstein ist aber nach Uhland's Deutung das Gestein, darauf im urbaren Felde Pflug und Karste noch immer stoßen; Groa ist das Saatgrün, das vergeblich bemüht ist, die Steine des Feldes zu bedecken (Thor's Wunde zu heilen); Oervandil ist der Fruchtkeim, den Thor aus dem Gebiet der Frostriesen über die Eisströme getragen, d. h. den Winter über beschützt hat, aber Oervandil hat die Zehe hervorgesteckt und erfroren, d. h. der Keim hat sich zu früh hervorgewagt und muß dafür büßen.

Dieser Mythus ist nach Uhland schon bei Saxo Grammaticus in der Erzählung von Amled (Hamlet bei Shakspeare) zur Heldensage umgestaltet; ebenso ist es nach Ettmüller im vorliegenden Gedicht der Fall. Orendel's Vater heißt Oygel, Eigel (Aeugel): d. i. der Fruchtkeim, aus welchem der Halm, d. i. Orendel, entspringt. Dieser wird am Sanct.-Stephanstage (26. December) zum Ritter geschlagen. Dies fand in der Regel zu Pfingsten statt; aber Sanct-Stephan vertritt im Mythus den alten Gott Freyr, den Schutzgott der Fruchtbarkeit, dessen großes Opfer in die letzten Tage des December fiel. Orendel zieht gen Osten, um dort eine Gattin zu erwerben; d. h. wenn der Getreidehalm mit seiner Spitze die Erde durchbrochen hat, strebt er der Sonne entgegen. Die jungfräuliche Königin, um die der junge Held wirbt, heißt Bride, d. h. Brigida, die Leuchtende, Glänzende. Der Tag der heiligen Brigida (gewöhnlich Brigitta) ist der 1. Februar, wo die Sonne wieder länger und öfter am Himmel glänzt.

Orendel erleidet Schiffbruch; nackt ans Ufer geworfen, gräbt er sich in den Sand, damit ihn die Vögel nicht fressen; d. h. das Saatkorn ist auf die Oberfläche der Erde gespült worden, wo es in Gefahr ist, eine Beute der Vögel zu werden. Zwar entgeht es denselben, aber es bedarf der Hülfe. Wie Thor den Oervandil im Korbe über die Eisströme bringt, so nimmt Ise den Orendel in den Kahn auf. Der graue Rock, falls er schon im alten Mythus vorkam, was nicht bekannt ist, wäre die das Saatkorn schützende Erde. So bekleidet nähert sich Orendel der Burg der Königin Bride, d. h. das mit Erde bedeckte Saatkorn treibt seinen Halm nach oben. Die folgenden Begebenheiten, sagt Ettmüller, scheinen nur der Heldensage, nicht dem Mythus anzugehören, denn sie lassen sich mit diesem nicht leicht und ungesucht in Verbindung bringen und erklären. Wir begreifen nicht, daß Ettmüller bei den Riesen, die Orendel in einen tiefen Kerker werfen, nicht an den Schnee gedacht hat, der oft im Frühling die junge Saat bedeckt, welche dann durch die Sonnenstrahlen, den Engel Gabriel, befreit wird. Wenn er hiervon nichts sagt, so steht er doch nicht an, anderes zu deuten, das er für nicht leicht erklärbar ansieht. Die ersten Gegner Orendel's am Heiligen Grabe sind Schrutan (Scrudan, Schudan, Scudan, Sudan) und Mercian. Scrudan, Schrutan, ein auch sonst üblicher Riesenname, kommt von „skriudan", schneiden, es wäre also der schneidende, kalte Wind. Skudan, vom altnordischen „Skud", Hülle, könnte das schwarze, schwere Gewölk bezeichnen. Bei „Mercian" ließe sich an die sylva marciana (der Schwarzwald) der Peutinger'schen Karte denken, und an das altnordische „myrkr", finster, düster, sodaß es dasselbe bezeichnen würde, wie Schrutan, wie beide denn auch Brüder sind. Den Kampf mit dem Riesen Metwin deutet Ettmüller ebenfalls nicht; Metwin ist aber nichts anderes als die Gewitterstürme, die den Halm zu vernichten drohen. Ebenso erklärt er die Vermählung Bride's mit Orendel nicht, und doch ergibt sich dieselbe so leicht. Der belebende Strahl der Sonne bringt den Halm zur Reife. Auf dem Heerzuge gegen Westmal wird Orendel von den Feinden mit einer Zange über die Mauer gezogen und in den Kerker geworfen; d. h. das reife Getreide wird geschnitten, eingeheimset und in den Aufbewahrungsort gebracht (in der alten Zeit trichterförmige Gruben), sodaß es die Sonne nicht mehr

bescheinen kann. Der Zwerg Alban (Alb ist Elfe, also Zwerg) erinnert an den Riesen, der den Göttern ihre Burg befestigt, zum Lohn dafür aber Freya, Sonne und Mond verlangt. Im Spätjahr sinkt die Sonne mehr und mehr abwärts; aber der Zwerg muß sie doch wieder entlassen, er kann sie noch nicht in Haft behalten, was erst im Winter eintritt.

Die folgenden Kämpfe, sagt Ettmüller, gehören wieder nicht zum Mythus; dieser tritt erst wieder bei der Gefangennehmung Bride's und ihrer Haft bei Sinold zum Vorschein. Sinold, d. i. Sinwald, ist der über alles Herrschende, der Winter: der Wächter seiner Burg heißt Achille, die Schneedecke, der zugleich Orendel im Kerker, d. h. das Korn in der Erdgrube beschützt, daß es durch Frost nicht zu Grunde gehe. Das zur Befreiung durch Maria herbeigesandte Kriegsvolk, d. h. der wiederkehrende Frühling, bestürmt und erobert die Burg Sinold's, d. h. verscheucht den Winter. Sobald aber dieser besiegt ist, nimmt auch die Sonne wieder Besitz von ihrem Hause, oder wie es im Gedichte heißt, Bride bemächtigt sich wieder des Heiligen Grabes. Die Erzählung von Bride's Ankunft beim Heiligen Grabe, wo König Wolfret sie heirathen will, ist nichts anders als eine Wiederholung des Kampfes mit Sinold; Wolfret erinnert an die die Sonne verfolgenden Wölfe, und Dencian vertritt sowol Achille als Ise. Der Schluß hat wiederum keine Beziehung auf den Mythus.

Dies alles ist nun recht schön und scharfsinnig; aber ob es auch richtig sei, das möchten wir sehr bezweifeln. Die ganze Auseinandersetzung beruht doch eigentlich nur auf der Aehnlichkeit der Namen Orendel mit Oervandil, eine Aehnlichkeit, welche allerdings darauf hinweisen kann, daß der Dichter irgendeine Kenntniß vom alten Mythus hatte, die aber ebenso gut ganz zufällig sein kann. Die Deutungen selbst erscheinen uns ganz willkürlich, wie es die sind, die wir im Scherz beigefügt haben und sie erhalten diesen Charakter um so mehr, wenn man erwägt, daß der Herausgeber gar manches an dem überlieferten Texte änderte, was sich entweder nicht in die vierzeilige Strophe fügte oder auch wol nicht zu seiner Deutung paßte. Aufgefallen ist uns namentlich, daß Ettmüller die ziemlich zahlreichen Stellen ausgelassen hat, in denen sich der Dichter auf seine Quelle (das „buch", das „teutsch buch") beruft. Offenbar ist dieses Buch der uns erreichbare älteste Text des Gedichts, welches der Verfasser des überlieferten „Orendel" mehr oder weniger umgestaltete. Was der Umdichter also aus diesem anführt, alles das, wovon er ausdrücklich sagt, daß es in dem „Buche" gestanden sei, ist das Urkundlichste, was wir vom alten Gedicht besitzen; es ist daher nicht zu begreifen, warum Ettmüller gerade diese urkundlichen Stellen ausgelassen hat, Stellen, die an sich gar nicht schlecht sind, wie z. B. die Beschreibung der Rüstung des Riesen Metwin, die zwar nicht neu und eigenthümlich, aber doch nicht ohne Geschick behandelt ist.

So muß unser Urtheil dahin gehen, daß die Ausgabe des Gedichts wie dessen Deutung verfehlt ist. Wenn wir aber das Gedicht, wie es uns Ettmüller darbietet, ohne Rücksicht auf den überlieferten Text betrachten, können wir nicht umhin, zu erklären, daß wir die Arbeit für durchaus gelungen ansehen. Ettmüller hat darin nämlich nicht eine wirkliche Herstellung des ursprünglichen Textes gegeben, sondern eine neue, selbständige Bearbeitung geliefert, an welcher wir nicht nur seine Gelehrsamkeit und Sprachgewandtheit, sondern vor allem sein poetisches Talent bewundern, von dem er schon so bedeutende Proben gegeben hat: wir erwähnen nur sein Epos: „Kaiser Karl und das Jungfrauenheer", das ohne Zweifel eine der besten Erscheinungen der neuern Zeit im Gebiete der epischen Dichtung ist.

3. Das Nibelungenlied nach der reichsten und ältesten Handschrift des Freiherrn Joseph von Laßberg, mit einem Wörterbuch, grammatikalischen Vorbemerkungen und einem getreuen Facsimile der alten Handschrift herausgegeben von Ottmar F. H. Schönhuth. Dritte verbesserte Auflage. Heilbronn, Claß. 1862. Gr. 16. 24 Ngr.

Mit der Nachricht von Uhland's Tode erhielten wir dieses Buch, welches „dem theuern und werthen vaterländischen Dichter Herrn Dr. Ludwig Uhland zur freudigen Feier seiner Wiedergenesung in Liebe und Verehrung" gewidmet ist. Es mußte uns diese Ausgabe des Nibelungenliedes schon deshalb lieb sein, weil es, als ein Ausdruck der allgemeinen Theilnahme und Verehrung, ohne Zweifel die letzten Tage des greisen Dichters erheitert hat, der durch seine eigenen Schöpfungen wie durch seine gelehrten Arbeiten so viel zur richtigern Auffassung der altdeutschen Poesie beigetragen hat.

Die Ausgabe des Nibelungenliedes ist, wie schon der Titel besagt, nach der Laßberg'schen Handschrift veranstaltet, welche, nach den Schriftzügen zu urtheilen, die älteste unter 26 bisher theils vollständig, theils in Fragmenten bekannt gewordenen Handschriften ist. Sie ist auch die reichste, indem sie die meisten Strophen enthält. „Sie gibt", sagt der Herausgeber in der Vorrede, „das Nibelungenlied in seiner ursprünglichen Gestalt. Sie enthält diejenige Bearbeitung, welche, wie sich F. H. von der Hagen ausdrückt, durchgängig ebnet, ausgleicht, abrundet, verbindet und vervollständigt, zum Theil noch aus lebendiger Ueberlieferung, und welche man deshalb wol mit Recht die alte vollendete Gestalt der ältern Nibelungennoth als Nibelungenlied benennen darf."

Diese Zeilen enthalten offenbar einen Widerspruch. Wenn die Laßberg'sche Handschrift „ebnet, ausgleicht, abrundet, verbindet und vervollständigt", so kann sie nicht den ältesten Text des Gedichts enthalten, wie denn der Herausgeber die von Lachmann zu Grunde gelegte Handschrift als „ältere Nibelungennoth" bezeichnet. Zwar sagt er auch nur, daß die Handschrift die älteste unter den vorhandenen sei, nicht, daß sie den ursprünglichsten Text überliefere; aber bei der Ausgabe eines alten Gedichts kann es sich doch offenbar nicht um die älteste Handschrift als solche, sondern nur um den ältesten, ursprünglichsten Text handeln. Doch so lange dieser noch nicht ermittelt ist, hat jede Handschrift beinahe gleiches Recht, und es

ist sogar nothwendig, daß jede urkundlich wiedergegeben werde, damit man aus ihrer sorgfältigen Vergleichung endlich zu einem abschließenden Resultate gelange. Wir verdanken daher dem Herausgeber diesen neuen mit der größten Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit behandelten Abdruck der Laßberg'schen Handschrift, der sich in jeder Beziehung zu einer Schulausgabe eignet. Die grammatikalischen Vorbemerkungen sind vollkommen hinreichend; nur hätten wir ihnen eine etwas wissenschaftlichere Form gewünscht, was dem gelehrten Herausgeber ein Leichtes gewesen wäre. Das Wörterbuch entspricht seinem Zwecke auf das beste. Und so möge das Nibelungenlied auch in dieser Ausgabe den Lehrern und der Jugend warm empfohlen sein.

4. Der Wartburgkrieg, herausgegeben, geordnet, übersetzt und erläutert von Karl Simrock. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Der „Wartburgkrieg", der in der pariser Liederhandschrift oder der sogenannten Manessischen Sammlung den Titel „Klingsor von Ungerland" führt, ist bekanntlich eine der räthselhaftesten Erscheinungen in der ältern deutschen Literatur, weshalb er auch schon viele Gelehrte mit mehr oder weniger Glück beschäftigt hat. Das Beste, was bisher über das Gedicht gesagt worden ist, findet sich in Koberstein's Abhandlung: „Ueber das wahrscheinliche Alter und die Bedeutung des Gedichts vom Wartburgkrieg" (Naumburg 1823); alles, was später über den Gegenstand geschrieben wurde, ist beinahe ohne Ausnahme als Rückschritt zu bezeichnen. Um so verdienstvoller ist die neue uns vorliegende Ausgabe, die sowol durch die treffliche Uebersetzung als durch die lichtvollen Erläuterungen das Verständniß der merkwürdigen Dichtung eröffnet. Wir wollen versuchen, die von Simrock gewonnenen Resultate in gedrängter Kürze zusammenzufassen.

Das Gedicht ist in keiner Handschrift vollständig erhalten; doch ergänzen sich dieselben. Die größte Schwierigkeit besteht aber in der richtigen Anordnung der Strophen, die in den Handschriften wie in den bisherigen Ausgaben bunt durcheinander gewürfelt sind. Simrock bemüht sich zunächst, den Irrthum aller seiner Vorgänger zu vermeiden, welche Strophen in Verbindung gebracht hatten, die offenbar nicht zusammengehörten. Es gelang ihm dies, aber zugleich gewann er auch das überraschende Resultat, daß sich das Gedicht statt der bisher angenommenen zwei in sieben Theile sonderte, von denen nur der erste und zweite enger verbunden sind, während die andern entweder gar nicht oder doch nicht nothwendig zu dem Ganzen gehören, indem einige nur durch das gemeinschaftliche Maß, andere zugleich auch durch den Inhalt mit einem der übrigen Theile verbunden sind.

Der Herausgeber gibt eine kurze Charakteristik der einzelnen Theile, welche wir nothwendig mittheilen müssen, weil man nur mit ihrer Hülfe die weitere Entwickelung mit Sicherheit verfolgen kann.

I. Der sogenannte erste Theil: „Das Streitgedicht" (Strophe 1—24), im thüringer Herrenton. Die Sänger streiten um den Vorzug der Fürsten: dem von Ofterdingen gepriesenen Herzog von Oesterreich wird hauptsächlich der Landgraf von Thüringen entgegengestellt. Ofterdingen unterliegt durch Walther's List, schilt aber das Urtheil und beruft sich auf Klingsor von Ungerland, den herbeizuschaffen ihm Frist gegeben wird.

II. Der sogenannte zweite Theil: „Das Räthselspiel" (Strophe 25—114), im schwarzen Ton. Klingsor legt dem Wolfram Räthsel vor, die dieser löst; umgekehrt finden sich jetzt auch von Wolfram vorgelegte Räthsel eingeschoben. Zuletzt besteht Wolfram die Versuchung des Teufels Nasion, welchen ihm Klingsor nächtlich zugeschickt hatte, um zu erforschen, ob er sich bei der Lösung der ihm vorgelegten Räthsel magischer Künste bedient habe.

III. Anhang zum zweiten Theil: „Aurons Pfennig" (Strophe 115—131), im schwarzen Ton. Ein aus dem Himmel verwiesener, aber der Hölle nicht anheimgefallener Geist wirft dem Klingsor, der ihn beschworen zu haben scheint, vor seinem Verschwinden einen Brief zu, der heftige Anklagen gegen die Habgier der Geistlichen enthält. Die Anknüpfung an den zweiten Theil liegt in der Beschwörung des Geistes.

IV. „An Zeitgenossen" (Strophe 132, 133), im schwarzen Ton. Die eine an den Bischof von Köln, die andere an Johann von Zernin gerichtet. Nur die erste kann mit dem Vorhergehenden (III) zusammenhängen: der Bischof von Köln hat zu Würzburg seine Stimme wie ein Löwe erschallen lassen, vermuthlich gegen ähnliche Anmaßungen der Geistlichkeit, wie jene, über welche dort geklagt wird. Hierhin würde dem Gegenstande nach auch VII gehören, welches wir aber zuletzt gestellt haben, weil es ältern Ursprungs und dem Wartburgkrieg eigentlich fremd ist, obgleich es den thüringer Herrenton in denselben gebracht hat. Die zweite Strophe (133) hat mit dem Wartburgkrieg nur den schwarzen Ton und vielleicht mit der ersten den gleichen Verfasser gemein.

V. „Todtenfeier des Landgrafen von Thüringen und des Grafen von Henneberg" (Strophe 134—150), im schwarzen Ton. Dem Biterolf und dem Schreiber in den Mund gelegt, denselben Sängern, welche im sogenannten ersten Theil die nun verstorbenen Fürsten als noch lebend gefeiert hatten.

VI. „Zabulon's Buch" (Strophe 151—173), im thüringer Herrenton. Wolfram und Klingsor tragen wettsingend eine abenteuerliche Märe vor, welche zwar durch diese Einkleidung auf den Wartburgkrieg gegründet ist, in der That aber sowenig einen Theil desselben bildet, als der Lohengrin, der jedoch die ältesten Wartburglieder in sich aufgenommen hat.

VII. „Sprechen ohne Meinen" (Strophe 174, 175), im thüringer Herrenton. In der heidelberger Handschrift Walther's Liedern von späterer Hand nachgetragen: dem Inhalt nach mit III und IV verwandt, aber in den Wartburgkrieg nicht einzureihen, obwol die kolmarer Meisterlieder-Handschrift einen solchen Versuch macht.

Aus dieser Uebersicht geht schon hervor, daß die sieben Theile weder von einem einzigen Dichter verfaßt, noch zu derselben Zeit entstanden sind; ja aus der nähern Prüfung des zweiten oder Hauptabschnitts ergibt sich, daß auch dieser aus vielen ungleichen Stücken besteht, welche keineswegs demselben Verfasser gehören. Wenn schon Lachmann das Gedicht für ein meistersängerisches Volkslied erklärte, das vielfältig unter den Meistern umhergesungen, vermehrt und verändert worden sei, so bewährte sich dies an den mannichfachen Einlagen und spätern Zusätzen, welche schon der zweite Theil erfahren hatte. Dennoch zeigt sich an ihm ein ursprünglicher fester Kern, dem das übrige späterhin angeschlossen wurde, und zwar nicht blos das in diesem zweiten Theile Eingelegte, sondern auch das äußerlich Angefügte, der erst später hinzugekommene sogenannte erste Theil und die übrigen fünf Abschnitte.

Mit tiefem Eindringen in das Wesen des Gedichts und mit großem Scharfsinn zeigt uns der Herausgeber, wie diese Zusätze allmählich erwachsen sind. Nach dem ursprünglichen Plane sollte nämlich Klingsor dem Wolfram zuerst nur **ein** Räthsel aufzugeben beabsichtigen, und als dieser es gegen Erwartung löst, noch ein zweites folgen lassen. Als aber auch dieses Wolfram's Scharfsinn nicht widerstand, ihn durch den Geist versuchen, ob er sein Wissen etwa magischen Künsten verdanke. Nun begann man damit, die Räthsel Klingsor's zu häufen, ging aber zuletzt dazu über, auch den Wolfram Räthsel aufgeben zu lassen, welche Klingsor seinerseits löst. Nach diesem Gesichtspunkte hat nun der Herausgeber die Räthsel geordnet und durch diese Anordnung manches für die Kritik des Textes gewonnen, der jetzt erst ganz verstanden und von seinen Fehlern gereinigt werden konnte.

Daß der sogenannte erste und der zweite Theil ursprünglich nicht ein Ganzes bilden, hat schon Ettmüller in seiner Ausgabe des Gedichts (1830) ausgesprochen, indem er auf den innern Widerspruch aufmerksam machte, der in ihnen liegt. Nach dem ersten Theil nämlich wird Klingsor herbeigerufen, nicht um Räthsel aufzugeben und zu lösen, sondern um zu beweisen, daß der Herzog von Oesterreich aller Fürsten Krone sei; und davon findet sich im zweiten Theile keine Spur. Somit kann der Dichter des ersten Theils nicht auch den zweiten Theil gedichtet haben, um so weniger, als die Strophen dieses Theils, welche auf den ersten zurückweisen, offenbar später eingeschoben wurden. Während die Erscheinung Klingsor's unmotivirt erscheint, wenn man den zweiten Theil als Fortsetzung des ersten ansieht, weil er das nicht thut, was von ihm erwartet wurde, sondern etwas ganz anderes; so ist sie dagegen vollkommen begründet, wenn man den zweiten Theil als selbständiges Ganzes für sich betrachtet. Klingsor hat von Wolfram's hoher Kunst gehört; er will sie auf die Probe stellen und legt ihm deshalb ein schwieriges Räthsel vor. Wolfram nimmt die Herausforderung an, nicht im Bewußtsein seines Scharfsinns, sondern göttlichem Beistand vertrauend. Hiermit ist schon der Grundgedanke angedeutet, der Gegensatz, wie es in Wackernagel's „Literaturgeschichte" heißt, „zwischen der Einfalt christlicher Weisheit und unheimlicher Büchergelehrsamkeit, zwischen der wahrhaften Kraft des göttlichen Worts und der betrügerischen, in sich selbst nichtigen des Bösen".

Der zweite Theil enthält aber selbst Zusätze, die der Herausgeber mit großem Scharfsinn auszuscheiden weiß. Wir haben oben gesagt, daß auch Wolfram dem Klingsor Räthsel aufgibt.

Wenn Wolfram ohne Beihülfe magischer Künste sich dem Klingsor gewachsen, ja überlegen zeigt, so bewundern wir das und beziehen es auf die Macht und Tiefe christlicher Weisheit, deren Vertreter er ist; wenn aber Klingsor, dem magische Künste, Nekromantie und Astronomie zu Gebote stehen, der den Bund mit der Hölle nicht gescheut hat, Wolfram's Räthsel löst, so ist das ganz müßig; das dankt ihm, um einen trivialen, aber hier ganz passenden Ausdruck zu gebrauchen, der Teufel. Ueberdies ergibt sich daraus der Uebelstand, daß Klingsor als Vertreter der heidnischen, für teuflisch geltenden Weisheit, aus dieser Rolle zu fallen gezwungen ist, indem er in die Lage gebracht wird, die christliche Symbolik des von Wolfram vorgelegten mythischen Räthsels ausdeuten zu müssen.

Sie stören übrigens den ganzen Zusammenhang. Klingsor gibt dem Wolfram ein Räthsel auf, überzeugt, daß er es nicht würde lösen können. Als Wolfram es dennoch löst, steigt ihm sogleich die Vermuthung auf, es möge mit Hülfe der Geister, der guten oder bösen, geschehen sein (Strophe 36):

Nun will ich glauben, daß die List
Dein Engel fand, wo nicht der Teufel in dir ist.

Noch bedarf sein Argwohn der Bestätigung; darum legt er jetzt ein zweites vor, dessen Lösung er geradezu für unmöglich hält; da aber Wolfram auch dieses löst, zweifelt er nicht länger an seines Gegners magischen Künsten, er spricht die Beschuldigung offen aus und kündigt an, daß er den Teufel Nasion beschwören werde, damit ihm dieser Wolfram's Wissen von Grund aus erforsche. Es ist klar, daß weder Klingsor noch mehr Räthsel aufgeben, noch viel weniger Wolfram solche vorlegen konnte; und es sind alle übrigen daher offenbar spätere Einschiebungen, von denen einige an sich recht gut erfunden und durchgeführt sind, aber immerhin nicht in die Dichtung passen, welche Simrock mit großer Wahrscheinlichkeit dem Heinrich von Ofterdingen beilegt, einem Dichter, der früher für den Verfasser des Nibelungenliedes gehalten, später als eine rein mythische Person bezeichnet wurde, ob er gleich von seinen Zeitgenossen, namentlich von Herman dem Damen erwähnt und vermuthlich sogar als Verfasser des „Räthselspiels" bezeichnet wurde.

Ebenso gehaltvoll, scharfsinnig und überzeugend sind die weitern Erläuterungen, in welchen Simrock die übrigen Abschnitte des Gedichts, die Zeit und den Ort ihrer Abfassung, sowie ihren poetischen Werth bespricht und die Geschichte von dem Wartburgkrieg, wie ihn die Chroniken berichten, mit der Darstellung im Gedicht zusammenstellt; wir müssen uns aber darauf beschränken, unsere Leser auf dieselben zu verweisen, uns lag es zunächst daran, das Wesentlichste aus den scharfsinnigen Forschungen Simrock's herauszuheben und mit ihnen unsern Lesern ein möglichst klares Bild von dem eigentlichen Bestand des alten merkwürdigen Gedichts zu geben. Daß übrigens Simrock nicht blos das von ihm als echte, ursprüngliche Bestandtheile Erkannte, sondern den ganzen überlieferten Text mitgetheilt hat, geht schon aus unserer Darstellung hervor; es war dies auch unbedingt nothwendig, weil er seine Beweise nicht zur vollständigen Klarheit hätte geben können. Die Uebersetzung ist, wie wir es von Simrock gewöhnt sind, meisterhaft. Das Ganze schließt mit einer Reihe von Anmerkungen, welche theils die Erläuterungen ergänzen, theils die Kritik des Textes betreffen.

5 Ueber Karlmeinet. Ein Beitrag zur Karlssage von Karl Bartsch. Nürnberg, Bauer und Raspe. 1861. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Das große, aus ungefähr 38000 Versen bestehende Gedicht, welches im Jahre 1858 durch den für die deutsche

Literatur rastlos thätigen Adalbert von Keller herausgegeben wurde, hatte schon lange die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich gezogen, die um so mehr gereizt wurde, als nur verhältnißmäßig kurze Fragmente desselben bekannt geworden waren. Der oft ausgesprochene Wunsch, die ganze Dichtung aufzufinden, läßt sich schon aus dem Grunde erklären, daß die höfische Poesie des Mittelalters die ursprünglich deutsche Karlssage so selten bearbeitet hatte, und ebenso ist es begreiflich, daß das endliche Erscheinen des Gedichts die Fachgelehrten außergewöhnlich in Anspruch nahm. Zwar hat dasselbe insofern den Erwartungen nicht entsprochen, als es von poetischem Standpunkte aus durchaus werthlos ist; dagegen hat es darin die Erwartung weit übertroffen, daß es nicht blos die sagenhafte Geschichte der Jugend Karl's des Großen enthält, wie man früher glaubte, sondern die ganze Karlssage im breitesten Umfange mittheilt, daher unsere Kenntniß von derselben in mancherlei Beziehung erweitert, vervollständigt oder berichtigt. Karl Bartsch hat im vorliegenden Buch unternommen, uns mit dem Gedicht nach seinen Bestandtheilen und Quellen näher bekannt zu machen; denn wie schon Keller in der Ausgabe desselben bemerkt hatte, ist es nicht ein von einem einzigen Dichter künstlerisch verarbeitetes Kunstwerk, sondern eine Zusammenschmelzung verschiedener Dichtungen und Quellen, welche von dem Bearbeiter in ziemlich roher Weise zu einem Ganzen gefügt wurden. Das Verdienst des Herrn Bartsch besteht nun darin, daß er die verschiedenen Bestandtheile des Gedichts ermittelt und die Quellen nachgewiesen hat, welche der Compilator benutzte, was nur einem Gelehrten möglich war, der die altdeutsche, altniederländische und altfranzösische, überhaupt die gesammte romanische Literatur so gründlich kennt und so sicher beherrscht, wie es bei dem Herausgeber der Fall ist. Wir wollen versuchen, die Ergebnisse dieser Forschungen in möglichst gedrängter Kürze unsern Lesern mitzutheilen.

Der erste Abschnitt, welcher die Jugend Karl's, seine Flucht nach Spanien zum heidnischen König Golofers und die Entführung von dessen Tochter Galia behandelt, ist vom Compilator einem mittelniederländischen Gedicht aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts entlehnt, welches er in seine niederrheinische Mundart umsetzte. Das niederländische Gedicht war aber selbst, wie der Verfasser desselben öfters erwähnt, die Bearbeitung einer französischen Dichtung, die man bisjetzt noch nicht wieder aufgefunden hat. Weder die bekannten altfranzösischen, noch die italienischen, noch die spanischen Darstellungen der Sage von Karl's Jugend stimmen mit dem niederländischen Gedicht und mit dessen deutscher Bearbeitung ganz überein. Die Art und Weise, wie der Compilator bei seiner Umsetzung in die niederrheinische Mundart verfahren ist, läßt sich schon daraus ermessen, daß er den Anfang und Schluß seines Vorbildes ganz unverändert gelassen hat, obgleich sie sich ausdrücklich auf die Persönlichkeit des niederländischen Dichters beziehen.

Im zweiten Abschnitt, der durch einige vom Compilator verfaßte Zeilen mit dem ersten locker genug verbunden ist, wird erzählt, wie Morant und Galia böswilligerweise des Ehebruchs fälschlich beschuldigt werden. Derselbe hat ebenfalls einen niederländischen oder vielmehr niederrheinischen Dichter zum Verfasser; doch ist es nicht derselbe, von dem der erste Abschnitt stammt, wie aus der Verschiedenheit des Versbaues und der Sprache nachgewiesen wird. Dieser Theil, der ohne Zweifel älter ist als der vorhergehende, folgt ebenfalls einer französischen, oder wie es im Gedicht heißt, einer welschen Quelle, was schon daraus ersichtlich ist, daß sich darin viele französische Ausdrücke vorfinden; doch ist auch dieses französische Gedicht unbekannt.

Als Verfasser des dritten Abschnitts weist Bartsch den Compilator selbst nach, „der an Dürftigkeit der Gedanken hinter dem Verfasser von I und noch mehr hinter dem von II weit zurücksteht: ein matter, sich unablässig wiederholender und in Reimausfüllungen bewegender Reimer, dessen Verse beinahe immer paarweise durch den Sinn zusammengebunden, von einem kunstreichen Brechen der Reime kaum eine Spur zeigen, wie es am meisten in II hervortritt, dessen Dichter sich auch hierin als Schüler Heinrich's von Veldeke erweist". Bartsch setzt den Compilator in den Ausgang des 13. Jahrhunderts. Da derselbe Karl's ganzes Leben in ununterbrochener Reihenfolge schildern wollte, suchte er im dritten Abschnitt die Lücken auszufüllen, welche die von ihm benutzten Gedichte bis zu dem Zuge nach Spanien ließen; er behandelt daher in dieser Einlage Karl's Kriege mit den Sachsen, Longobarden, Baiern, den Zug nach dem Heiligen Lande, den Kampf mit Agolant, mit Farragut und einiges andere. Hauptquelle war ihm dabei das Speculum historiale des Vincenz von Beauvais, welcher selbst meist die sogenannte Chronik Turpin's benutzte. Außerdem scheinen dem Compilator noch andere Quellen zu Gebote gestanden zu haben, namentlich ein „welsches" Gedicht und die Chronik des Niederländers Jan de Clerc, der um 1305 dichtete, wodurch sich die Zeit bestimmen läßt, vor welcher der Compilator seine Arbeit nicht vollendet haben kann.

Dem vierten Abschnitt liegt das mittelniederländische Gedicht „Karl und Elegast" zum Grunde, das uns, wenn auch nicht in der ursprünglichen Fassung, erhalten worden ist, und für dessen Kritik die Bearbeitung des Compilators nicht ohne Werth ist.

Die Quelle des fünften Abschnitts, der von der Roncesvallesschlacht berichtet, ist das Rolandslied des Pfaffen Konrad; doch muß es eine vollständigere Fassung dieses Gedichts gegeben haben, als die uns überlieferte, da sich in der Bearbeitung des Compilators manche Stellen begegnen, welche in dem uns bekannten Texte Konrad's fehlen, sodaß sie dem französischen Rolandsliede näher steht als das Gedicht Konrad's. Hier ließe sich aber die Frage aufwerfen, ob der Compilator wirklich eine ältere und ausführlichere Recension des deutschen Rolandsliedes hatte, oder ob ihm nicht auch ein mittelniederländisches

Gedicht zum Grunde lag, das, auf französischer Quelle beruhend, ebenfalls von Konrad benutzt worden wäre? Diese Annahme würde manches erklären. Freilich steht ihr entgegen, daß Konrad ausdrücklich berichtet, er habe ein französisches Gedicht ins Lateinische und aus dieser Sprache in das Deutsche übersetzt: allein auch dafür ließe sich vielleicht eine Erklärung finden. Jedenfalls ist der Umstand zu berücksichtigen, daß, während die Karlssage von den niederländischen Dichtern mit Vorliebe behandelt wurde, einer der bedeutsamsten Theile derselben, die Roncesvallesschlacht, soviel wir wissen, in niederländischer Darstellung nicht bekannt geworden ist. In diesen Abschnitt sind zwei größere Episoden eingeschoben, die sich bei Konrad nicht vorfinden. Die erste, das Gedicht von „Ospinel", ist ein in sich abgeschlossenes Stück, welches mit dem übrigen in keinem Zusammenhang steht, sowie es auch in Sprache und Versification abweicht. Es stammt dieses Gedicht ohne Zweifel aus einer noch unbekannten französischen Quelle, die aber wol nicht vom Compilator unmittelbar benutzt worden ist; vielmehr hatte er wahrscheinlich ein nach dem Französischen bearbeitetes niederländisches oder deutsches Gedicht zum Vorbild. Die zweite Episode, „Genelun's Verrath und Roland's Tod", findet sich zwar dem Hauptinhalte nach auch bei Konrad, die Bearbeitung im „Karlmeinet" weicht jedoch von der jenes Dichters so sehr ab, daß an eine Entlehnung nicht mehr zu denken ist. Es ist zwar sehr wahrscheinlich, daß auch diesem Abschnitt eine ältere französische Quelle zu Grunde liegt, doch hat der Compilator wol nicht aus dieser unmittelbar geschöpft, sondern auch hier wahrscheinlich ein älteres deutsches (oder niederländisches?) Gedicht benutzt. Endlich ist bei dem fünften Abschnitt noch zu bemerken, daß sich auch dessen Schluß von Konrad's Darstellung entfernt, dagegen merkwürdige Uebereinstimmung mit Stricker's Roland zeigt.

Der sechste Abschnitt endlich, welcher von Karl's Tod und Begräbniß berichtet, hat ohne Zweifel denselben Verfasser wie der dritte, d. h. der Compilator ist zugleich der Dichter, der auch hier beinahe ausschließlich den Vincenz von Beauvais bearbeitete.

Wir konnten freilich nur das Resultat der von dem Verfasser angestellten Forschungen mittheilen, und auch dieses nur in der gedrängtesten Fassung; seine Beweise und Ausführungen mußten unberücksichtigt bleiben. Wir dürfen aber mit der vollsten Ueberzeugung aussprechen, daß sie meist überzeugend sind und daß durch sein Buch die deutsche Literaturgeschichte wesentlich bereichert worden ist. Noch müssen wir hinzufügen, daß er der Untersuchung über die Bestandtheile und die Quellen des Gedichts noch reiche und gelehrte Abhandlungen über die Sprache desselben, über dessen Wortbestand, angeschlossen hat, worin er die seltenern und charakteristischen Ausdrücke in alphabetischer Ordnung verzeichnet und erläutert, und endlich über das subjective Hervortreten der Dichter und die Beziehungen derselben auf ihre Quelle. Und so zeigt sich das Werk des Verfassers als eine würdige Ergänzung der vortrefflichen von Keller besorgten Ausgabe des „Karlmeinet".

6. Vier Dialoge von Hans Sachs. Herausgegeben von Reinhold Köhler. Weimar, Böhlau. Lex.-8. 20 Ngr.

Bekanntlich verfaßte der ehrliche Meistersänger und, was mehr sagen will, der treffliche Volksdichter Hans Sachs von Zeit zu Zeit eine Uebersicht der von ihm bearbeiteten Dichtungen. In einer solchen „Summe aller meiner Gedicht vom 1514. Jar an biß ins 1567. Jar", welche den Schluß des fünften und letzten Buchs seiner Werke bildet, heißt es unter anderm:

> Auch fand ich in mein büchern gschriben
> Artlicher Dialogos siben,
> Doch ungereimet in der pros,
> Gantz deutlich, frei, on alle glos.

Von diesen sieben Gesprächen sind jedoch nur vier bekannt und es scheint, daß die drei übrigen niemals gedruckt worden sind. Die Dialoge sind die einzigen größern prosaischen Schriften, die Hans Sachs verfaßt hat; außerdem hat er nur noch die Vorreden zu der „Wittenbergischen Nachtigall" und zu den drei ersten Büchern seiner gesammelten Dichtungen in Prosa geschrieben. Bei der Wichtigkeit von Hans Sachs für die Geschichte der deutschen Sprache und Literatur war es ein glücklicher Gedanke, die Gespräche herauszugeben, um so mehr als sie an sich mannichfaltiges Interesse gewähren und zudem die alten Einzeldrucke zu den Seltenheiten gehören. Sie beziehen sich sämmtlich auf das Reformationswerk, das sie von verschiedenen Seiten beleuchten, indem sie nicht nur die Lehre Luther's gegen die Ansichten der Römisch-Katholischen in Schutz nehmen, oder vielmehr letztere als irrthümlich darstellen, sondern auch den Widerspruch zwischen den Glaubenssätzen und dem Leben der Lutherischen offen und schonungslos aufdecken. Hierin erkennen wir schon den tüchtigen, wahrhaft frommen Sinn des Dichters, der die Reformation im vollsten Ernste nahm und in ihr nicht sowol eine Aufstellung von neuen Glaubenssätzen bewillkommnete, als vielmehr die Grundlage einer sittlichern Lebensrichtung erkannte, und daher die Anhänger des neuen Glaubens, zu welchem er sich doch selbst bekannte, ernstlich zu mahnen nicht unterließ, wenn sie, was nur zu häufig der Fall war, die Reform der Kirche als eine Befreiung von den beengenden Fesseln des sittlichen Gebots ansahen, statt in ihr eine strengere Mahnung zur Beobachtung desselben anzuerkennen.

Höchst ergötzlich ist das erste Gespräch: „Disputation zwischen einem Chorherren und Schumacher, darin das Wort Gottes und ein recht Christlich Wesen verfochten wirt." Der Schuhmacher „Meister Hans" ist unser Dichter selbst, der darin eine umfassende Kenntniß der Bibel an den Tag legt und mit deren Aussprüchen den Chorherrn, der sich stets auf die „Decretalen", auf das „geistlich Recht" beruft, von Stellung zu Stellung verjagt, sodaß er sich zuletzt nur hinter den Holzstoß verschanzen kann, mit dem er die Ketzer bedroht.

Das zweite „Gesprech von den Scheinwerken der Geistlichen und jren Gelübden, damit sie zu Verlesterung des Bluts Christi vermeinen selig zu werden", bekämpft die Klostergelübde und das Treiben der Mönche, insbe-

sondere der Beitelorden, die sich arm stellen, kein Geld nehmen, aber „außerhalb dem closter ihre einnemer und außgeber haben, wie die Fürsten und unter dem schein der willigen armuot grosse schetz sammeln, cardinälhüet umb vil tausent ducaten kaufen, und köstliche clöster wie die Fürstenheuser pauen“.

Der Inhalt des dritten Gesprächs: „Ein Dialogus, des Inhalt ein Argument der Römischen wider das Christlich Häuflein, den Geiz, auch ander offenlich Laster ꝛc. betreffend“, und des letzten: „Ein Gesprech eines evangelischen Christen mit einem Lutherischen, darin der ergerlich Wandel etlicher, die sich lutherisch nennen, angezeigt und brüederlich gestraft wirt“, ergibt sich aus dem Titel derselben; wir gehen nicht weiter in sie ein, sondern theilen lieber eine Stelle aus dem ersten Dialog mit, um unsern Lesern eine Probe von der prosaischen Darstellung des liebenswürdigen Dichters und zugleich von seiner gewandten Behandlung der Gesprächsform zu geben:

Choeherr. Lieber, sagt mir noch eins! wie, daß ir Lutherischen nimmer beichtet? Das ist noch viel letzerischer.

Schuoster. Da ist es von Got auch nit geboten, auch nit gemelt, weder im alten noch neuen Testament.

Chorheer. Speach doch Christus, Luca XVII: Get hin und zeigt euch den Priestern ꝛc.

Schuostee. Heißt denn erzeigen Beicht? Das ist mie seltzam Teutsch! Ir mußt mirs höcher mit Geschrift beweisen. Solt so ein groß, nötig und heilsam Ding umb die Oeenbeicht seyn, wie ie davon sagt, so must es von not wegen kläeer in dee Schrift veriast sein.

Chorherr. Ei, wolt ir denn gar nichts tun, denn was von Got geboten und in der Schrift verfaßt ist? Das ist eine elende Sach.

Schuoster. Ich kan dasselbig nit erfüllen, wie Actuum XV; was sol ich denn eest mer auf mich laden?

Chorhere. Ei, es haben aber solche Ding die heiligen Väter in den Conciliis geordnet und bestetigt.

Schuoster. Von wem hant sie den Gewalt?

Chorherr. Christus spricht Joannis XVI: „Ich hab euch noch viel zuo sagen, aber ir künts ietz nit tragen. Wenn aber jenee, der Geist dee Warheit kommen wirt, der wirt euch in alle Warheit leiten!“ — Hört, hie sind die Concilia von Christo eingesetzt.

Schuostee. Ei Christus spricht darvor Joannis XV: „Der Tröster, der heilig Geist, welchen mein Vater senden wirt in meinem Namen, derselb wiet euch alles leren und euch erindern alles das, das ich euch gesagt hab.“ — Hört, Here! er speicht nit, er werd euch neu Ding lern, welches ich euch nit gesagt hab, sondern das, das ich euch gesagt hab, wied er euch eeindern, erklären, auf daß irs recht verstet, wie ichs gemeint hab. Also meint ers auch hernach, da ee speicht: „Er wirt euch in alle Warheit leiten.“

Choeherr. So halt ir von keinem Concilio?

Schuoster. Ja, von dem, das die Apostel zuo Hierusalem hielten.

Chorheer. Haben denn die Apostel auch ein Concilium gehalten?

Schuoster. Ja! Hant ir ein Bibel?

Choeherr. Ja! Köchin, bringt das groß alt Buch herauß!

Köchin. Here, ists das?

Chorherr. Ei nein, das ist das Decretal! Macutier mies nit!

Köchin. Here, ists das?

Chorherr. Ja, ker den Staub heeab. Daß dich dee Rilt wasch! Wolan, Meistee Hans, wo stets?

Schuoster. Sucht Actuum Apostolorum XV.

Chorherr. Sucht selb! Ich bin nit vil darin umbgangen; ich weiß vil nützees zuo lesen!

Schuoster. Secht da, Herr!

Chorhere. Köchin, merk: Actuum am XV. Ich will darnach von wunders wegen lesen, was die alten gesellen guts gemacht haben u. s. w.

Wir haben oben gesagt, daß es vom Standpunkt der Sprachwissenschaft und der Literaturgeschichte ein glücklicher Gedanke war, diese Dialoge herauszugeben; Köhler hat sich dadurch, wie aus den bisherigen Mittheilungen hervorgeht, auch ein nicht unbedeutendes Verdienst um die Geschichte der Reformation erworben; denn es läßt sich die Bewegung der Geister zu jener Zeit nicht besser erkennen als aus den Flugschriften, welche damals aus dem Volk hervorgingen, unter welchen die „Vier Dialoge“ wol mit zu den bedeutendsten und einflußreichsten gehören. Der Herausgeber hat, wie es im Vorwort heißt, in seiner Arbeit bei jedem Dialog den besten der ihm zu Gebote stehenden Drucke zu Grunde gelegt, sie aber nicht buchstäblich abdrucken lassen; vielmehr hat er die Schreibung derselben zu berichtigen, zu regeln und zu vereinfachen gesucht, ohne jedoch alle Eigenheiten derselben, namentlich solche, die mit der Aussprache zusammenhängen, verwischen zu wollen. Nach unserm Ermessen hätte nicht der beste der zu Gebote stehenden Drucke, sondern derjenige oder diejenigen zu Grunde gelegt werden sollen, die von Hans Sachs selbst besorgt wurden. Es wäre eben Aufgabe der Kritik gewesen, dieselben ausfindig zu machen oder nachzuweisen. Nachdrücke dürfen hier nur in sehr untergeordneter Weise beigezogen werden. Wer steht uns aber dafür, daß die von dem Herausgeber bevorzugten Ausgaben nicht Nachdrücke sind? Er hat wenigstens hierüber keine Auskunft gegeben. Was aber die Regelung der Orthographie betrifft, so sind wir der Ansicht, daß es bei Schriften des 15. und 16. Jahrhunderts unpassend ist, Regelmäßigkeit in die Schreibung zu bringen, da die Unregelmäßigkeit eben charakteristisch ist; am wenigsten sollte dies bei Schriften geschehen, in denen der Einfluß der Mundart sichtbar ist. Glücklicherweise ist aber der Herausgeber bei seiner Regelung und Vereinfachung sehr schonend zu Werke gegangen, sodaß er die Eigenthümlichkeiten der Orthographie und mit ihnen auch der Sprache meist bewahrt hat. Die Anmerkungen, welche sich zunächst auf die Sprache, aber auch auf den Inhalt und Sinn der einzelnen Stellen beziehen, zeugen von ebenso großer Belesenheit als Scharfsinn, und wir können daher das Büchlein in jeder Beziehung auf das wärmste empfehlen.

7. Die deutschen Gesellschaftslieder des 16. und 17. Jahrhunderts. Aus gleichzeitigen Quellen gesammelt von Hoffmann von Fallersleben. Zwei Theile. Zweite Auflage. Leipzig, Engelmann. 1860. 8. 2 Thlr.

Das Zeitalter der Reformation bis zum Dreißigjährigen Krieg war für die innere Entwickelung des Bürgerstandes im ganzen glücklich. Wenn auch die Städte ihre frühere Macht und politische Bedeutsamkeit verloren hatten, weil sich die fürstliche Gewalt immer kräftiger

entfaltete, so bewahrten die reichsunmittelbaren Städte doch ihre meist in blutigen Kämpfen gegen Bischöfe, Fürsten und Adel erworbene Selbständigkeit und die den Fürsten unterworfenen erfreuten sich mancher Freiheiten und Privilegien, die ihnen von ihren Herren ertheilt wurden, weil diese einsahen, daß der blühende Zustand derselben ihre eigene Macht vergrößere und kräftige. So gestaltete sich in den meisten Städten, namentlich in den protestantischen, ein zugleich thätiges und heiteres Leben, das sich schon dadurch charakterisirt, daß, wie es in dem Vorwort zur vorliegenden Sammlung heißt, die kunstmäßige Uebung des Gesangs in den geselligen und häuslichen Kreisen des Bürgerstandes Liebhaberei und Mode ward und das Singen so zur bürgerlichen Bildung gehörte, wie ungefähr heutigentags das Klavierspielen. Diese Neigung erhielt durch die damaligen Musiker reichliche und immer neue Nahrung, indem sie die zu ihrer Zeit gangbaren Lieder sammelten und mit ihren Compositionen herausgaben. Dieser Sammlungen erschien eine große Menge, die meisten noch im 16. Jahrhundert, eine nicht geringe Anzahl am Anfang des 17. Jahrhunderts; mit dem Beginn des Dreißigjährigen Kriegs hören sie auf, was aus den traurigen Zuständen der Zeit leicht zu erklären ist. So groß die Zahl dieser Sammlungen ist, so sind die meisten doch jetzt von der größten Seltenheit, und manche sind bisjetzt noch nicht vollständig wieder aufgefunden worden. Zudem liegen diejenigen, welche sich erhalten haben, an den verschiedensten Orten zerstreut, sodaß die Benutzung derselben mit den größten Schwierigkeiten verbunden ist. Hoffmann von Fallersleben hat sich daher durch das vorliegende Werk ein sehr großes, nicht genug zu rühmendes Verdienst erworben. Dasselbe erschien schon vor 20 Jahren in erster Auflage, und überraschte schon damals durch seine Reichhaltigkeit und die glückliche Wahl der mitgetheilten Lieder, sowie durch die sorgfältige Behandlung der Texte. Noch mehr beinahe muß uns die vorliegende zweite Auflage überraschen, die nicht nur alle Vorzüge der ersten theilt, sondern sogar um das Doppelte vermehrt worden ist, was nur durch ein fortgesetztes treues Forschen und Sammeln erreicht werden konnte.

Die alten Sammlungen sind natürlich nicht alle von gleichem Werth; die ältesten sind im ganzen auch die besten; sie enthalten noch viel Volksartiges, Frisches und Poetisches; die spätern, namentlich die aus dem 17. Jahrhundert bieten dagegen schon viele unerquickliche und fade, selbst gemeine Reimereien; viele derselben enthalten sogar nur Uebersetzungen aus dem Italienischen oder Nachahmungen italienischer Texte. Daß Hoffmann nur echt Volksthümliches mitgetheilt, daß er daher vorzüglich aus den ältern Sammlungen geschöpft hat, braucht kaum erwähnt zu werden; dafür bürgt sowol sein guter Geschmack als seine vaterländische Gesinnung.

Seine Sammlung zerfällt in acht Hauptabschnitte: „I. Liebeslieder" (159, in der ersten Ausgabe 86); „II. Frühlingslieder" (14, früher 9); „III. Trinklieder" (92, früher 40); „IV. Jägerlieder" (9, früher 6); „V. Soldatenlieder" (14, früher 5); „VI. Studentenlieder" (17, früher 6); „VII. Ehestandslieder" (23, früher 8) und „VIII. Vermischte Lieder" (73, früher 40). Somit enthielt die erste Auflage 200 Lieder, während die zweite deren 401, also 201 mehr mittheilt. Die Thätigkeit des Herausgebers hat sich jedoch nicht darauf beschränkt, die Sammlung zu vermehren; er hat auch öfters Lieder in bessern und vollständigern Texten gegeben, als es ihm in der ersten Ausgabe möglich war, da ihm bei deren Bearbeitung noch nicht alle Quellen zugänglich waren, die er nun benutzen konnte. Da die Lieder diplomatisch getreu wiedergegeben und daher auch die häufig vorkommenden, veralteten, zum Theil ganz aus dem Gebrauch verschwundenen Ausdrücke beibehalten sind, die daher von den meisten nicht mehr verstanden werden, so hat der Herausgeber diese unter dem Text in der gedrängtesten Form, aber vollkommen hinreichend erklärt. Und so gewährt die Sammlung auch schätzenswerthe Beiträge zum deutschen Wörterbuch.

An sich betrachtet, sind die mitgetheilten Lieder von sehr ungleichem Werth, wie es bei einer solchen Sammlung nicht anders sein konnte, die einen Zeitraum von beinahe anderthalb Jahrhunderten umfaßt. Die besten sind ohne Zweifel diejenigen, welche aus früherer Zeit stammen und nur aus der alten Sprachform in die neue umgegossen sind. Es sind dieselben an der größern Frische und Naturwahrheit leicht zu erkennen. Dies ist vornehmlich bei den Liebesliedern der Fall, die immer roher, sinnlicher werden, je jüngern Ursprungs sie sind. Unter den neuern nehmen die Trinklieder den ersten Rang ein, in denen sich noch wahre und natürliche Empfindung am ungetrübtesten äußert; doch sind auch hier die ältern im ganzen gesünder und frischer. In die spätern hat sich sogar die Unsitte der Sprachmengerei öfters übermäßig eingedrängt, die freilich hier manchmal einen passenden komischen Effect hervorbringt. Von culturgeschichtlichem Interesse sind, genau betrachtet, alle mitgetheilten Gesänge, vornehmlich aber die Soldaten- und zum Theil die Studenten- und Ehestandslieder, da diese manchen tiefen Blick in die Sitten und Verhältnisse der betreffenden Jahrhunderte gewähren.

8. J. Frischlin's Hohenzoller'sche Hochzeit. 1598. Beitrag zur schwäbischen Sittenkunde. Von Anton Birlinger. Freiburg im Br., Herder. 1860. Gr. 8. 18 Ngr.

J. Frischlin war der Bruder des durch seine Genialität und seinen tragischen Tod berühmt gewordenen Nikodemus Frischlin, dessen Andenken in neuerer Zeit durch David Strauß erneuert worden ist. Freilich scheint Jakob Frischlin wenig von der Genialität seines Bruders gehabt zu haben, vielmehr war er ein gewöhnlicher pedantischer Gelehrter, der in dem Umgang mit den Classikern des Alterthums weder seinen Geschmack gebildet, noch seine Phantasie und seinen Geist bereichert hatte. Doch ist es eben sein Pedantismus, der uns im 19. Jahrhundert zu statten kommt, da wir ihm die ausführliche Beschreibung der Feierlichkeiten verdanken, welche bei der Vermählung des Grafen Eitel Friedrich von Hohenzollern-Sigmaringen mit Franziska, Tochter des Wildgrafen zu Dhaum

und Kürburg, im Jahre 1598 auf dem Schlosse zu Hechingen stattfanden. Diese Beschreibung, welche vom ästhetischen Standpunkte aus geradezu widerlich ist, gewährt dagegen einen reichen Blick in die Sittenzustände des höhern Adels im 16. und 17. Jahrhundert, da sie in einer mehr als behaglichen Breite nicht nur alles berührt, was bei dergleichen Feierlichkeiten vorzukommen pflegte, sondern auch alles, was auf irgendeine Weise mit dem Leben der höhern Stände in Beziehung stand. Da wird von den Vorräthen berichtet, welche auf die Hochzeit gerüstet wurden, von der Kleidung des Bräutigams und der Braut, von dem Einzug der beiden Verlobten, von dem „Trommetenhall und Karthaunenknall", der dabei stattfand:

Darvon der Erdboden thet erbeben,
Der Schloßberg auch erzittern eben,
Als wenn der Berg Aetna erplatzlet,
Der denn auch vil Feur außspeatzlet.

Wie der Einzug, so wird auch die Trauung bis ins einzelnste Detail beschrieben, sodaß man bis auf die Schritte zählen könnte, die jeder der Betheiligten dabei that, und keine Bewegung vergessen wird, die er vorgeschriebenermaßen zu machen hatte. Der Trauung folgte ein glänzendes Nachtessen, bei welchem dreißig vom Adel die Speisen auftrugen. Das kostbare Silbergeschirr, die verschiedenen Schaueſſen, die Kleidung der Gäste — mit einem Wort nichts wird vergessen, um uns einen Begriff von der Pracht und dem Aufwand zu geben, der bei dieser Gelegenheit entfaltet wurde. Hierauf folgt die Schilderung des Tanzes, den der Graf mit seiner Braut eröffnete; ihnen tanzten zwei Grafen mit brennenden Fackeln vor und zwei Freiherren nach. Den letzten Tanz machte der Rheingraf Otto mit der Fräulein Braut:

Als er ein wenig hat gedantzt,
Mit je im Saal herumb erglantzt,
Vor meinen augen mir verschwundt,
Das ich ihn nicht mehr sehen kundt,
Und sie heimlich wegk thet füren,
Das es schier niemand kundte spüren.

Doch folgte ihnen der Bräutigam und die ganze Gesellschaft bald nach; die zwei Brautführer legten die Braut ins Bett: „Ir weisse Kleyder noch an hett"; dann wurde auch der Bräutigam hineingelegt; aber nach einer Weile standen sie wieder auf und nahmen die Glückwünsche der Gäste an. Der Dichter läßt natürlich die Gelegenheit nicht vorübergehen, das Brautgemach sammt dem Brautbett zu beschreiben, welches von Gold und Seide strotzte. Als alle zu Bett gegangen waren, ging der Dichter in ein Gemach, wo er von „zwey Uhr bis am liechten Tag" ein lateinisches Carmen machte:

Mit dem ich beede Eheleut nen
Angsungen hab ohn allen scheu:
Denn ich gedachte, dieser Wunsch,
Ob Gott will, wird nicht seyn umbsunst.

Der folgende Tag wurde der Ueberreichung der Geschenke an die Eheleute gewidmet; diese werden mit der größten Ausführlichkeit beschrieben, wobei der ehrliche Frischlin seine Verwunderung über den unerhörten Reichthum und Luxus nicht verbergen kann, der dabei an den Tag gelegt wird. Der Geschenke waren aber so viele, daß er sie nicht alle aufzählen konnte. Am Dienstag unter anderm fand ein großes Essen auf dem Rathhaus statt, bei welchem über dreißig Fuder Wein getrunken wurden. Der Mittwoch wurde mit einem „Ringlinstechen", der Donnerstag mit einem Turnier gefeiert, bei welchem wiederum die größte Pracht entfaltet wurde, indem die Herren in den glänzendsten und kostbarsten Aufzügen erschienen. Am Freitag wurden die Feierlichkeiten geschlossen und die Gäste nahmen allerseits von dem jungen Ehepaar Abschied.

Schon aus dieser gedrängten Uebersicht wird es ersichtlich geworden sein, wie viel aus der Reimerei für die Cultur- und Sittengeschichte gewonnen werden kann; es hat sich daher der Herausgeber ein wahres Verdienst um dieselbe erworben. 8.

Victor Hugo.

Victor Hugo, geschildert von einem Genossen seines Lebens. Mit noch ungedruckten Werken Victor Hugo's, unter anderm einem Drama in drei Acten: „Inez de Castro." Deutsch von A. Diezmann. Autorisirte Uebersetzung. Zwei Bände. Leipzig, Steinacker. 1863. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Als der alte, selige Dr. Karl Mager, ein äußerst scharfsinniger Kritiker, sobald er einmal den richtigen Gedanken erfaßt hatte, seine französische Literaturgeschichte schrieb, ging er an Victor Hugo mit einem Gemisch von Verehrung und Aerger, welches er dadurch ausdrückte, daß er meinte: Schade um ihn, er fing so brillant an, aber es ist Zeit, daß er als Pair oder Akademiker seinen Rückzug nehme, um nicht, wie so viele Dichter, bei Lebzeiten schon todt zu sein. Mager schrieb dies etwa 1836, als eben die „Dämmerungsgesänge" Victor Hugo's erschienen waren. Sie waren in der That der krankhafte Ausdruck des Subjectivismus höchster Art, und nahm man dazu die übertriebene, ins Bizarre geführte Richtung der Victor Hugo'schen Romantik, wie sie in seinen Dramen namentlich die Vergötterung des absolut Häßlichen systematisch betrieb, so konnte man allerdings sagen, daß der Ruhm des von Chateaubriand als „enfant sublime" bezeichneten Dichters anfange, der Welt lästig zu werden. Victor Hugo schien in der That Mager's guten Rath, wenn er je von ihm gehört, befolgt zu haben. Er hing die Leier an die Wand, steckte das Schlachtschwert ein, schrieb keine Romane, keine Gedichte, keine Dramen mehr; aber er wurde Pair von Frankreich, dann Akademiker und mehr und mehr ein Politiker, sogar ein Republikaner. Als solcher war er bekanntlich Deputirter der Nationalversammlung von 1848 und wurde von Napoleon beim Staatsstreich 1851 verhaftet und exilirt. Erst in dem Unglück der Verbannung erwachte seine Muse wieder und bildete mehr und mehr den Trost eines leidenschaftlichen Geistes, der unvertilgbaren Groll gegen den jetzigen Machthaber Frankreichs nährt. Die 1856 erschienenen „Contemplations" und der vor zwei Jahren herausgekommene Roman „Les misérables" haben gezeigt, daß der Strom seines dichterischen Genius in voller Kraft den Weg zum Licht nach fast zwanzigjährigem Verlorensein im Geklüft der Tagesfragen wiedergefunden hat. Nicht, wie so oft, hat die Politik die Musen ertödtet und die dichterische Productivität erstickt. Glücklicher als der Genosse seines Ruhms, Lamartine, hat Victor Hugo im Exil auf Guernsey, wo er als Philanthrop verehrt wird, die alte Leier wieder herabgenommen und weiß noch dem Reichthum ihrer Saiten die alten tiefen Accorde zu entlocken.

Das vorliegende Werk handelt über Victor Hugo, aber es ist auch als eine Arbeit desselben anzusehen. Der „Genosse

seines Lebens" mag seine liebenswürdige, hochgebildete Frau sein; sie mag das Werk geschrieben haben, aber ihr Gatte wird nichtsdestoweniger dessen wahrer Autor sein. Er wird des Abends im Kreise der Seinen, für die er hingebend lebt, Bild auf Bild seines in mancher Hinsicht wechselvollen Lebens entrollt und der Genosse dieses Lebens wird es dann wol tags darauf geschrieben haben. Es gibt eben nur einen Victor Hugo'schen Stil und den erkennt man auch aus diesem Buch. Es ist überreich an den effectvollsten Antithesen, die man wegen ihrer concentrirten Geistfülle immer bewundern muß; es hat die so eigenartig schön colorirten Bilder, die nur der Verfasser von „Notre-Dame" liefern kann; Gedanken und Worte decken sich auch hier vollkommen wie congruente Dreiecke, der Ausdruck gehorcht, wie immer, blind, wie eine Armee dem Commandirenden, der sie manövriren läßt. Diese Biographie ist deshalb ein Roman, ein höchst fesselnder, geistvoller, aus einzelnen reizenden Genrebildern bestehender Roman, dem gleichwol nur die einfache Wahrheit der Erlebnisse zu Grunde liegt. Darin kennzeichnet sich eben die Meisterschaft der Erzählungskunst, wie sie Victor Hugo in so hohem Grade eigen ist.

Die Biographie Victor Hugo's ist bekannt; in jeder Literaturgeschichte der Franzosen kann man sie finden. Leute von solchem Ruhm und — offen gesagt — von solchem Ehrgeiz, berühmt sein zu wollen, wie es den Franzosen fast immer und Victor Hugo besonders eigen ist, sorgen schon dafür, daß sie ihren Plutarch finden. Auch ist die Lebensgeschichte bis zur Decemberrevolution nicht eben besonders reich an ungewöhnlichen Ereignissen. Sie ist in der Kindheit wechselvoll, weil der Vater, ein französischer General der Napoleonischen Armee, bald in Italien oder Spanien oder Paris war, wohin dann die Familie mitwanderte. Nachher kommt die Carrière des Dichters, eine durchaus literarische, aber sehr interessant, weil sie von Haus aus mit dem Ruhm buhlte und einen erbitterten Kampf für den beneideten und bestrittenen Ruhm enthält. Nichts anderes ist auch in dem vorliegenden Werke erzählt; es beginnt von der Kindheit und geht bis zu dem Moment, da Victor Hugo in die Akademie 1841 eintrat, also einen Abschnitt seiner literarischen Thätigkeit endigte. Aber, wie gesagt, diese bekannten Lebensereignisse sind vortrefflich erzählt. Zunächst die Kindheit, von welcher ganz allerliebste Bilder geliefert werden, die zum Relief die militärische Geschichte des Vaters und die der Zeit Napoleon's haben. Vieles davon ist zwar schon in den Memoiren des Generals Hugo erzählt, der von Joseph, dem traurigen König von Spanien, zum Grafen erhoben wurde; aber diese Einzelheiten der Erinnerungen seines Sohnes, welche vornehmlich mitgetheilt werden, durchweben doch dies Bekannte mit einem eigenthümlichen Reiz. Daß Victor Hugo von Haus aus so eine Art Wunderkind war und sich noch jetzt erinnert, welche geistreichen Aussprüche er als kleiner Junge gethan, nun dafür ist er Franzose und nebenbei wirklich ein früh gezeitigtes Genie. Die Selbstverherrlichung ist zudem doch nur in maßvoller und indirecter Wiese erfolgt; ein Biograph würde ihn vielleicht stärker beweihräuchert haben. Als weniger durch die Biographien bekannt, heben wir aus dem Buche hervor, daß Hugo's Frau eine geborene Foucher ist, eine Kindesliebe, welche zu einer der glücklichsten Ehen wurde. Eine mitgetheilte Jugendarbeit, die vor der eigentlichen Eröffnung der literarischen Laufbahn verfaßt war, das Drama „Inez de Castro", hat uns wenig behagt; es ist eben in allem unreif; aber in dieser Jugendarbeit liegen gleichwol schon in aller Prägnanz die Tugenden und Schwächen, welche Victor Hugo später als dramatischen Dichter auszeichneten.

Die dramatische Thätigkeit und Carrière wird denn auch vorzugsweise im zweiten Bande behandelt. Es ist die Coulissengeschichte der Dramen, des „Cromwell", des „Hernani", der „Marion Delorme", der „Borgia" u. s. w., die hier erzählt wird und welche die pikantesten Einblicke in jenen großen literarischen Kampf zwischen den Classikern, den Anhängern des alten Tragödienstils, und den Romantikern, den kühnen Fechtern für die Freiheit der dramatischen Kunst, deren leidenschaftlichster Chorführer Hugo war, gewährt. Die Sache ist heute abgethan, dieser Kampf gehört der Literaturgeschichte an; aber aus diesem Gesichtspunkt haben die Mittheilungen ihren Werth. Bemerkenswerth ist übrigens die Schnelligkeit und Leichtigkeit, mit welcher Hugo seine Dramen wie seine Romane producirte, worüber genau Buch gehalten ist.

Einen großen Abschnitt des Werks bildet ferner Victor Hugo's Plaidoyer gegen die Todesstrafe. Schon im Jahre 1829 gab der Dichter ein kleines Werk heraus: „Der letzte Tag eines Verurtheilten", in welchem mit außerordentlichem Feuer und hinreißender Beredsamkeit gegen die Todesstrafe plaidirt wurde. Victor Hugo hat bis heute die Bekämpfung derselben mit den ihm zustehenden Mitteln der Beredsamkeit zu seiner Mission gemacht. Die Beweise dafür enthält das vorliegende Buch; sie gehen bis zum Jahre 1862. Er vertheidigte als Pair von Frankreich vor Gericht um dieser Ursache willen seinen Sohn Karl, der angeklagt war, über eine Hinrichtung in seinem Journal eine Philippika gegen den Henker losgelassen zu haben und der deshalb auch zu sechs Monaten Gefängniß verurtheilt wurde. Im Jahre 1854 beschwor er die Bewohner von Guernsey, die Todesstrafe abzuschaffen; als sie infolge dessen für einen Verurtheilten um Gnade baten und von Lord Palmerston abschlägig beschieden wurden, richtete Hugo deshalb einen leidenschaftlichen Brief an diesen Minister, in dem er ihm das Gräßliche und Barbarische der Todesstrafe vorhielt. Aehnlich suchte er durch Briefe die Nordamerikaner, die Belgier und die Genfer zur Abschaffung der Todesstrafe zu bewegen; er hatte mehrmals die Genugthuung, die Opfer, um derentwillen er für ein Princip plaidirt hatte, dem Henker zu entziehen, ja, durch seine Einwirkung verwarf 1862 das genfer Volk den Paragraphen, welcher die Todesstrafe in dem revidirten Constitutionsentwurf beibehielt.

Die Lebensgeschichte geht, wie schon erwähnt, nur bis zum Jahre 1840. Von da an begann Victor Hugo's politische Laufbahn, welche den Gegenstand einer neuen Schrift bilden soll.

Eduard Schmidt-Weißenfels.

Zur Criminalliteratur.

Enthüllungen aus dem Criminalleben. Authentische Aufzeichnungen und Erzählungen von unschuldig Verurtheilten. Herausgegeben von Karl Friedrich Buchwald. Erster Theil. Leipzig, Wilfferodt. 1863. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Der Hauptton liegt bei diesen Enthüllungen auf „unschuldig Verurtheilten". Glücklicherweise klingt der Titel gefährlicher als die Enthüllungen wirklich sind. Man fürchtet, darin unendlich vielen Justizmorden zu begegnen, indeß ist die Furcht mehr oder weniger ungegründet. Zu eigentlichen Hinrichtungen oder Einkerkerungen auf Lebenszeit kommt es nicht, wenn es auch sehr nahe daran vorbeigeht. Bei andern Enthüllungen aus dem Criminalleben, wie sie jetzt den Markt so vielfach überschwemmen, tritt uns Frau Justitia in ihrer vollen Majestät mit unfehlbarem Ernst und feierlicher Würde entgegen, sie ist die Allwissende, die in das Herz des verstockt leugnenden Missethäters hineinsieht; hier wird ihr eine gewisse Blindheit, der Mangel an Einsicht vorgeworfen, ihr wol gar auf einen Augenblick die Schellenkappe der Einfalt aufgedrückt. Das ist neu und um deswillen haben diese Enthüllungen ihre volle Berechtigung, wenn auch dadurch unsere früher an verschiedenen Stellen kundgegebene Meinung von dem Ueberfluß an Criminalgeschichten, wie er jetzt überall hervorschießt, in nichts geändert wird. Interessant dabei ist, daß auch die Justizpflege der Gegenwart mit betroffen wird. Denn wer sich da etwa freut betonen zu können: „ja diese Enthüllungen spielen in alter, grauer Zeit", der täuscht sich. Gerade dieses Jahrhundert liefert dazu drei, das vorige nur ein Beispiel.

Die kürzeste der Enthüllungen heißt: „Ein Lamm als Tiger", eine wahre Geschichte aus dem norwegischen Leben. Tollef Ohlsen aus dem Hallingthale, ein junger Mann von milder,

friedlicher Gemüthsart, wird von Ole Gundersen, einem Haußirer, so lange feindselig verfolgt, bis er sich endlich zur Rache entschließt und sie am 10. December 1858 ausführt, indem er den Ole Gundersen durch einen Schuß tödtet, darauf sich aber selbst von einem Felsen stürzt. Die Geschichte steht eigentlich mit dem Titel des Buchs nicht recht im Einklang. Der Verfasser scheint aber darauf den Accent zu legen, daß Tollef, obschon er nur einen Act der Nothwehr begangen, gleichwol von dem Criminalgerichte als Mörder würde verurtheilt worden sein.

Die längste der Geschichten betitelt sich: „Der Geheimschreiber Hartnack und seine Tochter“, Criminalnovelle aus dem Anfange dieses Jahrhunderts; wir halten sie aber nicht für die gelungenste. Der Verfasser hat sich offenbar in ausschmückenden Zuthaten gefallen und namentlich am Schlusse einen persiflirenden Ton gegen die philiströse Rathsherrlichkeit einer kleinen holsteinischen Landstadt angeschlagen, der im schneidenden Widerspruch mit einer hochnothpeinlichen Execution steht. Der Geheimschreiber Hartnack war nach der Schilderung des Verfassers ein Auswurf der Menschheit, er tyrannisirte das holsteinische Städtchen aufs schrecklichste. Zuletzt verheirathete er sich mit einer Witwe und ward dadurch Vater einer Stieftochter. Diese haßte den hinterlistigen Stiefvater. Nach dem Tode ihrer Mutter glaubte Laura, so hieß die Tochter, die Peinigungen ihres Stiefvaters nicht mehr ertragen zu können. In ihrem Widerwillen ward sie durch Eva, die Dienstmagd, unterstützt. Eva gab's ihr ein, man müße den ohnehin dem Tode nahen Hartnack vergiften. Sie kaufte vom windbeuteligen Provisor Conading, einem Berliner, Rattengift und schüttete es unter Hartnack's Hafersuppe. Kaum hatte sie Hartnack gegessen, so schrie ihm Eva zu: „Ihr habt nur noch wenige Augenblicke zu leben“ u. s. w. Vor Schreck stürzte Hartnack nieder, todt war er. Noch begann man nicht im Städtchen zu munkeln; doch Conading erpreßte von Laura Geldsummen und verschwand. Laura verheirathete sich. Nach mehrern Jahren kam es heraus, Hartnack sei vergiftet. Eva starb vor Schreck, Laura ward verhaftet. Sie bekannte sich schuldig; der wiederausgegrabene Hartnack hatte zwar Gift nicht in sich, auch schien dem Gerichte die Sache nicht klar, doch Laura blieb bei ihrer Schuld und somit mußte sie zum Tode verurtheilt werden. Immer und immer zögerte man mit der Execution, endlich sollte sie vollzogen werden. Conading war aus Amerika nach Hamburg zurückgekehrt. Er las in der Zeitung von der bevorstehenden Hinrichtung. Da miethete er Extrapost, fuhr und fuhr. Gerade als endlich — endlich der Scharfrichter das Beil aufheben wollte, brauste jener heran und rief der Versammlung zu, nicht Arsenik sondern Cremortartari habe er damals der Eva verkauft. Die Geschichte endet beinahe als Farce.

Die „Abenteuer eines Gelehrten auf einer Reise von Christiania nach Kopenhagen im Jahre 1764“, Novelle nach einem alten Manuscripte im Pfarrhause zu N., geben einen würdigen Beitrag zu der Gefahr, in die man Anno 1764 so gut wie jetzt gerathen konnte, wenn man einem armen Teufel, der den Verführer seiner Braut ermordet hatte, Gelegenheit zum Entwischen gab, um so mehr, wenn derjenige, der dieses that, ein „deutscher Magister“ war. Besagter Magister ward denn auch wohlverdient auf die Citadelle gesetzt, d. h. nur auf Betrieb desjenigen Lieutenants, welcher jenen armen Teufel zu escortiren gehabt hatte. Aber der Himmel war offenbar mit diesem Candidatus theologiae und Magister artium. Denn unter dem Fenster seiner Zelle promenirten zwei hochgeborene Herren, ihnen klagte er sein Leid, und die Herren? niemand anders als Graf Bernstorff, der Minister, und der König Friedrich V. waren es. Bald wurde der Magister aus der Gefangenschaft befreit und, man höre wie's in der alten inhumanen Zeit herging, zum Grafen Bernstorff zu einer Soirée geladen, bei der auch der König zugegen war. Der Magister mußte seinen Lebenslauf erzählen. „Als ich mitten in meiner Erzählung war, öffnete sich die Thür, der die Gesellschaft den Rücken, ich aber das Gesicht zukehrte, und herein trat ein Mann, in dem ich sogleich das Original des Bildes, an dem ich mich im Bibliothekzimmer (des Grafen vorher) ergötzt hatte, erkannte. Er ging auf den Zehen, um nicht zu stören und setzte sich, nur von mir bemerkt, auf ein hinter dem Grafen Bernstorff stehendes Tabouret.“

Der Magister erzählte nun pathetisch zu Ende, mit einer Stelle aus Klopstock's «Messias» schließend.

„Jetzt schwieg ich und der Schweiß stand mir vor der Stirn in großen Perlen. Der König und alle übrigen sahen ernst und bewegt theils auf mich, theils auf den Fußboden. Nur das neu hinzugekommene Original des Gemäldes von Juel lächelte und drohte mir schelmisch mit dem Finger. Ich wußte nicht, wie ich das verstehen sollte. Da räusperte sich der König und sagte: «Sie haben viel erlebt in kurzer Zeit und es einfach schön erzählt und darum um so mehr unsere Herzen gerührt. Auch das Citat aus dem Messias war passend und ein glücklicher Einfall. Ich möchte nur wünschen, daß unser Klopstock, den wir jeden Tag von einer Reise nach Quedlinburg zurückerwarten, zugegen gewesen wäre.» Da erhob sich der unbemerkt Eingetretene und sagte: «Er ist zugegen und dankt Ew. Majestät auf das innigste für die hohe Gnade dieses Wunsches.» Nun ging's freudig durcheinander: «Klopstock! Klopstock! Willkommen! Wieder da? Wann angekommen? Sich auf den Zehen hereingeschlichen?»“

In der Hoffnung, mit dieser kleinen Scene einen hübschen Literaturbeitrag zum Verhältnisse Klopstock's zum dänischen Hofe zu liefern, haben wir sie ausführlich ausgezogen.

Das vierte Stück: „Ein Hut als Verräther“, nach den Papieren eines Gerichtshofpräsidenten bearbeitet, jedenfalls die spannendste unter den vier Geschichten, spielt 1837 in Frankreich. Diese Geschichte bietet in Wahrheit das, was der Titel des Buchs verspricht: Enthüllungen über unschuldig Verurtheilte. Ernestine Gabriele Beaucaire war zum Tode verurtheilt, weil eine Masse von Thatsachen dafür sprach, daß sie ihre Freundin und Wohlthäterin, eine Frau von Brémont, erdrosselt hätte. Der Mord war geschehen, während der Gatte, Herr von Brémont, auf längere Zeit von Paris abwesend war. Ein junger Advocat Dormeuil nimmt sich endlich der Verurtheilten an. Er untersucht nochmals das Hotel der Brémont. Nichts findet sich zur Aufklärung, nur ein Hut erregt die Aufmerksamkeit des Advocaten. „Wem gehört der Hut? Dem Herrn von Brémont, dem noch immer von Paris abwesenden, es ist derselbe Reisehut, den Herr von Brémont mit auf seine lange Reise nach Rußland genommen hat. Man lockte nun Herrn von Brémont nach Paris, und bald gestand er, der Mörder seiner Gattin zu sein. Wir enthalten uns der weitern spannenden Details des Criminalfalles, aber das müssen wir noch hervorheben, daß so ein französischer Criminalfall gleich unendlich schön, d. h. romanhaft daliegt, man braucht nur die nackten Thatsachen abzuschreiben, und man hat den schönsten Schauerroman. Nehme man nur hier die interessante Situation: Eines Tages will Frau von Brémont einen Ball hinter dem Rücken ihres Gemahls, natürlich an der Hand ihres Galans besuchen. Sie beredet die unschuldige Ernestine Beaucaire, sich in ihr (der Frau von Brémont) Bett zu legen, der gewöhnlich in der Nacht berauscht nach Hause kommende Herr von Brémont würde den Betrug nicht merken. Und Ernestine legt sich in das Bett der Freundin. Und Herr von Brémont kommt heiter nach Hause. Und ... in der That, in diesem Paris geschieht das gleich so interessant romanhaft, da hat es ein Romancier unendlich leicht. Ob das nun so einem ernsten Falle wie diesem, oder so einem lustigen, wie dem jüngst in Paris anhängig gewordenen, gilt, in welchem der Herzog Karl von Braunschweig, unglückseligen Angedenkens, von einer vornehmen Dame gezwungen werden sollte, sie als seine leibhafte Tochter anzuerkennen — es geschieht so etwas in Frankreich nun einmal gleich von vornherein unsagbar spannend.

Emil Müller-Samswegen.

Aus der deutsch-dänischen Geschichte.

Deutsch-dänische Geschichte 1189—1227 von Rudolf Usinger. Berlin, Mittler und Sohn. 1863. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Unsere Zeit ist durch die schleswig-holsteinische Frage heftig aufgeregt, die Periode aber, welche das vorliegende Werk behandelt, liegt den Deutschen im ganzen genommen ziemlich fern. Nicht so ist dies in Dänemark der Fall, denn es ist der Glanzpunkt dieses kleinen Inselreichs, die Zeit der Söhne des großen Waldemar, da es den Anschein hatte, als ob sich ein Dänenreich bilden würde, welches die gesammten Länder der Ostsee von der Schlei bis zum Finnischen Meerbusen umfaßte. Gerade diese Periode ist begreiflicherweise in der dänischen Literatur in so mannichfachen Formen bearbeitet und durch Lieder, dramatische Erzählungen und geschichtliche Romane dem Volke so zugänglich geworden, daß es in Dänemark kaum einen Schulknaben geben dürfte, der nicht von den Heldenthaten Waldemar des Siegers und von dem Verrath Heinrich's von Schwerin zu erzählen wüßte. Natürlich erscheinen, da es sich hauptsächlich um Kämpfe gegen Deutschland handelt, in diesen epischen und romantischen Bearbeitungen die Dänen durchweg als streitbare und edelherzige Helden, die Deutschen größtentheils als hinterlistige und habgierige Schwächlinge, nicht selten auch als wahre Teufel in Menschengestalt, und die ungemeine Popularität mehrerer derartiger Werke haben ihre Wirkung auf die heutige Generation nicht verfehlt. Namentlich haben die historischen Romane B. S. Ingemann's (der erste derselben „Waldemar der Sieger" erschien zuerst 1826) mehr dazu beigetragen, jene krankhafte, gelegentlich bis zum Komischen gesteigerte Gereiztheit gegen Deutschland hervorzurufen, als die Dänen zuzugeben geneigt sind.

Wenn die Dänen nun noch heutzutage mit mehr Patriotismus als Geschichtskenntniß in Erinnerung an jene verschollene Ruhmesperiode schwelgen, so mag es auch für die Deutschen gerade jetzt Anlaß sein, der Zeit zu gedenken, da ein dänischer König seine siegreichen Waffen bis über die Elbe trug und ein deutscher Kaiser weite und fruchtbare Gebiete kaltblütig vom Reiche trennte, um sie jenem zu überlassen. Die Arbeit, die der Verfasser des vorliegenden Werks diesem Zwecke gewidmet hat, ist die Frucht eines höchst sorgfältigen und umsichtigen Quellenstudiums. So groß ist sein Bestreben, unparteiisch zu erscheinen, daß man an manchen Stellen die Worte eines Dänen zu vernehmen meint. Hinsichtlich der Form steht er allerdings manchem seiner Vorgänger nach, vor allem hält seine Darstellung in dieser Beziehung nicht im mindesten einen Vergleich mit der meisterhaften Schilderung aus, die Dahlmann in seiner „Geschichte Dänemarks" von dieser Periode gibt. Daß der Verfasser diesen, sowie Waitz in seiner „Geschichte Schleswig-Holsteins" in manchen Punkten berichtigt, geben wir gern zu, bei andern Stellen dürften die Conjecturen des Verfassers schwerlich allgemeinere Zustimmung finden. Sein Hauptverdienst liegt in dem Fleiß, mit dem er die Quellen aufgesucht und verglichen und sich auf diese Weise in den Stand gesetzt hat, über einige wesentliche Verhältnisse jener Zeitperiode einer großen Umgestaltung im Norden Deutschlands neues Licht zu verbreiten.

Selten ist ein kleiner Staat in so kurzer Zeit aus dem Zustande der tiefsten innern Zerrüttung zu einer solchen Machtstellung gelangt, wie Dänemark unter Waldemar dem Großen und dessen Söhnen, und wenige Mächtige sind so plötzlich und gewaltsam von ihrer Höhe herabgestürzt ohne jede vorausgehende Senkung des Glücks wie Waldemar der Sieger. Es war allerdings nicht die erste Ruhmperiode des Reichs. In dem zweiten Jahrzehnt des elften Jahrhunderts eroberte Svend Gabelbart (Tveskjäg) England, sein Sohn Knut der Mächtige beherrschte Dänemark, England und Norwegen. Dann kam eine lange Zeit der Thronstreitigkeiten, der Erniedrigung, des tiefen innern Verfalls, aus der Waldemar der Große das Land durch Kriegsarbeit eines Vierteljahrhunderts errettete. Was den Nationalstolz am schwersten kränkte, war die Lehnsabhängigkeit vom Deutschen Reiche, die seit den Zeiten des Stammvaters dieser Dynastie, Svend Estridson, des Schwestersohnes Knut des Mächtigen, auf Dänemark gelastet hatte. Noch Waldemar der Große hatte 1162 dem Kaiser Friedrich Barbarossa auf dem Reichstage zu St.-Jean-de-Laune die Lehnstreue geloben müssen, erst sein Sohn Knut VI. hatte, durch den Fall Heinrich's des Löwen von den Schranken befreit, die seines Vaters Thätigkeit eingeengt hatten, es wagen können, die auch von ihm begehrte Huldigung auf das bestimmteste zu verweigern. Die Trümmer des gewaltigen Welfenreichs, die jetzt statt der ungeheuern Machtvereinigung an Dänemark stießen, hatte er bei seinem schwer zugänglichen Lande nicht zu fürchten. Sein Bruder und Nachfolger, der zweite Waldemar, den die Nachwelt den Sieger nannte, hielt für eine Zeit lang zwischen der noch immer großen welfischen Partei und dem kaiserlichen Ansehen der Hohenstaufen die Wage der Macht. Als der jugendliche Hohenstaufe, Friedrich II., aus Italien nach Deutschland kam, arm, fast unbegleitet, aus tausend Reisegefahren kaum errettet, suchte er eifrig die Bundesgenossenschaft des Dänenkönigs, und bedachte sich nicht, im Jahre 1214 in einer zu Metz ausgestellten Urkunde diesem alle Lande nördlich von der Elde und Elbe abzutreten. Die Elde aber ist ein kleiner mecklenburgischer Nebenfluß der Elbe, und der Vertrag ließ somit die Ostgrenze hier vollkommen unbestimmt. Dies aber hätte gar leicht dem Dänenreiche einen außerordentlichen Machtzuwachs bringen können, da Rügen und das benachbarte Festland schon seit mehr als einem halben Jahrhundert dänisch war, da Waldemar's Krieger und Bischöfe bereits in Esthland festen Fuß gefaßt hatten, und das dazwischenliegende, noch von slawischen Völkerstämmen bewohnte Land durch die fortschreitende Christianisirung nothwendig dem germanischen, es fragte sich nur ob dem deutschen oder dänischen Element unterliegen mußte.

Bekannt ist, wie Waldemar inmitten seiner Siegeslaufbahn von dem von ihm beleidigten Grafen Heinrich von Schwerin nächtlicherweile auf der kleinen Insel Lyö bei Fünen überfallen und nebst seinem jungen, bereits gekrönten Sohne gefangen wurde, wie er sich durch ein fast unerschwingliches Lösegeld, durch Abtretung aller Lande südlich von der Eider und durch den Eid, niemals sich rächen zu wollen, lösen mußte, wie er sich durch Papst Honorius von seiner eidlichen Verpflichtung entbinden ließ und endlich doch in der Schlacht bei Bornhöved am 22. Juli 1227 unterlag. Seitdem machte Waldemar keinen Versuch mehr, sich mit Entschiedenheit in die deutschen Angelegenheiten zu mischen. Für denjenigen aber, der die menschliche Natur und deren Gebrechen kennt, wird es nichts Auffallendes haben, daß auch im folgenden Zeitraum, als Dänemark selbst von den holsteinischen Grafen erobert und unterjocht war, die Idee des Großreichs noch in der Brust des elendesten unter den Nachkommen des Siegers fortlebte und die Erinnerung daran das geknechtete und unter sich zerspaltene Volk zu einer vorübergehenden Energie aufregen konnte.

Die Eider hatte aufgehört ein Grenzfluß zu sein, die Herzogthümer Schleswig und Holstein hatten sich zusammengefunden, und ihre Vereinigung blieb Jahrhunderte hindurch im wesentlichen unangetastet. Da erhob sich in unserer Zeit von Dänemark aus ein Ruf, der allmählich zu einem lauten Geschrei anschwoll: „Dänemark bis zur Eider!" Man wollte ja nicht erobern, man wollte nur die alte Landesgrenze, wie sie bei Gründung des Dänenreichs durch Gorm den Alten im 10. Jahrhundert die Ausbreitung des Volks von selbst mit sich gebracht, wie sie Karl der Große und dessen Nachfolger festgesetzt, wie sie Waldemar selbst nach seinem Sturze behauptet hatte. Wie versöhnlich war nicht anfangs die Sprache des dänischen Casinoministeriums von 1848 gegen Holstein! Laßt uns Schleswig, wir wollen euch nicht im mindesten hinderlich sein, euch selbst eine Verfassung zu geben, euch den Einheitsbestrebungen Deutschlands anzuschließen. Und jetzt? Als vor kurzem der alte Vorkämpfer des Eiderdänenthums, Grundtvig, den Vorschlag machte gegen Abtretung Holsteins und Lauenburgs Schleswig unauflöslich mit Dänemark zu verbinden, brach ein wahrer Sturm

des Unwillens in allen politischen Organen aus. Und doch hatte er nichts gesagt, als was im Jahre 1848 die ganz allgemein herrschende Doctrin jener Organe gewesen war. Woher diese Umwandlung der öffentlichen Meinung?

Ein Däne würde vielleicht hierauf antworten: „Ja, wir haben eingesehen, daß es unmöglich ist, Schleswig gegen die raubgierigen Deutschen zu behaupten, ohne zugleich Holstein zu besitzen.“ Nun, diese Einsicht ist immerhin ein Fortschritt, es ist immerhin anerkennenswerth, wenn die Dänen endlich begreifen, daß die Eidergrenze eine Unmöglichkeit ist, daß die Herzogthümer auf die Dauer nicht voneinandergerissen werden können. Freilich sträubt man sich noch hartnäckig gegen diese Erkenntniß. Man will nur für jetzt noch Holstein nicht preisgeben, weil damit auch Schleswig verloren wäre. Wenn erst das alte hartnäckige Geschlecht in Schleswig zu Grunde gegangen, wenn die Jugend mit der nöthigen Entschiedenheit bearbeitet und immer mehr echt dänisches Blut in das Herzogthum hineingezogen ist, dann wird man auch Holstein freiern Spielraum gewähren können. Diese Ansicht, obwol man sie in Dänemark nicht selten hört, beruht auf einer so vollständigen Unkunde der Verhältnisse und der tausendfachen Bande, welche Schleswig an Holstein knüpfen, daß die Häupter der nationaldänischen Partei ihr schwerlich noch Glauben schenken. Der Grund, warum es im Augenblicke keine eigentliche eiderdänische Partei mehr gibt, liegt natürlich tiefer.

Dänemark hat, seitdem es 1797 an Bernstorff seinen letzten wahrhaft großen Staatsmann verlor, das Unglück gehabt, fast unausgesetzt nach innen wie nach außen hin eine verkehrte Politik zu befolgen. Bernstorff beobachtete nicht nur während der Stürme der Französischen Revolution mit ungemeiner Gewandtheit eine kluge Neutralität, er befolgte auch, was noch wichtiger war, nach innen den von ihm entschieden verfochtenen Grundsatz, die drei Theile der damaligen Monarchie, Dänemark, Norwegen und Schleswig-Holstein, je nach ihren Besonderheiten, und streng voneinander getrennt zu verwalten. Dänemarks Neutralität hätte sich natürlich nicht auf die Dauer halten können, allein die unkluge Allianz mit Frankreich und das noch unklugere Beharren bei derselben, bis es zur Umkehr zu spät war, führte den Verlust Norwegens und den Staatsbankrott herbei, der Tausende von Familien elend machte. Des Königs Vorliebe für alles Dänische war an sich keineswegs tadelnswerth, wurde aber bei seiner vernachlässigten Erziehung zum Fehler, und dieselbe Neigung wurde für die Schleswig-Holsteiner bei seinem Nachfolger noch verderblicher, da Christian VIII. die Geradheit und Biederkeit abging, die sein Vorgänger im Privatleben so oft zeigte. Unter ihm machte die dänische Volkspolitik, die bis dahin sich sehr unthätig verhalten hatte, Riesensprünge. Vom König selbst, der im Zwiespalt seiner Unterthanen die beste Sicherheit für die Unumschränktheit seiner Herrschaft erblickte, schlauerweise in die Bahn des Strebens nach Aufrechthaltung und Erweiterung ihrer Nationalität hingelenkt, wandte sich die ganze Aufmerksamkeit des dänischen Volks auf den nördlichen, zum großen Theile dänisch redenden Theil Schleswigs, und wurde dadurch von der innern Verwaltung abgezogen. Zwar auch eine Verfassung wurde erstrebt, aber dies Verlangen war ein verhältnißmäßig untergeordnetes. In erster Linie stand der Wunsch nach Schleswigs Wiedereroberung, und bei der Unzweideutigkeit der geschriebenen und von allen Königen des oldenburgischen Hauses beschworenen Landesrechten der Herzogthümer war man genöthigt, den Willen des Landesherrn als Grundlage für dieses Streben aufzustellen. Schon vor 1848 hörte man die Worte Rebellen, Verräther, Aufrührer, und so kam es, daß die Dänen im Jahre 1848 als das einzige Volk in Europa die Sache des Absolutismus verfochten. Für sich selbst hatten sie eine freie Verfassung verlangt, deren Aufrechthaltung aber begreiflich nur von dem Willen ihres Fürsten abhing und noch abhängt.

Als auf die heftige Bewegung ein ebenso heftiger Rückschlag erfolgt war, triumphirten die Dänen. Ihre Fortschritte in den Herzogthümern stehen in vollkommener Uebereinstimmung mit den Fortschritten der Reaction. Diese feierte ihren höchsten Triumph, als sie Schleswig-Holstein an Händen und Füßen gebunden den Dänen überliefern konnte. Natürlich war es nicht die Absicht, den radicalen Eiderdänen zu Hülfe zu kommen, aber diese waren ja die Verbündeten des damaligen Oberhauptes der antirevolutionären Partei, des Kaisers Nikolaus. Damit verstummte nun auch das alte Geschrei nach einem Dänemark bis zur Eider. Es wurde widerstrebend anerkannt, daß die Behauptung Schleswigs ohne Holstein unmöglich sei, und daß beide Länder nur durch Anwendung physischer Gewalt in Verbindung mit Dänemark bleiben können. Die Nichtachtung des londoner Protokolls ist im Grunde mehr eine Folge innerer Nothwendigkeit als eines absichtlichen Wortbruchs. Die Bahn, die sie betreten haben, zwingt sie, ohne Rücksicht auf Verträge das Aeußerste zur Behauptung der Herzogthümer aufzubieten.

Die Dänen wissen, daß Schleswig-Holstein mit dem einigen Deutschland steht und fällt. Bei einem bevorstehenden Kriege rechnen sie auf die Unterstützung Rußlands, des natürlichen Feindes der deutschen Einigkeit, Englands, das ihm vermeintlich noch Genugthuung für die Wegführung der Flotte im Jahre 1807 schuldig ist, Frankreichs, als seines alten Verbündeten, vor allem aber der reactionären Partei in Deutschland selber, die ihnen schon einmal mit solchem Erfolge zu Hülfe gekommen ist. Inzwischen haben die Schleswig-Holsteiner während langer Jahre des Drucks und des Trübsals keinen Augenblick die Hoffnung aufgegeben, daß die Zeit wiederkommen wird, da man wieder spricht, wie man sprach nach der Schlacht bei Bornhöved: „Aise wurden die Lande gelöst von der Dänen Gewalt, dessen sie alle geben Gott Lob und Ehre.“ 1.

Das Conversations-Lexikon in elfter Auflage.

Manche löbliche Eigenschaften, welche sich das deutsche Volk selbst beilegt, mögen bestritten werden oder andern Völkern im gleichen und zum Theil noch höhern Grade eigen sein; aber zwei Eigenschaften darf es vor allen andern Völkern mit unbestreitbarstem Recht für sich in Anspruch nehmen: diese sind seine universelle Bildung und sein Drang, sich von allem und über alles, was das weite Universum umschließt und in der Welt vorgegangen ist und noch vorgeht, zu unterrichten und aufzuklären. Dieser universellen Bildung und diesem Wissensdrang der Deutschen, wie zugleich seiner zweckmäßigen Einrichtung und dem Werth seiner einzelnen Artikel, verdankt das Brockhaus'sche Conversations-Lexikon (dessen erläuternder anderer Titel „Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände“ dem Inhalt eigentlich entsprechender, aber weniger mundrecht und gangbar ist), seine Entstehung, seiner mit den Entwickelungen und dem Geiste der Zeit Schritt haltenden Vervollkommnung und Verjüngung bei jeder neuen Auflage seine Dauer und immer weitere Verbreitung. Eine solche Verjüngung in Form einer neuen Auflage, nun bereits der elften, ist jetzt wieder nothwendig geworden. Was die Verbesserungen und Bereicherungen betrifft, die das Werk bei dieser abermaligen Erweiterung, Umgestaltung oder Neubearbeitung erfahren wird, so treten diese, laut dem Prospect, „besonders hervor in den verschiedenen Zweigen und Epochen der Cultur- und Staatsgeschichte, der Länder-, Völker- und Ortskunde, der Staats- und Gesellschaftswissenschaft, in dem Rechtsleben und der Volkswirthschaft. Ferner sind die Gebiete der Naturwissenschaft: Physik, Chemie, Physiologie, Botanik, Zoologie, Mineralogie, Geologie, mit einer großen Anzahl neuer Artikel bedacht, und ebenso ist mit Sorgfalt der unser Zeitalter auszeichnende Umschwung berücksichtigt, welchen der naturwissenschaftliche Fortschritt in der Heilkunde und Diätetik, in der gesammten Mechanik und Technik, in der Land- und Hauswirthschaft, in Industrie, Handel und Verkehr hervorgebracht hat. Auch die idealen Lebensgebiete: Religion, Theologie, Kirche, die philosophischen Wissenschaften, die schönen Künste, die Nationalliteraturen, sind zum großen Theil neu

bearbeitet. Einen sehr bedeutenden Zuwachs endlich wird die neue Auflage auf dem Gebiete der Biographie erhalten. Es ist Sorge getragen, daß alle durch ihre Leistungen oder Schicksale ausgezeichneten Zeitgenossen auf Grund authentischen Materials geschildert werden, und die Biographie aller Länder und Zeiten wird mannichfache Verbesserung und eine angemessene Vervollständigung erfahren."

Der Prospect schließt mit den Worten: „Das Conversations-Lexikon ist jetzt bereits in mehr als einer Viertelmillion Exemplaren über Deutschland und die übrige civilisirte Welt verbreitet. Ein solcher äußerer Erfolg, der in der Literaturgeschichte bei einem so bändereichen Werke ohne Beispiel dasteht, spricht gewiß ebenso für die culturhistorische Bedeutung wie für die innere Güte und Brauchbarkeit dieses Weltbuchs. Gegenüber den zahlreichen fremdländischen wie einheimischen Nachahmungen und Nachbildungen, von denen sich einige durch offene oder versteckte Benutzung des Originals, andere durch kritiklose Anhäufung des Stoffs dem Publikum zu empfehlen und an die Stelle des Conversations-Lexikon zu drängen suchten, darf dies wol mit Recht hervorgehoben werden. Die Herausgeber des Conversations-Lexikon werden auch in der neuen Auflage den Ruhm des Werks zu wahren und die gesteigerten Forderungen der Zeit zu befriedigen wissen. Sie werden keine Anstrengungen scheuen, um das Werk dem Ziele zuzuführen: daß es ein Handbuch sei für jeden, der in frischer Wechselbeziehung zum großen Ganzen stehen will, eine Hausbibliothek für jede Familie, die für den Fortschritt und die allgemeine Bildung unserer Zeit ein lebendiges Interesse besitzt."

Die bisher erschienenen Hefte beweisen schon zur Genüge, daß das Ganze diesen Verheißungen und Zusagen in jeder Hinsicht und nach jeder Richtung seines so mannichfaltigen Inhalts hin vollkommen entsprechen wird. Der Ton des Werks mochte oder durfte, dem Geschmack der damaligen Zeit entsprechend, in den ersten Auflagen mehr conversationeller Art sein; seitdem ist der Geist wissenschaftlicher Strenge und Genauigkeit, wie er unsere Zeit kennzeichnet, mehr und mehr in das Werk eingedrungen, und es hat sich dadurch in Bezug auf Verlaßlichkeit der Angaben und auf wissenschaftliche Begründung immer mehr zur Mustergültigkeit erhoben. Dies konnte nur einer Verlagshandlung möglich sein, die durch ihre umfassenden literarischen und geschäftlichen Verbindungen in Stand gesetzt war und ist, für die Bearbeitung der verschiedenen Fächer die ausgezeichnetsten Männer zu gewinnen und überall an Ort und Stelle aus den zuverlässigsten Quellen zu schöpfen. Zum Zweck der Ergänzungen und Bereicherungen des encyklopädischen Hauptwerks dienten den Herausgebern ferner als ergiebige und verlaßliche Quellen die mancherlei Nebenwerke, der Zeit nach folgende: „Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur" (4 Bde., 1832—34); „Conversations-Lexikon der Gegenwart" (4 Bde., 1838—41); „Die Gegenwart" (12 Bde., 1848—56) und „Unsere Zeit", ein noch im Fortschreiten begriffenes Unternehmen, das im Jahre 1857 zuerst ins Leben trat. Für die neueste elfte Auflage des Hauptwerks hat sich übrigens ein solcher Bedarf herausgestellt, daß die technischen Zweige des Geschäfts trotz ihrer umfassenden Mittel und größter Anstrengung anfangs nicht mit ihm Schritt halten konnten. Namentlich mußte man sich trotz der bedeutenden Auflage, die man von vornherein von dem ersten Hefte gemacht hatte, sofort zu einem Neudruck desselben und sehr bald auch zu einem dritten Abdruck entschließen. Ueber die vielfach interessante Geschichte des Conversations-Lexikon und seiner Nebenwerke vergleiche man übrigens das dem Schlusse der 1855 vollendeten zehnten Auflage des Werks beigegebene Nachwort „Zur Geschichte und Charakteristik des Conversations-Lexikon" und den Aufsatz „Das Conversations-Lexikon und seine Nebenwerke" in Nr. 32 d. Bl. f. 1855. **H. M.**

Notizen.

Nachträgliches zu dem „Rückblick auf das Literaturjahr 1863."

Einzelne unserer Leser werden sich, wie wir glauben, gewundert haben, daß in unserm „Rückblick" in der die Briefwechsel berühmter Personen betreffenden Partie (Nr. 1 d. Bl.) des von uns selbst in Nr. 35 d. Bl. f. 1863 ausführlicher besprochenen, und wenn er auch nicht allen davon rege gemachten Erwartungen entsprach, doch immer hervorragenden, zur Charakteristik der beiden betreffenden Persönlichkeiten manchen interessanten Zug beitragenden Briefwechsels zwischen Karl August und Goethe keine Erwähnung geschehen ist. Indessen haben wol die wenigsten unserer Leser einen auch nur annähernden Begriff von der Mühe, welche gerade Arbeiten dieser Art machen; die aber, welche im Stande sind von dieser Mühe eine Vorstellung zu haben, werden es gewiß sehr entschuldbar finden, wenn bei der Citirung von bei weitem mehr als 200 Schriften und Werken einmal eine selbst hervorragende literarische Erscheinung übergangen wird. Wir hätten noch einiges nachzutragen: unter den die Aesthetik und Kunstgeschichte betreffenden Schriften wären auch noch Th. Sträter's „Studien zur Geschichte der Aesthetik", F. H. von Kittlitz' „Psychologische Grundlage für eine neue Philosophie der Kunst" und besonders des rühmlich bekannten E. Guhl treffliche „Vorträge und Reden kunsthistorischen Inhalts" zu nennen gewesen, unter den Biographien W. Kayserling's Schrift: „Der Dichter Ephraim Kuh", unter der Autobiographien der dritte Band von A. Ruge's autobiographischem Werk: „Aus früherer Zeit", unter den Beiträgen zur Literaturgeschichte A. Strodtmann's „Die Arbeiterdichtung in Frankreich" und G. Lotholz' Schrift „Das Verhältniß Wolf's und W. von Humboldt's zu Goethe und Schiller", unter den neuen Auflagen von Gedichten die vierte Auflage von L. Wohlmuth's „Gedichten". Und so hätten wir vielleicht noch manches aufzählen können, was genannt zu werden verdiente und dessen Nichterwähnung nicht, wie dies in solchen Fällen von den betreffenden Verfassern gern geschieht, einer tendenziösen Absicht zugeschrieben werden möge. Erwähnen möchten wir übrigens noch, daß gegen die in unserm „Rückblick" angeführte Schrift von J. J. Jacoby: „Lessing als Philosoph", ein anonymes Pamphlet: „Lessing's Christenthum und Philosophie. Gegen Dr. Johann Jacoby. Ein gründlicher Nachweis, daß dem Dr. Jacoby selbst die Anfangsgründe der Philosophie fehlen", zu Berlin erschienen ist, und daß Lessing's „Nathan der Weise" in nicht weniger als drei Schriften, nämlich von D. Strauß, Rönnefahrt und Professor W. Beyschlag analysirt und beleuchtet wurde. Die Verfasser gehen sämmtlich von sehr verschiedenen Standpunkten aus, treffen aber in der enthusiastischen Anerkennung Lessing's und seiner edeln und schwerwiegenden Dichtung zusammen. F. von Raumer hat sicherlich recht, wenn er in seinem gleichfalls in unserm „Rückblick" vorläufig angezeigten „Handbuch zur Geschichte der Literatur" bemerkt: „Nathan ist Poesie im höchsten Sinne des Worts, er ist zugleich eine weltgeschichtliche That, bahnbrechend und beruhigend fortwirkend für alle Zeiten." Wenige Literaturerzeugnisse gereichen der deutschen Nation so zur Ehre wie diese Lessing'sche Dichtung, und der Eifer, womit man sich gerade jetzt mit ihr zu beschäftigen anfängt, kann nur als ein gutes Zeichen gelten. In Betreff der Dorfgeschichtenliteratur wollen wir schließlich noch bemerken, daß sich auf diesem Gebiete erst gegen das Ende des Jahres der münchener H. Schmid mit einer Dorfgeschichte aus dem bairischen Hochgebirge: „Almenrausch und Edelweiß", auf dem Gebiete des Dramas aber H. Lingg mit dem dramatischen Gedicht „Die Walkyren" eingefunden hat.

Die angebliche Goethe'sche Floh-Dissertation in neuen Ausgaben.

Die Goethe zugeschriebene „Dissertatio de eo quod justum est circa spiritus familiares feminarum hoc est pulices" u. s. w.

(„Juristische Abhandlung über die rechtlichen Verhältnisse der gemeinsamen Freunde der Frauen, das ist der Flöhe" u. s. w.). liegt uns unter der Firma desselben großen Namens neuerdings in zwei Ausgaben vor, die eine vulgäre nur mit einem Titelkupfer, die andere für das elegante Publikum bestimmte, mit einer ganzen Reihe von Illustrationen versehen, beide als zweite Auflage (Altona, Verlagsbureau, 1864) bezeichnet. Dem lateinischen Text der frankfurter Ausgabe von 1768 ist die deutsche Uebersetzung gegenübergedruckt. Im Jahre 1839 wurde diese lustige Dissertation von der Duncker'schen Buchhandlung in Berlin zuerst wieder ins Publikum gebracht und im Vorwort bemerkt, daß Goethe diese Dissertation wahrscheinlich während seines Aufenthalts in Strasburg geschrieben habe, daß sie eine große literarische Seltenheit sei, indem sie sich nur noch auf der großen kaiserl. Bibliothek zu Paris vorfinde, und daß Goethe selbst sie in der letzten Periode seines Lebens nicht mehr besessen haben solle. Wir citiren hier, was wir gegen diese irrthümliche und frivole Annahme in der gewissenhaft gearbeiteten, jüngst erschienenen Schrift „Goethe's Beziehungen zu seiner Vaterstadt" bemerkt finden: „Diese Erdichtung des Dr. med. und Buchhändler Vogler in Halberstadt, welcher unter dem Namen F. Glover eine Schmähschrift gegen Goethe („Goethe als Mensch und Schriftsteller") veröffentlicht hat, erhält eine gewisse Consistenz dadurch, daß eine achtbare berliner Buchhandlung diese Schrift unter Goethe's Namen veröffentlicht hat. Aber schon 1841 hat Professor von der Hagen dargethan, daß die Dissertatio de pulice schon im 17. Jahrhundert (1635, 1678) erschienen ist und einer Gattung von Schriften angehört, in welchen übrigens mehr juristische Gelehrsamkeit niedergelegt ist, als Goethe wol je zu erwerben bemüht war. Es ist nicht anzunehmen, daß, obgleich eines Stadtschultheißen Enkel, Wolfgang mehr als seine Mußestunden mit juristischer Praxis ausgefüllt habe, denn nur eine vereinzelte Anzeige im «Frankfurter Intelligenzblatt» zeugt von derselben, welche unter dem 10. Juni 1774 so lautet: «Es werden hierdurch alle diejenigen, in und außer Frankfurt, so noch an die B.- und B.'schen Herren Erben, wegen einiger von der alten solche Firma führenden Handlung, empfangenen Waaren im Rückstand verblieben, auf das höflichste erinnert, die Zahlung von dato 14 Tagen an dero nunmehro Endesunterzeichneten Bevollmächtigten so gewiß zu leisten, als sonst dieselbe gegen die Säumigen ernsthaftere Maßregeln zu ergreifen, wiewol ungern, sich gemüßigt sehen dürfte. Dr. und Adv. ord. J. W. Goethe.»"

Daß Goethe seinem „Faust" sein bekanntes Lied vom Minister Floh einverleibt hat, gibt nicht den geringsten Grund, mit dem Verfasser des Vorworts anzunehmen, daß kein anderer als Goethe auch die Floh-Dissertation geschrieben haben könne, eher daß er durch die Lektüre dieser Dissertation zu jener komischen Ballade angeregt worden sei; denn allerdings mag er erstere mit größerm Vergnügen gelesen haben, als es ihm Vergnügen gemacht haben würde, so viel Mühe im Lateinschreiben und im Auftreiben juristischer Specialkenntniß auf eine für sein inneres Leben doch im ganzen unfruchtbare Arbeit zu verwenden. Die neuen Illustrationen sind übrigens in ihrer Art wohlgelungen und drollig; wir meinen damit nicht die auf den Geschmack lüsterner Leute berechneten Darstellungen von ziemlich enthüllten und in bedenklichen Situationen sich befindenden Frauenzimmern, sondern Darstellungen wie: „Der adeliche und der bürgerliche Floh", „Die Juristenfacultät zu Catania", „Der über die Stadtmauer springende Floh" u. s. w.

H. M.

Bibliographie.

Egloffstein, Gräfin Auguste von und zu, Aus einem Tagebuche. Gedichte. Weimar, Böhlau. 8. 1 Thlr.

Faber, J. F., Joseph II. und Franz Joseph I. Eine historische Parallele. Stuttgart, Cotta. 1863. Gr. 8. 10 Ngr.

Gerland, O., Grundlage zu einer hessischen Gelehrten-, Schriftsteller- und Künstler-Geschichte von 1831 bis auf die neueste Zeit. 1ster Band. 1stes Heft. Kassel, Freyschmidt. 1863. Gr. 8. 12 Ngr.

Grabowski, S. Graf, Militairische Humoresken. III. Potsdam, Döring. 8. 18 Ngr.

Haushofer, M., Gedichte. München, Fleischmann. 16. 22½ Ngr.

Hoffmann von Fallersleben, Casseler Namenbüchlein. Einwohner-Namen der kurfürstlichen Haupt- und Residenzstadt Cassel, nach ihrer Bedeutung geordnet und erläutert. Cassel, Freyschmidt. 1863. 8. 10 Ngr.

Hoffmann, F. L., Peter Lambeck (Lambecius) als bibliographisch-literar-historischer Schriftsteller und Bibliothekar. Nebst biographischen Notizen. Soest, Schulbuchhandlung. Lex.-8. 15 Ngr.

Junghans, W., Graf Heinrich der Eiserne von Holstein in den Kriegen des Nordens und im Dienste fremder Fürsten. Mit urkundlichen Beilagen. Soest, Schulbuchhandlung. Gr. 8. 15 Ngr.

Koletta, A., Das schöne Mädchen von Samos oder die Schreckensnächte in den Gefängnissen der sieben Thürme zu Constantinopel. Historischer Roman aus den Zeiten des griechischen Befreiungskrieges. Zwei Bände. Berlin, Nelte, Böltje und Comp. 1863. Gr. 8. 2 Thlr.

Leibniz, Werke gemäß seinem handschriftlichen Nachlasse in der königlichen Bibliothek zu Hannover. Durch die Munificenz Sr. Majestät des Königs von Hannover ermöglichte Ausgabe von O. Klopp. 1ste Reihe. Historisch-politische und staatswissenschaftliche Schriften. 1ster Band. Hannover, Klindworth. Gr. 8. 3 Thlr.

Mendelssohn-Bartholdy, K., Graf Johann Kapodistrias. Mit Benutzung handschriftlichen Materials. Berlin, Mittler und Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Michiels, A., Geheime Geschichte der österreichischen Regierung. Neue Folge: Geschichte der österreichischen Politik seit der Kaiserin Maria Theresia. Deutsche Ausgabe. Gotha, Opetz. Gr. 8. 1 Thlr.

Mönch, H. H., Gedichte. Köln u. Neuß, Schwann. 1863. 16. 15 Ngr.

Nöldeke, T., Beiträge zur Kenntniss der Poesie der alten Araber. Hannover, C. Rümpler Lex.-8. 2 Thlr.

Pedemont, V. A., Die englischen Schriftsteller älterer und neuerer Zeit. Eine historisch-kritische Sammlung von Auszügen aus ihrem Leben und ihren Werken chronologisch geordnet. In Fragen und Antworten. Wien, Braumüller. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Sophokles, König Oedipus, eine Tragödie. In moderner Form von R. Löhbach. Neuwied, Heuser. 16. 12 Ngr.

Spiegel, B., Hermann Bonnus, erster Superintendent von Lübeck und Reformator von Osnabrück. Nach seinem Leben und seinen Schriften bearbeitet. Nebst bisher noch ungedruckten Anlagen enthaltend: Die Kirchenordnung für die Landkirchspiele des Fürstenthums Osnabrück u. s. w. Leipzig, Roßberg. Gr. 8. 20 Ngr.

Stugau, C., Unbegreifliche Geschichten. Neue Folge. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tauber, J. S., Quinten. Kleinere Gedichte. Leipzig, Brockhaus. 8. 20 Ngr.

Der Verfluchte. Roman von dem Abbé *****. Deutsch von A. Diezmann. Autorisirte Ausgabe. Drei Bände. Leipzig, Steinacker. 1863. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Voigt, A., Erlebnisse eines Dresdner Mutterkindes des Matrosen Louis Weigand, während einer 50jährigen Dienstzeit auf der niederländischen Marine. Nach dessem Tagebuche und mündlichen Mittheilungen bearbeitet. Dresden. 1863. 8. 1 Thlr.

Weise, K., Familienleben. In Dichtungen. Dem deutschen Volke. 1ste Lieferung. Berlin, Th. Grieben. 1863. 16. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichtsbilder aus Schleswig-Holstein.

Ein deutsches Lesebuch

von

Franz Schuselka.

8. Geh. (1 Thlr. 10 Ngr.) Ermäßigter Preis bis Ende März d. J. 10 Ngr.

Schuselka's bekanntes Buch gehört unstreitig zu dem Besten und Lesenswerthesten, was über die historische Vergangenheit Schleswig-Holsteins geschrieben worden, und ist in gegenwärtiger Zeit allen, die ein Herz haben für die deutsche Sache der Herzogthümer, wieder besonders warm zu empfehlen.

Nachstehendes Inhaltsverzeichniß spricht am besten für das Werk:

Ein Herz für Schleswig. Sechszehnhundert holsteinische Männer. Eine friesische Heldenthat. Adolf II., ein Opfer dänischer Saumseligkeit. Eine holsteinische Heldin. Wie Hamburg vom Dänenkönig für 700 Mark verkauft wird. Der deutsche Sieg zu Bornhövede. Die Begierde nach Schleswig-Holstein, der alte Fluch des dänischen Königshauses. Gerhard der Große, der Dänenbezwinger. Dänische Treubrüche unter Waldemar IV. Heinrich der Eiserne demüthigt britischen Hochmuth. Schleswig-Holstein's Selbständigkeit in einem dreißigjährigen Kampf behauptet. Schleswig-Holstein's unglücklichster Tag. Was König Christian I. versprochen, und was er gehalten. Die Freiheitskämpfe der Dithmarscher. Gegenwart und Zukunft.

Die seit einer Reihe von mehr als hundert Jahren erschienenen

Gelehrte Anzeigen, Göttingische, mit Nachrichten, unter der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften. Der Jahrgang von 52 Nummern 8 Thlr.

sind nun in unsern Verlag übergegangen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.

Von besonderer Bedeutung ist es, daß der Herr Hofrath H. Sauppe von jetzt an die Redaction derselben übernommen hat und wichtige Erscheinungen des Auslandes besprochen werden.

Die Nachrichten sind auch besonders zu beziehen à Jahrgang 1 Thlr.

Göttingen, im Januar 1864.

Dieterich'sche Buchhandlung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bühne und Leben.

Roman von

August Freiherrn von Loën.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Verfasser, bisher nur durch seine Beiträge in Zeitschriften — namentlich in den „Blättern für literarische Unterhaltung" — dem Lesepublikum bekannt geworden, tritt hier zum ersten mal mit einem selbständigen Unterhaltungswerke hervor. Gewandte, alle rohen Effectmittel verschmähende Darstellung, spannende Verwickelung und befriedigende Lösung geben dem an die beliebten englischen Werke dieser Art erinnernden Romane Anspruch auf besondere Beachtung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Theoretisch-praktische

Geometrische Constructionslehre und algebraische Geometrie,

enthaltend mehr als 300 planimetrische, mit vollständigen geometrischen und algebraischen Auflösungen versehene Aufgaben.

Von **Wilhelm Adam.**

Mit 234 Figuren in Holzschnitt. 8. Geh. 1 Thlr.

Die Methode des Verfassers gründet sich auf die Erfahrungen vieljähriger Lehrthätigkeit. An einer Reihe verschiedenartiger Constructionsaufgaben mit beigefügten Auflösungen wird der Schüler in diesem Buche praktisch angewiesen, wie er in ähnlichen Fällen zu verfahren habe, und kann dasselbe als nützliche Ergänzung jedes Compendiums der Geometrie empfohlen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Handbuch zur Geschichte der Litteratur.

Von **Friedrich von Raumer.**

Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr. Geb. 3 Thlr.

Die von dem Verfasser vor einem zahlreichen Damenpublikum in den letzten Jahren gehaltenen Vorlesungen über die Geschichte der Litteratur gaben ihm Veranlassung, das vorliegende Handbuch niederzuschreiben, worin das Anziehendste und Wichtigste aus dem weiten Gebiete der Litteraturgeschichte alter und neuer Zeit hervorgehoben ist. Um die nähere Bekanntschaft mit den Schriftstellern selbst zu befördern, wird überall auf eine Auswahl nachzulesender Stellen in ihren Schriften hingewiesen. Einen weitern Vorzug erhält das Werk dadurch, daß die Darstellung sich nicht blos auf die deutsche Litteratur beschränkt, sondern auch die altclassische der Griechen und Römer, sowie die italienische, englische und französische Litteratur umfaßt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Goethe-Galerie.

Gezeichnet von **Friedrich Pecht und Arthur von Ramberg.**

Mit erlauterndem Texte von **Friedrich Pecht.**

50 Blatter in Stahlstich. Gr. 4. In 10 Lieferungen $13\frac{1}{3}$ Thlr. In Leinwandband $15\frac{1}{3}$ Thlr.; in Lederband $16\frac{2}{3}$ Thlr.

Prachtausgabe in Imp.-Fol. 24 Thlr.; in Lederband 30 Thlr.

Das bekannte Prachtwerk liegt nun vollständig vor und ist in den verschiedenen Ausgaben durch alle Buchhandlungen zu beziehen. Es bildet in jeder Hinsicht ein würdiges Seitenstück zu der in demselben Verlage erschienenen „Schiller-Galerie" und empfiehlt sich besonders zu Festgeschenken als das neueste und geschmackvollste Prachtwerk.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 5. — 28. Januar 1864.

Frederike Bremer's Reiseschilderungen aus Palästina und der Türkei.

Leben in der Alten Welt. Tagebuch während eines vierjährigen Aufenthalts im Süden und im Orient. Von Frederike Bremer. Aus dem Schwedischen. Siebenter bis elfter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1862—63. 8. Jeder Theil 10 Ngr.

Mit dem fernern Referate über die Fortsetzung der Reiseschilderungen der schwedischen Reisenden aus der Alten Welt für d. Bl. beauftragt, können wir uns zunächst im allgemeinen mit demjenigen einverstanden erklären, was der frühere Referent darüber bemerkt*), daß „der köstliche Kern in allem, was die Bremer schreibt, ihre tiefe und wahre Religiosität ist, die sich theils in der Kenntniß von dem ausspricht, was uns allen zu wissen noth thut, theils in ihrer strengen Sittlichkeit und in thätiger Menschenliebe kundgibt", und daß dies namentlich auch von ihren Reiseschilderungen aus der Alten Welt gesagt werden muß. Jene Kenntniß und das tiefe und lebendige Interesse, das sie an der Außenwelt nimmt, durchdringt nun auch die in diesen Schilderungen enthaltenen Mittheilungen über Seelenkunde, Erziehung des Menschen überhaupt und des weiblichen Geschlechts insbesondere, über die Gesellschaft und ihre Bildung, über die Natur, über die Völker und ihre Sitteneigenthümlichkeiten, und alle diese Mittheilungen verschmelzen sich in wohlthuender Weise „mit einer bescheidenen, reinen und für das Schöne empfänglichen Persönlichkeit". Auch hängt damit — wie der frühere Referent dies ebenfalls hervorhob — die anmuthige und kunstgerechte Darstellung der Verfasserin zusammen, und wir selbst bekennen ausdrücklich, daß die schönste Wirkung dieses Vorzugs in dem wohlthuenden und innigen Interesse liegt, mit dem die Darstellung jeden wahrhaft gebildeten und nicht blasirten Leser fesselt. Sie würde dies vielleicht in einem noch höhern Grade thun, wenn nicht die Uebersetzung, von der allein hier die Rede sein kann, obschon sie in ihren meisten Partien Lob verdient stellenweise doch gefälliger und fließender stilisirt sein könnte, als dies zum Theil der Fall ist. Dagegen haben wir in den fernern Reiseschilderungen, die uns gegenwärtig zur Besprechung vorliegen, die „politischen Seitensprünge", welche der frühere Referent der Reisenden in nicht geringem Grade zum Vorwurf machte, nicht so störend gefunden, wie sie vielleicht in den frühern Theilen gewesen, wo die Zeitereignisse die an sich nicht ungerechtfertigte Begeisterung der Verfasserin zu Irrthümern und Täuschungen verleiteten, die nun auch in ihren falschen Urtheilen sich äußerten. Man mag sich hierüber um so weniger wundern, je mehr dergleichen damals und bis in die neueste Zeit auch wol andern mit Italien begegnet ist.

Das Vergnügen, welches das Tagebuch der Frederike Bremer während des vierjährigen Zeitraums ihres vielbewegten Lebens auch insofern gewährt, als man sieht, „wie sie ihren Reiseberuf treu und gewissenhaft erfüllt, und mit welcher Herzensfreudigkeit, mit welchem tiefen und offenen Blick sie ihn erkennt und alle seine Pflichten erfüllt, welche für sie selbst eine Art von innerer Mission darstellen und große Aufgaben in sich schließen", ist in der That ein besonderer Reiz dieses Tagebuchs, und dieser Reiz wird dadurch noch erhöht, daß sich darin „beständig Fragen des höchsten menschlichen Interesses, Gespräche über die wichtigsten Bedenken des Geistes mit Naturschilderung und Darstellung des Wirklichen mischen". Mit inniger Ueberzeugung unterschreiben wir diese Aussprüche sowie das Gesammturtheil des frühern Berichterstatters, daß dies Tagebuch „lehrreich, gedankenvoll und liebenswürdig" ist.

Wir haben bei gegenwärtigem Referate die vorliegenden fünf Theile des Tagebuchs zusammengenommen, weil sie in gewissem Betracht als ein Ganzes angesehen werden können. Zwar gehört der siebente Theil seiner größern Hälfte nach noch zu Italien, dessen Reiseschilderungen er fortführt und beschließt, im übrigen aber umfassen diese sämmtlichen fünf Theile das Tagebuch der Verfasserin über ihre Reisen und über ihren Aufenthalt

*) Ueber die ersten sechs Theile berichtete der im Jahre 1863 verstorbene Wilhelm von Lüdemann in Nr. 35 d. Bl. f. 1861 und in Nr. 10 f. 1862.

nach und in Palästina, sowie von da nach Konstantinopel. Mit dem dortigen Aufenthalt endigt der elfte Theil, und an diesen schließt sich dann Griechenland an, wo, soviel wir wissen, die Verfasserin noch im Frühjahr 1863 verweilte, sodaß sie im Süden und im Orient bereits länger als vier Jahre sich aufgehalten hat, und demgemäß ihr Tagebuch auch über einen längern Zeitraum sich erstrecken wird, als ursprünglich in ihrem eigenen Plane gelegen hat.

Die Schilderungen, mit denen sie im siebenten Theile ihren Aufenthalt in Italien abschließt, beschränken sich im wesentlichen auf Messina und auf die von dort aus unternommenen Wanderungen nach Syrakus und dem Aetna. Mit ihnen beschäftigt sich die funfzehnte Station, die letzte auf Sicilien im November und December 1858. Die Fahrt von Palermo nach Messina machte die Bremer durch die übelberüchtigte Durchfahrt der Scylla und Charybdis, „ohne nur die mindeste Anfechtung von diesen Ungeheuern des Meeres zu erfahren, welche vormals die Schiffsmannschaft des Ulysses verschlangen", vielmehr fand sie sie durch Menschenkraft und Menschenkunst, vielleicht auch durch die Zeit so gezähmt, daß sie selbst größere und kleinere Dampf- und Segelschiffe unbeschädigt dort vorüberfahren sah. Messina kam ihr vor wie eine behäbige, ganz gewöhnliche Handelsstadt mit wenig oder gar keinem Interesse, außer für Geschäftsleute; nicht schön und malerisch wie Palermo. „Messina", sagt sie, „verhält sich zu Palermo, wie Prosa zur Poesie", und sie räth keinem Freunde der Schönheit und Poesie, sich in Messina niederzulassen. Gleichwol lebte damals dort eine ziemlich bedeutende Colonie deutscher Familien, darunter mehrere äußerst gebildete Persönlichkeiten, freilich nur des Handels wegen, und diese priesen „die Sicherheit und Behaglichkeit des dortigen Lebens". Die Regierung (im Jahre 1858) begünstigte sie in jeder Beziehung; sie bezahlten keine Steuern, verdienten sehr viel Geld, und ergötzten sich dazwischen durch Geselligkeit und Musik. Dagegen hielt sich diese deutsche Colonie im allgemeinen für zu gut, um mit den Sicilirrn umzugehen, worüber die Bremer, zum Nachtheil der Deutschen und der Nordländer überhaupt, mit Recht ziemlich stark sich äußert. Es wird sich aber wol seit 1858 dort auch hierin manches ganz anders gestaltet haben.

Auf der Reise nach Syrakus über Taormina und Catanea zeichnet sie besonders die letztere Stadt als die schönste und größte von Siciliens Städten nächst Palermo aus, und sie besuchte von da aus den Monte-Rosso, den größten von den parasitischen Vulkanen des Aetna, wie sie auch später noch einen ganzen Tag auf dem Aetna zubrachte und bei dieser Gelegenheit interessante Mittheilungen über die Erdhaltigkeit und Fruchtbarkeit der Lava des Aetna macht.*) Sie hatte übrigens auf ihrer Wanderung nach Syrakus, obgleich im November, doch „vollen Sommer und den schönsten Himmel"! In Syrakus besuchte sie unter anderm drei Gräber, die des Timoleon, des Archimedes und des edelherzigen deutschen Dichters Graf Platen. Mögen auch die beiden erstgenannten Gräber mehr als apokryph sein, so erfreut sich der Leser um so mehr der Schilderung des letztern, das sich in einem schönen Garten befindet, von Blumen umgeben und von frischen balsamischen Winden umweht, die darüber in den Bäumen rauschen. Der Dichter, meint die Bremer, habe sich für seine irdische Hülle „keine schönere Ruhestätte wünschen können".

Dagegen fand sie selbst in Sicilien eine Art Enttäuschung für ihre politischen Träume für Italiens Auferstehung. Als sie die Grenzen Piemonts betrat, war ihre ganze Seele voll von dem Gedanken: Risorgimento d'Italia! — ein Gedanke, der ihr die Losung für Italiens gegenwärtiges Leben und für sein künftiges Schicksal war. Aber je weiter sie nach Süden kam, desto schwächer hörte sie den Auferstehungsruf, desto weniger schien ihr das Volk und Land für die Auferstehung reif zu sein, desto mehr der himmlische Funke erstorben, und hier in Sicilien schien er ihr begraben, tief, tief unter dem Schutt der Vorzeit und der Zeit begraben zu sein! Steht auch das, was sie später mit Bezug auf den Revolutionsversuch im Jahre 1848 sagt, damit in einigem Widerspruch, indem sie bemerkt, daß (im December 1858) zwar Sicilien in seiner Oberfläche ruhig zu sein scheine, in der Tiefe aber koche die Lava, und früher oder später sei ein Ausbruch zu erwarten, denn ein Volk, das einmal die Freiheit gekostet habe, lasse sich nicht lange fesseln, außer im Falle absoluter Ohnmacht, so haben doch die politischen Ereignisse in Italien und namentlich in Sicilien die Wahrheit dessen bestätigt, was die Bremer über die geringe Reife des Volks für die Auferstehung bemerkt hatte. Freilich war auch die turiner Regierung in ihrem politischen System hinter den Anforderungen der gewöhnlichen Klugheit ungebührlich weit zurückgeblieben.

Die sechzehnte Station führt den Leser nach Malta, wo die Reisende vom 18. December 1858 (S. 53 ist die Angabe des Jahres 1859 ein Druckfehler) bis zum 14. Januar 1859 sich aufhielt. Was sie von Malta sagt, daß es „keiner andern Insel und Lavalette keiner andern Stadt auf der Welt gleiche, und das Schauspiel, welches beide nach allen Richtungen hin darbieten, ebenso ungewöhnlich, ebenso eigenthümlich sei", ist der Ausdruck des hohen Interesses, das ihr beide für Geist und Herz gewährt haben, und das weit größer gewesen, als „sie erwarten oder nur ahnen konnte". Ihre ausführlichen Mittheilungen über die in allem Betracht eigenthümliche Insel sichern dieses Interesse auch für den Leser, und darunter ist namentlich die Geschichte der dreimonatlichen Belagerung von Malta und ihrer Vertheidigung durch die Johanniterritter gegen die Türken im Jahre 1565 — „dieses wunderbare Heldengedicht, das edelste des Mittelländischen Meeres, welches vor Jahrhunderten auf Maltas Felsen aufgeführt wurde, welches (damals) die Macht der

*) In einem Irrthum dürfte übrigens die Verfasserin sich befinden, wenn sie S. 24 den Namen der Stadt Catanea etymologisch durch Catan-Aetna, d. i. Stadt des Aetna, erklärt. Dieser Etymologie steht entgegen, daß der neuere Name dieser Stadt aus dem altgriechischen Κατάνη entstanden ist.

Barbaren in den Ländern des Westens brach und den größern Theil der Inseln und Küsten des Mittelländischen Meeres dem Christenthum und den Segnungen der Cultur sicherte" — ein besonders anziehendes Gemälde.

Mit Malta verläßt Frederike Bremer die Alte Welt des Westens in Europa, um die „ursprünglich blos auf die Schweiz berechnete" Reise auf das alte heilige Morgenland auszudehnen und „nach der Ursprungsheimat der Menschheit, der Heimat ihrer ersten und ihrer zweiten Geburt, zu wallfahrten". Trotz der Gefahren und Schwierigkeiten, die in diesen Ländern einer mit ihrer Sprache und mit ihren Sitten vollkommen unbekannten Reisenden drohen, macht sie sich jedoch über dies alles keine weitere Unruhe. Sie schreibt:

Ich fühle mich über meinen Weg immer gewisser, immer klarer. Ich muß dorthin. Die Orte sehen zu können, wo das Höchste von dem frühern Leben des Menschengeschlechts aufgewachsen ist, geblüht und Samen getragen hat für das spätere Geschlecht und wo uralte Erinnerungen in der Natur und in der Kunst noch davon zeugen; sich auf einige Zeit an diesen Orten selbst mit seinem ganzen Herzen, mit ganzer Seele und mit ganzem Gemüthe in diese Erinnerungen versenken, sodaß sie für den Geist, wie für das Herz ein gegenwärtiges Leben werden: das, fühle ich, kann nicht ohne Frucht für die Seele und deren Leben sein, besonders wenn sie dabei von einer steten Sehnsucht und Liebe geleitet wird. Und diese fühle ich in mir. Dagegen fühle ich keine Furcht. Eine geheime Freude und eine geheime Hoffnung wohnt in meinem Herzen.

Und mit solchem „Kompaß" segelt sie nun zunächst nach Aegypten und Palästina und den ihr drohenden Gefahren entgegen, aber sie tröstet sich damit, daß „die Pyramiden und Palästina es wol werth sind, daß man einen Strauß mit den Ungläubigen wagt"!

In Aegypten kam sie jedoch nur bis in den Hafen von Alexandria, da sie dort wegen der Pest nicht ans Land konnte und wollte, weil sie außerdem die türkischen Quarantäneanstalten hätte passiren müssen, ehe sie ihren Fuß auf den Boden Palästinas hätte setzen dürfen. Sie hatte also zwischen Aegypten und Palästina keine Wahl. „Ich muß Palästina sehen und muß Aegypten aufgeben." Und sie that es, obgleich es ihr „viel kostete".

So war die siebzehnte Station, im Angesicht von Aegypten und vor Alexandria, nur eine kurze, und die Reisende eilte über Jaffa nach Jerusalem, wo sie am 22. Januar 1859 anlangte, und von wo sie dann vier Monate (bis 30. Mai) in Palästina und Syrien verweilte. Ueber ihren dortigen Aufenthalt gibt ihr Tagebuch von der achtzehnten Station bis zur fünfundzwanzigsten um so ausführlichere Auskunft. Am längsten war sie in Jerusalem selbst, „dieser uralten Stadt, dieser Heimat der größten Erinnerungen des Menschengeschlechts, diesem Gegenstand so vieler blutiger Kämpfe, so vieler Pilgerschritte, dem Gegenstand so mancher Lob- und Trauergesänge, so vieler Fragen und Hoffnungen noch heute, diesem Sinnbild der Stadt Gottes für alle Zeiten — im Licht der Apokalypse —, die das Menschenherz ewig sucht, nach der sich alle Wanderer auf Erden sehnen, wenn sie ihr auch nicht denselben Namen geben; diesem sonderbaren Sammelplatz so vieler Volksstämme und so vieler Religionen, deren abweichende Züge mehr Eindruck machen, als ihre übereinstimmenden".

Alle diese Seiten, alle diese Beziehungen und Berührungspunkte, die Jerusalem für einen jeden darbietet, der die rechte und wahre Herzens- und Geistesbildung besitzt, um wissen zu können, was er dort zu suchen und zu finden hat, kommen im Tagebuch der Frederike Bremer mehr oder weniger zur Geltung und Anerkennung, neben den Reiseschilderungen, die sich durch dasselbe wie ein rother Faden hindurchziehen, an den sie jene Mittheilungen selbst anknüpft. Vornehmlich in diesem Theile ihres Tagebuchs empfindet der Leser, wie wir ihn uns vorstellen, den besondern Reiz der anmuthigen und kunstgerechten Darstellung, dessen wir im Eingange dieser Besprechung gedachten, und von dem sich jeder um so sicherer gewinnen und fesseln läßt, je mehr er einerseits die Eigenthümlichkeiten der Reisenden bereits kennen gelernt und liebgewonnen hat, und je mehr ihm andererseits Jerusalem selbst und das Heilige Land noch unbekannt und fremd geblieben sind, oder er sie nur aus andern und entgegengesetzten Stand- und Gesichtspunkten kennen gelernt hat, die für Herz und Gemüth keine besondere Geltung und Berechtigung haben und finden können. Dagegen bedauern wir einen jeden, der die Schwärmerei der Verfasserin für Jerusalem nicht begreift — auch wenn er sie nicht theilt — oder der sie vielleicht gar verspottet. Wer sie aber theilt, der wird in dem Grade, in welchem dies der Fall ist und in dem der Leser sich mit einer gewissen Hingebung der Führung der Verfasserin überläßt, auch des lebendigen Interesses an so manchen Gegenständen und heiligen Orten sich bewußt werden und erfreuen, zu denen sie ihn führt; er wird selbst etwas von der Liebe und Sehnsucht in sich verspüren, die die Reisende nach Palästina geleitet hat. Auch die Gefühle des stillen Eingehens in sich selbst und eines seligen Friedens der Seele wird der Leser mit ihr theilen, die sie in ihrem Tagebuch niedergelegt, und er wird ebenso gut die Einsamkeit begreifen, die sie gerade in Jerusalem oft in ungewöhnlicher Weise empfunden hat. Aber noch mehr wird er ihr recht geben können, ja vielleicht recht geben müssen, wenn sie nach einem längern Aufenthalt daselbst, und nachdem sie so manche störende und widerwärtige Erscheinung kennen gelernt hat, die für ein echt christliches Gemüth um so störender und widerwärtiger sein müssen, geradezu und offen erklärt, daß „wie Jerusalem gegenwärtig ist, sie keine Stadt und keinen Ort kenne, wo sie unlieber eine längere Zeit hindurch verweilen möchte" (X, 22).

Gerade hier ist es mislich, einzelnes besonders hervorheben zu wollen, was uns vor anderm angezogen hat und was auch das Interesse der Leser vorzugsweise anregen und verdienen dürfte. Sie werden von der Verfasserin ebenso gern das Allgemeinere über die Stadt Jerusalem sich erzählen lassen, als sie ihr auch mit besonderm Interesse in die Grabeskirche, auf den Oelberg, zum Gottesdienst in der evangelischen Kirche auf dem Berge Zion, wobei sie den Bischof Gobat predigen hörte, auf der Pilgerfahrt an den Jordan durch das Jerichothal

und auf den mehrfachen Besuchen in Bethanien folgen werden. Dabei unterläßt die Verfasserin nicht, auch über die Gesellschaft in Jerusalem, vornehmlich die deutsche, über die dortigen christlichen, jüdischen und mohammedanischen Gemeinschaften, über das Land und das Volk ausführlichere Mittheilungen zu machen, und namentlich über das Land und das Volk suchte sie sich selbst aus Büchern und durch unmittelbare Kenntniß zu belehren, was sie dann zu einem besondern „Ausflug über Palästina, dessen Volk und dessen Geschichte" veranlaßt, nicht ohne dabei zugleich weitere und tiefere Blicke auf das frühere und gegenwärtige Asien, sowie auf die alten Völker und Religionen dieses Welttheils zu werfen. In dieser Beziehung spricht sie am Schlusse dieses Ausflugs den innigen Wunsch aus, daß die beiden mächtigen christlichen Reiche, die jetzt ihre politische Macht in Asien immer mehr ausbreiten, Rußland im Norden und England im Süden, „nicht bei der bloßen äußern Eroberung stehen bleiben möchten", indem vielmehr „sie und alle Völker des Westens edlere Thaten in dem alten Mutterland zu vollbringen haben, von wo sie das erste Licht und das letzte Evangelium empfingen". Und sie setzt hinzu:

Es muß jeden Menschenfreund erfreuen, wenn er sieht, wie bei der großen Völkerbewegung unserer Zeit, bei den neueröffneten Wegen, bei den verdoppelten, Zeit und Raum besiegenden Kräften, bei dem zunehmenden Leben und der zunehmenden Verbindung zwischen Volk und Volk, auch die Mittel vermehrt werden, durch welche Europa und Amerika dem Mutterland Asien die Schätze zuführen können, welche sie selbst in Bezug auf Religion, Staatswissenschaft, freie Verfassung, Gesetze und Sitten, in Bezug auf höheres Licht und Leben sowol für den Staat, als für den einzelnen gewonnen haben. Sie können diese Schätze geben, aber — nicht weniger wird auch gefordert, um den gesunkenen Zustand Asiens zu heben! Und die alte Mutter kann mit voller Beibehaltung ihrer Würde die Gaben ihrer Kinder annehmen. Noch hat sie Schätze für sie zurückbehalten, noch kann sie aus ihrem reichen Vorrath manche Perle des Lebens, manchen Edelstein hergeben, und die Kinder können in ihrer Schule aufs neue mancherlei lernen — von höherer Bedeutung vielleicht, als sie ahnen. Mir hat es scheinen wollen, daß wir von dort noch manche Lehre empfangen können, die in dem alles befreienden und ordnenden Licht der christlichen Offenbarung unsere Lebensweisheit bereichern und unsern Gesichtskreis über den Anfang der Dinge und über die letzten Dinge erweitern könnte.

Und zuletzt bekennt sie:

Mutterland, Morgenland, Land des Lichts und der Rosen, stets werde ich dir dafür dankbar sein, daß ich deinen heiligen Boden betreten durfte, den Boden, von welchem das Evangelium ausging, um in der ganzen Welt verkündigt zu werden. Denn hier ist mir klar geworden, daß die Welt dasselbe erst dann vollständig erfassen wird, wenn alle Völker, die du erzogen hast, in nähere Verbindung mit dir getreten sein werden!

Eine interessante Episode im Tagebuch der Bremer ist die Schilderung der Osterwoche, die sie in Jerusalem erlebte und worüber sie sich in IX, 112 fg. verbreitet: immerhin interessant, auch wenn gerade dort die Osterwoche „eine Woche voller Unruhe, Lärm und Geräusch ist", und dabei „gewöhnlich Uneinigkeit und Schlägerei zwischen einigen der dortigen christlichen Confessionen entstehen", die sogar in wilde, mit Verwundungen und Todtschlag verbundene Auftritte ausarten. Ist es doch dabei — wie die Bremer sagt, vor zwei Jahren, also im Jahre 1857 — vorgekommen, daß der damalige Pascha in Jerusalem sich persönlich an Ort und Stelle einfand und die fanatischen Christen ermahnte und erinnerte, daß sie „demjenigen, der da lehrte, daß wir einander gegenseitig lieben sollen, ihre Verehrung besser bezeugen könnten, wenn sie einander nicht auf diese Weise zerrissen"!

Die eigene Osterfeier der Verfasserin, die sie damals in Jerusalem beging, war in der Hauptsache eine „innerliche", indem sie sie ganz still und zurückgezogen und unter dem Bestreben verlebte, die Bedeutung des geistigen Ereignisses, dessen Andenken die Kirche da begeht, immer vollständiger zu fassen. Der christliche Leser wird das, was sie bei dieser Gelegenheit über das Leben und den Tod Jesu, über das Wesen und die Natur Christi bemerkt, gerade hier mit dem hohen Interesse lesen, das der Gegenstand für einen jeden denkenden und selbstbewußten Christen hat, mag er darüber für sich selbst schon nachgedacht haben oder nicht, und mag er ähnliche oder auch abweichende Ansichten darüber haben. Während übrigens die griechischen (orthodoxen) Christen in jener Zeit „den eigentlich fanatischen und gefährlichen Theil der Bevölkerung Jerusalems ausmachten", hat doch die christliche Kirche auch dort bessere Repräsentanten. Die kleine evangelische Gemeinde begeht dann auf dem Berge Zion einen Gottesdienst „im Geist und in der Wahrheit", dem auch die Bremer damals „mit wahrer Freude und Erbauung beiwohnte". Was sie darüber im einzelnen weiter berichtet, wird man ebenso gern lesen, wie das, was sie X, 7 fg. und 24 fg. über die evangelische Mission in Jerusalem und die dortige Diakonissenanstalt auf dem Berge Zion mittheilt. Dies alles sind in der That liebliche Bilder, die nach und neben manchen dunkeln und widerlichen Scenen, denen der Leser dort vielfach begegnet, um so inniger erfreuen und wohlthun. Dies gilt in noch höherm Grade von dem Ausspruche, daß „das reine sittliche Familienleben, die schönste Blüte und zugleich der sicherste Grund des christlichen staatlichen Lebens, die Lehre des Evangeliums unter den Ungläubigen vielleicht ebenso sehr befördert, wie die Schriften des Evangeliums. Es ist das Leben, welches von der Lehre des Evangeliums Zeugniß ablegt; und man kann in Wahrheit sagen, daß die evangelische Mission in Jerusalem in ihren Familien und in ihrem Familienleben ein solches Zeugniß abgibt."

Wie die Bremer mit diesem Ausspruche für die wahrhaft christliche und echt evangelische Wirksamkeit der evangelischen Mission in Jerusalem ein günstiges Zeugniß ablegt, so gilt dies Zeugniß nach ihren Mittheilungen auch der dortigen evangelischen Gemeinde im allgemeinen; dagegen wünscht sie einem Theil der Herren von der Mission „etwas freiere Ansichten über gewisse Lehren und Dogmen, vor allem einen hellern Blick in Bezug auf das Wesentliche im Christenthum, auf das Eine, was noth thut, sowie etwas weniger Eifer für den Buchstaben und etwas mehr für den Geist". Es ist traurig, daß solche

Klagen nicht nur im Abendlande, sondern auch aus dem Morgenlande die evangelische Kirche bewegen. Und wann wird endlich diese Kirche, mit dem in ihr lebendigen und aus ihr geborenen Protestantismus, der an den sittlichen Menschen sich wendet, von dem apostolischen Wort, daß nur der Geist lebendig macht, und daß nur der, den der Herr (der Logos) frei macht, wahrhaft frei ist, in alleingültiger Weise zur rechten lebendigen Freiheit sich durchdringen und begeistern lassen?

Ganz im Gegensatz zu dem, was die Bremer von dem christlichen Familienleben, von dem aus der evangelischen Mission in Jerusalem ausgehenden Leben und namentlich von der weiblichen Thätigkeit, von der aufopfernden Liebe der dortigen evangelischen Diakonissen sagt, stehen ihre Mittheilungen über die arabischen Frauen. Sie erklärt in dieser Beziehung geradezu, daß das, was die Herrschaft der Araber und überhaupt aller mohammedanischen Völker unfehlbar untergräbt, die Lage ihrer Frauen ist, die „von jeder Entwickelung zum Selbstbewußtsein und zur Selbstverantwortung ausgeschlossen sind und nur ausnahmsweise eine höhere Stellung in der Gesellschaft erreichen können". Außerdem, sagt sie, ist es das abscheuliche Zerstörungssystem, welches durch das ganze Land herrscht und jede friedliche Cultur, jedes gedeihliche Leben unmöglich macht, wodurch die Herrschaft der Araber und überhaupt der mohammedanischen Völker untergraben wird. Um so gerechtfertigter ist daher der Wunsch, der hier ausgesprochen und als „brennend" bezeichnet wird, daß „das Heilige Land den Händen des Volks entrissen werden möge, welches dasselbe gegenwärtig verunreinigt und erniedrigt"; und es „ist eine Pflicht der christlichen Bevölkerung des Abendlandes, dieses Land und damit auch die Tausende von christlichen Mitbrüdern zu befreien, die unter dem Scepter der Pforte immer mehr erniedrigt werden, weil unter ihrer Herrschaft Unwissenheit, Rechtlosigkeit, Unordnung und alle die Fehler befördert werden, welche daraus folgen". Denn „der Mohammedaner ist unfähig, ein Reich des Friedens zu begründen; mit ihm kommt nothwendigerweise stets Unordnung und Verödung — die Fatalität des Fatalismus". Dagegen bemerkt die Verfasserin von Jerusalem (X, 21): „Der Fleiß und die ordnende hoffnungsvolle Kraft der Christen ist augenscheinlich im Zunehmen; allein bei der gegenwärtigen Lage der Dinge und unter dem Regierungssystem der Hohen Pforte kann man jeden Augenblick der Befürchtung Raum geben, daß dieses friedliche Fortschreiten von den Barbaren gewaltsam unterbrochen werde und daß die Barbarei siege!" Noch ist das Heilige Land, noch sind die dortigen Christen schutzlos den Barbaren preisgegeben, und doch — „wie schön, wie reich, wie glücklich könnte dieses Land unter einer guten und christlichen Regierung werden! Erst dann wird die Wüste hier blühen wie eine Lilie, und die Erde und die Menschen werden sich gemeinsam erfreuen ihrer Arbeit im Dienste des Lichts!" (IX, 164.) Aber leider sind das nur fromme Wünsche und eitle Klagen, und wie käme die Politik der westlichen Mächte, die, ohne feste Grundsätze, nur auf dem unsichern Meere wechselnder Interessen hin- und hergetrieben wird, wie käme diese dazu, dies alles „bei zeiten zu bedenken", und wie sollten diese Mächte sich entschließen können, übereinstimmend und kräftig zu handeln!

Mit der fünfundzwanzigsten Station endigt der Aufenthalt der Bremer in Jerusalem. Der 30. Mai 1859 war der letzte Tag, den sie dort zubrachte. Unwetter, Sturm und Regen verhinderten die letzte Wanderung auf den Oelberg, die sie gern unternehmen wollte; aber ihre Stimmung war trotzdem „eine glückliche und friedenvolle". Denn sie konnte und mußte es sich gestehen und sie bekannte es dankbar, daß ihre Reise nach Palästina, womit sie ihr weitestes Ziel erreicht hatte, „reichlich vergolten sei", und mit den Worten: „Ich habe eine gute Botschaft im Herzen empfangen", schließt sie ihr dortiges Tagebuch.

Die Rückreise, deren Beschreibung in der sechsundzwanzigsten und siebenundzwanzigsten Station enthalten ist, ging zunächst in vielfach anregender und anziehender Weise über das Gebirge Karmel, Nazareth, Tiberias, den Berg Tabor, Beirut und den Libanon, über dessen Bevölkerung (Drusen und Maroniten), sowie über die Stämme der Araber, ihre religiösen Vorstellungen, ihre Sitten und Gebräuche mancherlei Interessantes mitgetheilt wird; sodann über Rhodus nach Smyrna. Hier machte die Reisende einen längern Aufenthalt, und besuchte von dort aus die „schönste unter den Inseln des griechischen Archipelagus", Mitylene (die altgriechische Lesbos), die sie auch in der That nicht reizend genug schildern kann, und auf der sie einige genußreiche Tage verlebte. In Smyrna selbst fand sie „alles verschieden von den Städten und von der Bevölkerung Palästinas und Syriens; denn man sieht hier ein schöneres, menschlicheres Geschlecht, man sieht Ordnung, Schönheit und Geschmack, sowol innerhalb als außerhalb der Häuser, man sieht — Griechenland in Asien"! Mag es so sein, wie die Verfasserin sagt, und mag man sich dessen erfreuen, wenn es wirklich so ist, wie sie sagt. Dagegen wird dem Leser in dem, was sie von dem dortigen Diakonissenhaus mit der großen Erziehungsanstalt bemerkt, worüber auch andere, für solche Gegenstände sonst gleichgültige Reisende mit großer Anerkennung sich ausgesprochen haben, eher ein Bild europäischen Wesens und Lebens in Asien entgegentreten, und jedenfalls wird er die eingehendern Mittheilungen über diese Anstalten und über die Wirksamkeit der dortigen Diakonissen mit um so größerer Befriedigung lesen, je mehr er von der Nothwendigkeit und dem Segen der culturhistorischen und christlichen Mission Europas im Orient überzeugt ist. Leider weiß jedoch auch hier der confessionelle Hader, dem die Reisende sogar in Jerusalem nicht entgehen konnte, in seinen verderblichen Einflüssen sich geltend zu machen, um den Segen in Fluch zu verwandeln. In anderm Sinne ist auch hier wieder — Europa in Asien! Da nämlich in der dortigen Erziehungsanstalt der Unterricht in der Bibellehre und im Christenthum zu einer unabänderlichen Bedingung für die Zöglinge der Anstalt gemacht worden war, widersetzten sich katholische Geistliche dem Eintritt junger katholischer Mäd-

chen und bedrohten deren Aeltern mit Excommunication. Die moralische Erziehung und der Unterricht, welche den jungen Mädchen in dieser Anstalt gegeben werden, waren jedoch allem Derartigen, was man bisher im Morgenlande gehabt hatte, so überlegen, daß katholische christlich gesinnte Aeltern Muth genug gehabt haben, dieser Drohung zu trotzen und ihre Töchter in der evangelischen Bildungsanstalt zu lassen. Das dortige Anstaltsgebäude war übrigens erst seit zwei Jahren unter Anwendung arabischer Baumeister und Arbeiter gebaut worden: ein bewunderungswürdiges Gebäude — heißt es dort — mit seinem schönen Garten und andern orientalischen geschmackvollen Einrichtungen.

Von Smyrna reiste Frederike Bremer statt sofort nach Athen erst noch nach Konstantinopel. Sie „wußte nicht recht, was sie dort machen sollte", und „zum ersten male auf ihrer Reise gab sie einem Zuge nach, der seine Wurzel nicht in einer geistigen Nöthigung hatte". Sie ließ sich dazu überreden, weil Konstantinopel „gegenwärtig Asiens merkwürdigste Stadt und dessen größter Ueberrest von der politischen Macht des Orients in Europa und in der Welt" sei, und weil man ihr sagte, daß sie „den Orient nicht verlassen dürfe, ohne diese Stadt gesehen zu haben, der sie so nahe sei" u. s. w. Aber doch war sie dort nur zwei Wochen (achtundzwanzigste Station, vom 16. Juli bis Anfang August), und sie benutzte die ihr vergönnte Zeit, um die besondern Eigenthümlichkeiten und Sehenswürdigkeiten der Stadt kennen zu lernen. Es mag genügen, von diesen Gegenständen hier nur den (inzwischen verstorbenen) Sultan Abdul-Medschid — von dem die Bremer bemerkt, daß er ihr „ohne Würde, ohne alle Art von Auszeichnung vorgekommen wäre", wie noch kein anderes gekröntes Haupt, das sie gesehen —, die Sophienkirche, das Serail, die tanzenden Derwische, den Bosporus und Bujukdereh namentlich aufzuführen. Die Eindrücke, welche sie von dem allen empfand, waren sehr verschieden und von widersprechendster Art; aber nichts geht über den Eindruck, den die Sophienkirche auf sie machte. Sie war in ihr und von ihr „ergriffen und befangen, wie noch nie von irgendeinem Tempel oder Kunstwerk von Menschenhand". In ihr, sagt sie, wölbt sich alles um einen einzigen großen Gedanken, dem alles dienen muß und der sofort Augen und Gemüth mit Klarheit und Kraft anspricht. Größe und Einheit, Majestät und Harmonie — das ist die Idee, um welche sich die Kirche wölbt, und alles darin dient dazu, diese Idee hervorzurufen. Was sie nach solchen Eindrücken und Erfahrungen über das Serail und die tanzenden Derwische sagt, läßt den Leser kalt und gleichgültig, oder es ekelt ihn geradezu an. Dagegen wird er die Bemerkungen über die Türkei und ihre gegenwärtigen Zustände mit einigem Interesse und nicht ohne Belehrung lesen, insoweit die Verfasserin theils urtheilt, theils Thatsächliches beibringt. In ihren Urtheilen hält sie im wesentlichen die christlichen Gesichtspunkte fest, und ihre politischen Anschauungen sind im ganzen verständig, sodaß auch ihr früherer Beurtheiler in d. Bl. nichts würde dagegen haben können. Um so mehr freilich die Diplomatie und die große Politik; denn für diese sind die Urtheile zu christlich-verständig, und sie stören und verrücken die Zwecke und Interessen der europäischen Großmächte in Betreff der Orientalischen Frage.

Gleichwol findet sich die Verfasserin veranlaßt und ebenso berechtigt als verpflichtet, den Wunsch auszusprechen, daß „nicht etwa eine kleinlich denkende Politik die Großmächte abhalten möchte, vereint die Rettung Asiens und der europäischen Türkei aus den Händen der Barbarei zu beeilen". Denn „die Türkei liegt im Sterben"; „die Menschheit schreitet vorwärts, aber die Türkei verschwindet; sie geht unter als Staat, die Türkei mit ihrem Koran als alleingeltendem Gesetzbuch, mit ihrer Grandezza und ihrer Barbarei, mit ihrem Harem, der die Seele des Weibes ebenso wie ihren Körper in Fesseln schlägt, mit ihrer stolzen Verachtung gegen Wissenschaft und Kunst, mit ihren Derwischen und mit ihrer blinden Unterwürfigkeit gegen absolute Herrschergewalt und gegen das Schicksal.... In dem Innersten ihres Organismus herrscht der Tod".... „Die Türkei", sagt die Bremer, „ist für mich ein schlagender Beweis von einem Staat, von der Unfähigkeit eines Volks, sich selbst zu regeneriren ohne die Institutionen, welche das Selbstbewußtsein und die Selbstregierung eines Volks erhalten und fördern, ohne eine freie Staatsverfassung und Presse." Dabei tröstet sie sich mit der Gewißheit, daß in der Türkei auch jetzt schon „etwas gewonnen ist und täglich gewonnen wird für die Menschheit", nämlich in dem Grade, in welchem die Türkei „als Staat verschwindet". Für das übrige werden im Interesse der christlichen Völkerschaften und des Christenthums selbst, zwar nicht die Politik der Großmächte, wol aber jene Völkerschaften und das Licht des Christenthums — trotz der Politik — sorgen. Hominum confusione, dei provisione regitur mundus!

Mit dem vorliegenden elften Theile verläßt Frederike Bremer den Orient, nicht ungern, wie sie bemerkt, aber doch dankbar, daß sie „diesen geheiligten Boden habe betreten können; aber um all sein Gold und alle seine Schätze möchte ich nicht dort bleiben".

Die nächsten Theile führen den Leser nach Griechenland. *) 9.

Die neuesten Forschungen über Walther von der Vogelweide.

Nächst dem Nibelungenliede hat sich sowol die Aufmerksamkeit der Forscher, als auch die Theilnahme der Gebildeten keinem Vertreter unserer ältern Nationalliteratur in so reichem Maße zugewendet wie dem tiefsten und vielseitigsten Lyriker des deutschen Mittelalters, Walther von der Vogelweide. Dem dichterischen Werthe seiner Schöpfungen und der historischen Bedeutung seiner Persönlichkeit gemäß widmen ihm unsere Literaturgeschichten die eingehendste Betrachtung, in den Anthologien und Lesebüchern nimmt er als Vertreter der mittelhochdeutschen Liederdichtung die alleinige oder bevorzugte Stelle ein, den akademischen Lehrern dient er als Gegenstand selbständiger Vorlesungen. Bisjetzt besaßen wir nur eine einzige Gesammtausgabe

*) Ueber diese inzwischen erschienenen und das Werk abschließenden Theile 12—16 behalten wir uns vor, demnächst zu berichten. D. Red.

seiner Gedichte, die von Lachmann; aber sie erschien, was sonst bei altdeutschen Büchern selten zu geschehen pflegt, in drei Auflagen (Berlin 1827, 1843, 1853). Hornig lieferte im Anschluß an diese Ausgabe ein brauchbares Glossar (Quedlinburg 1844). Simrock's Uebersetzung, welche durch des Uebersetzers und Wilhelm Wackernagel's erläuternde Anmerkungen erhöhten Werth besitzt, erlebte drei Auflagen (Berlin 1833, 1853; Leipzig 1862). Auch Weiske versuchte eine Uebertragung (Halle 1852), welche, wenn sie auch der Simrock'schen Leistung den Rang nicht streitig zu machen vermag, doch mehr Beachtung verdient hätte, als sie in der That gefunden. Eine zusammenfassende Schilderung des Dichters bietet uns Ludwig Uhland's berühmte Monographie (Stuttgart 1822). Neue Forschungen in dieser Richtung sind von Daffis niedergelegt in einer kleinen Schrift, betitelt „Zur Lebensgeschichte Walther's von der Vogelweide" (Berlin 1854). Die Schrift von Karajan „Ueber zwei Gedichte Walther's von der Vogelweide" (Wien 1851) schließt sich meist an Lachmann's Ansichten an. In den beiden Fachzeitschriften für deutsche Alterthumskunde, in Haupt's „Zeitschrift" und in Pfeiffer's „Germania" finden sich auch einzelne Arbeiten über Walther, welche für die Biographie wie für Textkritik und Commentation von Belang sind. In Mützell's „Zeitschrift für Gymnasialwesen" (auch in einem besondern Abdruck erschienen (Halle 1860) suchte Opel zu beweisen — und er that es mit vieler Wahrscheinlichkeit —, daß der Klausner (klôsenaere), der von Walther an mehrern Stellen erwähnt wird, in der Person des Bischofs Konrad von Halberstadt zu suchen sei. Diese reiche Walther-Literatur erfuhr dadurch eine Bereicherung, daß Wilhelm Grimm seine bekannte Hypothese aufstellte von der Identität Walther's mit Freidank, dem Verfasser des unter dem Namen „Bescheidenheit" berühmten Lehrgedichts. Grimm's Beweisführung, welcher Scharfsinn und Gelehrsamkeit nicht abzusprechen waren, wurde von seiten der Fachgenossen im allgemeinen nur geringe Glaubwürdigkeit beigemessen, vor allen aber trat W. Wackernagel auf seine Seite, dagegen stand Franz Pfeiffer als Gegner auf. Der Streit, der schließlich nicht ganz ohne Gereiztheit geführt wurde, erregte seinerzeit unter den deutschen Philologen große Aufmerksamkeit. Seit Wilhelm Grimm's Heimgang schweigen die Parteien.

Auch aus neuer und neuester Zeit liegen uns einige gelehrte Werke vor, welche das fortwährende und gesteigerte Interesse für Walther auf erfreuliche Weise kundgeben. Es sind dies mit den Nachträgen vier Abhandlungen und eine neue Walther-Ausgabe. Wenn eine genaue und kritisch abwägende Beurtheilung dieser Bücher den Fachzeitschriften überlassen und vorbehalten bleiben muß, so verdienen sie um ihres allgemein wichtigen und anziehenden Gegenstandes willen auch eine allgemeinere Berücksichtigung, und in solchem Sinne sei über sie in d. Bl. berichtet.

Die erste Abhandlung, der wir unsere Betrachtung zuwenden, eröffnete den fünften Jahrgang von Pfeiffer's „Germania". Sie erschien auch in einem besondern Abdrucke unter folgendem Titel:

1. Ueber Walther von der Vogelweide. Von Franz Pfeiffer. Wien, Tendler und Comp. 1860. Gr. 8. 12 Ngr.

Pfeiffer's Schriftchen zerfällt in zwei Abtheilungen. Die erste behandelt „Walther's Heimat und Geschlecht", die zweite gibt Beiträge „Zur Erklärung seiner Lieder". Selbstverständlich können wir uns hier nur mit dem ersten Theile beschäftigen.

Ueber Walther's Heimat sind bisjetzt die Meinungen getheilt, da die Frage noch nicht mit unbedingter Gewißheit beantwortet werden konnte. Der Verfasser ist bestrebt, dem längst Bekannten neue Seiten abzugewinnen und so eine wichtige Frage der Literaturgeschichte der Entscheidung wenigstens näher zu bringen. Bis in die neuere Zeit hat man nach einem Geschlecht und einer Burg Vogelweide gesucht und geforscht, in der Schweiz, in Böhmen, Baiern, Oesterreich und Franken, doch sind die Gründe, welche unserm Dichter eine schweizerische, böhmische und bairische Heimat zuweisen, viel zu schwach, als daß auf sie ein besonderes Gewicht gelegt werden könnte. Nur Oesterreich und Franken müssen in Betracht kommen. Uhland hat seine Ansicht nicht bestimmt ausgesprochen, doch scheint er sich eher nach Franken zu neigen. Entschieden für Franken haben sich von der Hagen und W. Wackernagel erklärt. Nach Lachmann's Vorgange zählte wol die Ansicht die meisten Anhänger, daß Walther ein Oesterreicher sei. Pfeiffer will es versuchen, die Gründe, welche Lachmann's Behauptung veranlaßten, zu prüfen und zu beleuchten. Bekanntlich ist es vor allen Walther's eigenes Bekenntniß, daß er zu Oesterreich singen und sagen gelernt habe, aus welchem geschlossen werden müsse, daß Walther für einen Oesterreicher gegolten habe. Pfeiffer schließt dagegen hieraus gerade auf das umgekehrte Verhältniß. „Von einem gebornen Oesterreicher oder Preußen wird, solange nicht das bestimmte Gegentheil gesagt wird, jedermann annehmen, er wird voraussetzen, daß derselbe in seiner Heimat, seinem Geburtsland erzogen und gebildet ist. So hatte auch Walther, wenn er ein geborener Oesterreicher war, gar nicht nöthig zu sagen, daß er dort seine Bildung empfangen, seine Kunst gelernt habe; das verstand sich von selbst, und es verstand sich in diesem Falle um so mehr von selbst, als Oesterreich im 12. und 13. Jahrhundert als die Wiege und die Schule der echt deutschen Lyrik allgemein galt und es in der That auch war. Da nun aber Walther ausdrücklich es sagt, daß er hier singen und sagen gelernt, so muß nothwendig die Vermuthung entstehen, daß er nicht aus Oesterreich gebürtig sei."

Ueberdies schließt Lachmann aus einem einzigen mundartlichen Reime Walther's auf dessen österreichische Heimat, wogegen Pfeiffer mit Recht geltend macht, daß selbst eine größere Anzahl solcher Reime von keinem Gewicht sein könnten, indem sie nur das belegen würden, was wir schon wissen, daß sich Walther nämlich längere Zeit in Oesterreich aufgehalten habe. Ja, aus der gänzlichen Abwesenheit mundartlicher Formen könnte man gerade einen Beweis gegen Walther's österreichische Abkunft herleiten.

Den zweiten wesentlichen Stützpunkt für Lachmann's Ansicht bildet der Spruch vom Nürnberger Hoftag (84, 14), in welchem Walther „die heimischen Fürsten" um ihrer Knauserei willen tadelt. Lachmann bezieht den Tadel auf die österreichischen Fürsten, Pfeiffer auf die fränkischen. Die Einzelheiten dieser Auseinandersetzung müssen wir hier unberücksichtigt lassen; Pfeiffer's Erklärung weist nach meinem Dafürhalten die Deutung Lachmann's mit vieler Wahrscheinlichkeit zurück, und da der Dichter von „unsern heimischen Fürsten" spricht, so liegt es nahe, dies auf den eingeborenen, den um Nürnberg angesessenen fränkischen Adel und zugleich auf Walther's fränkische Landsmannschaft zu beziehen.

Die Untersuchung führte unvermerkt und von selbst nach Franken, und hier will der Verfasser stehen bleiben und zusehen, ob sich die Annahme von Walther's fränkischer Abkunft noch weiter stützen und begründen läßt. Zuerst kommt er auf den bekannten Grabstein im ehemaligen Collegiatstift zum neuen Münster in Würzburg zu sprechen. An der Glaubwürdigkeit dieses historischen Zeugnisses hat nur Wilhelm Grimm gezweifelt, es steht aber fest, daß jener Stein mit der Inschrift ein Grabstein und kein Denkmal war. An Würzburg knüpfen sich außerdem noch andere Erinnerungen. Bekannt ist die Nachricht von der letzten Willensverfügung des Dichters, daß auf seinem Leichensteine täglich die Vögel gefüttert werden sollen, doch diese Kunde mag nur eine schöne Sage sein. Wichtiger ist die Thatsache, daß es im Anfange des 14. Jahrhunderts in Würzburg einen Hof gab, der den Namen „Zur Vogelweide" führte, und diese Benennung muß eine historische Unterlage haben. Mit Wahrscheinlichkeit darf man annehmen, daß Walther einst jenen Hof bewohnt und sein Leben dort beschlossen und daß der Hof deshalb von ihm den Zunamen empfangen habe, wie unter andern das Haus zu Basel von Konrad von Würzburg.

Durch diese Nachweise von Walther's fränkischer Heimat erhält allerdings eins seiner schönsten Lieder, das berühmte

„Owê war sint verswunden alliu mîniu jâr" eine Bedeutung, welche für die noch festere Begründung jenes Nachweises schwer ins Gewicht fällt. Dieses Lied, in welchem er wehmuthsvoll auf sein langes, an Erlebnissen und Wechselfällen so reiches Leben zurückblickt, ist ohne Zweifel, wenn nicht überhaupt sein letztes, doch gewiß eins seiner letzten.

„Nach langer Abwesenheit ist er in seine Heimat zurückgekehrt, alt und des ewigen Wanderns müde. Was er einst kannte wie seine Hand, die Leute und das Land, wo er seine Kinderjahre verlebt, sind ihm fremd geworden, als hätte er sie nie gekannt; kaum erwidern die einstigen Jugendgespielen, stumpf und alt geworden gleich ihm, seinen Gruß. Mit Schmerz denkt er an die seligen Tage seiner Kindheit zurück, die ihm zeronnen sind, wie ein Schlag ins Meer."

Diese Schilderung deutet nicht auf Oesterreich. Denn es fehlt uns an Nachrichten, daß sich Walther in seinen letzten Jahren dort noch aufgehalten habe, ferner lag das ihm vom Kaiser übertragene Lehn gewiß nicht in Oesterreich, und endlich brachte er gerade dort einen großen Theil seines Lebens zu. In Franken dagegen scheint er, da uns keine Andeutungen in seinen Liedern gegeben werden, mit Ausnahme jenes einen Spruchs vom Nürnberger Hoftage, sich nicht länger aufgehalten zu haben. Kam er je dorthin, so geschah es gewiß nur flüchtig; in Anspruch genommen durch politische Verhandlungen konnte er weder Zeit noch Stimmung finden, alte Jugendbekanntschaften zu erneuern oder aufzufrischen. „Von Franken konnte er so reden, wie er that, nicht von Oesterreich."

Pfeiffer nimmt hier Gelegenheit, die Frage zu beantworten, welcher unter den vier bekannten Nürnberger Hoftagen in jenem Spruche Walther's gemeint sei, und kommt zu dem Ergebnisse, daß es nur der vom Jahre 1224 sein kann. Die im einzelnen belangreichen Folgerungen entziehen sich einer allgemeinern Betrachtung und mögen deshalb in des Verfassers Schriftchen selbst eingesehen werden. Wir wissen also zu bestimmter historisch erweisbarer Zeit unsern Dichter in den letzten Jahren seines Lebens in Franken, und dies ist für die vorausgegangene Beweisführung in der That von erheblicher Wichtigkeit.

„Ist es doch tief in der menschlichen Natur begründet, daß der auf der hohen See des Lebens wie ein Spielball Umhergetriebene, ermüdet, unbefriedigt und vielfach getäuscht, zuletzt gern wieder dem stillen Port der Heimat zulenkt, um schließlich nach all den Mühsalen und Beschwerden dort, auf der Stätte der Geburt, das müde Haupt niederzulegen und die Ruhe zu finden, die ihm die Ferne und Fremde nicht gewährt hat. Auch Walther fand hier die Ruhe, die er anderswo vergebens gesucht hatte, er fand sie unter der schattigen Linde im stillen Klosterhof seines Heimatlandes. Gewiß hat Franken vor allen deutschen Ländern das gegründetste Anrecht, Walther von der Vogelweide den Seinen zu nennen; Oesterreich dagegen bleibt ungeschmälert der größere Ruhm, dieses ungemeine Talent gebildet und zur vollen Reife gebracht zu haben."

Nach dieser Untersuchung über des Dichters Heimat wendet sich der Verfasser zu der Frage über sein Geschlecht und seinen Geburtsort. Ein Geschlecht „von der Vogelweide" wurde allerdings noch nicht urkundlich nachgewiesen, aber damit ist selbst noch nicht der Beleg gegeben, daß ein solches Geschlecht gar nicht existirt habe. Pfeiffer bestreitet auch das Recht, aus diesem Mangel eines Nachweises auf Pseudonymität zu schließen, „die im heutigen Sinne das Mittelalter gar nicht gekannt hat". Walther war von edler Geburt, aber vornehm und reich kann sein Geschlecht nicht gewesen sein. Der Verfasser vermuthet in dem Dichter den nachgeborenen, jüngeren Sohn eines wenig begüterten Dienstmannes oder Ministerialen, sei es der Bischöfe von Würzburg oder einer hohen fränkischen Adelsfamilie, der bei Würzburg ein kleines Lehn, die Vogelweide, besaß, ein Lehn, dessen Ertrag nicht hinreichte, seine erwachsenen Söhne zu ernähren. „Vielleicht verhält es sich noch anders und Walther's Vater war Falkenmeister (wie denn gerade solche Aemter oder Verrichtungen den Dienstmannen übertragen wurden), Aufseher oder Verwalter eines in Franken gelegenen fürstlichen oder bischöflichen Geflügelhofs, einer Vogelweide, wovon er den Zunamen erhielt und führte." Wie dem aber auch sei, der Name „von der Vogelweide" hat im Hinblick auf die Entstehung der Familiennamen überhaupt und auf analoge Bildungen insbesondere nichts Befremdendes. Mit einer sehr feinen Folgerung schließt Pfeiffer den ersten Theil seiner Betrachtung: „Daß sich der Name des Ortes (wie viele solcher Orte sind nicht untergegangen und spurlos verschwunden!) nicht erhalten hat, kann Zufall sein, oder ist vielmehr kein Zufall. Denn als Walther am Abend seines Lebens wieder in sein Heimatland zurückkehrte, fand er alles verändert: «vereitet ist daz velt, verhouwen ist der walt», nur das Wasser floß, wie es ehedem geflossen. Das heißt mit andern Worten: das Vaterhaus stand nicht mehr, das Feld war ausgebrannt, der Wald, der beides einst umgeben, war gelichtet, ausgerodet: er stand als ein gast, als ein Fremder, auf der einst heimlichen Stätte."

Die zweite Abhandlung kündigt das Ergebniß schon auf dem Titel an, der somit von vornherein geeignet ist, auf den Inhalt äußerst gespannt zu machen. Von dem Verfasser, der sich durch einzelne kleinere Aufsätze in Zeitschriften als einen talentvollen und strebsamen jungen Gelehrten erwiesen hat, ist, soviel uns bekannt, noch keine Schrift selbständig herausgegeben worden, und so begrüßen wir diese Erstlingsfrucht mit Freuden, wenn wir auch mit einer gewissen Enttäuschung von der Arbeit selbst geschieden sind. Der Titel dieser Abhandlung lautet:

2. Walther von der Vogelweide identisch mit Schenk Walther von Schipfe. Eine auf Urkunden gestützte Untersuchung von Elard Hugo Meyer. Bremen, Müller. 1863. Gr. 8. 16 Ngr.

Ehe wir dem Verfasser in seiner Betrachtung folgen, vorerst einige Worte über den Titel und die Vorrede. Das vollständig neue Thema, dessen Behandlung die Schrift verheißt, ist mit dem Zusatze begleitet: „Eine auf Urkunden gestützte Untersuchung." Jeder, der das Buch in die Hand nimmt, muß hieraus schließen, daß nun die Identität Walther's mit einer historisch beglaubigten Persönlichkeit, also hier mit einem Schenk Walther von Schipfe, „urkundlich" nachgewiesen sei. Schließlich stellt sich aber heraus, daß nur ganz „zufällig" eigentliche Urkunden, Diplome zum Beweise dienen, weil in ihnen jener Walther von Schipfe erscheint. Der Beweis selbst stützt sich nicht im mindesten auf „Urkunden", er wird erst vom Verfasser mit Scharfsinn construirt aus dem, was wir über Walther bisjetzt und meist durch ihn selbst wissen. Dieser anfänglich anreizende Titelzusatz stimmt nachher die Freude an einer neuen Entdeckung bedeutend herab, man ist versucht, entweder Verlegerspeculation anzunehmen, oder man glaubt, der Verfasser wisse nicht, was „eine auf Urkunden gestützte Untersuchung" eigentlich besagen will. Also: der Titelzusatz wäre am besten fortgeblieben. Die polemisch gehaltene Vorrede, welche in ihrem Endziel auf die in der deutschen Philologie geführten Streitigkeiten und auf deren Gefahren hinweist, würde gewiß dankbar anzunehmen sein, wenn der Verfasser sich nicht selbst auf einen Parteistandpunkt gestellt hätte und selbst persönlich geworden wäre. Indem er auf Pfeiffer's Abhandlung, der wir unsere Aufmerksamkeit geschenkt haben, im Eingange Bedacht nimmt, fährt er fort: „Dem einzelnen Dankenswerthen, was der verdiente Forscher uns hier bietet, hat seine Darstellung noch das in manchen Augen gewiß viel höhere Verdienst hinzugefügt, auch in die wissenschaftliche Frage über diesen Punkt das Gift ungerechter Persönlichkeit zu tragen." Das ist eine maliciöse Bemerkung, die mit der Versöhnlichkeit des Verfassers am Schlusse des Vorworts nicht zusammenstimmt und die namentlich von einem Anfänger besser unterdrückt worden wäre. Indeß wollen wir nicht weiter in dieser Beziehung mit dem Verfasser rechten, da er in der Schrift auf lobenswerthe Weise sich einer durchaus objectiven Haltung beflissen hat.

Der Verfasser gedenkt zunächst des bekannten würzburger Grab-

steins und geht auf die Annahme ein, daß Walther in Würzburg sein Leben beschloß, aber wo derselbe seinen Anfang nahm, ist nach seiner Meinung bisher noch nicht entschieden. Er will einen andern Weg gehen als seine Vorgänger, die sich nacheinander für dieses oder jenes Geburtsland entschieden haben, da man auf dem betretenen bei dem Mangel der urkundlichen Gewißheit doch nicht zum Ziele gelange. Es „grämt" den Verfasser, „daß, während doch übee die meisten dee paarhundert Minnesänger, nicht nur die Kaiser, Könige und Fürsten untee ihnen, sondern auch gewöhnliche Burgherren, Schenken, Truchsessen, Aebte, Schreiber und Schulmeister genauere Nachrichten überliefert sind, daß den Namen dessen, für den wir den ganzen Haufen jener gern hingäben, keine Urkunde oder sonst ein geschichtliches Zeugniß nennt". Diese Ungewißheit über Walther's Person empfinden gewiß alle schmerzlich, die nicht blos den eigentlichen Minneliedern ihre Theilnahme zuwenden, aber Meyer geht hier in seinem rhetorischen Eifer doch etwas zu weit, wenn er sagt, daß „wir" (hier spricht er doch nicht blos von sich) für Walther den ganzen Haufen jener untergeordnetern Dichter „geen" hingeben würden. Erstens haben wir es nicht nöthig, dann würde Walther allein noch nicht die gesammte mittelhochdeutsche Lyrik ausmachen; ferner hätten wir ja, wenn uns die geringern Minnesänger fehlten, gar keinen Maßstab für seine Gedße, und endlich ist nicht zu vergessen, daß wir unter jenem Haufen gar treffliche Sänger besitzen, wenn sie auch die Schönheit von Walther's Nachtigallengesange nicht erreichen.

Meyer betrachtet nun Walther's Beinamen „von der Vogelweide". Während Pfeiffer in diesem einen wirklichen Geschlechtsnamen erkennt, stellt sich der Verfasser auf die Seite Wilhelm Grimm's und nimmt an, jener Beiname sei ein „Versteckname", bekennt aber zugleich, daß man sich auch so noch im Dunkeln befinde. „Aber man hat hier den Vortheil, doch noch einen unversuchten Weg vor sich zu sehen, der vielleicht ins Helle führt." Und so forscht der Verfasser in gleichzeitigen Urkunden nach einem andern Walther, der am ersten noch in der Nähe der deutschen Herrscher zu finden sei.

„Kurz, es gilt den Versuch, in der einen Hand Lachmann's Ausgabe der Walther'schen Gedichte, an der andern von Böhmer's deutschen Kaiserregesten geleitet, welchen beiden deshalb die etwaigen Verdienste dieser Arbeit hauptsächlich zufallen, Walther's Gedichte und Zeitgeschichte von neuem zu erforschen."

Dieser Versuch glückt auch dem Verfasser, er findet einen Walther, der mit unserm Walther von der Vogelweide möglicherweise eine Person sein kann. Es ist dies ein Walther von Schipfe (jetzt Schüpf im Taubergau, im ostfränkischen Fürstenthum Hohenlohe, jetzt im badischen Amt Boxberg gelegen), der vom König Philipp im Jahre 1200 mit dem Schenkenamte betraut wird. Meyer schließt sich Pfeiffer's Ansicht an, daß Walther kein Oesterreicher sei, und dies würde seinem Funde völlig entsprechen. Meyer's Aufgabe bestand nun darin, die historisch beglaubigten Nachrichten über den Schenken Walther von Schipfe mit Walther's von der Vogelweide Leben in Einklang zu bringen. Er thut dies mit Scharfsinn und großem Fleiß. Nachdem er vorher 1) „Walther's Kindheit und Jünglingsalter bis zum Ende des 12. Jahrhunderts" betrachtet hat, verfolgt er des Dichters Leben bis zu seinem Tode in folgenden Abschnitten: 2) „Die beiden Walther bei König Philipp bis zur Zeit seiner zweiten Krönung 1200—5"; 3) „Walther von der Vogelweide auf der Wartburg, Walther von Schipfe nicht bei König Philipp 1205—7"; 4) „Walther bei Philipp vom Ende des Jahres 1207 bis zum 21. Juni 1208"; 5) „Walther bei König Otto IV. bis zur Rückkehr aus Italien"; 6) „Walther's Verhältniß zu Otto im Jahre 1212"; 7) „Walthee bei König Friedrich II. und Herzog Liupolt VII. in den Jahren 1213 und 1214"; 8) „Walther bei König Friedrich und dem Landgrafen Hermann von Thüringen 1215 und 1216"; 9) „Walther bei Friedrich und Heezog Liupolt 1216—19/20"; 10) „Walther's Verhältniß zu Friedrich, König Heinrich und Erzbischof Engelbert von Köln 1220/21—25"; 11) „Walther's letzte Lebenszeit von 1226—28." Die Einzelheiten dieser im einzelnen oft wirklich überraschenden Untersuchung können uns hier nicht beschäftigen, hier müssen wir uns nur an das Resultat halten. Der Verfasser ist natürlich von der Wahrheit seiner Beweisführung völlig überzeugt und fordert mit Recht Gegenbeweis. Er bemerkt:

„Ich denke, alle diese entweder sichern oder sehr wahrscheinlichen, durch zwei Jahrzehnte hin anhaltenden Uebereinstimmungen so zahlreicher Urkundenbelege auf der einen und Gedichtstellen auf der andern Seite erzwingen die Annahme, daß Walther von der Vogelweide eine und dieselbe Person mit dem Schenken Walther von Schipfe sei, und ich glaube dieser Annahme volle Beweiskraft zuschreiben zu dürfen, solange man nicht einen entscheidenden Grund dagegen zu erheben vermag. Ein solcher ist mie bisjetzt durchaus unbekannt, während ich fest überzeugt bin, daß sich die vielen Gründe für meine neu Ansicht in Bälde werden verstärken lassen."

Wir wünschen aufeichtig, daß Meyer's bedeutsames Schriftchen einen sachkundigen Gegner findet, der die Nachprüfung bis in das einzelste unternimmt. Die Frage ist so interessant, daß ein bloßes Glauben und Nichtglauben nicht ausreicht. Wenn ich, ohne Persönlichkeiten zu nennen, es mittheilen darf, so weiß ich, daß Meyer verschiedene seiner Fachgenossen noch nicht überzeugt hat; von einem aber, dessen Uetheil in solchen Dingen gewichtig ist, wurde mir bekannt, „daß er an der Richtigkeit des merkwürdigen Eegebnisses nicht zweifelt". *)

Was abgesehen von den Einzelheiten in Hinsicht der Identificirung Walther's von der Vogelweide mit dem Schenken Walther von Schipfe überhaupt zur Ungläubigkeit auffoedert, das ist, wie bereits von einer Seite schon öffentlich ausgesprochen wurde, die äußere Lebensstellung des uns als arm bekannten Dichtees und die eines Teägers einer hohen Würde, welche dem Schenkenamte zukam. Dies und noch andere allgemeine Bedenken müssen erst völlig verscheucht sein, ehe die neue Hypothese zu völliger Gewißheit erhoben werden kann. Auch diese Beleuchtung eines schon so vielfach behandelten Gegenstandes zeigt uns, welch ein reiches Gebiet der Wissenschaft der deutschen Literatuegeschichte anheimgefallen ist. Zugleich aber sollten die neuen Fragen immer und immer zur Bescheidenheit mahnen, denn, was wir wissen, ist nur ein kleiner Theil von dem, was wir noch zu erfoeschen und zu lernen haben.

In deutsch-philologischen Kreisen wae schon längere Zeit die Rede davon, daß von W. Wackernagel oder von Max Rieger oder von beiden zusammen eine neue Walther-Ausgabe vorbereitet weede. Vor kurzem ist diese Ausgabe nun wirklich erschienen unter folgendem Titel:

3. Walther von der Vogelweide nebst Ulrich von Singenberg und Leutold von Seven, herausgegeben von Wilhelm Wackernagel und Max Rieger. Gießen, Ricker. 1862. Gr. 8. 1 Thlr.

Wie einst Lachmann seine Walther-Ausgabe Ludwig Uhland zueignete „zum Dank für deutsche Gesinnung, Poesie und Forschung", so ist auch die neue Sammlung „Ludwig Uhland, dem Nachfolger und Erfoescher Walther's veehrungsvoll zugeeignet". Leider kam dieselbe zu spät. Wie uns Pfeiffer in seinem Nachrufe erzählt, konnte das Auge des sterbenden Dichters keinen Blick mehr auf die Ausgabe seines Freundes weefen.

Meyer's Abhandlung und die neue Ausgabe erschienen fast zu gleicher Zeit, beide Bücher sind unabhängig voneinander entstanden. Hoffentlich kann in der von den Herausgebern verheißenen Schrift über Walther's Leben die neue Entdeckung von der Identität des Dichters mit Walther von Schipfe noch berücksichtigt werden.

Daß übrhaupt eine neue Walther-Ausgabe unternommen wurde, wird vielfach überraschen. Denn die Vorzüglichkeit der Ausgabe Lachmann's ist nicht allein den Leuten von Fach

*) Siehe jedoch weiter unten Max Rieger's und Franz Pfeiffer's Urtheil. D. Red.

bekannt, auch außerhalb dieses engern Kreises gilt es so ziemlich als Thatsache, daß sogar die Walther-Ausgabe die bedeutendste seiner Arbeiten sei. Und dennoch war eine neue Ausgabe nöthig, welche selbst die entschiedensten Anhänger Lachmann's willkommen heißen werden, wenn anders sie der Sache mehr als der Person zugethan sind. Die Herausgeber wollen indeß keineswegs die Lachmann'sche Ausgabe verdrängen oder überflüssig machen, sondern im Gegentheil, sie fußen auf ihr, sie theilen vom kritischen Material nur einen Auszug mit und verweisen also jeden, der sich mit der Sache gründlicher befassen will, auf Lachmann's Ausgabe. Aber die neue Sammlung will Lachmann's Werk weiter führen. „Sie hofft einen Theil dessen zu erledigen, was er zu thun übriggelassen hat, und so manchen Misgriff, der bei seiner Arbeit untergelaufen ist, gut zu machen." Die Gesichtspunkte, von denen aus die Arbeit begonnen wurde, und von denen aus sie auch beurtheilt werden muß, haben die Herausgeber in der Vorrede dargelegt. Da die neue Ausgabe augenscheinlich auch für den allgemeinern Gebrauch bestimmt ist, so sei hier auf die wichtigsten Merkmale Bedacht genommen; was die Einzelheiten der Textbehandlung und der Kritik betrifft, so müssen wir in unserer literarischen Betrachtung auf ein näheres Eingehen verzichten.

Die neue Ausgabe unterscheidet sich von der Lachmann'schen zunächst wesentlich durch die Anordnung des Stoffs. Lachmann richtete sich und dies war vielleicht für den ersten Herausgeber die natürlichste Ordnung, nach der zufälligen Reihenfolge in den Handschriften. Dadurch waren die verschiedenartigsten Stoffe und Verhältnisse, Politik und Liebe, Rausch und Ernüchterung, Alter und Jugend bunt durcheinandergewürfelt. So war der Gebrauch des Buchs namentlich in Vorlesungen recht erschwert, und man dachte darum lieber an eine neue Ausgabe als an Besserungsvorschläge zur Lachmann'schen.

In der neuen Ausgabe finden wir zwei Hauptabschnitte: „Welt und Leben" und „Minne". In die zweite Abtheilung werden alle von Minne, Frauen und weltlicher Freude handelnden Gedichte gebracht nebst einigen über Winter und Sommer; alle übrigen, so mannichfachen Inhalts sie sind, in die erste. Simrock's bekannte Sonderung nach den Kategorien „Gottesdienst" und „Herrendienst" schien den Herausgebern nicht praktisch. Was die Ordnung der Gedichte selbst betrifft, so wurde sie in der ersten Abtheilung nach den zahlreich vorhandenen chronologischen Anhaltspunkten versucht, „doch mit der Maßgabe, daß die Töne nicht auseinandergerissen wurden". Die historische Anordnung der zweiten Abtheilung war insofern leichter, weil hier die Vermuthung fast allein zu entscheiden vermag. Durch die den Minnesängern zur Pflicht auferlegte Discretion, niemals und durch nichts den Gegenstand ihrer Huldigungen zu verrathen, sind wir eines wichtigen biographischen Materials beraubt.

Aber nicht nur in der Anordnung der Gedichte Walther's, auch im Bestande des Textes ist die neue Ausgabe von der Lachmann'schen unterschieden. Es sind also hier dem Dichter nach reiflicher Ueberlegung verschiedene Gedichte zu- und abgesprochen worden. So finden wir, was für viele auf den ersten Blick befremdend erscheinen dürfte, in unserer Walther-Ausgabe auch die Gedichte von Ulrich von Singenberg und Leutold von Seven zusammengestellt, beides Dichter, denen eine allgemeinere Berücksichtigung bisjetzt noch nicht zutheil wurde. Es geschah dies deshalb, weil aus Walther's Besitze „Restitutionen" an diese beiden Dichter zu machen waren. Namentlich in einem Falle wird die kritische Sonderung, die ja auch sonst recht unbarmherzig verfährt und uns der schönsten Illusionen beraubt, unser Gefühl berühren und betrüben. Das schöne, fast in alle Anthologien und Lesebücher übergegangene Frühlings- und Minnelied: „Muget ir schouwen waz dem meien wunders ist beschert?" mit der allerliebsten Wendung:

„du bist kurzer, du bist langer":
alsô strîtents ûf dem anger
bluomen unde klê —

ist jetzt dem Leutold von Seven als Eigenthum zurückgegeben worden.

Die Vorrede verbreitet sich ferner über die in der neuen Ausgabe vielfach von Lachmann abweichende kritische Behandlung des Textes, über die Metrik, über die Schreibung, über die Conjecturen und schließlich über die äußere Einrichtung. Auch auf Pfeiffer's Aufsatz, der in der „Germania" gerade erschien, als der Druck der Ausgabe begann, konnten die Herausgeber noch Bedacht nehmen in Hinsicht der in ihm gebotenen kritischen Vorschläge, von denen keiner ungeprüft blieb, wenn auch mancher zur Aufnahme in den Text nicht für zwingend gehalten wurde. Dagegen kam ein Aufsatz von Bartsch im sechsten Jahrgange der „Germania" zu spät, um noch benutzt werden zu können.

Die neue Ausgabe, die sich außer ihrem innern Werthe und ihrer Brauchbarkeit auch durch ihre schöne äußere Ausstattung empfiehlt, und deren Anschaffung durch den verhältnißmäßig sehr billigen Preis erleichtert ist, kommt einem fühlbaren Bedürfniß in vieler Beziehung entgegen, und sind wir daher den beiden Herausgebern zu wirklichem Danke verpflichtet. Und dennoch bekenne ich, und dies wird wol die Anschauung noch vieler Freunde der Walther'schen Gedichte sein, daß mir die Ausgabe nicht durchaus genügen will, wenn ich sie von dem Gesichtspunkte aus betrachte, auf den sich die Herausgeber selbst gestellt haben, daß sie das Werk Lachmann's weiter zu führen bestimmt sei. Es fehlt noch etwas zur Vollkommenheit, und dies sind erläuternde Anmerkungen. Da die Ausgabe in die Hörsäle der Universitäten und, was hoffentlich mit der Zeit auch geschieht, in die höhern Unterrichtsanstalten ihren Weg finden soll, so wäre außerdem ein kurzgefaßtes Wörterbuch, wie es unter anderm auch Holtzmann und Zarncke ihren Ausgaben des Nibelungenliedes angefügt haben, sehr wünschenswerth gewesen.

Längere Zeit nach Abfassung des Berichts über die beiden Abhandlungen und die Ausgabe kommen uns noch zwei Abhandlungen über Walther zu, die in der Einleitung zur Ausgabe verheißene Schrift über Walther's Leben von Rieger und ein Programm über Walther's Herkunft und Heimat von Kurz, beide noch zeitig genug, um eine kurze Anzeige hier anzufügen:

4. Das Leben Walther's von der Vogelweide von **Max Rieger**. Gießen, Ricker. 1863. Gr. 8. 15 Ngr.

Daß hier die Darstellung der Dichterbiographie gesondert von der Ausgabe erscheint, mag in mancher Beziehung etwas Praktisches haben, uns wäre aber doch die Einverleibung in die Einleitung lieber gewesen. Bei weniger splendider Ausstattung der Gedichtsammlung hätte das nur fünf Bogen füllende Schriftchen recht gut untergebracht werden können. Der Verfasser betrachtet ja selbst Ausgabe und Biographie als zusammengehörig; er rechnet nur auf solche Leser, welchen die Ausgabe zur Hand ist oder die sie zur Hand nehmen, um durch ihren Eindruck seine Auseinandersetzung zu unterstützen. Doch diese Aeußerlichkeit vermindert nicht den Dank, welchen wir dem Verfasser für die so nothwendige Ergänzung zu seiner Ausgabe schulden.

Wenn ich oben die Hoffnung aussprach, daß Meyer's Entdeckung von der Identität Walther's von der Vogelweide mit Walther von Schipfe in der vorbereiteten Walther-Biographie noch berücksichtigt werden möge, so erklärt uns jetzt Rieger im Vorworte, daß Meyer's Schrift ihm erst nach Abschluß seiner Arbeit zugekommen sei. Selbst wenn dies nicht der Fall gewesen wäre, hätte sie doch auf seine Untersuchung keinen Einfluß geübt. „Ich finde nicht nur", so lautet Rieger's strenges Urtheil, „die fragliche Identität ungenügend bewiesen: sie ist auch vermöge einer naheliegenden, aber dem Verfasser seltsamerweise entgangenen Erwägung ganz unmöglich. Wir wissen aus so mancher Stelle Walther's, daß er arm war, sich von seinem Sange nährte und vor der Belehnung durch Friedrich II. nicht Haus noch Hof hatte; und der gleichnamige Schenke von Schipf war das Haupt eines seit Generationen ansehnlichen

Geschlechts von Dienstmannen der Krone. Der Verfasser hat einen großen Fleiß an eine von vornherein verlorene Sache gewendet." *)

Rieger's Darstellung vom Leben Walther's von der Vogelweide ist keine literargeschichtliche Biographie im gewöhnlichen Sinne. Sie ist lediglich kritischer Natur. Zunächst setzt sie die eigene und Wackernagel's Ausgabe voraus, welche, wie wir gesehen, eine geschichtliche Anordnung des Stoffs einhält. Die Schrift Rieger's gibt hierzu die nöthigen Erläuterungen, „sie begründet, corrigirt auch mehrfach die Anordnungen in der Ausgabe. Die Kapitel, in welche sie zerfällt, schließen sich den Abtheilungen der Ausgabe an." Außerdem bezieht sich der Verfasser, wo es gilt, auf Lachmann und auf die andern Arbeiten über Walther. Einigermaßen werden dadurch die von uns gewünschten Anmerkungen ersetzt und erledigt, soweit sich diese nämlich auf die historischen Beziehungen zu erstrecken hätten.

Rieger nimmt wie Pfeiffer an, „daß Walther in Ostfranken, wenigstens daß er in einem nicht zu weiten Umkreise von Nürnberg zu Hause war", ferner daß er zu Würzburg den später nach ihm benannten Vogelweider Hof bewohnte. Im einzelnen weicht Rieger's Auffassung vielfach von der seiner Vorgänger ab. Gerade die Einzelheiten, welche theils zu begründen, theils abzuweisen waren, lassen ein zusammenfassendes Referat nicht zu, und werden deshalb in dem Schriftchen selbst von den Freunden Walther's einzusehen sein. In den Fachzeitschriften werden sich voraussichtlich Widersprüche geltend machen; hier sei nur der Wunsch ausgesprochen, daß Rieger's Darstellung zugleich mit der Ausgabe verdiente Beachtung finden möge.

Die kritische Haltung der Schrift verbot von selbst eine empfindungsreiche und stilistisch fesselnde Darstellungsweise. Aber rühmend müssen wir der Einfachheit, Ruhe und Klarheit gedenken, welche Rieger's Abhandlung vortheilhaft auszeichnet.

Ebenfalls kritischer Natur ist die Schrift von Heinrich Kurz, dem verdienstvollen Literaturhistoriker; doch hat der Verfasser, da er seine Arbeit nicht zunächst für Fachmänner bestimmte, in der Form sich nicht so knapp gefaßt, wie es sonst bei derartigen Abhandlungen gefordert wird, sondern mußte manches wiederholen, was jenen schon längst bekannt ist, um auch für solche verständlich zu sein, welche mit diesem besondern Punkt aus der Literaturgeschichte nicht vollständig vertraut sind. Ebendeshalb theilte er auch diejenigen Gedichte Walther's vollständig mit, auf welche sich die Untersuchung vorzugsweise gründet, weil nicht vorausgesetzt werden konnte, daß die vollständigen Ausgaben von Lachmann oder Wackernagel allen zur Hand sind. Während die Schriften von Pfeiffer und Rieger in ihren Titeln eine allgemeine Behandlung verheißen, gibt Kurz die besondern Punkte an, welche seine Arbeit zu ergründen und festzustellen sucht.

*) Herber noch äußert sich Franz Pfeiffer über Meyer's Schriftchen im jüngst erschienenen Hefte der „Germania" (achter Jahrgang, Heft 1). Pfeiffer will die ihm „gewidmete" kleine Schrift, wie er spöttisch sagt, nur verzeichnen, um einige persönliche Bemerkungen daranzuknüpfen, nicht aber um sie zu recensiren. „Leeres Stroh zu dreschen, sagt Pfeiffer, hat noch niemals Reiz für mich gehabt, und diesmal eine Ausnahme zu machen wäre um so unverzeihlicher, als jeder besonnene Leser schon aus dem Titel erkennen wird, welcher Werth einer Untersuchung zukommt, die den Sänger, der seinen eigenen Aussagen zufolge von jungen Jahren an mit Armuth und Entbehrung zu ringen hatte, und dem es erst am späten Lebensabende so gut ward, am eigenen Feuer zu erwarmen, mit einem mächtigen Reichsministerialen identificirt, der, einem reichen, durch zwei Jahrhunderte mit dem Schenkenamte belehnten Geschlechte angehörend, während langer Jahre in hervorragender Stellung dem Kaiserthrone einer der Nächsten war." Weiterhin sagt Pfeiffer, freilich in etwas gereiztem Tone, dem jungen Verfasser über seine unschickliche Vorrede einige unliebsame Wahrheiten, welche sich dieser zu Herzen nehmen mag. Wenn Meyer übrigens von „Umkehr" spricht, so haben wir dies ganz anders und viel versöhnlicher aufgefaßt als Pfeiffer, der darin eine Mahnung zur Umkehr der Wissenschaft à la Julius Stahl erblickt.

5. Ueber Walther's von der Vogelweide Herkunft und Heimat von Heinrich Kurz. Aarau, Sauerländer. 1863. Gr. 4. 8 Ngr.

Ueber Walther's Herkunft bestand im allgemeinen kein Zweifel; als etwas Feststehendes nahm man an, der Dichter sei, wenn auch arm an Gütern, ritterlichen Standes gewesen. Ohne diese Voraussetzung wäre Meyer's Hypothese gar nicht denkbar. Alle von uns besprochenen Schriften sind ferner darin einig, daß Franken als die Heimat Walther's zu gelten habe. Gegen beide Anschauungen tritt nun Kurz auf, er führt eine schon im Jahre 1851 in seiner „Geschichte der deutschen Literatur" (I, 49) geäußerte Ansicht in der vorliegenden Schrift weiter aus, zunächst angeregt und aufgefordert durch Pfeiffer's gehaltvolle Abhandlung, und versucht meist im Anschluß an mehrere Gedichte zu beweisen, erstens, daß Walther bürgerlichen Standes gewesen sei, und zweitens, daß er aus der Schweiz stamme. Auf die Einzelheiten der Deduction können wir hier nicht eingehen, darum sei nur weniges berührt. Bei den eingewurzelten Ansichten über Walther's Herkunft und Heimat, welchen der Verfasser entgegentritt, mußte der Beweis zunächst ein negativer sein. Kurz führt an, daß eigentlich niemals bewiesen worden sei, daß Walther aus adelichem Geschlechte stamme, sondern man habe es einfach als ausgemacht angenommen, weil er von seinen Zeitgenossen und Spätern „Herr" genannt werde. Diese Anrede hält der Verfasser nicht für maßgebend. In Betreff der Heimat sucht Kurz nachzuweisen, daß sie im Frankenlande nicht gewesen sein könne, und dann bliebe nur die Schweiz noch übrig. Die positiven Argumente scheinen mir nicht alle von gleichem Werthe, manche sind sehr unbestimmt und subjectiv, andere sind wieder einleuchtend und wol geeignet, Zweifel an der bisjetzt gültigen Ansicht zu erwecken. Am Schlusse der Untersuchung faßt Kurz die Resultate zusammen, und diese Inhaltsangabe sei hier mitgetheilt, sie mag die Leser zu genauerer Prüfung anregen: „Daß er (Walther) bürgerlichen Standes war, geht aus dem Geiste seiner Dichtungen hervor: seine ganze Welt- und Lebensansicht hat ein bürgerliches Gepräge und unterscheidet sich wesentlich von der der adelichen Dichter, wogegen sie mit der der bürgerlichen Meister vollkommen übereinstimmt. Er selbst spricht von seinem niedrigen Stande und setzt sich den Rittern, überhaupt den Adelichen in solcher Weise entgegen, daß man bei vorurtheilsfreier Betrachtung der Stelle keinen Zweifel an seiner bürgerlichen Abstammung haben kann. Daß er trotzdem Erzieher des Königs Heinrich werden konnte, hat nichts Auffallendes. Seine bürgerliche Herkunft erhält volle Bestätigung, wenn er wirklich ein Thurgauer war. Ein Franke oder Oesterreicher kann er nicht gewesen sein, weil er als Franke oder Oesterreicher nicht sagen konnte, daß er seine Heimat seit seiner Kindheit nicht gesehen habe, was auf den Thurgau vollkommen paßt... Nur wenn er ein Thurgauer war, läßt sich sein nahes, gewiß persönliches Verhältniß zu Ulrich von Singenberg erklären, und daß er einer war, bestätigt der schon im Jahre 1377 urkundlich beglaubigte Name Vogelweider, der aber gewiß schon früher vorkommt...."

Die Schriften Meyer's und Rieger's haben dem Verfasser bei seiner Arbeit jedenfalls nicht vorgelegen, sonst hätte er gewiß auf sie Bedacht genommen. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß von so verschiedener Seite fast zu gleicher Zeit unabhängige Untersuchungen über Walther angestellt wurden. Zu den neuesten Versuchen hat aber immer Pfeiffer's Abhandlung mehr oder weniger Anregung gegeben, nachdem die Frage so lange Zeit geschlummert hatte. Die Abhandlung von Kurz wird voraussichtlich viel Widerspruch hervorrufen, aber man wird dem Verfasser allgemein dankbar sein, daß er einem so wichtigen wissenschaftlichen Gegenstande von seinem Standpunkte aus eine so eingehende Erörterung gewidmet hat.

Reinhold Bechstein.

Herder und Goethe als Freimaurer.

Schon früher haben wir darauf hingewiesen, daß die Biographien berühmter Männer, namentlich auch Schriftsteller und Dichter, in dem als zweite Auflage von „Lenning's Encyklopädie der Freimaurerei" lieferungsweise erscheinenden „Allgemeinen Handbuch der Freimaurerei" (Leipzig, Brockhaus) dankenswerthe und sehr zu beachtende Ergänzungen erhalten. Viele unserer berühmtesten Autoren, wir nennen hier nur Lessing, Wieland, Goethe, Herder und Fichte, gehörten dem Orden der Freimaurer an, und entwickelten zum Theil eine sehr bedeutende freimaurerische Thätigkeit, während Schiller sich mehr abweisend gegen den Orden verhielt, wenigstens in einem Briefe an seinen Freund Körner über den Ton und Inhalt der freimaurerischen Gesellschaftslieder einige wegwerfende Bemerkungen machte. Das vierte Heft des genannten Werks enthielt aus unserer Feder die auch in der englischen Zeitschrift „Parthenon" hervorgehobene Biographie Fichte's, wobei besonders auch seine für sein ganzes Wesen charakteristischen Logenstreitigkeiten mit Feßler in Betracht gezogen wurden, das letzterschienene fünfte Heft die Biographien Herder's und Goethe's. Herder's Verhältniß zum Orden und seine Ansichten über die Aufgabe der Freimaurerei sind dem Laien etwas mehr bekannt, theils durch einzelne in den „Erinnerungen" seiner Gattin enthaltene Notizen, theils durch einige im zweiten Stück des vierten Bandes seiner „Adrastea" enthaltenen Aufsätze über „Freimaurerei", darunter ein Gespräch zwischen Faust, Horst und Linda über die Zwecke der Maurerei, in welchem Faust unter anderm zu Linda bemerkt: „Und doch, Linda, wäre es ein großer Mangel der Gesellschaft, wenn sich ihre Glieder nur untereinander forthülfen. Sie würde damit eine Art Judenthum, ein Staat im Staate. Vielmehr wünschte ich, daß diese Unsichtbaren, wie bedürfnißlose Geister, sich selbst vergessend, nach außen wirkten. Diese Parteilosigkeit machte die Gesellschaft zu einem Areopag des Verdienstes, der Sitten und Talente. Träte sie jedem Edelwollenden, auch außer ihrem Viereck, unsichtbar zur Seite, und unterstützte und belohnte ihn, weckte den Schlummernden, richtete den Gesunkenen auf; wie manches würde für die Zukunft still vorbereitet, was jetzt noch nicht gethan werden kann, was aber gewiß geschehen wird und geschehen muß! Deshalb habe ich's gern, wenn ich höre, daß die Gesellschaft talentvolle, rüstige Jünglinge, durch Stand, Rang, Güter, vorzüglich aber durch thätige Klugheit und Erfahrenheit vielvermögende Männer wählt. Jene, hoffe ich, bildet sie aus; denn sie führt ja die sichersten Werkzeuge der Richtigkeit als Symbole; diese braucht sie mit der Macht einer Gesellschaft in vervielfachter Kraft."

Ueber Herder's freimaurerisches Verhältniß habe ich in dem betreffenden Artikel des „Allgemeinen Handbuch der Freimaurerei" Folgendes mitgetheilt: „Im Jahre 1766 trat er, von seinen Freunden und Gönnern, dem Bürgermeister Schwarz und den spätern Senatoren Gebrüder Berens, dazu ermuntert und bei den Logenbrüdern empfohlen, zu Riga in die dortige Loge Zum Schwert, welche der stricten Observanz angehörte. Er war in dieser Verbindung ungemein hochgeachtet, und wurde zum Secretär der Loge gewählt, ungeachtet er nicht den erforderlichen Grad dazu hatte. Als solcher hielt er dem Meister vom Stuhl, dem Hofrath Dr. Handtwig, der früher als Physikus nach Riga berufen worden war, hier aber zur Zeit des von Herder verwalteten Secretariats starb, die Trauerrede, welche auch zu Riga im Druck erschien, aber sich nicht in seinen Schriften vorfindet, auch von H. Küntzel, der zum Zweck des Wiederabdrucks derselben im «Maurerischen Herder-Album» Nachforschungen anstellte, nicht entdeckt werden konnte. Wieviel aber auch Herder während jener Periode dem Freimaurerbunde gegeben haben mag, so hat er auch unleugbar sehr viel von ihm zurückempfangen. Sein Sinn für Humanität erhielt in dieser Verbindung befruchtende Anregungen, einen festern Halt und eine bestimmtere Richtung; auch seine «Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts» ist auf die Anregungen zurückzuführen, die er von dieser Verbindung empfing. Küntzel bemerkt in dem im «Maurerischen Herder-Album» befindlichen Aufsatze «Herder als Freimaurer»: «Gerade das Geheimnißvolle, in welches sein (des Bundes) Ursprung gehüllt ist, forderte eine Natur wie die Herder's auf, nicht allein historisch dem Ursprung dieses Bundes nachzugehen, sondern auch den Zusammenhang der Urzustände, der Fortentwickelung der Menschheit im Laufe der Jahrhunderte und ihrer Zukunft zu enträthseln.» Man verbreitete auch später das Gerücht, daß Herder für seine «Aelteste Urkunde» von den Freimaurern ein Geldgeschenk im Betrage von nicht weniger als 100 Friedrichdor erhalten habe. Karoline von Herder stellt dies jedoch in ihren «Erinnerungen» gänzlich in Abrede. Hartknoch habe das verabredete Honorar, für den Bogen 1 Friedrichdor gezahlt; mehr habe Herder nicht erhalten. In Weimar hat sich Herder, wie seine Gattin bemerkt, «aus wichtigen Gründen niemals als Freimaurer bekannt, und sich vielleicht dadurch von mehrern Unwillen zugezogen». Der wichtigste Grund unter diesen «wichtigen Gründen» war wol der, daß er erster Geistlicher des Herzogthums war; als weitere mitbestimmende Gründe bezeichnet Küntzel «die babylonische Sprachverwirrung, welche im Orden herrschte, und die vielen Misbräuche und Betrügereien, welche mit dem Ordenswesen getrieben wurden». Herder wußte aber, wie seine Gattin ihrer obigen Angabe hinzufügt, «alles Wichtige, was in der Loge vorging; auch blieb er mit Männern wie Bode und F. L. Schröder in fortdauerndem Gedankenaustausch und half ihnen bei ihren freimaurerischen Arbeiten mit seinem reichen Wissen."

Seine Gattin bemerkt übrigens in ihren „Erinnerungen", Herder habe sein eigenes System darüber gehabt, das er einst ausarbeiten wollte, und er habe geglaubt, „daß auch bei diesem Institut ein neuer, unserer Zeit gemäßerer Geist geweckt und die veralteten Gebräuche neu belebt werden sollten".

Auffallend erscheint es, daß in den Biographien Goethe's so wenig von seinem freimaurerischen Leben und Wirken die Rede ist, obschon seine Werke manches enthalten, was sich direct als freimaurerisches Product ankündigt, z. B. die schöne im Jahre 1813 in der Loge von ihm gehaltene Trauerrede auf den erst als Greis in den Bund getretenen Wieland und die unter der Rubrik „Loge" einen Bestandtheil seiner Gedichte bildenden Freimaurerlieder, oder was doch Spuren des Einflusses maurerischer Ideen verräth, wie so manche seiner beliebtesten Gesellschaftslieder, „Wilhelm Meister's Wanderjahre", der „Zauberflöte" zweiter Theil u. s. w. In dem eigenhändigen Schreiben vom 13. Februar 1780, worin Goethe um Aufnahme in den Orden bat, und das als eine theuere Reliquie noch jetzt unter Glas und Rahmen in dem Arbeitssaale des neuerbauten Logengebäudes in Weimar verwahrt ist, heißt es unter anderm: „Schon lange hatte ich einige Veranlassung zu wünschen, daß ich mit zur Gesellschaft der Freimaurer gehören möchte; dieses Verlangen ist auf unserer letzten Reise*) viel lebhafter geworden. Es hat mir nur an diesem Titel gefehlt, um mit Personen, die ich schätzen lernte, in nähere Verbindung zu treten — und dieses gesellige Gefühl ist es allein, was mich um die Aufnahme nachsuchen läßt."

Künftigen Biographen Goethe's theilen wir über sein freimaurerisches Wirken noch Folgendes mit: „Am Vorabende des Johannisfestes, 23. Juni 1780, wurde der damals 31 Jahre alte Dichter in den Maurerbund aufgenommen. Bei der Aufnahme führte Bode den Hammer. Zum Gesellen wurde er 23. Juni 1781 und 2. März 1782 zum Meister befördert, in demselben Jahre auch in den Innern Orient aufgenommen. Als 1808 die ruhende Loge wieder in Thätigkeit gesetzt werden sollte, wirkte Goethe neben Bertuch hauptsächlich für ihre Reorganisation. Bei der Beamtenwahl, bei welcher zwölf Meister zugegen waren, erhielt er drei Stimmen zum Meister, während neun auf Bertuch fielen. Dagegen unterlagen die wichtigern

*) Zweite Schweizerreise, nach welcher er zugleich mit dem Herzog ein neues Leben voll männlichen Ernstes begann.

Reden, Gesänge und Anordnungen meist seiner vorausgehenden Prüfung und Billigung."

Sehr beachtenswerth ist Goethe's in Nr. 8 der „Freimäurerzeitung" für 1863 von neuem abgedruckte Einleitung zu Riedel's und anderer Brüder Todtenfeier in der Loge Amalia zu Weimar (15. Juni 1821), worin es unter anderm heißt: „Die Betrachtung, die sich uns nur zu sehr aufdrängt: daß der Tod alles gleich mache, ist ernst, aber traurig und ohne Seufzer kaum auszusprechen; herzerhebend, erfreulich aber ist es, an einen Bund zu denken, der die Lebenden gleichmacht, und zwar in dem Sinne, daß er sie zu vereintem Wirken aufruft, deshalb jeden zuerst auf sich selbst zurückweist und sodann auf das Ganze hinleitet."

Goethe rühmt an dem Bunde: „Unser Bund hat viel Eigenes, wovon gegenwärtig nur das eine herausgehoben werden mag, daß, sobald wir uns versammeln, die entschiedenste Art von Gleichheit entsteht: denn nicht nur alle Vorzüge von Rang, Stand und Alter, Vermögen, Talenten treten zurück und verlieren sich in der Einheit, sondern auch die Individualität muß zurücktreten. Jeder sieht sich an der ihm angewiesenen Stelle gehalten. Dienender Bruder, Lehrling, Geselle, Meister, Beamte, alles fügt sich dem zugetheilten Platz und erwartet mit Aufopferung die Winke des Meisters vom Stuhl; man hört keinen Titel, die nothwendigen Unterscheidungszeichen der Menschen im gemeinen Leben sind verschollen; aber auch nichts wird berührt, was dem Menschen sonst am nächsten liegt, wovon er am liebsten hört und spricht; man vernimmt nichts von seinem Herkommen, nicht, ob er ledig oder verheirathet, vater- oder kinderlos, zu Hause glücklich oder unglücklich sei; von allem diesen wird nichts erwähnt, sondern jeder bescheidet sich, in würdiger Gesellschaft, in Betracht höherer allgemeiner Zwecke, auf alles Besondere Verzicht zu thun."

Am Schlusse der auf jene Einleitung folgenden kurzen Lebensbeschreibungen von fünf Brüdern der Loge Amalia in Weimar findet sich dann folgende schöne und humane Betrachtung Goethe's: „Wir leiden alle am Leben; wer will uns, außer Gott, zur Rechenschaft ziehen? Tadeln darf man keinen Abgeschiedenen; nicht was sie gefehlt und gelitten, sondern was sie geleistet und gethan, beschäftige die Hinterbliebenen. An den Fehlern erkennt man den Menschen, an den Vorzügen den einzelnen; Mängel und Schicksale haben wir alle gemein, die Tugenden gehören jedem besonders."

Goethe faßte, seiner Natur gemäß, „die Freimaurerei von der künstlerisch symbolischen, dichterisch heitern und gemüthlich geselligen Seite und in pietätvoll conservativem Sinne auf".

„Wenn man aber hiernach", fahre ich in dem betreffenden Aufsatze fort, „versichert sein darf, daß es keine Loge von gemüthlicherm Charakter gegeben haben mag, als die weimarische unter Goethe's Einfluß, so kann man sich andererseits auch darauf verlassen, daß er bei feierlichen und ernsten Anlässen mit der ganzen Würde auftrat, welche der Moment erforderte."

H. M.

Zwei Schriften für Frauen.

Ein Literaturzweig, der vor zwanzig, ja noch vor zehn Jahren ziemlich kahl war, treibt jetzt üppig Blätter und Blüten, aus denen zuweilen auch nützliche Früchte werden. Dieser Literaturzweig ist den Frauen gewidmet und zwar nicht in dem Sinne, wie man früher elegant ausgestattete, innerlich mit allerlei süßlichen Gedichten und faden Novellen angefüllte Taschenbücher, Penelopes, Vergißmeinnicht u. s. w., ihnen widmete, noch auch in dem Sinne, in dem man Weltgeschichte, Mythologie, Naturwissenschaft u. s. w. zu besondern Büchern für Frauen und Töchter bearbeitete, damit zu verstehen gebend, daß diese nicht alles zu lesen und zu wissen brauchten, was in den allgemeinen Büchern stand, die ohne Zweifel nur für die Männer geschrieben waren; nein, der neue Literaturzweig bezieht sich auf die sociale Stellung der Frauen. Als man vor einiger Zeit zuerst begann, dieselbe wie sie in Deutschland sowol, als in andern Ländern ist, einer nähern Betrachtung und Kritik zu unterwerfen und mit unter die „offenen", wo nicht gar die „brennenden" Tagesfragen zu reihen, da kamen so viel Begriffsverwirrungen vor, mischten sich so viel unlautere, unnatürliche, und was das Schlimmste war, unmoralische Anschauungen und Forderungen ein, daß dadurch der guten Sache, der Hebung oder Befreiung des weiblichen Geschlechts mehr geschadet als genutzt ward. Es ging damit wie auf politischem Gebiete auch: es brach eine Revolution herein, welche die meisten unvorbereitet fand und die, weil unreine, überstürzende Elemente sich einmischten, keinen befriedigenden Ausgang nehmen konnte. Mit dem Worte „Frauenemancipation" kam auch die Idee derselben in Miscredit und es bedurfte erst wieder einer längern Zeit, ehe die Stellung der Frauen wieder mit andern Interessen des Fortschritts discutirt werden konnte. Und so wie jetzt die Bewegung nach vorwärts auf politischem Gebiet eine viel gesündere und darum ihres Ausgangs sicherere ist, als jene offen revolutionäre, so greift man jetzt auch die Frage von der Stellung der Frauen von der praktischen Seite an. Man macht positive, ausführbare Vorschläge, ohne sich in die frühern abstracten Theorien zu verlieren, und was in neuerer Zeit in dieser Angelegenheit geschrieben wird, hält sich an das Gegebene und verlangt nur das zunächst Erreichbare.

Zwei Schriften dieser realistischen, praktischen Art und Weise, welche den weiblichen Interessen gewidmet sind, liegen uns vor:

1. Osterbriefe für die Frauen, von Fanny Lewald. Berlin, Janke. 1863. 8. 15 Ngr.
2. Frauenwirthschaft von Moritz von Prittwitz. Berlin, Herbig. 1863. 8. 1 Thlr.

Fanny Lewald's „Osterbriefe für die Frauen" (Nr. 1) erschienen zuerst in der „National-Zeitung" und sind geschrieben „zum Besten der ununterrichteten, der unerzogenen, der in jedem Betracht verabsäumten Handarbeiterinnen an die unterrichteten und erzogenen Frauen der Wohlhabenden und Gebildeten". Sie rufen diesen zu: „Reicht den Hülfsbedürftigen eure Hände, damit sie sich aufrichten, sich erheben, sich an euch halten, damit sie im wahren Sinne des Wortes Menschen, damit sie für euch eine Stütze und für das Volk, dem sie angehören, gute Mütter werden mögen."

Kein Mensch wird widersprechen dürfen, wenn die Verfasserin weiter sagt: „Wo der Mann Mitschöpfer des Gemeinwohls ist, muß die Frau die Schöpferin des Familienwohls werden. Ihr liegen jetzt durch alle Volksklassen zum größten Theile die Erziehung und Bildung ihrer Kinder ob. Sie muß Einsicht genug haben, die Schritte nicht nur ihrer Töchter, sondern auch ihrer Söhne zu leiten und zu überwachen. Sie hat in dem jungen Geschlechte die Gedanken zu erwecken und den Sinn zu pflegen, die es fähig machen für seine Selbstvollendung und für seinen Beruf."

Sie wendet sich mit ihrer Schrift und ihren Vorschlägen hauptsächlich an die verheiratheten Frauen, die Mütter, die Vorsteherinnen eines eigenen Haushalts, und hat das Verhältniß derselben zu ihren Dienstmädchen im Auge. Dies unterwirft sie einer ebenso eingehenden und bei aller Schärfe sehr gerechten Kritik. Sie schildert das Herkommen, den Bildungsgang und das Geschick der armen Mädchen, welche sich als Dienerinnen vermiethen, und zeigt dann weiter, wie es denselben meist in ihrem Beruf bei den verschiedenen Herrschaften ergeht, und wir müssen gestehen, daß die Verfasserin ihre allerdings wenig schmeichelhaften Bilder streng nach der Natur gezeichnet hat. Die Rathschläge und Lehren, welche sie den Hausfrauen und Töchtern für die Behandlung der Dienstboten gibt, zeigen von ebenso viel Humanität als Erfahrung, und schon um ihretwillen müßte man das Buch in allen weiblichen Kreisen empfehlen. Aber damit allein ist die Verfasserin noch nicht zufrieden; sie verlangt für die Dienstmädchen ferner: Lehre und Fortbildung, Speisehäuser und Herbergen (für die Zeiten, wo sich ein Mädchen ohne Dienst befindet, z. B. erst um einen solchen zu

suchen in eine große Stadt kommt), Kranken- und Altersversorgungskassen, Vereine zur Unterhaltung für die Sonntage, die von gesitteten Personen geleitet und überwacht werden. Die Verfasserin zeigt, das alles dies auszuführen ist, sobald nur die Herrschaften der Dienstmädchen, sobald diese selbst wie deren Familien, nicht nur ihre Aeltern, sondern auch die ihnen verwandten Männer, die schon jetzt für ihr Geschlecht das alles besitzen, was für das weibliche noch fehlt, sobald diese damit einverstanden sind und selbst mit Hand ans Werk legen, oder wenigstens in ihrer Mehrheit nicht verhindern, was anfänglich wol nur eine Minderheit beginnen möchte.

Auch durch ihre klare und faßliche Darstellung empfehlen sich diese „Osterbriefe für die Frauen" für die weitesten Kreise. Den sittlichen Ernst und die warme Begeisterung der Verfasserin für die Interessen ihres Geschlechts überhaupt, wie auch der ärmsten Mitglieder desselben, erkennt man auf jeder Seite.

Das Buch Nr. 2: „Frauenwirthschaft", von Moritz von Prittwitz, meint es in seiner Art zwar auch gut mit den Frauen, indem er ihnen ein solches bietet; aber er steht allerdings auf einem ganz andern Standpunkte als die Verfasserin der „Osterbriefe". Herr von Prittwitz findet nur in der Hauswirthschaft und in häuslichen Beschäftigungen den Beruf der Frauen, und auch diejenigen, die, wie er selbst zugesteht, eine Menge überflüssige Zeit für sich haben, warnt er, sich mit tiefern wissenschaftlichen Studien u. s. w. abzugeben, empfiehlt dafür den untergeordnetsten Dilettantismus in der Kunst, Stickereien zu Geschenken, die Pflege der Blumen, das Füttern von Vögeln, Hunden und Katzen als passender, weiblicher! Diese Auffassungsweise abgerechnet haben doch die Frauen Ursache, das freundliche Buch auch freundlich aufzunehmen. Es zeigt, welche wichtige Rolle die Frauen (wenn auch nur als Hausfrauen) in dem volkswirthschaftlichen Leben der Menschen und in deren gesellschaftlichem Verbande spielen. Indem der Verfasser auf bekannte, im Leben wie in der Hauswirthschaft täglich vorkommende Dinge hinweist, zeigt er, welchen bedeutenden Einfluß die Frauen, trotz ihres anscheinend beengten Wirkungskreises und ihnen selbst unbewußt, auf das Wohlbefinden des Menschengeschlechts und welche Einwirkung durch ihre Thätigkeit auf das Räderwerk des Volkslebens äußern.

Beschäftigt sich der Verfasser anfänglich, über Volkswirthschaft, Production und Vertheilung der Güter des Lebens im allgemeinen zu belehren, so beschäftigt er sich dann mit der Verwendung der Güter des Lebens. Und hier können wir namentlich die gegebenen kleinen Wirthschafts- und Lebensregeln meist mit Freuden unterschreiben. 3.

Notizen.

Englischer und deutscher Classicitätsbegriff.

Unter den Betrachtungen oder Bemerkungen über den Romanschriftsteller Thackeray, zu welchen dessen jüngst erfolgter plötzlicher Tod den englischen Journalen Veranlassung gab, war uns namentlich folgender in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" citirter Ausspruch der englischen Zeitung in „Daily news" von Interesse: „England hat in Hrn. Thackeray einen Mann verloren, dessen Name und Werke, solange England eine Literatur hat, ihren Rang unter unsern Classikern behaupten werden. Er reiht sich kraft göttlichen Rechts unter die wackere Gesellschaft der englischen Humoristen, deren Schrein in unserm National-Pantheon er (durch die bekannten Vorlesungen) erhalten und schmücken geholfen hat. Neben Addison, Fielding, Swift, Sterne und Goldsmith wird Thackeray seinen besondern, aber nicht geringern, Platz einnehmen, dazu berechtigt als ein Genius, der, innerhalb seines Gebiets, einer der tiefsten und scharfblickenden an Einsicht, der feinsten und zartesten in der Auffassung, und zugleich einer von den gewiegtesten Meistern des Ausdrucks war, die sogar England hervorgebracht hat." Durch diesen Ausspruch sehen wir eine schon früher von uns gemachte Beobachtung, daß die praktischen Engländer nicht an der gelehrten Grille leiden, ein halb Dutzend ältere Schriftsteller als die alleinigen Vertreter englischer Classicität zu proclamiren, neuerdings so entschieden als möglich bestätigt. Die Engländer wissen nichts von einer Eintheilung ihrer Schriftsteller in Classiker und Epigonen; jedem zeitgenössischen Mitbewerbenden um den Ruhm der Classicität ist die Arena eröffnet und dadurch ein Sporn zur Nacheiferung gegeben; jeder Tüchtige hat Aussicht darauf, den Classikern der Nation beigezählt zu werden, wenn er dessen würdig ist, und so sehen wir auch Thackeray gleich nach seinem Ableben neben Addison, Swift, Sterne, Goldsmith u. s. w. als einen Autor von classischer Bedeutung anerkannt. Dies scheint uns auch — ganz abgesehen von der uns hier nicht kümmernden Frage, ob gerade Thackeray diesen Ehrenplatz verdient — das allein Richtige zu sein bei einer Nation, deren Sprache und Literatur noch zu den lebenden gehören. Im 17. Jahrhundert und bis ins 18. hinein galt Opitz als der eigentliche Classiker der deutschen Nation; er ist überflügelt und beseitigt worden, und wir haben jetzt statt seiner der gewöhnlichen Annahme nach sechs Classiker: Klopstock, Lessing, Herder, Wieland, Goethe und Schiller. Wie diese Autoren aber unter sich verschieden sind, so sind auch die Leistungen jedes einzelnen sehr verschieden untereinander; manche der letztern gehören einer noch sehr unentwickelten Periode ihrer Verfasser oder bereits der Zeit ihres Verfalls an, und so geschieht es, daß viele ihrer Hervorbringungen, trotzdem daß sie fortdauernd unter classischer Firma zum Verkauf ausgeboten werden, als langweilig, ungenießbar oder veraltet gelten und fast niemand sie mehr liest. Oder sollen wir jede schwer construirte Ode Klopstock's aus späterer Zeit oder seine biblischen Dramen, sollen wir Lessing's früheste Versuche im Lustspiel und Epigramm, Wieland's moralisirende Jugendpoeme oder seine spätern lasciven Dichtungen, selbst Schiller's Gedichte aus der Anthologie oder seine „Räuber" deshalb fortdauernd als classische Muster verehren, studiren und uns nach ihnen bilden, weil ihre Verfasser als Classiker kanonisirt worden sind? Ueber die Classicität eines Products, d. h. seine Mustergültigkeit für alle Zeiten haben freilich nur die Jahrhunderte, am wenigsten aber, wie dies wol in Deutschland vorgekommen ist, der betreffende Verleger zu entscheiden, zumal bei einer Nation wie die deutsche, deren Sprache selbst, was gewisse grammatikalische Schwankungen und die Orthographie betrifft, noch keineswegs fest geregelt ist; aber um so mehr ist es eine Versündigung an allen mitlebenden wie allen künftigen Autoren und setzt ein trauriges Allgemeingefühl von Ohnmacht und Selbstverzweiflung voraus, zu decretiren: wir, obschon eine noch lebende Nation — und „nur der Lebende hat recht", sagt Schiller — sind unfähig, jetzt oder in Zukunft noch irgendeinen classischen Autor hervorzubringen, und namentlich ist es mit unserer poetischen Zeugungskraft in alle Ewigkeit vorbei!

Das deutsche Element in Paris und Oran.

Bei der in den ersten Tagen des September 1863 in Lübeck stattgehabten Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins hatten sich auch zwei evangelische Pfarrer aus Paris eingefunden, von denen der eine über die Deutschen in Paris folgende nicht uninteressante Mittheilungen machte: „Das deutsche Element hat sich dort in jüngster Zeit auf den verschiedenen Gebieten des öffentlichen Lebens, besonders auf denen der Arbeit und Industrie, so ausgebreitet und verdichtet, daß es sich auch auf der Oberfläche bemerkbar hervordrängt. Geht man nur die großen Boulevards entlang durch das bunte schimmernde Gewühl der Trottoirs und mustert die Schilder der prächtigen Läden mit den prächtigen Schaufenstern, so wird man von der großen Zahl deutscher Namen überrascht, die man dort findet. Die nämliche Beobachtung macht man in den kleinern Straßen bei den kleinen Handwerkern, bei den Schuhmachern, Schneidern u. s. w. Wer besonders durch die Fabriken und Werkstätten des Faubourg St.-Antoine geht, befindet sich dort an dem eigentlichen Sammelpunkt deutscher Arbeit und deutscher Arbeiter, und überall hört er da den Klang der deutschen Sprache. Wir durchkreuzen die Straßen und sehen die Kehrer bei ihrer

Arbeit, leicht zu erkennen an ihren blauen Blusen, an ihren beschilderten Mützen und ihren guten, deutschen Gesichtern, die Frauen an ihrer deutschen Tracht: das sind die armen Hessen aus dem Großherzogthum; der Kehrbesen, welcher die Straßen von Paris reinigt, wird jetzt fast ausschließlich von deutscher Hand geführt. Aber auch sonst noch, und zwar in den tiefern und niedrigern Schichten der Gesellschaft, trifft man dort Deutsche, in den dunkeln verrufenen Quartieren, wo die Lumpensammler hausen, oder dort, wo einst die Barrièren und alten Stadtmauern standen und wo jetzt in Kneipen, Schenken, Speiunken und auf Tanzböden die Lust des Fleisches ihr freies Regiment führt. Auch dort oder wenn wir in gewisse Straßen und Stadttheile gerathen, wo eine Schenke oder Speiunke neben der andern sich aufthut und ihre verderbliche Anziehungskraft ausübt, auch dort hören wir deutsche Klänge aus dem Gewirr hervortönen. Deutscher Gesang, wenn wir das tobende, lärmende Geschrei so nennen wollen, dringt uns die deutsche Heimat in nicht sehr erquicklicher Weise in Erinnerung. Hier tritt uns die vielgerühmte deutsche Gesanglust in widerwärtiger Verzerrung entgegen; an diesen Stätten der Lust zeichnen sich die deutschen Arbeiter nur durch größere Roheit vor den Franzosen aus." Es ist freilich sehr zu bedauern, daß sich der Deutsche selbst vor den Ausländern und im Auslande seiner Neigung zur Roheit nicht schämt, obschon man in dieser Hinsicht dem deutschen Gassenkehrer in Paris wol einige Nachsicht schenken muß, da es leider sogar deutsche Schriftsteller genug gibt, welche die deutsche Roheit und Grobheit nicht blos praktisch in der Literatur fortpflanzen, sondern sie auch principienmäßig als einen besondern und gar nicht zu entbehrenden Vorzug der Deutschen in Schutz nehmen. In gewisser Hinsicht noch interessanter erschien uns folgende Mittheilung des Pfarrers Krieger aus Oran in Algerien: „In Oran, einer Stadt von 30000 Einwohnern, dem Sitz einer Präfectur und einer Militärdivision, befinden sich 500 Protestanten, die ursprünglich aus allen Ländern Europas stammen. Die dortige spanische Bevölkerung, welche sehr zahlreich ist, wurde in den letzten Jahren, und zwar nicht ohne erfreuliche Erfolge, evangelisirt. Trigo, einer der wegen ihres evangelischen Glaubens verbannten Spanier, arbeitet gegenwärtig zu Oran an der Evangelisirung seiner Landsleute. Ungefähr die Hälfte der dortigen Protestanten besteht aus Deutschen, die namentlich aus dem Elsaß, aus Baden, Würtemberg, Baiern und Preußen stammen. Besonders aus Baden befinden sich in der Provinz Oran viele Auswanderer, und das einzige dort noch bestehende Fremdenregiment, das in Sidi-bel-abbi seine Garnison hat, ist großentheils aus Deutschen zusammengesetzt, die etwa zur Hälfte Protestanten sind, von denen sich dann viele nach Beendigung ihres Dienstes dort bleibend ansiedeln." Diese Notizen entnehmen wir nicht direct dem im von Rohden'schen Verlage zu Lübeck erschienenen Bericht über die Verhandlungen, sondern einem Auszuge in dem von F. Pletzer herausgegebenen „Bremer Sonntagsblatt", das, wie wir bei diesem Anlaß bemerken, gegenwärtig seinen zwölften Jahrgang angetreten und jetzt durch eine monatliche Beilage, welche unter dem Titel „Literarischer Wegweiser" regelmäßige zusammenfassende Uebersichten der deutschen sowie Winke über die hauptsächlichsten fremden Literaturen, Kritiken, Notizen und Buchhändleranzeigen enthalten soll, eine Erweiterung erhalten hat. **H. M.**

Bibliographie.

Bäcker, M., Geist und Gefühl. Gedichte. Danzig, Bertling. 16. 10 Ngr.

Bagge, O., Die spekulative Weltanschauung auf dem Thüringer Kirchentag. Eine Streitschrift für und wider Herrn Oberconsistorialrath und Oberhofprediger D. Schwarz zu Gotha. Leipzig, C. F. Fleischer. Gr. 8. 12 Ngr.

Blankensee, G. Graf v., Gedichte. Folge der Gedichte eines Nordländers. Berlin, Stilke. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Clauss, C., Ueber die Grenze des thierischen und pflanzlichen Lebens. Leipzig, Engelmann. 1863. Gr. 4. 15 Ngr.

Schönhuth, O., Die Sage vom Ritter von Rodenstein und Schnellert als Herold des Kriegs und Friedens. Für das deutsche Volk gesammelt. Mit 3 Bildern in Holzschnitt. Tübingen. 8. 4 Ngr.

Silberstein, A., Lieder. München, Fleischmann. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von F. v. Raumer. 4te Folge. 4ter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1863. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die Theilung Polens in den Jahren 1773, 1793, 1796 und 1815 nebst einer Dynastien-Tafel der Könige von Polen und der Wiener Kongreß im Jahre 1815. Von F. v. S. Berlin, Akademische Buchhandlung. Gr. 8. 1 Thlr.

Vernaleken, T., Oesterreichische Kinder- und Hausmärchen. Treu nach mündlicher Ueberlieferung. Wien, Braumüller. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Weißhun, B., Wilhelm der Erste, König von Preußen. Potsdam, Döring. 8. 10 Ngr.

Wullschlägel, H. R., Aus dem Tode zum Leben. Christliche Erzählungen. Heidelberg, K. Winter. 1863. 8. 12 Ngr.

Zu Weihnachten. Mährchen von E. F. Nürnberg, Riegel u. Wießner. 1863. Gr. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Czaschke, C., Leipzig ohne Dach. Mit vielen Illustrationen. 1stes Heft. Leipzig, O. Purfürst. Gr. 16. 5 Ngr.

Dumreicher, J. v., Zeitfragen, betreffend die Universität, mit besonderer Beziehung auf Medicin von C. Rokitansky. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 5 Ngr.

Eine Ecclesia militans in Moskau vor zwei Jahrhunderten. Berlin, v. Decker. 1863. 8. 7½ Ngr.

Frantz, C., Der dänische Erbfolgestreit und die Bundespolitik. Berlin, F. Schneider. 8. 10 Ngr.

Herzog Friedrich der Achte von Schleswig-Holstein und sein gutes Recht. Mit dem Porträt des Herzogs. Darmstadt, Lange. Gr. 8. 5 Ngr.

Hirschfeld, L., Eisenbahn-Mißstände. Enthüllungen im öffentlichen Interesse. 1ste Lieferung. Cöln. 8. 3 Ngr.

Huber, V. A., Zur Schleswig-Holsteinschen Frage. Nordhausen, Förstemann. 1863. Gr. 8. 4 Ngr.

Möbius, T., Ueber die altnordische Philologie im skandinavischen Norden. Ein vor der germanistischen Section der Philologenversammlung zu Meissen (29. September — 2. October 1863) gehaltener Vortrag. Leipzig, Serig. Gr. 8. 7½ Ngr.

Neumann, L., Das Verhältniss Schleswig-Holsteins zu Dänemark. Ein Beitrag zur Orientirung. Wien, Gerold's Sohn. 8. 7½ Ngr.

Pernice, Rechtsgutachten betreffend die eventuelle Succession der Sonderburger Linie des Hauses Holstein-Oldenburg in das Herzogthum Holstein, abgegeben an die preußische Regierung den 30. September 1851. Nebst sechs Beilagen. Kopenhagen, Lose u. Delbanco. 1863. 4. 15 Ngr.

Trautschold, H., Drei Briefe aus dem Gebiet der mittleren Wolga. Moskau. Gr. 8. 6 Ngr.

Waitz, G., Rede über die Schleswig-Holsteinsche Angelegenheit gehalten in einer Versammlung den 19. December 1863. Göttingen, Dieterich. 1863. Gr. 8. 2 Ngr.

Warnstedt, A. v., Rendsburg, die preußische Politik von 1658, 1848 und ihr Gegensatz 1863. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld. Gr. 8. 10 Ngr.

Weil, C., Die Bundesreform und der deutsche Fürstentag. Wien, Gerold's Sohn. 1863. Lex.-8. 16 Ngr.

Wietersheim, E. v., Die Tagesfrage. Zur geschichtlichen und rechtlichen Beleuchtung der Schleswig-Holstein'schen Erbfolge und Verfassung. Dresden, Höckner. Gr. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 6. — 4. Februar 1864.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Neue biographische und culturhistorische Schriften.

1. Karl von Bonstetten. Ein schweizerisches Zeit- und Lebensbild. Nach den Quellen dargestellt von Karl Morell. Winterthur, Lücke. 1861. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Gesammelte Schriften von Johannes Schuler. Nebst einem kurzen Lebensabrisse des Verstorbenen. Herausgegeben von seinen Freunden. Innsbruck, Wagner. 1861. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. Weihnachten, Ursprünge, Bräuche und Aberglauben. Ein Beitrag zur Geschichte der christlichen Kirche und des deutschen Volks. Von Paulus Cassel. Berlin, Rauh. 1862. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
4. Leben und ausgewählte Schriften der Väter und Begründer der lutherischen Kirche. Herausgegeben von J. Hartmann, Lehnerdt, C. Schmidt, K. F. Th. Schneider, Vogt, G. Uhlhorn. Eingeleitet von K. J. Nitzsch. Dritter Theil: Melanchthon von C. Schmidt. Siebenter Theil: Urbanus Rhegius von G. Uhlhorn. Elberfeld, Friderichs. 1861. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
5. Aldus Manutius und seine Zeitgenossen in Italien und Deutschland. Von Julius Schück. Im Anhange: Die Familie des Aldus bis zu ihrem Ende. Berlin, Dümmler. 1862. Gr. 8. 1 Thlr.
6. Gedanken und Aussprüche A. B. Limberg's. Nebst einem Lebensabrisse des Verewigten. Herausgegeben von C. Schlüter und F. Michaelis. Münster, Theissing. 1861. Gr. 8. 2 Thlr.
7. Aus Schleiermacher's Leben. In Briefen. Dritter Band. Schleiermacher's Briefwechsel mit Freunden bis zu seiner Uebersiedelung nach Halle, namentlich der mit Friedrich und August Wilhelm Schlegel. Zum Druck vorbereitet von L. Jonas und nach dessen Tode herausgegeben von W. Dilthey. Berlin, G. Reimer. 1861. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Wir haben uns an dieser Stelle schon mehrfach darüber ausgesprochen, daß äußere Rücksichten den Berichterstatter öfters nöthigen, in ein und demselben Artikel Bücher zu besprechen, denen eine innere Verwandtschaft nicht oder kaum zuerkannt werden kann. Auch heute befinden wir uns in einer solchen Situation. Die Schriften, welche uns vorliegen, gehören den verschiedensten Gebieten der historischen Literatur an; sie versetzen uns in die verschiedensten Zeitalter; es kommt ferner den einzelnen Arbeiten ein sehr verschiedener Werth zu. Ohne weitere Einleitung sei unter solchen Umständen auf eine jede der genannten Erscheinungen eingegangen.

Das Buch von Karl Morell über Karl von Bonstetten, welches wir als das erste an die Spitze der Reihe gestellt haben, ist eine höchst beachtungs- und empfehlungswerthe Specialmonographie, die sich mit den politischen und culturgeschichtlichen Zuständen der Schweiz zu Ende des vorigen und zu Anfang des laufenden Jahrhunderts in einer ebenso gründlichen und gediegenen, als ansprechenden und interessanten Weise beschäftigt. Der Werth der Arbeit rechtfertigt ein genaueres Eingehen auf ihren Inhalt.

Der eigentlichen Biographie Bonstetten's geht eine überaus frisch und farbig gehaltene Einleitung „Volk und Staat im 18. Jahrhundert" voraus, die geradezu als ein Muster einer historischen Einleitung gerühmt werden kann. Bei der Aufschrift hätte vielleicht hinzugefügt werden sollen „in der Schweiz", denn nur die dortigen Zustände werden in den Kreis der Betrachtung gezogen. Werfen wir einen Blick auf die äußere politische Gestaltung der Schweiz im 18. Jahrhundert, so erblicken wir eine Masse kleiner Staaten, die sich zu einem ziemlich losen Staatenbunde vereinigt haben, einem Conglomerate, das die mannichfachsten politischen Formen aufwies, von der Monarchie der geistlichen Fürstenthümer bis zu der absoluten Demokratie der kleinen Bergcantone, ein buntes Ganzes, dessen Theile weniger durch kräftige politische Bindemittel als durch die Gemeinsamkeit der Interessen, das Gefühl der innern Zusammengehörigkeit verbunden waren, ein Gefühl, welches die schroffsten religiösen und politischen Spaltungen nicht aufzuheben vermochte. Im großen und ganzen ließen sich zwei Hauptrichtungen unterscheiden: Demokratien, wo die Gesammtheit der Landleute, und Aristokratien, wo nur ein Theil der Bürger die Souveränetät besaß und ausübte. Im wesentlichen war

aber die Aristokratie die herrschende Form des öffentlichen Lebens jener Zeit, da auch die demokratischen Bauern der kleinen Cantone es nicht verschmähten, Unterthanen zu besitzen und dieselben durch frei aus ihrer Mitte gewählte Landvögte regieren zu lassen. Morell gibt S. 7 eine Schilderung der Volksgemeinde in einem dieser kleinern demokratischen Cantone; wir wollen die hübsche Skizze als Stilprobe des Autors hierhersetzen:

> Von allen Seiten strömen die Landleute am bestimmten Sonntag in kleinen und größern Scharen schweigsam oder in ernsten Gesprächen über die Angelegenheiten des Vaterlandes, jeder den Degen — das Zeichen der Wehr- und Ehrenhaftigkeit — in der Hand, nach dem Versammlungsorte, wo ein einfaches Bretergerüst die Landesväter aufnimmt, welche in schlichten, schwarzen Mänteln unter dem Vortritt von Trommlern und Pfeifern durch die ehrerbietig schweigenden Volksmassen hinziehen. Weit dehnt eine Linde ihre frischbelaubten Aeste über die schmucklose Tribüne, die einzig mit dem Schwerte, dem Symbol der öffentlichen Gewalt, geziert ist. Von hier herab leitet der Landammann die bald ruhig horchende, bald stürmisch wogende Menge, ohne andere Hülfsmittel als jene, welche ihm sein persönliches Ansehen und der ordnungsliebende Sinn des Volks bieten, um nach vollbrachter Handlung die jauchzenden Scharen wieder nach der Heimat zu entlassen. Löst sich der Souverän wieder in seine tausend Bestandtheile auf, so bleibt doch das von ihm beschlossene Gesetz, und wehe der freveluden Hand, die es wagen sollte, einen derartigen Beschluß auf andere als durch das Gesetz vorgeschriebene Weise beseitigen zu wollen.

Die gleiche Lebendigkeit und Frische, wie sie in politischer Hinsicht unter diesen Landleuten sich offenbarte, gab sich auch in ihrem gesellschaftlichen Leben kund. Noch heute zeugen eine Menge von Spielen, Sitten und Gebräuchen von dem frohkräftigen Wesen dieser Hirtenvölker in Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Appenzell, Glarus. Mit besonderer Vorliebe verweilt Morell in dieser Partie bei dem sogenannten Kiltgang:

> Wie so manches Gute und Schöne nur dazu in der Welt zu sein scheint, damit Selbstsucht und Gemeinheit Misbrauch damit treiben, so ist dies auch beim Kiltgang der Fall. Allerdings bleiben auch hier einzelne Roheiten nicht aus, die aber doch nur im Taumel der Leidenschaft ihren Grund hatten und darum noch immer einen edlern Charakter besitzen, als jene raffinirten Bosheiten, die in glatten, kaltberechneten Worten einem verdorbenen Herzen entspringen und zu den rohen Derbheiten der Kiltbuben sich verhalten, wie feines Gift zu einem plumpen Faustschlag. Uebrigens ist es interessant, zu sehen, wie die ruhige Gesetzmäßigkeit des Leben's dieser Aelpler auch auf diesem Gebiete sich kundgibt. Der Kiltgang, wie alle Gebräuche der sogenannten Nachtbuben, beruhen auf ganz bestimmten Gesetzen, deren wesentliche Bestimmungen in verschiedenen Formen sich überall wiederholen und in ihrer Gesammtheit einen eigentlichen Ehrencodex der männlichen Jugend einer Gemeinde bilden. Der Kiltgang selber besteht im wesentlichen darin, daß mehrere junge Bursche des Nachts aufbrechen und das Haus eines Bauern umzingeln, von dem sie wissen, daß er eine hübsche Tochter hat. Obwol alle Thüren offen stehen und jeder Vater es für die größte Beleidigung hielte, wenn seine Tochter nicht besucht würde, verlangen doch die Gesetze des Kiltgangs, daß die Bursche ihren Weg über die Scheiterbeige nehmen, die gewohnheitsgemäß gewöhnlich unter den Fenstern der Gefeierten sich befindet. Einer von ihnen klettert hinauf, lispelt einige Sprüche her, bis das Mädchen am Fenster erscheint und dieses behutsam öffnet. Nun klettern auch die andern Bursche hinauf und schleichen durch das Fenster in das Schlafgemach, wo sie von dem Mädchen mit einem Gläschen Kirschwasser und etwas Backwerk bewirthet werden. So wird eine Zeit lang geplaudert, wobei das Mädchen nicht ermangelt, dem von ihr Bevorzugten ihre Neigung auf liebliche Weise merken zu lassen. Bald ist es ein Sträußchen oder ein Geschenk, ein sogenanntes Fastenbüeli u. s. w., das der Beglückte als Zeichen der Gunst seiner Geliebten empfängt, während die andern sich willig in die Rolle der bloßen Begleiter fügen. Wird doch jedem bei dem Besuche seines Mädchens die gleiche Aufmerksamkeit bewiesen. Bald zieht die muntere Schar wieder ab und stimmt nach einiger Entfernung ein helles Jauchzen an, während das Mädchen noch lange sinnend unter dem Fenster ruht und horcht, wie die Stimme des Geliebten, die sie aus allen heraushört, allmählich in der Ferne verklingt.

Ein ungleich weniger erfreuliches Bild springt von der Leinwand, auf welcher Morell die Zustände der aristokratischen Cantone zeichnet, der eigentlichen Träger des politischen und gesellschaftlichen Charakters der Schweiz im 18. Jahrhundert. Zu jener Zeit ist die Einfachheit der Sitten früherer Zeiten in diesen Cantonen längst vorüber; reichere Lebensformen, höhere Culturzustände treten auf, daneben aber auch größere Verderbniß und tiefe Gesunkenheit des politischen, oft auch des socialen Lebens. Es schieden sich diese Aristokratien in die Familienaristokratien Bern, Luzern, Freiburg, Solothurn, und in die Städtearistokratien Zürich, Basel, Schaffhausen, Genf und St.-Gallen. Der Hauptunterschied zwischen beiden bestand darin, daß bei den erstern die Souveränetät in den Händen einer gewissen Anzahl von Familien lag, die alle Aemter aus ihrer Mitte besetzten, während in den Städtearistokratien die Gesammtbürgerschaft, wie sie politisch in Zünfte eingetheilt war, die oberste Gewalt ausübte. Die Folge davon war, daß durch Ansehen und Besitz mächtig gewordene Familien den größten Theil der Gewalt an sich rissen, um deren ökonomische Vortheile ausbeuten zu können, während in den Städtearistokratien die geschlossene Phalanx der Zünfte der einseitigen Machtentwickelung einzelner Geschlechter immer einen festen Damm entgegensetzte. In allen diesen Aristokratien war im ganzen wenig freie Entwickelung vorhanden, da sowol die ausgebildete starre Geschlechterherrschaft, als die etwas elastischere Städtearistokratie mit der größten Engherzigkeit und Ausschließlichkeit ihre Privilegien innerhalb des einmal geschlossenen Kreises zu erhalten suchten. Doch bewirkte in den Städtearistokratien die erweiterte Theilnahme an der Souveränetät ein größeres Maß der Freiheit und infolge dessen ein etwas regeres, frischeres Leben. Die Familienaristokratie hatte sich am vollständigsten und mächtigsten in Bern, in der Heimat Bonstetten's, entwickelt. Hier war es den Leuten des Regiments, begünstigt durch das früh eingeschlichene Selbstergänzungs- und das ausgedehnte Wahlrecht der Behörden, viel leichter gewesen, ihre Souveränetätsbestrebungen zum Siege zu führen, als in den Städtearistokratien, wo die geschlossene politische Phalanx der Zünfte der vollen Ausbildung einer Geschlechterherrschaft hemmend in den Weg trat. Ein Hauptmittel der Geschlechter, sich allein die Gewalt zu bewahren, war die außerordentliche Erschwerung der Aufnahme ins Bürgerrecht, was zur Folge hatte, daß die Zahl der regimentsfähigen Familien überaus zusammenschmolz. Im Jahre 1775 saßen zu Bern 132 Mitglieder aus nur zwölf

Geschlechtern im souveränen Rath der Zweihundert. Die bernische Aristokratie war durchaus verkommen; alle Elemente neuen, frischen Lebens wies sie mit solcher Consequenz von der Hand, daß sie sogar die infolge der Zurücknahme des Edicts von Nantes massenweise in die Waadt eingewanderten französischen Emigranten, welche ihre Manufacturen unter den günstigsten Bedingungen dorthin zu verpflanzen suchten, aus dem Grunde wieder fortwies, weil sie den Einfluß fürchtete, den ein reichgewordenes Bürgerthum allmählich auch in politischer Hinsicht ausüben konnte. Die Patricier begnügten sich eben mit ihren eigenen sichern Einnahmequellen, deren Genuß gerade keine große Thätigkeit erforderte. Den Hauptbestandtheil derselben bildeten die Aemter, besonders die Vogteien, von denen einzelne bis 30000 alte Schweizerfranken jährlich trugen. Eine andere Quelle floß aus den reichbesoldeten Offiziersstellen in fremden Regimentern. Daß sich namentlich das junge Patriciat bei der sichern Aussicht auf eine zukünftige Versorgung leicht dem traurigsten Müßiggange ergab, liegt in der Natur der Verhältnisse. Wir lesen S. 21:

Sobald die jungen Patricier unter den Händen des Perruquiers weg waren, so fand man sie zu halben Dutzenden schon des Vormittags in den Arcaden und an den Ausgängen derselben versammelt, wo sie miteinander von den Neuigkeiten des Tags plauderten und, jeder Frauensperson starr in das Gesicht sehend, jeden Vorübergehenden die Musterung passiren ließen, bis sie die Stunde des Mittagsmahls nach Hause rief. Sich mit den Geschäften und Grundsätzen der Regierung bekannt zu machen, die Landesgesetze, die vaterländische Geschichte, die eidgenössischen Verhältnisse und Bünde u. s. w. zu studiren und sich so auf ihren künftigen Beruf als Gesetzgeber und Richter vorzubereiten — das kam den wenigsten in den Sinn. Oft erhielt der Unwissendste, Unsittlichste, Unwürdigste durch das Los Aemter und Vogteien. Je ungeschickter der neue Landvogt war, desto größer war die geheime Freude derer, welche ihn darum ganz von sich und von ihren Berichten abhängig wußten.

Bessere Verhältnisse anzubahnen, war die Aufgabe der Helvetischen Gesellschaft, welche im Jahre 1760 gestiftet worden, und über deren Tendenzen und Entwickelung Morell im Schluß der Einleitung Genaueres mittheilt.

Wir haben bei dieser Einleitung länger verweilt, einmal weil ihr Inhalt an sich im hohen Grade interessant, auf das geschickteste dargestellt worden ist, dann aber auch deshalb, weil diese Ausführlichkeit uns überhebt, ausführlicher bei der eigentlichen Biographie Bonstetten's zu sein. Offen gestanden, selbst in der frischen, geistvollen Darstellung Morell's kann uns die gesammte Persönlichkeit Bonstetten's kein besonderes Interesse abgewinnen; unser Interesse, welches die Schrift allerdings in keinem geringen Grade erweckt hat, haftet nicht bei dem Charakter des Mannes, es haftet an der genialen Entwickelung der eigenartig gestalteten und mannichfach verschlungenen Verhältnisse, unter denen jener lebte und wirkte, respective nicht wirkte, sondern die Arme übereinandergekreuzt den Dingen zusah, und sich selber vortäuschte, er hätte wunder was gethan, wenn er in vertrauten Briefen über die Ereignisse philosophisch-sentimentale Phrasen und Reflexionen absetzte. Der Biograph versucht zwar, sehr urban und liebenswürdig, seinen Helden von der Seite her in Schutz zu nehmen, daß er wiederholt hervorhebt, Bonstetten habe nicht zu den Männern der That gehört, die mit kräftigem Willen einen bestimmten Zweck durchzusetzen bestrebt sind; durch seine Naturanlagen, wie durch den Gang seiner Bildung sei er vielmehr zu einer ruhigen, unbefangenen Betrachtung der mächtigen äußern Vorgänge geführt worden, welche der Geschichte seiner Zeit ein so scharfes Gepräge aufgedrückt; allein wir fürchten, daß diese wohlwollende und nachsichtige Beurtheilung eben als eine allzu nachsichtige bei den wenigsten Lesern wird Eingang finden können.

Bonstetten machte die gewöhnliche Carrière der berner Aristokraten. Nach beendigten Studien in Genf, wo er indeß mehr einem schöngeistigen Dilettantismus gehuldigt hatte, als ernsten Fach- und Berufsarbeiten, hatte er Reisen nach England und Frankreich unternommen und war nach der Heimkehr 1775 Mitglied des Großen Raths geworden. Vier Jahre später gelangte er zu einem Amte; er wurde als Statthalter nach Rougemont gesandt, wo die bernischen Landvögte des Amtes Saanen residirten. Ueberaus charakteristisch für die Zustände jener Zeit ist das Gespräch, welches er vor seiner Abreise mit dem Schultheißen von Erlach hatte:

Guten Tag, mein Cousin — empfing ihn der Schultheiß —. Jetzt seid Ihr ja Landvogt. Nehmt Platz. Mein Cousin, ich weiß nicht, ob Ihr die üblichen Gebräuche eines Landvogts kennt. Man wird Euch die nöthigen Verzeichnisse schicken. Jeder Rathsherr erhält jährlich eine gewisse Anzahl Käse. Euer Vorgänger war aber ein Thor, da er mir immer nur kleine Käse geschickt, die nicht so viel werth sind als die großen. Denkt daran, mein Cousin, mir recht große zu schicken. Adieu, mein lieber Cousin! Ich wünsche Euch glückliche Reise. Meine Cousine befindet sich doch wohl?

Nur ein Jahr dauerte Bonstetten's Amtszeit, worauf er wieder nach Bern zurückging und sich dort literarisch beschäftigte. Seine Schrift „Ueber die Erziehung der bernischen Patricier" erregte nicht geringes Aufsehen, und bewirkte, daß ihr Verfasser in die Erziehungskammer gewählt wurde. Im Jahre 1787 erhielt Bonstetten die Landvogtei in Nyon in der Waadt. Die Auseinandersetzung des Verhältnisses der Waadt zu Bern bildet, was historischen Werth sowol als frisches, farbiges Colorit der Darstellung betrifft, eine Glanzpartie der Monographie; wir machen deshalb auf den betreffenden Abschnitt besonders aufmerksam. Was Bonstetten's Verhalten in der Waadt anlangt, so hätte eben bei dieser Gelegenheit der Biograph die Pflicht gehabt, gegen seinen Helden schwere Vorwürfe zu erheben; er unterläßt es. Die ruhige Passivität, mit welcher Bonstetten der ungerechten und grausamen Verfolgung einer Bewegung zusah, die er selbst auf das directeste hervorgerufen und befördert, verletzt jedes sittliche Gefühl. Mit einem Worte, Bonstetten spielte sich in der Waadt als den Liberalen auf, als es aber darauf ankam, den Liberalen gegen die Willkür der berner Regierung Schutz zu gewähren, da kreuzte der Landvogt seine Arme ruhig übereinander und sah der schnödesten Vergewaltigung thatenlos zu. Die Folge der

Unthaten, welche von dem berner Patriciat in der Waadt geübt wurden, war übrigens der Einmarsch der französischen Republikaner in die Schweiz. Auch diesem letztern Acte gegenüber verharrte Bonstetten, ein „Hamlet in der Politik", in der Rolle des bloßen Zuschauers; er reflectirte und plauderte in Briefen über die Ereignisse; in dieselben irgend thätig einzugreifen, war er außer Stande. Wissenschaft, Literatur und Kunst blieben, wie damals, so auch in seinem spätern langen Leben das Asyl, in welches er sich flüchtete.

Daß Biographen nur zu oft und zu leicht die Bedeutung des Mannes überschätzen, mit dem sie sich beschäftigen, davon gibt die unter Nr. 2 genannte Schrift einen recht deutlichen Beweis. Ein dünnes Bändchen von kaum 20 Bogen bringt „Gesammelte Schriften" von Johannes Schuler und außerdem eine Biographie! Das Maßverhältniß schon muß auffallen. Eine nähere Bekanntschaft mit dem Buche führt denn auch zu der Einsicht, daß diesen „Gesammelten Schriften" lediglich eine private, höchstens eine locale Bedeutung zukommt. Für Tirol und speciell für Innsbruck mag Schuler eine Persönlichkeit gewesen sein, die durch ihre praktische Wirksamkeit gewisse Verdienste sich erworben hat; aus der Biographie stellt sich dies Resultat unzweifelhaft fest, wenngleich wir keineswegs, wie es die „befreundeten" Biographen thun, irgendeinen Werth auf die Masse der Zeugnisse, Briefe und Documente legen, welche irgendein Verwaltungsbeamter oder irgendeine Privatgesellschaft Schuler ausgestellt haben, um ihm für irgend geleistete Dienste zu danken. Es macht einen mehr als komischen Eindruck, wenn die Biographen uns am Eingange ein Gedicht mittheilen, in welchem nach dem Tode Schuler's Gott angefleht wird, „er möge das verwaiste Vaterland schützen", und wenn man dann im Folgenden, nach den Verdiensten des „Vaters des Vaterlandes" suchend, eine Menge von Zeugnissen vorfindet, in denen Schuler bescheinigt wird, er habe bei einer Theatervorstellung, die zum Besten der Armen arrangirt worden, trefflich mitgewirkt, oder er habe jahrelang als Mitglied einer Ressource sich innerhalb der Gesellschaft sehr beliebt gemacht u. dgl. m. Wenn aber vollends die Verfasser auch auf die schriftstellerische Bedeutung ihres verstorbenen Freundes Werth legen, und zwar einen übertrieben hohen Werth, so beruht das Urtheil auf völliger Kritiklosigkeit.

Das Buch zerfällt in zwei Theile, von denen der erste einen Lebensabriß Schuler's enthält. Wir entnehmen demselben behufs Vorstellung des Mannes bei unsern Lesern ein paar Notizen, natürlich ohne Anschluß an die präconisirende Tendenz der Verfasser. Johannes Schuler, Sohn eines Professors zu Innsbruck, war am 11. December 1800 geboren. Die Vorbereitung zur Universität hatte er in Salzburg erhalten; in Wien sollte er die Rechte studiren. Schauspieler und Theater hatten für den jungen Studenten mehr Reiz als das todte Jus; mit völlig zerrütteter Gesundheit und dem Entschluß, Mönch zu werden, kehrte er 1822 nach Innsbruck zurück. Die Biographie ist für diese Zeit überaus dürftig; sehr falsche, sehr verkehrte Bedenken scheinen die Herren abgehalten zu haben, von einer wilddurchschwärmten Jugend offen herauszusprechen. Mit der Wiederkehr der Gesundheit schwand übrigens bei Schuler das Echauffement für klösterliche Einsamkeit; er verließ mit Genehmigung des Vaters das Kloster, in welches er sich wirklich begeben hatte. Nach beendigten juridischen Studien graduirte er in Padua. Seine Bestrebungen auf Erlangung einer Professur scheiterten; 1831 erhielt er die ständische Archivarstelle in Innsbruck. Daneben wurde von ihm ein belletristisches Blatt „Der Tirolerbote" redigirt. Im Jahre 1848 sowol für die Paulskirche nach Frankfurt als für die tiroler Provinzialstände als Abgeordneter gewählt, saß er in beiden Versammlungen, und eben in diese seine parlamentarische Thätigkeit setzen wir seine Verdienste. Muth, Besonnenheit, Mäßigung und, was sein engeres Vaterland angeht, eine große und umfassende Kenntniß der öffentlichen Zustände und der Bedürfnisse des Landes lassen sich Schuler nicht absprechen. Im Jahre 1849 wurde er zum Professor der Rechtsphilosophie an der Universität Innsbruck befördert; in dieser Stellung ist er bis zu seinem Tode verblieben, den Männern des herrschenden Systems als Liberaler misliebig und verdächtig.

Der zweite Theil des Buchs bringt in drei Abschnitten: „Poetisches", „Kritisches", „Politisches", die schriftstellerischen Arbeiten des Professors. Die poetische Begabung müssen wir demselben so bestimmt und entschieden als nur immer möglich absprechen; die vier kleinen Novellen, wenn der Name für eine bloße Permutation des Alphabets gebraucht werden darf, bekunden nicht sowol das Vorhandensein, als den absoluten Mangel jeder eigenen dichterischen Befähigung. Angelesene Reminiscenzen werden in einer Composition, die eben keine Composition ist, aneinandergereiht: das ist alles. In Norddeutschland wenigstens würde das armseligste Wochenblättchen der kleinsten Stadt schwerlich die Stirn besitzen, dergleichen Sachen in seinem Feuilleton den Lesern als Novellen zu bieten. Ebenso wenig können wir Schuler nach den vier mitgetheilten kritischen Beiträgen kritisches Vermögen zuerkennen. Der charakteristische Grundzug seines Wesens ist ein gewisses reichliches Wohlwollen, welches sich zu einer klaren und bestimmten Schärfe des Urtheils nicht zu erheben vermag. Auch fehlt Schuler ganz und gar die philosophische Schule und Durchbildung, ohne welche ein Kritiker eben eine absolute Unmöglichkeit bleibt. Die Summe der angelesenen Kenntnisse, welche Schuler, wie aus diesen vier Artikeln hervorgeht, wirklich besaß, kann allein für die kritische Thätigkeit nicht ausreichen. In den beiden politischen Abhandlungen endlich wird jeder unbefangene Leser sofort die Weite des Blicks vermissen, die denn doch einem Staatsmanne eigen sein muß; Schuler nimmt in diesen Arbeiten den partikularistischen Standpunkt eines liberalen Tirolers ein: ein Standpunkt, für welchen außerhalb der Landesgrenzen kaum ein Verständniß vorausgesetzt werden darf.

Das dürfte denn doch wol heute als eine sehr berechtigte Forderung allgemein anerkannt sein, daß derjenige, welcher sich mit schriftstellerischen Arbeiten an die Oeffentlichkeit wendet, im Stande ist, seine Gedanken dem Leserkreise in einer genießbaren Form zu vermitteln. Die Zeiten sind gegenwärtig für immer vorüber, wo der akademische Zunfthochmuth ein gelehrtes formloses Chaos in die Presse geben durfte. Die Bildung in unsern Tagen ist allgemeiner geworden und mehr in die Massen gedrungen; den ästhetischen Anforderungen, welche an die geistige Production gestellt werden, muß genügt werden, will anders der Autor auch nur auf Beachtung rechnen. Die große Mehrzahl der Schriftsteller der Gegenwart hat dieses Verhältniß auch vollkommen begriffen; daß es aber noch immer einzelne Nachzügler jener alten und ausgelebten Manier, die wir angedeutet haben, gibt, beweist **Paulus Cassel** mit seiner Monographie über „Weihnachten, Ursprünge, Bräuche und Aberglauben" (Nr. 3). Wir gestehen, es ist uns seit langem kein Buch zu Gesicht gekommen, das in Bezug auf Darstellung und Composition so antiquirt wie diese Schrift gewesen wäre. Derartige Arbeiten lesen zu müssen, ist für einen Recensenten eine harte Aufgabe. Daß zwischen Text und Noten ein Unterschied, daß Gleichartiges bei dem Gleichartigen, Verwandtes bei dem Verwandten behandelt werden muß, daß ewige Wiederholungen und schleppende Breite zu vermeiden, daß mit einem bloßen Anhäufen und Durcheinanderwürfeln des Materials niemand gedient sein kann, davon scheint der Verfasser keine Ahnung zu besitzen. Bestenfalls hat er eine Excerptensammlung, aber keine Monographie über Weihnachten geliefert. Es kommt ein zweiter Umstand hinzu, den ihm die Kritik zum Vorwurf machen muß: der einseitige und anmaßende theologische Standpunkt, von dem aus er an sein Unternehmen herangetreten ist. Mit einer Naivetät, von der man nicht weiß, ob man dieselbe verlachen, ob man sich über sie verdrießen soll, behauptet der Professor: „Was nicht auf den Geist des ewigen Lebens gegründet ist, es mag heißen, wie es wolle, ist fadenscheinig und zwecklos." Die crasse Anmaßung des Satzes tritt um so greller hervor, wenn man auf Zusammenhang und Anwendung des Satzes sieht. Paulus Cassel nämlich erdreistet sich, mit den Worten gegen Jakob Grimm und seine Schule zu polemisiren. Wenn die Könige arbeiten, haben die Kärrner zu thun! Mit seiner „Deutschen Mythologie" hat Grimm ein Werk der Nation geschenkt, von dem das exegi monumentum gilt; dem Herrn Professor der Theologie Paulus Cassel, der denn doch durch seine eigene Monographie auch dem blödesten Auge klar macht, daß er zwar eine gewisse hamsterartige Befähigung besitzt, Kraut, Frucht, Spreu, dürres Reisig und dergleichen Dinge mehr zusammenzuschleppen, der aber sonst für nichts Blick oder Verständniß hat, was über sein eng begrenztes theologisches Gebiet hinausreicht, dem Herrn Paulus Cassel ist die Arbeit des Meisters eine ungenügende. Und weshalb? Grimm hat die Bibel ignorirt, nicht dem christlichen Kirchenjahr und seinem Gottesdienste sich angeschlossen. In der Tendenz, Spuren alten Heidenthums zu finden, habe er „viele Bräuche und Aberglauben, die das christliche Volk auch in Bezug zu seinen Heiligthümern übte, für solche gehalten".

Wir sprachen von der ungenießbaren, wüsten Darstellung, in welcher sich der Verfasser gefällt. Hier ein beliebiger Beleg. Es sei die Stelle S. 138 herausgegriffen; der Verfasser will erklären, woher die Sitte der Weihnachtsbäume. Wir schicken diese seine Absicht ausdrücklich voraus, denn wir glauben, es dürfte den meisten Lesern, wenn sie den Passus gelesen haben, ergehen, wie uns, daß man sich nämlich die Augen reibt und verwundert fragt, was das Ganze soll. Die Stelle lautet:

Mit dem deutschen Weihnachten ist seit uralter Zeit ein lieblicher Brauch verbunden. Am Abend des 24. December — wenn die Nacht sich senkt, in welcher die Geburt des Herrn gefeiert wird — steckt die christliche Familie die Lichter an ihrem Weihnachtsbaume an. An einer Tannenkrone hängen durch Zweige und Nadeln lockend die rothen Aepfel; der grüne Baum trägt den glänzenden Augen, die sich um ihn versammeln, Lichter und Früchte. In winterlicher Dürre strahlt er ein Bild des Lichts und der Frische. Nur in der germanischen Natur, die durch wilde Schönheit ihrer Wälder von dem cultivirten Gallien und Italien noch abstach, als die christliche Lehre schon ihre Berge und Flüsse überstieg, nahm der Weihnachtsgedanke ein solches Bild an. Aber über ganz Deutschland ist es verbreitet. Nicht blos im Norden und seit der protestantischen Zeit. Man zeigt noch das Bild, in (!) welchem Luther mit seinen Kindern um den Weihnachtsbaum steht. Die Vorstellung beruht gewiß auf alter Tradition. Die sächsischen Reformatoren haben nicht leichthin schöne Bräuche verbannt, welche Fest und Haus erfreuten. Man sieht Melanchthon die Freude an, mit welcher er Camerarius 1524 von dem Königspiel erzählt, das er nach alter Weise am Dreikönigstag mit den Kindern gespielt. Freilich war der Gedanke solcher Spiele auch den gelehrten Theologen oft abhanden gekommen. Um wie viel mehr dem Volke, das sich mit ihnen mehr, als es nöthig und der Festerbauung würdig war, beschäftigte. Daher sagt im 17. Jahrhundert der gelehrte Dannhauer in Strasburg mit Recht, unter andern Lappalien, damit man die alte Weihnachtszeit oft mehr als mit Gottes Wort begeht, ist auch der Weihnachtsbaum oder Tannenbaum, den man zu Hause aufrichtet, denselben mit Puppen und Zucker behängt und ihn hernach schütteln und abblümen läßt. Wo die Gewohnheit hergekommen, weiß ich nicht: ist ein Kinderspiel, doch besser als andere Phantasie, ja Abgötterei, so man mit dem Christkinde pflegt zu treiben und also des Satans Kapelle neben die Kirche baut, den Kindern eine solche Opinion einbringet, daß sie ihre inniglichen Kindergebetlein für dem vermummten und vermeinten Christkindlein fast abgöttischerweis ablegen. Viel besser wäre es, man weihete sie auf den geistlichen Cedernbaum Christum Jesum. In katholischen Ländern fand dieser Aufbau des Lichtbaums auch am St.-Nikolastage statt, was sich aus seiner natürlichen Verbindung mit dem Weihnachtsfest erklärt. So erzählt man aus der katholischen Schweiz, daß man die Gaben für die Kinder am Nikolausfestabend an ein mit Flittergold ausgeziertes oder mit kleinen Wachslichtern versehenes Bäumchen hängt. In manchen Gegenden scheint der Brauch verschwunden zu sein, als man, um Waldfrevel zu verhüten, Weihnachtsbäume, im salzburgischen Boschen, aus dem Walde zu holen, obrigkeitlich verbot. Nur weil man Gaben für die Kinder daranhing, auch die Aepfel, die seine Früchte waren, nur von diesen geplündert werden, dachte man ihn als bloße Kinderfreude, sodaß ein erfurter „Allgemeines Wochenblatt für Kinder" 1816 aus dem Worte Christbaum den Kindern ein Räthsel aufgab, darin es heißt:

Jährlich komm' ich mit himmlischer Lust,
Dir zu ergötzen die kindliche Brust,
Bringe von Süd und von West und von Ost
Mancherlei Gaben und labende Kost.

Der grüne Baum, der am Abend der Geburt des Weltüberwinders neue Aepfel trug, ist ein Bild seiner Gottesthat selbst. Es lehren dies die Erzählungen, welche in katholischen Ländern verbreitet waren von Bäumen, die in der Weihnachtsnacht plötzlich blühten und Aepfel trugen. Christus ist der Frühling der Welt. Mit ihm ist die Kraft des Winters und des Todes in der Natur, daran diese seit dem Sündenfalle leidet, gebrochen. Wenn er geboren wird, ist alles Leben, Blüte, Gedeihen. Es sind uralte christliche Gedanken, die die Wiedergeburt der Welt in Frühlingsbildern feiern.» Der Anfang war es, ruft Prudentius, der grünenden Welt. Alles Land, meine ich, war mit dichten Blumen bedeckt. In der Syrte rannen Narden und Nektar. Von Düften und Honig strömen die Felsen. Jeder Mund lobe Gott, heißt es in einem alten Hymnus, weil die neue Gabe offenbar wird; von der Höhe fällt der Thau und auf Erden keimt die Blume, deren Duft uns heilt. Solche Gedanken hat die Legende lebendig gemacht. Sie stellt drastisch die Erfüllung des Hohenliedes dar, wo es prophetisch heißt, der Winter ist vorüber, die Blüten lassen sich am Boden sehen, die Zeit des Gesangs ist gekommen, die Stimme der Turteltaube läßt sich im Lande hören. Mit der Geburt Christi blühen die Weinberge Engedi. In der Christnacht entspringen, ging eine andere Sage, Rosen am Brunnen des Elisa. Denn von dieser Quelle heißt es im Worte des Propheten, ich heile dieses Wasser, es soll daraus kein Tod mehr entstehen. Es ist derselbe Gedanke, wenn sonst die Erzählung vielfach verbreitet war, daß in der Christnacht die Rose von Jericho blühe, denn die Weisheit wird bei Sirach mit der Rose von Jericho verglichen. Es ist diese Weisheit Christus. Abraham a Sancta Clara gibt alte Traditionen wieder, wenn er in einer Predigt sagt, wie Gottes Sohn geboren .... da haben sich sehr viele Wunderdinge zugetragen. Erstlich ist eine unzählbare Anzahl der Engel vom Himmel herabgestiegen, und das neugeborene goldene göttliche Kind mit allerlei lieblichen Gesangen anstatt des Aja Pupeja verehrt. Nachmals ist der ziemlich tiefe Schnee in selbiger Gegend augenblicklich verschwunden und erschienen die Bäume mit Blüte und Blättern, die Erde aber mit den schönsten Blumen bekleidet und gleichsam geschmückt. In der Christnacht aber und tragen Früchte die Aepfelbäume. So erzählt Johannes Nidder um 1430, nicht weit von Nürrenberg stand ein wunderbarer Baum u. s. w.

In dem Jargon geht es noch seitenlang fort. Wozu indeß den Raum weiter verderben? Das heißt also nach dem Professor Paulus Cassel, Hochwürden in Berlin, erklären, weshalb am Weihnachtsabend ein Tannenbaum angezündet wird! Wenn man die Aufgabe dem Unterquartaner Karlchen Mießnick als Ferienarbeit stellte, gewiß, Karlchen Mießnick würde die Aufgabe in der nämlichen glänzenden Weise lösen.

Difficile est, satiram non scribere! Wir werden mit dem Citat ohne Schaden für uns oder unsere Leser von dem Professor scheiden können.

Vor mehrern Jahren erschien in dem Verlage von Friderichs in Elberfeld ein bedeutendes kirchenhistorisches Werk über die Väter und Begründer der reformirten Kirche. Es ist ein sehr glücklicher Gedanke, wenn der Verleger sich entschlossen hat, jenem Unternehmen die nothwendige Ergänzung in dem „Leben und ausgewählten Schriften der Väter und Begründer der lutherischen Kirche“ (Nr. 4) zu geben. Von diesem letztern Unternehmen liegen uns zwei Theile vor.

Das Bedürfniß, an den Quellen des Reformationszeitalters den eigenen Glauben zu erfrischen und die evangelische Kirche mit dem ursprünglichen Geiste des Protestantismus aufs neue zu durchdringen, hat sich als ein allseitiges erwiesen; es hat sich namentlich gezeigt, daß das Zeitalter der Reformation nicht blos für Fachgelehrte ein literarisches Interesse darbietet, sondern daß dessen genauere und umfassendere Kenntniß jedem evangelischen Christen, der sich selbst Rechenschaft ablegen will von seinem Glauben, ganz unentbehrlich geworden ist.

Wir acceptiren diesen Satz vollkommen, mit welchem die Herausgabe des Unternehmens gerechtfertigt wird. Auch mit den leitenden Grundsätzen, welche bei der Arbeit die maßgebenden sein sollen, erklären wir uns durchaus einverstanden. Die Haltung soll eine rein historische, ohne alle Beimischung irgendwelcher confessionalistischer Tendenzen sein; die Art der Darstellung will sich populär halten, um das Werk nicht dem Gelehrten und Geistlichen allein, sondern dem ganzen gebildeten Publikum zugänglich zu machen. Was das Aeußerliche angeht, so berechnet sich der Plan der Galerie auf 300 Druckbogen, die auf acht Theile vertheilt werden sollen. Luther wird in zwei Theilen von Schneider bearbeitet werden, in je einem Theile Bugenhagen von Vogt; Osiander von Lehnerdt, Brenz von Hartmann. An die bereits vollendeten Theile über Melanchthon von Schmidt und über Urban Rhegius von Uhlhorn knüpfen wir unsere Besprechung. Auf den achten Supplementband sind die Biographien von P. Speratus, J. Jonas, Cruciger, Spengler, Amsdorf, Eber, Chemnitz und Chyträus verwiesen worden.

Wenn bei dieser Auswahl die Tendenz, daß „versöhnt“, nicht „zerrissen“ werden soll, die bestimmende war, so wollen wir gegen dieselbe an sich nichts einwenden; in dem concreten Falle bleibt es indeß zu bedauern — und wir geben dem Verleger anheim, die Lücke ausfüllen zu lassen —, daß der Plan den Illyrier M. Flacius ausschließt. Daß wir weder für die Persönlichkeit des Genannten, noch für die von ihm verfochtenen Bestrebungen die mindeste Sympathie besitzen, darüber läßt die Kritik wol schwerlich einen Zweifel, welche wir in Nr. 32 d. Bl. f. 1860 über die betreffende Monographie geliefert haben, die in den letzten Jahren sich mit jenem Streit- und Zanktheologen beschäftigte. Es kann gewiß nicht bestritten werden, daß Flacius als der heftigste und rücksichtsloseste Vorkämpfer der starren Luther'schen Wortorthodoxie der lutherischen Kirche unendlich geschadet, ihr unendlich vielen Abbruch gethan hat; auf der andern Seite aber greift eben diese Persönlichkeit gar gewaltig in die Verhältnisse der lutherischen Kirche unmittelbar nach dem Tode Luther's ein; historisch gemessen, hat er ungleich mehr Bedeutung und Wichtigkeit, als alle diejenigen Männer, welchen der Supplementband des Unternehmens gewidmet ist. Dazu kommt zweitens, daß die Richtung der crassen Intoleranz, des persönlichen Uebermuths und der persönlichen Selbstüberschätzung, wie diese Richtung von Flacius ausging und vertreten wurde, in allen folgenden Zeiten bis auf die unmittelbare Gegen-

wart herab ihre Ausläufer und Nachtreter gehabt hat, daß eben diese ein nicht zu unterschätzender Factor in der Entwickelungsgeschichte der lutherischen Kirche geworden ist. Wer kann es verkennen, daß ein Hengstenberg ganz auf dem nämlichen Standpunkt steht, den jener Illyrier einnimmt? Wegen dieses entwickelten Verhältnisses, däucht uns, dürfte Flacius nicht in der Galerie fehlen. Ferner aber scheint uns auch der Fingerzeig aller Beachtung werth, welchen K. I. Nitzsch in der Einleitung gibt, die derselbe dem ganzen Unternehmen vorausgeschickt hat, daß nämlich wol auch das Leben einzelner Fürsten des Reformationszeitalters Berücksichtigung verdient hätte. Für den Landgrafen Philipp von Hessen wenigstens und die beiden Kurfürsten von Sachsen, Friedrich den Weisen und Johann den Beständigen, dürfte die Forderung durchaus gerechtfertigt sein.

Wenden wir uns nach diesen allgemeinen Mittheilungen zu der Biographie Melanchthon's von C. Schmidt. Als wir die ziemlich umfangreiche Literatur besprachen, welche durch die dritte Säcularfeier des Todestags des großen Reformators hervorgerufen wurde, haben wir uns des Weitern (in Nr. 47 d. Bl. f. 1860) über die mannichfachen und bedeutenden Schwierigkeiten ausgelassen, welchen gerade eine von höhern Gesichtspunkten aus unternommene biographische Arbeit über Melanchthon unterliegt; wir mußten jenen angezogenen Artikel über die damals erschienenen Schriften mit dem Resultate schließen, daß zwar für einzelne Punkte in dem Leben des Reformators, für einzelne seiner Beziehungen und Leistungen Achtungswerthes geboten worden sei, daß aber ein genügendes Gesammtbild der Thätigkeit Melanchthon's noch immer fehle, daß trotz jener vielen Schriften seine Biographie noch immer ein pium desiderium bleibe. Wir gestehen mit lebhaftem Vergnügen, daß die auch den äußern Raumverhältnissen nach bedeutende Arbeit von Schmidt (das Buch zählt 722 Seiten) den Anforderungen, welche wir an den Biographen Melanchthon's stellen, um vieles mehr entspricht, als auch die relativ beste derjenigen Schriften, welche uns Anlaß gaben, die Forderungen zu erheben. Es kann der Leistung von Schmidt zunächst ein sehr sorgfältiges und umfassendes Quellenstudium nachgerühmt werden, und zwar, was noch ungleich mehr werth sein dürfte, ein auf verständiger Kritik beruhendes Quellenstudium. Sodann ist der Verfasser redlich bemüht, den Menschen wie den Verhältnissen, über welche er zu sprechen hat, nach allen Seiten hin möglichst gerecht zu werden; er hält sich durchaus frei von jeder Parteinahme, die über das Gebotene und Erlaubte hinausgeht. Bei der Gruppirung und Vertheilung des behandelten Materials hat gleichfalls eine verständige Ueberlegung gewaltet; in Summa, eine ehrliche, fleißige, praktisch brauchbare Arbeit liegt vor uns, welche ihrem Zweck vollkommen entspricht, das Verständniß Melanchthon's nicht sowol den beamteten Theologen, als der ganzen Gemeinde zu vermitteln.

Die Vorzüge, welche wir dem Buche anerkennen, sind gewiß bedeutsam und wesentlich. Einen Punkt jedoch können wir nicht mit Stillschweigen übergehen, ein Umstand, der bei unserer Würdigung des Werks in die Wage fällt: die Objectivität, deren sich Schmidt befleißigt, ist und läßt kühl und kalt. Es fehlt seiner Darstellung Wärme und Schwung, Leben und Colorit. Diese ununterbrochene leidenschaftslose Ruhe, mit welcher der Verfasser Großes und Kleines, Hohes und Niederes, Wichtiges und Untergeordnetes immer im gleichmäßigen Tonfall erörtert, erzeugt nothwendig bei dem Leser das Gefühl einer einförmigen Monotonie.

Auf eine specielle Inhaltsrelation einer so umfangreichen Schrift können wir uns an dieser Stelle unmöglich einlassen: eine Unterlassung, die übrigens um so mehr gerechtfertigt sein dürfte, als der betreffende Gegenstand in d. Bl. erst vor zwei Jahren in dem schon citirten Artikel über die Literatur der Melanchthon-Feier ausreichend behandelt worden ist. Nur in aller Kürze sei der Leser über das, was ihm geboten wird, orientirt. Die ganze Arbeit zerlegt sich in fünf Bücher, von denen das erste die Jugend- und Bildungsjahre 1497—1518 erzählt. Wir sehen in den vier Kapiteln, aus denen das Buch sich zusammensetzt, Melanchthon zu Bretten und Pforzheim, begleiten ihn nach Heidelberg und von dort nach Tübingen. Das quellenmäßige Material für diese Partie der Biographie fließt spärlich; die geringe und im Vergleich zu den vier andern Büchern ganz unverhältnißmäßige räumliche Ausdehnung des ersten Abschnitts will auf die eben erwähnte Thatsache zurückgeführt sein. Ungleich detaillirter, breiter, eingehender wird die Darstellung schon in dem zweiten Buche, die Anfänge der Reformation bis zu der Augsburger Confession 1517—30 behandelnd. Der Verfasser sondert zwei Abschnitte. In den 17 Kapiteln des ersten wird Melanchthon's Wirksamkeit für die Reformation unter dem Einflusse Luther's geschildert; in den 12 Kapiteln des zweiten Abschnitts werden unter der Aufschrift „Selbständigere Wirksamkeit Melanchthon's" die Ereignisse bis zum augsburger Reichstage erörtert. Wir können nur wiederholen, daß Auffassung wie Darstellung von dem eifrigen Bestreben zeigen, den Dingen wie den Menschen gerecht zu werden. Die politischen Verwickelungen freilich in diesen Lustren, die mannichfachen, intimen Wechselbezüge jener mit dem Gange der Kirchenreformation finden wir von Schmidt nicht in der Schärfe und Klarheit begriffen und wiedergegeben, wie dies nach Ranke's meisterhaften Untersuchungen erwartet werden konnte. Es kann aber niemand über seinen Schatten springen; Schmidt ist Theolog, für die rein theologischen Momente ist sein Verständniß und sein Interesse ein ungleich größeres, tieferes, als für die historischen Verhältnisse. Und doch kann und wird niemals ein in jeder Beziehung genügendes Bild von der großartigen Bewegung, deren Schauplatz Deutschland unter Karl V. war, von einem Autor gezeichnet werden können, der nicht die politische Geschichte dieses Kaisers zu der Domäne seiner sorgfältigsten Specialstudien gemacht hat.

Das dritte Buch, die Blütezeit der Reformation von der Augsburger Confession bis zu Luther's Tode (1530

—46), bildet, von S. 190—448 reichend, den eigentlichen Haupttheil des Werks von Schmidt. Es zerfällt dieses Buch in sechs Abschnitte. Die zwölf Kapitel des ersten haben die Augsburger Confession zum Vorwurf, und dürfte dieser Gegenstand von Schmidt in einer mustergültigen Weise seine Erledigung gefunden haben; die acht Kapitel des nächsten Abschnitts berichten von den Verhandlungen über die Zusammenberufung eines Concils, sowie über Melanchthon's Berufungen nach Frankreich und England; die acht Kapitel des dritten Abschnitts, wenn man will, eine Monographie ganz für sich, erörtern die Ausbildung von Melanchthon's Theologie; die sechs Kapitel der vierten Abschnitts knüpfen an Melanchthon's vielseitige Thätigkeit während der Jahre 1538—40; die sieben Kapitel des fünften Abschnitts geben Auskunft über die Religionsgespräche von Worms und Regensburg; in den acht Kapiteln endlich des letzten Abschnitts wird über die Begebenheiten der Jahre 1542—46 gehandelt.

Das vierte Buch überschreibt sich „Leidens- und Streitjahre", und reicht von 1546—60. Aus dem kurz zuvor angedeuteten Grunde über die Stellung des Verfassers zu rein historischen Studien fühlen wir uns mit den fünf Kapiteln des ersten Abschnitts, mit seiner Darstellung des Schmalkaldischen Kriegs wenig einverstanden; für einen Charakter wie der Herzog Moritz hat Schmidt kein Verständniß. Auch die Zeiten des augsburger und des leipziger Interims und die folgenden Begebenheiten bis zu dem augsburger Religionsfrieden, welche in den funfzehn Kapiteln des nächsten Abschnitts besprochen werden, erscheinen uns dürftig, insofern man nämlich von der allerdings sehr detaillirten Auseinandersetzung der lediglich theologischen Streitfragen und Händel der Epoche absieht. Ob übrigens das große Publikum, auf welches sich doch das gesammte Unternehmen der „Väter und Begründer" berechnet, irgend Sinn für diese theologischen Privatsubtilitäten besitzt, erscheint uns entschieden fraglich: eine Bemerkung, die vielleicht in noch erhöhtem Grade für die sieben Kapitel des dritten Abschnitts zutrifft, welche sich mit Melanchthon's Streitigkeiten über verschiedene Lehren beschäftigen. Wir glauben, es gilt von der Sorgfalt und dem Fleiße, den Schmidt diesen berufenen Streit- und Händeltheologen, wie Flacius, Stancaro u. s. w. gewidmet hat, das alte operam et oleam perdidi! Aus den elf Kapiteln des vierten Abschnitts, der die Entzweiung unter den Protestanten bis zu Melanchthon's Tode schildert, weht den Leser eine sehr unerquickliche Luft an — nicht ein Vorwurf für den Verfasser, der auch hier wieder nicht seine minutiöse Sorgfalt verleugnet, die Zeit selbst mit ihrer Ketzer- und Irrlehrerriecherei, mit dem wüsten Lärmen und Zank und Streit und Hader allerorten bietet des Unerfreulichen viel.

Das fünfte Buch schließlich mit seinen sechs Kapiteln correspondirt in Betreff seiner geringen Ausdehnung mit dem ersten; der Verfasser hängt eine Uebersicht an: „Melanchthon als Gelehrter, Theolog und Mensch." Uns scheint, der Nachtrag hätte organisch mit dem Inhalt der vorausgegangenen Bücher verschmolzen werden müssen.

Wir kommen jetzt zu G. Uhlhorn's Leben des Urbanus Regis. Am nördlichen Ufer des Bodensees, etwa zwei Meilen von Lindau entfernt, liegt der Flecken Argen, der Geburtsort des Urbanus Rhegius. Wer vertrauter mit der Geschichte der Reformation ist, weiß, daß die Nachrichten über Rhegius bis zu seinem öffentlichen Auftreten in Augsburg so gut wie ganz fehlen; die vortreffliche Biographie, welche Uhlhorn über diesen Reformator liefert, ermöglicht einige Ergänzungen der dunkeln Partien. Nach Uhlhorn ist Rhegius im Mai 1489 geboren. Der deutsche Familienname des Mannes ist streitig. Nach einigen hieß er eigentlich König; Uhlhorn stellt fest, daß der wirkliche Familienname Rieger lautete. Auch mit dem Vornamen Urbanus hat es eine besondere Bewandtniß. Als das Kind zur Taufe getragen wurde, hatten die Pathen den von den Aeltern bestimmten Namen vergessen, und der taufende Priester, der nicht einmal den Heiligennamen des Tags wußte, gab dem Täufling den Namen des heiligen Urbanus, dessen Tag nahe war. Seine erste Bildung erhielt Rhegius in Lindau; 1508 wurde er zu Freiburg im Breisgau inscribirt. Hier kam er in das Haus des Juristen Zasius, eines eifrigen Humanisten. In Freiburg herrschte damals ein besonders reges wissenschaftliches Leben. Das Studium des Rhegius galt zunächst der Rechtswissenschaft, mit der er jedoch weitere classische Studien, Rhetorik und Poesie, verband. Die letztern scheinen bei ihm bald die juristischen Studien überwogen zu haben. Unter seinen Mitstudenten übte der nachmals so bekannt gewordene Johann Mayr von Eck den größten Einfluß auf ihn aus. Eck war schon 1502 nach Freiburg gekommen, hatte zuerst unter Zasius Jurisprudenz studirt, dann sich auf die Theologie gelegt, in der ihm 1508 eine Vorlesung übertragen wurde. Bereits hier erscheint er ganz so, wie er später als der bedeutendste Gegner Luther's berühmt worden ist. Eck ist weder originell noch gründlich gelehrt; mehr als nach Gründlichkeit hat er von Anfang an nach dem Ruhme eines unbesiegbaren Disputators getrachtet. Dazu besaß er alle Eigenschaften. Er ist scharfsinnig, weiß die Schwächen des Gegners rasch zu durchschauen und zu benutzen, aber überall ist es nicht das Interesse an der zu Tage zu fördernden Wahrheit, das ihn leitet, sondern lediglich das Interesse, seinen Gegner zu besiegen, durch den Sieg zu glänzen. Neben Rhegius erscheint er zu Freiburg als eine glänzende Persönlichkeit, die schon Aufsehen erregte, aber hochfahrend und herrschsüchtig. Das konnte Rhegius, in dessen Charakter sich verwandte Seiten regten, die durch eine gesündere Entwickelung später unterdrückt sind, imponiren und imponirte ihm wirklich. Eck war als Bursenvorsteher in seiner hochfahrenden Weise mit den akademischen Behörden in Conflict gerathen; wegen eines ihm schuldgegebenen unerlaubten Einflusses auf die Studirenden zur Untersuchung gezogen, traf ihn Hausarrest. Er brach denselben und erhielt, durch Peutinger empfohlen, eine Professur 1510 in Ingolstadt. Dorthin folgte Rhegius dem Freunde, nachdem er noch auf der freiburger Universität Baccalaureus geworden. Auch in Ingolstadt ist

er vorwiegend Humanist; er ist, was man damals Poet nannte. Wir besitzen aus dieser Zeit eine ziemliche Anzahl von seinen Gedichten, die uns seine Persönlichkeit deutlich erkennen lassen. Die Eitelkeit, welche bei allen Humanisten, vielleicht mit einziger Ausnahme Ulrich's von Hutten, so widerlich hervortritt, fehlt auch bei Rhegius nicht. Man erkennt sie aus der Lust, mit der er von den ihm widerfahrenen Ehren redet ebenso, wie aus dem gespreizten Ton, mit dem er die Ehren der andern bespricht oder besingt. Im Jahre 1517 ward er Magister und bald darauf vermittelte ihm für eine poetische Lobhudelei Jakob Spiegel, der Secretär des Kaisers Max, der bekanntlich mit der Ertheilung dieses Titels nicht geizte, die Würde eines poeta et orator laureatus. Der Kaiser selbst übergab ihm Lorberkranz und Ring und ertheilte ihm das Recht, auf allen Schulen in den Fächern der Dicht- und Redekunst zu lehren, verlieh ihm überhaupt alle Privilegien, Rechte, Ehren, Gnaden und Freiheiten, welche die kaiserlichen gekrönten Poeten und Oratoren von Rechts wegen oder Herkommens wegen genießen.

Die Herbstferien 1518 hatten Rhegius nach Konstanz geführt. Dort begann er sich eifrig mit theologischen Studien zu beschäftigen, denn „ein Priester steht Gott am nächsten, ist Gott am ähnlichsten". Im Verfolg dieser Studien fühlte er sich zu Luther hingezogen, doch lag eine Hauptschwierigkeit für ihn darin, daß sein Freund Eck der Hauptgegner des wittenberger Reformators war, und daß ein Uebertritt zu Luther zugleich einen Bruch mit Eck einschloß. Wie schließlich die Auseinandersetzung vor sich ging, darüber fehlt jede Nachricht; genug, Rhegius ging 1520 nach Basel, um zu promoviren, und erhielt, nachdem er sich öffentlich für Luther erklärt, eine Berufung nach Augsburg noch in demselben Jahre. Augsburg gehörte zu den bedeutendsten Reichsstädten Deutschlands, ja in mancher Beziehung war sie die erste von allen. Reiche Geschlechterfamilien, unter denen die Welser, die Rehlinger, Langenmantel, Stolzhirsch u. a., vor allen durch Reichthum hervorragend die Fugger einen weitberühmten Namen hatten, betriebsame Zünfte, ein leichtbeweglicher Haufe von Fabrikarbeitern belebten die volkreiche Stadt. Ihr Leben schildert uns Sebastian Münster mit frischen Farben: „Es sind die Einwohner, vorab die Weibsbilder von Gestalt schön, mit Essen und Trinken köstlich, in Wandel und Worten prängisch, in Handlungen gescheit, in Geberden ausländisch und von wegen großen Reichthums viel von sich haltend." Ueppiges Leben, Eitelkeit und Kleiderpracht wird den Augsburgern vorzugsweise oft vorgeworfen. In ihren stattlichen, mit allem Luxus ausgestatteten Häusern hielten die Geschlechter prächtige Feste, bei Turnieren und Ritterspielen entfalteten sie einen Aufwand, der dem Landadel nicht möglich war. Die prachtvollen Aufzüge, Tänze und Spiele bei Gelegenheit des Aufenthalts Kaiser Maximilian's, der Augsburg vor allen Städten liebte und dort gern verkehrte, lebten noch lange in der Erinnerung. Von den vielen Fremden, welche in der Stadt verkehrten, neue Moden anzunehmen, waren die Augsburger stets geneigt, und bestimmten dann ihrerseits die Mode für das übrige Deutschland. Augsburg galt so recht für den Sitz des feinen vornehmen städtischen Tons. Als Luther im October 1518 dorthin zur Disputation mit Cajetan gekommen, hatte er von allen Seiten eine überaus freundliche Aufnahme erfahren; bald nach seiner Abreise war Oecolampadius von der Stadt als Domprediger berufen worden. Seine Thätigkeit scheint jedoch kaum eine in weitern Kreisen bedeutende gewesen zu sein. Er war noch zu wenig befestigt und entschieden, selbst erst im Lernen und Forschen begriffen, zu sehr noch mit sich selbst beschäftigt, um auf andere wirken zu können. Mit sich selbst unzufrieden, ging er schon 1520 in das Kloster der heiligen Brigitta, und zu seinem Nachfolger wurde Rhegius erwählt. Für den letztern war es ein glänzender Ruf, den er, kaum 30 Jahre alt, erhielt. Das Gehalt war für jene Zeit sehr hoch, 200 Goldgulden, der Wirkungskreis höchst bedeutsam und angesehen. Seine Wahl konnte als ein Sieg der Evangelischen angesehen werden, und wurde auch in weitern Kreisen so angesehen. Indeß machte sich gerade in der Zeit, als Rhegius nach Augsburg kam, ein ernster Rückschlag gegen den Aufschwung der reformatorischen Bewegung geltend. Die Predigten und öffentlichen Vorträge, vor allem seine Satiren und andern Schriften fanden zahlreiche Gegner; ein Domherr schlug ihm öffentlich in der Kirche in das Gesicht, und dieser Vorfall wurde die Veranlassung, daß Rhegius seinen Abschied bekam. Noch im December 1521 verließ er Augsburg. Seitdem beginnt für ihn eine Zeit der Verfolgung und des Kreuzes: eine Fügung, welche nach dem Biographen insofern nicht ohne wohlthätige Einwirkung für Rhegius bleiben sollte, als die Kreuzesschule ihn mehr von seinen blos humanistischen Bestrebungen loslösen, ihn tiefer in das Evangelium hineintreiben sollte.

Nach manchem Schicksalswechsel wurde Rhegius im August 1524 zum zweiten male nach Augsburg berufen, nicht wie früher am Dom, sondern bei den Karmelitern zu St. Annen. Die reformatorische Partei hatte in der Stadt wieder die Oberhand erlangt. Als der Legat Campeji auf seiner Reise zu dem nürnberger Reichstage durch Augsburg gekommen, hatte er Kreuz und Segen über das Volk gethan, aber man achtete seines Segens nicht mehr: „Ein fliegendes Blatt bespricht das seltsame Thier, das auf den Reichstag nach Nürnberg zieht, geschickt von Rom, zu beschweren das Teutschland. Da wird das seltsame Thier denn weiter beschrieben. Etliche heißen es Karnüffel, etliche Katzenal, reitet auf einem Esel, köstlich mit Gold beschlagen, hat einen brinnrothen Rock an und eine Suppenschüssel auf dem Kopf." Der zweite Aufenthalt des Rhegius in Augsburg dauerte bis 1530. Uhlhorn verfolgt die seelsorgerliche wie die schriftstellerische Thätigkeit des Mannes bis in das Geringfügigste und Untergeordnetste; man sieht die Liebe, die Hingebung, mit der von dem Verfasser die Materie durchforscht wird. Die temporäre Hinneigung des Rhegius zu Zwingli hätte vielleicht weniger scharf, nicht als ein „Uebergang" aufgefaßt,

nicht als „Rückkehr zu Luther" seine spätere definitive Entscheidung bezeichnet werden sollen. Von einem allgemeinern Interesse ist die Partie, welche sich mit dem augsburger Reichstage von 1530 beschäftigt. Am 21 Januar hatte Kaiser Karl den Reichstag ausgeschrieben; die evangelischen Fürsten waren die ersten am Platze, der Kurfürst von Sachsen, die welfischen Fürsten, der Herzog Ernst von Lüneburg, der Landgraf Philipp von Hessen. Der Rath räumte den fremden Theologen in der Begleitung der Fürsten die Kanzeln ein, in allen Kirchen erscholl kräftig und laut die evangelische Predigt. Die Augsburger gingen fleißig zu den fremden Predigern, die fremden Fürsten zu den einheimischen in die Kirche. Leider kamen aber auch sofort Differenzen zwischen den Evangelischen zu Tage; Lutheraner und Zwinglianer gingen scharf auseinander. Der Landgraf und Herzog Ernst von Lüneburg suchten zu vermitteln: der letztere bediente sich dabei des Rhegius, den er predigen gehört und liebgewonnen hatte. Zu einer Vereinigung kam es jedoch nicht: Uhlhorn schreibt von seinem Standpunkte: „Melanchthon und Brenz blieben fest; ihnen schien es besser, mit wenigen zu bekennen, zu leiden und Gott zu vertrauen, als eine falsche Einheit durch menschliche Mittel zu gewinnen."

Am 15. Juni zog der Kaiser selbst ein mit einer Pracht, wie sie selten auf einem Reichstage gesehen war. Die anschaulich und frisch gehaltene Beschreibung Uhlhorn's möge hier eine Stelle finden:

Schon der Einzug mußte es klar machen, daß Karl als Vogt der römischen Kirche kam. Diese entfaltete zu seiner Begrüßung ihre ganze prunkende Herrlichkeit, der gegenüber die Evangelischen als ein kleines, verschwindendes Häuflein erschienen. An der Lechbrücke empfingen die Fürsten den Kaiser, der Cardinal-Erzbischof von Mainz hielt die Begrüßungsrede. Weiter in der Nähe der Stadt erwarteten ihn die Bürgermeister von Augsburg, Ulrich Rehlinger und Anton Bymmel, mit vier Rathsherren, von denen Peutinger die Ansprache an den Kaiser hielt. Stattlich zeigte Augsburg seine Kriegsmacht; 12 Feldgeschütze auf Rädern, die Büchsenmeister zur Seite, die Bürger in schwarzer, zerschnittener Kleidung, mit Sammtwämsern, die Kaufleute aschfarben mit Atlaswämsern und gelben Federn, vier Fähnlein Landsknechte in Harnisch und Wehr, zuletzt die Reiter, die Söldner grau, die Bürger schwarz, die Kaufleute lederfarben, die Fugger'schen Dienstleute mit den Hausfarben im Aermel. Die weite Lechebene blitzte im Abendsonnenschein vom Waffenglanz und im Schmuck fürstlicher Pracht. Eine unabsehbare Menge Volks aller Nationen drängte sich hier zusammen. Hier konnte man noch ein Gefühl davon bekommen, daß der römische Kaiser der Herr der Welt war. Unter dem Donnern der Kanonen, dem Schmettern der Trompeten, dem Wirbel der Trommeln, dem Geläute der Glocken näherte sich der Kaiser der Stadt. Voran zogen die Söldner, die Dienstmannen der Fürsten, die augsburgischen Kriegsleute, dann folgten des Kaisers Edelknaben, sein Hofgesinde, seine Räthe. Zahlreiche Trompeter und Pauker kündeten den Mittelpunkt des Zugs an. Zuerst das Reich, die Fürsten, die Kurfürsten, unmittelbar vor dem Kaiser der Kurfürst von Sachsen als Reichserzmarschall mit entblößtem Schwerte. Der Kaiser selbst trat heute mit einer Pracht auf, die er sonst nicht liebte; er ritt einen weißen polnischen Hengst, mit goldenem Zeug bedeckt. Ihm folgten der König Ferdinand und der päpstliche Legat Campegius. Am Rothen Thore nahmen sechs Rathsherren den Kaiser unter einen seidenen Traghimmel in den Farben der Stadt, roth, grün und weiß. Erst in der Stadt selbst begrüßte ihn die Kirche, natürlich nur die römische. Der ganze Klerus, die Mönche zogen ihm entgegen. An der Bernhardskapelle empfing ihn der Erzbischof Christoph von Stadion, mit seinen Suffraganen. Ihre Knie beugend, stimmten sie die alte Osterantiphone an, die der Chor fortführte. Unter einem weißseidenen Thronhimmel geleiteten dann die Domherren zu Unserer Lieben Frauen den Kaiser, der einen grünen Zweig in den Händen trug, in die Domkirche, wo das Tedeum angestimmt wurde.

Gleich nach seinem Einzuge in Augsburg verbot Karl allen Gottesdienst der Evangelischen. Der Rath der Stadt — „die klugen Krämerseelen", wie Osiander zornig an Lina schreibt — beeilte sich, dem Befehl zu gehorchen. Das war der Grund, weshalb Rhegius in die Dienste des Herzogs Ernst von Lüneburg trat. Am 26. August 1530 verließ er Augsburg, indem er sich zunächst nach Koburg zu einem Besuche bei Luther begab. Es war das erste mal, daß er mit dem letztern persönlich zusammentraf. Der Eindruck, den er mitnahm, war ein mächtiger. Im September desselben Jahres trat er in seinen neuen Wirkungskreis ein. Derselbe war von seinem bisherigen verschieden genug. Dort eine reiche große Handelsstadt unter einem schwankenden Regimente, mit einer leicht erregten, radicalen Tendenzen zugänglichen Bevölkerung, die an allen Bewegungen mitbestimmend und handelnd theilnahm, voll Streit und Unruhe: hier ein armes Land mit einer spärlichen Bevölkerung, die unter fürstlichem Regimente mehr von oben bewegt wurde, als daß sie selbst thätig eingriff. Auch war in der That der Wechsel für Rhegius zunächst kein günstiger. In seinem ganzen Wesen, Charakter und Bildungsgange hat er unstreitig etwas Aristokratisches; es war natürlich, daß er in der Lüneburger Heide, „im äußersten Norden an den Grenzen der Vandalen", manches von dem vermißte, was ihm Augsburg geboten. Dafür aber fand er wiederum im lüneburgischen Lande etwas, was ihm das stolze Augsburg nicht hatte bieten können, er fand in dem Herzog Ernst einen Fürsten, der mit ganzem Herzen dem Evangelium anhing, der keine größere Sorge kannte, als zu helfen, daß das Wort Gottes lauter und rein gelehrt werde, der auch in der Pflege des kirchlichen Lebens seinen Wahlspruch „dienend verzehre ich mich" (inserviendo consumor) wahr gemacht hat; er fand eine Bevölkerung, die, wenn sie auch die kirchliche Bewegung nicht aus sich erzeugt hatte, doch kräftig darin eingegangen war, was ihr von oben geboten wurde, mit Eifer ergriffen hatte; ein Land endlich, in dem die gereinigte Kirche schon bis auf einen gewissen Grad festen Bestand und Organisation gewonnen hatte.

Was Rhegius für die Kirche und das Schulwesen des lüneburgischen Landes gewirkt, bildet den Inhalt des übrigen Theils der Arbeit von Uhlhorn. Rhegius ist kein Reformator von der Größe eines Luther oder Zwingli, sein Arbeitsfeld ist ein local beschränktes; es liegt auf der Hand, daß diesen Thatsachen gegenüber das Interesse, welches er erweckt, nicht mit dem Interesse verglichen werden kann, welches eben jene Männer erregen. Dennoch hat es der Verfasser verstanden, uns mit voller Theilnahme und Spannung an seine weitere Schilderung des

Lebenslaufs von Rhegius zu fesseln, ja wir möchten behaupten, daß Uhlhorn's Darstellungsvermögen sich gerade bei der Erzählung dieser particularistischen Begebenheiten und Verhältnisse noch glänzender bewährt, als in den frühern Partien. Rhegius starb am 23. Mai 1536.

Unsere Inhaltsrelation überhebt uns einer breitspurigen Aufzählung der Verdienste und Vorzüge, welche Uhlhorn's Werk auszeichnen. Wir haben für dasselbe volles Lob. Der Verfasser ist gewissenhaft bestrebt, unbefangen und treu wiederzugeben, was er in den mit Sorgfalt durchforschten Quellen gefunden hat; jede tendenziöse Rebenrücksicht ist ihm fremd. Diese naive Unbefangenheit der Darstellung, gehoben durch die lebendige Anschaulichkeit und Frische, welche dem Erzähler eigen, macht die Lektüre des Buchs zu einer überaus angenehmen. Man fühlt sich überall angesprochen und befriedigt, nirgends verletzt oder abgestoßen. Schwierigkeiten waren bei der Arbeit die Fülle zu überwinden; wer in dem Anhange nachschlagen will, der sich namentlich über entlegenere und noch ungedruckte Quellen verbreitet, wird sich davon leicht überzeugen können. Die Anordnung und Vertheilung des Stoffs bekundet die geschickt angelegte Disposition. Das erste Buch schildert in sieben Kapiteln das Leben des Rhegius in Süddeutschland, das zweite in ebenso viel Kapiteln beschreibt das Leben des Mannes in Norddeutschland. Wir scheiden von dem Buche mit ungetheilter Befriedigung.

Thaddäus Lau.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Oesterreich im März 1848.

Aus Böhmen nach Italien. März 1848. Prag, Tempsky. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wenn der Titel dazu dienen soll, in prägnantem Ausdruck eine möglichst klare Vorstellung von dem Inhalte des Buchs zu vermitteln, so hätte der Verfasser der vorliegenden Schrift kaum einen unglücklichern wählen können. Läßt uns auch der Zusatz „März 1848" ahnen, daß wir es nicht mit gewöhnlichen und gemüthlichen Reiseskizzen zu thun haben, so sind wir doch deshalb kaum minder überrascht, hier statt aller persönlichen Erlebnisse einen Theil der österreichischen Revolutionsgeschichte von 1848 in Gestalt dreier historischer Gemälde: „Der 11. März in Prag", „Der 13. März in Wien" und „Der Abfall von Venedig im März 1848", zu entdecken.

Der Verfasser (G. von S.) will weder Memoiren im französischen Stile schreiben, in denen die Persönlichkeit des Schriftstellers überall selbstgefällig in den Vordergrund tritt, noch eine Reihe von Bildern à la Hackländer (den der Verfasser, wol seiner österreichischen Sympathien wegen, besonders hochzustellen scheint), sondern hat, „seine eigenen Erlebnisse völlig beiseitelassend, die gesammelten Erfahrungen nur als Unterlage benutzt, worauf er die Umrisse seines Gemäldes entwarf, die empfangenen Eindrücke gleich Farben auf die Palette legend, womit er es ausführte". Er hat sich bemüht, „in Zeiten von Kampf und Aufregung mit Hast ergriffene Wahrnehmungen in ruhigen Tagen durch die Erlebnisse anderer Schicksalsgenossen zu berichtigen, mit den Offenbarungen einer allmählich anwachsenden Literatur zusammenzuhalten und die aus den verschiedensten Quellen geschöpften Nachrichten zu einem ineinandergreifenden Ganzen zu gestalten", von dem er überzeugt ist, „daß es seine bleibende Stelle in den Annalen der Völkergeschichte zu finden habe". In einem gewissen Sinne wollen wir ihm dies gern zugeben. Er hat den Verlauf der Märzrevolution in Wien und Venedig in möglichster Vollständigkeit und, soweit dies in einer Detailschilderung von Ereignissen innerhalb großer Städte, von denen eine Menge gleichzeitig, häufig ohne innern oder wenigstens ohne äußern Zusammenhang stattfindet, möglich ist, in logischer und chronologischer Ordnung, wie mit lebendiger österreichischen Darstellungsweise geschildert. So wird seine Schrift dem künftigen Geschichtschreiber der Revolution von 1848 als treffliche, fast durchweg zuverlässige Quelle dienen können. Dagegen möchten wir bezweifeln, daß das Buch an sich viele Leser finden werde, trotz der erwähnten Vorzüge und des stets klaren, meist eleganten, zuweilen glänzenden Stils, bei dem nur einzelne sonderbare Wendungen und in das classische Deutsch nicht recipirte Ausdrücke den Oesterreicher errathen lassen. Abgesehen von dem unerquicklichen Inhalte an und für sich, zumal wenn man das klägliche Endergebniß im Auge hat, liegt in der Darstellung eines wirren Durcheinanders revolutionärer Auftritte etwas nothwendigerweise Unbefriedigendes und Ermüdendes. Solche Ungunst des Stoffs kann zwar das Verdienst des Autors nicht schmälern, wol aber dürfte sie der Verbreitung seines Werks Eintrag thun.

Das Taciteische Wort umkehrend, hat der Verfasser seinem Buche als Motto die Worte: „Studio, nec sine ira", vorgesetzt. Wäre der Gegensatz wörtlich zu nehmen, so würde natürlich einem mit Parteieifer und Haß geschriebenen Buche kein großer Werth beizulegen sein. Das ist nicht der Fall: der Verfasser strebt entschieden nach Unparteilichkeit, wenn auch nicht immer mit vollständigem Erfolge. Warum nun aber durch jenen prätentiösen Wahlspruch das Mistrauen des Lesers absichtlich herausfordern?

Während der wiener Märztage, bei denen der Verfasser vielleicht selbst eine Rolle gespielt hat, scheint er von dem Strudel der revolutionären Strömung weiter mit fortgerissen zu sein, als er später billigen konnte. Wenigstens sagt er, indem er von dem Enthusiasmus redet, den der Sturz eines allgemein verhaßten Systems und das Bewußtsein der neuerrungenen Freiheit erregte: „Unserntheils tragen wir kein Bedenken, unumwunden zu gestehen, daß unsere Anschauung inmitten der Glut jener Tage eine ganz andere gewesen, als sie bald danach aus schützender Ferne und mit kühlerm Blute bei Betrachtung der folgenden Entwickelung sich gestaltete."

Läßt der Verfasser von seinem Standpunkte in Bezug auf die innere Politik nur so viel durchblicken, daß er, wenn auch mehr nach rechts neigend, doch beiden extremen Parteien gegenübersteht, so gibt er sich dagegen in Bezug auf die äußere als entschieden österreichischen Patrioten kund. Die Folge davon ist, daß der nach Umfang, Inhalt und Studium bedeutendste Theil seines Werks: „Der Abfall von Venedig", zugleich derjenige ist, dessen Darstellung von uns mit größerer Vorsicht aufgenommen werden muß. Nicht als ob irgendwo eine absichtliche Entstellung, Weglassung oder Hinzusetzung von Thatsachen stattgefunden hätte: im Gegentheil, der Verfasser bemüht sich, trotz des Mottos, auch hier seinem Stoff objectiv gegenüberzustehen. Aber es gelingt ihm nicht vollständig. Selbst Lesern, die mit der Geschichte jener Tage und mit dem Charakter der leitenden Persönlichkeiten weniger bekannt sind, muß die Ungunst auffallen, mit der die italienische Nationalpartei gezeichnet ist. Dagegen bleiben wir in Beziehung auf die deutschen Sympathien des Verfassers ziemlich im Dunkeln. Weder bei der Schilderung der prager Versammlung am 11. März, noch der wiener Märztage, tritt diese Seite, die doch in Wahrheit damals oft genug in Betracht kam, deutlich hervor. Er ist wol ein zu klarer Kopf, um nicht einzusehen, daß man, um ganz Oesterreicher zu sein, nicht zugleich im nationalen Sinne ein Deutscher sein könne.

Wie der kürzeste, so ist der erste Abschnitt des Werks: „Der 11. März 1848 in Prag", bei weitem der unbedeutendste. Er enthält eigentlich nur die Geschichte der bekannten Versammlung im Wenzelsbade nebst den Vorbereitungen dazu. Von den Führern der böhmischen Actionspartei, die zugleich die slawisch-nationale

war, tritt hier nur Trojan auf, während Rieger, Palacky, Strobach und Brauner im Hintergrunde bleiben. Aus einigen Andeutungen am Schlusse geht hervor, daß der Verfasser diese Versammlung und die aus ihr hervorgegangene Petition für die Basis der ganzen böhmischen Bewegung hält: doch scheint es uns, daß er ihre Bedeutung überschätzt, und daß dieselbe kaum eine so detaillirte Schilderung, wie wir sie hier finden, verdient habe.

Ungleich bedeutender und interessanter ist der zweite Theil: „Der 13. März in Wien." Von der Versammlung der Studenten in der Aula (am 12. März) zum Entwurfe einer Adresse an den Kaiser beginnend, entwirft der Verfasser ein lebensvolles Bild des ereignißreichen Tags, indem er sich nach Kräften, wenn auch der Natur der Sache nach mit unvollkommenem Erfolge, bemüht, die Masse einzelner Thatsachen und Personen in ein großes Totalgemälde zusammenzufassen, Ordnung in das Chaos und Methode in diesen Wirrwarr zu bringen. Im einzelnen mögen wir manches Neue erfahren, im einzelnen dürfte kaum ein ersprießliches Resultat nachzuweisen sein. Das Urtheil, welches die Geschichte längst über die wiener wie über die Märzrevolutionen überhaupt gefällt hat, wird dadurch lediglich bestätigt. Ein längst faul gewordenes System brach zusammen, als der erste Sturm darüber hereinbrach. Aber wenn Metternich und sein System reif waren zum Falle, so war Wien nicht reif zu einer erfolgreichen Revolution des österreichischen Staats. Keines Gottes Haupt tauchte aus den empörten Fluten, sie und die Winde zu beherrschen. Daß die Studenten die Leiter und Häupter der Bewegung waren und blieben, charakterisirt die wiener Revolution am besten. Und vor ihnen fiel derjenige, der Europa 30 Jahre lang Gesetze gegeben! Wir heben als die interessanteste Episode und zugleich als Probe des Stils und der Darstellung die Abdankung Metternich's (S. 102 fg.) heraus:

„Kaum fühlten die Wortführer (der Deputationen der Universität und der Bürgeroffiziere) sich augenblicklich von der bedrückenden Gegenwart des Fürsten befreit, so zauderten sie nicht länger mit ihrem Herzenswunsch hervorzutreten und alle Minen der Vorstellung, der Ueberredung, der Einschüchterung springen zu lassen, um die Abdankung des Mannes durchzusetzen, dessen Einfluß und Wirken sie mit dem Bestand des bisherigen Regierungssystems verelnerleiten. Ein lebhafter Wortwechsel entsteht, alle Stimmen sprechen durcheinander, jeder will das Gewicht seiner Ueberzeugung auf die schon schwerbelastete Wagschale werfen — da tritt der Staatskanzler, durch den steigenden Lärm aus dem Nebenzimmer herbeigezogen, zur Seitenthür in den Saal zurück und vernimmt, wie gerade jemand mit lauter Stimme sich vernehmen läßt: «Ich versichere Sie, meine Herren, der Fürst Metternich wird abdanken.» «Wer sagt, daß ich abdanke?» ruft der Fürst dazwischen. «Wie gesagt, ich wiederhole, der Fürst Metternich dankt ab!» spricht dieselbe Stimme, nicht dem Staatskanzler zur Antwort, sondern den Umstehenden zum Bescheid. Ein Gefühl der Bitterkeit erpreßt Metternich den Ausruf: «Also das ist der Lohn für meine durch 50 Jahre dem Staate und der Dynastie geleisteten Dienste?» Doch spöttisches Lächeln höhnt ihm aus den Gruppen, auf die er seinen Blick richtet, entgegen. Ein paar von den Bürgeroffizieren traten an ihn heran und versuchten begütigende Ueberredung. «Meine Herren», sagte der Fürst zu diesen, «wenn Sie glauben, daß ich durch meine Abdankung dem Staate einen Dienst erweise, so bin ich mit Freuden erbötig, von meinem Posten zurückzutreten.» Der alte Leidenfrost entgegnete: «Durchlaucht, wir haben nichts gegen Ihre Person, aber alles gegen Ihr System, und darum müssen wir wiederholen: so nur retten Sie den Staat und die Monarchie.» Voll ruhiger Würde erwiderte der Fürst: «Es ist die Aufgabe meines Lebens gewesen, für das Heil der Monarchie von meinem Standpunkt zu wirken; glaubt man, daß das Verbleiben auf solchem dies Heil gefährde, so kann es für mich kein Opfer sein, meinen Posten zu verlassen. Ich erkläre Ihnen nochmals, da ich nach Ihrer Meinung durch meinen Rücktritt dem Staate nütze, daß ich gern bereit bin, diesen zu verwirklichen.» «Er wandte sich zu dem Erzherzog Ludwig mit der Erklärung, daß er seine Stelle in die Hände Sr. Maj. des Kaisers niederlegen werde. Schonungsloser Ausdruck der Freude spiegelte sich auf den Gesichtern der Volksmänner und machte sich in verschiedenen Ausrufen hörbar. Fürst Metternich, ohne darauf zu achten, richtete an jene, so ihn umstanden, diese Worte: «Ich sehe voraus, daß sich die Behauptung verbreiten werde, ich habe bei dem Rücktritt von meinem Posten die Monarchie mit mir davongetragen. Gegen eine solche Behauptung lege ich feierliche Verwahrung ein. Die Schultern keines einzelnen sind stark und breit genug, einen Staat davonzutragen: verschwinden Reiche, so geschieht dies nur, wenn sie sich selbst aufgeben.» Er besprach darauf ohne Zeichen innerer Aufregung die Ereignisse des Tages und deren Folgen in gewohnter ruhiger Weise, gleich als ob seine Person dabei gar nicht betheiligt wäre. Die Bemerkung einiger Freunde, daß sein Rücktritt noch nicht entschieden sei, da der Kaiser selben noch nicht genehmigt habe, wies er entschieden zurück: Nimmermehr würde er auf solche Weise seinen Posten behaupten wollen; seine Abdankung würde dann wie ein Theaterstreich und Gaukelspiel erscheinen, wozu er sich niemals herbeilassen werde: sein Entschluß sei fest, und nur die Bitten jener, welche Veranlassung dazu gegeben, könnten ihn bestimmen, davon abzusehen."

Die dritte Abtheilung des Werks unterscheidet sich schon dadurch wesentlich von den beiden ersten, daß der Verfasser hier nicht als Augenzeuge auftritt, sondern seinen Stoff aus mündlichen, handschriftlichen und gedruckten Quellen zusammenstellt. Dennoch möchten wir die mitgetheilten Thatsachen, nach denjenigen zu schließen, die uns persönlich genau bekannt sind, im wesentlichen als wohlverbürgt ansehen dürfen. Wo aber starke Sympathien und Antipathien ins Spiel kommen, bleibt selbst die Darstellung von Thatsachen nicht ganz ungefärbt. Der Verfasser ist zu gut österreichisch und conservativ gesinnt, zu sehr Feind des Nationalitätsprincips und der italienischen Nationalpartei insbesondere, um allen handelnden Personen wie allen eingreifenden Principien gleichmäßig gerecht werden zu können. Dafür zeugt seine Charakteristik Manin's, den er in schroffer Einseitigkeit als ehrgeizigen, ränkesüchtigen Advocaten darstellt; Tommaseo's, den er zwar höher stellt, aber nur indem er das bei demselben ebenfalls vorherrschende Nationalgefühl trotz seiner wesentlichen Theilnahme an der italienischen Reform und Revolution gleichsam ignorirt; d'Aspre's, den er zu vergöttern scheint, während er für Zichy und Palffy natürlich nur ein verächtliches Mitleid zeigt. Auch wenn er von der „glücklichen Lombardei" (vor 1848), von der politischen Unschuld der Venetianer, die erst durch den Gelehrtencongreß von 1847 zerstört sei, u. dgl. m. redet, so sind das ebenso gut österreichische Visionen, wie wenn er, trotzdem er selbst öfter in Italien gewesen, die Gleichgültigkeit der unwissenden Landleute gegen die Politik kühn mit vielen seiner Landsleute als Sympathie des größten und unverdorbensten Theils der Bevölkerung für die österreichische Herrschaft auslegt. Wir haben von 1847 an eine Reihe von Jahren in Italien gelebt und mit Italienern aller Stände und Landschaften verkehrt, aber diese Sympathien sind uns nirgendwo entgegengetreten. Gleichgültigkeit oder Haß gegen Oesterreich war die einzige Alternative, der wir begegneten.

Wo ist in der That 1848 oder 1859 auch nur eine nennenswerthe Partei in Oberitalien für Oesterreich aufgetreten? Gegen wen hatte die Regierung 1848 in Venedig zu kämpfen? Nach der Auffassung unsers Verfassers gegen ein Häuflein unbewaffneter Schreier, und das mit einer starken Garnison, in einer Festung, unter den Kanonen der Flotte. Freilich standen rathlose Schwächlinge an der Spitze; aber konnten sie nicht mit Recht sagen, was der Erfolg bestätigt hat: Wir können uns auf niemand verlassen, nicht auf das Volk, nicht auf die Behörden, ja nicht einmal auf die Truppen und die Marine, soweit sie italienischer Nationalität sind: Wo bleiben da die österreichischen Sympathien?

Venedig ist seit 14 Jahren wieder österreichisch. Wenn

heute alle bekannten Häupter der Nationalpartei aus der Lagunenstadt entfernt, jeder äußere Einfluß abgeschnitten und dann eine wirklich freie Volksabstimmung, ob österreichisch? ob italienisch? veranstaltet werden könnte: welcher Oesterreicher ist so verblendet, daß er behaupten könnte, das österreichische Regiment würde auch nur eine nennenswerthe Minorität erhalten?

Otto Speyer.

Sprach-Wißmeisterei.

Geschichte der Gründung und Entwickelung des Vereins der deutschen Reinsprache mit Angabe der vorzüglichsten Mitglieder von 2400, deren Ansichten und Leistungen; mit Aufzählung sämmtlicher 453 Ortschaften und der 8 Zweigvereine; mit Veröffentlichung vieler Briefe (darunter von Hammer-Purgstall, Dr. Eduard Duller, Nees von Esenbeck, Dr. Kannegießer, von Großheinrich in Petersburg u. s. w.) und Verträge vom Jahre 1848—61. Herausgegeben von dem Gründer des Vereins Wr. J. D. C. Brugger. Heidelberg, J. C. B. Mohr. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wir müssen die Leser d. Bl. um Verzeihung bitten, wenn wir sie diesmal mit der Besprechung eines sonderbaren Buchs behelligen, das seinem wissenschaftlichen Gehalte nach nicht den geringsten Anspruch hätte, hier erwähnt zu werden. Aber wie man der Erheiterung wegen auch wol einmal ein Trauerspiel auf einer Vorstadtbühne mit ansieht, so kann es erheiternd sein, die dilettantischen Bemühungen schulmeisterlicher Sprachreiniger zu beschauen, die die beneidenswerthe Gabe haben, mit unbefangenster Wichtigkeit das Ding am verkehrten Ende anzufangen. Wir wollen dem Verfasser der Geschichte des deutschen Reinsprachvereins, Herrn Dr. oder wie er es lieber hört „Wißmeister" Brugger — wiewol er zufrieden sein könnte, auf diesem Gebiete ein „Wißlehrling" zu heißen — zunächst zu seiner Beruhigung sagen, daß uns sein „Deutschallgemeinglaubthum", oder wie wir andern Deutschen sagen, sein sogenannter Deutschkatholicismus, keineswegs stört, noch gegen ihn einnimmt, daß wir zwar auch die davon gegebenen Proben nicht „genießen" mögen, aber sie so streng von der Beurtheilung fern halten werden, wie wir wünschten, daß er sie hier für sich behalten hätte.

Wer kennt nicht den potsdamer Sprachverein? Nun, „dieselbe Couleur in grün", wie der Berliner sagt, und man hat den heidelberger Reinsprachverein, nur daß dieser mehr Mitglieder und einen Verstand hat, der eine Dosis von Selbstgefälligkeit besitzt, wie sie in Potsdam schwerlich zu finden sein möchte.

Die Geschichte des Vereins ist die Geschichte des Verfassers und zugleich, hört! hört! das neunte Buch ohne Fremdwörter von seiner Seite, wie auf der letzten Seite zu lesen steht. Es ist vor allem eine Selbstreclame der andern acht von seiner Seite.

Warnen müssen wir jeden, sich mit dem Herrn Wißmeister über Reinsprache und alles, was er damit in Verbindung zu bringen weiß, einzulassen; der Mann läßt alles drucken. Wie unangenehm berührt z. B. den Leser die Mittheilung der Schülerbriefe aus M. (wir nennen absichtlich den Namen der Stadt nicht, noch den des jungen Mannes, der dort öffentlich bloßgestellt wird), in denen Gymnasiasten („Mittelschüler"!), denen man doch wahrlich aus sehr triftigen Gründen die Betheiligung an allen Vereinen, mögen sie Tendenzen haben, welche sie wollen, untersagen muß, indem sie ihre Lehrer bloßstellen wollen, sich höchstens selbst ein beklagenswerthes Zeugniß ausstellen. Wir sind aufs innigste überzeugt, daß, wenn er noch lebt, wenigstens der Hauptbriefschreiber Grund hat, sich bei seinem damals gefeierten Vorbilde aufs ernstlichste zu beklagen, denn selbst die privatesten Mittheilungen über die Abgangsprüfung in entsetzlichster Breite und von zweifelhaftester Selbstempfehlung sind hier von A bis Z zu lesen.

Was dem Verfasser S. 343 „Gelehrtenwillkürherrschaft", das wird jedem andern nur als das richtige Verhalten von Lehrern zu Schülern erscheinen. Ebenso indiscret sind die fernern Briefe des designirten Nachfolgers des Wißmeisters — wenn er die Ehre nicht ablehnt —, in denen er seine Studentencalamitäten beschreibt, gewiß keine Schande, aber doch Dinge, die man wol einem Freunde, nicht aber dem Publikum mittheilt, falls man sich nicht für etwas Höheres hält. Er bedanke sich bei Brugger und erlaube uns, andere zu warnen.

Der Verfasser hat gar keine Ahnung von dem wahrhaft unschädlichen Dasein aller solcher Fremdwörter, die europäisches Gemeingut sind; er weiß nicht, daß je fester die Sprache durch literarische Niederschläge geworden, je mehr das Vermögen ihr entschwindet, Fremdwörter durch organische Umwandlung sich anzuähnlichen, wenn er das lieber hört als sich zu assimiliren. Er weiß also z. B. nicht, daß die mittelhochdeutsche Form thum oder thumb deutscher ist als unser heutiges Dom, wiewol beide nichts sind als das lateinische domus. Das ist wenigstens zu folgern, wenn man sieht, wie gegen ein Gesetz verfahren wird, das man doch zunächst einsehen sollte, dieses, daß unsere Sprache zur wirklichen Aneignung des Fremden stets unfähiger wird, während das literarisch nicht fixirte Niederdeutsche einen unendlich größern Hang zur Aufnahme des Fremden hat, dem es freilich möglichst das fremde Ansehen tilgt, wie wenn statt renoviren gesagt wird rrineferen, oder statt obstinat: upsternatsch, statt Monsieur: Musjö oder Musch und vieles dergleichen. Daß der heutige Journalistenstil, der aus bloßer Trägheit undeutsch ist, widerlich sei, das ist längst von Hunderten gesagt, wird noch tausendmal vergeblich gesagt werden. Will ich aber weiter nichts, so muß ich die Backen nicht so voll nehmen. Aber selbst dann muß man nicht so geschmacklos und nicht so unwissend sein, wie unser Wißmeister. S. 294 sollen die Ausdrücke, die mit „Musik" zusammenhangen, verdeutscht werden, und dabei passirt folgendes lustige Stückchen. Das Wort Musik solle „Tonik" heißen, da es doch nun accurat so geblieben ist: tonus ist lateinisch, mittelhochdeutsch dôn und ik ist griechische Adjectivendung ικός, ική, ικόν! So geht's, wenn man nicht einmal weiß, was deutsch ist! Soll Arzneiwissenschaft etwa deutsch sein? Nun, wir belehren gern, wo wir's können. Arzt ist griechisch, ἀρχιατρός, lateinisch archiater, mittelhochdeutsch arzât. Die Naturwissenschaft bleibt auch unangefochten, bis Brugger vielleicht einsieht, daß er noch kein einziges Buch ohne Fremdwörter geschrieben; die Philosophie muß sich gefallen lassen, wie Theologen sie schon längst entwürdigend nennen, Weltweisheit zu heißen. Eher dürfte man sagen Grundwissenschaft (felix qui potuit rerum cognoscere causas!). Wortungeheuer, wie die „Inlebenführung", S. 35 „wissenschaften" (man denke nur: er will herrschaften!), das „Zuschautragen" sind viel schlimmer und verunstalten die Sprache mehr als „Concert" und „Theater"; am meisten aber Fehler gegen die Grammatik, die man wenigstens Schülern hart anstreicht. Wer „unendgeldlich" schreibt (S. 209), der weiß nicht, daß das Verbum „entgelten" heißt; wer schreibt „an Handen geben" (S. 98), der muß Handen für irgendeinen Casus von Hand halten, es ist aber keiner; wer schreibt: „ein Monat vor seinem Tode" (S. 148), der weiß nicht, daß der Monat (außer in Berlin, wo es freilich dies Monat heißt) generis masculini ist.

Unwissenheit und komische Freude darüber verräth der unglückliche Versuch, die absurde Uebersetzung „Wißmeister" für Doctor zu rechtfertigen. §. 36 a führt die Ueberschrift: „Das Wort Wißmeister kommt schon im 17. Jahrhundert vor." Wir waren wirklich neugierig. Der Bürgermeister W. — wen der Name interessirt, sehe S. 100 — „billigte diese Uebersetzung um so mehr, als er unter seinen Papieren einen alten Abdruck aus dem 17. Jahrhundert fand, wo das Wort Wißmeister schon vorkommt. Wie sehr freute ich mich über diesen Fund, den ich mir von ihm zur Abschrift erbat, die ich nun hier zum ersten mal (hoffentlich auch zum letzten!) zur Rechtfertigung des armen Wißmeisters erscheinen lasse, wenn auch das Wort dort in einem andern Sinne auftreten mag." So wörtlich der arme

Wißmeister. Die Geschichte ist ein Fetzen Papier, dessen Inhalt besagt, daß ein armer Mann um den Finderlohn für einen Geldbeutel unter dem Vorwande der Unterschlagung eines Theils betrogen werden soll, daß dieser sich an den König wendet. „Der kunig beruffet ainen alten wysen hilff der armen genennet", der weiter der „wys man", d. i. der weise Mann heißt. Er soll entscheiden. „Do sprach der wyß-maister" u. s. w. Da ist er ja, der Wißmeister! Brugger hat sich vergebens gefreut, der alte Weise ist blos ein „weiser Meister trotz den Bindestrichen, die wol gar der Verfasser erst hinzugelesen hat. Die Komik steigert sich, wenn fernerhin erörtert wird, man habe sich des Wortes nicht zu schämen, es gebe ja nichts größeres als Meisterschaft. I, den Kukuk auch! Ahnt der homo doctissimus gar nicht, daß ebendeshalb eine abscheuliche Anmaßung darin liegt? Aber er schämt sich derselben nicht. Das „zur Rechtfertigung des armen Wißmeisters". Die Leser werden die Berechtigung des Verfassers zur Sprachbesserung verstehen, wenn sie vielleicht noch diese Stilprobe in Betracht ziehen (S. 31): „Immer gedenke ich mit großer Betrübniß an seinen zu frühen Tod, indem er am gebrochenen Herzen starb."

Sich selbst zu loben ist der Verfasser der neun Bücher nicht faul. Schon sein erstes (S. 8) gehörte nach seiner eigenen Aussage „zu den großen Seltenheiten", darum soll auch der Inhalt angegeben werden. „Nur schade, daß ... 100 Druckfehler sich eingeschlichen haben." Sonst ist die Seltenheit also vortrefflich. Das zweite ist „von mir ein Buch, das immer merkwürdig sein wird" (S. 10). „Am Eingange steht folgendes Gedicht des Verfassers, daß von seiner echt deutschen Gesinnung Zeugniß gibt." Wir citiren daraus die dritte Strophe zur Belustigung:

> Was stehet ewig fest, wie deutsche Eichen,
> Die mit dem Wipfel bis zum Himmel reichen (sic!)
> Und mit den Füßen ruhn im Erdenschos,
> Die trotzen Wettern, die sich winden los
> Aus tiefster Hölle Grund und Finsternissen,
> Wann Sonn' und Stern' die lichten Höhen küssen,
> Und hoch auf Bergen flammen Freiheitszeichen?
> Es ist das große deutsche Volk.

Unser Setzer wird den Kopf geschüttelt haben und wir müssen ihm Abbitte thun, daß er in seinem Leben zum ersten mal solchen Unsinn zusammenstellen mußte.

Wir bemerken ausdrücklich, daß wir die Eitelkeit und Unwissenheit des Vorstandes, die sich in diesem Buche bekunden, keineswegs auf irgendeines der ehrenwerthen Mitglieder des in seinem statutenmäßigen Zwecke ganz löblichen Vereins ausdehnen. Das versteht sich zwar von selbst, aber man muß ja so vieles sagen, was sich von selbst versteht. Eins der ausgezeichnetsten Mitglieder, mit dem sich der Verfasser gehörig hervorthut, war Hammer-Purgstall, und in der That sind seine Briefe immer anziehend und belehrend. Zwar Seite 165 hätte er auch etwas Besseres von dem „Deutschen Wörterbuche" der Brüder Grimm zu rühmen finden können, hätte er sich der kleinlichen Nergelei enthalten können, daß „sehr unnöthigerweise fremde Wörter gebraucht worden, wo deutsche zu Gebote standen". Aber so sind die Besten der lieben Deutschen! Wir wollen hier vergessene Verse Hoffmann's von Fallersleben hersetzen, die wol geeignet sind, uns die Schamröthe etwas ins Gesicht zu treiben. Daß sie bei dieser Gelegenheit vorkommen, mag unser Interesse für die große Sache rechtfertigen, denn unschicklich ist es sonst freilich, den Namen Grimm mit dem des Heidelbergers zusammen zu nennen. Die Verse lauten.

Jakob Grimm.

> Wenn es unsre Fürsten wüßten,
> Was er that fürs Vaterland,
> Legionen Orden müßten
> Längst schon schmücken sein Gewand.
>
> Und was ward im Vaterlande
> Ihm doch für ein Ehrenlohn?
> Nur zu Deutschlands Spott und Schande
> Frankreichs Ehrenlegion.

Kein Buch ist so schlecht, daß sich nicht etwas Gutes darin fände. So lesen wir hier mit großer Freude einen trefflichen Artikel aus der „Allgemeinen Schulzeitung", eine Recension von Brugger's „Urbild der deutschen Reinsprache". Brugger findet nur „manches Wahre und Lehrreiche" darin. Es gehört das zu der Naivetät des Herrn Verfassers, wie außer vielem andern etwa auch dieses (S. 126): „Auch ich träumte eine Weile solche Seligkeit, und wollte dem deutschen Volke sein höchstes und noch einzig übrig gelassenes Gut, seine Sprache, auf eine höhere Stufe der Bildung emporheben, ich wollte beitragen zur Entwickelung und Reinhaltung derselben und so unmittelbar zum Wohle und zur Verherrlichung des Vaterlandes und des Volkes selbst. Doch die Mächte der Finsterniß" u. s. w.

Es ist schändlich, immer gerade solchen Leuten wie Brugger kommen die Mächte der Finsterniß in die Quere, und nun auch gegen das neuste „Werk des Lichts" erhebt sich ein Sohn der Finsterniß und ruft mit den Xenien aus:

> An des Eridanus Ufern umgeht mir die furchtbare Waschfrau,
> Welche die Sprache des Teut säubert mit Lauge und Sand!

Franz Sandvoß.

Ein Roman aus der modernen Gesellschaft.

Bühne und Leben. Roman von August Freiherrn von Loën. Leipzig, Brockhaus. 1864. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der seitdem oft wiederholte Vergleich zwischen Bühne und Leben findet sich schon in Shakspeare's „Wie es euch gefällt", in der bekannten Stelle:

> Die ganze Welt ist Bühne,
> Und alle Fraun und Männer bloße Spieler.
> Sie treten auf und gehen wieder ab u. s. w.

Shakspeare führt, wie man weiß, diesen Vergleich an den Lebensaltern des menschlichen Individuums durch, bis der letzte Act, „die zweite Kindheit" oder das höchste Greisenalter, „die seltsam wechselnde Geschichte schließt".

In anderer Weise variirt der Verfasser vorliegenden Romans, August von Loën, diesen Vergleich, wenn er an einer Stelle bemerkt: „Jeder Mensch spielt seine Rolle auf der Bühne des Lebens, und wenn der Vorhang gefallen, hält man ihm seine Leichenrede gut oder böse, je nachdem er vor den Menschen als Held, Liebhaber, Intriguant, Bonvivant oder Komiker sich gezeigt hat. Hinter die Coulissen schauen nur wenige, und doch sieht man dort allein den Menschen ohne Schminke, ohne Flitter und Tand, wie er ist, ohne Verstellung."

Freilich diese nicht in den Vordergrund und an den Eingang des Romans gestellte, sondern gelegentlich erst im letzten Drittel des Buchs hervorgehobene Analogie zwischen Welt und Bühne war es wol nicht, was den Verfasser veranlaßte, den Titel zu wählen, den der Roman trägt, vielmehr, wie es scheint, ursprünglich der Umstand, daß zwei Hauptpersonen der Romandichtung, die christliche Clara und die jüdische Lina, beide nach eigenthümlichen Schicksalen sich der Bühne widmen, aber in verschiedener Absicht und Richtung. Lina vertritt den Realismus oder Materialismus der Zeit, Clara den Idealismus. Erstere wird durch die glänzenden Erfolge ihrer Glaubensgenossin Rachel Felix dazu verlockt, die theatralische Laufbahn einzuschlagen. Dies geht namentlich aus folgender Stelle des Romans hervor: „Jetzt eben hatte die große französische Künstlerin eine Auction veranstaltet von allen den reichen Geschenken, die ihr von Verehrern zu Füßen gelegt waren, auch sie wollte, wie die Rachel, ein Haus füllen mit tausend werthvollen Dingen, sie wollte die Männerwelt zwingen, auch ihre kleinsten Launen zu befriedigen, bis sie das einzige Ziel erreicht hätte, wonach sie strebte — reich zu werden."

„Genuß", sagt sie zu Clara, „ist jetzt die Aufgabe des Lebens; wenn wir alt werden, können wir immer bereuen, aber das einmal kindisch verträumte Glück ist unwiederbringlich verloren."

Ihr Künstlerberuf soll ihr also zu einflußreichen Liaisons und durch diese zu einer glänzenden Lebensstellung und Genüssen aller Art verhelfen, die Kunst ist ihr nicht Zweck, sondern ein Mittel zu einem außer aller Kunst liegenden Zweck; das Leben selbst wird ihr zu einer Bühne, auf der sie ihre koketten schauspielerischen Künste entfaltet, um die Menschen zu täuschen und zu verstricken. Darüber freilich geräth sie in moralisches Elend, weil sie im stillen doch sich sagen muß, daß „alles Gold und aller Genuß nichts ist im Vergleich zu dem Leben des Herzens". Ihr eigenes Herz ist zerrissen: aber durch den katholischen Pfarrer Weber lernt sie „das echte Band zwischen dem innern Menschen und dem Himmel — die Demuth" kennen und schätzen, oder vielmehr nur von ferne ahnen, denn von dem Prachtcultus des Katholicismus, wie er sich in Rom in der Osterwoche entfaltet, betäubt und berauscht, „betrat sie mit Begierde den Weg, auf dem sie Erholung und Ruhe zu finden hoffte, und mit Leidenschaft verfolgte sie ihn, statt ihn mit Liebe zu wandeln", bis sie endlich sich von dem genannten Pfarrer Weber, „der sowol in seinem Urtheil wie in seinen Formen jene Bildung zeigte, die wir so oft bei katholischen Priestern finden", sich taufen läßt, um schließlich in einem Kloster Ruhe und Frieden für ihr zerklüftetes Herz zu suchen.

Ganz anders Clara, die nur der Kunst leben will. Ihr Lehrer, der alte Schauspieler Diez, entließ sie mit den Worten: „Das Schicksal zeigt dir den Weg, den du wandeln sollst, gehe ihn mit Muth und Vertrauen; manche Illusion wird schwinden und vieles, was dir glänzend vorkam, wird in häßlicher Gestalt dir erscheinen. Aber eins bewahre dir treu, das ist die Begeisterung für das wahrhaft Schöne, dessen Werth du zeigen sollst, einfach und natürlich. Behalte den Glauben an das Ideale, laß dich nicht verführen von den Virtuosen und von einem unsinnigen Publikum, das diesen zuklatscht."

Diese Worte des braven Mannes macht sie sich zur Richtschnur und Leuchte ihrer Künstlerlaufbahn; aber Clara, indem sie so an sich die höchsten Ansprüche machte, fand leider, wo sie Größe und Wahrheit erwartete, Lüge und Gemeinheit. Neid und Cabale bei den Collegen, Mangel an hohem und ernstem Sinn bei Directoren, Blasirtheit bei dem Publikum entdeckte sie, wo sie sich hinwandte. Wer dachte noch daran, die Bühne zur Bildung und Erziehung des Volks zu benutzen, wo war der Dichter, dem es als seine Aufgabe erschien, falsche Leidenschaft zu geiseln, sittliche Begriffe anschaulich zu machen, den Sinn für die Schönheit der Form auszubilden? Wo war das kunstsinnige begeisterte Publikum mit idealen Anschauungen, das sie zu finden hoffte? Trotz alledem hielt sie ihr Streben aufrecht: sie stand allein, aber gehoben durch das Gefühl, sich selbst achten zu können, den Gemeinheiten gegenüber, in die Agenten, Collegen und sogenannte Kunstfreunde und hohe Gönner sie hineinzuziehen versuchten.

So fühlt sie täglich mehr, daß sie mit dem Herzen nicht mehr bei der Bühne ist, und der Uebertritt von den Bretern, welche nur die Welt bedeuten, in die wirkliche Welt wird ihr dadurch erleichtert und zur innern Nothwendigkeit; sie vermählt sich nämlich mit dem Grafen Arthur, der sie aus unerträglichen Banden befreit und ihr dadurch es möglich gemacht hatte, sich der Bühne zu widmen, einem edeln, aber wol in etwas zu idealen, unkörperlichen Zügen geschilderten Mann, der auch hochbegabter Dichter ist.

Der Gegensatz zwischen der Kunstrichtung zu idealen und derjenigen zu materiellen Zwecken ist in dieser Parallele zwischen Clara und Lina treffend und gut dargestellt und die Absicht des Verfassers durchaus lobenswerth. Dennoch hätten wir, was den Ausgang der Künstlerlaufbahn Clara's betrifft, eine Bemerkung zu machen. Es will uns nämlich so scheinen, als ob eine mit wirklichem Kunsttalent begabte und für die Kunst im idealen Sinne wirklich begeisterte Person wie Clara niemals an der Kunst verzweifeln, niemals, welche Hindernisse ihr auch in den Weg treten mögen, ihr untreu werden dürfe, um schließlich einer zwar schönen, aber beschränkten Häuslichkeit zu leben, für die es Tausende und aber Tausende von Talenten gibt, während das wahre, für ideale Zwecke begeisterte Kunsttalent leider so überaus selten ist. Die Kunst braucht Priester und Priesterinnen, die sich ihr opfern, und wer sollte uns die hohen weiblichen Gestalten in Shakspeare's, Goethe's und Schiller's Dramen noch darstellen, wenn alle solche reine Künstlernaturen wie Clara, auf der Höhe ihrer Meisterschaft angelangt, sich in das Privatleben zurückziehen wollten? Die Beispiele, daß Sängerinnen und Schauspielerinnen in der Zeit ihrer höchsten Kunstblüte der Bühne entsagten, und Männer von Reichthum und Rang, namentlich Männer von hochadelichem Titel heiratheten, sind in unserer Zeit ja nur zu häufig, und es ist dies, wie uns dünkt, eine Erscheinung, die mit dem Geiste des Realismus und Materialismus, mit dem Streben nach Comfort, Bequemlichkeit und Auszeichnung durch Titel und Rang weit mehr zusammenhängt, als man annehmen zu wollen scheint.

Die andere Tendenz des Romans, daß wir alle mehr oder weniger Schauspieler sind und daß es auf der Bühne des Lebens hinter den Coulissen ganz anders aussieht als bei aufgezogenem Vorhang — ein Gedanke, der geschickt und consequent durchgeführt namentlich für dramatische Bearbeitung sehr fruchtbar zu machen wäre — tritt im ganzen weniger deutlich hervor, wennschon doch in einzelnen Partien und in Betreff einzelner Personen; so bei der Herzogin von Thionville, die, wie der Verfasser sagt, zu jener Gattung von Frauen gehörte, welche nicht leben können, „wenn ihr Herz und ihre Sinne nicht beschäftigt sind. Unruhe ist ihnen Bedürfniß und Aufregung ihr eigentliches Lebenselement. Jede Intrigue ist ihnen recht, wenn sie nur für eine Zeit die Lücke ausfüllt, die in ihrem Denken und Fühlen eingetreten ist."

So bei dem Grafen Franz, dem Vetter Arthur's, der prächtige Feste und Diners gibt und einen glänzenden Hausstand führt, und dessen äußere Lebensverhältnisse doch die unsolideste Basis haben, die dann auch zusammenbricht; so endlich bei dem jüdischen Speculanten Wertheim, welcher den Grafen Franz in seine Schwindelgeschichte mit verstrickt hat. Ihm war der Güterkauf sein eigentlichstes Geschäft; „er borgte auf Güter, kannte dabei eine Menge Besitzungen besser als ihre Eigenthümer, war immer zur rechten Zeit bei Kasse, um einem verschuldeten Besitzer das «in jetziger Zeit doch nicht rentirende Gut» abzunehmen; wo Holz war, ließ er dann das letzte herunterschlagen, machte auch hier und da Verbesserungen nach außen, um damit einen Käufer zu fangen, und wenn das nicht gelang, so verkaufte er es in einzelnen Theilen, er «schlachtete es aus», wie der Kunstausdruck sagt."

Wertheim errichtet in der kleinen Residenzstadt, in der er haust und die er ausbeutet, ein Creditgeschäft, wobei namentlich die Directoren und der Verwaltungsrath anfangs trefflich sich bereicherten. Der Verfasser bemerkt: „Summen wurden genannt, gewonnen und verloren, die weit über das kleinstädtische Fassungsvermögen gingen. Die Directoren hatten einen Gehalt und einen Gewinnantheil, daß die bestgestellten Beamten neidisch zu ihnen hinaufsahen. Gold war der Götze des Tags, und in seinem Gefolge kam Luxus, Genußsucht, Wollust, und mit seiner Herrschaft schwand Einfachheit und Wahrheit; Kunst, Wissenschaft und alles, was als Idealismus genannt wird, verbarg sich scheu vor dem rohesten Materialismus. Gold, was wirkt es und verwirkt es nicht!"

Das ganze Creditgebäude fällt dann freilich ebenso rasch zum Verderben vieler zusammen, als es durch Schwindel aufgerichtet war. Der Verfasser erinnert dabei an ein anderes modernes Theater an die Börse, von der er bemerkt: „Der Pariser nennt die architektonisch so schönen Säulen der Börse die Coulissen, das Innere das Parket, und wer mit unbefangenem Blick da hineintritt, muß den Vergleich mit dem Theater sehr passend finden. Wie versteht man dort zu spielen mit Ehre und Vertrauen, wie sich zu verstellen und noch zu lächeln, wenn alles verloren ist. Wie unbefangen und sicher speculirt man

auf das Unglück der anderen, die Eingeweihten gegen die Speculanten auf Glück!"

Noch eine andere schwindelhafte Erscheinung der Zeit beleuchtet der Verfasser, nämlich die durch den Somnambulismus bewirkten Wundercuren des Dr. Dumon, der sich „Elektrotherapeut" nennt und eine „Klinik" errichtet, welche unglaublichen Zulauf erhält. Sehr beachtenswerth äußert der Verfasser: „Wunder geschehen an allen Landstraßen, und dieselben Menschen, die ihren Spott ausschütteten über das Blut des heiligen Januarius, wie über die Heilkraft des heiligen Rockes zu Trier, hörten und befolgten gläubig die Rathschläge einer hoch Sensitiven, eines klopfenden Tisches, eines Psychographen oder des weissagenden Ringes im Glase. Das magische Wirken wurde in den verschiedensten Arten angestaunt und wissenschaftlich behandelt. Solchem Gebaren gegenüber scheint es fast, als ob die Popularisirung der Naturwissenschaft nur neuen Aberglauben begünstigt hätte; oder ist diese Erscheinung die allerdings traurige Opposition gegen den sich breitmachenden Materialismus, der den Geist überhaupt nicht anerkennen will; ist es das Verlangen nach einer Autorität, die bestimmte Erkenntniß von dem Dasein eines außerweltlichen Geisterreichs, ist es mit einem Worte der Umweg, der doch zuletzt zu einem richtigen Ziele hinführt?"

Auch der politisch-mercantile Schwindel, wie er von Geheimverschwörern betrieben wird, kommt zur Sprache und wird in dem Roman durch eins jener Individuen, welche das Buch der Menschheit als incorrigible Druckfehler verunstalten, durch den Czechen Batuška repräsentirt, dessen Machinationen, die zumeist einen egoistischen persönlichen Zweck haben, durch einen schlauen, im Interesse der französischen Regierung arbeitenden jüdischen Spion aufgedeckt werden.

Aber auch freundliche Bilder werden uns in guter Zahl vorgeführt, von denen wir hier nur folgendes, die Schilderung einer Sonntagsfahrt in das Böhmerland hinein, unserm Leser zur Kenntniß bringen: „Wir fahren durch Städte in alterthümlicher Bauart, über den Ring, unter dessen Häusern Arcaden hinlaufen und in dessen Mitte ein Muttergottesbild steht, wir fahren durch Dörfer und schauen hinein in die offenen Kirchen, wir hören von der Predigt einzelne Worte und wir erkennen daraus, aus der Bauart der Häuser, aus der Eigenthümlichkeit der Bewirthschaftung des kleinen Grundbesitzes, aus der Verhüllung der Frauen endlich, daß wir auf echt böhmischem Gebiet sind..... Sonntagsstille ringsumher, Ruhe in den Dörfern, fast Einsamkeit; nur hier und da kommt aus einem Hause ein blonder Bube hervor, er ist der Mutter entlaufen und steht nun da mit seinem weißen Hemdchen; die Hände altväterisch auf den Rücken gelegt, betrachtet er neugierig die fremd Vorübereilenden. Immer vorwärts geht es, wir schauen durch das Fenster hier und da eine Idylle, dort einen Alten, gebückt im Lehnstuhl, hier ein junges Paar, das zur Kirche sich rüstet, eine Mutter mit dem Säugling im Arm, und wieder dort begegnet uns ein Weib mit Thränen im Auge, einen kleinen Wagen hinter sich herziehend, aber statt des lieblichen Kindes, das sonst wol darinsaß, einen Kindersarg fahrend. Freude und Kummer ziehen eilig an uns vorüber, und in uns wird der Gedanke lebendig, daß wir all dieser menschlichen Höhe und Niedrigkeit auf immer fremd bleiben werden, und all unsere Sorgen und Mühen erscheinen uns ärmlich und klein im Verhältniß zu der Allgemeinheit. Solch eine Fahrt kann uns recht deutlich zeigen, wie wir nur ein Gedanke sind in dem großen Ganzen, wie unrecht wir thun, egoistisch uns zu dünken als den Mittelpunkt, und das Leben der andern nur zu betrachten in Bezug auf uns."

August von Loën, der unsers Wissens in d. Bl., für die er im Laufe mehrerer Jahre über eine große Anzahl poetischer und novellistischer Producte berichtete, zuerst als Schriftsteller auftrat, hat im ganzen als Romandichter sehr glücklich debutirt. Er hat in seinem Roman, obschon derselbe an Volumen nicht sehr ins Gewicht fällt, eine Menge moderner Gesellschaftsverhältnisse berührt, viele richtige und praktische Lebensbeobachtungen verarbeitet, verschiedene Formen des modernen Schwindelwesens treffend charakterisirt und bloßgelegt und für den Idealismus gegenüber dem rohen Materialismus manches beredte Wort gesprochen. An romanhaften Erfindungen, über deren Wahrscheinlichkeit sich freilich vielleicht hier und da rechten ließe, läßt es der Verfasser auch nicht fehlen; Haltung und Tendenz sind sittlicher Art, und humane Aussprüche wie der: „Das Bewußtsein, einen Menschen, wenn auch nur für Augenblicke, glücklich gemacht zu haben, bereitet das seligste Gefühl", finden sich häufig; endlich entspricht dem soliden Inhalt und der soliden Tendenz auch die reinliche, gebildete und solide Sprache, in welcher der Verfasser stets ein schönes Maß zu beobachten weiß. **H. M.**

Ein französisches und ein deutsches Urtheil über Schiller's „Don Carlos".

Wir hätten diesen Artikel ebenso gut „Ein Wort über die poetische Freiheit des Dramatikers" betiteln können. Denn zu dieser Freiheit soll er einen kleinen Beitrag bieten. Infolge neuer Forschungen über Philipp II. und den historischen Don Carlos sind in französischer Sprache neuerdings zwei Werke erschienen, die sich betiteln, das eine „Don Carlos et Philippe II, par *M. Gachard*", das andere „Don Carlos et Philippe II, par *M. Charles de Mouy*". In einer Julinummer des pariser „Constitutionnel" hat Sainte-Beuve beide Bücher besprochen. Nachdem er auf die Resultate beider Bücher näher eingegangen, Resultate, die den historischen Don Carlos bekanntlich ganz anders darstellen, als ihn die deutsche Phantasie gebildet hat, wendet er sich zum Schlusse folgendermaßen an die Dichter: „Und nun, ihr Dichter, seid gewarnt, habt Acht auf die Geschichte. Flieht Schiller, flieht seinesgleichen; ich bin immer unruhig, wenn ich euch ihm nahe kommen sehe. Von diesen berühmten historischen und allbekannten Persönlichkeiten, die ihr nach euerm Gefallen handeln und reden zu lassen euch anmaßt, von diesem Karl V., diesem Ludwig XIV., diesem Richelieu wissen wir, wie sie sprachen und nicht sprachen. Noch mag es angehen, wenn es Frauen sind wie Maria Stuart, die ihr in Scene setzt, in einem gewissen Grade ist da das Romanhafte am Platze: allein die Staatsmänner, die bekannten und feststehenden Charaktere, von denen man am Vormittage irgendeinen Ausspruch, irgendeine hervorragende Handlung, irgendeinen schlichten und männlichen Brief lesen kann: wird man diese füglicherweise am Abend declamiren, träumen, reimen, selbst in schönen Versen mit Bildern um sich werfen hören können? Vermeiden wir es in der tragischen Kunst den Widerspruch zwischen Poesie und Wirklichkeit zu fühlbar zu machen, die erstere kann dabei nur verlieren und sich dem nüchternen Auge in Mißachtung bringen. Man muß sich hier bescheiden. Shakspeare, dessen Dramen die Geschichte manchmal geebnet oder wiederbelebt haben, trat auf an der Grenze der modernen und der mehr nebelhaften Zeit. Ein neuer Cid ist für unsere Tage unmöglich. (Das berühmte französische Drama wird gemeint sein.) Nach dieser Seite hin hat die Poesie nur noch die Wahrheit als Hülfsquelle. Harte Bedingung, doch vielleicht glückbringende! Wenn ihr Märchen wollt, Dichter, nehmt sie anderswoher, seitab der Geschichte. Laßt die Philippe II. und die Don Carlos liegen, macht euch an die Don Juane, ich meine die der Phantasie. Hier schafft, verändert, ihr habt volle Freiheit, hier seid ihr Herren. Diese halbmythische Gestalt hat seit Tirso de Molina, Molière, Mozart bis auf Byron, Mérimée und Musset jedweder nach seinem Belieben spielen lassen; jedweder hat an den Gesichtszügen desselben gemodelt und hat ihn doch jedesmal neu und originell umgeschaffen. Ob die bekannten und oft wiederholten Typen auch langweilen, doch ist daran noch nichts erschöpft. Die Einbildung und die Beobachtung bilden zwei Quellen, schafft ganz neue Typen und macht sie durch euer Talent sogleich volksthümlich, vollbringt das Wunder des Poeten und sprecht zu ihnen: Lebt und geht! Doch jedesmal, wenn ihr die

Geschichte euch aneignen wollt, zieht sie gut zu Rathe, sie ist ein eifersüchtig Ding, habt Achtung davor. Früher oder später in der Gegenwart rächt sie sich an dem Poeten, welcher sie verkannt und sie mit Blut und Mord Lügen gestraft hat."

So Sainte-Beuve. Ist sein Urtheil auch etwas scharf abweisend, so liegt doch in Betreff der dichterischen Freiheit des Dramatikers viel Wahrheit darin. Der Franzose betrachtet eben die Wechselwirkung zwischen einer historischen Tragödie und der nothwendigen Staatspolitik anders als wir idealisirenden Deutschen; wir möchten, daß die hohe Politik, ja die Geschichte einen Verlauf nähme, wie es in einem ideal gehaltenen historischen Drama (vielleicht von Schiller) vorgezeichnet ist. Es nahm uns deshalb auch gar nicht wunder, vor einiger Zeit in der berliner „Nationalzeitung" einen längern Feuilletonartikel von Dr. Wiß über den historischen Don Carlos und Schiller's Don Carlos zu finden, in welchem zwar der Geschichte die Gerechtigkeit gegeben ward, daß sie den Don Carlos ganz anders als Schiller gebildet hätte, schließlich aber — wir citiren nach dem Gedächtnisse — Schiller's „Don Carlos" geradezu als eins der bedeutendsten Dramen hingestellt ward, das jemals geschrieben worden sei. Das heißt also, dem Dramatiker die dichterische Freiheit in unbeschränktester Weise zusprechen und stillschweigend bedauern, daß die Geschichte so dumm sein konnte, den Don Carlos anders aufzuzeichnen, als dies Schiller gethan. Wir selbst halten Schiller's „Don Carlos" als historisch-politisches Drama für sehr schwach. Deshalb, weil Don Carlos und Posa, also die Gegner der realen Philipp II. und Alba nur thatlose Redehelden sind; wir sagen damit nicht Neues. Don Carlos und Posa sind nicht besser als alle unsere burschikosen Jünglinge, die über den Philister schimpfen und hinterher, wenn der Ernst des Lebens an sie herantritt, selbst Philister werden. Die Don Carlos und Posa haben einem Philipp gegenüber es sehr billig, dem humanen Fortschritt zu huldigen. Wenn sie nun aber bei der ersten wirklich realen Thätigkeit eingestehen müßten: „Da haben wir liberalen Grundsätzen gehuldigt, die wir nun praktisch selbst nicht verwirklichen können!" Unser deutsches Unglück ist es, daß wir gerade von Don Carlos und Posas das Heil Deutschlands erwarten; darum schwärmen wir für das Schiller'sche Stück, das seinerzeit allerdings große Bedeutung besaß. Wenn aber heute Deutschland groß und einig würde, wie man es wünscht, was denken wol die unbedingten Anhänger Schiller's, was das Geschlecht nach funfzig Jahren von Schiller halten würde? Dies Geschlecht würde an Schiller nur noch seine dichterischen Schwächen sehen und Don Carlos nebst Posa als thatlose Redehelden beiseitewerfen. Das ist wahr und gewiß! Schiller's wegen wünsche man also Deutschland lieber nicht groß und nicht einig, denn Schiller müßte durch ein wahrhaft großes und einiges Deutschland viel an seinem Ruhme einbüßen. Nun übrigens, daß wir noch lange nicht so weit sind, das sehen wir an einem solchen, Widerspruch eigentlich gar nicht gestattenden Urtheile, wie wir es eben aus der „Nationalzeitung" angedeutet haben. Es ist noch lange nicht an der Zeit, Schiller nach seiner wahrhaften Größe, aber ohne die Voreingenommenheit, daß er der Größte und Einzige sei, zu beurtheilen.

Emil Müller-Samswegen.

Brehm's „Illustrirtes Thierleben".

Illustrirtes Thierleben. Eine allgemeine Kunde des Thierreichs von A. E. Brehm. Mit Abbildungen nach der Natur von R. Kretschmer und E. Zimmermann. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. 1863. Lex.-8. In Heften zu 7½ Ngr.

Vorliegendes Werk, welches sich bereits im Kreise der Gebildeten die weiteste Anerkennung verschafft hat, bedarf kaum noch unserer Empfehlung. Wir halten es aber dennoch der Tendenz d. Bl. für angemessen, dasselbe in etwas eingehenderer Weise zu würdigen, als es von seiten der eigentlichen Naturforscher bisjetzt geschehen zu sein scheint. Der Verfasser hat in der That einen glücklichen Gedanken gehabt, als er es unternahm, ein illustrirtes Thierleben zu schreiben, weil, wenn wir von den nun schon veralteten Sammlungen Oken's und dem „Handbuch der Zoologie" des feinsinnigen Masius, der aber zu solch einem Werke nicht Specialkenntniß genug mitbrachte, absehen wollen, unsere naturhistorische Literatur ein ähnliches Werk nicht aufzuweisen hat. Vielleicht hat dem Verfasser eine Erneuerung von Buffon's bahnbrechender Arbeit im Sinne unserer Zeit vorgeschwebt, und wir bekennen gern, daß er diesem classischen Vorbilde monographischer Naturbeschreibung mit Glück nachgestrebt hat. Ebenso wenig nämlich, wie Buffon eine eigentliche Naturgeschichte, ein „Systema naturae", wie es Linné aufgestellt hatte, zu geben im Sinne hatte, sondern wie sein ganzes Werk in eine Reihe von Einzelbeschreibungen zerfällt, die willkürlich aneinandergereiht sind, hat auch unser Verfasser es verschmäht, eine Naturgeschichte im eigentlichsten Sinne des Worts zu schreiben, und wenn er allerdings seine Thierbiographien in der Reihenfolge des Cuvier'schen Systems vorführt, während bei Buffon die Reihenfolge durch den Zufall bedingt war, so legt er doch so wenig Gewicht darauf, daß er nirgends den Leser über die Angemessenheit der gewählten Reihenfolge ins Klare setzt. So ist denn auch von dem anatomischen Bau der Thiere nur so viel beigebracht, als nicht vermieden werden konnte. Wir können diesen Charakter des Werkes nicht besser veranschaulichen, als wenn wir es mit den leider unvollendeten zoonomischen Briefen Burmeister's in Gegensatz stellen, der sich in diesem Werke die Aufgabe gestellt hatte, den Leser in das Reich der Thierwelt so einzuführen, daß ihm gezeigt wird, wie mit einer geringen Anzahl variabler Formelemente, die sich immer anders und anders gruppiren und in der wechselnden Gruppirung sich angemessen modificiren, sich diese wunderbare Vielheit lebender Wesen erzeugt, die eines Forschers Auge kaum noch überschauen kann. Eine solche Betrachtung muß natürlich von den niedern Thieren, als den einfachsten Organismen, ausgehen, und, von Stufe zu Stufe zu immer zusammengesetztern Organismen sich erhebend, zuletzt beim Menschen anlangen, als bei dem Wesen, bei dem alle Organe am meisten differentiirt sind. Sie wird den einzelnen Arten (Species) keine besondere Aufmerksamkeit widmen, sondern nur die einzelnen Gruppen, Familien und Ordnungen schildern, überall das Gemeinsame ins Auge fassend und nur diejenigen speciellen Formen sorgfältiger berücksichtigend, welche aus einem Kreise in den andern hinüberleiten. So, gewissermaßen die Gedanken des Schöpfers nachdenkend und den ganzen Schöpfungsact gewissermaßen im Geiste des Menschen wiederholend, führt eine solche Betrachtung in das Allerheiligste der Wissenschaft ein, und es gebietet, wie von seiten des Autors ein wahrhaft schöpferischer Geist, so von seiten des Lesers die ernsteste Aufmerksamkeit dazu, diesen Weg mit Glück zu betreten. Darum kam auch Burmeister's Buch, obwol für die gebildeten Kreise unsers Volks geschrieben, wol nur in die Hand der Fachmänner, weil eben die Mehrzahl unsers Publikums keine ernste Anstrengung liebt.

Den vollendeten Gegensatz dazu bildet vorliegendes Werk, welches uns so recht eigentlich in das bunte, mannichfaltige Treiben der Thierwelt hineinversetzt und die Natur unmittelbarer, wir möchten sagen ohne die Brille der Abstraction auf uns wirken läßt. Es wird am besten die Tendenz des Werks mit den Bestrebungen der Zoologischen Gärten im Gegensatz zu den Museen zu vergleichen sein, und wie die Mehrzahl des Publikums sich immer mehr nach jenen hingezogen fühlen wird, wo ihm die Thierwelt in lebenden Repräsentanten entgegentritt, an denen es ein gemüthliches Interesse nimmt, während die in den Museen massenhaft aufgehäuften todten Exemplare in ihm wesentlich nur eine dumpfe Verwunderung über die Vielheit organischer Wesen oder über das Bizarre und Außerordentliche einiger Formen hervorrufen, so wird auch gern zu einem Buche gegriffen werden, welches durch die Lebenswahrheit seiner Schilderungen, durch das liebevollste Eingehen auf das Leben und Weben der Thiere, daß

wie's kurz sagen, durch vorzugsweise Berücksichtigung der Thierpsychologie den Besuch der zoologischen Gärten in mancher Beziehung ersetzen kann. Wie das Interessanteste für den Menschen immer der Mensch ist, so wird auch immer bei der Betrachtung der Thierwelt das die Menge am meisten fesseln, was bei den Thieren, wenn wir so sagen dürfen, das Menschliche ist, selbst wenn es ein Irrthum wäre, die menschlichen Charakterzüge der Liebe, Sanftmuth, Geselligkeit, Grausamkeit, List auf die Thiere zu übertragen. Zu solchen Schilderungen aber ist Brehm ganz besonders befähigt, der, ein Sohn des Nestors unserer deutschen Ornithologen, in dem altenburgischen Pfarrhause von frühester Jugend auf zu liebevoller Betrachtung der Natur unserer deutschen Heimat angeleitet, später in Afrika Gelegenheit hatte, auch die größern und interessantern Lebensformen wärmerer Klimate zu studiren. Wir können noch hinzufügen, daß da, wo die Autopsie den Verfasser verläßt, mit sorgfältigster Kritik die Nachrichten anderer gesichtet und benutzt sind.

Ganz besonderes Lob verdienen aber die Illustrationen, bei denen mit wenigen Ausnahmen die lebende Natur zur einzigen Grundlage genommen ist, und die deshalb im Gegensatz zu den Bildern der meisten zoologischen Werke, welche Copien von Copien sind, den erfreulichsten Eindruck machen. Wir bemerken schließlich, daß, was auf dem Titel billigerweise hätte angegeben werden sollen, das Werk sich nur über die Klassen der Säugethiere und Vögel erstrecken wird, was wir aber bei der angegebenen Tendenz des Werks ganz natürlich finden, da in der That, wenn der Verfasser zu den niedern Thierklassen fortschreiten wollte, dort die Behandlung eine ganz andere werden müßte. 10.

Notizen.

Tennyson's Versuche in antiken Metren.

Alfred Tennyson veröffentlichte im Decemberheft des „Cornhill Magazine" unter der Ueberschrift: „Attempts at classic metres in quantity", eine Reihe Versuche in antiken Metren, zunächst ein Epigramm, das, obschon selbst in Hexametern und Pentametern abgefaßt, sich gegen englische wie deutsche Hexameter und namentlich gegen alle Versuche, Homer in Hexametern zu übersetzen, als eine Barbarei erklärt. Das Epigramm lautet:

These lame hexameters the strong-wing'd music of Homer!
No — but a most burlesque barbarous experiment.
When was a harsher sound ever heard, ye Muses, in England?
When did a frog coarser croak upon our Helicon?
Hexameters no worse than daring Germany gave us,
Barbarous experiment, barbarous hexameters!

Der Verfasser versichert zwar, daß die modern-englischen Hexameter „no worse" seien als die deutschen, aber nur der Umstand z. B., daß Tennyson die Endsilbe von coarser lang braucht, d. h. in die Hebung setzt, als ob die bloße Beobachtung der Quantität in germanischen Sprachen für metrische Länge und Kürze, für Hebung oder Senkung maßgebend sein könne, scheint doch zu beweisen, daß die Engländer in der kunstmäßigen, dem Accent der Sprache Rechnung tragenden Behandlung des Hexameters die besten Versmeister der Deutschen noch nicht erreichen, da selbst Tennyson, einer der größten Verskünstler unter den Engländern, sich diesen Anstoß zu Schulden kommen läßt. Tennyson läßt sodann eine begeisterte Ode an Milton im alcäischen Versmaß folgen, und da dies vielleicht die erste alcäische Ode in englischer Sprache ist und nur aus vier Strophen besteht, so wollen wir sie hier ganz folgen lassen:

O mighty-mouth'd inventor of harmonies,
O skill'd to sing of Time or Eternity,
God-gifted organ — voice of England,
Milton, a name to resound for ages.

Whose Titan angels, Gabriel, Abdiel,
Starr'd from Jehova's gorgeous armouries,
Tower, as the deep-domed empyrean
Rings to the roar of an angel onset —

Me rather all that bowery loneliness,
The brooks of Eden mazily murmuring,
And bloom profuse and cedar arches
Charm, as a wanderer out in ocean,

Where some refulgent sunset of India
Streams o'er a rich ambrosial ocean isle,
And crimson-hued the stately palm-woods
Whisper in odorous heights of even.

Seine große metrische Virtuosität zeigt dann Tennyson noch in englischen Hendekasyllaben, die er der Ode folgen läßt, und er schließt mit der iambischen Uebersetzung einer Stelle aus der Iliade (VIII, 542—561), da, wie er einleitend bemerkt, die neuen Versuche, die Iliade in englischen Hexametern wiederzugeben, nur die Unmöglichkeit der Ausführung eines solchen Vorhabens bewiesen hätten. Er habe seit langem den einheimischen blank verse dafür am geeignetsten gehalten, und deshalb theile er diese Stelle als Probe mit. **H. M.**

Zur Erinnerung an Klamer Schmidt und halberstädtische Dichterkreise.

Die Montagsbeilage der „Magdeburger Zeitung" (Blätter für Handel, Gewerbe und sociales Leben) brachte vor einiger Zeit einen Artikel von Franz Weber, in welchem gerechtfertigterweise ziemlich stark Klage geführt wurde über den Verfall der Dichterwohnungen und Dichtergräber in Halberstadt. Darauf folgte einige Wochen später von einem Ungenannten ein anderer Artikel voll der ausführlichsten Details über die Familie Klamer Schmidt's, wovon wir einen Theil der Weiterverbreitung gerade durch ein Literaturblatt sehr werth halten. Indem der Ungenannte dem „unermüdlichen Forscher und Beschreiber der literarischen Denk- und Ehrenmäler Halberstadts, dem Dr. Franz Weber, für die Ermittelung und Erhaltung der Dichtergräber in Halberstadt" seinen Dank ausspricht, beklagt er, daß man für die Erhaltung von Klamer Schmidt's Grabmal die Hülfe des Dr. Lutze in Köthen, des bekannten Homöopathen („eines Ausländers"), angerufen habe. Was noch etwaige Auskunft und Nachrichten über Gleim betreffe, so werde wahrscheinlich im Franciscaner-Klosterhospitale noch eine Frau Lesse leben, die früher bei Gleim in Dienst gestanden; wer von dieser Frau Nachrichten einziehen wollte, der möchte allerdings zu eilen haben; Gleim sei entfernt mit Klamer Schmidt verwandt gewesen, wie der Verfasser von Nachkommen Klamer Schmidt's gehört haben will. Die directen Nachkommen Klamer Schmidt's haben sich zertheilt: in die Oberprediger Schmidt'sche Familie in Quedlinburg und die Prediger Lautsch'sche Familie. Lautsch's noch lebende Witwe, eine Tochter von Klamer Schmidt, lebt jetzt bei Dr. Lutze in Köthen, welcher eine Tochter von ihr, also eine Enkelin Klamer Schmidt's zur Frau hat. Eine andere Tochter dieser Witwe Lautsch, beziehentlich eine andere Enkelin Klamer Schmidt's, sei in Aschersleben oder Ballenstedt an einen ausgezeichneten Philologen verheirathet. Als Seitenverwandte Klamer Schmidt's, Nachkommen seiner Schwester Charlotte, sind die Gebrüder Frantz in Halberstadt zu nennen. Der älteste derselben, der Prediger Klamer Frantz, Verfasser einer „Geschichte des Bisthums Halberstadt 1800—16", zugleich begabter Choral- und Liedercomponist, ist erst kürzlich verstorben. Im Nachlasse desselben möchten sich gewiß werthvolle literarische Schriften in Druck- und Handschrift aus Gleim's und Klamer Schmidt's Zeit vorfinden. Der gleichfalls in Halberstadt verstorbene jüngste (oder jüngere?) Bruder von Klamer Frantz war Gleim's Liebling und längere Zeit dessen Vorleser. Eine nicht ganz unbedeutende Rolle in den literarischen Kreisen Halberstadts spielte auch der Vater dieser Gebrüder Frantz, also der Gatte der Charlotte, der Schwager Klamer Schmidt's. Dieser Johann Gottfried Frantz hatte die Feldzüge von 1757 und 1758 unter Keith mitgemacht und bewährte sich hinterher als ein begabter Mann in der verschiedensten Weise. „Er tischerte", bemerkte Klamer Schmidt 1798 über seinen Schwager, „drechselte, malte

und pappte; er war Selbstdenker und Erfinder seiner apicischen Kunst. Seine Aufsätze auf den stiftischen Tafeln, vor allen seine Domkirche im Kleinen sind noch in aller Andenken." Zur Erläuterung dieser apicischen Kunst und dieser Aufsätze auf stiftische Tafeln: Johann Gottfried Frantz war Wirth und Koch der domstiftischen Herren; er wohnte auf der Schmiedestraße im Holtel zum Römischen Kaiser und sah alle Halberstadt besuchenden fürstlichen, kriegerischen, literarischen Berühmtheiten in seinem Hause; Gleim verkehrte in dem Hause begreiflicherweise fast täglich. Johann Gottfried Frantz verstand aber noch mehr denn blos seine apicische Kunst. Er machte sich nämlich an die von der „kaiserlich russischen freien ökonomischen Gesellschaft" zu Petersburg gestellte Preisfrage: „Wie müssen Hausen, Störe, Lachse und andere vorzügliche Fische durch Mariniren oder andere nicht kostbare Mittel behandelt werden, daß sie in den genau zu beschreibenden Gefäßen sowol im Winter als auch im Sommer mit Beibehaltung ihres Wohlgeschmacks in entfernte Gegenden versandt werden können?" Gottfried Frantz machte sich an die Preisfrage, und siehe da er gewann 1795 den Preis, bestehend in einer goldenen Medaille, 50 Rubel an Werth. Bald darauf sandte er nach Petersburg das Modell einer Feuerspritze sammt einem überaus „wirksamen" Löschungsmittel und bekam 1796 dafür ein sehr „ehrenvolles" Schreiben nebst Diplom als Mitglied der Gesellschaft. Nach seinem Tode 1798 erhielt Johann Gottfried Frantz in besonders gedruckten „Denkblättern über Johann Gottfried Frantz" von Klamer Schmidt und Gleim einen ehrenvollen Nachruf. Diese Denkblätter sind mit „Klamor" unterzeichnet. Denselben sind mehre Grabschriften und Gedichtchen von Gleim und Klamer Schmidt angehängt. Gleim bedachte den Verstorbenen mit folgender Grabschrift:

Hier ruhet Gottfried Frantz! Ein biedrer deutscher Mann,
Ein frommer! Einer von den Stillen
Im Lande, mit dem besten Willen,
Der Menschheit Nützliches zu thun!
Gott laß ihn hier in Frieden ruhn!

11.

Bibliographie.

Diez, Katharina, Biblische Frauen. Berlin, v. Decker. 12. 20 Ngr.

Ehmann, K. C. E., Johann Ludwig Fricker, ein Lebensbild aus der Kirchengeschichte des 18. Jahrhunderts. Tübingen, Osiander. 8. 27 Ngr.

Fircks, Freih. C. v., Gedichte. Leipzig, Klinkhardt. 8. 25 Ngr.

Firnhaber, F., Zur Geschichte des österreichischen Militärwesens. Skizze der Entstehung des Hofkriegsrathes. Wien, Gerold's Sohn. 1863. Lex.-8. 18 Ngr.

Gerok, K., Pfingstrosen. Stuttgart, S. G. Liesching. 16. 1 Thlr.

Grosse, J., Gundel vom Königssee. Epische Dichtung aus dem bayrischen Hochland in sieben Gesängen. Leipzig, Weber. 16. 1 Thlr.

Hamerling, R., Germanenzug. Canzone. Wien, Gerold's Sohn. 8. 8 Ngr.

Das Hohe Lied, übersetzt von Willeram, erklärt von Rilindis und Herrat, Aebtissinen zu Hohenburg im Elsass (1147—1196). Aus der einzigen Handschrift der k. k. Hofbibliothek zu Wien herausgegeben von J. Haupt. Wien, Braumüller. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hornyánszky, V., Bilder aus Ungarn. Unter Mitwirkung mehrerer deutscher Schriftsteller herausgegeben. Pest. 4. 1 Thlr. 22 Ngr.

Jacoby, L., Jugenderinnerungen aus Hinterpommern und dem alten Pommerellenlande. 1stes Bändchen. Berlin, Stilke. 16. 12 Ngr.

Jäger, A., Ueber das rhätische Alpenvolk der Breuni oder Breonen. Wien, Gerold's Sohn. 1863. Lex.-8. 14 Ngr.

Keferstein, H., Historisch-biographische Charakter- und Zeitbilder aus Leopold Ranke's sämmtlichen Werken. Ein historisches Lesebuch. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kosenmüller, A., Als Solcher. Lustspiel in zwei Aufzügen. Jena, Fr. Frommann. 1863. 8. 10 Ngr.

Kühns, F. J., Der Rechtsschutz an Werken der bildenden Künste. Eine Denkschrift im Namen der deutschen Kunstgenossenschaft. Berlin, Guttentag. 1861. 8. 10 Ngr.

Lies, W., Gedichte. 1ster Strauß. Stendal, Franzen u. Große. 16. 7½ Ngr.

Mixpickles. Humoristisch-satyrisches Wochenblatt. Redacteur: Ebeling. 1ster Jahrgang. 1864. 52 Nummern. Leipzig, G. J. Purfürst. Gr. 4. Vierteljährlich 20 Ngr.

Müllenhoff, K. und W. Scherer, Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem 8. bis 12. Jahrhundert. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Mussafia, A., Altfranzösische Gedichte aus venezianischen Handschriften. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 2 Thlr.

Oosterzee, J. J. van, Geschichte oder Roman? Das Leben Jesu von Ernst Renan vorläufig beleuchtet. Aus dem Holländischen. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Gr. 8. 10 Ngr.

Parisis, Jesus Christus ist Gott. Beweis. (Uebersetzt aus dem Französischen.) Prag, Steinhauser. 8. 15 Ngr.

Das europäische Parlament. Eine historisch-politische Abhandlung. Berlin, Fahlisch. Lex.-8. 22½ Ngr.

Pehling, G. H. P., Gedichte. Auswahl. 2te, vermehrte Auflage. Hamburg. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Plath, J. H., Proben chinesischer Weisheit nach dem Chinesischen des Ming sin pao kien. München, Franz. 1863. Gr. 8. 16 Ngr.

Reisebriefe einer Mutter an ihre Kinder, geschrieben im Jahre 1861—62. Lübeck, Dittmer. 1863. 8. 1 Thlr.

Thüringer Unterhaltungs-Blatt. 1ster Jahrgang. 1864. 52 Nummern. Jena, Neuenhahn. 4. 10 Ngr.

Wellner, M., Die Production des Volksvermögens. Volkswirthschaftliche Abhandlung. Graz, Hesse. Gr. 8. 12 Ngr.

Tagesliteratur.

Forchhammer, P. W., Gedächtnissrede bei der Todtenfeier Sr. Maj. Königs Friedrich VII. am 19. December 1863 in der akademischen Aula zu Kiel gehalten. Kiel. 1863. 4. 3 Ngr.

Luthardt, C. E., Ueber kirchliche Kunst. Vortrag auf Veranlassung des Vereins für kirchliche Kunst in Leipzig gehalten am 13. December 1863. Leipzig, Dörffling u. Franke. 8. 3 Ngr.

Malortie, E. v., Dem Recht die Ehre. Ein Blick nach rückwärts und ein deutsches Wort für die gekränkten Rechte Schleswig-Holsteins und des Herzogs Friedrich. Halle, Anton. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Romane von Marie Sophie Schwartz.

Soeben erschien:

Die Emancipationswuth.

Aus dem Schwedischen von August Kretzschmar.

Zwei Theile. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Von der Verfasserin erschienen außerdem bereits in demselben Verlage:

Der Mann von Geburt und das Weib aus dem Volke. Ein Bild aus der Wirklichkeit. Zwei Theile. 2 Thlr.
Die Arbeit adelt. Ein Bild aus der Wirklichkeit. Drei Theile. 2 Thlr. 10 Ngr.
Schuld und Unschuld. Eine Erzählung. Drei Theile. 2 Thlr. 20 Ngr.
Zwei Familienmütter. Eine Erzählung. Drei Theile. 2 Thlr. 10 Ngr.
Blätter aus dem Frauenleben. Eine Erzählung. Drei Theile. 2 Thlr. 20 Ngr.
Wilhelm Stjernkrona. Oder: Ist der Charakter des Menschen sein Schicksal? Eine Erzählung. Drei Theile. 2 Thlr.
Die Frau eines eiteln Mannes. Eine Erzählung. Zwei Theile. 1 Thlr. 10 Ngr.
Die Witwe und ihre Kinder. Ein Erziehungsroman. Zwei Theile. 1 Thlr. 10 Ngr.
Ein Opfer der Rache. Eine Erzählung. Zwei Theile. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die trefflichen Romane der in Schweden so allgemein beliebten Schriftstellerin **Marie Sophie Schwartz** haben in Deutschland in kurzer Zeit einen nicht minder großen Leserkreis gefunden wie die ihrer Landsmänninnen Fredrike Bremer und Emilie Flygare-Carlén. Bei der Reinheit der sittlichen Tendenz, welche in ihnen vorwaltet, verdienen diese edeln Darstellungen des häuslichen und geselligen Lebens immer weitere Verbreitung in deutschen Familien.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dr. J. H. Kaltschmidt's
neuestes und vollständigstes
Fremdwörterbuch.

Erklärung aller aus fremden Sprachen entlehnten Wörter und Ausdrücke, welche in den Künsten und Wissenschaften, im Handel und Verkehr vorkommen, mit Bezeichnung der Aussprache. Nebst einem Anhange von Eigennamen.

Sechste Auflage. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr. Geb. 2 Thlr.

(Auch in zehn Heften zu 5 Ngr. zu beziehen.)

Der äußerst billige Preis (1 Thlr. 20 Ngr. für 52½ Bogen) dieser sechsten Auflage von Kaltschmidt's Fremdwörterbuch, das bekanntlich in Bezug auf Anzahl der erklärten Wörter das reichhaltigste aller Fremdwörterbücher ist, empfiehlt dasselbe zu immer weiterer Verbreitung. Das Werk kann sowol vollständig geheftet und gebunden, als auch nach und nach bezogen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hausaltar.

Eine Sammlung von Kirchenliedern in mehrstimmigem Tonsatz nebst Einleitungs-, Uebergangs- und Schlußsätzen. Für das Pianoforte eingerichtet und herausgegeben von Dr. Wilhelm Volckmar.

Der Hausandacht bestimmt.

Cartonnirt. 2 Thlr.

Dieses Werk, eine Reihe der schönsten, aus dem Schatze des heiligen Gesanges aller Zeiten gewählten Lieder darbietend, nach dem Kirchenjahr und den Hauptmomenten des christlichen Lebens geordnet, soll dem Hause, der Familie dienen. Deshalb ward die Begleitung für das Pianoforte eingerichtet, der Tonsatz selbst aber einfach und so leicht ausführbar gehalten, daß auch ungeübtere Klavierspieler denselben vortragen können.

In der Protestantischen Kirchenzeitung (Jahrgang 1863, Nr. 20) heißt es unter anderm über die Sammlung:

„Wir wünschen das köstliche Buch jedem Freunde der Kirche, nicht minder jedem Bedenklichen und Zweifler vor Augen und Ohr bringen, in die Hand geben zu können: wer sollte nicht seine Freude daran haben? Mit welcher Sorfalt und Liebe hat der Verfasser gesonnen und gearbeitet, wie freundlich und ansprechend hat der Verleger es hergestellt! Der ganze Inhalt, Auswahl, Anordnung ist köstlich, die ganze Einrichtung zweckmäßig getroffen. Wo nur ein Pianoforte in einem Hause ist, da findet sich auch sicher ein Familienglied, das diese leichte, dabei wohlbedachte, correcte Begleitung spielen kann. Manches Haus und Herz wird der Kirche mehr zugethan werden durch die Volckmar'sche Liedersammlung!"

Von F. A. Brockhaus in Leipzig ist durch alle Buch- und Kunsthandlungen vom 1. Januar 1864 an **zu ermäßigtem Preise** zu beziehen:

Das Luther-Denkmal in Worms
nach dem Entwurfe von Ernst Rietschel.

Ein Kunstblatt in Holzschnitt mit erklärendem Text in deutscher, englischer und französischer Sprache.

Preis 10 Ngr. oder 36 Kr. Rh. (früher 15 Ngr. oder 54 Kr.).

Bekanntlich hat die Herausgabe dieses Blattes den Zweck, die zur Vollendung des Denkmals noch fehlenden Mittel zu beschaffen. Von 60000 Exemplaren sind zwar **bereits über 45000 abgesetzt**, aber noch 1400 Exemplare sind übrig, und um diese möglichst rasch zu verkaufen, haben wir die erwähnte bedeutende Preisermäßigung eintreten lassen.

Alle Freunde des Unternehmens, welchen die Ausführung des Monuments selbst am Herzen liegt, werden daher dringend ersucht, sich in dem Kreise ihrer Bekannten für den Verkauf dieses jetzt im Preise ermäßigten Blattes (dessen Debit nach wie vor Herr F. A. Brockhaus in Leipzig besorgt) lebhaft zu verwenden. Jeder Abnehmer erhält auf 10 auf einmal bestellte Exemplare ein Freiexemplar.

Worms, im December 1863.

Der Ausschuß des Luther-Denkmal-Vereins.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 7. — 11. Februar 1864.

Neue biographische und culturhistorische Schriften.

(Beschluß aus Nr. 6.)

Nur für ein sehr exclusives, sehr specielles Publikum berechnet sich die unter Nr. 5 genannte Schrift: „Aldus Manutius und seine Zeitgenossen in Italien und Deutschland", von Julius Schück, und eben diese Natur der Arbeit mag es erklären, wenn das Referat über dieselbe mit dem Raume zurückhaltend und sparsam ist. Der Charakter der Monographie ist wesentlich ein bibliographischer. In der Geschichte der Humanisten nimmt Aldus Manutius sonder Frage eine bestimmte, eine hervorragende Stellung ein, und wenn man festhält, daß die Biographien jener Männer keineswegs blos für den Philologen von Interesse sind, sondern insofern, als durch den Enthusiasmus und die Thätigkeit der Humanisten, welche um Wiedererweckung des Alterthums und Vertreibung der Barbarei rastlos bemüht waren, die Entwickelung aller Wissenschaften und die ganze moderne Bildung wesentlich herbeigeführt worden ist, daß insofern also ihr Leben für jeden wichtig sein muß, der überhaupt historischen Sinn besitzt, insofern heißen wir die Schrift von Schück willkommen. Freilich hat Aldus Manutius schon vor Schück Biographen in Menge gefunden, und zwar Biographen, deren Leistungen jede Anerkennung zutheil geworden ist. Insbesondere dürfte das von der großen und umfangreichen Arbeit Renouard's gelten, welche bereits in dritter Auflage erschienen ist, und von der Schück selbst zugibt, „daß sie mit einer so einsichtigen Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit geschrieben sei, daß man glauben sollte, das Werk sei von einem Deutschen verfaßt". Aus oder doch mindestens nach einer solchen Vorarbeit in französischer Sprache eine kleine Schrift in deutscher Sprache über den nämlichen Gegenstand zu liefern, die Aufgabe, däucht uns, konnte keine allzu schwierige sein.

Der Humanismus wurde durch Erfindung der Buchdruckerkunst mächtig gefördert, und die Drucke selbst erreichten in den ersten 50 Jahren des Bestehens der Kunst theilweise einen hohen Grad von typographischer Schönheit. Wol mag die Begeisterung für die Alten dazu beigetragen haben, daß man sie in möglichst schönem Gewande wollte erscheinen lassen. Unter den Druckern am Ende des 15. und am Anfang des 16. Jahrhunderts nimmt den ersten Platz Aldus Manutius ein, dessen Sohn und Enkel sein Wirken fortgesetzt haben. Er war aber, wie auch seine Nachfolger, nicht blos Typograph, sondern zugleich als Humanist unter den Gelehrten seiner Zeit angesehen und dabei von einem Eifer beseelt, wie wenig andere. Diese Richtungen zusammen machten ihn eine Reihe von Jahren hindurch zu einem Mittelpunkte der gelehrten Bestrebungen Italiens und brachten ihn auch mit Gelehrten Deutschlands und anderer Länder in freundschaftliche Verbindung. In dem ersten der vier Kapitel, aus denen die Monographie besteht, wird das Leben des Aldus während der Jahre 1449—94 behandelt. Aldus ist 1449 in Bassiano, einem Flecken bei Velletri, geboren. Aldus ist eine Abkürzung von Theobaldus oder nach Renouard der eigentliche Name eines Heiligen. Nach Rom gebracht, genoß Aldus den Unterricht des Kaspar von Verona und des Domitius Calderinus; griechisch lernte er zu Ferrara bei Baptista Guarinus. Kriegerische Unruhen zwangen unsern Gelehrten zur Flucht 1482 zu dem reichen und angesehenen Grafen Picus von Mirandola; 1485 siedelte er nach Carpi über in das Haus der verwitweten Fürstin Katharina von Carpi, einer Schwester des Picus. Dort unterrichtete Aldus die beiden Söhne der Fürstin. Ueber die Art und Weise des damaligen Unterrichts finden sich S. 6 fg. interessante Details. Im Jahre 1494 finden wir Aldus in Venedig, wo er eine Druckerei zur Herausgabe vorzüglich griechischer Texte errichtet. Das zweite Kapitel gibt den Katalog der Bücher des Aldus. Im dritten werden vereinzelte Notizen über Preise der Bücher, Stärke der Auflagen, über den Buchhandel, über die Akademie des Aldus und deren Mitglieder und dergleichen mehr zusammengetragen, endlich schließlich noch einige weitere Mittheilungen über Aldus' Lebensschicksale und Schriften hinzugefügt. Nicht ohne Interesse sind in der letztern Partie die Auseinander-

setzungen über das Verhältniß des Aldus zur Kirche und zum Christenthum. Wir entnehmen der Stelle das Folgende:

Man findet häufig die Meinung ausgesprochen, daß der Humanismus des 14., 15. und auch des 16. Jahrhunderts gewissermaßen ein modernes Heidenthum verbreitet habe, am meisten bei den Italienern. Mit ihren antikisirenden Bestrebungen seien sie in eine Art von Götzendienst verfallen, dem das Behagen an einer den Alten sich möglichst nähernden Sprache und Denkweise das Höchste gewesen sei. Von Luther seien sie mit Recht Epikuräer genannt worden. Dies sei die Zeit gewesen, wo es eine Menge kleiner und größerer Tyrannen gab voll Kunstsinn und classischer Bildung, aber ohne Gewissen, befleckt mit Meuchelmorden durch Gift und Dolch und mit jeder Art von Unsittlichkeit. Wie können das Gesagte durch Einzelheiten näher beleuchten. Gerade bei den tiefsten philosophischen Köpfen entstand eine neuplatonisch-mystische Verwirrung, welche alle Richtungen in sich vereinigen wollte und sich ans Christenthum, Moses, Plato oder vielmehr Plotin, sammt aller vermeintlichen Weisheit der Araber, Aegypter und Chaldäer ein buntes System zusammensetzte. So bei Picus von Mirandola und Marsilius Ficinus, die in gewissen Beziehungen auch auf Reuchlin eingewirkt haben. Kältern war das Christenthum ein äußeres Factum, welches der Kirche und des Volks wegen nicht angegriffen werden durfte; aber innerhalb des gezogenen Bannes Christliches und Heidnisches ineinanderspielen zu lassen bis beinahe zum Verwischen des erstern, gab keinen Anstoß. Man trug die Sprache der Alten auf alle Verhältnisse über. Erasmus erzählt, wie er einen Ciceronianer am Osterheiligenabend vor Papst Julius II. habe predigen hören. Der Redner nannte den Papst Jupiter optimus maximus, der mit mächtiger Hand Blitze schleudere und alles regiere. Nach langem Lobe sei er auf die Decier, Curtius u. a. gekommen, die für das Vaterland den Opfertod gestorben, und so sei zuletzt auch ein wenig von dem Tode Christi die Rede gewesen: alles unter ängstlicher Vermeidung von Wörtern und Wendungen, die nicht durch Cicero's Autorität gestützt würden u. s. w.

Es folgt eine Menge ähnlicher Beispiele, und dann die, nebenbei bemerkt, wenig gelungene Beweisführung, daß derartige Erscheinungen keineswegs nothwendig in dem Wesen des Humanismus gelegen. Die überaus nüchterne und trockene, um nicht geradezu zu sagen die geistlose Darstellung der Menschen wie der Zeitverhältnisse bei Schück hat uns lebhaft die schöne und gehaltvolle Arbeit über die Restauration der classischen Studien von Georg Voigt in das Gedächtniß zurückgerufen, welche wir seinerzeit in Nr. 41 d. Bl. f. 1859 mit der Auszeichnung und Hochachtung besprochen haben, die der würdigen Leistung gebührt. Die Briefe des Aldus aus den Jahren 1485—1514 füllen das vierte Kapitel; ein Anhang beschäftigt sich mit Andreas Asulanus, Paulus Manutius, dem jüngern Aldus Manutius, mit den Torresani und Crato von Craffthelm.

Wir alle wissen, daß persönliche Beziehungen nicht selten ein Urtheil alteriren können. Bis wieweit eine derartige Verirrung sich versteigen kann, davon geben C. Schlüter und F. Michaelis mit dem Buche, das unter Nr. 6 von uns aufgezählt ist, ein abschreckendes Beispiel. Die Herren behelligen den Büchermarkt mit einem dickleibigen Bande „Gedanken und Aussprüche A. B. Limberg's". Wer in aller Welt ist A. B. Limberg? Man erfährt es, wenn man das weitschichtig und schwerfällig geschriebene Vorwort des ersten der beiden Herausgeber liest. Limberg ist 20 Jahre lang mit Schlüter zwei Stunden spazieren gegangen, und auf diesen Spaziergängen ist von Limberg vieles gesprochen worden, was der Zuhörer nicht verstand. Weil aber „das wenige, was der Zuhörer verstand, vortrefflich schien, schloß er daraus, auch das Unverstandene müsse vortrefflich sein". Um also das „unverstandene Vortreffliche" spätern Geschlechtern zu retten, „memorirte er selbst auf dem Spaziergange die Gedanken und Ausdrücke, die er hörte, aber nicht verstand", dictirte sie eiligst nach der Rückkehr einem Schreiber, und aus diesen Aufzeichnungen ist der vorliegende Band entstanden. Weiter wird der wißbegierige Leser belehrt, daß „offenbar Grundlage, Mittelpunkt und gleichsam die Seele von Limberg's sämmtlichen Forschungen die Sprache war, deren Bedeutung er einerseits aufs innigste an die Logosidee knüpfte, andererseits aber in Beziehung auf Wissenschaft, Kunst und Leben nach allen Seiten geltend machte". Bim, bam, bim! Drittens findet Schlüter es für nöthig, über die Terminologie seines Freundes Aufschlüsse zu geben. Mit dem Worte „Geist" pflege derselbe den Schöpfer zu bezeichnen und von ihm den Erdgeist und Lebensgeist zu unterscheiden. In Beziehung auf den Menschen ziehe Limberg durchgängig den Ausdruck Seele vor, welches er mit Gesellung zusammenbringe, bei welcher das Gemüth in seine Rechte eintrete; „doch nannte er die Seele auch Geist in ihrer Beziehung zu Gott und den ewigen Dingen, wo vom Denken und Wissen die Rede ist". Der Ausdruck Werkniß in Beziehung auf die Natur falle bei Limberg zum Theil mit dem zusammen, was wir Naturreich nennen; „doch zeigt sich, daß er unter dem ersten und untersten Werkniß außer dem Mineralreich noch manches andere befaßte". Um in der Gottheit den Vater und den Sohn zu unterscheiden, rede er von einer ersten und zweiten Schaffemacht, „was hoffentlich keinen Anstoß geben wird". An diese Belehrungen knüpft Schlüter die geniale Phantasie von einer zweiten Ausgabe der vorliegenden Production, die er alsdann noch wesentlich „bereichern zu können" in Aussicht stellt. Sein Mitherausgeber Michaelis hat sodann die Freundlichkeit, uns über die äußern Lebensumstände Limberg's zu orientiren. Wir gestehen frank und frei, die Art und Weise, wie dies geschieht, hat uns nicht blos stellenweise arg angewidert. Eine ultramontane Gesinnung der verwerflichsten Sorte spricht aus jeder Zeile. Wir erfahren, daß Limberg auf einem westfälischen Hofe Neubrück „im letzten Jahre des abgehenden Jahrhunderts" geboren wurde, daß er in das Priesterseminar zu Paderborn getreten, „hier aber stehen wir an dem Wendepunkte im Leben Limberg's". Er verließ das Seminar und verfiel in eine Gemüthskrankheit. Michaelis forscht den Ursachen der Psychose nach:

Menschen aller Stände zum Himmel eingehend oder, wie eine andere Version lautet, auf dem Wege von Golgatha nach Jerusalem, das war es, was als Tiefstes in der Seele Limberg's lebte, auch nachdem er an seinem geistlichen Berufe irre geworden, dem Lehrerberufe sich gewidmet hatte. Das ist einfach nichts anderes, als was die Kirche Gottes auf Erden will, eine angeschaute Litanei aller Heiligen, das über die ganze Menschheit ausgedehnte Bild einer christlichen Gemeinde.

Wir fragen, läßt sich ein ärgerer Unsinn denken? Auf die angeführte Stelle folgt eine Auseinandersetzung über den babylonischen Thurmbau, von der wir uns begnügen, einfach einzugestehen, daß sie über unser Fassungsvermögen geht. Bezeichnend für den Verfasser ist, wenn er sich bei dieser Gelegenheit nicht versagen kann, seiner Antipathie gegen das allgemeine Stimmrecht in einer allerdings bei den Haaren herbeigezogenen Bemerkung Ausdruck zu verleihen:

Schlechtweg überheben kann sich das Individuum dieser sein Denken beherrschenden Autorität der Sprache und ihres Gesetzes nicht; ebenso wenig wie die moderne Politik je ihr Princip der individuellen Stimmenmehrheit bis auf die unmündigen Kinder in der Wiege ausdehnen wird.

Nachdem Limberg wiederhergestellt, wandte er sich von den theologischen den medicinischen Studien zu, wieder aber nur auf kurze Zeit. Er wurde Philolog, machte sein Examen zu Bonn und trat in das Gymnasium zu Warendorf als Lehrer ein. Ein Staatsstipendium ermöglichte ihm eine Reise nach Italien. Im Herbste 1826 kam er an das Gymnasium zu Münster, wurde in seiner Berufsthätigkeit durch einen erneuten Anfall seiner Gemüthskrankheit gestört, indeß wiederhergestellt, und so wirkte er bis zum Jahre 1854 an der genannten Anstalt. In diesem Jahre verfiel er in unheilbaren Wahnsinn, und in dem Zustande ist er zwei Jahre später gestorben. Zur Charakteristik seiner Gemüthskrankheit mag es dienen, daß er von der Vorstellung durchdrungen war, er habe sein Lehrergehalt unnütz bezogen und sei zur Wiedererstattung desselben an die Staatskasse verpflichtet. Limberg hat sein ganzes Leben hindurch sehr umfassende Sprachstudien betrieben. Von den alten Sprachen ausgehend wandte er sich dem Gothischen zu, dann trieb er die romanischen Studien, vorzugsweise das Baskische und Celtische, ferner das Slawische, die verschiedenen semitischen Dialekte, das Persische, die tatarischen Sprachen, er verfolgte das Chinesische, die polynesischen und, soweit es ihm möglich war, auch die amerikanischen und afrikanischen Sprachen. Die Resultate seiner Studien sind völlig spurlos vorübergegangen; Michaelis behauptet, „wegen der Originalität von Limberg's Auffassung". Wir behaupten unsererseits nach den mitgetheilten Aufzeichnungen, von denen gleich die Rede sein soll, jene Studien sind völlig unfruchtbar geblieben, weil sie ein ungeordnetes, wüstes Chaos waren, weil die abnormen Seelenzustände des Autors auch auf seine wissenschaftlichen Studien den Rückschlag nicht verfehlten. Er selbst hat niemals etwas drucken lassen; ein Manuscript, das er für die Drucklegung fertig gemacht hatte, verbrannte er, als ein Freund, dem jenes zur Durchsicht übergeben war, es für unverständlich erklärte. Die beiden Herausgeber hätten das beherzigen sollen; auch für die Aufzeichnungen, welche sie auftischen, ist der einzig geeignete Ort ein Kaminfeuer. Diese Aufzeichnungen sind zum weitüberwiegenden Theil reinster Wahnsinn, reinster Wahnwitz. Wir wissen, was wir sprechen; das Folgende wird die Gerechtigkeit unsers Urtheils herausstellen.

Es ist ziemlich gleichgültig, auf welcher der 600 Seiten man die Lektüre beginnt. Die Herausgeber machen zwar verschiedene Abschnitte mit verschiedenen Aufschriften, es ist das aber etwas lediglich Aeußeres. Man findet in der ganzen Sammlung keinen einzigen Aufsatz, der ein bestimmtes Thema im geordneten Zusammenhange entwickelte; der Redner geräth stets von dem Hundertsten in das Tausendste, seine Gedanken verwirren und verwickeln sich kunterbunt durcheinander, man glaubt fortwährend ein Mühlrad sausen zu hören, oder auch es wird endlos fortgehämmert, bald auf größerm, bald auf kleinerm Amboß, aber ein Ergebniß des Mahlens und des Hämmerns kommt nicht zum Vorschein. Jetzt entfließt dem Vortragenden ein strömender Wortschwall, jetzt wieder wirft er seine Bemerkungen in wortkargen Aphorismen nieder. Seine Urtheile geben sich fast stets jäh und unvermittelt, sprunghaft und unmotivirt; er möchte der Philosoph per excellence sein, und doch ist seine philosophische Bildung gleich Null. Aus allem spricht ferner eine Lieblosigkeit, eine Selbstüberschätzung und Anmaßung, die wir eben nur einem Wahnsinnigen zugute halten können. Da hat man so einen Abschnitt, den die Herausgeber „Charakteristiken und Kritiken" überschreiben, in Summa ein Conglomerat von Aphorismen über tausend — ganz wörtlich! — und mehr Gegenständen. Wie muß es in dem Kopfe des Aermsten ausgesehen haben! Hier eine Blumenlese aus dem Chaos: „Manche Rede bei Homer verliert durch das formell Hergebrachte. Bei Sophokles ist mehr Wahrheit, Natur, Schönheit, Innigkeit, er steht also weit höher als Homer." Das also ist die Weisheit des großen Sprachforschers über die größten Dichterheroen des alten Hellas! Uns kommt diese Weisheit gerade ebenso werthvoll vor, als wenn jemand behaupten wollte, der sauere Geschmack sei angenehmer als der bittere. Das Urtheil über Goethe ist eine wahre Blasphemie:

Auf jeder Seite schlägt mir bei Goethe der Dunst des Uebermuths und eitler Selbstgefälligkeit entgegen; überall zeigt sich der parfumirte Hofmann; Geist, was man so nennt, keine Seele. Auch die Natur bringt kalte Thiere hervor mit bunten, glänzenden Schuppen, die tiefer hinab mit einer Schlangenwindung. Die arge Zauberei einer feinen, glatten, künstlichen Sprache eröffnet einen raschen Postverkehr zwischen allem, was lockt und interessirt; ein Ideenhimmel, von untenher schillernd, bunt und mannichfach genug, wird durch mächtige Zauberkunst aufgeführt und scheint die unsichtbare Welt zu berühren; und doch ist es ein eitler buntscheckiger Kram; kein Licht, keine Wärme, das Ganze wahrhaft einend und durchdringend, kommt aus der Höhe und macht sein Gebilde der Wahrheit gleich. Kein Ideenhimmel, weil kein Glaube, kein Geist, keine Kirche; eben darum fehlt auch die Seele. Der nachgeahmte künstliche Geist oder Affegeist, alles und nichts zugleich, verbindet sich mit einer ebenso scheinbaren Sittlichkeit, die in seiner poetischen Welt als Polizeidiener den Richter vertritt.

Freilich ist Goethe immer noch besser, als „die alte Schlammpampe Wieland, dessen Kraft in Schlamm unterging und dessen Hetärenpoesie für mich die ekle Süße des Leichengeruchs hat". Von Feuerbach und Bruno Bauer heißt es: „Wenn sie zu reden meinen, reden sie doch nicht, denn ihr vermeintliches Reden ist nur wie das Wiehern eines Hengstes"; von Adelung, „seine Schriften erwecken

in mir die Empfindung des Geruchs einer müffigen Perrüke eines alten versessenen Pedanten"; von Kant, seine Seele habe, zur Kleinheit einer Spinne verringert, in der dumpfen Höhle seines Subiects Fäden hin und wieder gezogen und dieses sein künstliches Gemächt für das Allgemeine gehalten wissen wollen. „Kant ist ein pharisäischer Wortklauber, ein düsterer talmudischer Rabbiner und Schulfuchs. Zum Rabbinismus und Schreck talmudischen Aberglaubens konnte es nicht in der Nähe des Tempels zu Jerusalem, sondern nur fern von dort und im Exil unter fremden Nationen mit den Juden kommen. Kant spricht wie ein Schulfuchs zu Schulfüchsen, nicht als Mensch aus der Erinnerung der Menschheit; er zerkratzt und zerfleischt das Innere. Er hat keinen Begriff von Humanität. Wie eine mechanische Gliederpuppe mit wenig Gliedern und beschränkter Bewegung schlägt seine gemüth- und lichtlose Intelligenz im logischen Trommeltakt nach allen Seiten ins Blaue, trifft und verfehlt. Die kantige Kantische Philosophie hat keine andere Einheit als die Fächer der Bibliothek, in denen seine Schriften zusammengestellt sind."

Doch genug! Wie Limberg über Philosophie überhaupt dachte, zeigt sich aus dem Folgenden:

Ich höre das Wort Philosophie fast nur im Munde von Schulfüchsen, die damit etwas ganz Besonderes bezeichnen wollen, das nicht für gemeine Leute da und zu haben ist, das sie in ihrer Eitelkeit und in ihrem Dünkel allein zu besitzen oder wol gar selbst erfunden zu haben meinen. Kant, Fichte, Hegel sind mir verhaßt, sie verwirren mich, sie stören und quälen mich, sie können mir durchaus nichts nützen, noch mich erfreuen, noch dem Publikum Heil und Nutzen bringen. Mag sie lesen, bestreiten und widerlegen, wen der Volksgeist und das Recht sich wählen, sie minder schädlich zu machen; denn beide leiden und sind stumm, bis einer sich zu ihrer Stimme macht. Bei allen Nationen und ihren Lehrern und Weisen habe ich hier und da wohlthätige und heilsame Gedanken gefunden; auch nicht einen einzigen im Hegel. (!) Ich verabscheue die Philosophen, weil sie Faulenzer sind.

Man sieht, Unwissenheit und Dünkel, gepaart mit einer seltenen Roheit des Denkens und Empfindens, haben derartige „Kritiken und Charakteristiken" dictirt. Daß es an Widersprüchen nicht fehlt, wird begreiflich sein. So wird z. B. S. 563 gefordert: „Wer zur wissenschaftlichen Klarheit kommen will, muß alle lateinischen Ausdrücke in seiner Rede vermeiden. Denn die Römer, deren Hauptheld der Schlächter Cäsar, waren ein rohes, plumpes, stumpfes Volk, als daß ihre falsch gebildeten Worte uns nützen könnten"; dieselben Römer, von denen S. 398 hervorgehoben ist, daß sie in vielen Punkten, namentlich in der Religion viel höher standen als die Griechen: „Ihre Religion war strenger, würdevoller, sittlicher." Zur Sache selbst; Limberg vor allem muß, die eigene Forderung auf ihn angewandt, zur wissenschaftlichen Klarheit nicht gekommen sein, denn er macht in seiner Darstellung von lateinischen Ausdrücken massig Gebrauch und in einer Weise, die völlig unerhört ist. Man vergleiche Stellen wie S. 582: „In nomina propria muß das Gesetz sich lösen und lebendig fassen, in der Fülle der Erscheinung, in der Geschichte der Menschheit und der Völker mit ihren Gipfelpunkten; da ist das Sittengesetz in der Bewegung und Wahrheit, da des Gesetzes Erfüllung, apostolorum chorus und ihr Princeps, die Kant mit dem starren Gesetz verwechselt"; oder S. 589: „Bei einem Aristipp, Epikur, Cicero frage ich zuerst, aus welchem Gebiete und welcher Religion er angehoben und genommen, was er darbringt, aus sensus, memoria, intellectus, amicitia, und ein Aristipp hat Fahrwasser und Fahrwind fast nur im sensus, während aus dem intellectus kaum eine leise Einwirkung sich hinzugesellt. Bei Epikur waltet, wenn er es sich gleich nicht gesteht, zugleich memoria." Ganz ähnliche Belege ließen sich nicht dutzend- sondern schockweise aus jedem einzelnen Abschnitte beibringen.

Vervollständigen wir unsere Anthologie des Wahnwitzes aus einem andern Kapitel. Es sei der Abschnitt „Das Schöne" ausgewählt. Ich excerpire die folgenden Definitionen: „Humor ist Tändelei und Taumel eines Kindes"; „Witz ist der Affe des Verstandes, der Blitz aus finsterm Abgrunde des Höllenschlundes aufzuckend, die uralte Mähre des Teufels"; „Die moderne Poesie ist ein geheiztes Blumengärtlein." Sapienti sat! Eine andere Abhandlung verbreitet sich über „Geschichte". Da findet man die Frage unter anderm beantwortet, worin das Verdienst und der Vorzug der alten Griechen in der Geschichte bestehe: „Die Griechen haben das große Verdienst, die Härte des unmittelbaren Befehls der Herrschenden über die Untergebenen gebrochen und in Beredsamkeit aufgelöst zu haben." Natürlich hat es vor Limberg ebenso wenig einen Historiker gegeben, wie jemand, der etwas von Philosophie, Literatur oder ästhetischer Kritik verstanden: „Faselnde, leichtsinnige Erzähler haben hier und da verdunkelt, falsch und ungenau erzählt, und was sie selbst nicht wußten, aus ihrer Phantasie beliebig hinzugesetzt."

Wir können schließen. Ueber Gedanken und Aussprüche eines Menschen eine Kritik fällen zu wollen, der wiederholt an Geistesstörungen gelitten und der im Wahnsinn gestorben, hieße selber einen Wahnwitz begehen. Wer an einer Psychose krankt, fordert unser Mitleid heraus, nicht unser kritisches Urtheil. Wir haben angedeutet, welcher Art die Leistungen des Kranken gewesen, und auch dieses nicht sowol um des letztern willen, als aus Rücksicht auf die Herausgeber. Welche Berechtigung, fragen wir nach dem im Vorstehenden Mitgetheilten haben diese Herren da, das Schmähen, Schimpfen und Schelten eines Wahnsinnigen gegen die moderne Bildung und ihre Träger, ein Schmähen allerdings in majorem Dei gloriam, als ein Buch zu veröffentlichen? Und noch eine zweite Bemerkung oder Frage: wie war es möglich, daß trotz eines vorgesetzten Directors, eines vorgesetzten Provinzialschulraths, eines vorgesetzten Cultusministers lange Jahre hindurch der Unterricht und die Erziehung an einem — allerdings katholischen — Gymnasium einem so verworrenen Kopfe, einem so leeren, hohlen, ausgebrannten Hirn und Gemüth anvertraut bleiben konnte — wie war das möglich?

Unter Nr. 7 freuen wir uns die Fortsetzung eines langersehnten Werks zur Anzeige bringen zu können, den dritten Band des Schleiermacher'schen „Briefwechsel", von welchem Unternehmen wir die beiden ersten Bände in Nr. 12 d. Bl. f. 1859 besprochen haben. Wol hat man ein Recht, sich des Geistes zu freuen, der aus diesem Briefwechsel spricht. In demselben Preußen, in dem nämlichen Berlin, welches noch vor 30 Jahren der Glanzpunkt des geistigen Lebens von ganz Deutschland war, wo Philosophen und Theologen, wie Fichte, Hegel, Schleiermacher, Neander, de Wette, Marheineke im Bunde mit vielen Gleichgesinnten aus den andern Facultäten lehrten, in dem nämlichen Berlin ist vor kurzem noch die „Umkehr der Wissenschaft" gepredigt worden. Von dort aus, klagt der treffliche Schenkel in seiner jüngsten Studie über die kirchliche Frage, ist geflissentlich verbreitet worden, daß es mit den Errungenschaften der modernen Forschung nichts, daß die freie Philosophie ein ätzendes Gift sei, vor welchem man insbesondere die theologische Jugend nicht genug bewahren könne. Dort hat man den frischen und scharfen Geist der Kritik zuerst geächtet, ihre der Tradition nicht genehmen Ergebnisse verdächtigt, und nachdem man in dem Arme der Romantik geschlummert, ist man in dem Schose der Restauration völlig eingeschlafen. Es ist durchaus wahr, die theologischen Facultäten Preußens sind von der Höhe, auf welcher sie viele Jahre lang die gesammte protestantische Wissenschaft und auch den Verlauf der kirchlichen Ereignisse beherrschten, herabgestiegen. Die glückverheißendste That seit der Reformation, die Vereinigung der beiden protestantischen Confessionen, ist ebenso kopflos als herzlos der kirchlichen Reaction geopfert worden, die Ausbildung verfassungsgemäßer Zustände in der protestantischen Kirche Preußens gehemmt, dafür an der Wiedereinführung veralteter Gottesdienstformen, verlebter Bekenntnißformeln, längst vergessener Kirchenordnungen um so eifriger und erfolgreicher gearbeitet.

Alles wahr, und traurig genug, daß es wahr! Eine humane und freisinnige, ja es ist keine Hyperbel, eine gebildete Theologie überhaupt zählt in dem gegenwärtigen Preußen zu den seltensten Ausnahmen. Schon als Schleiermacher an der Schwelle des Jahrhunderts seine Reden über die Religion an „die Gebildeten unter ihren Verächtern" schrieb, schon damals konnte Schleiermacher nicht ohne Entrüstung davon reden, daß „die Hohe und Herrliche so oft von ihrer Bestimmung entfernt ward und ihrer Freiheit beraubt, um von dem scholastischen und metaphysischen Geiste barbarischer und kalter Zeiten in einer verächtlichen Knechtschaft gehalten zu werden". Schon damals also hatte der große Theolog erkannt, daß was die Gebildeten zurückstößt von der Religion, in der Regel nicht die Religion, sondern das Ungenügende und Unzutreffende ist, was die consistorialkirchliche Orthodoxie an ihre Stelle gesetzt hat. Von dem falschen, leeren Schein, der von der signalisirten Seite her um einen Theil der christlichen Wahrheit gezogen war wie ein trüber, drückender Dunstkreis, wollte Schleiermacher die Geblendeten befreien; ihm kam es nicht sowol darauf an, einzelne Vorstellungen über die Religion zu rechtfertigen oder zu bestreiten, sondern er wollte das Wirkliche der Religion, was ewig und im Wesen der Menschheit nothwendig gegründet ist, in den innersten Tiefen des menschlichen Gemüths aufs neue aufzeigen. Den heutigen Zionswächtern hüben und drüben mag eine solche Tendenz ein Greuel sein, ein Dorn im Auge; jedem unbefangen denkenden Manne muß sie hoch willkommen sein, und so sind uns denn auch diese weitern Mittheilungen aus Schleiermacher's Leben hoch willkommen, eben weil sie genauere und tiefere Einblicke in den geistigen Entwickelungsproceß des verdienten und verehrten Mannes ermöglichen.

Die Herausgabe dieses dritten Bandes, dem sich noch ein vierter anreihen sollte, hatte L. Jonas übernommen; der plötzliche Tod des letztern verzögerte die Publication. Im Vollgefühl seiner Kraft wurde er hinweggenommen, mitten in einer ihn ganz erfüllenden Thätigkeit, noch eben freudig bewegt vom Umschwunge der politischen Verhältnisse in Preußen, für den er lange Jahre mitgekämpft hatte; auch in diesem verhängnißvollen Zuge Schleiermacher ähnlich, daß er dem sich regenden Gefühl der Krankheit nicht nachgab, sondern seiner durch Anstrengung und Arbeit Herr zu werden gedachte. Das unvollendete Werk zum Abschluß zu führen, die Aufgabe fiel dem jetzigen Herausgeber W. Dilthey zu. Es hat derselbe an dem auch von Jonas befolgten Grundsatze streng festgehalten, nämlich den Hauptbriefwechsel, den mit F. Schlegel, natürlich mit Auslassung des persönlich Vertraulichen, rein private Verhältnisse Berührenden und des vollkommen Gleichgültigen, unverkürzt mitzutheilen, damit diese für Schleiermacher entscheidende Verbindung und diese merkwürdige Periode seiner Entwickelung rückhaltslos offen daliege.

Die ganze Sammlung des dritten Bandes zerlegt sich in vier Abtheilungen. Die erste bringt die Briefe aus der Zeit vor 1797. Da haben wir Briefe von G. W. Horne, von Beyer, Okely, Albertini, Schäslin, Stubenrauch und endlich, die bedeutendsten von allen, die gegenseitigen Briefe zwischen Schleiermacher und Catel. Während die der erstgenannten Personen sich in nichts von einer Correspondenz unterscheiden, wie sie jeder Tag unter Tausenden sieht, bietet die letztere Kategorie des Anziehenden ungleich mehr, namentlich fesseln die Briefe, in welchen Schleiermacher dem Freunde über seinen Aufenthalt in Schlobitten Bericht abstattet. Wir begreifen, wie dem jungen Hauslehrer in der Familie wohl gewesen sein muß, begreifen, wie es gekommen, daß nachmals sein einstiger Zögling, der junge Graf zu Dohna, mit ungetheilter Anhänglichkeit dem Lehrer zugethan sein mußte. Hier eine Stelle aus den Mittheilungen:

> Die Gräfin, welche die Krone des Hauses ist, ist eine Dame von etwa 40 Jahren, einem schönen Wuchs, der nichts weniger vermuthen läßt, als daß sie 12 Kinder gehabt hat, einem großen air, voll hoher grace und Spuren von nicht ganz conservirter Schönheit. Ob sie gleich von Kindheit an die Gespielin und Freundin der Erbstatthalterin gewesen ist, und überhaupt viel

am Hof und in der großen Welt gelebt hat, so liebt sie doch weit mehr die natürlichen häuslichen Freuden, und ist lieber Mutter, Gattin und Hausfrau, als Gräfin und eine der ersten Damen des Landes; aber sie fühlt doch, soweit das sein muß, daß sie das ist, und weiß bei aller Herablassung und Leutseligkeit doch die Würde ihres Standes sehr gut zu souteniren. Ihr Verstand ist vortrefflich gebildet und ihr Charakter flößt im gleichen Grade Ehrfurcht und Liebe ein. Der Graf, der als ein ganz junger Mann die Campagnen des Siebenjährigen Kriegs mitgemacht hat, aber sehr bald vom Militär abgegangen ist, hat bei vielem bon sens doch einen Kopf, in dem es lange nicht so aufgeräumt ist, als bei der Gräfin, noch viel Liebe zum Militär und bisweilen sehr sonderbare Einfälle, über die er aber auch mit sich handeln läßt, und ist übrigens von gutem Charakter, jovialisch und voll komischer Laune. An sich mag er sehr hitzig und aufbrausend gewesen sein, was aber die Weisheit seiner Gemahlin sehr gemildert hat; überhaupt kann man mit einiger Aufmerksamkeit sehr leicht unterscheiden, was in seinem ganzen Wesen ihm eigen und was von ihr modificirt ist. Zehn von den 12 Sprößlingen dieser Ehe leben noch, und acht von ihnen sind hier zu Hause. Der älteste Graf ist auf Reisen gewesen und jetzt beim Generaldirectorium engagirt, der zweite in Königsberg; diese kenne ich jetzt nur vom Hörensagen, und bleibe nur bei denen stehen, die ich täglich um mich habe. Die älteste Comtesse Karoline ist ungefähr 20 Jahre alt, und ungeachtet eines weniger einnehmenden Aeußern wegen eines sehr feinfühlenden Herzens, einer treffenden Urtheilskraft und eines kleinen, ganz kleinen Hanges zur Schwärmerei sehr interessant. Die zweite Comtesse, Friederike, zwischen 16 und 17 Jahren, vereinigt alles, was ich mir jemals von Reiz und Grazie des Geistes und Körpers gedacht habe. Jede Beschreibung wäre gewagt. Für alle geselligen Empfindungen geschaffen, mit einer ruhigen Einbildungskraft, einem tiefblickenden Verstand und dabei doch so voll attachement und ohne Prätension: wie glücklich wird sie nicht einen Mann machen, der dieses Schatzes würdig ist. Fast schöner als sie, aber bei weitem noch nicht so gebildet und bedeutend ist die dritte Schwester Auguste, die ein Jahr jünger ist. Die jüngste Tochter Christiane von 10 Jahren verbindet mit vielen Talenten und Annehmlichkeiten viel Eigenliebe und Selbstgefühl, und ich gebe mir viele Mühe, es ganz unter der Hand ein wenig zu beugen. Aber nun zu meinen Grafen, deren es hier noch vier gibt, von denen aber der jüngste Graf Helvetius von anderthalb Jahren noch nicht zu meinem Departement gehört. Der älteste Graf Louis nahm mich gleich beim ersten Anblick so ein, daß ich schon um seinetwillen hier zu bleiben wünschte, und wir sind uns beide sehr attachirt. Aber ob er gleich nur wenig über 14 Jahre alt ist, so werde ich ihn wol nicht mehr sehr lange ganz unter meiner Leitung haben, weil er schon lange beim Regiment engagirt ist und bald Offizier werden wird. Mir thut es ordentlich leid, sein sanftes Herz in die rauhe Soldateska zu bringen und seinen sehr guten Verstand in den Frivolitäten des Dienstes erstickt zu sehen. Aber alle vier sind (blos um den König nicht zu desobligiren, so genirt sind die Großen) zum Militär bestimmt, und darauf muß ich bei der Erziehung, die ich ihnen gebe, sehr Rücksicht nehmen. Graf Fabian, der zweite, ist neun, und Graf Fritz, der dritte, ein charmanter Junge, aber leider der Liebling des Vaters, sechs Jahre, und von diesen Kindercharakteren will ich dich nicht unterhalten u. s. w.

Wir erfreuen uns der Schärfe und Feinheit der Beobachtung, der Milde und des Takts in den Urtheilen, die hier Schleiermacher über den Kreis abgibt, in welchem er lebt.

In der zweiten Abtheilung beginnen die so wichtigen Briefe, welche zwischen Schleiermacher und Friedrich Schlegel gewechselt sind. Für die Correspondenz dieser zweiten Abtheilung standen dem Herausgeber Dilthey die Originale nicht zu Gebote; diese Partie war bereits von Jonas abgeschrieben und druckfertig gemacht. Die Edition dagegen der beiden nächsten Abtheilungen gehört ganz Dilthey an. Mehr als das Doppelte des von ihm Mitgetheilten stand ihm zur Verfügung; er hat gesichtet und Auswahl gehalten. Zunächst ist es des rein Persönlichen sehr viel, das uns aus dem Briefwechsel entgegentritt, insbesondere in Bezug auf die Verhältnisse A. W. Schlegel's und Schelling's, auch F. Schlegel's, weit seltener Schleiermacher's selbst. Die Auslassungen haben übrigens nicht die Rücksicht auf Schleiermacher zum Motiv; überblickt man sein Verhalten in so vielen persönlichen Verwickelungen, wie sie ihn umgaben, so erregt die stetige Treue und selbstlose Lauterkeit seiner Natur eine immer steigende Bewunderung. Noch ein anderer Punkt will hervorgehoben sein, in diesen vertraulichen Mittheilungen erscheint F. Schlegel ungleich edler als in dem Bilde, das, freilich größtentheils durch seine eigene Schuld, von ihm unserer Generation überliefert ist. Daß die Auswahl und Redaction der Briefe Schlegel's dem Herausgeber viel Mühe und Arbeit verursacht hat, glauben wir gern. Wie die Briefe von F. Schlegel daliegen, aus dem Boden der wissenschaftlichen Studien und eines die kürzesten Andeutungen gestattenden Verkehrs beider Männer herausgerissen, dazu nach F. Schlegel's Neigung für absonderliche Terminologien und nach seiner abrupten Briefmanier oft einer Rückübersetzung in die Sprache anderer Menschen höchst bedürftig, verlangen sie durchaus zu ihrer Erklärung den Versuch, jene Studien und Entwürfe der Freunde, jene rasche Entwickelung gemeinsamer Ideen, aus denen sie entsprangen, wieder zur Anschauung zu bringen. Nur so tritt die Fülle von Aufschlüssen, die sie für Schleiermacher's und auch für Schlegel's Entwickelungsgeschichte enthalten, wirksam hervor.

Von großem Umfang ist die zweite Abtheilung nicht; sie umfaßt nur die Briefe aus der Zeit des Aufenthalts von F. Schlegel in Dresden, d. h. den Sommer 1798. Von besonderm Interesse sind die Briefe Schleiermacher's an Henriette Herz; was würden die heutigen Domprediger und Consistorialräthe à la Hengstenberg für ein Zeter schreien, wenn jetzt ein Geistlicher zu einer Jüdin sich in der Weise aussprechen wollte! Nehmen wir eine beliebige Stelle:

Heute ist meines alten Onkels Geburtstag. Einundsechzig Jahre hat er nun die Welt gesehen, und sie kommt ihm gewiß recht alt vor. So munter ich ihn auch gegen sonst gefunden habe, von der ewigen Jugend hat er nichts bekommen; aber Gleichmuth und Ruhe und ein hülfereiches Wesen — davon hat er großes Maß — sind doch ein schönes Substitut derselben. Er bringt es damit so weit, daß er noch junge Mädchen unterrichtet, und gar sehr von ihnen nicht nur geachtet, sondern auch geliebt ist. Ihm bekommt es herrlich, und er macht's im schönsten Sinne wahr, daß die Nähe der jugendlichen Weiblichkeit das Alter wärmt und neu belebt. Wenn mir der Doctor nicht geweissagt hätte, daß ich nur beinahe 50 Jahre alt werden würde, so möchte ich wol die Frage aufwerfen, ob auch mich zwischen 50 und 70 die Mädchen noch lieben werden. Was meinen Sie?

Wie ungezwungen und natürlich, wie liebenswürdig!

Die dritte Abtheilung bringt die Briefe aus der Zeit von Schleiermacher's Aufenthalt in Potsdam und dem

F. Schlegel's in Jena, also aus den Jahren 1799, 1800 und 1801. Das meiste bezieht sich auf die umfassenden wissenschaftlichen Arbeiten und Entwürfe der beiden Freunde; der eine controlirt, beräth, unterstützt den andern, man fühlt sich unwillkürlich an den Freundschaftsbund zwischen Goethe und Schiller erinnert. Als das Wichtigste will die Correspondenz über die Lucindenbriefe, daneben der Austausch über die gemeinschaftliche Uebersetzung des Plato erwähnt sein. Die modernen Uebersetzungsfabrikanten, welche die Bogen per Dampf aus dem Aermel schütteln, sollten namentlich den letztern Briefwechsel lesen; sie würden erkennen, wie mannichfacher Erörterungen und Vorbereitungen, wie reiflicher Ueberlegung und wie geraumer Zeit ganz andere und bessere Männer, als jene Macharbeiter auf Bestellung es doch sind, bedurften, bevor sie sich nur über die Uebersetzung eines einzigen Platonischen Dialogs untereinander verständigt hatten. Auch die sehr ausführliche Correspondenz zwischen den beiden Freunden über die projectirte Herausgabe einer großen kritischen Zeitschrift („Kritische Jahrbücher der deutschen Literatur"), welche sich gegen die „Allgemeine Literaturzeitung" richten sollte und deren Verlag Cotta bereits übernommen hatte, werden literarische Leser nicht ohne Theilnahme verfolgen; die Correspondenz stellt es außer Zweifel, daß dieses Unternehmen wesentlich an dem Eigensinn und an der Eitelkeit Fichte's scheiterte. Nicht vergessen seien endlich die überaus zarten und sinnigen, die echt weiblichen Briefe Dorotheens, welche ein so anmuthiges Bild dieser Frau, ihres tiefen Gemüths und ihres unbedingten Zutrauens zu Schleiermacher geben; uns däucht, der Herausgeber hätte eben mit diesen Briefen freigebiger sein dürfen.

Es erübrigt die Correspondenz aus der letzten Abtheilung, Briefe aus der Zeit von F. Schlegel's Reise nach Paris und Schleiermacher's Aufenthalt in Stolpe, die Jahre 1802—4 umfassend. Daran schließen sich in einem Anhange die letzten brieflichen Berührungen Schleiermacher's mit Dorothea, Friedrich und A. W. Schlegel. Einer dieser Briefe Friedrich's an Schleiermacher schließt mit den Worten: „Wir reiten dem Schicksal entgegen schnell." Man könnte das Wort als bezeichnendes Motto der ganzen vierten Abtheilung vorausschreiben. Es liegt eine schmerzliche Tragik in der Thatsache, daß Menschen zusammentreffen und einander kennen lernen, daß große und verdienstvolle Menschen durch den gegenseitigen vertrauten Umgang und Verkehr sich fördern und wachsen, daß sie dann aber ein paar Jahre später auseinandergehen, links der eine, rechtswärts der andere, und sich vergessen. Aus ist es mit der Herzensfreundschaft, aus für immer.

Der Schlußband, der uns soeben zugeht, umfaßt den Briefwechsel Schleiermacher's aus seinem spätern Leben und den Briefwechsel mit seinen Freunden von seiner Uebersiedelung nach Halle bis zu seinem Tode, dann ein ungedrucktes Werk desselben aus der Zeit seiner vollkommensten Reife — einen Dialog über das Anständige —, ferner Denkschriften und einige sehr bedeutende Recensionen desselben, welche den Herausgebern der gesammelten Werke unbekannt geblieben sind. Wir werden bei der Besprechung dieses vierten Bandes Gelegenheit haben, auf das ganze Werk noch einmal zurückzukommen.

Thaddäus Lau.

Religiöse und religiös-politische Zeitromane.

Es liegen uns vier religiöse und religiös-politische Zeitromane zur Besprechung vor. Zwei von diesen sind von jesuitischem Geist getragen, und verkünden mit dem Feuereifer, der Uebergetretenen eigenthümlich zu sein pflegt, die Bestrebungen der ultramontanen Partei; es sind dies die Schriften:

1. Zwei Schwestern. Eine Erzählung aus der Gegenwart von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Zwei Bände. Mainz, Kirchheim. 1863. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
2. Clarinette. Von August Lewald. Drei Bände. Schaffhausen, Hurter. 1863. 8. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Den entschiedensten Gegensatz dazu bildet das im Sinne der Aufklärung und des religiös-politischen Fortschritts geschriebene, jesuitenfeindliche Werk:

3. Zwischen braunen und schwarzen Kutten. Roman aus der Zeitgeschichte von Franz von Sonnenfeld (J. Gihr). Stuttgart, Schober. 1863. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Ebenfalls von Beziehungen auf unsere religiösen und politischen Zustände durchflochten, von einer der in Nr. 3 ausgesprochenen ähnlichen Gesinnung getragen, doch ruhiger und gemäßigter gehalten ist:

4. Erzählungen von Friedrich Bodenstedt. Zweiter Band. — A. u. d. T.: Ernst Bleibtreu. München, Rieger. 1863. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Zur Vervollständigung dieser vorläufigen Charakteristik bemerken wir noch, daß Lewald entsprechend dem Motto des Buchs: „Adel stammt von Tugend", die Adelsfrage besprochen und auf eine Weise beantwortet hat, die sich immerhin mit den von Bodenstedt ausgesprochenen Grundsätzen vergleichen läßt.

Auf die drei ersten Werke alle leidet Anwendung, was A. Lewald im Vorwort bemerkt: „Dieses Buch möchte für keinen Roman im modernen Sinne gelten. Ideale Auffassung, epische Ruhe, breit ausgeführte Betrachtungen, tief psychologische Entwickelungen, mit einem Wort, die poetische Kunst würde vergebens darin gesucht werden. Es ist nichts als ein mit zum Theil fleißig ausgeführten Details versehenes Spiegelbild moderner Zustände, in welchem sich mit dramatischer Lebendigkeit Typen der Gesellschaft bewegen, in Conflicte gerathen, »aufeinanderplatzen«, wie man es heute nennt, sich bekämpfen und besiegen, sich erheben oder untergehen."

Betrachten wir zuerst das Werk „Zwei Schwestern" von Ida Gräfin Hahn-Hahn (Nr. 1). Es erzählt das Leben von zwei Schwestern, von denen die eine, Richenza, durch maßlose Leidenschaftlichkeit ihre Natur zerrüttet und im Selbstmord endet, die andere, Euphrosyne, von Natur weniger begabt, aber harmonischer angelegt als die erste, durch den Uebertritt zum katholischen Glauben und in der Schule des Leidens immer mehr sittlich gehoben und geläutert wird. Schon in dieser ganzen Anlage des Werks drückt sich die religiöse Befangenheit der Verfasserin aus. Richenza's verkehrtes Wesen wurzelte nämlich in der verkehrten Erziehung ihrer Mutter, der Gräfin Meerheim. Dieser Frau fehlte es an der wahren Energie des Charakters; die Fähigkeiten ihres Willens und ihres Verstandes, deren Vereinigung den Charakter ausmacht, wurden nicht auf und nach festen Grundsätzen entwickelt, wie sie sich allein in der auf einer göttlichen Autorität ruhenden katholischen Kirche finden. Abgefallene vom Glauben werden auch zu Apostaten der bürgerlichen Ordnung und Treue; Richenza's ungeordnetes Wesen,

ihre trotzige Selbsthülfe, ihr unkindliches Benehmen gegen ihre Mutter, ihr Mangel an Frieden und Harmonie, ihre Untreue gegen ihren Gatten, ja die Spielwuth, der sie sich in Baden-Baden hingibt, dies alles hat, will die Verfasserin sagen, seinen Grund in der protestantischen Haltungslosigkeit und Zerfahrenheit. Aehnlich heißt es von Euphrosyne (I, 102): „Ihr Seelenleben war unentwickelt, weil es nicht unter der Sonne einer positiven Glaubenslehre sich entfaltet hatte.“ Indessen empfand sie schon früh einen geheimnißvollen Zug zum Katholicismus, besuchte oft und gern die katholische Kirche in Dresden, vermählte sich ohne alles Bedenken mit dem katholischen Baron Ursperg, und wurde von diesem in kurzer Zeit und ohne Mühe für die katholische Kirche gewonnen.

Eine solche Entwickelung der Charaktere mag in eine Aesthetik der Gesellschaft Jesu passen; ich halte sie für verfehlt, für gehässig und unwahr. Neben Euphrosyne spielt eine große Rolle, ja sie übertrifft ihre Mutter noch an katholischer Glaubenstiefe, Euphrosynens Tochter Grazia. Beide halten lange, meistens gar nicht motivirte, sondern nur durch äußerliche Umstände angeregte Gespräche über Katholicismus und Protestantismus, Papstthum, Kirchenstaat, Ketzerei, Cölibat, Freimaurerei, das neue italienische Königreich, Reformation und Revolution: Erörterungen, wie wir sie auf dem Katheder eines ultramontanen Professors oder in den münchener „Historisch-politischen Blättern“ ganz am Platze finden, wie sie aber im Munde von weiblichen Wesen, die als schöne Seelen dargestellt werden, ganz und gar unbegreiflich sind. Es sagt z. B. (II, 173) Grazia zu dem zwischen Protestantismus und Katholicismus hin und herschwankenden Emanuel: „Der heilige Anselmus von Canterbury hat eine Antwort für dich, Emanuel. Er spricht: Credo ut intelligam.“ Dieser Emanuel, Euphrosynens Bruder, im Protestantismus geboren, aber nachher theils in katholischer, theils in protestantischer Umgebung erzogen und aufgewachsen, findet sich vom Protestantismus nicht befriedigt, sucht sich über den Unterschied vom Katholicismus klarer zu werden und spinnt zu dem Ende Gespräche mit Euphrosyne und Grazia an, die durch ihre gar zu häufige Wiederkehr und ihre endlose Ausdehnung nachgerade ermüden. Er fragt z. B.: „Warum haben deine Träger und Vertreter der Wahrheit und Weisheit so wenig Einfluß auf das Volk in Masse? Warum bilden sie nicht ein großes tugendhaftes Geschlecht heran? Warum durchleuchten sie nicht mit dem Glanz eines unwandelbaren Lichts den verfinsterten und verblendeten Sinn der Menge? ... Sprich!“ — „Weil sich seit 300 Jahren der Geist der Staatsomnipotenz in ganz Europa befleißigt, das Volk dem Einfluß der Kirche womöglich ganz zu entziehen, mindestens zu entfremden. Die Kirche soll den Kindern den Katechismus beibringen und den Erwachsenen Sonntags eine Predigt halten über die Vorzüge der Arbeitsamkeit, der Mäßigkeit, der Sparsamkeit, des schuldigen Respects gegen die Obrigkeit; soll Taufen, Copulationen und Beerdigungen besorgen und darüber Buch führen; aber sich beileibe weiter nicht um das religiöse Leben und die geistige Bildung des Volks kümmern; das alles übernimmt der Staat! Dazu besoldet er ja seine Schullehrer, seine Professoren, die das ohne alle Kirche vortrefflich verstehen.“ — „Du vergißt nur, liebste Euphrosyne, daß dieser Staat mit seinen Fürsten, Beamten und Lehrern ebenfalls katholisch ist oder sein kann. Warum geht er nicht Hand in Hand mit deinen Trägern der Wahrheit?“ — „Weil alle Menschen ohne Ausnahme ihren freien Willen gebrauchen oder misbrauchen können, indem sie sich zur Wahrheit mit allen ihren Consequenzen, welche die Kirche lehrt, oder zur Lüge mit ihren Folgerungen, welche die Kirche nicht lehrt, halten.“

Weiter belehrt uns die Rednerin, daß in sinnlicher Lüsternheit, die nach dem Verbotenen begehrt, und im grenzenlosen geistigen Hochmuth die alte Schlange dem Menschen täglich vorspiegelt, daß es erhabener und ehrenvoller sei, wie Götter zu werden, als Kind Gottes zu sein. „Diese Lüge geht allmählich in eine allgemeine Gesinnung über, in Ansichten und Handlungen, Wort und Schrift, sodaß jeder Geist, der nicht mit übernatürlicher Kraft an den Glauben der Offenbarung und an die Lehren, die in ihm wurzeln, sich klammert, in das große Meer der Lüge stürzt und somit dessen Wellenschlag verstärkt. Daß der Einfluß der Kirche unendlich viel zu klein ist, das ist nicht ihre Schuld, sondern derer, die ihr nicht gehorchen. Uebrigens mußt du bedenken, daß er denn doch in vielen tausend Seelen verborgen ist, die im öffentlichen Leben nicht mitzählen.“ Unter der Kirche ist natürlich die katholische zu verstehen; von einer evangelischen Kirche kann selbstverständlich keine Rede sein. An dieser Stelle wird also jede Gesinnung, welche der katholischen Anschauung widerstrebt, von der Schlange im Paradiese abgeleitet; es wird der Protestantismus für eine teuflische Erscheinung erklärt. Und so etwas wird gedruckt im 19. Jahrhundert und im Jahre des Heils 1863. Eine besonders starke Stelle ist folgende (II, 243):

„Klöster“, äußert ein Herr gegen Grazia, „waren von jeher bis zu dieser Stunde wahre Brutnester von Skandalen gemeinster Art.“ Grazia antwortet: „Wenn von Skandal bei Ordensleuten die Rede sein soll, so werde ich Ihnen einen solchen mittheilen, den Sie vielleicht noch nicht hörten. Wollen Sie ihn hören?“ — „Ich bin auf alles gerüstet, gnädige Frau.“ — „Ein geistlicher Sprößling aus der großen, gottseligen, verehrungswürdigen Familie des heiligen Franz von Assisi, der dritte Ordensgeneral der Kapuziner, Bernardin Occhino, fiel ab vom heiligen Glauben und nahm die Irrlehre des 16. Jahrhunderts an.“

Ein vom Glauben abgefallener Priester, sei es, daß er Protestant wird, sei es, daß er wie so viele schlechte Priester im Königreich Italien, äußerlich in der Kirche verharrt, aber innerlich allen auflösenden Elementen in Kirche und Staat huldigt, ist nach der Lehre dieses Buchs das schrecklichste Wesen unter dem Himmel und zu allem fähig. Ein solcher abgefallener Priester, ein Kirchenräuber und Feind alles Heiligen, begegnet uns in Person des Mönchs Norbert, der seinem Gelübde zuwider sich verehelicht, als Baron Ursperg lebt und der Vater von Euphrosynens Gatten wird. Darum lastet ein Fluch auf dieser Ehe, der, nachdem sie lange glücklich gewesen war, fürchterlich über sie hereinbricht. Darum sterben drei Söhne schnell hinweg; darum wird Bernhard, Euphrosynens Gatte, von einem schweren Nervenleiden befallen, das ihn für die Gesellschaft todt macht, und ein ähnliches Leiden trifft Adrian, den Sohn von Bernhard's verstorbenem Bruder, mit dem Grazia dem letzten Willen ihres Vaters gemäß sich ehelich verbindet. Worin nun die Sühne bestand, das sagt der herrliche Gottesmann, Pater Smaragd, der Gewissensrath Euphrosynens und Grazia's (I, 367): „Grazia hat beschlossen, sich dem jungfräulichen Stande zu widmen, um dereinst frei über ihr Vermögen schalten und Kreuzbronn zu einer frommen Stiftung machen zu können. Sie will sich aber nie von ihren geliebten Aeltern und von dem hülflosen Baron Adrian trennen, vorausgesetzt, daß dieser ihr die volle Freiheit ihrer Person und ihres Vermögens zusagen werde. Dann wird sie nach der Seite der Welt hin alle Pflichten des zärtlichen Kindes und der tugendhaften Gattin erfüllen, und nach der Seite des Himmels hin wird sie sein, was sie immer war: eine Tochter Gottes und überdas eine Braut Christi.“

Diese Scheinehe ist also die Sühne für eine Schuld, die keine Schuld ist. Euphrosyne ist nämlich, ohne das Geringste über jene Vergangenheit ihres Schwiegervaters zu wissen, Bernhard's Gattin geworden und erfährt den ganzen Zusammenhang erst von ihrer Tochter Grazia, die unfreiwillig Zeugin des Gesprächs zwischen Pater Smaragd und dem sterbenden Baron Ursperg geworden war. In der That, dies klingt an die verrufenen Schicksalstragödien an und gehört in die ultramontane Aesthetik. Warum hat, muß man namentlich fragen, der fromme Pater Smaragd eine solche von Gott verfluchte Ehe zugelassen, ja eingesegnet? Zudem, welche eigenthümliche Strafe für eine Handlung, die unwissentlich begangen wurde: Blödsinn und dumpfes Dahinsiechen! „So muß es sein“, sagte Grazia; „aussterben muß das Geschlecht, ein Grab muß diese Stätte werden,

ein großes Vermögen muß die alten schweren Schulden tilgen: dann ist das Sühn- und Brandopfer dargebracht."

Noch einige Proben des Fanatismus der Verfasserin. Die Gräfin sagt (I, 173): „Seelen zu retten, wer denkt daran? Als vor einigen Jahren ein kleiner, glücklicher Judenknabe durch eine ganz unberechenbare Fügung in den Bund des Christenthums aufgenommen wurde, da erbebte die entchristlichte Welt in Zorn und Entrüstung. Warum? Weil eine Seele durch das Sakrament der Taufe für das ewige Leben gerettet worden war." Wie fanatisch und zugleich welche äußerlich-mechanische Auffassung der Taufe! Es wird I, 75 vor gemischten Ehen gewarnt: „Der Katholik hält an der Unauflöslichkeit der Ehe fürs ganze Leben fest; der Akatholik nur so lange, als Neigung und Leidenschaften sich in ihr befriedigt fühlen. Ihm ist die Scheidung und ein anderer Ehebund erlaubt. Man kennt nicht die Schwäche des menschlichen Herzens, wenn man meint, diese bequeme Erlaubniß bliebe ohne Einfluß auf dasselbe, wenn böse Leidenschaften es bestürmen. Schon dadurch allein, um von allen andern Gnaden und Gnadenmitteln zu schweigen, die der akatholischen Ehe fehlen, ist der Katholik immer im Nachtheil und ohne Garantie bei einem gemischten Ehebunde. Dann die Kindererziehung! Dann das kirchliche Leben! Dann das häusliche Leben! Dann die geistige Gemeinschaft in Einem Glauben, welche die Seele, der Anker, der Regulator der Ehe ist! Was wird daraus? Wie steht es damit? Wer ist da maßgebend?" Euphrosyne sagt II, 250: „Der Katholik sieht eine brutale Verletzung von Sitte, Anstand und Schicklichkeit darin, daß der Priester beweibt sei; der Protestant nicht." Die Schuld von Deutschlands politischer Unmacht wird natürlich auf den Protestantismus geschoben; mächtig war Deutschland nur, solange es katholisch war; den Verlust schöner Provinzen, wie des Elsaß und Lothringens, haben die Protestanten auf ihrem Gewissen; I, 44 spricht die Verfasserin von der unseligen Zeit, wo Schweden und Frankreich, durch protestantische Fürsten dazu aufgefordert, ihre mordbrennerischen Raubzüge durch Deutschland hielten. „Furchtbare Warnung für ein uneiniges Deutschland!" setzt sie hinzu. Wird aber die Einigkeit Deutschlands durch lieblose Verletzerung, durch die Begünstigung der Jesuiten, durch die Warnung vor gemischten Ehen befördert?

Genug und übergenug! Die Antwort auf manche Klagen der Verfasserin wird Nr. 3 geben. Um jedoch gerecht zu sein, muß ich bekennen, daß das große Talent der Gräfin sich auch in diesem Roman kundgibt. Wir dürfen den zweiten Theil von Lewald's Selbstkritik keck auf dies Werk anwenden. Menschenkenntniß, tiefer Einblick in moderne Verkehrtheiten, wie übertriebene Romanlektüre und Vielwisserei, psychologisch wahre Schilderung der fortschreitenden Verkehrtheit Richenza's und ihres Sohnes Tristan treten überall ansprechend hervor; aber diese wohlthuenden Eindrücke werden durch die bigoten Bemerkungen über die letzte Quelle jener Verirrungen immer wieder verwischt. Hier und da dringt ein Strahl reiner Erkenntniß in das jesuitische Dunkel, wie z. B. I, 210, wo der englische Hofmeister Emanuel's als moralisch guter und sehr unterrichteter Mann geschildert wird, oder II, 377, wo Schwester Benigna den gefangenen Tristan zur Geduld und Ergebung in den Willen Gottes ermahnt und auf dessen Antwort: „Ich bin kein Katholik; also paßt Ihre Ermahnung nicht für mich", erwidert: „Was ich gesagt habe, paßt für jeden Christen." Der Stil der Verfasserin charakterisirt sich zum Theil schon aus den oben mitgetheilten Proben. Er ist, wie in frühern Werken, mehr glänzend als wohlthuend, voll von Figuren der Wiederholung, von künstlichen Gegensätzen und rednerischen Fragen, nervös-erregt, hastig und sozusagen „fahrig". Einzelne glänzende Schilderungen aus Natur und Kunst, Leben und Geschichte können für das mislungene Ganze nicht entschädigen. Von ihrer frühern Periode hat die Verfasserin sogar die Vorliebe für gewisse, höchst unnöthige Fremdwörter beibehalten, wie affrös, enorm, stupid, immens, horrend, exquisit, formidabel, monströs, Chor u. dgl.; Fehler gegen die Rechtschreibung sind: Syhynx und Syrenen.

Gehen wir nun zu „Clarinette" von A. Lewald (Nr. 2) über. Sein Werk steht offenbar viel höher, als das der Gräfin. Die Darstellung ist ruhiger und gelassener, weniger studirt, anspruchsloser; der Gesichtskreis ist weiter, sofern auch das politische Leben der Gegenwart hereingezogen und namentlich der Adel auf das einzige Mittel seiner Verjüngung hingewiesen wird, das sich in die Goethe'schen Worte fassen läßt: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen." Ein Hauptvorzug des Romans ist namentlich, daß die Hauptheldin, Clarinette oder Clara, die Tochter des armen Musikanten Wendelin Ulrich, wirklich das ist, was Euphrosyne und Grazia nur sein wollen, nämlich eine katholische schöne Seele. Mit weisem Takt hat Lewald seine Clarinette von allem Fanatismus, allen Bekehrungsversuchen, aller Gelehrsamkeit und Beredsamkeit frei und rein gehalten. Diese Figur macht wirklich einen höchst wohlthuenden Eindruck. Ihre Vorliebe für das wunderthätige Marienbild in ihrer frühern Wohnung beleidigt uns nicht, weil sie eine so fromme, reine, unschuldige Seele ist. Ihre stille Liebe zu dem reichen Isidor Zehdenicker, ihr anspruchsloses Benehmen im Theater, wo sie ihre Schwester Agnes in allem Glanz einer gefeierten Sängerin auftreten sieht, ihre Bekanntschaft und Ehe mit dem reichen Grafen Pflug, ihre ruhige Einwirkung auf die Veränderung seines Charakters und Lebens: dies alles gehört zum Besten, was in dieser Gattung je geleistet worden ist. Andererseits ist ihre Schwester Agnes, obgleich sie in ihrem ganzen Wesen das Widerspiel Clarinettens bildet, doch nicht zum Zerrbild entstellt, wie Richenza. Gutmüthig und wohlwollend, für ihre Kunst begeistert, mit größtem Fleiß an ihrer künstlerischen Vervollkommnung arbeitend, läßt sie sich vom Flitterglanz des Bühnenlebens blenden, hascht nach Ruhm und Auszeichnung, macht die große Dame und duldet falsches Spiel in ihrem Salon, woran sich ein Duell mit einem unglücklichen Ausgang knüpft; von der Krankheit, in welche sie der Gram darüber gestürzt hatte, genesen, wird sie beim Wiedererscheinen auf den Bretern ausgepfiffen, verläßt die Hauptstadt, gibt Gastrollen und zieht am Schlusse des Romans noch unstet in der Welt herum. Ebenso trefflich sind andere Figuren gezeichnet, wie der reiche Zehdenicker mit seiner Aufklärung und seinen Börsenspeculationen, seine streng rechtgläubige Mutter, die Dienerschaft im Hause der alten Stiftsdame, Gräfin von Werthen, diese Dame selbst und noch manche andere Figuren.

Aber Simrock hat recht: „Wir sind confessionelle Thoren; an uns ist Hopf und Malz verloren!" Der Verfasser ist womöglich noch fanatischer, als die Gräfin Hahn-Hahn. Eine solche schöne Seele, wie Clarinette, ist natürlich nur in der katholischen Weltanschauung möglich; alles Böse und Verkehrte rührt von der Reformation und Revolution her; ja sogar die Buchdruckerkunst wird damit in Verbindung gebracht. Zur Ergötzlichkeit des Lesers setze ich die Stelle her (III, 160 fg.): „Es gibt kein dümmeres, aber auch zugleich treuloseres Thun, als seinem Nebenmenschen den Glauben entreißen. Es gehört eine niederträchtige Bosheit dazu, in dem Herzen einer menschlichen Creatur die Quelle des Trostes zu verstopfen, die dem Felsen des Glaubens entquillt. Das ist schlimmer, als Diebstahl; gräßlicher als Meuchelmord; ein solcher Mensch steht tiefer als jeder noch so große Verbrecher." — „Und für solche sehe ich", setzte Isidor zu der Rede des Jesuitensuperiors hinzu, „alle jene Schriftsteller und Dichter an, alle jene öffentlichen Sprecher, die auf den Beifall der Massen speculiren, und dem Unglauben, der Verachtung des Heiligen und Altehrwürdigen schmeicheln. Mögen sie doch immerhin ihren Schutzpatron feiern, dessen Erfindung ihren unseligen Einfluß anbahnte und möglich machte; mögen sie Gutenberg als den Vater der heutigen Aufklärung preisen und ihm Standsäulen errichten. Das Große und Gute, das in vielen Erfindungen liegt, wird nur zu oft

durch den Misbrauch entweiht Und so auch hier. Gutenberg's wie Aehnlicher Verehrung ist schon ein Misbrauch an und für sich. Die Erfinder denken immer erst an sich, an ihren Ruhm und an ihren Vortheil. Die in frühern Zeiten stehen mit unsern modernen Industriellen, die «einem dringend fühlbaren Bedürfniß» abhelfen wollen, auf gleicher Linie Ich denke mir auch Gutenberg so Er sah, daß die Abschreiber bei unsaglicher, langweiliger Arbeit nicht viel vor sich brachten, und da sann er Tag und Nacht darüber, ihnen Concurrenz zu machen und damit Geld zu verdienen. Er theilte übrigens auch das Schicksal so vieler unserer heutigen Industriellen. Er verlor alles, was er gewonnen hatte; gerieth mit denen, die sich ihm angeschlossen hatten, in Processe, und wurde auf solche Weise ein Märtyrer seiner Erfindung, die erst seinen viel spätern Nachfolgern zu Ruhm, Einfluß und Reichthum verhalf."

Die zuerst angeführten Worte des Superiors zu dem bekehrten Juden Isidor gehen dem ganzen Zusammenhange nach zugleich auf die Reformatoren. Nach S 158 fiel der Abfall vom Glauben (d. h. die Reformation) mit der Erfindung Gutenberg's zusammen, die etwa um ein halbes Jahrhundert nur älter war. Gutenberg's Erfindung diente den Missionaren der Lüge von Ulrich von Hutten an bis zur Französischen Revolution und bis zu unsern heutigen Journalisten und Pamphletisten, die gegen Gott, den Glauben, die Kirche ihre Angriffe schleudern und die Massen in ihrer Weise bekehren. Von einem Jesuiten wird Isidor in Californien bekehrt und ein wahres Loblied auf die Charakterfestigkeit, Weltklugheit und Opferwilligkeit der Jesuiten wird angestimmt. Nach dieser Schilderung und nach der gegebenen Charakteristik der ersten Jesuitengenerale sollte man glauben, alles, was man bisjetzt Ungünstiges über die Gesellschaft Jesu gesagt hat, sei blos Lüge und Verleumdung. Daß die Marienverehrung eine große Rolle spielt, versteht sich von selbst. Wir lesen II, 274: „Die Glocken der fernen und nahen Kirchen fielen harmonisch ein, um das Lob des Vaters und des Sohnes vollständig zu preisen. Aber die Stimmen der Gläubigen fügten hinzu, was noch in dem heiligen Dreiklang fehlte; sie erhoben sich nun auch und grüßten die Mutter, die Gott ihnen allen gegeben. Zwischen der Sünde und Strafe waltet stets deine ewige Güte und Milde. Wer dich anruft, dem bist du nahe; wer die Hände flehend zu dir erhebt, den errettest du!" Aber, frage ich, wo bleibt denn hier die dritte Person der Dreieinigkeit, der Heilige Geist? Oder ist an seine Stelle Maria getreten? Hat am Ende Feuerbach recht, wenn er behauptet, im Sinne des kirchlichen Katholicismus müsse man statt von einer Dreieinigkeit vielmehr von einer Viereinigkeit reden? Welche Verwirrung herrscht nicht auf diesem Gebiet, selbst auf dem Boden des kirchlichen Protestantismus, wo zwar Maria keine Anbetung genießt, aber von denen, die sich besonderer Frömmigkeit rühmen, der Sohn dem Vater als gleichberechtigt an die Seite oder gar über ihn gesetzt wird! Wo bleibt denn hier, ich sage nicht in der Theorie, sondern — und dies ist doch die Hauptsache — in der Praxis, namentlich im Gebet und im populären Bewußtsein der angebliche Monotheismus?

Der Verfasser sagt in dem Vorwort, nur die auf göttliche Autorität gegründete Religion sei im Stande, der einreißenden Sittenverderbniß zu steuern; er wolle zeigen, daß Gesammtheiten und einzelne zu Sklaven werden müßten, wenn man ihnen Gott rauben wollte. Aber ist denn Religion und Gottvertrauen undenkbar ohne den Glauben an die Gnadenbilder der Jungfrau Maria? „Würde es jemals dahin kommen", sagt der Bischof (I, 229), daß die mit dem Dogma unserer Kirche so innig verknüpften Gnadenbilder unserer Heiligen Jungfrau von frevelnder Hand vernichtet würden, so bräche der Schrecken herein, Atheismus, Verderben und Untergang." Allein bange machen gilt nicht. In vielen Ländern sind seit 300 Jahren diese Bilder verschwunden, und sie sind nicht untergegangen, sondern können sich kecklich mit denjenigen messen, in welchen wunderthätige Marienbilder mit dem Haupte nicken oder Thränen vergießen. Der Glaube an ein Gnadenbild der Maria hat für jeden denkenden Menschen etwas Zurückstoßendes. Ich finde es begreiflich, wenn auch nicht vernünftig, daß Gläubige eine überirdische, in Himmelshöhen thronende Jungfrau verehren. Etwas ganz anderes aber ist es, diese ideale Gestalt mit einem steinernen oder hölzernen Bilde in dem Maße zu vereinerleien, daß letzterm Bewußtsein, Freude, Trauer, Gebetserhörung, ja körperliche Bewegung zugeschrieben wird. Hart an diese Vorstellung streift das, was der Verfasser von dem Gnadenbild erzählt, das in unserm Roman eine so große Rolle spielt, von frevelnder Hand weggeschafft und in einen Abgrund versenkt, und zum Schluß wiedergefunden und in seine frühern Ehren unter unendlichem Volksjubel eingesetzt wird. Offenbar muß jeder, der diesen Glauben nicht theilt, von solchen Partien in der Erzählung unangenehm berührt werden; ein harmonischer Gesammteindruck ist hier nicht möglich und der Charakter des Buchs als eines Kunstwerks vernichtet. Isidor ferner, der vom Judenthum, über dessen Glauben und Gottesverehrung Lewald nicht selten sehr harte Urtheile fällt, zur katholischen Kirche übergetreten, ist ein so schwacher und schwankender Charakter, daß auf den Fang dieser Seele der Pater Jeremie sich nicht viel zugute thun darf. Was hingegen den Adel und seine sittliche Verjüngung durch Arbeit und Betreibung und Leitung des Ackerbaues und Haushalts betrifft, hat unsere volle Billigung.

Hiermit scheiden wir von diesen jesuitischen Romanen, und bemerken nur noch, daß alle ihre Herzenserleichterungen in Novalis' Aufsatz: „Europa", schon dagewesen sind, und zwar mit einem Aufwand von Geist und Scharfsinn und im Zauber einer Sprache, wogegen unsere neupoetischen Katholiken Stümper sind. Außerdem übertrifft sie Novalis an Gerechtigkeitssinn; denn er gibt eine relative Berechtigung der Reformation zu. Auch die Verherrlichung der Maria bei Lewald und der Gräfin Hahn-Hahn leidet mit Novalis' Marienliedern keinen Vergleich. In diesem Zusammenhang bemerke ich noch, daß Novalis auch den Culturhaß Lewald's theilt. Hierher gehört namentlich seine Bemerkung über Goethe's „Wilhelm Meister": künstlerischer Atheismus sei der Geist dies Buchs. Ich hingegen ziehe die von allem Fanatismus ferngehaltene „schöne Seele" in diesem Roman allen Grazien und Euphrosynen, ja sogar allen Clarinetten vor, denn hier finden wir wirklich die Kämpfe und schmerzhaften Entwickelungen einer Seele, die nach und nach zur Schönheit, d. h. zur Ruhe und Harmonie mit sich und der Welt gelangt. Würde es uns der Raum gestatten, so könnten wir noch nachweisen, daß der ganze Roman religiös angehaucht, von der Ahnung des Unendlichen und Ueberirdischen umflossen ist.

Wir kommen zu Gihr's Roman: „Zwischen braunen und schwarzen Kutten" (Nr. 3), d. h. zwischen Kapuzinern und Benedictinern wächst der Held des Romans, Otto Pfluger, auf, wird aber durch die sorgsame Ueberwachung des aufgeklärten katholischen Pfarrers Faber für den kirchlich-politischen Fortschritt erzogen und gewonnen. Der Verfasser zeigt eine bedeutende Kraft der Schilderung und fesselnden Erzählung, so gleich im Anfang, wo das Portiunculafest in Bondorf in der Schweiz geschildert wird. Ein Hauptmittel zur sittlichen Bewährung und geistigen Läuterung des Helden ist der Sonderbundskrieg, der in seinen Vorbereitungen und in seinem Verlauf in zwei Kapiteln geschildert wird. Der Verfasser ist, wie schon bemerkt, ein Anhänger der Humanitätsreligion, doch erklärt er sich gegen den Philosophen Ludwig F. (Feuerbach), der Gott im Menschengeist aufgehen läßt. Aber auch bei Gihr hat die Tendenz der künstlerischen, einheitlichen Anlage und Ausführung geschadet. Mehrere Personen treten auf, deren Rolle nicht mit innerer Nothwendigkeit ins Ganze eingreift. Flüchtigkeit und Vergeßlichkeit ist dem Verfasser hier und da vorzuwerfen. Es tritt z. B. ein Balthasar Häner auf, der auch Benedictinermönch werden soll, aber durch eine Aeußerung des Pater Anizet in seiner andachtsvollen Seelenstimmung schmerzlich gestört und mit Zweifeln erfüllt wird. Offenbar hofft man nun, diesem Jüng-

ling später wieder zu begegnen und von seiner weitern Entwickelung zu vernehmen; er wird aber im ganzen Roman mit keiner Silbe mehr erwähnt. Vom Helden des Romans lesen wir S. 12: „In Deutschland war Otto Pfluger zu Füßen berühmter Lehrer gesessen und hatte sich mit jenen zukunftsvollen Ideen vertraut gemacht, welche der Mittelpunkt waren der geistesfreischen philosophischen Bewegung der vierziger Jahre.“ Im weitern Verlauf des Romans aber — denn der Verfasser läßt, natürlich des Effects wegen, seinen Helden schon im Anfang als Mann auftreten und erzählt erst nachher die Geschichte seiner Kindheit und Jugend — ist wol von Otto's Aufenthalt auf einem Gymnasium die Rede, aber das nach dem Anfang des Romans für ihn so wichtige Universitätsleben wird ganz übergangen, und Otto tritt, wie es scheint, bald nach dem Gymnasium im Sonderbundskrieg auf, knüpft hierauf ein Verhältniß mit Helene Schmid an und wird Journalist. In sein Liebesverhältniß zu Helene Schmid fällt ferner eine Liebschaft mit einer reizenden Nichte des Pfarrers Faber. Diese Liebschaft paßt schlecht zu Otto's übrigem Charakter und wird auf einmal abgebrochen, sodaß von dieser Nichte nicht mehr die Rede ist. Wieder eine Planlosigkeit, eine Lücke! So entbehrt denn auch dieses Buch des künstlerischen Gesammtcharakters. Indessen ist es reich an Einzelschönheiten und lohnt die Mühe des Lesens. Es ist ein treffliches Gegengift gegen die Tiraden einer Hahn-Hahn und eines August Lewald. Ein Meisterstück ist gleich die Schilderung des Portiunculafestes im ersten Kapitel:

„Eine Messe löste die andere ab, ein Beichtender den andern, unter denen besonders die elsässer Bauern sich bemerklich machten. Es ist bekannt, daß die Kapuziner in Betreff des Sündenbekenntnisses weniger scrupulös sind, und wenn nun gar der Beichtende — natürlich aus purer Reue über seine Sünden zu irgendeinem frommen Zwecke — ein oder mehrere Fränklein sorgfältig in Papier gewickelt dem Beichtvater in die Kapuze gleiten läßt, so darf er versichert sein, daß auch seine gröbsten Sünden durch das Sieb der heiligen Absolution hindurchgehen. Und gut katholisch-fromm sind auch die größten Sünder unter den elsässischen Bauern; gebeichtet muß von Zeit zu Zeit werden, und hat man dann die Absolution in der Tasche, nun, dann kann man in Gottes Namen wieder mit neuem Muth zu leben und zu sündigen anfangen. Die Absolution aber wird solchen Leuten bei den Vätern Kapuzinern in Bondorf stets nachsichtsvoll zutheil. Von dem Communiontisch der Kapuziner sind schon Hunderte an die Wirthstische geeilt, um auf die nüchterne Andacht des Frühmorgens süßen Kaffee mit sättigendem Rahm zu gießen oder dem sündenbefreiten Gewissen mit etwelchen Flaschen Wein eine bene zu thun. Während in den Verkaufsbuden auf dem Platz vor der Kirche die Waaren ausgelegt werden, glitzernde Quincailleriewaaren, Bilder, Paternoster, Gebetbücher, farbige Kleiderstoffe, Halstücher, Messer, Tabackspfeifen, Cigarrenspitzen, Hosenträger u. s. w., ein Dutzend in verwegenes Bunt gekleidete Schuhmärchen dem prüfenden Weibervolk ihre Hausschuhe mit geberdenreicher Loberde anempfehlen und man dazwischen die Töne einer Handharmonica vernimmt, womit ein Instrumentenhändler die Jugend zu seiner Bude lockt, macht sich in den Wirthshäusern da und dort die Freude über die entledigte Sündenlast in den eigenthümlichsten Gesprächen Luft.“

„«Sapperdie, jetzt hätten wir's wieder einmal überstanden; 's ist doch etwas werth, wenn man die priesterliche Absolution empfangen hat», frohlockte ein älterer elsasser Bauer. «Es ist zum Aus-der-Haut-fahren, wie ewig lange Mädchen und jungen Frauen im Beichtstuhl das Gewissen erforscht wird!» — «Wahrscheinlich von wegen dem Fleischessen an Festtagen», ließ sich eine Stimme vernehmen. Ein lautes Lachen tönte über die Tische.“

Um neun Uhr begann die Festpredigt. Alles drängte sich der Kirche zu. Einen Kapuziner in braunem härenen Gewand, spitzer Kapuze und langem Bart, die Lenden mit dem dreifach geknoteten weißen Geiselstrick umgürtet, auf der Kanzel stehen, ihn gewaltig gesticuliren sehen, seine markdurchschütternde Stimme hören, ist immer ein hoher Genuß für das Volk, das heute bei weitem nicht alles Platz in der überfüllten Kirche fand, der größte Theil stand dichtgeschart hinter derselben, wie eine große dunkle Masse vor einem Bienenstock, der schwärmen will.

Pater Anizet Wirth hatte die Kanzel betreten. Er schilderte die Entstehung des Festes, das seinen Namen herschreibe von jenem Franciscanerkloster in Assisi, welches der heilige Franciscus seinen Kindern als kleines Erbe hinterlassen habe. Sodann ging er auf den Lebenslauf des Heiligen näher ein und zeichnete in hell und grell leuchtenden Farben namentlich die Versuchungen, gegen die er zu kämpfen hatte. Hierbei erhob sich die Stimme des Predigers zu ihrer mächtigsten Kraft und Höhe, sodaß, da die Flügel der Kirchthüre geöffnet waren, auch dem entferntest stehenden Zuhörer keine Silbe der Predigt entging. „Seht“, in diese Worte hüllte Pater Anizet die Moral der Lebensbeschreibung des heiligen Franciscus, „seht, unter dem härenen Gewand, wie unter dem seidenen Kleid treibt Satan sein arges Spiel!“ Nun folgte eine plastische Schilderung der Gebrechen und Sünden der Gegenwart; eine Schilderung, die manchem Mädchen das helle Blut in die Wangen trieb, und die von Zeit zu Zeit begleitet war von donnernden Faustschlägen auf das Kanzelbret. Endlich, etwa nach einer Stunde, hatte das Kunstwerk der Kapuzinerpredigt die höchste Höhe brausender, tobender, die Gemüther fast beängstigender Beredsamkeit erreicht: dann glitt sie im ruhigen Strom der Ermahnung an die Zuhörer zur Buße und zur Abtödtung der Sinne ihrem Ende entgegen. „Vielleicht“, sagte der Prediger zum Schluß, „hat der eine oder andere meiner Zuhörer sich schon der Buße ergeben, aber er steht noch nicht fest darin. Mit einer Hand bist du ans Kreuz genagelt und begehrst schon sie abzulösen? O reiche auch die andere hin und lasse sie annageln und hänge nackt und bloß und schmerzzerrissen an drei Nägeln, damit du mit dem Apostel anrufen kannst: Mortuus sum, ut Deo vivam! Ich bin der Welt abgestorben, damit ich Gott lebe, im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen!“ Es ist derselbe Anizet, der nachher beim Kegelspiel im Kapuzinergarten auf das Wohl der Pfarrköchinnen ein Hoch ausbringt und am Ende seiner Laufbahn wegen eines widernatürlichen Lasters abgesetzt, verhaftet und verurtheilt wird. Was vom Cölibat zu halten ist, sehen wir an Otto Pfluger's Abstammung. Er ist nämlich die Frucht eines unerlaubten Verhältnisses zwischen dem als Pfarrverweser in ein elsassisches Dorf geschickten Benedictinermönch Franz Sales und dessen Haushälterin, die bald nach des Paters Rückkehr in sein Kloster sich in Lohnstetten mit einem Bürger verehelichte, sodaß ein Skandal noch verhütet wurde. Weiter lesen wir (S. 141): „Es ist ein eigen Ding mit der Unfehlbarkeit der Kirche. Von Papst Gregor VII. wurde 1074 das Priestercölibat eingeführt; jahrhundertelang vorher durften hohe und niedere kirchliche Würdenträger heirathen. War das Urchristenthum etwa deshalb, weil die Priester heirathen durften, weniger christlich, als das mittelalterliche, wo ihnen das Heirathen verboten war? Ueberhaupt ist die unfehlbare Kirche nicht immer glücklich gewesen in Aufstellung ihrer Doctrinen und Dogmen. Sie hatte es z. B. ganz ausdrücklich für ketzerisch erklärt, daß es Antipoden gebe, für ketzerisch, daß die menschlichen Gedanken zollfrei sind, denn Papst Alexander IV. hatte die Censur erfunden und eingeführt (sollte heißen: Alexander VI.). Was ist nun in der That wahr und der göttlichen Ordnung gemäß, und was ist ketzerisch und dieser Ordnung zuwider?“

Indessen ist der Verfasser nicht ungerecht gegen den Katholicismus, sondern unterscheidet sehr scharf zwischen Ultramontanismus und wahrem Katholicismus, der sich mit der geschichtlichen Entwickelung und den Bildungsforderungen der Zeit in Einheit erhält. Hier läuft freilich manches Unklare und Halbwahre mit unter. Katholicismus mag das Ideal, das dem Verfasser vorschwebt, wol heißen, aber katholische Kirchenlehre und Kirchenpraxis? Dies ist eine andere Frage. Besondere

gehört hierher das ganze zweite Kapitel, wo der als Kutscher verkleidete Pfluger den geistlichen Herren, die im Wagen sitzen, eine Vorlesung hält über Papstthum, Christenthum und Verwandtes, und mit den Worten schließt: „Sei man doch in Gottes Namen aufrichtig: wer sich zum Ultramontanismus und Jesuitismus bekennt, ist entweder ein Esel oder ein Heuchler."

Sprache und Darstellung sind durchweg frisch und lebendig, anschaulich und drastisch. In grammatischer Hinsicht ist uns nur aufgefallen, daß der Verfasser die Verhältnißwörter: ungeachtet, statt, wegen, während, beharrlich mit dem Dativ anstatt mit dem Genitiv verbindet.

„Ernst Bleibtreu" von F. Bodenstedt (Nr. 4) kann ich aus voller Ueberzeugung empfehlen. Zwar ist dieses Werk, das den zweiten Band von des Verfassers „Erzählungen" bildet, nicht gerade so pikant und gewürzt, aber um so klarer, ruhiger und überzeugender geschrieben. Hier finden wir, was wir bei den drei ersten Werken mehr oder weniger vermißten: epische Ruhe, ideale Auffassung, psychologisch-wahre Entwickelung, einheitliche Anlage und Ausführung. Dazu ist die Erzählung, wie wenige ähnlichen Inhalts, ein getreuer Spiegel der Zeitbestrebungen, namentlich in religiöser und politischer Hinsicht. Der Held ist das, was sein Name besagt, von einer ernsten Auffassung des Lebens durchdrungen, und er bleibt seinem Charakter getreu, wenn er auch darüber zu Grunde geht. (Auch sonst sind die meisten Namen symbolisch, was manchem etwas altfränkisch scheinen dürfte, so der Hofmeister Dämlich, der Minister Scheinmann, der Offizier Sporenfuß, der Baron Meersan.) Der an und für sich herbe Schluß seines Lebens in einem Duell wird durch die plötzlich hervorbrechende Liebe der Schwester seines Mörders gemildert, ja verklärt.

„Statt der Vorrede" gibt der Verfasser Bericht über eine Reise in Hannover, auf der er verschiedene alte Universitätsfreunde wiederfand, aber in einem geistigen Zustand, der ein trauriges Licht auf das bekannte Wort wirft: „Wilde Studenten, zahme Philister"; eine traurige Erfahrung im deutschen Leben, über die schon Hölderlin in seinem Romane „Hyperion" geklagt hat. Diese Reisebilder sind köstlich, besonders der Student als Postknecht. Eine ehrenvolle Ausnahme von jenen verkommenen Figuren macht der Held dieses Buchs. „Es gibt Menschen", sagt der Verfasser, „die vom Zufall gehoben, viel Geräusch in der Welt machen, ein glänzendes Leben führen und doch denen, die sie näher kennen lernen, erschreckend nichtig und klein vorkommen; es gibt andere, die ganz unbemerkt über die Bühne der großen Welt gehen, während sie allen Näherstehenden durch Wissen und Können zum Höchsten berufen scheinen. Zu dieser letztern Gattung gehörte mein Freund Ernst, dessen wenig glänzenden Lebensgang ich hier, soviel davon zu meiner Kunde gekommen, im Zusammenhange erzählen will." Der Verfasser zeigt uns seinen Freund in den verschiedensten Verhältnissen, als Zögling des Herrn Hofmeisters Dämlich in einem gräflichen Schlosse, in das Ernst als Gesellschafter und Mitschüler des jungen Arthur, seines spätern Mörders, aufgenommen war, später als Handelslehrling, als Studenten, als Soldaten in Schleswig-Holstein, am Hofe eines deutschen Fürsten, zuletzt als „Attaché" bei der Gesandtschaft in der Hauptstadt eines deutschen Mittelstaates, bis jenes unglückliche Duell seinem Leben ein frühes Ende bereitet. Weise Mäßigung, ruhige Erwägung, besonnenes Einhalten der richtigen Mitte, ernster Kampf gegen Vilmarischen Ueberglauben und philosophastrischen Unglauben, gegen brutale Massenherrschaft und beschränkte Adelsvorurtheile, durchzogen von feinen Schilderungen aus Natur und Leben, Welt und Gemüth, machen diesen Roman zu einer ebenso unterhaltenden als belehrenden Lektüre. Gern würden wir Auszüge geben, wenn es der Raum gestattete; darum sagen wir zum Schluß nur: „Komm und lies!"

Gustav Hauff.

Arthur Schopenhauer nach seinem Hinscheiden.

Fast schien es, als gehörte Schopenhauer bereits zu den Dagewesenen. Allerwärts erhoben und täglich mehrten sich Stimmen, die uns glauben machen wollten, daß auch über ihn, der 30 Jahre zu Tode geschwiegen und erst am Spätabende seines Lebens der Vergessenheit entrissen worden, der in unsern Tagen rascher als je dahinrauschende Strom der Zeit hinweggegangen und er nun abgethan sei. Und nicht blos die Gegner waren es, die seit seinem Hinscheiden das Grabeslied über ihn ertönen ließen und das „sic transit" anstimmten. Auch frühere Anhänger schlossen sich dem Chore an und überschrien wol noch die andern. So ergoß Noack, der wie wenige „geschopenhauert" hat und in Schopenhauer den Philosophen der Zukunft hatte erkennen wollen, die ganze Fülle seines Witzes (?) über den in seinen Augen gefallenen Helden und versuchte es, ihm mit allen Waffen der Satire, die ihm zu Gebote stehen und die er so geschickt auch gegen einen andern todten Löwen — Fichte, den Vater — geführt, den Garaus zu machen. Trotzdem auch auf mein geringes Haupt ein Tropfen von der Lauge seines Spottes gefallen, der indessen den Glanz der bewußten goldenen Brille keineswegs getrübt hat, so will ich dem Verfasser beiläufig doch gern eingestehen, daß seine drei Artikel: „Aus der Sansara zum Nirvana" in den „Deutschen Jahrbüchern" (October bis December 1862) sehr unterhaltend waren und von genauer Kenntniß des Gegenstandes zeugen. Schon früher jedoch hatte Freundeshand dem Verstorbenen einen weit empfindlichern Schlag — wenn die Todten noch der Empfindung fähig wären — beigebracht. Die von Gwinner verfaßte Lebensbeschreibung Schopenhauer's war zweifelsohne in der besten Absicht geschrieben und veröffentlicht; auch musterhaft ist sie in ihrer Art, und treu mögen die Züge sein, in denen der Freund den Freund geschildert; jedenfalls aber war sie dem in einem Briefe an mich deutlich und bestimmt ausgesprochenen Wunsche des Verstorbenen stracks zuwider, und gewiß, könnte er vom Grabe herauf zu ihm sprechen, er würde in Antonius' Worten dem Freunde zurufen: „This was the most unkindest cut of all." Auch verstanden es die Gegner nur zu gut, das Buch auszubeuten und der vom Verfasser ihnen gelieferten Waffen sich zu bedienen. Selbst Gutzkow's freilich etwas hastiger Ausfall unmittelbar nach dem Ableben Schopenhauer's war durch dieses Buch, wenn auch nicht gerade gerechtfertigt, doch wenigstens begründet, und wieder einmal erwies sich die Wahrheit des alten Spruchs: „Gott beschütze mich vor meinen Freunden" u. s. w. Hatte sich nun die Laune des wankelmüthigen Witzlings seiner bemächtigt und der Freund ihm einen schlechtberathenen Liebesdienst erwiesen, so konnte man sich immer noch damit trösten, daß die bei seinen Lebzeiten ihm feindlich gesinnte „Hallesche Zeitschrift für Philosophie" u. s. w. (XXXVIII, erstes Heft), nach seinem Tode, eine im ganzen anerkennende Beurtheilung aus der Feder Wirth's brachte; daß Kuno Fischer, in seiner „Entwickelungsgeschichte der kritischen Philosophie" (I, 529) ihm seine richtige Stellung in der Geschichte der Philosophie anwies; daß Berthold Sühle („Arthur Schopenhauer und die Philosophie der Gegenwart", erster Theil, Berlin 1862), auf Schopenhauer fußend, scharfsinnige „antimetaphysische Untersuchungen" zunächst über den Begriff der Causalität anstellte; daß endlich A. Foucher de Careil in seinem „Hegel et Schopenhauer" (Paris 1862), wenn auch schließlich abfällig urtheilend, doch eine wahre Apotheose Schopenhauer's, gegenüber dem vom Piedestal herabgestürzten Hegel, schrieb. Unter solchen Umständen, sage ich, konnte man sich trösten und eine Genugthuung darin finden, daß Schopenhauer's Lehre endlich Wurzel gefaßt, nicht blos auf deutschem, sondern auf europäischem Boden, und sich eines gedeihlichen, eine reiche spätere Aussaat verheißenden Anbaues erfreue. Da konnte man wol auch über die in Humor getränkten harmlosen Pfeile des Witzes, die ein katholischer (?) Eiferer gegen das System geschleudert („Walhalla deutscher Materialisten", Münster 1861), beifällig lächeln und ihn unangefochten singen lassen:

Synkretistisch verschmelzt er Kant mit Buddha und ist Pessimist.

Oder ferner:

Preußen mit Hindostan und Buddha mit Kant zu vereinen,
Sieht er im sinnenden Geist fassend die Enden in eins.
Und hört, unsere Welt, er hielt für die schlechteste sie
Und doch hielt sein System er für das beste System.

Bei solchen Angriffen wurde man höchstens an die bekannten Wespen erinnert, die sich gerade nicht die schlechtesten Früchte wählen, um daran zu nagen.

Da kam aber vor kurzem eine so geachtete Autorität, wie Professor Rosenkranz, ein Mann, der, wenn auch schon seit längerer Zeit Gegner Schopenhauer's, doch einer der ersten war, der seine Leistungen zu würdigen verstanden und den der Neid nicht verhinderte, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; auch dieser, nach seinem eigenen Geständniß zum Pessimismus sich neigende Mann, dessen Weltansicht, ebenfalls nach seinem eigenen Geständniß, jedoch „noch viel Halbes und Irriges enthält", weil er im Grunde des Herzens Optimist ist (vgl. dessen Werk „Aus meinem Tagebuche", Leipzig, 1854, S. 128), fand es für gut, in seiner neuesten Schrift: „Epilegomena zu meiner Wissenschaft der logischen Idee" (Königsberg 1862), den Stab über das System sowol, wie über dessen Anhänger zu brechen. Indem er nämlich in flüchtigen Umrissen die philosophischen Systeme der jüngsten Vergangenheit schildert, hält er ein ägyptisches Todtengericht über den, der den Weg alles Fleisches gewandert ist; statt des balsamischen Dufts aber weht uns aus dem Grabe, in das er ihn bettet, vielmehr schon ein Geruch der Fäulniß entgegen. Ichabod! Dahin ist die einst gepriesene Herrlichkeit, nur noch ein caput mortuum ist davon zurückgeblieben! „Schopenhauer", heißt es, „wurde zum Brevier für die Aristokratie geistreicher Genießlinge" (hat sich der Richter vielleicht selbst damit bezeichnen wollen?); jetzt ist auch seine Stunde gekommen, und vor dem hohen Richterstuhl der „Geschichte" steht er verurtheilt da!

Um den Urtheilsspruch zu bekräftigen und ihm gleichsam das Siegel aufzudrücken, ertönte bald darauf eine Stimme, die Paul Janet's, auch aus Frankreich herüber („Revue des deux Mondes", 15. August 1863) und verkündete den beiden Welten den Untergang der Schopenhauer'schen Philosophie. Die Anerkennung, die sie gefunden, heißt es, war nur „eine vorübergehende Krise", und man sei bereits über sie hinweggekommen und huldige andern Göttern. Die Moleschott-Vogt-Büchner-Schule herrsche jetzt in dem auch auf dem Gebiete der Philosophie nach Einheit strebenden Vaterlande und habe den Idealismus verdrängt. So ungefähr lautete das Urtheil des allerneuesten „Rundschauers" über den heutigen Zustand der Philosophie in Deutschland. Sprechen nun nicht alle Anzeichen dafür, daß es mit dem System Schopenhauer's, gerade drei Jahre nach seinem Hinscheiden, zu Ende sei; daß es nur ein ephemeres Gehirnerzeugniß gewesen, das schon bei seiner Geburt den Keim der Vergänglichkeit in sich trug und jetzt eine Beute der Zeit und des unerbittlichen Schicksals geworden?

Ein uns vorliegendes Schriftchen:

L'Esprit de la philosophie de Schopenhauer par *G. de Spiegel*. Darmstadt, Zernin. 1863. Gr. 8. 9 Ngr.

beweist das Gegentheil, und vielleicht hatte der Verfasser keinen passendern Titel dazu wählen können; denn dem „Geiste" der Philosophie des Verstorbenen wird man, wie man auch über sie selbst denken mag, die Unsterblichkeit nicht absprechen wollen. Der Geist der Philosophie Schopenhauer's gehört, wie der jedes bedeutendern Philosophen, der im Laufe der Zeit aufgetreten ist, der Geschichte der Philosophie an und lebt so lange fort, als es überhaupt eine solche gibt. So meint es unser Verfasser jedoch nicht. Der Geschichte will er Schopenhauer mit seiner Darstellung nicht überweisen. Der „Geist", der die Schrift durchweht — und die Darstellung ist so objectiv gehalten, daß es wirklich der Geist der Schopenhauer'schen Philosophie ist, der uns hier entgegentritt —, hat nichts Gespensterhaftes an sich, sondern ist der einer lebenskräftigen und lebensfähigen Erscheinung, die leibhaftig unter uns sich bewegt und ein unvergängliches Dasein hat. Es soll hiermit keine Lobrede auf den Verfasser ausgesprochen sein, obschon die Anspruchslosigkeit, mit der er auftritt, ihm ein Anrecht auf Lob geben könnte; wer aber auch nur durch diese Schrift zur Bekanntschaft mit Schopenhauer's System geführt wird, der wird gewiß zur Einsicht gelangen, daß es ein lebensvolles ist und Keime der Wahrheit enthält, die noch eine reiche Ernte verheißen. Jedenfalls, wie gesagt, beweist das Schriftchen, daß man sich noch immer mit Schopenhauer beschäftigt, daß sich ihm — irren wir nicht — junge, vorurtheilsfreie Geister zuwenden und seiner Philosophie allerdings eine Zukunft noch bevorsteht, wenn sie auch nicht gerade Aussicht darauf hat, die Philosophie der Zukunft zu werden. Nur auf zwei Punkte möchte ich den Verfasser aufmerksam machen. Wenn er z. B. sagt: „Le monde n'exclue pas du reste la possibilité de l'existence d'un tout autre être et on peut même supposer que le monde est le produit de la volonté la plus parfaite", so hat er offenbar diese Vermuthung in Schopenhauer hineingelesen. Bei diesem selbst findet sich eine solche nicht. Ferner lautet die Ueberschrift S. 19: „De l'idee de Platon", während es allerdings im Texte richtig heißt: „Les idees de Platon." Ich würde diese Kleinigkeit nicht berührt haben, hätte nicht Schopenhauer selbst den nämlichen von mir begangenen Irrthum gerügt.

In einem Briefe an mich (vom 20. Juli 1856) schrieb er nämlich mit Bezugnahme auf meinen Aufsatz über seine Ansicht über Musik in Brendel's „Anregungen": „Besonders hätte ich gewünscht, daß Sie deutlich angegeben hätten, was ich unter Ideen verstehe, nämlich blos die Platonischen, die beharrenden Formen der vergänglichen Naturwesen, und daß Sie nicht (S. 191) von der Idee im Singular geredet hätten, als welches die Leute irre macht, indem sie gleich auf ihre alten nebelhaften Flausen gerathen."

Erst seitdem ich Obiges geschrieben, ist es mir endlich gelungen, mir das von den Herren Frauenstädt und Lindner herausgegebene und in Nr. 44 d. Bl. f. 1863 besprochene Buch über und von Schopenhauer zu verschaffen. Hätte ich es vorher gelesen, so würde ich vielleicht manches anders gefaßt haben und anderes nicht nöthig gehabt haben zu sagen. Professor Rosenkranz anlangend, den ich, was sein Verhalten zu Schopenhauer betrifft, vielleicht zu günstig erwähnt habe, muß ich hier nochmals wiederholen, was ich bereits vor Jahren in d. Bl. ausgesprochen, daß er es war, dem ich meine erste Bekanntschaft mit den Werken Schopenhauer's verdanke, da eine rühmende Hervorhebung eines Kapitels derselben in seiner „Aesthetik des Häßlichen" mich bestimmte, diesen Philosophen zu studiren. Was nun das ebengenannte Buch von Frauenstädt betrifft, so unterschreibe ich nicht blos jedes Wort, welches der Herausgeber d. Bl. darüber gesagt, sondern halte dafür, daß er sich noch viel zu glimpflich darüber geäußert. Wol hat der leipziger Professor recht, der seinen Zuhörern unlängst gesagt haben soll, dieses Buch hätte Schopenhauer vollends den Garaus gemacht. Es ist unstreitig ganz danach angethan, alle, welche seiner Lehre, sei es aus welchen Gründen es wolle, abhold sind, gänzlich von ihm abwendig zu machen. Ich selbst habe gleich nach dem Erscheinen des Gwinner'schen Buchs Frauenstädt meine Meinung über Schopenhauer als Menschen mitgetheilt. Er hat sie (S. 210) als die von einem Verehrer ihm geschriebene angeführt. Mein „apostolischer Eifer" für Schopenhauer's Lehre konnte mich gegen das, gerade herausgesagt, Verabscheuungswürdige in seinem, wenn auch in vielen Stücken hochzuachtenden Charakter, gegen seine maßlose, an Paracelsus erinnernde Eitelkeit und beklagenswerthe Lieblosigkeit nicht blind machen; und wenn Frauenstädt etwa glaubt, er habe mich mit seiner Polemik gegen Kant's kategorischen Imperativ und der langen darauffolgenden Sophisterei eines Bessern belehrt, so ist er sehr im Irrthum. Ich werde trotz der gelehrten und mit Citaten gespickten

Auseinandersetzung fortfahren, das Schöne schön und das Häßliche häßlich zu nennen, und mag er immerhin diese Art Sittlichkeit als „Prediger- und Schullehrermoral" brandmarken, so meine ich doch, er sei in seinem Eifer für den Meister zu weit gegangen, und kann es fast nicht für möglich halten, daß das, was er vorgebracht, in Wahrheit seine innerste Ueberzeugung sei. Wäre dem so, wie er uns überreden möchte, dann wäre es wol besser, man hörte auf, Philosophie zu studiren, und würde ich dafür stimmen, daß man alle Bücher über Ethik, von Aristoteles bis auf die von Frauenstädt citirte Ree'sche herab, den Flammen übergebe und sich an die „alttestamentliche" halte. Und ich denke, die Mehrheit wird mit mir stimmen. Spinoza war wahrlich kein Buchstabengläubiger, auch er wird wegwerfend genug von Schopenhauer in den Briefen an Frauenstädt erwähnt, aber welcher Abstand, was den sittlichen Charakter betrifft, zwischen dem holländischen Juden und Schopenhauer! Dürfen sie in dieser Hinsicht auch nur nebeneinander genannt werden? Ganz abgesehen von Schopenhauer's Mangel an Pietät gegen seine Mutter dürfte schon der einzige Passus, wo er sich über den verstorbenen Beneke ausläßt, genügen, ihn in den Augen jedes durch Sophistik nicht irregeleiteten Menschen moralisch zu vernichten. Solche Herzlosigkeit ist unverzeihlich. Ein Haß, der selbst übers Grab hinausreicht, hat wahrlich auf milde Beurtheilung keinen Anspruch zu machen. Und sämmtliche 83 Briefe hauchen nichts als Haß und Verachtung und Rachsucht gegen seine Gegner. Da ist auch nicht eine Spur von dem „Mitleid" zu finden, auf welches er ja seine Ethik gegründet. Heißt das wol auch „kein Widerspruch zwischen Leben und Lehre"? Gehört dieser Mangel an Liebe und Nachsicht auch „zur alleräußerlichsten Lebensführung"? Sind nicht vielmehr gerade Briefe an einen Freund Ausdruck jener innern Gesinnung, nach welcher allein Frauenstädt einen Menschen beurtheilt haben will? Und was soll man zu einem Philosophen sagen, der in einem Zuge gegen den „Judengott" poltert, dafür aber sich dem gröbsten Aberglauben ergibt, an Besprechungen, Tischrücken glaubt, bei letzterm, diesem Schandflecken des 19. Jahrhunderts, schwört und sich über seinen Jünger ereifert, der wenigstens in diesem Punkte nicht in verba magistri mitschwören will? Und welcher Unterschied ist denn zwischen dem „Judengott, dem Schöpfer des Himmels und der Erde" und seinem (Schopenhauer's) allmächtigen und allgegenwärtigen Willen, dem Schöpfer aller Dinge? Und ist es etwa philosophischer, Buddha zu huldigen, ihm abgöttische Verehrung zu erweisen, einen Altar im Hause zu errichten und vor seinem Bilde sich zu beugen, als dem „Judengott" oder Christo zu dienen? Dies aber und kein anderes ist das „Gesammtbild", welches aus jenen Briefen Schopenhauer's an Frauenstädt hervorgeht. Ich habe es um keinen Zug verschlimmert, durch nicht eine Falte entstellt, sondern einfach den Eindruck wiedergegeben, der nach der Durchlesung der Briefe in mir zurückgeblieben. Gestattete es der Raum, so würde ich noch viel hinzuzufügen haben, um meiner Misbilligung fast alles dessen, was Frauenstädt zur Rechtfertigung des Meisters aufgestellt hat, Ausdruck zu geben und als Anhänger und Apostel der Lehre Schopenhauer's Verwahrung gegen solche verwerfliche Grundsätze einzulegen. Doch mag das wenige genügen, diesen Zweck zu erfüllen und zu zeigen, daß ich wol ein Verehrer des Geistes Schopenhauer's und bis auf gewisse Punkte Anhänger seiner Lehre bin; daß ich aber Güte des Herzens weit höher stelle und in seinen eigenen Worten sagen muß: „Was ist dagegen Witz und Genie?" Was Arthur Schopenhauer?

Uebrigens sei hier noch erwähnt, daß, obschon Frauenstädt die Veröffentlichung der Briefe damit entschuldigt, daß sie dazu beitragen, ein Gesammtbild von Schopenhauer zu gewähren, er es doch nicht für gut befunden hat, die von Schopenhauer an mich gerichteten, ihn in ein etwas günstigeres Licht stellend, mit aufzunehmen. Das Gesammtbild ist also noch immer unvollständig, solange die in meinem Besitze sich befindenden Briefe nicht der Oeffentlichkeit übergeben worden. Sie sind aber um so interessanter und wichtiger, als sie vom Jahre 1856 an bis kurz vor Schopenhauer's Tode datiren, also gerade die Lücke ausfüllen, welche durch Frauenstädt's Bruch mit Schopenhauer von jenem Jahre an entstanden ist.

David Asher.

Zur Kennzeichnung neuerer Literaturgeschichtschreibung.

Ein Brief an den Herausgeber.

Sie erwähnen bei der Besprechung der Düntzer'schen „Goethe-Studien" (Nr. 52, S. 947) in einer wohlverdienten Anmerkung Menzel's. Da ich nicht weiß, ob das dreibändige Sammelsurium, das er 1858 und 1859 als „Deutsche Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit" herausgab, in Ihren Blättern eingehende Erwähnung gefunden hat, so möchte ich Sie ersuchen, zu näherer Charakterisirung dieser Sorte von Kritik noch etwa folgende Pröbchen zur Kenntniß Ihrer Leser gelangen zu lassen.

III, 42: „Er (Joh. Georg Hamann) sah daher mit souveräner Verachtung, wie auf die Vernunftpedanterie des Philosophen Kant, so auf die frivole Sophistik des eiteln Lessing herab und züchtigte insbesondere den frechen Juden Mendelssohn."

III, 85: „Man muß diese Dichtung («Hermann und Dorothea») loben, aber für sie zu schwärmen und was weiß ich für erhabene Gesinnungen herauslesen zu wollen, ist lächerlich. Am Schlusse meint zwar der Bräutigam, wenn alle so dächten wie er, so würden die Deutschen aufstehen und die Franzosen bändigen. Aber so etwas nebenbei zu denken, wenn man gerade Hochzeit macht, wohl wissend, daß doch niemand aufstehen wird, ist keine Probe eines feurigen Patriotismus. Nebendem hat Goethe noch 1813, wie E. M. Arndt berichtet, der deutschen Begeisterung gespottet: «Ihr Guten, schüttelt immer an euern Ketten, ihr werdet sie nicht los, der Mann (Napoleon) ist euch zu groß.»"

III, 106 folgendes Inhaltsverzeichniß des „Werther": „Werther ist ein edler und sehr gebildeter Jüngling, aber bürgerlich, wird einmal in einer adelichen Gesellschaft schlecht behandelt und fortgewiesen und ist darüber untröstlich. Schon an Selbstmord denkend verläßt er Amt und Aeltern, wird aber an einem dritten Ort durch die schöne Lotte gefesselt, die Verlobte und nachher Gattin Albert's. Ihre Liebe bleibt eine platonische, aber da er sie mehr zu verdienen, ihrer würdiger zu sein glaubt, als der geistig ihm weit untergeordnete Albert, so verbittert ihm dies Verhältniß vollends das Leben und er schießt sich wirklich todt. Der Dichter hat den Schwächling nicht nur idealisirt, sondern gibt auch nirgends zu erkennen, daß er den feigen Selbstmord misbillige. Auch die sonst praktische Lotte thut nicht, was jede tüchtige und fromme deutsche Frau thun würde, um einem solchen sentimentalen Hämling den Kopf zurechtzusetzen."

Die absolute Unfähigkeit ästhetischer Würdigung ist Menzel's Charisma, aber daß er wieder geflissentlich lügt, kann ihm (zum öftern) gesagt werden. Goethe schrieb wohlbedacht, wiewol an sich zum Ueberfluß, nur weil viele ungebildete Leser vom Stoff beherrscht unfähig zum Genusse des Kunstwerks waren, als Motto zum zweiten Theile:

Du beweinst, du liebst ihn, liebe Seele,
Rettest sein Gedächtniß von der Schmach.
Sieh, dir winkt sein Geist aus seiner Höhle:
Sei ein Mann und folge mir nicht nach!

Wäre Menzel's Verfahren nicht schlechthin niederträchtig, d. i. nach dem Niedern trachtend, es könnte sogar hochkomisch wirken. Es gibt aber eine Klasse von Menschen, die, selbst zu feig dazu, nur darauf lauern, im Verunglimpfen unserer edelsten „Pflanzer der Menschheit" sich auf die Autorität des „hochverdienten Historikers und Literatoren" beziehen zu können. Gegen die ist Menzel noch ein unschuldiges Schoskind. Sie haben wol recht, über Undankbarkeit zu klagen, wie Abeken über Mangel an pietas klagt; denn fürwahr der gröbern und feinern Menzel sind nicht wenige, und tausendmal erträglicher war das Nergeln und am Zeuge Flicken der Romantiker, als die moderne

…tung unserer Classiker mit dem „Lichte aus der Höhe" … der heuchlerische Ausdruck für dieses Pharisäerthum ist. Ich wollte nur Proben geben — verzeihen Sie.

III, 149: „In einem Briefe vom 9. Januar 1771 an Mendelssohn nannte Lessing das Christenthum «das abscheulichste Gebäude des Unsinns, dessen Umsturz der Christ nur unter dem Vorwand, es zu unterbauen, fördern könne.»"

Wieder eine freche Unterschiebung! Lessing spricht nicht vom Christenthum, sondern von dem, was ihm bekanntlich ziemlich das Gegentheil davon schien, von der abstrusen orthodoxen Dogmatik. Ob ein Lessing in einem vertraulichen Briefe an den Freund so schreiben durfte? Wir sollten meinen. Aber Menzel schiebt kühnlich „das Christenthum" ein. Der Brief steht bei Maltzahn, XII, 336 fg.

III, 209: „Wir sind dem aus einer reichen Bürgerfamilie in Frankfurt a. M. herstammenden, später geadelten weimarischen Geheimrath Johann Wolfgang von Goethe schon öfter begegnet, da er vielseitiger als irgendein anderer deutscher Dichter sich in den verschiedensten Manieren als Meister zu zeigen liebte. (Das ist doch naiv! Er liebt es, es macht ihm Scherz, sich «als Meister» zu zeigen!) .... Jetzt müssen wir in die geheimste Werkstätte seines Geistes eindringen, um ihn als Maler seiner selbst, als den modernen Sejanus kennen zu lernen, der seine eigene Statue auf den Altar stellte, um ihr zu räuchern und zu opfern." (Im Verlauf findet sich S. 217 die von Ihnen mitgetheilte Stelle von dem „weichschaligen" Goethe u. s. w.)

III, 232: „Und das machte sich vor allem Goethe zu Nutze, indem er sich nicht entblödete (Sie haben wol bemerkt, daß selbst bessere Stilisten als Menzel diesen Fehler machen, er entblödete sich nicht, statt: er entblödete sich, legte die Blödigkeit ab, also erdreistete sich), wirkliche alte Volkslieder mit kleinen Abänderungen als sein eigenes Erzeugniß drucken zu lassen, z. B. «Röslein roth», «Dort droben auf jenem Berge»" xc.

Das xc. für gleichbedeutend mit „ja weiter weiß ich keins" haltend, will ich nur sagen, daß Menzel sich in schändlichem Irrthum befindet. Es kann für Goethe nur schmeichelhaft sein, daß solcher Irrthum auch nur möglich ist. „Röslein roth" ist trotz Menzel's dreimaliger Versicherung ganz und gar von Goethe. Ich setze ihm 10 Thaler aus für den Nachweis der Abweichungen und Aufweisung des Volksliedes, das er als eigenes Erzeugniß gegeben. Goethe gab es Herder, der 1779 den Scherz machte, „Aus der mündlichen Sage" darüberzusetzen. Wer so wenig Sinn hat, diese Schmeichelei Herder's für baare Münze zu halten, kennt das wahre Volkslied eben nicht. „War so jung und morgenschön" — das soll „aus der mündlichen Sage" kommen? Es ist Goethe!

Zum Schluß noch eine Parallele zwischen Goethe und Wieland. II, 553: „Mit allen Grazien der altgriechischen und neufranzösischen Bildung ausgerüstet, voll Phantasie und ein Muster der Sprache, wie noch keiner vor ihm, huldigte er doch nur einem falschen und fremden Principe und verleugnete, wie die christliche Gottesfurcht, so auch die deutsche Scham und Treue. In ihm nahte der Nation eine der gefährlichsten Verführungen, die der erotischen Verweichlichung. Es war als hätte seit der Reformation die Hölle ihre bösesten Geister nebeneinander ausgeschickt zu unserm Verderben. Anfangs waren es die Zorn- und Rachegeister, die Dämonen des Hasses, Neides, der Kampf- und Mordgier, der Grausamkeit, der Bestialität, Völlerei, die auf dem blutigen Boden Deutschlands tobten; nach dem großen Kriege aber beschlichen uns die feinern Ueberlister, die Wollustteufel, die liebkosenden Dämonen der Eitelkeit und des Egoismus, der geistigen Hoffart, des witzigen Gespöttes. Und doch erscheint Wieland noch viel unschuldiger, als später Goethe und die andern gottlosen Weichlinge, welche die sündige Lust bemäntelten mit hohen schwärmerischen Phrasen und unter empfindsamen Thränen die Unschuld berückten. Wieland war wenigstens ehrlich. Seine Satyre und Nymphen geben sich für nichts Besseres aus, als sie waren. Auch wo er am rücksichtslosesten frivol ist, erscheint er daher immer harmlos und liebenswürdig." — So viel davon.

Franz Sandvoß.

Notiz.

Das älteste deutsche Passionsspiel.

Die Anfänge des deutschen Dramas bieten uns nur wenig ästhetisch werthvolle Seiten dar; es ist vorzugsweise das literar- und culturhistorische Interesse, welches uns zur Beachtung der kirchlichen Schauspiele des Mittelalters veranlaßt. Um so wichtiger und anziehender muß uns die Veröffentlichung eines Dramas erscheinen, welches neben seiner Bedeutung, das älteste in ausschließlich deutscher Sprache abgefaßte Spiel zu sein, den Vorzug besitzt, die andern bisjetzt bekannten alten Stücke durch Schönheit der Sprache, Form und Auffassung zu überragen. Karl Bartsch, auf dem Gebiete der deutschen und romanischen Alterthumswissenschaft einer der rührigsten und begabtesten jüngern Kräfte, hat sich ein Verdienst erworben, daß er „Das älteste deutsche Passionsspiel" (Wien, Gerold, 1863, besonderer Abdruck aus Pfeiffer's „Germania") aufs neue in verbesserter Gestalt herausgab, nachdem die früher besorgte Publication von Oehler in Kurz' und Weissenbach's „Beiträgen zur Geschichte und Literatur" (Aarau 1846) vollständig unbeachtet geblieben, von den bedeutendsten unserer Literaturhistoriker nicht einmal erwähnt zu finden ist. Die Handschrift des nur bruchstückweise überlieferten Passionsspiels gehört der Schweiz an, ebenso der Dichter. Die Zeit der Abfassung ist wol der Anfang des 13. Jahrhunderts. Nach einer Betrachtung der sprachlichen Verhältnisse entwirft der Herausgeber folgende Charakteristik: „So weisen auch Reim und Versbau auf die Blütezeit der mittelhochdeutschen Poesie, und die Bruchstücke erhalten dadurch einen erhöhten Werth. Ein höfisch gebildeter Dichter macht in ihnen den Versuch, das Passionsspiel der deutschen Poesie zu gewinnen zu einer Zeit, als das deutsche Drama noch in seinen Anfängen war. Sein Versuch, nach Form und Inhalt geschickt und anziehend, läßt bedauern, daß nicht andere den gleichen Weg betraten und daß das ganze Werk nicht auf uns gekommen ist. Der Dialog ist wechselreich und belebt, die Reime am Schlusse einer Rede meist gebrochen, sodaß das andere Reimwort die nächstfolgende Rede beginnt. Das Ganze hat ernste und würdige Haltung, nichts von jenen zotenhaften Späßen, welche die spätern Spiele entstellen. Nur die Rede des Krämers hat einigen humoristischen Anstrich; aber auch diese Scene ist ungleich milder und gemessener als in den meisten Stücken." Wir müssen uns freuen, daß der Anfangsgeschichte unsers Dramas nun auch ein poetisch werthvolles Zeugniß gewonnen worden ist, und ohne Zweifel steht zu hoffen, daß das vorliegende älteste deutsche Passionsspiel von den Literarhistorikern und namentlich von denen, welchen das Gebiet des deutschen Dramas und Theaters anheimfällt, nunmehr berücksichtigt und in gebührender Weise gewürdigt werde.

4.

Bibliographie.

Deutscher Bühnen-Almanach. 28ster Jahrgang. Herausgegeben von A. Entsch. Berlin. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Denkwürdigkeiten des Domherrn Grafen von M. Vom Beginn der ersten französischen Revolution bis zur neuesten Zeit. Leipzig, Bergson-Sonenberg. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Eos. Süddeutsche Zeitschrift für Philologie und Gymnasialwesen. Herausgegeben von L. Urlichs, B. Stark und L. v. Jan. 1ster Jahrgang. 1864. Vier Hefte. Würzburg, Stahel. Lex.-8. 4 Thlr.

Girndt, O., Cäsar Borgia. Drama in fünf Acten. Berlin, Bergl. Gr. 8. 15 Ngr.

Hase, K., Caterina von Siena. Ein Heiligenbild. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Zwei Hexenprocesse aus dem Jahre 1688 geführt bei dem Hochfürstlichen Amte in Ballenstedt. Quedlinburg, Huch. 1863. 8. 12½ Ngr.

Hinze, F. H., Poetische Schriften. Herausgegeben von F. Meyer v. Waldeck. 3ter Theil: Dramatisches. Berlin, A. Duncker. 8. 1 Thlr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Moderne Gesellschaft.

Roman in zwölf Büchern von

Franz von Remmersdorf.

Vier Theile. 8. Geh. 5 Thlr.

Der pseudonyme Verfasser, durch seine geistvolle Auffassung und Schilderung italienischen Lebens in dem Romane „Unter den Ruinen" (vier Theile, 4 Thlr.) bereits vortheilhaft bekannt, bietet mit diesem neuen größern Romane ein Sittengemälde aus der deutschen Gegenwart, reich an pikanten Scenen und spannenden Verwickelungen. Schonungslos wird die Frivolität und Blasirtheit der genußsüchtigen Welt von ihm entschleiert, aber mit feinem Takt sind überall die Grenzen eines gebildeten Geschmacks in der Darstellung gewahrt.

In der „Neuen Frankfurter Zeitung" heißt es darüber unter anderm: „Dies Buch gehört nicht zu den vorüberwehenden Wolkenbildern am Horizonte der Literatur. Es hat sich die Aufgabe gestellt, das moderne Gesellschaftsleben in seiner Flachheit und seinen schalen Genüssen, seinen täuschenden Verheißungen und schmerzlichen Enttäuschungen zu schildern. Die Aufgabe ist mit lebensfrischer Kenntniß der Verhältnisse aufgefaßt. Die «Moderne Gesellschaft» hat, glauben wir, einen nicht alltäglichen Erfolg zu erwarten."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bunsen's Bibelwerk.

Soeben ist von diesem Werke die **erste Hälfte des achten Halbbandes** erschienen, welche die Uebersetzung und Erklärung der Apostelgeschichte und der vier größern Briefe des Paulus enthält (13½ Bogen, Preis 20 Ngr.).

Prof. **Kamphausen** in Bonn hat die Bearbeitung und Herausgabe der noch fehlenden Theile des Alten Bundes, Prof. **Holtzmann** in Heidelberg die des Neuen Bundes übernommen und es steht somit die baldige Vollendung der die Uebersetzung und Erklärung der Bibel enthaltenden ersten Abtheilung des Werks zu hoffen.

Von Bunsen's Bibelwerk liegt nunmehr Folgendes vor: Erster Halbband 1 Thlr. 10 Ngr., zweiter 1 Thlr., dritter 1 Thlr., vierter (erste Hälfte) 16 Ngr., vierter (zweite Hälfte) 1 Thlr. 4 Ngr., fünfter (erste Hälfte) 26 Ngr., siebenter 26 Ngr., achter (erste Hälfte) 20 Ngr., neunter 1 Thlr., zehnter 1 Thlr., Bibelatlas 1 Thlr. Das Werk kann auch gebunden bezogen werden: erster Band 2 Thlr. 20 Ngr., zweiter 3 Thlr., fünfter 2 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Quinten.

Kleine Gedichte von **J. E. Tauber.**

8. Geh. 20 Ngr.

Unter dem anspruchslosen Titel „Kleine Gedichte" bietet der in Wien lebende, als Novellist bekannte Verfasser einen Strauß von Sinngedichten, die ebenso wol durch Gedankenreichthum und treffende Pointen überraschen, wie der knappen, originellen Form wegen großen Anklang finden werden, zumal sich die meisten auch als Mottos, Devisen, Denksprüche u. s. w. praktisch verwerthen lassen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Conversations-Lexikon.

Elfte,

umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

In Heften von 6 Bogen zu 5 Sgr.

Soeben erschien hiervon das

Vierte Heft.

Bogen 19—24 des ersten Bandes. Agenor—Akastos.

Brockhaus' Conversations-Lexikon hat schon mehreren Generationen als reichhaltigste Quelle der Belehrung gedient und vor allen ältern und neuern Nachahmungen stets den Vorzug der Gediegenheit und Zuverlässigkeit behauptet. Die Verlagshandlung hat keine Anstrengungen und Opfer gescheut, um den Ruf dieser Eigenschaften dem Werke auch in der jetzt beginnenden umgearbeiteten, verbesserten und bis auf die Gegenwart vervollständigten **neuen elften Auflage** zu erhalten.

Durch das allmähliche Erscheinen in Heften von 6 Bogen zum Preise von nur 5 Sgr. ist jedermann Gelegenheit geboten, in den Besitz der neuen Auflage zu gelangen.

In allen Buchhandlungen werden Unterzeichnungen angenommen und sind daselbst die ersten vier Hefte nebst Prospect zu haben.

Halle im Pfeffer'schen Verlage erschien neuerdings und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Die Propheten Esra und Daniel und ihre neuesten Bearbeitungen. Vom Prof. Dr. **A. Hilgenfeld.** Gr. 8. ½ Thlr.

Bardesanes von Edessa nebst einer Untersuchung über das Verhältniss der clementinischen Recognitionen zu dem Buche der Gesetze der Länder. Von Dr. **A. Merx.** Gr. 8. ⅔ Thlr.

Johann Major der Wittenberger Poet. Ein Beitrag zur Geschichte der protestantischen Theologie und des Humanismus im 16. Jahrhundert. Von Lic. **G. Frank.** Gr. 8. ½ Thlr.

Rudolf Collin. Ein Charakterbild aus der Schweizerischen Reformationsgeschichte. Von **Konrad Furrer,** V. D. M. Gr. 8. ⅓ Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Preisermäßigung

verschiedener Werke aus dem Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

ist noch bis Ende März dieses Jahres verlängert worden, worauf die frühern Preise wieder eintreten.

Verzeichnisse der betreffenden Werke sind durch alle Buchhandlungen **gratis** zu erhalten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 8. — 18. Februar 1864.

Wir haben unsern Lesern die traurige Mittheilung zu machen, daß der Herausgeber der „Blätter für literarische Unterhaltung“, Hermann Marggraff, am 11. Februar verschieden ist. Er unterlag nach kaum vierzehntägiger Krankheit einer Lungen- und Leberentzündung.

Geboren am 14. September 1809 zu Züllichau stand Marggraff somit erst im 55. Lebensjahre und in der vollen Kraft seines Wirkens. Nachdem er schon seit langen Jahren ein fleißiger Mitarbeiter der „Blätter für literarische Unterhaltung“ gewesen, übernahm er mit dem Jahre 1854 die Leitung derselben als Herausgeber. Was er als solcher in den letzten zehn Jahren gewirkt, bedarf unsern Lesern gegenüber keiner besondern Hervorhebung. Dieselben werden ihm gewiß ein treues ehrendes Angedenken bewahren.

Die „Blätter für literarische Unterhaltung“ werden übrigens in unveränderter Weise und in demselben Geiste wie bisher forterscheinen.

Neue deutsche Lustspiele.

Gustav Freytag lehnt es in seinem neuesten lesenswerthen Werk: „Die Technik des Dramas“, ab, auf eine Technik des Lustspiels einzutreten, weil wir Deutschen noch keine komische oder humoristische Darstellung besäßen, welche über die Anekdote des häuslichen Lebens hinausgeht und weitere Kreise behandelt. „Wenn“, sagt Freytag, „erst Schwäche der Fürsten, politische Spießbürgerei des Städters, Hochmuth des Junkerthums, die zahlreichen socialen Verbildungen unserer Zeit ihre heitere und stilvolle Verwerthung in der Kunst gefunden haben, dann wird es auch eine ausgebildete Technik des Lustspiels geben.“

Wir gestehen, daß wir uns aus mehrern Gründen dieser Anschauung nicht anschließen können. Unser Trauerspiel bedarf einer Erhöhung und Vertiefung, einer Verklärung zu einer wahren weltgeschichtlichen Tragödie, wenn einer solchen schon Schiller die Bahn gebrochen hat, nicht minder wie unser Lustspiel einer Verwandlung des Kotzebue'schen Standpunkts in den eines Aristophanes und eines gesteigerten Molière. Wenn man daher aus solchem Grunde eine Technik des Lustspiels ablehnen will, darf man auch keine des Trauerspiels schreiben. Aus dem gleichen Grunde könnte man aber gerade die Wünschbarkeit eines Lehrbuchs für die werdende Komödie folgern.

Freytag selbst schreibt seine „Technik des Dramas“ zu einem verwandten Zwecke. Er will weniger auf Grund der bisher erschienenen Trauerspiele eine abschließende Theorie schreiben, als den jüngern Kunstgenossen maß- und zielgebende Erfahrungen mittheilen, „einige Handwerksregeln in anspruchloser Form“. Es soll mithin das werdende Trauerspiel in seiner Entwickelung gefördert werden, und daß die Tragödie einer solchen ebenfalls bedarf, gibt Freytag selbst zu, indem er einer glücklichern, national bewußtern Zeit entgegensieht und ausruft: „Dann mag der Frühling für ein reichliches Blühen des Dramas gekommen sein. Und für diese Periode dem auflebenden Geschlecht die Pfade von einigen Dornen zu säubern, ist immerhin keine erfolglose Arbeit.“

Warum verschmäht es aber dieselbe kundige Hand, welche ja die „Fabier“ und die „Journalisten“ geschrieben hat, die Lustspielpfade von ähnlichen Dornen zu säubern? Blos deshalb, weil diese Aufgabe noch schwieriger ist? Oder weil wir uns kein rechtes Bild des künftigen deutschen Lustspiels machen können?

Als ich am Schiller-Feste 1862 in Leipzig mich gelegentlich dahin aussprach, daß uns erst die Freiheit das deutsche Lustspiel bringen werde, entgegnete mir ein bekannter deutscher Lustspieldichter von unbestrittenen Verdiensten: wenn man mich so sprechen höre, dann scheine er vergebens gelebt und geschrieben zu haben.

Ich erwiderte mit einer schärfern Betonung dessen, was wir von einem aus freien Zuständen hervorgehenden Lustspiele erwarten, theils ähnlich wie oben Freytag, theils mit einer wiederholten Hinweisung auf Aristophanes. Aber gerade bei der Nennung dieses Namens zeigte sich der

volle Gegensatz unserer Anschauung. Der Lustspieldichter sprach meinem Aristophanes den Charakter des Lustspieldichters ab und erklärte ihn für einen bloßen Satiriker und namentlich für einen Tendenzpoeten. Wie alle Kunst, dürfe aber auch das Lustspiel keine Tendenz haben!

Es würde mich zu weit führen, hier in eine Erörterung des Begriffs „Tendenz" einzutreten; bei einer solchen würden aber schärfere Grenzen bemerkbar und eine ethisch wie ästhetisch zulässige von einer verwerflichen getrennt werden. Jener Lustspieldichter hat selbst mehr als einmal eine Tendenz verfolgt, mehr als Eine Schwäche köstlich gegeißelt. Wenn man dem Lustspiele alle Tendenz absprechen will, dann muß man nicht nur Aristophanes, nein auch Molière verwerfen, oder sind der „Geizige", der „Tartufe" keine Tendenzlustspiele?

Die komische Muse ist die Bahnbrecherin der Schönheit; damit diese aus ihrer idealen Höhe herabsteigen könne, bricht ihr jene durch eine häßliche und getrübte Wirklichkeit die Winkelriedsstraße; sie macht fortwährend tabula rasa zu Gunsten der Schönheit.

Von dieser Tendenz ist nicht einmal das phantastische Lustspiel Shakspeare's frei; man findet ihre Spuren noch im „Sommernachtstraum", noch im „Wintermärchen".

Es fragt sich schließlich nur, gegen was sich die Tendenz der Komik richtet und richten darf — ob sie nur kleine sittliche Fehler, ob sie nur die Schwächen und das Privatleben des Philisters, oder die Kehrseiten des staatlichen Seins, das Treiben der Parteien, fadenscheinigen Patriotismus und junkerliche Ueberhebung schildern kann, und zu welchem Zweck die Komik ihre Opfer der Lachlust überliefert. Um sie und ihre Vorbilder im Parterre zu bessern? Das wäre sehr schulmeisterlich. Also nur, um Lachen zu erregen? Das wäre ebenso trivial als frivol. Es bleibt nur eins über: das Lustspiel befreit uns von der Last, mit der uns die Prosa des Lebens niederzieht, von Pein und Sorge, von Aerger, Widerwille und Ekel; es rächt uns an dem, was uns Tag für Tag behelligt; es spottet der kleinen Leiden, die uns sonst fortwährend als große erscheinen würden; es gibt „was ihr wollt" und „wie es euch gefällt"; es läßt uns wieder an Schönheit, weil an Wahrheit glauben und macht uns für jene empfänglich.

Jener Lustspieldichter hatte nicht ganz unrecht, wenn er behauptete, es gebe bereits ein deutsches Lustspiel, und gleichwol haben auch wir recht, wenn wir ein solches erst erwarten.

Wir haben eben verschiedene Arten des Lustspiels. Ein kleinbürgerliches Lustspiel der Deutschen ist wirklich vorhanden; Kotzebue, Benedix haben es mit redlichem Eifer gepflegt. Kann sich aber mit einem solchen ein großes politisches Volk begnügen? Sollen wir ewig an die „Pachter Feldkümmel" und die gutmüthigen „Vettern" anknüpfen? Oeffneten uns nicht schon Kotzebue's „Deutsche Kleinstädter" eine weitere Aussicht? Und wenn uns Tieck's „Gestiefelter Kater" oder Platen's „Verhängnißvolle Gabel" zu phantastisch oder von zu einseitigem literarischen Hintergrunde und Interesse erscheinen, sollte aus Prutz' „Politischer Wochenstube" keine gesunde Nachkommenschaft hervorgehen?

Diese und die phantastische Komödie Shakspeare's und namentlich die historische, das und nichts Geringeres ist es, was wir von den künftigen deutschen Lustspieldichtern erwarten. Bis dahin wollen wir gegen das bisher Geleistete nicht ungerecht sein und namentlich nicht so weit gehen, als ob auf Grundlage der Vergangenheit noch gar keine Technik des Lustspiels zu gründen wäre. Das innerste Wesen der komischen Muse bleibt ewig gleich, und die Formen dürften bei Aristophanes, Shakspeare und Molière, bei Raimund und Nestroy, um bis zu der Posse herabzusteigen, zerstreut liegen. Namentlich glaube ich auch, daß die ganze Maschinerie unserer Zauberposse in ihrer außerordentlich dankbaren, zu zahlreichen allegorischen Verhüllungen sich darbietenden Verwendbarkeit unserm Aristophanes nicht entgehen wird. Unter den heute zu besprechenden Lustspieldichtern befindet er sich noch nicht.

Zunächst liegt uns eine Reihe der in neuerer Zeit beliebt gewordenen einactigen Lustspiele vor:

1. G. von Moser's Lustspiele. Erster Band. Berlin, Laßar. 1862. Gr. 8. 1 Thlr.
2. Almanach lebender Bilder, dramatische Kleinigkeiten zu Bildern anerkannter Meister, für Stadt und Land, gesellige Kreise und Liebhaberbühnen. Von C. A. Görner. Erster Jahrgang. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1862. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
3. Kleinigkeiten für das Theater von Graf Ulrich Baudissin. Altona, Mentzel. 1863. 8. 20 Ngr.
4. Lustspiele von Feodor Wehl. Leipzig, Matthes. 1863. 8. 1 Thlr.

G. von Moser bietet uns hier sechs kleine Lustspiele, welche sämmtlich über die Breter gegangen sind. Das erste: „Er soll dein Herr sein", vergegenwärtigt uns die altbekannten kleinen Leiden, die mit dem zu nahen Dasein einer Schwiegermama verknüpft sind. Der Ehemann möchte nach Helgoland, darf aber nicht, weil die Mama das Meer scheut und die Kinder doch nicht allein lassen kann! Selbstverständlich erscheint nun der „erfahrene" Onkel und gibt dem bedrängten jungen Ehemanne den Rath, von nun an immer der Meinung der Schwiegermama zu sein und zwar gegen die eigene Frau. Diese findet das ihr neue Verhältniß unerträglich und reist mit ihrem Manne nach Helgoland, um ihn dem verderblichen Einfluß der Schwiegermama zu entziehen. Die psychologische Durchführung des an sich nicht witzlosen Themas ist dürftig, der Schluß überstürzt. Wenn es nicht im Inhaltsverzeichniß hieße, Gustav von Langen sei „nicht ohne Humor", würde man von diesem wenig bemerken. Die Darstellung muß das Stückchen retten.

„Eine kleine Mondfinsterniß." Zwei Ehemänner möchten in den gastronomischen Club gehen, keiner hat aber den Muth, es seiner Frau zu gestehen. Der eine gibt eine Versammlung von Actionären, der andere einen Gang auf die Sternwarte vor; „es sei heute eine irreguläre kleine Mondfinsterniß"! Zuletzt — Verdacht, Geständniß und bedingte Amnestie! Einige Momente sind nicht ohne komische Wirkung.

Drolliger als diese beiden Lustspielchen ist das folgende: „Wie denken Sie über Rußland?" Der lächerliche Ton eines Duodezhöfleins und die stolze Bornirtheit eines alt und lahm gewordenen aristokratischen Ehepaars sollen gegeiselt werden; letztere zeigt sich in der misverständlichen Verwechselung eines Kammerjunkers und eines Tapezierers; jener wird als Bürgerlicher behandelt und dieser als Diplomat fetirt. Um ihn auszuhorchen, soll die Nichte des Hauses ihn fragen, wie er über Rußland denke? Konstanze, die von der Verwechselung nichts weiß und den Kammerjunker liebt, fragt natürlich diesen und erhält unter Lachen die Antwort: „Rußland ist ein ganz angenehmes Land mit Ausnahme von — Sibirien." Man kann denken, wie sehr diese scheinbar mysteriöse und drohende Antwort den hochedelgeborenen Schloßhauptmann von Kalb sammt Dero Gemahlin erschreckt! Das Misverständniß ist ziemlich gewandt ausgebeutet; die Sprache, wenn auch nicht gerade witzig und schlagend, doch leicht. Die Charakteristik der verstockten Landaristokratie ist wol zutreffend; doch würde manche feinere Farbe den Effect nicht beeinträchtigen. Bei einer kleinen Anstrengung der Phantasie könnten es unsere Dichter wol vermeiden, ihre Edelleute immer noch „von Kalb" und „von Bock" zu nennen. Oder soll dies auch ein stilles Schiller-Jubiläum, eine Andeutung sein, daß die von unserm großen Dichter geschaffenen Figuren noch heute leben?

„Ein moderner Barbar" entspringt einer modernen, namentlich unsern Schriftstellerinnen eigenen Marotte. Da ihnen die Männer ihrer gewöhnlichen Umgebung nicht männlich genug sind, von der Cultur und Aftercultur zu sehr geleckt, stellen sie sich ihr Ideal eines Mannes als einen halben Barbaren, womöglich aus Sibirien oder Indien, mit großem Barte, von etwas rohem, jedenfalls sehr freimüthigem Benehmen, als einen Löwen, der gezähmt werden muß, aber, einmal gezähmt, sanft wie ein Lamm wird und dabei täglich verliebter. Einem solchen Bären stellt Moser einen Zierbengel als Repräsentanten der modernen Cultur gegenüber und läßt sie um eine junge reiche Witwe werben — ist das nicht boshaft? Der Stoff ist ziemlich verbraucht. Kaum daß der Schluß eine freilich derbe Pointe bringt. Der Gutsverwalter der Witwe wünschte schon längst, daß diese einmal heirathe, weil sie seinen ökonomischen Vorschlägen oft falsche Sentimentalitäten entgegensetzt. Sein erster Ausruf bei der Verlobungsanzeige ist daher: „Na, Gott sei Dank! Nun werden endlich einmal meine Kälber geschlachtet!" Alfred, der Vertreter der civilisirten Männer, wendet sich sofort zum Gehen: „Kälber schlachten? Das wart' ich nicht ab!" Solange sich unsere Komödien so harmlos, so antithierquälerisch zuspitzen, hat man keinen Aristophanes zu fürchten.

„Ich werde mir den Major einladen." Daß ein Ehemann, und noch dazu in Paris, auf einem Maskenball von einer Maske angezogen werden und sie zu einem Nachtessen einladen kann, wird der Leser für möglich halten, auch daß unter der Maske die Näherin der Frau steckt. Aber von dem Augenblick, wo wir erfahren, daß die pariser Näherin alles der Frau mitgetheilt haben soll, beginnt unser Zweifel und wächst lavinenartig an. Frau Carbonel nimmt ihrem Manne sofort den Geldschlüssel ab, gibt ihm blos ein Taschengeld von wöchentlich 20 Franken und erniedrigt ihren Gatten und sich selbst so weit, daß sie ihren Diener in das Vertrauen zieht. Dieser darf Geld wechseln und Schulden des Hauses bezahlen, ja, die Frau nachahmend, zu seinem Herrn sagen: „Nein, wir haben allerdings kein großes Vertrauen." Soll das alles möglich sein? Möglich ein Gatte, der sich so behandeln läßt? Der Dichter will es durch den Schrecken vor einer einzigen Drohung der Frau begründen. Sie lautet: „Ich werde mir den Major einladen." Diese Motivirung setzt aber den Ehemann nur noch mehr herab. Dazu kommt, daß der gefürchtete Nebenbuhler längst nicht mehr in Paris lebt, nie an die Frau dachte und von dieser nur vorgeschoben wurde, um den Mann zu schrecken. Sie schickt sich selbst Blumensträuße, sie schreibt sich selbst Liebesbriefe. Seit wann? Erst seit dem Maskenball, der vor 14 Tagen stattfand? Oder schon früher, aus Vorsorge? Um sich ein Drohmittel für alle kommenden Fälle zu verschaffen? Und der Mann sollte es nicht erfahren, daß der Major außer Paris lebt? Zum Schlusse erscheint er — Major Bernard — und versetzt Carbonel in eine Philisterwuth, die Frau aber in Angst. Um ihre Komödie nicht verrathen zu sehen, liefert sie den Schlüssel aus. Die erste selbständige Handlung des Befreiten ist der lautverkündete Entschluß: „Jetzt lade ich mir den Major ein!" Läßt man die Unwahrscheinlichkeiten, die Moser in Paris spielen läßt, um sie glaubhafter zu machen, gelten, dann kann einen manche drollige Einzelheit recht erheitern.

Einen recht gemüthlichen, wohlthuenden Eindruck gewährt die Kleinigkeit: „Jedem das Seine oder das europäische Gleichgewicht." Wir werden abermals in eine Häuslichkeit und zwar sehr junge eingeführt, deren liebenswürdige aber verzogene Herrin so weit geht, selbst den Kellerschlüssel zu führen, die Weine und Cigarren zu wählen und den Kutscher aus eigener Macht zu entlassen. Da vermißt ein alter Diener leicht ein „europäisches Gleichgewicht". Ein erfahrener Onkel kommt wie im ersten Stückchen zu Hülfe und reißt den jungen Ehemann, der bei Moser immer ein Hasenfuß sein muß, zu ähnlichen unberechtigten Staatsstreichen in Küche und Garderobe der Kammerjungfer hin. Zuletzt wird der Köchin verziehen und der Kutscher darf bleiben, die Kammerjungfer behält ihre Crinoline und Herr von Osten erhält den Kellerschlüssel. (Das deutsche Lustspiel bewegt sich auffällig gern im niedern Adel.)

Fassen wir unser Urtheil über Moser zusammen, so erblicken wir in ihm ein hübsches Talent, das sich leider in flüchtigen Arbeiten verzettelt. Oder sollte er keins für größere Versuche besitzen? Nur für den Hausbedarf der viele Neuigkeiten verzehrenden Bühne arbeiten, sollte doch auf die Dauer zu klein für ihn sein. Mögen die hier gegebenen Stücke Studien zu größern Versuchen sein und den Charakter des Dilettantismus immer mehr abstreifen.

Auf diesen Ursprung deutet auch der Umstand, daß sämmtliche Stücke in den wohlhabenden Kreisen spielen. Schließlich sei noch bemerkt, daß vier derselben das Verhältniß in der Ehe behandeln, nur zwei das alte Lustspielthema: die Liebe, und auch diese erst in zweiter Reihe.

Wir gehen zu C. A. Görner, dem Schauspieler und Dichter, über. Ueber den Zweck seines „Almanach lebender Bilder" (Nr. 2) gibt Görner selbst in der Vorrede folgende Auskunft:

Von jeher ist das Arrangiren lebender Bilder eine Lieblingsunterhaltung künstlerischer und Familiencirkel gewesen; überall aber hat man mit einer gewissen, wenn auch häufig uneingestandenen Ernüchterung bedauern müssen, daß so viel Aufwand an Nachdenken, Mühe, Zeit und wol auch Geld nur auf ein nach wenigen Minuten schon verrauschtes Vergnügen verwendet werden konnte. Andererseits, wo man vorzugsweise theatralische Darstellungen zu cultiviren sucht, mußte man die Wahrnehmung machen, daß eine malerische Wirkung in erwünschter Weise damit nicht zu erreichen sei.

Görner suchte nun beide Elemente, das theatralische, lebendige und das malerische, fixirte zu verbinden und erfand eine Reihe Kleinigkeiten, in deren Handlung sich zum Anfang oder Schluß oder auch in der Mitte bekannte Bilder einfügen.

Der erste Schwank trägt von einem Bilde G. Reimer's den Namen. Diener und Dienerin küssen sich auf der Stiege „en passant". Das Ganze, nicht ohne Witz geschrieben, ist eine Satire auf die Frommen, aber auch frivol und dürfte sich kaum für eine Familienbühne eignen. Ein Witz wie der im Munde des Portiers, wenn er den Kuß Johann's ein „Johannisfesteffen" des Mädchens nennt, liegt zu hoch über dessen Bildungsstandpunkt, als daß er wahrscheinlich wäre, und charakterisirende Namen erfinden wie „Minister von Farbenwechsel", „Baron von Rückschritt" ist im Stile der Sommerbühnen.

„Tiroler" (nach einem Bilde von A. Northen) ist mehr eine Situation als ein Stück, patriotisch gehalten.

„Spanier" (nach einer Zeichnung von M. Artaria) zeigt Görner in der Draperie spanischer Trochäen und geißelt die Eifersucht, bedeutend schwächer als Shakspeare.

„Frau Gertrud" schließt sich einem Gedicht von Pfarrius, illustrirt vom humoristischen Schrödter in Karlsruhe, mit gutem Erfolg an.

„Der einzige junge Mann im Dorfe." Diese Genrescene nach dem französischen Bilde: „Le coq du village", führt uns in ein Dorf, das von der Rekrutenaushebung so entvölkert wurde, daß ein einziger junger, aber grundhäßlicher Mann zurückbleibt. Nach der Absicht des Dichters soll er auch dumm sein, ergeht sich aber in Wortspielen und erinnert an das Wesen des berliner Lokalkomikers, der eine wunderliche Mischung von Bornirtheit und Scharfsinn ist, je nachdem es die Handlung erfordert oder der Dichter in ihn hineinschlüpft und durch den Mund desselben Bemerkungen über die verwickeltsten politischen, die entlegensten literarischen Dinge macht. Eine solche Charakterisirung entbehrt der Einheit und Wahrheit. Dieser dumme Peter ist eben nicht dumm! Der eigentliche Witz sollte nun darauf hinauslaufen, daß der von allen Mädchen bisher verschmähte Peter sofort im Preise steigt, wie er der einzige Hahn im Dorfe ist. Dies geschieht aber nicht; im Gegentheil, die Mädchen beohrfeigen ihn der Reihe nach sofort, wie er seine Liebe einer um der andern anbietet. Erst als eine Erbschaft hinzutritt, wollen ihn alle; er verwirft sie aber nunmehr und freit die „dumme" Liese, die in ihn allezeit vernarrt war. Um die Macht des Geldes aber zu zeigen, bedurfte es der Conskription nicht. Rasch gespielt wird das Stückchen seine Wirkung thun.

„Hanschel und Gretel", nach einer Zeichnung von J. B. Sonderland. Eine schwäbische Dialektsscene, welche einen kleinen Zwist des Liebespaares in frischer Weise darstellt. Auch hier geht zuweilen ein Witz über den Bildungsstandpunkt der Sprechenden hinaus.

„Die Mitgift", ebenfalls nach einer Sonderland'schen Zeichnung. Die letzte Bemerkung gilt auch hier. Das „dumme" Gretchen sagt z. B. gleich im Beginn: „Ist mir auch nicht an der Wiege gesungen, daß ich fürs Vieh geboren bin und keine Aussicht auf die Menschheit haben soll." Die Pointe der Kleinigkeit läuft darauf hinaus, daß Gretchen, welche von ihrer Dienstfrau 10 Thaler bekommen hat und ihr nun den Erwählten, ein Monstrum, vorstellen soll, auf ein schauderndes „Brr!" derselben ausruft: „Ja, gnädige Frau, für 10 Thaler kann man nichts Besseres bekommen." Unter den Klängen der Melodie: „Ei, was braucht man mehr, um glücklich zu sein", sinkt der Vorhang.

Mehrere der hier besprochenen Stückchen werden ihren Zweck im häuslichen Kreise recht gut erfüllen; einige kleine Zweideutigkeiten lassen sich leicht streichen. Die Grundidee des Unternehmens ist glücklich; unser Urtheil sollte vielleicht milder lauten und den Umstand berücksichtigen, daß hier die „lebenden Bilder" die Hauptsache, die Lustspiele aber nur der Rahmen sein sollen. Wir fürchten nur, daß solche einzelne Ausnahmen größerer Toleranz den kritischen Maßstab überhaupt abschwächen, und glauben, daß die Poesie nie zur Nebensache werden darf. Görner sollte uns daher im zweiten Bande nicht blos „Scenen", sondern abgeschlossene Stücke bringen, bei denen die Bilder wieder zur „Illustration" werden. Görner hat ein unbestrittenes komisches Talent; möge er es nicht im Vielschreiben und Kleinigkeiten verschwenden.

Ulrich Baudissin stellt uns in der ersten seiner drei „Kleinigkeiten für das Theater" (Nr. 3) ein „Fräulein, welches bei Hofe gelebt hat", dar. Oder, gelebt haben will, Kammerjungfer war, nun bei ihrem Schwager als Haushälterin lebt und immer von den Tagen von Aranjuez, von der unglücklichen Liebe des Prinzen August zu ihr, von alten Komödien und Büchern schwärmt. Die Figur ist alt. Obwol sie als alte Jungfer gegen das Heirathen spricht, nimmt sie doch die Liebe ihrer Nichte zum Candidaten Bergmann in entschiedene Protection. Als der Schwager Forstrath und sein Freund Kriegsrath Fröhlich von einer „sie" sprechen (von einer Stute!) und unsere Hofdame meint, es sei von Auguste die Rede, will sie das Pärchen sogar zu einer Entfüh-

rung verleiten. Es löst sich zwar zuletzt alles glücklich, das Lustspiel selbst aber ist matt, die eingeflochtene Liebe ohne Frische, die Art der Späße roh. Tivolitheater!

Ungleich besser ist das zweite Stück: „Eine Audienz", welches Baudissin aus dem Dänischen annectiren zu müssen glaubte, vielleicht um uns den drohenden Verlust Schleswigs zu versüßen! Die Dänen haben, wie man aus dem charakteristisch geschriebenen Dinge sieht, eine Bureaukratie, die der deutschen auf ein Haar gleicht. Justizrath Richardt kommt plötzlich auf den Einfall, auch einen Audienztag troß den Ministern zu haben, läßt alles feierlich herrichten, selbst ein feines Frühstück im Hintergrunde, und erlebt nun zu seinem Schrecken, daß ihn in der ersten offenen „Audienz" gerade die Leute aufsuchen, denen er sonst aus dem Wege geht: ein Gläubiger, ein alter durstiger Schulfreund, eine verschämte Bettlerin mit Attesten, ein wegen Zolldefraudation vom Herrn Justizrath denuncirter, hochempörter Kaufmann und endlich ein Freier um die Hand der Schwester Lotte, den man seit Monden vermied! Schließlich Verlobung und feierliches Gelübde: Nie eine Audienz wieder! Die Hauptfigur des frischgebackenen Justizraths gehört zu den bekannten wirksamen Verlegenheitsrollen. Gekürzt, ist der Scherz aufführbar und gewiß wirksam.

Eine etwas frivole Luft weht uns aus der folgenden zweiactigen Posse: „Ein Abenteuer auf der Eisenbahn", entgegen. Ein Student Flink, den Oheim seiner Braut an der Seite, erwartet diese und den künftigen Schwiegervater auf einer Eisenbahnstation. Daselbst findet sich leider auch eine Amme mit einem Kinde. Sie muß schnell ein Milchglas holen, legt die Kleine dem Studenten in die Arme, eilt hinaus, hört das Abfahrtzeichen, springt nach ihrem Zuge, beständig nach dem Kinde schreiend, und fährt plötzlich ohne dasselbe ab. Wie steht aber der Student da? Mit welchem Auge betrachten ihn Braut und Vater der Braut? Aus Gründen, die eigentlich nur der Verfasser kennt, schweigt der Augenzeuge, der Brautonkel, selbst da noch, als die Verlobung für aufgehoben erklärt wird. Nach manchen possenartigen, aber auch posirlichen Verwickelungen löst sich das Misverständniß, nachdem sich noch herausstellt, daß das bewußte Kind dem Brautvater selbst gehört und aus einer Ehe stammt, die derselbe vor der Tochter verhehlte! Das Gelächter, welches in einem Sommertheater auch hier nicht ausbleiben wird, ist mit etwas bedenklichen und unwahrscheinlichen Situationen erkauft. Die eingestreuten Gesänge könnten gelungener sein. Auch Baudissin ist nicht ohne Begabung für die Komik, im ganzen mehr für die Posse als das Lustspiel.

Als der begabteste der hier zunächst besprochenen Komödiendichter tritt uns Feodor Wehl entgegen; er darf auf den Namen eines Dichters Anspruch machen. Im Vorwort zu seinen „Lustspielen" (Nr. 4) tritt uns eine liebenswürdige Persönlichkeit wohlthuend entgegen. Man höre:

Ich bin kein literarischer General, aber, wie mich dünkt, doch ein immerhin leidlicher Sergeant geworden. Freilich meinte ich in meiner Jugend in meinem poetischen Tornister wie jene Soldaten Napoleon's das Holz zum Marschallsstabe zu tragen und habe mich in diesem Wahne in meiner Berlinerzeit ziemlich vorlaut und keck benommen. Die Jahre und die Arbeit haben mich aber zur Vernunft gebracht und bescheiden gemacht. Ich will mit dem silbernen Feldwebelquast und der schließlichen Anerkennung zufrieden sein, daß ich diesen verdient und mit Ehren getragen.

Der Schreiber dieser Zeilen ist zu jung dafür, aber er wünschte, ein dazu Berufener stellte Herrn Wehl, dem wackern Ritter einer Bühnenreform in Deutschland, ein ehrenvolles Hauptmannspatent in allen Formen aus.

Gegenüber den vielen Zwistigkeiten, welche die Glieder der deutschen Literatur und Presse in leidiger Weise fast zu lauter feindlichen Brüdern macht, heben wir noch die gutmüthige Rache des Verfassers hervor, welcher seine überall nur in der Wienerburg nicht aufgeführten Lustspiele dem — Director Laube widmet und diesen dabei seiner alten Gesinnung versichert. So edel rächt sich selten ein nicht aufgeführter Autor und so lange währt selten Achtung und Freundschaft unter den deutschen Schriftstellern der Gegenwart.

Der vorliegende Band, welcher sich einer frühern gelungenen Sammlung anschließt, umfaßt sechs Lustspiele. „Ein Bräutigam, der seine Braut verheirathet." Georg Holly soll an einem Badeorte mit der ihm von den Vätern zugedachten Braut zum ersten male zusammentreffen, begegnet aber gleich beim Eintritt in den Salon einem lieben Freunde, Emil Sander, der sich in der bereits sehr rococo gewordenen Verfassung befindet, verliebt zu sein. Er kann sie dem Freunde aber nicht nennen, nur zeigen, wie sie eben am Arme des Vaters herannaht. Georg, der empört ausruft: „Warum will der Esel auch ein Mädchen heirathen, das ihn nicht liebt?" läßt alle Minen springen, dem Freunde zu seiner Liebe zu verhelfen, und entdeckt zu spät und zu seiner Verzweiflung, daß er gegen — sich intriguirt hat. Möchte sich der Leser für die vollständige Wahrscheinlichkeit verbürgen? Der Dialog ist sehr lebendig.

„Alter schützt vor Thorheit nicht." (In Berlin von den Frauen Frieb-Blumauer und Taglioni und den Herren Döring und Georg Hiltl vortrefflich dargestellt.) In fünffüßigen ungereimten Jamben geschrieben, regt es den bekannten Streit an, ob ein Lustspiel besser in Versen oder Prosa verfaßt, ob es nicht durch jene erst in eine ideale kunstgemäße Sphäre gehoben oder ob es durch dieselben der Wirklichkeit zu sehr entrückt werde. Auch die Frage, ob, wenn zum Verse gegriffen wird, nicht dann der gereimte vorzuziehen wäre, erhebt sich hier. Gibt der Reim der Sprache des Lustspiels nicht etwas Leichtes, Beflügeltes und zugleich Schlagfertiges? Sonst verbindet der Reim zwei ähnliche Vorstellungen durch den gleichen Klang; hier im Lustspiele wird er zum Diener des Witzes und copulirt wie dieser ungleiche Vorstellungen durch verwandte Klangfarbe. Auch die Wechselrede, das Geplänkel kleiner Stiche greift mit Vortheil zum Reime. Er muß hier weniger musikalisch als geistreich sein. Ein äußerer Uebelstand tritt dem Lustspielverse entgegen: unsere Schauspieler aus der neuen realistischen Schule stehen schon im Trauerspiele mit dem Verse auf einem Kriegsfuße; im Lustspiele scheitern sie vollends und scandiren

das Metrum, statt es zu sprechen. Das genannte Lustspiel geißelt die Thorheit eines verliebten Alten und die Heilung desselben durch eine kluge Frau. Den Vater in das Mädchen des Sohnes verliebt zu sehen, ist freilich widerlich; es gelingt aber dem Verfasser, einige harmlose komische Effecte zu erzielen. Frau Swieten ist eine lebendige Bürgschaft, daß das Haus in festem Stande bleibt; das beruhigt uns während und am Ende des Stücks. Die Charaktere sind gut gezeichnet; vielleicht weiß der Pächter nur zu sehr um seinen verliebten Zustand und das Verbotene desselben.

„Die Tante aus Schwaben." Das volksthümliche, bald komische, bald gemüthergreifende Element der Mundarten wird immer eine Quelle der Dichtkunst bleiben, und unter ihnen vor vielen andern das Schwäbische. Aus einem gewissen Respect vor der Natur stellen wir uns unter einem Dialektsmenschen sofort einen ehrlichern, herzlichern Charakter vor, als unter einem schriftdeutschen Städter. Das tägliche Leben könnte uns hierin zwar oft widerlegen; aber auf der Bühne glauben wir noch dem Munde, der grammatische Fehler macht. Je mehr grammatische, um so weniger moralische trauen wir ihm zu. Karl von Herzberg hat ein bürgerliches Mädchen geheirathet, diese Herkunft aber seinem Oheim, einem strengen Aristokraten, verschwiegen. Um so mehr zittert er, als plötzlich die „Tante aus Schwaben" angekündigt wird. Wer schildert aber sein und seiner Frau Erstaunen, als die Tante nicht schwäbisch, sondern mit steifem Hochdeutsch und verunglückten französischen Phrasen eintritt. Erst langsam, beim Glase Wein, bricht die unverbesserliche Schwäbin durch. Es stellt sich zuletzt heraus, daß sie eine Jugendliebe des alten Herrn gewesen, daß er hinter das Geheimniß des Neffen gekommen, daß er endlich der Veranlasser des plötzlichen Besuchs sei. Er gab der Schwäbin — anonym — den Rath, hochdeutsch zu erscheinen. Alles wird in Güte und Liebe beigelegt, und die großdeutsche Demokratie siegt über die kleindeutsche Aristokratie. Das ganze Lustspiel liegt in Einer Hand; mit einer Haizinger, mit einer Frieb-Blumauer, dieser Perle des berliner Hoftheaters, jetzt wol der ersten komischen Mutter der deutschen Bühne, wird es gefallen.

„Eine Frau, welche Zeitungen liest." Zur Abwechselung wieder einmal ein Ehepaar und ein Onkel. Ein Onkel, der, wie alle, Ehezwiste schlichtet, aber sich dadurch von der Gattung unterscheidet, daß er gar nicht leben kann, wenn es nichts zu schlichten gibt. Deshalb will er seinen zahmen und süßen Alfred schon am zweiten Tage seines Besuchs wieder verlassen. „Keiner verklagt, keiner verklatscht den andern. Das halte der Teufel aus, aber nicht ich. Ich muß Humor, Spectakel haben." Alfred's Bruder, Arthur, der ist sein Liebling. Eben hat er ihn wieder mit seiner Frau versöhnen müssen und hat Briefe bei sich, die er einer Tänzerin in der Residenz zurückgeben muß. Der Junge, der hoffentlich bald eine neue Geschichte anfängt, ist der Augapfel des neuen „Mittler". (Vgl. „Wilhelm Meister".) Da bricht plötzlich Alfred mit einer Klage heraus — der Onkel ist sofort gespannt — Mathilde hat eine Leidenschaft — der Onkel ist entzückt — Leidenschaft, Duell — Mathilde hat die Leidenschaft, Zeitungen zu lesen und darüber alles zu vernachlässigen, selbst den Gatten. Der Onkel übernimmt sofort die Cur, spielt einen jener tanzenden Briefe, der nur den Tauf-, aber nicht den Zunamen nennt, unter die Zeitungen und heilt die Politikerin durch Eifersucht. Diese Scenen, wenn sie sich auch auf einer vielleicht unwahrscheinlichen Grundlage aufbauen, sind mit vieler und glücklicher Laune geschrieben.

„Romeo auf dem Bureau", in welchem Stücke wie in dem zuletzt noch zu nennenden von Wehl ein Stück Komik auf der etwas abgenutzten Sitte, classische Stellen zu citiren, beruht, hinterläßt einen unangenehmen Eindruck. Ein junger Taugenichts, ein Egoist trotz Freytag's Herrn von Fink, misbraucht seine ganze Umgebung und schlüpft zuletzt durch. Vielleicht verwischt eine frische Darstellung die bittere Reflexion des Lesers.

Wir nennen das beste Lustspielchen von allen zuletzt: „Ein modernes Verhängniß." Wir sind in einem Gasthofe. Der Kellner sitzt vor dem Fremdenbuche. „Was das wieder für eine Fremdenliste ist! S. A. Meyer, Kaufman aus Lübeck; H. C. Mayer, Rentier aus Berlin; von Meyer, Gutsbesitzer aus Mecklenburg; Ad. Stockmeier, Conditor aus Barmen; S. Meierstein, Student aus Jena... Meier und kein Ende! Und unter allen diesen Meyern auch nicht ein einziger Kunst-Meyer." Er sehnt sich nach dem Kronprinzen in Hamburg zurück. „Da bediente man die große (Kellner als Literarhistoriker!) Charlotte Birch-Pfeiffer, die berühmte Tänzerin Lucile Grahn, den Baßbuffokönig Formes und vor allem die entzückende Naturgrille Riekchen Goßmann mit ihrer ganzen Tafelrunde." Aus jener Zeit besitzt unser Freund die erwähnte Gewohnheit zu citiren. „Der nächste Neumond ende deine Furcht." Ein alter Herr, der eine aus unbekannten Gründen plötzlich melancholisch gewordene Tochter auf Reisen führt, und ein junger Herr treffen im Gasthause zusammen. Wie der letztere dunkle Zimmer und Einsamkeit verlangt, erregt er sofort die Aufmerksamkeit des Kellners, der sofort einen Paganini, einen Schauspieler herauswittert. Als er aber in seiner Neugierde auf die Angabe des Namens besteht, fährt der junge Herr zornig empor:

Junger Herr. Name! Name! Ich will vom Namen nichts hören. Der ist des Todes, der nach meinem Namen fragt.

Kellner (zurückweichend). Ganz Mime! Jeder Zoll ein Mime! (Abeilend.) O Gott, das Leben ist doch schön.

(Der junge Herr bleibt in dumpfer Schwermuth zurück.)

Junger Herr. Furchtbares Verhängniß, dem ich zum Opfer falle, wo ich nur hinkomme, gleich trittst du mir zähnefletschend in der unglückseligen Frage nach meinem Namen entgegen. Was ist ein Name? fragt Shakspeare's Julia in naiver Herzenseinfalt. Ach, ein Name ist viel. Ein Name kann das Fatum eines ganzen Fatums sein.

Der Sprechende, der „vom Schicksal Gezeichnete", ein „Brandmal auf der Stirn" Tragende, gesteht endlich auf die mitleidigen Fragen des alten Herrn: „Mann des Mit-

leids, hör' an — erstarre — doch erwidre nichts — ich heiße Meyer."

Der alte Herr nimmt dies Bekenntniß mit „furchtbarem" Gelächter auf. In sehr komischer, gerade durch den Ernst des Vortrags höchst wirksamer Weise führt nun der Unglückliche, der leider auch Dichter citiren muß, den Fluch aus, im 19. Jahrhundert zu leben und — Meyer zu heißen. Meyer zu heißen, heiße zum Fluche der Lächerlichkeit verdammt sein; Meyer sei kein Einzelname mehr, sondern der Name des halben Menschengeschlechts; werde der Ausdehnung des Geschlechts nicht rechtzeitig Einhalt gethan, so heiße eines schönen Tags die ganze Menschheit Meyer. Nie empfand der Arme sein Unglück so lebhaft, als jetzt, wo er liebt.

Ist Meyer ein Name, der für die Liebe gemacht ist? Wie wunderselig und hold klingt der Name Romeo aus dem Munde Julia's? „O Romeo, warum denn Romeo?" Nun aber denken Sie sich die reizendste Julia von der Welt schwärmerisch unter Aloën und Myrten im Mondschein seufzend: „O Meyer, warum denn Meyer?" O Schultze oder Schmidt klingt neben dem Namen Meyer wie Lerchenwirbel und Nachtigallenschlag.... Sind Sie im Stande, mit dem Namen Meyer irgendwie eine weltgeschichtliche Größe in Verbindung zu bringen? Denken Sie sich, daß Homer, Miltiades, Tasso, Wallenstein Meyer heiße und alle Bedeutung ist fort.

Ein Napoleon, der Meyer hieße! Der alte Herr räth dem Verzweifelten endlich, sich adoptiren zu lassen, und rasch greift dieser den Gedanken auf. Er wendet sich sofort zu dem Antragsteller selbst:

Ich bin ein Mensch von Vermögen, von guter Erziehung und braver Gesinnung, der Ihnen und Ihrem Namen keine Schande machen wird. Geben Sie mir also diesen Namen. Auf meinen Knien beschwöre ich Sie — —

Alter Herr (lachend). Halten Sie ein, mein Herr, das geht nicht. Ich heiße ja ebenfalls Meyer!

O Mitmeyer! Endlich stellt sich heraus, daß „auch Engel Meyer heißen" können, daß auch die Geliebte, die Tochter des alten Herrn eine Schicksalsgenossin ist. Etwas zweideutig schließt das Stück:

Junger Herr. Geben Sie uns Ihren Segen, Vater Meyer. Es wird weiter gemeiert.

Kellner (mit einem besetzten Theebret in der Thür erscheinend). Das ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären.

Der Dialog ist recht lebendig, meist auch fein. Nur zweifeln wir, ob eine Dame von Bildung, und sei es auch eine Meyer, einem Verehrer bemerken wird: „Machen Sie das jemand anderm weis." Solche Kleinigkeiten sind leicht zu tilgen.

Wie der Leser bemerkt, bewegen sich alle besprochenen Lustspielchen innerhalb eines kleinen Gesichtskreises, einer harmlosen Welt von Liebes- und Ehepärchen mit entsprechenden Onkeln. Es liegt schon in dem beschränkten Rahmen, daß ein eigentlicher Charakter nicht eingeführt weil nicht durchgeführt werden kann. Die Figuren sind entweder schablonenmäßig behandelt oder carikirt, was auch dem tragischen Meyer nachgesagt werden muß. Die deutschen Männer müßten recht erbärmlich sein, wenn die deutschen Lustspiele recht hätten. Das Hauptgewicht fällt auf die Situation, eine bestimmte Pointe. Man könnte diese einactigen Lustspiele mit den Epigrammen vergleichen. Wegen dieser knappen, zugespitzten Form liegt aber die Gefahr nahe, und auch Schlesinger verfiel ihr schon, daß ganz bizarre Voraussetzungen zum Ausgangspunkte gemacht werden. In Hollpein's Kleinigkeit: „Er experimentirt", müssen wir es z. B. glauben, daß ein tragischer Dichter, Parcival Nr. II, seine Frau durch falsche Nachrichten in Schrecken jage, nur um den Ausdruck des Schreckens zu studiren. Vor solchem gewagten Experimentiren muß sich der Verfasser des einactigen Lustspiels hüten. Wir verlangen von ihm zwar nicht kalten Verstand, aber doch etwas Methode im komischen Wahnsinn.

In Nachfolgendem fassen wir noch eine Reihe mehractiger Lustspiele zusammen:

5. Pack. Lustspiel in fünf Aufzügen. Nach dem Dänischen des Th. Overskou von Graf Ulrich Baudissin. Altona, Mentzel. 1862. Gr. 8. 24 Ngr.
6. Gesammelte Lustspiele und Volksstücke von Martin Schleich. München, Gummi. 1862. Gr. 8. In Lieferungen zu 10 Ngr.
7. Feldkaplan und Lieutenant. Dramatisches Gemälde aus den Zeiten des Dreißigjährigen Kriegs. In drei Acten und einem Vorspiel von Friedrich Albrecht. Ulm, Gebr. Nübling. 1862. Gr. 8. 18 Ngr.
8. Die Entführung. Ein schweizerisches Nationallustspiel in vier Aufzügen von M. A. Feierabend. Festgabe auf die hundertjährige Stiftungsfeier der Helvetischen Gesellschaft. Luzern, Kaiser. 1860. 8. 15 Ngr.
9. Karl Theodor, Fürst zu Salm-Braunstein, oder die Entsagungsurkunde. Lustspiel in vier Acten von M. A. Niendorf. Wittenberg, Herrosé. 1862. Gr. 8. 10 Ngr.

Da das Lustspiel „Pack" (Nr. 5) eine Uebersetzung ist, so können wir über dasselbe kurz hinweggehen. Es rollt uns ein sehr düsteres Gemälde des dänischen socialen Lebens auf und behandelt das alte Thema, daß die Tugend nur in der untersten Volksschichte, in dem vielgeschmähten „Pack" lebe, auf eine etwas plumpe Weise. Wir treten gewiß nicht gegen das Volk, auch nicht gegen die ewige Wahrheit, daß eine kranke Gesellschaft nur aus dem Volke heraus wieder gesunden könne, auf, noch verkennen wir die vielfach verdorbenen Zustände der sogenannten höhern Gesellschaft; aber es lebt auch im Volke so viel des Schlimmen, Feigen, Gemeinen; daß seine wahren Freunde ihm nicht immer schmeicheln, es vielmehr mit gleicher Schärfe wie den Adel geißeln sollten. Tugend und Laster sind hier grell gemalt; zuletzt muß auch noch der Etatsrath, den wir vier Acte hindurch hochachten, ein heimlicher Sünder sein! Eine neue Art von Deus ex machina im fünften Aufzuge! Der Dichter hat Holberg gelesen, und versuchte zu charakterisiren; er schiebt jedoch seine Figuren launenhaft hin und her wie ein schlechter Schachspieler, der zieht, weil er ziehen muß und selbst neugierig ist, wie sein nächster Zug aussehen, wie das Spiel zu Ende gehen wird. Der Wechsel der Situationen ist dürftig, die ganze Darstellung dabei breit. Die Hauptfigur, ein ehrlicher Seemann, ist zu abgedroschen, als daß er selbst Landratten noch imponiren könnte. Wir hätten des Lustspiels ganz gut entbehren können.

Ein liebenswürdiges Talent, deutsch und volksthümlich, tritt uns in Martin Schleich (Nr. 6) entgegen, der nur ein bestimmtes Gebiet nie überschreiten sollte. Die Schranken des Volkslustspiels auf deutschem Boden sind auch die Schranken seiner Kraft. Die Leistungen Schleich's auf der Bühne wie in der Presse („Münchener Punsch") sind bekannt; hier ist er von reichem Witze und großer Schlagkraft, die sich nur auf breitester bairischer Grundlage oft zu einseitig gegen Preußen, auch das liberale, wendet; dort hat er manche lebensfähige Leistung hingestellt, die den berliner Possen in der That weit überlegen ist. Es ist ein schlimmes Zeichen des Zeitgeschmacks, daß „Kiselak und seine Nichte vom Ballet" überall, Schleich's „Bürger und Junker" z. B. vielleicht außer Baiern nirgends gegeben wurde.

Nach diesem Titel würde man eine weniger harmlose Dichtung, eine Gegenüberstellung der Stände, einen Kampf der Vorurtheile wie oben beim Dänen Overskou, einen Kampf der alten und neuen Zeit erwarten; dieser klingt zwar bereits an, aber wir befinden uns noch in der guten patriarchalischen Zeit, in der ein kurfürstliches Handbillet selbst in Heirathsgeschichten als ein Deus ex machina schlichtend dazwischentritt, schreiben 1768 und noch lange nicht 1789. Der betreffende „Junker" ist nicht nur nicht bürgerfeindlich, sondern will sogar eine Bürgerstochter heirathen. Der Titel entspricht mithin nicht; beide Figuren, der Bürger wie der Junker, sind überdies nicht die Hauptpersonen. Der Kampf, der nach drei weitern Jahrzehnten die Welt bewegen sollte, spielt hier noch innerhalb der Familie: das Theater und die Poesie wirft den ersten Zwiespalt in sie. Der Jüngling sieht die erste, freilich armselige deutsche Bühne „beim Faberbräu", schleicht sich nachts (d. h. um 8 Uhr) zwar nicht in die neuen Kaffeesiedereien, aber zu den Komödianten und wird — endlich entdeckt — selbst einer von den armen Teufeln, „die unsere vernachlässigte deutsche Sprache wieder öffentlich zu Ehren bringen wollen". Das Mädchen kämpft den alten Kampf der Liebe, der freien Wahl, und ist durch Verse und Musik dem veralteten Patriarchalismus entzogen worden. Der Vertreter desselben, Aegidius Aichleitner, bürgerlicher Strumpfwirker, ist mit köstlichem und liebenswürdigem Humor gezeichnet, im gestrickten Hausjanker, eine Zipfelmütze auf dem Kopfe, wie als Bürgerwehrmann mit Patronen aus der regensburger Pulvermühle, d. i. Würsten, und entsprechenden Kugeln, d. i. Semmeln, in der Patrontasche. Seit ihm der Nachtwächter erzählt hat, daß er jüngst einen Menschen noch nach 11 Uhr auf der Straße getroffen habe, wird er melancholisch. „In 50 Jahren kommt's so weit, daß die Leute nur mehr die halbe Nacht schlafen, nachher braucht man nur mehr halb so viele Nachtjanker und Schlafhauben." O du Philister! In der Religion ist er zwar ein guter Katholik, aber doch ein wenig vom Voltairianismus angeweht; vor dem Pfaffen würde er kriechen, aber dem Weibe gegenüber wagt er leise Zweifel. Wenn sie ihm das Geld übergibt: „Eingenommen haben wir neun Gulden weniger einen Batzen", antwortet er freilich fromm und gottvertrauend: „Na, den Batzen wird der Himmel ein anderes mal nachschicken"; wenn sie ihm aber mittheilt, sie habe ein paar Wachslichter für ihre verstorbene Schwägerin anzünden lassen („so ein Lichtl thut einer armen Seel' gar wohl"), meint der heimliche Skeptiker: „Wenn die armen Seelen so mitten im Fegfeuer drinsitzen, das muß ein solcher Schmerz sein, daß ihnen im Vergleich dazu ein Lichtl ganz wohl thun müßt', das kann ich mir schon denken." Ein Streitgegenstand zwischen ihnen ist die Tochter; die „Firmgodl", die Frau Gamsböckin, die stark im Katholicismus macht, möchte die Tochter in ein Kloster bringen, weil die Verführung so furchtbar zunimmt. Dagegen ist der Mann nun entschieden, wenn er der fürsprechenden Gattin schon zugibt, daß die Männer die gar gescheiten Frauen, wie die Margarethe eine ist, nicht lieben. „Das ist wahr. Dein Vater hat mir auch gutstehen müssen, daß du nicht gescheiter bist als ich; und schon in den ersten drei Wochen hast du dich als hinlänglich dumm herausgestellt." Eine recht hübsche, wenn auch etwas chargirte Figur ist der Junker Reinecker aus Manheim, der selbst mit dem französischen Adel im Esprit zu wetteifern sucht. „Ich muß Ihne sage, in Frankreich gibt's halt kene Mannhemer, un das macht schun viel." Zum münchener und manheimer Dialekt kommt noch die altbairische Gebirgsmundart und ein deutsch-französisches Kauderwelsch. Die Entwickelung befriedigt alle Parteien, selbst den alten Strumpfwirker, da der Kurfürst in einem eigenhändigen Schreiben seiner gedenkt und zwar mit der schmeichelhaften Wendung: „Der alte Schlafhaubenkramer wird hoffentlich nichts dagegen haben"; Worte, die sein loyales Gemüth in höchsten Enthusiasmus versetzen. Die ganze Dichtung ist ein ansprechendes Culturgemälde von echtem deutschen Erdgeruch.

Schleich bleibt zwar auch im zweiten Stück auf deutschem Boden, aber geräth aus der Volksluft in die Hofsphäre. Er fühlt sich hier weniger sicher. Wir werden an den Hof von Dresden versetzt, in ein deutsches Intriguenlustspiel, in eine Scribe'sche Studie. Selbst die in französischen Lustspielen beliebte, meist mühsam durchgeführte Einheit des Orts wird hier versucht, und nicht glücklich. Wo spielt der zweite, dritte, vierte Act? Wirklich auch bei der Gräfin Cosel? Das Lustspiel heißt: „Das Heirathsversprechen", und scheint fast nach einer Novelle gearbeitet zu sein. Jedenfalls würde sich der Stoff eher zu einer epischen Behandlung eignen. Für die dramatische fehlt es zu sehr an Einheit der Handlung und des Interesses; die Fäden laufen bunt durcheinander, die Gestalten werden wie Schachfiguren hin- und hergezogen. Ganz getrennt vom Hauptstoffe spielen Intriguen um die Person der Herzogin Anna von Kurland, die zuerst in der Verbannung lebt und zuletzt Zarin von Rußland wird. Der eigentliche Mittelpunkt des Stücks ist eine Maitresse des Königs, die Gräfin Cosel, die namentlich vom Premierminister gehaßt und verfolgt wird. Ein schwacher Augenblick bringt sie in den Besitz eines „Heirathsversprechens" des Königs, das sie zuletzt ihrem Pagen

opfert, der — unter ihren Augen reif und mit knapper Mühe majorenn geworden — seine Herrin schließlich zu seiner kleinen „Kanzleidirectorin" macht. Dafür wird sie zu gutem Ende noch gefeiert und der „Achtung" ihrer Gegner versichert! Wie kommt ein deutscher Dichter dazu, eine Buhlerin zu verherrlichen, die uns überdies weder durch Geist noch durch Herz anzuziehen vermag? Die Charaktere sind schablonenmäßig behandelt, der Dialog ziemlich leicht, ohne eigentlich pikant zu sein. Auch hier versucht Schleich ein deutsches Culturbild, freilich ein trübes zu geben; dies soll nicht verkannt sein, wenn wir schon dem Ganzen keinen wohlthuenden theatralischen Eindruck zuschreiben können.

Auch das dritte Lustspiel bewegt sich auf deutschem Boden, der Heimat des Dichters näher, mit schwäbischen und bairischen Dialektsanklängen: „Der Bürgermeister von Füssen." Die für unsern Dichter schwierige Klippe war hier nicht der Ort, aber die Zeit; er hatte die Aufgabe, sich in den Anfang des 16. Jahrhunderts, in die Tage des Bauernkriegs zurückzuversetzen. Es ist ihm nicht vollkommen gelungen. Die Sprache ist oft volksthümlich, aber zu modern; politische Anspielungen aus unserer constitutionell angehauchten Zeit passen nicht in die Tage Luther's. Die Hauptrolle spielt der Bürgermeister, offenbar für den münchener Localkomiker geschrieben, und ist eine jener dummpfiffigen Possenfiguren, die je nach Bedürfniß der Situation albern genug sind, um sich zum Hänseln herzugeben, und im Handumkehren wieder so feinwitzig, als ob sie mit Freund Löwenstein und Scholz den „Kladderadatsch" schrieben und illustrirten. Auch hier ist der Stoff mehr episch als dramatisch; der Zufall spielt eine selbst im Lustspiel verbotene Rolle. Der Kernpunkt ist das Geschick der Burg Schwangau, die ein spanischer Schleicher für Oesterreich erwerben, der Bürgermeister aber den Rittern auf der Schwangau retten will; zuletzt, kurz vor Sinken des Vorhangs, wird sie plötzlich bairisch. Das mag in München elektrisiren, aber kann doch einige Bedenken der Aesthetik nicht verhindern. Deshalb vier Acte? Deshalb Räuber und Mordbrenner, Bauernkrieg und eine räthselhafte österreichische Gräfin, die noch am Schlusse als verschleierte Sphinx zurückbleibt? Der erwähnte Bauernkrieg ist zwar in einer Weise, die einer Hofbühne willkommen sein mag, und welche leider Goethe im „Götz" auf die Bahn gebracht hat, aber unhistorisch und eines freisinnigen Schriftstellers nicht würdig behandelt. So läppisch benahmen sich die deutschen Bauern im großen und ganzen nicht. Manche Situationen sind recht wirksam, der Tropf von Luibas und seine Braut drastisch gezeichnet, die Sprache reich an glücklichen Späßen. Nur hat Schleich der modernen Localposse nicht ungestraft gedient: der Witz steht ihm oft höher als die Wahrheit, die historische und psychologische.

Den Schluß der uns vorliegenden Lieferungen bildet ein einactiger Schwank: „Die Haushälterin", welcher zwar etwas lang gesponnen, aber zuweilen drollig ist. Eine alte Jungfer und ein Hagestolz mit ihren Schwächen und einer endlichen Verlobung — hier hat der Leser gleich das Ganze. Daß Apollonia den Major liebe, sollte vorher irgendwie angedeutet, sie auch nicht gar so unliebenswürdig gezeichnet sein. Jetzt aber wird es uns schwer, den Major bei seiner Wahl zu begreifen, und wir billigen nichts als das Ende des Lustspiels; denn jetzt muß unvermeidlich das Trauerspiel beginnen.

Möge Schleich in seinem Bestreben beharren, ein deutsches Volkslustspiel mitgründen zu helfen.

Ein weiterer Versuch eines historischen Lustspiels liegt aus der Feder des bekannten deutschkatholischen Predigers zu Ulm, Friedrich Albrecht, vor: „Feldkaplan und Lieutenant" (Nr. 7). Tilly in einem Lustspiele? Onno Klopp mag nicht unangenehm überrascht sein! Ich füge jedoch schnell hinzu, daß Tilly hier eine bloße Episode ist und sich auch durch einen Adjutanten vertreten lassen könnte. Das Stück dreht sich um die zwei Titelpersonen oder, strenger genommen, um zwei Candidaten der genannten Stellen. Steinhofen geht in das Werbebureau zu München, um Offizier, Wartenberg, um Kaplan zu werden. Sie werden angenommen und erhalten Empfehlungsbriefe an Tilly. Da erneuert sich der alte bekannte Zufall: die Briefe werden verwechselt; Wartenberg muß blaß und schlotternd in den Kampf ziehen, Steinhofen in die Kutte schlüpfen. Dieses Misverständniß gibt zu einigen komischen Scenen Anlaß: Steinhofen erblickt z. B. die Geliebte seines Herzens, vergißt des Mönchskleides und ergießt sich in Liebe; im ganzen aber läßt der Ernst die echte Komik nicht recht aufkommen, und wir begnügen uns schon, wenn uns der Verfasser ein Lächeln entlockt. Er fühlte das Gerügte selbst und nannte sein Stück, das bei der münchener Bewerbung den ersten Rang unter den Lustspielen behauptete, selbst ein „dramatisches Gemälde". Wer dasselbe liest, würde aus der recht objectiv gehaltenen Zeichnung der Zeit kaum auf den Prediger einer Freien Gemeinde schließen. Sein Hauptheld predigt und kämpft gegen die „Ketzer", die freilich nebenbei Dänen sind. So kann der Dichter als Patriot in Tilly's Lager stehen, während er eigentlich drüben kämpfen müßte. Die Sprache, in fünffüßigen Jamben, verräth den geschmackvollen Sinn, dem unser Gemälde Ursprung und Farbe verdankte. Es ist in München und Braunschweig aufgeführt worden; bei dem Mangel an deutschen geschichtlichen Lustspielen würden sich weitere Versuche verlohnen und den Verfasser vielleicht ermuntern, den Kaplan wieder einmal mit dem Komiker zu vertauschen.

Der Verfasser dieser Zeilen hatte sich während eines mehr als zehnjährigen Aufenthalts in der Schweiz bemüht, den dort nie erstorbenen Sinn für das Volksschauspiel zu beleben und als Krönung desselben ein stehendes schweizerisches Nationaltheater anzubahnen. Es versteht sich leicht, daß in einem so realistischen Lande ein so ideales Institut der Zukunft manchen Angriff, ja Spott erfuhr, um so mehr, da ein junger, kaum erst verbürgerter Landsmann es zu verfechten wagte. Nicht ohne Rührung ergreife ich daher das folgende Büchlein, das von einem treuen Mitkämpfer, dem thätigen Freunde einer schweizerischen Bühne herrührt.

Vielleicht sieht man hierin einen Puritanismus des Aesthetikers; es stammt derselbe aber aus der ehrenvollsten Ansicht von der Bühne: sie sei das Leben!

Ludwig Eckardt.

Reiseberichte aus Griechenland und Rumelien.

1. Erinnerungen und Mittheilungen aus Griechenland von Ludwig Roß. Mit einem Vorwort von Otto Jahn. Berlin, Gaertner. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Excursions en Roumélie et en Morée par Madame *Dora d'Istria*. Zwei Theile. Mit dem Porträt der Verfasserin. Zürich, Meyer und Zeller. 1863. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Nicht ohne besondern Grund stellt hier Referent diese beiden Bücher über das neue Griechenland bei ihrer Besprechung zusammen. Beide Bücher umfassen in der Geschichte des Königreichs Griechenland in ihrem Anfangs- und in ihrem Endpunkte eine der wichtigsten Epochen dieses Landes und seines Volks, und sie gewähren für beide, wenn auch nicht ausschließlich in dieser, durch das Jahr 1832 und durch die Jahre 1860—63 (als jenen Anfangs- und diesen Endpunkt) beschränkten Weise, doch vorzugsweise in Ansehung dieser entscheidenden Entwickelungsperioden in der neuesten Geschichte beider, die anziehendsten Anhaltspunkte zu ihrer Kenntniß und Beurtheilung. Außerdem ziehen jedoch beide Bücher auch das griechische Alterthum, nicht minder die Zeit von 1832—37 (bei Roß), sowie die vor 1860 (bei Dora d'Istria) in den Kreis ihrer Betrachtung.

Die „Erinnerungen und Mittheilungen" von Roß haben zwar bereits schon früher, nur zerstreut und zum Theil in veränderter Gestalt, in einzelnen Zeitschriften, unter andern auch in d. Bl., den Weg in die Oeffentlichkeit gefunden; aber wie sie damals mit Interesse gelesen worden sind, so nehmen sie auch gerade gegenwärtig, als ein das einzelne zu einem geschlossenen Ganzen zusammenfassendes Gesammtbild, das aus der Vergangenheit, der es angehört, bis in die Gegenwart hereingreift, ein um so tieferes und lebendigeres Interesse in Anspruch. Daß dazu ein besonderer, wenn nicht der hauptsächliche Grund in dem Verfasser selbst liegt, gestehen sich diejenigen ohne weiteres ein, die den letztern nicht erst von heute und gestern her kennen, und für die andern gewährt das an sich durch die ruhige gemessene Haltung und objective Klarheit der Darstellung ungemein wohlthuende Vorwort aus der Feder O. Jahn's den geeignetsten Anhalt zu besserer und tieferer Kenntniß des Verfassers und seiner eigenthümlichen Art und Weise, welche auch denen zugute kommt, die Roß schon kennen und ihn ebenso wegen seiner Liebenswürdigkeit, als wegen der Offenheit und Entschiedenheit seines Wesens besonders geschätzt haben. Daß Roß mit dem allen auch einen scharfen Blick und ein gesundes, im ganzen ziemlich richtiges Urtheil verband, sowie daß er namentlich zur Beurtheilung Griechenlands, des alten wie des neuen, die tiefere wissenschaftliche Befähigung besaß, dies werde hier nur für diejenigen erwähnt, denen Roß bisher noch nicht näher bekannt gewesen, und von denen wir gleichwol wünschen, daß sie das vorliegende Buch in dem Glauben zur Hand nehmen möchten, daß das Interesse, mit welchem sie es lesen, den Vorzügen des Verfassers auch wirklich entsprechen werde. Den andern dagegen braucht man dies nicht erst noch besonders zu sagen

Der hauptsächlichste Inhalt des Buchs, insoweit sich dasselbe in der im Eingange dieser Besprechung bemerkten Beziehung mit den öffentlichen Zuständen Griechenlands beschäftigt, umfaßt „Erinnerungen" und „Mittheilungen aus Griechenland", letztere in Briefform; an beide schließt sich ein Aufsatz: „Athen 1832 und 1836" an, der ein vergleichendes Bild Athens im Jahre 1832, wo die Stadt noch unter türkischer Herrschaft sich befand, mit dem im Jahre 1836 gewährt, nachdem sie zur Hauptstadt und Residenz des Königs Otto erhoben worden war und sich dazu umzugestalten mit bedeutsamen Erfolgen begonnen hatte, und ein griechisches Schiffermärchen: „Georg und die Störche", das der Verfasser auf einer nächtlichen Seefahrt von einem Psarianer, einem Einwohner der Insel Psara, hatte vortragen hören und das durch Eigenthümlichkeit der Erfindung und gewisser Localfarben den einen und andern Leser wol anziehen wird. Außerdem ist noch in einem Anhange ein ergötzliches Lebensbild eines holsteinischen Schulmeisters vor funfzig Jahren: „Fritz Reher", aus der Heimat des Verfassers mitgetheilt worden, das übrigens ebenfalls, wie die übrigen Aufsätze, schon früher gedruckt gewesen.

Die nach unserer Ansicht wichtigsten Stücke des Buchs von Roß sind die ersten drei Aufsätze. Sie sind von geographischem und ethnographischem, historischem und culturgeschichtlichem, zugleich auch archäologischem Interesse, und schildern zugleich, neben den öffentlichen Verhältnissen und der Entwickelung des eben erst neugeschaffenen Königreichs aus rohen und anarchischen Zuständen, auch die damaligen kleinen Ereignisse des gewöhnlichen Lebens, besonders auch insoweit Roß dabei betheiligt war. Sie umfassen die Jahre 1832—37, und sind reich an Genrebildern aus dem damaligen Volks- und Staatsleben, die ihre Schlaglichter auf das Treiben der großen und kleinlichen Politik werfen, welche in jener Zeit in Griechenland und mit Griechenland sich viel, und weit mehr als gut war, zu schaffen machte. Die Erfolge, wie sie seitdem eingetreten sind, lassen jenes Treiben und die Politik selbst, aus der sich die Erfolge erklären, nach ihren Gründen und ihren Zwecken vielfach erkennen, und der Leser findet hier hinreichende Veranlassung zu interessanten Vergleichungen in den Zuständen des Landes und Volks zwischen damals und jetzt, nachdem inzwischen dreißig Jahre vorübergegangen. Drängen sich dabei Veränderungen auf, wie sie zum Theil in der Natur der Sache lagen und wie sie Roß voraussagte, wie sie aber auch wol wider Erwarten eingetreten sind, so ist dabei in andern Beziehungen manches wider Erwarten nicht geschehen, und das Land ist auffallend zurückgeblieben. Hat sich auch Roß in einem wesentlichen Punkte auffallend geirrt, als er im Jahre 1832 die Aeußerung that: „Die politischen Revolutionen Griechenlands sind hoffentlich geendigt", so konnte er doch wenigstens das mit vollem Rechte hinzusetzen, was auch die Folgezeit bestätigt hat: „Die Revolution in den Sitten, eine Tochter von jenen, dauert fort und schreitet langsam, aber sicher ihrem Ziele zu!" Für solche Fortschritte auf dem Gebiete des materiellen und geistigen Lebens finden sich hier mancherlei Beispiele, aber es fehlt auch nicht an „Dornen in der Civilisationsrose", welche zugleich mit der letztern durch die Erhebung Griechenlands zu einem Königreiche dahin gekommen sind — Dornen, die jedoch nicht allein „in jenen kleinen Formalitäten" sich finden, welche der abendländischen Verwaltung und Gesetzgebung eigen sind. Jene „Civilisationsrose" läßt hier vielmehr noch ganz andere Auswüchse und sogar jenes Ungeziefer erkennen, dergleichen leider so oft auch die schönsten Blüten verunziert, und wie solches alles die europäische Civilisation und Politik auch nach Griechenland verpflanzte. Man braucht für diese traurige Wahrheit, für welche sich in den vorliegenden „Erinnerungen und Mittheilungen" die traurigsten Belege finden, nur auf das gehässige und widerliche Intriguenspiel hinzuweisen, das gleich im ersten Winter des Bestandes des Königreichs nicht nur Griechen, sondern auch Engländer, Deutsche u. a. dort trieben, und welches zum Theil von den widerstrebendsten Interessen der fremden Schutzmächte in ihrem eigenen Interesse, nicht in dem Griechenlands, gleichsam geboten und davon abhängig war; man braucht nur an die Takt- und Formlosigkeiten zu erinnern, deren die Vertreter jener Mächte in Griechenland gegen den König selbst sich schuldig machten (ein solches Stückchen vom russischen Gesandten, dem Admiral Ricord, aus dem Jahre 1833, das ein Seitenstück zu dem spätern Auftreten des Fürsten Mentschikow in Konstantinopel ist, erzählt Roß als Augen- und Ohrenzeuge), und wie sie nachmals auch von englischen Gesandten (z. B. von Lyons im

Jahre 1837), dem Könige widerfuhren. Namentlich für die Beurtheilung der fremden Politik in Griechenland, wie sie, im großen und kleinen, oft in der ungerechtesten und unklugsten Weise die eigene Schöpfung des griechischen Königreichs von vornherein gefährdete, fehlt es hier nicht an Belegen, und es ward durch dies alles der fremden, durch die Mächte selbst eingesetzten Regierung nur um so schwerer, in einem Lande, das erst aus mehrhundertjähriger Barbarei und aus einem zehnjährigen Kriege hervorging, die ersten Anfänge einer geordneten Verwaltung einzurichten. Es wird auch hier an einzelnen Beispielen einleuchtend, wie jene fremde Regierung gleich im Anfange das Land in falsche Bahnen brachte und zu schweren Irrthümern und Misgriffen sich verleiten ließ, die zum Theil den Grund zu spätern Zerwürfnissen legten, und die manches erklären, was nachmals bis ins Jahr 1862 geschah. Roß selbst freilich war hierbei in einem, wenn auch nur vorübergehenden Irrthum, insoweit er im Jahre 1833 äußert, daß er „das weise und den Umständen angemessene System der Regentschaft sich immer mehr entwickeln und aus diesem Eingehen derselben in die wahren Wünsche und Bedürfnisse des Volks eine immer tiefer begründete Hochachtung und Zuneigung des letztern gegen die neue Regierung hervorgehen sehe" (S. 223). Die Zukunft hat dagegen in einer, in gewisser Beziehung ganz unerwarteten und noch nicht genügend erklärten Weise diesen Irrthum ans Licht gebracht, ebenso wie einen andern, den Roß im Jahre 1833 (S. 205) äußerte: „Hoffentlich ist für Griechenland die Zeit gekommen, sich dem beweinenswerthen Einflusse Rußlands zu entziehen." Dieser Einfluß hat sich wenigstens nach 1833 noch zu manchen Zeiten in Griechenland als „beweinenswerth" gezeigt; aber auch England und Frankreich haben eine solche beweinenswerthe Rolle in Griechenland häufig gespielt, und man weiß, wem sie dadurch genützt und wem sie geschadet haben.

Indeß mag Vorstehendes über das Buch von Roß hier genügen, da es hierbei nur besonders darauf ankam, gewisse Gesichtspunkte anzugeben, aus denen diese „Erinnerungen und Mittheilungen" zur rechten Verwerthung ihres Inhalts und zur Kenntniß der Zustände in Griechenland während der angegebenen Zeit auch jetzt noch eine nicht blos vorübergehende Beachtung verdienen.

Einer spätern Zeit der neuern Geschichte Griechenlands, und in gewisser Hinsicht sogar der neuesten Geschichte desselben, gehören die „Excursions" der Frau Dora d'Istria an. Man darf voraussetzen, daß die Verfasserin dieser „Excursions" ebenso nach ihren persönlichen Verhältnissen, sowie, insoweit sie als Schriftstellerin bereits vielfach aufgetreten ist und einen ehrenvollen Platz in der literarischen Welt einnimmt, auch nach ihren eigenthümlichen und in der That seltenen moralischen, geistigen und intellectuellen Vorzügen, besonders in Ansehung ihrer hohen wissenschaftlichen Bildung den Lesern hinreichend bekannt ist. Dies alles, namentlich die Freisinnigkeit und Consequenz ihres Charakters und der Ernst ihrer christlichen Gesinnung findet auch in ihrem neuesten Werke den gebührenden Ausdruck, und jeder, der mit der genauern Kenntniß ihres Wesens und mit lebendigem Interesse an dem Gegenstande des Buchs dieses selbst liest, wird sich von demselben in dem nämlichen Grade angeregt und angezogen finden, in welchem er zugleich vielfache Belehrung daraus zu schöpfen vermag.

Die Reise nach und durch Griechenland, die der Verfasserin zu den „Excursions" die nächste äußere Veranlassung gab, hatte dieselbe bereits im Sommer 1860 gemacht, aber sie beschränkte sich bei ihren Mittheilungen nicht blos auf diese Reise, sondern fügte zu den vier Kapiteln, die ihre Wanderungen zum Gegenstande haben, noch ein fünftes, welches, nach den inzwischen in Griechenland eingetretenen politischen Ereignissen, unter der Aufschrift: „La chute du roi Othon", die Geschichte Griechenlands im Jahre 1862 und die Lage des Landes im Jahre 1863 behandelt. Ihre diesfallsigen Mittheilungen und politischen Betrachtungen hängen mit ihrer Reise selbst und mit den bei dieser Gelegenheit gemachten Beobachtungen und Wahrnehmungen auf das genaueste zusammen, und man glaubt gern der Versicherung der Verfasserin, daß sie unter allen Umständen die Regierung des Königs Otto mit Unparteilichkeit gewürdigt und daß die Katastrophe, die ihr ein Ziel gesetzt, keinen Einfluß auf ihre Urtheile gehabt habe. In dieser Hinsicht gewährt es ein besonderes Interesse, mit dem, was Roß in seinem vorstehend besprochenen Buche über die ersten Jahre der Regierung des Königs Otto und über ihre Anfänge, sowie über die damaligen Zustände des griechischen Landes und Volks bemerkt hat, die Mittheilungen über die letzten Jahre jener Regierung und über die ebengedachten Zustände dieser letzten Zeit zu vergleichen, die Dora d'Istria in ihren „Excursions" macht. Sie erklärt zwar diese Katastrophe an und für sich aus innern Gründen für vollkommen gerechtfertigt, und äußert sich über das, was in persönlicher und sachlicher Hinsicht die Katastrophe erklärt, offen und ohne Befangenheit; aber sie gibt zugleich manches zu bedenken, was auf die eigentlichen Gründe und Zwecke der Octoberrevolution ein sehr zweifelhaftes Licht wirft und die Berechtigung derselben, sowie ihre wahren Vortheile für Griechenland bedeutend in Frage stellt.

Diese allgemeinen Andeutungen reichen hier hin, um das, was Referent im Eingange seiner Besprechung über die Gründe der Zusammenstellung der vorliegenden beiden Bücher bemerkte, kurz zu rechtfertigen. Im übrigen erwähnt er noch von dem sonstigen Inhalt der „Excursionn", daß sie, außer Athen und den Umgebungen dieser Stadt, die der Gegenstand des vierten Kapitels sind, den Leser in den ersten drei Kapiteln durch einige Theile des griechischen Festlandes (Rumeliens), der peloponnesischen Halbinsel und durch einige Inseln führen, welche die Verfasserin auf ihren Wanderungen besuchte. Ihre diesfallsigen Reiseschilderungen sind gleichsam der rothe Faden, der sich durch das Buch hindurchzieht, und an den sie dann in der aus ihren frühern Werken bekannten Weise die mannichfaltigsten und anziehendsten Betrachtungen und Mittheilungen anknüpft, die sich zwar im wesentlichen meist nur auf Griechenland beziehen, dasselbe aber aus den verschiedensten Gesichtspunkten ins Auge fassen. Diese Gesichtspunkte gelten zunächst dem Lande und Volke in ihrer Gegenwart, von der jedoch die Verfasserin oft auch Rückblicke auf frühere und spätere Zeiten wirft, wie sie dazu die Veranlassung absichtlich sucht oder unwillkürlich findet; sie gelten den gegenwärtigen öffentlichen Zuständen des Königreichs in politischer, kirchlicher, commerzieller und culturhistorischer Hinsicht, und zwar namentlich in letzterer im weitesten Sinne des Worts. Denn Dora d'Istria wendet ihr lebendiges Interesse und das von diesem und von ihrer eigenen umfassenden Kenntniß getragene innige Verständniß für die culturhistorischen Interessen des Landes und Volks, in welchem sie weilt, allem dem zu, was dieses Interesse anregt und anzieht. Dahin gehören ferner in gleichem Grade philosophisch-mythologische und archäologische Gegenstände aus dem Gebiete des classischen Alterthums, worüber sie oft und mit einer gewissen Vorliebe sich ausspricht, sowie alle die Beziehungen, die, aus dem Gesichtspunkt der von Dora d'Istria als allein berechtigt angesehenen Lösung der Orientalischen Frage, zu der wahren Wiedergeburt des Orients im christlichen Sinne in dem innigsten Zusammenhange stehen. Ihr geschichtliches Interesse an Griechenland läßt sie jede Gelegenheit benutzen, kürzere oder längere Schilderungen aus dem Freiheitskampfe, sowie Charakteristiken der hervorragendsten Männer aus der Geschichte des neuen Griechenland ihren Reiseberichten einzuweben, sodaß der Leser selbst Gelegenheit erhält, hier mit dieser Geschichte sich bekannt zu machen, und ebenso fehlt es nicht an anziehenden und lehrreichen Bildern aus der Literatur und Poesie, sowie aus der Geschichte der Kirche des neuen Griechenland, denen man hier begegnet. Auch den materiellen Interessen des Landes wendet die Verfasserin ihre besondere Aufmerksamkeit zu, und sie läßt es sich angelegen sein, über Industrie und Handel vielfach interessante, namentlich statistische Mittheilungen zu machen, die über die materiellen Zustände des Landes aufklären. Solche Aufklärungen gewährt sie auch in Ansehung der geistigen

Interessen, z. B. in Betreff des Schulwesens, und ebenso sind die vielen politischen und religiös-kirchlichen Discussionen der Verfasserin vollkommen geeignet, in die innern Zustände des Landes und Volks tiefere Blicke zu werfen. Bei allem dem offenbart sich ihr nationaler Patriotismus, ihre rein christliche Gesinnung und Aufklärung mit einer Entschiedenheit, die ihrer Charakterbildung entspricht und ihr zur höchsten Anerkennung gereicht, und auf einem andern Gebiete ihrer „Excursions“, dem der Naturschilderungen des Landes, erfreut sie den Leser durch ihren offenen Blick und Sinn für die Natur und für alles, was mit der äußern Bildung des Landes zusammenhängt. 9.

Italienische Sprachbarbarei und philologische Arbeiten.

Die heutige Sprachverwirrung in Italien, eine Verwirrung zu andern Verwirrungen, ist bekannt. Als L. C. Farini — ein geachteter und begabter, wenngleich in der Form vielleicht etwas zu sehr französirender Autor, welcher besser daran gethan hätte, bei seinen Geschichtsbüchern zu bleiben, statt sich in das Gewühl von Revolution und Dictaturen, von Kammern und Ministerien zu stürzen, das ihn endlich vom Präsidentenstuhl ins Irrenhaus führte und seinem Vaterland schwerlich mehr als ihm selbst zugute gekommen ist — Gouverneur der Emilia war, wie man seit dem Jahre 1859 die beiden Herzogthümer und die päpstliche Romagna nennt, bestellte er eine Commission für die Herausgabe der sogenannten Testi de lingua, d. h. der dem Ende des 13. und dem 14. Jahrhundert gehörenden Sprachdenkmale, mit denen die Italiener sich seit lange so emsig und erfolgreich befaßt haben, wie ein bloßer Blick in Bartolommeo Gamba's bekannte verdienstvolle Bibliographie zeigt, und wofür doch noch so viel zu thun bleibt. Diese Commission wurde nachmals von der turiner Regierung auf den ganzen neuen Staat ausgedehnt, hat schon manches Löbliche geleistet, verspricht der löblichen Leistungen mehr, wirkt ermunternd auf einzelne, in Bologna, in Florenz, in Siena, in Parma, in Turin und an andern Orten. Aber der um sich greifenden Sprachbarbarei können diese philologischen Arbeiten keinen Einhalt thun, die Sprachcommissionen und ihre Bücher und Hefte bleiben auf einen kleinen Kreis von Gelehrten beschränkt, das Sprachverderbniß dringt in alle Kreise ein und wird von derselben Regierung wie von den gesetzgebenden Körpern gefördert, welche für die Testi di lingua Ausschüsse einsetzen und Geld votiren. „Dämme, Dämme!“ so ruft L. Scarabelli in einem Sendschreiben an einen der scharfsinnigsten und thätigsten jüngern Philologen, Pietro Fanfani von Pistoja, „Dämme gegen den schlammigen Strom, der über uns hereinbricht! Es ist ein großes Unglück, dies Verderben der Sprache inmitten der Freiheit des bürgerlichen Lebens. Früher kannten wir einander kaum, jetzt laufen wir Gefahr einander nicht zu verstehen. Ihr Toscaner, bleibet fest, und wenn ihr das Vaterland nicht aus diesem Elend rettet, so erwerbt euch mindestens das Verdienst, das Unkraut nicht in euerm Garten aufschießen gelassen zu haben. Eines Tages, wenn Ruhe in die Welt zurückkehrt, könnt ihr dann Apostel aussenden und den Reinigungsproceß beginnen, während ihr heute die Schätze bewahrt, welche unsere Sprache besitzt und sie der Armseligkeit entgegenstellt, worein man sie anderwärts zu verhüllen strebt, indem man sie angeblichen Bedürfnissen moderner Ideen und Werke dienstbar machen will. Eine Staatsregierung vermag viel, durch die bloße Kraft ihres Beispiels und die Macht der Gewohnheit, zum Zwecke des Nationalisirens und Heimischmachens der zum gesammten bürgerlichen Leben eines Volks nothwendigen Worte. Aber Gott weiß wann wir in Italien dieser Wohlthat werden theilhaft werden. Es gab bei uns, bis auf die neuesten Zeiten, vier Staaten, welche es verschmähten, sich mit dem Fremdwesen einzulassen. Die Ursachen waren verschieden, die Wirkung dieselbe. Parma besitzt Gesetze, Verordnungen, Vorschriften, amtliches Schriftenwesen in reiner Sprache und fließendem Stil. Wenn dort eine Reihe von Jahren hindurch ein pedantischer Minister auf den Autoren lastete, so erwarben sich Colombo, Giordani, Taverna und andere auf der ganzen Halbinsel Ruf und Anerkennung und wirkten durch ihr Beispiel. Am Arno lebte eine österreichische Generation italienisch und sprach toscanisch mit Toscanern; während Florenz von Fremden wimmelte, nahm es wenig Fremdes an, das übrige Land gar nichts. Wenn in Rom die lateinische Sprache, welche dort für zahlreiche öffentliche und besondere Zwecke herrscht und des Bedürfnisses des allgemeinen Verständnisses wegen von vielen studirt und in Wort und Schrift geübt wird, seit Leo's XII. Zeit inmitten der durch den Druck der bürgerlichen Regierung verursachten Ermattung nicht mehr mit dem frühern Eifer getrieben wird, so blieb die italienische unberührt, welche daselbst, so aus natürlichen Gründen wie infolge der künstlichen Cultur der Vergangenheit, blühte, und wenn der Schatz nicht gemehrt ward, so ward er ebenso wenig beeinträchtigt. Neapel endlich bewahrte im öffentlichen Leben einen so reichen Schatz unverfälschter Sprache, daß die vorgestern und gestern eingeschmuggelten fremden Elemente wahrhaft komisch auf der Oberfläche schwimmen.

„Die Lombarden und Venetianer mag man entschuldigen, wenn bei ihnen Umstände wirkten, die denen von Parma und Piacenza gerade entgegengesetzt waren. Nicht zu entschuldigen sind die Piemontesen, welche einheimische Minister hatten und sich nicht einmal den Mantel, geschweige den Rock bürsteten, sodaß Gioberti und Balbo, die eifrig gelesen, und der Pater Curci und andere, die eifrig studirt wurden, zu nichts dienten. Nicht zu entschuldigen sind sie, den Mangel nicht gemerkt zu haben in den Jahren zwischen 1849 und 1859, wo der italienische Verkehr bei ihnen schon so lebendig war: viel weniger sind sie zu entschuldigen, indem sie, nach der Besitzergreifung der Lombardei, dort alsbald nicht etwa lombardische Redensarten und Worte, sondern austro-lombardischen Jargon sich aneigneten und nach den übrigen Landestheilen zu verschleppen wagten. Was schaffen so viele Senatoren und Abgeordnete beim Gesetzemachen, wenn die Gesetze so barbarische Form und Sprache haben? Geduld mit den Abgeordneten, der Ursprung der Mehrzahl erklärt den Grund des Uebelstandes, und das Volk, das sie wählt, kümmert sich wenig um Wissenschaft, während es nach Abhülfe seiner vielen Gebrechen und Lasten trachtet. Aber die Senatoren! Sprachstudien setzen andere Studien voraus, und diese ergänzen einander gegenseitig. Wer unsere stenographirten Kammerberichte durchsieht, wird sich billig darüber wundern, daß solche, bei denen gutes Italienisch einheimisch ist und zur Welt kam, theilweise so wenig davon wissen, daß Soll und Haben der zahllosen ernsten und heitern, geistvollen und correcten Autoren von Dante zum Firenzuola für sie ein verschlossenes Buch ist; daß solche Leute dennoch in Fällen, wo der Gebrauch eines Wortes in wichtigen Gesetzen auf die Interessen der gesammten Nation Einfluß üben kann, mit größter Sicherheit für Ja und Nein sich entscheiden und andere irreführen, welche die Competenz von Toscanern in Sprachsachen noch halbwegs anerkennen. So strotzen von verderbter Sprache die Gesetze, und nächst den Gesetzen in unabsehbarer Reihe die Verordnungen, die Beschlüsse, der öffentliche Schriftwechsel, die Papiere der Gerichtshöfe und aller Aemter, der Banken und Handelshäuser und des ganzen geselligen Verkehrs, zum materiellen und geistigen Nachtheil und zur Unehre der Nation, die nicht vergessen sollte, daß das Sprachkapital nicht etwa blos eine Geld- und Wechselbank für den augenblicklichen Bedarf ist, sondern ein Archiv von Rechtstiteln mit Anwartschaft auf fremde Dankbarkeit, ein historisches Archiv einer glänzenden einheimischen Civilisation, eine Mahnung an Gegenwart und Zukunft sich würdig zu zeigen besserer Geschicke und erneuter Gunst der Vorsehung.“

So dieser Italiener, welcher, was für den deutschen Leser kaum noch bemerkt zu werden braucht, ein erklärter Anhänger der neuen politischen Gestaltung der Dinge ist. Nicht übertrieben ist, was er sagt; leider wird die Sprachverwirrung mit jedem Tage

ärger, und in Toscana ist sie bemerkbarer als irgendwo. In dem Vaterland der heutigen Schriftsprache, in dem Lande attischer Feinheit und schärfster Präcision, natürlicher Grazie und unerschöpflichen Reichthums vernimmt man nicht etwa blos auf der Straße und an öffentlichen Orten ein die Ohren verletzendes Gemenge von Dialekten des Südens und Nordens, nothwendige Folge des Durcheinanderrüttelns der Bewohner der verschiedenen Provinzen, so im Militär wie im Beamtenstande. Aber auch die officielle Sprache ist verderbt, Präfecturen und Municipien verstehen nicht mehr italienisch, das öffentliche Anzeigenwesen hinkt ihnen nach, und zahlreiche Zeitungsartikel sind nicht besser, selbst wenn sie keine handwerksmäßigen Uebersetzungen aus dem Französischen sind. Die schöne Lingua toscana, welche einst, wie die Abstammung der florentinischen Bürger der von Dante geschilderten Urzeit, pura nell' ultima artista war, droht unterzugehen in dieser Sprachsündflut. Es ist, als habe die Philologie die Gefahr geahnt, denn in diesem Augenblick häufen sich die linguistischen und lexikographischen Arbeiten, und die Thätigkeit in diesem Fache ist in Florenz eine erstaunliche. Die Akademie der Crusca, welche auch nach der Erklärung des Barons Bettino Ricasoli, es gebe keine Toscaner mehr, toscanisch geblieben ist, hat soeben den ersten, den Buchstaben A enthaltenden Band der fünften Auflage ihres Vocabulars herausgegeben, und arbeitet fleißig an der Fortsetzung. Giuseppe Manuzzi denkt unermüdet an der zweiten Auflage seiner vielfach bereicherten und vielgebrauchten Bearbeitung desselben Vocabulars nach seiner bisherigen Gestalt, und ist bereits zum M vorgerückt, während Nicolò Tommaseo und B. Bellini noch am Anfang eines ähnlichen Unternehmens (Buchstabe Be) weilen. Der obengenannte Pietro Fanfani, Bibliothekar der Marucelliana in Florenz, welcher seit Neujahr eine reichhaltige philologische Monatschrift: „Il Borghini", herausgibt und von dem schon vor einigen Jahren ein brauchbares Handwörterbuch erschien, hat ein „Vocabolario dell' uso toscano" in zwei Theilen drucken lassen, ein Wörterbuch des toscanischen Sprachgebrauchs, so in der Schrift wie im Munde des Volks, namentlich des Landvolks, mit einer Menge von Beispielen, die dem Buche auch eine culturgeschichtliche Bedeutung geben. Von Filippo Ugolini's „Vocabolario di parole e modi errati della lingua che sono comunemente in uso" liegt schon seit einiger Zeit die dritte vermehrte Ausgabe vor; zu einer vierten, wenn sie nöthig wird, kann die Gegenwart reichlichen Stoff liefern. Wenn noch hinzugefügt wird, daß von der von dem verstorbenen Giusti, dem genialen Satiriker, begonnenen, vom Marchese Gino Capponi vollendeten und geordneten Sammlung toscanischer Sprichwörter, die hier gleichfalls in Betracht kommen, eine neue Auflage bevorsteht, so ersieht man aus allem diesen, daß die italienische Philologie nicht feiert, und der Gefahr, welche die Sprache bedroht, mit den ihr zu Gebote stehenden Mitteln mannhaft zu begegnen sucht. Währenddessen werden die ältern Sprachschätze, wie schon oben bemerkt wurde, mit ebenso regem Eifer wie scharfer Kritik zu Tage gefördert, und wenn bei vielen dieser Producte des secolo d'oro der Inhalt von keiner besondern Bedeutung ist, so verdienen auch die unbedeutendsten Beachtung wegen der oft wunderbaren einfachen Anmuth und Klarheit der Form. Je weniger die Mehrzahl der neuern Gesetze und Verordnungen letztere Eigenschaften mit ihnen theilt, um so mehr ist es zu loben, daß man die ältern Schriftstücke dieser Art sammelt und sichtet, wie es in diesem Augenblick mit den in der Vulgarsprache abgefaßten Statuten von Städten und Körperschaften, mit Decreten und Aufrufen (bandi) und anderm geschieht. Die von der Sprachcommission in Turin herausgegebenen „Bandi lucchesi", von dem gelehrten und thätigen Director des luccaschen Staatsarchivs, Salvatore Bongi, gesammelt und erläutert, könnten den Behörden unserer Zeit zum Muster dienen, während sie über manche Eigenthümlichkeiten im öffentlichen und Familienleben erwünschten Aufschluß geben.

12.

Goethe's Leben als Roman.

Der Roman eines Dichterlebens. Erste Abtheilung: 1759—75 oder Goethe's Jugendjahre. Drei Bände. Zweite Abtheilung: 1775—1806 oder Goethe's Männerjahre. Fünf Bände. Dritte Abtheilung: 1807—32 oder Goethe's Greisenalter. Drei Bände. Von K. Th. Zianitzka. Leipzig, Kollmann. 1863. Gr. 16. 5 Thlr. 15 Ngr.

Ohne gerade ein principieller und unbedingter Gegner des biographischen Romans zu sein, habe ich mich doch mit den Erscheinungen, die in den letzten Jahren unter diesem Namen den Büchermarkt überschwemmt haben, durchaus nicht befreunden können, denn was mir davon zu Gesicht gekommen, war in der Regel nichts weiter als eine verflachende und verdünnende Ausschreibung von biographischen oder memoirenartigen Werken, höchstens mit einigen romanhaften Zuthaten, die aber so weit entfernt waren, das Interesse an dem anderswoher entlehnten Stoff zu erhöhen, daß sie im Gegentheil den Geschmack daran verdarben und zugleich sich selbst — auch der verwässerten Wahrheit gegenüber — in ihrer ganzen Willkür und Gehaltlosigkeit verriethen. Von einer wirklich künstlerischen und poetischen Verarbeitung des biographischen Materials, von einer einheitlichen Gestaltung und Gliederung um einen ideellen Mittelpunkt herum war bei allen diesen Producten nicht die Rede, und ebenso wenig besaßen sie die Treue und Zuverlässigkeit der Schriften, aus denen sie sich genährt hatten. Sie waren also weder Romane noch Biographien, sondern aus unnatürlicher Mischung hervorgegangene Bastardgebilde, widerwärtig dem ästhetischen wie dem sittlichen und logischen Gefühl.

Nach diesen Vorerfahrungen habe ich auch das vorliegende Buch mit entschiedenem Mistrauen in die Hand genommen, und ich muß offen bekennen, es hat meinen Widerwillen gegen die Gattung nicht zu überwinden vermocht. Zwar zeichnet es sich vor vielen andern Machwerken dieser Art durch eine größere Gewissenhaftigkeit und Enthaltsamkeit aus; namentlich wirkt es wohlthuend an ihm, daß die Verfasserin die wohlfeilen Hinzuerfindungen soviel als möglich vermieden hat; aber dennoch hat es mich nicht zu überzeugen vermocht, daß nicht Goethe's Leben in einer wirklich rein gehaltenen biographischen Einkleidung nicht nur weit wahrer und lehrreicher, sondern auch weit interessanter und unterhaltender sein könnte, als in der hier angewandten Form, und ich gestehe gern, daß ich mich außer Stande gefühlt habe, das Leben des Dichters noch einmal durch die elf Bände der Verfasserin hindurch zu verfolgen.

Freilich hat die Verfasserin das Buch für Leser ganz anderer Art geschrieben, und um ihr wenigstens vom Standpunkt dieser aus gerecht zu werden, bat ich eine junge Dame, dasselbe zu lesen und mir ihr Urtheil darüber mitzutheilen. Und siehe, dasselbe ist in der Hauptsache recht günstig ausgefallen. „Eigentlich", schreibt sie mir, „ist dieser Roman, den die Verfasserin für die vielen geschrieben, welche Goethe zwar aus seinen Dichtungen kennen, aber die Mühe scheuen, die über ihn und sein Leben erschienenen und meist sehr ernst gehaltenen Schriften durchzustudiren, kein Roman, sondern eine Biographie, wahrheitsgetreu und ohne Hinzudichtung, was sehr viel sagen will, da doch gerade solche geschichtliche und biographische Romane gern übertreiben und es ihnen wirklich nicht übelgenommen wird, wenn sie uns mit neuen, wenn auch falschen Thatsachen unterhalten. Da ich soeben Lewes durchgelesen, hatte ich mir Goethe's Leben wieder frisch in das Gedächtniß zurückgerufen und war nun wirklich gespannt, den Roman damit zu vergleichen. Ich las und las, und muß gestehen, es war mir, als ob ich Lewes nochmals läse, natürlich ohne dessen Urtheile, Gedanken und Ansichten über Goethe oder dessen Werke. Nicht nur, daß die Thatsachen ganz wie bei Lewes aufeinanderfolgten, nein auch die darin geschilderten Persönlichkeiten traten mir sämmtlich wie alte Bekannte entgegen. Insbesondere sind die Liebesverhältnisse Goethe's zu Kästchen, Gretchen, Friederike,

Anna S. Münch, Lotte und Lili sehr treu geschildert. Auch seine spätere Liebe zu Frau von Stein und die allmähliche Abkühlung derselben, dann in seinem Greisenalter seine herzliche Neigung zu Minna Herzlieb und noch später zu Ulrike Levezow, seine dauernde Achtung gegen Christiane, seine väterliche Zärtlichkeit für Ottilie, vor allem aber sein Verhältniß zu seinem Fürsten und Freunde und sein Freundschaftsbund mit Schiller sind mit wahrheitsgetreuen und lebhaften Farben gemalt. Nicht minder ist der Verfasserin die Zeichnung Bettina's gelungen. Man sieht sie leibhaftig vor sich und möchte ihr immer Einhalt gebieten, wenn sie den von ihr ungestüm geliebten Dichter wieder und wieder mit neuen, ihm lästigen Küssen und Liebkosungen überhäuft. Sehr eigenthümlich und komisch tritt in ihrem Gemälde die Figur der Frau Rath hervor, besonders in den Auslassungen ihrer Liebe und ihres mütterlichen Stolzes. Das Greisenalter hat die Verfasserin bedeutend ausführlicher als Lewes behandelt, indem sie darin auch Goethe's Beziehungen zu Beethoven, Mendelssohn, Frau Szymanowska, Holtei u. s. w. schildert. Auch macht sie den Leser mit August von Goethe bekannt und läßt ihn denselben nach Italien begleiten, wo er Thorwaldsen kennen lernte und in seinen letzten Tagen von Kestner, dem Sohne der Lotte Buff, gepflegt wurde. Goethe selbst ist von Anfang bis zu Ende treu und seiner würdig gezeichnet. Nur eins will mir ganz und gar nicht gefallen, nämlich daß der Leser schließlich von dem schönen und erhebenden Anblick des ruhig und friedlich Entschlafenen in die Gruft geführt wird und dort Zeuge sein muß, wie beim Hinuntertragen in dieselbe der große Goethe in dem Sarge hin und her »poltert«, wie sich die Verfasserin selbst ausdrückt. Ein solches Bild ist doch sicher unwürdig, die Reihe von Lebensbildern eines so schönen und großen Geistes zu beschließen."

Wenn sich annehmen läßt, daß das Buch auf gleichartige Leserinnen einen ähnlichen Eindruck macht, dann ist die Arbeit der Verfasserin auf keinen Fall eine undankbare gewesen, und ohne Frage werden Leserinnen dieser Art aus der Beschäftigung mit demselben mehr Nutzen ziehen, als aus der Lektüre seichter, gehaltloser Phantasiegespinste. 2.

Das apologische oder Beispielssprichwort.

Wie die Literatur von Nopitsch zeigt, und wie die spätern Erscheinungen beweisen, hat unser reicher Sprichwörterschatz zu allen Zeiten Bearbeiter gefunden. Einer Art von Sprichwörtern, den Beispielssprichwörtern, ist aber erst in neuerer Zeit Beachtung geschenkt worden; und sie sind es, auf die wir hier mit wenig Worten die Aufmerksamkeit der Leser lenken wollen, indem wir eine kurze Uebersicht ihrer Behandlung geben.

Das Wesen eines Beispielssprichworts besteht darin, daß ein sprichwörtlicher oder anderer Ausspruch bei einem besondern, näher angegebenen Falle einer gewissen Person oder einem personificirten Gegenstande in den Mund gelegt wird, um in ähnlichen Fällen wieder als Sprichwort zu dienen.

Wie Beispiele stärker wirken als trockene Lehren, so ist ein solches Sprichwort, das gleichsam ad oculos demonstrirt, eindringlicher als ein gewöhnliches. Diese Sprichwörter zeichnen sich durch kühne, originelle Wendungen und nicht selten durch eine Derbheit aus, welche die gewöhnliche Anstandslehre aus den Augen verliert und zarte Ohren verletzt. Oft erscheint der angehängte Erfahrungssatz (vgl. in Wander, „Deutsches Sprichwörter-Lexikon", den Artikel „Bate", Sp. 243) wie ein spöttisch wedelndes Schwänzchen, das der darin eingeschlossenen Moral in die Augen schlägt und sie ironisch vernichtet, was besonders von denen gilt, die an einem Beispiele zeigen, wie man dem Sinne des Sprichworts entgegenhandelt, oder wie der Handelnde selbst dagegen verstößt.

Schon im Mittelhochdeutschen finden sich Sprichwörter dieser Art, z. B. „Daz mir, daz dir", sprach der hammer zuo dem amboz. — Die minne überwindet alle ding. „Du liugest", sprach der pfenning. (Vgl. Wackernagel.)

In neuerer Zeit hat zuerst Schütze in seinem „Holsteinischen Idiotikon" (IV, 93—94) die Aufmerksamkeit auf sie gelenkt und ihnen den Namen „Apologische Sprichwörter" gegeben. Doch ist dies nicht mit dem verdienten Erfolg geschehen; denn es vergeht von dem Erscheinen des Schütze'schen „Idiotikon" beinahe ein halbes Jahrhundert, ehe ihrer wieder gedacht wird. Es geschieht dies von Albert Hoefer in F. H. von der Hagen's „Neuem Jahrbuch der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthumskunde" (VI, 95 fg., Berlin 1844).

Diese Arbeit ist eine sehr verdienstliche, denn sie gibt das erste mal eine übersichtliche Zusammenstellung der zur Kenntniß des Verfassers gekommenen apologischen Sprichwörter. Allerdings ist die Aufführung keine erschöpfende; allein wer einmal auf irgendeinem Sprachgebiet gesammelt hat, wird wissen, welche Hindernisse dabei zu überwinden und wie schwierig namentlich die ersten Anfänge sind. Mit der ersten Grundlegung hatte es aber der Verfasser gerade zu thun, und seine Arbeit ist darum eine um so anerkennenswerthere.

Die Sprichwörter sind in vier Gruppen gebracht. Die erste enthält die aus Pommern, Mecklenburg und Westfalen, die zweite gewährt eine Zusammenstellung der in Theil 1—4 des Schütze'schen „Idiotikon" enthaltenen holsteinischen, während die dritte oldenburgische, die vierte ostfriesische, aus Firmenich's „Germaniens Völkerstimmen" entlehnt, enthält.

Seitdem hat F. Woeste in seinen „Volksüberlieferungen aus der Grafschaft Mark" wie in Frommann's Zeitschrift „Die deutschen Mundarten" (III, 253—64) diesen Zweig der deutschen Sprichwörter bereichert; und Edmund Hoefer hat in seiner (zu Stuttgart 1862 bereits in vierter Auflage erschienenen) Schrift „Wie das Volk spricht" die bisjetzt vollständigste Zusammenstellung derselben geliefert; sie zählt deren 1153, worunter sich allerdings manche befinden, wovor zaghafte Gemüther zurückschrecken können.

Ich wende mich noch einmal zu dem Artikel in Hagen's „Neuem Jahrbuch". Der Verfasser desselben, Albert Hoefer, empfiehlt Vervollständigung seiner ersten Grundlage aus dem Volksmunde, aus dialektischen Wörterbüchern, die denn auch, wie eben gezeigt, in nicht unbedeutendem Maße erfolgt ist; denn jene erste Sammlung enthält in allen vier Gruppen zusammen nicht mehr als 75. Wenn derselbe aber in Bezug auf das Entstehen neuer Sprichwörter apologischen Charakters die Meinung ausspricht, das Volk sei „über jene Zeit schöpferischer Thätigkeit hinaus, in der es seine dem Leben abgezogene Philosophie in Sprichwörtern niederzulegen pflege", so können wir dem nicht beistimmen. Von den Bedingungen, unter denen überhaupt, also auch apologische, Sprichwörter früher entstanden sind, scheint zur Zeit noch keine zu fehlen; wie könnte aber, wo die Factoren vorhanden sind, das Product ausbleiben?

Und daß es nicht ausbleibt, beweist der Zuwachs, den unser Sprichwörterschatz durch fortgesetzte Sammlungen in allen Theilen Deutschlands unausgesetzt erhält. Wer daran zweifeln könnte, den verweisen wir, um nur ein paar Werke zu nennen, an „Germaniens Völkerstimmen" von Firmenich und die „Deutschen Mundarten" von Frommann, und erinnern an die Arbeiten auf diesem Gebiet von F. Woeste, Goldschmidt, Curtze, Eichwald u. a.

Das Volk trägt die Sprichwörter nicht nur standhaft mit sich herum, es führt dieselben nicht nur im täglichen Leben auf der Zunge, gleich Goldmünzen, die zwischen der kleinern Scheidemünze unterlaufen, ausgegeben und eingenommen und nicht eingeschmolzen werden, wenngleich sie mit der Zeit von ihrem ursprünglichen Gepräge und somit auch von ihrem Werthe einbüßen; es schafft auch fortgesetzt neue Sprichwörter, auch neue apologische, deren Beachtung hier besonders der Aufmerksamkeit

der Sammler in den verschiedenen Gauen Deutschlands empfohlen werden soll.*)

Das apologische Sprichwort ist weniger im Hochdeutschen zu Hause, obgleich es auch dort, wie aus Edmund Hoefer's „Wie das Volk spricht" zu ersehen ist, nicht fehlt; sein eigentlicher Boden, auf dem es üppig emporwächst und sich rüstig tummelt, ist das Niederdeutsche: Dat hett gên Swârigheit, see de Backer, dô hê't Brôd tô licht mâkte. (Ostfriesland.) — Leben, ôk leben lâten, sâd' de Bettelmann, un smêt sin Wamms voller Lûs hinnern Zaun. (Danzig.) — Bat fiet de Bock bim Drunke nitt, sach de Bock, da stent de Wulf ächter iâme. (Iserlohn.) — Mick kannste wol entlôpen, awer ûsen Herrgott nich, sâd' de Bûr, as de Beß mit 'r Gans wegleip. (Lüneburg.) — Elk sin Möge, sâ' de Bûr, dô êt he 't Kind sînen Brê up. (Oldenburg.) — Nir vör ungôd, sâd' de Bûr, dô slôg he den Eddelmann an'n Hals. (Hamburg.) — Eer eck nich kôme, wert'r doch nir ut, sâ de Deif, da se den Galgen buën. (Hildesheim). — Dat 's 'n Leben, sâd' de Dêrn, da krêg se 'n Kind. (Flensburg.) — Dat dêt Jonghêt, sacht de Frau, du sprong se övern Strnhzalme. (Aachen.) — Da stehen wir Helden, sagte der Frosch zum Schwaben. — Dat trüff in, sâd' de Jung, un smitt den Ganten dat Oog ut. (Pommern.) — All's mit 'n Mât, sâd' de Snider, und slôg de Frû mit de Ell' dod. (Jever.)

Es ist die Frage aufgeworfen worden, ob sich dergleichen Beispielssprichwörter auch in den Sprachen anderer Völker finden. Die verwandte Sprache der Niederländer ist sehr reich daran; das „Spreekwoordenboek" von Harrebomée (Utrecht 1858) enthält deren eine große Anzahl. Wir geben nur einige aus dem Artikel Boer: Alles heeft zijn inzigt, zei de boer, en hij keek in zijne muts. — Daar zit niet veel gras op de weide, zei Teeuwes de boer, en hij zag eene luis op een' kalen kop grazen. — Dat ding loopt verkeerd, zei de boer, en hij bud een kreeft aan een touwtje. — Dat ik aan het koren verlies, zal ik aan het spek wel weêr vinden, zei de boer, en zijne varkers liepen door het koren. — Dat is een voltigeer-sprong, zei de boer, en hij sprong over een' zwavelstok. — Dat is een troostelijk boek, zei de boer, en hij las het zevende boek ven Esopus over de kikvorschen.

Daß auch die Engländer diese Gattung von Sprichwörtern besitzen, hat A. Hoefer in dem erwähnten Bande des Hagen'schen „Neuen Jahrbuch" (S. 102 fg.) nachgewiesen. Er hat deren aus einigen englischen Zeitschriften eine ziemliche Anzahl ausgezogen. Während jedoch in unsern apologischen Sprichwörtern der betreffende Satz oder die unpassende Anwendung, die dem Sprichwort seinen komischen Charakter gibt, meist einer wirklichen Person oder einem Thiere in den Mund gelegt wird; während wir hier vorherrschend Teufel, Pfaffen, Advocaten, Tanzmeister, Bauern, Schneider, Schulmeister, Nachtwächter, Dirnen, kleine Jungen, die Namen Hans, Kunz, Niklas, Grete u. s. w. und die Thiere Esel, Fuchs, Krebs, Mücke u. s. w. eingeführt sehen, begnügt sich der Engländer damit nicht. In seinen Beispielssprichwörtern treten alle möglichen Dinge in der Welt auf. Wir finden Feuer und Sonne, Haareisen und Schminktopf, Blitzableiter und Rheumatismus u. s. w.

Auch davon einige Beispiele, um zu zeigen, wie trefflich sich der englische Volkswitz dieser Art Sprichwörter, die zur Züchtigung von Thorheiten und Verkehrtheiten, zur Satire und Ironie besonders geeignet ist, bedient: That's a bad pas, as the man said, when he saw a dancing-master kicking his son.

Gibt es eine trefflichere Charakteristik der Thronreden als das Sprichwort: I am always the same, as the Queen's speech said to the Lord Chancellor. Und läßt es sich kürzer und zutreffender ausdrücken, wie die Königin über den Act denkt, als durch das Wort: It's only once a year, as the Queen said to Dr. Locock.

Wie trefflich spricht das folgende die Gedanken unserer Droschkenkutscher aus, die an schönen Tagen müßig auf ihren Plätzen harren: You can't come too often, as the hackney-coachman said to the thunderstorm.

Der an Gicht und Rheumatismus Leidende wird den Sinn des folgenden verstehen: I'll let you know when I come back again, as the rheumatism said to the leg.

Wie malerisch spricht das folgende das Bekenntniß des Trinkers aus, daß er vom Champagner besiegt sei: Your goodness overpowers me, as the gentleman murmured to the champagne, when he couldn't rise from his chair.

Kann die selbstsüchtige Theilnahme schärfer gezüchtigt werden, als durch: I've just looked in to see, if you are doing well, as the cook said to the lobster, when she lifted the lid up.

Läßt sich die Damenkritik über verschossenen Putz kürzer fassen als: You had better get out of my way, as the sun said to the new bonnet.

Läßt sich die Falschheit, welche andern Hindernisse bereitet, und dann ihr Bedauern ausspricht, wenn sie den Kampf mit denselben bemerkt, besser darstellen als durch: I'm afraid I'm taking you out of the way, as the lightning conductor said to the electric fluid.

Wer vermöchte es, das Vergehen, sich dadurch ein Vergnügen zu bereiten, daß man andere quält, einschließlich der mit den Käfer- und Schmetterlingssammlungen verbundenen Thierquälereien, kürzer und schärfer zu strafen, als es die Sprichwörter thun: I'm particulary uneasy on this point, as the fly said, when the young gentleman stuck him on the end of a needle. — C'est piquant, as the cockchaffer said, when they ran a pin through his tail.

Diese Beispiele mögen genügen. Ob das apologische Sprichwort in England selbst Sammler und Bearbeiter gefunden hat, ist mir nicht bekannt. In den mir vorliegenden, wie mir überhaupt bisjetzt bekannt gewordenen englischen Sprichwörtersammlungen habe ich die Aufnahme derselben vermißt. Allein das Sammeln derselben aus dem Volksmunde wie aus der Literatur kostet Zeit und Mühe, und die gewöhnlichen Sammlungen scheinen nur Verarbeitungen anderer bereits vorhandener Sammlungen zu sein, an denen auch die deutsche Sprichwörterliteratur reich ist, — Sammlungen, die eben sehr leicht mittels eines Rothstiftes zu machen sind.

Sollte indeß der apologische Sprichwörterschatz der Engländer bereits in einem besondern Werke niedergelegt sein, so darf wol darauf gerechnet werden, daß es in d. Bl. zur weitern Kenntniß der Leser gebracht wird. A. Hoefer bemerkt, daß man dergleichen Sprichwörtern häufig im Munde des englischen Volks und bei den populärsten Schriftstellern, wie Boz (Dickens), begegne. Er sagt, wie auch die obigen Proben beweisen, daß sie meistens sehr treffend und fein sind, und gar witzige Wortspiele enthalten; daß sie mit den unsern gemein haben, eine bekannte Redensart in überraschende und komische Verbindung zu bringen, dabei aber weiter gehen als unsere, indem sie sich nicht scheuen, gegenwärtige Verhältnisse und Lebende mit gewohnter Freiheit anzugreifen.

Dies schrieb Hoefer 1844, als wir in Deutschland noch kein öffentliches Leben besaßen; nachdem wir dies errungen haben, nehmen sich unsere Sprichwörter dieselbe Freiheit.

Wir wollen schließlich noch bemerken, daß die apologischen Sprichwörter in dem „Deutschen Sprichwörter-Lexikon" von Wander, wie die bereits erschienenen Lieferungen beweisen, die verdiente Beachtung gefunden haben und in möglicher Vollständigkeit zur Aufnahme gelangt sind. 13.

*) Sollte man dergleichen Sprichwörter der Verlagshandlung des „Deutschen Sprichwörter-Lexikon" von K. F. W. Wander zusenden, so werden dieselben dem Herausgeber zur Aufnahme in dasselbe zugehen.

Naturwissenschaftliches.

Ueber den Materialismus der neuern deutschen Naturwissenschaft, sein Wesen und seine Geschichte. Von M. J. Schleiden. Zur Verständigung für die Gebildeten. Leipzig, Engelmann. 1863. 8. 12 Ngr.

Es ist wahrhaft erfreulich, ab und zu in der Literatur noch auf naturwissenschaftliche Schriften zu treffen, deren Verfasser die Arbeit des Naturforschers nicht mit dem abgeschlossen sehen, was man mit Mikroskop, Fernrohr oder Wage eben noch erkennen kann, während die Mehrzahl der Arbeiter auf diesem Felde, durch den Reiz des Neuen verlockt, Beobachtungen auf Beobachtungen, Versuche auf Versuche häufen und dabei des letzten Zwecks der Naturforschung, der Erforschung und Erkennung des Allgemeinen, gänzlich vergessen, oder, wenn sie durch die Strömung der Zeit auf solche Fragen gebracht werden, philosophische Kartenhäuser bauen, die etwa durch einige blendende neue Thatsachen oder auch nur überraschende Formeln — z. B. „Kein Gedanke ohne Phosphor" — ausgeschmückt, für den Augenblick das Auge des Laien bestechen, beim ersten Stoß aber zusammenfallen, sobald ein logisch geschulter Geist es unternimmt, die Festigkeit ihrer Constructionen und ihrer Fundamente zu prüfen.

Ein solcher Geist ist Schleiden, den wir nicht aufhören werden zu den bedeutendsten Naturforschern zu rechnen, wenn auch so manche seiner Einzelentdeckungen, z. B. über die Befruchtung der Pflanzen, sich unter Anwendung besserer optischer und experimenteller Hülfsmittel als falsch erwiesen haben. Möge er dafür auf dem Felde naturwissenschaftlicher und philosophischer Kritik, welches er in der vorliegenden Schrift nicht zum ersten male betreten hat, noch lange rüstig weiter kämpfen. Ehre ist hier noch genug zu holen, und wir können unser Werkchen nur als eine vorläufige Plänkelei ansehen, welche zwar die Schwäche des Gegners aufweist, ihn aber noch nicht niederschlägt. Der Verfasser gibt nämlich in der ersten Hälfte der Schrift eine kurze Geschichte der Entwickelung der Philosophie und besonders der Naturphilosophie vom Ausgang des Mittelalters bis auf die neueste Zeit, worin er nachweist, wie wir in dieser Disciplin über Kant und seine Nachfolger Fries und Apelt nicht hinausgekommen seien, daß vielmehr an die Namen Fichte, Hegel, Schelling ein Rückschritt knüpfe, der nicht genug zu beklagen sei. Lebhaft betont der Verfasser namentlich die volle Leerheit des ganz im Formelwesen aufgehenden Systems der beiden letztern, und weist darauf hin, wie in dieser Zeit des philosophischen Hokuspokus, der in der Hand eines jeden ein gefügiges Werkzeug war, alles zu erweisen, was nur irgend convenirte — suchte man doch zu beweisen, daß zwischen Mars und Jupiter, wo man jetzt 70 Planeten kennt, durch Naturnothwendigkeit sich eine Lücke in der Planetenreihe finden müsse —, wie in solcher Zeit alle gesunden Köpfe, angeekelt von solchem Treiben, von der Philosophie sich gänzlich abwandten. Damit zerriß das Band, welches die naturwissenschaftlichen Disciplinen untereinander und mit der allgemeinen Geistesbildung verknüpfte. „Es trat die eigenthümliche Erscheinung der Neuzeit hervor, die man mit dem Ausdrucke Specialismus bezeichnen kann, daß nämlich die einzelnen Forscher sich auf ein enges Gebiet eingrenzten, auf diesem vielleicht durch die intensivere Kraft Bedeutendes leisteten, aber dafür auch durch Ignoriren des Zusammenhangs der gesammten menschlichen Erkenntniß um so verworrener in ihrem Urtheil waren, wenn sie demselben etwas nicht in ihr specielles Fach Hineingehörige unterwarfen." Große Gefahr entsteht alsdann, wenn solche Forscher, die in ihrem Specialfach vielleicht mit Recht zu hohem Rufe gekommen sind, sich auf die Beurtheilung allgemeiner Fragen werfen, und das neuerungssüchtige, hungrige Lesepublikum unserer Zeit, durch ihren Ruhm geblendet, alles, was sie geben, für echte Münze, jeden ihrer Aussprüche für ein Orakel hält.

Schleiden wählt, diesen Satz zu erweisen, einen der Koryphäen der neuern Physiologie, Virchow, und weist ihm mit leichter Mühe die gröbsten Widersprüche nach, die eben dadurch möglich geworden sind, daß Virchow sich über die Nothwendigkeit der Definition allgemeiner Begriffe hinwegsetzte, die sich ihm nun unter der Hand, ohne daß er es merkte, in etwas ganz anderes verkehren, als sie beim Beginn der Untersuchung waren. Ja selbst die Aufgabe der Naturforschung wird dabei ganz verkannt und man glaubt, mit Hülfe der Naturwissenschaften philosophische Aufgaben lösen zu können, denen doch nur ein philosophisch geschulter Geist gewachsen ist. So ergeben sich bei den Materialisten die crassesten Widersprüche. So sind z. B. alle Absonderungen im Körper nichts und können nichts anderes sein als chemische Elemente, die vorher schon in dem Körper vorhanden waren. Wenn nun die Materialisten sagen, unsere Gedanken seien Absonderungen des Gehirns, so müssen sie nothwendig folgern, daß alle unsere Begriffe, z. B. der des Gesetzes, des Zusammenhangs von Ursache und Wirkung aus chemischen Elementen beständen. Nicht nur, daß sie die nicht nachweisen können, sie können nicht einmal die Möglichkeit einer solchen Nachweisung erweisen.

Der Verfasser schließt, daß bei größerer logisch-mathematischer Bildung, die er von unsern Schulen fordert, der Materialismus in seiner Hohlheit und seinen innern Widersprüchen allgemein erkannt werden dürfte: eine Ansicht, die wir um so eher theilen, als es jedem Kenner der Geschichte der Philosophie bekannt ist, daß der heutige Materialismus womöglich noch roher und ungeschulter auftritt, als es früher geschah, wo man ihn wenigstens noch systematisch darzulegen versuchte. Und doch sind diese Systeme überwunden. Wie vielmehr also haben wir die Hoffnung, daß auch die heutigen Truggebilde keine Dauer haben werden.

H. Guthe.

Notizen.

Wie man in Deutschland Bücher macht!

Hat uns jemals der Gedanke „wie man in Deutschland Bücher macht" in heiteres Staunen versetzt, so war's gewiß bei folgendem Opusculum: „Amusant-schauerliches und schauerlich-amusantes Liebesabenteuer eines russischen Offiziers an den Gestaden des Asowschen Meeres oder: Nixe Rusalka. Vom k. k. Regierungsrath Lorenzi" (Wien, Gerischek, 1864). Wie bei dem berühmten Stück „Roderich und Kunigunde, oder die Mühle auf dem Berge so und so, oder — " ist auch bei diesem Buche der Titel die Hauptsache. Der Verfasser trägt wol den Schalk im Nacken, will sich an dem heitern Staunen des Lesepublikums ergötzen. Das schauerlich-amusante Liebesabenteuer ist nichts weiter als eine auf höchstens zwei Octavseiten erzählenswerthe Kalenderanekdote. Taman, auch Tumarakan, der südlichste Seehafen des russischen Reichs, ist die schmuzigste aller Seestädte Rußlands. Nach dieser Seestadt wird ein Offizier im Auftrage der Regierung abgeschickt. Der Offizier findet im Orte kein anderes Quartier denn in einer etwas anrüchigen Spelunke. Zur Nachtzeit begibt er sich hinaus an die See. Er trifft da einen blinden Burschen und ein junges Mädchen, welche beide in dem ihm zum Quartier dienenden Hause wohnen, in Situationen, welche sie der Schmuggelei dringend verdächtig machen. Der Offizier äußert andern Tags von diesem Verdachte unbedachterweise etwas gegen die Alte des Hauses. Da stellt sich das junge Mädchen Rusalka in ihn verliebt, lockt ihn zur Abendzeit hinaus an die See, hinein in einen Kahn und stößt vom Ufer ab. Bald merkt er, daß es seinem Leben gilt; er ringt im Kahne mit Rusalka, wirft sie ins Wasser und rudert dann mit vieler Mühe ans Ufer zurück. Aber auch Rusalka hat sich schwimmend gerettet. Derjenige, mit dem die Familie den Schmuggelhandel getrieben, führt nun die Rusalka auf Nimmerwiedersehen über das Wasser, vielleicht hin nach Tscherkessien; der Offizier aber, der außerdem noch von dem blinden Burschen bestohlen wird, schämt sich diese Geschichte der Obrigkeit anzuzeigen. Und aus dieser Anekdote machte der Verfasser ein Buch von 70 Seiten. Wie er das gemacht, ist das Wunderbarste am Buche. Damit die Geschichte nämlich ja nicht zu früh aus-

laufe, theilt er sie in einzelne Portionen und diese Portionen reicht er uns löffelweise; zwischen den einzelnen Portionen aber erzählt er uns das Wildfremdeste. Kaum hat er die Geschichte begonnen, so macht er einen Strich und fängt vom russischen Kaiserhofe zu erzählen an; dann wieder ein Löffel Erzählung, ein Strich darunter und Betrachtungen über den Bau des Auges! So geht's fort, immer ein Löffel Erzählung und als Zwischengericht Schilderung des Tageslebens in Madrid (vom Bau des Auges nach Madrid!), ferner Betrachtungen über die Kenntniß „unserer selbst", ferner etwas von Mexico zur Zeit Montezuma's, endlich philanthropische Bemerkungen über die Güte Gottes! Dem k. k. Regierungsrathe Lorenz muß es gewaltig nach einem Buche in den Fingern geprickelt haben, sonst ist dieses Buch unbegreiflich. Aber freilich: „Wie man in Deutschland Bücher macht!" 11.

Die deutschen Ortsnamen.

Der verdienstvolle Verfasser des „Altdeutschen Namenbuch", Ernst Förstemann in Wernigerode, hat dem zweiten Theile desselben, welcher die Ortsnamen enthält, ein abhandelndes Werk über „Die deutschen Ortsnamen" (Nordhausen, Förstemann, 1863) folgen lassen, das diesem höchst anziehenden und lehrreichen Gegenstande auch einen weitern Leserkreis zu gewinnen geeignet ist, während das „Namenbuch" wol nur in die Hände der Gelehrten und Fachmänner gelangen wird. Das neue Werk setzt zu größtem Theile das genannte Lexikon voraus und hat den Zweck, eine möglichst leichte Uebersicht über das Gebiet der deutschen Ortsnamenkunde zu gewähren. Dabei hat der Verfasser mit Recht verschmäht, mit gelehrten Nachweisen zu prunken, sodaß sein Buch eine fast populäre Gestalt bekommen hat, wie viel Gelehrsamkeit in ihm auch niedergelegt und verwerthet ist. Alle Kapitel werden nicht in gleicher Weise zu fesseln vermögen, doch wird der Leser die sprachlichen Einzelheiten sämmtlich mit mehr oder weniger Interesse verfolgen, nachdem ihm kund geworden, daß die Dinge, auf die es ankommt, auch die Gegenwart und das Leben berühren. Besonderer Beachtung verdienen die beiden Abschnitte „Die Ortsnamen im Raume" und „Die Ortsnamen in der Zeit". Das letzte, sicher allen höchst interessante Kapitel „Deutsch und fremd" ist leider etwas kurz ausgefallen; hier hätte der Verfasser, wenn er auch nur die „deutschen" Ortsnamen zu behandeln hatte, noch mehr Belehrung gewähren können. Die beigegebenen Bibliographien der einschlagenden Literatur sind nahezu vollständig und an sich schon dankenswerth, und das Register am Schlusse erleichtert die Benutzung des Buchs bedeutend. 4.

Bibliographie.

Bernhardt, Wittenberg vor 50 Jahren. Die Geschichte seiner Belagerung und Einnahme. (13. Januar 1814.) Mit 1 Plane von Wittenberg im Jahre 1813 gezeichnet vom Major z. D. v. Lochow. Wittenberg. Gr. 8. 12 Ngr.

Ebers, G., Eine ägyptische Königstochter. Historischer Roman. Drei Bände. Stuttgart, E. Hallberger. Br. 8. 3 Thlr.

Huber, J., Die Idee der Unsterblichkeit. München, Lentner. 8. 20 Ngr.

Bremisches Jahrbuch. Herausgegeben von der Abtheilung des Künstlervereins für Bremische Geschichte und Alterthümer. 1ster Band. Bremen, Müller. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Käuffer, J. E. R., Ueberblick der Geschichte Ost-Asiens in sechs Vorlesungen. Leipzig, Klinkhardt. Gr. 8. 12 Ngr.

Kenner, F., Die Anfänge des Geldes im Alterthum. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 18 Ngr.

Kohl, J. G., Nordwestdeutsche Skizzen. Fahrten zu Wasser und zu Lande in den untern Gegenden der Weser, Elbe und Ems. Zwei Theile. Bremen, Kuhlmann u. Comp. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Lessing's, G. E., gesammelte Werke in zwei Bänden. 1ster Band. Leipzig, Göschen. Lex.-8. 2 Thlr.

Lugomirska, Marianna, Thaddeus Kosciuszko. Historischer Roman. Vier Bände. Jena, Costenoble. 8. 4 Thlr. 22½ Ngr.

Mill, J. S., Grundsätze der politischen Oekonomie nebst einigen Anwendungen derselben auf die Gesellschaftswissenschaft. Aus der 5ten Ausgabe des Originals übersetzt von A. Soetbeer. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Lex.-8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Kaiser Napoleon III. und seine Herrschaft. Pariser Betrachtungen von einem Nicht-Diplomaten. Dresden, Meinhold u. Söhne. 8. 15 Ngr.

Palleske, O., Kuddelmuddel. Plattdütsche Gedichte. Stralsund, Topp. 1863. 8. 22½ Ngr.

Reade, C., Hart Geld. Roman. Aus dem Englischen von Marie Scott. Autorisirte Ausgabe. 1ster Band. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 20 Ngr.

Reinkens, J. H., Hilarius von Poitiers. Eine Monographie. Schaffhausen, Hurter. Lex.-8. 2 Thlr.

Reise Herzogs Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha nach Aegypten und den Ländern der Habab, Mensa und Bogos. Mit 20 Zeichnungen nach der Natur aufgenommen und chromolithographirt von R. Kretschmer, 4 Photographien nach Handzeichnungen und 2 Karten. Leipzig, Arnold. Qu. gr. Fol. 32 Thlr.

Roesler, E., Zur Geschichte der unteren Donauländer. I. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 7 Ngr.

Roven, K., Politische und unpolitische Wahrheiten. Wien, Hoffmann u. Ludwig. 8. 8 Ngr.

Schäfer, W., Die deutschen Herzogthümer Schleswig-Holstein-Lauenburg in ihrem staatlichen Verhältnisse zu Dänemark, in geschichtlicher und genealogischer Reihenfolge vorgeführt. Nebst Titelbild, Karte und Wappen. Dresden, Meinhold u. Söhne. Gr. 8. 10 Ngr.

Struve, G., Die Zeit von 1848 bis 1863. Nachtrag zu G. Struve's Weltgeschichte. Coburg, Streit. Lex.-8. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Christians IX. Treueid für Schleswig-Holstein ein Meineid. Eine Studie für den Königl. Dänischen Minister, Geheimen Conferenzrath Hall von F. W. B. Rendsburg, Ehlers. 8. 3 Ngr.

Gerlach, H., Gegen Renan, Leben Jesu. Berlin, Schlawitz. Gr. 8. 10 Ngr.

Hälschner, H., Staatsrechtliche Prüfung der gegen das Thronfolgerecht des Augustenburgischen Hauses erhobenen Einwände. Mit besonderer Berücksichtigung des Pernice'schen Gutachtens. Nebst einer Beilage: Eine Urkunde aus dem Oldenburgischen Staatsarchiv. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Kürnberger, F., Aufruf für Schleswig-Holstein. Epistel an den Kaiser von Oesterreich. München, Fleischmann. 8. 1½ Ngr.

Michelsen, A. L. J., Ueber Schleswig-Holsteinische Staatserbfolge. Ein Rechtsgutachten. Gotha, Thienemann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Retberg, R. v., Ein Wort der Verständigung über die deutsche nazionale Bewegung und ihre innere Notwendigkeit. München, Fleischmann. 1863. Gr. 8. 5 Ngr.

Schleswig-Holstein. Uebersicht des Wissenswerthen über die transalbingischen Herzogthümer. Mit dem Porträt des Herzogs Friedrich von Augustenburg und einer Karte der Herzogthümer Schleswig-Holstein und Lauenburg. Leipzig, Weber. 8. 5 Ngr.

Die beste Staatsverfassung. Erörterung eines Unparteiischen. Halle, Fricke. 8. 6 Ngr.

Zur nähern Verständniß der schleswig-holsteinischen Angelegenheit für Ungelehrte. Ludwigsburg, Neubert. 8. 12 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Goethe-Galerie.

Gezeichnet von **Friedrich Pecht** und **Arthur von Ramberg.**

Mit erläuterndem Texte von **Friedrich Pecht.**

50 Blätter in Stahlstich. Gr. 4. In 10 Lieferungen 13⅓ Thlr. In Leinwandband 15⅓ Thlr.; in Lederband 16⅔ Thlr.

Prachtausgabe in Imp.-Fol. 24 Thlr.; in Lederband 30 Thlr.

Inhalt: Goethe. Goethe in Rom. Frau Rath Goethe. Cornelie Goethe. Friederike. Lili. Johann Heinrich Merck. Götz von Berlichingen. Elisabeth. Maria. Franz von Sickingen. Adelheid. Lotte. Werther. Clavigo. Beaumarchais. Marie Beaumarchais. Carlos. Marianne. Stella. Lucia. Graf Egmont. Clärchen. Wilhelm von Oranien. Margarethe von Parma. Machiavell. Orest. Iphigenie. Torquato Tasso. Leonore von Este. Antonio. Leonore Sanvitale. Faust. Gretchen. Mephistopheles. Wagner. Helena. Wilhelm Meister. Marianne. Philine. Die Gräfin. Der Harfner. Mignon. Hermann. Dorothea. Eugenie. Ottilie. Eduard. Charlotte. Benvenuto Cellini.

Das bekannte Prachtwerk liegt nun vollständig vor und ist in den verschiedenen Ausgaben durch alle Buchhandlungen zu beziehen. Es bildet in jeder Hinsicht ein würdiges Seitenstück zu der in demselben Verlage erschienenen „Schiller-Galerie" und empfiehlt sich besonders zu Festgeschenken und für den Büchertisch des Salons als das neueste und geschmackvollste Illustrationswerk.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erinnerungsblätter

von **A. von Sternberg.**

Sechs Theile. 8. Geh. Jeder Theil 24 Ngr.

Sternberg's Memoiren haben mit Recht vielfaches Aufsehen erregt. In der höchst pikanten und zugleich graziösen Weise, die ihm wie wenigen deutschen Schriftstellern eigen ist, bietet der Verfasser, an seine Erlebnisse während der letzten 25 Jahre anknüpfend, Schilderungen der Gegenwart sowie Porträts interessanter Persönlichkeiten. Von Dresden ausgehend, führt er den Leser nach Manheim, Stuttgart, Weimar; von da nach Rußland, und wieder zurück nach Berlin, mit dessen Zuständen vor und nach 1848 er sich ausführlich beschäftigt, nach Wien und Dresden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte

von

Adolf Ritter von Tschabuschnigg.

Dritte Auflage. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2⅔ Thlr.

Tschabuschnigg's Gedichte, durch die frühern Ausgaben schon bekannt und beliebt geworden, erscheinen hier in dritter, bedeutend vermehrter Auflage. Die Sammlung ist elegant ausgestattet, und empfiehlt sich somit auch in jeder Hinsicht als literarische Festgabe.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben von **Friedrich von Raumer.**

Vierte Folge. Vierter Jahrgang. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt. I. Fürst Andreas Kyrillowitsch Rasumowski. Ein Fragment aus der Geschichte der russischen Diplomatie. Von Johann Heinrich Schnitzler. — II. Untergang von Bauern- und Herrenfreiheit in Holland. Von Franz Löher. — III. Die irrende Ritterschaft. Von Jakob Falke. — IV. Geschichte der deutschen Landwirthschaft in Verbindung mit der allgemeinen Geschichte von 1770—1850. Von Christian Eduard Langethal. — V. Sicilien und Palermo. Vortrag, gehalten im Wissenschaftlichen Verein zu Berlin am 24. Jan. 1863. Von Friedrich von Raumer. — VI. Das gesellige Leben vor und nach der Schreckenszeit in Paris. Von Eduard Kolloff.

Bei dem vielseitigen, interessanten und bedeutenden Inhalt des soeben erschienenen 34. Jahrgangs dieses bekannten Sammelwerks darf von einer besondern Empfehlung desselben abgesehen werden. Dem Forscher ist darin neue und werthvolle Ausbeute, allen Freunden geschichtlicher und culturhistorischer Darstellung eine genußreiche Lektüre geboten.

Der **erste** bis **dreißigste Jahrgang** des Historischen Taschenbuchs (1830—59, 68 Thlr. 5 Ngr.) kosten zusammengenommen im **ermäßigten Preise** 25 Thlr., jede der drei Folgen (à 10 Jahrgänge) 10 Thlr., einzelne Jahrgänge 1⅓ Thlr. Von der vierten Folge kostet jeder Jahrgang 2½ Thlr.

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Römische Forschungen

von

Th. Mommsen.

Erster Band.

Zweite unveränderte Auflage.

Gr. 8. Geh. Preis 2 Thlr.

Denkmäler

deutscher Poesie und Prosa

aus dem VIII—XII Jahrhundert

herausgegeben von

K. Müllenhoff und **W. Scherer.**

Gr. 8. Geh. Preis 2 Thlr. 20 Sgr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Curstauben.

Novelle von **Karl Gutzkow.**

Miniaturausgabe. Cartonnirt. 12 Ngr.

Eine anziehende kleine Erzählung Karl Gutzkow's, die zumal in der gefälligen äußern Ausstattung vielen willkommen sein wird.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 9. — 25. Februar 1864.

Neue Werke über den ungarischen Krieg von 1848 und 1849.

1. Geschichte des ungarischen Insurrectionskriegs in den Jahren 1848 und 1849. Mit Karten und Plänen von W. Rüstow. Zwei Bände. Zürich, Schultheß. 1860—61. Gr. 8. 6 Thlr.

Als dies Werk begonnen wurde, war der zweite italienische Krieg zu Oesterreichs Nachtheil eben beendigt und es stand auch ein zweiter ungarischer in Aussicht, wenn die Revolution hier zu einem erfolgverheißenden Ausbruch gekommen wäre. Der Verfasser hat einen solchen, wie er am Schlusse des Werks bestimmt ausspricht, nach den „vorausziehenden Sturmvögeln" erwartet, und ist wol deshalb zu seiner Arbeit geschritten, bei welcher er gegen seine andern kriegsgeschichtlichen Werke aus der neuesten Zeit den Vortheil hatte, daß sie nicht mitten im Strom der Begebenheiten geschrieben wurde, sondern erst nach einem für unsere Tage längern Zeitraume, in welchem sich manches geklärt und ein ziemlich reiches Material für den unparteiischen Bearbeiter gesammelt hatte. Freilich, wer kann in unserer Zeit ganz unparteiisch sein? Auch demjenigen, der redlich danach strebt, wird die politische Grundanschauung, die er sich zu eigen gemacht hat, immer für sein Urtheil von Einfluß sein, was wir von unserer Seite offen zugeben, obwol wir uns bewußt sind, entgegengesetzten Ansichten, soweit es eben möglich ist, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wir glauben auch diesmal nicht davon abgewichen zu sein.

Das vorliegende Werk beginnt mit einer Einleitung, in welcher mit der Klarheit und Schärfe, welche Rüstow eigen ist, die allgemeinen Verhältnisse Ungarns, wie sie sich historisch entwickelt hatten, die Länder und Völker, welche dies Königreich in seinem weitesten Umfange enthielt, die politische Stellung und Verfassung derselben bis zum Jahre 1848, der Kriegsschauplatz vom militärischen Gesichtspunkte und die Armeen der kriegführenden Parteien betrachtet werden. Diese Einleitung ist vortrefflich. Es wird darauf aufmerksam gemacht, daß die Magyaren nur wenig mehr als den dritten Theil der Bevölkerung jenes ganzen Ländergebiets bilden, zugleich aber auch ihr Uebergewicht über die andern Nationalitäten in Ungarn erklärt. Ebenso gut ist der Kriegsschauplatz aus dem militärischen Gesichtspunkte geschildert. Den Schluß der Einleitung bildet eine Uebersicht der Organisation der Armeen beider kriegführenden Parteien, auch des russischen Heers. So zweckmäßig vorbereitet, kann der Leser an das Werk gehen.

Der erste Abschnitt behandelt die politischen Verhältnisse Ungarns vom Zusammentritt des presburger Reichstags bis zum offenen Ausbruch des serbischen Aufstandes (vom November 1847 bis Juni 1848). Der Verfasser hat gewiß das Streben, sich über den Parteien zu halten, aber da er durch und durch derjenigen angehört, welche er selbst die „Zukunftspartei" nennt und sich bis in die neuesten Tage mit feindseligster Bitterkeit als Gegner des monarchischen Princips bekundet, so ist es ihm nicht gelungen, beiden Theilen gerecht zu werden, wiewol er die Magyaren oft genug ebenso geiselt als die Oesterreicher. Abgesehen davon ist seine Darstellung der Bewegung in ihren schwer zu überschauenden Strömungen klar und scharf; daß er auch hier, obgleich 12 Jahre vergangen, trotz aller Quellen sein Urtheil über manches, namentlich die serbische Gegenbewegung, in welcher er einen „Illyrismus" sieht, noch suspendirt, macht ihm alle Ehre.

Der zweite Abschnitt stellt zunächst den Kampf der Serben unter Jellachich dar, welcher, obwol wegen der Lossagung von Ungarn zum Hochverräther erklärt, zu Innsbruck gewesen war und dort mit den Leitern der Reaction gegen die Revolution angesichts der Niederwerfung derselben zu Prag und der Fortschritte Radetzky's in Italien den Feldzugsplan gegen die Magyaren verabredet hatte. Die wenigen kaiserlichen Truppen im Lande fochten einstweilen noch für letztere, wenn auch ohne Energie. Kossuth suchte daher nationale Streitkräfte zu bilden. Hier treten uns als Führer von Freicorps zuerst Görgei und Perczel entgegen, deren Feindschaft bei dem kurzen Feldzuge gegen das Roth'sche Corps ihren Grund nahm. Die weitern Vorfälle in Ungarn, die eigenmächtigen Schritte des Reichstags, die Ermordung des kaiserlichen Commissars, Feldmarschallieutenant Lamberg, das

jacitische Regiment Kossuth's an der Spitze des Landesvertheidigungsausschusses — in unserm Werke allerdings so dargestellt, daß die Ungarn fast nothgedrungen den sogenannten legalen Weg verlassen — gaben der Regierung den Anlaß zum ernsten Einschreiten, indem Ungarn unter die Kriegsgesetze gestellt und der Banus Jellachich zum Stellvertreter des Königs in Ungarn und allen Nebenländern ernannt wurde. Der wiener Aufstand kam dazwischen und führte die Ungarn bis an die Leitha, wo sie „klar die Aufgabe hatten, Wien zu entsetzen, auf diese Weise die Kräfte Oesterreichs auf dessen eigenem Boden zu brechen und die Kräfte Ungarns durch Belebung der Revolution in Oesterreich und in Deutschland zu stärken". Gewiß! Auch in Berlin spähte man bereits danach: in der Kammer wurde der Antrag gestellt, die Regierung aufzufordern, alle ihre Streitkräfte den bedrängten Wienern zu Hülfe zu schicken — einer revolutionirten Stadt gegen ihren Kaiser! Die Schlacht an der Schwechat vernichtete aber diese Hoffnungen, obgleich die Wiener auf die Nachricht vom Vorrücken der Ungarn die bereits abgeschlossene Capitulation gebrochen und den Kampf erneuert hatten. Wir erinnern uns, über diese Epoche damals sehr interessante „Umrisse" von der Hand des verstorbenen Merckel gesehen zu haben. Die Ereignisse auf den Nebenschauplätzen des Kriegs werden dann in unserm Werke abgehandelt, und wo der Verfasser auf festem militärischen Boden steht, begegnen wir ihm mit Freuden. Nur können wir Kossuth nicht den großen militärischen Blick zugestehen, obgleich wir alles erwogen haben, was der Verfasser dafür anführt und keineswegs von Görgei's Schrift beeinflußt sind.

Der dritte Abschnitt bringt die Ereignisse vom Beginn der Offensive des Fürsten Windischgrätz bis zur Räumung von Pesth durch die Ungarn. Fürst Windischgrätz ist todt, es ist aber keineswegs die Pietät gegen einen Verstorbenen oder auch, wenn man will, gegen einen Bekämpfer der Revolution, welche uns veranlaßt, Rüstow's Charakteristik desselben für ungerecht zu halten. Die Kritik der gegenseitigen Operationspläne dagegen finden wir in all ihrer Schärfe begründet; daß sich Rüstow nicht an die officielle Darstellung des „Winterfeldzugs" binden konnte, natürlich. Perczel's Niederlage bei Moor veranlaßte den Reichsrath, seinen Sitz von Pesth nach Debreczin zu verlegen und eine Deputation an Windischgrätz zu schicken, Görgei aber, dem Obercommandanten der Armee, zu befehlen, mit Bedachtnahme auf deren Erhaltung (!) vor Ofen eine Schlacht zu liefern, wenn jene Deputation nichts ausrichte. Das war natürlich der Fall, und Görgei, welcher Vetter vergebens das Commando angeboten, setzte Beschlüsse eines Kriegsraths denen des Reichstags entgegen, deren hohe Wichtigkeit der Verfasser bei der neuen Periode des Kriegs, die sie eröffneten, hervorhebt. Ehe er diese neue Periode darzustellen beginnt, holt er nach, was sich auf den Nebenschauplätzen begeben: die Operationen des Generals Schlick, welche die Auflösung des Meszaros'schen Corps zur Folge hatten, und die Erfolge Bem's in Siebenbürgen, der einzige Lichtstrahl für die entmuthigten Magyaren. Im Kriegsrath wurde als die erste Aufgabe erkannt, endlich eine Hauptarmee zu bilden und deren Organisation durch eine Diversion, welche des Feindes Aufmerksamkeit von der Theiß ablenke, zu ermöglichen. Görgei rückte dazu auf Waitzen, der Rest zog sich hinter die Theiß zurück und hier sollte sich die Armee in acht Corps organisiren, zu deren Obercommandanten der ehemals polnische General Dembinski ernannt wurde. Dieser war aber seiner Stellung durchaus nicht gewachsen.

Görgei's Marsch in die Bergstädte und von da in die Zips zur Vereinigung mit Klapka, der an Meszaros' Stelle das Commando des oberungarischen Corps übernommen und gegen Schlick nicht im Nachtheil geblieben war und die Vereinigung beider, deren combinirtem Angriff Schlick geschickt entging, bilden den Inhalt des vierten Abschnitts; die Ereignisse auf dem serbischen Kriegsschauplatze und in Siebenbürgen dessen Schluß. Ueber letztere im Zusammenhange — audiatur et altera pars! — verweisen wir auf das Werk des „Oesterreichischen Veteranen" in Nr. 30 d. Bl. f. 1862. Rüstow charakterisirt Bem's Kriegführung sehr treffend als glänzend zwar durch den momentanen, fast romantischen Erfolg, aber ohne Einfluß auf die Entscheidung, als die eines Parteigängers oder gar, wie sie den Magyaren erschien, als die eines Abenteurers, eines großen Räuberhauptmanns. Sechs Wochen vergingen seit der Vereinigung Görgei's mit Klapka, bis die Offensive glücklich ergriffen werden konnte: wir lesen im fünften Abschnitt, was in dieser Zeit geschehen, die Schlacht von Kápolna und den Rückzug der Ungarn hinter die Theiß, die Absetzung Dembinski's, welchem seine Generale den Gehorsam verweigerten (drastisch genug erzählt) und die Ernennung Vetter's zum Obercommandanten. Die auch hier sich kundgebende herbe Kritik des Fürsten Windischgrätz hat neuerdings einen höhern österreichischen Offizier, welcher den Feldzug von Anfang bis zu Ende mitgemacht, zu einer Beleuchtung der dem Feldherrn gethanen Anschuldigungen in der „Allgemeinen Militärzeitung" veranlaßt, auch eine fortgesetzte Polemik gegen thatsächliche Irrthümer unsers Werks in Aussicht gestellt. Rüstow wird sich darauf nicht einlassen. Wir glauben ihm gern, daß er aus Ueberzeugung gesprochen hat, und er erklärt ausdrücklich, in allem, was auf die Gedanken, Schlüsse, Absichten und Thätigkeit des Fürsten Bezug hat, genau seinen eigenen Angaben gefolgt zu sein. Das heißt: dem vom Generalstabe des Fürsten herausgegebenen Werke. Aus diesem wird nur ein anderer Kritiker nicht immer auf dasselbe schonungslos ausgesprochene Resultat kommen. Ueber die Form, in welcher er sich ausspricht, darf man nun einmal nicht mit ihm rechten: doch kann er versichert sein, daß er durch die burschikose, oft bis zum trivialen, höhnischen Witz herabsteigende Manier, die er sich in neuerer Zeit angeeignet hat, sich selbst und dem Eindruck seiner Werke Schaden thut. Im Ernst kann er wol selbst nicht an die abgedroschene Anekdote glauben, die der Ingrimm gegen Windischgrätz erfunden hat, daß er nämlich einmal

gesagt haben soll: die Menschheit fange erst beim Baron an. Warum wird sie hier dem Leserkreise, für welchen Rüstow doch nur schreiben kann, wieder aufgetischt?

Der folgende Abschnitt schildert die Offensive der Ungarn, welche nun bessere Erfolge hatte. Die Schlacht von Jsaszeg und Gödöllö ist vortrefflich dargestellt: sie war kein taktischer Sieg für die Ungarn und veranlaßte doch den Rückzug der Oesterreicher nach Pesth. Mit Interesse lesen wir ferner eine Charakteristik des politischen Gegensatzes zwischen Görgei und Kossuth, welcher letztere schon jetzt Ungarn für unabhängig, das Haus Habsburg des Throns für verlustig erklären und Ungarn zum Ausgangspunkt einer allgemeinen europäischen Revolution machen wollte, während Görgei, durchaus Antirepublikaner, mit Oesterreich vereinigt zu bleiben gedachte, um dem Panslawismus nicht zu erliegen. Der Verfasser weist darauf hin, daß beide sich hätten einigen können, Deutschland republikanisch zu gestalten, und mit diesem verbunden, der Gefahr des Panslawismus zu trotzen. Ihr Zwiespalt wurde aber für den Fortgang des Kriegs von Bedeutung. Zunächst folgte nun der Entsatz von Komorn, und es war die höchste Zeit, da es sich nicht mehr acht Tage halten konnte. Fürst Windischgrätz wurde jetzt des Oberbefehls enthoben, welcher auf den Feldzeugmeister Baron Welden überging. Wir freuen uns, daß der Verfasser diesem volle Gerechtigkeit, sowol in seiner Charakteristik als in der Kritik seiner Kriegführung angedeihen läßt. „Er hat alles gethan, was gethan werden mußte und unter den obwaltenden Umständen gethan werden konnte." Das ist auch unsere Meinung.

Der zweite Band beginnt mit den Ereignissen in Siebenbürgen, in der Bacs und dem Banat, von Ende Februar bis Mitte Mai 1849, welche die Verhältnisse auf dem südlichen Kriegsschauplatz für die Ungarn höchst günstig zu gestalten schienen. Wir sind mit der Kritik des Verfassers, welche diesem scheinbaren Resultate widerspricht, vollkommen einverstanden. Wie erfreulich auch der augenblickliche Erfolg, so kommt es im Kriege doch auf seinen Werth für die Entscheidung an. Siebenbürgen war von Bem erobert, das Banat und die Bacs von den Serben befreit, aber die Oesterreicher hielten noch das Plateau von Titl, ohne welches die Bacs, und Temesvar, ohne welches das Banat nicht gesichert war. Dann folgt die Belagerung von Ofen. Daß sich Görgei, welcher die Hauptarmee für den erkrankten Vetter commandirte, auf Klapka's Rath dazu entschloß, statt die Oesterreicher im freien Felde zu bekämpfen, erklärt der Verfasser mehr aus politischen als militärischen Gründen, indem er seinen wahrscheinlichen Gedankengang nach seiner Persönlichkeit und politischen Ueberzeugung nachzuweisen sucht. Der tapfern Vertheidigung Ofens läßt er alle Gerechtigkeit widerfahren. „Es ist ein seltener Fall in der neuern Kriegsgeschichte, daß eine Festung noch nach vollendeter Bresche vertheidigt wird, noch seltener, daß der Commandant bei Vertheidigung der Bresche und seines Platzes mit dem Degen in der Faust fällt. Der Kaiser von Oesterreich ehrte das Andenken Hentzy's später durch ein Denkmal, welches er ihm an der Stelle, wo derselbe gefallen, setzen ließ."

Görgei's Wirksamkeit als Kriegsminister wird dann geschildert, wie er den einheitlichen Operationsplan für die Corps, welchen Klapka, sein Stellvertreter, bei der drohenden Intervention Rußlands entworfen, zwar äußerlich billigte, weil alle Befehlshaber unter das Kriegsministerium gestellt wurden, und er dadurch seine Idee, den Reichstag zur Rücknahme des Beschlusses, welcher Ungarn für unabhängig erklärt hatte, zu bringen hoffte; wie er aber keineswegs mit Klapka's Defensivtendenzen einverstanden war, wenn er auch nach dem Falle Ofens die Offensive gegen Welden noch verschob, um erst den politischen Theil seiner Aufgabe, den Widerruf jenes Beschlusses, zu lösen, mit diesem Resultat den Oesterreichern militärisch entgegenzutreten und dadurch eine für Ungarn günstige Verständigung zu erreichen. Consequent unzweifelhaft, aber Ungarn war nur durch große militärische Erfolge zu retten und deshalb die Zeit kostbar! Oesterreichs Unterhandlungen mit Rußland und die Differenz der Meinungen, indem jede Macht die andere in der militärischen Action nur als Hülfsmacht ansehen wollte, zergliedert der Verfasser, soweit es nach dem vorliegenden Material möglich ist. Er zeigt, wie aus der Unbestimmtheit der Stipulationen die spätern Abänderungen der ursprünglichen Operationspläne und die gegenseitigen Beschuldigungen entsprungen sind. Nach dem Fall von Ofen und den Verabredungen zu Warschau zwischen beiden Kaisern wurde die bis dahin von Welden vergebens angestrebte Defensive abermals verzögert; Fürst Paskiewitsch hatte zwar, auf wiederholtes Ansuchen, eine russische Division in Ungarn einrücken lassen, „um den Fall Oesterreichs abzuwenden", wie sein erster kränkender Bericht lautete, aber mit der Hauptmacht wollte er erst folgen, wenn er seinem Princip nach den Massenkrieg führen konnte. Welden, durch seine aufreibende Thätigkeit geschwächt, durch vielen Verdruß verstimmt, bat um Enthebung vom Obercommando, das auf Haynau überging. Von diesem gibt der Verfasser eine kurze Charakteristik, in welcher er ihm zwei Eigenschaften zugesteht: Entschlossenheit und Selbständigkeit, für einen höhern Truppenführer allerdings von Bedeutung.

Ehe er nun zur weitern Darstellung des Kriegs geht, betrachtet er die einzelnen Kriegsschauplätze und was auf ihnen bis zum ernsten Wiederbeginn der Feindseligkeiten (Mitte Juni) geschah. Er unterscheidet vier Kriegsschauplätze: den oberungarischen, wo die Russen 152000 Mann stark einrückten und Dembinski mit 17000 Mann ihnen entgegenstand, nach den fehlerhaftesten Maßregeln aber auch hier des Befehls entsetzt wurde; den siebenbürgischen, wo sich etwa 27000 Ungarn unter Bem gegen 54000 Russen und Oesterreicher halten sollten; dem südlichen, auf welchem die Streitkräfte fast gleich waren: 38000 Ungarn unter Perczel gegen 36000 Oesterreicher, letztere jedoch sehr demoralisirt, und erstere eine Verstärkung durch ein neu zu formirendes Reservecorps von 9500 Mann erwartend; endlich an der obern Donau:

Görgei, unter ihm Klapka mit dem komorner Corps, gegen Haynau. Die Gesammtstärke der Verbündeten belief sich auf 367000 Mann, denen die Ungarn nur 160000 Mann entgegenstellen konnten. Ob Oesterreich ohne die Russen mit Ungarn fertig geworden wäre? Der Verfasser bezweifelt es, wenn er auch die ausgezeichneten Feldherrngaben Haynau's, den Parteihader der ungarischen Führer und andere Umstände zu Gunsten Oesterreichs anerkennt und zugibt, daß die Russen keinen einzigen großen Schlag gethan. Freilich läßt sich die Frage jetzt nicht mehr entscheiden, doch scheint uns die Parallele: „Mit demselben Rechte hätte Sardinien behaupten können, es wäre 1859 auch ohne die Franzosen mit Oesterreich fertig geworden", nicht richtig. Wir theilen dagegen vollkommen die Ansicht, daß ein kühner Einfall der Ungarn in Galizien die Russen für ihre Communicationen besorgt gemacht und lange festgehalten haben würde. In Deutschland einzubrechen, um „den damals sehr wackelnden Fürstenstühlen allen Halt zu nehmen", hätte wol keinen Erfolg gehabt, jene Gefahr war bereits vorüber!

Die Schlacht von Pered vereitelte viele Hoffnungen, und Haynau konnte nun infolge der moralischen Wirkung derselben auf den Feind seine Concentrirung auf dem rechten Donauufer vollenden, welche der Verfasser an sich schon den Erfolg nennt. Görgei, der nur noch einen ehrenvollen Untergang sah, hatte sich von der Regierung losgesagt, und vor Komorn verwundet, den Befehl an Klapka übergeben. Kossuth dagegen hatte Görgei überhaupt abberufen und Meszaros zum Obercommandanten ernannt. Die Armee widersetzte sich dem; es war eine Verwirrung, welche der Verfasser trefflich schildert. Dann folgt die Schlacht von Komorn, der Abzug Görgei's, und Haynau's Vorrückung gegen Pesth.

Die Ereignisse auf dem südlichen Kriegsschauplatze bis Mitte Juli werden dann weiter betrachtet, wobei der Banus Jellachich einer strengen Kritik unterliegt, die wir, abgesehen von der Form, für begründet halten. In Siebenbürgen war es trotz der Einnahme von Kronstadt zu etwas Entscheidendem und Bedeutendem nicht gekommen und Bem's beabsichtigte Diversion in die Moldau und Walachei konnte, wie Rüstow beweist, keinen Vortheil für Ungarn haben. Die Entscheidung mußte da fallen, wo die Hauptmassen aufeinanderstießen. Die Schilderung beginnt hier mit den Gefechten gegen die Russen, verfolgt Görgei auf seinem Rückzuge hinter den Sajo und später hinter die Theiß und hebt die Unterhandlung hervor, welche die Ungarn zuerst zur Niederlegung der Waffen aufforderte, diesmal noch nicht ernstlich gemeint, sondern vom General Chrulow nur gebraucht, um Zeit zu seiner Vereinigung mit Saß gegen den diesmal überlegenen Feind zu gewinnen. Dabei ist der Verfasser überzeugt, daß Görgei nicht frei von der Hoffnung gewesen, die Russen durch Unterhandlung von den Oesterreichern zu trennen, in der ungarischen Armee sei davon gesprochen worden, dem Großfürsten Konstantin die Krone von Ungarn zu bieten. Er bespricht das Benehmen der russischen Offiziere gegen die ungarischen im Gegensatz der österreichischen: von seinem Standpunkte aus natürlich! Kann er im Ernst den letztern zumuthen, die Abgefallenen, deren Meineid und Treubruch nicht wegzuspotten ist und von jedem, selbst einem demokratisch-republikanischen Militärgesetz verurtheilt worden wäre, in kameradschaftlicher Weise zu betrachten? Von diesen Ausfällen abgesehen, die wir wie gesagt natürlich finden, ist die Darstellung der letzten Ereignisse, die sich nun Schlag auf Schlag drängen, sehr gelungen. Wer die Schwierigkeiten einer solchen Arbeit kennt, wird vollkommen unserer Meinung sein.

Wir lesen nun Haynau's Marsch nach Pesth und seine Vorbereitungen zu dem Zuge nach Süden, wo er sich Szegedin, den neuen Sitz der ungarischen Regierung, zum Angriffsobject gewählt, weil in dem dortigen verschanzten Lager die Fäden der feindlichen Kriegsleitung zusammenlaufen, den verfehlten Angriff Guyon's auf das Plateau von Titl, die Schilderung des Lagers von Szegedin, wo sich alle Streitkräfte vereinigen sollten, um im Banat eine letzte Entscheidung zu suchen, und die innern Verhältnisse Ungarns, welche mit unerbittlicher Schärfe beleuchtet werden. Für Görgei, der mit den Russen bereits im geheimen alles abgemacht zu haben und darum der Mann des Schicksals schien, war eine große Partei im Reichsrath, und der Kriegsminister Szemere sagte auch dessen Ernennung zum Oberbefehlshaber sämmtlicher ungarischer Armeen zu; Kossuth setzte es aber, nachdem sich der Reichsrath aufgelöst hatte, im Ministerrathe durch, daß Dembinski als provisorischer Obercommandant aller bei Szegedin, an der Theiß und im Banat stehenden Heerestheile bestätigt wurde; Bem blieb in Siebenbürgen selbständig. Dembinski fand jedoch das Lager von Szegedin unhaltbar und räumte dasselbe ohne weiteres, „wie es in der Regel geschehen wird", sagt der Verfasser, „solange die Ingenieure nichts sind als uniformirte Maurerpolirer". Szegedin wurde von den Oesterreichern besetzt und mit der Schlacht bei Szöreg, wo Dembinski hinter dem Theißdamm Stellung genommen hatte, begann eine neue Reihe von Ereignissen, welche der Verfasser erzählt, nachdem er die Vorgänge in Siebenbürgen, wo Bem gegen Lüders und Clam-Gallas kämpfte und bei Schäßburg und Großscheuern erlag, geschildert hat. Auf immer engerm Raume drängte sich nun die Entscheidung zusammen, welche im letzten, dem elften Abschnitte, dargestellt wird: Dembinski's Niederlage bei Szöreg, sein Rückzug auf Temesvar, wo Bem das Commando übernahm, Haynau's Verfolgung, unbeirrt durch die Nachricht, daß Klapka durch einen großen und glücklichen Ausfall Komorn entsetzt habe, die „Kanonade" von Temesvar, wie Rüstow die „Schlacht" nennt, in welcher die Infanterie gar nicht ins Gefecht gekommen ist, und 20000 Schuß oder 160000 Pfund Eisen nur etwa 600 Menschen getödtet oder verwundet haben (33 Pfund Eisen auf einen Mann; der französische General Piobert rechnet gar ironisch Menschenschwere an Eisen durchschnittlich auf einen in neuern Kriegen Getödteten!); die Flucht der Bem'schen Armee nach Lugos, der Rückzug Görgei's aus seiner frühern Stellung nach Großwardein, das Treffen bei

Debreczin, das Nagy Sander, welcher als Seitendeckung das erste Corps führte, „erhitzt von einem Bankei“, annahm und mit ungeheuerm Verluste bezahlte, Görgei's weiterer Rückzug nach Arad, wo er, von den Russen verfolgt, die Oesterreicher, das Schlick'sche Corps, vor sich fand; die Unterredung mit Kossuth, der ihn fragte, wenn er den Oberbefehl erhielte, was er thun würde, im Fall Bem bei Temesvar gesiegt habe? „Die Oesterreicher angreifen und verfolgen!“ Und falls Haynau gesiegt? „Die Waffen strecken!“ Worauf Kossuth: „Und ich erschieße mich!“ Unsere Leser wissen aber, daß er die süße Gewohnheit des Daseins vorgezogen hat, weil er noch immer hofft, von neuem einmal als Dictator von Ungarn aufzutreten.

Es erfolgte nun die Waffenstreckung von Vilagos, deren Nothwendigkeit der Verfasser bestreitet, wenn er auch die Gründe, welche Görgei dazu bewogen, würdigt und ihn durchaus von Verrath freispricht. Daß er sich den Russen und nicht den Oesterreichern ergab, von denen keine Schonung zu erwarten war, ist natürlich; den Seitenblick, welchen Rüstow dabei auf den Fürsten wirft, „welcher jetzt für den Heros des bornirten Liberalismus in Deutschland gilt und genau ebenso wie Haynau gegen Wehrlosgemachte handelte“, wollen wir jedoch nicht unbemerkt lassen, obwol seitdem er das geschrieben, jene Partei, die er bornirt nennt, etwas enttäuscht worden ist. Die letzten Zuckungen der Insurrection, die Waffenstreckung der Bem-Guyon'schen Colonne bei Dewa, sowie die der andern detachirten Truppen, der Fall von Arad und Peterwardein, endlich aber die glänzende Vertheidigung von Komorn durch Klapka mit ihren Wechselfällen bis zur ehrenvollen Capitulation bilden den Schluß des Werks.

Wir erkennen die Vorzüge desselben: geschickte und klare Gruppirung des Stoffs, präcise und inhaltreiche Darstellung, scharfe Combination des Thatsächlichen und der Motive und das gesunde militärische Urtheil vollkommen an; erwünscht wäre noch die Angabe der Quellen gewesen, aus denen manches, das bewiesen werden müßte, geschöpft ist: das Werk, als das erste, welches den ganzen Krieg umfassend nach den Angaben beider Parteien behandelt, würde dadurch an Werth gewonnen haben, gewiß auch, wenn der Verfasser es über sich gewonnen hätte, in der Form seiner Kritik ein edleres Maß zu halten. Die Beigaben: Stärke und Zusammensetzung der Truppen, Karten und Pläne, sind sehr dankenswerth, doch vermissen wir ein Inhaltsverzeichniß, wenigstens in dem uns zugegangenen Exemplar.

2. **Der Sommerfeldzug des Revolutionskriegs in Siebenbürgen im Jahre 1849. Von einem österreichischen Veteranen. Mit zwei Schlachtplänen. Leipzig, Schrag. 1863. Gr. 8. 22½ Ngr.**

Dem „Winterfeldzuge“ (in Nr. 30 d. Bl. f. 1862 besprochen) ist nun auch in kurzer Darstellung der Sommerfeldzug in Siebenbürgen gefolgt, ohne daß der Verfasser Anspruch macht, eine vollkommene Geschichte dieser Epoche geschrieben zu haben. Er will nur einige Lücken in den bisher erschienenen Darstellungen ergänzen. In der Einleitung weist er nochmals darauf hin, wie der ungünstige Ausgang des Winterfeldzugs lediglich durch die nicht zu bemäntelnde Unthätigkeit der Militäradministration verursacht worden. Dann schildert er den Aufenthalt des Armeecorps in der Walachei und Malkowsky's schwächlichen Versuch gegen das Banat; die Kritik desselben stimmt mit Rüstow überein. Auf das Kapitel: „Siebenbürgen während der magyarischen Revolutionsregierung“, machen wir besonders aufmerksam. Rüstow sagt darüber kein Wort; während er von Haynau und dem deutlich bezeichneten deutschen Fürsten, von den standrechtlichen Executionen der Oesterreicher u. s. w. in den stärksten Ausdrücken spricht, erwähnt er, was auf der Revolutionsseite an Vertragsbruch, Treulosigkeit und Grausamkeit geschehen ist, kaum flüchtig oder auch gar nicht, wie die Blutgerichte unter den unglücklichen Romänen, welche actenmäßig 4834 Personen geopfert haben. Die Familie Moldavan wurde nach reichlich empfangenen Stockschlägen und Säbelhieben mit gebrochenen Gliedern hingerichtet, auch drei Frauen mit erschossen, dem Sänger Illie die Nägel ausgerissen u. s. w. Bem schrieb entrüstet darüber an Kossuth und forderte ihn auf, dieser Schreckensherrschaft, die an Frankreich 1793 erinnere, ein Ende zu machen; er wurde nicht beachtet.

Der Verfasser schildert darauf die Vertheidigung von Karlsburg durch den Oberst von August gegen Baron Stein, der die Belagerung bei dem Anmarsch der Russen aufheben mußte, während das Felsenschloß Dewa, das nur mit 140 Mann besetzt war, sich aus Mangel an Lebensmitteln und Wasser den Insurgenten ergab. Zur Vertheidigung von Karlsburg hatte indirect auch der Guerrillakrieg der Romänen unter ihren Präfecten Janku, Severu, Balinte u. a., im Erzgebirge beigetragen; er ist interessant zu lesen, furchtbar in seinen Details, vergleichbar den Kämpfen im Kaukasus. Auch Weiber und Mädchen betheiligten sich daran, und alle Versuche der Ungarn, die tapfern Bergbewohner zu unterwerfen oder durch Unterhandlungen zu gewinnen, scheiterten.

Die Darstellung des Feldzugs der Russen und Oesterreicher gegen Bem, welcher auch hier mit der Niederlage und Waffenstreckung der Insurgenten endigte, stimmt im wesentlichen mit Rüstow überein, wenn auch in Bezug auf taktische Verhältnisse, Stärke und Verluste der Gegner zwischen beiden Werken Abweichungen vorkommen, und der Veteran natürlich von diesem ganzen Kriege eine andere Anschauung hat. Wir können über die Fortsetzung seines Werks nur die Anerkennung wiederholen, die wir bereits dem ersten Theile gezollt haben.

Karl Gustav von Berneck.

Tholuck's „Vorgeschichte des Rationalismus“.

Es sind fast zehn Jahre vergangen, seit der Unterzeichnete (in Nr. 13 d. Bl. f. 1854) die erste Abtheilung des ersten Theils des jetzt beendigten Werks anzeigte, in welcher das akademische Leben des 17. Jahrhunderts geschildert wurde. Derselben folgte 1854 die „Geschichte der deutschen, skandinavischen, niederländischen, schweizerischen hohen

Schulen" (Halle, Anton), welche als zweite Abtheilung den ersten Theil der „Vorgeschichte des Rationalismus" abschloß. Von dem akademischen Leben wandte sich dann das Werk dem „Kirchlichen Leben des 17. Jahrhunderts" zu, und auch dieses ward in einem in zwei Abtheilungen zerlegten Bande dem Publikum vorgelegt (Berlin, Wiegandt und Grieben). Die erste hat das 17. Jahrhundert bis zum Westfälischen Frieden zum Gegenstande und erschien im Jahre 1861, die zweite, in welcher die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts betrachtet wird, ist noch im Jahre 1862 erschienen. Mit ihm ist die Vorgeschichte des Rationalismus, d. h. die Darstellung derjenigen Geistesstimmung, in welcher der Rationalismus schon steckt, aber sich noch nicht klar bewußt ist, vollendet. Ein Schritt weiter, und man hätte nicht mehr seine Vorgeschichte, man hätte seine wirkliche Geschichte.

Durchdrungen von dem Gedanken, daß der Rationalismus nicht eine zufällige Episode in der geschichtlichen Entwickelung der Theologie, sondern eine durch Stockungen im Organismus der Kirche herbeigeführte Krisis, suchte Tholuck darzustellen: wo sich zuerst jene Stockungen, und weiter: wo sich die ersten Molimina zur Krisis nachweisen ließen. Jene erkannte er in der strengen Orthodoxie, wie sie noch die Anfänge des 17. Jahrhunderts beherrscht, diese in dem Pietismus und der denselben überall begleitenden Aufklärung. Er hält dabei das Bekenntniß nicht zurück, daß er, trotz der Mängel und Makel jener Periode, die Zeit bewundere und ehre, wo die Kirche eine so compacte Einheit bildete, daß sie aber nicht das Ziel seiner Wünsche sei. Dieses sieht er in einer lutherischen Kirche, wie sie durch den Pietismus und Rationalismus hindurchgegangen, durch jenen praktisch lebendig geworden, durch diesen wissenschaftlich gereinigt und vertieft ist.

Da es sich hier nicht sowol um eine Darstellung von einzelnen Begebenheiten als vielmehr von Zuständen handelt, Darstellungen der letztern Art aber, wie Tholuck mit Recht bemerkt, noch eine Seltenheit sind, so war er genöthigt, aus den allerverschiedensten Büchern Notizen herauszulesen, welche dann, unter gewisse Gesichtspunkte gebracht, den Stoff zu seinen Schilderungen gaben. Sowol in der ersten als in der zweiten Abhandlung wird zuerst von der lutherischen Kirche, dann von der deutsch-reformirten gehandelt; in beiden Abtheilungen werden die festgehaltenen Gesichtspunkte durch die Ueberschriften: „Kirchenverfassung", „Kirchenlehre", „Toleranz und Intoleranz", „Kirchenamt", „Kirchencultus", „Kirchenzucht", „Religiös-sittliches Leben", „Bürgerlich-sittliches Leben" angegeben; daß in der zweiten Abtheilung „Toleranz und Intoleranz" als ein Haupt-, in der ersten als ein Nebenabschnitt erscheint, während es sich mit der Kirchenzucht gerade umgekehrt verhält, ist nicht von Belang. Wichtiger ist, daß in der zweiten bei der deutsch-reformirten der Cultus ganz übergangen wird. Immer wird gesagt werden müssen, daß die Reihenfolge der Schilderungen in der ersten und zweiten Abtheilung die gleiche ist. Dagegen ist, wie das auch der Darsteller beabsichtigt hat, der Eindruck, den die Schilderung der ersten und zweiten Hälfte des Jahrhunderts auf den Leser wirft, ein sehr verschiedener, bei manchen Punkten ein entgegengesetzter. Während dort ein solcher Nachdruck gelegt wird auf das, was in dem ganzen Organismus, sei es als Glaube, sei es als Sitte, lebt, daß nach den Ueberzeugungen und Meinungen des einzelnen gar nicht gefragt wird, tritt hier dagegen gerade das einzelne Kirchenglied in den Vordergrund. Dem Universismus oder Totalismus (man ist genöthigt, hier ein Wort zu bilden, um das zu bezeichnen, was in einer seiner Formen als Pantheismus aufgetreten ist) tritt der Individualismus entgegen. Die reactionäre Sehnsucht nach dem Vergangenen, die sich in manchen Gnesiolutheranern unserer Tage zeigt, läßt in jener alten Zeit nur die gute sehen. Tholuck's Schilderung bestreitet ihr dies Prädicat nicht, es spricht aus derselben eine Achtung vor der compacten Kirchlichkeit und Zucht der Corporationen und der Unterordnung des einzelnen unter die Körperschaft. Zugleich aber geht aus ihr hervor, daß es ganz natürlich war, wenn in jener Zeit, wo die Körperschaft in despotischer Weise den einzelnen fast erdrückte, sie auch wieder für denselben so einstand, daß er sich der persönlichen Frömmigkeit und Sittlichkeit enthoben achten konnte. Das Amt deckte das Individuum. Mit der strengsten Orthodoxie konnte sich Zuchtlosigkeit aller Art paaren, ohne daß man dies Heuchelei nennen darf. Für den Sklaven ist der Herr, für den Unmündigen der Vormund in demselben Maße verantwortlich, als der Sklave oder Mündel willenlos sein soll.

Zu der innern Nothwendigkeit, welche das Extrem der Orthodoxie ihrem Gegentheil entgegentrieb, kam als Beschleunigungsmittel der Dreißigjährige Krieg. Welch eine Revolution in den Ideen derselbe hervorbringen mußte, wird jeder einsehen, wenn er auch nur den einen Umstand bei Tholuck bemerkt findet, daß Säulen der Orthodoxie durch ihre Ehrfurcht vor Kaiser und Reich und durch echten deutschen Patriotismus dahin gebracht werden, dem Schwedenkönig abgeneigt zu sein. In dem seit lange nur von einem Gedanken beherrschten Kopf bringt jeder neue eine Gärung hervor, deren Resultat gar nicht vorauszusehen ist. Wie viele neue Gedanken aber mußten, noch eindringlicher gemacht durch die Leiden, die man zu ertragen hatte, erst denen aufgehen, die während des Kriegs durch feindliche Kriegsscharen, nach demselben, weil der Fürst die Confession seiner Unterthanen zu bestimmen hatte, Amt und Vaterland verloren? Aus wie vielen Wunden das kirchliche Leben blute, mußte sich da wol dem tiefer Blickenden aufdrängen, und daß die, welche sich dagegen verblendeten und den frühern Standpunkt festzuhalten suchten, als veraltete Pedanten erschienen, ist begreiflich.

Gleich in dem Abschnitt, welcher die Kirchenverfassung betrifft, zeigt Tholuck die durch den Krieg veränderte Lage der lutherischen Kirche. Mit Recht hatte er in der ersten Abtheilung behauptet, daß bei Luther selbst und den unmittelbar sich ihm Anschließenden eine Einheit des Episkopal-, Territorial- und Collegialsystems nachweisbar

sei: des erstern durch die aristokratische Stellung, die dem geistlichen Stande, des zweiten durch die Bedeutung, welche der Landesherr erhält, des dritten, indem in der Vertretung der Laien (freilich nicht der Individuen, sondern der Corporationen) auch das demokratische Element nicht fehlte. Er hatte aber auch zugleich gezeigt, wie frühe das zweite Moment auf Kosten der beiden andern hervorgehoben und die Gefahr der Cäsaropapie nahe gelegt ward. Hier nun, in der zweiten Abtheilung, führt er uns die ganz ausgebildete Cäsaropapie vor, welche ihre theoretische Rechtfertigung in dem Thomasius'schen Kirchenrecht erhält, dagegen von den an die frühere Herrschaft der Geistlichen denkenden orthodoxen Theologen schmerzlich beklagt wird. Erklärlich wird die veränderte Lage gemacht, indem darauf hingewiesen wird, daß der Westfälische Friede die einzelnen Landesfürsten zum Kaiser ganz anders gestellt und mehr als bisher zu Souveränen gemacht hatte.

Der zweite Abschnitt (er ist zugleich der ausführlichste) betrifft die Kirchenlehre.

Was die frühere Periode vermissen ließ, die lebendige Bewegung des religiösen Objects zum Subject: dieser Proceß tritt in dieser Periode nach zwei Seiten hin ein. Das fühlende und das denkende Subject sucht seines Objects als Wahrheit inne zu werden; das erstere eignet es sich in praktischer Hingabe an dasselbe unmittelbar an: so die mit dem Namen des Pietismus und des Mysticismus belegte Richtung; das andere tritt in ein kritisch-reflectirendes Verhältniß zu demselben: so die Reflexion der Aufklärung..... Was aber besonders merkwürdig, ist, daß dieser Zersetzungsproceß sich, wo er nicht gewaltsam zurückgedrängt wird, fast gleichzeitig in allen gebildeten Ländern vollzieht, ein Beweis, daß er nicht als zufällige Erscheinung anzusehen, daß sich vielmehr ein geschichtliches Entwickelungsgesetz darin vollzieht. Wie in Deutschland auf die Periode der Orthodoxie einerseits der Pietismus und Mysticismus, folgt andererseits die Aufklärung, so in Frankreich einerseits der Jansenismus und Quietismus, andererseits Frivolität und Unglaube, wie in England um die Mitte des Jahrhunderts einerseits unter Dissentern und Episkopalen eine fromme Richtung zur Herrschaft kommt, so andererseits theils ein latitudinarischer Supernaturalismus, theils der Deismus, ebenso tritt in Holland ungefähr gleichzeitig mit dem Labadismus und einem kirchlichen Pietismus ein rationaler Supernaturalismus und spinozistischer Atheismus auf.

Die vorstehenden eigenen Worte Tholuck's bezeichnen und rechtfertigen zugleich den Gang, den er in diesem Abschnitt einnimmt. Weil nämlich die kirchliche Entwickelung des Auslandes als ein mitwirkender Factor bei der Bewegung in Deutschland sich erweist, so wird zuerst diese kurz berührt, dann aber zu den einzelnen Stadien jener übergegangen, und, indem mit dem Calixtinismus begonnen wird, gezeigt, wie sich zu demselben der Pietismus, der Mysticismus, die Aufklärung und die jetzt zur Minorität gewordene Orthodoxie gestellt hat. Eine sehr liebevolle Charakteristik Spener's, sowie die gründliche Erörterung des Wesens und der Bedeutung von C. Thomasius wird man als die Glanzpunkte dieses Abschnitts, vielleicht des ganzen Buchs, bezeichnen dürfen. In Thomasius, dessen Bedeutung erst durch Julian Schmidt, besonders aber durch Biedermann wieder richtig gewürdigt werde, sieht Tholuck den personificirten Geist der Aufklärung auf allen Gebieten, wie sie nicht auf Zerstörung, sondern auf Luftreinigung ausgeht. Als der Mittelpunkt aller seiner Interessen wird die Toleranz hervorgehoben, und deshalb auch sein am Ende seiner Laufbahn ausgesprochener Triumph darüber erwähnt, „daß es mit der Theologenherrschaft über die Gewissen aus sei". Es ergibt sich schon hieraus, was sich auch sonst in diesem Werke zeigt, dessen Aufgabe dies freilich erklärlich macht, daß Tholuck, wenn er von Aufklärung spricht, dieselbe lediglich als religiöse Aufklärung faßt, wo sie ihm dann, im Gegensatz zum Rationalismus, mit dem rationalen Supernaturalismus zusammenfällt. Daß unter der Ueberschrift: „Toleranz und Intoleranz", noch Beispiele wirklicher Tortur auf dem Sterbebette erzählt werden können, stößt doch nicht das Factum um, daß die Toleranz Riesenfortschritte gemacht hat; besonders bei den höhern Ständen, und hier oft, weil das Interesse an der Religion geschwunden ist. Doch aber nicht nur deswegen. Besonders erfreulich ist es, daß Theologen vorgeführt werden können, bei welchen felsenfestes Vertrauen auf den eigenen Glauben mit Duldsamkeit nicht gegen den andern Glauben, sondern den anders Glaubenden Hand in Hand geht. Bei dem Pöbel und bei den Indifferenten zeigt sich dagegen oft gerade das Gegentheil.

Der Abschnitt „Kirchenamt" formulirt den Gegensatz zu der ersten Hälfte des Jahrhunderts sehr gut, so „in dem Maße als der neue Zeitgeist eindringt, trägt nicht mehr das Amt die Person, sondern die Person das Amt". Begreiflich, daß, da die Personen ziemlich verwildert erscheinen, das Amt in der Achtung sinkt, und wieder begreiflich, da überall, weß man nicht ganz sicher ist, am eifersüchtigsten bewacht wird, daß gerade jetzt an die Stelle anderer Sünden, denen sich die ihrer Amtswürde gewissen Personen ergeben hatten, Priesterstolz und Hader tritt.

Was den „Kirchencultus" betrifft, so nimmt Tholuck den Pietismus gegen den Vorwurf in Schutz, daß er den nicht abzuleugnenden Verfall des Cultus bedingt habe. Im Gegentheil, in einzelnen Bestandtheilen desselben ist er ihm sogleich förderlich gewesen. Die Predigt verliert durch ihn ihren geschmacklos rhetorischen Charakter, und die Katechesen sind erst seit Spener zu einem Theil des Cultus geworden. Höchstens bei dem Sakrament kann zugestanden werden, daß das starke Betonen der Subjectivität ihm Gefahr bringen kann. Wirklich geschieht dies aber erst in der folgenden Periode, wo mit der Stiftung der halleschen Universität der Pietismus einen festen Centralpunkt gewonnen hat.

Ein ausführlicher Abschnitt: „Das religiös-sittliche Leben" überschrieben, sucht durch eine Charakteristik der Höfe und der theologischen Facultäten, „diesen beiden Sphären, welche in der protestantischen Kirche den Focus zu bilden pflegen", den Nachweis zu führen, daß schon vor dem Entstehen des eigentlichen Pietismus die Kirche eine belebte gewesen sei, und daß der Geist, als dessen Werkzeug sich Spener angesehen hat, wirklich, wie dieser es vorausgesagt hatte, die mannichfachsten Kreise zu durchdringen angefangen hat, der Geist der religiösen

Subjectivität. Mecklenburg und Ostfriesland im nördlichen, die sächsischen, schwarzburgischen, braunschweigischen, hessischen und andere Höfe im mittlern Deutschland, endlich Würtemberg, werden durchgenommen, und dann zu den lutherischen Universitäten übergegangen, unter denen nur Leipzig, Wittenberg und Straßburg sich ganz den Spener'schen Einflüssen verschließen.

Der Schlußabschnitt: „Die bürgerliche Sittlichkeit" überschrieben, zeigt, wie bei den Fürsten und bei dem Adel der französische Einfluß mit seinen wenigen Licht- und vielen Schattenseiten sich mächtig zeigt, und schildert dann in einigen ausdrucksvollen Zügen den Bürger- und Bauernstand. Der sich lockernden Sitte versetzt erst das Gesetz den Todesstoß, indem es der unehelichen Geburt jeden Makel nimmt.

Den Uebergang zu der reformirten Kirche macht Tholuck mit diesen Worten:

Der Entwickelungsgang der deutsch-reformirten Kirche während dieser Periode, in welcher in der lutherischen ein so bedeutender Wendepunkt eintritt, kennt einen solchen nicht. Ihrem ursprünglichen Charakter nach dem lutherischen Dogmatismus abhold, konnte sie auch das Bedürfniß einer praktischen Generation, wie der Pietismus sie herbeiführte, weniger empfinden; nur etwa in der mehr theologischen Form des Coccejanismus verschaffte er sich hier und da Eingang. Der Eindruck, welchen die deutsch-reformirte Kirche während dieses Abschnitts macht, ist nur der einer gewissen Erschlaffung der Innigkeit des Glaubens, der Gründlichkeit des Wissens und auch des confessionellen Bewußtseins.

Uebereinstimmend damit, daß hier der eigentliche Grund des hervortretenden Subjectivismus in die durch die lutherische Orthodoxie vermittelte Unterdrückung aller Subjectivität gesetzt wird, erklärt sich Tholuck auf das entschiedenste gegen die bei orthodoxen Lutheranern sehr gewöhnliche Behauptung, daß die deutsch-reformirte Kirche der Kanal gewesen sei, durch den der Rationalismus von Holland aus nach Deutschland übergeleitet sei. Diese Behauptung, die schon dadurch widerlegt wird, daß in Deutschland die Orthodoxie nach reformirtem Typus (z. B. in Bremen und sonst) dem Rationalismus energischer und länger widerstand als die lutherische, ist nach Tholuck absolut falsch. Aus der auf deutschem und namentlich lutherischem Boden erwachsenen Aufklärung, nicht aus dem Cartesianismus, der übrigens in einem viel positivern Verhältniß zum Christenthum steht als sie, ist der Rationalismus hervorgegangen. Auf der andern Seite will er nicht oder doch nur sehr beschränkt zugeben, was die Reformirten für sich in Anspruch nehmen, daß die religiöse und bürgerliche Sittlichkeit bei ihrer Confession sich viel glänzender bewährt habe als bei der lutherischen. Eine Befangenheit aber, die ihn gegen die Verdienste der Reformirten verblende, wird niemand den Verfasser zeihen, welcher die schönen Charakteristiken mit Aufmerksamkeit betrachtet, die uns Tholuck am Schlusse seines Werks von einigen fürstlichen Personen reformirter Confession gegeben hat.

Seinem Auszuge aus dem, was Tholuck über das akademische Leben der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts gesagt hatte, ließ der Anzeiger einige Bemerkungen folgen, welche darauf hinweisen sollten, daß jene Darstellung einen warnenden Spiegel allen denen vorhalte, welche für die theologische Facultät einen mehr kirchlichen Charakter fordern. Daß er keine Gespenster sah, als er von einer Isolirung der theologischen Facultät sprach, das haben leider (wenigstens in dem Lande, dem er angehört) die seit jener Anzeige verstrichenen Jahre bewiesen. Daß in Preußen bei Besetzung der theologischen Professuren der Oberkirchenrath cooperirt, aber nur bei ihnen, hat die Professoren; daß nur die Studirenden der Theologie vom Militärdienst befreit sind, hat die Studenten der theologischen Facultät von den Professoren und Studenten der übrigen so getrennt, daß der Anfang damit schon gemacht ist, jene in Seminarlehrer, diese in Seminaristen zu verwandeln. Nur mit einem vorausgeschickten absit omen! mag eben darum der unterzeichnete Berichterstatter darauf aufmerksam machen, daß Tholuck's Schilderung des kirchlichen Lebens im 17. Jahrhundert in einer Lebensfrage der evangelischen Kirche als Warnungsruf dienen kann. Seine Darstellung zeigt, wie der Uebergang von einem Zustande, wo das Amt die Person deckte, zu dem, wo es sich umgekehrt verhielt, ganz besonders dadurch vermittelt worden ist, daß Spener wieder an das Priesterthum aller erinnerte, und daß sich daran die Unterscheidung der wiedergeborenen und nicht wiedergeborenen Prediger anschloß. Daß nun bei vielen Geistlichen der neuern orthodox-lutherischen Schule, für welche die Lehre vom Amt das Hauptstück des Glaubens scheint geworden zu sein, ein Verlangen sich zeigt, aus der gezwungenen Lage herauszukommen, die Strauß in seiner drastischen Weise als das „auf Eiern Gehen" der evangelischen Geistlichen bezeichnet hat, welche meinen, sie müßten „Mustermenschen" sein; daß sie sich nach der Stellung sehnen, die der katholische Geistliche noch heute, der lutherische Pastor im Anfang des 17. Jahrhunderts einnimmt; daß sie es für bedenklich erklären, wenn der Laie, seines Priesterthums bewußt, zu oft in das Allerheiligste des directen Verkehrs mit Gott tritt, und daß sie keine Gelegenheit vorbeigehen lassen, Spener etwas anzuhängen: dies alles muß man ganz erklärlich finden.

Wenn aber diese Männer bedächten oder aus Tholuck's Buch lernten, was alles das Amt, welches die Person deckte, damals zuzudecken hatte, und daß bei noch so veränderten und fortgeschrittenen Zeiten die Gebrechlichkeit der Individuen so ziemlich dieselbe zu bleiben pflegt, so könnte ihnen vielleicht der Gedanke kommen, daß die Controle, welche, seit einmal die Person das Amt zu decken hatte, die Gemeindeglieder über ihre Pastoren zu üben sich gewöhnt hat, eins der Mittel geworden ist, welches das Dummwerden des Salzes verhindert. Es ist freilich schlimm, daß heutzutage nur selten dem Geistlichen, der ins Amt tritt, das Vertrauen der Gemeinde entgegenkommt, er zufrieden sein muß, wenn er nicht Vorurtheile gegen sich vorfindet, und man mag es bedauern, daß der Begriff der Amtsgnade sich in den Gemeinden ganz verloren hat. Ob es aber besser ist, daß die Amtsgnade

in einer solchen Weise als character indelebilis angesehen wird, daß es auf die sittliche Beschaffenheit dessen, der auf der Kanzel oder vor dem Altar steht, für das Heil der Gemeinde gar nicht ankomme, das ist doch noch die Frage, oder vielmehr wir meinen: das ist gar keine Frage. Hand in Hand mit dem Verlangen, größeres Vertrauen zu dem Amt und der Amtsgnade bei den Gemeindegliedern vorzufinden, geht bei vielen eifrigen Pastoren unserer Tage die Sehnsucht nach einer größern Macht des geistlichen Amts. Daher das Verlangen, wie in alter Zeit den Elenchus, d. h. die Rüge mit Nennung des Namens auf der Kanzel, üben zu dürfen. Mögen sie doch recht aufmerksam lesen, was über diesen Punkt bei Tholuck zu finden ist. Sie werden daraus ersehen, daß der Elenchus mit Erfolg gehandhabt wurde nur so lange, als Sitte und Gesetz, d. h. so lange die Gemeinde gerade so urtheilte wie der Pastor, und daß, als diese Urtheile anfingen auseinanderzugehen, der Elenchus theils verboten ward, theils von selbst aufhörte. Sie werden eben dann, wenn sie nicht ganz unverständig sind, einsehen, daß es gewiß die Sache nicht beim rechten Ende anfangen heißt, wenn man z. B. anfängt bei dem Aufgebot die schuldigen von den unschuldigen Paaren zu trennen, dagegen die Sitte nicht ändert, vielleicht gar mitmacht, daß gefallene Mädchen als Ammen genommen werden. Der Schreiber dieses kennt Gemeinden, wo das letztere niemals vorkommt, wo es ferner sehr selten ist und mit einem Makel behaftet, daß einer ein uneheliches Kind zum Stiefkinde erhält, und es bei aller Ehrfurcht vor dem Pastor doch sehr erbittern würde, wollte dieser beim Aufgebot den Elenchus üben. Er kann den Gedanken nicht aufgeben, daß in diesen Gemeinden allein wahre Kirchenzucht herrscht, weil sie nicht — wie das die neue Mode ist — vom Pastor allein, sondern von dem Volke von Priestern geübt wird, und er ist in dieser paradoxen Ansicht durch Tholuck's Buch bestärkt worden.

Was Tholuck in der Vorrede zum ersten Bande als seine Absicht aussprach, das akademische und kirchliche Leben bis zur Stiftung der halleschen Universität zu schildern, ist hier geschehen. Mit der Freude, die wir haben, daß er dieses sein Wort gehalten hat, verbindet sich die, daß ein anderes Wort, welches ihm vom Munde gefallen war, ihn zu gereuen scheint. Er hatte dort geäußert, den alten langgehegten Plan, die Geschichte des Rationalismus zu schreiben, werde er wol aufgeben müssen, weil der Zustand seiner Augen dies fordere. Jetzt gibt er uns Hoffnung, daß er dennoch ans Werk gehen wolle. Desto besser. Und zur Ermunterung möge ihm dienen, daß man es den vielen Studien, auf denen dieses Werk beruht, nicht ansieht, daß dem Verfasser desselben das Lesen viel schwerer wird als manchem, der lange nicht so viel las und sich doch ein heluo voluminum dünkt.

Johann Eduard Erdmann.

Wanderungen durch die Mark Brandenburg.

Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Von Theodor Fontane. Berlin, Hertz. 1862. Gr. 8. 2 Thlr.

„Erst die Fremde lehrt uns, was wir an der Heimat besitzen", führt der Verfasser sein Buch ein. „Das habe ich an mir selber erfahren, und die ersten Anregungen zu diesen Wanderungen durch die Mark sind mir auf Streifereien in der Fremde gekommen. Die Anregungen wurden Wunsch, der Wunsch wurde Entschluß."

Gewiß haben wir uns des Entschlusses nur zu freuen, denn Fontane bietet uns ein Buch, das nicht blos die Märker unterhalten und anregen wird. Die „Wanderungen" enthalten Aufsätze, welche wir zum größten Theile bereits im stuttgarter „Morgenblatt", auch in der „Kreuzzeitung" veröffentlicht fanden. Dieser Band umfaßt nur einen Theil der Mark Brandenburg; er enthält Skizzen aus der Grafschaft Ruppin, dem Barnim und dem Teltow. „Es ist ein Buntes, Mannichfaches, das ich zusammengestellt habe: Landschaftliches und Historisches, Sitten- und Charakterschilderung", kritisirt sich Fontane selbst, „und verschieden wie die Dinge, so verschieden ist auch die Behandlung, die sie gefunden. Aber wie abweichend in Form und Inhalt die einzelnen Kapitel voneinander sein mögen, darin sind sie sich gleich, daß sie aus Liebe und Anhänglichkeit an die Heimat geboren wurden." Diese Liebe und Anhänglichkeit fühlen wir auf jeder Seite hindurch, sie muß selbst den Nichtmärker mit einer gewissen Liebe für des Reiches Streusandbüchse erfüllen. Eigentlich kritisiren läßt sich so ein Buch nicht, nicht einmal besprechen, der Hauptreiz liegt darin, dem Führer gern und willig zu folgen. Leider fehlen in dem uns vorliegenden Exemplare die ersten 16 Seiten, wir müssen also an Wustrau, dem Sitze des alten Zieten, vorbei, während Fontane dort länger einspricht, nach Carwe, dem Sitze der Herren von dem Knesebeck, welchen es in der vierten Generation gehört. Da ist es denn natürlich die Gestalt des Feldmarschalls von dem Knesebeck, welche uns zumeist beschäftigt.

Weiter geht es nach Neuruppin. Zuerst ein oberflächlicher Gang durch die Stadt, dann betrachten wir uns genauer die alte Klosterkirche, ein im gothischen Stile aufgeführter Backsteinbau aus dem Jahre 1253, um deren Wiederherstellung sich Friedrich Wilhelm III. verdient gemacht. Darauf lassen wir uns ein Stücklein von den alten Grafen von Ruppin erzählen, von denen Haftitius der Chronist mittheilt: „Die Grafen waren fromm und demüthig und gutthätig, aber waren doch wenig geliebt und geachtet trotz aller Gütigkeit. Denn obwol die Herren Grafen oftmals den Rath und die fürnehmsten Bürger von Neuruppin mit ihren Weibern und Kindern zu Gaste geladen und unter den Bäumen zwischen Alten- und Neuruppin haben Maienlauben machen und Tänze aufführen lassen, sie auch wol tractiret und alles Liebste und Beste ihnen angethan, so sind doch Rath und Bürger den Herren Grafen immer entgegen gewesen." Wir hören, die Grafen waren vom Glücke nicht sehr begünstigt. Im Anfang des 16. Jahrhunderts ist das Geschlecht für immer zur Ruhe gegangen. Auch nach dem General von Günther, einem „ausgezeichneten Führer leichter Truppen", von dem das Geflüster ging, „er sei ein illegitimer Sohn des Kronprinzen Friedrich (Friedrich II.), zu Neuruppin 1736 geboren", forschen wir, nicht minder nach dem berühmten Karl Friedrich Schinkel, welcher gleichfalls daselbst am 13. März 1781 als Sohn eines Superintendenten das Licht der Welt erblickte. Wie möchten wir auch vor: „Bei Gustav Kühn — In Neuruppin", achtlos vorbeigehen, vor dem Bilderbogenmann, dem alle Kinder entgegenjubeln. „Gebiete, die Barth und Overweg, die Richardson und Livingstone erst aufgeschlossen — der Kühn'sche Bilderbogen war ihnen vorausgeeilt und hatte von einer Welt da draußen erzählt. Er flieht die Gegenden, darin der Kupferstich und das Oelbild vorwalten, aber wo die Glaskoralle und der Zahlpfennig ein staunendes Ach und die Begierde hervorrufen, in den engern und

weitern Bezirken des Königs von Dahomey — da ist er zu Hause.“ Jedoch die bedeutendsten Erinnerungen knüpfen sich für Neuruppin an den Aufenthalt des Kronprinzen Friedrich daselbst nach der schaurigen küstriner Affaire. Die Tage von Ruppin liegen zwischen den Tagen von Küstrin und Rheinsberg. „Am 26. Februar 1732 war Kronprinz Friedrich von Küstrin in Berlin wieder eingetroffen; zwölf Tage später, am 10 März, folgte seine Verlobung. Aller Zwiespalt schien vergessen. Oberstlieutenant Fritz, über dessen Haupte vor nicht allzu langer Zeit das Schwert geschwebt hatte, war wieder ein lieber Sohn, Oberst und Chef eines Regiments“, des früheren von der Goltz’schen Regiments, das nun „Regiment Kronprinz“ genannt ward und als späteres „Prinz Ferdinand-Regiment“ die Schlachten des Siebenjährigen Kriegs und — die Katastrophe von Jena mit durchmachte. Für den Ton, wie ihn Kronprinz Fritz damals liebte, ist folgendes Stückchen charakteristisch: „Gleich nach seinem Eintreffen in Ruppin fand zu Ehren der neuen Uniform (das Goltz’sche Regiment hatte bis dahin blau und Gold getragen) folgende Scene statt. Der Kronprinz lud die Offiziere vor eins der Thore, wo sie einen brennenden Holzstoß fanden. Erfrischungen wurden gereicht. Als alles guten Humors war, begann der Prinz: «Nun meine Herren, da wir hier alle versammelt sind, so dächte ich, wir erzeigten der Goltz’schen Uniform die letzte Ehre.» Dabei zog er Rock und Weste aus und warf sie ins Feuer. Die Offiziere thaten desgleichen. Unter lautem Gelächter folgten schließlich auch die Beinkleider. In neuer Uniform kehrte man in die Stadt zurück.“ Vier Jahre, von 1732—36, blieb Kronprinz Fritz in Neuruppin, dann folgte die rheinsberger Zeit. Von dieser ist denn auch die neuruppiner verdunkelt worden; gewiß aber, daß das Leben in Neuruppin dem von Rheinsberg wenig nachstand. Frei von allen Fesseln der Etikette war das Leben, das Fritz mit seinen Offizieren dort führte, ja „ein Uebermuth griff platz, der unsern heutigen Begriffen von Anstand und guter Sitte kaum noch gefallen will“. Fenstereinwerfen, Liebeshändel und Schwärmerabbrennen (zur Aengstigung von Frauen und Landpastoren) zählte zu den beliebtesten Unterhaltungsmitteln. Schöne Zeit das! Ach ja, Fritz hatte als König viel dummes Zeug beiseitezuwerfen!

Nur einen kurzen Blick können wir auf Zernikow werfen, welches Gut Friedrich II. am 26. Juni 1740 „in Erwägung der unermüdeten, fleißigen, allerunterthänigsten und getreuen Dienste, welche Michael Gabriel Fredersdorff, Unser erster Kammerdiener, bisher zu Unserm allergnädigsten Wohlgefallen geleistet“, diesem seinem „lieben Getreuen“ urkundlich schenkte. Durch Kauf brachte Fredersdorff noch drei Güter an sich, die sogenannten Fredersdorff’schen Güter. In Besitz Zernikows, was man sicherlich nicht erwartet, sind durch Erbschaft die Kinder Achim von Arnim’s und der Bettina Brentano gelangt. Ebenso schnell gehen wir an Gantzer, einem alten Besitze der Wahlen-Jürgaß vorbei, beschauen uns flüchtig das fehrbelliner Schlachtfeld, blicken in das Wustrauer Luch hinein und wenden uns dann nach Rheinsberg, diesem berühmten Rheinsberg mit der gewiß gesunden Luft, da es innerhalb 152 Jahren, von 1696—1848, nur vier Prediger gehabt.

Rheinsberg war eigentlich ein Besitz der Bredow. Im Jahre 1618 verkaufte es Jobst von Bredow an Kuno von Lochow. Nach dem Erlöschen dieser Familie 1685 nahm es der Große Kurfürst in Besitz und schenkte es dem General Duhamel. Dieser verkaufte es sofort an den Hofrath de Beville. Von den Bevilles kaufte es Friedrich Wilhelm I. 1734 für den Kronprinz Fritz. Fritz schenkte es 1744 seinem Bruder Heinrich. Prinz Heinrich bewohnte Rheinsberg in freiwilliger Zurückgezogenheit vom Hofe von 1753 bis zu seinem Tode 1802. Von 1802—13 besaß es Prinz Ferdinand. Von 1813–43 Prinz August. Seitdem nun liegt es als königlicher Besitz in schwermüthiger Stille da. Die interessanteste Zeit und zugleich die bekannteste ist für Rheinsberg die Zeit des Kronprinzen Fritz. Die Zeit des Prinzen Heinrich stand ihr indeß nicht nach. Aber der Prinz Heinrich gehört nicht zu den populären Figuren, vielleicht weil er zu wenig brandenburgisch derb war, um sich durch Kraftworte bemerkbar zu machen. Es muß zugegeben werden, daß etwas prononcirt Französisches in Sitte, Gewöhnung und Ausdruck und das völlige Fehlen jener kurbrandenburgischen Derbheit, die wir an Friedrich dem Großen so vorzugsweise in Affection genommen haben, der Popularisirung des Prinzen Heinrich stets hindernd im Wege stehen wird; es fehlt aber auch noch viel bis zu jenem bescheidenern Maße, bis zu jenem engern Cirkel von Popularität, auf den er unbedingt Anspruch hat. Ein Denkmal hat Prinz Heinrich seinen Zeitgenossen gesetzt, gegenüber dem Schlosse, einen großen Obelisken, das die beste Kritik des Siebenjährigen Kriegs enthält. Heinrich setzte den Obelisken dem „Andenken seines Bruders August Wilhelm“, welcher von König Fritz an seiner Ehre so schwer gekränkt und, wie das Volk sagte, 1758 aus Gram gestorben war; der Obelisk ist somit ein stummer Protest gegen Friedrich den Großen selbst. Die vier Seiten des Obelisken enthalten fast sämmtliche Namen der Helden, welche sich in den Schlesischen Kriegen ausgezeichnet, jeder mit einer kurzen treffenden Inschrift — schade nur, daß alles das französisch ist. Nach dem Tode Friedrich’s des Großen nahm Prinz Heinrich gegen den berliner Hof eine noch reservirtere Haltung an. Als er eines Tags an dem Palais der spätern Gräfin Lichtenau, der Favoritin Friedrich Wilhelm’s II., vorüberkam, bemerkte er: „In dieser Spelunke ist alles infame.“ Seine Verstimmung steigerte sich so sehr, daß er ernstlich nach Paris überzusiedeln gedachte; nur der Ausbruch der Französischen Revolution hinderte ihn daran. Sein kleiner Hof in Rheinsberg erzeugte natürlich verschiedene Parasiten der menschlichen Gesellschaft, vor allen den tollen Major von Kaphengst auf Meseberg, der noch jetzt, nachdem er 60 Jahre todt ist, das Schreckgespenst der Dorfkinder bildet. Aber sein Hof barg auch romantische Elemente; zu diesen ist die Wirksamkeit des letzten Adjutanten des Prinzen Heinrich, des Grafen Laroche-Aymon zu rechnen. Dieser Laroche-Aymon, ein französischer Flüchtling, Liebling des Prinzen Heinrich, focht als Major später bei Jena, zeichnete sich bei Preußisch-Eylau als Commandeur der Schwarzen Husaren durch eine glänzende Attake aus und bewies sich überall als trefflicher Cavaleriefüherer, dessen Bücher über diesen Gegenstand bis auf diesen Augenblick kaum übertroffen sein sollen. Die Feldzüge von 1813 und 1814 machte er auf preußischer Seite als Oberst und Generalmajor mit; nach Napoleon’s Sturze aber kehrte er nach Frankreich zurück, ward in alle seine Güter wieder eingesetzt, ward Marquis und Pair von Frankreich, und als solcher starb er 1849. Und nun seine Gattin? Am 18. Mai 1859 starb 89 Jahre alt auf dem Gute Köpernitz an einem Bisse ihrer Lieblingskatze Karoline Amalie Gräfin Laroche-Aymon, geborene von Zeuner, die ehemalige Hofdame der Prinzessin Wilhelmine, früher berühmt wegen ihres vollen blonden Haars das aufgelöst bis zu den Knien hinabfiel, eine originelle Dame, der es Bedürfniß war zu herrschen, ausgestattet mit jener wahren Vornehmheit, die sich in der größten Gesellschaft am wohlsten fühlt, eine Freundin Friedrich Wilhelm’s IV., der ihr bei fast allen Besuchen der Grafschaft Ruppin seine Aufwartung machte. O, o, nicht weiter wollen wir erzählen, sonst fingen wir am Ende über das Ehepaar eine Geschichte an; liegt doch das Leben beider so romantisch da, daß man als Romancier nur zuzugreifen braucht.

Aus dem Barnim bespricht Fontane „Tegel“, „Schloß Oranienburg“, „Buch“, „Blumberg“, „Werenchen“, „Prenden“ und zieht aus dem Lande Lebus „Gusow“ (Sitz des alten Derfflinger) und aus der Neumark „Küstrin“ hinzu. Für die Hof- und Staatsgeschichte ergiebig erweist sich besonders Küstrin, allwo es gilt das Fenster ausfindig zu machen, aus dem Kronprinz Fritz der Hinrichtung seines Freundes Katte zuschauen mußte; dann Schloß Oranienburg, der Lieblingsaufenthalt der Oranierin Luise Henriette, der ersten Gemahlin des Großen Kurfürsten, jetzt ein verfallenes Schloß, nur noch gut genug zu einem Schullehrerseminar verwendet zu werden; endlich auch Buch, ergiebig wenigstens das einfache Grab in der Kirche

zu Buch, eine unscheinbare Stelle, unter der die schöne Julie von Voß ruht, die als Gräfin Ingenheim zur linken Hand angetraute Gemahlin Friedrich Wilhelm's II., nach dem Volksglauben an einer ihr im Theater gereichten vergifteten Orange gestorben. Die volksthümlichen Elemente lassen sich am besten in Prenden, dem ehemaligen Sitze des brandenburgischen Feldmarschalls Sparr, und in Gusow beim alten Derfflinger nachsuchen; für das speciell literarische Interesse aber sorgen Tegel, Werneuchen, Blumberg. Tegel — Humboldt: es bedarf wol nur dieser beiden Worte, um das Interesse zu kennzeichnen und zu einem Besuche der Humboldt'schen Begräbnißstätte anzuregen. Blumberg, nun freilich, da werden die wenigsten wissen, wohinaus das soll, wie freilich auch nur wenige von „Canitz dem Dichter" wissen. Und doch war der Freiherr von Canitz eine Größe seiner Zeit, der Fontane in liebevoller Bereitwilligkeit einige Seiten schöner Worte widmete. Canitz starb zu Blumberg am 11. August 1699 im fünfundvierzigsten Jahre. Bei Werneuchen drittens, da werden wir nicht in Zweifel sein, wem das Kapitel gilt. Schmidt von Werneuchen, der dichtende Pfarrer steht vor uns, eine biedere, ehrliche Natur, der eine Zeit lang eine außerordentliche Popularität genoß, freilich meist viel zu leicht und viel zu natürlich dichtete. Galten Goethe's Spottverse mit Recht seiner gereimten Prosa, so wäre es doch von uns unrecht, wollten wir Schmidt all und jedes Verdienst absprechen. „Schmidt von Werneuchen handhabte Vers und Reim mit großer Leichtigkeit", um mit Worten Fontane's zu reden, „und zählte zu den productivsten Lyrikern jener Epoche. Man muß freilich hinzusetzen, er that des Guten zu viel. In dem kurzen Zeitraume von sechs Jahren erschien er mit fünf Bänden «Gedichte» vor dem Publikum." Das ist allerdings zu viel und die Kritik hat ihn deshalb einen Vielschreiber zu schelten. Allein so bescheiden und einfach, wie der Mann war, Fontane entwirft von ihm ein gar herziges Bild, und so wenig er sich unter die Götter des Parnasses versetzte, was jeder andere Dichter so gern thut: in unserer Literatur ist auch ein Plätzchen für Schmidt von Werneuchen, wenn es auch nicht gerade die Stufe eines Throns ist.

In der dritten Abtheilung „Dem Teltow" behandelt der Verfasser zunächst des Längern Schloß Cöpenick, an der Einmündung der Wendischen Spree (Dahme) in die eigentliche Spree gelegen. Das alte Schloß stand schon, als die erobernden Deutschen ins Land kamen, und in diesem alten Schlosse war es, wo ein Herr von Otterstedt an die Thür eines kurfürstlichen Gemachs die weltberühmten oder weltberüchtigten Worte schrieb:

Jochimcke, Jochimcke hœde Dy,
Wo wi di krigen, do hangen wi Dy.

Das alte Schloß stand bis 1550. Da ließ es Joachim II., ein leidenschaftlicher Jägersmann, niederreißen und an dessen Stelle ein Jagdschloß aufführen. In diesem Jagdschlosse starb auch Joachim II. 1571. Im Jahre 1631 nahm in diesem Schlosse Gustav Adolf sein Hauptquartier, als es galt den schwankenden Georg Wilhelm der protestantischen Sache zu gewinnen. Nur bis 1677 stand das Jagdschloß, da ließ der Große Kurfürst das Schloß abermals bauen, speciell für den Kurprinzen Friedrich (den nachherigen König Friedrich I.). Noch einmal sollte Schloß Cöpenick von sich reden machen. Am 28. October 1730 trat hier das Kriegsgericht zusammen, das über den Lieutenant Katte vom Regiment Gensdarmes und über den „desertirten Oberstlieutenant Fritz" Urtheil sprechen sollte. Das Kriegsgericht bestand aus je drei Generalmajors, Obersten, Oberstlieutenants, Majors, Kapitäns und dem Generallieutenant von der Schulenburg als Vorsitzenden. Das Urtheil des Kriegsgerichts fiel dahin aus, daß man es ablehnte über den Kronprinzen abzusprechen, den Katte aber mit lebenslänglichem Gefängniß bestrafte. Mit diesem Spruche war Friedrich Wilhelm I. nicht zufrieden, er verlangte Blut. „Sie sollen recht sprechen und nit mit dem Flederwisch drübergehen", bemerkte er. Nochmals hielt das Kriegsgericht am 31. October eine Sitzung. Das Kriegsgericht änderte an seinem ersten Spruche keinen Buchstaben. Da stieß der König das Urtheil am 1. November 1730 ganz um und befahl den Tod Katte's, weil es besser wäre, „daß er stürbe, als daß die Justiz aus der Welt käme". Hinterher, von 1749—82, lebte in Schloß Cöpenick wegen ihres wenig correcten Lebenswandels halb und halb vom berliner Hofe verbannt Henriette Marie, geborenene Prinzessin von Brandenburg-Schwedt, verwitwete Herzogin von Würtemberg und Teck. Im Jahre 1804 gelangte Cöpenick durch Kauf an den Grafen Schmettau, welcher 1806 bei Auerstädt nicht unrühmlich fiel. Wieder an die Krone 1811 zurückverkauft, ist Cöpenick nicht wieder zu irgendwelchem Glanze erhoben. In den zwanziger Jahren saßen daselbst „Demagogen" in Haft, und jetzt theilt es mit Schloß Oranienburg das gleiche Los, es ist ein Seminar geworden.

In den drei Abschnitten, „Müggelsberge", „Müggelsee", „Schildhorn", zeichnet uns Fontane drei nette landschaftliche Skizzen, dann führt er uns durch „Klein-Machenow oder Machenow auf dem Sande", einen alten Besitz derer von Hake. Wir folgen ihm darauf durch „Löwenbruch", betrachten „Beuthen", jenes Beuthen, in welchem die Quitzows den Hohenzollern so viel zu schaffen machten, das heißt, wir betrachten Schloß Beuthen nur im Geiste, denn das alte ist dahin, und was vom neuen in Groß-Beuthen vorhanden, das weist auf das Geschlecht der Görtzke, vor allem auf Joachim Ernst von Görtzke, den „Paladin" des Großen Kurfürsten, „zu Brandenburg hochbestallten Generallieutenant über Dero Cavalerie", unter den berühmten kurbrandenburgischen Feldhauptleuten der dritte im Bunde mit Sparr und Derfflinger. In „Großbeeren" dann forschen wir weniger nach dem Schlachtfelde, als vielmehr nach dem letzten seines Geschlechts, Hans Heinrich Arnold von Beeren, gewöhnlich „Geist von Beeren" genannt, einem Hauptkrakeeler, der sich durch seine unablässigen Fehden mit den Behörden beinahe unsterblich gemacht hätte, wenn die Unsterblichkeit so wohlfeil wäre. Zur Kennzeichnung dieses spottsüchtigen Krakeelers nur eine Geschichte. Da war von der potsdamer Regierung eine Verfügung erlassen, wie dem Raupenfraße vorgebeugt werden könnte; die Verfügung schmeckte etwas nach dem „grünen Tische" und war unpraktisch. Was that Geist von Beeren? Setzte sich hin und schrieb an die Regierung: „Probatum est! Ich bin in den Wald gegangen, habe den Kienraupen das Rescript einer königlichen Regierung vorgelesen, und siehe da, die Raupen haben sich sämmtlich todtgelacht." Schließlich werfen wir einen Blick nach Saalow und lassen uns ein Kapitel vom alten Schadow, dem Director der berliner Akademie, von dem in Saalow geborenen Schneiderssohne, welcher seinerzeit zu den volksthümlichsten berliner Figuren gehörte, erzählen. Es schließt das Buch in derb-humoristischer Weise ab. Alles in allem zweifeln wir nicht an den emsigen Studien, die der Verfasser zu diesem Buche machen mußte. Nur das eine: mehrfach läßt der Verfasser märkische Geschlechter ausgestorben sein, und ein oberflächlicher Blick in die Rangliste würde das Gegentheil beweisen. **Emil Müller-Samswegen.**

Historische Romane.

Pflegt man in der Malerei die historischen Bilder mit dem Ausdruck der „großen Kunst" zu bezeichnen, so dürfte unserer Ansicht nach in der Romanliteratur dieses ehrende Beiwort den historischen Romanen nicht gebühren. Kommt es im Roman überhaupt nur darauf an, die sittliche und ästhetische Entwickelung eines Charakters vorzuführen und andererseits den Einfluß der menschlichen Natur auf die Handlung zu zeigen, so erscheint es bei der Schätzung des Werths gleich wichtig, ob der Romanheld eine historische oder künstlerisch erfundene Person ist. Zur großen Kunst — um uns des Mode gewordenen Ausdrucks zu bedienen — würden beide Arten von Romanen gehören, in denen der Held die Begebenheiten nach seinen Gesinnungen modelt; thut er dies nicht, so mangelt eine wesentliche Bedingung des Romans; er hat dann nur Anspruch, eine

Erzählung nach einer erfundenen oder wirklichen Begebenheit genannt zu werden.

Der historische Roman, hier ganz abgesehen, ob die Bezeichnung in jedem einzelnen Falle berechtigt erscheint, ist besonders in Aufnahme gekommen. Es hängt das mit dem Bedürfniß unserer Zeit zusammen, sich unterhaltend belehren zu wollen. Für alle Bildungsverhältnisse ist Waare auf dem Markte.

Von den alten Ritterromanen, von den historischen Novellen der einst vielgelesenen Taschenbücher unterscheiden sich die neuen historischen Romane wesentlich. Einmal hatten die meisten jener Dichtungen den Fehler, daß sie gewaltsam neue und durchaus fremdartige Begriffe und Anschauungen der Zeit aufnöthigen wollten; dann aber veränderten sie das Bild der zu schildernden Zeit so, daß ihr Charakteristisches durchaus verloren ging. Die neue Zeitrichtung hat das Wort modern auf ihre Fahne geschrieben. Gottschall in seiner „Poetik" hat darüber sehr richtig bemerkt, daß nur eine aus dem Leben der Gegenwart herausgeborene Poesie auf eine Zukunft rechnen darf. Die Richtung auf das Zeitgemäße und Volksthümliche wird damit besonders betont.

Es ist uns wiederholt die Ansicht begegnet, als ob Gottschall auch für den Roman und die epische Dichtung diese Regeln ebenso in Bezug auf den Stoff als auf die Behandlung gegeben hätte. Wie fern ihm dies gelegen, hat er wol durch seine bei Trewendt erschienene, warm zu empfehlende Dichtung „Maja; ein Lotosblumenkranz", deutlich genug und praktisch widerlegt. Hinsichtlich der Wahl des Stoffs zu einem Roman sei hier nur gesagt, daß man zunächst zu sehen hat, ob der Held auch wirklich ein Romanheld sei und ob der Stoff in dem Kreise unserer Fähigkeiten und Interessen uns entzücken kann. Es kann nicht darauf ankommen, ob der Stoff einem uns entlegenern Boden entnommen ist; der Verstand und die Empfindung wird nur bei der Wahl zu beurtheilen haben, inwieweit der Stoff unserm Denk- und Gefühlswesen durch die Behandlung nahe gebracht werden kann. Modernisiren muß man den Stoff, eine Selbständigkeit der Composition zeigen ohne wieder das Studium der betreffenden Zeiten und Sitten vermissen zu lassen. Es ist das nicht etwa eine neue Idee, es ist nur das offene Geheimniß, das alle großen Dichter kannten und das sie eben groß machte. Darin besteht z. B. vorwiegend die gewaltige Wirkung und die ästhetische Bedeutung der Nibelungen als Epos, daß der Dichter, die alten Sagen benutzend, sie im Geiste seiner Zeit und seines Volks als ein einheitliches Ganzes dichtete, und darin finden wir einen Hauptvorwurf gegen Hebbel's Tragödie, die „Nibelungen", daß es eine aus dem 13. Jahrhundert und nicht aus der Gegenwart herausgeborene Poesie ist.

1. Papst Ganganelli. Ein historischer Roman in fünf Büchern von Karl Frenzel. Drei Bände. Berlin, Gerschel. 1864. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Mit Freuden begegnen wir hier einer literarischen Erscheinung, die sich in jeder Beziehung als Kunstwerk darstellt und so nicht blos erwähnt, sondern auch beurtheilt zu werden verdient. Der Roman ist zunächst faßlich in extensiver wie intensiver Hinsicht, dem Umfange nach übersichtlich, im Innern bei aller Fülle nicht überfüllt. Klar und einfach liegt des Dichters Absicht vor uns, diese wie die innere Einheit erfreut uns zumeist; er hat eben das erreicht, was Goethe unter Faßlichkeit eines Kunstwerks versteht, nämlich die auf das Subject gewandte Wirkung der Einfachheit des Kunstwerks. Die Anforderungen der Aesthetik an einen Roman sehen wir hier vollständig erfüllt; die Charaktere werden uns in einer stufenweisen sittlichen und ästhetischen Entwickelung, in der Richtung eines ganzen Lebens vorgeführt und der Einfluß der menschlichen Natur auf die Handlung klar und einfach gezeigt. Die Nothwendigkeit der Thaten und Gedanken, wie sie aus der innern Welt des Menschen, aus seinem Mikrokosmus sich ergeben, entwickelt der Dichter mit logischer Klarheit und psychologischer Schärfe. Die Verwickelungen, in welche die handelnden Personen gerathen, entstehen, indem sie das Compromiß nicht anerkennen wollen, auf dem das ganze Leben beruht; in der Auflehnung dagegen sündigen sie gegen die sittliche Weltordnung durch Ueberheben oder durch Auflehnen gegen den höhern Willen des einzelnen. Hierin liegt das tragische Element, welches in einem Romane unentbehrlich ist, der den Kampf zweier bedeutender Elemente, des Papstthums und des Jesuitenordens, zu schildern unternimmt. Die Principien hat Frenzel vorzüglich in die Gestaltung getrieben, und wenn ihm auch hier und da der Vorwurf des nicht streng Historischen gemacht werden dürfte, wenn namentlich die Charaktere des Papstes und des Jesuitengenerals öfters zu sehr unsere Anschauungen verrathen, so wird doch niemand leugnen können, daß die handelnden Personen in sich einig, durchaus aber wahr und lebensfähig sind. Wir haben hier eben die harmonische Verbindung des Romans und des Historischen vor uns, nicht jenen losen Zusammenhang wie in so vielen neuern Erscheinungen, wo der Name eines berühmten Mannes anderweitige Schwächen verdecken soll. Das Stoffliche ist überaus reich, die Verwickelung natürlich, die einzelnen Gruppirungen sind geschickt und übersichtlich, die Erzählung selbst spannend, nur auf ästhetische Effecte berechnet. Und dieses Stoffliche wird uns in einem Gewande, in einer Bearbeitung geboten, die jenem durchaus angemessen und würdig ist. Vor allem rühmen wir die edle und ritterliche Weise, mit der auch der Gegner hier behandelt wird; diese objective Würdigung, die in dem Treiben unsers Parteilebens so ganz verloren gegangen zu sein scheint, ist aber doch unentbehrlich, wenn man ein Kunstwerk hervorbringen will, das durch seine ruhige Klarheit fesseln und bewegen soll. Die Charaktere sind gemischt gut und böse, nirgends patentirte Bösewichter, auch hierin Lebenswahrheit. Es zeigt das eben den allgemeinen, über alles gleich sich verbreitenden Blick des Beobachters, von seiner Kenntniß der menschlichen Natur, wenn er seine handelnden Personen nie als bewußte Betrüger auftreten läßt; böse Charaktere sind nur insoweit im Roman künstlerisch zu verwerthen, als eine größere oder eine scheinbar sittliche Idee ihrem Thun zu Grunde liegt. So gibt hier der Dichter jedem Charakter eine Folie, dem schwankenden Ganganelli und dem schwachen Ricci die Ueberzeugung und den Glauben an eine höhere Aufgabe; der verschlossenen Agathe ihre eheliche Treue; dem leichtsinnigen Grafen die Anhänglichkeit, die er seiner Geliebten bewahrt und das edle Aufbrausen bei der Beleidigung der Gräfin; selbst Minardi täuscht andere nicht absichtlich; die Fürstin ist maßlos in ihrem Hasse, aber auch glühend in ihrer Liebe u. s. w. Alle glauben an ihre Berechtigung, ihren Willen dem Weltgesetze gegenüber durchsetzen zu können; ihrem Kerne nach müssen sie nothwendig so handeln, wie sie es thun; mit künstlerischer Feinheit hat der Dichter seine Charaktere so angelegt, so psychologisch entwickelt in ihren Consequenzen, daß ihr Thun als Ergebniß ihrer innern Welt erscheint. Aber ebenso entwickelt sich aus der Wechselwirkung ihres Mikrokosmus und ihrer Thaten ihr tragisches Geschick. So ist alles vermittelt, einerseits die Wirkung der menschlichen Natur auf die Handlung, andererseits die persönlich beschränkte Thätigkeit und den außer sich wirkenden Menschen zeigend.

Die wohlthätige Wirkung dieses Romans beruht weiter auf den mit Wahrheit und Kenntniß gezeichneten Gegensätzen, die ebenso in der Darstellung der Charaktere wie in der Schilderung des Bodens, auf dem der Roman spielt, zu entdecken sind. Agathe und die Fürstin, der Bildhauer Steinbrecher und der Neffe des Papstes sind die hervortretendsten Beweise von dem verschiedenen Einfluß, den äußere Eindrücke und Begebenheiten, sowie Naturanlagen und deren Ausbildung auf den innern Menschen und auf seine Handlungen haben. Hinsichtlich der Localitäten hat der Dichter trefflich verstanden den Zauber zu schildern, den ebenso der nordische Nebel und die Eintönigkeit und Wechsellosigkeit der Natur, wie der italienische Himmel und der berauschende Einfluß der Ewigen Stadt auf den Beschauer ausüben: der stille Hainwald, in welchem der Roman beginnt, die

Campagna, die wie ein Kirchhof, von Gebirgszügen umrahmt, um die Ewige Stadt sich dehnt, sind ebenso trefflich und naturwahr gezeichnet, wie Rom selbst.

Ein weiterer Vorzug dieses Romans sind die vorzüglichen Essays, durch welche der Dichter uns in die Zeit und ihre Stimmung hineinführt; mit wenigen, oft gewaltigen Strichen und in jenem begeisterten und begeisternden Stile, der Frenzel überhaupt auszeichnet, geschieht dies. In den Gutzkow'schen „Unterhaltungen" fanden wir schon 1859 eine warme Anerkennung Frenzel's als Essayist. Hier nun hat er die beiden Bedingungen erfüllt, die den sichern Erfolg in dieser Richtung in sich tragen, die Arbeiten beruhen auf fleißiger Forschung und der Leser wird schon durch die lebendige, sichere Form gefesselt. Wir haben eben schon des Stils gedacht und müssen diesen ebenso lobend erwähnen als die Sprache. Frenzel hat sich namentlich gehütet vor der ihm früher eigenen Erregung des Ausdrucks, der bei dem Leser gleiche Stimmung voraussetzt; im Anfang ist sogar eine gewisse Scheu bemerkbar, seiner ursprünglichen Feuernatur nachzugeben; aber bald entwickeln sich alle die Eigenthümlichkeiten: wir finden den begeisterten Darsteller wieder, der doch immer klar ist, und lassen uns fortreißen von dem Rhythmus seiner Sprache, die dabei immer logisch bleibt. In dem Bau der Sätze, noch mehr in ihrer Verbindung, in den Uebergängen, in der präcisen, fast knappen Fassung des Einführenden, des gewissermaßen Vorbereitenden, auf Ueberraschendes, Glänzendes, erinnert Frenzel hier an Gutzkow's „Zauberer von Rom". (Karl Gutzkow ist „in herzlicher Verehrung und Freundschaft" dieser Roman gewidmet.)

Wenn es unbedingt wahr ist, daß in unserer Zeit nur das interessirt, was zu gleicher Zeit belehrt und anregt, so wird auch hierin in dem Roman eine solche Fülle tiefer und bedeutender Anschauungen geboten, daß er auch nach dieser Richtung hin fesselt und erfreut. Und dies geschieht nicht nur durch den Stoff selbst, wie durch die Essays, sondern namentlich auch durch die zahlreich im Roman erscheinenden Schilderungen, persönlichen Ansichten, Urtheile und Dialoge. Dahin gehören, wie schon erwähnt, die Beschreibung der Localitäten, die Urtheile z. B. über die Jansenisten, über das Wesen des Jesuitismus, über das Papstthum an verschiedenen Stellen; dahin die geschickte Behandlung religiöser Fragen, wo Protestantismus und Katholicismus sich berühren. Weiter rechnen wir dazu die kunstreich, ohne Absicht eingestreuten Reflexionen, die von tiefer Kenntniß des Lebens und reicher Beobachtung zeugen, endlich aber die geistreichen Gespräche über Religion, Philosophie, Kunst, Lebensverhältnisse. Freilich ist in allem dem manches, was wir nicht unbedingt unterschreiben, was des Widerspruchs sicher ist, z. B. seine Ansichten über Voltaire, die Ansicht von dem Christenthum, wie es im Papstthum sich ausspricht, die Gewissensfrage, die Frenzel III, 45 aufwirft, die Aeußerung über die Priester und Könige; selbst über die Anzahl derer, die dogmatisch gläubig sind, glauben wir den Verfasser im Irrthum befangen: aber das sind eben anregende Streitpunkte, die auch über das Lesen hinaus dem Roman das Interesse des Lesers sichern.

Erwähnen wir noch zu allen Vorzügen, die den Verstand fesseln und das Herz bewegen, mit besonderm Lobe die spannenden Situationen und Verwickelungen, die dramatischen Volksscenen, wie die Zusammenrottung vor dem Palast des Cardinals Bernis, und die lebendige und charakteristische Darstellung des Eindrucks, den die schließliche Aufhebung des Ordens auf das Volk machte. Und wie hier das römische Zauberspiel trotz seines tragischen Endes für Agathe in ihrer Liebe zu Reinhold sich schön und harmonisch fortsetzt, so gibt der Dichter allen seinen Verwickelungen die sittlich und ästhetisch gerechtfertigte Lösung, nimmt dabei Bedacht auf die poetische Gerechtigkeit, flößt Furcht, Mitleid und Bewunderung ein; aber wieder versteht er es auch die hochgehenden Wogen zu glätten und dem Leser den beruhigten Eindruck zu hinterlassen, der das ästhetische Behagen beim Anschauen des Kunstwerks ermöglicht.

2. Unter dem Eisenzahn. Brandenburgischer Roman in drei Büchern von George Hesekiel. Drei Bände. Berlin, Janke. 1864. 8. 4 Thlr.

Hesekiel, der noch eben bei Behr in Berlin eine Sammlung vaterländischer Dichtungen „Zwischen Sumpf und Sand" hat erscheinen lassen, feiert auch in dem vorliegenden Roman die märkische Heide und ihre Bewohner. Die Geschichte, die im 15. Jahrhundert spielt, führt uns in reicher Abwechselung ein Bild jener bewegten Zeit vor, bald in der Mark, in der man sich endlich unter Friedrich II., dem Eisenzahn, eines wohlthuenden Friedens erfreute (denn über ein Jahrhundert seit dem Aussterben des askanischen Fürstenhauses hatte der Krieg gewüthet); bald am Hofe Philipp's des Guten von Burgund, wo ritterliche Sitte und Minnedienst geübt und gepflegt wurden. Es ist ein historischer Roman im besten Sinn des Worts, die Handlung im engsten Zusammenhang mit der Geschichte, die thätigen Personen auf das geschickteste individualisirt: die Zeit namentlich ist vortrefflich geschildert, auf der einen Seite wild und realistisch, andererseits in ihrer Verfeinerung und in ihren mildern, fast ästhetisirenden Sitten und Gebräuchen. In objectiver Würdigung gibt uns Hesekiel ein Bild der ganzen Zeitrichtung, er schildert sie nicht besser als sie war, er macht aber auch nicht an sie die Ansprüche, die so häufig nach modernen Anschauungen an sie gemacht werden. So erkennt er z. B. in dem Widerstand des märkischen Adels gegen Friedrich nur den Kampf jener Edelleute für das alte Recht der persönlichen Freiheit, der neuen Idee der Staatseinheit gegenüber, sie vertheidigten ihre verbrieften Privilegien, sie thaten aber nichts anders als was Berlin und Cölln den Centralisationsideen gegenüber unternahmen; dabei erkennt Hesekiel aber auch an, daß der Misbrauch, der mit der persönlichen Freiheit getrieben wurde, als verderblich von dem Staat abgeschafft werden mußte. Neben dem Politischen ist es namentlich das reiche culturhistorische Material, das diesem Roman ein so hohes Interesse gewährt; es ist vielfach in denselben verwebt, klar und anschaulich dargestellt und so geschickt verarbeitet, daß es wie ein nothwendiger Zusatz zu Erläuterung und Erklärung der Geschichte selbst erscheint. Dahin gehören Bemerkungen über das Jagd- und das Lehnwesen, das Beiern, ein Läuten der Dorfjugend in der Pfingstnacht; weiter finden wir die Sitten- und Ehrengerichte der Hufschmiede beschrieben, erfahren von dem Richtschwert und dem Blutsegen, von den Heimlichen des Kurfürsten, die Vorläufer unserer heutigen Diplomaten. Interessant sind ferner die Bemerkungen über das Entstehen der Familiennamen, über Trinkgesetze und Gewohnheiten der verschiedenen Corporationen, mit dem Hinweis, daß der Biercomment auf unsern deutschen Universitäten wol der Rest jener mittelalterlichen Gebräuche sei. Erwähnt wird der geringe Unterschied der Stände im 15. Jahrhundert, so weit, daß der alte Hufschmied Fettweiß den zweiten Sohn des Eisenzahn über die Taufe hob und ihm seinen Namen gab. Gleiche Kenntniß der Details zeigt Hesekiel auch bei der Vorführung des burgundischen Hofs; hier fesseln uns die Bemerkungen über den französischen Adel, die Turniere des 15. Jahrhunderts, ebenda auch eine Erklärung der Sitte des Dornenfestes, weiter die Beschreibung des Tinels, eines Galabankets, das seinen Namen von der dazu einladenden großen Schloßglocke (tinnulo) hatte u. s. w.

Mit derselben Sicherheit, mit der diese culturhistorisch interessanten Einzelheiten in die überall fesselnde und spannende Erzählung eingefügt sind, erscheinen hier auch die Personen und die Staffage lebenswahr und faßlich dargestellt. Sehr bestimmt sind die mannichfachen und verschiedenen Charaktere mit ihren schroffen, wilden und andererseits milden und feinen Eigenthümlichkeiten geschildert; treffliche Gegensätze bilden dabei die Bürger von Berlin und Lille, die brandenburger Junker und die Ritter am Hofe von Burgund, das Leben in der Lehnschmiede zu Poley und in der Schmiede im Ardennenwalde u. s. w.

Dabei hat Hesekiel sein Erzählungstalent auch hier wieder

bestens bewährt; wie geschickt mildert er das Schreckliche durch das einfach Poetische und Gemüthliche; wie versteht er es, in die Strenge und Wildheit der Zeit ein poetisches Moment einzuführen, z. B. die Freundschaft der Kinder in der polener Schmiede, oder des Mädchens vom alten Hufschmied Eligius und seinem Knechte, voll hübscher Moral und ansprechendem Humor; wie poetisch ist die Doppelnatur der Engelke und Yolanthe geschildert, geschmackvoll fügt er endlich in den Schlußbericht die Bilder Aveline und Agnes ein.

So können wir denn diesen neuen Roman Heseliel's als vielleicht einen seiner besten denen empfehlen, welchen neben einer anregenden und unterhaltenden Lektüre auch mit belehrenden und genauen geschichtlichen und culturhistorischen Einzelheiten gedient ist.

3. Ein Urtheilsspruch Washington's. Historischer Roman von Julius Bacher. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1864. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser macht mit diesem Roman wol selbst nicht den Anspruch, das Lob einer künstlerischen Gestaltung und tieferer Charakteristik, anregender Gedanken und Reflexionen u. s. w. zu verdienen; dennoch zweifeln wir nicht, daß der Roman in den Leihbibliotheken mehr verlangt wird als etwa Frenzel's „Ganganelli". Der Stoff ist interessant genug, um darüber selbst die zu breite Ausführung zu vergessen; jener selbst ist kurz folgender: Im nordamerikanischen Freiheitskriege wird Major André von den Engländern mit einer Mission an den amerikanischen General Arnold geschickt, der den Feinden den Schlüssel der Position West-Point verrätherischerweise übergeben will; auf der Rückkehr nach Neuyork wird der Major, und zwar in Civilkleidern, gefangen genommen, man findet bei ihm die Pläne der Festung, er wird als Spion vor ein Kriegsgericht gestellt, als solcher verurtheilt und, nachdem Washington die Sentenz bestätigt hat, gehangen. Das Ende eines so verdienstvollen Offiziers ist bedauerlich, Georg III. hat auch später dem Verurtheilten in Westminsterabtei ein Denkmal setzen lassen; aber es zeigt weder, wie der Verfasser meint, von der Unnatur der damaligen Kriegsgesetze, noch weniger aber, daß Washington seine bessere Ueberzeugung der öffentlichen Meinung zum Opfer bringen mußte. Er bestätigte nur einfach das Urtheil des Kriegsgerichts und ließ gegen André vorgehen, wie die Engländer kurz zuvor gegen einen Kapitän Hall in einer ganz ähnlichen Angelegenheit verfuhren. Die Begebenheit selbst, die durch eine Liebesintrigue erweitert ist, hat durch eine Menge unwahrscheinlicher Ausschmückungen und versuchter Motivirungen seitens Bacher's eben nicht gewonnen. Undenkbar ist z. B., daß ein Befehlshaber einer Festung nicht schon durch Meldung erfahren haben sollte, daß eine feindliche Sloop sich näherte und beschossen wurde; unwahrscheinlich, daß André sich verhehlen konnte, seine That würde anders beurtheilt werden als die des Hauptmanns Hall und infolge dessen seine Verwunderung, als man ihn der Spionage beschuldigt. Noch mehr wird dem Leser zugemuthet bei der Charakteristik. Da ist ein amerikanischer Patriot, Schmidt, der, wie er meint, in Familienangelegenheiten des Generals Arnold mit feindlichen Offizieren verkehrt, sich vom General, der wieder unbegreiflicherweise Schmidt's Gesinnung nicht kennt, zu den gefährlichsten Unterhandlungen gebrauchen läßt. Es sind hier so viel Unwahrscheinlichkeiten aneinandergereiht, daß man über die Naivetät, mit der die geheimnißvollsten Dinge betrieben werden, nicht genug erstaunen kann. Da ist ferner Major Addington, der nicht schlecht genug ist, um sich seines Gegners durch Gewalt zu entledigen, wie ihn Bacher I, 86 schildert, der jenen aber, wie der Verlauf des Buchs zeigt, nur weil er meint, daß er ihm vorgezogen wurde, auf die hinterlistigste Weise verräth und ihn dem sichern Tod überliefert, um sich seiner zu entledigen, und dadurch zugleich einen Verrath an seinem Vaterlande begeht, indem nun West-Point, das den Engländern den Weg in die Hochlande eröffnet hätte, sich nicht übergab. Solche und ähnliche Versehen begeht Bacher in der Beurtheilung der Thatsachen wie der Charaktere; ganz zuverlässig ist er in dieser Hinsicht nicht. Die Schreibart des Verfassers ist, wie wir schon erwähnt, etwas breit, wovon der Leser sich gleich aus dem ersten Kapitel wird überzeugen können, das in unzähligen Variationen die Frage behandelt, ob André und Miß Edgwarths sich lieben; im Anfang des zweiten Kapitels erfahren wir, daß sie ihn „mit der ganzen Stärke einer ersten Liebe liebt". Solche Gemeinplätze, wie die eben erwähnte Bestätigung, sind nicht vereinzelt; wir verweisen zum Beweise auf den Anfang des neunten Kapitels im zweiten Buche, wo die Reflexionen doch übermäßig verbraucht erscheinen. Auch sprachlich dürften einige Ausstellungen zu machen sein, wie es denn z. B. unschön ist, in Bezug auf eine Huldigung zu sagen, „sie konnte der Miß kein Interesse abnöthigen" u. dgl. Trotz aller dieser Ausstellungen bleiben wir überzeugt, daß schon um des Stofflichen willen dieser Roman manchen Freund finden wird, der über dem Inhalt den Mangel an künstlerischer Gestaltung milder beurtheilt.

A. Freiherr von Loën.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Notizen.

Altdeutsche Arzneibücher.

Während sich das Interesse, welches man der Literatur des deutschen Alterthums zuwandte, zunächst und vorzugsweise auf die poetischen Denkmäler erstreckte, bestrebt man sich neuerdings, auch solchen Schriften ihr Recht zutheil werden zu lassen, welche dem Leben und seinen praktischen Bedürfnissen angehören. Aus diesen Quellen ziehen Grammatik und Lexikographie oft den lohnendsten Gewinn und unsere Anschauungen vom culturhistorischen Zustande der Vorzeit werden durch sie wesentlich gefördert. In dieses wichtige Gebiet gehörte die von Franz Pfeiffer veranstaltete, auch in d. Bl. besprochene Ausgabe des „Buch der Natur" von Konrad von Megenberg, der ältesten deutschen Naturgeschichte, welcher der verdienstvolle Herausgeber kürzlich die Mittheilung von „Zwei deutsche Arzneibücher aus dem 12. und 13. Jahrhundert" (aus den Sitzungsberichten der wiener Akademie von 1863) folgen ließ, welche die ältesten und ersten Versuche sind, die Arzneimittellehre in deutscher Sprache zu behandeln und darum mannichfaches Interesse gewähren, wenn sie auch beide jenem reichhaltigen, das ganze Gebiet des damaligen naturhistorischen Wissens umfassenden Werke weder durch Anlage noch durch Umfang und Fülle des Stoffs irgendwie zur Seite gestellt werden können. „Für die medicinische Wissenschaft auf ihrer gegenwärtigen Stufe", bemerkt Pfeiffer über die beiden Receptsammlungen, „wird aus unsern beiden Arzneibüchern in der That nichts zu lernen sein. Wer aber mit der Geschichte der Medicin sich beschäftigt, erfährt hier, welche Heilkräfte man einer nicht unbeträchtlichen Anzahl von Kräutern im 12. und 13. Jahrhundert zuschrieb; der Botaniker findet eine Reihe schöner, theils neuer, theils seltener Pflanzennamen, und wo beide leer ausgehen, beginnt für den Sprachforscher die Ernte, wobei noch dem Freunde des Volks, seines Glaubens und seiner religiösen Anschauungen, in den Segen und Besprechungen und Zauberformeln eine Nachlese übrigbleibt." Das älteste der beiden Bücher ist von geringem Umfange; die Handschrift, die nicht viel später ist als die Mitte des 12. Jahrhunderts, befindet sich in der Wasserkirchbibliothek zu Zürich und wurde aller Wahrscheinlichkeit nach zu Schaffhausen geschrieben. Dagegen kann das zweite größere Büchlein der Mitte des 13. Jahrhunderts und Baiern angewiesen werden. Pfeiffer hielt an seiner nicht genug zu rühmenden Gewohnheit, seine Ausgaben mit sorgfältigen Wörterbüchern auszustatten, auch diesmal fest und stellte den von beiden Büchlein dargebotenen Wortvorrath in ein Glossar zusammen, das den Naturhistorikern das Verständniß der ihnen ungewohnten Sprache, seinen philologischen Fachgenossen die wissenschaftliche Ausbeute erleichtern und fördern soll. Bei der Erklärung mehrerer schwieriger Wörter ist der nun heimgegan-

gene Altmeister der deutschen Sprachwissenschaft, Jakob Grimm, der seine Schüler und Jünger immer mit Rath und That unterstützte, auch dem Herausgeber freundlich zu Hülfe gekommen.

Eine lebendige Quelle des alten Volksliedes.

In einer Correspondenz „Aus dem Wupperthal, Januar" in Nr. 5 des „Morgenblatt" fanden wir eine höchst interessante und wichtige Mittheilung über „eine lebendige Quelle" für alte Volkslieder, welche von Dr. Arnold in Elberfeld, dem bekannten verdienstvollen Forscher auf dem Gebiete der alten Musik und des Volks- und Kirchenliedes, entdeckt worden ist. Diese einzelne Erscheinung hat für die Literaturgeschichte allgemeinen Werth und ist an sich so originell, daß wir unsere Leser zu erfreuen hoffen, wenn wir sie auf jene Mittheilung aufmerksam machen. „Diese lebendige Quelle ist eine alte vlämische Magd, im Dienste bei einer holländischen in Elberfeld wohnenden Familie, eine der denkwürdigsten Erscheinungen ihrer Art. Sie versteht kein Deutsch, sie kann weder lesen noch schreiben, aber sie hat in ihrem Kopfe einen unschätzbaren Vorrath von alten vlämischen Balladen, Kriegs- und Liebesliedern. Unter den Balladen, sämmtlich historischen Inhalts, befinden sich manche von 30—40 Strophen. Sie stammen meist aus dem Ende des 13. und dem Anfang des 14. Jahrhunderts und verherrlichen die Thaten der vlämischen Volkshelden in den Kämpfen um das limburger Erbe am Niederrhein und in der Befreiung Flanderns vom welschen Joche." Der Correspondent knüpft hieran eine Angabe des Inhalts und des Charakters dieser Balladen. Ueber die Liebeslieder, welche das Gedächtniß der Magd aufbewahrt hat, wird gesagt, daß sich in ihnen überall eine wahre und natürliche Empfindung in der einfachen und ungekünstelten Weise ausspreche, durch welche sich das echte Volkslied auszeichnet. Unter den Kriegsliedern befinden sich einige, die ohne Zweifel weit ältern Ursprungs sind als die Balladen, und in denen noch zum Theil das alte Heidenthum spukt. Von ganz besonderm Interesse sind aber die Ergänzungen, welche die bereits vorhandenen Sammlungen durch die lebendige Quelle unserer Tage gewonnen haben. So verdankt man unter anderm jener Magd den vollständigen Text von mehrern Liedern, die in dem antwerpener Liederbuch von 1544 nur unvollständig enthalten sind. Natürlich ist der Sinn der Balladen der gedächtnißreichen Matrone nicht überall verständlich und die Bedeutung mancher außer Gebrauch gekommenen Ausdrücke ist ihr ganz fremd; sie spricht sie nach, wie sie ihr von Jugend her noch im Ohre klingen. Wir glauben gern, daß die Mühe, welche Dr Arnold beim Niederschreiben hat, namentlich wenn es sich um größere Balladen handelt, eine sehr bedeutende und die Geduld erschöpfende ist, wenn, wie es in der Natur der Sache liegt, die Magd während des Hersagens stockt und sich lange besinnen und die ersten Strophen wiederholen muß, ehe sie den zerrissenen Faden wieder anzuknüpfen vermag. Wir sind gespannt auf die Veröffentlichung dieser dankenswerthen und mühevollen Arbeit.

4.

Bibliographie.

Anregungen und Bilder von einer Geschäftsreise in Siebenbürgen. Hermannstadt, Steinhaußen. 1863. Gr. 8. 12 Ngr.

Deutschland vorwärts! Dichterstimmen aus München für Schleswig-Holstein. Mit Beiträgen von F. Bodenstedt, J. Große, E. Lichtenstein ꝛc. München, Fleischmann. 8. 6 Ngr.

Eötvös, J. Freih. v., Gedanken. Pest, Hartleben. Br. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Gericke, A., Kreuz- und Querzüge eines preußischen Bombardiers als Lebensbild. Naumburg. 8. 12½ Ngr.

Kessel, K. v., Schleswig-Holstein meerumschlungen. Historischer Roman aus den Jahren 1848—1850. Leipzig, Grunow. 8. 1 Thlr.

Liebenau, H. v., Die Tell-Sage zu dem Jahre 1320 historisch nach neuesten Quellen beleuchtet. Aarau, Sauerländer. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Monica, Gedichte. Halle, Fricke. 1863. 16. 12 Ngr.

Mosler, R., Ausgewählte Stücke der Nibelunge Noth nach dem hergestellten mittelhochdeutschen Texte übersetzt. Düsseldorf, Gestewitz. Gr. 8. 10 Ngr.

Mutter Liese. Ein Friedenszweig in stürmischer Zeit. Zwölf Briefe einer Mutter an ihre Tochter. Frankfurt a. M. 8. 12½ Ngr.

Petzholdt, A., Reise im westlichen und südlichen europäischen Russland im Jahre 1855. Mit in den Text gedruckten Holzschnitten und Karten. Leipzig, Fries. Gr. 8. 4 Thlr.

Risten, J., Das Friedewünschende Teutschland und das Friedejauchzende Teutschland. Zwei Schauspiele (Singspiele.) Mit einer Einleitung neu herausgegeben von H. M. Schletterer. Mit Musikbeilagen. Augsburg, Schlosser. Lex.-8. 2 Thlr.

Salingré, H., Die Bretter, die die Welt bedeuten. Gesammelte Possen und Schwänke. 1ster Band. Mit 2 Illustrationen. Berlin, Lassar. 8. 1 Thlr.

Schenkel, D., Das Charakterbild Jesu. Ein biblischer Versuch. Wiesbaden, Kreidel. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Schuller, J. K., Maria Theresia und Freiherr Samuel v. Brukenthal. Eine Studie. Mit dem Abdruck der Handschrift Maria Theresia's und Brukenthals und dem Porträt des Freiherrn. Hermannstadt. 1863. Gr. 8. 12 Ngr.

Tilly. Trauerspiel aus dem 30jährigen Kriege. Vom Verfasser der „Sieben vertraulichen Briefe an Napoleon III." München, Lentner. 16. 20 Ngr.

Der Verfluchte. Zur Kennzeichnung der katholischen Hierarchie und des Jesuitenordens in der Gegenwart. Von einem katholischen Prälaten. 1ste Lieferung. Hamburg, Bureau für die Literatur des Auslandes. 8. 5 Ngr.

Veuillot, M. L., Pius IX. Aus dem Französischen übersetzt von T. Laudmesser. Danzig, Kasemann. Gr. 8. 8 Ngr.

Vogel, J., Schweizergeschichtliche Studien. Bern, Dalp. 8. 1 Thlr.

Wood, Frau Henry, Der Schatten von Ashlydyat. Roman. Aus dem Englischen von A. Kretzschmar. Autorisirte Ausgabe. 1ster und 2ter Band. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. à 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Bayern, seine Geschichte und sein Beruf. München, Fleischmann. Lex.-8. 9 Ngr.

Culmann, A., Die Nichtbetheiligung der rheinischen Städte am Leipziger Feste vom 18. October. Straßburg 1863. Gr. 8. 4 Ngr.

Richter, A., Die Phantasie und ihre Schöpfungen. Eine Studie zur Psychologie. Vortrag gehalten zu Magdeburg den 3 December 1863. Magdeburg, Creutz. Br. 8. 7½ Ngr.

Schmidt, A., Schleswig-Holsteins Geschichte und Recht. Jena, Fr. Frommann. Gr. 8. 4 Ngr.

Waitz, G., Zum Gedächtniss an Jacob Grimm. Gelesen in der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften den 5. December 1863. Göttingen, Dieterich. 1863. Gr. 4. 10 Ngr.

Zezschwitz, v., Innere Mission, Volkserziehung und Prophetenthum. Drei Vorträge gehalten in Frankfurt a. M. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. Gr. 8. 10 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Leben in der Alten Welt.

Tagebuch während eines vierjährigen Aufenthalts im Süden und im Orient

von **Frederike Bremer.**

Sechzehn Theile. 8. Geh. 5 Thlr. 10 Ngr. Gebunden (in sechs Bänden) 6 Thlr. 15 Ngr.

I. Abtheilung: Die Schweiz und Italien. 6 Thle.
II. Abtheilung: Die Türkei und Palästina. 5 Thle.
III. Abtheilung: Griechenland und dessen Inseln. Venedig und Mailand. In Deutschland. In Schweden. 5 Thle.

Dieses neueste, nun vollständig vorliegende Werk der beliebten schwedischen Schriftstellerin gewährt eine nicht minder unterhaltende Lektüre wie ihre so gern gelesenen Romane. Auch in ihm offenbart sich die Vorliebe derselben für die häuslichen Seiten im Leben der Völker, und mit steigendem Interesse folgt man ihren lebendigen Schilderungen aus bekannten und unbekannten Ländern. Die Uebersetzung ist eine von der Verfasserin autorisirte.

Das Werk bildet zugleich eine Fortsetzung der billigen deutschen

Gesammtausgabe von Frederike Bremer's Schriften,

die jetzt 50 Bände (à 10 Ngr.) umfaßt.

In unserm Verlage erschien soeben und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Johann Risten:
Das Friedewünschende Teutschland
und
Das Friedejauchzende Teutschland.

Zwei Schauspiele (Singspiele).

Mit einer Einleitung

neu herausgegeben von H. M. Schletterer.

Mit Musikbeilagen.

Gr. 8. Eleg. broch. Preis 2 Thlr.

Original-Ausgaben Rist'scher Schriften sind so selten geworden, daß selbst die größten Bibliotheken vollständige Sammlungen derselben nicht besitzen. Die vorliegend neu aufgelegten beiden Schauspiele dürften jedoch nicht allein für den, welcher sich mit der ältern deutschen Literatur befaßt, nur von Interesse sein, sondern für jeden, der an der Geschichte seines Volks Antheil nimmt. Beide Stücke schildern Deutschlands Noth und Elend während des Dreißigjährigen Kriegs; sie sind während desselben geschrieben und geben das treueste Bild jener verhängnißvollen Zeit, ja indem sie uns mit lebendigen Worten an die traurigste Periode unserer Geschichte erinnern und zugleich fortwährend darauf hinweisen, was wir als Deutsche zu thun haben, dürften diese Dichtungen des **Holsteinischen** Patrioten und ihre Wiedervorführung in einer so ereignißvollen Zeit von doppelter Wichtigkeit sein, und das Buch in der That dem deutschen Volke im gegenwärtigen Augenblicke als eine **Festschrift** ans Herz gelegt werden. Auch für die **Geschichte der Oper** erscheinen beide Stücke, die eigentlich **Singspiele** sind, namentlich durch die beigefügten **Musikbeilagen**, welche die sämmtlichen **Original-Tonsätze** enthalten, von hohem Werthe.

J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung in Augsburg.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Ertrag ist für die Schleswig-Holsteinische Kriegskasse bestimmt.

Ein Dutzend Kampflieder für Schleswig-Holstein.

Von F—r. **(Friedrich Rückert.)**

Zweite Auflage.

8. Geh. 5 Ngr.

Jedem Freunde der schleswig-holsteinischen Sache sind diese, die augenblickliche Lage illustrirenden Zeitgedichte, von denen rasch eine zweite Auflage nöthig geworden, angelegentlich zu empfehlen. Hat sich der Dichter auch nicht genannt, so ward er doch aus seinen Versen leicht erkannt. Denn wer anders vermöchte die Waffe der Sprache so scharf und schneidend zu handhaben, als der Meister aus dem Chor der Freiheitssänger von 1813, als „Freimund Reimar" (dies bedeutet wol die Bezeichnung **F—r.** auf dem Titel), der Verfasser der „Geharnischten Sonette": **Friedrich Rückert!**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Preisermäßigung

werthvoller Werke aus dem Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

ist noch bis Ende März dieses Jahres verlängert werden, worauf die frühern Preise wieder eintreten.

Verzeichnisse der betreffenden Werke sind durch alle Buchhandlungen **gratis** zu erhalten.

Bei R. L. Friderichs in Elberfeld erschien soeben:

Shakspere's Werke.

Herausgegeben und erklärt von Dr. **N. Delius.**

(Englischer Text mit deutschen erklärenden Noten.)

Neue wohlfeile Ausgabe.

Mit dem Portrait Shakspere's.

Lex.-Format. I. Band. Preis 2 Thlr.

Das complete Werk wird in 7 Bdn. à 2 Thlr. im Laufe d. J. ausgegeben. Einzelne Bände und Stücke behalten den bisherigen Preis.

Soeben erschien das **5. Heft** der **11.** Auflage von

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

(Akatalektisch — Alexandre.)

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes werden noch Unterzeichnungen zum Subscriptionspreise von

5 Sgr. für das Heft von 6 Bogen

angenommen und sind die bereits erschienenen Hefte daselbst vorräthig.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 10. — 3. März 1864.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt:

Lessing und Goeze.

Lessing und Goeze. Ein Beitrag zur Literatur- und Kirchengeschichte des 18. Jahrhunderts. Zugleich als Widerlegung der Röpe'schen Schrift „Johann Melchior Goeze, eine Rettung". Von August Boden. Leipzig, C. F. Winter. 1862. Gr. 8. 2 Thlr.

Im Jahre 1860 erschien zu Hamburg ein Buch von G. H. Röpe, Lehrer am Johanneum zu Hamburg, unter dem Titel: „Johann Melchior Goeze, eine Rettung", als Versuch die herkömmliche Meinung über den berühmten Streit zwischen Lessing und Goeze umzudrehen, und fand auf der einen Seite, d. h. bei den Anhängern der kirchlichen Richtung des Verfassers ein großes Lob, bei andern aber, welche sich nicht so leicht gefangen geben mochten, aber die literarischen Hülfsmittel, die Röpe benutzt, nicht einsehen konnten, keine genügende Beurtheilung.*) Röpe hat nämlich den eigenthümlichen Weg eingeschlagen, die seltenen Schriften, die er angesehen hatte, nicht genau anzugeben und nicht vollständig auszuziehen, sondern den Leser zwingen zu wollen, auf seine Versicherung sich blindlings zu verlassen. So erhob denn die „Evangelische Kirchenzeitung" und ihr Anhang ein Triumphgeschrei, als ob nun endlich das, was bisher für Wahrheit gegolten, als Irrthum nachgewiesen und so auch wieder einer ihrer Vorläufer mit der längst verdienten Märtyrerglorie geschmückt sei. Der tapfere Verfechter geschichtlicher Wahrheit, Boden, der schon gegen einen andern Großinquisitor, gegen Menzel, muthig und siegreich gestritten, trat in Nr. 51 d. Bl. f. 1860 in dem Aufsatze „Lessing und die Evangelische Kirchenzeitung" gegen solche Kunstgriffe auf; nach der Zeit aber gelang es ihm, Röpe noch schärfer auf allen seinen Wegen und Stegen nachzugehen, nicht blos mit außerordentlichem Fleiße, unterstützt durch die Vorstände der öffentlichen Bibliotheken Deutschlands, die seltenen Schriften, welche Röpe vorgelegen, durchzustudiren, sondern dies Material noch erklecklich zu vermehren und so den Beweis zu führen, daß von Anfang bis zu Ende das Röpe'sche Buch nicht von wissenschaftlichem Geiste dictirt, sondern eine Tendenzschrift ist, die durch Auslassungen wesentlicher Punkte, Verdrehungen, Trugschlüsse ihr Ziel zu erreichen suchte. Dieser Beweis liegt hier vor.

Das Buch ist somit nicht blos eine höchst werthvolle Bereicherung der Literaturgeschichte, es ist zugleich ein geschichtliches Ereigniß, ein siegreicher Protest gegen das Dogma von der „Umkehr der Wissenschaft", gegen hierarchische Tendenzen auf wissenschaftlichem Gebiete, die nach den Zeugnissen der Geschichte auch ins Leben leicht übergreifen. Welche Bedeutung hat der Lessing-Goeze'sche Streit gehabt! Die Zeitgenossen haben sie in ihrem Umfange lange nicht genug gewürdigt; wir, die Epigonen der großen Bildungsperiode, wissen selbst immer noch nicht genug Lessing zu schätzen.*) Eine „Rettung Goeze's" hatte Röpe seine Schrift genannt; durfte Boden die seinige „eine Rettung Lessing's" nennen? Nimmermehr! Lessing bedarf der Rettung nicht: dieser Satz steht so fest, daß selbst Röpe jede Gelegenheit ergreift, Lessing seine Hochachtung zu bezeugen, er wagt nicht gegen den allgemeinen Consens der Welt sich auszusprechen; aber jede Rettung Goeze's wird zu einem Insult gegen Lessing; Röpe insultirt Lessing, Lessing's Charakter, das Beste an Lessing, das, was sich von dem großen Schriftsteller gar nicht trennen läßt, das, worauf wir alle stolz sind; denn wer kann leugnen, daß es einen männlichern, redlichern Charakter als Lessing nicht gegeben hat? Und indem nun Boden das durch und durch Faule in der Röpe'schen Argumentation erkannte, wer kann es ihm da verdenken,

*) Dieser Vorwurf trifft auch noch Hebler's „Lessing-Studien" (Bern 1862), der auch S. 113 einen Einwurf Goeze's einer Beachtung würdigt, die derselbe nicht verdient.

*) Bei dieser Gelegenheit möge an das gute Buch von Bohtz: „Lessing's Protestantismus und Nathan der Weise" (1854) wieder erinnert werden.

daß die Sprache ruhigen Ernstes oder bitterer Ironie mitunter der Rede sittlicher Entrüstung Platz macht?

Um das Röpe'sche Buch in sein Nichts zurückzuführen, mußte der Verfasser den Irrgängen und Windungen desselben mit scharfem Auge nachgehen; er führt uns, wir folgen gern und machen gern einen Sieg nach dem andern mit. Aber nicht eines jeden Sache ist es, mit dem Verfasser durch dies weite Feld Schritt auf Schritt die Beweisführung zu verfolgen; eine sogenannte leichte Lektüre bietet das Buch so wenig, als die Schriften des Mannes, zu dessen Ehre es geschrieben ist; es ergreift durch die Wucht der Beweise, aber wer flüchtig liest, verliert leicht den Ueberblick. Indem Referent nun eine Uebersicht über den Gang und die Resultate zu geben versucht, wünscht er damit nicht das eigene Studium überflüssig zu machen, vielmehr dazu anzuregen, zugleich aber dem Leser eine Erleichterung zu verschaffen. Er bemerkt dabei, daß der Verfasser, sowenig er sie zur Schau trägt, eine so ausgebreitete Kenntniß der einschlagenden Literatur besitzt, daß es dem Referenten, obgleich er sich auch ziemlich in den Lessingianis umgesehen hat, nicht möglich gewesen ist, eine Lücke zu finden; das Urtheil, welches der Verfasser über den Goeze betreffenden Artikel im dreiundsiebzigsten Theile der Ersch-Gruber'schen „Encyklopädie" (1861) fällt, ist vollkommen begründet.

Das Buch zerfällt in fünf dem Umfange nach sehr verschiedene Abschnitte: „Lessing's wahres persönliches Verhältniß zu Goeze vor dem Fragmentenstreite"; „Zur Kennzeichnung Goeze's, abgesehen von seinem Verhältniß zu Lessing und dem Fragmentenstreite"; „Ueber Lessing's und Goeze's Stellung zur Orthodoxie und Aufklärung"; „Hat Ungunst äußerer Verhältnisse Lessing zur Herausgabe der Fragmente bestimmt?" „Goeze und Lessing im Fragmentenstreite".

Es kam Röpe zunächst darauf an, das Verhältniß Lessing's zu Goeze vor dem Streite als ein intimes darzustellen. Er beruft sich auf Guhrauer's Bemerkung, daß Goeze in dem Komödiendichter Lessing den Gelehrten herausgefunden und an sich gezogen und Lessing ihn oft besucht habe, und folgert daraus, daß Goeze demnach nicht ein bornirter Kopf gewesen sein könne. Nun aber war 1769 aus dem Verfasser der „Minna von Barnhelm", des „Laokoon", der „Dramaturgie" der tüchtige Kopf nicht mehr „herauszufinden", sondern der große Dichter und Gelehrte stand vor jedermanns Augen da; ferner während Goeze sich so oft mit großem Lobe über Lessing ausspricht, hat Lessing dies nie mit öffentlichem Gegenlobe vergolten; die öftern Besuche Lessing's lassen sich auf sehr wenige reduciren; die Reden von Goeze's Rheinweinen als Ursache von Lessing's Besuchen erscheinen als lose Spöttereien seiner Freunde. Eben in dieser Zeit, in der nach Röpe's Behauptung Lessing an Goeze's Orthodoxie keinen Anstoß nahm, schrieb er sich in das Tagebuch die von Röpe wohlweislich verschwiegene Notiz, daß er Goeze für den Mann halte, der darauf bestehen würde, daß Semler, Basedow und Teller mit einem Reisbündel auf dem Rücken vor seiner Kanzel erscheinen und öffentlich widerrufen müßten. Alle die Stellen, die Lessing's Wohlgefallen an Goeze's Orthodoxie bei Röpe beweisen sollen, zielen stets nur auf die Orthodoxie im allgemeinen, nie auf Goeze speciell. Nie hat Lessing mit Goeze über solche Materien gesprochen, ihn nur auf seine wiederholte Einladung, seiner eigenen Angabe nach, besucht, um über bibliographische Themata sich mit ihm zu unterhalten. Mit rein negirenden Naturen, wie es auf der einen Seite einst sein Jugendfreund Mylius, auf der andern Goeze war, sprach Lessing niemals über die höchsten und ewigen Interessen der Menschheit. Das bestätigt Goeze selbst: er hatte keine Ahnung von Lessing's theologischer Gelehrsamkeit, als er den Fragmentenstreit begann, und erschrak bis zu ewigem Verstummen, als Lessing mit seinem schweren Geschütz herankam. An Goeze interessirte Lessing nur seine Bibliothek, seine treffliche Bibelsammlung; aber auch diese kann er nur einigemal besucht haben, da er 1769 sehr beschäftigt war; eine nähere Bekanntschaft knüpfte sich aber darum nicht an; es liegen keine Anzeichen vor, daß je bei spätern Besuchen in Hamburg Lessing Goeze seine Aufwartung gemacht habe. Aus den unbedeutendsten Vorfällen folgert Röpe das Kühnste; so nennt er auch eine einfache Uebersendung Lessing's seiner Abhandlung: „Wie die Alten den Tod gebildet", eine freundliche Zuschrift und folgert daraus gleich weiter, daß Lessing in Goeze den wahrhaft wissenschaftlichen Mann erkannt habe; aus einem Citat einer Schrift Luther's bei Goeze schließt er kühn, daß Goeze Luther'schen Geist besessen habe.

Weiterhin soll Lessing beständig wider Goeze's erbitterte Gegner für ihn Partei genommen haben. Aber sonderbarerweise hatte Lessing eben mit diesen Gegnern einen vertrauten Umgang. Goeze kämpfte gegen Semler; jener hatte in seinem Thema über die Complutinensische Bibel recht; wenn diesen Punkt Lessing auch zugibt, so tritt jedoch nirgends eine allgemeinere Theilnahme für Goeze gegen Semler hervor. Der andere Kampf war gegen den Prediger Schlosser in Bergedorf, den Goeze auf das boshafteste angriff, als derselbe zugab, daß einige von ihm in frühern Jahren verfertigte Lustspiele ohne Nennung seines Namens aufgeführt wurden. Lessing soll hier nach Röpe auf Goeze's Seite gestanden haben, weil ihm diese Lustspiele als schwache Producte erschienen seien. Dies ist eine Verdrehung der Sache. Goeze griff anonym fanatisch in der Zeitung Schlosser an, daß er als Pastor für die Bühne gearbeitet habe. Darüber entstand in der Presse ein allgemeines Geschrei. Von seinem Redacteur aufgefordert, sagte Goeze aus Furcht vor Entdeckung eine mildere Erklärung zu. Diese erschien, salbungsvoll, mit Seufzen über die böse Welt, im Grunde nicht besser als die erste. Daran erkannte man den Verfasser. Schlosser entschloß sich zu einer Klage. Da gab ihm Goeze brieflich eine Ehrenerklärung, und trotzdem sandte er wenige Monate darauf eine neue Schrift: „Ueber die Sittlichkeit der heutigen deutschen Schaubühne", aus, deren Vorrede von unerhörtem pfäffischen Hochmuth in der Art strotzt, daß Goeze sich und seine Gegner mit Christus und seinen Feinden zu vergleichen sich nicht entblödet. Erst

hierauf vertheidigte sich Schlosser in einer Schrift, in der er Goeze's früheres, überaus freundliches Benehmen gegen ihn, obschon er doch alle seine Verhältnisse genugsam gekannt, dem Publikum vorlegte und somit seinen bekannten Charakter in noch helleres Licht stellte. Und wenn schon Goeze wieder unter fremdem Namen, unter dem Namen eines Unparteiischen, selbst, wie Boden unumstößlich beweist, eine Gegenschrift vom Stapel laufen ließ, er unterlag: der Senat verbot weitern Streit. Für Lessing's Theilnahmlosigkeit an dem Streite aber ist Röpe's Grund rein erdichtet; Lessing hatte sich sogar günstig über eins der Lustspiele Schlosser's ausgesprochen, in der Hauptsache gibt er später deutlich im zweiten „Anti-Goeze" Goeze unrecht, und nur deshalb mischte er sich nicht ein, weil er keine Lust hatte, sich um fremde Sachen zu bekümmern.

In dem Streite Goeze's mit Basedow ferner konnte natürlich Lessing Basedow nicht vertheidigen, den er schon 10 Jahre früher bekämpft hatte. Nicht minder, behauptet Röpe, stehe Lessing auf seiten Goeze's in dessen Streite mit dem Prediger Alberti, als derselbe die bis dahin in Hamburg am Bußtage üblichen Fluchworte Psalm 79, 6 aus dem Texte weggelassen; Lessing habe damals diese Worte und Goeze vertheidigt und sein Bedauern ausgesprochen, daß Goeze, als sich der Senat gegen ihn ausgesprochen, das Seniorat niedergelegt habe. Diese Schlüsse hat Röpe nur dadurch möglich gemacht, daß er aus den Beweisstellen einzelne Sätze tendenziös herausgerissen hat; indem Boden die ganzen Stellen zusammenhängend vorlegt, hat er den Beweis geliefert, daß Lessing mit der Vertheidigung der Psalmsworte ebenso nur gescherzt als sich über den „ehrlichen" Goeze nur ironisch ausgedrückt hat.

Es ist somit durchaus nicht der Fall gewesen, daß ein freundschaftliches Verhältniß zwischen Goeze und Lessing bestanden hat, wie Röpe seine Leser glauben machen wollte. Und wie wäre dies auch möglich gewesen, da ihrer ganzen Weltanschauung, ihrem Charakter nach beide so weit verschieden waren? War Goeze auch kein gemeiner Heuchler, obgleich er, wie wir gesehen haben, unter den Deckmantel der Nacht sich gern versteckte, so war er doch ein Eiferer für das kirchliche Bekenntniß im Geiste äußerlicher Rechtgläubigkeit und innerer Lieblosigkeit; jede seinen beschränkten Begriffen von Lutherthum, von Religion und Sitte widersprechende Ansicht verfolgte er öffentlich und heimlich. Die Religion trug er auf der Zunge, eine innere Befriedigung durch sie kannte er nicht, die höchsten Früchte derselben waren ihm die guten Werke der bürgerlichen Gerechtigkeit, seine Schranke allein das bürgerliche Gesetz. Der lutherische Staat mußte nach ihm sein, Goeze's, Glaubensbekenntniß schützen. Seiner Verblendung entsprach seine Dummdreistigkeit, seine Gemeinheit im Streite, sowol im einzelnen Ausdruck als in der Manier, seinem Gegner seine Gedanken unterzuschieben. Gleich groß waren in ihm Habsucht, Herrschsucht, Streitlust. Niederlagen trafen ihn nicht, regten ihn nur zu neuen Kämpfen und Niederlagen an. Er konnte andere bis zum Tode kränken, ohne je es zu bereuen. Er selbst bedurfte des Aergers zu seiner guten Leibesbeschaffenheit, wie er sich wohlgefällig roh ausdrückt. Um so widerlicher berührt uns diese Streitgier, als er sich fortwährend als den Stellvertreter Christi hinstellt. Wie ein mittelalterlicher Dominicanermönch haranguirte er den Pöbel, dessen Denkungsart und Sprache ihm genehm war, und hatte denselben in seinem Streite mit dem milden Alberti, den er zu Tode ärgerte, auf seiner Seite. Um so mehr hatte er die Gebildeten und die Mehrzahl des Raths und des Ministeriums gegen sich und rief eine Unzahl Streitschriften, oft sehr bissiger Art hervor. Für ihn aber gehörte neben Eifern gegen die Aufklärer des 18. Jahrhunderts Streiten gegen die Katholiken wie gegen die Reformirten zum täglichen Brot. Als die letztern damals öffentliche Anerkennung ihrer Gemeinde von seiten des Senats nachsuchten, widersetzte sich aufs heftigste Goeze als Senior, und durch seine Aufregung der Bürgerschaft bewirkte er, daß jene erst 1785 ihren Zweck erreichten.

Aber noch größern Einfluß übte er in dieser Beziehung auf die Stadt Frankfurt, wo die bürgerliche Gleichstellung der Reformirten erst in diesem Jahrhundert erfolgt ist. Dem Rathe dieser Freien Reichsstadt widmete er daher auch 1771 seine „Erbaulichen Betrachtungen über das Leben Jesu", wegen deren Recension in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" der damalige Redacteur Hofrath Deinet von dem frankfurter Senat in eine Geldstrafe genommen wurde, allerdings nicht, wie die damalige böse Welt sagte, auf Ansuchen Goeze's, sondern wegen einer beiläufigen Invective gegen den Senat; was aber die „Betrachtungen" selbst betrifft, so rühmt Röpe freilich öfters Goeze's ausgezeichnete homiletische und ascetische Leistungen, ohne je einen Beweis zu geben; jene aber beweisen hinlänglich, daß Goeze nur verstand, die biblischen Gleichnisse breit zu treten, Ausrufungen in Fülle einzumischen, besonders aber das Ganze mit einer reichen Polemik gegen Katholiken und Reformirte und namentlich gegen diese zu würzen. Natürlich trifft alle Schuld der Feindschaft zwischen den beiden evangelischen Parteien allein die Reformirten, und es ist daher folgerecht, daß Goeze Melanchthon, den Kryptocalvinisten, herabsetzt.

Wenn wir nun schon im 16. Jahrhundert einzelne der lutherischen Theologen sich gegen Melanchthon aussprechen hören, wenn wir ihre Entschiedenheit entschuldigen mit ihrer Theilnahme an den Kämpfen zwischen Luther's und Melanchthon's Anhängern: auf eine ganz andere Weise fährt 200 Jahre später, als jene dogmatischen Kämpfe längst vorüber waren, Goeze über Melanchthon her und behandelt den großen Lehrer Deutschlands, gelinde gesagt, wie einen dummen Jungen. Davon ist freilich, trotz seiner Vertrautheit mit Goeze's Schriften, Röpe ganz still; aber die Beweise liegen in Fülle vor, und es ist ein Verdienst Boden's, diesen Beitrag zur Charakteristik des Mannes, mit dem sich Röpe „in dem Glauben an Christum den Sohn Gottes so eins weiß, daß ihm diese Glaubensgemeinschaft es zur Herzenssache gemacht hat, die Rettung des unschuldig Verurtheilten zu unternehmen", recht ausführlich mit Gründen ausgestattet zu haben. An

kirchlich dogmatischer Beschränktheit ging er den Theologen der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts voran, indem er noch zu Ende des 18. Jahrhunderts nichts Höheres kannte als das starre Lutherthum des 17. Jahrhunderts. In dieser Zeit lebte und webte er, als stände er mitten in den adiaphoristischen, majoristischen, synergistischen, kryptocalvinistischen u. s. w. Kämpfen. Jeden Vortheil, den die reformirte Kirche irgendwo und irgendwann über die lutherische davongetragen, bewahrte er als ein dem Herrn Christus selbst widerfahrenes Unrecht in treuem Gedächtniß. Nichts was die Ausschließlichkeit des Lutherthums der Concordienformel bei den besten Theologen seiner Kirche schon im 17. Jahrhundert mildert, kein Einfluß des 18. Jahrhunderts änderte etwas an seinem veralteten Standpunkt, und je mehr dieser mit der Zeit in Widerspruch kam, desto hartnäckiger wurde er; nicht blos sein Schimpfen steigerte sich, sondern auch sein Haß gegen die Objecte seines Misfallens wuchs schrittweise.

Eine in ihrem wissenschaftlichen Resultate, daß Melanchthon die deutsche „Confession" später nicht geändert habe, verfehlte Untersuchung des Predigers Weber zu Weimar (1781) gab, nachdem schon einige Bedenken gegen Weber veröffentlicht waren, Goeze Gelegenheit zur Polemik. In seiner Gegenschrift (1781) ist die wissenschaftliche Seite des Gegenstandes Nebensache, wichtiger ist es für ihn, Melanchthon „den Achselträger" zu verhöhnen, ihn, „der durch sein nachheriges Verhalten seine frühern Verdienste nicht allein völlig verdunkelt, sondern auch weit mehr niedergerissen, als er vorher gebaut hatte". Eine Recension von Dr. Döderlein in der „Nürnberger gelehrten Zeitung", die in dem wissenschaftlichen Punkte Goeze recht gab, aber seine Wuth gegen Melanchthon in ernsten, würdigen Worten tadelte, erhöhte seine Hitze. Seine Taktik, die Angriffe seiner Gegner als jedes Maß überschreitend darzustellen, auch hier befolgend, um sich selbst einen Vorwand zu den schrankenlosesten Ausfällen zu schaffen, stellte er in seiner Entgegnung den Recensenten als einen „verkappten Banditen" hin, und erbat sich von dem Rath von Nürnberg den Befehl an den Verleger der Zeitung, diese lange „Ehrenrettung" in die Zeitung aufzunehmen. Der Rath von Nürnberg war verständig genug, Goeze's Begehr nicht zu willfahren, wol aber trat nun für Melanchthon der gelehrte, um die Reformationsgeschichte sehr verdiente Strobel, der nur Röpe nicht bekannt ist, auf und widerlegte aus den Quellen gründlich die von Goeze gegen Melanchthon erhobenen Beschuldigungen. „Ausgeschäumte Lästerungen" nennt Goeze diese Schrift im Titel seiner Gegenschrift (1783) und gleich giftig ist der Ton von Anfang bis zu Ende. Hier wird nun Luther selbst nicht mehr geschont, ihm und seinem Kurfürsten die Toleranz gegen Melanchthon vorgeworfen, und nur durch die Bemerkung, sie hätten wol alles das künftige Unheil nicht vorausgesehen, der Tadel gemildert; aber sofort wird wieder Melanchthon begeifert, er ist ihm „der Mann von allezeit neidischer, hämischer Gesinnung gegen Luther, die Quelle alles Unheils, welches über die lutherische Kirche gekommen, dessen Toleranz nichts war als Kaltsinnigkeit gegen die evangelische Wahrheit", der selbst ein Papist sei, ein Rohr, das der Wind hin- und herweht, der allerdings in den Komödien und Tragödien der alten Heiden stark gewesen, aber nicht so mächtig in der Schrift wie Matthias Flacius. Alle diese Documente für Goeze's Ansichten übergeht Röpe, sie hätten ihn ja darauf nothwendig führen müssen, daß Goeze folgerecht auch Luther, der nicht genug Gott danken kann, daß er ihm den Beistand Melanchthon's geschenkt, angreifen mußte.

Wie aber, fragen wir, kann der, welcher einem Melanchthon allen und jeden Edelmuth abspricht, selbst einen Funken von Edelmuth besessen haben? Natürlich werden die Gegner, Döderlein und Strobel, mit noch weit größerer Wuth angegriffen, ihnen die giftigsten Verlästerungen der Goeze'schen Person angedichtet, um daraus das Recht heranzuziehen, mit pöbelhaften Ausdrücken gegen sie zu Felde zu ziehen. Indem Röpe also alle diese Documente verschweigt, begeht er das Falsum, Goeze's Polemik „eine geistvolle, niemals unedle und kleinliche, immer energische und wahrhaftige, von dem Geiste des Evangeliums durchdrungene" zu nennen, und eine Verspottung Goeze's von seiten der nürnberger Aerzte in einem medicinischen Wörterbuch als einen „völlig unmotivirten boshaften Angriff" zu bezeichnen, während doch gerade durch jene von Goeze so täppisch geführten nürnberger Händel er sich erst dem Publikum von Nürnberg zu einer lächerlichen Person gemacht hatte. Röpe hat sich mit dem Titel seiner Schrift neben Lessing gestellt, der bekanntlich in seiner Jugend sich verketzerter Männer der Vergangenheit in seinen „Rettungen" annahm; es ist nur der große Unterschied, daß für Lessing auch dort die Wahrheit als oberstes Gesetz galt, Röpe aber willkürlich große Lücken gelassen und Worte und Thatsachen aus ihrem Zusammenhange gerissen hat und so Veranlassung geworden ist, daß sein Held nun in noch schwärzerm Lichte dasteht, als man ihn bisher kannte. Freilich Röpe will nicht zugeben, daß Goeze selbst schuld sei an dem Bilde, welches man sich von ihm mache; die Pasquille, die Zeitungsangriffe hätten einmal dies Bild geschaffen, selbst Matthias Claudius habe auf Albert's und später Lessing's Seite gestanden, Lessing aber sei hauptsächlich der Urheber dieses bösen Rufs gewesen. Und doch bald darauf wieder gibt er zu, daß die Aufklärung des 18. Jahrhunderts eine berechtigte, daß die bloße Berufung auf die kirchliche Autorität, auf das Recht der bestehenden Symbole, ja selbst auf die Aussprüche der Heiligen Schrift ebenso verkehrt als vergeblich gewesen sei, daß die Zeit eine Uebergangszeit gewesen, daß Neues habe entstehen müssen; selbst ein Basedow sei nicht ohne Segen gewesen, denn in der Erziehungsmethode jener Zeit habe ein gewaltiger Schlendrian geherrscht. Er bedenkt aber gar nicht, wie er mit sich in Widerspruch geräth, denn Goeze vermochte es ja nicht über sich, irgendetwas außer sich und seinen verknöcherten Ansichten als berechtigt anzuerkennen; ja wenn Röpe kurz vorher die Unvollkommenheiten der lutherischen Orthodoxie des 16. und 17. Jahrhunderts zugegeben hat,

so sind ihm gleich darauf wieder die Aufgeklärten doch die allein Schuldigen, so fällt ihm die alte Orthodoxie mit dem Christenthum zusammen, so verwechselt er Religion und die bestimmte kirchlich orthodoxe Auffassung. Die Reimarus'schen „Fragmente" sind ihm die natürlichen Consequenzen des Systems der Aufklärer, dies aber leicht in seinen Inconsequenzen und Widersprüchen aus der Schrift zu widerlegen; aber den Consequenzen dieser Inconsequenzen oder den „Fragmenten" gegenüber hat doch Goeze sich in ein ewiges Schweigen hüllen müssen. Lessing hat allerdings, worauf sich Röpe so gern beruft, nicht auf seiten der sogenannten Aufklärer gestanden, sofern sie nämlich eine Partei ausmachten, nämlich auch schon fertig waren; aber er hat auch, wie sehr er die Orthodoxie, d. i. die alte christliche, nicht speciell die lutherische des 17. Jahrhunderts, als Werk bedeutender geistiger Anstrengungen schätzte, nicht auf seiten der Orthodoxen gestanden, die in ihren logischen Mängeln Wesentliches und Unwesentliches auf eine Stufe stellten. Lessing wollte durch die „Fragmente" die „Orthodoxen" aus ihrer Verkommenheit, die Aufklärer aus ihrer Bequemlichkeit aufrütteln, beide zu tieferm Nachdenken, zu größerm Ernste anregen; er bekümmerte sich dabei so wenig um Goeze wie um den Doctor Bahrdt. Wenn der Retter Goeze's die Behauptung aufgestellt, plötzlich sei Lessing ein Gegner der Orthodoxie geworden, die er früher so hochgeschätzt, so verdreht er einfach die Wahrheit; mehrere Jahre vor der Herausgabe der „Fragmente" drückt Lessing wiederholt seine Erkenntniß der Falschheit des alten Religionssystems, seine Verachtung der Orthodoxen offen aus: Stellen, die alle Röpe zu übergehen für gut gefunden hat.

Schon 1770 habe Lessing, behauptete Röpe, die Absicht gehabt, verletzt durch Lavater's Aufforderung an Mendelssohn, Christ zu werden, die „Fragmente" herauszugeben, doch sei er abgestanden und bald darauf auch in Wolfenbüttel zu ernstern theologischen Studien zurückgeführt. Hier finden sich arge Versehen. Jene Absicht Lessing's fällt Ende des Jahres 1771, die Vereitelung wurde durch die Schwierigkeiten der Censur herbeigeführt, und seine theologischen Studien waren längst ernst gewesen und wurden damals durch die Herausgabe des Berengarius bezeugt. Und was bewog denn nun Lessing zur Herausgabe der „Fragmente", und zwar nicht des ersten, denn in demselben sei er noch der alte Lessing, aber wol der fünf nächsten? Nichts nach Röpe als die leidige Geldnoth, und dazu beruft er sich auf Lessing's Privatbriefe; aber er sagt nicht, daß diese brieflichen Aeußerungen nicht ins Jahr 1776, sondern schon 1770, 1771, 1773 fallen, daß es Lessing's Manier ist, von allen seinen gelehrten Arbeiten verächtlich zu sprechen, daß er namentlich über den von Röpe und Goeze so hochgeschätzten „Berengarius" so wegwerfend sich ausläßt. Wie leicht wäre es Lessing möglich gewesen, reichen Gewinn zu ziehen aus neuen Auflagen seiner frühern Arbeiten, die dringend verlangt wurden; aber ihn fesselte die bibliothekarische Thätigkeit, sein umfassender Geist eilte immer zu neuen Studien. Die bittere Art Lessing's sich auszudrücken erstreckte sich während seiner wolfenbütteler Periode auf alles, was ihn anging, und hatte ihren Grund allein in seiner Gesundheit, in seinem Augenleiden, seiner Brustbeklemmung, allgemeinen Körperschwäche. Zweimal spürte er Besserung, nach der hamburger Reise 1771 und während seiner kurzen Ehe, und beidemal verschwindet der bittere Ton aus seinen Briefen. Dies Kranksein erwähnt Röpe bis zum Jahre 1776 niemals, und doch bieten die Briefe an seine Mutter, seinen Bruder, Frau König, an Gleim, Heyne, Büsch, Ramler, aus den Jahren 1770—74, zahlreiche Klagen über seine sehr leidende Gesundheit und seine dadurch tief gedrückte Gemüthsstimmung. Im Jahre 1776, 23. Februar, kam er von der italienischen Reise zurück, wie Röpe sagt, krank, unzufrieden, in größerer Geldbedrängniß. Es ist einfach nicht wahr, daß er kränker zurückgekehrt sei, daß die Reise nach Italien eine unglückliche gewesen; denn die Reisebriefe zeigen eine gehobene Stimmung, und gerade umgekehrt ist das Jahr 1776 in Beziehung auf seine äußere Lage wie seine innere Befriedigung zu den glücklichsten seines Lebens zu zählen. Röpe hat sich hinsichtlich der Darstellung der wolfenbütteler Periode vielfach auf Adolf Stahr gestützt, aber auch Stahr ist in diesem Abschnitt seines verdienstlichen Buchs unkritisch verfahren; für Lessing ist die Berufung nach Wolfenbüttel eine Wohlthat gewesen, das Benehmen des Erbprinzen hat stets von Wohlwollen gezeugt, und Lessing's Klagen fließen theils aus seiner Hypochondrie, theils betreffen sie Nebendinge, sodaß Lessing sich doch endlich befriedigt fand. Nie hat Lessing, wie Stahr träumt, den „Herrendienst" beklagt, nie sich nach einer modernen „stolzen Schriftstellerunabhängigkeit" gesehnt; er hatte über diesen Punkt nun einmal andere Ansichten als heutigentags vielfach gäng und gebe sind.

Nachdem sich auf die bemerkte Weise Röpe seine Taktik zurechtgelegt hat, geht er zu Lessing's Fragmentenstreite über, und in der Mitte der „Duplik gegen Räß" beginnt nach ihm nun Lessing's „Heftigkeit, schneidender Ton, Verleugnung so vieler früher anerkannter Wahrheiten, absichtliches Nichteingehen auf die Widerlegungen, Anwendung aller möglichen Schliche gegen die Gegner", und Grund sei gewesen der Tod seiner Frau und die dadurch hervorgerufenen pecuniären Misverhältnisse, sowie der Wunsch sich zu zerstreuen und zu betäuben. Gewiß sehr schwere Anklagen; nur war die „Duplik" schon vor dem Tode seiner Frau vollendet, in Geldverlegenheiten war er sein ganzes Leben lang, in Geldverlegenheiten stürzte er sich immer wieder für seine Angehörigen und Fremde, seine Schulden waren nie groß, nur war ihm auch die kleinste sehr drückend, in Wolfenbüttel aber gerade sah er ein Ende aller Verlegenheit voraus; besonders aber muß seine Uneigennützigkeit als Schriftsteller hervorgehoben werden. So zerfallen in sich alle Beweise Röpe's; nicht das Geringste bringt er dafür bei, daß Goeze von Lessing großes Unrecht geschehen sei. Er will erklären, wie Lessing plötzlich nach der Anerkennung der Orthodoxie ihr Feind geworden sei; aber der Lessing von 1777 war kein anderer als der von 1769; er will

Lessing's Kampfweise entschuldigen, — als ob nicht jede Entschuldigung ein Unrecht wäre, entschuldigen mit brieflichen Aeußerungen Lessing's, die er aus dem Zusammenhange reißt und auf ganz andere Sachen anwendet, als sie sich beziehen, entschuldigen mit Lessing's Verdruß über die Unbesonnenheit, die Orthodoxie angegriffen zu haben, — als ob nicht der Starrsinn, in den heiligsten Dingen recht behalten zu wollen, bei dem Bewußtsein in der Sache unrecht zu haben, eine Nichtswürdigkeit wäre! Die andere Entschuldigung aber für Lessing findet Röpe in dem Worte der Schrift (1 Kor. 2, 14): „Der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes" u. s. w., er selbst aber ist nach Vers 15 „der geistliche, der alles richtet und von niemand gerichtet wird", sich aber der sittlichen Pflicht bei der Wahrheit zu bleiben für entbunden erachtet! In dem Jahre, in dem er den „Nathan" dichtete, ist Lessing wahrhaftig nicht von seiner gedrückten Stimmung aller Besonnenheit beraubt gewesen!

Was den Grund betrifft, daß Goeze Lessing wegen einer bibliothekarischen Ungefälligkeit angegriffen habe, so ist die Angabe, die sich bei Gervinus bestimmt, etwas weniger bestimmt bei Stahr findet, ungenau, Lessing war vielmehr gegen jedermann der diensteifrigste Bibliothekar; daß er eine unbedeutende Anfrage Goeze's nicht beantwortete, war bloße Zufälligkeit, hatte auch nicht, wie Stahr angibt, ihren Grund in dem Tode seiner Frau, sondern in einer Vergeßlichkeit; aber allerdings warf Goeze, der, während die ersten Gegner Lessing's nur die „Fragmente" bestritten, Lessing's ernste Zusätze aber ganz aus dem Spiele ließen, sofort anmaßend und leichtsinnig auf den Herausgeber losfuhr, diese von Röpe selbst zugestandene Zufälligkeit öffentlich, ohne daß Röpe davon eine Silbe mittheilt, auf eine gemeine, den Charakter verdächtigende Weise Lessing vor; seinem Gemüthe war also Rachsucht nicht fremd.

Lessing hat den ersten Angriff Goeze's in den „Axiomata" gründlich widerlegt. Er weist den Vorwurf Goeze's, daß er durch die Herausgabe der „Fragmente" sich als Feind der christlichen Religion bewiesen habe, ernst zurück; er wollte das im Finstern schleichende Gift dem Gesundheitsrathe anzeigen, damit die Einwürfe des Ungenannten eine Widerlegung fänden; denn es war in der That keine Dichtung, wie wir jetzt hinreichend wissen, daß die „Fragmente" in zahlreichen Abschriften umhergingen, und gerade durch seine Herausgabe und seine Zusätze verhinderte er eine Herausgabe durch frevelhafte Hände und zu frevelhaften Zwecken. Was der Fragmentist angriff, das hat die neuere wissenschaftliche Theologie, wie auch Röpe zugibt, aufgegeben, nämlich die wörtliche Inspiration der Schrift, die aber die alte lutherische Orthodoxie, wie auch Goeze, steif festhielt; der Fragmentist leitete nur aus den Widersprüchen, die er zwischen den Evangelisten nachwies, die Nichtigkeit eines Offenbarungsglaubens her, Goeze aber und Räß hielten die Evangelisten in jedem Worte für untrüglich, und da die herrschende Meinung war, daß wörtliche Inspiration und die gewisse Wahrheit des Evangeliums von Christo eins und dasselbe sei, jene aber durch den Fragmentisten widerlegt war, so schien auch diese für immer gefallen. Da ist es nun Lessing's Verdienst gewesen, gerade diese herrschende Meinung bekämpft, zuerst in den Zusätzen zu den „Fragmenten" auf geistvolle und tiefsinnige Weise den Begriff der Offenbarung anders und so bestimmt zu haben, daß er gegen alle Fragmentistenangriffe gesichert wurde; so war er durchaus nicht Feind des geschichtlichen Christenthums, sondern hat umgekehrt das Geschichtliche des Christenthums gerettet und wird mit Recht als Begründer der neuern Theologie gefeiert. Aber weil er die wirklichen Widersprüche zwischen den Evangelisten zugeben mußte, so war er für Goeze ein Feind des Christenthums, obgleich er gerade die Folgerungen des Fragmentisten aus jenen Widersprüchen für unverständig erklärte und nachwies.

Was daher Räß und Goeze gegen Lessing vorbrachten, berührte gar nicht die Sache, bewegte sich nur in allgemeinen Redensarten, salbungsvollen Seufzern oder Schmähungen; daß aber Röpe nicht sieht, was jedermann bei Lessing finden muß, und dem folgerichtigsten Denker Inconsequenzen vorhält, zeugt entweder von der tadelnswerthesten Oberflächlichkeit oder absichtlicher Verleugnung der Wahrheit. Man muß diese ersten Goeze'schen Schriften, die er unter dem Titel: „Etwas Vorläufiges gegen Lessing", 1778 herausgab, lesen, und man wird erstaunen über die traurige Geistesarmuth des Mannes, der sich ewig in demselben engen Kreise von wenigen rohen theologischen Begriffen herumdreht und auch diesmal den Ruf seiner klopffechterischen Abscheulichkeit behauptet, von dem ihn Röpe nur dadurch befreien zu können den Schein gewinnen konnte, daß er wiederum alle diese significanten Stellen klüglich übergeht.

Jedes Wort, was Goeze schreibt — und es ist sehr zweckmäßig, daß Boden mit zusammenhängenden Auszügen aus seinen Schriften nicht sparsam gewesen ist —, zeigt, daß er gar nicht einsieht, um was es sich in dem Streite, in den er sich so dummdreist hineindrängte, handelte, und die Zustimmung, die ihm Röpe zutheil werden läßt, gereicht ihm nicht zur wissenschaftlichen Ehre. Daß Goeze alle Angriffe auf die geistlose und widerspruchsvolle Orthodoxie für Angriffe auf Christus selbst ausgibt, versteht sich ebenso von selbst wie nach dem, was wir von seinem Charakter bereits wissen, daß er das regierende braunschweigische Haus auf die Frevel seines Dieners aufmerksam macht.

Gegen die Angriffe Schumann's auf den Fragmentisten gab Lessing die Schrift: „Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft", heraus, dem „Das Testament Johannis" folgte. Auch über jene machte sich Goeze her, er hat sie aber ebenso wenig verstanden wie sein „Retter", der den Lessing'schen Unterschied zwischen falscher und echter Orthodoxie gar nicht begriffen hat und sich mit salbungsvollen Phrasen zu helfen sucht; er wiederholt fortwährend, ohne je einen Beweis beizubringen, seinen großen Irrthum, Lessing habe gegen die geschichtliche Wahrheit des Christenthums, nicht gegen gewisse dogmatische Sätze gekämpft. Lessing kämpfte vielmehr für die geschichtliche

Wahrheit und bewies sie aus der innern Kraft und Wahrheit des Christenthums, welche sich durch die Fortdauer desselben ohne Wunder und Weissagungen in dem nämlichen Grade bewähre, als sie sich ehedem, bei seiner Gründung, durch Wunder bewährt haben möge. Lessing leugnet nicht das geschichtliche alte Christenthum, sondern Goeze und Genossen leugnen das geschichtliche heutige Christenthum, woraus folgt, daß sie sich auch über die Geschichte des ersten Christenthums falsche oder einseitige Begriffe gebildet haben. Es klingt komisch, wenn Goeze weiter Lessing vorwirft, er habe den wichtigen Gegenstand mit der größten Leichtsinnigkeit behandelt; es ist falsch, wenn Röpe den Ton in der gegen Räß gerichteten „Duplik" im Anfang zwar milde, nachher aber bitter und dem in den „Anti-Goezen" angeschlagenen gleich findet. Vielmehr ist der Ton in der „Duplik" von dem in den „Anti-Goezen" sehr verschieden, aber von Anfang an bitter, wie er nicht anders sein konnte, da der Gegner Räß sehr cavaliermäßig mit dem Fragmentisten umging, dadurch also die Ehre des Herausgebers angriff; daß Lessing's Ton selbst den damaligen Aufklärern misfiel, ist gerade ein Beweis, daß diese den großen Abstand Lessing's von ihnen und die Gefahr, die er ihnen brachte, mit Misbehagen fühlten. Auf die „Duplik" antwortete Goeze, ohne auf ihren eigentlichen Inhalt mit einer Silbe einzugehen, wie gewöhnlich großprahlerisch, als habe er längst Lessing den rechten Weg gewiesen, und ihm seinen Mangel an Gedanken und Ueberfülle an Bildern vorwerfend; es war aber gewiß neben seiner Einfalt auch seine Verstocktheit, die ihn auf seine albernen Fragen die bestimmten Antworten nicht sehen ließ, welche Lessing in den verschiedenen Flugschriften längst gegeben hatte.

Der erste „Anti-Goeze" ist bekanntlich auf einen nicht von Goeze selbst herrührenden Aufsatz in der „Hamburger Zeitung" erfolgt; der zweite erst schlägt den berühmten Ton an, scharf, wie es sich geziemte dem Gegner gegenüber, der auf zehnfache Widerlegung niemals die geringste Rücksicht nahm und unter der stolzen Phrase, er habe jetzt nicht Zeit, die Vertheidigung des Beklagten zu lesen, doch im voraus seinen Namen an den Galgen schlug. Lessing's Drohworte gegen Goeze werden von Röpe nicht ohne Absicht verdreht: seine Bezeichnungen des Lessing'schen Stils als Tücke, Unehrlichkeit, Fechterkünste u. s. w., seine Vorwürfe, Lessing habe das Christenthum, unter dem Scheine es zu unterbauen, zu stürzen gesucht, er habe mit seiner wahren Ueberzeugung hinter dem Berge gehalten, alle diese Perfidien hat Röpe von Goeze getreulich entlehnt. Aber er weiß noch mehr als Goeze, er weiß sicherlich, daß Lessing Spinozist, d. h. ohne allen Glauben und alle Tugend gewesen ist, kurz er schleudert leichtsinnig die härtesten Vorwürfe gegen einen Mann, dessen Wahrheitsliebe er sonst nicht genug erheben kann. Man kann Spinoza verehren und zugleich ein großer Theolog sein, wie Schleiermacher; Lessing hielt ebenso keine Philosophie für einen Gegensatz gegen die Theologie, er schied Philosophie und Christenthum nach ihrem Wesen streng voneinander, während heutigentags die Jung-Hegel'sche Schule diese Scheidewand niederreißt und uns unter dem Vorwande, uns zu recht vernünftigen Philosophen zu machen, zu höchst unvernünftigen Christen macht, da sie ja das Christenthum als einen untergeordneten Standpunkt fortbestehen läßt. Sein neuester Gegner zählt die Seelenwanderungslehre zu seinen religiösen Ueberzeugungen, sie war ihm aber eine philosophische Hypothese. Aus der „Erziehung des Menschengeschlechts" will Röpe deduciren, daß Lessing den Glauben an Gott nicht gehabt habe, nämlich aus dem Satze, daß die Zeit noch kommen werde, wo der Mensch das Gute des Guten willen thun werde, als ob das nicht die höchste Idee von Tugend sei!

In ähnlicher Weise wie Röpe hat auch Sudhoff in Herzog's „Theologischer Encyklopädie" in einem überhaupt oberflächlichen Aufsatz den Streit zwischen Lessing und Goeze beurtheilt, Goeze falsch dargestellt, die schon durch den Aufsatz Lessing's: „Die Religion Christi" und den vierten „Anti-Goeze" widerlegte Behauptung aufgestellt, daß Lessing's Christenthum der Bibel nicht bedürfe und das Denken als Maß der Religiosität ihm gelte. Lessing war es mit dem Offenbarungsglauben so ernst, daß er sich weder bei der Verflachung desselben zu einer Offenbarung durch die menschliche Einzelvernunft, noch bei der geistlosen Bestimmung desselben durch ein todtes Lutherthum beruhigen wollte.

Ein anderer Bewunderer Goeze's neuesten Datums ist Pastor Wendt in Hamburg in seinem Leben Philipp Nicolai's, der in Goeze sogar speculative Tiefe gefunden hat, leider ohne etwas davon mitzutheilen, viele Goldkörner, aber ohne sie aufzulesen, selbst aus den amtlichen Acten Goeze als einen die krummen Wege liebenden Senior kennen lernte, aber bei dieser nähern Bekanntschaft desto größern Respect vor ihm erlangt. Natürlich seine Gelehrsamkeit muß auch wieder durch Lessing bezeugt werden, obgleich er sie doch eigentlich in jenem Sinne nie bezeugt hat. Ein eigenthümliches Gebaren überhaupt dies Verfahren der neuen Goezianer gegen Lessing! Was dieser nicht bezeugt, wovon er das Gegentheil bezeugt hat, das legen sie ihm unter, dafür berufen sie sich auf ihn als auf den glaubwürdigsten Mann unter der Sonne; was er dagegen ganz ausdrücklich bezeugt hat, wie daß er es nicht weniger gut, daß er es weit besser als Goeze mit der lutherischen Kirche meine, das leugnen sie ihm ab, das legen sie zu seinem Nachtheil aus. Matthias Claudius und Hamann, gibt Wendt zu, konnten Goeze nicht leiden; er beruft sich aber für Lessing's Mangel an christlichem Glauben in dem Goeze'schen Streit auf eine briefliche Aeußerung Hamann's vom Jahre 1784! Ist nun überhaupt auf briefliche Aeußerungen nicht viel zu geben, sind dieselben nach der Stimmung oft sehr verschieden, so stand niemand mehr unter dem Einfluß von Eindrücken als Hamann. Hamann war unmäßig im Lesen, daher nie scharf im Urtheil, vermochte nichts auszudenken; vielfache längere Stellen in seinen Schriften sind ganz wie von Lessing geschrieben, aber er bleibt im Besten meist in den Anfängen stecken. An zahlreichen Stellen

seiner Briefe spricht er davon, daß er alles mögliche philosophische Zeug, auch Spinoza lese, aber weder Geschmack daran finde, noch zum Verständniß komme, begreift nicht Lessing's und Jacobi's Geschmack an Spinoza, „dem Mörder der gesunden Vernunft und Wissenschaft", wogegen Lessing's „Ernst und Falk" und „Nathan" ihn aufs höchste erfreuten. Gegen Philosophie überhaupt eingenommen und das Christenthum fast ausschließlich nach seiner erbaulichen Seite auffassend, hatte er nicht den Sinn für Lessing's Untersuchungen, und aus seinem evangelischen Lutherthum heraus nahm er Anstoß an der freien Stellung, welche Lessing mitten zwischen lutherischer und katholischer Kirche einnahm.

Wie nun der Vorwurf des Spinozismus gegen Lessing, wenn er ein Vorwurf ist, unbegründet ist*), ebenso der gegen den Ton der „Anti-Goezen". An einem solchen rohen und giftigen Klopffechter einmal unerbittlich gerechte Vergeltung geübt und literarische Sitte und Würde der Wissenschaft gerächt zu haben, ist schon ein Verdienst Lessing's. Lessing mußte jetzt nach den neuen Angriffen Goeze's seine Waffen einrichten; dem, der ihn nicht verstehen wollte, mußte er jetzt wie einem Buschklepper begegnen. Goeze ist stets die Antwort auf die Hauptsache der „Axiomata" schuldig geblieben, er will sich, wie er selbst sagt, nicht darauf einlassen, ehe nicht Lessing ihm ein vollständiges Glaubensbekenntniß abgelegt habe, eine Frage, auf welche natürlich Lessing nicht eingehen wollte, denn es war eine Inquisitorfrage. Lessing gab dann aber die „Nöthige Antwort auf eine sehr unnöthige Frage Goeze's" heraus, er beantwortete darin die Frage, was er unter christlicher Religion verstehe, in einem von den „Anti-Goezen" abweichenden Tone, auf die Sache allein eingehend. Auch darauf blieb Goeze die Antwort nicht schuldig, d. h. er erging sich wieder, ohne im geringsten die Streitsache zu berühren, in dem „Dritten Stück von Lessing's Schwächen" in lauter Schmähungen der pöbelhaftesten Art, wovon wiederum Röpe nichts mittheilt. Die trotz der Gedankenarmuth mit untergelaufene Probe von Ignoranz hat Lessing dann in „Der nöthigen Antwort erster Folge" gegeißelt.

Nach Röpe's wunderlicher Argumentation ist Goeze aus dem Streite als Sieger hervorgegangen, denn Lessing habe zuletzt sich auf die katholische Traditionslehre berufen und darüber habe Goeze mit ihm nicht streiten wollen. Das hat Lessing aber nie gethan, er bekennt sich nirgends zur katholischen Lehre, er hat sich blos auf einen „Lehrsatz der katholischen Kirche" berufen, um den Satz Goeze's zu widerlegen, daß „allein" aus der Bibel wir von Christus wissen könnten, denn dann wären ja die Katholiken keine Christen. Goeze konnte darauf nichts erwidern, nur Röpe macht den unsinnigen Schluß, Lessing, der Luther gefeiert, daß er uns vom Joche der Tradition erlöst, gerathe hier mit sich in Widerspruch, da er jetzt auf die Tradition „sich berufe". „Edler Luther", sagt Lessing im Absagungsschreiben, „du hast uns vom Joche der Tradition erlöset: wer erlöset uns von dem unerträglichern Joche des Buchstabens?" Lessing sah Buchstaben und Tradition als Glieder Einer großen Ueberlieferung und Offenbarung an, ohne sich darum die im Namen des einen wie der andern geübte Tyrannei gefallen lassen zu wollen. Goeze faßte diese allgemein verständlichen Worte so auf, „die Bibel sei ihm ein ganz unnützes Buch, welches ohne allen Nachtheil der christlichen Religion verloren gehen könne, schon längst hätte verloren gehen können, ja niemals hätte existiren dürfen". Das ist einer von den Aussprüchen Goeze's, derentwegen ihn Hamann „den dummen hamburger Oelgötzen" nannte. Wie recht hatte Lessing in seinem „Theologischen Nachlaß", diesen Gegner als einen „unwissenden und hämischen Zeloten" zu bezeichnen. „Als seine Beschwörungen nichts gegen mich ausrichteten, erstaunte er", sagt Lessing, „bis — zum Verstummen." Goeze war für Lessing literarisch todt. Er hat ihm nicht, wie Röpe sagt, ein „Schandmal in dem «Nathan»" gestiftet, er verneint ausdrücklich in dem Briefe an Herder (10. Januar 1779) jede Beziehung auf Goeze. Das literarische Denkmal für Goeze haben erst die Goezianer neuesten Datums errichtet; ob es nach ihrem Willen ein Ehrendenkmal geworden ist, können die Leser nun leicht entscheiden. 14.

*) Hebler a. a. O. in dem Abschnitte: „Lessing's Philosophie", bemerkt hier richtig, daß Lessing weder dem Spinozischen noch dem Leibniz'schen, überhaupt keinem System angehangen habe. Vgl. auch Ritter, „Lessing's philosophische Grundsätze" und denselben im „Versuch zur Verständigung über die neueste deutsche Philosophie" u. s. w. in der „Allgemeinen Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur" (1853).

Goethe's Farbenlehre.

Es scheint für diese Lehre der Kampf aufs neue zum Ausbruch kommen zu wollen. Man hört schon von mehrern Seiten recht laute und herausfordernde Stimmen, welche alle mit kühnem Muthe für Goethe in die Schranken treten. In den Kreisen der Sachverständigen hat dies auch einige Ueberraschung hervorgebracht, denn hier hält man die heutige Optik gerade in der Farbenlehre für ein hoch vollendetes Meisterwerk, welches in der Strenge der Wissenschaft so unantastbar fest begründet sei, daß man dasselbe ruhig sich selbst überlassen könne: es bedürfe weder des Beschützers noch des Vertheidigers. Darin liegt allerdings viel Wahres, aber auch eine starke Verletzung der Gegenpartei. Die gegenwärtig geltende Lehre von dem Lichte und den Farben ist durch den Streit zwischen Euler und Dollond, durch die wichtigen Entdeckungen von Young, Malus, Fresnel, Arago, Fraunhofer, Schwerd u. a. eine ganz andere geworden, welche sich mit der, die Goethe ursprünglich bekämpfte, gar nicht mehr in Vergleich bringen läßt. Es ist darin alles ganz neu begründet: man hat Resultate gewonnen und wissenschaftlich befestigt, wozu man durch die Theorie Goethe's gar nicht hätte gelangen können. Aber dennoch wäre es nicht recht, die Gegner gar nicht hören zu wollen. Wir dürfen es nie vergessen, daß Goethe seine Farbenlehre mit bewunderungswürdiger Genialität geschaffen hat, und daß besonders die Anwendung derselben auf die Malerei eine tief begründete Berechtigung zum ungestörten Fortleben besitzt. Es befremdet uns daher auch gar nicht, daß die Anhänger Goethe's noch da sind, daß sie sich aufs neue rühren und ihre Ansichten muthig verfechten. Nur will es uns weniger gefallen, daß sie die alte Polemik, welche unter Goethe mit so verheerender Heftigkeit angezündet, aber doch allmählich wieder gedämpft war, abermals zum lodernden Ausbruch bringen wollen. Ein ruhiges Erwägen aller Ansichten möchte viel zeitgemäßer gewesen sein. Doch abgesehen hiervon

ist es jedenfalls wünschenswerth, daß die Physiker von Fach nicht zu zuversichtlich auftreten und die Gegner für zu ohnmächtig erachten. Goethe's Farbenlehre ist auf diese Weise schon einmal todtgeschwiegen, und es wäre unverantwortlich, wenn dies bei dem neuen Wiedererwachen abermals geschehen sollte. Es ist dies Todtschweigen eine vielfach geübte Modemaxime geworden, um auf dem Felde der Wissenschaft sich lästige Gegner vom Leibe zu halten, sie verträgt sich aber nicht mit der Pflicht und der Würde der Priester einer freien und unparteiischen Naturkunde. Mit einem solchen Kunstgriffe dient man der wahren Wissenschaft gar nicht, sondern nur ihrem gefährlichen Kastengeiste.

Der Ausruf der Freude über die immer höher und höher gesteigerten Fortschritte der Naturwissenschaften in sich selbst und in ihrer Verwerthung fürs praktische Leben wird jetzt von allen Seiten gehört und mit Begeisterung entgegengenommen. Die Natur genau zu erkennen, richtig zu würdigen und überall dem Menschen dienstbar zu machen, sieht man schon lange als eine der wichtigsten Grundlagen der gesammten Civilisation an. Je mehr wir daher zu der Ueberzeugung gelangen, daß in der Lösung dieser Lebensaufgabe schon recht viel glückliche Zielpunkte wirklich erreicht worden sind, um so lebendiger muß auch unser Eifer zum Fortschritt werden. Zum Stillstehen darf es hier nie kommen. Das begreift niemand besser als der, welcher schon am weitesten fortgeschritten ist. Und wenn wir ehrlich sein wollen, so müssen wir gerade von unserer heutigen hochentwickelten Naturwissenschaft gestehen, daß sie noch recht viele dunkle Partien besitzt, welche der Aufklärung noch sehr bedürfen. Und in dieser Hinsicht macht auch die Lehre vom Lichte keine Ausnahme. Je weiter wir darin fortgeschritten sind, um so größer ist die Zahl der dunkeln Punkte geworden, worauf das geistige Licht noch nicht hat wirken können. Die Optik unserer heutigen Physik ist ausgezeichnet und gewährt eine große Befriedigung für den Physiker und Optiker, für den Astronomen, Meteorologen, Mikrokosmiker, überhaupt für alle Männer der Wissenschaften, in denen eine mathematische Erforschung der Lichtwege und Lichtwirkungen die Hauptsache ausmacht. Dagegen reicht sie für den Maler nicht aus, sie gibt ihm wol eine zuverlässige Grundlage für die Perspective, für die Lage und Größe von Licht und Schatten, aber sie gibt gar nichts oder doch jedenfalls nur Unbefriedigendes in Bezug auf die Farben. In ähnlicher Weise genügt sie auch dem Physiologen, dem Psychologen nicht. Allerdings kann man einwenden, daß die Optik hierin das Schicksal mit der Akustik theile, aber dieser Einwand trifft nicht ganz zu, und wenn dies auch wäre, so läge darin ein sehr wichtiger Fingerzeig, daß auch die Akustik der Weiterbildung noch bedarf. Uebrigens wollen wir nicht in Abrede stellen, daß sich die Sache auch von einem ganz andern Standpunkte überblicken läßt, von wo aus das Fehlende nicht blos von dem Optiker, sondern vielmehr noch von dem Physiologen, Psychologen und Maler zu erwarten steht.

Goethe hat mit seiner Farbenlehre bei den Physikern von Fach verhältnißmäßig sehr wenig Anerkennung gefunden. Man schätzte ihn als Dichter sehr hoch und ließ seiner Meisterschaft hier volle Gerechtigkeit widerfahren. Daß dieser geniale Geist aber auch in der Lehre von den Farben etwas leisten könne, bezweifelte man mit starkem Vorurtheil. Dies verletzte den überall gefeierten Mann sehr empfindlich und gab die Veranlassung zu der heftigen Polemik gegen Newton und dessen Anhänger, zu dieser bittern Frucht seines tief innerlich verletzten Ehrgeizes. Es ist bekannt, wie Goethe mit leidenschaftlicher Kritik den unsterblichen großen Briten in den Staub treten wollte. Er zeigte sich in diesem Angriffe nicht groß, und er hat viel mehr sich selbst als dem großen Newton geschadet. Aber dennoch wollen wir die Anregung, welche diese Polemik gegeben hat, nicht geringachten. Wir haben solche in Leidenschaft ausgeartete Parteikämpfe der Wissenschaft schon oft gehabt und sie werden auch in Zukunft nicht fehlen. Und wenn die Zeichen nicht trügen, so bereitet sich gerade in unsern Tagen ein Seitenstück vor zu dem Kampfe zwischen Goethe und den Anhängern Newton's, denn die Angriffe, welche Liebig gegen Francis Bacon gerichtet hat, sind ganz ähnlicher Art, es wird ihnen aber an Gegenkampf nicht fehlen.

Doch nun wollen wir unsere Aufmerksamkeit speciell auf die Schriften lenken, welche zu dem Ebengesagten die Veranlassung abgegeben haben.

1. Goethe's Farbenlehre und die Farbenlehre der heutigen Physik von Rudolf Hantzsch. Mit fünf radirten Blättern und acht farbigen Tafeln. Dresden, Türk. 1862. Gr. 8. 25 Ngr.

Der Verfasser dieses Werks bemüht sich sehr, einen durchaus unparteiischen Standpunkt einzunehmen und festzuhalten. Wenn ihm dies Streben nun auch nicht immer glückt, so ist es doch da und verdient alle Anerkennung. Er ist ein ganz entschiedener Anhänger Goethe's, also ein ebenso entschiedener Gegner Newton's, aber er bewahrt dort wie hier eine würdige Ruhe. Darin unterscheidet er sich von sehr vielen andern gleichgesinnten Kampfgenossen. Er erzählt auch in der Einleitung, daß er früher ein eifriger und überzeugter Anhänger der Newton'schen Theorie war und daß er nach dem so allgemein ausgesprochenen Urtheile Goethe's Farbenlehre als eine Arbeit ansah, welche der Wissenschaft nicht viel Nutzen brächte und am besten ganz vergessen bliebe. Dann habe aber ein Freund ihm die Bemerkung gemacht, daß ein Genie wie Goethe doch mindestens eine Beachtung verdiene, und daß es nicht recht sei, über ihn zu urtheilen, wenn man sich nicht einmal die Mühe gegeben habe, ihn selbst zu studiren. Durch diese derbe Hinweisung sei er zu Goethe's Farbenlehre gekommen, er habe sie fleißig gelesen, sei überrascht worden durch die vielfachen wichtigen und interessanten Aufschlüsse und Widerlegungen. Diese kleine Mittheilung ist mindestens gesagt recht offen. Es wirft wenigstens das Ganze kein gutes Licht auf seine „eifrige" und „überzeugte" Anhängerschaft für Newton, wenn er sie so rasch mit der für Goethe vertauschen konnte. Hiernach sollte man fast glauben, wenn man jetzt dem Verfasser den Rath gäbe, daß er Euler's „Briefe an eine deutsche Prinzeß" läse, er auch rasch für die Vibrationstheorie gewonnen werden könne; denn hierüber urtheilt er ziemlich oberflächlich wie einer, der die Sache wenig durch Selbstforschen kennt. Wenn wir nun auch zugestehen wollen, daß der Verfasser die Goethe'sche Farbenlehre recht gründlich zu seinem Eigenthume gemacht hat, so scheint sein Wissen über den wahren Stand und Werth unserer heutigen Optik nicht tief und sicher genug zu sein, um über beide Parteien ein unparteiisches kritisches Urtheil fällen zu können. Das Buch ist sehr zu empfehlen für ein rasches Einführen in die Grundprincipien der Goethe'schen Farbentheorie, in jeder andern Hinsicht möchte es wol wenig Befriedigung geben.

Außer dem Vorwort und der Einleitung zerfällt die Schrift noch sechs Abschnitte, wovon der erste die Theorie und das Wesen des Lichts bespricht, der zweite die Vorgänge beim Sehen behandelt; der dritte und vierte entwickelt die Farbenlehre Goethe's, der fünfte gibt die Farbenlehre der heutigen Physik und der sechste enthält als Anhang die Lehre von den Beugungserscheinungen.

Der Verfasser legt auch bei der Vorführung der Ansichten Goethe's einen kritischen Maßstab an. Es ist bekannt, meint er, daß Goethe das Entstehen der Farbe aus dem Uebertreten des Lichts und der Finsterniß über Finsterniß und Licht zu erklären sucht. Dabei bemerkt nun der Verfasser: „Hierbei ist uns wol einleuchtend, wie ein getrübtes Licht gelb und gelbroth aussehen könne; wie aber eine erhellte Finsterniß blau erscheinen, wie beim objectiven Farbenspectrum Finsterniß über Licht geführt werden könne, fällt uns schwer einzusehen. Das Licht ist etwas Wirkliches, d. h. Wirkendes, die Finsterniß dagegen nichts Wirkliches, ein Mangel, also Nicht-Licht. In Bezug auf uns ist sie zwar ein Zustand unsers Auges, nämlich der der Ruhe, der nicht in Anspruch genommenen Thätigkeit, und gelangt als

solcher zu unserm Bewußtsein, hat aber deshalb nicht die mindeste Realität. Wir können sie daher auch ebenso wenig als wirksam anerkennen, wie die Schallosigkeit, die Stille, fürs Ohr. Wenn die Sonne durch Rauch gesehen gelbroth erscheint, so ist uns die Einwirkung der Trübung, des körperlichen Rauchs, begreiflich, wenn wir dagegen erleuchtete dunkle Berge oder den finstern Weltraum durch ein erleuchtetes trübes Mittel hindurch betrachten, so ist doch klar, daß nicht die Finsterniß der Wälder oder des Weltraums, sondern die zwischen jener und uns befindliche, erleuchtete Atmosphäre auf unser Auge wirkt. Es ist also das von einem durchsichtigen Mittel reflectirte schwache Licht, welches uns blau erscheint. Die Finsterniß, die hinter ihm liegt, bedeutet nichts weiter, als daß nicht etwa ein anderes Licht dahintersteht und einwirke. Sie ist nur das Nichtvorhandensein einer fremden Lichteinwirkung; das schwache Licht ist das allein Wirkende. Man kann daher nicht sagen, die erleuchtete Finsterniß sehe blau aus, sondern nur das schwache Licht."

Diese Einrede in Betreff der Finsterniß ist vortrefflich, nur will uns das, was der Verfasser dafür an den Platz gesetzt haben will, auch noch nicht befriedigen. Wenn die Schwächung des intensiven Lichts zu Gelb und Roth führt, so ist es schwer begreiflich, wie die unmittelbare Wirkung des geschwächten Lichts blau und violet sein kann. Es ist allerdings ein Unterschied zwischen einem schwachwerdenden hellen Lichte und zwischen einem starkwerdenden dunkeln Lichte, und aus der weitern Untersuchung geht auch ziemlich klar hervor, daß dies der Verfasser eigentlich gemeint hat, aber es ist nicht bestimmt genug ausgesprochen. Wenn man übrigens Goethe's Farbenlehre recht vorsichtig und gründlich studiert, so möchte man wol zu einem andern Ausspruche über das Entstehen der Farben kommen, als ihn der Verfasser an die Spitze seiner Untersuchung gestellt hat. So kurzab und übereilt geht der große Meister nie zu Werke. Hören wir ihn in einer hierher passenden Stelle selbst. „Das höchstenergische Licht, wie das der Sonne, des Phosphors in Lebensluft verbrennend, ist blendend und farblos. So kommt auch das Licht der Fixsterne meistens farblos zu uns. Dieses Licht aber, durch ein auch nur wenig trübes Mittel gesehen, erscheint uns gelb. Nimmt die Trübe eines solchen Mittels zu, oder wird seine Tiefe vermehrt, so sehen wir das Licht nach und nach eine gelbrothe Farbe annehmen, die sich endlich bis zum Rubinrothen steigert. Wird hingegen durch ein trübes, von einem darauffallenden Lichte erleuchtetes Mittel die Finsterniß gesehen, so erscheint uns eine blaue Farbe, welche immer heller und blässer wird, je mehr sich die Trübe des Mittels vermehrt, hingegen immer dunkler und satter sich zeigt, je durchsichtiger das Trübe werden kann, ja bei dem mindesten Grad der reinsten Trübe als das schönste Violett dem Auge fühlbar wird."

Darin liegt eine auf dem Wege der Erfahrung durch feine Beobachtung gewonnene Wahrheit, der man die Zustimmung so leicht nicht versagen kann. Der Verfasser wagt sich auch noch in andern Punkten gegen Goethe aufzulehnen. Bekanntlich zweifelt Goethe daran, daß sich aus dem farbigen Lichte wieder das farblose weiße Licht erzeugen lasse. Der Verfasser hält diesen Zweifel für unbegründet und sucht das Gegentheil zu beweisen; es dürfte aber zu weit führen, dem Verfasser hier noch weiter zu folgen, und wir beschränken uns nur noch auf das Angeben der Grundprincipien der durch den Verfasser verbesserten Farbenlehre Goethe's. Sieht man das Licht für etwas Wirkliches an, so ist die Finsterniß die Abwesenheit des Lichts. Jedes farblose Licht von einer gewissen Intensität ist weiß. Das an sich schwache und durchsichtige Licht erscheint violett und blau; das geschwächte weiße intensive Licht erscheint gelb und gelbroth. Die Schwächung des Lichts kann durch eine wirkliche Trübung oder durch farblose brechende Mittel erzeugt werden, welche den Lichtstrom verschieben oder eine Helligkeitsänderung veranlassen. „Die Farben entstehen aus dem weißen Lichte und sind schattiger Natur, d. h. dunkler als das Licht, aus dem sie entstehen. Sie sind modificirtes Licht und regen die Netzhaut in qualitativer Hinsicht an, wie Licht und Finsterniß dies in quantitativer thun. Die Farben erscheinen in zwei Gegensätzen Gelb und Blau, die sich beide ins Röthliche steigern, Gelb zu Gelbroth oder Orange, Blau zu Blauroth oder Violett. Dieselbe Lichtmenge, die auf der einen Seite durch ihre Entziehung das weiße Licht schwächen und durch ihren Abgang dieses gelb und gelbroth erscheinen läßt, erzeugt auf der andern Seite für sich selbst wirkend Violett und Blau. Im prismatischen Spectrum erscheint ursprünglich weder Grün noch reines Roth. Ersteres entsteht hier nur durch die Mischung von Gelb und Blau. Letzteres wird annähernd durch das Uebereinanderführen des gelbrothen und violetten Saums zweier Prismen erzeugt. Die Complementärfarben, je paarweise wieder vereinigt, heben sich in ihrer Eigenschaft als Farbe auf. Pigmente müssen in der Vermischung immer Grau geben; aus den prismatischen Farben kann dagegen Weiß wieder hergestellt werden...."

2. Vorträge über Newton's und Goethe's Farbenlehre. Gehalten im Künstlerverein zu Dresden von Johann Karl Bähr. Mit einer radirten Tafel. Dresden, Türk. 1863. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Verfasser theilt mit, daß die Mitglieder des Künstlervereins zu Dresden ihn wiederholt aufgefordert hätten, durch Vorträge die Streitfrage über die Farbenlehre zu beleuchten. Er hat dieser Aufforderung gern Gehör gegeben und das vorliegende Buch ist die spätere Frucht davon. Das Ganze besteht aus zwei Vorträgen und drei Anhängen. Der erste Vortrag bildet einen Aufruf zur Betheiligung an der Abtragung einer Schuld gegen Goethe, und enthält zugleich die Grundprincipien der Newton'schen und Goethe'schen Farbenlehre. Der zweite bespricht die Hypothesen über die Grundursache des Lichts und der Farben. Der erste Anhang bringt Mittheilungen und Urtheile über Newton und dessen Werke; der zweite gibt Auszüge aus dem Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, zwischen Goethe und Knebel, zwischen Goethe und Schultz, zwischen Goethe und Zelter; der dritte handelt von dem dynamischen Werthe der Farben.

Da man weiß, wie wichtig die Fingerzeige sind, welche Goethe in der Anwendung seiner Farbenlehre dem Maler gegeben hat, so sollte man in der vorliegenden Schrift eigentlich nur eine eifrige Benutzung und Weiterförderung des Gegebenen erwarten. Dies ist aber gar nicht der Fall. Das ganze Buch will nur Kampf und stellt sich dabei auf den von Goethe angenommenen Standpunkt. Es bringt wenig oder gar nichts Neues. Damit fördert man das eigentlich Gute der Sache nicht. Die verständigen Freunde Goethe's haben es von jeher beklagt, daß er seine Gegner mit bitterer Ironie bekämpft habe, und es ist kein gutes Zeichen, wenn seine Freunde in der heutigen Malerei nur an seiner Polemik Gefallen finden sollten, da diese viel weniger für den Maler als für den Optiker bestimmt worden ist. Am meisten ereifert sich der Verfasser gegen die mathematische Hülfe in der Lehre von Licht und Farbe. Sein Wissen mag gerade in diesem Punkte dem Kampfe nicht gewachsen sein, darum sucht er die Sache ins Lächerliche zu ziehen und mit allgemeinen spitzen Redensarten zu beseitigen. So sagt er von den Fachmännern der heutigen Optik: „Sie scheinen doch oft die Verlegenheit, welche ihnen das Festhalten an einer falschen von Newton aufgestellten Farbentheorie bereitet, lebhaft zu fühlen, weil sie in ihrer Rathlosigkeit das zarte Kind ihres mathematischen Scharfsinns mit besonderm Wohlgefallen und mit einer Affenliebe hätscheln. Wie der schlaue Reineke Fuchs, wenn er sich durch seine Ränke Verlegenheit bereitet hat, sich in die finstern Gänge seiner Burg Malepertus zurückzieht, so pflegen die Physiker in Zeiten der Noth, wenn nüchterne Beurtheilung die romantische Beschaffenheit ihres Systems aufdeckte, sich hinter die Mathematik zu verstecken und glauben hier eine sichere Zufluchtsstätte gegen die harten Angriffe ihrer Widersacher zu finden. Aus ihrem Malepertus rufen sie, in dem Gefühle der Sicherheit ihren Gegnern zu: Ihr seid keine Mathematiker! Wir sind zwar keine Mathematiker, doch ist uns recht

wohl bekannt, daß der Mathematiker, sobald er in das Gebiet der Erfahrung tritt, ebenso wie jeder andere Mensch irren kann und daß die Wahrheit nicht immer beim Handwerk gefunden wird." Solche Reden mögen wol belacht werden, und dies nicht blos vom großen Publikum, sondern auch von den mathematischen Sachverständigen, aber hier sicher nicht zu Gunsten des Redners. Uebrigens spricht es der Verfasser unverhohlen aus, daß sein Hauptstreben darauf gerichtet ist, das gebildete große Publikum mit in den Kampf hineinzuziehen. Er erkennt darin die einzige Möglichkeit zur endlichen Schlichtung des langgenährten Streits. Als wenn es hierbei auf die Quantität der Kämpfer ankommt. Das, wofür der Verfasser als Maler eigentlich kämpfen sollte, wird ihm streng genommen von dem Physiker gar nicht streitig gemacht und ist noch viel weniger dem großen Meister Goethe vorenthalten. Der Kernpunkt des Streits liegt einzig und allein in der Verschiedenheit der Hypothesen, wozu man auf sehr verschiedenen Wegen durch die Erfahrung gelangt ist. Jede Partei glaubt sich im Rechte, solange sie ihre Erfahrungsgesetze für richtig halten kann, und diese gute Meinung ist auf beiden Seiten schon vielfach erschüttert, aber doch noch lange nicht todtgeschlagen. Und wenn nicht alle Zeichen trügen, so scheint ein Einvernehmen beider ganz nahe zu sein. Sie sind sehr verschieden, aber doch keine schroffen Gegensätze, sie stehen einander noch nicht einmal so diametral gegenüber wie die alte Newton'sche Emanationstheorie der neuesten Undulationstheorie, und doch ist bekannt, wie diese beiden Lehren friedlich nebeneinander bestehen und gleich gute Früchte geben können, besonders da, wo der Principienstreit eine unerhebliche Nebensache ist, nämlich in der praktischen Anwendung.

Der Verfasser hat Goethe's Farbenlehre sehr fleißig studirt, aber ganz besonders den polemischen Theil derselben zu seiner Parteisache gemacht. Hierin ist er ein blinder Anhänger selbst bei anerkannten Unrichtigkeiten und Uebertreibungen. Wenn z. B. Goethe den Pater Castel zu seinen Gunsten gegen Newton reden läßt, so thut dasselbe auch der Verfasser, und wenn jener davon schweigt, daß Castel ganz entzückt von Newton's Vergleich der sieben Farben mit den sieben Tönen der musikalischen Octave zu seinem 1725 herausgegebenen „Clavécin oculaire" gekommen sei, so thut dies auch dieser. Uebrigens dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß Castel später ein ebenso leidenschaftlicher Gegner Newton's geworden ist, wie er anfangs ein großer Verehrer war. Als man nämlich dies Farbenklavier mit allen seinen harten und weichen Tonarten, Consonanzen und Dissonanzen, mit seiner Melodie und Harmonie der Farbentöne lächerlich fand, so schrieb er 1740 „L'optique des couleurs", womit er an Newton auch gar nichts mehr gut fand.

In den Anhängen kommt indeß manches vor, das ganz neu ist, nur besitzt es natürlich überall eine gegen die andere Farbenlehre feindliche Tendenz. Selbst von Alexander von Humboldt wird ein Ausspruch gegen Newton mitgetheilt. „Ich kenne in der ganzen Wissenschaft keine albernere Erscheinung", schrieb Alexander an seinen Bruder Wilhelm, „als den großen Briten Newton. Dieser Mensch studirte die Natur hinter verstaubten Folianten, anstatt sie in der Natur selbst kennen zu lernen; er dictirte dem Weltall Gesetze, die in seinem vertrockneten Gehirn entsprungen waren, und je unsinniger seine Aufstellungen waren, desto mehr bewunderte man sie, weil sie den Ideen seiner Zeit entsprachen." Das ist ein hartes Urtheil, man darf aber dabei ja nicht vergessen, daß es 1804 ausgesprochen wurde, als Alexander von Humboldt eben von seiner großen Reise heimkehren wollte. Funfzig Jahre später wäre ihm ein solcher Ausspruch eine reine Unmöglichkeit geworden. Man schlage nur den „Kosmos" auf und man wird finden, daß derselbe Humboldt denselben Newton wiederholt einen unsterblichen genialen Denker nennt, dessen Verdienste um die Auffindung der Gesetze der himmlischen Mechanik nicht hoch genug zu loben seien. Er war nach und nach durch Laplace, Gauß und Bessel zu einer ganz andern Ansicht gelangt. Auf diese indiscrete Benutzung früherer Arbeiten bezieht sich Humboldt bei der Herausgabe seiner kleinern Schriften, wo er sagt: „Wenn ich mich entschlossen habe, in dieser Sammlung kleinerer Schriften neuern Arbeiten sehr viel ältere anzuschließen, so ist die nächste Veranlassung dazu der Wunsch gewesen, durch eine eigene Herausgabe das Erscheinen von unerfreulichen Compilationen zu verhindern, in denen Aufsätze, chronologisch geordnet, wiederum abgedruckt wurden, welche bei dem jetzigen Zustande der Wissenschaften als veraltete zu betrachten sind, oder doch nur sehr theilweise zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse beitragen könnten."

Wir theilen ferner einen Brief Goethe's an Schiller mit, der am 28. December 1795 geschrieben ist. „Des Pater Castel Schrift «Optique des couleurs» 1740 habe ich in diesen Tagen erhalten; der lebhafte Franzos macht mich recht glücklich. Ich kann künftig ganze Stellen daraus drucken lassen und der Heerde zeigen, daß das wahre Verhältniß der Sache schon 1739 in Frankreich öffentlich bekannt gewesen, aber auch damals unterdrückt worden ist." Wir möchten wol, daß Goethe auch das „Clavecin oculaire" von dem phantasiereichen Jesuiten zur Hand gehabt hätte, aber auch zugleich die gründliche Zurechtweisung des Herrn von Mairan in den „Memoires de l'Académie royale des sciences de Paris" (1737). Dieser Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller und zwischen Goethe und Knebel hat übrigens sehr viel Anziehendes. Man sieht so recht in die Werkstatt des großen Meisters und seiner Anhänger. Wir sind dem Verfasser gerade über diese Mittheilung zu dem schönsten Danke verpflichtet. Eine kleine Auswahl davon wollen wir auch unsern Lesern geben. Den 5. October schreibt Goethe von Weimar aus an Knebel: „Es verlangt mich recht sehr, was du zu meinem ersten Stücke der optischen Beiträge sagen wirst. Es ist sehr kurz und wird kaum drei gedruckte Bogen enthalten. Das Publikum muß erst mit diesem Pensum bekannt sein, ehe ich weiter spreche. Indessen arbeite ich schon am zweiten Stücke, weil ich doch einmal in der Materie bin. Es wird auch dazu noch eine Sammlung Tafeln nöthig sein."

Eine Woche später kommt die Sendung selbst und wird mit folgendem Briefe eingeführt. „Du erhältst endlich das erste Stück der Beiträge zur Optik, das an Bogen nicht stark geworden; möge der Inhalt desto specifisch schwerer sein. Ich bin neugierig, wie man es anfassen wird, denn freilich etwas räthselhaft sieht es aus. In dem zweiten Stücke denke ich doch eine etwas weitere Aussicht zu eröffnen. Einige sehr schöne Experimente habe ich wieder gefunden, und die Erscheinungen scheinen sich immer mehr um einen Punkt zu versammeln." Im Februar 1794 schickte Goethe Knebel einen Aufsatz über die Farbenlehre, worauf er besonders viel Fleiß verwandt hatte, da derselbe dem scharfsinnigen Lichtenberg vorgelegt werden sollte, von dem Goethe sehr wünschte, daß er seiner Unternehmung Freund bliebe. Wir wissen, daß Lichtenberg eigentlich gar nichts über diese Sache gesagt hat, und wie sehr dies Goethe verletzte. Ein Wort von Lichtenberg zu Gunsten Goethe's würde gewiß große Sensation gemacht haben; er muß aber sehr triftige Gründe zum Schweigen gehabt haben und dies ganz gewiß mehr aus Rücksicht für Goethe als aus Furcht vor Kampf und Streit. Wir wissen, mit welcher Begeisterung er um dieselbe Zeit sich der neuen französischen Chemie zuwandte, ungeachtet der heftigsten Gegenreden der meisten andern deutschen Gelehrten, und er würde es gewiß mit der Goethe'schen Farbenlehre ganz ebenso gemacht haben, wenn sie ihm in ähnlicher Weise zugesagt hätte. Knebel gab folgende Antwort: „Ich sende dir mit vielem Dank gegenwärtige (optische) Beobachtungen zurück, die du mir mitzutheilen die Güte gehabt hast. Die klare, einfache, behutsame Art, mit welcher sie dargestellt sind, überzeugt an und für sich selbst, wenn man auch die Erscheinungen nicht gesehen hätte, da ich doch die meisten bei dir schon gesehen habe. Man wünscht freilich immer das Wort zu den schönen und klaren Räthseln der Natur zu finden, und es tantalisirt den aufmerksamen Sinn nicht wenig, daß es ihm nicht so leicht wird, solches zu errathen. Vielleicht und ohne Zweifel hilfst du uns in der Zukunft aus, und es scheint mir sehr begreiflich, daß man bei solcher

deutlichen wohlverfolgten Vorstellung der Erfahrungen zuletzt von selbst zum Aufschluß gelangen könne, wenn wir nur von der Lichtmaterie einen zugänglichern Begriff hätten. Ich weiß gar nicht, was sich gegen diese Darstellung könnte aufbringen lassen. ... Ob Herr Lichtenberg die fernern Folgerungen daraus wird ziehen wollen, wird von ihm zu erwarten sein. Allerdings aber ist es gut, daß du einen Mann zum Beistand erwählt hast, der die einmal angenommene Wissenschaft mit allen Cautelen zu vertheidigen weiß. Desto sicherer muß der Strahl der Wahrheit hervordringen." Lichtenberg ging anfangs sehr bereitwillig in die Ideen Goethe's ein und ließ eine rege Theilnahme erwarten, doch nahm er die Sache bald sehr kühl auf, und in den sieben vermehrten Auflagen zu Erxleben's „Naturlehre" erwähnt er der Goethe'schen Farbentheorie auch nicht mit einer Silbe. Gerade über dies Ignoriren fühlte sich Goethe am meisten gekränkt, und er hatte recht dazu. Daß ihm Lichtenberg nicht überall so beistimmen würde wie Knebel, das wußte er recht gut, aber er ahnte nicht, daß der geistreiche Mann doch auch seinen Gelehrtenzopf habe, von dem er sich schwer losmachen konnte. Schiller schrieb am 29. November von Jena aus an Goethe: „Ihr Unwille über die Stolberge, Lichtenberge und Consorten hat sich auch mir mitgetheilt, und ich bin's herzlich zufrieden, wenn Sie ihnen eins anhängen wollen. Indeß das ist die Histoire du jour. Es war nie anders und wird nie anders werden. Seien Sie versichert, wenn Sie einen Roman, eine Komödie geschrieben haben, so müssen Sie ewig einen Roman, eine Komödie schreiben. Weiter wird von Ihnen nichts erwartet, nichts anerkannt; und hätte der berühmte Herr Newton mit einer Komödie debutirt, so würde man ihm nicht nur seine Optik, sondern seine Astronomie selbst lange verkümmert haben. Hätten Sie den Spaß sich gemacht, Ihre optischen Entdeckungen unter dem Namen unsers Professors Voigts oder eines ähnlichen Kathederhelden in die Welt zu bringen, Sie würden Wunder daran erlebt haben. Es liegt gewiß weniger an der Neuerung selbst, als an der Person, von der sie herrührt, daß diese Philister sich so dagegen verhärten."

Das bereits Mitgetheilte wird zur Genüge bestätigt haben, daß dies Buch ein sehr interessantes sei und der sorgfältigsten Beachtung empfohlen werden kann, obgleich dasselbe ein wenig stark nur für Goethe Sinn zu haben scheint und durch und durch polemisch ist.

3 Die zu sühnende Schuld gegen Goethe. Von Friedrich Graevell. Zum Besten der Goethe-Stiftung. Mit einer Tafel. Berlin, Hempel. 1860. Lex.-8. 16 Ngr.

Graevell hat schon mehrfach das Wort für Goethe gegen Newton genommen. Er ist als ein gar eifriger Parteigänger bekannt. Im Jahre 1857 erschien von ihm „Goethe im Recht gegen Newton"; 1858 veröffentlichte er „Charakteristik der Newton'schen Farbenlehre"; 1859 kam sein Werk „Ueber Licht und Farben" heraus. Hieran schloß sich nun das vorliegende Büchelchen. Ob vielleicht noch ein neueres Werk von dem fleißigen Verfasser herausgekommen ist, müssen wir dahingestellt sein lassen, uns ist wenigstens davon noch nichts zu Augen gekommen. Das jetzt zu besprechende Schriftchen war eigentlich dazu bestimmt, in dem Feuilleton einer berliner Zeitung zu erscheinen. Aber ungeachtet der Redacteur dem Verfasser eine rasche Veröffentlichung zugesagt hatte, so wurde dieselbe doch mehrere Wochen lang nicht erfüllt und der Verfasser sah sich veranlaßt, sein Manuscript zurückzufordern. Die Arbeit wurde dann noch mit einigen Zusätzen und erläuternden Abbildungen versehen, damit sie einen selbständigen Lauf durchs Leben machen könne. Der Verfasser sieht in den Schicksalen der Goethe'schen Farbenlehre einen Act des deutschen Trauerspiels. Daß Goethe keine allgemeine Anerkennung, keinen Dank für seine Lieblingsarbeit gefunden hat, meint der Verfasser, ist eine schwere Schuld, die wir zu sühnen haben. Er kommt dann auf die Darstellung der Newton'schen und Huygen'schen Farbenlehre, gibt eine Kritik derselben und deutet auf die Leistungen Goethe's und auf die Versuche, darin eine Unrichtigkeit zu finden. „Weder von Quintus Icilius", sagt der Verfasser, „noch von Helmholtz, noch von einer andern Autorität des physikalischen Fachs ist mir bisjetzt irgendeine Widerlegung gegen die in der Schrift «Ueber Licht und Farben» der Newton'schen Farbentheorie schuld gegebenen Gebrechen zu Gesicht gekommen. Ich vermag demnach nicht zu sagen, ob dieses Schweigen für eine im stillen noch blühende Hoffnung spricht, die am Prisma zum Vorschein gekommenen Bogen in gerader Linie zurückzustrecken, oder den Längen nicht vorhandener Farbenwellen ein wirkliches Dasein einzuhauchen, oder ob dieses Schweigen als ein Beweis besonderer Artigkeit gegen Goethe aufzufassen ist, damit der Kelch seiner Vorhersagungen bis auf den letzten Tropfen der schließlich eintretenden schweigenden Ergebung sich erfülle. Goethe kannte seine Pappenheimer!"

Man sieht, eine wie eindringliche Sprache der Verfasser führt, um das Schweigen der Gegenpartei zu brechen. Er geht übrigens noch weiter und meint, es sei Pflicht der überwachenden Behörde, den Lehrern der Physik an den Gymnasien und Realschulen zur Bedingung zu stellen, ihre Ansicht über das Thema — vergleichende Untersuchung über den Werth der Newton'schen und der Goethe'schen Farbenlehre — in einem Programm niederzulegen. „Es würde sich dann zeigen, ob die Kunst so weit reicht, Bogen in gerade Linien zu verwandeln, oder ob wir endlich das in dieser Angelegenheit so lange verschobene: Pater peccavi! zu hören bekommen werden." Hierin geht des Verfassers Wunsch und Erwartung wahrscheinlich viel zu weit. Uebrigens möchte ein anderer Vorschlag, den er dem Vorstande der Goethe-Stiftung macht, in Betreff des Ausschreibens eines Preises sehr zu empfehlen sein, nur dürfte es schwer fallen, die Preisrichter so zusammenzufinden, daß sie beiden Parteien vollkommen genügten. Eine solche Bedenklichkeit bildete aber kein unüberwindliches Hinderniß, man muß nur einen ernstlichen ehrlichen Willen zeigen, sie wirklich beseitigen zu wollen.

Heinrich Birnbaum.

Das Neueste aus der Dante-Literatur.

1. Dante-Album. Erstes Heft. Mittheilungen aus der „Divina Commedia" von C. Hape. Jena, Frommann. 1863. Gr. 8. 1 Thlr.
2. Metodo di commentare la Commedia di Dante Allighieri proposto da *Giambattista Giuliani*. Florenz 1861.

Es gehört gewiß zu den angenehmsten Erfahrungen in unserer von politischen Parteiungen zerrissenen und verbitterten Zeit, wenn solche Erscheinungen, wie die angegebenen Bücher, uns die erfreuliche Ueberzeugung geben, daß es doch, sowol in Deutschland als in Italien, noch Männer von Geist und edelm Sinne gibt, welche ihre Kräfte nicht in widrigen Parteikämpfen aufreiben, vielmehr die Augen für das Höchste und Schönste im Reiche der Poesie offen bewahren. In der gewissen Hoffnung, daß Dante noch viele Freunde unter uns besitzt, welche mit Freuden neue Arbeiten über die Werke des unvergleichlichen Dichters begrüßen, soll über die oben angegebenen Werke hier kurz berichtet werden.

Der erste Eindruck, welchen das Werk „Dante-Album" von C. Hape (Nr. 1) auf mich machte, war, ich gestehe es, kein besonders günstiger. Es mußte mir unwillkürlich dabei der Hofdichter Benserade, zur Zeit Ludwig's XIV., einfallen, welcher die „Métamorphoses d'Ovide mises en rondeaux" geschrieben. Eine genauere Betrachtung des Werks brachte mir aber bald eine günstigere Meinung bei. Der Verfasser hat damit nicht entfernt eine Uebersetzung des Dante beabsichtigt, sondern nur in 92 Sonetten viele der interessantesten und schönsten Stellen der „Divina Commedia" poetisch zu entfalten gesucht. Den Maßstab einer Uebersetzung darf man daher an diese Sonette nicht eigentlich legen; einmal, weil es überhaupt etwas Abgeschmacktes wäre, ein solches Gedicht in solche Form zu bringen; dann aber auch, weil der Verfasser sich keineswegs stets nur an Eine Stelle

des Gedichts gehalten, sondern oft recht sinnreich und geschickt mehrere in Beziehung zueinander stehende Stellen in Einem Sonett vereinigt hat.

Als Beispiel seiner Behandlungsweise mag hier das Sonett S. 23 aus der Episode der Francesca von Rimini dienen; „Inferno", V, 121 fg:

Ed ella a me: Nessun maggior dolore
Che ricordarsi del tempo felice
Nella miseria: e ciò sa il tuo dottore.

Ma se a conoscer la prima radice
Di nostro amor tu hai cotanto affetto
Farò come colui che piange e dice.

Noi leggevamo un giorno per diletto
Di Lancilotto, come amor lo strinse
Soli eravamo e senza alcun sospetto.

Per più fiate gli occhi ci sospinse
Quella lettura e scolorocci il viso
Ma solo un punto fu quel che ci vinse

Quando leggemmo il disiato riso
Esser baciato da cotanto amante
Questi che mai da me non fia diviso

La bocca mi baciò tutto tremante:
Galeotto fu il libro e chi lo scrisse;
Quel giorno più non vi leggemmo avante.

Ich schwieg. Sie sprach: Es gibt kein größres Leiden
Als einst empfundne Seligkeit vermissen:
Doch willst du unserer Liebe Wurzel wissen,
So sag' ich's weinend dir und wie im Scheiden.

Es lasen einsam still vergnügt wir beiden
Im Sonnenschein ohn' Arg, auf Ruhekissen
Wie Amor Lanzelot hat hingerissen:
Der Blicke Wechsel ließ sich nicht vermeiden

Doch war's von allen Zeilen nur die Eine
Von dem erküßten Lächeln die gelesen
In Flammen setzte unser ganzes Wesen —

Mit seinen Lippen küßt' er zitternd meine:
Ein Kuppler war das Buch und der's geschrieben —
Bei jener Zeile sind wir stehn geblieben —

Die Zartheit des ganzen Ausdrucks und die bei einer solchen Form überraschende Treue der Uebersetzung muß jeden ansprechen; wenn auch freilich solche kleine Flickreime wie: „und wie im Scheiden" und „auf Ruhekissen" den Genuß allerdings etwas stören. Doch, welcher deutsche Dichter, wenn er sich der Form der Sonetts bedient, wird es wol jemals dahin bringen, daß er nicht zuweilen, wie Goethe sagt, etwas leimen müßte. Keiner wird sich wol je rühmen dürfen, wie nach dem Zeugniß eines alten Commentators, der Dante noch gekannt, dieser ihm gesagt haben soll: es habe der Reim ihn nie gezwungen etwas zu sagen, was er nicht gewollt habe. Mit welcher Meisterschaft aber der Verfasser die Sprache zu behandeln und den Sinn seines Originals wiederzugeben versteht, davon geben mehr noch als die Sonette, die in kurzen, alternirend gereimten Versen übersetzten Stellen des Gedichts, welche in den Anmerkungen citirt werden, einen schönen Beweis. Ich stehe nicht an zu sagen, daß der Verfasser vor vielen andern befähigt wäre, das ganze Gedicht, versteht sich in der allein zulässigen Form der Terzinen, zu übersetzen.

Wie sehr ich nun aber auch geneigt bin, die schöne Dichterbegabung des Verfassers anzuerkennen, so wenig kann ich mich mit manchen seiner Anmerkungen, welche er zu der Uebersetzung gegeben hat, einverstanden erklären. Ueberall zeigt sich hier die unselige Lust, in den einfachsten und klarsten Stellen des Gedichts geheimnißvolle, von keinem früher geahnte Bedeutungen und Beziehungen zu suchen. Einige wenige Beispiele mögen das belegen.

Der Dichter sagt „Purgatorio", VIII, 27, er habe zwei Engel vom Himmel kommen sehen mit „Due spade affocate Tronche e private delle punte sue". Deutlicher kann man doch nicht sagen, daß den Schwertern die Spitze abgebrochen war. Unser Verfasser aber, dem die natürliche Auslegung der meisten Commentatoren nicht genügt, sagt S. 69: „Die abgestumpften Spitzen sind vielmehr durch Flammenspitzen ersetzt, und damit will Dante gerade die Schärfe der göttlichen Gerechtigkeit bezeichnen." Aber alle schönen Citate aus der speculativen Dogmatik von Martensen, womit wir hier überschüttet werden, vermögen nichts gegen die klaren Worte des Textes. Ebenso will der Verfasser in der Stelle „Inferno", XXXIII, 86, wo alle Ausgaben, mit Ausnahme von unendlich wenigen Handschriften lesen: „Che se 'l conte Ugolino aveva voce D'aver tradita te delle castella", statt te: tre lesen, weil, wie er S. 67 sagt, Dante hier die vier Söhne und Enkel des Grafen, die sein Schicksal theilen, als Gegensatz gegen die drei Burgen erwähne, „wie er denn in der Regel mit Zahlen einen Sinn, vornehmlich gegensätzlich verbinde". Ganz abgesehen von der Wunderlichkeit einer ganz aus der Luft gegriffenen Zusammenstellung, hätte der Verfasser sich doch hüten sollen zu behaupten, daß erst durch das tre die Stelle zu ihrer richtigen Syntax und Bedeutung gelange, da vielmehr die Syntax diese Veränderung unmöglich zugeben kann, wenn man nicht auch das tradita, was er doch stehen läßt, entweder in tradito, „er habe die drei Burgen verrathen", oder noch besser in tradite, nämlich die castella, verändert; denn da tradita nur auf Pisa gehen kann, so muß auch nothwendig te folgen, weil es sonst heißen würde: Pisa habe die Burgen verrathen. Ich übergehe noch manches Aehnliche, um endlich noch einige Worte über den das Heft beschließenden Abschnitt, „Buchstaben und Zahlenschrift" betitelt, zu sagen. Wer mit den ähnlichen apokalyptischen Entdeckungen Rosetti's, Arour', Picci's und Consorten bekannt ist und daran Gefallen findet, der wird sich hier recht in seinem Fahrwasser fühlen. Auch hier mögen einige wenige Beispiele meine entschiedene Abneigung gegen solche Spielereien rechtfertigen.

„Purgatorio", XII, fangen die Verse 16, 19, 22 mit C, O und Si an; das liest der Verfasser Cosi. Die darauffolgenden vier Terzinen fangen mit Vedea an (wie Dante solche Wiederholungen oft anwendet, z. B. „Inferno", V, 100, wo drei aufeinanderfolgende Terzinen mit Amor anfangen und „Paradiso", XIX, wo von Vers 115 an drei Terzinen mit Li, die drei folgenden mit Vedrassi und die nachfolgenden drei mit E anfangen) und die dann folgenden vier mit O, die nächsten vier aber mit Mostrava. Darin liest der Verfasser (V als U gelesen) Uom. So hat er Cosi Uom herausgebracht, was Gott weiß nach welcher Sprachlehre Ecce homo bedeuten soll. Ja, noch mehr. Das Q, womit der vierundsechzigste Vers anfängt, „soll ein angestrichenes O sein, zu bedeuten, daß es als ein doppeltes O zu nehmen ist", nämlich einmal zu Terzine 21 und dann zu den vorangehenden Terzinen 9—20, um auch da das fehlende O zu ersetzen. „In der erst verzögerten und dann doppelt starken Aussprache des Uomo liegt das poetisch Schöne dieser Verkleidung", sagt der Verfasser. Ich aber sage: auch wenn man sich all dies wunderliche Zeug gefallen ließe, was soll denn mit dem angeblichen Ecce homo hier gesagt sein? wo sich auch nicht die leiseste Beziehung auf den Herrn und also auch nicht auf das Wort des Pilatus entdecken läßt.

Ein zweites Beispiel unter den vielen, die der Verfasser uns bietet, sei mir noch erlaubt hier anzuführen. „Paradiso", XXVII, 22, bricht Petrus im heiligen Unwillen gegen die Päpste los, in den Worten:

Quegli ch' usurpa in terra il loco mio,
Il loco mio, il loco mio che vaca u. s. w.

Was sieht unser Verfasser hier? Mit dem dreimaligen L. M (loco mio) und dem nachfolgenden C V (che vaca) ist ihm ganz unfehlbar Papst Clemens V. bezeichnet; obgleich in dem

Augenblick, wo Petrus redet (1300), nicht Clemens, sondern Bonifaz VIII. regierte, welcher erst einige Jahre nachher starb.

Ich bedauere, daß es mir an Zeit und Raum, vor allem aber an Lust fehlt, noch ein Hauptstück dieser Art, die Erklärung nämlich, das „Cinquecento dieci e cinque" (DXV) („Purgatorio", XXXIII, 43) anzuführen. Es genüge zu sagen, daß nach dem Verfasser diese Zahl nicht in römischen, sondern in arabischen Ziffern geschrieben 515 gibt. Und eben diese Zahl ist nach dem Verfasser die Signatur Clemens' V., CLV oder 155, welches nach hebräischer Art, von der Rechten zur Linken gelesen (die 15 aber ungetrennt gelassen), 515 ergeben, und damit werde gesagt: Der Messo di Dio werde in allen Dingen den CLV (Clemens V.) entgegengesetzt handeln. Ich denke der besonnene Leser wird an diesem Pröbchen genug haben, und ich kann nur mit dem aufrichtigen Bedauern schließen, daß ein so schönes Dichtertalent auf solche Irrwege gerathen ist.

Ueber das zweite Werk muß ich mich etwas kürzer fassen; zu einer gründlichen Besprechung würde hier der Raum fehlen, auch geschähe es besser in einem für die Philologie besonders bestimmten Blatte.

Der Verfasser, Pater Giambattista Giuliani, früher Professor der geistlichen Beredsamkeit an der Universität von Genua, jetzt in gleicher Eigenschaft nach Florenz versetzt, hat auch, wie er in der Vorrede sagt, die Pflicht den Dante zu erklären; und so hat er denn seit einer Reihe von Jahren Dante's Werke und namentlich die „Divina Commedia" zum Gegenstande ernster Studien gemacht und die Resultate derselben in mehrern kleinen Schriften wie: „Alcune prose" (Savona 1851), worin schon eine Probe seiner Erklärung des „Inferno"; „Del metodo di commentare la Divina Commedia (Savona 1856); „Dante spiegato con Dante" (Turin 1857; Abdruck eines Artikels aus der „Rivista contemporanea"), herausgegeben.

Das vorliegende Werk gibt nun einen neuen Abdruck von dem zweiten der ebengenannten Schriften und enthält außerdem einen „Discorso storico sull' epistola di Dante a Cangrande della Scala" von Tommaseo, welcher ganz auf die Ideen Giuliani's eingeht; einen „Discorso delle benemerenze di Dante verso l'Italia e la civiltà", welcher füglich hätte wegbleiben können, wenn nicht die gegenwärtige Lage Italiens solche sanguinische Aussichten einigermaßen entschuldigte, und endlich nimmt den bei weitem größten Theil des Bandes der Commentar über die vier ersten Gesänge des „Inferno" und über die drei ersten des „Purgatorio" und des „Paradiso" ein.

Die in allen diesen Schriften aufgestellte Methode des Verfassers, die „Divina Commedia" aus den übrigen Schriften Dante's zu erklären, ist allerdings nicht ganz neu, da manche, besonders unter den neuern Commentatoren häufig auf das „Convito" und die „Monarchia" hinweisen. Wodurch er sich aber vor allen seinen Vorgängern auszeichnet, ist, daß er nicht wie sie nur hin und wieder auf die übrigen Werke Dante's verweist, sondern diese als ein Ganzes betrachtet, worin sich die religiösen, kirchlichen und politischen Ansichten des Dichters deutlich ausgesprochen finden; daß er die sämmtlichen Werke Dante's mit einer wahrhaft bewunderungswürdigen Belesenheit und Gründlichkeit auf das Gedicht anwendet, und auch die Schriftsteller, welche Dante am meisten vor Augen gehabt: Brunetto Latini, Boëthius, Isidorus, Thomas von Aquino, Albertus Magnus, der Alten zu geschweigen, in den Kreis seiner Beobachtungen gezogen hat; und endlich, was noch keiner gethan, seine Erklärung der „Divina Commedia" vorzüglich auf den Brief Dante's an Cangrande gründet, worin der Dichter sich weitläufig über den Zweck und die Bedeutung seines Gedichts ausspricht. Die Echtheit dieses etwas spät durch den Druck bekannt gewordenen Briefs ist in neuerer Zeit von einigen, namentlich von Scolari, angefochten worden, und so ist denn die erste wichtigste Aufgabe Giuliani's gewesen, diese Echtheit, welche übrigens schon Rosetti, Troja und Witte bewiesen haben, festzustellen, weshalb denn hier Text und Uebersetzung, sowie ein gründlicher Commentar über dieselbe, das Buch eröffnet. Auch mir scheint die Echtheit unzweifelhaft, besonders auch deshalb, weil mehrere alte Commentatoren, namentlich Boccaccio, ganz augenscheinlich diesen Brief vor Augen gehabt und Stellen daraus benutzt haben. Unser Verfasser nimmt es mit dem „Dante spiegato con Dante" so ernst und buchstäblich, daß er in seinem Commentar sogar die Methode, welche Dante im „Convito" befolgt, erst den Buchstaben des Gedichts zu erklären und darauf die Allegorie folgen zu lassen, zu der seinigen gemacht hat.

Dieser Commentar nun, welcher bei weitem die größere Hälfte des vorliegenden Buchs einnimmt, erstreckt sich aber vorläufig nur über die vier ersten Gesänge des „Inferno" und über die drei ersten des „Purgatorio" und des „Paradiso". In der „Introduzione" gibt er die gesundesten Grundsätze über die Erklärung der „Divina Commedia" an, vorzüglich daß man sich mit der Wissenschaft und Theologie jener Zeit vertraut machen müsse, wie sie uns aus den andern Werken Dante's und aus den Schriftstellern entgegentritt, welche er vor andern benutzt hat. Erst wenn diese Subsidien uns verlassen, dürfe man zu den ältesten Commentatoren, zum Theil Zeitgenossen Dante's und mit dem Geiste ihrer Zeit vertraut, seine Zuflucht nehmen. Diese Grundsätze befolgt er nun auf das gewissenhafteste in seinem Commentar. Ich kann hier nicht auf das einzelne eingehen und muß mich begnügen, die Methode im allgemeinen als eine höchst vortreffliche zu bezeichnen, wobei sich von selbst versteht, daß ich darum nicht mit allen einzelnen Erklärungen mich einverstanden bekennen möchte; wie denn auch der ernste Wunsch, seine Leser zu überzeugen, ihn zuweilen zu unnöthigen und allzu breiten Erörterungen verleitet hat. Dem ersten Gesange des „Inferno" ist ein kleiner Excurs: „Del veltro allegorico", beigegeben, worin er auf das schlagendste, aus dem ganzen Complex des Gedichts und aus den Ansichten Dante's überhaupt, beweist, daß darunter weder ein Kaiser, noch viel weniger aber ein anderer weltlicher Machthaber, etwa Cangrande oder Uguccione della Faggiuola gemeint sein könne, sondern einzig und allein ein wahrhaft frommer und heiliger Papst; als welcher ihm wol nicht mit Unrecht Benedict XI., der Nachfolger des argen Bonifaz VIII. erscheint: wobei freilich dem Dichter, wie bei Heinrich VII., das Unglück widerfährt, daß die, von denen er Abhülfe erwartete, allzu früh starben.

Und so kann ich denn zum Schluß nur wiederholen, daß, wenn man auch über einzelne Erklärungen des Verfassers noch streiten kann, man doch den stets unverrückt auf das Ganze gehefteten Blick, die strenge Consequenz, womit er seine Methode durchführt, und die daraus abgeleiteten Erklärungen der Allegorie nur bewundern muß, und diese Eigenschaften haben ihn denn auch vor den phantastischen, willkürlich ersonnenen Träumereien bewahrt, welche so viele neuere Commentare über die „Divina Commedia" unerträglich machen. **L. G. Blanc.**

Historische Romane.

(Beschluß aus Nr. 9.)

4\. Novellen von Moritz Hartmann. Drei Bände. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1863. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Die Novellen von Hartmann, die übrigens nur zum Theil historische genannt werden dürfen, zeichnen sich durch Bestimmtheit und Klarheit der Gedanken, durch Freiheit der Anschauung, Bewegung der Handlung und Kraft des Ausdrucks aus. Irren wir nicht, so entsteht bei ihm zuerst die Idee, die dann erst gestaltet wird; die meisten seiner Novellen sind gewissermaßen tendenziös, anziehend darunter besonders die, in denen er mit psychologischer Feinheit und Menschenkenntniß den Einfluß der Ueberredung oder der Gewalt bei Bekehrungsversuchen schildert. In zwei dunkeln Bildern zeigt er uns diese versuchte Einwirkung von katholischer wie von calvinistischer Seite her, während

er das strenge Festhalten der Juden an ihrem Glauben in der kleinen Novelle „Bei Kunstreitern“ verherrlicht. Gleich die erste Geschichte aus dem 19. Jahrhundert: „Der Zweck heiligt das Mittel“, schildert die Bekehrungsversuche, die von katholischer Seite an einer jungen Hofdame gemacht werden; der angeschlagene Ton ist fast zu leicht für die dunkeln Nachtseiten, die hier vor uns enthüllt werden; zu viel wird in Scene gesetzt, zu Abschreckendes vorgeführt, als daß es diese Form und Redeweise vertrüge. Unendlich wirksamer und auch viel gehaltvoller ist der Bekehrungsversuch geschildert, den die Calvinisten mit einer katholischen Gräfin Sassari unternahmen. Dort fällt eine eben nicht tief angelegte, mehr gewohnheitsmäßig gläubige Protestantin der Bekehrungssucht ihrer Fürstin zum Opfer, die allerdings starke Mittel zur Erreichung ihres Zwecks anwendet; hier sehen wir eine jeder Gefahr und Demüthigung trotzende Katholikin, die alle Versuche der Calvinisten siegreich abschlägt. Freilich ist weder in der Hofdame noch in der Gräfin das confessionelle Bewußtsein weit her; so gründet sich der letztern entschiedene Weigerung namentlich auf die Ueberzeugung, daß sie innerlich durch den Uebertritt nichts gewinnen würde, ihr katholischer Glaube ist ihr dabei nur ein Theil National- oder Familiengefühl; sie spricht von einem Glauben, der vor tausend Jahren für Italien zurechtgemacht wurde, sie schließt ihre Gedankenreihe mit dem Satze, daß, wer durch eigenes Nachdenken über die katholischen Dogmen hinausgekommen sei, auch zugleich die protestantischen überwunden habe. Der Brief vom Ende März ist nicht der Standpunkt einer italienischen Gräfin des 18. Jahrhunderts, es ist nur die moderne Erörterung der Frage, warum die evangelische Kirche in unserer Zeit weniger Bekehrungsresultate aufweist als die katholische. Wir würden zu den dort angeführten Gründen als einen der entscheidendsten die Unfähigkeit der protestantischen Prediger angeben, wenn diese wirklich nur annähernd so schwankend, schwach, unklar und oberflächlich urtheilten, wie etwa der Pfarrer, der Schwager der Hofdame, nach der Schilderung Hartmann's. Das bleibt uns überhaupt eine immer interessante Erscheinung, wie oberflächlich im allgemeinen die Kenntniß von den confessionellen Unterschieden ist, wie man sich begnügt sie vornehm zu ignoriren, statt ihnen geistig auf den Grund zu gehen oder je nach dem Standpunkte entgegenzutreten, wie so viele die höchsten geistigen Fragen als überwundenen Standpunkt behandeln, bis sie auf einmal mächtig und siegesgewiß ihnen gegenüberstehen. Gesteht doch Hartmann selbst, bei aller seiner Feindschaft gegen die abgestandene Form, daß manche Form doch noch einen lebendigen Inhalt hat, über den man sich nicht hinwegsetzen kann, ohne sich an sich selbst und an der Welt zu versündigen.

Zu den Bekehrungs- und Verfolgungsgeschichten um des Glaubens willen gehört auch die den ganzen dritten Band füllende Novelle: „Der Gefangene von Chillon“, jener edle Streiter Bonivard, der, in langer Gefangenschaft gehalten, endlich von den Genfern befreit wurde. Der Vergleich mit Byron's epischer Dichtung gleichen Namens liegt hier sehr nahe und wir müssen gestehen, daß wir für die einfache Schilderung des Glaubenshelden, für das traurige Geschick, das ihm im Kerker die beiden Brüder raubte, mehr Sympathie haben, als für die Novelle, die mit ihrer nebenbeilaufenden Liebesgeschichte den eigentlichen Kern verwirrt und beeinträchtigt.

Und so wenden wir uns mit größerer Befriedigung den Novellen zu, die uns vorwiegend die Conflicte und Kämpfe des Herzens und Gemüths schildern, die ein bestimmt gegebenes, in sich abgeschlossenes Verhältniß bis zur Entscheidung und Auflösung bringen. Dahin gehört durch feine und psychologische Charakteristik, durch prächtige und reiche Darstellung die Novelle „Feigheit“; durch Originalität der Erfindung, wie durch sittlichen Gehalt und Inhalt die Novelle „Zwanzig Millionen“, in er noch die prächtigen Naturschilderungen, die reichen Stimmungsbilder und die wohlgelungene Zeichnung der Lebensverhältnisse zu loben ist. Weiter ist hierhin zu zählen: „An der Spielbank“, mit dem düstern, unheimlichen Hintergrunde und der Charakteristik höherer gesellschaftlicher Zustände; „Salvaggia“ durch seinen fesselnd interessanten Inhalt, die romantische Färbung und den ruhigen Ton, in denen das leidenschaftlich Bewegte dargestellt wird; die Zeichnung des edeln aber lächerlichen Dr. Schenan in der Novelle gleichen Namens u. s. w. Psychologische Kämpfe zu schildern: die Gattin in „Feigheit“, die wechselnde Stimmung in dem nach Entscheidung ringenden Dr. Born, sind, wie der Leser sich leicht überzeugen wird, die eigentliche Hauptstärke Hartmann's. Hier finden wir alle seine Vorzüge vereint: Menschenkenntniß, den ruhigen, über alles sich verbreitenden Blick, Kraft der Anschauung und Tiefe des Gemüths, Größe des Stils und Eleganz der Sprache, die er mit Meisterschaft behandelt. Diese Eigenschaften seiner Dichtungen, die wir namentlich in den nicht vorwiegend tendenziösen finden, diese Vorzüge also und der Name Moritz Hartmann sind Empfehlung genug, als daß wir noch etwas hinzufügen dürften.

5. Studien und Erlebnisse eines reisenden Prinzen. Aus dem Arabischen des F e r F i r F e y J s i l j n. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 1864. 8. 5 Thlr.

In dem dreibändigen Buche sind die Erfahrungen niedergelegt, welche der Emir Iskander machte, als er die Wirkungen der Sitten und Gebräuche in Europa kennen lernen wollte. Seine Studien sind nicht tief und seine Erlebnisse nicht übermäßig interessant. Wir haben es hier mit einem polemischen Romane zu thun, in welchem der Verfasser, unter einer eben nicht neuen Maske, seine zum größten Theil humanistischen Grundsätze veröffentlicht. Namentlich eifert er gegen die katholische Kirche, in der er nur Betrug und Pfaffenwirthschaft sieht, gegen Formenwesen und unverstandene Phrasen, wobei es ihm denn aber begegnet, daß er auch den Geist, der Form wegen, geringachtet. Da er überhaupt nur oberflächlich beobachtet, kommt er zu der Ueberzeugung, daß heidnische Sitten und Gebräuche und mohammedanische Aufklärung große Vorzüge vor den (katholischen) Lehren der Verfinsterung haben; der Reisende erfährt, daß die Theologie das unter den Wissenschaften sei, was das Gift unter den Nahrungsmitteln u. dgl. Ueber katholische Gebräuche und Dogmen urtheilt er so obenhin, daß auch der sonst ihm zustimmende Leser doch einsehen wird, er kenne jene oft nur dem Namen nach, gewiß aber nicht ihre innere Bedeutung. Er hat sich aus einseitigen Beobachtungen eine Meinung construirt, etwa wie ein protestantischer Theolog, der aus kleinen und beschränkten Verhältnissen heraus, scheinbar ohne Vorurtheil, aber doch innerlich kampfesmuthig nach einer kurzen Ferienreise in Italien über Land und Leute dort urtheilen würde. Freilich würde ein solcher Theologe, wenn er von dem Ursprung des Fegfeuers spräche, eher auf das Buch der Makkabäer als auf Aegypten hinweisen; er würde wissen, wie der gläubige Katholik nicht leugnet, daß Heiden und Israeliten einige Ahnungen von den Grundlehren der katholischen Religion gehabt haben. Weniger Schatten, dafür aber mehr Licht, weniger Witz und absichtliches Ignoriren, dafür mehr Wissen und Kritik wären dem Buche entschieden zu wünschen; die Kampfweise hat sich — das mußte der Verfasser wissen — in den letzten zehn Jahren bedeutend geändert, sie ist nicht mehr auf dem Standpunkt jener Naivetät, die hier zur Erscheinung kommt. Die Fabel des Romans ist einfach genug; sie bewegt sich um den seine Geliebte suchenden Prinzen; die Zeichnung der Charaktere zeigt von Individualisirungstalent, ohne daß wir uns für das Gestaltete gerade zu interessiren vermöchten; manche Schilderungen sind lebendig, frisch und geschickt. Einzelne Situationen sind sehr dramatisch, andere wieder — ganz angemessen — überaus herzlich und gemüthlich geschildert. Man sieht, daß es der Verfasser mit seinem Werke ernst meint; er möchte der Menschheit mit seinen Lehren heilbringend sein; er schreibt oft mit dem Herzen; aber er läßt sich eben von seinem Gefühl hinreißen die Wirkungen und die äußere Erscheinung mit den Ursachen und dem Geiste zu verwechseln. Was der Prinz bemerkt, als er zum ersten mal europäischen Schriftstellern begegnet, die nach den unverstandenen Aussagen

ihrer Dolmetscher uber Aegypten schreiben, das kann auch in mancher Hinsicht auf den Verfasser dieses Buchs angewendet werden: „Anstatt von Hunden berichten sie von Löwen, anstatt von Fischen von Schlangen; je unwahrscheinlicher desto besser, denn das Publikum will nur Neues, wenn es auch sonst keinen Werth hat.“ Gern aber wollen wir noch zugestehen, daß in dem Buche auch manche richtige, zutreffende Bemerkung, manches Anregende zu finden ist, was noch mehr hervortreten würde, wenn der Verfasser sich kürzer zu fassen verstände.

6. Der arme Tom. Historischer Roman aus der Zeit Karl's II. von England von M. Harrer. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1864. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Der arme Tom ist jener Thomas Otway, der vor 200 Jahren unter der Regierung des genußsüchtigen Karl II. durch sein großes dramatisches Dichtertalent verdientes Aufsehen machte. Zeitgenossen verglichen ihn mit Shakspeare, und noch in neuerer Zeit haben Walter Scott und Frau von Staël ihn mit diesem größten Dichter in Parallele gestellt. Otway wurde 1651 zu Wolbeding in Sussexshire geboren, studirte Theologie, debutirte mit sehr geringem Erfolg als Schauspieler, ließ sich als Soldat im Feldzuge nach den Niederlanden anwerben und kehrte dann nach London zurück, wo er schnell hintereinander sieben Dramen aufführen ließ, die mit Beifall aufgenommen wurden. Sein wüstes Leben, das selbst unter der Regierung eines Karl II. auffiel, die Schlaffheit seines Charakters, sein ewiges Haschen nach Genuß ließen ihn moralisch immer tiefer sinken; er starb, wie man sagt, verhungert, in einem Stalle des Bull 1685. Seine gesammelten Werke erschienen von Thornton herausgegeben (1812), die „Waise“ und „Das gerettete Venedig“ werden von seinen Dramen noch heute hochgeschätzt. („The fame of Otway now rests on his two tragedies: The Orphan and Venise preserved, but on these it rests as on the pillars of Hercules.“ Chambers.)

Der vorliegende Roman behandelt die Lebensschicksale dieses Dichters; es ist somit mehr ein biographischer als ein historischer Roman, denn das in demselben entrollte Zeitgemälde ist doch hier mehr Mittel zum Zweck, als Zweck selbst. Durch das Leben des Dichters in London zieht sich die Liebe zur Schauspielerin Ellen; sie und die Liebe der Pflegeschwester Birdy zu ihrem Bruder Tom bilden mit dem Dichter selbst den Mittelpunkt, um den die andern Personen sich gruppiren. Der Stoff, an sich einfach, ist vielfach erweitert; der Verfasser hat selbst versucht die bedeutendsten geschichtlichen Personen jener Zeit in die Handlung zu verweben (Karl II., die Herzoge von Buckingham und York, Plymouth, Monmouth, Aphra Behn, Dryden u. s. w.); hier und da ist das etwas gewaltsam geschehen, so weit, daß es selbst die Einheit und Faßlichkeit des Ganzen beeinträchtigt. Dahin gehören z. B. die Beziehungen, in welche der Verfasser Ellen durch ihren Mann mit dem Herzog von Monmouth, den König und dessen Bruder bringt. Der ganze Hof hätte besser nur episodenhaft auftreten müssen, dagegen konnten andere, für die Literatur und für Otway selbst bedeutendere Persönlichkeiten, betonter in die Handlung eingreifen.

Im ersten Bande ist das auch mit richtigem Verständniß bedacht, während im zweiten mehrere Personen nur äußerlich an den Helden herantreten. Interessante Charaktere aber boten sich zu harmonischer Verbindung genug; nicht unmittelbar für die Handlung hierhergehörige waren passender fern geblieben. Otway selbst ist zunächst eine dankbare Romanfigur; ein Dichter, mit reichen Naturanlagen, geht hier unter, weil es ihm an Thatkraft und an der Lust zur Arbeit fehlt; sein Schaffen war ihm nur Mittel zum Lebensgenuß, in seinen Schwelgereien verlor er jeden sittlichen Halt so weit, daß er sogar die einst geliebte Schwester als Maitresse seines vornehmen Freundes läßt. Die Liebe zu Ellen ist das reinere Element seines Lebens, aber auch diese ist krankhaft, launenhaft, elend. In seiner Leidenschaft gewinnt er nicht einmal Verständniß, um den Unterschied der drei Frauen zu begreifen, die sein Schicksal verändern. Ellen war seiner Natur durchaus entgegen, sie hatte keinen Begriff von dem Reiz des äußern Lebens, den er doch allein suchte; bei Aphra, die ihr Leben leben mußte, um es zu fühlen, konnte er nur augenblickliche Befriedigung finden; auf Birdy konnte er Einfluß haben, nicht sie auf ihn. Er aber behandelt sie alle gleich mit dem ganzen Egoismus eines Genußmenschen. Die klar hervortretende Verschiedenheit der Personen hätte in Bezug auf Otway's Handeln und seine Entschließungen mehr ausgeführt werden können; ebenso wäre das Schicksal der drei Hauptpersonen aus ihren Charakteren deutlicher zu entwickeln gewesen. Dadurch wäre eine sittliche Idee durch den Roman gegangen, das Ganze hätte an Klarheit und Durchsichtigkeit gewonnen. Hätte somit eine andere Verarbeitung des Stoffs Vorzüge gehabt (manche Idee hätte besser verwerthet, hier und da die Anordnung übersichtlicher, die Gestaltung kunstvoller sein können), so ist doch das hier Gebotene schon so erfreulich, daß wir es gern der Aufmerksamkeit der Leser empfehlen. Namentlich lobend erwähnen wir einzelne Schilderungen, z. B. die des Salons der als Dichterin und geschickte Unterhändlerin bekannten Aphra Behn, oder die des Kaffeehauses von Will, das — nach Macaulay — als höchster Gerichtshof galt in Sachen der poetischen und politischen Literatur des In- und Auslandes u. s. w. Erwünscht werden manchem die literarischen Urtheile wie die mitgetheilten Proben aus Otway's Dramen sein. Jedenfalls wird aber der Roman, wie der Verfasser es wünscht, dazu beitragen, einen größern Kreis der Gebildeten auf Otway und seine Verdienste um die englische Bühne aufmerksam zu machen.

A. Freiherr von Loën.

Nordamerikanische Zustände.

Land und Leute in der Union. Von Adolf Douai. Berlin, Janke. 1864. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hier haben wir endlich einmal ein gründliches und wirklich belehrendes Werk über die nordamerikanischen Zustände, ein Buch, welches nicht nur diese Zustände getreu und richtig schildert, wie sie gegenwärtig sind, sondern auch nachweist, wie sie auf diesem Boden und bei der historischen Vergangenheit der verschiedenen Bestandtheile der Bevölkerung nur so und nicht anders werden konnten. Der Verfasser (bereits seit geraumer Zeit in den Vereinigten Staaten heimisch und jetzt Director der Hoboken Academy im Staate Neujersey) befaßt sich nicht mit Hypothesen, nicht mit willkürlich erfundenen Theorien und stellt überhaupt seine subjectiven Ansichten nirgends in den Vordergrund, sondern schildert klar und deutlich das Thatsächliche, was er unbefangenen Blicks gesehen und erkannt hat. Abgesehen von den höchst schätzbaren gründlichen Auseinandersetzungen des gesammten Wesens und Zustandes der Unionsstaaten, sind es sodann zwei besondere Fragen von hoher Wichtigkeit, die wir hier mit Verstand und Einsicht erörtert finden: die Negerfrage und die deutsche Colonisation. Bezüglich der letztern namentlich begegnen wir hier zum ersten male gesunden, verständigen Ansichten, nachdem bisjetzt über diesen Gegenstand, der jedem wahren Patrioten am Herzen liegen sollte, fast nur einerseits Auswanderungsspeculanten und andererseits Kathederschwätzer laut geworden sind.

Douai's Werk theilt sich in sieben Kapitel, von denen die ersten drei unter den Ueberschriften: „Der Boden, das Klima und das Volk“, „Die Geschichte und das Volk“, „Die Demokratie und der Nationalcharakter“, mehr das Allgemeine behandeln und dem Folgenden gewissermaßen als Grundlage dienen. „Man kann die Eigenthümlichkeiten eines Volks vollständig verstehen und gerecht würdigen nur, indem man sie geschichtlich entstehen sieht, indem man also aus der Eigenthümlichkeit seines Bodens, dessen klimatischen Einflüssen und seiner Geschichte sie herleitet“: mit diesen Worten leitet der Verfasser sein Buch ein, und sie bezeichnen auch das Grundthema der nächstfolgenden Kapitel, in welchen alle Verhältnisse des Landes und Volks einer eingehenden Kritik unterworfen werden. Es wird nach-

gewiesen, daß Boden und Klima des Unionsgebiets einen culturfeindlichen Einfluß ausüben, im Nordosten (Neuengland und nächste Umgegend) nur etwas minder, als überall sonstwo, und daß deshalb selbst die auf der Höhe ihrer Zeit stehenden und über die Hülfsmittel der Cultur gebietenden Musteransiedler Neuenglands, um wieviel mehr also die ungleich bunter zusammengewürfelten Colonisten der Cavalierstaaten in steter Gefahr sind, in das Indianerthum zurückzuversinken. Es wird ferner nachgewiesen, daß dazu der lange Vernichtungskampf gegen die Indianer und die wilden Grenzkriege mit den Franzosen in der Colonialzeit mächtig beitrugen. Es wird deutlich gemacht, wie fast eine ununterbrochene Dauer des Nationalglücks in der Republik das Volk verzärtelte oder übermüthig machte, weil so großes Glück nicht durch entsprechende Tugend und Arbeit verdient war; wie die Einwanderung die Kinder des Landes mehr und mehr der harten Arbeit entwöhnte; wie selbst die Liebe derselben zur Geistesbildung nur zur Hälfte ihre wohlthätigen Folgen mit sich bringen konnte, weil sie klimatischer Einflüsse wegen zur Oberflächlichkeit hinneigt; wie endlich die von den Vätern der Republik aus Mangel an Folgerichtigkeit geduldete Sklaverei nach und nach das ganze Volk entsittlichte, und wie die wohlthätigen Gegenwirkungen der neuesten deutschen Einwanderung zu spät sich entwickeln mußten, um den begonnenen Nationalverfall aufzuhalten, geschweige denn zu verhindern. Zu dieser Verkettung von Ursachen und Wirkungen, sagt der Verfasser, kommt nun noch der beklagenswerthe Umstand, daß von den beiden Parteien, welche die politische Geschichte des Landes bestimmten, die bessere, die der Bildung, stets der nöthigen Willenskraft entbehrte, um, wenn sie einmal am Ruder war, ihr Ziel zum Ziel der Landespolitik zu machen, während die schlechtere, die der Roheit, diese Willenskraft im viel höhern Grade besaß. Denn an ihrer Spitze standen die Aristokraten, welche immer einig und rücksichtslos sind, die Aristokraten des großen südlichen, auf Sklaverei gebauten Grundbesitzes und die Aristokraten aller Sorten des Nordens; ihre Massen aber bestanden aus den eingewanderten Auswürflingen Europas, aus den rohen Arbeitskräften, die Irland und Deutschland geliefert hatten, und aus den bereits ins Indianerthum zurückgesunkenen Eingeborenen, also aus lauter Bevölkerungstheilen, welche noch ursprüngliche Energie, Willenskraft im Dienste anderer, die das Denken für sie übernahmen, bewahrt hatten.

Nachdem der Verfasser auf genetischem Wege den Schlüssel zum Verständniß des aus Boden- und geschichtlichen Verhältnissen entstandenen Nationalcharakters im großen Ganzen gefunden hat, geht er auf Betrachtung von Land und Leuten im besondern über und behandelt dieselben nacheinander in drei Gruppen, nämlich: „Der Boden und der Charakter der Yankees (Kap. 4), „Land und Volk der mittlern und nordwestlichen Staaten" (Kap. 5), und „Land und Leute in den Sklavenstaaten" (Kap. 6). Wir müssen darauf verzichten, eine Analyse dieser Kapitel zu geben; denn es würde unmöglich sein, in der Kürze dem reichen Inhalte derselben auch nur einigermaßen gerecht zu werden. Wem aber daran gelegen ist, sich hergebrachter falscher Ansichten über den nordamerikanischen Continent zu entledigen und zu einer richtigen Würdigung der dortigen Verhältnisse zu gelangen, dem kann nicht dringend genug anempfohlen werden, das Buch selbst aufmerksam durchzulesen. Namentlich können wir dem Leser alle mögliche Aufklärung über das Treiben der dortigen Parteien, über die Sklavenangelegenheit, sowie über die Ursachen und den Gang des gegenwärtigen Kriegs von der Lektüre dieses Werks versprechen.

Das letzte Kapitel (das siebente) ist überschrieben: „Deutschlands Colonien und Amerikas Zukunft." Der Verfasser meint, Deutschland müsse von Colonien im herkömmlichen Sinne des Worts (nämlich materiellen Fundgruben für das Mutterland) ganz absehen. „Es bleiben", sagt er, „von aller deutschen Colonisation dem Mutterlande ganz und gar keine andern Vortheile, die sich nicht auch durch Handelsverträge ohne Colonien erreichen ließen, übrig und zu erstreben, als ideelle, geistig-sittliche."

„Diese aber", fährt er fort, „sind groß genug, um für alle eingebildeten materiellen reichlich zu entschädigen. Der erste Vortheil dieser Art ist der, daß Deutschland auf Jahrtausende hinaus ein Unterkommen und einen Wirkungskreis für seine überflüssige Bevölkerung, oder um es richtiger zu bezeichnen, für seine Auswanderungslustigen wisse, in welchem sie dem Deutschthum nicht verloren gehen. Ein zweiter ist der, daß deutsche Sprache, Berufstüchtigkeit, Kunst, Sittlichkeit, Wissenschaft und Fortschrittsliebe in allen Welttheilen herrschend werden, daß dadurch der deutsche Name geehrt und geachtet, der Einfluß deutscher, politischer und socialer Bestrebungen allerwärts gefühlt werde. Ein dritter ist der, daß die deutschen Colonien, zu mächtigen Gemeinwesen freiester Selbstverwaltung erstarkt, als Bundesgenossen Deutschlands auftreten, wo immer es sich darum handeln möge, gewaltsamen Uebergriffen herrschsüchtiger Nationen entgegenzutreten und Reformen im politischen und commerziellen Weltverkehr einzuführen, namentlich aber für das endliche Zustandekommen eines ewigen Friedens- und Völkerschiedsgerichts zu wirken. Der letzte Vortheil dieser Art wäre dann ein lebhafter Ideenaustausch zwischen den auswärtigen und vaterländischen Deutschen und durch beide eine ideelle erziehende Einwirkung auf alle Völker der Erde, welche rückwirkend auch für die Deutschen erziehend werden müßte."

Unter allen Ländern der Erde findet der Verfasser gegenwärtig allein Sonora im nordwestlichen Mexico und die californische Halbinsel für deutsche Massenansiedelung geeignet und empfiehlt sie dazu. Dann sagt er: „Deutschland wird überhaupt nirgends, außer in Mexico, seine eigenen Colonien haben, bevor es seine Einheit als freie Nation errungen hat; das gibt wol jeder klare Kopf zu. Es wird, wie wir gezeigt zu haben glauben, überhaupt nie Colonien im Sinne der Römer haben; das hat ihm zum Glück der Geist, welcher in der Weltgeschichte herrscht, versagt, damit dereinst die ganze Welt eine einzige deutsche Colonie im Sinne der Griechen werde. Es hat aber schon eine großartige Colonie dieser Art in den Vereinigten Staaten, welche allen seinen Bedürfnissen bis dahin genügt, wo eine mächtige deutsche Nation deren in allen übrigen Theilen der Welt gründen kann. Ja, die Vereinigten Staaten sind eine deutsche Colonie in dem Sinne, in welchem allein Deutschland sie haben kann und wird, und sie werden es immer mehr und mehr. Herrschen nicht uralte, echt germanische Verfassungen, demokratische Selbstregierung, Rede-, Preß-, Gewerbe-, Wahl- und Religionsfreiheit und freie Schule und Wissenschaft in der Union? Ist nicht die Bevölkerung zu drei Viertheilen eine germanische, und zu einem Drittheil eine von Deutschen direct abgestammte, endlich zu einem Sechstel eine deutsch redende und denkende? Hat diese deutsch redende Bevölkerung nicht bereits einen gewichtigen politischen Einfluß und die Wagschale der Macht zwischen den Parteien des Landes in der Hand, und muß sich dieser Einfluß nicht außerordentlich steigern, wenn erst die Partei der Roheit die Zügel völlig und auf immer verloren hat? Ist ihr Einfluß nicht selbst bedeutender noch im Gebiete des Ackerbaus, der Gewerbe, des Handels, der Kunst und Wissenschaft? Sind nicht die überaus wichtigen Mittelstaaten schon zur Hälfte deutsch, und die Neuenglandstaaten, noch mehr als die eroberten Südstaaten bestimmt, überwiegend deutsch zu werden? Vermehrt sich nicht die deutsche Bevölkerung des Landes viel rascher als jede andere? Und endlich, wirkt nicht die Natur der Dinge mehr zum Vortheile deutscher Massenansiedelung innerhalb der Union, als in jedem andern Theile der Erde? Noch immer strömen, trotz der Ungunst der Zeit, jährlich 30—40000 Deutsche (mehr als die Hälfte der gesammten Auswanderung aus Deutschland) von selbst nach den Vereinigten Staaten, um ihren Verwandten, Freunden und Bekannten nachzuziehen, oder unter einer demokratischen Verfassung die freieste denkbare Bewegung und die rascheste denkbare Verbesserung ihrer äußern Lage zu suchen und zu finden. Diesen Strom, der sich selbst sein Bett gebahnt, abzudämmen, um ihn in andere wenig geebnete Bahnen zu lenken, wer will es

durchsetzen? Und wenn es durchzusetzen ginge, wer will es vor seinem Gewissen verantworten? Es handelt sich dabei nicht blos um das Interesse Deutschlands selber, sondern auch um das von Tausenden seiner Kinder, der voraussichtlichen Ansiedler selber. Hat man nicht schon Tausende derselben in schlecht gewählten Colonien, in der Zerstreuung überhaupt, elend untergehen sehen? Vestigia terrent .. Wer schildert nur den geringsten Theil der Leiden und Enttäuschungen deutscher Ansiedler in Westtexas, in Costarica und Nicaragua in Brasilien, in Südrußland, in Algerien, in Peru?"

Der Verfasser hebt hervor, daß sonst nirgends und erst in den Vereinigten Staaten deutsche Colonisten in größern Massen politischen Verstand bekommen und bewiesen und sich somit auch Achtung und Geltung erworben haben. „An dem Mangel solchen politischen Verstandes aber", sagt er, „müssen alle rein deutschen Colonien, die noch innerhalb zehn Jahren vom Tage der deutschen Einswerdung an, von Deutschland aus unternommen werden, moralisch oder ideell zu Grunde gehen, wenn sie auch materiell so leiblich gedeihen. Sie bringen Deutschland nur Schaden, denn sie befestigen die Meinung auswärtiger Völker, daß die Deutschen als Nationalität gar nichts, sondern nur als Einzelwesen etwas werth sind." An der Richtigkeit dieser Worte läßt sich nicht mäkeln; die Thatsachen haben sie noch allenthalben bewiesen. 7.

Jean Jacques Rousseau.

Jean Jacques Rousseau. Sein Leben und seine Werke. Von F. Brockerhoff Erster Band. Leipzig. O. Wigand. 1863. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr

Das Leben eines Mannes wie Rousseau zu beschreiben, wird sich immer als eine desto schwierigere Aufgabe herausstellen, je mehr sie in einer echt künstlerischen Weise gelöst werden soll. Die Biographie gibt nicht allein dem wissenschaftlichen Schriftsteller Gelegenheit, sie zwingt ihn sogar, sein inneres Künstlerthum zu documentiren. Ebenso wie der Bildhauer mit der rein technischen Fertigkeit nicht ausreicht, so auch der Biograph keineswegs mit dem bloßen Wissen; beide müssen, um Vollendetes zu leisten, in etwas immer Dichter, künstlerische Naturen sein; denn bei der Natur wie bei der Biographie haben Objectivität und Kritik, concreter Stoff und eigene Idee sich zu einem harmonischen Ganzen zu verbinden. Das innerste Wesen, das Princip des Objects, muß erfaßt werden, um dann aus der Selbständigkeit eigener Auffassung wahrheitsgetreu herauszuleuchten. Die Biographie, welche nur von dem Helden erzählt, daß er geboren ward, wuchs, heirathete und starb, ist eben kein Kunstwerk.

Rousseau's Leben bietet namentlich die reichsten Momente zu künstlerischer Verarbeitung dar. Die scheinbar unversöhnlichsten Widersprüche erfüllen es; im mannichfachsten Wechsel hebt sich dies Leben zum Höchsten des Menschlichen empor, um gleich darauf wieder in das Gewöhnliche, ja Verwerfliche zu sinken. Der Verfasser des vorliegenden Werks hebt daher auch mit Recht hervor, daß in der herrschenden Vorstellung von Rousseau's Persönlichkeit ein Etwas haftet, das um so weniger die Biographen einladet, sich damit eingehend zu befassen, als es dem wahren Künstler ein Chaos des Genialen bietet, aus dem er das gemein Menschliche heraussuchen muß. Auch werden die Rousseau'schen Selbstbekenntnisse immer das richtigste und erschöpfendste Bild seines Lebens und seiner Bedeutung bieten; mögen sie auch viele, objectiv genommen, verwerfliche Handlungen Rousseau's zu entschuldigen und zu beschönigen versuchen; gerade die äußerste Wahrheitsliebe und Selbstverleugnung ist es doch, welche aus diesem Werke herausleuchten und die immer jeder selbständigen Kritik Raum lassen. Eine geniale Natur, wie die des genfer Bürgers, der offenbar die Keime es neuen Zeitalters gesetzt, oder die vor ihm von der Philosophie gelegten zu Leben verholfen hat; den die edelste demokratische Weltanschauung erfüllte, der sie populär zu machen wußte und so gewissermaßen den modernen Staatsbürger geschaffen hat; ein solcher Geist mag sich noch so arg im Schlingkraut des gemeinen Lebens verfangen, er wird nimmer dafür mit dem Maßstab gemessen werden können, wie der Mensch, der eben nur Mensch und keine andern Pflichten hat, als anständig zu leben und ruhig zu sterben. Bacon bleibt der große Philosoph trotz seiner persönlichen Niedrigkeit; Voltaire der große Geist trotz seiner schmuzigen Geldgier; Rousseau einer der bedeutendsten Bahnbrecher der politischen Gegenwart, wenn er auch seine Kinder ins Findelhaus schickte.

Brockerhoff huldigt auch keineswegs einer andern Ansicht und damit ist schon von Haus aus der richtige Standpunkt desselben als Biograph anzuerkennen. Rousseau ist für ihn kein Halbgott; er schreibt nicht seine Apotheose, wie dies bei Biographen oft gefunden wird, sondern der kühne, originelle Denker, der die wichtigsten Probleme des menschlichen Lebens auf eine eigenthümliche, durch Ort, Zeit und persönliche Bildung bedingte Weise zu lösen unternimmt und dabei zu einer Reihe von bedeutsamen Wahrheiten gelangt, aber auch in manche folgenschwere Irrthümer verfällt. Sein Leben erscheint ihm wie ein natürlicher Proceß, der mit der Geburt begann und der so und nicht anders verlaufen mußte. Gerade weil Rousseau sich in der ersten Hälfte seines Lebens in so regelloser, abenteuerlicher, oft ganz niedriger Weise erging, deshalb gelangte er nachher zu dem Facit der puritanischen Strenge, der Verachtung alles Bestehenden und zu jener Höhe einer neuen idealistischen Weltanschauung. Der Naturmensch bildete sich in ihm erst durch die Erfahrung von der Fäulniß und Nichtsnutzigkeit der bestehenden Ordnung aus; er lehrte seine Erziehungsgrundsätze im „Emile", weil seine eigene Erziehung ihn darauf gebracht, was in der Erziehung der Kinder verfehlt ist, welche unausbleiblichen Folgen sie nach sich zieht. Es kommt dabei nicht in Betracht, daß Rousseau kein praktischer Erzieher war, wie er dies nach dem Prüfungsjahre im Mably'schen Hause selbst fand; aber er stellte große, reine Grundsätze auf, aus denen die praktische Erfahrung schöpfen konnte. Genug, die Negationen des Rousseau'schen Lebens brachten dessen gewaltigen positiven Ausfluß hervor und dadurch ergänzen sich die grellen Widersprüche, erscheint das Gewöhnliche wie das Uebergewöhnliche in einem andern Lichte. Sein neuer deutscher Biograph hat hierauf, auf dieses richtige Insl ichtsetzen und kritische Nachweisen des psychologischen Zusammenhangs sich widersprechender Handlungen, sein Hauptaugenmerk gerichtet. Sein Werk hält danach außer dem historischen Standpunkt auch den psychologischen fest, von welchem aus die Person in ihrem äußern Leben wie besonders in ihrer Entwickelung ins Auge gefaßt wird. Der Verfasser gesteht selbst, daß ihn seine Individualität verleitet habe, vorzugsweise dem psychologischen Theile seiner Aufgabe sich zuzuwenden. Gerade Rousseau gegenüber finden wir dies gerechtfertigt; denn das historische Material ist genügend vorhanden, nur dessen Durchgeistigung kann einen höhern Werth ergeben. Aber Brockerhoff hat namentlich im Anfang des Werks des Guten etwas zu viel gethan. Es mochte nahe liegen, besonders bei der Erzählung von Rousseau's Kindheit solche psychologische Untersuchungen anzustellen; doch greifen sie vielfach zu weit und haben dadurch dem ersten Buch eine docirende Breite gegeben. Eine förmliche Abhandlung über die sinnliche Liebe war doch wol überflüssig. Auch hat sich der Verfasser erst später aus der Methode herausgerissen, zuerst das Thatsächliche mitzutheilen, dann dasselbe kritisch zu beleuchten. Ermüdende Wiederholungen stellten sich dadurch ein, das historische Material wurde erdrückt von lauter Abstracta, oder vielmehr verflüchtigt durch diese, wodurch die Arbeit etwas Verschwommenes erhält. Ueber die zweite Hälfte des Bandes hinaus ist dieser Fehler wieder anzutreffen, obwol auch hierin störende Wiederholungen vorhanden sind. Um unsere, mehr die Form betreffenden Ausstellungen an der fleißigen, tüchtigen und geistvollen Arbeit hier gleich zusammenzufassen, so möchten wir wol erfahren, weshalb der Autor als Lieblingswort „in etwa", anstatt „in etwas", so oft gebraucht.

i dem sonstigen correcten und klaren Stil der Arbeit kam s dies „in etwa" sehr merkwürdig vor. Auch glauben wir cht, daß es bequem ist, wegen jeder Anmerkung erst hinten im Buche nachzuschlagen, sondern die alte Manier, die Anmerkung auf die Textseite zu stellen, durchaus den Vorzug verdient.

Ein eingehenderes Urtheil wird man dem Werk erst zutheil werden lassen können, wenn es vollständig vorliegt; denn der vorliegende erste Band schließt mit der Uebersiedelung Rousseau's nach Montmorency ab, sodaß die Hauptperiode der ganzen Thätigkeit erst den zwei noch versprochenen Bänden zugewiesen ist. Die erste Partie enthält derart in Wahrheit den negativen Rousseau, aus dem der positive ersteht. Nach den ersten Jahren der Kindheit, die Rousseau durch die Absonderung von der Außenwelt zum Idealisten machten, weil, wie Brockerhoff richtig hervorhebt, der mit lebhafter Phantasie begabte Knabe sich eine innere Welt schuf, in deren Vorstellungen er Ersatz fand für die ihm fernbleibende Wirklichkeit, beginnt bereits das bewegte Leben. Man bestimmt ihn zum Schreiber, dann zum Graveur. Sechzehn Jahre alt entläuft Rousseau seinem Meister, fällt katholischen Belehrern in die Hände, die seine Noth benutzen und ihn an Frau von Warrens in Chambery empfehlen, deren langes und originelles, halb mütterliches, halb sinnliches Verhältniß mit Rousseau dieser selbst wol am zartesten und interessantesten erzählt hat. Ehe dies Verhältniß platzgriff, sandte man ihn nach Turin, wo er zur katholischen Kirche übertrat und als Lakai dann in mehrern hohen Häusern diente. Schon in einer dieser Stellungen gab man seinem ungewöhnlichen Geist durch Unterricht eine Basis, die Rousseau dann in der jahrelangen Muße bei Frau von Warrens selber mit regstem Eifer erweiterte. Dies Autodidaktenwesen blieb auch stets an ihm haften, wie fast immer bei den genialen Naturen; denn wer nur lernt, was und wie er es will, dessen geistige Bildung wird ein vorzugsweise persönliches Gepräge tragen.

Die natürliche Begabung zur Musik schien zunächst Rousseau's Laufbahn zu bestimmen. Er ward Musiklehrer, sogar ein kränklicher, melancholischer, der mit dem Leben schon abgeschlossen hat. Eine Episode als Erzieher geht ohne Befriedigung für ihn vorüber; er geht vielmehr auf gut Glück nach Paris, um seine neue musikalische Zeichenerfindung ohne Linien zu verwerthen. Er sieht sich zwar darin getäuscht, aber seine Broschüre über die moderne Musik, die 1741 erschien, eröffnet ihm doch Salons und bringt ihm einige Gönner. Nach einer kurzen Zeit, die er als Gesandtschaftssecretär in Venedig verlebte, kehrt er nach Paris zurück, schließt das Verhältniß mit Therese Levasseur und will die Componistenlaufbahn verfolgen. Die Musik bringt ihn mit Diderot zusammen, dem er schwärmerische Freundschaft zollt; durch Diderot kommt er nach und nach mit der ganzen Encyklopädie in Berührung und wird in die philosophische Bahn gedrängt, die ihn zu einem so stolzen Ziele hinführte. Um aber Philosoph zu sein, bricht er auch mit den Vorurtheilen der verhaßten Gesellschaft, schickt seine Kinder ins Findelhaus, trägt armenische Kleidung und nährt sich nur von Notenabschreiben. Wie ein Blitzstrahl fährt der Gedanke über die Verderbtheit der Wissenschaften, oder vielmehr über das Unheil, welches ihr Misbrauch anrichtet, durch sein Hirn. Er schreibt seine Broschüre darüber, gewinnt den Preis und wird im Nu ein berühmter Mann. Gleichwol hält er noch immer an der Musik, componirt Operetten, macht mit dem „Landpfarrer" sogar bei Hofe Glück, ohne es jedoch zu benutzen, und beginnt endlich den großen und folgereichen Kampf gegen die italienische Musik, der viel Aehnlichkeit mit dem der Romantiker und Classiker in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts hat. Eine zweite Broschüre über die Ungleichheit der Menschen erhöht seinen Ruf und zeigt die Gewalt auf, mit welcher Rousseau auf das social-philosophische und politische Gebiet gedrängt wurde; seine Artikel in der Encyklopädie enthalten bereits die Skizze seines „Contrât social". Madame d'Epinay machte nun auch dem Naturmenschen die Freude, ihn in ein kleines Gartenhaus, in die Eremitage bei Montmorency, einzulogiren.

Hiermit schließt der vorliegende Band, dessen Fortsetzungen wir mit einem der Gediegenheit der Arbeit entsprechenden Interesse entgegensehen. Zu bemängeln ist zunächst nur, daß der Autor Rousseau's Eintritt in die literarische Carrière etwas zu dürftig behandelt hat und daß öfter Urtheile fallen, die ohne alle Beweise bleiben. Jedenfalls ist es doch etwas oberflächlich, die sogenannte literarische Republik der Encyklopädie als „alte Weibergesellschaft" zu charakterisiren und auf einer Seite die für Rousseau so einflußreiche Verbindung mit ihr zu erschöpfen.

Eduard Schmidt-Weißenfels.

Notiz.

Die „Göttingischen gelehrten Anzeigen".

Unter den streng wissenschaftlichen Zeitschriften haben die „Göttingischen gelehrten Anzeigen" auch in weitern Kreisen verhältnißmäßig am meisten Eingang gefunden. Wol alle Leser dieser „Anzeigen" sind durch die neue äußere Einrichtung und Ausstattung, welche das neue Jahr gebracht, angenehm überrascht worden. Hatten die Blätter durch den langen Zeitraum von ungefähr hundert Jahren, in welchem sie unausgesetzt der deutschen Wissenschaft dienstbar waren, auch einen ehrwürdigen Charakter, so war die äußere Gestalt für heutige Ansprüche doch so altfränkisch geworden, daß man dem jetzigen Redacteur Prof. Sauppe aufrichtigen Dank schuldig ist, daß er eine zeitgemäße Veränderung durchgesetzt hat. Statt des häßlichen Büttenpapiers und der abgenutzten und altmodischen Lettern bieten sich jetzt die „Gelehrten Anzeigen" in einer so wohlgefälligen und saubern Erscheinung dar, daß sie mit der bestausgestatteten Zeitschrift in die Schranken treten können. Statt der deutschen Schrift wurden lateinische Lettern gewählt, dagegen ist das kleine Octavformat beibehalten worden. Während sonst die „Anzeigen" von der göttingischen Societät der Wissenschaften ausgegeben und vertrieben wurden, hat jetzt die Dieterich'sche Buchhandlung den Verlag übernommen, was für die Verbreitung der Zeitschrift jedenfalls zweckentsprechender sein dürfte. 4.

Bibliographie.

Armand, Der Sprung vom Niagarafalle. Vier Bände. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld. 8. 6 Thlr.

Bellermann, C. F., Portugiesische Volkslieder und Romanzen. Portugiesisch und deutsch mit Anmerkungen. Leipzig, Engelmann. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Fatra, Matra, Tatra. Beschreibung einer im Jahre 1833 dahin unternommenen geistlichen Reise. Gnadau 1863. 8. 15 Ngr.

Flir, A., Briefe aus Rom. Mit einem kurzen Lebensumriß des Verfassers. Herausgegeben von L. Rapp. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 16 Ngr.

Frey, J. H., Frühlingssturmlieder. München, Gummi. 8. 6 Ngr.

Friedrich, J., Astrologie und Reformation. Oder die Astrologen als Prediger der Reformation und Urheber des Bauernkrieges. Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte. München, Rieger. Gr. 8. 20 Ngr.

Gautier, L., Rundreise eines Katholiken in seinem Zimmer. Mit Genehmigung des Verfassers übersetzt von C. G. Augsburg, Doll. 8. 12 Ngr.

Geist's, G., Reisen, Abenteuer und Erlebnisse in Asien, Afrika und in den indischen Meeren. Mit Abbildungen in Farbendruck. 1ste Lieferung. Dresden, Schoepff. Gr. 8. 5 Ngr.

Huber, V. A., Sociale Fragen. II. Die nordamerikanische Sclaverei. Nordhausen, Förstemann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Kirchhoff, C. u. T., Lieder des Krieges und der Liebe aus Schleswig-Holstein. Dresden, Kunze. 16. 5 Ngr.

Schücking, L., Ausgewählte Romane. Erstes Bändchen: Die Marketenderin von Köln. Zweite verbesserte Auflage. Erster Theil. Leipzig, Brockhaus. 8. 15 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der neue Pitaval.

Begründet von Dr. **J. E. Hitzig** und Dr. **W. Häring** (W. Alexis). Fortgesetzt von Dr. **A. Vollert.**

Vierunddreißigster Theil. Dritte Folge. Zehnter Theil.
12. Geh. 2 Thlr.

Inhalt: John Brown, ein Vorkämpfer der Sklavenemancipation in Nordamerika. (1859.) — Jules Mirès. (Betrug und Unterschlagung. Paris. 1860—62.) — Heinrich Traugott Heincke. (Königreich Sachsen. Brandstiftung. 1849.) — Der Doppelmörder Weber. (Königreich Sachsen. 1853.) — Ein altes Criminalurtelcopial.

Der Proceß gegen John Brown, den Insurgentenführer von Harper's Ferry, war das unmittelbare Vorspiel des gegenwärtigen Kriegs zwischen den Nord- und Südstaaten der amerikanischen Union; dieser Zusammenhang veranlaßte den Herausgeber, einen Abriß der Verfassung der Vereinigten Staaten und einen geschichtlichen Ueberblick ihrer Entwickelung mit besonderer Rücksicht auf die Sklavenfrage voranzuschicken. In der gefallenen pariser Finanzgröße Jules Mirès ist die moderne Krankheit des Börsenspiels repräsentirt, und der Gang des Processes wirft bedeutsame Schlaglichter auf die Zustände des neukaiserlichen Frankreich. Die beiden folgenden Fälle, sowie der Schlußbeitrag, aus dem man ein treues Bild der Criminaljustiz vor 350 Jahren erhält, bieten besonders dem Criminalisten viel Neues und Merkwürdiges dar.

Somit rechtfertigt der soeben erschienene neue Theil dieser bekannten Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder und Zeiten den bewährten Ruf und die Gunst, deren sich das Unternehmen seitens des deutschen Publikums seit einer langen Reihe von Jahren unausgesetzt erfreut.

Die Erste und Zweite Folge des „Neuen Pitaval", jede 12 Bände umfassend, erschienen in neuer Ausgabe zu dem **ermäßigten Preise** von 1 Thlr. für jeden Theil. Der Dritten Folge erster bis neunter Theil kosten jeder 2 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schopenhauer und seine Freunde.

Zur Beleuchtung der Frauenstädt-Lindner'schen Vertheidigung Schopenhauer's, sowie zur Ergänzung der Schrift: „Arthur Schopenhauer aus persönlichem Umgange dargestellt" von

Wilhelm Gwinner.

8. Geh. 15 Ngr.

Ein sehr interessanter neuer Beitrag zur Charakteristik des berühmten Philosophen aus der Feder seines Testamentsvollstreckers und Biographen. Die Schrift, zu welcher hiermit eine Ergänzung geboten wird, erschien in demselben Verlage unter dem Titel:

Gwinner, W., Arthur Schopenhauer aus persönlichem Umgange dargestellt. Ein Blick auf sein Leben, seinen Charakter und seine Lehre. Mit dem Porträt Schopenhauer's und einer vergleichenden Seitenansicht seines Schädels. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Moses Mendelssohn's gesammelte Schriften.

Nach den Originaldrucken und Handschriften herausgegeben von

Professor Dr. G. B. Mendelssohn.

Neue wohlfeile Ausgabe.

Sieben Bände in acht Theilen. 8. Geh. 5 Thlr. 10 Ngr.

Unter den Geistern des vorigen Jahrhunderts, deren Einfluß auf deutsche Sprache, Literatur und Gesittung noch befruchtend in die Gegenwart hineinreicht, ist Moses Mendelssohn, der Freund und Mitstreiter Lessing's, einer der edelsten und bedeutendsten. Als ein erfreuliches Zeichen der Zeit muß deshalb der erhöhte Eifer angesehen werden, der sich gegenwärtig für den Cultus des verdienstvollen Menschen und Schriftstellers kundgibt. Diese zunehmende Verehrung des Genius Mendelssohn's rief auch eine vermehrte Nachfrage nach seinen Werken hervor, wodurch die Verlagshandlung sich bewogen fand, die in ihrem Verlage erschienene, einzig vollständige und authentische Ausgabe der gesammelten Schriften Moses Mendelssohn's, herausgegeben von seinem Enkel Prof. Dr. G. B. Mendelssohn, dem Publikum in neuem Gewande und zu ermäßigtem Preise darzubieten.

Die neue wohlfeile Ausgabe ist sowol vollständig auf einmal, als nach und nach in 8 Theilen zu je 20 Ngr., durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Soeben erschien in der C. G. Lüderitz'schen Verlagshandlung (A. Charisius) in Berlin:

William Reymond, Corneille, Shakspeare et Goethe. Etude sur l'influence anglo-germanique en France au XIX[e] siècle. Avec une lettre-préface de *M. Sainte-Beuve* de l'Académie Française. 1864. 1 Thlr. 15 Sgr.

1861 erschien:

W. Reymond, Etudes sur la Littérature du Second Empire Français. 1 Thlr.

== Letzteres ist in Frankreich verboten. ==

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirtes Haus- und Familien-Lexikon.

Ein Handbuch für das praktische Leben.

Dieser alphabetische Hausschatz aller für das tägliche Leben wissenswerthen Kenntnisse, die neuesten auf das Hauswesen bezüglichen Erfindungen und Verbesserungen in übersichtlicher Vollständigkeit enthaltend, mit zahlreichen erläuternden Abbildungen, verdient in jeder Familie Eingang zu finden. Das heftweise Erscheinen erleichtert die Anschaffung des Werks.

In allen Buchhandlungen werden noch Unterzeichnungen angenommen.

Vollständig in 60—80 Heften oder 6—8 Bänden.

Preis des Heftes $7\frac{1}{2}$ Ngr., des Bandes geheftet 2 Thlr. 15 Ngr., gebunden 2 Thlr. 24 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 11. — 10. März 1864.

Forschungen über das Menschengeschlecht.

Anthropologie der Naturvölker. Von T. Waitz. Dritter Theil: Die Amerikaner. Ethnographisch und culturhistorisch dargestellt. Erste Hälfte. Leipzig, F. Fleischer. 1862. Gr. 8. 3 Thlr.

Wir haben Veranlassung genommen, bereits die zwei ersten Theile dieses vorzüglichen Werks in Nr. 33 d. Bl. f. 1860 und Nr. 24 f. 1861 zu besprechen und müssen dem gegenwärtigen dritten Theile (erste Hälfte), welcher die Amerikaner mit Ausschluß der Culturvölker ihrer Rasse behandelt, ganz die gleichen Vorzüge zuerkennen, welche die früher erschienenen Theile auszeichnen. Eine Literatur von noch größerer Ausdehnung war für diesen dritten zu erforschen, wobei der Verfasser alle wesentlichen Angaben mit großer Genauigkeit, kritischer Umsicht und Unparteilichkeit benutzt und zu seinem Buche verarbeitet hat, welches als ein schönes Denkmal deutschen Fleißes nicht allein, sondern auch deutscher Gewissenhaftigkeit dasteht. Wir wollen hoffen, daß in einer nicht fernen Zukunft das Interesse für ethnographische Untersuchungen, dessen Mangel bei gelehrten Gesellschaften, auf den Hochschulen und im wissenschaftlichen Publikum leider fast allgemein ist, während man, wie der Verfasser sagt, „kleine Details europäischer Geschichte so oft als Gegenstände des höchsten Interesses behandelt sieht", allgemeiner werden, und „daß der enge Rahmen der Fachgelehrsamkeit und der Zwecke specieller Berufsbildung einmal wieder aufhören werde, den wissenschaftlichen Horizont der Gebildeten fast ausschließlich zu begrenzen". Werke, wie das vorliegende, können nicht verfehlen, den gewollten Zustand herbeizuführen, wenn auch nicht so schnell, als dieses im Interesse der Sache und des Publikums wünschbar wäre, werden aber dafür eine nachhaltigere Geltung erringen und noch lange gelesen und benutzt werden, wenn andere von ephemerer Bedeutung in der Gegenwart längst vergessen sind. Wir glauben dieses mit voller Zuversicht aussprechen zu dürfen und der Verfasser möge darin einige Aufmunterung finden, in seinen dankenswerthen Untersuchungen und Forschungen nicht zu ermatten.

An die Schilderung der amerikanischen Menschheit knüpft sich noch das besondere tragische Interesse, daß man es hier mit Völkern zu thun hat, welche größtentheils infolge eines harten, über sie hereingebrochenen Geschicks dem Untergang und der Vernichtung ihrer Existenz oder in den seltenen Fällen, wo diese erhalten bleibt, der Zerstörung ihrer Eigenthümlichkeit verfallen sind. Die amerikanischen Culturvölker wurden schon vor Jahrhunderten durch die aus Europa über sie zuckenden Blitze getroffen; die rohen Stämme beider Hälften des amerikanischen Continents vermindern sich an Zahl von Jahr zu Jahr, wurden namentlich in der Nordhälfte wiederholt aus ihren Wohnsitzen geworfen, durcheinandergeschoben, und von vielen sind nur noch die Namen übrig. Der Verfasser hat sich bemüht, aus den vorhandenen Documenten ein Gemälde des physischen und geistigen Wesens dieser Menschenstämme zu schaffen, ihre körperliche Bildung, ihre Sitten und Eigenthümlichkeiten, politischen Einrichtungen, religiösen Vorstellungen und historischen Schicksale zu schildern, und wir zweifeln in der That nicht, daß ihm dieses auf kleinerm Raume in vollkommenerer Weise gelungen sein wird als Schoolcraft, der bei minder umfassender und gründlicher Einsicht zugleich von Vorurtheilen und falschen Ansichten erfüllt sich zeigt.

Hinsichtlich des Ursprungs der Urbevölkerung Amerikas sagt der Verfasser selbst, wer eine ausführliche Untersuchung hierüber erwarte, werde sich getäuscht finden, weil eine solche in dieser zweifelhaften Sache schwerlich zu einer Gewißheit führen könne, gibt aber dabei doch in unzweideutiger Weise die Ansicht kund, daß die amerikanische Menschheit nicht von anderwärts gekommen, demnach in Amerika selbst entstanden sei:

> Nur solange man die Wiege des gesammten Menschengeschlechts mit dogmatischer Sicherheit in das südliche Asien setzte, lag eine Veranlassung vor, die Bewohner Amerikas aus der Ferne herzuleiten, und nur zu lange hat diese wissenschaftlich unbegründete Ansicht die Völker der Neuen Welt, wie deren Name anzudeuten schien, für jünger halten lassen als die der Alten.

Wir wollen nicht verschweigen, daß die Annahme eines besondern Schöpfungs- oder Entstehungscentrums des Menschen in Amerika gewagt und keineswegs noth-

wendig erscheint, da Amerika von verschiedenen Seiten, hauptsächlich von Nordasien her bevölkert werden konnte und die physischen und geistigen Eigenthümlichkeiten der amerikanischen Völker sich aus den klimatischen Verhältnissen und historischen Schicksalen begreifen lassen. (Anhänger der Darwin'schen Lehre können, was beiläufig bemerkt werden mag, einem amerikanischen Entstehungscentrum auch aus dem Grunde nicht beistimmen, weil in Amerika die ganze höhere Abtheilung der Quadrumanen fehlt; von ihrem Gesichtspunkte aus müssen die Amerikaner von der Alten Welt eingewandert sein.) Unser Verfasser gibt zwar selbst zu, daß Amerika aus Asien, Polynesien und Europa Einwanderer erhalten habe; aber es sollen, wie er meint, die bestimmtesten Gründe die Annahme verbieten, daß ein wesentlicher oder gar der überwiegende Theil der Amerikaner aus der Fremde stamme. Die amerikanischen Sprachen seien wesentlich geschieden von denen anderer Erdtheile, der amerikanische Typus sei eigenthümlich; es fehlten in Amerika asiatische Hausthiere und Culturpflanzen, die Kenntniß des Gebrauchs des Eisens u. s. w. Abgesehen davon, daß der Verfasser S. 57 fg. selbst eine Menge übereinstimmender Züge bei Amerikanern, Nordasiaten und Polynesiern anführt, möchten wir nur bemerken, daß auch bei Völkern der Alten Welt, denen man einen gemeinschaftlichen Ursprung zuschreibt, oft die größte Verschiedenheit der Sprachen beobachtet wird, wie solche z. B. zwischen den einsilbigen Sprachen der Chinesen, Tibeter, Siamesen und den ugro-japanischen Sprachen der Mandschu, Mongolen, Türken, Magyaren, Japanesen herrscht, welche letztern den amerikanischen Sprachen unter allen noch am nächsten stehen, in denen die bereits in den ugro-japanischen stark hervortretende Agglutination den höchsten Grad erreicht hat.

Die behauptete Eigenthümlichkeit des amerikanischen Typus dürfte um so schwerer zu definiren sein, als die Amerikaner unter sich außerordentlich abweichen, die einen dolichocephalisch, die andern brachycephalisch sind, der Gesichtswinkel bei manchen bis auf 75 Grad heruntergeht und häufige Annäherungen an turanische, polynesische, selbst europäische Formen stattfinden. Die Kenntniß und der Gebrauch des Eisens fehlten vielen europäischen Völkern noch vor 2000 Jahren, im alten Aegypten war dasselbe fast gar nicht im Gebrauche, und die Amerikaner sind eben in der Stein- und Bronzeperiode stehen geblieben, wie manche Völker Nordasiens bis in die letzten Jahrhunderte, wo sie im Verkehr mit den Russen und andern vorgerückten Völkern erst das Eisen kennen lernten. Wenn die Einwanderung in Amerika aus dem nördlichen Asien hauptsächlich über die Aleuten und die Beringsstraße stattgefunden hat, indem nordasiatische Völker durch andere immer weiter nach Norden gedrängt und zuletzt zum Uebertritt nach Amerika veranlaßt wurden, weil ihnen der Weg nach fruchtbarern südlichen Gegenden in Asien versperrt war, so mußten sie während dieses langsamen Processes, wobei sie zu Jäger- und Fischervölkern wurden, die Hausthiere und Culturpflanzen, welche sie in ihren frühern südlichern Wohnsitzen gehabt hatten, nothwendig selbst bis auf die Erinnerung an dieselben verlieren und ihr physischer Typus wie ihre Sprachen mußten sich unter ganz andern klimatischen Verhältnissen und bei sehr verschiedener Lebensweise mächtig ändern. Man weiß ferner, daß amerikanische Stämme, die sich von ihrem Volke getrennt hatten, in kurzer Zeit ihr ganzes Vocabular wechselten und es darf daher nicht wundern, wenn die Wörtersammlungen amerikanischer Sprachen so wenig Uebereinstimmung mit asiatischen zeigen.

Es will uns aus diesen und andern Gründen, die auch in unsern eben erschienenen „Anthropologischen Vorträgen" geltend gemacht wurden, bedünken, daß die Herleitung der amerikanischen Urbevölkerung von der Alten Welt, direct aus Asien und Europa oder mittelbar über die Inseln des Stillen Oceans viel weniger Bedenken unterliege, als die Annahme einer Entstehung des Menschen in Amerika selbst. Auch haben die Indianer Sagen von der Herkunft aus Nordwesten, wie denn die Delawaren nach einer solchen weit aus Westen von der Seeküste hergekommen und am Mississippi mit den ebenfalls aus Westen gekommenen Irokesen zusammengetroffen seien. Der Verfasser schreibt (S. 57): „Um von Japan nach Amerika zu gelangen, sind nirgends längere als zweitägige Seereisen erforderlich (Alexander von Humboldt); Japanesen sind mehr als einmal in die Gegend der Columbiamündungen verschlagen worden." Erstere Angabe beruht offenbar auf einem Druckfehler und es muß wol zwanzigtägige Seereisen heißen, nicht zu viel für eine Distanz von etwa 90 Längengraden.

Daß die Indianer hauptsächlich Jäger- und Fischervölker waren — mit Ausnahme der amerikanischen Culturvölker — und daß bei ihnen Ackerbau und Viehzucht sehr danieder lagen, erklärt sich bekanntlich aus dem Umstande, daß Amerika ursprünglich nur wenige Nahrungspflanzen und zur Zucht geeignete Thiere besaß; die amerikanischen Ochsenarten scheinen unzähmbar zu sein. Bei diesem Verhältniß läßt sich leicht einsehen, daß die Verringerung des Territorialbesitzes, die Vernichtung des Wildes durch die Europäer, namentlich des Büffels, der Pelzhandel, wobei die Trappers oder Pelzjäger die Indianer ohne Scheu betrogen und mordeten, höchst verderblich auf letztere wirken mußten.

Unser Verfasser ist mit Recht empört über den Trug, die Ungerechtigkeit und Vergewaltigung, welche die Indianer von den Europäern erlitten haben und fortwährend erleiden, und über die Lüge, welche zur Beschönigung derselben die Indianer als unversöhnliche Feinde der civilisirten Europäer darstellen will, welche doch in den meisten Fällen anfangs gastfreundlich und vertrauensvoll von den Indianern aufgenommen worden waren, bis diese ihre Treulosigkeit, Habsucht und Mordlust kennen lernten. Er weist an vielen Stellen nach, wie eben das hinterlistige Verfahren der Europäer, welche sogar absichtlich mehrmals die Blattern unter den Indianern verbreiteten, um sie massenhaft hinsterben zu machen, die Existenz derselben allseitig untergraben, mit der Vernichtung ihres

Wohlstandes ihre Sitten verschlechtert und sie gezwungen habe, List, Wortbruch und Grausamkeit mit Gleichem zu erwidern, wobei nichtsdestoweniger europäische Frauen, welche in die Gewalt der Indianer fielen, immer rücksichtsvoll behandelt wurden.

Gerade die ausgezeichnetsten Köpfe unter den Indianern sahen übrigens ein, daß die europäische Cultur für ihre Völker nicht passe, deren Lebenselement Jagd und Krieg, deren Heimat Wald und Prairie waren, welche Tapferkeit im Kriege und Geschicklichkeit auf der Jagd über alles schätzten, deshalb auch manchmal die anerbotene Erziehung ihrer Jugend in den Schulen der Europäer dankend ablehnten, „weil diese nur Leute bilde, die für ihr Volk keinen Werth hätten, sich nicht zu helfen und zu erhalten wüßten", dagegen sich anheischig machten, europäische Kinder bei sich aufzunehmen und „Männer aus ihnen zu machen". Die Indianer achteten die Civilisation des Europäers für gering, weil sie immerwährende Unruhe und Sorge um den Besitz mit sich bringe und weil ihm Charakter und persönliche Kraft neben Rang und Reichthum so wenig gelten. Das Christenthum anzunehmen waren die Indianer im ganzen um so weniger geneigt, als sie von den Christen so viel Böses sehen und erfahren mußten, auch keine Neigung fühlten, ihre Sagen und Meinungen gegen andere zu vertauschen; schlagend ist, was nach Franklin's Bericht ein Indianer in dieser Beziehung einem schwedischen Geistlichen antwortete. Dieser erklärte den Häuptlingen der Susquehannahs den Sündenfall durch den Genuß des Apfels, sprach dann von der Sendung Christi und der Erlösung u. s. w. Einer der Häuptlinge erwiderte: „Was du uns erzählst, ist alles sehr gut; schlimm ist es in der That, Aepfel zu essen und besser, Apfelwein aus ihnen zu machen. Wir danken dir sehr für deine Freundschaft, daß du so weit hergekommen bist, um uns mitzutheilen, was du von deiner Mutter gehört hast." Der Indianer erzählte dann eine seiner Sagen, die nämlich, wie sie zu Mais, Bohnen und Taback gekommen seien, was der Geistliche verächtlich behandelte, sprechend: „Das ist lauter Fabel und Einbildung; was ich euch erzählt habe, waren heilige Wahrheiten." Der Indianer entgegnete unwillig: „Mein Bruder, deine Freunde scheinen schlecht für deine Erziehung gesorgt und dich nicht in den Regeln der gewöhnlichsten Höflichkeit unterrichtet zu haben, welche wir kennen und befolgen. Du siehst, daß wir deine Geschichten glauben, warum willst du nicht auch die unserigen glauben?"

Bei manchen Völkern fand übrigens die Mission Eingang, aber die Indianer wurden durch dieselbe nicht sowol civilisirt als gezähmt und verloren hierbei die Energie ihres Wesens, alle ihre männlichen und kriegerischen Eigenschaften; das großartigste und gelungenste Beispiel einer solchen Zähmung und kindlichen Unterordnung unter die väterliche Gewalt haben die Jesuiten in Paraguay gegeben. Es geht aus diesen Erfahrungen evident hervor, daß die verschiedenen Rassen nicht die gleiche civilisatorische Bestimmung haben oder daß wenigstens sehr lange Bildungszeiten dazu gehören, aus einem Fischer-, Jäger- oder Nomadenvolk eine civilisirte Nation zu machen. Es fehlt den Indianern keineswegs an Verstand, obwol sie insofern eine geistige Beschränkung zeigen, als ihr Gedankenkreis nur eng ist und sie über denselben nicht hinauszukommen vermögen, wobei sie indeß alles innerhalb dieses Kreises Liegende richtig beurtheilen und gewandt benutzen; namentlich wurden die Huronen wegen ihrer Klugheit und Feinheit gerühmt. Manche Indianer sprechen geläufig mehrere Sprachen, selbst europäische; der Mohikan Occum wurde ein berühmter christlicher Missionar; ein Chieasaw, von dem Möllhausen berichtet, praktischer Arzt. Aber in diese europäischen Formen konnten sich nur äußerst wenige Indianer finden; ihre glänzendsten Namen gehören Kriegern und Politikern an, welche für die Macht oder Unabhängigkeit ihrer Völker stritten, wie der Ottawa Pontiac, der einen Völkerbund gegen die Weißen organisirte, der Choctaw Puschmataha, der Mestize Cornplanter, der Miami Little Turtle, Tecumseh, Red Jacket u. a. Die Regierung der Union hat soviel wie nichts für die Verbesserung des Schicksals der Indianer gewirkt, da auch das Wenige, was sie für dieselben thun wollte, infolge der Unredlichkeit und Habsucht ihrer Organe den Indianern nicht zugute kam. Manche Stämme, z. B. die Cherokees, waren auf dem richtigen Wege des Fortschritts, wurden aber durch die Europäer gewaltsam aus demselben hinausgeschleudert. In früherer Zeit hatten manche indianische Völker Tempel, die später mit dem Cultus, der in Gebeten, Gesängen, Brandopfern bestand, zusammenschrumpften, sodaß oft nur eine Hütte oder das Häuschen des Zauberpriesters übrigblieb. Besonders hoch in der Cultur standen die Natchez und überhaupt die Floridavölker; erstere hatten theokratische Einrichtungen und einen ausgebildeten Sonnencultus. Sehr allgemein verbreitet war der Glaube an den „großen Geist".

Außer den religiösen Begriffen und Einrichtungen hat der Verfasser mit Vorliebe die politischen und rechtlichen Verhältnisse der Indianer geschildert. Bei der niedrigen Stellung der Frauen, die zwar nicht oft mishandelt werden, weil dieses der Mann unter seiner Würde hält, die sich aber auch als arme überbürdete Dienerinnen keiner Theilnahme und Rücksicht erfreuen, ist es auffallend, daß sie doch bei manchen Völkern wie den Cheppewyans, Irokesen, Natchez, Narraganset Einfluß und eine Stimme im Rath, selbst bei der Entscheidung über Krieg und Frieden hatten, dann, daß in Nordamerika nur Verwandtschaften in weiblicher Linie gelten, sowie, daß man bei mehrern Völkern Eigenthum nur von den Frauen erben konnte, obwol ihnen selbst keine Verfügung hierüber zukam; auch die Herrscherwürde erbte, wo sie erblich war, nicht vom Vater, sondern von der Mutter oder Mutterschwester auf den Sohn. Manchmal wurden Frauen, selbst Kinder mit der höchsten Würde bekleidet, wo dann für letztere gewöhnlich der Mutterbruder regierte. Mit Ausnahme des Erbrechts fehlten bei den Indianern Rechtsverhältnisse fast ganz und ordentliche Gerichte gab es nicht. Nichtsdestoweniger wurde besonders in frühern Zeiten die

öffentliche Ordnung durch das Rechtsgefühl und den politischen Takt dieser Menschen erhalten, während in spätern Zeiten, nach der europäischen Invasion, eine Verschlechterung auch in dieser Hinsicht eintrat. Das Ansehen der Häuptlinge scheint in älterer Zeit größer gewesen zu sein, die Macht haftete an ihrem erblichen Rang, während in der Folge die Erblichkeit oft nicht anerkannt und alles Gewicht auf persönliche Eigenschaften gelegt wurde, welche geltend zu machen und Gehorsam zu finden bei dem unbändigen Freiheitssinn der Indianer sehr schwer war. Einzelne durch Geistesgaben und Glück begünstigte Individuen machten Versuche, größere Reiche zu gründen, die aber mit ihrem Leben wieder zu Ende gingen, wie am Anfang des 17. Jahrhunderts Powhatan in Virginien, der zuletzt über dreißig Völker despotisch beherrschte, eine Leibgarde und 100 Weiber hatte.

Vergeltung ist das Hauptprincip für das Handeln des Indianers; er vergißt weder Wohlthaten noch Beleidigungen jemals und unterwirft sich oft selbst mit großartiger Ruhe dem unerschütterlichen Gesetze der Wiedervergeltung. Der Krieg war bei vielen Indianern ein regelmäßiges jährliches Geschäft; ein Mann ohne Kriegsthaten hieß „altes Weib" oder „niemand", bekam bei manchen Stämmen keine Frau und durfte nicht am Rath und an den Festen theilnehmen. Im Kriege war auch die niedrigste List, die größte Perfidie und Grausamkeit gestattet. Auch der Verfasser, der mit Vorliebe die edeln Seiten der Indianer schildert, gibt doch zu, daß von Roheit und Grausamkeit sie nicht freizusprechen seien. Nächst der Tapferkeit ist Freigebigkeit die allgemeinste und geschätzteste Tugend bei ihnen, sie theilen in der Noth alles miteinander und üben die ausgedehnteste Gastfreundschaft unter sich und auch gegen die Weißen. Rechnet man hierzu ihre aufopfernde Treue in der Freundschaft, ihr Ehrgefühl und ihren Stolz, so sieht man, daß die Indianer in ihrer bessern Zeit und in ihrer ursprünglichen Integrität ziemlich auf der gleichen Stufe standen, wie die Helden bei Homer oder die der Germanen.

Mit besonderm Fleiße hat der Verfasser die Völker der Nordwestküste mit Benutzung auch der neuesten Nachrichten geschildert, was um so mehr anzuerkennen ist, als dieselben viel unbekannter sind, als die im Osten des Felsengebirgs. Es ist eigen, daß diese Völker, je weiter südlich, desto tiefer auf der Culturleiter stehen, während die nördlichsten die civilisirtesten sind, sehr geschickt im Fischfang, solide, permanente Wohnungen bauend, Handel treibend: alles mehr oder minder eine Folge der Einwirkung des nahen Asien. Die Eskimos, welche als „Skrälinger" die Normannen bekriegten, verstehen sogar Karten ihres Landes zu zeichnen. Von den Völkern Südamerikas sind die Cariben, dieses allgemein gefürchtete, räuberische Volk, welches auf der ganzen Nordküste von Südamerika und auf den Kleinen Antillen herrschte, am ausführlichsten behandelt; über sie, die Ygneris, Arowaken, Omaguas u. s. w. werden manche bisjetzt wenig bekannte Aufschlüsse gegeben.

Wenn wir an diesem Theile des trefflichen Werks, welcher wie die vorhergehenden dem wissenschaftlichen nicht nur, sondern dem ganzen gebildeten Publikum angelegentlichst empfohlen wird, etwas vermissen, so wären es vielleicht einige Abbildungen, sollten diese auch nur eine geringe Zahl der abweichendsten Typen der amerikanischen Menschheit darstellen, welche vielleicht der zweiten Hälfte dieses Theils, der wir mit Interesse entgegensehen, noch beigegeben werden könnten. **Maximilian Perty.**

Zur Geschichte der baltischen Lande.

Geschichte der Ostseeprovinzen Liv-, Esth- und Kurland von der ältesten Zeit bis zum Untergange ihrer Selbständigkeit. Von Otto von Rutenberg. Zwei Bände. Mit einem Namen- und Sachregister und einer Karte von Liv-, Esth- und Kurland zur Ordenszeit. Leipzig, Engelmann. 1859—60. Gr. 8. 5 Thlr.

Die Anzeige des in der Ueberschrift genannten Werks ist eine etwas verspätete Pflichterfüllung, die wir uns um so mehr selbst zum Vorwurf zu machen haben, als Otto von Rutenberg der erste Geschichtschreiber der baltischen Lande ist, dessen Form und Darstellungsweise auch einem größern Publikum die eigenthümliche Entwickelung dieses interessanten Theils des europäischen Festlandes zugänglich macht. Es fehlte früher allerdings nicht an gelehrten und ausführlichen Werken über das historische Leben jener Ostseeprovinzen, welche ihre politische und sociale Individualität deutschen Bildungsgängen und Rechtsverhältnissen verdanken, darum auch noch heute mit vollem Recht als deutsche bezeichnet werden. Allein der eine Theil derselben bestand aus reinen Quellensammlungen, der andere Theil aus trockenen, rein objectiven Darstellungen des Geschehenen, ohne tiefere culturhistorische Pragmatik, darum ebenfalls wieder nur für den eigentlichen Gelehrten eine interessante Lektüre. Was dagegen der Verfasser mit seiner neuen Bearbeitung jener theilweise sehr unerquicklichen Geschichte der baltischen Ritterstaaten gewollt hat, das sagt er in der Vorrede zunächst mit folgenden Worten:

> Ich dachte einmal, den vor langer Zeit ausgewanderten, entfremdeten, den beinahe verlorenen Sohn der deutschen Erde, der sich im fernen Osten angesiedelt, wieder einmal in die Urheimat zurückzuführen und ihn so, wie er in der Fremde gewesen und geworden, der deutschen Mutter vorzustellen. Erkennt sie dann, so dacht' ich weiter, bei längerer Betrachtung eine gewisse Familienähnlichkeit, einen rührenden Ausdruck, der sie selbst an ferne Vergangenheit, an die eigene Jugend mahnt; so wird sich, wenn auch das Beisammenwohnen unter einem Dache zur Unmöglichkeit geworden, doch ein geistiges Band der Liebe zwischen Mutter und Sohn wieder anknüpfen lassen. Die Herstellung, die Befestigung dieser Liebe zwischen Mutter und Sohn war die eine Hälfte meines Endziels. Die andere bestand darin, daß ich dem entfremdeten Sohne selbst, der alternd seine Abstammung und seine Verwandtschaft vergessen, ja dem sich selbst die Erinnerung an seine Kindheit und sein Jugendleben beinahe völlig verdunkelt hat, daß ich ihm die Geschichte seiner Geburt, seines Wachsthums und seiner Ausbildung wahrheitsgetreu erzählen und ihm dieselbe lieb und werth machen wollte.

Gerade jetzt, da endlich auch in den Ostseeprovinzen die Humanität und die politische Zweckmäßigkeit gleichermaßen dahin gedrängt haben, den undeutschen Stammvölkern zur Ausgleichung der Kluft zwischen ihnen und

ihren deutschen Herren, Leitern und Lehrern die Mittel zu gewähren, da erscheint eine kritische Durchsichtung der Entwickelungen im baltischen Lande von um so größerer Wichtigkeit, als das baltische Volk keine Urkunden aufzuweisen hat und die Quellen wie die Rechtsgestaltungen nebst den darauf begründeten Geschichtschreibungen ausschließlich aus den Herrscherkasten stammen. Rutenberg's Geschichte bekundet, daß sie nicht kalt und objectiv sein, sondern warm, lebendig und anregend, auf der Grundlage zeitgemäßer Anschauungen ruhen will. Gerade darum aber tritt auch überall die Selbstkritik des Geschichtschreibers sehr bedeutsam hervor, und diesem Streben mag es selbst zuzuschreiben sein, daß mitunter (namentlich im zweiten Bande) die plastisch ordnende Gruppirung von Wichtigem und minder Wichtigem mindestens für den flüchtigen Leser nicht in dem Maße eingehalten erscheint, wie man es der im übrigen anmuthig und lebendig, auch bei trockenen Dingen nicht ermüdend gehaltenen Darstellung wol wünschen möchte.

Wir schicken diese Ausstellung voraus, weil sie uns in der That die einzig nennenswerthe erscheint, die man der sonstigen formellen Vollendung des reichhaltigen Werks zu machen berechtigt ist. Eben diese Reichhaltigkeit legt jedoch unserer Anzeige in Rücksicht auf den gestatteten Raum zugleich eine Zurückhaltung auf, die wir nicht gerade wünschenswerth nennen möchten. Wir können nur einzelne Momente der Hauptabschnitte andeuten. Da tritt uns zuerst in den einleitenden Kapiteln, welche sich mit dem Land und Volk vor Ankunft der christlichen Missionare beschäftigen, eine um so mehr wohlthätige Darlegung der damaligen ethnographisch-politischen Zustände entgegen, als gerade dieses Orientirungsmoment in andern Geschichten des baltischen Landes wesentlich vernachlässigt ist. Dabei ist wol zu beachten, daß es der Verfasser in jenen dunkeln Jahrhunderten keineswegs darauf anlegt, die Sympathien des Lesers von vornherein für die Letten, Esthen und Liven oder auch die Litauer und Preußen zu gewinnen, was ihm allerdings seine weitern Ausführungen wesentlich erleichtert haben würde. Wenn sich aber auch bei solchen nüchternen Klarlegungen der thatsächlichen Verhältnisse unwillkürlich das Interesse zunächst den abenteuernden Trägern einer etwas höhern Civilisation zuwendet, so zerstört sich doch auch zugleich der weitverbreitete Irrthum, als sei die Gewinnung der baltischen Lande für deutsches Element und Christenthum ein specielles Verdienst der mit der Kirche verbündeten Ritterschaft und somit ein uranfänglicher Rechtstitel für deren spätere Alleinherrschaft und größtentheils noch heute fortdauernde Alleinberechtigung. Im Gegentheil, beinahe anderthalb Jahrhunderte lang war es der handeltreibende Bürgerstand aus den nachherigen Hansestädten, welcher die siegreichen Schlachten schlug und den Grundstock der die Herrschaft befestigenden Schwertritterschaft bildete; erst nachher wurde die Ritterbürtigkeit ein Erforderniß zum Eintritt in den Schwertritterorden. Aber nicht einmal die Ahnherren der heutigen baltischen Ritterschaften waren die eigentlichen Erwerber des Landes. Denn die Ordensritter waren bekanntlich unverheirathet, zogen meistens nach kürzerm oder längerm Aufenthalte wieder aus dem Lande, und Gutsbesitzer, Cultivatoren, Lehnpächter wurden die kleinen Ritter, freien Männer, Edeldiener u. s. w., welche die Hierarchie und der Orden mit Grundstücken belehnten.

Aus den wüsten Wirren der Jahrhunderte bis 1400 ungefähr, hebt sich auch noch eine andere Erkenntniß sehr wesentlich aus den Rutenberg'schen Darstellungen hervor. Dies ist nämlich die mit der rohen Wildheit des übrigen Lebens seltsam contrastirende Ueberfeinerung der Unehrlichkeit in den Wechselbeziehungen zwischen den Eroberern und Urvölkern. Man möchte es das pfäffische Element nennen, welches sich auf den Grundsatz der erlaubten Treulosigkeit gegen die Ketzer stützt und zur Folge hatte, daß auch die halbheidnischen Urvölker allmählich jeden Act und Vertrag nur zum augenblicklichen Vortheil benutzten und bei der ersten besten Gelegenheit ihren Schwur vergaßen oder verdrehten. Weil aber der Ritterorden zuerst ein bewaffneter geistlicher war, so glaubte sich von vornherein die Klerisei auch berechtigt, dem Ritterorden ein vollkommen vasallenhaftes Verhältniß zur Kirche, d. i. zur Geistlichkeit zumuthen zu dürfen. Dies ließ sich die Ritterschaft natürlich nur gefallen, solange sie religiös begeistert war; aber selbstverständlich ernüchterte sich dieser Fanatismus vollkommen im Verhältniß zum Wachsthum ihrer Macht, sodaß davon bereits am Anfang des 13. Jahrhunderts kaum eine Spur mehr übrig. Die Grundlagen gegenseitiger Compromisse mußten aber immer wieder die rechtlosen Urvölker mit ihrem materiellen Besitze und ihren moralischen Berechtigungen bezahlen. Kaiser und Papst, an welche beide um die Macht ringende Parteien mitunter als höchste Instanz appelliren, entscheiden nach politischen Maßgaben ohne rechte Kenntniß der wirklichen Verhältnisse; und wenn ihnen ja einmal das ehrliche Recht und die rücksichtslose Gerechtigkeit am Herzen zu liegen scheint, sind sie räumlich viel zu weit entfernt, um ihren Decreten oder vollends ihren Strafurtheilen einen Nachdruck zu geben. Selbst der Bannstrahl des Papstes verbleicht und erkaltet, ehe er von Rom an die Ufer der Ostsee gelangt; in spätern Jahrhunderten kann man beinahe sagen, daß der Orden mehr Jahre unter dem Banne lebte, als außerhalb desselben.

Mit diesen allgemeinen Umrissen sind die Hauptmomente angedeutet, welche das von Rutenberg erzählte baltische Leben bezeichnen. Und es ist wirklich baltisches Leben, nicht nur geschichtliche Aeußerlichkeit, die er vor unsern Blicken entrollt. Bereits im 13. Jahrhundert trat jedoch eine der wichtigsten, sozusagen moralischen Umgestaltungen im Wesen des Schwertritterordens dadurch ein, daß dem europäischen Christenthum Staat und Stadt Jerusalem wieder verloren war. Indem der Heidenkampf im Morgenlande nunmehr gänzlich aufhörte, warf sich die ganze Wucht der Ordensmacht auf die baltischen Lande. Indem sich die hohe belebende Idee verlor, welche die Gründung des Ordens veranlaßt hatte, ging dieser bei seinen ungeheuern Reichthümern und bei der nunmehrigen

Zwecklosigkeit der Existenz seiner Mitglieder immer unaufhaltsamer den Weg selbstzerrüttender Entsittlichung. Indem aber auch die monarchischen Mächte und der Papst diesem und verwandten Orden, je mächtiger dieselben dastanden, desto feindseliger gesinnt wurden, schloß sich der preußische mit dem baltischen Orden zu gemeinsamer Abwehr immer fester zusammen. Dadurch wuchs allerdings abermals seine Macht nach außen, doch ohne daß die Politik desselben klug oder weise genug gewesen wäre, die Interessen der Urvölker oder auch die der unterdessen mehr erstarkten deutschen Bürgerstädte mit den seinigen solidarisch zu verflechten. Im Gegentheil demüthigte der Orden sowol die Städte als die für diese und die Urvölker aus Klugheit eintretende Geistlichkeit. Allein gerade in demselben Momente tritt auch wieder eine aus kleinen Anfängen erwachsene neue Macht überraschend hervor, nämlich die der Vasallen des Ordens sowol als der Bischöfe. Ihre Interessen und Tendenzen stemmen sich denen ihrer Lehnsherren entgegen; bereits zu Ende des 14. Jahrhunderts erscheinen sie als Stand neben dem Orden und den Bischöfen; sie allein überleben endlich den Zusammensturz des Ritterstaats, und in den Händen ihrer Nachkommen befinden sich noch heute die Ostseeprovinzen beinahe ausschließlich. So konnten denn auch fast nur diese Vasallen einigermaßen in das innere Leben des Landes einwachsen, wogegen der Orden infolge seiner Organisation und Verfassung dem Lande fortwährend eine verhaßte Fremdherrschaft bleiben, in seinen Mitgliedern aber und in seinem ganzen Staatsbau des mächtigen Hebels der Vaterlandsliebe fortwährend entbehren mußte.

Die nunmehrige innere Zwecklosigkeit des Ordens führte die Thätigkeit seiner Mitglieder nach zwei unvereinbaren Richtungen auseinander, von denen jede nothwendig den Keim seiner allmählichen Zerstörung von innen heraus emporwuchern ließ. Auf der einen Seite trieb die Verweichlichung und Genußsucht den aristokratischen Militärstaat in Handelsgeschäfte, welche mit denen der Hansa wetteiferten; auf der andern Seite war die Disciplin des Staats so völlig gelockert, daß die daheimgebliebenen Müßiggänger vom Orden, da das Land für Wegelagerei keine Gelegenheit bot, ihre Seckel nicht anders zu füllen wußten, als durch plötzliche Einfälle in die Grenzbezirke der Preußen und Litauer, wo man die Bauernhütten ausplünderte und sich wieder auf sicheres Ordensgebiet rettete, ehe die Angegriffenen sich zur Gegenwehr hatten sammeln können. Das hieß dann eine „Heidenfahrt"; damit hatte der Ritter überdies seinem sogenannten Ordensgelübde genügt und der Orden selber schritt nicht ernstlich ein, da derartige Beunruhigungen seiner Nachbarn, mit deren Herrschern er in fortwährendem Zerwürfniß lebte, ihm selber kaum ganz verwerflich erschienen.

Das allmähliche Anwachsen dieser innern Mißstände und hundertfachen localen Conflicte zu großen politischen Verwickelungen und schweren Kriegen mit Polen ist in dem Rutenberg'schen Werke mit großer Klarheit entwickelt.

Mit der Schlacht von Tannenberg (15. Juli 1410) nahm der Untergang des Ordensstaats seinen entschiedensten Anfang. Nachdem der Orden geschlagen war, brach von allen Seiten der versteckte Haß gegen sein Regiment in offenen Verrath aus. Dem König Sigismund huldigten alle Bischöfe, fast alle Städte und fast alle Ordensschlösser, sodaß nach dem Ausdrucke der Chronik von Lindenblatt „nie dergleichen gehört ward in irgendeinem Lande von so großer Untreue und von so schneller Wandelung, wie das Land unterthänig ward dem Könige binnen einem Monat".

Wir dürfen hier unsere Anzeige schließen, ohne dem Buche in die Schilderung der vollkommenen Zerbröckelung des Staatsgebäudes weiter zu folgen. Die Darstellung geht dabei natürlich in Einzelheiten auseinander, welche für die Würdigung des historischen Rechtsbodens selbst noch der baltischen Gegenwart allerdings von größter Bedeutsamkeit sind, aber sich als literarisches Ergebniß doch nur in die Worte zusammenfassen lassen, daß dieser Rechtsboden der privilegirten Stände, je genauer man seine Grundlagen ins Auge faßt, nur desto zweifelhafter erscheint. Daß viele der wie ein Dogma gepflegten Behauptungen für die Alleinberechtigung der aristokratischen Elemente im baltischen Lande zu Schattenbildern verflüchtigt werden, erscheint uns in dem Momente einer Neugestaltung des dortigen socialpolitischen Lebens als eins der bedeutsamsten Verdienste der Rutenberg'schen Geschichtserzählung. Man muß sich entschließen können, mit einer überlebten Vergangenheit abzubrechen, wenn man eine lebensvolle Zukunft beginnen will. **Aurelio Buddeus.**

Novellenliteratur.

Die uns vorliegenden Novellen, Lebensbilder u. s. w. sind größtentheils von Frauenhand. Wir wollen hier nicht nach den Gründen suchen, weshalb das weibliche Geschlecht heutzutage so massenhaft aus der ihm angewiesenen Sphäre heraustritt oder herausgedrängt wird, und statt der Stricknadel die Feder ergreift, um mit den Männern zu wetteifern, auf dem Parnaß einige Lorbeeblätter zu pflücken und nebenbei oder hauptsächlich Brot zu verdienen. Die Thatsache steht fest. Wer sich aber an die Oeffentlichkeit wagt, muß sich der Kritik unterwerfen, und es ist die Pflicht der letztern, wenn sie gewissenhaft und unparteiisch wie in d. Bl. auftritt, alle Höflichkeitsrücksichten, die man sonst dem weiblichen Geschlecht schuldet, beiseitezusetzen und mit männlichem Freimuthe eine männliche Beschäftigung zu beurtheilen. Referent bestreitet es überhaupt durchaus, daß die Frauen das Zeug dazu haben, den Anforderungen zu entsprechen, die der gebildete und logisch denkende Leser an gute Romane zu stellen gewohnt ist. Mögen sie immerhin eine große Erfindungskraft, mögen sie eine feine Beobachtungsgabe besitzen und eine gewandte Feder führen, das richtige Aneinanderreihen, die nothwendige Aufeinanderfolge der Begebenheiten wird ihnen fast nie gelingen, da sie sich gewöhnlich auf Seitenwegen verirren und in geschwätziger Breite oder breiter Geschwätzigkeit bei untergeordneten Dingen aufhalten und den Hauptfaden der Erzählung mehr oder weniger aus den Augen verlieren. Ebenso wenig gelingt es ihnen, eine gute Charakteristik besonders männlicher Personen zu liefern. Es gelingt ihnen wol, hier und da dürftig und oberflächlich das Aeußere eines Mannes zu zeichnen, „wie er sich räuspert und wie er spuckt", aber den eigentlichen Charakter desselben, sein Wesen, sein Inneres wiederzugeben vermögen sie nicht, weil sie sich in das Denken und die Handlungsweise eines Mannes nicht hineinversetzen können. Wir nehmen von diesem unserm Urtheile auch selbst die Modeschriftstellerinnen nicht aus, die die halbe Weltgeschichte für ihre Schöpfungen ausbeuten. Sie

gerade sind es, die mit ihrem Haschen nach Pikantem, mit ihren geschichtlichen Anekdoten den Geschmack des Publikums am meisten verderben, welches für das Einfache und wahrhaft Schöne längst das Verständniß verloren hat. Das Publikum, auch das sogenannte gebildete, will durch die Geistesblüten der Poesie nicht mehr erhoben, sondern aufgeregt werden, und was eignete sich wol besser dazu als Stoffe aus der dunkelsten Nachtseite des Volks oder aus den höchsten Sphären der menschlichen Gesellschaft? Im erstern Falle sind es Criminalnovellen, im zweiten geschichtliche Romane. An und für sich halten wir die letztern allerdings für ebenso berechtigt als die Dorfgeschichten; aber zwischen geschichtlichen Romanen und geschichtlichen Romanen ist ein großer Unterschied. Vor allen Dingen gehört außer einer genauen Kenntniß der Geschichte besonders die der Sittengeschichte dazu und ein außerordentlich feiner Takt, die geschichtliche Wahrheit mit der eigenen Erfindung in richtigen Einklang zu bringen, ohne der erstern zu nahe zu treten. Aus zusammengereihten Anekdoten großer Männer wird kein geschichtlicher Roman gebildet, dadurch wird das wahre, wirkliche Bild derselben nur getrübt und verunstaltet, und das größere Publikum, welches seine Kenntniß der Geschichte aus derartigen Machwerken ohne große Mühe schöpfen will, bekommt eine ganz falsche Vorstellung von seinen Helden. Doch was kümmert das die Dichterin? Das Publikum will ja unterhalten und aufgeregt werden; ergo unterhalten wir es, regen wir es auf! Je pikanter wir also schreiben, desto mehr werden wir gelesen. Es ist sehr traurig, daß es so weit mit uns gekommen ist, sehr traurig, daß der Ausspruch der Frau von Staël: „Während in Frankreich die Autoren von dem Publikum beherrscht werden, beherrschen in Deutschland die Autoren das Publikum", für uns keine Geltung mehr hat. Je mehr Concessionen in jetziger Zeit ein Schriftsteller (auch ein dramatischer!) dem Publikum macht, je mehr ist er dessen Liebling. Wir sind in dieser Hinsicht leider ebenso tief wie die Franzosen gesunken, und nach unserer Ueberzeugung haben außer den vielfräßigen Feuilletons der Zeitungen das meiste die Romanschriftstellerinnen zu dieser Calamität beigetragen. Es ist aber die Pflicht der Kritik, diesen faulen Fleck unserer heutigen Literatur endlich einmal näher zu beleuchten und wenn möglich wieder auszuwaschen.

Die uns hier vorliegenden weiblichen Arbeiten sind allerdings keine mehrbändigen geschichtlichen Romane mit volltönenden Titeln, sondern höchst bescheidene Novellen und Erzählungen, doch gilt auch von ihnen zum Theil dasselbe, was wir eben andeuteten.

1. Bilder aus dem Leben. Von Marie Helene. Leipzig, Grunow. 1863. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Marie Helene bewegt sich nur in aristokratischen Kreisen. Wir fahren mit ihr von einem Rittergute zum andern und werden von ihr mit verschiedenen adelichen Familien bekannt gemacht, die indeß nicht das geringste Interessante darbieten. Daß einer der Herren sich in die Frau seines Freundes verliebt, und diesem Unglück durch eine italienische Reise ein Ziel (für immer?) gesetzt wird, ist doch unmöglich ein passender Vorwurf für eine Novelle. Diese Thatsache bildet den eigentlichen Kern der ersten Erzählung. Bevor wir aber zu dem Kerne selbst gelangen, müssen wir mit einigen überflüssigen Personen Bekanntschaft machen und langweilige Damenunterhaltungen mit anhören. Tant de bruit pour une omelette? Ein Mann muß wahrlich alle Willenskraft zusammennehmen, um bei Unterhaltungen der Ehefrauen über den Haushalt oder der jungen Mädchen über das Kapitel vom Heirathen die Geduld nicht zu verlieren.

„«Aber weshalb willst du nicht zuerst heirathen, liebe Claudine, und mir mit gutem Beispiele vorangehen in der Ehe, wie eben in andern Dingen auch? Wiederum hast du diesen Winter dem Grafen Schwarzbach einen Korb gegeben, und der russische Legationssecretär bewirbt sich gleichfalls seit Jahr und Tag vergebens um deine Hand!» — «Ich, liebe Leonore? Nein, ich heirathe noch nicht! Ich will mir noch die Welt und die narrischen Menschen, die sich in ihr bewegen, nach Lust und Laune eine Weile ansehen, ohne mir von einem unbequemen Gebieter Gesetze dabei vorschreiben zu lassen. Heirathen aber werde ich sicher auch, das verspreche ich dir, denn mich gelüstet wahrlich nicht nach dem Ruhme, als alte Jungfer zu sterben, gleich der maiden-queen.... Am liebsten freilich möchte ich als Witwe gleich auf die Welt gekommen sein, das ist der allerangenehmste Standpunkt für eine Frau, besonders für eine junge», und den Kopf hintenüber werfend, lachte Claudine aus vollem Halse bei dem lockenden Gedanken, als unabhängige, womöglich siebzehnjährige Frau den Herren der Schöpfung ganz gehörig die Köpfe zu verdrehen."

Diese „Bilder aus dem Leben" bestehen aus fünf kleinen Erzählungen, die, durch hineingestreute Gedichte von Freunden oder Freundinnen der Verfasserin voneinander getrennt, mehr oder weniger sich ähnlich sind, und in denen, ausgenommen die zweite: „Aus dem Volksleben", nur Grafen und Barone, Edeldamen und Edelfräulein aufgeführt werden. „Aus dem Volksleben" ist entschieden die beste, nur hätten wir gewünscht, daß der eifersüchtige Gatte seine Frau nicht vor unsern Augen, nein gar nicht erschlagen hätte. Es ist überhaupt eine eigenthümliche Neigung der Verfasserin, ihre Erzählungen, gegen den eigentlichen Zweck der Poesie, mit einem Misklang schließen zu lassen. Der Stil ist ziemlich fließend, zuweilen sogar schwungvoll, aber die Verfasserin hat sich durch die Lektüre französischer und englischer Schriftsteller Wendungen und Redensarten angeeignet, die wir Deutsche uns denn doch ernstlich verbitten müssen. So heißt es unter anderm S. 180: „Als Olga ihre Erscheinung machte." Wir wollen wenigstens nicht annehmen, daß der Verfasserin ein Original vorgelegen habe, in welchem es etwa heißt: „When Olga made her appearance."

2. Rosen und Dornen aus einem Mädchenleben. Von Elise Halm. Berlin, Springer. 1863. Br. 8. 24 Ngr.

Die „Dornen", welche die Verfasserin auf den Titel neben die „Rosen" gesetzt hat, sind nicht sehr scharf; es können höchstens die Maikäfersorgen junger Mädchen von 15—17 Jahren darunter verstanden sein. Von jungen Mädchen dieses Alters, aber auch nur dieses Alters, dürfte diese in der veralteten Briefform geschriebene Erzählung vielleicht mit einigem Interesse gelesen werden; Erwachsenen wird die Verfasserin diese Lektüre sicher nicht zugemuthet haben. Ihr Plan war, die Rosen (meistens ländliche Freuden, Ballvergnügen u. dgl.) und Dornen (sie sind uns nicht sichtbar geworden) eines jungen Mädchens bis zum Hafen der Ehe zu schildern. Zu diesem Zwecke hat sie, wie es scheint, ihr ganzes Tagebuch ausgeschrieben und auch die von ihren ältern und jüngern Freundinnen erhaltenen Briefe nicht unbenutzt gelassen. Die allergewöhnlichsten und gleichgültigsten Dinge werden uns mitgetheilt, und selbst mit Gesellschaftsspielen und Stammbuchversen bleiben wir nicht verschont. Alles das scheint erlebt zu sein, ist aber von zu speciellem Interesse, als daß es außer der Verfasserin irgendjemand eine genußreiche Stunde verschaffen könnte.

3. Novellen von Julie Dungern. Braunschweig, Neuhoff und Comp. 1864. 8. 1 Thlr.

Diese neun Novellen sind von sehr verschiedenem Werthe. Wir würden überhaupt den Ausdruck „Novellen" für einige Geschichtchen, wie z. B. „Ein Morgen in der Stadt", welches einem Aufsatze in einem Mädchenpensionat ähnlicher sieht als einer Erzählung, und „Das Passionsspiel im Oberammergau" nicht gewählt haben. Eher wollen wir „Des Pfalzgrafen Brief oder wie ein Geeler vom geistlichen Stande wieder weltlich wird" als Novelle mit durchschlüpfen lassen, obgleich sie nichts ist als eine Erweiterung und Ausschmückung einer sehr einfachen Chronikenerzählung. Doch der Band hätte ja ein zu kümmerliches Ansehen bekommen! Das „Passionsspiel im Oberammergau", welches mit einer theatralischen Nachbildung der Kreu-

zigung Christi schließt, ist nichts als eine einfache Relation des ganzen Hergangs, und gehört um so weniger in ein Novellenbuch, als eine solche reale Nachbildung im höchsten Grade widerlich, unästhetisch und unpoetisch ist, und wie fast alle lebenden Bilder verderblich auf die Sittlichkeit, auf die Moral und den Geschmack der Zuschauer wirken muß. Ein Christ sollte sich begnügen, das Leiden Christi sich geistig zu vergegenwärtigen, nicht aber, um nur dem Sinnenkitzel zu fröhnen, ihn gleichsam zum zweiten mal zu kreuzigen und zum Gegenstande eines Schauspiels zu machen.

Die übrigen Novellen sind sehr unterhaltend und es scheinen ihnen meistens eigene Erlebnisse zu Grunde zu liegen. Aber hic haeret aqua! Die Verfasserin hat es nicht verstanden, diese Erlebnisse poetisch zu verklären. Sie bewegen sich zu sehr auf dem Boden der Realität, wie sie denn auch gleich auf der ersten Seite voranschickt: „Ich bin zwar mit einiger Phantasie, aber auch mit einer Portion Realität begabt, welche die erstere nie Meister über mich werden läßt.“ So ist es! Umgekehrt wäre es besser für eine dichtende Frau.

4. Clara oder die Führung zum Licht. Von Ida Born. Berlin, Beck. 1863. 8. 22½ Ngr.

Nur einzelne Stellen sind als gelungen zu bezeichnen, das Ganze als solches ist aber ein dunkles und etwas verworrenes Gemälde, welches durch die für den engen Rahmen zu große Ueberfülle von Personen fast ungenießbar wird. Der einheitliche Faden (wenn überhaupt von einem solchen die Rede sein kann) führt uns wie der Ariadnefaden freilich auch endlich aus dem Labyrinthe heraus, aber er entschlüpft uns bei aller Vorsicht und Aufmerksamkeit sehr häufig wie ein Aal und nur ein Zufall führt ihn uns immer wieder zurück. Ueberdies ist die Erzählung, wenn auch mitunter von einigen recht hübschen poetischen Stellen durchflochten, doch im allgemeinen zu real gehalten, sodaß die Grenzen der Poesie, wie bei folgender Stelle, sogar überschritten sind und wir eher eine Episode aus dem „Pitaval“ als die poetische Erzählung aus der Feder einer Dame vor uns zu haben glauben:

„Es ist Mitternacht, ein fremdartiger Schauer durchzittert ihn, er erwacht. Ein schwaches unstetes Licht erhellt das Gemach, er schaut umher; es geht von einer Laterne aus, die ein Weib, mit düstern Zügen und drohendem Blick, in der Hand hält; da! Wer sind diese hohen finstern Gestalten? Er reibt sich die Augen, träumt er? Nein! Sie sind es. Brigitte hält die Laterne, Fritz hat einen Sack und ein (einen?) Strick über den (dem?) Arm, Georg steht seinem Bett am nächsten, alle drei richten ihre finster-entschlossenen Blicke mit drohendem Ausdruck auf ihn. Er fährt empor. «Was wollt ihr, Vettern?» ruft er entsetzt. — «Dein Leben», antwortete Georg dumpf. — «Was habe ich gethan, ich Aermster, warum mußte ich hierherkommen?» Er ringt die Hände, schaut verzweifelt um sich, ganz wehrlos muß er sich ihnen auf Gnade und Ungnade ergeben; er fleht sie an, kein Auge läßt ihn Mitleid hoffen. «Weshalb wollt ihr mein Leben?» Keine Antwort. — «Was zögert ihr?» sagte Brigitte hart und kalt zu den beiden Männern. Sie treten einen Schritt näher; Todesangst durchschauert die Glieder des jungen Mannes, kalte Schweißtropfen perlen von seiner Stirn, vor seinen von Entsetzen weit geöffneten Augen stehen seine Henker, vor seinem halbverwirrten Geiste ziehen die Bilder des Glücks vorüber, die er sich vor einigen Tagen mit Emma ausmalte, sie fliehen, Nebeln gleich — er möchte sie halten — kann's nicht — sie schwinden mit seinem Leben dahin! Ein Schrei der Todesangst entringt sich seiner Brust: «Leben! Leben!» stöhnt er, «nehmt mir alles, laßt mir nur mein Leben, mein armes junges Leben! Denkt, ich bin ja noch so jung, laßt mich doch leben! Meine Emma! Sie gibt euch alles, was sie hat, laßt mich leben!» Er ist emporgesprungen, hat sich ihnen zu Füßen geworfen und fleht mit emporgehobenen Händen um das einzige Gut, sein Leben. Ueber die düstern Gesichter der Männer scheint ein Schimmer von Mitleid zu gleiten. Der Unglückliche sieht's, ergreift Georg's Hand und ruft mit herzzerreißendem Tone, in welchem erwachende Hoffnung mit Todesfurcht kämpft: «Vetter, Vetter, Gott segne Euch, ich sehe Mitleid in Euerm Gesichte, holt mir den Schuldschein, ich will ihn zerreißen, ich will nie ein Wort von dem Gelde sprechen, ich will Euch noch mehr dazugeben, ich schwöre es Euch bei dem Allgegenwärtigen, der da siehet und richtet!» — «Gut», antwortete Georg leise, «schwöre uns auch, daß du von dieser Nacht nie sprechen willst, so mag's sein.» — «Ich schwöre», rief Karl, immer noch auf den Knien, die Hand feierlich emporhebend. — «Georg», rief Brigitte halblaut in ihrem kalten, erbarmungslosen Tone dazwischen, «Georg, bist du ein Narr? Glaubst du den Schwüren eines Menschen, der sein Leben dadurch retten will? Die Sache ist angefangen, sie muß jetzt auch vollendet werden, denn wenn wir ihn jetzt laufen lassen, wird er uns doch über kurz oder lang die Gerichte auf den Hals hetzen, das ist sicher.» — «Gott ist —», rief Wilding, er konnte nicht aussprechen. Brigitte hatte einen Blick mit ihrem Manne gewechselt und schneller als es gedacht werden kann, lag die Schlinge um Wilding's Hals, ebenso schnell wurde sie zugezogen, und mit grausigen, halb befriedigten, halb entsetzten Blicken starrten sie auf ihr Opfer, auf seine letzten Todeszuckungen, und stießen dann den Leichnam in den großen Sack, den sie mitgebracht hatten.“

Wozu malt uns die Verfasserin diese Mordscene in solcher behaglicher Breite aus? Glaubt sie durch derartige Knalleffecte zum poetischen Werthe ihres Buchs beizutragen oder will sie sich nur dadurch der größern Menge der in Leihbibliotheken Abonnirten anbequemen? Eine Frauenhand soll Wunden heilen aber keine Wunden schlagen, und die Verfasserin vergesse nicht, daß die Poesie auch ein weibliches Wesen ist.

5. Was eine Mutter ihren erwachsenen Töchtern erzählt und der Vater zu Papier gebracht hat. Novelletten von F. J. Günther. München, Fleischmann. 1864. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Also von einer Mutter erzählt und von einem Vater zu Papier gebracht! Doch einerlei, ihrem Inhalte nach gehören diese 11 kleinen Erzählungen unter die Kategorie unserer Frauennovellen, und haben, wie der Inhalt ergibt, sämmtlich den löblichen Zweck, jungen Mädchen durch Beispiele klar zu machen, daß Ordnungsliebe, Reinlichkeit, Häuslichkeit und andere bürgerliche Tugenden eher in den Hafen der Ehe führen und das Glück des Mannes begründen, als Vergnügungssucht, Eitelkeit, Gefallsucht, hoffärtiges Wesen und andere unliebenswürdige Eigenschaften junger Damen. Sehr richtig läßt es auch der Verfasser oder die Verfasserin durchblicken, daß das Glück der Töchter von vornherein den Aeltern in die Hand gegeben ist, daß nämlich ihr ganzes künftiges Auftreten mehr von der Erziehung der Aeltern als von dem Charakter der Kinder abhängt. Obgleich übrigens als selbstverständlich vorausgesetzt werden darf, daß diese höchst einfachen und schmucklosen Erzählungen auf künstlerische Vollendung keinen Anspruch machen, so wollen wir sie dennoch allen Müttern und jungen Mädchen hiermit bestens empfohlen haben.

6. Stephanie, Königin von Portugal. Lebensbild einer deutschen Fürstentochter aus unserer Zeit. Von Katharina Diez. Stuttgart, Gebr. Scheitlin. 1864. 8. 15 Ngr.

Katharina Diez geht mit feinem Takt nicht über die den Schriftstellerinnen angemessene und wir möchten sagen angewiesene Sphäre hinaus. Sie wählt sich Lebensbilder und für ihre Schilderungen ausschließlich weibliche Charaktere, in deren Zeichnung sie so leicht von keiner männlichen Feder übertroffen werden dürfte. Wie wir dieser Tage aus einer Ankündigung neuer Bücher erfahen, hat Katharina Diez soeben wieder „Biblische Frauen“ erscheinen lassen. Sind dieselben mit eben solcher Liebe und ebenso vortrefflich geschildert wie das Lebensbild der frühverstorbenen Stephanie, so rufen wir ihr auch noch für fernere Hervorbringungen ein Glück auf zu!

Die nachfolgenden Bilder und Novellen sind von männliche Hand. So viel Mängel sie auch im einzelnen haben mögen, so sind sie doch mit größerer Gewandtheit und Klarheit geschrieben und haben mehr allgemeines Interesse und nicht allein aus diesem Grunde einen ungleich höhern Werth als die Mehrzahl der vorhin besprochenen.

7. Lebende Bilder aus dem modernen Paris. Erster und zweiter Band. Köln, Bachem. 1863. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Der Verfasser dieser höchst anziehenden „Lebenden Bilder", der es vorgezogen hat, seinen Namen zu verschweigen (wahrscheinlich, weil er so manches ausgeplaudert hat, das ihm, dem bereits zehn Jahre in Paris lebenden Deutschen hinterher zum Schaden gereichen könnte; in der Vorrede hat er sich mit E. unterzeichnet), hat es sich in seinem Werke zur Aufgabe gemacht, uns mit dem socialen Leben und Treiben von Paris vertraut zu machen, und zwar weniger durch abstrakte Raisonnements als durch kleine Tagesgeschichten und Schilderungen der hervorragendsten Merkwürdigkeiten der französischen Hauptstadt. Diese Schilderungen sind um so anziehender, als sie mit einer Darstellung der bedeutendsten Begebenheiten der letzten drei Jahre durchflochten sind. Es vergeht gewiß kein Jahr, wo nicht ähnliche Schriften aus Paris, meistens unter dem Namen „Pariser Briefe" in Deutschland auftauchen; indeß haben wir seit dem Erscheinen der Arnold Ruge'schen „Studien und Erinnerungen aus den Jahren 1843—45", die sich allerdings mehr auf die literarischen und politischen Berühmtheiten und Verhältnisse der damaligen Zeit beziehen, nichts Interessanteres, Gediegeneres und Belehrenderes über jene Stadt gelesen. Es sind sehr werthvolle Beiträge zur heutigen pariser Sittengeschichte und höchst anziehende Einzelheiten über den Hof des Kaisers Ludwig Napoleon III., in dessen Nähe zu gelangen der Verfasser, in welchem wir einem sehr unterrichteten und wissenschaftlich gebildeten, feinen Beobachter begegnen, mehrmals Gelegenheit gehabt hat. Dies Buch würde für jeden die Stadt Paris besuchenden Deutschen ein sicherer Führer im höhern Sinne sein, indem es ein klares anschauliches Bild über die verschiedenen Kreise des geselligen Lebens und eine sichere Anleitung gibt, mehr als die Außenseite der Dinge kennen zu lernen. Es erhält uns in fortwährender Spannung, und wir können es uns nicht versagen, unsern Lesern wenigstens eine der vielen so anziehenden eingestreuten Episoden mitzutheilen. Begleiten wir den Verfasser unter Führung eines Kapitäns nach St.-Cloud.

„Die Kaiserin befand sich dicht vor uns auf der obern Terrasse, die mit ihren Gemächern durch eine schlanke, eiserne Brücke verbunden ist. Die Brücke selbst war ganz von wildem Wein verhüllt, dessen prächtig dunkelrothe Blätter wol das einzige waren, das in der ganzen Umgebung an den Herbst mahnte. Die Terrasse prangte noch im reichsten Blumenflor, und alle Orangen- und Granatbäume standen noch draußen. In der Mitte neben einem wahren Blumenhügel von Topfgewächsen aller Art saß die Kaiserin auf einem zierlichen Sessel von Eisendraht; vor ihr auf einem ähnlichen Tischchen ein Buch und eine weibliche Arbeit in einem einfachen Körbchen. Ihre Majestät trug ein Kleid von schwarzer Seide mit lila Volants, die nach unten hin immer breiter wurden, ein geübtes Damenauge würde sofort deren 16 gezählt haben; die weiß gefütterten Aermel waren sehr weit, und Spitzenärmel darunter; das kleine, ganz nach hinten sitzende Spitzenhäubchen hatte überaus breite und lange lila Bänder, die ebenfalls nach hinten fielen. Auf einem Rasensitze ganz in der Nähe lag ein Shawl, hellgrün mit weißen Palmen, augenscheinlich ein kostbares Gewebe aus Kaschmir. Das Antlitz der hohen Dame war kränklich und bleich, das edle Profil, das namentlich in den Marmorbüsten der Kaiserin so classisch erscheint, war freilich noch immer dasselbe, das schöne reiche blonde Haar nicht minder; aber in den Zügen selbst lag Schwermuth oder Trauer, und die Blässe hatte fast etwas Unheimliches.

„Einen heitern Gegensatz bildete dazu der kleine kaiserliche Prinz; er jagte sich mit einem schneeweißen langhaarigen Spitz herum, der munter an ihm hinaufbellte und auch der Kaiserin ganz dreist auf den Schos sprang. Was weiß ein Hündchen viel von Hofetikette!

„Der Prinz ist ein wunderhübscher, herrlicher Knabe, groß und entwickelt für sein Alter, ein blonder Lockenkopf, ein rundes frisches Gesicht mit klugen Augen, wirklich wie ein Rafaelischer Engel; dabei allerliebste Manieren und wahrhafte Grazie in allen seinen Bewegungen. Er trug eine rothe Diensthose seiner Corporaluniform, darüber eine kleine Blouse, blaßgelb mit blauer Stickerei, was ihm sehr niedlich stand. Im Hintergrunde auf einer Bank saßen zwei Damen, von denen ich die Admiralin Bruat, „gouvernante des enfants de France", erkannte. Da kam der Kaiser langsam die kleine eiserne Brücke herab; ein alter Herr in weißen Haaren begleitete ihn, sein Cabinetschef Mocquard; der Kaiser richtete noch ein paar Worte an ihn und verabschiedete ihn dann mit einer freundlichen Handbewegung. Mocquard, nach einer tiefen Verbeugung, ging links in eine Seitenallee und verschwand. Der kleine Prinz war schon seinem Vater entgegengesprungen, und der unverschämte Spitz bellte den Kaiser ganz respectwidrig an. Dieser hob seinen Sohn mit beiden Armen vom Boden auf, küßte ihn auf die Stirn, nahm ihn dann bei der Hand und ging mit ihm zur Kaiserin, die er ebenfalls begrüßte. Die Kaiserin erhob sich und beide Gatten gingen im Gespräch an den vordern Blumenbeeten auf und ab; der Prinz hinterher. Der Kaiser war in Civilkleidung, mit Hut und Handschuhen und dem traditionellen lila Paletot; eine Mode, die der König von Hannover bei seinem Besuche hier zurückgelassen. Der Kaiser sah auffallend stark aus, corpulent möchte man sagen; das Gesicht war wie immer dunkel und strenge, und der dichte, schwarze Bart machte es nur noch ernster. Dennoch schien er gut gelaunt zu sein; er legte oft die Hand auf den Lockenkopf des Prinzen und zeigte auf verschiedene Topfgewächse, die in der Nähe standen, als ob er ihm die Pflanzen erklärte. Die Kaiserin setzte sich bald darauf wieder an ihren frühern Platz; der Kaiser nahm einen Sessel, setzte sich neben sie und zog ein Portefeuille heraus, in welchem er blätterte und schrieb, ohne übrigens die Unterhaltung mit seiner Gemahlin zu unterbrechen. Der kleine Prinz machte sich an dem Arbeitskorbe seiner Mutter zu schaffen, und hörte dabei dem Gespräche der Aeltern zu; der Spitz, ungezogen wie immer, war auf den grünen Shawl gesprungen und hatte sich dort weich gebettet.

„Nur noch einen Moment möchte ich hier hinter der umhüllenden Gardine des Kapitäns und kaum 20 Schritt von den Majestäten dies friedlich stille Familienbild festhalten: ein Vater, eine Mutter, ein spielendes Kind, auch den weißen Spitz auf dem grünen Shawl nicht zu vergessen, und nichts als Blumen und Blumen ringsumher, und ein tiefblauer, südlicher Himmel darüber, voll Sonnenglanz! Das Schloß zur Linken verdeckt die Aussicht nach Paris, nach dem schönen, schrecklichen Paris, über das jener einfach gekleidete Mann dort als Gewalthaber gebietet und jenes spielende Kind dereinst gebieten soll. Wer weiß, was der Kaiser soeben in seiner Brieftasche notirt hat? In einer halben Stunde ist Ministerrath, und die Augen von Europa schauen nach Paris und auf diesen Einen Mann.

„Der kleine Prinz richtet plötzlich eine Frage an seinen Vater, der Kaiser schüttelt verneinend den Kopf; aber das Söhnchen springt ihm auf die Knie und bittet und herzt, und zieht auch die Mutter mit hinein in die Umarmung. Endlich scheint der Kaiser nachzugeben und einzuwilligen; der Prinz wenigstens springt lustig und vergnügt umher, auch der Spitz wird wieder lebendig, und hinten in der Allee erscheint der alte Herr mit den weißen Haaren und verbeugt sich bereits, als die Majestäten seiner noch gar nicht ansichtig geworden sind. Monsieur Mocquard meldet, daß die Minister versammelt sind und den Kaiser erwarten. Se. Majestät erhebt sich, küßt nochmals sein Söhnchen und scheint ihm das Versprechen von oben zu wiederholen, bietet darauf der Kaiserin den Arm und führt sie über die Brücke in ihre Gemächer zurück. Der Prinz bleibt noch auf der

Terrasse mit den beiden andern Damen und mit dem Spitz; Monsieur Mocquart verschwindet wieder links in der Seitenallee.... An demselben Tage las man in den Abendblättern folgende Notiz: «Der Kaiser kam diesen Nachmittag von St.-Cloud nach Paris, um den neuen Boulevard du Prince Eugène zu besichtigen, er befand sich in einem leichten, offenen Phaëton und fuhr selbst. Neben ihm saß der Prince Impérial; das erste mal, daß derselbe Se. Majestät auf einer solchen Ausfahrt begleitete. Der Wagen war ohne alle Escorte, nur auf dem Bedientensitz zwei Lakaien. Se. Majestät wurde auf allen Boulevards mit lautem Zuruf empfangen, und das Publikum war ganz entzückt über die freundlichen Grüße, die der kleine Prinz nach allen Seiten hinsandte.»

„Das war es also, was das Söhnchen von dem Vater erbeten und erschmeichelt hatte: eine Ausfahrt mit Papa, und allein, und nicht wie gewöhnlich im großen, langweiligen vierspännigen Staatswagen von rasselnden Dragonern und galopirenden Adjutanten umgeben.

„Armes schönes Kind! Vor 20 Jahren spielte auf eben dem Platze der kleine Graf von Paris, schön wie du, und heiter und allbeneidet wie du. Und vor fast 50 Jahren hat noch ein anderer schöner Knabe, den sein stolzer, allmächtiger Vater bereits in der Wiege zum König machte, ebenfalls auf jener Terrasse gespielt; den nannte man gar «das glücklichste Kind der Welt», weil ihm die Welt als Erbtheil zufallen sollte. Er ist längst dahin und nur sein Name zählt wie ein todter Schatten in der Geschichte, gleich jenem andern unglücklichen Prinzen, der im Gefängniß des Temple eines elenden Todes starb. Ach, das große, gewaltige Frankreich ist hart und grausam gegen seine Thronerben; jene Blumen, welche der milde October bisjetzt verschonte — ein nächtlicher Reif kann sie knicken und tödten und nichts lassen als wilde Zerstörungen, und das Kind, das unter ihnen gespielt, erliegt alsdann wie sie dem eisernen, unerbittlichen Schicksal."

8. Toni und Madlein. Eine Erzählung von Albert Bürklin. Lahr, Schauenburg und Comp. 1863. 8. 24 Ngr.

Eine schwarzwälder Dorfgeschichte, aber eine so vortreffliche, daß man sie den Novellen Auerbach's an die Seite stellen möchte. Ob die Erzählung indeß auf Wahrheit beruhe, wie es der Verfasser versichert, oder nicht, dadurch wird der Kunstwerth derselben nicht bedingt, im Gegentheil steht dieser bei sogenannten wahren Geschichten aus einfachen Gründen in der Regel nicht sehr hoch. „Toni und Madlein" macht aber eine seltene Ausnahme. Die ziemlich einfache, aber dem Umfange des Ganzen angemessene Verwickelung löst sich versöhnend und natürlich auf, natürlich und scharf markirt sind auch die Charaktere; aber bei aller Naturwahrheit wird das Ganze von einem idealen Hauche getragen, der das Interesse an den handelnden Personen, namentlich an den Hauptpersonen Toni und Madlein, an ihren Kämpfen, ihrer Treue und ihrem endlichen Siege noch bedeutend erhöht. Es ist kein gewöhnlicher Bauer dieser Toni, ebenso wenig ist auch Madlein, des stolzen und endlich gedemüthigten Hofbauern Tochter, ein gewöhnliches Bauermädchen, und deshalb nöthigen beide dem Leser auch die vollste Theilnahme ab. Wer mit den bäuerlichen und ländlichen Verhältnissen nur einigermaßen bekannt ist, wird dem Verfasser auch in der Zeichnung des Hofbauern, seines Sohnes Heiner, des Doctor Seifen-Peter und des Holzhändlers Maier das gebührende Lob nicht versagen. Liebliche Erscheinungen, und sicher, man fühlt es, dem Leben entnommen, sind auch die weiblichen Nebenfiguren, Rosa, des holländischen Handelsherren von der Bliede Tochter, sowie auch die schöne holländische Witwe Hamslerk. Möge der Verfasser, dessen Name uns zum ersten mal begegnet, uns bald wieder mit einer ähnlichen Erzählung erfreuen.

9. Wahre Liebe. Drei Erzählungen von M. Wassermann. Stuttgart, Kitzinger. 1864. 8. 25 Ngr.

Der Verfasser dieser Novellen schreibt einen eleganten Stil und beweist durch die vielen eingeflochtenen Reminiscenzen aus römischen Classikern, daß er ein wissenschaftlich gebildeter Mann und, wie wir aus verschiedenen Gründen vermuthen, ein Landgeistlicher ist. Der Inhalt der ersten längern Erzählung ist eine Art Dorfgeschichte, deren Werth aber der zuletzt besprochenen nicht gleichkommt. Der Inhalt ist kurz folgender: Paul Wallnf, der Sohn eines armen, stets betrunkenen Tagelöhners, zeigt große Neigung zur Malerei. Der Prediger des Dorfs verschafft ihm von seinem Patron, dem Gutsbesitzer, ein Stipendium auf drei Jahre, damit der talentvolle Knabe die Malerakademie in München besuchen kann. Als Kunstjünger, in feinen Kleidern, kehrt er zurück und wird von dem Müller Lorenz, der schon als Kind sein Rival war, beneidet, gehaßt und auf alle Weise geärgert und verfolgt. Eines Tags wird Paul am Abhange einer Klippe bewußtlos unter einem Baume gefunden. Er ist nicht todt, bleibt aber stumpfsinnig und ein Krüppel. Lorenz entflieht nach Amerika, sodaß allgemein angenommen wird, daß er die Veranlassung dieses Unglücks gewesen sei, eine Meinung, in der Paul auch die Leute bestärkt. Nach langer Zeit kehrt Lorenz als reicher Mann zurück; er versöhnt sich mit Paul, und dieser theilt nun der Gemeinde mit, daß Lorenz an dem Unglück nicht schuld sei, sondern daß er (Paul) infolge eines eigenthümlichen Duells, welches darin bestanden, daß beide ihre Namen in die Rinde des obersten Wirfels des Baums schreiben sollten, verunglückt sei.

Die Erzählung ist recht spannend geschrieben, aber gänzlich poesielos. Das Gleiche gilt von den andern beiden Novellen: „Der wackere Vetter", ein reicher Dorfschulmeister, der seinem durch Speculation verunglückten Vetter, einem Kaufmann, als rettender Engel erscheint, und „Die Hülfe zur rechten Zeit", eine in und bei einem Badeorte spielende Erzählung.

10. Unversöhnt. Zwei Zeitgeschichten von Julius Mühlfeld. Leipzig, Häsele. 1864. 8. 24 Ngr.

Schon durch die allgemeine Ueberschrift der beiden Novellen: „Gemaßregelt" und „Finis Poloniae", hat es der Verfasser angedeutet, daß dieselben zu keinem befriedigenden Abschluß gediehen sind. Er hat dies auch in einer Vorbemerkung gewissermaßen als Entschuldigung anzudeuten für nöthig befunden. „Die beiden Zeitgeschichten", sagt er, „sind Schmerzensrufe aus einer unversöhnten Gegenwart, die nur den Glauben an die Zukunft sich selber als Trost bewahren." Allerdings ist unsere Gegenwart, sowie wol die Gegenwart jedweden Zeitalters, eine unversöhnte, aber von der Poesie verlangen wir eine Versöhnung, und wenn sie uns diese nicht gibt, ist es eben keine echte Poesie. Diese soll uns das gewähren, was das reale Leben uns versagt. Der Verfasser besitzt ein vortreffliches Talent zu erzählen, aber um so mehr ist es zu bedauern, daß er sich nicht die Mühe genommen hat, einen befriedigenden Schluß zu erfinden. Die Arbeit ist überhaupt eine etwas flüchtige, wie dies namentlich aus der oft nachlässigen Sprache und burschikosen Ausdrucksweise erhellt. Wir wollen nur an den Ausdruck „verbohrt" erinnern, welcher sich höchstens das akademische Bürgerrecht erworben haben dürfte. Die Charakteristik der Personen, sowie das politische Treiben der Kleinstadt überhaupt ist recht gut gelungen, doch möchten wir den Verfasser darauf aufmerksam machen, daß die neunzehnjährige Tochter des Senators eine für ihr Alter viel zu hohe politische Bildung besitzt, und daß der historische Kosciuszko festgestelltermaßen die Anmaßung nicht besessen und nach seiner Verwundung oder Gefangennehmung „Finis Poloniae" ausgerufen hat.

11. Einfache Geschichten von Friedrich Ruperti. Bremen, Heyse. 1863. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Ruperti, dessen poetische Uebersetzungen in Nr. 9 d. Bl. f. 1863 sehr günstig besprochen wurden, tritt uns hier zum ersten male als Prosaist in 11 kleinen, sehr einfachen Geschichten entgegen. Wenn auch ein Mann wie Ruperti vermöge seiner classischen und ästhetischen Bildung nichts geradezu Schlechtes schreiben kann, so ist es ihm diesmal aber auch nicht gelungen, etwas

besonders Gutes zu liefern. Diese sehr kurzen Erzählungen, ohne alle Verwickelung und größtentheils tragisch endend, füllen allenfalls eine müßige Stunde aus, reizen aber nicht, wie dies bei wirklich guten Kunstwerken der Fall ist, zu einem wiederholten Genuß. Die vorzüglichsten unter ihnen sind jedenfalls: „Ein Todesfall auf dem Meere“ und „Der vierzigste Geburtstag eines Schwaben“.

Wilhelm Andreä.

Friedrich Schleiermacher.

Friedrich Schleiermacher. Lichtstrahlen aus seinen Briefen und sämmtlichen Werken. Mit einer Biographie Schleiermacher's. Von Elisa Maier. Leipzig, Brockhaus. 1863. 8. 1 Thlr.

Die erste Stunde, in welcher man die Bekanntschaft hervorragender und geistreicher Menschen macht, und die Gunst genießt, eine eingehende Unterhaltung mit ihnen pflegen zu können, ist diejenige, die uns das stärkste und dauerndste Interesse für den uns neu erschlossenen Geist einflößt, und wenn auch bei längerm Verkehr die Beziehungen inniger und die gegenseitigen Anregungen befruchtender werden mögen, so steht doch das geistige Bild, das uns die erste Stunde schuf, am lebendigsten und häufig in solcher ungetrübten Reinheit und Schönheit vor unserer Seele, daß wir am liebsten bei ihm verweilen. Die Ursache dieser Erscheinung ist eine natürliche. Man hat bei solchem ersten Sehen und Begrüßen viel in einen kurzen Zeitraum zusammenzudrängen, das Gespräch wendet sich ungesucht den wichtigsten und höchsten Fragen zu, die der menschliche Geist von jeher aus dem unerforschlichen Dunkel, in das sie gehüllt sind, hervorzuziehen und dem Lichte näher zu bringen bemüht gewesen ist; die leisesten Andeutungen genügen, um das Einverständniß über diejenigen Punkte, wo es vorhanden ist, festzustellen; neue Ansichten werden in kurzen, kräftigen Umrissen entwickelt, wir dürfen die Früchte, die dem gewaltigen Geiste, der sich uns mittheilt, durch einen bewunderungswürdigen Fleiß und langes, tiefes Denken im Laufe mühevoller Jahre gereift sind, gleichsam spielend vom Baume des Lebens abpflücken, und in der offenen Aussprache, in der Wärme der Darstellung, in den mancherlei Beziehungen auf Erlebtes und Gethanes offenbart sich uns zugleich der Charakter des Darstellenden in seiner ganzen reichen Individualität. Was die erste Stunde des Zusammentreffens mit einem hohen Geiste ist, bietet uns, soweit der todte Buchstabe die lebendige Begegnung ersetzen kann, für Schleiermacher das vorliegende Werk von Elisa Maier, der Verfasserin so mancher andern, früher erschienenen „Lichtstrahlen“, die allgemein verdienten Beifall gefunden haben, und wir glaubten das Büchlein nach Zweck und Ausführung, wovon der erstere ebenso ansprechend wie die letztere gelungen ist, und nach seinem Geist und Inhalt nicht treuer und anschaulicher als mittels obigen Vergleichs charakterisiren zu können.

Die Verfasserin, die uns in der Vorrede mittheilt, daß sie von Gott mitten unter eine Schar blühender, lieber junger Mädchen gestellt sei, und diese zu erziehen, zu lehren und zu lieben als ihre erste und nächste Lebensaufgabe zu betrachten habe, hat die Schrift ihren fernen und nahen Zöglingen gewidmet, die das gemeinschaftlich Erstrebte darin wiederfinden sollen: „jene heiligen und großen Güter, deren Besitz allein beseligen und wahrhaft frei machen kann: die stille Demuth und nimmer aufhörende Herzensgüte; das ernste Streben nach Veredlung und Gottähnlichkeit; heilige Freundschaft voll Hingebung, Vertrauen und gegenseitiger Förderung; treue Liebe, die alles trägt und alles überwindet; sich selbst vergessende opferbereite Vaterlandsliebe; freudigen Lebensmuth und nie erlahmende Thatkraft, die unbeirrt durch Niedriges und Kleinliches den Weg gehen, welchen Gott jedem Menschen, jeglichem Volke tief in die Seele geschrieben.“ Und in der That ist Schleiermacher ein Charakter, der sich überwiegend zu edeln Frauen hingezogen fühlte und daher den größten Anspruch darauf hat, daß ihm von gleichgestimmten weiblichen Herzen mit warmer Sympathie entgegengekommen werde. Hat er doch den Frauen die höchste Würdigung dargebracht, mit der je die Feder eines Mannes ihnen gehuldigt, als er an Charlotte von Kathen schrieb: „Mir geht es eben überall so, wohin ich sehe, daß mir die Natur der Frauen edler erscheint und ihr Leben glücklicher, und wenn ich je mit einem unmöglichen Wunsche spiele, so ist es mit dem, eine Frau zu sein.“ Schleiermacher stand, als er dies schrieb (4. August 1804) in der höchsten Blüte der männlichen Kraft, im sechsunddreißigsten Lebensjahre, er hatte damals schon viel Unvergängliches geschaffen und ein reiches Feld schöpferischer Thätigkeit vor sich; und doch erklärt sich jener Wunsch ebenso aus der eigensten Natur des seltenen Mannes, der sich durch und durch Mensch fühlte und nur nach den Offenbarungen „des Bewußtseins der ganzen Menschheit in sich“ handelte, wie aus der hohen Anschauung, die er von dem Berufe und der Stellung des Weibes hatte, und nach der er das Weib dem Manne nicht für untergeordnet, sondern als berufen zu Vollendung einer gemeinsamen Lebensaufgabe für völlig gleichberechtigt erachtete. Schleiermacher stieg nicht zu der dem Weibe von flachen Köpfen oder mittelalterlichen Romantikern angewiesenen niedrigen Stufe einer willenlosen Sklavin des Mannes herunter, sondern erhob es auf die volle Höhe der Menschheit zu sich empor.

Wenn nun auch, um auf das vorliegende Werk zurückzukommen, dasselbe nach der Widmung der Verfasserin für Frauen geschrieben ist, so versteht es sich nach Obigem von selbst, daß es Männer mit demselben Vergnügen und derselben Frucht einer erhebenden Anregung lesen werden, wie die Verfasserin es mit Recht bei jenen voraussetzen durfte. Daß Schleiermacher nicht in seiner ganzen wissenschaftlichen Bedeutung, in seiner umfassenden Gelehrsamkeit, in seiner die mannichfachsten Gebiete des Wissens beherrschenden Vielseitigkeit, in seiner feinen und scharfen Dialektik als Kritiker dem Leser vollständig erschöpfend nahe gebracht wird, erklärt sich aus Zweck und Anlage des Werks von selbst; aber der ganze volle Mensch tritt uns in aller Liebenswürdigkeit des Charakters entgegen, und sehr viele, die Schleiermacher noch nicht näher kennen gelernt haben, werden sich durch das, was ihnen in diesem Buche mitgetheilt wird, so angezogen fühlen, daß sie in der ersten Mußestunde nach Schleiermacher's Werken greifen und die Bekanntschaft mit ihm fortsetzen werden. Bei der biographischen Skizze hat sich die Verfasserin dem größten Theile des Inhalts nach sehr geschickt der eigenen Worte Schleiermacher's, meist seinem Briefwechsel entnommen, bedient; die nöthigen Ergänzungen sind in einfacher, klarer, warmer Darstellung eingefügt, und die sämmtlichen Charakterzüge, wie sie in der oben mitgetheilten Stelle der Vorrede treffend hervorgehoben sind, finden sich in dem uns hier gegebenen Lebensgemälde frisch und anschaulich ausgeprägt. Die eigentlichen Auszüge aus Schleiermacher's Werken sind nach den Rubriken „Selbstbildung und Thätigkeit“, „Freundschaft und Liebe“, „Mann und Weib“, „Ehe“, „Kinderzucht“, „Religion“, „Individualität, Freiheit, Unsterblichkeit“, „Menschheit, Universum“ zusammengestellt und mit richtigem Takt und feinem Verständniß ausgewählt. Als einen Fehler haben wir es nur zu rügen, daß sich manche Stellen, die schon für die biographische Skizze benutzt worden waren, in den „Lichtstrahlen“ wörtlich wiederholt finden. Sie dienen allerdings hier und dort zu verschiedenen Zwecken, allein bei der unendlichen Fülle des Stoffs, die in Schleiermacher's Werken vorliegt, konnte an dem einen oder dem andern Orte, anstatt ein und dasselbe doppelt zu geben, eine weitere Auswahl getroffen werden, um jedes Plätzchen Raum, was sich für die interessante Arbeit darbot, ganz auszunutzen.

Die Verfasserin charakterisirt die Zeit, in welche Schleiermacher's aufblühende Jugend fällt — er war 1768 geboren —, nach einer im Thurmknopfe der Margarethenkirche zu Gotha gefundenen Schrift vom Jahre 1784, in welcher es heißt: „Kaiser, Könige, Fürsten steigen von ihrer gefürchteten Höhe menschenfreundlich herab, verachten Pracht und Schimmer, werden Väter, Freunde und Vertraute ihres Volks. Die Religion zerreißt das Pfaffengewand und tritt in ihrer Göttlichkeit hervor.

Aufklärung geht mit Riesenschritten. Der unsern Aeltern so schreckliche Feind der Christenheit zittert vor unserer Macht. Tausende unserer Brüder und Schwestern, die in geheiligter Unthätigkeit lebten, werden dem Staate geschenkt. Glaubenshaß und Gewissenszwang sinken dahin. Menschenliebe und Freiheit im Denken gewinnen die Oberhand. Künste und Wissenschaften blühen, und tief dringen unsere Blicke in die Werkstätte der Natur." Schleiermacher trat mit einem für das vollste Empfängniß offenen Sinn in diese gewaltige ideenschwangere Zeit hinein und ließ den Druck der politischen und religiösen Rückfälligkeiten an sich vorübergehen, ohne sich unter denselben zu beugen. Rührend ist die Collision, in welche der einer freiern religiösen Anschauung sich zuneigende Jüngling mit seinem alten würdigen Vater gebracht wird, der nur im unverbrüchlichen Festhalten an den überkommenen Dogmen sein und des Sohnes Heil sieht, aber trotz dieser innerlichen Entfremdung doch mit der frühern Aufopferung für ihn sorgt. Der Vater duldet des Sohnes Abgang vom Seminar zu Barby, wo der Dissentirende, aus Furcht, daß er sein Gift auch andern mittheilen könne, von den Vorstehern nicht länger geduldet werden mag, nach der Universität Halle, und mit des trefflichen Onkel Stubenrauch Beihülfe wird dort nach mancher vorhergegangenen sorgfältigen Feststellung des Budgets, bei welcher die niedrigsten Sätze für das des Vaters noch immer zu hoch sind, eine Existenz für den angehenden Studiosus begründet, wozu Onkel Stubenrauch durch Ablassung eines freilich „sehr kleinen Stübchens" und Gewährung des freien Tisches das Seinige redlich beiträgt.

Das Studium betrieb Schleiermacher nach seiner eigenen, den Gegenstand in vollstem Maße erfassenden Methode. Er schreibt darüber dem Vater, der ihn nach der Zeiteintheilung gefragt: „Das Studiren ist bei mir zu leidenschaftlich, wenn ich so sagen darf, als daß ich, solange es in meiner Willkür steht, gewisse Stunden halten könnte, wo ich mich hiermit beschäftige, um dann mit dem Glockenschlag, oder doch beinahe so, zu einem ganz andern Fach der Erkenntniß überzugehen. Alles, was ich vornehme, geschieht mit einer gewissen Vehemenz, und ich ruhe nicht eher, bis ich — auf einen gewissen Punkt wenigstens — damit fertig bin.... Es geht also bei mir nicht alles stundens, nicht tageweise, sondern stoßweise, periodenweise. Bald liegt mir ein großer Theil der Philosophie am Herzen, ich forsche nach seiner Geschichte, gehe alle verschiedenen Meinungen durch und sehe, was darin haltbar oder unhaltbar, consequent oder inconsequent ist. Hierbei hat mich vielleicht irgendetwas auf einen Zeitpunkt der Geschichte oder auf eine philosophische Streitfrage aufmerksam gemacht, und sobald jene Untersuchung geendigt ist, wende ich mich mit gleichem Eifer zu dieser. So wechseln praktische und theoretische Philosophie beständig miteinander ab.... Man wird nicht so durch die Menge verschiedener Gegenstände zerstreut und verwirrt, und da man immer durch ein gewisses Bedürfniß, durch irgendeine Lücke, die man in seinen Kenntnissen gewahr wird, zu seinen Beschäftigungen getrieben wird, so thut man alles con amore und läuft nicht Gefahr, um der festgesetzten Ordnung willen einen Theil seiner Zeit auf etwas zu wenden, was man nicht nöthig hat."

Das Examen wurde glänzend bestanden. Schleiermacher wurde auf Empfehlung des Hofpredigers Sack Hauslehrer beim Grafen Dohna in Schlobitten, später Lehrer an dem unter Gedike's Direction stehenden Friedrich-Werder'schen Gymnasium zu Berlin, dann Vicar bei einem seiner Verwandten, dem Prediger Schumann in Landsberg an der Warthe und 1796 Prediger an der Charité in Berlin. Hier lernte er Friedrich Schlegel kennen und gehörte eine Zeit lang mit jugendlichem Enthusiasmus dem „romantischen Kreise" an. Die „Vertrauten Briefe über Friedrich Schlegel's Lucinde" erschienen 1800. Der Hofprediger Sack schrieb ihm tadelnd, er könne seine Verbindungen mit Personen von verdächtigen Grundsätzen und Sitten mit der Vorstellung von dem, was ein Prediger sich und seinen Verhältnissen schuldig sei, nicht vereinen. Schleiermacher antwortete, er könne diese Worte nur auf Schlegel beziehen. Schlegel habe die „Lucinde" geschrieben, ein Buch, welches man nicht, ohne wieder ein Buch zu schreiben, gründlich vertheidigen könne, und welches er auch nicht ganz vertheidigen möchte, weil es neben vielem Lobenswürdigen und Schönen manches enthalte, was er nicht billigen könne, verneint aber, daß es wirklich verderbte Grundsätze und Sitten anzeige, und fährt fort: „Nie werde ich der vertraute Freund eines Menschen von verwerflichen Gesinnungen sein; aber nie werde ich aus Menschenfurcht einem unschuldig Geächteten den Trost der Freundschaft entziehen; nie werde ich meines Standes wegen, anstatt nach der wahren Beschaffenheit der Sache zu handeln, mich von einem Schein, der andern vorschwebt, leiten lassen.... Vielmehr ist das Ziel, welches ich mir vorgesteckt habe, dieses, durch ein untadelhaftes gleichförmiges Leben es mit der Zeit dahin zu bringen, daß nicht von einem unverschuldeten übeln Ruf meiner Freunde ein nachtheiliges Licht auf mich zurückfallen kann, sondern vielmehr von meiner Freundschaft für sie ein vortheilhaftes auf ihren Ruf."

Schleiermacher begann jetzt den Plato gemeinschaftlich mit Schlegel zu übersetzen. Gleichzeitig, zuerst im Jahre 1800, in spätern Auflagen, 1810, 1821, 1829, erschienen die trefflichen „Monologen", eine Neujahrsgabe, von denen wir gewünscht hätten, daß sie die Verfasserin im weitesten Umfange zu den „Lichtstrahlen" benutzt hätte. Die gesunde Idealität der Welt- und Lebensanschauungen, die uns in diesem Werke auf das Anregendste entgegentritt, kann bei der augenblicklich überwiegenden Herrschaft des Materialismus nicht genug beherzigt werden. Wir dürfen der Verfasserin bei dem ansprechend dargestellten äußern und innern Lebensgange Schleiermacher's nur noch flüchtig folgen, gedenken seines intimen Freundschaftsverhältnisses mit Henriette Herz und dem jungen Theologen Heinrich Wittich, der Sorgen, die ihm sein Freund Schlegel machte, seiner ersten Liebe und der Resignation, die den Anstoß gab, daß er einen Ruf nach Stolpe in Pommern annahm, seiner verdoppelten Studien und beginnenden literarischen Celebrität, indem den „Reden über die Religion" und den „Monologen" die „Kritik der Moral" gefolgt war und an Plato mächtig fortgearbeitet wurde, und seiner Berufung als Professor der praktischen Theologie nach Würzburg. Schleiermacher gedachte den Ruf anzunehmen, ward aber auf sein Entlassungsgesuch mittels Cabinetsordre vom 24. April 1804 abfällig beschieden. Die Ordre lautete: „Von Gottes Gnaden u. s. w. Auf Eure alleruntertänigste Bittschrift vom 15. März a. c. wegen Entlassung von Euern gegenwärtigen Dienstpflichten und Erlaubniß die Vocation als Professor theologiae zu Würzburg annehmen zu können, wird Euch hiermit zur allergnädigsten Resolution ertheilt, daß Euch solches nicht gewährt werden könne. Eine Beförderung, welche Euern bekannten Talenten und rühmlichen Amtsführung angemessen ist, wird Euch in Euerm Vaterlande nicht entstehen. Sind Euch mit Gnaden gewogen."

Schon im Mai erhielt Schleiermacher eine außerordentliche Professur der Theologie und die Predigerstelle am Seminar zu Halle mit zusammen 1210 Thaler Gehalt zugesichert, im October 1804 trat er in die neue Stellung ein und warf sich mit gewohnter Energie in das Lehramt, während der akademische Gottesdienst wegen mangelnden Locals nicht beginnen konnte. Schleiermacher rechtfertigte seinen Ruf durch eine glänzende akademische Wirksamkeit und wußte seine zahlreichen Zuhörer ebenso zu fesseln, wie zu begeistern. Im September 1806 wurde der akademische Gottesdienst eröffnet, die Kirche mußte aber bald darauf wieder trotz alles Petitionirens der Studenten abgetreten werden, indem man sie zum Magazin in Beschlag nahm. Die Zeit der Schmach brach über Deutschland herein. Schleiermacher wich nie vom Standpunkte des echten Patrioten und sprach seine Ueberzeugung ebenso freimüthig aus, als er thatkräftig für die vaterländischen Bestrebungen wirkte. Schon jetzt sah er mit richtigem Blick in die Zukunft: „Es steht bevor, früher oder später, ein allgemeiner Kampf, dessen Gegenstand unsere Gesinnung, unsere Religion, unsere Geistesbildung nicht weniger sein werden als unsere äußere Freiheit und äußern

Güter; ein Kampf, der gekämpft werden muß, den die Könige mit ihren gedungenen Heeren nicht kämpfen können, sondern die Völker mit ihren Königen gemeinsam kämpfen werden, der Volk und Fürsten auf eine schönere Weise, als es seit Jahrhunderten der Fall gewesen ist, vereinigen wird, und an den sich jeder, jeder, wie es die gemeine Sache erfordert, anschließen muß." Der Kampf kam und mit ihm die Zeit der Erhebung. Daß nach dem gemeinschaftlichen Siege das Volk und die Fürsten wieder auseinandergingen, war nicht die Schuld des Volks. Schleiermacher wurde in Halle von den eindringenden Franzosen persönlich mit ausgeplündert; Katheder und Kanzel waren ihm abgeschnitten, die Theuerung und die Noth groß; er lebte mit seiner Halbschwester Nanni „so armselig als möglich, eigentlich mehr als möglich". So fest er sich entschlossen hatte, bei der Universität auch unter Noth und Entbehrung auszuhalten, so wenig konnte er es über sich gewinnen, nach Auflösung derselben in Halle zu bleiben, obschon die westfälische Regierung Aussichten auf Wiederherstellung eröffnet hatte. Schleiermacher schrieb: „Ich kann mich unter diese Regierung nicht fügen und muß, solange es irgendeinen gibt, unter einem deutschen Fürsten leben. Denn die Operationen, welche geradezu auf Vernichtung des deutschen Sinnes und Geistes gehen, kann ich nicht, auch nur durch mein Dasein unterstützen." Er ging nach Berlin und wirkte dort ohne feste Anstellung im Dienste des Vaterlandes, bis er 1809 Prediger an der Dreifaltigkeitskirche und Lehrer an der Universität wurde. Kurz vorher hatte er sich mit Henriette von Wittich, der Witwe seines schon im Jahre 1806 verstorbenen Jugendfreundes vermählt, und unter den Stürmen der Zeit, die ihn mehrfach auch zu Ausführung persönlich gefahrvoller Aufträge von der Seite der Braut und Gattin wegführten, das glücklichste Familienleben begründet. Die Beziehungen des letztern konnten ihn nie zurückhalten, seinen äußern Pflichten zu genügen. „Könnte ich nicht, was ich thue — und ich fühle doch nun lebendig, daß ich es kann —, so würde ich mir gar nicht so gewiß sein, daß ich ein Recht hätte, Anspruch zu machen auf dich, auf dein ganzes Dasein und auf deine Kinder. Und wiederum hätte ich dich nicht, so würde ich gar nicht so gewiß wissen, wieviel eigentlich wäre hinter meinem Muth und meiner Vaterlandsliebe. Nun aber weiß ich, daß ich mich neben jeden stellen kann, daß ich werth bin, ein Vaterland zu haben, daß ich werth bin, Gatte und Vater zu sein."

Das Jahr 1813 kam. Schleiermacher hatte schon im Frühling Frau und Kinder nach Schlesien geschickt, weil sie in Berlin in Gefahr erschienen. Er schreibt: „Der König hat selbst den Befehl gegeben, daß im Nothfall Berlin soll vertheidigt werden, und nun fängt man an zu schanzen vor allen Thoren längs dem Schafgraben vom Köpenicker bis Potsdamer.... Berlin hat jetzt ein ganz neues Ansehen. Des Morgens begegnet man den Leuten truppweise mit Schaufeln und Spaten, die zum Schanzen gehen, des Abends exerciren die Landsturmcompagnien auf allen großen Plätzen." Auch Schleiermacher gehörte zum Landsturm, liest aber die Collegia fort, der einzige, der es noch thut. Mit dem Studium ist's indeß nichts, „bis die nächste Krisis vorüber"; denn das Bild eines einzigen Tags zeigt, wie bunt die Geschäfte durcheinandergingen. Da ist Conferenz der Schutzdeputation bei ihm, und daß die Leute eine Stunde warten lassen, ist gut, weil er inzwischen die Kirchrechnung machen kann; dann hat er drei Stunden Landsturm und unmittelbar danach kommt das Presbyterium, zwischendurch aber der Auftrag, für ein Bataillon Landwehr, das des andern Morgens marschiren soll, eine Einsegnungsrede zu halten. Am 17. Mai hatte er sein Haus bestellt, die wichtigsten Effecten geborgen, werthe Briefe Freunden anvertraut; am 21. Mai war der Gehalt für den nächsten Monat gezahlt und dadurch „die Aussicht auf den eigentlichen Hunger wieder etwas hinausgesetzt worden". Die Staatsdiener gingen und blieben nach Gutdünken, weil niemand recht wußte, wie er daran war. Schleiermacher harrt aus und tadelt die offenbar Feigherzigen, sowol die königlichen Diener, die ohne ganz bestimmten Befehl und ohne daß es in ihrem Beruf gelegen, von selbst gegangen, als die reichen Privatleute, von denen sich viele entfernt hatten."

Erst der Waffenstillstand im Juni führte ihm seine Familie wieder zu. Das Jahr 1813 ging vorüber. Der Zeit der Erhebung folgte bald wieder eine Zeit der Erniedrigung, diesmal nicht durch den fremden Herrscher, sondern durch die „angeborenen" Landesfürsten herbeigeführt. Schleiermacher hatte die Redaction des „Correspondenten" übernommen. Es dauerte nicht lange, so wurde der Minister Schuckmann durch Cabinetsordre beauftragt, ihm einen derben Verweis zu geben, ja man drohte mit Cassation und beschuldigte ihn des Hochverraths; auch später, im März 1820, ist die ganze Stadt voll davon, daß er abgesetzt werden soll, und im Jahre 1823 liegt ihm eine beabsichtigte Reise auch deshalb besonders am Herzen, um sich „ein Stück Deutschland darauf anzusehen, ob man da wol leben könne". Indeß gingen die Katastrophen, dank seiner kaltblütigen und geschickten Vertheidigung, glücklicher als an andern an ihm vorüber und er blieb seinem Berufe auf Kanzel und Katheder erhalten.

Was er durch seine Schriften für die Wissenschaft leistete, hätte man ihm ohnedies nicht nehmen können. Er blieb bis zu seinem Tode, 12. Februar 1834, in vollster Wirksamkeit. Schleiermacher versetzte, indem er die Untrennbarkeit des Selbstbewußtseins vom Gottesbewußtsein zur Basis seines Systems machte, die Theologie, um mit Ammon zu reden, „in das reine Gebiet religiöser Erkenntniß"; er hat der lichtvollen Religiosität, der die Zukunft gehörte, eine feste Bahn gebrochen, und wird unter den Priestern der Wahrheit in den höchsten Dingen, nach der er mit ebenso umfassendem und ausdauerndem Fleiße forschte, so offen und überzeugend er sie bekannte, stets einen ruhmvollen Platz behaupten. Jean Paul nennt ihn den „scharfen, ironischen, großsinnigen Ururenkel Plato's" und setzt ihn „in der unparteiischen Schätzung jeder Kraft, jedes Strebens, jeder Glanzfacette der Welt, ohne darum den Blick aufs Höchste preiszugeben", Goethe an die Seite. Beweise hierfür bieten die in dem vorliegenden Werke gesammelten Lichtstrahlen fast auf jeder Seite. Welche unparteiische Schätzung weiblicher Kraft und weiblicher Vorzüge finden wir z. B. in den Abschnitten: „Mann und Weib" und „Ehe":

„Es ist wahr, daß die Männer gewöhnlich den Himmel leer lassen, nämlich die Phantasie, aus welcher die Liebe und der Himmel hervorgehen müssen. Sie haben's nur immer mit der Vernunft, und zwar mit der auf die bürgerlichen Verhältnisse gerichteten, in welchen allein sie leben, weben und sind; auch alle Sittlichkeit, welche sie anerziehen möchten, ist nichts anderes als dieses." — „Es ist etwas gar Jämmerliches, wenn man ein Buch nur mit dem Verstande versteht, und ist gewöhnlich entweder an dem Leser oder an dem Buche nichts weiter. Wem aber das größere Verstehen mit der Phantasie gegeben ist, der kann jenes kleinere, nachdem er will, leicht lernen oder leicht entbehren. Darin sind nun die Frauen stark, blos weil man ihnen so viel Ruhe läßt, und wenn es sich irgend vertheidigen läßt, daß sie in der eigentlichen Wissenschaft und in der bürgerlichen Welt keine eigene Stelle haben sollen, so ist es nur in dieser Beziehung, daß die bürgerliche Welt die Phantasie unterdrückt, und daß, je weniger sie eigentlich wissen, desto deutlicher hervorstrahlt, wie sie alles wissen könnten." — „Die Einweihung des Mannes und seine Tüchtigkeit in Wissenschaft oder Kunst oder bürgerlichem Leben erscheint so viel größer als die Gegenstände, worin die Frau ihr Talent entwickeln kann, daß es scheint, als müsse sie, wo der Mann recht tüchtig ist, sich immer untergeordnet fühlen, und wenn die Frau an Geist und Charakterstärke über den Mann hervorragt, so gibt es gewiß immer ein schlechtes Verhältniß. Aber wenn sie den Mann versteht, wie die wahre Liebe ihn immer verstehen lehrt, und wenn sie im rechten Sinne Mutter ist und Gattin, so kann doch der Mann sie nur mit dem Gefühl der vollen Gleichheit umfassen, und da sie sich in vieler Hinsicht, wenn die Eitelkeit sie nicht besitzt, reiner und mehr unbefleckt von der Welt erhalten kann als der Mann, so ist das auch wieder eine Seite, wo

der Mann sie über sich stellt mit vollem Recht, ohne daß das im mindesten das wahre Verhältniß stören könnte. Unschuldiger ist das weibliche Geschlecht doch in der Regel immer als wir."

Selbst die sonst als Cardinalfehler der Frauen gerügte Schwäche, die Plauderhaftigkeit, läßt er nicht zu: „Die Armen sind zu bedauern, die sich genöthigt fühlen, ihren Frauen vieles zu verschweigen; sie leben nicht in einer wahren Ehe. So ist es auch eine Thorheit, daß man nicht auf die Verschwiegenheit der Frauen rechnen könne." Schleiermacher nimmt für beide Theile in der Ehe, für jeden in seiner Sphäre eine vollkommene Gleichheit und Gleichberechtigung an. „Der Mann ist des Weibes Haupt nur insofern, als er dem Weibe anhängt in unverbrüchlicher Treue, mit inniger Liebe; so verschwindet jeder Schein der Ungleichheit, als herrsche der eine und sei untergeordnet die andere, in dem schönen und höhern Gefühl einer vollkommenen Gemeinsamkeit des Lebens, in dem einen Gedanken, daß zwei eins sein werden." Ebendeshalb dringt er aber auch auf eine geistige Motive der Wahl. „Der Mann sucht sich ein Weib, sobald er im Stande ist, das väterliche Haus verlassend, von Zucht und Lehre entbunden, ein selbständiges Dasein zu beginnen; er sucht, aber wehe ihm, wenn er willkürlich wählt, sei es, daß irgendeine verständige Berechnung ihn leite, oder daß er mit der bewußtlosen Willkür ungeduldiger Leidenschaft seinen Gegenstand ergreife. Keine Sicherheit auf diesem Wege, ob er diejenige gefunden habe, mit der er sich zu dem rechten Leben der Liebe verbinden könne! Nichts was ihm eine Anhänglichkeit verbürgt, die ihn für alles entschädige, was er verläßt und aufgibt! Soll er seinem Weibe anhangen, so muß von ihr eine Kraft ausgehen, die ihn so festhält, daß er sich alles Suchens erledigt fühle und alles Sehnen gestillt; und eben diese Kraft muß es gewesen sein, welche, unwissend was sie that, ihn zuerst anzog und fesselte."

Derselbe klare Blick und dieselbe richtige Würdigung der beiderseitigen Stellung findet sich in seinen Anschauungen über das Verhältniß zwischen Kindern und Aeltern bis zu dem Zeitpunkt, „wo aller Befehl sich in wohlgemeinten Rath, alles väterliche Ansehen sich in väterliche und mütterliche Freundschaft verwandelte ... Die Seele reift nach und nach zur Selbständigkeit, allmählich verlangt das eigene Urtheil einen größern Spielraum und eine bestimmtere Anerkennung, und in demselben Maß muß also auch weniger Gehorsam gefordert werden." Die Schwierigkeit liegt in dieser Uebergangsperiode darin, daß sich Aeltern und Kinder über das rechte Maß des Gehorsams vereinigen. „Von unserer Seite muß es die Liebe finden, die, wie sie nicht das Ihre sucht, sondern das Wohl der Kinder, sich auch freut, wenn diesen die Kräfte wachsen, und immer die schöne Zeit im Auge hat, wo ihr ganz gereiftes Leben uns berechtigen wird, unser Werk als vollendet anzusehen und dem gemeinsamen Herrn unsere Rechenschaft abzulegen über das, was er uns anvertraute. Die Kinder aber können dieses Maß nur finden, wenn die Ehrerbietung sie beherrscht, welche auf die vergangene Zeit zurücksehend und eingedenk, daß wir nicht nur das menschliche Leben eher erkannt und behandelt, sondern auch ihr eigenes Wesen in seinen Tiefen eher ergründet haben, als sie es selbst vermochten, gern vertraut, daß alles, was wir von ihnen verlangen, in demselben Sinn und Geist verlangt werde, dessen wohlthätigem Einfluß sie jedes frohe Kraft- und Lebensgefühl verdanken, daß nun, wo beides nicht gleich und unmittelbar zusammentrifft, den Kindern geziemt, die Entscheidung der Aeltern über das Maß des Gehorsams zu ehren, um nicht den Uebergang in den vollen Gebrauch des eigenen Urtheils durch Entzweiung zu beflecken." Schleiermacher war ein consequenter Fortschrittsmann. Daher verlangt er, die Aeltern sollen sich nicht genügen lassen, die Kinder in ihre Fußstapfen treten zu sehen; nein, sie sollen besser werden, als die Aeltern waren, und so „ein jedes heranwachsende Geschlecht sein erziehendes überragen zu seiner Zeit".

Im Abschnitt „Religion" hat die Verfasserin ganz charakteristisch den kurzen Ausspruch: „Meinungen, Lehrsätze, Gebräuche, in denen jede Religion sich darstellt, sind nicht die Religion selbst; sie ist ein Inneres, Ursprüngliches", an die Spitze gestellt. Das Positive, was sich an die Negation in diesem Ausspruche anschließt, haben wir bereits berührt. Auch in den „Lichtstrahlen" finden sich hierüber weitere Andeutungen. „Wem nicht der Sinn offen ist für das Leben der Welt, den werdet ihr nicht fromm nennen wollen. Die Betrachtung des Frommen ist nur das unmittelbare Bewußtsein von dem allgemeinen Sein alles Endlichen im Unendlichen und durch das Unendliche, alles Zeitlichen im Ewigen und durch das Ewige. Dieses Suchen und Finden in allem, was lebt und sich regt, in allem Werden und Wechsel, in allem Thun und Leiden, und das Leben selbst im unmittelbaren Gefühl nur haben und kennen als dieses Sein, das ist Religion."

Schleiermacher nimmt für sie „ein unendliches sich Bilden und Gestalten bis in die einzelne Persönlichkeit hinein" in Anspruch und führt dies in einem herrlichen Vergleiche mit der Tonkunst durch, die ebenfalls ein großes Ganzes, eine besondere in sich geschlossene Offenbarung der Welt bilde, aber doch auch für jedes Volk und dann wiederum in verschiedene Gestalten sich gliedernd, bis zu dem Genie und Stil des einzelnen herab, für diesen ein Ganzes sei. Aus dieser Auffassung ergibt sich von selbst die höchste Toleranz, die Krone der rechten Religiosität: „Die Anhänger des todten Buchstabens, den die Religion auswirft, haben die Welt mit Geschrei und Getümmel erfüllt, die wahren Beschauer des Ewigen waren immer ruhige Seelen, entweder allein mit sich und dem Unendlichen, oder, wenn sie sich umsahen, jedem, der das große Wort nur verstand, seine eigene Art gern vergönnend." Schleiermacher gehörte zu denen, die sich umsahen, und was er als Ergebniß dieser Umschau der Welt mittheilte, ist ein bleibender Gewinn für sie. Man kann von den meisten seiner Schriften sagen, was Jean Paul von der „Kritik der Moralsysteme" sagt: „Sie sind voll lichter und heißer Brennpunkte, voll antiken Geistes, Gelehrsamkeit und großer Ansicht. Kein Glücksrad zufälliger Kenntnisse wird da von einem Blinden gedreht, sondern ein Feuer- und Schwungrad eines Systems bewegt sich darin, sogar in einem Stile, der des Geistes würdig ist." Der Verfasserin des vorliegenden Werkchens ist Dank zu wissen, daß sie diesen großen Geist vielen näher bringt. 15.

Notiz.

Eine kleine Anekdotenfundgrube.

Anekdoten sind zwar eine ganz aus der Mode gekommene Waare, eine Waare, über welche jeder Gebildete spöttisch die Achsel zieht, wenn er sie als Lückenbüßer irgendwo findet. Anekdoten sind aber der Crinoline gleich, welche immer und immer abgeschafft werden soll und dabei desto besser floriert. Als Lückenbüßer und namentlich für Kalendermacher sind die Anekdoten noch immer trotz ihrer Verrufenheit unentbehrlich. Diesen Kalendermachern und andern Leuten können wir eine zwar nur kleine, immer aber eine Anekdotenfundgrube verrathen. Wollen die Herren gefälligst den sechsten Band der im vorigen Jahrhundert erschienenen Schwabe-Gottsched'schen Zeitschrift „Belustigungen des Verstandes und Witzes" und daselbst den Artikel über Bonmots nachlesen. Möglicherweise erhalten sie da einige leise Andeutungen, wie man nöthigenfalls selbst dergleichen fabriziren könnte. Es steht ihnen aber auch gleich eine ganze Reihe historischer Anekdoten, mehr denn ein volles halbes Schock, die der Autor in einem Athem herzählt, zu Gebote. Einmal um zu beweisen, daß „große Herren absonderlich Macht zu reden und andern ihr unanständiges Wesen vorzuwerfen recht" hätten; dann weil die „Bonmots öfters die besten Mittel wären für Leute von allen Ständen, sich aus der Noth zu retten, wenn sie sich bei einem unvermutheten Vorfalle sofort nicht zu einer unnachtheiligen Antwort entschließen" könnten; drittens damit „bei ihren Herren in außerordentlichen Gnaden stehende Bediente (sic!) und andere Personen Gelegenheit erhielten, durch „dergleichen zu rechter Zeit und mit vieler Behutsamkeit angebrachte Worte" was Gutes

auszuzeichnen: aus diesen Gründen fanden nach des Autors Ansicht die Bonmots ihre Rechtfertigung. Nun wenn das, so wird die Anekdote wol auch nach wie vor als Lückenbüßer passiren dürfen. Um den Appetit zu reizen und die Natur dieser Anekdoten zu kennzeichnen, aus der Fundgrube eine Probe: „Dem Abte Rivière, welcher bei dem Herzoge Gaston Baptista von Orleans in Diensten war, sich solcher aber mit gehöriger Treue nicht unterzog, geschah nicht zu viel, als man von ihm sagte, er müßte sehr genau wissen, wie viel sein Heer wiege, weil er ihn so vielmal nacheinander verkauft hätte." Und ein zweites Pröbchen, wie die Schwabe-Gottschedianer verstanden, die „Belustigungen des Verstandes und des Witzes" belustigend und pikant zu machen: „Der Herzog von Condé wagte im Jahre 1674 bei Senniff drei Schlachten, verlor aber dabei fast eine kleine Armee. Wie er nun merkte, daß die Generale dieserwegen mit ihm durchgehends nicht zufrieden waren, so gab er ihnen den Trost, daß wenn die Einwohner in Paris eine einzige Nacht fleißig wären, die gesammte Zahl der Verlorenen wiederum könnte ersetzet werden." 11.

Bibliographie.

Kavanagh, Julia, Königin Mab. Roman in drei Bänden. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Wiedemann. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Köhler, L., Die neue Richtung in der Musik. Leipzig, Weber. Gr. 8. 15 Ngr.

Leben und Lieben im Kloster. Eine höchst wahrhaftige Schüler-Geschichte ohne Namen aus der neuesten Neuzeit. Berlin, Gsellius. Gr. 16. 27 Ngr.

Mörikofer, J. C., Bilder aus dem kirchlichen Leben der Schweiz. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mosler, K. und R. Mosler, Der Nibelungen Noth. Heldengedicht des 12. Jahrhunderts. Studien und ausgewählte Stücke zur Herstellung des ursprünglichen Werkes. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 2 Thlr.

Pfeiffer, F., Ludwig Uhland. Ein Nachruf. Wien, Gerold's Sohn. 1862. 8. 4 Ngr.

Die Psalmen, metrisch übersetzt von A. Brecher. Wien, Braumüller. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ruffini, J., Vincenzo oder verborgene Klippen. Autorisirte Ausgabe. Drei Bände. Leipzig, Wiedemann. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Rüstow, W., Annalen des Königreichs Italien. 1861—1863. 2tes Buch: Das Ministerium Ricasoli. Zürich, Meyer u. Zeller. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Scherr, J., Mixed-Pickles. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Stein, A. G., Die katholische Kirchenmusik nach ihrer Bestimmung und ihrer dermaligen Beschaffenheit dargestellt. Köln, Bachem. 8. 15 Ngr.

Strauß, D. F., Das Leben Jesu für das deutsche Volk bearbeitet. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr.

Uhland, L., Die Todten von Lustnau. Ein Beitrag zur schwäbischen Sagenkunde. Wien. 1863. Gr. 8. 8 Ngr.

Tagesliteratur.

Baumgarten, M., An meine ehemaligen holsteinischen Amtsbrüder. Rostock, Leopold. 1863. Gr. 8. 3 Ngr.

Beyschlag, W., Ueber das „Leben Jesu" von Renan. Vortrag, gehalten zu Halle a. S. den 13. Januar 1864. Berlin, Rauh. 16. 9 Ngr.

Der Holsteinische Erbfolgestreit und das deutsche Bundesrecht von C. Prz. z. J. Frankfurt a. M., Verlag für Kunst und Wissenschaft. Gr. 8. 5 Ngr.

Hoffmann von Fallersleben, Sechs Lieder für Schleswig-Holstein. Cassel, Freyschmidt. 16. 1 Ngr.

Die wahre Rechts-Kontinuität in der ungarischen Frage. Wien, Braumüller. Gr. 8. 12 Ngr.

Schulze, H., Die Staatssuccession im Herzogthum Lauenburg. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 3 Ngr.

Siefert, O., Die Staatserbfolge im Herzogthum Lauenburg. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 5 Ngr.

Für Hermann Marggraff's Hinterlassene.

Am 11. Februar d. J. ist Hermann Marggraff in der Vollkraft seines Wirkens, erst 54 Jahre alt, in Leipzig gestorben. In ihm haben die deutsche Literatur und der ganze deutsche Schriftstellerstand einen ihrer getreuesten und eifrigsten Hüter und Vertreter verloren. Hermann Marggraff, der sich durch seine lyrischen Gedichte und Balladen, durch humoristische Romane und Dramen, vorzugsweise aber als Literarhistoriker und Kritiker einen ehrenvollen, in weiten Kreisen geachteten Namen erworben, hatte es sich, namentlich als langjähriger Herausgeber der „Blätter für literarische Unterhaltung", zur Lebensaufgabe gemacht, die deutsche Literatur zu heben und ihr die Anerkennung zu erringen, auf welche sie den gerechtesten Anspruch hat. Das Leben, welches für ihn ein unausgesetztes Ringen und Mühen, Arbeiten und Sorgen war, ist ihm den Lohn für sein Streben schuldig geblieben; um so mehr ist es für alle, welche Marggraff's Namen kennen, zur Ehrenaufgabe geworden, an seinen Hinterlassenen den Zoll des Dankes abzutragen.

Hermann Marggraff hat außer seiner Witwe zehn noch sämmtlich unversorgte Kinder, von denen das jüngste erst anderthalb Jahr alt ist, hülflos zurückgelassen. Zwar wird die Schillerstiftung, deren geistiger Schöpfer und eifrigster Förderer er war, sich seiner Hinterlassenen gewiß in entsprechender Weise annehmen, aber selbst wenn ihre Gabe, wozu gegründete Aussicht vorhanden, reichlich ausfällt, wird die Zukunft der Familie dadurch allein noch nicht vollständig gesichert. Dies zu erstreben, sind in Leipzig die Unterzeichneten zu einem Comité zusammengetreten, und wie sie bereits hier mit bestem Erfolg zu diesem Zweck gewirkt haben, richten sie auch an alle wohlwollenden und edeldenkenden Männer im übrigen Deutschland die Aufforderung und dringende Bitte, sie durch Beiträge in diesem Streben unterstützen zu wollen. Jede Zeitungsredaction wird solche gewiß gern zur Beförderung an uns entgegennehmen.

Leipzig, im März 1864.

Das Comité für Hermann Marggraff's Hinterlassene:

Kaufmann **Hermann Bodeck**. Buchhändler Dr. **Eduard Brockhaus**. **Wilhelm Felsche**. Dr. **Friedrich Friedrich**. Stadtrath **Geibel**. Buchhändler **Franz Köhler**. Musikdirector Dr. **Hermann Langer**. Hofrath **Marbach**. Dr. **Paul Möbius**. Professor **Wenck**. Professor **Wuttke**.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 12. — 17. März 1864.

Plattdeutsche Literatur.

Unter der Dialektliteratur nimmt gegenwärtig die plattdeutsche die hervorragendste Stelle ein. Plattdeutsche Bücher erscheinen in so großer Anzahl auf dem allgemeinen Büchermarkt, daß man sie kaum mehr überschauen kann. Die mundartliche Poesie hielt sich früher in engern Schranken, jetzt verbindet sich das literarische Interesse mit dem gelehrten und sichert der dichterischen Production eine Stellung, die über das Provinzielle hinausragt. Daß die Vorzüglichkeit der Schöpfungen in gleichem Verhältniß zu ihrer Menge stehe, kann man bekanntlich niemals von der literarischen Production behaupten, am wenigsten aber hier, weil auf diesem Gebiete schon in der Wahl der mundartlichen Sprache die Gefahr der Verirrung liegt. Noch immer gibt es norddeutsche Poeten, welche meinen, sie dichteten volksthümlich, weil sie in der Sprache des Volks dichten. Manche plattdeutschen Gedichte würden ganz erträglich sein, wenn sie, da sie hochdeutsch gedacht sind, auch in schriftdeutschem Gewande mitgetheilt worden wären, durch den Dialekt sinken sie herab, während dieser umgekehrt dem volksthümlichen Stoffe seine rechte Gestaltung zu geben berufen ist. Trotz aller Misgriffe aber hat die Regsamkeit der plattdeutschen Dichter ihre sehr bemerkenswerthe und erfreuliche Seite. Sie beweist, daß in Norddeutschland das naturwüchsige Element noch lange nicht so geschwunden ist, wie man in Süddeutschland leider so oft glaubt, und daß man sich zugleich bemüht, die theuere Muttersprache vor unverdientem Untergange so lange als möglich zu schützen, welcher ihr durch die Schule und Kirche, überhaupt durch das moderne Leben droht. Die wenigen Dichter im Vergleich zur Gesammtheit würden freilich nur vereinzelte Stimmführer sein, aber sie haben im Volke selbst Halt und Stütze. Die verschiedenen Auflagen und Ausgaben, deren sich einzelne Dichtungen zu erfreuen haben, geben beredtes Zeugniß, daß der Leserkreis für die plattdeutsche Literatur kein ganz geringer ist.

Zunächst wird dieser Leserkreis in Norddeutschland selbst zu finden sein, aber wir glauben nicht zu irren, wenn wir den Aufschwung, welchen die plattdeutsche Literatur genommen, auch der Theilnahme hochdeutscher Leser zuerkennen. Das Urtheil über den ästhetischen und volksthümlichen Werth der plattdeutschen Dichtung kommt naturgemäß ebenfalls zunächst dem niederdeutschen Landsmanne zu, aber auf der andern Seite wird der hochdeutsche Leser, wenn er sich erstens mit der Sprache vertraut gemacht hat und sich dann überhaupt über Ziele, Mittel und Grenzen mundartlicher Poesie klar geworden ist, vielfach einen freiern Standpunkt einnehmen können, weil er, durch kein Vorurtheil befangen, die volksthümliche Sprache unmittelbarer auf sich wirken lassen kann, zugleich aber ebenso unmittelbar herauszufühlen im Stande ist, was wirklich volksthümlich empfunden und was nur trotz des mundartlichen Kleides der Denkart des höhern Lebens angehört.

Eine große Anzahl Schriften aus dem Gebiete der plattdeutschen Literatur liegen uns zur Besprechung vor. Die meisten gehören der Dichtung und zwar der Dichtung in engerm Sinne im Gegensatze zur ungebundenen Rede an. Aber auch die andere Richtung, die gelehrte, ist nicht unvertreten. Wir finden eine Ausgabe eines ältern niederdeutschen Gedichts, eine Quellensammlung mundartlicher Volkspoesie, zwei grammatische Darstellungen und eine lexikographische Zusammenstellung eines besondern Theils des Sprachschatzes.

Alle mundartliche Poesie ist landschaftlich, und so geben auch die Autoren öfters auf dem Titel schon die Heimat des Dialekts an, andere thun es nicht. Ohne die Mundart selbst zu prüfen, kann man vielfach schon aus den Titeln, auch aus dem Verlagsort auf die bestimmte Landschaft schließen. Da dies aber doch immer unsicher ist, so wäre zu wünschen, daß der Ausdruck „plattdeutsch" nicht allein angewandt würde, sondern den besondern Zusatz erhielte, der von vornherein über die Art des Plattdeutschen aufklärte. Bei bekannten Autoren, wie Groth und Reuter, ist dies weniger geboten, denn wer sich nur einigermaßen in der Literatur umgesehen, weiß es, daß dieser ein Mecklenburger, jener ein Holsteiner ist. Poeten aber, die zum ersten mal auftreten oder nur wenig veröffentlicht haben, sollten gegen fernerstehende Leser mit

ihrer Landsmannschaft nicht zurückhalten. Wir verlangen dasselbe von den oberdeutschen Dichtern. Bairisch und österreichisch sind nahverwandte Mundarten, verwandter als das Plattdeutsche in Holstein und in der Mark, und doch bezeichnet kein bairischer und österreichischer Dialektdichter seine Schöpfungen allgemein als „oberdeutsche" Gedichte.

So äußerlich auch die Trennung sein mag, so wollen wir doch diejenigen Gedichtsammlungen, welche auf den Titeln die besondere Angabe der Mundart vermissen lassen, in der Aufzählung von den andern trennen. Inmitten einer jeden Gattung stellen wir die verwandten Mundarten zusammen:

1. Rothgeter Meister Lamp un sin Dochder. Plattdeutsches Gedicht von Klaus Groth. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. 1862. 16. 21 Ngr.
2. Plattdeutsche Gedichte von Ferdinand Weber. Herausgegeben von Klaus Groth. Kiel, Homann. 1861. 8. 24 Ngr.
3. De Geschicht von de olle Fru Beerboomisch un eerem lütten Swien Peter. Ein plattdeutsches Märchen, erzählt und illustrirt von J. P. T. Lyser. Altona, Uflacker. 1862. 8. 6 Ngr.
4. Plattdeutsche Dichtungen von Lüder Woort. Bremen, Kühtmann. 1861. 8. 24 Ngr.
5. Rige Blomen ut Annmariek Schulten ehren Goren von A. W. Greifswald, Koch. 1861. 16. 1 Thlr.
6. Allerhand Dart för Jedermann, dei plattdütsch kann. Irnsthaft un lustig Stückschen von F. K. Anklam, Dietze. 1861. 16. 7½ Ngr.
7. Ut 'n Hangbuttenstruk. Lieder und Gedichte in plattdeutscher Mundart von Angelus Neomarchicus. Berlin, Kastner und Comp. 1862. Gr. 16. 20 Ngr.
8. Plattdeutsche Gedichte von Friedrich Ernst. Neue Ausgabe. Berlin, Gaertner. 1861. 16. 15 Ngr.

In einer Betrachtung neuerer plattdeutscher Literaturerzeugnisse nimmt Klaus Groth billig die erste Stelle ein. Zwar ist er weder der Zeit noch der Bedeutung nach der erste Dichter im plattdeutschen Idiom, ohne Zweifel hat er aber der mundartlichen Poesie überhaupt und insbesondere der plattdeutschen neuen Impuls gegeben und ihr die allgemeinste Theilnahme und Anerkennung verschafft. Der Beifall, den der „Quickborn" gefunden, war ein wohlverdienter. Leider müssen wir constatiren, daß Groth seitdem keine Fortschritte, sondern Rückschritte gemacht hat. Auch das vorliegende Idyll: „Rothgeter Meister Lamp un sin Dochder" (Nr. 1), gibt hiervon Zeugniß. Das Gedicht nennt sich auf dem Titel ein plattdeutsches; es ist aber in der That ein hochdeutsches mit plattdeutschen Worten. Das muß der Dichter selbst gefühlt haben, denn auf der Rückseite des Titels steht zu lesen: „Der Verfasser behält sich das Recht einer Uebersetzung ins Hochdeutsche und in fremde Sprachen vor." Sogar in fremde Sprachen! Da meint er doch jedenfalls fremde Schriftsprachen, und wenn dies der Fall, so sehen wir nicht ein, warum er sein Idyll überhaupt in einer Mundart abfaßte. Von seinem Standpunkte aus gibt nun freilich Groth nicht zu, daß das Plattdeutsche sogar der heutigen Zeit eine Mundart sei; aber in diesen Dingen ist er einmal selbst Partei, und dann bezweifeln wir, daß sein Urtheil von den Sachkennern irgendwie als maßgebend anerkannt worden sei.

Der Inhalt des Gedichts ist recht niedlich, aber doch etwas zu breit ausgedehnt. In der Form müssen wir auch hier Groth's Meisterschaft bewundern und dennoch tröstet uns das nicht über den Gedanken, daß uns der Hexameter für die Dialektdichtung überhaupt bedenklich und für das Niederdeutsche vollends aus formalen Gründen nicht geeignet erscheint. Die beliebte Orthographie, æ für den Laut zwischen ä und ö, und ę für das = ä lautende e zu setzen, ist auch hier angewandt, ohne daß es mit einigen kurzen Worten erklärt wäre.

Die „Plattdeutschen Gedichte" Ferdinand Weber's (Nr. 2) sind von Klaus Groth nach des Verfassers Tode herausgegeben worden, begleitet mit einem einleitenden „Wort der Erinnerung an den Entschlafenen für seine Freunde". Der Nachruf ist sehr warm geschrieben und läßt die innige Freundschaft erkennen, welche Groth für Weber fühlte. Das letzte, an K. G. (Klaus Groth) gerichtete hochdeutsche Sonett hätte der Herausgeber hinweglassen sollen. Es gehört doch eine gute Dosis Eitelkeit dazu, sein eigenes Lob zu verkünden. Hätte Weber das Gedicht veröffentlicht, dann wäre es eine zarte Huldigung gewesen, vom Herausgeber aber selbst in die Sammlung aufgenommen, macht es den Eindruck maßloser Schmeichelei. Der prosaische Schlußvers: „Bin ich vor Freuden hin- und hergesprungen", wirkt übrigens so komisch, daß man unwillkürlich an Heine erinnert wird und das Ganze dann wie eine Satire ansieht. Weber's plattdeutsche Gedichte werden in den Kreisen seiner Freunde und Landsleute gewiß Eingang finden, weitere Verbreitung wird ihnen trotz der Empfehlung Klaus Groth's voraussichtlich nicht zutheil werden. Weber hat viel dichterische Anlage, für einen Dialektdichter ist er aber zu sehr subjectiver Lyriker, nur wenige seiner Gedichte tragen volksthümlich-plattdeutschen Charakter. Recht gelungen ist unter anderm „Ok en Bild". Die am Schlusse mitgetheilten „Sprüche" sind wol zum Theil Aufzeichnungen aus dem Volksmunde, diejenigen, bei denen man die bewußte Verfasserschaft erkennt, sind alle dem Volkston angemessen.

Der Verfasser des plattdeutschen Märchens von der Frau Beerboomisch und ihrem kleinen Schweinchen Peter (Nr. 3), J. P. T. Lyser, hat sich schon auf dem mundartlichen Gebiete mit getheiltem Beifall bewegt. Er gab 1855 ebenfalls ein von ihm illustrirtes Märchen heraus. Das vorliegende finden wir ganz hübsch erzählt; die sieben Illustrationen erscheinen uns nicht gerade häßlich, aber sehr dilettantenhaft gezeichnet und ausgeführt. Dem Dialekte liegt das hamburgische Idiom zu Grunde, es ist aber nicht minutiös wiedergegeben, sondern trägt mehr ein allgemein plattdeutsches Gepräge, sodaß ihn jeder hochdeutsche Leser ohne große Mühe lesen und verstehen kann.

Eine umfangreiche und mannichfaltige Sammlung liegt uns in den „Plattdeutschen Dichtungen" von Lüder

Woort (Nr. 4) vor. In der Schreibung hat sich der Verfasser an Klaus Groth angeschlossen und ein dankenswerthes Wortregister zu besserm Verständniß des Dargebotenen hinzugefügt. Dasselbe enthält aber nur solche Worte, welche nicht schon im Glossar zum „Quickborn" ihre Erklärung gefunden haben. Die Sammlung beginnt mit einem nicht durchaus plattdeutschen Gedichte „De Plattdütsche", in welchem gesagt ist:

Un schall ik bringen rein herrær,
Wat stickt in minen Bussen,
Dat kan ik blot, wenn jüst ik kær,
As mi de Snabel wussen.

O hätte doch der Dichter diesen vortrefflichen Grundsatz auch in der Praxis festgehalten! Hätte er immer so gesprochen, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, dann würden wir sicher eine gute Leistung erhalten haben, denn an Talent fehlt es ihm keineswegs. Er hätte dann in derselben Strophe nicht Wendungen gebracht, wie „rein hervorbringen" und „im Busen stecken". Das zweite Gedicht: „De Ünnerdrückte", feiert im Odenversmaß (!) die plattdeutsche Sprache; der Dichter bittet die, „de Gedankenrikdom to Papier bringt", die besten Stücke lieber in Plattdeutsch zu schreiben. Solche Reflexionen über die Muttersprache sind nichts weniger als volksthümlich und geben keinen fügsamen Stoff für die Dialektpoesie. Einzelne Gedichte sind recht gelungen, so namentlich die Fabeln; im allgemeinen aber macht die Sammlung keinen erfrischenden Eindruck, weil das echt Plattdeutsche vor der überwuchernden Fülle schriftdeutscher Bilder und Gedanken verschwindet. Beispiele bietet fast jede Seite. Würde die Sammlung bei strenger Sichtung auf den vierten Theil des jetzigen Umfangs beschränkt, dann hätte das kleine Buch gewiß mehr Freunde zu erwarten, als das größere finden wird. Den norddeutschen Dialektdichtern ist nie genug Enthaltsamkeit und gewissenhafte Selbstkritik zu empfehlen.

Die bisher betrachteten Bücher gehörten dem niedersächsischen Mundartgebiete an; wir werden bei den folgenden weiter nach Osten hingeführt. Zunächst wenden wir zwei Gedichtsammlungen aus Pommern von zwei ungenannten Dichtern unsere Aufmerksamkeit zu. Wer die beiden Verfasser „A. W." und „F. K." sein könnten, dazu reichen weder unsere persönlichen Bekanntschaften noch unsere literarischen Hülfsmittel hin, um eine Vermuthung zu äußern; manchem Landsmanne wird es zu wissen vergönnt sein, wen er unter den beiden Anfangsbuchstaben zu suchen hat. Der Verfasser von „Nige Blomen" (Nr. 5) hat schon unter dem Titel „Blomen" eine Sammlung von Gedichten veröffentlicht, daher er die spätere „Neue Blumen" betitelte. In der kurzen Vorrede theilt er seine innige Freude mit über die wohlwollende Aufnahme, welche seine „Blomen" bei seinen Landsleuten gefunden haben: diese Freude sei ein Lichtpunkt in seinem kümmerlichen Dasein. Diesen Genuß schuldet der Dichter seinem Freunde Reuter, ohne dessen Aufmunterung und freundliche Mitwirkung er nie dazu gelangt wäre, seine Gedichte einem größern Leserkreise darzureichen.

Dieser bescheidene Dichter verdient nachsichtsvollste Beurtheilung. In seinen Gedichten klingt ein wehmüthiger Ton hindurch, auch in den Stoffen ist des Dichters elegische Stimmung zu erkennen. Er theilt die Blumen in einzelne Sträußchen („Strüzing") ein, das „Drüdde Strüzing" ist betitelt „Swore Stunnen"; wir finden da unter anderm: „Opkiek in Nod"; „Satt wedder hüt so trurig dor"; „An den Dod"; „Ensam". Einen volksthümlich-plattdeutschen Charakter tragen die Gedichte nicht, aber sie sind gemüthvoll und innig, auch eine Gewandtheit in der Form läßt sich dem Dichter nicht absprechen.

Die kleine „Allerhand Oart" betitelte Sammlung von F. K. (Nr. 6) beginnt mit Gelegenheitsgedichten. Der Verfasser, guter preußischer Patriot, besingt die Hochzeitsfahrt des Kronprinzen Friedrich Wilhelm nach England, den Einzug in Berlin, den Todestag der Königin Luise u. s. w. Diese und überhaupt die ernsten Gedichte sind durchaus hochdeutsch empfunden und wären unschwer zu übertragen. Besser sind die heitern Stücke. In der längern Erzählung: „Dei sonnerbare Belohnung", hat der Verfasser recht geschickt beide Sprecharten, die schriftdeutsche als die vornehmere und die plattdeutsche als die Bauernsprache zu verwenden gewußt. Der Schauplatz ist aber Würtemberg; warum hat der Dichter diesen nicht nach Norddeutschland verlegt? Die Anekdote kann überall geschehen sein, darum steht dem Dichter diese licentia poetica schon zu.

Die plattdeutschen Lieder und Gedichte von Angelus Neomarchicus (Nr. 7) verrathen sich schon durch den pseudonymen Verfasser als neumärkische. Sie machen einen viel frischern Eindruck als die schon besprochenen Sammlungen, sowol in den Stoffen wie in der Ausführung. Ganz hat sich freilich der Dichter vom schriftmäßigen Denken noch nicht losgemacht, es entschlüpfen ihm dann und wann sehr hochtönende Phrasen, die um so unangenehmer auffallen, als sie sonst vermieden sind.

Die „Plattdeutschen Gedichte" von Friedrich Ernst (Nr. 8), die zuerst im Jahre 1847 erschienen, liegen hier in neuer Ausgabe vor. Wenn irgendeine Sammlung wiederholte Auflagen verdient, so ist es diese: hier haben wir einmal echte und rechte plattdeutsche Gedichte. Der Kreis, in welchem sich diese Lieder bewegen, ist das Leben auf dem Lande; die Anschauungen, die in ihnen hervortreten, sind diesem Kreise entnommen und angemessen; wir finden hier keine Spur von Sentimentalität, alles ist frisch und fröhlich aufgefaßt und dargestellt, selbst die derben Züge verleihen den Gedichten die rechte volksthümliche Stimmung. Die Lieder haben etwas Melodisches, und erhalten dadurch noch mehr den Charakter des eigentlichen Volksgesangs, daß sie zwischen den einzelnen Strophen einen Zwischenraum im logischen Gedankengang lassen. Von gleichem Werth sind die einzelnen Stücke begreiflicherweise nicht, aber kein einziges Gedicht wünschten wir aus der Sammlung entfernt, das geringste würde in mancher andern eine Zierde sein. Als Probe von des Verfassers Talent sei folgendes Gedicht mitzutheilen erlaubt:

Up Wannerschaft.

Gottlof! doa is ne kleine Bank,
Doa will ick anholl'n minen Gang;
Et geiht sick goot up den Scharsee,
Doch dohn die Föte mi alt weh.

Will äten mine Botterstull
Un will moal drinken ut de Pull,
Det gaf mi Mudders hüte froh,
As ick von öhr afsecken däh.

Ick fall nu goahn up Wannerschaft,
Det will min Vormund Peter Kraft;
Doa fall ick Anstand unn Maneer'n
Unn mine Profeschen ook leer'n.

Herr Vörmund, jea, det is all goot,
Ick hef ook wol to't Wannern Moth,
Doch glöw' ick, dät ick allens kann,
Det Schniedern sülwst to fangen an.

Denn unse Schult vör weahr unn wiß,
Met Rock unn Wams tofreeden is,
De kortens ick to'n Sönndoagsdanz
Gemoakt vör finen groten Hans. —

Wo schmeckt de Botterstull doch goot!
Nu fall ick äten fremmer Brot!
Un gäwen mi de Lüde wat?
So röll, bes dät ick vullends satt?

Mi kennt doa buten keener nich,
Doa weer'n se mi wol mörderlich
Behanneln! Ach! Det werd ne Noth!
Am Enne schloan se goar mi dodt!

Hu! Hu! Wat huscht denn doa vörby?
Hu! Hu! Wo werd so grusig mi!
Min Botterstull unn Schluck sind all,
Unn deepe Nacht up Erden ball.

Dänn koamen de Gespenster an!
Ick lope, wat ick lopen kann,
Noa Muddern hen! Herr Peter Kraft!
Nüscht is et met de Wannerschaft!

Wir empfehlen den Freunden der plattdeutschen Dichtung das artige Büchlein auf das wärmste. Hohe Poesie findet man freilich nicht darin, aber desto mehr Humor und gesund Volksthümlichkeit.

Die folgenden Schriften, welche auf dem Titel ihre besondere Heimat angeben, gehören mit Ausnahme eines einzigen alle nach Mecklenburg und nach Westfalen. Beide Landschaften haben für ihre Mundarten schon viel gethan, Mecklenburg in dichterisch-productiver Weise, Westfalen durch gelehrte Forschung. Es freut uns, daß das Sauerland, welches bisjetzt fast gar nicht vertreten war, nun auch seine Dialektliteratur aufzuweisen hat.

9. Bunschendörp. Plattdütsche Läuschens, Dichtels un Rimels in mekelnbörger Mundort von Wilhelm Heyse. Neubrandenburg, Brünslow. 1861. 8. 25 Ngr.
10. De Meklenbörger Burhochtid un Rosmarin un Ringelblomen von Wilhelm Heyse. Berlin, Schotte und Comp. 1862. 16. 25 Ngr.
11 Frische Kamiten ut Krischaon Schulten sin Muf'kist. Tosaomensöcht von Wilhelm Heyse. Berlin, Schotte und Comp. 8. 25 Ngr.
12. Lustig un Trurig, as't jeder hewen will. Eine Sammlung plattdeutscher Gedichte in vorpommerscher Mundart von Berling. Zweites Heft. Anklam, Dietze. 1861. 12. 10 Ngr
13. Twee Geschichten in Mönstersk Platt. Ollmanns Jans in de Friümde un Ollmanns Jans up de Reise. Von G. Ungt. Münster, Brunn. 1861. Gr. 16. 15 Ngr.
14. Grain Tuig. Schwänke und Gedichte in sauerländischer Mundart vom Verfasser der „Sprickeln un Spöne". Soest Nasse. 1860. 8. 7½ Ngr.
15. Jaust un Turtel oder die Kiärmissengank. Lustspiel in sauerländischer Mundart vom Verfasser der „Sprickeln un Spöne". Soest, Nasse. 1861. 8. 9 Ngr.
16. De Koppelschmid. Lustspiel in sauerländischer Mundart vom Verfasser der „Sprickeln un Spöne". Soest, Nasse. 1861. 8. 7 Ngr.
17. Fastewendes-Reyme. Zwei Lustspiele in sauerländischer Mundart vom Verfasser der „Sprickeln un Spöne". 1. De Kiärmissengank. 2. De Koppelschmid. Soest, Nasse 1861. 8. 15 Ngr.

Dem Mecklenburger Fritz Reuter, dem Meister der plattdeutschen Poesie und Erzählung hat sich ein zweiter mecklenburger Dialektdichter zugesellt, den wir bisjetzt noch nicht gekannt haben. Drei seiner Werke aus den letzten Jahren liegen uns vor. Die erste Sammlung der plattdeutschen „Läuschens, Dichtels und Rimels" (Nr. 9) haben wir gleich mit dem günstigsten Vorurtheile zur Hand genommen, eben weil sie aus Mecklenburg stammte und wir sind nicht enttäuscht worden. Zwar erreicht Wilhelm Heyse den Meister Reuter nicht, aber er ist doch ein Volksdichter, wie er sein soll. Die plattdeutsch geschriebene Vorrede, in welcher er sich über das Plattdeutsche als Mundart und Sprache und über sein Verhältniß zum Hochdeutschen ausspricht, hätte er doch besser im Schriftdeutsch abfassen sollen. Von der Entstehung des Neuhochdeutschen hat er keine rechte Anschauung; das ist eine längst abgethane Behauptung, Luther's Sprache sei die meißnische Mundart. Doch diese Dinge berühren die poetische Leistung nicht. Die angehängten „Leeder" sind gar nicht geeignet, des Dichters Begabung für diese Gattung der Lyrik darzuthun und hätten ohne Schaden wegbleiben können. Die heitere Erzählung, die Anekdote, [illegible] Schwank: das ist des Dichters Feld, auf dem er sich [illegible]misch befindet und dessen Bebauung mit schmackhaften [illegible]ichten belohnt wird. Dem Inhalt nach sind manche [illegible]zählungen wol schon allgemein bekannt; aber doch liest man sie gern in des Verfassers frischer Bearbeitung. Manchmal, dünkt uns, hätte sich Heyse kürzer fassen sollen, auch die Schlußpointen würden sich öfter noch schlagender, drastischer ausdrücken lassen.

Einen andern Charakter trägt das zweite Buch desselben Verfassers (Nr. 10). Im ersten Theile findet sich ein längeres episches Gedicht „De Meklenbörger Burhochtid", welches ganz unsern Beifall hat. Durchaus nicht der Fall ist dies mit dem zweiten Theile „Rosmarin un Ringelblomen", welches recht schöne Lieder enthalten würde, wenn sie nur hochdeutsch geschrieben wären. Mit wenigen Ausnahmen halten wir sämmtliche Stücke für verfehlt. Der Verfasser wollte jedenfalls seinen Lesern auch einmal eine neue Seite seiner Dichtung zeigen, aber ist absichtlich

erstrebte Vielseitigkeit schon oft eine gefährliche Klippe für einen Dichter der Literatursprache geworden, so ist sie es in noch höherm Grade für den Dialektdichter.

In der folgenden Sammlung „Frische Kamuen" (Nr. 11) sehen wir Wilhelm Heyse wieder auf seinem gewohnten und eigenthümlichen Gebiete. Sie hat ganz den Charakter von „Bunschendörp", in den Stoffen ist aber eine größere Neigung zum Derb-Komischen bemerkbar. Schwänke wie „Wat sik dat Volk vertellen deit" streifen schon an die Grenze des Erlaubten. Wir sind gar nicht prüde, wenn es sich um volksthümliche Poesie handelt, aber jede Schnurre, die ein Dichter durch die poetische Form zu verherrlichen sucht, muß wenigstens nicht allzu sehr gegen den guten Geschmack verstoßen, sonst bleibe sie lieber ungereimt und ungedruckt.

Die mecklenburgische und die vorpommerische Mundart gehören zu einem Dialektgebiete, und so reihen wir hier die Sammlung plattdeutscher Gedichte von Berling (Nr. 12) an. Von „Lustig un Trurig" erschien im Jahre 1860 das erste Heft (vgl. Nr. 15 d. Bl. f. 1862). Auch dieses zweite Heft enthält ein Widmungsblatt an den Minister Max von Schwerin. Dieser ist ebenfalls Dialektdichter, er bedankte sich bei seinem Landsmann Berling durch ein Gedicht in pommerscher Mundart, welches in Firmenich's „Völkerstimmen" (III, 501) abgedruckt steht. Das Eröffnungsgedicht, in welchem sich der Verfasser von „Lustig un Trurig" bei allen bedankt, die ihm Anerkennung zollten, und auf der andern Seite denen, welche ihn tadelten, die Erklärung abgibt, daß er sich aus dem „Gekrächze" nichts mache, sondern nach alter Melodie fortsinge, dies Gedicht ist noch das frischeste der ganzen Sammlung. Im allgemeinen haben wir Berling's Gedichten keinen Geschmack abgewinnen können, die Stoffe sind oft sehr unglücklich gewählt für die Mundart und in der Form ist keine große Gewandtheit bemerkbar. Viel hübscher als die Gedichte sind die prosaischen Erzählungen am Schlusse unter der gemeinsamen Ueberschrift: „Allerlei Ungeriemtes ut Unkel Dietz'n sin Volks- un Wochenbladd, worut Jerer Swart up Witt lesen kann, wat dat för'n schlichten Kierl sien mütt, de dat schreewn hett." Die im „Anhang" mitgetheilten „Sechs hochdeutschen Gedichte für alle, die Unsern König und das Deutsche Volk liebhaben", seien hier nur erwähnt; eine Beurtheilung liegt außer dem Bereiche einer Ueberschau über die neuplattdeutsche Literatur.

Von Pommern nach Westfalen ist es ein weiter Sprung, und auch die Mundarten weichen stark voneinander ab. Es freut uns, daß wir unter den mundartlichen Schriften auch eine finden, welche nur „Geschichten", d. h. Erzählungen in Prosa enthält. Die Prosa sollte von den Vertretern der plattdeutschen Literatur noch weit mehr gepflegt werden, als es bisjetzt geschehen. Das Plattdeutsche ist so recht eigentlich das fügsamste Idiom für die volksthümliche Erzählung, für das Märchen, für den Schwank. Mancher Dichter, der sich abquält mit Reim und Versmaß, hin- und herschwankt zwischen naturwüchsiger und gebildeter Ausdrucksweise, würde Besseres leisten, wenn er prosaische Stücke liefern wollte. Hier kann er eher sprechen, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, weil er nicht beengt wird durch eine Form, deren Beherrschung nur einem bedeutenden Talente gelingen kann.

Die „Twe Geschichten in Mönstersk Plat" von G. Ungt (Nr. 13), dem wir auf dem Felde der plattdeutschen Literatur noch nicht begegneten, sind mit vieler Lebendigkeit und mit Humor geschrieben. Es sind ergötzliche Handwerksburschenabenteuer, die uns geschildert werden. Die zweite Geschichte: „Ollmanns Jans up de Reise", ist ein wenig zu breit angelegt. Mit der Rechtschreibung sind wir nicht immer einverstanden, doch hat der Verfasser durch genaue Worterklärungen unter dem Texte hinlänglich für das Verständniß gesorgt. Was die plattdeutsche Erzählungsweise anlangt, so hat der Verfasser im allgemeinen den Ton ziemlich gut getroffen, aber bisweilen bringt er doch abstracte Wendungen der Schriftsprache in seine Darstellung mit hinein, die störend sind und das Colorit verwischen. Auch in der Prosa muß darauf geachtet werden, so zu schreiben, wie das Volk sich ausdrückt, sonst kommt ein unbestimmter und ungesunder Stil zum Vorschein. Ein anderes ist es, wenn mit Absicht die gemischte, die „Messingsprache" zur Charakteristik der Halbbildung angewendet wird. In einer Notiz verwahrt sich der Verfasser dagegen, „wenn hier und da auch etwas an andere neuere plattdeutsche Sachen anklingen möchte, mit letztern in irgendeiner Beziehung zu stehen", und theilt uns mit, daß die „Twe Geschichten" bereits vor Jahren, und zwar auf besondere Veranlassung in einem kleinen Kreise, geschrieben seien. Wenn Ungt ferner bemerkt, daß einige Derbheiten im Ausdruck um der richtigen Farbengebung willen nicht zu vermeiden gewesen wären mit dem Zusatz: „Dem Reinen wird jedoch auch hier alles rein sein", so ist dies sehr vorsichtig und rücksichtsvoll gegen die Prüderie unserer zimperlichen Zeit; aber er hätte die Verwahrung nicht nöthig gehabt: gerade die Derbheiten sind recht anziehend und charakteristisch in solchen Erzählungen; wenn sie nicht schlimmer werden als hier, dann mögen sie immer ihre Stelle in der schönen Literatur einnehmen und behaupten.

Die noch übrigen Schriften rühren alle von Einem Autor her. Er nennt sich immer Verfasser der „Sprickeln un Spöne", uns sind diese „Sprickeln und Spöne" als besondere Schrift bisjetzt unbekannt geblieben. Aus einer Buchhändleranzeige ersehen wir aber, daß sie in den „Schwänken und Gedichten in sauerländischer Mundart" von F. W. Grimme enthalten sind (vgl. Nr. 15 d. Bl. f. 1862) und überdies steht auf dem Rücken der broschirten Exemplare der Name Grimme. Warum nennt sich der Dichter nicht mit seinem vollen Namen auch auf dem Titel? „Grain Tuig" (Nr. 14) ist ein sehr mannichfaltiges Büchlein, es enthält abwechselnd poetische und prosaische Stücke, meist heitern Inhalts. Der Verfasser dichtet und erzählt frisch und volksthümlich, besonders spricht die gedrungene Kürze der prosaischen Schwänke an. Die sauerländische Mundart hat schon Anklänge an das hochdeutsche Idiom, namentlich weicht sie vom Niederdeutschen

im allgemeinen dadurch ab, daß sie gleich der Schriftsprache ei an der Stelle des langen i hat, es heißt: sein, bleiwen (bleiben), statt: sin, bliben. Im Consonantismus aber ist der Dialekt niederdeutsch, es heißt: ik, dat, statt hochdeutsch: ich, das, aber Herzog, statt niederdeutsch: Hertoge. Das charakteristische Element des Westfälischen tritt besonders in der theilweisen Bewahrung der Consonantenverbindung sk hervor, für welche die spätere Sprache sch eingeführt hat, z. B. hessisk (hessisch). Grimme hat in „Anmerkungen" am Schlusse die schwierigsten Worte erklärt.

Die Anwendung der Mundart im Drama ist, wie bekannt, oft von der größten Wirksamkeit. Bedenklicher erscheint es, wenn die Mundart und zwar die auf ein kleines Gebiet beschränkte ganz allein die Sprache des Stücks ausmacht. Sind wie in Grimme's Lustspielen: „Janst un Durtel" (Nr. 15) und „De Koppelschmid" (Nr. 16) Reime angewandt, dann ist eine Uebertragung in ein anderes Idiom erschwert und das Stück behält seinen streng localen Charakter. Die beiden Lustspiele sind nicht ohne Frische, auch die sprachliche Form ist gewandt, aber dramatische Wirkung wird vermißt. Die Reden sind oft viel zu lang und gedehnt. Der Verfasser gibt zwar scenische Anordnungen, aber wir zweifeln, daß die Stücke so, wie sie im Drucke vorliegen, gut aufgeführt werden können. Da müßte vor allem erst der Rothstift des Regisseurs seine grausame Arbeit verrichten.

In „Fastowendes-Reyme" (Nr. 17) sind die beiden Lustspiele unter gemeinsamem Titel vereinigt herausgegeben.

Einen Uebergang von den Erzeugnissen der Dichter und Erzähler zu den eigentlich gelehrten Werken über Mundarten bilden die beiden folgenden Schriften:

18. Ut de Mußkist. Plattdeutsche Reime, Sprüche und Geschichten für Jung und Alt aus Nordalbingien von J. Diermissen. Kiel, Homann. 1862. 8. 6 Ngr.
19. Reineke Voß. Plattdeutsch nach der lübecker Ausgabe von 1498 bearbeitet von Karl Tannen. Mit einer Vorrede von Klaus Groth. Bremen, Strack. 1861. 8. 20 Ngr.

Es ist sehr verdienstlich, die poetischen Aeußerungen des Volks- und namentlich des Kinderlebens zu sammeln und für die Wissenschaft nutzbar zu machen. Außer der sprachlichen Wichtigkeit besitzen sie hohen Werth für die Culturgeschichte, es birgt sich in ihnen auch vielfach mythischer Gehalt. In Firmenich's „Völkerstimmen" und in Frommann's „Mundarten" sind solche Sammlungen der lebendigen und gewissermaßen unaufgeschriebenen Dialektliteratur niedergelegt; auch eine Anzahl selbständiger Schriften dieser Gattung wurden veröffentlicht, denen sich „Ut de Mußkist" (Nr. 18) würdig anreiht. Von J. Diermissen erschien anonym schon früher ein plattdeutsches Buch, welches wir nur dem Namen nach kennen: „De lüttje Strohcat" (Kiel 1847). In der vorliegenden Schrift zeigt sich der Verfasser wohl vertraut mit dem Leben des Volks, sein Büchlein ist sehr mannichfaltig und umfaßt alle Gebiete der Spruchpoesie. Den Reihen eröffnen „Wiegenlieder", es folgen „Sprüchlein für die ersten Kinderjahre", darunter „Ammenspiele". Die Sprichwörter, die sich anschließen, berühren die Ordnung des Tags, das Wetter, das Thier- und Pflanzenreich, den Verkehr mit den Menschen und Aehnliches. Spielreime (beim Abzählen), Räthsel und „Döntchen" bilden den Schluß. Daß wir unter den Sprüchen eine Anzahl allgemein, auch in Süddeutschland bekannter finden, darf bei dieser Gattung volksthümlicher Poesie nicht auffallen, andere sind wieder specifisch niederdeutsch und local.

Das holländische Gedicht „Reinaert" wurde am Ende des 15. Jahrhunderts von einem zu Lübeck wohnhaften Ostfriesen, mit Namen Nikolaus Baumann, nach andern vom Buchdrucker Barkhusen, in das Plattdeutsche übersetzt und dies ist das unter dem plattdeutschen Namen „Reineke Voß" bekannte Gedicht. Die erste Ausgabe erschien 1498 zu Lübeck; sie ist gegenwärtig nur in einem einzigen Originaldrucke bekannt. Derselbe wurde bisjetzt zweimal wiederholt; zuerst von Hackmann 1711, dann 1834 von Hoffmann von Fallersleben, dessen Ausgabe aber nur gelehrten Zwecken dient. Es muß als eine dankenswerthe Bemühung anerkannt werden, daß Karl Tannen eine „Bearbeitung" des alten lübecker Drucks für einen größern und allgemeinern Leserkreis versucht (Nr. 19). Wir können hier eine genaue philologische Prüfung nicht anstellen, sondern müssen eine solche den Fachzeitschriften überlassen, aber wir wollen die Ausgabe, die sich trotz der Schonung der Alterthümlichkeiten leicht liest und durch eine gute Interpunktion dem modernen Bedürfniß entgegenkommt, allen Freunden des Gedichts und der ältern plattdeutschen Literatur warm empfehlen. Karl Tannen, ein ostfriesischer Landsmann, hat sich schon als tüchtiger und fleißiger Mitarbeiter an Frommann's „Mundarten" bekannt gemacht; er gab auch unter dem Namen Karl Eichwald eine Sammlung niederdeutscher Sprichwörter und Redensarten heraus. Seiner Ausgabe des „Reineke" hat er mit Benutzung der besten Quellen und Hülfsmittel ein kurzgefaßtes Glossar hinzugefügt, welches die Schwierigkeiten der Lektüre erleichtert. Damit die Bearbeitung des alten Gedichts eher Eingang finde, hat auf den Wunsch des Verfassers Klaus Groth eine Vorrede geschrieben, welche recht lesenswerth ist.

Wenn wir hier nicht auf Einzelheiten eingehen konnten, so entziehen sich die folgenden Werke, welche der Gelehrsamkeit angehören, in noch höherm Grade der Beurtheilung in d. Bl. Für solche Schriften war ehedem Frommann's Zeitschrift das geeignetste Organ. Als mit dem letzten Hefte des sechsten Jahrgangs (ausgegeben im Frühjahr 1860) der Herausgeber bekannt machte, daß die Fortsetzung der „Deutschen Mundarten" vorläufig, d. h. „bis zum Eintritt günstigerer Verhältnisse" eingestellt werden müsse, beklagten alle Freunde der Dialekte und der Dialektologie diese Maßregel, die aber im Hinblick auf die geringe Theilnahme, welche die Zeitschrift trotz ihrer Vorzüglichkeit und trotz der Empfehlung Jakob Grimm's gefunden, wol begründet erscheinen mußte. Bisjetzt sind die günstigern Verhältnisse nicht eingetreten, neuerdings

verlautet aber doch, daß die „Deutschen Mundarten" wieder ins Leben gerufen werden sollen. Es bietet sich vielleicht noch Gelegenheit, eingehender über das Wesen und das Ziel jener Zeitschrift zu handeln, für jetzt sei die wieder wachgerufene Hoffnung aufs wärmste begrüßt und der Wunsch ausgesprochen, daß sich alle Freunde der Zeitschrift bemühen mögen, das in Aussicht gestellte Unternehmen nach Kräften zu unterstützen.

Von den folgenden Schriften geben wir nur einen kurzgefaßten Bericht über den Inhalt.

20. Grammatik der plattdeutschen Sprache. In Grundlage der mecklenburgisch-vorpommerschen Mundart. Von Julius Wiggers. Zweite Auflage. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1858. 8. 15 Ngr.
21. Die nordfriesische Sprache nach der föhringer und amrumer Mundart. Wörter, Sprichwörter und Redensarten nebst sprachlichen und sachlichen Erläuterungen und Sprachproben von C. Johansen. Kiel, Akademische Buchhandlung. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.
22. Der Sylter-Friese. Geschichtliche Notizen, chronologisch geordnet und benutzt zu Schilderungen der Sitten, Rechte, Kämpfe und Leiden, Niederlagen und Erhebungen des sylter Volks in dem 17. und 18. Jahrhundert von C. P. Hansen. Kiel, Homann. 1860. 8. 24 Ngr.
23. Zum Thier- und Kräuterbuche des mecklenburgischen Volks von Karl Schiller. Erstes und zweites Heft. Schwerin, Bärensprung. 1861. Gr. 4. Jedes Heft 10 Ngr.

Die „Grammatik der plattdeutschen Sprache" (Nr. 20) verfaßte Julius Wiggers, angeregt durch „die neuen literarischen Lebensregungen der niederdeutschen Zunge und durch den überraschenden Erfolg, mit welchem sie bis in höchstliegende Gebiete lyrischer Dichtkunst vorgedrungen ist". Das Büchlein steht nicht auf der Höhe der neuen deutschen Sprachforschung, enthält aber doch viel Gutes und ist somit denen zu empfehlen, welche sich mit plattdeutscher Lektüre beschäftigen und über die Mundart Belehrung wünschen. Die Eintheilung der einzelnen grammatischen Erscheinungen ist zwar nicht immer an rechter Stelle geschehen, aber alle Vorkommnisse sind berührt und berücksichtigt. Der Verfasser bespricht nacheinander die Laute und ihre Rechtschreibung, Artikel und Substantiv, Adjectiv, Fürwörter, das Zeitwort, die Partikeln. Im siebenten Kapitel wird unter dem Titel „Wortbildung" manches zusammengefaßt, was gar nicht zusammengehört. Das Schlußkapitel bringt „einzelne Bemerkungen zur Syntax". Schließlich sei eine Aeußerlichkeit erwähnt. Es bedünkt uns, daß es vortheilhafter und für das Auge wohlthuender gewesen sein würde, wenn die Buchstaben und sprachlichen Beispiele nicht mit deutschen Lettern fett und gesperrt, sondern mit lateinischen Lettern wiedergegeben worden wären.

Hat das Büchlein von Wiggers, wenn auch in Grundlage einer bestimmten Mundart abgefaßt, einen mehr allgemeinen Charakter, so beschränkt sich das größere Werk von C. Johansen (Nr. 21) auf ein kleines Gebiet. Gerade darin liegt aber auch seine Vorzüglichkeit, indem es fast alle Erscheinungen zusammenfaßt und in der größten Vollständigkeit darstellt. Nach dem Haupttitel: „Die nordfriesische Sprache nach der föhringer und amrumer Mundart", ist man versucht, auf eine grammatische Behandlung zu schließen; es ist aber mehr als das, wie durch den Titelzusatz ausgedrückt wird: „Wörter, Sprichwörter und Redensarten nebst sprachlichen und sachlichen Erläuterungen und Sprachproben." Wir haben also Idiotikon, Grammatik und Quellensammlung in dem einen Buche vereinigt. Dieser die Einheitlichkeit ausschließende Charakter findet in der Entstehung des Werks seine Erklärung und Begründung. Johansen brachte seine Arbeit erst nach langer Vorbereitung vor die Oeffentlichkeit. Anfangs war es seine Absicht, blos die seltenen, sich durch ihr alterthümliches Gepräge auszeichnenden Wörter zu sammeln und diese mit sprachlichen und sachlichen Bemerkungen versehen in eine Zeitschrift für deutsche Sprachwissenschaft aufnehmen zu lassen. So entstanden die Sammlungen der Substantiva und Verba. Als aber später namhafte deutsche Sprachgelehrte und Sprachforscher den Verfasser ermunterten, auch seine übrigen Sammlungen zu ordnen und alles zu einem Ganzen zu vereinigen, entstanden die Sammlungen der andern Theile des Sprachschatzes und die grammatischen Darstellungen, an welche er die Sprachproben anreihte.

Die nordfriesische Mundart war schon nach verschiedener Richtung hin Gegenstand gelehrter Forschung: Clement sammelte Sprichwörter, Outzen verfaßte ein friesisches Glossar, Bende Bendsen gab eine grammatische Darstellung nach der moringer Mundart. Wenn auch die einzelnen friesischen Mundarten aufs engste miteinander verwandt sind, so weichen sie doch auch voneinander ab, jede hat ihre besondern selbsteigenen Sprachformen und Eigenthümlichkeiten aufbewahrt, die eine mehr, die andere weniger, und namentlich ist dies der Fall bei den Mundarten der Außeninseln.

Allbekannt sind die Schicksale des alten Friesenlandes. Die Fluten haben es zum größten Theile verschlungen, und im Hinblick auf die Gefahren, welche tagtäglich dem Lande und vor altem den Inseln drohen, gibt Johansen seine Absicht, welche er zunächst bei Abfassung seines Werks hegte, in folgenden Worten kund:

> Wie lange wird's währen, bis es heißen wird: „Die Sandinseln und Marschhalligen sind entflohen", daß der Schiffer zum Steuermann sagen wird: „Hüte dich vor Amrumsand!" Im Vorgefühl der Dinge, die da kommen werden, habe ich gethan, was die Inselfriesen vom alten Schlage zu thun pflegten *): ich habe der noch lebenden und lebenskräftigen Sprache meines Volksstammes durch dieses Buch ein Denkmal errichtet, um meinestheils ihr Gedächtniß bewahren zu helfen.

Fürwahr ein würdiges Denkmal! Eine gedrängte Darlegung des Inhalts wird den Reichthum des Buchs erkennen lassen, von der trefflichen Ausführung des einzelnen mögen die Freunde des friesischen Volksthums sich

*) Mit der Erwähnung dieser alten friesischen Sitte eröffnet der Verfasser die Vorrede. „Es gehört eben nicht zu den Seltenheiten, daß der alternde Inselfriese seinen Namen in einen Stein meißeln und diesen Stein als sein künftiges Denkmal auf sein Familiengrab setzen läßt. Wer sich bei Lebzeiten selbst ein Denkmal setzt, hat auch nicht zu befürchten, daß die Nachwelt ihm keins errichten werde. Die Uthlandsfriesen sind vertrauter mit dem Gedanken an Tod und Grab, Zerstörung und Untergang als die glücklichern Festwallingerfriesen."

selbst überzeugen. Hier sei nur noch bemerkt, daß in der alphabetisch geordneten lexikalischen Zusammenstellung die Worte nicht trocken aneinandergereiht sind, sondern daß der Verfasser überall, wo es anging oder nothwendig erschien, Redensarten, Reime, Sprichwörter, in denen das betreffende Wort vorkommt, beigefügt hat wie auch sonstige Notizen, die sich auf Sitten und Gebräuche und auf den Aberglauben der Vergangenheit und der Gegenwart beziehen. Dadurch gewinnt das Buch ein culturgeschichtliches Interesse und wird somit auch von allen gewürdigt werden können, die es nicht auf linguistische Belehrung absehen.

Die Sammlung wird eröffnet durch „Wörter", nämlich zuerst die Substantiva, dazu gehören die höchst interessanten nordfriesischen Personen- und Ortsnamen. Es folgen die Adjectiva, die Verba, die Pronomina, die Numeralia, die Präpositionen, die Adverbia und die Conjunctionen. Der zweite Theil besteht in „Nordfriesischen Wörterverzeichnissen, geordnet nach Ableitung, Vorsilben, Nachsilben u. s. w." Auch hier werden zuerst die Substantiva berücksichtigt, es folgen die Adjectiva und die Verba. Besonders wichtig erscheinen mir die „Bemerkungen über die Conjugation der Verba". Den Schluß dieses Abschnitts bilden „Sprichwörter, Redensarten und Reime", sowie „Interjectionen, Ausrufungen und Betheuerungen". Der dritte Theil bietet „Nordfriesische Sprachproben". Zuerst sind Stellen aus der Bibel nach Luther's Uebersetzung mitgetheilt, dann eine Stelle aus Goethe's „Faust". Den größten Umfang nehmen die „Erzählungen des alten Besenbinders Jens Dreesen" ein, welchen eine neuhochdeutsche Uebersetzung beigefügt ist; am Schlusse sieben „Geistliche Lieder", darunter eine freie Uebersetzung des Liedes: „Ein' feste Burg ist unser Gott", von Johansen selbst verfaßt.

Ein großer, wenn auch nur ein äußerlicher Mangel des Buchs besteht in der gänzlichen Abwesenheit eines übersichtlichen Inhaltsverzeichnisses, für welches die Columnenüberschriften gar zu wenig Ersatz bieten. Bei der eigenthümlichen Anordnung des Stoffs, bei der Fülle der Abtheilungen und Unterabtheilungen war die Inhaltsangabe nothwendig zum Gebrauch des Buchs; die Versäumniß erscheint uns geradezu unbegreiflich.

Die Schrift von C. P. Hansen „Der Sylter-Friese" (Nr. 22) gehört in ihrem Haupttheil streng genommen nicht zur plattdeutschen Literatur, weil in ihr das historische Interesse vorwiegt. Der Verfasser, jetzt ein bejahrter Mann, hat schon verschiedene Werke über seine Heimatinsel herausgegeben, in diesem neuesten will er weniger eine eigentliche Geschichte seines sylter Volksstammes liefern, sondern nur geschichtliches Material, geschichtliche Notizen und Schilderungen, und zwar während eines Jahrhunderts, von 1644—1744. Die im Original mitgetheilten Berichte, Urkunden u. s. w. sind zum Theil mundartlich, aber nicht friesisch, sondern plattdeutsch. Der Anhang enthält zuerst „Notizen über den Bildungsweg und manche amtliche Geschäfte u. s. w. des einstmaligen Etatsraths und Bürgermeisters in Kiel und spätern Landvogts auf seiner Geburtsinsel Sylt S. H. Jensen", ferner „Kleine friesische Gedichte". Uns interessiren hier vorzüglich die in friesischer Mundart abgefaßten. Von J. P. (d. h. Japp Peter) Hansen, der sich auch durch ein Schauspiel in sylter Mundart bekannt gemacht hat, finden wir in der kleinen Sammlung folgende Beiträge: „Des Seemanns Abschied", „Des Seemanns Klagegesang", eine poetische Umschreibung des Vaterunser, ferner ein plattdeutsches Matrosenlied. Von M. Nissen rühren mehrere Gedichte im Festlandfriesisch her, auch eine ältere Ballade im osterlandföhrer Dialekt ist mitgetheilt; ob dieselbe aber noch ins 14. Jahrhundert gehört, halten wir für sehr fraglich. Die hochdeutschen Gedichte des Anhangs bezeugen mehr als es die Prosa vermag, daß die höhere Literatursprache der Friesen das Deutsche ist; namentlich gibt das Bewußtsein, zum Ausdruck der erhabensten und innigsten Gefühle nur die hochdeutsche Sprache verwenden zu können, eine ergreifende Leichenrede in poetischer Form kund, welche uns in dem Anhange vorliegt; es sind dies die „Worte des Steuermanns Nickels Woegens aus Keitum, gesprochen am 26. November 1842 bei der Versenkung seines am 25. November gestorbenen Kapitäns Meinert Bleik Peters aus Keitum in das Atlantische Meer".

Eine ausgezeichnete, sprachlich und culturhistorisch höchst interessante und wichtige Arbeit ist die bisjetzt in zwei Heften vorliegende lexikographische Zusammenstellung der Thier- und Kräuternamen von Karl Schiller (Nr. 23). Der Titel lautet sehr bescheiden: „Zum Thier- und Kräuterbuche des mecklenburgischen Volks", aber wenn auch hauptsächlich der mecklenburgische Dialekt der Sammlung und Untersuchung zu Grunde gelegt ist, so sind doch so viele andere niederdeutsche und auch hochdeutsche Quellen und Hülfsmittel benutzt und angezogen, daß man Schiller's Schrift als allgemein-deutsche lexikographische Monographie betrachten darf. Des Verfassers Belesenheit im Gebiete deutschen Alterthums ist überraschend groß und seine sprachlichen Deductionen verrathen innige Vertrautheit mit den Ergebnissen der historischen Grammatik.

In jedem der beiden Hefte finden sich zwei Abtheilungen. Die erste umfaßt und behandelt die Thiere, die zweite die Pflanzen. Bei jedem Artikel des Verzeichnisses ist außer den sprachlichen und mundartlichen, einstigen und gegenwärtigen Vorkommnissen auch auf die mythologischen und culturgeschichtlichen Beziehungen Rücksicht genommen. Die einzelnen Worte haben je nach ihrer Wichtigkeit bald eingehendere, bald kürzere Behandlung erfahren. Der Gebrauch des Buchs wäre erleichtert, wenn die betreffenden Worte im Anfang jedes Artikels nicht blos gesperrt, sondern mit fetten Lettern gedruckt worden wären. Karl Schiller, den wir bisjetzt als deutschen Sprachforscher nur aus Frommann's „Mundarten" kennen lernten, hat sich durch seine gediegene Leistung ein großes Verdienst erworben, und wir hoffen, daß er uns mit noch manchen Gaben dieser Art erfreuen möge! 4.

Colonel Estván's Kriegsbilder aus Amerika.

Kriegsbilder aus Amerika. Von B. Estván, Oberst der Cavalerie der conföderirten Armee. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1864. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ueber den amerikanischen Krieg, der nun schon so lange ohne Entscheidung wüthet, ist manche Schrift erschienen, welche die verworrenen Zeitungsberichte zu vermitteln gesucht hat; einige militärische Zeitschriften haben eine zusammenhängende Darstellung desselben begonnen, für welche es aber wol noch zu früh ist, auch einzelne Schilderungen von Mitkämpfern sind veröffentlicht worden, welche je nach ihrer Partei die Begebenheiten illustriren. Unter den letztern Schriften haben die „Kriegsbilder" des Obersten Estván einen eigenthümlichen Werth durch die Stellung, in welche ihn Verhältnisse, über die er sich nicht weiter ausläßt, beim Ausbruche des Kriegs gesetzt haben. Mit voller Seele für die Aufrechthaltung der Union begeistert, hat er dennoch in den Reihen der Conföderirten gedient: eine Folge, wie er sagt, seines langjährigen Aufenthalts in den Südstaaten und der Chicanen, die man ihm in den Weg gelegt, um ihm den Eintritt in die nördliche Armee zu versperren. Welche Schritte er dazu gethan — wol in der Zeit vor dem Kriege — und wie sie vereitelt worden, erfahren wir nicht, wie der Verfasser denn mit anerkennenswerther Bescheidenheit seine persönlichen Verhältnisse und Leistungen nirgends in den Vordergrund stellt. Es muß eine schwere Prüfung sein, für eine Sache zu kämpfen, der man aus Ueberzeugung abgeneigt ist, während Herz und Kopf drüben beim Feinde weilt und dessen Banner den Sieg wünscht: welche gebieterische Nothwendigkeit den Verfasser dazu gezwungen, hat er uns nicht mitgetheilt. Wir verdanken aber gerade dieser Stellung ein Werk, das nach bestem Wissen und innerster Ueberzeugung die Wahrheit zu schildern und beiden Parteien gerecht zu werden strebt, indem es die Aufopferung, den Heldenmuth und die Ehrenhaftigkeit hier wie dort anerkennt und zugleich keinen Anstand nimmt, die Fehler und Gebrechen, welche manches Unglück veranlaßten, rücksichtslos aufzudecken. Der Verfasser konnte das mit Freimuth thun, weil er Amerika verlassen und „zum zweiten male als Flüchtling seinen Fuß auf Altenglands felsiges Gestade gesetzt hat". Sein Werk ist also keine Geschichte des Kriegs bis auf den heutigen Tag, es schildert nur die Ereignisse einer mehr als achtzehnmonatlichen Campagne nach eigenen Anschauungen, und hat daher auch den Titel „Kriegsbilder" gewählt. Wir haben es mit großem Interesse gelesen, da wir bisher dem Kriege, der in vieler Beziehung — wenn auch oft nur negativ — lehrreich ist, mit Aufmerksamkeit gefolgt sind und durch die Aufzeichnungen Estván's manchen überraschenden Aufschluß gewonnen haben. Daß er sie dem General MacClellan gewidmet, dem er als Soldat feindlich gegenübergestanden hat, zeigt schon, welchen Standpunkt er einnimmt.

Das Werk beginnt mit dem Abfall der Südstaaten, zu welchem Südcarolina infolge der Erwählung des republikanischen Präsidenten Lincoln das Signal gab, indem es sich am 20. December 1860 für einen souveränen Staat erklärte. An demselben Tage verließ der Commandant von Charleston, Major Anderson, seine Stellung in Fort Moultrie und schiffte sich, nachdem er alles Staatseigenthum verbrannt, mit seiner Besatzung von 132 Mann der regulären Vereinigten Staaten-Armee nach Fort Sumter hinüber, wo er glaubte, den kommenden Ereignissen ruhig entgegensehen zu können. Dort begann der Krieg und heute steht er wieder auf demselben Punkte, wenn er auch riesige Dimensionen angenommen hat und mit großen Armeen auf mehrern Kriegsschauplätzen zugleich geführt wird. „Wer hätte damals", sagt der Verfasser mit Recht, „in der Rebellion Südcarolinas, die den Norden kalt und gleichgültig ließ, da man fest überzeugt war, sie bald unterdrücken zu können, die entsetzlichen Folgen des Bruderkriegs vorhergesehen, der Freund und Feind vernichten und Blüte und Wohlstand der Nation untergraben sollte!" Die Ereignisse folgten sich aber sehr schnell. Kriegerische Vorbereitungen wurden getroffen, die uns humoristisch genug aus der Anschauung eines echten Soldaten geschildert werden; mehrere andere Staaten des Südens traten aus der Union, der Bruch war bald besiegelt. „Wie herrlich stand die Union da, eine Wunderblume, die sich voll Leben und Kraft so imposant entfaltet hatte, daß alle Welt erstaunte. Jeder Staat war ein herrliches Blatt dieser schönen Blume und auf jedem Blatt stand geschrieben: Recht, Freiheit, Wohlstand, Eintracht!"

So der feurige Magyar über seine zweite Heimat. Viele unserer deutschen Landsleute, Ruppius, Graf Baudissin u. a., welche gerade diese vier köstlichen Dinge in Amerika suchten, haben anders darüber geurtheilt und sind mit herber Enttäuschung zurückgekehrt. Recht und Freiheit wurden schon vor dem Kriege in der gepriesenen Freistätte nach Belieben gedeutet, und jetzt liegen sie unter einer Schreckensherrschaft ohne Maß begraben. Thatsachen sprechen. Die Charakteristik der Persönlichkeiten, welche das Werk gibt, ist scharf und streng; ob durchaus unparteiisch, mag dahingestellt bleiben; eine gewisse Gereiztheit scheint sich doch hier und da auszusprechen, doch entzieht sich das unserm Urtheil. Die Männer stehen ja alle noch auf dem Schauplatze und werden das Verdict der Geschichte erst empfangen. Mit gerechtem Spott überschüttet der Verfasser aber die Belagerung und Beschießung von Fort Sumter, bei welcher durch mehr als 5000 Schüsse kein Tropfen Bluts vergossen wurde; der Commandant, welcher sich dadurch zur Capitulation bewegen ließ, erhielt das Diplom als Brigadegeneral, ist aber nie wieder auf einem Schlachtfelde gesehen worden.

Das Werk schildert dann die Rüstungen in den Südstaaten, zu denen die ganze waffenfähige Bevölkerung von 18—40 Jahren herbeiströmte, er erkennt die Begeisterung und Unterstützung an, welche das neue Gouvernement gefunden. „Es herrschte ein toller Geist, ein buntes, farbenreiches Leben!" Präsident Lincoln traf unterdessen auch seine Maßregeln, er war sich seiner gefährlichen Aufgabe jetzt vollkommen bewußt; sobald Truppen genug zusammengezogen waren, mußte ein Theil den Po-

tomac überschreiten, um gegen Richmond, den Sitz des conföderirten Gouvernements, vorzudringen, während eine andere Colonne nach Virginien vorrücken sollte. Der erste militärische Act war die Besetzung von Alexandria am 24. Mai 1861, nachdem am 19. April, fünf Tage nach der Kriegserklärung Lincoln's, die Blokade der Häfen sämmtlicher Südstaaten ausgesprochen worden war. Dagegen gab man Harper's Ferry, eine der größten Waffenfabriken Amerikas, auf und zerstörte sie, ebenso die Flotte im Kriegshafen von Portsmouth, an welchen Millionen Dollars verschwendet worden waren. Die Feindseligkeiten wurden dort, wo Estván sich befand, bei Bethel-Church eröffnet, wo 1800 Conföderirte unter Magruder einen Angriff von 4000 Unionisten unter Pierce, welche der Oberbefehlshaber Butler detachirt hatte, zurückschlugen: der Verfasser nennt es eine Schlacht, wie diese Bezeichnung überhaupt im amerikanischen Kriege für jedes Gefecht gebraucht wird. Er schildert dabei das Benehmen der jungen Truppen, welche zum ersten male ins Feuer kamen. „Unsere Schützen bereiteten uns keine kleine Verwirrung. Es fehlte ihnen noch alle selbständige Haltung; bei jedem Schusse fragten sie: darf ich schießen? Ich denke, ich treffe ihn.“ Doch gab der Erfolg des Gefechts ihnen Vertrauen auf die eigene Tüchtigkeit. Der erste Angriff war besonders durch eine Haubitzbatterie unter Major Randolf, dem jetzigen Kriegsminister, zurückgewiesen worden, den der Verfasser wegen seiner Bravour belobt. Schlechter kommt Porterfield weg, der, vom General Lee, Oberbefehlshaber in Virginien, mit der Bildung eines Corps im Westen beauftragt, sich überfallen ließ, „von seiner Schnelligkeit im Laufen außerordentliche Proben ablegte und halbtodt im Lager des Generals Lee ankam“. Lee steht jetzt gegen Meade; er hat aber neuerdings kein rechtes Glück gehabt, obgleich er, als gewesener Reiteroberst, immer wieder zum Angriff geht; die Conföderirten scheinen überhaupt keine rechte Offensivkraft zu haben: es fehlt der Nachdruck disponibler Heeresreserven.

Im westlichen Virginien tritt nun M'Clellan hervor, der gegen den umsichtigen Charnett operirte. „Schwerlich“, heißt es, „könnte sich selbst ein europäischer Offizier eine rechte Vorstellung von dem Feldzuge ohne die allergenaueste Kenntniß des Terrains und seiner Eigenthümlichkeiten machen.“ Wir bedauern es um so mehr, daß die „Kriegsbilder“ dasselbe nicht eingehender geschildert haben, doch sollten sie ja keine eigentliche Kriegsgeschichte geben. M'Clellan und Rosenkranz werden zwei der gediegensten und tüchtigsten Offiziere der ganzen Armee genannt; die Feldherrnkunst des letztern ist in neuester Zeit etwas in Frage gestellt worden. „M'Clellan besonders war es, der in diesem Feldzuge zuerst die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog und durch seine Umsicht, Kühnheit und Tapferkeit die Herzen der Soldaten für sich gewann. Er war es, der das unionistische Heer aus seiner Lethargie aufrüttelte und es zu einem Siege führte, der unter Umständen dem Bestehen der conföderirten Armee ein Ende gemacht hätte.“ Der Sieg von Rich Mountain blieb aber unbenutzt, statt dessen verlor die Hauptarmee unter dem alten Scott und M'Dowell die vielbesprochene Schlacht bei Manassas, bekannter wie Bulls-Run. Diese ist vortrefflich, mancher Moment meisterhaft geschildert.

Vom taktischen Gesichtspunkte vermissen wir manches, als Kriegsbild erkennen wir aber dies als ein Glanzstück des ganzen interessanten Werks an. Der Verfasser, durch einen Sturz mit dem Pferde für einige Tage dienstunfähig, hat der Schlacht als Zuschauer mit dem Prinzen Polignac auf einer Höhe von weiter Umsicht beigewohnt, dadurch aber gerade mehr Ueberblick gewonnen, als wenn er selbst betheiligt gewesen wäre. Beauregard, der Sieger, erscheint hier freilich als Feldherr in einem andern Lichte, als er gewöhnlich betrachtet wird. Die folgende Schilderung der Zustände in Richmond ist grauenhaft. In ganz kurzer Zeit waren 170 Spielhöllen entstanden, Räubereien aller Art entwickelten sich, das gesetzloseste Treiben nahm überhand, Mord und Todtschlag waren an der Tagesordnung und die geheime Polizei suchte ihre Opfer gerade unter den achtbarsten Bürgern.

Den Verfasser finden wir hierauf im westlichen Virginien, wo General Wise das Commando erhalten hatte, zu welchem er sich freilich erst Truppen schaffen mußte. Auch dieser Feldzug mit seinen einzelnen Gefechten ist lebendig erzählt, nur scheint der Verfasser sich zuweilen etwas in allzu kühne Hyperbeln hinreißen zu lassen. Uns wenigstens als alten Cavalerieoffizier befremdete es, zu lesen, daß beim Angriff die Reiter den tödlichen Revolver in der Linken, den schweren Pallasch in der Rechten um den Kopf schwingend vorgerückt: — und die Zügel? mußten wir uns fragen. Wie die Truppen über den Verlust eines Feldzeichens dachten, ist naiv: es sei ein schlechter Fetzen gewesen, keine 2 Dollars werth, man könne sich nun einen viel schönern Lappen kaufen. Wir sehen hier auch den General Henningsen, bekannt aus dem spanischen Kriege, erscheinen, welcher mit gebührender Anerkennung genannt wird; aber Floyd, dem ehemaligen Kriegsminister der Unionsstaaten, sagt der Verfasser dagegen viel böse Dinge nach. Henningsen, welcher die geschlagene Legion Wise vortrefflich reorganisirt hatte, war dem Gouvernement verhaßt, sowol als Fremder, als weil man seine militärischen Talente fürchtete, die einst der corrupten Regierung gefährlich werden könnten, man hielt ihn daher von jedem großen Commando fern. Dem Zwiespalt zwischen den Generalen und ihren Brigaden machte endlich Lee ein Ende, welcher mit einem Theile seiner Truppen erschien und den Oberbefehl gegen Rosenkranz übernahm. Lee wird ein offener, ehrlicher Soldat genannt, frei von jener Anmaßung, mit der die jüngere Generalität sich so gern brüstet. Rosenkranz griff ihn aber nicht an, sondern wandte sich gegen Stonewall Jackson, der später aus Versehen von seinen eigenen Leuten erschossen wurde, und brachte ihm eine Niederlage bei Cheat-Mountain bei; Lee, der es versäumt hatte, Jackson von den Bewegungen des Rosenkranz'schen Heers zu benachrichtigen, wurde deshalb seines Commandos entsetzt und nach Georgia und Südcarolina, Jackson nach

Louisiana versetzt, Wise und Henningsen nach Richmond zur Verantwortung beordert und Floyd zum Obercommandanten beider Brigaden ernannt. Bis auf den heutigen Tag dort bei beiden Parteien ein ewiger Wechsel im Befehl!

Ergötzlich ist die Organisation des Floyd'schen Generalstabes zu lesen: Chef desselben war der Herausgeber und Eigenthümer des Lynchburger „Republican", erster Adjutant der Redacteur dieses Blattes, Chef der Artillerie ein gewesener Maschinist, Chef der Cavalerie ein Farmer. Als Rosenkranz nach längerer Unthätigkeit gegen Floyd's Stellung anrückte, wurde dieser krank, und der Generalstabschef nahm sogleich seine Zuflucht zum eiligsten Davonlaufen. Nur der tapfere Oberst Croghan, welcher die Nachhut befehligte, rettete die Brigade vor gänzlicher Vernichtung, aber er opferte sein Leben dabei. Den Oberbefehl der Potomacarmee auf seiten der Union hatte nach der Niederlage von Manassas endlich M'Clellan erhalten, dessen Verdienste mit warmer Vorliebe geschildert werden. Darauf holt das Werk die Ereignisse in Missouri nach, wo Gouverneur Jackson „seinen Schafspelz ausgezogen und sich in seiner Wolfsgestalt gezeigt", nämlich von der Union losgesagt hatte.

Unter den Gefechten, welche mit dem Namen Schlacht beehrt werden, verdient denselben am meisten das von Oak-Hill oder Wilson-Creek, welches sieben Stunden dauerte. Sonst waren es meist Tirailleurgefechte, „wie sie in amerikanischen Kriegen bei dem mangelhaften Exercitium der Truppen, der schlechten Uebung, in großen Massen vereinigt zu fechten, und bei der lockern Disciplin sich bald entwickelten, wo jeder sich seinen Mann aussuchte, angriff, schoß, hieb, stach, alles nach Belieben". Bei Oak-Hill gegen Lyon und Sigel war es aber ein rangirtes Gefecht mit wechselnden Massenangriffen; die Conföderirten siegten, Lyon fiel. Der deutschen Tapferkeit läßt der Verfasser bei jeder Gelegenheit volle Gerechtigkeit widerfahren — ist er doch selbst österreichischer Offizier unter Radetzky gewesen — aber er gesteht den Unionisten, welche hier größtentheils aus Deutschen bestanden, dadurch keinen Vortheil zu.

Die Deutschen verließen ihr angenehmes, bürgerliches Leben und vertauschten es mit den tausend ungewohnten Mühseligkeiten des Kriegs. Ganz anders war es auf seiten der Conföderirten (auf diesem Kriegsschauplatze, ist gemeint, wo die Freiwilligen aus Missouri, Arkansas, Texas und Louisiana kämpften). Der größte Theil des westlichen Heers bestand aus Abenteurern, welche Krieg mit den wilden Thieren des Urwaldes, dem flüchtigen Indianer, dem verschmitzten Mexicaner von Kindheit auf führten. Diese Männer waren an alle Entbehrungen gewöhnt. Ob Regen, Hitze oder Kälte, Hunger oder Durst sie quälte, nie hörte man diese von der civilisirten Welt sozusagen abgeschnittenen Menschen murren oder klagen; schweigsam, wie ein flüchtiges Reh, geht der Urwäldler dahin, den Kopf gesenkt, aber trotzdem Aug' und Ohr offen, Tag und Nacht bereit, für sein Leben zu kämpfen; hat er nur ein Stück Taback zum Kauen, so erträgt er die größten Strabazen leicht.

Der Leser sieht, wie vortrefflich der Verfasser zu charakterisiren versteht; es erbittert ihn, daß die Generale M'Culloch, Price u. s. w. mit diesen Elementen nicht Außerordentliches zu leisten verstanden: selbst der Fall von Lexington mit einer Million Dollars in baarem Gelde versöhnt ihn nicht mit Price, denn auf andern Punkten erlitten dort die Truppen unterdessen solche Niederlagen, daß jener General seine Vortheile aufgeben, die auf 24000 Mann angewachsene Armee verringern (d. h. entlassen) und den Rückzug antreten mußte. Eigenthümliche Kriegführung! Fremont, der den Oberbefehl der Unionsarmee in Missouri erhalten hatte, wurde in demselben Augenblicke von demselben entfernt, als er die conföderirten Truppen sammt Generalen vollständig in seinen Händen hatte. Wer kann es uns von unserm Standpunkte verdenken, wenn wir den amerikanischen Krieg als den besten Beweis *gegen* die von anderer Seite so gepriesenen Milizheere ansehen: die Schlächterei ist eben durch sie ohne Entscheidung jahrelang zum Ruin des Volkswohlstandes fortgesetzt worden.

Der erste Theil unserer „Kriegsbilder" schließt mit dem Jahre 1861. Interessant ist die Geschichte der Rüstungen während des Winters: allgemeine Dienstpflicht wird allen Ansässigen auferlegt; diejenigen, „denen die Glücksgöttin zur Entschädigung für nicht vorhandene Courage desto mehr Geld und Gut verliehen", suchen Ersatzmänner; der Preis derselben steigt, von 10 bis zu 3000 Dollars, ein förmlicher Menschenhandel wird getrieben, Deserteure lassen sich wiederholt anwerben und spazieren die Regimenter so ziemlich durch; neue Regimenter mit fürchterlichen Namen: Tiger, Katze, Alligator u. s. w. marschiren in Richmond ein; auch ein Zuavenregiment, der Abschaum des Landes, von einem Spieler von Profession, Cozzen, mit Bewilligung des Mayor der City of Orleans in den Gefängnissen geworben. „Jedem Verbrecher wurde anheimgestellt, seine Zeit abzusitzen oder in die Ehrenlegion Oberst Cozzen's zu treten!" Das Offiziercorps bestand aus privilegirten Spielern der Stadt Neuorleans, sie zahlten den Sold nicht, und die Soldaten hielten sich am Volke schadlos. Selfgovernment! Wahrhaft empörend war die Behandlung der feindlichen Gefangenen und Verwundeten, nicht blos von seiten der rohen Soldaten, sondern auch der Offiziere, selbst der gebildeten Bevölkerung, ja der Damen! Der Verfasser erzählt davon scheußliche Beispiele. Ob es aber im Norden wirklich viel anders gewesen ist? Burnside's edles Beispiel scheint nach manchem Bericht doch nicht immer Nachahmung gefunden zu haben.

Im zweiten Theile lesen wir zuerst die Kriegsbegebenheiten in Kentucky, dessen Neutralität durch die Conföderirten verletzt wurde, worauf auch die Union Truppen einrücken ließ, welche jedoch unter Grant bei Belmont von Polk, früher Bischof(!) von Neuorleans, geschlagen wurden. Dann erzählt das Werk die Begebenheiten in Osttennessee, die Schlacht, in welcher Zollikofer gegen Schöpf, einen ehemaligen Offizier der ungarischen Armee, seinen Tod fand und die beispiellose Flucht und Auflösung des conföderirten Heers, diese mit einem ebenso naturwahren, als abstoßenden Colorit. Die Potomacarmee erhielt nun auch Befehl, ihren Rückzug anzutreten,

weil M'Clellan's Absicht, durch einen Flankenmarsch Richmond zu bedrohen, verrathen worden. „Hierdurch allein", sagt der Verfasser enthusiastisch, „hat sich M'Clellan seinen Platz in der Geschichte gesichert. Eine Armee von 130000 Mann, geschützt durch außerordentliche Befestigungen, zwang er über Nacht alle Vortheile aufzugeben und sich 120 Meilen weiter im Innern des Landes eine neue Vertheidigungsbasis zu suchen." Wie aber, wenn diese Armee sich nicht durch eine bloße Bedrohung zwingen ließ?

Beauregard wurde gleichzeitig nach Tennessee geschickt, um mit Johnstone für die dortigen Districte einen Operationsplan zu besprechen; Grant hatte jedoch schon Fortschritte gemacht und entriß auch Fort Donelson unter Mitwirkung der Flotte den Conföderirten, wodurch 13000 Mann gefangen und ganz Kentucky, sowie ein großer Theil von Tennessee dem Sieger preisgegeben wurden. Johnstone, von Buell's ganzer Macht mit 40000 Mann bedrängt, mußte sich zurückziehen, und Nashville, bei dessen Räumung Millionen(?) durch Plünderung verloren gingen, wurde von den Unionstruppen besetzt. Mit Beauregard vereinigt unternahm dann Johnstone einen Angriff auf Grant, um dessen bevorstehende Verbindung mit Buell zu hindern; bei Shiloh wurden aber die Conföderirten am 6. April in einer blutigen Schlacht mit einem Verluste von 15000 Mann geschlagen: Johnstone fiel und Beauregard hatte im entscheidenden Moment keine Reserve mehr, weil der noch übrige Theil derselben sich aufgelöst hatte und raubend und stehlend unter einer Masse Gesindel im eroberten feindlichen Lager umhertrieb. „Tausende verließen ihre Posten, um in das Lager zu eilen und Beute an Feind und Freund zu machen!"

Die folgenden Abschnitte erzählen Begebenheiten von früherm Datum. Es mag schwer sein, in Darstellungen aus jenem Kriege eine Gruppirung, welche die Zeitfolge nicht außer Acht läßt, zu finden, doch scheint uns, daß sie hier mit geringen Aenderungen zu bewirken gewesen wäre. Die Belagerung und Einnahme von Yorktown und die Schlacht bei Williamsburg sind bereits dargestellt, als nochmals erwähnt wird, daß Magruder Befehl erhalten habe, jene Orte in Vertheidigungszustand zu setzen. Die Katastrophe von Roanoke-Island, die Anklage des Kriegsministers durch die im Stich gelassenen Generale Wise und Henningsen und dessen Absetzung durch den Congreß, der Verlust von Neubern, der berühmte Kampf zwischen den Panzerschiffen Merrimac und Monitor und die Zerstörung des erstern gehören doch offenbar vor jene Schlacht von Shiloh; der Rückzug von Williamsburg aber konnte sich an die Abschnitte anschließen, welche die Schlacht von Fair-Oaks und Seven-Pines schildern. General Johnstone fand hier seinen Tod und Lee trat als Oberbefehlshaber in seine Stelle. Die feindlichen Armeen standen nach der zweitägigen mörderischen Schlacht in ihren alten Stellungen einander gegenüber und rüsteten sich zum letzten Entscheidungskampf um Richmond. Neuorleans, die reichste und mächtigste Stadt des Südens, war in Butler's Hände gefallen, auch Memphis in den Händen der Union, jetzt galt es, nur Einen Zweck, nur Ein Ziel zu verfolgen, nämlich Richmond, das Bollwerk dieses unseligen Kriegs zu zerstören. Hier floh schon alles, was fliehen konnte; die Hauptschuld an diesem Schrecken schreibt der Verfasser dem Präsidenten Davis und seiner Frau zu, welche ihr Eigenthum, selbst Teppiche und Gardinen, sowie die Werthgegenstände der Dienstwohnung gleich bei der ersten Kunde vom Anmarsch des Feindes fortschaffen ließen. Aber die Regierung in Washington unterstützte M'Clellan aus einer gewissen neidischen Aengstlichkeit nicht, sie ließ ohne Zweck M'Dowell unthätig zu Fredericksburg, Burnside in Neubern, 20—25000 Mann vor Charleston, und M'Clellan, welcher Richmond bereits in einem großen Halbkreise umschlossen hielt, war der Uebermacht, welche Lee durch Heranziehung von Stonewall Jackson, Stuart, Ewell aus dem Shenandoahthale und aller entbehrlichen Truppen Beauregard's hier versammelt hatte, nicht mehr gewachsen. Gegen M'Dowell wurde Oberst Stuart, der ausgezeichnete Reiterführer, mit zwei Cavalerieregimentern zu einer gewaltsamen Recognoscirung entsendet, welche der Verfasser, welcher eins dieser Regimenter befehligte, in höchst gelungener Schilderung darstellt. Das ist ein wahrhaftes Reitergefechtsbild, vergleiche man damit die wunderlichen Nebelreigen unserer gelehrten Kriegshistoriker vom Katheder!

Der Zweikampf zwischen einem Dragoner der Union und einem gewandten Texaner, der seinen Gegner zuletzt hinterlistig vom Pferde schoß, ist meisterhaft erzählt: Oberst Estván entfernte den Mann für die heimtückische That aus seinem Regimente. Mit der siebentägigen Schlacht von Richmond, welche ausführlich erzählt wird, sind die „Kriegsbilder" beendigt. M'Clellan sammelte seine geschlagenen Truppen unter dem Schutze der Flotte. „Wir selbst", schließt der Verfasser, „hatten keine Armee mehr, ihn daran zu hindern."

Schon am Ende des ersten Theils haben wir erfahren, daß Oberst Estván, am Gelben Fieber zum Tode erkrankt, im Sommer 1862 seinen Abschied genommen hat. Ein Nachtrag heißt: „Vitae excellentium imperatorum", und gibt die kurzen Lebensabrisse der bekanntesten Heerführer auf beiden Seiten; ihm folgen noch einige Schlußbemerkungen über den beklagenswerthen Krieg. Ob nach dem heißen Wunsche des Verfassers aus dem in Strömen vergossenen Blute eine neue Union, heiliger und größer, stärker und freier, hervorgehen werde, scheint nach der Lage der Dinge sehr zweifelhaft. Seine „Kriegsbilder" sind aber sehr interessante Beiträge zu einer künftigen Geschichte des amerikanischen Kriegs, und es soll uns freuen, wenn sie in weiten Kreisen den Beifall finden, dessen wir sie für werth halten, nicht etwa des militärischen Interesses wegen allein, sondern auch der gelungenen Schilderungen und des edeln menschlichen Gefühls willen, das sich in denselben überall ausspricht.

Karl Gustav von Berneck.

Der zweite Theil von Mendelssohn's Briefen.

Briefe von Felix Mendelssohn Bartholdy aus den Jahren 1830—47. Zweiter Band: Briefe aus den Jahren 1833—47. Herausgegeben von Paul Mendelssohn Bartholdy und Karl Mendelssohn Bartholdy. Nebst einem Verzeichniß der sämmtlichen musikalischen Compositionen von Felix Mendelssohn Bartholdy, zusammengestellt von Julius Rietz. Leipzig, Mendelssohn. 1863. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der erste Band dieser vielgelesenen Briefe hat sich so schnell vergriffen, daß er bereits in einer sechsten Auflage dem Publikum vorliegt, und das Gleiche ist auch mit dem zweiten, längere Zeit nach dem ersten erschienenen Bande der Fall, auch er hat schon eine vierte Auflage erlebt und es war zu vermuthen, daß auch dieser Band sich ein gleiches Interesse sichern würde, da mit demselben das im ersten begonnene Lebens- und Charakterbild Mendelssohn's so weit vollendet dasteht, als dies durch Briefe überhaupt möglich ist. Es wurden diese Blätter wol nie mit der Rücksicht auf eine einstige Veröffentlichung geschrieben, aber gerade deshalb sprechen sie um so unbefangener und zeichnen um so treuer. Auch aus diesem Bande, welcher Briefe bis zum Tode Mendelssohn's enthält, tritt uns derselbe lebensfrische Geist entgegen, der schon die frühern Briefe auszeichnet und uns die Persönlichkeit des Schreibenden wieder so nahe gerückt hat. Die Begeisterung für seine Kunst, die innige Liebe zu den Seinigen und zu seinen Freunden, Lebensklugheit, Lebensgenuß, Witz und Humor sind auch in diesem Bande stehende Züge geblieben. Es muß für alle diejenigen, die den Verfasser bisher nur aus seinen musikalischen Werken kannten und sich nach ihnen ein Bild seines Wesens gemacht hatten, sehr angenehm sein, aus diesen Briefen sich den allgemein beliebten und verehrten Mann auf das lebhafteste vor Augen bringen und sich gleichsam illustriren zu lassen.

In den Reisebriefen des ersten Bandes verfolgte man mit Vergnügen die Eindrücke, die die große weite Welt, Italien, Frankreich, England, auch das eigene deutsche Vaterland in weitern Kreisen auf den lebhaften Jüngling Mendelssohn machten. Nach jener großen Reise, die er zur Vervollständigung seiner Bildung unternahm und von der er, ohne ein bestimmtes Ziel für die Zukunft im Auge zu haben, nach Berlin zurückkehrte, erfolgte sehr bald seine Uebersiedelung nach Düsseldorf, einer Stadt, die vor 30 Jahren ein reiches geistiges Leben in sich schloß. In Berlin hatte sich Mendelssohn vergeblich um die Directorstelle an der Singakademie beworben, und, wie aus dem ersten Briefe hervorleuchtet, hatte er es nicht ohne einige Befangenheit gethan, jedoch muß die abschlägige Antwort sehr bittere Gefühle in ihm hervorgerufen haben, da man öfter in den Briefen, namentlich an die Seinigen liest, daß für ihn Berlin eigentlich nur noch in dem älterlichen Hause existire. Daß Mendelssohn den Wunsch haben mußte sich auch praktisch zu bethätigen, liegt bei der Lebhaftigkeit seiner Natur, abgesehen von dem begründeten Gefühle des Berufs, sehr nahe, und die Thätigkeit, die er in Düsseldorf alsbald entwickelte, beweist, wie sehr ihn nach einer praktisch-musikalischen Wirksamkeit verlangte. In Düsseldorf lebten Immermann, Schadow, Lessing, Bendemann und andere namhafte Persönlichkeiten, mit denen Mendelssohn sogleich in einen nähern, für ihn sehr anregenden Verkehr trat. Es ist bekannt, daß Immermann die Idee hatte, in Düsseldorf eine Musterbühne zu errichten, deren musikalischer Theil Mendelssohn übertragen wurde. Die Ausführung dieser Idee scheiterte zwar bald, wol mehr an Immermann's Unliebenswürdigkeit, als an der Ungunst der Umstände, obschon es auch an solcher nicht fehlte. Man sah in den erhöhten Preisen, vielleicht auch in dem Namen Mustervorstellung, wie die beiden Intendanten diese Aufführungen nannten, eine Arroganz, die zur Gegnerschaft herausforderte, sodaß Mendelssohn gleich in der ersten Aufführung, es war die des „Don Juan", wegen Pfeifens, Lärmens und Trommelns viermal beginnen mußte. Da sich aber sehr bald zeigte, daß Immermann zu weit in seinen Anforderungen an Mendelssohn ging — er sollte z. B. reisen und Sänger engagiren, kurz seine ihm kostbare Zeit auf Beschäftigungen verwenden, die gar nicht mit seinem sonstigen künstlerischen Leben sich vertrugen, so trat er schon ein Jahr darauf aus dem Verband mit Immermann wieder heraus; er mußte freilich darüber den Tadel seines besonnenen und strengen Vaters hören, der ihm Unbeständigkeit und Unzuverlässigkeit vorwarf, aber er war doch wieder ein freier Mensch und Herr seiner Zeit. Um aber nicht ganz mit der dortigen Bühne zu brechen, behielt er sich vor dann und wann eine Oper zu dirigiren, und wir haben nach den hier mitgetheilten Einzelheiten nur zu bedauern, daß er sein Vorhaben, „Drei Wochen aus dem Leben eines düsseldorfer Intendanten" zu schreiben, wie er seiner Schwester verspricht, nicht ausgeführt hat. Ein Jahr später, 1835, war Mendelssohn Musikdirector der leipziger Gewandhausconcerte, auf der Stelle, der er eigentlich seinen großen Ruf verdankt. Seine musikalischen Arbeiten standen ihm aber stets höher als alle andern Beschäftigungen, und seine Genauigkeit, mit der er dabei zu Werke geht, grenzt fast ans Peinliche. Das Oratorium „Paulus" war es, welches er in Düsseldorf zum größten Theil componirte und das auch 1836 zum ersten mal zu Düsseldorf bei einem niederrheinischen Musikfeste unter glänzendem Erfolge aufgeführt wurde. Kein Componist ist wol je so wählerisch, bezüglich des Textes gewesen als Mendelssohn, wie diese hier einschlagenden Briefe beweisen. Den Text zum „Paulus" verdankt er zum Theil seinem Freunde, dem Prediger Schubring in Dessau, einem treuen Rathgeber, aber selten genügte ihm das Dargebotene vollkommen. Mit noch manchem andern Freunde hat Mendelssohn über die Anlage des Ganzen, die Vertheilung des Stoffs correspondirt, ehe er sich entschieden für eine Fassung erklärte. In einem Brief an J. Fürst in Berlin heißt es: „Beim Componiren selbst suche ich mir gewöhnlich die Bibelstellen auf, und da kommt es, daß vieles einfacher, kürzer und gedrängter wird, als es in Ihrem Text steht, während ich damals nicht genug Worte bekommen konnte und immer nach noch mehr verlangte. Seit ich aber dabei bin, ist es ganz anders und ich habe nun die Auswahl."

Die Briefe aus Düsseldorf anlangend, so thun wie oft durch wenige Worte einen interessanten Einblick in den Verkehr mit den dortigen Malern. Es heißt z. B.: „Die Maler untereinander ohne den geringsten Hochmuth und Neid, in wahrer Freundschaft, wovon einige der liebenswürdigsten Persönlichkeiten als Muster, wie Hildebrand und Bendemann, dazwischen wieder der δαιμόνιος, der lange stille Lessing, das macht sich gut, und wenn Sie dann in einer Kirchenmusik einmal den Baß des Chors ansehen, so lacht Ihnen das Herz im Leibe, weil da ein guter Maler neben dem andern steht und brüllen alle wie nichts Gutes." An andern Stellen erwähnt er ihr gemeinsames Baden im Rhein, ihre Partien in die Umgegend, die durch ein Pferd, das er sich hielt, weiter ausgedehnt werden konnten. Hier herrscht ganz der frische Ton der Reisebriefe. Eines Festes sei hier noch gedacht, das sich durch seine Sinnigkeit vor vielen der Art ausgezeichnet haben mag, wenigstens sagt Mendelssohn selbst, daß sich ein gleich schönes Fest kaum würde wieder erfinden lassen. Es wurde dem Kronprinzen zu Ehren veranstaltet. Mendelssohn hatte seinerseits Händel's „Israel in Aegypten" vorgeschlagen, zu dessen Chören an vier Stellen von Bendemann lebende Bilder arrangirt worden waren. Wir erwähnen dieses Fest deshalb, weil „Israel in Aegypten" mit zu den classischen Werken gehört, die wir durch Mendelssohn erst wieder haben kennen lernen. Mendelssohn's Stellung in Leipzig, für ihn selbst wie für das Orchester epochemachend, scheint ihm der düsseldorfer gegenüber allerdings als eine wesentlich bessere. Er schreibt: „Vergleichen kann man's gar nicht; denn während sie dort fortwährend Zank und Streit und kleine Kritteleien treiben, so habe ich hier diesen ganzen Winter hindurch noch keinen verdrießlichen Tag, fast kein ärgerliches Wort von meiner Stellung und viele Freude und Genüsse gehabt."

Mitten in dieser guten Lage traf Mendelssohn ein harter Schicksalsschlag, vielleicht der härteste, es war der Verlust seines Vaters, mit dem er in seltener Weise verknüpft war. Er sollte freilich später noch den seiner Schwester, seiner Mutter und eines Söhnchens erfahren. Seinen Vater konnte er mit vollem Recht seinen einzigen ganzen Freund und Lehrer in der Kunst und im Leben nennen. Wenn wir an dieser Sammlung Briefe, die aus einer großen Anzahl mit Takt ausgewählt sind, etwas vermissen, so wären es noch einige Briefe des verständigen, unparteiischen und doch so liebevollen Vaters. Rührend ist es zu lesen, wie bei der ersten Aufführung des „Paulus" Mendelssohn's Seele voll von der Erinnerung an den theuern Vater ist, der dieses bedeutende Werk seines Sohnes sicher mit inniger Freude gehört hätte. Er schreibt: „Wenn die Leute mir Tusch brachten oder klatschten, so war mir's wol einen Augenblick lieb, aber dann kam mir der Vater wieder in den Sinn und dann suchte ich wieder den Gedanken an meine Arbeit zu gewinnen. So habe ich bei der ganzen Aufführung nur wie ein Zuhörer gestanden und mir einen Eindruck des Ganzen zu erhalten gesucht. Vieles hat mir auch gar viele Freude gemacht, anderes nicht, aber an allem habe ich sehr gelernt und hoffe es besser zu machen, wenn ich mal ein zweites Oratorium mache."

In die Zeit seines leipziger Aufenthalts fällt auch seine Verheirathung, über die wir aber nur Andeutungen lesen, da sich die Familie die Correspondenz aus dieser für Mendelssohn so glücklichen Zeit vorbehalten hat. Seine Popularität war von Leipzig aus in einer beständigen Zunahme, überall hin drangen seine Werke, namentlich „Paulus", aber auch andere Compositionen. So bewies ihm unter anderm ein sinniges Fest im Freundeskreise zu Frankfurt, wie unbedingt man ihm öffentlich und privat huldigte. Mendelssohn hat dieses gefährliche Uebermaß von Verehrung stets richtig beurtheilt und sich die wahre Bescheidenheit erhalten, wie sie allein dem großen Künstler ansteht. Von Leipzig aus, der zuletzt doch nicht der Ort war, der für ein solches Talent die bleibende Stätte sein konnte, sollte Mendelssohn in die unmittelbaren Dienste des Königs von Preußen übergehen. Er erhielt den Titel und Gehalt eines preußischen General-Musikdirectors; allein die projectirten Pläne, so vortrefflich sie ausgedacht waren, kamen nicht zu Stande, wie Mendelssohn von Anfang an vermuthet, und seine preußische Kapellmeisterschaft beschränkte sich auf Ausführung und Direction einiger größern Arbeiten, mit denen eine zeitweilige Uebersiedelung nach Berlin verbunden war. Im ganzen war für Mendelssohn dieser Zwischenzustand störend und brachte ihn zu Leipzig in eine schiefe Stellung, wie er selbst dies ausspricht.

Der Tod rief ihn zeitig, zu zeitig für die Kunst ab, am 4. November 1847 und zwar in Leipzig. Aus den mehrfach in den Briefen hervortretenden und ihn besonders ehrenden Zügen wollen wir schließlich nur herausheben seinen Widerwillen gegen alles Meistern, Aburtheilen und Kritisiren in der Kunst und über Künstler, der ihn so weit brachte, sich nicht zu einem sogenannten Preisrichter wählen zu lassen. Seine Worte sind folgende: „Dieser Tage habe ich einen Entschluß gefaßt, über welchen ich seelenvergnügt bin, nämlich niemals mehr an irgendeiner musikalischen Preisbewerbung als Preisrichter theilzunehmen. Es kamen mehrere Zumuthungen der Art, und ich wußte gar nicht, was mich so verstimmte, bis mir klar wurde, daß es doch im Grunde eine bloße Arroganz sei, die ich an andern nicht dulden möchte, und daher am wenigsten selbst begehen soll, sich so als Meister aufzuwerfen und seinen Geschmack voraufzustellen, und die armen Bewerber in einer müßigen Stunde sämmtlich Revue passiren zu lassen und abzukanzeln, und, will's Gott, dabei auch einmal die schreiendste Ungerechtigkeit zu begehen. So hab' ich's denn ein und für allemal abgesagt, und bin nun seitdem ganz froh."

Trifft man dessenungeachtet bei Mendelssohn, wie das ganz natürlich ist, auf Beurtheilung von Musikern wie von musikalischen Werken, so erkennt man leicht, wie fein organisirt er für die Kritik gewesen ist. Als Beispiel wie treffend er den charakteristischen Unterschied einzelner Künstler auffaßte, diene eine Stelle aus demselben Brief. Es heißt: „Liszt war 14 Tage hier und hat einen Heidenskandal verursacht, im guten und schlechten Sinn. Ich halte ihn für einen guten, herzlichen Menschen im Grunde, und für einen vortrefflichen Künstler. Daß er vor allen am meisten spielt, ist gar kein Zweifel; doch ist Thalberg mit seiner Gelassenheit und Beschränkung vollkommener, als eigentlicher Virtuose genommen, und das ist doch der Maßstab, den man auch bei Liszt anlegen muß, da seine Compositionen unter seinem Spiel stehen, und eben auch nur auf Virtuosität berechnet sind. Eine Phantasie z. B. von Thalberg (namentlich die auf die Donna del Lago) ist eine Anhäufung der ausgesuchtesten, feinsten Effecte, und eine Steigerung von Schwierigkeiten und Zierlichkeiten, daß man staunen muß. Alles so speculirt und raffinirt, und mit solcher Sicherheit und Kenntniß, und voll des allerfeinsten Geschmacks. Dabei hat der Mensch eine unglaubliche Kraft in der Faust, und wieder so ausgespielte leichte Finger, wie nur einer. Hingegen besitzt Liszt eine gewisse Gelenkigkeit und Verschiedenheit der Finger und ein durch und durch musikalisches Gefühl, das wol nirgends seinesgleichen finden möchte. Mit einem Wort, ich habe keinen Musiker gesehen, dem so wie dem Liszt die musikalische Empfindung bis in die Fingerspitzen liefe und da unmittelbar ausströmte, und bei dieser Unmittelbarkeit und der enormen Technik und Uebung würde er alle andern weit hinter sich zurücklassen, wenn eigene Gedanken nicht bei alledem die Hauptsache wären, und diese ihm von der Natur — wenigstens bisjetzt — wie versagt schienen, sodaß in dieser Beziehung die meisten andern großen Virtuosen ihm gleich oder gar über ihn zu stellen sind. Daß er übrigens mit Thalberg allein die erste Klasse unter den jetzigen Klavierspielern bildet, ist mir ganz unbezweifelt."

Eine willkommene Zugabe zu diesem zweiten Bande ist ein vom Kapellmeister Julius Rietz verfaßtes Verzeichniß aller gedruckten und ungedruckten Compositionen Mendelssohn's mit Angabe der Zeit und des Orts ihrer Entstehung. Dieses Verzeichniß zeigt, wie fleißig Mendelssohn gearbeitet und wie viele seiner Compositionen er, weil sie ihm nicht genügten, bescheiden zurückgelegt hat. 16.

Zur wissenschaftlichen Reiseliteratur.

1. Dr. Joseph Wolff. Ein Wanderleben. Von H. Sengelmann. Hamburg, Oncken. 1863. Gr. 8. 1 Thlr.
2. Erinnerungen an einen Verschollenen. Aufzeichnungen und Briefe von und über Eduard Vogel. Gesammelt von seiner Schwester Elise Polko. Leipzig, Weber. 1863. 8. 1 Thlr.

Wir glauben beide Bücher mit vollem, gutem Rechte nebeneinanderstellen und nebeneinander besprechen zu dürfen. Aeußerlich freilich steht das eine mit dem andern in keiner Verbindung, ja es würden sich wol wer weiß wie viele Punkte der Unähnlichkeit zwischen beiden herausstellen, wollten wir danach suchen: indeß beide Bücher geben von Persönlichkeiten Zeugniß, welche nicht blos eines billigen Unterhaltungszwecks wegen als landläufige oder vielschreibende Touristen den Wanderstab ergriffen, sondern in der Pilgerschaft und Erforschung fremder Weltgegenden eine ernste hohe Lebensaufgabe erkannten. Dieses gemeinsamen Punktes wegen, so dürfen wir wol hervorheben, mögen die Bücher nebeneinandergehören. Blicken wir uns die Persönlichkeiten etwas näher an, so finden wir in ihren Erscheinungen, ihren Thaten, ihren Erfolgen manche Verschiedenheiten. Dort haben wir einen Mann vor Augen, dessen fast ganzes Leben mit großen und gefahrvollen Reisen durch Afrika und besonders Asien ausgefüllt wird, hier einen nicht lange erst dem Jünglingsalter entwachsenen jungen Mann von zwanzig und einigen Jahren, der als großer Reisender fast kometenartig auftaucht und ebenso verschwindet. Diesen nennen wir einen Verschollenen;

er ist dahin, doch aber obgleich die Wahrscheinlichkeit seines Todes fast bis zur Gewißheit geworden, tritt die Hoffnung an sein Leben immer wieder mit Aussichten heran, und wenn diese auch nur fromme Wünsche sind, so müssen wir von dem Leben des Verschollenen um so mehr mit einem Fragezeichen und Ausrufungszeichen Abschied nehmen, als sich die Frage nahe drängt: soll seine letzte Spur in Dunkel gehüllt bleiben?! Bei jenem dagegen thut es ein voller Punkt: dessen Leben ist vollständig abgeschlossen: der ist bestattet und zur Ruhe gekommen, daß wir's wissen; bei dem können wir die Summe seiner Thätigkeit mit voller Richtigkeit ziehen. Einen Vergleichspunkt zwischen beiden wollen wir nicht übersehen. Vogel trat seine große Reise nach Afrika an, um nähere Kunde von dem Verbleib zweier Reisenden einzuziehen, für die man zu fürchten anfing. Auch Wolff unternahm die eine seiner großen Reisen nach Bokhara, ins Innere Asiens zu gleichem Zweck; es galt bei ihm Nachrichten über den Verbleib der beiden englischen Offiziere, Kapitän Stoddard und Colonel Conolly, welche von ihrer Regierung auf eine Collectenreise ausgeschickt, als Opfer ihres Berufs gefallen sein sollten, aufzutreiben. Wie anders aber auch hier der Erfolg beider! Wolff kehrte von seiner gefährlichen Reise heil zurück, er konnte den Tod der beiden Offiziere bestätigen; Vogel fiel als Opfer seines Forschertriebes, und während er andern Hülfe bringen sollte, müssen noch fort und fort Boten ausgesandt werden, seine letzten Lebensspuren zu erkunden.

Hinsichtlich ihrer Stellung zur gelehrten Welt unterscheiden sie sich in etwas. Vogel stand im Dienste der Naturwissenschaften, Wolff dagegen reiste mehr im religiösen Interesse, ohne doch ein Missionar im strengsten Sinne des Worts zu sein. Beide aber, und das unterscheidet sie wesentlich von den Feuilletontouristen, wurden aus Forscherdrang zu wissenschaftlichen Zwecken hinausgetrieben.

Fassen wir „Dr. Joseph Wolff" von H. Sengelmann (Nr. 1) etwas genauer ins Auge. Wolff stammte von jüdischen Aeltern, er war 1795 zu Weilersbach unweit Forchheim geboren. Sein Vater führte als Rabbiner ein Wanderleben, bald in Kissingen, bald in Halle a. S., bald zu Ullfeld in Baiern. Das väterliche Haus bot dem Knaben früh ein reges geistiges Leben. Früh schon fühlte der Knabe eine Hinneigung zum Christenthum. Schon als siebenjähriger Junge lief er zum lutherischen Geistlichen, um Christ zu werden, wurde aber von diesem abgewiesen. In Bamberg wurde indeß seine Absicht durch den Lehrer Reyff am katholischen Gymnasium sehr bestärkt. Das nahm die Frau seines Vetters Lazarus Cohen sehr übel auf, und er wurde unter Flüchen zum Hause hinausgestoßen.

Jetzt schon begann Wolff's Wanderleben. Er wanderte über Würzburg nach Frankfurt. Hier erwarb er sich einiges durch hebräischen Unterricht, dann zog er nach Halle. Die rationalistischen Professoren der dortigen Universität befriedigten ihn nicht, somit wanderte er bald wieder weiter und war bald in Prag, Presburg, Wien, im Alter von 16 Jahren den Unterhalt sich durch hebräischen Unterricht erwerbend. Weiterhin finden wir ihn im Kloster Mölk, in München, in Ansbach, dann als Schüler des Gymnasiums zu Weimar 1811.

„Hier fand er besonders freundliche Aufnahme bei dem bekannten Johannes Falk. Dieser, der Freund von Goethe und Schiller, Legationsrath zu Weimar, hatte damals seine pantheistische Periode. Als Wolff, mit dem er classische und naturphilosophische Studien trieb, ihm seine Absicht, Christ zu werden, mittheilte, erwiderte er: «Wolff, lassen Sie sich rathen, bleiben Sie, was Sie sind; denn bleiben Sie ein Jude, so werden Sie ein berühmter Jude, als Christ aber werden Sie nie einen Namen erlangen. Christen nämlich, die tüchtig sind, gibt es in der ganzen Welt im Ueberfluß.» Goethe, der dies erfuhr, sagte zu Wolff: «Junger Mann, folgen Sie der Stimme Ihres eigenen Herzens und lassen Sie sich nicht nach dem gelüsten, was Falk sagt.»"

In den religiösen Ideen der Weimaraner wurde Wolff nicht heimisch. Er selbst sagte darüber: „Die Religion von Herder, Goethe, Schiller und Wieland war ein Gemisch von Poesie und Philosophie, halb Christenthum, halb Hindureligion. Die Leute schworen bei Prometheus, sie sympathisirten mit Ariadne auf Naxos; Kant und Fichte waren ihre Heiligen und die Gegenstände ihrer täglichen Betrachtung."

Weiterhin zeigt sich Wolff in Heidelberg, in Solothurn, eifrig mit Katholiken verkehrend, dann wieder in Prag, hier endlich seinen Zweck erreichend: er wurde am 13. September 1812 durch den Abt des Benedictinerklosters Emmaus getauft. Darauf verkehrte Wolff in Wien längere Zeit mit Friedrich von Schlegel und andern Berühmtheiten. Zwei Jahre studirte er in Wien und machte von hier nur die kleinen Abstecher nach Presburg, Ofen, Pesth einerseits, nach Regensburg, Nürnberg andererseits. Dann aber hielt es ihn nicht länger und er folgte einer Einladung Friedrich Leopold von Stolberg's ins Ravensbergische nach dem Schlosse Tatenhausen. Unter dessen Aufsicht arbeitete Wolff an einer Bibelübersetzung; als aber Napoleon von Elba 1815 zurückkehrte, flüchtete Stolberg nach Holstein und Wolff mußte weiter ziehen, wohin? — nach Rom! Der Convertit fand Aufnahme in das Collegium Romanum; allein er paßte schlechterdings nicht in die Verhältnisse, er war viel zu unstet und zu skeptisch, er ward deshalb dem Gerichtshofe der Inquisition zur Ueberwachung übergeben und nach Wien escortirt. Er trat in das Kloster Val-Sainte ein; hierher paßte er aber noch weniger, sonach ließ man ihn endlich mit einem Atteste über seine gute Aufführung laufen. Er wanderte über Vevay nach Lausanne, nach Genf, nach Lyon, nach Paris, nach London. Männer wie Drummond, Lewis Way und Simeon wandten ihm ihre Herzen zu. Was sollen wir lange hinter dem Berge halten: Wolff trat von der katholischen Kirche zur anglikanischen über. Seit 1809 bestand in London die „Gesellschaft zur Beförderung des Christenthums unter den Juden", ihr schloß sich Wolff an, um fortan als Missionar thätig zu sein.

Aus dem Bisherigen schon, das den Morgen seines Wanderlebens umfaßt, ist die beinahe bedenklich quecksilberige Natur des Mannes ersichtlich. Sehen wir uns nun erst den Mittag seines Wanderlebens an, nur oberflächlich. Wolff reiste also im Interesse der Judenmissions-Gesellschaft; er wollte sich hauptsächlich an die Nachkommen der zehn (jüdischen) Stämme in Asien wenden. Allein als eigentlicher Missionar reiste er nicht; er machte sich auch nicht durchaus von der londoner Missionsgesellschaft abhängig, folgte vielmehr seinem eigenen Willen. Er reiste mehr wie ein Missionsinspector, der sich heute hier, morgen da aufhält, überall und nirgends scheint und daher den tiefsten Missionszweck nicht erreicht. Offen gesagt taugte er auch nicht zu einem Missionar, der es hätte an einer Station aushalten sollen; zur Bekehrung der Ungläubigen war sein Glaube wahrscheinlich zu subjectiv, als daß er unter Mohammedanern und Juden hätte große (dauernde) Erfolge erzielen können. Seine erste Missionsreise erstreckte sich auf Gibraltar, Malta, Aegypten, auf die Wüstengegenden, Jerusalem, Palästina, Cypern, Mesopotamien, Persien, Circassien, Krim, Konstantinopel. Nach etwa einjährigem Aufenthalte in England und nach seiner Vermählung mit Lady Georgina Walpole schloß sich daran die zweite Reise nach Gibraltar, den Jonischen Inseln, Oberägypten, Jerusalem, Alexandria, Saloniki, Malta. Von weit größerer Bedeutung war die dritte Reise. Folgen wir Wolff durch Kleinasien, Persien nach Torbad Hydaria, nach Bokhara (oder Buchara), dann ins Pendschab, nach Kaschmir, nach Delhi, durch das Königreich Oude, nach Benares, Kalkutta, nach Kotschin, Goa, Bombay und zurück nach Malta. Nicht ganz so bedeutend aber sprunghafter ist die vierte Reise. Wolff besuchte wieder Aegypten und Abyssinien; von hier aber sprang er 1837 plötzlich nach Nordamerika hinüber. Bis zum 2. Januar 1838 blieb er dort, kehrte nach England zurück und erhielt die kleine Pfründe zu Linthwaite in Yorkshire. Aber nur fünf Jahre hielt er in der Stille aus. Im Jahre 1843 ging er nochmals nach Bokhara, aus welchem Grunde, ist schon oben

bemerkt. Nachdem er abermals glücklich allen Todesgefahren entronnen war, kehrte er im Herbst 1844 nach England zurück, um es nicht wieder zu verlassen. Mit der knappen Pfründe zu Ile Brewers begnügte er sich und starb dort am 2. Mai 1862.

Wir müssen an Wolff eine ungeheuere Spannkraft des Geistes bewundern, dabei die allen jüdischen Abkömmlingen eigene Geschicklichkeit, sich in alle Lebenslagen zu finden, den Gefahren, wenn es sein muß, mit einer gewissen pfiffigen Lebensmarime vorzubeugen und sich mit einem starken Anfluge von Kosmopolitismus überall heimisch zu fühlen. Er war zum Wandern geboren.' Seine Natur erforderte ein Lebensgebiet von weitem Umfange. Unruhe charakterisirt den Gang eines Mannes, „der um ihrer willen der Reihe jener stillen Missionsprediger nicht eingereiht werden kann, dessen Arbeit aber auch aus demselben Grunde nicht der apostolischen zu vergleichen ist". Hielt sich Wolff vielleicht selbst für einen Apostel? so fragen wir seinen Biographen. Nicht ganz unmöglich. Denn neben einer Selbstverleugnung ohne maßen besaß Wolff zuweilen einen Ehrgeiz und eine Eitelkeit, die „uns bisweilen wol ein Lächeln abnöthigt". Auch in seinen Anschauungen zeigt sich nicht selten etwas Unvermitteltes. Bei all seiner kritischen Gläubigkeit war er nur zu oft zur Leichtgläubigkeit geneigt, sodaß Fabeln von Zaubereien und geschwänzten Menschen in Afghanistan für ihn nichts Unwahrscheinliches hatten.

„Es ist die Schwesterhand, die es versucht, in den nachfolgenden Aufzeichnungen und Briefen ein getreues geistiges Bild des verschollenen Bruders allen denen vor Augen zu führen, deren Blicke ihm mit warmer Theilnahme auf seiner gefahrvollen Wanderschaft folgten", so leitet Elise Polko die „Erinnerungen an einen Verschollenen" (Nr. 2) ein. Erinnerung habe den Pinsel geführt, die Farben zu dem kleinen Aquarelle haben die Blumen seiner Kindheit und Jugend geliefert, sowie die Briefe aus der Zeit von Vogel's berliner und londoner Leben. Elise Polko will nicht den geistreichen Kopf des Mannes, dessen Name der Wissenschaft angehöre, nicht die kühnen Züge des Forschers und Wüstenwanderers aufzeichnen, nein, nur das kindlich heitere Antlitz ihres Eduard, des guten, tüchtigen Menschen, wie er von den Seinigen und seinen Freunden gekannt und geliebt sei, will sie festhalten. Wir haben nichts dagegen, daß dies geschieht. Wer sollte dem geistvollen und muthigen Afrikareisenden die wärmste Theilnahme versagen können, wer sollte mit bekümmerten Aeltern, mit weinenden Geschwistern nicht mitempfinden: nur, wir wissen nicht recht, ob das Bild des Verschollenen nicht gerade dadurch, daß es von der Schwester gezeichnet ist, eine gewisse Verschwommenheit angenommen hat. So sehr wir das Buch auch mit Rührung bis zu Ende gelesen haben, den großen Eindruck, den wir erwarteten, haben wir nicht davongetragen. Es ist, weil wir an zu vielen Einzelheiten und Kleinigkeiten in dem Lebensgange des Verschollenen Gefallen finden sollen, deren Vorhandensein und Nichtvorhandensein bei andern Strebenden und Kämpfenden noch nicht einmal beachtet wird; es ist, weil wir den Märtyrer der Wissenschaft vielen andern auch Strebenden und Kämpfenden gegenüber nur wie ein Kind des Glücks ansehen müssen. Ist das Los, wie es Eduard Vogel zutheil geworden, nicht beneidenswerth im höchsten Grade? Wie ihn Elise Polko als Knaben, als Jüngling, als Studenten, als angehenden Gelehrten schildert, alles das nimmt uns ein für Eduard Vogel, alles das ließe uns ihm als einem Reichbegabten noch die größten Erfolge versprechen, alles das macht ihn der größten Erfolge werth; allein, wenn man an ihn nur klagend denkt, wie, ist ihm denn der höchste Ruhm nicht halb und halb mühelos zutheil geworden? Wahrlich es verlohnt sich, wie Eduard Vogel zu leben und zu sterben, wenn, wie es den Anschein hat, die letzte Hoffnung auf sein Wiedererscheinen dahin ist! Aber was würde er der Wissenschaft erst noch geleistet haben, wenn er noch wirken könnte? Das scheint allerdings ein Argument, ist aber ein sehr müßiges, da eben, wie wir an dem urplötzlichen Verschwinden Vogel's sehen, niemand die Leistungen der Zukunft in seiner Hand hält. Was die allgemeine und wohlverdiente Theilnahme an die ganze Gestalt (nicht an einzelne Genrezüge und Charaktereigenschaften) Eduard Vogel's hinzieht, ist das wirklich poetisch-romantische Dunkel seines Verschwindens; wird es noch einmal erhellt, wird es nicht erhellt, kommt er selbst zurück, kommt er nicht zurück: des poetischen Nimbus wegen möchte man beinahe wünschen, das Dunkel würde nicht erhellt. Freilich, da trifft eine Nachricht nach der andern ein, die eine trüber voll Ahnungen, die andere voller Befürchtungen, dann wieder eine hoffnungsreiche, aber alle unsicher und ungewiß, und das Vaterauge weint und das Mutterherz blutet und die Geschwisteraugen schwimmen in Thränen; o wie soll sich die allgemeine menschliche Theilnahme einem solchen Verschollenen nicht mit vollem Rechte zuwenden. Aber wenn wir aus den Thränen von Bruder oder Schwester nur den ehrgeizigen Wunsch ein einziges mal sollten herauslesen müssen: „Noch mehr Ehre durch ihn! — Noch mehr Ruhm für die Familie!" wie gesagt, so vergessen die Angehörigen oder wissen sich nicht damit zu trösten, daß Eduard Vogel's Los, sofern wir seine Laufbahn von den Familienverbindungen ablösen und als eine persönliche betrachten, eine herrliche, beneidenswerthe Seite bietet.

Selbst bei den Biographien unserer bedeutendsten Männer hat man nur zu oft die Ausbeutung zu nebensächlicher Dinge zu verwerfen. Wie sollte sich Elise Polko wundern, daß wir Eduard Vogel's Studentenbriefe, kleinen Geldklemmen u. s. w. als einen Beitrag zur Würdigung eines außergewöhnlichen Geistes auffassen möchten! Doch wir wollen darüber hinwegsehen, über das zu frühzeitige Hineinblickenlassen in Kisten und Kasten, Schrank und Kommode, was man jetzt biographische Schilderung einer berühmten Persönlichkeit nennt, denn Elise Polko fühlte selbst, sie „malte con amore". Wir wollen uns nur noch an das Thatsächliche halten. Nun über die letzten Resultate, über das Für und Wider von Eduard Vogel's Tode brauchen wir wol nicht weiter zu sprechen, denn die Actenstücke, welche uns die Verfasserin in der letzten Hälfte bietet, sind vielfach in die Zeitungen übergegangen und sie gerade haben ja dem Verschollenen und seinen Angehörigen die allgemeine und wohlverdiente Theilnahme zugewendet. Was man weniger weiß, sind wol die biographischen Nachrichten über seine Jugendzeit und sein Jünglingsalter. Was sich da sagen läßt, ist sehr einfach. Geboren ward Eduard Vogel am 7. März 1829, er stände jetzt also erst gegen Mitte der Dreißig; er war ein zartes, nervöses Kind mit blondem Haar und graublauem Auge. „Es war um ihn ein eigener Zauber und in der Art wie er redete und blickte, alle Menschen hatten ihn gern, von den Freunden des Hauses an bis herab zu der Milchfrau und Näherin." Im Jahre 1831 zogen Vogel's Aeltern von Crefeld nach Leipzig. Als Schüler der Bürgerschule nahm er von seinem siebenten Jahre an bedeutend an Körper zu, auch seine Art zu sprechen und zu gehen ward gymnasiastisch, namentlich suchte er etwas in der Verleugnung jeder Art von Gefühl, weshalb man ihn in der Familie den „Holzblock" nannte. Die Mutter in ihrer Zärtlichkeit, Geduld und Güte, in ihrer Thätigkeit und ewig waltenden Sorge war ihm mehr die menschliche Vorsehung, die treueste Gefährtin, sein guter Kamerad sogar; der Vater aber das Höchste, was er für ihn gab. Schon frühzeitig hatte er große Neigung zur Botanik gezeigt, später in der weltberühmten Thomasschule trat die Vorliebe für die mathematischen Wissenschaften ganz entschieden hervor; zur Astronomie ward er zuerst durch den seligen Magister Hohlfeldt geführt, ein Original, wie man es in der Gelehrtenwelt Gott sei Dank doch immer noch ab und zu antrifft. Eduard Vogel ward zeitab ein eifriger Besucher der Sternwarte. Mit den glänzendsten Zeugnissen bezog er als Student der Mathematik und Naturwissenschaften die Universität Leipzig. Im Frühjahre 1850 schied er zum ersten male vom Aelternhause, er ging nach Berlin, um hier die Studien fortzusetzen und zu beenden. Zwar mit dem knappen Wechsel machte er in der Stadt der Intelligenz ebenso

schnell Bekanntschaft wie die Mehrzahl der berliner Studenten. Dafür begünstigte ihn aber das Glück auf andere Weise augenfällig. Er trat mit einer Mehrzahl von Gelehrten in persönlichen Verkehr, unter diesen besonders mit dem weltberühmten Encke. Schon im zweiten Semester seines berliner Aufenthalts durfte er sich ganz in den Garten der Sternwarte einquartieren. Bald trug er sich mit dem Gedanken als Astronom nach Amerika zu gehen. Allein es kam anders. Im Spätsommer 1851 erhielt er auf Encke's warme Empfehlung von dem berühmten Planetenentdecker Hind in London den Antrag einer Assistentenstelle an der Bishop'schen Sternwarte in Regentspark, fürs erste Jahr mit 800 Thalern Gehalt. Zum December 1851 traf er in London ein; von deutscher Erde war er geschieden, ohne, schreckliche Thatsache, irgendein vorschriftsmäßiges Examen bestanden zu haben, er hoffte über kurz oder lang „honoris causa" irgendwo zum Doctor der Philosophie erhoben zu werden. Wir erwähnen dies nur, weil es doch wol interessant genug ist: ein berühmter Mann, von dem jetzt die ganze Welt spricht, und keine von hoher Facultät oder hohem Collegium untersiegelte Testimonia. Auch in London gestaltete sich das Leben für ihn nur erfreulich, bedeutende Bekanntschaften fielen ihm ganz von selbst zu. Besonders interessirte sich für ihn der damals als Gesandter in London weilende Ritter Bunsen. In einem Briefe Eduard Vogel's heißt es zur Charakteristik Bunsen's: „Ich muß es immer wieder von neuem erwähnen, in wie manchen äußern Dingen er mich an Humboldt erinnert, nur hat er bei weitem mehr Angenehmes, Erwärmendes. Auch spricht er nicht so viel und über so vielerlei wie Humboldt, sodann hat er nicht jene höfliche, fast zu höfliche Freundlichkeit des »Kammerherrn«, sondern eine Herzlichkeit, die für mich ganz unwiderstehlich ist." Bunsen war es denn auch wol, der in sein späteres Leben bestimmend mit eingriff. Am 17. Januar 1853 erhielt Vogel nämlich den ehrenvollen Auftrag, den beiden Reisenden Barth und Overweg nach Afrika zu folgen; es war hauptsächlich auf Erforschung der Nilquellen, des Mondgebirgs, der Schneegebirge abgesehen. Die Reise Vogel's war auf etwa drei Jahre berechnet. Directe Versprechungen als Lohn der Reise besaß er von der englischen Regierung nicht, aber man hatte versprochen für ihn zu sorgen, auch hoffte er nun gewiß, „honoris causa" zum Doctor gemacht zu werden. Ist ja wol auch nachträglich geschehen? Mitte Februar 1853 reiste er von London ab; der letzte Brief an seinen Vater ist aus Kuka vom 5. December 1855 datirt. Etwa ein Jahr später begannen die trüben Vermuthungen über seinen Tod. Durch das Schreiben Werner Munzinger's aus El-Obeid, der Hauptstadt von Kordofan vom 23. Juni 1862 besteht für jetzt die Wahrscheinlichkeit darin, daß Eduard Vogel in den ersten Tagen des Mai 1856 in Borgu oder Wadai (Wara) ermordet worden sei.

Wir schließen hieran folgendes Büchlein:

3. Ausflug nach Mehadia, Konstantinopel, Brussa und der Stätte von Ilium im Sommer 1862. Von H. K. Brandes. Mit einer Uebersichtskarte von Konstantinopel und einem Auszug aus dem Koran. Lemgo, Meyer. 1863. Gr. 8. 10 Ngr.

Der Verfasser reiste nicht gerade ausschließlich zu wissenschaftlichen Zwecken, doch hat, wie das Buch der Verfasser selbst nennt, diese seine „neunte Taube" einen gewissen pädagogischen Charakter, und wir irren wol nicht, daß der Verfasser seine frühern „acht Tauben" (es sind Ausflüge nach Schottland, England, den Pyrenäen, nach Gastein und Venedig, nach Rom u. s. w.) hauptsächlich mit zur Belehrung für seine Schüler ausfliegen ließ. Neben den Eindrücken, die der Verfasser von dieser seiner Reise nach Konstantinopel u. s. w. davontrug, erhalten wir in dem vorliegenden Werkchen fortwährend geographische Notizen oder Bezüge zur alten classischen Welt, die die Darstellung des Verfassers über ein bloßes Touristengeplauder erheben. Irgendwie Neues, glauben wir, bietet er nicht; was er bietet, oft schon haben wir's gehört, höchstens die Mittheilungen über Mehadia, über das bedeutende Mineralquellenbad an der österreichischen Militärgrenze, sind weniger bekannt. Doch auch das Bekannte zieht an, wenn es uns anschaulich vorgeführt wird. Eine nicht uninteressante Beigabe sind die Auszüge aus dem Koran, welche vollauf ein Drittel des ganzen Buchs einnehmen.

Emil Müller-Samswegen.

Historische Novellen und Erzählungen.

Es ist bekannt, welchen anregenden und befruchtenden Einfluß der Siebenjährige Krieg auf die nationale Entwickelung unserer Literatur ausgeübt hat. „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die That des Siebenjährigen Kriegs in die deutsche Poesie", urtheilt Goethe in „Dichtung und Wahrheit". Die deutsche Nation fing damals an zum Bewußtsein zu erwachen und den langen, wie ein Alp auf ihr lastenden Schlaf abzuschütteln, in welchem sie durch eine gemüthlose und geisttödtende Orthodoxie und durch die starren tyrannischen Formen des Polizeistaats auf künstliche und unnatürliche Weise erhalten worden war. Es war die Zeit, wo die Freiheit des subjectiven Gedankens wie ein neues glänzendes Gestirn aus der finstern Nacht hervortrat, wo die Grundlagen zu einer neuen Entwickelung unserer Literatur gelegt wurden, und der geistige Fortschritt eine Richtung erhielt, die noch dauert.

Man sollte meinen, daß die Freiheitskriege im 19. Jahrhundert ein noch viel bedeutsameres und fruchtbareres Moment, als der Siebenjährige Krieg war, für unsere Nationalliteratur hätten werden müssen. Und wahrlich, wenn man die herrlichen, vielversprechenden Ansätze betrachtet, welche die vaterländische Poesie zur Zeit der Volkserhebung machte, wenn man jene urkräftigen, schwungvollen Lieder aus jener Zeit an der Seele vorüberziehen läßt, wie — um nur an eins zu erinnern —

Es heult der Sturm, es braust das Meer,
Heran, ihr Woogen groß und schwer,
Heran bei Wetter und Regen!
In unsern Adern jauchzet die Lust,
Wir deutsche Männer werfen die Brust
Euch keck und kühn entgegen —

dann erscheint es fast räthselhaft, wie der deutschen Nation alle Früchte, zu welcher in jener glorreichen Zeit der Same ausgestreut war, bis zu dem Maße haben verkümmert werden können, wie es leider geschehen ist. Nur bei der Langmuth und dem gutmüthigen Vertrauen, welche dem deutschen Volke eigenthümlich sind, wird es einigermaßen begreiflich, wie in der Zeit nach den Freiheitskriegen die Reaction auf allen Gebieten einen so sklavischen Druck auf die Geister ausüben konnte, daß der frische kräftige Hauch, welcher angefangen hatte die Literatur mit neuem Leben zu durchziehen, nicht durchdringen konnte, und daß alles, was als Frucht schließlich hervortrat, eine verkümmerte und oft elende Gestaltung zeigte. Es konnte dies nicht anders sein, und es ist daher eine ungerechte Beurtheilung, wenn die Kritik auf gewisse Schriftsteller und deren Producte aus jener Zeit — wir meinen insbesondere das sogenannte damalige Junge Deutschland — in einseitiger Weise schmäht.

Wenn in Griechenland nach den Freiheitskriegen gegen die Perser Tyrannen aufgestanden wären, denen es gelungen wäre, den freien Geistesaufschwung niederzuhalten, so würde die griechische Literatur niemals zu dem Grade der Selbständigkeit und Vollkommenheit gelangt sein, auf den sie unter den günstigen politischen Verhältnissen nach außen und im Innern in der Zeit nach den Perserkriegen geführt wurde.

Doch wenn auch die deutschen Freiheitskriege nicht in der unmittelbaren Folgezeit einen solchen Einfluß auf die Literatur ausgeübt haben, wie sie es hätten thun können und sollen, so bleibt doch wenigstens immer noch die Hoffnung, daß sie unter günstigern zukünftigen Verhältnissen die nationalen Elemente unserer Literatur neu befruchten und wahrhaft poetische Begeisterung

und Thatkraft in den Geistern entzünden werden. Anfänge nach dieser Richtung hin sind mehrfach gemacht worden; man hat in neuerer Zeit angefangen, die großen Erinnerungen an die Thaten jener ruhmreichen Zeit wieder neu zu beleben und für die jetzige Generation fruchtbar zu machen; insbesondere ist die „Geschichte der deutschen Freiheitskriege" von Beitzke ein echt nationales Werk von der allergrößten Bedeutung. Alles, was ähnliche Tendenzen verfolgt, muß willkommen geheißen werden, so auch das zur Beurtheilung vorliegende Werk:

1. Bilder aus den Freiheitskämpfen des 19. Jahrhunderts. Von G. Heusinger. Vier Bände. Leipzig, O. Wigand. 1863. 8. 5 Thlr.

Die vier Bände enthalten 35 einzelne theils längere, theils kürzere historische Erzählungen und Schilderungen; einige der interessantesten darunter sind: „Das preußische Heerwesen zu Anfang des 19. Jahrhunderts"; „Die preußische Armee vor, während und nach der Schlacht von Auerstädt (Jena)"; „Die Capitulation von Magdeburg"; „Zu Schill's Gedächtniß"; „Sommertage in Tilsit im Jahre 1807"; „Die Thermopylen der Karnischen Alpen"; „Andreas Hofer"; „Die Erstürmung von Halberstadt durch den Herzog Friedrich von Braunschweig"; „Die Franzosen in Kassel und die Kasselaner"; „Oberst Emmerich, ein Hessenheld"; „Die Rückkehr Ferdinand's VII"; „Des preußischen Heeres Ruhm und Ehre in den Freiheitskriegen"; „Der römische Hof und die italienische Revolution"; „Land und Leute in Calabrien".

Was die Tendenz und den Standpunkt des Verfassers betrifft, so sagt er in der Vorrede: „Die mir gestellte Aufgabe war, durch Darstellung bisher unbekannt gebliebener Ereignisse, durch wahrheitsgetreue Schilderung eigener Erlebnisse den bereits erschienenen Geschichtswerken kleine Illustrationen beizufügen, um dadurch manches ins Licht zu stellen, was den Nachgeborenen oft nur in Schattenbildern vor Augen geführt wurde." Seine Begeisterung für Volksthum und Volksgeist spricht der Verfasser in den Worten aus: „Es sind nicht mehr gute Fürsten und weise Räthe, hochfahrende Despoten und gefügige Höflinge, welche die Weltgeschichte machen; es ist der neue gewaltige Geist, der, wie Frühlingshauch die Herzen der Völker belebend, die Ereignisse, welche der Väter Augen gesehen, in die Herzen der Kinder und Enkel überträgt."

Der Inhalt der Erzählungen und Schilderungen ist interessant und anregend; die Darstellung ist lebendig und wahrheitsgetreu; der Verfasser hält überall einen echt deutsch-nationalen Standpunkt fest, der von Parteilichkeit und Einseitigkeit fern ist. Manche Helden in den Freiheitskriegen sind noch immer nicht recht gewürdigt und manche Verhältnisse der damaligen Zeit noch immer nicht in ein klares und richtiges Licht gestellt worden; es ist daher sehr anzuerkennen, daß der Verfasser sich bemüht hat, über Personen und Zeiten von einem vorurtheilsfreien Standpunkte aus anschauliche Belehrungen und fesselnde Mittheilungen aus seinen reichen Erlebnissen zu geben. Die Schilderung von dem preußischen Heerwesen zu Anfang des 19. Jahrhunderts ist so wahrheitsgetreu und genau, daß auch der unterrichtetste Militär sie mit Interesse und Billigung lesen wird. Wir geben daraus eine ganz kleine Probe (I, 12):

„Die Montirung der Leute bestand aus den erbärmlichsten gröbsten Stoffen. Das Tuch war ein Beuteltuch, das Hemd mehr grau als weiß, und rauh wie eine Feile. Da diese Stoffe aus Berlin vom Commissionariat geliefert wurden, so führten sie den Namen Commißtuch, Commißleinwand, daher es denn kam, daß, wenn man im gemeinen Leben irgendetwas als sehr schlecht bezeichnen wollte, man demselben diese beiden Silben vorsetzte. Die Compagniechefs erhielten nun ein solches Material, besorgten die Anfertigung der Montirung aus selbigem, und hatten auf ihren Compagniekammern ihre eigene Oekonomie etablirt. Dieses gab Veranlassung zu den lächerlichsten Ersparungen. Die Leute mußten die Sachen möglichst über die Dauerzeit tragen; die Frau Hauptmännin verrichtete selbst mit Hülfe ihrer Kinder das Hemdennähen, und so gab es natürlich ziemlich lange und weite Stiche und lose Nähte, bei oft kurz zugeschnittenen Hemden."

2. Auch Blut und Eisen! Von Ferdinand Pflug. Leipzig, Schlicke. 1864 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der Inhalt des Buchs ist: „Schill in Gollnow. Historische Novelle"; „Der Schulmeister von Hagelsberg. Historische Novelle"; „An der Gohrde. Historische Skizze". Die letztere Erzählung enthält die Schilderung einer höchst rühmlichen Waffenthat des Lützow'schen Freicorps im September 1813, und hat die Tendenz zu zeigen, daß wahre Begeisterung und ausdauernder Heldenmuth im Kriege den Ausschlag geben, und daß Freicorps, die hiervon beseelt sind, über reguläre altgediente Truppen den Sieg davontragen können. In Bezug auf ein allgemeines Urtheil über das Buch wird es genügen zu sagen, daß es im ganzen in demselben verständigen Geiste und Sinne geschrieben ist, wie das Werk von Heusinger. Was man etwa daran aussetzen könnte, ist, daß die novellenartigen Ausschmückungen und Zuthaten zu dem historischen Stoffe oft etwas gesucht und nicht natürlich genug sind.

3. Aus den Tagen des Großen Königs. Von Ferdinand Pflug. Leipzig. Schlicke. 1864. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das Buch enthält drei historische Novellen: „Der Junker von Seydlitz"; „Ein Manövertag"; „Die Nacht von Torgau". Die erste Novelle ist zuerst in den Westermann'schen Monatsheften erschienen und wird daher vielen Lesern bekannt sein. Der Stoff ist sehr gut gewählt, auch an der Ausführung und dem Stile ist nichts zu tadeln. Ebenso ist die Charakteristik der einzelnen Personen treffend und anschaulich. Die zweite Novelle schildert ein Manöver bei Potsdam, welches Friedrich der Große abhält, und bei welchem sich der beim Könige verdächtigte Ziethen so rühmlich auszeichnet, daß fortan seine Neider und Gegner verstummen und der König ihm seine volle Gunst wieder zuwendet. Die Novelle verdient dasselbe Lob wie die vorige. Die dritte behandelt die Schlacht bei Torgau. Sie steht den vorigen bedeutend nach; die Ereignisse sind zu gedrängt und bunt, und es fehlt an einer genauen und anziehenden Charakteristik der einzelnen Personen.

Rudolf Sonnenburg.

Notiz.

Zeitungen und Zeitschriften Berlins.

Am Ende des Jahres 1863 erschienen in der Stadt der Intelligenz nicht weniger als, ganz schlecht gezählt, 210 verschiedene Zeitungen und Zeitschriften. Davon sind einige, wie die „Berliner Allgemeine Zeitung", Rodenberg's „Deutsches Magazin", mit dem Ende des Jahres eingegangen, andere, wie Janke's „Romanzeitung" und das von Leipzig wieder nach Berlin zurückverlegte „Magazin für die Literatur des Auslandes", einiger Ephemeriden in Gestalt von sogenannten Theaterzeitungen gar nicht zu gedenken, hinzugekommen. Zweihundertundzehn und noch darüber, welcher Reichthum! Und wie wenige dieser Zeitschriften sind auch nur über den allerkleinsten Kreis, schwerlich über die Stadt der Intelligenz selbst hinaus bekannt. Aber Berlin möchte auch in literarischer Hinsicht eine Weltstadt repräsentiren, wenn auch zunächst mehr in quantitativer denn in qualitativer Hinsicht. Das politische Feld wird gegenwärtig durch ein volles Dutzend großer, größerer und größter Zeitungen bestellt. Darunter sind indeß nur zwei, die des Tags zweimal erscheinen. Fünf erscheinen nur des Abends, die andern nur des Morgens. Daneben laufen drei größere Intelligenz- und Anzeigeblätter einher. Für die Lektüre am Montag, an welchem, wenigstens nicht in den Morgenstunden, keine der größern Zeitungen erscheint, sorgen zwei Montagszeitungen (die eine von Kossak, die andere von Glaßbrenner). Außerdem erscheinen mehrmals in der Woche eine Klasse von Blättern, welche sich

„Gerichtszeitungen", „Tribüne", „Beobachter" nennen und den Gaumen der Leser durch ganz wahre oder halbwahre pikante Histörchen aus der „öffentlichen" und „verborgenen" Welt fortwährend reizen. Die eigentliche Legion der Zeitschriften hebt indeß erst an, wenn wir uns auf die Gebiete der Kunst, Wissenschaft, Literatur, Unterhaltung begeben. Eine ganz eigene Kategorie — es ist das für die Stadt der Intelligenz höchst charakteristisch — bilden die vielen kirchlichen, religiösen und Missionsblätter. Ohne Mühe könnten wir wenigstens 24 herzählen, lauter Dingerchen, die wahrhaft posaunenhaft anheben, wie die „Posaune Deutschlands" oder „Hosianna, Missionsschrift für Kinder", oder so reizende Namen führen wie „Friedensbote für Israel", „Die Biene auf dem Missionsfelde", „Bundesbote für die Jünglingsvereine", „Evangelischer Reichsbote", „Sanct-Hedwigsblatt" (katholisch).*) Die berliner Belletristik florirt nach außen hin zwar nicht sehr, desto mehr aber nach innen. Da erscheinen wenigstens 20 Zeitschriften mit billiger und noch billigerer Unterhaltungslektüre, von denen keines Menschen Seele weiß, wie und wo sie existiren und sich erhalten. Und doch sollen sie ihren Mann ganz anständig nähren. Soll so ein Blatt irgendwas bedeuten, muß es nothwendigerweise einen hübschen Titel führen, muß es nothwendigerweise illustrirt sein. Da wimmelt es nun von „Illustrirter Hausfreund", „Illustrirter Hausschatz", „Berliner illustrirte Blätter", „Illustrirtes Panorama", „Illustrirte Damenzeitung Victoria", „Illustrirter Volksfreund". Illustrirt? Die Illustrationen sind denn auch meistens danach. Eigenthümlich wenigstens, daß sich bisjetzt, den „Bazar" und den dasselbe Ziel erreichen wollenden Wachenhusen'schen „Hausfreund" etwa ausgenommen, keine einzige der berliner illustrirten Zeitschriften über den beschränktesten Raum hinaus hat Anerkennung oder gar Geltung verschaffen können. Berlin besitzt keine Zeitschrift vergleichbar der leipziger „Illustrirten Zeitung", vergleichbar der stuttgarter „Ueber Land und Meer" oder nach anderer Seite hin selbst vergleichbar den münchener „Fliegenden Blättern"; fast scheint's als würde die Theilnahme für solche Zeitschriften vollständig durch den „Kladderadatsch" einerseits und den „Kleinen Reactionär" andererseits absorbirt. Eine sehr bedenkliche Frage ist die nach der Abonnentenzahl all dieser Blätter. Als ziemlich sicher darf der Uneingeweihte da nur die Vermuthung aussprechen, daß die Modenzeitung „Bazar" der Matador von allen sein möchte. Wenigstens wirft der „Bazar" (ein trefflich ausgestattetes Blatt) mit 100000 um sich. Auch Wachenhusen will mit seinem „Hausfreund" schon an die 50000 gekommen sein. Auch die beiden neuen Blätter, Janke's „Romanzeitung" und der „Volksgarten" (Ersatz für die in Preußen verbotene „Gartenlaube"), scheinen sehr hoffnungsvoll und werden sich schwerlich mit 10000 oder 20000 begnügen wollen. Andere freilich, ob sie nun „Victoria regia", „Perlen", „Gemüthlicher Erzähler", „Lesekränzchen", „Berliner Pfennigblätter" oder sonstwie heißen, verlangen nur nach einer gewissen soliden kleinbürgerlichen Existenz. Der „Beobachter an der Spree" aber gar, eine Ruine aus alter Zeit, der Stammvater all dieser Blättlein, ist seelensfroh und leiblich wohlgenährt, wenn er sich auf 800—1000 halten kann. Bei der Masse von Zeitschriften ist es ein schwer Stück, bei einem neuen Blatte noch einen neuen Titel zu erfinden. Zwei ähnlich lautende Titel finden sich gar zu leicht nebeneinander ein. So muß sich der „Deutsche Volksfreund" mit einem „Illustrirten Volksfreund" brüderlich vertragen, und der „Beobachter an der Spree" darf nicht auf einen Stiefbruder, der sich schlichtweg „Beobachter" nennt, scheel sehen. Uebrigens glaube man ja nicht, daß wir mit der journalistischen Blumenlese schon am Ende sind. Wenigstens wartet noch eine ganze Schar wilder Gewächse auf uns, als da sind: „Blätter für Pferde und Jagd", „Der Sporn", „Forstliche Blätter", „Hühnerologisches Wochenblatt", „Der Prophet für Herrenmode", „Photographisches Archiv", „Deutsche Musterzeitung für Färberei" u. s. w. Platz ist in der Stadt der Intelligenz für all das, selbst für eine „Stenographische Trinkstube", wenn wir uns auf die Richtigkeit des Titels verlassen dürfen. Wollten wir all die Blätter alphabetisch ordnen, leicht könnte sich's ereignen, daß die von Professoren und andern Gelehrten herausgegebene philosophische Zeitschrift „Der Gedanke" friedlich neben der „Gerberzeitung" einherliefe. 11.

*) Das Erbaulichste nach Seite der Innern Mission möchte wol „Der Arzt in dir" und „Statistische Chronik der Alkoholvergiftung", beide von dem Mäßigkeitsapostel Dr. Kranichfeld, sein.

Bibliographie.

Album des literarischen Vereins in Nürnberg für 1864. Nürnberg, Bauer u. Raspe. Gr. 8. 18 Ngr.

Bauer, L., Gedichte. 2te, veränderte Auflage. Würzburg, Stuber. 16. 27 Ngr.

Chateaubriand, Die Märtyrer. Aus dem Französischen übersetzt von J. Fesenmair. München, Lentner. 12. 1 Thlr. 6 Ngr.

Frank, P., Geschichte der Kunst, dargestellt in ihren Hauptperioden. Zwei Bändchen. Leipzig, Merseburger. 8. 1 Thlr.

Giseke, H. L. R., Käthchen. Ein Roman. Vier Bände. Breslau, E. Trewendt. 8. 4 Thlr.

Gottschall, R., Reisebilder aus Italien. Breslau, E. Trewendt. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Jessen, K. F. W., Botanik der Gegenwart und Vorzeit in culturhistorischer Entwickelung. Ein Beitrag zur Geschichte der abendländischen Völker. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Lubojatzky, F., Die Waise von Grünhain, oder: das Gericht der Todten. Erzählungen aus dem Leben. 1ste bis 6te Lieferung. Löbau, Walde. 8. à 2 Ngr.

Luckner und seine Husaren. Ein Blatt aus der Geschichte des Krieges im nordwestlichen Deutschland in den Jahren 1757 bis 1763. Verden, Tressan. 1863. Gr. 8. 6 Ngr.

Michelis, F., Renan's Roman vom Leben Jesu. Eine deutsche Antwort auf die französische Blasphemie. 1ste und 2te unveränderte Auflage. Münster, Brunn. Gr. 8. 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

Die Competenz des deutschen Bundes in der holstein-lauenburgischen und schleswigschen Frage. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Fir nie Leder tou Singn un Beden voer Schleswig-Holsteen. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 8. 3 Ngr.

Morgenstern, Lina, Das Leben Galileo Galilei's. Gedenkblatt zur Feier seines 300jährigen Geburtstages den 18. Februar 1864. Berlin, Plahn. 8. 7½ Ngr.

Vetter, K. W., Christliche Reisebilder. 1stes Bändchen. Breslau, Dülfer. 12. 12 Ngr.

Wengler, E., Ostereier für Buchhändler. Mit Salz, Pfeffer, Essig oder Senf zu verspeisen im Jahre 1864. Leipzig, Wengler. 16. 7½ Ngr.

Wenck, W., Der Kampf um Schleswig-Holstein in den Jahren 1848—1850. Leipzig, Grunow. Lex.-8. 6 Ngr.

Wiggers, M., Der Vernichtungskampf wider die Bauern in Mecklenburg. Zur Geschichte des Junkerthums in Deutschland und zum Verständniß seiner Politik. Leipzig, Hartknoch. Gr. 8. 10 Ngr.

Winterfeld, A. v., Shakespeare. Nach authentischen Quellen und eigenen Forschungen. Berlin, Große. 16. 5 Ngr.

Wiseman, N., Die religiöse und gesellschaftliche Lage der Katholiken in England. Ein Vortrag gehalten auf der Katholiken-Versammlung zu Mecheln am 21. August 1863. Aus dem Englischen übersetzt von F. H. Reusch. Köln, Bachem. 12. 6 Ngr.

Wonsch, O., Mittheilungen über das soziale und kirchliche Leben in der Republik Uruguay. Berlin, Hertz. Gr. 8. 2 Thlr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neuer Atlas der Cranioskopie,

enthaltend

dreissig Tafeln Abbildungen merkwürdiger Todtenmasken und Schädel.

Von Dr. **Carl Gustav Carus.**

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage des „Atlas der Cranioskopie“.

Folio. Cartonnirt. 16 Thlr.

Verzeichniss der Tafeln: Grossherzog Karl August von Weimar. — Napoleon I. — Cavour. — Talleyrand. — Mauromichalis. — Luther. — Kant. — Oken. — Arndt. — Rumohr. — Goethe. — Schiller. — Lenau. — Tiedge. — Beethoven. — Herzogin Amalia von Weimar. — Schädel einer Selbstmörderin. — Schädel der Giftmörderin Albrecht. — Schädel eines Idioten. — Schädel eines blödsinnigen Mädchens. — Der Giftmörder Palmer. — Der Vatermörder Kutschke. — Kopf eines altägyptischen Königs oder Priesters. — Schädel eines Neugriechen. — Schädel eines Altskandinaviers. — Schädel eines Grönländers. — Schädel eines Kaffern. — Schädel eines Malaien. — Uebereinander gezeichnete Contouren von vier Köpfen. — Uebereinander gezeichnete Contouren dreier Frauenschädel.

Carus' „Neuer Atlas der Cranioskopie“ liefert merkwürdige Beispiele zu den theoretischen Betrachtungen, welche der Verfasser in mehrern seiner Schriften, am vollständigsten in seinem Werke: „Symbolik der menschlichen Gestalt. Ein Handbuch zur Menschenkenntniss“ (2. Auflage, 2⅔ Thlr.), dargelegt hat; er bietet damit wissenschaftlichen Forschern eine Masse noch unbenutzten Materials. Selbst bei Laien wird das Werk, indem es zeigt, wie vielfach der Bau des menschlichen Hauptes variirt, aber wie charakteristisch seine Form zugleich für die verschiedenen menschlichen Naturen immer bleibt, das höchste Interesse erwecken.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Das Leben Jesu

für das deutsche Volk bearbeitet

von

David Friedrich Strauß.

8. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 12 Ngr.

Wenn bereits das vor 29 Jahren zuerst erschienene „Leben Jesu“ von Strauß, ungeachtet es ausschließlich für die theologische Welt bestimmt war, weit über diesen Kreis hinaus Epoche machte, so wird dieses neue, ausdrücklich für das Volk geschriebene „Leben Jesu“ desselben Verfassers noch weit mehr geeignet sein, das allgemeinste Interesse zu erregen. Es ist ein Buch für Deutsche in demselben vollen Sinne, wie das Leben Jesu von Renan ein Buch für Franzosen ist, und darf sich vom deutschen Publikum mindestens ebenso viel Theilnahme versprechen, als das französische Werk bei demselben gefunden hat.

Verlag von Wilhelm Violet in Leipzig.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung:

Praktische Lehrbücher zum Selbstunterricht

in den neuern Sprachen.

Busch u. Skelton, Handbuch der **englischen Umgangssprache.** 2. Aufl. Eleg. geb. 1 Thlr.

The English Echo, Praktische Anleitung zum **Englischsprechen.** 4. Aufl. 15 Ngr.

Fiedler u. Sachs, Wissenschaftliche Grammatik der **englischen Sprache.** 1. Bd. 1 Thlr. 15 Ngr. — 2. Bd. 2 Thlr.

Jonson, Ben, Sejanus, herausgegeben und erklärt von Dr. C. Sachs. 10 Ngr.

Louis, Handbuch der **englischen Handelscorrespondenz.** 15 Ngr.

Macaulay, a Description of England in 1685, to which are added notes & a map of London by Dr. C. Sachs. 15 Ngr.

Barbauld, Leçons pour les enfants de 5 à 10 ans. 7e edition. Avec vocab. 15 Ngr.

Booch-Arkossy, Praktisch-theoretischer Lehrgang der französischen Schrift- und Umgangssprache nach dem **feinsten Pariser Dialect.** 2. Aufl. 1 Thlr. Schlüssel dazu 10 Ngr.

Echo français, Praktische Anleitung zum **Französischsprechen.** 4. Aufl. 15 Ngr.

Touzellier, Nouvelle **conversation française**, suivie de modèles de lettres de change et de lettres de commerce, mit gegenüberstehender **deutscher Uebersetzung.** 10 Ngr.

Die gleichlautenden Wörter in französischer Sprache in lexikalischer Ordnung für den Schulgebrauch. 7½ Ngr.

L'Eco italiano, Praktische Anleitung zum **Italienischsprechen.** 3. Aufl. 20 Ngr.

Eco de Madrid, Praktische Anleitung zum **Spanischsprechen.** 1 Thlr. — Geb. 1 Thlr. 5 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichtsbilder aus Schleswig-Holstein.

Ein deutsches Lesebuch

von

Franz Schuselka.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schuselka's bekanntes Buch gehört unstreitig zu dem Besten und Lesenswerthesten, was über die historische Vergangenheit Schleswig-Holsteins geschrieben worden, und ist in gegenwärtiger Zeit allen, die ein Herz haben für die deutsche Sache der Herzogthümer, wieder besonders warm zu empfehlen.

Nachstehendes Inhaltsverzeichniß spricht am besten für das Werk:

Ein Herz für Schleswig. Sechzehnhundert holsteinische Männer. Eine friesische Heldenthat. Adolf II., ein Opfer dänischer Saumseligkeit. Eine holsteinische Heldin. Wie Hamburg vom Dänenkönig für 700 Mark verkauft wird. Der deutsche Sieg zu Bornhövede. Die Begierde nach Schleswig-Holstein, der alte Fluch des dänischen Königshauses. Gerhard der Große, der Dänenbezwinger. Dänische Treubrüche unter Waldemar IV. Heinrich der Eiserne demüthigt britischen Hochmuth. Schleswig-Holstein's Selbständigkeit in einem dreißigjährigen Kampf behauptet. Schleswig-Holstein's unglücklichster Tag. Was König Christian I. versprochen, und was er gehalten. Die Freiheitskämpfe der Dithmarscher. Gegenwart und Zukunft.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 13. — 24. März 1864.

Kant'sche Philosophie.

1. Akademische Reden von Kuno Fischer. I. Johann Gottlieb Fichte. Rede zur akademischen Fichte-Feier, gehalten in der Collegienkirche zu Jena, am 19. Mai 1862. II. Die beiden Kantischen Schulen in Jena. Rede zum Antritt des Prorectorats, am 1. Februar 1862. Stuttgart, Cotta. 1862. Gr. Lex.-8. 24 Ngr.
2. Ueber den Materialismus der neuern deutschen Naturwissenschaft, sein Wesen und seine Geschichte. Zur Verständigung für die Gebildeten von M. J. Schleiden. Leipzig, Engelmann. 1863. 8. 12 Ngr.
3. Zur Theorie des Erkennens durch den Gesichtssinn von M. J. Schleiden. Mit 29 Holzschnitten. Leipzig, Engelmann. 1861. Lex.-8. 21 Ngr.
4. Das Verhältniß der Philosophie zur Geschichte der Philosophie. Eine Vorlesung gehalten zum Antritt einer außerordentlichen Professur in der akademischen Aula zu Leipzig am 17. April 1861 von Konrad Hermann. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1861. Gr. 8. 6 Ngr.
5. Die speculativen Systeme seit Kant und die philosophische Aufgabe der Gegenwart. Von Karl Hermann Kirchner. Leipzig, Barth. 1860. Gr. 8. 18 Ngr.

Der Kantianismus dringt durch in der deutschen Nation. Es ist die reife Frucht der Aufklärungsbestrebungen des 18. Jahrhunderts. Seine Wirksamkeit ist zwar vor allem und zunächst eine schulmäßige und speculative. Aber dieselbe ist zugleich von einer so umfassenden Art, daß sich nur allein mit ihr und durch sie die praktische Aufgabe löst, welche seit vier Jahrhunderten durch die reformatorischen Bewegungen innerhalb der christlichen Kirche an unser Volk vor allen andern herangetreten ist, die Aufgabe einer Reinigung seiner Religionsbegriffe. Denn wo anders kann man hoffen, diesem Ziele mit mehr Glück näher zu rücken, als innerhalb einer Lehre, welche den Grundsatz des christlichen Lebens, nämlich den Grundsatz des höchsten Gutes, unter dem Namen der praktischen Vernunft zum Princip alles Denkens und Seins erhebt?

Die rege Theilnahme, welche die Feier des Fichte-Jubiläums fand, dient zur Bestätigung des Gesagten. Fichte's vaterländisches Streben und Wirken stellt in einem einzelnen anschaulichen Bilde dar, wie Kant'sche Moral sich ausnimmt, wenn sich ein lebhafter Drang, sich auszuzeichnen und in politischen und religiösen Dingen den Ton anzugeben, mit ihr verbindet, ein Drang, welcher zwar nicht unmittelbar aus ihr folgt, ihr aber auch keineswegs hinderlich im Wege steht, vielmehr ganz geeignet ist, die Reinheit und Uneigennützigkeit der Triebfedern, in welcher das Wesen des praktischen Kantianismus besteht, in einem glänzenden und für das Gemeinwesen nützlichen Bilde anschaulich zu machen. Die Fischer'sche Rede (Nr. 1) auf Fichte hebt diesen Umstand besonders hervor. Sie zeigt, in welchem engen Zusammenhange bei Fichte seine politische Wirksamkeit mit seinen speculativen Bestrebungen stand, sodaß das eine sich in dem Charakter dieses Mannes ohne das andere gar nicht denken und fassen läßt. Fichte's politisches Wirken war der Fleisch gewordene Kant'sche Imperativ.

So bekannt und geläufig für jedermann das Thema dieser ersten Fischer'schen Rede ist, so wenig bekannt pflegen die weitern Kreise der Gebildeten mit dem der zweiten zu sein, nämlich mit dem Gegensatze der beiden Kant'schen Schulen in Jena, deren erste von Fichte und seinen Nachfolgern, die zweite von Fries und dessen Anhängern an diesem Orte gegründet wurde. Und doch ist dieses Thema wol ein interessantes und für die Bildungsgeschichte der Gegenwart wichtiges zu nennen. Denn nicht von Königsberg, sondern von Jena aus ist die Kant'sche Philosophie in die Welt gedrungen. Daß die Bedeutung und Wirksamkeit von Fries aber ebenfalls noch nicht für erloschen angesehen werden darf, beweisen am besten obige beiden Schriften von Schleiden, welcher in ihnen nach gewohnter Weise für den von Fries in seiner nach-Kant'schen Vernunftkritik begründeten Anthropologismus aufs neue das gewandte Wort ergriffen hat.

Fries war ein Mann, welcher von einer gewissen Seite her mit Fichte wol eine Aehnlichkeit hatte. Denn die vaterländischen und politischen Freiheitsbestrebungen waren bei jenem in demselben Grade rege, wie bei diesem. Auch schlossen sie sich bei ihm in ähnlicher Art an die Grundsätze der Kant'schen Moral. Wegen seiner Theilnahme als Redner am Wartburgsfeste wurde er von seinem Lehramte suspendirt, und 1824 seiner Professur

der Philosophie in Jena enthoben, während ihm die Professur der Mathematik und Physik gelassen wurde, zu derselben Zeit, als Hegel's Ruhm und Wirksamkeit in Berlin ins Große zu steigen begann. Fries und Hegel theilten sich von nun an in die beiden Grundbestrebungen, welche in Fichte zu einem unzertrennlichen Ganzen verwebt waren. In Fries wirkte der exoterische Fichte fort, der begeisterte Kämpfer für Volkswohl und Volkserziehung, für religiöse Moral und rationelles Christenthum, für vaterländische Freiheit und Einigkeit. In Hegel wirkte der esoterische Fichte fort, der Begründer der Wissenschaftslehre, der Eröffner der Schule eines neuen speculativen **Platonismus**.

Die Laufbahnen von Fries und Hegel haben sich an zwei Orten berührt, in Jena und in Heidelberg. Am ersten Orte habilitirten sich beide 1801 als akademische Docenten. Und Hegel trat 1816 die Professur in Heidelberg an, welche Fries von 1805 an dort bis dahin besessen hatte. Seit 1816 aber verwuchs die Wirksamkeit und der Lehrcharakter von Fries ebenso enge mit dem wissenschaftlichen Leben von Jena, als die Wirksamkeit und der Lehrcharakter von Hegel hernach mit dem wissenschaftlichen Leben der preußischen Hauptstadt verwuchs. Und auch heute noch steht an der Universität Jena das persönliche Andenken von Fries beständig in frischer Blüte als eines Mannes der edelsten Freisinnigkeit, dessen Bestreben in der Politik dahin ging, das aufopferungsfähige Selbstgefühl eines constitutionellen Lebens zu wecken, in der Religion, einen Glauben der reinen Vernunft und des ästhetisch gebildeten Herzens und Gemüths zu verbreiten, in der Philosophie aber, den rasch vordringenden Anstrengungen des entschiedenen Idealismus in Fichte, Schelling und Hegel eine anthropologische Metaphysik von bescheidenern Anforderungen entgegenzustellen, welche zwar an der psychologischen Grundlage der Kant'schen Kritik festhält, jedoch auf eine Durchführung ihrer speculativen Resultate einzugehen Anstand nimmt.

Schleiden insbesondere hält auch vorzüglich darum Fries für den besten Philosophen, weil er unter allen Philosophen des gegenwärtigen Jahrhunderts der beste Physiker gewesen sei. Das ist zwar an sich ein zweideutiges Lob. Denn jedermann sieht ein, daß wer zwei Fächern mit gleichmäßiger Anstrengung obliegt, wie Fries dieses zu thun gezwungen war, leicht seine Kräfte zersplittert. Dennoch ist nicht zu leugnen, daß Fries in seiner Doppelstellung als Philosoph und Physiker einen Vortheil in Händen hatte, welcher ihm eine gewisse Ueberlegenheit über andere Schulen hätte sichern können, wenn er ihn richtig zu benutzen in der Lage gewesen wäre. Denn wenn er sich hätte überwinden können, Fichte's und Hegel's weiter führende Conceptionen sinnig zu prüfen und zu benutzen, anstatt dieselben mit ungenügenden Gründen vorschnell abzulehnen, so könnte gerade er, wie kein anderer, der Mann dazu gewesen sein, die noch immer mangelnde Brücke zu bauen, welche vom Felde der empirischen Naturwissenschaft auf das Feld der reinen Speculation gesetzmäßig hinüberzuleiten hat. Diese Verbindung fordert eine mit voller speculativer Anstrengung zu vollbringende Erhebung der Naturwissenschaft in das Gebiet der speculativen Ideen vermöge des Mittelgliedes einer empirischen Anthropologie. Statt dessen finden wir bei Fries das umgekehrte Bestreben, die speculative Wissenschaft selbst durch eine engere Verbindung mit Naturwissenschaft zum Range einer bloßen empirischen Anthropologie herabzudrücken. Anstatt das niedere Gebiet zum höhern hinaufzuheben, suchte er das höhere Gebiet selbst in den Charakter des niedern umzuwandeln. Dieses ist die schwache Seite des Friesianischen Anthropologismus.

Seine starke ist die, welche in den obigen Schriften Schleiden's vorzüglich hervortritt als eine glücklich geführte Streitrede gegen alle diejenigen Naturforscher, welche das Reich der Erfahrung noch immer für ein einfaches Gebiet halten, und noch nicht zu der Erkenntniß gelangt sind, daß dasselbe sich in zwei Theile spaltet, welche einer verschiedenen Gesetzlichkeit unterliegen, und daher auch eine verschiedene wissenschaftliche Behandlungsart fordern. Der physikalische Theil fordert die mathematische, der anthropologische hingegen die philosophische Behandlungsart. Unter diesem Gesichtspunkte gilt bei Fries die Anthropologie für eine selbständige empirische Wissenschaft. Sie ist ebenfalls eine unter den Naturwissenschaften, aber nicht der leiblichen, sondern der seelischen Natur. Sie ist eine Wissenschaft unsers eigenen Innern, und zwar eine durch empirische Beobachtung zu Stande kommende Wissenschaft desselben.

M. J. Schleiden bemerkt mit Recht in seiner Schrift: „Ueber den Materialismus" (Nr. 2), daß der Materialismus in dem Augenblick aufhört, in welchem man die Methode der Erfahrung vollständig auf das ganze Gebiet des Wahrnehmbaren anwendet, und daß daher aller Materialismus auf einer Halbheit in der Anwendung der naturwissenschaftlichen Methode beruht. Denn sobald man die Methode der Erfahrung auf das ganze Gebiet des Wahrnehmbaren ausdehnt, tritt sogleich der empirischen Naturforschung die psychische Anthropologie, der Induction die Kant'sche Kritik, der Naturwissenschaft die Metaphysik als vollkommen ebenbürtig und gleichberechtigt an die Seite, und immer stellt sich das Zweite sogar über das Erste, weil dieses ohne Erkenntnißtheorie keine Sicherheit hat, die Erkenntnißtheorie aber nur dem Zweiten angehört.

Von diesem Standpunkte aus zeigt Schleiden auch in der Schrift „Zur Theorie des Erkennens durch den Gesichtssinn" (Nr. 3) auf eine klare und faßliche Art, wie sehr diejenigen in der Irre gehen, welche meinen, den Act des Sehens auf anatomischem und physiologischem Wege allein begreifen zu können; wie vielmehr alles Entwerfen der Gestalten im Außenraum, alles Abschätzen der Größe der Gegenstände, alles Anschauen gefärbter Flächen, ja sogar das Erblicken zusammenhängender Linien und Figuren überhaupt auf lauter psychologischen Thätigkeiten beruht, und zwar auf lauter solchen, für die es eine Erklärung nach physikalischem Gesetz überhaupt nicht mehr gibt. Von diesem Standpunkte aus hat Fries und seine

Schule fortwährend stark in der Psychologie gearbeitet, und dieses Studium in Zeiten, wo dasselbe von den meisten andern philosophischen Schulen vernachlässigt war, mit achtungswerthen Anstrengungen emporgehalten. Und wenn es dabei auch dem Fries nicht gelungen ist, in diesem Felde so durchgreifende Reformen vorzubereiten, als sie durch die Herbart'sche Schule und den von ihr ausgegangenen Wetteifer ihrer Mitstrebenden, eines Beneke, Lotze, Waitz und anderer, eingeleitet worden sind, so gibt es doch auch gewisse Theile der psychologischen Forschung, wie z. B. im Felde des religiösen Gefühlslebens, worin die Arbeiten von Fries noch immer gegenüber allem andern hierin Geleisteten an Tiefe und Umfang unübertroffen dastehen.

Wenn Schleiden demgemäß den Materialismus auffaßt als die Lehre, welche nur allein das Erfahrungsfeld des äußern Sinns anerkennt, das des innern aber unrechtmäßig ignorirt, so ist diese Auffassung ebenso sehr im Kant'schen Geiste vollzogen, als gründlich und erschöpfend für den Gegenstand. Wenn er aber daneben noch eine ganz andere Art von Materialismus anerkennt, welche sich zufolge S. 5 kurz ausgesprochen in folgende Sätze zusammenfassen läßt: „Es gibt keinen Geist als selbständige Substanz, und keinen Gott als außerweltliche Persönlichkeit", so vermögen wir hierin nur einen schiefen Gedanken zu erblicken, welcher zu jener gründlichen Auffassung nicht recht passen will. Denn es hat Idealisten von der strengsten Consequenz gegeben, welche weder einen denkenden Geist als selbständige Substanz (isolirte Monade), noch eine Gottheit in Gestalt einer außerweltlichen Persönlichkeit (persönlichen Einzelwesens) angenommen haben, und umgekehrt hat es Kirchenlehrer wie Tertullian gegeben, welche an beiden Dogmen streng gehalten haben und doch dabei entschiedene Materialisten gewesen sind. Daher hat die Annahme oder Ablehnung jener beiden von der mittelalterlichen Kirche postulirten theologischen Dogmen unsers Erachtens nicht das mindeste mit einer philosophischen Verwerfung oder Zulassung des mit ihnen gar wohl vereinbaren Materialismus zu thun, und wir müssen gestehen, daß uns die Absicht, nach welcher der berühmte Naturforscher es für gut gefunden hat, an diesem Orte eine nicht zur Sache gehörige theologische Streitfrage gleichsam bei den Haaren herbeizuziehen, ein undurchdringliches Räthsel geblieben ist.

Pantheismus oder Theismus, inweltliche oder außerweltliche Gottheit, radicale oder oberflächliche Individuation des Seelenwesens — dieses sind im Sinne der Kant'schen Kritik offene Fragen. Für irgendeine dieser möglichen Annahmen die Aussicht vermauern wollen, widerstrebt dem Geiste dieser Kritik. Dagegen ist der Streit zwischen Materialismus und Idealismus keine offene Frage, sondern endgültig entscheidbar und längst entschieden. Und man handelt gegen den Geist dieser Kritik, wenn man das fest Entscheidbare und längst Entschiedene mit dem, was offene Frage zu bleiben hat, vertauscht und vermengt. Zu einer solchen unerlaubten Vermengung gibt allerdings dem, welcher nach ihr trachtet, die Friesianische Umdeutung der Vernunftkritik leicht die willkommene Handhabe. Denn weil sie die apriorischen Axiome der Metaphysik für bloße subjective Ueberzeugungen nimmt, so dürfen ihr andere subjective Ueberzeugungen, wie die von einer Gottheit als persönlichem Einzelwesen oder vom denkenden Geiste als isolirter Monade, auch consequenterweise wiederum ebenso viel gelten, wie apriorische Axiome. So verhält es sich denn auch in der That im Begriffe der Friesianischen oder „neuen" Vernunftkritik. Im Begriffe der alten und echten freilich verhält es sich anders. Denn nach ihrem Grundsatze ist zwischen metaphysischen Axiomen und subjectiven Ueberzeugungen kein geringerer Unterschied, als zwischen dem Allgemeinen und Besondern, Nothwendigen und Zufälligen, Axiomen und Problemen, ausgemachten Wahrheiten und offenen Fragen.

Der Anthropologismus des Fries faßt demnach die Kant'sche Philosophie nicht allseitig auf, sondern einseitig, nicht von der speculativen, sondern von der empirischen Seite, indem er sie in eine empirische Naturwissenschaft aus der Beobachtung des innern Sinns umwandelt und dadurch auf das Feld des Locke'schen Sensualismus herabzieht.

Die kritische Arbeit Kant's machte allerdings umfassende analytische Voruntersuchungen im Felde der Psychologie als einer empirischen Wissenschaft des innern Sinns nothwendig. Wer bei Kant diese Vorarbeiten für die alleinige Leistung und das allein Werthvolle ansieht, und gegen sie die speculativen Deductionen dahingestellt sein läßt, der faßt die Kant'sche Kritik von der psychologischen oder anthropologischen Seite auf.

In denjenigen Wissenschaftskreisen, wo der Sinn für eigentliche Speculation gesunken ist, und man doch nicht auf die bloße mathematische Naturwissenschaft sich beschränken möchte, empfiehlt sich eine solche Auffassung. Wenn Schleiden sich für die Kant'sche Lehre erklärt, so ist diese immer nur allein insoweit zu verstehen, als man in Kant den Fortsetzer der Locke'schen Untersuchungen in der empirischen Psychologie erblicken darf, oder insoweit als Kant und Fries übereinstimmen.

Und weil diejenigen wissenschaftlichen Kreise, welche aller Speculation auf eine Zeit lang müde geworden sind, gegenwärtig eine große Ausbreitung haben, so kommt dieser Umstand der anthropologischen Auffassung Kant's zugute bei allen denen, welche sich nicht von aller Philosophie mit einem male lossagen mögen, sondern eine gewisse Genugthuung darin finden, mit dem großen Denker von Königsberg sich noch in irgendeinem wenn auch lockern Zusammenhange zu wissen. Und so darf man sich nicht darüber wundern, unter den Naturforschern solche anzutreffen, welche es sich zu einer Lebensaufgabe machen, der speculativen Auffassung Kant's eine anthropologische Auffassung desselben entgegenzustellen.

Sobald man hingegen den Kant so auffaßt, wie ihn Konrad Hermann in seiner Rede über das „Verhältniß der Philosophie zur Geschichte der Philosophie" (Nr. 4) und Karl Hermann Kirchner in seiner Darstellung der „Speculativen Systeme seit Kant und der philoso-

phischen Aufgabe der Gegenwart" (Nr. 5) zeichnen, nämlich als den speculativen Entscheider und Ausschlaggeber, welcher das ganze Denksystem der heutigen Welt im Theoretischen und Praktischen auf eine höhere Stufe hob, auf die Stufe des a priori erfolgenden spotanen Erzeugens aller seiner Gedanken und Anschauungen: dann bleibt zwar auch dabei der anthropologische Gesichtspunkt vollständig gewahrt, sinkt aber zur Nebensache herab. Denn nun tritt die Ethik nebst der transscendentalen Logik und Aesthetik als Zweck hervor. Diese Wissenschaften sind aber von rein speculativem oder apriorischem Charakter, daher schlechterdings nicht auf anthropologische Erfahrung gründbar. Unter diesem Gesichtspunkt wird die empirische Anthropologie zur bloßen Hülfs- und Nebenwissenschaft.

Aus der Kant'schen Kritik sind mit der Zeit die verschiedenartigsten Denkwege hervorgegangen, welche, obschon sie alle einen gewissen Stempel der Familienähnlichkeit an der Stirn tragen, doch sich häufig auf Leben und Tod bekämpft haben, weil der Vertreter eines jeden neuen Wegs glaubte, der einzig richtige Sohn des Vaters zu sein, und die andern für Stiefkinder erklärte. Sowie derselbe Sauerteig zu verschiedenartigem Brote dienen kann, indem er dem verschiedenartigsten Mehl sein Leben, seinen Geschmack, seine Würze einimpft, ebenso geschah es bei der kritischen Philosophie. Kant verlieh dem philosophischen Denken der Folgezeit die Kraft, durch immer neue Anstrengungen von ähnlicher Art den von ihm erstiegenen Standpunkt selbst zu einem zu überwindenden und auch häufig vermeintlich überwundenen herabzusetzen, sei es nun, daß die vermeintliche Ueberwindung zu Gunsten einer Anthropologie oder einer Naturphilosophie oder einer Monadologie in Scene trat. Die Erfahrung lehrt, daß dieser jugendlich ungestüme, durch Kant erweckte, aber auf alle ersinnliche Art über ihn hinausdrängende Geist gewöhnlich auf neuen, ungeahnten und eben darum lehrreichen Umwegen sich zu ihm zurückgetrieben findet. Das Ziel und der Zweck dieser Strebungen, welches von Jahr zu Jahr deutlicher vor Augen tritt, ist, daß die in Kant zwar gefundene, aber nicht mit vollkommener Deutlichkeit ausgesprochene Wahrheit dadurch, daß von den darüber hinaus geschossenen Irrwegen immer aufs neue der Weg zu ihr zurückgefunden wird, sich aufkläre und verdeutliche bis auf einen Punkt, welcher es nicht mehr erlaubt, daß darüber weder auf die anthropologische, noch auf eine andere Seite ausgeschweift werde.

Kirchner's Darstellung der speculativen Systeme seit Kant gehört zu denjenigen, welche das Hegel'sche System als das Ziel und den Zweck des ganzen Kant'schen Denkprocesses ansehen. Nicht in Kant, sondern in Hegel liegt nach seiner Auffassung der Schwerpunkt desselben, ähnlich wie er nach der Schleiden'schen Auffassung ebenfalls nicht in Kant, sondern in Fries ruht. Es ist dieses bisher so die gewöhnliche Art gewesen, daß z. B. der Anhänger des Herbart'schen Systems in Herbart, des Baader'schen in Baader, des Krause'schen in Krause, des Wagner'schen in Wagner diesen Schwerpunkt fand. Je mehr aber bei der weitern Entwickelung der einzelnen Systeme ihre Einseitigkeiten zu Tage treten, je mehr dadurch das Bedürfniß hervortritt, daß das eine sich am andern ergänze, das eine vom andern lerne, das eine am andern seine Mängel und Schwächen berichtige, desto weniger kann man sich auf die Dauer der Einsicht verschließen, daß der Mittelpunkt, von wo aus alle diese Wege begriffen werden können, einzig und allein in Kant selbst liege. Hermann in seiner Besprechung des Verhältnisses der Philosophie zur Geschichte der Philosophie bemerkt ganz richtig über diesen Punkt (S. 26):

Wie Sokrates im Alterthum, so ist in der neuern Zeit Kant der höchste hervorragende und entscheidende Wendepunkt: auch hier ist alle nach-Kant'sche Philosophie eine ihrer ganzen Art nach andere, tiefere und vollkommener wissenschaftliche als jene vor Kant; aus Kant geht ganz ebenso wie aus Sokrates eine Mehrheit anderer einseitiger Richtungen und Schulen der Philosophie hervor; das Princip Kant's, die Forderung einer kritischen Selbstprüfung der Vernunft und der Bestimmung der ihr durch sich selbst eigenthümlichen untrennbaren Form alles Wissens ist ebenso ein dem Standpunkt des Sokratischen Verfahrens, der kritischen Untersuchung des innern formalen Begriffs, gleichzeitig verwandtes; auch Sokrates war ein Kritiker der menschlichen Vernunft ebenso wie Kant; nur daß, was bei ihm eine einfache rudimentäre Methode und ein rein natürliches unmittelbar menschliches Anschauungsbild war, bei diesem zu einer großartig angelegten und systematisch durchgeführten Feststellung des Formenapparats der menschlichen Vernunft geworden ist.

---

6. Immanuel Kant's Auferstehung aus dem Grabe. Die Lehre des Alten vom Königsberge. Urkundlich dargestellt von Ludwig Noack. Leipzig, O. Wigand. 1861. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
7. Johann Gottlieb Fichte nach seinem Leben, Lehren und Wirken. Zum Gedächtniß seines hundertjährigen Geburtstags. Mit dem Porträt Fichte's. Von Ludwig Noack. Leipzig, O. Wigand. 1862. Gr. 8. 2 Thlr.
8. Schelling und die Philosophie der Romantik. Ein Beitrag zur Culturgeschichte des deutschen Geistes. Von Ludwig Noack. Zwei Theile. Berlin, Mittler und Sohn 1859. Gr. 8 4 Thlr. 22½ Ngr.

Zu den Kant'schen Auslegern von der anthropologischen Art gehört auch Ludwig Noack. Derselbe hat mit den Anthropologen aus der Schule von Fries das gemein, daß er ebenfalls den speculativen Theil der Kant'schen Lehre vorbeigeht, dagegen die psychologische Seite derselben betont. Er unterscheidet sich dadurch von ihnen, daß er einerseits hierin viel radicaler und rücksichtsloser verfährt, als der behutsame und gemäßigte Fries, andererseits den Sensualismus, den er bekennt, nicht mehr wie Fries für eine Verbesserung der Kant'schen Lehre, sondern geradezu für diese selbst erklärt. Das Eigenthümliche der Noack'schen Ansicht von der Kant'schen Philosophie läßt sich in folgende drei Punkte fassen:

1) Er hält dafür, daß man Kant in Betreff seiner eigentlichen Meinung an keiner einzigen Stelle seiner Schriften einfach beim Worte fassen dürfe, sondern daß hier alles voll absichtlichem Versteckenspiel mit verborgenen Hintergedanken und einer sich selbst persiflirenden Ironie stecke.

2) Er hält dafür, daß infolge dieser feinen ironischen Art der transscendentale Idealismus als die Lehre

von der spontanen Production unserer Gedanken und Anschauungen gar nicht in der ernsten Ueberzeugung Kant's gelegen habe, sondern vielmehr der reine nackte Empirismus als die Beendigung aller Speculation.

3) Er hält dafür, daß insbesondere die ethischen Grundbegriffe ganz etwas anderes enthalten, als womit es Kant wirklicher Ernst gewesen sei; und daß die aus ihnen fließenden religiösen Postulate daher nur für bloße dialektische Schulübungen zur müßigen Ergötzung derer gelten dürfen, die an solchen Spielen Gefallen finden.

Die Kant'sche Moral beruht auf dem Begriffe eines intelligibeln Charakters oder reinen Willens, welcher von allen Bedingungen und Antrieben aus der Erfahrungswelt ungehindert agiren kann. Mit diesem Grundbegriffe der Kant'schen Moral soll es dem Urheber derselben unmöglich Ernst gewesen sein können. Der Grund ist folgender: Nach Kant's Erklärung entspringt der Begriff eines intelligibeln Charakters oder reinen Willens aus dem Bewußtsein eines reinen Sittengesetzes. Diese Art von Beglaubigung, daß das Gesetz zum Ableitungsgrunde der für sich unerforschlichen Freiheit des reinen Willens aufgestellt wird, enthält nach Noack's Meinung etwas Widersinniges (der „Auferstehung Kant's aus dem Grabe"). Denn weil seiner Meinung nach ein Gesetz, welches sich nicht auf Erfahrung stützt und nicht von der Erfahrung seine Beglaubigung entlehnt, überhaupt kein Gesetz ist, so hält er es für befremdlich, daß bei Kant ein Gedanke, der zuerst als ein blos möglicher, als eine bloße Aufgabe gedacht wird, nämlich der Gedanke von einer allgemeinen Gesetzgebung für den Willen, hinterher selbst unbedingt als Gesetz geboten wird, ohne von der Erfahrung oder irgendeinem gegebenen Willen etwas zu entlehnen. Auch kann ein unbedingt nothwendiges Gesetz für den Willen nach Kant's eigenem Zugeständniß schlechterdings nicht näher begreiflich gemacht werden. Nur die Unbegreiflichkeit eines unbedingten Sollens, keineswegs aber die unbedingte Nothwendigkeit eines solchen Gesetzes sind wir nach Kant's eigener Erklärung einzusehen im Stande. Und eben darum soll es gänzlich unmöglich sein, daß Kant ein solches Gesetz im wirklichen Ernst aufgestellt habe.

Der in diesem Gedankengange enthaltene Schluß ist folgender: Ein reiner guter Wille in der Moral ist widersinnig. Kant konnte nichts Widersinniges behaupten. Folglich konnte Kant die Möglichkeit eines reinen guten Willens in der Moral nicht behaupten, und da er sie doch nun einmal factisch behauptet hat, nur zum Schein oder im Scherze behaupten. Hat er aber diese Möglichkeit nur im Scherze behauptet, so war seine ernsthafte Meinung im Gegentheil die, daß die Gesetze des Willens und der Sittlichkeit aus keiner andern Quelle, als nur allein aus der Erfahrung zu schöpfen seien. Folglich haben sich bisher die sämmtlichen Ausleger Kant's, ebenso wol unter seinen Anhängern als unter seinen Gegnern, in diesem Punkte geirrt, und, um diesen Fehler wieder gut zu machen, die zukünftigen Interpreten desto behutsamer zu streben (S. 25),

durch das Gestrüpp und Dickicht aller dieser verschlungenen Pfade den schmalen Fußsteig des noch überdies oft genug mit sich selbst Versteckens spielenden Kritikers und sein vorgestecktes Ziel nicht aus den Augen zu verlieren, das eben kein anderes als die Einsicht ist, daß die Gesetze des Willens und der Sittlichkeit in der erfahrungsmäßigen Kenntniß der Menschennatur zu suchen sind.

Und so wie Kant in Betreff seiner Moral insgeheim einfacher Sensualist war trotz allem Anscheine des Gegentheils, so auch in Betreff aller Wissenschaft überhaupt (S. 257):

Kant hat der reinen Vernunft, der Speculation aus bloßen Begriffen, den Proceß gemacht. Er hat die Ansprüche der menschlichen Vernunft auf eine von der Erfahrung unabhängige Erkenntniß für ungültig erklärt, und die des Unterschleifs und der Falschmünzerei schuldig Befundene in die Kosten verurtheilt. Und wenn der Mann, der mit so nüchterner Unerbittlichkeit das Nachrichteramt an jener Dreieinigkeit von Vernunftideen verwaltete, die der aufgeklärte Vernunftglaube damaliger Zeit auf sein Banner gestickt hatte, hinterher die unerwartete und fast verzweifelte Wendung nahm, den gefährlichen Dreiklang der neuweltlichen aufgeklärten Religion wenigstens für das praktische Bedürfniß der Menschen als unausweichliche Forderungen wieder zu Ehren zu bringen, so blieb es doch immer ein sehr zweideutiger und zweifelhafter Rettungsversuch, angesichts dessen die Frage platzgreifen mußte, ob Kant damit in argloser Unbefangenheit und in vollem Ernst seine eigene Meinung ausgesprochen habe, oder ob dahinter ein Schalk stecke, der die Klugheit der Schlange mit der Taubeneinfalt zu vereinigen suchte.

So fragt Noack und nimmt im weitern Zusammenhange keinen Anstand, Kant den ihm so oft beigelegten Charakter des „alten ehrlichen Kant" abzusprechen und ihm dafür den eines hinterlistigen Schalks oder Fuchses beizulegen, welcher sich dann von seiner Person aus noch weiter auf seine Schule ausgebreitet haben soll (S. 12):

Die menschliche Fuchsnatur begnügt sich selten damit, blos darüber zu seufzen, daß die Trauben der Kirche und der Brotkorb des Staatsdienstes zu hoch hängen. Man sucht sich nach der Decke zu strecken, um sich die Füße bedecken zu können. Der Kant'sche Fuchs wurde philosophischer Romantiker, um an deutschen Hochschulen mit Weib und Kind von der Weltweisheit leben zu können.

Es geht hieraus von selbst hervor, von welcher Art die Darstellungen derjenigen Systeme durch Noack sein müssen, welche aus dem speculativen Theile der Kant'schen Philosophie oder aus dem Kant'schen „Schalk" hervorgewachsen sind. Sie haben sämmtlich nach Noack's Meinung Scherz für Ernst, Ironie für baare Münze genommen und über den ironischen Späßen den wahren Ernst, nämlich den populären Empirismus, darangegeben. Hierdurch verschwindet bei seinen Darstellungen der Systeme von Fichte und Schelling daher auch der letzte Rest von einem wissenschaftlichen Interesse. Die Darstellungen sinken in ihrer Ausführlichkeit zu höchst ermüdenden Kapiteln aus der Historie menschlicher Fadheiten herab. Man sieht deshalb nicht recht ein, für wen diese Bücher geschrieben sind. Denn wer in diesen Systemen ebenfalls nur Narrheit und Fadheit vermuthet, wird nicht so thöricht sein, an das Studium dieser in ihrer Art gründlichen und jedenfalls ein gutes Sitzleder erfordernden Abrisse seine Zeit zu verschwenden. Wer aber die

Absicht hat und es für der Mühe werth hält, sich aus diesen Systemen ein eingehendes Studium zu machen, der thut dieses doch nothwendig in der Hoffnung, Vernunft in ihnen zu entdecken, und wendet sich folglich immer lieber zu solchen Expositionen, welche Vernunft in ihnen aufweisen, als zu solchen, welche dieses nicht thun. Und das mit völligem Recht. Denn der wißbegierige Leser findet z. B. in den kurzen, gedrängten aber geistvollen Skizzen des Kirchner'schen Abrisses über Fichte und Schelling bei weitem mehr wirkliche Belehrung, als in den langgestreckten, mosaikartig zusammengestoppelten, daher leicht Sinn in Unsinn verkehrenden, ungekauten und unverdauten Excerpten bei Noack. Solche Bücher mögen sich angenehm schreiben; aber sie zu lesen ist eine Strafe.

Obgleich daher der Noack'sche Kantianismus dem Sensualismus in einem noch größern Maße huldigt, als der Friesianische, und in demselben Grade für die Entwickelung unserer Philosophie eine geringere Bedeutung hat, als jener, so legt er doch für die persönliche Stellung Kant's zur Gesammtheit unserer vaterländischen Bildung ein merkwürdiges Zeugniß ab. Denn es leuchtet ein, daß kein Mensch von Noack'scher Denkart außerhalb Deutschlands, weder ein Engländer, noch ein Franzose, noch ein sonstiger Landsmann, sich gegen Kant'sche Philosophie jemals anders stellen würde, als nur polemisch. Es leuchtet ein, daß ein so gewaltsames Bemühen vom Standpunkte des bloßen populären Empirismus, die sparsamen dünnen Fäden, welche ihn noch mit der sublimen Speculation des „Alten vom Berge" verknüpfen, nicht ohne Noth zu zerreißen, nur auf einem starken Gefühle von persönlicher Ueberlegenheit derjenigen unbegriffenen Macht beruhen kann, welche dieser Alte repräsentirt, und welcher auch der Gegner in diesem Falle so lange unwissend zu dienen sich gezwungen sieht, bis er sie begreifen lernt, und dadurch in den beglücktern Stand eines bewußten Dieners übertritt. Dieser Uebergang ist wünschenswerth, er ist auch möglich. Es soll damit nicht geleugnet werden, daß er ein schwieriger sei. Er ist nämlich darum so schwierig, weil eine jede seichte Popularphilosophie das Denken völlig abspannt, während der einseitigste consequente Dogmatismus immer noch den hoch anzuschlagenden Vortheil gewährt, eine geistige Gymnastik zu sein.

Nur allein weil es einen gemeinschaftlichen Feind zu bekämpfen galt, wurde der Sensualismus dem Kant zum natürlichen Bundesgenossen, der darum eine gewisse Schonung verlangte, welche auch eintrat. Noack als einfacher Sensualist sieht auch heute noch in Kant nichts weiter als einen alten schlauen Spießgesellen im populären Aufklärungskampfe gegen Pfaffentrug und Aberglauben. Das Schwert in seiner einen Hand zur Vertilgung der Feinde sieht er, die Kelle in seiner andern Hand zum Aufbau des neuen Tempels sieht er nicht. Und doch hebt sich schon Säule an Säule empor, dem Herrn der Heerschaaren die neuen Gottesdienste zu feiern.

Aber auch schon im Sensualismus Locke's war etwas ganz anderes enthalten, als eine bloße Negation einiger Irrthümer und Absurditäten des Volksaberglaubens, und er stand daher in wissenschaftlicher Beziehung weit gesunder und keimkräftiger da als der heutige, welcher blos zu negiren, aber nichts zu bauen versteht. Aus Locke ging Berkeley, aus diesem Hume, aus diesem Kant hervor. Welche Pracht consequent steigender Entwickelung! Es ist dem Sensualismus gegangen wie der Kornähre. Erst nachdem die Frucht in ihr zur Reife gelangt war, trocknete sie ab zum Strohhalm. Solange die Frucht noch in der Aehre wuchs und reifte, war auch der Halm noch ein frischer und jugendlicher.

---

9. John Locke. Seine Verstandestheorie und seine Lehren über Religion, Staat und Erziehung. Psychologisch-historisch dargestellt von Emanuel Schärer. Leipzig, Weber. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
10. Johann Jakob Wagner's Leben, Lehre und Bedeutung. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes. Von Leonhard Rabus. Nürnberg, Recknagel. 1862. Gr. 8. 20 Ngr.
11. Ueber Theismus und Pantheismus. Eine Vorlesung gehalten vor einer Versammlung gebildeter Männer und Frauen zu Würzburg am 14. März 1861. Von Franz Hoffmann. Würzburg, Stahel. 1861. Lex.-8. 7½ Ngr.

Obgleich Locke in seiner Erkenntnißtheorie auf Wegen irrte, welche den Kant'schen ganz entgegengesetzt waren, so näherte er sich dagegen in einem Theile der praktischen Philosophie dem Kant'schen Standpunkt auf eine desto auffallendere Weise, nämlich in der Rechtsphilosophie, deren Grundsätze er in seiner Schrift „Of civil government" aufgestellt hat. In der vollständigen Darstellung der Locke'schen Lehren durch Emanuel Schärer (Nr. 9) ist daher neben den andern Theilen derselben auch insbesondere diesem eine sorgfältige Aufmerksamkeit gewidmet worden, und es hat etwas sehr Lehrreiches, genau darüber orientirt zu werden, wie sich bei Locke aus den Abgründen sensualistischer Befangenheit vermöge eines gesunden politischen Takts bereits die Keime der Kant'schen Freiheitslehre ahnungsvoll emporwinden.

Einer reinen sensualistischen Theorie zufolge kann der Staat nur aus einem Walten sinnlicher oder animalischer Triebe entspringen und zwar sind es zwei Triebe von entgegengesetzter Natur, welche sich zu einer solchen Erklärung ungesucht anbieten, der Trieb der Geselligkeit, welcher auf dem Naturwege der Familien und Familienverbände zu einem Staatswesen führt, und der Trieb des Eigennutzes, welcher auf dem Gewaltwege der Unterjochung des Schwachen durch den Starken ebenfalls politische Ordnungen im Gefolge hat. Auf dem Wege der Geselligkeit kommt man zu corporativen Einrichtungen nach der Theorie des Hugo Grotius, auf dem Wege der Gewalt zu despotischen nach der Theorie des Hobbes. Zu einer Wahrung des Rechts unbedingter Selbstbestimmung der freien Individuen als solcher kommt man weder auf diesem, noch auf jenem Wege, und es ist daher desto auffallender, daß Locke gerade diese Anerkennung des reinen Willens freier moralischer Selbstbestimmung in jedermann bereits zum Gesichtspunkte seiner Staatstheorie erhob. Er strebte an diesem Punkte, obgleich selbst im Sensualismus

befangen, mächtig über die Schranken seines Standpunkts hinaus. Denn das Princip einer Anerkennung der moralischen Freiheit des Willens in jedermann liegt nicht mehr im Bereiche animalischer Triebe, weder der Triebe der Geselligkeit, noch der Triebe des Eigennutzes. Es liegt auch nicht mehr im Bereiche eines bloßen Schutzes, welchen die Schwachen finden gegen die Starken durch eine Unterwerfung unter den noch Stärkern, oder durch ein künstliches Vereinigen ihrer Kräfte, wodurch ein jedes schwache Individuum stärker wird, als es im Naturzustande war. Sondern es ist ein Princip, welches rein und allein in der Vernunft wurzelt, im Gegensatz gegen alles sinnliche Triebleben; ein Princip, dessen Gesetze und Rechte auch nicht erst auf Verträgen oder selbstgemachten Einrichtungen beruhen, auch durch den Umstand ihrer leichtern oder schwerern Ausführbarkeit nicht modificirbar sind. Daher kann auch der Umstand, ob die factischen Zustände des Menschenlebens mit ihnen übereinstimmen oder nicht, an ihnen selbst nicht das mindeste rücken und ändern.

Im Naturzustande sind nach Locke alle Menschen frei oder unabhängig vom Willen eines andern. Alle sind zu denselben Vorzügen der Natur, zum Gebrauche derselben Fähigkeiten ohne gegenseitige Unterordnung geboren. Dabei hat jeder Mensch ein naturrechtliches Eigenthum in seiner Person. Auf diese hat niemand ein Recht als er selbst. Die Arbeit seines Leibes und das Werk seiner Hände sind sein eigen. Er hat dem Fremden seine Arbeit vermischt, also etwas, das ihm eigen gehört, damit verbunden. Damit wird das gemeinsame Recht des andern davon ausgeschlossen. Der thatsächliche Anfang des Eigenthums liegt daher in der Arbeit, und es bedarf zum Eigenthum keiner Vertragstheorie. Dieses Naturgesetz beruht auf der Vernunft. Sie lehrt, daß, da alle gleich und unabhängig sind, keiner den andern an Leben, Gesundheit, Freiheit oder Besitzthum beschädigen soll.

Durch Uebertretung des Naturgesetzes erklärt der Mensch nach einer andern Weise leben zu wollen, als nach Vernunft und Billigkeit, und zerreißt damit das gemeinsame Band. Dies ist ein Vergehen gegen die ganze Gattung und das Naturgesetz, und folglich darf jeder vermöge seines Rechts, die Menschheit im allgemeinen zu schützen, Gemeinschaftliches abwehren oder, wenn nöthig, den Schädiger vernichten. Auch ist der Geschädigte befugt, sich die Güter oder den Dienst des Beleidigers anzueignen, sowie jeder befugt ist, das Verbrechen zu bestrafen, um dessen Wiederholung vorzubeugen. So ist im Naturzustande jedermann befugt, einen Mörder zu tödten, sowol zur Abschreckung anderer, als zum Schutze seiner Mitmenschen. Denn ein Mörder hat durch seine That allen Menschen den Krieg erklärt, und mag deshalb gleich einem reißenden Thiere, vor welchem die Menschen nicht sicher sind, vernichtet werden.

Gewalt ohne Recht begründet den Kriegszustand. Die Verlassung des Kriegszustandes ist der Grund, den Naturzustand zu verlassen und sich zur geordneten Gesellschaft zu vereinigen, deren Zweck außerdem auch ist, den Uebelstand zu beseitigen, daß jemand, wie im Naturzustande, in eigener Sache Richter sei. Sowie die natürliche Freiheit darin besteht, frei zu sein von der gesetzgeberischen Autorität eines Menschen, und nur das Gesetz der Natur zu seiner Regel zu haben, so besteht die Freiheit in der Gesellschaft darin, unter keiner andern gesetzgebenden Gewalt zu stehen, als unter der mit eigener Zustimmung im Gemeinwesen eingesetzten. Eine politische und bürgerliche Gesellschaft entsteht dadurch, daß jedes Mitglied auf die Ausübung seines natürlichen Rechts verzichtet hat zu Handen der Gemeinschaft für alle Fälle, die ihn nicht von der Anrufung des gesetzlichen Schutzes ausschließen. Weil in der bürgerlichen Gesellschaft niemand, wie im Naturzustande, in eigener Sache Richter sein soll, so ist absolute Monarchie mit ihr unverträglich. Denn absolute Monarchen sind im Naturzustande gegen ihre Unterthanen, die Unterthanen aber gegen jene in einem noch schlimmern, weil sie keine Appellation haben und ihr Recht nicht vertheidigen dürfen. Kein Glied eines Gemeinwesens darf daher von den Gesetzen desselben ausgeschlossen werden.

Die Aehnlichkeit dieser Theorie mit der Kant'schen leuchtet ein. Auch bei Kant hat der Staat den Zweck, die unveräußerliche persönliche Freiheit eines jeden zu schützen. Auch bei Kant verliert der Staat in dem Maße seine innere Berechtigung, als er diesen Schutz nicht gewährt. Auch bei Kant hören die Verpflichtungen des Naturgesetzes der Freiheit im gesellschaftlichen Zustande der politischen Ordnung nicht auf, sondern erscheinen nur mit öffentlichen Strafen verbunden, damit ihre Befolgung erzwungen werden kann. Auch bei Kant tritt der Verbrecher durch seine That außerhalb des naturrechtlichen Bandes. Auch bei Kant ist das Eigenthum substantiaлisirter Fleiß.

Den Uebergang von Locke zu Kant bilden Montesquieu und Rousseau. Montesquieu führte die durch Locke zwar eingeleitete, aber noch nicht mit Entschiedenheit durchgeführte Lehre von der Trennung der drei Staatsgewalten ein, worin Kant ihm folgte. Rousseau ergriff die ebenfalls schon bei Locke anzutreffende Lehre von der Entstehung der positiven staatlichen Rechte durch einen Contract, an deren Stelle Kant die Beurtheilung dieser Rechte nach der Idee eines Contracts setzte. Der Unterschied zwischen Kant und seinen Vorgängern ist aber dieser, daß bei Kant der politische Freiheitsbegriff zuerst auf seine eigentliche Quelle, auf den Begriff des reinen Willens und des von der Erfahrungswelt unabhängigen moralischen Gesetzes zurückgeführt wird, während er bei Locke noch in sehr unmotivirter Weise mit der bloßen Unmittelbarkeit einer gefühlsmäßigen Forderung hervorspringt, welche zu den übrigen Errungenschaften seines sensualistischen Standpunkts nicht zum besten paßt. Daher wurde sich Locke der eigentlichen Hauptsache, nämlich daß dieser Begriff, im vollkommenen Gegensatz zu allen Glückseligkeitstrieben des Eigennutzes und der Geselligkeit, über das ganze Gebiet sowol der innern als der äußern Erfahrung in ein Ideengebiet reiner Vernunft hinausweist, auch noch keineswegs bewußt. Diese Einsicht und mit ihr die Erhebung der Staatstheorie aus der Idee des menschlichen

Gemeinwohls in die Idee der göttlichen Gerechtigkeit, blieb der Kant'schen Kritik aufbehalten.

Die letzten beiden Schriften führen uns wieder auf die Kant'schen Schulen zurück. Johann Jakob Wagner, dessen Leben und Lehre uns Leonhard Rabus (Nr. 10) hier vor Augen stellt, war Schelling's Nebenbuhler in Würzburg. Franz von Baader, dessen speculativen Theismus Franz Hoffmann, der verdienstvolle Herausgeber der Baader'schen Werke, hier in gemeinfaßlicher Weise wiedergibt (Nr. 11), war Schelling's Nebenbuhler in München. Wagner und Baader gehören beide in den Kreis des Kant'schen Denkprocesses, und zwar in das Gebiet der durch die Schelling'sche Naturphilosophie angeregten Denkwege. Zwar hat es kaum jemals wol stärkere persönliche Gegner Schelling's gegeben als diese beiden. Wagner tadelte an Schelling die Dreistigkeit, womit er am Leitfaden des Begriffs vom Absoluten ins Wesen der Gottheit einzudringen sich vermaß, und stellte ihm ein System das Mysticismus entgegen, in welchem die Gottheit als geglaubtes Geheimniß vorausgesetzt war, von wo aus an der Hand eines allgemeinen Weltgesetzes in die Entwickelungsprocesse des Naturlebens und der Weltgeschichte gleichsam von innen her eingedrungen wurde. Und Franz von Baader tadelte an Schelling sein Abfünken in pantheistische Vorstellungen und suchte diesen Fehler durch die Aufstellung eines reinen Theismus im engern Anschluß an die Kirchenlehre zu verbessern. Auch Baader fand die letzte Ursache des Schelling'schen Pantheismus in der Schelling'schen Vermessenheit, vom theocentrischen Standpunkte aus construiren zu wollen, während der Mensch doch als solcher immer nur den anthropocentrischen Standpunkt einzunehmen und daher das göttliche Wesen als Geheimniß zu verehren und vorauszusetzen habe. Der Punkt des Tadels war also bei beiden im Grunde derselbe; er war zugleich derselbe, welchen auch der Anthropologismus des Fries gegen Schelling geltend zu machen pflegte. Die Gottheit sei nicht für das Wissen, sondern für den Glauben. Dabei haben jedoch die Denkmethoden sowol bei Wagner als auch bei Baader mit dem Anthropologismus nicht das mindeste gemein, gehören vielmehr zu den gewagtesten und kühnsten Speculationen, welche in den weitern und peripherischen Kreisen des Kantianismus vorgekommen sind. Wagner ging ähnlich wie Hegel von der Ueberzeugung aus, daß Sein und Denken in ihrem Grunde eins seien, und stellte demzufolge für alles Sein ein gemeingültiges Gesetz des Denkens auf, das Gesetz des Satzes, Gegensatzes, der Vermittelung und des Vereinsatzes, im Schema von:

1. Wesen.
2. Gegensatz. 3. Vermittelung.
4. Form.

Indem Wagner diesen speculativen Grundsatz unermüdlich an allem möglichen empirischen Material durchprobirte und durchsetzte, entstand ein überraschendes Schauspiel interessanter Begriffsspiele, ähnlich einem zierlichen dialektischen Tanz, im wirbelnden Rhythmus alle Daseinsgebiete, alle innern und äußern Welten durchschwebend. Und da dieses Wagner'sche Weltgesetz seine inwendige Construction aus der Fichte'schen Wissenschaftslehre und dem Schelling'schen transscendentalen Idealismus entlehnte, so hatte es vermöge dieser Systeme mit dem theoretischen Theile der Kant'schen Lehre seinen genetischen Zusammenhang. Doch liebte er am meisten die angewandte Speculation und sah die Philosophie für ein hungriges Wesen an, dem nicht Stoff genug zur Verzehrung geboten werden könne. Baader's Speculation war hingegen ihrem ganzen Zwecke nach von ethischem und religiösem Charakter, ihren Mitteln nach jedoch stark naturwissenschaftlich gefärbt, weil ihr Urheber von Haus aus naturwissenschaftlichen und technischen Studien ergeben war. Baader erblickte im Naturdasein eine entartete Existenz, welche durch physiologische und moralische Erlösungsacte in harten Kämpfen und Entselbstigungen in einen ursprünglichern, nämlich bewußten und geistigen Zustand zurückgebracht werden will. Hierdurch gewann seine Weltansicht ihre große Aehnlichkeit mit dem praktischen Theile der Kant'schen Lehre, zufolge dessen die Vollziehung des absoluten Gesetzes der Moral in keiner Weise von Natur gegeben ist, vielmehr einen unablässigen Kampf gegen den nicht auszurottenden Hang zum Bösen in der menschlichen Natur erfordert. Der Unterschied dabei ist der, daß Kant bei diesem niemals zu beendigenden Kampfe den Menschen ganz allein an die Hülfe und den Beistand der reinen und schlechthin allgemeinen Vernunft, Baader hingegen ihn außerdem noch an eine specielle historische Heilsordnung verweist. In Betreff des äußern Gelingens ihres Werks haben Wagner und Baader entgegengesetzte Schicksale erfahren. Denn Wagner erntete Zeit seines Lebens als Lehrer fast fortwährenden enthusiastischen Beifall, aber seine Lehre wirkte nur in unmittelbarer Nähe, seine Schule hörte mit seinem Tode auf. Baader im Gegentheil machte als Lehrer niemals persönliches Glück, aber seine Lehre gewann nach seinem Tode eine magische Wirksamkeit, sie ergriff die verwandten Gemüther wunderbar, und scheint in fortwährender Ausbreitung begriffen zu sein. Dem Uebel einer Zersplitterung und Verschleppung der häufig in Gestalt fliegender Blätter erschienenen Baader'schen Schriften ist von seiten seiner Schule durch eine sorgfältige und vollständige Herausgabe seiner Werke und Tagebücher nachdrücklich vorgebeugt worden. Dabei beobachtet die Schule gegenüber andern Zweigen der Philosophie das Verfahren, daß sie ihr Unterscheidungszeichen, den speculativen Theismus, gern und geflissentlich als den sichersten Empfehlungsbrief und Kennzeichen einer wahren und gesunden Philosophie vorweist und hervorkehrt. Für gewisse Kreise mag das wol empfehlend sein, vom sachlichen Standpunkte aus ist es nicht zu billigen. Die Natur der Sache fordert vielmehr, daß die Philosophie Ideen, welche dermaßen an der Grenze des menschlichen Wissens liegen, wie die des Theismus, auch in derjenigen Zartheit der Umrisse verharren läßt, welche Gegenständen von dieser Vieldeutigkeit von Natur und Rechts wegen zukommt. In gar zu ähnlicher Weise

erinnert ein solches scharfes Betonen des Theismus an den Klang jener kampflustigen Sure im Koran:

> Nun, Ungläubige, höret mich an!
> Was ihr anbetet, bet' ich nicht an, u. s. w.

So etwas nimmt sich imposant aus in der Taktik der Waffen, in der Taktik der Schreibfedern ist es ohne Wirkung. Es kann sogar das Mistrauen erwecken, als sei das Augenmerk hierbei mehr auf ein tapferes Klopfgefecht, als auf eine unbefangene und vorurtheilsfreie Untersuchung unserer moralischen Natur gerichtet. Auf dem Felde der Philosophie erzeugt sich ein wirkliches und nachhaltiges Zutrauen immer nur dadurch, daß man das absolut Feste als nothwendig und unverrückbar der freien Bestimmung entnimmt, das minder Feste und Disputable hingegen als problematisch der freien Bestimmung überläßt. Nur auf diesem Wege entgeht man der Gefahr, in welche, wie oben bemerklich gemacht wurde, auch Schleiden verfallen ist, der Gefahr, theologische Streitigkeiten in die reine Metaphysik zu mengen, wohin sie nicht gehören. Und nur auf diesem Wege wird sich das Licht des Kant'schen Idealismus, von welchem auch die Systeme von Wagner und Baader abgeleitete Strahlen enthalten, immer reiner, tiefer und vielseitiger entzünden lassen. Der Streit über Theismus und Pantheismus ist bei diesem Geschäft durchaus mehr geeignet zu verwirren als aufzuklären. Und die Philosophie darf sich in Beziehung auf solche ihr eigentliches Wesen nicht berührende Nebenfragen gern die alte Maxime kirchlicher Politik in dogmatischen Dingen zu eigen machen: „In necessariis unitas, in ceteris libertas."

Karl Fortlage.

Zur Kriegsgeschichte der neuesten Zeit.

1. Das Schwert Italiens. Lebensskizze des Generals Joseph Garibaldi von Gustav Rasch. Drei Bände. Berlin, Nelte, Böltje und Comp. 1863. 8. 2 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.
2. Erlebnisse und interessante Begebenheiten eines Deutschen in englischen, römischen, garibaldischen, neapolitanischen und französischen Kriegsdiensten. Genau nach den geführten Tagebüchern bearbeitet und herausgegeben von J. R. Augsburg. 1863. 8. 15 Ngr.

Das alte Sprichwort:

> Kein schärfer Schwert, als das für Freiheit streitet!

ist das Motto von Nr. 1, während das von Nr. 2 ein persönlich lautet:

> Klage nicht, daß dir im Leben
> Ward vereitelt manches Hoffen,
> Hat was du befürchtet eben
> Doch auch einst dich nicht betroffen.

Damit ist auch schon die Verschiedenheit der beiden Schriften charakterisirt: die letztere beschäftigt sich nur mit eigenen Erlebnissen, indeß die andere aus schöner Begeisterung für den auf dem Titel genannten Helden und die Sache, der er dient, hervorgegangen ist. Beschäftigen wir uns denn auch zunächst mit diesem.

Gustav Rasch hat sich schon längst, namentlich durch sein Werk „Frei bis zur Adria", als Kenner der italienischen Zustände und als geistiger Mitstreiter für die Einheit und Unabhängigkeit Italiens documentirt, sodaß einem neuen Werke von ihm gegenüber der Leser schon weiß, daß er hier die getreuen Berichte eines Augenzeugen sowol als auch eines eifrigen Verehrers Garibaldi's vor sich hat. Man wüßte das auch, wenn er es nicht noch einmal in seiner Widmung an Elpis Melena (Frau von Schwartz, eine Rheinländerin, welche gleich nach der Nachricht von Garibaldi's Verwundung bei Aspromonte nach Turin und von da nach La Spezzia reiste, um den verehrten Gefangenen zu pflegen), sagte: „In denselben Sympathien und denselben Anstrengungen auf den Schlachtfeldern des Geistes, sowie in derselben Verehrung für den größten und edelsten Mann Italiens, begegnen wir uns seit Jahren. Es ist die heilige Sache der Freiheit des italienischen Volks, für die wir kämpfen; ihr erster und bester Streiter ist Joseph Garibaldi."

Im Vorwort gibt der Verfasser seine Quellen an; es sind dies zunächst die „Denkwürdigkeiten des Generals J. Garibaldi" von Elpis Melena, welche die südamerikanischen Feldzüge schildern. Zu der Beschreibung der Vorgänge in Rom und Venedig 1848 und 1849 benutzte er das von Garibaldi selbst empfohlene Tagebuch des Majors von Hoffstetter: „Garibaldi in Rom." Das übrige ist aus persönlichen Mittheilungen und nach Berichten von Augenzeugen, sowie nach eigener Anschauung geschrieben, darf also als zuverlässig angenommen werden.

Das erste Kapitel gibt eine ausführliche Charakteristik Garibaldi's, die mit folgenden Worten aus der „Italia del popolo" beginnt: „Es schwebt um Garibaldi's Namen ein Zauber, den nichts zu vertilgen vermag; ein ganzes Leben, gewidmet einer einzigen Idee, seinem Vaterlande; ein Name, geheiligt durch Ehren und Heldenthaten, erst im Auslande, dann in der Heimat; mehr als bewunderungswürdige Tapferkeit und Ausdauer; Einfachheit des Lebens und der Sitten, welche an die Männer des Alterthums erinnert; männliche Würde im Ertragen der schwersten Prüfungen und Verluste; Glorie und Armuth! Alles, was einen solchen Mann betrifft, ist werth und theuer."

Rasch geht auf alle einzelnen Charakterzüge, Tugenden und Talente Garibaldi's ein und weist durch die Aufzählung von Thatsachen die Angriffe seiner Feinde — der Feinde der Freiheit und demgemäß auch ihrer Kämpfer — zurück. Namentlich erwähnt er, wie die augsburger „Allgemeine Zeitung" und andere conservative deutsche Blätter das Möglichste darin geleistet und wie ihre Verunglimpfungen so weit gingen, Garibaldi's Reden, die er während des Feldzugs in Neapel und Sicilien hielt, ganz entstellt und in der jämmerlichsten Weise wiederzugeben.

Am Ende dieses einleitenden Kapitels schreibt der Verfasser: „Italien hat viele große Männer, welche sich durch hohe Tugenden, durch Opfermuth, Vaterlandsliebe und durch außerordentliche Erfolge ganz enorme Verdienste um die Freiheit ihres Landes erworben haben. Die Liebe zum Vaterland ist ein hervorragender Zug im Charakter des Italieners. Er kann stolz darauf sein vor den Völkern Europas; denn er nimmt in dieser Tugend die erste Stelle ein unter den europäischen Völkern. . . . Die Deutschen, die Polen und Ungarn können sich den einmüthigen Widerstand der Nation als ein leuchtendes Exempel nehmen. . . . . Wollte ich alle diese Namen nennen, die Namen aller ihrer Märtyrer und Kämpfer für die nationale Auferstehung ihres Landes, ich könnte ein Buch damit füllen. Darin aber gerade bestand der größte Opfermuth dieser Männer, daß, wenn es sein müßte, sie ihre eigenen politischen Grundsätze der Nothwendigkeit opferten, Italien erst frei und unabhängig zu machen."

Die Knaben- und Jünglingsjahre Garibaldi's werden im zweiten Kapitel geschildert. Er ward zu Nizza am 4. Juli 1807 geboren, nicht, wie die reactionäre Partei in Deutschland ausgesprengt hat, als der Sohn eines armseligen Fischers, sondern der Sohn eines wohlhabenden Mannes aus Chiavari: Dominic Garibaldi, der eigene Fahrzeuge commandirte und auf die Erziehung seines Sohnes allen Fleiß und alle mögliche Sorgfalt verwendete. Seine Mutter nennt er selbst ein Muster für alle Mütter. Seine Aeltern hatten ihn zu einem friedlichen Berufe, Arzt oder Advocat, bestimmt; seine Neigung Seemann zu werden, war aber unbezwinglich, und so gab man dieser endlich nach. Von weiten Reisen kam er 1833 aus dem Orient nach Marseille zurück. Mazzini nahm ihn in „das Junge Italien" auf und Garibaldi trat zu politischen Zwecken in die

piemontesische Marine ein. Der Aufstand in Genua misglückte. Garibaldi floh und las auf seiner Flucht sein Todesurtheil in einer französischen Zeitung. Auf einen mehrmonatlichen Aufenthalt in Marseille folgen nun eine Reihe der verschiedensten Reisen, welche Garibaldi theils als Führer fremder Schiffe, theils mit seinem Freunde Rosetti in eigenen Handelsgeschäften unternahm. So kam er nach Rio-de-Janeiro und trat in die Dienste der Republik Rio-Grande; in allen deren Kämpfen verrichtete die „italienische Legion" unter Garibaldi Heldenthaten, eine ihm dafür von Ribera gebotene Nationalbelohnung (1844) wies Garibaldi zurück. Als er 1848 die Kunde von den Volkssiegen in Palermo und Neapel vernahm, verließ er Montevideo, um nach Italien zu gehen. In Nizza ließ er Karl Albert seine Dienste anbieten, allein man verweigerte ihm dort ein Commando, weil man sich zu compromittiren fürchtete; auf die Rathschläge, die ihm der Kriegsminister ertheilte, antwortete Garibaldi: „Ich bin ein Vogel fürs Freie, nicht für den Käfig", und wandte ihm den Rücken. Die provisorische Regierung von Mailand ernannte Garibaldi zum General und berechtigte ihn ein Freicorps zu organisiren; aber sie gab ihm dazu weder Geld noch Waffen und Uniformen. Aber Garibaldi brachte dennoch bald zwei Bataillone Freiwilliger zusammen. Als Mailand verloren war, ging er nach Rom und ward „das Schwert der römischen Republik". Ausführlich schildert der Verfasser diesen heldenmüthigen Kampf wie den Abzug Garibaldi's von dem gefallenen Rom nach der Republik San-Marino und seine Flucht nach Sardinien. Aber auch hier wagte man nicht ihn zu dulden. Man ersuchte ihn sich selbst einen Verbannungsort zu wählen. Garibaldi gehorchte der politischen Nothwendigkeit und wählte dazu Tunis. Aber der Bei gestattete ihm die Landung auf seinem Gebiet nicht und Garibaldi begab sich nach Tanger. Dort ging er, ohne ihn zu kennen, zu dem sardinischen Consul Carpeneto, einem Genueser. Dieser fragte nicht nach dem Gefallen oder Misfallen seiner Regierung; er bot dem berühmten Flüchtigen sein Haus an und überhäufte ihn mit Liebenswürdigkeit und den aufrichtigsten Sympathien. Sechs Monate blieb Garibaldi in seinem Hause; dann schiffte er sich nach Liverpool ein. Carpeneto aber verlor wegen seiner Theilnahme für Garibaldi seine Stelle als Consul. Jetzt aber wohnt er im Hause des Einsiedlers von Caprera als sein Secretär und Freund, denn auch die Dankbarkeit fehlt nicht unter Garibaldi's Tugenden.

Garibaldi machte nun wieder große Seereisen. Von 1854 an gestattete ihm die sardinische Regierung zurückzukehren. Er lebte in tiefster Zurückgezogenheit in Nizza und 1855 kaufte und bebaute er seine Besitzung auf der Insel Caprera und bezog dieselbe mit seinem Sohn Menotti und seiner Tochter Theresa. Seine Gattin Anita hatte er bekanntlich auf der Flucht nach dem Falle Roms verloren. Im Jahre 1856 kaufte er sich einen Kutter Namens „Emma", mit dem er von seiner Insel Frachtreisen nach dem Festlande machte. Dasselbe verbrannte im folgenden Jahre und er widmete sich nun nur der Bebauung seines Grundstücks und der Gesellschaft und Erziehung seiner Kinder.

Das Jahr 1859 rief Garibaldi aus seiner insularischen Abgeschiedenheit wieder auf den Kriegsschauplatz. In dem kurzen glänzenden Feldzuge, der die Herzogthümer und die Lombardei von der österreichischen Herrschaft befreite, befehligte er, unabhängig von der vereinigten italienisch-französischen Armee, das Corps der Alpenjäger. Auf demselben Kriegschauplatz erhob er von neuem das Banner der italienischen Unabhängigkeit, auf dem er 1848 als der letzte Streiter für Italien das Schwert gezogen hatte, in der Umgegend des Langen- und Comersees. Der Friede von Villafranca machte diesen Feldzug zu einem kurzen und im Jahre 1860 ward Garibaldi der Befreier Siciliens und Neapels.

Ehe der Verfasser diese glorreiche That näher schildert, gibt er im zehnten Kapitel (Band 2) eine ausführliche Beschreibung der neapolitanischen Zustände. Von dem König Ferdinand sagt er: „Er war ein Tyrann aus Princip und Charakter; denn er war Absolutist und hatte eine seltene Energie, vielleicht besaß kein lebender Mensch in Europa diese Energie. Man erinnert sich, wie er alle Ermahnungen des englischen und französischen Cabinets, sein Regierungssystem zu ändern, abwies und trotzig sich auf seine Kanonen, auf seine Bajonnete und auf seine Schiffe berief. Er hatte von seinem Standpunkte aus recht, und es ist jedenfalls etwas Großes darum, mit solcher Consequenz und mit solcher Energie auf seinem Standpunkte zu verharren. König Ferdinand war kein Knecht der Priester, er gebrauchte die römische Hierarchie zur Stütze seines absolutistischen Systems, die Priester waren ihm unterthan."

Philipp II. von Spanien, Ludwig XI. von Frankreich, dessen beständiger Begleiter der Henker war, haben nach des Verfassers Ansicht Ferdinand im Absolutismus ihrer grausamen und blutigen Regierung nicht erreicht; nur Tiberius, Caligula und Nero findet er ihm vergleichbar. Dem General, der 1848 von Neapel nach dem aufständigen Palermo absegelte, um es zu bombardiren, gab er folgende Specialinstruction von seiner eigenen Hand geschrieben mit: „Machen Sie mir aus Palermo einen Garten, wenn es sich nicht unterwirft!"

Der Verfasser erklärt, daß er das Material zur Charakteristik dieser entsetzlichen Regierung in Neapel selbst gesammelt, und fährt fort: „Ich habe diese Zustände selbst gesehen, oder ich habe sie mir von den glaubwürdigsten und ehrenwerthesten Personen — ohne Ausnahme Männer einer sehr gemäßigten politischen Meinung, welche sämmtlich der streng constitutionellen Richtung angehören — schildern lassen. Ich will unter meinen Quellen hier nur einige europäische Namen, wie Poerio, Imbriani, Massari nennen; ich habe mich auch bei mehrern Consuln kleinerer deutscher Regierungen in Neapel, bei dortigen Bürgern, bei Kaufleuten aus Messina und Palermo erkundigt; ich habe die Offiziere der Garibaldi'schen Armee gefragt, die bei der Uebergabe Palermos zugegen waren, und sie haben mir bei ihrer Ehre versichert: «Wir haben die Gefolterten, deren Finger von der Anwendung der Torturwerkzeuge verrenkt und gebrochen waren, selbst gesehen.»"

Es folgt nun eine Darlegung von barbarischen Zuständen und raffinirten Grausamkeiten, die zu wiederholen uns nicht allein zu weit führen würde, sondern die auch unsere Feder sich abzuschreiben sträubt, nicht etwa weil wir sie bezweifelten, sondern vor Abscheu und natürlichem Schauder. Es ist schon so manches davon durch Zeitungen und andere Schriften bekannt geworden, aber zu solcher klarer Uebersicht ist dies schreckliche System vielleicht noch nicht gekommen, wie durch diese Darlegungen, und wir empfehlen schon darum diesen zweiten Band ganz besonders. Die ganze Verwaltung von Sicilien war nur ein Raubsystem, und von den Beamten sagte der preußische Consul: „Zu bestechen und zu kaufen waren sie alle; alle nahmen." Die Polizei stand über jedem Tribunal. „Seine Majestät wünscht eine schwere Verurtheilung", lautete die Bemerkung des Polizeiministers an das Criminalgericht, und es mußte gewillfahrt werden. Oder wenn die Freilassung der Gefangenen von den Gerichtshöfen angeordnet war, hielt sie die Polizei doch zurück; sie blieben, wie der Geschäftsausdruck war, „con empaea di polizia". Stockprügel, Ruthenhiebe, die Tortur in der vielfachsten Anwendung waren das Los der Verhafteten, und der Zustand der Gefängnisse blieb nicht hinter denen zurück, die uns die Schilderungen des barbarischsten Mittelalters aufbewahrt haben.

Dies unselige Land zu befreien, schiffte sich Garibaldi am Abend des 5. Mai mit 1085 Tapfern in Genua nach Sicilien ein. Sie waren lauter Italiener, kein zusammengelaufenes Lumpengesindel aus allen Ländern, wie verschiedene conservative Zeitungen gesagt haben; außer den tapfern Obersten Türr und Tuckery war kein Ausländer unter ihnen. Die neapolitanische Armee bestand aus 140—186000 Mann. Der Verfasser bemerkt: „Gegen diese Armee nahmen die Tausend Tapfern in den rothen Hemden, schlecht bewaffnet, mit vier Kanonen, den

Kampf auf, aber in jedem von ihnen lebte der Gedanke für Italien zu sterben oder zu siegen und sie führte »der Richter von Italien«, der »Held aus dem Cornelius Nepos mit dem Muth eines Löwen und dem Gemüth eines Kindes«, wie Alexander Herzen seinen Freund Garibaldi so bezeichnend nannte."

Diese Kämpfe und Siege bis zur Flucht des Königs und Garibaldi's Einzug in Neapel bilden den weitern Inhalt dieses Kapitels. Es werden darin unter anderm durch authentische Zeugnisse und Documente dargethan, welcher Greuel sich die Generale Franz' II. in Palermo — auf den ausdrücklichen Befehl ihres Herrn, wie sie selbst später behaupteten — schuldig gemacht haben; es wird dadurch gezeigt, welcher Art das grausame Bombardement war, welches die conservativen deutschen Zeitungen „ein sanftes Bombardement" genannt haben.

Das elfte Kapitel schildert: „Neapel nach dem Einzuge Garibaldi's" und den Garibaldi-Enthusiasmus. Hier nur eine Stelle: „Der Bomba-Enthusiasmus der Lazzaroni wurde im Palazzo reale mit Geld gemacht; er hörte deshalb auch sofort auf, als die Geldspenden ein Ende hatten. Der Garibaldi-Enthusiasmus war nicht gemacht; er entstand aus dem Gefühl für Freiheit und Unabhängigkeit, welches auch in den Herzen von Sklaven nie erlöschen kann, und aus Bewunderung für die großen und seltenen Eigenschaften dieses seltenen Mannes. Einige Tage nach meiner Ankunft in Neapel wurde von den Garibaldi'schen Soldaten eine große Summe aufgefangen, welche Agenten des Königs aus dem Palazzo reale heimlich zu Schiff nach Gaeta schaffen wollten; es war über eine Million Piaster. Die Stadt Neapel bot diese Summe dem Befreier Italiens als ein persönliches Geschenk an. Garibaldi schlug es aus und gab es dem Lande. Zwanzig mir unbekannte Menschen erzählten mir die Geschichte auf der Straße, sie erzählten es mir im Drange sich mitzutheilen, wie sie es vielleicht zehn andern erzählten; sie erzählten es mir im Enthusiasmus für Garibaldi mit blitzenden Augen, feurigen Herzens, mit Händen und Füßen gesticulirend. Ein Mann schlug eine Million aus! Sie konnten diesen Gedanken nicht fassen; er stieg ihnen zu Kopfe, er berauschte sie wie der Lacrimä Christi, der auf den Rebenhügeln des feuerspeienden Berges wächst. Sie hatten unter ihren Beamten und Generalen nur Lumpengesindel gesehen, denen die Leidenschaft des Stehlens und Betrügens zur andern Natur geworden war, einen Filangieri, Ajossa, Salzano u. s. w., welche in wenigen Jahren sich Majorate und Herzogthümer zusammenstahlen. Und jetzt schlug ein armer Mann, der factisch Herr des Königreichs Süditalien war, eine Million aus! Niemals war ein Mensch in der Welt so populär wie Garibaldi in Süditalien."

Mit der Schlacht vom 1. October in der Ebene zwischen Santa-Maria und Capua, in der Garibaldi, als seine Truppen weichen wollten, sich selbst mitten unter die Feinde stürzte mit dem Rufe: „Heute müssen wir alle für Italien sterben!" und dadurch den Sieg errang, endet der zweite Band.

Der dritte Band gibt im dreizehnten Kapitel unter der Ueberschrift „Ein guter Priester" ein Klosterbild, und im vierzehnten zeigt er Garibaldi als „den Dictator Beider Sicilien". Garibaldi hätte Capua durch ein Bombardement täglich nehmen können, aber seine Politik war eine zuwartende und gemäßigte, die Truppen in den Festungen waren ja Italiener, er wollte sie schonen und wartete darum auf die piemontesische Armee, welche die Uebergabe der Festung zur Folge haben mußte. Am 8. November überreichte Garibaldi dem König von Italien das Plebiscit und legte damit seine Dictatur nieder. Am folgenden Morgen schiffte er sich nach Caprera ein.

Das funfzehnte und letzte Kapitel: „Der Verrath", ist das inhaltschwerste des ganzen Buchs. Es beginnt mit der Schilderung römischer Zustände. Wie Ackerbau und Gewerbe daniederliegen, wie es um die Gerechtigkeitspflege bestellt ist, wird eingehend erörtert. Ueber die Banditenwirthschaft müssen wir eine Stelle abdrucken: „Das jetzige Räuberwesen in den süditalienischen Provinzen hat unter dem Schutze des Hauptes der katholischen Christenheit seinen Sitz in Rom aufgeschlagen. Es ist ohne jeden politischen Charakter, ohne jede politische Färbung. Seine Quelle und sein Herd ist die europäische Reaction, ihre letzte Hoffnung eine Restauration der bourbonischen Dynastie auf dem Throne des Königreichs Beider Sicilien. Im Quirinal läßt der entthronte König von Neapel, »il Re Bombino«, falsches Geld schlagen und mit diesem Geld bezahlt er die von ihm geworbenen Räuber. Der Peterspfennig, welcher den Getreuen der katholischen Kirche in allen europäischen Ländern aus der Tasche gestohlen wird, muß dazu dienen, Räuber zu besolden, welche in ganz Europa zusammengeworben worden.... Ein schändlicheres Spiel", fügt er seinen weitern Auseinandersetzungen hinzu, „ist mit dem Verbrechen in diesem Jahrhundert, in dem Jahrhundert der Civilisation und der Humanität, noch niemals getrieben worden."

Daß Garibaldi's Zug gegen dies zur Räuberhöhle gewordene Rom kein Fehler war, sondern „ein Meisterstreich", weist der Verfasser ausführlich nach und fährt fort: „Wäre der geniale Cavour noch Minister gewesen, er hätte den Römerzug Garibaldi's unterstützt und begünstigt. Aber in Turin war eine Napoleonische Creatur Ministerpräsident, der jetzige Gatte der Madame Solms. Der Zug von Palermo nach Aspromonte war durch den Verrath Rattazzi's begünstigt, zu Stande gekommen und vernichtet. Bei seiner Anwesenheit in Turin war Garibaldi seitens Rattazzi's jede indirecte Unterstützung verheißen. Das Spiel der piemontesischen Regierung, welches den Zug nach Neapel und Marsala begünstigte, sollte bei dem Römerzug zum zweiten male gespielt werden. Aber Cavour war ein ehrlicher Spieler; er führte sein Spiel zu Ende; Rattazzi begann es mit der Lüge auf den Lippen und dem Verrath im Herzen, und brach es ab, als ihm der günstige Moment gekommen schien, Garibaldi zu vernichten. Cavour spielte sein Spiel für die Befreiung Italiens, Rattazzi auf Befehl seines Meisters in Paris."

Es wird erzählt, wie Garibaldi Sicilien zu seinem Waffenplatze für den Römerzug machte, ohne daß ihm seitens der Regierung in Turin das mindeste Hinderniß in den Weg gelegt wurde, wie überall die Rothhemden auftauchten und der Ruf „Roma o morte" in allen sicilischen Städten ertönte. Die Ein- und Ausschiffung, der Abmarsch der Truppen, die Revuen Garibaldi's, alles fand statt ohne Widerstand, ohne ein Verbot zu finden. „Wir werden Sie officiell verleugnen", war Garibaldi zugesichert worden, „aber kümmern Sie sich um nichts, das alles steht nur auf dem Papier, in der Wirklichkeit soll Ihnen niemand etwas in den Weg legen."

„Aber neben der Treulosigkeit Rattazzi's schritt noch ein finsteres Gespenst: der Mord. Und der Mord ging darauf aus Garibaldi zu tödten. Das Cabinet Rattazzi wollte den heldenmüthigen Befreier Siciliens los sein. Die Actionspartei verlor durch seinen Tod eins ihrer bedeutendsten Mitglieder.... Eine Kugel im Gefecht in die Brust Garibaldi's und die Sache war abgethan.... Und kann über die Absicht des Mordes noch ein Zweifel obwalten, wenn man das Gefecht von Aspromonte in seine Einzelheiten verfolgt?"

Das ist eine schwere Anklage, aber der Verfasser weist sie durch die von einem Augenzeugen vernommene Schilderung dieses Gefechts auf das glaubwürdigste nach; er fügt zur weitern Bekräftigung der Aussage dieses Freiwilligen die Acte bei, die Garibaldi und sein Generalstab am Bord des „Duca di Genova" unterzeichneten.

Mit Garibaldi's Genesung von der schweren Wunde endet dies inhaltreiche Buch, das jedem Verehrer Garibaldi's und jedem Freunde Italiens eine willkommene Gabe sein wird.

Und nun ein Buch wie Nr. 2: „Erlebnisse und interessante Begebenheiten eines Deutschen"! Schon der Titel verräth, daß der Verfasser eigentlich gar nicht richtig schreiben kann, indeß dies ist es noch nicht, was uns in Verwunderung setzt, daß jemand ein Buch drucken läßt, ohne regelrecht und fließend schreiben zu können; sondern viel mehr ist es, daß jemand bald Garibaldi, bald dem Papste, bald den Engländern, bald den

Neapolitanern im Kriege dienen und das dann auch mit der größten Unbefangenheit erzählen kann. Der Verfasser dieses Buchs faßt eben nur den Entschluß fremde Kriegsdienste zu nehmen, um sich in das Weltgetümmel zu stürzen, um zu reisen, fremde Länder kennen zu lernen. So verläßt er seine Vaterstadt Augsburg 1856, um sich in der Schweiz von englischen Werbern für den Krimfeldzug anwerben zu lassen. Als er dann über England bis Smyrna gekommen, trifft dort die Friedensnachricht ein. Im Jahre 1859 nimmt er Dienste in der römischen Armee. Er selbst zählt binnen fünf Monaten mehrere hundert Desertionsfälle und auch er steht bald an der Spitze eines Desertionscomplots. Es wird verrathen und alle werden zum Tode durch Erschießen verurtheilt. In dem Augenblick, wo sie aus dem Gefängniß zur Vollziehung des Urtheils abgeholt werden sollten, überfielen die Gefangenen die abholende Wache, kämpften Mann gegen Mann, blieben Sieger und warfen sich dann in die Uniformen der Gefallenen; so entkamen sie aus Perugia und nach Florenz. Dann schifften sie sich nach Neapel ein und traten in Garibaldi's Dienste.

Er lobt die Uniformirung wie den Geist der Garibaldi'schen Truppen: „Strenge Disciplin herrschte; doch Maltraitirung der Mannschaft kam nicht vor; wehe dem, der es wagen würde die Mannschaft zu chicaniren oder durch leidenschaftliche Handlungen zu reizen.“ In einem kleinen Scharmützel wird der Verfasser von den Päpstlichen gefangen genommen und tritt nun ohne weiteres wieder in deren Dienste. Später wird er als Deserteur erkannt und ist in Ancona in neuer Gefahr und wieder durch dessen Fall gerettet.

Er verläßt die Piemontesen, die alles für ihn gethan haben, und geht zu Franz II., nur weil es ihm interessanter scheint, an der Vertheidigung von Gaëta theilzunehmen. Als es fällt, geht er wieder in französische Dienste, nur „weil er dem großen Manne des 2. December seine Dienste noch nicht angeboten“. Sie werden angenommen und er wird mit nach Afrika eingeschifft, dort bleibt er bis 1862 und kehrt dann in die Heimat zurück.

Von dergleichen abenteuerlichem Kriegsleben, nur um des Abenteuers willen, ohne jede Gesinnung, ja ohne nur einen leitenden Gedanken, hat man in unserm Jahrhundert kaum noch einen Begriff und sucht dergleichen nur im Mittelalter — und doch wird es hier mit der größten Naivetät erzählt. 3

Karl Löffler's „Geschichte des Pferdes“.

Geschichte des Pferdes. Von Karl Löffler. Zwei Theile. Berlin, von Decker. 1863. Lex.-8. 3 Thlr.

Dies Werk, dessen Ankündigung manches Befremden hervorrief und wol gar humoristisch gedeutet wurde, bildet die erste Abtheilung einer „Encyklopädie für Pferdefreunde, Pferdebesitzer und Pferdezüchter“, womit die Kreise bezeichnet sind, für welche es geschrieben worden ist. Es enthält aber auch viele Angaben von allgemeinem Interesse und verdient in d. Bl. daher eine wenn auch nicht in das eigentlich Fachgemäße eingehende Besprechung, der sich die zweite Abtheilung: Zucht, Pflege und Veredlung des Pferdes, entzieht. Nicht leicht ist ein Buch mit solchem Enthusiasmus für seinen Gegenstand geschrieben worden, als das vorliegende, den wir als alter Reiteroffizier und mit uns nur Pferdeliebhaber begreifen. „Nachdem Gott durch sein Wort den Himmel und die Erde, die Fische des Meeres und die Vögel der Luft geschaffen hatte, wollte er dem Menschen noch ein ganz besonderes Zeichen seiner Gunst geben: er schuf das Pferd. In der prächtigen Reihe der Wesen, in welcher seine Allmacht sozusagen nur Versuche machte, war der letzte Platz, d. h. der Platz der Vollkommenheit, dieser schönen Creatur aufbewahrt.“ So beginnt das erste Kapitel. Dasselbe bemerkt, daß sich das fossile Pferd, wie der fossile Mensch nirgends in den erschlossenen Schichten der Urwelt finden. Wir haben jedoch von fossilen Menschenknochen, in Ägypten gefunden, neuerdings gelesen — die Gelehrten streiten sich noch darüber. In der Apotheose — sit venia verbo! — des Pferdes heißt es dann weiter, man könne sich eine Welt selbst ohne Hausthiere denken, eine Welt ohne Pferde sei unmöglich. Möge der Leser im Buche sehen, wie begeistert der Verfasser den Beweis dafür durchführt. Die Urgeschichte des Pferdes beruht natürlich nur auf Schlüssen, sie wird hier weiter ausgemalt, wie unter den Hirtenvölkern, welche wahrscheinlich ihre Heerden zu Pferde gehütet, und wie das Pferd des Hirten zum Schlachtroß geworden. Der Verfasser macht darauf aufmerksam, daß der Name des Pferdes sich bei den ältesten Völkern findet, durch Wörter ausgedrückt, die keine Verwandtschaft untereinander haben, ein Beweis, daß dies edle Thier allgemein bekannt war. Fast alle andern Thiere haben Namen, deren Wurzelwörter mehreren Sprachen gemein sind. Eine Zusammenstellung der Pferdenamen aus 40 verschiedenen Sprachen wird dem Leser interessant sein; die meisten sind einsilbig: asp (Zendsprache), furs (arabisch), ma (chinesisch), at (türkisch), sus (hebräisch). Das cavallo, cheval u. s. w. ist freilich eine Erniedrigung, denn es kommt aus der spätern Latinität caballus, welches vom griechischen καβάλλης, Lastthier, Kamel, abstammt. Wo die Urheimat des Pferdes und welches die ältesten Reitervölker gewesen, läßt sich nicht mehr ermitteln. Die älteste und erhabenste Beschreibung des edeln Rosses findet sich im Buche Hiob; hier wird schon das Kriegsroß geschildert. Ueber den Ursprung des arabischen Pferdes hat Abd-el-Kader dem französischen General Daumas die Traditionen seines Volks mitgetheilt: danach hat Ismael, der Sohn Abraham's von der Hagar, als er in die Wüste verstoßen war, zuerst Pferde eingefangen und bestiegen; bei der spätern Entartung derselben ist nur eine einzige Rasse im Besitze des Königs Salomo in ihrer ganzen Reinheit bewahrt worden, welcher davon einer arabischen Gesandtschaft, die ihn wegen seiner Vermählung mit der Königin von Saba beglückwünschte, einen Hengst zum Geschenk gemacht; diesem verdanken die arabischen Pferde ihren Ursprung.

Der Verfasser knüpft daran die historisch beglaubigten Nachrichten. Noch zu David's Zeiten gab es keine Pferdezucht in Arabien, ja die Araber in Xerxes' Heere erscheinen, nach Herodot, nicht auf Pferden, sondern auf Kamelen. Arabien ist also nicht das Vaterland der Pferde. Hier finden wir aber die Verarbeitung des Materials nicht gelungen, viele, zum Theil unverbundene Notizen führen doch zu keinem rechten Resultat, wo also die eigentliche Heimat des orientalischen Pferdes zu suchen ist, das sich später durch die Perser und Araber weit verbreitet hat, und dessen kostbarste Nachkommenschaft das englische Pferd ist. Die Pferde des alten Orients werden uns dann vorgeführt. Besonders in Aegypten scheint Pferdezucht und Pferdedressur zu Moses' Zeit auf einer hohen Stufe gestanden zu haben. Doch wurde hier das Pferd mehr vor den Streitwagen gebraucht, als zum Reiten. Diodor's Angaben von Reitern in den altägyptischen Heeren, welche der Verfasser für seine Annahme, daß auch die Kriegsreiterei dort schon hoch gestanden, wiedergibt, sind für uns nicht überzeugend; die Wandbilder in den Denkmälern widersprechen ihm und die Erklärung, warum sie höchst selten einen Reiter darstellen, genügt uns nicht. Dagegen hatten die Kriegsheere der Assyrer, Babylonier, Meder und später der Perser eine zahlreiche Reiterei. Am berühmtesten war die der Parther, deren Name von Parasch, Pferd (hebräisch-phönizisch), abgeleitet wird; sie ritten ohne Sattel und Zügel und lenkten die Pferde nur mit den Schenkeln und mit der Stimme. Am wenigsten stand das Pferd bei den Hebräern in Ehren, ihre Vornehmen ritten auf Eseln. Erst Salomo führte Reiterei und Streitwagen ein und kaufte die Pferde dazu in Aegypten, Aethiopien und Syrien.

Dann geht das Buch zu den Pferden der alten Griechen, beleuchtet ausführlich ihre Stellung in der Mythologie, welche Neptun das Pferd schaffen läßt, und in der Heroenzeit, wo es im Kriege auch nur vor dem Streitwagen, nicht unter dem Reiter erscheint, und geht dann zu der historischen Zeit Griechenlands über. Hier wird von den Wettrennen erzählt, die meist zu Wagen gehalten wurden. Doch gab es auch Wettreiten. Unter

der Zahl der Sieger im Wettreiten bemerkt man auch, neben den Königen und Helden, noch zwei der berühmtesten griechischen Philosophen: Pythagoras und Empedokles; der Verfasser fügt hinzu: „Das Genie des Pferdes steht also mit allen Arten von Genies im Zusammenhange. Den Alten gebührt die Ehre, dies begriffen, uns trifft die Schande, es vergessen zu haben.“ Das treueste Bild von den Reitern und Pferden der griechischen Epoche gibt der Fries des Phidias, welcher das Fest der großen Panathenäen darstellt; wir lesen eine Charakteristik der Pferdebilder, die er enthält; sie sind nur im Schritt oder Galop zu sehen, der Trab war fast gänzlich aus der Reitschule der Alten verbannt, wie ihn auch heute die südlichen Völker nicht reiten.

Von dieser Betrachtung geht das Werk zu der Reitkunst der Griechen und Römer, welche zu unterscheiden sind; für die erstere ist Xenophon's Abhandlung natürlich zum Grunde gelegt. „Bei den Römern wurden die Pferde und die Reiterei sehr früh eingeführt und hoch in Ehren gehalten, wahrscheinlich nach dem Vorbilde von Etrurien, dem Aegypten des westlichen Continents.“ Das Pferdegeschirr, die Zäumung, das Alter der Hufeisen, der Sättel, die Art der Zucht, des Zureitens und der Verpflegung ist eingehend dargestellt und eine Fülle von Notizen und Anekdoten aus den alten Schriftstellern über Pferde und ihre Leistungen eingeflochten, darunter die Geschichte des Bucephalus mit ihren Varianten.

Ueber die Wanderungen des Pferdes mit den Völkern, welche bei den Griechen und Römern „Barbaren“ hießen, gibt der Verfasser seine Forschungen und als Resultat derselben, daß der Mithra-(Sonnen-)Dienst, der sich von den Persern fast über alle Völker verbreitet, dem Pferde, als dem Symbol des Sonnenlaufs (θεός, von θεῖν, laufen), göttliche Verehrung verschafft habe; bei den Galliern und Germanen, auch bei den Celtiberiern kommt es dann als Symbol auf Münzen und Schildern vor. March, Marr, Marc hieß celtisch das Pferd, davon lesen wir eine stattliche Reihe von Ableitungen; Etymologen mögen sie prüfen. Die gallische Reiterei war vortrefflich, 30 gallische Reiter unter Cäsar schlugen im afrikanischen Kriege 2000 Numidier in die Flucht.

Von der römischen Reiterei wird in drei Kapiteln gehandelt, in denen besser manches, das bereits vorweggenommen war, seinen Platz gefunden hätte, wie eine Menge von Abschweifungen in spätere Zeiten bis dahin aufgespart geblieben wären. Chronologisch hat der Verfasser seinen Stoff nirgends gruppirt, sondern sich immer von dem eben besprochenen Thema fortreißen lassen, dasselbe sprungartig durch die Zeitalter zu verfolgen, wobei denn vieles mit unterläuft, das der Geschichte des Pferdes fremd ist, z. B. die Modetracht der Schellen an der Kleidung, mit Belegen aus Zeitgedichten, sodaß der Verfasser sich selbst sagen muß: „Doch zurück zur Geschichte der Pferdezucht!“ Wir führen dies nur an, um zu zeigen, daß in dem Buche „mancher manches finden wird“, das ihn interessirt. Mit der Anordnung des Stoffs könnten wir uns allerdings hier nicht befreunden. Nachdem das Werk von der Pferdezucht unter den Karolingern und den folgenden deutschen Dynastien gesprochen, kommt es auf einmal wieder auf den fraglichen Hufbeschlag der Alten ausführlich zurück und beginnt dann von neuem mit den letzten Zeiten des römischen Reichs, von wo es auf altarabische Sagen und Mohammed, das arabische und normannische Pferd übergeht, und das Lied eines provenzalischen Troubadors, das beide Rassen in einer Erzählung vergleicht, seinem ganzen Umfange nach mittheilt, natürlich in Prosa übersetzt.

Läßt man dem Werk diese Eigenthümlichkeit zu, so wird man überall die reiche Belesenheit und Forschung des Verfassers anerkennen müssen, welche ihm jene Fülle des Materials zu Gebote gestellt hat. Das Mittelalter mit seinen Turnieren, Streitrossen und Palefrons, Pferden in den Romanen und Legenden füllt das letzte Kapitel des ersten Theils und schließt mit einer mittelalterlichen Erzählung: „Klage über den Trab“, worin Frauen, die im Leben ihre Männer gequält, nach dem Tode verurtheilt sind, gespenstige Cavalcaden auf Hartrabern zu machen. Den Palefroy — von den Deutschen Palafrid genannt — würden wir aber nicht das „Paradepferd“ nennen, eher Zelter, da es eben doch nur ein „Beipferd“ gewesen ist, welche Ableitung des Worts nach Lange der Verfasser selbst wenigstens anführt. Es gibt übrigens auch Beispiele, daß der Palafrid im Gefecht geritten worden ist. Vor Mailand nahm Graf Albrecht von Andechs und Tirol die Herausforderung eines Italieners an, erschien nur auf seinem Palafrid und erlegte den Gegner.

Der zweite Theil des Werks betrachtet die gegenwärtigen Rassen der Pferde und schildert sie nach den Ländern einzeln in ihrer Entwickelung und ihrem Zustande mit dem genauesten Detail, aus welchem Grunde wir uns enthalten müssen, hier näher darauf einzugehen. Pferdekenner werden die Charakteristik der einzelnen Rassen ebenso scharf als richtig finden, aber auch andere Leser würden in diesem Theile eine Menge wahrhaft vortrefflicher Schilderungen finden, z. B. die einer Schlacht zwischen Pferden der südrussischen Steppe und Wölfen, welche letztern dabei gewöhnlich den Kürzern ziehen. Der Verfasser stützt sich vielfach auf Berichte zuverlässiger Reisender für entferntere Gegenden und führt sie zum Theil wörtlich an. Jedenfalls hat er ein Werk geliefert, das in seiner Art noch nicht dagewesen und dem Publikum seiner Encyklopädie, deren erste Abtheilung es bildet, sehr willkommen sein wird.

Karl Gustav von Berneck.

Zur Romanliteratur.

1. La Stella. Roman aus Venedigs Gegenwart von Franz von Remmersdorf. München, Fleischmann. 1863. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.
2. Moderne Gesellschaft. Roman in zwölf Büchern von Franz von Remmersdorf. Vier Theile. Leipzig, Brockhaus. 1863. 8. 5 Thlr.

Der (pseudonyme) Verfasser hatte schon in seinem in d. Bl. ebenfalls von uns besprochenen Erstlingsroman „Unter den Ruinen“ ein beachtenswerthes Talent für die culturgeschichtliche Auffassung und realistische Schilderung unserer modernen gesellschaftlichen Zustände bewährt. Auch in den vorliegenden Romanen verleugnet sich dasselbe nicht. Wenn sie, namentlich der erstere, gleichwol dem Leser einen geringern Grad von Befriedigung gewähren, so liegt der Grund davon offenbar in dem weniger stoffhaltigen, mehr von der Oberfläche geschöpften Inhalt. „Unter den Ruinen“ hatte den Vortheil des unmittelbaren Hereinspielens der unerschöpflich interessanten politisch-kirchlichen Verhältnisse Roms und seiner außergewöhnlichen, farbenreichen Scene voraus. „La Stella“ bietet nun zwar auch einen fremdartigen Schauplatz, das wunderbare Venedig. Wir können hier jedoch nur ein treues Localbild, nicht zugleich auch ein poetisch aufgefaßtes, culturhistorisches Gemälde dieser weltberühmten Lagunenstadt anerkennen. Der Erzählungsstoff ist mehr als prosaisch; es ist die ziemlich interesselose, größtentheils sehr platte Geschichte zweier Schwestern aus dem Bürgerstande, von den die eine ein frivoles Demi-Monde-Leben zur oberflächlichen Zierpuppe, die andere zur intriguanten Abenteurerin macht.

Ungleich bedeutender gibt sich der Inhalt des größern Romans „Moderne Gesellschaft“. Der Kern desselben, die Schilderung unserer socialen Corruption, welche an einem reichhaltigen Nebeneinander der verschiedensten Gesellschaftsschichten im allgemeinen und einzelner Persönlichkeiten im besondern, namentlich aus der aristokratischen Sphäre, mit frappirender, oft fast erschreckender Realistik durchgeführt wird, ist zwar auch nicht das anziehendste Thema, um so weniger als mit Ausnahme Manfred Windeck's solche Gestalten, für die wir eine gesunde Sympathie empfinden könnten (Helene von Rothenlöwen, welche der Verfasser gegen seine Gewohnheit aus dem Idealen conciplrt zu haben scheint, ist zu verschwommen und zu schattenhaft gehalten), gänzlich fehlen; es wird jedoch gehoben durch mannichfache anregende Streiflichter auf das Gebiet der Politik und Religion. Dieser Roman spielt nicht im lebensfrohen Italien,

sondern im nüchternen Deutschland, und zwar theils in der großen Residenz eines süddeutschen Königreichs, theils auf den Gütern eines seiner großen, früher reichsfürstlichen Grundbesitzer, um dessen einstige Beerbung sich der Angelpunkt der Erzählung dreht. Bei den vielfachen conflictreichen Kirchthurmrennen um die schwer zu erlangende Gunst dieses fürstlichen Sonderlings und Einsiedlers geht es übrigens auch hier auf den verschiedenen Schauplätzen bunt und abenteuerlich genug zu, obschon sonst die Darstellung in ihrem Colorit die überall mehr und mehr nivellirende Wirklichkeit mit einer Genauigkeit nachahmt, die mitunter selbst peinlich werden kann. Dies dem Verfasser eigenthümliche, wir möchten sagen tendenziöse Streben nach einem möglichst hohen Grade von Realität, dessen Herbigkeit in seinem Erstlingswerk „Unter den Ruinen" noch durch einen gewissen poetischen Duft gemildert wurde, den wir in den beiden vorliegenden Romanen nur ungern vermissen, mag ihn hier denn auch wol hin und wieder zu jener allzu behaglichen Breite veranlaßt haben, die zu den leichten, genrebildartigen Stoffen nicht im rechten Verhältniß steht. 17.

Notizen.

Die Gebeine berühmter Männer.

Durch die Zeitungen geht jetzt die Geschichte von Carnot's Grabmal in Magdeburg. Allgemein wird es als ein schöner Beweis von Pietät angesehen, nicht nur, daß die magdeburger Behörden die Gebeine des berühmten Helden da für immer wollen unversehrt ruhen lassen, wo diese einmal zur Ruhe eingescharrt worden sind, sondern daß sich auch für die Pflege und Erhaltung des Grabmals schon zuvor meist unbekannte Hände (die der nächsten Verwandten sind es am wenigsten gewesen) gefunden haben, welchen es Ehrensache war, den sterblichen Ueberresten des hochverdienten französischen, fern seiner Heimat ruhenden Kriegers immer aufs neue eine letzte Ehre anzuthun. Ebenso herrscht nur eine Stimme der Billigung darüber, daß Napoleon nach Bekanntwerden dieses magdeburger Beschlusses sofort von einer Ueberführung der Carnot'schen Gebeine nach Frankreich Abstand genommen hat. Ein französisches Blatt wies bei dieser Gelegenheit sogar ziemlich unverblümt auf den zweifelhaften Eindruck hin, den die Ueberführung der sterblichen Ueberreste Napoleon's I. nach Frankreich gemacht habe. Vielen berühmten Leuten ist es nicht so leicht geworden in Frieden zu ruhen wie Carnot. Wir stoßen zufällig in dem französischen Journal „L'Intermédiaire" auf einen Artikel voll interessanter Details über eine Entweihung, oder milder gesprochen Pietätlosigkeit gegen die sterblichen Ueberreste Voltaire's und Rousseau's, den wir auszüglich mittheilen wollen, weil er allgemeineres literarisches Interesse beanspruchen darf. Wir bemerken zunächst, daß Voltaire 1790, Rousseau 1795 am 11. October in der Gruft des Panthéon beigesetzt wurden, nachdem jener schon 12 Jahre in der Abtei Scellières, dieser noch mehr Jahre an einem andern Orte geruht hatte. Im Jahre 1814 wurden die Ueberreste beider wieder aus dem Panthéon herausgenommen und zwar von Fanatikern der Restauration. Auf diese Pietätlosigkeit bezieht sich der genannte Artikel. Es heißt in ihm: „In einer Mainacht des Jahres 1814 wurden die Gebeine Voltaire's und Rousseau's aus den bleiernen Särgen herausgenommen, in welchen sie eingeschlossen waren. Man that sie zusammen in einen leinenen Sack und trug sie in einen Wagen, welcher vor der Kirche hielt. Der Wagen setzte sich langsam in Bewegung, begleitet von fünf oder sechs Personen, unter diesen die beiden Brüder Puymorin. Gegen 2 Uhr des Morgens kam man auf wüsten Straßen an die Barrière de la Gare, gegenüber Bercy. Hier lag ein ödes, mit Bretern eingezäuntes Feld. Dieses Feld, damals zur Stadt Paris gehörig, hatte noch keine irgendwelche Bestimmung, die Umgebungen bestanden aus Butiken und Schenken. Auf diesem öden und wüsten Felde war inmitten eine tiefe Grube gemacht worden. Hier erwarteten einige andere Personen die Ankunft des Leichenzugs Voltaire's und Rousseau's. Nun entleerte man den mit den Gebeinen gefüllten Sack auf eine Schicht ungelöschten Kalks, warf Erde darauf und immer mehr, auf diese Weise die Grube, auf welcher hinterher die Urheber dieser letzten Beerdigung Voltaire's und Rousseau's stillschweigend herumstampften, zu füllen. Dann stiegen diese Urheber in ihre Wagen, zufrieden die heilige Pflicht eines Royalisten und Christen erfüllt zu haben."

Hieran knüpfen wir aus einem neuen Berichte Arsène Houssaye's, des französischen Generalinspectors der schönen Künste, einige Notizen über die Grabesstätte des berühmten Malers Leonardo da Vinci, der allgemein durch sein „Abendmahl" bekannt ist. Diese Grabesstätte war unbekannt oder in Vergessenheit gerathen, und Arsène Houssaye darf wol das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, diese Grabesstätte, wenn auch erst vor kurzem, doch wol endgültig festgestellt zu haben. Leonardo da Vinci, Zeitgenosse Franz' I., starb 1519 in seinem kleinen Schlosse du Clout und wurde (im August oder Juli, man scheint darin zu schwanken) seinem letzten Willen gemäß in der Kirche Saint-Florentin beim Schlosse von Amboise bestattet. Diese Kirche ward 1808 abgebrochen. Den Vandalismus trieb man so weit, daß man die Grabsteine verkaufte. Noch mehr, man ging in der Pietätlosigkeit viel weiter, man ließ die bleiernen Särge einschmelzen, ohne sich um die Gebeine, welche bis dahin daringelegen, ein graues Haar wachsen zu lassen. Interessant; bei Voltaire und Rousseau wurde die Pietätlosigkeit von Anhängern der bourbonischen Restauration, bei Leonardo da Vinci mit gleicher Ungenirtheit von Anhängern der Kaiserzeit betrieben. Man versilberte die bleiernen Särge und überließ die zu Tage liegenden Gerippe dem Spotte und Spaße der Kinder. Die Kinder ließen sich denn auch den Spaß gefallen, für sie waren die Schädel und Schienbeine Gegenstände des Kegelspiels. Diese Entweihung verdroß den Gärtner Goujon. Eines Tags vor Sonnenaufgang verscharrte er die Gebeine ganz nahe der Stelle, wo das Chor der Kirche gewesen war. Diese schöne That kam in Vergessenheit; man glaubte schließlich die Gebeine auf dem Kirchhofe Saint-Denis von Amboise bestattet. Mit vieler Mühe hat sich Houssaye der Enthüllung dieses Hergangs hingegeben und er glaubt seine Mühe insofern für mit Erfolg gekrönt halten zu können, als er einen bestimmten Schädel sammt Gebeinen mit ziemlicher Sicherheit für die sterblichen Ueberreste Leonardo da Vinci's meint ansehen zu dürfen. Namentlich hält er sich an den herrlichen Schädel, der ganz der Form des Kopfes ähnelt, wie sich Leonardo da Vinci selbst gemalt hat. Wir wollen nicht noch weiter gehen, sonst könnten wir uns außer an anderes vornehmlich an die pöbelhafte Art erinnern, gleichviel von wem sie ausging, mit der Humboldt's Leiche bei der Ueberführung auf die tegelsche Begräbnißstätte durch eine Vorstadt Berlins begleitet ward. Wir erwähnen nur noch, daß jenes obencitirte Blatt „L'Intermédiaire" nach Muster des englischen „Notes and Quiries" angelegt ist und eine Art „Beobachter dunkler Fragen" sein soll. Natürlich findet der berührte Voltaire-Rousseau'sche Fall Zweifler, das Aufsehen über die Möglichkeit einer derartigen Profanation ist aber allgemein. 11.

Ein Urtheil Jakob Grimm's über die Archive.

Wenn in neuerer Zeit neben den Bibliotheken auch die Archive sich als Horte der Wissenschaft bewährt haben, so ist doch auf der einen Seite der Zugang zu ihnen noch nicht so erleichtert, wie es gewünscht werden muß, auf der andern ihre Wichtigkeit noch nicht so allgemein bekannt, daß auch die Vertreter der Literatur- und Kunstgeschichte dort ihre Hülfe zu suchen gewohnt sind. Noch immer herrscht die Ansicht, daß die Archive, soweit ihre Erschließung möglich ist, hauptsächlich für das Studium der Staats- und Rechtsgeschichte Ausbeute gewähren, und doch haben in jüngster Zeit einzelne bedeutende Werke, welche es nicht mit dem Recht und der Politik zu thun hatten, nur durch die Benutzung von Archivalien das angestrebte Ziel zu erreichen vermocht. Mit der Zeit werden die Archive nach

dieser Seite immer mehr sowol gesucht als geöffnet werden, und so sei als eine Mahnung für beide Theile ein Urtheil Jakob Grimm's mitgetheilt, welches er kurz vor seinem Hinscheiden in einer Selbstanzeige des vierten Bandes seiner „Weisthümer" fällte: „Die Sammlung selbst ist dadurch mühsam geworden, daß es anfangs schwer hielt, den Zauber der Archive zu brechen, die sich für Rüstkammern der Regierung halten und ihre Schätze vor den Nachbarn und selbst den eigenen Landeskindern bergen. Sie sollten aber gleich den Bibliotheken allgemein zugänglich und keinem verschlossen sein, der daraus irgendwelchen Gewinn ziehen will. Immerhin möchten für den Staat die Verträge der jüngsten Jahrhunderte vorbehalten und strenger verwahrt bleiben, doch die alte Zeit, aus welcher unsere festauftretende Gegenwart keine Ansprüche mehr herholen kann, müßte freigegeben werden. Meistentheils ist es auch gar nicht der unmittelbare Inhalt, sozusagen das Geschäft der Urkunde, weshalb wir nach ihr greifen, sondern etwas für die Urheber Gleichgültiges oder Unbedeutendes; bei wiederholtem Lesen merken wir immer auf anderes. Wir haben aus dem 8., 9. Jahrhundert eine Fülle von Urkunden, in welchen 10, 20, 30 und mehr Namen verschenkter Mancipien oder Ortsnamen vorkommen, die für die Sprache von hohem Werth sind und sonst gar nicht erhalten wären; der Schreiber hatte keine Ahnung davon, daß diese Namen der Nachwelt in seiner Abfassung einmal das Wichtigste sein würden. Sämmtliche Weisthümer sind unschuldige Urkunden, deren Bekanntwerden niemand schadet und unsersgleichen nutzt." Was hier von den „Weisthümern" gesagt ist, erstreckt sich auch auf eine große Anzahl anderer Gebiete und selbst aus neuerer Zeit werden in den Archiven Schriftstücke bewahrt und geborgen, die das Licht nicht zu scheuen brauchen, sondern Licht zu verbreiten geeignet sind, ohne daß von seinen Strahlen Staat und Regierung beschädigt werden. 4.

Bibliographie.

Die warnende Ahnfrau der Geyersburg und das Blutgericht zu Hall. Stuttgart, Fischhaber. 1863. 16. 12 Ngr.

Arnold, C. T., Der Mensch und seine Vergeistigung. Ein Wort an die nach Wahrheit strebenden Jünglinge. Salzungen, Scheermesser. Gr. 8. 20 Ngr.

Contzen, H., Bausteine zur volkswirthschaftlichen Literaturgeschichte. 1stes Heft. Berlin, Springer. Gr. 8. 5 Ngr.

Frankl, L. A., Ahnenbilder. Leipzig, Leiner. 8. 15 Ngr.

Galen, P., Nach 20 Jahren. Roman. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 6 Thlr.

Geißler, R., Geschichten. Celle, Schulze. 8. 1 Thlr.

Gemmel, F. W., Das allgemeine Priesterthum der Christen. Eine kirchlich-sociale Zeitfrage, zur Förderung christlicher Gesinnung in Haus und Gemeinde beantwortet. Königsberg. 1863. Gr. 8. 12 Ngr.

Habicht, L., Kriminal-Novellen. Breslau, E. Trewendt. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Häbler, C. G., Wittekind. Ein Heldengedicht in zehn Gesängen. Leipzig, Leiner. 16. 15 Ngr.

Heller, K. B., Mexico. Andeutungen über Boden, Klima, Thier-, Pflanzen- und Mineralreich, Kultur und Kulturfähigkeit des Landes. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 16 Ngr.

Hözl, J., Gedichte. Triest, Schimpff. 8. 20 Ngr.

Jahrbuch für Freunde des Gustav-Adolf-Vereins. 1ster Jahrgang. Mit dem Porträt Th. G. L. Großmann's. Leipzig, Weber. Gr. 8. 1 Thlr.

Körner, J., Interessantes aus der Vergangenheit. Aus glaubwürdigen Quellen mitgetheilt. Schneeberg. Gr. 8. 6 Ngr.

Langen, J., Die letzten Lebenstage Jesu. Ein biblisch-historischer Versuch. Nebst einem Anhang über Golgatha und das heilige Grab. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lassalle, F., Herr Bastiat-Schulze von Delitzsch, der ökonomische Julian, oder: Capital und Arbeit. Berlin, Schlingmann. Gr. 8. 1 Thlr.

Macdonald, Diana Louisa, Villa Verocchio oder die Jugendjahre Leonardo da Vinci's. Eine Erzählung. Aus dem Englischen. Mit einem Vorwort von H. Weismann. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 20 Ngr.

Mixpickles-Album. Illustrirt von W. Schröter. Leipzig, G. J. Purfürst. 8. 7½ Ngr.

Oginski, Graf, Die Verbrechen in Polen oder die Geheimnisse von Warschau. Historisch-romantische Erzählung aus der Gegenwart. Deutsch von L. v. Alvensleben. Berlin, J. Abelsdorff. 8. 20 Ngr.

Palm, F., Friedrich Kraner. Eine Auswahl aus seinen Schulreden nebst Nachrichten über sein Leben und Wirken. Mit Porträt. Leipzig, B. Tauchnitz. Gr. 8. 24 Ngr.

Pfaff, J. G., Gesammelte Schriften. 1ster Band. Cassel, Krieger. 16. 25 Ngr.

Pfister, F., Der nordamerikanische Unabhängigkeits-Krieg. Als Beitrag zur Heeresgeschichte deutscher Truppen. 1ster Band. Kassel, Krieger. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Pia, J., Renan, was er ist, was er will, was er kann. Wien, Sintenis. 12. 15 Ngr.

Raabe, W. (Jakob Corvinus), Der Hungerpastor. Ein Roman in drei Bänden. Berlin, Janke. 8. 3 Thlr.

Scherer, E., und A. Coquerel d. J., Zwei französische Stimmen über Renans Leben Jesu. Ein Beitrag zur Kenntniß des französischen Protestantismus. Regensburg, Bößenecker. Gr. 8. 12 Ngr.

Seubert, A., Die Kriegführung der Dänen in Jütland, dargestellt an General Rye's Rückzug im Jahre 1849. Nach den Vorträgen des königl. dänischen Majors im Generalstab Carl Beck bearbeitet. Mit 1 Specialkarte. Darmstadt, Zernin. Gr. 8. 27 Ngr.

Werner, K., Die Kunde vom göttlichen Worte des Lebens. Eine Weihnachtsgabe. Schaffhausen, Hurter. 8. 12 Ngr.

Tagesliteratur.

Koopmann, W. H., Meine Rechtfertigung gegenüber den Verdächtigungen der Kreuzzeitung, in Betreff meiner Stellung zu unserer Landessache. Mit einer Anlage. Altona, Mentzel. Gr. 8. 3 Ngr.

Lasserre, H., Das Evangelium nach Renan. Frei nach dem Französischen übersetzt von C. München, Lentner. Gr. 16. 5 Ngr.

Lewinstein, G., Die preußische Volksvertretung in der Wintersession 1863—1864. Berlin, A. Jonas. Gr. 8. 5 Ngr.

Löwenthal, E., Herr Schleiden und der Darwin'sche Arten-Entstehungs-Humbug. Nebst einem Anhang: Sechs Thesen für die künftige Philosophie und Naturforschung. Berlin, Schlingmann. 8. 5 Ngr.

Lüdemann, C., Die Geistlichen Holsteins und die kirchliche Fürbitte. Kiel, Akademische Buchhandlung. 1863. Gr. 8. 1½ Ngr.

Moleschott, J., Die Einheit des Lebens. Vortrag bei der Wiedereröffnung der Vorlesungen über Physiologie an der Turiner Hochschule am 23. November 1863 gehalten. Gießen, Ferber. 8. 10 Ngr.

Oesterreich als Seemacht. Triest, Schimpff. Gr. 8. 10 Ngr.

Pressensé, E. v., Kritische Studie über Renan's Leben Jesu. Aus dem Französischen nach „Choix de bonnes lectures". Nebst einer Lebensskizze Renan's, aus dem „Figaro" übersetzt von T. Rissl. Augsburg, Kollmann. Gr. 8. 3 Ngr.

Stöpel, F., Gedanken über den deutschen Buchhandel. Berlin, Stöpel. 8. 7½ Ngr.

Uhlich, Nachklänge zum 18. October 1863. Rede. Magdeburg. 1863. 8. 2 Ngr.

Wie man in Deutschland Religionskriege macht. Frankfurt a. M., Verlag für Kunst und Wissenschaft. Gr. 8. 2 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Botanik der Gegenwart und Vorzeit
in culturhistorischer Entwickelung.
Ein Beitrag zur Geschichte der abendländischen Völker.

Von **Karl F. W. Jessen.**

8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Gestützt auf vieljährige gründliche Quellenstudien, unternahm es der Verfasser im vorliegenden, soeben erschienenen Werke, die Entwickelung der Pflanzenkunde von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart mit der allgemeinen Culturgeschichte zu einem einheitlichen Bilde zu vereinigen. Für jeden, der sich, sei es wissenschaftlich oder praktisch, mit der Botanik beschäftigt, wie nicht minder für den Culturhistoriker dürfte das Jessen'sche Buch, das sich auch durch fesselnde Darstellung auszeichnet, ein willkommener Wegweiser auf dem noch so wenig angebauten Felde sein.

Im Verlag von **E. Wilfferodt** in Leipzig ist erschienen:

Gedanken und Maximen Friedrich's des Großen. Nebst Schilderungen und Charakterzügen aus seinem Leben. Mit Illustrationen. Zweite vermehrte Auflage. Geh. Preis 22 Ngr.

Dieses interessante Werk hat seit seinem Erscheinen die allgemeine Aufmerksamkeit durch seinen gediegenen Inhalt auf sich gelenkt.

Wunderlich, Die Thierwelt in naturgeschichtlichen Schilderungen, Biographien, Charakterbildern, Jagdscenen u. s. w. Illustrirt durch Abbildungen nach Originalzeichnungen der ersten Künstler. Lexiconformat. 12—15 Lieferungen, von denen bereits 7 erschienen und jede 8 Ngr. kostet.

Inhalt und äußere Ausstattung gestalten dieses Werk zu einem vorzüglichen der neuern Literatur.

Ein neuer Band von Guizot's Memoiren.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps.

Par **M. Guizot.**

Édition autorisée pour l'étranger.

Tome VI. Gr. in-18°. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die sich ihrem Abschluss nähernden Memoiren Guizot's sind von der Kritik einstimmig als eine der werthvollsten Erscheinungen der historischen Literatur unserer Zeit anerkannt worden. Der soeben ausgegebene sechste Band ist durch seinen Inhalt besonders geeignet, das Interesse an dem Werke von neuem anzuregen, er umfasst den Zeitraum von 1840—42, behandelt neben innern Angelegenheiten namentlich die auswärtige Politik Frankreichs in jener Zeit und enthält zugleich weitere, bisher noch unpublicirte wichtige diplomatische Actenstücke.

Neueste Unterhaltungs-Literatur.
Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

In allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken ist zu haben:

Reisebilder aus Italien.

Von **Rudolph Gottschall.**

8. Elegant broschirt. Preis 1¼ Thlr.

Inhalt: Durch Oesterreich. — Venedig. — Padua — Bologna. — Florenz. — Rom. — Neapel. — Genua. — Mailand.

Kriminal-Novellen.

Von **Ludwig Habicht.**

8. Elegant broschirt. Preis 1¼ Thlr.

Inhalt: Die ersten Tausend. — Kein Glück. — Ein Advokat. — Zwei Finger. — Eine Moosthee-Geschichte. — Lady Macbeth.

Noch ein Jahr in Schlesien.

Anhang zu den „Vierzig Jahren"

von **Karl von Holtei.**

Min.-Format. Zwei Bände. Elegant broschirt. 20 Sgr.

Vor kurzem erschien in demselben Verlage:

Ludwig Rosen, Damals, Novellen aus den Befreiungskriegen. 8. Eleg. brosch. 1¼ Thlr.

Gustav vom See, Erzählungen eines alten Herrn. Neue Folge. 8. Eleg. brosch. 1⅓ Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

THE LIFE OF GOETHE.

By **GEORGE HENRY LEWES.**

Copyright edition.

Second edition, partly rewritten.

2 vols. 8°. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 20 Ngr.

Diese neue Auflage des berühmten Werks, anerkannt einer der besten Biographien Goethe's, ist vom Verfasser unter Benutzung der Resultate seiner neuern Forschungen und der in neuerer Zeit über Goethe's Leben in Deutschland veröffentlichten Aufschlüsse wesentlich umgearbeitet, sodass diese Ausgabe das Interesse eines ganz neuen Werks erregen wird.

Soeben erschien das **7. Heft** der 11. Auflage von

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

(Altan — Amu.)

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes werden noch Unterzeichnungen zum Subscriptionspreise von

☞ 5 Sgr. für das Heft von 6 Bogen ☜

angenommen und sind die bereits erschienenen Hefte daselbst vorräthig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 14. — 1. April 1864.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Literatur über die Körner-Feier.

1. Kriegsdichter des Siebenjährigen Kriegs und der Freiheitskriege von Heinrich Pröhle. Altona, Mayer. 1863. 8. 6 Ngr.
2. Zur Erinnerung an Theodor Körner's funfzigjährigen Todestag, 26. August 1863, herausgegeben von H. Niederhöffer. Berlin, Nicolai. 8. 7½ Ngr.
3. Theodor Körner. Vaterländischer Roman von Heribert Rau. Dem deutschen Volke eine Gabe zur Erinnerung an die Befreiung Deutschlands im Jahre 1813 und deren funfzigstem Jubiläum. Zwei Bände. Leipzig, Thomas. 1863. 8. 3 Thlr.
4. Theodor Körner. Historisches Drama in drei Acten von Georg Zimmermann. Darmstadt, Diehl. 1863. 8. 8 Ngr.
5. Theodor Körner. Eine Gedenkschrift zur funfzigjährigen Todesfeier des Dichterhelden, am 26. August 1863. Zweite Auflage. Dresden, Meinhold und Söhne. Gr. 8. 2 Ngr.
6. An Körner's Grabe. Vorspiel in einem Act, von Julius Pabst. Dresden, Meinhold und Söhne. 8.
7. Karl Theodor Körner. Sein Leben, sein Tod im Gefechte bei Rosenberg und sein Grab bei Wöbbelin in Mecklenburg-Schwerin. Eine Erinnerung an den 26. August 1813, zur funfzigjährigen Wiederkehr dieses Tages am 26. August 1863, dem deutschen Volke gewidmet. Schwerin, Oertzen und Comp. 1863. 16. 6 Ngr.
8. Theodor Körner. Heldengedicht in sechzehn Liedern von W. Lustkandl. Hamburg. 1863. 32. 6 Ngr.

Und Deutschland ward der großen Mahnung inne,
Denn Körner's Schwertlied, seiner Eisenbraut,
Ergab das Volk sich in gottsel'ger Minne,
In hoher Zeit ward sie ihm angetraut.
Der Sänger führte selbst den Hochzeitsreigen,
Und — o die Götter hielten ihn so werth:
Im Tod fürs Vaterland sein Haupt zu neigen;
Mit Lorber deckten Leier sie und Schwert.

Hier stehen wir am Grab des großen Todten;
O, nennt uns einen, der so jung errang
Das Höchste, was dem höchsten Wunsch geboten,
Nennt einen noch, der also starb und sang!

Darum durchglüht uns bei den tiefsten Schmerzen
Ein unaussprechlich wonnevolles Glück,
Daß ihm, dem reinsten deutschen Sängerherzen,
Geworden ist solch herrlichstes Geschick.

Von diesem heil'gen Grabe müssen melden
Der Wehmuth Thräne und des Jauchzens Klang,
Der Krieger starb den schönsten Tod des Helden,
Der ewig lebt in seinem Schlachtgesang.
Sein Segen strömt auf die bewegten Massen,
Die deutschen Jünglinge erfaßt es heiß,
Fürs Vaterland das gute Schwert zu fassen,
Und sich zu opfern für den höchsten Preis.

O! deutsche Jugend, faß' dies Eine mächtig,
O triff die eine einzig-hohe Wahl:
Das Leben, — reich und stolz, und hoch und prächtig —
Arm ist das Leben ohne Ideal!
Erfülle dich mit diesem schönsten Neide,
Ja, neide den, der um ein Lichtbild warb,
Sich ihm gelobte, und getreu dem Eide,
Für die Idee sang, rang und freudig starb.

Die goldene Hochzeit unserer Freiheit findet düsterschauende, verstörte Söhne und Enkel. Es ist keine Festtagsstimmung im deutschen Volke, wenngleich seine Fürsten sogar eine Vorfeier zu halten schienen, in der sie weniger zuversichtlich als vor funfzig Jahren anerkennen und verkündigen mußten, daß der Grund und Pfeiler aller, auch ihrer eigenen Wohlfahrt, das freie einige deutsche Volk sei. Schöne Worte sind gesprochen, erhabene Toaste erklungen und gute Wünsche laut geworden in diesem deutschen Vorparlament, aber der rechte Glaube, die feste Zuversicht, die stolze Wahrheit vor sich selbst fehlten, und wenn trotzdem dabei anerkannt worden, daß der deutschen Nation so eigentlich alles noch mangele, und wenn das deutsche volksthümliche Vorparlament, der Abgeordnetentag, sein sinnendes Haupt zu den Gaben schüttelte, welche die Herrscher im guten deutschen Reich zur goldenen Hochzeit darbringen — obgleich nicht vom Volke unbedingt verschmäht, wenn auch jetzt bereits als öfter-

reichisch und sonderbündlerisch erkannt —, so kann alles dieses keine rechte Fröhlichkeit aufkommen lassen zur Feier der goldenen Hochzeit der deutschen Freiheit, wie sie erwartet und erkämpft worden und ach leider heute noch ersehnt wird.

Bei solcher Stimmung in der deutschen Nation ist es in Wahrheit erfrischend aus dem Wirrsal düsterer Nebel eine Lichtgestalt sich erheben zu sehen, der alle Herzen zufliegen und jene aufrichtigen Huldigungen darbringen, die der goldenen Hochzeit der deutschen Freiheit gebracht werden sollten. Es war zu erwarten, daß der funfzigjährige Todestag des jugendlichen Sängers und Helden, Theodor Körner, der am 26. August 1863 vom deutschen Volke in erhebender Weise, am Grabe zu Wöbbelin und außerdem fast allerorten, besonders von den Sänger-, Turner- und Schützenvereinen, gefeiert worden ist, auch unter den Freunden des begeisterten Dichters eine geistige Bewegung hervorrufen werde, die sich vorzugsweise in literarischen Kundgebungen erging. Von diesen ist ein großer Theil vorübergehend in meinen Besitz gelangt und die übernommene Pflicht, mich mit diesen Zeichen der reinsten Liebe genau bekannt zu machen, hat mir seltene und hohe Genüsse bereitet. Am erhebendsten und den innersten Kern der Seele erfrischend waren dabei diejenigen, welche ich den schlichten Erzählungen verdanke, wie sie die meisten Broschüren bringen, die das Leben des Gefeierten ungeschmückt wiedergeben. Meine Ansicht, daß so abgerundete klare Gestalten, wie Theodor Körner, die bereits in ganz entschiedener Fassung ins Volk übergegangen sind, sich zu Vorwürfen für künstlerische Werke nur dann eignen, wenn eine Meisterhand sich daran versucht, hat sich entschieden bestätigt.

„Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort", wer kennt nicht diese erhabenen Sätze und würde bezweifeln, daß es unmöglich ist, sie in romantisches Beiwerk zu hüllen? „Im Anfang der ungeheuern Bewegung erklangen Körner's Lieder und die begeisterten Gesänge durchglühten alle Herzen und das Volk stand auf und Körner starb den Heldentod", das steht so fest, so unverlöschbar geschrieben in jedem deutschen Herzen und sagt alles, was zu sagen ist. Ganz anders verhält es sich mit Gestalten eines Jean Paul, Lessing, Schiller, die uns überdies in größerer Ferne entrückt sind, obgleich letzterer auch schon mehr ein klarer Begriff geworden und deshalb sich nur dann für einen Roman oder ein Drama gebrauchen läßt, wenn sich ein gleicher Meister an einem solchen Kunstwerke versucht.

Den zu besprechenden Werken stellen wir den als Jubelausgabe zur Körner-Feier bezeichneten Vortrag: „Kriegsdichter des Siebenjährigen Kriegs und der Freiheitskriege" von Heinrich Pröhle (Nr. 1) voraus. Soldatenlieder und Kriegslieder sind unterschieden wie Soldaten und Krieger. Erstere können nur vorschriftmäßigen Singsang leiern und in letztern ist immer das Feuer der Freiheit. Kriegslieder werden für, also während eines bestimmten Feldzugs und die besten im Kriege gemacht. Kein Wunder, daß sie im Frieden wenig gekannt und von Soldaten fast gar nicht gesungen werden, wogegen die thatendurstige Jugend, die Sänger-, Turner- und Schützenvereine, Kriegslieder lieben und singen. Kriegsdichtungen dagegen entstehen im Hinblick auf vergangene oder kommende Kriege, wenn auch selten, doch hin und wieder im Frieden. Auch sie werden von den Soldaten wenig beachtet, und deshalb haben die Scherenberg'schen Dichtungen, so ansprechend in ihrer eigenthümlichen, für diese Stoffe berechtigten Form und Kraft, bei den Soldaten gar keinen Anklang gefunden. Referent hat darin Erfahrung, denn auch er dichtete als junger Offizier beim Rekrutenexerciren oder hinter der Fronte sein „Erz und Marmor" und schrieb diese Gesänge, ins Quartier zurückgekehrt, mit dem Tschako auf dem Kopfe, schnell nieder. Die Hoffnung, damit in der Armee großen Anklang zu finden, war eitel, wogegen diese kriegerischen Dichtungen, welche die drei größern Heldenperioden Preußens: unter dem Großen Kurfürsten, unter Friedrich dem Großen und die Freiheitskriege besingen, bei Nichtsoldaten, aber echten Kriegernaturen, sich viele Freunde noch bisjetzt erwarben. Scherenberg's „Waterloo" sei bei dieser Gelegenheit und zu dieser Zeit lebhaft empfohlen. Man kann übrigens sicher sein, daß eine Armee von Soldaten keine Kriegslieder hat und kann also danach den vorhandenen Kriegersinn in den Heeren beurtheilen. Der Verfasser vorliegender Broschüre tritt unserer Ansicht bei (S. 14 fg.):

Nach dem Siebenjährigen Kriege und dem Tode Friedrich's des Großen besteht das Kriegslied während des höhern Greisenalters des preußischen Grenadiers in der Art fort, daß es in dem Grade wie das Heer selbst schwächer und matter wird, bis es vor und während des Aufschwungs im Jahre 1813 in jugendlicher Schöne dasteht. Als der Herzog von Braunschweig von seinem unglücklichen Feldzuge gegen Frankreich zurückkehrte, füllten die Gedichte hierauf aus wenigen Ortschaften in der Gegend des Harzes allein einen ansehnlichen Band. Die Lieder während dieses Feldzugs, die zum Theil wirklich aus dem Heere kamen, sind beschreibend, so zwar, daß an der Stelle der rollenden Schlachtendonner Friedrich's, nun die Regenschauer beschrieben werden, welche die Thatkraft der Preußen lähmten. Statt Triumphgeschreis vernehmen wir militairische Entschuldigungen, denn gesungen muß sein, und sollten eben statt der Siege Rückmärsche gefeiert werden.... Ihrem Inhalt nach kann man im allgemeinen die Lieder des Grenadiers als verpuppte epische Gedichte, die aus den Zeiten der Freiheitskriege aber, zu welchen wir jetzt übergehen, als rein lyrische bezeichnen. Der Fortschritt von jenen zu diesen beruht nun darauf, daß hier eben die Gattung reiner und einfacher zum Vorschein kommt. Die patriotischen Bestrebungen führen in den Freiheitskriegen eine bewundernswerthe Reinheit und Tiefe der Empfindung herbei, welche die damalige lyrische Dichtkunst zu einem ihrer erhabensten Höhepunkte, in der Entwickelung der deutschen Dichtkunst emporhob.

Was den dichtenden „Grenadier" anbetrifft, dürfte die Ansicht des Verfassers wol die richtige sein. Er sagt (S. 8):

Gleim nämlich müssen wir unbedingt für den preußischen Grenadier halten, obgleich wir nicht verschweigen wollen, daß wegen des erheblichen Abstandes seiner übrigen Gedichte von diesen Liedern, in dem Kreise, welcher ihn zuletzt umgab, wol der Gedanke aufgetaucht ist: Gleim sei nicht der Sänger der Lieder

eines preußischen Grenadiers, sondern dieser sei ein wirklicher Kriegsheld gewesen. Er sei im Siebenjährigen Kriege geblieben, und nun erst sei Gleim allmählich mit seiner Autorschaft hervorgetreten.

Der Verfasser erweist, daß die letzte Annahme nicht richtig sei, wenn auch Gleim alles gethan, um das Publikum an die Autorschaft des Grenadiers glauben zu machen, und sein Geheimniß in den Briefen an Lessing selbst unverändert festhielt. Der spielende Ton dieser ganzen Correspondenz thut genugsam dar, daß beide Schriftsteller über den Autor nicht zweifelhaft gewesen sind; wie denn auch Gleim auf den Tod des Grenadiers so anspielt, daß man an ihn unmöglich glauben kann. Nach einem Briefe vom 8. August 1757 war Lessing auf diesen Tod vorbereitet, aber erst nach mehr als einem Jahre fragt Lessing: „So ist er nun wirklich todt, unser Grenadier?" Und noch nach einem vollen Jahre sagte Gleim in Blankenburg zum Markgrafen von Baireuth, der ihm scherzhaft Grüße an den Grenadier auftrug: „Er ist todt, Ihre Hoheit, er ist bei Kunersdorf geblieben." Mit dieser Bemerkung spielt Gleim auf Ewald von Kleist an, dessen rühmliche Aehnlichkeit mit Körner im opferfreudigen Kriegermuth Pröhle zu der Bemerkung veranlaßt (S. 11):

Ja, sie suchten den Tod fürs Vaterland, denn sie gingen ihm nie auch nur einen Finger breit aus dem Wege. Sie suchten ihn, denn in ihren Gedichten finden sich im voraus die ergreifendsten Andeutungen desselben, und doch waren sie keine Seher, sondern nur brave Krieger, welche nichts voranszusehen vermochten, als daß sie in einem vielleicht gesteigerten Grade ihre Schuldigkeit thun würden.

Der Verfasser äußert sich später (S. 19 fg.):

Körner's Lieder erscheinen uns, seines frühen Todes wegen, als die Stimmen eines reinen Engels aus jener heiligen Zeit, wo noch alles Wollen in den einen großen Gedanken der Vaterlandsliebe gebunden war; in ihnen, so erscheint es, sind keine Irrungen, in ihnen ist nichts als Tugend, in ihnen sind keine Träume, in ihnen ist nichts als Wahrheit, kindliche Wahrheit; ihnen muß daher jeder andere Dichter jener Zeit ehrerbietig weichen.... Das Lied aber, das Körner vor seinem Tode niedergeschrieben hatte, das „Schwertlied", ist die Krone unter seinen Dichtungen. Wie hell und kindlich einfach ist der Gedanke und wie classisch ist er für diesmal durchgeführt, daß das Schwert des Kriegers Braut ist und daß er in der Schlacht mit ihr seine Vermählung feiert. Dieser Gedanke und somit das Lied selbst spricht die ganze Tiefe des damaligen Soldatenthums aus, wie es namentlich unter den Lützowern ausgeprägt war, mit seiner, durch die Ideen eines großen Heldenopfers, in welchem man sich dem Vaterlande vermählen wollte, einer sinnlichen unmittelbaren Liebe beinahe nicht unähnlichen Vaterlandsliebe. Dabei hat das Ganze etwas Geisterhaftes, als sähen wir im hellen Mondenglanz die den schlichten Gedanken in größter Mannnichfaltigkeit vorführenden Scenen vor unsern Augen vorüberschweben. Heldenmuth spricht aus jedem Worte, und wo noch ein deutsches Schwert blinkt, wird des „Schwertliedes" nicht vergessen werden.

Den Zauber, der auf den Namen Körner, Schenkendorf und Stägemann ruht (auf dem Namen Stägemann allerdings nur in bestimmten Kreisen), findet der Verfasser darauf gegründet, daß gerade diese Sänger die Erzieher ihres Volks, ihrem ganzen Wesen nach, waren. Der zarte religiöse Sinn, der Idealismus und die hohe Liebe zum Vaterland, die in jener Zeit aufblühten, wurden von diesen Kriegsdichtern am wirksamsten ausgesprochen, darum ist Theodor Körner nicht erst durch seinen Opfertod zum Ideal erhoben worden, „er war es schon im Leben durch eine Gunst der Verhältnisse, wie sie vielleicht niemals wiederkehrt".

Wir haben dies kleine Werk für sich selbst sprechen lassen und empfehlen es als einen Vortrag, in dem kein Wort zu viel ist und wo überall das rechte Wort gefunden worden.

Die schlichte Erzählung H. Niederhöffer's: „Zur Erinnerung an Theodor Körner's funfzigjährigen Todestag" (Nr. 2), nehmen wir mit Dank an. Wo die wahre Liebe spricht, dahin neigen wir gern unser Ohr. Die einfachsten Worte erhalten hohen Werth durch die heiligende Gesinnung, der sie entquollen sind.

Niederhöffer sagt, er habe schon seit seiner frühesten Jugend für „unsern Dichterhelden" sich besonders interessirt, ja für ihn schon als Kind geschwärmt. Seit dem ersten Erblicken seines Bildes so mächtig, so unwiderstehlich angezogen, steigerte sich diese Neigung, als ihm nun noch eine ihm theuere und werthe, jetzt ebenfalls schon längst in Frieden ruhende alte Person, die Theodor Körner gekannt, so viel Schönes und Rühmendes von ihm mitzutheilen wußte. Der Verfasser bemerkt weiter:

Mit lebhaften Farben schilderte mir gar oft der liebe selige Greis die große Zeit der Befreiungskriege; mit besonderer Vorliebe erzählte er aber auch oft von Theodor Körner, seinem prächtigen Charakter, seinem frommen gottergebenen Sinn, seinen herrlichen Anlagen und Talenten u. s. w., und wie er sich losgerissen von den Seinigen, wie er sich trotz seiner gewissen Todesahnung, so kühn und muthig in den Krieg gestürzt und wie er so bald schon, in der schönsten Blüte seiner Jahre, hinweggerafft worden sei, u. s. w. Es rührte mich dies oft zu Thränen und einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck machte es auf mein junges Herz und Gemüth.

Wir schenken diesen Worten vollen Glauben und finden sie in den nachfolgenden Blättern bewährt. Der biedere deutsche Mann erzählt (S. 17):

Im Thüringischen wohnte noch vor wenigen Jahren eine alte Dame, die noch einen Strauß von Theodor Körner besaß und ihn als theueres Heiligthum aufbewahrte; als junges Mädchen im Jahre 1813 hatte sie ihn bekommen. Er war bei den Aeltern im Quartier gewesen, bei seinem Scheiden hatte er ihr das Bouquet zum Andenken hinterlassen; wenige Wochen danach war er schon gefallen.... Hatte sich das junge Mädchen später auch verheirathet, hatte sie auch einen braven Ehemann bekommen, lebte sie auch recht glücklich mit demselben und wurde dies Glück auch noch durch liebe gute Kinder erhöht, so konnte sie doch nimmer Theodor Körner wieder vergessen.... Friede ihrer Asche! Sie ist jetzt nicht mehr, die gute alte Dame, desgleichen auch nicht mehr das vergilbte Sträußchen; ihre Tochter hat es ihr in die gefalteten Hände geben müssen, als sie todt im Sarge lag; sie hat es mit sich in die Erde genommen, das war so ihr letzter Wille gewesen.

In solcher schlichten gemüthlichen Weise erzählt Niederhöffer das Leben Theodor Körner's und beschreibt das Denkmal seines Lieblings. Wir wollen mit dem schlichten Verfasser bei dieser Gelegenheit nicht über Sonderbarkeiten rechten. Mag er immerhin in der Bemerkung zu S. 26 von den mecklenburgischen Fürstenhäusern sagen:

„Bekanntlich den ältesten und ehrwürdigsten Deutschlands; lassen sich doch ihre Ahnherren fast mit Bestimmtheit hinauf bis lange vor Christi Geburt verfolgen.“ Wir empfehlen vielmehr dieses aus reinster Pietät hervorgegangene Schriftchen recht angelegentlich als Volksbuch.

Es wird einem doch oft recht schwer, die Wahrheit zu sagen, und die Kritik hat gewiß einen harten Stand, wenn sie das Werk eines fleißigen, kenntnißreichen Mannes abweisen muß. Heribert Rau ist ein solcher und daher gewiß sehr befähigt zum Reproduciren, aber zum Produciren gehört jenes wunderbare Etwas, das man Talent nennt, und das mit göttlicher Kraft ein Lebendiges gestalten kann. Diese Kraft aber fehlt dem genannten Schriftsteller ganz und gar. Die Figuren seiner Romane sind so unbestimmt, daß sie nicht einmal als Nebelbilder gelten können, denn sie haben auch nicht den Reiz der Idealität, weil sie zum Erschrecken gewöhnlich sind. Es kann überraschen, daß die Rau'schen Romane so viele Leser finden, was doch bei ihrer schnellen Aufeinanderfolge und großen Zahl vorausgesetzt werden muß; freilich haben auch frühere Schriftsteller bei ähnlichem Verfahren vorübergehende Anerkennung gefunden, z. B. Mundt, dessen Romanen die Rau'schen zum Verwechseln ähnlich sehen, ich erinnere nur an „Thomas Münzer“, der sogar eine zweite Auflage erlebte. Auch führt Rau in den zahlreichen lobenden Kritiken, die dem hier vorliegenden Roman „Theodor Körner“ (Nr. 3) vorgedruckt sind, eine wahre Phalanx meinem Ausspruch entgegen. Von den beiden Beurtheilungen, welche d. Bl. entnommen sind, stimmt die ältere zwar, die dem zweiten Bande vorgeheftet ist, meiner Ansicht in milder Färbung bei; die jüngere aber, dem ersten Bande vorgegeben, nennt den Roman „Jean Paul“ von Rau gelungen. Wie gern möchte ich für das vorliegende Werk meinem Mitarbeiter beistimmen. Das Loben ist wahrlich so angenehm, und bei der Achtung, die ich vor den Kenntnissen und dem Fleiße des Verfassers habe, fühle ich mich gewiß nicht zum Tadel geneigt. Aber leider, leider zwingt mich die Pflicht, meiner Neigung Gewalt anzuthun, und dies stimmt mich vielleicht so bitter, obgleich ich, die Hand aufs Herz, bekennen muß, daß ich viel bitterer in der Verurtheilung sein müßte, denn das Werk hat mir zu großen Verdruß gemacht. Es tritt mit dem Anspruch auf: die höchste Berechtigung zu verdienen, und macht das Immermann'sche Wort wahr: ich will euch durch Langeweile tödten. Es könnte viel weniger oder viel Gewöhnlicheres geben, wenn es sich dabei nur bescheiden verhielte; aber diese nichtige Weisheit so furchtbar breit zu Markte gebracht, läßt den Schriftsteller als langweiligen Pedanten erscheinen, dem man, weil er einmal das Katheder bestiegen hat, zuhören muß.

Durch den Roman soll Körner verklärt dem deutschen Volke erscheinen; aber zumeist ist das Gegentheil erreicht, und wie ich schon bemerkt habe, befriedigen die Broschüren, welche das Leben Körner's einfach erzählen, gerade durch diese Einfachheit; denn Körner ist bereits verklärt und lebt als solcher in der Erinnerung des deutschen Volks. Die Reflexionen, welche Rau seinem Helden in den Mund legt oder die an und für sich gegeben werden, sind gewiß nicht Körner'sche und überhaupt für die heutigen Ansprüche zu schwach. Sie enthalten kaum so viel, daß man davon sagen könnte, sie geben das oft Gesagte wieder; sie geben nur Allbekanntes, das eigentlich niemand mehr ausspricht und erinnern an Goethe's spaßhaften Stammbuchvers, der die große Wahrheit enthält: „Und wenn's genug geregnet hat, dann hört es wieder auf.“

Die historischen, die culturhistorischen, die culturhistorisch-biographischen, die Sitten-, die Künstler- u. s. w. Romane entstehen zumeist durch die Bequemlichkeit der Verfasser. Dort ist es die Geschichte, hier die Geschichte und ein Einzelleben, welche der Erfindung Mühe und Zeit ersparen. Man braucht nur nachzuerzählen, was bereits in vielen Werken ausführlich vorerzählt worden, einige Staffage wird gelegentlich geschaffen, Reflexionen thun das Uebrige und der Roman ist im Handumdrehen fertig. Solche Bücher sind schnell gemacht und schnell vergessen. Aber wo bleibt, ich will nicht sagen der Fortschritt, nur das Sicherstellen der Errungenschaften auf der literarischen Bahn? Wir gehen zurück. Diese Fülle unbedeutender Romane ersäuft den guten Geschmack und tödtet den Nachwuchs der Talente, wie böses Beispiel gute Sitten verdirbt. Ein Goethe'scher, ein Jean Paul'scher, ja ein van der Velde'scher Roman wiegt ja eine ganze Bibliothek heutiger Unterhaltungsliteratur auf. Die Römer und Griechen würden wahrlich nicht geworden sein, was sie auf der Höhe ihrer Bildung waren, wenn ihre Jugend mit einer Romanliteratur gefüttert worden wäre, wie unsere Zeit sie mit wenigen Ausnahmen darbietet. Die Alten hatten nur wissenschaftliche und philosophische Werke und ihre Dichter; Belehrung und Erhebung, aber keine Unterhaltung. Dadurch wurde der klare Blick für das praktische und die ideale Begeisterung für das innere Leben gewonnen, die Perser geschlagen und die Welt erobert.

Das schnelle Schaffen zeugt nicht von Talent, sondern von Misachtung des Publikums, denn wer ein großes Werk schaffen will, der braucht Zeit, und hätten ihn die Götter mit noch so viel Talent gesegnet, ein Großes in seiner Brust reifen zu lassen. Ich erlaube mir den Rath zu ertheilen, wenn man nur das Lesbare dieses Romans kennen lernen will, folgende, mehrere hundert Seiten ausmachende Abschnitte als überflüssig und hinhaltend unberücksichtigt zu lassen; denn die Herren Romanschriftsteller machen es sich wahrlich zu bequem. Man überschlage im ersten Bande S. 53—81; 169—207; 265—279; und im zweiten Bande S. 93—112; 143—160; 248—282; 328—350 und 374—392; könnte man nun noch die überflüssigen Reflexionen entfernen, so würde man die wichtigsten Momente aus dem Leben Körner's aus diesem Roman kennen lernen.

Da ich so sehr gegen meinen Willen ins Verurtheilen gerathen bin, erlaube ich mir noch etwas auszu-

sprechen, das schon lange mein kritisches Gewissen drückt. Es heißt I, 198: „Als daher die Nachricht von einer neuen Schwangerschaft der Herzogin nach Kurland kam", und S. 199: „Die Herzogin befand sich im siebenten Monat ihrer Schwangerschaft." O Himmel, beschütze mich vor diesem entsetzlichen Worte, laß es mich nicht hören, wo es auch sei; behüte aber jeden Mann, wenn er Dichtungen oder Romane seiner Braut, seiner Frau, seiner Schwester, Tochter, Freundin oder irgendeinem weiblichen Wesen vorliest, vor dieser denn doch zu natürlichen Bezeichnung. Wenn ein Dichter von einer schwangern Nachtigall — versteht sich mit ach so zarten Liedern, oder von einem schwangern Frühling — versteht sich mit ach so süßen Düften spricht, so laufe ich davon. Nur Aerzten verzeihe ich den Gebrauch dieses Worts — unter vier Augen, obgleich auch sie nicht zu deutlich sich auszudrücken genöthigt sind. Man lobt die Worte, die den Begriff ganz entschieden geben, mit Recht, aber man braucht diese Worte nur, wenn der Begriff nicht anstößig ist, oder wo eben die größte Deutlichkeit Pflicht wird. Welcher Mann aber wird zu seinem Freunde, geschweige zu einer Freundin, äußern: Meine Frau ist schon wieder oder ist im siebenten Monate schwanger? Das ist doch wirklich zu arg, und wenn wir schon im gewöhnlichen Leben dergleichen auch in der Rede mit Zartheit zu verhüllen suchen, so können wir doch erwarten und fordern, daß die Schriftsteller sich noch feiner und vorsichtiger ausdrücken. Mir ist jeder Genuß verdorben, und ich habe alle Frauen auf meiner Seite, wenn ich mich wegwende, wo von geschwängert, schwanger, Schwangerschaft die Rede ist. Das Wort bezeichnet um eine Entsetzlichkeit zu viel einen Zustand, der ehrwürdig, heilig, aber, wie Goethe's Philine schon bemerkte, nichts weniger als schön ist.

Zur Vervollständigung dieser Besprechung führe ich hier an den Artikel in Nr. 63 der „Gartenlaube": „Noch eine Erinnerung an Wöbbelin. Von Appellationsrath Ackermann in Dresden", welche genaue Aufschlüsse über Körner's Tod und sein Begräbniß bringt, und frühere Angaben ergänzt und berichtigt, und die im Steffens'schen „Volkskalender" enthaltene „vaterländische Erzählung": „Theodor Körner's Uniform von Max Ring", die mit einer Illustration: Körner am Wachtfeuer, ein Lied vortragend, eine Anekdote aus des Dichters Soldatenleben, mit Leichtigkeit angenehm abgerundet, wiedergibt.

Dem Drama „Theodor Körner" von **Georg Zimmermann** (Nr. 4) ergeht es wie dem Roman gleichen Namens, der unter Nr. 3 besprochen worden. Werke unter der Bezeichnung „historisch" rufen Ansprüche wach, von denen die Verfasser keine Ahnung zu haben scheinen, die aber vom Standpunkt der unparteiischen, gewissenhaften Kritik nicht verleugnet werden können, will sie nicht ebenso mit diesem Worte spielen, wie andere mit dem Worte „classisch". So ist z. B. den Pyrker'schen Werken von dem Verleger das Prädicat classisch ertheilt worden, und siehe da, eine „Tunisias" mit den übrigen langweiligen Arbeiten in schwerfälligen Hexametern bilden mit Goethe, Schiller u. s. w. eine Ausgabe der Classiker der deutschen Literatur!

Da meinen nun die Schriftsteller mit dem Worte historisch auch so leicht umspringen zu dürfen; und wenn nun gar auf dem Titelblatt eines solchen Dramas der Orden aushängt, dessen Umschrift heißt: „Den Bühnen gegenüber Manuscript", oder ein solcher Roman die Warnungstafel aushängt: „Das Uebertragen in fremde Sprachen wird vorbehalten", so sollen alle Leute den Hut ziehen vor Producten, die auf eine Höhe gläubiger Anbetung so elnbogenausbreiterisch gestellt sind.

Georg Zimmermann reiht die bedeutendsten Momente aus Körner's letzten Tagen leicht aneinander, läßt die auftretenden Personen in eben nicht fließenden Jamben sprechen und — das historische Drama ist fertig.

Theodor, wie Körner durch das ganze Stück genannt wird, läßt sich (S. 6) vernehmen:

Bevor ich von euch schied, auf diese Probe,
Die mir so schwer gelang, mein Herz zu stellen,
Ging ich, an Humboldt's Haus vorüberkommend,
Hinauf, den väterlichen Freund zu grüßen,
Und hört', er sei die Nacht in froher Eile
Zu seinem König abgereist nach — **Breslau**,
Denn Friedrich Wilhelm sei dahin **geflohn**.

Freifrau Henriette von Pereira spricht (S. 8):

Es gibt nur Eine Kaiserstadt, Ein Wien,
Der Liebe Feenstadt und der Gesänge,
Der leichtgeflügelten Geselligkeit —
— — — — — — Ziehen Sie
Für uns Ihr Schwert; und sollen Sie den Tod
Des Helden sterben, sterben Sie **für uns**!

Der Musikus Streicher declamirt (S. 10):

Wohlan! (Er zieht ein Blatt heraus und liest.) Laut und kraft dieses Allerhöchsten Decrets haben Se. k. k. Apostolische Majestät Allergnädigst geruht, den Dichter des „Zriny", der „Rosamunde", der „Toni", „Hedwig" u. s. w. **Karl Theodor Körner** —

Henriette.

Nun?

Streicher.

zum Hoftheaterdichter mit einem Gehalt von 1500 Fl. w. W. zu ernennen, wonach sich unterthänigst zu achten.

Es folgen nun natürlich Umarmungen. Humboldt erzählt (S. 17):

Ich war in Breslau, sah es selbst mit an;
Dort stand ich in dem Herzen der Bewegung.
Im dichten Schwarm der Musensöhne stand ich,
Die auf der Aula sich versammelten.
Da rief sie Steffens auf zum heiligen Kriege.
Ich sah den biedern Lützow, der sich schon
Im Lenz der Jugend als Gefährte Schill's,
Auf Kolbergs Mauern lang dem Feinde trotzend,
Und neben ihm Sarnowsky, Petersdorf,
Der wackre Jugendbildner Ludwig Jahn,
— — — — — — — — — —
Daneben stand ein Mann, von dessen Gaben
Mein Bruder Alexander schon vor Jahren
Mit großen Hoffnungen gesprochen hat,
Es war der Magdeburger Friedrich Friesen,
Auch sah ich Förster, Müller, Nagel, Schnelle,
Und Palm und Bärenhorst. An diesem Himmel
Hab' ich euch wenig Sterne nur genannt.

Und wenn Theodor (Körner) in die Klage ausbricht (S. 57):

Ich malte mir mit allen Höllenbildern
Den gräßlichen Gedanken aus, du könntest
Verdacht erregen, und sie könnten doch
Die Briefe bei dir suchen, bei dir finden!

Und wenn darauf die Bäuerin Anna berichtet (S. 58):

Ich sollte meine Schuhe vor ihm ausziehn,
Worin ich die verbot'ne Waare trug.
Da klopfte mir das Herz bis an den Hals —

so weiß der Leser, wie urgemüthlich es in historischen Dramen zugeht.

Die Gedenkschrift: „Theodor Körner" (Nr. 5), die in einem guten Holzschnitt auf dem Titel das Porträt des Dichters und als Beilagen das Denkmal bei Rosenberg an der Stelle, wo der heldenmüthige Jüngling gefallen ist und das Grabmal bei Wöbbelin bringt, auch eine Lithographie nach dem gelungenen Bilde von W. Camphausen „Theodor Körner's Tod" beifügt, gibt auf 14 Seiten für 2 Ngr. einen gutgeschriebenen Bericht über das Bemerkenswertheste aus Körner's Leben. Auch die an passenden Stellen eingelegten Lieder sind gut und für den Zweck förderlich gewählt.

Das Vorspiel: „An Körner's Grabe", von Julius Pabst (Nr. 6), ist für einmalige Aufführung, wie solche am Hoftheater in Dresden am 26. August 1863 stattgefunden, mit Bühnenkenntniß und ausreichender Fertigkeit verfaßt. Ein junges Mädchen Emma erwartet ihren Bräutigam, Theodor, den Studenten, nach früherer Verabredung am Grabe Körner's am Morgen des 26. August. Ihre Pflegemutter folgt ihr mit Widerstreben dorthin, wo wir früher einen alten Lützower Treufels seine treue deutsche Gesinnung und seine Liebe für seinen Waffengefährten Körner haben aussprechen hören. Dem mit Gesang nahenden Studentenzuge eilt Theodor voran; Willkommen, Ausspruch des Jünglings, der die deutsche Jugend vertritt und in dem der Körner'sche ideale Muth fortlebend erwiesen ist, wird im Gespräch mit dem greisen Treufels auf die große deutsche Opferzeit zurückgeführt. Der alte Krieger erzählt jene Scene, die unvergeßlich bleiben wird. Die Pflegemutter Emma's hört erregt zu und erklärt, von ihrem Gefühl hingerissen, daß sie jene Jungfrau, ihre Freundin, zu Körner's Grab begleitet, wo diese ihren Schwur gelöst, und einen Eichenkranz auf den Sarg des Sängers gelegt. Emma's Mutter war es, die in der Todesstunde der Freundin die Tochter zur Pflege übergeben. Die durch die schönste Erinnerung an Körner Vereinigten überlassen den mit Gesang heranziehenden Festgenossen ihre Stelle. Treufels spricht die letzten Worte:

Und will ihn einst vergessen die Geschichte,
Er lebt im Volksmund und im Gedichte!

Nach diesen Worten theilen sich die Zweige der Eiche. Die Schutzgöttin hält einen Kranz nach dem Grabe hin hoch empor, in der Linken trägt sie Leier und Schwert. Der Gesang der Heranziehenden wird stärker. Das Orchester fällt in die letzten Töne ein.

Gleich der unter Nr. 5 besprochenen Gedenkschrift erzählt auch das kleine, dem deutschen Volke gewidmete Werkchen: „Karl Theodor Körner" (Nr. 7), das Leben, den Tod und die Grablegung des Dichters und Helden in einfacher ansprechender Weise und erfüllt seinen angekündigten Zweck. Eine gelungene Photographie des Grabes bei Wöbbelin dient ihm zur Zierde, die beiden beigegebenen einfachen Situationspläne machen uns mit der Gegend bekannt, wo der Sänger fiel und wo er begraben liegt. Wir wünschen dem Büchelchen eine weite Verbreitung.

Dem Heldengedicht „Theodor Körner" von W. Lustkandl (Nr. 8) ist ein Vorwort vorgeheftet, unterzeichnet: „Aus dem Redactionsbureau des Centralausschusses für die National-Körner-Feier zu Hamburg." Es sagt am Schluß: „Eine einfachere und bessere Spende zur Erinnerung an die erhabene Feier des 26. August können wir den anwesenden und entferntern Theilnehmern wol nicht bieten, als vorliegendes Werkchen, welches in liebendergebener Weise mit feurigen Worten des Heldenjünglings Leben und Wirken umfaßt." Wir bedauern lebhaft diesem Urtheil nicht beistimmen zu können, denn wenn wir auch nicht bezweifeln, daß der Verfasser des Heldengedichts sein Bestes darin gegeben hat, so reicht dies weder für eine Verherrlichung Körner's aus, noch befriedigt es die bescheidensten Ansprüche, die an ein Heldengedicht und an ein Gedicht überhaupt wir zu stellen nun einmal verpflichtet sind. Wir lassen den Zufall entscheiden, schlagen das sehr kleine, niedliche Büchlein auf und lesen (S. 7):

Es war gar eine trübe Zeit;
Voll Schand und Schmach und Noth,
Und Deutschland lag in Bitterkeit,
Verzweiflungsglutdurchloht.
Ein fremder Scherge, frech und schlau,
Schlug erst der Fürsten Sinn,
Dann keck und kühn in Stadt und Gau
Die schönsten Blüten hin.

Aus Frische, Kraft und Stolz und Muth
Und großer Geistesmacht,
Aus Ehrgeiz, Trug und Durst nach Blut
Und finstrer Geistesnacht,
Aus Tugendkraft und Sünd' gebraut,
Wie ein Chamäleon,
Zog that- und schlacht- und fluchvertraut
Einher Napoleon.

Ich erwartete noch eine Sammlung der Reden, Gedichte und Beschreibungen der Feier des Jubiläums, soweit sie die Stimmung der Nation und die Würde der Feste darthun konnten, und zwar in gleicher Weise, wie sie das „Schiller-Denkmal" (Berlin 1860) — ein Werk, das ich bei dieser Gelegenheit in Erinnerung bringe — als ein schönes Document deutscher Liebe und Hochherzigkeit damals geboten hat. Vielleicht erfolgt diese Zusammenstellung noch, gleichsam als Vorwort zu einem Werke,

das die Huldigungen enthält, die den Helden der Schlacht bei Leipzig im Jahre 1863 erwiesen worden sind.

Vor funfzig Jahren konnt' erstehen
Das deutsche Volk aus Druck und Schmach:
Wie groß und herrlich anzusehen:
O sei gepriesen, heil'ger Tag.
O sei gegrüßet Flammenzeichen,
Bluttaufe, die der Herr gebot,
Als übern Schatten deutscher Eichen
Erglüht der Freiheit Morgenroth!

Ja, bei den Leichen eurer Väter,
Bei eurer Brüder Leichen, ja, —
Bei allen Wunden früh und später,
Bei allen Feinden, fern und nah,
Nur um die Freiheit hat gerungen
Das deutsche Volk im Freiheitskrieg,
Ob sie verbrieft war, ob bedungen?
Genug, das Volk errang den Sieg!

Das Volk in seiner Riesenstärke,
Mit jedem Pulsschlag, jedem Wort
Erregt zu Einem großen Werke,
Das Volk, das deutsche, siegte dort!
Dem Vaterlande hingegeben
Mit ganzer Seele, Gut und Blut,
Rang sich empor das deutsche Leben,
Gerettet aus der dunkeln Flut.

Kein andres hat sein Mund beschworen:
Die Freiheit, durch die Einigkeit
Bei Leipzig in der Schlacht geboren,
War Plan und Ziel der großen Zeit.
Kein Wenn und Aber ward erfunden,
Und gar vor allem kein Vielleicht: —
Für deine Todten, deine Wunden
Sei dir der ganze Lohn gereicht!

Ist es euch Ernst mit solchem Schwören,
Dann seid in Huld und Heil getrost —
So tönt es aus den Geisterchören —
Ihr habt das Höchste euch erlost.
Den Feinden laßt die Lust des Spottes,
Und seid gewiß, die Stimme — ja —
Des Volkes ist die Stimme Gottes.
Frei! — Einig! — Hoch Germania!

Hermann Neumann.

Die Reise des Herzogs von Koburg nach Afrika.

Reise des Herzogs Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha nach Aegypten und den Ländern der Habab, Mensa und Bogos. Mit 20 Zeichnungen nach der Natur aufgenommen und chromolithographirt von Robert Kretschmer, 4 Photographien nach Handzeichnungen und 2 Karten. Leipzig, Arnold. 1864. Qu. gr. Fol. 32 Thlr.

Das vorliegende Prachtwerk, das Ergebniß der vor zwei Jahren von Herzog Ernst nach Aegypten und den abessinischen Vorbergen unternommenen Reise hat uns aufs freudigste überrascht. Bei der Kürze des Ausflugs war eine so bedeutende Leistung nicht zu erwarten gewesen. Die Ausstattung des Buchs, namentlich an so charaktervollen, wie wohlgelungenen Bildern in Farbendruck, ist eine wahrhaft prachtvolle; aber diese äußere Pracht versinnlicht nur in geringem Grade den reichen innern Gehalt. Es ist ein Buch, das man nicht blos auf dem Salontische auslegen, das man auch lesen, das man studiren wird. Der Herzog hat die großen, ihm durch seine Stellung gebotenen Mittel und Vortheile auf das umsichtigste und sorgfältigste für seinen Zweck zu benutzen gewußt, und speciell durch das Studium der einschlagenden Reisewerke, im allgemeinen durch umfassende, namentlich naturwissenschaftliche Hülfskenntnisse für die Reise vorbereitet, gibt er uns nun eine Fülle der feinsten Beobachtungen über das Erlebte und Gesehene. Er bringt in geographischer Beziehung Neues von erheblichem Werthe und anderweitig durchgehend Belehrendes. Das gesammte reiche Material ist auf das fleißigste verarbeitet, die Darstellung so anmuthig wie anschaulich.

Die erste Anregung zu dieser Afrikareise scheint sich von einer ganz eigenthümlichen Mischung von landesväterlichen und wissenschaftlichen Eindrücken herzuschreiben. Es heißt in der Vorrede:

Seit Jahren ist das Geographische Institut von Perthes in Gotha einer der Mittelpunkte gewesen, in welchen die Entdeckungen der Gegenwart für die deutsche Wissenschaft verwerthet wurden. Dr. Petermann und seine Mitarbeiter haben wesentlichen Antheil daran, daß auch in größern Kreisen ein Interesse an den Expeditionen in das Innere von Afrika lebendig wurde. Auch der Herzog hatte seit Jahren den Forschungen, welche nach dieser Richtung Geographie, Naturwissenschaft und Völkerkunde förderten, seine Aufmerksamkeit zugewandt. Wenige Monate vorher war unter seiner Leitung und der Theilnahme des gesammten Deutschland die Expedition des Herrn von Heuglin, wie später die des Herrn von Beurmann ausgestattet worden, derselbe nahm den wärmsten Antheil an den Reisen und tüchtigen Arbeiten des Herrn Werner Munzinger. So manches, was er über das Geschick der deutschen Reisenden in Afrika erfahren, machte ihm wünschenswerth, genauere Nachrichten zu erhalten, vielleicht selbst von Aegypten oder der Ostküste aus einiges Fördernde zu vermitteln.

Es ist jedenfalls ein bemerkenswerther Umstand, daß durch die umsichtige Thätigkeit eines einzelnen Mannes, des Geographen Petermann, eine nunmehr schon lange Reihe von wissenschaftlichen Unternehmungen nach Afrika unmittelbar angeregt worden ist. Bereits während seines frühern Aufenthalts in London wurde zunächst durch ihn veranlaßt, daß die Deutschen Barth und Overweg der Expedition des Engländers Richardson nach Innerafrika beigesellt wurden. In ähnlicher Weise war er seither bei den meisten deutschen Afrika-Expeditionen betheiligt, und so hat er denn, wie wir gesehen, auch zu dieser Reise, wenn auch nur mittelbar, wieder Anlaß gegeben.

So viel des Wichtigen und Interessanten uns aber dies Reisewerk auch bietet, so liegt das Interesse, das uns dabei am meisten gefesselt hat, doch, wir bekennen es, zunächst in der Persönlichkeit des patriotischen Verfassers, der wir gerade jetzt, wo dem Vaterlande so schwere Verhängnisse drohen, gern begegnet und nach dem schönen, lichten Süden gefolgt sind. Waren ja auch in jenen Tagen, wo die Reise begonnen wurde, die Verhältnisse so beengend, die Enttäuschungen so bitter geworden, daß sie wol wünschen lassen mochten, wenn auch nur für eine kurze Frist, den reinen Hauch der Wüste, der Berge zu genießen! Auf den Bergen ist Freiheit!

Das Werk ist augenscheinlich ganz vom Herzog ab-

gefaßt. Zwar heißt es in der Vorrede, das Buch sei größtentheils, von S. 27 an ganz vom Herzog geschrieben, wonach man schließen sollte, die ersten 26 Seiten seien nicht oder nicht ganz von ihm. Allein der Stil ist so ganz gleichartig in beiden Abtheilungen, namentlich auch in gewissen Eigenheiten, wie z. B. in dem häufigen Gebrauch englischer Ausdrücke, daß dies nicht wohl anzunehmen ist. Es scheint uns vielmehr, daß der Herzog anfänglich beabsichtigte, incognito aufzutreten und deshalb in der dritten Person sprach, daß er dies aber bald überdrüßig wurde und daher in der ersten Person vortrat. Dagegen scheint die Redaction von anderer Hand; denn sie bekundet keineswegs die Sorgfalt, die der Herzog zu bezeigen pflegt. So wird das Tagebuch ununterbrochen bis zum 16. März fortgeführt, wo es S. 15 heißt, daß nachmittags 5 Uhr der Prinz von Wales, von Assuan kommend, in Luxor mit dem Herzoge zusammengetroffen sei, und darauf wird S. 17 dasselbe Datum, Sonntag 16. März, wieder aufgenommen, indem es heißt: „Nachdem sich der Prinz und die Frau Herzogin schon in aller Frühe begrüßt" — nämlich am Morgen nach der Zusammenkunft mit dem Herzoge —, „brach unsere Reisegesellschaft nach den Trümmerstätten des westlichen Ufers auf", worauf denn das Datum wieder ununterbrochen fortgeht. Derlei mysteriöse Discrepanzen sollten namentlich in Reisewerken, wo genaue Feststellung der Daten so wesentlich ist, vermieden werden. Auch finden sich einige, bei der so prachtvollen Ausstattung des Buchs auffallende Druckfehler, z. B. S. 4, wo in Alexandrien eine Empörung unter dem Kaiser Diocletian 296 vor Christus gedämpft wird, u. dgl. m. An den Text schließen sich an 19 große, vom Maler Kretschmer nach der Natur aufgenommene und in J. G. Bach's Officin zu Leipzig chromolithographirte Tafeln mit Erläuterungen, 4 auf einer Tafel vereinigte Photographien nach Handzeichnungen und 2 Karten von Dr. Hassenstein, nämlich eine Uebersichtskarte der ganzen Reise in 1:9,000000 und eine speciellere Karte der Gegenden zwischen Massaua und Keren in 1:900000, welche wichtige Berichtigungen der frühern Karten aufweisen.

Das Ungemach der Reise wurde dem Herzog gewiß dadurch sehr erleichtert, daß die Herzogin daran theilnahm, welche bei der Ertragung aller so ungewohnten Entbehrungen und Anstrengungen dadurch mit dem besten Beispiele voranging, daß sie alles mit einer unverwüstlichen guten Laune aufnahm, alles Ungemach nur als Stoff zu Scherz und Heiterkeit verwendete. Die übrigen Theilnehmer der Expedition waren: Fürst Hermann Hohenlohe, Prinz Eduard Leiningen, Major von Reuter und Frau, Leibarzt Dr. Hassenstein, Dr. Brehm und Frau, Friedrich Gerstäcker, Maler Robert Kretschmer, Reza Effendi. In Kairo schlossen sich an der österreichische Consul Gerhard und Dr. Billharz, in Massaua der englische Consul Cameron, Baron van Arkel d'Ablaing, Abdul Kerim, Naib von Arkiko.

Dr. Brehm eilte nach Massaua voraus, wo er schon am 6. März landete, um dort alles Nöthige vorzubereiten. Die übrige Gesellschaft fuhr am 28. Februar morgens halb 10 Uhr an Bord des Lloyddampfers Archiduchessa Carolina von Triest ab. Die Morgensonne bestrahlte zum freundlichen Abschiede vom vaterländischen Boden die schöne Bucht, die weißen Häusermassen der Stadt, das gewaltige Amphitheater des düstern Karstes mit ihrem hellsten Scheine. Aber die Adria ist ein launisches Gewässer. Die Windstille und der sonnige Himmel machten einem immer stärker werdenden Sirocco Raum, und der Sirocco ist nur der von seiner Fahrt über das Meer gemäßigte und abgekühlte Samum der Sahara: die Folge war mithin bewegte See — bedenkliche blasse Gesichter —, noch größere Aufregung des Meers, graubewölkter Himmel — Seekrankheit. Man mußte so stark laviren, daß man morgens nicht fern von Ragusa, nachmittags beim Vorgebirge Gargano, Ostküste von Sicilien, abends wieder bei den rauhen Bergen von Czernagora war. In der dumpfen Schlafkabine übertönte das Stöhnen der Seekranken das Knistern und Knacken der Balken.

Erst am 2. März erreichte man die Rhede von Korfu, den ersten Haltpunkt. Alle waren entzückt über das bezaubernde Bild, das sich hier entfaltete. Die spiegelglatte, tiefblaue Bai gestaltete sich, da das Land von der andern Seite so nahe herantritt, ganz in der schönen Runde eines Landsees. Der zur Rechten in schönster rauchblauer Beleuchtung mächtig aufstrebende Bergzug, der San-Salvador — der Istone der Alten — zieht, in weitem Bogen fortgesetzt, den prächtigen Hintergrund, und darunter erstreckt sich eine Waldlandschaft von grünen Olivenhainen, überragt von sonst nirgends gesehenen riesigen, gerade aufgeschossenen, schwarzen Cypressen. Im Vordergrunde liegt die Stadt mit ihren hohen Kirchen, während die Citadelle wie eine mittelalterliche Burg den von allerlei Gesträuch und Schlinggewächsen überkletterten Felsblock, in welchem links die äußerste Landspitze vorspringt, hart über dem Meere krönt. Hier lag einst das vielgerühmte Corcyra, hier Homer's selige Insel der Phäaken.

Der Lord-Obercommissar — oder wie der Herzog, wol mit absichtlicher Ironie, ihn durchgehends nennt, der Generalgouverneur, ein Titel der den hiesigen Vertreter Englands auch viel besser bezeichnen dürfte, da ja die unter den englischen „Schutz" gestellte „Republik" der Siebeninseln durchaus nur wie eine Colonie behandelt wurde — sandte sein Boot, die Reisenden ans Land zu bringen. Dort angelangt, befanden sie sich urplötzlich in einem in voller Blüte stehenden Garten, umgeben von duftenden Rosen und Veilchen, Lavendelbüschen, Orangenbäumen mit reifen Früchten, Mandelsträuchen und zahlreichen andern Bäumen und Pflanzen, eine Ueberraschung, die zwiefach anmuthig wirkte, da sie mit Erinnerungen an die Schneegefilde von Gotha hierhergekommen waren. Der Garten gehörte zum Schlosse des „Generalgouverneurs", der die Hoheiten hier empfing und sich beeilte, denselben gastliche Aufmerksamkeit zu erweisen. Nach dem Mahle fuhr man durch die Straßen der Stadt, wo das Gewühl von allerlei südlichen Physiognomien und Trachten interessirte — neben englischen Rothröcken griechische

Tressenjacken und Fustanellen, die schlotternden Sackhosen der Inselgriechen, die zottigen Schafpelze der albanesischen Bettler, Judenkaftane, Popenmützen —, während die Enge und der Schmuz der Gassen unangenehm auffiel, wie auch die Menschen mehr auf prunkende Farben als auf Reinlichkeit und heile Kleider zu geben schienen. Sodann begab man sich nach der Einen Kanonenbatterie, der Promenade der Stadt, belegen auf der mit Olivenhainen bepflanzten hügeligen Landzunge zwischen dem Meere und dem stillen, kreisrunden Kalichiopulosee, einst der Binnenhafen von Corcyra, von welcher Promenade man eine der köstlichsten Aussichten der Insel genießt. Am Ende der Promenade bei der Mündung des Kalichiopulo liegt das Schiff des Odysseus, ein kleines Felseneiland von der Form eines altgriechischen Fahrzeugs, in welches das nach der Landung des Odysseus entfliehende Schiff der Phäaken vom zürnenden Meergott verwandelt worden sein soll.

Im Mittelmeere war abermals ein so heftiger Sturm zu bestehen, daß man sich in der Kajüte nur mit Mühe aufrecht hielt. Der Wind war dabei Scirocco di Livante, d. h. Südost, fast der ungünstigste für die Fahrt, sodaß das Schiff während der Nacht fast gar nicht fortkam, und in der folgenden Nacht schlug der Wind gar nach Südsüdost um. Am Mittwoch, 5. März, abends 9 Uhr, ankerte der Dampfer bei Alexandrien, während die hier liegenden englischen Kriegsschiffe den Herzog und seine am großen Mast des Dampfers wehende Farbe mit Kanonenschüssen, Entfalten von Flaggen und Parade der Matrosen auf den Raaen salutirten. Von den bedeckten Barken des Vicekönigs abgeholt, betrat die Reisegesellschaft den Boden Afrikas, indessen sich in die Salutschüsse Altenglands die donnernden Grüße der ägyptischen Forts und der Citadelle mischten. Die prächtigen Staatswagen mit stabtragenden Kawassen, Vorläufern und andern Begleitern brachte das herzogliche Paar und sein Gefolge in den am Mahmudijeh-Kanal gelegenen viceköniglichen Palast, „und der erste Theil der Reise erreichte so nach mancherlei Gefahr und Unbequemlichkeit ein heiteres und behagliches Ende".

Die Zimmer des großen Palastes waren in einer Mischung von orientalischer und europäischer Pracht ausgestattet. Die Fenster sahen auf einen Garten mit Palmen, Orangenbäumen und andern südlichen Gewächsen hinaus. Die Tafel, zu der man die Gäste gegen Mittag einlud, bedeckten Delicatessen aller Zonen, zu einem Mahl arrangirt, welches, obwol es nur ein Frühstück sein wollte, nicht weniger als 30 Schüsseln zählte. Nach dem Frühstück fuhr man zunächst am Mahmudijeh-Kanal hin. Dieser Kanal, von Mehemed-Ali in den Jahren 1819 und 1820 erbaut, ist das großartigste Werk der Wasserbaukunst, welches in Aegypten seit der Zeit der Pharaonen zu Stande gekommen ist. Indem er Alexandrien mit dem Rosettearme des Nil verbindet, ist er die Hauptverkehrsader von Unterägypten. Durch ihn ist Alexandrien erst zu der großen Handelsstadt von 150000 Einwohnern geworden, wie auch die Bewässerung des Landes durch ihn wesentlich gefördert wird. Es starben jedoch von der Viertelmillion Menschen, welche zu der Arbeit in jenen beiden Jahren zusammengetrieben wurde, 20000 an Hunger und Krankheiten. Sodann besichtigte man die Pompejussäule, nächst der Alexandersäule in Petersburg der gewaltigste Säulenmonolith der Welt. Hierauf begab man sich nach dem Europäischen Platz, wo sich die vornehmen Hotels, die elegantesten Verkaufsläden der Stadt, die Comptoire der Dampfschiffscompagnien und die an ihren hohen Flaggenstangen kenntlichen Wohnungen der Consuln befinden, und wo es wirklich ganz europäisch aussieht, und dann in die Bazarstraße, welche in den arabischen Stadttheil führte; endlich auf dem Rückwege besichtigte man noch die Nadeln der Kleopatra, von welchen beiden 70 Fuß hohen Obelisken die eine, England zum Geschenk bestimmt, auf dem Boden lag.

Freitag, 7. März morgens ging es nach der Eisenbahn, welche Alexandrien mit Kairo verbindet. Die Einrichtung der Waggons, namentlich des Staatswagens Said-Pascha's, in dem das herzogliche Paar Platz nahm, war ebenso elegant wie bequem. Der Zug ging zunächst geraume Zeit auf dem breiten, doppelschienigen Damm hin, der zwischen dem Mahmudijeh-Kanal und dem See Mariut (Mareotis) hinläuft, und in dessen Nähe es von zahllosen Scharen wilden Geflügels, Silber- und Löffelreihern, Strandläufern, Enten und trägen kropfhalsigen Pelikanen wimmelte. Dann durchschnitt die Bahn in südöstlicher Richtung eine große, anfänglich gut bebaute Ebene, in der von Zeit zu Zeit Dörfer von Lehmhütten und kleine Städte sichtbar wurden, und endlich traf man bei Kafr Sejat am linken Ufer des großen westlichen Nilarms von Rosette ein, wo statt der frühern, so aufhältlichen wie gefährlichen Dampffähre — wo einst der vom Beiramsfeste von Alexandrien nach Kairo zurückkehrende Sohn Ibrahim-Pascha's, ein hoffnungsvoller junger Prinz, sammt seinem Gefolge in den Wellen den Tod fand —, jetzt eine stattliche, kunstvoll construirte Röhrenbrücke den Strom überspannt. Hier hatte man das Delta, die große Nilanschwemmung zwischen dem Rosette- und Damiette-Arm, betreten. Der schwarze, so überaus fette und triebkräftige Boden dieses Landstrichs war allenthalben vortrefflich angebaut und auf kunstreiche Weise bewässert; allein auch hier, wie in dem vorhergehenden Theile der Fahrt, waren die Dörfer nur elende Haufen von Lehmhütten, und die Städte zeigten eine unglaubliche Verfallenheit und Unsauberkeit. Nachdem man, von Tanta aus fast ganz südlich fahrend, bei dem mit einem stattlichen Schlosse des verstorbenen Vicekönigs Abbas-Pascha geschmückten Benha auf einer zweiten schönen eisernen Röhrenbrücke den Damiette-Arm des Nil passirt hatte, erreichte man nachmittags gegen halb 4 Uhr den Bahnhof von Kairo.

Der Eindruck, den dieses letzte Bild der Fahrt macht, ist ein sehr bedeutender. Links gelbgraues Wüstengebirge, eine lange baumlose Felsenwand, und darunter, aus Palmengruppen, Obstgärten und Hainen von Nilakazien und Sykomoren emporstrebend, die Stadt der Khalifen mit ihrer Citadelle und den Minarets ihrer 300 Moscheen. Rechts im Wagenfenster über

Bullak, die Hafenstadt, und Gisehs Palmen die blauen Riesenzelte der Pyramiden. Die Pyramiden — das alte Aegypten in seiner gewaltigsten Schöpfung und daneben Masr el-Kahira, in seinen Architekturwerken die edelste Geburt des mittelalterlichen Sarazenenthums — in der That ein ergreifender Moment, als beide Erscheinungen auf uns wirkten!

Ein Staatswagen, von Vergoldung strotzend und mit prachtvollen braunen Arabern bespannt, nahm im hohen Bahnhofe das herzogliche Paar, eine Anzahl anderer Equipagen das Gefolge auf. Läufer voran, die mit lautem Ruf „Guarda! Guarda! Riglak, Riglak ya Schech! Schemalak! Jeminak!" dem Volksgetümmel in den engen Gassen Platz zu machen geboten, Kawassen zur Seite, die mit gewohnter brutaler Rücksichtslosigkeit den Stock gebrauchten, wo das Wort des Läufers nicht gewirkt, bewegte sich der Zug an dem schönen Promenadeplatz der Esbekijeh hin und dann durch allerlei große und kleine, gerade und krumme Straßen, bis der Wagen endlich vor dem zum Absteigequartier bestimmten kleinen Palast des Vicekönigs hielt. Am Abend unternahm der Herzog, von einem Dolmetscher und andern Herren der Gesellschaft begleitet, einen Ausflug durch die Straßen, welche das nächtliche Leben des Ramadhan doppelt phantastisch erscheinen ließ. Man besuchte mehrere Kaffeehäuser, die mit Laternen und lodernden Herdfeuern zur Einkehr einluden und ein interessantes Bild arabischer Schenken boten. Gelegentlich ging man an einer beleuchteten Moschee vorüber, deren anmuthige Fenstergitter, Portalnischen, Säulenbündel und Rosetten den reinsten altarabischen Stil zeigten; dann wieder durch schmale, dunkle Gassen mit überhängenden Erkern, unter denen nur hier und da eine einsame Laterne hingaukelte, oder die Schatten eines Rudels herrenloser Straßenhunde hinhuschten. Plötzlich stieß man auf einem freien Platz vor einer Moschee auf eine Anzahl dunkler Gestalten, die, ein wildes Geschrei ausstoßend, sich in den seltsamsten Verrenkungen bewegten. Es war ein sogenannter Szikr, einer der Tänze, mit welchen der Orden der heulenden Derwische sich in religiöse Verzückung zu versetzen pflegt. Zuletzt schien die Allahtrunkenheit in wirklichen Wahnsinn umschlagen zu wollen, sodaß man sich in einer Stimmung entfernen mußte, in die sich Staunen, Ekel und Grauen mischten.

Früh am folgenden Morgen besuchte man die Citadelle, welche im Osten der Stadt auf den Vorhöhen des Mokattamgebirges liegt, und wo sich die neue prunkvolle Moschee Mehemed-Ali's mit ihren mächtig anschwellenden Kuppeln und ihren vier Minarets befindet. Aus dem mit Steinplatten gepflasterten, von schönen Säulengängen umgebenen Vorhof, in dessen Mitte sich ein geschmackvoll verzierter Brunnen erhebt, an welchem die zum Gebet kommenden Moslems die vorgeschriebenen Waschungen verrichten, gelangt man durch ein prächtiges Portal in das Heiligthum, welches außen von feinem, marmorartigem Kalkstein erbaut, innen mit gelblichem Alabaster ausgelegt ist. In der Mitte hängt, umgeben von kleinen Lampen, ein ungeheurer Kronleuchter. Auf den mit Matten bedeckten Boden werfen bunte Glasfenster phantastisch farbige Lichter. Rechts am Eingange verhüllt eine Scharlachdecke einen auf grünen, mit Gold gestickten Teppichen erhöht stehenden Sarkophag. Es ist der Sarg Mehemed-Ali's. Die Moschee des Reformators Aegyptens ist zugleich sein Grabmal. Hierauf besuchte man die Moscheen der Stadt, die man zwar größtentheils sehr verfallen, aber selbst in ihrer Trümmerhaftigkeit noch außerordentlich schön fand. Sie sind theils in türkischem, theils in altarabischem Stile erbaut. Den durch den Propheten verbotenen Bilderschmuck ersetzt die Architektur durch phantasievollen Zierath von reichster Erfindung, schön geschwungenen Tropfennischen, anmuthigsten Säulenknäufen, Erkern und Altanen, Gitterwerk mit entzückend schönen Mustern, Rund- und Spitzbogen von edelster Form und zahlreichen Schöpfungen einer Volksseele voll Schwung und Anmuth. Einen vollkommen verschiedenen Eindruck boten die Bazare, ein halbdunkles Labyrinth enger, krummer, oben zum Schutz gegen die Sonne mit Matten überspannter Gassen, durch dessen Menschengewühl die Reitesel sich nur mit Mühe Bahn brachen. Die einzelnen Gassen sind größtentheils einem bestimmten Gewerbe zugewiesen.

Da die zur Aufnahme der Reisenden bestimmte englische Fregatte Odin, die mit der japanischen Gesandtschaft in Suez erwartet wurde, noch nicht angekommen war, so wurde auf den Vorschlag des Vicekönigs erst noch eine Nilfahrt nach Oberägypten gemacht. Said-Pascha stellte ein prächtig ausgestattetes kleines Dampfschiff für die Hoheiten und die Prinzen, das eine Dahabijeh (ein zweimastiges Boot) ins Schlepptau nahm, und hatte außerdem mit fürstlicher Freigebigkeit alles aufgeboten, was zu rascher und bequemer Ausführung seines Vorschlags erforderlich war. Man fuhr also am 9. März den Strom aufwärts durch das langgestreckte, in seiner alljährlich überschwemmten Thalsohle so fruchtbare, zu beiden Seiten von einer einförmigen Felsmauer begrenzte Uadi, welches man Oberägypten nennt. Der Strom war von einer großen Menge großer und kleiner Boote außerordentlich belebt. Dem Herzog bot sich ein reiches Material für seine ornithologischen Studien. Das Teleskop wurde selten aus der Hand gelegt. Aber, obgleich die geladenen Büchsen stets schußfertig auf dem Verdeck lagen, gelang es doch nicht viel zu erbeuten, so klug wußten die Vögel die Distanz zu berechnen. Es hieß oculis, non manibus.

Als man am Abend der zweiten Tagereise bei Benisuef angelegt hatte und in heiter erregter Stimmung um die wohlbesetzte Tafel versammelt war, wurde das belebte Gespräch plötzlich durch laut vernehmbares Kettengerassel unterbrochen. Aufhorchend, erkundigte man sich und erfuhr, daß es Kettensträflinge seien, die Kohlen an Bord zu schaffen hatten. Das Schneidende dieses Gegensatzes wurde von allen gefühlt. Namentlich die Herzogin war tief ergriffen und sprach ihr inniges Mitleid mit den armen Menschen aus. Als der Gouverneur des Orts diese Stimmung der Gäste erfuhr, erklärte er: daß sämmtliche Kettenträger ohne Verzug frei sein sollten. Wie bei der Losgebung, mochte es bei der Verurtheilung zu-

Kettenstrafe zugegangen sein! Am folgenden Morgen, als die Schiffe ihre Fahrt fortsetzten und die herzogliche Flagge durch Geschütz salutirt wurde, standen jene Gefangenen am Ufer und mit dem ersten Schusse wurden ihnen die Ketten abgenommen; worauf die ganze Schar, 25—30 Köpfe stark, an den Flußrand gesprungen kam und den Hoheiten, die so unverhofft ihre Wohlthäter geworden, mit lautem Jubel ihren Dank und ihre Segenswünsche nachrief. „Denken wir nur an die Ansprüche, die ein gutes Herz an das Leben macht, so war dies der schönste Augenblick der ganzen Reise!"

Die dritte Nacht wurde beim Dorfe Kolossana halt gemacht. Am folgenden Morgen erreichte man Siut, eine Stadt von 24000 Menschen mit 15 Minarets und grauen Lehmmauern, die als Ausladeplatz der großen Karavanen von Kordofan und Darfur von Bedeutung ist. Am 13. März wurden die Reisenden durch einen Chamsin aufgehalten, einen jener heftigen, glühend heißen Sandstürme der Sahara, in welchen der Sand über die weite Wüstentafel nach dem Atlantik wandert. Am 15. März erreichte man Kenneh, wo man im Bereich der tropischen Dumpalme ist. Diese Stadt ist als Ausgangspunkt der Karavanen zwischen Oberägypten und Kosseir am Rothen Meer Vermittlerin eines beträchtlichen Verkehrs, worüber man in Barth's Reise von Assuan über Berenike nach Kosser, „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde" (Bd. 7, 1859), sowie in Petherick, „The Soudan and Central Africa" (London 1861) nähere Mittheilungen finden wird. Auch ist Kenneh wegen seiner Töpferwaare in ganz Aegypten und dessen Nebenländern berühmt. Jene vortrefflichen Gullis, henkellose graue Krüge, die das Wasser so kühl halten, kommen daher. Von hier aus wurde der am entgegengesetzten Ufer am Rand der Wüste belegene Tempel von Denderah (Tentyra) besucht.

Am 16. März erreichte man Luxor (El Ukfor, die Paläste), folglich Theben, das alte Tapeh. Hier erfreute das herzogliche Paar eine Zusammenkunft mit ihrem Neffen, dem Prinzen von Wales. Derselbe war einige Tage vor dem Herzog in Aegypten eingetroffen, hatte seine Tour bis zu den ersten Stromschnellen zwischen Assuan und Philä fortgesetzt und kehrte nun von da zurück, seinen Oheim zu begrüßen. Das vorige mal hatte sie an der Bahre des Bruders, des Vaters zusammengeführt. So mischte sich denn die tiefste Wehmuth in die Freude dieses Zusammentreffens in der Königsstadt des Sesostris. Wol selten hat sich eine so stattliche Flotille von Dampfern und Barken hier versammelt als an jenem Abend. Eine Illumination, am Nilufer durch Feuerkörbe veranstaltet, machte eine höchst malerische Wirkung. Der Prinz verabschiedete sich bereits am folgenden Morgen und man brach auf zur Besichtigung von Theben in einem Zuge, der wol an hundert Personen zählen mochte, da er zahlreiche Kawassen und Diener, Träger von Lebensmitteln, Eselstreibern u. s. w. begriff. Da bei der Ausdehnung, welche das hunderttorige Theben an beiden Flußufern einnahm, die Trümmer jetzt auf der Ebene in weiten Entfernungen zerstreut liegen, die Luft zugleich eine wahre Schmelzofenhitze hatte, so waren diese archäologischen Forschungen, die sehr sorgfältig vorgenommen wurden, mit äußerst großen Anstrengungen verknüpft. Eine ausführliche und höchst anschauliche Beschreibung der Ueberreste wird in dem Reisewerke gegeben.

Auf der Rückreise traf man bei Kenneh eine Anzahl von mehrern hundert Fellah, Rekruten für das Arbeiterheer, welches der Vicekönig Herrn von Lesseps zum Bau des Suezkanals stellt. Jede Provinz muß eine Anzahl solcher Fröner liefern, und es wird dabei sehr willkürlich verfahren. Zwei Drittel der Unglücklichen gehen dabei zu Grunde.

Am 20. März kehrte man nach Kairo zurück. Die Dampffregatte Odin war inzwischen in Suez angekommen. Ehe man jedoch dahin abging, sollten noch die Pyramiden von Giseh besucht werden. Die Cheopspyramide wurde von einem Theile der Herrengesellschaft, darunter der Prinz von Leiningen, bestiegen, was auch nur das einzige Mittel ist, die Riesenhaftigkeit des Bauwerks vollkommen inne zu werden. Besonderes Interesse erregte auch die Sphinx (eigentlich der Sphinx, da es ein Mannslöwe, der Sonnengott, ist). Vor der Abreise bekam man noch einmal den Prinzen von Wales zu sehen, der jetzt ebenfalls von seiner Nilreise zurückgekehrt war und sich anschickte, nach Jerusalem zu gehen.

Am 24. März fand nach getroffenen Reisevorkehrungen die Abreise von Kairo nach Suez statt. Man legte den Weg auf der Eisenbahn per Extrazug in vier Stunden zurück. Die gewöhnlichen Züge von Kairo nach Suez brauchen sieben Stunden, die von Alexandrien nach Kairo ebenso viel. Noch am selbigen Tage fand die Einschiffung am Bord des Odin statt, der auch sofort in See ging.

Am 29. März gelangte man nach Massaua. Hier fand man die Dampffregatte Victoria vor Anker, die von der englischen Admiralität beordert war, den Reisenden während des Aufenthalts an dieser abgelegenen Küste Schutz zu leisten, sowie nach Beendigung der Expedition sie nach Suez zurückzuführen.

Massaua, der Haupthafen von Abessinien, auch durch regelmäßige Karavanenzüge mit Senar, Kordofan und den obern Nilländern in Verkehr, liegt auf einer gleichnamigen kleinen Insel des Dahlak-Archipels im Golf von Arkiko. Die Insel ist, wie die übrigen des Archipels, eine Korallenbildung, ungefähr eine Viertelstunde lang, eine Viertelmeile breit und nur 20—25 Fuß über dem Meeresspiegel erhaben. Der an vier Seemeilen breite Golf von Arkiko entsteht durch den Vorsprung des Landes im Süden desselben, bei Ras Gadam, wo sich das 3260 Fuß hohe Gadamgebirge erhebt, während das westliche Ufer flach und sandig ist. Der Hafen von Massaua ist wahrscheinlich der vortrefflichste und geschützteste im Rothen Meere. Die Stadt liegt auf der westlichen Hälfte der Insel, auf der östlichen liegt der mohammedanische Begräbnißplatz; auf der nördlichen Spitze der Insel liegt ein kleines verfallenes Fort, von dem die türkische Flagge weht. Die Stadt ist Hauptort für das der Pforte unter-

geordnete abessinische Küstenland und den Dahlak-Archipel; sie ist der Sitz eines Kaimakan, dem drei Compagnien Infanterie, einige Baschi-Bosuks und Artilleristen beigegeben sind. In den letzten Jahren sind Consuln von England, Frankreich und Oesterreich angestellt worden. Die Stadt ist unregelmäßig erbaut und besteht meistens aus dürftigen Strohhütten, nur wenige Gebäude bestehen aus Stein, zu welchen das Gouvernementsgebäude, die Douane, einige Wohnungen hier ansässiger Banianen und eine Moschee gehören. Die fast ausschließlich mohammedanische Bevölkerung beträgt an 5000 Seelen.

Der Massaua gegenüber belegene Landstrich des Festlandes, nach welchem hin die Reise des Herzogs nun gerichtet war, ist in wissenschaftlicher Beziehung für die Geographie von höchstem Interesse, weil hier die Grenze liegt zwischen den zum großen Sahara-Plateau gehörenden Landen im Norden und den mit dem Gebirgssystem von Abessinien entwickelten Landgebilden im Süden. Die Höhe des Nilbettes bei El Mucherriff am Zusammenflusse des Atbara und des Nil ist (nach Russegger) 1387 Fuß. Bei diesem Punkte und nordwärts davon befindet sich zwischen dem Nil und dem Rothen Meere keine irgend erhebliche Bodenerhebung, wogegen südlich davon der Anstieg des abessinischen Hochlandes beginnt, dessen Hauptstock sich an der Ostseite von einer schmalen Küstenstufe unmittelbar zu einem Tafellande von 9000 Fuß, über das noch Gebirge von 11—16000 Fuß emporsteigen, und zwar so steil erhebt, daß die Kante des Tafellandes nur fünf Meilen vom Meere absteht, wogegen es nach Westen hin allmählich abfällt. In diesem Hochlande entspringen die Quellgewässer des Atbara und des Asrek (Blauen Flusses), welche dem Nil einen so wesentlichen Theil seines Wassers und seines befruchtenden Schlamms zuführen. Im Süden des Hauptstocks liegt zwischen demselben und der niedrigen Küstenstufe die 2200 Fuß hohe Mittelstufe des Hawasch und des über 6000 Fuß hohen mit gewaltigem Randgebirg besetzten Kafa, und im Norden desselben liegt eine ähnliche Mittelstufe, die der Barka, die der Bogos, 4000 Fuß hoch, und die von Hamasen mit den Landen der Habab und der Mensa, 6000 Fuß hoch, sämmtlich mit 9—10000 Fuß hohen Randgebirgen besetzt. Nach letztern Vorlanden war der Zug des Herzogs gerichtet. Die eigentlich zum Erhebungssystem von Abessinien gehörende Küstenstufe beginnt bei der Bai von Adulis oder Gubet Kafr und endet im Süden bei der Bai von Tadschurah, wo das Ende der abessinischen Erhebung noch anderweitig durch eine Reihenfolge von Vertiefungen, wie den Assal-Salzsee, dessen Oberfläche 714 Fuß unter dem Meeresspiegel liegt, den Abhebbadsee und die weite Niederung, durch welche der Sobat (Nilzufluß) sich hindurchwindet, bezeichnet ist. Diese Küstenstufe besteht aus einem sehr stark gewellten Striche, der sich theilweise, wie gleich in dem 3260 Fuß hohen Gadamgebirge an der Bai von Adulis, ziemlich hoch erhebt und nach allen Richtungen von breiten und tiefen Thälern durchzogen ist, während die Haupt- und die Mittelstufen Plateaubildungen mit hohen Randbergen sind. Die Küste im Norden der Bai von Adulis, die Wüste Sambara, auch Schäb- und Kedkedwüste genannt, ist dagegen eine nur schwach undulirte, niedrige und sandige Fläche, die bereits ganz den Sahara-Charakter hat, und in der die von der Mittelstufe herkommenden Flüsse, der Mareb, der Barkafluß und die Ain-Saba (Siebenquelle), obwol sie starken Wassergehalt und ein beträchtliches Gefälle haben, versiegen. Die erwähnte von der Bai von Tadschurah durch den Sobat nach dem Nil sich ziehende Linie nichterhobenen Landes trennt das abessinische Erhebungssystem von dem damit nicht im Zusammenhang stehenden Erhebungssystem des Nilquellgebiets, das von der Landstufe zwischen den großen Seen Tanganjika und Ukerewe aus in großem Bogen nach dem hohen Knotenberge Kilimandscharo und von da aus um das ganze innere Becken von Südafrika zieht.

Die Küstenstufe im Süden der Bai von Adulis bewohnen die Schoho, in Arkiko an der gleichnamigen Bai wohnt der kriegerische Beduanstamm der Belau, auf der Mittelstufe, soweit sie der Herzog bereiste, wohnen die Beduanstämme der Mensa, Habab und Bogos. Es sind sämmtlich arme Hirtenvölker, die gar keinen oder nur sehr dürftigen Ackerbau treiben, aber wohlgestaltete, intelligente Leute von brauner Farbe. Ihre Hauptnahrung ist Milch und Durhabrot. Der erbliche Fürst der Belau von Arkiko übt unter türkischer Oberherrschaft eine, wenn auch fast nur nominelle Herrschaft über die Schoho und die Habab im Nordosten der Mittelstufe aus. Er führt den Titel Naib, Stellvertreter. Wie die Belau selbst, die schon früh zum Mohammedanismus übertraten, sind auch die Schoho und die Habab mohammedanisch; dagegen sind die Mensa (im Süden der Habab) und die Bogos (im Westen derselben), ganz unabhängige, republikanische Aristokratien bildend, abessinische Christen. Der Naib war früher von den Türken fast unabhängig, während ihm zur Besoldung seiner Krieger von der Mauth zu Massaua jährlich 1005 Thaler ausgezahlt wurden; seit 1850 ist er jedoch in eine vollständige Abhängigkeit von dem Pascha von Massaua gebracht worden. Während die Naib es aber verstanden, sich mit den Abessiniern in gutem Einvernehmen zu halten und deren Karavanen nach Massaua zu ziehen, ist jetzt der Negus (Kaiser) Theodor von Abessinien mit Ansprüchen auf diese gesammten Küstenlande aufgetreten und gedenkt Massaua, den Hafen seines Landes, in seine eigene Gewalt zu bekommen: ein Vorhaben, das bei der Schwäche der Türken in jenen Gegenden auch wol auf keine großen Hindernisse stoßen dürfte. Wir kehren nach dieser flüchtigen Umschau zum Herzog nach Massaua zurück.

Zuvörderst wurde in Om Kullu, einem aus gar elenden Binsen- und Strohhütten bestehenden, Massaua gegenüber an der Küste belegenen Schoho-Dorfe, wo sich die bekannte Missionsstation befindet und die in Massaua wohnhaften Europäer ihre Landhäuser, d. h. Strohhütten, die nicht viel besser und geräumiger als die der Beduan sind, haben, eine Wohnung für die Herzogin eingerichtet, wo sie während des Zugs des Herzogs nach

dem Hochlande verbleiben sollte, da das so äußerst heiße Massaua für einen längern Aufenthalt nicht geeignet war. Zu diesem Behufe hatte der englische Consul, Herr Walker, seine Strohhütte der Herzogin überlassen und möglichst comfortable eingerichtet. Die sonst vollständigst durchsichtigen Strohwände waren mit werthvollen indischen Stoffen verhangen; nur war das Dach des luftigen Palastes gar zu wenig gegen das Eindringen des Regens geschützt. Aehnliche Hütten wurden für die übrigen Damen eingerichtet. Hier hielt die Herzogin während der Abwesenheit des Gemahls, wie immer guter Dinge, ihren robinsonartigen Hof.

Nachdem nach mehrern mühevollen Tagen das Einziehen und Einrichten endlich beendigt war, brach am 1. April die Reisegesellschaft auf, bestehend aus dem Herzoge, Prinz Eduard Leiningen, Fürst Hermann Hohenlohe, Dr. Brehm, Herrn Gerstäcker, Dr. Hassenstein, Herrn Cameron, Baron van Arkel d'Ablaing, Maler Kretschmer, Reza Effendi, der Dienerschaft und einem zahlreichen Troß.

Man durchzog die öde Wüste der Samhara in nordwestlicher Richtung, wobei der Herzog nebst den andern Jägern täglich Streifzüge behufs der Jagd nicht ohne erhebliche Beute ausführte. Das Nachtlager wurde an den wenigen Stellen, wo Grabwasser anzutreffen war, aufgeschlagen. Nach einigen Tagen gelangte man aus der sandigen Ebene in hügeliges Land, den Abfall der Mittelstufen, wo sich der Naib von Arkiko dem Zuge anschloß, von der türkischen Regierung beauftragt, den Reisenden während ihres Aufenthalts im Hochlande schützend beizustehen.

Am 4. April spät erreichte man den Fuß der ersten Terrasse des Hochlandes, welche sich, von rauhen Granitbergen umzogen, 4—5000 Fuß erhebt. Nach zweistündigem mit unsaglichen Anstrengungen verbundenem Klimmen gelang es den Kamm der steilen Felswand mit dem langen Zuge der Kamele und Maulthiere zu ersteigen. Wie mit einem Zauberschlage war man hier aus der öden Samhara in ein reizendes Alpenland versetzt. Man folgte zwischen steilen, dichtbewachsenen Felswänden hindurch dem Flußbett der von dem höhern Plateau der Mensa im Westen herkommenden Lewa, die, eine so seltene Erscheinung in diesen Gegenden, als ein plätschernder Bach einherfloß, von dichten Gruppen herrlicher Bäume überragt, in deren Zweigen sich Vögel aller Art wiegten. A. de Courval und Graf Thürheim hatten im Jahre 1857 denselben Weg genommen. Hier kam dem Herzog der Scheich der Mensa entgegen, ein stattlicher Mann mit finstern Zügen, der, eben in Fehde mit dem Naib und den Türken, nicht gerade geneigt schien, die Fremden freundlich zu empfangen, sich jedoch vom Naib nach einigem Zureden beschwichtigen ließ.

Am 7. April kam man an dem Fuß des Plateau der Mensa an, welches 6000 Fuß hoch ist und einen Gebirgsrand von 9—10000 Fuß Höhe hat, das Beit Abrehe, durch welches ein äußerst schmaler und abschüssiger Engpaß, ein Felsenthor mit schroff überhängenden Wänden, hinaufführt. Ein mehrstündiger, verzweifelter Versuch, die Kamele hinaufzubringen, mislang und man mußte dieselben vorläufig zurücklassen, indem man, sich selbst mit dem Nothdürftigsten beladend, weiter zog.

Auf der Hochebene beim Dorfe Mensa waren auf Dr. Brehm's Bestellung einige, nothdürftig aus grünen Baumstämmchen aufgeschlagene Hütten für die Reisenden bereitet. Nachdem der feierliche Empfang beim Scheikh vorüber war, begab man sich nach diesen Hütten, wo der hiesige Missionar der Lazaristen, ein Italiener Namens Philippini, den Herzog besuchte. Da man nur gar geringen Mundvorrath hatte, wurde jetzt die Jagd zur Nothwendigkeit und lieferte auch hinreichende Beute. Man hatte seine Freude an der eigenthümlichen tropischen Alpenlandschaft der theils mit Büschen dick bewachsenen, theils mit Durha und Seifenkraut bebauten Hochebene, die von den kühn ansteigenden, mit dichtem Urwald bestandenen Bergen umrandet war. Allein auf den heißen Tag folgte eine sehr kalte Nacht; das Thermometer sank auf 13 Grad; weder die elenden Laubhütten, noch die mitgebrachten Decken gewährten Schutz gegen den Nachtwind; mehrere unter den Reisenden wurden fieberkrank. Es folgte am folgenden Tage ein äußerst heftiges Gewitter mit wahrhaft wolkenbruchartigen Regengüssen. Nur unter harter Spatenarbeit der noch Gesunden gelang es, die entstandene Flut von dem Obdache abzuleiten. Trotz alledem wurden hier mehrere Tage zu Jagdexcursionen verwandt, welche den vielfältigsten Reiz gewährten. Auch gelang es endlich der Energie des Naib, die Kamele mit der Bagage auf das Plateau zu schaffen.

Am 12. April zog man vom Dorfe Mensa ab in nordwestlicher Richtung und erreichte nach einigen Stunden ein beträchtliches Gebirge, das nordsüdlich streifend, den unmittelbaren Westrand des Mensa-Plateau bildet. Nachdem man es überstiegen hatte, gelangte man an den Abebe, einen westlich fließenden Zufluß des Ainsaba, und hatte bald ein zweites beträchtliches Gebirge, den Bet-Schuk, zu übersteigen, das in einem Bogen von Nordwest nach Südost schweifend, den westlichen Hauptrand des Plateau bildet und nicht weit südlich mit dem vorher überstiegenen Bergzuge in dem hohen Knotenberge Debya-Sina zusammenläuft. Man gelangt nun nach dem rauhen, hügeligen Abfalle des Plateau, wo man ein herrliches, zwei bis fünf Meilen breites Thal, das des Ainsaba, vor sich hat, welches das Plateau der Mensa von dem westlich gegenüberliegenden der Bogos oder von Keren der Länge nach trennt. Die Rücken der Berge und Hügel sind kahl mit spärlichem Graswuchs, in den tiefern Thaleinschnitten zwischen den Hügeln stehen riesige Affenbrotbäume und Euphorbien, schöne Tamarisken und Tamarinden. Der Ainsaba, welcher das Thal durchzieht, entspringt bei Zafega am Hamasen-Plateau, welches die südlich und, der allgemeinen Bogenform dieser Terrainbildungen gemäß, dann westlich schweifende Fortsetzung des Mensa-Plateau ist. Der Fluß zieht malerisch in unendlichen Windungen, wie ein dunkelgrünes Band, durch das reich braungelbe Gebirge, silberhell und reißend, eine so seltene, so labende Erscheinung in diesen Gegenden!

Er war hier an der Furt $3\frac{1}{2}$ Fuß tief. Durch seine zweimal im Jahre austretende Flut, dann über 600 Fuß breit, erquickt er die Thalsohle, welche auch die ganze Fülle der Tropenvegetation entwickelt, wunderbare Bäume, dicht mit Lianen überzogen, haushohes Schilf, üppigen Blumenflor auf grünen Flächen. Der Ainsaba vereinigt sich, nördlich vom Mensa-Plateau, mit dem Barkafluß, welcher in einer weiten Curve, erst westlich, dann nordöstlich, um das Bogos-Plateau und die westlich davon belegene Barka herumzieht: eine Form, die für die meisten Flüsse im ganzen Bereich der abessinischen Erhebung so bezeichnend ist, so schon gleich in dem südlich vom Barkafluß fließenden Mareb, so im obern Hochlande, im Setit (Takasie), dem Hauptzufluß des Atbara, im Abai, dem Hauptzufluß des Asrek (Blauen Nil); denn es ist der ganzen, zum abessinischen Systeme gehörigen Bodenerhebung eigenthümlich, daß sie (in horizontaler Richtung genommen) aus kühn geformten, voneinander getrennten Plateau-Bogen besteht. Im Oberlande sind die Plateaux durch tiefe Schluchten getrennt, welche natürlich die Bogenform des anliegenden Plateau haben, und in welche die Flüsse nach kurzem Laufe auf dem Plateau hineinfallen und bald ein Niveau von 3—4000 Fuß unterhalb des Plateau erreichen. In den Zwischenstufen waltet dasselbe Verhältniß ob, nur daß die Spalten zwischen den Plateaux nicht so tief und schroff sind. Der Barkafluß zieht nach der Vereinigung mit dem Ainsaba in nordöstlicher Richtung weiter durch die Wüste, wo er, gleichwie der Mareb, so stark auch Gewässer und Gefälle dieser Flüsse, bald versiegt.

Wie sich in Afrika, wie Sitten und Gebräuche, so auch so viele Namen aus dem Alterthum fast unverändert erhalten haben, führt auch der Ainsaba noch heute den Namen des Reiches Saba — dessen mächtige Königin einst Salomo besuchte — und hier, nicht in Südarabien, wo es sich so mächtig ausbreitete, war wahrscheinlich sein Ursitz; denn Marib (das Mariaba der Griechen), die Hauptstadt des arabischen Saba, das noch heute als ein Dorf besteht, und dessen ehemalige Größe und Pracht noch viele Ruinen bezeugen, hat offenbar seinen Namen vom Mareb, dem Nachbarflusse des Ainsaba; gewöhnlich sind Flußnamen, nicht Städtenamen, die ursprünglichen Benennungen. Wahrlich, das herrliche, üppig fruchtbare Ainsabathal, umgeben von weiten, hohen, gesunden, weidenreichen Hochlanden, ist, wenn mit ägyptischen Wasserbauten versehen, zu einem zweiten Aegypten, zum Hauptsitz eines mächtigen Reichs ganz geeignet! Durch die Feststellung dieses Ainsabathals, das in Petermann's, hauptsächlich nach Munzinger, Sapeto und A. de Courval bearbeiteter Karte der Bogos- und Hababländer (publicirt in „Geographische Mittheilungen", 1861) noch mehrfache Unrichtigkeiten hat, hat sich der Herzog ein wesentliches Verdienst um die Geographie erworben.

Vom Flusse aus ging es dann wieder bergauf nach dem Dorfe Keren auf dem 4000 Fuß hohen Plateau der Bogos. Dasselbe hat fruchtbaren Boden, obwol es nur ab und zu gar dürftig mit Durha, Taback und Seifenkraut bestellt wird. In der Regenzeit hat es vortrefflichen Grasboden für die zahlreichen Heerden. Es wird im Osten und Westen von rauhen Gebirgen berandet, die nach Norden zu abfallen. Im Westen des Plateau liegt die ebene Steppe der Barka. Die Einwohner, die Bogos, sind abessinische Christen; der Mohammedanismus ist gefürchtet und gehaßt. Der Herzog trat hier in einen interessanten Verkehr mit dem Missionar Stella vom Orden der Lazaristen — deren Superior in Paris residirt —, einem sowol durch Muth wie durch Klugheit ausgezeichneten, persönlich liebenswürdigen Manne, der nicht nur bei der ganzen Bevölkerung der Bogos und der Barkastämme einen entschiedenen Einfluß erlangt hat, sondern auch in politischer Verbindung mit dem Kaiser Theodor von Abessinien steht. Er schenkte dem Herzog ein werthvolles Manuscript, die Psalmen David's in alt-abessinischer Sprache aus dem 11. Jahrhundert.

Der Herzog war hier nun gerade auf der Spur zu neuen, wichtigen Entdeckungen; allein zu unserm größten Bedauern führte das Dorf Keren diesmal seinen Namen mit nur zu großem Rechte; denn hier sollte die Expedition leider — umkehren! Am 17. April wurde der Rückzug angetreten.

Nach Mensa zurückgekehrt, sollte dem Herzog noch die Genugthuung werden, die bisher unbefriedigte Sehnsucht nach einer Elefantenjagd doch noch in Erfüllung gehen zu sehen. An den schroffen, waldigen Abhängen des Bet-Schuk wurde unter Leitung eines erfahrenen Bogosjägers auf Elefanten, die man hier als kühne und gewandte Alpenkletterer kennen lernte, gebirscht und, indem man auf einen großen Trupp stieß, dessen Angriffe man nur mit genauer Noth entging, wurde eine riesige Mutter nebst ihrem Söhnchen, das sie rächen wollte, vom Herzoge und Fürsten Hohenlohe glorreich erlegt.

In der Hohlschlucht, in der man vom Mensaland heruntersteigt, hatte der Zug ein merkwürdiges Gefecht mit den wilden und starken Mantelaffen zu bestehen. Ihrer hundert nahmen auf einer hohen Felswand Stellung und schleuderten einen Steinhagel gegen ihren Feind, während die Mütter ihre Jungen im Arme oder auf dem Rücken forttrugen, andere Affen ihre verwundeten Kameraden fortschleppten. Nur nach fortgesetztem Gefecht zogen sich die grimmigen Paviane zurück, und noch lange war ihr Jammer- und Wuthgeschrei vernehmbar.

Mit Wehmuth sagte man den Bergen Lebewohl, auf denen man ein so unvergeßliches, freies Jägerleben geführt hatte. Am 23. April traf der Herzog wieder bei seiner Herzogin zu Om Kullu ein.

Die Herzogin hatte inzwischen zwei sehr interessante Ausflüge gemacht. Der eine ging nach den Ruinen von Adulis (Adule) an der tiefen Bai von Adulis im Süden von Massaua, jener im fernen Alterthum so hochwichtigen Handelsstadt, über die, wie Heeren (in den „Ideen") so vortrefflich ausgeführt hat, und über Axum (in Abessinien) von Meroe aus ein ausgedehnter Verkehr zwischen Innerafrika und Südasien stattfand. Der zweite Ausflug ging nach dem interessanten Thale von Ailet mit seinen

heißen und kalten Quellen, das sich im Westen von Om Kullu zwischen dem 5390 Fuß hohen Berg Dabaran an der Kante der Vorstufe und den vorliegenden Hügeln des Abhangs bis Asus erstreckt und das, eine Stunde breit, sich durch seine reiche Vegetation auszeichnet. Die Herzogin hat diese beiden Ausflüge selbst beschrieben, und anmuthig nimmt der Contrast sich aus zwischen ihrer naiven, freundlichen, verständigen Schreibart und dem schwung- und farbenvollen Stile des Gemahls. Die Herzogin wurde von Ailet durch die Nachricht von der bevorstehenden Rückkehr des Herzogs abgerufen und war erst am Tage vor dessen Ankunft nach Om Kullu zurückgekommen.

Am 24. April gab man dem Pascha von Massana, den Offizieren der englischen Dampffregatte Victoria, welche die Expedition nach Suez zurückbringen sollte, Herrn Walker und Frau, den Hauswirthen der Herzogin, und dem Naib einen Abschiedsschmaus. „Wie heiter waren wir an diesem letzten Abend zusammen!" ruft der Herzog aus; „vermochten wir doch nicht zu ahnen, wie viel Trübes und Schmerzliches wir in der nächsten Zeit erleben sollten!"

Am folgenden Tage fand die Einschiffung an Bord der Victoria statt. In Kairo starb am 6. Mai zu aller tiefem Schmerze Dr. Billharz, ein vielverdienter Mann, der den Herzog von dorther begleitet hatte und ein lieber Freund geworden war, während die Herzogin und mehrere Herren, die bereits im Mensaland vom Fieber ergriffen worden waren, so schwer erkrankt daniederlagen, daß man erst am 21. Mai von Kairo abreisen konnte. In Alexandrien erstattete die Herzogin der Vicekönigin Ingia Chanum einen Besuch, über welchen ein, ebenfalls von ihr selbst geschriebener, sehr interessanter Bericht mitgetheilt ist. Am 30. Mai gelangte man nach Triest.

Wie am Eingange die Andeutung politischer Motive gar trüber Art, die mit zu dieser Reise angeregt haben mochten, können wir am Schlusse die Vermuthung nicht unterdrücken, daß dem patriotischen Gemüth des Herzogs vielleicht auch Ideen über die Möglichkeit einer deutschen Colonisation in Afrika nicht fremd geblieben sein und auch mit zu seinem Unternehmen angetrieben haben dürften. Afrika birgt auf seinem breiten Rücken gar manches Indien. Deutschland so nahe gegenüber gelegen, bietet es dem deutschen Unternehmungsgeiste unermeßliche Schätze, wenn er sie nur zu heben weiß. Die giftigen Drachen, welche das Klima brütet, würden am Ende wol auch zu überwinden sein. Hat das Klima die Engländer doch nirgends, nicht in Indien, noch sonstwo, sich festzusetzen behindert. So könnte denn auch jener vom Herzog für uns recognoscirte Landstrich in den Nebenstufen Abessiniens, ein gewissermaßen neutraler, zwischen dem abessinischen und türkischen Gebiet belegener Bereich, einer deutschen nationalen Colonisation — gäbe es überhaupt deutsche Nationalangelegenheiten — eine gar günstige Gelegenheit bieten, sich hier einzukeilen. Eine dortige Colonie dürfte wol für uns so hoffnungsreich sein, wie die dänischen Colonien, deren Besitznahme angeregt worden ist. Von dort aus ließe sich wol bald die uralte Handelsstraße nach Adulis neu beleben. Ist doch das benachbarte Massana schon jetzt der Ausgangspunkt eines Verkehrs, der bis zum obersten Nil, bis zu den geheimnißvollen Njamnjam des Innern reicht, bis wohin die deutschen Forscher ja auch schon vorgedrungen sind. Aber für uns sind derlei Dinge nur Träume. Und inzwischen sehen wir, daß Frankreich, das doch gegen Deutschland so geringe Colonisationsfähigkeit besitzt, uns auch in jenen Gegenden bereits zuvorgekommen ist, indem es sowol bei den Mensa wie bei den Bogos, und namentlich auch im Kaiserthum Abessinien selbst, seine von Paris aus dirigirten Missionsanstalten und damit französischen Einfluß gepflanzt hat.

Schließlich wünschen wir nur, daß das im besten Sinne populäre Buch recht bald in einer neuen populären, auch zum Lesen bequemern Ausgabe erscheinen möge.

Wilhelm Bentheim.

Culturhistorische Skizzen.

1. Culturhistorische Bilder aus der Schweiz von Eduard Osenbrüggen Leipzig, Roßberg. 1863. 8. 22½ Ngr.
2. Culturgeschichtliche Bilder aus dem schweizerischen Volks- und Staatsleben zur Blütezeit des französischen Einflusses auf die Aristokratien der Schweiz. Von J. Amiet. St.-Gallen, Scheitlin und Zollikofer. 1862. Br. 8. 21 Ngr.
3. Zwischen Jura und Alpen. Erzählungen und Lebensbilder von J. Frey. Dritter Band. — A. u. d. T.: Die Waise von Holligen. Erzählung aus den Tagen des Untergangs der alten Eidgenossenschaft. Basel, Krüsi. 1863. 8 1 Thlr. 10 Ngr.
4. Erzählungen aus der Schweiz. (Der Kiltabendgeschichten zweite Folge.) Von Alfred Hartmann. Mit 20 Illustrationen von H. Jenny. Solothurn, Scherer 1863. Gr. 8 2 Thlr.
5. Volkserzählungen aus dem bairischen Walde von Maximilian Schmidt. Zwei Bändchen München, Lindauer. 1863. 8. 2 Thlr.
6. Der schwarze Gast. Erzählung aus den Tagen der tirolischen Protestantenfrage von Ludwig Steub. Dritte durchgesehene Auflage. München, Fleischmann. 1863. 8. 15 Ngr.

Die Culturgeschichte tritt mehr und mehr in den Vordergrund, ein noch junger Zweig der Geschichte. Und mit vollem Fug und Recht verdient sie unser reges Interesse, denn sie zeigt uns das Bild eines Volks und Stammes in seiner vollsten Eigenart, in seiner geistigen Entwickelung, sie öffnet uns die Geheimnisse und Räthsel des Volkslebens, während uns die eigentliche Geschichte nur die Thaten, d. i. die Folgen und Früchte des Culturlebens, mit ehernem Griffel zeichnet. Die Kenntniß der Cultur eines Volks gibt uns erst das Verständniß seines Charakters wie seiner Handlungen. Besonders lohnend ist aber das Studium des Culturlebens bei Gebirgsbewohnern. In Ländern, wo der rege alles nivellirende Verkehr durch Berge und Höhen getrennt ist, bewahrt das Volk seine Eigenart am besten. Hier hält es noch zähe fest am alten Erbthume der Väter, während im Flachlande schon das Neue überall siegreich sich Bahn gebrochen hat. Doppelte Beachtung verdienen culturhistorische Werke über solche Gebirgsländer, wenn in ihnen der Kampf des Neuen mit der Jahrhunderte alten Sitte und Gepflogenheit, der Kampf des Fortschritts mit der bei solchen Bergvölkern ererbten Stabilitätstheorie geschildert wird. Wir können deshalb die genannten Schriften, die theils culturhistorische Studien geben, theils Erzählungen auf culturhistorischem Hintergrunde bieten, nur mit Freude begrüßen. Unter ihnen

verdienen die „Culturhistorischen Bilder aus der Schweiz" von E. Osenbrüggen (Nr. 1) die erste Stelle. Der Verfasser, seines Zeichens ein Jurist, dabei aber mit warmem Sinne für die Schönheiten der Natur und das frische, freie Volksleben ausgestattet, führt uns von den breitgetretenen Straßen der vielbesuchten Schweiz an stillere Plätze, wo noch die Bewohner an alter Sitte haften, und theilt uns in liebenswürdiger, oft poetischer Weise seine Beobachtungen über Natur und Cultur, über Land und Leute mit. Ueber sich und seine Studien äußert er sich selbst: „Der Verfasser dieser Blätter gehört zur Klasse der Juristen, sagt aber nicht ungern von Zeit zu Zeit: «Weg Corpus juris, weg Pandekten», und nimmt den Wanderstab in die Hand. Das Corpus juris liegt dann zwar zugeschlagen daheim, aber die Juristerei will mich doch nicht lassen und wenn ich eine längere Rast mache, wo es mir eben gefällt, dann forsche ich nach den Rechtszuständen, wie sie sind und wie sie waren, und nach der Handhabung des Rechts im Lande umher. Diese Neigung hat mich denn auch bestimmt, vorzugsweise in denjenigen Cantonen der Schweiz zu verweilen, in denen ich eine Naturwüchsigkeit des Rechts zu finden hoffte, und meine Erwartung hat mich nicht getäuscht. Wie das Rechtsleben als eine Seite des Volkslebens aufzufassen sei und wie sich in ihm der Culturzustand eines Volks abspiegele, das ist mir in Appenzell und Unterwalden erst recht klar geworden und ich habe dort einen Anschauungsunterricht im deutschen Recht genossen, wie ihn kein Bücherstudium gewährt. Aber neben der Jurisprudenz ist, hoffe ich, auch ein wenig Poesie in mir, und die Leser und Leserinnen mögen es immerhin wagen, mir über dieses Vorwort hinaus zu folgen, selbst wenn sie eine Abneigung gegen die «trockene Jurisprudenz» haben sollten."

Der gelehrte Führer leitet uns zunächst nach dem lieblichen, grünen, jodelnden Appenzell-Innerrhoden und erzählt gleich in Schwendi die schöne Sage von der Brechung der dortigen Zwingburg (S. 2). An dieselbe anknüpfend geht der Verfasser auf die dortige Landsgemeinde und ihre Institutionen über; jedoch hören wir ihn selbst: „Am meisten ist die alte Form und Förmlichkeit der Landsgemeinde gewahrt in Appenzell-Innerrhoden. Die jährliche, ordentliche Landsgemeinde hat statt am «Sonntag vor eingehenden Maien», also am letzten Sonntage des April. Alle «Landleute» — dieser Name ist der übliche, nicht «Bürger» —, die ein Alter von 18 Jahren und das Landrecht haben, bilden die Landsgemeinde und erscheinen mit einem Seitengewehr versehen. Früher gehörte auch der Mantel dazu. Dieses Bewaffnetsein des souveränen Volks ist eine von den bewahrten altgermanischen Sitten und hat eine ernstere Bedeutung als der Courdegen mit bleierner Klinge bei der Hoftracht, den ein neuerer deutscher Rechtshistoriker auf den Gebrauch der alten Germanen zurückführt, welchen Tacitus in seiner «Germania» mit den Worten angibt: «Ad negotia nec minus saepe ad convivia procedunt armati.» Das Seitengewehr des Appenzellers ist seine Ehrenwaffe, das äußerliche Zeichen seiner bürgerlichen Ehre, daher auch «von Ehr und Gewehr setzen» ein Begriff ist, der die Entziehung der bürgerlichen Ehre bedeutet, wie «ehr- und wehrhaft» die Eigenschaft dessen, der im Vollgenuß dieser Ehre ist. Früher erschienen die Appenzeller auch bei andern Gelegenheiten, nicht blos in der Landsgemeinde, bewaffnet. Noch in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts trug man das Seitengewehr bei der Communion und nicht viel früher bei Gericht, an Hochzeiten und bei Märkten. Auch mußte noch in neuer Zeit ein «Hochzeiter» nachweisen, daß er ein ordentliches Ober- und Untergewehr besitze. Am Tage der Landesversammlung begeben sich der Landammann und die übrigen ersten Landesbeamten auf das Rathhaus, von dort in die Kirche zum Gottesdienst und sodann mit der einfachen alten Musik einiger Trommler und Pfeifer, die halb weiß, halb schwarz gekleidet sind und silberne Schilder auf der Brust tragen, nach dem Landesgemeindeplatz. Hier tritt der Landammann, welcher präsidirt, oder, wie der officielle Ausdruck ist, «die Gemeinde führt», auf ein erhöhtes hölzernes Gerüst, den Stuhl, welcher mit den Landesfarben, schwarz und weiß, bemalt ist und an welchem zwei große alte Schlachtschwerter angebracht sind; ihm zur Rechten steht der Landweibel in seiner Bundestracht, zur Linken der Landschreiber, der das Landbuch führt. Die Landleute stehen davor nach ihren Rhoden geordnet, mit ihren Hauptleuten an der Spitze. Der Landammann eröffnet die Versammlung mit einer Rede, die wie alle Ansprachen beginnt mit: «Hochgeachtete, hochgeehrte Herren, getreue, liebe Landlüte!» Der Vortag ist meistens sehr laut, oft schreiend. Nach Beendigung dieser Rede nimmt jeder den Hut ab und betet still, um den Beistand des Himmels bei den vorzunehmenden Angelegenheiten des Landes; dabei knien die drei Männer auf den Stuhl. Dann fragt der Landammann die Hauptleute der Rhoden, ob sie mit der Landesrechnung zufrieden seien und man schreitet zu den sonstigen Verhandlungsgegenständen, besonders zu den Wahlen der Landesbeamten. Gewöhnlich wird der Landammann auf ein zweites Jahr wiedergewählt."

Nach ähnlichen Mittheilungen führt uns der Verfasser nach dem Flecken Appenzell, wo er beim Rathhause, das eine große Sehenswürdigkeit für Historiker und Juristen ist, länger verweilt und die Rechtsinstitutionen bespricht. Hier berichtet er unter anderm von einer alten interessanten Rechtssitte (S. 16): „An dem alten deutschen Satze: «Selbst ist der Mann», festhaltend, erschien es den Landleuten von Appenzell-Innerrhoden nicht zweckmäßig, die Gerichte mit Injurienklagen zu behelligen und eine eigenthümliche Art des Zweikampfes hat bis in die neueste Zeit als Aushülfe gedient. Der Beleidigte fordert den Beleidiger auf den Faustkampf heraus, welcher so geregelt ist: 1) Ein solcher Kampf soll immer unter freiem Himmel abgemacht werden nicht in einem Hause, besonders nicht in einem Wirthshause. 2) Es sollen mehrere Zeugen zugegen sein. 3) Es muß eine förmliche Herausforderung stattgefunden und beide in den Kampf gewilligt haben. 4) Die Kämpfer sollen keine Schlagringe und andere Fingerringe tragen, einem nicht boshafterweise auf den Bauch schlagen oder stoßen, noch an andere empfindliche Theile gefährliche Griffe thun; wer dawiderhandelt, soll als ein «schlechter Kerl» angesehen werden. Ist einer der Kämpfenden vollständig zu Boden geschlagen, so ist der Streit entschieden und die Kämpfer werden nöthigenfalls von den Zeugen auseinandergerissen. Kämpfer und Zeugen gehen dann in ein Wirthshaus, um den Frieden zu trinken."

Einige merkwürdige Criminalfälle, darunter der berühmte der schönen Anna Koch (1849) werden mitgetheilt, um das dortige Rechtsverfahren in helleres Licht zu setzen. Von den juristischen und halbjuristischen Betrachtungen und Erinnerungen geleitet uns der kundige Führer zu dem wildromantischen Waldkirchli, das auf einem kleinen Vorsprunge unter himmelanstrebenden zerrissenen Felsen und über finstern Abgründen und waldbekränzten Schluchten ragt, und das Zschokke „einen Roman mitten in die Alpen hineingebaut" nennt. Für unsere Leser dürften die von einer Frauenhand in das dortige Fremdenbuch 1824 eingeschriebenen Verse von Interesse sein:

Je ne veux point d'un monde, où tout change, où tout passe
Où jusqu'au souvenir, tout s'use et tout s'efface,
Où tout est fugitif, périssable, incertain,
Où le jour du bonheur n'a pas le lendemain.

Die Unterschriften sind: Hortense, Stéphanie, Louis Napoléon, Max de Schreckenstein.

Der folgende Ausflug in das Gebirge zeigt uns den Verfasser als glücklichen Schilderer der Natur. Im Verlaufe begeht Osenbrüggen Unterwalden, Glarus, Zug, das Grimsel-Hospiz, das Hochthal Davos und schließt mit einem Ausfluge auf die durch Hutten's Ende berühmte Ufenau. Immer, mag er uns historische Erinnerungen, alte Rechtsinstitutionen, Scenen aus dem Volksleben oder Bilder der Bergwelt vorführen, ist er interessant, geschmackvoll, liebenswürdig. Die schöne Episode im stillen Kehrsiten, die den Stoff zu einer trefflichen Dorfgeschichte bieten würde, die Mittheilungen über Hexenprocesse, die tragische Geschichte des ansehnlichen Grimseler-Wirthes, die

Sage vom Pilatussee verdienen besondere Beachtung. Freunden des Rechtslebens empfehlen wir vorzüglich die Mittheilungen S. 89, 91 fg., 117, 160, 163. Belehrung gemischt mit Unterhaltung, Kenntniß des schönen Schweizerlandes und seines Volks wird jedem dieses genußreiche, mit Meisterschaft geschriebene Werk bieten.

Bietet uns Osenbruggen culturhistorische Bilder aus der Schweiz, wie sie jetzt ist, so behandelt J. Amiet in seinem Werke „Culturgeschichtliche Bilder aus dem schweizerischen Volks- und Staatsleben" (Nr. 2) die Schweizerzustände zur Blütezeit des französischen Einflusses. Es ist dies ein lehrreiches Buch, das uns die „freien Schweizer" als wedelnde Sklaven des französischen Königthums, französischer Sitte und Mode zeigt. Das Einheimische war verachtet, alles, was aus dem Lande jenseit des Rhein kam, bewundert und angebetet. Die Früchte dieser Gallomanie waren Frivolität, Corruption, Luxus, staatliche und sittliche Fäulniß. Um französische Summen und Maitressen war alles feil. An großen geschichtlichen Charakteren war jene Zeit arm, jedoch trotz der vielen Schattenseiten in culturgeschichtlicher Beziehung interessant. Dem französischen Einflusse verdanken die meisten schweizerischen Städtearistokratien nicht nur ihr Aufleben, sondern theilweise selbst ihren Ursprung, viele Familien ihre ehemalige Bedeutung, einige Städte ihre jetzige Armuth, ihren gewerblichen Zerfall. Die vorliegenden Bilder führen uns in das Jahr 1729 zurück und schildern namentlich die großartigen Festlichkeiten, welche damals zu Ehren der Geburt des französischen Kronprinzen und zum Zwecke der Einleitung einer neuen Allianz theils dem Volke, theils den Staatsbehörden und eidgenössischen Gesandten vom französischen Botschafter gegeben wurden. Der Verfasser benutzt diesen Anlaß, ein historisches Familienbild der schweizerischen Tagsatzung in jener Zeit zu geben, und aus der Familiengeschichte der damaligen Repräsentanten der Eidgenossenschaft diejenigen Momente hervorzuheben, welche die von ihnen eingenommene politische Stellung, Wirksamkeit und Parteifarbe bedingten. Denn in der Familiengeschichte der schweizerischen Aristokratie, deren Glanz durch die unter den Fahnen auswärtiger Machthaber bewiesene Tapferkeit und Kriegstreue, dann vorzüglich auch durch die französischen Gnadengelder und Pensionen begründet wurde, ging in jener Zeit ein großer, wenn auch politisch meist unerquicklicher Theil der Geschichte des Landes auf. „Große Interessen nicht nur der Personen und Familien, sondern selbst der Orte und des Landes knüpften sich daher an die französische Politik. Es gab eine Zeit, da die französische Partei in der Schweiz als die freisinnigere, aufgeklärtere, als die Partei des Fortschritts galt und gegenüber der finstern Politik der päpstlichen Curie und der Herrscher Oesterreichs und Spaniens ein oft vortheilhaftes Gegengewicht bildete. Seit der Aufhebung des Edicts von Nantes durch Ludwig XIV. war jedoch die französische Partei in ihrem Verhalten gegen den Papismus theilweise in die Fußstapfen ihrer frühern Gegnerin getreten, und es war daher natürlich, daß die reformirten schweizerischen Stände der über den Geschicken der Schweiz stets lauernden französischen Diplomatie nicht mehr trauten. Religionshaß und Religionskriege hatten die Cantone unter sich allzu sehr zerrissen, als daß sie damals durch ihre Eintracht die Stärke und Würde der Eidgenossenschaft im Auge behalten hätten. Die fremden Höfe buhlten um die schweizerischen Krieger und die Regierungen der Schweiz um die Gunst der Höfe. Die Politik Ludwig's XV. suchte den reformirten Cantonen sich wieder zu nähern und ein allgemeines Bündniß mit allen Haupt- und zugewandten Orten zu Stande zu bringen: eine schwere Aufgabe, die erst 47 Jahre nach den Ereignissen und Festlichkeiten, die hier erzählt werden, erreicht wurde."

Durch die Schilderung der gesellschaftlichen und sittlichen Zustände, durch die Beschreibung öffentlicher Feste und die damit verbundene Zeichnung an sich unbedeutender Einzelheiten durch das Vorführen der handelnden Personen in ihrem historischen Hintergrunde und ihrer traditionellen Familienpolitik wird es oft leichter den die Zeit beherrschenden Volksgeist, die politische Anschauungsweise, die Ansichten der Führer und die bewegenden Elemente, welche der Landespolitik zu Grunde liegen, zu verstehen, als durch die Aufführung zahlreicher historischer Thatsachen. Die Quellen, welche J. Amiet benutzte, sind theils bisher unbekannte Manuscripte, Familienschriften und einzelne von der französischen „Trésorerie" in Solothurn herrührende „Etats" und Pensionenrödel. Die Hauptquelle bildet aber die umständliche, das kleinste Detail schildernde „Relation" eines Augenzeugen, des Kaplans J. C. J. Dürrholz von Solothurn.

Der Verfasser hat sich genau und getreu, selbst in den kleinsten Einzelheiten, an die handschriftlichen Quellen gehalten, glaubte jedoch einen belletristischen Rahmen wählen zu müssen, um den oft eintönigen Stoff dem größern Leserkreise genießbarer zu machen. Er führt deshalb den Referenten Dürrholz mithandelnd, mitredend und mitfeiernd ein und bringt dadurch in die Begebenheiten mehr Leben und Fluß. Wir können dies Vorgehen nur billigen, denn nicht nur der Gelehrte, auch andere Leser sollen dies Getriebe kennen lernen und über den faulen Zuständen der damaligen Zeit die bessern der schweizerischen Gegenwart schätzen und lieben lernen.

Das erste Bild schildert uns „Ein solothurner Staats- und Volksfest im Jahre 1729". Ein Jahr früher war Johann L. d'Usson, Marquis von Bonnac als Ambassadeur in Solothurn aufgezogen. Die Herren der Stadt zeigten sich als gehorsamste Diener des Herrn von Bonnac, der sie klug zu gewinnen und auszubeuten verstand. Ueppige Maitressen entfalteten ihre Reize, Fest über Fest, Gastmahl über Gastmahl, Concerte und Bälle, Liebesabenteuer und Stelldichein ließen die solothurner Aristokraten und Regenten weder zur Ruhe noch zur Besinnung kommen. Da kam die Nachricht, daß am elften Herbstmonat 1729 der durchlauchtigste königliche Dauphin das Licht der Welt erblickt habe. Die ganze Stadt war in der größten Bewegung vor Freude über die nahenden Feste. Charakteristisch für den damaligen Servilismus und Geschmack der damaligen Solothurner ist die Gratulationsrede des Propstes Johann Karl Glutz. Er meinte, „daß bis dahin keine einzige Glückseligkeit, so groß sie auch war, die Begierden Frankreichs so vollkommen vergnügt habe, als die gegenwärtige, bei welcher es den Herzen aller Völkerschaften gelungen sei, den Himmel zu bezwingen, um die Welt mit einer so würdigen Gabe, als da ist ein Delphin von Frankreich zu beschenken. Et ecce completa sunt omnia, und siehe da, die brenneifrigsten Begierden Ihrer allerchristlichsten Majestäten und der ganzen Welt sind in Erfüllung gegangen! Alle Zungen sind aufgelöst zur Danksprechung für ein so unschätzbares Wunderwerk himmlischer Freigebigkeit, für ein so unvergleichliches Kunstwerk der Natur und der Gnaden, für eine so glorreiche Grundsäule ganz Frankreichs, einen so vortrefflichen Engel des Friedens für ganz Europa, eine so tapfere Stütze aller seiner Bundesgenossen, und allgemeine Ursach' glückseligster Vergnügtheit auf ganzer Erde, für einen so herzreizenden Gegenstand aller Liebe und Hochschätzung in allen Völkerschaften." Wir übergehen die Kanonaden, Festessen, Bälle, Aufzüge, Volksbelustigungen, und bemerken nur, daß dies ganze Leben und Treiben ein großartiges Bild des damaligen Zopfes gewährt. Der Zweck dieser kostspielig in Scene gesetzten Feste wurde erreicht: die von Frankreich gewünschte Allianz kam später wirklich zu Stande.

Die folgenden Abschnitte schildern „Ein eidgenössisches Fest in Solothurn im Wintermonat 1729", und „Ein Bild der schweizerischen Tagsatzung im Christmonat 1729". Im letztern sind die Mittheilungen über französische Summen, welche unter verschiedenen Titeln in die Schweiz kamen, höchst beachtenswerth. Es war ein Bestechungssystem der Cantone, ihres Adels und ihrer Vorstände im großartigsten Maßstabe. So bezog Luzern jährlich 30—40000 Livres, Freiburg 32740, Uri 22880, Schwyz 24345, Obwalden 9521, Nidwalden 12856, Zug 16533, Glarus 7008, Appenzell-Innerrhoden 3400, Wallis 15385 Livres. Für Solothurn kann man annehmen, daß während der

Blütezeit des „französischen Gnadensystems" alljährlich über 80000 Livres französisches Geld dort blieb. Ueberdies bezogen noch die katholischen Städte Baden, Rapperschwyl, Mellingen, Bremgarten Allianz-Jahrgelder und ihre Vorsteher Gnadengehalte. Mit besondern Jahresspenden wurden auch die Schützengesellschaften und Kapuzinerklöster bedacht und Damen erhielten für ihre Affection (à cause de son affection au service du Roi) jährliche Gratificationen. Die Gesammtausgabe der im Jahre 1712 verwendeten französischen Gelder betrug 530960 Livres 1 Sols 11 Deniers; im Jahre 1730: 418647 Livres 10 Sols 1 Denier. Im Jahre 1770 war die Ausgabe bereits auf 1,509464 Livres 1 Sols 11 Deniers, also auf über anderthalb Millionen gestiegen. Diese Zahlen geben einen Begriff von der Großartigkeit des französischen Bestechungssystems in der Schweiz. Die Corruption hatte derart platzgegriffen, daß die schweizerischen Staatsmänner solche Geldspenden als einen ihnen schuldigen Tribut ansahen. Nur einzelne Stimmen erhoben sich gegen dies eingenistete Uebel. Am kräftigsten trat der luzernische Staatsmann F. U. Balthasar in seiner Abhandlung „Ursach der Verfassung wie auch der Begriff aller fünf Tractate" auf. Wir finden hier eine Reinheit der Gesinnung, eine Unbestechlichkeit des Charakters und einen Patriotismus, wie er in damaliger Zeit selten war. Er vergleicht die schädlichen Patrioten, welche sich an fremde Minister hängen, mit giftigen Spinnen, welche in ihrem Gewebe die goldenen Mücken fangen. „Gehet in einer Rathsstube ein Dampf von einem vaterländischen Gedanken auf, so lassen sie ihr Gift fallen, meldende, man müsse den Einfluß frömden Geldes nit hindern, ehender befördern" u. s. w. (S. 65). Aber die Worte solcher Patrioten verhallten in der Wüste. Ausführlich wird die Tagsatzung am Ende des Jahres 1729 dargestellt, wobei alle eidgenössischen Gesandten und ihre Familiengeschichte in etwas ermüdender Weise uns vorgeführt werden. Besonderes Interesse bietet die Geschichte des franzosenfeindlichen Schuhmachers, des ersten Gesandten von Zug. Das traurige Ende dieses Mannes ist unsern Lesern bekannt genug.

Bietet das Buch werthvolles Material zur Kenntniß der schweizerischen Zustände jener Zeit und verdient es deshalb Freunden ihrer Geschichte empfohlen zu werden, so können wir doch mit der Schreibart häufig gar nicht einverstanden sein. Die Einleitungen zu den einzelnen Abschnitten sind gewöhnlich sehr geschmacklos, und einen lächerlichen Eindruck macht es, wenn der Verfasser seine Prosa, nach Art eines Makamendichters, zu reimen beginnt, z. B.: „Françaisen, Allemanden, Quadrillen wechseln in der Runde. Das war ein Rauschen und Händleintauschen, das war ein Rücken und Liebesblicken, das war ein Zieren und Complimentiren, ein vornehm Wenden und Weitersenden, ein schwebend Tanzen und Fiselfanzen" (S. 16), oder „Schiel nicht so schelmisch hinüber! Er ist ja dabei dein Getreuer! Ha, er kommt! Siehst du den Lieutenant, wie er sich stellt und sich gefällt, wie er marschirt und jede Bewegung abcirculirt? Ha, er salutirt! Er blickt, sie nickt! Er ist entzückt, grüßt nach feiner Sitt' — und verliert den Schritt" (S. 18). Nun das ist des Guten zu viel.

Die treffliche Erzählung „Die Waise von Holligen" von J. Frey (Nr. 3) reiht sich an die soeben besprochenen Bilder von Amiet an. Läßt uns dieser Einblicke in das damalige französische Bestechungssystem und in die faulen Zustände der damaligen Eidgenossenschaft thun, führt er uns das Auftauchen neuer Ideen vor, so malt uns J. Frey mit Meisterhand die Folge jener unglückseligen Verhältnisse, den Kampf der Parteien und den Untergang der verrotteten alten Schweiz. Er gibt uns aber nicht eine streng historische Abhandlung, sondern eine frische Erzählung voll Kraft und Leben, einen kleinen historischen Roman im besten Sinne des Worts. Der Verfasser ist eine einfach kernige Natur, genau bekannt mit der Geschichte, mit den Sitten und Bräuchen seines Landes, an dem er mit treuer Liebe hängt. Unsere Erzählung beginnt mit dem letzten Decemberabend des Jahres 1797, in jener „trüben, ahnungsschwangern Zeit", da der so viel bewunderte und dabei doch innerlich so morsche Bau der alten Schweiz vor den Stürmen der französischen Revolution in Trümmer fiel. Dieser Kampf einer alten verfaulten und einer neuen gärenden Zeit ist glücklich durchgeführt. Gleich in den zwei ersten Kapiteln, in der Abendgesellschaft auf dem Schlosse Holligen, werden uns die sich reibenden Grundsätze und Anschauungen beider Parteien plastisch vorgeführt. Hier die am Alten zäh festhaltenden Aristokraten, dort ein junger Nachwuchs, der für eine Umgestaltung des morschen Baues, für Freiheit und allgemeine Menschenrechte begeistert ist. Als Repräsentant dieser neuen Zeitströmung tritt der Hauptheld der ganzen Erzählung, der edle Hauptmann König in den Vordergrund. Er liebt die einzige Tochter des ahnenstolzen Herrn von Holligen, welcher zur politischen Gegnerschaft des aufgeklärten König zählt. Nach erschütternden Kämpfen und Wendungen gelangt er ans heißersehnte Ziel seiner Wünsche. Die Fabel ist von großer Einfachheit, doch die zahlreichen, wohlgeordneten Episoden, der historische Hintergrund, die Schilderungen damaliger Sitten und Zustände verleihen dem Werke Mannichfaltigkeit und Wechsel, welche den Leser fesseln und in steter Spannung erhalten. Die Charaktere, besonders König, Adelaide, Oberst Stettler und der französische Emigrant Herr von Amiet, jeder Zoll ein Lump, sind prächtig gezeichnet. Mit vorzüglichem Glück sind namentlich die volksthümlichen Gestalten, die muthige energische Müllerin, die treuherzigen wackern Bursche behandelt. Das sind Leute mit Fleisch und Blut, nicht gemacht, sondern lebenswahr empfunden und hingestellt. Die Darstellung ist durchweg einfach, natürlich und von einer nachahmungswürdigen Knappheit, die sich von der Weitschweifigkeit anderer moderner Erzähler auf höchst wohlthuende Weise unterscheidet. Wir müssen „Die Waise von Holligen" als eine der gelungensten Erzählungen der Neuzeit bezeichnen.

Der Verfasser der „Erzählungen aus der Schweiz", Moriz Hartmann (Nr. 4), schlägt in denselben mit Glück die Bahn des Jeremias Gotthelf ein. Seine Erzählungen sind nach Inhalt und Form wahre Dorfgeschichten und als Lektüre für den weitesten Leserkreis berechnet. Die Fabeln sind meist sehr einfach, unmittelbar aus dem Leben gegriffen, doch interessant und lehrreich. Diese derben geldstolzen Bauern, diese hochfahrenden Töchter, diese „aufhauenden" Söhne sind wahre Gestalten, wie sie uns in jedem größern Dorfe begegnen. Der Verfasser huldigt dem stärksten Realismus, wir hätten hier und dort etwas mehr ideale Auffassung und Färbung gewünscht. Ist auch die Darstellung und Sprache nicht immer gewählt, leidet sie an Provinzialismen selbst in den referirenden Theilen, so lesen sich diese schlichten Erzählungen, die uns ein gutes Stück schweizerischen Volkslebens vorführen, dennoch ziemlich angenehm. Als gelungen müssen „Die gelben Husaren", „Die graue Kette", „Der Sandackerherr" und „Lyrenhans und seine drei Töchter" bezeichnet werden. Letzterer erinnert nach Anlage und Ausgang an Auerbach's „Lebenhold", obwol ihr Originalität nicht abzusprechen ist.

Die „Volkserzählungen aus dem bairischen Walde" von M. Schmidt (Nr. 5) haben das Verdienst, daß sie uns einen noch wenig bekannten, an Eigenheiten reichen Volksstamm mit seinen Sitten und Sagen vorführen. Mit einer Zähigkeit, die seinesgleichen sucht, hängt dies Völklein an altererbten Gewohnheiten und Aberglauben fest. Noch spielt dort der Glaube an umgehende Geister und leibhaft erscheinende Teufel eine bedeutende Rolle und wird nicht selten von Betrügern und Gaunern zum Schaden des leichtgläubigen, furchtsamen Volks ausgebeutet. Es ist Aufgabe des Dorfgeschichtenerzählers, derartige charakteristische Züge aufzugreifen und darzustellen; ein tadelnswerther Misgriff ist es aber, wenn derselbe nach jeder Sage oder Anekdote hascht und dadurch den frischen Gang der Erzählung hemmt und mit derartigem Flitterwerk den Eindruck der Handlung stört. An diesem Fehler leidet „Das Fräulein von Lichtenberg". Die

interessante spannende Fabel, die glücklich ausgesonnen ist, wird durch ganz unnütze Teufeleien und Spukgeschichten oft unterbrochen und in die Breite getrieben. Geschichtliche Notizen, die mit dem Ganzen in keinem Bezug stehen, werden weitläufig eingeflochten, lange Beschreibungen ermüden den vorwärtsstrebenden Leser. Auch an psychologischen Schnitzern fehlt es nicht. Wir rechnen dazu die Stelle, in der berichtet wird, daß der Held der Erzählung, welcher etwa 14 Jahre zählt, um Mitternacht in die Gruft steigt, um seine eben begrabene Jugendfreundin noch einmal zu sehen. Diesen Muth besitzt ein Knabe nicht. Wenn er die Todte mit feurigen Küssen überdeckt, ihr sein Ringlein an den Finger steckt, sie mit ihm spricht und dann wieder leblos in den Sarg zurücksinkt, den er schließt, so kann dies auf erregbare Leserinnen wol einen Knalleffect üben, allein das Ganze ist unwahr. Zudem wird das Räthsel dieser Nacht nicht gelöst und steht mit dem weitern Verlaufe der Erzählung in keiner nothwendigen Verbindung. Die Heilung des irren Julchen ist zu wenig motivirt. Der Schrecken, dem sie zugeschrieben wird, ist viel zu unbedeutend. Die ganze Darstellung leidet an ermüdender Breite und zeigt, daß der Verfasser über die Form nicht gebieten kann.

Die zweite Erzählung: „Der lateinische Bauer“, liest sich ganz gut; nur hätten wir die Sagen S. 31—43 weggewünscht. Sie gehören nicht hierher. „Die Christkindelsängerin“ ist wahrhaft eine reizende Idylle, die uns das Volksleben in klarster Form vorführt. Es herrscht hier eine Feinheit der Anlage, eine Anmuth der Ausführung, daß wir diese Erzählung jedem zur Lektüre empfehlen müssen. Schreitet der Verfasser in seinen Werken derart vor, so können wir ihn einer bedeutenden Zukunft versichern; allein weg mit den Wasserschossen und verwirrenden Nebenzweigen, die dem Eindruck des Fräuleins von Lichtenberg so schädlich sind. Er mache sich das „goldene Maß“ zur Richtschnur und befleißige sich wahrer Strenge und Knappheit.

Der beliebte Verfasser der „Drei Sommer in Tirol“, Ludwig Steub, hegt gegen das Land, das er vor 20 Jahren als Tourist durchzogen hat, immer noch freundliche Gesinnung. Von Zeit zu Zeit kommt er wieder in die allbekannten liebgewonnenen Berge, besieht sich Land und Leute und berichtet über seine Erfahrungen. Die vorliegende Erzählung: „Der schwarze Gast“ (Nr. 6), verdankt diesem Interesse des Verfassers an Tirol auch ihre Entstehung. Vor wenigen Jahren wurde der Erisapfel der Protestantenfrage, d. h. die Frage ob Protestanten auch in dem bisher rein katholischen Tirol zum Vollgenusse bürgerlicher Rechte befähigt seien, in das friedliche Bergland geworfen. Bald standen sich zwei Parteien feindlich gegenüber, die liberale trat für das Recht der Protestanten ein, die klerikale hielt an Ausschließung aller Andersgläubigen aus dem „katholischen Gaeta“ fest und verdammte jeden, der den Muth hatte für Toleranz zu sprechen, als Freimaurer oder Vaterlandsverräther. Von den Kanzeln wurde gegen die Ansässigmachung der Ketzer und gegen die Vertheidiger des Aprilpatentes gedonnert. Um das Volk in steter Bewegung zu halten, wurden Monsterprocessionen, Bergbeleuchtungen, Glaubenseinheitsschießen und Aehnliches veranstaltet. An die Stelle der einstigen Gemüthlichkeit und des stillen Friedens war auf einmal Zwietracht, Haß und wilder Hader getreten. „Glaubenseinheit“ und „confessionelle Duldung“ waren die zwei Losungsworte der leidenschaftlich erregten Parteien.

Diesen Kampf der Ultramontanen behandelt Steub mit vielem Humor in seinem „Schwarzen Gast“, der die Glaubensfrage in Form einer Novelle behandelt und für eine freisinnigere Auffassung derselben wirken soll. Streng betrachtet ist diese Schrift keine Erzählung, sondern ein Dialog im Rahmen einer Novelle. Der Inhalt ist kurz folgender: Ein Priester, welcher herumwanderte um für eine Glaubenseinheitsadresse Unterschriften zu sammeln, stieg an einem heißen Sommerabend von dem Hochlinger Berge nieder gegen Meran. Er war erschöpft von der Hitze des Tags, von der Länge des Wegs. Da hielt er in der Nähe eines Ansitzes Rast und ward von einem fremden Mädchen ins Haus geladen. Er folgte der Einladung und befand sich in der Mitte einer protestantischen Familie, die aus Friesland nach Meran gekommen war, um dort in milder Luft Gesundheit für ihre Tochter Thusnelda zu suchen. Bald bildet die Glaubensfrage den Stoff des eifrigen Gesprächs. Der schwarze Gast vertheidigt die Glaubenseinheit Tirols, der protestantische Arzt fordert gleiche Rechte für alle Confessionen Deutschlands auf deutschem Bundesgebiete. Mit feinem Takte, mit reicher Lebenserfahrung ausgerüstet, weiß dieser eine Position des Gegners nach der andern zu nehmen und durch seine biedere menschenfreundliche Haltung selbst das Herz des wilden Eiferers zu gewinnen. Mit ganz andern Ansichten über die „verfluchten Ketzer“ kehrt der schwarze Gast nach Innsbruck zurück, wo er seinem Freunde, dem Hofrath Haßlwanter, erklärt: „Wir sind zähe, lieber Freund und allgemeiner Ehrenbürger, und durch unsere Adern schleicht ein alter Zopf. Wir müssen vorwärts. Wir müssen über dich hinaus, und wenn du nicht mitgehst, bleibst du als Salzsäule stehen, wie das Weib des Lot. Die Lutheraner sind brav und tüchtig und haben Gnade gefunden vor meinen Augen. Laß uns jenen Widerstand aufgeben, der uns so lächerlich macht! Der Geist ihrer Forschung, mit Weisheit angewendet, wird unsern Wahrheiten nicht schaden, aber uns selbst zu den höchsten Leistungen spornen und aneifern. Wir können so berühmt werden wir unser Döllinger, berühmter als Schelling und Hegel, als Schlosser und Sybel. Benutzen wir die großen Gaben, die uns verliehen sind, und Tirol wird das erste Land der Welt sein!“

Glänzende Darstellung, feiner Witz und anmuthiger Humor zeichnen die Schrift aus. Die genaue Kenntniß der Gegend und des Volks kommen dem geistreichen Verfasser aufs beste zu statten und „Der schwarze Gast“ ist gewiß eine sehr heitere lehrreiche Schrift, die jeder mit süßem Behagen liest und wieder zur Hand nimmt. Verfehlt scheint uns nur der Charakter der Hauptperson. Der schwarze Gast wird hier als ein gutmüthiger Polterer gezeichnet, der bald die Waffen streckt. Das sind unsers Wissens die Fanatiker Tirols nicht, sie verharren eisenfest auf ihren Ansichten, sind klug und gewandt bei Vertheidigung derselben und räumen nie das Feld. Thusnelda repräsentirt die Meinung Deutschlands über diese lärmende tiroler Frage; allein ihr schnippisches, hochmüthiges Wesen macht entschieden einen ungünstigen Eindruck und ist durchaus nicht geeignet, den Gegner anzuziehen. Das Treiben der schwarzen Partei und ihre Demonstrationen sind mit vielem Geschick benutzt und behandelt. 18.

Ein Beitrag zu der Streitfrage über Materialismus und Spiritualismus.

Zur Verständigung über Materialismus und Spiritualismus von A. Mayer. Gießen, Ricker. 1861. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

In dem Streit über die Seele entscheidet sich der Verfasser für den Materialismus und zwar von der Grundlage Schopenhauer'scher Philosophie aus, ein Beweis, daß auch diese, welche im Sinne ihres Meisters keineswegs materialistisch ist, von den Schülern umgedeutet werden kann. Im erkenntnißtheoretischen Theile werden idealistisch Raum, Zeit und Causalgesetz als dem Gehirn inhärente Formen der Sinnlichkeit, als die Functionen des Gehirns betrachtet, durch welche es aus den Empfindungen Vorstellungen bildet. Es sei uns eine Bemerkung hinsichtlich der Definition des Causalgesetzes (im engern Sinne) gestattet. Dasselbe wird folgendermaßen festgestellt: „Mit Causalitätsgesetz soll ausgedrückt werden, daß jedem Zustande eines Dinges in der Erscheinungswelt ein anderer Zustand vorausgegangen. Den vorhergehenden Zustand nennt man Ursache, den folgenden Wirkung. Die Wirkung wird in Bezug auf den folgenden Zustand wieder zur Ursache, wie die Ursache Wirkung einer voraus-

gegangenen Ursache war." Wie hat man sich wol diese Zustände eines Dinges in ihrem Verhältniß zur Zeit zu denken? Schließen sie eine Zeitdauer ein oder fallen sie in einen Zeitpunkt? Nimmt man eine Zeitdauer für die aufeinanderfolgenden mit Ursache und Wirkung bezeichneten Zustände an, so kann man wiederum innerhalb derselben bei der unausgesetzten Wandelung der Dinge verschiedene aufeinanderfolgende Zustände unterscheiden und nur die aneinandergrenzenden derselben, nicht aber die ganzen eine Zeitdauer umschließenden Zustände wären in Wirklichkeit als Ursache und Wirkung zu betrachten. Man wird also erklären müssen, daß die als Ursache und Wirkung bezeichneten Zustände (zugleich mehr dem Wortsinne gemäß) in Zeitpunkten liegen, die keine Zeitdauer zwischen sich haben dürfen. Alsdann aber fallen sie nothwendig zusammen, und es kann nicht eine der andern vorausgehen, wie es doch sein sollte. Etwa von aneinandergrenzenden Punkten sprechen zu wollen, wäre ein Widersinn, da der Punkt seinem Begriffe nach nur Grenze einer Linie, nicht aber eines Punktes ist. Man wird sich also wol nach einer andern Definition des Causalgesetzes umsehen müssen. Die Entwickelung und Feststellung dieser Begriffe nimmt bei Hegel z. B. freilich eine schwierigere Form an. Dafür kritisirt ihn auch Schopenhauer ungefähr wie Aristophanes den Sokrates.

In dem die Streitfrage selbst erörternden abschließenden Theile wird diese nach den Fragen behandelt: 1) Können sämmtliche geistige Thätigkeiten blos als Functionen der Sinnesorgane und des centralen Nervensystems betrachtet werden? Oder 2) bedarf es der Voraussetzung eines dabei mitwirkenden immateriellen Etwas, auf dessen Namen es am allerwenigsten ankommt?

Bei Beantwortung der erstern macht der Verfasser die Analogie mit Erscheinungen aus niedrigern Sphären geltend und weist z. B. im Bereiche der anorganischen Natur auf die Schwere, den Magnetismus, die chemischen Vorgänge hin, bei denen allen man zur Erklärung durchaus kein immaterielles Etwas zu Hülfe nehme. Ebenso wenig dürfe dies bei den Pflanzen, die nicht einmal ein Nervensystem haben, und bei den Thieren geschehen, weder bei den niedrigsten noch bei den höchsten Arten. Denn wenn auch in der ganzen organischen Natur eine sie von der unorganischen unterscheidende Lebenskraft angenommen werden müsse, so bezeichnen diese doch nur analog der chemischen Kraft eine verborgene Qualität, die in der Organisation selbst liege, nicht aber ein immaterielles Etwas, das sich auch etwa von ihr trennen könne. Von den vollkommenern Thieren, die auch schon eine Art Bewußtsein besitzen und Vorstellungen bilden, bis zum Menschen besteht aber keine so tiefe Kluft, daß man bei diesem zur Erklärung ähnlicher Thätigkeiten noch außer dem körperlichen Organ, nämlich dem Gehirn, etwas anderes annehmen müsse, das sie zu Stande bringe. Das Denken sei also nichts als eine Function des Gehirns. Es bleibt hierbei unentschieden, ob das Denken eine willkürliche oder unwillkürliche Function, ob es etwa mit dem Gehen oder mit der Gallenabsonderung zu vergleichen sei. Man hat bisher diese Frage unsers Wissens noch nicht aufgeworfen, weil man in ihr einen Widerspruch zu sehen glaubte und das letztere als selbstverständlich annahm. Wir sind jedoch unter Voraussetzung eines Punktes, von dem aus der Wille auf die Gehirnfasern einwirke (sodaß also der Wille die Voraussetzung des Denkens wäre), sehr geneigt im wesentlichen das erstere anzunehmen. Jedenfalls scheint es uns auf die Beantwortung dieser Frage ganz besonders anzukommen.

An die Auseinandersetzung über die zweite vom Verfasser aufgeworfene Frage, die eigentlich schon, wie er selbst bemerkt, durch die Beantwortung der erstern überflüssig geworden, reiht sich eine Polemik gegen einige der bedeutendern abweichenden Theorien, wie z. B. die Lotze's, Virchow's, Volkmann's, Beneke's, Rudolf Wagner's, J. H. Fichte's. Wenn der Verfasser die Entdeckung, daß das Denken eine Function des Gehirns sei, dem Materialismus vindicirt, und den Spiritualismus als Gegensatz dahin definirt, daß nach diesem der Erkenntniß noch ein besonderes geistiges Wesen zu Grunde liege, so muß gegen diese Bezeichnungsweise Protest eingelegt werden, da sie zu den gröbsten Irrungen Anlaß geben kann. Materialismus ist diejenige wissenschaftliche Anschauungsweise, welche die Materie als den letzten Erklärungsgrund, als das Unbedingte betrachtet, während der Spiritualismus bei der Materie nicht sich beruhigen zu dürfen glaubt, sondern das Unbedingte als Geist begreift und nicht etwa neben der Materie. Diese erscheint ihm keineswegs als etwas irgendwie Festes und Haltbares, sondern als ein Gegenstand, der bei genauerer Untersuchung ganz und gar zerfließt und nicht nur in sinnlich unfaßbare Atome, sondern vielmehr in Gedankenbestimmtheit sich auflöst. Von der Materie haben wir nur Kenntniß durch die Sinnesempfindung. Eine Empfindung aber ist ein Leiden. Ein Leiden fordert mit Nothwendigkeit eine Kraft, die es hervorbringt. Was wir also erkennen, sind zunächst nur Kräfte, und der Stoff oder die Materie ist nichts als eine Hypostasirung derselben, „nur ein Gleichniß", ein Gebilde der unwillkürlich dichtenden Phantasie. Kräfte aber sind Bestimmtheiten von Verhältnissen und somit Gedanken. Das Gehirn kann nur deshalb denken, weil es in letzter Instanz selbst aus Gedanken besteht. Gerade diejenigen philosophischen Systeme, die als spiritualistisch in dem angegebenen Sinne bezeichnet werden können, haben die Identität von Geist und Natur, Körper und Seele längst vor dem Materialismus unserer Tage behauptet. Es wäre übrigens sehr zu wünschen, daß endlich die Sprachverwirrung, die hinsichtlich der Worte Seele und Geist herrscht, ihr Ende erreichte und im Anschluß an das Griechische unter Seele (ψυχή) die Lebenskraft, und unter Geist (νοῦς) die Vernunftkraft (die nur dem Menschen zukommt) verstanden würde.

Der Stil zeigt mitunter Nachlässigkeiten, reiche Belesenheit aber ist anzuerkennen.

E. von Schmidt.

Aus dem Soldatenleben.

Von jeher hat der Soldatenstand ergötzliche Charaktere geliefert für dramatische Erzeugnisse der Literatur. Das Vorbild dieser Charaktere, der prahlerische Soldat des römischen Dichters Plautus, ist bei allen Völkern, welche eine dramatische Literatur haben, eingebürgert worden. Im Deutschen ist dieser miles gloriosus der Alten bekanntlich am genialsten von Gryphius in seinem Scherzspiel „Horribilisfribrifax" wiedergegeben worden.

In neuerer Zeit ist das Soldatenleben ein ergiebiger Stoff für humoristische Darstellungen auf dem Gebiete der Erzählung geworden. Es entsteht nun die Frage, ob alle Elemente des Soldatenstandes gleich gut zu solchen Schilderungen geeignet sind, oder ob einige den Vorzug verdienen und andere als weniger passend zurückzuweisen sind. Da alle diese Darstellungen des Soldatenlebens, welche hier in Betracht kommen, ihren Gegenstand von einem humoristischen Standpunkt aus behandeln, müssen wir der Beantwortung der gestellten Frage einige kurze Andeutungen über das Wesen des Humors voranschicken. „Das letzte Kennzeichen des Humors ist die souveräne Freiheit, welche aus dem sichern Verständniß des vernünftigen Lebens der Welt hervorgeht, und welche im liebevollen Spiel auch das Verkehrte und Richtige zu adeln weiß." Diese Bemerkung über Humor enthält viel Richtiges. Der echte Humor findet für die Schwächen und Verkehrtheiten, und selbst für Noth und Schmerz des menschlichen Lebens die höhere Einheit, welche in einer idealen Anschauung der Dinge begründet ist, und in welcher die irdischen Dissonanzen gewissermaßen eine unerwartete und überraschende Auflösung finden. Eine besonders hervorstechende und charakteristische Seite des wahren Humors, welcher die positiven Eigenschaften der Dinge und Menschen anschaut und von absprechender Ironie weit entfernt und wohl zu unterscheiden ist, besteht darin, daß ideale Anschauungen, in deren Kreis selbst das Widerwärtige und das anscheinend Kleinste und Geringfügigste hineingezogen wird, sich in die individuellste Form des Witzes und der Komik kleiden; und wahren Humor kann daher kein Mensch haben, welcher nicht eine tiefe Gemüthsbildung und

vollständige Freiheit der geistigen Anschauung besitzt. Bei Leuten aus den niedern Ständen finden wir daher wol oft schlagenden und treffenden Witz, aber selten eigentlichen Humor. Es fehlen bei diesen Leuten im allgemeinen durchaus die Voraussetzungen, auf denen das Wesen des Humors beruht. Danach werden die gemeinen Soldaten und Unteroffiziere, welche den ungebildeten Klassen der Gesellschaft angehören, keine sehr geeigneten Persönlichkeiten für humoristische Darstellungen abgeben; vielmehr müssen solche Persönlichkeiten unter denjenigen Militärs gesucht werden, welche aus den gebildeten Ständen hervorgegangen sind. Die Richtigkeit dieser Behauptung wird durch die beiden zur Besprechung vorliegenden Erzeugnisse in schlagender Weise bestätigt. Wir betrachten zuerst die

1. Humoresken von Ewald August König. Elberfeld, Reinhardt. 1864. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Buch besteht aus zwei Abtheilungen; die erste ist betitelt „In Helm und Waffenrock" und enthält folgende Erzählungen: „Die Fahnenwacht", „Der Marodeur im Frieden", „Wachtabenteuer", „Die Badereise", „Der Uebungsmarsch", „Die Marketenderin". Die Erzählungen bewegen sich vorzugsweise in den niedern Sphären des Soldatenstandes; gemeine Soldaten, Unteroffiziere, Feldwebel sind die Haupthelden, und dies hat zur Folge, daß von eigentlichem Humor nichts anzutreffen ist. Es ist kein einziger Charakter da, der wirklich originell und für eine humoristische Darstellung geeignet wäre; man kann höchstens sagen, daß einige Personen gewitzt und spaßhaft sind, aber dies bedingt noch lange keinen Humor. Die Erzählungen würden daher jeden andern Titel eher verdienen als „Humoresken". Der strenge Hauptmann, welcher überall auftritt, aber meistens nur Nebenfigur ist, hat ebenso stereotype und charakterlose Züge wie seine Untergebenen, welche die Hauptrollen spielen. Auch die Charaktere, welche in der Erzählung „Die Badereise" auftreten und den nicht ganz ungebildeten Ständen entnommen sind, sind ohne Originalität und Anschaulichkeit. Anfangs gefällt bei der Lektüre des Buchs manches, was komisch und scherzhaft ist, aber je mehr man liest, desto mehr fällt die Plattheit und nichtssagende Gewöhnlichkeit des Ganzen auf.

Der Inhalt der Erzählungen ist dürr und interesselos und zuweilen von der äußersten Trivialität; man nehme z. B. diejenige, welche betitelt ist: „Der Uebungsmarsch." Zwei Musketiere, welche an einem kalten Wintertage einen Uebungsmarsch nach einem nahegelegenen Walde mitmachen müssen, verlassen den ihnen angewiesenen Posten und gehen in ein Wirthshaus und trinken Bier. Hier gesellt sich zu ihnen ein Unteroffizier, mit welchem sie in einem andern Wirthshause, welches sie noch besuchen, zu Mittag essen. Alle drei kehren erst abends in die Kaserne zurück. Sie gebrauchen dem Hauptmann gegenüber, welchem sie vor der Kaserne begegnen, die Ausrede, sie hätten sich im Walde verirrt. Sie würden ohne Strafe davongekommen sein, doch revidirt der Hauptmann zuletzt noch die Tornister der beiden Musketiere, und da der eine ihn gar nicht gepackt hat, sondern ihn leer getragen hat, der andere aber Nadel und Zwirn einzupacken vergessen hat, worauf der Unteroffizier böswilligerweise den Hauptmann aufmerksam macht, so bekommen beide Arrest. Für die Angeberei des Unteroffiziers rächt sich der eine Musketier dadurch, daß er demselben kurz vor einer Parade das Gewehr rostig macht, wofür der Unteroffizier tüchtig gescholten wird. Auch weiß der Musketier es zu veranstalten, daß der Unteroffizier bei derselben Parade einen schwerbepackten Tornister statt seines unbepackten tragen muß, ohne daß es ihm gelingt den Schuldigen herauszufinden. Wie ideenlos ist dies, und in einer wie beschränkten und engen Sphäre ist dies gehalten!

Der zweite Theil des Buchs, betitelt: „In Schlafrock und Pantoffeln", mit drei einzelnen Erzählungen („Das Heirathsgesuch", „Das Buch Mose", „Der Minister im Bade") ist um nichts besser als der erste. Was den Stil anbetrifft, so ist derselbe leicht und gefällig, aber charakterlos und ohne Kraft und Wirkung. Da das Lesepublikum der Leihbibliotheken sich sehr weit in die untern Schichten der Gesellschaft hineinerstreckt, so wird sich auch für dies Buch wol eine Klasse von Lesern finden, deren Ansprüche es befriedigt. Auf einer ganz andern Stufe steht

2. Militärische Zeit- und Charakterbilder. Von G. Ladendorff. Leipzig, Magazin für Literatur. 1863. Gr. 8. 27 Ngr.

Die Titel der einzelnen Erzählung, welche das Buch enthält, sind: 1) „Wie ich in die Uniform kam"; 2) „Das Tentamen"; 3) „Ein Tag bei dem «Alten»"; 4) „Die Besichtigung auf der Landstraße"; 5) „Bombardier Gebhart". Der Verfasser sagt von sich und seinem Buche S. 39: „Der Verfasser, der damals (Anfang der dreißiger Jahre) die Ehre hatte, in der siebenten Artilleriebrigade auf Offizieravancement zu dienen, bietet die nachstehende, nach wirklichen Erlebnissen gezeichnete Skizze («Das Tentamen») den geneigten Lesern mit dem Wunsche, daß sie ihnen eine fröhliche Stunde bereiten möge." Diese „Militärischen Zeit- und Charakterbilder" sind mit den „Humoresken" durchaus nicht in eine Kategorie zu stellen, indem sie von allen Mängeln und Fehlern, welche den „Humoresken" ankleben, völlig frei sind, und außerdem noch besondere Vorzüge besitzen. Zunächst haben sie ein historisches Interesse. Man liest mit Vergnügen die anschaulichen Schilderungen von dem militärischen Geiste, welcher in den dreißiger Jahren in der preußischen Armee herrschte, und welcher ein wunderbares Gemisch bot von Nachklängen aus der begeisterungsvollen und schwunghaften Zeit der Freiheitskriege und von der engherzigen, spießbürgerlichen und unfreien Anschauungsweise, welche in der nachfolgenden Reactionszeit alle Klassen der Gesellschaft durchdrang. Ebenso ist in lehrreicher und höchst anziehender Weise geschildert, welche verschiedenen Anforderungen damals in Bezug auf Examina an die Offiziersaspiranten gemacht wurden, und wie der Weg zu den Epaulettes in jener Zeit viele gefährliche Stellen hatte. Zu diesen Vorzügen des Buchs kommt, daß in demselben ein gesunder und kräftiger Humor herrscht, und daß die Persönlichkeiten höchst charaktervoll und anziehend dargestellt sind. Vor allem ist es die Person des alten Brigadiers von Tuchsen, welche unser Interesse im hohen Grade in Anspruch nimmt.

Vor rein fingirten Schilderungen des Soldatenlebens, wie sie in der letzten Zeit sehr häufig aufgetaucht sind, zeichnen sich diese „Militärischen Zeit- und Charakterbilder" ganz besonders aus. Der Stil ist lebhaft, gewählt und wirkungsvoll; manche Schilderungen haben etwas sehr Poetisches, wie z. B. folgende (S. 39), deren Anfang wir hier mittheilen. „An einem herrlichen Septembermorgen des Jahres 1833 zogen 20 junge Leute, die sämmtlichen Avantageure der zweiten Abtheilung siebenter Artilleriebrigade, die damals, wie auch noch jetzt, theilweise am Rhein garnisonirte, von Düsseldorf dem frommen Münster zu, wo wir der erwähnten Prüfung unterworfen werden sollten. Der schöne Herbsttag prangte in der warmen sonnigen Herrlichkeit des rheinländischen Klimas. Wir schüttelten den Staub des Gamaschendienstes aus unserm Geiste, schmückten die Tschakos mit den Blumen des freigebigen Herbstes, und der losgebundene Jugendmuth, den in der Garnison „des Dienstes immer gleichgestellte Uhr" gefesselt hielt, machte sich bald in unserer Haltung, in unserm ganzen Treiben bemerkbar. Fröhlichen Herzens, singend und klingend zogen wir durch die schattigen Thäler, über die sonnigen Höhen. Wir dachten nicht an den Rock, den wir trugen, und als ob wir Mitglieder der Burschenschaft einer deutschen Universität seien, schallten deren verpönte Lieder aus fröhlichen Kehlen im vielfachen Widerhall weit in den blauen Aether hinaus. Und waren wir nach unserm innersten Denken und Fühlen nicht „Burschenschafter" in der wahrhaftigsten Bedeutung dieser vielverkannten Verbindung? Ein strenges Gefühl für Sittlichkeit und wahre Ehre pulsirte in unsern

jugendlichen Herzen, und die Liebe zu dem gemeinschaftlichen Vaterlande erwärmte dieselben und erstrebte mit brennendem Verlangen die Vereinigung der deutschen Bruderstämme. Der Haß gegen die Tyrannei, die den Geist der Freiheit gefangen hielt, war in uns aus der Gefühlswärme zu erkennen, womit wir Vater Arndt's urkräftiges Lied:

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte —

sangen und immer wieder sangen."

Rudolf Sonnenburg.

Notizen.

Ein bisher nicht veröffentlichter Brief von Charlotte Corday.

Binnen kurzem wird französisch ein neues Werk über Charlotte Corday erscheinen. Darauf bezüglich veröffentlicht der französische „Nord" einen bisher nicht veröffentlichten Brief der kühnen Französin, welche am 13. Juli 1793 den Marat ermordete. Dieser Brief gibt einen unmittelbaren Erguß des Eindrucks, welchen die Hinrichtung Ludwig's XVI. auf die junge Dame gemacht hatte. Ludwig XVI. wurde bekanntlich am 21. Januar 1793 hingerichtet; dieser Brief an eine Freundin, Rosa Fougeran du Fayot, gerichtet, datirt sieben Tage später, vom 28. Januar. Charlotte Corday schreibt darin:

„Sie kennen die schandbare Neuigkeit, meine gute Rosa, Ihr Herz wie mein Herz schaudert dabei vor Entrüstung, sehen Sie da unser armes Frankreich den Elenden preisgegeben, welche über uns schon so viel des Unheils gebracht haben. Ich kenne Ihre guten Gesinnungen, ich kann Ihnen das anvertrauen, was ich denke. Vor Entsetzen und Entrüstung zittre ich. Alles was Schandbares man nur träumen kann, das findet sich in der Zukunft, die uns aus solchen Ereignissen entspriesst. Fest und sicher steht es, daß uns Trübseligeres eigentlich nicht mehr zustoßen kann. Ich bin beinahe dahin gekommen, das Schicksal derer unserer Verwandten zu beneiden, welche den vaterländischen Grund und Boden verlassen haben, so sehr als ich zweifle, daß wir jene Ruhe zurückerhalten, die ich noch vor nicht langer Zeit erhofft hatte. Alle diese Menschen, welche uns die Freiheit bringen sollten, haben Morde auf dem Gewissen. Das sind nur Henker. Weinen wir über das Geschick unsers armen Frankreich. Ich weiß Sie höchst unglücklich, und ich will nicht noch mehr Ihrer Thränen durch die Schilderung unserer Schmerzen fließen machen. Alle meine Freunde werden verfolgt, meine Tante ist Gegenstand jeder Art von Scherereien, seitdem man weiß, daß sie Delphin Obdach gegeben hatte, als er nach England abging. Ich würde es wie er machen, wenn ich vermöchte, allein G o t t h ä l t u n s h i e r z u r ü c k z u a n d e r n B e s t i m m u n g e n. Der Kapitän ist hier durchgereist, als er von Evreux zurückkehrte; er ist ein liebenswürdiger Mann und Ihnen sehr zugethan, ich schätze ihn sehr wegen seiner Zuneigung zu Ihnen. Wo er gegenwärtig weilt, weiß ich nicht. Sollten Sie ihn bald wiedersehen, erinnern Sie ihn daran, daß er mir einen Empfehlungsbrief vom Herrn von Vengour versprochen hat. Ich werde ihm eines Tags den guten Dienst vergelten. Wir sind hier Beute von Räubern, in allen Farben sehen wir sie, sie lassen niemand in Ruhe, dies würde genügen, diese Republik in Verruf zu bringen, wüßte man nicht, daß die Missethaten der Sterblichen nicht bis ins Himmelreich reichen. Kurz, nach diesem schrecklichen Schlage, welcher den Erdkreis soeben in Schrecken versetzt hat, trauern Sie mit mir, wie ich mit Ihnen trauere, meine gute Rosa; es gibt kein fühlendes und edles Herz, das nicht blutige Thränen vergießen müßte. Marie de Corday."

Der Brief ist M a r i e und nicht C h a r l o t t e unterzeichnet! So fühlte also die vierundzwanzigjährige junge Dame im Januar. Man merkt, es dämmerte in ihr ein Entschluß. Aber sie schien noch nicht zu wissen, was zu thun. Es sind gewaltige Gefühlsergüsse, die den festen Entschluß erst gleichsam als einen Niederschlag ruhigerer Erkenntniß nachführen mußten. Am 13. Juli ermordete sie den Marat im Bade. Am 17. Juli ward sie guillotinirt. Ihre letzten Zeilen, vor dem Gange aufs Schaffot niedergeschrieben, waren folgende (wir lassen sie französisch folgen, weniger weil das Verständniß derselben auf der Hand liegt, als um die eigenthümliche Schreibweise zu kennzeichnen):

„Le Citoyen doulcet de pontecoulant (Doulcet de Pontecoulant hatte die Vertheidigung abgelehnt) Est un lache (Feigling) davoir Refusé de me defendre, lorsque la chóse Etait si facile, Celui qui la fait s'en est acquite (entledigt) avec toute la dignité possible je lui en Conserve ma reconnaissance jusqu'au dernier moment."

Dieser Vertheidiger war Chaveau-Lagarde, zugleich der Anwalt der Marie Antoinette und der Madame Roland. Auch dieser Brief ist ausdrücklich „Marie" und nicht „Charlotte" unterzeichnet. An den Geschichtsforschern ist es, ob man hinfort an „Charlotte Corday" festhalten, oder ob man von „Marie Corday" sprechen soll.

Victor Séjour und Louis Bouilhet.

„Don Carlos" auf einer französischen Bühne! In der That, er wird auf dem pariser Ambigu fast täglich gegeben. Aber es ist nicht Schiller's „Don Carlos", es ist Victor Séjour's „Don Carlos". Victor Séjour, der sich so trefflich auf melodramatische Kniffe und Effecte versteht, hat sich denn auch bei diesem seinem Drama nicht von seiner dramatischen Art entfernt. Er scheint ein echtes Effect- und Rührstück geliefert zu haben. Um so besser wird es seine hundert Aufführungen oder mehr erleben, wennschon auch einige französische Kritiker mit einem Seitenblick auf Schiller's „Don Carlos" die Vergänglichkeit des Séjour'schen ziemlich unverblümt eingestehen. Uebrigens sucht Séjour nicht einmal im Titel mit Schiller zu concurriren. Denn Séjour's „Don Carlos" führt den Titel „Les fils de Charles V"; unter „les fils" zu verstehen Philipp II. und Don Carlos. Wie es mit der effecthaschenden Art der pariser Dramatiker bestellt ist und wie die dramatischen Wirkungen durch Aeußerlichkeiten erzielt werden, dafür bedarf es weiter keines Beispiels als des einen, daß Victorien Sardou, den man unter den jüngern Dramatikern für den geistreichsten zu halten geneigt ist, in seinen „Diables noirs" eine Reitpeitsche, welche der Held zufällig bei einer Dame liegen läßt, die bewegende Kraft des ganzen Dramas sein läßt. Würde die Peitsche nicht zufällig vergessen, so würde das Stück gar nicht zu Stande kommen. Da konnte man schon auf ein neues Stück Louis Bouilhet's gespannt sein, weil er dafür galt, mit bessern Mitteln zu operiren. Bouilhet ist bisjetzt in Deutschland gar nicht bekannt. Er hat einige Dramen geschrieben, deren eines, irren wir nicht, „Helene Peyron" heißt. Seine Berühmtheit mag seit sechs bis sieben Jahren datiren. Man machte gleich anfangs von ihm viel Wesens. Namentlich wurde er wegen seiner sehr schönen Sprache und seiner einfachen Behandlung der Stoffe gerühmt. Was hat der nun jetzt gebracht? Ein Stück im antiken Costüm, eine „Faustine". Faustine, die Gemahlin Marc-Aurel's verliebt sich in einen gewissen Avidius Cassius. Marc-Aurel zieht gen Deutschland und Avidius Cassius nach anderer Richtung in den Krieg. Das Gerücht läßt den Marc-Aurel plötzlich todt sein. Faustine schickt zu Avidius Cassius und trägt sich ihm als Gemahlin an. Avidius Cassius fühlt sich durch die Begünstigung außerordentlich geehrt. Aber o Himmel, Marc-Aurel lebt noch, das Gerücht hat gelogen. Was thun? Faustine ersticht sich. Dies ist Bouilhet's Stück, das immerhin viel Schönheiten enthalten mag, wenn auch nur um deshalb, weil die Censur auch gegen diese „Faustine" Bedenken gehabt haben soll, wie gegen so viele andere Stücke, in denen man eine Untergrabung der Familienmoral wittern wollte. Einen guten dramatischen Magen müssen die Pariser besitzen, denn auf dem Ambigu fast täglich „Les fils de Charles V" und auf dem Porte Saint-Martin diese „Faustine", es ist das etwas viel weit auseinanderliegende Weltgeschichte. Wir zweifeln

indeß, daß Bouilhet, selbst wäre er der bessere Dramatiker einer, mit solchen Griffen in eine reizlose Vergangenheit mehr erzielen wird, als die Neugierde des Publikums zu sehen, wie schlecht sich die meisten Darsteller auf das römische Costüm verstehen. 11.

Neuer Beitrag zur Literatur der Namenbüchlein.

Es war ein guter Gedanke und ein verdienstliches Unternehmen Hoffmann's von Fallersleben, die Kenntniß der deutschen Familiennamen durch locale Beiträge wissenschaftlich zu fördern. Im Jahre 1843 gab er sein „Breslauer Namenbüchlein", zehn Jahre später sein „Hannoversches Namenbüchlein" heraus, in welchen er die Einwohnernamen beider Städte nach ihrer Bedeutung ordnete und erläuterte. Sein Beispiel fand Nachfolge: Felix Geisheim verfaßte fast ganz nach den Principien der vorhergehenden ein „Berliner Namenbüchlein" (1855) und ihm schloß sich in etwas ernsterer Weise Wilhelm Fröhner an in seinem „Karlsruher Namenbuch" (1856), in dessen Titel sich schon im Gegensatz zu dem von Hoffmann gewählten eine gewisse Pedanterie verräth. Neuerdings hat nun Hoffmann sein drittes Namenbüchlein folgen lassen, das die Einwohnernamen der kurfürstlichen Haupt- und Residenzstadt Kassel zum Gegenstande hat (Kassel, Freyschmidt, 1863). Die orientirende Einleitung bringt zugleich eine dankenswerthe Zusammenstellung der einschlagenden Literatur, in welcher uns nur die Beurtheilung von Pott's „Personennamen" nicht zutreffend erscheint. Im Buche selbst hat der Verfasser so ziemlich die früher eingeführte Anordnung beibehalten. In 30 Abschnitten wird der vorliegende Stoff behandelt, im einzelnen sind bald kürzere, bald eingehendere Erklärungen gegeben, auch mitunter Verweisungen auf die Quellen und Hülfsmittel hinzugefügt. Der spaßhaften Bemerkungen hat sich Hoffmann mit Recht weniger bedient als in seinen frühern Büchlein. Ein so locales Verzeichniß hat keineswegs blos für diejenigen Interesse, welche die nächste Veranlassung gaben und selbst den Stoff lieferten, sondern verdient die allgemeinste Beachtung, denn zur Zeit ist das Sichbeschränken bei dem ungeheuern Namenvorrathe immer noch sehr empfehlungswerth und die Benutzung eines kleinen Buchs ist für den, der nicht tiefere Studien machen will, einladend und ohne Schwierigkeit. 4.

Bibliographie.

Andersen, H. C., Gesammelte Werke. Vom Verfasser besorgte Ausgabe. Wohlfeile Volks-Ausgabe. 1ster Band. Leipzig, Wiedemann. 8. 5 Ngr.

Barmann, R., Schleiermacher's Anfänge im Schriftstellern. Eine historische Skizze. Bonn, Marcus. Gr. 8. 12 Ngr.

Bienengräber, A., In Freud' und Leid. Ein Frühlingstraum in Liedern. Zerbst. 16. 5 Ngr.

Busch, G. F., Fugetto, der verwegene Freibeuter. Eine Land- und Seeräuber-Geschichte. Zwei Bände. Leipzig, Häfele. 8. 1 Thlr.

Byron's, Lord, Mazeppa, Korsar und Beppo. In das Deutsche übertragen von W. Schäffer. Leipzig, Brockhaus. 8. 20 Ngr.

Cerri, C., Aus einsamer Stube. Dichtungen. Wien, Schönewerk. Gr. 16. 20 Ngr.

Donin, L., Kleiner christlicher Heldenspiegel der Vorzeit. Wien, Gorischek. 12. 9 Ngr.

Friedberg, E., Ehe und Eheschließung im deutschen Mittelalter. Eheschließung und Ehescheidung in England und Schottland. Zwei Vorträge. Berlin, Mittler u. Sohn. 8. 12 Ngr.

Grün, Anastasius, Robin Hood. Ein Balladenkranz nach altenglischen Volksliedern. Stuttgart, Cotta. 8. 27 Ngr.

Hansgirg, K. V., Liederbuch für Deutsche in Böhmen. Prag, Tempsky. 12. 15 Ngr.

Hauff, L., Die Verträge von 1815 und die Grundlagen der Verfassung Deutschlands. Wörtlicher Abdruck der Haupturkunden mit Erläuterungen und Bemerkungen und mit einem Anhang: der Pariser Friede von 1814 und der Londoner Vertrag vom 8. Mai 1852. Bamberg, Buchner. Lex.-8. 22 Ngr.

Hellenbach, L. Baron, Gesetze der socialen Bewegung. Versuch einer Geschichte der Menschheit. Wien, Förster u. Bartelmus. Gr. 8. 1 Thlr.

Hummel, Schritte auf der Reise nach Ungarn und Italien. Reisebilder. Aus ihren Tagebüchern zusammengestellt. Zwei Bändchen. Ravensburg, Dorn. 1863. Gr. 8. 1 Thlr.

Klemme, F., Das Leben Johann Calvin's. Cassel, Scheel. Gr. 8. 7½ Ngr.

Kremer-Auenrode, H. v., Die Schleswig-Holsteinische Frage. Historisch-staatsrechtlich erläutert. Wien, Wallishausser. Gr. 8. 20 Ngr.

Lasserre, H., Das Evangelium Renan's. Nach der 17ten, gänzlich umgearbeiteten und beträchtlich vermehrten französischen Original-Ausgabe. Mainz, Kirchheim. 16. 7½ Ngr.

Lenau, Nikolaus, Gedichte. Stuttgart, Cotta. Gr. 16. 3 Thlr. 15 Ngr.

Mannsfeld, G. F., Sanello, der kühne Piraten-Kapitän. Seeräubergeschichte aus der neuern Zeit. Zwei Bände. Leipzig, Häfele. 1863—64. 8. 1 Thlr.

Nager, A., Die Religionsphilosophie des Talmud in ihren Hauptmomenten dargestellt. Leipzig. Gr. 8. 10 Ngr.

Nissel, F., Dido. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Wien, Förster u. Bartelmus. 1863. 8. 20 Ngr.

— — Die Zauberin am Stein. Volksdrama in vier Aufzügen. Wien, Förster u. Bartelmus. 8. 1 Thlr.

Pelletan, E., Das neue Babylon. Aus dem Französischen von T. Wildberg. 1ste und 2te Auflage. Bromberg, Levit. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Poles, S., Zwei Regierungen in Warschau. Reiseskizzen. Wien, Typographisch-litterarisch-artistische Anstalt. Gr. 16. 25 Ngr.

Posern Klett, C. F. v., Zur Geschichte der Verfassung der Markgrafschaft Meißen im 13. Jahrhundert. Vorstudien zu einer sächsischen Landes- und Rechtsgeschichte. Leipzig, T. O. Weigel. 1863. Gr. 8. 24 Ngr.

Reise-Eindrücke auf einer Wanderung zwischen Breslau, Wien, Triest und Venedig von P. L. F. Ostrowo, Priebatsch. Gr. 16. 17½ Ngr.

Roscher, W., System der Volkswirthschaft. Ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studirende. 1ster Band. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 Thlr.

Rosenzweig, L., Dramatische Sprichwörter. Leipzig, Lorck. 8. 16 Ngr.

Schanz, J., Ein Buch Sonette. Leipzig, Matthes. 8. 5 Ngr.

Schirrmacher, F. W., Kaiser Friderich der Zweite. 3ter Band. — A. u. d. T.: Kaiser Friderich der Zweite. Entscheidungskampf zwischen Papstthum und Kaiserthum. 1ste Abtheilung. Bis zum Tode Papst Gregors IX. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 2 Thlr.

Stern, A. u. A. Oppermann, Das Leben der Maler nach älteren und neueren Kunstschriftstellern für Künstler und Kunstfreunde bearbeitet. Vom 16. bis zum 19. Jahrhundert. Leipzig, Matthes. Gr. 8. 3 Thlr.

Der Verfluchte. Nach den hinterlassenen Papieren eines katholischen Geistlichen herausgegeben von Abbé ***. Aus dem Französischen. Drei Bände. Berlin, Hasselberg. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Hänel, A., Die Garantien der Großmächte für Schleswig. Leipzig, Haessel. 8. 10 Ngr.

Mecker, A., Turnerfeindinnen. Erinnerungsblätter an das 3te deutsche Turnfest in Leipzig. Wien, Schönewerk. Gr. 16. 15 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 15. — 7. April 1864.

Das neueste deutsche Drama.

Zweiter Artikel.*)

Denjenigen standhaften Lesern d. Bl., welche freundlich genug sind, mich auf den Wanderungen durch das Labyrinth des neuesten deutschen Dramas zu begleiten, habe ich für diesmal eine im eigentlichen Sinne des Worts classische Entschädigung zugedacht, wie denn die Tugend stets belohnt wird. Wenn die Athener am Feste der großen Dionysien eine Trilogie von Tragödien auf sich hatten wirken lassen, ohne in ihrer ästhetischen Genußfähigkeit nachzulassen, so verlangten sie doch zum Schluß die Heiterkeit des Satyrspiels, um die hochgespannten Gefühle in freundlichem Scherz zu ruhiger Stimmung überzuleiten. In anerkennenswürdiger Fürsorge habe ich eine ähnliche Einrichtung getroffen. Die Betrachtung des ernsten Dramas und des Trauerspiels gehe voraus, Lustspiel und Posse schließe den Reigen und führe uns aus dem hohen Gebiet der Ideale in das ebene Feld der Wirklichkeit. Freilich sind es nicht eitel sophokleische Tragödien, die ich vorzuführen habe, und auch das Satyrspiel Athens dürfte doch nicht ganz mit dem berliner „Gebildeten Hausknecht" zu identificiren sein. Indessen, wie Shakspeare sagt: „The best in this kind are but shadows; and the worst are no worse, if imagination amend them." Und mit diesen Worten guter Vorbedeutung gehen wir denn ans Werk.

1. Deutsche Kämpfe. Schauspiel in fünf Aufzügen von Alfred Königsberg. Berlin, Springer. 1862. 8. 24 Ngr.

Die „Deutschen Kämpfe", welche das vorliegende Schauspiel zur Darstellung bringt, sind die Streitigkeiten zwischen Friedrich Barbarossa und Heinrich dem Löwen. So viele unserer deutschen Dichter haben sich schon an der Hohenstaufengeschichte versucht und im ganzen doch mit so wenig dauerndem Erfolg, daß man nicht ohne gerechte Bedenken neue Versuche, diese große Zeit dramatisch zu gestalten, auftauchen sieht. Was unsere Dramatiker immer wieder zu diesem Stoff hinzieht, ist unschwer zu erkennen: die glänzenden Heldengestalten der Hohenstaufischen Kaiser, mit der reckenhaften Kraft der alten sagenhaften Volkskönige wie mit schöner menschlicher Bildung gleich herrlich ausgestattet, die großen Interessen, um die gekämpft wird, Kaiserthum und Papstthum, die zwei Angelpunkte der Welt, stets im Vordergrund, dazu der ganze romantische Duft, welcher über dieser von Minnegesang wie von dem Klang der Schwerter durchtönten Zeit des Mittelalters liegt; Römerzüge mit der Aussicht auf die sonnenbeschienenen und blutübergossenen Fluren Hesperiens, das gleich einer welschen Lorelei immer neue Opfer durch sehnsüchtigen Zauber bestrickt und ins Verderben zieht, Kreuzzüge in den märchenhaften Orient, von dem Reiz des Unbekannten und Phantastischen umwoben — das alles sind gewiß Elemente, die zu einer poetischen Bearbeitung immer und immer wieder verlocken mögen. Schwerer ist es zu sagen, woran im ganzen alle diese Versuche bisjetzt mehr oder weniger gescheitert sind. Es wird dafür gewiß sehr verschiedenartige Gründe geben, die in der Individualität der einzelnen Dramatiker, die diese Stoffe bisjetzt behandelt haben, und in der Behandlung selbst liegen. Einer aber liegt wol auch in dem Stoffe selbst. Der Schluß jedes Dramas soll versöhnend wirken. Nun ist die Entwickelung des Hohenstaufischen Hauses allerdings großentheils von der Art, daß wir schon in der Geschichte selbst, ohne Zuthun des Poeten, häufig eine poetische Gerechtigkeit in Bezug auf die einzelnen Personen dieses großen Geschlechts wahrzunehmen glauben. Und auch der Untergang des ganzen Hauses ist in der Geschichte selbst so verschuldet und zu gleicher Zeit so groß, daß wir ihm die Eigenschaft des tragisch Abschließenden und Versöhnenden von menschlicher Seite nicht absprechen können. Aber wir fühlen nicht nur menschlich, sondern auch patriotisch. Und in dieser Beziehung ist der Abschluß der Hohenstaufischen Geschichte so trostlos, so ohne alle Versöhnung, so ohne alle Aussicht, daß das nationale Gefühl wenn nicht verletzt wird, so doch wenigstens unbefriedigt bleibt. Es ist hier nicht der Platz, dies weiter auszuführen. Ich komme vielmehr auf das vorliegende Drama von Königsberg zurück, auf welches das Gesagte weniger Anwendung leidet, wie überhaupt auf alle diejenigen Schauspiele, welche nicht gerade den Ausgang des Hauses zum Vorwurf haben. Das Drama „Deutsche Kämpfe" zeichnet sich nicht nur durch eine sehr gewählte, theilweise wahrhaft poetische Darstellung, der nur die Versform einige Schwierigkeit zu bereiten scheint, aus, sondern ist auch gedankenreich und sichtbar mit vollem Verständniß der hereinragenden geschichtlichen Probleme gearbeitet. Vielleicht tritt diese Kenntniß hier und da zu doctrinär hervor, um ganz der Situation und der Individualität der Personen angemessen zu erscheinen: mit andern Worten, vielleicht spricht manchmal der Dichter, der die Geschichte kennt, statt der Personen, welche die Geschichte in ihrer einstigen Gegenwart machten. Aber im ganzen darf man dem Werke die Anerkennung nicht vorenthalten,

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 28 d. Bl. f. 1863. D. Red.

daß es zu charakterisiren versteht. Füge ich endlich hinzu, daß sich ein gehobenes Nationalbewußtsein in dem Drama ausspricht, so wird nach dem allen das Urtheil gerechtfertigt erscheinen, daß dasselbe zu den bedeutendern Erscheinungen der neuesten Dramenliteratur zu rechnen sein möchte.

2. Florian Geyer. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Karl Koberstein. Dresden, L. Wolf. 1863. Gr. 8. 15 Ngr.

Derselbe Einwurf, den ich in dem vorhergehenden Artikel gegen die Behandlung der Hohenstaufengeschichte aus dem Stoff selbst entnommen habe, scheint am Ende auch auf den Bauernkrieg ausgedehnt werden zu können. Wie dort, geben die Helden des Kriegs verschuldet unter nach ergreifendem Kampf: aber wenn das menschliche Gefühl durch diese Sühnung, welche die Idee der Billigkeit, wie sie Herbart so schön entwickelt hat, herbeiführt, sich befriedigt fühlen könnte, so bleibt doch für den nationalen und patriotischen Sinn am Ende, wie es scheint, die Sache ohne befriedigende und versöhnende Lösung. Denn was auch die Ausschreitungen der Bauern gefehlt haben mögen, wie grausam ihr Thun, wie thierisch ihre Rache: den ganzen Stand am Ende wieder in die alte Knechtschaft zurückgeschleudert und eine ganze Schicht des Volks der frühern Barbarei zurückgegeben und ihre Henker, nachdem sie in teuflischen Qualen für den verübten Frevel Rache genommen, triumphiren zu sehen — könnte dieser Gedanke einem für das Volk und das deutsche Volk fühlenden Zuhörer nicht unerträglich erscheinen, so unerträglich, daß er die Darstellung eines Dramas, welches diesen durch die Geschichte mit Nothwendigkeit auferlegten Schluß beibehielte, statt mit versöhntem Gemüth mit Erbitterung verließe? Es scheint so; aber es verhält sich doch etwas anders. Jene Welfen- und Waiblingerkämpfe sind noch heute nicht zu Ende: sie werden unter anderer Form und anderm Namen noch heute fortgekämpft und täglich werden wir an sie durch das Leben und durch Deutschlands Ohnmacht erinnert. Anders bei dem Bauernkriege. Die gerechten Forderungen der Bauern sind der Hauptsache nach längst erfüllt nicht nur, sondern in naturgemäßer Entwickelung der Dinge weit übertroffen, sodaß der Stand, welchen wir in jenem Kriege unterliegen und scheinbar für immer unterliegen sehen, heute in Rechten und Verhältnissen sicher ruht, die er in jenem Kampfe nie zu hoffen wagte. Dieses Bewußtsein verläßt uns nicht und läßt uns seinen scheinbaren und doch nicht unverschuldeten Untergang als das erscheinen, was er wirklich war, als eine Entwickelungsphase, deren endlichen Ausgang wir mit Befriedigung im Gedanken halten, während bei dem noch schwebenden Stand der deutschen Machtfrage und der Ungewißheit, wann endlich die getrennten Stämme zu strafferer Einheit sich zusammenfassen werden, der traurige Ausgang jener alten Glanzzeit, welche ähnliche Fragen bewegte, uns bei der poetischen Ausführung ohne Beruhigung scheiden läßt. Auch dem vorliegenden Stück gebührt Lob: die Darstellung hat sich an Schiller geschult und ist mehrfach ergreifend; hier und da sind die Reden vielleicht etwas zu lang. Die Charaktere sind richtig gezeichnet und von mannichfaltiger Nuancirung. Daß Koberstein eine Ilias post Homerum in Beziehung auf Goethe's „Götz" geschrieben, kann man nicht sagen: denn nicht nur hat er sich einen andern Helden gewählt, sondern auch die Auffassung ist eine abweichende. Goethe gruppirt alles um seinen Helden und das andere ist Staffage: bei Koberstein ist Florian Geyer ebenfalls der Hauptheld, um den sich das übrige gruppirt; aber Florian ist die verkörperte Idee des Bauernkriegs, ohne darum ein wesenloses Schemen zu sein. Oder mit andern Worten: Goethe's Drama ist biographisch und stellt sich in Bezug auf die Bauernhändel ziemlich neutral; der moderne Dichter steht auf Seite der Bauern und macht deren Kampf und den Sieg ihrer Idee zu seinem Hauptaugenmerk, ihrer Idee, als deren Repräsentant Florian Geyer den Heldenplatz in der Tragödie einnimmt. So gehen also die Intentionen des neuern Dichters und Goethe's bei ähnlichem oder gleichem Stoff auseinander.

3. Die Meistersinger von Nürnberg. Von Richard Wagner. Mainz, Schott's Söhne. 1862. 8. 15 Ngr.

4. Der Ring des Nibelungen. Ein Bühnenfestspiel für drei Tage und einen Vorabend von Richard Wagner. Leipzig, Weber. 1863. Gr. 16. 2 Thlr.

Die Zukunftsmusik, deren Erfinder Richard Wagner ist, hat neben begeisterten Anhängern so viele fanatische Gegner gefunden, daß es für den Laien äußerst schwierig ist, sich aus diesem Wirrsal der Stimmen und Meinungen herauszufinden. Glücklicherweise ist dies auch nicht die Aufgabe des Unterzeichneten. Doch bekennt er gern, daß zwei Principien der Wagner'schen Schule seinen exoterischen Laienbegriffen immer sehr beachtenswerth und verdienstlich erschienen sind: erstens die Musik soll dem Sinn des Textes entsprechen, d. h. es soll nicht irgendeine gleichgültige Endsilbe auf funfzig Takte Musik ausgedehnt oder der Seufzer eines Sterbenden durch einen halbstündigen Triller des Tenors ausgedrückt werden. Und zweitens: die Musik soll und muß volksthümlich sein, nicht für exclusive Kreise, sondern für das ganze Volk müssen die Opern, wie jedes andere Schauspiel berechnet sein. Ob ich diese Forderungen Wagner's freilich richtig aufgefaßt und ob er sie in der Praxis selbst durchgeführt, wage ich mit meinem beschränkten musikalischen Unterthanenverstand nicht zu entscheiden. Richtig aber und wichtig würden sie, vorausgesetzt daß ich sie recht verstanden, unbedingt sein.

Aber ich habe es, wie schon gesagt, zum Glück für mein Judicium nicht mit dem Componisten, sondern mit dem Dichter Richard Wagner zu thun. Denn der berühmte Componist ist wirklich auch unter die Dichter gegangen. Daß Wagner ein durch und durch geistreicher Mann, das hat wol auch von seinen erklärtesten Gegnern niemals irgendeiner geleugnet oder bezweifelt. Und dafür würden, wenn es noch eines Beweises bedürfte, auch die vorliegenden Dichtungen beweisen. In der That, wie groß dürfte wol die Anzahl hervorragender Musiker sein, die neben großen Tondichtungen, denen auch der Gegner Wichtigkeit und ausgezeichnete Bedeutung nicht absprechen kann, noch mit selbständigen Poesien hervortreten, und zwar mit Poesien, denen man viel Uebles nachreden, niemals aber das Lob dichterischen Sinns, geistigen Lebens und großen Strebens wird versagen können?

Und so lautet in der That mein Urtheil über das erste der beiden Stücke. Ob Wagner „Die Meistersinger von Nürnberg" sich ganz oder nur theilweise in Musik gesetzt denkt, weiß ich nicht zu sagen. Das Drama als solches ist einem liebevollen Studium der Meistersängerpoesie entsprungen. So sehr hat sich der Verfasser in diese Dichtungsweise eingelebt, daß er mit großem Glück Hans Sachs' Sprache und Versbau durch das ganze Stück wiedergibt. Die Gestalt Hans Sachs' selbst, unsers ehrenwerthen Meisters, ist mit vieler Hingebung ausgemalt, anheimelnd, bieder, deutsch, wie er selbst aus seinen Gedichten zu uns spricht, und vieles andere ist geistvoll, gedankenreich und poetisch erfreulich. Aber im ganzen ist die Sprache infolge jener Nachbildung unserer jetzigen so entfremdet, die Stimmung großentheils so lyrisch, daß auf eine theatralische Wirkung des Stücks als eines Schauspiels schwerlich zu rechnen sein dürfte. Dazu kommt noch das Bedenken, daß das Publikum, welches das Stück hören sollte, zum allergrößten Theil in Betreff der Details der Meistersingerei und der Gesetze der Tabulatur vollständig im Unklaren bleiben und darüber vieles vom Gang des Stücks gar nicht oder misverstehen würde. Die nöthigen Erklärungen, die in der Literaturgeschichte, etwa in Wagenseil, zu suchen sind, kann das Drama natürlich nicht geben, und doch würden sie zum Verständniß nothwendig sein. Dies alles wird einer wahrhaft dramatischen Wirkung des Stücks von der Bühne herab hinderlich im Wege stehen; aber dies alles hindert nicht die Anerkennung, daß wir auch in dieser Arbeit mit Freude und Zustimmung wahrnehmen, wie hoch die Vorstellung Wagner's von der Kunst ist, wie gedankenvoll und sinnig die Darstellung dieser Ideen.

Ueber das zweite der oben angeführten Stücke begnüge ich mich mit den Worten Wagner's selbst zu referiren, um den Lesern d. Bl. die Absicht und den Gedanken des Dichters klar zu machen. Er sagt: „Meinen nähern Freunden, denen ich schon vor nun bald zehn Jahren die vorliegende Dichtung mittheilte, blieb zugleich nicht unbekannt, welche Vorstellung ich mir von der Möglichkeit einer vollständigen musikalisch-dramatischen Aufführung derselben machte. Da ich sie noch festhalte, und ein wirkliches Gelingen des Unternehmens, sobald es durch ausreichende materielle Unterstützung in das Werk zu setzen wäre, zu bezweifeln noch nicht gelernt habe, sei mein Plan, mit der Veröffentlichung des Gedichts, nun auch weitern Kreisen mitgetheilt. Es kam hierbei vor allem mir darauf an, eine solche Aufführung als frei von den Einwirkungen des Repertoireganges unserer stehenden Theater mir zu denken. Demnach hatte ich eine der minder großen Städte Deutschlands, günstig gelegen, und zur Aufnahme außerordentlicher Gäste geeignet, anzunehmen, namentlich eine solche, in welcher mit einem größern stehenden Theater nicht zu collidiren, somit auch einem großstädtischen eigentlichen Theaterpublikum und seinen Gewohnheiten nicht gegenüberzutreten wäre. Hier sollte nun ein provisorisches Theater, so einfach wie möglich, vielleicht blos aus Holz, und nur auf künstlerische Zweckmäßigkeit des Innern berechnet, aufgerichtet werden; einen Plan hierzu, mit amphitheatralischer Einrichtung für das Publikum, und dem großen Vortheile der Unsichtbarmachung des Orchesters, hatte ich mit einem erfahrenen, geistvollen Architekten in Besprechung gezogen. Hierher sollten nun, etwa in den ersten Frühlingsmonaten, aus den Personalen der deutschen Operntheater ausgewählte, vorzüglichste dramatische Sänger berufen werden, um, ununterbrochen durch jede anderartige künstlerische Beschäftigung, das von mir verfaßte mehrtheilige Bühnenwerk sich einzuüben. Das deutsche Publikum aber sollte eingeladen werden, zu den festgesetzten Tagen der Aufführungen, von denen ich etwa drei im ganzen annahm, sich einzufinden, indem diese Aufführungen, wie bereits unsere großen Musikfeste, nicht einem partiellen städtischen Publikum, sondern allen Freunden der Kunst, nah und fern geboten sein sollten. Eine vollständige Aufführung des vorliegenden dramatischen Gedichts sollte, im vollen Sommer, an einem Vorabend «Das Rheingold» und an drei folgenden Abenden die Hauptstücke: «Walküre», «Siegfried» und «Götterdämmerung», zur Darstellung bringen."

So Richard Wagner. Er bespricht dann noch die Vortheile, die sich für die Darstellung selbst, für die Zuhörer und die Darstellenden aus dieser Art von Aufführungen ergeben müßten, und erwägt sodann die Möglichkeit solcher Einrichtungen. „Ich hoffe nicht mehr, die Aufführung meines Bühnenfestspiels zu erleben: darf ich ja kaum hoffen, noch Muße und Lust zur Vollendung der musikalischen Composition zu finden." So übergibt er denn einstweilen das Gedicht der bücherlesenden Oeffentlichkeit.

Der Gedanke ist originell und großartig, Wagner's würdig: Wiederholungen solcher Aufführungen von ähnlichen Stücken, wie sie ausdrücklich in Wagner's Plan vorgesehen sind, würden wenigstens nach einer Seite hin eine Art olympischer Spiele bei den Deutschen, „den Hellenen der Neuzeit", wie man sie ja wol genannt hat, begründen. Ob solche Aufführungen aber unter den gegebenen Verhältnissen möglich seien, möchte wol dem stärksten Zweifel unterliegen.

Einer Beurtheilung des Werks, wie es uns jetzt vorliegt, unterziehe ich mich nicht. Es muß genügen, den wahrhaft großen Plan dargelegt zu haben, für welchen das vorliegende Gedicht die erste Grundlage zu bilden bestimmt ist. Jeder unserer Leser, der sich für Drama und Oper interessirt, wird dem Gedanken des Meisters, selbst wenn er unausführbar sein sollte, freudige Theilnahme nicht versagen und durch eigene Anschauung von der Ausführung desselben, wie sie vor der Hand wenigstens nach der einen Seite hin, der poetischen, vorliegt, sich zu belehren beeifert sein.

5. Francesco dei Pazzi. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Eduard Mohr. Amsterdam, Seyffardt. 1862. 8. 20 Ngr.

Den Vorwurf dieser Tragödie bildet der Versuch, die Herrschaft der Mediceer Lorenzo und Giuliano zu stürzen, welchen das zweitmächtigste Haus von Florenz, die Pazzi, 1478 machte. Im Einverständniß mit dem Papst Sixtus und dem Erzbischof von Pisa wurde der Aufruhr erhoben; aber der Streich gelang nur zum Theil. Nur Giuliano fiel unter den Händen der Mörder, Lorenzo entkam, das Volk stellte sich auf Seite des Mediceers und der Untergang des großen Hauses der Pazzi war der endliche Erfolg. Dies sind die Hauptumrisse des geschichtlichen Vorgangs, welchen der Dichter seiner Tragödie zu Grunde gelegt hat. Und zwar ist er der Geschichte sehr genau gefolgt und hat es verstanden, die einzelnen historischen Figuren zu sehr bestimmten Charakteren zu gestalten und auszumalen. Zu vermissen ist Präcision und volle Genauigkeit und Klarheit in den Einzelheiten der Handlung. Aber im ganzen tritt uns ein sehr lebendiges und anschauliches Bild entgegen. In Betreff der Darstellung hat dem Dichter Shakspeare als Muster vorgeleuchtet. Aber nicht als beschränkter Nachtreter hat er die Aeußerlichkeiten seines großen Vorbildes copirt: mit vielem Geist hat er das Muster sich zu eigen gemacht, und ich stehe nicht an, ganze Partien in Betreff der Gedankenwendung und der Sprache als vortrefflich zu bezeichnen. Um dem Leser d. Bl. die Möglichkeit selbst zu urtheilen zu bieten, stehe hier ein Bruchstück aus dem ersten Aufzug. Einer von den Leuten der Pazzi ist von einem mediceischen Dienstmann ermordet worden; Bandini, der eifrigste Parteigänger der Pazzi, benutzt die Gelegenheit, das Volk von Florenz zu Wuth und Aufruhr zu entflammen. Dies geschieht in folgender Scene, die an Antonius' Rede bei Cäsar's Bestattung erinnert, und doch vollen selbständigen und wie mir scheint bedeutenden Werth hat, wenn auch einzelne Absonderlichkeiten und Unklarheiten mit unterlaufen.

Bandini.

Schlaft nicht mehr, tanzt nicht länger; die Nacht ist in ihrem heiligen Frieden geschändet; sucht Sicherheit in den Gassen eurer Feinde. (Die Straße füllt sich allmählich mit Volk.)

Verschiedene Stimmen.

Welches Geschrei in den Straßen! Warum ruft ihr uns aus dem Schlaf? Ist hier niemand, der den Ruhestörer zur Rechenschaft zieht?

Bandini.

Gute Leute, laßt sie dort ihre Lustbarkeiten einstellen; zerschlagt die Trompeten, die ihnen zum Tanze schmettern, während hier eine Seele sich losreißt, oder laßt sie Trauermärsche blasen.

Eine Stimme aus dem Volk.

Wer liegt dort auf der Straße? Das ist Blut!

Eine Frau (zu ihrem Sohn).

Laß uns hineingehen und die Thüre verschließen; wenn der Mann noch lebt, machen sie unser Haus zum Lazareth. (Ab.)

Volk.

Todt! Todt! Ach, arme Seele! Wo finden wir den Thäter?

Bandini.

Wo finden wir den Thäter? Wohl gefragt!
Der Mord, er selbst, mit einem Schwert bewaffnet,
Ist eingebrochen; seht sein blutend Opfer!
Wo finden wir ihn? Suchen wir ihn hier,
So ist er dort; und glauben wir ihn fern,
So ist er schon in unserer Nähe.

Eine Stimme.

Schrecklich! Der Himmel sei uns gnädig!

Bandini.

Der Himmel, guter Mensch? Wo ist der Himmel,
Wenn nicht in unserm Arm? Gebrauchen wir
Denn dieses einz'ge Werkzeug, das zur Hülf'
Uns mitgegeben ist! Sind wir erst Männer,
Die ihrem Feind — und sei es wer es wolle! —
In das Verrätherauge sehn, dann ist
Der Himmel auch mit uns verbündet.

Stimmen aus dem Volk.

Zeigen Sie uns den Feind; ja, ja, wir wollen ihn kennen!

Bandini.

Verlangt ihr wirklich, daß ich euch den Feind
Noch zeige? Nun, so hat der Mummenschanz,
Dem ihr euch oftmals hingebt, keinen Sinn;
Es wär' ein Spiel, zu nichtig für den Geist
Vernünft'ger Menschen! Seh' ich eine Maske,
So frag' ich, wen sie birgt; und gibt sie sich
Für einen Freund, bin ich geneigt zu glauben,
Sie sei mein Feind.

Eine Stimme.

Lassen Sie uns die Maske sehen, und wir wollen ihr die Larve vom Gesicht reißen.

Bandini.

Anklagen ist gehässig, und ihr wißt,
Anklagen will ich nicht. Doch blickt euch um
In der Geschichte dieses Landes, nichts,
Wovon ich sprechen will, ist hier so alt,
Daß ihr nicht dessen euch erinnert. Schutz
Bedarf der Staat zu seiner Sicherheit.
Was thaten wir? Wir wählten uns
Die Medici zum Schutz —

Stimmen.

Ja, ja. Das thaten wir, und niemand soll uns darum tadeln.

Bandini.

Begreift mich recht. Wenn ich euch eben sagte,
Wir wählten sie, so fug' ich auch hinzu:
Und thaten wohl daran. Denn steigen wir
Hinauf zum Ursprung. Jener Cosimo,
Der Aelternvater unserer Medici,
War reich und über alle maßen prächtig;
Und trug er auch die Spuren eines Stolzes,
Der nur Tyrannen kleidet —

Stimmen.

Wir lassen das Andenken des großen Cosimo nicht beflecken; hinweg mit seinem Verleumder!

Bandini.

Ich habe nicht vergessen, Cosimo
War mild und schenkte viel, und hieß zuletzt
Ein großer Mann. Das war er auch; und weil
Wir das erkannt, so fragten wir uns, sollten
Die Enkel ihm nicht gleichen? Und wir wählten
Uns diese Enkel. Freilich wär' es schade,
Wenn sich Florenz in seinem Schluß getäuscht,
Wenn Reichthum zwar sich übertragen ließe —
Und auch in diesem Punkte werden schon
Gewisse Zweifel wach —

Volk.

Das ist wahr! Das ist wahr! — Nein! Nein! — Er vergreift sich am Credit des Hauses.

Bandini.

Wenn ich von Zweifeln sprach, geschah es nur,
Um ihren Ungrund darzuthun. Ich will,
Daß der sich melde, der mir widerspricht,
Wenn ich behaupte, sie sind reich. Credit
Gesellt sich zu dem Reichthum, buhlt und wuchert,
Wie Knechtschaft in dem Dunstkreis der Gewalt.
Wie wär' es also möglich, den Credit,
Dies Wucherkraut, vom Reichthum loszureißen,
Wenn nicht der Reichthum, wie ein alter Baum,
Schon an der Wurzel kränkelt?
Nun aber seh' ich hier den Fall, der Reichthum
Des Cosimo ging auf die Enkel über,
So folgt daraus, daß Schätze sich vererben.
Doch daß es herzlich zu beklagen wäre,
Wenn sich der hohe Geist des Cosimo
Nicht übertragen ließe. Cosimo
Gewährt' uns Schutz; doch welcher Schutz ist es,
Den wir hier sehen? Urtheilt selbst; ein Pazzi
Verlor das Leben, und kein Medici,
Der ihn zu rächen eilte; lächerlicher Hohn!
Ein Mediceer selbst erstach den Pazzi
Und Bürgerblut besudelt unsre Straßen.
Ist das ein Schutz? Sie, die uns schützen sollten,
Durchbohren uns mit fluchbeladnem Stahl
Den unbewehrten Rücken!

Volk.

Entsetzlich! Verrätherisch! Ein Stich durch den Rücken — sollen wir das alles dulden?

Bandini.

Ihr irrt euch, wenn ihr glaubt, daß wir nicht dulden,
Was freien Männern unerträglich wäre.

Volk.

Nein! Nein! Wir dulden es nicht. Ich reiße mich von den Medici los. Und ich. Gehen wir zu den Pazzi über.

Bandini.

Gemach, ihr guten Freunde, denkt daran,
Daß euch die Medici gespeist, gekleidet;
Daß sie euch Feste gaben, glänzender,
Als man zuvor gesehn. Italien
Beneidet euch um euern Sinnentaumel;
Ihr heißt das auserwählte Volk; warum
Doch wollt ihr euch des Vorzugs dieser Güter
Begeben? — Freilich dürft ihr nicht bemerken,
Wie man im Rausch euch Ketten angelegt;
Wie euer Geist, von ihrem Gift entnervt,
Zu solcher Unmacht sank, daß sie, die euch
Zuerst geschmeichelt, später wenig Acht
Auf euch gegeben, bis nunmehr ihr Stahl,
Von keinem Widerstande mehr gezügelt,
Euch in den Rücken dringt.
Ich bitt' euch, laßt uns wenigstens beweinen,
Was nicht zu ändern ist: denn nur noch Thränen
Sind uns geblieben.

Volk.

Zu den Waffen! Greifen wir zu den Waffen!

Bandini.

Was wollt ihr thun? Nicht diese Uebereilung!
Gewalt ist unerlaubt, sobald das Recht
Ihr nicht zur Seite steht; und darum, Bürger,
Bedenkt erst, was ihr thut.
Hier ist ein Mord geschehen, wer ihn billigt,
Der trete dorthin, denn er ist ein Freund
Der Medici.
Doch ihr, die ihr beklagt, daß schlichte Bürger
Dem Tod geweiht sind, weil sie nicht zur Schleppe
Der Medici gehören; die ihr glaubt,
Es sei verbrecherisch und mehr noch feige,
Des Gegners so sich zu entledigen
Durch einen stillen Griff, die ihr begreift,
Daß allen droht, was diesen Pazzi traf,
Wenn ihr euch nicht dem Trotz entgegenstemmt,
Und euer Schicksal an die große Sache
Der edeln, reichen Pazzi heftet — tretet
Auf diese Seite.
O seht, wie sich der gute Bürger trennt
Von der Gewalt, die ihre hagern Hände
Im Bürgerblute färbt. Hier ist die Seite,
Wo alle stehen, die den freien Staat
Und Pazzi wollen; dort der Raum für sie,
Die nicht die Freiheit, nicht sich selber achten,
Und den Tyrannen auf der Ferse folgen,
Wie Hunde ihrem Herrn.

(Die Bürger sind nach und nach alle auf seine Seite getreten.)

6. Rodrigo. Trauerspiel von Adolf Pichler. Innsbruck, Wagner. 1862. 8. 16 Ngr.

Also auch der gelehrte und liebenswürdige tiroler Wandersmann ist unter die Tragöden gegangen! Sein Stück behandelt den Untergang des westgothischen Reichs in Spanien durch den Sieg der Mauren bei Xeres-de-la-Frontera. Wie sich von selbst versteht bei einem Schriftsteller wie A. Pichler, erkennt man in dem ganzen Drama, daß man es mit einem durchweg gebildeten Autor zu thun hat. Auch kann nicht verkannt werden, daß ein poetischer Hauch über den einzelnen Scenen und Gedanken liegt. In Betreff der Composition des Ganzen dagegen geht, wie es uns scheinen will, die Darstellung über den herkömmlichen dramatischen und tragischen Apparat nicht viel hinaus. Ein König, der sich der Lust ergibt, statt das Land zu schützen, eine verstoßene Geliebte, die sich den Tod gibt, Gewissenspein des Königs, Rache des Vaters der Gemordeten — das alles ist an sich schon zu einer tragischen Behandlung geeignet, müßte aber doch individueller gehalten und, wenn ich so sagen darf, in eigentlichern Localfarben gemalt sein, um unser Interesse ganz neu zu erregen, da die Motive an sich großentheils schon öfter benutzt sind. Diese individuellere Zeichnung der Charaktere, diese liebevolle Detailmalerei der einzelnen Situation nach den Bedingungen von Ort und Zeit finde ich nicht in dem wünschenswerthen Maße angewandt: ohne daß ich irgendein Stück zu bezeichnen wüßte, welches dem Verfasser in dieser oder jener Scene vorgeschwebt, ist doch der Eindruck vieler Stellen seines Dramas wie ein schon früher einmal empfundener. Die Motive sind eben wie gesagt zum Theil alt und nicht durch neue Verwendung, Verwickelung und Modificirung neu geworden. Davon abgesehen, ist, wie schon bemerkt, ein schöner poetischer Schwung in vielen Stellen des Stücks. Als Probe nur eine kurze monologische Rede Rodrigo's. Gewissensbisse über den von ihm verschuldeten Selbstmord der einst geliebten und dann verstoßenen Cava umdüstern seinen Blick:

Wägt denn ein Mord so schwer? Ich schlug
Im Felde manchen: König Wittich fiel,
Ich konnte ruhig seine Wunden schauen.
Das Scepter nahm ich, nahm das Diadem,
Ein Purpurmantel schützte diese Brust
Vor jedem lauten Tadel; die Posaune
Des Weltgerichtes hätt' ich überhört
Mit leichtem Spott. Da trat sie vor mich hin
Und ihre Liebe — o nur einen Trunk,
Nur einen Tropfen aus der Flut, die uns
In ewiges Vergessen taucht!
Vergebens! Alles, was ich je gewann,
Zerrinnt wie Rauch in nichts; was ich verlor,
Zeigt mir als einzig wünschenswerth ihr Tod,
Weil es allein im wüsten Gaukelspiel
Des Lebens sich als echt und wahr erwies.
Es kauft sich los von der Vergangenheit
Kein Sterblicher, sie folgt ihm überall
Als Strafe nach, und schließt der Zukunft Thor. —
Die Erde tret' ich als mein eigner Schatten,
Noch weniger als todt, weil fern die Ruhe,
Die mit dem Tod balsamisch uns umfließt.

7. Karl der Kühne. Historische Tragödie von Melchior Meyr. Stuttgart, Kröner. 1862. 8. 24 Ngr.

Es ist immer eine Freude, ein Buch von Melchior Meyr in die Hände zu nehmen. Maßvoll und gediegen sucht er nicht im bunten Farbenspiel einer seifenblasenartig schillernden flüchtigen Phantastik sein Heil: ihm ist der Inhalt das Wesentliche, der tüchtige, ernstgemeinte Inhalt, dem er eine entsprechende edle Form zu geben weiß. Es ist nicht leicht heutzutage für den Poeten, Maß zu halten. Die Menge, übersättigt und blasirt wie sie ist, jubelt der Neuheit zu, auch der verkehrtesten, und es gehört ein starker Wille und ein stolzes Selbstbewußtsein dazu, diesen wohlfeilen Beifall zu verschmähen, und zu versuchen, immer nur durch das Einfache und Wahre in angemessenem Gewand zu wirken. Meyr hat es versucht und — es ist ihm gelungen. Mit wahrer Befriedigung habe ich gelesen, daß sein patriotischer Roman „Drei Deutsche", welchen in d. Bl. empfehlend eingeführt zu haben ich mich freue, eine zweite Auflage erlebt hat: ein ebenso seltenes als erfreuliches Ereigniß für einen deutschen Romanschriftsteller, in diesem Fall zugleich ein Beweis, daß trotz aller Verwöhnung und Verweichlichung des Geschmacks das wirklich Gute und Gehaltreiche auch bei dem heutigen Publikum noch Anerkennung findet. Auch über die vorliegende Tragödie kann ich nur ein günstiges Urtheil fällen. Ein patriotischer Stoff mit den größten Fragen der vaterländischen Geschichte in Verbindung stehend, eine lebendige und spannende Handlung, gutgezeichnete und interessante Charaktere, gute und dem Gegenstand entsprechende Gedanken, eine poetisch gehobene Darstellung zeichnen dieselbe aus. Zu tadeln ist vielleicht, daß einige Personen des Stücks, die von großer Bedeutung, zu wenig hervortreten, um in ihrer Eigenthümlichkeit vollständig begriffen werden zu können. So Ludwig XI. von Frankreich. Die dramatische Oekonomie des Stücks verhinderte eine weitere Entfaltung dieses so schwierigen Charakters; aber wäre er dann nicht vielleicht besser ganz aus dem Rahmen des Gemäldes weggeblieben und das von ihm zu Sagende oder Thuende durch irgendeine Art von ἄγγελος ersetzt worden? Auch die Parallelisirung von Johann von Chimay und Graf Campobasso ist wol zu direct und erscheint als zu absichtlich, als daß die vom Dichter gewollte Wirkung ungeschmälert eintreten könnte. Dem Werth des Ganzen thun aber diese Ausstellungen wenig Eintrag, und ich würde den Lesern d. Bl. gern, wenn es die Rücksicht auf den Raum zuließe, eine größere Probe des von Meyr Geleisteten vorführen. So begnüge ich mich, eine Stelle aus Act 4, Scene 10 auszuheben. Die Schlacht bei Murten ist verloren: Karl tritt auf, nach ihm Chimay, sein getreuester Feldhauptmann.

Karl (Hut und Mantel von sich werfend)

Hinweg, hinweg, erlogner Flitterstaat!
Wer über sich den Bauer siegen ließ,
Der ist kein Fürst mehr — und du höhnst den Bettler!
Pfui, pfui der Tollheit, einen Gott sich dünken,
Da man in Wahrheit nichts ist als ein Wurm,
Den jeder plumpe Fuß zertreten kann!
Nun, stolzer Sinn, nun schlürfe deine Schmach
Mit vollen Zügen ein, erfülle dich
Ganz mit der Pein des Gifts und berste dran!

Chimay.

Faßt Euch! Ich bitt' Euch, Herr! Beruhigt Euch!

Karl.

Verzweiflung nur ziemt dem Geschändeten!
Da nichts ich bin, so will ich mir's auch sagen
Und will mich foltern mit der Qual des Nichts,
Das alles wollte sein! Das ist mein Recht —
Das Einzige, was mir geblieben ist!

Chimay.

O Herr, Euch bleibt so viel —

Karl.

'S ist alles hin! —
Ein Feldherr, dessen Thun geadelt ist
Durch den Gedanken, einer Welt das Heil
Zu schaffen eines wohlregierten Reichs; —
Ein Führer, der mit einem Heer von Braven,
An Zahl, an Kriegszucht, Uebung und Bewaffnung
Den Feinden überlegen, sich verschanzt,
Die Schlacht anordnend, daß ein Meister sich
Des Alterthums daran erfreut — er kann
Durch eine Horde wüthender Gesellen,
Durch thierisch Volk, das blinden Grimmes anstürmt,
Zurückgeworfen werden? Fahret hin dann,
Vernunft, Voraussicht, königliche Zwecke!

Dann ist der Geist entthront, der Verses will, —
Dann kann ich nichts mehr, Oben hat der Pöbel, —
Ich bin ein Pfuscher und ein Kinderspott!

Chimay.

Ihr habt in diesem Schreckenskampfe Wunder
Mit Euerm Geist und Euerm Arm gethan!
Das Glück war unhold! Waldmann, der auf einmal
Ins Lager fiel, er hat die Schlacht gewendet!

Karl.

Der Satan gab ihm den Gedanken ein!
Zurückgeschmettert waren ihre Reihn.
Der Lothringer zum dritten mal geworfen —
Mein war der Sieg! — Da schallt's auf einmal „Granson!" —
Nach Griesach stürmt's und mein Geschütz verstummt!
Ich bin gleich einem Mann, dem in der Nacht
Mit jähem Hieb die Rechte weggehaun —
Nichts fruchtet mehr! Der junge Reinhart dringt
Mit wuthempörten Streichen auf uns ein!
Der Heldentod des braven Engelländers,
Des treuen Maas — umsonst, umsonst ist alles!
Sie toben wie die losgelassne See
Und überfluten uns! O Maas! O Somerset!
O ritterliches Paar! —

(Zu Chimay.)

Du hättest mich
Bei diesen Edeln sterben lassen sollen!
Anmaßung war's, mit einem Schwall von Flücht'gen
Mich wegzureißen in die Flucht — Beschimpfung,
Entehrung deines Herrn! Der Feldherr mußte
Hinsinken mit dem Heer! u. s. w.

8. Bluetten von Eduard Bloch. Berlin, Lassar. 1863. 8. 1 Thlr.

Theilweise recht lustige, theilweise aber freilich auch recht unbedeutende Kleinigkeiten, für die wir indessen die Nothwendigkeit eines französisch vornehmthuenden Titels in keiner Weise anzuerkennen vermögen. Im ganzen ist es immer erfreulich zu sehen, daß neben den höhern Blödsinnsstücken, mit denen Berlin gegenwärtig Deutschland überschwemmt, doch auch hier und da noch bei einem berliner Possendichter die Ansicht auftaucht, daß auch in der Posse und in dem possenhaften Lustspiel ein gewisser Zusammenhang, eine fortlaufende Handlung erkennbar sein müsse. Die Arbeit an den vorliegenden kleinen Stücken ist theilweise sehr leicht und die Composition meist mehr oder weniger auf das basirt, was man im bürgerlichen Leben Unwahrscheinlichkeit zu nennen übereingekommen ist. Aber wer wollte bei solchen Kleinigkeiten allzu streng und pedantisch den Maßstab dramaturgischer Poetik anlegen? Wir sind vollständig befriedigt, wenn wir die Forderung der Aesthetik, daß in jedem, auch im kleinsten und possenhaftesten Drama zusammenhängende Handlung sein muß, nur dadurch anerkannt sehen, daß der Dramatiker, der kleinere oder größere Possen producirt, wenigstens nach jenem Zusammenhang, nach Motivirung und naturgemäß fortlaufender Handlung strebt. Dies thut Bloch, und so kommt es denn der nachsichtigen ästhetischen Kritik auf einige kleinere oder größere Unwahrscheinlichkeiten nicht an. Halten wir dagegen die Mehrzahl der neuern berliner Possen, in welchen ohne eine Spur von Continuität der Handlung eine Reihe von Scenen aneinandergehäkelt wird, um irgendeinem beliebten Komiker Gelegenheit zu geben, seine Mätzchen zu machen und möglichst pikante Couplets, die aber zur dargestellten Handlung beileibe nicht im mindesten passen dürfen, herunterzuquälen.

Dann müssen wir sagen, daß mehrere der Bloch'schen Stücke mit verhältnißmäßiger Akribie gebaut sind. Das erste und das letzte Stück der Sammlung sind offenbar die unbedeutendsten: „Eine Kokette" und „Sein Onkel und ihre Tante", ersteres sogar ein sehr verbrauchtes Thema behandelnd. „Er hat den Spleen" leidet an großer Unwahrscheinlichkeit und entbehrt jedenfalls der genügenden Motivirung. Dagegen sind „Spiele nicht mit Schießgewehr" und „Promenaden-Bekanntschaften" recht drollige Kleinigkeiten, die ihre erheiternde Wirkung bei raschem Zusammenspiel nicht verfehlen können. „Wie zwei Tropfen Wasser" ist gar zu unwahrscheinlich, und wenn auch die Kritik aus den angeführten Gründen Nachsicht zu üben geneigt ist, so wird das Publikum, fürchte ich, strenger richten. Aber trotz alledem komme ich schließlich noch einmal auf meine Bemerkung zurück, daß, verglichen mit dem Troß der berliner Possen, mit denen unverständige Theaterleitungen auch das übrige Deutschland füttern — obgleich außerhalb Berlins selbst der einzige Reiz dieser regellosen Compositionen wegfällt, der Localwitz — die vorliegenden Lustspiele oder Possen auch von seiten der Technik Anerkennung verdienen. Die beiden oben hervorgehobenen aber sind in ihrer Lustigkeit eine schätzbare Bereicherung des Tagesrepertoire, welches gerade an kleinen einactigen, zur Ausfüllung dienenden Stücken ganz besondern Mangel leidet. Könnte der Verfasser, dem es offenbar an dramatischem Geschick nicht fehlt, sich zu etwas ausgeführterer Arbeit entschließen, so würde sein Name zwar weniger oft auf dem Theaterzettel mit einem neuen Opus erscheinen, aber es dürfte dann die komische Bühne von ihm vielleicht auch etwas Bedeutenderes erwarten. Aber freilich, wer kann heutzutage in Berlin das Horazische nonum prematur in annum, selbst aus Jahren auf Wochen reducirt, noch in Anwendung bringen?

9. Almanach dramatischer Bühnenspiele zur geselligen Unterhaltung für Stadt und Land von C. A. Görner. Zweiter Jahrgang. Zweite Auflage. Breslau, Korn. 1863. 8. 1 Thlr.

Görner hat der Bühne schon manche erfreuliche Kleinigkeit geschenkt: wer sähe nicht immer wieder von Zeit zu Zeit das niedlich gearbeitete „Salz der Ehe" oder das ergötzliche „Tantchen Unverzagt" gern? Natürlich aber läuft auch bei ihm bei der massenhaften Production, der auch dieser Komöde sich hingegeben hat, viel Unbedeutendes mit unter, welches einen Theaterabend nicht überlebt oder wenigstens zu überleben nicht verdient und auf die Ehre, als Erzeugniß der dramatischen Literatur betrachtet zu werden, vollends gar keinen Anspruch hat. Das vorliegende Heft enthält zuerst das bekannte, oft und gern gesehene Lustspiel: „Der schwarze Peter." Originell ist die Erfindung eben nicht; in den münchener „Fliegenden Blättern" fand sich schon vor Jahren ein Bild, auf welchem die großartige Revolution, die ein aus Versehen ausgelöschtes Licht anrichten kann, dadurch versinnbildlicht war, daß, als das wiederangezündete Licht in die Stube kommt, die Weinflasche im Reisbrei steht. Aber das Görner'sche Stück ist gut gefaßt und durchgeführt und verfehlt von der Bühne seines erfreulichen Effects niemals. Dagegen ist „Des Herrn Magisters Perrüke" wirklich rococo. Es erinnert an Albini's „Gefährliche Tante", Angely's „Die beiden Hofmeister", an den „Hofmeister in tausend Aengsten", und ist dabei von einer Langathmigkeit, daß dem Zuhörer in unserer schnellebenden Zeit bald die Geduld ausgehen dürfte. Die folgenden Stücke sind von gar keiner Bedeutung und sollen gewiß nach des Verfassers eigener Meinung auf literarische Beachtung keinen Anspruch machen; für gesellige Unterhaltung mögen sie vielleicht brauchbar sein, wenn man bescheidene Anforderungen stellt. „Vor dem Balle", Soloscherz für eine Dame, kann in der That nur durch das Verdienst der Darstellenden zu etwas werden.

Originell erscheint der Gedanke des Verfassers, Bilder zu dramatisiren, aber zu billigen ist er nicht; seither überließ man es den zeichnenden Künsten, dramatische Scenen nachzubilden, Görner macht es umgekehrt; es wird aber wol bei der alten Gewohnheit bleiben müssen, wenn nicht für alle die, welche das Bild nicht kennen, der Hauptreiz verloren gehen soll. Ueberdies ist das erste der hier „dialogisirten lebenden Bilder" zu einem Hübner'schen Gemälde „Die Heirathsvermittelung" sehr mislungen. Es ist in einem Dialekt geschrieben, den der Verfasser für schwäbisch zu halten scheint. Wenn man

an die unpassendsten Wörter die Diminutivendung le anhängt, sodaß auf einer Seite Rößle, Gärtle, Birnle, Näsle, Glöckle, Himmle, Herzle, Stühle, Tischle, Schränkle, Aeugle, Gänsle, Kessle, Schüssle, Bäumle und manches dieser Wörter mehrmals sich findet, so ist das unausstehlich, schwäbisch ist es aber meines Wissens nicht. Das Stück ist in Versen geschrieben:

> Wie 's Erdbeerle hervorluge aus dem Gräsle,
> So muß sein Lipple prange unterm Näsle

Der Inhalt ist gleich Null. Das zweite nach Hosemann gearbeitete Stück „Wie drei Musikanten ihre Zeche bezahlen" ist zwar auch unbedeutend, aber doch nicht durch gemachte Dorfgeschichtlichkeit unangenehm. Görner ist ein zu gebildeter Schriftsteller, als daß er diese Stücke selber viel höher stellen sollte, als wir es gethan. Und doch mußte dieses Urtheil ausgesprochen werden, damit von seiten der literarischen Kritik wenigstens alles geschehe, um diejenigen, welche dem berliner Possenschwindel durch bessere und bedeutendere Arbeiten im Fache der Komödie mit Erfolg entgegenzutreten im Stande wären, von eigener Zersplitterung abzuhalten. Und zu diesen Komödiendichtern, die dem einreißenden öffentlichen Verderben mit entgegenwirken könnten, gehört auch Görner, sobald er selber sich ins Bewußtsein zurückrufen will, daß die Komödie lustig sein soll, das Komödienschreiben aber ernsthaft genommen sein will.

10. Eduard Bloch's Dilettantenbühne. Vierzehnter Band. Berlin, Lassar. 1863. 8. 1 Thlr.

Diese Sammlung von kleinern Bühnenstücken ist bis auf 84 einzelne Pièces angewachsen, wovon der vorliegende vierzehnte Band die Nummern 79—84 enthält. „Ein gebildeter Hausknecht, des Werkes dritter und letzter Theil" eröffnet diesen Band. Nicht eben sehr witzig ist diese Posse, die würdige Nachfolgerin ihres Musters. Kalauer Scherze wie „denn is es mais-crois — Aberglaube, wie der Franzose sagt", oder „das corpus da liegt es" (=corpus delicti), sind zwar in einer Posse recht wohl zulässig, vermögen aber durch ihr Gewicht doch nicht ihr Werth zu geben. „Zwei vom Theater" von Bacano ist ohne allen Inhalt. „Der Graf aus dem Buche" von Schirsinger ist nicht übel erfunden, aber viel zu gedehnt. „Während der Börse" von Mauiner entbehrt aller Spannung, weil man das Ende lange vorhersieht, ist aber sonst leidlich gearbeitet. „Jeremias Grille" von Emil Pohl ist der rechte Repräsentant des modernen berliner Bühnenunsinns, ohne Composition und Witz, mit unausstehlich faden Couplets ausgestattet. Man höre:

> Daß die Semmeln jetzt so niedlich
> Und das Brot so sehr app'titlich,
> Ochsen viel ins Ausland schwimmen —
> Mancher möchte drob ergrimmen,
> Nennt es wol gar keck und frei
> Eine Schand' und Wucherei
> Die dran schuld sind, thut man hassen.
> Doch das sollt' man bleiben lassen.
> Zu viel Fleisch verdirbt das Blut
> Und viel Essen ist nicht gut.
> Mäßigkeit vor allen Dingen,
> Wenn die Herrn uns dazu zwingen,
> Thun sie's nicht aus bösem Triebe,
> Nicht Wucher ist's — nein Nächstenliebe!

Ist das nicht beinahe unerlaubt geistreich? Ich erwähne endlich noch: „Wenn man nicht tanzt", von Schlesinger, ein langweiliges, pointeloses Lustspiel, womit unser Band endigt, und schließe mit der Frage, ob wir's nicht zuletzt gar herrlich weit gebracht?

Natürlich sind unter den 84 Stücken der Sammlung, soweit ich dieselben kenne, auch bessere, ja recht liebenswürdige Productionen. Aber im großen und ganzen erscheint gegen die heutige Possenfabrikation, wie sie insbesondere in Berlin getrieben wird, der selige Angely wie ein kleiner Aristophanes. Es ist doch Witz, es ist Handlung, es ist eine drastische Komik in den Stücken des Vielgeschmähten, um die ihn manch einer unserer gegenwärtigen Komödien beneiden könnte. Es ist abgeschmackt, wenn halbgebildete Unbildung nach Darstellung einer Posse, in welcher man herzhaft gelacht hat, sich über das „dumme Zeug" beklagt und sich dadurch wunder wie vornehm und hochgebildet darzustellen meint. Die Posse soll und muß in gewissem Sinn „dummes Zeug" vorbringen; aber es muß nur eine Art von Methode in dem dummen Zeug sein. Wenn aber absolut Nichtiges durch witzlose politische Anspielungen zu etwas gemacht werden soll, wenn uns angemuthet wird, immer wieder den höhern Blödsinn als die höchste Potenz der Geistreichigkeit anzustaunen und zu belachen, wenn alle dramatischen Gesetze mit Füßen getreten, Handlung und Charaktere ohne Plan und Ordnung hingeworfen werden, dann, ja dann muß man schon das Bewußtsein von der Unfehlbarkeit der nordischen Capitale der Intelligenz sehr festhalten, um nicht rabiat zu werden.

11. Die Walpurgisnacht. Lustspiel in drei Aufzügen von Eduard Rüffer. Gotha, Gläser. 1863. 16. 10 Ngr.

Von der schlechten Wirklichkeit, wie die Hegel'sche Schule sagen würde, der gegebenen Komödienzustände treten wir mit diesem Lustspiel in eine ganz andere Region. Der Dialog ist fein und duftig, der Witz anmuthig und leicht; das ganze Lustspiel macht mir den Eindruck wie eine jener phantastischen Komödien, wie sie die romantische Schule, und vor allen Ludwig Tieck, geschaffen haben. Zwar bleiben wir in unserm vorliegenden Lustspiel in Betreff der Scenerie ganz auf dem Boden der Wirklichkeit; die Geschichte spielt gewissermaßen zwischen einer Maschinenfabrik und einem Eisenhammer. Also in der That Realismus genug für den derbsten Realisten und viel zu materiell für die phantastische Nebelwelt einer romantischen Komödie. Aber der feine, anmuthige Scherz, der gehobene Schritt, mit dem sich die Personen bewegen, erinnert lebhaft an die beste Seite jener romantischen Productionen. Nur, fürchte ich, wird das Lustspiel auch das Schicksal jener theilen: es wird die Probe der Aufführung nur schwer überstehen. Einmal nämlich ist der Witz in der That nicht drastisch, nicht al fresco genug für die Bühne. Ich meine nicht, daß das Lustspiel aus possenhaften Motiven, burlesken Redensarten und den andern Bestandtheilen der niedern Komik sich zusammensetzen müsse: gewiß nicht. Aber der Scherz muß doch so bestimmt, so ausgesprochen, so klar sein, daß er beim ersten Anhören keinem Zuhörer entgeht. Unser Lustspiel ist dafür, ich möchte beinahe sagen zu vornehm; ein fein ironischer Zug zieht sich durch das ganze Stück und ein großer Theil der Scherze klingt wie die Unterhaltung zweier vornehmen Leute, die, nirgends sich vordrängend, halblaut geführt nur dem Nächststehenden in allen ihren Nuancen verständlich wird. Das heißt: ich glaube, die graziöse Heiterkeit unsers Lustspiels wird sich mehr dem Leser als dem Zuhörer offenbaren. Dazu kommt aber noch zweitens ein anderer Uebelstand; es fehlt dem Stück an eigentlicher Verwickelung und Entwickelung. Das Sujet ist im Grunde höchst einfach, eine Liebesgeschichte mit der üblichen Nachhauseschickung des Ungeliebten und dem Sieg des Geliebten: item sie kriegen sich. Aber wie kriegen sie sich? Nicht durch die weisen Veranstaltungen des Lustspieldichters oder seines Helden, sondern durch einen Zufall, der ebenso gut zufällig anders sein könnte. Und was würde nun, wenn der nach Hause zu schickende Ungeliebte dem Geliebten und dem Dichter nicht den Gefallen thäte sich zu betrinken und damit seine Sache aufzugeben? Wobei ich beiläufig nicht unterlassen will zu erinnern, daß diese Trunkenheit, bei der sogar Flaschen der Kopf abgeschlagen und andere zerschlagen werden, für ein höheres Lustspiel als ein mindestens nicht unbedenkliches Motiv erscheint.

Aus den beiden angeführten Gründen glaube ich nicht an einen bedeutendern Bühnenerfolg des Stücks; und auch die politischen Anspielungen, so hübsch sie theilweise sind, werden diesen kaum zu Wege bringen können. Wohl aber läßt sich dem

Verfasser, dessen gefälliges Talent nicht zu verkennen ist, ein günstiger Erfolg auf den Bretern, die die Welt bedeuten, nicht mehr blos auf dem einsamen Zimmer des Lesers prognosticiren, wenn er die Schlingung und Entwickelung der dramatischen Handlung zu seinem ernstesten Augenmerke macht; denn aller Scherz und alle Feinheit des Dialogs wird in voller Kraft nur wirken können, wenn jene Grundbedingungen jeder dramatischen Production erfüllt sind. Daß der Scherz etwas muthiger und entschiedener herausgehen muß, wenn er von der Bühne herab gewürdigt werden soll, wird dann die Praxis den Verfasser schnell und leicht überzeugen.

12. Dramatische Werke von Stephan Gätschenberger. Erstes Bändchen: Altes und neues Wissen oder die Stiftung der bayrischen Akademie der Wissenschaften. Historisches Lustspiel in fünf Acten. Würzburg, Richter. 1863. Gr. 16. 10 Ngr.

Der Verfasser des vorliegenden Lustspiels appellirt mit dem Abdruck desselben, wie er selbst sagt, „von der bairischen Hoftheater-Intendanz ans bairische Publikum". Von der bairischen Hoftheater-Intendanz an das bairische Publikum! In diesen wenigen Worten liegt die Hauptschwäche des Stücks symbolisch ausgedrückt; dasselbe ist zu specifisch bairisch (denn ich erlaube mir, wie es außerhalb Baierns üblich ist, dieses Königreich mit einem i statt des in demselben officiell vorgeschriebenen y zu schreiben). Die Stiftung der bairischen Akademie der Wissenschaften kann außerhalb Baierns selbst kaum ein bedeutenderes Interesse erregen, da ein Hauptreiz, welchen die Darstellung vielleicht innerhalb des Landes haben kann, wegfällt, die Bekanntschaft mit den Namen der handelnden Personen. Wer kennt außerhalb Baierns Heinrich Braun, Dominik von Linbrunn, ja selbst Kreitmayr, wenn er nicht zufällig seine Statue in München gesehen hat? So bleibt allerdings dem Verfasser zunächst nur eine Appellation an das bairische Publikum, so wunderlich und halbkomisch auch an sich der Begriff eines specifisch bairischen Publikums ist.

Aber unterstützen können wir seine Appellation doch auch vom außerbairischen Standpunkt. Der Verfasser ist nicht nur ein durchaus gebildeter Mann, dessen Sprache, rein von Provinzialismen, einen angenehmen Eindruck macht; er hat auch die Studien, welche er über die von ihm dargestellte Zeit angestellt, zu einem erfreulichen culturgeschichtlichen Zeitgemälde zu gestalten verstanden. Ein heiterer Ton klingt durch und versöhnend schließt das Ganze, wenn freilich auch die zuletzt gehandhabte poetische Gerechtigkeit etwas strenger sein könnte. Wenn der Verfasser in der Vorrede sagt: das bairische Volk „mag beurtheilen, ob patriotische Darstellungen aus seiner Geschichte nicht am Ende doch annehmbarer und von sittlicherer Wirkung sind, als französischer Abhub dritten Ranges", so erlaube ich mir, obgleich nicht Baier, diese Frage allerdings mit einem entschiedenen Ja zu beantworten. Damit ist nicht ausgeschlossen, daß dem Stück eine etwas präcisere Fassung zu wünschen wäre, was wol durch ein recht resolutes Streichen bis zu einem gewissen Grad zu erreichen sein möchte.

Dies unser Urtheil über das Stück, wie es nun einmal vorliegt. Im ganzen aber möchten wir doch wünschen, daß der Verfasser bei neuen Versuchen sich von dem provinziell Bairischen ab- und deutsch-nationalen Stoffen zuwenden möge. Wir haben in Deutschland gerade genug Dinge und Verhältnisse, die unsere Trennung nach Landschaften, Provinzen und nach den von Herrn von der Pfordten so sehr verehrten „Stammeseigenthümlichkeiten" zu erhalten und zu vertiefen geeignet sind. Die Poesie und vor allem die dramatische sollte mit Vorliebe solche Stoffe behandeln, welche, um mit der formalen Logik zu reden, über die differentiae specificae der Species hinaus das Genus hervorzuheben geeignet sind, d. h. auf hochdeutsch: solche Stoffe, welche nicht das landschaftliche, sondern das nationale Bewußtsein hervorrufen und das wachgerufene stärken.

Hiermit schließen wir die bunte Reihe von Tragödien und Komödien, die wir für diesmal unsern Lesern vorzuführen hatten, und rufen ihnen zum Schluß die naive Aufforderung des alten ehrlichen Plautus zu:

Nunc quod ad vos, spectatores, reliquum relinquitur,
More maiorum date plausum.

August Henneberger.

Karl Friedrich Neumann's „Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika".

Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika von Karl Friedrich Neumann. Erster Band. Die Gründung der Colonien bis zur Präsidentschaft des Thomas Jefferson. Berlin, C. Heymann. 1863. Gr. 8. 3 Thlr.

Eine Geschichte der Vereinigten Staaten zu schreiben ist an und für sich schon ein verdienstvolles Unternehmen, da alles, was bisjetzt in dieser Richtung geschehen, auch den bescheidensten Ansprüchen zu genügen nicht wol im Stande war, und dem Verfasser muß jedenfalls wenigstens das zugestanden werden, daß er die amerikanischen Quellen mit vielem Fleiße benutzt, sowie daß er seinen Gegenstand mit viel Liebe, ja mit einem gewissen Enthusiasmus behandelt hat. Leider geht er darin zu weit: die dem Historiker so unumgänglich nöthige Objectivität, die unparteiliche Ruhe hat dadurch Eintrag erlitten, seine Schilderung gleicht oft mehr einem übertriebenen Panegyrikus als einer nur die geschichtliche Wahrheit erstrebenden leidenschaftlosen Darstellung. Wir sind zwar weit entfernt, die der Behandlung seines Stoffs zu Grunde liegende Idee, daß die Unabhängigkeitserklärung der amerikanischen Colonien, die Errichtung einer großen demokratischen Republik jenseit des Oceans ein immenser Fortschritt, ein unberechenbarer Gewinn für die ganze Menschheit gewesen, als eine unrichtige zu tadeln; wir gestehen im Gegentheil recht gern zu, daß diese Grundansicht der Dinge auch die unserige ist, wol aber weichen wir darin von dem Verfasser ab, daß wir der Meinung sind, diese Grundansicht müsse sich bei dem denkenden Leser infolge der nackten, schmucklosen Erzählung der bekannten welthistorischen Vorgänge ganz von selbst bilden, sich ihm als das unabweisbare Ergebniß des unaufhaltsamen Strebens der Menschheit nach dem ewigen Ziele der freien geistigen Entwickelung und Vollendung unwiderstehlich aufdrängen. Diesem Fortschritt, den wir im großen und ganzen willig anerkennen, wird man sich aber vergebens bemühen auch in allen kleinen Einzelheiten anschaulich machen zu wollen, kein Unparteilicher wird es über sich vermögen, ihn mit dem Verfasser in jedem Beschlusse der Legislatur eines kleinen amerikanischen Staats oder in den einzelnen Reden und Aeußerungen der im übrigen oft weit auseinandergehenden Staatsmänner, Geistlichen, Schriftsteller zu finden.

Die Sucht des Verfassers, überall die hochtrabenden Worte, mit welchen so viele Vorgänge der amerikanischen Geschichte begleitet waren, dem Leser in weitläufiger Breite gleichsam als geistige Heldenthaten vorzuführen, scheint uns durchaus verwerflich und seinem eigenen Zwecke zuwider, da die Handlungen nicht überall auch den Worten

entsprachen. Weit davon entfernt auf einer andere Nationen stolz überragenden Höhe des Geistes und Charakters zu stehen, weit entfernt mit Bewußtsein nach der Rolle des Lehrers und Erziehers der hinter ihm zurückstehenden Völker zu streben, wandelt vielmehr gerade die amerikanische Nation einen gefährlichen Weg einer einseitigen geist- und herzlosen egoistischen Selbstsucht und Selbstgenügsamkeit. Ganz konnte dies dem verständigen Verfasser natürlich nicht entgehen, aber seine Vorliebe für die von ihm vielfach überschätzten Großthaten (die Grenze, wie viel auf Rechnung der Gewinnsucht, des starrköpfigen Oppositionsgeistes und wie viel auf Rechnung eines dem stolzen selbstbewußten Gefühle der freien Menschenwürde entspringenden Unabhängigkeitssinnes zu setzen ist, läßt sich gar nicht ziehen) ließen ihn die Schattenseiten nur zu sehr übersehen; er hält sich an die Glanzepochen, ja an die Glanztage und Glanzstunden der amerikanischen Geschichte, und diese lassen ihm keinen Zweifel, daß die amerikanische Verfassung, die amerikanischen Zustände das mit Eifer zu erstrebende Vor- und Musterbild auch für die europäischen Nationen abgeben müssen; die amerikanische Nation ist ihm, weil es das freieste, das in Wahrheit (wenigstens nach dem Buchstaben seiner Verfassung) sich selbst regierende ist, die erste Nation auf Erden, das wahre Mustervolk. Diese einseitige vorurtheilsvolle Auffassung war aber für den Verfasser die Quelle von noch weitern Mängeln seines Geschichtswerks. Um nun recht schnell zur Periode des Unabhängigkeitskriegs zu gelangen, wurde die eigentliche Colonisationsgeschichte sehr flüchtig und aphoristisch behandelt, der verschiedene Charakter der einzelnen Colonisationen wurde zu ungenügend hervorgehoben und noch kürzer und dürftiger der Unterschied der Regierungs- und Verwaltungsweise, des Culturstandes, der Sitten und Lebensweise in den südlichen und nördlichen Staaten dargestellt. Selbst Widersprüche, wenigstens anscheinende Widersprüche haben sich durch diese lakonische Kürze eingeschlichen. So lesen wir an der einen Stelle, wie in den nördlichen Staaten, namentlich in Neuengland ein höherer Grad von Bildung und Cultur geherrscht, an einer andern Stelle aber wird uns ohne jede aufklärende Bemerkung erzählt, wie die grundbesitzende Klasse in den Südstaaten gerade im Vertrauen auf ihre höhere Bildung sich Hoffnung gemacht habe, auf verfassungsmäßigem Wege auch über die Nordstaaten die Herrschaft erlangen und behaupten zu können u. dgl. m. Auch finden wir, daß der Verfasser den Gegensatz zwischen Nord und Süden lange nicht scharf genug hervorhebt. Obgleich dieser Gegensatz sich erst in der Folgezeit bestimmter ausbildete, sodaß er schon nach Jahrzehnten auf Grund der Sklavenfrage die Gestalt eines Kampfs auf Leben und Tod annahm, so war doch der innerliche Contrast beider bereits von Anfang an vorhanden und nicht zu verkennen. Schon die Bildung der ersten Parteien, der Föderalisten, Antiföderalisten, Whigs, Republikaner, Demokraten hing mit dieser wichtigsten aller Lebensfragen des jungen Staats mehr oder weniger zusammen; in der Sklavenfrage wurzelte, wie schon Friedrich Kapp in seiner „Geschichte der Sklaverei“ so treffend nachgewiesen, sowol die innere wie die äußere Politik der Union. Ist nun auch zu erwarten, daß dieser Mangel in den folgenden Bänden möglichst beseitigt wird, da ohne eingehende Erörterung dieses Gegensatzes die Geschichte der Vereinigten Staaten für die spätere Zeit sich überhaupt nicht wohl darstellen läßt, so würde es doch nicht weniger dem Werke zum Nutzen gereichen, wenn der Verfasser, welchem die Kenntniß des amerikanischen Volks und Landes aus eigener Anschauung abgeht, sich statt lediglich aus eingeborenen englisch-amerikanischen Quellen zu schöpfen, den von ihm so schroff abgewiesenen deutschen Schilderungen eines Kapp, Löher u. a. mehr Einfluß gestatten wollte. Für uns Europäer, namentlich aber für uns Deutsche ist viel, sehr viel aus der Geschichte der Vereinigten Staaten zu lernen, dabei aber ebenso viel in negativer als in positiver Richtung. Die republikanische Regierungsform allein macht ein Volk weder groß noch glücklich, es bedarf dazu in erster Linie eines tüchtigen, gesunden, auf das Hohe, Schöne und Edle gerichteten Sinnes. Die Freiheit kann auch in monarchischen Staaten gedeihen, wenn das Volk von einer stolzen, unabhängigen Gesinnung erfüllt ist, wenn es verschmäht, nur nach Geld und Besitz, gleichviel durch welche Mittel, zu trachten, wenn es verschmäht, nur zu erwerben, um üppigen Lüsten und Genüssen fröhnen zu können, sondern wenn es die Güter des Geistes vor allem hochhält, wenn es den eigenen Geist zu veredeln und zu vervollkommnen, von allen Fesseln des Wahns und der Unwissenheit zu befreien strebt, wenn es die Freiheit als ein unveräußerliches Gut des Geistes und Gewissens erkannt hat. Eine solche Freiheit ist nicht zu unterdrücken, sie bricht sich unüberwindlich Bahn, freie Geister und geistesstarke Charaktere machen ein Land, ein Volk für die Ewigkeit frei und groß; die Staatsverfassung ist dann Nebensache, sie ist eine bloße Form, eine bloße Zweckmäßigkeitssache, und wird dann schnell gefunden sein.

19.

Zur Aesthetik und Kunstgeschichte.

1. Studien zur Geschichte der Aesthetik. Von Th. Sträter. I. Bonn, Marcus. 1861. Gr. 8. 15 Ngr.
2. Psychologische Grundlage für eine neue Philosophie der Kunst. Von F. H. von Kittlitz. Berlin, Springer. 1863. Gr. 8. 25 Ngr.
3. Vorträge und Reden kunsthistorischen Inhalts. Von Ernst Guhl. Berlin, Guttentag. 1863. Gr. 8. 1 Thlr.
4. Die Kunstgenossen der Klosterzelle. Das Wirken des Klerus in den Gebieten der Malerei, Sculptur und Baukunst. Biographien und Skizzen von Sebastian Brunner. Zwei Theile. Wien, Braumüller. 1863. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Nachdem in neuerer Zeit das Ganze der Aesthetik in einigen systematischen Werken von verschiedenen Standpunkten aus behandelt worden, scheint es allerdings mehr an der Zeit, durch monographische Behandlung einzelner Fragen das Errungene zu prüfen und weiter zu führen, als durch kleine Modificatiönchen sich den Schein der Neuheit und Selbständigkeit zu geben, im wesentlichen aber die seitherigen Bücher auszuziehen, oder auch ohne Kenntniß des bereits Vorhandenen das schon Dagewesene, vielleicht schon Abgethane wie ein Eigenthümliches wieder zu

Markte zu bringen. Nirgends mehr als in Sachen der Aesthetik meint jeder, auch ohne besonderes Studium mitreden zu können, und besonders in der Tagesliteratur vergnügen sich viele Schriftsteller an ihren ungeprüften Einfällen, oder sind höchstens bei Hegel und Vischer angelangt, indem sie unverstandene, ja längst widerlegte Behauptungen staarenhaft nachsprechen. Wie lange wird uns z. B. noch der Satz begegnen, daß das Komische der Gegensatz des Erhabenen, daß das Erhabene das Uebergewicht der Idee über die Erscheinung sei, und dergleichen?

Gewiß mit Recht fordert Sträter in dem ersten Heft seiner „Studien zur Geschichte der Aesthetik" (Nr. 1), welches die Platonische Idee des Schönen eingehend behandelt, daß sich jeder mit den seitherigen Arbeiten auf dem von ihm angebauten Felde der Wissenschaft bekannt mache; aber seine eigene Kenntniß in Bezug auf die Aesthetik, was deren Ideenlehre betrifft, geht nicht über das Jahr 1846 hinaus, die Vischer'sche Metaphysik des Schönen vertritt ihm den Höhepunkt einer Wissenschaft, „welche so ziemlich alles erreicht hat, was sich von echter Philosophie erwarten läßt". Nur schade, daß die Hegel'sche Philosophie, auf deren Voraussetzungen Vischer baut, bereits ein überwundener Standpunkt ist, überwunden auf der einen Seite durch Feuerbach und den Materialismus, auf der andern durch den Theismus der Gegenwart, der Gott und Natur weder vereinerleit noch trennt, sondern Gott in der Natur, die Natur in Gott erkennt, das Unendliche als selbstbewußte Einheit begreift! Nur schade, daß Vischer's Stärke selbst im Concreten, in den Anmerkungen, in den Urtheilen über einzelne Formen und Erscheinungen liegt, und keineswegs im Metaphysischen und Allgemeinen, sodaß er selbst seinen ersten Band gegen die Angriffe von Carriere, Zeising, Weiße, Eckardt, Zimmermann niemals vertheidigt hat, ja es gewinnt fast den Anschein, als ob er selber geneigt sei gar nicht so fest daran zu halten, vielmehr die größere Bedeutung seines Werks selber auf die Betrachtung des Besondern in den folgenden Bänden zu legen. Wie stimmt es aber zu Sträter's eigener Forderung, daß er weder Zeising's „Forschungen" noch Carriere's „Aesthetik" kennt, wenigstens nicht beachtet? Zimmermann's „Geschichte der Aesthetik" kennt er, aber findet sie ermüdend, ungenießbar, geistlos im Detail, unzureichend für die speculative Philosophie der neuern Zeit; wir andern haben die ausführliche Fülle des Materials und die präcise Behandlung dankbar anerkannt, und es keineswegs für einen Nachtheil für den Fortschritt der Wissenschaft erachtet, daß Zimmermann einmal einseitig das formale Element im Schönen betont, ohne daß wir darum den Gehalt vernachlässigen; jeder Standpunkt soll zu seinem Rechte kommen, es muß versucht werden wie weit er für Erkenntniß und Erklärung der Wirklichkeit ausreicht; so geschah es durch Vischer in Bezug auf die Hegel'sche, so geschieht es von Zimmermann in Bezug auf die Herbart'sche Philosophie. Um so näher liegt es, die Fortbildung der Aesthetik mit der Weiterentwickelung der Philosophie selbst zu verknüpfen, und in der Form nicht blos äußere Verhältnisse, sondern den Ausdruck der Sache, das selbstgesetzte Maß der innern Bildungskraft zu erfassen, wie in den obengenannten Büchern geschieht.

Was nun die Bedeutung Plato's für die Lehre vom Schönen betrifft, so möchten wir besonders hervorheben, daß derselbe durch seine Ideenlehre überhaupt das große Verdienst hat, das ideale Element, das in allem Schönen liegt, verständlich gemacht zu haben, wenn er auch gerade um dieser Betonung des Uebersinnlichen willen den vollen Begriff der Schönheit und der Kunst nicht erreicht hat. Sonst aber ist Sträter den ästhetischen Erörterungen, die bei Platon gelegentlich vorkommen, mit Fleiß und Liebe nachgegangen und hat die Fortbildung der Gedanken in der Reihenfolge der „Dialogen" ans Licht gestellt; in dieser Hinsicht gehört seine Arbeit zu jenen monographischen Studien, wie wir sie wünschen und bedürfen. Schon im größern Hippias erhebt Plato das Schöne in das Reich der Idee, wie das Gute und Wahre, ja es liegt im Hintergrund seiner Seele, daß es von beiden untrennbar, daß es ihre glänzende und liebreizende Gestaltung sei. Die Idee des Schönen, durch die alles Besondere erst schön erscheint, ist immer und für alle das Wohlgefällige, das durch die Wahrnehmung selbst Erfreuende. Der philosophische Trieb der Seele nach der Welt der Ideen erscheint im Phädrus als die Begeisterung der Liebe, als die Erhebung zum Göttlichen; das einzelne Schöne aber erinnert uns um so mächtiger an das Schöne selbst, das Abbild um so klarer an das Urbild, je mehr hier der strahlende Glanz der Erscheinung hervortritt und seine Stelle hat. Und so ergibt sich im Symposion das Schöne als der irdische Träger des idealen Lebens, als die Erinnerung und belebende Kraft desselben, und die begeisterte Liebe zu ihm ist selber der alles bewegende Trieb des unsterblichen Lebens, wie er in aller sterblichen Natur wirksam ist und das Endliche zum Unendlichen und Ewigen hinzieht. So kann das Schöne die eingeborene Sehnsucht der Menschenseele nach dem Göttlichen sowol anregen als auch befriedigen. Und erst, wenn er das Urschöne selber schaut, wird das Leben des Menschen lebenswerth. Das Besondere aber nimmt dadurch theil an der Schönheit, daß es das in sich Reine, Lautere, regelmäßig Geformte ist, daß Gesetz und Ordnung in ihm zur Erscheinung kommen, daß der innere Begriff das Aeußere bestimmt, und dadurch das Ganze in der Symmetrie und Proportion der Theile sichtbar wird. Es ist die königliche Seele des Zeus, die in der Natur waltende göttliche Vernunft, die diese Durchdringung der Idee, des Einheitlichen und der Form, mit dem Vielheitlichen und Bestimmungslosen, dem Stoffe, vollbringt. So lehrt Plato im „Philebus".

So sehen wir mit Sträter bei Plato die Anfänge, aber auch nur diese, für eine Aesthetik, und bekennen gern, daß seine größten Schöpfungen viel bedeutender als Kunstwerke sind, als dieselben Bedeutendes über die Kunst zu Tage fördern. Sträter übersetzt dabei den bekannten Hegel'schen Satz, daß die Eule der Minerva erst in der Dämmerung ihren Flug beginne, in die Behauptung: „Der philosophische Gedanke ist überhaupt eben gleichsam die Abenddämmerung, das letzte Licht eines bedeutenden Nationallebens." Das ist aber gar nicht wahr. Es galt für Griechenland, weil hier die Naturgestalt des Geistes erschienen war, weil hier in einer ursprünglichen Harmonie des Geistigen und Sinnlichen das Naturideal der Menschheit verwirklicht wurde, und darüber schritt sie hinaus, als der philosophische Trieb erwachte, der Geist sich in sich selbst vertiefte. Das Subjectivitätsprincip ward verderblich für Griechenland, aber es ward das Lebenselement der christlich-germanischen Welt, und für die Stufe des Geistes in der Menschheit ist gerade das philosophische Denken, das cogito ergo sum, der Ausgang, nicht das Ende. Rousseau geht der Französischen Revolution, Kant und Fichte gehen der Befreiung Deutschlands nach außen und innen bahnbrechend, pfaderleuchtend voran; Winckelmann's und Lessing's Theorie folgt nicht der Kunstblüte bei Thorwaldsen oder Cornelius, bei Goethe oder Schiller erst nach, sondern hat sie vielmehr möglich gemacht, ganz wie zum Zeichen, daß wir in ein Reich des Geistes eingehen.

Darum sagen wir mit Kittlitz („Psychologische Grundlage für eine neue Philosophie der Kunst" (Nr. 2): „Allem menschlichen Thun muß ein menschliches Denken vorangehen." Aber wenn er meint, er müsse die Aesthetik reformiren, weil dieselbe noch in dem Gedankenkreis der romantischen Schule befangen sei, so ficht er selber mit Windmühlen, und durch seine ganze Schrift hin gewahren wir auch nicht die geringste Bezugnahme auf die neuern ästhetischen Bücher, ja nicht einmal auf Hegel! Der Verfasser sagt freilich: „Jeder Nachdenkende sei sein eigener Philosoph!" Aber es ist ein Unterschied, ob er es ist ohne Kenntniß dessen, was andere gethan, oder ob er sich in den Strom der Geistesarbeit des ganzen Geschlechts stellt, die Kräfte und Errungenschaften der andern heranzieht und mittels ihrer weiter strebt. Kittlitz meint, die Aesthetik würde eine ganz andere Gestalt gewinnen, wenn sie einmal in nähere Beziehung zu den Naturwissenschaften träte; er meint dies, weil er nicht weiß, daß dies

ja bereits geschehen ist. Er behauptet den Materialisten gegenüber, daß auch Vernunft und Freiheit in das Reich der Thatsachen gehören; aber ist das neu? „Das größte von allen Räthseln der Natur bleibt immer die Kraft des Einen aus sich selbst das Andere zu entwickeln, die Urkraft; und die letzte Vorstellung, welche wir uns von dieser nur machen können, ist gleichbedeutend mit der Idee der ewigen Vernunft.“ Wir möchten lieber sagen: daß die Natur und die sittliche Weltordnung nur zu erklären sind, wenn die Urkraft zugleich auch Vernunft, der Urgeist zugleich in sich selber Naturkraft ist, geben aber dem Verfasser völlig recht und geben diesen Satz vielen Zeitgenossen zu bedenken, die immer noch an eine Ordnung ohne Ordner glauben: „Es liegt etwas Widersinniges in der Vorstellung eines aus sich selbst hervorgegangenen Gesetzes.“ Aber was wir Gutes in der vorliegenden Schrift finden, ist nicht neu für uns, wenn es auch dem Verfasser so schien, und daß in der Aesthetik die Phantasie und das Gefühl untersucht werden sollen, braucht er nicht erst zu fordern, es geschieht längst! Eine Weiterbildung der gegenwärtigen Wissenschaft vom Schönen haben wir bei ihm nicht gefunden.

Die „Vorträge und Reden“ von Guhl (Nr. 3), bald bei der Geburtstagsfeier des Königs an der Akademie, bald beim Schinkel-Fest oder im Wissenschaftlichen Verein in Berlin gehalten, stehen auf der Höhe der zeitgenössischen Kunstforschung, und behandeln einzelne Fragen derselben auf allgemein ansprechende Weise; die Sammlung ist ein Denkmal für den früh verstorbenen geist- und kenntnißreichen Mann. In mehrern Reden verbreitet er sich über die Bedeutung der Kunstakademie. Ohne der Unmittelbarkeit des Schaffens Abbruch zu thun, soll sie den Künstler zur Höhe der heutigen Bildung erheben; und wie könnte er dieser sonst genügen? Sie lehre was lehr- und lernbar ist in der Kunst, das Wissenschaftliche, das Technische; sie ergänze das Studium im Atelier, das Vorbild und die Unterweisung des Meisters, den der Schüler sich nach dem Triebe des Herzens sucht. Sie ist nicht bestimmt, um möglichst viele Künstler hervorzurufen, oder um eine Controle und Leitung des Geschmacks auszuüben, sondern, um jeder Persönlichkeit, die den göttlichen Funken in sich fühlt, die Möglichkeit zu gewähren, sich, wie dieser es gebietet, nach allen Seiten hin frei zu entfalten. Das Ideal umfaßt den Inbegriff alles Höchsten und Vollendeten, das je nach der Bildungsstufe den Zeiten und den Völkern wie dem Einzelnen vorschwebt, und die Kunst hat eben keine andere Aufgabe als dieses Ideal, und somit das geläuterte und verklärte Wesen der Menschheit selbst zur Erscheinung zu bringen. Ein Vortrag über die Baukunst und ihren Zusammenhang mit der staatlichen Entwickelung geht dann von diesem Gesichtspunkt aus, und betrachtet im besondern, wie in den Gestaltungen derselben die großen Gedanken weltgeschichtlicher Bewegung sich in festen Formen ausgeprägt haben. Andere Vorträge schildern die Kunstpflege im preußischen Staat bis auf Friedrich Wilhelm IV. hin, der selbst mehr eine Künstler- als Herrschernatur war, und mit Wehmuth gedenkt der Redner, wie ihm die Kunst ein milder Trost in trüber Krankheit sei. Denn wenn die Künste den edelsten Gehalt und das verklärte Wesen der Menschheit zur Erscheinung bringen, so ist ihnen dadurch eine lösende und befreiende Gewalt verliehen, den einzelnen Menschen in seiner tiefsten Tiefe zu bewegen, sein Herz zu trösten und seinen des Leidens bewußten Geist über die Bedingungen der unvollkommenen irdischen Existenz siegreich und hoch emporzuheben. Die Heilige Familie in der italienischen Malerei, Palermo, das berliner Schauspielhaus sind die Gegenstände von drei andern Vorträgen. Das ganze Büchlein wird jedem Freunde der Kunst und Kunstgeschichte eine genußreiche Lektüre gewähren.

Sebastian Brunner hat sich durch seine pfäffischen Schmähungen unserer großen Dichter, die allerdings aus dem Protestantismus hervorgegangen und gründlich gegen die Scholastik protestirt haben, einen Namen von übelm Klange gemacht, sodaß man hinter dem vorliegenden Buch: „Die Kunstgenossen in der Klosterzelle“ (Nr. 4), leicht eine Tendenz wittern darf, die Vertheidigung der Klöster auch in unserer Zeit. Diese Absicht wird aber ihren Zweck nicht erreichen. Niemand verkennt es, daß vornehmlich die Benedictinerklöster in Jahrhunderten der Barbarei Herde der Bildung waren, daß Kunst und Wissenschaft in ihnen eine Pflege fanden und von ihnen auf die Umgegend ausgingen. Damals boten ihre Mauern der Geistesarbeit Schutz und Muße. Aber schon seit dem 13. Jahrhundert erhob sich eine neue allgemeinere Cultur, und bald war das Bürgerthum in den Städten dem Mönchthum überlegen, und Universitäten und Akademien überflügelten die Klosterschulen. Brunner muß es selber gestehen, daß die Werthschätzung jener zeitgemäßen Wirksamkeit der Klöster und einiger hervorragender Männer in ihnen vornehmlich von Protestanten ausgegangen ist. Brunner hat sehr sorgsam viele hundert Mönchsnamen gesammelt und nach ihren Orden zusammengestellt, und damit ein Material geliefert, von welchem die Kunstgeschichte hier und da Gebrauch machen kann, sich aber dabei erinnern wird, daß noch nicht jeder, der einmal den Pinsel oder das Messer des Bildschnitzers in der Hand hatte, nicht jeder, der einmal im vorhandenen Baustil den Riß einer Kirche zeichnete, dadurch auch schon ein unsterblicher Künstler ist. Das Adreßbuch von München weist in der Gegenwart nicht weniger Künstlernamen auf, als Brunner aus der Zeit von 1200 Jahren in den Klöstern zusammenbringt! Brunner spricht von der Drehkrankheit der Aufklarung, von dem verlorenen Verständniß für Kunst und Kunsthöhe des Mittelalters; aber war das mehr in protestantischen als in katholischen Ländern verloren, waren nicht gerade die Jesuiten so recht die Träger der heil- und sinnlosesten Verschnörkelung und des leersten Prunks in der Kunst? Würde Cardinal Wiseman heute, und Brunner mit ihm davon schwärmen, daß alle Linien und Winkel im Parthenon zu Athen tonisch oder musikalisch sind (!), ohne die protestantische Kunst- und Alterthumswissenschaft? Doch weiß Brunner wenig davon, sehr wenig! Wir lesen wörtlich bei ihm (I, 24): „Was haben die Granitpfeiler in Aegypten, was das kalte Parthenon in Athen für einen bewegenden Einfluß auf einen Menschengeist, der das Heidenthum überwunden hat und der im christlichen Erdenskreis stehend die Monumente der christlichen Kunst zu würdigen weiß?“ In Aegypten, Griechenland und Rom sind aber doch die Grundformen gefunden worden, deren das Christenthum sich für seine Zwecke bediente, und der bewegende Einfluß in ihrer Art vollendeter Meisterwerke wird nur vom bornirten Sinne nicht gespürt. Auch heißt der Athenetempel nicht das, sondern der Parthenon, und dieser soll nun auf einmal kalt sein, nachdem vorher sogar seine Winkel musikalisch waren! Der Parthenon kann sich mit den Minnesängern trösten, deren Liedesformen Brunner holperig und ungelenk findet. Aber wie gelenk ist seine eigene Versmacherei:

Wie der Stadt Rom der heilige Petrus ist eine Zierde;

So ist auch deine Kunst wol eine Zierde der Welt.

Wie schwungvoll sein Gedicht auf Florenz, wo er „auf Moder und Gebeinen“ nach Santa-Croce wandert:

Wo Dante's Statue gnädig anerkannt wird
Durch einen Lorber, der dem Marmorbilde
Von einer Frau wird aufgesetzt, die lächelt milde,
Und welche Frau Italia genannt wird.

Brunner's erster Abschnitt lautet: „Dante und das Baptisterium.“ War Dante ein Mönch? War es Brunelleschi, der Erbauer des florentiner Doms? Warum denn von beiden in einem Buch ausführlich werden, das die Kunst in der Klosterzelle schildert? Oder soll der Unkundige sie und viele andere für Klosterleute halten? In den bilderstürmenden Kaisern von Byzanz sieht Brunner nichts vom Kampf gegen einen äußerlichen

heidnischen Gottes- und Götzendienst, sondern den Streit eines unbändigen Barbarenthums gegen alle Civilisation. Wenn seine Klosterbrüder „die Ruhe des Geistes und des Körpers, das genügsame, von Leidenschaften nicht aufgewühlte Leben vor den Künstlern voraushaben, die in der Welt ihren Erwerb und Unterhalt suchen mußten", so ist es zu verwundern, daß doch die Leonardo da Vinci, Michel Angelo, Rafael alle Klosterbrüder so weit überflügelten. Wenn Brunner mit Lacordaire von Dominicanern als Baumeistern spricht, „bei denen die Demuth noch größer war als das Genie", so fällt uns Clemens Brentano ein, der im „Ponce de Leon" zum Orchester sagt: „Ihr guten Leute und schlechten Musikanten!"

Das Kloster San-Marco in Florenz hat zwei wirklich große Künstler zu Genossen gehabt, Angelico Fiesole und Fra Bartholomeo della Porta; sie sind längst anerkannt, von Protestanten vornehmlich gewürdigt worden, wiewol ein unwissender Custode dort mir sagte, „da ich so kein Protestant sei, sondern den Meister verstehe, wolle er mich auch noch in die Zellen führen". Brunner's Schilderung ihres Lebens und ihrer Werke ist erfreulich, und mit besonderm Dank erkennen wir es an, daß er auch über den Miniaturmaler und Dichter desselben Klosters, Benedetto Fiorentino, nähere Mittheilungen macht, aus dessen Gedichten namentlich den Kampf gegen Savonarola beleuchtend. In Savonarola selber preist Brunner den begeisterten Prediger, den Reformator der Sitten in echt christlichem Sinne; daß er der römischen Hierarchie ein Dorn im Auge war, daß sie ihm das Predigen verbot, daß er seinen Freimuth, der eine Erneuung der Kirche verlangte, auf dem Scheiterhaufen büßte, kann auch Brunner nicht in Abrede stellen; wie kann er es da „eine projectirte steinerne (!) Verunglimpfung" Savonarola's nennen, daß das Erzbild des katholischen Reformators in Italien auf dem Luther-Denkmal zu Worms nicht fehlen soll? Von dem wahrhaften Prophetenthum Savonarola's, von dem Tiefblick, mit welchem er in der Geschichte seiner Zeit die Gerichte Gottes erkannte und danach sie weissagte, hat Brunner keine Ahnung. Sein Buch ist überhaupt nur da dankenswerth, wo er einfach die Notizen zusammenstellt, die er aus mancherlei entlegenen Quellen herbeigebracht, und das wollen wir gern anerkennen, so widerlich es uns ist, einen confessionellen Parteistandpunkt in die Betrachtung der Kunst und Wissenschaft hineingetragen zu sehen, während sie die Seele über den Parteihader hinaus zur Freude an der Schönheit und Wahrheit erheben sollen. 20.

Aus der pädagogischen Literatur.

1. Theodor Müller's Leben und Wirken in der Schweiz. Erste Abtheilung. Theodor Müller in Hofwyl von 1815—30. Von Karl Robert Pabst. (Der Veteran von Hofwyl. Zweiter Theil.) Aarau, Sauerländer. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
2. Friedrich August Wolf in seinem Verhältniß zum Schulwesen und zur Pädagogik. Dargestellt von J. F. J. Arnoldt. Zweiter Band: Technischer Theil. Mit zwei Beilagen. Braunschweig, Schwetschke und Sohn. 1862. Lex.-8. 1 Thlr. 22 Ngr.

* Die Anfänge der genannten beiden Bücher haben wir in Nr. 2 d. Bl. f. 1862 und Nr. 16 f. 1863 besprochen. Das Urtheil über die Fortsetzung muß sich wesentlich auf das Urtheil zurückbeziehen, das über den ersten Theil von uns abgegeben.

Die Monographie von Pabst über Müller (Nr. 1) erweist sich in ihrem zweiten Theile aufs neue als die treffliche Arbeit, für die wir in unserm ersten Bericht jede Anerkennung aussprechen konnten. Der Herausgeber hat auf den lebhaftesten Dank begründeten Anspruch, sowol dafür, daß er diese Arbeit überhaupt unternommen, als für die überaus geschickte, überaus anziehende Art und Weise, wie er sich seiner Aufgabe entledigt hat. Wir wiederholen das früher Gesagte: Monographien wie diese können nicht zahlreich genug geschrieben werden.

Man entsinnt sich, daß der erste Theil der Biographie Müller's mit dessen Hauslehrerjahren zu Lübbersdorf in Mecklenburg abschloß. Müller hatte einen Ruf als Lehrer nach Hofwyl von Fellenberg, dem Vorsteher des Instituts, erhalten und angenommen. Ein erstes Kapitel des vorliegenden Theils macht uns mit der Geschichte des hofwyler Instituts bis zu Müller's Ankunft bekannt. Diese Geschichte enthält zugleich biographische Aufschlüsse über Fellenberg. Für seines Vaterlandes geistige und sittliche Erhebung und Kräftigung nach allem Vermögen in Beharrlichkeit mitzuringen, war die Lebensaufgabe, welche der Stifter Hofwyl's sich gesetzt hatte. Als ein höchst bemerkenswerthes Moment tritt in Fellenberg's Ideenkreise eine providentielle Bestimmung der Schweiz hervor. Er glaubte, daß die Schweiz vom Schöpfer berufen sei, Rettungsland des in Entsittlichung versunkenen Geschlechts zu werden: ein Gedanke, der stets bei denen Anstoß erregen wird, welche darin eine Aufforderung zu Parallelen mit Kanaan und dem daraus erwachsenen Christenthum erblicken wollten. Sein Institut sollte in drei verschiedene Erziehungsanstalten zerfallen. Dasselbe sollte nämlich 1) eine für die untern Stände der Gesellschaft, für die Kinder der Unbemittelten und Armen, auf Landbau und Technik gegründete Industrie- oder Arbeitsschule sein; 2) für den Kern des Volks, die mittlern Stände, eine den Bedürfnissen derselben möglichst entsprechende Realschule; 3) für die Söhne der mit äußern Glücksgütern besonders ausgestatteten Klassen eine nicht blos geistige Ausbildung allein, sondern vorzüglich auch sittlich-religiöse Veredlung anstrebende, möglichst umfassende wissenschaftliche Elementar-Erziehungsanstalt. Für alle diese rein pädagogischen Anstalten sollte sich in dem rationell betriebenen Landbau ein gemeinsamer Verknüpfungspunkt darstellen. Den Schlußstein der gesammten Combination sollte eine Normalschule für Lehrerbildung darstellen, besonders zur Bildung von Volkslehrern, die, begeistert von den in Hofwyl angestrebten Zwecken und durchdrungen von der zu ihrer Erreichung erprobten Methode, selbst in ihrem künftigen Lehramte das Segenvolle der hofwyler Anstalten zu vervielfältigen trachteten.

Das waren im großen und ganzen die Grundzüge von Fellenberg's System. Selbstverständlich waren nur einzelne Theile des Systems nach und nach in dem hofwyler Institut zur Durchführung gelangt.

Das zweite Kapitel schildert Hofwyl nach Müller's Ankunft. Am 5. November 1815 traf er mit einem Freunde, H. von Michael, an dem neuen Bestimmungsorte ein. Sich sofort dem künftigen Chef vorzustellen, convenirte ihm nicht: nunc est bibendum! Ziemlich angeraucht, ließ er sich zu Fellenberg führen, dem der Zustand des Besuchers nicht entgehen konnte. Kaum war die Berufsthätigkeit angetreten, so fühlte sich Müller von einem unsäglichen Heimweh ergriffen. Dazu kam das Ableben seines Vaters. Allmählich indeß verbesserte sich seine Seelenstimmung, und binnen kurzem war er nicht blos der Liebling der Zöglinge, sondern auch der geistige Mittelpunkt des Lehrercollegiums geworden. Wie wir aus dem dritten Kapitel entnehmen, behielt er auch zu Hofwyl seine absonderlichen Sitten und Gewohnheiten bei; der hundertste Theil dieser ungenierten Freiheiten hätte hingereicht, wäre er heute Lehrer an einer preußischen Schule gewesen, ihn sofort aus dem Amte zu bringen. Schon in der äußern Erscheinung, in der Kleidung fuhr er fort, sich arg zu vernachlässigen. Er trug seinen alten jenenser Flausch; den Scheitel deckte eine elende blaue Mütze mit rothem Streifen. Von Waschen und Kämmen war er ebenso wenig ein Freund, als von dem Gebrauch einer Halsbekleidung. Für den Hausgottesdienst, den er jeden Sonntag abzuhalten hatte, pflegte er sich von einem Musikus einen alten Frack zu borgen, weil ein solches Kleidungsstück für den Gottesdienst durch die Hausordnung durchaus vorgeschrieben war. Für die Predigt machte er sich frühestens Samstags nachmittags auf einem einsamen Spaziergang an die Meditation. Wenn ihm aber unterwegs ein guter Geselle dazwischenkam, so war der Samstag dies academicus, welcher mit der collegialen Knei-

perei im Wirthshaus zu Buchsee zu schließen pflegte. Kam er dann spät in der Nacht heim, so bat er seinen Stubennachbar Michael, ihn am Morgen um 4 Uhr zu wecken, was denn auch pünktlich geschah. Aus dem Bette aufgesprungen, lief Müller sogleich hastig im Zimmer auf und ab, wobei er in der muntersten Laune sein „hühü!" ausstieß, kletterte über Stühle, welche er zu dem Behuf aufgestellt hatte, warf sich lachend und Grimassen schneidend der Länge nach auf den Fußboden, sprang wieder auf und kritzelte dann die ausgeführte oder entworfene Predigt mit der äußersten Schnelligkeit auf kleine Blätter. Von all den eifrigen Zuhörern, jung und alt, welche Müller ein Viertelstündchen später im Gebetsaal erbaute und begeisterte, ahnte wol keiner, der nicht mit eigenen Augen in die Werkstatt hineingeblickt hatte, auf welche Weise die Predigt des wunderlichen Heiligen zu Stande gekommen war.

Auch das Trinken und Zechen betrieb Müller während der ersten „Flegeljahre seines hofwyler Lebens" leidenschaftlicher und rücksichtsloser als je. Der Genuß geistiger Getränke gehörte bei ihm zur geistigen Diät. Dabei trieb er mit seiner Gesundheit oft den tollsten Spott. Nach der stärksten Erhitzung noch spät in der Nacht bei Winterfrost oder Regengüssen von Kneipgängen stundenweit heimzuwackeln, davon ließ er sich durch keinerlei Vorstellungen abhalten, obgleich er es fast jedesmal, namentlich durch Nesselfieber, empfindlich büßen mußte. Einst mußte er, von diesem Uebel befallen, nach ärztlicher Verordnung das Bett hüten, und es war ihm streng verboten, Fettes zu essen oder Wein zu trinken. Als ein Freund ihn in diesem Zustande besuchte, ward er bei dem Eintreten in das Zimmer mit einem schallenden Gelächter empfangen. Auf seine Frage, warum er denn so lache, sagte Müller: „Den Karl, den Dokta, hab' recht anführt", und hiermit holte er unter dem Bett einen Teller mit einem gebratenen Huhn und ein paar Flaschen Wein hervor. Was sagen die königlichen Provinzial-Schulräthe von heute zu einem solchen Pädagogen und Theologen? Sicher bekreuzen sich die Herren.

Für ein größeres Publikum werden die Details der stillen Thätigkeit Müller's an dem hofwyler Institut kaum ein Interesse haben. Der Biograph gibt im vierten Kapitel eingehende Mittheilungen über jene; die Berufsgenossen werden dem Herausgeber für diese Aufzeichnungen, welche in die kleinen Leiden und Freuden des Lehrerberufs tiefe Einblicke gestatten, Dank wissen. Im Jahre 1819 regte sich bei Müller lebhaft der Wunsch, seine akademischen Studien in Heidelberg zu vollenden, und obschon Fellenberg den bewährten Mitarbeiter nur sehr ungern scheiden sah, um so mehr, als gerade damals durch Parteiungen und Intriguen unter dem häufig wechselnden Lehrercollegium eine gediegene Stütze dem Dirigenten der Anstalt doppelt wünschenswerth sein mußte, so that Fellenberg doch seinerseits alles, um die Ausführung des Vorsatzes zu ermöglichen. Im Frühjahr 1820 kehrte Müller wieder von Heidelberg nach Hofwyl zurück; seine dortige Thätigkeit bis zum Jahre 1830 bildet den Inhalt des fünften, des letzten Kapitels. Seine Unterrichtsmethode wird eingehend geschildert: „In seinem eigenen, vorzugsweise auf die griechische Geschichte und Literatur sich erstreckenden Unterricht trat nach dem einstimmigen Zeugniß Koetüm's und mehrerer noch lebenden Zeitgenossen schon damals die Virtuosität zu Tage, welche er bis ans Ende seines Lebens bewährt hat. Ueber die Wahl seiner Unterrichtsgegenstände besprach er sich immer mit den Collegen und mit Fellenberg; die Methode aber war sein individuelles Werk, war er ganz selbst. Er verließ sich zwar, obgleich er mit größerm Recht als unzählige andere sich einen «Schulmeister von Gottes Gnaden» hätte nennen dürfen, durchaus nicht nach Art bequemer und dünkelhafter pädagogischer Naturalisten auf sein Talent; er hatte sich schon früh über das bei seinem Unterricht einzuschlagende Verfahren ein sehr gründliches und klares theoretisches Bewußtsein und ganz bestimmte Maximen gebildet, an deren Berichtigung und Vervollkommnung er zeitlebens fortarbeitete — das war seinem wissenschaftlichen Geist unabweisbares Bedürfniß —, aber er war sich ebenso klar und lebendig bewußt, daß es zu einer wirksamen Ausübung des Lehrerberufs an abstract allgemeinen Methoden, zumal wenn sie nicht auf eigenem Boden gewachsen sind, bei weitem nicht genüge" u. s. w. Wir erfahren weiter von Differenzen, welche zwischen Fellenberg und einem Theil der Lehrer, zu dem namentlich Müller und Koetüm gehörten, wiederholt ausbrachen, und die zur Folge hatten, daß die beiden letztgenannten eine Zeit lang Hofwyl verließen, schließlich aber doch wieder dorthin zurückkehrten. Den Schluß des Bandes füllen Aufzeichnungen über eine Reise, welche Müller nach dem Ausbruch der Julirevolution nach Paris unternahm.

Was an der mit echt deutschem Gelehrtenfleiße, mit echt deutscher Gründlichkeit angefertigten Arbeit Arnoldt's über Wolf (Nr. 2) zu bedauern bleibt, hat unsere Kritik des ersten Bandes mit Bedauern hervorgehoben; eine angemessene, zweckentsprechende Anordnung und Vertheilung des Stoffs fehlt dem Buche, an welches sonst eine so große Mühe, so viele Sorgfalt verwandt ist. Jetzt, wie der zweite Band vorliegt, macht sich um so auffälliger die durchaus verkehrte Sonderung bemerkbar, die dem Verfasser beliebt hat. Arnoldt nämlich trennt, wie sich unsere Leser entsinnen, die äußern, die persönlichen und privaten Erlebnisse Wolf's von den amtlichen Beziehungen, von den pädagogischen Ansichten und Maximen des verdienten Schulmannes. Wir haben das Unhaltbare dieser willkürlichen Trennung im ersten Bericht ausführlich nachgewiesen. Jener erste Band enthielt die äußere Biographie Wolf's; der jetzt ausgegebene zweite Band soll uns mit des Mannes pädagogischen Grundsätzen und Ansichten bekannt machen. Mit gewissenhafter Treue ist von Arnoldt alles mögliche Material zusammengehäuft, aber ein organisches Ganzes aus dem Massenmaterial herauszuarbeiten, hat er nicht verstanden. Die lästigen Wiederholungen, die bei dem Verfahren unvermeidlich, wären noch das Wenigste.

Eine Einleitung verbreitet sich über Wolf's pädagogischen Standpunkt, d. h. der Verfasser gibt hier in nuce, was der ganze Band enthält. Der übrige Inhalt zerlegt sich in zwei Abtheilungen, deren erstere die generelle Didaktik, die andere die specielle Didaktik zum Vorwurf nimmt. Arnoldt wählt als Aufschrift für die Kapitel: „Wolf's Grundsätze und Ansichten über die Erziehung und den Jugendunterricht im allgemeinen" und „Wolf's Grundsätze und Ansichten über den Jugendunterricht in Beziehung auf die Hauptgegenstände desselben". Vor lauter Einleitungen kommt die erste Abtheilung kaum zur Sache. Da müssen wir zuvörderst sogenannte Prolegomena in vier Kapiteln mit in den Kauf nehmen: breitspurige Auseinandersetzungen über Pädagogik als Wissenschaft und Kunst, über Begriff und Zweck der praktischen Pädagogik, über Pädagogik und Didaktik, endlich über die Entwickelungsstufen des Individuums. Ein zweiter Abschnitt geht dann endlich — wiederum aber mit dem unerlaßlichen „Eingang" — auf Wolf's Ansichten über Erziehung und Unterricht in Haus und Schule ein. Es wird das Haus als die Stätte der Erziehung geschildert, die physische und psychische Erziehung, die Sittenzucht und Geisteszucht abgehandelt, endlich von den Pflichten des Hauses gegen die Schule gesprochen. Das nächste Kapitel bespricht ebenso ausführlich die Schule, das Schulregiment, die Schulorganisation, die Klassification der Schülercötus, die Selecta, die Lehrer, die äußere Ausstattung der Schule, die innere Ordnung derselben u. s. w. Die „Allgemeine Instruction für den gelehrten Schulmann in Deutschland", welche Wolf in scherzhaft-ernster Weise aufstellt, lautet: „1) Habe Geist, besitze die Kunst des Selbstdenkens und vielseitige Kenntnisse, die gründlichsten in allem, was zur Grundbildung des Menschen und des Gelehrten gehört; 2) besitze die Kunst, andern deinen Geist mitzutheilen, sie auf allerlei Weise zum Selbstdenken zu gewöhnen, doch so, daß sie durch Widerspruch nie andere beleidigen, und wisse ihnen gediegene, doch nicht zu vielartige Kenntnisse beizubringen; 3) habe einige Liebe zu allen den Studien, die du treibst, und zu den Jünglingen,

die deiner Bildung anvertraut sind, doch wo Collisionen entstehen, die größere Liebe zu den letztern; 4) sei ein moralisch höchst vollkommener Mensch, ohne alle Launen und von der leichtesten und zu jeder Zeit bereitwilligsten Thätigkeit; 5) sei immer gesund und verstehe es, wo und wenn es nöthig ist, leidenschaftlich zu hungern; 6) mache auf keine Achtung und auf keine Dankbarkeit Anspruch und verachte dafür hinwieder allen Beifall derer, die dich verkennen." Die Instruction läuft in Summa ungefähr darauf hinaus: Sei ein Ideal aller möglichen und gedachten Vollkommenheit, die ein Mensch erreichen kann, leiste in deinem Lehrerberufe mehr, als in jedem andern Lebensberufe geleistet und auch nur gefordert wird, sei schließlich zufrieden, wenn man dich in deinem Berufe karglicher und kümmerlicher lohnt, als der Lohn in jedem andern Berufe vertheilt wird. Es soll noch heutzutage Schulvorstände genug geben, welche auf den letzten Theil wenigstens der Instruction von Wolf, auf die Forderung des Vermögens, leidenschaftlich hungern zu können, bei der Berufung von Lehrern sehr gewissenhaft halten.

In der zweiten Abtheilung, in der speciellen Didaktik, ist es uns von Interesse gewesen, daß die Biographie nachweist, Wolf habe sich in seinen Studien keineswegs blos auf den höhern Unterricht beschränkt; auch der erste, der Elementarunterricht war Gegenstand seiner angelegentlichsten Sorge. Gervinus hat in seiner „Einleitung zur Geschichte des 19. Jahrhunderts" darauf hingewiesen, wie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts Verbesserung der Schule und der Volksbildung die allgemeine Losung war, als nach dem Vorgange Friedrich's II. fast in allen europäischen Ländern, in Portugal unter Pombal's Verwaltung, in Spanien unter den Campomanes und Aranda, in Neapel unter Tanucci, in Toscana unter Leopold, in Oesterreich unter Joseph II., in einer Reihe von kleinern deutschen Staaten, in Skandinavien, ja selbst in Rußland unter Katharina II. die Anregung der untern Stände zur Selbstthätigkeit und die Ausbreitung geistiger Aufklärung der Zweck der Regierungen wurde, durch dessen Verfolgung eine menschenfreundlichere Richtung mitten in den rohen Militärstaat hereintrat. Wolf, ein echter Sohn des Zeitalters, dem Friedrich II. seinen Stempel aufgedrückt und seinen Namen gegeben, konnte von dieser Bewegung nicht unberührt bleiben; es war kein leeres Wort, wenn Wilhelm von Humboldt in seinem Berichte an den Staatsminister Grafen zu Dohna im Jahre 1809 über Wolf schrieb, derselbe nehme an allem, was sich auf den Unterricht im allgemeinen beziehe, selbst auf den, der sich am meisten von dem eigentlich gelehrten entferne, lebhaften Antheil. Zuvörderst verlangte Wolf, daß Kinderlectionen kurz und abgebrochen seien. Demnächst warnt er vor zu frühem Unterricht; man dürfe nicht beginnen, bevor nicht ein gewisser Trieb vorhanden. Er wies den ersten Unterricht zum großen Theil der häuslichen Erziehung zu, und legte dabei großes Gewicht auf die sinnliche Anschauung: „Bloßes Erzählen und Beschreiben macht es bei Kindern nicht aus. Das Kind muß mit eigenen Augen sehen, was sichtbar darzustellen ist; das Vorzeigen der Gegenstände ist beim ersten Unterricht immer die Hauptsache, und wo man die Gegenstände selbst nicht haben kann, da müssen Abbildungen deren Stelle vertreten. In der Naturgeschichte thut es jeder verständige Mann von selber, aber in der Geschichte und Geographie muß es ebenso sein. Bücher wie der Orbis-pictus thun dabei vortreffliche Dienste u. s. w. Wenn ein Schulmann, der nothdürftig zeichnen und malen könnte, sich eine Reihe von Fratzengesichtern, aber voll Ausdruck anfertigen wollte, und den Kindern sagte, das ist Moses, das ist Cyrus, das Alexander der Große, so wäre es zwar keine pia fraus, aber eine fraus utilis, und ich wollte das als Schulrector nicht tadeln, sondern vor den Kindern mich gläubig stellen, wie irgendein Schulknabe."

Für den ersten Unterricht im Lesen und Schreiben empfahl Wolf ein combinirtes Verfahren, eine Art von Schreiblesemethode. Biblische Geschichte solle man möglichst früh betreiben, daneben aber nicht eine kurze Uebersicht der merkwürdigsten Begebenheiten aus der allgemeinen Geschichte verabsäumen. Der berufene Regulativvater Stiehl will es heute anders. Ueber den ersten Unterricht in der Muttersprache ließ sich Wolf dahin vernehmen. Die Gewöhnung an richtiges Sprechen ist der erste Anfang alles Sprachunterrichts; grobe Unarten beim Sprechen muß man niemals durchgehen lassen, sondern die unartigen Deutschverderber tüchtig ausmachen, und ihnen das Richtige so lange vorsprechen, bis sie es fassen. Was man den Kindern erzählt, muß in einer reinen und natürlichen Sprache vorgetragen werden; für die Kinder ist immer das Beste gut genug, und es ist eine Unart, wenn man sich bei Kindern gehen läßt. Die ersten Lehrstücke für die Jugend müssen poetische Stücke sein, denn die Poesie ist viel kindlicher als die Prosa, und sie ist auch eher dagewesen als die Prosa, wie wunderlich das auch klingen mag. Mit der Terminologie der Grammatik muß man den Anfänger verschonen; sie ist ein wunderlich Ding, und die Gelehrten wissen oft selber nicht den innern Zusammenhang zwischen den Begriffen und Benennungen, welche die alten Grammatiker eingeführt haben. Das Gefühl muß zuerst leiten; dem geschärften Gefühl folgt dann der Begriff. Auch das Rechnen sollte nach Wolf möglichst frühzeitig angefangen werden, aber nicht das künstliche auf der Tafel, denn das erfordere schon Abstractionsgabe, sondern das Rechnen im Kopf und mit kleinen Zahlen. Die arithmetischen Wahrheiten lägen ebenso gut in den kleinen als in den großen Zahlen, und die Griechen, die doch so viel gerechnet, haben keine Schiefertafeln und nicht einmal eine bequeme Bezeichnung der Zahlen gehabt.

An die Auslassungen über den Elementarunterricht reiht sich der zweite Abschnitt, der sich in vier Kapiteln über den höhern Unterricht verbreitet. Gleich das erste Kapitel behandelt mit der ausführlichsten, mit der eingehendsten Sorgfalt einen Gegenstand von höchster Wichtigkeit, die Lections- und Stundenpläne an höhern Schulen. Wir wissen es aus der eigenen Erfahrung nur zu wohl, daß noch heutzutage an gar vielen Anstalten dieses überaus wichtige Thema ziemlich leichtfertig und obenhin abgemacht wird. Weil dem Sparsystem nur zu häufig gehuldigt wird, fehlt es gar nicht selten an den geeigneten Lehrkräften, denen dieses oder jenes Fach anvertraut werden könnte; da müssen denn die Lückenbüßer herhalten. Unterrichtsgegenstände werden jungen Candidaten selbst in den obern Klassen übertragen, welche weder als Pädagogen bewährt sind, noch überhaupt in dem betreffenden Fache eine facultas besitzen. Uebel oder wohl, man behilft sich mit dem Nothsystem. In der Vertheilung der Stunden ferner walten in den meisten Fällen nicht sowol pädagogische Rücksichten, als ganz andere vor, die wir conventionelle und menschliche nennen wollen. Diesem alten Collegen soll der Director keine Morgenstunde um 8 Uhr zuweisen, jener jüngere will die Nachmittage freihaben. Niemand mag sogenannte Zwischen- oder Ausfallstunden. Noch vieles wäre zu der Sache zu sagen.

Wolf's Grundsätze und Rathschläge zur methodischen Behandlung der Hauptgegenstände des höhern Schulunterrichts bilden den Inhalt des zweiten Kapitels. Die technischen Fertigkeiten werden ziemlich kurz am Schluß der Auseinandersetzung erledigt, desto mehr in die Details steigt Wolf bei Erörterung des Sprachunterrichts — deutsche Sprache, die beiden gelehrten (!) Sprachen, die hebräische Sprache, neuere Sprachen — und auch über die Wissenschaften — Religion, Geographie, Geschichte, Rechnen, Mathematik, Naturkunde, gemeinnützige Kenntnisse, philosophische Propädeutik, allgemeine Encyklopädie — verbreitet sich Wolf sehr genau. Um ihm in die einzelnen Details zu folgen gebricht uns der Raum. Selbstverständlich sind die Mittheilungen über die von Wolf so genannten gelehrten Sprachen die ausführlichsten. Wir heben einiges hervor. Wolf räumt überall den Griechen den Vorzug vor den Römern ein: „Für unser Studium geben unter den alten Nationen die Römer keinen erwünschten Stoff, wie sie denn gleich ursprünglich manchen jener einseitigen Richtungen folgten, die sich in den letzten Jahrhunderten den schätzbarsten Völkern aufgedrängt haben. Nur im alten Griechenland findet sich, was wir anderswo fast vergeblich

suchen, Völker und Staaten, die in ihrer Natur die meisten solcher Fähigkeiten besaßen, welche die Grundlage eines zu echter Menschlichkeit vollendeten Charakters ausmachen; Völker von so allgemeiner Reizbarkeit und Empfänglichkeit, daß nichts von ihnen unversucht gelassen wurde, wozu sie auf dem natürlichen Wege ihrer Ausbildung irgendeine Anregung fanden, und die diesen ihren Weg unabhängiger von der Einwirkung der andersgesinnten Barbaren und weit länger fortsetzten, als es in nachfolgenden Zeiten und unter veränderten Umständen möglich gewesen wäre; die über den beengten und beengenden Sorgen des Staatsbürgers den Menschen so wenig vergaßen, daß die bürgerlichen Einrichtungen selbst zum Nachtheil vieler und unter sehr allgemeinen Aufopferungen die freie Entwickelung menschlicher Kräfte überhaupt bezweckten; die endlich mit einem außerordentlich zarten Gefühl für das Edle und Anmuthige in den Künsten nach und nach einen so großen Umfang und so viel Tiefe in wissenschaftlichen Untersuchungen verbanden, daß sie unter ihren Ueberresten neben dem lebendigen Abdruck jener seltenen Eigenschaften zugleich die ersten bewunderungswürdigen Muster von idealen Speculationen aufgestellt haben. In diesen und andern Rücksichten ist dem Forscher der Geschichte der Menschheit unter allen Nationen keine so wichtig, ja man darf sagen so heilig, als die griechische. Mag sie immerhin bei dem Statistiker, welcher für Menschenwerth andere Ranglisten führt, einen ziemlich untergeordneten Platz einnehmen, weil sie weder eroberungssüchtig war, noch als politischer Körper neben den mächtigen Reichen glänzte; sie hat seit allen Zeiten durch die herrlichsten Siege, dauerhafter als Waffensiege, sich um das menschliche Geschlecht sehr verdient gemacht; diesen Ruhm, den einzigen, wonach sie strebte, den sie auch bei ihren hierin gerechten Bezwingern genoß, bewährt sie noch jetzt und für alle Zeiten durch so viele übriggebliebene Denkmäler ihrer geistigen Wirksamkeit." Viel Zutreffendes findet sich in den Beurtheilungen derjenigen alten Schriftsteller, die gewöhnlich auf Schulen gelesen zu werden pflegen. Für die untern Klassen empfahl er im Lateinischen den Aurelius Victor; den Nepos verwarf er entschieden. Derselbe passe in seiner Trockenheit nicht eher, als bis der Schüler vollständig mit der ganzen alten Geschichte vertraut sei. Am besten sei es, wenn Nepos erst im gelehrten Geschichtsunterricht auf den obern Klassen tractirt würde. Bei der Lektüre der lateinischen Dichter warnte Wolf vor allem vor einem zu frühzeitigen Anfang. Mit den Fabeln des Phädrus z. B. solle man erst in Secunda beginnen, ganz wie mit dem Virgil. Für die griechische Lektüre weist Wolf der Schule eine sehr umfassende Ausgabe zu; Plato's „Republik" will er der Universität vorbehalten sehen.

Nicht ohne Vortheil werden unsere Pädagogen sich mit dem dritten Kapitel bekannt machen. Dasselbe bietet viele sehr beherzigenswerthe Winke über Privatstudium und Unterhaltungslektüre. In der letztern will er nur Reisebeschreibungen und Biographien gelten lassen. Das vierte Kapitel erörtert die Frage wegen Abiturientenprüfungen. Principiell ist Wolf gegen jede Abiturientenprüfung: „Perverse studere qui examinibus studeant. Recte studet qui sibi et vitae." Auch die öffentlichen Schulprüfungen werden von ihm verworfen: „Den fortschreitenden jungen Gelehrten alle Augenblicke, bei jeder Stufe zu examiniren hat den meisten Nutzen für die trägen und mechanischen Köpfe, weniger für die wissenschaftlichen. Jeden Fähigen hat die Natur für eine Hauptwissenschaft bestimmt, in welche er unvermerkt die andern Wissenschaften mit hineinzieht. Da aber ein Examen nach der Schnur auf jedes Fach zu sehen hat, so quält sich mancher Lernende blos um des Examens willen mit Dingen, die bei ihm doch nicht haften, und verdirbt dadurch viel Zeit, die er auf seine Weise besser anwenden könnte. Er wird in die Mechanik hineingezwängt und erfährt so ganz die Wahrheit des Ausspruchs, der Buchstabe tödtet, aber der Geist macht lebendig. Man will doch in keiner Sache geradezu schlecht bestehen und gibt sich nun gerade mit den unfruchtbarsten die meiste Mühe." Das einzige Examen, von dem Wolf etwas hielt, war ein sogenanntes Translocationsexamen von Secunda nach Prima.

In der Schlußbetrachtung, die übrigens nur ein paar Seiten umfaßt, gibt Arnoldt ein kurzes Résumé seiner Arbeit, gewissermaßen einen Rechenschaftsbericht. Nebenbei wird noch die besondere Vorliebe Wolf's für das Griechische betont und von dem Verfasser für gerechtfertigt erklärt. Er spricht dem Herrn Ludwig Hahn das Wort nach, die lateinische Sprache sei die Sprache des Katholicismus, die griechische die des Protestantismus. Das Wort scheint uns eine jener geistreich seinsollenden Phrasen, die im Grunde und bei Lichte besehen, nicht das mindeste besagen.

Thaddäus Lau.

Romane und Erzählungen.

Sokrates sagt einmal in einem Dialoge des Plato, die Bäume und die Felder vor den Thoren der Stadt könnten sein Interesse nicht fesseln; der Gegenstand seines Nachdenkens und seiner Untersuchungen sei der menschliche Geist, und das Thun und Treiben der Menschen in der Stadt zöge ihn daher mehr an und reizte ihn mehr zum Forschen als alles andere. Eine ähnliche Aeußerung hat Pope gethan, indem er den Satz aufstellt, daß das eigentlichste Studium der Menschheit der Mensch selbst sei. Und das ist in der That richtig. Nichts kann und muß den Menschen in einem höhern Grade interessiren, als sein eigenes Inneres; und damit dies Interesse stets gespannt bleibe und einen immer sich erneuernden Reiz auf uns ausübe, hat die Natur in wunderbarer Weise die Veranstaltung getroffen, daß wir uns selbst das größte Problem sind. Die Forschungen der kühnsten und genialsten Geister aller Jahrhunderte haben bis jetzt nur wenig von dem dunkeln und geheimnißvollen Seelenleben des Menschen aufzuhellen vermocht; die Tiefen der Meere und die über uns dahinrollenden Weltkörper sind im Laufe der Zeit der menschlichen Kenntniß verhältnißmäßig näher gerückt worden als das Seelenleben des Menschen. Unser Inneres ist das uralte Räthsel, welches uns mehr als alles andere darauf hinweist, daß unser Wissen hienieden Stückwerk ist, und dessen Lösung erst erfolgen wird, wenn „des Lebens schweres Traumbild sinkt".

Wie groß das Interesse ist, welches psychologische Vorgänge und Verhältnisse erwecken, zeigt sich selbst in der gewöhnlichsten Unterhaltung; nie wird dieselbe belebter und angeregter, als wenn es sich um eine Frage handelt, welche sich auf das innere Wesen eines Menschen und eine vielleicht dunkle, den Blicken der andern entzogene Seite desselben bezieht; nie beweisen selbst die allergewöhnlichsten Menschen größern Scharfsinn und angestrengteres Nachdenken, als wenn es darauf ankommt, über das Innere eines Menschen Vermuthungen aufzustellen und zu Aufschlüssen darüber zu gelangen. Auch die äußern Eigenschaften der Menschen, wie Farbe und Form der Augen, Beschaffenheit der Haare, Bildung des Kopfs und der Gesichtstheile insbesondere, Bau der Hand, erwecken hauptsächlich insofern ein Interesse, als sie auf gewisse geistige Eigenschaften schließen lassen. So muß auch das Hauptinteresse, welches ein Roman erwecken soll, vorzugsweise in den psychologischen Momenten begründet sein, und die Entwickelung und Veranschaulichung der Charaktere muß die Hauptaufgabe des Schriftstellers sein, und was nach dieser Seite hin gefehlt wird, kann durch nichts aufgewogen werden. Wenn wir von diesem Standpunkte aus die Romane der Neuzeit betrachten, so finden wir sehr viel Mangelhaftes und Unvollkommenes, sowie Unwahres und Unschönes. Ein großer Fehler sehr vieler Romane besteht darin, daß die ganze Composition und Darstellung weniger zum Zweck hat, das Innere der handelnden Personen in wahrheitsgetreuen und anziehenden Bildern zur Anschauung zu bringen, als vielmehr in einseitiger Weise darauf berechnet ist, einen augenblicklichen Effect und eine augenblickliche Spannung bei dem Leser hervorzubringen. Um diesen Zweck zu erreichen, ist dem Autor jedes Mittel

recht; mögen die Charaktere unwahr, übertrieben und ganz abnorm und unmotivirt sein, wenn sie nur vorübergehend die Neugierde des Lesers erregen und ihn für einige Zeit in Spannung erhalten, so scheint der Schriftsteller von seiner Leistung zufriedengestellt zu sein. Die zwei Productionen von Ruppius, welche wir zunächst einer Besprechung unterziehen, sind Beispiele von dieser Art von Romanen und Erzählungen; beide sind in mancher Beziehung nicht uninteressant und werden gewiß ihren Leserkreis finden; aber die psychologische Seite in der Darstellung der Charaktere ist schwach, und in diesem Punkte kann unser Interesse nicht erregt werden.

1. Zwei Welten. Roman von Otto Ruppius. Berlin, F. Duncker. 1863. Gr. 16. 16 Ngr.

Da dieser Roman schon anderweitig abgedruckt erschienen, und der Inhalt daher vielen Lesern bereits bekannt ist, so gehen wir auf denselben nicht näher ein; unterziehen aber, soweit der beschränkte Raum es gestattet, die hauptsächlichsten Charaktere einer kurzen Kritik. Der Charakter des Geheimraths ist unnatürlich und ganz unmotivirt. Er hat einen Sohn, welcher Referendar ist und sich als einen durchaus ordentlichen und brauchbaren Menschen zeigt, und über welchen auch seine Vorgesetzten ein sehr günstiges Urtheil fällen. Weil aber dieser Sohn andere Ansichten und eine andere Weltanschauung hat als der Vater, wird er von dem letztern verstoßen und zwar mit einer halb rohen, halb pathetischen Härte und Gefühllosigkeit, die, wenn man die Motive bedenkt, wodurch eine solche außerordentliche Handlungsweise hervorgerufen wird, geradezu absurd erscheinen muß. Ein Seitenstück zu diesem Geheimrath ist ein amerikanischer Kaufmann, Winter, welcher mit ebenfalls schlecht motivirter Kälte und Grausamkeit im Interesse seiner verbrecherischen Geldspeculationen seine Tochter in namenloses Elend stürzt. Der Geheimrath und der Kaufmann sind Zerrbilder, so wie sie hier geschildert sind. Sonst hätte sich aus dem Gegensatze — auf der einen Seite ein Vater, welcher aus starrem Pflichtgefühl sich von seinem Sohne glaubt lossagen zu müssen, und auf der andern Seite ein Vater, welcher um schnöden Gewinns willen seine Tochter an einen ihr verhaßten Mann so gut wie verkauft — wol etwas machen lassen. Der Sohn des Geheimraths ist ein flacher Charakter und bietet nichts Charakteristisches. Die Heldin des Romans, eine Amerikanerin, Jessy Winter, ist wenig anziehend; es fehlt dem Charakter an plastischer Anschaulichkeit und individueller Färbung. Die übrigen Personen sind noch schattenhafter und unbestimmter; sie haben etwas Schablonenartiges. Die Schilderungen von dem amerikanischen Leben halten sich im ganzen etwas an der Oberfläche und sind nicht sehr vielseitig. Hauptsächlich werden Schwindeleien amerikanischer Speculanten dargestellt. Diese Seite des amerikanischen Lebens ist wol die am meisten bekannte und eine sehr hervorstechende. Das dortige Leben bietet aber noch sehr viel andere interessantere und charakteristischere Züge; weil nämlich die menschliche Gesellschaft dort mit allen ihren mannichfachen bunten Verhältnissen noch nicht eine so feste Gestaltung angenommen hat wie in Europa, und weil also die Bewegung in derselben unruhiger und wechselvoller ist als bei uns, treten manche Züge der menschlichen Natur dort mehr an die Oeffentlichkeit, als es bei uns der Fall sein kann, gerade wie das am meisten stürmische und bewegte Meer die interessantesten Gebilde von Muscheln und Pflanzen und andern Erzeugnissen der Tiefe an die Oberfläche wirft.

2. Südwest. Erzählungen aus dem deutsch-amerikanischen Leben. Von Otto Ruppius. Berlin, F. Duncker. 1863. Gr. 16. 16 Ngr.

Das Buch enthält drei Erzählungen: „Die Nachbarn", „Bill Hammer", „Eine Speculation". Ein Fehler der ersten Erzählung ist, daß man den ganzen Verlauf derselben zu bald überblickt, und daher das Interesse an der fortschreitenden Handlung nicht rege erhalten wird. Die Anlage in den Compositionen von Ruppius ist überhaupt zuweilen etwas einförmig und schematisch. Im übrigen enthält diese Erzählung manche Schilderungen von den amerikanischen Sklavenverhältnissen, welche nicht uninteressant sind. Die zweite Erzählung spielt zur Zeit, als der Krieg zwischen den Nordstaaten und Südstaaten der Union ausbrach; sie schildert die rohen Grausamkeiten und Gewaltthätigkeiten, mit welchen von seiten der Südländer die Feindseligkeiten an manchen Punkten eröffnet wurden. Diese Erzählung ist jedenfalls die beste. Die dritte Erzählung hat zum Gegenstande den verwegenen und großartigen Schwindel, der in Amerika herrscht und der vor nichts zurückschreckt.

3. Palmblätter und Schneeflocken. Erzählungen aus dem fernen Westen von Balduin Möllhausen. Zwei Bände. Leipzig, Costenoble. 1863. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die beiden Bände enthalten ebenfalls Erzählungen und Schilderungen aus dem amerikanischen Leben; die Titel derselben sind: „Die Muschelhändlerin", „Der Steppenbrand", „Der Postläufer", „Das Kanalboot", „Scenen aus dem Volksleben", „Der Schneesturm", „Die Tochter des Häuptlings", „Die Fata-Morgana in der Wüste", „Ein Duell in Californien", „Die Gräber in der Steppe". Ein besonderer Vorzug der Erzählungen ist der, daß sie in der Composition sehr geschickt angelegt sind und eine äußerst dramatische Wirkung hervorbringen. Die Charaktere indessen sind zum Theil auch etwas zu abstract gehalten. Die Schilderungen hingegen sind sehr anschaulich und geben ein lebendiges, gut detaillirtes Bild. Die Sprache ist durchweg edel und klar. Aus der Schilderung der Fata-Morgana möge eine kurze Stelle hier einen Platz finden (II, 104):

„Schon in der Frühe beginnt die Fata-Morgana ihr launenhaftes Spiel, denn wenn die Sonne, das nächtliche Dunkel verdrängend, sich leise dem Rande der Wüste nähert, dann entstehen im gerötheten Osten, wie von unsichtbaren Händen erbaut, zauberische Paläste, malerische Städte, schlanke Obelisken und regelmäßige Denkmäler, wie sie die kühnste Phantasie nicht wunderlicher zu entwerfen vermag. Es sind dies die verschobenen Formen von Berg, Hügel und Wald, welche, zu ferne um über den Horizont emporzuragen, sich in den obern Luftschichten spiegeln. Wie nun allmählich die Sonne höher steigt, verkleinern sich die bizarren Außenlinien, und die luftigen, aber scharf abhebenden Bilder erbleichen, ähnlich scheidenden Träumen oder den aus süßem Duft gewebten Palästen der Elfen in den Zaubermärchen. Eilen dann die ersten Lichtstrahlen blitzend über die weite Ebene, so verschwimmen sie endlich ganz im sonnigen Aether, und es zeigt sich dem Wanderer die Prairie wie ein grünschimmerndes Meer, die gelbe Sandwüste aber wie das starre, schreckenerregende Bild des Todes. Wenn dunkle Schatten noch auf der Erde ruhen, der Thau vereinzelte Halme perlenähnlich beschwert und den abgekühlten Sand leicht befeuchtet, dann schüttelt der kundige Wüstenreiter den Staub aus seiner Decke, sattelt sein geduldiges Thier, und die erfrischenden Morgenstunden zur Reise benutzend, zieht er mit verdoppelter Eile dahin. Verwunderungsvoll schaut er hinüber nach den Städten und Schlössern, deren Zinnen ihm so einladend winken und den baldigen Aufgang der Sonne verkünden; er kennt die Erscheinung und berechnet die Tagereisen, die ihn noch von den schattigen Wäldern und aufstrebenden Bergen trennen, welche zwar noch tief unter dem Horizont liegen, deren Vorhandensein ihm aber die Luftspiegelung verräth. Sein Begleiter, ein eingeborener Sohn der Steppe, wendet keinen Blick von den phantastischen Formen und flüstert auf geheimnißvolle Weise: «Das ist Manitou, der uns zur Geduld mahnt und uns die goldenen Wigwams in den seligen Jagdgefilden zeigt.»"

Rudolf Sonnenburg.

Ein Fehdeartikel gegen Gutzkow.

Ein berliner Tageblatt brachte vor kurzem einen Artikel unter der Ueberschrift: „Molière's Tartüffe und Gutzkow's Urbild des Tartüffe." Der Artikel ist polemisirend gegen Gutzkow gerichtet. Er ist von Paul Lindau, einem Schriftsteller, der uns in letzterer Zeit mehrfach hier und da begegnet ist. Der „unbekannte junge Schriftsteller", wie sich der Verfasser selbst bescheiden nennt, hat damit sein kritisches Müthchen gekühlt. Es ist einmal so in der Literatur: will man die Aufmerksamkeit auf sich lenken, so reißt man einem bisher geschätzten Schriftsteller die Glorie vom Haupte. So haben es im vorigen Jahrhundert, so haben es in diesem sehr viele „unbekannte junge Schriftsteller" gemacht, ob sie Heine, Platen oder sonstwie hießen, ob sie dem Jungdeutschland, dem politischen Dichterkreise, oder sonst einer neuern Richtung angehörten. Auch Gutzkow hat sich geltend zu machen gewußt, indem er als „junger unbekannter Schriftsteller" die Rücksicht gegen ältere Schriftsteller wol ein wenig hintansetzte; warum sollen wir also Paul Lindau nicht das gleiche Recht einräumen? Obenein wenn man seinen Molière studirt hat gleich Paul Lindau, und sich sagen muß gleich Paul Lindau, Gutzkow habe den Molière gar nicht studirt, da prickelt's in den Fingern, ein Artikel muß zu Papiere, und indem der Appetit während des Essens immer reger wird, wirft man eine wahre Anklageschrift hin. Gutzkow hat übrigens schon manche Fehde durchkämpfen müssen, wir glauben daher nicht, daß ihm dieser Lindau'sche Fehdeartikel das erste graue Haar verursachen wird. Wir dürfen aber den Lindau'schen Artikel nicht ganz übergehen, es könnte sonst scheinen, als solle ein „unbekannter junger Schriftsteller" todtgeschwiegen werden.

Lindau hat seinen Artikel bereits im Jahre 1861 niedergeschrieben, indem er dabei die erste Auflage von Gutzkow's „Urbild des Tartüffe" zu Grunde legte. Inzwischen ist nun das „Urbild des Tartüffe" in umgearbeiteter Gestalt in der Gesammtausgabe der Gutzkow'schen Dramen erschienen, allein diese umgearbeitete Gestalt hat Paul Lindau nicht bewegen können, seinen schon im Jahre 1861 geschriebenen Artikel zurückzuhalten. Lindau's Hauptanklagen gehen dahin, daß Gutzkow in seinem „Urbild des Tartüffe" zwei Ehrenmänner dem Gelächter preisgegeben habe. Diese Ehrenmänner seien der Präsident Lamoignon und der Dichter Chapelle. Den Lamoignon, wie das „Urbild" des Tartüffe in der ersten Auflage des Stücks hieß, hat Gutzkow inzwischen selbst fallen lassen und dafür richtiger den Präsident La Roquette an das Lamoignon Stelle gesetzt. In einer Anmerkung hat sich Gutzkow frei und offen über die Aenderung ausgelassen. Diese offene und freie Auslassung genügt aber Paul Lindau noch lange nicht. In der Nachschrift zu seinem Artikel kritisirt er jene Anmerkung Gutzkow's und macht ihm einen Vorwurf, daß er nicht offen pater peccavi gesagt habe. Auch ist Paul Lindau mit Präsident La Roquette noch lange nicht zufrieden, das Urbild soll und muß durchaus Abbé de Roquette heißen. Bei dem zweiten Ehrenmanne, dem Akademiker Chapelle, findet Paul Lindau eine Verwechselung zweier Persönlichkeiten. Nicht den liebenswürdigen Dichter, den „poetischen Epikuräer" Chapelle, sondern den schwülstigen, trockenen, hölzernen Akademiker Chapelain hätte Gutzkow schon um deswillen wählen sollen, weil Chapelle gar nicht Akademiker, dagegen Chapelain Akademiker und dieser in Wahrheit der „lächerliche Rival des großen Molière" gewesen sei. „Ist es nicht ungeheuerlich, wenn ein Deutscher Chapelle mit Chapelain verwechselt, weil diese Namen mit denselben Buchstaben anfangen?" ruft Lindau entrüstet aus. Nun wir meinen, wenn Gutzkow keine größere „Ungeheuerlichkeit" begangen, diese wird er am Ende mit einer einfachen Namensänderung lächelnd beseitigen können.

Nach Lindau's eigener Ansicht sind dies Gutzkow's beide Hauptverbrechen: Verbrechen, die sich nicht mit der „dramatischen Licenz" entschuldigen ließen; aber daneben hat sich Gutzkow noch eine Anzahl kleinerer und kleinster Verbrechen zu Schulden kommen lassen und diese müssen wir uns des Nähern vorhalten. „Im Gutzkow'schen Stücke", schreibt Lindau, „darf 1) der König den «Tartüffe» im Jahre 1667 noch nicht kennen; 2) muß der König der ersten Vorstellung des «Tartüffe» beiwohnen; 3) muß Molière noch unverheirathet sein; 4) muß Molière die Rolle des Tartüffe spielen." Diese vier Punkte seien historisch vollkommen unrichtig, denn 1) hätte der König den „Tartüffe" bereits 1664 ganz genau gekannt, 2) sei der König während der ersten Aufführung des „Tartüffe" im Lager vor der Stadt Lille gewesen, 3) habe Molière 1667 bereits fünf Jahre das grausame Joch seiner unglücklichen Ehe mit Armande getragen und 4) habe Molière niemals in seinem Leben die Rolle des Tartüffe gespielt. Auch an der Ableitung des Namens Tartüffe von den kleinen Trüffeln, wie es Gutzkow beliebt, mäkelt Lindau sehr; Tartüffe komme vielmehr von „tra-truffer", „sehr täuschen" her und heiße demnach Tartüffe ein Erzschelm. Wir sind nun wahrlich auch kein Lobredner der freiesten poetischen Licenz, allein wenn Lindau solche Sachen bei Gutzkow anfmutzt, da soll er uns ein einziges Stück nennen, in welchem nicht derartige kleine Willkürlichkeiten zu Dutzenden vorkämen. Unsere größten Dramatiker haben sich derartige Freiheiten zu Schulden kommen lassen. Lindau thut gerade, als habe Gutzkow mit seinem „Urbild" eine literarhistorische Monographie geben wollen, und es sei nun Sache der Kritik sämmtliche kleine Schnitzer herauszusuchen. Ohne all und jeden geschichtlichen wie culturhistorischen Schnitzer ist unsers Dafürhaltens ein Theaterstück, namentlich aber ein historisches Lustspiel gar nicht zu schreiben. Wenn Lindau es anstreicht, daß Gutzkow den Parlamentsrath Lefevre Notar und zugleich ersten Huissier sein läßt, so mag Lindau recht haben, weil Huissier Gerichtsdiener bedeutet und ein Notar schwerlich zu gleicher Zeit Gerichtsdiener sein möchte; wir wollen auch über die grammatikalische Belehrung hinsichtlich des Namens Fleurant, den Gutzkow als den „Blühenden" wiedergibt, lächeln; daß aber Lindau daran fortwährend die Schlagwörter knüpft, Gutzkow habe Molière's „Tartüffe" gar nicht studirt und Gutzkow verstehe nicht gut französisch, das sind doch wol Behauptungen, die etwas gegen den literarischen Anstand verstoßen. Was sollen wir aber erst entgegnen, wenn Lindau sich ereifert, weil Gutzkow eine früher gangbare Anekdote mit verwendet: „Messieurs, nous comptions avoir l'honneur de vous donner la seconde représentation du Tartufe, mais M. le premier président ne veut pas qu'on *le* joue." Das letzte „le" in seiner Zweideutigkeit zu nehmen, es kann auf das Stück und auch auf den Präsidenten gehen. „Gott weiß", ruft Lindau dazu aus, „unter welchen vermischten Nachrichten Gutzkow diese Anekdote gefunden hat!" — „Ein schlechter Witz! Eine alberne Anekdote mit einem abgeschmackten Wortspiel!" Wir antworten darauf gar nichts weiter, als daß Lindau, wenn er historische Stücke schreiben sollte, ein historisches Stück gefälligst ohne derartige Anekdoten zu Stande bringen möge.

Ebenso wenig antworten wir auf den Vorwurf, daß sich Gutzkow einiger Anachronismen in Betreff der vor und nach dem „Tartüffe" Molière's geschriebenen Dramen schuldig gemacht habe. Nur nochmals: wollte denn Gutzkow über Molière eine literarhistorische Monographie liefern? Am Ende bringt Lindau auch noch heraus, Molière habe an den Tagen, wo ihn Gutzkow im „Urbild" auftreten läßt, gar nicht so gesprochen, wie er im „Urbild" spricht, oder habe in der und der Minute des und des Tages schlechterdings nicht die und die Armbewegung machen können, weil er da ein Mittagsschläfchen gehalten habe. „Von all den Gründen, welche im Gutzkow'schen «Urbild» gegen die Aufführung des «Tartüffe» aufgeführt werden, ist außer den Cabalen der Frömmler und Schleicher merkwürdigerweise auch nicht ein einziger zutreffend. Gutzkow läßt gegen den «Tartüffe» 1) die medicinische Facultät, 2) die Jurisprudenz, 3) die Akademie, 4) endlich die Polizei selbst intriguiren." So Lindau. Vergißt denn Lindau ganz, daß das „Urbild des Tartüffe" vor der ersten Aufführung

des Molière'schen „Tartüffe" spielt und es demnach nicht gegen die Wahrscheinlichkeit verstößt, daß sich sowol die Aerzte, wie die Juristen, Akademiker und Polizisten in dem ihnen noch unbekannten „Tartüffe" für höchst bloßgestellt halten konnten? Noch zwei Kleinigkeiten! Gutzkow läßt die Armande von fünf Anzügen sprechen, welche sie sich für die Rolle der Elmire angeschafft habe (Act 4 Auftritt 4). Und die Elmire trägt bei Molière den ganzen Abend über nur ein und dasselbe Costüm, rügt Lindau! Dann ist Lindau auch nicht mit der Art zufrieden, wie Gutzkow die Madeleine von dem Charakter der Rolle der Dorine sprechen läßt. Das Kammermädchen Dorine des Molière sei ein vorlautes, dummes, sich auf ihr Mundwerk etwas einbildendes Frauenzimmer, und Gutzkow charakterisire diese Dorine als ein geistreiches, allerliebstes Kammermädchen. Aber konnte denn, fragen wir, Gutzkow die Madeleine in sein Stück als die Vertreterin eines plumpen Kammermädchens einführen, wo wäre da der Reiz dieser Madeleine geblieben? Statt all dessen hätte Lindau lieber die gewisse Unklarheit schärfer hervorheben sollen, die bei Gutzkow mehrfach hinsichtlich der Tuchscene herrscht oder wenigstens zu herrschen scheint — bald spricht nämlich Madeleine von ihrer Tuchscene, bald die Armande von der ihrigen — wenn sich das Räthsel nicht einfach dahin löste, daß von zwei verschiedenen Tuchscenen die Rede ist. Genug, viele der schweren Gutzkow'schen Verbrechen werden sich durch einen einzigen Bleistiftstrich beseitigen lassen, wenn Lindau vor diesen Verbrechen weder Ruhe noch Rast findet. Und wenn ihn „freundschaftliche Vorsicht gewarnt hat, gegen eine anerkannte Autorität wie Gutzkow zu Felde zu ziehen, besonders in der Angelegenheit, in welcher das Publikum, dieser fürchterliche Friedensrichter, a priori für seinen mächtigen Gegner Partei ergriffen hätte", so möge Paul Lindau ganz unbesorgt in die Zukunft sehen und uns alle mit historischen Lustspielen überraschen, in welchen selbst der peinlichste Antiquarius auch nicht die kleinste Ungenauigkeit aufmutzen könnte. Aber auch nur mit solchen! 11.

Notizen.

Wolfram von Eschenbach ein evangelisch-christlicher Dichter.

Der gewaltigste und tiefsinnigste Dichter des deutschen Mittelalters bietet in seinen Schöpfungen eine solche Fülle von Beziehungen, Geheimnissen, Schönheiten dar, daß es des ausdauerndsten Fleißes und der treuesten Hingebung bedarf, wenn man zu seiner vollen Erkenntniß und Würdigung gelangen will. Ein Mann vor allen hat sich das Studium Wolfram's von Eschenbach zu einer wahren Lebensaufgabe gemacht. Treffend bemerkte Franz Pfeiffer bei Gelegenheit einer literarischen Besprechung über Streben und Verdienste dieses Gelehrten: „Obwol man es nicht gerne hören mag (d. h. von seiten einiger Zunftgelehrten), so ist es doch eine nicht wegzuleugnende Thatsache, daß sich niemand um das tiefere Verständniß des »Parcival« und der Gralsage größere und bleibendere Verdienste erworben hat, als A. Schulz, oder wie er sich, ich weiß nicht warum, zu nennen pflegt, San-Marte. Seit einem Vierteljahrhundert widmet er, ohne zu ermüden und mit unverminderter Begeisterung, seinen Fleiß und die Muße, die sein Beruf ihm gewährt, der Erklärung der Werke Wolfram's. Gewiß liegt in diesem unverdrossenen Eifer und dieser treuen Hingebung an einen großen, ihn ganz erfüllenden Gegenstand etwas Rührendes, ja mehr als nur das, etwas in hohem Grade Anerkennungswerthes, selbst wenn der Erfolg seiner Bemühungen ein minder bedeutender wäre, als er es in der That ist. Während die Philologen von Beruf, wenn sie sich, was selten genug geschieht, je mit Wolfram beschäftigen, an der äußern Schale herumtasten, ist Schulz auf den Kern losgegangen und hat durch Uebersetzungen und Erläuterungen, durch Untersuchungen über die Sage und Eröffnung neuer unbekannter Quellen den Inhalt, die Idee und den Gedankengang des großen Gedichts Wolfram's zu erschließen und dem Verständniß der Gegenwart näher zu bringen gesucht." Auch aus neuester Zeit liegt uns eine Einzelstudie San-Marte's über Wolfram vor, und zwar eine Abhandlung in Pfeiffer's „Germania" (achter Jahrgang, viertes Heft), welche uns den Dichter im Vergleiche zu Albrecht von Scharfenberg, dem Dichter des „Titurel", in theologischer Beziehung als einen Vertreter evangelisch-christlicher Anschauung erscheinen läßt. Albrecht schließt sich dem Stoffe nach eng an Wolfram's Gedicht an, ja paraphrasirt sogar die Aeußerungen seines Vorgängers, aber dennoch vertritt er einen ganz andern kirchlichen Standpunkt, aus ihm spricht die streng orthodoxe römisch-katholische Kirche. San-Marte hat in verschiedenen Abschnitten die bezüglichen Aeußerungen beider Dichter zusammen- und gegenübergestellt und begleitet diese Texteswerte mit erläuternder, höchst kenntnißreicher und geistvoller Darstellung. Als Ergebniß wird unter anderm am Schlusse mitgetheilt, daß bei der Kritik und dem Verständniß von Wolfram's Gedicht der evangelisch-theologische, dagegen von Albrecht's Werke der römisch-kirchliche Standpunkt festgehalten und maßgebend sein müsse, wenn man zu einer klaren unbefangenen Auffassung beider Dichtwerke gelangen wolle. Ferner bestehe zwischen dem „Parzival" und „Titurel" nur eine gewisse Verwandtschaft des rohen Stoffs, aber nicht die geringste Gemeinschaft des Geistes, der sie erschaffen. Die Freunde unserer alten Literatur werden San-Marte's Abhandlung ohne Zweifel mit hohem Interesse und nicht ohne Gewinn verfolgen. 4.

„Lischen und Fritzchen" auf französischem Theaterzettel.

Von Hermann Marggraff ist in d. Bl. vielfach darauf hingewiesen, daß man es in England nicht mehr unter seiner Würde hält, sich mit deutscher Sprache und deutscher Literatur mehr und mehr zu beschäftigen. Irren wir nicht, so that es Marggraff noch zuletzt bei Erwähnung jenes berüchtigten englischen Buchs über thüringisches Land und thüringische Lebensweise, dieses Buchs, welches nach einer Vermuthung in dem „Magazin für die Literatur des Auslandes" auf Betrieb von Dänenfreunden verfaßt wäre. Dieselbe Bemerkung über eine größere Berücksichtigung der deutschen Sprache kann man auch bei den Franzosen machen. Und ist es schon seit längerer Zeit als charakteristisch erschienen, daß französische Schriftsteller, die ihre Arbeiten gewohnterweise reichlich mit römischen und griechischen classischen Citaten, namentlich den erstern, spicken, auch deutsche Citate gar nicht mehr verschmähen. Die Wahrnehmung wird man in allen periodischen Blättern machen können. Freilich kommt ein „Schleswig-Holstein meerumschlungen" und anderes oft genug recht wunderlich zu Tage, allein man merkt doch das Interesse an der deutschen Sprache heraus. Als ein solches Interesse in dieser Hinsicht ist uns neuerdings erschienen, daß Offenbach, der bekannte Componist, eines seiner neuesten französischen Singspiele in Paris geradezu mit deutschem Titel geben läßt. Er hat es „Lischen und Fritzchen" genannt, und die französischen Feuilletonisten sind schon so weit, daß sie die drei barbarischen Worte mit einem gewissen Behagen niederschreiben. Der weltkluge Offenbach würde das sicher nicht gewagt haben, wenn er nicht wüßte, daß in diesem Titel für das französische Publikum ein gewisser Reiz liegt, wenn auch vorläufig bei dem größten Theile nur der kokette Reiz zu sagen, daß die deutschen Worte doch eigentlich gar nicht so barbarisch klingen. 11.

In Sachen des „Leben Jesu" von Renan.

Bei der weiten Verbreitung, die Renan's „Vie de Jesus" nicht blos in Frankreich, sondern auch durch mehrfache Ausgaben und Uebersetzungen in Deutschland gefunden hat, mag es sich um so mehr rechtfertigen, einer Widerlegungsschrift zu gedenken, je treffender und schlagender dieselbe das Buch kritisirt und den Verfasser selbst widerlegt. Es ist dies der Vortrag: „Ueber das Leben Jesu von Renan", den der Prof. der Theologie an der Universität in Halle,

Willibald Beyschlag, dort gehalten hat, und der nun auch (Berlin, Rauch) im Druck erschienen ist. Vor der populären, aber bei aller Klarheit und Faßlichkeit scharfsinnigen Widerlegung löst sich das auf Verdrehungen und Misverständnissen der Heiligen Schrift beruhende Gebilde des Franzosen gleichsam von selbst in Rauch und Dampf auf, und es bleibt davon nichts weiter übrig, als die Frivolität des Verfassers mit ihrer leichtfertig berechnenden Absichtlichkeit. Einer wissenschaftlichen Widerlegung kann Renan's Schrift kaum bedürfen, oder eine solche würde — nichts nützen, und niemand, der den Vortrag von Beyschlag gelesen hat und seines eigenen christlichen Standpunkts sicher und gewiß ist, wird irgendwie Lust verspüren können, das Buch selbst zu lesen. Man hat an dieser Widerlegung gerade genug, die übrigens das Buch mit großer Milde behandelt und seine Blößen im einzelnen weniger aufdeckt, als es die unwissenschaftliche Leichtfertigkeit des Verfassers eigentlich verdiente. 9.

Bibliographie.

Baumstark, A., Fr. August Wolf und die Gelehrtenschule oder die Gymnasialpädagogik auf positiver und rationeller Grundlage. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 24 Ngr.

Bernhardt, E., Kritische Untersuchungen über die gothische Bibelübersetzung. Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte und zur Kritik des Neuen Testaments. Meiningen, Brückner u. Renner. Gr. 8. 8 Ngr.

Berthold, G., Das Schwert des Unsichtbaren. Romantische Erzählung aus neuester Zeit. 1ste Lieferung. Dresden, Breyer. 8. 2½ Ngr.

Deutschlands Kampf- und Freiheitslieder. Illustrirt von G. Bleibtreu. 1ste Lieferung. Leipzig, Loës. Gr. 4. 20 Ngr.

Das Ehrenwort. Novelle von Ernst am Strand. Berlin, Heinicke. 8. 22½ Ngr.

Bruder Felix Fabers gereimtes Pilgerbüchlein, von A. Birlinger. München, Fleischmann. Gr. 8. 9 Ngr.

Gehricke, F. L., Das Buch der Askanier. Original-Dichtungen aus der Anhaltischen Geschichte. Ein Buch für Schule und Haus. Zerbst. 1863. 8. 10 Ngr.

Schnurrige Geschichten. Aus den hinterlassenen Erzählungen des Sergeant Kukul. Berlin, Schlesier. Gr. 16. 4 Ngr.

Heissinger, F. X., Erzählungen und Reise-Skizzen. München. 16. 10 Ngr.

Herbert, L., Carlo Alberto und Louis Napoleon. Roman und Geschichte. 1ster Band. Leipzig, Grunow. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hoheisel, E., Otto Magnus Freiherr von Stackelberg, als Mensch, Künstler und Gelehrter. Eine biographische Skizze. Riga, Kymmel. Gr. 8. 20 Ngr.

Jacopone da Todi, Ausgewählte Gedichte. Deutsch von C. Schlüter und W. Storck. Münster, Theissing. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kneschke, E., Zur Geschichte des Theaters und der Musik in Leipzig. Leipzig, C. F. Fleischer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Koenig, H., Von Saalfeld bis Aspern. Historischer Familien-Roman. Drei Theile. Wiesbaden, Kreidel. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Mader, P. F., Die heilige Taufe. Leipzig, Teubner. 8. 18 Ngr.

Mommsen, A., Heortologie. Antiquarische Untersuchungen über die städtischen Feste der Athener. Gekrönte Preisschrift. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Napoleon III. und Machiavelli. Eine Beleuchtung der napoleonischen Politik. Bamberg, Buchner. Gr. 8. 1 Thlr.

Pichler, G. A., Salzburg's Landes-Geschichte. 1ste Abtheilung. Allgemeine Geschichte. 1stes bis 10tes Heft. Salzburg, Oberer. 1863. Lex.-8. à 12 Ngr.

Rötscher, H. T., Shakespeare in seinen höchsten Charaktergebilden enthüllt und entwickelt und allen Bewunderern des Dichters gewidmet. Ein Buch zur Feier des 300jährigen Geburtsjahrs Shakespeare's. Mit 1 Stahlstich. Dresden, Meinhold u. Söhne. Lex.-8. 1 Thlr.

Schirmer, A., Schleswig-Holstein oder Mit blutiger Schrift. Roman aus der neuesten Vergangenheit der Herzogthümer. 1ster Band. Wien, Schönewerk. 8. 1 Thlr.

Schlemm, T., Vornehme Leute oder Gold und Herz. Schauspiel. Berlin, Thiele. 8. 1 Thlr.

Schuchardt, T., Orientalische Reise-Bilder. Andeutungen und Anleitungen um in kurzer Zeit und für wenig Geld viel Orientalisches kennen zu lernen. 1stes Heft. Leipzig, Leinee. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schweichel, R., In Gebirg und Thal. Novellen. Berlin, Lüderitz. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Stanihurst, W., Werke. Aus dem Lateinischen von J. Kinzl. 1ste Folge. Die Geschichte des Unsterblichen in einem sterblichen Leibe leidenden Gottes. In moralischen Betrachtungen dargestellt. Krems. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Vacano, E. M., Blaues Blut. Handbuch der Noblesse. Moralische Vorlesungen. Berlin, Lassar. Gr. 8. 25 Ngr.

Veltheim, H. v., Otto Gärtner. Eine Erzählung frei nach dem Französischen des Livonnière. Mainz, Kirchheim. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Beethoven-Monument in Heiligenstadt bei Wien. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1863. Gr. 8. 6 Ngr.

Bundesblätter. 4tes Heft. Nordhausen, Förstemann. Lex.-8. 3 Ngr.

Crawshay, G., Der Londoner Traktat vor dem Richterstuhle der öffentlichen Meinung in England. Vortrag gehalten am 2. Februar 1864. Bremen, Gesenius. Gr. 8. 4 Ngr.

Heissinger, F. X., Eine Stimme der Zeit. Ein Blick auf Schleswig-Holstein und die Lage der Deutschen zu den übrigen Völkern Europa's. München, L. Finsterlin. 8. 6 Ngr.

Henrichsen, A. J. F., Unsere Landessache in Beziehung auf die Kreuz-Zeitung und den Bischof Koopmann. Ein Wort zur Verständigung und Beruhigung. Altona, Mentzel. Gr. 8. 6 Ngr.

Moufang, C., Die Ehe im Christenthume. Vortrag. Gehalten zu Aachen am 28. December 1863. Aachen. 12. 5 Ngr.

Neumann, F., Oesterreich und der Zollverein in den letzten 25 Jahren. Wien, Seidel u. Sohn. Gr. 8. 3 Ngr.

Steinthal, H., Philologie, Geschichte und Psychologie in ihren gegenseitigen Beziehungen. Ein Vortrag gehalten in der Versammlung der Philologen zu Meissen 1863 in erweiternder Ueberarbeitung. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 15 Ngr.

Heinrich Treplin oder Wie Gottes Wort und der Sonntag zu Kahne kam. Berlin. 8. 7½ Ngr.

Wittstock, A., Ueber die Gründung pädagogischer Facultäten an den Universitäten. Eine Denkschrift, den hohen Regierungen, Universitäten, Lehrern, sowie allen Freunden der Wissenschaft, insbesondere der Pädagogik zur geneigten Erwägung vorgelegt. Bleicherode, Ruediger. Gr. 8. 7½ Ngr.

— — Die Lösung der Schulemancipationsfrage. Bleicherode, Ruediger. 8. 3 Ngr.

— — Ueber das Wesen und die Ziele der evangelischen Pädagogik. Bleicherode, Ruediger. Gr. 8. 9 Ngr.

Zeugnisse aus der Holsteinischen Landeskirche in der Schleswig-Holsteinischen Landessache. Nebst einem Anhang: Die Adressen der Universität Kiel und der auswärtigen Geistlichkeit. Kiel, Homann. Gr. 8. 9 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unvergessenes.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben von

Helmina von Chézy.

Von ihr selbst erzählt.

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr.

Gegenüber dem unlängst erschienenen Buche: „Erinnerungen aus meinem Leben", von Wilhelm von Chézy, dem ältesten Sohne Helmina's, verdienen ihre vor wenig Jahren veröffentlichten Memoiren aufs neue der Beachtung des deutschen Publikums empfohlen zu werden.

Helmina von Chézy dictirte diese Erinnerungen ihres an interessanten Erfahrungen und Beobachtungen überaus reichen Lebens während ihrer letzten Lebenstage, und schon vollkommen erblindet, einer Nichte in die Feder. Die berliner Verhältnisse zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts und einige Decennien später, die Zustände von Paris unter dem Consulat und dem Kaiserreich, das literarische Leben und Treiben in Dresden, die oft sehr merkwürdigen Erlebnisse der Verfasserin in Oesterreich und Süddeutschland, ihre zahlreichen Bekanntschaften mit den hervorragendsten Männern und Frauen ihrer Zeit — dies alles verleiht dieser bedeutsamen literarischen Erscheinung eine ungewöhnliche Reichhaltigkeit und Mannichfaltigkeit.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Leben in der Alten Welt.

Tagebuch während eines vierjährigen Aufenthalts im Süden und im Orient

von **Frederike Bremer.**

Sechzehn Theile. 8. Geh. 5 Thlr. 10 Ngr. Gebunden (in sechs Bänden) 6 Thlr. 15 Ngr.

I. Abtheilung: Die Schweiz und Italien. 6 Thle.
II. Abtheilung: Die Türkei und Palästina. 5 Thle.
III. Abtheilung: Griechenland und dessen Inseln. Venedig und Mailand. In Deutschland. In Schweden. 5 Thle.

Dieses neueste, nun vollständig vorliegende Werk der beliebten schwedischen Schriftstellerin gewährt eine nicht minder unterhaltende Lektüre wie ihre so gern gelesenen Romane. Auch in ihm offenbart sich die Vorliebe derselben für die häuslichen Seiten im Leben der Völker, und mit steigendem Interesse folgt man ihren lebendigen Schilderungen aus bekannten und unbekannten Ländern. Die Uebersetzung ist eine von der Verfasserin autorisirte.

Das Werk bildet zugleich eine Fortsetzung der billigen deutschen
Gesammtausgabe von Frederike Bremer's Schriften,
die jetzt 50 Bände (à 10 Ngr.) umfaßt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Curstauben.

Novelle von **Karl Gutzkow.**

Miniaturausgabe. Cartonnirt. 12 Ngr.

Eine anziehende kleine Erzählung Karl Gutzkow's, die zumal in der gefälligen äußern Ausstattung vielen willkommen sein wird.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte der bildenden Künste

im neunzehnten Jahrhundert.

Von **Anton Springer.**

8. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

Der bekannte Kunsthistoriker bietet hiermit, von den allgemeinen Gesetzen der Aesthetik ausgehend, eine unparteiische Orientirung auf dem Gebiete der modernen bildenden Kunst in Deutschland, Belgien, Frankreich und den übrigen Ländern Europas, von gleichem Interesse für Künstler wie für Kunstfreunde, welche sich einen leichten Ueberblick über die verschiedenen Richtungen in der Malerei und Bildhauerkunst der Gegenwart verschaffen wollen. Zur Bequemlichkeit der Leser befindet sich am Schluß des Buchs ein alphabetisches Verzeichniß neuerer Künstler mit kurzen biographischen Notizen.

Alfred Rethel.

Blätter der Erinnerung.

Von **Wolfgang Müller von Königswinter.**

8. Geh. 24 Ngr.

Mit diesen Blättern hat Freundeshand dem durch ein frühzeitiges tragisches Ende der Welt entrissenen Historienmaler, der besonders durch seine Fresken im Kaisersaale zu Aachen rühmlichst bekannt geworden, ein biographisches Denkmal gesetzt. In die Lebensbeschreibung sind zahlreiche Briefe Rethel's und andere dem Verfasser von der Familie zur Benutzung überlassene Mittheilungen verflochten.

Ernst Rietschel.

Von **Andreas Oppermann.**

8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

I. Jugenderinnerungen. (Rietschel's Selbstbiographie.) II. Des Meisters Leben und Werke.

Mit seltener Einmüthigkeit empfiehlt die Kritik vorliegende Biographie Rietschel's, dieses echt nationalen Künstlers, dem das deutsche Volk die herrlichen Gebilde eines Luther, Lessing, Goethe und Schiller verdankt, als eine der wohlthuendsten und erquicklichsten Erscheinungen der neuern Literatur. Adolf Stahr sagt darüber in der „Kölnischen Zeitung": „In der That, die eigenen Lebenserinnerungen Rietschel's sind ein Schatz, den sich jede deutsche Familie aneignen, den jeder deutsche Hausvater, jede deutsche Hausmutter ihren Kindern in gemeinsamer Lektüre zuführen sollte, um ihnen an dem Bilde eines der edelsten und liebenswürdigsten Menschen und eines der größten Künstler aller Zeiten zu zeigen, wie treuer Fleiß und reines Bestreben im Bunde mit deutscher Beharrlichkeit zuletzt siegreich alles schwerste Hinderniß der Lebensbahn zu überwinden vermögen."

Soeben erschien das **8. Heft** der 11. Auflage von

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

(Amulet — Anjou.)

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes werden noch Unterzeichnungen zum Subscriptionspreise von ☞ 5 Sgr. für das Heft von 6 Bogen ☜ angenommen und sind die bereits erschienenen Hefte daselbst vorräthig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 16. — 14. April 1864.

Gutzkow's „Zauberer von Rom" in zweiter Auflage.

Der Zauberer von Rom. Roman in neun Büchern von Karl Gutzkow. Zweite Auflage. Achtzehn Bändchen. Leipzig, Brockhaus. 1863. 8. 6 Thlr.

Erster Artikel.

In nichts prägt sich die unvergleichbare Bedeutung und Superiorität des Menschen so entschieden aus als darin, daß er sich nicht blos als Individuum, sondern als ein Glied der gesammten Menschheit erfaßt und daß diese gesammte Menschheit eine stetig fortschreitende Entwickelung, eine innig zusammenhängende, im Allgemeinen das Einzelste und im Einzelsten das Allgemeine bedingende Geschichte besitzt. Daher ist dem Menschen, sobald er sich zum Bewußtsein dieser Bedeutung erhoben hat, nichts ein so heiliges und unabweisbares Bedürfniß, als ein möglichst klarer und vollständiger Einblick in die bisherige Geschichte seines Geschlechts, und das ist es, was die Geschichtschreibung von den ältesten Zeiten an zu einer der gewichtvollsten Bethätigungen und glänzendsten Documentationen des Menschengeistes gemacht hat.

Ganz vermag jedoch die Geschichtschreibung die ihr vorschwebende Aufgabe nicht zu lösen. Möge sich dieselbe auch nicht blos, wie es die Historiographie im engern Sinne thut, mit der politischen Entwickelung der Völker und Nationen beschäftigen, sondern auch die Geschichte der Literatur und Kunst, der Religion und Sitte, des Handels und Wandels, kurz der gesammten Cultur in ihr Gebiet ziehen; stets wird sie sich doch nur mit denjenigen Handlungen und Erscheinungen, Ereignissen und Persönlichkeiten befassen können, welche auf den Fortgang der allgemeinen Weltgeschichte einen mehr oder minder ersichtlich hervortretenden, documentarisch nachweisbaren Einfluß geübt haben, und selbst von diesen Elementen wird sie, wenn sie sich nicht in eine unübersehbare Masse von Einzelheiten zersplittern und darüber das große Ganze aus dem Auge verlieren will, nur die besonders hervorragenden, im Vorder- und Mittelgrunde des Welttheaters sich abspielenden Entwickelungsmomente zu berücksichtigen vermögen.

Wie viel aber macht dies bekannt Gewordene, dies öffentlich sich Vordrängende von der großen Gesammtmasse des wirklich Geschehenen aus? Rein quantitativ betrachtet offenbar nur einen sehr kleinen, kaum bestimmbaren Bruchtheil! Möge die Anzahl der von der Geschichte in Betracht zu ziehenden Persönlichkeiten noch so groß sein; was will sie gegen die Millionen der Millionen sagen, welche von ihr unbeachtet, ungenannt bleiben müssen? Und mögen wir durch sie von noch so viel Thaten und Schicksalen, Kämpfen und Leiden erfahren — was ist das alles gegen die Heerscharen von Begebnissen und Erlebnissen, Bewegungen und Conflicten, die sich daneben im verborgenen Schos der Familien, in dem tausendfältigen Wechselverkehr des einzelnen mit dem einzelnen abgesponnen haben?

Anders gestaltet sich das Verhältniß allerdings, wenn man den Inbegriff dessen, was die Geschichtschreibung in ihren Kreis zu ziehen vermag, von seiten seiner Qualität betrachtet, wenn man es nicht blos zählt, sondern wägt. So angesehen umfaßt ihr Inhalt augenscheinlich den bedeutendsten, den eigentlich epochemachenden Theil des Geschehenen, und das von ihr Ausgeschlossene erscheint dagegen in gewissem Betracht als das Unwichtige und Unwesentliche. Aber nur in gewissem Betracht! Wie die verschiedenen Historiker, je nachdem sie Staatengeschichte, Kirchengeschichte, Kunstgeschichte u. s. w. schreiben, bald diese, bald jene Lebenssphäre zum Hauptgegenstand der Betrachtung machen können, so gibt es auch einen Standpunkt der Welt- und Lebensanschauung, von welchem aus gerade die der Geschichtschreibung sich entziehenden Momente troz ihrer scheinbaren Geringfügigkeit als die bedeutendsten und interessewürdigsten erscheinen, weil sie die eigentlichen Urmotive, die innersten, geheimsten und mächtigsten Triebfedern alles menschlichen Strebens und Handelns in sich schließen. Es verhält sich in dieser Beziehung mit dem Organismus der menschlichen Gesellschaft gerade so wie mit dem Organismus des menschlichen Einzelwesens. Nicht in dem unmittelbar Sichtbaren und Greifbaren liegen hier wie dort die eigentlich bestimmenden und bewegenden Principien, nein,

umgekehrt im Unscheinbarsten und Verborgensten. Die äußern Gliedmaßen empfangen ihre Bewegung von den darunter sich bergenden Muskeln, die Muskeln von den noch tiefer liegenden Nerven und diese von den der Wahrnehmung sich ganz entziehenden Willensmomenten. Und gerade so werden auch die äußerlichen Vollstrecker und Repräsentanten der im Staats- und Kirchenleben, in Literatur und Kunst vor sich gehenden Bewegungen durch eine Masse von Organen und Agentien getrieben, die in geheimen Bureau- und Studirzimmern, in versteckten Werkstätten und Boudoirs, in den Geheimnissen von Küche und Keller, kurz in unbeachteten, scheinbar untergeordneten und machtlosen Sphären ihren Sitz haben. Diese tiefer liegenden Factoren müssen von der Geschichtschreibung schon darum als für sie unwesentlich behandelt werden, weil sie von ihnen nur eine höchst unvollständige und unsichere Kenntniß erhält und sich in einen ebenso bodenlosen und unzuverlässigen wie kleinlichen und willkürlichen Pragmatismus verlieren würde, wenn sie als beglaubigte Geschichte bieten wollte, wofür es — mit Ausnahme vereinzelter Fälle — keine Zeugnisse gibt. Aber für den sich nicht blos mit den Resultaten begnügenden, sondern den tiefsten Ursachen nachforschenden Geist bleiben diese Elemente nichtsdestoweniger nicht nur ein Gegenstand des wissenschaftlichen, sondern auch des allgemeinsten Interesses, weil gerade die in diese Sphären fallenden Handlungen und Schicksale diejenigen sind, an denen ohne Ausnahme jeder Mensch theilnimmt, für welche jeder ein genügendes Verständniß, jeder die unmittelbarste Sympathie besitzt, weil er darin weit unmittelbarer als in den Großthaten der Geschichte sein eigenes Thun und Leiden wiederfindet und gerade in ihnen sich am entschiedensten und ergreifendsten seines innigen Zusammenhangs mit der gesammten Menschheit und seines nähern oder fernern Mitwirkens auch an den höchsten und herrlichsten Documentationen der Menschenkraft bewußt wird.

Auch qualitativ betrachtet ist also das von der Historiographie nicht mit zu bewältigende Residuum des Geschehenen von gewichtvollster Bedeutung und seine Enthüllung und Reconstruction nicht um ein Haar breit weniger Bedürfniß für den menschlichen Selbsterkenntnißtrieb, als die Erforschung und Darstellung des eigentlichen Geschichtsstoffs. Die Geschichtschreibung bedarf also einer ihr ebenbürtigen Ergänzung, einer Ergänzung durch eine Thätigkeit, welche sich die allumfassende Beobachtung und Reproduction des unmittelbaren Lebens in seiner tiefsten und verborgensten, wie in seinen höchsten und bekanntesten Regionen zur Aufgabe macht, und diese Thätigkeit erreicht ihren Gipfelpunkt in den das Leben abspiegelnden Werken der dramatischen und epischen Poesie, und zwar am vollkommensten, mit der Geschichtschreibung am erfolgreichsten wetteifernd im historischen und socialen Roman.

So erklärt es sich, wie der Roman nicht nur in der Geschichte der Poesie, sondern in der gesammten Culturgeschichte zu immer höherer und umfangreicherer Bedeutung hat gelangen können, wie sich die productiven Geister immer mehr und mehr getrieben fühlen, gerade in dieser Form ihre Lebensbeobachtungen niederzulegen, und das Publikum in immer weiterm Umfange hauptsächlich auf diesem Wege seinen unvertilgbaren Trieb nach Beschäftigung mit dem Thun und Leiden des Menschengeschlechts zu befriedigen sucht. Die große Masse derer freilich, die im Roman nichts weiter als eine flüchtige Unterhaltung, einen augenblicklichen Zeitvertreib suchen, und derer, die ihn blos in diesem Sinne schreiben, hat von jener hohen, culturhistorischen Bedeutung des Romans keine Ahnung. Die wahrhaft bedeutenden aber unter den Romandichtern wie unter den Romanlesern haben stets, bewußt oder unbewußt, das dieser Dichtungsform vorschwebende hohe Ziel vor Augen gehabt, und unter denjenigen schaffenden Geistern der Gegenwart, welche dieses Ziel mit der größten Klarheit erkannt, mit der höchsten Energie verfolgt und mit dem entschiedensten Erfolg erreicht haben, ist Gutzkow unbestreitbar einer der ersten.

Schon seine „Ritter vom Geiste" erstreben eine Lösung jener Aufgabe in so umfassendem und großartigem Maßstabe, wie sie neben ihm kein zweiter deutscher Dichter versucht hat, und sein „Zauberer von Rom" schließt sich derselben in einer dem Fortschritt des Dichters, wie dem Weiterrücken der Zeit gleich sehr entsprechenden Weise an. Gibt uns jener Roman ein ebenso gehalt- wie umfangreiches Panorama von all den das Jahr 1848 herbeiführenden Regungen und Bewegungen, in denen der Geist seine ideale Superiorität und Autonomie im Ringen nach Licht, Freiheit und Fortschritt auch für die realen Lebensverhältnisse zu erkämpfen suchte, so entrollt sich vor uns in diesem ein gleich bedeutungsvolles und reich ausgestattetes Bild von dem theils gleichzeitigen, theils nachfolgenden Streben und Treiben in denjenigen Lebenssphären, welche jenen Bewegungen gegenüber beharrlich für fortdauernde Beherrschung und Niederdrückung des aufstrebenden Geistes stritten. Jene Bewegungen hatten ihren eigentlichen Grund und Boden in der protestantischen, diese in der katholischen Welt, und demgemäß stellt sich im ersten der beiden Zeitbilder eine möglichst universelle Spiegelung des nach Geistes- und Gewissensfreiheit ringenden Protestantismus, im zweiten dagegen eine nicht minder universelle Reconstruction des für Fortbestand des Geisterbannes und Gewissenszwangs kämpfenden Katholicismus dar. In beiden also handelt es sich um die Lösung einer Aufgabe, in welcher sich der Dichter, dem eigentlichen Zweck der höhern Romandichtung entsprechend, dem Historiker als ebenbürtiger Mitarbeiter an die Seite stellt, und in beiden hat sich der Dichter mit klarem Verständniß und richtigem Takt gerade diejenigen Elemente zu Hauptobjecten der Behandlung ausgesucht, welche der Historiker, als ihm unzugänglich, im Hintergrunde lassen muß, und dagegen dasjenige, was den eigentlichen Gegenstand der Geschichtschreibung bildet, selbst nur insoweit für seine Bilder benutzt, als unerlaßlich war, um den poetisch concipirten Actionen des Vorder- und Mittelgrundes einen historischen Hintergrund zu geben.

Die strenge Innehaltung dieses natürlichen, oben von uns aus dem Wesen der Geschichtschreibung und der Poesie näher entwickelten Verhältnisses scheint uns eine von den wesentlichsten Eigenthümlichkeiten und zugleich ein Hauptvorzug der Gutzkow'schen Romane zu sein. Werfen wir einen Blick auf die historischen Romane anderer Autoren, so werden wir in der Regel eine andere Behandlung der poetischen und historischen Elemente in ihnen finden. In der Regel machen sie die Hauptpersonen der Geschichte auch zu Hauptfiguren des Romans und begnügen sich, ihnen einige erfundene Figuren, gewöhnlich die Helden eines in die Geschichte einverwebten, oft auch nur eingeflickten Liebesromans, zur Seite zu stellen, oder wenn sie wirklich das Hauptgewicht auf die letztern legen, geben sie doch den historischen Persönlichkeiten die Rolle von nächstwichtigen, mehr oder minder entscheidend in die Entwickelung eingreifenden Factoren. Beides hat, richtig angefaßt und behandelt, unstreitig seine Berechtigung, hauptsächlich dann, wenn der Dichter im Stande ist, die bekannten Charaktere der Geschichte in neuen, originellen Zügen vorzuführen und namentlich sie in den von der Geschichte nicht erfaßbaren Seiten ihres Wesens ans Licht zu ziehen. Nur sehr selten aber werden diese Bedingungen erfüllt. Gar häufig sind die historischen Hauptfiguren der Romane gar nichts weiter als bloße Abklatsche oder Auszüge dessen, was uns die Geschichtswerke von ihnen überliefert haben, und der Leser, welcher diese kennt, fragt mit Recht, warum er sie hier, oft verwässert und entstellt, noch einmal an sich soll vorübergehen lassen. Und wer von denen, welche gewisse Notabilitäten der Geschichte erst kennen lernen wollen, schöpft nicht, sofern er es ernstlich meint, lieber aus einer reinen, als aus einer getrübten Quelle? Daher der Degout, den man so leicht den historischen Romanfiguren gegenüber empfindet. Wer von der Würde und wahren Aufgabe des Dichters auch nur eine leise Ahnung hat, kann es nicht anders als mit Widerwillen empfinden, wenn er in dem, welcher vor allem Schöpfer oder freier Gestalter des selbst Beobachteten sein soll, einen bloßen Umarbeiter oder Faiseur, wenn nicht gar Nachschreiber und Plagiarius erblickt. Nicht minder beleidigend wirken Romane von der üblichen Construction oft dadurch, daß entweder die erfundenen Figuren neben den historischen Gestalten von wirklichem Fleisch und Bein als gar zu hohle Schemen und zerfließende Nebelbilder erscheinen oder umgekehrt die historischen Personen unter den mit dem Zauber der Poesie umkleideten Elementen gar zu sehr den Eindruck dürrer, prosaischer Figuren machen. Die unmittelbare Zusammenstellung von Menschen, die wir einerseits mit dem nüchternen Auge des Historikers zu betrachten gewohnt sind, und andererseits als freie Schöpfungen der Poesie nach den ästhetischen Bedürfnissen unserer Phantasie gestaltet wissen wollen, hat unter allen Umständen etwas sehr Bedenkliches und Verfängliches, und daher wird es stets wohlgethan sein, wenn sich der Dichter, wie Gutzkow zuerst in großartiger Weise angebahnt hat, vorzugsweise an diejenigen Elemente hält, welche eben deshalb, weil sie nicht von dem nüchtern forschenden Auge des Historikers, sondern nur vom divinatorischen Auge des Dichters zu ergründen sind, den ihr ureigenthümlichsten Verarbeitungsstoff der Poesie bilden, und gerade aus ihnen ein Bild zu weben versteht, das, während es in jedem Betracht den Forderungen der Phantasie Rechnung trägt, zugleich ein ebenso treues und lebenswahres, sowie auch nicht minder bedeutungsvolles und interessewürdiges Geschichtsbild ist, als die mit den zur Oeffentlichkeit gelangten Großthaten der Geschichte sich befassenden Werke der Historiker.

Daß Gutzkow, wie in seinen „Rittern vom Geiste", so auch in seinem „Zauberer von Rom" mit seltener Begabung und durchschlagendem Erfolg ein derartiges Werk geliefert hat, darüber hat die deutsche Nation durch die Aufnahme desselben entschieden. Wenn von einem Roman, der nicht weniger als neun ungewöhnlich starke Bände umfaßt, der seiner ganzen Anlage und Durchführung nach einen vielseitig gebildeten, an den mannichfachsten Interessen warm theilnehmenden, sich in manche Zumuthung fügenden und treu ausharrenden Leser voraussetzt, und der, seinem Umfang entsprechend, auch von einem die Kräfte vieler übersteigenden Preise ist, trotz alledem innerhalb seines Erscheinens schon eine zweite Auflage der ersten Bände und zwei Jahre nach seiner vollständigen Veröffentlichung eine neue, wohlfeilere Auflage, welche die Anschaffung auch dem größern Publikum ermöglicht, nöthig wird, so ist damit der Beweis geliefert, daß sein Autor in ihm etwas dem Bedürfniß und Urtheil seiner Nation Entsprechendes gewollt und das Gewollte in wenn nicht vollkommener, doch überwiegend befriedigender Weise erreicht hat. Einem derartigen Ausspruch hat sich die Kritik zwar nicht unbedingt zu unterwerfen; jedenfalls aber wird sie, sofern sie sich nicht selbst mit dem herrschenden National- und Zeitgeschmack in absolutem Widerspruch zeigen will, das thatsächliche Vorhandensein vieler und gewichtvoller Gründe für die Fällung eines solchen Urtheils anerkennen müssen, namentlich wird sie, wenn es sich um einen Roman handelt, annehmen dürfen, daß derselbe zum mindesten einen hohen Grad von packender, spannender, anregender und fesselnder Kraft besitze, und damit ist ihm bereits ein schwer in die Wagschale fallender Werth zuerkannt. Auf einen besondern Nachweis der außerordentlichen und hervorragenden Bedeutung des uns hier in neuer, gründlich durchgearbeiteter Auflage vorliegenden Romans brauchen wir uns also hier nicht weiter einzulassen, und ebenso wenig halten wir eine Widerlegung oder Abfertigung jener Kritiker für nöthig, welche sich von ihrem negationssüchtigen Standpunkte Mühe gegeben haben, ihn sogleich im Entstehen todtzuschlagen. Sie haben sich durch den Mißerfolg ihrer Anstrengungen zur Genüge selbst gerichtet. Indem wir also die allgemeine Bedeutung des Romans als anerkannt voraussetzen, können wir ohne weiteres dazu übergehen, uns über seine Anlage und Ausführung, über seinen geistigen und materiellen Gehalt, über die Zeichnung und Charakteristik der darin vorgeführten Personen, über die Schilderung der zeitlichen und örtlichen Verhältnisse, über die Schlingung

und Lösung der darin angeknüpften Fäden, über die Eigenthümlichkeiten des Stils und der Darstellung, über die in ihm sich aussprechende Weltanschauung und den schließlich aus ihm für Geist, Herz und Gesinnung zu ziehenden Gewinn rein sachlich und mit der einem solchen Werk gebührenden Ruhe auszusprechen.

Was der Roman seiner Bestimmung nach sein soll und seinem Gesammtinhalt nach wirklich ist, nämlich ein Universalgemälde der die katholische Welt Deutschlands und Italiens während der letzten Decennien in Gärung versetzenden Strebungen und Bewegungen, haben wir im allgemeinen oben bereits ausgesprochen. Abgesehen von der den ersten Band der ersten Ausgabe füllenden, noch weiter zurückgreifenden Vorgeschichte, in welcher uns nach des Verfassers eigenem Ausdruck der „erste, schwere Jugendtraum" der im Roman selbst eine Hauptrolle spielenden Lucinde vorgeführt wird, beginnt die eigentliche Geschichte zur Zeit der zwischen dem Erzbischof von Köln und der preußischen Regierung in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre ausgebrochenen Streitigkeiten über die gemischten Ehen und andere das Verhältniß der Staats- und Kirchengewalt berührende Fragen. Der Boden, auf welchem sich diese Wirren zunächst abspielten, nämlich die Rheingegenden und Westfalen, bildet in den ersten sechs Bänden auch den Schauplatz des Romans, nur dann und wann Perspectiven nach Oesterreich und Italien eröffnend. Erst der siebente Band führt uns wirklich nach Wien, zur Zeit, als noch die Metternich'sche Politik die ganze katholische Welt und namentlich Italien beherrschte, und erst die beiden letzten Bände wickeln sich theils vor, theils nach 1848 im Mittelpunkt der katholischen Welt selbst ab, indem sie sich vorherrschend mit den aus den katholischen Reform- und italienischen Einheitsbestrebungen hervorgegangenen Conflicten beschäftigen und diese auf Grund der wirklichen Geschichte bis ungefähr in die Mitte des vorigen Decenniums, und mit divinatorischem Vorausblick in eine unbestimmte, jedoch als nahe bevorstehend bezeichnete Zukunft, in welcher die Bewegungen der katholischen Kirche zu einem befriedigenden Abschluß gelangen, verfolgen.

Aus dieser Massenvertheilung erhellt zweierlei; einmal, daß der Roman trotz seines Titels vorwiegend deutsche Zustände und deutsche Interessen behandelt, wenn auch unter den mannichfachen ultramontanen Einflüssen, die der in die Ferne wirkende „Zauberer von Rom" auf sie ausübt; sodann daß es dem Autor nicht blos um ein Spiegelbild der wirklichen, realen Verhältnisse, sondern zugleich um Enthüllung des den wirklichen Bewegungen vorschwebenden Ziels und um Aufstellung eines ins Auge zu fassenden vorbildlichen Ideals zu thun gewesen ist. Diese beiden Punkte sind es, welche dem Roman entschieden das Gepräge einer in stofflichem wie in geistigem Betracht echt deutschen Dichtung aufdrücken; und wie er dies in der Anlage ist, so ist er es auch in der Ausführung. Denn so unleugbar es ist, daß sich darin in mehrfacher Beziehung auch das Bestreben ausdrückt, es in Herbeiziehung eines massenhaften, mannichfaltigen Stoffs, in Schürzung verwickelter Knoten und Inscenesetzung überwältigender Effecte den französischen, in Vorführung origineller und interessanter Charaktere und lebenswahrer Nachzeichnung der verschiedenartigsten Lebensverhältnisse den englischen Romanen gleichzuthun, — so wird doch dies an sich nur zu billigende Bestreben nach Aneignung wirklicher Vorzüge fremder Nationen stets und überall durch den echt deutschen Drang nach gewissenhafter Gründlichkeit und Solidität in der Behandlung des positiven Stoffs einerseits und nach Aufstellung stoffdurchgeistigender Gesichtspunkte und Incursetzung eines aufklärenden, anregenden und befruchtenden Gedankenvorraths andererseits beherrscht und in den rechten Grenzen gehalten, dergestalt, daß man darin die Vorzüge der französischen, englischen und deutschen Darstellungsweise in angemessenen Verhältnissen vereinigt, wenn auch noch nicht bis zu vollständiger Amalgamation ineinander verarbeitet findet.

Die Gründlichkeit der Studien, die der Dichter für diesen Roman gemacht hat, ist in der That in hohem Grade bewundernswürdig. Welche Gebiete der katholischen Welt er auch betritt, in welche geheime Schlupfwinkel er auch das Leben verfolgt, welche Fragen des Dogmas und des Cultus, der Disciplin und der Seelsorge er auch berührt, er ist in allen gleich sehr zu Hause und ist nicht minder vertraut mit den Entwickelungen der Vergangenheit, wie mit den Zuständen der Gegenwart. Für Leser, welche schlechterdings nur zeitvertreibende Erzählung haben wollen, mag er davon da und dort zu viel bringen, und nicht zu leugnen ist, daß er für die Mittheilung des in dieser Hinsicht Gebotenen nicht immer eine dem Roman so angemessene Form gefunden hat, wie z. B. in der überaus glücklichen Behandlung der Beichtverhältnisse im vierten und der Kirchendisciplin im dritten Bande der ältern Ausgabe. Immerhin aber bildet der Niederschlag dieser Studien denjenigen materiellen Kern des Romans, der ihm für alle Zeiten einen bleibenden Werth verleiht, einen Werth, der mit der ästhetischen Bedeutung desselben im engsten Zusammenhange steht, aber keineswegs ganz von diesen gedeckt ist, sondern über sie hinaus auf eine selbständige Anerkennung Anspruch hat. Versteht sich auch von selbst, daß rein wissenschaftliche Werke das einzelne noch exacter und ausführlicher behandeln können, so dürfte doch schwerlich ein Buch existiren, welches in die verschiedenen Regionen des katholischen Lebens einen so genauen und tief eindringenden Gesammtblick gewährt, wie dieser Roman, und wenn es keiner Frage unterliegt, daß der Roman bei seiner gegenwärtigen Gestaltung und Verbreitung eine culturhistorische Bedeutung hat, für welche der rein ästhetische Maßstab schlechterdings nicht ausreicht, so liegt zugleich auf der Hand, eine wie gewichtvolle Literaturerscheinung die Gutzkow'sche Arbeit schon um des ebengenannten Vorzugs willen ist.

Nicht minder schwerwiegend und dem deutschen Naturell entsprechend ist die Fülle des darin niedergelegten Gedankengehalts in Form von Gesprächen, Selbstbetrachtungen, Sentenzen, Lichtblitzen über die verschiedensten

Fragen des kirchlichen, religiösen, politischen und socialen Lebens. Welch ein Reichthum von theils neuen, theils zuerst in Umlauf gesetzten, immer aber aufklärenden und beherzigenswerthen Wahrheiten liegt z. B. in dem, was er in verschiedenen Situationen den Vertretern verschiedener Richtungen, wie Bonaventura, dem Dechanten, Beda Hunnius, Klingsohr, Nück, dem Kirchenfürsten, Lucinden, der Gräfin Erdmuthe, der jugendlichen Frau mit den silbernen Locken, Hedemann, Terschka, dem Staatskanzler, dem Cardinal Ambrosi, Frà Federigo, Benno u. s. w., in den Mund gelegt hat, und in wie ausgleichender, klar sichtender und schlichtender Weise schließen sich diesen natürlich nur relativen Wahrheiten diejenigen an, die er als Autor in seinem eigenen Namen ausspricht, wenngleich er hierbei die dem Erzähler gebührende Zurückhaltung beobachtet und sich in der Regel auf kurze Bemerkungen beschränkt, wie z. B. die mit Bezug auf die deutsch-katholische Bewegung gemachte Aeußerung: „Das ist das schmerzliche Verhängniß der besten Principien, daß sie anfangs die umirrenden und moralisch heimatlosen Naturen zuerst anlocken!"

Wie sehr ein derartiger Gedankenschatz den Werth eines Buchs erhöht, weil es ihm einen gediegenen, vom Curs der Papiere und Wechsel der Zeiten unabhängigen Fonds verleiht, hat bereits der Berichterstatter über die erste Auflage (Nr. 51 d Bl. f. 1858; Nr. 37 f. 1859; Nr. 18 f. 1860 und Nr. 27 f. 1861) hervorgehoben und zugleich eine kleine Aehrenlese solcher Gedanken mitgetheilt. Dieselbe ließ sich mit Leichtigkeit nach Belieben vervielfachen. Indem wir aufs geralhewohl einige Bände aufschlagen, begegnen wir unter anderm folgenden Aussprüchen aus dem Munde verschiedener Personen:

Aberglaube kann es sein, die ganze majestätische Größe Gottes immer auch bei kleinen Leiden und Freuden sich gegenwärtig zu denken. Aber jenen Fußstapfen der wandelnden Gottheit nachgehen, die in Ernstem und Wichtigem liegen, gibt Erhebung. Staunen werden Sie, wo Sie diese Schritte überall abgedrückt finden, wenn Sie nur erst anfangen, für alles das, was die Welt gleichsam namenlos hinstellt, gleichsam mit einem „Man" einführt oder mit einem „Es" oder sonst mit einer Form der reinen Genüge des Menschen an sich selbst, den Herrn der Welt einzuführen. Versuchen Sie das einmal! Zu einem Gott sich erheben, der außer uns und unendlich hoch über uns wohnt, ist ja überhaupt schwer; denn je naher wir ihm zu kommen suchen, desto entfernter rückt er uns. Nehmen Sie also Gott zu Ihrem steten Begleiter, nuz daß er einige Schritte vorangeht, nicht immer Ihnen zur Seite steht; nehmen Sie ihn zum Erfüller aller der Pausen, die Ihnen das Leben läßt, zur zweiten Person, die in Ihrem Gewissen mit Ihnen redet, zum unsichtbaren Freunde, der in einem dunkeln Zimmer, wo Sie über irgendein Vorhaben brüten, mit Ihnen Rath hält! (Bonaventura.)

Die Tugend ist viel! Die Tugend ist die Erkenntniß Gottes! (Veilchen Igelsheimer.)

Die Staatskunst muß es machen, wie die Kellerei mit den Weinen! Liegen die Fässer zu lange, so müssen sie aufgefüllt werden, alte Jahrgänge mit jungen.... Der absolute Polizei- oder Beamtenstaat kann zuletzt nur zur constitutionellen Monarchie führen, d. h. zur legalisirten Revolution und Republik! (Der Staatskanzler.)

Rom und die große Sache der Geistesfreiheit können zu ihrem Abschluß nur durch die politischen Schicksale Italiens gelangen.... Ich glaube nicht an die propagandistische Kraft des protestantischen Geistes; ich zweifle sogar an dem entscheidenden Ausschlag, den überhaupt noch für die Geschichte die Völker der germanischen Zunge geben werden. Das germanische Mutterland ist in zwei Hälften gespalten: Oesterreich hat die Gedankengänge der romanischen Welt angenommen; Preußen hat die kühne Neugestaltung Friedrich's des Großen nicht zu verfolgen gewagt. Die germanische Welt wäre nur insofern kraftvoll, wenn ausschließlich mit ihr der Protestantismus ginge. Eine durch Oesterreich vertretene germanische Welt ist keine oder der Name Deutschland wird zum Schrecken jeder Nation, die ihre Freiheit anstrebt. Nun aber lieb' ich Deutschland, liebe seine Bildung, anerkenne seinen Beruf. So seh' ich keine Hülfe, die ihm geboten werden könnte, als den Untergang Roms, die Zertrümmerung derjenigen Bestandtheile der katholischen Kirche, die uns Katholiken von einer engern Gemeinschaft mit den Protestanten trennen. Ein gestürztes Parstthum wird Deutschland einigen; ein freigewordenes Italien wird Oesterreich daran erinnern, wo Kaiser Joseph die Kraft des Kaiserstaats suchte — in einer Fortsetzung des Fridericianischen Zeitalters der Preußen! (Benno.)

Katholisch sein heißt einen geheiligten Willen haben. (Armgart.)

Man kann nicht reden, wenn man nicht aus der reichsten Fülle des Stoffs schöpft.... Aus dem Vollen nur kann ein lebendiger Glaube kommen und sich auch im Aussprechen lebendig bewähren!... Glaube ist nicht die blinde Annahme des Uebernatürlichen, sondern das Versenken in die *ganze* Erscheinung einer Sache. (Monika.)

... Es gibt eine Verkommenheit im Menschen, die dem Kenner selbst durch den äußern Schein des größten Behagens hindurchschimmert, wie sich eine nur scheinbar gepflegte Toilette durch eine zerrissene Naht und ein nicht gehörig verstecktes Bändchen in ihren geheimen Schäden verräth. Eine solche im Sinken begriffene Natur lacht und scherzt dann, und erst am Uebermaß des Widerhalls läßt sich erkennen, wie doch innerlich alles so hohl ist. (Der Autor.)

Der erste Beichtstuhl wurde aus dem Baum der Erkenntniß gezimmert. (Lucinde.)

Was macht die Gotteshäuser der Protestanten so leer? Die alleinige Herrschaft der Kanzel und die Einsamkeit des Altars.... Still zu sein in einer Kirche mit tausend andern Stillen — das ist die feierlichste Aufforderung zur Einkehr in sich selbst.... Soll die Religion ohne Formeln sein? Dann ist sie Philosophie. Daß die Philosophie eben Wahrheit des Lebens werde, zwingt sie, die Religion bestehen zu lassen. (Bonaventura.)

Wenden wir uns nun von der Betrachtung des im Roman verarbeiteten sachlichen und gedanklichen Gehalts zur Beleuchtung der diesen Gehalt tragenden, veranschaulichenden und in dramatische Bewegung setzenden Gestalten! Auch hier zwingt uns zunächst die fast unübersehliche Fülle und Mannichfaltigkeit des vom Dichter in Scene gesetzten Personals Bewunderung ab. Von allen jetzt noch lesbaren Romanen unserer Literatur ist keiner, der sich in dieser Beziehung mit ihm vergleichen ließ. Nach einem ungefähren Ueberschlag gehen in demselben mehr als hundert verschiedene Persönlichkeiten in mehr oder minder scharf ausgeprägten Bildern an uns vorüber, und wenn sie selbstverständlich auch nicht alle von gleichem Interesse sein können, so dürfte doch kaum eine darunter gefunden werden, die nicht durch irgendeinen eigenthümlichen Zug ihres Charakters, durch irgendeine psychologische Entwickelung, durch irgendeine Betheiligung am Fortgang der Geschichte unsere Aufmerksamkeit und Theilnahme in Anspruch nähme, oder von der sich sagen ließe, daß sie schlechthin uninteressant oder gar trivial und

langweilig wäre. Liegt nun im Verkehr und besonders im Anknüpfen neuer Bekanntschaften mit interessanten Menschen an sich schon ein großer Reiz und Genuß, so erklärt sich schon daraus die ungewöhnliche Anziehungskraft, welche der Roman auf die Lesewelt geübt hat. Man kann ihn in dieser Beziehung mit einer großen Stadt, einem besuchten Badeort oder sonst einem Platze vergleichen, auf dem man Gelegenheit hat, mit Leichtigkeit eine große Anzahl von irgendwie anziehenden, dem Kopf oder Herzen Unterhaltung gewährenden Persönlichkeiten kennen zu lernen und eine Zeit lang ihr Thun und Treiben, ihre Beziehungen und Schicksale zu verfolgen. Allerdings ist ein Genuß dieser Art noch nicht ein solcher, wie ihn ein Roman, ein Kunstwerk bieten soll. Das Kunstwerk soll uns nicht blos Fülle und Mannichfaltigkeit, sondern auch Einheit, nicht blos Reiz und Anregung, sondern auch Befriedigung und Beruhigung gewähren. Fehlt es an diesen letztern Eigenschaften, dann können jene erstern innerhalb des Gebiets der ästhetischen Anschauung eher einen verstimmenden als wohlthuenden Eindruck machen, ja wenn sie nicht blos einseitig, sondern auch im Uebermaß vorhanden sind, sogar verwirrend, betäubend, abstoßend wirken. Bei alledem ist Mannichfaltigkeit und Reichthum immerhin die eine von den beiden unerlaßlichen Grundbedingungen des Schönen, und wo sie unleugbar vorhanden ist, bleibt daher nur noch die Frage zu erörtern, ob sie auch innerhalb des gesetzlichen Maßes und in Verbindung mit einer sie beherrschenden und zu einem organischen Ganzen gliedernden Einheit vorhanden sei, und ob diese Einheit eine solche sei, die nicht blos mit sich selbst, sondern auch mit der Einheit und Mannichfaltigkeit des Weltalls im Einklang ist, dergestalt, daß sie sich ebenso harmonisch als Glied in das große, universelle Ganze fügt, wie sich ihre eigenen Glieder zur Herstellung ihrer eigenen Totalität vereinigen.

Kann diese Frage bejaht werden, dann ist damit zugleich die Frage über die ästhetische und ethische Bedeutung und Würdigkeit der einzelnen Glieder im großen wie in jedem kleinen Ganzen entschieden: denn jedes Glied, jede einzelne Gestalt eines vielgegliederten Ganzen muß als berechtigt und schließlich befriedigend anerkannt werden, sobald sich herausstellt, daß es einen zur Einheit des Ganzen mitwirkenden, d. h. einen bei der organischen Entwickelung thätigen und zur harmonischen Schlußlösung beitragenden Bestandtheil eines als Ebenbild des Kosmos sich darstellenden Ganzen ist. Ist also eine derartige Bejahung der Einheitsfrage möglich, dann ist auch an der größten Fülle und Mannichfaltigkeit kein Anstoß mehr zu nehmen; im Gegentheil, dann wird die ästhetische Bedeutung der Erscheinung, um die es sich handelt, gerade nach dem Höhegrade des in ihr zur Einheit zusammengefaßten Reichthums zu bestimmen sein, denn es leidet keine Frage, daß ein Werk, in welchem das einheitliche Princip eine große Anzahl verschiedener Elemente zu bewältigen vermochte, das Product und Zeugniß einer höhern Intensität und Kraft ist als dasjenige, in welchem nur eine geringe Anzahl von einzelnen Momenten ihre Vereinigung fand. Eine vollständige und unbedingte Lösung des Einheitsproblems ist natürlich in einem Erzeugniß der menschlichen Kraft, ja in einer Einzelerscheinung überhaupt nicht möglich, und zwar um so weniger, je größer die Masse des zu concentrirenden Einzelnen ist. Daher ist die Einheit eines umfangreichen, vielgestaltigen Werks anders zu bemessen als die eines engumgrenzten, einfachen. Hat sie sich hier in einer möglichst strengen Innehaltung des Gesetzes zu zeigen, darf sie dort in und mit dem Gesetz zugleich eine größere Freiheit entfalten, ja sie darf es nicht nur, sie muß es. Die Einheit eines größern Dramas, Epos, Romans kann nicht dieselbe sein, wie die eines zugespitzten Epigramms, eines Sonetts, eines einfachen Liedes, wie auch die Einheit einer Eiche eine andere und freiere ist als die Einheit eines Krystalls, aber darum keine geringere, sondern eine höhere. Demgemäß fordert der Roman als die umfangreichste und inhaltreichste Dichtungsform auch die größte Freiheit in der Befriedigung des Einheitsbedürfnisses, und je weitere Grenzen ein Roman sich steckt, je mehr Elemente er in sich zusammenfaßt, um so mehr muß er dieser Forderung Rechnung tragen, wie ein großer, verschiedene Nationen und Staaten umfassender Bund freier organisirt sein muß als ein kleiner, nur ein Volk umfassender Staat. Dem Vielen und Verschiedenartigen gegenüber liegt in der Freiheit ein höherer Grad centralisirender Kraft als in despotischer Strenge.

Hiermit haben wir den richtigen Standpunkt für die Beurtheilung des Gutzkow'schen Romans gewonnen. Eine Einheit von ihm zu verlangen, wie sie das Drama haben muß und wie sie auch der enger umgrenzte Roman besitzen kann, wäre nicht blos ungerecht, sondern geradezu verkehrt. Von Compositionen mäßigen Umfangs darf man noch fordern, daß sich in ihnen von jedem einzelnen Bestandtheil seine Nothwendigkeit und seine bestimmte Beziehung zum Ganzen klar erkennen und nachweisen läßt; bei einem Roman vom Umfang und Inhalt des Gutzkow'schen würde diese Forderung eine zu engherzige sein. Im Bereich einer Familie kann man sich allenfalls auf die schlechterdings nothwendigen, organisch mit ihr verwachsenen Glieder beschränken; im großen Staatsverbande dagegen muß man auch scheinbar überflüssige, ja schädliche Elemente dulden. Obschon entbehrlich, obschon für die bessern Elemente eine Last, müssen sie doch mit hingenommen werden, und von höherm Standpunkte betrachtet gehören sie zuletzt ebenso gut zum Ganzen hinzu wie die nothwendigen und nützlichen Staatsglieder. Sie müssen da sein, wenn auch nur, um zu zeigen, daß ein solider, gehaltreicher Kern auch solche Parasiten zu ernähren vermag. Und gerade so ist es mit einer weite Sphären umspannenden Dichtung.

Daß ich mit Aufstellung dieser Ansicht nicht im Sinn haben kann, einer wirklichen Gesetzlosigkeit und Willkür das Wort zu reden, versteht sich für jeden, der meine ästhetischen Grundsätze kennt, von selbst. Auch da, wo der höchste Grad der Freiheit gestattet ist, muß das Gesetz das eigentlich herrschende, regierende Princip sein und sich

als dasselbe dadurch bekunden, daß es alle in seinem Gebiet sich bewegenden Einzelgestalten von irgendwie hervorragender, einflußreicher Bedeutung in ihrem wesentlichen Thun und Leiden als Repräsentanten oder Vollstrecker der das Ganze durchdringenden und belebenden Idee in allen ihren verschiedenen Abzweigungen und Gegensätzen erscheinen läßt, so zwar, daß sie keine bloßen Gedankenschemata, sondern wirkliche Menschen von Fleisch und Blut sind, aber dabei in ihrem Innersten von Motiven getrieben werden, durch welche sie, mitwirkend oder gegenwirkend, in die einem allgemeinen Ziel zustrebende Universalbewegung eingreifen. Diese Forderung ist an jede, auch die umfangreichste Dichtung zu stellen, und sie müssen wir daher auch dem Gutzkow'schen Roman gegenüber aufrecht erhalten. Es gilt also jetzt, zu untersuchen, inwiefern er derselben genügt, und zu diesem Zweck werden wir wenigstens die Hauptgestalten des Romans in ihrem innersten Kern ergründen und in ihrer Beziehung zur höchsten Idee desselben uns klar machen müssen: denn nur auf diese Weise werden wir ein dem Autor und den Kunstgesetzen gleich gerecht werdendes und wissenschaftlich begründetes Urtheil in dieser nicht leicht zu erledigenden Frage zu fällen vermögen. Mit der Lösung dieser zunächst mehr interpretatorischen als kritischen Aufgabe, welche in und mit einer Revue der Charaktere zugleich eine Beleuchtung der Tendenz und Composition enthalten wird, werden wir uns im nächsten Artikel zu beschäftigen haben.

Adolf Zeising.

Erinnerungen eines Burschenschafters.

Aus früherer Zeit. Von Arnold Ruge. Dritter Band. Berlin, F. Duncker. 1863. 8. 2 Thlr.

Die beiden ersten Bände dieser äußerst anregenden „Erinnerungen" haben wir in Nr. 18 d. Bl. f. 1863 besprochen. Wir glaubten damals, Arnold Ruge wollte mit den beiden Banden seine „Erinnerungen" vorläufig abschließen. Wir glaubten uns von einer Fortsetzung derselben über die eigentlich burschenschaftliche Zeit nicht gerade viel versprechen zu dürfen. Schneller indeß, als wir erwarteten, ist der dritte Band gefolgt. Und sagen wir das sogleich zur oberflächlichsten Rechtfertigung desselben: er bietet fast dieselbe Fülle von Anregungen wie die beiden ersten Bände, wenngleich wol die eigentliche Spannung des Lesers bei den beiden ersten Bänden eine größere sein möchte.

Dieser dritte Band umfaßt die neun Jahre 1824—33. Er zerfällt in die drei Hauptabschnitte: „Gefängniß", „Freiheit und Revolution", „Halle und Italien". Geschrieben ist er vielleicht, wenigstens nach unserm Dafürhalten, noch leichter, flüssiger, anziehender als die beiden ersten. Aber es scheint uns, als ob der Stoff etwas dünner geworden wäre, als ob, einzelne Partien ausgenommen, die schöngeistige Unterhaltung sich schon etwas nach Seite der feuilletonistischen Belletristik mit ihren kleinen Schwächen neige. Doch möglich, daß dies nur unsere individuelle Geschmackssache; allein es liegt fast immer im Wesen derartiger Erinnerungen, daß sich das berechtigte Selbstgefühl des Verfassers in allen nachfolgenden Theilen zu einer leisen Selbstgefälligkeit steigert. Wenigstens empfindet es der Leser so, wenn er nicht an allen Stellen und an allen Punkten unbedingter Anhänger des Verfassers ist, ja wenn er diesen hier und da das Recht absolut für sich in Anspruch nehmen sieht, wo sich ebenso gut auch eine Rechtfertigung der Gegner wenigstens in etwas erwarten ließe.

Es war nun von 1824—30, die Untersuchung und Gefängnißhaft, für Arnold Ruge freilich eine sehr trübe Zeit. Allein sie war zugleich auch eine Zeit der Einkehr Ruge's in sich. Und wer will behaupten, der reiche Geist Arnold Ruge's hätte auch ohne die düstersten Erfahrungen, ohne die Stürme des Lebens nachmals so selbständige Früchte getragen wie er getragen. Von Heidelberg — dort sahen wir Ruge zuletzt im zweiten Bande — ging es nach Berlin ins Gefängniß. Der Weg ging über Manheim an Sand's Wiese vorbei zunächst nach Mainz, von dort unter Escorte eines preußischen Lieutenants nach Erfurt, von Erfurt nach Berlin. Hier packte man den Hochverräther in eine Kutsche und brachte ihn nach dem ehemaligen Jagdschlosse Köpenick bei Berlin, das damals zum Untersuchungshaftlocal der Demagogen eingerichtet, oder auch nicht besonders eingerichtet war. Zu Kreuze zu kriechen oder wenigstens sehr niedergeschlagen zu thun, das war Arnold's Art ganz und gar nicht. Es fehlte denn auch nicht der Anlaß zu einer Philippika gegen die Demagogenhetzer. Ward da der Ruge eines Tags vor die Untersuchungscommission citirt. Er sagte natürlich über die Burschenschaft nicht gerade das aus, was die Herren wissen wollten; die ganze Untersuchungsart erschien ihm eher wie eine Komödie, als sollte er den Herren der Untersuchung wie ein Wunder vorgezeigt werden. „Einer von ihnen, ein kleiner unansehnlicher Mensch am andern Ende des Tisches, nahm das Wort und rief mir zu: »Ein gebildeter junger Mann wie Sie sollte mehr Achtung vor der Wahrheit haben.« Ich stand auf, sah ihn scharf und verwundert an und rief aus: »Wer sind Sie? Ich kenne Sie nicht! Aber es sitzt kein Mensch an diesem grünen Tische, der mir gegenüber das Recht hätte, von der Wahrheit zu reden! Was kümmert Sie die Wahrheit? Haben Sie sie je gesucht und je auch nur das Geringste zu ihrer Förderung gethan? Oder habe ich es hier mit einem großen Philosophen zu thun? Das kommt mir nicht so vor, denn die Wahrheit ist es, die die Menschen befreit, nicht die sie in die Kerker wirft. Wir hingegen, so jung wir sind, haben alle unsere Kräfte an diese Wahrheit gesetzt und uns nicht einen Augenblick bedacht, uns ihr mit Leib und Leben zu widmen. Reden Sie mir nicht von Wahrheit!« Der Eindruck dieser Anrede war höchst eigenthümlich. Der kleine Mann am andern Ende des Tisches erröthete und schwieg, die andern sahen zum Theil lächelnd vor sich nieder."

Da hatte nun Ruge den Löwen gereizt, denn dieser Löwe in Gestalt des kleinen Mannes war der Herr von Kamptz, der Allgewaltige. Ruge ward darauf nach Berlin gleichsam zur Strafe zurückgebracht, späterhin aber wieder nach Köpenick übergeführt. Die Untersuchung zog sich endlos hin; das Ueberraschendste, was Ruge während der Zeit erfuhr, waren vielleicht die Selbstanklagen des früher so burschenschaftlich gesinnten Clemen, welcher jetzt zur höchsten Befriedigung der hohen Herren von der Commission das burschenschaftliche Treiben als Phantasterei ganz und gar verwarf. Sofern dieser Abfall vom freien Geiste, die Beurtheilung des burschenschaftlichen Geistes eine Verleumdung der Burschenschafterei in sich schloß, insofern möchte er zu beklagen sein. Allein will man da ohne weiteres sagen: der Abfall war Feigheit; will man Clemen nicht zugestehen, daß eben diese seine spätere Ansicht über die Burschenschaft eine reifere als die frühere gewesen sei? Es muß doch wol sehr viel Phantasterei und Selbstüberhebung in der Burschenschaft gesteckt haben, sonst könnte eine Persönlichkeit wie Clemen nicht so plötzlich vom freien Geiste abgefallen sein! „Es ist bekannt genug", bemerkt Ruge, „daß ich selbst nicht bei der Burschenschaft stehen geblieben bin; es ist mir aber nie in den Sinn gekommen, ihr wahres Wesen zu verkennen und die schöne Begeisterung zu verwerfen, die ich in ihr fand. Noch in einem andern Punkte muß ich ihre Ehre retten. Sie hat das Gemüth in einem ganz andern Sinne der Wissenschaft zugeführt, als es irgendeine Studentenverbindung vor ihr gethan, und sie hinderte ohne allen Zweifel viel weniger an wissenschaftlicher Beschäftigung, als die Corps dies thaten. Nur das eine ist

wahr, statt zur speculativen Philosophie zu führen, wie ihr diese (nämlich Clemen's) Selbsterkenntnisse schuld geben, war ihr Hegel schon wegen seines unglücklichen Angriffs gegen Fries in den Tod verhaßt."

Mit dem Anfang des Jahres 1825 wurden die Burschenschafter an die Festungen vertheilt, das Urtheil wurde aber erst 1826 gesprochen und Ruge durch das Oberlandesgericht zu Breslau „wegen Theilnahme an einer verbotenen, das Verbrechen des Hochverraths vorbereitenden geheimen Verbindung und deren Verbreitung" zu einer funfzehnjährigen Gefangenschaft verurtheilt. Von dieser Summe wurden später zwei Drittel gestrichen. Viel gelinder als die Preußen kamen die Kleinstaatlichen davon. In Betreff der beiden Mecklenburger Willer und Sprewitz z. B., die in Frankfurt a. M. verhaftet waren und von Preußen in Untersuchung genommen, meinte die Justizkanzlei in Güstrow, „daß im Grunde gar kein corpus delicti ermittelt und alle Aussagen in Köpenick, als vor nicht gehörig besetztem Criminalgericht abgegeben, werthlos seien". Die Schwarzburg-Rudolstädter machten es sogar noch besser, sie verurtheilten Emil Schwarz zu nur dreimonatlicher Einsperrung und verwandelten die Einsperrung noch in Hausarrest.

Ruge kam auf die Festung Kolberg, in Gemeinschaft mit Schliemann. „Auf der Commandantur empfing uns der Platzmajor, Hauptmann Staël von Holstein, ein kleines, kränkliches, ärgerliches Männchen. «Der ist also unser künftiges Schicksal — hm!» Er war ein sehr vermögender Mann, trieb also sein Geschäft nicht aus Noth, sondern aus Neigung. Auf einem Ritte war er mit dem Pferde gestürzt und litt noch immer an der gebrochenen Rippe. Die Gefangenen behaupteten, diese Pein mache ihn eifersüchtig auf jeden, der frei davon wäre, und er lasse darum seinen Unmuth an ihnen aus, wo er nur könne. Vielleicht thaten sie ihm unrecht; er hatte förmlich eine Philosophie des Gefangenwärters; aber wahr ist es, er war giftig und zänkisch, was die Soldaten sträflich nannten; und wenn er zufällig nicht so sträflich sein konnte, als er wol gewünscht hätte, weil der alte General von Funk es verbot, so hielt er doch eine kleine Rede, worin er zeigte, was nach seiner Meinung eigentlich hätte geschehen sollen. Er führte uns selbst auf das Thor, wo der alte Aufseher der Staatsgefangenen seine Wohnung hatte, wies uns den obern Stock an, der völlig wüst war, er enthielt nur zwei leere Bettstellen, und sagte: «Hier werden Sie wohnen. Sie mögen zusammenbleiben! Sie erhalten 5 Silbergroschen auf den Tag zu Ihrer Verpflegung.»"

Fünf Silbergroschen täglich! Da galt es ökonomisch sein. Es glückte den beiden Gefangenen indeß mit den ökonomischen und culinarischen Fortschritten so, daß sich Ruge Betten anschaffen, einen Schafpelz, Filzschuhe und anderes kaufen konnte, und was die selbstbesorgte Küche betraf, wenigstens nicht zu verhungern brauchte. So rationell ward die kleine Wirthschaft betrieben, daß die beiden eines Tags einen ganzen Hammel, den sie einsalzten, für 3 Thaler und 80 Eier für 8 Silbergroschen kauften. „Zu der Zeit hatten wir entdeckt, daß wir beide zusammen nur zwei Pfund Rindfleisch auf drei Tage mit der Fleischbrühe und den Klößen darin brauchten, daß alle fetten Speisen schädlich und zu schwer für unsere Lebensart waren; wir schafften sie daher ab und aßen Tag für Tag unsere Rindfleischsuppe. Ja wir kürzten sogar noch das Klößekochen ab, kochten eine Menge auf einmal — für vier Tage —, thaten sie dann in eine Schachtel und nahmen täglich eine gewisse Anzahl heraus, die dann in der Suppe nur wieder aufgesotten wurden. Sie wurden nicht sauer, vier Tage hielten sie sich. Als wir einmal unsere Erfahrungen gemacht und uns danach eingerichtet hatten, blieben wir merkwürdig wohl und gesund. Schliemann war wie neu geboren, es focht ihn nichts mehr an, während es ihn früher im Kopf und in den Zähnen und überall gerissen hatte."

Natürlich gehörten die Demagogen für viele Kolberger, selbst für ehemalige Bekannte zu den Ausgestoßenen. Der alte Jahn, welcher damals auf Ehrenwort gehalten war, in der Festung zu wohnen, machte eine Ausnahme. Er kam an den Wall und sprach mit den Gefangenen, versorgte sie sogar mit Büchern, unter anderm mit Thiersch's Pindar, welchen sich Ruge abschrieb, da er das Buch nicht behalten konnte, dann mit den Nibelungen und dem „Schâhnâmeh" des Firdusi. Ein Feldwebel spielte den Vermittler, durch den Feldwebel gingen die Bücher auch zurück an Jahn. Als Ruge später Privatdocent in Halle war, forderte Jahn diese Bücher zurück; Ruge verwies den alten Jahn an den Feldwebel. Darüber erbitterte sich der alte Jahn so, daß er in einem Briefe an Professor Eiselen in Halle schrieb, Ruge's Seele wäre so schwarz, daß „sie selbst der Teufel nicht zum A... W... brauchen würde". Schöne freiheitliche Grobheit das! Freilich ging Jahn's freiheitliche Gesinnung von der der wahren Burschenschafter weit ab. „Er ist in Hinsicht auf staatliche Freiheit all sein Lebtag nichts anderes gewesen als ein durch und durch königlich, ja hohenzollerisch gesinnter Mann, der sich in der Welt nichts anderes zu Schulden kommen ließ als gelegentlich einige große Worte und den Wunsch, sich durch seine Stichworte einen Ruhm und einen Einfluß zu erwerben. Sein Altdeutschthum bestand wesentlich in jener wohlgewürzten Grobheit und war seiner preußischen Unterthänigkeit so wenig im Wege, daß er es ganz natürlich fand, in preußischem Solde zu stehen und die Republikaner anzugreifen. Ebenso königlich gesinnt war Ernst Moritz Arndt. Beide haben dies 1848 im frankfurter Parlament und später zum Erstaunen vieler ihrer jungen Verehrer mündlich und schriftlich bestätigt. Unserm Freunde Jahn war meine Aufklärung über seine unterthänige Gesinnung zu einer Zeit, wo er noch überall für einen zuverlässigen Anführer der Volkspartei galt, höchst unbequem, daher sein Brief an Professor Eiselen. Er wollte aber damals noch nicht den Philosophen und den Republikaner angreifen, der von ihm abfiel — für den Verfolgten hätte es sich nicht geschickt, nun andere zu verfolgen —, so beklagte er sich nur über meinen Abfall als eine Schlechtigkeit des Herzens und der Gesinnung, freilich in einer etwas derben Ausdrucksweise."

Schon in Köpenick hatte Ruge eifrig den Aristophanes studirt, in Kolberg schritt er fort zum Thucydides (als Probe seiner Uebersetzungskunst theilt er Thucydides, II, 34—46, des Perikles berühmte Lobrede über Athen mit), daran schloß er Pindar, Theokrit, Homer. Alle diese verarbeitete er geistig derartig, daß er vielfältig Uebersetzungen in gebundener Sprache und wohlgelungene anfertigen konnte. Auch übersetzte er die „Eumeniden" des Aeschylus im griechischen Versmaße, eine Arbeit, die er jedoch verwarf; desto sicherer und fester aber warf er sich auf die Uebersetzung des „Oedipus auf Kolonos" und arbeitete nebenbei an einem Trauerspiel: „Schill und die Seinen." Von der Philosophie hätte Ruge gern mehr erfahren, als er durch Fries und Gruber wußte, allein die Bücher waren unbezahlbar. Er, der nachher ein so beredter Anwalt der neuern Philosophie ward, wußte damals von Hegel nichts oder wenig, dafür ließ er sich durch Jean Paul's „Vorschule der Aesthetik" fesseln, am meisten aber durch Plato. Sehr begreiflich, daß ihn gerade Plato anzog. Schade nur, daß ein Staatsleben und noch dazu ein modernes stets ein anderes Ding ist wie die Theorie eines noch so edeln und großen Philosophen. Neben all diesen ernsten Studien blieb dem Gefangenen auch noch Zeit zu allerhand leichtern Dingen. So verliebte sich Ruge ernstlich in eine Schöne, nachdem ihm Freund Schliemann das Verliebtsein vorgemacht hatte. Und für die Unterhaltung sorgten Leute wie der alte Schwammklöpper (Halbinvalide) Aurich, ein Original, das irgendwo in Süddeutschland hinter Busch und Hecken geboren war, unter Czerni Georg Dienste genommen hatte, dann zu den Oesterreichern desertirt war, von diesen zu den Preußen, von den Preußen zu den Dänen und von den Dänen wieder zu den Preußen, der nun mit einem täglichen Tractament von $2^1/_2$ Silbergroschen (den „Schlappermentstag", denjenigen Tag, der das Nadelgeld für Friedrich Wilhelm's III. Gemahlin zur Linken, für die Fürstin Liegnitz, hergeben mußte, abgerechnet) Frau und Kinder erhalten sollte und sich nebenbei auf die Lösung von

Problemen wie folgendes legte, mit einem falschen Groschenstück sich ein ganzes Vierteljahr hindurch unentgeltlich Kornbranntwein einzukaufen.

Schliemann kam schon am 11. Mai 1829 frei, Ruge blieb noch bis zum 1. Januar 1830 in Kolberg. Dann ging Ruge zunächst ins väterliche Haus nach Triebsees. Es galt nun irgendeine bürgerliche Existenz zu begründen. Ruge wurde wol am meisten zu dem verführerischen freien Berufe eines Schriftstellers hingezogen, mehr wenigstens wol als zur Lehrthätigkeit an einer höhern Schule. Der letztern stand vor der Hand seine staatliche Bescholtenheit im Wege. Er hatte das Trauerspiel „Schill und die Seinen" im Manuscript fertig, dazu auch die Uebersetzung des „Oedipus". Er hoffte stark auf beide; allein seine Hoffnung sollte durch Buchhändler, an welche er sich zunächst wandte, stark erschüttert werden. Selbst Schleiermacher in Berlin, von welchem er für den „Oedipus" eine Empfehlung an den berliner Buchhändler Reimer erhoffte, lehnte die Empfehlung ab. Den Winter über verweilte Ruge im väterlichen Hause. Mit dem Erwachen des Lenzes zog es ihn nach Mitteldeutschland. Die eigene Existenz sollte jetzt auf irgendeine Weise gegründet werden. Funfzehn Thaler steuerte Ruge's Vater zur Reise bei, und mit diesen funfzehn machte sich Ruge auf den Weg. In Berlin besuchte er außer Schleiermacher auch seinen persönlichsten Feind, den Herrn von Kamptz. Es galt der bürgerlichen Wiederherstellung. „Er (Kamptz) war in einem ähnlichen Aufzuge wie Schleiermacher (d. h. im Schlafrock), stand vor seinem Arbeitstische und hielt eine Broschüre in der Hand, die er mit einer mächtigen Papierschere aufschlitzte. Als ich zu reden anfing und ihm meinen Namen und mein Anliegen nannte, stutzte er, klappte die Papierschere zusammen, sah mich höchst mistrauisch an und brauchte den großen Tisch als Barrikade gegen mich. Wenn ich mich ihm näherte, wanderte er um den Tisch herum, und ich mußte mich zusammennehmen, daß ich ihn meine Entdeckung seiner Verlegenheit nicht merken ließ. Ich blieb also bei seinem Schreibsessel stehen und fragte ihn, was die Regierung in dieser Angelegenheit zu thun gedenke. — «Schreiben Sie an den König! Schreiben Sie an den König!» erwiderte er und winkte mit der Papierschere nach der Thür, indem er sich wiederholt verneigte."

Nun schrieb Ruge an Friedrich Wilhelm III.; er sollte aber neun Monate lang vergebens auf Antwort harren. Von Berlin ging es nach Halle, von Halle nach Jena. Hier in Jena trat Ruge nun wieder in volle Beziehung zur geistigen Gegenwart, wie er sie sich seit einiger Zeit sehnlichst gewünscht haben mochte. Er betheiligte sich bald an mehrern literarischen Zeitschriften als Mitarbeiter und ließ auch den „Oedipus" in Jena beim Buchhändler Schmidt erscheinen, als Honorar 100 Abzüge erhaltend. Die pecuniären Verhältnisse trieben mit Macht zu einer bürgerlichen Stellung; wären diese günstiger gewesen, Ruge würde sich wol schon jetzt ausschließlich auf das Studium der Philosophie geworfen haben. Jetzt mußten ihm seine Kenntniß der Alten und die Philologie weiter helfen. Man rieth ihm zu promoviren. Er schrieb etwas über Juvenal. Die Promovirungskosten schenkte ein Gönner seines Vaters, der Baron Klas Wachtmeister. Nun fehlte freilich immer noch die Antwort von König Friedrich Wilhelm III., dem vielleicht der Ausbruch der pariser Julirevolution gewaltig viel zu denken gab. In dieser Zeit widerfuhr Ruge eine höchst lustige Erhebung in den Adelstand. Der Prinz Wilhelm von Preußen nämlich, der jetzige König, war mit seiner Gemahlin in Weimar. „Man rieth mir, die Prinzessin in einem Briefe zu bitten, sie möge mir doch bei dem Cabinet eine Antwort auswirken und ihr, um sie besser für mich zu stimmen, den «Schill» (dieser war in Stralsund auf Subscription erschienen) und den «Oedipus» beizulegen. Ich ließ mich bewegen, dies zu thun, hatte es aber zu bereuen. Denn ich erhielt keine andere Antwort als: «Ihre königliche Hoheit danke dem Herrn von Rügen für die Zusendung der Bücher und überreiche ihm hiermit einen Dukaten.» Ich hatte mir den «Herrn von Rügen» und wahrscheinlich auch den Dukaten durch meine Unterschrift: «Arnold Ruge, von Rügen», zugezogen. Ich schämte mich, daß ich in die Falle gegangen war."

Nach neun Monaten vergeblichen Wartens richtete Ruge an den preußischen König ein zweites Gesuch. Die Antwort erfolgte umgehend. Se. Majestät drückten die Hoffnung aus, Ruge werde hinfort im Staate als guter Bürger leben. Darauf siedelte Ruge nach Halle über, und durch Hermann Niemeyer's Verwendung kam er zu Ostern 1831 an das Pädagogium und Gymnasium des Waisenhauses zunächst als Stellvertreter eines an der Schwindsucht leidenden Lehrers. Am Pädagogium ward die Stunde mit 5, am Waisenhause mit 2½ Silbergroschen bezahlt. Bald trat er außer zu andern zu Echtermeyer in nähere Bekanntschaft. Echtermeyer trug sich damals mit der Gründung eines belletristischen Journals. Ruge erklärte sich gegen das „belletristische". Man müsse jetzt nothwendig den ganzen Geist der Gegenwart in Wissenschaft, Kunst und Politik in Bewegung setzen, wenn man dem Bedürfniß und den Erwartungen der Menschen entsprechen wolle. Ruge trug den Sieg davon, der „Vorschlag zu einem belletristischen Journal fiel in den Brunnen".

Für lange behagte es Ruge am Waisenhause nicht, darum ging er zur Universität und las zunächst über Aesthetik. Bald freilich wurde auch diese Thätigkeit unterbrochen, diesmal von weicher, zarter Hand. Ruge sah Luise Düffer. Er sah sie, verliebte sich in sie und heirathete sie. Luise muß nicht ohne Vermögen gewesen sein, denn bald nach der Hochzeit sehen wir Ruge mit seiner jungen Gattin eine Reise nach Italien antreten. Auf diese Reise folgen wir Ruge nicht weiter, wir merken nur aus der lebhaften Schilderung seine sehr warme Theilnahme für den italienischen Volkscharakter an und gedenken des Zerwürfnisses, das in Frankfurt a. M. zwischen Ruge einerseits und Georg Bunsen nebst Willer andererseits eintrat, da sich die beiden letztern als entschiedene „Gegner der müßigen Schriftstellerei" (mit Bezug auf Ruge's Uebersetzung des „Oedipus") zu erkennen gaben. Merkwürdig das! Also Ruge, der aus Rücksicht für seine Gattin wol den altdeutschen Rock und die leinenen Hosen an den Nagel gehängt hatte, galt den Urdeutschen halb und halb für einen Abtrünnigen. So kreist die Welt!

Die Beschreibung der italienischen Reise hat Ruge reichlich mit anziehenden Schilderungen und Anekdoten gewürzt. Sollten wir von letztern eine mittheilen, so wäre es wol die höchst lächerliche von dem gelehrten deutschen Professor, der den Römern, um seine Weisheit an den Mann zu bringen, beweisen will, man müsse Kikero statt Cicero sprechen. Worauf ihn die Römer in höchst naiver Weise ad absurdum führen: sie müßten es doch wol am besten wissen, wie ihre Vorfahren den Namen ausgesprochen hätten, Tschitschero hätten sie gesagt. Erst im Frühjahre 1833 kehrte Ruge aus Italien zurück. Er brachte seine Frau brustkrank heim, im October 1833 verlor er sie durch den Tod.

Wem es noch besonders um Ruge's social-politische Ansichten zu thun, den verweisen wir auf die Auslassungen bei Gelegenheit der Perikleischen Rede (S. 145 fg.). Wir hätten nur noch eins anzumerken, das ist die Art, mit der Ruge fast durchgehends Goethe behandelt. Wie es Ruge macht, so machen es andere auch, und diese Art gefällt uns gar nicht. Ruge, der sich an vielen Stellen als begeisterter Anhänger der alten Griechen kundgibt, sollte er nicht von den Griechen die Pietät für das Alter gelernt haben! Die Art ist eine rein persönliche, in spottsüchtiger Gereiztheit sich gefallende. Man merkt stets, Goethe ist dem Ruge unbequem, Goethe ist allen Ruge'schen Parteigängern höchst unbequem. Mehr als einmal hat Hermann Marggraff in d. Bl. für Goethe gegen kleinliche Angriffe eine Lanze eingelegt. Möge sich Ruge in Betreff Goethe's nicht zu sicher halten, dem Vorwurfe parteiischer Darstellung zu entgehen. Es könnte leicht eine bittere Kritik geben: zeitlebens gegen kleinliche Angriffe nach allen Seiten hin gekämpft zu haben und doch dem Vorwurfe persönlicher Voreingenommenheit zu erliegen.

Emil Müller-Samswegen.

Reisebilder aus Amerika.

Reise nach Centralamerika von Wilhelm Marr. Zwei Bände. Hamburg, O. Meißner. 1863. Gr. 8. 2 Thlr.

In den Reisewerken der Neuzeit manifestiren sich vorzugsweise zwei Behandlungsarten. Die Männer der Wissenschaft suchen alle geologischen, physikalischen, botanischen und zoologischen Verhältnisse der Erdzonen zu erforschen und zu ergründen, in welchem Causalnexus das Menschenleben mit ihnen verwebt ist, inwiefern die psychologischen Erscheinungen durch die umgebende Natur verursacht oder doch wenigstens modificirt werden. Die Belletristen und Weltmänner dagegen halten sich mehr an die Sitten und Gebräuche der Völker und schildern das wirkliche Leben, wie es sich auf ihren Touren darstellt; dabei geben sie auch einzelne mehr oder weniger wissenschaftlich gehaltene Naturbeschreibungen nebst landschaftlichen Schilderungen. In diese Kategorie gehört Marr mit seinen Reisebildern aus Amerika. Er selbst sagt in der Vorrede: „Ich sah nicht auf künstlerische Form dabei, sondern setzte es mir zur Regel, auf die getreueste, ungeschminkteste Weise das Leben abzuschreiben, wie es sich in seinen Einzelheiten mir darbot. Wird daher mein Buch auch nicht in dem Katalog wissenschaftlicher Werke rangiren, so wird es dem ernsten Forscher doch vielleicht ein nicht ganz unwillkommener Beitrag zum Quellenstudium der Sitten und Gebräuche eines noch wenig bekannten Theils des sogenannten spanischen Amerika sein.“ Und dies ist es in der That, denn wir erhalten eine sehr treue Charakteristik des socialen Lebens in den Republiken Nicaragua und Costa-Rica.

Der Verfasser entfaltet eine wahre Virtuosität in der Schilderung alltäglicher Lebensverhältnisse; die unbedeutendsten Kleinigkeiten und prosaischsten Facta werden so interessant erzählt, daß man sie mit Vergnügen liest. So lustig er aber alle Widerwärtigkeiten seiner Begegnisse aufnimmt und mit humoristischer Laune bekämpft und überwindet, so gibt er doch auch eine Warnung, indem er sagt: „Mögen sich jugendliche Phantasien durch mein buntes Reiseleben nicht voreilig zu einer Nachahmung desselben verleiten lassen. Die nackte Wirklichkeit ist oft ein ganz fataler Dämpfer der Naturschwärmerei, und was sich anspannend liest, das erlebt sich oft recht — abspannend. Es gehören eigens organisirte Naturen dazu, um bei einem solchen Leben, wie ich es über ein Jahr geführt, nicht geistig und gemüthlich — um nicht zu sagen moralisch — unterzugehen, und nicht allein der Körper, auch der Charakter des Menschen hat den Einflüssen des tropischen Klimas und den localen Verhältnissen die Stirn zu bieten.“ Nach dieser Bemerkung war es mir aber um so auffälliger, Witzeleien über die Tugend und über den lieben Herrgott in Heinrich Heine'scher Manier zu lesen. Wenn der Verfasser Materialist ist, so muß er dennoch wissen, daß die Tugend und Sittengesetze nicht etwa eine Erfindung der Christuslehre sind, sondern durch die Naturgesetze, durch den Causalnexus des Weltalls bedingt und begründet worden. Ohne Befolgung der Sittengesetze ist kein freies und geordnetes Staatsleben möglich.

Marr beginnt seine Reise von Hamburg aus, aber nicht etwa mit einer gefüllten Kasse, sondern mit einem kleinen Schriftstellerhonorar. Demzufolge war er genöthigt, seine weitern Reisemittel durch Photographiren und sogar durch Curiren als Doctor und Apotheker zu verdienen. Zuerst geht die Fahrt nach Neuyork und von da aus nach Greytown. „Wem Greytown eigentlich zugehört“, sagt der Verfasser, „weiß bis auf den heutigen Tag kein Mensch. Nicaragua reclamirt es für sich; Costa-Rica behauptet, es gehöre zu seinem Territorium, und zum Ueberfluß ist noch jener fabelhafte König von Mosquitia da, den die Engländer erfunden haben, und in dessen Namen sie zuweilen einige Prätensionen laut werden lassen. Der Mosquitokönig ist eine Art von Halbindianer, den die Engländer in England erziehen ließen und, mit einem Gouverneur versehen, wieder nach Bluefield, seiner Residenz, schickten. Die Indianer, welche zerstreut in den Wäldern umherleben, bringen ihm alljährlich Geschenke an Platanen, Mais, Thierfellen u. s. w., die er an die englischen Kriegsschiffe verkauft. Er läßt sich Master King schimpfen, und trägt einen blauen Frack und Nankingbeinkleider. Dieser König aller Mosquiten muß von Zeit zu Zeit seinen Namen herleihen, damit die „Times“ verkündigen kann, daß Greytown unter seiner Botmäßigkeit stehe. Gerade jetzt, hörte ich sagen, walte wieder eine solche englisch-mosquitische Differenz mit Nicaragua ob und diese Republik habe bei Castillo-viejo am San-Juan eine Observationsarmee gegen England von — 150 Mann aufgestellt! Daß solche wichtige politische Streitfragen hier unter 10° 58′ nördl. Br. und 58° 42′ westl. L. schweben, davon erfährt man zum Glück für das europäische Gleichgewicht drüben nichts!“ Die farbige Bevölkerung, etwa funfzehn Sechzehntel der Total-Einwohnerzahl von Greytown, besteht der Mehrzahl nach aus Nicaraguenfern. Außerdem wohnen einige Bluefield-Indianer vorübergehend hier und eine ziemliche Anzahl Mulatten aus Jamaica, und Neger aus Haiti, letztere meistens Réfugiés des Kaiserreichs Napoleon Soulouque's. Es ist also ein Sprachengemisch von englisch, spanisch und französisch. Die intelligentesten sind die Haitineger und natürlich auch die körperlich am wohlgebildetsten. Der Jamaicaneger verräth durch seinen muskulösen Körperbau eine andere Abstammung aus dem heimatlichen Afrika, als der zierliche Haitineger.

Die Zustände von Greytown und der andern Städte — wenn man sie so nennen kann — sind noch sehr mangelhaft. Aasgeier vertreten hier nicht nur die Stelle des Todtenwagens, sondern auch die des Abdeckers, wie in Konstantinopel die Hunde. Man überläßt ihrem Appetit die Wegräumung menschlicher und thierischer Excremente. Ein gefallenes Pferd, einen todten Hund und dergleichen gibt man sich nicht die Mühe, wegzuräumen. Man wirft den Cadaver unmittelbar auf die Straße und die Zapilotes (Aasgeier) sind auch gleich bei der Hand, um den Leichnam in weniger als 24 Stunden bis zum geruchlosen, blendend weißen Gerippe abzunagen. Daher wird die Tödtung eines solchen Geiers mit fünf Dollars bestraft. Von Greytown aus macht der Verfasser eine Fahrt auf dem San-Juanfluß und Nicaraguasee bis Granada. Man denke aber hierbei nicht an das europäische Granada in Spanien. Das nicaraguensische Granada befindet sich noch ganz im Naturzustande, denn es besteht größtentheils aus leichten Hütten. Ueber das Kanalproject des San-Juan sagt er: „Die Kanalisation ist möglich. Es steht hier, ganz abgesehen von allen Erhöhungen des Bodens, den Niveaux beider Oceane und des Nicaraguasees, jedenfalls die wichtige Thatsache fest, daß zu allen Jahreszeiten genug Wasser vorhanden ist, um einen Kanal unmittelbar zu speisen. Hindernisse und Schwierigkeiten, wie die Versandung der Mündung des San-Juan, die drohende Vergrößerung der Barre durch Losreißung eines Theils der Landzuge Punta-Arenas, die Klippen, welche die vier Rapids bieten, das Höherliegen des Sees um 120 Fuß über dem Niveau des Pacific u. s. w. können besiegt werden. Die Natur endlich selber hat den Plan zu einem Kanal auf dem Isthmus von Nicaragua vorgezeichnet, denn von San-Juan-del-Norte (Greytown) bis Virginy-Bay gelangt man zu Wasser, und von hier bis San-Juan-del-Sur am Stillen Ocean ist die tierra firma in gerader Linie nicht über 13 englische Meilen breit; also die schmalste Stelle des ganzen Continents der westlichen Hemisphäre.“ Diese wichtige Verbindung beider Oceane wird gewiß dereinst noch einmal realisirt werden.

Die Sitten und Gebräuche in Granada, überhaupt in ganz Nicaragua sind, wie in allen tropischen Zonen, leichtfertig. Ein faux pas der jungen Damen ist zwar nicht angenehm, wird aber auch nicht als ein Familienunglück betrachtet. Die staatlichen Zustände sind dem entsprechend, Finanzminister ohne Finanzen, zerlumpte Soldaten und bornirte Beamte sind alltägliche Erscheinungen. Aber schöne poesievolle und fruchtbare Gegenden, ja wahrhaft paradiesische Zonen versprechen auch hier der Menschheit eine goldene Zukunft, sobald geordnete Staats-

zustände eintreten. Denn die Diebesgeschichten, Betrügereien und Räubereien, welche uns der Verfasser erzählt, beweisen, daß dort die Civilisation noch auf der niedrigsten Stnfe steht. Sehr interessant sind die Mittheilungen über das Haus und die Handelsgeschäfte des Grafen Hermann zur Lippe, Verwandter des preußischen Justizministers. Der Graf wollte in Punta-Arenas in der Republik Costa-Rica durch Handelsgeschäfte zum reichen Manne werden, mehrere preußische Offiziere a. D. leisteten ihm Adjutantendienste nnd große hamburger Kaufleute traten mit ihm in Geschäftsverbindung; aber Mercur respectirt keine Adelsbriefe, sondern nur geschäftsmännische Klugheit; daher ging das Geschäft von Hermann zur Lippe u. Comp. den Krebsgang nnd hatte einen wirklichen Bankrott zur Folge, wie uns Marr ausführlich berichtet. Aber dennoch ist es schön in Costa-Rica. Das Klima ist herrlich. Der ewige Frühling ist hier zur Thatsache geworden. Man hat nie oder fast nie zn fürchten, den Morgen zu sehen, ohne die Sonne zu begrüßen. Die trockene Jahreszeit beginnt in der Hochebene Costa-Ricas um die Mitte December nnd dauert bis Mitte Mai. Dann pflegen einige Erdbeben die Regenzeit anzukündigen. Aber auch in der Regenzeit ist der Himmel jeden Tag bis Mittag wolkenlos und rein, vom tiefsten Blau, die Gebirge scheinen einem nahe gerückt, die Flur prangt im herrlichsten Grün. Ferner Donner kündigt um Mittag den Regen an.

Als der Verfasser ein Päckchen Streichhölzer kaufen wollte und in einen kleinen unansehnlichen Laden eintrat, machte er die Bekanntschaft des Don Mannel José Carazo, Minister der Finanzen und des Kriegs der Republik Costa-Rica, denn der Verkäufer und Ladenbesitzer war der Herr Minister selbst in höchst eigener Person. Was sagen die europäischen Excellenzen über ihren Collegen in Costa-Rica! Wahrscheinlich haben sie jede diplomatische Verbindung mit ihm abgebrochen. Von Costa-Rica reiste der Verfasser nach Cartago und fand dort das lieblichste Klima der Welt. Bei dieser Gelegenheit bekämpft er auch die vulkanischen Gespenster des Professor Berghaus und gibt uns eine specielle Beschreibung der dortigen Vulkane. Schilderungen der Landschaften, Sitten und Gebräuche wechseln in bunter Menge und gewähren uns heitere Stunden. Von San-José wandert er durchs Gebirge nnd gibt uns ein Urwaldbild in seiner Vollendung; dann geht die Reise wieder nach Greytown und von dort zu Schiffe nach Neuorleans, Neuyork und endlich wieder nach Hamburg. Später hat Marr noch fünf Jahre in Centralamerika gelebt und gedenkt auch hierüber ein Werk zu veröffentlichen, wenn dies angezeigte ermunternde Aufnahme findet. Gewiß wird uns seine Gabe über diesen noch wenig bekannten Welttheil sehr willkommen sein. Johann Schucht.

Eine französische Geschichte des Feldzugs von 1815.

Geschichte des Feldzugs von 1815 nach neuen Actenstücken von Edgar Oninet. Aus dem Französischen von einem deutschen Offizier. Mit einer Uebersichtskarte. Kassel, Freyschmidt. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Nach dem Obersten Charras wagt es noch ein zweiter Franzose, in demselben Geiste Napoleon's letzten Feldzug zu schildern und den Ruhm des Kaisers, Frankreichs Idol, anzutasten! Edgar Oninet, ein Verbannter wie Charras, hat seine Muße in Belgien, wo „das Schlachtfeld von Waterloo sein alleiniger Horizont war", dazu benutzt, über dies Unglück nachzudenken und seine Ursachen aufzusuchen. „Auch ich kenne dies Grab, da ich es bewohne", sagt er. Das Werk, in welchem er seine Resultate niedergelegt hat, kann vom militärischen Standpunkt aus natürlich den Vergleich mit dem des Obersten Charras, dessen Werth der Verfasser selbst im hohen Grade anerkennt, nicht aushalten, aber es ist in Bezug auf scharfsinnige Zergliederung der über manche Fragen noch obwaltenden Zweifel und manche mit großer Bestimmtheit ermittelte Thatsache sehr interessant. Der Mangel an Klarheit und Consequenz, welcher seinen frühern Schriften zuweilen vorgeworfen worden ist, tritt hier nicht hervor, und wenn er die Lust zu Abschweifungen nnd tönenden Phrasen, welche ihm einst als Professor am Collége de France eigen war, auch hier nicht ganz verleugnet, so verdient doch vor allem der Standpunkt, den er zur Beurtheilung Napoleon's eingenommen hat, beachtet zu werden. Ob er seinen ehemaligen Schülern, die für ihn begeistert waren, gefallen wird, ist eine andere Frage.

Das Werk ist in vier Theile zerlegt: „Die Geschichtschreiber des Kaiserreichs"; „Ligny und Quatre-Bras"; „Die Schlacht von Waterloo"; „Die Abdankung". Für den Inhalt des ersten Theils paßt der Titel nicht, da der Verfasser auch ganz andere Dinge darin behandelt; hier tritt allerdings Oninet's schriftstellerische Eigenthümlichkeit am stärksten hervor, dieser Theil wäre unbeschadet seines Inhalts auf die Hälfte zusammenzustreichen. Er laßt sich darüber aus, wie in neuerer Zeit mehr und mehr die Wahrheit „zu einer förmlichen Kritik des Heros, der nicht allein Geschichte gemacht, sondern sie auch nach seiner Weise erzählt hat", zu gelangen beginnt, zu einer „Auflehnung gegen die Tyrannei seines Andenkens". Er zergliedert die verschiedenen Arten der Napoleonischen Legende; die eine sei einfach aus Unwissenheit entstanden, die Geschichte für die großen Massen des Volks; die zweite, die der gebildeten Klassen, der Gelehrten, der Geschichtschreiber selbst, sei zähe, die Geschichte Napoleon's trotz Daten, Zeitabschnitten, Orten, Entfernungen, Geographie und authentischer Documente zurechtzulegen, wie es ihnen paßt. Als Beispiel führt er den 18. Brumaire an, der als eine Nothwendigkeit für die Stellung Frankreichs vor der Invasion hingestellt wird, während Frankreich eben durch die Schlacht von Zürich gerettet ist. Wenn er den Geschichtschreibern das Princip des 18. Brnmaire zugibt, wo ein einziger Mann die Verantwortlichkeit der Geschicke Frankreichs auf sich nahm, so will er, daß jene auch die Consequenzen hinnehmen und nicht verlangen, daß dieser Mann nicht auch als Gebieter handelt nnd nicht da halt macht, wo sie es ihm zugemuthet hätten. Im 18. Brumaire findet der Verfasser das Kaiserreich, und in diesem alles, was seinem Sturze vorangeht. So die Logik der Geschichte!

Interessant ist, daß er Napoleon als einen Fremden darstellt, der nach seiner italienischen Abstammung eine bestimmte Tradition verfolgt, die karolingisch-ghibellinische Weltmonarchie. Diese Idee sei nicht französisch; unter allen, welche in Frankreich von unbeschrankter Gewalt geträumt, Ludwig XI., Richelieu, Ludwig XIV., habe keiner diese Form gedacht oder gefunden. Napoleon bleibe unerklärlich, wenn man seines italienischen Ursprungs vergesse. „Nichts Erschreckenderes, als eine falsche Idee als Herrin eines großen Geistes, sie nimmt da gigantische Verhältnisse an. Zuerst wurde in Napoleon der Staatsmann verletzt." Der Verfasser führt aus, wie er seinen Eroberungen die Festigkeit nahm, indem er Könige und einen Papst zu Vasallen haben wollte, und wie es, da er seine Gegner zur Verzweiflung trieb und sie nicht vernichtete, die Völker erniedrigte und nicht besaß, nicht ausbleiben konnte, daß alle seine Feinde bei der ersten Gelegenheit sich gegen ihn erhoben. „Baylen machte ganz Spanien aufstehen, Moskau ganz Europa." Ueber das Unglück von Baylen habe die Sage erfunden, daß dies Schlachtfeld ein Engpaß, ein zerklüfteter Schlund inmitten unzugänglicher Gebirge sei, und diese fabelhafte Geographie bilde die Grundlage fast aller Berichte. Und doch, wie er sich an Ort und Stelle überzeugt, sei es eine kaum wellenförmige Ebene mit von allen Seiten offenen Olivenwäldchen. Die falschen Ideen, welche Napoleon's Politik störten, seien schließlich auch störend für seine kriegerischen Combinationen geworden; von da an habe der Kaiser den Feldherrn verderbt, das lasse sich schon in Spanien erkennen. Nach dieser Auffassung kritisirt der Verfasser die Feldzüge von 1812, 1813 und 1814. „Um die Vision des großen Reichs zu erfüllen und dessen imaginäre Grenzen zu halten, müssen 190000 Mann seiner besten Soldaten, die er nie

wiedersehen soll, in den Festungen der Weichsel, Oder und Elbe eingeschlossen werden.... Er bedarf ein Marengo, ein Austerlitz, das, was er einen Vernichtungsschlag nennt. Deshalb tritt er seine eigenen Regeln unter die Füße und spannt seine Plane höher. Aber die Feinde haben endlich von ihm die Kunst gelernt, durch welche er sie besiegte.... Im Feldzuge von 1814 beharrte er bei dem Glauben, daß die Kriegskunst das Wunder bewirken könne, eine Nation in Waffen zu ersetzen."

Napoleon als Schriftsteller, bemerkt der Verfasser, hat sich nur an die beiden äußersten Epochen seines Lebens gebunden, an die erste (bis Marengo), weil er hier einen Ruhm ohne Schatten und ohne Besorgniß kostete, an die letzte, weil er in ihr seinen Untergang fand und sich darüber vor sich selbst und der Nachwelt rechtfertigen mußte. Der lange Raum von 1800—15, also das ganze Kaiserreich, bleibt in seinen Memoiren unberührt. Ueber den Feldzug von Waterloo hat er zwei vollendete Berichte entworfen: der erste hat die Meinung festgestellt, alle Thatsachen, die er hinstellt, sind ohne Untersuchung zugelassen worden, alle Männer, die er anschuldigt, ohne Prüfung verurtheilt geblieben. Der zweite Bericht, dem ersten in jeder Hinsicht überlegen, ist fast unbemerkt vorübergegangen. Beide aber sind rein subjectiv entstanden. Napoleon hat seine Feldherren seit dem „Augenblick des Unsterns" nicht wiedergesehen, keine Berichte, keine Erklärungen von ihnen erhalten. Zum ersten male auf die Kenntniß der Dinge beschränkt, welche unter seinen Augen unmittelbar vorgingen, blieb er über alle andern in Ungewißheit. Oft waren seine Annahmen durch das Misgeschick vergiftet, der Wahrheit ganz entgegengesetzt. „Die Geschichtschreiber thaten nichts, als Napoleon's Erzählung wiederholen oder umschreiben." Der Verfasser meint natürlich nur die französischen. Er geht hierauf die Versuche der neuern Schriftsteller durch und kommt auf Charras, dessen Verdienst er gebührend hervorhebt. Wieder zur Restauration von 1814 zurückkehrend, schildert er die Stimmung in Frankreich, welche der Wiederkunft Napoleon's von Elba den Boden vorbereitete. Die sogenannte Zusatzacte Napoleon's, „der nicht zur Freiheit bekehrt war, wol aber errathen hatte, daß sie eine Macht sein könne und mit ihr einen Versuch machen wollte", nennt der Verfasser ein unheilvolles Compromiß, welches zugleich die Freiheit und den Despoten verderben mußte. Sie wurde schlecht aufgenommen; nicht das Werk flößte Zweifel und Argwohn ein, sondern der Urheber. „Es war selbst wenig Fähigen sichtbar, daß der Gebieter von 1809, 1810, 1811 kein milder König sein könne. Trotz seines Willens leuchtete diese Unmöglichkeit aller Augen ein, so gut als ihm selbst. In der Freiheitscharte dachte man ein Werkzeug der Unterdrückung zu sehen, und dies benahm der Situation alle Kraft. Der von Napoleon auf die Verfassung geleistete Eid (auf dem Maifelde, dem alten fränkischen nachgeahmt) schien ein Eid auf den alten Despotismus, es bedurfte nicht des Evangeliums zum Zeugen, daß der Gebieter sich selbst treu bleiben werde. Napoleon, von den byzantinischen Zuthaten ermüdet, mit welchen er sich umgeben hatte, warf heftig den kaiserlichen Mantel von sich. Er näherte sich dem Rande der Erhöhung und zeigte den Krieger. Die Truppen erkannten ihn, sie grüßten ihn mit ihrem Zuruf. Diese Aenderung der Scene gab allen Anwesenden das Gefühl der Lage zurück. Der Schleier fiel; die Wahrheit erschien drohend und schrecklich nach den Täuschungen des Fürsten und der Unterthanen."

Allgemeine Betrachtungen über den Feldzugsplan, den militärischen Zustand von Frankreich, die Zusammensetzung und Stellung der französischen, englischen und preußischen Armeen, Belgien vom strategischen Gesichtspunkte und die englisch-preußischen Cantonnirungen beschließen den ersten Abschnitt. An die Bemerkung Lamarque's und Charras' anknüpfend, daß der Feind in diesem Feldzuge nur noch einen Schatten Napoleon's von sich gehabt, geht der Verfasser nun an die Prüfung „der vier Tage, welche der Feldzug gedauert hat". Die Unparteilichkeit, die er sich vindicirt, können wir ihm nicht ganz zugeben: er ist parteiisch für die französische Armee und gegen Napoleon. Der Haß gegen den Bonaparte hat ihn bei seinem Werke ebenso wie den Obersten Charras geleitet; wir Deutsche haben dawider nichts zu sagen. Einverstanden müssen aber auch Franzosen mit folgender Stelle sein: „Wird man sagen, daß die Unfehlbarkeit des Führers einen Theil des nationalen Ruhms ausmacht, dann würde man Götzendienerei an Stelle der allgemeinen Vernunft setzen. War denn der Ruhm der Römer, alle Fehler Cäsar's zu heiligen? Galt es denn, Dyrrhachium an die Stelle von Pharsalus zu setzen? Besteht der Ruhm Preußens darin, keinen Unterschied zwischen dem Feldzuge von Torgau und den andern Feldzügen Friedrich's zu machen? Die Alten, die Neuen, Cäsar, Friedrich, Napoleon selbst, haben das Gegentheil gedacht."

Sind wir etwas näher auf die politischen und allgemeinen Auffassungen des Werks im Interesse unserer Leser eingegangen, so können wir uns bei dem militärischen Theil, welcher bekannte Thatsachen schildert, um so kürzer fassen, und uns begnügen, das hervorzuheben, was als Frucht seiner Ermittelungen für die Berichtigung mancher bisherigen Annahme wichtig ist. Das Resultat des ersten Tags war der Uebergang über die Sambre und die Trennung der beiden feindlichen Armeen. Der Vortheil wurde aber nicht benutzt. „Schon beklagen sich die Generale einer über den andern, bis der Feldherr sich über alle beklagt. Das Sicherste ist, daß Unentschlossenheit im Oberbefehl war, sobald Napoleon sich abwesend befand. Nichts geschah, wo er nicht war." Mit diesem Gedanken des Verfassers steht freilich im Widerspruch, daß er Ney — mit Recht — gegen die ihm gemachten Vorwürfe in Schutz nimmt und ihm allerdings nachrühmt, selbständig gehandelt zu haben. Er weist nach, daß Ney am 15. Juni erst abends 5 Uhr sein Commando erhalten, sich folglich nicht schon am Morgen um 10 Uhr habe in den Besitz von Quatre-Bras setzen können, welcher Unterlassung ihn Napoleon beschuldigt; Ney hatte überdem keine bestimmte Instruction erhalten, der Name Quatre-Bras findet sich zum ersten male in einem Befehle des Major-General vom 16. ausgesprochen. Napoleon sagt, Ney habe diesen Befehl in der Nacht erhalten. Nun hat aber der Generaladjutant, Graf Flahault, ihn erst morgens zwischen 8 und 9 Uhr geschrieben und ist um 11 Uhr durch Gosselies geritten, wo ihn General Reille gesehen hat, von dort hat er noch eine Lieue bis zu Ney gehabt. „Die Daten, die Stunden, die Thatsachen reden von selbst."

Uns Deutschen ist Napoleon's Wahrheitsliebe wol noch besser aus seinen Bulletins bekannt. Der Verfasser widerlegt noch manche Angabe Napoleon's und glaubt „das Problem von Quatre-Bras mit geometrischer Schärfe gelöst zu haben", weil, nachdem die nothwendige Gleichzeitigkeit der Besetzung der beiden Punkte Quatre-Bras und Sombref festgestellt ist und Napoleon selbst erklärt, daß er letzteres nicht habe besetzen wollen, sich daraus die eingebildete und falsche Annahme auflöst, daß er das andere habe nehmen wollen. „Die Geschichte wird wiederholen, daß Ney bei Quatre-Bras das war, was er in seinen großen Tagen gewesen, daß er in der Verzweiflung eine übermenschliche Energie fand, daß er hinderte, daß kein einziger Engländer zu den Preußen bei Ligny stieß, während dies die ganze Berechnung der feindlichen Armeen war, daß er also Napoleon Zeit verschaffte, zu siegen und das Glück zu erfassen. Sind das Beweise von Geistesverwirrung, wie Napoleon's Bericht sagt?" So hoch stellen wir nun allerdings Ney als Heerführer nicht: im Feldzuge von 1813 hat er als solcher Fiasco gemacht; deshalb ist er aber doch ein guter Corpsführer und der „Bravste der Braven" gewesen. Die Gründe, welche Blücher bewogen, die Schlacht in der Stellung von Ligny, welche zugleich kühn offensiv war, anzunehmen, sind ziemlich richtig aufgefaßt; diejenigen, welche Napoleon's Zaudern erklären, kann er nur psychologisch verstehen. Napoleon selbst hat dies zugestanden, indem er sagt: „Es ist gewiß, daß ich unter diesen Umständen nicht mehr das Gefühl des entscheidenden Erfolgs in mir hatte. Es war nicht mehr mein früheres Vertrauen.... Es ist sicher, daß ich fühlte, mir fehle etwas." Jedenfalls wurde die Verzögerung des Angriffs um fünf Stunden bis 3 Uhr nachmittags,

wo er des ganzen Tags so sehr bedurfte, um die Zerstörung der preußischen Armee zu vollenden, eine erste Ursache seines Untergangs. Die Schlacht von Ligny ist lebhaft, aber kurz erzählt. Dann ebenso das Treffen bei Quatre-Bras, wobei er wiederum Napoleon's Angaben über das Erlon'sche Corps, das Ney ganz vergessen haben soll, widerlegt. Der Ungrund dieser Beschuldigung war übrigens längst bekannt: Erlon hatte von Ney Befehl zum Vorrücken, wurde aber durch einen Adjutanten Napoleon's gegen Ligny dirigirt, wo von seinen Truppen kein Gebrauch gemacht wurde, sodaß er nur eine Division und drei Cavalerieregimenter dort ließ und wieder zu Ney abmarschirte, auf diese Weise freilich weder hier noch dort am Kampfe theilnahm. Ney war in Verzweiflung, als ihm die Hälfte seiner Truppen entzogen wurde, wo ihm Napoleon eben geschrieben: „Das Schicksal Frankreichs ist in Ihren Händen!" Er wünschte sich den Tod.

Der Sieg bei Ligny wurde wiederum nicht energisch benutzt. „Napoleon war zum Schlafen nach Fleurus zurückgekehrt. Früher hätte er nicht ermangelt, inmitten der Quarrées seiner Garde zu bivuakiren." Sehr richtig bemerkt der Verfasser, daß die Neigung einer siegreichen Armee zur Ruhe nach dem Siege natürlich sei, weil die Sieger ebenso ermattet als die Besiegten sind und nichts mehr zu fürchten haben, während diese in fieberhafter Thätigkeit bleiben, sich der Gefahr zu entziehen. „Man kann sagen, daß in dieser langen Nacht der Unthätigkeit das Glück begann zu ermüden und ins entgegengesetzte Lager überzugehen." Der Verfasser sucht Napoleon's Thatlosigkeit durch zwei Ursachen zu erklären, erstens durch die Gewohnheit, alle, die er geschlagen, für vernichtet zu halten, und zweitens durch die Geringschätzung seines Gegners. So gönnte er Blücher 12—15 Stunden Vorsprung und verlor dessen Spur ganz. Erst zu Mittag des 17. Juni und nicht bei Tagesanbruch, wie Napoleon's geschickt verhüllte Erzählung glauben läßt, erhielt Grouchy Befehl, mit 33000 Mann die Preußen zu verfolgen. Dieser erkannte vom ersten Augenblick an die Schwierigkeit der ihm so verspätet zugetheilten Aufgabe, sie erschreckte ihn und er wollte sie ablehnen. Der Verfasser weiß vom Herzoge von Elchingen, Ney's Sohn, dem es Grouchy selbst erzählt, daß dieser dem Kaiser zu Füßen gefallen und ihn gebeten, dem Marschall Ney dies Commando zu geben, daß er ihm Vorstellungen über die Schwierigkeiten des Auftrags mit einer Heftigkeit gemacht, welche bei dem sonst so unterwürfigen Manne in Erstaunen gesetzt und daß Napoleon endlich die Unterredung mit einem bittern Worte geschlossen, welches keine Erwiderung mehr zugelassen habe: „Will man mir etwa Lehren geben?"

Von allgemeiner Wahrheit sind die Worte, welche der Verfasser daranknüpft: „Der Gedanke des Führers ist es ja, welcher den Truppen Sicherheit und Raschheit verleiht und sie Wunder thun läßt. Wenn dieser lichtvoll ist, so haben die Truppen Flügel; ist er ungewiß, so werden selbst die Reiter schwerfällig. Dieselben Wege sind gut für die einen, schlecht für die andern, je nach dem Genie, welches sie führt. Im Grunde eines jeden militärischen Unglücks gibt es einen großen Irrthum des Geistes; man suche keine andere Schicksalsfügung." Wir möchten nur manchen andern Factor dabei auch zulassen: es gibt im Kriege gar viele Dinge, die sich aller Berechnung, selbst des größten Genies entziehen, auch abgesehen von der höhern Macht, welche die Kriege wie alles Irdische lenkt. Grouchy erhielt keine Instruction, trotz der Behauptung von St.-Helena, er erhielt in der Nacht zum 18. Juni keine einzige Ordonnanz, keine Depesche, kein Wort, obgleich Napoleon zwei Offiziere an ihn geschickt haben will. Die Befehle, welche sie gebracht haben sollen, 7000 Mann nach der Linken zu entsenden, scheinen nach den Ereignissen erdacht worden zu sein, sie finden sich nirgends im Register des Generalstabes eingetragen, Napoleon's spätere Depeschen an Grouchy erwähnen ihrer gar nicht, wie doch natürlich gewesen wäre. Napoleon, der die Engländer nun in der Stellung von Waterloo vor sich hatte, kümmerte sich nur um diese, alles andere vernachlässigte er. Und doch verzögerte er wiederum den Angriff, der bei Tagesanbruch oder wenigstens um 8 Uhr geschehen konnte, weil er an die Möglichkeit, daß die Preußen den Engländern zu Hülfe kommen könnten, nicht glaubte. Der Verfasser schildert nun die Schlachtordnung beider Armeen und Napoleon's Angriffsplan und weist auf die Dunkelheiten, Widersprüche und Ungewißheiten über die wichtigsten Ereignisse der Schlacht hin, besonders ihre Zeitfolge betreffend, welche sich in allen Berichten über dieselbe finden. Sein Vorsatz ist, die Wahrheit zu suchen und die hauptsächlichsten Phasen der Handlung in der genauen Ordnung zu bezeichnen, in welcher sie sich zugetragen haben. Demgemäß trägt er die Schlacht von Waterloo nach ihren einzelnen Momenten vor, die wir bei unsern Lesern im allgemeinen als bekannt voraussetzen müssen; dann faßt er die über die Schlacht ausgesprochenen Meinungen zusammen und kommt zu dem Resultate, daß das Unglück bei Waterloo nicht die Folge eines einzigen Fehlers, sondern einer Reihe von Fehlern ist, welche er nochmals kurz vorführt. In der Schlacht selbst sei es die unglückliche Formation des ersten Corps (in vier großen Massen, jede von acht Bataillonen in Linie hintereinander dicht aufgeschlossen!) welche Napoleon selbst nicht angeordnet hat; die Aenderung des Schlachtplans nach Erlon's Schlappe; die Selbsttäuschung, Bülow's Preußen für ein einfaches Detachement anzusehen, wodurch es kam, daß man weder den verständigsten Entschluß faßte, den Rückzug, noch den kühnsten, die noch zum Siegen gelassene Zeit zu benutzen, den Angriff gründlich mit allen Kräften zu erneuern und der preußischen Armee durch Schnelligkeit zuvorzukommen. Der Verfasser gibt den Preußen die Ehre, die ihnen gebührt, was bekanntlich Wellington seinem Retter Blücher in spätern Zeiten nicht mehr gethan hat. Bei der Prüfung der Urtheile über Grouchy, obgleich er seine Fehler eingesteht, reinigt er ihn doch durch Thatsachen von manchem harten Tadel. Zum Schluß des Abschnitts will er damit die Wahrheit von neuem belegt wissen, daß niemand anders untergeht, als durch seine Fehler.

Im vierten Theil holt er Grouchy's Gefecht bei Wavre und dessen Rückzug nach und erzählt dann Napoleon's Rückkehr nach Paris, wie von Moskau, wie von Leipzig, statt bei seiner Armee zu bleiben: „Nichts gleicht dem Napoleon der glücklichen Zeiten weniger, als der Napoleon des Misgeschicks!" Das Wort Abdankung war schon in jedem Munde, wie das Wort der Nothwendigkeit. Die Kühnheit der Kammern wuchs mit Napoleon's Zaudern, jetzt kam der Rückschlag des 18. Brumaire. „Am 21. Juni 1815 und besonders dem folgenden Tag erstand dieselbe Versammlung der freigewählten Fünfhundert, die man seit 1799 zerstreut und ohnmächtig glaubte, aus ihrer Asche mit ihrem Zorn und ihrem Wunsche nach Vergeltung." Die Abdankung mußte denn erfolgen; die Rollen, welche Fouché, Benjamin Constant, der Verfasser der Zusatzacte, und andere dabei gespielt, werden beleuchtet: „Napoleon ohne Kraft und Kühnheit war ein so überraschendes und neues Schauspiel, daß jeder fühlte, er habe aufgehört zu herrschen." Napoleon's Plane erfahren eine strenge Kritik. „Er stieg mit großen Schritten von der Höhe der Geschichte herab und sein öffentliches Leben endigte mehrere Tage vor seiner Abdankung, denn es ist sicher, daß bei der Rückkehr von Elba es nicht das Schwierigste war, in Paris einzuziehen. Die Frage war nicht allein, Frankreich wieder zu ergreifen, das sich so leicht dem hingibt, der die Kühnheit besitzt, es zu nehmen." Diese Anspielung wird dem Verfasser nicht vergessen werden! Er erörtert die Möglichkeit eines Kampfes gegen die Versammlung, welche die Abdankung votirt hatte und schon mit Entsetzung drohte; er glaubt, daß Napoleon dem Misgeschick zu rasch gewichen sei. „Als er fiel, blieb nichts übrig, das die Mühe eines Opfers werth war. Jeder zog sich zurück, wie von einem öffentlichen Schauspiel, nachdem der Vorhang gefallen ist." In der Betrachtung der Versammlung, welche nicht wagte, auf die Revolution und die Republik zurückzugehen, spricht der Verfasser seine eigenen politischen Ansichten klar aus; Fouché, dem Herrn von

Frankreich in der provisorischen Regierung der „fünf Kaiser“, widmet er einen eigenen Abschnitt, er nennt ihn einen Judas mit dreifachem Gesicht. Hier geht der Verfasser in der ihm eigensten Weise ins Feuer. Traurig zu lesen, was er dann weiter über Napoleon zu Malmaison schreibt: „Dieser Herr der Welt ist in dem Augenblick schwächer als ein Rohr; der geringste Hauch treibt ihn im entgegengesetzten Sinn.“

Während nun die Versammlung Unterhandlungen mit dem Feinde anknüpfte, die der Verfasser schlimmer als das Unglück von Waterloo nennt, während Fouché und Davoust sich bereits mit den Bourbons verständigten, hielt die wieder vereinigte Armee im Felde noch stand, konnte aber den Vormarsch der Gegner nicht aufhalten. Das Gefecht von Versailles wird hier mit einer französischen Lüge erzählt: „Die Soldaten (Sohr's) streckten bis zum letzten die Waffen.“ Und Blücher hat doch am folgenden Tage die Reste der beiden Regimenter besichtigt! Schon die falsche Darstellung, welche bei Excelman's Tode erschien, hat eine öffentliche Widerlegung durch den General von Holleben erfahren (vgl. Nr. 3 d. Bl. f. 1854). Die Franzosen sind aber in solchen Dingen unverwüstlich! Bei der Convention von Paris zieht der Verfasser eine Parallele zwischen 1814 und 1815. Damals in viel verzweifeltern Umständen zauderten Mortier und Marmont keinen Augenblick, mit 20000 Mann vor Paris die Schlacht zu liefern; man würde nicht einmal begriffen haben, wie es hätte anders sein können. „Und nun an denselben befestigten Orten, mit 80000 Soldaten, unterstützt durch 17000 Tirailleurs und 50000 Nationalgarden, hinter der fast uneinnehmbaren Stellung des Ourcqkanals, angesichts eines getheilten Feindes entschied man sich dafür zurückzugehen, Paris und Frankreich hinzugeben, ohne einen Schuß zu thun!“ Die Erklärung, welche der Verfasser über die Beweggründe der Generale gibt, ist pointirt genug, man kann aber kurz sagen: damals war Napoleon noch der Kaiser und oberste Feldherr!

Mit der zweiten Restauration ist der Verfasser mit wenig Worten fertig; zum Schluß seines Werks widmet er noch Napoleon auf St.-Helena einen Blick. „Die Gestalt Napoleon's von 1800—15 wurde in der Geschichte durch den Widerschein der Jahre von 1816—21 beeinträchtigt. Wir ließen die in der Gefangenschaft geschöpfte, spätreife Weisheit in die Vergangenheit auf den kaiserlichen Thron zurücksteigen. Wenn Cäsar durch seine Schuld zweimal die Barbaren in Rom herbeigeführt, wenn er in vier Kriegen: in Gallien, Germanien, Iberien und Scythien die römischen Heere verloren hätte: ist es glaublich, daß die Alten ihm für seine Niederlagen ebenso viel Dank wie für seine Siege gewußt hätten? Wer ihren einsichtsvollen Geist kennt, darf daran zweifeln.“ Mit diesem Wort schließt das Werk. Unsere Mittheilungen daraus werden die Leser in den Stand gesetzt haben, den Geist, in welchem dasselbe geschrieben ist, zu beurtheilen. Auch wir sind der Meinung des Uebersetzers, daß Quinet's Schrift trotz der ausgezeichneten des Obersten Charras ihr eigenthümliches Interesse hat. Die Uebersetzung ist gewissenhaft, oft zu wörtlich, wodurch zuweilen doch dem Sinn in der deutschen Uebertragung Eintrag und dem Geist unserer Sprache nicht immer sein Recht geschehen ist.

Karl Gustav von Berneck.

Notizen.

Deutsche Urtheile über Corneille in französischer Auffassung.

In einem größern literarischen Artikel Sainte-Beuve's im „Constitutionnell“, der im allgemeinen die Werke über den „Cid“, im besondern Corneille zur Grundlage hatte, wurden auch verschiedene deutsche kritische Urtheile über Corneille's Werke zusammengefaßt. Zwar schien sich Sainte-Beuve in Betreff dieser deutschen Urtheile an ein Werk des Prof. Rambert in Zürich über die „Französische dramatische Poesie des 17. Jahrhunderts“ zu halten, indessen wenn auch, es war viel, daß er diesen kritischen Urtheilen wenigstens nach einer Seite hin offen gerecht wurde. Die Franzosen, so meinte er, dürften ihr Ohr ausländischen Urtheilen über französische Größen nicht verschließen, selbst wenn diese wenig günstig wären. Ein berühmter Mann könnte für die eine Nation eine Größe ersten Ranges sein und bei einer andern Nation zu einer Größe zweiten Ranges hinabsinken. Er citirte dann besonders Urtheile von Lessing, Schiller, Schlegel, Goethe, Jakob Grimm. „Corneille verdient bei uns“, so schrieb er wörtlich, „den Namen des «Großen», kommt er aber mit diesem Titel gekrönt zu den Deutschen, was sagt zum Beispiel ein ausgezeichneter Kritiker wie Lessing dazu? Er kritisirt ihn, er analysirt ihn ohne Erbarmen. Lessing hat recht und Lessing hat unrecht. Recht hat er, indem er ein einfach erhabenes Genie suchte, wie man es ihm angepriesen hatte (man, das heißt: damalige französische Kritiker), und sich nun verwunderte, nur einem gesucht schwülstigen, prunkenden Schöngeiste zu begegnen. Unrecht hat er, denn er übersah Corneille's Schönheiten, diejenigen, welche hinreißen, entzücken und seine Fehler aufwiegen.“ Solche ausländische Stimmen dürfe man nicht überhören, sie hätten ihren Grund und ihr Recht, vor allen Dingen, das dürfe man nicht vergessen, flößen sie aus lauterer Quelle. Ein schönes Wort dies „lauter“; deutsche Kritiker könnten sich's wol anmerken, wie den Deutschen ein französischer Kritiker gleich Sainte-Beuve gerecht wird. „Lessing insbesondere“, fuhr Sainte-Beuve fort, „sah in seinem Eifer in der Polemik gegen Corneille darauf, die deutsche Bühne von französischen Nachahmungen zu reinigen, welche sie überschwemmten. Schlegel, der dieses Werk (nämlich Corneille's «Rodogune») nicht mehr zu verfolgen hatte, spricht sich verhältnißmäßig gemäßigt aus, er wollte dem französischen Dichter eine kleine Genugthuung geben.“ Allein trotzdem hatten sich die deutschen Geister mit der „tragedie symetrique“ nicht aussöhnen können. Gegen Schiller scheint Sainte-Beuve eingenommen zu sein. „Schiller konnte sich in nichts den Stücken des Corneille anschließen.“ Denn Schiller schrieb unter dem 31. Mai 1799 an Goethe (wir citiren nach der französischen Uebersetzung, wie sie Sainte-Beuve gibt): „Ich habe «Rodogune», «Pompee», «Polyeucte» von Corneille gelesen und bin über die in Wahrheit außerordentlichen Unvollkommenheiten dieser Werke, welche ich seit 20 Jahren rühmen höre, erstaunt. Nicht allein der schlechte Geschmack stößt uns ab, sondern auch die Armuth in der Erfindung, die Trockenheit in der Entwickelung der Charaktere, die Kälte in der Leidenschaft, das Schleppende der Handlung, endlich die Abwesenheit beinahe alles Interesses.“ Auch mit Jakob Grimm's Urtheil über Corneille ist es nicht viel besser bestellt. Jakob Grimm schrieb an Michelet (den bekannten französischen Verfasser der Werke über die „Liebe“, über die „Hexe“ u. s. w.): „Darf ich Ihnen ein Geständniß wiederholen, das wir in Deutschland allgemein machen? Ich habe oft mit dem besten Willen der Welt Corneille, Racine und Boileau aufgeschlagen, und ich fühle alles das, was sie an Talent besitzen, aber ich kann die Lectüre nicht aushalten und es scheint mir augenfällig, daß ein Theil der tiefsten Empfindungen, welche die Poesie wachruft, diesen Autoren verschlossen geblieben ist.“ Jedoch tröstete sich Sainte-Beuve, er konnte bemerken: „Goethe, wie immer, war gerechter und beinahe als der einzige in seinem Vaterlande; er machte sich mit geistvoller Theilnahme an Corneille, indem er ganz in dessen Genie eindringen wollte. Goethe macht in dieser Hinsicht eine Ausnahme.“ Wenn wir es nicht schon wüßten, hier hätten wir wieder ein Beispiel, mit welcher großen Wärme französische Schriftsteller sich beeilen, Goethe gerecht zu werden, gerechter als dies ein großer Theil der Deutschen aus politischen Rücksichten thun mag.

Uebertragungen deutscher Bücher in fremde Sprachen.

Nachdem Andersen's „Märchen“ schon vor längerer Zeit als „The ice maiden“ ins Englische übertragen sind — wir finden im „Athenaeum“ eine schön ausgestattete Uebersetzung mit 40 Illustrationen angezeigt — sind sie nun auch auf amerika-

nischen Boden übertragen. Diese Uebersetzung rührt von einer Dame, von Fanny Fuller her; ausdrücklich ist das Buch als „translated from the German" angekündigt. Im selben amerikanischen Verlage erschien kürzlich Heine's „Buch der Lieder" als „Book of Songs", die Uebersetzung soll sich durch ziemlich treue Wiedergabe des Originals auszeichnen. Eine gewiß seltene Ehre, über die manche deutsche Kritiker die Nase rümpfen werden, ist auch unserer alten schnurrigen „Jobsiade" widerfahren, auch sie ist ins Englisch-Amerikanische übertragen. Die Auswahl, welche bei Uebertragungen in fremde Sprachen stattfindet, ist überhaupt oft eine absonderliche. Nicht wollen wir uns darüber wundern, daß sich jüngsthin Goethe's „Faust" und Lessing's „Nathan" der hebräischen Sprache haben anbequemen müssen, aber daß ausländische Uebersetzer und Uebertrager häufig auf Werke fallen, die wir halb oder ganz zu den Todten zahlen. So nimmt es sich eigenthümlich aus, einen französischen Kritiker mit Wärme von Jean Paul sprechen zu hören. Wenn der wüßte, wie viele Deutsche jetzt Jean Paul überhaupt nur noch in die Hand nehmen! Oder wenn sich eine französische schriftstellernde Dame mit E. T. A. Hoffmann, mit diesem in Deutschland schon ziemlich außer Curs gekommenen Romantiker befaßt! Daß da von Goethe in England als besondere Schrift „Goethe's Essay on the metamorphoses of plants" mit erklärenden Anmerkungen erscheint, nun das kann nicht so sehr wunder nehmen; aber daß eine George Sand in den Werken E. T. A. Hoffmann's herumstöbert und sich durch ihn so anmuthen läßt, um eins seiner Märchen als der „Weihnachtsabend", zu dramatisiren und zum Gebrauche auf Dilettantenbühnen einzurichten! Man sieht, der Geschmack ist glücklicherweise noch verschieden. Selbst schon halb und halb begrabene Werke leben ab und zu in irgendeiner Gestalt wieder auf. Interessant ist wol auch die Uebersetzung von Friedrich Sallet's „Laienevangelium" ins Französische. Es erscheint unter dem Titel: „Evangile des laiques par *Frédéric de Sallet*. Traduit en vers français par *F. G. Dessi*." Der Verleger betont besonders die „Volksthümlichkeit", deren sich das Werk in Deutschland erfreut, die „poetische Form" und die „Tendenz", welche in Einklang mit dem Streben des aufgeklärten Europa, namentlich Frankreichs, nach einem freiern und vernünftigern religiösen Ideale fände. Wahrscheinlich hat Renan's „Leben Jesu" den Blick auf das Sallet'sche Werk gelenkt. An der Uebersetzung wäre der „Fleiß des Uebersetzers" zu loben. Schließlich wollen wir noch auf das eigentlich unverdiente Glück hinweisen, das einem deutschen Drama, nämlich Mosenthal's „Deborah", im Auslande geworden. Nachdem es sich die Ristori schon früher zu Bühnenzwecken hatte ins Italienische übertragen lassen, hat sich dessen nun auch die londoner Bühne bemächtigt. Aber nicht eine, gleich zwei; die eine gibt es als „Leah", die andere als „Deborah". 11.

Bibliographie.

Berger, J., Naturwissenschaft, Glaube, Schule. Frankfurt a. M., Verlag für Kunst und Wissenschaft. Gr. 8. 7½ Ngr.

Beseler, G., Die englisch-französische Garantie vom Jahre 1720. Mit Anlagen. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 15 Ngr.

Bremer, J., Geschichte Schleswig-Holsteins bis zum Jahre 1848. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Brunier, L., Friedrich Ludwig Schröder. Ein Künstler- und Lebensbild. Leipzig, Weber. 8. 2 Thlr.

Brunner, S., Der Atheist Renan und sein Evangelium. Regensburg, Manz. 8. 18 Ngr.

Delsmann, A., Die Waldenser der Graffschaft Schaumburg und Gründung des Dorfes Charlottenberg. Ein Beitrag zur Geschichte der Esterau, nach den Akten des Archivs zu Schaumburg. Wiesbaden, Kreidel. 8. 10 Ngr.

Dunant, H., Die Barmherzigkeit auf dem Schlachtfelde. Eine Erinnerung an Solferino, nach der 4ten französischen Ausgabe, mit Ermächtigung des Verfassers neu übersetzt und mit einem Bericht über den Genfer internationalen Sanitätscongreß vermehrt von E. R. Wagner. Stuttgart, Belser. Gr. 8. 18 Ngr.

Haneberg, D. B., E. Renan's Leben Jesu beleuchtet. Regensburg, Manz. Gr. 8. 9 Ngr.

Hoffmann, F. L., Zur Erinnerung an Nikolaus Heinrich Julius, Dr. der Heilkunde, als Bücherfreund und literarhistorisch-bibliographischer Schriftsteller. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 8. 6 Ngr.

Krüger, J., Die Tochter der Grille. Erzählung. Altona, Verlags-Bureau. 8. 20 Ngr.

Krylow, Fabeln, treu übersetzt aus dem Russischen ins Deutsche von einer Deutschen. St. Petersburg. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Lamy, T. J., Renan's „Leben Jesu" vor dem Richterstuhle der Kritik. Uebersetzt von A. Rohling. Münster, Brunn. Gr. 8. 10 Ngr.

Lyell, C., Das Alter des Menschengeschlechts auf der Erde und der Ursprung der Arten durch Abänderung, nebst einer Beschreibung der Eiszeit in Europa und Amerika. Nach dem Englischen mit eignen Bemerkungen und Zusätzen und in allgemein verständlicher Darstellung von L. Büchner. Autorisirte deutsche Uebertragung nach der 3ten Auflage des Originals. Mit zahlreichen Holzschnitten. 1ste Lieferung. Leipzig, Thomas. Gr. 8. 1 Thlr.

Pahle, F., Geschichte des Orientalischen Alterthums von den ältesten Zeiten bis auf die Perserkriege. Mit einer synchronistischen Tabelle und zwei kartographischen Beilagen. Oldenburg, Stalling. 8. 22½ Ngr.

Pressel, P., Johann Calvin. Ein evangelisches Lebensbild. Mit dem Porträt des Reformators in Stahlstich. Elberfeld, Friderichs. Gr. 8. 22½ Ngr.

Pressensé, E. de, Die christliche Familie. Aus dem Französischen. Leipzig, Bredt. 8. 15 Ngr.

Sodenstern, A. v., Die Schlacht bei Bergen am 13 April 1759. Auf Grund des bisher noch nicht veröffentlichten Tagebuchs des landgräflich hessischen Generallieutenants von Wutnigau, sowie anderer Quellen und genauer Kenntniss des Terrains dargestellt und kritisch besprochen. Mit einem Plane und vier Anlagen. Kassel, Freyschmidt. 8. 25 Ngr.

Weiß, K., Heinrich der Erste, der Städtegründer. Preissche Erzählung in Bildern. Leipzig, Brockhaus. 16. 16 Ngr.

Wolf, G., Isak Noa Mannheimer, Prediger. Eine biographische Skizze. Mit Benützung von Archivalien der k. k. Staats- und Justizministerien, des k. k. obersten Gerichtshofes, der k. k. nieder-österreichischen Statthalterei und des Wiener Magistrates. Wien, Knöpflmacher u. Söhne. 1863. Gr. 8. 16 Ngr.

Tagesliteratur.

Baumgarten, M., Die schleswig-holsteinische Burg. Eine Predigt aus der Ferne. Rostock, Leopold. Gr. 8. 3 Ngr.

Carl, J., Vilmar wider Ebrard in Sachen Schleswig-Holsteins oder die christliche Polemik in Kurhessen. Frankfurt a. M., Völcker. Gr. 8. 4 Ngr.

Debenroth, v., Der Winterfeldzug in Schleswig-Holstein. 1stes Heft: Vom Executions-Beschluß bis zu den Danewerken. Berlin, F. Schulze. Gr. 8. 7½ Ngr.

Lemcke, L. G., Shakspeare in seinem Verhältnisse zu Deutschland. Ein Vortrag gehalten im Rathhaussaale zu Marburg am 16. Februar 1864. Leipzig, Vogel. 8. 4 Ngr.

Reeder, C., Der bevorstehende Friede für Schleswig-Holstein mit Dänemark. Eine Stimme aus dem Schleswigschen Volke. Neumünster, Schleswig-Holsteinische Verlagsbuchhandlung. Gr. 8. 3 Ngr.

Schlacht bei Leipzig vom 15. bis 18. Oktober 1813 von einem alten Soldaten. Genf, Müller-Darier. 16. 7½ Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 17. — 21. April 1864.

Zum Shakspeare-Jubiläum.

1. Shakspeare-Anthologie. Die schönsten und bedeutsamsten Schilderungen und Weisheitssprüche aus den Dramen des Dichters. Biographisch eingeleitet und herausgegeben von F. Kreyßig. Mit 32 Illustrationen von Karl Winkler. Hamburg, Vereinsbuchhandlung. 1864. Gr. 16. 3 Thlr.
2. Shakspeare-Album. Des Dichters Welt- und Lebensanschauung, aus seinen Werken systematisch geordnet von C. E. R. Alberti. Berlin, Lüderitz. 1864. 16. 1 Thlr.
3. Shakspeare. Lebensweisheit aus seinen Werken gesammelt von August Corrodi. Winterthur, Lucke. 1863. 16. 12 Ngr.
4. Shakspeare-Blüten als Festgabe zur dreihundertjährigen Gedächtnißfeier des großen britischen Dichters. Gesammelt von W. A. Ahne. Prag, Gredner. 1864. 8. 20 Ngr.
5. Shakspeare in seiner Wirklichkeit. Von J. L. F. Flathe. Erster Theil. Leipzig, Dyk. 1863. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
6. Shakspeare in seiner Bedeutung für die Kirche unserer Tage. Ein Vortrag, zum Theil im Evangelischen Verein zu Berlin gehalten, von August Schwartzkopff. Halle, Mühlmann. 1863. 16. 9 Ngr.
7. Beiträge zur Erklärung von Shakspeare's Othello. Von F. Lüders. Hamburg, O. Meißner. 1863. 8. 15 Ngr.
8. Corneille, Shakspeare et Goethe. Étude sur l'influence anglo-germanique en France au XIX^e^ siecle par *William Reymond.* Avec une lettre-preface le M. *Sainte-Beuve* de l'Académie française. Berlin, Lüderitz. 1864. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
9. Shakspeare. Nach authentischen Quellen und eigenen Forschungen von A. von Winterfeld. 1864. 16. 5 Ngr.

Wie es eine löbliche alte Sitte ist, zu Jubelfesten auf dem Gebiete der Wissenschaft und Literatur literarische Festgaben darzubringen, so hat auch Shakspeare's bevorstehende dreihundertjährige Geburtsfeier sowol in England als auch bei uns bereits Anlaß zu mehrfachen derartigen Publicationen gegeben. Diese Festschriften haben von jeher nur einen relativen Werth in Anspruch genommen; sie sind meist nur pièces d'occasion und wollen auch nicht mehr sein, denn die bedeutenden Hervorbringungen in Wissenschaft, Literatur und Kunst gehen ihren Gang unbekümmert um Jubelfeste und andere äußere Anlässe. Sie geben in der Regel entweder Rückblicke auf die rühmliche Vergangenheit des Jubilars, oder sie fassen Lage und Bedürfnisse des Augenblicks ins Auge, oder sie greifen wünschend und hoffend in die Zukunft voraus. In allen Fällen sind sie selbstverständlich darauf berechnet, die Bedeutung und Verdienste des Jubilars ins hellste Licht zu stellen und ihm verehrend zu huldigen. Wenn wir ihnen danach schon im allgemeinen keinen hohen literarischen Rang einzuräumen vermögen, so ist dies ganz besonders bei den vier vorliegenden der Fall, welche in merkwürdiger Uebereinstimmung die Sträuße, welche sie dem Geburtskinde Shakspeare zum Angebinde überreichen, in dessen eigenem Garten gepflückt haben. An diese vier Anthologien reihen sich dann fünf andere Beiträge zur Shakspeare-Literatur an, welche wenigstens theilweise gleichfalls in mehr oder minder nahem Bezuge zu dem bevorstehenden Feste stehen.

An Gediegenheit, Reichhaltigkeit und Eleganz der Ausstattung nimmt ohne Frage die F. Kreyßig'sche „Shakspeare-Anthologie" (Nr. 1) die erste Stelle unter ihren Mitbewerberinnen ein. Sie tritt uns in jeder Beziehung als ein Festbuch entgegen. Durch „Zusammenstellung der unmittelbar ergreifendsten und anziehendsten Stellen aus Shakspeare's Dramen" will der rühmlich bekannte Herausgeber dem Dichter neue Verehrer und — Leser gewinnen. „Den vertrautern Freunden Shakspeare's aber hofft diese Auswahl ein brauchbares Handbuch zu werden, in welchem ihnen der innerste Gedankenkern Shakspeare'scher Dichtung zu leichter Uebersicht geordnet entgegentreten, und welches zur Orientirung in der Shakspeare'schen Auffassung menschlicher Dinge sich hülfreich erweisen soll." Die Anzahl und Ausdehnung der aus den Römerdramen und den englischen Historien gegebenen Auszüge mußte leider noch während des Drucks aus äußern Gründen beschränkt werden. In der vorangeschickten Lebensskizze entwirft der Herausgeber in wenigen aber sichern Zügen ein Bild von dem äußern und innern Lebensgange des Dichters. Daß die Auswahl mit Kenntniß, Takt und

Geschmack getroffen ist, bedarf bei einem so bewährten Shakspeare-Kenner wie der Herausgeber keiner ausdrücklichen Versicherung; das einzige, was wir hin und wieder anders gewünscht hätten, sind die Ueberschriften über den ausgehobenen Bruchstücken, welche bisweilen eine etwas tendenzlöse Färbung tragen.

C. E. R. Alberti's „Shakspeare-Album" (Nr. 2) und August Corrodi's „Shakspeare" (Nr. 3) sind insofern nach einem andern Plane angelegt, als sie nicht nach der Reihenfolge der Stücke, sondern schematisch geordnet sind. Alberti hat seine Auswahl unter folgende Rubriken klassificirt: „Religiöse Weltanschauung", „Der Staat", „Menschenschicksale und Stimmungen", „Sittliche Würde und ihre Kehrseite", „Die Frauen", „Liebe", „Sentenzen und Lebensregeln", „Vermischtes", „Shakspeare's Patriotismus". Wie Kreyßig hat auch Alberti seine Sammlung durch eine biographische Skizze eingeleitet, welche sich jedoch an eindringendem Verständniß nicht mit der des erstern vergleichen kann. Die Anthologie von Corrodi zerfällt nicht wie die Alberti'sche in größere Gruppen, sondern hat die „Lebensweisheit Shakspeare's" unter alphabetisch folgende Ueberschriften geordnet; mit dem „Alter" fängt sie an und endigt mit der „Zeit". Leider vermissen wir unter den einzelnen Stellen den Nachweis, woher sie entnommen sind. Vorangeschickt sind „Stimmen über Shakspeare".

Die „Shakspeare-Blüten" von W. A. Ahne (Nr. 4) weichen, obwol ebenfalls systematisch geordnet, in mannichfacher Hinsicht von den genannten Schriften ab. Der Herausgeber meint, ein dicker Foliant würde nöthig sein, um alle die vorzüglichen und wunderschönen Stellen zu fassen, welche sich aus Shakspeare ausheben lassen — aus wie viel Folianten sein Shakspeare wol bestehen mag? Er faßt daher einen besondern Zweck ins Auge, nämlich den, daß seine Sammlung der erwachsenen Jugend zur Belehrung dienen und jung und alt erquicken möge; das letztere wollen alle Anthologien. „Viele der schönsten Stellen, z. B. über die geschlechtliche Neigung, über die Eifersucht, über die Rachsucht u. s. w. wird man daher allerdings vermissen; jedoch, wer sie vermißt, der kennt sie ja ohnehin, der Jugend aber können sie, und besonders als Aphorismen, bei allem dichterischen Werthe wenig zuträglich sein." Der Herausgeber gruppirt folgendermaßen: „Ausgewählte Stellen moralischen Inhalts", „Ausgewählte Stellen philosophischen Inhalts", „Ausgewählte Stellen satirisch-humoristischen Inhalts, „Vermischte Stellen" und „Mythologische Stellen". Was mit dieser letzten Kategorie eigentlich bezweckt wird, ist schwer zu sagen; es finden sich darunter bloße Anrufungen und Erwähnungen irgendeiner Gottheit, die weder moralischen, philosophischen, satirisch-humoristischen noch selbst vermischten Inhalts sind. Noch zweckloser erscheinen die darangeknüpften erläuternden Anmerkungen, welche aus Petiscus' „Olymp" entnommen sind. Außerordentlich rococo, in der That! Das ganze Büchlein ist überdies reichlich mit Parallelstellen aus deutschen Dichtern, mit deutschen Sprichwörtern u. dgl. gespickt!

Die zweite Gruppe der uns vorliegenden Schriften hat sich theils die ästhetische, theils die philologische Erklärung Shakspeare's zum Ziel gesetzt. Unter ihnen stellen wir billigerweise J. L. F. Flathe's „Shakspeare in seiner Wirklichkeit" (Nr. 5) voran, wäre es auch nur um der Wichtigkeit willen, welche sich dieses Werk selbst beilegt. Nach dem Verfasser ist nämlich die deutsche Aesthetik bezüglich Shakspeare's bisjetzt völlig auf dem Holzwege gewesen. Statt der goldenen Aepfel Shakspeare's hat sie Kartoffeln in seine silbernen Schalen gelegt, und selbst Goethe hat „in seinen jüngern Jahren bei dieser Kartoffel-Feldarbeit die Hand mit im Spiele gehabt", bis er in seinen alten Tagen seinen Irrthum eingesehen und zurückgenommen hat. Alles, was unsere Aesthetiker bisher über Shakspeare vorgebracht haben, ist ohne Ausnahme nicht allein „Zopf", sondern „Weichselzopf", „wüstes Gezeug" und „babylonischer Thurmbau"; mit Einem Wort, unsere Shakspeare-Erklärung ist gänzlich aus den Fugen (ja sie ist noch nie darin gewesen), und Flathe ist wie Hamlet geboren, sie einzurenken. An dem ganzen Unglück ist der „moderne Pseudorationalismus" schuld, bei dem „sich Gervinus besonders eifrig bemerkbar macht". Auch für Schlegel ist „das wahre Wesen Shakspeare's ein ziemlich unbekanntes Gebiet geblieben"; er geht, wie auch Horn, Gervinus und Kreyßig „tiefschweigend gerade an dem Kernpunkte vorbei", und Ulrici ist um nichts besser. Den englischen Erklärern ist es vollends unmöglich, „Welt, Leben und Kunst anders als mit dem Herenirrlicht ihrer Anschauungen, welches sie für eine Sonne halten" — was thut Flathe mit dem seinigen? — zu beleuchten. Genug, es gibt nur Einen Shakspeare, und Flathe ist sein Prophet.

Und wie steht es nun mit den ästhetischen Offenbarungen dieses Propheten? Schon dieses maß- und taktlose Absprechen erweckt Verdacht gegen sie, denn wahres Wissen und wirkliche Forschung erzeugt bekanntlich das Bewußtsein eigener Unzulänglichkeit und demzufolge Bescheidenheit. Der Verfasser weist alle historischen Erklärungsmittel, alle Berücksichtigung der concreten Grundlagen und Umstände ab, er löst Shakspeare ganz aus dem geschichtlichen Verbande heraus und tritt mit völlig abstracter Betrachtung an ihn heran. Dabei kann natürlicherweise nichts herauskommen. Wie nach Kreyßig's treffender Bemerkung der „Hamlet" eine Art Prüfstein für Verständniß und Auffassung des Dichters, ja für ästhetische und literarische Bildung überhaupt geworden ist, so ist er es auch im vorliegenden Falle. Nach dem Verfasser ist „die ganze bisherige ästhetische Betrachtung über «Hamlet» ohne alle Wahrheit". Zuvörderst ist nach ihm nichts unrichtiger, als daß Shakspeare die von Saro Grammaticus überlieferte Sage benutzt habe; daß er gar, wie eben jetzt höchst wahrscheinlich geworden ist, durch eigene heimliche Vorgänge in den Familien Esser und Leicester angeregt worden ist, wußte der Verfasser noch nicht, kann

es aber, wenn er seinen vorgefaßten Meinungen getreu bleiben will, unmöglich zugeben. Während nach dem Verfasser in allen übrigen tragischen Schöpfungen der Dichter selbst auf einer großartigen Welt- und Lebensanschauung steht, die er an den erscheinenden Personen sich verwirklichen und verlebendigen läßt, ist im „Hamlet" das Eigenthümliche, daß das Welt- und Lebensanschauen selbst, wie es sich unter den Menschen gestalten kann und gestaltet, an den Hauptpersonen von seiner tragischen Seite erfaßt ist.

Wenn wir das recht verstehen, würde also der Dichter selbst im „Hamlet" nicht auf einer großartigen Welt- und Lebensanschauung stehen. Die Hauptpersonen im „Hamlet" sollen an ihrer Welt- und Lebensanschauung zu Grunde gehen. Unser Geschlecht scheint dem Verfasser überhaupt in zwei Richtungen, in Menschen des Geistes und in Menschen des Fleisches auseinanderzulaufen. Die einen haben ihren Blick mehr auf das Geistige als auf das Sinnliche gerichtet und betrachten deshalb dieses nur als einen Diener, der sich jenem unterzuordnen habe. Die andern aber mögen vom Geistigen entweder gar nichts, oder doch nur möglichst wenig wissen und wenden sich viel lieber und viel mehr an das blos Sinnliche, weil es das Bequemere, Leichtere und deshalb auch Bessere zu sein scheint. Es ist nicht nothwendig, aber es kann in der Lebenswirklichkeit leicht geschehen und geschieht in ihr oft, daß sich tragischer Fall auf der einen wie auf der andern Seite einstellt. Während die erste Richtung, die geistige, von Hamlet vertreten wird, hat unsere Tragödie für die andere Seite des Daseins die drei Mitglieder des Hauses Polonius aufgestellt. Vor den Wechselbeziehungen zwischen diesen beiden Hauptfactoren des Stücks tritt Claudius mit seiner Unthat und die an ihm auszuübende Rache gänzlich in den Hintergrund. „Claudius und alles, was mit ihm in Verbindung steht, taucht zwar in dem Stück öfter, doch immer nur meteormäßig auf"; das Verhältniß zwischen Hamlet und „den Polonius" dagegen tritt „mit unendlicher Deutlichkeit als das hauptsächlichste der Tragödie hervor, was nur dadurch verkannt werden konnte, daß an sie immer mit grundfalschen Voraussetzungen gegangen ward".

Das, nach dem Verfasser beiläufig nicht mehr schuldlose, Liebesverhältniß zwischen Hamlet und Ophelia wird seitens der Familie Polonius als eine nichtswürdige Speculation behandelt, die sie auf den Thron führen soll. An eine durch übergewissenhaftes Grübeln hervorgebrachte Schwäche Hamlet's ist nicht zu denken. Hamlet ist gar nicht schwach, er ist „ein starkmuthiger, junger Löwe, ein Gigant, schon als Jüngling ein Riese an Manneskühnheit und Mannestrotz". Als lächerlich wird es bezeichnet, ein Selbstbekenntniß der Feigheit darin zu sehen, daß Hamlet sagt, sein Oheim gleiche seinem Vater sowenig als er dem Hercules! Als ein Selbstbekenntniß der Feigheit ist es auch unsers Wissens noch nicht angesehen worden, sondern als ein Selbstbekenntniß der Schwäche, denn Hercules ist nicht sowol die Personification des Muths als der Stärke. Die sinnliche Stärke des Helden, welche Hamlet nach Goethe's Worten fehlt, ist es dann freilich, was Muth erzeugt. „Hamlet", fährt der Verfasser fort, „stellt der Menschheit und dem Menschenleben die Bedingung, daß, wollten sie in seinem Auge etwas sein, gelten und bedeuten, sie etwas anderes nicht als ein reines Spiegelbild der Welt der Ideen sein dürften. Wären sie es nicht, denkt still seine Seele, könnten sie nur eine hohle und leere Nichtigkeit sein. Und damit nähert sich dieser ideale Jüngling von fern dem tragischen Falle, erschließt ihm mindestens schon ein Thor, durch welches er wird hereinbrechen können. Es ist ein Misverstehen der Welt und des Lebens da." Und über diesem Misverständniß geht nach dem Verfasser Hamlet zu Grunde.

Der uns zugemessene Raum verbietet uns, dem „im Irrgarten der Shakspeare-Erklärung herumtaumelnden" Erklärer weiter zu folgen. Das Bisherige wird genügen, um zu zeigen, wie er altes bisher Dagewesene auf den Kopf stellt, blos um original zu sein. Nehmen wir noch hinzu, daß er seine absonderlichen Ansichten in einer nicht minder absonderlichen, ungelenken Sprache vorträgt, so können wir von ihm nur mit den Worten Goethe's — des einzigen, den er außer Shakspeare gelten zu lassen scheint — Abschied nehmen: „Original, fahr hin in deiner Pracht!"

Nachdem wir zur Erholung einige Abschnitte im Gervinus gelesen und uns an seiner Gedankenfülle, seiner Klarheit, seiner umfassenden und eindringenden Kraft gestärkt haben, wenden wir uns zu einer zweiten harten Nuß, nämlich zu August Schwartzkopff's Vortrag über „Shakspeare in seiner Bedeutung für die Kirche unserer Tage" (Nr. 6). Wenn irgendein Dichter die Totalität alles Menschlichen erfaßt hat, so ist es Shakspeare, und wer daher zum Verständniß desselben gelangen will, kann das nur dadurch erreichen, daß er ihm auf diesem Wege nachstrebt. Alle von einem einseitigen und ausschließenden Gesichtspunkte aus angestellten Betrachtungen können zu keinem, oder höchstens zu einem ganz einseitigen, schiefen Ergebniß führen. Was aber ist ausschließender als die Kirche? Es ist heutzutage schon ein ziemlicher Grad von Toleranz, wenn die Kirche den unkirchlichen Shakspeare nicht geradeswegs verdammt, und diese Toleranz müssen wir dem Verfasser des vorliegenden Vortrags allerdings nachrühmen. Nach echter Predigtweise theilt er seinen Vortrag in drei Theile und erblickt in Shakspeare 1) ein Zeughaus voll Waffen wider die kirchenfeindlichen Mächte unserer Tage; 2) ein Terrain zur Verständigung mit den aufrichtigen unter den gebildeten Widersachern (der Kirche), und 3) eine Schule besonders zur formalen Geistesbildung der Leiter, Diener und Freunde der Kirche.

Im ersten Theile ist ihm „Lessing's dramaturgischer Kampf gegen Voltaire für Shakspeare nicht nur ein Verdienst um den guten Geschmack, sondern auch um Natur, um Wahrheit, d. h. um die Kirche", und um dieses Verdienstes willen vergibt er ihm sogar den „Nathan". In Shakspeare's Erweiterung der aristotelischen Einheit zu einer übergreifenden, idealen Einheit erkennt der Verfasser

einen Schlag gegen den Sensualismus — die kirchenfeindlichen Mächte sind ihm nämlich vorzugsweise diejenigen, welche sich auf —ismus endigen. Er sieht darin eine „Hinweisung auf eine über diese Zeit und diesen Raum hinausragende Welt, die Welt der verklärten Leiblichkeit, danach alle Creatur seufzt, davon die Kunst prophezeit und die Kirche verkündigt". Mit einer so vagen Erklärungsweise läßt sich freilich alles Mögliche aus dem Dichter heraus-, oder vielmehr in ihn hineininterpretiren. Von einer Welt der verklärten Leiblichkeit hat Shakspeare nichts gewußt oder richtiger nichts wissen wollen. In ähnlicher Weise liefert Shakspeare dem Verfasser ferner Waffen gegen den „falschen Naturalismus", den „falschen Rationalismus", den „trivialen Eudämonismus", den „nackten Egoismus" und andere —ismen.

Im zweiten Theil meint der Verfasser unter anderm: „Durch Shakspeare's derbe Kraft und Natürlichkeit könnte die derbe Natürlichkeit besonders des Alten Testaments zugänglich gemacht werden." Als ob nicht der Gang gerade umgekehrt wäre und die Menschen die Bekanntschaft des Alten Testaments eher machten als die Shakspeare's. „Man könnte an der Erhabenheit Shakspeare's", heißt es weiter, „die Erhabenheit der Bibelsprache messen lernen, wie an den höchsten Gebirgen der Erde die Höhe des Himmels." Auch hier hat sich der Verfasser durch sein Bild verführen lassen, die Thatsache umzukehren; die Bibelsprache ist uns ein Maßstab für Shakspeare, nicht Shakspeare für die Bibelsprache. Der Verfasser erhebt sich übrigens so weit, oder läßt sich vielmehr so weit herab, Shakspeare als eine weltliche Bibel und einen natürlichen Propheten zu bezeichnen. Aus „Romeo und Julia" können die Weltkinder lernen, „daß die blos irdische Liebe, auch die idealste, nur tragisch sein kann, ein Götzendienst der Creaturen, der in sich den Keim des Todes trägt, und können dadurch zu der Liebe hingetrieben werden, die alle irdische Liebe allein verklären kann, die ihnen aber als mystischer Unsinn, als wahnsinnige Ueberschwenglichkeit erscheint". Mit offenbarer Anspielung auf das Hohelied Salomonis hat man „Romeo und Julia" häufig als das Hohelied der Liebe bezeichnet; sind doch auch in Bezug auf das erstere viele zweifelhaft, ob es die irdische oder die himmlische Liebe feiert. Der Verfasser entscheidet diese Streitfrage, die für uns, freilich im entgegengesetzten Sinne, ebenso wenig eine ist wie für ihn, durch ein wahrhaft niederschmetterndes Argument. Wenn es auch nur Gustav Jahn's Bearbeitung gäbe, so lautet sein Urtheilsspruch, müßte die Frage für jeden gläubigen Christen entschieden sein.

Der dritte Theil seiner Betrachtung, zu welchem der Verfasser auf S. 44 mit seinen christlichen Zuhörern übergeht, entspricht an Umfang den beiden ersten zusammengenommen. Hier beruft er sich auf „bedeutende christliche Theologen der verschiedensten Disciplinen", welche anerkannt haben, daß in Shakspeare „ein Schatz geistiger, besonders auch der neuern Zeit angehöriger(!) Bildungselemente aufgeschlossen sei". Er gibt zu, daß die Diener und Freunde der Kirche Kenntniß von der modernen Bildung nehmen müssen, sei es auch nur, um sie für die Zwecke der Kirche benutzen oder bekämpfen zu können. Sie sollen sich aber auch Menschenkenntniß aus Shakspeare erwerben, der dazu in gewissem Sinne dienlicher ist als die Bibel, denn er liefert ganz ausführliche Charakteristiken, während die Bibel ihrer epischen Natur nach nur Summe und Facit der Charaktere gibt. „Die Bibel skizzirt, Shakspeare malt im Detail." Nach unserer Ansicht wäre freilich die beste Schule zur Erwerbung von Menschenkenntniß das Leben selbst, denn die aus Büchern, selbst aus Shakspeare oder der Bibel erworbene steht als eine abgeleitete und aus zweiter Hand geschöpfte erst in zweiter Linie. Wir wissen nicht, ob die Kirche Gründe hat, anders darüber zu denken. Eine interessante Anwendung seines Satzes gibt der Verfasser mit Bezug auf Caliban, „der uns zum Schlüssel wird für eine Menge psychologischer Phänomene, wozu Berichte aus Rettungshäusern für sittlich verwahrloste Kinder Belege geben", d. h. also, aus dem Charakter des Caliban kann man sittlich verwahrloste Kinder verstehen und retten lernen. Besonders ersprießlich, meint der Verfasser, sei die Form des Dialogs, nicht nur um daraus zu lernen, wie man die Predigt beleben könne, sondern auch für den Katecheten und Seelsorger, welcher letztere „mit den verschiedensten Persönlichkeiten zu thun hat und einem und demselben Gedanken die verschiedenartigste Gestalt zu geben genöthigt ist, je nachdem er vielleicht mit einem verstockten Verbrecher, mit einem feinen Lästerer und Spötter, mit einem groben oder listigen Heuchler, mit einem stumpfsinnigen Tropf oder mit einem Opfer der Verbildung und Ueberbildung (!) zu thun hat". Ueber eine solche Auffassung Shakspeare's glauben wir uns aller weitern Bemerkungen enthalten zu können; wir haben den Verfasser möglichst selbst sprechen lassen und glauben dadurch den Leser am besten in den Stand gesetzt zu haben, sich ein Urtheil zu bilden.

Unter den Ursachen, weshalb die ästhetische Betrachtung Shakspeare's so häufig auf solche und ähnliche Abwege geräth, muß ohne Frage der Mangel an philologischem Studium des Dichters in die vorderste Reihe gestellt werden. Mit Recht haben daher gerade die bedeutendsten ästhetischen Erklärer die Unerlaßlichkeit der philologischen Grundlage anerkannt und hervorgehoben. Aus diesem Grunde heißen wir auch F. Lüders' „Beiträge zur Erklärung von Shakspeare's Othello" (Nr. 7) willkommen. Lüders spricht in seiner Vorrede sehr beherzigenswerthe Worte über den gegenwärtigen Stand und das gegenseitige Verhältniß der ästhetischen und philologischen Erklärung, und wir müssen seinem Standpunkte vollkommen beipflichten. Was seine eigene Arbeit betrifft, so geht sie von dem Grundsatze der sogenannten „Self-explication" aus und gründet sich hauptsächlich auf Mrs. Cowden Clarke's „Shakespeare-Concordance". Es ist ohne allen Zweifel ein zu sichern Ergebnissen führendes Verfahren, den Sprachgebrauch des Dichters durch Benutzung der Parallelstellen zu erläutern; allein es ist nur ein einseitiger Anfang, der nicht bei Shakspeare stehen

bleiben, sondern auch auf seine Vorgänger und Zeitgenossen ausgedehnt werden muß, gerade wie bei der sprachlichen Exegese des Sophokles auch Aeschylus und Euripides nicht umgangen werden dürfen. Bei einer solchen Erweiterung seiner Methode kann der Verfasser einer immer ergiebigern Ausbeute sicher sein. Er hat manches vorgebracht, was bereits vor ihm genügend erörtert ist — selbst von deutschen Erklärern — und ist noch zu abhängig von dem gewählten Führer. Der philologische Charakter seiner Beiträge verbietet uns leider, an diesem Orte auf einzelnes einzugehen.

Den im Bisherigen besprochenen Schriften reihen wir William Reymond's „Corneille, Shakspeare et Goethe" (Nr. 8) um so lieber an, als dies Werk von einer höchst beachtenswerthen Richtung in der französischen Literatur Kunde gibt. Es ist bekannt, wie abstoßend, ja wie diametral entgegengesetzt sich die classische Periode der Franzosen gegen die englische Literatur und vorzugsweise gegen das englische Drama verhielt; es ist bekannt, wie Voltaire den „Hamlet" für die Ausgeburt eines betrunkenen Wilden erklärte und wie erfolglos die wenigen Uebersetzungs- und Nachahmungsversuche der Franzosen auf diesem Felde blieben. Allein mit der durch die romantische Schule bewirkten Revolution hat sich die Sachlage geändert; seitdem hat sich auch Frankreich den germanischen Einflüssen nicht länger verschließen können, welche sowol von Deutschland selbst als auch von England in dasselbe eingedrungen sind, ja diese germanischen Einflüsse haben sogar bei der Bildung der französischen Romantik wesentlich mitgewirkt. Diese doppelte aus Deutschland und England eindringende Strömung zu verfolgen ist der Zweck des Verfassers. Sein Werk ist jedoch nicht das erste dieser Art. Schon Lacroix hat in seiner Preisschrift über den Einfluß Shakspeare's auf das französische Theater diese Bahn betreten, und mehrfache Einzelarbeiten und Beiträge sind in den französischen Zeitschriften zerstreut. Wie sehr das Interesse für die englische Literatur in Frankreich im Steigen begriffen ist, beweisen unter anderm auch die kürzlich erschienene Geschichte derselben von Taine und die vielfachen Uebersetzungen aus dem Englischen von Chatelain. Unsers Wissens ist Chatelain der erste, welchem die französische Literatur metrische Uebersetzungen (nicht Bearbeitungen) Shakspeare'scher Stücke („Macbeth" und „Hamlet") verdankt.

Leider gebricht es dem Werke von Reymond an strenger Methode, an gründlicher Sichtung und Durcharbeitung des Stoffs. Es ist zu sehr im Feuilletonstil geschrieben, flimmernd und sprudelnd von Geistreichigkeiten, oft aber auch überladen und an episodischer Breite leidend. Der Verfasser, ein geborener Schweizer, hat sich durch seinen Aufenthalt in Deutschland eine unbestreitbare Kenntniß unserer Literatur erworben. Er schildert daher ihre Einwirkungen auf die neueste französische Literatur ausführlicher als die englischen; sie sind ihm zufolge außerordentlich extensiv, vielleicht mehr extensiv als intensiv. Eigenthümlich ist es freilich, daß Sainte-Beuve, dem die Schrift gewidmet ist, in seiner Lettre-préface zu derselben trotz des dem Verfasser gespendeten Lobes eigentlich die Grundidee seiner ganzen Arbeit in Abrede stellt. Nach ihm reduciren sich die deutschen Einflüsse auf die französische Romantik auf ein Minimum. Er schreibt:

> Ich habe die Talente und Genies der sogenannten romantischen Schule während der ersten Jahre ihrer fruchtbaren Entfaltung vielfach gekannt und bin mit ihnen umgegangen, ja ich kann sagen, daß ich mit den meisten auf vertrautem Fuße gestanden habe. Was ich Ihnen bestätigen kann, ist, daß die Nachahmungen der fremden, namentlich der deutschen Literatur, ihren Gedanken ferner lagen, als man es in der Ferne voraussetzen möchte. Diese Talente entfalteten und begeisterten sich aus sich selbst und gingen geradeswegs aus der von Chateaubriand herbeigeführten französischen Bewegung hervor. Frau von Staël mit ihrer besondern romantischen Ader war für sie nur sehr nebensächlich. Ich spreche in diesem Augenblick von Lamartine, Victor Hugo, Alfred de Vigny u. s. w. Keiner von den großen französischen Romantikern verstand deutsch, und von denen, welche sie umgaben, steht mir nur Henri Blaze vor Augen, der damals noch sehr jung, aber schon wißbegierig und „au fait" war, sowie Gérard de Nerval, der sich frühzeitig vielseitig zeigte und gewissermaßen als literarischer Commis-voyageur von Paris nach München diente. Goethe war für uns ein verehrter und mehr geahnter als gekannter Halbgott. Man ging mit David d'Angers zu ihm nach Weimar, nicht um sich zu begeistern, sondern um ihm seine Huldigung darzubringen.

Die englischen Einflüsse beschneidet Sainte-Beuve gleichfalls nach Kräften, wennschon er sie nicht ganz hinwegleugnen kann. Lamartine, sagt er, las Byron viel weniger im englischen Text, als in seinen eigenen Gefühlen. Das englische Schauspiel und Shakspeare insbesondere wurden nach ihm nur als „Mauerbrecher" gegen den Classicismus gebraucht und dann beiseitegeschoben. Er selbst, meint er, habe die englischen Dichter, namentlich die Lakisten, viel mehr aus Divination als aus Studium nachgeahmt. Was sollen wir zu diesen Widersprüchen anderes sagen, als daß sowol Sainte-Beuve in seiner Ableugnung als auch Reymond in seiner Behauptung zu weit gehen. Was der letztere beispielsweise vom „Faust" sagt, muß jedem Deutschen übertrieben erscheinen. Er spricht sich so aus (S. 228 fg.):

> Was auch die Deutschen davon denken mögen, so begreifen wir doch die hohe Bedeutung dieses unermeßlichen Werks ganz ebenso gut wie sie. Ich fühle mich sogar versucht zu behaupten, daß, wenn dasselbe in Frankreich in der Urschrift gelesen werden könnte, wir ganz besonders dazu geschaffen sein würden, es zu würdigen. Goethe, den seine Landsleute mit bewundernswürdigem Erkenntlichkeitsgefühl stets unsern Goethe nennen, gehört uns nicht weniger an als ihnen. Auch wir haben das Recht, ihn unsern Dichter zu nennen, da er, von unserer Denkweise durchdrungen, nicht aufgehört hat, sich in seinen Schriften uns zu nähern, uns, d. h. jenem romanischen, südlichen oder hellenischen Elemente, das ihn zu so vielen Dichtungen begeistert hat und von dem seine Lieblingsschöpfungen Mignon, Helena und Faust(!) glänzende Proben sind.

In welchem Geiste sich die Franzosen den „Faust" zurechtlegen, sehen wir zu unserm Leidwesen sehr deutlich an der Gounod'schen Oper. Der Faust ist auf unserer Seite nicht minder specifisch germanisch als der Hamlet auf der englischen, und die Romanen können sich ihrer ganzen Natur nach weder in den einen noch in den andern hineindenken und hineinfühlen. Doch sei dem wie

ihm wolle. Literarische Wechselbeziehungen sind sowol zwischen England und Frankreich als auch zwischen Deutschland und Frankreich in reichem Maße vorhanden, und wir sind den französischen Schriftstellern, welche diese internationale Untersuchung angeregt haben, alle Anerkennung schuldig. Zum Austrag ist der Gegenstand freilich noch nicht gebracht und kann es auch nur auf dem Wege nüchternster und gründlichster Forschung werden. Ob diese gerade Sache der Franzosen selbst sein wird, muß die Zeit lehren.

Zum Schluß müssen wir noch einer kleinen Publication gedenken, welche uns erst während der Abfassung dieses Berichts zugegangen ist. Das ist A. von Winterfeld's „Shakspeare" (Nr. 9), eine gedrängte Uebersicht über Shakspeare's Leben und literarhistorische Stellung, welche zwar nur Bekanntes enthält und es in einem sehr einfachen, fast dürftigen Gewande zur Darstellung bringt, aber ganz geeignet scheint, die Bekanntschaft des Dichters in den weitesten Kreisen zu vermitteln. Die „eigenen Forschungen", deren der Verfasser auf dem Titel erwähnt, scheinen sich darauf zu beschränken, daß er in London die Stätten des Globe-Theaters, des Eberkopfs u. s. w. aufgesucht, wobei ihm „von den betäubenden Ausdünstungen von Theer, Schmuz, Branntwein und Taback übel und weh wurde", sowie daß er die Shakspeare-Reliquien in Stratford mit eigenen Augen gesehen hat. 21.

Eine Biographie Karl's XII.

Lebensgeschichte Karl's des Zwölften, Königs von Schweden, von A. Fryxell. Nach dem schwedischen Original frei übertragen von G. F. von Jenssen-Tusch und L. Rohrdanz. In fünf Theilen. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1861. Gr. 8. 6 Thlr.

Das soeben genannte Werk, das in seiner vorliegenden Gestalt keineswegs eine bloße Uebersetzung, sondern vielmehr eine umsichtige Bearbeitung des schwedischen Originals ist — indem z. B. nicht allein Irrthümer über Chronologie, sondern insbesondere auch über schwedisches Geldwesen, die in die deutsche Historiographie übergegangen sind, ihre Berichtigung erfahren haben, sodaß auch aus diesem Grunde dem Historiker von Fach Fryxell's Biographie Karl's XII. in ihrer deutschen Bearbeitung bezüglich der schwedischen Geschichte am Ausgange des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts von Werth erscheinen muß —, ist in seinem Original dem Tone oder der Haltung der sprachlichen Darstellung nach für die reifere gebildete Jugend Schwedens bestimmt. Das Romantische, was bekanntlich über das ganze Leben des königlichen Nationalhelden verbreitet ist, tritt in der Darstellung und Gruppirung der oft abenteuerlichen Thaten und Schicksale dieses Fürsten überall hervor, aber gleichwol ist der verarbeitete Stoff durchgängig ein streng historischer. Der Verfasser hat kein öffentliches und kein Familienarchiv Schwedens undurchforscht und unbenutzt gelassen, er hat sich eine Menge Quellen zugänglich gemacht, wie keiner seiner Vorgänger sich rühmen darf.*) Die Resultate dieser Forschungen sind in besondern zahlreichen Beilagen niedergelegt, da eine Verarbeitung derselben in den erzählenden Text wegen der bereits angegebenen Bestimmung des Werks nicht rathsam erscheinen konnte.

Diese Resultate geben aber der Arbeit Fryxell's eine Selbständigkeit, durch die der wissenschaftliche Werth derselben weit über die Grenzen ihrer Bestimmung für die gebildete Jugend hinausgreift. Ja wir halten folgende Behauptung für vollkommen gerechtfertigt: Fryxell hat für immer das Urtheil über Karl XII. als Menschen, Regenten und Feldherrn festgestellt; er hat ferner die Personen, die in jenem schwedischen Drama, dessen Held Karl XII. ist, eine mehr oder minder hervorragende Rolle spielen, mit ebenso großer Treue und Unparteilichkeit als mit sprachlicher Lebendigkeit geschildert; er hat endlich von dem geistigen, sittlichen und materiellen Volksleben Schwedens in jener Zeit ein klares Bild gegeben und dem aufmerksamen Leser zugleich die Ueberzeugung beigebracht, daß das schwedische Volk ein Beispiel der Opferbereitwilligkeit für seinen Fürsten und des Heldenmuths gegeben habe, was an Merkwürdigkeit, Ruhm und sittlichem Werth unsers Bedünkens selbst höher steht, als der von der Geschichtschreibung glanzvoll gezeichnete Name des romantisch-ritterlichen Königs. Der französische Gesandte, Campredon, schreibt an seinen Hof: „Ich bewundere den Muth, die Treue, die Kraft und die Opferwilligkeit des schwedischen Volks, ich fühle aber auch eine innige Theilnahme für die Leiden dieses Volks."

Fragen wir jetzt noch nach dem Verhältniß, in welchem Fryxell's Werk zur nichtschwedischen Literatur über den Nordischen Krieg (1700—21) steht, dessen hervorragendste Persönlichkeit Karl XII. die längste Zeit war, so mögen folgende kurze Bemerkungen hier einen Platz finden. Abgesehen von der „Geschichte Karl's XII." von Nordberg*) und Rühs' „Geschichte von Schweden", dessen vierter Theil insbesondere hier in Betracht kommt — beide Werke dürfen trotz Fryxell's Arbeit noch nicht für völlig antiquirt angesehen werden —, ist besonders Voltaire's „Karl XII." darum hier zur Sprache zu bringen, weil er der deutschen Jugend so oft in die Hände gegeben wird. Ist dieses Buch des berühmten Franzosen wirklich nur ein historischer Roman, wofür man ihn in der That auszugeben geneigt gewesen ist und für diese Ansicht in Wahrheit um so leichter gewonnen werden kann ob der Romantik im Leben Karl's XII. und ob des Reizes der Darstellung, der über die Biographie dieses nordischen Königs ausgegossen ist? Selbst eine sorgfältige Vergleichung mit Fryxell läßt eine solche Ansicht nicht als begründet

---

*) Die Archive Kopenhagens, Petersburgs, Wiens, Dresdens, Berlins u. s. w. haben natürlich insbesondere aus den Gesandtschaftsberichten ihre Ausbeute geliefert.

*) Nordberg begleitete als Prediger den König auf seinen Feldzügen. Leider setzte es Ulrike Eleonore, Schwester des Königs, durch, daß alles gestrichen ward, was des königlichen Bruders Person und Thaten nicht in das ihr gefällige Licht setzte. Das Ausgemerzte findet sich jedoch im Reichsarchive niedergelegt.

erscheinen. Voltaire hat nicht nur im allgemeinen, sondern selbst auch in manchen wesentlichen Dingen Land, Volk, Persönlichkeit, Ereignisse und Zustände richtig gezeichnet: schöpfte ja Voltaire nach seiner eigenen Erklärung aus den Mittheilungen von Männern, die Karl XII. und den Verhältnissen entweder nahe oder wenigstens nicht fern gestanden hatten. Was aber als eine Mangelhaftigkeit bezeichnet werden muß, das ist die allerdings damals noch nicht mögliche Kritik der schwedischen Berichte und die Unvollständigkeit der Kenntniß der nordischen Ereignisse und ihrer Folgen. So sehr man also dagegen protestiren müßte, wenn jemand Voltaire's „Karl XII." in unsern Tagen als eine historische Quelle betrachten wollte, so wenig könnte es doch auch gebilligt werden, wenn man unserer wissenschaftlichen Jugend dieses Buch nur als einen historischen Roman kennzeichnen oder wol gar zu entziehen geneigt sein sollte. *)

Ferner dürfen wir nicht unbemerkt lassen, daß, so hoch auch die Bedeutung von Fryxell's Arbeit nach unserer Ueberzeugung angeschlagen werden muß, die heutige Historiographie, sobald sie die nordischen Dinge zur Zeit Karl's XII. und seine Verwickelung in dieselben darzustellen sich zur Aufgabe macht, außer Förster's „Höfe und Cabinete Europas" (Bd. 3), Adolf Menzel (Bd. 9) und von Raumer in seinen „Beiträgen zur neuern Geschichte" (Bd. 2), sowie Varnhagen von Ense in seinen „Biographischen Denkmalen" (Bd. 1) folgende Biographien nicht außer Acht lassen könne: 1) „Leben und Denkwürdigkeiten Johann Matthias Reichsgrafen von der Schulenburg" u. s. w. Aus Originalquellen bearbeitet (2 Thle., Leipzig 1834); 2) „Des General-Feldmarschalls Dubislav Gneomar von Natzmer auf Gannewitz Leben und Kriegsthaten u. s. w. von Kurd Wolfgang von Schöning" (Berlin 1838). Das audiatur et altera pars macht eine genauere Einsicht in diese Werke ganz besonders den Schweden gegenüber zur Nothwendigkeit. **) Heben wir jetzt dem Zwecke d. Bl. gemäß und im Interesse unserer Leser einiges aus dem reichhaltigen Material des vorliegenden Werks hervor.

Karl XII. (geb. 1682), aus dem Hause Wittelsbach der pfalzgräflichen Linie stammend, war ganz das Ebenbild seines Vaters Karl's XI.; wer den Sohn verstehen und begreifen will, muß den Vater kennen. Dieser war ein Mann von schlichter deutscher Sinnesart, sein Aeußeres nicht königlich, sein Betragen so zutraulich, daß er die Leute, die zu ihm kamen, umarmte, ihnen wenigstens die Hand drückte, und als er Dalekarlien besuchte, mit den Weibern der Thalbauern sich im Tanze herumdrehte. An Hofergötzlichkeiten, Komödien, Tanz- und Tonfesten fand er keinen Gefallen, zu derartigen Vergnügungen schlug er nur zuweilen die Pauken. Dafür war er aber ein gewandter Reiter und Jäger, wußte ein Boot zu regieren wie ein Matrose, und machte oft an einem Tage 18—20 schwedische Meilen. Obwol ein Freund des Friedens aus Neigung und Ueberzeugung, legte er doch im Kriege mit Dänemark an der Spitze seines Heers großen persönlichen Muth an den Tag. Dadurch, daß er fortan dem Kriegswesen als dem sichersten Mittel zur Erhaltung des Friedens die größte Sorgfalt widmete, erhielt sein natürlicher Hang zur Sparsamkeit einen höhern Zweck. Aus seiner Kleidung war aller Aufwand verbannt: er trug beständig einen eng anliegenden Rock und einen langen Degen an einem Gurt; wie andere französische Moden haßte er auch die kleinen Zierdegen und verbot deren Gebrauch seinen Offizieren. Seine Tafel war einfach; er liebte derbe feste Speisen und aß sehr schnell; der Wein hatte für ihn keinen Reiz. Aus dem Kirchengebete strich er die Titel, weil er ihren Gebrauch vor Gott thöricht fand; es mußten die einfachen Worte gesetzt werden: „Bewahre und segne unsern geliebten König und Herrn, seine Gemahlin und Mutter." Mit großer Strenge und Sorgfalt hielt er über die kirchlichen Vorschriften und bemühte sich nicht nur durch Verordnungen über Gleichförmigkeit des Gottesdienstes, strenge Sonntagsfeier und geschärfte Prüfung der Geistlichen, sondern auch durch sein Beispiel die Religiosität zu befördern und zu beleben; er selbst las täglich, ehe er sich ankleidete, in der Bibel, verrichtete sein Gebet knieud und wohnte den Katechismusprüfungen, die er sehr empfahl, in eigener Person bei. Die Aufrechterhaltung des Lutherthums als herrschender oder vielmehr als ausschließender Staatsreligion ließ er sich sehr angelegen sein. Jeder Schwede, der dasselbe verließ, verlor sein Bürgerrecht und wurde aus dem Reiche verwiesen; nicht einmal am katholischen Gottesdienste in den Häusern der fremden Gesandten war Theilnahme gestattet. Dasselbe galt auch gegen die Reformirten. Als König betrachtete sich Karl XI. erhaben über die Gesetze ganz im Geiste des Monarchismus seiner Zeit, und legte sich die Macht bei, dieselben nach reifem, wohlbedachtem Rathe zu erklären, zu ändern, zu ermäßigen, wenn eine unumgängliche Nothwendigkeit solches gebiete. Er durchreiste meist mit kleinem Gefolge das Reich nach allen Seiten und untersuchte mit eigenen Augen den Zustand des Landes und das Verhalten der Beamten bis in die kleinsten Einzelheiten. Auch dem geringsten Unterthan war der Zutritt nicht verweigert; vielmehr bezeigte er gerade geringen Leuten eine besondere Zuneigung. Unterstützt von der Eifersucht der andern Stände auf die Vorrechte des Adels entzog er demselben von diesen Vorrechten eins nach dem andern, verwandelte den Reichsrath in einen königlichen Rath, forderte die unter den vorigen Regierungen an die großen Familien verschenkten oder veräußerten Krongüter im Wege des Processes zurück, und erwarb in dieser Weise, ohne die alte Reichsversammlung unmittelbar aufzuheben, der Krone nicht geringere Unumschränktheit als die, welche im Jahre 1660 in dem benachbarten Dänemark durch eine förmliche Staatsacte, das Königsgesetz, welches dem Könige unbedingte Alleinherrschaft zusprach, eingeführt worden war.

Diese Charakterzeichnung der Persönlichkeit und der

*) Voltaire ist wahrlich kein Feind Karl's XII., und doch schmähte ihn der schwedische Dichter Wallenberg als Verleumder seines Helden.

**) Auch die sächsisch-polnische Geschichtschreibung hat selbstverständlich ein Wort mit hineinzureden.

Regierungsmaximen des Vaters bildet nach unserer Ueberzeugung einen bedeutsamen Schlüssel zum Verständniß sowol des moralisch-individuellen Wesens als der politischen Grundsätze und Maßregeln des Sohnes; auf diesem Grund und Boden wuchs der letztere empor, zugleich umweht von der Luft eines Monarchismus, wie sie damals nicht blos Schweden, sondern ganz Europa durchströmte. Uebrigens lag auch dem jüngern durch Karl XI. emporgehobenen Adel daran, in einem unumschränkten und zugleich willensstarken König eine Stütze gegen den alten zurückgedrängten und darum verstimmten Adel zu haben. Wenn der dem Knabenalter kaum entwachsene junge König von der moralischen Individualität, die an seinen Vater lebhaft genug erinnerte, eine Zeit lang ganz abgefallen zu sein schien, so trug die Schuld sein jugendlich-wilder Schwager, der Herzog Friedrich von Holstein-Gottorp: man hatte den letztern sogar in Verdacht des Wunsches, seinen königlichen Verwandten bei irgendeinem der tollkühnen Streiche, die jener gewöhnlich angab, umkommen zu sehen, um dann selbst den Thron zu besteigen. Als aber die Gefahren, welche den schwedischen Thron plötzlich umgaben, in dem tollen Königsjüngling den muthigen Löwen weckten, da emancipirte er sich sofort vollständig von dem Urheber der gefährlichen Jugendstreiche; aber dieser verdächtigte Urheber blieb dem König und Feldherrn treu bis in den Tod; er fiel tödlich verwundet in der Schlacht bei Klissow im Jahre 1702. Doch vermag Fryxell auch hier noch nicht seinen Verdacht gegen „den freundlichen und unerschrockenen, aber mit ehrsüchtigen Planen umgehenden Herrn" zu unterdrücken. Dies erklärt sich: Fryxell ist ein unverkennbarer Gegner der holstein-gottorpschen Partei und darum ebenfalls ein erklärter Feind des unglücklichen Grafen Görz, dessen Proceß, wie wir bei dieser Gelegenheit kurz bemerken wollen, Fryxell die größte Aufmerksamkeit zugewendet hat. Man kann ihm dankbar dafür sein; aber folgende Ueberzeugung ist doch nicht erschüttert worden: Görz allein war auf dem richtigen Wege, Schweden zum Theil wiederum aus seiner politischen Demüthigung zu erheben, namentlich durch Versöhnung mit Rußland, dessen Zar er richtig würdigte. Allein er scheiterte an der politischen Unklugheit Karl's XII., an dem Nationalhaß der Schweden gegen die Russen, an der Erbitterung des Volks über einige harte Finanzmaßregeln und an dem altschwedischen Adel, der jetzt sein Haupt wieder erhob und in welchem das neue Königthum nach Karl's Tode eine Stütze suchen zu müssen glaubte, um es nur zu bald zu bereuen. Gegen von Moser, der bekanntlich in dem Görz'schen Proceß später auftrat und das Verfahren namentlich formell nachdrücklich angriff, vertheidigt Fryxell durch Beweise das schwedische Gericht.

War Karl XII. ein großer Mann? Hat er nicht Thaten gethan und eine europäische Stellung eine Zeit lang eingenommen, die zusammen wenigstens alles überragen, was einige ausgeführt haben oder waren, die von der Geschichtschreibung oder der Nationaleitelkeit freilich oft mehr aus Schmeichelei als nach Verdienst und Würdigkeit einen Beinamen erhielten, der für immer ihre wirkliche oder vermeintliche Größe kennzeichnen sollte? Oder wäre wirklich die Größe des Mannes mit dem berühmten Namen „Karl XII." so natürlich und eng gleichsam verwachsen, daß es der namentlichen Auszeichnung gar nicht bedürfte? Der Ausspruch der Geschichte muß entschieden Protest dagegen erheben, wie auch Fryxell anerkennt vermöge der Unparteilichkeit, der er nach bestem Wissen und Gewissen überall nachgestrebt hat. Durch Fryxell's so umfängliches und an urkundlichem Material so reiches Werk gelangt man erst recht zu folgenden Ueberzeugungen.

Die Kriegsthaten Karl's XII. tragen, nur in größerm Maßstabe, den Stempel seiner tollkühnen und mit allerdings beispielloser Furchtlosigkeit ausgeführten Jugendstreiche an sich, oder, wenn man will, sie erinnern an die alten Wikingszüge seiner Vorfahren; sie glückten durch ererbte überlegene Kriegskunst seiner Generale und seines muthigen, ja heldenmüthigen Heers, mit dem der König allerdings jede Gefahr und Strapaze theilte, und durch die Unfähigkeit der Gegner: obschon weder die Schlacht bei Narva, noch auch die bei Klissow so leichten Kaufs gewonnen wurde, wie wir in unsern Geschichtsbüchern zu lesen gewohnt sind. Als aber die Gegner ebenbürtiger zu werden anfingen, da ward der überlegungslosen Tollkühnheit und jede Gefahr keck herausfordernden Tapferkeit ein verhängnißvolles Ziel gesetzt: Pultawa entschied für immer über den König und seinen Staat. Er hat ferner nicht im geringsten seine europäische Stellung zu würdigen verstanden, als er zu Altranstädt dem Könige Friedrich August den schmachvollsten und demüthigendsten Frieden dictirte, und ebenso wenig, als er in Schlesien Oesterreich gegenüber allmächtig war, sodaß „auf sein Gebot Joseph I. in Wien selbst ein Ketzer geworden wäre". Sein blinder Haß gegen Friedrich August von Polen hat ihn, als er noch ungeschwächt dastand, nie zu der Einsicht kommen lassen, daß eine Allianz mit diesem zur Demüthigung des Zaren, seines gefährlichsten aber verkannten Feindes, führen könne, ja sogar müsse. Er verschmähte blindlings die Vermittelungen Brandenburgs, Hollands und Englands, um ihm und seinem bis ins innerste Mark verwundeten Staate einen ehrenvollen Frieden zu verschaffen. Er blieb endlich taub gegen die Schmerzensrufe seiner Unterthanen und war fast in völliger Unwissenheit über die Lasten und noch übrigen Kräfte seines heldenmüthigen und treugesinnten Volks: daher die häufigen, schlechterdings unausführbaren Befehle. Und gelang es ja einmal einem einsichtigen und treuen Diener, ihm einen guten Gedanken beizubringen, er gab ihn sofort wieder auf, wenn ein anderer seiner Begierde nach Kriegsruhm oder seiner Rachsucht gegen gewisse Feinde zu schmeicheln verstand.*) Mit einem Wort: Karl XII. war nie ein klug berechnender Politiker, nie ein ruhig prüfender Staats-

*) Dankbarkeit und Treue gegen verdienstvolle und wahrhaft redliche Männer kannte Karl XII. nicht, er kannte nur Günstlinge. Wie schmählich misachtete er und die Königin-Witwe Eleonore den hochherzigen, aber sparsamen und die Noth richtig würdigenden Wrede!

mann, niemals ein wohlmeinender Regent. *) Dieses Bild des berühmten Schwedenkönigs stand dem Historiker von Fach schon längst vor der Seele; Fryxell's Werk hat ihm die sprechendsten Farben aufzutragen vermocht. Von wahrer Größe kann also bei Karl XII. keine Rede sein. Soviel er auch Kirchlichkeit an sich und in seinen Heerlagern umhertrug, sein inneres Wesen und sein Thun hat davon keinen Segen geerntet. Wie verschieden aber und wechselvoll das Urtheil bei seinem eigenen Volke und in dessen Literatur über ihn gewesen ist, mag man bei Fryxell selbst nachlesen. Dachte man doch sogar zuweilen in der öffentlichen Meinung an einen Vergleich mit dem wahnsinnigen Erich XIV.

Wenn wir den König soeben als einen Regenten bezeichneten, der kein Herz für sein Volk gehabt, und oben bemerkten, daß er nur Günstlinge gekannt habe, denen er maßlose Begünstigungen zutheil werden ließ oder selbst zur Zeit der höchsten Noth noch die größten Opfer gebracht zu sehen wünschte, so mag Stanislaus Lesczcynski als ein instar omnium hier besonders hervorgehoben werden. Diesen Schützling, das eigentliche semen malorum für Schweden, umfaßte Karl zur Zeit ihres gemeinsamen Unglücks mit neuem und verdoppeltem Wohlwollen theils aus rein politischen Gründen, theils vermöge der Grundsätze, die er vom Königthum hegte. Einer der allerersten Briefe, welche Karl nach der Schlacht bei Pultawa schrieb, enthielt den Befehl an den noch in Polen stehenden General Krassow, Stanislaus mit schuldiger Ehrfurcht zu begegnen, und was dieser bedürfe, von den im dortigen Lande erhobenen Kriegssteuern anzuschaffen und ihm heimlich zu überlassen. Später im Herbst befahl er, daß Schweden den damals nach Stettin geflüchteten Stanislaus mit hinlänglichem Unterhalt versorge. Als der polnische Hof zu seiner Sicherheit im Jahre 1711 nach Schweden selbst übersiedelte, befahl Karl, daß vor allem andern die für jenen nöthigen Mittel angeschafft werden sollten. Mehrere Schlösser wurden dem polnischen Hofe zur Residenz angeboten; er zog sich meist das Schloß Wadstena als Aufenthaltsort vor. Bei seinem ersten Besuche in Stockholm wurde Stanislaus mit großer Feierlichkeit empfangen, aber der Aufenthalt in Schweden ward ihm auf die Dauer äußerst unangenehm. Er suchte zwar durch seine gewöhnliche Demuth sich beliebt zu machen — denn andere Eigenschaften standen ihm nicht zur Seite für die Rolle, die er spielen sollte oder die vielmehr Karl mit ihm spielte —, indem er z. B. in einem Briefe an Horn sich dessen „Mündel" nannte. Allein die Schweden konnten nicht umhin, ihn und seine Krone für eine verhängnißvolle Last anzusehen. Zwar erklärte er, daß er in letzterer Beziehung unschuldig und gern bereit sei, um des Friedens willen seine Krone niederzulegen, wenn es nur Karl gestatte. Allein man glaubte nicht in allen Kreisen an die Aufrichtigkeit dieser Erklärung: man argwöhnte heimliche Intriguen. Wenigstens bleibt es auffallend, daß er nicht aller Verwirrung kurz und gut ein Ende machte, indem er ohne Rücksicht auf die Willensmeinung seines Beschützers seiner eigenen Ueberzeugung folgte und die Krone niederlegte. Aber vielleicht fühlte er sich durch Dankbarkeit an Karl's Willen gebunden, vielleicht fehlte es ihm überhaupt an Kraft zu einem so entscheidenden Entschlusse; „denn er war in jeder Beziehung ein schwacher, schwankender und etwas eitler Herr". Erschien er ja doch abermals 1733 auf dem Schauplatze, auf dem er sich einstens so ruhmlos bewegt und für immer von demselben Abschied zu nehmen stets bereit gewesen sein wollte.

Eine andere Ursache des Misvergnügens der Schweden waren die schweren Kosten, welche der polnische Hof verursachte in einer Zeit, wo bereits Volk und Staatskasse in den höchsten Nöthen zu sein anfingen. Im Jahre 1711 setzte Karl für ihn ungefähr 104000 Thaler Silbermünze aus, und außerdem noch das erforderliche Schlachtvieh, Wildpret, Holz, Vorspann und zwei Herrenhöfe zum Sommeraufenthalt. Nur mit Murren und nicht immer ganz leistete man das Anbefohlene; auch ward die Misstimmung durch den Hochmuth und die unverschämten Ansprüche der Polen gereizt. Endlich ließ die Regierung dem Stanislaus sagen, daß Schweden um seinetwillen verarmt seinen Hof nicht länger unterhalten könne. Aber gerade jetzt traf aus der Türkei von Karl XII. der erneuerte Befehl ein, daß „vor allen Dingen der polnische Hof erhalten solle, was er bedürfe", und bald darauf lautete ein anderes Schreiben, daß es „ein Schimpf für Schweden sei, wenn in der Verpflegung des polnischen Königspaares etwas mangele, und daß dieses schon im Anfange des Jahres alles im voraus erhalten solle, was es das ganze Jahr hindurch bedürfe". Auf Remonstrationen dagegen antwortete Karl: „Es steht uns und dem ganzen Reiche übel an, wenn so hohe Gäste Noth leiden. Kann die Staatsbehörde die nöthigen Mittel nicht herbeischaffen, so sollen die Lehnsregierungen solche vorschußweise und gegen Quittung der Beamten des Königs Stanislaus liefern."

Richten wir jetzt unsere Aufmerksamkeit nach einem ganz andern Punkte hin. „Nun stehen Petersburgs Grundmauern unerschütterlich fest", schrieb der siegestrunkene Zar nach der Schlacht bei Pultawa, während der rastlos fliehende König von Schweden sich gestehen mußte, wenn seine Seele anders einer ruhigen Prüfung der Dinge zugänglich gewesen wäre: „Durch meine Schuld ist die Macht Schwedens aus ihren Angeln gehoben" *), und es war für diejenigen vielen schwedischen Männer, welche das Verhängniß erkannten, nur ein schwacher Trost, wenn Schmeichler oder über Gebühr Zuversichtige die altclassischen Worte auf den König anwendeten: „Si fractus illabatur orbis impavidum ferent ruinae." Nach der Schlacht bei Pultawa, die Fryxell sehr umfänglich und eingehend

*) Nur das Einzige durfte an ihm wirklich bewunderungswerth erscheinen, daß er selbst in der verzweiflungsvollsten Lage den Muth nicht verlor.

*) Fryxell sagt: „Die Schlacht bei Pultawa war ein mit Blut und Thränen geschriebenes Lebewohl an die bisherige Oberherrschaft im Norden."

beschrieben hat, sowie auch die verschiedenen Nachrichten und endlichen Eindrücke, welche die Schweden von dieser Katastrophe empfingen, war die Zahl der schwedischen Gefangenen in Rußland, die der Verfasser nach beglaubigter Schätzung überhaupt auf 30000 angibt, um ungefähr 18600 Mann gewachsen.*) Welches Schicksal ward denselben in dem feindlichen und barbarischen Lande zutheil? Der Verfasser hat eine höchst ausführliche und interessante Erzählung davon seinem Werke einverleibt. Da die deutsche Geschichtschreibung so gut wie nichts darüber darbietet, so wollen wir im Interesse unserer Leser das Wesentliche hier mittheilen.

Schon die frühern Gefangenen, welche aus Estland und Livland stammten, waren in das Innere Rußlands abgeführt worden. Um den höhern Kunst- und Gewerbfleiß derselben auszubeuten, suchte sie Peter der Große dort durch eine schonende Behandlung zurückzuhalten: nach wenigen Generationen waren dieselben vermöge ihrer geringen Anhänglichkeit an Schweden — sie waren ja zumeist deutschen Stammes — ganz und gar in Russen verwandelt worden. Viele erhielten aber auch um das Jahr 1716 die Erlaubniß, in ihre Heimat zurückzukehren, weil der Zar damals schon sich im Besitz Estlands und Livlands für gesichert hielt. Ein härteres Geschick schien der großen Menge des gemeinen Volks bevorzustehen. Wie Viehherden nach Osten getrieben wurden die Leute von ihren neuen Eigenthümern, den Russen, Kosacken, Tataren geplagt, getödtet, von Mann zu Mann verkauft und kamen auf diese Weise weit hinweg unter die wildesten Schwärme Hochasiens. Aber ihr heimatliches Geschick als Leibeigene war früher nur wenig besser gewesen. Selbst fast ebenso roh und unwissend verschmolzen sie bald genug mit ihren neuen Herrschaften; und als Karl 1708 nach der Ukraine kam und hier eine Anzahl seiner vormaligen Unterthanen antraf, wollten viele derselben lieber dort zurückbleiben und unter den Kosacken ein freies Leben führen, als mit ihm in die Heimat und in die frühere Knechtschaft zurückkehren. Der Wechsel des Glaubensbekenntnisses hatte keine Bedeutung für Menschen, welche den lutherischen Glauben, den sie verließen, ebenso wenig kannten als den griechischen, welchen sie annahmen. Indeß fanden sich auch viele insbesondere national-schwedische Familien, welche die Liebe zu dem Glauben, der Sprache und den Sitten ihrer Väter bewahrten. Diese im Verein mit andern später dahin Versetzten bildeten im südlichen Rußland mehrere eigene Dörfer und kleinere Gemeinden, in denen noch in unsern Tagen Reisende die Spuren ihres westlichen Ursprungs entdecken.

Die größte und vorzüglichste Menge der Gefangenen bestand aus denjenigen, die infolge der Katastrophe bei

*) Der Verfasser schätzt im ganzen die im Auslande sich befindenden Gefangenen auf 30000. Ein zwiefacher Verlust: als Musse für das ohnehin menschenarme Schweden und als kriegsgeübte Truppen, zumal da die tüchtigsten Generale und Offiziere in der Gefangenschaft schmachteten. Auch hier verfuhr Karl mit gewohntem Eigensinn; nur Günstlinge löste er aus der Gefangenschaft, nicht die Tüchtigsten.

Pultawa den Russen in die Hände gefallen waren. Diese mußten an dem Triumphzuge theilnehmen, mit welchem der Zar um Weihnachten 1709 seine Siege feierte. Bei dieser Festlichkeit mußten sie Zeugen von der Freude der Russen sein und eine Menge von Bildern und Inschriften ansehen, durch deren Inhalt ihr Vaterland geschmäht wurde. Bald darauf wurden die meisten in Trupps von Hunderten in die Gegenden von Archangel, Kasan und Astrachan verlegt, so jedoch, daß sie meistentheils von ihren Geistlichen und Compagnieoffizieren begleitet wurden. Der Vornehmste von ihnen, der allbekannte Graf Piper, durfte sammt den Generalen und Stabsoffizieren in Moskau zurückbleiben.

Zu Anfang des Jahres 1711 hatten mehrere jener Trupps gemeinschaftlich einen Fluchtplan entworfen. Es war die Absicht, daß einige deutsche und schwedische Regimenter sich Kasans bemächtigten, die dortige Besatzung niederhauen und, nachdem sie sich mit Pferden und Waffen versehen, in Eilmärschen nach der Ukraine oder nach Polen vordringen sollten, in der Hoffnung, entweder dort den König oder hier den General Krassow anzutreffen. So unkundig waren sie der Begebenheiten der letzten Jahre, und zugleich so unerschrocken, so kühn, so würdig ihres ritterlichen Königs. Ein schwedischer Dragoner verrieth in der Nacht vor dem Ausbruche der Verschwörung den Plan seiner Kameraden, seiner Leidensgefährten. Der Zar wollte für die Folge alle dergleichen Versuche unmöglich machen, und glaubte dies am besten dadurch zu erreichen, wenn er sie so weit von der Heimat weg verlegte, daß die Länge des Heimwegs vor jeder Flucht zurückschreckte. Ein großer Theil der Schweden wurde deshalb nach Sibirien und in dessen Gruben geschickt, acht- oder neunhundert Offiziere von der Mannschaft getrennt nach Tobolsk*) oder in dessen Nähe verlegt. Der Zar sowol jetzt als auch früher schon den schwedischen Gefangenen gegenüber seinen wildaufbrausenden Jähzorn oder barbarischen Siegesübermuth besonders deshalb bewältigend, weil er dieselben gern für sich gewinnen und mit seinem rohen Volke als Bildungselemente sich verschmelzen sehen wollte, war doch auch nicht gleichgültig gegen den Ruf, ein europäisch gebildeter Herr zu sein. So ließ er sich nach der Schlacht bei Pultawa eine Menge schwedischer Offiziere vorführen, die er mit folgenden Worten anredete: „Ich weiß, daß die Schweden mich als einen grausamen und barbarischen Fürsten beschrieben. Aber ich will euch so behandeln, daß ihr am Ende die Ungerechtigkeit derartiger Beschuldigungen wol erkennen sollt." Die schwedischen Offiziere zog er an seine Tafel, wo er einen Trinkspruch auf diese seine Lehrmeister ausbrachte. Unter die Gefangenen ließ er 15000 Rubel austheilen, zugleich mit dem Befehl, daß man besonders die Offiziere schonen solle. Und noch vorhandene Briefe schwedischer Gefangenen legen Zeugniß für die ziemlich gute Behandlung derselben ab.

*) Bekanntlich erhielten auch 1812 viele französische und deutsche Gefangene, besonders die bei Kobryn gefangenen Sachsen ihren Aufenthalt dort angewiesen.

Anders freilich das russische Volk. Von den gemeinen Russen wurden die Schweden nicht für Christen, sondern für Heiden angesehen: man belegte sie mit dem Namen „Paganen" als Schimpfwort. Der griechische Glaubenseifer ging oft so weit, daß das Landvolk den Schweden keine Schale, keinen Topf, kein Messer leihen wollte, um nicht hernach selbst durch deren Anrührung verunreinigt zu werden. Nach dem obenerwähnten großen Triumphzuge wurde das gemeine Volk der Gefangenen mehr und mehr vernachlässigt, und der Noth, ja dem Hunger überlassen, sodaß in den Vorstädten Moskaus oft schwedische Leichen unbeerdigt liegen blieben, oft auch kranke Schweden von den halbwilden Hunden zerrissen wurden. Die Truppen beschwerten sich bei dem Grafen Piper, dieser bei dem Kaiser. Aber mehr als einmal wußten es die russischen Beamten so einzurichten, daß der letztere keine Kunde davon erhielt. Endlich gelang es Piper, ein Schreiben in Peter's Hände selbst zu bringen. Derselbe gerieth in heftigen Zorn und ließ alle vornehmen Russen, welche für schuldig befunden wurden, oder wenigstens durch die Finger gesehen hatten, in ein unterirdisches Gefängniß werfen. Zugleich ließ er an den Straßenecken Moskaus Bekanntmachungen anschlagen, in welchen alle, welche es wagten, „die Schweden zu mishandeln oder zu beleidigen", mit Strafe bedroht wurden. Doch nicht immer war der russische Zar so civilisatorischer Laune. Einmal besonders hing das Damokles-Schwert über den Häuptern sämmtlicher schwedischer Generale. Im Jahre 1712 hat jemand dem Kaiser den Verdacht beigebracht, daß dieselben mit Karl XII. in einem geheimen Briefwechsel ständen und eine Verschwörung im Schilde führten. Der Kaiser, der gerade berauscht war, brauste heftig auf und befahl sofort, die verdächtigten Generale ums Leben zu bringen. Und wahrscheinlich würde dieser barbarische Befehl auch ausgeführt worden sein, wenn nicht Mentschikow es verhindert hätte. Dieser schickte nämlich dem Eilboten des Zaren sogleich einen andern nach mit dem Befehle, die Hinrichtung aufzuschieben, bis der Zar sich werde besonnen können. Dies rettete die schwedischen Generale.

Kamen nun aber auch noch viele schwedische Gefangene bei der Erbauung von Petersburg, wohin sie der Zar geschickt hatte, um, so ward doch das Los der übrigen allmählich immer erträglicher: die Russen gewöhnten sich an die Schweden und umgekehrt. Insbesondere aber gefielen den erstern die Andachtsübungen der letztern, woran sie durch Karl's XII. Beispiel und durch den Gottesdienst in ihrem Lagerleben gewöhnt waren. Man übersetzte Andachtsbücher, dichtete geistliche Lieder, las Arndt's „Wahres Christenthum" und Francke's Schriften, ebenso Spener's Katechismus und den Thomas a Kempis. Den Mittelpunkt dieses religiösen Lebens bildete Tobolsk. Die Seele aller derartigen Bestrebungen und Richtungen war ein ehemaliger Dragonerkapitän Friedrich von Wreech. Sein Werk war auch die Errichtung einer Schule. Francke erhielt von Moskau aus Kunde von diesem so löblichen Thun. Er sandte 1713 Geld und Bücher. Im Jahre 1714 wurde die Schule dahin erweitert, daß man anfing selbst lateinisch zu lehren. Die Anstalt erregte immer mehr Aufsehen. Ein alter russischer Priester griechischen Glaubensbekenntnisses ertheilte gerührt den Stiftern und ihrem Werke seinen Segen. Der russische Gouverneur, Fürst Gagarin, begünstigte die als wohlthätig erkannte Anstalt. Im Jahre 1717 kam nach Tobolsk ein Tatarenhäuptling, um die weit und breit berühmte Schule zu sehen, welche jetzt auch von den Kindern der Landeseinwohner besucht ward. Mehr als einmal retteten Russen die in Schulden gerathene Schule aus ihrer Verlegenheit, schenkten Geld zur Unterhaltung eines Siechhauses und Tataren sendeten Schlachtvieh aus Ehrfurcht vor dem christlichen Wirken und Wesen in der Schwedenschule. Die Zahl der Lehrer und Schüler belief sich 1721 auf 139 Personen. Da erscholl von Nystadt her 1721 die Friedenskunde: die Gefangenen kehrten nach Schweden zurück, Wreech aber nach Deutschland, wo er sein Leben beschloß. Das weitere Schicksal der Schule von Tobolsk ist unbekannt.

Die Frage, was Schweden für seine unglücklichen Gefangenen in Rußland gethan habe, hat Fryxell nicht unbeantwortet gelassen. Die Summen, welche theils der Staatsschatz, theils die Privatwohlthätigkeit dorthin sendete, waren nicht unbedeutend, ermangelten aber theils der Regelmäßigkeit, theils des Ausreichens für das Bedürfniß, namentlich in den letzten Jahren der äußersten Noth. Aber gleichwol waren diese Summen für das ohnehin geldarme und zuletzt erschöpfte Schweden ein schwerer Verlust.

Daß der Verfasser bei seiner Gründlichkeit alle Beweise, auch die neuesten zusammengestellt habe, daß Karl XII. nicht durch Meuchelmord gefallen sei, brauchen wir wol nur kurz anzudeuten.

Wir schließen mit der Bemerkung, daß, wer künftig eine streng wissenschaftliche Biographie Karl's XII. zu liefern gedenkt, der findet, vom schwedischen Standpunkte aus betrachtet, in Fryxell's Werke das vollständigste Quellenmaterial. Ein deutscher Biograph wird in der deutschen Literatur, wie wir schon oben angedeutet haben, manche Vervollständigung oder auch Berichtigung zu finden im Stande sein. Was die Uebersetzung anbetrifft, so stößt man zwar hier und da auf einige Eigenthümlichkeiten, die aber ihrem sonstigen Werth keinen Eintrag thun.

Karl Zimmer.

Die Literatur und das Volk.

Als einst Goethe mit dem Herzog Karl August in der Nähe Weimars spazieren ging, erzählt Tieck in seiner Novelle: „Der junge Tischlermeister", begegneten ihnen zwei Handwerksbursche, die im Wortwechsel miteinander begriffen waren, und von denen der eine seinem Kameraden zum Schluß seiner Entgegnung das bekannte Kraftwort zurief, das in Goethe's „Götz von Berlichingen" der biederbe Ritter dem kaiserlichen Gesandten ins Gesicht schleudert. Als Karl August dies hörte, wandte er sich zu Goethe mit den Worten: „Siehst du, wie tief deine Dichtungen ins Volk eingedrungen sind?" In dieser Anekdote liegt eine traurige Wahrheit. Wie Deutsche reden so gern von unserer classischen Nationalliteratur; wollen wir jedoch aufrichtig sein,

so müssen wir gestehen: classisch ist diese Literatur, aber national ist sie nicht. Von einer Nationalliteratur können wir so lange nicht reden, als unsere Literatur zwar aus dem Volk hervorgegangen, aber nicht ins Volk zurückgegangen, bis ins Volk hinabgesickert ist. Unsere Literatur hat ihre Blume nicht am Strahl der Fürstengunst entfaltet, sie ist aus dem Kerne des Volks selbst erwachsen; wie viel aber weiß der Bauer, der Handwerker, der Soldat von einem Lessing, Herder, Schiller Goethe und andern berühmten Männern? Selbst vielen Gymnasiasten, Volkslehrern, Candidaten, Kaufleuten sind diese Männer kaum vom Hörensagen bekannt. „Ein Candidat der Theologie, der von der Universität abging", so erzählt Karl Raumer in seiner „Geschichte der Pädagogik", „wurde nach einer Ansicht Lessing's gefragt. «Lessing, ich kenne ihn nicht, hat er etwas geschrieben?» war seine Gegenfrage." — „Lebt Klopstock noch oder ist er gestorben?" wurde ich einmal von einem sogenannten Gebildeten gefragt. In der Universitätsstadt T. ging ein Studirender der Rechte am Schaufenster eines Buchladens vorüber, sein Auge fiel auf den Titel eines Buchs, den er folgendermaßen las: „Der Eid von Herder." In der Meinung, hier eine neue Schrift über diesen ihn interessirenden Gegenstand zu finden, trat er in den Buchladen und bat sich das Buch aus, verwunderte sich aber nicht wenig, als ihm hier bedeutet wurde, er möchte künftig nicht E für C lesen. Ich selbst kenne einen Forstmann, dem der Freiherr von Stein eine ganz unbekannte Größe war.

Es fragt sich nun: worin liegt der Grund dieser betrübenden Erscheinung? Er liegt zum Theil in unserer classischen Literatur selbst, welche nach Form und Inhalt zu sehr mit antiken und philosophischen Elementen durchdrungen ist, als daß sie dem Volk mund- und sinngerecht gemacht werden könnte. So können Goethe's „Iphigenia", „Torquato Tasso", „Eugenie", „Wilhelm Meister" nimmermehr populär werden. Er liegt ferner in unserer traurigen confessionellen Zerrissenheit und in religiöser Beschränktheit. Unsere großen Schriftsteller sind größtentheils Protestanten und in kirchlicher Hinsicht freisinnig und aufgeklärt. Deswegen sind sie allen engherzigen Zionswächtern und fanatischen Ultramontanen ein Dorn im Auge und sucht man sie von diesen beiden Seiten todtzuschweigen. In protestantischen Ländern wird daher die Volksjugend namentlich auf dem Lande mit den Heldenthaten des jüdischen Volks, wie diese im Alten Testament erzählt sind, großgezogen; von den Großthaten des eigenen Volks erfährt sie wenig. Aus guten Gründen sollte man aber das Alte Testament der Jugend blos in einem das Nothwendigste enthaltenden Auszug in die Hand geben. Man sagt freilich: den Reinen ist alles rein. Ja, aber unsere Jugend athmet eben von früh an keine so ganz reine Luft ein, die Dorfjugend sowenig als die Stadtjugend. Ein damit verwandter Grund liegt in der übertriebenen Bevorzugung des Lateinischen und Griechischen in den Schulen und Gymnasien und der Fachwissenschaften auf der Universität. Das Lateinische wird viel zu früh, oft schon im siebenten und achten Jahre, bei uns angefangen, und es wird dabei auf das Componiren, das Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische ein viel zu großes Gewicht gelegt. Wahrhaft abergläubische Vorstellungen herrschen bei manchen Halbgebildeten über den absoluten und unvergleichlichen Werth der lateinischen Sprache und schon in der Schule stehen die sogenannten Lateiner den Deutschen feindlich gegenüber; denn diese lernen blos deutsch, jene aber lateinisch, den Inbegriff aller Weisheit, das Geheimmittel aller Erkenntniß. Ja, sie lernen Latein leider ehe sie ihre Muttersprache nur auch radebrechen können. Da sagt man immer, der Deutsche lerne deutsch nur an einer fremden Sprache. Aber, fragt Arago mit Recht, an welcher Sprache haben denn die alten Griechen griechisch, die Römer in ihrer ersten Zeit römisch gelernt? Obiges Sätzchen ist so recht ein Ausfluß deutsch-nationaler Demuth. Indem ist die lateinische Sprache in ihrem ganzen Wesen, namentlich in ihrem verwickelten syntaktischen Bau, in dem die Unterordnung der Sätze herrscht, während das Deutsche die Beiordnung derselben begünstigt, der deutschen Phrase entgegengesetzt. Daß überhaupt das Griechische viel mehr innere Verwandtschaft mit der deutschen Sprache hat als das Lateinische, daß durch das Studium der griechischen Literatur weit mehr als durch das der römischen unsere neuere deutsche Literatur befruchtet worden ist, wird niemand leugnen; um so mehr ist es zu beklagen, daß das Griechische mit seinem dem deutschen Wesen wahlverwandten Gehalt den meisten Lateinschülern ein verschlossenes Heiligthum bleibt. Wie wenige bringen es zur Lektüre und zum Verständniß Homer's!

Ueber diesen Punkt ist besonders das Schriftchen des Prof. Rothert in Aurich in Hannover: „Das Latein in deutschen Gymnasien, eine Lebensfrage des höhern Schulwesens" (Braunschweig, Westermann, 1850), beachtenswerth. Rothert will vom Nahen zum Fernen, vom Lebenden zum Todten fortschreiten; er will eine Sprachenfolge, welche Einheitlichkeit im Lehrplan aller höhern Schulen möglich macht, dem Welthandel und der Seegeltung Deutschlands vorarbeitet und auch dem Auswanderer frommt. An die Stelle des Lateinischen setzt er daher das Englische und von dieser mit der deutschen verwandten Sprache läßt sich allerdings ein günstiger Einfluß auf die Erlernung der Muttersprache hoffen. „Die englische Sprache ist arm an Flexionsformen, die man vor dem Lesen lernen muß. Das bewahrt den Knaben vor dem deutschen Fehler des Formalismus. Schon im ersten Schuljahr läßt sich ein Lesebuch von 150 Octavseiten durchlesen und wiederholen." Rothert bestimmt für sechs- bis zehnjährige Schüler hochdeutsch und plattdeutsch; für zehn- bis zwölfjährige daneben oberdeutsch und englisch; für zwölf- bis vierzehnjährige daneben französisch; für vierzehn- bis sechszehnjährige hochdeutsch, mittelhochdeutsch, englisch, französisch, lateinisch; für sechszehn- bis achtzehnjährige daneben griechisch. Rothert hofft von einem nationalen Gymnasium die politische und sociale Reform unsers Volks; denn das Familienleben sei erschlafft und die Kirche zerspalten. Er erzählt ferner, daß er selbst und acht seiner Mitschüler im vierzehnten Jahr erst nothdürftige Kenntnisse im Latein hatten und doch nach vier Jahren beim Abgang auf die Hochschule die Obersten waren. Gegen die frühe Betreibung der alten Sprachen erklärten sich auch Männer wie L. Jahn in seinem deutschen Volksthum, Jean Paul, der ebenfalls das vierzehnte Jahr festsetzt, H. Viehoff in seinem jetzt eingegangenen „Archiv für den deutschen Unterricht", der berühmte Germanist Pertz, dem eben Rothert seine Idee, das Englische an die Stelle des Lateinischen zu setzen, verdankt, Arago, endlich der Engländer Bulwer in seinem Werk über England und die Engländer. Nach meiner Ansicht sollte niemand das Latein vor dem zwölften und niemand nach dem vierzehnten Lebensjahre beginnen; eine bestimmte für jeden einzelnen passende Zeit wird sich schwerlich festsetzen lassen. Im Lateinischen und Griechischen selbst sollte mehr auf das Exponiren als auf das Componiren gesehen und die Beziehung auf die deutsche Sprache und Literatur nie aus den Augen gelassen werden; hier kommen natürlich Werke, wie Goethe's „Iphigenia", Schiller's „Braut von Messina", Lessing's „Hamburgische Dramaturgie" und „Laokoon" in Betracht. Auf der Universität sollte ein Collegium über deutsche Literatur obligatorisch sein. Gelehrsamkeit ist noch keine Bildung, und mancher Theolog mag beim Abgang von der Hochschule die feinsten dogmatischen Unterscheidungen im Kopfe haben und alle möglichen Ketzereien in der Vergangenheit, Gegenwart, vielleicht sogar in der Zukunft anführen und widerlegen können, aber seine nationale Bildung ist traurig bestellt.

Nun aber ist die Frage: Wie hilft man dem Volk im engern Sinne, den untern Schichten der Bevölkerung zu einer nationalen Bildung? Hier muß die Volksschule ins Mittel treten. Deutsche Geschichte, deutsche Geographie, womöglich aus classischen Schriftstellern geschöpft, die Werke unserer leichtern Dichter und die leichtern und kleinern Werke unserer größern Dichter und Prosaisten müssen in unsern Volksschulen und höhern Bürgerschulen, wenn diese anders den Namen von deutschen Schulen verdienen wollen, in weit größerm Umfang, als dies bisher geschehen ist,

in den Vordergrund treten. Man kann natürlich nicht verlangen — und dies sei denen bemerkt, zu deren Taktik es gehört, durch vorgehaltene Popanze zu schrecken —, daß Goethe's „Iphigenia", „Tasso", „Faust", Schiller's „Räuber", Lessing's „Nathan" und ähnliche Werke mit der Volksjugend getrieben werden sollen. Wir haben aber Classiker der zweiten, dritten und vierten Größe, leichtere Classiker, die den Volksschülern recht wohl zum Verständniß gebracht werden können.

Warum sollen Uhland, Schwab, Arndt, Rückert, Schenkendorf den Volksschülern unbekannt bleiben? Der französische Bauer kennt ja auch seinen Béranger, der italienische Schiffer seinen Tasso, der alte Grieche wußte seinen Homer beinahe auswendig und die Geschichte von Alcibiades und dem Schulmeister ist bekannt. Ja sogar von Goethe kann „Hermann und Dorothea" mit geförderten Schülern getrieben werden. Schiller's „Wilhelm Tell" wurde am Geburtsfest des Dichters 1859 in viel tausend Exemplaren unter alt und jung in der Schweiz vertheilt und in Haus und Schule gebracht. Ist unsere Jugend, auch auf dem Lande, weniger begabt, als die schweizerische Jugend?

Unsere literarische Bildung ermangelt der nationalen Grundlage, schwebt haltungslos in der Luft und ist daher auch mehr als bei allen andern Völkern allen möglichen Schwankungen ausgesetzt; ein Nationalgeschmack kann sich nicht ausbilden, die edelsten Geisteswerke werden von einer Flut gemeiner Schriften verdrängt, die Mittelwaare überwiegt, die Literatur schießt ins Kraut — alles aus dem Grund, weil ihr die derbe, breite, allgemein volksthümliche Grundlage fehlt. Die Namen unserer großen Männer sollte das Ohr schon der Elementarschüler umtönen, die Volksjugend sollten wenigstens in die Vorhallen unsers Ruhmestempels geführt werden, um nachher den Weg ins Innere vielleicht selbst oder durch andere Leiter zu finden, und so sollte von der Volksschule bis zur Hochschule in fortgesetzter Steigerung die Erkenntniß des deutschen Geistes in der Vergangenheit und Gegenwart gefördert und gepflegt werden. Wären wir wirklich, wie wir häufig uns schmeicheln, geborene Schullehrer, so wären wir in diesem Gebiete praktisch; wären wir im Lehren und Lernen praktisch, so wären wir auch im Leben und Handeln praktisch. Unsere Unpraxis aber besteht vorzugsweise im Mangel an nationalem Sinn, in Mangel an Achtung vor unserm Volk, in mangelhafter Erkenntniß unsers eigenen Geistes.

Hierher gehört ein Punkt, der von vielen für gering gehalten wird, aber doch sehr wichtig ist, nämlich die vielen Fremdwörter, die mit dem allzu frühen Erlernen der fremden Sprachen in einem innern Zusammenhange stehen und dem Ausdruck einen besondern Anstrich von Vornehmheit oder Gelehrsamkeit geben sollen. Das Volk kann leider manche Zeitungen, Zeitschriften und Bücher gar nicht lesen, weil es alle Augenblicke auf Wörter stößt, die ihm nach ihrem Sinn und Verstand ein Räthsel sind. Hier und da erräth der unstudirte Mann den Sinn aus dem Zusammenhang oder schiebt er dem Fremdwort in Gedanken ein ähnlich lautendes deutsches Wort unter, so z. B. denkt er bei Comité, wofür man recht gut Ausschuß oder Vereinsausschuß sagen könnte, an „komm mit" und hat also den Begriff eines Vereins, einer Genossenschaft. Warum aber will man nicht diese Fremdlinge und Schmarotzer, durch die so manche gut deutsche Wörter beinahe verdrängt sind, aus dem Gebiet der deutschen Sprache hinausjagen? Die schätzenwerthe „Dorfzeitung des lahrer hinkenden Boten", die in vielleicht 10000 Exemplaren verbreitet ist, zeigt sich in dieser Hinsicht musterhaft; ohne in lächerlichen Kleinigkeitsgeist zu verfallen, vermeidet sie möglichst alle unnöthigen Fremdwörter. Sollte aber das, was dieser Volkszeitung möglich ist, andern Zeitungen und Zeitschriften allzu schwer fallen?

Zeitungen und Zeitschriften zählen in der Gegenwart einen weit größern Leserkreis, als Bücher. Ihr Inhalt aber ist zu zerstreut und zerstückelt, und begünstigt, wenn nicht mit einer soliden, zusammenhängenden Erkenntniß der Grund gelegt worden ist, eitle Vielwisserei. Für die Jugend und das Volk ist das Beste eben gut genug, und wenn die Erziehung der Jugend und des Volks in der von uns angegebenen Weise betrieben würde, dann würde das, was so lange schmerzlich vermißt ward, immer häufiger und immer dichter sich bilden: ein edler, selbstbewußter, deutsch-nationaler Charakter. **Gustav Hauff.**

Biographisches.

In keinem Zweige der geschichtlichen Literatur ist unsere Zeit ergiebiger als auf dem Gebiete der biographischen Detailforschung. In Hunderten von Monographien hat sie hier Schätze zu Tage gefördert, die es verdienen, auch für die Gesammtdarstellung geschichtlicher Entwickelungen ausgebeutet zu werden. Universalhistoriker werden die überaus schwierige Aufgabe haben, das immer unermeßlicher anschwellende Material für ihre umfassendere Darstellung zu verarbeiten. Die dermalen uns zur Besprechung vorliegenden Biographien führen uns vom Ende des Mittelalters durch die Reformationszeit bis in die jüngste Gegenwart. Katholische Heilige und jüdische Rabbinen, begeisterte Dichter und praktische Landwirthe, der höchste Mysticismus und die nüchterne Kühle des Verstandesmenschen sind hier vertreten, jeder ein kleines Spiegelbild seines Zeitalters und der in ihm waltenden Bestrebungen.

1. Caterina von Siena. Ein Heiligenbild von Karl Hase. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1864. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Euricius Cordus. Eine biographische Skizze aus der Reformationszeit von C. Krause. Hanau, König. 1863. Gr. 8. 16 Ngr.
3. Der Dichter Ephraim Kuh. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur von M. Kayserling. Berlin, Springer. 1864. Gr. 8. 10 Ngr.
4. Johann Ludwig Fricker, ein Lebensbild aus der Kirchengeschichte des 18. Jahrhunderts, von Karl Ehmann. Tübingen, Osiander. 1864. 8. 27 Ngr.
5. Isaak Noa Mannheimer. Eine biographische Skizze von G. Wolf. Mit Benutzung von Archivalien der k. k. Staats- und Justizministerien, des k. k. obersten Gerichtshofs, der k. k. niederösterreichischen Statthalterei und des wiener Magistrats. Wien, Knöpflmacher. 1863. Gr. 8. 16 Ngr.
6. J. G. Koppe, sein Leben und Wirken. Mit dem Porträt Koppe's. Wittenberg, Reichenbach. 1863. Lex.-8. 6 Ngr.

K. Hase zeichnet uns in „Katerina von Siena" (Nr. 1) ein katholisches Heiligenbild; aber freilich nicht im Sinne der „Acta Sanctorum" und des Manz'schen Verlags, sondern wie es sich den Forschungen eines berühmten protestantischen Kirchenhistorikers darstellt, welcher „nichts in der Geschichte sucht als die Wahrheit, die thatsächliche, die irgendeinmal geschehen ist, die ewige, die sich, wenn auch unvollkommen, darin darstellt". Mit derselben Unbefangenheit wie vormals den heiligen Franz von Assisi, betrachtet der Autor die italienische Volksheilige, und er der Verfasser jenes Meisterwerks einer „Protestantischen Polemik", dem man also romantisch-katholische Sympathien in keiner Weise beimessen darf, kann in seiner Vorrede doch auch von dieser Volksheiligen sagen: „Nachdem alle die glänzenden Schleier von ihr weggezogen sind, mit denen die Phantasie ihres Zeitalters, sogar auch ihre eigene, dieses holdselige Antlitz verhüllt hatte, welche wunderbare Creatur Gottes ist doch übriggeblieben, oder vielmehr nun erst in ihrer vollen menschlichen Schönheit anschaulich geworden. Ich gedachte eine pathologische Untersuchung anstellen zu müssen, habe sie auch angestellt, und doch zugleich ein hochbegabtes geistesmächtiges Wesen, einen religiösen Genius vorgefunden.... Die kirchlichen Gestalten der Vorzeit, an denen Katholiken und Protestanten noch etwas Gemeinsames haben, nenne man es Interesse oder Erbauung, sind mehr in den Jugenderinnerungen der Kirche zu finden, in den ersten Jahrhunderten ihrer Passionszeit und ihrer Triumphe: doch hat sich auch schon manche Persönlichkeit des Mittelalters gefunden, wie Neander's Bernhard von Clairvaux, Montalembert's

heilige Elisabeth, an denen die höhere Bildung in beiden Kirchen nicht zu ihrem Schaden theilnimmt; und je schärfer der Kampf der Geister in der Gegenwart beider Kirchen wieder entbrannt ist, desto mehr ist es uns werth, vorläufig wenigstens in der Form der Zeiten ein Gemeinsames, gerade in sehr verschiedener Weise und doch Gemeinsames anzuerkennen."

Caterina Beninsaca, das dreiundzwanzigste Kind eines Färbers zu Siena, wurde 1347, ein Jahr vor Ausbruch jener Pest geboren, auf deren düsterm Hintergrund Boccaccio sein heiteres und übermüthiges Novellenleben gestellt hat. Von ihrer Kindheit an asketisch gestimmt, auch unter den niedrigsten Beschäftigungen des Hauses sich „eine Zelle im eigenen Geist erbauend", hat sie seit ihrem achtzehnten Jahre dem Orden der Dominicanerinnen sich angeschlossen und hier es zu einem solchen Grade von Kasteiung gebracht, daß der oberflächliche Betrachter allerdings versucht sein könnte, diese Heilige, wie einst der Kirchenhistoriker Henke, ein bloßes „albernes Weibsbild" zu nennen. Aber Hase weiß uns durch die freilich sehr abstoßende Schale ihrer kirchlichen Frömmigkeit hindurch in den Kern ihres in der That großartig begabten Geistes und ihrer eminenten sittlichen Willenskraft blicken zu lassen. Mit großer Feinheit versucht er es, selbst den merkwürdigen Visionen und Ekstasen Caterinens auf pathologischem Wege eine psychologische Wahrheit zukommen zu lassen, ja gerade diese Seite seiner Darstellung scheint uns ganz besonders beachtenswerth für die Beurtheilung des „Wunderlichen" in der Geschichte des religiösen Lebens überhaupt. Auf der andern Seite sehen wir diese merkwürdige Tochter des Volks, vermöge ihrer sittlich-reinen und dabei geistreichen Persönlichkeit, eine wahrhaft apostolische Wirksamkeit äußern auf die kämpfenden Geister des damaligen Italien; in thatkräftigster Weise weiß sie wiederholt durch ihr Dazwischentreten den Bürgerkrieg in den toscanischen Städten zu dämpfen; ihren persönlichen Bestrebungen gelang es, Gregor XI. nach siebzigjährigem Aufenthalt der Päpste in Frankreich endlich wieder von Avignon nach Rom zurückzuführen. Ihr fortwährendes Drängen auf Reformation der Kirche, deren Schäden sie trotz ihrer Anhänglichkeit an die katholische Form der Frömmigkeit genau erkannte, erinnert geradezu an Savonarola.

Der Schmerz über das unerhörte Schauspiel eines Doppelpapstthums, welches nach Gregor's Tod die katholische Kirche erlebte, raffte Caterina dahin. „Gebet auf die Sorge der weltlichen Dinge und blicket auf die geistlichen", so rief diese Heilige schon damals dem Papste zu. Obwol sie selber nur nothdürftig lesen und schreiben konnte, hat sie doch eine Menge Briefe und mehrere Dialoge ihren Anhängern dictirt. Dieselben sind vielfach gedruckt und noch in der neuesten Zeit wiederholt aufgelegt worden. Der Verfasser theilt viele Proben daraus mit, voll sinniger und geistreicher Gedanken, wie etwa die folgenden: „Dem Tapfern sind glückliche und unglückliche Geschicke wie seine rechte und linke Hand, er bedient sich beider. — Gott die Ehre und dem Nächsten unsere Mühe! — Gott spricht: Da ihr mir nicht Nutzen schaffen könnt, müßt ihr's dem Nächsten thun, denn der Mensch kann Gott nicht lieben wie der ihn geliebt hat, seine Liebe ist doch nur eine Schuldigkeit; darum hat Gott den Nächsten gesetzt, um an ihm zu thun, was er an Gott nicht thun kann, nämlich ihn zu lieben ohne eine Rücksicht und ohne einen Nutzen. — Die Eigenliebe macht den Menschen fürchten vor seinem eigenen Schatten, sie verengt das Herz, daß es weder sich selbst noch den Nächsten faßt, die Gottesliebe macht es weit für alle Creaturen. — So viel fehlt uns von Gott, als wir zurückbehalten von uns selbst. — Christus hat das Evangelium der Liebe verkündet auf dem Lehrstuhle des Kreuzes. Seine Lehre ist nichts als Liebe, denn aus ihr sind alle andern Tugenden. — Alle Dinge sind nur insoweit weltlich, als wir sie dazu machen — Der Teufel besiegt nur den, der besiegt sein will." In der That diese Briefe sind die Bekenntnisse einer schönen Seele in der hochkatholischen Form des Mittelalters, für solche, die mit den geschichtlichen Verhältnissen ihrer Abfassung einigermaßen bekannt oder auch um dieselbe ganz unbekümmert sind, noch immer ein großartiges Erbauungsbuch, manches darin mehr im Stile eines Apostels als eines unwissenden Mädchens. Durch manche dieser Blätter braust es wie ein Sturm fortreißender Beredsamkeit bei tiefer Kenntniß des menschlichen Herzens, wie Caterina auch mündlich in beiden hochbegabt war.

Die Briefe haben auch ein literaturgeschichtliches Interesse. Hase sagt S. 167: „Als Caterina nach Avignon kam, ist es zwei Jahre her, seit Petrarca zu den Unsterblichen eingegangen war. Sie scheint sich um Laura's Grab wenig gekümmert zu haben, und Laura's Dichter, obwol eine andere Seite seiner Bestrebungen ihr nahe verwandt war, ist ihr ein Unbekannter geblieben. Auch davon findet sich keine Spur, daß sie etwas von der «Divina Commedia» erfahren hätte, obwol ihre Gedanken und Ausdrucksweisen nicht selten unbewußt mit derselben zusammentreffen, und was Beatrice im Dante's Herzen geworden ist, das ist Caterina gewissermaßen in Wirklichkeit gewesen. Das «Decamerone» ihres ältern Zeitgenossen war ohnedem nicht für sie geschrieben. Während so Italien, obwol politisch zerrissen und unter wilden Parteikämpfen, die Höhen seiner Nationalliteratur schon erreicht hatte, dem auferstehenden Geiste des Alterthums unerschrocken die Hand reichte und die ahnungsvollen Gestalten einer jungen bildnerischen Kunst freudig begrüßte, ist Caterina mit dem Blicke himmelwärts oder voll Thränen über das Elend auf Erden durch alle jene Herrlichkeit fremd hindurchgegangen. Doch eins hat das Vaterland ihr entgegengebracht, die schöne, bereits hochgebildete Sprache, wie Florenz und Siena wetteifernd sie redeten, und zum Zeugnisse, daß nicht erst Dante sie schriftmäßig ausgebildet, sondern ein Volk sie unbewußt als eine göttliche Gnadengabe empfangen hat, ist es die unwissende Tochter des Volks, die eine classische Schriftstellerin geworden ist. Boccaccio's Novellen und Caterina's Briefe, wie weit sie auch sonst auseinanderliegen, enthalten die erste classische Prosa Italiens und gelten noch heute als mustergültig."

Im protestantischen Deutschland ist diese italienische Volksheilige noch wenig bekannt, trotzdem daß Alfred von Reumont schon gelegentlich auf sie hinwies; wir zweifeln nicht, daß die vorliegende Biographie, in der bekannten Plastik und Eleganz des Hase'schen Stils geschrieben, ihr die Sympathie vieler Leser zuwenden wird, denn auch unter den Formen mittelalterlicher Frömmigkeit enthält dieser Stoff viel von jenem „Ewig-Weiblichen", das uns „hinanzieht", und auch unter Menschen anderer Zeiten und Formen seinen Eindruck nicht verfehlt. *)

Ein Dichterleben aus der Reformationszeit, und zwar aus der Reihe jener Humanisten, die wir Eobanus Hessus, Camerar, Sabin, Micyll und Stigel, trotz ihres noch fremdländischen, lateinischen Gewandes doch nichtsdestoweniger Mitvertreter der deutschen Poesie sind, führt uns C. Krause in seinem „Euricius Cordus" (Nr. 2) vor. David Strauß hat im ersten Band seines „Ulrich von Hutten" in anziehender Weise jenen Kreis der an Erasmus und Reuchlin sich anschließenden, gegen den großen Hansen der „Dunkelmänner" in eleganten lateinischen Versen eifernden Dichter der Universität Erfurt geschildert, welche damals kurz vor Ausbruch der Reformation einen Mittelpunkt des neuerwachten geistigen Strebens bildete, bis Melanchthon's Auftreten in Wittenberg die bedeutendsten Kräfte

*) Auch in Frankreich, wo der Priester Chavan de Malin als der Ritter der armen Färberstochter von Siena auftrat, hat dieser Stoff neuerdings Glück gemacht. Der Titel seiner Schrift lautet: „Histoire de Sainte-Catherine de Sienne par Emile Chavan de Malin" (Paris). Der Verfasser sagt S. 6: „J'avais une sympathie profonde pour cette pauvre fille d'un teinturier de Sienne et je demandai à Dieu la faveur d'être son chevalier sur la terre." Für Italien ist am bedeutendsten das Werk von Capecelatro (Florenz 1856), der in der würdigern Anschauungsweise, wie sie dort durch die Geschichtswerke von Troja, Balbo, Tosti und Theiner zur Anerkennung gelangte, Caterina vornehmlich schildert, wie sie selbst sich darstellt in ihren Briefen.

dorthin zog. Auch Euricius Cordus, 1486 zu Simtshausen in Hessen geboren, gehörte diesem „jungen Erfurt" an. Sein Name ist übrigens nur eine nach damaliger Sitte angenommene lateinische Schriftstellerbezeichnung; sein eigentlicher Familienname ist unbekannt, und beruhen die ihm bis in die neueste Zeit in literarischen Werken beigelegten Namen Heinrich Urbanus oder Heinrich Eberwein, wie der Verfasser nachweist, auf bloßen Verwechselungen mit andern Persönlichkeiten jenes Kreises. Anfangs bezeichnete sich der Dichter Ricius Cordus; ersteres ist abgekürzt aus Henricus, Cordus bedeutet den Spätgeborenen, weil er das dreizehnte Kind einer Bauernfamilie war. Sein Lehrer und Freund, der auch sonst bekannte Mutian, verwandelte, um ihn als einen guten Dichter zu bezeichnen, durch Vorsetzung eines griechischen Wortes den Ricius in einen Euricius, den Heinrich in einen „guten Heinrich". Aber dieser „gute Heinrich", der sich nicht umsonst den stachlichten Igel zum Wappen erkor, war eine sehr streitbare Natur. Seine dichterische Stärke liegt in der Satire, zu der er eine entschiedene Begabung, Scharfsinn und natürlichen Witz mitbrachte. Die von ihm gedichteten Epigramme, mehr als 1200 an der Zahl, enthalten eine Fülle geistreicher Gedanken und köstlichen Humors, auch Lessing hat sie zu schätzen gewußt, und eine ziemliche Anzahl von dessen Sinngedichten sind, wie bereits Haug in Wieland's „Deutschem Mercur" (1793, S. 275—305) nachwies, nur freie Uebertragungen aus Cordus. Wir wählen aus den von dem Verfasser mitgetheilten Proben nur einige aus:

Einst an geöffnetem Laden vorüber geht ein altes
  Jüngferchen und erblickt Spiegel im hellen Gefach.
Näher tretend und sehend des Alters faltige Runzeln,
  „Ehmals waren doch nicht", sagt sie, „die Spiegel so schlecht."

Kein so häßliches Wort kann man dir, Barbara, sagen,
  Das die Röthe der Scham dir in das Angesicht trieb,
Kein Verbrechen vermag, kein Frevel dich zu beschämen,
  Pfui, so schäme dich doch, daß du nimmer dich schämst.

„Jetzt lugt, weiß ich, Vigesta." — „Wie, ist dir dirs aus der Ferne
  Möglich zu wissen?" — „Ich seh's." — „Aber woran?" — „Da sie spricht." *)

Als du, Serinus, einst den Catull zufällig zur Hand nahmst,
  Warfst du, sagt man, das Buch fort unter häufigem Spein;
Schreiben lasse doch das, ich bitte, den heidnischen Dichter,
  Was, ein erleuchteter Christ, du zu begehn dich nicht scheust.

Freilich nicht immer ist sein Spott so harmlos. Cordus sucht Thorheit und Schlechtigkeit überall auf, an den Höfen der Fürsten, in den Burgen des Adels und in den Wohnungen des gemeinen Mannes, er züchtigt reiche Geizhälse, liederliche Weiber, pedantische Gelehrte, schlechte Dichter, betrügerische Advocaten. Ueber nichts aber schüttet er seinen Zorn reichlicher aus, als über die Verderbtheit der Kirche, über die habsüchtigen Päpste, sittenlosen Priester und faulen Mönche. Alle diese Epigramme sind bei ganz besondern, noch deutlich erkennbaren Veranlassungen gedichtet, die entweder in den großen Zeitereignissen oder in dem Kreise der nähern und nächsten Umgebung des Dichters liegen. Sie sind theilweise auch culturgeschichtlich interessant, zumal sie immer die frische individuelle Farbe des Lebens an sich tragen, ganz verschieden von den Dichtungen seiner Zeitgenossen, selbst der besten, wie eines Eoban, die bei aller Formvollendung doch immer etwas Schulmäßiges, Gelehrtes haben. Auch an der Reformation nahm Cordus lebendigsten Antheil: er hat wiederholt Luther und Philipp den Großmüthigen besungen und an Karl V. eine poetische Epistel zur Vertheidigung der wittenberger Lehre gerichtet. Freilich seine satirische Neigung, deren Pfeil oft etwas rücksichtslos schnellte, hat den armen Dichter während seines Lebens wenig Freunde erworben; dies empfand er nicht blos an der geizigen Bezahlung, wenn er zu Neujahr seine Dichtungen als Gratulationsgabe in Erfurt colportiren ließ, sondern auch durch mancherlei heimliche und offene Verfolgung der angegriffenen Gegner. Seine Vorlesungen über die artes liberales vermochten ihn nicht zu ernähren, und so zog Cordus 1521 über die Alpen, um in Ferrara Medicin zu studiren, sich tröstend, die Heilkunst sei so gut wie die Dichtkunst eine Gabe Apollo's.

Von da wird die vorliegende Biographie auch für die Geschichte der Medicin interessant. Die Arzneikunde befand sich im Anfang des 16. Jahrhunderts noch in der traurigsten Beschaffenheit. Noch immer galten Plinius und die arabischen Aerzte, wie Ebn-Sina, als unumstößliche Autoritäten. Von einer eigentlichen Erforschung der Natur der Krankheiten und der Heilmittel hatte man kaum eine Ahnung. Ohne Einsicht in die Natur des menschlichen Körpers leitete man viele Krankheiten von dem Einfluß gewisser Sterne ab. Selbst die gelehrtesten Männer wie Melanchthon zweifelten nicht an der Wahrheit der Astrologie. Auf dem Gebiete der Pflanzenkunde war eine heillose Verwirrung entstanden. Die Araber beschrieben die Pflanzen nicht aus eigener Anschauung, sondern nach Plinius, den sie noch dazu falsch übersetzten. Jeder Folgende richtete sich nun wieder nach seinem Vorgänger und häufte zu den alten Irrthümern neue. So kam es, daß die Kenntniß vieler Pflanzen eine durchaus falsche war; man legte die überlieferten Namen Pflanzen bei, denen sie gar nicht zukamen, und verordnete demnach zum Schaden der Kranken Mittel, die etwas ganz anderes waren, als wofür sie gehalten wurden. Erst das wiedererwachte Studium der classischen Sprachen, besonders des Griechischen, brachte auch in der medicinischen Wissenschaft einen Fortschritt zum Bessern. Zuerst in Italien fingen Männer wie Leonicenus, Manardus u. a. an, die angebeteten Araber und Plinius auf ihren wahren Werth zurückzuführen und die griechischen Aerzte, Hippokrates und Galen, in der Botanik Dioscorides, als die zur Zeit einzig sichern Autoritäten hinzustellen.

Durch seine italienischen Lehrer wurde auch Cordus der neuen sogenannten Hippokratischen Schule zugeführt, und er war einer der ersten, die die Grundsätze derselben nach Deutschland verpflanzten. Nach beendigten Studien finden wir Cordus als Arzt in Braunschweig; seine Aufzeichnungen aus seiner medicinischen Praxis daselbst sind vielfach interessant; aber auch in diesem Berufe schadete ihm sowol seine ungewohnte Richtung, als sein unüberwindlicher Hang zu epigrammatischen Spitzen. Die Priester verschrien ihn als einen gottlosen Ketzer, warfen ihm vor, er esse Fleisch in den Fasten, arbeite an den Feiertagen. Seinen lieben Vogel, eine Elster, welche die Worte „Papst leb' wohl" rief, warf man ihm todt. Dazu pfuschten ihm alte Vetteln und vagabundirende Quacksalber ins Handwerk. Selbst Mönche trieben medicinische Praxis und machten ihn so verhaßt, daß er klagt, sich kaum mehr auf die Straße wagen zu dürfen. Der Arzt, heißt es in einem Epigramme, habe drei Gesichter: wenn man ihn consultirt, das eines Engels; wenn er hilft, das eines Gottes; und wenn er sein Geld fordert, das eines Teufels. Ohnehin, spottet er, hätten die guten sächsischen Magen kaum einen Arzt nöthig, und die Aerzte, selbst wenn sie Galene seien, sollten lieber zu den wilden Geten als nach Braunschweig gehen, wo ihre Kunst ebenso sehr verachtet sei, als die Mumme beliebt. So siedelt er denn 1527 auf die neugestiftete Universität Marburg über als Professor der Medicin. Hier baute er sich ein Gewächshaus und förderte die Pflanzenkunde durch sein in der Geschichte dieser Wissenschaft namhaftes „Botanologicum". Daneben trieb er Bienenzucht, um, wie er sagt, etwas in Deutschland sonst Unerhörtes, gute Sitten und einen guten Staat kennen zu lernen. Aber auch hier machen mancherlei anzügliche Verse ihn seinen eifersüchtigen Collegen bald verdächtig und vertreiben ihn, wie einst Camoens aus Lissabon, aus Marburg und der geliebten hessischen Heimat nach Bremen. Ein Gedicht, unterwegs bei dem Anblick

---

*) Der gute Mann, den Ley beiseite dort gezogen,
Was Ley ihm sagt, das ist erlogen. (Lessing.)

seines Geburtsdörfchens Simtshausen gedichtet, gedenkt noch einmal der fröhlichen Kindheit, wo er die Gänseheerde auf die Weide getrieben und vor den räuberischen Wölfen schützte, gedenkt noch einmal der Aeltern und zahlreichen Geschwister, von denen allen er allein noch am Leben sei, und des väterlichen Erbes, das die Wissenschaft verschlungen habe, „damit er nun im eigenen Vaterlande keinen Raum mehr finde". In Bremen fand Cordus eine Stelle als Lehrer an der neugegründeten Gelehrtenschule unter für jene Zeit sehr günstigen Bedingungen; aber nicht lange sollte er sich dieses Asyls erfreuen, denn schon nach einem Jahre starb er an der Auszehrung. Auch dieser „gute Heinrich" hatte Grund genug von sich zu sagen, wie einst Goethe: „Ach, ich habe wie schwer meine Gedichte bezahlt!"

In M. Kayserling's „Der Dichter Ephraim Kuh (Nr. 3) haben wir das Leben eines jüdischen Dichters aus dem 18. Jahrhundert, der neben Moses Mendelssohn zuerst an deutscher Literatur sich betheiligte. Schon Berthold Auerbach hat in seinem „Dichter und Kaufmann" auf ihn aufmerksam gemacht, aber darin, wie er sich ausdrückt, „die biographischen Thatsachen dichterisch ergänzt". Unser Verfasser dagegen hat es sich zur Aufgabe gemacht, die geschichtliche Wirklichkeit, die dort fast ganz in Dichtung aufgeht, wahrheitsgetreu zu berichten. Und in der That, auch so ist dieses Lebensbild noch anziehend genug, ja, in gewisser Hinsicht ergreifend, denn auch bei Ephraim Kuh findet der oben auf Cordus bezogene Ausspruch Goethe's und in noch höherm Grade seine Anwendung. Im Jahre 1731 in Breslau geboren, der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns, wurde Kuh zum künftigen Rabbiner bestimmt, allein da er an den sophistischen Hypothesen der talmudischen Gelehrsamkeit keinen Gefallen fand, trat er in das Geschäft seines Vaters. Doch auch der Kaufmannsstand befriedigte ihn nicht. Mit wahrem Heißhunger verschlang er die Werke der größten französischen und englischen Autoren und studirte den Martial und Juvenal in der Ursprache. Wenn er des Tags im Comptoir gearbeitet, so flüchtete er des Abends zu den Büchern, seiner einzigen Erholung. So hatte er bis zu seinem fünfundzwanzigsten Jahre eine Bildungsstufe erreicht, wie sie den damaligen deutschen Juden fast völlig fremd war. Da traf ihn der harte Schlag, seinen Vater zu verlieren. Kuh, nun völlig selbständig geworden und im Besitze eines beträchtlichen Vermögens, ging nach Berlin, um in die Nähe des von ihm hochverehrten Mendelssohn zu kommen, und trat dort als Kassirer in die Gold- und Silberwaarenfabrik seines Oheims, des aus der Geschichte Friedrich's des Großen als Münzunternehmer bekannten Veitel Ephraim, ein. Allein ein Dichter ist selten ein guter Kaufmann. Seine über die maßen große Gutmüthigkeit wurde von zudringlichen Schwindlern, Bettlern und Borgern misbraucht, ein hundert Thaler ging nach dem andern, ein tausend nach dem andern hin; nach wenigen Jahren hatte er selber nichts als eine ansehnliche, glänzend eingebundene Bibliothek. Er hätte sich durch eine reiche Heirath helfen können, aber er verachtete die Art und Weise, wie solche Ehebündnisse unter seinen Glaubensgenossen in der Regel zu Stande kommen:

> Erst knickert man ums Geld,
> Und kommt man endlich überein,
> So nimmt man noch das Mädchen obendrein,
> Und dieses nennt die Welt —
> O Zeit! O Sitte! — frein.

Dazu kam, daß ein intriguanter christlicher Commis, welcher Kuh 1000 Thaler schuldete und nicht bezahlen konnte, ihn bei seinem Oheim anschwärzte, die innere Einrichtung seiner Fabrik einem andern verrathen zu haben, um sich mit diesem zu associiren, und Veitel, ein ungebildeter, argwöhnischer Mann, schenkte dem Gerüchte ohne weiteres Glauben. Kuh trat aus dem Geschäft und ging, zwei große Koffer voll seiner theuern Bücher mit sich schleppend, auf Reisen. Er durchwanderte Holland, Frankreich, Italien und den Süden Deutschlands. Am meisten empörte ihn unterwegs der schimpfliche jüdische Leibzoll, der damals noch im ganzen „Reich" erhoben wurde und ihm mehr als einmal Plackereien verursachte. Bei seiner Rückreise durch Sachsen kostete ihm eine Uebergehung des Leibzolls beinahe seine ganze Baarschaft, und mit vielen Hunderten mußte er in Gotha den Glauben seiner Väter verzollen. Völlig ohne Baarschaft, in der jämmerlichsten Kleidung, nachdem er unterwegs alles hatte verkaufen müssen, kam er nach Breslau, wo seine Verwandten ihn aufnahmen und mit einer jährlichen Unterstützung erhielten. Zu den unter den Christen gemachten bittern Erfahrungen kam nun auch noch der Fanatismus unter seinen eigenen Glaubensgenossen hinzu, die ihn als einen Aufgeklärten und Uebertreter der Speisegesetze anfeindeten und ihm nachmals auch das ehrliche Begräbniß verweigern wollten. Auch christliche Priester drangen auf ihn ein mit zudringlichen Bekehrungsversuchen und einer der breslauer Geistlichen verstieg sich in seinem Eifer so weit, folgendes honigsüße Gedichtchen an ihn zu richten:

> Liebster, bester Kuh!
> Warum bleibest du
> Nur allein beim Vater stehn,
> Willst nicht zu dem Sohne gehn?

Kein Wunder, daß er sich völlig von der Welt zurückzog und jene innerliche Verbitterung und Verstimmung bei ihm eintrat, die so leicht in Geistesverwirrung ausartet. So endete Kuh ähnlich wie der unglückliche Hölderlin, mit dem er merkwürdigerweise auch das gemein hatte, daß er noch schreiben und dichten konnte, wenn er außer Stande war, vernünftig und zusammenhängend zu sprechen. Seine zuerst von Ramler veröffentlichten Gedichte sind nicht ohne Anmuth, meist sind es schalkhafte, niedliche Sinngedichtchen, „scherzhafte Riens, poetisches Dragée", wie sie Mendelssohn bezeichnend nennt, darunter viele blos tändelnde Reimereien. Manches hat auch erst unter der Hand Ramler's, der am Feilen und Verbessern fremder Arbeiten sein größtes Vergnügen fand, eine lesbare Gestalt gewonnen. Anderes darf sich immerhin mit Gleim'schen und sonstigen gleichzeitigen Gedichten messen. Treffend charakterisirt er z. B. Friedrich's des Großen Bildniß mit der kurzen Inschrift:

> Den Vater sehen seine Staaten
> Gelehrte ihren Mäcenaten,
> Den weisen König Potentaten,
> Und seine Feinde den Soldaten.

Andere Epigramme spiegeln seine eigenen Erfahrungen:

> Leihst du deinem Freunde Geld,
> Mußt du dich zugleich entschließen —
> Leider ist's der Lauf der Welt! —
> Eins von beiden einzubüßen.

Vor allen findet auf ihn sein Sinngedicht:

> Das Wörtlein zu ist meist gefährlich;
> Es scharrt selbst dem Wörtlein ehrlich —

auf ihn, den allzu Gutmüthigen und Ehrlichen, selbst die beste Anwendung. Die vorliegende Schrift Kayserling's handelt übrigens in einem Anhange auch noch von Isaschar Falkensohn Behr, einem aus Polen stammenden jüdischen Poeten und Zeitgenossen Kuh's in Berlin, der im Jahre 1771 „Gedichte eines polnischen Juden in deutscher Sprache" herausgab, die in den „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" keinen geringern Recensenten fanden als Goethe, übrigens höchst unbedeutend sind.

Nr. 4, K. Ehmann's „Johann Ludwig Fricker", ist die Lebensgeschichte eines würtemberger Mystikers und Theosophen, der wir ein Interesse absolut nicht abgewinnen konnten. Fricker war ein Anhänger des bekannten Oetinger und versuchte wie dieser durch eigenthümliche Verquickung der Theologie mit Physik und Mathematik der gesammten rationalistischen Denkweise seines Zeitalters wissenschaftlich entgegenzuwirken, kam aber dabei wie Oetinger auf Behauptung von Dingen, deren Wissen oder auch nur Ahnen uns Menschen schlechterdings unmöglich ist. Auffallend bleibt allerdings wie ein

Mann wie Fricker, der fortwährend mit naturwissenschaftlichen und mathematischen Studien sich beschäftigte, auf solche geistige Excesse gerathen konnte. Wie S. 91 berichtet wird, soll er in der Stunde der Mitternacht oft auch den Geistern in der Unterwelt haben predigen wollen und auch nach seinem Tode mit seinen Anhängern einen geheimnißvollen Rapport unterhalten und diesen Aufschlüsse über das Jenseits ertheilt haben, womit der würtemberger Pietismus denn glücklich bei Cagliostro und dem amerikanischen Geisterspuk angelangt wäre. Lassen wir solche Todte ihre Todten begraben!

Die biographische Skizze: „Isaak Noa Mannheimer“ (Nr. 5), schildert uns das segensreiche Leben und Wirken dieses israelitischen Predigers in Wien, der dort hochbetagt noch immer an der Spitze der jüdischen Gemeinde steht. Der Autor G. Wolf, der ein begeisterter Verehrer Mannheimer's ist, bringt in seinem Schriftchen auch vieles Interessante aus der Geschichte der Israeliten in Oesterreich seit Anfang dieses Jahrhunderts, namentlich hinsichtlich der Abschaffung des schon oben unter Nr. 3 erwähnten jüdischen Leibzolls und der verschiedenen Formen des Judeneides. Bezeichnend ist besonders ein von einem Jesuitenpater zu Prag herrührendes Eidesformular, welches also anhebt: „Jud! Ich beschwöre dich bei dem einigen allwissenden Gott habbore Schomajim vehooretz, und durch die Toro oder das Gesetz, das er gegeben hat seinem Knecht Mosche auf dem Berg Sinai, daß du mir wahrhaft oder beemes sagen wollest, ob dieses Sepher oder Buch dasjenige Sepher sei, darauf ein Jud einem Christen ein Schvuo chamuro kedin ablegen möge oder solle.“ Und so geht es in seltsamer Vermischung des Deutschen und Hebräischen fort und zwar immer in der sichtlichen Voraussetzung, daß der „Jud“ doch eigentlich nur ein Schuft sei, bei dem man von vornherein nichts anderes als den Willen einen Meineid zu schwören unterstellen dürfe.

Ein preußischer Landwirth, der 1863 auf dem Rittergute Beesdau in der Niederlausitz verstorbene Oekonomierath J. G. Koppe, der durch literarische Leistungen und praktische Wirksamkeit die deutsche Landwirthschaft mächtig förderte, erhält in dem zuletzt aufgeführten Schriftchen (Nr. 6) einen dankbaren Nachruf. „So sind denn“, bemerkt der Verfasser, „nun die drei Heroen der Landwirthschaft unsers Jahrhunderts ins Grab gesunken: Thaer, Schwerz und Koppe. Welche Hoffnungen wir auch für eine freudige Fortentwickelung des Landbaues hegen, welche begründeten Erwartungen in die Mitbetheiligung hervorragender, mit voller Liebe den Interessen unsers Gewerbes sich hingebender Naturforscher sich knüpfen mögen, kein Unparteiischer wird anstehen, die Epoche der Landwirthschaft, welche mit dem Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts anbrach und in diesen Tagen zum Abschluß kam, als eine der bedeutungsvollsten und segensreichsten in der neuen Culturgeschichte anzuerkennen.“ Koppe selbst ging in seinen Bestrebungen von der Ueberzeugung aus: „Alles Gewerbsleben muß, soll es den Menschen dauernd zufrieden stellen, einen höhern Zweck haben, als Erlangung von Glücksgütern. Diese müssen immer nur als Mittel betrachtet werden, um ein höheres Ziel zu erreichen. Erziehung und Veredlung zu einem vernünftigen Dasein ist die Aufgabe des ganzen menschlichen Geschlechts.“ Schließlich wird, damit der Stand, dessen Hoffnungen und Entwürfe auf der Dankbarkeit „des mütterlichen Grundes, der frommen Erde“ beruhen, sich selbst diese schönste der Tugenden zu eigen mache, zur Gründung einer Koppe-Stiftung für unverschuldet hülfsbedürftige Landwirthe aufgefordert. Aehnlich sehen wir jetzt in Leipzig und Berlin das Standbild Thaer's sich erheben, und ein König weihte in Hohenheim das den Verdiensten eines Schwerz errichtete Denkmal. „Bebaue die Erde, so bebaust du deinen Geist!“ sagt der Zend-Avesta der Perser.

Georg Heusinger.

Touristisches über Venedig, Genua und Nizza.

Venedig, Genua, Nizza. Drei Vorlesungen von E. Laubert. Danzig, Kasemann. 1864. 8. 24 Ngr.

Seine drei Vorlesungen gibt uns der Verfasser in vier Abschnitten, die sich „Venedig“, „Gardasee und Genua“, „Reise nach Nizza“, „Nizza“ betiteln. Mit regem Sinne für die italienischen Reize entworfen, mit leichter, gewandter Art vorgetragen, bieten diese Skizzen nicht gerade viel Neues, aber sie wiegen den Hörer in die Sehnsucht ein nach „dem Lande, wo die Citronen blühen“. Auf die landschaftlichen Zeichnungen versteht sich der Verfasser sehr gut, sie haben bei ihm etwas sehr Fesselndes. Ein Vorzug des Buchs: der Verfasser ermüdet nicht auf seiner Reise, im Gegentheil er erstarkt immer mehr, sodaß uns der letzte Theil des Buchs auch als der bedeutendste erscheint. Seine drei Vorlesungen sind im optimistischen Sinne abgefaßt; der Verfasser sieht oder will fast überall nur das Gute, Schöne, Liebliche, Angenehme sehen; er verschweigt daneben nicht einzelne Schattenseiten italienischer Cultur, aber er fühlt sich vor allen Dingen nicht als kritisirender Tourist, nicht als ein aus dem Reisen ein Handwerk machender Tourist, dem es nur darauf ankommt, über seine Reise um jeden Preis ein Buch zu Stande zu bringen. Ja, der Verfasser zeigt sich so tolerant gegen Goethe, eine jetzt höchst seltene Tugend in der jüngern Schriftstellerwelt, daß er diesen Meister sogar überall citirt und ohne Gereiztheit gegen ihn. Nach unserm Geschmacke ist die Schilderung der Reise nach Nizza und die Schilderung Nizzas selbst die anmuthigste Partie des Werks. Auf der Tour nach Nizza kommen wir an dem weltbekannten Miniaturfürstenthum Monaco vorbei, hier werden wir einen Augenblick halt machen:

„Etwas zur Linken tief unten zu unsern Füßen liegt auf einem gigantischen ins Meer hinausspringenden Steinblocke — eine Orangerie auf einem Felsen — die gleichnamige, noch nicht 2000 Einwohner zählende Residenz des Fürsten von Monaco, die von oben her nur durch einen steilabsteigenden Fußpfad und zu Wagen allein von Mentone aus an der Küste entlang zu erreichen ist. Von den drei Ortschaften ist sie allein nach der unlängst erfolgten Veräußerung der beiden andern als souveränes, nun gänzlich von französischen Besitzungen umschlossenes Fürstenthum übrig geblieben, wie behauptet wird, auf besonderes Dringen der aus einem alten stolzen Adelsgeschlechte Genuas stammenden Fürstin, die nicht ihr Recht einbüßen wollte, als ebenbürtig unter Königinnen zu sitzen. Der vorerwähnte Felsen, dessen aus den Zeiten Ludwig's XIV. stammende, jetzt werthlose befestigte Ringmauer durch das etwa sechs (!) Mann zählende, mit etwas lakaienmäßig sich ausnehmenden Uniformen versehene, fürstliche Heer allerdings nur unvollkommen vertheidigt wird, trägt drei bis vier enge Straßen, einen freien Exercirplatz mit darangrenzendem fürstlichen Schlosse, ein Casino, welches in den letzten Jahren durch seinen Spieltisch viele Fremde, namentlich von Nizza herübergezogen hat, sowie öffentliche Anlagen, und steht durch einen breiten, in Winkeln absteigenden Fahrweg mit der rückwärts liegenden kleinen Landenge in Verbindung.“

Und auch bei Nizza wollen wir zu einigen historischen Anmerkungen einige Augenblicke verweilen:

„Obwol Nizza mit seiner Geschichte in das Alterthum hineinreicht und seitdem, dank den natürlichen Schätzen, der Milde des Himmels und der Gunst der Lage durch vieler Herren Hände gegangen ist, so hat es doch, ja vielleicht ebendeshalb nur wenig oder keine Denkmäler aus alter Zeit. Phocäer und Ligurier hatten sich bereits seinen Besitz streitig gemacht, als die Römer dieses Gebiet eroberten und unweit der jetzigen Stadt eine andere erbauten, von welcher noch heute Ueberbleibsel vorhanden sind. Später haben Gothen, Burgunder, Provenzalen, Aragonier und Neapolitaner nacheinander diese schöne Küstenlandschaft beherrscht, bis sie sich als Fürstenthum im 14. Jahrhundert freiwillig den in der Gegend mächtigen Herzogen von Savoyen übergab, unter deren Scepter sie bis zum Ausbruche der großen

französischen Revolution geblieben ist. Bis zu Napoleon's Sturze ein französisches Departement, ist sie auf dem Wiener Congresse dem Könige von Sardinien zurückgegeben und vor wenigen Jahren nach dem italienischen Kriege, wir wissen unter welchen Beschönigungen, an Frankreich abgetreten werden. Seitdem verwaltet ein kaiserlicher Präfect das etwa 100000 Seelen zählende Departement der Seealpen, und französische Garnison hält die Hauptstadt sowie Villafranca (den Hafen), Mentone und kleinere Plätze besetzt. Unter den historischen Notizen, welche Nizza betreffen, ist diejenige wenig bekannt, nach welcher Martin Luther im dortigen Augustinerkloster die Messe gelesen hat."

In freundlicher Stimmung scheiden wir von dem Werkchen.

Emil Müller-Samswegen.

Zur Erzählungsliteratur.

Almenrausch und Edelweiß. Erzählung aus dem bairischen Hochgebirge von Hermann Schmid. Berlin, Janke. 1864. 8. 1 Thlr.

Die vorliegende Erzählung, welche zuerst in der „Gartenlaube" erschienen ist, gibt ein neues Zeugniß für die Darstellungskunst des in kurzer Zeit berühmt gewordenen Verfassers. Schmid kennt das bairische Landvolk der Ebene und des Gebirgs durch langjährigen Aufenthalt genau, er ist mit der Sprache und Sitte, mit der Gefühls- und Denkweise desselben innig vertraut. Er versteht das Leben und Weben des Volks in realer Weise wiederzugeben und deshalb haben seine Schilderungen den Werth von culturgeschichtlichen Photographien. Er scheint dabei nicht schöpferisch zu Werke zu gehen, sondern nur das Object von günstiger Weise aufzunehmen und hinzustellen. Deshalb weht uns aus seinen Erzählungen eine Wahrheit und Unmittelbarkeit an, daß man glaubt, alles, was er uns erzählt, selbst gesehen und miterlebt zu haben. Da ist nichts Gemachtes, voll und klar fließt des Lebens reicher Strom, nicht unterbrochen durch Reflexionen oder Verstöße, nicht getrübt durch unwahre Charaktere. Zugleich versteht er auf den ersten Griff den Stoff richtig zu packen, und leicht überwindet er alle Schwierigkeiten und Klippen. Die Darstellung ist fesselnd, die Schilderungen brillant, die Wiedergabe der Charaktere naiv und dem Volke entsprechend. Dies sind die Hauptvorzüge des bairischen Erzählers, die uns in allen seinen Werken begegnen und dieselben uns lieb und werth machen.

Die vorliegende Erzählung ist die Geschichte eines ramsauer Bauernsohns, der sich in eine der Dienstmägde seines Vaters verliebt hat und sie zum Weibe nehmen möchte. Allein der Alte stemmt sich mit aller Gewalt dagegen. Die weitere Entwickelung wird durch ein anderes, weniger ideales Liebespaar und einen Maler herbeigeführt. Wir können hier nicht den ganzen Lauf der Erzählung verfolgen und halten uns nur an den Kern derselben. Der Bauernsohn wird als des Mordes an einem Jäger verdächtig in das Gefängniß geworfen, während der Schuldige — ein wüster Wildschütz — noch einen zweiten Mord an dem Maler verübt. Seine Geliebte wird im Spätherbste von einer Lavine bedeckt und bei ihrem Begräbniß erwacht in ihm das Gewissen; er gesteht die Mordthat, der unschuldige Bauernsohn wird befreit und führt die geliebte Evi zum Altar. Dies ist kurz der Inhalt. Mit besonderer Meisterschaft sind die Charaktere von Evi und Mentel, dem alten Bühelbauer und Cordula gezeichnet. Die Scenen auf der Alm, das Wiedersehen der Liebenden im Kerker sind Meisterstücke ihrer Art. Das Treiben der Wildschützen und Schmuggler, das im bairischen Hochlande noch fortwuchert, ist frisch und treffend nach dem Leben gezeichnet. Allein ungeachtet dieser Vorzüge bietet die Erzählung auch ihre Schattenseiten, und darauf den Verfasser zu weisen, halten wir für unsere Pflicht. So ist der Untergang der edeln Kordel durchaus unmotivirt und störend. War das Geständniß des Quasi durch kein anderes Mittel zu ermöglichen, als durch den bei den Haaren herbeigezogenen, plötzlichen Tod dieses Mädchens? Ebenso wenig sittlich und poetisch gerechtfertigt ist der Tod des edeln Malers. Der auf allen Vieren kriechende, bis zum Thiere verdumpfte Müller fällt der Aesthetik des Häßlichen zu, so sinnig auch die instinctmäßige Liebe zu seinem Kinde gezeichnet ist. Allein sie erinnert zu sehr an die Liebe und Treue eines Hundes zu seinem Herrn, denn die traurige Gestalt macht nicht mehr den Eindruck eines persönlichen Wesens. Ebenso ist die längst verblühte, kokette Müllerin eine Erscheinung, die jeden anwidern, ja anekeln muß. Da hört jede Poesie auf, wir sehen das Gemeine in adamitischer Nacktheit. Wir wissen gar wohl, daß Licht und Schatten, Ideal und Gegensatz wechseln muß, ja nebeneinander sich zeigen; aber warum greift ein sonst geschmackvoller, erfindungsreicher Dichter selbst über die Grenze des Häßlich-Schönen hinaus und stört durch derartige Nachtbilder, vor denen wir im Leben zusammenschrecken, die sonst so poetische Welt des ramsauer Lebens? Würde Schmid in seinem „Kanzler von Tirol", in seinem „Eden" derartige wahrhaft gemeine, jeder poetischen Gestaltung unzugängliche Charaktere in ihrer jeder Idealisirung bloßen Erscheinung vorgeführt haben: er würde seinen selbst in Norddeutschland bekannten Namen nicht erworben haben. 18.

Notizen.

Wie französische Redner und Schriftsteller auf den französischen Arbeiter speculiren.

Im Saale Barthélemy in der Rue de la Paix zu Paris finden gegenwärtig unter großem Anklange und unter Betheiligung aller Klassen Vorlesungen statt. Neben Koryphäen der Wissenschaft sieht man dort gewöhnliche Soldaten und Blusiers. Der Berichterstatter des „Temps" meint, diese „entretiens" seien in dem Genre, wie man sie schon lange in England und Amerika hätte. Er hätte wol erwähnen können, daß auch in Deutschland und schon seit langem an solchen „entretiens" aller Art kein Mangel herrscht. Nur freilich das sociale Nebeneinander von Bluse und besterntem Frack macht uns Deutschen noch einige Schwierigkeit. Diese Vorträge haben alle eine liberale Färbung, welche gern an die Republik erinnert. Neulich sprach Floquet über „les luttes de l'église et de l'État pendant la révolution". Mit großer Wärme betonte er den Namen „Robespierre", und die Wärme setzte sich auf die Versammlung fort. „Leider", bemerkt ein Correspondent der augsburger „Allgemeinen", „hat Robespierre immer noch Anhänger (wie naiv!), von denen sicher die wenigsten wissen, daß er abgesagter Feind der Schriftsteller und Journalisten war, wie dies aus seinem gedruckten Nachlasse erhellt, worin es heißt, er wolle der Käuflichkeit der Literaten das Handwerk legen." Als Lektüre liebt der pariser Arbeiter jetzt: „Bibliothèque nationale. Les douze Césars par Suetone", zwei Theile, jeder Theil zu dem allerdings erstaunlich billigen Preise von ungefähr 2 Silbergroschen (25 Centimes). Die Uebersetzung ist von Labarde. Das Buch zieht. Daneben speculirt Renan mit seinem „Leben Jesu" nicht minder auf den pariser Arbeiter. Renan hat eine billige Ausgabe seines Werks zu ungefähr 10 Silbergroschen veranstaltet. In der glänzend geschriebenen, aber etwas selbstgefälligen und herausfordernden Vorrede ladet er ausdrücklich alle Arme, Mühselige, Arbeitende, Beladene, Witwen und Waisen ein, für sie alle sei das Buch bestimmt. Das kann doch nichts anderes heißen als dem Arbeiter republikanische Brosamen hinwerfen. Wir wissen nun zwar nicht, inwieweit Renan richtig oder falsch speculirt, das glauben wir aber zu wissen, daß die Masse der deutschen Arbeiter einem Renan'schen Buche gegenüber zu gleichgültig und lau ist. Und ob der deutsche Arbeiter etwas an „Les douze Césars par Suétone" fände, steht auch dahin. 11.

Deutsche Literatur in Italien.

Die Literatur der Deutschen, namentlich die wissenschaftlichen Studien der deutschen Gelehrten finden auch in Italien immer mehr Beachtung und Anerkennung. Besonders läßt sich auf dem Gebiete der Journalliteratur in Italien die in Turin erscheinende „Rivista italiana" die Berücksichtigung deutscher Wissenschaft im Interesse der Gelehrten Italiens angelegen sein. Im Jahrgang 1863 der erwähnten turiner Zeitschrift fanden wir unter anderm einen Artikel über das dritte Heft der „Studj critici" von Ascoli, Professor der orientalischen Sprachen an der Accademia Scientifico-Letteraria in Mailand (erschien ebendaselbst 1861), der sich theils mit den griechischen Colonien im südlichen Italien und dem dortigen griechischen Dialekt, theils mit albanesischen Studien beschäftigt, und dabei nicht nur eine besondere Bekanntschaft mit deutscher Zeitschriftenliteratur, sondern auch eine tiefere und eingehendere Kenntniß der Forschungen deutscher Gelehrten, sowie ihrer Werke und der Ergebnisse deutscher Wissenschaft offenbart. Der Verfasser des Artikels, Domenico Comparetti, der sich vorzüglich mit Sprachforschung zu beschäftigen scheint, kennt die linguistischen Studien von Bopp, Pott, Schleicher, Max Müller, Stier u. a. recht gut und nicht blos oberflächlich, und er weiß ihnen aus wissenschaftlichem Standpunkte die Stellung und den Einfluß bereitwillig an, der ihnen gebührt. Die nationale Wissenschaft auf dem Gebiete der Gelehrtenrepublik kann solche anerkennende Wechselwirkung nur billigen, und sie darf sich auch darüber im Interesse der Wissenschaft aufrichtig freuen. 9.

Bibliographie.

Aus Schinkel's Nachlaß. 4ter Band. — A. u. d. T.: Katalog des künstlerischen Nachlasses von Carl Friedrich Schinkel, königl. Ober-Landes-Bau-Director, im Beuth-Schinkel-Museum in Berlin. Im Auftrage des Königl. Handels-Ministeriums angefertigt von A. Freih. v. Wolzogen. Berlin, v. Decker. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Blätter für das Leben. Herausgegeben von J. Werner. 1ster Jahrgang. 1864. April—December. 39 Nummern. Leipzig, Werner. Gr. 4. Vierteljährlich 12 Ngr.

Brunner, S., Gesammelte Erzählungen und poetische Schriften. 1ster und 2ter Band. Regensburg, Manz. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Casanova von Seingalt, J., Denkwürdigkeiten und Abenteuer. Nach der einzigen vollständigen Original-Ausgabe frei bearbeitet von L. v. Alvensleben. 1ster Theil. 1stes Heft. Dessau, Neubürger. 8. $7^1/_2$ Ngr.

Debenroth, v., Der Winterfeldzug in Schleswig-Holstein. 2tes Heft: Von den Danewerken bis Kolding. Berlin, F. Schulze. Gr. 8. $7^1/_2$ Ngr.

Dietrich, F. E. C., Altnordisches Lesebuch. Aus der skandinavischen Poesie und Prosa bis zum XIV. Jahrhundert zusammengestellt und mit literarischer Uebersicht, Grammatik und Glossar versehen. Zweite, durchaus umgearbeitete Auflage. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Dupanloup, Warnung an die Jugend und die Familienväter gegenüber den Angriffen von E. Renan und Andern auf die Religion. Nach der 5ten Auflage aus dem Französischen übersetzt von einem Priester der Diözese Rottenburg. Regensburg, Manz. 8. 15 Ngr.

Durch Nacht zum Licht! oder Lebensgang des im Herrn selig entschlafenen F. J. Benedict Nimser in Wilhelmsdorf. Vom Verfasser der Treue im Kleinen. Basel, Spittler. 8. 4 Ngr.

Friedrich, O., Vaterlandsliebe und Patriotismus. Ein zeitgeschichtlicher Beitrag zur Synonymik beider Wörter. Potsdam, Grevius. Gr. 8. 10 Ngr.

Geisterwehen. Von C. v. S. Leipzig, Fr. Fleischer. 8. 15 Ngr.

Körner, F., Prinz Eugen. Ein Lebensbild. Mit den Porträts des Prinzen Eugen, des Herzogs von Marlborough und des Fürsten Leopold von Dessau gezeichnet von L. Burger. Berlin, Böttcher. 8. 20 Ngr.

Memoiren einer Trichinen-Familie. Humoristisches Zeitgemälde aus dem Leben der Trichinen von Dr. Spiralis. Berlin, Lassar. 8. $2^1/_2$ Ngr.

Müller, Baron J. W. von, Reisen in den Vereinigten Staaten, Canada und Mexico. In drei Bänden. Mit Stahlstichen, Lithographien und in den Text gedruckten Holzschnitten. Erster Band. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr.

Rapp, G., Wittekind. Eine Erzählung aus den Sachsenkriegen Karl's des Großen. Stuttgart, S. G. Liesching. 8. 27 Ngr.

Röth, G., Sieben Jahre schwere Zeit. Eine geschichtliche Erzählung aus den Tagen der Fremdherrschaft für Jung und Alt. Cassel, J. G. Luckhardt. 8. 10 Ngr.

Schaffner, S., Gemüthliche Reise durch die Schweiz. Rudolstadt, Froebel. 16. 8 Ngr.

Schnell, F., Zur Pädagogik der That. Praktische Punkte der Erziehung und Bildung, nebst einem Anhang Schulgesetze betreffend. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 1 Thlr.

Schumacher, A., Gedichte. Leipzig, Violet. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schwarz, C., Zur Geschichte der neuesten Theologie. Dritte sehr vermehrte und umgearbeitete Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Soldatengeschichten, Anecdoten 2c. aus dem Schleswig-Holstein'schen Kriege. 1stes Heft. Nordhausen, Büchting. 32. $2^1/_2$ Ngr.

Spielhagen, F., Vermischte Schriften. 1ster Band. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Strackerjan, K., Die jeverländischen Personennamen mit Berücksichtigung der Ortsnamen. Jever, Mettcker u. Söhne. Gr. 4. $12^1/_2$ Ngr.

Taylor, B., Hannah Thurston, die Emancipirte. Roman aus dem amerikanischen Leben. Deutsche vom Verfasser autorisirte Ausgabe. Drei Bände. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 3 Thlr.

Von der Eider bis Düppel. Eine Skizze vom Kriegstheater. Von C. O. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 12 Ngr.

Vorträge auf dem Gebiete der Humanität und Lebensphilosophie gehalten in der Freimaurerloge zu den drei Pfeilen in Nürnberg. (Von J. K. Meißner.) Neue Folge. Nürnberg, Korn. 1861. 8. 26 Ngr.

Waitz, T., Anthropologie der Naturvölker. 4ter Theil. — A. u. d. T.: Die Amerikaner. Ethnographisch und culturhistorisch dargestellt. 2te Hälfte. Mit 2 Karten. Leipzig, Fr. Fleischer. Gr. 8. 3 Thlr. $22^1/_2$ Ngr.

Wehrmann, C., Die älteren Lübeckischen Zunftrollen. Lübeck, Aschenfeldt. Gr. 8. 3 Thlr.

Wendt, B., Christologische Meditationen. Eine zusammenhängende Darstellung der gottmenschlichen Persönlichkeit und Wirksamkeit Jesu Christi. Leipzig, Biedt. Gr. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Die Armee der Zukunft oder Gesichtspunkte zu einer Militär-Organisation im Geiste der Volkserziehung. Von einem deutschen Offizier. Leipzig, Weber. Gr. 8. 5 Ngr.

Aphoristische Bemerkungen über einige Hauptfragen der Gegenwart mit besonderer Beziehung auf die inneren Krisen des preußischen Staates. Geschrieben im August 1863. Nebst einem Schlußwort, hinzugefügt im Januar 1864. Soest, Nasse. Gr. 8. 9 Ngr.

Glück, C. W., Die neueste Herleitung des Namens Baier aus dem Keltischen beleuchtet. München, L. Finsterlin. Gr. 8. 5 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kriegsbilder aus Amerika.

Von B. Estván,
Oberst der Cavalerie der conföderirten Armee.

Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Colonel Estván's „Kriegsbilder aus Amerika“ sind ein höchst beachtenswerthes Buch, das deutsche Lesern um so mehr interessiren wird, je weniger Zuverlässiges und Unparteiisches bisher aus dem Kampfe zwischen den Nord- und Südstaaten der amerikanischen Union veröffentlicht wurde. Der Verfasser, Ungar von Geburt, hat in verschiedenen europäischen Kriegen mit Auszeichnung gedient, und war durch Umstände genöthigt, in den Reihen der Conföderirten zu kämpfen, während seine persönlichen Sympathien der Erhaltung der Union angehören; gerade diese eigenthümliche Lage begünstigte in hohem Grade die Unbefangenheit seiner Beobachtung. Selbst amerikanische Blätter nennen die Schilderungen, welche der Verfasser gleichzeitig in englischer Sprache herausgab, „das Beste und bei weitem Lesenswertheste, was über den Krieg erschienen ist“.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

William Shakspeare.

Ein Roman
von
Heinrich Koenig.

Vierte Auflage. Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr.

Festausgabe.

Zum 300jährigen Shakspeare-Jubiläum verdient vor allem Heinrich Koenig's berühmter Roman „William Shakspeare“, der soeben in vierter als Festausgabe bezeichneter Auflage erscheint, der Lesewelt von neuem empfohlen zu werden. Er hat anerkanntermaßen mehr als manches gelehrte und wissenschaftliche Werk zur richtigen Auffassung des unsterblichen Dichters beigetragen und wird wegen seiner historischen und idealen Bedeutung dauernden Werth behalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirtes Haus- und Familien-Lexikon.

Ein Handbuch für das praktische Leben.

Dieser alphabetische Hausschatz aller für das tägliche Leben wissenswerthen Kenntnisse, die neuesten auf das Hauswesen bezüglichen Erfindungen und Verbesserungen in übersichtlicher Vollständigkeit enthaltend, mit zahlreichen erläuternden Abbildungen, verdient in jeder Familie Eingang zu finden. Das heftweise Erscheinen erleichtert die Anschaffung des Werks.

In allen Buchhandlungen werden noch Unterzeichnungen angenommen.

Vollständig in 60—80 Heften oder 6—8 Bänden.
Preis des Heftes 7½ Ngr., des Bandes geheftet 2 Thlr. 15 Ngr., gebunden 2 Thlr. 24 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichtsbilder aus Schleswig-Holstein.

Ein deutsches Lesebuch
von
Franz Schuselka.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schuselka's bekanntes Buch gehört unstreitig zu dem Besten und Lesenswerthesten, was über die historische Vergangenheit Schleswig-Holsteins geschrieben worden, und ist in gegenwärtiger Zeit allen, die ein Herz haben für die deutsche Sache der Herzogthümer, wieder besonders warm zu empfehlen.

Nachstehendes Inhaltsverzeichniß spricht am besten für das Werk:

Ein Herz für Schleswig. Sechszehnhundert holsteinische Männer. Eine friesische Heldenthat. Adolf II., ein Opfer dänischer Saumseligkeit. Eine holsteinische Heldin. Wie Hamburg vom Dänenkönig für 100 Mark verkauft wird. Der deutsche Sieg zu Bornhövede. Die Begierde nach Schleswig-Holstein, der alte Fluch des dänischen Königshauses. Gerhard der Große, der Dänenbezwinger. Dänische Treubrüche unter Waldemar IV. Heinrich der Eiserne demüthigt britischen Hochmuth. Schleswig-Holstein's Selbständigkeit in einem dreißigjährigen Kampf behauptet. Schleswig-Holstein's unglücklichster Tag. Was König Christian I. versprochen, und was er gehalten. Die Freiheitskämpfe der Dithmarscher. Gegenwart und Zukunft.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dr. J. H. Kaltschmidt's
neuestes und vollständigstes
Fremdwörterbuch.

Erklärung aller aus fremden Sprachen entlehnten Wörter und Ausdrücke, welche in den Künsten und Wissenschaften, im Handel und Verkehr vorkommen, mit Bezeichnung der Aussprache. Nebst einem Anhange von Eigennamen.

Sechste Auflage. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr. Geb. 2 Thlr.

(Auch in zehn Heften zu 5 Ngr. zu beziehen.)

Der äußerst billige Preis (1 Thlr. 20 Ngr. für 52½ Bogen) dieser sechsten Auflage von Kaltschmidt's Fremdwörterbuch, das bekanntlich in Bezug auf Anzahl der erklärten Wörter das reichhaltigste aller Fremdwörterbücher ist, empfiehlt dasselbe zu immer weiterer Verbreitung. Das Werk kann sowol vollständig geheftet und gebunden, als auch nach und nach bezogen werden.

Soeben erschien das **9. Heft** der 11. Auflage von

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

(Anker — Apfel.)

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes werden noch Unterzeichnungen zum Subscriptionspreise von

☞ 5 Sgr. für das Heft von 6 Bogen ☜

angenommen und sind die bereits erschienenen Hefte daselbst vorräthig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 18. — 28. April 1864.

Zum Shakspeare-Jubiläum. *)

In dem nachstehenden Artikel sind Schriften und Bücher verschiedenster Natur zusammengefaßt. Der Zweck aber, das Jubiläum des großen britischen Dramatikers mit verherrlichen zu helfen, ist allen gemeinsam.

1. Shakspeare in seinem Verhältniß zu Deutschland. Ein Vortrag gehalten im Rathhaussaale zu Marburg am 16. Februar 1864 von L. G. Lemcke. Leipzig, Vogel. 1864. 8. 4 Ngr.
2. Die englische Sprache und Literatur in Deutschland. Eine Festschrift zur dreihundertjährigen Geburtsfeier Shakspeare's von Karl Elze. Dresden, Ehlermann. 1864. Gr. 8. 15 Ngr.

Es mag eine nicht leichte Aufgabe sein, in einem Vortrage, der weder zu doctrinär, noch zu schönrednerisch erscheinen soll, ein Thema zu erschöpfen, wie es sich Lemcke in seiner Schrift „Shakspeare in seinem Verhältniß zu Deutschland" (Nr. 1) wählte. Allein bei einem so allgemeinen Thema wird es schon genügen, wenn der Redner einzelne Seiten desselben zu erschöpfen sich überhaupt die Mühe gibt. Aber die Mühe muß er sich wenigstens geben, oder er macht unendlich viel Worte über einen Gedanken, der sich in zwei bis drei Zeilen zusammenfassen ließe. Lemcke spricht:

> William Shakspeare gehört nicht blos England, er gehört der ganzen gebildeten Welt an, er ist nicht nur der größte Dichter der Zeiten, er ist der größte dramatische Dichter der Neuzeit, der Schöpfer und das bisher unerreichte Muster des modernen Dramas und, insofern das moderne Drama dem Wesen dieser Dichtungsart am vollkommensten entspricht, ist er der größte dramatische Dichter aller Zeiten, der dramatische Dichter par excellence. Sein Einfluß als Dichter hat sich daher nicht auf sein Vaterland beschränkt, er hat sich direct oder indirect auf einen großen Theil des europäischen Abendlandes erstreckt. Daß die Macht des echten Genius unwiderstehlich, daß es ihm gegeben ist, die Schranken nationaler Vorurtheile zu durchbrechen, auch diametral entgegengesetzte Kunstanschauungen zu beugen und läuternd und erfrischend ganze Zeitalter zu durchdringen — das zeigt Shakspeare's Beispiel.

Nach diesen so allgemein als möglich gehaltenen Worten hätte Lemcke eigentlich Amen sagen und die Rednertribüne verlassen sollen. Denn auf vollen 24 Seiten des Vortrags bringt er fast keinen andern Gedanken, als den er schon anfangs ausgesprochen hat. Ja, mit einer wahrhaft ängstlichen Hast vermeidet er jedes Eingehen auf Thatsächlichkeiten, so sehr sucht er die Größe des Redners in beliebten, orakelmäßig klingenden, schönrednerischen Schlagwörtern. Doch was wollen wir! Der Vortrag ward ja gehalten, um vielleicht etwas passive Gesellschaftskreise anzuregen und für das wahrhaft Hohe in der Kunst zu begeistern; daß dieser Vortrag hinterher gedruckt ward und nun dem kritischen Auge des Lesers an manchen Punkten etwas farblos und nichtssagend erscheint, das ist die allgemeine Schuld derartiger, aus beliebten Schlagwörtern und schöngeistigen Anschauungen zusammengesetzter Redeübungen.

Da bietet uns nun Karl Elze in seinem Werke „Die englische Sprache und Literatur in Deutschland" (Nr. 2) etwas weit Bedeutenderes. Es ist freilich ein vierfach so starkes Werkchen wie das Lemcke'sche, aber welche Fülle von Einzelheiten ist auch in ihm zusammengedrängt. Elze gibt nicht eine Monographie voll durchaus selbständiger Forschungen, in vielen literarischen Einzelheiten schöpfte er sogar wol zumeist nur aus Koberstein, Gödeke, Hettner; auch erledigte er am Schlusse, wo er die Bedeutung der englischen Sprache in den deutschen Gymnasial- und Realunterrichtsanstalten so warm hervorhebt, gewiß mehr eines Herzens langgefühltes Bedürfniß als die Nothwendigkeit, mit seinem Wunsche pro domo die Festschrift zur dreihundertjährigen Geburtsfeier Shakspeare's würdig abzuschließen. Elze geht von den ersten Beziehungen der Engländer zu den Deutschen im Mittelalter aus, indem er der Handelsverbindungen und des kaufmännischen Treibens herüber und hinüber gedenkt, wie sie sich schon zu

*) Vgl. den Artikel unter gleicher Ueberschrift in der vorigen Nummer d. Bl. Außer den in diesen beiden Artikeln besprochenen Werken sind uns inzwischen noch mehrere aus Anlaß des Shakspeare-Jubiläums erschienene Werke zugegangen, deren Besprechung wir uns vorbehalten. Wir nennen darunter namentlich die aus dem Nachlaß des kürzlich verstorbenen Herausgebers d. Bl. veröffentlichte Schrift: „William Shakspeare als Lehrer der Menschheit. Lichtstrahlen aus seinen Werken nebst einer Einleitung. Von Hermann Marggraff", die wir den Lesern d. Bl. wol im voraus besonders empfehlen dürfen. D. Red.

den Zeiten eines Königs Ethelred (978—1016) vielfach vorfinden. Schon in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts gestattete Heinrich II. den Kölnern, auf dem Markte zu London ihre Weine zu verkaufen, und befahl allen seinen Richtern und sonstigen Beamten, die Güter und Besitzthümer der Kölner wie seine eigenen zu beschirmen. Lange Zeit waren die Deutschen die Bankiers der englischen Krone. Nicht nur hatte Eduard III. die Kronjuwelen in Köln verpfändet, sondern derselbe König mußte auch 1347 einen Vertrag des Prinzen von Wales mit dem deutschen Handelsherrn Tidemann genehmigen, kraft dessen diesem die sämmtlichen Zinnbergwerke in Cornwallis und Devonshire auf drei und ein viertel Jahr zur unumschränkten Benutzung überlassen wurden, sicher als Pfand für bedeutende früher geleistete Vorschüsse. Doch wir können dem einzelnen handelspolitischen Treiben hinüber und herüber nicht weiter folgen, ein Treiben und Schaffen, das namentlich durch die Hansa so schwunghaft ward, und springen dafür gleich zu den literarischen Bezügen über, wie sie durch die lange Zeit für halb mythisch gehaltenen sogenannten englischen Komödiantenbanden zu Ende des 16. und im Anfang des 17. Jahrhunderts fester begründet wurden. Sicher verdankt das deutsche Theater den englischen Komödianten den bedeutendsten Anstoß. Wer waren eigentlich diese englischen Komödianten?

Es liegen gegenwärtig genügende Beweismittel vor, um uns hierin einigermaßen klar sehen zu lassen und um es fast zur Gewißheit zu erheben, daß die englischen Komödianten ursprünglich geborene Engländer waren und ursprünglich englische Stücke aufführten. Bald genug schlossen sich ihnen dann Deutsche an, vielleicht auch mehrere der 1599 von der Königin Elisabeth aus England verbannten Hanseaten, und die Engländer bemächtigten sich zu ihren Darstellungen der niederdeutschen Sprache, die ihnen bereits in der Heimat nicht fremd gewesen war, bis sowol die Truppen als auch ihr Repertoire völlig deutsch wurden.

Es läßt sich denken und sehr leicht erklären, daß die Vorstellungen der englischen Komödianten beim deutschen Publikum außerordentlich einschlugen. Hatte das deutsche Volk lange genug an lateinischen Darstellungen Gefallen gefunden, trotzdem es die Sprache doch gar nicht verstand, wie hätte es sich nicht den englischen Stücken zuwenden sollen, deren Sprache dem Verständniß des deutschen Volks gewiß näher lag. Zur Aufklärung des ganzen Sachverhalts hat ein Engländer, William Bell, in seinem „Shakespeare's Puck and his Folkslore" (London 1853—60) sehr viel gethan. Dieser William Bell äußert sich ungefähr folgendermaßen:

Als Graf Leicester 1586 als Befehlshaber der englischen Hülfstruppen nach Holland ging, nahm er eine Schauspielertruppe mit, welche im folgenden Jahre wieder mit ihm nach England zurückkehrte; ob vollzählig, darüber schweigen die Berichte. Darunter befand sich ein Schauspieler, welcher schlechtweg Will genannt wird.

Bell hält diesen Will für niemand anders denn für Shakspeare. Bell glaubt auch, Will Shakspeare sei nicht zurückgekehrt, sondern weiter nach Deutschland gegangen. Hätten die englischen Komödianten in Deutschland nicht gute Geschäfte gemacht, sie würden wol bald verschwunden sein. Da aber das Geschäft sich jedenfalls verlohnte, so kam sicher eine Gesellschaft nach der andern herüber. Dann fanden sich deutsche Jünglinge genug, welche sich, durch den Reiz des Komödiantenlebens verführt, den englischen Gesellschaften anschlossen; die anfänglich englisch gespielten Stücke verwandelten sich später in Stücke, in denen vielfältig hin- und hergeradebrecht ward, die ganze Natur und Bedeutung des Hanswurstes begünstigte ja diesen Fortschritt, und schließlich bestanden vielleicht manche der englischen Komödiantengesellschaften zum größern Theile aus deutschen, zum kleinern aus wirklich englischen Künstlern (!). Und aus den englischen Stücken wurden ganz deutsche.

Während nun die vielfachen Bezüge der englischen dramatischen Poesie im 17. Jahrhundert zur deutschen deutlich genug auf Shakspeare hinweisen, ist es merkwürdig, so bemerkt Elze, daß von den gleichzeitigen Dramatikern Webster, Ben Jonson, Beaumont, Fletcher, Massinger und Ford keine einzige in unsere Literatur herüberführende Spur zu entdecken ist.

Wir finden nur noch einen unter Shakspeare's Zeitgenossen, welcher freilich auf einem ganz andern Felde von Bedeutung für den Gang unserer Poesie geworden ist, wir meinen Sir Philip Sidney (1554—86), dessen „Arkadia" im Jahre 1629 von Valentin Theokritus von Hirschberg übersetzt wurde. So wunderbar es auch scheinen mag, so schnell verfiel doch der deutsche Geschmack aus den blutigen und unzüchtigen Greueln des Volkstheaters in die Schäferspiele, Schäferromane und Schäfergedichte, ja in den zweiten Theil der englischen Komödien (Liebeskampf u. s. w.). 1630 hat sogar schon ein Schäferstück von Amyntas und Sylvia Eingang gefunden.

Nächst Shakspeare möchte im Laufe des 17. Jahrhunderts wol Milton auf die deutsche Poesie den bedeutendsten Einfluß ausgeübt haben. Shakspeare und Milton! Beide wurden dem germanischen Mutterlande noch bei ihren Lebzeiten bekannt, allein während die englischen Komödianten allem Vermuthen nach Shakspeare'sche Stücke zur Aufführung gebracht hätten, meint Elze, und Ayrer und Gryphius dieselben bearbeiteten, hätte sich niemand um die Person des Dichters bekümmert, Shakspeare sei späterhin sogar wiederum in solche Vergessenheit gerathen, daß er in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eigentlich wieder neu hätte entdeckt werden müssen. Ganz anders dagegen Milton. Durch persönliche Bekanntschaft mit ihm vermittelt erschien gleich die erste Uebersetzung seines „Verlorenen" oder wie es zuerst hieß „Verlustigten Paradieses" im Versmaße der Urschrift und unter dem Namen des Verfassers.

Im Laufe des 18. Jahrhunderts nun gestalteten sich die literarischen Beziehungen Englands zu Deutschland immer großartiger. Da mochte drüben ein literarischer Ton angeschlagen werden, welcher es auch war, sicher fand er in Deutschland Nachhall. Erinnern wir nur flüchtig an die Robinsonaden, an den Kampf Gottsched's mit den Schweizern, an den Einfluß Young's und Richardson's, an Sterne und an die Bardensängerei, welche letztere sich an Ossian anknüpfte. Alles dies gipfelte aber in dem Erfolge, welchen Lessing durch seinen Kampf gegen die französische classische Dramatik errang. Allein wir haben nicht blos von den Engländern empfangen, wir haben ihnen auch gegeben. Deshalb betont Elze:

Unsere Sprache und Literatur hat in ganz anderm Maße auf die Engländer eingewirkt als auf die Franzosen, und es zieht sich namentlich durch ihre Literatur eine deutsche Strömung hindurch, welche in ihren Erscheinungen und Wirkungen zu verfolgen nicht minder anziehend und lehrreich ist, als am englischen Ariadnefaden das Labyrinth der unserigen zu durchwandern. Was z. B. Shakspeare anlangt, so gestehen seine Landsleute selbst mit neidloser Offenheit ein, daß für die Würdigung und das ästhetische Verständniß desselben von deutscher Seite mehr und Größeres geleistet worden ist als von englischer. Das Bewußtsein dieser ununterbrochenen und lebendigen Wechselwirkung muß auch den starrsten Patrioten mit den fortdauernden Einflüssen Englands auf unsere Sprache und Literatur wie mit der fast leidenschaftlichen Pflege aussöhnen, welche der englischen Sprache und Literatur fortwährend bei uns gewidmet wird.

---

3. Shakspeare in seinen höchsten Charaktergebilden enthüllt und entwickelt und allen Bewunderern des Dichters gewidmet von H. T. Rötscher. Ein Buch zur Feier des dreihundertjährigen Geburtsjahrs Shakspeare's. Mit einem Stahlstich. Dresden, Meinhold und Söhne. 1864. Lex.-8. 1 Thlr.

Ein Buch der ausgeprägtesten sogenannten wissenschaftlich-kritischen Richtung. Es ließ sich wol erwarten, daß Rötscher, einer der eigenartigsten Vertreter dieser Richtung, beim Shakspeare-Jubiläum nicht fehlen würde. Rötscher, der die kritische Feder in Berlin so lange mit Erfolg führte und jetzt durch Leiden an seiner Thätigkeit behindert ist, wollte wol mit diesem Werke seine bisherige kritische Thätigkeit krönen. Obwol wir nun keineswegs Parteigänger der Rötscher'schen Richtung sind, ja im Gegentheil an der Schwäche und Einseitigkeit dieser Richtung, die sich so gern in holder Selbsttäuschung als eine vorzugsweise wissenschaftliche, als eine kunstphilosophische ausgibt, mehrfach Anstoß genommen haben, so hat uns doch das vorliegende Werk im allgemeinen mit hoher Achtung vor dem Wollen, aus dem es geflossen, erfüllt. Freilich im einzelnen betrachtet zerfließen viele Orakelsprüche der kunstphilosophischen Kritik wie Schaumblasen, oder gestehen ihre eigene Bedeutungslosigkeit ein, wenn ein Rötscher nach tiefsinniger Erörterung vielleicht eines Charakters wie Othello oder Macbeth doch halblaut bekennen muß, es lasse sich nicht weiter sagen, wie ein Darsteller nun den Charakter der Theorie gemäß erfassen und ausführen müsse. Da tritt dann der ganze Widerspruch zwischen der kunstphilosophischen Theorie, die nichts weiter sein will als Theorie, und der productiven Praxis zum Nachtheil der Theorie ans Licht. Gewiß sind das auch im Rötscher'schen Werke die wundesten Stellen, jene Stellen des stillen Eingeständnisses, daß ein Darsteller, der zehnmal und öfter das Rötscher'sche Buch durchstudirt hat und nicht aus eigener productiver Kraft die Mittel zur großartigen Darstellung eines Shakspeare'schen Charakters schöpft, durch das Buch allein wahrlich nicht dazu gelangt. Daher scheint uns ein Buch wie das Rötscher'sche für den angehenden Darsteller bei weitem von geringerer Bedeutung als für den durchaus gewiegten, vollendeten Künstler. Daher ist ein Buch wie das Rötscher'sche für den angehenden strebsamen, aber mit sich ringenden Dramatiker eher niederschlagend als ermunternd, während es dem vollendeten Dramatiker gleich Shakspeare vielleicht ein Lächeln der Befriedigung abgewinnt, sieht dieser, wie sich der Kunstphilosoph trotz alles Raffinements der Gedankenthätigkeit nicht mit dem Geheimniß der productiven Thätigkeit abfinden kann. Denn auch in vorliegendem Werke muß Rötscher vor dem Begriff Genie halt machen. Was ist das Genie Shakspeare's? Ja auf die Frage, was Genie sei, lautet die Antwort der ausschließlich kunstphilosophischen Richtung: „Genie ist Genie." Es hört sich dann ein Wort, wie das „Wunder des Genies, das da schafft" und Aehnliches unendlich schön an, aber, aber — ja, da diese wissenschaftliche Richtung hat ihre bedenklichen Aber. Einem Shakspeare gegenüber hat es allerdings ein Kritiker gleich Rötscher unendlich leicht zu versichern, nur der Kunstphilosoph sei im Stande, immer tiefer und tiefer in das Wunder des Genies einzudringen. Ach, das Wunder des Genies ist mehrfach gar seltsam in die Brüche gegangen, wenn es z. B. die Erfassung eines neuen dramatischen Meisterwerks galt. Ach, da hat sich's ereignet, daß die wissenschaftliche Kritik das Werk eines neuen Messias pries, nomina sunt odiosa, was sich alsobald als das Werk eines mehr oder minder gewitzten dramatischen Schwindlers erwies. Kann sich die Kunsttheorie durch den individuellen Geschmack des Kritikers gefangen nehmen lassen, was, wie gesagt, denn nomina sunt odiosa, vorkommen kann, so wird die Kunstphilosophie das absolute Recht, welches ihr Rötscher gern beilegt, für sich nicht beanspruchen dürfen. Denn nicht allein, daß sich die Kunstphilosophie sehr oft durch Schwindler dupiren lassen kann, noch mehr, sie läßt sich zu leicht verleiten, in solche Gebilde wie die Shakspeare'schen Charaktere etwas hineinzugeheimnissen, was der Dichter schwerlich in sie hineingelegt hat. Wie verschieden ist nicht unsere moderne Bühne von der eines Shakspeare. Ganz sicher wird mehr denn ein Shakspeare'scher Held auf der Shakspeare'schen Bühne ein weit einfacheres Aussehen gezeigt haben, als wie ihn der Kunstphilosoph in seinem absoluten Glauben hinstellt!

Ehe Rötscher auf die verschiedenen Shakspeare-Charaktere eingeht, gibt er in kürzern Abschnitten eine biographische Skizze Shakspeare's und erörtert zugleich einige Vorfragen, so das „Verhältniß der Philosophie der Kunst zu Shakspeare", „Waltet in Shakspeare irgendetwas Tendenziöses?" u. s. w. Es sind an kleinern Abschnitten deren überhaupt fünf. Die Charaktere nun sind folgende: „Coriolan", „Richard III.", „Shylock", „Lady Macbeth", „Falstaff", „Othello", „Jago", „Lear", „Edgar", „Mercutio", „Macbeth", „Julia", „Desdemona", „Porzia", „Cordelia." Dürfen wir unserm individuellen Geschmack folgen, so geben wir dem ersten, dem „Coriolan" vor allen den Vorzug. Diesen Charakter hat Rötscher vortrefflich erfaßt. Wunder nimmt es uns aber, in der Reihe den Hamlet zu vermissen. Gehört Hamlet nicht zu den höchsten Charaktergebilden Shakspeare's? Oder ist er ein sehr leicht verständlicher Charakter? Oder ist über ihn schon mehr denn zu viel geschrieben? Oder ist er überhaupt kein Charakter?

Rötscher ins einzelne seiner Erörterungen zu folgen ist uns nicht möglich. Wir möchten aber auf Falstaff

einen Blick werfen. Rötscher meint, es sei vergebens in Falstaff die Sittlichkeit retten zu wollen. Falstaff's innere Natur gehe vielmehr auf die Auflösung alles Ernstes des Lebens, aller Leidenschaft, aller Affecte, welche den Menschen unter ihre Herrschaft brächten, ihn beschränkten und ihm die volle Freiheit des Gemüths raubten.

Er (Falstaff) ist die Ironie über jede den Menschen wahrhaft ergreifende Bestimmtheit, über jeden Ernst, der ihn beherrscht, über jede Leidenschaft und jeden Affect, welche die menschliche Brust erschüttern. Falstaff schwebt mithin auflösend über jedes besondere Interesse, welches für den Menschen einen exclusiven Werth hat und sein Inneres in eine wirkliche Spannung versetzt. Falstaff ist daher der natürliche Feind aller idealen Interessen und Leidenschaften, denn sie rauben zugleich dem Gemüth die Behaglichkeit und beeinträchtigen natürlich eben, weil sie den Menschen concentriren, die unbeschränkte Freiheit der Seele. Derselbe parodirt also ebenso entschieden die idealen Empfindungen und Affecte, welche den Menschen in Schwung setzen, als das Handeln, durch welches sich der Mensch für seinen Zweck sogar in Gefahr bringt, und ist aus diesem Grunde der Verspotter aller sittlichen Interessen und Verhältnisse, weil sie die Hingebung des Menschen fordern, weil sie ihn mithin der Herrschaft wesentlicher Mächte unterthan machen. Ruhm, Ehre, Heldenmuth, Gemeinsinn, dies alles sind daher Mächte, welche Falstaff vermittels seines Humors vernichtet, weil sie ihm jenes selige Behagen, jene schrankenlose Freiheit des Gemüths aufheben, worin ihm der Werth des Lebens beruht.

Man dürfte sich mit dieser Auffassung wol einverstanden erklären können, denn sie hat viel für sich, nur bietet sie die eine Schwierigkeit; wie soll ein Schauspieler diesen Falstaff darstellen. Denn gerade auf die Darstellung hat Shakspeare seine Stücke berechnet. Da kämen wir denn auf einen Punkt, der der nähern Erörterung wol werth wäre; wir meinen, es wird von unsern Kunstphilosophen in Shakspeare sehr viel hineingeheimnißt. Namentlich bei der Figur des Shylock ist uns das beinahe zur absoluten Gewißheit geworden. Kunstphilosophie und Kunstauslegung sind keine absoluten Größen, sondern zumeist mit Kinder der jedesmaligen Zeit- und Geschmacksrichtungen. Wenn nun Rötscher für Shylock als charakteristisch eine gewisse heroische Auffassung beansprucht, so sind wir der festen Ansicht, daß Shylock wie der ganze „Kaufmann von Venedig" zur Zeit Shakspeare's nur einen tragikomischen Eindruck und zwar nach Seite des Burlesken gemacht hat und daß Shakspeare mit diesem Eindruck sehr zufrieden gewesen ist. Dazu kommt, daß man gar nicht weiß, wie viel bei Figuren wie Shylock, Falstaff u. s. w., also bei Figuren, um im Theaterdeutsch zu sprechen, die einen „chargirten" Anstrich zulassen, auf die vollständige, fleißig überdachte Ausarbeitung Shakspeare's oder auf das gute Glück des Zufalls bei der Inscenesetzung der Stücke zu geben ist. Sicher hat Shakspeare nicht gedichtet wie ein Dichter von heute, der sich mit dem Gedanken ans Pult setzt, um alles in der Welt seine Genialität zu beweisen; Shakspeare wird Einfälle und Gedankenblitze seiner Mitspieler gut und gern aufgenommen und verwendet haben. Viele Charakterzüge einzelner Persönlichkeiten werden vielleicht ihr Dasein einer glücklichen Improvisationsgabe verdanken. Wir bestreiten damit weder die Originalität noch die Genialität Shakspeare's; das ist aber sicher, viele Charakterzüge oder Situationswendungen, über welche ganze Seiten geschrieben werden und die dem Kunstphilosophen einen Freudeausruf über das „Wunder des Genies" entlocken, wären, wenn wir nur so tief schauen könnten, Ausflüsse einer Aeußerlichkeit oder Zufälligkeit; wie es denn doch auch wol keinem Zweifel unterliegt, daß Shakspeare einzelne Rollen in jedem Stück nicht blos nach den unantastbaren heiligen Regeln der dramatischen Kunst, sondern, woran er auch sehr recht that, dem einfachen Theaterbedürfnisse zur Genüge gewissen Schauspielern auf den Leib geschrieben hat.

Sicher gehört eine große Naivetät oder ein noch größeres Selbstgefühl dazu, Shakspeare in einem Drama zu behandeln. Epigonen der dramatischen Kunst spielen mit dem größten Dramatiker der Neuzeit! Diese Epigonen verhärten sich gegen den furchtbaren Abstand, der sich zwischen ihnen und jenem Meister zeigt! Wenn nun aber ein solches Drama eines Epigonen obenein gerade zum Shakspeare-Jubiläum eintrifft? Wie gesagt, was ist größer: die Naivetät oder das Selbstgefühl? Prüfen wir denn die beiden nachfolgenden Stücke. Prüfen wir sie nach zwei Richtungen, einmal an und für sich und dann mit ihrer Rücksicht auf das Shakspeare-Jubiläum.

4. Des Dichters Weihe. Dramatisches Bild aus Shakspeare's Jugendleben in zwei Acten von Leopold Stein. Frankfurt a. M., Hermann. 1864. 12. 6 Ngr.
5. Shakspeare, ein Winternachtstraum. Dramatisches Gedicht von Karl Kösting. Wiesbaden, Riedner. 1864. Gr. 8.

Blicken wir hinein in „Des Dichters Weihe" von Leopold Stein (Nr. 4), kein Zweifel, die Naivetät hat das Stück geschaffen. Gehalten ist es in derselben Weise, wie wir sie hinlänglich aus Schiller- und Goethe-Dramen kennen. Der Held dieser Literaturdramen ist sicher ein höchst schwärmerischer Jüngling, der alles Mögliche erreichen will; was er aber eigentlich will, ist ihm selbst ebenso unklar wie dem Dichter, der ihn an den Haaren auf die Bühne zieht. Bei Shakspeare nimmt nun obenein die Schwärmerei einen beinahe peinlichen Anfang. Denn da steht zunächst der Wilddieb vor uns, der mit Fug und Recht eingesperrt werden sollte. Sein Vater ist ein harter Vater, die Mutter ist eine liebevolle Mutter, und dem Sohne wird zum Schlusse prophezeit, was ein Dichter von heute zu prophezeien so unendlich leicht hat, ja dem Sohne wird prophezeit, daß er ein Genie, dessen Andenken noch nach Jahrhunderten gefeiert werden wird. Doch wenn sich die poetische Naivetät im Ganzen so einfach gibt wie bei Leopold Stein, da darf der Kritiker im Grunde nicht allzu sehr schmälen, sondern darf eine Gelegenheitsdichtung nach dem Wahlspruch „leben und leben lassen" mit einem Auge gestatten.

Ganz anders verhält es sich mit Karl Kösting's dramatischer Dichtung (Nr. 5). Sie ist der volle Ausfluß dichterischen Selbstgefühls. So sehr Ausfluß des Selbstgefühls, daß es schwer hält, zu entscheiden, ob in

der Dichtung die Vorzüge oder die Schwächen den Vorrang behaupten. Mit einem sehr beweglichen Formtalent verbindet Kösting eine gewisse scharf ausgeprägte ästhetisch-philosophische Reflexionsthätigkeit. Wer sich leicht imponiren läßt, kann sich durch Kösting sehr bald imponiren lassen, da diesem in jugendlichem Muthe das Gefallen an kühnen Wagnissen außerordentlich reizend erscheint. Indeß muß Kösting in seinem an mehrern Bühnen bereits aufgeführten Drama „Columbus“ (wir kennen es ebenso wenig wie sein anderes Drama „Zwei Könige“) weit Bedeutenderes wie in diesem „Shakspeare“ geleistet haben, sollen wir ihn für einen neuen dramatischen Messias anerkennen. Bereits soll Kösting eine Pension der Schiller-Stiftung beziehen, bereits wird sein Talent von hohen Gönnern gehegt und gepflegt; nun wenn ihm so die Wege bereits gebahnt sind, da bereichere er die deutsche Literatur mit andern Werken als mit weltschmerzlich angefressenen, da überlasse er die letztern denen von unsern Dichtern, welchen trotz mühseligen Ringens das Glück zeitlebens nicht lächeln will. Dieser „Shakspeare“ ist „ein Winternachtstraum“ bezeichnet. Ein Traum entzieht sich eigentlich aller Kritik. Allein so billig können wir Kösting nicht entlassen. Er tritt zu selbstbewußt und herausfordernd an die Asche Shakspeare's, er pocht zu selbstbewußt: seht, da bin ich auch — ein Dichter! Noch mehr am Ende: seht, da bin ich auch ein zweiter Shakspeare! Als Motto bringt er die Worte: „Reif sein ist alles!“ Lieber hätte er jene allbekannten modernen Dichterworte, in denen die Poesie ein Fluch genannt wird, hinschreiben sollen. Denn in seinem Winternachtstraum findet sich nicht die reife Weisheit verherrlicht, wie sie einen Meister gleich Shakspeare auszeichnete, o nein, in ihr ist die krankhaft moderne Dichterrichtung, die ewige Klage, daß die Welt einen Dichter nicht genug würdigt, nicht genug feiert, mit der reifen Weisheit eines großartigen Charakters verwechselt. Daher ist dieser Kösting'sche Shakspeare so recht der modernen Dichterjünglinge einer, ein Geschöpf voll ewigen Sehnens und ewiger Impotenz. Nein, Kösting, ein solcher Dichter war Shakspeare nicht. Wäre er ein solcher gewesen, niemals wäre er ein Dichterkönig geworden, niemals wäre er ein Charakteroffenbarer geworden. Was Kösting's Winternachtstraum bedeutet, bald ist es gesagt. Er ist ein schwacher Abklatsch des Goethe'schen „Faust“. Wie sich nun dermalen Kösting zu Goethe verhält, so verhält sich Kösting's Shakspeare zum Faust, so verhält sich der wunderlicherweise in den Winternachtstraum eingeführte Ahasver zum Mephisto. Wir wollen das mit wenigen Auszügen belegen. Am Schlusse des zweiten Acts declamirt Shakspeare:

> Er (Ahasver) schwand! Ich fühle neuverjüngt,
> Wie mir sein Wort in allen Nerven singt.
> Ist mir ein neuer Sinn gegeben,
> Der plötzlich, was die Nacht durchklingt:
> Der Bäume Wehn, der Düfte Weben,
> Der Falter Taumelspiel, der Blumen Elfenleben
> Dem seligsten Verständnisse erschwingt?
> Hier blitzt der Bach, dort rauscht die Mühle
> Und jenseits träumt das grüne Thal —
> Da trieb ich meine Knabenspiele
> Ach, tausendmal, viel tausendmal.
> Die heiße Wange fächelt weiche Kühle,
> Sie schickt der mondbeglänzte Fluß —
> Das ist, ich fühl's, der Heimat Scheidekuß.

An anderer Stelle meint Shakspeare:

> Ja, wär' ein Schwert und wär' ein Scepter mein,
> Zu euerm Glück könnt' ich euch Menschen zwingen,
> Gebietrisch auf der That Gewitterschwingen
> Riß ich euch fort zum fröhlichsten Gedeihn!
> Doch leider, leider kann ich euch nur singen,
> Was mir im tiefsten Busen quillt,
> Was manchem dunkles Sehnen stillt,
> Wollt ihr nur euch und eure Ohren bringen.

Immer die ewig eine Klage, daß der Dichter das Stiefkind der menschlichen Gesellschaft sei. Der moderne Dichter kennt eben nur sich. O er verschmäht Gold und Schätze, er lebt nur in Idealen, aber die Realitäten sollen ihm mühelos in den Schos fallen. Ist uns dies Hineintragen moderner Anschauungsweisen in eine vergangene Zeit jemals bedenklich erschienen, so gewiß bei Kösting's „Shakspeare“. Und die Bedeutung des Ahasver, auf dessen Einführung sich Kösting etwas zugute weiß, ist uns vollständig unklar, wenn wir in Ahasver nicht eben einen schwachen Abklatsch des Mephisto finden dürfen. Gilt uns nun auch die ganze Idee des Kösting'schen „Shakspeare“ keineswegs für eine große Verherrlichung des Dichterfürsten, so verschließen wir unser Auge doch nicht gegen die formelle Leichtigkeit, mit der Kösting zu dichten versteht, noch gegen seinen Willen, sich durch die Unklarheiten und Nebeleien der Jugend zu mannhaftem Können durchzuringen.

Wir wollten die beiden voraufgenannten Dramen auch mit Rücksicht auf das Shakspeare-Jubiläum betrachten, so meinten wir oben. Wir mögen das aber nur nach einer Richtung. Wir wollen nur kurz fragen: worin bestand bei Shakspeare ein Hauptzug seines Genies? Und worin müßte ihm ein Dramatiker von heute gleichen, wenn er bei gleicher Begabung mit Shakspeare wetteifern wollte und könnte? Ganz unfehlbar in der Naivetät des Schaffens, oder was dasselbe sagt, in der Objectivität, oder wie es Rötscher ausdrückte, in der Tendenzlosigkeit. Ja darin liegt das große Geheimniß des Schaffens, das uns Modernen ganz abhanden gekommen ist. Sehen wir es doch gleich wieder an einem der jüngsten unserer Modernen, an einem, der uns am nächsten zur Hand ist, an Kösting. Da ist alles Reflexionspoesie, alles Ausfluß jener einen Rücksicht, um jeden Preis etwas Edleres, etwas Besseres zu werden, als die große Masse des Volks, um jeden Preis Dichter zu sein. Es liegt für die Gegenwart etwas Trauriges darin, daß die Poesie wie ein Fluch auf dem laste, der sie ausübt, denn der Dichter von heute muß krampfhaft nach Nachruhm ringen; er muß sich meist vor sich selbst eitel aufblähen, um den Glauben an sich aufrecht zu erhalten. Man kann es sich deshalb auch gar nicht vorstellen, daß ein Shakspeare um seinen Nachruhm sollte ganz unbekümmert oder gleichgültig dagegen haben sein können. Und doch war dem sicher so. Wir wissen

daher auch gar nicht, was er etwa dazu sagen würde, daß man seinen dreihundertjährigen Geburtstag feiert. Jedenfalls würde er über sich bescheidener denken, wie viele unserer Modernen, denen das Humanitätsprincip, dem ja doch alle Dichter und mit vollem Recht dienen müssen, zwar etwas Heiliges, aber doch nur insoweit ist, als man von ihnen nicht verlangt, daß sie sich auf ihr Dichtertalent nicht mehr einbilden sollen wie der Aermste der Armen, der nichts weiter vermag, denn von seiner Hände Arbeit zu leben. Wir haben uns in der modernen Poesie zu einer nach einer Seite hin glänzenden Auffassung des schöngeistigen Humanitätsprincips aufgeschwungen, das ist unleugbar, wenn man auf die große Bedeutung Schiller's blickt. Damit scheint aber der Culminationspunkt erreicht zu sein, und während bei Schiller das ewige Ringen, sich hervorzuthun vor der übrigen Welt, von Erfolg gekrönt war, weil es bei ihm etwas Originelles war, so tritt in der nach-Schiller'schen Zeit die Bedeutung des schöngeistigen Humanitätsprincips meist nur in seiner und leider oft genug fratzenhaften Kehrseite auf, die allem noch so ernsten Ringen, noch so krampfhaften Streben den Erfolg höhnisch vorenthält oder wenigstens schmälert. Wären wir ein Prophet wie Karl Kösting — denn Dichter sein bedeutet ja soviel wie Prophet sein —, so wüßten wir, wie großartig schöngeistig schön es im 20. Jahrhunderte in Deutschland bestellt sein würde; er prophezeit das am Ende seines „Shakspeare" frisch von der Leber weg. Da wir nun aber ein Prophet nicht sind, so wissen wir wirklich nicht, wie aus unserer gesammten poetischen, schöngeistigen Richtung ein dramatischer Messias, dessen wir ja so sehnsüchtig harren, in Gestalt eines zweiten Shakspeare hervorgehen möchte; es sei denn, dieser zweite könnte eine Hauptseite der Genialität in der Naivetät, Objectivität und Tendenzlosigkeit des ersten und bisjetzt einzigen Shakspeare wiederfinden. Mit frommen Wünschen ist man beim Shakspeare-Jubiläum vielfach bei der Hand, so wollen auch wir mit dem frommen Wunsche schließen, es möge uns der erste und bisjetzt einzige Shakspeare bis zur Zeit, wo ihn ein zweiter ablösen möchte, dauernd die Quelle der Erhebung und Stärkung des Geistes wie des Gemüths, der Belebung hoher Gefühle, der Ahnung des in seiner Freiheit zugleich großartig geregelt wirkenden Weltgesetzes und der Aussöhnung mit den Widerwärtigkeiten des Lebens durch den schönwaltenden Humor sein. **Emil Müller-Samswegen.**

Das Land zwischen Indus und Tigris.

Erân das Land zwischen dem Indus und Tigris. Beiträge zur Kenntniß des Landes und seiner Geschichte von Friedrich Spiegel. Berlin, Dümmler. 1863. Gr. 8. 2 Thlr.

Asien, die Geburtsstätte und Wiege des indoeuropäischen Sprachstammes, hat für die wissenschaftliche Forschung ein Interesse wie kein zweites Land der Erde. Daß unsere Voreltern in jenem Wunderlande von der heiligen Mutter Natur erzeugt, daß dort die ersten Keime der abendländischen Geistescultur sich zu entfalten begannen und unsere Urväter dann nach Europa wanderten, dies ist nicht nur ein durch die geschichtlichen Ueberlieferungen erlangtes Factum, sondern wird auch durch die neuesten Forschungen in den indoeuropäischen Sprachen mit größter Evidenz bewiesen. Aber in welchen Gefilden Asiens organisirten sich die Urelemente zu den ersten Menschenpaaren? Dieses Problem läßt sich schwerlich ergründen, weil nach jenen Urzeugungsacten verschiedene Umwandlungen auf der Erde erfolgt sind. Wol aber kann sich der Culturhistoriker mit der Frage beschäftigen, ob und wann jene Völker, wie die alten Inder, Perser und viele andere eingewandert, und von wo aus sie in ihre jetzige Heimat gewandert sind. Zwar lassen sich auch hierbei nicht immer sichere Resultate erzielen und gar manche Hypothese wird durch eine andere verdrängt, aber dennoch finden wir hierzu leichter Ausgangspunkte in den alten Traditionen und Sprachfamilien der Völker, um zu Schlußfolgerungen zu kommen, welche wenigstens den Schein der Wahrscheinlichkeit für sich haben. Auch das vorstehende geographisch-culturgeschichtliche Werk behandelt dergleichen Probleme; aber sein Hauptinhalt besteht vorzugsweise in ausführlichen Beschreibungen der Länder zwischen dem Indus und Tigris, mit Untersuchungen über die ersten geschichtlich auftretenden Bewohner jener Zone. Es werden die alten Monarchien von Medien, Persien, Parthien u. s. w. besprochen, manche Ansichten früherer Forscher widerlegt und neue aufgestellt, wie das bei solchen culturhistorischen Arbeiten stets der Fall ist.

Der Verfasser sagt: „Die vorliegenden Skizzen über éranische Zustände, welche man hier zu einem Buche vereint findet, sind zum größten Theile schon früher in der Zeitschrift »Ausland« (1858—63) im Drucke erschienen. Sie entstanden zunächst aus einem persönlichen Bedürfnisse: indem ich es für nöthig erachtete, mich bei meinen Studien über das Avesta nicht blos mit der Grammatik und dem Lexikon der verschiedenen éranischen Dialekte, sondern auch mit der Beschaffenheit des Landes und den Zuständen seiner Bewohner in verschiedenen Zeiten bekannt zu machen. Außer den Betrachtungen über die einzelnen Theile des Landes enthält das Buch noch eine Anzahl andere über politische oder culturhistorische Verhältnisse, welche die ganze éranische Nation unmittelbar oder in ihren Folgen betreffen."

Ueber die Grundsätze, welche den Verfasser bei der Arbeit leiteten, bemerkt er: „Meine Absicht war, mich möglichst auf éranischen Standpunkt zu stellen und von diesem aus die Schicksale dieses Landes zu betrachten. Die einheimischen Quellen: die Inschriften der Könige der Achämeniden, die Bücher des Avesta und das Königsbuch Firdusi's, waren die Grundlage, auf welche ich mich vornehmlich stützte; daran schlossen sich die Berichte der Griechen, namentlich des mit den éranischen Quellen so wohl stimmenden Herodot, die ich mir immer in das Éranische zurückzuübersetzen trachtete. Es scheint mir vor allem geboten, das individuelle Wesen der Éranier genau kennen zu lernen, ehe man über die Beziehungen derselben zu andern Völkern urtheilen kann."

Obgleich das Buch nur aus einer Sammlung einzelner Artikel besteht, so wird dennoch ein Zusammenhang des Ganzen durch den Stoff begründet. Die Artikel behandeln Susiana, Medien, Persis, Parthien und Hyrkanien, die östlichen Provinzen Erâns, Afghânistan, Belutschistân; am werthvollsten sind dann die Abhandlungen über „Avesta und Veda oder die Beziehungen der Éranier zu den Indiern, Avesta und die Genesis oder die Beziehungen der Éranier zu den Semiten, die éranische Stammverfassung"; dann folgt ein Artikel über Dejokes und die Anfänge der medischen Herrschaft, welcher aber sogleich nach dem ersten über „Medien" hätte stehen müssen. Nicht minder interessant und belehrend sind die Abhandlungen über die „Regierung des Darius nach den Keilinschriften", die „Culturgeschichtliche Stellung des alten Erân", und „Zur neuesten Geschichte des Parsismus". Die genannten Provinzen werden sehr speciell geographisch geschildert und nicht nur ihre Berge, Thäler und Flußgebiete ausführlich beschrieben, sondern auch sogar ihre Straßen der alten und neuen Zeit angegeben. Am hochwichtigsten sind aber für uns die culturhistorischen Betrachtungen,

von denen ich einige Resultate citire. Der Verfasser erklärt sich gegen Niebuhr's Hypothese, daß die Persis früher von Turaniern bewohnt gewesen sei, und sagt: Nirgends findet sich, weder direct noch indirect, ein Anhaltspunkt für die Annahme einer fremden Uebevölkerung vor der Einwanderung der Arier in die Persis. Wir können also nicht umhin, anzunehmen, daß die Persis, soweit unsere Geschichte zurückgeht, von einem rein eránischen Volksstamme bewohnt war, der sich mit dem Namen Pârça, die Perser, benannte. Seine Bildung empfing er durch Vermittelung der nahe verwandten Meder, die durch ihre geographische Lage günstiger für Berührungen nach außen gestellt waren und denen sich die Perser eine Zeit lang unterwerfen mußten. Ursprünglich werden uns die Perser als ein abgehärtetes, aber noch ungebildetes Volk geschildert, das aber sehr geneigt war, fremde Sitten und Gebrauche anzunehmen. Diese Eigenschaft macht erklärlich, warum sie nach der Berührung mit den gebildetern Medern schnelle Fortschritte in der Civilisation machten, während ihnen die größere Abhärtung ein Uebergewicht über ihre schon mehr verweichlichten Lehrer gab. Dieser Unterschied verwischte sich jedoch sehr bald, nachdem die Perser den größern Luxus der reichen Städte Assyriens und Babylons kennen gelernt hatten und durch ihre Eroberungen die Mittel erhielten, ihre vermehrten Bedürfnisse zu befriedigen.

Ueber die Religion der Perser und Abfassung des Avesta spricht sich Spiegel dahin aus, daß schon in dem alten Medien und Persien die Grundlage der Religion dieselbe war, wie wir sie im Avesta finden; aber jeder der eránischen Stämme hatte seine eigenthümlichen Anschauungen, wenigstens ist unter dem, was uns von den Sitten und Gewohnheiten der alten Perser und Meder berichtet wird, gar manches, was den Lehren des Avesta widerstreiten würde. In der Zeit der Parther scheint nun die Umbildung der alten Stammesculte in eine mehr einheitliche Religion erfolgt zu sein. Viele Gründe sprechen dafür, daß die Redaction des Avesta in diesen Zeiten erfolgt sei. Die Parsen selbst behaupten kein höheres Alter des Buchs, sie lassen alle ältern Handschriften verloren gehen, und den Text in der Zeit nach Alexander aus dem Gedächtniß der Priester wiederherstellen, soweit dies möglich war. Wahrscheinlich wurden in alter Zeit die Texte der heiligen Schriften sehr wenig geschrieben, und erst als eine Currentschrift sich ausgebildet hatte, fühlte man das Bedürfniß eines geschriebenen Textes, und dann wurden die Bruchstücke gesammelt, die wir jetzt unter dem Namen des Avesta besitzen. Es sind dies Bruchstücke von verschiedenem Alter und verschiedenem Werth, wie man bei einer so späten Redaction, die gewiß weder von kritischen noch von ästhetischen Rücksichten geleitet wurde, kaum anders erwarten kann. Die Annahme, daß die Redaction des Avesta unter den Parthern gemacht sei, hat das für sich, daß es sich auf diese Art am besten erklärt, wie gerade eine in Ostérân gemachte Redaction zur allgemeinen Geltung im eránischen Reich kommen konnte. Daß aber das Avesta, so wie wir es besitzen, aus Ostérân stammt, verräth das ganze Colorit des Buchs, und ist darum auch allgemein angenommen. Wäre es unter den Sassaniden redigirt worden, so würde die Arbeit wahrscheinlich den Priestern im Westen anvertraut worden sein, wie ja in der That die ganze spätere Literatur, die sicher der Zeit der Sassaniden angehört, nach Westérân zu setzen ist. Auch ist noch zu beachten, daß die Redaction anderer heiliger Bücher in diese Zeit zu setzen ist; nämlich die Schließung des alttestamentlichen Kanons und die Niederschreibung der buddhistischen Religionsbücher.

Der Verfasser führt hierfür noch andere Gründe an, die man im Buche selbst nachlesen mag. Nicht billigen kann ich aber seine Ansicht, daß im Avesta die einzelnen Stammesculte in der Art zusammengefaßt seien, daß die hauptsächlichsten Gottheiten aller Stämme darin ihren Platz gefunden hätten. Eine solche Toleranz war unter den alten Völkern nicht möglich, denn wir wissen, daß die guten Götter eines andern Stammes gewöhnlich als Feinde, als böse Dämonen betrachtet wurden, die zwar ihren Anhängern Gutes erzeugten, aber den andern Volksangehörigen zu schaden suchten. Wir wissen, daß sogar in der christlichen Religion, die doch allgemeine Bruderliebe und Duldsamkeit predigt, oft wegen einiger Wortauffassungen die blutigsten Verfolgungen entstanden. Unmöglich konnten also die Eránier eine solche Toleranz üben und verschiedene Stammesculte in ein Religionsbuch zusammenfassen. Dies führt mich auch auf den Unterschied der eránischen und indischen Religion. Der Verfasser beweist, daß Eránier und Inder in vorgeschichtlicher Zeit Ein Volk waren und sagt: Sie müssen jedenfalls längere Zeit ein einziges Volk gebildet haben; es ist denkbar, daß sie damals ein anderes Land bewohnt haben als jetzt, es ist aber ebenso denkbar, daß die Bewohner von Erân und die Bewohner des Pendschâb (denn dahin müssen wir die ältesten Wohnsitze der Inder verlegen) ein einziges Volk bildeten, ohne den Wohnplatz zu verändern, und daß die östlichen Stämme, in einem ganz verschiedenen Klima wohnend, sich mit der Zeit eigenthümlich ausbildeten und endlich als ein selbständiges Volk abtrennten. Wann dies geschehen sei, läßt sich natürlich mit Bestimmtheit nicht mehr angeben, auch ist die Frage nicht von sonderlicher Erheblichkeit; es geschah gewiß vor dem Beginn aller Geschichte und weit früher, als irgendein Vedahymnus verfaßt wurde. Auch die Eránier müssen nach der Trennung eine Zeit lang sich selbständig entwickelt haben, ehe Zarathustra auftrat und die gesammten Religionsanschauungen in ein System zusammenfaßte.

Diese unstreitig wahre Ansicht ist schon längst von andern Forschern durch die vergleichende Sprachforschung bewiesen worden. Was aber des Verfassers Ansicht über den Religionsunterschied beider Völker betrifft, so kann ich ihm hierin nicht beistimmen; er schreibt: „Es ist schon oben gesagt worden, daß mehrere der Wesen, welche bei den Indern als (gute) Götter gelten, bei den Eräniern in die Hölle versetzt worden sind. Man hat aus diesem Umstande schließen wollen, daß die Scheidung der Eránier von den Indern aus dem Grunde religiöser Zerwürfnisse erfolgt sei. Ich muß auch jetzt meine frühere schon ausgesprochene Ansicht wiederholen, daß eine Scheidung aus diesem Grunde zwar möglich, aber nicht unumgänglich nöthig anzunehmen sei. Es ist durchaus nicht undenkbar, daß diese Versetzung aus dem Himmel in die Hölle ohne alle Nebenabsicht (?!) blos im Interesse des dualistischen (?) Systems erfolgt sei. Wenn ein Mythenkreis aus irgendwelchem Grunde nicht in das ethische System der Zarathustrier paßte, so blieb nichts anderes übrig, als ihn unter die bösen Wesen zu setzen, falls man ihn nicht ganz fallen lassen konnte. Solche Gründe müssen es gewesen sein, welche die eránischen Daevas zu bösen Wesen umgestaltet, wie noch die neuen Formen dev oder div bezeugen. Hierin stellen sich die Eránier in einen Gegensatz nicht blos zu den Indern, sondern zu sämmtlichen indogermanischen Völkern, welche das Wort für ihre Götter verwenden; sanskr. devas, lat. deus, litauisch diewas.“ Ich muß aber hierzu bemerken, daß auch unser deutscher Teufel mit dem eránischen Daevas oder dêv identisch zu sein scheint, denn er heißt in der Volkssprache Déiwel, auch Déisel. Es ist aber sehr unwahrscheinlich, daß, wie Spiegel sagt, blos des dualistischen Systems wegen die guten Gottheiten der Inder von den Eräniern in die Hölle versetzt worden seien. Viel wahrscheinlicher ist, daß Zerwürfnisse, religiöse und sociale Zwietracht zu dieser Klassificirung geführt haben, sodaß, wie ich schon oben sagte, die guten Geister der Inder von den Persern als feindlich betrachtet wurden, weil alle antiken Völker in dem Glauben lebten, sie würden von den Göttern der Feinde verfolgt, deshalb versetzten sie dieselben unter die bösen Dämonen. So mochte es auch bei den Eräniern der Fall sein.

Schließlich bemerke ich noch, daß ich durch meine Widerlegungen keineswegs den hohen Werth des Werks vermindern will; ich muß es als eine sehr gründliche Arbeit allen Forschern des indischen Alterthums und der Culturgeschichte empfehlen, ebenso den Geographen, denn es enthält die neuesten speciellsten Forschungen über sämmtliche eránische Provinzen.

Johann Schnchl.

Religiöse Dichtungen.

1. Gedichte von Meta Heußer-Schweizer. Mit einem Vorwort von A. Knapp. Der „Lieder einer Verborgenen" zweite, vermehrte Auflage. Leipzig, Holtze. 1863. 8. 24 Ngr.
2. Geistliche Lieder im 19. Jahrhundert, herausgegeben von L. K. D. Kraus. Mit einem Vorwort von Philipp Wackernagel. Darmstadt, Will. 1863. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
3. Lieder heiliger Liebe von Friedrich Richter. Stuttgart, Schober. 1863. Gr. 16. 10 Ngr.
4. Pfingstrosen von Karl Gerok. Stuttgart, S. G. Liesching. 1864. 16. 1 Thlr.
5. Cäcilia. Religiöse Gedichte von Gall Morel. Einsiedeln, Gebr. Benziger. 1863. 16. 24 Ngr.

Es ist keine Frage, die geistliche Poesie hat, jedenfalls im Zusammenhange mit dem neuerwachten kirchlichen Leben, in unsern Tagen einen frischen Aufschwung genommen, wie denn auch die weltliche Lyrik sich von dem blos erotischen Gebiete neuerdings mehr abgewandt hat und vielfach einer gewissen sinnig didaktischen Richtung mit besonderer Vorliebe huldigt. Doch ist der religiöse Ton auch in der Poesie häufig nur ein Modeton, und gute geistliche Lieder sind immer noch eine seltene Gabe, selbst abgesehen davon, daß nur wenige derartige Dichter die objective Kraft des eigentlichen Kirchenliedes erreichen.

Nr. 1 ist eine zweite, vermehrte Auflage der früher unter dem Titel: „Lieder einer Verborgenen", von Albert Knapp herausgegebenen Sammlung religiöser Dichtungen, die nunmehr den Namen der Frau Meta Heußer-Schweizer trägt. Die Nennung des Namens der Dichterin schien um deswillen nöthig, weil fortwährend Verwechselungen zwischen ihren Poesien und den von Bethmann-Hollweg herausgegebenen Liedern „Aus den Papieren einer Verborgenen" vorkamen. Meta Heußer-Schweizer ist ohne Zweifel die bedeutendste religiöse Dichterin, deren sich die evangelische Kirche dermalen erfreut. Im Jahre 1797 zu Hirzel im Canton Zürich geboren, bis 1859 mit dem vielbeschäftigten Arzte Heußer vermählt, lebt sie jetzt, eine Frau von 66 Jahren, von einem Kranze von Kindern und Enkeln umgeben, in der stillen Bergeseinsamkeit ihres Geburtsortes fort. Die vorliegende Sammlung zeigt eine außerordentliche Klarheit und Durchsichtigkeit der Form, eine in der That classische Höhe des Ausdrucks, verbunden mit der tiefsten Innigkeit religiöser Empfindung. Frei von allem Gemachten und Manierirten, sind diese Lieder der unmittelbare Erguß des Herzens; sie sind dabei so maßvoll würdig und ruhig gehalten, wie man es namentlich bei religiös erregten Frauengemüthern selten findet. Nur einzelne Lieder scheinen ausnahmsweise etwas zu lang gerathen und verfehlen dadurch ihre volle Wirkung. Das Dogma des positiven christlichen Heilsglaubens tritt zwar in diesen Poesien bestimmt hervor, aber doch nie mit tendenziöser Schroffheit; von Verdammung der Ungläubigen keine Spur. Die fromme Sängerin ist sich der Wahrheit ihres Glaubens bewußt und läßt diesen auf die Leser wirken in der Unmittelbarkeit seines Ausdrucks, ohne schielende Seitenblicke auf andere, wie es dem Pietismus sonst eigen ist. Kein einseitiges Sich-Punktualisiren auf dem Sündenbewußtsein, sondern tief innerlicher Frieden, geschöpft am Lebensquell des Evangeliums und erfüllt von der schönen Hoffnung auf künftige Vereinigung aller, auch der noch Irrenden, am Thron der ewigen Liebe. In dieser Hinsicht haben die Lieder in Ton und Haltung viele Aehnlichkeit mit Spitta und Sturm.

Die Sammlung beginnt mit frommen „Naturanschauungen", Schilderungen aus dem Naturleben der Schweiz, verbunden mit sinniger Anwendung auf das innere Leben. Nur selten, wie in dem Liede „Die Jungfrau", sind diese Anwendungen etwas gesucht, desto ansprechender aber z. B. in dem Gedichte, welches den „Mönch", jenen bekannten Berg im berner Oberland, besingt:

Sie haben sie vertrieben
Die Mönche dort im Thal;
Doch einer steht da drüben
Gar fest im Sonnenstrahl.

Den lassen sie wol stehen
Im weißen Chorgewand,
Mit priesterlichem Flehen
Das Haupt zu Gott gewandt.

Zwar hüllt in Wolkenflöre
Er oft sein altes Haupt,
Daß er nicht seh' und höre,
Was seinen Fuß umschnaubt.

Nicht mag er niederschauen,
Wie alte Schlangenlist
In Herzen, Hütten, Gauen
Stets neu erweckt den Zwist.

Er steht ja abgeschieden,
Ein Mönch, dem Herrn geweiht,
In ewig stillem Frieden,
Entrückt von keinem Streit.

Doch früh zur Morgenfeier,
Wenn rings noch schläft die Welt,
Dann flammt sein Opferfeuer
Empor zum Himmelszelt.

Das sollen sie ihm wehren,
Die Männlein in den Gaun!
Er wird ja bald mit Ehren
Auf ihre Gräber schaun.

Jahrtausende der Gleiche,
Sieht er aus blauen Höhn,
Wie Burgen, Klöster, Reiche
Entstehen und vergehn.

Einst wird er selbst sich beugen
Der Ungebeugte dort;
Wird völlig dann sich neigen
Vor seines Gottes Wort.

Und ob der Mönch veraltet,
Und ob vergeht die Welt:
Die Liebe, die da waltet,
Wenn Berg und Hügel fällt, —

Sie führt zum ew'gen Frieden
Hinaus den alten Streit,
Und was die Welt geschieden,
Das eint die Ewigkeit.

Bis dahin, Alter, stehe
Dem Lande betend vor,
Und zieh zur Himmelshöhe
Noch manchen Blick empor!

Ebenso sinnig das folgende „An einem späten Herbsttage":

Wolken bedecken das Thal; den Städten, den reichen Gefilden
Bieget frostige Nacht neidisch den sonnigen Strahl;
Aber den felsigen Höhn, des Berges Hütten und Heiden
Glänzet das himmlische Blau, lächelt die Sonne so hold;
Ueber ein dürftiges Los und heitere Blicke zum Himmel,
Als ein beneidetes Glück, ach, und den Himmel so fremd!

Am gelungensten sind die eigentlich geistlichen Klänge aus dem „Innern Leben", die den zweiten Theil der Sammlung bilden. Wie tief empfunden ist z. B. das in der Form an den freilich sonst ganz anders gearteten Byron erinnernd: „Eher nicht."

Liegt einst es hinter mir, das Kampfgefilde
Des Erdenlebens, wann mein Auge bricht,
Und ich erwache, Herr, nach deinem Bilde:
Dann wird mein Herz gesättigt, — eher nicht.

Wenn ich der Gnade volles Heil gefunden,
Kein Dorn der alten Schuld mich mehr umflicht,
Sind ausgeheilt der Sünde letzte Wunden:
Dann wird mein Herz genesen, — eher nicht.

Wenn nun mein tiefstes Leben, losgekettet,
Im Zug der Liebe aufwärts schwebt zum Licht,
Wenn ich Ihn schauen darf, der mich gerettet;
Dann wird mein Herz befriedigt, — eher nicht.

O Dank dir, Herr, für dieses leise Trösten!
Nicht ewig birgest du dein Angesicht.
Bald hör' ich Lobgesänge der Erlösten.
Dann wird zum Psalm mein Seufzer, — eher nicht.

In manche Sammlungen übergegangen ist bereits die poetische Meditation über das Bibelwort: „Wir werden bei dem Herrn sein allezeit", mit den schönen Versen:

Hier trennt die Welt. Was heut' sich liebend fand,
Sehnt morgen sich nach Blick und Wort vergebens,
Es drängt sich zwischen Seelen Meer und Land,
Und starrer noch das Machtgebot des Lebens.
Der Himmel sammelt, was die Welt zerstreut; —
Wir werden bei dem Herrn sein allezeit!

Und waren wir hier jemals ganz vereint?
Ach, nur das Reine eint sich mit dem Reinen!
Die Schuld, die täglich noch das Herz beweint,
Sie scheidet es von den geliebten Seinen.
Der Fürst des Friedens tilgt, was uns entzweit; —
Wir werden bei dem Herrn sein allezeit.

Der dritte Theil ist überschrieben: „Mutterworte." Hier strömt die fromme Sängerin ihr von der Liebe zum göttlichen Kinderfreunde geweihtes Herz voll mütterlicher Liebe aus. Hier singt sie „um Mitternacht zwischen den Bettchen der Kinder", hier verklärt sie den Weihnachtsbaum mit überirdischem Lichte, hier gibt sie den heranblühenden Töchtern feierliche Mahnungen am Tage der Confirmation, hier weiß sie noch den Enkeln „das Kämmerlein der Großmutter" zu einer Stätte heiliger Erinnerungen zu machen für den Kampf des Lebens. Wie herzergreifend und sinnig ist in diesem Theile z. B. „Des jüngsten Mädchens Austritt aus der Schule":

Aus niederer Schule trittst du heut',
Mein Mägdlein, freudig aus;
Von hoher Schule kam erfreut
Dein Bruder auch nach Haus.

Vorbei ist nun der harte Zwang
Der Schulen klein und groß;
Der mehr als zwanzig Jahre lang
Die Kinder mir umschloß.

Wie schaun wir doch so gern zurück,
Ist eine Höh' erstrebt,
Wo noch einmal durchmißt der Blick,
Was alles man erlebt!

Da wird hernach uns leicht und klar,
Was dunkel war und schwer;
Die Wolke trüber Angst sogar
Glänzt röthlich hinterher.

Doch ist's nun ausgelernt, mein Kind?
Die Arbeit gar vorbei?
Selbst deine großen Brüder, sind
Sie nun der Schulen frei?

Solang ein Mensch auf Erden lebt,
Ist Schule da für ihn;
Und wohl ihm, wenn er nur versteht,
Recht still zu sein darin!

Es redet eines Meisters Wort
Zur großen Kinderschar
Durchs Menschenleben fort und fort,
Verhüllt und offenbar.

Komm, Meta! Großes gibt es hier
Zu lernen, zu verstehn!
Und miteinander wollen wir
Fortan zur Schule gehn.

Möchten diese Dichtungen in der zweiten Auflage einen noch weitern Leserkreis finden, als er nach dem Vorwort Albert Knapp's schon der ersten zutheil geworden ist, sie verdienen es im vollen Maße. Ihr Gesammtcharakter wird von der Dichterin selbst zusammengefaßt in den sinnvollen Worten:

Wohl jeder Dichter reimt auf Herz;
Der eine freudig lächelnd: Scherz,
Der andre leis' erseufzend: Schmerz;
Was aber reimst du dir, mein Herz?
„Ich war ein Kind und reimte: Scherz, —
Nicht lang', da lehrte mich der Schmerz
Den besten Schlußreim: Himmelwärts!"

Die von L. K. D. Kraus herausgegebenen „Geistlichen Lieder im 19. Jahrhundert" (Nr. 2) empfehlen sich auf dem Titel durch ein Vorwort von Philipp Wackernagel, und doch ist dieses nur eine Art pia fraus, denn man findet in dem Buche nur ein etwas schwülstiges Vorwort des Herausgebers, worin derselbe bedauert, daß Herr Wackernagel, durch Krankheit verhindert worden sei, das zugesagte Vorwort zu schreiben. Dann hätte aber die Anzeige desselben auf dem Titel jedenfalls unterbleiben müssen, da eine solche der Verbreitung des Buches dienen sollende Täuschung gerade einer geistlichen Liedersammlung am wenigsten gut ansteht. Im übrigen ist diese Anthologie geistlicher Lieder aus dem 19. Jahrhundert eine recht fleißige und mit Geschmack ausgewählte Zusammenstellung dessen, was auf diesem Gebiete in neuerer Zeit wirklich Werthvolles geleistet wurde. Namentlich die biographischen Einführungen der Dichter sind von literarhistorischem Werthe, da manche Notiz hier wol zum ersten male veröffentlicht ist, und der Herausgeber hier offenbar vielfach aus brieflichen Mittheilungen der Betreffenden schöpft. Auch enthält die Sammlung manche bisher noch nicht gedruckte Dichtung, darunter z. B. geistliche Lieder von Luise von Ploennies. Unter den frommen Sängern sind vertreten Staatsmänner, wie Friedrich von Meyer und Victor von Strauß; Gutsbesitzer, wie Jahn und Nicolai; Gelehrte, wie Hagenbach, Johann Peter Lange, Gebauer; Fürstinnen, wie Eleonore Fürstin Reuß, und sonstige fromme Frauen, wie Luise und Wilhelmine Hensel, Meta Heußer, Anna Schlatter u. s. w. Am zahlreichsten tritt jedoch unter den Pflegern des geistlichen Liedes in unserer Zeit der Predigerstand selbst auf, darunter besonders hervorragend: Sturm, Spitta, Albert Knapp und Gerok. Einen geistlichen Liederdichter, der dem eigentlichen Bürger- oder Kaufmannsstande angehörte, hat die Sammlung nicht aufzuweisen; danach scheint diese Art von Poesie in unsern Tagen gerade in jenen Kreisen verstummt zu sein, die ihr sonst mit Vorliebe sich zuwandten. Nur ganz ausnahmsweise läßt hier und da in der Sammlung auch noch ein Organist und Schullehrer ein religiöses Lied ertönen. Vielleicht ist für diesen Umstand doch nicht blos die materielle Richtung unserer Mittelstände, sondern auch jener starr hochkirchliche Dogmatismus mit verantwortlich zu machen, der ganzen Ständen heutzutage Religion und Kirche verleidet, und der auch aus den Anmerkungen unsers Herausgebers leider hier und da recht fehdelustig herausblickt.

Die „Lieder heiliger Liebe", von F. Richter (Nr. 3) unterscheiden sich von dem in Meta Heußer's religiösen Dichtungen wehenden Geiste durch ein tendenziöseres Prägniren des Dogmas und vor allem durch größere Bitterkeit gegen die Ungläubigen, die er sich nicht entblödet, S. 47 geradezu „eine Brut" zu schimpfen:

Doch saget, wenn der Herr der Ehren
Als Richter diese Brut empfängt,
Wie werden sie sich dann erwehren
Des Schwerts, das über ihnen hängt

Schimpfen aber ist weder poetisch noch christlich. Im übrigen sind die Verse im Durchschnitt recht fließend, aber arm an Gedanken, und das letztere ist ein Mangel, der auch im geistlichen Liede nicht durch bloßes Gefühl ersetzt werden kann. Wenn der Dichter singt:

Noch ist's nicht lang, trug ich Verlangen,
Dem Herrn zu singen zwei, drei Lieder,
Und in Erfüllung ist gegangen
Der Wunsch, ich sang und sang stets wieder.

Weit über Bitten und Verstehen
Ist, was ich suchte, mir gelungen,
Es hat mit neuem Geisteswehen
Der Herr mich ganz für sich gedungen —

und er unter diesen zwei, drei gelungenen Liedern etwa versteht die Gedichte: „Freude in Gott", „Das Buch der Bücher", „Der Sieger über die Hölle", so sind wir damit einverstanden und wollen außer diesen gern auch noch einige hinzurechnen, die uns recht wohl gefielen.

Eine höchst werthvolle Gabe, wie sie von dem Dichter der „Palmzweige", Dekan K. Gerok zu Stuttgart, der ohne Frage zugleich einer der ersten und geistvollsten Kanzelredner der Gegenwart ist, nicht anders zu erwarten stand sind die „Pfingstrosen" (Nr. 4). Ja wir glauben, daß diese Sammlung an Gedankenfülle und Lebendigkeit der Form die „Palmzweige" noch weit übertrifft. Es sind poetische Illustrationen der „Apostelgeschichte", die der Dichter uns hier bietet. Jedes Gedicht ist mit einem kurzen Verse aus jenem biblischen Heldenbuche überschrieben, und der Dichter versteht es meisterhaft, sowol den geschichtlichen wie religiös-didaktischen Inhalt desselben in anschaulichster und sinnigster Weise lebendig zu machen. Er läßt die Gründung der ersten Christengemeinde, das Wirken der Apostel Petrus und Paulus in den Hauptwendepunkten ihrer Thätigkeit vor uns aufleben, und zwar mit einer epischen Frische, welche von einer hohen dichterischen Gestaltungsgabe, von einem tiefen Verständniß der biblischen Charaktere und namentlich auch von großem Talente der Anwendung des Vergangenen auf die Gegenwart Zeugniß ablegt. Gerok hält sich im ganzen streng an die biblische Relation, aber er weiß durch Hinzufugung einzelner aus der Situation sich ergebender charakteristischer Züge die Thatsachen doppelt plastisch zu gestalten. Er faßt das Leben der Apostel sowol im Gegensatze wie in seinem Zusammenhange mit der ganzen damaligen Zeitentwickelung auf, und auch die Geschichte des classischen Alterthums muß ihm dazu dienen, neue überraschende und poetisch wirksame Lichtpunkte für die biblischen Stoffe zu gewinnen. Der Dichter beweist hierin aufs neue jene Gabe geistreicher Invention, welche auch seinen gedruckten Predigten eine so ungewöhnliche Verbreitung verschaffte. Wir wählen aus der Fülle des hier Gebotenen zur Bestätigung nur einige Proben aus.

Paulus zu Paphos
(Apostelgesch. 13, 4 fg.)

Röthlich steigen Cyperns Rebenhügel,
Warm beglänzt vom Abendsonnenstrahl,
Aus des Oceans azurnem Spiegel,
Aus dem schattigen Oliventhal;
Unter fettem, sonndurchblitztem Laube
Funkelt in der Griechensonne Glut
Durch das Fleisch der purpurblauen Traube
Bacchus' feurig Götterblut.

Lieblich duften Paphos Rosenhaine
In des Westes buhlerischem Wehn,
Wo durchs Grün im goldnen Mondenscheine
Träumerisch die Marmorbilder sehn,
Wo aus Myrten schöne Nymphen lauschen,
Wo durchs weiche Moos melodisch leis
Mit Geschwätz krystallne Quellen rauschen,
Murmelnd Aphrodite's Preis.

Cypern, ja du bist der Sel'gen Insel,
Bist der Weltlust hoher Freudenport,
Deine Zauber malt kein Malerpinsel,
Deine Wonnen singt kein Dichterwort,
Lebensmuth und heitre Lust der Sinne
Wie sie trunken deine Flur durchklang!
Wie ihr Zauberband die Erdenminne
Süß um Leib und Seele schlang!

Aber in dies Paradies der Erde,
Sagt, wie kam die düstere Gestalt,
Die so still, mit finsterer Geberde
Durch die lachenden Gefilde wallt?
Ob die Traube lockt, die Rose glühet
Seinem Geist bleibt solcher Zauber fern,
Erdenglück ist's nicht, wovon er freuhet,
Saul, der große Knecht des Herrn.

Eine Rose kennt er, ewig blühend,
Deren Reis aus dürrem Erdreich sproß,
Die am Kreuz, in heißer Liebe glühend,
Ihren tiefen Purpurkelch erschloß,
Dieser Rose Paradiesesdüfte,
Balsam sind sie für der Erde Schmerz
Leben hauchen sie in Todesgrüfte,
Liebesglut ins eis'ge Herz.

Doch hinweg die buhlerischen Rosen
Deren Duft ein Menschenherz berauscht,
Deren Blüten sanft im Winde kosen,
Während unterm Laub die Natter lauscht,
Deine Tempel wird der Herr zerschmettern,
Aphrodite, Sündenkönigin;
Deine Haine wird sein Zorn durchwettern,
Schöne Herzvergifterin! —

Und die Brust in Gotteslust zu baden,
Steigt er zu den Rebenhöhn empor.
Doch auf den besonnten Felsenpfaden,
Welch Geschrei vernimmt sein zürnend Ohr?
Horch das Evoë betrunkner Zecher!
Bei des Bacchus wildem Opferschmaus
Schütten sie den laubumkränzten Becher
Auf den Marmorboden aus.

Und ihn dauert solche Gottesgabe,
Und ihn jammert solch verirrt Geschlecht,
Das in Gift verkehrt die Seelenlabe,
Das in Wein ertränkt sein Menschenrecht;
Himmelan mit heiligem Erbarmen
Fleht er: Gott, in deinem Gnadenlicht
Darf so lieblich diese Flur erwarmen,
Dürfen's diese Menschen nicht?

Jesu, du der Weinstock, wie die Reben,
Selig, wer in dir sein Heil gesucht,
Grünen wird er in das ew'ge Leben,
Prangen wird er mit des Geistes Frucht.
Laß, o Herr, mich auf dies Eiland pflanzen
Deiner Wahrheit köstlich Edelreis,
Bis dein Weinberg blühet auf dem ganzen
Fluchbedeckten Erdenkreis!

Eifernd steigt er von den Höhn zu Thale,
Christum predigt sein entflammter Mund,
Dort in des Proconsuls Fürstensaale
Knüpft sich bald ein heil'ger Bruderbund. —

Bacchus Marmorbilder sind zerschlagen,
Cypris Rosengärten stehn entlaubt,
Aber aus den Trümmern sieht man ragen
Hoch am Kreuz ein göttlich Haupt.

Nicht als ob unser Dichter nicht an andern Stellen auch das classische Heidenthum anzuerkennen wüßte und Gottes Offenbarung allein auf den alttestamentlichen Gesichtskreis beschränkte. Dagegen zeugt sein schönes Gedicht, überschrieben nach Apostelgesch. 10, 35: „In allerlei Volk, wer ihn fürchtet, der ist Gott angenehm", worin es heißt:

Läßt Gott nicht seine Sonne leuchten
Bis an der letzten Insel Strand?
Muß nicht sein Thau und Regen feuchten
Das fernste wie das nächste Land?
Und seine Gnade ließ er thauen
Nur dort von Bersaba bis Dan,
Den Himmel seiner Wahrheit blauen
Nur überm alten Kanaan?

Wie? Konnte Gott so manch Jahrtausend,
Gelagert auf Moriah nur,
In dunkler Donnerwolke hausend
Nicht einen Blick der Völkerflur?
Nein, auch in ihre Dämmerungen
Verstreut er Funken seines Lichts,
Was Großes je ein Mensch errungen,
Von ihm getrennt, vermöcht' er nichts.

Der Gott, der einst zum Sieg entflammte
Das tapfre Häuflein Gideon's,
Er war's, dem euer Muth entstammte,
Ihr Heldenscharen Marathons;
Der Jonathan's und David's Herzen
Verschmolz in heil'ger Freundesluth,
Er war's, der auch in Todesschmerzen
Dort Phintias und Damon trieb.

Trankst du den bittern Schierlingsbecher
Mild lächelnd aus, mein Sokrates,
Zeigst du dem sterbenden Verbrecher
Versöhnung noch, o Sophokles.
In eurer Brust hat Gott gesprochen,
Der allen, die ihn suchen, nah.
In eure Seele fiel gebrochen
Ein Gnadenstrahl von Golgatha.

Und nun noch eine Probe davon, wie der Verfasser biblische Relationen plastisch zu gestalten weiß: „Der Kerkermeister zu Philippi" nach Apostelgesch. 16, 24 fg.

Horch! Zu Philippi um Mitternacht
Welche Musik im Gefängniß erwacht!

Feurige Psalmen, erhabner Gesang
Tönet die finstern Gewölbe entlang.

Alle Gefangnen fahren empor,
Lauschen den Tönen mit staunendem Ohr:

Paulus und Silas im Zellengemach
Halten mit lieblichen Liedern sich wach.

Bös ist der Ort und finster die Stund'; —
Dennoch frohlocket der Heiligen Mund.

Aufwärts die Herzen, die Füße im Stock;
Flügel des Glaubens, die fesselt kein Block.

Mördergrube voll Fluch und Graus,
Wirst du zum heiligen Gotteshaus?

Arme Gefangne, gefoltert zum Spott,
Stehn als Liturgen und Priester vor Gott.

Blutige Mörder in Zellen ringsum
Knien als Gemeinde im Heiligthum.

Jetzo verstummte der fromme Gesang,
Horch! und das Amen, es säumet nicht lang.

Draußen am Gitter da rasselt der Sturm,
Tief in den Gründen erbebet der Thurm.

Pfeiler sie wanken vom plötzlichen Stoß,
Thüren sie springen aus Angel und Schloß.

Ketten zerreißen, im finstern Gang
Sammeln Gesichter so bleich sich und bang.

Aber der Längste, mit wildem Geschrei
Stürzet der Kerkermeister herbei.

„Wehe mir! sind die Gefangenen los,
Zück' ich das Schwert mir zum tödlichen Stoß!" —

„Angstmann, thue kein Leides dir,
Siehe, wir weilen noch allesammt hier."

Staunend vernimmt er, was Paulus spricht,
Zitternd erscheint er mit flackerndem Licht.

Siehe, da stehn sie in göttlicher Ruh',
Sehn dem Getümmel voll Friedens zu.

Nahe sich wirft er mit bebenden Knien
Vor die erhabnen Verbrecher sich hin.

„Liebe Herren, gebietet mir nun:
Freunde der Götter, was hab' ich zu thun?" —

„Glaube an Jesum — in Ihm wird das Heil
Dir und den Deinigen allen zutheil!"

Eilig verwahret er die andern aufs neu',
Lammfromm lagern sie sich auf der Streu.

Doch die Apostel geleitet er schnell
Rückwärts zum Hofe, zum sprudelnden Quell.

Dort an dem Brunnen bei Fackelschein
Wäscht er die Wunden der Heiligen rein.

Dort an dem Brunnen bei Sternenschein
Waschen sie ihn mit dem Taufbad rein.

Ihn und die Seinen, dann gehn sie zum Saal,
Setzen sich fröhlich zum nächtlichen Mahl;

Preisen den Herrn mit feurigem Muth,
Welcher gewaltige Thaten thut.

Mächtig erschüttert er Mauer und Thurm,
Plötzlich erobert er Herzen im Sturm.

Grausam Gefangene machet er frei,
Ketten der Finsterniß bricht er entzwei.

Mitten in Nächten so dunkel und dicht
Zündet er an ein beseligend Licht;

Sammelt als Brüder im frohen Gemisch
Herren und Knechte am heiligen Tisch.

Führt sie aus irdischem Kerker heraus,
Holet sie heim in sein himmlisches Haus.

In der That diese Sammlung verdient einen recht großen Leserkreis und zwar nicht blos unter dem theologischen Publikum; selbst diejenigen, denen die Heilige Schrift mehr nur, wie einst Goethe, ein Buch ist voll großartiger weltgeschichtlicher Symbole, werden hier manchen Genuß und manche Anregung finden können.

„Cäcilia" (Nr. 5) ist die Gedichtsammlung eines Benedictinerpaters Gall Morel zu Kloster Einsiedeln, dem Namen nach vielleicht ein Bruder oder Verwandter des durch werthvolle Veröffentlichungen über schweizerische Literaturgeschichte verdienten Karl Morel. Das vorliegende Büchlein ist aus früher erschienenen

Sammlungen des Verfassers etwas bunt zusammengestoppelt und daher sein Titel „Cäcilia“ nur theilweise passend. Es bietet neben sinnigen poetischen Erklärungen religiöser Bilder in Stahlstich, welche letztere aber in dieser Sammlung nicht enthalten sind, neben schwungvollen Marienliedern, Legenden und Oratorien auch Reminiscenzen aus Italien und Satiren auf mancherlei Zeitverirrungen voll gutmüthigen Humors. Am interessantesten sind jedenfalls die poetischen Schilderungen des modernen Rom aus den Jahren 1852 und 1853. Trotz aller hier ausgesprochenen Verehrung des Papstes, trotz aller Zuversicht auf die Unüberwindlichkeit seines Pontificats tönen hier doch manchmal naive Zugeständnisse hindurch, die mit so mancher von dem Protestanten Hase zu Rom gemachten und in seiner neuerdings herausgegebenen „Polemik“ ausgesprochenen Erfahrung merkwürdig genug übereinstimmen. So meint der Dichter S. 124 über die in Rom aufgehäuften Reliquien:

Eins dann ist mir absonderlich hoch zum Verwundern gewesen,
Daß vor dem Heiligsten oft, welches das Herz sonst gerührt,
Hier so kalt, so stumpf gleichgültig dasselbe dahinstarrt.
Ach, das Gefühl ist begrenzt, grenzenlos aber ist Rom.
Was dich in Maßen genossen erhebt, das drücket im Unmaß
Selbst wo es heilig, geweiht, Siegel des Göttlichen trägt.
Nehmt die Reliquien Roms, die so vielfach geweiheten Tempel,
Wo sich, was herrlich und groß, sammelt auf engerem Gebiet,
Gebt sie einzeln hinaus in hundert der Städte und Länder,
Pilgernd werden dahin Schaaren zu Tausenden gehn,
Städte, die selten der Wanderer nennt, sie werden berühmt sein
Durch manch Kleinod, das hier sich in der Masse verliert.
Rühmt doch oft sich ein Dorf, das ein Knöchelchen hat eines Heil'gen,
Sammelt gerührt sich am Fest um den Reliquienschrein,
Schmückt ihn liebend mit Kranz und Flitter und Thränen der Andacht,
Während verlassen in Rom schlummert Apostelgebein.

Ganz ähnlich bemerkt Hase (a. a. O., S. 569): „Das Priesterthum ist klug genug durch Seltenheit den Glauben und die Feier zu erhalten, der heilige Rock hat sich längst wieder unter seinem Altar verborgen und unsere Zeitgenossen werden ihn schwerlich wieder zu sehen bekommen. In Rom, wo zumal in St.-Peter mehrmals am Tage von einem Glöckchen angekündigt Reliquien gezeigt werden, wird nicht viel daraus gemacht; ein Theil der in der weiten Kirche sich Ergehenden fällt auf die Knie, die andern, auch wenn sie mit Ferngläsern zu der Tribüne in die Höhe schauen, von der aus das Heiligthum gezeigt wird, sehen auch weiter nichts als ein glänzendes Gefäß seiner Aufbewahrung.“ Wenn weiter der Dichter dem modernen papstfeindlichen Italien S. 108 das Wiederaufleben eines Dante wünscht:

O daß ein Dante wiederkäme,
Den ihr aus Heuchelei nur ehrt,
Und euch in seine Schule nähme,
Die ihr so lange schon entbehrt —

so scheint dieser Wunsch vom Standpunkt des Verfassers aus verwegen, denn es ist noch sehr die Frage, ob jener Dante, der einst heilige Päpste zur Hölle verdammte, wenn er wiederkäme, mit seinen jetzigen Landsleuten nicht sehr zufrieden wäre. Die hier gebotenen Legenden enthalten manches Ansprechende und Geistvolle, zuweilen aber verführt dieser Stoff auch unsern Verfasser, wie so manchen katholischen Dichter vor ihm, zu Spielereien und Geschmacklosigkeiten, dahin sind zu rechnen die Gedichte: „Das Jesuskind am Haspel“ und „Das Jesuskind kehrt die Wohnung“, wo der Spinnhaspel das Weltrad und des Christkinds Besen den Gerichtsgang der Weltgeschichte symbolisiren soll. Im letzten Theile fallen besonders auf „Die Alpenstimmen“, wo er den französischen Modearien eines gebildeten musikalischen schweizer Salons die gewaltigen Naturtöne der Schweizerberge gegenüberstellt.

Ich war vom Vetter Präsident geladen,
'S war eben seiner Tochter Namensfest
Und abends ausgesuchte Soirée;
Herminia, Lutgarda, Hildegunde,
Elisa, Ferena, Bertha, Isabella
Und andre viele prangten da im schönsten Schmuck;
Von Düften eine ganze Musterkarte
Erfüllt den Saal; es rauschen Crinolinen.
Man setzt sich: Hildigunda, an den Flügel!
Du Herrliche, du Unvergleichliche,
Du mußt uns heute was zum besten geben!

Sie läßt sich zehnmal bitten, endlich aber
Beim elften mal entschließt sich Hildigunda,
Und wie die Schleusen einmal sind geöffnet,
Ergießt sich auch ein Strom von Polkas
Mazurkas, Scherzos ohne Scherz
Und Variationen ohne Wechsel,
Von Meistern, die Paris am besten zahlt.

Dazwischen bläst zuweilen auf der Flöte
Erminio, des Präsidenten Neffe,
Auch declamirt die siebenjähr'ge Emma
Den zarten Löwenritt von Freiligrath,
Und alles klatscht ihr Beifall zum Ersticken.
— — — — — — — —
Mir aber war, ich weiß nicht wie,
Bei diesem Streit der Stimmen des Salons.
Zum Glück, als eben monoton und herzlos
Von Herz das neuste Stück geklimpert wurde,
Entschlief ich sanft und sank ins Reich der Träume.
Ein holder Engel packte mich am Haar
Und zog mich rasch empor, hinaus ins Dunkel.
Es ging im Flug dem Alpgebirge zu;
Da stellte mich der Engel auf ein Felsjoch,
Das schwarz aus mondesbleichem Schneefeld aufstarrt,
Das war ein andres Schaun, ein andres Duften.
Da sprach der Genius: Nun merke auf!
Vernimm mit rechter Lust die Alpenstimmen,
Die sich zur Riesenharmonie vereinen!
— — — Da begann's zu brummen
Im tiefen Basse, wie wenn Donner rollen,
Die Lauwe war's, die niederdonnerte,
Daß weit an Flüh'n das Echo widerhallt.
Dann immer schwärzer ward der Himmel;
Der Föhn begann sein grelles Lied zu blasen;
Das pfiff gewaltig durch die starren Firnen.

Dann wieder dumpfes Brausen, ein Gestöhn
Wie Hülferuf Versunkener in den Klüften.
Zum Lauwensturz gesellt sich ferner Donner
Und tiefes Tosen des empörten Waldbachs,
Ein Orgelsturm auf Gottes Alpenorgel,
Ein Pfiff dazwischen, 's war ein Murmelthier,
Das seinen Wächter auf den Grat gestellt,
Ein Schrei, es war der Schrei des Lämmergeiers,
Der hungernd über mir im Kreise flog;
Nun wieder plötzlich ein gewaltig Krachen,
Als würde jach der Firnen Grund gespalten,
Der Gletscher war es, der dem Katarakt,
Der Lauwe und dem Donner Antwort gab.

Mir schwoll das Herz von übersel'ger Lust,
Und von dem rohen Widerstreit der Töne
Lauscht' ich hinauf zur Harmonie der Sterne,
Wo, rein von Mißton, auf den goldnen Saiten
Der Sternenharfe Gott sein Weltlied singt.

Dann ging es niederwärts von den höchsten Firnen,
Hinab, wo weiches Grün die Höhen schmückt,
Die Alpenrose an den Felsen hängt
Und mächtig sich der Zweig der Tanne spreizt;
Dann ging's auf grüne Matten, neben Bächen,
Die ringsum lustig aus den Runsen sprudeln;

Da weilten wir am Fuß der Wettertanne;
Die Sonne war indessen aufgegangen,
Die Scheitel des Gebirgs mit Rosen bekränzend.

Da sang der Alpengeist ein sanftres Lied.
Von naher Flur vernahm ich frohes Jodeln
Im Wechsel mit des Alphorns Melodie.
Die süßen Töne meiner Heimat hört' ich
Und bald darauf den Klang der Heerdenglocken.
Das Rind, nach frischen Morgenlüften schnuppernd,
Muht auch sein Lied, begleitet von der Ziege,
Die meckernd über Stock und Steine hüpft.
Dazwischen rieselten die hundert Bächlein,
Der Urhahn balzt, die Vöglein flöten,
Es war ein wunderschönes Pastorale.

Und als ich so den Stimmen allen lauschte,
Scholl oben von dem Kirchlein bei der Klause
Das Glöcklein hell zu mir herab, und unten
Vom nahen Thaldorf Morgenglockenklang
Herauf. Da sank ich betend auf die Knie,
Auch meine Stimme in dies Lied zu mengen,
Und ich vermocht' es nicht; nur stilles Ahnen
Von bessrer schweizerischer Harmonie,
Von frisch urkräftigem und echtem Sang
Begriff mich — als ein ungestümes Klatschen
Mich aus dem wunderschönen Traume weckte.
Das Klatschen galt der neusten Phantasie
Der faden, leeren Stimmen des Salons.

Wer hätte ein solches Gedicht in einer religiösen Sammlung, unter frommen Marienliedern gesucht. Aber man weiß ja, die Herren Patres lieben die Abwechselung selbst auf der Kanzel, das Burleske unmittelbar neben dem Ernstesten und Heiligsten; wie sollte es denn in ihren Gedichtsammlungen anders sein!

Georg Heusinger.

Erzählungsliteratur.

Nümmamüllers und das Schwarzokaspale. Ein Lebensbild aus dem Bregenzerwalde von Franz Michael Felder. Lindau, Stettner. 1864. 8. 18 Ngr.

Wer hat sich nicht nach dem matten- und wälderreichen Bregenzerwald gesehnt, wenn er von den Herrlichkeiten dieses Hochlandes in Steub's „Drei Sommer in Tirol" gelesen oder begeisterte Berichte darüber von eben dort hergekommenen Touristen gehört hat. Der Bregenzerwald gilt als die Perle des schönen Voralberg und Land und Leute verdienen in gleicher Weise Aufmerksamkeit und Vorliebe. Allein dessenungeachtet ist über diese Gegend und ihre Bewohner noch wenig veröffentlicht worden, während jedes Thal der benachbarten Schweiz seinen Beschreiber oder Panegyriker hat. Desto willkommener muß diese Dorfgeschichte sein, in welcher der Verfasser Leben und Sitten der Bregenzerwaldler dargestellt hat. „Einfach und zwanglos in Form und Sprache, wie das Wälderleben überhaupt, ist diese Schilderung eines Familienlebens aus der Zeit, wo die »Wälder« nach einer beinahe tausendjährigen Abgeschlossenheit von der Welt in etwas lebhaftern Verkehr mit derselben kamen, indem die ärmern Leute häufig auswanderten, und dann mit fremdem Geld und fremden Sitten wieder in die Heimat zurückkehrten. Nur der hintere Theil des »Waldes« hat sich in Sitten, Kleidung und Sprache noch völlig so erhalten, wie es von den Vorfahren seit Jahrhunderten überliefert wurde, während sich nach auswärts die Eigenthümlichkeiten des »Waldes« von Dorf zu Dorf immer mehr verlieren." Deshalb hat unser Erzähler das hinterste Dorf, seinen Geburtsort, zum Schauplatz seiner Geschichte gewählt und die dort herrschenden Sitten und Gebräuche, Sagen und Lieder verwerthet. Dies letztere verdient um so mehr Dank, da bisher die Volksüberlieferungen jener Gegend noch nicht veröffentlicht sind. Wenn wir vom Schreiber einer Dorfgeschichte fordern müssen, daß er vor allen Dingen das Charakteristische einer besondern Gegend, eines besondern Menschenschlags darstellt, wenn wir in einer solchen Erzählung dieselben Vorzüge der Genremaler, des Landschafters, ja des Culturhistorikers zugleich erwarten, so hat Franz Felder diese Aufgabe mit Fleiß und Geschick gelöst. Wir lernen hier den „Wald", seine Lage und Schönheiten, seine Bewohner, deren Leben und Sitten genau kennen.

Die Handlung ist sehr einfach, wie sie in solchen abgelegenen Gegenden oft vorkommt, doch von tiefer sittlicher Bedeutung. Ein Müller, der in habigen Verhältnissen erzogen und das „Aufhauen" gewohnt war, übernimmt die Mühle des für reich gehaltenen Vaters mit Schulden. Der in seinen Erwartungen Getäuschte will durch eine „reiche Heirath" sich retten, allein auch hier findet er sich irregeführt. Eine unglückliche Ehe folgt, beide Theile sind das Sparen und Haushalten nicht gewohnt, die Mühle muß endlich verkauft werden, und es bleibt vom Ertrage noch so viel über, daß der stolze Müller ein kleines Häuschen im Oberdorfe sich ankaufen kann. Hier verlebt er nach dem Tode seines Weibes „nothige" Tage. Nur durch die unermüdliche Arbeitsamkeit seiner vier Kinder wird das Allernothwendigste ins Haus gebracht. Allein der Himmel segnet Fleiß und Sparsamkeit, und so erholt sich der Müller mehr und mehr, und die Kinder stehen in solcher Achtung, daß selbst reiche Bursche nach den zwei Mädchen schielen. Im nämlichen Dorfe lebt auch der Sohn eines armen Vagabunden, wegen seiner Armuth und seiner Abstammung verachtet, das Schwarzokaspale, das nur im armen Hause des Nümmamüllers Zutritt und freundliches Entgegenkommen findet. Er schließt sich an die Familie an, lernt hier Ordnung, Fleiß und Sparsamkeit und verliebt sich in das thätige Mikele. Der arme Bursche bringt sich empor und führt des Nümmamüllers Tochter endlich zum Altare. Der volksthümliche Spruch: „Fleiß und Zurathehalten baut Häuser und Höfe", findet hier seine Bewährung. So schlicht und einfach die Fabel ist, weiß der Verfasser durch die feingezeichneten Charaktere, durch stet fortschreitende Entwickelung, durch sinnige Situationen und die eingestreuten culturhistorischen Mittheilungen zu fesseln und zu spannen. Die Darstellung der ersten Hälfte ist etwas breit und hölzern, später kommt der Erzähler in Fluß und befriedigt auch in dieser Beziehung. Sehr wahr und zart ist die Unterredung zwischen Kaspale und Mikele auf der „Stubal", die Scene in Nümmamüllers Hause, nach Joseph's und Kaspale's Abzug in die Fremde und Aehnliches. Wir wünschen, daß Felder auf dem glücklich betretenen Felde tüchtig vorwärts schreiten und uns öfters mit Mittheilungen über seine schöne, interessante Heimat erfreuen möge!

18.

Notizen.

Allerlei zur Shakspeare-Literatur.

Bei dem schreib- und redelustigen Charakter des deutschen Volks ließ es sich voraussehen, daß die dreihundertjährige Jubelfeier Shakspeare's eine wahre Flut von Schriften aller Art hervorrufen würde. Es verlohnt sich nicht, sie hier sämmtlich aufzuzählen. Natürlich haben sich auch unsere Dramatiker die willkommene Gelegenheit nicht entgehen lassen: wir könnten, von Festspielen, wie sie Friedrich Halm und andere lieferten, ganz abgesehen, gleich ein halbes Dutzend Stücke aufführen, in denen Shakspeare der Held ist. Auch die französische Literatur wird den größten Dramatiker der Neuzeit feiern. Das eigenartigste Buch möchte wol das soeben erschienene Werk Victor Hugo's über Shakspeare sein. Es sollte, wenn der erste Plan wirklich ausgeführt ist, in drei Theile zerfallen, deren erster enthält (wir citiren nach der „Revue britannique"), Buch 1: „Shakspeare. Sa vie". Buch 2: „Les Genies. Homère. Job. Eschyle. Isaïe. Lucrece. Juvénal. Tacite. Saint-Paul. Saint-Jean. Dante. Rabelais. Cervantes. Shakspeare." Buch 3: „Shakspeare, l'ancien." Buch 4: „L'art et la science." Zweiter Theil,

Buch 1: „Shakspeare. Son oeuvre." Buch 2: „Les points culminants (Hamlet, Macbeth, Othello, Lear). Buch 3: „Les critiques." Buch 4: „Les esprits et les masses." Buch 5: „Le beau sentiment du vrai." Dritter Theil (Conclusion), Buch 1: „Après la mort de Shakspeare. L'Angleterre." Buch 2: „Les points culminants." Buch 3: „L'histoire definitive. Chacun remis à sa place." Es wird das Werk eines stolzen, von sich sehr eingenommenen Mannes, der Victor Hugo unfehlbar ist, sein.

Wie das ganze Shakspeare-Jubiläum wahrscheinlich in Deutschland einen viel allgemeinern Charakter annehmen wird als in England — denn wo sind in England Hofbühnen wie die weimarer und berliner, die gleich eine ganze Woche hindurch Shakspeare'sche Stücke aufführen werden, wo in England eine Anzahl kleinerer wie größerer Bühnen wie bei uns, die sich alle wenigstens mit einem Stücke betheiligen wollen? —, so sei's auch dahingestellt, ob in England zur Zeit ein einziges Werk über Shakspeare erscheint, das aus solcher Begeisterung geflossen ist, wie viele der deutschen Werke. Im „Athenaeum" fand sich vor kurzem eine Zusammenstellung aller seit 1591—1830 von oder über Shakspeare veröffentlichten Werke. Danach seien 82 Gesammtausgaben und gegen 400 Ausgaben einzelner Shakspeare'scher Werke erschienen; ferner nicht weniger als 280 Commentarien, 33 verdächtige oder Shakspeare fälschlich zugeschriebene Stücke. Seit 1830 ist die Masse natürlich noch bedeutend gewachsen, sie dürfte jetzt leicht 2000 Einzelschriften betragen. In welchem Preise ältere Ausgaben Shakspeare'scher Stücke in England stehen, das hat eine Auction sattsam bewiesen. Man bezahlte für das Jugendwerk „Venus und Adonis", ein Büchlein von 48 Seiten in Duodez, gedruckt 1627 in Edinburgh, gegen 750 Thaler; Shakspeare's Werke von 1640 kamen auf 130 Thaler; die erste Ausgabe des „Lear" fand einen Abnehmer zu 220 Thalern, „Heinrich V." von 1680 zu 80 Thalern; die erste Ausgabe von Shakspeare's Komödien in Folio mit einem Facsimile einiger seltenen Verse Ben Jonson's erreichte den Preis von 1800 Thalern, die zweite Ausgabe derselben Komödien von 350, die dritte von 300, die vierte von etwa 150 Thalern.

Eine höchst interessante Frage ist die nach dem Urbilde des Hamlet. In einem zweibändigen Werke des Herzogs von Manchester über die Hofgesellschaft zur Zeit der Königin Elisabeth „Court and Society" findet sich die Vermuthung, das Urbild des Hamlet sei Essex, der Günstling der Elisabeth. Der Verfasser will das aus zwei Briefen Essex' an seine Schwester, Lady Rich, schließen, Briefe, welche ganz in Hamlet'scher Denkweise gehalten seien. Ebenso fände sich das Urbild des Horatio in Southampton, das des Claudius in Graf Leicester.

Bekanntlich müssen sich's die großen Dramatiker nach allen Seiten hin gefallen lassen, daß ihre Werke zum Bühnengebrauche in jeder Weise be- und verarbeitet und zu Operntexten ausgebeutet werden. Welche Stücke Shakspeare's sind zu Operntexten ausgebeutet? Von „Romeo und Julie" und „Othello" ist es bekannt genug, ebenso daß „Macbeth" mehrfach componirt ist. Ob der „Hamlet" bisher zu der Ehre gelangt ist, bleibt zweifelhaft, doch zeigte sich ein italienischer Componist dazu nicht ganz abgeneigt. Von dem melodramatisch behandelten „Sommernachtstraum" und dem „Sturm", der sogar zu einem Ballet geworden, abgesehen, sind in neuerer Zeit durch zwei französische Componisten noch „Verlorene Liebesmühe" und „Viel Lärm um nichts" hinzugekommen, denn an die durch die Nikolai'sche Musik in Deutschland populär gewordenen „Lustigen Weiber von Windsor" brauchen wir des Weitern nicht zu erinnern. Als Curiosum wollen wir anführen, wie sich ein berühmter berliner Possendichter vor etwa Jahresfrist mit Shakspeare abfand. Der brachte auf eins der kleinern Theater Berlins ein Stück, bearbeitet frei nach einem ältern Stoffe oder nach einer fremden Idee, wie die classische Redensart der Possendichter lautet. Und nun, was war der ältere Stoff, was die fremde Idee? Die „Lustigen Weiber von Windsor" waren es. Shakspeare verbessert und volksthümlicher gemacht von einem berliner Possendichter, es ist das auch ein Beitrag zur Theatergeschichte der Gegenwart! Neben den jetzt mehrfach auftauchenden belletristischen Bearbeitungen von Shakspeare's Leben wollen wir schließlich noch daran erinnern, daß Tieck über Shakspeare zwei Novellen geschrieben hat, die gewiß lesenswerther sind als so mancher drei- oder vierbändige biographische Roman.

Welthistorische Schlagwörter.

Wie oft wird nicht das welthistorische „Veni, vidi, vici" citirt. Es wird dauern dieses Schlagwort bis ans Ende der Welt, wenn wir etwas übertreiben dürfen. Und selbst wenn es niemals ausgesprochen wäre, die Welt würde es sich nicht nehmen lassen. So fest und sicher wie mit dem „Veni, vidi, vici" steht es aber nicht mit allen welthistorischen Schlagwörtern. Bei Gelegenheit des Galilei-Jubiläums ist wiederholentlich die Frage aufgeworfen, wie es mit dem „Und sie bewegt sich doch" bestellt sei? Da haben sich nun einige für die Echtheit dieses Ausspruchs mit aller Kraft erklärt, während andere Gelehrte das Galilei'sche „Und sie bewegt sich doch" geradezu für eine Mythe ausgeben. Unter denen, die sich für die Unechtheit entscheiden, darf wol das Zeugniß des Monsignore Marini nach den Proceßacten für maßgebend gelten. Auch Albéri in seiner Sammlung von Galilei's Werken verwirft den Ausspruch als erfunden. Dasselbe thut Biot in der Abhandlung „La vérité sur le procès de Galilée" (im „Journal des Savants", 1858), mit welcher Ansicht sich auch nach einer Bemerkung in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" Alexander von Humboldt kurz vor seinem Tode völlig einverstanden erklärt haben soll. Auch Philarète Chasles und Trouessart entscheiden sich für die Unechtheit. Letzterer bemerkt in einem Aufsatze in der „Rue de l'Instruction publique" für 1860 hinsichtlich der über Galilei verhängten Folter: „Galilée ne fut pas physiquement torturé dans sa personne; mais affreuse fut la torture morale qu'il dût souffrir, quand il se vit misérablement contraint à se parjurer contre lui-même." Es sei darum für die Nachwelt nothwendige Pflicht, die an Galilei verübten Gewaltacte nicht zu übertreiben, auch nicht zu den Angriffen zu schweigen, welche jene Gewaltacte hervorgerufen hätten. Da wird man das welthistorische „Und sie bewegt sich doch" wol aus den Geschichtsbüchern hinausweisen müssen. Was bleibt da aber unsern Poeten? Denen werden wir das „Und sie bewegt sich doch" wol nach wie vor gestatten müssen, denn wenn auch ein Cäsar ohne das „Veni, vidi, vici" noch ein bedeutender Dramenheld bleibt, so verliert doch Galilei ohne dies „Und sie bewegt sich doch" sehr viel von seiner poetischen Figur. Ein anderes welthistorisches, aber auch stark angezweifeltes Schlagwort ist bekanntlich das von der französischen Garde bei Belle-Alliance gethane: „Die Garde ergibt sich nicht, sie stirbt." Drastischer als Scherr in seinem „Blücher, seine Zeit und sein Leben" hat wol niemand die französische Großsprecherei abgefertigt. Nichts von mourir hat da die französische Garde bei der Aufforderung sich zu ergeben declamirt, aber „Merde" hat es aus ihren Reihen geklungen, „Merde", ein höchst drastischer Ausdruck, den sich diejenigen, welche die Bedeutung nicht wissen, im Lexikon nachsuchen mögen, wir können ihn deutsch nicht gut niederschreiben. Nicht besser ergeht es einem welthistorischen Schlagwort, das in d. Bl. bei anderer Gelegenheit berührt ist, jenem nämlich, das da Molière vor der zweiten Aufführung des „Tartuffe" gethan haben soll. „Pariser, wir wollten Ihnen den «Tartuffe» aufführen, aber der Herr Präsident will nicht, daß man ihn spiele." Wenn sich irgendein Dramatiker oder Schauspieler ein Spiel mit der Zweideutigkeit des „ihn", das auf das Stück wie auch auf den Präsidenten gehen kann, erlaubt hat, so war es nicht Molière, auch war es nicht auf einer pariser Bühne, sondern in Spanien vielleicht geschah es, daß sich ein Autor für das Verbot seines Stücks auf die Weise rächte. Schließlich fügen wir noch das „Eripuit coelo fulmen sceptrumque tyrannis" an, indem wir uns dabei an einen Artikel des „Magazin für die Literatur

des Auslandes" halten. Das Schlagwort ist als Sinnspruch zu einem Bilde Franklin's geschrieben, als dieser sich 1776 und folgende Jahre in Paris aufhielt. Man hat die Autorschaft dem d'Alembert, wie dem Condorcet, wie dem Mirabeau zugeschrieben; der wahre Autor soll indeß Turgot sein und dieser es im Anfang 1778 in Umlauf gebracht haben. Ein Originalwort ist es jedenfalls nicht, sondern von Turgot einer Floskel im „Anti-Lucretius" des Cardinal Polignac nachgebildet, allwo es heißt: „Eripuitque Jovi fulmen Phoeboque sagittas." Doch auch dies scheint nur Nachahmung zu sein, und eine ältere Variante im „Astronomicon" des Maculius lautet mit Bezug auf die Wissenschaft: „Eripuitque Jovi fulmen viresque tonandi (tonanti?)." 11.

Bibliographie.

Barth, H., Reise durch das Innere der Europäischen Türkei von Rustchuk über Philippopel, Rilo (Monastir), Bitolia und den Thessalischen Olymp nach Saloniki im Herbst 1862. Mit 2 Karten, 4 lithographirten Ansichten und 8 Holzschnitten. Berlin, D. Reimer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Berger, C., Ulrich von Hutten. Trauerspiel in fünf Acten. Schaffhausen, Baader. 8. 10 Ngr.

Beyer, C., Lieb und Leid. Gedichte. (Autographie von W. Sellner.) Coburg, Riemann jun. 8. 5 Ngr.

Carlin, E. L., Deutsche Stänkereien. Lose Worte in loser Form. Wien, Fridrich u. Comp. 8. 12 Ngr.

Conard, J., Das Weib aus der Wüste-Gasse. Criminal-Novelle. Berlin, Nelte, Böltje u. Comp. 8. 24 Ngr.

Elze, K., Sir Walter Scott. Zwei Bände. Dresden, Ehlermann. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

— — Die englische Sprache und Literatur in Deutschland. Eine Festschrift zur 300jährigen Geburtsfeier Shakespeare's. Dresden, Ehlermann. Gr. 8. 15 Ngr.

Erter's, I., Gesammelte Schriften. 2te berichtigte und vermehrte Ausgabe. Mit Biographie und Einleitung von M. Letteris und dem photographirten Bildnisse des Verfassers. Wien, Knöpflmacher u. Söhne. Gr. 8. 1 Thlr.

Giehne, F., Deutsche Zustände und Interessen. 1stes Heft. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr.

Glück, G. C., Früchte stiller Weihestunden. München, Franz. 16. 18 Ngr.

Günthert, J. E., Leipzig 1813. Helden-Gedicht in fünf Gesängen. Ulm. 16. 5 Ngr.

Kaltenborn, C. v., Die Volksvertretung und die Besetzung der Gerichte besonders des Staatsgerichtshofes. Leipzig, B. Tauchnitz. Gr. 8. 20 Ngr.

Kerner, T., Tragische Erlebnisse. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 25 Ngr.

Knipping, W., Das chimärische Problem gewisser Glaubenstheorien. Als solches dargestellt durch Glossen zu einigen Partien aus dem Werke des Herrn Dr. Schmid: „Wissenschaftliche Richtungen auf dem Gebiete des Katholicismus." Münster, Regensberg. Gr. 8. 22½ Ngr.

Kohn, J. L., Beitrag zur Geschichte jüdischer Tartuffe. Eingaben an das ehemalige k. k. Cultusministerium in Wien über die religiösen Zustände der Juden in Oesterreich. Leipzig. Gr. 8. 10 Ngr.

Mair, A., Schattenbilder aus der Gesellschaft. Leipzig, Wilfferodt. 8. 10 Ngr.

Mannstein, H., Katechismus des Gesanges im Lichte der Naturwissenschaften, der Sprache und Logik. Leipzig, Matthes. 8. 10 Ngr.

Märcker, T., Sophia von Rosenberg, geborne Markgräfin von Brandenburg. Aus böhmischen Quellen. Berlin, v. Decker. Lex.-8. 10 Ngr.

Meyert, E., Die neuen Nibelungen. Zeitroman. Vier Bände. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 4 Thlr.

Nägeli, H., Ueber den Verfall des dramatischen Gesangs in Deutschland und Friedrich Schmitt. Ein offenes Wort an die Vorstände von Bühnen, Conservatorien und Gesangs-Instituten, an Sänger und Sängerinnen. Leipzig, Matthes. 8. 10 Ngr.

Osenbrüggen, E., Neue culturhistorische Bilder aus der Schweiz. Leipzig, Roßberg. 8. 22½ Ngr.

Ploennies, Luise v., Ruth. Stuttgart, S. G. Liesching. 16. 12 Ngr.

Renan, E., Das Leben Jesu. Für das Volk neu bearbeitet. Deutsch von J. D. Berlin, Sacco Nachfolger. 8. 10 Ngr.

Scheibe, T., Die Gefangenen von Kufstein. Original-Roman. Zwei Bände. Wien, Fridrich u. Comp. 1863. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

— — Die Leiden des Volkes. Original-Roman. 1ster Band. Wien, Fridrich u. Comp. 8. 28 Ngr.

— — Die Schwindler in Wien. Original-Roman. Wien, Fridrich u. Comp. 1863. 8. 12 Ngr.

Schirlitz, S. C., Die heiligen Frauen des Neuen Testaments. Mit Rücksicht auf die Legende und Kunst nebst einer Uebersicht der bekanntesten biblischen Frauen. Nebst 1 Stahlstich. Leipzig, Gerhard. 8. 20 Ngr.

Schwarz, P., Reb Jone. Lustspiel in fünf Aufzügen. Preßburg. 8. 16 Ngr.

Semler, C., Die ästhetische Erziehung und Homer als die Grundlage derselben. Dresden, Ehlermann. 8. 12 Ngr.

Tagesliteratur.

Döllinger, J. J. J. v., Die Vergangenheit und Gegenwart der katholischen Theologie. Eine Rede, gehalten am 28. September vor der Gelehrten-Versammlung zu München. Regensburg, Manz. 1863. Gr. 8. 12 Ngr.

Feldzug kägen d'e Trichinen. Humoreske. (Ei schläs'scher Schprloche.) Leobschütz, Bauer. 8. 2½ Ngr.

Die Geltung der päpstlichen Bullen gegen die Freimaurer. Von D. E. M. Heiligenstadt, Dunkelberg. 8. 1½ Ngr.

Hiller, F., Die Musik und das Publicum. Vortrag. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 8. 6 Ngr.

Le Noir, Oeffentliche Disputation zwischen einem katholischen und protestantischen Geistlichen. Aus dem Französischen übersetzt von C. J. Nolte. Heiligenstadt, Dunkelberg. 8. 5 Ngr.

Mühsam, S., Die jüdische Sibylle. Vortrag, gehalten im Betha-Midrasch zu Wien am 13. Februar 1864. Wien, Herzfeld u. Bauer. Gr. 8. 5 Ngr.

Schulze, L., Ueber die Wunder Jesu Christi mit Beziehung auf das Leben Jesu von Renan. Vortrag, gehalten im Saale des königl. Schlosses zu Königsberg in Pr. Königsberg, Gräfe u. Unzer. 16. 8 Ngr.

Stiger, J. L., Hurrah für die Union! Eine Widerlegung der Vertheidigung der Südstaaten von James Williams. Zürich. 8. 5 Ngr.

— — Nieder mit der Sklaverei! Eine Beleuchtung des Pamphlets der zweite Unabhängigkeitskrieg in Amerika von C. M. Hudson. Zürich. 8. 5 Ngr.

— — Die Nord- und Südländer der Vereinigten Staaten Amerikas. Zürich. 8. 5 Ngr.

— — Die Rechtfertigung der Nordstaaten in dem jetzigen Kampfe mit den Südstaaten der amerikanischen Union. Zürich. 1863. 8. 6 Ngr.

Thomsen, G., Die Nationalität des nördlichen Schleswig und die Idee seiner Abtrennung. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 3½ Ngr.

Vogt, C., Andeutungen zur gegenwärtigen Lage. Frankfurt a. M., Baist. Gr. 8. 8 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 19. — 5. Mai 1864.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Julius Mosen.

Sämmtliche Werke von Julius Mosen. Acht Bände. Oldenburg, Schmidt. 1863. Gr. 16. 5 Thlr. 10 Ngr.

Oft gewinnt es den Anschein, als ob in Deutschland die Tüchtigkeit der Leistung allein auf künstlerischem Gebiete nicht genüge, um eine wahrhaft lebendige Theilnahme der Nation wach zu rufen. Es gibt gewisse deutsche Hauptstädte, in denen die Bühnenkünstlerinnen sich nur dann ein begeistertes Publikum schaffen, wenn die Zeitungen zahlreiche Anekdoten von ihrem außerbühnlichen Leben berichten können. Irgendeine edle That, irgendein absonderliches Abenteuer, irgendeine freie Kunst, und sei es das Schlittschuhlaufen, das sind die Zeichen und Wunder, welche auch den Glauben an die darstellende Kunst im Herzen des Publikums wecken. Bei den deutschen Dichtern übernimmt in der Regel ein trauriges Schicksal diese Art der Reclame. Liegt ein Dichter an einer langwierigen, schweren Krankheit danieder, so fängt man an, auch seinen Werken die längstgebührende und längstversäumte Theilnahme zuzuwenden. Begnügte man sich bisher mit der Kenntniß vereinzelter Gedichte, die man zufällig zu Gesicht bekommen, dieses oder jenes Stücks, dessen Aufführung man beigewohnt, so beginnt man jetzt, sich für den Dichter selbst und die Gesammtheit seiner Werke zu interessiren, seinen ganzen Entwickelungsgang zu verfolgen und so erst für eine richtige Beurtheilung der dichterischen Bedeutung den einzig sichern Grund zu legen. Das Wissen unsers Publikums von den neuern Dichtern ist in der Regel Stückwerk — und wie sollte es anders sein, da es selbst berühmte Literaturgeschichten gibt, in denen von vielen, selbst namhaften Poeten nur diejenigen Werke erwähnt werden, die den Verfassern zufällig zu Gesicht gekommen sind, alle übrigen aber mit tiefem Schweigen übergangen!

Leider ward auch einem so tüchtigen und gediegenen Dichter, wie Julius Mosen, das traurige Los zutheil, lange Jahre an ein hoffnungsloses Krankenbett gefesselt zu sein, und es scheint fast, als ob es dieses harten Schicksalsschlags bedurft hätte, um die Theilnahme des Publikums für den Dichter so zu erwärmen, daß eine durch Subscriptionen gedeckte Gesammtausgabe seiner Werke veröffentlicht werden konnte. Unsere Zeit ist so raschlebig, so kurz von Gedächtniß, unsere Meßkataloge sind so überfüllt, daß es einer rastlosen schöpferischen Thätigkeit bedarf, um bei den Zeitgenossen nicht in Vergessenheit zu gerathen. Mosen's Blütenzeit fällt aber in die Jahre von 1830—42; später veröffentlichte einzelne Dramen sind nicht zur Aufführung gelangt, von seinem langjährigen Krankenbette aus sind nur spärliche poetische Lebenszeichen in die Oeffentlichkeit gedrungen — wie sollte die Theilnahme des von immer neuen Erscheinungen in Anspruch genommenen Publikums einem Dichter treu bleiben, dessen Werke weder in neuen Auflagen, noch in einer Gesammtausgabe ihm auf dem literarischen Markte stets vor Augen lagen? Erst seitdem für das persönliche Geschick des Poeten die Sympathien der Nation wach gerufen wurden, seitdem die Passionsblume, welche an Heine's „Matratzengruft" in der Rue d'Amsterdam in Paris ihren Kelch entfaltet hatte, an dem Krankenlager Julius Mosen's dieselben Blüten trieb — seitdem sind auch Mosen's Dichtungen wieder in das Gedächtniß der Mitwelt zurückgerufen worden und begegnen denselben warmen Sympathien, mit denen man sie bei ihrem ersten Erscheinen begrüßt hatte.

Julius Mosen ist am 8. Juli 1803 in einem Dorfe des sächsischen Voigtlandes als der Sohn des dortigen Schullehrers geboren und studirte seit 1822 in Jena und Leipzig die Rechte: ein Studium, das er nur durch eine Reise nach Italien unterbrach. Nachdem er eine Zeit lang als Actuar an einem Patrimonialgericht fungirt hatte, siedelte er 1834 als Advocat nach Dresden über, wo der Einfluß und die Anregungen, die von einer größern, künstlerisch geleiteten Bühne ausgehen, seinem Talent die Richtung auf das Drama gegeben zu haben scheinen.

Die ersten Erfolge errang Mosen als Epiker und Lyriker. Seinem „Lied vom Ritter Wahn" (1831)

folgten seine „Gedichte“ (1836) und später sein „Ahasver“ (1838). Diese Werke begründeten nicht nur seinen dichterischen Ruf; sie sichern ihm vielleicht auch mehr als seine spätern Schöpfungen die Anwartschaft auf dauernden Nachruhm. Tüchtigkeit der Gesinnung und eine von großen geistigen Gesichtspunkten ausgehende Dichtweise charakterisiren alle Mosen'schen Werke; alles Zersetzende und Auflösende, selbst der leiseste Hauch der Frivolität ist ihnen fremd. Der Dichter fühlt sich immer als begeisterter Seher, als Herold und Organ des Weltgeistes:

Der Dichter wurzle tief in seinem Volke
Und steig' empor frisch wie ein Tannenbaum,
Mag er denn brausen mit der Wetterwolke
Und auch sich wiegen in des Lenzes Traum,
Denn mit dem Weltgeist eins in jeder Regung,
Fühlt er des Daseins leiseste Bewegung.

Der Idealismus ist das Panier der Mosen'schen Dichtung; ein opferfreudiger Idealismus, welcher nach den Kränzen der Wahrheit ringt. Schön spricht der Dichter dies selbst mit folgenden Worten aus: „Wage keiner sich von der mütterlichen Brust des gemeinen engbeschränkten Lebens loszureißen, wenn er nicht die Kraft fühlt, mit göttlicher Ruhe zu allem Erdenglück sagen zu können: Ich bedarf dich nicht! Und zu den grimmigsten Seelenleiden der Menschheit: Kommt herab auf mich, ich fürchte euch nicht! Denn die Wahrheit heischt ein gewaltiges Herz, und einen klaren kräftigen Geist.“

Durch diese nationale Gesinnung, durch dies Ringen nach höchster Erkenntniß ist Mosen's Dichtergeist ein echt deutscher; es durchweht ein geheiligter Ernst sein ganzes Schaffen und gibt ihm Gesundheit und Gediegenheit. Freilich, ihm fehlt dafür der unter Thränen lachende Humor; ihm fehlt die brillante Vielseitigkeit des modernen Geistes, die frisch aus dem Leben schöpfende Beweglichkeit. Seine Muse, die sich stets auf den Höhen des Gedankens und der Begeisterung bewegt, hat einen gemessenen, feierlichen Gang, der leicht eintönend und ermüdend wird, und weil ihr die Wirkungen entgehen, welche leichtere Talente, aber auch tiefere Genien durch die Streiflichter der Ironie und der Laune erreichen, so wendet sie sich oft an die kalte Symbolik und Allegorie, um durch ihre Gestalten die Phantasie zu fesseln. Wir vermissen nicht nur die unbefangene Hingabe an die Wirklichkeit, welche ins volle Menschenleben hineingreift und es zu packen sucht; wir vermissen auch den Geist, der stets verneint, der das Recht der Materie gegenüber dem Hinausfliegen der Seele zur Geltung bringt. Mosen dichtet Faustiaden, doch ohne Mephistopheles.

Wenn Mosen in seinen „Gedichten“ von Lenz und Liebe singt, so hören wir einfache, schlichte Klänge, welche an das altdeutsche Minnelied gemahnen. Da pickt der rothe Finke „wunderlich an unsre Fenster und ruft das finstre Menschenkind hinaus ins Freie“; da errichtet der Baumeister Lenz sein Zauberschloß. Die drei Zauberstimmen der Lerche, der Amsel, der Nachtigall ertönen; der Chor der Bäume singt einen Waldgesang; sie strecken sich in die Luft, Erd' und Himmel zu umschlingen:

Unsere Mutter lieget unten
Heimlich, gewaltig am stillen Ort,
Hat uns auch die Füße gebunden;
Liefen wie sonst alle fort.

Dann begegnen uns liebliche Naturbilder voll landschaftlicher Stimmung, z. B.:

Der träumende See.

Der See ruht tief im blauen Traum,
Von Wasserblumen zugedeckt,
Ihr Vöglein hoch im Fichtenbaum,
Daß ihr mir nicht den Schläfer weckt!

Doch leise weht das Schilf und wiegt
Das Haupt mit leichtem Sinn;
Ein blauer Falter aber fliegt
Darüber einsam hin.

Oder:

Im Sommer.

Durch des Kornes enge Gassen,
Langsam zieh' ich wol einher,
Wenn die Aehren all' erblassen
Von verborgnem Segen schwer;
Und so wandl' ich hin und sinne
Und weiß nicht, was ich beginne.

Und der blaue Himmel webet
Sich herunter licht und warm,
Und die ganze Erde schwebet
Bräutlich still in seinem Arm;
Ach, inbrünstig süßes Neigen,
Innig Sehnen, glühend Schweigen!

In andern Gedichten tritt uns das bewegte Spiel der Liebesempfindungen bald in der Form des musikalischen Liedes, bald in Gestalt der volksthümlichen Ballade entgegen, in Glück und Schmerz, in naiver Hingabe, in bitterer Reue, in dithyrambischer Leidenschaft. Namentlich aber gelingt dem Dichter der Ausdruck einer innigen Sehnsucht:

In die Ferne geht mein Sehnen,
Zu den Wolken dringt mein Blick,
Aus dem Auge rinnen Thränen
Um das längstvergangne Glück.

Lüfte, die ihr in den Bäumen
Leise flüsternd weiter eilt:
Wißt ihr wol von jenen Räumen,
Wo die Allerschönste weilt?

Weiden weinen an den Bächen,
Quellen an der Felsenwand,
Klagend scheinen sie zu sprechen
Von dem wunderbaren Land.

Doch mein Leid, wer kann es theilen?
Luft und Welle darf entfliehn,
Ueber Erd' und Himmel eilen;
Ich nur langsam weiter ziehn.

Stürmischer ist dieselbe Empfindung ausgesprochen in dem Gedichte „Sehnsucht“:

Wär' ich der Regen,
Ich wollte mich legen
Der Erde ans Herz;
Wie sollte sie blühen
Und jauchzen und glühen!

Wär' ich die Sonne,
Ich sög' mich vor Wonne
Ins dampfende Meer;
Wie sollt' es da rauschen,
Um Küsse zu tauschen!

Könnt' ich verwehen,
Zu Nebel vergehen,
Zerfließen in Luft:
Ich hielt' voll Erbarmen
Die Welt in den Armen.

So mit dem Herzen
Voll Liebe und Schmerzen
Verglüh' ich allein
Und sinke in Flammen
Und Asche zusammen!

So groß die Beherrschung der künstlerischen Form ist, welche Mosen in diesen zartern Gedichten gezeigt, so tragen sie doch keine originelle Physiognomie zur Schau. Die Eigenheit des Dichters tritt nicht mit so scharfem Gepräge zu Tage, daß man sie auf den ersten Blick von den zahlreichen Liebesblüten unterscheiden könnte, welche den deutschen Parnaß überwuchern. Anders verhält es sich mit den ernstern Dichtungen, in denen der Gedankeninhalt und der Ausdruck der Gesinnung überwiegen. Das sind markige Klänge voll mannhafter Tüchtigkeit:

Frisch, mein Lied, wie Wetterschein
In die Männerschlacht hinein!
Wo die jungen Helden streiten
Für das heil'ge Vaterland,
Sollst du an der Spitze schreiten,
Flammen sprühn in Herz und Hand,
Wo die schärfsten Zungen fragen,
Die Kanonen Antwort sagen.

Energisch ertönt der „Zuruf":

Was grämest du dich, mein Gemüthe,
Daß dir ein Saitenspiel zersprang,
Und daß vorbei die Rosenblüte
Und der Schalmeien Maienklang?
Das eigne Herz muß sich der Mann bezwingen,
Will er das Höchste und sich selbst erringen —
Das Haupt empor!

Noch wölbet sich der Himmel oben,
Noch braust das Meer in Wogen auf,
Noch hängt die Welt in ihren Kloben,
Noch gehet alles seinen Lauf;
Und schlägest du darein mit Donnerkeilen,
Nicht eine Stunde würde schneller eilen; —
Sei unverzagt!

Hinaus, das harte Leben zu erstreiten!
Abgründe stürzen sich in deinen Weg;
Bist du ein Mann, so lerne vorwärts schreiten!
Scheu' nicht die Drachenbrut auf schmalem Steg!
Es schiert kein Teufel sich um deine Zähren,
Zwei Fäuste hast du, um dich selbst zu wehren —
Brich deine Bahn!

Es sind dies Klänge der politischen Lyrik, wie sie Herwegh später angeschlagen. Von Frankreich herüber lockte Béranger's Vorbild, die moderne volksthümliche Ballade zu pflegen, in knappem Ton, mit sangbarem Refrain. Mosen hat nur drei bis vier solcher Balladen gedichtet, welche Stoffe der Neuzeit behandeln; aber sie gehören zu dem Besten ihrer Art und nehmen unter Mosen's Gedichten den ersten Rang ein. Ganz wie ein Lied von Béranger gemahnt das Lied: „Die letzten Zehn vom vierten Regiment", die Verse klingen wie Sturmschritt; man hört die Trommel dazu wirbeln; es ist ein wilder kriegerischer Dithyrambus, der wehmuthsvoll elegisch ausklingt; noch kürzer, gedrängter, in der Weise schottischer Romanzen, mit einem leisen gespenstigen Anflug ist „Der Trompeter an der Katzbach", kernhaft treuherzig und in jeder Zeile den todesmuthigen Geist des tiroler Aufstandes athmend, meisterhaft in lakonischer, vielsagender Kürze die Ballade:

Andreas Hofer.

Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer war,
In Mantua zum Tode
Führt ihn der Feinde Schar.
Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutschland, ach, in Schmach und Schmerz
Mit ihm das Land Tirol.

Die Hände auf dem Rücken
Andreas Hofer ging
Mit ruhig festen Schritten,
Ihm schien der Tod gering,
Der Tod, den er so manches mal
Vom Iselberg geschickt ins Thal
Im heil'gen Land Tirol.

Doch als aus Kerkergittern
Im festen Mantua
Die treuen Waffenbrüder
Die Händ' er strecken sah,
Da rief er aus: „Gott sei mit euch,
Mit dem verrathnen deutschen Reich
Und mit dem Land Tirol."

Dem Tambour will der Wirbel
Nicht unterm Schlägel vor,
Als nun Andreas Hofer
Schritt durch das finstre Thor —
Andreas noch in Banden frei,
Dort stand er fest auf der Bastei,
Der Mann vom Land Tirol.

Dort soll er niederknien,
Er sprach: „Das thu' ich nit!
Will sterben, wie ich stehe,
Will sterben, wie ich stritt,
So wie ich steh' auf dieser Schanz',
Es leb' mein guter Kaiser Franz,
Mit ihm sein Land Tirol!"

Und von der Hand die Binde
Nimmt ihm der Corporal;
Andreas Hofer betet
Allhier zum letzten mal,
Dann ruft er: „Nun, so trefft mich recht!
Gebt Feuer, ach, wie schießt ihr schlecht!
Ade, mein Land Tirol!"

In einzelnen Gedichten Mosen's spricht sich jene gedankenvolle Vertiefung aus, für welche die beiden epischen Werke Mosen's: „Das Lied vom Ritter Wahn" und „Ahasver", ein noch bedeutsameres Zeugniß ablegen. Der „Ritter Wahn", gedichtet nach einer italienischen Volkssage, an welche mehrere deutsche anklingen, war Mosen's erste poetische Veröffentlichung, welche in ihren Grundzügen zu symbolisch, in ihrer Symbolik zu unklar und spielerisch war, um Geltung in weitern Kreisen gewinnen zu können. Dennoch ist die Dichtung reich an einzelnen phantasievollen Schilderungen und tiefern Gedanken.

Ritter Wahn, ein heidnischer Grieche, erfreut sich alles Erdenglücks, der Kraft, der Schönheit, des Reich-

thums. Da reitet er über ein Schlachtfeld, durch lange Reihen hingestreckter Leichen und kommt ganz verstört wieder heim. Eine düstere Schwermuth hat ihn seitdem erfaßt; er ruft seine Knechte und verkündet ihnen:

Ich will von nun durch alle Länder streifen,
Ostwärts, so weit das tapfre Roß mich trägt,
Von Schloß zu Schloß, von Land zu Ländern schweifen,

Bis unverbrüchlich einer mir kann sagen:
Ich kann den Leib dir retten vor dem Tod,
Ich kann die Macht ihm brechen und ihn schlagen.

Dem will von Ewigkeit zu Ewigkeiten
Ich dienen mit der kampferstarkten Hand,
Arbeiten ihm, gewaltig für ihn streiten.

Was nützt die Hand einst, wenn sie Würmer nagen?
Was nützet Brust, Gebein mir, Fuß und Haupt,
Wenn es zerquetschet wird, zermalmt, zerschlagen?

Wer will mit mir, sagt an, unsterblich werden,
Wer stets genießen dieses heitern Lichts,
Hienieden leben, ewiglich auf Erden?

So begibt sich Ritter Wahn mit seinen Knechten auf den Weg, besteht mancherlei Abenteuer, kämpft mit Riesen und mit Drachen. Die Knechte machen ihn mit Recht darauf aufmerksam, daß dies nicht die geeignete Art sei, den Leib ewig heil zu bewahren; doch er entgegnet:

Wer sah mich jemals in der Schlacht erbleichen?
Nur von zwei Dingen fürcht' ich meinen Tod:
Dem Alter muß ich und dem Schicksal weichen.

Die Knechte verlassen ihn bald darauf treulos; einsam auf seinem treuen Rosse irrt er durch die Wüsteneien; da plötzlich, als er wegmüde vom Rosse gesunken, ersteht um ihn ein Paradies:

Denn mitten noch in trübem Sinnesbrüten
Gemahnt's ihn plötzlich, als erbraust' es laut,
Gleich Büschen, Stromflut, Blumen, Baum und Blüten.

Dann hört sein Ohr viel tausend Stimmen singen,
Und vieler Vöglein wunderlieben Schall,
Die ganze Luft durchhallend, lustig klingen.

Er sieht empor, kann kaum dem Auge trauen,
Welch hohe Pracht, welch wunderschönes Land
Sich aufgethan dem nimmersatten Schauen!

Viel grüner hoher Palmenwald schwankt droben,
Viel Blumen steigen himmelhoch empor,
Erblühen blau und röthlich allerorten;

Springquellen hochaufrauschend lustig stiegen
Krystallnen Säulen gleich, so funkelhell,
Als könnte niemals ihre Flut versiegen.

Viel grüne Schmetterlinge leuchtend zogen,
In Blüten hing manch goldnes Vögelein
Und sog und webt' in schwanker Wipfel Bogen.

Ei, was da rings für süße Früchte hingen,
So groß und schwer in rothen Goldes Schein,
Indeß rings durch die Lüfte Düfte dringen.

Und mitten aus der Bäume grünen Fächern
Ragt hoch in Goldlicht prangend hehr ein Schloß
Mit Säulen, Treppen und mit Silberdächern.

Gleich phantasievoll lebendig ist die Beschreibung des Schlosses und seiner Eignerin, der Fee Morgana:

Die saß auf einem lichten Blumenthrone,
Aus Tulpen und aus Lilien aufgebaut,
Aus heller Mandelblüt' und rothem Mohne.

Und ob auch Schleier um sie lose flossen,
Nicht bergen sie die Reize der Gestalt,
Die ebenmäßig leichthin schien gegossen.

Als Zeichen ihres feenhaften Waltens
Führt Mistelzweig und einen Spiegel sie,
Als Herrscherin vielfältigen Gestaltens.

Und vor ihr steht des heil'gen Grales Schale,
Aus dem hervor ein wunderseltsam Licht
Sich blendend bricht in magisch-hellem Strahle.

Fee Morgana, Frau Venus, bekennt, daß sie eigentlich Helena ist; der Ritter trinkt aus dem heiligen Gral und versinkt in entzückten Liebesrausch; doch die Schöne sagt ihm, daß ihre Stunde noch nicht gekommen, schwingt den Mistelzweig, und Fee und Feenschloß verwehen. Nun begegnet der Ritter Wahn auf seiner weitern Wanderschaft drei ehrwürdigen Alten, von denen der alte „Tod" ihm die Lehre der Vergänglichkeit als das waltende Weltgesetz erklärt. Er zeigt ihm ein goldenes Vöglein, welches mit diamantenem Schnabel an einem dürren Stamm pickt. Wenn das Vöglein die ganze Waldung rein aufgezehrt hat, dann fällt auch er den Banden des Todes anheim. Der alte „Raum", als ein riesiger Harfenmeister mit wallendem Silberbart, mit kahlem Scheitel, in einem weißen Mantel, dessen Faltenwurf stets der Sturm verändert, allegorisch dargestellt, zeigt dem Ritter einen Schwan, der das Wasser eines Sees trinkt, und sagt ihm, daß er selbst dem Tod anheimfalle, wenn der Schwan den See ausgetrunken. Der dritte Alte ist der alte „Zeit", der mit runzlichtem Gesicht und krummem Rücken emsig einen Felsenblock feilt; die Feile aber ist nicht sowol Stahl, als Strahl vom Sonnenlicht. Auch er erklärt dem Ritter, daß er dem Tode verfällt, sobald er diese Felsen alle zerfeilt hat. So poetisch diese Schilderungen im einzelnen, so bedeutsam der Grundgedanke ist, sowenig erscheint die Allegorie hier selbst angebracht. Laster und Tugenden lassen sich eher allegorisch darstellen, als Raum und Zeit, als diese Anschauungsformen des menschlichen Geistes. In der That spielt die Allegorie des Raums hier in die der Zeit hinüber; denn der Schwan, der den Teich austrinkt, kann, wie der Alte, der den Felsen zerfeilt, wie der Vogel, der den Wald zerpickt, sinnbildlich nur die Zeit darstellen.

Die Wanderungen des Ritters werden nun immer abenteuerlicher; er kommt in den Vorhimmel, ringt mit dem Tode drei Nächte und vier Tage lang, bis er ihn zu Boden schmettert, daß er in tiefem Groll und Harm fortzinkt. Dann tritt er in den Himmel selbst ein, wird der Fürsorge St.-Georg's anvertraut; aber — und das ist ein schöner und tiefer Zug des Gedichts — mitten in der ewigen Herrlichkeit erfaßt ihn ein unüberwindliches Heimweh nach der Erde, als er die helle Kugel stattlich und schnell einherrollen sieht. Er will das Heil seiner Seele lieber verhandeln, als der Heimfahrt entsagen. Trotz aller Abmahnungen des Heilandes, Johannes' und

der Heiligen Jungfrau kehrt er auf dem Sonnenrosse zur Erde zurück, sieht sein Heimatland Hellas wunderbar verwandelt, Kreuze aufgerichtet, wo die Tempel der Götter standen, sieht die drei Alten sterben; denn der Vogel, der Schwan, die Feile haben ihr Werk vollendet, und er sieht

> — hinter sich in dunst'gen Weiten
> Des hagern Schnitters düstre Schreckgestalt
> Mit langen Beinen unablässig schreiten.
>
> Erschrocken bebet er in allen Sinnen,
> Daß vor Entsetzen sträubet sich sein Haar;
> Wie ein gejagtes Wild sprengt er von hinnen.

Doch der Tod ereilt ihn zuletzt in den Armen seiner Helena, jener Fee Morgana, die ihn mit ihren Flammenküssen berauscht, und unter Gewitterrollen und brausendem Geheul der Stürme geht die Todtenfahrt hinunter.

Bei aller märchenhaften Vermischung des christlich-heidnischen Elements, allegorischer Figuren und der Gestalten aus dem Kreise des christlichen Glaubens hat dies Gedicht doch einen so warm lebendigen Schwung, einen so anmuthigen Zauber, einen so frischen und kecken Fortgang, daß die Phantasie unwillkürlich durch die rasche Bilderfolge gefesselt wird und der Geist nicht Muße findet, den Werth und die Bedeutung der einzelnen Bilder zu prüfen. Das an die Terzinen anklingende Versmaß, Dreizeiler mit einer reimlosen Mittelzeile, hat allerdings nicht die melodische Fülle jener italienischen, sich ineinanderrankenden Strophen und erfordert nicht die gleiche Kunst der Sprachbändigung; doch vermindert es auch den schleppenden Gang, der leicht durch diese Reimverschlingungen bedingt wird, und hat einen kurzathmigen, knappen, für handlungsreiche Erzählung geeigneten Charakter.

Das „Lied vom Ritter Wahn" ist eine Theodicee der Vergänglichkeit; das Heimweh nach der Erde ist zugleich ein Heimweh nach dem Tode, den der Ritter fliehend sucht. Aus der himmlischen Unsterblichkeit sehnt er sich nach dem Glück der Erde zurück. Das höchste Glück der Erde aber trägt die Vernichtung selbst in seinen Armen. Es klingen in diese Dichtung Gedanken von wunderbarer Tiefe herein, doch werden sie nicht immer von der bildlichen Darstellung gedeckt.

Eine gleiche Theodicee der Vergänglichkeit ist der „Ahasver", nur daß hier die Variation über dasselbe Thema aus einer gänzlich andern Tonart gespielt wird. Auch die Sage vom Ahasver enthält eine Verherrlichung des Todes; Ritter Wahn will nicht sterben; Ahasver **kann** nicht sterben; dieser **sucht**, jener **flieht** den Tod. Die Gestalt des Ahasver ist wie die des Faust in der deutschen Dichtung, namentlich in der deutschen Gedankenpoesie, eingebürgert und zwar als Trägerin der verschiedenartigsten Ideen. Am nächsten liegt wol die bestimmte Beziehung auf das Judenthum und seine Erdenwanderung, nachdem es durch die Zerstörung Jerusalems in alle Länder zerstreut worden. Einen weitern Anhalt gibt die alte Sage dafür, Ahasver als den Feind Christi aufzufassen, als eine Art von Antichrist, der, seit er den Heiland von seiner Schwelle gestoßen, und mit seinem Fluche beladen durch die Lande irrt, ihm stets mit titanischem Trotze gegenübertritt; dann aber kann Ahasver auch als Vertreter der ganzen Menschheit erscheinen, als der rastlos wandernde Geist der Weltgeschichte. In Mosen's „Ahasver" gehen diese drei Auffassungen ineinander über; das Bild des Ewigen Juden geräth dadurch in eine hin- und herzitternde Bewegung, welche seine Klarheit trübt. Der Fluch, welchen der Engel Michael mit dem Flammenschwert im Tempel über ihn ausspricht, erinnert an jene erste und einfachste Auffassung, nach welcher Ahasver der Vertreter des jüdischen Jehovahglaubens ist:

> Wen suchst du hier? Der Dämon ist gerichtet,
> Der zorngewalt'ge Dämon deines Volks
> Und seine Macht hat Gottes Sohn vernichtet.
>
> Jehovah? rief da Ahasver mit Schrecken.
> Der Engel sprach: Ein Abgott war auch er!
> Der Gott der Wahrheit muß ihn niederstrecken,
>
> So ihn, wie alle Götzen dieser Erde,
> Damit aus allen Menschen nur ein Volk,
> Und Eins in ihm die ganze Schöpfung werde.
>
> Ans Erdenleben hast du dich verwettet,
> Es werde dir zutheil, was du begehrt,
> So sei an dieses Leben angekettet!
>
> Vorüber spurlos sollen dir die Zeiten
> Vorüberschreiten, machtlos an dir hin,
> Vorüber, aber lang wie Ewigkeiten!
>
> Versagt sei dir des Todes süßer Frieden,
> Versagt des Menschen letzter Trost, der Schlaf,
> Versagt von nun an alle Ruh' hienieden.

Als dieser Vorkämpfer des Judenthums, als ein zweiter Judas Makkabäus, auch den heidnischen Legionen gegenüber, erscheint Ahasver in den ersten Gesängen der Mosen'schen Dichtung, deren Glanzpunkt die Schilderung der Zerstörung Jerusalems bildet. Diese Schilderung gehört, was markige Kraft und düstere Erhabenheit betrifft, zu dem Schönsten, was Mosen gedichtet. Eine Fülle von großartigen und zarten Bildern strömt dem Dichter zu; Hunger, Noth und Verzweiflungskampf werden kurz und schlagend dargestellt; und das Schlußtableau der grellbeleuchteten Scenerie bildet der Tempelbrand, aus dessen Flammen Ahasver auftaucht, in die er seine Kinder schleudert mit dem Verzweiflungsruf: „So stirbt der letzte Jude, dürft' er sterben!"

Auch später noch bleibt Ahasver mit dem Schicksal seines Volks verflochten. Jehovah erscheint ihm, ernennt ihn zu seinem Streiter in der neuen Zeit und befiehlt ihm, zu Kaiser Julian zu gehen, daß er den Tempel in Jerusalem ihm neu begründe. Der christenfeindliche, abtrünnige Imperator erlaubt es ihm, Ahasver ist die Seele der neuen Tempelgründung; doch als er seine Kinder opfern will, entführt sie ihm der Heiland in eine lichte Wolke, und abermals bricht in Feuergluten das begonnene Werk zusammen. Doch nun verwandelt sich Ahasver plötzlich in den Vertreter der ringenden und duldenden Menschheit; seine ursprüngliche, mit so glühender Phantasie geschilderte Bedeutung ist erloschen; das Judenthum geht in das Menschenthum über. Befremdlich erscheint der Sprung des Dichters, der plötzlich seinen

Helden zu den Kindern Ismaels schickt und an der Seite Mohammed's den fanatischen Kampf für den Glauben des Propheten kämpfen läßt. Mitten in diesen Kampf, vor dem umlagerten Jerusalem, fällt der Monolog Ahasver's, in welchem der Dichter diese neue Bedeutung seines Helden schwunghaft ausspricht. Der getreue Diener Jehovah's ist ein trotziger Prometheus geworden, welcher aus den Menschen Erdengötter machen will:

Und Ahasver verfolgt mit seinen Augen
Den Gang des Mondes unverrückten Blicks,
Als könnt' aus seinem Licht er Tröstung saugen,

Bis er nun sprach: „Von einer Zeit zur andern
Hab' ich geklagt, daß ich nicht sterben kann;
Dich aber seh' ich immer freundlich wandern.

„O Weggenosse, nimmer müd' zu lieben
Das wilde Meer, das dir entgegenschwillt!
Auch mir bist du derselbe stets geblieben.

„Du heller Wanderer auf ew'ger Reise,
Mein Meister und mein Vorbild sollst du sein
Auf meinem Weltgang in der alten Weise!

„Zu heftig Lieben war ja doch mein Hassen,
So will mit treuen Armen unverzagt
Die ganze Menschheit liebend ich umfassen.

„Und helfen will ich jedem Volke ringen
Los von des Wahnes Nacht und Sklaverei,
Bis alle Ringe von der Kette springen,

„Und alle Menschengeister hier auf Erden
Ein seliges, ein herrliches Geschlecht,
Bis alle Menschen selber Götter werden;

„Bis hier bei ihren Menschenbrüdern wohnen
So gern wie anderswo, noch lieber hier
Versöhnt die Götter all' und die Dämonen.

„Ins Auge fass' ich so des Streites Ende
Und ohn' Erbarmen schreit' ich meinen Weg,
Geschlossen um die Waffe meine Hände.

„So will ich wieder auf der Erde wandeln,
Unsterblich in dem Leib, so will ich sein,
Und so den Fluch in Segen mir verwandeln!

„Heran, ihr ungebornen Millionen,
Die weinend ihr auf diese Erde kommt,
Als treuer Vormund will ich bei euch wohnen!

„Ich habe eine Leuchte angezündet,
Ich leuchte vor, o folgt mir alle nach,
Bis ihr des Kerkers Ausgang habt ergründet!

„So will ich weiter, immer weiter schweifen,
Wie eine warme Sonne über euch,
Bis eure Geister wie die Saaten reifen."

Diese menschheitliche Dithyrambe verwandelt sich, als Ahasver die eigenen Kinder wiedergefunden hat, aber die kaum wiedergefundenen von den Pfeilen der Moslems durchbohrt werden, in eine offene Kriegserklärung gegen Christus:

Von ihm und seiner Gnade losgekettet,
Beginn' ich jetzt mit ihm den langen Kampf,
Bis ich von ihm die Menschheit hab' errettet!

Wen er verfolgt, den soll er ewig merken;
Ansag' ich ihm auf immerdar den Krieg!
Lossag' ich mich von ihm und seinen Werken.

Im Namen aller Erdencreaturen,
Vom Menschenkind bis auf den Stein hinab,
Wo kaum aufzucken noch des Lebens Spuren;

Im Namen aller Kräfte und Gewalten,
Bis zum Gesetz hinab, nach welchem sie
Zum Leben und zum Dasein sich gestalten;

Im Namen aller Seufzer, aller Schmerzen,
Vergossner Thränen und vergossnen Bluts,
Gebrochner Seelen und zertretner Herzen!

So will ich ewig leben, ewig wandern
Bei euch, ihr Menschenbrüder, immerdar,
Von einer Zeit hinüber zu der andern;

Bis endlich dennoch sich die Nacht gelichtet,
Bis er uns reicht die brüderliche Hand,
Oder in seinem Zorne uns vernichtet.

Und Christus selbst erscheint am Schlusse des Gedichts, um den ihm hingeworfenen Handschuh aufzunehmen:

Mir gegenüber hast du dich gestellt,
Wie ein Gedanke wider den Gedanken.

So ringe weiter! weiter! Zwischen beiden
Wird einst, wo sich vollendet hat der Kreis,
Das allerletzte Weltgericht entscheiden!

Doch diese beiden Gedanken, die sich in Ahasver und Christus gegenübertreten, sind vom Dichter nirgends mit vollkommener Klarheit ausgeprägt. Die zweite Hälfte der Dichtung erhält dadurch einen Anflug von Verschwommenheit, während die erste uns durch das markige Colorit geschichtlicher Wahrheit fesselt. Auch fehlt dem ewigen Wanderer, wenn wir ihn als Menschen auffassen, die innere Consequenz. Als Mörder seiner Kinder tritt er uns in der ersten Hälfte der Dichtung entgegen; wie sollen wir uns in der zweiten mit inniger Theilnahme von der Verzweiflung des Vaters ergreifen lassen, dem seine Kinder geraubt werden? Ueberhaupt erscheint uns das sich dreimal wiederholende Motiv nicht glücklich; der Ewige Jude ist eine so titanische und einsame Gestalt, daß diese Familiengruppen keinen passenden Rahmen für ihn bilden. Ein Interesse des Herzens und der menschlichen Theilnahme vermag er nicht mehr einzuflößen, nachdem er sich einmal durch einen Act wilder und herzloser Gewaltthätigkeit von der Menschheit losgesagt. So erscheint als der Grundfehler dieses Gedichts der Mangel an innerer Einheit. Was dagegen die Erhabenheit der Darstellung, Schwung und markige Energie des Gedankenausdrucks, was die großartige Ausführung der weltgeschichtlichen Fresken betrifft, mit denen der Dichter die Propyläen der einzelnen Hauptabtheilungen seines Werks schmückt: so nimmt der „Ahasver" Mosen's, wie sein „Ritter Wahn", und noch mehr als dieser, einen so hervorragenden Rang unter den epischen Gedichten der letzten dreißig Jahre ein, daß Ludwig Uhland's Urtheil, der beide zu den besten deutschen Epen zählte, nicht ohne gute Begründung ist.

Der Sinn für das allgemeine Völkerleben, für die große geschichtliche Entwickelung, der sich im „Ahasver" ausspricht, muß als ein Grundzug der Mosen'schen Muse gelten, welche sie auch auf dem dramatischen Gebiete und auf dem Gebiete des Romans nicht verleugnete. Mosen

ist ein Hauptvertreter der großen geschichtlichen Tragödie, die freilich auf den Beetern der Gegenwart immer mehr den Boden verliert. Mosen's Ansicht von der Bedeutung der Bühne geht von den höchsten Gesichtspunkten aus. Er sagt:

Die dramatische Poesie ist die poetische Verklärung eines gebildeten Volks; sie ist der unsterbliche Kranz auf seinem Haupte, selbst wenn es aus der Geschichte verschwunden ist oder seine politische Bedeutung verloren hat. Wie Leuchtthürme aus Sturmwolken leuchten die Genien der dramatischen Poesie aus dem Dunkel der Vergangenheit in alle Zeiten hinüber. Könnte eine verruchte Hand die Namen: Aeschylus, Sophokles, Euripides und Aristophanes aus der Geschichte der Hellenen, Shakspeare aus der englischen, Calderon, Lope und ihre Mitstrebenden aus der spanischen, Corneille, Racine, Molière und Voltaire aus der französischen und die deutschen großen dramatischen Dichter aus unserer Geschichte streichen und ihre Werke vertilgen, so wären damit die Zeugnisse der höchsten Bildung der geschichtlich großen Nationen vernichtet.

Im geschichtlichen Drama findet nun Mosen die höchste Aufgabe der dramatischen Poesie; doch er will ihre Lösung auf einem andern Wege suchen als Schiller und Goethe. „Goethe und Schiller", sagt er, „haben ihre tragischen Helden von der Weltgeschichte losgebunden und zum Träger ihrer individuellen idealen Gedanken gemacht." Nach Mosen soll aber der Geist der Geschichte selbst das Fatum der modernen Tragödie bilden. „Dem modernen Tragöden", sagt er, „stellt sich die Aufgabe: die Momente der Geschichte zu ergreifen, wo der ewig lebende Gedanke der Menschheit potenzirt zur That hervorspringt." Diese Anschauung hat ihre bedenklichen Seiten. Der Kampf der Ideen wird nur dramatisch als ein Kampf der Persönlichkeiten, die sie vertreten. Diese Persönlichkeiten müssen aber unsere menschliche Theilnahme erwecken können. Die Persönlichkeit ist der Mittelpunkt der dramatischen Kunst. Der höchste Idealismus, welcher in den Menschen nur zufällige Gefäße der sich entwickelnden Idee erblickt, wird auf der Bühne mit dem höchsten Realismus zusammentreffen, welcher die Breter unter dem Kothurn der Wirklichkeit erdonnern läßt. Beide werden nur „Historien" schaffen, herausgeschnittene Stücke der Weltgeschichte, aber keine poetisch selbständigen Schöpfungen. Die Theilnahme für menschliches Geschick ist das A und O echt dramatischer Wirkung; ein Held, der blos das Sprachrohr des Weltgeistes ist, wird diese Theilnahme nie erregen.

Die Auffassung Mosen's ist nicht ohne Einfluß auf seine eigenen Schöpfungen geblieben; er hat vorzugsweise geschichtliche Trauerspiele gedichtet, in denen ein idealer Schwung vorherrschend ist, denen aber zum großen Theil die dramatische Spannung fehlt. Auch vom historischen Dramatiker verlangen wir eine fesselnde Erfindung, die uns erst in das freie Reich der Dichtung versetzt, mindestens aber eine so lebendige Charakterzeichnung, daß wir nicht blos den Mann des Forums und Schlachtfeldes, sondern auch den Menschen vor uns sehen, dessen Geschick uns innigen Antheil einflößt. Dies aber ist in einigen Hauptdramen Mosen's nicht der Fall. Der einfache geschichtliche Verlauf ist in die Tragödie aufgenommen; die Chronik ist nur mit geistvollen poetischen Arabesken verziert, aber nicht schöpferisch in die Dichtung umgewandelt: die Helden selbst aber stehen fortwährend auf dem geschichtlichen Kothurn, als ideenreiche Vertreter ihrer Ueberzeugungen; ihre Reden sind wie aufprasselnde Raketen und Leuchtkugeln; aber auch ihr Geschick interessirt uns nicht mehr, als ein verpuffendes Feuerwerk.

„Heinrich der Finkler" ist eine Historie mit raschwechselnder Scenerie, in einzelnen Scenen deutsch-kräftig und dramatisch lebendig, im ganzen aber chronikenhaft und ohne Einheit. Bei weitem besser ist „Kaiser Otto III.", ein beliebter Stoff, den Raupach in „Der Liebe Zauberkreis", Klein und mehrere andere Dramatiker behandelt haben. Ein jugendlicher Kaiser, der in den Bann heißer Liebesleidenschaft verfällt und zuletzt ihr Opfer wird, dessen große Plane an dem bestrickenden Sinnenrausche scheitern, ist ein tragischer Held; nicht weil in dieser Tragödie die Ouverture des zweiten christlichen Jahrtausends ertönt, wie Mosen selbst meint, sondern weil der Gegensatz zwischen der welterobernden Thatkraft der Jugend und ihrer heißblütigen Sinnlichkeit als zweier sich gegenseitig vernichtenden und doch aus demselben Quell strömenden Eigenschaften ein menschliches Interesse einflößt. Gegen den Gang der Handlung selbst lassen sich begründete Einwände erheben: namentlich dagegen, daß Otto den römischen Volkstribunen Crescentius zu begnadigen vergißt, wie seine Absicht war, weil er von der Schönheit seiner um Gnade flehenden Gemahlin bezaubert und geblendet ist. Otto III. selbst ist eine fesselnde Gestalt, sein ideales Streben, seine hochfliegenden Plane sind schwunghaft hervorgehoben:

Den dumpfen Widerhall der alten Zeit,
In Blut und Leben wollt' ich ihn verwandeln,
Und Rom zu solcher Herrlichkeit erheben,
Wie Cäsar und Augustus nicht gesehn.
Für einen Träumer hab' ich euch gegolten!
Wohlan, so träumt die schwüle Wetterwolke,
Eh' sie mit Glut und Flut herunterstürzt;
So vor dem Sturm das Meer, eh' es voll Grimm
Schlagt donnernd in des Himmels Angesicht;
So das Gefild, wenn tief in seinem Schos
Erdbeben krachend durcheinanderkochen,
Nehmt vor dem Träumer euch in Acht — hier ist er!

Ein Zug echt kaiserlicher Hoheit und Größe ist diesem Imperator aufgeprägt:

Vom Grabe Karl's des Großen dort in Aachen
Wälzt' ich den Stein und stieg zu ihm herab,
Wo aufgerichtet seine Leiche sitzt
Im kaiserlichen Schmuck; das Scepter trägt er
Noch fest in der beengten Knochenhand.
Ich lag vor ihm und flehte auf zu ihm,
Und nieder sah zu mir aus dunkeln Höhlen
Sein Todtenkopf; er hörte meine Worte:
„Gib mir ein Zeichen, daß die Weltherrschaft
Des Römerreiches ewig dauern wird
Und daß mich Gottes Gnade hat erwählt,
Die alte Roma wieder zu erneuern."
So sprach ich, und von seinem Hals gelöst
Fiel klirrend auf den Boden diese Kette
Mit der Weltkugel, und so gab in mir
Der todte Kaiser Zeichen und Verheißung;
Und diese Kette trag' ich bis zur Stunde,

Die aus der Gruft heraus der Tod mir reichte,
Wie es geschieht mit jedem rechten Erbe.

Die Liebesscene zwischen Otto und Stephanie gehört zu den Glanzscenen des Dramas; sie ist keine jener müßigen Episoden, welche andere Dramatiker anbringen, um ihrer verhaltenen Lyrik Luft zu machen; sie ist echt dramatisch gedacht, voll südlicher Trunkenheit, voll dämonischen, sinnberückenden Zaubers, und hinter ihr lauscht gespenstig der Schatten des geächteten Crescentius. Am Anfang ruft der Kaiser aus:

Sciroccoluft und heißen Wein dazu!
Nun seh' ich ein, wie einst Antonius
Vergessen konnte in den schwülen Armen
Kleopatra's die Herrschaft einer Welt,
Rom und den Erdkreis und den Heldenruhm,
Wie er verlieren konnte Reich und Leben,
Umstrickt von der ägypt'schen Zauberschlange.
So liege ich in deinen Armen, Weib, —
Du bist Kleopatra, gesteh' es ein —
Unmännlich, thatenlos, berauscht von Lust
An deinem Herzen, schöne Römerin,
Und liebe dich, wie einst Antonius!

Doch allmählich kommt das unheimliche Erinnern über ihn, daß er das Weib eines Gemordeten liebt.

Otto.
Nicht alle ruhen, die gestorben sind —
Nicht ein Ermordeter, denn seine Seele
Geht, wenn nicht sichtbar, dennoch fühlbar um.
In alle Dinge kann er sich verwandeln,
Den Mörder zu verfolgen überall.
Als Nachtwind geht er an die Fensterscheiben,
Als schwerer Regentropfen fällt er eiskalt
Ihm auf den Leib, verwandelt sich und spricht
Aus jeder Stimme drohend auf ihn ein,
Aus süßem Klagelaut der Nachtigall,
Wie aus dem Schrei des Habichts oder Raben,
So aus der Priester summendem Gesang
Und aus des Kindes Lallen lallt der Tod.

Stephanie.
Entschlag' dich der entsetzlichen Gedanken!

Otto.
Selbst der Orange süßer Blütenduft
Ist nur der Weihrauchduft im Leichenhaus.
Selbst du bist jetzt nur eine blasse Leiche,
Die aus dem Grab entstanden, deine Hände
Sind in dem Mond gebleichtes Todtenbein.
Mir graut vor dir.

Stephanie.
Ha!

Otto.
Zwischen mir und dir
Gähnt eine Hölle auf: es riecht nach Moder,
Nach schlimmer, hirnbetäubender Verwesung.

Stephanie.
Du Gräßlicher!

Otto.
Es schlürft dort an der Wand.
Bist du Crescentius, so zeige dich,
Verdammter Geist, in deinem Schwefelmantel,
Auflodernd, wie ein Irrwisch aus dem Sumpf!
Du Lügenconsul, lüg' dir Leben an,
Wahrhaftiger und doppelter Empörer!
Blas immer mich mit Leichenodem an
Und dreh' den Staub in Wirbeln um mich her;
Da steht dein Kaiser, du erschreckst ihn nicht.

Stephanie.
O Gott im Himmel, Wahnsinn spricht aus dir!

Otto.
Hinweg von mir, hinweg, du Leichenweib!
Nimm deines Mannes Sarg auf deinen Rücken
Und in den Arm sein abgeschlagnes Haupt!
O gebt mir Luft, um eine Krone Luft!

Als aber Otto sich aufrafft aus dem Zauberkreise dieser Liebe, seiner hohen geschichtlichen Sendung eingedenk, da rächt Stephanie, die verlassene Geliebte, sich und den Gatten zugleich, indem sie dem Kaiser im Schlaftrunke Gift credenzt und sich dann an seiner Leiche ersticht. Trotz ihrer Fehler nimmt diese Tragödie unter den historischen Dramen der Neuzeit einen hervorragenden Rang ein, und es ist zu bedauern, daß sie vom Repertoire der Gegenwart verschwunden ist.

„Cola Rienzi, der letzte Volkstribun der Römer", ist eine im strengern historischen Stil gehaltene, republikanische Tragödie, der es nicht an Schwung und Kraft stürmischer Beredsamkeit fehlt. Doch ermüdet der fortwährende Sturmglockenklang in Rede und Action, dies beständige Aufgebot des Heroismus; denn auch Rienzi's Gattin Camilla ist eine todesmuthige Heldin. Die innere Entwickelung des Helden von einem Vorkämpfer der Freiheit zu einem in der Herrlichkeit seiner eigenen Macht schweigenden Volksführer ist zwar correct, doch mehr lyrisch als in dramatischer Weise geschildert, und auch der Freibeuter Montreale tritt nicht so drastisch, nicht so keck hervor, wie diese für einen Shakspeare'schen Humor geschaffene Gestalt zu verlangen scheint.

„Die Bräute von Florenz" ist, sowenig das Stück den Ansprüchen, die der Dichter selbst an eine historische Tragödie stellt, genügt, doch die bühnenwirksamste Dichtung Mosen's, weil hier die Personen alle Fleisch und Blut haben, frisch und lebendig gezeichnet und in echt dramatischen Contrast gestellt sind. Namentlich gilt dies von den beiden Bräuten selbst, der somnambulen Bianca und der naiven Costanza, zwischen denen der Held Buondelmonte hin- und herschwankt. Obwol der Dichter in diese Herzensnovelle eine Art von geschichtlichem Chorus verwebt, den der Arzt Trivello vertritt und ihre Katastrophe zum Ausgangspunkt der großen florentinischen Parteikämpfe wird: so läßt uns doch dies Geschichtliche vollkommen gleichgültig; unser ganzes Interesse ist der mit südlicher Glut ausgemalten Liebesnovelle zugewendet. Costanza war dem Helden des Stücks, ehe er sie kannte, durch eine Familienabkunft bräutlich verlobt. Da, aus Deutschland nach Florenz zurückgekehrt, bezaubert vom Reiz der schönen, schwärmerischen Bianca, folgt er dieser von einem Ball ins Schloß, dringt in ihr Gemach und, überrascht von ihrem Anhang, wählt er sie rasch zur Braut. Dann aber lernt er die Verlobte seiner Jugend Costanza kennen, welcher er, von ihrer Innigkeit bezaubert, einen Abschiedskuß auf die Lippen drückt. Belauscht von einem Nebenbuhler in Bianca's Neigung, dem scharfgezeichneten, diabolisch-kecken Mosca, wird diese Untreue der adelsstolzen Familie der neuen Braut verrathen, und der erzürnte Vater verstößt den Bräutigam aus seinem

Hause. Da kehrt dieser zu seiner Jugendverlobten zurück, um sich ihr zu vermählen; doch in den Brauttrunk gießt eine, von Mosca bestochene buhlerische Zofe tödliches Gift, und Costanza wird sein Opfer. Bianca aber als Nachtwandlerin schreitet im Mondschein über die Stadtmauer mit prophetischem Wort das über Florenz hereinbrechende Verderben kündend; da stürzt sie auf den unvorsichtigen Ruf ihres Vaters herunter. Die Leichenzüge der beiden Bräute aber begegnen sich; der blutige Parteienkampf entbrennt auf offener Straße; Buondelmonte wird von Mosca erstochen, dieser vom Arzt Trivello, der triumphirend ausruft:

Gewappnet aus der Erde springt die That;
Heil dir, Florenz! Der schöne Gott des Kampfes
Wirbt um dich jetzt mit Feuer und mit Eisen;
Du sollst die schönste Braut sein auf der Erde!

In keinem andern Werke hat Mosen's Diction so viel dramatischen Nerv und lyrischen Zauber, wie in diesen „Bräuten von Florenz". Wie treffend und schön, sodaß die Gestalten, bei aller idealen Haltung, und doch lebendig vor die Augen treten, schildert Buondelmonte die beiden Bräute, als er nach seiner Verlobung mit Bianca zum ersten male Costanza erblickt:

Wie friedlich abgeschieden ist der Garten
Da droben mit den ragenden Cypressen
Und unten mit den rothen Blumenbüschen;
Es spielen um die Quellen Feenkräuter
Und Schmetterlinge ungestört zusammen,
Und ungestört kann ich schwermüthig sein.
Mein Oheim will, daß ich versöhnen soll
Donato's Haus, wohlan! Es muß geschehen;
Mit kurzen Worten ist das Werk gethan,
Ich will es schnell mir von den Kleidern schütteln.
Ich weiß nicht, was so sehr mein Herz betrübt?
Beschön'gen soll ich, was ein Wortbruch bleibt,
Obwol ich fast unschuldig bin an ihm;
Denn übermächtig wurde mein Verhängniß.
Der Apfel war so schön, den ich gebrochen,
Inwendig aber ist er bitterer Wermuth,
Und denk' ich dann, daß an dem ersten Morgen,
Der glühend folgte der Johannisnacht,
Bianca, wie vom Todesschlaf erweckt,
Mich selbst und alles, was geschehen war,
Nur für ein Traumbild hielt, das sie geängstigt,
Und denk' ich dann, daß, wie man sagt, zur Nacht
Sie von dem Lager sich erheben soll
Mit starren Augen und besinnungslos
Und so gespenstig wandeln bis zum Morgen,
Wo sie in einen andern Schlaf verfällt,
So überläuft mich ein geheimer Schauer.
Mir ist zuweilen so, als hätte ich
Mir einer schönen Leiche mich verlobt,
Und wie ein guter Gott auch alles wende,
Dahin auf ewig ist mein heiterer Sinn.

Da erscheint Costanza rosenbekränzt mit ihren zitherspielenden Mädchen:

Das also ist sie, welche ich verschmäht?
Die mir so freundlich vor die Augen tritt
Als stiller keuscher Mond in meine Nacht?
Sie ist nicht schön, sie überrascht mich nicht.
Und dennoch hold, wie eine blaue Blume
Einsam im Wald. — Ich sah sie wieder an
Und tief und eigen will mir in der Seele
Die langempfundne Sehnsucht sich gestalten
Zu ihrem Bilde, so als hätte ich
Sie schon von meiner Kindheit an gekannt.
Wenn ich ein Maler wär', so malte ich
Sie mir als sinnende Erinnerung!
Sie ist nicht schön und sie besticht mich nicht.
Doch weiß ich nicht, was mich so innig rühret;
So einfach, anspruchslos erscheint sie mir,
Fast kindisch unbeholfen steht sie dort,
Ein wenig nonnenhaft, das Haupt gesenkt,
Als läg' darauf zu schwer die Gnade Gottes.
Und doch ist mir, als zög' es mich dahin
Zu ihren Füßen, und als müßte ich
Vor ihr laut weinend auf die Knie fallen
Und alles sagen, was mein Herz bedrängt.

Mosen's beide größern historischen Dramen: „Don Johann von Oesterreich" und „Bernhard von Weimar", die man als die reifern Schöpfungen dieses Dichters anzusehen gewohnt ist, haben nicht die Frische und Kraft der ersten Tragödien, auch nicht ihren dramatischen Zusammenhalt. „Don Johann von Oesterreich" behandelt denselben Stoff, den auch Putlitz in seinem Trauerspiel „Don Juan d'Austria" auf die Bühne gebracht. Der Gegensatz der Behandlungsweise in beiden Dramen ist ein auffallender. Mosen hat die weltgeschichtliche Bedeutung seines Helden durch eine Fülle von Tableaux, Genrebildern, Volks- und Soldatenscenen illustrirt; er greift ein bedeutendes Stück aus seinem Leben heraus, sodaß noch die Seeschlacht von Lepanto in den Rahmen der Dichtung fällt. Er muß deshalb über Raum und Zeit bedeutende Sprünge machen, sodaß die erste größere Hälfte des Stücks in Spanien, die zweite in den Niederlanden spielt. Unter dieser Zersplitterung leidet das Interesse; unsere Phantasie wird viel beschäftigt durch ein buntes, oft keckes theatralisches Leben; aber wir verlieren darüber die Spannung, welche sich an das Geschick des Helden knüpft. Der Grundgedanke ist ein politischer; Don Juan schwankt zwischen dem Princip der strengen Staatsordnung, die sein eifersüchtig ihn verfolgender Bruder Philipp II. vertritt, und dem einer freiern Zeit, für welche sein eigentliches Vaterland, die Niederlande, kämpft und ringt. Als aber Philipp seinen Busenfreund Escovedo in Spanien ermorden ließ, da stellt er sich auf die Seite der Freiheit:

Du unbekannte, fürchterliche Gottheit,
Du neuer Moloch dieser Zeit, o Freiheit,
Die du die Völker rasend machst, daß sie
In deine Feuerarme glühend stürzen,
Nimm sie, nimm mich auch hin.
Bei meines Vaters Asche schwör' ich, mich,
Mein Vaterland, zu wagen deiner Sache!
Bei jedem Wehschrei, der aus deinen Kerkern
Zum Himmel stieg, bei jedem Tropfen Blut,
Den Philipp's Henker in den Sand geschüttet,
Bei jeder Thräne, die ein Auge weinte,
Bei jeder Hand voll Asche deiner Städte
Schwört dir dein Sohn sich zu mit Leib und Seele!

Doch es ist zu spät: Don Juan fällt als des Tyrannen Philipp Opfer! Putlitz hat im scharfen Gegensatz zu Mosen die dramatische Einheit in seiner Tragödie streng gewahrt; aber Familienmotive in den Vordergrund gestellt. Don Juan's geschichtliche Bedeutung tritt hier ganz

zurück gegen das Interesse an einer frei erfundenen oder einer anekdotischen Ueberlieferung nachgedichteten Fabel.

„Herzog Bernhard von Weimar", einer der glücklichsten Stoffe aus der deutschen Geschichte, über dessen Behandlung bisher ein eigenthümlicher Unstern waltete, gehört auch zu Mosen's schwächsten Dramen und steht an der bedenklichen Grenze, wo die blasse und phrasenhafte Jambentragödie beginnt. Es ist dem Dichter nicht gelungen, das große Streben dieses Helden nach der Begründung eines protestantischen Kaiserthums zu vollgültigem Ausdruck zu bringen, seine tragische Schuld, den Vertrag mit dem Reichsfeinde, in einer dramatisch wirksamen Situation darzustellen, den Gegensatz der deutschen und französischen Nationalität in lebensvollen Gestalten zu verkörpern. Dagegen ist „Der Sohn des Fürsten" eins von Mosen's besten Stücken. Prinz Friedrich und Katte sind die Hauptgestalten dieses Dramas, dessen einziger Fehler darin besteht, daß Katte als ein zweiter Posa, als der begeisterte, nach großen Zielen strebende und dabei opfermuthige Rathgeber des Prinzen diesen selbst in den Schatten stellt. Doch die Charaktere sind kräftig, trotz des Jambus mit lakonischer, dem Zeitcostüm entsprechender Schärfe gezeichnet: namentlich König Friedrich Wilhelm I., der alte Wartensleben, Katte's Vater, der Dessauer u. a.; und die Diction ist kernhaft, gedankenreich und schwunghaft. Die dramatisch knappe Handlung hält hier fortwährend die Spannung wach.

Während das dresdener Hoftheater die meisten ältern Dramen Mosen's zur Aufführung gebracht hatte, wurden die spätern: „Der Sohn des Fürsten" und „Don Johann von Oesterreich", zuerst in Oldenburg gegeben. Der Großherzog von Oldenburg, aufmerksam gemacht auf Mosen's poetische Schöpfungen, hatte den Dichter 1844 als Dramaturgen an sein Hoftheater berufen, dessen Intendanz Herr von Gall, der jetzige Intendant in Stuttgart, leitete. Damals galt Oldenburg, wie früher Düsseldorf unter Immermann, für eine Oase in der deutschen Theaterwüstenei. Hier wurden die classischen Ueberlieferungen, hier wurde eine nach edeln Zielen ringende moderne Dichtung gepflegt. Adolf Stahr in seiner „Oldenburger Theaterschau" wurde der Aristoteles und Chronikenschreischreiber dieser Miniaturblüte deutscher Kunst. Leider wurde Mosen's Wirksamkeit oft durch die ersten Anfälle jener schweren Krankheit unterbrochen, die ihn jetzt seit langen Jahren auf das Schmerzenslager warf, und der rühmliche Versuch, eine Freistatt echter Kunst zu gründen, konnte bei den beschränkten Mitteln und dem engen Kreise, keine die ganze Nation ergreifende Wirkung ausüben.

Auch auf dem Gebiete der Novelle und des Romans hat sich Mosen versucht, ohne hier indeß eine umfangreichere und tonangebende Thätigkeit zu entwickeln. Seine erste Novelle: „Georg Venlot" ist mehr eine phantastische Dichtung voll märchenhafter Arabesken, eine Vorläuferin des „Ritter Wahn" und „Ahasver"; denn der Held ist ebenfalls ein abenteuerlicher Wanderer. Die Novelle ist nicht ohne eine wild-moussirende Genialität, nicht ohne geistvolle Betrachtungen über Welt und Leben, nicht ohne farbenreiche Schilderungen, namentlich der indischen Landschaft und Sitte; doch das Wunderbare spielt hier in die moderne Prosa so unvermittelt herein, daß wir an den Gespenstermechanismus erinnert werden, mit welchem Amadeus Hoffmann seine unheimlichen Wirkungen hervorbringt. An die Hoffmann'sche und Tieck'sche Darstellungsweise erinnern auch die „Bilder im Moose", ein Kranz von Erzählungen, den ein geselliger Kreis in Dresden, ähnlich den Serapionsbrüdern und der Gesellschaft des Phantasus, bei seinen abendlichen Zusammenkünften windet. Die Erzählungen sind meist phantasiereich, oft von neckischem Humor beseelt, oft von tieferer Bedeutung, die indeß mehr beiläufig hereinspielt, als scharf ausgeprägt ist; doch die Vermischung des Phantastischen und modern Bürgerlichen ist auch hier nicht zu einheitlichem Gusse gelungen. Den Titel rechtfertigt Mosen in einer Weise, welche die formlose Phantastik der Erzählungen zugesteht:

> Wer zur müßigen Stunde das Auge auf einer alten, bemoosten Mauer ruhen läßt, dem werden sich gar bald die krausen, seltsamen Linien in den vier durcheinanderlaufenden Moosflechten zu seltsamen Bildern zusammenstellen. So sind auch diese Novellen während meines vieljährigen Aufenthalts in Dresden und zu der Zeit entstanden, wo das Rococomoos seiner gesellschaftlichen Zustände in der Pflege eines dreißigjährigen Friedens wieder grün und schön wurde. Wie Figuren und Gestalten aus den ältesten Zeiten im Traume sich in die gegenwärtigsten Verhältnisse mischen und sich wie in einem Elysium miteinander behaben, so wird sich auch in gesellschaftlichen Trauerzuständen immer Aehnliches begeben: das Allernächste wird zum Märchen und das in Zeit und Raum Entfernteste zur greifbarsten Gegenwart.

Bedeutender als diese Novellen ist Mosen's geschichtlicher Roman „Der Congreß von Verona" (2 Bde., 1842), eine vortreffliche Darstellung der Restaurationszeit und des noch immer zeitgemäßen Gegensatzes zwischen der Begeisterung der Völker und den Berechnungen der Diplomatie. Die öffentlichen Charaktere jener Epoche, Kaiser Alexander, Metternich, Gentz, sind treffend gezeichnet: der Geist, der in jenen Kreisen herrschte, ist mit ebenso vieler Feinheit wie Treue wiedergegeben; das bunte Leben und die Festlichkeiten in Verona geben dem Autor nicht minder wie die Begegnung so verschiedener Nationalitäten, der griechischen, spanischen und russischen, Veranlassung zu lebendiger und charakteristischer Schilderung. Eine Fülle geistreicher politischer Bemerkungen von großer Tragweite zieht sich durch den ganzen Roman. Dagegen erscheint die freie Erfindung des Autors nicht glücklich und spannend genug; die Katastrophen der beiden Liebesintriguen sind sich zu ähnlich in ihrer Gewaltthätigkeit, ja selbst in ihrer äußern Form. Die Frauengestalten Francesca und Isabella sind zwar ganz im glänzenden Colorit der italienischen Schule gehalten; aber in ihrer idealen Schönheit doch unserm menschlichen Empfinden nicht nahe genug gerückt. Der Grieche Achilleus, der Heldenjüngling des Romans, eine kräftig edle Natur, wird bei den Lesern der Gegenwart nur geringe Sympathien finden; denn von allen Erscheinungen der Restaurationszeit ist uns das Philhellenenthum gewiß die fremdeste geworden, da das heutige Griechenland gar keine

Theilnahme mehr einflößt. Graf Joseph aber, der Diplomat, ist doch von dem Dichter zu sehr „eingeteufelt" und in seiner Herzlosigkeit zu grotesk, als daß wir nicht die verstimmende Absicht des Autors merken sollten, in dieser Gestalt die Diplomatie selbst an den Pranger zu stellen. So überwiegt auch in diesem Roman, wie in Mosen's historischen Dramen, das Talent, die Ideen der Zeit und ihre Richtungen im ganzen und großen zu erfassen, über die Gestaltungsgabe des Dichters.

Seitdem Julius Mosen an einem unheilbaren Rückenmarksleiden danieder liegt, hat seine Muse nur wenig Lebenszeichen gegeben. Doch gegenüber der frivolen Pietätlosigkeit, mit welcher der Dichter aus der Rue d'Amsterdam noch von seinem Krankenlager aus seine schonungslosen Angriffe schleuderte, thut es wohl, hier einer unverkümmerten Pietät und dem warmen Herzschlag für jeden vaterländischen Aufschwung zu begegnen. Da finden wir einen Festgruß zum Schillerfeste 1859:

Ende deines Volkes Irrung,
Der Gemüther Qual und Noth,
In den Aengsten der Verwirrung
Laß uns hören dein Gebot.

Laß in einer großen Stunde
Deinen Zauberruf erschallen,
Daß einander wir zum Bunde
In die Bruderarme fallen.

Wir finden eine Verherrlichung des Philosophen Fichte, die so schwunghaft kräftig beginnt:

Am Berghang rauscht ein Tannenbaum,
Als wollt' er uns wecken aus schwerem Traum;
Mit seiner Wurzel Allgewalt
Einen Felsblock hält er fest umkrallt.

Er drückt den Stein mit aller Kraft,
Bis er ihm Kleidung und Nahrung schafft;
Seine Krone hält er hoch hinauf,
Den Sturm hält er auf in seinem Lauf.

Wolken und Sterne vorüberziehn,
Uralte Räthsel durchschauern ihn,
Räthselfragen von Gott und Welt
Und welches Band das Ganze hält!

Auch auf ein „Dichtergrab am Rhein", auf das Grab Moritz Arndt's legt Mosen eine echt poetische Blume:

Ich will eine Rose pflücken,
Die letzte, die ich hab';
Ich komm', damit zu schmücken
Eines deutschen Dichters Grab.

Deß Lied wie oft gesungen,
Den Schläger in der Hand —
Wie das so hell geklungen,
Das Lied vom Vaterland!

Hinweg die Todtenklage!
Dies Lied soll Wächter sein
Mit seiner großen Frage
Beim Dichtergrab am Rhein.

Bis in der Schwerter Sausen
Die echte Antwort grollt,
Wie wenn mit Sturmesbrausen
Das Meer die Wogen rollt,

Bis alle Fesseln springen,
An einem heißen Tag
Zerrissen sind die Schlingen,
Die Zwietracht und die Schmach.

Die Rose soll er haben,
Des Volkes Herz bleibt sein,
Den sie so schön begraben
Zu Bonn am deutschen Rhein.

Auch dem dahingeschiedenen Ludwig Uhland widmet der Dichter einen schwunghaften Nachruf. So sehen wir im Gegensatz zu Heine, der sein eigenes Geschick und seine Schmerzen in grellergreifenden Klängen feiert, hier einen Poeten, der sein persönliches Leid nicht hoch genug hält zu wehmüthig poetischer Feier, der aber, ungebeugt durch dasselbe und seinem eigenen Denkspruche getreu, fest in seinem Volke wurzelt und sich mit dem Weltgeist in jeder Bewegung eins fühlt. Möchte das deutsche Volk, gegenüber den vielen Nichtigkeiten, mit denen es der literarische Markt belästigt, den Poesien eines edeln, begabten, wenn auch nicht im großen Stile schöpferischen Dichters eine erneute, warme Theilnahme zuwenden!

Rudolf Gottschall.

Aus dem Nachlaß des Eremiten von Gauting.

Kriegsgeschichten, Reisen und Dichtungen. Aus den hinterlassenen Papieren des Herrn Freiherrn von Hallberg-Broich (Eremit von Gauting). Mit biographischen Skizzen über den Verfasser. Herausgegeben von M. Baron Künsberg-Thurnau. Landshut, Rietsch. 1862. Gr. 8. 1 Thlr.

Vor einem Jahre etwa verschied einer der originellsten Sonderlinge, der unter dem Namen „der Eremit von Gauting" in ganz Europa bekannt war. Er hatte ein vielbewegtes, theilweise abenteuerliches Leben geführt, weite Reisen über den Erdball bis in sein hohes Alter unternommen, sich auch periodisch durch öffentliche praktische Thätigkeit ausgezeichnet und viele Schriften herausgegeben, welche ihrerzeit Aufsehen erregten und sämmtlich den Stempel seines wunderlichen Charakters tragen. Der lange Titel, welchen der Herausgeber seiner nachgelassenen Papiere dem Namen des Verfassers folgen läßt, enthält gewissermaßen ein Programm; wir lesen darin, daß er „Seerib" und Großstern des Sonnen- und Löwenordens vom Schah von Persien, ehemaliger tunesischer Generallieutenant, ehemaliger königlich preußischer Feldobersthauptmann und Oberbefehlshaber des Landsturms am Rhein und an der Maas, kurbairischer Hauptmann a. D. und vieler Orden Ritter gewesen ist. Aus jahrelang gesammelten Notizen hat der Herausgeber Skizzen über die Erlebnisse des Eremiten zusammengestellt, ohne sich weiter ein Urtheil zu erlauben, da es von einem so nahen Verwandten parteiisch sein könnte. Wir ziehen die vortreffliche Biographie und Charakteristik des merkwürdigen Mannes im sechsten Bande des Jahrbuchs zum Conversations-Lexikon, „Unsere Zeit" (Leipzig, Brockhaus, 1862), vor, welche, wie viele ähnliche Arbeiten dieses gediegenen Werks, ausgezeichnet gut und wahrheitsliebend geschrieben ist.

Im damals bairischen Herzogthum Jülich geboren, in der französischen Cadettenschule zu Metz gebildet, wurde Hallberg im 15. Jahre bairischer Lieutenant und nahm nach sieben Jahren als Hauptmann den Abschied, um sein väterliches Gut anzunehmen und auf weite Reisen zu gehen. Nach seiner Rückkehr lebte er einige Jahre daheim und machte sich hier, wie in Düsseldorf und Köln, durch die wunderlichsten Streiche bekannt. Dann ging er wiederum in die weite Welt, nach dem Norden,

nach Ungarn, in den Orient, nach Griechenland, Tunis, Italien, Spanien. Heimgekehrt, suchte er das Volk gegen die Franzosen aufzuregen, versuchte auch in Wien zu agitiren, wo man ihn aber eine Zeit lang in den Narrenthurm sperrte. Auf seinem Gute wurde er von den Franzosen unter der Beschuldigung, mit verkappten Räubern französische Beamte überfallen zu haben, verhaftet und nach Paris geschleppt. Ein Fußfall seiner Frau bei der Kaiserin Josephine rettete ihn nach achtmonatlicher Gefangenschaft. Später trat er als Agitator gegen die Franzosen unter den Lazzaroni in Neapel und bei dem Dei von Tunis auf, dem er das Königreich Italien in Aussicht stellte. Der Dei ernannte ihn zum Generallieutenant und übertrug ihm die Organisation einer Armee von 10000 Mann, versprach ihm auch die Hand seiner Tochter, während Hallberg sich, ohne zum Islam übergetreten zu sein, einen Harem von 20 Mädchen zulegte. Er selbst hatte für sich den Thron von Corsica im Auge, wo einst ein Verwandter seines Hauses, der bekannte Freiherr von Neuhof, als König geherrscht. Doch mußte er auf französische Reclamation Tunis verlassen und gerieth auf der Ueberfahrt nach Griechenland in englische Gefangenschaft, weil er für einen Spion angesehen wurde. Als Deutschland im Jahre 1813 befreit war, erhielt er vom Freiherrn von Stein den Auftrag, zwischen Rhein und Maas als „Feldobersthauptmann" den Landsturm zu organisiren, und brachte auch wirklich 30000 Bauern zusammen, die aber nicht zum Gefecht kamen; dagegen entwickelte er eine praktische, vielfach anerkannte Thätigkeit für die Verbündeten während der Jahre 1814 und 1815, wofür er nichts Geringeres erwartete, als mit dem Herzogthum Berg belohnt zu werden. Hierauf war er in Schweden, wo ihn angeblich der Adel, als mit dem Hause Wasa verwandt, aufforderte, den Bernadotte zu vertreiben; doch wurde er ausgewiesen. Dann kaufte er sich bei Ganting in Oberbaiern an, woher sein Name, die Bauern nannten ihn seines langen Bartes wegen den Eremiten. Er schuf durch Trockenlegung im erdinger und freisinger Moos eine Colonie, welches Unternehmen trotz aller Verdienstlichkeit viel angefeindet wurde; sein eigenes Wesen mochte viel dazu beitragen. Mehrjährige Reisen führten ihn bald wieder in die Ferne; sein letzter und gewaltigster Weltgang durch Deutschland, Niederland, Rußland und Persien erschütterte endlich seine feste Gesundheit; er brachte nur ein Auge zurück, erblindete später ganz und lebte auf seinem Schlosse Hörmannsdorf noch 11 Jahre, die ihm, umgeben von Hunderten schwarzwälder Uhren und Singvögeln in Gesellschaft zweier tiroler Mädchen (Haushälterin und Vorleserin) und zeitweilig einiger Freunde, zur Ewigkeit wurden. Noch in seinem siebzigsten Jahre, als er bereits zweimal Witwer gewesen, erließ er infolge einer Wette ein originelles Heirathsgesuch, welches der Herausgeber mittheilt, und siehe, es meldeten sich 640 junge Mädchen (16 – 20 Jahre war Bedingung), darunter 6 Comtessen, 20 Baronessen und eine Jüdin aus Prag, unumschränkte Herrin eines Vermögens von 400000 Gulden. Ob diese Angaben wahr sind, lassen wir zur Beruhigung entrüsteter Frauen dahingestellt.

Die biographischen Skizzen unsers Werks bilden den letzten Abschnitt. Besser wären sie zum Eingange gegeben worden, weil sie wesentlich zum rechten Verständniß der Schriften Hallberg's beitragen, wir haben sie daher in unserer Besprechung gleich vorangestellt, um die Leser in den Stand zu setzen, die Mittheilungen aus den hinterlassenen Papieren des Eremiten richtig zu beurtheilen. Es sind zunächst Kriegsgeschichten und Reisen durch einen Theil von Deutschland, Frankreich, Italien, Türkei, Aegypten, Arabien, bis nach Balbek und Palmyra: Aufzeichnungen und Abschweifungen der wunderlichsten Art, welche Hallberg über seine große Reise von 1836—38 hinterlassen hat. Eine Beschreibung derselben ist übrigens schon 1839 zum Besten der Colonie Hallberg im freisinger Moos herausgegeben worden. Nicht leicht kann man sich etwas Originelleres denken als diese Mosaik von Reiseeindrücken, in der barocksten Form planlos aneinandergereiht, von satirischen und beißenden Bemerkungen, geschichtlichen Reminiscenzen seiner reichen Belesenheit, Excursen in das Gebiet der Kriegskunst, vermischt mit geistreichen Gedanken und köstlichen, nicht immer salonfähigen Humoresken. Es ist wie eine Schatzkammer mit einem Raritätencabinet und vielem unnützen Ballast durcheinandergeworfen, im ganzen kaum zu charakterisiren, im einzelnen interessant, lehrreich zuweilen, und immer unterhaltend. Hallberg spricht sich selbst über die Recensenten, und was sie ihm vorgeworfen haben, aus und sagt dann: „Aber ich bleibe meiner Art zu schreiben getreu, weil ich die Pedanterie verabscheue und das Alltägliche, was sich in allen Ländern findet, gern den Neulingen überlasse." Mit zweischneidigem Schwerte kämpft er gegen die „Dummheit", die er freilich überall in einem Grade herrschen sieht, wie es die Welt nicht ahnen mag. „Wenn man die Thaten der Menschen, die Geschichte ihrer Führer, die Kriege, die Friedensschlüsse, die Concilien und die Verwaltung der Menschen und Länder liest, so wird man durch und durch überzeugt, daß der Eigendünkel der hochgepriesenen Vernunft und Wissenschaft nichts wie Unverstand und Dummheit ist."

Was er über Krieg und Kriegführung sagt, enthält, seiner barocken Form entkleidet, viel Wahres und Beherzigenswerthes. Hören wir seine Kritik des Legitimitätsprincips: „Es wäre in friedlich-kriegerischer Beziehung unterhaltend zu wissen, was die Geschichtschreiber in ihrer weisen Dummheit der Nachwelt über unsere erbärmliche Zeitgeschichte vorkläffen werden, indem ich, der es erlebt, sehe und zuhöre, es weder begreifen noch verstehen kann. Es betrifft die Gesetzlichkeit, Legitimität der Regenten und Regierungen; es ist dies Wort ohne Sinn die Benennung einer Sekte geworden, an deren Spitze die Diplomaten stehen. So wurde unter meinen Augen Karl X. aus Frankreich verjagt, der legitime Sohn des Vaters, der Ludwig XVI. hatte tödten lassen, nahm das Reich; die Diplomaten erkannten ihn als legitimen König. Die Franzosen belagerten Antwerpen, eigentlich eine deutsche Festung, die Belgier jagten auch ihren König weg, die legitimen Fürsten wünschen dem neuen König Glück, schicken ihm Gesandte und erklären ihn legitim; der legitime Herzog von Braunschweig wird auch aus dem Reich getrieben, sein Bruder wird als legitim erklärt. Der Dei von Algier wird ebenfalls weggeprügelt, man nimmt ihm 100 Millionen, die er nicht anzuwenden wußte, und schickt dies Geld nach Polen, um sie gegen den legitimen Kaiser aufzuwiegeln; in Schweden wird der König verjagt, man schickt einen französischen General hin und nennt ihn legitim; dem König von Aegypten nimmt man Syrien, um ihn legitim zu machen; den Türken nimmt man Griechenland, ganz Deutschland gibt Geld, um die Rebellen zu unterstützen; im Frieden mit den Türken wird ihnen bei Navarin ihre Flotte genommen; der neue König von Griechenland heißt legitim; ich könnte der Nachwelt noch viele Legitimitäten erzählen, aber sie wird es so wenig verstehen wie ich, der ich jetzt lebe." Von den eigentlichen Reiseerinnerungen Proben mitzutheilen, müssen wir uns versagen; selten hat etwas Gnade vor den Augen des Eremiten gefunden, was die neuere Zeit geschaffen, er tadelt überall mit bitterer Satire und offenbarer Uebertreibung, wenn er auch in manchen Dingen recht hat.

Der zweite Abschnitt ist „Dichtungen und Anderes" betitelt. Außer einer Elegie in Alexandrinern: „Das Glück", und einer gereimten Hausordnung im Versmaß der Blumauer'schen „Aeneide" haben wir nichts in gebundener Rede gefunden, Poesie auch nicht darin gesucht; das „Andere" ist eine Reihe von kleineren Aufsätzen, welche theilweise in bairischen und andern Zeitungen veröffentlicht worden sind, und vielfach den tüchtigen patriotischen Sinn des Eremiten bekunden, z. B. der Aufruf an das deutsche Volk bei Gelegenheit der französischen Rüstungen von 1840, in welchem er die frühern Beraubungen Deutschlands herzählt und sich beklagt, daß viele Deutsche den französischen Unverstand aus eigener Dummheit nachsagen: „Der Rhein sei die Naturgrenze beider Reiche, unter allen deutschen und französischen Dummheiten die größte!" Auch in den biographischen Notizen, welche,

wie schon erwähnt, den Schluß des Werks bilden, finden sich noch einige politische Notizen von Hallberg selbst geschrieben, aus denen seine Bemühungen für Baierns Besitzstand (Salzburg, Tirol, das Innviertel, Berg) zu ersehen sind. Eine Angabe seiner sämmtlichen Werke in chronologischer Aufzählung, ohne die Karten und einzelnen Aufsätze, 17, ist hinzugefügt.

Karl Gustav von Berneck.

Susanna Magdalena und Anna Sibylla Münch in ihrer Beziehung zu Goethe.

Einen vor 11 Jahren in meinen „Freundesbildern aus Goethe's Jugendzeit" gegebenen Aufschluß anziehender Art gilt es gegen eine, um nichts Stärkeres zu sagen, unbefugte Verdächtigung in Schutz zu nehmen. Herr Director Heinrich Viehoff in Trier hat in der dritten Auflage seiner Schrift „Goethe's Leben" meine dem Dichter und seinen Werken gewidmeten Arbeiten großentheils ausgebeutet. Hier hat er häufig bei bedeutenden Dingen, worüber er die Aufklärung diesen allein verdankt, meinen Namen ganz unerwähnt gelassen, wogegen er bei Nebenpunkten gegen mich kämpft. Sein Widerspruch bekundet in den allermeisten Fällen außer der Lust, von mir abzuweichen, nur den Mangel klarer Auffassung, und schien es mir bisher völlig unnöthig, auf eine Abfertigung seiner Gründe einzugehen, in der Ueberzeugung, daß nur wenige dadurch beirrt werden dürften. Da ich aber eben aus dem Anfange der für Frankreich bahnbrechenden Schrift Richelot's: „Goethe, ses mémoires et sa vie", sehe, daß dieser Viehoff's Verdächtigungen meiner über Anna Sibylla Münch gegebenen Aufklärung wenigstens der Erwähnung werthgehalten, so fordert es die Sache und meine Stellung in der Goethe-Literatur, einem solchen Verdacht entschieden entgegenzutreten, und wenigstens an diesem einen Beispiel die Weise Viehoff'scher Kritik zu kennzeichnen.

Goethe, der sich noch immer über den Verlust Lottens nicht ganz beruhigen konnte, schreibt am 25. Januar 1773 an deren Bräutigam: „Lotten sagt, ein gewisses Mädchen hier, das ich von Herzen lieb habe, und das ich, wenn ich zu heirathen hätte, gewiß vor allen griffe, ist auch den 11. Januar geboren.*) Wäre wol hübsch so zwei Paare. Wer weiß, was Gottes Wille ist." Wer diese Geliebte gewesen, weiß Viehoff nicht, obgleich ich schon in meinen Erklärungen zum „Werther" (1855) S. 30 den Namen kurz angegeben habe. Die von mir mit besonderer Liebe geschriebenen Erläuterungen zu Goethe's Werken werden überhaupt von unsern Literarhistorikern ganz unbeachtet gelassen, obgleich sie manches bisher Unbekannte und viele ganz neue Aufschlüsse bieten. Es war eine Tochter des Kaufmanns Philipp Anselm Münch, der mit Anna Sibylla le Cerf vermählt war; sie hieß Susanna Magdalena und war am 11. Januar 1753 geboren, also wenn auch nicht an demselben Tage mit Lotten geboren, wie Goethe annahm, doch nur zwei Tage früher. Das gleiche Alter mit Lotten und das Zusammentreffen des Geburtstags scheinen Goethe ganz besonders angezogen zu haben. Wahrscheinlich hatte er kurz vorher in ihrem Hause, das in der Döngesgasse lag, an der Stelle, wo jetzt Nr. 20 (169), ihren Geburtstag gefeiert, da die Familie Münch zum Kreise seiner Bekannten gehörte. Von Lotten unterließ er nicht, auch ihr zu erzählen, und ihr Antheil steigerte wol seine Neigung zu ihr, der nur die volle Innigkeit und der Drang zu unauflöslicher Vereinigung abgingen. Sechzehn Tage später schreibt er, gleichfalls an Lottens Bräutigam: „Das Mädchen grüßt Lottchen. Im Charakter hat sie viel von Lenchen, sieht ihr auch gleich, sagt meine Schwester, nach der Silhouette." Die hier gemeinte Schwester Lottens war vierteihalb Jahr jünger als diese. Im December hatte er in eigener Laune geschrieben, wäre er jetzt in Wetzlar, so würde er Lenchen lieber haben als Lottchen; sie sei nach dem Porträt ein liebenswürdiges Mädchen, besser als Lottchen, wenn nicht eben just das. In einem andern Briefe schreibt er, Lenchen luge treuherzig und wohlgemuth in die Welt hinein. Hiernach können wir uns das treuherzige und anmuthige Wesen von Susanna Magdalena Münch einigermaßen vorstellen. Wie sehr es dem Verhältniß zu ihr an herzlicher Wärme fehlte, ergibt sich aus der weitern Aeußerung Goethe's im angezogenen Briefe aus dem Februar: „Hätten wir einander so lieb, wie ihr zwei! Ich heiße sie indessen mein liebes Weibchen; denn neulich, als sie in Gesellschaft um uns Junggesellen würfelte, fiel ich ihr zu. Sie sollte 17 abwerfen, hatte schon den Muth aufgegeben und warf glücklich alle sechs." Weiter geschieht dieses Verhältnisses keine Erwähnung, und auch in „Wahrheit und Dichtung" ist gar kein Bezug darauf genommen. Eine ernstliche Neigung war Goethe unmöglich, ehe Lottchen auf ewig dem Manne ihrer Wahl angetraut war; seine Seele war zu sehr gespannt, als daß sie für eine andere Herzensneigung Raum gehabt hätte, und so zerrann dieses Verhältniß oder hielt sich auf demselben Stande mit den freundlichen Beziehungen zu andern Mädchen, unter denen vor allen die drei Töchter des Kaufmanns Jakob Friedrich Gerock zu nennen sind.

Durch ein seltsames Spiel des Zufalls sollte anderthalb Jahre später die jüngere Schwester von Susanna Magdalena, Anna Sibylla, geboren am 3. Juli 1758, in ein Herzensverhältniß zu unserm Dichter treten. Daß diese jenes in „Wahrheit und Dichtung" ohne Namen, selbst ohne Bezeichnung des Vornamens, bescheidene Mädchen sei, durch dessen Aufforderung Goethe zur Dichtung des „Clavigo" veranlaßt wurde, habe ich in meinen „Frauenbildern" mitgetheilt. Wenn Viehoff jeden triftigen Beweis dafür vermißt, so ist dies gar zu naiv. Zu beweisen, daß eine Person, deren Namen bisher in unsern Quellen gar nicht vorkommt, die von Goethe bezeichnete Dame sei, ist natürlich gar nicht möglich, wenn keine Ueberlieferung vorliegt. Nun habe ich in der Vorrede zu meinen „Frauenbildern" mich auf die „mannichfachen neuen Nachrichten über Goethe's Leben" berufen, die ich aus den Mittheilungen solcher Personen geschöpft, denen über Goethe's frankfurter Verhältnisse theils aus eigener Anschauung, theils aus den Erzählungen wohleingeweihter Personen Genaueres bewußt gewesen, und ich habe unter diesen Personen Fräulein Stock, die älteste Tochter einer mit Goethe's Mutter innigst befreundeten Familie, genannt und der unermüdet freundlichen Vermittelung der hochverehrten Jean Marie Belli, geborenen Gontard, gedacht, welche zur Beantwortung meiner mancherlei Fragen die besten noch lebenden Quellen zu befragen die Güte gehabt. Hiernach wird wol jeder andere als dieser Lebensbeschreiber Goethe's sich selbst sagen, daß ich jene Behauptung nicht aus den Fingern gesogen, sondern sie sich auf eine Ueberlieferung stützt, die ich glücklicherweise noch zu erhaschen vermochte, ehe der Tod den Mund derjenigen schloß, in deren Erinnerung dieselbe noch lebte. Freilich ist es bequemer, in flüchtiger Benutzung der allgemein zugänglichen Quellen fingerfertig ein Leben Goethe's zusammenzuschreiben, als mühevolle Nachforschungen anzustellen und den Stoff mit kritischer Schärfe zu durchdringen. Zum Danke für die in Frankfurt angestellten Forschungen nach der Ueberlieferung der Goethe'schen Zeit zeiht mich nun Viehoff der allen Begriff übersteigenden Thorheit, ich habe ohne allen Grund die Aufklärung der Welt vorgegaukelt, Anna Sibylla Münch sei jene in die Zeit der Abfassung des „Clavigo" fallende Geliebte Goethe's gewesen. Indem ich einen solchen Verdacht auf das Haupt seines Urhebers zurückfallen lasse, erkläre ich hiermit ausdrücklich, daß jene von mir aufgestellte Behauptung auf bester Ueberlieferung beruhe, und demnach so lange bestehen muß, bis sie durch eine besser berechtigte Quelle widerlegt wird.

Aber Viehoff hat sie ja entschieden widerlegt. Da haben wir wieder ein echtes Beispiel Viehoff'scher Kritik, die, ich spreche aus meiner genauen Erfahrung bei Benutzung seiner

*) Charlotte Buff war nicht am 11., wie Goethe meinte, sondern am 13. Januar geboren.

Arbeiten über Goethe, regelmäßig, mit sehr seltenen Ausnahmen, in die Irre geht. Der Beweis von Viehoff gründet sich auf die beiden oben angeführten Stellen aus Goethe's Briefen an Lottens Bräutigam. „Durch die erste der eben angeführten Briefstellen (vom 25. Januar)", läßt er sich vernehmen, „sehen wir das dritte von Düntzer's «Frauenbildern aus Goethe's Jugendzeit», worin er mit so großer Zuversicht einen neuen Namen, «Anna Sibylla Münch», in die Goethe-Literatur eingeführt hat, sich in Nebel auflösen." Wie man bei gesunden Sinnen so etwas schreiben kann, ist mir unbegreiflich. Jene eben angeführten Stellen sprechen von einer Neigung, die Goethe im Januar und Februar 1773 zu einer mit Lotten an Alter gleichen Dame gehabt, wobei es ihm aber nicht recht ernst gewesen; diese soll nun dieselbe sein mit derjenigen, der Goethe zu Liebe den „Clavigo" gedichtet, obgleich er selbst ausdrücklich sagt, daß das Verhältniß zu dieser sich erst in der schönen Jahreszeit von 1774 gebildet. Das ist nicht allein eine ganz haltlose, sondern eine unmögliche Annahme; beide Personen müssen, wenn nicht aller geschichtlicher Verstand zu Schanden gehen soll, streng voneinander geschieden werden. Viehoff wirft sie aber absichtlich zusammen, um mein drittes Frauenbild in Nebel aufzulösen; denn da jene Geliebte vom Januar 1773 unsere Anna Sibylla Münch nicht gewesen sein kann, so bedarf es nur der bloßen Vertauschung beider, um diese Dame auch aus dem Mai 1774 zu verdrängen. Da spreche man noch von deutscher Gründlichkeit! Die ganze Aehnlichkeit, deren Schein Viehoff's Augen geblendet haben muß, besteht darin, daß jene Dame, die wir als Susanna Magdalena Münch nachgewiesen haben, bei einem Gesellschaftsspiel der Mädchen um die Jünglinge unsern Dichter erwürfelte, der sie seitdem kurze Zeit sein liebes Weibchen nannte, und die Dame, auf deren Veranlassung Goethe den „Clavigo" dichtete, im Frühjahr 1774 durch einen sonderbaren Zufall auf drei an Freitagen unternommenen Ausflügen aus dem Glücksbeutel jedesmal Goethe's Namen herauszog, wo denn die Gesellschaft entschied, daß dieses dreimal durch das Schicksal bestimmte Paar nicht mehr geschieden werden könne. Goethe sagt uns von der letztern Verbindung nur, daß sie sich auch in der Zwischenzeit immer „du" angeredet hätten, nicht daß sie auch im gewöhnlichen Leben sich als Mann und Frau bezeichnet. Auch hier tritt die Verschiedenheit auf das klarste zu Tage. Viehoff aber begnügt sich nicht mit dem von Goethe erwähnten Zufall; dieselbe Dame muß ihn schon 16 Monate vorher einmal durch einen ganz unerwarteten Glückswurf einer Nebenbuhlerin abgeworfen haben, und schon damals nannte er sie sein Weibchen. Doch wozu weiterer Worte? Es kann nicht der geringste Zweifel obwalten, daß das „Weibchen" aus dem Januar 1773 durchaus verschieden sein muß von der Titulargattin des Frühlings 1774. So bleibt es uns denn feststehen, daß letztere Anna Sibylla Münch gewesen, wie erstere als deren Schwester nachgewiesen ist. Goethe liebte meist, mit Ausnahme von Lotten und der gerade durch ihr gleiches Alter ihm anziehend gewordenen Susanna Magdalena Münch, jüngere Mädchen. Anna Sibylla Münch war damals noch keine volle 16 Jahre alt; Lili, für die er ein halb Jahr später in leidenschaftlichster Glut entbrannte, war zehn Tage älter als diese. Friederike stand zu der Zeit, als Goethe sie kennen lernte, im sechzehnten Jahre.

Daß die Schwestern Münch ihr Vermögen in dem Geschäft ihres Bruders einbüßten, habe ich schon in den „Frauenbildern" erwähnt. Susanna Magdalena starb am 8. März 1806 als Conventualin des Weißfrauenklosters. Die Schwester erlebte noch das Erscheinen von „Wahrheit und Dichtung", und in Frankfurt wird es damals den mit Goethe's Jugend näher Bekannten unzweifelhaft gewesen sein, daß sie jene „Titulargattin" sei. Die Vermuthung, die Ueberlieferung habe Anna Sibylla mit der ältern Schwester verwechselt und ein früheres Verhältniß irrig auf das Frühjahr 1774 übertragen, entbehrt um so mehr jeder Handhabe, als Anna Sibylla Münch noch so lange lebte; denn sie starb, wie ich gleichfalls schon früher angemerkt habe, als Conventualin des lutherischen Katharinenklosters am 6. November 1825.

Viehoff hat auch meine Behauptung, daß der humoristische Freund, welcher die Mariagenlotterie aufgebracht, Rath Crespel gewesen, in Zweifel zu ziehen gesucht. Daß dieselbe auf wirklicher Ueberlieferung beruhe, fällt ihm nicht ein. Es dürfte kaum nöthig sein, dies hier ausdrücklich zu bestätigen. Wenn nicht alles, was Goethe von jenem Freunde sagt, buchstäblich bei Crespel eintrifft, so beweist dies gar nichts, da ja in „Wahrheit und Dichtung" einzelne irrige Angaben in sehr großer Zahl längst nachgewiesen worden sind. Wenn Viehoff behauptet, zwischen Rath Crespel und dem humoristischen Freunde bleibe kaum ein anderer Aehnlichkeitspunkt übrig als eine gewisse Hinneigung zum Barocken und eine kahle Stelle auf der Mitte des Hauptes, welche dieser sich durch einen unglücklichen Fall zugezogen *), was sich doch vom „jungkahlen Haupte" des Goethe'schen Humoristen unterscheide, so hat er einen Hauptzug übergangen, daß jener Humorist nicht nur Katholik war, sondern „seine Talente und seinen Scharfsinn in Jesuitenschulen ausgebildet hatte", was auf außerordentlich wenige junge Frankfurter der Zeit so passen dürfte, wie es bei Crespel zutrifft. Nehmen wir hinzu, daß Crespel nachweislich dem Goethe'schen Kreise sehr befreundet, sodaß Goethe's Mutter ihren Sohn als seinen Bruder bezeichnet, daß er im Kreise der Mädchen beliebt war und besonders an Gesellschaftsspielen sich gern betheiligte, wie die Briefe von Goethe's Mutter an ihn bezeugen, so wäre es doch ein gar zu seltsames Zusammentreffen, wenn in dem Gesellschaftskreise Goethe's und seiner Schwester sich zwei solche in Jesuitenschulen erzogene junge Männer befunden hätten, die beide eine Glatze auf der Mitte des Kopfes, ähnlich der Tonsur der katholischen Geistlichen, gehabt. Daß Viehoff sich dagegen sperrt, die von mir gebrachte anziehende Aufklärung anzuerkennen, ist mir nicht auffallend, obgleich sich diese aus bester Quelle stammende Ueberlieferung von jeder Seite bestätigt. Freilich kann damit Goethe's Erzählung von den Lustfahrten nicht bestehen, die er und seine Schwester im Sommer vor der Abreise nach Leipzig mit Freunden und Freundinnen angestellt haben sollen, da Crespel, der daran theilgenommen, damals in Paris sich befand. Aber daß jene Erzählung verfrüht sei, läßt sich auch aus manchen andern von mir früher hervorgehobenen Umständen nachweisen, auf die Viehoff nicht eingeht, da er sich mit der einfachen Bemerkung begnügt: „Wie dem auch sein mag (was hier wol nur heißen kann, ob Crespel dieser Humorist sei oder nicht, wo es ganz unwahr ist, da im erstern Falle schon hierdurch der folgende Nachsatz als unwahr sich erwiese), so steht das wenigstens fest, daß an eine Verlegung jenes Lotteriespiels der liebenden Paare aus dem Sommer 1765 in den Sommer 1773 nicht gedacht werden darf, indem sogar das spätere «Mariagespiel» seinem ersten Ursprunge nach in den Winter 1772 bis (sic) 1773 fallt."

Wenn im Januar 1772 einmal die Mädchen um die Jünglinge würfelten, so hindert dies durchaus nicht, daß im daraufsolgenden Sommer Crespel die Damen aus einem Beutel die Namen der Herren ziehen ließ, die bis zur nächsten, bei der folgenden Lustfahrt anzustellenden Ziehung von jenen als ihre begünstigten Liebhaber anerkannt werden sollten. Jenes war ein bloßes Scherzspiel, gleich dem Kartenlegen, dieses dagegen eine förmliche, die fröhlichen Zusammenkünfte regelnde Satzung, und ist es an sich viel wahrscheinlicher, daß Crespel im folgenden Jahre diese Bestimmung dahin änderte, daß die durch den Zufall zusammengegebenen Paare sich von jetzt an als wirkliche Ehegatten behandelten, als daß zwischen beiden Gesellschafts-

*) So entstellt Viehoff meine Worte: „Infolge eines unglücklichen Zufalls waren ihm auf der Mitte des Kopfes keine Haare gewachsen." Mit Absicht bin ich auf jenen mir wohlbekannten Zufall nicht näher eingegangen. Daß jener „Zufall" kein „Fall" gewesen sei, kann ich Herrn Viehoff versichern. So ist man vor Viehoff's Entstellung keinen Augenblick sicher.

spielen neun volle Jahre in der Mitte liegen sollten. Die Behauptung, daß jene Lustfahrten im Sommer 1765, wo Goethe's Schwester in der ersten Hälfte ihres funfzehnten Lebensjahres stand, nicht angestellt worden sein können, ist so begründet, wie irgendetwas in solchen Dingen bewiesen werden kann (vgl. „Frauenbilder", S. 225, Note). Erst später bildete sich jener Kreis von Freundinnen um Goethe's Schwester, und daß die Bekanntschaft des Engländers, die Goethe in den Sommer 1765 verlegt, erst in den Herbst 1768 falle, ist erwiesen. Wenn er aber die Lustfahrten bereits dem Jahre 1765 zuschreibt, so glauben wir darin nicht eine unbewußte Verschiebung erkennen zu dürfen, sondern zur künstlerischen Abrundung der Darstellung führte er dieselben schon vor dem Abgange nach Leipzig ein, um dann bei der Schilderung des Jahres 1773 darauf zurückkehren zu dürfen. Ueberhaupt dürfte ein großer Einfluß der künstlerischen Gestaltung auf manche Umstellungen von Ereignissen sich vielfach in „Wahrheit und Dichtung" nachweisen lassen.

Mit Viehoff mich hierüber zu verständigen, gebe ich freilich auf, da dieser vieles für möglich hält, was ich mit meinem Denken nicht vereinigen kann. So scheint es mir ganz unzweifelhaft, daß, wenn Goethe nach der Rückreise aus der Schweiz von Frankfurt aus an Auguste Stolberg schreibt, er habe von ihren Brüdern in Zürich Abschied genommen, was ihm schwer gefallen sei, diese Aeußerung nur so verstanden werden kann, daß Goethe diese in Zürich zurückließ, und daß er sich ganz anders hätte ausdrücken müssen, hätten die Stolberge sich während seiner Gebirgsreise ganz unerwartet von Zürich wegbegeben müssen, sodaß er überrascht war, sie bei der Rückkehr nicht wiederzufinden, wie es in „Wahrheit und Dichtung" dargestellt wird. Ebenso wenig kann ich die Aeußerung Jacobi's: „Lieber Goethe, da hast du deinen «Prometheus» zurück und meinen besten Dank dabei. Kaum kann ich dir sagen, daß dies Drama mich gefreut hat, weil es mir unmöglich ist, dir zu sagen, wie sehr", mir anders zurechtlegen, als daß Jacobi wirklich die zwei Acte des „Prometheus" für ein Ganzes gehalten habe, und ich sehe nicht, was es hier heißen soll, „auf eine Bezeichnung in einem rasch hingeworfenen Briefe sei kein großes Gewicht zu legen", da Jacobi sich ganz anders geäußert, jedenfalls den Dichter noch auf die Vollendung hingewiesen haben würde, wenn er das Stück für unvollendet gehalten hätte. Und Goethe muß ihm in dem nicht erhaltenen Briefe, womit er das Stück übersandte, Veranlassung gegeben haben, es für ein Ganzes zu halten. Auch nennt er in einem Briefe an Jacobi vom April 1775 den „Prometheus" neben „Stella" so, daß wir unmöglich diesen für ein Bruchstück halten können. Daß die Abschrift des Stücks von Jacobi's Hand, die Seebeck auffand, nur die beiden Acte enthalten habe, bestätigte mir Varnhagen von Ense in einem Briefe vom 18. Mai 1850. „Ich hatte eine der ersten Abschriften von jener Abscheift genommen", fügte er hinzu, „und ich weiß nicht, ob es nicht die meinige war, die Goethe zum neuen Abdruck seines Gedichts benutzte; in seinen Händen war sie." Wenn Viehoff es Goethe nicht zutrauen zu dürfen glaubt, daß er ein Ganzes von einem Bruchstück nicht zu unterscheiden gewußt, so dürfte das hier angenommene Misverständniß kaum schlimmer sein als dasjenige, was doch auch Viehoff zugeben muß, daß er einen selbständigen Monolog des Prometheus als Anfang eines dritten Acts des Stücks annahm, der einen ganz andern Zweck hatte und hier durchaus unangebracht ist. Dann aber behaupte ich keineswegs, Goethe habe jenes Unterscheidungsvermögen nicht besessen, sondern er habe, als er den „Prometheus" in die Sammlung seiner Werke aufnahm, ein solches Versehen begangen, weil er der Sache nicht die gehörige Aufmerksamkeit schenkte, wenn er nicht hier, wie auch sonst wol, durch einen von anderer Seite kommenden Vorschlag sich ohne gehörige Erwägung bestimmen ließ. Was aber die Deutung jenes wundersamen Dramas betrifft, so bin ich so weit davon entfernt, irgendeine der von Viehoff dagegen erhobenen Bemerkungen für begründet zu halten, daß die von mir gegebene, mir noch immer die einzig mögliche, d. h. aus umsichtiger Auffassung nothwendig sich ergebende scheint, wie ich denn der Ueberzeugung lebe, daß wol tastende Kritiker, die nicht in den Geist des Dichters gedrungen sind und einer scharfzerlegenden, die Fäden des kunstvollen Gewebes aufzeigenden Forschungsweise entbehren, verschiedene Ansichten über den Sinn eines Dichtwerks haben können, dagegen eine gründlich vorschreitende und eindringende Erklärung nothwendig die einzig wahre Deutung ergeben müsse. So bei „Prometheus", bei „Faust".

Auch die Ansicht, welche die „Grenzboten" im Jahre 1855 (XIV, 22 fg.) brachten, unter dem Namen „Ottomar Föhrau" (der Verfasser hat später unter seinem wahren Namen belangreichere Mittheilungen gegeben), kann ich aus entscheidenden Gründen nicht billigen, und muß ich die über jenen spätern Monolog des Prometheus vorgetragene Ansicht als nothwendig aus dem Gedicht selbst und dessen Vergleichung mit dem Drama sich ergebend aufrecht halten. Wenn Goethe's „Prometheus" in Hinsicht der Composition keineswegs künstlerisch abgerundet ist, sondern die dramatische Form vom Dichter nur als die handlichste zur Darstellung seiner Idee gewählt wurde, so kann dies keinen Beweis gegen die Richtigkeit der Deutung abgeben. Der Erklärer hat aus dem Dichtwerk herauszudeuten, unbekümmert, ob das Gedicht als ein künstlerisches Meisterwerk sich ergibt oder nicht. Der Erklärung folgt die Würdigung, und die Beantwortung der Frage, weshalb Goethe hier kein abgerundetes Drama schaffen konnte, ist keineswegs weit zu suchen.

Heinrich Düntzer.

Französische Urtheile über Lessing.

Mit einer gewissen Genugthuung ist uns in der letzten Zeit öfters versichert worden, daß Frankreich allmählich Kenntniß von Deutschland zu nehmen beginne, daß die Beschäftigung mit deutscher Literaturgeschichte immer mehr Boden gewinne, und man hat es hervorgehoben, daß besonders die Werke unserer großen Dichter unsern überrheinischen Nachbarn durch gute Uebersetzungen bekannt geworden seien.

Zudem ist in den Lehrplan der französischen Gymnasien das Deutsche als Unterrichtsgegenstand bereits seit einiger Zeit aufgenommen, ja, man behauptet sogar, daß die höhern Lehranstalten nicht ohne eine gewisse Kenntniß der deutschen Literatur gelassen werden. Und so dürfte man wol geneigt sein, eine wenn auch bescheidene Kunde von Wesen und Bedeutung unserer großen Dichter in Frankreich wenigstens bei Franzosen vorauszusetzen, die auf der Höhe der literarischen Bildung, ja sogar in näherer oder fernerer Beziehung zu den Angelegenheiten des höhern Unterrichts stehen.

Vor uns liegt das zweiundvierzigste Heft des dreiundzwanzigsten Jahrgangs der „Revue de l'instruction publique" (ausgegeben am 24. Jannar 1864), in welchem auf S. 676 fg. ein Herr Arthur Arnould zwei Uebersetzungen aus dem Deutschen bespricht. Und zwar Uebersetzungen von „Amaranth" von Redwitz und von Lessing's „Nathan". Wir wollen an der etwas wunderlichen Zusammenstellung keinen weitern Anstoß nehmen, sondern direct auf das Urtheil des Franzosen über Lessing's Schauspiel übergehen.

Nachdem Arnould seine französischen Landsleute über Zweck und Ausführung der Redwitz'schen „Amaranth" aufgeklärt und berichtet hat, wie dieser Dichter „seine Harfe gegen die Irrthümer der Zeit und gegen den schlimmen Feind des Unglaubens" geschleudert hat, fährt er folgendermaßen fort: „Was «Nathan den Weisen» betrifft, so ist es ein Stück von Lessing, in welchem der Verfasser gleichermaßen die religiöse Frage behandelt. Nur theilt Lessing mehr oder weniger die «groben Irrthümer», die das Gedicht «Amaranth» zu vernichten kam. Lessing gehört der glänzenden Plejade freier Denker des 18. Jahrhunderts an. Von diesem Gesichtspunkt aus bietet sein Stück ein gewisses Interesse, aber es war seit lange übersetzt und jeder kannte wenigstens eine Analyse desselben. In Deutschland gilt es für

eins der Meisterwerke des menschlichen Geistes. In Paris werden es die Leser sehr kindlich finden. Nichts gleicht weniger dem, was wir unter einem Stücke verstehen. Da sind weder Charaktere noch dramatische Situation. Jede Person ist die lebendige Darstellung einer philosophischen Theorie. Keine der Personen des Dramas spricht die echte Sprache der menschlichen Leidenschaften. Das bleibt langweilig und steif wie ein geometrischer Lehrsatz. Dem Ziele Lessing's fehlt es nicht an einer gewissen Kühnheit, versichert man uns; aber in Wirklichkeit hat er nichts gethan, als mit Hülfe eines sentimentalen Dialogs, inmitten phantastischer und verwirrter Begebenheiten eine Behauptung zu wiederholen, die kurz vorher mit großer Gewalt (avec une grande verve) durch Swift in seiner «Erzählung von der Tonne» auseinandergesetzt worden war. Alles zusammengenommen, es ist das Stück eines deutschen Kritikers. Das Theater kann nichts damit anfangen, und die modernen Leser werden erstaunen über die Naivetät dieses revolutionären Unterfangens zu einer Zeit, wo Voltaire mit seinem Namen und seinen Ideen die ganze Welt erfüllte."

Fast zu derselben Zeit, am 16. Januar, promovirte ein Herr Crouslé in der pariser philosophischen Facultät mit zwei Thesen über Seneca und „Lessing et le goût français en Allemagne". Ueber die dabei stattgefundene Disputation findet sich ein eingehender Bericht in dem zweiten Heft der „Revue critique et bibliographique" auf S. 110 fg., während vorher auf S. 88 fg. eine ausführliche, von H. Schmidt, Lehrer des Deutschen am Lycée Charlemagne, verfaßte Besprechung jener Doctordissertation Crouslé's abgedruckt ist. Schmidt verfährt etwas säuberlicher mit Lessing. Nicht nur, daß er seine Verdienste als Kritiker bereitwilligst anerkenne, er legt sogar mit Hinweisung auf „Minna von Barnhelm" ein Veto gegen Lessing's bekanntes Selbstbekenntniß ein, daß er kein Dichter sei. Allerdings kommt eine Stelle, wo er sich von Lessing abwendet, und das ist natürlich die scharfe Kritik der französischen Tragödie in der „Dramaturgie". Hier hält es der Franzose mit dem eminent deutschen Namen für nöthig, sich vor jeder Zustimmung zu Lessing's „gewagten Behauptungen" zu verwahren, ja, er führt gegen Lessing den Einwand ins Feld, „ob etwa ein Mann, der so schwerfällig französisch geschrieben habe wie Lessing, der Richter gewesen wäre, dessen es zu einer wahren Würdigung Racine's und Corneille's bedurft hätte".

Man sieht, die Vertheidiger der französischen Tragödie haben kein Glück in der Wahl ihrer Waffen. Oder haben sie wirklich ganz vergessen, daß wir ihnen ja nur ihre Frage zurückgeben und die Herren bitten könnten, ihren Beruf als Kritiker Lessing's durch eine Seite selbständig geschriebenes, einfach verständliches Deutsch zu documentiren? Wir haben allen Grund, dem Resultat dieser Probe mit ziemlicher Seelenruhe entgegenzusehen, und würden dann nichts zu thun haben, als die Worte des Franzosen (S. 91) auf unsern Fall anzuwenden: „Eh bien! ceux qui écrivent si lourdement notre langue, sont-ils bien les juges qu'il faut pour apprécier Lessing?" Aber dieses argumentum ad hominem wollen wir nicht einmal anwenden. Denn noch jetzt machen wir den Anspruch, die französische Literatur gut und treffend beurtheilen zu können, selbst wenn wir es nicht vermöchten, auch nur einige Worte französisch so zu schreiben, daß wir uns nicht den Vorwurf der Schwerfälligkeit von ihnen zuziehen müßten. Genug, daß wir die Sprache verstehen, daß wir die Werke ihrer Classiker lesen können, ohne uns so grober Schnitzer schuldig zu machen, wie jede beliebige französische Uebersetzung von Goethe oder Schiller aufweist. Genug ferner, daß in diesen französischen Kritiken nicht ein Satz der Lessing'schen Kritiken wahrhaft widerlegt ist, so leicht und glatt auch das Französisch klingen mag, in dem das versucht wurde. Genug endlich, daß Ein Vorwurf, welchen Lessing der französischen Tragödie macht, ewig unwiderleglich ist. Lessing hat für alle Zeiten nachgewiesen, daß die französischen Theoretiker, wohlgemerkt, nicht etwa schlecht griechisch schrieben, sondern daß sie den Aristoteles nicht verstanden haben, weil sie ihn eben nicht lesen konnten. Und ob nicht Lessing auch heute noch seinen französischen Gegnern im allgemeinen diesen Vorwurf mit Recht machen könnte, darüber mögen diejenigen urtheilen, welche mit dem Zustand des griechischen Unterrichts auf den französischen Gymnasien vertraut sind.

Eugène Arnould scheint seine Studien über comparative Literaturgeschichte nicht sehr weit ausgedehnt zu haben. Sonst würde es ihm kaum entgangen sein, daß zur Zeit von Lessing's „Nathan" Voltaire's Name sehr weit davon entfernt war, die ganze Welt zu erfüllen und daß man diese Veränderung ganz vorzüglich eben Lessing zuzuschreiben hatte. Er würde ferner, falls er sich erkundigt hätte, erfahren haben, daß „Nathan der Weise" auf deutschen Theatern von Anfang an groß und bedeutend gewirkt hat, allerdings zumeist vor einem andern Publikum als dem, welches schlechte Bearbeitungen schlechter französischer Stücke zu beklatschen pflegt. Und so würde er sich vielleicht dazu verstanden haben, mit einer kleinen Aenderung zu versichern: das französische Theater kann nichts damit zu schaffen haben, worauf wir uns dann gern bescheiden würden.

Vielleicht — wir wissen es nicht — ist Eugène Arnould angestellt an der pariser Universität, vielleicht sogar Dekan der Facultät. Wenigstens stimmt die in der „Revue critique" mitgetheilte Opposition des Doyen bei Crouslé's Promotion ganz entschieden mit den Aeußerungen Arnould's überein. Auch der Herr Dekan spricht gegen Lessing's Kritik der französischen Tragiker, ja auch er führt Swift's „Tonne" an, um Lessing's Originalität herabzusetzen. Er hat, dem Berichte zufolge, „mit der Lebhaftigkeit eines echt französischen Geistes Schlag auf Schlag den Verleumdern des Französischen wiedergegeben, hat Voltaire und die französische Gelehrsamkeit vertheidigt, hat mit einem immense savoir dem productiven Geiste der Franzosen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, welche die Deutschen ihm so oft versagen"; hat ferner als Beispiel die Fabel von den drei Ringen gewählt und nachgewiesen, daß Lessing sie zwar dem Boccaccio entlehnte, dieser aber sie wieder aus einem altfranzösischen Fabliau geborgt hat, kurz er hat lebhaft gegen den germanisme der Dissertation gesprochen. Worauf dann eingewendet worden ist, daß Lessing's Kritik.... doch lieber setzen wir die französischen Worte hin: „Sa polémique contre le théâtre français, toute superficielle qu'elle est, malgré son pédantisme, a du moins eu le mérite, d'affranchir l'esprit allemand d'une imitation funeste, et de le pousser malgré lui dans les voies de la véritable originalité."

So wäre denn Lessing's Unterfangen gebührend zurückgewiesen. Was wir bisher von ihm zu wissen glaubten ist durch die fulminante Rede des Herrn Doyen in seiner ganzen Haltlosigkeit bloßgestellt worden. Lessing hat nicht die trostlose Einöde der Voltaire'schen Tragödie erkannt und aller Augen erwiesen, er hat nicht durch seinen Hinweis auf Shakspeare, durch sein unermüdliches Hervorheben dieses größten Tragikers aller Zeiten die gesammte dramatische Kunst aller Nationen auf das Eine hingeführt, was noth ist. Sein Kampf war nicht etwa gegen die Pedanterie der poesielosen Phrase gerichtet, denn er war selbst pedantisch; seine Polemik war oberflächlich, und so kann er nicht gegen die Oberflächlichkeit der damaligen französischen dramatischen Theorie gestritten haben, sagt der Herr Dekan. Daß in diesen Sätzen jedes Wort eine Unrichtigkeit enthält, braucht keinem Vorurtheilsfreien bewiesen zu werden. Wenn aber auch der Herr Doyen mit Selbstgefälligkeit darauf zurückkommt, daß die Erzählung von den drei Ringen nicht Lessing selbst angehöre, sondern eigentlich einem französischen Fabliau, so ersuchen wir ihn, bei nächster Gelegenheit einige Untersuchungen über die Quellen dieser Fabliaux anzustellen, vielleicht daß das Resultat ihm zu denken gibt. Uns freilich will es gleichgültig erscheinen, ob Lessing diese Geschichte erfunden oder in sein Stück übertragen hat, fast scheint uns das Stück und die Arbeit des Dichters daran nur zu gewinnen, wenn wir in ihm den lebendigen Beweis sehen, daß wahre und reine Dichterkraft auch fremde Elemente geläutert in sich aufnehmen kann. Wenn aber der Herr Dekan ein

so entschiedenes Gewicht auf die Originalität des Stoffs, der Fabel eines Stücks legt, worin wir ihm nicht beipflichten, so wolle sein immense savoir sich gelegentlich daran erinnern, daß die große französische tragische Trias ihre Stoffe nicht selten entlehnte, daß Molière desgleichen gethan hat, und er wolle also nicht unterlassen zu bemerken, daß das génie inventif jener Dichter oft genug seine Zuflucht zu Plutarch, Valerius Maximus, Curtius Rufus, Plautus, Terenz und andern genommen hat, von spätern Quellen ganz zu geschweigen. Wenn schließlich bemerkt worden ist, daß Lessing's Kritik wenigstens das Verdienst gehabt hat, die Deutschen von einer verderblichen Nachahmung zu befreien, so ist das wahr. Wenn hingegen hinzugefügt wird: ... „und den deutschen Geist malgré lui dans les voies de la véritable originalité zu treiben", so ist das falsch. Im Jahre 1772 erschien Lessing's „Emilia Galotti", in demselben Jahre Goethe's „Götz von Berlichingen", welchem in den nächsten Jahren „Werther" und „Clavigo" folgten. Es verräth die äußerste Unbekanntschaft mit dem Gange der deutschen Literatur, ihre Entwickelung von dem directen Einflusse eines einzelnen, und wäre es Lessing, abhängig machen zu wollen. Gerade die siebziger Jahre sind es, in denen die mannichfachsten Richtungen und Strömungen des geistigen Lebens unsers Volks zusammentrafen, und die Frucht dieser Vereinigung sind jene Werke, bei denen, wenn es gilt, die Vorbilder aufzuzeigen, freilich nicht die Franzosen, sondern die Engländer Pathe gestanden haben.

Wenn Lessing jetzt lebte, so würde er seine frühern Kämpfe fortsetzen können und würde sich darin von seiner Nation unterstützt sehen, mehr als vor 100 Jahren. Er würde jetzt dem Herrn Dekan entgegnen, daß man kein Volk wider seinen Willen in die Bahn wahrer Originalität der Poesie treibt und daß ein gesundes Volk seinen eigenen Weg geht; er würde an das naheliegende Beispiel erinnern, daß die französischen Romantiker trotz aller Mühe es nicht haben dahin bringen können, den Classicismus zu verdrängen; und es ist uns, als hörten wir angesichts auch der heutigen französischen dramatischen Literatur, welche sich mit dem verworfensten Gesindel männlichen und weiblichen Geschlechts beschäftigt, auf solche hohle, hämische und stümperhafte Angriffe sein stolzes Wort sprechen: „Abschreckend und positiv gegen den Stümper, höhnisch gegen den Prahler."

Die Anwendung auf die vorliegenden französischen Stimmen über Lessing zu machen, dürfen wir uns ersparen. Aber es schien angemessen, diese Stimmen wenigstens zu vernehmen und ihrer als eines neuen Mahnrufs zu gedenken, daß wir Deutschen es mutatis mutandis in Frankreich noch immer mit denselben Fehlern zu thun haben, deren Bekämpfung Lessing manche ernste Stunde seines Lebens gewidmet hat. Solchen Thatsachen gegenüber ist es an der Zeit, sich daran zu erinnern, daß es Lessing war, der das kühne Wort gesprochen: „Ich wage es, eine Aeußerung zu thun, mag man sie doch nehmen, wofür man will! Man nenne mir das Stück des großen Corneille, das ich nicht besser machen wollte. Was gilt die Wette?" 22.

Schriftstellerei im Alterthum und in der Gegenwart.

Wie stand es im Alterthum mit der Schriftstellerei? Wie stand es mit dem Buchhandel im Alterthum? Wie war das Verhältniß des Schriftstellers im Alterthum zu seinem Verleger? Das sind Fragen, auf die ein Artikel des „Cornhill Magazine", der auch in das „Ausland" übergegangen ist, interessante Auskunft gibt. Die Schriftstellerei wie der Buchhandel hat zwar erst durch die Buchdruckerei einen früher nicht gekannten Aufschwung genommen, allein auch im Alterthum sind die Vervielfältigungsmittel eines literarischen Products nicht unbedeutend gewesen. Natürlich geschah die Vervielfältigung nur auf dem Wege des Abschreibens. Aber es gab in den Zeiten des alten Rom in jedem ehrbaren Haushalte Sklaven, welche Bücher abschreiben mußten. Ein gelehrter Franzose ist der Ansicht, daß die Bücher in Rom im allgemeinen billiger herzustellen waren, als in der Gegenwart. Nehme man nur, daß ein Sklave vielleicht 50 oder 100 Abschreibern zugleich dictirte, so kostete die Herstellung einer Ausgabe weniger als eine aus unsern Buchdruckereien hervorgehende. Demgemäß waren auch die Preise der Bücher im alten Rom keineswegs hoch. So sollte das erste Buch der Epigramme des Martial 5 Denare, ungefähr 1 Thaler und zwar zierlich gebunden kosten, die wohlfeilere Ausgabe gar nur 6—10 Sestertien, etwa 10⅓—17⅓ Ngr. Das dreizehnte Buch der Epigramme kostete 4 Sestertien, etwa 7 Ngr., und Martial meinte dazu, daß bei der Hälfte des Preises dem Verleger Tryphon noch ein hübscher Gewinn übrigbliebe. Blicken wir zur Vergleichung mit dem Alterthum auf das, was in der Gegenwart mit Hülfe der Buchdruckerkunst am billigsten geliefert wird, so möchten es wol die sogenannten Pennyblätter sein. Freilich konnte das alte Rom bei seiner Abschreibekunst nicht wie Paris wenigstens 20 Journale zu je 2 Sous haben. Rom kannte natürlich nicht die Fülle der Journale: „La Science pittoresque", „La Science pour tous", „Journal pour tous", „Du Dimanche", „Du Jeudi", „Pour rire", „Omnibus", „Échos de Paris" u. s. w.; es brauchte aber auch nicht zu fürchten, sein Geld an Pennyblätter wegzuwerfen, deren Illustrationen zu irgendeinem beliebigen Gegenstand irgend beliebig woher genommen sind, wie das gewisse englische Verleger so trefflich verstehen sollen. Freilich besaß das alte Rom nicht wie Paris ein „Journal pour tous" mit einer Auflage von 160000 bis 170000 Exemplaren, es hatte aber auch nicht nöthig, für ein solches Blatt auf wenigstens 100000 Abonnenten zu speculiren, damit nur die Kosten gedeckt wären. Was Paris, beiläufig bemerkt, an größter Billigkeit nach Seite der Pennyblätter gegenwärtig leistet, dafür zeugt wol das „Petit Journal". Dies Journal kostet nur 1 Sou, es erscheint ohne Illustrationen und setzt jetzt gegen 108000 Nummern ab. Es ist ein Abendblatt, dessen Druck fünf Pressen zu vier Formen beschäftigt. In selbem Verlage, wo dieses erscheint, erscheint auch das „Journal de Paris" zu 1 Sou und das „Petit Journal illustré" zu 2 Sous.

Doch damit wir nicht ganz abirren: wie stand es mit den Schriftstellerhonoraren im Alterthum? Glaube man nur nicht, daß die Klage über knappe Schriftstellerhonorare eine neue. Die Klage über die Armuth der Dichter ist eine so alte, daß schon Petronius im „Satyricon" sagt: „Quare ergo, inquam, tam male vestitus es? Propter hoc ipsum ait: amor ingenii neminem unquam divitem fecit." Allein trotz dieser Klage möchte so viel feststehen, daß römische Autoren von ihren Verlegern bezahlt wurden; freilich werden sich unbekannte Autoren — es geschieht eben nichts Neues unter der Sonne — häufig genug mit der bloßen Ehre begnügt haben, gerade wie bei uns, und für diese Ehre noch die Abschreibekosten getragen haben. In der Gegenwart machen vielleicht vielen Verlegern die vielen Recensionsfreiexemplare Kopfschmerzen, die ein Verleger im alten Rom sicher weniger kannte, dafür klagt aber Martial sehr vernehmlich über die Dreistigkeit der Bekannten, welche alle Ansprüche auf ein Schenkungsexemplar machten. Also im alten Rom gerade wie bei uns, man nahm das Buch lieber geschenkt, als daß man es gekauft hätte. Das Honorar eines römischen Dichters hat zwar sicher nicht die Höhe englischer Dichterhonorare erreicht. Ein Martial ist nicht bezahlt worden wie ein englischer poeta laureatus, er hat nicht für die Zeile eine Guinee erhalten, auch nicht nach Maßstab der Mitarbeiter z. B. des „Edinburgh review", welche, wie das Althaus in seinen „Socialen Bildern aus England" erzählt, bald nach Gründung der Zeitschrift für den Druckbogen 140—160 Thaler erhielten; Martial konnte auch sicher nicht mit einem Jules Janin, Berlioz, Sainte-Beuve und andern französischen Schriftstellern concurriren, denen jedweder Feuilletonartikel mit 100 Francs (25 Thalern) berechnet wird, aber er erhielt doch für seine Epigramme ungefähr die Summe von 1100 Thalern. Nun besser hat sich

ja selbst unser Goethe nicht gestanden, welcher für sein „Hermann und Dorothea“ die Summe von 1000 Thalern verlangte und wol auch erhalten hat. 11.

Notizen.

Reaction gegen die Demi-Monde-Literatur.

Bei Gelegenheit des jüngst gegebenen neuesten Stückes des jüngern Alexander Dumas: „L'ami des femmes“, hat sich in der pariser Kritik die Sehnsucht nach einer Reaction gegen die Demi-Monde-Literatur ziemlich stark ausgesprochen. Wir sagen ausdrücklich nur die Sehnsucht, denn wer weiß, ob die Angriffe gegen die Demi-Monde-Literatur mehr sind als ein moralischer schöner Schein, der es liebt, das plötzlich zu verwerfen, was bisher für reizend und beifallswürdig gegolten. In Betreff des Geschmacks des pariser Publikums macht d'Ortigue in den „Débats“ ziemlich trübselige Geständnisse. „Wir sind“, sagt er, „heutigentags gegen alles Einfache, Gerade und Natürliche derartig abgestumpft, daß uns ein lebendiges, geistvolles, die Heiterkeit mit der Gemüthlichkeit und Feinheit gleich sehr verbindendes Werk weit weniger ergötzt, als uns die Intriguen reizen, welche auf holprigen Voraussetzungen beruhen. Wir können uns nur erregen und reizen lassen durch sophistische Erzeugnisse der modernen melodramatischen Schule.“ Das ist offen gesprochen; auch mag sich d'Ortigue trösten, daß es anderwärts mit dem Geschmacke des Theaterpublikums nicht viel besser bestellt ist. Vielleicht würde sich indeß in Paris die Sehnsucht nach einer gewissen Reaction gegen die Demi-Monde-Literatur nicht so offen ausgesprochen haben, wenn Alexander Dumas der Jüngere den Ton nicht selbst angeschlagen hätte. Er gab mit seinem „Freund der Frauen“ selbst eine Rückkehr zu solidern dramatischen Verhältnissen, als es die Abenteuer galanter Damen sind, zu verstehen. Nun aber, da ihm die Rückkehr gar nicht geglückt ist, da es in dem „Damenfreunde“ trotz der scheinbaren Unschuld und Natürlichkeit gewisser Damen noch stark nach jenen zweifelhaften Personen riecht, wie wir sie aus seinen sonstigen Stücken hinlänglich kennen, so erfüllt sich zur Stunde an Alexander Dumas der Fluch, wie er sich an jedem erfüllt, der seine Hände in Schmuz steckt und sie hinterher wieder rein waschen will. Es ist doch noch Schmuz an den Händen haften geblieben und die ganze kritische Meute stürzt nun über ihn her. Blicken wir in eine Blumenlese von Urtheilen über den „Damenfreund“, so finden wir noch als das mildeste das aus der „Presse“: „Man bewunderte, indem man dagegen protestirte, man bäumte sich gegen die Ruthe und genoß doch die Schläge, welche man erhielt. Sicher wird dies nicht ein Erfolg der Theilnahme sein, sondern ein Erfolg des Widerspruchs und der Polemik, welcher die Masse wie zu einem Kampfe anzieht.“ Emil Montégut meint: „Dumas beging in seinem Stücke einen Irrthum, welcher darin besteht, eine Reihenfolge von Scenen für ein dramatisches Werk zu nehmen. Wie in seinen vorausgehenden Werken überwiegen die Episoden, Episoden, von denen man den Zusammenhang mit der Handlung nicht sieht.“ Ziemlich abfällig lautet das Urtheil des „Nord“: „Dumas will zu natürlichern Sitten zurückkehren, aber er ist die Beute seines speciellen Genres geworden, sein Talent scheint sich mit dem «objet favori» seiner Studien zu identificiren. Die Sicherheit der Hand, der reizende Takt und «la demi-gentilhommerie», welche er in dem Drama der Marguerite Gauthier («Cameliendame») wie in der Komödie der Baroneß d'Ange («Demi-Monde») bewährte, verlassen ihn, wenn er diese Straße zu verlassen versucht. Welche Specialität des Talents und welches sonderbare Studium wird er den Taine und den Sainte-Beuve (Kritikern) im Jahre 1900 bieten, wenn diese freimüthig untersuchen, durch welche Umstände sich diese Natur so eigenthümlich hat bestimmen und bilden lassen.“ Am schärfsten mit spricht sich Ulbach im „Temps“ aus. Zwar räumt er ein, Dumas' neueste Komödie sei keiner von denen unebenbürtig, welche man von Dumas früher beklatscht habe, sie enthalte ebenso viel Geist, wahre Schlagwörter, nach der Natur gezeichnete Charaktere wie die frühern, allein sie komme zu spät. „Das größte Unrecht des «Damenfreundes» ist vielleicht das, seine Stunde versäumt zu haben und zu spät zu erscheinen. Die Zeit ist für Bitterkeiten, Ironien und absolute Negationen vorüber. Es weht eine Frühlingsluft, welche die abgefallenen Blätter aufweht, durch die entlaubten Bäume fährt und den Saft anregt. Der größte Fehler des «Damenfreundes» ist demnach, nicht mehr in der Mode zu sein. Alexander Dumas hat sich ein Weilchen ausgeruht, während der Zeit ging sein Publikum vorwärts, er muß jetzt seine Schritte verdoppeln, wenn er nicht schließlich ganz und gar zurückbleiben will. . . . Seine Unmoralität — man muß das Wort aussprechen, denn das Werk ist unmoralisch — haftet an seiner künstlerischen Verfahrungsart. Die Moral des Stückes lautet: Quand une femme est honnête, ce qu'elle a de mieux à faire, c'est de rester honnête. Aber aus Furcht, zu lehrhaft zu werden, enthüllt Alexander Dumas Details von einer solchen anstößigen Nacktheit, daß man den Zweck ganz vergißt, indem man sich nur über die Mittel entrüstet und somit dahin gelangt, zu glauben, daß diese fortwährenden Spitzfindigkeiten Bedürfniß einer verdrehten Natur und nicht die Worte einer wenn auch rauhen und harten, doch edeln Natur sind.“ Dieser letzte Hieb mag auf den jüngern Dumas ganz besonders gemünzt sein. Denn ohne Frage gab sich Dumas in dem Titelhelden, dem Damenfreund Herrn de Ryons selbst, wie er leibt und lebt. Ohne Zweifel ist es für einen jungen Mann in den Dreißigern wie diesen de Ryons kein schmeichelhaftes Lob, daß er des Lebens Herrlichkeiten so weit erschöpft hat, um nun dem weiblichen Geschlecht gegenüber nur ein kalter Spötter sein zu können. 11.

Schweizerische Volksdramen.

Emil Weller gehört gegenwärtig auf dem Felde der Bibliographie zu den rührigsten Arbeitern. Sein mehrjähriger Aufenthalt in der Schweiz hat ihn befähigt, eine Menge interessanter Druckwerke verschiedener Art an das Licht zu ziehen, die den deutschen Literarhistorikern entweder ganz unbekannt geblieben waren oder von denen nur ungenügende Nachrichten vorlagen. Trotz alles Fleißes im Sammeln und Bekanntgeben hat Weller doch einen gewissen Dilettantismus nicht völlig überwinden können, der ihm namentlich da im Wege ist, wenn es auf ein wissenschaftliches Urtheil, auf ein richtiges Erfassen des historisch Ueberlieferten ankommt. Auch seine neueste selbständig erschienene Arbeit: „Das alte Volkstheater der Schweiz. Nach den Quellen der schweizer und süddeutschen Bibliotheken bearbeitet“ (Frauenfeld, Huber, 1863), steht nicht auf der Höhe einer literargeschichtlichen Darstellung, sie ist lediglich bibliographischer Natur und füllt außer der Beschreibung der äußern Gestalt der alten Drucke und außer einer kurzen Angabe des Inhalts der Dramen einzelne Auszüge. In dieser Gestalt ist aber Weller's Buch auch sehr verdienstlich und brauchbar, ja es wäre sogar zu wünschen gewesen, der Herausgeber hätte sich nur an das Thatsächliche gehalten und auf Urtheile über Werth der Stücke nach Form und Inhalt völlig verzichtet. Sehr praktisch ist die Anordnung des Buchs getroffen nach den einzelnen Städten, in welchen die Dramen herausgegeben worden sind. Innerhalb dieser Abtheilungen ist natürlich die Aufzählung chronologisch. Zuerst werden die Schauspiele von Basel betrachtet, dann die von Bern und von Zürich. Es folgen: Solothurn, Olten, Freiburg, St.-Gallen, Biel, Lenzburg, Uttistorf, Rheinfelden, Mellingen, Luzern, Schaffhausen, Einsiedeln, Schwyz, Unterwalden, Zug. Ein Register der aufgezählten, beschriebenen und ausgezogenen Stücke wäre für den Gebrauch des Buchs vortheilhaft gewesen.

Philologische Vorträge in Meißen.

Bekanntlich werden die Vorträge, welche auf den Wanderversammlungen der Philologen und Schulmänner gehalten werden, in dem allgemeinen Berichte zum Abdruck gebracht, der zumeist die Verhandlungen und Discussionen mit Anschluß an die Protokolle dem Gedächtniß zu bewahren bestimmt ist. Wie es in der Natur der Sache liegt, hat einmal dieser Bericht ein engeres Publikum und dann ist seine Bearbeitung schwierig und nicht in kurzer Zeit zu vollenden, sodaß es gewiß als ein dankenswerthes Unternehmen erscheinen muß, wenn diejenigen, welche ein Thema in einem abgeschlossenen und vorbereiteten Vortrage behandelten, ihre Arbeit in einer besondern Ausgabe veröffentlichen. So sind verschiedene, auf der vorigen Philologenversammlung in Meißen gehaltene Vorträge im Buchhandel erschienen, und wir glauben, hier auf diese kleinen Schriften deshalb aufmerksam machen zu dürfen, weil sie auch der Theilnahme weiterer Kreise nahe liegen. Zuerst wurde uns ein in der germanistischen Section der Philologenversammlung gehaltener Vortrag im Abdrucke bekannt von K. A. F. Mahn: „Ueber die Entstehung. Bedeutung, Zwecke und Ziele der romanischen Philologie" (Berlin, Dümmler); sodann ebenfalls ein germanistischer Vortrag von Professor Theodor Möbius: „Ueber die altnordische Philologie im skandinavischen Norden" (Leipzig, Serig). Allgemeiner und mehr philosophisch gehalten ist der Vortrag von Professor Steinthal über „Philologie, Geschichte und Psychologie in ihren gegenseitigen Beziehungen" (Berlin, Dümmler). Auf ein nicht wissenschaftliches, sondern durchaus praktisches Gebiet führt uns ein für Meißen bestimmter Vortrag, der aber äußerer Umstände halber unterblieb und jetzt im Abdruck bekannt gemacht wurde, von R. Bechstein über „Die Literatur der Schulprogramme, ihre Verwerthung für die Wissenschaft und ihre Concentration durch den Buchhandel. Eine Anregung" (Leipzig, Schulz). Der Vortrag behandelt, wie schon der Titel sagt, ein Thema, für welches auch d. Bl. schon anzuregen suchten. 4.

Bibliographie.

Anemüller, B., Johann Friedrich, Fürst zu Schwarzburg-Rudolstadt. 1721—1767. Blätter der Erinnerung aus seinem Leben, bei Gelegenheit der 200jährigen Jubelfeier des Fürstlichen Gymnasiums zu Rudolstadt veröffentlicht. Rudolstadt, Müller. Gr. 8. 5 Ngr.

Bolanden, C. v., Die Aufgeklärten. Ein Zeitroman. Mainz, Kirchheim. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dichtungen von W. v. Z. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Glaser, J. C., Encyclopädie der Gesellschafts- und Staatswissenschaften. Berlin, Schroeder. Gr. 8. 1 Thlr.

Groth, K., Lieder aus und für Schleswig-Holstein gesammelt und herausgegeben. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 8. 12 Ngr.

Ketteler, W. E. Freih. v., Die Arbeiterfrage und das Christenthum. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 15 Ngr.

Kron, E., Lorbeer und Cypresse. Romantisch-historische Bilder aus Polens Freiheitskämpfen. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Männer des Verdienstes um Volkswohl in biographischen Skizzen bearbeitet von verschiedenen Verfassern. 1stes Bändchen von R. Wolfram. Zwickau, Buchhandlung des Volksschriften-Vereins. 8. 6 Ngr.

Molitor, W., Das alte deutsche Handwerk. Dramatisches Gemälde aus der vaterländischen Vorzeit. Mainz, Kirchheim. 16. 6 Ngr.

Rau, H., William Shakespeare. Culturgeschichtlich-biographischer Roman in vier Büchern. 1ste Lieferung. Berlin, Gerschel. 8. 7½ Ngr.

Reibenschuh, A. F., Erste Lieder. Gedichte. Gratz, Hesse. 8. 24 Ngr.

Renan, E., Das Leben Jesu. Einzige vollständige illustrirte Volksausgabe. Berlin, Humburg u. Comp. 8. 10 Ngr.

Rüstow, W., Der deutsch-dänische Krieg 1864 politisch-militärisch beschrieben. Mit Kriegskarten und Plänen. 1ste Abtheilung. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 24 Ngr.

Schmidt, G., Der Zug des Landgrafen Wilhelm von Thüringen gegen Jühnde und die Bramburg im Jahre 1458, aus einer gleichzeitigen Quelle, mit Einleitung und Urkunden. Göttingen. Gr. 4. 10 Ngr.

Schrader, A., Josephine oder eine gefährliche Liebe. Roman. Zwei Theile. Leipzig, Schumann. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schweitzer, W., und B. Jacobi, Erzählungen. Zwickau, Buchhandlung des Volksschriften-Vereins. 8. 6 Ngr.

Stein, L., Des Dichters Weihe. Dramatisches Bild aus Shakespeare's Jugendleben. In zwei Akten. Zur 300jährigen Jubelfeier, begangen am 23. April 1864, als William Shakespeare's Geburts- und Todestage. Frankfurt a. M., Hermann. 12. 6 Ngr.

Tautphöus, Baronin v., Uneins, oder: Krieg im Krieg. Deutsche Original-Ausgabe. Philadelphia. 1863. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Vanderhausen, T., Ideen zu einem System der Historiographie. Leipzig, Fr. Fleischer. 8. 8 Ngr.

Warnkönig, L. A., Don Carlos. Leben, Verhaftung und Tod dieses Prinzen. Nach den neuesten Biographieen und mit Rücksicht auf frühere Forschungen bearbeitet. Mit 1 Stahlstichporträt und 1 autographirten Brief des Don Carlos. Stuttgart, Kröner. 8. 1 Thlr.

Widmann, J. V., Der geraubte Schleier. Dramatisirtes Märchen nach Musäus. Winterthur, Lücke. 8. 18 Ngr.

Tagesliteratur.

Anglade, Unmöglich die Gottheit Jesu Christi zu leugnen. Eine Schrift gegen Renan. Auf Veranstalten des bischöflichen Ordinariats Augsburg übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen herausgegeben. Augsburg, Schmid. 8. 3 Ngr.

d'Antimore, T., Kleine Porträts großer Damen. Bei der Rückkehr von der Zwölfuhr-Messe aufgenommen. Aus dem Französischen. Mainz, Kirchheim. 16. 5 Ngr.

Immortellen-Kränze. Gedichte von F. Bodenstedt, Eman. Geibel, Jul. Große etc. In den Tagen der Trauer um den allgeliebten König Maximilian II. gesammelt und dem dankbaren bayerischen Volke zur Erinnerung dargebracht. München. Lex.-8. 3 Ngr.

Möller, J., Actenstücke der wider mich geführten Disciplinaruntersuchung. Ein Beitrag zur neupreußischen Geschichte. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 5 Ngr.

Offenes Schreiben an Lord Malmesbury in Veranlassung seiner Rede im Oberhause am 9. Februar 1864. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 6 Ngr.

Schultze, T., Die Wahrheit in der Holsteinischen Erbfolgefrage wider die Augustenburger Doctrin. Lübeck, Aschenfeldt. Gr. 8. 10 Ngr.

Shakespeareiana. Verzeichniss von Schriften von und über Shakespeare. Zur Feier des 300jährigen Jubiläums am 23. April 1864. Wien, Czermak. Gr. 8. 2 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// /

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 20. — 12. Mai 1864.

Gutzkow's „Zauberer von Rom“ in zweiter Auflage.

Zweiter Artikel.*)

Diejenige Figur des Romans, welche Gutzkow selbst, wenn auch nicht zur allbeherrschenden Hauptfigur gemacht, doch am entschiedensten in den Vordergrund gestellt und fort und fort mit stark betontem Interesse verfolgt hat, ist Lucinde, und mit ihr wollen daher auch wir unsere Musterung der hervorragenden Gestalten beginnen. An dieser Figur hat die negationssüchtige Kritik, ja vielleicht auch ein nicht geringer Theil des Publikums am meisten Anstoß genommen, und leugnen läßt sich nicht, daß sie gegenüber der ihr vom Autor beigelegten Bedeutung dem unmittelbaren, nach ersten Eindrücken urtheilenden Gefühl, wie auch dem blos an Einzelheiten sich haltenden Verstande mancherlei Angriffspunkte bietet. Gutzkow hat dies selbst gefühlt und es darum für nöthig gehalten, das sich lediglich mit ihr beschäftigende erste Buch als ein bloßes Vorspiel zu bezeichnen, darauf aufmerksam zu machen, daß auch im Buch der Erfahrung nur „gemischte“, keine rein weißen oder ganz schwarzen Charaktere zu finden seien, und damit an einen Ausspruch Goethe's zu erinnern, den neuerdings auch Spielhagen zum Motiv für seine „Problematischen Naturen“ benutzt hat. Wir verkennen nicht, daß schon hiermit der philiströsen und einseitig moralisirenden Auffassungsweise gegenüber Lucindens Figur gerechtfertigt ist. Auch wir verkennen das außerordentliche, psychologische und poetische Interesse, welches gerade solche gemischte Naturen liefern, nicht und gestehen gern zu, daß sie sich in vielem Betracht besser zu Helden von Romanen eignen, als die entschiedenen Charaktere. Bei alledem hat aber doch das Liebäugeln der Poesie mit ihnen etwas sehr Bedenkliches. Nur allzu oft sind dieselben von der Art, daß man bei ihnen weder kalt noch warm zu werden vermag, daß man, mit ihnen wandelnd, sich beständig wie auf schwankendem, grundlosem Boden fühlt und, wie sie, zuletzt selbst jedes feste Lebensziel aus dem Auge verliert. Einen Menschen dieser Art in einer ausgedehnten Lebenssphäre lange Zeit hindurch als Haupthelden und Mittelpunkt des Interesses verfolgen zu müssen, kann pikant sein, aber wirklich wohlthuend und tiefer befriedigend ist es nicht, und daher erklärt sich das Misbehagen, mit dem man von Lebensbildern solcher Romanhelden zu scheiden pflegt, wenn der Autor nicht verstanden hat, sie zugleich zu einer festen und bleibenden Wahrheit in ein bestimmtes Verhältniß zu setzen und ihnen dadurch die Bedeutung eines für höhere Zwecke arbeitenden Organs zu verleihen. Jedenfalls ist also eine derartige Figur blos darum, weil sie gemischter, problematischer Natur ist, noch nicht zum Haupthelden einer Dichtung berechtigt, sondern sie erhält diese Berechtigung erst durch ihre innere, ideale Bedeutung, und nach einer solchen werden wir uns daher auch bei Lucinde umsehen müssen, wenn uns die Beschäftigung mit ihr nicht blos reizen und prickeln, sondern wirklich verständlich und tiefer befriedigend sein soll.

Die Frage, auf die es hier ankommt, lautet also: Hat Lucinde eine solche Bedeutung? Gar mancher Leser wird sein, der auf diese Frage keine Antwort zu geben vermag, blos darum, weil er sie sich gar nicht vorgelegt hat, sondern zufrieden gewesen ist, Lucindens Lebensgang nur äußerlich zu verfolgen. Einen solchen Leser kann sie unmöglich schließlich befriedigen. Ihm kann sie in der That nichts anderes als eine vom Leben wechselnd hin- und hergeworfene Abenteurerin sein, und alles, was sie thut und erlebt, kann ihm nur als ein buntes Gewebe der Willkür und des Zufalls erscheinen. Ganz anders aber muß sie uns gegenübertreten, wenn wir untersuchen, ob nicht hinter diesem wie ein Irrlicht vor uns hingaukelnden Phänomen ein bleibender ideeller Kern steckt, und wir hierbei zu dem Resultat gelangen, daß ihr wirklich diese ideale Bedeutung nicht fehlt, ja daß dieselbe von einer Schwere und Tragweite ist, welche zu der Bedeutung, die ihr der Dichter im Roman gegeben hat, in proportionalem Verhältnisse steht. Wir haben Lucindens Entwickelung in diesem Sinne verfolgt, und es freut uns, versichern zu können, daß wir wirklich zu dem eben angedeuteten Resultate gelangt sind.

Und welches ist die Stelle, welche Lucinde im Ge-

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 16 d. Bl. D. Red.

sammtplan des Romans auszufüllen hat? Haben wir den Dichter richtig verstanden, so soll uns durch sie das dem menschlichen Geist und Herzen innewohnende Bedürfniß einer Gesellschaftsform, wie sie der Katholicismus theils ist, theils zu sein anstrebt, vergegenwärtigt werden. Sie hat also die Aufgabe, uns diejenigen Seiten des Menschenwesens aufzudecken, für welche der Katholicismus unentbehrlich und, wenn er seiner ursprünglichen Idee entspricht, wirklich trostreich und heilbringend ist. Jeder Mensch, und gerade der reichbegabte, lebhaft empfindende, nach Freiheit und Selbständigkeit ringende am meisten, hat das Bedürfniß, sich irgendwo an ein ihn tragendes und stützendes Allgemeines sicher anlehnen zu können; jeder bedarf, wie Archimedes, um bewegend in das Allgemeine eingreifen zu können, eines festen Punktes, auf dem er Fuß fassen und sich behaupten kann. Einen solchen Standpunkt soll ihm der Staat für sein äußeres, die Kirche für sein inneres Leben gewähren. Aber der moderne Polizeistaat und die protestantische Kirche erfüllen diese Bedingung in sehr unvollkommenem Grade. Jener ist weit mehr darauf bedacht, die Schutz- und Hülfsbedürftigen aus einer Noth und Gefahr in die andere hineinzuhetzen, als ihnen eine sichere Zufluchtsstätte und angemessenen Wirkungskreis zu verschaffen; diese aber kümmert sich um die äußere Wohlfahrt ihrer Glieder so gut wie gar nicht und spendet dem nach Trost dürstenden Gemüth selten mehr als kalte, strenge Worte und Hinweisungen auf verknöcherte Glaubensartikel. Dem entgegen erweist sich der Schos der mütterlichen katholischen Kirche als ein Zufluchtsort, der wirkliche Hülfe, Stütze und Beruhigung gewährt. Sie ruft denen, die im Gewühl des unkirchlichen, außerkatholischen Lebens keine Heimat zu finden vermögen, zu: „Kommt her, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!" Sie öffnet ihnen freudig und willig ihren Schos, bietet ihnen Anhaltspunkte für ihre äußere Existenz und mannichfache Gelegenheit für die Befriedigung ihrer gemüthlichen Bedürfnisse, gewährt ihnen sogar einen ausreichenden Spielraum ihres Glaubens und Gewissens, ja läßt sich selbst Unglauben und Skepticismus von ihnen gefallen, sofern sie nur bereit sind, sich durch äußere Beobachtung der von ihr vorgeschriebenen Formen mit ihr abzufinden. Diese entgegenkommende und nachsichtsvolle Rücksichtnahme auf die menschliche Schwäche und Hülfsbedürftigkeit ist unstreitig diejenige Eigenschaft des Katholicismus, durch welche er die große Masse der ihm angehörigen Glieder am stärksten fesselt und auf die außer ihm Lebenden die stärkste Anziehungskraft ausübt. Er wird dadurch ebenso sehr zu einem Magneten für die leiblich Heimatlosen, wie für die geistig in der Irre Wandelnden, für die überstarken und dadurch mit der Welt zerfallenden Geister, wie für die schwachen, der eigenen Kraft ermangelnden Seelen, für die himmelstürmenden Titanen und übermenschlichen Riesennaturen, wie für die nur allzu menschlichen Zöllner und Sünder. Um diese mächtigste und ausdauerndste Eigenschaft des Katholicismus in concreto zur Anschauung zu bringen, bedurfte der Autor einer Figur, an der sich diese Macht zu zeigen vermochte, und zu diesem Zweck, meinen wir, hat er die viel angegriffene Lucinde geschaffen, zwar nicht als die einzige zu dieser Function auserkorene Figur, aber als diejenige, welche am meisten von jenen Eigenschaften in sich vereinigt, denen die Rückflucht in den Schos der katholischen Kirche ein äußeres und inneres Bedürfniß ist.

Sobald man die Figur Lucindens in diesem Sinne auffaßt, gewinnt man über ihre Anlage und Durchführung sofort eine ganz andere Ansicht. Was uns vorher an ihr zufällig und willkürlich erschien, stellt sich jetzt als nothwendig und geboten dar, wir erkennen, daß sie zum Haupt- und Grundgedanken des Romans in einer ganz bestimmten und zwar der allerwichtigsten Wechselbeziehung steht, und finden nun, daß ihr Charakter und Lebensgang in seinen wesentlichen Zügen und bedeutsamen Momenten gerade so und nicht anders sein mußte, wie er vom Autor gezeichnet worden ist. Dies gilt auch von ihrer Vorgeschichte. Vielleicht hätte dieselbe gedrängter, kürzer, in einzelnen Partien (z. B. in Hamburg) anders gefaßt werden können; aber in ihrem Kern und dem Hauptgang ihrer Entwickelung ist sie durchaus nothwendig und dem Zweck des Ganzen entsprechend. Es mußte uns, ehe die oben entwickelte Eigenschaft des Katholicismus nachgewiesen werden konnte, zunächst in concreto ein Mensch vorgeführt werden, der trotz seiner mit passiver und activer Kraft reich ausgestatteten Natur in der akatholischen oder unkirchlichen Welt keine bleibende Stätte, keinen ehrenhaften Wirkungskreis zu finden vermag und so lange durch alle möglichen Lebensverhältnisse hindurchgejagt wird, bis er endlich in der katholischen Kirche eine ihm Halt und Hülfe gebende Zufluchtsstätte findet. Und der allgemeine Typus eines solchen Menschen, in Fleisch und Blut verwandelt, ist eben Lucinde; ihr „Jugendtraum" mithin nichts anderes als ein individualisirtes Bild des heimatlosen, unsteten, vergeblich nach einem festen Standpunkt ringenden Lebens überhaupt, folglich, wenn auch nur Vorgeschichte, doch zum Ganzen ebenso eng und nothwendig hinzugehörend, wie der Inhalt aller folgenden Abtheilungen. Auch daß der Autor zum Repräsentanten eines solchen Menschen eine weibliche Figur wählte, war geboten, denn es liegt auf der Hand, daß der Katholicismus seine hier in Rede stehende Bedeutung in weit höherm Grade für das weibliche als für das männliche Geschlecht benützt. Als nicht minder sach- und zweckgemäß erweisen sich die übrigen Hauptseiten ihres Wesens und Haupterlebnisse ihrer Jugend, z. B. daß sie aus dem hülfsbedürftigsten aller Stände, dem Schullehrerstande hervorgeht, daß sie zuerst den Leiden und Drangsalen der Dienstbarkeit preisgegeben ist, daß sie im Hause der Polizei zwar einen gewissen Schutz und Gelegenheit zur Bildung, aber gleichwol keine Befriedigung für Herz, Gemüth und Freiheitsdrang erhält, daß sie im Ringen nach dieser Befriedigung nach und nach dem mercantilischen Industrieritterthum Oskar Binder's, den Donquixoterien des Kammerherrn Jerôme, der aristokratischen Willkür des Freiherrn von Wittekind, der innerlich

hohlen Freigeisterei Klingsohr's, den engherzigen Launen und Liebhabereien des Carstens'schen Familienlebens, den Gefahren und Zweideutigkeiten eines emancipirten Frauenthums und endlich der Misère und Enttäuschung eines vagabundirenden Schauspielerlebens in die Hände fällt. Es ist unverkennbar, daß in diesen verschiedenen Lebenslagen, wenn nicht alle, doch die hauptsächlichsten der gesellschaftlichen Verhältnisse, die für ein schutzloses weibliches Wesen gefährlich werden können, gezeichnet sind, und wenn in der Art und Weise, wie sie gezeichnet sind, auch manches sein mag, was absonderlicher und extravaganter ist, als daß man darin sogleich Typen des Allgemeinen zu erkennen vermöchte, so entsprechen sie doch in ihrem Gesammteindruck durchaus dem, was sie ausdrücken sollen, und in Betreff dessen, was als willkürlich erscheinen mag, muß man bedenken, daß sich Concretes und Abstractes, Besonderes und Allgemeines nie ganz zu decken vermögen, und daß eine Individualisation, wie sie die Poesie verlangt, ohne Einverwebung unwesentlicher und zufälliger Züge geradezu unmöglich ist.

Gleich zweckentsprechend wie Lucindens Jugendgeschichte ist auch die Gestaltung ihres Lebens innerhalb der katholischen Welt. Hier galt es, der dem Roman zum Grunde liegenden Tendenz gemäß, zu zeigen, daß der Katholicismus die in ihm gesuchte Befriedigung äußerer und innerer Lebensbedürfnisse zwar besser als die nichtkatholische Welt, aber in seinem dermaligen realen Bestande doch noch nicht vollständig gewährt, sondern daß sich in ihm nur Keime und Elemente finden, welche die vollständige Befriedigung erst dann zu gewähren vermögen, wenn sie die ihnen feindseligen und entgegenarbeitenden Elemente überwunden und selbst die Herrschaft in der katholischen Kirche erlangt haben werden. Es mußte also hier ein Unterschied gemacht werden zwischen der Leistungsfähigkeit des realen und der des idealen Katholicismus; es mußte zur Anschauung gebracht werden, daß jener zwar reich an Mitteln und Wegen für die Sicherung der äußern Existenz ist, dagegen den tiefern Bedürfnissen des Geistes und Herzens wenig mehr als Hoffnungen auf eine idealere, reinere Gestaltung desselben oder als ein sehnsüchtiges, leidenschaftliches Anklammern an die vereinzelten, bessern Elemente in ihm gewährt. Diese aus der Natur der Sache sich ergebende Forderung hat der Dichter mit scharfem Blick erkannt und dieser Erkenntniß gemäß erfüllt. Er läßt Lucinde in der katholischen Welt ohne erhebliche Schwierigkeiten zu einer behaglichen Stellung, zu Macht und Einfluß, ja schließlich sogar zu höherm Ansehen in der unmittelbaren Nähe des Papstes, zur Würde einer römischen Gräfin gelangen; er schafft ihr also alle möglichen äußern Vortheile und vor allem das Gefühl der Sicherheit, welches aus dem Bewußtsein, einem großen, mächtigen Ganzen anzugehören, entspringt; aber eine wirkliche Befriedigung ihres Innern, eine volle Beruhigung ihres Herzens und Geistes gewährt er ihr nicht. In dieser Hinsicht vermag ihr der thatsächlich bestehende und dermalen herrschende Katholicismus nichts zu bieten als einige allgemeine Institutionen, die aber, wie z. B. die Beichte, ihre segensreiche Wirkung nur dann zu üben vermögen, wenn sie durch Priester gehandhabt werden, welche selbst mit dem realen Standpunkt der Kirche unzufrieden sind, eine Läuterung und Reform derselben für nothwendig halten, und daher nicht Träger des historischen, sondern die Repräsentanten eines bisjetzt nur in der Idee existirenden Katholicismus sind. Ein solcher Priester ist Bonaventura. An ihn klammert sich daher Lucinde mit allen Fasern ihres unbefriedigten Innern, mit der ganzen Kraft des bessern Theils ihres Wesens. Er wird der Gegenstand ihrer Liebe, ihrer Sehnsucht, ihres Verlangens, und je weniger er ihr entgegenkommt, je mehr er sie empfinden läßt, daß seine idealistische Natur mit ihrer realistischen Richtung in Widerspruch steht, um so leidenschaftlicher erstrebt sie gerade eine reale Vereinigung mit ihm oder wenigstens eine Geistesbefreiung, eine Entsühnung durch ihn. Statt sich zu seiner idealen Höhe zu erheben, möchte sie ihn in ihre reale Tiefe herabziehen; sie möchte, was der Zukunft vorbehalten ist, für die Gegenwart verbrauchen, sie möchte die Frucht pflücken, bevor sie reif ist. An diesem Widerspruch der beiden Naturen in ihr muß sie sich aufreiben, ohne das ihr vorschwebende Ideal zu erreichen; aber unwillkürlich muß sie selbst durch solche Handlungen, durch welche sie ihm entgegenzuarbeiten meint, die Erreichung desselben herbeiführen helfen, bis sie zuletzt sogar mit Bewußtsein dafür wirkt und sich im Flammentode von den Schlacken ihrer gemischten Natur reinigt.

So angesehen, stellt sich also Lucindens ganzes Wesen und Leben als etwas nicht willkürlich Erfundenes, sondern durch den Grundgedanken des Romans Gebotenes heraus. Eine solche Figur durfte nicht fehlen, wenn die Bedeutung des Katholicismus für die in sich selbst nicht haltbaren, trost- und hülfsbedürftigen Elemente der Menschennatur zur Erscheinung gebracht werden sollte; und sie mußte in ihren wesentlichen Zügen gerade so gezeichnet werden, wie Lucinde vom Autor gezeichnet worden ist, wenn durch sie gleichzeitig das Verhältniß der menschlichen Doppelnatur zum realen und zum idealen Katholicismus ins Licht gesetzt werden sollte. Daß der ästhetische Eindruck einer solchen Figur kein rein wohlthuender sein kann, versteht sich von selbst. Ist sie doch gerade in dem zumeist hervortretenden Theil ihres Wesens eine Natur von mephistophelischem Charakter. Aber eben darum ist sie auch nicht absolut abstoßend, nicht außer dem Kreise des Schönen und Poetischen liegend. Auch sie ist als solche ein Theil jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft, und die sich damit schließlich auch selbst als ein Gutes, als der Sauerteig im Brot des Lebens erweist. Mögen daher auch einzelne Züge an ihr bizarr und unheimlich erscheinen, im ganzen und wesentlichen müssen wir sie als eine tief angelegte, wahr und fein durchgeführte, in hohem Grade interessante und für den Grundplan des Romans höchst bedeutungsvolle Figur anerkennen.

Ist Lucinde unter den Hauptfiguren diejenige, welche uns am nachdrücklichsten die Unentbehrlichkeit des Katho-

licismus zum Bewußtsein bringt, so ist Bonaventura hingegen diejenige, in welcher uns am vollkommensten die Gediegenheit und Entwickelungsfähigkeit seines idealen Kerns zur Anschauung gebracht wird. Er ist in seiner ganzen Anlage und Durchführung weit leichter verständlich und unmittelbarer befriedigend als Lucinde und bedarf daher kaum einer besondern Deutung. Nur in einer Beziehung ist er geeignet, zu Bedenken Anlaß zu geben, nämlich von seiten seiner sehr hervorgehobenen Weichheit und Passivität. Gutzkow stellt ihn als denjenigen hin, der zuletzt nach dem innern Zerfall der bisjetzt im Katholicismus dominirenden Elemente als oberster Bischof an die Spitze der Kirche berufen wird und es nun als seine Aufgabe ansieht, das, was von frühen Zeiten her dem Katholicismus als Ideal vorgeschwebt, aber bisher nur Unterdrückung und Verfolgung erfahren, zur Wahrheit und Wirklichkeit zu machen, zur Herrschaft zu erheben. Für die Lösung einer so schwierigen, gewaltigen Aufgabe wird er nicht wenig Lesern zu leidend, zu wenig selbstthätig, zu sehr von außen geschoben und gehoben, zu sehr Gefühlsmensch, nicht that- und willenskräftig genug erscheinen, und leugnen können wir nicht, daß auch wir selbst ihn aus etwas härterm Stoff gearbeitet und von selbstbewußterm Streben durchdrungen wünschten. Jedenfalls würde der unmittelbare poetische Eindruck dieses schönen Charakters dadurch noch gewonnen haben und zugleich leichter erfaßbar geworden sein. Bei alledem darf nicht verkannt werden, daß die Conception und Zeichnung des Verfassers gewichtige Gründe für sich hat. Sofern Bonaventura, seinem Namen entsprechend, nur das kommensollende Gute, nur das noch unentwickelte, im Keimen begriffene und allmählich sich durcharbeitende Ideal des Katholicismus repräsentirt, kann er in den frühern Entwickelungsstadien des Romans das gute, erhaltungs- und fortbildungswürdige Princip der Kirche nur insoweit vertreten, als es sich unter den realen Verhältnissen derselben zu bethätigen vermag, und diese Bethätigung wird trotz der Anerkennung, die dem entschieden Reinen und Edeln auch in dieser Sphäre nicht versagt werden kann, weit öfter ein Dulden und Leiden des Guten unter den schlechten und verwerflichen Elementen, als ein wirkliches Handeln und Sichgeltendmachen sein müssen. Demgemäß tritt uns denn auch Bonaventura vor dem Schluß des Ganzen vorherrschend als Dulder entgegen, und die Entfaltung seiner Thatkraft offenbart sich nur in der energischen Abwehr jeder an ihn herantretenden Versuchung, in der strengen Reinerhaltung vom Bösen und selbst in der Unterdrückung unreif und vorzeitig hervorbrechen wollender reformatorischer Gelüste. Er ist ein zu milder Geist, um auf dem Gebiet der Religion, welche beseligen soll, mit Gewalt das Böse ausrotten zu wollen; er fürchtet dadurch auch das mit dem Bösen engverwachsene Gute, mit dem Unkraut auch den Weizen auszureuten. Aber er ist daneben auch ein zu klar denkender und einsichtsvoller Geist, um nicht zu erkennen, daß sich eine so gewaltige Reform nur von dem durchführen läßt, der sich im Besitz einer wirklichen, zugleich vom alten Recht und den jungen Bestrebungen getragenen Macht befindet. Darum läßt er sich mehr schieben, als daß er selbst schöbe. Er weiß sich — nicht durch Doppelzüngigkeit, nicht durch Tragen des Mantels auf beiden Achseln, nicht durch schwächliches, farbloses Vermitteln, sondern lediglich durch strenges Festhalten am Rechten und liebevoll-gewissenhafte Handhabung seiner geistlichen Functionen — die Achtung und Gunst der Mächtigen wie das Vertrauen und Mitwirken der Strebenden zu erringen; er gelangt dadurch, ohne daß es von seiner Seite besonderer Kraftanstrengungen bedürfte, zu immer größerm Einfluß und kann zuletzt, ohne selbst aufs neue darum kämpfen zu müssen, auf geordnetem Wege das ihm von der Vergangenheit zugerichtete und überlieferte Amt eines Reformators, wie eine Erbschaft aus den Händen des Vaters, einfach antreten. So betrachtet erscheint auch die Zeichnung Bonaventura's als eine gründlich durchdachte und wohl motivirte; und nicht weniges von dem, was in seinem Bilde oder Leben als störend erscheinen kann, wenn man dasselbe nur von der Außenseite und Oberfläche betrachtet, erweist sich als nothwendig und zweckgemäß, wenn man die innere Bedeutung dieses Charakters ins Auge faßt.

In Lucinde und Bonaventura sind unstreitig die beiden Hauptfiguren des Romans und zugleich die beiden Hauptträger des Katholicismus, die Vertreter seiner anlockenden praktischen und seiner ihm Fortbestand sichernden idealen Seite enthalten, und darum haben wir ihnen eine ausführlichere Betrachtung widmen müssen. Alle übrigen Figuren schließen sich ihnen entweder als verwandte, sie ergänzende Naturen an, oder nehmen ihre Stellung zwischen beiden. So wichtig und interessant viele derselben sind, können sie sich doch rücksichtlich ihrer Bedeutung für das Ganze mit jenen nicht messen. Wir werden uns daher mit einer kürzern Andeutung ihres ideellen Kerns begnügen müssen.

Unter den Personen, die zunächst mit Lucinde in Beziehung stehen, sind besonders Klingsohr und Rück hervorzuheben. Jener ist Lucindens männliches Pendant, anfangs mehr Seitenstück, später mehr Gegenstück. Er repräsentirt zunächst den genialisirenden, mehr forcirten als natürlichen, der innern Wahrheit und des sittlichen Halts entbehrenden Freigeist. Als solcher zieht er Lucinden an und wird von ihr angezogen; aber ihr Verhältniß zueinander ist nur ein vorübergehender, in völlig irreligiöser und sittenloser Sphäre möglicher Jugendrausch, in welchem die extravagantere männliche Natur Klingsohr's auch den letzten Rest der Pietät und Sitte einbüßt, darüber innerlich immer hohler wird und nun die Empfindung dieser Leere immer mehr durch künstliche Erregungsmittel betäuben muß, während der vor dem absolut Wilden und Wüsten zurückschreckende weibliche Geist Lucindens die angeregten Bedürfnisse ihrer Phantasie durch Versuch einer Künstlerlaufbahn zu befriedigen sucht und hierdurch zwar in die Misère des vagabundirenden Künstlerlebens hineingerissen, zugleich aber mit den höhern Tendenzen der Kunst bekannt gemacht und zur Losreißung von dem schlechthin ziel- und inhaltslosen Genialitäts-

schwindel veranlaßt wird. Nach Zerreißung dieses letzten zwischen der zum Gott aufgeschraubten Subjectivität und der objectiven Welt bestehenden Bandes stürzt die erstere von ihrer gewaltsam erträumten Höhe herab und versinkt in einen Zustand völliger Bewußt- und Willenslosigkeit, aus dem sie nur erwacht, um nun die Beute eines der Buße und Selbstkasteiung bedürftigen moralischen Katzenjammers zu werden, durch den sie, wie es schon so oft das Los ungebundener Freigeister gewesen ist, in das Mönchs- und Büßergewand hineingetrieben wird. So wird Klingsohr zum Franciscaner. In dieser neuen Sphäre wird seine rückkehrende Genialität zu einer mächtigen Waffe in den Händen des kirchlichen Fanatismus; aber gleichwol kann ihn die Kirche so, wie er ist, noch nicht gebrauchen, denn sein Geist entbehrt der kirchlichen Zucht und Disciplin. Daher wird er vom deutschen Kirchenfürsten verurtheilt, vor allem sich erst diese anzueignen. Unter nichts leidet er mehr als unter dieser deutschen Kirchenpolizei, und, um sich ihr zu entziehen, bleibt ihm kein anderes Mittel, als sich in Gemeinschaft mit dem abenteuernden Mönch Hubertus nach Rom zu flüchten, wo man es mit den Mitteln, durch die sich hierarchische Zwecke erreichen lassen, minder scrupulös nimmt. Hier findet er denn auch eine seinem Geist zusagendere Beschäftigung; doch seine Kraft ist bereits gebrochen. Der zügellose deutsche Freigeist endet im römischen Dienst spur- und bedeutungslos wie ein deutscher Landsknecht des Mittelalters: durch und durch das Bild einer auf dem Grund und Boden des Protestantismus sich selbst übernehmenden, durch Uebertritt zum Katholicismus sich selbst verrathenden und hier ruhmlos verendenden Geisteskraft.

Auch Rück ist ein solcher Freigeist, aber von vorherrschend praktischer und robusterer Natur. Er theilt mit Lucinde den religiösen Indifferentismus und hält es mit dem Katholicismus nur, sofern er in ihm eine tüchtige Kuh erblickt, die ihn mit Butter versorgt. Dies ist die Lebensanschauung, in der sich beide begegnen und eine Zeit lang miteinander wirken, so sehr auch der bessere, Bonaventura zugewandte Theil Lucindens vor ihm Abscheu empfindet und sich in kritischen Augenblicken von ihm lossagt. Auch darin gleicht er ihr, daß die Machinationen, durch welche er den habsüchtigen Planen des Jesuitismus in die Hände und den Wünschen des durch Bonaventura vertretenen reinern Katholicismus entgegenarbeitet, schließlich zu Gunsten des letztern ausschlagen, d. h. eine Vereinigung des zukünftigen Katholicismus und Lutherthums (Paula's und des Grafen Hugo) herbeiführen helfen. Ein sehr bizarrer Zug seines Wesens ist seine Beziehung zu Hammaker und seine Manie, zur Erzielung eines wollüstigen Schwindels sich momentan aufhängen zu lassen. Es ist dies wol als ein Analogon zu Klingsohr's Berauschungen durch Opium aufzufassen. Auch ein starker Geist, wie der Rück'sche, hat, wenn ihm der sittliche Halt mangelt, das Bedürfniß, sich selbst zu vergessen, und es entspricht seiner stärkern Natur, wenn er dazu auch stärkere und augenblicklich gefährlichere, aber minder zerstörende Mittel anwendet. Er überdauert daher auch den ihm „geistesverwandten" Klingsohr. Während dieser als Convertit im Katholicismus zu Grunde geht, sucht sich dieser als Renegat im Islam eine neue Lebensexistenz, und ist von hier aus im Stande, auch der vom zahlungsunfähig werdenden Katholicismus nicht mehr genügend versorgten Lucinde einen Zuschuß zu ihren Existenzmitteln zu gewähren. Er ist eben die durch Religion und Moral unbehinderte Lebenspraktik und diese hat ein zähes Leben. Sie verläßt wie die Ratte das Haus, in dem sie sich nicht mehr sicher fühlt, und läßt die, welche eine Ader von ihr haben, niemals ganz im Stiche. Sie gedeiht im Boden des sich mit Werkheiligkeit begnügenden Katholicismus besser, als im Gebiet des auf Glaubenswahrheit dringenden Protestantismus; aber sie wird ihm auch leichter untreu.

Unter den Personen, welche sich zunächst an Bonaventura anschließen, sind die wichtigsten Paula und Hugo, Federigo, der Dechant, Ambrosi und in etwas entfernterer Weise Hubertus. Paula mit ihren Visionen bedeutet offenbar die im Katholicismus selbst schlummernde Ahnung und Voraussicht der ihm noththuenden Reform. Daher die Liebe zwischen ihr und Bonaventura und der zwischen ihnen bestehende geistige Rapport. Dies Verhältniß ist von Anfang an ein rein geistiges und muß ein solches bleiben, damit unter seinem Einfluß eine Vereinigung dieses reformbedürftigen Katholicismus und des machtbedürftigen Protestantismus, eine Ehe der katholischen Paula mit dem protestantischen Grafen Hugo zu Stande kommen kann. Dieser Bund wird anfangs von beiden Seiten gescheut. Der reformbedürftige Katholicismus scheut ihn, weil er davon, statt zu der ersehnten Selbstläuterung zu gelangen, eine Selbstpreisgebung fürchtet; und der Protestantismus will nichts von ihm wissen, weil er auf den Grund und Boden, den er durch ihn erhalten soll, ohnehin einen rechtlichen Anspruch zu haben glaubt und wirklich hat. Aber der schlauere Katholicismus sucht ihm dieses Recht durch Einschwärzung eines ihm günstigen Rechtsmittels zu entreißen, und was ihm durch seine jesuitischen Intriguen zu misglücken scheint, gelingt ihm durch ein mehr zufälliges als berechnetes Zusammenwirken der die katholische Praktik vertretenden Elemente (Rück, Lucinde, Bickert), und hierdurch werden Paula und Hugo genöthigt, zunächst ein rein äußerliches Bündniß miteinander zu schließen. Beide fügen sich nur mit Widerstreben, theils durch äußere Motive, theils durch den Einfluß Bonaventura's, des Repräsentanten der ihnen vorschwebenden, sie enger vereinigenden Zukunft, getrieben. Aber dies durch die Noth bewirkte Bündniß erweist sich als heilsam. Die beiden Gegensätze gewinnen sich im äußerlichen Zusammenleben unter dem Rückblick auf eine gemeinsame Vergangenheit und Vorausblick in die sich immer klarer gestaltende Zukunft, d. h. im Verkehr mit dem Waldenser-Eremiten Federigo und dem zum Bischof erhobenen Bonaventura, auch innerlich lieb, lernen gegenseitig einander achten und erscheinen zuletzt, als das einst exclusive Lutherthum versöhnt entschlafen, das hierarchische Papstthum gestürzt und der freie

Katholicismus als siegende Macht proclamirt ist, als ein durch Geist und Herz innig verbundenes Paar.

Die Bedeutung Federigo's ergibt sich hiernach von selbst. Er ist der Vertreter des im Schos der katholischen Kirche zuerst sich regenden Reformbedürfnisses, des hoffnungsreich beginnenden, gewaltsam unterdrückten, im Schnee und Eis der Alpenwelt verschüttet geglaubten, aber im stillen fortlebenden, wachsenden und erstarkenden Waldenserthums. Er ist als solcher passend der Vater Bonaventura's, dessen Wiederauffindung diesem die heiligste Lebensaufgabe ist, der Lehrer des in Rom selbst dem Bonaventura in die Hände arbeitenden Cardinals Ambrosi, der vertraute Freund der lutherischen Gräfin Erdmuthe und der Vererber einer Hinterlassenschaft, durch welche der geläuterten Kirche der Zukunft eine feste Grundlage für ihre Existenz im Volke selbst gesichert ist. Minder durchsichtig sind die ehelichen Verhältnisse seiner Vergangenheit. Wenn er sich von seiner mehr dem welt- und staatsmännischen Präsidenten zugethanen Gemahlin freiwillig trennt und für gestorben ausgibt, um dieser die eheliche Verbindung mit dem von ihr vorgezogenen Manne zu ermöglichen, so hat vielleicht der Autor damit zweierlei ausdrücken wollen: einmal die Gewaltsamkeit der Opfer, welche nöthig sind, wenn unter den Formen des gegenwärtigen Katholicismus eine unnatürliche Ehe gelöst und eine den Neigungen entsprechende neu geschlossen werden soll, und zweitens die Nothwendigkeit einer Trennung der Kirche von den weltlichen und staatlichen Sorgen, wenn Religion und Staatsleben beiderseits wohl gedeihen sollen. Jedenfalls drückt sich die letztere dieser Ansichten auch darin aus, daß der Präsident im Streit des protestantischen Staats mit dem Kirchenfürsten als der siegreiche Vertreter des erstern erscheint und daß die Trennung jener ehelichen Verbindung wirklich die Ablösung des Papstthums von der weltlichen Macht zur Folge hat.

Der Dechant, Ambrosi und Hubertus bezeichnen die zur Herbeiführung der Reform mitwirkenden Elemente innerhalb des katholischen Klerus selbst: der Dechant als Vertreter einer aufgeklärten Theorie und Wissenschaft, Ambrosi als Musterbild einer selbstopferungsfähigen Enthaltsamkeit und Askese, und Hubertus als ein Ueberbleibsel des abenteuernden, ritterlich kämpfenden Mönchsthums, wie es die ecclesia militans im Mittelalter ausgebildet hat. Der letzte ist eine so seltsame Mischung von gesunder, urwüchsiger Kraft und willkürlicher Gewaltthätigkeit, daß er in der Kirche der Zukunft ein allzu fremdartiges und störendes Element sein würde; darum muß er, nachdem er in seiner Weise tapfer für die Herbeiführung einer neuen Zeit mitgearbeitet, in und mit dem Zusammensturz der alten zu Grunde gehen, in Lucinde und Terschka zwei gleichfalls zwischen Hierarchie und Freiheit, Nacht und Licht, Jesuitismus und Protestantismus hin- und herschwankende Werkzeuge des Römerthums mit sich in den Ruin desselben hinabreißend. Auch der durch kirchliche Rücksichten gebundene Aufklärungsdrang des Dechanten erlebt den völlig freien Aufschwung der Kirche nicht; und wenn Ambrosi als lebendiges, thätiges Glied in die neue Aera übergeht, ist es, weil er nach dem Untergange der durch seinen Vater repräsentirten unnatürlichen Askese nur noch die von äußerm Zwang befreite Tugend und Herzensreinheit, die Grundbedingung einer wahren und echten Religion, bedeutet.

Unter den Figuren, welche ihre Stellung theils zwischen, theils neben den beiden bisher besprochenen Gruppen einnehmen, lassen sich wieder verschiedene Repräsentanten der äußersten Gegensätze und ihrer Vermittelung unterscheiden. Analog, doch keineswegs identisch dem Gegensatz des Katholicismus und Protestantismus ist der Italiens und Deutschlands, des Romanismus und des Germanismus. Dieser bedurfte also einer besondern Insceneseßung und Vertretung. Auf seiten des Romanismus stehen Ceccone, Olympia, Fefelotti, Rucca, Grizzifalcone, vorwiegend Vertreter des alten Italien, und die Gebrüder Bandiera, Bertinazzi, Graf Sarzana, Paolo Vigo u. s. w. als Repräsentanten des jungen Italien. Weit zahlreicher ist der Germanismus vertreten, der protestantische durch Gräfin Erdmuthe, Procuraführer Delring, Pfarrer Huber, die Geschwister Carstens, den Deichgrafen, den Gensdarmen Grützmacher u. s. w., und in den verschiedenartigsten Modificationen der katholische, z. B. mit ultramontaner Färbung durch Cajetan Rother, Beda Hunnius, Jean Baptiste Schnuphase, mit reinerer deutscher Ausprägung durch den Kirchenfürsten, Norbert Müllenhof, Stephan Lengenich, Levinus, Benigna, Pater Grödner, mit wissenschaftlicher Verbrämung durch Laurenz Püttmeyer, Professor Goldfinger, Angelika Müller, mit politisch-absolutistischen Tendenzen oder im Dienste der Bureaukratie durch den Staatskanzler, den Präsidenten, den Landrath Enkefuß, mit vorherrschend weltlichen und lebenslustigen Neigungen durch Thiebold de Jonge, Armgart, Piter Kattendyk mit seinen Freunden, Treudchen Lev u. a.

Die meisten dieser Figuren dienen hauptsächlich zur Vermannichfaltigung und Belebung des Bildes und stehen zur eigentlichen Entwickelung der Grundidee in einem minder engen Verhältniß; aber auch diejenigen, welche für den innern Organismus eine wesentlichere Bedeutung haben, wie Olympia, Gräfin Erdmuthe, der Kirchenfürst, Levinus und Benigna, Armgart, Thiebold u. s. w., drücken diese so unmittelbar in ihrem realen Thun und Treiben aus, daß sie kaum einer weitern Erklärung bedürfen, oder sie durch ihr Verhältniß zu den Personen derjenigen Gruppe finden, welche vorzugsweise dazu bestimmt ist, die Wechselbeziehungen zwischen Deutschland und Italien zur Anschauung zu bringen.

In dieser Gruppe treten vor allen besonders die Figuren des Kronsyndikus und der italienischen Sängerin Fulvia Maldachini, der spätern Herzogin von Amarillas, mit ihren Kindern Benno und Angiolina in den Vordergrund. Die Ehe der beiden erstgenannten mit allem, was sich daraus ergibt, bildet für die Geschichte des Ganzen einen ähnlichen Knotenpunkt, wie die Erbschaftsangelegenheit, welche die Vermählung Hugo's und Paula's

zur Folge hat. Beide Bündnisse sind durch vielfache Fäden miteinander verschlungen, bilden aber zugleich einen fühlbaren Gegensatz. Es wird daher nothwendig sein, sie in ihrem gegenseitigen Verhältniß zu erfassen, wenn wir erkennen wollen, daß wir es hier nicht mit einem blos real vermittelten Dualismus zu thun haben.

Nach unserm Dafürhalten darf die Verbindung des Kronsyndikus mit der Italienerin ebenso wenig als eine blos private Angelegenheit aufgefaßt werden, wie die Vermählung Hugo's mit Paula; sondern auch sie hat neben ihrer engern eine weitere, symbolische Bedeutung. Soll uns die letztere ein Bild geben von einer wirklich heilsamen und lebensfähigen Verschmelzung des Protestantismus und Katholicismus, so soll uns die erstere außer dem, was sie unmittelbar ist, auch ein Gleichniß sein von der unheilvollen und lebensunfähigen Zusammenkoppelung des Deutschthums und des Italianismus, wie sie durch Gewalt und List in den Zeiten der Völkerwanderung zuerst vollzogen und noch jetzt nicht wieder gelöst ist. Demgemäß haben wir uns also unter dem Kronsyndikus nicht blos einen gewöhnlichen deutschen Edelmann mit seinen aus den Zeiten des Faustrechts auf ihn vererbten Gewaltthätigkeiten und den von der westfälischen Fremdherrschaft gelernten Frivolitäten, sondern zugleich einen Vertreter der Zwingherrschaft und Willkür, welche sich Deutschland fort und fort gegen Italien erlaubt hat, zu denken; und ebenso bedeutet Fulvia nicht blos die den deutschen Junker in ihre Fesseln lockende italienische Sängerin, sondern sie repräsentirt zugleich die Zauber und Reize Italiens überhaupt, welche den Deutschen nach dem Besitz dieses Landes lüstern machen, ihn aber nach Auskostung dieser Reize nicht so zu fesseln vermögen, daß er geneigt wäre, sie als ebenbürtig und gleichberechtigt anzuerkennen. Daher wird ihre Verbindung von vornherein in betrügerischer Weise, durch den als Priester verkleideten Leo Perl, vollzogen, und das geknüpfte Band ebenso willkürlich wieder zerrissen. Fulvia und die Früchte dieser Scheinehe (Benno und Angiolina) werden dem Zufall und andern Besitzergreifern überlassen. Daß Fulvia die Gemahlin eines Spaniers und später Gouvernante im Hause eines von Oesterreich abhängigen Cardinals wird, soll jedenfalls eine Hindeutung auf die spätere Beherrschung Italiens durch Spanien und Oesterreich sein, und in dem Schicksal ihrer Kinder spiegelt sich bedeutsam die Heimatlosigkeit und Ziellosigkeit aller der Neigungen, Bedürfnisse und Leidenschaften ab, die in deutschen und italienischen Herzen aus der unnatürlichen Verbindung Deutschlands und Italiens hervorgegangen sind. Angiolina, die Liebe Italiens zu Deutschland, nimmt in dem Augenblicke ein Ende, wo sie Gefahr läuft, dem äußern Interesse Deutschlands geopfert zu werden, und Benno, die Sympathie Deutschlands für Italien, muß erliegen, weil er unter den noch bestehenden realen Verhältnissen nicht dem Zauber und Freiheitsdrang Italiens sich hingeben kann, ohne der Wahrhaftigkeit und Macht Deutschlands treulos zu werden. Nachdem er mit der römischen Olympia den Rausch des Lebens genossen, gehört er im Tode wieder der deutschen Armgart an, und nachdem er für Italiens Freiheit verblutet, hofft er für das Vaterland seiner Mutter nur Rettung von einer Verbindung desselben mit seinem eigenen Vaterlande im Geiste. So löst sich das materielle Band zwischen Deutschland und Italien mit der Sehnsucht nach einem geistigen, und man kann daher die allgemeine, höhere Bedeutung der im Roman sich abspielenden Geschichte dadurch bestimmen, daß man sie als eine poetische, individualisirte Darstellung der Wirren und Conflicte bezeichnet, unter denen sich in der katholischen Welt auf kirchlichem, politischem und socialem Gebiet der Uebergang von der erzwungenen realen zu einer freien idealen Vereinigung des Germanismus und Italianismus zu vollziehen hat.

Als Figuren, in denen dieser Uebergang bereits im Verlauf des Romans eine Realität von vorbereitender Bedeutung gewinnt, sind vorzugsweise Ulrich und Monika von Hülleshoven, Hedemann und Porzia von Wichtigkeit. Sie vertreten als solche die Geistes- und Gemüthsrichtungen, welche zur Erstehung des Deutschkatholicismus und der Freien Gemeinden Anlaß gaben, Ulrich hauptsächlich vom praktischen, Monika vom theoretischen, Hedemann vom deutschen, Porzia vom italienischen Standpunkte. Monika ist von diesen Personen diejenige, die zuerst über das Ziel im Klaren ist, aber auch am frühesten altert, die jugendliche Frau mit den silbernen Locken einer Greisin. Als die reine Erkenntniß hat sie lange Zeit eine Scheu vor der ausführenden Praxis, wie diese vor ihr. Darum fliehen sie sich anfangs, bis sie durch Armgart, die reifende Frucht einer zufälligen, momentanen Verbindung, zu einer wahren und bleibenden Verbindung getrieben werden. In Armgart, sowie auch in dem von Ulrich geretteten Thiebold de Jonge scheint uns das rein Menschliche des Katholicismus repräsentirt zu sein, jenes Menschliche, das sich bei gesunden, naiven Naturen mit jeder Confession verträgt, weil es alles Confessionelle nur als Form, sich selbst als das eigentliche Wesen betrachtet. In diesem Zuge lieben sich beide, doch ist es eben mehr die allgemein menschliche, als eine individuelle Liebe. Beide besitzen in und mit derselben zugleich die Kraft der Resignation, die Kraft, sich über die Conflicte des Herzens wie des Glaubens zu erheben. Daher erscheinen sie als diejenigen, welche, auch ohne ihre privaten Wünsche erfüllt zu sehen, die sie umwogenden und mit in Bewegung setzenden Kämpfe überdauern und auch am Glück des Allgemeinen sich zu genügen vermögen.

In andern Gestaltungen, größtentheils von nur nebenherlaufender Bedeutung, zeigt sich das allgemeine Menschenthum in der Gruppe der jüdischen Personen: Leo Perl, Veilchen Igelsheimer, Löb Seligmann, der Hasen-Jette u. s. w., in denen die kosmopolitisch-humanistische Aufklärung, der pantheistische Spinozismus, die weltgewandte, durch allgemeine Dienstfertigkeit und leicht zu befriedigende Genußfähigkeit liebenswürdige Schmiegsamkeit und Fügsamkeit u. s. w. als die hauptsächlichsten Charakterzüge des gerade im Judenthum sich abspiegelnden Menschenwesens repräsentirt sind. Auch die Gebrüder

Fuld als Vertreter der über alle Nationen und Confessionen gleich unwiderstehlich herrschenden Macht des Geldes gehören hierher. Indem der Autor allen diesen jüdischen Figuren trotz ihres Universalismus und Kosmopolitismus scharf hervortretende Züge ihres specifisch-jüdischen Nationalcharakters gelassen hat, deutet er durch sie darauf hin, wie man sich im allgemeinen Zusammenleben von der Einseitigkeit confessioneller und politischer Parteirichtungen losreißen kann, ohne darüber auch die in der Natur begründeten Eigenthümlichkeiten einbüßen zu müssen.

Einen eigenthümlichen Gegensatz zu diesen Figuren bildet Terschka. Auch er ist ein gegen die nationalen und confessionellen Unterschiede indifferent gewordener Welt- und Allerweltsmann, auch in ihm steckt also in gewissem Betracht ein Vertreter des allgemein Menschlichen. Darum kann eine Frau wie Monika eine Zeit lang von ihm angezogen werden und Armgart daran denken, sich trotz ihres innern Widerstrebens ihm opfern zu wollen. Aber das allgemein Menschliche ist bei ihm nur äußerlich und oberflächlich, ohne Tiefe und Beharrlichkeit, und es steht bei ihm im Dienste des Jesuitismus, der es nur als Mittel für seine specifisch-römischen, ultramontanen Zwecke benutzt. Darum vermag er, was er erstrebt, nicht zu erreichen. Er steht mit sich selbst im Widerspruch, macht mit seiner weltmännischen Geschmeidigkeit und Variabilität zuletzt nur den Eindruck eines in allen Farben schillernden Chamäleons und muß zu Grunde gehen in dem Augenblick, wo das allgemein Menschliche nicht blos als betrügerisches Mittel für einen ihm feindlichen Zweck benutzt, sondern in seiner idealen Bedeutung zur Geltung gebracht wird.

Adolf Zeising.

Deutsche Hülfstruppen in Nordamerika.

Die deutschen Hülfstruppen im nordamerikanischen Befreiungskriege 1776—83. Von Max von Eelking. Zwei Theile. Hannover, Helwing. 1863. Gr. 8. 3 Thlr.

Wir haben bereits Gelegenheit gehabt, ein früheres Werk des Verfassers als einen interessanten Beitrag zur Geschichte des Siebenjährigen Kriegs in d. Bl. mit derjenigen Anerkennung zu besprechen, welche es verdient. Auch das zweite Werk desselben: die Biographie des Generals von Riedesel, hat sich eine solche Anerkennung, besonders in militärischen Kreisen, für welche es zunächst bestimmt war, gewonnen, und wir können es nur bedauern, daß eine Kritik desselben, die wir gelesen, weder die Intentionen des Verfassers beachtet, noch die Thatsachen aus ihrer Zeit beurtheilt hat, dadurch aber gegen das Werk, das dieselben objectiv schildert und den deutschen Kriegern ihre Soldatenehre gönnt, ungerecht geworden ist. Die neueste Schrift, welche sich eine umfassendere kriegsgeschichtliche Aufgabe gestellt hat, wird, wie wir mit Sicherheit glauben, nicht blos von der militärischen Presse, sondern auch von der allgemeinen Kritik, dafern diese sich nicht auf einen durchaus tendenziösen Standpunkt stellt, mit vollkommener Würdigung ihres Werthes aufgenommen werden.

Der Verfasser gibt uns darin, auf kritische Forschungen und Benutzung zahlreicher handschriftlicher Quellen gestützt, eine zusammenhängende Darstellung des Antheils, welchen die deutschen Hülfstruppen im britischen Solde am nordamerikanischen Kriege genommen haben: eine Kriegsgeschichte derselben, wie sie bisjetzt in der Militärliteratur fehlte. Es galt ihm dabei zugleich als Pflicht, den guten Namen dieser deutschen Truppen zu wahren, auf den man von den verschiedensten Seiten Schimpf und Schande zu häufen gesucht hat. Will man ihnen als Verbrechen anrechnen, daß sie als gutdisciplinirte Soldaten dem Befehle ihrer Fürsten gehorchten, in einem fernen Welttheile allen Gefahren und Widerwärtigkeiten einer ihnen bisher ganz fremden Kriegsweise, sowie den verderblichen Einflüssen eines ungewohnten Klimas muthvoll entgegentraten und die schwierigsten Hindernisse männlich überwanden, daß sie auch unter den traurigsten Verhältnissen ihrem Fahneneide treu blieben und in Tapferkeit und Ausdauer mit den Briten wetteiferten? Man kann wol das Princip, das jene Truppen in eine solche Lage versetzte, als ein verwerfliches anfechten, nicht aber die Schuld denen zuschieben, die nur das Werkzeug eines höhern Willens waren. So der Verfasser, welcher, wie wir ausdrücklich bemerken, die Subsidienverträge der deutschen Fürsten mit England für den amerikanischen Krieg entschieden verurtheilt, wenn sie auch weder etwas Neues, noch zu ihrer Zeit so stark als Seelenverkauf und Menschenhandel gebrandmarkt wurden als später. Fremde Truppen in Sold zu nehmen, war schon im Alterthum üblich; Söldner kommen im Mittelalter zahlreich vor und während des 16. Jahrhunderts bestanden fast alle Heere aus solchen; allerdings durch freiwillige Werbung (wie noch heute die Fremdenlegionen Englands und Frankreichs), was freilich einen großen Unterschied macht. Seit dem Dreißigjährigen Kriege sind aber auch ganze Regimenter — also ohne freiwillige Zustimmung — in fremden Sold gegeben worden, der Verfasser gibt davon eine Reihe von Beispielen, welche wir noch vermehren könnten. Die Subsidienverträge von 1776 waren also keineswegs eine neue Erscheinung, und daß sie in weitern Kreisen damals für die Truppen durchaus nicht als etwas Entehrendes angesehen wurden, davon geben uns die gleichzeitigen Tageblätter, Journale und Briefe hinreichende Aufklärung. Offiziere aus den vornehmsten und begütertsten Familien Deutschlands, welche kein Zwang bei der Fahne festhielt, haben jenen Krieg unbedenklich mitgemacht, und die Truppen sind, wie viele Tagebücher beweisen, guten Muthes nach Amerika gegangen. Nun hat sich die Anschauung der Dinge seitdem allerdings auf einen höhern sittlichen Standpunkt gestellt und mit der heillosen Wirthschaft des 18. Jahrhunderts im allgemeinen auch die Militärsysteme, denen jene Ueberlassung ganzer Truppentheile in fremden Dienst entsprangen, einem strengern Urtheil unterworfen; aber dies Urtheil kann doch nur die Urheber, nicht die Gehorchenden treffen, oder hätten diese etwa den Gehorsam verweigern sollen?

Der Geschichtschreiber hat also ganz recht, seinen Stoff objectiv zu behandeln, wenn er auch dem strengen Urtheil über das Princip der Subsidienverträge beitritt. Er hat dazu im Laufe mehrerer Jahre aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands eine Fülle handschriftlichen Materials zusammengebracht, dessen Verzeichniß uns durch seine Zahlen überrascht. Ein größeres Verdienst als diese nicht geringe Mühe sehen wir aber in der Art, wie dies Material und das Ergebniß archivalischer Forschungen zu einem organisch verbundenen Ganzen verarbeitet worden ist. Wir haben darin einen Vorzug gegen eine gewisse, in neuerer Zeit beliebt gewordene Geschichtschreibung gefunden, welche sich begnügt, Documente, namentlich Correspondenzen, bruchstückweise mosaikartig aneinanderzureihen, mit einem ziemlich losen Kitt von eigenen — Phrasen! Unser Werk gibt zuerst die Entstehung jener Verträge an, welche zugleich Schutz- und Trutzbündnisse waren, was bisher nicht genugsam beachtet worden ist. Hessen-Kassel verpflichtete sich 12500 Mann, Braunschweig 4000 Mann, Hessen-Hanau gegen 900 Mann, Waldeck 750 Mann zu stellen; 5 Bataillone Hannoveraner wurden nach Gibraltar und Minorca geschickt, um die dortigen englischen Besatzungen für den amerikanischen Krieg verfügbar zu machen. Die finanziellen Bedingungen waren sehr vortheilhaft, besonders für Hessen-Kassel: es ist zu berechnen, daß jährlich gegen 6 Millionen Thaler in die Kassen der betheiligten deutschen Fürsten gezahlt worden sind. Wir lesen dann die Ausrüstung und For-

mation der Truppen, ihren Ausmarsch und ihre Ueberfahrt mit vielen Details, aus Tagebüchern jener Zeit entnommen.

Der Verfasser hat nicht die Absicht gehabt, eine ausführliche Geschichte des nordamerikanischen Befreiungskriegs zu schreiben, ihm lag nur daran, die Mitwirkung der deutschen Truppen zu schildern, welche in allen Werken nicht blos auffallend mangelhaft, sondern meist entstellt und falsch dargestellt ist, sei es aus Absicht oder Unkenntniß, nicht selten aber mit einer staunenswerthen Dreistigkeit, welche die unsinnigsten, für den Militär von Fach lächerlichsten Behauptungen aufstellt. Wir kennen das schon. Der Verfasser verdient daher Dank, deutsche Waffenehre, welche selbst die Fremden, für die sie gestritten, nicht verdientermaßen anerkannten, durch actenmäßig verbürgte Thatsachen gewahrt zu haben. Da aber die Deutschen meist in Verbindung mit den Briten operirten und ihre Verwendung zunächst von den britischen Führern bedingt war, so mußten die Kriegshandlungen im Zusammenhange vorgetragen werden. Die Motive und der Hergang derselben sind von deutschen Offizieren oft ganz anders geschildert worden, als in englischen oder amerikanischen Schriften zu lesen ist; die Kritik des Verfassers hat die Wahrheit soweit als möglich zu ermitteln gesucht. Besonders gelungen ist dabei die Darstellung der taktischen Momente in den Gefechten — bekanntlich eine der schwierigsten Aufgaben für den Schriftsteller, welche von Nichtmilitärs fast nie, aber auch durch Männer vom Fach nicht immer genügend gelöst wird. Der Verfasser hat dazu die handschriftlichen Quellen, die er sich zu verschaffen gewußt, sehr geschickt benutzt, um seiner Darstellung ein lebendiges und, was die Hauptsache ist, wahres Colorit zu geben. Gleich das erste Gefecht, welches Deutsche (Hessen) bestanden, ist in dieser Weise erzählt, und was wir da über die amerikanischen Milizen und ihre Kriegführung lesen, bietet manches Aehnliche und Verwandte mit den Erscheinungen des gegenwärtigen Kriegs. Die amerikanischen Generale und Offiziere erlangen ihre Anstellungen noch heute auf sehr wunderlichen Wegen, nicht nach Verdienst oder Fähigkeit; all die Mängel in der Organisation und Verwaltung, damals ganz erklärlich, sind noch heute nicht beseitigt und treten obenein mit den schändlichsten Unterschleifen — der ersten Erhebung noch fremd — zu Tage. Der Tapferkeit der Aufständischen läßt übrigens der Verfasser alle Gerechtigkeit widerfahren, trotz einzelner Beispiele vom Gegentheil, wie im ersten Gefecht, welches die Deutschen (Hessen) bestanden. Hier stellten sich 60 Mann mit einer Fahne vor dem Regiment Rall ein, sie hatten alle das Gewehr verkehrt geschultert, den Hut unterm Arm, fielen auf die Knie und baten flehentlich um ihr Leben! Man hatte ihnen eingeredet, die Hessen gäben keinen Pardon. Bei diesem Gefecht war die alte Taktik noch der amerikanischen, trotz ihrer starken Schwärme von Büchsenschützen vor der Fronte, überlegen: die Hessen und Briten hielten sich nicht lange mit dem Feuer auf, sondern trieben die dünnen Linien mit dem Bajonnet zurück. Die Engländer kennen keine Schonung gegen Aufständische, wie sie neuerdings wieder in Indien bewiesen; aber auch die Hessen wurden zuletzt zur Wuth gereizt, als feindliche Haufen, die schon umringt waren, und um Pardon gebeten hatten, nochmals auf sie feuerten, wenn diese sich arglos, nach deutschem Kriegsgebrauch solches nicht erwartend, ihnen nahten. Ein Oberst John, der von einem hessischen Grenadier Pardon erhalten hatte, schoß heimtückisch auf diesen, als er sich kaum abgewandt, sein Pistol ab, was er dann freilich mit seinem Leben bezahlen mußte. Die Furcht vor den Deutschen stieg nach ihrem ersten Siege bis zum Entsetzen.

Wir können ihnen hier nicht auf ihrem weitern Kriegspfade folgen, sondern müssen die Leser auf das Werk selbst verweisen, das aus seinen Quellen den tapfern deutschen Kriegern zu ihrem Recht verhilft, welches ihnen fremde und auch vaterländische Schriftsteller nicht gewährt haben; es füllt manche Lücke, welche über wichtige Vorgänge in deren Darstellungen geblieben ist, durch Thatsachen aus und berichtigt Irrthümer und Entstellungen. Die großen Fehler in der britischen Heeresleitung, die ihre anfänglichen Vortheile nicht zu benutzen wußte, werden hervorgehoben, aber auch die der deutschen Führer nicht geschont; so das Verhalten des Obersten von Rall, welcher den Ueberfall von Trenton verschuldete und dabei fiel. Washington's edles Benehmen bei dieser und andern Gelegenheiten, wie überhaupt die Verdienste der Gegner, finden gerechte Anerkennung; den General Putnam nennt der Verfasser den amerikanischen Blücher. Seltsame Geschichten sind drüben vorgefallen. So wurden einmal 600 Gefangene, halb Hessen, halb Briten, von Baltimore nach Winchester escortirt; an der virginischen Grenze weigerte sich die pennsylvanische Escorte, weiter mitzugehen, schoß ihre Gewehre ab und lief auseinander, sodaß der amerikanische Kapitän mit seinen Gefangenen allein blieb; er sagte ihnen ganz gemüthlich, es müsse auch ohne Escorte gehen, er würde vorauseilen, sie möchten nur ruhig weiter marschiren. Nun trat der gewiß einzige Fall ein, daß Kriegsgefangene sich ganz selbst überlassen blieben und ihren Marsch nach dem Bestimmungsorte fortsetzten, gewiß bezeichnend für die Verhältnisse. Am dritten Tage kam der Kapitän mit der virginischen Escorte wieder zu ihnen und fand noch alle Hessen beisammen, nur von den Engländern waren viele entlaufen. Dafür erfreuten sich auch jene bis zu ihrer Auslieferung (1778) einer bessern Behandlung.

Daß der Kriegsschauplatz in Canada etwas ausführlicher als der in den südlichen Provinzen betrachtet wird, ist gerechtfertigt. Dieser Theil des Kriegs hat von den Geschichtschreibern keine rechte Würdigung erfahren. Wir lesen hier die ersten Anfänge zum Gefecht in zerstreuter Ordnung, zu welchem sich die Engländer, durch die amerikanischen Riflemen gezwungen, schon bequemt hatten, die Deutschen aber erst angehalten werden mußten. General Riedesel begann die Uebungen, suchte aber dabei doch eine Ausflucht (wie er schreibt), „um an unserer alten Ordnung und an Ew. Durchlaucht Ordres nichts zu ändern und dabei diesen Mann (General Bourgoyne) nicht vor den Kopf zu stoßen, mit welchem man doch leben muß". Im zweiten Jahre des Kriegs stießen noch ein anhalt-zerbstisches Regiment und zwei Regimenter des Markgrafen von Ansbach-Baireuth zu den Deutschen in Amerika. Die Abfahrt der letztern führte zu Excessen, welche jedoch hier nach Tagebüchern, die nie für die Oeffentlichkeit bestimmt waren und folglich nichts beschönigten, anders erzählt werden, als sie in Vehse's und Elsner's übertriebenen Darstellungen zu lesen sind, wie auch mancher andere sogenannte Charakterzug aus dem amerikanischen Kriege, welchen die Schriftsteller vorgetragen, als im entschiedensten Widerspruche mit dem Charakter der Betreffenden in seiner Unwahrscheinlichkeit beleuchtet wird. Es war eben der Urtheilspruch über die ganze Unternehmung oder Finanzoperation der Fürsten, der auf die ehrlichen, ihrer Pflicht gehorchenden Soldaten gehässig übertragen wurde. Was in der letzten Zeit des Kriegs, als die Engländer statt bloßer Waffengewalt gleichzeitig ein Verheerungssystem, um zu schrecken, anwandten, auch Deutsche sich zu Schulden kommen ließen, hat der Verfasser nicht verschwiegen, sondern streng verurtheilt; er hat nur Verunglimpfung, mit welcher die Lüge und der Haß auch das in den Staub gezogen, was mit Muth, Ausdauer und furchtbaren Leiden errungen worden, durch Thatsachen widerlegt. Eine traurige Frage bleibt freilich die: was wurde den heimkehrenden Truppen zum Lohn, da in jenem Kriege wenig Ehre zu gewinnen war? Nur das Bewußtsein, ihre Pflicht erfüllt zu haben und die erlangte Kriegstüchtigkeit, welche sich in spätern Feldzügen vortheilhaft bekundete. Die Erfahrungen des amerikanischen Kriegs sind den deutschen Heeren zugute gekommen. Was die Hülfstruppen der sieben deutschen Fürsten, welche deren gestellt, wirklich durch die Waffen, durch Krankheit und Unglücksfälle verloren haben, läßt sich, solange die Archive der betheiligten Staaten so fest verschlossen bleiben, nicht mit Genauigkeit feststellen. Es ist zwar berechnet worden, daß von 29166 Mann, welche mit den nachgeschickten Reserven in den sieben Jahren nach und nach dort gewesen, nur 17313 Mann zurückgekehrt sind: man darf aber nicht außer Acht lassen,

daß ein großer Theil der Leute nach dem Frieden freiwillig in Amerika geblieben ist; die Fürsten, welche ihre Truppen doch reduciren mußten, gaben ihre Genehmigung gern dazu.

Der Schluß des Werks schildert die Heimkehr, nachdem die bei Saratoga und Yorktown mit in Gefangenschaft gerathenen Deutschen in Freiheit gesetzt waren. Am drückendsten und schmählichsten war die der beiden fränkischen Regimenter gewesen, welche 1 Jahr und 3½ Monat in den Baracken zu Frederickstown in Maryland „kümmerlich und oft sehr hungrig und durstig" zugebracht hatten. Doch scheinen sie auch Sympathien gewonnen zu haben, denn ein Musketier schreibt in seinem Tagebuche: „Viele und die meisten Bürger der Stadt wünschten uns Glück und weinten, zumal das hiesige Frauenzimmer, welches ziemlich bekannt mit uns geworden war und uns ungern abziehen sah." Höchst charakteristisch heißt es in einem andern Tagebuche: „Am 31. Mai erhielten wir Gamaschen und Zopfbänder wieder. Wir fingen nun an, wieder Soldaten zu werden und uns wieder dazu einzurichten." Eine unwillkürliche Selbstironie! Bei der Ankunft in der Heimat wurden die Truppen von allen Schichten der Bevölkerung mit Achtung und Theilnahme empfangen, und der gewöhnliche Mann hatte lange noch einen großen Respect vor dem, „der mit in Amerika gewesen war". Man verherrlichte ihre Thaten durch Lieder, von denen noch mehrere bekannt sind. Diese Krieger zu schmähen und zu verlästern, blieb einer spätern Zeit vorbehalten.

Dem Werke sind viele Beilagen angefügt, theils officielle Actenstücke, theils Correspondenzen, auch eine Liste der Offiziere beim hessischen und braunschweigischen Corps, welche manchem Leser interessant sein wird. Wir fassen unser Urtheil über das Werk dahin zusammen, daß wir dasselbe für einen werthvollen Beitrag zur Kriegsgeschichte, insbesondere der deutschen Truppen, halten, und sehen, nächst der dankenswerthen Mühe, manche ehrenvolle That, manchen Namen bis auf den gemeinen Mann hinab, der Vergessenheit entrissen zu haben, auch darin einen Vorzug, daß die einzelnen Kriegshandlungen bei der Zersplitterung der Deutschen auf verschiedenen Schauplätzen klar gruppirt und übersichtlich in ihrem Zusammenhange dargestellt sind. Suum cuique! ist das Motto, das der Verfasser gewählt hat — wir wünschen es auch seiner trefflichen Leistung.

Karl Gustav von Berneck.

Zur Naturgeschichte des Menschen.

Zeugnisse für die Stellung des Menschen in der Natur. Von Thomas Henry Huxley. Aus dem Englischen von J. Victor Carus. Mit in den Text eingedruckten Holzschnitten. Allein berechtigte deutsche Ausgabe. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1863. Gr. 8. 1 Thlr.

In den drei vorliegenden Abhandlungen („Ueber die Naturgeschichte der menschenähnlichen Affen"; „Ueber die Beziehungen des Menschen zu den nächstniedern Thieren"; „Ueber einige fossile menschliche Ueberreste") beschäftigt sich der Verfasser mit der wichtigsten aller Fragen, die die wissenschaftliche Zoologie sich vorlegen kann. Wenn jede Wissenschaft desto gehaltreicher wird, je mehr sie den Menschen und seine Verhältnisse in den Kreis ihrer Untersuchung ziehen kann, so hat die wissenschaftliche Zoologie den Vortheil voraus, daß ihr von selbst die Aufgabe zufällt, ihre Betrachtungen auch auf den Menschen auszudehnen; aber, wie sich im Körper des Menschen das Thierreich zu seiner höchsten Ausbildung herausentwickelt hat, so treten auch hier dem Forscher die schwersten Aufgaben entgegen; schwer hauptsächlich deswegen, weil bei der Bearbeitung derselben anerzogene oder sonst gewonnene sittliche Ueberzeugungen — oft sind es sogar nur Gewöhnungen — uns nur gar zu leicht veranlassen, hier den Weg methodischer Forschung zu verlassen und, um gewisse von anderer Seite her als hinreichend beglaubigt erscheinende Resultate unangerührt zu lassen oder gar noch mehr zu befestigen, Principien aufzugeben, die uns im Reiche der übrigen Thierwelt zu glücklicher Orientirung verholfen, hier aber mit einem male nicht gelten sollen. Um so mehr sind wir erfreut, hier einem Forscher zu begegnen, der gemessen und ruhig seinen Gang geht und Resultate sucht, nicht aber von außen importirte Dogmen, koste es, was es wolle, beweisen will und muß und, um des Verfassers eigene Worte zu gebrauchen, den forschenden Geist unter dem Pfuhl respectirter und respectabler Ueberlieferungen erstickt.

Gehen wir näher auf den Inhalt seiner Arbeit ein, so hat die erste der drei Abhandlungen für das größere Publikum ein geringeres Interesse; sie gibt eine kritische Geschichte der menschenähnlichen Affen bis auf den jüngst wieder entdeckten durch du Chaillu so berühmt gewordenen Gorilla.

Von weit größerer Bedeutung ist die zweite Abhandlung, die ein wahres Muster von methodischer Behandlung ist. Der Verfasser schildert in ihr zunächst den Weg, nach dem wir im Thierreich zu den Begriffen: Klasse, Ordnung, Gattung kommen, und fragt man: Ist der Mensch von irgendwelchen Thieren der Ordnung Affen so verschieden, daß er eine Ordnung für sich bilden muß, oder weicht er weniger von ihnen ab, als sie untereinander abweichen, und muß er deshalb seine Stelle in derselben Ordnung mit ihnen einnehmen? Die Beantwortung der letztern dieser beiden Fragen gibt offenbar das einzig wahre Kriterium zur Lösung unserer Aufgabe, denn daß es zwischen jedem einzelnen Affen und dem Menschen Verschiedenheiten gibt, welche den letztern als besondere Gattung in dem weitern Bezirk der Ordnung erscheinen lassen, ist von selbst klar, und es handelt sich nur darum, ob wir den Menschen nach dem Vorgange der ältern Naturforscher eine besondere Ordnung der Zweihänder (nach Blumenbach) bilden lassen, oder mit in die Ordnung der Affen (Vierhänder nach Blumenbach) unterzubringen genöthigt sind.

Der Verfasser geht nun die einzelnen Theile des Körpers durch und zeigt — in der Regel unter Angabe genauer Maßverhältnisse —, daß die Unterschiede, die in der Form und dem Größenverhältniß der einzelnen Organe zwischen dem Menschen und den ihm am nächsten stehenden Affen bestehen, stets kleiner sind, als sie in der Ordnung der Affen selbst vorkommen. So wird zunächst das Verhältniß der Länge des Arms und des Beins zur Wirbelsäule, sodann die Form des Beckens, des Schädels und der Zähne besprochen und in Beziehung auf diese Organe das unzweifelhafte Resultat gezogen, daß in Beziehung auf sie die Verschiedenheiten zwischen Mensch und Gorilla von geringerm Werthe sind als die zwischen Gorilla und manchen andern Affen. Während nun diese Thatsachen weniger angefochten sind, so ist es das große Verdienst Huxley's, zwei andere sogenannte specifische Differenzen zwischen Mensch und Affen beseitigt zu haben. Bekanntlich hat der selige Blumenbach zuerst ein großes Gewicht darauf gelegt, daß den Affen im Gegensatz zum Menschen vier Hände zukämen, und darauf hin den schon früher hier und da für die Affen angewandten Namen der Vierhänder zur Bezeichnung der von ihnen gebildeten Säugethierordnung angewandt, während er den Menschen als Zweihänder ihnen entgegensetzte. Man achtete dabei aber nur auf die äußere Erscheinung und setzte das Kennzeichen der Hand in die Beweglichkeit des Daumens, wonach er den andern Fingern entgegensetzbar wird. Huxley geht der Sache aber tiefer auf den Grund, indem er zeigt, daß dieser Unterschied nur ein relativer ist, indem die uncivilisirte, nicht in Schuhe eingezwängte große Zehe wilder Völker eine gewisse Beweglichkeit und selbst Gegenüberstellbarkeit sich bewahrt, und darauf den genauern anatomischen Unterschied zwischen Hand und Fuß erörtert, wobei sich über allen Zweifel erhaben das Resultat ergibt, daß auch beim Gorilla die hintern Gliedmaßen nur mit einem Fuß versehen sind, und, was wichtiger ist, daß auch in Beziehung auf dies Organ die anatomischen Verschiedenheiten zwischen dem Menschen und den höchsten Affen von geringerm Werthe sind als die zwischen den höchsten und niedersten Affen. So blieb den Gegnern nur noch ein Bollwerk über, das aber am hartnäckigsten vertheidigt wurde: das Gehirn, der Sitz der Intelligenz, sollte unfehlbar

Unterschiede zeigen. Die Geschichte dieser Streitigkeiten, die seit dem Jahre 1857 in England das allgemeinste Interesse erregt haben, ist eine wenig erfreuliche. Wir finden auf der einen Seite den großen Anatomen Owen bemüht, Behauptungen — die er nicht durch anatomische Präparate erweisen kann, sondern für die er sich auf Abbildungen anderer beruft, während es ihm bei den Hülfsmitteln, die seine Stellung und sein Ruf ihm verschafften, leicht gewesen wäre, selbst Beobachtungsmaterial herbeizuschaffen — als Thatsachen hinzustellen und kein Mittel zu verschmähen, sich seines Gegners, unsers braven Huxley, zu erwehren, sodaß das Ganze zuletzt weniger ein Streit um eine wissenschaftliche Erkenntniß als um die Ab- oder Zuerkennung persönlicher Wahrhaftigkeit für jeden der beiden Streiter wurde. Wir können hier unmöglich auf die anatomischen Details eingehen, weil wir die Kenntniß der dazu nöthigen Terminologie nicht bei allen unserer Leser voraussetzen können, sondern müssen uns damit begnügen, zu erklären, daß auch in Beziehung auf die Gestaltung des Gehirns der Unterschied zwischen den höchsten und niedersten Affen größer ist als der zwischen erstern und dem Menschen. Selbst das Hirngewicht kann keinen Unterschied machen; denn obwol dasselbe beim Gorilla bedeutend geringer ist als das des Menschen, so ist doch sein Unterschied von dem des mittlern menschlichen Gehirns nicht so groß als der zwischen einzelnen menschlichen Gehirnen, deren Gewicht zwischen 66 und 32 Unzen schwankt. Das Gehirn des Gorilla erreicht allerdings kaum 20 Unzen, bleibt also um 12 Unzen gegen das leichteste Menschengehirn zurück, dies aber um volle 33 Unzen gegen das schwerste Menschengehirn.

Das ist der negative Theil von Huxley's Arbeit. Er fügt aber noch etwas Positives hinzu. Er erklärt, daß, wenn auch der Gorilla dem Menschen näher steht als den Geschöpfen seinesgleichen auf der abwärts gehenden Schöpfungsleiter, dennoch zwischen dem Menschen und selbst den höchsten Affen bedeutende anatomische Unterschiede bestehen, so groß und bedeutend, „daß jeder einzelne Knochen des Gorilla Zeichen an sich trägt, durch welche er leicht von dem entsprechenden Knochen des Menschen unterschieden werden kann". Es besteht, obwol beide einander so nahe stehen, doch eine scharfe Trennungskluft zwischen ihnen, und es gibt keine Uebergangsformen, die allmählich und leise von einem zum andern hinüberleiten. Damit ist denn die Anwendung der bekannten Darwin'schen Hypothese über die Entwickelung neuer Arten aus vorhandenen alten im Kampfe um das Dasein auf eine etwaige Entwickelung des Menschen aus dem Affen ausgeschlossen oder wenigstens nicht gerade wahrscheinlich gemacht. Der Verfasser neigt sich zwar dieser Ansicht hin, ist aber gewissenhaft genug, anzuerkennen, daß es dafür zur Zeit gänzlich an Beweisen fehlt. Wenn allerdings dereinst vielleicht wird gezeigt werden können, daß eine bestimmte Affengattung durch allmähliche Modificationen sich in eine andere nun davon verschiedene verwandelt habe, oder daß irgend zwei Affengattungen modificirte Verzweigungen eines ursprünglichen Stammes sind, so wird die Zoologie es auch nicht unwahrscheinlich finden können, daß der Mensch auf ähnliche Weise sich aus dem Affen herausgearbeitet habe. Ob aber auch die Psychologie? Das ist eine andere Frage. Huxley berührt diese Seite der Untersuchung nur, indem er nur kurz als sein Glaubensbekenntniß die Meinung aufstellt, der Versuch, eine psychische Trennungslinie zwischen Mensch und Thier zu ziehen, sei ebenso vergeblich als der, eine anatomische Scheidewand aufzubauen. Ehren wir die Bescheidenheit des Mannes, der zwar seine Ueberzeugung nicht verhehlt, aber sorgfältig die Grenze angibt, bis wie weit er als Fachmann sein Urtheil abgeben kann, und wo die Region beginnt, in der er nicht mehr Autorität zu sein beansprucht.

In der dritten Abhandlung endlich bespricht der Verfasser einige merkwürdige Funde menschlicher Knochen, welche wahrscheinlich noch aus der sogenannten Diluvialzeit stammen. In der That steht die Behauptung Cuvier's, daß der Mensch nicht gleichzeitig mit den Elefanten und Rhinoceroten der Vorwelt gelebt habe, sondern erst aufgetreten sei, nachdem mit dem Aussterben der letztern die großen Lehm- und Sandablagerungen, welche das nördliche Europa bedecken, sich vollendet hatten, nur noch auf schwachen Füßen, und es wird durch neue Funde täglich wahrscheinlicher, daß das Auftreten des Menschen bis in die Diluvialepoche, die Periode der letzten großen Schwemmbildungen, herabreicht. Dabei entsteht denn die Frage, ob die fossilen menschlichen Reste jener Zeit uns etwa jene gesuchten Mittelformen zwischen Mensch und Affen geben, auf die einige neuere Geologen so versessen sind. Huxley beschränkt sich auf einen bei Engis in der Nähe von Lüttich gefundenen und den bereits so vielfach besprochenen Schädel aus der Neanderthalhöhle in der Nähe von Düsseldorf, weil bei diesen Schädeln ihr Hinabreichen in die Diluvialzeit aus der Art ihres Vorkommens wenigstens höchst wahrscheinlich ist. Von dem ersten der beiden Funde erklärt Huxley, daß an keinem Theil seines Baues ein Zeichen von Degradation zu bemerken sei. Er sei ein guter mittlerer menschlicher Schädel, „der einem Philosophen angehört oder das Gehirn eines gedankenlosen Wilden enthalten haben kann"; und was den zweiten anbetrifft, so ist er zwar der affenähnlichste bisjetzt entdeckte menschliche Schädel, aber die Größe seiner Hirnhöhle, die der mehrerer heutigen Menschenrassen vollkommen gleichsteht, beweist, daß die affenähnlichen Beziehungen, die dieser Schädel andeutet, nicht tief in die Organisation eingedrungen sind. Es steht dieser Schädel nicht isolirt da, sondern, dem der heutigen Australier in vieler Beziehung ähnlich, bildet er den Ausgangspunkt einer Entwickelungsreihe, die bis zu den schönsten und bestentwickeltsten menschlichen Schädeln führt. Die Frage nach dem Zusammenhang zwischen Mensch und Affen ist also auch von seiten der Geologie noch eine durchaus offene. 10.

Blücher. Seine Zeit und sein Leben.

Blücher. Seine Zeit und sein Leben. Zwölf Bücher in drei Bänden. Von Johannes Scherr. Zweiter und dritter Band. Leipzig, O. Wigand. 1863. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Im ersten Bande (vgl. Nr. 30 d. Bl. f. 1863) konnte es auffallen, daß Blücher nur an sehr wenigen Stellen erschien. Doch fand das seine Rechtfertigung darin: der Verfasser wollte den ersten Band mehr als Einleitung zum Ganzen angesehen wissen. Im zweiten Bande nun sollte man von Blücher desto mehr erwarten. Aber auch in diesem ist von Blücher verhältnißmäßig wenig die Rede. Im dritten natürlich spielt Blücher endlich die Hauptrolle. Halten wir indeß fest: der Verfasser wollte nicht blos eine ausführliche Biographie des Volkshelden bieten, er betonte überall „Blücher und seine Zeit". Die Art und Weise der Darstellung ist in den beiden folgenden Bänden gerade wie im ersten. Das schillert überall von geistreichen Aperçus, das blitzt von stahlscharfen Hieben; da ist eine Kunst der Anordnung des Stoffs, ein Ausbeuten des Materials, sodaß Scherr oft eine, man möchte sagen diabolische Beleuchtung der Weltereignisse erzielt. Wieder sind die einzelnen Kapitel reichlich mit Anekdoten, mit Bonmots, hier und da auch mit Randglossen gespickt; wieder ist aus einem fast mosaikartigen Detail um den rothen Faden einer revolutionirenden geschichtlichen Idee herum ein Hohn und Spott nach links und rechts werfender Geschichtskörper aufgebaut. Die Art und Weise hat etwas Packendes, Fortreißendes, Bestechendes, namentlich für den Anfang; diese Art und Weise Hand in Hand mit dem außerordentlichen Fleiße des Verfassers, wie er aus den angehängten „Quellen, Zeugnissen und Erläuterungen" spricht, flößt die höchste Achtung vor der großen Begabung, dem Wollen und Können, den Kenntnissen, der Gedankenthätigkeit und rücksichtslosen Ueberzeugungsfestigkeit des Verfassers ein. Ein anderes aber ist, ob diese Art der Geschichtsauffassung und namentlich der Geschichtsdarstellung, wie sie besonders auch bei englischen Mustern vorherrschend ist, für die Dauer zu empfehlen wäre, ob sie sich für die Dauer behaupten könnte. Sie ist doch nur ein Ausfluß eines absoluten

kritischen und setzen wir hinzu negirenden und zersetzenden und zersezenden Selbstbewußtseins. Wunderlich; Scherr, der begeistertste Anhänger Schiller's, des pathetischen Dichters, er kann den Fußstapfen seines Meisters wenig folgen, er kann dem schwunghaften Ernste so wenig abgewinnen, daß er sich vielmehr großentheils in mephistophelischen Interjectionen oder Kraftausdrücken gefällt. Da hat er's denn allerdings leicht, Schiller überall gegen Goethe herauszustreichen. Die lautere, reine Wahrheit zu sagen ist sicher die höchste Tugend des Geschichtschreibers. Aber nur in dem, wie er sie sagt, liegt ihr wahrer Werth. Uns scheint es nicht für einen großen Gewinn, die Wahrheit nur in burschikosen Kraftausdrücken, ja wol in Schmäh- und Schimpfworten hinzuwerfen. Diese Art und Weise rächt sich schließlich an dem Verfasser selbst. Um sich den Lesern stets interessant zu erhalten, muß er jene Art und Weise von Band zu Band überbieten; wenn er den Menschen zuerst nur Spitznamen anhängte, muß er sie späterhin mit Spott- oder Schmähnamen tractiren. Das ermüdet nicht nur, das verdrießt, weil es eine so billige Manier ist, daß sie sich selbst die Kinder auf der Straße nicht entgehen lassen, und es für einen Geschichtschreiber doch ein zweifelhafter Ruhm ist, die Wahrheit in Gymnasiasten- und Studentenart hinzuwerfen.

Mag den Verfasser zu manchem dergleichen eine gewisse moralische Rigorosität seiner republikanischen Ueberzeugung hingerissen haben, so gibt es doch für viele der Schimpfworte keine Entschuldigung. Beileibe nicht wollen wir uns auf eine Blumenlese all der Spitz- und Spottnamen einlassen, wir wollen es übersehen, daß er Friedrich Wilhelm III. fast fortwährend als den „König Infinitiv" bespöttelt, wir wollen lachen, wenn König Jerôme bei ihm nur „Morgen-Wieder-Luschtik-Jerôme" heißt; aber dies ewige Kaiser Franz „Tartufe", Gentz „Judas", Kotzebue „Lurifar", Talleyrand „der Schwefelfarbene", oder gar Ludwig XVIII. mehr als einmal „alte Watschelmajestät" u. s. w., gewiß das belustigt nicht mehr, nein, das ermüdet die Theilnahme des Lesers, das verdrießt ihn zuletzt.

Wie der erste Band, so ist auch der zweite und dritte in je vier Hauptabschnitte oder Bücher getheilt. Im zweiten betiteln sich diese Hauptabschnitte: „Consulat und Empire"; „Austerlitz, Jena, Tilsit, Erfurt"; „Saragossa, Aspern, Innsbruck, Wagram"; „Sonnenwende"; im dritten: „Deutscher Frühling"; „Von der Katzbach bis zum Rhein"; „Paris, London, Wien"; „Waterloo". Der zuerst erwähnte Hauptabschnitt „Consulat und Empire" enthält die fünf Kapitel: „Vom Luxemburg in die Tuilerien", „Comme la foudre", „Magna-Charta in Rußland", „Morituri, Caesar, te salutant", „Blücher in Münster". Wir sind natürlich nicht gewillt, in all das Detail, wie es uns der Verfasser und meist in greller Beleuchtung über den Fortgang des französischen Consulats und über die Ermordung des Zaren Paul bringt, einzugehen, einfach weil uns das der Raum verbietet. Aber „Blücher in Münster" müssen wir wol etwas festhalten. Welches Ansehen erhält jetzt der Haudegen unter des Verfassers Feder? Erinnern wir uns, daß Preußen Münster, Stadt und Hochstift, 1803 in Besitz nahm. Blücher erhielt das Militärcommando in Münster. Sattsam verhaßt war in Münster Preußen und das preußische Wesen.

„Und doch gab es eine große Ausnahme, doch war einer von «dat prüske Volk», einer von den «lutheresgen Dicköppen» binnen kurzem in Münster wahrhaft geliebt und volksthümlich geworden, der General Gebhard Lebrecht von Blücher, Oberbefehlshaber der preußischen Truppen in westfälischen Landen. Damals ein angehender Sechziger konnte er sich nicht eben einer imponirenden persönlichen Erscheinung rühmen. Wenn er des Sonntags bei den großen Paraden erschien, in seinem blauen, goldgestickten Generalsrock mit rothem Kragen und rothen Aufschlägen, in paillegelber Weste, gleichfarbenen Unterkleidern und hohen Stiefeln, auf dem Kopfe den großen dreieckigen Hut mit goldener ausgespitzter Borte aus schalem weißen Federbesatz, den Husarensäbel lässig hinterdreinschleppend und dann mit seinem Gefolge von Stabsoffizieren und Adjutanten die aufgestellten Regimenter «abschritt» langsamen Gangs, Kopf und Oberleib sehr bedeutend nach der linken Seite geneigt, so machte er den Eindruck «großer körperlicher Hinfälligkeit». Das Leben hatte den Mann tüchtig mitgenommen, aber die Strapazen, welche ihm am nachtheiligsten mitgespielt, waren wol gerade die, welche er, in Friedenszeiten nämlich, mit Leidenschaft aufsuchte: die Strapazen des Spiels. Blücher, welchen Whist, Boston und L'Hombre als zu wenig aufregend langweilten und der die Wagnisse des Hazardspiels tage- und nächtelang zu betreiben liebte, mußte sich seine Spielgenossen unter seinen Kameraden suchen, unter Generalen, Stabsoffizieren und sogar noch tiefer herunter. Denn gespielt mußte einmal sein, daher ging der General, so oft es sich thun ließ, nach dem Badeorte Pyrmont hinüber, damals die deutsche Spielhölle par excellence. Aber auch anderwärts wurde hoch und heftig gespielt, und wie es nicht nur das starke, sondern auch das schwache oder sanfte und zarte Geschlecht mit Hazardiren trieb, zeigt beispielsweise die Thatsache, daß Blücher zu Hamm eines Abends einer Frau von X. die (kleine, wollen wir hinzufetzen) Summe von 11000 Thalern abgewann. So glücklich hat er freilich nicht immer gespielt. Sein häufiges Unglück im Spiel war die vornehmste Ursache der Geldverlegenheiten, aus welchen er eigentlich sein Leben lang nicht herausgekommen ist. Er hat auch in Münster eine Spielschuld von etlichen tausend Thalern hinterlassen, die er erst lange Jahre nachher tilgte, mit drolligem Humor allerdings."

Auch hinsichtlich seiner Liebe zum schönen Geschlecht erzählt Scherr von Blücher ein Stücklein. „Ein wilder Schößling, seinem Erzeuger wie aus dem Gesicht geschnitten, ist einem deutschen Reisenden sogar im Innern von Brasilien aufgestoßen. (Scherr beruft sich auf Pajeken's «Reiseerinnerungen», Bremen 1861). «Ich nenne mich Blüchstein, Joachim von Blüchstein, denn ich bin ein Sohn des alten Haudegens außer der Ehe.» Das aber hätte sich der «alte Haudegen» wol nicht träumen lassen, daß er einen Schneider zeugen würde. Denn besagter Blüchstein, der als Offizier nach Brasilien gekommen, hatte, bei der Abdankung Dom Pedro's I. mittellos verabschiedet, in Rio-Preto eine ehrsame Schneiderswitwe geheirathet und selber die Schere zur Hand genommen. Es hieße boswellisiren, wollte man behaupten, Blücher habe sich zur Zeit, wo er in Westfalen befehligte, militärisch oder politisch irgendwie merklich über das Niveau der preußischen Generalschaft von damals emporgehoben. Was ihn schon jetzt vor so vielen, ja man kann sagen vor allen seinen Collegen auszeichnete, war seine Verachtung der hochgespreizten Gamaschenknöpferei, ferner eine tüchtige Dosis gesunden Menschenverstandes und endlich sein angeborener und fleißig ausgebildeter Takt im Verkehr mit den verschiedensten Menschenklassen. Sonst aber haben den General, gerade wie den Staat, welchem er diente, erst die Schläge des Unglücks aus dem Schlendriangleise des Gewöhnlichen in die Region hinaufelektrisiret, wo hohe Entschlüsse gedeihen und große Thaten geschehen."

Man sieht, Scherr schmeichelt seinem Helden hier nicht gerade sehr. Aber er hatte vielleicht einen sehr triftigen Grund, dies hier so zu thun. Denn je mehr hier Schatten, um so strahlender nachher das Licht. Noch einmal widmet Scherr seinem Helden im zweiten Bande ein volles Kapitel. Das ist das vierte im sechsten Hauptabschnitte „Blücher in Lübeck". Wir halten uns dabei nicht auf. Wir können uns nur ansehen, wie der Verfasser seinen Stoff vertheilte. Und dies auch nur nach den Kapitelüberschriften. Da bringt er uns im sechsten Buche (Hauptabschnitte): „Signatur der Zeit" (vor 1806), „Austerlitz", „Auerstädt und Jena", „Blücher in Lübeck", „Tilsit und Erfurt"; im siebenten und achten: „Dämmerungen für Deutschland", „Saragossa", „Aspern", „Innsbruck" (Tirolerauftand), „Wagram", „Kaiserwahnsinn" (Napoleon's), „Dresden und Wilna", „Moskau", „Beresina", „Tauroggen". Im dritten Bande folgt nun die eigentlich Blücher'sche Zeit, die Zeit der Befreiungskriege. Sehen wir uns den alten Haudegen jetzt ein-

mal wieder etwas näher an, jetzt wo er sich als „de old Blüchert" präsentirt.

„Er war jetzt 70 Jahre und 8 Monate alt, «de old Blüchert», aber noch immer ein schöner Greis, dem man gern in das frischrothe, heiter muthige Antlitz sah. Im Frühlinge des vorhergegangenen Jahres hatte Arndt zu Breslau dies oft gethan und von der Erscheinung des heldischen Mannes diesen Eindruck empfangen: «Trotz seines Alters trug er eine herrliche Gestalt, groß und schnell, mit den schönsten, rundesten Gliedern vom Kopf bis zum Fuß, seine Arme, Beine und Schenkel noch fast wie eines Jünglings scharf und fest gezeichnet. Am meisten erstaunte sein Gesicht. Es hatte zwei verschiedene Welten, die selbst bei Scherz und Spaß, welchen er sich ganz frisch und soldatisch mit jedem ergab, ihre Farben nicht wechselten; auf Stirn, Nase und in den Augen konnten Götter wohnen, um Kinn und Mund trieben die gewöhnlichen Sterblichen ihr Wesen. In jener obern Region war nicht allein Schönheit und Hoheit ausgedrückt, sondern auch eine tiefe Schwermuth, die ich der schwarzdunkeln Augen wegen, welche der finstern Meeresbläue glichen, fast eine Meerschwermuth nennen möchte; denn wie freundlich diese Augen zu lachen und zu winken verstanden, sie verdunkelten sich oft auch plötzlich zu einem fürchterlichen Ernst und Zorn.» Möglich (bemerkt Scherr), daß ein Loth Arndt'schen Enthusiasmus zu viel in die Farben dieses Bildes gerieben ist. Wenigstens muß demselben zu dieser Zeit (1813) hinzugefügt werden, daß das Alter und die Folgen der Strapazen, welche Blücher — rococomäßig zu reden — nicht allein im Dienste des Mars, sondern auch im Dienste der Venus und des Bacchus scharf befahren hatte, in seinem Aeußern deutlich sich bemerkbar machten. Sein Gang war schwerfälliger geworden, seine breiten Schultern bogen, seine Mundwinkel zogen sich abwärts. Zu Pferde aber, und er ritt immer nur feurigste, erschien er noch in der ganzen Schönheit und Kraft seiner Mannhaftigkeit. Wenn er so mit seinem offenen, blühenden Antlitz, der prächtig gewölbten heitern Stirn, den großen, listig blickenden oder heldenkühn blitzenden Augen, der mächtigen Adlernase, dem schnauzbartumschatteten Mund, der so schelmisch-gutmüthig lächeln und so befeuernd donnern konnte, an die Geschwader heran und durch die Reihen sprengte, einen Augenblitz, einen Scherz, ein Kraftwort, wol auch eine Donnersalve von Flüchen dahin und dorthin werfend, so war die Wirkung seines Erscheinens eine unwiderstehliche, elektrische und elektrisirende, und es ging von ihm jener geheimnißvolle, Menschenseelen weitende und Menschenherzen hebende Glanz aus, welcher «Erwählte» ankündigt wie Ambrosiaduft das Nahen homerischer Götter." Nun am Ende spricht Scherr noch begeisterter, als Arndt dies that.

Scherr leistet zwar in allen Kapiteln mit sarkastischen Ausfällen und Hieben das Möglichste; unter allen Kapiteln steht aber nach dieser Seite hin wol das über den Wiener Congreß obenan. Wenn all die großen Todten, welche auf diesem Congresse zugegen waren, dies Kapitel läsen, wir müßten eine Mustergalerie schamrother Gesichter vor uns sehen.

„Im größten Stile angeordnete und durchgeführte Feste waren das soldatische am 18. October (1814) zur Feier der leipziger Schlacht im Prater gefeierte und dann ein großes Caroussel in der wunderbar ausgeschmückten und erleuchteten Reitbahn, wobei besonders die österreichischen Cavaliere durch Prunk und Gewandtheit die Bilder einer fabelhaften Ritterzeit hervorriefen. In der Region der edlern theatralischen Genüsse setzte Sophie Schröder durch die Macht und den Umfang ihres Talents Heimische und Fremde in Erstaunen, während den vornehmen Pöbel die beiden französischen Tänzerinnen-Demoiselles, Bigottini und Aimé, ergötzte. Die erstere nahm als Buhlbeute 140000 Gulden mit fort und «ein Kind». Der achtzigjährige Prince de Ligne, «le dernier des chevaliers français», hatte guten Grund seinen bekannten Witz zu machen: «Le congres ne marche pas, il danse.» In Wahrheit, das ganze Ding ließ sich an wie ein frivolster Carnevalstanz. Trieb es doch sogar der Zar, wahrscheinlich um sich von den mit Juliane von Krüdener in Paris durchgemachten Bußübungen und sonstigen Erhabenheiten zu erholen, in Wien so munter, daß er mit einer Dame wettete, wer von ihnen beiden am schnelisten die Kleider zu wechseln vermöge, was die Dame schneller zu Stande brachte als er."

Auf diesem Congresse ereignete sich auch folgender höchst tragischer Vorfall, daß sich ein „altgedienter ehrbarer" Diplomat erschoß, und weshalb? Er wurde auf einem Hoffeste von der Diarrhöe befallen, wurde aber zu gleicher Zeit unerwartet zu einer Spielpartie mit allerhöchsten Herrschaften „befohlen"; er gehorchte, konnte es aber trotz Aufbietung seiner ganzen Willensstärke nicht hindern, daß ihm „etwas Menschliches" begegnete. Lustiger schon sind die Porträts der „Congreßschönen".

„Da waren alle die Congreßschönen, welche auf der Bastei lustwandelten «spectatum et spectentur ut ipsae»: die Herzogin von Sagan, welcher der Zar dem Metternich zum Possen den Hof machte, so oft ihn die Metternich'sche Politik ärgerte; die Fürstin Bagration, eine Schönheitsruine, die aber in lebenden Bildern wenigstens noch als Aphrodite Kallipygos figuriren konnte und wollte und vollauf berechtigt war, die Venus Vulgivaga in ganzer Figur vorzustellen; die Fürstin von Fürstenberg, durch kraftvolle Haltung und eingreifende Klugheit ausgezeichnet; die Bankfrau von Geymüller, eine Schönheit ersten Ranges; die Fürstin Paul Esterhazy, ein junges verlangendes Weibchen mit brennenden Augen; die junge Lady Rumboldt mit einem «Fell wie weißer Sammt, auf dem die Morgenröthe glüht, und mit Augen, die immer sagten: komm her». Ferner die Gräfin von Bernstorff, «dänisch in die Höhe getrieben, aber mit der Frische der Abendbeleuchtung»; die Gräfin Karoline Szechenyi («la beauté coquette»), die Gräfin Sophie Zichy («la beauté triviale»), die Gräfin Rosine Esterhazy («la beauté étonnante»), die Fürstin Gabriele Auersperg («la beauté, qui inspire seule du vrai sentiment»), die Gräfin Sauerma («la beauté du diable») und die Gräfin Julie Zichy («la beauté celeste»). Letztgenannte betete ein schweigsamer König Infinitiv an, und sie regalirte die «courtoisirende Majestät mit Erhabenheit und Religion», zum Danke wofür er sie stundenlang anschwieg."

Genug des Details! Wir müssen uns ein weiteres Eingehen auf den dritten Band versagen. Nur noch einiges über den Gesammteindruck und zwar nach Seite der Tendenz des Werks. Da müssen wir nun ganz und gar bei den Andeutungen beharren, welche wir schon nach der Lektüre des ersten Bandes machten. Wir zwar, als ein geborener Preuße, können uns nur über die Wärme freuen, mit der der Verfasser alle überall das preußische Volk, wenn auch nicht das preußische Régime, verherrlicht, trotzdem er ein Preuße von Geburt wol nicht ist. Er widmet der preußischen Tapferkeit und dem preußischen Volkskerne häufig die herrlichsten Worte. Um so mehr müssen wir uns aber gegen gewisse Schlußfolgerungen erklären. Wir haben es schon bei dem ersten Bande gethan, indem wir vor der Art und Weise warnten, mit der, um gegenwärtige Zustände zu kritisiren, man in die Befreiungskriege Ideen legt, die nicht darin gelegen haben. Blücher's, Schill's und anderer widernapoleonischer Helden Bedeutung liegt freilich darin, bei der Befreiung Deutschlands vom Napoleonismus, oder besser von der Franzosenherrschaft, neben dem preußischen Interesse das deutsche mit betont zu haben. Das lag aber so auf der Hand, daß darin kein so großes Verdienst zu suchen ist. Ob die Helden den Napoleonismus in der Weise auffaßten, wie wir ihn als das Cäsarenthum, als den militärischen Despotismus gegenüber der freiern, unsertwegen constitutionellen, oder auch, wie der Verfasser wol lieber hört, republikanischen Regierungsweise, das bleibt doch sehr fraglich. Am Ende galt ihnen allen der Befreiungskrieg als ein allgemeiner Rassenkampf. Wir können deshalb auch gar nicht sagen, daß uns der Schluß des Scherr'schen Werks irgendwie erhöbe. Nein, die Geschichte mit Napoleon geht zwar zu Ende, die Freiheitshelden siegen; allein der Verfasser hat uns mit seiner drei Bände hindurch geübten

zersetzenden Kritik so angesteckt, daß wir seiner Begeisterung für die Freiheitshelden nicht recht trauen. Wir fragen wol gar: Liegt darin nicht eine furchtbare Persiflage, derselbe Held, der einen der größten Spieler der Welt, nämlich Napoleon besiegte, dieser selbe Held weiß hinterher so wenig Besseres zu thun, daß er tagtäglich spielt und spielt, daß er Tausende verspielt? Ein eigentlich fast komischer Gegensatz: Napoleon mit Köpfen spielend, Blücher dagegen nur mit Thalern und Louisdor! Worin besteht denn das, was wir jetzt national-deutsches Streben nennen? Worin besteht der sittliche Werth dieses Strebens? Er besteht in dem Verlangen, daß ein jeder, hoch oder niedrig, von seinen Sondervorrechten so viel opfert, als zur Erzielung eines großen Gesammtganzen nöthig ist. Bei Napoleon war es ein Sondervorrecht Menschen zu tyrannisiren, bei Blücher Tausende zu verspielen. Wäre Blücher von einer wahrhaft sittlich-nationalen Idee durchdrungen gewesen, er hätte wol erkennen müssen, wie sein Vorrecht, dem Spiele zu fröhnen und doch ein makelloser Freiheitsheld zu bleiben, wo ein unter ihm stehender Hauptmann oder Feldwebel vielleicht mit derselben Spielleidenschaft ein moralisch ruinirter und ausgestoßener Mensch geworden wäre, eben nichts anderes als ein Ausfluß absolutistischen Selbstgefühls war, desselben absolutistischen, das er im Napoleonismus besiegt haben sollte. Uns ist es sehr klar, weshalb die Befreiungskriege in den patriarchalischen Absolutismus zurückführen mußten. Nicht die „Diplomatiker" allein haben das Ding verpfuscht, das Verpfuschen ging aus der Unklarheit hervor, mit der eine Art von Jongleurspiel mit den beiden Begriffen „Befreiung" und „Freiheit" getrieben ward.

Wir finden also ein Härchen in Scherr's Verherrlichung des Blücherthums? Ganz sicher. Wir wissen es uns nicht zu vereinigen, wie er in diesem Augenblicke das ungenirte volksthümliche Element des Blücherthums verherrlichen und im nächsten Augenblick vor der Statue Schiller's begeistert niedersinken kann. Da sind zwei Dinge, die nicht zu vereinigen sind. Eins muß sich nothwendigerweise dem andern unterordnen, und da ist es gar keine Frage welches! Was bedeutet Schiller's krampfhaftes Ringen nach ideeller Vervollkommnung, wenn man eingestehen muß, und zwar als unbedingter Lobredner des Blücherthums wie Scherr, ein Haudegen mit gesundem Menschenverstand, mit sonst aber gar keiner ideellen Bildung, richtet mehr aus als zehntausend, welche Schiller'schen Fußstapfen folgen! Wir können es nicht, nämlich in diesem Athemzuge für den krampfhaft nach oben gerichteten Blick des Schiller-Antlitzes und im nächsten für den „Pferdeeimer" schwärmen, aus welchem „Blücher morgens nach der Schlacht bei Ligny Warmbier schenkte". Aber Scherr kann das. Er sucht also das nationale Heil nicht in der wahren Aussöhnung zweier einander ausschließender Elemente wie des pathetischen Idealismus und des volksthümlichen Realismus. Er findet diese Aussöhnung nicht, weil er sonst nicht gegen Goethe, den „Dichterkaiser", eifern könnte. Für uns aber ist es kein Zweifel, daß das Heil nicht aus der Zweitheilung, jetzt krampfhaft bis in die Wolken hinauf und im nächsten Augenblick fraternisirend mit Kraftausdrücken bis zum Pferdeeimer hinunter, ersprießt, sondern daß es in der Mitte liegt. Und diese Mitte, sie kennzeichnet das geradeausblickende, klare Wesen, freilich auch die etwas „zugeknöpfte" Anschauungsweise unsers „Dichterkaisers" Goethe.

Für uns enthält Scherr's System der Widersprüche mehrere in sich. Gemeiniglich gefällt sich Scherr in einem wahrhaft diabolischen Pessimismus. Die Mittelmäßigkeiten regieren die Welt, die Gemeinheit siegt stets, und wie er diesem Pessimismus sonst Ausdruck leiht. Dann aber plötzlich spricht er von der „Trösterin", von dem „Glauben an das Ideal", von dem steten Vorwärtsschreiten des Menschengeschlechts. Glaubt er an diesen steten Fortschritt nun wirklich, oder will er diesen Glauben nur als einen tröstlichen „schönen Wahn" festgehalten wissen? Gleichviel, ist es da nun wol recht, so verwerfend über die Vergangenheit abzusprechen, wie er es thut, über Vorfahren, die eben nicht auf einer so hohen Stufe der Erkenntniß und Vollkommenheit stehen konnten wie wir. Sollten wir da nicht vielmehr entschuldigend sprechen; es ist nicht blos unser Verdienst, wenn wir uns reifer in unsern Anschauungen fühlen und darum auf unsere Vorfahren naserümpfend zurückblicken können, sondern eben Verdienst des allgemeinen Weltprincips des Fortschritts!

Noch ein Wort über Scherr's Schlußbemerkung. Er fühlt sich gekränkt, daß einzelne Kritiker über den ersten Band ein scharfes Urtheil gefällt haben. Das ist beinahe spaßhaft; er, der die ganze Welt abkanzelt und den Größen dieser Welt den Hochmuth, sich für unfehlbar zu halten, anstreicht, er hält sich wol selbst für so unfehlbar, daß ein Widerspruch gegen seine Ansichten nicht möglich wäre? Das sollte doch bei einem Geiste wie Scherr nicht möglich sein! **Emil Müller-Samswegen.**

Notizen.

Eine neue französische Zeitschrift für die Jugend.

In Paris erscheint seit kurzem unter dem Titel: „Magasin d'éducation et de récréation; encyclopédie de l'enfance et de la jeunesse", eine Zeitschrift für die Jugend, welche sich durch sich selbst außerordentlich empfiehlt. Sie empfiehlt sich schon äußerlich so, daß wir nicht zweifeln, sie werde, vorausgesetzt, daß sie sich auf der Höhe der ersten Lieferungen hält, auch in deutsche Familien Eingang finden. Als Redacteure derselben zeichnen J. Macé und P. J. Stahl. Wenn die Herausgeber versichern, die Zeitschrift sei keine flüchtige Speculation, der Plan derselben und die Art der Ausführung nebst den Vorarbeiten sechs Jahre hindurch erwogen, so glauben wir das gern. Es freut uns, unter den angezeigten mitarbeitenden Künstlern auch die beiden deutschen Namen Oskar Pletsch und Ludwig Richter verzeichnet zu finden. Scheinen wir es nun auch auf eine Empfehlung der Zeitschrift abgesehen zu haben, so hat es doch noch einen andern Grund, weshalb wir ihrer gedenken. Wir machten nämlich in den ersten Heften die Bekanntschaft mit einer Uebersetzung des „Schweizerischen Robinson", derjenigen unter den Robinsonaden, die einmal von Gymnasiasten und andern Schülern ihrerzeit heißhungerig verschlungen worden ist. Als zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Robinsonaden aufkamen, begann bekanntlich gar bald ein wahres Robinsonfieber. Die erste Uebersetzung des Defoe'schen „Robinson" (des Stammvaters aller Robinsons) erschien ein Jahr nach dem Originale, schon 1720 zu Leipzig und erlebte im selben Jahre nicht weniger als vier Auflagen. Das Thema ist in mehr denn 40 Nachahmungen auf jede Weise variirt worden. Jedes Land, ja jedes Provinzchen wollte seinen eigenen Robinson besitzen. Zwar gibt es weder einen bremischen, noch einen lübeckschen, stettinschen oder hamburgischen Robinson, dafür wimmelt es aber von sächsischen, schlesischen, thüringischen, schwäbischen, brandenburgischen, westfälischen, kurpfälzischen, fränkischen, schweizerischen, leipziger, harzerischen Robinsons u. s. w. Nicht genug damit, es gibt auch einen geistlichen, einen medicinischen, einen gelehrten, einen jüdischen, einen moralischen, selbst einen unsichtbaren Robinson. Damit aber auch das schöne Geschlecht nicht zurückbliebe, so erfand man eine „Jungfer Robinson oder die verschmitzte junge Magd", noch besser eine „Robunse mit ihrer Tochter Robinetgen oder die politische Standesjungfer". Unter all diesen Nachahmungen nimmt unsers Dafürhaltens, sofern wir unsern einstmaligen Gymnasiastengeschmack als maßgebend gelten lassen dürfen, der „Schweizerische Robinson" einen Ehrenplatz ein. Er ist von Johann Rudolf Wyß (sollten wir den Namen nicht ganz richtig wiedergeben: wir citiren nach einer französischen Anmerkung in der obengenannten Zeitschrift) und vom Autor nach einem Plane seines Vaters geschrieben. Wyß war 1781 zu Bern geboren, lebte dort als Gelehrter und starb 1830. Der „Schweizerische Robinson" fällt also in den Anfang dieses Jahrhunderts. Merkwürdigerweise, und es ist das wieder ein Beleg für das Schicksal mancher Bücher, hat der „Schweizerische Robinson" in Frankreich weit

mehr Glück als in Deutschland gemacht. „In Frankreich", heißt es in der Vorrede zu der Uebersetzung in jener Zeitschrift, „hat der «Schweizerische Robinson» seit seinem ersten Erscheinen nicht aufgehört wieder und wieder mit Erfolg veröffentlicht zu werden. Er hat 20 Ausgaben erlebt und machte sich um die Wette Concurrenz. In Deutschland ist sein Glück nur mittelmäßig. Weshalb? Der «Schweizerische Robinson» ist nämlich ein deutsches Buch, ein sehr deutsches, und die Deutschen zählen nicht zu denen, welche die Ehren ihrer Schriftsteller geringschätzen. Im Gegentheil könnte man sie beschuldigen, das, was sie besitzen, gern zu überbieten. Warum ist nun der «Schweizerische Robinson» besser bei uns als bei ihnen aufgenommen?" Der Verfasser der Vorrede deutet es dahin, daß die französischen Uebersetzer aus dem Originale nur nahmen, was ihnen gelegen schien. „Denn der «Schweizerische Robinson», man muß das frei aussprechen, besitzt Schwächen und Längen. Diese Schwächen sind in den französischen Uebersetzungen verschleiert worden, besonders in der von Madame de Montolieu. Kurz seine Uebersetzer haben viel zu seinem Erfolge in Frankreich beigetragen. Indem man annahm, daß man nicht vor einem Meisterwerke stände, welches man auch noch in seinen Fehlern achten müsse, ist jeder Uebersetzer mit dem Originale auf seine eigene Weise verfahren. Anstatt daß er durch dieses Verfahren gelitten hätte, hat der «Schweizerische Robinson» dadurch fast immer gewonnen." Jedenfalls ein interessanter Aufschluß über das Glück mancher Bücher. Und das Glück des „Schweizerischen Robinson" scheint in Frankreich noch sehr zu blühen, wie man an der Innigkeit merkt, mit der ihn die französischen Herausgeber bei ihrem jugendlichen Publikum einführen. Haben wir recht verstanden, so wollen sie sich in der Uebersetzung strenger an das Original halten, als dies bisher geschehen ist. 11.

Das Urkundenbuch des Königreichs Sachsen.

Als wie seinerzeit das neubegründete sehr dankenswerthe Unternehmen eines Archivs für die sächsische Geschichte in Nr. 3 d. Bl. f. 1863 zur Anzeige brachten, gedachten wir naturgemäß auch des beabsichtigten Quellenwerks, welches durch das Archiv zu wissenschaftlicher Verwerthung gelangen soll. Nach einem verhältnißmäßig sehr kurzen Zeitraume ist es ermöglicht worden, einen ersten Band des Urkundenbuchs des Königreichs Sachsen oder, wie der eigentliche Titel lautet, des „Codex diplomaticus Saxoniae regiae" (Leipzig, Giesecke u. Devrient) erscheinen zu lassen. Wenn man es früher zu beklagen hatte, daß das Königreich Sachsen im Verhältniß zu andern Ländern so wenig für seine Specialgeschichte that, so hat man jetzt alle Ursache, des Sprichworts eingedenk zu sein „Was lange währet, wird gut". Der erste vorliegende Band des „Codex diplomaticus", welcher als der erste Band des zweiten Haupttheils das Urkundenbuch des Hochstifts Meißen eröffnet, berechtigt schon zu dem Urtheil, daß die sächsische Sammlung unter den Werken ähnlicher Gattung einen sehr hohen Rang in wissenschaftlicher Hinsicht einnimmt. Die Grundsätze bei dem Abdrucke der Urkunden hat der Herausgeber Hofrath Gersdorf in seinem Vorberichte entwickelt, in welchem zugleich eine Fülle von geschichtlichen und volkswirthschaftlichen Verhältnissen des Hochstifts Meißen erörtert wird. Das wichtige Unternehmen wird im Auftrage der sächsischen Staatsregierung herausgegeben und die Stände haben hierzu in hochherziger Weise die erforderlichen Mittel bewilligt. Man darf sich an den maßgebenden Stellen Glück wünschen, daß die Ausführung des Werks eine so gediegene und würdige ist. Den Geschichtsforschern Deutschlands aber wird ein lange gehegter Wunsch erfüllt und nicht minder bietet sich den deutschen Grammatikern in dem sächsischen Urkundenbuche der sicherste Stoff zur Erkenntniß der meißnisch-thüringischen Landessprache dar, welche auf die Gestaltung unserer noch heutigen Schriftsprache von so bedeutendem Einflusse werden sollte. 4.

Bibliographie.

Poetisches Album der Reform. Eine Auswahl der in der Reform enthaltenen Gedichte aus den Jahren 1848 — 1863. Herausgegeben von H. Peist. Hamburg, J. P. F. E. Richter. 8. 18 Ngr.

Bach, J., Meister Eckhardt der Vater der deutschen Speculation. Als Beitrag zu einer Geschichte der deutschen Theologie und Philosophie der mittleren Zeit. Wien, Braumüller. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Bekk, A., William Shakespeare. Eine biographische Studie. Festgabe zum 300jährigen Jubiläum der Geburt des Dichters am 23 April 1564. München, Fleischmann. 8. 10 Ngr.

Meißner, A., Schwarzgelb. Roman aus Oesterreichs letzten zwölf Jahren. 4te Abtheilung. Berlin, Janke. 8. 3 Thlr.

Nohl, L., Beethovens Leben. 1ster Band. Beethovens Jugend. Wien, Markgraf. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Pfaff, E. R., Ideen eines Arztes über die Unsterblichkeit der menschlichen Seele. Dresden, Türk. 16. 10 Ngr.

Putlitz, G. zu, Wenn die Thür zuschlägt —. Lustspiel in einem Akt. Berlin, Schlesinger. 8. 10 Ngr.

Rasch, G., Vom verrathenen Bruderstamme. Der Krieg in Schleswig-Holstein im Jahre 1864. Zwei Bände. Leipzig, O. Wigand. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Widmann, B., Dichtergarten. Geordnete Auswahl deutscher Gedichte nebst Erläuterungen. Drei Stufen. Leipzig, Merseburger. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Wilhelm von Baden. — Denkwürdigkeiten des Generals Wilhelm von Baden aus den Feldzügen von 1809 bis 1815. Nach dessen hinterlassenen eigenhändigen Aufzeichnungen. Mit Noten und Beilagen herausgegeben von Freiherrn P. Röder von Diersburg. Karlsruhe, Bielefeld. Gr. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Wittmer, G., Bericht über die internationale Kunstausstellung in München 1863. Ein Beitrag zur neueren Geschichte der Malerei. München, Fleischmann. 8. 16 Ngr.

Woillez, M., Die Freundinnen. Erzählung. Nach dem Französischen von einem katholischen Pfarrer. Aachen, Cremer. 8. 18 Ngr.

Zingerle, I. v., Die deutschen Sprichwörter im Mittelalter. Wien, Braumüller. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Ngr.

Tagesliteratur.

Biesterfeldt, C. W., Schleswig-Holstein die Tagesfrage aus dem Norden Deutschlands betrachtet. Hamburg, Nolte. Gr. 8. 6 Ngr.

Dirckinck-Holmfeld, Baron C., Bedenken für und wider die Verbindung der Herzogthümer mit Dänemark. Hamburg, J. P. F. E. Richter. Gr. 8. 6 Ngr.

Döllinger, J. v., König Maximilian II. und die Wissenschaft. Rede gehalten in der Festsitzung der k. Akademie der Wissenschaften zu München am 30. März 1864. München, Manz. Gr. 8. 7½ Ngr.

Russische Finanzen. 1864. Antwort-Versuch auf die Frage: Was kann, was soll aus unserer Geldwirthschaft werden? Ein Wort aus Liefland. Berlin, Behr. Gr. 8. 12 Ngr.

Fricke, G., Pastor Louis Harms in Hermannsburg und Schleswig-Holsteins Sache. Ein Gespräch. Mit einem Zusatze wider die 140 pommerschen Theologen. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 4 Ngr.

Kann unsere Flotte der dänischen Seemacht die Stirn bieten? Von einem preussischen Officier. Mit einem Plane. Berlin, Voss. Gr. 8. 20 Ngr.

Pfordten, von der. — Votum des königl. bayerischen Bundestagsgesandten Freiherrn von der Pfordten über die Erbfolge in Schleswig-Holstein. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 10 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Karl Gutzkow's Dramatische Werke.

Vollständige neu umgearbeitete Ausgabe.

20 Bändchen. 8. Geh. 6 Thlr. 20 Ngr. Geb. 8 Thlr.

Jedes Bändchen einzeln geh. 10 Ngr.

I. **Das Urbild des Tartüffe.** Lustspiel. 2. Auflage.
II. **Zopf und Schwert.** Lustspiel. 5. Auflage.
III. **Werner** oder **Herz und Welt.** Schauspiel. 4. Auflage.
IV. **Der Königsleutenant.** Lustspiel. 2. Auflage.
V. **Pugatschew.** Trauerspiel. 2. Auflage.
VI. **Ein weißes Blatt.** Schauspiel. 4. Auflage.
VII. **Richard Savage.** Trauerspiel. 4. Auflage.
VIII. **Uriel Acosta.** Trauerspiel. 5. Auflage.
IX. **Patkul.** Ein politisches Trauerspiel. 4. Auflage.
X. **Die Schule der Reichen.** Lustspiel. 4. Auflage.
XI. **Ella Rose** oder **Die Rechte des Herzens.** Schauspiel. (Zum ersten mal gedruckt.)
XII. **Antonio Perez.** Trauerspiel. (Desgleichen.)
XIII. **Ottfried.** Schauspiel. 2. Auflage.
XIV. **Der dreizehnte November.** Schauspiel. 3. Auflage. **Fremdes Glück.** Vorspielscherz. 2. Auflage.
XV. **Die Komödie der Besserungen.** Lustspiel. 2. Auflage.
XVI. **Liesli.** Ein Volkstrauerspiel. 2. Auflage.
XVII. XVIII. **Wullenweber.** Trauerspiel. Zwei Bändchen. 2. Auflage.
XIX. **Lorber und Myrte.** Lustspiel. 2. Auflage.
XX. **Nero.** Tragikomödie.

Diese nun vollständig vorliegende neue wohlfeile Ausgabe der Gutzkow'schen Dramen macht dieselben dem Privatbesitz zugänglicher, da sie gegen die frühere Gesammtausgabe um mehr als die Hälfte billiger ist. Der Verfasser hat sämmtliche Stücke neu durchgesehen und wesentlich verbessert, außerdem auch jedem Bändchen einen Anhang beigefügt, worin über den Ursprung und die Schicksale der einzelnen Stücke interessante, für die Geschichte der neuern deutschen Bühne lehrreiche Aufschlüsse gegeben werden. Somit bildet die Sammlung einen Beitrag zur Literatur- und Culturgeschichte von bleibendem Werth. Elegant in Leinwand gebundene Exemplare sind für den Preis von 8 Thlr. durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Heinrich der Erste, der Städtegründer.

Poetische Erzählung in Bildern

von **Karl Weiß.**

Miniaturausgabe. Geh. 16 Ngr. Geb. 24 Ngr.

Mit warmem patriotischen Gefühl schildert der Dichter die tapfern Thaten Heinrich's I., des ersten deutschen Königs aus dem sächsischen Hause (919—936), dem das deutsche Städtewesen die Grundlage zu seiner so großartigen und segensreichen Entwickelung verdankt. Die Dichtung ist Moriz Carriere zugeeignet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

William Shakspeare

als Lehrer der Menschheit.

Lichtstrahlen

aus seinen Werken, nebst einer Einleitung.

Von **Hermann Marggraff.**

8. Geheftet 1 Thlr. Geb. 1⅓ Thlr.

Diese Sammlung lehrreicher, tiefsinniger oder origineller Sprüche aus Shakspeare's Dramen und Sonetten war die letzte Arbeit Hermann Marggraff's, und wird als solche für viele erhöhtes Interesse haben. Die sorgfältige Anordnung des Stoffs, welche dem Leser rasches und bequemes Auffinden der einzelnen Stellen möglich macht, sowie die aus den Quellen geschöpfte vergleichende Zusammenstellung alles dessen, was über die Lebensumstände des großen Dichters veröffentlicht worden ist, zeugt von dem Fleiß und der Liebe, die der verstorbene Herausgeber dem Buche widmete in der Hoffnung, es werde jedem, der es zu Rathe zieht, ein sicherer Führer sein auf den verworrenen Wegen des Lebens.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Ueber das Verhältniss Deutschlands zum Londoner Vertrag.

Vortrag des Ausschusses für die Holstein-Lauenburgische Verfassungsangelegenheit, die Erbfolge in den Herzogthümern Holstein und Lauenburg, insbesondere die Stellung des Deutschen Bundes zu dem Londoner Vertrage vom 8. Mai 1852 betreffend. (Zur 9. Bundestags-Sitzung vom Jahre 1864.)

8. Geh. 5 Ngr.

Die Veröffentlichung dieses officiellen Actenstücks in separatem Abdruck wird allen willkommen sein, die sich für die Sache der Herzogthümer interessiren und über den rechtlichen Standpunkt der für Deutschland so hochwichtigen Angelegenheit klare und gründliche Belehrung suchen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lord Byron's Mazeppa, Korsar und Beppo.

In das Deutsche übertragen

von **Wilhelm Schäffer.**

8. Geh. 20 Ngr.

Diese neue Nachdichtung dreier der beliebtesten poetischen Erzählungen Lord Byron's zeichnet sich ebenso sehr durch treuen Anschluß an das Original wie durch Wohllaut der Sprache vor den vorhandenen Uebersetzungen aus.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 21. — 19. Mai 1864.

Inhalt: Neue Romane. Von **Gustav Hauff**. — Der neueste Jahrgang des „Historischen Taschenbuch". Von **Karl Zimmer**. — Biographien aus der Reformationszeit. Von **Thaddäus Lau**. — „Robin Hood" von Anastasius Grün. — **Notizen**. (Die Literatur und das Volk; Zur Kenntniß der italienischen Literatur.) — **Bibliographie**. — **Anzeigen**.

Neue Romane.

Die drei Romane, die wir diesmal besprechen, spielen sämmtlich auf deutschem Boden; doch mit dem großen Unterschied, daß uns die zwei ersten in die jüngste Zeitgeschichte, der dritte hingegen um beinahe vier Jahrhunderte zurückversetzt. Es sind folgende Werke:

1. Menschen und Parteien. Ein Roman von Arnold Schloenbach. Vier Bände. Leipzig, O. Wigand. 1864. 8. 3 Thlr. 18 Ngr.
2. Die von Hohenstein. Roman von Friedrich Spielhagen. Vier Bände. Berlin, Janke. 1864. 8. 5 Thlr. 20 Ngr.
3. Kurt Werner. Eine Erzählung aus dem Frankenland von Gottfried Flammberg. Drei Bändchen. Frankfurt a. M., Brönner. 1864. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Von diesen drei Romanen gehören, wie schon bemerkt, die zwei ersten zusammen und charakterisiren sich selbst als politisch-sociale Tendenzromane aus der neuesten Zeitgeschichte. Schloenbach selbst berichtet im Vorwort seines Romans „Menschen und Parteien" (Nr. 1):

Mit dem Streben nach einem Kunstwerk zugleich für Freiheit und Gerechtigkeit zu wirken; im Gewandr der Dichtung eine That zu geben für dir Leiden und Kämpfe der Gegrnwart; den Roman hinüberzuleiten in die hochaufwallendrn Strömungen der Zeit (gleich Gutzkow, Spielhagen und dem österrichischen Dichtrr der „Dissolving views") und damit auch solche Leser für große Parteifragen zu gewinnen, die bisher ihnen fern standen: das ist dir Absicht meines Buchs. Es ist geschrieben im Geiste entschiedenen Fortschritts; mögen also die Jüngrr und Träger drsselben es aufmerksam beachten! Es ist aber auch geschrieben mit liebevoller Erfassung des rein Menschlichen, drs unsterblichen Herzens, was (es sollte heißen: das) immerdar siegen wird über dir endlichen Fragen der Zeit und der Parteien.

Wer „den Roman hinüberleiten will in die hochaufwallenden Strömungen der Zeit", hat sich eine schwere Aufgabe gestellt, und Schloenbach hat sie nicht gelöst. Sein Roman spielt, wiewol keine Jahreszahl genannt ist, in den letzten funfzehn Jahren und zwar in einem größern deutschen Staat. Wo hätte man sonst früher von Barrikadenkämpfen, revolutionären Volksversammlungen, communistischen Ideen etwas vernommen? Auch die Aeußerungen über das weltbewegende Leben der Residenz, das freche und frivole Junkerthum und den bekannten Lieutenantsübermuth, das herrliche Kriegsheer, den Kampf, den der Landtag dieses „Fürstenthums" gegen verfassungswidrige Maßregeln der Regierung führt, die ohne Constitution, ja auch ohne Stände fortregieren möchte: auch diese Aeußerungen sind leicht verständlich; aber sie sind viel zu zerstreut hingeworfen, als daß wir durch sie ein bestimmtes Zeitbild bekämen. Wenn wir vollends am Schlusse lesen, nach langen Vorbereitungen sei die Revolution endlich mit dem Beginn des neuen Jahres ausgebrochen, der vorher allmächtige Minister von Sturm habe sich flüchten müssen und sei auf Befehl des Revolutionsparlaments erschossen worden, der alte Fürst habe abgedankt und sein Nachfolger habe gegeben, was das Parlament verlangte: allgemeine Amnestie, ein echt volksthümliches Ministerium und unbedingte Beschwörung der wahrhaftigen Constitution; die glückliche Wendung, welche die Dinge in der Residenz genommen, sei durch die Provinzen mittels Telegraphen und reitender Boten überallhin verkündet worden; bald haben dort wie hier wieder Ruhe und Friede, Arbeit und Betriebsamkeit, Dulden und Genuß geherrscht; der Menschen seien mehr und der Parteigänger um so weniger geworden (man beachte die Aufschrift des Buchs!); Recht und Gesetz haben wieder ihre volle, freie Würde und Gewalt erhalten; die Befriedigung vieler und die Wohlfahrt des Ganzen haben sich gesteigert; so fragen wir verwundert: wann und wo ist so etwas in der neuesten deutschen Geschichte geschehen? Sind dem Romanschreiber in seinem Verhältniß zur Geschichte weitere Grenzen gesteckt als dem Dramatiker? Darf er vielleicht ganz nach Belieben mit dem Geist und Charakter, mit der ganzen Strömung einer Zeit umspringen? Darf er zum Schluß ein Gemälde entwerfen, das mit der ganzen Stimmung der Zeit im größten Gegensatz steht? Wo ist denn, seit die Bewegung niedergekämpft worden ist, Ruhe und Friede? Wo in der neuesten Zeitgeschichte findet sich ein „Uebergang zu einer neuen Zeit nationaler Wohlfahrt, Macht und Bedeutung"? Wenn Ein Glied leidet, wie Schleswig-Holstein, wo bleibt da die nationale Macht? Leiden da nicht

vielmehr alle übrigen Glieder? Wo sind die Parteien versöhnt und wo traut eine der andern? Wenn der Verfasser, wie er im Vorwort sagt, auch solche Leser für die Zeitfragen gewinnen will, die ihnen bisher fern standen, so mußte er am Schlusse diese Fragen als immer noch schwebende, einer schließlichen Lösung harrende hinstellen. Der Schluß des Werks ist ebenso ungeschichtlich als unpsychologisch. Eine unwahrscheinliche Erdichtung ist es, daß nach einem Barrikadenkampfe und der Wahl eines Parlaments die Reaction, die zuerst mit so brennenden Farben gezeichnet worden war, sich gefangen gegeben habe. Aber freilich, das Herz, das Menschliche soll ja über die Parteien siegen. Ich fürchte, daß bei Schloenbach weder die eine, noch die andere Macht zu ihrem Rechte kommt. Wäre die politische Luft, die wir seit Jahren athmen, wirklich gereinigt, und nicht so gar dumpf und schwül, dann könnte — dies Gefühl liegt in allen Kindern der Zeit — auch unser Culturleben freudig sich aufs neue entfalten, die ewigen Mächte des Herzens, der Liebe, der Humanität könnten ihre Segnungen verbreiten, neuen Lebenslauf könnten wir beginnen und neue Lieder tönten herauf. Anders würde sich die Sache gestalten, wenn wir noch in patriarchalischen Verhältnissen lebten und zu einem politisch-socialen Bewußtsein noch gar nicht erwacht wären. Daß dem nicht so ist, weiß jedes Kind.

Will Schloenbach Parteimann sein, so sei er es ganz, und male nicht am Ende Zustände, wie sie nicht bestehen und nach dem, was geschehen ist, nicht bestehen können. Relatives Glück, Heiterkeit und Ruhe, oder richtiger vorläufige Resignation in Hoffnung einer bessern Zukunft ist nach den Scenen, die uns vier Fünftheile des Buchs hindurch vorgeführt wurden, nur möglich in einem von den schmerzlichen Kämpfen der Gegenwart möglichst getrennten Stilleben, wo wenige edle Seelen sich zusammenfinden. Diese Lösung findet sich am Schlusse des Spielhagen'schen Romans; aber auch die Personen, die sich am Schlusse dieses letztern Buchs friedlich zusammenfinden, sind Parteigenossen von Anfang an gewesen und immer geblieben. Wenn Schloenbach sagt, nur das rein Menschliche sei ewig, die Parteien dagegen vergänglich, so ist zu bedenken, daß Freiheit und Vaterland ebenfalls zum allgemein Menschlichen gehören und von uns verlangen, daß wir Partei für sie nehmen. Diese Partei ist ewig, die einzelnen Parteien in dieser Partei freilich sind vergänglich. Wir erinnern an bekannte Distichen Schiller's über die Religionen und die Religion, die Philosophien und die Philosophie. So geht auch Herz, Liebe, Freundschaft nothwendig mit der Partei in diesem allgemeinen Sinn Hand in Hand. Wenn nun aber Schloenbach am Schlusse einen solchen Bund uns vorführen will, indem er seinen Haupthelden, den Professor Stickel, sich mit der Gräfin von Dornau vermählen und beide Gatten auf ihrem Schlosse eine große Erziehungs- und Lehranstalt für talentvolle Kinder und Jünglinge des Volks, ferner eine Musikschule und endlich ein Spital zur Aufnahme von Armen und Kranken einrichten läßt, so könnte dies allerdings in einem Staat, den der Geist der Humanität so ganz durchdrungen hat, nicht befremden, wenn nur dieser Staat nicht auf allen Länderkarten vergeblich gesucht würde. Außerdem ist diese Verbindung, wie mir scheint, in dem beschränkten Geist und Herzen der Gräfin und dem ganzen Unsegen der Lüge, der Unnatur und Beschränktheit, der auf ihrer Geburt und Erziehung ruhte und ihre ganze „innerliche" und äußerliche Erscheinung zu einem oft bedauerlichen, oft lächerlichen Gemisch machte, durchaus nicht angelegt, und auch ihre übrigen guten Eigenschaften und ihre Schicksalsführungen können dagegen nichts ausrichten. Wahrscheinlich wollte der Verfasser mit einem tüchtigen Knalleffect schließen.

Mit richtigem Takt hat Schloenbach in seinem Tendenzroman die Darstellung geschichtlicher Helden, für deren Zeichnung die Gegenwart noch nicht die nöthige Ruhe und Objectivität hat, vermieden und das Hauptgewicht auf das Sociale gelegt. Das Verhältniß der Stände zueinander, Adelstolz, Judenemancipation, geistlicher Pharisäismus, Communismus und anderes finden wir zur Sprache gebracht. Figuren, wie der Fuhrmann Melzer und der Kutscher Achter, der alte Musiker Helmenreich, der Jude Meyer sind anschaulich und körnig dargestellt. Weniger gelungen sind Figuren aus den höhern Ständen. Hier carikirt der Verfasser manchmal, wie z. B. II, 3, wo der Journalist Benno zum Generalsuperintendenten Krummbaum sagt: „Wir kennen uns vollkommen als Halunken." Daß dieser abenteuerliche Krummbaum, der zuerst eine Creatur des Ministers von Sturm, dann unter seltsamlichen Uebergängen zum wahnsinnigen Mörder und zum Blödsinnigen geworden war, als ein ruhig stiller, mildfrommer Rather und Helfer für alle möglichen Dinge endet, gehört zu der häufig verfehlten satirischen Tendenz und zu dem ebenso verfehlten „Ende gut, alles gut" des Buchs. In der Charakteristik des Verfassers ist zu tadeln, daß er uns den Anwalt Grell und den Polizeirath Dormann gleich bei ihrem ersten Auftreten mit einer vollständigen Zeichnung des äußern und innern Menschen vorführt. In Betreff dieses Punktes empfehlen wir ihm das Studium des Engländers Boz, namentlich in seinen „Pickwickiern".

Einen andern Punkt berührt der Verfasser in der Vorrede:

> Neugierige und ungeduldige Leser mögen nicht allzu hastig aburtheilen, wenn das Buch in seinen ersten Kapiteln nicht gleich viel und namentlich fortschreitende Handlung darbietet und seine Form etwas desultorisch erscheint; sie werden bald schon sehen, wie die einzeln ausgeworfenen Fäden sich gleichsam von selbst wieder zusammenziehen und ein Organismus obwaltet, wo ein Mosaik drohte.

Aber schon, daß ein Mosaik droht, ist nicht gut. Gewiß war eine einfachere und übersichtlichere Anordnung möglich. Die Scene wechselt viel zu sehr; des Hin- und Herreisens und der neuen Bekanntschaften ist kein Ende, und erst spät gewinnt man einen Ueberblick über das Ganze. Offenbar wollte der Verfasser alle möglichen Parteibestrebungen der Gegenwart schildern und gerieth dadurch ins Planlose. Dessenungeachtet will ich einzelne gelungene Partien nicht leugnen. „Aber", pflegt der Feld-

herr zu sagen, „man muß das Ganze überschlagen; denn nur im Ganzen sitzt die Macht." Im Plan, in der Ausführung, im Verhältniß des Socialen zum Politischen, der Parteibestrebungen zu dem sogenannten echt Menschlichen fehlt Klarheit und Einheit. Die Sprache ist gewandt und fließend.

Friedrich Spielhagen's Roman: „Die von Hohenstein" (Nr. 2), hat in der Tendenz und im Inhalt große Aehnlichkeit mit Schloenbach's Werk, vermeidet aber alle Klippen, an denen Schloenbach scheiterte. Er verhält sich zu Schloenbach wie der Meister zum Jünger. Es tritt uns in ihm ein glänzendes Talent entgegen, das schon Gediegenes geleistet hat und für die Zukunft zu noch schönern Erwartungen berechtigt. Manche Partien machen nach Inhalt und Darstellung geradezu den Eindruck des Classischen. Spielhagen hat seine Phantasiegestalten innerhalb der Grenzen der Geschichte der Jahre 1848 und 1849 gehalten, ohne sich ängstlich an diese Zeitgeschichte anzuschmiegen. Er hat den wesentlichen Charakter dieser Zeit nicht abgeschwächt, die Parteitendenz nicht durch einen matten Schluß verwaschen, nicht von einer Versöhnung gefabelt, wo eine solche gar nicht möglich ist. Er steht auf der Seite des Fortschritts und nimmt insofern Partei; aber er weiß auch die Schattenseiten einzelner demokratischer Figuren zu zeichnen und ist, obgleich Parteimann, doch unparteiisch, in dem Sinn, wie wir bei Schloenbach's Buch ausgeführt haben. Bei aller Verwickelung der Handlung wird doch die Einheit vollkommen gewahrt. Seine Charaktere sind keine Abstractionen; sie haben Fleisch und Blut und werden und wachsen vor uns. Eine Figur, wie Münzer, der Namen und Charakter seines ehrgeizigen und unglücklichen Vorgängers im Bauernkriege hat, ist selten gezeichnet worden. Ebenso stolz und originell stellt sich Antonie vor uns hin, die adeliche Geliebte des Demokratenführers. Daneben Figuren, wie Münzer's allzu bescheidene, ihren eigenen Werth verkennende Gattin, die stille und tiefe Natur einer Ottilie, der humoristische Holm, der strebsame Mann aus dem Volke Schmitz, und besonders der kindlich-gehorsame und doch selbständig vorwärtsschreitende Wolfgang, ohne Zweifel die Hauptperson des Romans! In der That, diese Figuren und außer ihnen noch so manche andere sind so sehr aus dem Leben gegriffen, daß es dem Leser oft zu Muthe ist, er sei ihnen schon da und dort begegnet, und dabei sind sie wieder so originell und ideal, wie sie nur der Dichter aus der Tiefe seiner Brust holen konnte. Weniger anziehend und liebenswürdig, aber dennoch wohlgelungen sind die entgegenstehenden Charaktere „die von Hohenstein". Man könnte dem Verfasser vorwerfen, er habe seine aristokratischen Figuren zu schwarz gezeichnet; allein wie er an einem Münzer die Schattenseite hervorgehoben hat, so zeigt er uns in dem Offizier von Degenfeld einen Mann, der durch eigenes Nachdenken sich von den reactionären und aristokratischen Vorurtheilen befreit. Warum sollte es ferner einem Dichter nicht erlaubt sein, eine gottverfluchte, innerlich verfaulte und dem Untergang entgegeneilende Adelsfamilie zu zeichnen? Gewährt er uns doch noch Hoffnungsblicke in die Zukunft, indem ein Glied dieser Familie, Wolfgang, von mütterlicher Seite Bürgerblut in den Adern hat und durch die Verbindung mit seiner gleichfalls bürgerlichen Base Ottilie sich berufen zeigt, den bösen Bann, der auf den Hohensteinern liegt, zu lösen. Der Verfasser hat seinem Werke das Motto aus Varnhagen von Ense vorgesetzt: „Unsere ganze Hoffnung muß auf das eigentliche Volk gestellt sein, auf das Volk, in dessen Mitte Kraft, Gesinnung und gesunder Verstand sich immerfort und unerschöpflich erneuern."

Es liegt in einer ganzen Reihe neuerer Romane ein entschiedener Gegensatz gegen den Adel. Hierher gehört die ganze Literatur der Dorfgeschichten von Immermann's „Münchhausen" an, in dem Adelsvorurtheile verspottet werden und die aristokratische Welt als verrottet und überlebt erscheint. Ganz wie Varnhagen von Ense läßt schon Immermann seinen westfälischen Diakonus im Gespräch mit dem schwäbischen Jäger alle Hoffnung für die Zukunft auf das Volk, das unsterbliche Volk setzen mit der unabschwächbaren Erinnerungskraft, der nicht zu verwüstenden Gutmüthigkeit und dem geburtenreichen Vermögen, wodurch es sich von jeher erhalten und hergestellt hat, und unter diesem Volk versteht er die besten unter den freien Bürgern und den ehrwürdigen, thätigen, wissenden, arbeitsamen Mittelstand. Ja, liegt nicht ein solcher Zug, wenngleich etwas versteckt, schon dem Roman von dem sinnreichen Junker von der Mancha zu Grunde? Und ist es nicht merkwürdig, daß der so oft als aristokratisch bezeichnete Roman: „Wilhelm Meister's Lehrjahre", namentlich im achten Buche in den Reden Lothario's bedeutende demokratische Anklänge hat, und in seiner Fortsetzung, den „Wanderjahren", worauf namentlich Varnhagen von Ense aufmerksam gemacht hat, socialistische Ideen ausspricht? Doch genug hiervon. So sehr sich nun Spielhagen in der genannten Hinsicht von Einseitigkeit frei zu erhalten weiß, indem doch Wolfgang und Peter Schmitz diejenigen Männer sind, durch die er selbst vorzugsweise seine Ansicht ausspricht, so entschieden stellt er sich im Punkte der Religion auf die äußerste Linke. Der Schulmeister Balthasar sagt zu Wolfgang (I, 123):

„Sehen Sie, lieber junger Herr, das bringt mich gerade auf das, worüber ich schon so lange einmal mit jemand, dem ich ganz vertrauen dürfte, gern gesprochen hätte: ich glaube an keinen Gott und an ein selig Ende in dem Sinne wie die andern Leute glaube ich auch nicht." — „Das ist freilich in Ihrer Stellung ziemlich arg", erwiderte Wolfgang; „im übrigen aber, meine ich, stehen Sie in unserer Zeit mit diesem ihrem Glauben oder Unglauben keineswegs allein da; ich selbst z. B. neige mich stark zu ihrer Ansicht und, mein bester Freund, ein hochbegabter und hochgebildeter Mann, ist der entschiedenste Feind jedes Dogmas, es sei welches es sei."

Im weitern Verlauf des Gesprächs sagt Balthasar:

Würde es nicht für alle, auch für die Kinder besser sein, wenn man sie nichts lehrte, als die einfache Wahrheit: daß wir armen, schwachen Menschen einer auf den andern angewiesen

sind, daß kein Heil zu finden ist, als in der Liebe? Würden die Armen und Unglücklichen sich nicht besser stehen, ja, würde es überhaupt nur Arme und Unglückliche geben, wenn es laut und offen gepredigt würde: Was hier auf Erden nicht geschieht, das geschieht nimmermehr! Es gibt kein ewiges Leben, darum müßt ihr in diesem Leben fertig werden; es gibt keine ewige Seligkeit, in welcher dem unschuldig Leidenden vergolten würde; es gibt keinen Gott, den ihr beleidigen könntet, aber eine Menschheit gibt es, die ihr beleidigt, die ihr schändet, gegen die ihr frevelt in jedem Hungrigen, den ihr nicht speist, in jedem Durstigen, den ihr nicht tränkt, in jedem Nackten, den ihr nicht kleidet? Und saget nicht, daß solches alles über euer Vermögen sei! Saget nicht: solcher Entsagung, solcher Liebe ist ein Mensch nicht fähig! Wißt ihr nicht, daß eines Menschen Sohn seine Brüder so geliebt hat, daß er für sie am Kreuze gestorben ist? Haltet es fest, daß es ein Mensch war, der also that und also litt, und daß ihr Menschen seid, wie er, und handeln und leiden und lieben könnt, wie er, wenn ihr den Gott im Himmel und die ewige Seligkeit aufgebt, um auf den Gott in eurer Brust zu hören und die Seligkeit schon hier auf Erden zu finden.

Balthasar war in dem Feuer seiner Rede wieder aufgesprungen. Ein rother Streifen der Abendsonne fiel in dem dämmrigen Gemach auf ihn und verklärte sein blasses Gesicht. Wolfgang betrachtete ihn mit Verwunderung und Ehrfurcht. Dieser Mann, dessen Augen in heiliger Glut leuchteten, dessen Stimme klangvoll wie Glockenton von dem Gewölbe widerhallte, das war nicht mehr das armselige, gehänselte, demüthige, verlegene Schulmeisterlein, das war ein Heiliger, ein Priester der Religion, die keine Priester kennt als die, welche voll sind des heiligen Geistes thätiger Menschenliebe.... Aber Wolfgang hatte trotz seiner Jugend schon zu tief ins Leben geblickt, um in dieses Mannes heiliger Unschuld und Opferfreudigkeit etwas anderes zu sehen, als eine schöne Ausnahme von der häßlichen Regel, und in der Welt, die er erträumte, ein Utopien, das vor der Hand nirgends lag als in dem weitumfassenden Herzen einiger edeln Schwärmer. Aber er wollte den guten Menschen durch seine Zweifel nicht betrüben und er sagte daher:

Das Gelobte Land wird erreicht werden; nicht von diesem Geschlecht, auch von dem nächsten nicht und wer weiß, von wie vielen nicht, die alle erst in der Wüste umkommen müssen, aber es wird erreicht werden. Halten wir daran fest und trösten wir uns mit dieser Hoffnung über den Staub und die Hitze des Wegs, das ist alles, was wir thun können."

Hier nimmt also der Dichter offenbar Partei für Balthasar's höchst problematische Ansicht, die wenigstens bei der Französischen Revolution die praktische Probe nicht bestanden hat. Auch der Menschensohn, von dem Balthasar redet, der das Gebot der Liebe erfüllt hat, hielt dabei doch fest am Vater im Himmel und am ewigen Leben, und stärkte sich, wenn er verkannt wurde, durch den Gedanken an die jenseitige Herrlichkeit. Daß mit der politisch-socialen Aufklärung die religiöse Hand in Hand geht, ist begreiflich; eine andere Frage ist, ob nicht der hier ausgesprochenen Weltanschauung der Communismus und die Anarchie gegenüberliegt. Doch theilen wir lieber eine andere Stelle mit, die uns mehr aus dem Herzen geschrieben ist (IV, 161):

Wehe den Besiegten! Grauenhaftes, scheußliches, die Menschheit schändendes, uraltes Wort! Wirst du nie deinen fürchterlichen Sinn verlieren? Wirst du immer wieder dein Gorgonenhaupt erheben und deine Schlangenhaare schütteln, so oft nur ein Kämpfer todesmüde am Boden liegt? Wird die sanfte Stimme des Mitleids, die uns das Unglück ehren heißt, immer schwächer sein, als das heisere Gekrächz des Rachedurstes? Wird nie der Sieger lernen, sich der heiligen Nemesis zu beugen, die jede Ueberhebung unnachsichtlich straft und noch jeden Hochmuth zu Falle gebracht hat? Ist denn nicht schlimm genug, besiegt zu sein; in den Staub getreten zu sehen die Fahne, für die man kämpfte; von der Gnade des Siegers zu leben; nur mit seiner Erlaubniß sich zu erheben aus dem Staube? Brennt die Wunde nicht genug, daß man sie noch vergiften muß; daß heulende Weiber, jammernde Kinder noch die schwere Hand fühlen müssen, die den Gatten, den Vater zu Boden warf? Wirst du nie, nie deinen Sinn verlieren, grauenhaftes Wort?

Noch thatest du es nicht! Noch thronst du, ein Kakodämon mit grinsendem, zähnefletschendem, ingrimmigem Gesicht, auf dem Markte jeder eroberten Stadt! Noch huldigt dir, wer die Macht hat, und huldigt dir um so mehr, je mächtiger er ist, je weniger er den Besiegten, der sich zu seinen Füßen krümmt, zu fürchten braucht! Noch wirfst du dein klirrendes Henkerschwert in die Schale des Todes, so oft du siehst, daß das Zünglein auf der Wage der Vergeltung sich zur Gnadenschale neigt; noch schleuderst du den in ehrlicher, offener Feldschlacht bei gleicher Sonne und gleichem Wind Besiegten und Gefangenen in deine dumpfen Kerker auf das faulende Stroh; oder zerrst ihn wieder heraus, wenn dir der Typhus sein Werk nicht schnell genug verrichtet, stößest die Kugel in die Büchse — Feuer! ein Blitz — ein Knall — wehe den Besiegten!

Zum Schluß noch ein paar Einzelheiten (so sagen wir statt Details, welches Wort sich auch bei Spielhagen findet). Der humoristische Holm führt (I, 220) einen bekannten Vers aus einem in Schwaben sehr bekannten Jugendgedicht eines berühmten Aesthetikers nicht ganz richtig an. Hier folgt die ganze Stelle, wie sie wirklich lautet:

Zwar der geht auf bösen Wegen,
Der sich auf den Trunk thut legen,
Denn der Teufel kommt verschmitzt,
Wenn man einen Rausch besitzt.

Doch dem Guten ist's zu gonnen,
Wenn am Abend sinkt die Sonnen,
Daß er in sich geht und denkt,
Wo man einen guten trinkt.

Unnöthige Fremdwörter sind Recherchen, Waldlisière, Trumeau und andere.

In einem ganz andern Geist und Ton ist **Gottfried Flammberg's** „Kurt Werner" (Nr. 3) gehalten. Der Verfasser sagt in der Zueignung an seinen Bruder Hermann, welche die Stelle eines Vorworts vertritt:

Man spricht so viel von Vaterlandsliebe, man schwärmt für ein einiges Deutschland, und doch — ich wage das kühn zu behaupten — wahre Vaterlandsliebe kann schlechterdings nur erwachsen auf dem Boden der Geschichte! Nur wer auf sein Vaterland stolz ist, vermag dasselbe zu lieben. Solange unser Volk sein Vaterland nur aus den Zeitungen und Tagesblättern kennt, kennt es dasselbe noch nicht; es erfährt die Uebelstände und Schattenseiten der Gegenwart, die Erbärmlichkeiten des Augenblicks; es wird mit Unmuth und Mistrauen erfüllt; ein

blinder Drang nach Besserung der Zustände wird in ihm geweckt, eine unzufriedene Hast, eine stürmende Ungeduld.

„Aber“, unterbrach ich ihn (meinen Freund), „zeigt uns die Vergangenheit nicht ebenso trübe Bilder, als die Gegenwart? War nicht selbst in dem glänzendsten Abschnitt unserer Geschichte, in der gepriesenen Hohenstaufenzeit, Deutschland durch innern Hader zerrissen und geschwächt?“ — „Und dennoch“, rief Ernst, „erinnert sich das deutsche Volk seines Barbarossa mit gerechtem Stolze. Die Zeit hat eine reinigende Kraft. So wie der Raum die Töne einigt, sodaß ein roher Gesang aus der Ferne vernommen wohlklingt, so nimmt die zeitliche Entfernung den Ereignissen ihre Herbe und Bitterkeit; was einst, als es geschah, die Herzen mit Leidenschaft erfüllte, das vermögen wir jetzt nach Jahrhunderten mit Ruhe zu betrachten und zu genießen; die Geschichte ist ein großer Krystallisationsproceß; die trübe Masse schlägt nieder, und in der abgeklärten Flut erglänzt schimmernd der klare Krystallbaum.... England würde zu seiner jetzigen Machtstellung nie gelangt sein, ohne jenen Sinn für Geschichte. Shakspeare hat diesen Sinn geweckt; Walter Scott hat ihm einen Ausdruck gegeben, und diesen beiden Männern verdankt Großbritannien ebenso viel, als einem Heer oder einer Flotte. Es dankt ihnen die echte Begeisterung für das Vaterland, die Ehrfurcht vor der Vergangenheit, das Vertrauen in sich selbst. Aehnlich hätte es ohne Klopstock, Lessing, Schiller und Goethe nie einen Freiheitskrieg gegeben. Auch der Dichter soll das Volk in seine Geschichte einführen und dies geschieht am besten durch historische Trauerspiele und Romane, in welchen die Geschichte lebendig dargestellt wird. Es handelt sich dabei nicht sowol um Verbreitung geschichtlicher Kenntnisse, als vielmehr um Weckung des geschichtlichen Sinnes im Volke. Die bisherigen geschichtlichen Romane, so trefflich sie zum Theil sind, behandeln mehr die allgemeine, als die Localgeschichte. Wer aber in der Weise von Walter Scott einzelne Gaue und Striche Deutschlands dichterisch verklären wollte, der würde dem Vaterland einen wahren Dienst leisten. Nur derjenige kann im rechten Sinn sein großes Vaterland lieben, welchem seine nächste Heimat heilig und jedes Denkmal ihrer Geschichte ein Gegenstand der Achtung ist.“

Der Verfasser erzählt darauf in der Form eines Zwiegesprächs von dem geschichtlichen Interesse der Fehde zwischen der Stadt Nürnberg und den baireuther Burggrafen zwischen den Jahren 1499 und 1502. Die ganze gewaltige Geistesgärung auf dem Gebiet der Politik und noch mehr der Religion und Kirche, welche der Reformation voranging, war hier darzustellen; der damalige verderbte Zustand der Priesterschaft und Kirche war nicht zu umgehen. Der Vorwurf eines gehässigen Tendenzromans kann gegen eine solche Darstellung nicht erhoben werden; der Gang der Weltgeschichte selbst hatte ja die Tendenz zu zeigen, daß die Reformation eine Wohlthat war nicht nur für die durch sie entstandene evangelische Kirche, sondern ebenso sehr für die römische, indem sie diese genöthigt hat, aus ihrem Verfall sich zu erheben und eine in sittlicher Beziehung andere zu werden, als sie unter Alexander Borgia gewesen. Der Verfasser suchte zunächst seine Kenntnisse in der Localgeschichte zu vervollständigen, aber es wollte sich zu dem überlieferten Material die freie Erfindung nicht harmonisch gesellen. So ließ er die Sache liegen; ein Winter verging und der Frühling kam.

Da geschah es, daß auf einer Wanderung durch die Fränkische Schweiz ein heftiges Gewitter mich in eine Bauernschenke verschlug, wo in höchst seltsamer Weise, worüber ich dir einmal mündlich erzählen will, ein Stoff mir dargeboten wurde, welcher der Arbeit eigener Erfindung mich fast ganz überhob. Genug, ich machte mich an die Arbeit, und schrieb, und schrieb, und so bin ich damit fertig geworden.

Der Verfasser wollte für das Volk schreiben, zu welchem er „nicht blos den ganzen, auch den gebildeten Bürgerstand, sondern vor allem auch die Frauen und Jungfrauen rechnet“. Sein Buch, das er bescheiden eine Erzählung genannt hat, enthält wirklich eine gesunde Hausmannskost und wird jeden nicht vorher überreizten Geschmack befriedigen. Es erzählt die Geschichte des Kurt Werner, Schreibers und anderweitigen Gehülfen des nürnberger Rathsherrn Ullmann Stromer. Kurt Werner ist als unmündiges Kind in Stromer's Haus aufgenommen worden. Denn seine Mutter war im nürnberger Spital gestorben, sein Vater unbekannt geblieben und das einzige Andenken, das ihn auf die Spur leiten konnte, ein ihm von seiner Mutter hinterlassenes, in einer unbekannten Sprache geschriebenes Büchlein. Werner leistet der Stadt im Frieden und Krieg wichtige Dienste, wird auf einem Zug gegen einen Feind gefangen genommen, aber durch die Tochter des Burgherrn heimlich gerettet. Weil er sich in seinem Unglück zu Murren und Mistrauen gegen Gott und seinen Herrn hatte hinreißen lassen, beschließt er diese Sünde abzubüßen, geht als Begleiter eines augsburger Herrn nach Italien und Rom, überzeugt sich dort vom tiefen Verfall der Kirche, überwindet die Versuchungen zu materialistischem Glauben und Lebenswandel, wird auf der Rückreise mit Waldensern bekannt, denen er seine Rettung in einem Schneesturm verdankt, und findet in ihnen Freunde seiner verstorbenen Mutter, die wegen ihres Glaubens verfolgt worden war und ihrem Sohn das Glaubensbekenntniß der Waldenser, die nobla leiczon, hinterlassen hatte. Er kehrt nach Deutschland zurück, wird aufs neue in Kriegshändel verwickelt, aber durch das wohlbekannte Büchlein, das durch Zufall dem Ritter Hartmann von Wichsenstein in die Hände gefallen war, lernt er in letzterm seinen Vater kennen, wird aus der Gefangenschaft befreit und verbindet sich mit seiner frühern Retterin Wilfriede.

Der religiöse Standpunkt des Verfassers ist der der evangelischen Kirche, weswegen sich auch namentlich da, wo Werner's Aufenthalt in Rom und bei den Waldensern geschildert wird, manche längere apologetische Betrachtungen in das Ganze verwoben finden. Tritt auch hier die Absichtlichkeit und der Mangel an Motivirung bisweilen störend hervor, zeigt sich auch keine Spur von Spielhagen's glänzender Genialität, so ist doch gründliche Kenntniß der Geschichte, Einhaltung der dem historischen Roman gezogenen Grenzen (über welchen Punkt der Verfasser schon im Vorwort richtige Grundsätze aufstellt), geschickte Anordnung, belebte Schilderung und namentlich ein streng sittlicher und ernst patriotischer Geist überall zu bemerken.

Gustav Hauff.

Der neueste Jahrgang des „Historischen Taschenbuch".

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Vierte Folge. Vierter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1863. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Es ist ein in unsern Tagen allgemein anerkannter Grundsatz, daß die Wissenschaft sich nicht blos die Aufgabe zu stellen habe, die Wahrheit zu erforschen und zu Tage zu fördern, sondern auch die, dieser Wahrheit die Bahn in das große Ganze des Lebens zu brechen, sie zum allgemeinen Verständniß, zur Beherzigung und zur Verwerthung zu bringen. Daß dabei insonderheit zweierlei in Betracht komme, der wissenschaftliche Stoff und das Organ, durch welches derselbe dem betreffenden Lebenskreise zugeführt werden soll, das liegt auf der Hand. Welche Wissenschaft tritt aber an den Menschen in den verschiedensten Lebensstellungen so nahe heran als die Geschichte? Gleicht sie nicht einem Spiegel, in dem jeder sich finden und beschauen kann, der Muth oder Gewissenhaftigkeit genug besitzt sein Bild in voller Echtheit wiedergegeben zu sehen? Und so wahr es auf der einen Seite ist, daß die magistra vitae trotz der Vernehmlichkeit ihrer Stimme zu allen Zeiten tauben Ohren gepredigt hat, so werden doch auf der andern Seite ihre Geschichten in allen Gesellschaftsschichten, wo sich nur einige Bildung oder Empfänglichkeit dafür vorfindet, gern gehört oder gelesen, sobald die Darstellung eine der Bestimmung entsprechende ist. Daraus erklärt sich, wie nicht nur größere Geschichtswerke — man denke nur z. B. an Becker's „Weltgeschichte" — sondern auch periodische Geschichtschriften sich eine lange Reihe von Jahren auf der Tagesordnung der Zeit nicht etwa blos kümmerlich, sondern blühend und zur allgemeinen Zufriedenheit zu erhalten vermögen. Daß aber dergleichen wissenschaftliche Organe sich einer gewissenhaften Beachtung der Fortschritte in Wissenschaft und Menschenstimmung nicht entziehen dürfen, wenn sie sich in Achtung erhalten und der Erreichung ihres Zweckes sicher sein wollen, ist eine so naheliegende und natürliche Anforderung, daß von einer besondern Beweisführung füglich abgesehen werden kann. Zu den Organen nun, die sich ihrer Bestimmung und der zur Erreichung derselben erforderlichen Mittel stets klar bewußt gewesen sind, gehört zweifellos das seit länger als einem Menschenalter von Friedrich von Raumer herausgegebene „Historische Taschenbuch", dessen neuester Jahrgang uns eben zur Besprechung vorliegt. Der Inhalt desselben ist im allgemeinen folgender:

1. Fürst Andreas Kyrillowitsch Rasumovski. Ein Fragment aus der Geschichte der russischen Diplomatie. Von Johann Heinrich Schnitzler.
2. Untergang von Bauern- und Herrenfreiheit in Holland. Von Franz Löher.
3. Die irrende Ritterschaft. Von Jakob Falke.
4. Geschichte der deutschen Landwirthschaft in Verbindung mit der allgemeinen Geschichte von 1770—1850. Von Christian Eduard Langethal.
5. Sicilien und Palermo. Vortrag, gehalten im Wissenschaftlichen Verein zu Berlin am 24. Januar 1863. Von Friedrich von Raumer.
6. Das gesellige Leben vor und nach der Schreckenszeit in Paris. Von Eduard Kolloff.

Das russische Volk ist bekanntlich slawischen Ursprungs, seine sociale Entwickelung und Gestaltung orientalischen Charakters: daher sind die russischen Geschichten und socialen Erscheinungen so grundverschieden von denen des westlichen und des mittlern Europa, und dieser europäische Maßstab darf nicht an die Dinge Rußlands und seine Menschen gelegt werden; daß man es gethan hat und wol noch thut, ist die Quelle vieler schiefen Urtheile über Staat und Volk des großen nordischen Landes geworden. Wie in der orientalischen Welt ebenso rasch als leicht die Erhebung aus der untersten Volksschicht in den höchsten Gesellschaftskreis erfolgt, so in Rußland bis in die Neuzeit. H. Schnitzler's vorliegende Biographie Rasumovski's ist ein sprechender Beweis dafür. Wie schon im Mittelalter die Slawen allgemein für verschlagen und schlau gehalten wurden, so sind noch heutigentags diese Charakterzüge in der russischen Diplomatie zu erkennen. Denn die vielbesprochene Tüchtigkeit der russischen Diplomatie, bemerkt der Verfasser mit Recht, schreibt sich nicht von gestern her: schon im vorigen Jahrhundert — erst seit Peter dem Großen gibt es eigentlich eine russische Diplomatie in europäischem Sinne —, zur Zeit der Reichskanzler oder Reichsvicekanzler Ostermann, Bestuschew und Panin war diese Tüchtigkeit anerkannt; und nicht der geringste Beweis ihrer Erfolge ist jener Friedenstractat von Teschen (22. Mai 1779), in welchem Rußland neben Frankreich sich zum Vermittler und Bürgen aufwerfen durfte; was dann auf die Neugestaltung Deutschlands im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts einen bedeutenden Einfluß übte; die Geschichtschreibung hat stets und dringend Veranlassung die geheimen Gänge und Bestrebungen der russischen Diplomatie zu verfolgen; und sie wird bei dieser Gelegenheit oft auf den Rasumovski stoßen, dessen Wesen, Leben und Wirksamkeit unser Verfasser mit ebenso großer Geschicklichkeit als Quellenkenntniß geschildert hat: diese Kenntniß beurkundet sich vorzüglich in den zahlreichen Anmerkungen, welche der Verfasser seiner Abhandlung beigefügt hat; wir können sie jedem Geschichtsforscher auf dem Gebiete der betreffenden Periode mit gutem Gewissen empfehlen.

Was nun das Emporkommen der Familie Rasumovski betrifft, das an den russischen Orientalismus, dessen wir vorher gedacht haben, lebhaft genug erinnert, so steht Folgendes historisch fest. Als geschichtlich hervortretende Familie erscheinen die Rasumovski zuerst unter Anna (1730—40), Nichte Peter's des Großen, ihre wirkliche Erhebung in die höchsten Kreise der russischen Staatsgesellschaft fällt dagegen in die Zeit der Kaiserin Elisabeth II. (1741—62), der bekannten Tochter Peter's des Großen. Während Anna's Regierung erscheint ein kleinrussischer Sänger in der kaiserlichen Kapelle, durch seine Schönheit sich bald bemerkbar machend: er hieß Alexis Grigoriewitsch Rasumovski, im Jahre 1709 in einem Dorfe der tscher-

nogowschen Statthalterschaft von halbkosackischen Aeltern geboren, deren wahrer Name Rasum war, und stand damals ungefähr im fünfundzwanzigsten Lebensjahre. Des Kirchensängers Wohlgestalt und einnehmendes Wesen entging dem Kennerblick der jungen Elisabeth (geb. 1709) nicht; denn seit ihrem siebzehnten Lebensjahre war sie an geheimen Umgang mit Männern gewöhnt, ohne ihre Wahl von Stand und Rang oder geistiger Liebenswürdigkeit abhängig zu machen; so nahm sie auch jetzt keinen Anstand den jungen Kleinrussen in ihre unmittelbare Nähe zu ziehen trotz der Niedrigkeit seiner Abstammung. Der neue Liebling täuschte die Erwartung Elisabeth's nicht. Denn Alexis Rasumovski verstand es ebenso fein Betragen der Glücksstufe anzupassen, zu welcher er erhoben war, sich angenehm und anziehend zu machen, ja sich von Tag zu Tag mehr einzuschmeicheln, sodaß er der Großfürstin und nachherigen Kaiserin unentbehrlich wurde. Kein Wunder ist es daher, wenn wir einen solchen Günstling rasch alle Rangstufen des von Peter dem Großen geschaffenen Tschin bis zu deren höchsten Punkte durcheilen sehen: im Jahre 1756 ward derselbe Generalfeldmarschall. Auch im Auslande kannte man bereits den einflußreichen Mann und bemühte sich ihn zu gewinnen: Kaiser Karl VII. ertheilte ihm den Grafentitel und Elisabeth nahm ihn wenige Wochen später in die Reihe der russischen Grafen auf. In das Bereich dieser Glückssonne ward auch der 19 Jahre jüngere Bruder Cyrill Grigoriewitsch gezogen, weniger körperlich schön aber geistig begabter als Alexis. Zum Kosackenhetman erhoben ward er der Vertraute Peter's III.; dies hinderte ihn indeß nicht, sich der Verschwörung gegen denselben anzuschließen. Katharina belohnte ihn dafür mit ihrer höchsten Gunst und stand von dem Plane, denselben zu ihrem gesetzlichen Gemahl zu erheben, wahrscheinlich nur infolge Panin's und Woronzow's Widerspruch ab. Später zog er sich von der großen Welt so gut wie gänzlich zurück und starb 1803 in der Ukraine 75 Jahre alt. Uebrigens wirft das Herbeiziehen und das rasche Emporkommen dieser Familie ein höchst bezeichnendes Licht auf den Bildungsgrad und den Charakter des ganzen russischen Hofs, zumal wenn man noch in Rücksicht nimmt, daß die Mutter der beiden Rasumovski zur Hofdame der Kaiserin Elisabeth ernannt wird. Zwar ist die Bildungsfähigkeit insbesondere der Kleinrussen allbekannt, allein über die Aeußerlichkeit, über den äußern Schliff, geht diese Befähigung nicht weit hinaus: der russische Hof blieb bis auf Alexander innerlich roh, ohne Achtung vor christlicher Sittlichkeit und ihren Geboten.

Fürst Andreas Rasumovski, dessen Leben und Wirken der Verfasser vortrefflich skizzirt hat, war der vierte Sohn des jüngern Rasumovski, geb. 1752. Er erhielt eine für die damaligen Zeiten in jeder Beziehung ausgezeichnete Erziehung, und die westeuropäische Geistescultur beleckte ihn nicht blos, sondern sie drang in der That in sein Inneres ein. Unter seinen Lehrern befand sich auch der berühmte Schlözer, der seit 1762 in Petersburg an der von Cyrill Rasumovski gestifteten Anstalt lehrte, die man die Akademie der X. Linie nannte. Der größte Glanz seiner langen diplomatischen Laufbahn fällt zumeist in die Regierungszeit der beiden Kaiser Paul und Alexander. Auf dem Wiener Congreß spielt Rasumovski, dessen Haus der Sammelplatz der glanzvollsten Gesellschaft war, eine hervorragende Rolle und bei dem zweiten Pariser Frieden ist seine Mitwirkung eine sehr bedeutende. Von jetzt an aber tritt er altershalber und wegen der Gefahr der Erblindung von dem öffentlichen Leben zurück. Er stirbt 1836 ohne Nachkommenschaft. Unter den Diplomaten jener Zeit nahm Rasumovski unbezweifelt einen ehrenvollen Platz ein und ist des Denkmals würdig, das ihm der Verfasser durch seine biographische Skizze gesetzt hat.

In der zweiten Abhandlung begegnet uns F. Löher in „Untergang von Bauern- und Herrenfreiheit in Holland" abermals mit seiner bekannten Gewandtheit und Geschicklichkeit, historische Thatsachen und Zeiterscheinungen in einem lebensvollen und allen verständlichen Bilde zur Anschauung zu bringen, ohne in unhistorische Romantik zu verfallen: er versteht es, die Strenge der historischen Pflicht mit dem Reize der Erzählung zu vereinbaren. Der Verfasser hat den vorliegenden historischen Gegenstand aus der Zeit und gewissermaßen aus der Nähe der schönen Jacobäa, deren geschichtliches Lebensbild wir ihm verdanken, entlehnt, sodaß wir uns in die Uebergangsperiode zwischen dem Mittelalter und der Neuzeit versetzt sehen, in eine Periode also, wo jene Parteikriege geführt wurden, die wir in der politischen Sprache der Gegenwart etwa als Kämpfe der Liberalen und Conservativen bezeichnen können: und sie sind nicht ohne besonderes culturhistorisches Interesse. „Denn", sagt der Verfasser mit Recht, „sie lassen uns deutlich erkennen, wie die mittelalterlichen Zustände, wie die damaligen Bestandtheile der mittelalterlichen Gesellschaft sich allmählich zum Staats- und Volkswesen der Neuzeit umbildeten." Was von germanischer Freiheit der Hofbesitzer stehen geblieben, was davon die langsam einbröckelnde Arbeit des 9. und 13. Jahrhunderts überdauert hatte, das fühlte jetzt im 15. Jahrhundert die Axt an der Wurzel seines Bestandes. Indem sich langsam aufsteigend das Gebäude des neuen Fürstenthums erhob, preßte und ebnete seine Last am stärksten auf dem breiten Unterbau der Gesellschaft, auf dem Bauernstande. An die Städte kam etwas später die Reihe. Dagegen drückte die neue Fürstenmacht noch einen andern Stand danieder, mit welchem die Städte ihre meisten Scharmützel gekämpft hatten: es waren dies die altfreien Herren, die lange auf ihre Burgen und Waffen, auf ihr eigenes hohes Gericht, auf den uralten reinen Glanz ihrer Geschlechter getrotzt hatten. Alle die Träger der hochberühmten Namen mußten sich nach und nach am Hofe des Fürsten einstellen und Platz nehmen unter seinen Beamten und Hofherren. Wollten sie der neuen Ordnung der Dinge gewaltsam trotzen, dann wurden sie kunstmäßig niedergelegt mit all ihrer Macht und Herrlichkeit. Solches geschah in der germanischen, nicht minder aber auch in der romanischen Welt. Anders in Polen und

Ungarn. Auch in diesen Staaten erhob sich fast gleichzeitig mit den Bauern germanischen und romanischen Stammes der gedrückte Bauernstand gegen seine Feudalherren. Diese siegten aber vollständig und warfen die Besiegten in härtere Fesseln, als sie je getragen hatten. Die Sieger nahmen nun aber auch den Kampf mit den Fürsten des Landes mit größerer Energie und Zähigkeit auf: in Polen unterlag das Fürstenthum gänzlich, im Lande der Magyaren dauert dieser Kampf noch heute ohne Entscheidung fort.

Das Ritterthum, auf dessen Gebiet wir durch die dritte Abhandlung „Die irrende Ritterschaft", von J. Falke, geführt werden, eine romanische und germanische Gesellschaftserscheinung, die in den spanischen Mauren einen eigenthümlichen Abglanz erhielt, den Slawen aber ebenso fremd blieb als der antiken Welt, verfiel gleich andern socialen Verhältnissen in der zweiten Hälfte des Mittelalters einem Zersetzungsprocesse, der mit einer so schlimmen Entartung endete, daß dem einst so ehr- und ruhmvollen Institute durch Meinung, Wort und Schrift das Siegel des Schimpfes vielfach aufgeprägt ward. Denn mag immerhin in dem „Ritterspiegel", dessen Verfasser, der bekannte thüringer Chronist Johannes Roth, noch vor dem Jahre 1421 schrieb*), die eine und andere Uebertreibung und zu starke Farbengebung zugestanden werden müssen — der Chronist spricht von Kuhrittern, Kuhdr...-Rittern, weil sie ihre vermeintliche Ritterlichkeit nur gar zu oft im Raube von Rinderheerden offenbarten —, so darf dieses Schriftstück dennoch als eine historische Quelle angesehen werden, aus welcher der tiefe Verfall des alten Ritterthums in der zweiten Hälfte des Mittelalters sich erweisen läßt. Bezüglich der Frage, was denn eigentlich den Geist, insbesondere der irrenden Ritterschaft, ertödtet, ihm seine Lebenswurzel entzogen und zuletzt dem Spott preisgegeben habe, macht der Verfasser überhaupt auf das Erwachen eines neuen Völkerlebens und insbesondere auf das starke Bewußtsein des Bürgerthums aufmerksam, und fügt dann historisch sehr richtig hinzu:

> Die langen Kriege hatten die englische und französische Ritterschaft endlich erschöpft, und dann vertilgte die englische sich selbst in den Kriegen der Rothen und Weißen Rose, und die französische beugte ihren müden Nacken unter die harte Hand und den kalten, bürgerlichen Verstand Ludwig's XI. Zum Schaden hatte sie den Spott. Die übermüthige Handwerksjugend, die gar keine Achtung mehr vor dem erhabenen Geiste des irrenden Ritterthums hatte, veranstaltete in ihrer Weise Turniere und legte Gelübde ab. Englische Clowns machten ihre Gelübde über dem Schwan, dem Pfau und zu den Damen, setzten hölzerne Näpfe statt der Helme auf den Kopf, thaten hohle Tröge und Mulden als Panzer vor die Brust, machten sich beritten mit schweren, plumpen Ackergäulen und nahmen Pflugscharen und Dreschflegel als Waffen, und spielten so ernsthaft-komisch die Ritter.

Wie war es möglich, daß das Ritterwesen sich von diesem tiefen Falle zu neuer Lebensfähigkeit hätte erheben sollen? Zwar zeigt sich in Frankreich durch Franz I. und in Deutschland durch Maximilian I. ein abermaliges Aufflackern des Rittergeistes, aber nur um nach kurzer Dauer für immer zu verlöschen. Was übrigens einzelne Ritter auf ihren abenteuerlichen Irrfahrten geleistet oder erfahren haben, das empfehlen wir unsern Lesern bei dem Verfasser selbst nachzulesen.*)

*) Der „Ritterspiegel" ist in sehr verdienstlicher Weise in der Sammlung des Literarischen Vereins zu Stuttgart 1860 von Bartsch herausgegeben worden.

*) Daß die damalige Romanliteratur und die Irrfahrten der Ritter in einer gewissen Wechselwirkung standen, darf als ziemlich selbstverständlich vorausgesetzt werden.

Zur Bewahrheitung der Ansicht, daß die Gesammtheit der Geistescultur ein organisches Ganzes sei, d. h. daß die einzelnen Theile derselben in ihrer Entstehung und Fortentwickelung sich gegenseitig bedingen, liefert die vierte Abhandlung unsers „Historischen Taschenbuch": „Geschichte der deutschen Landwirthschaft", von C. E. Langethal, einen unsers Bedünkens höchst beachtenswerthen Beitrag. Wir haben denselben ununterbrochen mit großer Aufmerksamkeit gelesen und deshalb auch, wie wir beiläufig bemerken wollen, bereits an einem andern Orte ihn der besondern Beachtung gebildeter Oekonomen empfohlen. Und es ist keine den Oekonomen geltende Schmeichelei, sondern die reine Wahrheit, wenn der Verfasser sagt:

> Es bedarf nur eines tiefern Blicks in das Getriebe der menschlichen Gesellschaft, um sogleich zu finden, daß sie die Grundlage aller Culturzweige bildet, daß von ihrer Ausbildung unmittelbar die Entwickelung der Industrie und des Handels und mittelbar die Entfaltung der Kunst und Wissenschaft abhängig ist.

Wenn aber der Verfasser, während er einigen süddeutschen Staaten, Preußen und selbst dem Königreich Westfalen unter Jerôme in landwirthschaftlicher Hinsicht und der bezüglichen Gesetzgebung Gerechtigkeit widerfahren läßt, von Sachsen urtheilt, daß seine Regierung vom Jahre 1763 bis zum Jahre 1830 völlig stillgestanden und schreiende Mißverhältnisse zwischen Regierung und Volk obgewaltet hätten, so ist dieses Urtheil, was wenigstens die Erblande betrifft, nicht völlig gerechtfertigt: die Specialgeschichte Sachsens und seiner legislatorischen Thätigkeit spricht nicht für das harte Urtheil des Verfassers. Daß derselbe zwei Beispiele aufführen kann, welche die auffällige Langsamkeit des sächsischen Geschäftsgangs bis zum Jahre 1830 beweisen sollen — so ward der Plan des Brückenbaues über die Mulde bei Wurzen 1720 gefaßt und erst 1830 zur Ausführung gebracht —, so sind doch solche einzelne Vorkommnisse nicht gewichtig genug, um über ein ganzes System den Stab zu brechen; und andererseits sind die anerkannte sächsische Bedächtigkeit, Milde und Gerechtigkeit in der That Tugenden, die für mehr als einen langsamen Schritt zu entschädigen geeignet waren. Doch genug. Wir bemerken nur noch, daß die Anmerkungen, welche der Verfasser seiner Abhandlung beigefügt hat, recht nützlich und brauchbar sind.

Indem wir nur kurz bemerken, daß die Freunde des „Historischen Taschenbuch" dem greisen, ehrwürdigen Herausgeber desselben, F. von Raumer, sich nicht undankbar bezeigen werden für seine mitgetheilte Vorlesung über

„Sicilien und Palermo", gestatten wir uns, etwas ausführlicher zu sein bei der Besprechung der letzten Abhandlung: „Das gesellige Leben vor und nach der Schreckenszeit in Paris", von E. Kolloff, der ein Thema sich gewählt hat, dessen genauere Bekanntschaft das größere gebildete Publikum nicht leicht gemacht haben dürfte. Die Frage: welche Umwandlung brachte die Schreckenszeit der Französischen Revolution in dem geselligen Leben in Paris hervor — sie fällt mit dem eigentlichen Thema im wesentlichen zusammen —, mußte für eine Feder, wie sie der Verfasser zu führen versteht, eine gewisse Anziehungskraft besitzen. Und sie hat auch diesmal, wie bei frühern Gelegenheiten, ihre Geschicklichkeit bewährt.

Wer nun, um zur Sache selbst überzugehen, Eduard Arnd's „Geschichte des Ursprungs und der Entwickelung des französischen Volks u. s. w." (Leipzig, Brockhaus, 1846) genauer kennt, wird über mehr als eine Erscheinung im socialen Leben des französischen Volks zur Zeit seiner ersten Revolution Aufklärung sich zu verschaffen im Stande sein. Denn wahr bleibt der Ausspruch des Philosophen Seneca: „Causa pendet ex causa, privata ac publica longus ordo rerum trahit." Die Anregung zur Bearbeitung seines Themas empfing übrigens unser Verfasser durch zwei französische Werke: „Histoire de la société française pendant la révolution" (Paris 1854) und „Histoire de la société française pendant le directoire" (Paris 1855). Die französische Revolution ist, von einer Seite betrachtet, eine wüste Zeit. Auf den Zeitraum von 10 Jahren und den Umkreis der pariser Ringmauern eingeschränkt, gewährt sie einen abscheulichen Anblick; Charaktere, Verstandeskräfte, Leidenschaften, Talente, alles ist dabei zu einer schwindelnden Höhe getrieben und hat den Anstrich unsinniger Ueberspannung: die Gesellschaft ist aus den Fugen gegangen: Zerrüttung und Verwirrung sind so arg als sie vielleicht nie waren. Und man begreift recht wohl die Erbitterung, welche die Revolutionsperiode denjenigen einflößt, die überzeugt sind, daß damals alles, was sie für den Höhepunkt edler Sitte und feiner Geselligkeit halten, von der Brutalität des gemeinen Haufens auf immer vernichtet worden. Auf der andern Seite darf man aber auch nicht verschweigen, daß die Revolution den nämlichen Boden, den sie freventlich, ja niederträchtig schändete, auch mit unbezwinglicher Energie gegen das vereinte Europa schützte, daß die ganze Nation überhaupt einen neuen, frischen Aufschwung erhielt.

Woher diese Erscheinung? Das französische Volk hat zu keiner Zeit den Grundcharakter seiner celtischen Urväter verleugnet: es war immer ein Volk, in dessen Wesen und Leben sich die schroffsten Gegensätze offenbarten, und es war ganz natürlich, daß dieser Grundzug in seiner ganzen Schroffheit, ja Wildheit sich Bahn brach in der großen Volksmasse, die, durch und durch celtisch, vom Königthum und seinen Dienern, vom Adel und von der Geistlichkeit bis aufs Aeußerste gereizt war und sich selbst gesund und kräftig fühlend jenen Peinigern gegenübersah, die einer durch und durch faulen Staatsgesellschaft angehörten, die von den sauern Erträgnissen der Gesundheit und Kraft in Reichthümern, in Ueppigkeit und nicht minder in einer heillosen Menge von Vorrechten schwelgten. War es deshalb ein Wunder, wenn die exaltirtesten Revolutionsmänner es unumwunden aussprachen, daß die physisch und politisch entartete Rasse der Aristokratie mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden müsse, um einem neuen Geschlecht, das lebensfähiger, aber auch zugleich lebenswürdiger sei, den Platz zu räumen? Das ohnehin reizbare Volk, von ehrgeizigen und bis zum Wahnwitz fanatisirten Führern geleitet, jauchzte, von Rache gegen die bevorrechteten Klassen erfüllt, den Mord- und Blutscenen mit derselben entmenschten Seelenstimmung zu, wie einst die alten Römer den Blutströmen der Gladiatorenspiele. Nach dem Codex der Menschenrechte gibt es keinen Unterschied der Stände, keine Abstufung der persönlichen Stellungen, selbst das sociale Leben, bis in das Innere seiner häuslichen Bewegungen, hat sich den Aussprüchen dieses Codex zu unterwerfen. Was war die Folge, daß man im Namen der Freiheit alle Freiheit mordete? Alle feinere und edlere Sitte der Gesellschaft, die für das ganze civilisirte Europa mustergültige Courtoisie der Pariser, ward, da auch die gebildete Frauenwelt theils in den Strudel des Wahnwitzes gerissen wurde, theils vor Entsetzen sich einsam trauernd oder tief grollend in die innersten Gemächer des Hauses aus den Kreisen der Oeffentlichkeit zurückgescheucht sah, zur Verbannung verurtheilt; ein kecker, oft trotziger Ton trat an die Stelle des Verbannten — das Du ward geboten —, und Paris hallte wider von den derben Fußtritten der Jugend wie des gereiftern Alters nach dem Takte einer Revolution oder sogenannte Freiheit rauschenden Musik oder des Gesanges. Die Reaction kam bald: das Krankhafte war durch einen convulsivischen Gärungsproceß beseitigt, des Gesunden aber genug vorhanden, um neues und zwar besseres Leben allmählich zu erzeugen. Unser Verfasser sagt sehr bezeichnend:

> Dasselbe Volk, das beim Ausbruch der Revolution Kronen, Scepter, Bischofsstäbe, Wappen, Stammbäume, Ordensbänder vernichtete, die Werke grauer Vorzeit und jahrhundertlanger Thätigkeit in wenigen Tagen zerstörte, und alle bürgerliche Ordnung, Größe, Kunst, Wissenschaft und Sitte abstreifte, um wild und zügellos über die Erde hinzurasen und jeder gesellschaftlichen Verbindung und Cultur Verderben zu bringen; sehen wir dann wieder seine Siege mit den Kunstschätzen fremder Völker schmücken, den Ruhm der Großmuth und Bildung in Anspruch nehmen, auf Decenz und Schönheit der Sitte halten, die Künste und Wissenschaften erwecken, ihnen in Riesenplanen den Weg zu neuer Wirksamkeit eröffnen und sich als ihren Beschützer vor der ganzen civilisirten Welt verkünden, wozu sehr bald der laute Eifer für die Wiederherstellung der unumschränkten Monarchie der geistlichen und weltlichen Hierarchie hinzukommen sollte.

Das schärfer blickende Auge wird in den Franzosen, die zur Zeit der Jacquerie, der Ligue, der Fronde und des Terrorismus voneinander so verschieden scheinen, doch immer dasselbe Volk erkennen, an welchem die unerhörte Leichtigkeit, womit es seine Lebens- und Denkungsarten ändert, ganz eigenthümlich auffallend ist; kurz, es bleibt ein Volk der schroffsten Gegensätze. Und wie es sich zum

Ruhm anrechnet, seine sich einschmeichelnde Herrschaft über das Ausland anfangs mit Liebe betrachtet zu sehen, so trägt es auch die Schuld, daß diese Liebe zuletzt in Haß umschlägt: das lehrt die Geschichte. **Karl Zimmer.**

Biographien aus der Reformationszeit.

Leben und ausgewählte Schriften der Väter und Begründer der lutherischen Kirche. Herausgegeben von J. Hartmann, Lehnerdt, C. Schmidt, K. F. Th. Schneider, Voigt, G. Uhlhorn. Eingeleitet durch K. J. Nitsch. Achter (Supplement) Theil: Justus Jonas, Kaspar Cruciger, Paulus Speratus, Lazarus Spengler, Nikolaus von Amsdorf, Paul Eber, Martin Chemnitz, David Chyträus. Nach gleichzeitigen Quellen von Theodor Pressel. Elberfeld, Friderichs. 1862. Gr. 8. 2 Thlr.

Indem wir auf unsere frühere Besprechung dieses Werks hinweisen, bleibt dem Leser jede Einleitung erspart. In Nr. 6 d. Bl. sind die zuerst ausgegebenen Bände des umfassenden und großartigen Unternehmens zur Besprechung gelangt, von welchem jetzt, noch vor dem Erscheinen der übrigen Theile, der letzte, der Supplementband vorliegt. Man entsinnt sich, daß die allgemeine und lebhafte Anerkennung, mit welcher der ursprüngliche Plan des Verlegers aufgenommen wurde, das Leben und die ausgewählten Schriften der Väter und Begründer der reformirten Kirche zu einem Ganzen zu vereinigen, jenen bestimmten, in gleicher Weise auch den Vätern und Begründern der lutherischen Kirche ein Pantheon aufbauen zu lassen. Der nämliche Grundsatz, der bei dem erstern Werke der maßgebende war, daß kein Parteihaß in ihm zur Geltung kommen, daß in ihm „versöhnt", nicht „zerrissen" werden sollte, ist als das leitende Princip auch für das zweite Unternehmen festgestellt und festgehalten worden; wir haben es mit einer rein historischen Haltung und Darstellung zu thun, ohne alle Beimischung irgendwelcher confessionellen Tendenzen. Der Gedanke, gerade eine solche Ausgabe zu veranstalten, ist ein überaus glücklicher gewesen. Merle d'Aubigné meint, das Unternehmen werde ein „oeuvre complete" werden, wenn auch eine gleiche Berücksichtigung „aux peres de l'eglise britannique" gewidmet würde. Der Verleger, der ja mit dem gefeierten französischen Kirchenhistoriker in näherer Verbindung steht, sollte sich den Fingerzeig nicht entgehen lassen. Das Werk erhielte dadurch, wenn auch noch der skandinavische Norden in den Kreis gezogen würde, eine Art europäischen Charakters.

Der Supplementband, ein stattlicher Band von dem Umfange eines Lexikons, ist die verdienstvolle Arbeit des tübinger Archidiakonus Theodor Pressel, dessen Namen auf dem theologischen Gebiet einen so guten Klang hat. Die Dii gentium minorum der lutherischen Reformation werden hier behandelt, erhalten hier ihr Denkmal. Mit dem Künstler — um in dem Bilde zu bleiben —, der den Guß besorgt, sind wir wohl zufrieden.

Den Reigen in der Sammlung eröffnet Justus Jonas. Bei ihm muß der Biograph zunächst den Geschlechts- und Taufnamen sicherstellen. Pressel ermittelt, daß Jonas, am 5. Juni 1493 zu Nordhausen als der Sohn des dortigen Bürgermeisters geboren, ursprünglich Jodocus Koch geheißen. Von seiner Kindheit wissen wir nichts; nur ein Zug ist von der Sage aufbewahrt worden. Als der Vater im Jahre 1500 an der Pest gefährlich krank lag, und die Zwiebel, die er zur Ausziehung des Gifts auf der Pestdrüse liegen gehabt, neben sich auf die Bank legte, griff der nichts ahnende Sohn nach ihr und verzehrte sie, ohne daß er davon Schaden genommen hätte. Der Vater wünschte, dem Knaben eine sorgfältige Erziehung und gelehrte Bildung angedeihen zu lassen; der talentvolle Jüngling erhielt den ersten Unterricht in der öffentlichen Schule seiner Vaterstadt. Mit dem dreizehnten Jahre bezog er die Universität Erfurt, um sich nach dem Willen der Aeltern zuerst den humanistischen Studien und dann der Rechtsgelehrsamkeit zu widmen. Um dieselbe Zeit studirte in Erfurt auch Eoban Hesse, der Dichterkönig seiner Zeit, wie ihn Luther nennt, von Erasmus als christlicher Ovid gefeiert. An Eoban Hesse scharten sich talentvolle Studirende, zu denen außer Jonas auch Crotus, Draconites, Eberbach gehörten; ein edler Wetteifer und eine herzliche Freundschaft umschlang den Kreis dieser jungen Musenjünger, die sich auch vielfach als Dichter versuchten. Auf die Bildung von Jonas wirkte der Verkehr in dem Kreise nachhaltiger und fördernder, als die Unterweisung der damaligen Docenten Erfurts, unter welchen keiner in Beziehung zu Jonas besonders genannt wird. Schon 1507 war er Baccalaureus und 1510, also in einem Alter von 17 Jahren, Magister. Ein Jahr später übersiedelte er zur Vollendung seiner Studien nach Wittenberg. Vier Jahre lag er dort mit Eifer den juristischen Studien ob; daneben beschäftigte er sich vielfach mit theologischen Disciplinen. Ja, es gab dieser Aufenthalt in Wittenberg seinem Geiste eine vorherrschende Richtung zur Theologie, seinem Charakter eine Festigkeit, wie sie in den Kreisen der Humanisten nicht zu finden war. Im August 1518 wurde er zu Erfurt zum Licentiaten der Rechte befördert und gleichzeitig erhielt er ein Kanonikat an der dortigen Severikirche. In den humanistischen Kreisen genoß er wegen seiner Kenntnisse und namentlich wegen der Eleganz seiner Rede wie seines Stils hohes Ansehen; auch daß er 1519 eine Reise zu Erasmus gemacht, trug zu jenem nicht wenig bei. Denn gerade zu Erfurt blühte damals der Erasmus-Cultus mehr als anderswo: „Man klatschte ihm Beifall wie einem gelehrten und künstlerischen Schauspieler auf der Bühne der Wissenschaften. Jeder, der nicht für einen Fremdling im Reiche der Musen gehalten werden wollte, bewunderte, verherrlichte, pries ihn. Man wünschte dem Zeitalter Glück. Wenn jemand einen Brief des Erasmus herauslocken konnte, so war sein Ruhm ungeheuer und großer Triumph wurde dann gefeiert. Wenn aber jemand das Glück einer persönlichen Zusammenkunft und Unterredung mit Erasmus hatte, dann hielt er sich für selig auf Erden."

Einen Beweis von der hohen Achtung, in welcher Jonas stand, gab die Auszeichnung, daß ihn die Universität bereits 1519, als er erst 27 Jahre zählte, zum Rector wählte. Bei der Pflege, welche die humanistischen Bestrebungen in Erfurt gefunden, war es natürlich, daß auch die kirchliche Bewegung, welche von Luther ausging, hier mit aller Begeisterung begrüßt wurde. Als Luther auf seiner Reise nach Worms durch Erfurt kam, wurden ihm die glänzendsten Ovationen bereitet; Justus Jonas schloß sich ihm mit mehreren gleichgesinnten Freunden als Begleiter zu dem Reichstage an. Nach der Beendigung des letztern trat er in die Dienste des Kurfürsten von Sachsen. Das muthige Auftreten Luther's in Worms hatte ihm das Herz abgewonnen, sich ganz der evangelischen Sache hinzugeben. Im Juni 1521 trat er sein Amt als Propst und Professor des kanonischen Rechts in Wittenberg an. Bei der Durchführung der Reformation in Wittenberg war Jonas eines der thätigsten Werkzeuge. Pressel hebt sehr treffend hervor, daß Jonas von Anfang an die Reformation sehr bestimmt als eine deutsche Nationalsache, als einen Kampf der deutschen Unabhängigkeit von dem Fremdjoche Italiens auffaßte. Der Umstand ist bemerkenswerth; die übrigen Reformatoren, Luther an der Spitze, empfanden ein gelindes Grauen vor der Vermischung „der Sache des Evangeliums" mit der Politik. Das organisatorische Talent, welches Jonas bei der Durchführung in Wittenberg gezeigt, bestimmte seinen Landesherrn, ihn vielfach zu Kirchen- und Schulvisitationen zu verwenden. Neben dem Kirchenamte wirkte Jonas mit reichem Segen als Mitglied der Universität, speciell der theologischen Facultät. Dreimal war ihm die Würde des Rectorats übertragen. In seinen Vorlesungen, die er täglich nach Luther's Beispiel abwechselnd in lateinischer und deutscher Sprache hielt, beschäftigte er sich vorzüglich mit der Exegese des Alten und Neuen Testaments. Neben seinen vielen Berufsgeschäften, die er mit der pünktlichsten Gewissenhaftigkeit erfüllte, fand der fleißige Mann Zeit zu schriftstellerischen

Arbeiten, mit welchen er den Gang der Reformation in weitern Kreisen zu fördern bemüht war. Seine Gabe der schriftlichen Darstellung stand nicht hinter seiner mündlichen Rede zurück. Mit gleicher Leichtigkeit und Gewandtheit drückte er sich in der lateinischen und deutschen Sprache aus; Melanchthon bekannte, daß ihm Jonas in der Muttersprache an Eleganz weit überlegen sei, und wenn der deutsche Stil des Jonas auch nicht die Reinheit und Kraft des von Luther erreicht, so wird er doch von keinem der übrigen Reformatoren übertroffen. Vermöge dieser Gewandtheit im Ausdruck eignete er sich auch vorzüglich zum Uebersetzer, und als solcher hat er eine ungemeine Thätigkeit entwickelt. In literarische Polemik war Jonas nach Sitte der Zeit häufig verwickelt; der heftigste Federkrieg, den er zu führen hatte, war gegen den abtrünnigen Hessen Georg Witzel gerichtet. In dem Sakramentsstreit stand er mit Entschiedenheit zu Luther, mit dem er nicht blos den innigsten persönlichen Verkehr, sondern auch die innigste geistige Gemeinschaft unterhielt. Sein bleibendstes Verdienst um die Reformation in den sächsischen Landen erwarb er sich durch die Abfassung einer Kirchenordnung (Agenda).

Um die Osterzeit 1541 erhielt Jonas einen Ruf als Pfarrer und Superintendent nach Halle, ein Wirkungskreis, der ihm trotz der Mühen und Gefahren, die voraussichtlich mit ihm verknüpft, zu verlockend, zu ehrenvoll erschien, als daß er der Einladung nicht hätte Folge leisten sollen. Halle nämlich war die zweite Hauptstadt des Erzstifts Magdeburg, die gewöhnliche Residenz des Kurfürsten von Mainz, Albrecht von Brandenburg, des Freundes von Erasmus und Hutten. Dieser Prälat hatte sich bekanntlich anfangs der Reformation überaus günstig gezeigt; stillschweigend hatte er seinen Unterthanen Religionsfreiheit gewährt, nur in seiner Residenz Halle setzte er eine Ehre darein, dem Eindringen der Reformation einen Damm entgegenzustellen. Hier beabsichtigte er eine Anstalt zu gründen, welche gegen die Reformation und besonders gegen das benachbarte Wittenberg ein römisches Bollwerk bilden sollten. Die Verhältnisse erwiesen sich aber stärker als der Wille des Erzbischofs und Cardinals. So streng und sehr Albrecht in Halle gegen das Eindringen der Reformation wüthete, sie hielt siegreich ihren Einzug in die Stadt. Die Freunde der neuen Lehren beriefen um die angegebene Zeit Jonas, damit er das Werk der Reformation bei ihnen einführe. Der Kurfürst mußte erleben, daß seine Residenz, welche er zu einer Zwingburg des Katholicismus zu machen gedacht, zu seinen Feinden überging. Nicht in der Lage Widerstand zu leisten, wollte er die Veränderung doch nicht mit eigenen Augen ansehen; er verließ die Stadt mit dem Rest seiner Kleinodien und verlegte seine Hofhaltung nach seinem bessern katholischen Stift Mainz. Von dem Organisationstalente, das er bereits in Wittenberg bewährt, gab nun Jonas in Halle neue Proben. Die Stadtkirchen wurden für die Predigt des Evangeliums gewonnen, und durch Abfassung einer Kirchenordnung der neuen Gemeinde festere Formen und Normen gegeben. Allein das Blatt wandte sich sehr bedenklich, als nach Luther's Tode, in dem Jonas seine festeste Stütze verlor, der Schmalkaldische Krieg entbrannte. Nach der Schlacht bei Mühlberg flüchtete Jonas auf Rath der Freunde von Halle nach seiner Vaterstadt Nordhausen. In der Fastenzeit 1548 kehrte er zurück, aber der Rath wagte nicht, den Geächteten wieder in seine amtlichen Functionen einzusetzen: „Es war eine harte, schwere Geduldsprobe, welche Jonas auferlegt war, in der Pfarrwohnung zu leben und doch vom Predigtstuhl ausgeschlossen zu sein, von den übrigen Pfarrherren als der rechtmäßige Superintendent angesehen zu werden, und doch selbst am köstlichsten Theil seines Amtes verkürzt zu sein, die laufenden Geschäfte zu besorgen, aber seinen Namen als den eines Geächteten nicht dazu geben zu dürfen."

Müde des langen und aussichtslosen Wartens, folgte Jonas 1551 einem Rufe des Herzogs Johann Ernst von Sachsen als Superintendent und Hofprediger in Koburg, wo der Ankommende „eine Ehrengabe von 5 Floren und 3 Pfund Münze zum Willkommengruß" erhielt. Ein Jahr später wandte sich die Stadt Regensburg an den Herzog mit der Bitte, es möchte Jonas gefallen, für einige Zeit zu ihnen zu kommen, um ihre infolge des Interims verwirrten kirchlichen Angelegenheiten wieder in Ordnung zu bringen. Der Fürst genehmigte es gern, und Jonas, obgleich kränkelnd, brachte in Zeit von zehn Wochen das schwierige Geschäft zur allgemeinen Zufriedenheit zu Stande. Nach dem Tode des Herzogs Johann Ernst (9. Februar 1553) behagte ihm das Hofleben in Koburg nicht mehr; er ging nach Eisfeld an der Werra, dort die Stelle eines ersten Pfarrers und Superintendenten der fränkischen Kirchen im Fürstenthum Koburg anzutreten. Es war sein letztes Amt. Am 9. October 1555 starb Jonas zu Eisfeld.

Aus seinem häuslichen und Famlienleben gibt der Biograph im Schlußkapitel manche interessante Mittheilungen; wir übergehen dieselben. Nach Pressel nimmt Jonas unter den wittenberger Theologen nächst den beiden Heroen Luther und Melanchthon unbedingt die erste Stelle ein: „Vielseitige Gelehrsamkeit, tiefes Eindringen in Geist und Buchstaben der Schrift, ein seltenes großes praktisches Geschick und organisatorisches Talent, entschlossener Muth gepaart mit strengem Rechtsgefühl, glühender Feuereifer für die Sache des Evangeliums, gedämpft durch demüthige Selbsterkenntniß, Geduld in Trübsal und unverwandte Hoffnung auf endliche Erlösung sind die hervorstechenden Züge seines Wirkens. Er war ein treuer Haushalter über Gottes Geheimnisse."

Kaspar Cruciger, auch Creuziger und Creutzinger geschrieben, dessen Biographie in der Sammlung auf diejenige von Jonas folgt, ist mit Unrecht der zweite Luther genannt worden. Pressel führt in seiner Arbeit den Beweis, daß Cruciger vermöge seiner natürlichen Begabung wie nach dem Gange seiner Studien mit Melanchthon viel mehr Berührungspunkte als mit Luther hatte. Die Cruciger waren ein altes aus Mähren stammendes Geschlecht, das von da nach Böhmen eingewandert war und in diesem Lande hohe Ehren und Würden genossen hatte. Schon 100 Jahre vor Johannes Huß soll ein Johann Cruciger gegen die Autorität des Papstes geschrieben, dessen spätere Verwandten die Partei von Huß ergriffen und infolge des Hussitenkriegs Böhmen verlassen haben, um sich in Leipzig anzusiedeln. Hier wurde am 1. Januar 1504 Kaspar Cruciger geboren. Der Knabe war schwächlich, still und in sich gekehrt, ging fortwährend wie ein Träumender umher und erschien im Kreise seiner lebhaften Spielgenossen nicht selten geistesabwesend. Schon besorgten die Aeltern, es mangle ihrem Kinde an Geist und Gaben, aber der treffliche Lehrer, Georg Helt, dem er anvertraut wurde, verstand es, die schlummernden Geisteskräfte zu wecken. In dem zarten Alter von 12 Jahren war Kaspar durch diesen Lehrer so weit vorgebildet, daß er die Universität seiner Vaterstadt beziehen konnte. Petrus Mosellanus, ein ausgezeichneter Grieche, gewann den jungen Studenten für diese Sprache, überhaupt für die humanistischen Studien.

Im Jahre 1519 war Cruciger Zeuge der leipziger Disputation zwischen Luther und Eck, und „nach der Geistesrichtung, welche ihm durch die Erziehung seiner Aeltern und die Bildung seiner Lehrer eingeflößt wurde, läßt sich erwarten, mit welcher Sehnsucht und Begeisterung sich das edle Herz des nach Wahrheit dürstenden Jünglings dem neuen Tag des Evangeliums zuwandte". Eine Pest, die im Sommer 1521 zu Leipzig ausbrach, bestimmte Cruciger's Aeltern zur Uebersiedelung nach Wittenberg. Melanchthon nahm sich hier des überaus fleißigen und strebsamen Studenten besonders an. Sein Studium wandte sich zumeist der Theologie und den beiden Grundsprachen der Heiligen Schrift, dem Griechischen und Hebräischen, zu. Daneben war der wißbegierige Jüngling eifrig bemüht, sich eine allgemeine Bildung anzueignen; er interessirte sich auf das lebhafteste für Naturwissenschaften und Mathematik. Der zwanzigjährige Student war bereits so weit gefördert, daß seine Lehrer ihn nach Magdeburg als Rector der dortigen Johannisschule 1525 empfahlen. Nur drei Jahre blieb er in dieser Stellung.

Denn die wittenberger Freunde sehnten sich nach seinem Umgang und nach seiner Unterstützung; am 13. April 1528 kehrte er, zunächst auf Luther's Anlaß, nach Wittenberg zurück und wurde für das erste als Prediger an der Schloß- und Stiftskirche und auch als Stellvertreter Bugenhagen's, der auf ein Jahr nach Braunschweig und Hamburg verliehen war, an der Stadtkirche verwandt. Gleichzeitig wählte ihn die philosophische Facultät zu ihrem Mitglied. Im Jahre 1543 wurde er Doctor der Theologie, und seitdem bekleidete er wiederholt die höchsten akademischen Würden. Als Universitätslehrer vertrat Cruciger mit Entschiedenheit das formale Princip des Protestantismus, daneben mit Mäßigung das historische Recht der Kirche anerkennend, sobald es auf die rechten Grenzen beschränkt wird. Seine akademischen Vorträge zeichneten sich durch logische Schärfe, Klarheit und Durchsichtigkeit nicht minder als durch Milde und Duldsamkeit aus, und wurden darum nicht blos von der studirenden Jugend, sondern auch von Professoren und Pfarrern zahlreich besucht. Selbst Melanchthon fand sich nicht selten unter den Zuhörern ein. Als eine Specialität wurde Cruciger angestaunt, weil er etwas von Stenographie verstand; er schrieb die Predigten Luther's wörtlich nach: „Er bediente sich dabei gewisser nur für ihn verständlicher Abkürzungszeichen, die er nachher, wie die Stenographen jetzt noch thun, bei der Reinschrift durch ordentliche Silben und Wörter ergänzte, und vermochte darum schon kurze Zeit darauf den mündlichen Vortrag fast ohne Lücken Luther zu überreichen. Weil Cruciger aber mit der Genauigkeit seiner Reinschrift noch nicht zufrieden war und fürchtete, es möchte da oder dort in der Eile der Vortrag von ihm nicht mit aller Treue gefaßt worden sein, so weihte er seinen Freund Georg Rörer in diese Kunst ein. Beide schrieben nun zugleich Luther's Predigten und Vorlesungen nach, verglichen ihre Reinschriften und ergänzten so ihre Manuscripte."

Der Natur und den Wünschen Cruciger's hätte ein wissenschaftliches Stillleben am meisten entsprochen. Seine Stellung in Wittenberg war jedoch eine so hervorragende, daß er sich auswärtigen Verhandlungen nicht so oft, wie er wollte, zu entziehen vermochte. Im October 1529 mußte er den Verhandlungen zu Marburg mit Zwingli und Oekolampadius beiwohnen. Im Jahre 1539 wurde er mit Myconius zur Ordnung der kirchlichen Verhältnisse in der Gemeinde und an der Universität Leipzig delegirt; 1540 betheiligte sich Cruciger an den Verhandlungen zu Schmalkalden, und zu Ende desselben Jahres versah er in Worms Secretärdienste, wo er durch seine Gewandtheit und Schnelligkeit im Protokolliren die Verwunderung des Kanzlers Granvella erregte, der in die Worte ausbrach: „Die Lutheraner haben einen Schreiber, welcher weit gelehrter ist, als alle römisch-katholischen."

Die schwerste Zeit für Cruciger brach mit der Schlacht bei Mühlberg an. Er vertrat unter dem neuen Kurfürsten Moritz standhaft und unerschrocken die Interessen der Universität Wittenberg sowol als des protestantischen Glaubens überhaupt. Moritz schenkte ihm allmählich Vertrauen, namentlich forderte er wiederholt von ihm Gutachten in der Frage des Interims. Auch zu Reisen im Auftrage des Landesherrn wurde er oft verwandt. Sein schwächlicher Körper war den Anstrengungen nicht gewachsen; am 15. November 1548 verschied Cruciger. Er war zweimal verheirathet. Eine seiner Töchter heirathete Luther's ältesten Sohn, Johannes, der 1575 zu Königsberg als preußischer Geheimer Rath starb; sein Sohn Kaspar wurde nachmals Professor der Theologie in Wittenberg, aber von seinem Amte verdrängt, weil er sich dem Calvinismus angeschlossen, weshalb ihn ein strenger lutherischer Theolog „des besten Vaters schlechtesten Sohn" nannte. Uebrigens war Cruciger der einzige in dem Kreise der Reformatoren, welcher eigenes Vermögen besaß und von drückenden Nahrungssorgen nichts wußte. Sein Einfluß auf das Reformationszeitalter darf nicht unterschätzt werden, obwol er sich mehr im Verborgenen beschäftigte, als offen an das Tageslicht trat: „Cruciger war der erste in Wittenberg eigentlich gebildete Theolog, der weder aus dem Heerlager der Humanisten, noch aus dem Studium des kanonischen Rechts seine Angewöhnungen und Anschauungen mit herübergebracht hatte, sondern mit freiem offenen Blicke alle Bausteine zu seinem theologischen Gebäude sich aus dem Schacht des Gotteswortes holte. Seine Gelehrsamkeit fußte weniger auf classischem, als auf realistischem Grund und Boden, zielt weniger auf äußere Rechts- als auf innere Lebensgestaltung, zieht vom Mittelpunkt des Glaubens immer neue Radien an alle Grenzen der Peripherie, in welcher sich christliches Denken und Leben bewegt. Je ernster die Gewissensarbeit war, in welcher sich sein Wissen bildete, desto gewissenhafter ehrte er auch das Recht des Gewissens in andern, um mit seinem Wissen nicht über andere zu herrschen, sondern ihnen zu dienen. Wie bei ihm selbst ein seltenes Ebenmaß zwischen Glauben und Wissen herrscht, so hält er Maß mit seinen Gefühlen und Gedanken, Maß mit seinen Worten und Reden, Maß mit seinem Wollen und Streben; nur den Geist Gottes läßt er auf sich wirken ohne Maß." Unter seinen Freunden nahm Melanchthon die erste Stelle ein. Nie zog auch nur der leiseste Schatten über das reine Licht dieser Freundschaft. Beide schenkten sich gegenseitig ein unbedingtes Vertrauen; Melanchthon ließ die in seiner Abwesenheit für ihn einlaufenden Briefe nur von Cruciger öffnen. Sogar bis auf das Aeußere war zwischen den Freunden Aehnlichkeit; Cruciger's Handschrift, sowol die deutsche als die lateinische, war derjenigen Melanchthon's täuschend ähnlich, sodaß sie Ungeübte leicht täuschen konnte.

Paul Speratus, der als der dritte seinen biographischen Abriß enthält, war unter allen Reformatoren derjenige, der auf dem ausgedehntesten Erntefeld arbeitete. Im Süden und Norden Deutschlands, wie in Mitteldeutschland hat er der Reihe nach gewirkt und gearbeitet, gestritten und gelitten, wie auch seine geistlichen Gesänge Gemeingut der ganzen deutschen evangelischen Kirche geworden sind. Bei keinem der Reformatoren tritt die Person so sehr hinter dem Werke zurück; seinem Lebensbilde fehlt der Hintergrund eines Aelternhauses, der Einblick in ein gemüthliches Familienleben mit seinem Wechsel von Licht und Schatten; wir wissen von dem Manne fast nichts, als was er im Amte und Beruf gewesen ist; unausgesetzt sehen wir ihn in Athem begriffen, nie in der Ruhe. Preßel entwirft von diesem Reformator nicht blos ein überaus farbiges und anziehendes, auch ein äußerst anerkennendes und ehrenvolles Bild, dessen Hauptzüge sich in den Schlußsätzen zusammenfassen: „Mit opferfreudiger Treue und unsaglicher Geduld hatte Speratus sein Amt verwaltet; mit pünktlicher Gewissenhaftigkeit hatte er immer aufs neue seine Diöcese bereist, um mit eigenen Augen zu sehen; für seine Geistlichkeit hatte der Bischof ein warmes Herz und sorgte emsig für ihre geistlichen und leiblichen Bedürfnisse. Keine Spur hierarchischen Hochmuths trübt seine Amtsführung; lieber will er das «von Gottes Gnaden» aus seinem bischöflichen Titel weglassen, ehe er dadurch Anstoß gibt. Seinem Herzog, den er obersten Vormund, ja den Vater und Trost für sich, sein Weib und seine Kinder nennt, ist er aufs treueste zugethan, und auch der Bischof vergißt nicht die Pflichten, welche der ehemalige Seelsorger des Fürsten hat. Während er aber an andern arbeitet, versäumt er nicht, auf sich selbst zu achten, daß er nicht verwerflich werde. Wir fühlen dem ältern Manne diese strenge Arbeit an sich selbst an, wie sein von Natur aufbrausender Sinn sich mildert, seine derbe Natur sich veredelt, seine schwäbische Gutherzigkeit sich in christliche Erbarmung, Sanftmuth und Demuth verklärt. Er klagt nicht über die Schule, in welche sein Herr ihn mit zehnjähriger Gebundenheit durch Krankheit nimmt, und arbeitet, solange es Tag für ihn ist. Auch in wissenschaftlicher Ausbildung schließt er nicht ab, immer tiefer in die lutherischen Schriften sich versenkend und daneben die heiligen Schriften in den Ursprachen studirend. Der Kern und Stern seines Lebens ist das Evangelium von der freien Gnade Gottes in Christo, und auf dieses schläft er selig ein. Die evangelische Kirche Preußens sieht ihn mit Recht als den Vater ihrer Lehr- und gottesdienstlichen Ordnungen an und

hat die Verpflichtung, ihrem Vater viele seiner Werke in die Ewigkeit nachfolgen zu lassen."

Paul von Spretten stammte aus einem schwäbischen Adelsgeschlecht. Sein Geburtstag war der 13. December 1484; der Geburtsort läßt sich nicht ermitteln, einige nennen als jenen Rottweil. Auch von seinem Bildungsgange wissen wir nichts mehr, als daß er erst in Paris und dann auf mehreren italienischen Universitäten den Studien oblag. In Paris mochte er nicht unberührt geblieben sein von dem scharfen antipapistischen Geiste, welcher damals auf der pariser Universität die gallikanische Kirchenfreiheit gegen das vom König mit dem Papst abgeschlossene Concordat vertheidigte. In Italien aber mußte er den Einfluß der mächtigen neuen Geistesbewegung erfahren, welche von den humanistischen Studien ausging und zwar einerseits das antike Heidenthum wieder aus dem Grabe erweckte, aber auch andererseits einer evangelischen Richtung den Weg bahnte. Nach Vollendung seiner Studien finden wir Speratus 1518 als Prediger der Freien Reichsstadt Dinkelsbühl in Franken. Als solcher las er fleißig die Schriften Luther's, obwol er damals für die Sache des Evangeliums noch nicht offen Partei genommen zu haben scheint. Jedenfalls dauerte sein Aufenthalt in Dinkelsbühl nicht lange, denn schon 1519 war er Domprediger in Würzburg. Der dortige Bischof Konrad von Thüngen suchte der Reformation hemmend entgegenzutreten; er vertrieb bereits zu Anfang 1520 Speratus, der sich den Mund nicht schließen lassen mochte. Der Vertriebene wandte sich nach Salzburg, wo seine Predigten in der erzbischöflichen Kathedrale ungewöhnliche Aufregung hervorriefen. Der salzburger Prälat, der schlaue Cardinal Matthäus Lang, entschiedener Gegner der Reformation, war nicht der Mann, einen Prediger der letztern zu dulden. Schon im Herbst 1520 mußte Speratus Salzburg verlassen.

Mit Anfang des Jahres 1521 treffen wir den Unsteten in Wien, wo er sich den theologischen Doctorgrad erwarb und fast ein Jahr als Privatgelehrter lebte. Durch Konrad Celtes hatte die humanistische Richtung in Wien Eingang gefunden und auch der reformatorischen Bewegung fehlte es nicht an Anhängern. Die theologische Facultät stemmte sich mit aller Macht gegen die eindringende Bewegung; auf Geheiß des Bischofs hatte ein Mönch eine Predigt zur Vertheidigung des Cölibats gehalten. Speratus, bereits selbst verheirathet, hielt eine Gegenpredigt, welche bei Freund und Feind das höchste Aufsehen erregte. Die theologische Facultät ließ sofort den Inhalt seiner Predigt als einer ketzerischen untersuchen und stellte acht Artikel aus derselben zusammen, „die nach Ketzerei stänken". Sie bildeten den Grund einer Anklage des Speratus vor dem Bischof; der Angeklagte jedoch, den kein öffentlicher Beruf an Wien band, zog es vor, durch Abreise von Wien dem Ketzergerichte aus dem Wege zu gehen. Nachdem er dreimal öffentlich vorgeladen und nicht erschienen war, wurde er durch öffentlichen Anschlag als ein nach kanonischem Recht Excommunicirter erklärt. Speratus aber benutzte die erste Muße, welche ihm zu Anfang des Jahres 1524 zu Wittenberg ward, um in einer scharfen Entgegnung auf die acht Klagartikel, welche ihm unterdessen zugekommen waren, Rechenschaft zu stehen. Gleich nach seiner Entfernung von Wien kam er allerdings nicht nach Wittenberg; die Kunde von seiner beherzten Predigt gegen das Cölibat war nach Ungarn gedrungen und hatte ihm einen Ruf als Stadtpfarrer in Ofen eingetragen. Da ihn aber König Ludwig auswies, wollte er nach Böhmen gehen, zunächst nach Prag. Unterwegs aber erhielt er in dem Städtchen Iglau von dem Abt des dortigen Dominicanerklosters die Einladung, die Predigerstelle an der Klosterkirche anzunehmen. Als er im lutherischen Sinne predigte, ward er eingekerkert. Lange blieb er unverhört im Gefängniß. Als er endlich seine Freiheit wiedererhielt, mußte er sich verpflichten, Iglau und Mähren zu verlassen. Jetzt erst ging er nach Wittenberg. Dieser Aufenthalt war nicht nur für die äußere Lebensstellung von Speratus, sondern auch für seine innere Entwickelung und Sammlung von der größten Bedeutung. Der Mann, welcher bisher im steten Kampfe nach außen seine Kräfte aufgerieben hatte, kam in die Stille des Studirzimmers; im persönlichen Verkehr mit den Reformatoren Wittenbergs lernte er sich mäßigen und concentriren. Ohne amtliche Stellung betheiligte er sich an Luther's literarischer Wirksamkeit, indem er mehrere lateinische Schriften desselben in das Deutsche übersetzte und mit erläuternden Vorreden versah. Das Wichtigste aber, was Speratus in Wittenberg leistete, war, daß er Luther bei der Sammlung des ersten evangelischen Gesangbuchs unterstützte. In dem ersten deutschen evangelischen Gesangbuch, das 1524 unter dem Titel erschien: „Etliche christliche Lieder, Lobgesänge und Psalmen", finden sich von Speratus drei Lieder: „Es ist das Heil uns kommen", „Hilf Gott, wie ist der Menschen Noth", „In Gott glaub' ich, daß er hat".

Wir möchten es Pressel zum Vorwurf machen, daß er mit dieser dürftigen Notiz über den Gegenstand hinweggeht; Speratus als Liederdichter der evangelischen Kirche hätte wol eine eigene, eine eingehendere Würdigung wenigstens verdient. Wir würden für eine solche dem Verfasser gern die lange Analyse der Controversschrift wider die wiener theologische Facultät in den Kauf gegeben haben. So heilsam übrigens und geschäftsreich das wittenberger Stillleben war, einer so feurigen und thatendürstenden Natur, wie der des Speratus, konnte jenes auf die Länge nicht zusagen. Er sehnte sich nach einem ausgedehntern Wirkungskreise. Luther empfahl ihn dem Herzog Albrecht von Preußen, der ihn im Sommer 1524 als seinen Hofprediger nach Königsberg berief. Wir haben es Pressel in den bisher erwähnten Biographien dankbar anzuerkennen, daß er mit großem Geschick nie über den Rahmen hinausgegriffen, in dem die Darstellung seiner Helden sich zu halten hatte; so nahe oft die Versuchung lag, die zeitgenössischen Verhältnisse ausführlicher zu besprechen, er hat dergleichen stets vermieden. Seine Biographien bekommen dadurch etwas Fertiges, Geschlossenes. Bei der Erzählung von der Berufung des Speratus nach Preußen ist er, wir können nicht sagen zum Vortheil der Biographie, von jener Regel abgewichen. Er gibt in nuce eine vollständige Ordensgeschichte von den ersten Anfängen an. Uns däucht, es hätte genügt, wenn er sich auf eine Schilderung der kirchlichen und religiösen Zustände in dem Ordenslande um die Zeit beschränkt hätte, als dort die Reformation eingeführt wurde. Die kirchliche Verwilderung in Preußen war damals arg genug. Der Bischof Arnold von Culm sah sich zu der folgenden Verordnung genöthigt: „Die Priester sollen keine üppigen Kleider tragen, nicht bewaffnet einhergehen, nicht mit Weibern umgehen, nicht spielen, nicht tanzen, nicht das Barbierhandwerk treiben, nicht Wuchern, nicht nach Belieben hin- und herreisen, sondern bei ihren Kirchen bleiben." Das Mönchthum war in den tiefsten Verfall gerathen, der Orden selbst in religiöser und sittlicher Hinsicht ganz erstorben. In den Conventen waren statt der gottesdienstlichen Uebungen ausgelassene Gelage an der Tagesordnung. Um ihre Gelübde kümmerten sich die Ordensherren gar wenig; mit schamloser Habsucht wurden Reichthümer zusammengebracht, welche doch zur Bezahlung der zügellosen Genüsse nicht ausreichten; die Bande des Gehorsams gegen die Obern waren gelockert, das Laster der Unzucht nahm in dem Orden überhand. Mitten in dieser allgemeinen Versumpfung waren es die beiden Bischöfe des Landes, welche der von Deutschland her eindringenden Reformation nicht nur kein Hinderniß entgegenstellten, sondern der eine von ihnen, der hochverdiente samländische Bischof Georg von Polentz, brach derselben mächtig Bahn.

Bei der Rückkehr des Herzogs von der Huldigung in Warschau verzichtete der Bischof auf dem Landtage gleich in der ersten Sitzung auf alle bischöfliche Herrlichkeit und Dignität mit sammt Landen und Leuten und überließ sie dem Herzog; denn einem Bischof komme nur der Dienst am Evangelium, nicht der Genuß weltlicher Ehre zu. Unter und mit diesem Bischof arbeitete Speratus an der Durchführung und Vollziehung der neuen Ordnung im Herzogthum Preußen. Die „Kirchenordnung", welche Speratus hauptsächlich entworfen und die

Pressel ausführlich mittheilt, enthält sehr harte und scharfe Bestimmungen; sie scheint durchweg mit drakonischer Strenge geschrieben. So heißt es in ihr z. B. im Art. 79 über den Ehebruch: „Denn so jemand mit einem öffentlichen oder beweislichen Ehebruch betreten, es sei Mann oder Frau, den oder dieselbe wollen wir vermög der geschriebenen Rechte strafen lassen, als daß dem Manne das Haupt abgeschlagen und die Frau in einem Sack ertränkt oder ersäuft werde."

Viel Mühe machte Speratus das Hinneigen des Herzogs zu Sektirern, namentlich zu Schwenckfeld; je länger je mehr fühlte er sich in seiner Stellung als Hofprediger unheimlich. Der Herzog ernannte ihn, als am 10. September 1529 der pomesanische Bischof Erhard von Queiß gestorben war, zu dessen Nachfolger. In diesem hohen Kirchenamte ist Speratus bis zu seinem Tode verblieben, der am 12. August 1551 erfolgte. Zu dem Bisthum gehörten die heutigen Kreise Marienwerder, Marienburg, Stuhm, Rosenberg, Graudenz, Mohrungen, Preußisch-Holland, Osterode. Sogleich nach seinem Amtsantritt hielt Speratus Synoden und Kirchenvisitationen ab, auf denen sich die geistige Verwilderung in diesen Gegenden als eine sehr große herausstellte. Namentlich war der Aberglaube tief und allgemein eingewurzelt, und noch in einem Bericht von 1538 bezeugt Speratus, daß es mit der Pflanzung des neuen evangelischen Lebens sehr langsam von statten gehe. In demselben Jahre beschwert sich der Bischof bei dem Marschall, daß seine Kirchen- und Schulvisitationen auf vielfachen Widerwillen und Widerstand bei dem Adel und selbst bei der bürgerlichen Obrigkeit stießen: „Bei der Visitation in Soldau, zu der er den Marschall leider vergeblich erwartet, habe er auch den dortigen Bürgermeister und ältesten Kirchenvater nicht auf dem Platze gefunden; er müsse annehmen, sie seien absichtlich verreist, da er seine Ankunft zuvor angezeigt habe. Die Aufträge von der vorigen Visitation, namentlich der Bau einer Kirche bei Strafe von 100 polnischen Gulden innerhalb Jahresfrist befohlen, habe er unausgeführt gefunden, der Kirchhof sei ohne Einfriedigung, Hunde und Schweine scharrten die Gebeine der verstorbenen Christen auf u. s. w. Der Marschall möge daraus ersehen, wie einem Bischof in Preußen Gehorsam geleistet werde."

Speratus war sich seiner Aufgabe als Bischof klar bewußt, praktisches Christenthum zu pflanzen, dem evangelischen Glauben im Leben des Volks, in seinen geselligen, kirchlichen und staatlichen Beziehungen Gestalt und Ausdruck zu geben. Glaubenslehre und Glaubensleben standen ihm im innigsten Wechselverkehr; er wollte gesunde Lehre, um ein gesundes Leben zu gründen. Die Schwerkraft seines Wirkens liegt nicht in der Theorie, sondern in der Praxis. Von Person war er klein und von schwächlichem Körperbau; unter der Last seiner Amtsgeschäfte hatte er frühe gealtert. Obschon Bischof, war seine äußere Lage doch längere Zeit nicht derart, daß er der Nahrungssorgen überhoben gewesen wäre. Der pomesanische Bischof, klagte er, sei bei seiner schmalen Besoldung ein Spott der Leute. Erst 1542 wurde auf dem Landtage seine Besoldung geregelt; er sollte eine Besoldung von 1000 Mark (1333⅓) jährlich erhalten, daneben freie Residenz in den Domgebäuden und gewisse Nutzungen, Fischerei, Bau- und Brennholz. So annehmbar diese Besoldung für die damaligen Verhältnisse erscheint, und obschon die Municifenz des Herzogs den Bischof wiederholt mit stattlichen Landgütern beschenkte, so kehrten doch bei Speratus die finanziellen Verlegenheiten oft wieder. Er hatte viel Sinn für Eleganz, meint der Biograph, wie derselbe während seines Hoflebens bei ihm ausgebildet worden war; er baute gern und steckte sich dadurch in Schulden, so einfach er sonst in seinen Lebensbedürfnissen war.

Lazarus Spengler folgt als der vierte in dem Bande. Der fromme Rathsschreiber der Stadt Nürnberg, Lazarus Spengler, war am 13. März 1479 geboren. Auf den Schulanstalten seiner Vaterstadt Nürnberg vorgebildet, konnte der frühreife Jüngling schon im sechzehnten Lebensjahre die Universität Leipzig beziehen. Der plötzliche Tod des Vaters veranlaßte ihn, schon nach zwei Jahren noch vor Beendigung der Studien in die Heimat zurückzukehren, um der verwitweten Mutter mit ihrem Häuflein unmündiger Kinder zur Seite zu stehen. Um sich für die praktische Laufbahn auszubilden, trat er in die Rathskanzlei und ward, nachdem er die herkömmlichen Vorstufen durchlaufen hatte, 1507 zum vordersten Rathsschreiber ernannt. Das Amt, welches er bis an seinen Tod verwaltete, war, zumal in den damaligen Zeiten, ein überaus verantwortungsvolles, geschäftreiches und mühsames. Spengler war aber auch ein Rathsschreiber, der seinesgleichen nicht leicht wiederfand, und den deshalb Kaiser Max gern für sich gewonnen hätte. In Anerkennung seiner Verdienste ward er 1516 unter die „Genannten" des größern Raths aufgenommen, und von nun an war er die Seele der ganzen reformatorischen Bewegung im Rath. Er stand in sehr vertrautem Verkehr mit Albrecht Dürer, und von beiden sind erste Versuche in der Dichtkunst auf uns gekommen. Die von Pressel mitgetheilten Proben haben indeß keinen andern als einen antiquarischen Werth. Ebenso stand Spengler im freundschaftlichen Vernehmen zu Christoph Scheurl. Außer der Poesie lag er in seinen Mußestunden philologischen und theologischen Studien ob; unter anderm gab er 1514 eine Uebersetzung des Lebens des heiligen Hieronymus heraus, welche Arbeit Dürer mit einem Holzschnitt schmückte. Als die reformatorische Bewegung sich in Nürnberg Bahn zu brechen begann, war Spengler ihr eifrigster Vorfechter.

Pressel schildert in einem höchst gelungenen Genrebilde die Zustände der Reichsstadt in dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts; die Schilderung kommt im großen und ganzen auf Luther's Ausspruch zurück: „Nürnberg liegt gar in einem dürren, sandigen und unfruchtbaren Orte, nach dem Spruch, Gott gibt einem nicht alles. Je besser Land, je unartiger, ungeschickter, gröber Volk. Nürnberg ist eine reiche und wohlgeordnete Stadt, da gute Polizei innen ist. Ja, weil es gute Leute hat." Unter dem Segen eines milden Patricierregiments war Nürnberg, reich und wohlhabend durch Handel und Gewerbfleiß, ein Herd der allgemeinen Bildung, ein Florenz in Deutschland geworden: „Es leuchtete in ganz Deutschland, wie eine Sonne unter Mond und Sternen." Ein zahlreicher, wirklich edler Adel, zumeist auf den italienischen Städten gebildet, leitete das gemeine Wesen; Schulen, mehr als anderswo, besonders eine mathematische, verbreiteten Licht und schafften Selbständigkeit und Unabhängigkeit des Denkens; Buchdrucker und Nachdrucker, selbst Bibliotheken, die man den alexandrinischen vergleichen wollte, erleichterten den Austausch der Gedanken. An der Spitze des geistigen Lebens der Stadt stand der Rathsherr Pirkheimer, dessen gastliches, für die damalige Zeit selten reich ausgestattetes und geschmücktes Haus der Sammelplatz aller geistigen Kräfte Nürnbergs, das Asyl der Musen war, wo auch Künstler den auserlesenen Kreis bedeutender Männer vermehrten, die aus der Nähe und Ferne hier zusammenkamen. Es verlohnt sich wol der Mühe, die Skizze von Pressel über Nürnberg mit der Darstellung des gleichen Gegenstandes zu vergleichen, welche neuerdings einer der ältesten Veteranen unter unsern Geschichtschreibern geliefert hat, wir meinen die „Blicke in das kunst- und gewerbreiche Leben der Stadt Nürnberg im 16. Jahrhundert", von Johannes Voigt. Spengler bekannte sich schon 1519 in einer Schrift, die in dem nämlichen Jahre fünfmal aufgelegt werden mußte, in der „Apologia offen für Luther", für den letztern. Der Herausgeber gibt, weil jene Schrift sehr selten geworden, die ganze Spengler'sche Schutzrede für Luther. Die Schrift trug es ihm ein, daß er von Eck zu den sechs Männern gereiht wurde, die neben Luther in der berühmten Bannbulle vom 15. Juni 1520 figuriren. In Nürnberg kümmerte man sich um die päpstlichen Bannstrahlen nicht im mindesten, und Spengler selbst wurde in seiner Glaubensrichtung um so entschiedener, da er einmal auf dem Reichstage zu Worms, welchem er als Gesandter seiner Reichsstadt beiwohnte, mit Luther persönlich bekannt und befreundet geworden war, sodann aber zweitens weil er 1522 seinen ältesten Sohn nach der wittenberger Universität gesandt

hatte, und infolge deß auch mit Melanchthon und den übrigen Reformatoren in nahen Verkehr getreten war.

Freilich durfte sich Spengler bis 1525, wo der Sieg der lutherischen Sache in Nürnberg sich endgültig entschied, mit Rücksicht auf seine amtliche Stellung nicht in den Vordergrund stellen, solange der Rath selbst noch nicht offene Partei zu nehmen wagte; desto thätiger war er im Stillen und Verborgenen. Die maßgebenden Gewalten, Bürgermeister und Rathsherren, obschon der Mehrzahl nach für ihre Person der geistigen Bewegung von Herzen zugethan, zögerten, als Behörde der brennenden Frage gegenüber eine entschiedene Stellung einzunehmen. Die staatsklugen Stadtjunker bewiesen eben ihre Staatsklugheit in einem unentschiedenen, schwankenden Schaukelsystem. Aber während der Rath zögerte, ergriffen die Geistlichen der Stadt, auf die Innungen und Zünfte gestützt, die Initiative zur Ausrottung der päpstlichen Misbräuche. Um 1525 gab auch der Rath nach; Nürnberg war für Luther gewonnen. Die verborgene Arbeit Spengler's konnte jetzt eine mehr offene werden. In vorderster Reihe und auf das wärmste betheiligte er sich an dem innern Ausbau der evangelischen Kirche Nürnbergs. Da er als das dringendste Bedürfniß zur Erhaltung der Kirche die Pflege des Schulwesens erkannte, so war er es, der den Rath fortwährend nach dieser Seite drängte. In der Vertretung der evangelischen Sache wußte er stets Duldsamkeit mit Entschiedenheit zu vereinigen. Ebendeshalb stand er in allgemeiner Liebe, in höchster Achtung. Als ihm infolge einer Steinkrankheit das Gehen beschwerlich fiel, ließ ihm der Rath im Sommer 1530 „wegen seiner täglichen Schwachheit" ein Pferd aus dem Marstall anweisen und dazu „ein geringes Wägelein" nach seinem eigenen Gefallen machen. Zur Unterhaltung des Pferdes erhielt er jährlich, so lange er es begehrte, 12 Simri Hafer, „damit er gemeiner Stadt Sachen desto nützlicher wahren könne". Seinem Hauswirth Lochinger und dessen Weibe ward ernstlich befohlen, Spengler, wenn er auf dem Rathhause sei, mit Kochen und anderm behülflich zu sein; „hierdurch würden sie dem Rathe einen besondern Gefallen erweisen".

Man sieht aus dem Zuge, wie beliebt, wie geachtet der Rathsschreiber bei den Vorgesetzten war. Durch sauere Arbeit wohlhabend geworden, liebte es Spengler in ähnlicher, wenn auch in bescheidenerer Weise, wie dies von Pirkheimer geschah, sein Haus zu einem Sammel- und Mittelpunkte für gleichgesinnte Freunde zu machen: „Es war ein seltener Freundeskreis, der sich in Nürnberg aus allen Ständen um Spengler schloß; hier die vielvermögendsten Rathsherren, ein Kaspar Nützel und Hieronymus Ebner, dort die gefeiertsten Künstler, ein Dürer und Hans Sachs; hier die ersten Gelehrten, wie erst ein Pirkheimer und später Osiander, dort die treuen Prediger und Seelsorger, welche zum Theil durch Spengler's Einfluß in Nürnberg Anstellung gefunden hatten — alle zusammengehalten durch das gemeinsame Streben nach Wahrheit, weswegen sich auch ihre Freundschaft auf dem Grund offener Aufrichtigkeit erbaute." In seiner Familie und Häuslichkeit erfuhr Spengler manche Prüfung; die Gattin starb ihm früh und auch ein Theil der Kinder, namentlich zwei erwachsene Söhne mußten „gen Himmel geschickt werden". In einem Alter von 56 Jahren entschlief Spengler am 7. September 1534 während des Abendläutens. Seinen sehnlichsten Wunsch, noch Luther's Bibelübersetzung fertig zu sehen, hatte er erlebt. Das Bild, das Albrecht Dürer von ihm gemalt, stellt den Mann ruhig dar, mit milder Miene, festem Blick, ohne auffallenden Zug, nur in der scharfen Linie des Mundes gezeichnet, einen Bürger im vollsten Sinn. Ein Bild seines innern Menschen hat er selbst gezeichnet in dem wirklich erhebenden Glaubensbekenntniß, das er seinem Testamente beigefügt.

Thaddäus Lau.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

„Robin Hood" von Anastasius Grün.

Robin Hood. Ein Balladenkranz nach altenglischen Volksliedern, von Anastasius Grün. Stuttgart, Cotta. 1864. 8. 27 Ngr.

Mehr als 30 Jahre sind vergangen, seit der „Letzte Ritter" und die „Spaziergänge eines wiener Poeten" in Oesterreich und fast in ganz Deutschland mit einem Enthusiasmus aufgenommen wurden, wie er wol selten den Werken eines lyrischen Dichters zutheil geworden ist. Nicht blos, „daß ihm der Markt, der leicht entzückte, des Lobs Almosen zuwarf", nein, dem ganzen Lande däuchte es, als ob die Muse des jungen Dichters dem Verschmachtenden darreichte „den Goldpokal von Frühlingsduft und Rose, von Freiheit, Licht und Sonnenstrahl und Nachtigallgekose". In der glühenden Pracht des wunderbarsten Bilderreichthums sprach sich das Freiheitssehnen aus, das in jener Zeit der Julirevolution die Länder Europas durchdrang; und daß es einer war „vom Falkengeschlecht", der so frei war, frei sein zu wollen, erhöhte noch die Bedeutung der Dichtungen des pseudonymen Anastasius Grün.

Mehr als 30 Jahre sind seit jener Zeit vergangen, und wenn es wahr ist, was beim Erscheinen von Heine's „Romancero" geäußert wurde: „Alles dürfe alt werden, nur kein lyrischer Dichter", so dürfte man das im Jahre 1864 erschienene obengenannte Werk, welches den Namen Anastasius Grün an der Stirn trägt, wol nicht ohne Furcht vor Enttäuschungen in die Hand nehmen. Doch „wem ewig jung das Herz geblieben, dem blieb das Leben ewig jung", davon zeugt die Jugendfrische, mit welcher der „Robin Hood" geschrieben; es zieht wirklich durch diese Blätter ein Ton, „als ob von fern der nie ganz erfolglose Waldhornruf Robin Hood's erklänge, und uns einlade zu einem Gang in die erfrischenden Schatten, in den lustigen grünen Wald" (S. 54). Dies Werk, welches der Frau Therese Robinson — als Schriftstellerin bekannt unter dem Anagramm Talvj —, „der geistreichen und gründlichen Kennerin der Volkspoesie", gewidmet ist, enthält zunächst eine längere Einleitung, in welcher die historische Grundlage und die Bedeutung des Balladencyklus über Robin Hood näher erörtert wird; gibt dieselbe auch keine neuen Thatsachen als Resultat eigener Forschung, so hat sie doch nicht nur das Verdienst, die Ergebnisse der umfangreichen Literatur über die Persönlichkeit Robin Hood's in übersichtlicher Weise zusammenzufassen, sondern es ist darin namentlich auch der ideelle Kern der Volksgunst, in welcher der berühmte outlaw noch jetzt in England steht, nachgewiesen und letztere selbst gerechtfertigt. Hierbei betont jedoch Anastasius Grün, den Ausführungen Thierry's folgend, wol zu stark die Bedeutung Robin Hood's als Vertreter und Verfechter der unterdrückten Angelsachsen gegen die normannischen Eroberer, und stellt ihn darum höher, als er unsers Erachtens verdient. Allerdings weisen uns alle Quellen über Robin Hood auf die Zeit eines Rassenkampfes, wie er nicht unerbittlicher jetzt zwischen Russen und Polen wüthet, auf die der Schlacht von Hastings folgende Epoche der Unterjochung Englands durch die Normannen hin; wenngleich es nicht entschieden sein mag, ob Robin Hood, wie die Volkslieder singen, und wie Walter Scott im „Ivanhoe" erzählt, wirklich ein Zeitgenosse von Richard Löwenherz gewesen und mit diesem persönlich zusammengetroffen ist, oder ob, was nach den Forschungen von Allies und Gutch wol angenommen werden muß, unter Heinrich III. und Eduard I. gelebt hat. Allein wenn auch Robin Hood zu jenen angelsächsischen Geächteten gehört hat, „die lieber Räuber als Sklaven" sein wollten, so bildet diese Opposition gegen die normannischen Gewalthaber doch nur den historischen Hintergrund, nicht den Kern des Wesens des Volkshelden, und es begründet dies doch nicht allein die allgemeine Beliebtheit, die sein Name genießt. Wäre diese Anschauung richtig, so müßte sich nicht nur auch durch die Dichtungen und Erzählungen von den Thaten Robin Hood's dieses Verhältniß in weit erkennbarer Weise als rother Faden durchziehen, sondern es würde dann überhaupt auch nur eine tragische

Behandlung des für seine unterdrückten Stammgenossen tapfer, doch stets vergeblich kämpfenden Helden möglich sein. Beides ist aber keineswegs der Fall! In dem Romanzencyklus fehlt eine derartige Andeutung überall, auch da, wo sie zur Rechtfertigung der Thaten Robin Hood's kaum hätte übergangen werden dürfen. Wenn z. B. in der Ballade: „Robin Hood's Gang nach Nottingham", der erst funfzehnjährige Bursch 15 Förster tödtet, weil sie ihm, statt den beim Königsschießen gewonnenen Schützenpreis auszuzahlen, mit Prügeln drohen, so erscheint dies als eine auch mit dem sonstigen Auftreten des Helden so wenig zusammenstimmende barbarische Schlächterei, daß dieselbe nur dann ihre poetische Rechtfertigung finden würde, wenn ausdrücklich hervorgehoben wäre, daß diese forestarii, als die grausamen Vollstrecker der hauptsächlich gegen die Angelsachsen gerichteten grausamen Jagdgesetze Wilhelm's des Eroberers, den Tod verdient gehabt hätten; während sie jetzt geradezu gemordet werden für ein Vergehen, welches mehr als genügend gestraft wird auf die Weise, wie Götz dem Schneider von Stuttgart zu seinem kölner Schützenpreis verhilft. Ja es sind mit einer solchen Auffassung Robin Hood's, als des Vorkämpfers im Verzweiflungskampf der Angelsachsen gegen die normannischen Eroberer, die vier Balladen: „König Richard und Robin Hood", „Robin Hood verläßt den Hof", „Der König jagt auf Robin Hood" und „Robin Hood und Königin Katharina", geradezu nicht in Einklang zu bringen, und ließen sich dieselben eher zum Gegentheil verkehren. In der erstgenannten Ballade, welche das Zusammentreffen des lion-hearted Richard mit dem Freibeuterkönig schildert, heißt es:

Gott schütze den König! rief Robin.
Und all', die zu ihm stehn! (d. h. die Normannen?)
Wer seinen Thron wagt zu bedrohn,
Der soll zur Hölle gehn! (d. h. die Angelsachsen?)

In Ehren des Königs richtet Robin Hood ein Festmahl aus, läßt seine Leute vor ihm in Parade defiliren, ein Probeschießen halten, und als der König fragt:

Wenn ich dir deine Verzeihn,
Willst jederzeit du dienstbereit
Und treu dem König sein? —
„Ja, rief Robin, von Herzen gern,
Und jeder schwing' den Hut,
Wir sind ihm allzeit dienstbereit
Und weihn ihm Gut und Blut!"

Robin Hood geht nun mit an den Hof, bleibt dort 15 Monate, verläßt ihn dann aber heimlich aus Sehnsucht nach dem frischen grünen Wald, in dem er sein altes Leben wieder beginnt. Der König verfolgt allerdings Robin, weil ihn dessen heimliche Flucht verdrießt, erreicht ihn aber nicht, indem Robin Hood, während er in Sherwood's Wald gefangen genommen werden soll, der Königin einen Besuch abstattet. Das Geld, welches er dem Königsboten abnimmt, sowie seinen „Mantel grünen Lincolntuchs" sendet er als Ehrengabe der — mythischen — Königin Katharina, für welche er dann mit seinen Genossen „Little John und Much" ein Preisschießen gewinnt, zugleich für sich eine Wette mit dem Bischof von Herefordshire, demselben, den er einst fing, „an einen Baum ihn schloß; die Messe singen mußt' er ihm und seinem saubern Troß"!

Daß mit einem solchen Auftreten Robin Hood's eine tragische Behandlung seiner Thaten unvereinbar war, bedarf keiner Erörterung, und die Volksthümlichkeit Robin Hood's liegt gerade darin, daß er als Repräsentant einer „noch in den Flegeljahren befindlichen Culturepoche", in der Romantik eines von den Fesseln der staatlichen Ordnung noch ungebundenen Waldlebens — zugleich Räuber und Held — in seiner kräftigen eigenartigen Persönlichkeit diese Gegensätze zu einem harmonischen Ganzen verbindet. Während er auf der einen Seite das dem Falstaff vorschwebende Ideal eines „squire of the night's body, Diana's forester, gentleman of the shade, minion of the moon" zur Wahrheit macht, tritt er andererseits als Beschützer der Armen und Schwachen auf; Erzfeind der Geistlichkeit, „dem faulen Bauch und schelmischen Gauch", ist er doch fromm und gottesfürchtig, fast bigot. Dabei „zäh und fest im Unglück, an Entbehrungen gewöhnt und diese mit guter Laune ertragend, zeigt er sich als echter Lebemann und großmüthiger Spender im Glück und Ueberfluß, immer munter, schlagfertig und gutherzig"! Er ist ein echter Sohn des „merry old England", der alte Freisasse, der Yeoman mit dem Bogen, in dem das eigenwillige Streben nach Unabhängigkeit, die Hartnäckigkeit und Raufluft des Engländers ihr Spiegelbild findet. Weil aber allerdings das Gesetz, dem Robin Hood sich nicht fügt, dessen Vertreter er in der Person des Sheriff von Nottingham die ärgsten Streiche spielt, ein seinem Volke aufgezwungenes fremdes Recht ist, weil die Wälder, deren Jagdbann er bricht, ihm und seinen Stammgenossen durch die Gewalt der Eroberer weggenommen worden, weil die Geistlichkeit, die er beraubt und verhöhnt, von ihm Wahrheitsliebe, Keuschheit und Barmherzigkeit sich lehren lassen muß, darum erregen die Erzählungen von Robin Hood's Thaten nicht blos das Interesse einer criminalistischen Novellistik, sondern sie finden in diesem Verhältniß ihre Entschuldigung, theilweise ihre Rechtfertigung. Und wenn wir auch nicht wie Anastasius Grün in Robin Hood einen „Volkshelden der edelsten Natur" zu erblicken vermögen, so ist er auch uns nicht ein interessanter Verbrecher oder doch ein abenteuernder Wilddieb, sondern der originale Repräsentant einer auf Selbsthülfe angewiesenen Epoche, der dann in späterer Zeit als Schutzpatron des Schützenwesens angesehen wurde und allmählich im Volksbewußtsein auch noch eine mythische Bedeutung erhielt, indem die mit dem „Robin Hood's day" — dem 1. Mai —, mit dem „Morrisdance", dem Frühlingsfeste, verknüpften Bezüge nicht auf die historische Figur Robin Hood's, sondern (nach Kuhn) unzweifelhaft auf Wodan, „den Gott des Frühlings, der den Sommer bringt", hinweisen.

In dem vorliegenden Werke hat nun Anastasius Grün keineswegs die sämmtlichen, durch den Bienenfleiß von J. Ritson und Gutch gesammelten Volkslieder über Robin Hood übersetzt, sondern nur die dichterisch anziehendsten Stücke ausgewählt, mit dem Bestreben, „dieselben womöglich in ein auch innerlich zusammenhängendes Ganzes zu vereinigen, und die sprachlich und zeiträumlich so geschiedenen, nur in der Verherrlichung ihres Helden übereinstimmenden Producte des dichtenden Volksgeistes zu einem abgeschlossenen einheitlichen Lebensbilde zusammenzufassen"! Daß dabei die von den englischen Herausgebern beobachtete Reihenfolge der einzelnen Balladen geändert worden, kann ebenso wenig Bedenken erregen als die Weglassung der eine einleitende Ansprache an das Publikum enthaltenden Eingänge und des Refrains einzelner Balladen. Bedenklicher erscheint es allerdings, wenn Anastasius Grün nicht nur auch sonst „theilweise Kürzungen, Ergänzungen und Abänderungen" vorgenommen, sondern auch in der zwölften Ballade, in welcher im Urtext Robin Hood, als Bettler verkleidet, drei wegen Wildfrevels zum Tode verurtheilte „Junker", die Söhne einer Witwe, rettet und an ihrer Stelle den Sheriff selbst aufhängt, sogar ein Begnadigungsrecht an dem letztern ausgeübt hat, weil derselbe in den folgenden Balladen wieder auftrete und Robin's erbittertster Feind bliebe. Allein es läßt sich wol zugeben, daß, wenn derartige Aenderungen, wie dies im vorliegenden Falle wirklich geschehen, mit Takt und Maß, mit Gewissenhaftigkeit und am rechten Orte vorgenommen werden, sie als „ein nicht unerlaubter Versuch zur Wiederherstellung des Ursprünglichen", zur Beseitigung der Erweiterungen und Modificationen, welche jedes Volkslied beim mündlichen Vortrage im Laufe der Zeit erfahren hat, angesehen werden dürfen. Gewissermaßen ein Gegenstück zu Macaulay's „Lays of ancient Rome", in welchem dieser die Geschichte „aufdröselte" zu einem Balladencyklus, sucht Anastasius Grün aus den vorhandenen Balladen durch geschickte Zusammenstellung und Emendation ein historisches Lebensbild, eine poetische Biographie zu gewinnen. Wenn dies nicht vollständig gelungen, wenn die Balladen nicht zu einer Epopöe verarbeitet,

sondern nur an dem Lebensfaden Robin Hood's, wie Perlen von ungleichem Werthe, nebeneinandergereiht sind, so ist dies eben ein Zeugniß von der Gewissenhaftigkeit, mit welcher Anastasius Grün, alle eigenen Zuthaten verschmähend, sich an das Original gehalten und demselben mit vollster Treue, wenn auch nicht mit sklavischem Gehorsam gefolgt ist.

Von den Balladen selbst machen diejenigen, in denen eine humoristische Handlung vorwiegt und eine Fülle komischer Situationen zur Darstellung kommt, den befriedigendsten Eindruck; wol deshalb, weil es meist eben die Thaten eines Räubers und Wegelagerers, nicht die eines Helden sind, welche den Vorwurf des Gedichts bilden, und weil, wie Rosenkranz in der „Aesthetik des Häßlichen" nachweist, das Häßliche dadurch, daß es sich zum Komischen umbildet, von seiner selbstischen Natur sich befreit, und durch die Heiterkeit, die uns zum Lächeln, zum Lachen erregt, die Versöhnung des verletzten sittlichen und ästhetischen Gefühls herbeigeführt wird. Dies ist unsers Erachtens auch der Grund, weshalb Robin Hood, „ungleich andern immer siegreichen Helden der Volkspoesie, vor deren bloßen Anblick schon die Feinde bewältigt niederstürzen, in dem Volksliede so oft als der Besiegte und jämmerlich Durchgeprügelte erscheint". Es ist nicht, wie Anastasius Grün meint, daß die Volksdichtung ihn absichtlich den Schwächern spielen lasse, um seine Gegner zu Anhängern zu werben (denn Robin Hood wehrt sich gegen Little John, den Töpfer, Gerber, Bettler, den Klosterbruder von Fountain's Stift aus allen seinen Kräften), oder daß er der allgemeinen menschlichen Hinfälligkeit nicht entkleidet und dem Auditorium näher gerückt werden solle. Nein, gerade die Komik, die darin liegt, daß der Raufbold tüchtig durchgebleut, der Räuber von denen, die er sich zum Opfer ausersehen, in den Bach geworfen, gebunden und gefangen wird, versöhnt uns mit dem Gegenstand der Darstellung, wie denn die furchtlose Kühnheit, die listige Schlauheit, mit welcher Robin aus den Händen des schon so oft betrogenen Sheriffs von Little John befreit wird und diesen wiederum aus gleicher Gefahr errettet, uns mit Wohlgefallen zuschauen läßt, wie der weltlichen Gerechtigkeit ein Schnippchen geschlagen wird. Ebenso ist es der Humor in dem Vorgehen Robin Hood's gegen die Geistlichkeit, die Verkleidungen als altes Weib, als Schäfer, als Harfner, mit denen er den Bischof täuscht, die Art und Weise, wie er ihn zum Messelesen, zum Tanzen zwingt, oder wie er im Mönchshabit seinen beiden Collegen die Gebetserhörung praktisch lehrt, die uns dem kecken Freibeuter gewogen macht, während in einigen andern Fällen der gute Zweck, der Witwe die drei wegen Wildfrevels zum Tode verurtheilten Söhne zu retten, oder dem Allin vom Thal die geraubte Braut wieder zu verschaffen, das Mittel heiligen muß. Selbst wo Robin Hood wirklich als Held auftritt, z. B. in der Ballade: „Robin Hood zur See", nach welcher er die Bemannung eines französischen Seeräuberschiffs mit den nie fehlenden Pfeilen tödtet und, das Schiff enternd, reiche Beute erwirbt, mit der er dann ein Armenhaus baut, ist es fast weniger die That selbst, als der humoristische Contrast derselben gegen seine anfängliche Ungeschicklichkeit im Fischen, welche das Interesse des Lesers erweckt. Diese Komik der Situationen ist dabei doch auf das innigste mit der Romantik des freien Waldlebens verbunden, die von seiner Geburt an sich durch sein Leben hindurchzieht, bis dasselbe wie sein matt verhallender Waldhornruf verklingt. Sogar Robin Hood's Geburt verlegt eine allerdings aus späterer Zeit stammende Ballade in dem „lieben grünen Wald, wo die Lilien blühn im Rund", indem sie ihm, dem Kinde der Liebe, zugleich von väterlicher und mütterlicher Seite eine Reihe von Ahnen beilegt, aus denen dann ein Dr. Stukeby sogar einen vollständigen Stammbaum ausgearbeitet hat. Auch sein Liebchen, die Maid Marian, später eine typische Figur des Moreisdance, wobei er sich, wie Uhland's Ritter Paris, im romantischen Kampfe mit der Verkleideten, die allerdings die Männlichkeit, die Falstaff in seinem Disput mit Mistreß Quickle erwähnt, mit gewandten Hieben bewährt. Mit „Robin Hood's Tod", einem Gedicht von hohem poetischen Werth, schließt das Buch: in dem Kloster zu Kirkley-Hall, wo Robin ärztliche Hülfe sucht, läßt ihn seine eigene Muhme im Aderlaß sich verbluten.

> Sie sah ihn an mit mildem Blick:
> „Er ist mein Vetter gut!"
> Da regt sich mitleidsvoll die Hand,
> Zu stillen ihm das Blut!
> Sie sieht ihn an mit strengem Blick:
> „Der Priester Feind ist er."
> Da sinkt erbarmungsvoll die Hand,
> Das Blut fließt immer mehr!

Aus der vergitterten und verschlossenen Zelle der Nonne kann Robin sich nicht retten, mit letzter Kraft stößt er noch dreimal in sein Horn; die matten Töne rufen den treuen John, der die Schlösser sprengt und, um den sterbenden Meister zu rächen, das Kloster sammt den Nonnen verbrennen will. Doch Robin duldet dies nicht:

> Nie that ich Leides einer Maid,
> Und thu's auch nicht zum Schluß,
> Doch gib den Bogen mir zur Hand
> Und einen Pfeil zum Schuß!
> Und wo der Pfeil jetzt niederfällt,
> Sollt graben ihr mein Grab,
> Legt unters Haupt, legt mir zum Fuß
> Ein Rasenstück hinab! —
> Macht schlicht und schlecht das Bett zurecht
> Dem Schläfer, der da ruht,
> Dann spricht noch spät, wer vorübergeht:
> „Hier liegt kühn Robin Hood!"

23.

Notizen.

Die Literatur und das Volk.

Gewiß haben auch andere Leser d. Bl. den in Nr. 17 enthaltenen Aufsatz von Gustav Hauff: „Die Literatur und das Volk", mit großem Interesse gelesen. Der Gegenstand verdient aber nicht blos, daß man sich mit ihm beschäftigt und die dort niedergelegten Ansichten für gerechtfertigt anerkennt und sich aneignet: man muß sie auch für das Leben selbst verwerthen und praktisch zur Anwendung bringen. Hier vornehmlich gilt das Wort Goethe's:

> Grau, Freund, ist alle Theorie,
> Doch grün des Lebens goldner Baum.

Wir wollen, um dies vielleicht um so eher zu ermöglichen und dazu unsererseits beizutragen, besonders auf zwei Punkte jenes Aufsatzes hier zurückkommen, einzelnes daraus hervorheben, und es gleichsam für die Praxis zugänglicher machen. Wenn dort gesagt wird, daß bei uns in Deutschland „in den protestantischen Ländern die Volksjugend namentlich auf dem Lande mit den Heldenthaten des jüdischen Volks großgezogen werde, dagegen von den Großthaten des eigenen Volks wenig erfahre", so ist das alles nur gar zu wahr, aber es ist nun einmal der Fehler der Deutschen, daß sie das Fremde eher und besser kennen, als das Eigene. Schon Klopstock rief einst den Deutschen in Ansehung ihrer Achtung vor dem Fremdländischen das ernste Wort zu:

> Deutschland, sei nicht allzu gerecht! —

aber noch immer wird bei den Deutschen die Bildung eines „edeln, selbstbewußten, deutsch-nationalen Charakters vermißt". Das liegt zum Theil an der Volksschule und ihren Mängeln, z. B. in Betreff der eigenen Nationalgeschichte, und gerade jetzt, wo ein nationaler Sinn und Geist im deutschen Volke sich mächtiger zu regen begonnen hat, sollte man auch ernstlich anfangen, solche Mängel zu beseitigen. Schon Philipp Wackernagel klagte in der Vorrede zu seiner Sammlung patriotischer und geistlicher Lieder unter dem Titel: „Trösteinsamkeit in Liedern" (3 Aufl., 1858), daß bei uns in Deutschland „die

Erinnerungen fehlen, daß Land und Heer ihre größte Heldensage (er meint dort die Geschichte der Freiheitskriege) nicht kennen", daß vielmehr, statt „das Angedenken jener ereignißvollen Jahre auf jede Weise bei der Jugend im öffentlichen Leben zu erhalten", vielmehr „die Befangenheit und Schwäche der Regierungen alles gethan habe, es zu unterdrücken". Mit Recht fügt Wackernagel hinzu: „Die Geschichte Napoleon's und der Freiheitskriege hätte seit 1815 in allen deutschen Schulen, auf dem Lande, wie in der Stadt, einen stehenden Unterrichtsgegenstand bilden sollen, sodaß kein Kind die Schule verlassen hätte, ohne diesen Theil der neuern Geschichte, den einzigen, der eine Behandlung nach Art der biblischen Geschichte zuläßt, einigemal gehört zu haben. Diese Einrichtung hat man nicht getroffen, so sehr dieselbe auch, in Verbindung mit anderm, als das lebendigste Fortbildungsmittel der Nation geboten war, das in dieser Reinheit und diesem Umfange noch nicht dagewesen und zur günstigen Stunde ergriffen werden mußte." Das Wort, das einmal der König Johann von Sachsen ausgesprochen hat: „Wehe dem Volke, das keine Vergangenheit hat", ist ein wahres Wort, aber noch schlimmer ist es für ein Volk, wenn es seine Vergangenheit — nicht kennt. Wehe also auch dem deutschen Volke, das keine Erinnerung seiner Vergangenheit hat, und wehe der deutschen Volksschule, welche die Jugend nicht „wenigstens in die Vorhallen unsers Ruhmestempels führt"!

Der andere Punkt betrifft die Klage, daß die deutsche Volksjugend, neben den Classikern des griechischen und römischen Alterthums, nicht auch die eigenen Classiker schon frühzeitig kennen lernt, und daß die Volksschule die deutschen Dichter ihren Schülern, je nach ihrer Empfänglichkeit und nach dem Grade, wie sie bereits gefördert sind, nicht zum Verständniß bringt. Manche Schulen mögen wol davon eine Ausnahme machen, z. B. für die Declamationsübungen; aber freilich wissen wir auch, daß dabei nicht immer die rechte Auswahl getroffen wird, und dann mag man es auch wol nicht selten an dem rechten Verständniß für die Schüler fehlen lassen. Wie es in dieser Beziehung mit unsern höhern Bildungsanstalten steht, wissen wir nicht, und namentlich fehlen uns darüber alle und jede Erfahrungen, ob und inwiefern einzelne dieser gelehrten Schulen die Ansprüche, die sie dem alten Hellas und Rom zugestehen, mit denen, welche die deutsche Nationalliteratur auch für solche gelehrte Schulen geltend machen darf und muß, zu vereinigen im Stande und dies zu thun willens sind. Wir wollen hier nur daran erinnern, daß schon vor länger als vierzig Jahren an der Fürstenschule Pforte der seinen Schülern unvergeßliche Professor Lange Schiller's Elegie „Pompeji und Herculanum" durch zweckmäßige Erklärung und Versinnlichung zum Verständniß der reifern Schüler zu bringen suchte. Könnte und sollte das, was dort als praktisch und innerlich nothwendig erachtet ward und darum geschah, nicht auch in ähnlicher Weise, aber in weiterm Umfange und zu praktischen Zwecken, an andern Schulen, auch sogar — mit bescheidenem Maß — an Volksschulen zu bewerkstelligen sein? Warum sollen nicht auch diese die Kenntniß der Nationalliteratur in entsprechender Weise vermitteln? Exempla docent, exempla monent! Und — Kenntniß ist Macht: dasjenige Volk, das sich selbst kennt und achtet, besitzt in dieser Selbstkenntniß und Selbstachtung eine Kraft, die auch bei andern Nationen auf Anerkennung rechnen darf. Thue daher jeder Deutsche auf seinem Platze, was er kann, damit immer mehr Lügen gestraft werde, was der Verfasser des erwähnten Aufsatzes sehr wahr sagt: „Unsere Unpraxis besteht vorzugsweise im Mangel an nationalem Sinn, im Mangel an Achtung vor unserm Volk, in mangelhafter Erkenntniß unsers eigenen Geistes."

Zur Kenntniß der italienischen Literatur.

Erst jetzt sind uns die „Canti popolari Siciliani raccolti e illustrati da *Lionardo Vigo*" (Catania 1857), die auch Paul Heyse bei seinem „Italienischen Liederbuch" (Berlin 1860) — nach seiner Bemerkung in dem einleitenden Vorwort dazu — nicht hatte benutzen können, zu Gesicht gekommen. Sie würden ihm zu jener Sammlung italienischer Volkslieder aus dem Schatze sicilianischer Volkspoesie eine reiche Ausbeute gewährt haben, wie sie denn auch neben den zahlreichen sicilianischen Volksliedern theils einige lombardische Volkslieder, theils eine größere Zahl albanesischer, aus den seit mehreren Jahrhunderten auf der Halbinsel bestehenden albanesischen Colonien enthalten. Die sicilianischen Volkslieder sind von Vigo nur in dem sicilianischen Volksdialekt mitgetheilt worden, dagegen haben die lombardischen, sowie die albanesischen, welche letztern der Professor der griechischen Literatur an der Universität zu Palermo, Giuseppe Crispi (er ist zugleich Bischof der griechisch-orientalischen Kirche in den obenbemerkten Albanesercolonien) zusammengestellt hat, noch außerdem eine prosaische wörtliche Uebersetzung neben sich, obgleich Crispi von den albanesischen Volksliedern bemerkt, daß sie in dieser Uebersetzung ihren natürlichen Reiz und ihre Frische verlieren. Indeß wollten wir das eben Bemerkte im Interesse der Volkspoesie nur im allgemeinen und nebenbei erwähnen. Denn auch außerdem gewährt die Sammlung Vigo's, besonders durch die ausführliche Vorrede (sie ist aus dem Jahre 1852) ebenso in literarischer, wie in linguistischer Beziehung in Betreff der italienischen Sprache großes Interesse und vielerlei Aufschlüsse. Deshalb wollten wir die Freunde und Kenner der italienischen Literatur auch jetzt noch auf die Sammlung Vigo's aufmerksam machen, indem dieser in jener Vorrede besonders mit der sicilianischen Sprache und Literatur sich beschäftigt und über beide anziehende Aufklärungen darbietet. Sie verbreitet sich auf mehr als 100 Seiten namentlich über die Bildung der italienischen Sprache von der Zeit Dante's an, über die Verschiedenheiten der italienischen und sicilianischen Sprache, über die Verbreitung der letztern über das Königreich Neapel, ihre Uebereinstimmung mit den Dialekten von Corsica und Sardinien, über den griechisch-albanesischen und lombardischen Dialekt, dessen sich die Sicilianer in ihren Liedern bedienen, und über die sicilianische Sprache in lexikographischer Hinsicht, und sie enthält endlich auch aus einem chronologischen Verzeichniß von gedruckten Büchern in sicilianischer Sprache aus der Zeit von 1287—1857 (der Gesammtzahl nach 547) einen den besondern Zwecken der Liedersammlung Vigo's entsprechenden bedeutsamen Auszug. Aber Vigo selbst hält jenes Verzeichniß nicht für vollständig, und er machte es daher im Jahre 1852 der damaligen Regierung zur Pflicht, die Bibliothekverwaltungen der drei Universitäten Siciliens anzuweisen, daß sie den Büchern in sicilianischer Sprache eine besondere Aufmerksamkeit und Rücksicht schenken sollten. 9.

Bibliographie.

Aimard, G., Die Abenteurer. Roman. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Schnellwasser. Roman. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Brandes, H. K., Ausflug nach Portugal im Sommer 1863. Mit einer Abhandlung über die portugiesische Sprache. Lemgo und Detmold, Meyer. Gr. 8. 15 Ngr.

Büchmann, G., Geflügelte Worte. Der Citatenschatz des deutschen Volks. Berlin, Haude u. Spener. 8. 1 Thlr.

Burkhardt, G., Der Graf von Zinzendorf. Berlin. 8. 6 Ngr.

Daumer, G. F., Christina mirabilis, das Wundergeschöpf des 12. Jahrhunderts, und der heilige Joseph von Copertino, der Wundermann des 17. Jahrhunderts, als vorläufiger Repräsentanten einer neuen, künftigen Menschengattung. Paderborn, Junfermann. 12. 7½ Ngr.

Diehl, N. L., Die Geigenmacher der alten italienischen Schule. Hamburg. Gr. 8. 12 Ngr.

Diepenbrock, C. J., Germania. Einfältig Schau-,

Lust- und Trauerspiel. Philosophisch und lyrisch in fünf Aufzügen. Mit einem Vorspiel im Himmel. Frankfurt a. M. 1863. 8. 21 Ngr.

Dinah. Bilder aus der ersten Zeit des Christenthums. — Cölestine, oder der Traum einer Mutter. Aachen, Cremer. 8. 12½ Ngr.

Dohm, E., Der trojanische Krieg. Komödie in drei Acten. Berlin, Hofmann u. Comp. 8. 12 Ngr.

Düberg, C., Leben und Wirken von Dr. Joh. Fr. Immanuel Tafel, Professor der Philosophie und Universitäts-Bibliothekar zu Tübingen 2c. Ihm zum lebenden Denkmal, zugleich allen Freunden der Wahrheit gewidmet. Wismar, Wischmann. 8. 12 Ngr.

Gaskell, Elisabeth C., Sylvia's Freier. Roman. Aus dem Englischen. Autorisirte Ausgabe. 1ster Band. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 20 Ngr.

Gerig, G., Lebens-Erfahrungen in Freud und Leid in Scherz und Ernst. Herisau, Meisel. 1863. 8. 12 Ngr.

Haffner, Die deutsche Aufklärung. Eine historische Skizze. Mainz, Kirchheim. 16. 10 Ngr.

Hauff, L., Leben und Wirken Maximilian II., König's von Bayern. Ein Volksbuch. 1ste Lieferung. 1ster und 2ter Abdruck. München, Fleischmann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Haupt, C., Schleswig-Holstein-Lieder. Königsberg i. N., Striese. 8. 5 Ngr.

Hebbel, F., Demetrius. Eine Tragödie. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr.

Hesekiel, G., Die Dame von Payerne. Sitten-Roman aus dem 17. Jahrhundert. Zwei Bände. Berlin, Janke. 8. 3 Thlr.

Huber, A., Geschichte der Vereinigung Tirols mit Oesterreich und der vorbereitenden Ereignisse. Innsbruck, Wagner. Lex.-8. 1 Thlr. 22 Ngr.

Hugo, V., William Shakespeare. Deutsch von A. Diezmann. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Steinacker. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hutchison, W. A., Loretto und Nazareth. Ergebnisse persönlicher Untersuchung der beiden Heiligthümer. Aus dem Englischen von F. Dorn. Regensburg, Manz. 8. 12 Ngr.

Das Interessanteste und Neueste aus China, in religiöser, politischer und socialer Hinsicht. Wien, Mechitharisten-Congregations-Buchhandlung. 1863. 8. 16 Ngr.

Keim, T., Die geschichtliche Würde Jesu. Eine Charakteristik in zwei Vorträgen mit chronologischem Anhang. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.

Kerschbaumer, A., Der Jäger von Tirnstein. Eine Erzählung aus der Heimat. Wien, Mechitharisten-Congregations-Buchhandlung. 8. 14 Ngr.

Kisfaludy, A., Sagen aus der magyarischen Vorzeit. Deutsch von J. v. Machik. Pest. 1863. 8. 20 Ngr.

Klitsche de la Grange, Antoinette v., Graf Bernard von Sarriano. Episode aus der Zeit der sicilianischen Vesper. Aus dem Italienischen. Zwei Bände. Mit dem Porträt der Verfasserin. Wien, Mechitharisten-Congregations-Buchhandlung. 8. 28 Ngr.

Klopp, O., Leibniz' Vorschlag einer französischen Expedition nach Aegypten. Uebersichtlich, mit Wiedergabe einiger der hauptsächlichen Schriftstücke in deutscher Uebersetzung und mit kritischer Berücksichtigung früherer Publikationen, dargestellt. Hannover, Klindworth. Gr. 8. 1 Thlr.

Klüpfel, K., Kaiser Maximilian I. Berlin, Brigl. Gr. 8. 20 Ngr.

Lindner, A., William Shakspeare. Ein Schauspiel in drei Abtheilungen. Rudolstadt. Gr. 16. 1 Thlr.

Nöldeke, W., Sophie, Kurfürstin von Hannover. Hannover, Hahn. Gr. 8. 6 Ngr.

Patiß, G., Eugenia. Ein Heldenbild aus dem 3. Jahrhundert der Kirche. Wien, Mayer u. Comp. Gr. 8. 13⅓ Ngr.

Pfizmaier, A., Die Geschichte des Königslandes Tsu. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 10 Ngr.

Retcliffe, Sir J., Villafranca oder die Kabinete und die Revolutionen. Historisch-politischer Roman aus der Gegenwart. 3te Abtheilung. — A. u. d. T.: Magenta und Solferino. 1ste und 2te Lieferung. Berlin, Gerschel. Gr. 8. à 6 Ngr.

Scherzer, K. v., Aus dem Natur- und Völkerleben im tropischen Amerika. Skizzenbuch. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 Thlr.

Schmidt, H., Jan Blaufink, oder See und Theater. Eine hamburgische Erzählung. Mit einer Vorgeschichte: Die Comödie des Pfarrers. Zwei Bände. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

William Shakspeare als Lehrer der Menschheit. Lichtstrahlen aus seinen Werken nebst einer Einleitung. Von Hermann Marggraff. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Thurnberg, Marie v., Seelen-Klänge. Gedichte als Toiletten-Gabe für junge Damen. Wien, Lechner. 8. 20 Ngr.

Wehl, F., Dramen. I. Lustspiele. Leipzig, Matthes. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Albrecht, C., Epoche aus der Straußenzeit. Ein Müsterchen Strauß'scher Moral bei der Führung eines Ehrfurchtsprozesses unter dem Ministerium Prieser in Würtemberg. Biel. 1863. Gr. 8. 10 Ngr.

Elze, K., Festrede zur 300jährigen Geburtsfeier Shakespeare's im Concertsaale des Herzoglichen Hoftheaters zu Dessau gehalten. Dessau, Aue. Gr. 8. 2½ Ngr.

Hannover. Ein patriotisches Promemoria. Hannover, Klindworth. Gr. 8. 8 Ngr.

Illustrirte Kriegsberichte aus Schleswig-Holstein. I. und II. Leipzig, Weber. Folio à 5 Ngr.

Lamy, T. J., Renan's Leben Jesu, kritisch beleuchtet. Mit Autorisation des Verfassers aus dem Französischen übersetzt von C. Ferrier. Mainz, Kirchheim. 8. 10 Ngr.

Lassalle, Arbeiterlesebuch. Rede zu Frankfurt a. M. am 17. und 19. Mai 1863, nach dem stenographischen Bericht. Frankfurt a. M. 1863. Gr. 8. 10 Ngr.

Löwe, M. L., Rede zur Erinnerung an Dr. A. W. Hedenus, in der gemeinschaftlichen Versammlung der Gesellschaften für „Natur- und Heil-Kunde", „Flora" und „Isis" gehalten am 7. November 1863. Dresden, Burdach. Gr. 8. 5 Ngr.

Möbius, P., Die deutsche Shakespearefeier. Eine Rechtfertigung derselben nach einem im kaufmännischen Vereine zu Leipzig gehaltenen Vortrage. Leipzig, Werner. 8. 2½ Ngr.

Müller, H., Denkblätter viermonatlichen Zwistes um die Nordmarke. Frankfurt a. M., Verlag für Kunst und Wissenschaft. Gr. 8. 10 Ngr.

Ueber das Verhältniss Deutschlands zum Londoner Vertrag. Vortrag des Ausschusses für die Holstein-Lauenburgische Verfassungsangelegenheit, die Erbfolge in den Herzogthümern Holstein und Lauenburg, insbesondere die Stellung des Deutschen Bundes zu dem Londoner Vertrage vom 8. Mai 1852 betreffend. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 5 Ngr.

Ueber den ersten Theil des Göthe'schen Faust. Ein Vortrag, gehalten im Künstler-Verein zu Celle am 16. und 23. Februar 1864. Celle, Schulze. 8. 8 Ngr.

Ziethe, W., Juliane von Krüdener. Ein Vortrag, gehalten im Saale des evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke den 29. Februar 1864. Berlin. Gr. 16. 8 Ngr.

Anzeigen.

Lichtstrahlen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Johann Gottlieb Fichte.

Lichtstrahlen aus seinen Werken und Briefen nebst einem Lebensabriß. Von Eduard Fichte. Mit Beiträgen von Immanuel Hermann Fichte. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Georg Forster.

Lichtstrahlen aus seinen Briefen an Reinhold Forster, Friedrich Heinrich Jacobi, Lichtenberg, Heyne, Merck, Huber, Johannes von Müller, seine Gattin Therese, und aus seinen Werken. Mit einer Biographie Forster's. Von Elisa Maier. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Goethe als Erzieher.

Lichtstrahlen aus seinen Werken. Ein Handbuch für Haus und Familie von Philipp Merz. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wilhelm von Humboldt.

Lichtstrahlen aus seinen Briefen an eine Freundin, an Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forster und F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's. Von Elisa Maier. Vierte Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Friedrich Schleiermacher.

Lichtstrahlen aus seinen Briefen und sämmtlichen Werken. Mit einer Biographie Schleiermacher's. Von Elisa Maier. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Arthur Schopenhauer.

Lichtstrahlen aus seinen Werken. Mit einer Biographie und Charakteristik Schopenhauer's. Von Dr. Julius Frauenstädt. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

William Shakspeare

als Lehrer der Menschheit.

Lichtstrahlen aus seinen Werken, nebst einer Einleitung. Von Hermann Marggraff. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese mit feinem Verständniß ausgewählten Sammlungen der schönsten und geistvollsten Stellen beliebter Schriftsteller, unter dem gemeinsamen bezeichnenden Titel „Lichtstrahlen" erschienen, haben sich rasch im deutschen Publikum eingebürgert. Sie gewähren nicht nur als Ganzes dem Leser ein charakteristisches Gesammtbild von der Bedeutung der betreffenden Schriftsteller, sondern die einzelnen längern und kürzern Stellen bieten auch eine Fülle von Denksprüchen, Mottos, Lebensregeln ꝛc. für alle Verhältnisse und Stimmungen dar.

Bei Wilhelm Violet in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

August Schumacher.

8. Eleg. geh. 1 Thlr. 10 Ngr. — Eleg. geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 22½ Ngr.

Inhalt: Lieder — Sonette — Kriegslieder — Romanzen und Balladen — Elegien — Die Künstler — Reiseblätter — Florine — Der Luzerner Löwe — Der Wiener Prater — Vermischtes — Charaden.

Die in diesem Buche enthaltenen Gedichte sind während eines langen Lebens entstanden, eines Lebens, das, bewegt und wechselvoll, im Gemüthe eines dreiundsiebzigjährigen Mannes noch Saiten erklingen ließ, die in jugendlicher Anmuth zurückgaben, wodurch sie getroffen. — Der Dichter starb vor kurzem in Pyrmont, und dürfte die durch seine Kinder erfolgte Herausgabe seiner Schöpfungen wol manchen seiner vielen Freunde und Bekannten erfreuen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Elfte, umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

Erster Band.

60 Bogen. 1.—10. Heft. (A—Arab.) Lexikon-Octav.

Geheftet 1⅓ Thlr. Gebunden in Leinwand 1 Thlr. 28 Ngr., in Halbfranz 2 Thlr.

Ausgabe auf Velinpapier: geheftet 2⅔ Thlr., gebunden 3 Thlr.

Die elfte Auflage von Brockhaus' Conversations-Lexikon wird 15 Bände von je 10 Heften oder 60 Bogen umfassen und im Laufe von 4 Jahren vollständig erscheinen. Sie hat bereits außerordentlich lebhafte Theilnahme beim Publikum gefunden: ein Beweis, daß die innere Güte und Brauchbarkeit des Werks auch in der neuen Auflage den zahlreichen Nachbildungen gegenüber allseitig anerkannt wird.

In allen Buchhandlungen werden noch Unterzeichnungen angenommen, und sind die ersten zehn Hefte (à 5 Ngr.) oder der erste Band, geheftet und gebunden, daselbst vorräthig.

Bei S. Hirzel in Leipzig erschien soeben:

Darstellungen

aus der

Sittengeschichte Roms

in der Zeit

von August bis zum Ausgang der Antonine.

Von

Ludwig Friedländer,

Professor in Königsberg.

Zweiter Theil.

8. Preis: 2 Thlr. 7½ Ngr.

Der erste Band erschien im Jahre 1862 und kostet 1 Thlr. 25 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 22. — 26. Mai 1864.

Zur Säcularfeier Calvin's am 27. Mai 1864.

Am 27. Mai 1564 starb Johann Calvin. Sein dreihundertjähriger Todestag wird weithin gefeiert, und in der That, die Erinnerung an jenen verstandesscharfen, beharrlichen und überaus einflußreichen Glaubenskämpfer des 16. Jahrhunderts, der so wesentlich mithalf, Europas geistige und staatliche Entwickelung in neue Bahnen zu lenken, sie verdient nicht minder der Nachwelt lebendig erhalten zu werden, wie das Andenken unserer Literaturheroen. Sowenig in Deutschland ein Schiller und Goethe denkbar wäre ohne den voraufgegangenen Geistesfrühling der „wittenberger Nachtigall“, ebenso würden wir das Jubiläum eines Dichters wie Shakspeare schwerlich haben feiern können ohne Einführung der Reformation in England. Gerade dorthin aber und noch mehr nach Schottland kam der reformatorische Lebenshauch hauptsächlich von Genf aus, wie es denn eine unleugbare Thatsache ist, daß das Lutherthum von der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts an passiv nach außen geworden ist und die active Rolle, das Erobern weiterer Gebiete für den Protestantismus, an den Calvinismus abgetreten hat.

Nachstehende Schriften, darunter ein noch nicht ganz zum Abschluß gelangtes Hauptwerk, sind aus Anlaß der Säcularfeier Calvin's erschienen:

1. Geschichte der Reformation in Europa zu den Zeiten Calvin's von J. H. Merle d'Aubigné. Erster und zweiter Band: Genf und Frankreich. Elberfeld, Friderichs. 1864. Gr. 8. Jeder Band 2 Thlr.
2. Johann Calvin. Ein evangelisches Lebensbild von Paul Pressel. Mit dem Porträt des Reformators in Stahlstich. Elberfeld, Friderichs. 1864. Gr. 8. 22½ Ngr.
3. Das Leben Johann Calvin's, von Friedrich Klemme. Kassel, Scheel. 1864. Gr. 8. 7½ Ngr.

Bevor wir unser Urtheil über die Behandlungsweise dieser Schriften abgeben, dürfte es angemessen sein, den thatsächlichen Hauptinhalt derselben kurz zu skizziren.

In der Geschichte der christlichen Kirche treten zwei Franzosen aus der Picardie auf, die zu verschiedenen Zeiten bedeutsame und culturgeschichtlich nachhaltige Entwickelungen anbahnen: Peter von Amiens, der Prediger der Kreuzzüge, und später Calvin aus Noyon, der größte Theolog und zugleich praktischste Organisator der reformatorischen Idee. Schon als zwölfjähriger Knabe sah sich Calvin im Besitz einer geistlichen Pfründe, deren Einkünfte ihm dazu dienen sollten, seine Studien in Paris zu machen. Es ist dies ein Misbrauch geistlicher Stellenbesetzung, der damals nicht ungewöhnlich. Gab es doch in Frankreich zu jener Zeit einen Cardinal von 16, in Portugal einen von 8 Jahren, war doch Papst Leo X. selbst mit 5 Jahren Erzbischof von Aix geworden. Calvin's Vater war weltlicher Secretär eines Bisthums, und eine glänzende Zukunft schien dem Sohne im Schose der alten Kirche bevorzustehen. Mit dem Studium der Theologie verband derselbe später auf den Akademien zu Orleans und Bourges das der Jurisprudenz, wodurch er von vornherein mehr als die beiden andern Reformatoren befähigt wurde, ein kirchliches Gemeinwesen auch äußerlich zu organisiren. Durch Olivetan mit den Bestrebungen der deutschen Reformation bekannt geworden, wandte sich Calvin's Feuereifer dem Studium der Heiligen Schrift zu; die gewonnenen Resultate veranlaßten ihn, sich zu Paris an den heimlichen Zusammenkünften der Evangelischgesinnten zu betheiligen, an denen damals selbst des Königs Schwester Margarethe theilnahm.

Die evangelische Bewegung in Frankreich nahm frühe die Signatur an, welche sie dort überhaupt kennzeichnet: sie entfaltete überall eine mächtige Anziehungskraft, einen heroischen Muth, ein blitzendes Talent, eine erhabene Tugend, und mußte schließlich überall die Flucht ergreifen oder das Martyrthum erleiden. Franz I. begann die Hugenotten, die er anfangs begünstigt, seit der Rückkehr aus der spanischen Gefangenschaft auf die Scheiterhaufen zu schicken. Mit Noth entfloh Calvin 1533 als Weingärtner verkleidet, eine Hacke auf dem Rücken, aus Paris. Als Flüchtling kommt er nach Basel, wo er, erst 25 Jahre alt, sein reformatorisches Hauptwerk veröffentlicht: „Die Institutionen der christlichen Religion“, ein Buch, das die Sorbonne öffentlich durch den Henker verbrennen ließ, das aber in die Geschichte des Protestantismus epochemachend eingriff. Wie viele Auflagen diese „Institu-

tionen" bis heute erlebt, in wie viele Sprachen sie übersetzt worden, läßt sich schwer berechnen. Das Buch gehört jedenfalls zu den verbreitetsten Büchern der Welt. Es ist der Stolz der reformirten Kirche aller Länder.

Bald darauf sehen wir Calvin in Italien, an dem glänzenden Hofe zu Ferrara, wo damals Ercole, der Sohn der Lucrezia Borgia, und seine Gattin, die Herzogin Renata, Tochter Ludwig's XII. von Frankreich, regierten. Erst die Verlobte Karl's V. und dann Heinrich's VIII., war Renata schließlich nach Ferrara verheirathet worden. Der reformatorische Geisteshauch hatte ihr Herz auch jenseit der Alpen empfänglich gefunden. Zu ihr flüchteten von allen Seiten die vertriebenen Hugenotten. Calvin gründete unter dem Namen eines Herrn von Espeville eine evangelische Gemeinde in Ferrara. Hier saß unter seinen Zuhörern Marot, der berühmte Dichter der Valois, den seine französischen Psalmendichtungen aus der Heimat verbannt hatten; hier erbaute sich an Calvin's Feuerworten der große Malerfürst Tizian, welchen freilich sein Genius später wieder in die Arme des Katholicismus und seiner glänzendern Kunstwelt zurückführte. Doch hatte Calvin's Gestalt auf den Künstler einen solchen Eindruck gemacht, daß aus seiner Werkstätte mehrere ausgezeichnete Bildnisse des Reformators hervorgingen, die noch heute vorhanden und wer weiß unter welchen Empfindungen gemalt sind.

Der römischen Inquisition mußte die Protestantengemeinde in Ferrara bald verdächtig werden. Calvin wurde in seiner Wohnung neben dem herzoglichen Palaste von Häschern ergriffen, um nach Bologna geschleppt und vor das heilige Officium gestellt zu werden. Unterwegs warfen sich, von Renata gesandt, verkappte Reiter auf den Transport, verjagten die Schergen und brachten den Gebundenen auf geheimen Wegen in Sicherheit. Wer denkt hier nicht an einen ähnlichen Vorgang im Leben Luther's?

Renata selbst mußte nach dem Tode ihres Gemahls vor der Inquisition nach Paris flüchten; dort wurde ihr zwar vergönnt, insgeheim einen genfer Prediger zu halten, aber auch der tiefe Schmerz, in ihren nächsten Anverwandten die Henker ihrer Glaubensgenossen verabscheuen zu müssen. Die zwischen ihr und dem Reformator gewechselten Briefe gehören zu den rührendsten Actenstücken aus jener bewegten Zeit.*)

Calvin, auf der Flucht nach Basel, mußte wegen des zwischen Karl V. und Franz I. abermals ausgebrochenen Kriegs einen Umweg machen. So kommt er wie zufällig nach Genf, und er kommt gerade zu gelegener Zeit, um diese Stadt zu einem Bollwerk des Protestantismus umzugestalten. Zwei Parteien hatten sich dort seit Jahren bekämpft, die der sogenannten Mamluken, die es mit Savoyen und dem katholischen Bischof hielt, und die Eidguenots (Eidgenossen), welche, um die Selbständigkeit der Vaterstadt zu retten, an die Schweizer und die dort geltenden reformatorischen Ideen sich anschlossen. Barthelier, das Haupt der Eidguenots, war den Annexionsgelüsten Savoyens zum Opfer gefallen, aber sein Kerker hinterließ die Inschrift: „Non moriar, sed vivam" (Ich werde nicht sterben, sondern leben). Auch der genfer Patriot Bonnivar, der edle Prior von St.-Victor, schmachtete seit Jahren auf dem Schlosse zu Chillon: da endlich gelang es mit Hülfe der Berner, Savoyens Kriegsmacht zurückzuschlagen; Farel führte die reformirte Lehre ein, und Genfs Bürger setzten in der Freude der wiedererrungenen politischen Freiheit aufs Stadtthor die Worte: „Post tenebras lux!" (Auf Finsterniß Licht!)

Um diese Zeit erschien Calvin in Genf, und er wußte das politische Interesse, das hier zur Einführung der Reformation gedrängt hatte, zu benutzen, um ein Gemeinwesen zu gestalten, in dem das staatliche ebenso sehr das religiöse, wie das religiöse das staatliche Element durchdrang und befestigte. So ward aus Genf eine theokratische Republik, deren politische und kirchliche Factoren freilich noch viel Herbes, Ueberspanntes, ja Monströses enthielten, die aber nichtsdestoweniger in ihrem Innern auch die Keime vieler gesunder Principien trug, welche, in der Form durch den Geist der Geschichte corrigirt, sowol für die staatliche wie für die kirchliche Entwickelung fruchtbar wurden. Calvin's Kirchengebäude ruhte auf dem Fundamente der Presbyterialverfassung, die auch dem Laienstande das Recht der Einwirkung auf die Kirche sichert. Noch immer sind hinsichtlich der Verfassung gerade die calvinistischen Kirchen die freiesten der Welt. „Die Nothwendigkeit der Freiheit für das Evangelium und des Evangeliums für die Freiheit ist jetzt von allen denkenden Menschen anerkannt; schon vor 300 Jahren hat die Geschichte Genfs sie proclamirt", sagt Merle d'Aubigné. Es ist gewiß nicht zufällig, daß gerade in den Ländern, wo der Calvinismus eine Macht wurde, in Holland, Schottland, England und den Vereinigten Staaten, zuerst auch die staatliche Freiheit sich entwickelte; hier wurde das mehr oder weniger demokratische Gemeindeprincip der Kirche auch zugleich ein Bahnbrecher zu freiern

*) Renata's älteste Tochter war wider Willen der Mutter an den Herzog von Guise vermählt worden, den fanatischsten Verfolger der Hugenotten. Ihre beiden andern Töchter wurden fern von der Mutter in klösterlicher Abgeschiedenheit erzogen. Nach dem Tode ihres Vaters lebten sie, wie aus Goethe's „Tasso" bekannt, am Hofe ihres Bruders Alfonso II. Daß ihnen die von der eifrigen Mutter beigebrachten reformirten Lehren in dem Kloster wieder aus dem Herzen gedrängt wurden und sie den Ort ihrer Erziehung nicht ohne Einpflanzung eines gewissen Mistrauens gegen ihre Mutter verließen, ist erklärlich. Zum Glück hatte die Liebe zur Kunst, die alles Maßlose in das richtige Ebenmaß führt, auch an ihrem Herzen mit versöhnender Kraft sich geltend gemacht und sie vor Fanatismus bewahrt. Wie beide dem Dichter des „Befreiten Jerusalem" als freundlich liebende Schützerinnen zur Seite gestanden und wie dieser sie in seinen Liedern verherrlicht, ist bekannt. Bei dieser Gelegenheit sei nur darauf hingewiesen, wie Goethe im „Tasso" auch in Bezug auf das Urtheil Leonorens über ihre Mutter das geschichtlich Richtige getroffen hat, wenn er ihr die trauererfüllten Worte in den Mund legt:

> Was half denn unsrer Mutter ihre Klugheit,
> Die Kenntniß jeder Art, ihr großer Sinn?
> Konnt' er sie vor dem fremden Irrthum schützen?
> Sie ließ uns Kindern nicht den Trost, daß sie
> Mit ihrem Gott versöhnt gestorben sei.

(„Tasso", Aufzug 3, Auftritt 2.)

politischen Formen. Guy de Brès kehrt mit vielen andern von Genf nach den Niederlanden zurück, und alsbald beginnt der gewaltige Kampf zwischen den Rechten des Volks und dem revolutionären und blutigen Despotismus Philipp's II.; mit Heldenmuth ringen die Parteien, und ihr Ringen wird durch die Schöpfung der Vereinigten Provinzen glorreich gekrönt. Johann Knox kommt ebenfalls von Genf, wo er einige Jahre zugebracht, nach seiner schottischen Heimat, und der Papismus, die Liebe zur Willkür, die Immoralität der Nichte der Guisen weichen vor der Begeisterung für die Freiheit, die Heiligkeit, welche seitdem nie aufgehört hat, die Seelen dieses energischen Volks zu entflammen. Frankreichs Könige wußten, warum sie die von Genf ausgesandten Prediger um jeden Preis zu vertilgen strebten, sie thaten dies nicht blos aus religiösen, sondern noch mehr aus politischen Gründen, und wir sind mit Guizot und Merle d'Aubigné ganz einverstanden, wenn sie die Ansicht aussprechen, daß ohne Unterdrückung der Hugenotten auch Frankreich die politische Freiheit in naturgemäßerer Entwickelung, dauerhafter und vielleicht auch ohne die Blutströme der Revolution erlangt haben würde. Der letztere sagt in Bezug hierauf:

Die während der blutigen Verfolgungen der Maria nach Genf geflüchteten Engländer nehmen hier die Liebe zum Evangelium und zur Freiheit in sich auf. Sie kehren nach England zurück; eine Quelle entspringt dort unter ihren Schritten. Diese unter Elisabeth noch in die Formen der Staatskirche eingelenkten Gewässer erheben sich unter ihren Nachfolgern und werden bald zu einem reißenden und brausenden Strome, der sich über seine Ufer ergießt und dessen nur allzu kühne Fluten den Thron selbst in ihrem ungestümen Laufe mit sich fortreißen. Aber durch die weise Hand Wilhelm's von Oranien in sein Bett zurückgeführt, wird der unerschrockene Strom ein wohlthätiger Fluß, welcher in weite Ferne Segen und Leben verbreitet.

Endlich wurde Calvin der Gründer der größten unter den Republiken. Die Pilger, welche unter Jakob I. ihr Vaterland verließen, auf den unfruchtbaren Ufern Neuenglands landeten und dort in kurzer Zeit volkreiche und mächtige Colonien bildeten, sind seine Söhne, seine directen und rechtmäßigen Söhne; und diese amerikanische Nation, die in wenig Jahren an Erkenntniß, Macht und Freiheit wuchs, begrüßt als ihren Vater den bescheidenen Reformator der Ufer des Leman.

Ausgezeichnete Geister haben allerdings Calvin statt unter die Schöpfer der modernen Freiheiten vielmehr unter die Hauptrepräsentanten des Despotismus gezählt. Weil er nämlich ein Feind der Sittenlosigkeit war mit dem brennenden Eifer eines Elias, so hat man aus ihm einen Feind der Freiheit gemacht. Niemand ist der moralischen und socialen Anarchie energischer entgegengetreten als Calvin, jener Anarchie, welche das 16. Jahrhundert bedrohte, und welche Verheerung in allen Epochen anrichtet, die unfähig sind, sie zu unterdrücken. Dieser muthige Kampf Calvin's ist, im allgemeinen betrachtet, einer der größten Dienste, die er der Freiheit geleistet hat, denn die Freiheit hat keine gefährlichern Feinde als die Unsittlichkeit und Ausschweifung.

Freilich, wenn es sich um die Mittel handelt, die dazu bestimmt sind, das Böse zu unterdrücken, so ist Calvin nicht über sein Jahrhundert erhaben gewesen, in dessen Geist es lag, die strengsten und selbst barbarische Strafen anzuwenden. Wir erschrecken mit Recht vor jener genfer Sittenpolizei, welche den Ehebruch ohne weiteres mit dem Tode, jedes Unzuchtvergehen mit Verbannung bestrafte. Ein Mädchen, das seine Mutter geschimpft, wurde dort tagelang bei Wasser und Brot eingesperrt, ein Kind, das die Aeltern geschlagen und mit Steinen geworfen, geköpft; ein Mann, der heimlich fortfuhr, ein Spielhaus zu halten, an den Pranger gestellt, die Karten am Halse. Eine Putzmacherin wurde zu dreitägigem Arrest verurtheilt, weil sie eine Braut zu üppig aufgeputzt hatte, desgleichen die Mutter, die es erlaubt, und zwei Freundinnen, welche geholfen. Mishandlung der Thiere, Fluchen, unanständige Reden hatten öffentliche Auspeitschungen zur unnachsichtlichen Folge. Welche Strafmittel für eine Stadt, die kurz vorher vollgesessen hatte von den Zuhälterinnen der römischen Priester und ihrer Nachzucht, in welcher ein ganzes Viertel mit besteuerten, unter einer Königin geordneten Lustdirnen bevölkert war! Es wäre kaum zu erklären, wie die Obrigkeit solche Strafmittel durchsetzen konnte, wenn dieselben nicht der Bürgerschaft zugleich als eine nothwendige Reaction gegen das savoyische Unwesen erschienen wären, welches seither geflissentlich in Genf den Pöbel und die Liederlichkeit unterstützt hatte. Auch muß darauf hingewiesen werden, daß jenes Schreckenssystem, ohne Ansehen der Person, unter Umständen auch die Vornehmsten traf und nach Calvin's Tode nicht etwa nachließ, sondern vielmehr noch schärfer anzog. Freilich ging es bei Durchführung dieser Zuchtmittel auch in Genf nicht ohne schwere Kämpfe ab, Calvin selber wurde einmal von der überhandnehmenden Opposition verjagt und mußte nach Strasburg flüchten, von wo er nur auf die wiederholten und eindringlichsten Bitten der Bürgerschaft zurückkehrte, die mit Schrecken wahrnahm, wie seit seinem Weggange Savoyens Einfluß von neuem wuchs und damit zugleich die Sittenlosigkeit wieder ebenso rasch hervortrat, als sie vorher gewaltsam unterdrückt worden war. Calvin bestand diese Kämpfe mit bewundernswürdiger Festigkeit und Consequenz. Wie oft umtobte der Pöbel sein Haus, wie oft drohte man ihn in die Rhône zu werfen oder benannte die Hunde mit seinem Namen. Er blieb sich immer gleich, gleich streng und unerbittlich in Bekämpfung dessen, was er für Staat und Kirche schädlich erachtete. „Der Druck fesselte nur die Kraft der Sünde, nicht die Kraft des Guten: diese entwickelte sich vielmehr schwunghaft und pflanzte in die Bevölkerung einen sittlichen Ernst, eine politische Festigkeit, durch welche Genf auf eine Reihe von Menschenaltern hindurch als ein ehrwürdiges Muster hervorragt." Die schlechten Elemente waren nach und nach ausgewiesen und verbannt, dafür aber kamen von allen Seiten verfolgte Hugenotten, überzeugungsvolle Anhänger Calvin's, sie bevölkerten die Straßen rings um des Reformators Haus und boten mit ihm jedem Angriffe Trotz. Ueber das Ganze der Arbeit hat ein neuerer Geschicht-

schreiber, der einer dogmatischen Befangenheit nicht beschtigt werden darf, hat Michelet das Urtheil gefällt:

> Die vollständigste Umwandlung, die sich denken läßt, mußte mit der Stadt vorgehen und ist in der That vorgegangen, damit sie das werden konnte, was sie geworden ist: die große Leuchte, Schule und Zufluchtsort der Nationen. Sich selber hat sie abschwören müssen; aus einem Vergnügungsort, einer lebenslustigen Handelsstadt sich umgestalten in die Erziehungsstätte der Heiligen und Märtyrer, darin die Erwählten des Todes zubereitet und gestählt wurden. Das ist das Werk Calvin's, der selber die vollendetste Gestalt des Märtyrerthums ist und der eiserne Gesetzgeber aus Gott.

Uebrigens bezog sich Calvin's Einwirkung in Genf nicht blos auf das religiös-sittliche, sondern auch auf das zeitliche Gebiet. Als die Stadt einmal belagert zu werden fürchten mußte, gab er allen Bürgern das Beispiel, indem er selbst, obgleich noch unter den Nachwehen einer kaum überstandenen Krankheit leidend, an den Festungswerken arbeitete. Als schreckliche Seuchen nicht aus den Mauern weichen wollten, setzte er es durch, daß der Unrath aus Häusern und Gassen regelmäßig fortgeschafft werden mußte, und gab damit überhaupt den Anstoß zur Reinhaltung der Städte. Als auffallend viele Kinder verunglückten, mußte der Rath auf sein Betreiben anordnen, daß jedes Fenster „ein solides Geländer bis zur Höhe der Brust erhalten müsse". Außerdem organisirte er den Wohlthätigkeitssinn der Bürger in der kräftigsten, nachhaltigsten Weise, wogegen er freilich auch wieder den Bettel aufs unnachsichtlichste verfolgte und ausrottete. Als durch Theuerung die Armuth unter den arbeitenden Klassen zunahm, ließ er auf öffentliche Kosten die Tuch- und Sammtweberei einführen, womit der eigentliche Grundstein zur industriellen Bedeutung Genfs gelegt ward. Genügt diese kleine Auswahl von Exempeln nicht, um es begreiflich zu finden, daß man sich von einem Manne solcher Art auch viel gefallen lassen mochte? Ueberhaupt muß hier darauf hingewiesen werden, wie gerade die calvinischen Gemeinden es waren, in denen die Industrie zuerst als ein Factor der gemeinsamen Wohlfahrt anerkannt und unterstützt wurde. Calvinistische Flüchtlinge waren es, die in England, Holland und Preußen die ersten größern Fabriken anlegten und neue Industriezweige dorthin mitbrachten.

Wenn ein Mensch sich im Irrthum befindet, was die Erkenntniß Gottes betrifft, so hat er Gott allein Rechenschaft abzulegen. Wenn die Menschen, und zwar oft die besten, als Rächer der Gottheit auftreten, so empört sich das Gewissen und die Religion verschleiert sich. So weit war man vor drei Jahrhunderten nicht gekommen, und die hervorragendsten Geister bezahlten immer der menschlichen Schwachheit ihren Tribut. Der Flecken, der durch die Hinrichtung Servet's auf Calvin haftet, kann von der unbefangenen Geschichtsbetrachtung nicht abgeleugnet werden. Bis auf den heutigen Tag ist dieser Scheiterhaufen ein stehendes Thema der katholischen Polemik, um den Protestantismus des schreiendsten Widerspruchs mit sich selbst zu beschuldigen. Und doch mußte Servet auch deswegen ihn besteigen, um dem Bischof zu Vienne, der seine Auslieferung verlangt hatte, einen schlagenden Beweis von protestantischem Eifer in Bekämpfung des Irrthums zu geben. So strafte sich diese Klugheit selbst, wie immer; freilich hätten die Katholiken damals ein nicht minder großes Zetergeschrei erhoben, wenn Servet ungestraft geblieben wäre. Aber auch der Hauptzweck, die Vertilgung der Lehren Servet's, wurde nicht erreicht, und man kann wol sagen, daß die antitrinitarischen Lehren durch diesen Scheiterhaufen noch mehr entzündet als ausgelöscht worden sind. Principiell sprachen damals nur die humanistischen Laien ihren Abscheu aus vor solcher Execution, ein Beweis, daß je zuweilen auch die Vertreter des Heidenthums christlicher denken als die gefeiertsten Lichter der Kirche. Das Lutherthum aber, anstatt diesen Schandflecken des Calvinismus sich zur Lehre dienen zu lassen, lieferte später ein womöglich noch empörenderes Seitenstück in der Hinrichtung des Kanzlers Krell — des Calvinisten!

Und doch war Calvin von jenem dogmatisch-confessionellen Zelotismus, wie er im spätern Lutherthume sich geltend machte, weit entfernt. Sein Streben ging auf eine Union der protestantischen Confessionen unausgesetzt hin. Als das Mahl der christlichen Liebe, das Abendmahl, in einer Weise zum Zankapfel wurde, daß darüber alle Liebe aufhörte, da suchte er durch seine Lehrweise zu vermitteln und zu versöhnen, und hatte die Genugthuung, daß wenigstens Melanchthon mit ihm gleiches Sinnes wurde und mehr und mehr zu seiner Auffassung überging. Im übrigen freilich mußte ein deutsches Gemüth sich von der gewaltigen Logik eines Systems abgestoßen fühlen, das unerbittlich genug selbst vor der Prädestination nicht zurückschreckte, jener Lehre, „welche sich in den Augen vieler wie ein Leichentuch über Calvin's Theologie ausbreitet".*) Für den Deutschen blieb einmal Luther der eigentlich volksthümliche Reformator, der Wecker seiner tiefsten Bedürfnisse und Kräfte, der Dolmetscher und Bildner seiner eigenthümlichsten Gefühle und Gedanken. In Betreff der calvinischen Anschauungen vom Verhältniß zwischen Staat und Kirche reagirten nicht weniger naturgemäß die thatsächlichen Umstände des damaligen Deutschland: die Cäsareopapie mag noch so gründlich als eine Mißgeburt der Reformation dargestellt werden, allein jede andere Gestaltung wäre sicher eine Frühgeburt gewesen, die, selbst nicht lebensfähig, den Lebensfaden der evangelischen Sache überhaupt auf äußerste gefährdet hätte. Daß man aber in Deutschland, anstatt die Wahrheitselemente des Calvinismus anzuerkennen und allmählich

*) Merkwürdig bleibt dabei, daß doch in dem Leben des Reformators selbst sich keine Spur eines praktischen Fatalismus zeigt, der strenggenommen aus der furchtbaren Lehre fließen müßte. Nie hat ein Mensch kräftiger und strenger die freie Selbstverantwortlichkeit, die Thätigkeit, die Pflicht, den Fortschritt andern und zumeist sich selber gepredigt. Dasselbe gilt von seinen Schülern. Für sie wie für ihn blieb die Lehre von der Vorherbestimmung nur ein Gipfelpunkt, zu dem sich das System verstiegen hatte. Anstatt die Selbstthätigkeit, den Muth, die Sittlichkeit, die Hoffnung zu ertödten, scheint sie im Gegentheil der Seele nur eine energischere Haltung verliehen und sie für die härtesten Pflichten des Märtyrerthums gestählt zu haben.

anzueignen, sich gegen jede Berührung mit ihm systematisch verschloß, daß man Calvin als den Erzketzer verketzern, seine Theologie dem Mohammedanismus gleichstellen, seine geheimen und offenen Anhänger aufs brutalste und grausamste verfolgen konnte, dies war eine Unnatur, für welche mannichfache Rache nicht ausbleiben konnte. Calvin's Schriften arbeiteten wie in der ganzen Welt, so auch in Deutschland fort mit ihrer eigenthümlich klaren und glatten, tiefen und vollen Darstellungsweise, und in unsern Tagen hat auch die deutsche Theologie, soweit sie nicht bloße Repristination ist, einen wesentlich calvinischen Zug mit im Gesicht, wie denn auch alle gesunden Reformen in der Verfassung der lutherischen Kirche von der Presbyterial- und Synodalordnung ausgehen.

Calvin lebte wie Luther in einer Einfachheit, die nach heutigen Begriffen überaus ärmlich erscheint. Seine ganze Besoldung in Genf betrug nur 500 Gulden. Als einst einer seiner Gegner ihn vor dem Großen Rathe des Geizes bezichtigte, brach ein allgemeines Gelächter aus, weil die Rathsherren nur zu gut wußten, daß Calvin alle ihre Geschenksanerbietungen zurückwies und während einer Theuerung gedroht hatte, die Kanzel nicht mehr zu besteigen, wenn ihm nicht gestattet würde, für diesmal auf die Hälfte seines Gehalts zu verzichten. Papst Pius IV. bezeugte von ihm: „Was die Kraft dieses Ketzers ausmacht, ist, daß das Geld nie etwas für ihn war." Als der Cardinal Sadolet durch Genf reiste und nach Calvin's „Palast" fragte, erstaunte er nicht wenig, als man ihn nach einem kleinen Häuschen führte. Es klingt wie eine Fabel und muß doch angesichts der zu Tage liegenden Erfolge wirklicher Sachverhalt gewesen sein, was über Calvin's Arbeitskraft berichtet wird. Nur vier Stunden gehörten dem Schlafe, um 2 Uhr nachts ging er zu Bette, um 6 Uhr saß er bereits an der Arbeit, wobei er einem seiner Schüler mit fliegender Eile dictirte, so rasch, daß die Feder kaum zu folgen vermochte. Täglich predigte er, täglich hielt er zwei Collegien, wohnte den Sitzungen des Consistoriums, des Großen Rathes bei, machte Krankenbesuche, schlichtete Parteistreitigkeiten, verschaffte Flüchtlingen eine Unterkunft, schrieb Gutachten, Abhandlungen — seine Schriften füllen schon in der ersten Gesammtausgabe (Genf 1617) zwölf starke Foliobände — und correspondirte nach allen Weltgegenden. Bei den vielfachen Unterbrechungen kam ihm sein fabelhaftes Gedächtniß zu statten, vermöge dessen er nach etlichen Stunden in einem abgebrochenen Satze unmittelbar fortdictiren konnte. Nur einmal speiste er des Tags, um Mitternacht genoß er noch eine Tasse Fleischbrühe. Seine Gattin, Idelette von Büren, die Witwe eines von Calvin bekehrten Wiedertäufers, schenkte ihm einen Sohn, der sehr früh starb. Sein ganzes Hauswesen macht den Eindruck eines überarbeiteten Mannes und entbehrt jenen Hauch trauten Familienlebens, der uns aus dem Lutherhause so gemüthlich und echt deutsch entgegenweht. Hier war alles Arbeit, rastlose, angespannte Thätigkeit für Einen Zweck, nach Einem Ziele. Calvin's einzige Erholung war gegen Abend das Schlüsselspiel, eine Art Billard, das ihm die Stelle des Spaziergangs ersetzte. Der heilige Bernhard soll einmal am Genfersee vorübergepilgert sein, ohne ihn zu bemerken. Auch der französische Reformator scheint weder der erhabenen Pracht des Weißen Bergs noch den reizenden Ufern des Leman sonderliche Aufmerksamkeit geschenkt zu haben. Nur einmal, da er für einen andern eine Wohnung ausmittelt, spricht er kurz von einer schönen Aussicht; sonst spiegelt sich nirgends ein Eindruck von jenen Alpen, jenem See. Uebrigens steht er in dieser Beziehung nicht vereinsamt. Auch bei Zwingli, dem natur- und geistesfrischen Menschen, findet sich kein Reflex von der Schönheit der züricher Gegend. Und wie fern von romantischer Hingabe bewegt sich auch Luther in der Natur, wie betrachtet auch er sie vorwiegend nur mit theologischen Augen: die Jagd, die er auf der Wartburg als Junker Jörg mitmacht, wird ihm zum Gleichniß von der Jagd, die der Satan und sein Troß, die falschen Theologen, auf arme Seelen machen; und als im Frühling 1540 alles gar so herrlich grünte, äußert er zu Justus Jonas: „Wenn nur Sünde und Tod weg wären, wollten wir uns an solchem Paradiese genügen lassen. Aber erst muß die alte Welt und die alte Haut erneut werden und ein ewiger Lenz angehen." Wie sehr müssen doch jene Gottesmänner in solchen humanen und ästhetischen Beziehungen uns verkürzt, beschränkt und einseitig erscheinen. Jedenfalls aber haben sie mit ihrer Beschränktheit unendlich mehr geleistet als alle ihre Kritiker, und wer weiß, ob ihre Leistungskraft nicht eben in ihrer Einseitigkeit wurzelte?

Bossuet hat Calvin das „traurige Genie" genannt, das alles verschmähte, was nicht Verstand, Doctrin, strenge und ätzende Wahrheit war. Andere haben ihn den genfer Papst gescholten. Aber wie entgegengesetzt sind die Wirkungsmittel: dort eine großartige Maschinerie weltlicher Hebel, hier nichts als der Geist und der Wille, das Wort und die Schrift eines armen Pfarrers! Und wie entgegengesetzt sind die Wirkungserfolge: dort überall Knechtung, Verdumpfung, Tödtung des Lebens, hier überall Befreiung, Erfrischung, Heiligung des Lebens! Man vergleiche doch Spanien und Schottland. Wir denken hierbei allerdings mehr an das Scepter, welches Calvin über den Continent und die Inselwelt ausreckte. Daß ins Regiment über Genf selbst eisenhaltige, päpstliche Wasser mit hereinflossen, haben wir zugestanden. Um ihrer Nebelflecken willen heißt aber niemand die Sonne nebelhaft. So müssen wir uns auch hüten, Calvin um einiger päpstlicher Gewaltflecken willen einen Papst zu nennen; er ist vielmehr ein Patriarch des Geistes, nicht ohne Härte in den Gesichtszügen, aber voll Treue im Herzensgrund; nicht ohne Schärfe im Wollen, Denken und Handeln, aber voll Hingebung im Glauben, Lieben und Dulden; nicht ohne Leidenschaft im Leben, aber voll Heiligkeit im Streben. Und seine ganze Art war seine ganze Macht. Als nach seinem Tode der genfer Rath zusammentrat und des Hingeschiedenen Persönlichkeit kurz bezeichnen wollte, fand er keinen andern Ausdruck als: „Er war ein Charakter von großer Majestät, die Gott ihm eingedrückt."

Seine Fehler waren, wie Johannes von Müller es ausdrückt, nur das Uebermaß der Tugenden, vermittels deren er sein Werk durchsetzte. Die Wahrheit aber ist unter menschlichen Händen niemals eine fertige Waare, und auch aus der Betrachtung dieses reformatorischen Lebensbildes geht unzweifelhaft hervor, daß das Wesen des Protestantismus nicht aufzufassen ist als ein fertiges System, sondern als eine noch immer im Werden begriffene weltgeschichtliche Machterscheinung, die noch ungeahnten Entwickelungen entgegengeht.

Es erübrigt, nach dieser Skizzirung des Hauptinhalts der oben angeführten Schriften, auch die Behandlungsweise derselben kurz zu betrachten. Merle d'Aubigné, wie er früher in seiner fünfbändigen „Geschichte der Reformation des 16. Jahrhunderts" die Wirksamkeit des deutschen Reformators schilderte, läßt nun in vorliegendem Buche: „Geschichte der Reformation in Europa zu den Zeiten Calvin's" (Nr. 1), auf die Zeiten Luther's diejenigen Calvin's folgen. Er hat dazu offenbar die ausgedehntesten Quellenstudien gemacht und viele bisher unbekannte Actenstücke, namentlich in Bezug auf die Geschichte der Stadt Genf, benutzt. Die bisjetzt erschienenen beiden Bände sind übrigens erst nur Vorgeschichte des Calvinismus und kommen über die Jugendgeschichte des genfer Reformators nicht hinaus. Was Merle d'Aubigné's Werk besonders charakterisirt, ist neben einer bis ins kleinste Detail gehenden Gründlichkeit die überaus plastische und dramatische Darstellung; seine Erzählungen sind redende Gemälde. Er spricht sich darüber in seinem Vorworte selbst aus, indem er sagt:

Nicht als Skelete haben die ehemaligen Menschen existirt, sondern als Wesen voller Bewegung und Leben. Der Geschichtschreiber ist nicht blos ein Todtengräber, er bedarf einer Kraft, welche die Todten neu belebt. Die Dinge der Vergangenheit glichen nicht zu der Zeit, wo sie existirten, jenen großen Museen von Rom, Neapel, Paris, London, in deren Galerien wir nacheinander Marmorstatuen, Mumien und Gräber aufgestellt finden! Es gab damals Wesen, welche dachten, fühlten, redeten, handelten, kämpften. Das Gemälde selbst, wie viel Mühe sich auch die Geschichte geben mag, wird immer weniger Leben haben als die Wirklichkeit.

Um nun Leben in die Darstellung zu bringen, liebt es der Verfasser seine Personen möglichst selbstredend auftreten zu lassen. Er sagt S. 13 über diese Methode:

Wenn der Geschichtschreiber ein Wort antrifft von einem der Schauspieler des großen Dramas der menschlichen Dinge, so muß er es augenblicklich ergreifen, wie eine Perle, und es in sein Gewebe einreihen, um die blassen Farben desselben zu beleben und ihm mehr Dauerhaftigkeit und Glanz zu geben. Mag das Wort dieser Person in ihren Briefen, in ihren Schriften oder in denjenigen der Chronisten sich finden, gleichviel! Ueberall, wo der Geschichtschreiber es findet, wird er es nehmen. O, wie angenehm ist es, die Menschen reden zu hören, sie denken, fühlen, handeln zu sehen, wie sie es in der Wirklichkeit gethan haben! Wie viel lieber ist mir doch diese auf Thatsachen beruhende Geschichte, als jene blos intellectuellen Compositionen, worin die handelnden Personen der Rede und selbst des Lebens beraubt sind. Was! Keine Reden, keine Herzlichkeit, keine Freude, keine Thränen, keine von jenen lebhaften Bildern der Menschen, welche das antike Genie so vortrefflich zu zeichnen verstand! Nichts von dem, was den Menschen ausmacht, und an dessen Stelle eine kalte Abstraction, welche niemals existirt hat. Der Ehrgeiz eines solchen Geschichtschreibers scheint mir, ich muß es gestehen, nicht sehr erhaben zu sein.

Wir bewundern die Geschicklichkeit, womit der Verfasser diese Methode durchzuführen verstand, aber ob er nicht doch dabei des Guten etwas zu viel gethan, namentlich an untergeordneten Punkten, wo auf die verba ipsissima der handelnden Personen weniger ankam? Ob er nicht zu häufig die Aufgabe des Historikers mit der des Dramatikers verwechselte? Ob durch die Vielrednerei seiner Helden nicht zuweilen der Gang der Handlung selbst aufgehalten, unnöthigerweise ausgesponnen und dadurch das Interesse abgespannt wird? Die Geschichte ist kein Museum, aber auch kein Cyklus von Parlamentssitzungen und Redeverhandlungen, die uns oft genug den Seufzer auf die Lippen drängen: „Der Worte sind genug gewechselt, laßt uns nun endlich Thaten sehn." Der Historiker muß so gut wie der Epiker eine gewisse gleichmäßige Ruhe des Tons sich bewahren, die dem Leser so wohlthut, den Gesammteindruck erleichtert und doch eine erhöhte Lebendigkeit namentlich auf den Höhepunkten des Stoffs durchaus nicht ausschließt. Dagegen haben zu häufig vorkommende Reden, verba ipsissima, directe Apostrophen, die Gefahr, anstatt zu beleben, die Darstellung eher einförmig und ermüdend werden zu lassen. Diese Bedenken hinsichtlich der hier befolgten Methode, der wir, mit Maß angewandt, ihre sonstige Berechtigung nicht absprechen, dürfen uns nicht abhalten, das Verdienst dieses Werks um die Geschichte der Reformation sehr hoch zu stellen. Ohne Zweifel wird es, so gut wie das berühmt gewordene frühere Geschichtswerk des Verfassers, einen weiten Leserkreis finden, um so mehr, da es gleichzeitig deutsch und französisch erscheint, in welchen beiden Sprachen Merle d'Aubigné Meister ist.

Weniger umfangreich, aber vortrefflich geschrieben ist das „Lebensbild": „Johann Calvin" von Paul Pressel (Nr. 2), neben welchem Klemme's ziemlich unbedeutendes Säcularschriftchen (Nr. 3) kaum in Betracht kommen kann. Pressel hatte bereits gelegentlich der Melanchthon-Feier sich durch eine ausgezeichnete Schrift hervorgethan und liefert hier eine populäre, auf weitere Leserkreise berechnete Umarbeitung von Stähelin's gelehrtem Werke „Johann Calvin", welches vor einiger Zeit zwei Bände stark in demselben Verlage und als Bestandtheil des Sammelwerks: „Leben und ausgewählte Schriften der Väter und Begründer der reformirten Kirche", erschienen ist. Daneben wurden namentlich von ihm die Schriften Bonnet's, Mignet's und des geistreichen Bungener benutzt. Die Darstellung des Verfassers ist volksthümlich im edelsten Sinne des Worts, körnig und dabei trefflich abgerundet. Auch kann es nur einen wohlthuenden Eindruck machen, daß in unserer Zeit, wo der confessionelle Gegensatz die Kirche wieder auf sehr verkehrte Bahnen zu lenken drohte, hier ein Lutheraner es für eine Ehrenschuld hält, Calvin näher kennen und eben dadurch besser würdigen zu lernen, jenen Reformator, unter dessen Lehren sicherlich eine der richtigsten die war: „Am Throne Gottes wird von Ceremonien wenig die Rede sein!" **Georg Heusinger.**

Rüstow über den kleinen Krieg.

Die Lehre vom kleinen Kriege von W. Rüstow. Zürich, Schultheß. 1864. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Wir haben es hier mit einem rein kriegswissenschaftlichen Werke zu thun, dessen eingehende Besprechung und Kritik wir den militärischen Journalen überlassen. Für unsern größern Leserkreis, obgleich die Zeitströmung des letzten Lustrums auch bei Nichtberufenen ein Interesse für Fragen der Kriegführung geweckt hat, wird eine allgemeine möglichst verständliche Uebersicht genügen, wie ja auch Rüstow seit mehrern Jahren bestrebt ist, seine kriegswissenschaftlichen Arbeiten populär zu halten.

Mit Recht wird von ihm in der Einleitung gerügt, daß die meisten Schriftsteller den Begriff des kleinen Kriegs unbestimmt aufgefaßt und darum verwirrt haben. Wir sind damit einverstanden. Jede klare Idee, jeder scharf aufgefaßte Begriff muß sich in Worte fassen lassen. Wegen jener Unbestimmtheit haben denn auch die Schriftsteller eine „bunte Reihe von Gegenständen" besprochen, welche sie zum kleinen Kriege rechnen. Der Verfasser versucht also die Präcisirung des Begriffs und es geschieht mit der ihm eigenen logischen Schärfe. Aber nach unserer Ansicht dehnt er ihn immer noch zu weit aus. Nach der aufgestellten Definition, „daß der kleine Krieg diejenige Art von Kriegführung ist, welche zur Erreichung der in jedem Kriege vorkommenden secundären Zwecke gebraucht wird unter Anwendung von im Verhältniß zur ganzen vorhandenen kriegerischen Macht nur geringen Mitteln", würde allerdings der gesammte Sicherheits- und Erkennungsdienst, den er zum kleinen Kriege rechnet, dazu gehören, denn alle Kriterien jener Definition passen. Er ist nicht Selbstzweck und die auf ihn verwendeten Streitmittel sind im Verhältniß zum Ganzen gering. Aber wir sind doch der Ansicht, daß jener geregelte, täglich wiederkehrende Felddienst nicht zu der Art von Kriegführung, die als kleiner Krieg bezeichnet wird, zu rechnen ist, wenn auch seine kriegerische Thätigkeit zuweilen den Charakter des kleinen Kriegs annimmt. Doch ist die Klassifikation und Gruppirung des Stoffs von namhaften Autoritäten, unter deren persönlicher Leitung wir einst unsere ersten Studien gemacht: Clausewitz, Canitz, Decker u. s. w. in ähnlicher Weise, wie in dem vorliegenden Werk geschehen, und wenn wir auch später der besonders von norddeutschen Schriftstellern vertretenen Ansicht, den Sicherheitsdienst zum kleinen Kriege zu rechnen, nicht mehr folgen konnten, so wissen wir doch jeder abweichenden Meinung Rechnung zu tragen, wenn sie wie hier mit Gründen unterstützt wird. Dann aber möchten wir auch dem kleinen Kriege sein Recht auf dem Hauptkriegsschauplatze wahren, da, wo der Schwächere (z. B. auch bei Volkserhebungen gegen oder für die Regierung) größere Schläge vermeiden muß, aber durch kleinere, kühn und schnell ausgeführte Unternehmungen dem Gegner Verlust und Schaden zuzufügen sucht, um ihn zu schwächen und günstige Verhältnisse abzuwarten. Dadurch wird auch der Feind zum kleinen Kriege gezwungen, wie unbequem derselbe ihm auch sein mag. Beispiele liegen nahe. Wir würden demnach, vollkommen einverstanden mit Rüstow's Grundbegriff, statt der ersten Hauptgruppe, den kleinen Krieg an sich, da wo er gewissermaßen selbständig geführt wird, aufstellen, und ihn durch eine Charakteristik von dem bloßen Parteigängerkriege trennen. Doch ist das, wie gesagt, Sache der Ansicht: wir führten die unserige nur aus, weil der Verfasser das zu verlangen hatte.

In dem Kapitel: „Die Truppen zur Führung des kleinen Kriegs", sind höchst praktische Andeutungen über zweckmäßige Ausrüstung und Formation der für diese Kriegführung zu organisirenden besondern Truppen enthalten. Die kleine historische Skizze über die Entwickelung und Bedeutung des kleinen Kriegs seit dem Alterthum ist vortrefflich.

Der erste Abschnitt behandelt den Sicherheits- und Erkennungsdienst aus gesunder, durch die bestehenden Formen unbeirrter Anschauung. Der Vorschlag, das Postensystem auf das Tirailleursystem zu basiren und statt der Doppelposten immer 4 Mann aufzustellen, ist gewiß beherzigenswerth, würde doch aber mehr Leute für den anstrengenden Dienst fordern. Kosackenposten sie zu nennen: warum? Diese haben nur 3 Mann, wovon einer zu Pferde, zwei zu Fuß, letztere aber durchaus nicht ruhend, sondern ebenso scharf beobachtend, oft mit dem Ohr an der Erde. Das französische Tirailleursystem von zwei Rotten „Kampfgenossen" ist, beiläufig bemerkt, mit der zweigliederigen Formation längst sowol in die österreichische, als in die russische Infanterie übergegangen, sodaß von den Hauptmächten nur noch die englische an den einfachen Rotten festhält: die größern Gruppen der preußischen Infanterie bewähren sich zu sehr, als daß man davon abgehen sollte. Dem Ausfall gegen die Forderung einer mehrjährigen Dienstzeit, welche ganz fernliegenden nichtmilitärischen Gründen zugeschrieben wird, könnten wir mit stark militärischen Gründen begegnen, doch ist hier nicht der Ort dazu. Andern Ausfallen gegen verkehrte und veraltete Formen im Sicherheitsdienst schließen wir uns mit Freuden an; der Krieg hat manche davon seitdem schon weggeblasen. Besonders gelungen ist, was über die Benutzung des Terrains gesagt wird; auch den Patrouillendienst finden wir sehr gut vorgetragen.

Von allgemeinem Interesse ist das Kapitel über die Anwendung des Sicherheits- und Erkennungsdienstes in den Kriegen der neuesten Zeit, welche tausend Lehren dafür gegeben haben. „Seit 1848 begann für Europa eine neue Kriegsperiode. Wir dürfen uns nach dem Gesagten nicht wundern, wenn der Sicherungsdienst in den nun beginnenden Kriegen nicht immer aufs beste betrieben wurde, wenn gerade ganz ungeschulte, nicht durch den militärischen Friedenspedantismus verdorbene, des gesunden Menschenverstandes beraubte Leute in diesem Dienstzweige oft mehr leisteten als die gelernten Soldaten." Freilich! 1813 war's auch nicht anders. Aber wie dieser Dienst seitdem rationeller betrieben wird, muß der unparteiische Beobachter doch anerkennen. Den gesunden Menschenverstand hat im jetzigen Kriege einer der preußischen Führer als beste Richtschnur statt aller Instructionen in einem Erlaß an die Commandeure empfohlen. Beispiele aus dem ungarischen, italienischen und schleswigschen Kriege, sowie aus den Feldzügen von 1860 in Sicilien, Neapel und dem Kirchenstaate erläutern des Verfassers allgemeine Betrachtung.

Der zweite Abschnitt, welcher den selbständigen kleinen Krieg auf Nebenkriegsschauplätzen betrachtet, würde mit Hinweglassung des Zusatzes der Kern und das Hauptstück des Werks sein. Hier wird der Vertheidigungskrieg vorangestellt, weil allerdings derselbe die gewöhnlichste Form sein wird. Die Operationen, deren Basis das ganze Land ist, deren Operationslinien die Verbindungen, namentlich die Hauptverbindungen werden, sind der Charakteristik entsprechend dargestellt, welche auf alle Länder paßt, die sich für die Führung des kleinen Vertheidigungskriegs eignen sollen. Der Vertheidiger muß eine größere Freiheit der Bewegung haben als der Feind und seine Defension durch die Einmischung möglichst vieler Offensivstöße verstärken: diese Wahrheit führt der Verfasser durch und hält sich dabei größerer Präcisirung wegen an den Gebirgskrieg, wo alle Verhältnisse schärfer hervortreten. Der Angriffskrieg, aus dem Gesichtspunkte der Eroberung unter Mitwirkung revolutionärer Hebel betrachtet, ist in vieler Beziehung besonders lehrreich, auch für diejenigen, gegen welche die darin ausgesprochenen Lehren gerichtet sind. Die zu verhoffende Insurrection, der rechte Zeitpunkt, mit den feindlichen Truppen und deren Führern in Unterhandlung zu treten, die Frage, wie man mit feindlichen Corps verfahren soll, die gefangen genommen sind oder capitulirt haben, alles das wird consequent und gewiß praktisch besprochen: der Verfasser hat auf seiner Kriegsfahrt mit Garibaldi darüber Erfahrungen gesammelt. Zur Erläuterung der gegebenen Regeln für die Operationen und Schläge, die wir von diesem „nichtmilitärischen" Beiwerk trennen und ebenso klar als überzeugend vorgetragen finden, sind Beispiele aus Bem's kleinem Vertheidigungskriege in Siebenbürgen 1849

und Garibaldi's Angriffsoperationen in Süditalien 1860 gewählt. Nach der Lehre von den Operationen folgt die der Gefechte, wobei der Verfasser stets das Localgefecht des kleinen Kriegs im Auge behält, statt, wie andere Lehrer, mit Localgefechten zum Vorschein zu kommen, welche Theile von Schlachten waren und darum zu ganz falschen Resultaten für den kleinen Krieg führen können. Es ist schwer, in der Kriegsgeschichte immer die passendsten Beispiele zu finden: Rüstow's eigenes Gefecht bei Capua war doch auch nur zum Theil ein Waldgefecht, obgleich es die Phasen eines solchen deutlich zeigt.

Im dritten Abschnitte ist der Parteigängerkrieg nach seinen Operationen und Gefechten abgehandelt, nur etwas kurz auf einem Bogen gegen 11 zum Sicherheits- und Erkennungsdienst. Vieles, das hier einschlägt, ist allerdings schon in den vorhergehenden Kapiteln besprochen worden. Gewöhnlich pflegt man zu unterscheiden zwischen Detachements, welche für eine kurze bestimmte Frist und eine bestimmt begrenzte, einfache Aufgabe entsendet worden und selbständigen Parteigängern, die nur die allgemeine Aufgabe haben, dem Feinde durch kühne, energische Unternehmungen, womöglich auf seinen Verbindungen in Rücken und Flanke möglichst viel Abbruch zu thun. Jene kehren zum Gros zurück, wenn ihr Auftrag erfüllt ist, diese suchen sich Gelegenheit zu neuen Handstreichen. Rüstow trennt beide natürlich im Begriff, faßt sie aber unter demselben Namen Parteien zusammen, was auch seine historische Berechtigung hat. Wir hätten gewünscht, daß außer dem Auszuge aus Colomb's vielverbreitetem Tagebuch, der die ganze Geschichte eines Streifcorps vorführt, und dem Ueberfall von Hochtrup im ersten dänischen Kriege — den die Regierungen, die preußische voran, lediglich als eine Reactionsschule für die Truppen betrachtet haben sollen — noch mehr Beispiele aus diesem höchst interessanten Theile des kleinen Kriegs angeführt worden wären, dem Verfasser standen sie ja reichlich zu Gebote: Rücksichten auf den Umfang des Werks mögen ihn bestimmt haben. Noch ist uns über dasselbe kein Urtheil der militärischen Presse zu Gesicht gekommen; wir hoffen, daß dieselbe, gleich uns, den politischen Charakter von der kriegswissenschaftlichen Leistung zu scheiden wissen und sich bei dem Urtheil über letztere nicht durch den Gegensatz zu ersterem beeinflussen lassen wird.

Karl Gustav von Berneck.

Erzählungsliteratur.

Die neuen Erscheinungen auf dem Gebiete des Romans und der Erzählung schwellen mit jedem Jahre mehr an. Wie in der Industrie die Dampfkraft und Fabrikarbeit an die Stelle der frühern Einzelwerkstatt und Einzelarbeit getreten ist und sich mehr und mehr in ihr das Princip der wohlfeilen und der Massenerzeugung geltend gemacht hat, um mit der überall emporgewachsenen Concurrenz Schritt halten zu können, so scheint auch die Arbeit und das Schaffen auf dem Gebiete der Belletristik von demselben Hauche angeweht zu sein, wir müssen hinzufügen: leider. Viele Schriftsteller, die allein auf ihre Feder angewiesen sind, sehen sich durch die traurigen Honorarverhältnisse in Deutschland, die oft wirklich zur Schmach werden, und durch die sich stets steigernden Lebensbedürfnisse gezwungen, mit Hast und ohne jene Ruhe und abgeklärte Beschaulichkeit der wahren Poesie und Kunst zu schaffen; andere huldigen ganz offen und aus Neigung und Berechnung der Massenerzeugung, um durch sie die Aufmerksamkeit auf sich hinzulenken, was ihnen durch keine ihrer einzelnen Arbeiten gelingen würde.

Den größten Nachtheil hat natürlich die Literatur selbst davon und jenes unheilvolle Princip richtet mehr und mehr das Schaffen selbst und die Literatur zu Grunde. Da es an Zeit und Ruhe fehlt zu echt künstlerischer Ausarbeitung, da die Arbeit von vornherein auf den Vorzug des Künstlerischen verzichten muß, so sucht sie auf andere Weise das Interesse für sich zu gewinnen. Die Motive werden verstärkt, die Erfolge übertrieben, die Effecte bis zum Aeußersten und oft bis zum Ungeheuerlichsten zugespitzt. Der Leser hat nicht mehr den ruhigen, beschaulichen Genuß der Kunst, es wird deshalb auf seine Phantasie gerechnet. Sie wird unaufhörlich angespannt, abgehetzt bis zur Ermattung. Die Phantasie läßt sich indeß eher erschöpfen als die wahre Kunst. Zwei wirkliche Kunstwerke interessiren uns, auch wenn sie denselben Gegenstand behandeln und dicht nebeneinanderstehen; die Phantasie verlangt stets nach Neuem, ihre Reizmittel müssen stets gesteigert werden, das Natürliche hört bald auf für sie zu wirken, es wird deshalb zu Unnatürlichem gegriffen, um den Leser in Spannung zu versetzen. So werden viele durch eigene Schuld, weil sie den rechten Weg einmal verlassen haben, durch die Folgen derselben immer weiter und weiter vom rechten Ziele abgelenkt, bis sie zuletzt zu ihrem eigenen Schrecken gewahr werden, daß die Umkehr ihnen nicht mehr möglich ist.

Der Geschmack des größten Theils des Publikums ist jetzt verbildet und verlangt absonderliche, stark gewürzte Nahrung. Viele deutsche Schriftsteller tragen einen Theil der Schuld an dieser Verbildung; der erste Anstoß, die erste Einwirkung ging indeß von Frankreich aus durch die Werke eines Eugène Sue, Alexandre Dumas u. a., die nur auf die Phantasie der Leser und die Spannung der Nerven berechnet sind, und dieser Theil der Schuld fällt auf die Buchhändler. Sie sind immer sofort zur Hand gewesen, die schlechtesten Erzeugnisse Frankreichs in Uebersetzungen auf den deutschen Büchermarkt zu bringen. Uebersetzungen hatten sie um einige Thaler wohlfeiler als deutsche Originalarbeiten, die sie freilich später auch nur allzu häufig auf den niedrigen Preis der Uebersetzungen herabgedrückt haben; ob der Geschmack des Publikums dabei zu Grunde ging, war ihnen gleichgültig, der Gewinn war allein maßgebend. Und so ist es nicht blos gewesen, so ist es noch. So wenig deutsches Nationalgefühl, um nicht zu sagen Ehrgefühl, besitzen viele, daß sie fortwährend und fast nur Uebersetzungen französischer und englischer Schauerwerke bringen, während Franzosen wie Engländer in ihren Uebersetzungen deutscher Werke mit Auswahl verfahren und nur das Bessere sich aneignen.

Doch wohin würden wir kommen, wenn wir diesen Gegenstand gründlich und offen darlegen wollten! Hier fehlt der Raum dazu, wir kommen später vielleicht einmal ausführlicher darauf zurück. Wir wollten hier nur zeigen, wodurch die Verbildung des Geschmacks hervorgerufen ist und welch üble Folgen sie auf die deutsche Literatur ausgeübt hat.

Der Leser wird vermuthen, daß die Bücher, welche uns zur Besprechung vorliegen und denen eine solche Einleitung vorausgeschickt ist, nicht zu den bessern gehören. Es ist so. Es sind vier Romane, welche vor uns liegen, und wir werden uns über alle möglichst kurz ergehen.

1. Der grüne Pelz. Roman von Philipp Galen. Vier Theile. Leipzig, Kollmann. 1863. 8. 6 Thlr.
2. Das Erbschloß. Roman von Hans von Eichenfels. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1863. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.
3. Ein weiblicher Arzt. Roman von Arthur Stahl. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1863. 8. 2 Thlr.
4. Wider die Natur. Roman von Rahel. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1863. 8. 3 Thlr.

„Der grüne Pelz“ von Philipp Galen (Nr. 1) ist ganz entschieden die beste der vier Arbeiten und wollen wir sogleich hinzufügen, daß wir auf sie die einleitenden Worte nicht in allen Fällen bezogen haben. Galen hat sich durch mehrere seiner frühern Romane, namentlich durch den „Irren von St.-James“, viele Freunde unter dem Romane lesenden Publikum erworben. Er besitzt auch in seiner ganzen Art und Weise der Anlage und Schreibweise nicht zu leugnende Vorzüge, nur sind diese von Jahr zu Jahr schwächer geworden, während seine Schwächen sich mehr hervorgedrängt haben. Immer noch besteht Galen's Stärke in der Ruhe der landschaftlichen Schilderung, allein er ist darin breiter und breiter geworden, ermüdet und wiederholt sich. Mit derselben Breite legt er seine Charaktere an und wenn sie auch

im allgemeinen gut gezeichnet sind, so können wir uns doch nicht immer mit der psychologischen Entwickelung einverstanden erklären. Galen's Handlung ist immer etwas spärlich. Wir würden ihm an und für sich keinen Vorwurf daraus machen, wenn diese Spärlichkeit nicht durch den Gegensatz der langen breiten Schilderungen und durch die Breite der Charaktere allzu schroff hervorträte. Fast der ganze erste Theil, also ein Viertel des ganzen Romans enthält Schilderungen und die eigentliche Einleitung, am Schlusse desselben befindet man sich noch durchaus nicht mitten in der Handlung.

Immerhin gehört dieser Roman unter der großen Menge der jährlich erscheinenden Romane zu den bessern. Und das eine müssen wir rühmend hervorheben, daß Galen's ganze Schreibweise eine anständige ist. Daß er sich fern hält von Trivialitäten und Gemeinheiten, die von vielen andern so gern und oft beliebt werden. Wir würden diesen Roman zur Lektüre nicht besonders empfehlen, allein noch weniger würden wir vor ihm warnen.

Warnen müssen wir dagegen vor dem zweiten Romane, der uns vorliegt: „Das Erbschloß", von Hans von Eichenfels. Dieses Erstlingswerk des Verfassers, wie es A. von Sternberg, der unbegreiflicherweise ein Vorwort dazu geschrieben hat und ziemlich davon eingenommen zu sein scheint, in demselben nennt, möchten wir am liebsten mit den wenigen Worten ganz abthun: schlecht geschrieben, traurig erfunden, voll von Abgeschmacktheiten und kindischen Anschauungen. Der Verfasser hat keine Ahnung davon, was zu einem Roman gehört. Er tischt uns in breiter, langweiliger, schlechter Schreibart die albernsten Spuk- und Gespenstergeschichten auf, er scheint fest daran zu glauben und gibt sich zu wiederholten malen ernstlich Mühe, die Möglichkeit und Wahrheit seiner Spuk- und Gespenstergeschichten beweisen zu wollen. Er bedient sich dazu Reflexionen, welche er vielleicht philosophisch nennt, und wagt sogar die uns noch unbekannten Naturkräfte als Beweis heranzuziehen. Die Geschichte spielt ungefähr 1806, vor und nach der Schlacht bei Jena. Der Verfasser ist bemüht gewesen, ihr einen historischen Hintergrund zu geben, dabei haben ihm indeß seine historischen Kenntnisse mehr als einen schlimmen Streich gespielt. Der Tugendbund, der bekanntlich 1808 in Königsberg von 10 Männern, meist Schülern des Professors Krause, gegründet wurde und aus den für Preußen durch den Tilsiter Frieden hervorgegangenen drückenden Verhältnissen entstanden war, existirt für den Verfasser schon vor der Schlacht bei Jena, ehe also noch die Veranlassung zu dem Bunde gegeben war. Doch genug über eine so durchaus unerquickliche Arbeit.

„Ein weiblicher Arzt", von Arthur Stahl (Nr. 3), ist besser geschrieben, aber breit und langweilig. Nirgends ein kühner frischer Gedanke, nirgends ein Hauch, der den wirklichen innern Beruf des Verfassers zum Schreiben und Dichten verriethe. Allein es kommen in diesem Romane doch nicht solche Abgeschmacktheiten wie in dem mit Gespenstern erfüllten „Erbschloß" vor; der Verfasser muthet seinen Lesern nicht zu, Ammengeschichten zu glauben.

Auch der Roman „Wider die Natur" von Rahel (Nr. 4) leidet an allzu großer Breite und Langweiligkeit, indeß begegnen wir in ihm einigen feinern Zügen, die wol interessiren. Die Verfasserin hält sich zu oft bei Kleinlichkeiten auf, die für den Roman selbst durchaus nicht nöthig sind und den Leser nicht interessiren, die überhaupt weiter keinen Zweck als den der Ausdehnung haben. Sowol dieser Roman wie „Ein weiblicher Arzt" von Stahl würden unbedingt gewinnen, wenn jeder von ihnen auf die Hälfte zusammengestrichen und zusammengedrängt würde. Doch sind auch in ihm, wie in dem von Stahl, Trivialitäten vermieden.

Die Kürze, mit der wir diese vier Romane besprochen haben, wird vielleicht auffallen. Hätten wir uns indeß darauf einlassen wollen, sie zu zergliedern und für das Schlechte und Verfehlte Beweise aus den Büchern selbst heranzuziehen, so wäre dieser Artikel ein endlos langer geworden, und was bleibt für gute Werke übrig, wenn man den schlechten so viel Raum, so viel Zeit und so viel Mühe widmet. 24.

Biographien aus der Reformationszeit.

(Beschluß aus Nr. 21.)

Nikolaus von Amsdorf, aus einer edeln meißnischen Familie stammend, war am 3. December 1483 geboren, also nur wenige Wochen jünger als Luther, dessen ergebenster Schüler und vertrautester Freund er werden sollte. Zum geistlichen Stande bestimmt, erhielt er seine Schulbildung in Leipzig und bezog 1502 die eben erst begründete Universität Wittenberg. Dieselbe hatte damals einen stark römischen Zuschnitt; alle ihre Einrichtungen verriethen den scholastischen Geist. In der philosophischen Facultät wurde nur die Aristotelische Methode gelehrt. Die dortige Scholastik gefiel sich unter anderm in dem Satze, daß das am ersten Tage geschaffene Licht die Theologie sei. Unter der Leitung seines Verwandten Staupitz machte Amsdorf seine Studien. In evangelischer Bildung können wir diesen Einfluß nicht hoch anschlagen; Staupitz, obschon von Herzen der Scholastik entfremdet, trat sehr leise auf und war in seiner kirchlichen und hierarchischen Gesinnung durchaus conservativ. So wurde denn auch Amsdorf zu einem guten römischen Christen und Theologen in Wittenberg erzogen. Ein heller, klarer Kopf durchlief er rasch die akademischen Grade: 1511 wird er Doctor und Licentiat der Theologie und schon 1513 bekleidet er das Rectoramt an der Akademie. Seine geistige Verwandtschaft führte ihn früh mit Luther zusammen, der bekanntlich 1508 nach Wittenberg kam. Seit 1516 gehörte er zu des letztern „befreundeter Genossenschaft". Als Luther 1517 den Thesenstreit begann, war Amsdorf der erste, der sich zu ihm stellte. Im Jahre 1521 begleitete er den Freund nach Worms; er war der einzige, der um Luther's Aufenthalt in der Wartburg wußte. Der Feder im hohen Grade mächtig, diente er der Reformation durch eine Menge von Streit- und Flugschriften. Auch gestattete ihm Luther wesentlichen Antheil an seinem Werke der Bibelübersetzung.

Im Jahre 1524 wurde Amsdorf auf Luther's Empfehlung als Superintendent und Pastor zu St.-Ulrich nach Magdeburg berufen. Die Biographie hat eine interessante Episode über die Kämpfe, unter denen sich in Magdeburg die neue Lehre Eingang und Geltung verschaffte. Amsdorf's Thätigkeit in Magdeburg selbst richtete sich vorzugsweise gegen die Sektirer unter Cycloff und dem Wiedertäufer Hoffmann, andererseits gegen die widerstrebende, katholisirende Domgeistlichkeit. Gegen die erstern führte er einen Federkrieg, dessen Maßlosigkeit Pressel zu entschuldigen sucht: „Läßt sich auch nicht leugnen, daß Amsdorf in dieser Polemik nicht immer das rechte Maß hielt, so darf andererseits nicht vergessen werden, mit welchen Gegnern er es zu thun hatte, Gegnern, auf welche er wol das Sprichwort anwenden durfte, «Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil»." Aber auch nach außen hin entwickelte der magdeburgische Superintendent eine umfassende Thätigkeit; mit Bugenhagen führte er 1529 die Reformation in Goslar ein; 1534 wurde er zu gleichem Zweck von dem Herzog Philipp von Grubenhagen nach Eimbeck berufen, vor allem aber blieb er in unmittelbarer, thätiger Verbindung mit Luther. Sein Einfluß auf diesen war ein bedeutender. Er vermochte mehr auf jenen als irgendein anderer. Die schroffe Haltung Luther's in der Abendmahlslehre ist vorzugsweise auf Amsdorf's Einfluß zurückzuführen, und in dem gleichen Sinne berieth er den Freund bei allen Verhandlungen. Amsdorf ist gegen jede Verhandlung mit der römischen Kirche, weil diese nur zu Concessionen führe; er ist aber gegen jede Concession, weil man dem Reiche des Antichrists gibt, so viel man dem Reiche Gottes nimmt. Nach

einer siebzehnjährigen Wirksamkeit in Magdeburg, am 20. Januar 1542, wurde Amsdorf von dem Kurfürsten, der den gewählten Candidaten des Kapitels, Julius Pflug, verwarf, obschon er dazu nicht das mindeste Recht besaß, zum Bischof von Naumburg-Zeitz ernannt. Die Bürde des bischöflichen Amtes war für ihn ungleich größer als seine Würde. Der Widerspruch des Adels, der zu Pflug hing, erhob sich energisch gegen ihn, und dazu kam ein gespanntes und drückendes Verhältniß zu dem Stiftshauptmann Grentz, den der Kurfürst schließlich absetzen mußte, ärgerliche Zerwürfnisse endlich mit dem in der Gemeinde in großem Ansehen stehenden Stadtpfarrer Medler. Diese Verhältnisse regten Amsdorf vielfach auf. Er gehörte zu den Naturen, welche sich im Misgeschick nicht erweichen, sondern stählen; die Erfahrungen, welche er am Stift Naumburg machte, verbitterten ihn und nährten den Hang zum Mistrauen, den er schon zuvor hatte. Seine Weltanschauung umdüsterte sich mehr und mehr, alle Nachgiebigkeit gegen Zwinglianer und Papisten ward ihm sofort zum Abfall von der Wahrheit, zur Verleugnung Christi; insbesondere hegte er tiefen Argwohn gegen Melanchthon und dessen Schule. Seine Heftigkeit nahm nach Luther's Tode noch wesentlich zu; mit atrocer Zähigkeit hat er jeden Zoll lutherischer Erde bis zum letzten Athemzuge vertheidigt und verfochten, ohne sich zu scheuen, in diesem Berufe das Leiden auf sich zu nehmen.

Nach der Schlacht bei Mühlberg mußte Amsdorf als „Exul Christi", wie er sich selbst nennt, aus seinem Stifte flüchten, von welchem Pflug im Namen des Kaisers Besitz ergriff. Nach kurzem Aufenthalt in Weimar wandte sich Amsdorf nach Magdeburg, nach der Freistätte des evangelischen Glaubens, der „Gotteskanzlei". Mit scharfer Feder ging er von hier aus dem augsburger Interim zu Leibe und sodann dem leipziger Interim. Klar stand ihm vor Augen, wie furchtbar sich jede Nachgiebigkeit und Abweichung vom Wege des Rechts und der Wahrheit rächen mußte. Selbst ein Mann von eiserner Consequenz, fürchtete er nichts mehr als die Consequenz der Unwahrheit und Heuchelei. Kein Wunder, daß ihn die unstete und schwankende Haltung, welche die Wittenberger im ersten Schrecken dem Interim gegenüber eingenommen hatten, tief verletzte und erbitterte. Die dogmatischen Formulirungen des leipziger Interims waren Melanchthon's Werk; auf ihn wälzte Amsdorf die Schuld des ganzen durch das Interim hervorgerufenen Aergernisses. Als dann Magdeburg von dem Kurfürsten Moritz belagert wurde, war Amsdorf in der Stadt der eigentliche Leiter des Kampfes. Kaum hatte die Stadt am 3. November 1551 capitulirt, als Amsdorf mit aller Hitze der Rechthaberei den Streit über die Adiaphora oder Mitteldinge aufnahm. Der Streit heftete sich eben unausgesetzt an seine Fersen. Von den Söhnen des gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich war er nach Eisenach zu der einflußreichen Stelle eines Oberkirchenraths berufen worden. Aber auch hier konnte er nicht schweigen. Zunächst gab ihm die Leichenrede der Wittenberger und Leipziger auf den bei Sievershausen gefallenen Kurfürsten Moritz Anlaß zur Fehde; jene hätten den zweideutigen Fürsten an seinem Grabe mit übermäßigem Lobe bedeckt. An diese Polemik reihte sich der Streit mit Georg Major, einem Freunde Melanchthon's, der zu den Schweizern hinneigte. Ein ernstes Gefecht entspann sich sodann zwischen ihm und dem leipziger Professor Pfeffinger, der die Theorie des leipziger Interims „Gott wirkt nicht also mit dem Menschen als mit einem Blocke, sondern zieht ihn also, daß sein Wille auch mitwirkt". Es ist dies der vielbesprochene synergistische Streit. In ihm wie in dem majoristischen zeigt sich Amsdorf als der Mann der eisernen Consequenz, der nicht nur aus den Behauptungen seiner Gegner die letzten nur möglichen Folgerungen zieht, sondern auch vor keiner Consequenz seines eigenen Systems zurückschreckt, weder vor der Prädestination noch vor der Erbsünde; ein Feind aller Speculation, ein lutherischer Scholastiker, der mit seiner Theorie längst abgeschlossen hat und im lutherischen Lehrgebäude das Ende der Theologie erblickt.

Die Details der Händel erzählt Pressel mit minutiöser Breite; die Dinge lesen sich unerquicklich genug, größere Kürze gerade in dieser sattsam unerfreulichen Partie wäre unsers Bedünkens am Orte gewesen. Uns will es überhaupt scheinen, als beurtheile Pressel Amsdorf durchweg zu günstig; ihm hat offenbar der Mann imponirt, der, bis zum Tode unter den Waffen, das System des orthodoxesten Lutherthums mit der starrsten Hartnäckigkeit verfocht. Ein geschlossener, muthvoller, glaubenstreuer Charakter war Amsdorf sonder Frage, aber wenn Pressel, nachdem er den am 14. Mai 1565 erfolgten Tod des einundachtzigjährigen Greises erzählt hat, am Schluß des Lebensbildes die Hauptzüge noch einmal zusammenstellt, so halten wir das entworfene Gemälde zwar für ausdrucksvoll, zugleich aber auch für parteiisch, für allzu günstig: „Das starre Lutherthum hat sich in keiner Persönlichkeit schärfer ausgeprägt, als in der Amsdorf's, nicht einmal in Luther's eigener Person, denn Luther ist mehr als sein System, Amsdorf geht in Luther's System auf; darum steht er dem lebendigen Luther je und je gegenüber mit aufgehobenem Finger, um den freiwaltenden Geist in die Schranken des Systems zu weisen; darum steht er über Luther's Grab ein unerschrockener Kämpe und unermüdeter Wächter, die Fahne zu schwingen, welche den Händen des Führers entsunken ist. Luther's Schriften sind ihm der authentische Commentar des Gotteswortes; wie dieses, so sollen auch jene vor aller Fälschung bewahrt werden. Der greise Amsdorf hat vom Tode Luther's an das Gefühl, daß er sich selbst überlebt hat; er versteht die Neuzeit nicht mehr und achtet es auch der Mühe nicht werth, sie verstehen zu lernen; allenthalben sieht er nur Zeichen des nahenden Gerichtstags; es gilt nur noch die Ueberreste der alten guten Zeit zu retten vor dem kommenden Untergang. Darum hat er nie daran gedacht, eine Partei um sich zu scharen oder eine Schule zu gründen; er geht seinen Weg für sich und steht nicht an, auch den treuesten Genossen die Freundschaft aufzukündigen, wo sie ihm in diesem oder jenem Stück zu viel oder zu wenig thun. Sein Charakter ist schroff, nichts weniger als liebenswürdig, aber edel wie gereinigtes Gold; selbst seine erbittertsten Feinde vermögen ihm nicht eine Schlacke anzuhängen" u. s. w.

Erscheint Amsdorf als der treueste und zäheste Paladin Luther's, so läßt sich die nämliche unerschütterliche und feste Anhänglichkeit an Melanchthon und an dessen Grundsätze Paul Eber nachrühmen. Die Einleitung, mit welcher Pressel dessen Biographie beginnt, ist sehr hübsch: „In der Pfarrkirche zu Wittenberg, unfern dem Altar, hing lange Zeit ein noch jetzt erhaltenes Gemälde von der Meisterhand eines Lukas Cranach, den Weinberg Christi darstellend. Es besteht aus zwei Abtheilungen; auf der Seite, die dem Beschauer zur Linken ist, sind die Papisten abgebildet; jämmerlich verwüsten sie den Weinberg, reißen die Weinstöcke aus, durchbrechen den Zaun und verschütten die Brunnen. Auf der andern Seite erblickt man die Reformatoren und ihre Gehülfen in voller Thätigkeit und erkennt zum Theil ihre wohlgetroffenen Bildnisse. Luther führt die Hacke, räumt das Unkraut weg und lockert die Weinstöcke; Melanchthon schöpft mit Johannes Förster Wasser aus dem Brunnen, Bugenhagen und Cruciger stoßen die Pfähle ein, ein anderer bindet die Reben an die Pfähle; noch ein anderer schneidet die Trauben ab und der letzte trägt sie in einem Korbe zum Kelter. Während aus der weit geöffneten Pforte links der Papst mit seinem Hofstaat von Cardinälen, Bischöfen und Aebten stolzen Schritts einherzieht, den verdienten Groschen zu heischen, kniet links vor der Thür des Weinbergs ein Mann mit seiner Familie, demüthig um Einlaß bittend. Der Familienvater ist ein kleines, gar schwaches Männchen, höckerig und unansehnlich, aber aus seinen Augen leuchtet der Geist des Meisters, der, was schwach ist vor der Welt, sich erwählt hat, daß er zu Schanden mache, was stark ist. Wir stehen vor dem Bilde Paul Eber's" u. s. w.

Zu Kitzingen in Franken wurde der Sohn eines wenig bemittelten Schneiders, Paul Eber, am 8. November 1511

geboren. Auf der Schule seiner Vaterstadt zeichnete er sich durch Geschmeidigkeit seines Gedächtnisses, durch Wachsamkeit seines Verstandes und durch Eifer seines Lerntriebes so sehr aus, daß der Vater den kaum zwölfjährigen Knaben nach der höhern Schule in Ansbach bringt. Krankheit hinderte dort seine Studien. Ein Fall vom Pferde, den er den Aeltern hatte verhehlen wollen, hemmte für immer die körperliche Entwickelung Paul's; für sein ganzes Leben behielt er infolge jenes Sturzes eine kleine höckerige und unschöne Gestalt. Im Jahre 1525 wurde er nach Nürnberg in die neu eingerichtete Lorenzerschule geschickt, wo sich Camerarius seiner besonders annahm. Auf Fürsprache eines nürnberger Rathsherrn bewilligte ihm der litzinger Magistrat und auch der Markgraf von Brandenburg ein Stipendium; um Ostern 1532 bezog er die wittenberger Universität. Die Hochschule stand eben in ihrer höchsten Blüte. Wenige mochten zu den Füßen der dortigen großen Meister sitzen, die an Geist und Herz reicher ausgestattet gewesen und gründlichere Vorkenntnisse zum akademischen Studium mitgebracht hätten, als der zwanzigjährige Eber. Er sieht hoch zu Luther hinauf, aber er fühlt sich mit aller Wärme jugendlicher Freundschaft zu Melanchthon hingezogen. An diesen war er durch seinen Lehrer Camerarius besonders empfohlen, und Melanchthon nahm sich des geistverwandten Jünglings mit der treuesten Hingebung an, ihn mit Rath und That unterstützend. Das Verhältniß von Lehrer und Schüler ging bald in einen Freundschaftsbund über, der bis zum Tode, ja über das Grab hin standhielt.

Nach vier Studienjahren wurde Eber 1536 zum Magister der Philosophie promovirt; er wurde, wie wir es jetzt nennen würden, Privatdocent an der Universität Wittenberg. Nur war die Stellung jener Docenten nicht die selbständige und unabhängige, wie sie es jetzt geworden ist. Damals waren sie nicht die Concurrenten, sondern die Repetitoren und Stellvertreter der ordentlichen Professoren. Unser angehender Docent behandelte der Reihe nach fast alle philosophischen Disciplinen, von Melanchthon dabei geleitet. Eber besaß ein großes Lehrtalent, seltene Klarheit und Gründlichkeit im Vortrage, und daneben aufopfernde Hingebung an seine Schüler. Während sein Ansehen an der Universität von Jahr zu Jahr stieg, wuchs auch immer mehr die Vertraulichkeit zwischen Melanchthon und ihm. Philippus goß in den Schos seines Freundes alle seine Sorgen und Geheimnisse. Aber eben diese Freundschaft mit Melanchthon ließ Eber lange in Wittenberg auf eine definitive Anstellung mit fester Besoldung warten; ein eifersüchtiges und empfindliches Parteiwesen drückte den treuen Anhänger Melanchthon's. „Es menschelte auch zu Wittenberg.“ Erst 1541 erhielt er eine außerordentliche Professur, eine Verbesserung seiner äußern Lage, die ihn bestimmte, einen eigenen Hausstand zu gründen und sich zu verheirathen. Eben die Begründung des eigenen Hausstandes ermöglichte ihm, seinen Einfluß auf die studirende Jugend noch auszudehnen, indem er von nun an Kostschüler aufnahm, allerdings ein wenig lucratives Geschäft, da um 1545 ein Student für Tisch, Wohnung und Privatunterricht jährlich nicht mehr als 38 Gulden bezahlte.

Im Frühjahr 1544 wurde Eber endlich als ordentlicher Professor der lateinischen Grammatik in den akademischen Senat aufgenommen; 1550 war er Dekan der philosophischen Facultät und 1551 Rector der Universität. Im Jahre 1557 that er den entscheidenden Schritt, in die theologische Facultät überzutreten, und ein Jahr später wurde er zum Stadtpfarrer von Wittenberg und Generalsuperintendenten des Kurfürstenthums gewählt. Pressel charakterisirt in besondern Abschnitten sowol die Art seiner Predigten, als die seiner akademischen Vorlesungen. Gleichzeitig war er schriftstellerisch thätig. Er schrieb einen „Abriß der Geschichte des jüdischen Volks seit der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft bis zur letzten Zerstörung Jerusalems“, sodann einen historischen Kalender, in welchem er zuerst den Gedanken ausführte, bei jedem Tage des Jahres die an demselben vorgefallenen merkwürdigsten Ereignisse zusammenzustellen, was nachher bis auf unsere Tage hin vielfach Nachahmung gefunden hat. Endlich veröffentlichte er als sein Hauptwerk eine lateinisch-deutsche Bibel, in welcher er, meist nach Luther's Vorgang, dessen deutsche Uebersetzung auch vorgedruckt ist, die Vulgata von Grund aus verbesserte. In die endlosen, immer wieder neu auftauchenden Lehrstreitigkeiten, welche nach Luther's und dann im erhöhten Grade nach Melanchthon's Tode die evangelische Kirche verwirrten, wurde Eber vielfach verwickelt, sehr wider seinen Willen und gegen seine Neigung. Wegen seiner milden, versöhnlichen Gesinnung wurde er vielfach des Wankelmuths beschuldigt, namentlich traf seinen vermittelnden Standpunkt in der Abendmahlsfrage der herbste Tadel der extremen Parteien. Die ersehnte Ruhe fand er erst im Tode; der müde Streiter wurde am 10. December 1569 abgerufen: „Die zweite Generation, die der Reformatorenschüler, wurde in Wittenberg mit Eber zu Grabe getragen. In ihm hatte Luther's Frömmigkeit und Unterwerfung unter die Schrift, aber auch Melanchthon's Gelehrsamkeit und Friedensliebe sich fortgeerbt, wie er sich bis auf das Aeußere als den dankbaren Schüler beider Meister bekundet, in seinem lateinischen Stil Melanchthon, im deutschen Luther nahe kommend. Er gehörte nicht zu den schöpferischen, aber zu den verarbeitenden Talenten; sein Einfluß auf die Kirche ist größer gewesen als der auf die Wissenschaft. Ein Paulus hat er gegen die Schriftgelehrten seiner Tage das Glaubensschwert geführt, ein Johannes hat er den Glaubensspaltern zugerufen, nur wo Liebe ist, da ist Wahrheit.“

Martin Chemnitz stammte aus dem altwendischen adelichen Geschlecht der Kemnitze. Ein verarmter Zweig der Familie hatte sich aus Hinterpommern, wo er ursprünglich ansässig, nach der Pritzwalk entfernt; der Vater des am 9. November 1522 zu Treuenbrietzen geborenen Martin Chemnitz betrieb dort das Geschäft eines Tuchmachers. Armuth und viele Hindernisse, die sich seinem Streben entgegenstellten, hat Martin zu überwinden gehabt, aber Armuth, Hunger und Misgeschick haben seinen Muth nicht gelähmt, sondern gestärkt. Ohne regelmäßigen und geordneten Unterricht, hat er den Mangel durch eiserne Privatstudien ersetzt. Vom Schicksal vielfach durch die Welt umhergeschleudert, mit Constellationen und Nativitätstellerei beschäftigt, sollte ihm dieser Aberglaube die Mittel liefern, zum Glauben durchzudringen und in der evangelischen Kirche eine Stelle sich zu erobern, daß er jetzt mit Dank und Anerkennung ihren Vätern und Begründern beigesellt wird. Er selbst hat das Fragment einer Autobiographie geschrieben; dieselbe beschäftigt sich leider nur mit der ersten Hälfte seines Lebens.

Bis zum vierzehnten Jahre besuchte er die Schule seiner Vaterstadt. Auf Anrathen des Präceptors, der dem „Ingenium“ des Knaben forthelfen wollte, sandte die Mutter ihren Liebling nach Wittenberg zu einem Seitenverwandten in das Haus: „Daselbst war ich etwa ein halb Jahr, aber ohne sonderliche Frucht, allein daß ich Lust hatte, die fürtrefflichen Leute zu sehen und Lutherum in der Predigt zu hören.“ Der Aufenthalt in Wittenberg kostete Geld, und da der ältere Bruder „hart und unwillig war: er sollte arbeiten, und ich sollte zehren“, wurde Martin wieder nach Treuenbrietzen zurückgerufen, um ein Handwerk zu lernen. „Aber da hatte ich keine Lust zu, machte auch nichts Guts.“ Der zufällige Besuch eines Schöppenschreibers aus Magdeburg in Treuenbrietzen, an den der Knabe einen lateinischen Brief richtete, verschaffte ihm eine Unterstützung, die es ihm ermöglichte von 1539—42 in Magdeburg die Schule zu besuchen. Den Besuch der Universität mußte er aufgeben; die Aeltern konnten die Mittel nicht erschwingen. So nahm er eine Lehrerstelle bei der Schule zu Calbe an, und mußte noch froh sein, daß er diese erhielt. Bis Ostern 1543 blieb er dort, mit brennendem Eifer das Studium der griechischen Grammatik betreibend. Von den Ersparnissen des Gehalts ging er um die angegebene Zeit nach Frankfurt a. O., wo Sabinus, ein entfernter Verwandter von ihm, Professor an der dortigen Universität war. Da aber bald „das Geldchen verzehrt war“, mußte er wieder zu Wriezen a. O. anderthalb Jahre schulmeistern. Mit den abermals „colligireten“ Ersparnissen zog er 1545 nach Wittenberg,

sich bei Melanchthon mit der Uebersetzung einer Demosthenischen Rede einführend. Auf des letztern Rath wandte er sich dem Studium der Mathematik zu: „Ich hörte damals auch Luthern, in Predigten, Vorlesungen und Disputationen, weil aber mein Sinn damals auf anderes gerichtet war, hörte ich ihn nicht mit der gebührenden Aufmerksamkeit."

Als nach der Schlacht bei Mühlberg die Vorlesungen in Wittenberg ausgesetzt werden mußten, begab sich Chemnitz nach Königsberg, wohin inzwischen Sabinus gekommen war. Derselbe verschaffte ihm 1548 die Schule im Kneiphof: „In demselben Jahre wollte man in der Universität Königsberg die erste promotionem magistrorum halten, und das sollte ein Ansehen haben. Derhalben ward durch Sabinum mit mir gehandelt, daß ich der Universität zu Ehren mit zwei andern promoviren wollte. Also bin ich zum Magister promoviret den 27. September 1548, und der Herzog in Preußen hat alle Unkosten gestanden." Dem Herzog empfahl er sich nicht blos durch diese Promotion, sondern zugleich mehr durch seine „Kalender und Practicam", durch seine „Obligationes", astrologischen Schriften. „Außer Gott hatte ich meinen einzigen Schutzpatron in meiner Astrologie, deren sich der Herzog nicht entrathen wollte." Des Herzogs Gunst trug ihm 1550 die Stelle als Bibliothekar an der Schloßbibliothek ein. Da hatte er, was er längst gewünscht, die reichsten Hülfsmittel, die besten Bücher zum Studiren: „Doch verachtete ich immer die arabischen Schnurren und andere allzu abergläubischen Gebräuche und hielt mich davon ferne." Von den akademischen Vorlesungen hörte er medicinische und juristische. Seine Stellung war eine sehr behagliche: „Vom Herzogen hatte ich Tisch, Wohnung, Holz, Licht, Kleidung und eines Famuli Unterhaltung; beim Herrn Burggrafen, auf dessen Kinder ich Aufsehen hatte, war mein Tisch herrlich" u. s. w.; dennoch verließ er die Stellung. Er hatte die Schriften der Reformatoren zu studiren begonnen, ein mächtiger Drang zog ihn nach Wittenberg, und da die Streitigkeiten Osiander's ihn mit lebhaftem Unwillen erfüllten, verließ er Königsberg mit einem Stipendium des Herzogs von 200 Thalern „sine obligatione, allein daß ich jährliche Revolutiones S. F. G. stellen sollte". Unterwegs trugen ihm die „Revolutiones" gleichfalls ansehnliche Gaben ein: „Es war an den Höfen köstlich Ding mit meiner Sternguckerei."

In Wittenberg, wo Chemnitz Ostern 1553 eintraf, studirte er unter Melanchthon Theologie. Im December 1554 wurde er als Coadjutor nach Braunschweig berufen. Hier an der Seite des würdigen Superintendenten Joachim Möslin entwickelte er eine überaus reiche und gesegnete Thätigkeit im Dienst des Wortes Gottes. Seine Predigten verschafften ihm einen Ruf, der weit über Braunschweig hinausdrang, und Gleiches galt von seinen schriftstellerischen Arbeiten. Von den Predigten sagt Pressel, sie seien ein „köstlicher Schatz, ein bleibendes Vorbild von der so seltenen Verbindung echter Gelehrsamkeit und Gründlichkeit mit volksthümlicher Einfalt und ungekünstelter Herzlichkeit. Die Predigten wenden sich mehr an den Verstand als an das Gefühl der Zuhörer, dringen aber vor allen Dingen auf das Gewissen." Von seinen Schriften sind es vorzugsweise zwei, welche ihm den Ruf als einen der gelehrtesten Theologen der evangelischen Kirche eintrugen, die 1562 erschienene Schrift über die Jesuiten: „Theologiae Jesuitarum praecipua capita", und das classische, noch bis auf den heutigen Tag unübertroffene Buch: „Prüfung der Kirchenversammlung zu Trient", von welchem 1566 der erste Band ausgegeben wurde. Verlockende Anerbietungen, glänzende Anträge nach auswärts waren die Folge des gewonnenen schriftstellerischen Ruhmes, Chemnitz aber mochte sich nicht von Braunschweig trennen. Dagegen verstand er sich dazu, der Einladung des Herzogs Albrecht von Preußen zu folgen, der ihn und seinen Amtsbruder Möslin nach Königsberg kommen ließ, um auf ein Vierteljahr an beiden Männern eine Unterstützung in Anordnung seines Kirchenwesens zu haben. Der Herzog gab sich alle Mühe, die beiden Männer, welche ihm das Corpus doctrinae Prutenicum zu Stande gebracht hatten, zum Bleiben zu bewegen; nach langen und wiederholten Verhandlungen kam ein Arrangement dahin zu Stande, daß Möslin in die Dienste des Herzogs trat, während Chemnitz an seiner Stelle Superintendent in Braunschweig wurde. Als solcher hatte er noch Gelegenheit, die Reformation in dem Fürstenthum Braunschweig-Wolfenbüttel durchzuführen, als 1568 Herzog Heinrich der Jüngere gestorben war, ein entschiedener Gegner des protestantischen Glaubens. An der Concordienformel endlich war er einer der thätigsten Mitarbeiter, hier allerdings wie bei andern dogmatischen Streitigkeiten, von denen er nicht unberührt bleiben konnte, mehr zu der lutherischen Orthodoxie hinneigend, als die mildern Anschauungen seines einstigen Lehrers Melanchthon vertretend.

Chemnitz starb den 8. April 1586. Pressel schließt sein Lebensbild mit den Worten: „Chemnitz war kein reformatorischer Geist; hierzu fehlte ihm die Originalität, die Poesie und die lebendige, auch wissenschaftlich fruchtbare Glaubensanschauung eines Luther; aber er ist der erste und bedeutendste Theolog, der aus der deutschen Reformation hervorging. An umfassender gründlicher Gelehrsamkeit sind ihm nur wenige gleichgekommen. Bei einer tiefen Kenntniß der biblischen Sprachen und der classischen Literaturen besaß er eine für die damalige Zeit fast einzige Belesenheit in ältern theologischen Schriften, eine seltene Tiefe im Forschen, eine ungemeine Klarheit der Darstellung, Reife des Urtheils, Ordnung im Vortrag und eine Sanftmuth und Bescheidenheit im Streite gegen Andersdenkende, besonders gegen die Katholiken, die ihm die Hochachtung aller Zeiten sichert. Während seine Form überall an den Schüler Melanchthon's erinnert, steht er in der Sache allenthalben für Luther's Lehre mit der treuesten Anhänglichkeit ein. Die Reinheit und Selbstlosigkeit seines von allem pfäffischen Wesen freien Eifers, verbunden mit Weisheit und maßhaltender Klugheit und getragen von einer ernsten und tüchtigen Gesinnung, machten auf jeden den Eindruck, daß es ihm rein um die Sache, nicht um eigene Lieblingsgedanken oder um einen gesetzlichen Rigorismus zu thun sei, der so oft nur Scheinfrüchte erzielt."

Der letzte in der Sammlung ist David Kochhoff, genannt Chyträus, ein Mann von einer außerordentlichen Arbeitskraft und einer unermüdlichen Thätigkeit. Mit einer ausgezeichneten Lehrbegabung und praktischen Tüchtigkeit auf kirchenregimentlichem Gebiete verband er eine unausgesetzte literarische Thätigkeit: ein Polyhistor, keinem Gebiete des damaligen Wissens fremd. Am 26. Februar 1530 zu Ingelfingen geboren, der Sohn eines armen, mit Kindern reich gesegneten Pfarrers, erhielt das Kind seinen ersten Unterricht auf der Stadtschule zu Gemmingen. Er gedenkt noch später mit großem Lobe der trefflichen Einrichtung, die dort geherrscht; von den 24 Stunden des Tags sollten 8 den Studien, ebenso viel körperlichen Uebungen und Spielen, und der Rest der Ruhe und dem Schlafe gewidmet werden. Erst neun Jahre alt, kam er in das zur Universität Tübingen gehörige Pädagogium und zwar als herzoglicher Stipendiarius. Die Anstalt leistete viel und es herrschte in ihr eine strenge Zucht. In der Hausordnung wurden die Stipendiaten ermahnt, nicht zu vergessen, daß sie von Almosen lebten. Morgens nach dem Aufstehen, im Sommer um 4, im Winter um 5 Uhr, soll gemeinschaftlich und im Andenken an den Genuß so vieler Wohlthaten besonders für den Herzog gebetet, mittags über Tisch in der Bibel, abends in einem historischen Buch gelesen, nach Tisch spazieren gegangen oder ein anständiges Spiel vorgenommen werden. Sommers 8, Winters 7 Uhr abends muß jeder zu Hause sein; wer ausblieb oder zu spät kam, wurde mit Entziehung des Weins bestraft. Auf verbotene Theilnahme an Tänzen und Volltrinken war Carcerstrafe gesetzt. Jüngern durfte man laut der Statuten auch die Ruthe geben. Jeder Aufgenommene mußte sich mit seinen Aeltern und Verwandten verpflichten, allein in der Heiligen Schrift, d. h. Theologie zu studiren und in keiner fremden Herrschaft Dienst sich zu begeben, wenn der Herzog ihn brauchen wollte.

Chyträus machte auf der Anstalt so reißende Fortschritte,

daß die Universität ihn 1544 zum Magister promovirte; was Heidelberg dem funfzehnjährigen Melanchthon verweigert hatte, ward von Tübingen dem vierzehnjährigen Chyträus aus freien Stücken angeboten! Der neuernannte Magister ergriff den Wanderstab, um sich in Wittenberg weiter auszubilden. Melanchthon staunte über den schüchternen Ankömmling und fragte: „Wie, du bist schon Magister?" Als dieser mit Bescheidenheit antwortete, daß ihn seine tübinger Lehrer mit diesem Titel geehrt hätten, wenn er gleich nicht wüßte, ob er ihren Erwartungen zu entsprechen vermöchte, fragte ihn Philipp, ob er schon Griechisch studirt habe, und hielt ihm auf seine bejahende Antwort den eben auf dem Tische liegenden Thucydides vor, damit er ihm einen Abschnitt in das Lateinische übersetze und erkläre. Als Chyträus die ihm gestellte Aufgabe mit gutem Erfolg löste, ward Melanchthon hoch erfreut und entließ den Studenten mit den Worten: „Du bist mit Recht ein Magister und sollst mir so theuer als ein Sohn sein!" In der Folge nahm er David nicht nur an seinen Tisch, sondern auch ganz in sein Haus auf, nannte ihn „seinen David", und während der sechs Jahre, in denen Chyträus im Hause seines Lehrers weilte, ward ihm dieser ein immer innigerer und vertrauterer Freund.

Im Jahre 1548 begann Chyträus selbst sein akademisches Lehramt, indem er über Rhetorik, Astronomie und über die Loci Melanchthon's Privatvorlesungen hielt. Im Jahre 1550 machte er eine Reise nach Italien, über welche jedoch nähere Nachrichten fehlen. Im April 1551 treffen wir ihn als ordentlichen Professor an der Universität Rostock. Die letztere gewann an Chyträus einen Docenten, welchem sie ihre sich rasch entwickelnde Blüte vorzugsweise zu danken hatte und der mehrere Decennien hindurch alle ihre Verhältnisse mit seinem Geist und Leben erfüllte. Der erst im einundzwanzigsten Lebensjahre stehende Mann erschien noch zu jung, als daß ihm gleich eine theologische Professur hätte übertragen werden können; sein nächster Beruf war in der philosophischen Facultät. Erst 1553 begann er den Cyklus seiner theologischen Vorlesungen, und wandte sich seitdem immer ausschließlicher dem Lehrgebiet der Theologie zu. Gleich in die erste Zeit seiner akademischen Thätigkeit fiel die Herausgabe seiner Commentare zum Evangelium des Matthäus, zur Genesis und Exodus: Arbeiten, die ein so großes Aufsehen erregten, daß ihrem Verfasser wiederholt die ehrenvollsten Berufungen nach Augsburg, Kopenhagen, Heidelberg, Strasburg und andern Orten wurden, die er aber sämmtlich ablehnte. Er blieb für sein ganzes Leben Rostock erhalten. Wie die Theologen in jener Zeit oft, wurde auch Chyträus von Staatsbehörden zu Reisen, Gutachten u. s. w. häufig gebraucht. Die bedeutendste derartige Reise unternahm er 1569 nach Oesterreich, um für die Protestanten des Herzogthums eine Agende abzufassen und die Kirchenordnung einrichten zu helfen. Auch an der Concordienformel war er eifrig betheiligt, obschon seinem kranken und gebrechlichen Körper die bei diesen Arbeiten und Verhandlungen unvermeidlichen Aufregungen und Anstrengungen überaus sauer fielen. Die letzten 15 Jahre seines Lebens verließen ihn fast nie Krankheit und Schmerz. Eine große Zahl geschichtlicher Werke fällt in die Zeit seiner Krankheit; er litt am Stein und Podagra. Mit scharfem Blick auf die Mannichfaltigkeit der geschichtlichen Verhältnisse verstand er in umfassender Weise den historischen Stoff zu sammeln und mit klarem und nüchternem Urtheile zu sichten. Dafür ist sein großes, durch reiches Quellenmaterial und gediegenes Urtheil so hervorragendes Werk, das „Chronicon Saxoniae", ein unzweideutiges Zeugniß. Als Kirchenmann zeigte sich Chyträus in vielfacher Hinsicht als ehemaligen Schüler und Tischgenossen Philipp's; seine ganze formelle Bildung ruhte auf Melanchthon'scher Grundlage; er theilte dessen Friedliebe, Mäßigung und Besonnenheit; wie diesen hielt ihn eine schüchterne Scheu von der Kanzel fern, während er doch gleich jenem tief in alle kirchlichen Fragen seiner Zeit verstrickt war. Trotz dieser Berührungspunkte gingen beide Männer doch in ihren dogmatischen Anschauungen weit auseinander. Chyträus, der ohne ein fertiges dogmatisches System nach Rostock gekommen war, wurde dort frühzeitig von strengen Lutheranern beeinflußt, und seiner mehr historisch-conservativen als speculativ-schaffenden Begabung mußte das in sich abgeschlossene und abgerundete Lutherthum vor allem zusagen. In seinem öffentlichen Auftreten sehen wir ihn daher überall den Standpunkt lutherischer Rechtgläubigkeit einhalten, und bei aller Verehrung für Melanchthon's Person von dessen specifischer Lehrauffassung sich immer weiter entfernen. Es war eben der Einfluß von Chyträus, welcher der rostocker theologischen Facultät einen streng lutherischen Charakter aufdrückte. Er starb den 25. Juni 1600.

Thaddäus Lau.

Die Pflanzen in der Sagenwelt.

Deutsche Pflanzensagen, gesammelt und gereiht von A. Ritter von Perger. Stuttgart, Schaber. 1864. 8. 1 Thlr. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

„Was sollen", so fragt der Verfasser in seiner ansprechend geschriebenen Einleitung, „Pflanzensagen in einer Zeit wie die heutige, wo alles nach dem sogenannten Reellen hastet? Und doch haben diese Sagen ihren reellen Werth, denn abgesehen davon, daß sie größtentheils von einer bald blühenden, bald abenteuerlichen Phantasie zeugen, sind sie von bedeutendem Werth für die Culturgeschichte, ja für die Geschichte selbst, welcher sie natürlich nach Maßgabe der Umstände sogar eine gewisse Färbung, eine gewisse Kennzeichnung geben." Damit hat, wie wir glauben, der Verfasser die Herausgabe seines Werks durchaus genügend motivirt, denn, in der That, es führen uns die Pflanzensagen zurück in das älteste Culturleben unsers Volks, sie gehören, insofern sie noch jetzt vom Volke geglaubt und von ihm praktisch verwendet werden, zu jenen Erscheinungen, welche uns den stetigen Zusammenhang unserer Volksthümlichkeit von den Urzeiten an bis zu den heutigen Entwickelungen hin unzweifelhaft vor Augen legen und uns beweisen, wie eine mehr als tausendjährige Cultur nicht vermocht hat, Grundzüge unsers Wesens und daraus entspringende religiöse Anschauungen und Gebräuche zu verwischen. Bekanntlich war es Jakob Grimm, der auch hier bahnbrechend wirkte, indem er uns zeigte, wie in unser heutiges Culturleben noch überall das alte Heidenthum hineinragt, und dessen verwitterte, oft auch durch Einfluß des Christenthums leise umgestalteten Züge, wenn man z. B. auf Teufel oder Heilige das Wesen der alten Götter übertrug, uns wieder lesen lehrte. Seinem Beispiele folgten zahlreiche Forscher, und wie Botaniker und Geologen, so durchzogen bald die Alterthümler unsere Gauen, hauptsächlich die Stellen aufsuchend, wo fernab vom Getöse der großen Welt- und Verkehrsstraßen sich die Bevölkerung in den Grundzügen ihres Wesens unangetastet erhalten hat.

Zur Klasse dieser Sammler gehört der Verfasser unsers Buchs nicht. Er hat vielmehr, was jene nach Landschaften gesondert, wie jeden sein Weg geführt hatte, uns mitgetheilt haben, systematisch zusammengefaßt, dazu aber noch aus dem reichen Schatz seiner Belesenheit mitgetheilt, was die alten Kräuter- und Zauberbücher uns bieten, und auch unserer alten Dichter dabei nicht vergessen. Sein Gang ist der, daß er zunächst die Pflanze im Kreislauf des Jahres bespricht, wo unter anderm die Frühlings- und Sommerfeste ihre Schilderung finden, dann die Pflanzennamen mit ihren vielfachen Erinnerungen an die alte Götterwelt und darauf die einzelnen Pflanzen nach einer halb naturgeschichtlichen, halb praktischen Eintheilung durchgeht. Diese Einrichtung können wir nicht für wohlgelungen erachten, es macht vielmehr einen wunderlichen Eindruck, wenn wir den Verfasser bald Monokotyledonen und Dikotyledonen unterscheiden sehen, und daneben besondere Abtheilungen für Giftpflanzen und Baukräuter finden. Wir glauben vielmehr, der Verfasser hätte von jenen feinen botanischen Unterschieden, die dem Volksbewußtsein ganz fern liegen, absehen, und dafür nur die beiden Hauptabtheilungen nützlicher und schädlicher Pflanzen aufstellen sollen. Doch stört dieser Umstand weniger, da das

ganze Werk doch kaum danach angethan ist, in einem Zuge gelesen zu werden, weil es eben seiner Natur nach nur lose aneinanderhängende Einzelheiten enthält. Es ist darum mit Recht für ein ausführliches Register Sorge getragen. So mag das Buch denn seinen Zweck erfüllen, Liebe zum vaterländischen Alterthum zu wecken und zu pflegen, den Botaniker, der so leicht über der Form der lieblichen Gebilde alles übrige vergißt, erinnern, wie ganz anders das Volk sich zur Pflanzenwelt stellt, und die Forscher antreiben, die mannichfachen Lücken, die es auf diesem Gebiete noch gibt, auszufüllen. Es wäre dies namentlich eine Aufgabe für die vielen historischen Vereine Deutschlands, die ihre Sorge für die Erhaltung unserer Alterthümer nicht blos auf Hünengräber und alte Befestigungslinien beschränken, sondern sich erinnern sollten, daß es noch andere Alterthümer zu entdecken und zu erhalten gibt, wichtiger als jene, und daß man sich um so mehr beeilen muß, sie zu sammeln und für unsere Literatur aufzuspeichern, je mehr die immer mehr anschwellende Flut des wachsenden Verkehrs auch in die abgelegensten Winkel unsers Vaterlandes dringt und die mit stets neuen Interessen wechselnd herantretende Gegenwart den Boden, in welchem jene Vorstellungen und Volkseigenthümlichkeiten seit Jahrhunderten wurzelten, lockert und zur Aufnahme neuer Gedankenkreise vorbereitet. 10.

Notizen.

Aus feudalem Lager über Schiller.

In dem von Ph. von Nathusius herausgegebenen „Volksblatt für Stadt und Land" findet sich eine Besprechung des bei Herder in Freiburg i. Br. erschienenen Werkes „Schiller als Historiker" von Dr. Johannes Janssen, Professor der Geschichte zu Frankfurt a. M. Diese Besprechung beginnt: „Der Werth von Schiller's geschichtlichen Arbeiten ist wol schon gelegentlich öfters, zuletzt noch von Kuhn in seinem Buche «Schiller's Geistesgang» untersucht worden, und darin stimmen wol alle irgend unbefangenen und etwas tiefer eingedrungenen Beurtheiler überein, daß dieser Werth nicht eben groß sei." Man sieht schon, wohinaus die Besprechung zielt. Sie hebt in Schiller, dem Historiker, nur die Schattenseiten hervor. Haben wir's hier nun auch nicht eigentlich mit dem obenangezeigten Buche, sondern mit einer Besprechung desselben zu thun, so leuchtet doch ein, daß sich der Kritiker des „Volksblatt" in seinem gewiß schon vorher fertigen Urtheile über „Schiller als Historiker" wesentlich durch das Janssen'sche Buch gefördert sieht. Das Sündenregister, das auf vier Spalten unserm Schiller vorgehalten wird, ist nichts weniger als schmeichelhaft, und, was das Trübselige dabei, es sind meist Schiller's eigene Worte, gegen die sich nicht protestiren läßt, citirt. Was Schiller's eigene Leistungen auf historischem Gebiete beträfe, so müßte das Urtheil darüber bei aller sonstigen Anerkennung des großen Dichters ein unbarmherziges sein, doch nicht aus Schuld des Kritikers, sondern durch die Sache an und für sich; ja man könnte sich kaum ärger verurtheilen, als Schiller es in seinen eigenen Aussagen über diese seine Arbeiten namentlich in den Briefen an seinen Freund Körner naiverweise gethan hätte. Wörtlich heißt es weiterhin: „Er hatte äußerst geringe historische Kenntnisse, er ließ sich, als er an diese Arbeiten ging, von den glatten und rhetorischen Mustern der Franzosen leiten; er schrieb seine historischen Sachen lediglich um des Geldes, das er aufs nöthigste brauchte, und um des Namens willen (um womöglich «die Leute glauben zu machen», er sei ein Historiker, um ein «angesehener Mann zu werden», «für eine Versorgung qualificirt zu sein» und heirathen zu können); man kann sich kaum leichtfertiger äußern, als er es thut; er ging anfangs gewöhnlich mit Eifer daran, erlahmte aber so rasch, daß er nur mit Ekel und Widerwillen fortfuhr; er speculirte dabei lediglich auf die Neugierde und den Zeitvertreib des Modepublikums, dem es ein bischen gefällige Lektüre vorzusetzen galt, er verfuhr ohne die mindeste Spur von dem, was man irgendein historisches Gewissen nennen könnte, machte sich seine Personen grundsätzlich als Dichter aus der Phantasie zurecht, bekümmerte sich um glaubwürdige Quellen wenig und flocht selbst da, wo er sie citirte, ganz eigenwillig seine eigenen Meinungen und Vermuthungen als Thatsachen mit hinein." In Betreff des Dreißigjährigen Kriegs wird hervorgehoben: „Den Dreißigjährigen Krieg schrieb Schiller für einen «Damenkalender», von dem der Verleger Göschen in der öffentlichen Ankündigung sagte, er habe «die Idee, daß er etwas mehr als eine bloße Tändelei sein solle». Deshalb habe er diesen Krieg gewählt, «dem Deutschland seine Ruhe, sein Glück und die Sicherheit seiner Staaten zu verdanken hat». Schiller setzte sich laut seinen Briefen neben «seinen besten Stunden, die er auf etwas Gescheiteres verwendete», täglich zwei Stunden zum Lesen und vier zum Schreiben hierfür und brachte auf diese Manier täglich einen Viertelbogen zu Stande, einmal sogar in vierzehn Tagen fünf Druckbogen. Sein Freund Körner selbst nennt es eine «Finanzspeculation»." Und zum Schlusse der Besprechung im Nathusius'schen „Volksblatte" heißt es: „Schiller hatte unmittelbar ehe er an diese «Geschichtsarbeit» (den Dreißigjährigen Krieg) ging, sich Gustav Adolf zum Gegenstand eines Heldengedichts ersehen. Friedrich II., den Körner ihm genannt, «begeistert mich» (antwortet er) nicht genug, die Riesenarbeit der Idealisirung an ihm vorzunehmen.... Unter allen historischen Stoffen, wo sich mein poetisches Interesse mit nationalem (!) und politischem noch am meisten gattet, und wo ich mich meiner Lieblingsideen noch am leichtesten entledigen kann, steht Gustav Adolf obenan." Diese Worte erklären einigermaßen die Dichtung in Prosa, die dann an die Stelle der intendirten Dichtung in Versen trat. Am besten hat Schiller sich selbst kritisirt, indem er in einem Briefe sagt: „Ich werde immer eine schlechte Quelle für einen künftigen Geschichtsforscher sein, der das Unglück hat, sich an mich zu wenden.... Die Geschichte ist überhaupt nur ein Magazin für meine Phantasie, und die Gegenstände müssen sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden." — Wir sind auf diese Besprechung im Nathusius'schen „Volksblatt" eingegangen, keineswegs um unsere Ansicht mit der des genannten Blattes zu identificiren, sondern um die Thatsache zu erhärten, wie man in Kreisen, in welchen man den großen Dichter früher mit der größten Rücksicht und Zartheit behandelte, jetzt über Schiller denkt. Wie vortheilhaft gerade das in d. Bl. befolgte Princip, zwischen den einzelnen schroffen literarischen Ansichten zu vermitteln, sich erweist, das leuchtet bei diesem Falle wieder deutlich genug ein. Seit 1859 ist es Mode geworden, auf der einen Seite an Schiller alles zu idealisiren und keine Schwächen gelten zu lassen. Wie sollte man sich nun wundern, daß auf anderer Seite aus Parteirücksichten nur die Schattenseiten des großen Dichters hervorgehoben werden. Dabei verliert das wahre Bild des Dichters unendlich viel, und es bleibt dahingestellt, welche von beiden Arten, das schematische Idealisiren aus Parteirücksichten oder das schonungslose Kritisiren aus ebensolchen Parteirücksichten zur literarischen Verwirrung mehr beiträgt. Wir können diese Einseitigkeit, wie sie jetzt gäng und gebe ist, nur beklagen.

Ein gewisser Arouet, genannt Voltaire.

Der Kritiker soll mit seinen Urtheilen vorsichtig sein. Wie vieles schreibt jedweder Kritiker nieder, über das die Nachwelt vielleicht die Nase sehr spöttisch rümpft. Hätte das der Parlamentsadvocat zu Paris Mathieu Marais vor 140 Jahren bedacht, er hätte sich am Ende nicht einige wenige Worte entschlüpfen lassen, die ihn ganz entschieden in die Kategorie der falschen Propheten verweisen. Von diesem Mathieu Marais sind jetzt in zwei Bänden veröffentlichte Memoiren aus der Regentschaftszeit und der Zeit Ludwig's XV. unter dem Titel „Journal et Mémoires de Mathieu Marais" erschienen, die viele schnurrige Anekdoten, aber auch manchen Klatsch enthalten, da Marais über die Hofgeheimnisse natürlich nur vom Hörensagen wissen konnte. Ch. de

Mouy bemerkt über Marais: „In Betreff der Schriftsteller seiner Zeit weiß Marais nicht viel Gutes. Gewisse Leute hatten den Geschmack, einen jungen Menschen, der damals noch wenig bekannt war, zu würdigen, den Sohn eines Notars, einen gewissen Arouet, aber es ist nöthig offen zu sagen, daß Marais nicht unter deren Zahl ist. Er hält steif und fest an seinen alten Schriftstellern (es soll das bei manchen gescheiten Leuten heutigentags auch der Fall sein) und schüttelt (über den Neuling) seine Perrüke mit einiger Geringschätzung. Der Tod des Abbé Massien von der französischen Akademie flößt ihm die tiefste Theilnahme ein, und er glaubt, daß es schwer sei «de réparer la perte d'un tel homme». Ueber Voltaire dagegen fällt Marais das apodiktische Urtheil, «qu'il ne sera jamais rien». Mit Genugthuung — so scherzt de Mouy weiter — setzt sich dann Marais zurecht, um Sophokles und Corneille zu lesen." 11.

Jakob Grimm's letzte akademische Reden.

Herman Grimm, der talentvolle Sohn Wilhelm Grimm's, hat die letzten Reden, die sein Oheim Jakob Grimm in der berliner Akademie der Wissenschaften gehalten: die „Rede auf Wilhelm Grimm" und die „Rede über das Alter", besonders herausgegeben (Berlin, Dümmler) und hat die erstere, deren Ende fehlte, mit Nachträgen über beider Brüder letzte Lebenszeit begleitet, zugleich aber auch aus den frühern Perioden so mancherlei biographische Einzelheiten mitgetheilt, daß sich ihm gewiß alle Verehrer des seltenen Brüderpaars zu herzlichstem Danke verpflichtet fühlen werden. Zugleich ist die Art, wie Herman Grimm uns erzählt, hier eine überaus wohlthuende, man merkt, daß er etwas von dem Stil Jakob's angenommen hat, ohne ihn nachzuahmen, und unwillkürlich drängt sich bei der Betrachtung dieser mehr äußern Seite der Gedanke auf, daß es wohlgethan wäre, wenn Herman Grimm in seiner Schreibart, die doch sonst allzu künstlich, geziert, feuilletonistisch erscheint, sich überhaupt wie hier größerer Einfachheit und Ruhe befleißigte. Die beiden Reden Jakob Grimm's sind wunderbar schön. In der Rede auf seinen Bruder hat er uns den ganzen Zauber ihrer gegenseitigen Liebe und Anhänglichkeit und ihrer gemeinsamen Arbeit und Förderung enthüllt. Allerdings handelt die Rede nicht allein von Wilhelm, sondern ebenso viel oder fast noch mehr von Jakob selbst. Grimm war eine so durch und durch originelle und subjective Natur, die er sich bei allem Streben nach dem Objectiven und Historischen bewahrte, daß er durch den Gegensatz, welcher zwischen ihm und der Persönlichkeit seines Bruders bestand, unwillkürlich zu einer autobiographischen Schilderung veranlaßt werden mußte. In der Rede über das Alter entwirft er ein Bild von den guten und schlimmen, von den tröstlichen und den betrübenden Eigenschaften des Alters im Anschluß an literarische und volksthümliche Zeugnisse aus alter und neuer Zeit, welche sich über diesen Gegenstand äußern. Auch hier kommt die subjective Natur Grimm's zu Tage, er spricht viel aus eigener Erfahrung, und selbst wenn er nicht von sich selbst redet, so tritt doch deutlich aus seinen Urtheilen seine eigene Persönlichkeit hervor. Von ganz besonderm Interesse ist die Vergleichung zwischen dem Lose eines Erblindeten und eines Tauben. Leider haben sich Anmerkungen, die auf Einzelheiten des Vortrags näher eingehen sollten, im Nachlasse nicht vorgefunden, möglich auch, daß diese verheißene Beilage von Grimm gar nicht niedergeschrieben wurde. Von den beiden Reden ist, wie wir vernommen, ein zweiter Abdruck nöthig geworden, den die Verlagshandlung mit den Photographiebildnissen von Jakob und Wilhelm Grimm ausgestattet hat. 4.

Bibliographie.

Alten, F. v., Cornelis Ploos van Amstel, Kunstliebhaber und Kupferstecher. Eine Studie. Leipzig, R. Weigel. Gr. 8. 22½ Ngr.

Clemens, F., Der Narren-König und sein Hof. Eine lustige Volks-Comödie in drei Aufzügen. In gemüthliche Knittelreime gefaßt. Hamburg, Nestler u. Melle. 16. 24 Ngr.

Frischbier, H., Preußische Sprichwörter und volksthümliche Redensarten. Königsberg, Nürmberger. 8. 7½ Ngr.

Fröbel, J., Theorie der Politik, als Ergebniß einer erneuerten Prüfung demokratischer Lehrmeinungen. 2ter Band. — A. u. d. T.: Die Thatsachen der Natur, der Geschichte und der gegenwärtigen Weltlage, als Bedingungen und Beweggründe der Politik. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Harfenklänge. Sammlung auserlesener lyrischer Poesien religiösen Inhalts aus deutschen Dichterwerken. Paderborn, Schöningh. 16. 15 Ngr.

Hiepe und Hieronymi oder Zwei Fliegen mit einer Klappe, eine lustige Beleuchtung lustiger Streiche. Frankfurt a. M., Boelcke. Gr. 8. 4 Ngr.

Holland's, Sir H., Essays wissenschaftlichen und literarischen Inhalts. Aus dem Englischen von B. Althaus. 1ster Band. Hamburg, Lühresen. 8. 22½ Ngr.

Kirchmann, J. H. v., Die Philosophie des Wissens. 1ster Band. A. u. d. T.: Die Lehre vom Vorstellen als Einleitung in die Philosophie. Berlin, Springer. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Kunst über alle Künste ein bös Weib gut zu machen. Eine deutsche Bearbeitung von Shakespeare's the Taming of the Shrew aus dem Jahre 1672. Neu herausgegeben mit Beifügung des englischen Originals und Anmerkungen von R. Kohler. Berlin, Weidmann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Müllenhoff, K., Altdeutsche Sprachproben. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 20 Ngr.

Gottfried Schadow. Aufsätze und Briefe, nebst einem Verzeichniss seiner Werke. Zur 100jährigen Feier seiner Geburt — 20. Mai 1764 — herausgegeben von J. Friedlaender. Düsseldorf, Buddeus. Gr. 8. 1 Thlr.

Schmidt, F., Der dreißigjährige Krieg in vier Erzählungen. Illustrirt von L. Burger und G. Bartsch. 1ster Band. Berlin, Boettcher. Br. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Schweitzer, J. B. v., Lucinde oder Capital und Arbeit. Ein social-politisches Zeitgemälde aus der Gegenwart in drei Bänden. 1ster und 2ter Band. Frankfurt a. M. 1863. 8. à 17 Ngr.

Terentius, P., Lustspiele. Deutsch in den Versmaßen der Urschrift von J. J. C. Donner. Zwei Bände. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 3 Thlr.

Vacano, E. M., Die Helden der Reklame. Humbug, blauer Dunst, Vagabunden-Profile und Künstler-Grimassen. Berlin, Lassar. Br. 8. 25 Ngr.

Wachenhusen, H., Rouge et Noir. Roman in zwei Bänden. Berlin, Janke. 8. 3 Thlr.

Das königliche Welfen-Museum zu Hannover im Jahre 1863. Hannover, Hahn. Gr. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Getz, R., Der Arbeit Recht und Gerechtigkeit! Ein Beitrag zur Lösung der socialen Frage. Berlin, Fahlisch. Gr. 8. 6 Ngr.

Frost, W., Das Leben des Anti-Christus nach Ernst Renan. Ein Wecker für schlummernde Christen. Wien, Braumüller. 8. 10 Ngr.

Gerber, W., Der 24. März und seine Folgen. Festrede, gehalten in Elmshorn, am 24. März 1864. Kiel, Schwers. Gr. 8. 1½ Ngr.

Pirazzi, E., Ein Wort an England von Schleswig-Holsteins Recht und Deutschlands Ehre. Denkschrift gerichtet an Mitglieder des englischen Unterhauses. Frankfurt a. M., Sauerländer. Lex.-8. 12½ Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 23. — 2. Juni 1864.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Strauß' „Leben Jesu".

Das Leben Jesu für das deutsche Volk bearbeitet von David Friedrich Strauß. Leipzig, Brockhaus. 1864. Gr. 8. 3 Thlr.

I.

Seitdem Strauß' „Leben Jesu" berühmten Andenkens in seiner ersten Gestalt erschien, um eine Wirkung zu machen, welche die theologische Welt in ihrem Grunde erschütterte und weit über deren Umfang hinaus die Geister bewegte, ist fast ein Menschenalter verflossen. Jene Wirkung war keine vorübergehende, sie hat die Bedeutung und Dauer einer geschichtlichen Epoche, und heute nach beinahe dreißig Jahren gibt es niemand, der diese Geltung dem Werke und seinem Verfasser bestreitet. In kurzer Zeit hatte das „Leben Jesu" eine Reihe von Auflagen erlebt. Die „Glaubenslehre" kam hinzu, um den kritischen Proceß auf dem Gebiete des Dogmas fortzusetzen und von der evangelischen Geschichte, gegen die er in dem ersten Werke geführt worden, auf die kirchliche Lehre zu übertragen. Beide Werke ergänzten sich zu einer Gesammtkritik der christlichen Theologie nach ihrem ganzen positiven Glaubensinhalt. Gegenüber der evangelischen Geschichte handelte es sich um die beanspruchte geschichtliche Wahrheit; gegenüber den kirchlichen Dogmen um die beanspruchte ewige Wahrheit. Es wurde in dem ersten Falle gezeigt, daß die Thatsachen der evangelischen Erzählungen zu gutem Theil, insbesondere die wunderbaren Begebenheiten, religiöse Dichtungen seien der christlichen Urzeit, d. h. Mythen, in ihrer Entstehung erklärbar aus der Gemüths- und Glaubensverfassung der ersten christlichen Gemeinden. Es wurde in dem zweiten Falle gezeigt, daß die kirchlichen Dogmen nichts als Zeitvorstellungen seien, die in der geschichtlichen Glaubens- und Geistesentwickelung gesetzt und ausgebildet, dann zersetzt und aufgehoben werden und zuletzt dem philosophischen Bewußtsein verfallen. In beiden Fällen hatte sich der kritische Gesichtspunkt mit dem geschichtlichen auf das genaueste verbunden, und eben darin bestand die Bedeutung der Strauß'schen Epoche, daß durch sie die historische Kritik auf dem Gebiete der Theologie in einer so eindringenden und umfassenden, in einer so methodischen und erleuchtenden Weise zur Geltung kam, wie man es vor dem „Leben Jesu" und der „Dogmatik" nicht kannte. Daher die schnelle und erschütternde Wirkung dieser Schriften, unterstützt zugleich und gehoben durch die persönliche Art, die großen schriftstellerischen Kräfte des Verfassers, der seine gelehrten und scharfsinnigen Forschungen in einer Form schrieb, die ihm unter den ersten Autoren Deutschlands einen dauernden Platz sichert.

II.

Nach diesen beiden großen Werken, die ebenso vernichtend als erleuchtend gewirkt hatten, verstummte Strauß für eine lange Pause auf dem theologischen Gebiet. Seit seiner „Dogmatik" waren zwei Jahrzehnte vergangen (1840—60), als er in der Vorrede einer seiner letzten Schriften plötzlich wieder in der Nähe der Theologie erschien und drohender als je. Schon hatten sich viele in die behagliche Vorstellung eingelebt, daß dieser Dämon, wie er ihnen erschien, für immer gebannt sei, daß er in die Theologie nicht zurückkehren werde, daß er längst widerlegt, auch selbst davon überzeugt sei, und man konnte Stimmen hören, die von Strauß ähnlich redeten, als im vorigen Jahrhundert die meisten nach dem bekannten Ausdrucke Lessing's von Spinoza. Es ist höchst interessant und für die Kenntniß dieses merkwürdigen und hochbedeutenden Mannes wichtig, die schriftstellerische Bahn zu verfolgen, die Strauß während dieser Zeit beschrieben. Sie hat sich zunehmend von der Theologie entfernt und dann zunehmend der Theologie genähert, bis sie jetzt in dem Werke, das wir besprechen wollen, mitten in dieses ihr erstes Gebiet wieder einmündet. Ich will diese Entfernung und Annäherung nicht mit der Sonnenferne und

Sonnennähe vergleichen, denn vielleicht möchte es eher der Ort der Dunkelheit sein, den Strauß vermeiden wollte, als er sich aus dem Umkreise der theologischen Literatur zurückzog. Die Arbeiten der Zwischenzeit waren fast alle biographischer Natur und behielten darin eine Art Verwandtschaft mit dem ersten seiner Werke. Sie nahmen in einem der Theologie möglichst abgelegenen Gebiete des Menschenlebens ihre Objecte, die sie zugleich kritisch untersuchen und künstlerisch darstellen konnten. Zwei kleine Schriften bemerke ich als Mittelglieder gleichsam auf dem Uebergange von der Periode der theologischen Werke zu der Periode der biographischen. Sie sind schon Charakterbilder; sie sind noch, wenn ich so sagen darf, theologisch motivirt: die erste in versöhnlichem Geiste, die andere in einem durchdringend polemischen. Jene betrifft den schwäbischen Dichter Justinus Kerner, sie ist eins der beiden friedlichen Blätter, deren anderes das Bleibende und Vergängliche im Christenthum unterschied; die zweite betrifft Julian, den Romantiker auf dem Throne der Cäsaren; sie gibt eine lebensvolle Charakteristik des abtrünnigen Kaisers, und zugleich wird Zug für Zug auf eine ganz ungezwungene und darum um so wirksamere Weise durch den Restaurator des classischen Heidenthums der Restaurator oder soll ich lieber sagen die Restauration des romantischen Christenthums bloßgelegt und persiflirt. Der Begriff des Romantikers selbst wird der Schlüssel zur Erklärung und Auflösung eines Charakters, wie Julian war.

Die folgenden biographischen Schriften über Märklin, Schubart, Nikodemus Frischlin bezeichnen die zunehmende Entfernung von den theologischen Materien. Es schien, als ob Strauß diese Welt ganz aus seinem Gesichtskreis verloren habe. Dann folgt in drei Werken, die schnell nacheinander erscheinen, die zunehmende Annäherung: „Ulrich von Hutten", die Uebersetzung der Hutten-Gespräche mit der Vorrede und die Schrift über Hermann Samuel Reimarus. Im „Ulrich von Hutten" liegt der Wendepunkt zur Rückkehr. Nicht mehr ein Genrebild, sondern ein großer weltgeschichtlicher Stoff aus dem Zeitalter der Reformation, zwar aus dem humanistischen Gebiete der letztern, doch in einer nahen Verwandtschaft mit dem religiös reformatorischen Geist. Es hieß damals, daß Strauß in seiner nächsten Schrift Luther behandeln werde. Statt dessen kamen die Hutten-Gespräche, eingeführt durch eine Vorrede, welche die Gegenwart mit dem Zeitalter Hutten's verglich, sich dabei erinnerte, daß gerade vor 25 Jahren das „Leben Jesu" erschienen war, und nun in einer sehr geharnischten Weise den Gegnern zum Erschrecken kundgab, daß dieses Buch, so oft todt gesagt, noch ebenso lebendig sei als der Verfasser. Aus jedem Worte dieser Vorrede konnte man sehen, daß Strauß sich vollkommen gerüstet fühlte, sein Werk zu erneuern. Und der Ton, in dem er sprach, verrieth deutlich genug, daß er dazu schon geneigt war. Unmittelbar darauf folgte die Schrift über Reimarus, die ihm Gelegenheit gab, die biblischen und neutestamentlichen Probleme wieder anzugreifen, den Standpunkt der Lösung zu bezeichnen, den Kritiker des vorigen Jahrhunderts, nachdem er ihn dargestellt hatte, in seiner ganzen persönlichen und wissenschaftlichen Bedeutung zu würdigen, in seiner Einseitigkeit und Beschränkung darzuthun, den eigenen Standpunkt mit dem des Reimarus, sowol durch Vergleichung als Unterscheidung, bündig und klar auseinanderzusetzen. Die Schlußabhandlung dieses Buchs gibt schon eine Aussicht in das neue „Leben Jesu", das uns vorliegt. Dicht vor dem letztern erscheint noch ein Vortrag über Lessing's „Nathan", wie ein Mittelglied zwischen der Schrift über Reimarus, mit dessen Werk die Lessing'sche Dichtung literargeschichtlich zusammenhängt, und dem neuen „Leben Jesu". Mit diesem Werke hat sich erfüllt, was wir in d. Bl. selbst ohne Sehergabe mehr als einmal vorausgesagt haben. Strauß ist mit allen seinen Streitkräften, die sich in der Zwischenzeit in jeder Weise vermehrt haben, wieder im Besitz seines eigensten Gebiets. Wir verweisen hier auf unsere Artikel über „Strauß als Biograph" in Nr. 7 d. Bl. f. 1858, seinen „Ulrich von Hutten" („Minerva", neue Folge, 1858, II, 2), die Uebersetzung und Vorrede der Hutten-Gespräche in Nr. 28 d. Bl. f. 1861, endlich über „David Friedrich Strauß und Hermann Samuel Reimarus" in Nr. 45 d. Bl. f. 1862.

III

Statt einer neuen fünften Auflage des ersten Werks gibt Strauß das „Leben Jesu" in einer völlig neuen Bearbeitung, die er an das deutsche Volk richtet. Um dieses Buch in seinem Unterschiede von dem frühern, in seiner gegenwärtigen Aufgabe, in seiner Absicht auf die Volksbildung richtig zu verstehen und zu würdigen, muß man sich die ganze Frage klar machen, um die es sich handelt. Sie ist einfach genug und jedem durch seine eigene Erfahrung verständlich. Unsere christlichen Glaubensformen sind bedingt durch die Vorstellung, die wir von der Person Jesu haben, denn diese Person ist der Gegenstand unsers religiösen Glaubens; die Vorstellungen aber von dieser Person empfangen wir aus den neutestamentlichen Schriften, insbesondere den vier Evangelien, die uns als die ersten Urkunden das Leben Jesu darstellen. Von der Glaubwürdigkeit aller dieser Quellen hängt die Richtigkeit ab unserer Vorstellung von der Person Jesu, und diese Vorstellung selbst bildet eine bestimmende Richtschnur für unsere gesammte Glaubensverfassung. Nun ist die wissenschaftliche Untersuchung der neutestamentlichen Schriften seit der Strauß'schen Kritik in ein neues Stadium eingetreten; vor allem durch den tübinger Baur sind in der Beschaffenheit, Entstehung und Composition der Schriften des neutestamentlichen Kanons neue, höchst fruchtbare, die Probleme wirklich lösende Einsichten eröffnet worden; unter der Führung dieses Mannes, der unter die ersten wissenschaftlichen Größen des Jahrhunderts zählt, haben auf diesem Gebiete der biblischen Wissenschaft eine Reihe eindringender und erhellender Einzeluntersuchungen stattgefunden, und die Sache ist so weit gediehen, daß zwar noch lange die Acten nicht geschlossen werden können, was wol der Fall nie sein wird, aber zweierlei möglich scheint, wenn sich

für diese schwierige Aufgabe die richtige Kraft findet: nämlich die Zusammenfassung und die Anwendung; die summarische Zusammenfassung in einen Gesichtspunkt, der uns über den Werth, die Bedeutung, die Glaubwürdigkeit der biblischen Schriften, insbesondere der Evangelien, orientirt, und die Anwendung, die von hier aus gemacht werden kann, auf die Geschichte Jesu selbst. Wenn der Gesichtspunkt bestimmt ist, unter welchem die Geschichtschreiber Jesu beurtheilt werden müssen, so ist die nächste Frage: unter welchem Gesichtspunkt erscheint jetzt die Person und das Leben Jesu selbst? Um diese Frage zu beantworten, dazu gehört eine Kraft, die den angehäuften Stoff der hierhergehörigen Untersuchungen völlig beherrscht, durch die Masse der Einzelfragen den Weg zur Hauptfrage und deren Lösung zu finden weiß; ein so gründlicher Forschungssinn, der auch das kleinste Detail, das einen Beitrag zum Ganzen liefert, richtig und an seiner Stelle würdigt, zugleich ein so überlegener Geist, der in dem Detail nicht stecken bleibt, was den Kleinhändlern hier, wie überall, begegnet, daß sie zuletzt buchstäblich den Wald vor Bäumen nicht sehen. Diese Bedingungen vereinigt Strauß mit der großen Kunst seiner Darstellung, die, was sie ergreift, ordnet und klärt. Er hatte die Sache selbst im großen begonnen, als er vor einem Menschenalter die Kritik der evangelischen Geschichte gab, und dabei auch aus den vorangegangenen theologischen Untersuchungen die Summe oder, besser gesagt, die Differenz zog, denn es war eine negative Summe. Dann kam Baur, selbst angeregt von dem Werke seines Schülers, und stellte die nothwendige Forderung, daß die Kritik der Geschichtschreiber der kritischen Darstellung der Geschichte selbst vorausgehen müsse; hier eröffnet er ein neues Feld der Untersuchung, auf dem er der Meister ist und wol für alle Zeiten bleiben wird; denn er hat dieses Feld so bearbeitet, daß er es für die Geschichte urbar gemacht hat, und man deutlich sieht, wie die christliche Glaubensentwickelung, auch die dogmatische, mit der ersten Glaubensurkunde ansetzt.

Nichts ist natürlicher als diese Folge: erst die Quellenkritik, dann die Geschichte; erst die Kritik der Geschichtschreiber Jesu, dann die darauf gegründete Darstellung des Lebens Jesu. Nichts ist natürlicher als die Anwendung dieses ersten Grundsatzes der wissenschaftlichen Geschichtsforschung auch auf die biblische Geschichte. Aber es ist auch ebenso nothwendig, daß man bei dem ersten Gliede der Forderung nicht stehen oder gar stecken bleibt, sondern wirklich zu dem zweiten fortschreitet, sonst könnte man am Ende über lauter Quellenkritik, die doch nur Instrument zur Geschichtserkenntniß ist, die Geschichte selbst vergessen. Untersuchungen, welche die fruchtbarsten sein können, würden auf diese Weise die unergiebigsten. Weil man in der Kritik noch zu thun hat, so läßt man die brennende Frage brennen, bis sie verkohlt. Man wird in der Kritik immer zu thun haben, und wenn hier auf den Actenschluß gewartet werden soll, so bleibt die Hauptsache vertagt bis zu den griechischen Kalenden. Das könnte zuletzt ein willkommenes Mittel werden, sie überhaupt zu vermeiden, d. h. sie in der Verfassung zu lassen, in der sie sich ohne Kritik befindet. Nichts könnte die Kritik bei ihren Gegnern populärer machen als diese Aussicht.

So nothwendig die erste Frage, betreffend die Geschichtschreiber Jesu, vorausgehen muß, so nothwendig muß die zweite Frage, betreffend die Person und Geschichte Jesu selbst, folgen. Das ist die Aufgabe, die sich Strauß in seinem neuen Werke setzt. Was ist an den Geschichtschreibern, die das Leben Jesu dargestellt haben? Was also ist an der Geschichte Jesu selbst? Und wenn sich nun zeigen sollte, daß in der Geschichtsdarstellung Ungeschichtliches oder geschichtlich Unmögliches enthalten ist, so ist klar, daß die Geschichte selbst einen Rest bildet, vielleicht einen kleinen, der den thatsächlichen Kern ausmacht. Und hier entsteht eine dritte Frage, mit deren Auflösung erst die Kritik ihre Probe besteht: wie ist zu dem Geschichtlichen das Ungeschichtliche hinzugekommen? Wie ist aus dieser Geschichte diese Geschichtsdarstellung hervorgegangen: unter welchen Bedingungen, aus welchen Motiven? Nachdem man aus der Geschichtsdarstellung die Geschichte selbst erklärt und gleichsam herausgeschält hat, ist es nothwendig, aus der Geschichte wieder die Geschichtsdarstellung mit ihren ungeschichtlichen Bestandtheilen zu erklären und in ihrer Entstehung darzuthun.

IV.

Damit haben wir die Aufgaben unsers Werks deutlich vor uns und zugleich den Einblick in seine Composition. Strauß ist ein Meister im Ordnen. „Das Leben Jesu im geschichtlichen Umriß" ist die Aufgabe des ersten Buchs. „Die mythische Geschichte Jesu in ihrer Entstehung und Ausbildung" die des zweiten. Beiden voran geht die Quellenkritik, die Evangelienfrage, „Die Evangelien als Quellen des Lebens Jesu". Im Vordergrunde steht die Aufgabe des Ganzen, das Leben Jesu als Problem und die verschiedenen Arten, wie man theologischerseits versucht hat, diese Aufgabe zu lösen. Diese beiden Punkte, das Leben Jesu als Problem und die Evangelienkritik, bilden die Einleitung. Dann folgen die beiden Bücher.

Hieraus erhellt in der Vergleichung mit dem frühern Werk die Eigenthümlichkeit des gegenwärtigen. Dem äußern Umfange nach geringer, ist es dem Inhalte nach umfassender und erschöpfender. Es ist bereichert und fundirt durch die Untersuchungen der Zwischenzeit, insbesondere durch die Forschungen Baur's und seiner Schule. Das erste Werk war gerichtet auf die ungeschichtlichen Bestandtheile in den Darstellungen vom Leben Jesu und auf die Erklärung derselben aus dem mythischen Gesichtspunkte; es operirte, wie sich Strauß selbst ausdrückt, von außen nach innen, von der Schale nach dem Kern, es ließ die geschichtlichen Bestandtheile dahingestellt, es fand keinen Ort, diese kleinen Restziffern, die übrigblieben, zu summiren; es verfuhr analytisch. Umgekehrt das neue Werk. Es dringt durch die Evangelienkritik hindurch zum Kern der Geschichte, es geht von diesem Kern fort zu der

ungeschichtlichen Darstellungsweise und zeigt, wie sich diese an jenen Kern ansetzt; es verfährt synthetisch.

In dieser Verfassung hat mich das vorliegende Werk oft an das große Beispiel der Kant'schen Kritik erinnert, der überhaupt als voranleuchtendem Gestirne unser kritisches Zeitalter gefolgt ist. Die Grundfrage der kritischen Philosophie ging auf die Quellen der Erkenntniß, um danach die Erkenntniß selbst auszumachen, ihre Grenzen festzustellen, die mögliche von der unmöglichen zu unterscheiden, die letztere in ihrer Entstehung zu erklären aus dem „transscendentalen Schein", wie Kant diese unvermeidliche Täuschung der menschlichen Vernunft nannte, welche das Uebersinnliche für ein vorhandenes Object nimmt; zugleich diesen Schein zu zerstören. Ganz ähnlich verfährt hier die kritische Theologie. Ihre Grundfrage geht auf die Quellen der Geschichte Jesu, um danach diese Geschichte selbst auszumachen, ihre Grenzen festzustellen, die mögliche Geschichte von der unmöglichen zu unterscheiden, die letztere in ihrer Entstehung aus einem religiösen, in der Glaubensverfassung jener Zeit ebenfalls unvermeidlichen Schein zu erklären; zugleich diesen Schein zu zerstören.

Aus dieser Beschaffenheit des Werks, die wir dargelegt haben, wird nun der Leser selbst beurtheilen können, was es für eine Bewandtniß haben muß mit der Wendung, die Strauß ihm gibt: „für das deutsche Volk bearbeitet". In dieses Wort und das von den Lichtfreunden und Deutschkatholiken wird sich der Aerger manches Recensenten verbeißen. Und das „Volk" ist ein großer Bissen, an dem man lange zu kauen hat. Ein solches Werk ist natürlich nicht für die Masse geschrieben. Auch ist diese Neigung dem Verfasser dieses Werks ebenso gründlich fremd als die Illusion, er könnte durch solche Untersuchungen auf die Masse wirken. Das „deutsche Volk," für welches er geschrieben, ist ihm „das Volk der Reformation", dem es in der Religion nicht um den Schein, sondern um die Sache zu thun ist, um die Wahrheit im Glauben, also auch um die religiöse Erkenntniß, mit einem Worte, um das Gegentheil der Selbsttäuschung. Dieses war in der That das tiefste und gründlichste Motiv in der Erzeugung des Protestantismus. Und wenn Strauß mit seinem Werk, das den Zweck hat, in unsern Glaubensobjecten Wahrheit und Schein so klar und scharf als möglich zu sondern, sich an diejenigen wendet, in denen der religiöse Wahrheitssinn lebendig ist, so denkt er sich ein Publikum, von dem hoffentlich die Theologen und Gelehrten nicht ausgeschlossen sind, das sich aber noch weniger blos auf diese Klassen beschränkt. Es ist leicht möglich, daß dieser Wahrheitssinn und das von ihm inspirirte Erkenntnißbedürfniß ein weit geringeres Publikum zählt, als die Theologie und die Gelehrsamkeit. Und da ein Menschenkenner wie Strauß von dieser Erfahrung gewiß sehr durchdrungen ist, so bin ich überzeugt, daß er „das deutsche Volk", für welches er schrieb, sicherlich nicht nach der Zahl geschätzt hat.

In seinem frühern Werke hatte er sich ausschließlich blos an die Theologen und Gelehrten gerichtet, geflissentlich darauf bedacht, seine Untersuchungen im esoterischen Kreise zu halten. Sein „Leben Jesu" hat deshalb nicht weniger Verbreitung gefunden, vielleicht gerade deshalb um so mehr. Wenn er jetzt für ernste, wahrheitsbedürftige, erkenntnißfähige Leser schreibt, gleichviel ob innerhalb oder außerhalb der gelehrten Zunft, so ist seine Aufgabe nicht, den esoterischen Inhalt ins Exoterische zu übersetzen, wobei gewöhnlich das Beste zurückbleibt, so kann er nicht in der gewöhnlichen und schlechten Weise populärisiren, welche die abgepflückten Resultate, so gut es geht, für den Geschmack der Leute zurechtmacht, sondern er muß sich vorgenommen haben, die Leser in die Untersuchungen selbst einzuführen und durch dieselben zu den Ergebnissen kommen zu lassen, unbekümmert darum, wie viele den schwierigen Weg aushalten. Jedermann sieht, daß bei einer solchen Arbeit der Verfasser sich selbst erschwert, was und so viel er dem Leser erleichtert, ohne ihn in der Sache zu verkürzen. Ein solches Buch zu schreiben ist bei weitem schwieriger als die gelehrte Manscherei, womit die Thebaner vom Metier ihre Bogen füllen. Aber es ist auch unmöglich, daß ein Buch wie dieses, welches von Grund aus belehren will, jemals, wie beispielsweise das „Leben Jesu" von Renan, zur Groschenliteratur herabsinkt.

V.

Die Frage selbst, von welcher die ganze, in ihrem Verlauf vielverzweigte Untersuchung ausgeht, ist eine höchst einfache. Wir wollen das Leben Jesu bei aller seiner göttlichen Erfüllung als eine menschliche und darum natürliche Entwickelung vorstellen. Diese Entwickelung an einem Punkte durchbrechen und aufheben, heißt sie überhaupt illusorisch machen. Dann aber muß folgerichtig überhaupt die menschliche Realität Jesu in Frage gestellt, zur bloßen Scheinmenschlichkeit verflüchtigt, d. h. doketisch gemacht werden. Und eine solche Vorstellung widerspricht nicht blos unsern natürlichen Begriffen, sondern selbst den Forderungen des Glaubens.

Nun sind in dem Leben Jesu, wie es uns dargestellt wird, eine Menge Bestandtheile enthalten, die der natürlich-menschlichen Entwickelung vollkommen widersprechen, also die Vorstellung derselben unmöglich machen. Hier liegt das Problem. In dem Leben Jesu selbst, wie es geschichtlich verlaufen ist, können diese schlechterdings supranaturalen Thatsachen nicht stattgefunden haben, sie sind also nicht geschichtliche Thatsachen. Wie kommen sie in die Darstellung vom Leben Jesu? Hier wird das Problem zur Evangelienfrage, und mit dieser Frage kommt die wissenschaftliche Theologie zuerst in eine peinliche Lage. Sie bejaht die natürlich-menschliche Entwickelung Jesu, d. h. sie verneint deren supranaturales Gegentheil, das Wunder; sie bejaht zugleich die Glaubwürdigkeit der evangelischen Berichte, d. h. sie verneint, daß sie ungeschichtliche Bestandtheile haben. Was also die evangelischen Geschichtschreiber erzählen, darf nicht ungeschichtlich, darum auch nicht wunderbar oder supranatural sein. Im Gegentheil, alle diese erzählten Thatsachen sind wirklich geschehen, sie sind weit entfernt, Wunder zu sein, sie sind als

selche kaum den Evangelisten, vielmehr den Erklärern derselben erschienen; die Wunder in der Lebensgeschichte Jesu sind Erzeugnisse einer falschen Evangelienerklärung. Es handelt sich also nur darum, diese Erklärung zu berichtigen, an die Stelle der übernatürlichen Erklärungsweise die natürliche zu setzen, und das Problem ist gelöst. Man weiß, daß diesen Gesichtspunkt **Paulus** bis in seine äußersten Consequenzen verfolgt und eben dadurch so bloßgelegt hat, daß die Unmöglichkeit dieser Erklärungsweise jedem einleuchtet. Sie nennt sich die natürliche, sie ist in Rücksicht der biblischen Erzählungen die unnatürlichste der Welt. Was der Evangelist erzählt und erzählt haben will, ist ein übernatürliches Ereigniß; was der Exeget daraus macht, ist nicht blos eine natürliche, sondern in den meisten Fällen eine höchst ordinäre Begebenheit, die sich zu der biblischen Erzählung verhält, wie der weiße Rock zum Engel. Es hilft in der Sache wenig, wenn man diese natürliche Erklärungsweise im Grunde beibehält und nur in der Ausübung verfeinert. Soweit als nur immer es geht, will man die erzählten Thatsachen als geschichtliche gelten lassen, also auch als möglichst natürliche Begebenheiten, aber als solche, die außerordentlicher Art sind. So werden die höhern Naturkräfte, die unmittelbaren Geisteswirkungen, die beschleunigten Naturprocesse u. dgl. eingeführt, um die Wunder erklärbar zu machen, d. h. ihnen den supranaturalen Charakter zu nehmen, also in ihrer eigentlichen Bedeutung als Wunder zu verneinen. Mit dieser Erklärungsweise kommt man den evangelischen Thatsachen nicht bei. Was die Evangelisten in der That erzählen wollen, sind nicht außerordentliche Begebenheiten vermöge höherer Naturkräfte, sondern wunderbare Begebenheiten vermöge göttlicher Kräfte; nicht uneigentliche, sondern eigentliche Wunder. Und selbst zugegeben, daß eine solche Erklärungsweise an einigen Stellen hilft, an so vielen andern Stellen hilft sie nicht. Sie mag zur Noth mit dieser oder jener Heilung fertig werden, mit den Todtenerweckungen z. B. wird sie nicht fertig, hier muß sie zum Scheintod ihre Zuflucht nehmen, also in das grobe Gleis der natürlichen Erklärungsweise zurückkehren.

VI.

Kann man nun die Wunder im Leben Jesu als geschichtliche Thatsachen nicht einräumen, kann man sie als erzählte Thatsachen in den Darstellungen des Lebens Jesu ebenso wenig leugnen, so bleibt nur eins übrig: daß man in der evangelischen Geschichte ungeschichtliche Bestandtheile anerkennt. Welches sind diese ungeschichtlichen Bestandtheile? Woher rühren sie? Wie sind sie motivirt? Hier wird die Evangelienfrage zur **Evangelienkritik**. Und zwar sind es drei Gründe, welche die Anerkennung solcher ungeschichtlichen Bestandtheile erzwingen: 1) Die Evangelien erzählen sämmtlich wunderbare Begebenheiten, also Dinge, die so, wie sie erzählt werden, unmöglich geschehen sein können; 2) sie sind in so vielen Punkten miteinander in Widerstreit; 3) sie sind an einigen Stellen in Widerstreit mit der bekannten und vollkommen beglaubigten Geschichte.

Zugleich leuchtet jedem Unbefangenen ein, daß auch die ungeschichtlichen Bestandtheile der Evangelien, die wunderbaren Begebenheiten in gutem Glauben erzählt werden, daß sie nicht wirkliche, auf Täuschung berechnete Erfindungen, sondern religiös motivirte Vorstellungen sind, welche den Geist und die gläubige Phantasie der evangelischen Geschichtschreiber erfüllen. Sie sind religiöse Dichtungen, **Mythen**, wie Strauß sie nennt, ausgebildet hauptsächlich durch die messianischen Zeitvorstellungen, die unwillkürlich auf die Person Jesu als den geglaubten Messias übergehen.

War Jesus der verheißene Messias, so mußte er alle die Bedingungen erfüllen oder erfüllt haben, die als Kriterien der messianischen Wirksamkeit im Glauben der Zeit galten. An die Stelle der natürlichen Erklärungsweise tritt die mythische. Diesen Gesichtspunkt auf das Leben Jesu umfassend angewendet und hier methodisch durchgeführt zu haben, ist die Bedeutung des ersten Strauß'schen Werks. In der Person Jesu die natürlich-menschliche Entwickelung vorausgesetzt, erscheint die evangelische Lebensgeschichte Jesu als ein Räthsel. Die supranaturale Erklärungsweise widerspricht der Voraussetzung; die natürliche Erklärungsweise theilt die letztere, aber kann das Räthsel nicht lösen; darin besteht diesen beiden Erklärungsweisen gegenüber die wissenschaftliche Stärke der mythischen, daß sie eine wirkliche Auflösung gibt, aber zugleich mit dieser Auflösung neue Probleme erweckt.

Sind nämlich die evangelischen Berichte in so vielen Zügen ungeschichtliche Darstellungen des Lebens Jesu, so können sie unmöglich dieses Leben nach der Natur geschildert haben, so können sie nicht unmittelbar von Augenzeugen desselben, nicht direct von Aposteln oder Apostelschülern herrühren, so muß zwischen der Abfassung, in der sie uns vorliegen, und der Erscheinung Jesu ein Zeitraum verflossen sein, der die geschichtlichen Züge verdunkeln und die ungeschichtlichen erzeugen konnte, so ist mit der Glaubwürdigkeit der Evangelien auch deren Echtheit in Frage gestellt. Solange diese Echtheit unbedingt gilt, muß man die Uebereinstimmung der evangelischen Schriften fordern und gegenüber den Widersprüchen, die in der That vorhanden sind, diese Uebereinstimmung erzwingen und erkünsteln durch allerhand harmonistische Versuche. Jetzt stellen sich die Fragen anders. Jetzt handelt es sich darum, die Entstehung und Composition dieser Schriften im einzelnen zu erklären, jede in ihrer Eigenthümlichkeit zu erkennen aus den Glaubensmotiven der urchristlichen Zeit, als deren literarische Producte sie jetzt begriffen sein wollen. Das sind die kritischen Probleme, die nach Strauß' „Leben Jesu" in den Vordergrund treten, die zu ihrer Lösung die historisch-kritischen Untersuchungen fordern, in denen Baur auf eine so bewunderungswürdige Weise erleuchtend gewirkt hat.

VII.

Die Hauptfrage der historischen Kritik in Rücksicht auf das Leben Jesu betrifft das **vierte** Evangelium. Zwischen diesem und den drei andern ist die Differenz die größte. Ihm gegenüber erscheinen die letztern in einer

solchen gegenseitigen Uebereinstimmung, daß sie bei allen ihren Abweichungen zusammengestellt und synoptisch behandelt werden können. So entsteht die Frage: welche von beiden ist für das Leben Jesu die nächste und sicherste Quelle: die synoptischen Evangelien oder das Johanneische?

In Betreff der synoptischen Evangelien waren schon vor Strauß die kritischen Untersuchungen dahin gekommen, daß sie den unmittelbar apostolischen Ursprung derselben in ihrer gegenwärtigen Gestalt aufgeben mußten, denn ihre Entstehung und Abfassung mußte so erklärt werden, daß sich beides rechtfertigen ließ, sowol ihre Uebereinstimmung als ihre Abweichung. Offenbar lag hier eine gemeinschaftliche Quelle zu Grunde, aber welcher Art? Entweder war diese gemeinschaftliche Quelle eine oder mehrere. Und die eine Quelle war entweder (nach Eichhorn) ein schriftliches oder (nach Gieseler) ein mündliches Urevangelium. Aber im ersten Falle war es ebenso schwer, die Abweichungen der Synoptiker zu erklären, als im zweiten ihre so große Uebereinstimmung in Auswahl und Anordnung, selbst in der zufälligen, in den Ausdrücken, sogar in den sprachlich seltensten Worten. So sah man sich zu der zweiten Annahme genöthigt, daß diese Evangelien schriftliche Aufzeichnungen mehr als eine voraussetzen, Sammlungen verschiedener Art und in ihren einzelnen Theilen von verschiedenem Werth, aus denen zuletzt die synoptischen Darstellungen des Lebens Jesu hervorgingen. Damit entfernt sich deren Abfassung immer weiter von dem Zeitalter Jesu selbst und rückt herab in die nachapostolische Zeit. Um so sicherer aber galt die unmittelbar apostolische Abkunft des vierten Evangeliums, die Johanneische Autorschaft, und die Kritik brauchte und empfahl in Rücksicht auf das Leben Jesu dieses Evangelium als ein Correctiv der drei andern. So nahm noch Schleiermacher die Sache. Diese Ansicht galt seiner Schule als Kanon. Sie wurde durch die Richtung der Zeit begünstigt, die sich mit dem Johanneischen Evangelium in einer Art Geistesverwandtschaft fühlte und sich gern derselben bewußt war. Das vierte Evangelium war nicht blos in Rücksicht auf seinen speculativen Charakter, sondern auch in Betreff seiner geschichtlichen Glaubwürdigkeit das entschieden bevorzugte. Der einzige Angriff, den Bretschneider machte, blieb ohne Wirkung.

Die kritischen Untersuchungen der folgenden Zeit ändern in diesem Punkt die Auffassung von Grund aus; zuerst durch Strauß, der das Johanneische Evangelium für ebenso mythisch ansieht als die drei andern und unter diesem Gesichtspunkt die Evangelien sämmtlich auf gleichem Fuß behandelt. Die nächste Folge ist, daß auch an diesem Punkte das Vertrauen zu wanken beginnt, daß auch in dem vierten Evangelium ungeschichtliche und darum unechte Bestandtheile eingeräumt werden, daß es sich nur darum handle, das richtige Kriterium zu finden, um die echten Bestandtheile von den unechten, die Johanneischen Elemente von den nicht-Johanneischen zu sondern. Ein Geschlecht von Chorizonten versucht sich an dieser Aufgabe. Der eine zieht seine Grenzlinie so, daß auf die echte Seite der Lehrinhalt und die längern Christusreden, auf die unechte die Gespräche und Erzählungen fallen; der andere so, daß er nur die Wundererzählungen und von diesen nur die unglaublichen und magischen preisgibt; ein dritter endlich erklärt die Reden für unecht und die Erzählungen für echt. Dieser dritte von jüngstem Datum ist **Renan**, der darin das Widerspiel zu Weiße bildet. Bei Renan gelten gerade die Bestandtheile für echt, die bei Weiße für unecht gelten und umgekehrt. Darum betrachtet Renan, der von Baur's Untersuchungen nichts weiß, die Johanneischen Erzählungen als eine sehr ergiebige Geschichtsquelle für das Leben Jesu, und wenn sich Strauß in seiner Vorrede über das Renan'sche Buch wohlwollend genug so ausdrückt, daß es an einigen Fehlern, aber nur an *einem* Grundfehler leide, so hat er diesen Punkt dabei im Auge. In seiner Erklärung der Lazaruserweckung zeigt Renan als Kritiker und Exeget, welchen Beruf er hat, das Leben Jesu zu schreiben. Die Erzählung ist dem vierten Evangelium eigenthümlich. Renan nimmt sie deshalb als Thatsache, da er das Evangelium in seinen Erzählungen als Johanneisch ansieht. Nur ist nach ihm in diesem Lazarus kein Todter erweckt worden, auch kein Scheintodter, sondern ein schon Genesener, der auf den Wunsch der Freunde und Anhänger Jesu sich in das Felsengrab legt, um auf den Ruf Jesu daraus hervorzugehen: alles in der Absicht, in Jerusalem einen gewaltigen, für die Sache Jesu ebenso nöthigen als nützlichen Eindruck zu machen. Nach dieser Erklärung also ist Jesus bei der Lazaruserweckung dupirt, die Juden sind betrogen worden und die bethanischen Freunde Jesu haben eine Farce gespielt. Uebernatürlich ist diese Erklärung nicht, natürlich auch nicht; was ist sie?

Um sich den Unterschied zwischen Strauß und Renan, deren Werk der Zufall der Zeit nebeneinandergestellt hat, an einem gegebenen Falle deutlich zu machen, vergleiche man z. B. die Erklärungen beider in Rücksicht der Lazaruserweckung. Renan erklärt sie so, daß von der Erzählung nichts bleibt und von der Thatsache selbst nur ein hohler Schein der widerlichsten Art, d. h. er erklärt nichts. Strauß erklärt sie so, daß man zwar nicht die Thatsache, wol aber die Erzählung derselben aus dem Motive des Evangelisten und aus den Daten, die er vorfindet und combinirt, Zug für Zug entstehen sieht, und zwar unter dem religiösen Eindruck, der selbst der Erzählung zu Grunde liegt.

VIII.

Zur Einsicht in das Leben Jesu ist die evangelische Quellenkritik und zur Einsicht in den Werth der Quellen die Lösung der Johanneischen Frage die nothwendige Vorbedingung. Das vierte Evangelium ist von den andern so verschieden und seiner ganzen Verfassung nach so eigenthümlich, daß es einer besondern Erklärung bedarf. Zugleich ist es so einmüthig in seiner Composition, so sehr aus *einem* Gusse gebildet und in allen seinen Bestandtheilen durch eine Grundidee verknüpft, daß es als ein untheilbares Ganzes alle Operationen und Versuche der Scheidekünstler zu Schanden macht. Es handelt sich also darum, diese Grundidee zu erkennen und von hier

aus als dem Motive des Ganzen die Composition in ihrem gesammten Umfange und in allen ihren Bestandtheilen', sowol was deren Beschaffenheit als Folge betrifft, zu erleuchten. In der Lösung dieses Problems liegt eins der größten Verdienste Baur's. Seine Erklärung des vierten Evangeliums zeigt, was die Kritik, wenn sie ihrem Objecte congenial ist, zu leisten vermag. Sie ist in diesem Falle eine wirkliche Reproduction gewesen. Aehnlich wie einst Baur durch Strauß' erstes „Leben Jesu" ergriffen und zu seiner Evangelienkritik angeregt worden ist — man erkennt den Eindruck, den Baur damals empfangen, aus der Art, wie er in dem fünften Bande seiner Geschichte der christlichen Kirche über die Bedeutung jenes Werks spricht —, zeigt sich Strauß in seinem neuen „Leben Jesu" angeregt und erfüllt von Baur, insbesondere von dessen Johanneischen Untersuchungen; man erkennt diesen Eindruck am besten, wenn ich ihn selbst reden lasse (S. 108, 110):

Entweder mußte diesem Evangelium gegenüber die Kritik ihre sämmtlichen Waffen zerbrechen und ihm zu Füßen legen, oder sie mußte es dahin bringen, ihm jeden Anspruch auf geschichtliche Geltung abzuthun, sie mußte es als nachapostolisches Erzeugniß ebenso begreiflich zu machen wissen, wie es bisher als apostolische Schrift unbegreiflich gewesen war. Diesen Kampf aufgenommen und auf eine Weise durchgefochten zu haben, wie noch selten kritische Kämpfe durchgefochten worden sind, ist der unvergängliche Ruhm des verewigten Dr. Baur. Manche Waffe hatte er von seinen Vorgängern entlehnt, aber manche auch selbst neu gefertigt, und alle hat er mit Geschick, Nachdruck und Beharrlichkeit so lange geführt, bis der Kampf zwar nicht vor den Richterstühlen der Theologen, aber vor dem der Wissenschaft zu Gunsten der Kritik entschieden war.... Die Nachweisung endlich, wie der Verfasser dieses Evangeliums aus seiner Ueberzeugung heraus, den wahren Geist des Christenthums und Christi selbst besser als die frühern im Judenthum befangenen Evangelisten gefaßt zu haben, im Sinne seiner Zeit mit dem besten Gewissen die evangelische Geschichte umändern, Jesu Reden in den Mund legen, wie sie seinem fortgeschrittenen christlichen Standpunkt entsprachen; ja wie er als derjenige, der sich bewußt war, die innerste Herrlichkeit Christi erkannt zu haben und der Welt bekannt zu machen, sich sogar berechtigt glauben konnte, sich als den Schos- und Busenjünger Jesu, wenn auch nicht ausdrücklich anzugeben, doch deutlich genug errathen zu lassen, diese Nachweisung, die Krone der Baur'schen Abhandlung, ist eine großartige Probe tiefdringender, nachschaffender Kritik, und muß auf jeden, der ihr zu folgen versteht, eine ergreifende, wahrhaft poetische Wirkung machen.

Das vierte Evangelium ist seiner ganzen Verfassung nach nicht darauf angelegt, eine Lebensgeschichte Jesu im Sinn einer biographischen Darstellung zu geben. Es ist unter einem bestimmten Glaubensgesichtspunkte verfaßt, den es in seiner Darstellung der Person und des Lebens Jesu durchführt und für welchen es jeden Zug seiner Geschichte wählt und transparent macht, damit er von jener Idee durchleuchtet werde. Unter diesem Gesichtspunkte erscheint die Person Jesu nicht mehr als der jüdische Messias, auch nicht blos als Weltheiland, sondern als das welterlösende Princip, als der göttliche Weltzweck oder das göttliche Schöpfungswort (Logos), als der ewige Christus, der aus der göttlichen Lichtwelt herabgestiegen und im Fleische erschienen ist, um seine Herrlichkeit im Gegensatz zur Finsterniß der Welt, insbesondere der jüdischen, zu offenbaren.

Dieser Gesichtspunkt bezeichnet die höchste Steigerung, gleichsam den Superlativ der universellen, geistigen, zugleich supranaturalen Auffassung der Person Jesu. In gleichem Maße mit der göttlichen Würde seiner Person steigert sich hier auch der wunderbare Charakter seiner Erscheinung und Handlungsweise. Reden und Handlungen sind beide der Ausdruck dieser göttlichen Herrlichkeit Jesu. Beide Ausdrucksweisen sind durch dasselbe Motiv bedingt und gehören also nothwendig zusammen. Die Handlungen, namentlich die Wunder, sind als Zeichen der Gottheit Jesu sinnbildlich; sie sind darum nicht weniger thatsächlich im Sinne des Evangelisten. Diese Einheit des Symbolischen und Factischen, dieses durchgängig bedeutsame und geheimnißvolle Geschehen, das zugleich als geschichtlicher, äußerer Vorgang angesehen sein will, bezeichnet Strauß als den mystischen Charakter des ganzen Evangeliums. Es werde in seiner Geistesart erst dann völlig verstanden, wenn man diese seine geistig-sinnliche Beschaffenheit richtig würdigt. Als das geistigste Evangelium habe es Baur betrachtet und dargethan; man müsse hinzunehmen, daß es auch in seiner Weise das sinnlichste sei.

Seiner Grundidee nach ist das vierte Evangelium unter allen neutestamentlichen Schriften die am meisten antijüdische. Es steht in dieser Richtung am weitesten ab von der Johanneischen Offenbarung. Diese ist jüdischer als selbst das erste Evangelium; das vierte Evangelium ist antijüdischer als selbst Paulus. So bilden dieses Evangelium und die Offenbarung in der Reihe der neutestamentlichen Vorstellungsweisen entgegengesetzte Pole. Unmöglich können beide von einem Verfasser herrühren. Auch die Schreibart, auch die Beschaffenheit des Griechischen in beiden Schriften zeugt dagegen. Unmöglich, daß derselbe Verfasser erst das Evangelium, dann die Offenbarung geschrieben habe (Luthardt), undenkbar auch der umgekehrte Fall (Hase); sowenig — um Strauß' anschauliches Beispiel zu wiederholen — der „Messias" und „Nathan der Weise" denselben Verfasser haben können, sowenig kann ein und derselbe Mann die Apokalypse und das vierte Evangelium geschrieben haben. Die Einsicht in diese Unmöglichkeit nennt Strauß eins der sichersten Ergebnisse der Kritik. In diesem Obersatz stimmen Schleiermacher und Baur überein. Nicht in dem Untersatz. Schleiermacher nimmt das Evangelium als Johanneisch, die tübinger Schule die Offenbarung, von der sich mit unumstößlicher Gewißheit nachweisen läßt, daß sie unter Galba, also in der zweiten Hälfte des Jahres 68 verfaßt sein muß. Dagegen die Abfassung des Evangeliums weist nach allen Anzeichen auf einen Zeitpunkt hin, der von der Abfassung der Offenbarung um ein Jahrhundert entfernt ist. Es erscheint zum ersten mal förmlich angeführt durch Theophilus von Antiochien gegen 180. Eins der sichersten Indicien für die Zeit seiner Entstehung gibt der kirchliche Streit über den Tag der Passahfeier. Nach dem Evangelium ist Jesus an dem Tage der jüdischen

Passahfeier (selbst als das Passahlamm; so will es das dogmatische Interesse dieser Glaubensschrift) gestorben, d. h. am 14. Nisan, und am Tage vorher hat er das letzte Mahl mit seinen Jüngern gehalten. Nach den andern Evangelien ist dieses letzte Mahl das Passahmahl selbst. Ueber diesen Punkt, den Tag der Passahfeier, entsteht in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts ein kirchlicher Streit; die kleinasiatischen Gemeinden feiern den Tag nach jüdischer Sitte am 14. Nisan. Polykarp erklärt, daß er mit Johannes, seinem Lehrer, an diesem Tage die Feier gehalten habe. Unmöglich kann derselbe Johannes ein Evangelium geschrieben haben, welches Jesum an diesem Tage sterben (als Passahlamm geopfert werden) läßt. Unmöglich kann Polykarp dieses Evangelium gekannt haben, als er jene Erklärung in seinem Brief an den römischen Bischof gab. Wenn dann später Apolinaris bemerkt, daß die Evangelien einander widersprechen würden, wenn die kirchliche Partei des 14. Nisan (die Quartodecimaner) sich mit Recht auf Matthäus beriefen, so kann er keinen andern Widerspruch gemeint haben, als zwischen dem vierten Evangelium und den andern, so muß er jenes bereits gekannt haben, und es scheint daher während des Passahstreits entstanden und hervorgetreten zu sein, also in den Jahren von 160—175.

So summirt sich die Evangelienkritik in folgendes Ergebniß. Geschichtsquellen im correcten Sinne sind die Evangelien nicht, am wenigsten das vierte, welches am spätesten entstanden ist und den historischen Gesichtspunkt ganz durch den dogmatischen bestimmt. Im Vergleich mit dem Johanneischen Evangelium haben die synoptischen den größern geschichtlichen Werth, aber auch sie entstehen durch Ueberarbeitungen, deren Material im Anfang des 2. Jahrhunderts vorhanden ist. Auch in ihnen ist die Art der Ueberarbeitung durch dogmatische Interessen motivirt, sie sind Glaubensschriften mehr als Geschichtsquellen; sie tragen die deutlichen Spuren der ersten einander entgegengesetzten Glaubensrichtungen, der judenchristlichen und heidenchristlichen, des particularistischen und universellen, des petrinischen und paulinischen Christenthums. Und zwar erscheint das erste Evangelium, ursprünglicher als die folgenden (also das relativ ursprünglichste), am meisten judenchristlich gefärbt; das dritte so, daß es die judenchristliche Vorstellungsweise durch die heidenchristliche (paulinische) ergänzt; das zweite so, daß es beide Gegensätze geflissentlich neutralisirt und abstumpft, also die beiden andern Evangelien (Matthäus und Lucas) unmittelbar voraussetzt.

IX

Unter diesem Urtheil über den Werth der Evangelien als geschichtlicher Quellen des Lebens Jesu wird nun die Frage beantwortet: Was ist an dieser Geschichte selbst? Um diese Frage zu lösen, muß von der dargestellten Geschichte abgezogen werden, was unter bestimmten Glaubensgesichtspunkten das dogmatische Interesse der Geschichte Jesu hinzugefügt oder in dieselbe hineingetragen hat; die wirkliche Geschichte und die geglaubte decken einander nicht, sie schließen nur einen kleinen Theil ein, der beiden gemeinsam ist. Innerhalb dieser Sphäre ist der Kern des Thatsächlichen aufzufinden. Die geschichtliche Möglichkeit gibt die weiteste Grenze. Innerhalb derselben werden die einzelnen Züge mit größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit bestimmt; es sind „die kleinen Restziffern", die als Posten vorsichtig und behutsam aufgeführt werden; die imaginären Größen kommen nicht in Rechnung, es wird dabei nicht verhehlt, daß unter den rationalen Größen sich noch manches X befindet. Was der von den alttestamentlichen Typen des Messiasideals erfüllte oder von den bestimmten Richtungen und dogmatischen Interessen der urchristlichen Zeit motivirte Glaube in der Person und dem Leben Jesu vorgestellt und durch diese Vorstellung daraus gemacht hat, ist ein ideales Gebilde der religiösen Phantasie, eine Glaubensdichtung oder, wie Strauß früher und auch jetzt diese Form nennt, ein Mythus. Strauß nimmt dieses Wort jetzt in einem erweiterten Sinn, der auch den Standpunkt Baur's einschließt und diesem die Möglichkeit nimmt, sich der mythischen Ansicht, als ob er etwas wesentlich anderes wäre, entgegenzusetzen. Dem Mythus entgegen steht die geschichtliche Thatsache. Diese aber ist es nicht, die Baur ihm entgegenzusetzen hat, sondern er entdeckt in der Umbildung der geschichtlichen Thatsachen und der Ausbildung ungeschichtlicher die dogmatische Tendenz, die bestimmte Glaubensrichtung und das bestimmte Glaubensinteresse als einen zeugenden Factor. In diesem Punkte ist Strauß mit ihm einverstanden. Nur findet er, daß dadurch der Mythenbildung im Resultat kein Abbruch geschieht. In jedem Fall haben wir statt der geschichtlichen Thatsache die religiöse Dichtung, d. h. eine ungeschichtliche Thatsache, deren Vorstellung religiös motivirt ist: eine Vorstellung, die aus dem Glauben erzeugt ist und selbst Glauben erzeugt, gleichviel ob sie sich unwillkürlich gebildet hat oder absichtsvoll componirt worden. In jedem Fall schließt sie in ihrem Urheber das historisch-kritische Bewußtsein aus, und nur wenn dieses dabei gegenwärtig und also geflissentlich unterdrückt wäre, hätten wir keinen Mythus mehr, keine Dichtung, sondern statt derselben — die Täuschung.

Wir haben unsere Leser über die Aufgabe des vorliegenden Werks zunächst genau orientiren wollen. Darum haben wir so ausführlich über seine Entstehung, seinen Standpunkt, seine Grundlagen gehandelt; wir müssen uns für jetzt versagen, weiter in die einzelnen Untersuchungen und in die Endresultate einzugehen, die man am besten aus dem Buche selbst erfährt. Es gibt dem Leser selbst die Probe seines sachlichen Werths. Was es als geschichtliche Thatsache in dem Leben Jesu aus deutlichen und klaren Gründen verneint, das muß es aus ebenso deutlichen und klaren Gründen als ungeschichtliche Thatsache, d. h. als religiöse Dichtung erklären können. Was als geschichtliche Thatsache genommen unbegreiflich bleibt, das muß als Dichtung betrachtet, aus religiösen Glaubensmotiven hergeleitet, erst begreiflich und einleuchtend werden. Diese Erklärung ist die Probe, welche die

Wissenschaft von einem solchen Werke fordert. Und da wir unmittelbar nacheinander Renan und Strauß über das Leben Jesu gelesen haben, begierig, wie weit bei beiden die Kraft weniger ihrer Verneinung als ihrer Erklärung reicht, so haben wir zwei Probestücke erlebt, ein negatives und ein positives, von denen uns das erste die Erklärung und Lösung der Probleme ebenso gründlich entbehren läßt, als das zweite sie gewährt. 25.

Zur Alterthumskunde Skandinaviens.

Die Ureinwohner des skandinavischen Nordens. Ein Versuch in der comparativen Ethnographie und ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte des Menschengeschlechts. Von S. Nilsson. I. Das Bronzealter. Aus dem Schwedischen übersetzt. Mit 35 in den Text gedruckten Abbildungen und 5 lithographirten Tafeln. Hamburg, O. Meißner. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wir haben hier ein Buch vor uns, dem wir recht viele denkende Leser wünschen, damit es ganz die Beachtung finde, welche es verdient. Es gewährt uns daher auch eine besondere Freude, mit Nachdruck auf dasselbe hinweisen zu können. Alles, was sein Verfasser zur Darstellung bringt, ist gediegen und neu, voll Geist und Licht und mit einer Hingebung verarbeitet, welche jeden fesseln muß, dem das Nachdenken über die Urcultur des europäischen Nordens Freude macht, dem überhaupt der Sinn für die Entwickelungsgeschichte der Menschen auf Erden nicht fehlt. Auch für den Alterthumsforscher von Fach ist das Werk von hoher Bedeutung, da der Verfasser sich ganz neue Bahn bricht und dabei einen Reichthum an Gelehrsamkeit, eine wissenschaftliche Tiefe und Schärfe entwickelt, wie man es nur von einem anerkannten Meister gewohnt ist. Es paßt indessen ebenso gut für das gebildete große Publikum, denn seine Voraussetzungen, seine Ansichten und Beweise haben gar keinen steifen Gelehrtenzuschnitt, sondern sie tragen überall den Stempel einer gemüthlichen Natürlichkeit. Das Buch ist also populär und befriedigt zugleich auch den Fachgelehrten. Wir wissen, daß dies auf dem Felde der Naturwissenschaften schon mehrfach erreicht worden ist; in der Alterthumskunde liefert der Verfasser ziemlich den ersten Beweis für die Möglichkeit, und es scheint, als wenn er seine Methode auf dem Gebiete der Naturkunde erlernt habe. Wer das Buch zur Hand nimmt, wird anfangs von der unverhohlen ausgesprochenen Absicht des Verfassers überrascht, daß er damit umgehe, alle früheren Forschungen der vorgeschichtlichen Zeit des skandinavischen Nordens als unhaltbare philosophische Speculationen, als poetische Fabeln erkennen zu lassen. Hiernach sollte man denken, daß die Darstellung durch und durch eine polemische Färbung angenommen hätte. Dies ist aber nicht der Fall, im Gegentheil herrscht im ganzen Buche eine friedliche Ruhe, nichts deutet auf lästige Anmaßung, auf oberflächliche Rechthaberei, auf verletzende Kritik, und es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß selbst die entschiedensten Gegner dem Verfasser ein aufmerksames Ohr leihen werden; man begegnet hier einer ganz neuen Auffassung der Sache, von der man fühlt, daß sie jedenfalls volle Beachtung verdient. Das Buch will auch nichts weiter als ein erster Versuch sein, es will nur anregen zu ähnlichen umfassenden Forschungen. Der Verfasser ist auf Einreden gefaßt, hofft aber, daß sich dieselben ebenso auf Thatsachen und gründliche Beweise beziehen werden, wie solche in seinem Buche die Hauptgrundlage ausmachen. Das Ganze ist ein Theil einer mehr als zwanzigjährigen gründlichen Forschung, dessen Fortsetzung wir schon im voraus gern willkommen heißen.

Der Verfasser theilt die Entwickelungsgeschichte des skandinavischen Nordens in drei Culturperioden: in das Steinalter, Bronzealter und Eisenalter. In der ersten Periode werden nur Stein, Holz, Bein u. s. w. zu Waffen und Werkzeugen benutzt. In der zweiten bildet die Bronze die Grundlage zu diesen Geräthschaften. In der dritten ist das Eisen an den Platz der Bronze getreten. Das vorliegende Werk handelt vom Bronzezeitalter. Die Ursache, warum er damit den Anfang gemacht, begründet der Verfasser dadurch, daß die Geschichte dieser Entwickelungsepoche noch am wenigsten erforscht und bekannt sei, und daß er sich in den letzten Jahren hauptsächlich mit der Erforschung dieser Zeit beschäftigt habe. Die dabei befolgte Methode nennt er die naturhistorisch-comparative, indem sie sich zunächst auf die Alterthümer in der Erde, dann aber auch hauptsächlich noch auf die Traditionen im Volke bezieht. Die erstern weisen mit ihren Bildungen nach dem Orient, nach Phönizien und Aegypten; die andern deuten auf einen kananäisch-phönizischen Sonnendienst. Dadurch wird es nun wahrscheinlich, daß die zur Bronzeperiode gehörenden Alterthümer nicht blos phönizischen Ursprungs sind, sondern auch von den phönizischen Einwanderern und Ansiedlern herrühren. Diese Annahme bildet dann das Grundthema des ganzen Buchs und der Verfasser ist bemüht gewesen, seine Behauptung zu beweisen.

Einen sehr wichtigen Anhaltspunkt für die Untersuchung liefert das berühmte Kivikmonument in Schonen. Die jetzigen Bewohner nennen es Bredahügel; es liegt in dem östlichen Schonen, südlich von Kivik. „Von der ursprünglichen Größe dieses Grabhügels kann man sich einen Begriff machen, wenn man die Masse der Feldsteine sieht, die zu den Einfriedigungen, wie sie in jener Gegend häufig vorkommen, angewandt worden sind, und wenn man die Leute theils aus eigenen Erfahrungen, theils nach den Erzählungen ihrer Väter versichern hört, daß alle Steine, die in diesen Einfriedigungen liegen, und ein guter Theil von denen, die zu Brücken und Bauten in Kivik verbraucht sind, von dem Bredarör geholt worden sind. Mitten auf dem Boden des Hügels befindet sich eine längliche viereckige Steinkammer von 13 Fuß Länge und 3 Fuß Breite, in der Richtung von Süden nach Norden, bestehend aus emporgerichteten beinahe viereckigen Steinen von 4 Fuß Höhe, 3 Fuß Breite und 8—9 Zoll Dicke, welche dicht aneinandergestellt und auf der innern Seite mehr oder weniger eben, obgleich weder behauen noch geschliffen sind. Von solchen Steinen haben vier an jeder Seite und einer an jedem Ende gestanden; doch sind von den mit Figuren bedeckten Steinen leider zwei schon vor längerer Zeit aus Nachlässigkeit abhanden gekommen. Diese Steinkammer war in ihrer ursprünglichen Gestalt mit querliegenden großen Felsstücken bedeckt, worüber eine Menge großer und kleiner Feldsteine geschüttet waren, sodaß der Steinhügel die Form eines großen Kegels hatte, welcher zum Theil mit Bäumen und Büschen bewachsen war. Die auf der innern Seite der Seitensteine mühsam eingehackten und eingeriebenen Figuren sind von den Alterthumsforschern auf sehr verschiedene Weise gedeutet worden. Auch ich will eine Erklärung derselben versuchen; doch möchte ich mir vorher erlauben die Aufmerksamkeit auf folgende Umstände zu lenken.“ Es wird nun darauf hingewiesen, daß zum Zusammenbringen und Aufthürmen einer so großen Menge von Feldsteinen viele Menschenhände und Kräfte erforderlich gewesen sind. Dann hat die Sitte, die eigentliche Bedeutung des Denkmals geheimnißvoll unter einen Steinhaufen zu vergraben, gar nichts gemein mit der, wonach das Andenken zur offenen Schau in Felswände eingegraben wurde, wie z. B. die Felsenbilder in Bohuslän und die mit Inschriften bedeckten Runensteine an der Heerstraße und andern stark besuchten Orten. Gehören die letztern den germanischen Völkerstämmen an, welche Thors- und Odinsverehrer waren, so müssen die Begründer des Kivikmonuments einem andern Volksstamme angehört haben, der ganz andern Sitten und religiösen Gebräuchen huldigte. Wir erhalten hierauf in Bild und Wort eine genaue Beschreibung von den eingegrabenen Figuren auf den Steinen der Steinkammer des Kivikmonuments.

Im Jahre 1859, als der Verfasser mit seiner Erforschung emsig beschäftigt war, hatte er die Freude von dem gelehrten Alterthumsforscher Dr. William R. Wilde aus Dublin besucht zu

werden. Dieser hatte in seiner Heimat ganz ähnliche Untersuchungen durchgeführt und in dem Werke „The beauties of the Boyne“ veröffentlicht. Die hierin beschriebenen Grotten bei Dowth und Newgrange besaßen die größte Aehnlichkeit mit dem Kivikmonument. Als nun Nilsson im folgenden Jahre eine antiquarische und ethnographische Reise durch Dänemark, Deutschland, Frankreich und England machte, zog es ihn auch nach Irland zu seinem gelehrten Fachgenossen. Er wollte die merkwürdige Grotte mit eigenen Augen sehen und ließ von Henry Wilson, Assistent des Dr. Wilde, der die Denkmale sehr genau kannte, dahin begleiten. „Endlich erblickten wir“, erzählt er, „in der Ferne einen hohen mit Buschwerk bewachsenen Hügel, und als wir näher kamen, sahen wir, daß derselbe, gleich dem Kivikmonument, unter der Grasnarbe aus einer unzähligen Menge kleiner Steine bestand, wovon schon Hunderte von Fudern weggefahren waren, wie es hieß zum Macadamisiren der Wege in der Nachbarschaft. Doch ist diesem Unfuge durch Mitwirkung des Eigenthümers abgeholfen worden. Solche Steinhaufen werden in der alten Landessprache Cairn genannt. Unter dem Steinlager befand sich auf der einen Seite eine kleine Oeffnung, die dem Eingange zu einem Dachsbau nicht unähnlich war. Sie ging etwas abwärts und dann unter dem Hügel hindurch. Da hineinzugelangen, sah etwas abenteuerlich aus, aber Wilson kroch, nachdem er Hut, Rock und Reisetasche abgelegt hatte, hindurch und zündete sich einige Lichter an, die er zu diesem Zweck mitgebracht hatte und in den verschiedenen Theilen der Grotte anbrachte, denn es war stockfinster darin.“ Der Verfasser folgte dann seinem Gefährten auf ähnliche Weise. Nach dieser engen Passage von 27 Fuß Länge kam man in die eigentliche Grotte. Sie ist aus langen Steinen gebaut, die sich oben gegeneinander neigen; hinter diesen liegen Quersteine, auf denen wieder andere errichtet sind u. s. w., bis die oberste Oeffnung dieses ziemlich geräumigen Gewölbes durch eine große Steinplatte verschlossen ist. „Diese Bauart soll sich in Griechenland und im Orient bei andern Grabmälern der Vorzeit wiederfinden. Die Steinwände waren an der innern Seite überall mit eingehauenen oder eingehackten Figuren bedeckt, ganz in demselben Stile, wie die Figuren an dem Kivikdenkmale, von den Felsenbildern in Bohuslän aber durchaus verschieden. Die Aehnlichkeit herrscht jedoch nicht allein in dem Stile und in der Weise, wie sie eingehauen sind, sie findet sich auch in verschiedenen Figuren wieder, welche auf dem Monumente bei Kivik und in der Grotte bei Dowth vollkommen gleich sind.“ Nachher besuchten sie auch die Grotte Newgrange, nur eine englische Meile von der vorigen entfernt. Sie gleicht der von Dowth auffallend, auch ist der Weg zu ihrem Innern ein ebenso beschwerlicher. Hiermit werden dann die Katakomben auf Malta verglichen, welche Badger 1851 beschrieben hat, und es stellt sich nicht blos eine große Aehnlichkeit heraus, sondern auch die Gewißheit, daß sie alle dem alten phönizischen Cultus gedient haben, denn die aufgefundenen Begräbnißgrotten in der Gegend von Tyrus und Sidon, dem Hauptsitze des phönizischen Cultus, haben eine ganz gleiche Einrichtung.

Nachdem der Verfasser nun die Betrachtung der monumentalen Seite zum Abschluß gebracht hat, wendet er sich auch zur historischen und ethnographischen Begründung seines Themas. Und da meint er denn, wenn das schonensche, die irländischen und maltesischen Denkmäler phönizischen Ursprungs und zu religiösen Zwecken erbaut worden sind, dann müssen sich auch Spuren der phönizischen Religion in den Volkstraditionen wiederfinden. In Phönizien habe der Baal- oder Sonnendienst geherrscht, und zwar in der Zeit, wo das Land von den Israeliten erobert worden sei. Die Baalspriester hätten ihrem Gott Baal ein großes Opferfeuer angezündet und ihn durch Rundtänze um dasselbe verehrt. Diese Sitte herrsche noch jetzt in Schonen und an andern Orten im Volke fort, man nenne sie das Balderfest, welches aus einem Feuer bestehe, das in der Mittsommernacht (Johannis) auf Bergen angezündet und von dem Volke umtanzt werde. „Schon der scharfsinnige Leopold von Buch, welcher dieses Fest im nördlichen Norwegen feiern sah, spricht die Vermuthung aus, daß dasselbe nicht seinen Ursprung im Norden haben könne, wo man in der hellen Mittsommernacht nicht die Flammen, sondern nur den Rauch sehe. Doch scheint er keine Ahnung davon gehabt zu haben, aus welchem Lande und Cultus es herstamme. Er erzählt, daß die Leute auf einem nahegelegenen Hügel zusammenliefen und daselbst ein großes Feuer anzündeten, in das die Mitternachtssonne hell und klar hineinschien. Trotzdem waren doch alle froh und tanzten in ewigen Kreisen herum.“ Der Verfasser hat auch Erkundigungen nach diesen Feuerfesten in Irland angestellt und erfahren, daß sie jetzt nur noch wenig vorkämen, früher wären sie aber eine ganz allgemeine Volkssitte gewesen, die man Balstein genannt habe. Auf diese Weise sucht der Verfasser immer mehr Gründe für seine Ansicht zu gewinnen, und der Leser folgt ihm gern und mit steigendem Interesse auf allen diesen Forschungswegen.

Daß der Autor bei seiner eigenthümlichen Richtung der Alterthumsforschung auch auf Pytheas' Reise nach Thule kommen werde, läßt sich wol denken, und er weiß diese Gelegenheit auch sehr geschickt zu benutzen, ja, er findet gerade in dieser Reise einen sehr wichtigen Beweis für seine Ansichten. Zwar hat er diese Reise des Pytheas schon vor 25 Jahren zu erklären versucht, kann aber jetzt seine frühern Ansichten nicht mehr gutheißen, seitdem er durch die Erforschung des Bronzezeitalters Skandinaviens zu den Spuren der phönizischen Cultur gelangt ist. Er sieht den Pytheas für einen Baalsdiener an, der seine Reise gerade zur Zeit der Bronzeperiode im Norden gemacht habe. Dies beweist er so: „Die Stadt, welche gegenwärtig Marseille genannt wird, hieß bei den Griechen Massalia, bei den Römern Massilia. Sie wurde um das Jahr 600 v. Chr. von Ioniern aus Phocäa in Kleinasien gegründet. Daß die Ionier von pelasgischem, d. h. von phönizisch-griechischem Stamme sind, ist bereits gesagt worden, ebenso daß sie, als sie nach Griechenland übersiedelten, eine barbarische Sprache redeten und erst, als sie sich mit den Griechen vermischten, nach und nach deren Sprache annahmen, bis sie später ein für sich bestehendes Volk zu sein aufhörten. Die Ionier von Phocäa waren die ersten unter den Griechen, welche längere Seereisen unternahmen, und am Adriatischen Meere, auf Corsica, in Mittelitalien, Gallien und Spanien zahlreiche Colonien anlegten. Die berühmteste derselben wurde Massalia.... Als Pytheas 350 v. Chr. von Massilia nach Norden reiste, hatte die Colonie demnach 250 Jahre bestanden und war noch in stetem Emporblühen begriffen. Da nun die Religion daselbst von Anbeginn an die phönizische gewesen war, da es dort Tempel sowol für den Cultus des Sonnengottes Baal, als für den der Naturgöttin Astarte gab und, soviel bekannt ist, keinen andern Gottesdienst als diesen, so ist kein Grund vorhanden, daran zu zweifeln, daß auch Pytheas derselben phönizischen Religion angehörte, zu welcher sich die Stadt und die ganze Colonie bekannte.“ Es wird dann auch gezeigt, daß Massilia noch lange nach Pytheas eine phönizische Colonie geblieben sei. Und auf die Frage, was das eigentliche Thule gewesen, gibt der Verfasser die Antwort, daß er irgendeine der Inseln innerhalb des Polarkreises an der Nordwestküste Norwegens dafür halte, in der Nähe der Lofoden. Daß die phönizische Colonisation gerade hier so hoch gegen Norden hinaufgeragt habe, machen die Untersuchungen des Verfassers sehr wahrscheinlich.

Im weitern Verlaufe wird auch die Erklärung der Meerlunge des Pytheas versucht. „Wenn die See an unsern Küsten zu gefrieren anfängt“, sagt der Verfasser, „so geschieht dies nicht auf eine Weise, wie sich ein Teich oder ein Landsee mit Eis zu belegen pflegt, dadurch, daß das Eis sich erst an das Ufer, oder an einen über der Wasserfläche emporragenden Gegenstand ansetzt und von dort aus in Strahlen dünn und glasartig über das Wasser ausbreitet; so geschieht es beim Anfange eines kalten Winters im Meere nicht, zum wenigsten nicht an solchen Orten, die ich zu dieser Jahreszeit habe beobachten können. Da beginnt die See bei starker Kälte auf

die Weise zu gefrieren, daß erst, oftmals sehr plötzlich, aus einer Tiefe von 1—2 Ellen kleine dünne Eisblättchen aufsteigen, die scharfe Kante nach oben, und zwar in so großer Menge und mit solcher Geschwindigkeit, daß sie bisweilen 3—4 Zoll über die Wasserfläche emporhüpfen und sich dann neben- und aufeinanderlegen und kleine Eisklümpchen oder etwas plattgedrückte Eisbälle bilden von ungleichen Dimensionen. Sie wachsen, während sie auf der Meeresfläche schaukeln, mehr und mehr zusammen, bis sie zuletzt und oftmals sehr plötzlich zusammenfrieren. Aber noch schaukeln sie auf der Dünnung des Meeres, und wenn die Eisklümpchen anfangen zusammenzufrieren, kann man auf dieser Masse (Synkrima) weder gehen noch mit dem Boote hindurchkommen. Wenn die Fischer im Kattegat mit ihren Booten draußen sind und solche Eisklümpchen um sich aufschießen sehen, so eilen sie ans Land zu kommen, um nicht vom Eise eingeschlossen zu werden." Der Verfasser hat dies schon 1815 im Januar, als er nach Hven hinüberfuhr, gesehen, und als er später bei einer Fahrt längs der Küste von Bohuslän das Meer mit todten Medusen überdeckt sah, so fand er die größte Aehnlichkeit zwischen dieser und der vorher beschriebenen Erscheinung. Daher hat Pytheas recht, wenn er die Meerlunge mit einer Masse von Medusen in Vergleich zu bringen sucht. Man sieht, daß der Verfasser überall ganz neue Ansichten zur Sprache bringt und sie auch mit triftigen Gründen zu unterstützen weiß.

Heinrich Birnbaum.

Unterhaltungsliteratur.

An einer Stelle im „Laokoon" spricht Lessing von der Einrichtung bei den Alten, wonach auch die Künste bürgerlichen Gesetzen unterworfen waren; und er fügt höchst treffend hinzu, daß wir lachten, wenn wir dies hörten, aber wir hätten nicht immer recht, wenn wir lachten; man müsse allerdings die unabweisbare Foderung stellen, daß sich die Gesetze keine Gewalt über die Wissenschaften anmaßen dürften; denn der Endzweck der Wissenschaften sei Wahrheit; Wahrheit sei der Seele nothwendig, und es werde Tyrannei, ihr in Befriedigung dieses wesentlichen Bedürfnisses den geringsten Zwang anzuthun. Ganz anders aber sei es in Bezug auf die Künste; der Endzweck der Künste sei Vergnügen, und das Vergnügen sei entbehrlich; also dürfe es allerdings von dem Gesetzgeber abhängen, welche Art von Vergnügen, und in welchem Maße er jede Art desselben verstatten wolle. Dieser sehr richtigen Auseinandersetzung zufolge müssen wir unbedingte Preßfreiheit für alle diejenigen Geistesproducte verlangen, welche es irgendwie mit Erforschung der Wahrheit zu thun haben. Solche Erzeugnisse hingegen, welche nur vorübergehendes Vergnügen und flüchtige Unterhaltung bezwecken, also die ganze sogenannte Unterhaltungsliteratur insbesondere, haben keinen berechtigten Anspruch auf unbedingte Preßfreiheit, und müßten sich, ohne daß jemand Grund zur Klage darüber hätte, eine Aufsicht und Beschränkung von seiten des Staats gefallen lassen. Unsere bestehenden Einrichtungen weisen gerade das Gegentheil auf. Es kann sehr leicht geschehen, daß gegen wissenschaftliche Werke, welche von einem ganz objectiven Standpunkte aus sociale, politische oder religiöse Fragen behandeln, polizeiliche Unterdrückungsmaßregeln ausgeübt werden, blos weil sie vielleicht Ideen und Anschauungen enthalten, welche im Widerspruche stehen mit dem System derjenigen, welche gerade im Besitze der Macht sind. Romane dagegen und alle damit verwandten Gattungen der Literatur erfreuen sich thatsächlich einer fast absoluten Freiheit von allem Zwang und aller Ueberwachung, und können wie Unkraut alles überwuchern, ohne daß ihnen die geringste Gefahr droht, in ihrem üppigen Wachsthum gestört zu werden. Es wird zwar den Leihbibliotheken verboten, Romane, welche allzu frivol und unsittlich sind, zu führen; doch man weiß, daß es auch mit dieser einschränkenden Maßregel nicht viel zu sagen hat.

Bei dieser ungebundenen Freiheit, welcher die Unterhaltungsliteratur sich erfreut, und welche es gestattet, daß auch die allerelendesten und erbärmlichsten Sachen das Licht der Welt erblicken und sich zum Nachtheil des guten Geschmacks und des ästhetischen Schönheitsgefühls breit machen, wird es die Pflicht des Kritikers, schonungslos das Schlechte als solches hinzustellen und zu kennzeichnen, damit wenigstens von dieser Seite her soviel wie möglich geschieht, um einreißende literarische Geschmacklosigkeit und Verwilderung aufzuhalten und zurückzuweisen. Es möge daher kein Schriftsteller auf dem Gebiete der Unterhaltungsliteratur sich beklagen und verletzt fühlen, wenn eine nach seiner Ansicht allzu scharfe und rücksichtslose Kritik über ihn ergeht; es ist wahrlich genug, daß die Romanschriftsteller das Vorrecht genießen, auch die schlechtesten und in ästhetischer Beziehung verderblichsten Sachen drucken lassen zu dürfen, und daß die vorgeschrittene Industrie und die hohe Ausbildung der Buchdruckerkunst es möglich machen, ihre literarischen Erzeugnisse in solchen Massen billig im Druck herzustellen und rasch in die Oeffentlichkeit hinauszuschicken und zu verbreiten.

Von den diesmal vorliegenden Büchern ist leider nicht sehr viel Gutes zu sagen; sie erheben sich nicht über die Stufe der Mittelmäßigkeit.

1. Erzählungen von Wilhelm Angelstern. Bremen, Geisler. 1863. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Das Buch muß sogar als ein ganz verfehltes Product bezeichnet werden, und wäre besser ungeschrieben geblieben, wie auch das Publikum dasselbe wol wird ungelesen lassen. Es enthält fünf einzelne Erzählungen: „Der vereitelte Rath", „Das Akrostichon", „Die Insel Wight", „Agnes", „Die Pelzmütze". Inhalt und Form derselben ist gleich wenig anziehend; es ist alles entweder trivial und oberflächlich, oder es ist in komischer Weise excentrisch und verschroben. Der Held der einen Erzählung, ein junger Jurist, welcher auf eine feste Anstellung hofft, hat in einer Nacht Zahnweh gehabt, und er schildert seiner Braut dies doch wahrlich triviale Ereigniß in einer langen Tirade, deren Schluß wir mittheilen, um dem Leser eine Probe von dem Stile und der Anschauungsweise, welche in dem Buche herrscht, zu geben. „Wenn alles stumm ist, wie im allgemeinen Tode, vor dem Fenster dichtes Dunkel hängt, wie ein Grabtuch, das Licht nur matt schimmert an den Wänden: wir selbst, wie Geister bleich, das Haupt gestützt, hinstarren auf einen Punkt, und die Nacht immer finsterer wird, das Herz immer gepreßter, das Auge immer irrer, ein halb waches, schreckhaftes Schlummern über die Glieder schleicht wie Fieberfrost: welch ein Zustand! Das Leben ist, als wenn es sich zum Tode drängte; Schauer der Geisterwelt wehen um das Haupt; der Athemzug wird kürzer, bänger; jede Bewegung ängstlicher, zuckender; o Nacht, du trägst in deinem Schose Angst, Beklemmung, Schauder; aber nun noch den Schmerz, der seine Geisel schwingt, und du bist ein Ungeheuer. Was aber dann, wenn sich zur Nacht, zum Schmerz noch die Langeweile gesellt?"

Von der Mutter seiner Braut sagt derselbe Held: „Das Beste an ihr ist, daß ich sie noch im Präsens conjugiren kann, ohne mich mit Thränen zum Imperfectum zu wenden." Es soll zwar ein barocker Charakter in dem Juristen vorgeführt werden, aber er ist mehr abgeschmackt als barock. Wenn ein Schriftsteller ohne hervorragendes Genie nicht ganz einfach und natürlich schreibt, wenn er darauf ausgeht, sich forcirtgeistreiche und absonderliche Gebilde abzuquälen zu wollen, so geräth er auf die schlimmsten Abwege; es entsteht eine Darstellungsweise, welche verschroben, incorrect und langweilig wird. Wenn das Gesuchte besonders witzig und geistreich ist, so kann man unter Umständen Vergnügen daran finden; aber gesucht und gezwungen und dabei geistlos und platt — das ist zu viel.

2. Aus alter und neuer Zeit. Vier Erzählungen von Ernst Willkomm. Zwei Bände. Leipzig, Luppe. 1864. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Das Buch hat wenigstens den Vorzug, daß es in Bezug auf den Stil ganz gut geschrieben ist, wenngleich es dem Stile

an individueller Färbung und Abwechselung fehlt. Höchst selten kommt einmal ein Ausdruck vor, an welchem man Anstoß nehmen könnte, z. B.: „Nehmen Erwachsene auch in der Regel nicht thätigen Antheil an dem Volksfeste, so erscheinen sie doch gewöhnlich an Orten, wo größere Volksmassen sich versammeln, als Aufseher, Ordner und rathende Moderatoren." Das Fremdwort „Moderatoren" ist durchaus unschön, und es ist kein Grund vorhanden, dasselbe überhaupt zu gebrauchen, außer wenn es als technischer Ausdruck auftritt. Der größte Fehler des Buchs ist der, daß die Erzählungen nicht charakteristisch genug sind. Es wäre durchaus nothwendig gewesen, daß die alte und die neue Zeit, d. h. die Menschen mit ihren individuellen ewig wechselnden Besonderheiten in frappanten und charaktervollen Zügen und Bildern dargestellt worden wären; diese Erwartung wird aber nicht erfüllt. In einer Erzählung „Am Kolk" sind die Schilderungen der Gegend recht gut.

Die erste Erzählung: „Doctor Faustus", spielt im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts und schildert den Zwist und die endliche durch eine Verheirathung herbeigeführte Versöhnung einer angesehenen und stolzen bürgerlichen Familie und einer hochmüthigen adelichen. Der Schauplatz der zweiten Erzählung: „Ein Vollmacht", ist eine Marschgegend an den Küsten der Nordsee, das Land der Dithmarschen. Ein sehr wohlhabender und angesehener Vollmacht — soviel wie Bauervogt oder Schulze —, dessen Familie schon seit sehr langer Zeit im Besitz dieser Würde ist, hat eine einzige Tochter, welche mit einem jungen Schiffskapitän aus wenig angesehener Familie eine Liebschaft und verbotenen Umgang unterhält, nachdem der Vater die Werbung des Schiffers um die Hand seiner Tochter entschieden zurückgewiesen hat. Der Vater erfährt zuletzt alles, und um die bevorstehende Schmach von seiner Familie abzuwenden, weiß er es zu veranstalten, daß seine Tochter beim Oeffnen einer Schleuse von dem hervorstürzenden Wasser fortgerissen wird und ertrinkt. Ihr Geliebter, welcher gerade auf der Rückkehr von einer Seereise begriffen ist, strandet an demselben Tage mit seinem Schiffe an der Küste des Marschlandes und kommt ebenfalls um. Die dritte Erzählung: „Das Familiengeheimniß", ist etwas breit und bietet wenig Interessantes. Die vierte Erzählung: „Am Kolk", behandelt den Zwist zweier Familienväter in den friesischen Marschen. Der eine derselben ist ein Bewohner des fetten und reichen Marschlandes, ein „Hausmann", und hat einen Sohn: der andere ist ein Bewohner des weit ärmern Moors, und hat eine schöne Tochter. Die beiden Kinder lieben sich; doch verweigert der Hausmann beharrlich seine Zustimmung zu der Verheirathung. Da entschließt sich zuletzt sein Sohn, welcher von der Geliebten nicht lassen will, ohne Vorwissen seines Vaters sich zu verheirathen. Letzterer indeß hat von allem genaue Kunde erhalten, und gerade als sein Sohn auf dem Wege zur Kirche ist und auf einem schmalen gefährlichen Damme am Kolk über den Moor fährt, eilt er ihm entgegen, um ihn an der Ausführung seines Vorhabens zu verhindern. Doch da der Vater des Terrains nicht recht kundig ist, verunglückt er und versinkt im Kolk.

Der Inhalt, welcher diesen Erzählungen zu Grunde liegt — Streit zwischen einer adelichen und bürgerlichen Familie und Beilegung desselben durch Verheirathung der Kinder dieser Familien; ein Vater, der aus beschränkten Vorurtheilen seine Tochter hinopfert; ein Familiengeheimniß, welches in der That ein höchst unbedeutendes und interesseloses Geheimniß ist; zuletzt wiederum ein Zwist zwischen zwei Familien und Aufhören des Zwistes infolge eines Todesfalls — alles dies sind Gegenstände, welche in dieser Form schon allzu häufig behandelt worden sind, als daß sie ein besonderes Interesse erwecken könnten. Es könnte hier die Frage aufgeworfen werden, ob man denn überhaupt berechtigt sei, bei Erzählungen immer etwas Neues in Bezug auf die Gestaltung des Inhalts zu verlangen. Wir glauben diese Frage entschieden bejahen zu müssen. Die Gestaltungen und Formen, in denen das innere Seelenleben der Menschen in die Erscheinung tritt, sind unendlich; und wenn auch durch alle Jahrhunderte hindurch die Neigungen, Bestrebungen und Leidenschaften der Menschen im Grunde und dem Wesen nach dieselben bleiben, so lassen doch die individuellen Besonderheiten des Geistes- und Gemüthslebens eine stets wechselnde Mannichfaltigkeit zu, und es ist die Aufgabe der schöpferischen Phantasie, neue und zu gleicher Zeit naturwahre und anziehende Gebilde zu schaffen. Diesen Vorzug haben die „Erzählungen aus alter und neuer Zeit" nicht.

3. Der Emissar. Eine galizische Geschichte von Leopold Sacher-Masoch. Prag, Kreduer. 1863 Gr. 8. 14 Ngr.

Der Inhalt der Geschichte ist kurz angedeutet folgender: Ein österreichischer Kreiscommissar, Ritter von Burg, kommt im Jahre 1848 der Verschwörung des polnischen Adels in Galizien auf die Spur. Einer der Hauptanführer der Verschworenen, ein polnischer Edelmann, Namens Roman Potocki, liebt Karola, die Tochter eines österreichischen Kreishauptmanns, und verlobt sich mit ihr, bevor die Verschwörung ausbricht. Burg verkehrt auch sehr viel in dem Hause des Kreishauptmanns, und ist ebenfalls von Liebe zu Karola ergriffen worden. Karola befindet sich im Grunde des Herzens in einem Zwiespalt mit ihrer Liebe. Auch Burg ist ihr keineswegs gleichgültig; doch glaubt sie den Polen mehr zu lieben, und so hat dieser den Sieg davongetragen. Der Aufstand bricht aus. Burg, welcher in der Verfolgung der geheimen Plane der Polen sehr thätig ist, wird von den Aufständischen in einen Hinterhalt gelockt und gefangen genommen. Das ganze Vorhaben des Adels scheitert indeß völlig an dem Umstande, daß das polnische Landvolk auf seiten der Oesterreicher ist; dasselbe bewaffnet sich, erzwingt von dem Adel die Herausgabe des Kreiscommissars, welcher sehr beliebt ist, und der Adel sieht sich zuletzt gezwungen zu fliehen oder sich seinen Feinden zu ergeben. Roman Potocki hat sich während des Aufstandes von einer phantastischen Polin fesseln lassen und ist Karola untreu geworden. Karola ist durch das Zusammentreffen verschiedener Umstände darüber zum Bewußtsein gekommen, daß sie Burg im Grunde mehr liebt als den Polen, und verlobt sich nun mit dem Oesterreicher. Der Inhalt ist nicht ohne Interesse, auch ist manches recht gut geschildert, wenngleich der Stil zuweilen etwas hart und abgerissen erscheint. Der Hauptfehler des Buchs indeß besteht darin, daß es in höchst einseitiger Weise zu tendenziös gefärbt ist. Es ist kaum glaublich, wie weit der Verfasser hierin geht: Oesterreich, „die Welt", „die Menschheit" par excellence, wird als die Centralsonne aller Bildung hingestellt; die Oesterreicher sind die Musternation, sind Menschen im höhern Sinne des Worts, hinter denen alle andern weit zurückbleiben. Von der Heldin der Erzählung und ihrer Mutter heißt es: „Die alte Dame ist noch ganz Deutsche . .... sehen Sie aber erst die Tochter, sie ist schon Oesterreicherin. Da ist kein nationales Wesen mehr, es ist eine aus der Fülle von Physiognomien unsers Klein-Europa; von einem Vater slawischen Blutes und einer deutschen Mutter auf galizischem Boden geboren, von einer polnischen Amme gesäugt, mit den Nationalspeisen Galiziens aufgefüttert, ist sie, welche als Kind polnisch, als Mädchen erst deutsch sprach, weder Deutsche noch Polin, sie ist Oesterreicherin vom Kopfe zum Fuße. Sie hat etwas wie Weltbürgerthum in ihrem Aeußern, ihrem Wesen, ihrem Benehmen. Wo ist da die deutsche Eckigkeit?" u. s. w. Am Schlusse sagt der Ritter von Burg zu seiner Verlobten: „Wir haben eine Mission in diesem Lande, so du wie ich; denn wo unser Herd steht, ist Oesterreich. Die Funken, die von diesem Heiligthum sprühen in das Volk, sind Sitte, Bildung, Fortschritt, Freiheit! So behaupten wir dies Volk und unsere Heimat, und Oesterreich wird einst jeder Segen heißen seinen Völkern."

Dieser Standpunkt ist allzu beschränkt und parteiisch, und man legt sich die Frage vor, worauf eine solche tendenziöse Begeisterung für Oesterreich basirt ist. **Rudolf Sonnenburg.**

Zur Geschichte Maria Theresia's.

Maria Theresia's erste Regierungsjahre. Von Alfred Ritter von Arneth. Erster Band. 1740—41. Wien, Braumüller. 1863. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wenn, wie unter allen Sachkundigen hinlänglich bekannt ist, die deutsche Geschichtschreibung über die Kämpfe und Beziehungen zwischen Preußen und Oesterreich fast bis auf die unmittelbare Gegenwart eine theils mehr theils minder preußische Färbung an sich trug *), so lag die Schuld dieser Erscheinung an Oesterreich selbst. Denn abgesehen davon, daß die Freiheit wissenschaftlicher Forschung überhaupt daselbst in Fesseln gelegt war, wurden insbesondere die Archive jeglicher Art, die Rüstkammern, aus denen allein die Waffen zur Abwehr oder die Mittel zur Begründung der Wahrheit entnommen werden konnten, unter sieben Siegeln verschlossen gehalten. Seitdem nun diese Fesseln gebrochen und die Siegel gelöst sind, ist ein rascher Umschwung der Dinge erfolgt, sodaß man in der That sagen kann: „Siehe Herr, es ist alles neu worden." Wie wahr dies sei, geben die Leistungen unseres Verfassers auf dem Gebiete der Geschichtschreibung sattsam zu erkennen. Seine treffliche Biographie des Prinzen Eugen wäre unter den frühern Verhältnissen eine Unmöglichkeit gewesen, so groß auch die Begabung des Ritters von Arneth für seinen gewählten Beruf ist. Dieselbe Bemerkung findet ihre Anwendung auf das vorliegende neue Werk desselben. Zwar ist ihm bereits Wolf durch seine schöne Monographie „Oesterreich unter Maria Theresia" (Pesth 1855) vorausgegangen; aber während dieser sich vorzugsweise, ja fast lediglich mit dem innern Organismus des österreichischen Kaiserstaats beschäftigt, hat unser Verfasser sich einen viel umfassendern Plan entworfen; er umfaßt vier Epochen. Die erste dieser Epochen wird die Zeit vom Regierungsantritt Maria Theresia's im Jahre 1740 bis zur Beendigung des Kampfes um das Erbe des Hauses Habsburg, also bis zum Abschlusse des Aachener Friedens enthalten.

Die zweite Abtheilung soll die Epoche vom Jahre 1748 bis zum Jahre 1756, also den Zeitraum umfassen, in welchem sowol die Grundlagen zu den später in noch großartigerm Maße ausgeführten Reformen im Innern der Monarchie gelegt wurden, als durch die Annäherung an Frankreich und durch die Entfremdung der Seemächte (Englands und Hollands) eine gänzliche Aenderung der österreichischen Politik nach außen eintrat.

In der dritten Abtheilung werden die Ereignisse des Siebenjährigen Kriegs zur Darstellung gelangen und die vierte und letzte Epoche soll die Zeit vom Hubertusburger Frieden bis zum Tode Maria Theresia's, 17 Jahre voll rastloser Geistesarbeit der Kaiserin zum Wohle ihrer Länder, enthalten. Nicht ohne Mistrauen gegen die Möglichkeit der vollständigen Ausführung dieses ebenso umfassenden als schönen Plans erklärt der Verfasser sich zuvörderst darauf beschränken zu wollen, die ersten acht Regierungsjahre Maria Theresia's als völlig selbständiges Werk in die Oeffentlichkeit treten zu lassen.

Sehen wir jetzt in einem kurzen Umrisse, was uns der Verfasser in dem vorliegenden Buche, dessen Stoff auf 12 Kapitel vertheilt ist, geboten hat. Nachdem die verhängnißvolle pragmatische Sanction besprochen worden, tritt das Verhältniß des österreichischen Kaiserhofs zu Lothringen und dessen endliche Abtretung an Frankreich gegen Toscana in den Vordergrund. Der österreichische Staat leidet bei dem Tode Karl's VI. an tiefem Verfall und die Staatsmänner sind ebenso alt und ohne Thatkraft — nur ein Emporkömmling, Christoph von Bartenstein nicht — wie die Männer des Kriegs. Ein jugendliches Weib, Maria Theresia, bringt bald frisches Leben in diese Erstarrung. Sie findet aber auch in ihrer persönlichen Geistesstärke und Beliebtheit fast die einzige Stütze gegen den gefahrvollen Andrang der Dinge von Norden und Westen her; selbst die Siege Friedrich's II. und das Vordrängen der verbündeten Franzosen und Baiern in das Herz ihrer Erbstaaten vermögen wol sie tief zu erschüttern, aber nicht in rath- und thatlose Zaghaftigkeit zu stürzen; nur erst nach hartem Kampfe wird sie aus einer Position in die andere gedrängt; von Nachgiebigkeit will sie nichts wissen. Maria Theresia's Aufenthalt in Presburg und ihre ebenso klug als beharrlich mit den widerstrebenden Ungarn gepflogenen Unterhandlungen bilden einen Wendepunkt in dem Geschicke derselben; daher hat auch der Verfasser sehr ausführlich diese Thatsache behandelt. Doch würde die muthige Kaiserin dessenungeachtet verloren gewesen sein, wenn die westlichen Feinde, die Baiern und Franzosen, gleiche Energie besessen hätten und gleiches Verständniß der Kriegskunst wie Friedrich II. von Preußen. Trotzdem daß der letztere abermals zu den Waffen griff, war die Gefahr bereits minder groß, weil Karl VII. anstatt Wien zu nehmen, was ihm gelungen sein würde, die Eroberung Prags vorzog. Damit endigt der Text des vorliegenden ersten Bandes. Daran folgen die auf jedes Kapitel bezüglichen Anmerkungen und Auszüge aus zum größten Theil ganz neuen Quellen.

Daß des Verfassers historische Kunst sowol in sprachlicher als in combinatorischer Beziehung eine vorzügliche, ja wir möchten sagen eine zugleich einschmeichelnde sei, kann ohne Bedenken ausgesprochen werden. Werfen wir aber die nothwendige, von dem höchsten Gesetze der Geschichte gebotene Frage auf: wie es mit der historischen Unparteilichkeit stehe, so können wir uns am allerwenigsten zu einem bedingungslosen Lobe verstehen; der Verfasser hat sich ebenso einseitig auf den österreichischen Standpunkt gestellt, wie die preußische Geschichtschreibung bisher auf dem ihrigen stand. Infolge dessen ist alles Unrecht auf preußischer Seite; Preußens Ansprüche auf Schlesien sind unbegründet; das preußische Heer hat in Schlesien übel gehaust, doch seine überlegene Kriegstüchtigkeit bewährt; zahlreich sind Friedrich's Gewaltschritte in dem eroberten Lande; in dem Urtheile über Preußens König steht der Verfasser den Engländern Macaulay und Carlyle viel näher als der deutschen Historiographie. Ein kritisches Abwägen seiner absolut österreichischen Quellen den specifisch preußischen gegenüber, auf denen bisjetzt der größere Theil der Auffassung und Darstellung der deutschen Geschichten jener Zeit beruht, hat der Verfasser so gut wie gar nicht vorgenommen: die Geschichtswissenschaft hat nur den österreichischen Standpunkt gegen den preußischen eingetauscht. Aber dessenungeachtet muß dem Verfasser das Verdienst zugesprochen werden, daß einzelnes jetzt klarer und der Wahrheit gemäßer erscheint, während in vielen andern Beziehungen einem künftigen Geschichtschreiber die Möglichkeit geboten ist, die, wie so oft, auch hier in der Mitte liegende Wahrheit aufzufinden. Auf den Werth der einzelnen Quellen, soweit die Möglichkeit gegeben wäre, hier einzugehen, würde über die Grenzen d. Bl. hinausgreifen; nur das eine möge als Beispiel erwähnt sein, daß der Verfasser den Berichten des Italieners Capello, der nicht ohne kirchlich-religiöse Beschränktheit war, einen schwerlich zu rechtfertigenden Werth beilegt.

Theils nun zur Charakteristik unsers Werks, theils zur Belehrung unserer Leser möge Folgendes zur Sprache gebracht werden. Bekanntlich fand die Erzählung von der begeisterten Aufnahme Maria Theresia's in der Mitte der ungarischen Magnaten auf dem Reichstage zu Presburg 1741 bis auf die jüngste Gegenwart noch Glauben und der enthusiastische Ausruf der Versammlung: „Moriamur pro rege nostro", als sie den jungen Thronfolger Joseph (II.) auf dem Arme der kaiserlichen Mutter erblickte, ward als eine edle zugleich über Theresia's Geschick entscheidende Chevalerie betrachtet. Unser Verfasser hat das Verdienst, die ganze Erzählung des chevaleresken oder wenn man will des poetischen Gewandes für immer entkleidet zu haben. Hören wir

*) Was Stuhr schon vor länger als 20 Jahren speciell bezüglich des Siebenjährigen Kriegs mit Recht behauptete, daß ohne die Eröffnung anderer als blos preußischer Quellen eine wahrhafte Geschichte dieses Kriegs nicht möglich sei, das läßt sich auf das ganze Verhältniß zwischen Friedrich dem Großen und Maria Theresia anwenden. Auch haben viele preußische Generale und Diplomaten über jene Zeit geschrieben, während die österreichischen schwiegen.

denselben in möglichster Kürze. Als nämlich Maria Theresia die Freude hatte, ihren Gemahl durch den vorhin erwähnten Reichstag als Mitregenten anerkannt zu sehen, an demselben Tage langte auch ihr sechs Monate altes Kind in Presburg an. Nur selten war es der Mutter möglich gewesen, sich auf einige Stunden nach Wien zu begeben, um den Kronprinzen zu sehen. Jetzt wurde er vor dem andringenden Feinde, dem Kaiser Karl VII., aus der Hauptstadt flüchtend zu Schiff nach Presburg gebracht. „Einem Eichhörnchen gleich“, so lautet der bezeichnende Ausdruck des ungarischen Berichterstatters, „blickte der sechsmonatliche Prinz von dem Arme seiner Wärterin auf das in gewaltiger Menge herandrängende Volk, als er von dem Landungsplatze nach dem königlichen Schlosse fuhr.“ Der Eindruck der feierlichen Eidesleistung des neuen Mitregenten, sowie die Rede desselben vor den beiden Landtafeln war nicht eben tiefgehend. Lebhafter wurden die Zurufe, als Maria Theresia ihren Sohn herbeibringen ließ und derselbe den versammelten Ungarn gezeigt wurde. Weder der sonst so genau erzählende Kalinovics noch auch der obenerwähnte Capello wissen etwas davon: und nur das „Diarium diaetale“ berichtet: „Allatus etiam in fasciis serenissimus quoque tenuellus Regius princeps, sui quoque per universos inclytos Status et Ordines Regni festiva acclamatione, Vivat! applausum.“ Und das ist die einzige Quelle, in der unser Verfasser etwas gefunden hat, was der gewöhnlichen Erzählung einigermaßen ähnlich sieht.

Noch müssen wir aber unsern Lesern einen Brief mittheilen, welcher der großen Kaiserin nicht nur als Regentin, sondern auch als Weib um so größere Ehre macht, je rathloser und entmuthigter fast alle ihre männlichen Rathgeber waren. Der Brief ist französisch geschrieben; gleich ihren Zeitgenossen schrieb auch die Kaiserin besser französisch als deutsch. Nach der erschütternden Nachricht von der Einnahme Prags durch die verbündeten Franzosen, Baiern und Sachsen schreibt sie an Kinsky: „Jetzt endlich, Kinsky, ist der Augenblick gekommen, in welchem man Muth zeigen muß, um sich das Land zu erhalten und mit ihm die Königin; denn ohne dasselbe wäre ich nur eine arme Fürstin. Mein Entschluß ist gefaßt, alles aufs Spiel zu setzen und zu verlieren, um mir Böhmen zu retten, und auf dieses Ziel müssen Eure Bemühungen, Eure Maßregeln gerichtet sein. Alle meine Heere, alle Ungarn sollen eher vernichtet werden, als daß ich irgendetwas abtrete. Der kritische Augenblick ist endlich da: schonet das Land nicht, um es zu erhalten. Helft dazu, daß der Soldat zufrieden gestellt werde und nichts entbehre; Ihr kennt in noch größerm Maßstabe als ich die Folgen davon. Unterstützt meinen armen Gatten, der sich ebenso sehr für die Truppen als für das Land härmt, der versichert, daß die ersteren alles leisten, was sie nur vermögen, daß deren Zustand ihn mit Mitleid erfüllt, und daß, was man vom Lande nicht freiwillig erlangen kann, man nehmen muß. Ihr werdet sagen, daß ich grausam sei. Es ist wahr; ich weiß aber auch, daß alle die Grausamkeiten, die ich jetzt begehen lasse, um mir das Land zu erhalten, daß ich sie alle hundertfältig zu vergüten im Stande sein werde. Das will ich thun; jetzt aber verschließe ich mein Herz dem Mitleid. Ich verlasse mich auf Euch: ihr wißt, daß ich auf Euch mein Vertrauen gesetzt habe, wie sehr es mir angenehm war, daß Ihr Euch zur Armee verfügtet. Ich schmeichle mir, daß dies nicht fruchtlos sein soll, und daß, nachdem ich fortwährend unglücklich gewesen, Gott mir endlich seinen Segen geben wird. Ich bin etwas niedergeschlagen, und alles, was sich auf die jetzige Lage der Dinge bezieht, ergreift mich sehr, ja für meinen gegenwärtigen Zustand (die Kaiserin befand sich in ziemlich vorgerückter Schwangerschaft) in allzu hohem Maße. Ich beklage das Schicksal von euch allen, die ich unglücklich mache, und dies ist vielleicht mein größter Schmerz; aber ihr werdet in mir wenigstens ein dankbares Herz finden.“ **Karl Zimmer.**

Neuere Dichtungen.

1. Pilgermuscheln. Gedichte eines Touristen. Von Heinrich Freiherrn von Maltzan. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1863. 8. 27 Ngr.
2. Artemia. Von Gustav Benedix. Leipzig, Deckmann. 1863. 8. 20 Ngr.
3. Die heilige Seraphica. Von Gustav Benedix. Leipzig, Deckmann. 1863. 8. 1 Thlr.
4. Biblische Frauen. Von Katharina Diez. Berlin, v. Decker. 1864. 12. 20 Ngr.

Von den „Pilgermuscheln aus dem Orient“, von H. von Maltzan (Nr. 1), sagt der Dichter in der Widmung:

Die Pilgermuscheln weih' ich euch,
Ihr stillen, frommen Seelen:
Die ihr, wie ich gekämpfet habt
Den Gott euch zu erwählen.

Aber wir können leider nicht behaupten, daß darin sich viele echte Perlen finden, wenn auch die äußere Schale dieser Gedichte allerdings von außerordentlicher Glätte schimmert. Es sind meist geographische und ethnographische Schilderungen, die aber selten einen Totaleindruck gewähren, und zwar deshalb nicht, weil dem Verfasser bei aller Reimgewandtheit doch die eigentliche Gestaltungsgabe abzugehen scheint. Derselbe liebt ganz kurze Versmaße auch zu solchen Naturbildern, aber gerade sie sind nach unserm Dafürhalten dazu angethan, den Eindruck zu zersplittern, ja eine längere poetische Beschreibung in stets wiederkehrenden zweifüßigen Verschen wird nach und nach geradezu spielend und widerlich. In dieser Hinsicht hat Freiligrath wol gewußt, warum er für solche Stoffe den langathmigen Alexandriner sich zu seinem „Wüstenpferde“ sattelte; hier gilt es vor allem einen einheitlichen Eindruck rasch zu gestalten und nicht durch abgebrochene Reimarten gleichsam zu vertändeln. Gelten Matthisson's einheimische Landschaftsbilder schon für eine niedere Gattung von Poesie, um wie viel mehr müssen ähnlich behandelte Schilderungen aus einer fremdartigen Welt kalt lassen. Zwar versucht der Dichter durch Einflechtung orientalischer Sagen und Legenden Abwechselung zu bieten, aber auch hier fehlt die knappe, spannende Gestaltung, die dargebotenen Romanzen ermüden durchweg durch ihre Länge. Dazu kommt eine gewisse Art von Weltschmerz, den der Verfasser selbst als eine Folge der Europamüdigkeit bezeichnet, wenn er S. 102 einer französischen Marketenderin in Algerien erklärt:

Das übertünchte Wesen schuf mir Leere,
Naturenkräftiges möcht' ich gerne kennen,
Europamüde könnte man mich nennen,
Wenn nicht das Wort schon längst veraltet wäre.

Und doch schildert er die Reize der koketten Französin offenbar mit großem Behagen:

Hochaufgeschürzt den fetten Arm, den nackten,
Lädt ein sie uns zu Speis' und Weingenuß.
Von ihren Lippen rinnt der Rede Fluß,
Wie Wasser aus des Niles Katarakten.

Nicht läßt sie, daß kokett sie ist, blos ahnen,
Vortrefflich sie mit ihren Augen spielt,
Und wirft um sich mit Blicken wohlgezielt,
Die an pariser Boulevards mich mahnen.

Auch ist das Weib nicht häßlich im geringsten,
Und katzengleich, hervor aus Schattens Dunkel
Das Auge blitzet licht wie ein Karfunkel,
Die Wangen glühn, der Rose gleich, der jüngsten.

Der Busen wellt sich wie der Wogen Spiel,
Denn Raum gab's offne Mieder viele Spannen,
Ihr schwarzes Haar, weit dunkler als die Tannen,
In langen Locken auf den Nacken fiel.

Auf der Frisur, geschmückt mit rothen Schnüren,
Wiegt spielend sie ein allerliebstes Häubchen;
— O spare deine Müh', mein Turteltäubchen!
Französisch Wesen kann mich nicht mehr rühren.

Sind solche Schilderungen für „stille fromme Seelen" weniger erbaulich, so verbindet sich dagegen mit dem Weltschmerze oft auch eine gewisse süßlich katholische Betrachtungsweise, die in dem Mariencult höchste Befriedigung findet und die Entsagung des Klosterlebens preist, dazwischen aber auch wieder orientalische Sinnlichkeit, die über die Grenzen des Schönen hinausgeht. In letzter Hinsicht heben wir nur hervor „Die Wächter des Serails", worin die Klage eines Eunuchen mitten unter den Reizen des Harems einen höchst widerwärtigen Ausdruck findet, und das Gedicht „Der Harem am Bosporus", wo der junge Selim in des alten Hassan Schos einschläft und dem betagten Lüstling im Traume seine Liebe zu dessen Odaliske verräth. Auch sind es in der Regel nur Reflexe seiner eigenen krankhaft sentimentalen Stimmungen, die hier der abendländische Dichter Orientalen in den Mund legt, wie wenn er die Derwische über gescheiterte Liebeshoffnungen klagen läßt oder die unglückliche Liebe des Fakirs zur Sultane besingt:

Am Derwischkloster vor Kerim Bey
Ritt einst die Sultanstochter vorbei.

Dort an die Cypresse gelehnet stand
Ein Fakir, stumm, in sich gewandt.

Der Fakir blickte in die Höh',
Da faßt' ihn niegekanntes Weh:

Er fühlt geheime Sympathien
Ihn mächtig zu der Schönen ziehn.

Von Stund an aber ward verwandt
Sein ganzes Wesen, glutentbrannt.

Im Herzen entbrannt' ihm Liebe heiß:
Doch die Fürstin nichts von Liebe weiß.

Von Stund' an er nur Eines dachte:
Wie er nach der Geliebten trachte.

Wo immer sie mochte des Weges sein,
Da drängt' er sich in die vordersten Reihn.

Und blickt sie an voll inniger Lust,
Dann heilte der Blick ihm die kranke Brust;

Dann war für viele Tage genesen
Er, emsig im Beten und Koranlesen.

Doch wann er des Anblicks lang' entbehrt,
Dann war er finster und in sich gekehrt.

Der arme Fakir liebte so heiß!
Doch die Fürstin nichts von Liebe weiß.

Einst aber größer, denn je, sein Weh,
Da ging der Fakir nach Selim's Moschee.

Dort sollte sie vorüberkommen,
Zu beten auf dem Grab der Frommen.

Und wie der Fakir von fern sie sieht,
Von ihr nicht das lechzende Aug' er abzieht.

Vergißt, daß nahe schon die Rosse,
Daß mitten er in der Reisigen Trosse.

Und wie so sein Blick nicht von ihr weicht,
Da hat ihres Pferdes Huf ihn erreicht.

Liegt zu Boden gerissen von stolzem Roß
Und über ihn reitet des Hofes Troß.

Zertreten liegt der Fakir hier,
Und noch im Tod blickt er nach ihr

Mit mattem Sterbeseufzerton
Gesteht seine Liebe des Derwischs Sohn.

Doch sie spricht: „Schaff den Bettler fort!
Scharrt ein ihn an entlegnem Ort."

Der arme Fakir liebte so heiß!
Doch die Fürstin nichts von Liebe weiß.

Der mit orientalischer Sitte Bekannte wird freilich über solche sentimentale Gebilde lächeln, denn er weiß, wie man dort die Schönheit einer Sultanin auch vor dem Späherauge eines Derwischs hinter dichte Schleier birgt. Unser poetischer Pilger scheint übrigens auch im Morgenlande den gewünschten Frieden nicht gefunden zu haben, denn er singt:

Ich kehr' zurück so trübe,
So düster in dem Sinn
Zum Land, das meine Heimat
Und dem ich fremd doch bin —

und spricht auf dem Rückweg durch Griechenland bei der „Laterne des Diogenes" den trübseligen Wunsch aus:

Könnt' ich mich zu dir legen,
O alter Diogen,
Denn mich auch wollt' auf Erden
Noch niemand recht verstehn.

Wir wissen nicht, welcherlei Erlebnisse solche Stimmungen bei dem Dichter etwa entschuldigen, jedenfalls aber hat die Kritik die Pflicht, vor jener krankhaften Manier des melancholischen Jacques ernstlich zu warnen, so oft sie dieselbe vorfindet.

„Lebt etwa jene berüchtigte Gattung ungeheuerlicher Ritter- und Räuberromane, die einst gewisse Sphären des Leihbibliothekenpublikums mit wollüstigen Schauern reizten, jetzt in gebundener Rede wieder auf?" So fragten wir uns halb entsetzt, als wir das vorliegende Gedicht „Artemia" von Gustav Benedix (Nr. 2) durchlasen. Das Genre ist ganz dasselbe: eine unheimliche, grauenhafte Ritter- und Klostergeschichte in Versen, alles ohne irgend psychologische Wahrheit möglichst craß, derb und lüstern. Ein Ritterfräulein, Erbin reicher Adelsbesitzungen, während der Abwesenheit ihres Vaters im Heiligen Lande in Klostermauern eingekerkert, die Mutter durch die Mönche vergiftet, der heimgekehrte Vater aus Verzweiflung Eremit geworden und dann meuchlings erdolcht, das Fräulein durch einen benachbarten Ritter nachträglich befreit, als Erbin ihrer Besitzungen mit einem reichen Grafen, aber Schwächling, verlobt, dieser ihr durch Pfaffentrug ebenfalls vergiftet und sie selber endlich mit Gewalt zum zweiten male ins Kloster gebracht und dort lebendig eingemauert. Alles in schmucken Versen, zuweilen tieffrommen im Tone der „Amaranth", zuweilen üppig und frivol à la Heine. Der Charakter der auftretenden Pfaffen diabolisch carikirt und doch mit den outrirtesten katholischen Redensarten im Munde. Das wird zur Charakteristik dieses romantischen Epos wol hinreichen.

„Seraphica" (Nr. 3) ist ein phantastisch abenteuerliches Heiligenbild in überspannt katholischer Manier und seltsamerweise von demselben Dichter, der in dem soeben besprochenen Epos „Artemia" Priester und Mönche so überaus abschreckend charakterisirte. Ihm scheint es gleichwol noch nicht genug kirchliche Heilige zu geben, darum dichtet er hier noch eine (sich in keinem Heiligenlexikon findende) Seraphica hinzu, denn diejenige, welche man sonst die „seraphische Jungfrau" nennt, Katharina von Siena, ist hier nicht gemeint. Die Phantasieheilige des Dichters ist vielmehr das Kind eines Grafen von Gonzaga, der früher im Heiligen Lande um einer schönen Jüdin willen seinen Glauben abschwur, dann aber sie verließ und, in die Heimat zurückgekehrt, mit einer Prinzessin Borghese sich vermählte. Diese gebar ihm eine Tochter, die gleichsam zur Strafe für den frühern Abfall des Vaters das Stigma eines rothen Kreuzes an ihrer Stirn mit auf die Welt bringt. Da erfaßt den Grafen Entsetzen und er setzt das Kind aus. Dasselbe wird von einem armen Savoyarden gefunden und entwickelt, in dessen Familie aufwachsend,

seine Gaben der Frömmigkeit und des Wunders. Später von dem reuigen Grafen, dem seine Gattin weitern Muttersegen vorenthält, wieder aufgesucht und glücklich gefunden, verschmäht die inzwischen von dem Volke um ihrer Thaten willen angebetete Heilige den Glanz eines fürstlichen Standes, und da man sie mit Gewalt im väterlichen Palaste zurückbehalten und ihr reiche Kleider anlegen will —

Ging eine Flamme auf, die brannte himmelwärts,
Der Himmel hörte laut der Heil'gen stille Bitten
Und legte seine Hand auf ein so frommes Herz.
Die Flamme schlug hinan so rein und klar und helle
Wie eines Sternes Licht am blauen Firmament,
Wie eine Weihekerz' am Altar der Kapelle
Im goldnen Feuerglühn zu Gottes Ehre brennt,
Die Flamme war ihr Herz, so rein von allen Sünden,
Und rein von allem Liebe und frei von aller Schuld,
Die Himmel öffnen sich und leise Worte künden.
„Wall' an, wall' an zu uns, die Engel voller Huld!"
Und im Verklärungslicht stehn Saal und Kammerfrauen,
Den Glorienempfang der Heiligen zu schauen.

Schließlich empfiehlt sich der Dichter der Fürbitte der heiligen Seraphica! Wir wissen nicht, ob die katholische Kirche solche Gebete von einer Heiligen, die kirchlich gar nicht existirt, sondern allein aus der Phantasie eines modernen Dichters geboren wurde, ertragen mag, jedenfalls ist es allerdings mit so manchen kirchlich sanctionirten Heiligen geschichtlich auch nicht besser bestellt. Uebrigens sind in diesem Gedicht manche Schilderungen, trotz aller sonstigen Phantastik, nicht ohne Talent. Möchte der Dichter, der auch schon unter dem Namen Sanct-Hilar sich im Drama versuchte, aber auch da eigenthümliche Stoffe behandelte, wie „Christian Grabbe" und „Charlotte Stieglitz", uns bald Gesünderes bieten und Goethe's bekannten Ausspruch beherzigen, daß die Poesie, wenn auch nicht das Vernünfteln, so doch das Vernünftige liebt.

Hat man mit besonderer Vorliebe neuerdings Frauenbilder aus der Profangeschichte und den classischen Dichtungen behandelt, so verlohnt es sich schon der Mühe, auch einmal eine Galerie frommer Frauen und Jungfrauen, von denen die Heilige Schrift erzählt, dem Leser vorzuführen. Allerdings ist dies insofern schwierig, als bekanntlich die Bibel weniger einzelne Charakterzüge ausmalt, sondern nur ins Große zeichnet, und es bleibt somit die Aufgabe, die gegebenen Thatsachen dichterisch und doch auf solche Weise zu ergänzen, daß damit die biblische Relation nicht verändert wird. Meisterhaft hat dies Gerok in seinen „Pfingstrosen" verstanden. Die hier behandelten „Biblischen Frauen" von Katharina Diez (Nr. 4) sind keine ausgeführten Bilder, sie geben nur in leichten und darum auch manchmal etwas blassen und unbestimmten Strichen das Charakteristische der einzelnen Frauengestalten und ihrer Stellung zur heiligen Geschichte wieder, und zwar durchweg in der Form des Sonetts. Das letztere ist in unserer Literatur besonders von Schlegel zur Illustration religiöser Bilder gebraucht worden, auch Katharina Diez weiß dasselbe recht gewandt und fließend zu handhaben, aber es hat in seiner immer wiederkehrenden Form bei doch immerhin sehr verwandtem Stoffe die Gefahr der Eintönigkeit, und wir glauben deshalb kaum, daß diese „Frauenbilder" so recht lebendig zu Herzen sprechen werden. Zwar sind viele recht sinnig lehrhafte Auslegungen der heiligen Geschichte darin, aber es fehlt den Bildern die Farbenfrische, die recht bestimmte Zeichnung, ein Mangel, der allerdings theilweise in dem Stoffe selbst liegt. Am gelungensten sind die Bilder aus dem Neuen Testament, z. B. Maria Magdalena, Maria und Elisabeth, Maria und Martha. Als Probe stehe hier das erste Sonett über „Eva":

Als einst der große Schöpfungstag geendet
Und alles gut vor Gottes Augen war,
Als hoch und hehr aus der Geschöpfe Schar
Der Mann die Blicke fragend ausgesendet,
Hielt sinnend noch der Herr das Haupt gewendet;
Wie auch die Erde prangte morgenklar,
Sie schien ihm noch des letzten Schmuckes bar,
In ihrer Herrlichkeit noch unvollendet.

„Nicht gut wär's, wenn der Mensch alleine bliebe!"
So sprach der große Geist der ew'gen Liebe,
Und schuf das Weib und gab's dem Erdensohne.

Schön stand es da im Licht der jungen Sonne,
Und durch Allvaters Herz zog Schöpferwonne;
Auf seinem Werke leuchtete die Krone.

Hiernach hält also die Dichterin das Weib für die Krone der Schöpfung, und Recensent wird sich hüten, dagegen eine Einwendung zu machen.

Georg Heusinger.

Zur Geschichte des spanisch-marokkanischen Feldzugs.

Reise und Lagerbriefe aus Spanien und vom spanischen Heere in Marokko von A. von Goeben. Zwei Bände. Hannover, Hahn. 1863. Gr. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Der Verfasser hat schon früher Spanien kennen gelernt, als er im Heere des Don Carlos kämpfte, und seine Erlebnisse und Wahrnehmungen in einem Werke: „Vier Jahre in Spanien" (1841) veröffentlicht, das wir damals mit Interesse gelesen haben. Als der marokkanische Krieg ausbrach, war er Stabsoffizier im preußischen Generalstabe und erhielt nebst einigen andern Offizieren die Erlaubniß, mit Genehmigung der spanischen Regierung an dem Feldzuge nach Marokko theilzunehmen. Während dieser Expedition hat er Tagebuchbriefe an einen Freund geschrieben, eine zweckmäßige Form, deren wir uns auch öfter bedient haben, weil sie doppelte Arbeit erspart; ob sie unter allen Umständen später zum Druck geeignet, ist eine andere Frage. Der Verfasser hat seine Tagebuchbriefe wenigstens vollständig umgearbeitet und vieles hinzugefügt, das in solchen wol keinen Platz gefunden hätte. Wir glauben darum, die ganze Form hätte bei der Veröffentlichung aufgegeben werden können, sie führt für den Leser unvermeidliche Dehnungen mit sich, wie sehr auch in anderer Hinsicht subjectiv das Colorit der Schilderung gewinnen mag. Diese beginnt in anziehendster Weise mit der Ankunft der militärischen Reisegesellschaft in Spanien; was vorhergeht, die Eisenbahn- und Seefahrt, ist mit Recht kurz gehalten. In Alicante erwachen dem Verfasser alle seine Jugenderinnerungen in alter Frische und er ist nach wenigen Stunden schon ganz wieder eingelebt in spanische Verhältnisse. Daß er diese bereits kennt, gereicht seinem Werke zum wahren Vortheil, da er nicht von falschen Auffassungen und ersten Eindrücken, wie so viele Touristen in ihren Momentbildern geleitet wird. Hat sein früheres Buch vor dem jetzigen manches voraus, das ein glückliches Vorrecht der Jugend ist, so besitzt das heutige alle Vorzüge des gereiften Urtheils, ohne doch, wo der Stoff es ergibt, eines höhern Schwungs der Darstellung zu ermangeln.

Neben den Schilderungen des Landes und Volks gibt der Verfasser auch praktische Winke, z. B. über das Geld. Auf der Reise nach Madrid hat sich ihm überall der Eindruck der herrschenden gesetzlichen Ordnung, der Ruhe, ja der Zufriedenheit und des Vertrauens im Gegensatz zu den Verhältnissen aufgedrängt, unter denen er einst Spanien kennen gelernt hat. Bei den höhern Personen, denen er sich in Madrid vorstellen mußte, fand er jedoch eine kalte und gemessene Aufnahme, welche aus dem Mistrauen der Spanier gegen alle Fremde und der Abneigung entsprang, sich von solchen in ihre Angelegenheiten sehen zu lassen. Nur die Königin war äußerst liebenswürdig bei der Audienz. Der Verfasser schildert sie als mittelgroß und stark, lebhaft und namentlich durch den Ausdruck gewinnenden Wohl-

wollens, der ihre Züge verschönt, entschieden viel besser aussehend, als man sie auf Porträts, Münzen und sonst dargestellt findet. Der König seinerseits, ein sehr kleiner, überaus fein gebauter Herr, überrascht förmlich, wenn er zu sprechen beginnt, durch den scharfen Ton seiner ungewöhnlich hohen Stimme. Was der Verfasser über die spanische Armee sagt, ist mit militärischem Blick, ohne Vorurtheil aufgefaßt, und stimmt mit dem überein, was wir von Schlagintweit (vgl. Nr. 47 d. Bl. f. 1863) gelesen und in zwei mündlichen Vorträgen anderer Theilnehmer gehört haben. Liebhabern der spanischen Sprache werden die Bemerkungen über die Aussprache willkommen sein, dem Geschichtsfreunde die überall eingefügten historischen Rückblicke, in denen der Verfasser mit besonderer Vorliebe bei der alten arabischen Herrlichkeit in Spanien verweilt. Diese trat ihm nun in ihren Denkmälern in Andalusien entgegen und er verfolgte an Ort und Stelle die Geschichte „seiner Araber" mit verdoppeltem Interesse, weil ihre Zeit als die Periode großartigster Blüte im Gegensatz zu den nachfolgenden Jahrhunderten der Verödung unter christlicher Herrschaft dasteht. In dieser Beziehung entgeht auch der Umbau der alten prächtigen Moscheen in Kirchen der Kritik nicht. In Sevilla hat man der Kathedrale eine Wetterfahne gegeben und dazu die Statue des Glaubens gewählt — gewiß eine eigenthümliche Idee.

Unter Furcht und Hoffnung, ob die Gesellschaft der Offiziere auch rechtzeitig auf den Kriegsschauplatz gelangen würde, erreichten die Genossen Cadiz; hier wurden sie durch die Nachricht erschreckt, daß Tetuan bereits genommen sei, was sich jedoch als falsch erwies. Die ganze Aufmerksamkeit Spaniens war auf die afrikanische Armee concentrirt; nie aber, außer in den hohen Kreisen von Madrid, hörte der Verfasser den religiösen Charakter des Kriegs betonen. „Die Ehre Spaniens" war die allgemeine Stimme für dessen Motiv. Ebenso überrascht war er, daß nie eine Andeutung über seine und seiner Gefährten Religion stattfand. Noch vor 20 Jahren war er sehr oft deshalb interpellirt worden; jetzt blieb es ganz unbeachtet. Ein merkwürdiger Umschwung! Sein Urtheil über die politischen Zustände, namentlich über die politischen Generale, ist vorurtheilsfrei. „Den preußischen Maßstab dürfen wir freilich nicht an sie legen", sagt er mit Recht. Narvaez und O'Donnell schreibt er die jetzige bessere Lage und Wohlfahrt Spaniens zu.

Nach einer köstlichen Fahrt, welche stets das herrlichste Rundbild bot, gelangten die Reisenden endlich auf die Rhede von Tetuan; zwei spanische Offiziere an Bord hatten sich vorher darüber gestritten, welche Küste Afrika, welche Spanien sei. Die Fremden stellten sich dem Obergeneral O'Donnell vor, mußten jedoch, weil für ihre Ausrüstung dort nichts zu beschaffen war, nochmals nach Gibraltar zurückkehren; wir verdanken diesem Umstande eine treffliche Schilderung dieses englischen Dorns im spanischen Fleische, welchen die große Conferenz des Kaisers Napoleon, so hoffen seitdem die Spanier, herausziehen soll; die preußischen Offiziere kamen aber dadurch um die Gelegenheit, einem Gefecht und der Einnahme von Tetuan beizuwohnen. Sie waren durch widrige Winde gezwungen, auf der Rückkehr statt bei Tetuan, bei Ceuta zu landen und kamen erst im Lager an, als die Stadt in den Händen der Spanier war. Nur einem später als sie aus Preußen abgegangenen Offizier, dem Lieutenant von Jena, war es beschieden gewesen, an jener Kriegshandlung theilzunehmen; seine Kameraden beneideten ihn, aber es blieb ihnen jetzt nichts übrig, als sich im Lager einzurichten in der Hoffnung, daß kein Frieden folgen werde. Die Schilderung des Lagerlebens ist von einer Frische und Anschaulichkeit, daß sie auch den Nichtmilitär interessiren mag; wahrhaft poetisch wird die spanische „Diana", das Frühsignal zum Wecken, beschrieben. Wir geben aus der Stelle den Zweiflern, wie man das möglich machen kann, nur eine Probe, nach dem „wunderbar wilden Chaos des großen wogenden Tonmeeres" das Gebet: „Da plötzlich tiefe Stille, und nach wenigen Augenblicken wieder aus weiter Ferne choralartige Klänge, weich und leise gleich kindlichem Gebet; und sanft anschwellend näher und näher und wieder ringsum zehnfach wiederholt dieselbe flehende Melodie, bis sie, allmählich sich auflösend, fernhin verhallte. Eine neue kurze Pause. Dann schallte ein rauschender Marsch herüber und von allen Seiten ertönte alsbald kriegerische Musik, aber jetzt jedes Corps durch seinen eigenen Marsch seine Mannschaft zur Tagesthätigkeit aufrufend."

Der Verfasser gibt dann eine Darstellung und Kritik der Operationen und Gefechte, wenn auch nicht als Augenzeuge, doch auf die Thatsachen basirt, und tritt der spanischen Ueberhebung entgegen, welche in dem Siege von Tetuan über einen nicht ebenbürtigen Gegner eine Kriegsthat ersten Ranges sieht. Das Bild, das er von Tetuan entwirft, bringt noch manchen charakteristischen Zug zur Ergänzung früher gelesener Schilderungen. Die Spanier fanden hier 10000 Juden, welche zu ihrem Erstaunen das Spanische als Haus- und Umgangssprache redeten, wenn auch in Formen, die mit den heutigen nicht übereinstimmen. Wahrscheinlich sind sie mit den Arabern nach dem Falle von Granada oder mit den vertriebenen Moriscos herübergekommen. In Spanien gibt es keine Juden mehr. Zum Leidwesen der fremden Offiziere, zur Freude der spanischen Armee — was jene nicht begreifen konnten — stellten sich nun doch marokkanische Abgesandte ein, um Friedensunterhandlungen anzuknüpfen; ihre äußere Erscheinung ist so lebendig porträtirt, daß wir sie vor Augen sehen. Noch hielt man aber bei der Stimmung in Spanien die Fortsetzung des Kriegs für wahrscheinlich und suchte während der Waffenpause das Land kennen zu lernen, indem man sich einem Recognoscirungsmarsche anschloß. Die Resultate der Expedition lasen wir mit Interesse. Es war dem Verfasser auffallend, daß die Truppen, welche in Madrid stets mit allen kriegerischen Vorsichtsmaßregeln durch die Straßen ziehen, hier in Feindesland in der nachlässigsten Friedensformation ohne Avantgarde und Seitendeckung marschirten. „Aber die Soldaten, kleine nervige Bursche, hager und dunkel gebräunt, marschirten mit frischem, elastischem Schritt, rasch und weit ausgreifend, Muth und Lust leuchteten aus den dunkeln Augen." Nach der abgelaufenen Frist fanden sich die marokkanischen Abgesandten wieder ein, um die Bedingungen des Friedens zu hören, welche unterdessen von Madrid angelangt waren. Die Abtretung von Tetuan zu fordern, schien ihnen der Beweis, daß Spanien den Frieden nicht wolle. „Ihr könnt nicht drei Jahre lang Krieg führen, wir können es 40 Jahre lang. Euch kostet der Krieg viel Geld und das Geld hat ein Ende, wie das Leben und jedes Gut der Welt. Was aber kein Ende hat, das sind die Männer von Marokko: die einen sterben und andere kommen wieder." Um 11 Uhr erhoben sich die Mauren zum Fortgehen. Da hat der immer düsterer werdende Al-Tschacki nur dem General Rios die Hand zum Abschied gegeben, hat aber dann plötzlich nochmals dessen Rechte ergriffen und sie mit größter Kraft gedrückt, ihn fest und schweigend betrachtend. Er hat sich darauf in sein dunkles Gewand gehüllt und ist langsam fortgegangen. In der Zwischenzeit bis zur Entscheidung setzten die preußischen Offiziere ihre Excursionen fort. Der Verfasser schildert, was er von den Einwohnern gesehen hat, besonders die Juden und ihr Treiben, wobei er den jungen Jüdinnen wegen ihrer Schönheit, Unbefangenheit und Züchtigkeit, die selbst jeder Koketterie fern ist, volle Anerkennung widerfahren läßt; das Bild, das er von ihnen entwirft, ist sehr anziehend. Dann holt er, im Lager eingeregnet, eine Darstellung der ersten Phasen des Kriegs nach, und betrachtet die Formation des in Afrika operirenden Heeres, die er in vieler Beziehung anormal findet. Namentlich waren alle Kürassierregimenter dabei, von der leichten Cavalerie nur zwei! Die Zahl der Offiziere ist in der spanischen Armee unverhältnißmäßig groß. Die 12 Escadrons, höchstens 1100 Pferde stark, zählten nach ihren Verlusten noch 135 Offiziere, ungerechnet die Brigade- und Divisionsstäbe.

Außer diesen militärischen Betrachtungen lesen wir auch eine wol später erst ausgearbeitete, historische Abhandlung über die

Zeiten nach Eroberung Nordafrikas durch die Araber bis zum Untergange der Almohaden. Sie füllt drei Bogen; wir haben sie aus Vorliebe für den Stoff mit Aufmerksamkeit gelesen, fürchten aber doch, daß viele Leser, welche mehr der Gegenwart leben, sie überschlagen werden. Ein frisches Gefecht, das der endlosen Unthätigkeit folgte, führt uns wieder in den Krieg zurück. Nach der Fechtweise der Marokkaner, welche der Verfasser gesehen, erklärt er ihre Reiter für nichts als berittene Infanteristen, die nur das Feuergefecht in zerstreuter Ordnung kennen, bei welcher ihre höchste Aufgabe das Tummeln der kleinen, aber raschen und ausdauernden Pferde sei. Wir können diese Ansicht nicht theilen: danach — den Pfeil für die Kugel gesetzt — wären auch die Parther nur ein berittenes Fußvolk gewesen, und der Verfasser weiß so gut wie wir, daß es die uralte, bis auf unsere Tage dieselbe gebliebene Fechtweise der orientalischen Reiterei ist, welche auch die Marokkaner haben. Daß sie die Feuerwaffe mehr als die blanke Waffe brauchen, ist freilich eine Verschlechterung, doch hat auch die europäische Reiterei bis zum vorigen Jahrhundert diese Verirrung gehabt. Den abgebrochenen Friedensunterhandlungen folgte der Vormarsch der Armee, bei welcher sich nach und nach mehr fremde Offiziere eingefunden hatten. Die Preußen scheinen aber doch nicht viel mit ihnen zusammengehalten zu haben, da nicht einmal ihre Namen erwähnt sind. Schlagintweit nennt der Verfasser ganz zuletzt einmal, bei einem an sich gleichgültigen Ritte; sollten ihm Schlagintweit's Berichte in der „Allgemeinen Militärzeitung" und sein größeres Werk unbekannt geblieben sein? Bei dem achtstündigen Kampf im Thal des Uad-Ras kamen auch die Preußen tüchtig ins Feuer und konnten sich mit ihrem Tage zufrieden erklären. Ein spanischer Stabsoffizier, als er sie mit gezogenem Degen auf die Marokkaner lossprengen sah, hatte geglaubt, sie wollten zu ihnen übergehen! Als drei Tage darauf der Friede abgeschlossen wurde, waren die Fremden wol die einzigen, welche nicht in den allgemeinen Jubel einstimmten. Der Verfasser mit seinen Gefährten trat hierauf sobald als möglich die Rückreise nach Europa an, um noch Zeit für Spanien zu gewinnen; er besuchte nochmals Gibraltar und Sevilla, dann Cordova, Granada, Valencia und kommt in seinen Berichten immer wieder auf die alte Herrlichkeit der Maurenherrschaft zurück, über welche er noch manche ausführliche historische Studie liefert. Von Valencia schiffte er sich nach der Heimat ein und schließt damit seine Briefe, welche in vieler Beziehung ebenso interessant als lehrreich sind. Ein Register mit kurzer Inhaltsangabe wäre noch zweckmäßig gewesen. Der Wunsch, welchen der Verfasser am Schlusse des Vorworts ausgesprochen hat, ist seitdem in Erfüllung gegangen; er steht unter den eigenen Fahnen jetzt im Felde und hat sich bereits durch rastlose Unternehmungen, ganz im Sinne seiner carlistischen Kriegserinnerungen, beim Feinde gefürchtet gemacht. Möchte der Frieden aus der deutschen Eroberung nicht auch ein zurückgegebenes Tetuan werden lassen! Wenn unsere Leser diese Zeilen sehen, hat sich vielleicht Schleswig-Holsteins Zukunft schon entschieden.

Karl Gustav von Berneck.

Notizen.

Antiquarisches über plattdeutsche Predigten.

In der literarischen nicht minder wie in der theologischen Welt erfreuen sich die „Sackmann'schen Predigten" wegen ihrer komischen Färbung, sowie ihres launigen Inhalts wegen eines großen Rufs. Inwiefern der Ruf lauter, inwiefern er zweideutig sei, das zu untersuchen liegt uns nicht ob. Thatsache aber ist, daß die Sackmann'sche Predigtweise, welche auf der Kanzel dem stärksten Realismus huldigt, ihrerzeit sehr beliebt war, vielfach copirt, auch wol vielfach übertrieben wurde. Der Realismus auf der Kanzel hat so gut wie der Realismus in der Kunst seine tiefe Berechtigung und ebenso seinen tiefen Nachtheil, wenn er sich einseitig geltend macht. Dieser Realismus verliert aber in plattdeutschen Ausdrucksweisen viel von seiner Einseitigkeit. Es gibt nichts Volksthümlicheres als so eine Predigt in plattdeutscher Sprache, die stets mit Rücksicht auf einzelne Vorgänge in einer bestimmten Gemeinde abgefaßt ist. Für uns freilich erscheint manche Wendung in einer plattdeutschen Predigt zu Anfang des vorigen Jahrhunderts nicht mehr anregend und belehrend, sondern über Gebühr komisch, wenn nicht gar unpassend. Wie weit man in dem Realismus auf der Kanzel ging, das zeigt deutlich eine Predigt, die sich betitelt: „Brut-Preddigt, is geholen van Ehrn Johann Bummel, Preddiger to Schöppau un im Rodenkampe, as dei Speelmann to Schöppau Jakob Foilen Hochtyd heilt." (Brautpredigt, gehalten von Ehren Johann Bummel, Prediger zu Schöppau und im Rodenkampe, als der Spielmann Jakob Foilen zu Schöppau Hochzeit machte.) Diese Predigt, aus einer Handschrift in Hamburg zuerst gedruckt (nachher wol auch wieder aufgelegt), hat zum Texte den fünften und sechsten Vers des zweiunddreißigsten Kapitels des Sirach: „Erret de Speellüde nich u. s. w." (Irret die Spielleute nicht.) Nur mit einer kurzen Blumenlese aus derselben wollen wir uns begnügen. „Myne Leiven!" so beginnt die Predigt, „man seggt (sagt): use Herr Godd will allerlei Lüde hebben (unser Herrgott will mancherlei Menschen haben). Seit man up der Reye her in der Kerken; da steit een Schauster, da een Daglöner, da een Plaugmacker, da een Snyder un so wyder. Seiet, up düsser Halve sitt een Akkermann, da een Linneweber, dei den Galgen helpet uprichten, da een Döscher, da dei Möller, un wat is doch dei da? wo heet et? en — en — en Stoilestikker; denn dee nyen maket he nich veel. Wy seiet hyr wol, dat use Heer Godd will allerlei Lüde hebben. Hei will hebben Möllers un Bekkers, Snyders un Schausters, Schapers un Schinners, Bökers un Binners, Dänzers un Speelers." (Sieht man auf der Reihe herum in der Kirche, so steht da ein Schuster, da ein Taglöhner, da ein Pflugmacher, da ein Schneider und so weiter. Seht ihr, auf dieser Seite sitzt ein Ackermann, da ein Leinweber, der den Galgen aufrichten hilft [Anspielung auf die frühere Bescholtenheit der Leinweber], da ein Drescher, da ein Müller, und was ist doch der da? wie heißt er? ein — ein — ein Stuhlflicker, denn neue macht er nicht viel. Wir sehen daraus, daß unser Herrgott mancherlei Menschen haben will. Er will haben Müller und Bäcker, Schneider und Schuster, Schäfer und Schinder, Böttcher und Binder, Tänzer und Spieler.) Es kommt in der Predigt noch drastischer: „Sirach is een klook Kerl west; he is met klooken Lüden ummegaan." (Sirach war ein kluger Mann; er ging mit klugen Leuten um.) Und nun fragt Ehren Bummel, wen Sirach eigentlich unter Spielmann verstände? Nicht gemeint wären solche Leute wie Feick, der Narr mit seiner Frau, welche beide die Spielleute hießen, weil sie miteinander „katverden un speleden, un daröver balle an den Beddelstaf geraden wören" (scherzten und spielten und darüber fast an den Bettelstab gerathen wären). Auch verstände man unter Spielleute nicht Hans Jobens drei Kinder, noch viel weniger die gottlosen Kartenspieler, welche vom Herrn Amtmann des lieben Gewinns wegen geduldet würden, damit er sein schlechtes Bier los würde. „Wenn et de Speelers nich söpen, so schölle he syn Beir wol beter bruen, oder et wöre öme versuern un liggen bleven. Damede, dat dat nu nich schüht, so let he se speelen, of he glyk wol weet, dat et unrecht is. Averst Ammann! Ammann! lest du se speelen, de Düvel werd dek wedder speelen, dat du Werst danzen möten." (Wenn es die Spieler nicht tränken, so sollte er sein Bier wol besser brauen, oder es würde ihm sauer werden und liegen bleiben. Auf daß dies nicht geschehe, so läßt er sie spielen, obgleich er weiß, daß es unrecht ist. Aber Amtmann, Amtmann! lässest du sie spielen, so wird der Teufel wieder mit dir spielen, daß du wirst tanzen müssen.) Wen meint denn nun Sirach eigentlich? „He meenet solke Kerels als Jubal im 1. Bauke Mosis, Kapittel 4 west es, un so een Kerl is use Brögam ook." Und wodurch könne man solche „Kerels" beirren? „Met Woorden (Worten), wenn man in öhr Speelen (ihr Spielen) un Singen inwäschet. Dat Wa-

schen schüt (geschieht) nich met Water, as wenn uses Nabers Trongreitje, dat lame Deern, den Hochtydslüden de Hemde, Schörtens, Mützens und Sleiers wäschet. Sündern dat Waschen schüt met dem Mule un hett (heißt) so veel as plaudern un plappern." Aber auch mit Werken könne man die Spielleute beirren, „as mal schach (wie einmal geschah), da etlikke unverständige Buereseels den Speelmann den groten Bogen met Botter besmäret hedden". Den größten Trumpf aber spielt Ehren Johann Bummel mit folgender Bemerkung aus: Man würde sich noch sehr wohl daran erinnern, „da de groten Buerräkels dem Speelmann das Trummitten-Lokk met enen Hunnesch — tt toestoppet hedden, dat keen Wind daddör komen konnde".

Lassen wir uns über den Realismus auf der Kanzel mit dieser kurzen Blumenlese begnügen. Bemerken wir nur noch, wie wol auch im vorigen Jahrhundert Persiflagen auf die Sackmann'sche Predigtweise erschienen sein mögen und es daher ein nicht leichtes literarisches Geschäft sein dürfte (wir getrauen uns hierüber kein Urtheil zu), die Persiflagen oder Parodien von den Originalpredigten zu sondern. 11.

Eine neugriechische Sprichwörtersammlung.

Bei dem großen Interesse, das man jetzt in Deutschland den Sprichwörtern im weitesten Umfange zuwendet, indem man die in ihnen liegende Volksweisheit zu philosophischen, psychologischen und culturhistorischen Untersuchungen und Betrachtungen über allgemeine Anschauungen und besondere Denk- und Gefühlsweisen des Volksgeistes der einzelnen Nationen benutzt und verwerthet, wollen wir nicht unterlassen, auf eine sehr reichhaltige Sammlung neugriechischer, bei den Griechen in Epirus gebräuchlichen Sprichwörter aufmerksam zu machen. Die Sammlung ist im vorigen Jahre in Janina in Epirus erschienen unter dem Titel: „Παροιμιαστήριον ἢ Συλλογὴ παροιμιῶν, ἐν χρήσει οὐσῶν παρὰ τοῖς Ἠπειρώταις", und hat den epirotischen Griechen Aravantinos zum Herausgeber, der bereits durch eine in Athen 1856 und 1857 in zwei Theilen erschienene „Geschichte von Epirus", sowie durch eine kleine Schrift über Dodona, und durch die besonders der erstern zum Grunde liegenden historischen, geographischen, statistischen und culturgeschichtlichen Studien als einen besondern Kenner epirotischer Zustände und Verhältnisse sich bewahrt hat. Die Sammlung stellt über zweitausend Sprichwörter der bemerkten Gattung in alphabetischer Ordnung zusammen, und hat zugleich das Verdienst, daß der Sinn der einzelnen Sprichwörter durchgängig angegeben wird, auch in einzelnen Fällen die entsprechenden altgriechischen Sprichwörter beigefügt werden. In einem voranstehenden Vorworte spricht sich der Herausgeber theils über Ursprung, Zweck und Wesen der Sprichwörter im allgemeinen, theils über die hier zusammengestellten epirotischen Sprichwörter ausführlicher aus, und zugleich ist daraus zu ersehen, welche Vorarbeiten und frühere Sammlungen er dabei benutzt hat, insofern er nicht selbst die einzelnen Sprichwörter aus dem Munde des Volks — und das sind die meisten — unmittelbar zusammengetragen hat. Daß die Sammlung auch zur Kenntniß der griechischen Vulgärsprache von besonderm Werth ist, erwähnen wir nur beiläufig. 9.

Bibliographie.

Baudissin, A. Graf, Philippine Welser oder vor 300 Jahren. Historischer Roman. Drei Bände. Hannover, C. Rümpler. 8. 4 Thlr.

Gutzkow, K., Eine Shakspearefeier an der Ilm. Leipzig, Brockhaus. 8. 8 Ngr.

Jäger, Die Emancipation der Schüler eine Forderung der Zeit. Ein Wort an Eltern und Lehrer. Stuttgart, Nitzschke. Gr. 8. 15 Ngr.

Kraus, H., Waldes Stillleben. Ein Mährchen für Deutschland's Töchter. Prag. 8. 10 Ngr.

Missions-Bilder. 1stes Heft. Neuseeland. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Muet, J., Soll und Ist. Bilder aus der Schwindel-Periode der letzten Jahre. Vier Bände. Hannover, C. Rümpler. 8. 5 Thlr.

Neumann-Hartmann, F. W., Das Gewissen als Zeugniß wider den Materialismus unserer Tage. Elbing, Neumann-Hartmann. Gr. 8. 4 Ngr.

Oehlmann, W., Die Elemente des Schönen und die Geisteskräfte des Menschen. Grundlinien der Aesthetik als einer Naturwissenschaft des Geistes. Dresden, Ehlermann. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Perlen der neuern englischen und amerikanischen Lyrik. Deutsch von K. **Vollheim**. Leipzig, Wengler. 16. 20 Ngr.

Pichler, A., Geschichte der kirchlichen Trennung zwischen dem Orient und Occident von den ersten Anfängen bis zur jüngsten Gegenwart. 1ster Band. Byzantinische Kirche. München, Rieger. Lex.-8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Reuss, E., Die Geschichte der heiligen Schriften Neuen Testaments. 4te vermehrte und verbesserte Ausgabe. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 3 Thlr.

Šafařík's, P. J., Geschichte der südslawischen Literatur. Aus dessen handschriftlichem Nachlasse herausgegeben von J. **Jireček**. I. Slowenisches und glagolitisches Schriftthum. Prag, Tempsky. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Schleiden, M. J., Ueber den Materialismus. Zur Kritik der Schrift: „Ueber den Materialismus der neuern deutschen Naturwissenschaft, sein Wesen und seine Geschichte. Zur Verständigung für die Gebildeten von Dr. M. J. Schleiden." Dorpat, Gläser. Gr. 8. 6 Ngr.

Strauß, D. F., Das Leben Jesu für das deutsche Volk bearbeitet. Zweite Auflage. Erste Lieferung. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 15 Ngr.

Uhrig, W., Die Grundzuge des Städtewesens im Mittelalter, mit besonderer Beziehung auf die Freistadt Worms. Worms. Gr. 4. 10 Ngr.

Wieser, J. E. v., Zawisch der Rosenberger. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Die Angriffe der katholischen Geistlichkeit gegen die Freimaurerei in Deutschland. Ein Wort zur Aufklärung für Nichtmaurer. Leipzig, Fries. Gr. 8. 6 Ngr.

Aus A. von Warnstedt's Staats- und Erbrecht der Herzogthumer Schleswig-Holstein. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld. Gr. 8. 5 Ngr.

Kreyßig, F. A. T., Ueber die sittliche und volksthumliche Berechtigung des Shakspeare-Cultus. Festrede, bei der Shakspeare-Feier in Elbing am 23. April 1864 gehalten. Elbing, Neumann-Hartmann. Gr. 8. 5 Ngr.

Möbius, P., Shakspeare als Dichter der Naturwahrheit. Festrede bei der Shakespearefeier zu Leipzig am 23. April 1864 gehalten. Leipzig, Voigt u. Günther. Gr. 8. 3 Ngr.

Oettingen, A. v., Ueber Kant's Pflichtbegriff mit Beziehung auf unsere Zeit. Festrede gehalten am 12. December als am urkundlichen Stiftungstage der Dorpater Universität. Dorpat. 1863. Gr. 8. 6 Ngr.

Reudtorff, H., Die Kreuzzeitung und die Holsteinische Geistlichkeit. Kiel, Homann. Gr. 8. 9 Ngr.

Riehl, W. H., Ueber den Begriff der bürgerlichen Gesellschaft. Vortrag in der öffentlichen Sitzung der königl. Akademie der Wissenschaften am 30. März 1864 zur Erinnerung ihres 105ten Stiftungstages gehalten. München. Gr. 4. $6\frac{1}{2}$ Ngr.

Schnabel, J., Hexenprozesse. — Folgen des 30jährigen Krieges. Nach den besten Quellen bearbeitet. Brilon. 8. 3 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 24. — 9. Juni 1864.

Zur Wissenschaft der Sprache.

Zweifelhaft könnte manchem sein, ob nicht füglicher diese literarischer „Unterhaltung" gewidmeten Blätter sich eines eingehenden Referats über eine Schrift enthalten sollten, die durch ihren Titel gerade diejenigen Leser abschrecken wird, die sich durch denjenigen d. Bl. zumeist angezogen fühlen. Zwar gibt es heutzutage kaum eine Wissenschaft, die nicht aus ihrer Tiefe Muscheln und Korallen an das flache Ufer der gewöhnlichen Unterhaltung spüle, und warum sollte also nicht auch die „trockene Sprachwissenschaft" zur Befriedigung unserer modischen Allerweltswisserei in bequemer Weise beitragen? Aber wie wir in dem Streben nach Popularisirung wol noch einen culturlichen, aber keinen wissenschaftlichen Vortheil erblicken können, wie wir demnach die blos unterhaltende Wissenschaft weder für Wissenschaft noch für Unterhaltung anzusehen im Stande sind, so wird doch „Unterhaltung" in einem höhern Sinne zu nehmen gestattet sein, in einem Sinne, der dann recht eigentlich den höchsten Zweck der Wissenschaft ausdrücken würde: Unterhaltung darf uns heißen die Erweckung des freien Interesses, des menschlichen Antheils an allem, was den forschenden Menschengeist tief bewegt, Erweckung vor allem der Theilnahme an dem geschichtlichen Gange der Wissenschaft, an ihren Aufgaben, ihren Irrwegen, ihren vorläufigen Resultaten, ihren letzten Zielen. Fassen wir das Wort so — und wir hoffen damit das Ideal dessen auszusprechen, was der Titel d. Bl. meint —, so belassen wir immer die höhere Wonne der Forschung selbst, das weltvergessene selige Empfangen des echten Priesters der Wissenschaft diesem selbst, bewegen uns aber auf dem uns gemäßen Boden. Unbenommen ist dabei jedem Leser, seinem eigenen Begriffe von Unterhaltung gemäß zu verfahren, also diesen Artikel nicht zu lesen, zumal wir sehr in Sorge sind, in die Weise jenes Philosophieprofessors zu gerathen, der seinen Zuhörern — auch dem Referenten — seine logischen Vorlesungen folgendermaßen anpries: „Man sagt wol immer, meine Herren, die Logik ist langweilig. Das ist nicht wahr, meine Herren. Ich bin langweilig, aber die Logik, die Logik, meine Herren, ist nicht langweilig." Er hatte übrigens in Betreff seiner vollkommen recht. Doch zur Sache!

Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache von Max Müller. Für das deutsche Publikum bearbeitet von Karl Böttger. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, G. Mayer. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dies der Titel des schon äußerlich durch die saubern lateinischen Lettern und das schöne Papier sich empfehlenden Buchs, das uns seit einigen Monaten innig beschäftigt, uns aber leider in vollem Zuge zu genießen nicht vergönnt war. So ist denn inzwischen der milde Gewaltige, an den wenigstens wir so vielfach bei der Lektüre gemahnt wurden, der wie kaum einer sein innerstes Leben und Weben mit seiner Wissenschaft verquickte, in die Ewigkeit des dankbaren Andenkens, in das neidlose Land des Ruhms hinübergegangen, dem Wirrsal unserer Tage sich leise entziehend. Mag hier ein Opfer, dem Genius Jakob Grimm geweiht, denen nicht unschicklich erscheinen, die das schöne Vorrecht haben, heißere Thränen über seinen Heimgang zu weinen. Auch dem Geringsten war er freundlich, es preise ihn auch der Geringste.

Sprachwissenschaft, wer kannte das Wort vor der Begründung vergleichender Sprachstudien durch Franz Bopp und Jakob Grimm, oder wenn er es brauchte, wer dachte dabei viel mehr als an die sogenannte Linguistik? Unser Verfasser, übrigens ein Deutscher von der kleinern aber bessern Art, die uns im Auslande Ehre machen, nimmt den Begriff wesentlich anders. Wir halten uns für verpflichtet, darauf hinzuweisen, daß der von ihm festgehaltene Unterschied von Sprachwissenschaft und Philologie, so nahe er jetzt liegt und so geläufig er uns schon ist, doch vielleicht zuerst von Jakob Grimm bestimmt ausgesprochen, leider nicht ausführend abgesteckt ist. In der Vorrede zum zweiten Bande des „Deutschen Wörterbuch" (6. Februar 1860; Müller hielt seine Vorlesungen April bis Juni 1861) lesen wir:

Lust hätte ich wol, mich in Betrachtungen über die Natur und Erfolge eines Wörterbuchs tiefer versenkend, einen wesentlichen Unterschied zwischen Sprachforschung und Philologie geltend zu machen. (Er kann also noch nicht gegolten haben!)

Denn es gibt eine Menge verdienstvoller, scharfsinniger Philologen, die für die Hauptzwecke der Sprachforschung, für Grammatik und Etymologie, weder Beruf noch Geschick gezeigt und keine von beiden durch neue Entdeckungen bereichert haben. Diese an Folgerungen fruchtbare Verschiedenheit ist bisher noch nicht wie es sein sollte erkannt und entfaltet worden.

Er lehnt dann selber ab, den Gedanken auszuführen, aus Scheu, es könne scheinen, sein Vermögen an das des geliebten Bruders zu halten, und wie sehr er dennoch nur in diesem persönlichen Gegensatze — Jakob der Sprachforscher, Wilhelm der Philolog — die Sache sah, zeigt noch seine Rede auf Wilhelm, die den dort hingestreuten Gedanken reicher entfaltend aufnimmt. Nun, Max Müller ist mit diesem Unterschied vertraut, er ist ihm fast selbstverständlich; aber ohne zu entscheiden, wie weit und inwiefern Jakob Grimm zu seiner Ausprägung beigetragen, mag unser Citat lehren, daß im Jahre 1860 der Begriff der Sprachwissenschaft einem ihrer ersten und rüstigsten Begründer noch erst der Ausscheidung aus dem alten Begriffe der Philologie zu bedürfen schien. Die Sache freilich bestand längst, der Name ist so neu.

Es bedarf hier eines längern Citats, um die Begriffsbestimmung Müller's und zugleich seine Ansicht von der Natur dieser Wissenschaft kennen zu lernen:

Man wird bemerkt haben, daß ich es als eine ausgemachte Sache annahm, daß die Wissenschaft der Sprache oder, wie sie gewöhnlich genannt wird, die comparative Philologie eine physische Wissenschaft sei und daß deshalb ihre Methode denjenigen gleichen sollte, welche man in der Botanik, Geologie, Anatomie und in andern Zweigen des Naturstudiums mit Erfolg befolgt hat.*) Wir sehen uns aber in der Geschichte der physischen Wissenschaften vergebens nach einer der vergleichenden Philologie angewiesenen Stelle um, und selbst ihr Name scheint anzudeuten, daß sie einer wesentlich andern Sphäre menschlicher Erkenntniß angehört. Es gibt zwei Hauptabtheilungen menschlicher Erkenntniß, welche nach dem ihnen zu Grunde liegenden Stoffe die physische und historische heißen. Die physische Wissenschaft hat mit den Werken Gottes, die historische mit denen des Menschen zu thun. (Das ist sehr populär ausgedrückt.) Wenn wir nun nach dem Namen urtheilen wollten, so könnte es scheinen, als ob die vergleichende Philologie, ebenso wie die classische, den historischen, nicht den physischen Wissenschaften beizuzählen sei, und die für sie geeignete Methode müßte dann dieselbe sein, welche in der Geschichte der Kunst, des Rechts, der Politik und Religion befolgt wird. Dennoch darf uns der Name „vergleichende Philologie" nicht irre führen. Es ist schwer zu sagen, von wem dieser Name erfunden worden ist; aber alles, was zu seiner Vertheidigung vorgebracht werden kann, besteht darin, daß die Begründer der Sprachwissenschaft hauptsächlich Gelehrte oder Philologen waren und daß sie ihre Untersuchungen über die Natur und die Gesetze der Sprache auf eine Vergleichung so vieler Thatsachen begründeten, als sie nur in den ihnen wohlbekannten Kreisen des Studiums sammeln konnten. Weder in Deutschland, der Geburtsstätte dieser Wissenschaft, noch in Frankreich, wo sie mit Erfolg cultivirt worden ist, wurde dieser Titel allgemein angenommen. Es kann nicht schwer fallen, zu zeigen, daß, wennschon die Sprachwissenschaft dem classischen Gelehrten viel verdankt und sich ihm ihrerseits wieder überaus nützlich erwiesen hat, doch die comparative Philologie mit der Philologie in der gewöhnlichen Bedeutung des Worts durchaus nichts gemein hat. Die Philologie mag sich mit classischen oder orientalischen Sprachen beschäftigen, sie mag alte oder neuere, feingebildete oder barbarische Sprachen behandeln, sie ist und bleibt eine historische Wissenschaft. Die Sprache wird hier einfach als ein Mittel behandelt. Der classische Gelehrte gebraucht sein Griechisch oder Latein, der orientalische sein Hebräisch oder Sanskrit oder irgendeine andere Sprache wie einen Schlüssel zum Verständniß literarischer Denkmäler, welche uns verflossene Jahrhunderte hinterlassen haben, als eine Zauberformel, um aus dem Grabe der Vorzeit die Gedanken großer Männer verschiedener Zeiten und Nationen wachzurufen und schließlich als ein Mittel, die socialen, moralischen, intellectuellen und religiösen Fortschritte (Notabene: und Rückschritte*) des Menschengeschlechts zu verfolgen. In derselben Weise suchen wir uns bei dem Studium lebender Sprachen mit der Grammatik und dem Wortschatz derselben nicht um ihrer selbst willen bekannt zu machen. Wir studiren sie wegen ihres praktischen Nutzens. Wir gebrauchen sie wie Empfehlungsschreiben, welche uns in die beste Gesellschaft und in die besten Literaturwerke der ersten Nationen Europas einführen sollen. Mit der vergleichenden Philologie verhält sich dies durchaus anders. In der Sprachwissenschaft werden die Sprachen nicht wie ein Mittel behandelt, die Sprache selbst wird hier zum alleinigen Object wissenschaftlicher Forschung. Dialekte, welche gar keine Literatur aufzuweisen haben, das Kauderwelsch wilder Stämme, die Naturlaute der Hottentotten*), und die Stimmodulationen der Indochinesen erscheinen uns als ebenso wichtig, ja für die Lösung einiger von unsern Problemen als noch wichtiger, als die Poesie Homer's oder die Prosa Cicero's. Wir wollen nicht Sprachen, sondern die Sprache kennen lernen; wir wollen ergründen, was die Sprache ist und wie sie zu einem Mittel, einem Organ der Gedankenmittheilung werden kann; wir wollen ihren Ursprung, ihre Natur, ihre Gesetze erkennen und nur um zu dieser Erkenntniß zu gelangen, sammeln, ordnen und klassificiren wir alle die sprachlichen Facta, deren wir irgend habhaft werden können.

Man hätte das etwas kürzer sagen können, aber im Gebrauch einer fremden Sprache scheint etwas zur Breite Lockendes zu liegen. In der Sache ist der Unterschied eher zu scharf, als zu unbestimmt. Trotz der ziemlich speculativen Absichten, die sich in dem letzten Satze verrathen, ist der Verfasser ein entschiedener Feind alles vagen Theoretisirens. Er geht uns darin, gestehen wir es, zu weit. Man lese nur das hyperenglische Urtheil (S. 182): „Aber die Sprachwissenschaft hat nichts mit bloßen Theorien, seien sie nun begreiflich oder unbegreiflich, zu thun. Sie sammelt Thatsachen, und ihr Ziel und Zweck ist einzig und allein, diese Thatsachen, soweit es irgend angeht, zu erklären." Wir sollten doch meinen, daß sie mit den „begreiflichen Theorien" wenigstens freundlicher umzugehen Grund hätte, zumal wenn sie, wie wir kurz vorher vernahmen, mit dem Ursprung der Sprache sich abgeben will, wenn sie auf das psychologisch-physiologische Gebiet hinübersteigt, wie sie denn wirklich muß, und fragt, wie die Sprache zu einem Mittel des Gedankenverkehrs werden kann. Danach ist ja doch wol die Aufgabe selbst keine andere, als eine „begreifliche" Theorie aufzustellen. Aber so geht es in unserer speculationsfeindlichen Zeit. Die Naturforscher und oft die tüchtigsten, wollen nicht einsehen, daß sie in letzter Absicht etwas Philosophisches erforschen; mistrauisch gegen

*) Diese stilistische Härte: „Erfolg befolgt", hatte der Uebersetzer zu vermeiden.

*) Vgl. S. 76. „Auch bietet die Sprache Homer's in einer wissenschaftlichen Behandlung der menschlichen Rede an sich kein größeres Interesse dar, als der Dialekt der Hottentotten." (!)

verfrühte und von der Erfahrung verlassene Speculation sind sie es gegen jede geworden, auch gegen die, der sie selbst unbewußt dienen. Ist etwas in höherm Grade philosophisch als die Frage nach dem Ursprunge der Sprache? Denn wie weit auch die historische Forschung zurückgreife, von ihrem letzten Punkte bis zum Ursprung ist eine Kluft, die die bloße Empirie nimmer überspringen wird. Wenn die grammatische Analyse nur die Vollkommenheit der chemischen erreicht, so ist für die physiologische Frage vom Ursprung noch nichts erreicht. Die Elemente der Sprache, vorausgesetzt, sie ließen sich wie die physischen herausdestilliren, sie wären uns genau so räthselhaft, wie vor aller Analyse ihre tausendfachen Verbindungen und Modificationen waren, ungelöst bliebe die Hauptabsicht unsers Studiums, die Frage: wie gelangt der menschliche Intellect durch den Sprachorganismus zu gerade diesen Lautgesetzen, oder mit andern Worten: welche physiologischen Bedingungen in Verbindung mit psychischen erzeugen die Sprache? Müller wird uns zugeben, daß, so angesehen, die allerdings unendliche Aufgabe der Sprachwissenschaft, die er so gern als Naturwissenschaft ansieht, erst wirklich auf den Boden dieser erhabenen Wissenschaft gestellt ist, während sie vorher nur gewisse, mehr phrasenhafte als ernstgemeinte Analogien mit ihrer Methode hat. Die Sprachwissenschaft ist viel mehr, als Müller sie sein läßt, sie ist Naturgeschichte des menschlichen Geistes und Sinnes. Müller sieht sie nur als das an, was sie leistet, nicht als das, was sie leisten soll. Er ist im Rechte, über die sogenannte philosophische Grammatik zu spotten, die der Basis der Empirie entbehrt, die also z. B. dem Schüler zumuthet, Romae zu Rom als Genitivus zu nehmen, und ihm doch verwehrt, Carthaginis im nämlichen Falle zu schreiben, blos weil sie sich nicht will belehren lassen, daß der Locativus der ältere und allgemeinere Casus war, und daß ihm das i (oder e) eignet (sanskr. hrid, Herz, hridi, im Herzen, eigentlich Herz drin). Solche Philosophie findet denn freilich eine tiefe Anschauung in dem Worte Ursprung, es bezeichne den Ur — Sprung, da es doch einfach zu erspringen gehört, wie Urlaub zu erlauben, Urtheil zu ertheilen, Urbor zu erbern.

Aber der blos empirischen Methode selbst traut der Verfasser zu viel zu. Das Beispiel, das er bietet, ist interessant und gewiß lehrreich, aber wir behaupten dreist, kein Sprachforscher wird ihm gemäß die Lösung des Räthsels treffen. Müller will zeigen, wie die bloße Sprache culturgeschichtliche Resultate mit Bestimmtheit biete und keine Zweifel. Man braucht nur auf den Anfang der römischen Geschichte Mommsen's zu verweisen. Müller meint, wenn man — Notabene „selbst wenn keine Denkmäler, keine Ueberlieferungen die Geschichte ihrer Gefangenschaft und Befreiung uns aufbewahrten" — Negersprachen hörte, die das „ja" in einer Anrede an Männer yesr, an Frauen yesm sprächen, müßte man daraus schließen, was er zu dieser Möglichkeit annahm, es seien die amerikanischen Neger frei geworden und nach ihrer Heimat zurückgewandert. Er sagt (S. 189):

Er (der Sprachforscher) würde sie zuerst historisch so weit als möglich bis zu ihren ursprünglichern Typen zurückzuverfolgen haben, und wenn er dann ihren Zusammenhang mit yes Sir und yes Ma'm entdeckte (wodurch könnte er das?), würde er nachweisen, wie solche Zusammenziehungen wahrscheinlicherweise in einem Volksdialekt entstehen konnten. Nachdem er dann dieses yesr und yesm der freien amerikanischen Neger mit dem Idiom ihrer frühern amerikanischen Herren in Verbindung gebracht, würde der Etymolog zunächst fragen, wie es kam, daß solche Phrasen wie yes Sir und yes Madam auf dem amerikanischen Continente gebraucht wurden, u. s. w.

Müller schmuggelt uns hierbei etwas ein: das historische Zurückverfolgen auf die ursprünglichern Typen. Das ist die Seele, aber ohne es sollte es wol schwer halten, die Geheimnisse der Vergangenheit aus der Sprache abzulesen. Wer kann dem Worte Arzt ablesen, daß es eben ἀρχίατρος (archiater, arzâte, arzet) und nicht etwa artista sei? Wer, der nicht historisch die Mittelform arzât berücksichtigt? Und wenn nun die Bücher schwiegen, was dann? Ein wissenschaftlich so oft begründetes: non liquet. Oder wer wagte, das deutsche Wort Pferd, wenn er schon seinem pf den undeutschen Stempel ansieht, gerade auf paraveredus zu leiten, der nicht historisch die Formen pferfrid, pfaerit (franz. palefroi, palefrenier) kennte? So scheint uns der gelehrte Verfasser die Speculation zu gering zu achten und andererseits der bloßen Empirie zu viel zuzutrauen.

Doch lassen wir diese principiellen Ausstellungen und wenden uns zu dem reichen Inhalt des Buchs. Die erste Vorlesung zeigt, daß die Sprachwissenschaft zu den physischen Wissenschaften gehöre, und läßt uns sehen, wie sie aus den praktischen Anfängen, aus dem Bedürfniß des Dolmetschens erwachsen sei. Der Vergleich mit andern Wissenschaften liegt nahe und ist gebührend benutzt. Ohne Verständniß blieben wir für folgende Stelle (S. 9): „Die Mythologie, welche das Gift der antiken Welt war, kann in der That als eine Krankheit der Sprache aufgefaßt werden. Mythos bedeutet eigentlich ein Wort, aber ein Wort, das als Name oder Attribut eine substantiellere Existenz annehmen durfte." Wenn der Verfasser nicht eine so triviale Auffassung des Mythos hätte, z. B. Pyrrha, die Eva der Griechen, war nichts als ein Name der rothen Erde und im besondern Thessaliens*), so würde er daran gedacht haben, daß vielleicht alle sprachliche Bezeichnung zunächst das Persönlich-Göttliche in den Dingen sah, daß der sanskritische Dyaus, griech. Zeus (= Djeus), lat. Jupiter (= Jovi-piter, Jovis = Diovis), von allem Anfange an als persönliches Wesen, nicht als bloßer blauer Himmel angesehen ward. So möchte denn die „mythologische Krankheit" des Verfassers nichts anderes bezeichnen, als die Geburtswehen der Spracherzeugungen selber. „Tag" ist doch gewiß nicht sehr zur Personificirung einladend und doch nennt ihn der Chinese, wie wir S. 243 lesen, „Sohn der Sonne" (ʐi-tse). Aber zugegeben, daß erst nachträglich die poetischere, persönliche

*) Beiläufig hier, was nicht allgemein bekannt ist, daß auch nach einer talmudischen Sage Gott die ersten Menschen aus der rothen Lehmerde von Damaskus gebildet habe.

Auffassung eintrat, was schadet sie denn der Sprache? Hat sie nicht wenigstens für Bewahrung ältester Formen gesorgt, während die gleichbedeutenden Begriffe vielfach schneller abblaßten?

Weiter weist Müller auch in der Sprachwissenschaft drei chronologische Stufen auf: die empirische, klassificirende und theoretische, die er in den folgenden Vorlesungen sorgfältiger aufbaut. In einem äußerst anziehenden Bilde weist uns die zweite Vorlesung die Sprache als einen natürlichen Organismus nach, dessen Wachsthum höhern Bedingungen — Naturgesetzen — folge, als die willkürliche, wenigstens scheinbar willkürliche Menschengeschichte. Geschichte der Sprache kann auch nur diesen Sinn haben. Wir empfehlen besonders dieses Kapitel aufmerksamer Betrachtung. Das Gelehrte ist so einfach und überzeugend und — wer ist sich über dieses geheimnißvolle Verhältniß eines unser Denken beherrschenden Gesetzes schon klar geworden? Wie oft begegnen wir gebildeten Leuten, die daran noch gar nicht gedacht haben! Die Widerlegung der vorzubringenden Einwände ist durchaus gelungen zu nennen.

Wir können uns nicht entbrechen, bei dieser Gelegenheit die überflüssigen, öfter geradezu verkehrten oder unpassenden dilettantischen Einschiebsel des Uebersetzers zu tadeln. So hier S. 33. Wozu soll das? Meinte der Uebersetzer dem Verfasser damit einen Dienst zu thun? Wir beklagen, daß dieser seine Autorisation dazu gab. Vgl. noch S. 44, wo Böttger von ganz etwas anderm redet.

Ein schöner Beweis der zwingenden Macht des Sprachgeistes liegt in den hübschen Anekdoten, die wir hier mittheilen (S. 35):

Als der Kaiser Tibeeius einen Sprachfehler gemacht hatte und deshalb vom Marcellus getadelt wurde, so bemerkte ein anderer zufällig anwesender Grammatiker, Capito, daß alles, was der Kaiser sagte, gutes Latein sei, oder, wenn es das noch nicht wäre, bald werden würde. Marcellus, mehr Grammatiker als Höfling, erwiderte: „Capito ist ein Lügnee; denn du kannst, o Cäsae, das römische Bürgereecht wol Menschen, aber nicht Worten eetheilen.“ Eine ähnliche Anekdote wird von dem deutschen Kaiser Sigismund erzählt. Als er dem Concilium zu Kostnitz präsidirte und an die Versammlung eine lateinische Rede richtete, in der er sie zu dee Auseottung des Schismas der Hussiten aufforderte, sagte er: „Videte, Patres, ut eradicetis schismam Hussitarum.“ Ee wurde ziemlich rücksichtslos von einem Mönch zur Ordnung gerufen, welcher ausrief: „Serenissime Rex, schisma est generis neutri.“ Der Kaiser fragte aber, ohne seine Geistesgegenwart zu verlieeen, den naseweisen Mönch: „Woher weißt du das?“ Der alte böhmische Schulmeister entgegnete: „Alexander Gallus sagt es.“ — „Und wer ist Alexander Gallus?“ — „Er wae ein Mönch.“ — „Gut“, sagte dee Kaiser, „und ich bin der Kaisee von Rom und mein Wort wird ebenso gut sein, als das irgendeines Mönchs.“ Ohne Zweifel hatte dee Kaiser die Lacher auf seinee Seite, aber trotzdem blieb Schisma ein Neuteum, und selbst ein Kaiser konnte das Geschlecht und die Endung des Worts nicht ändern.*)

Worin besteht aber das Wachsthum der Sprache? In zwei Vorgängen, die Müller phonetischen Verfall und dialektische Wiedererzeugung nennt. An einigen schlagenden Beispielen werden beide erläutert. Der Chinese bildet die Zahl zwanzig durch bloße Composition eul-schi = zwei-zehn. Anders ist es im Sanskrit und den indoeuropäischen Sprachen. Wir geben in Kürze die Erläuterung des Verfassers:

	zwei	zehn	zwanzig
sanskr.:	dvi	daśan	vinśati oder viśati
griech.:	dyo	deka	eikati, eikosi
lat.:	duo	decem	viginti
franz.:	deux	dix	vingt
goth.:	tvai	taihun	tvai tigjus
deutsch:	zwei	zehn	zwanzig (ahd.: zweinzug, mhd.: zweinzec).

Man sieht, die deutschen Sprachen, dazu auch das englische twenty haben ein anderes Compositum, ein Erzeugniß dialektischer Wiedererzeugung. Das sanskritische vin- und lateinische vi- ist nichts als dvin, dvi. Daß auch eikosi ein Fεικοσι voraussetzt, hätte nicht verschwiegen bleiben sollen. Der zweite Theil des Worts ergibt sich als Ableitungsform des sanskr. daśan: daśati eine Dekade, verkürzt śati. Dasselbe ist leicht in —kati, —ginti zu erkennen. Was dieses Beispiel zu lehren hat, zeigt der Augenschein. Man sehe auf das franz. vingt, so ist der lautliche Verfall vom sanskr. daśati bis zu gt (entsprechend dem ś und t in daśati) klar, ebenso im engl. twinty die Abschwächung des goth. tigjus durch niederdeutsches twintig zu ty. Auf der andern Seite zeigt das Fallenlassen der alten Dekade und Einführung des Zug, was unter dialektischer Neugestaltung zu verstehen sei. Dieses Leben der Sprache ist also ein Absterben, und man darf das Gesetz aussprechen, daß mit der höhern geistigen Bildung der Völker dieses Abblätten der Formen unausweichlich verbunden ist. Hierin ist die Entstehung grammatischer Flexionsendungen zu suchen, die ursprüngliche selbständige Suffixe gewesen sein müssen. Dies im einzelnen nachzuweisen, kann natürlich nicht die Aufgabe des Verfassers sein, möchte auch wol der Sprachwissenschaft noch bis auf weiteres versagt sein. Es genügt, auf einzelnes zu weisen, wie S. 42 auf die Adverbialbildung aus dem selbständigen lateinischen Ablativ mente (insistam forti mente, j'insisterai fortement). In dem mannichfaltigen Leben der Dialekte erblickt Müller das wahre Pulsiren des Sprachgeistes; er hält dafür, daß es ein Irrthum sei, sich die Dialekte als Entartung der Literatursprache zu denken, und steht in einem gewissen Widerspruche gegen Jakob Grimm's Ansicht, wonach sie sich vorschreitend entfalten. Wir müssen uns unsererseits dennoch für ihn aussprechen, da es eine aprioristische Forderung des Menschengeistes ist, alle Mannichfaltigkeit auf ursprüngliche Einheit zurückzuführen. Wenn Müller sich

*) In Luther's „Tischreden“ (Ausgabe von Förstemann und Bindseil) finden wir diese Anekdote zweimal erwähnt, an dee ersten Stelle (III, 184) ganz verkehrt, indem dort der Kaiser die Cardinäle corrigirt und anführt: „Ei, kennt ihr den Priscianum noch nicht?“ Richtig in der zweiten (III, 290): „Gleich wie Kaiser Sigismund geschach auf dem Concilio zu Kostnitz. Da sagte er: »Wir wollen kein schismam haben«, antwort des Papsts orator: »Nicht schismam, sondern schisma!« Der Kaiser aber sprach: »Sind wir ein Herr uber die Rechte und Sachen, so sind wir vielmehr ein Heer uber die Grammatica, das ist uber die Wort.«“

auf Sprachen wilder Stämme bezieht, unter anderm darauf, daß unter den nordamerikanischen Stämmen kaum ein Dorf dieselbe Sprache sprach (1631) wie ein anderes, so ist zu entgegnen, daß sie alle aus phonetischer Corruption einer gemeinschaftlichen Mutter hervorgegangen sein können und daß selbst nach dem von ihm gebrauchten Vergleiche die ersten Geschlechter eo ipso Königsgeschlechter waren, die selbst Knechte erzeugten, nicht aus dem Volke, der Masse sich erst erhoben. Wenn dies nachträglich auch geschah, so beweist das nichts gegen die anfängliche Einheit.

Von einem Naturzustande solcher Sprachen mag man mit Fug reden, nur nicht von einem Urzustande. Stetigkeit, eine gewisse Stagnation oder Unterbrechung des Flusses bietet eine Literatur der Sprache; im Dialekt, der blos gesprochen bleibt, ist weniger Halt. Und doch hält er oft das Aelteste wunderbar treu fest, das in der „Hochsprache" längst abgestorben ist. Diesen Widerspruch löst Müller nicht, wie er ihn überhaupt nicht gebührend berücksichtigt. Wir glauben, daß die blos gesprochene Sprache, d. i. der Dialekt, die größere Festigkeit für sich habe, eben weil individuelle Willkür, die Folge der größern geistigen Verschiedenheit der Gebildeten, der Schreibenden, ihr nicht mit Launen, Moden und gelehrter Unwissenheit beikommen kann, und so hören wir, daß die Sprache der Nibelungen landschaftlich noch nahezu vollständig vorhanden sei. Wir vergessen bei den wilden Stämmen Amerikas und Asiens die Zeit, die außerordentliche landschaftliche Zersplitterung in Betracht zu ziehen und überschätzen wol auch die Unterschiede. Der Verfall des Dialekts ist ein stetiger und greift nicht sowol den Wortschatz (die Stämme) als die Bildungsformen an, der Verfall der Hochsprache ist ein mehr sprungweiser, von bedeutenden geistigen Erregungen (Reformation z. B.) geförderter, und greift weniger die Formen als die Stämme und die Wortbedeutungen an. Der Abschliff der Formen ist in der Regel schon sehr weit gediehen, wenn eine Sprache anfängt, Literatursprache zu werden; der nun folgende weitere Verfall ist im Vergleich unbedeutend. Das Mittelhochdeutsche des 12. Jahrhunderts steht weiter ab von dem Altdeutschen des 9. als von dem Neuhochdeutschen des 18. oder 19. Jahrhunderts, natürlich in den Formen.

Was Müller dialektische Wiedererzeugung oder S. 53 Wachsthum durch Mundarten nennt, und sehr hübsch an den romanischen Sprachen darstellt, ist aber ein Bildungstrieb, der auch ohne mundartliche Zersplitterung im Schose einer und derselben Sprache erscheint.

Wir verlassen mit der dritten Vorlesung vorläufig den Boden der Theorie und versichern zum Ueberfluß, daß unsere abweichende Ansicht in einigem die unbedingte Anerkennung der großen Resultate nicht ausschließt: die Sprache ist Naturproduct, sie ist organischen Lebens voll, das sich in den zwei aufgewiesenen Vorgängen bekundet. Die folgenden historischen Erörterungen dürfen wir kürzer behandeln, wiewol gerade sie des allgemein Interessanten so viel enthalten (3. „Die empirische Stufe"; 4. „Die klassificirende Stufe"; 5. „Die genealogische Klassifikation der Sprachen"; 6. „Vergleichende Grammatik".) Wie die Grammatik aus den Schulen der griechischen Philosophie erblühte, wie noch jetzt ihre ganze (logische) Terminologie diesen Ursprung an der Stirn trägt, führt uns der Verfasser in beredten Worten vor, und jeder mit ihm wird die Bewunderung theilen, die einer so großartigen Erfindung — wir dürfen sie die absolut größte Entdeckung des menschlichen Geistes nennen — gebührt. Man muß wissen, was Plato und Aristoteles von dieser neuen Wissenschaft kannten, Plato den Unterschied des Nomen und Verbum, Aristoteles noch den der Conjunction und des Artikels, um die Arbeit zu schätzen, die jetzt selbst dem Dorfschullehrer so leicht gemacht ist. Müller sagt:

> Wer denkt jetzt, wenn er von dem bestimmten und unbestimmten Artikel spricht, an den Ursprung und die ursprüngliche Bedeutung des Worts (arthron, lat. articulus, Anfügung der Knochen, Gelenk) und an die Zeit, die es kostete, ehe es zu dem werden konnte, was es jetzt ist, zu einem jedem Schulknaben geläufigen terminus technicus?

Was war es vorzüglich, das uns diese Entdeckung schenkte? Derselbe göttliche Homer, auf dessen Namen die frommen Griechen ihre Religion und die Anfänge jedes Wissens zurückzuführen gewohnt waren. Die großen Philologen Alexandrias vor allen waren ihre ersten Apostel. „Ihre Werke bezeichnen eine große Epoche in der Geschichte der Sprachwissenschaft." Die erste Grammatik war die noch vorhandene des Dionysius Thrax, eines Schülers des Aristarchus. Die Römer nahmen auch diese Errungenschaft griechischen Geistes auf, ohne sie wesentlich weiter zu fördern. Die lateinische Terminologie ist wörtliche Uebersetzung der griechischen, „und in diesem neuen lateinischen Gewande ist sie nun fast 2000 Jahre in der ganzen civilisirten Welt herumgereist. Selbst in Indien, wo in den grammatischen Schulen der Brahmanen sich eine ganz andere Terminologie gebildet hatte, die noch dazu in einigen Beziehungen vollkommener ist als die alexandrinische und römische, können wir jetzt Ausdrücke wie Casus, Genus, Activum und Passivum von europäischen Lehrern den jungen Hindus erklären hören" (S 93).

Was ist Casus ursprünglich? Der stoischen Logik ein wirklicher Fall (Ptosis), das soll heißen die Abhängigkeit oder Beziehung einer Idee zu der andern, das Beruhen eines Wortes auf dem andern, die Rection. So ist der Genitivus der Casus der Art, der generelle Fall, also ein rein logisches Verhältniß. Selbständig haben außer den Griechen nur noch die Hindus eine Grammatik geschaffen, in Anlehnung an das Studium der Vedas.

Was die klassificirende Sprachforschung betrifft, so ist sie den Griechen, die es nicht der Mühe werth fanden, barbarische Sprachen ihrer selbst wegen zu erlernen, unbekannt geblieben. Da auch ein Aristoteles nicht den Versuch dazu machte, so dürfe man sich nicht wundern, meint Max Müller, daß er in den nächsten 2000 Jahren auch von keinem andern gemacht sei. Die Möglichkeit dazu findet Müller in hergebrachter Weise in der durch das Christenthum doch bis heute mehr geforderten als bewirkten Aufhebung nationaler Exclusivität. Ob das nicht zum guten Theil Phrase sei, mag hier

unerörtert bleiben, wie wir denn gern gestehen, daß wir für das S. 107 über das „Pfingstfest der Sprache" Beigebrachte nicht über zu großes Verständniß klagen können. Den frommen Engländern mag das aber sehr gefallen haben.

Nach langer Zeit und vielfachen Irrwegen erst gelangte man zu einer vorläufigen Gruppirung der Sprachen. Da mußte zunächst alle menschliche Rede mit der furchtbarsten Gewalt, gewiß nicht ohne Geist, aus dem Hebräischen abgeleitet werden, und wie verrottet dieser Aberglaube gewesen, zeigt das merkwürdige Factum, daß selbst Müller sich ernstlich für verpflichtet halten konnte, seinen Zuhörern den Ungrund dieser Hypothese nachzuweisen. War das Hebräische eine der Sprachen, die beim Babelthurm entstanden, so konnte es doch nicht die Sprache Adam's, die „einerlei Zunge und Sprache" gewesen sein. Das ist Müller's ratiuncula. Es konnte ja doch der Sprache Adam's äußerst nahe geblieben sein.

Den Muth hat also der Sprachforscher nicht, die Autorität der Bibel in dieser Frage kurzweg abzulehnen? Es ist das nur ein Zeugniß für die Befangenheit englischer Zustände, während der gebildete deutsche Theolog sich nicht anmaßen würde, eine Uebereinstimmung solcher der Freiheit der Wissenschaft gehörenden Fragen mit der Schrift zu verlangen.

Die Erwähnung Leibniz', des ersten siegreichen Bekämpfers dieser Ansicht, führt zu lebhafter Hervorhebung der Verdienste des noch immer wenig gekannten Aristoteles der neuern Zeit:

Wenn Leibniz zur Ausarbeitung aller der Plane und Ideen Zeit gefunden hätte, welche sein fruchtbarer und vielumfassender Geist erfaßte, oder wenn er von gleichzeitigen Gelehrten verstanden und unterstützt worden wäre, so hätte die Sprachwissenschaft als eine der inductiven Wissenschaften schon ein Jahrhundert früher begründet werden können: aber ein Mann wie Leibniz, der gleich groß dastand als Gelehrter, als Theolog, Jurist, Historiker und Mathematiker, konnte nur Winke hinwerfen, wie man eigentlich die Sprachen studiren müsse. Leibniz war nicht allein der Erfinder der Differentialrechnung; er war auch einer der ersten, der die geologische Schichtung der Erde beobachtete. Er beschäftigte sich mit der Construction einer Rechenmaschine, zu der er die erste Idee schon als Knabe gefaßt hatte. Er arbeitete einen Plan zu einem Feldzuge nach Aegypten vollständig aus und überreichte ihn Ludwig XIV., um die Aufmerksamkeit dieses Monarchen von den Grenzen Deutschlands abzulenken. Derselbe Mann ließ sich auf eine lange Correspondenz mit Bossuet ein, um eine Aussöhnung zwischen Protestanten und Katholiken herbeizuführen, und bemühte sich in seiner „Theodicee" und andern Werken, die Sache der Wahrheit und Religion gegen die An- und Eingriffe der materialistischen Philosophie Englands und Frankreichs zu vertheidigen.

Nächst Leibniz treten uns der gelehrte Jesuit Hervas (1735—1809), Court de Gebelin, Adelung und die Wörterliste der Kaiserin Katharina entgegen, die der Sprachforschung das Feld ebneten, bis die Bekanntwerdung des Sanskrit mit einem Schlage Helligkeit verbreitete. Ein kurzer Ueberblick über die Bedeutung und ununterbrochene Schätzung dieser alten heiligen Sprache sei den Lesern empfohlen. Allgemeines Interesse in Europa erregte der Bericht des Pater Pons. Der erste, der (1790) eine Sanskritgrammatik herausgab, war ein Deutscher, Johann Philipp Wesdin. Interessant ist, was Müller über die Wirkung dieser ersten Kunden sagt. Die Verwandtschaft mit dem Griechischen und Lateinischen war unabweisbar.

Wie aber war diese Verwandtschaft zu erklären? Die gelehrte Welt war ganz in Erstaunen gesetzt. Die Theologen schüttelten den Kopf; die classischen Gelehrten sahen skeptisch drein; die Philosophen erlaubten sich die kühnsten Conjecturen, um dem einzig möglichen Schlusse zu entgehen, der aus den vor ihnen liegenden Thatsachen gezogen werden konnte, aber ihre kleinen Systeme der Weltgeschichte wie Kartenhäuser umzustürzen drohte.

Nun mußte eine Zeit lang, wie Müller sagt, jeder Sanskrit lernen. Wieder ist es ein Deutscher, Franz Bopp, der die erste wissenschaftliche Vergleichung der Grammatik des Sanskrit, des Griechischen, Lateinischen, Persischen und Deutschen schrieb (1816); 1833—52 folgte „Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Litauischen, Slawischen, Gothischen und Deutschen". Wir nennen hier nicht die dem Eingeweihten bekannten Werke Schlegel's, Humboldt's, Grimm's, Pott's, Burnoufs, Benfey's, Curtius' u. a., es genüge, die unerschütterliche Begründung einer nun erst wissenschaftlichen Sprachbehandlung an ihre Namen geknüpft zu haben.

Die Feststellung der Genealogie der Sprachen gehört schon zum Schulunterricht; wir lassen sie daher auch hier unberührt, verweisen aber auch auf die S. 377—379 angehängte tabellarische Uebersicht.

Es gehört in der That viel Geschick und viel Vertrauen in das Anziehende des Stoffs dazu, um, wie unser Verfasser thut, an einzelnen Beispielen die Stellung verschiedener Sprachen, des Englischen, Niederdeutschen, Hochdeutschen klar zu machen. Begreiflich nimmt die Muttersprache des Verfassers einen größern Raum in Anspruch. Sollten wir eine Bitte an den Verfasser stellen, so wäre es die, diesen Abschnitt, zu einem größern Ganzen verarbeitet, den deutschen Lesern zu bieten. Dabei würde dann das S. 227 leider nur sehr oberflächlich abgethane Gesetz der Lautverschiebung gründlicher zu behandeln sein. Zwar läßt sich jetzt keine Literaturgeschichte es nehmen, über Ulfilas (warum sagt Müller nicht Vulfila, wozu die griechische verstümmelte Form?) zu reden, dennoch werden die meisten hier S. 151 fg. ihre Ergänzung finden. Ebenso finden sich gute und lehrreiche Mittheilungen über die beiden Eddas.

Eine Uebersicht über die indoeuropäische Sprachfamilie mit kurzen Literaturberichten bildet den Schluß des fünften Kapitels (S. 163 fg.). Die semitischen Sprachen werden erst S. 232 fg. abgehandelt.

Wir wissen nun, was vergleichende Grammatik ist und wie im wissenschaftlichen Ringen sie erreicht ward; wir wissen auch schon, was sie zu vergleichen hat; es handelt sich nur noch um die wissenschaftliche Ausbeute dieser Vergleichung selbst. Zwar ist die Klassification selbst ein Resultat derselben, aber für den deducirenden Lehrer wird dieses billig vorangestellt und erst durch die

später beizubringenden Gesetze begründet. Wenden wir uns nun zu diesen.

Wenn die vergleichende Sprachwissenschaft uns lehrt, daß der Verlauf der Entwickelung durch Lautabfall bedingt ist, so entsteht die nächste Frage nach dem Werthe der dadurch geschaffenen **Endungen** in ihrer alten Selbständigkeit. Wir zweifeln nicht, daß, wie Müller nachweist, jedes Suffix etwas Bedeutendes gewesen sein müsse. Das Beispiel lieb-te ist recht bezeichnend (te ist nämlich der Rest eines reduplicirten Präteritums eines Verbums **thun**: goth. da statt dêda, also ich liebte = ich that lieben). Andere Beispiele zeigen Pluralbildung, Futurbildung u. a. (franz. j'aurai = avoir-ai, avrai, ich habe zu haben).

Sieht man auf das Gemeinsame und das individuell Entsproßte der Sprachen einer Familie, so wird es möglich, sich ein annäherndes Bild der gemeinsamen Ursprache zu machen. Es ist dies bekanntlich in Bezug auf die arische Ursprache vor der nach Leo circa 1200 Jahre v. Chr. geschehenen Trennung versucht worden, und Müller gibt uns folgende darauf basirte Zeichnung des Volks (S. 199):

Es kann aus den Spracherzeugnissen bewiesen werden (ob man nicht lieber sagen sollte, gemuthmaßt?), daß die Arier vor ihrer Trennung ein Leben ackerbautreibender Nomaden führten, etwa so wie Tacitus das Leben der alten Germanen beschreibt. Sie kannten die Kunst des Pflügens, des Straßen- und Schiffbaues, des Webens und Nähens, des Häuserbaues; sie hatten Kenntniß der Zahlen, wenigstens bis hundert. Sie hatten ferner die wichtigsten Thiere, die Kuh, das Pferd, das Schaf, den Hund gezähmt; sie waren mit den nützlichsten Metallen bekannt und mit Eisenbeilen zu friedlichen und kriegerischen Zwecken bewaffnet. Sie erkannten die Bande des Bluts und der Ehe an; sie folgten ihren Führern und Königen, und der Unterschied zwischen Recht und Unrecht war durch Gesetz und Brauch festgestellt. Ihrem Geiste war die Idee eines obersten Wesens eingeprägt und sie riefen es mit verschiedenen Namen an. (Ableitung des Polytheismus aus ursprünglichem Monotheismus also! Das hat Lehrs sehr entschieden in Abrede gestellt; es ist aber — englisch.)

Bei dieser schönen Idylle, die im ganzen doch herzlich wenig sagt, ist nur immer als selbstverständlich angenommen, daß nothwendig das gleiche Wort auf bloßer Tradition beruhe, daß also nicht z. B. aus gleicher Wurzel sowol der Indier ayas wie der Gothe eisarn für Eisen habe bilden können, indem die Beschaffenheit oder der erste Gebrauch des neuen Metalls darauf selbständig führten. Wie kommt es denn, daß doch der Römer auf eine andere Wurzel gerieth (ferrum), der Grieche wieder? Wir fürchten sehr, daß manche schöne Illusion fallen werde, wenn man sich dieser Traditionstheorie einst mehr wird entwöhnen können. Auch wir leugnen ihre Wichtigkeit nicht, nur ihre ausschließende Geltung. Muß alles Gleiche in der Welt durchaus Uebertragung sein? Müßte also der Indianer den Homer voraussetzen lassen, der einen Europäer anredet: Du Mann mit dem Herzen des Hirsches (κραδίην δ' ἐλάφοιο)! Doch gewiß nicht, sondern dieselbe Sache erzeugt dasselbe Bild, und warum nicht auch Worte, zumal die vorauszusetzende Wurzelvorstellung als gemeinsam gegeben war. Von **Wahl** kann hier nicht die Rede sein.

Ein interessanter Excurs über das Wort „arisch" gibt dem uralten Worte, das dem Indier arya, von guter Familie, adelich war, in letzter Instanz auf die **edle** Kunst des Ackerbaues gedeutet wird *), doch wol einen zu weiten Umfang, wenigstens fehlt der Beweis für die Annahme, daß der Name Ariovistus, der eines Volks an der Weichsel Arii und selbst **Ireland** damit zusammenhängen. Müller sagt selbst sehr richtig (S. 207): „Es ist ohne Zweifel sehr bedenklich, sich auf bloße Aehnlichkeit von Namen zu verlassen."

Daß die Endungen selbständige Theile der Sprache sein müßten, sah zuerst Horne Tooke, ohne im Stande zu sein, sie zu finden. Müller lehrt nun, daß zwei Arten von Wurzeln anzunehmen seien, prädicative und demonstrative. Das Beispiel der Wurzel AR = pflügen, ackern, ist wieder sehr ergiebig, wenn auch aroma kaum dazuzustellen sein wird. Müller's Rechtfertigung: „Denn was ist lieblicher als der Geruch eines gepflügten Feldes", ist phantastisch.

Man nimmt gegen 1700 solcher Wurzeln an, und gewiß sind ihrer viele noch zu vereinfachen. Auch ist die wunderbarste Entfaltung mit viel geringerer Zahl möglich. So hat nach Müller's Versicherung der Chinese mit 450 bloßen Wurzelwörtern ohne alle Derivata durch alleinige Composition über 40000 Wörter geschaffen. Und wie haushälterisch ist die Sprache! Von dem Wortschatz einer Dorfmagd bis zu dem Shakspeare's, welch ein Abstand! Hier einige hundert, dort 15000 Wörter.

Die Demonstrativwurzeln führt Müller nicht oder doch nur ausnahmsweise auf prädicative zurück. Das scheint uns nicht consequent. Doch hier sind seine Worte (S. 224):

Der Klang ta oder sa für **dies** oder **da** ist ein ebenso unwillkürlicher, natürlicher und selbständiger Ausdruck, wie irgendeine der prädicativen Wurzeln, und wenn auch einige dieser demonstrativen oder pronominalen oder localen Wurzeln bis in eine prädicative Wurzel hineinreichen oder mit ihr verwachsen sein sollten, so müssen wir doch eine kleine Klasse unabhängiger Radicale aufstellen u. s. w.

Würde in diesem Falle nicht der von Müller selbst verworfenen Interjectionstheorie, die er mit unparlamentarischem Namen die „Pah-Pah-Theorie" nennt, der Eingang gewährt? Denn was wäre ta und sa sonst anders als eine Interjection? Daß alle zeitliche Anschauung auf räumliche als die sinnlichere zurückgeht, kann die Sprache aufs überzeugendste darthun, daß aber die räumlichen Bezeichnungen wieder auf Sinnlicheres zurückgehen müssen, ist eine logische Forderung a priori. Die Schwierigkeit, das Sinnliche aufzufinden, das einer so hohen Abstraction, wie „dieser" ist, zum Ausdruck dienen muß, ist dieselbe, wie sie bei **jeder** Wurzel besteht. Im allgemeinen ist bald gesagt, aus dem Concreten, Individuellen erhebt sich das Abstracte, Generelle; aber der Nach-

*) Auch das deutsche „ereren" gehört hierher, über das uns kürzlich noch Dr. Hoffmann (vgl. Nr. 47 d. Bl. f. 1863) interessante Notizen brachte.

weis an der Sprache heißt nichts anderes, als mit Hülfe unsers durchaus zur Abstraction geübten Gedankensystems uns in die Embryologie des Geistes zu versenken, heißt: wir sollen uns erinnern, wie die ersten Begriffe in uns zu Stande kamen. Ob das möglich und ob die bloße Sprachwissenschaft dieses Problem lösen könne, wir bezweifeln es. Sicherlich ist es verkehrt, eine Wurzel zu übersetzen, denn was sie ist, ist immer unendlich viel embryonischer als jedes noch so concrete Wort einer gebildeten Sprache. Da sagt man: da = geben, und doch ist eine ganze Reihe von Wörtern, deren Gemeinsames der Begriff des Theilens ist, daher zu leiten; man setzt also eine zweite Wurzel an: da = theilen; ja noch eine dritte, um δέω binden, sanskr. daman, das Band, u. a. unterzubringen: da = binden. Was folgt daraus? Die Wurzel da heißt weder geben, noch zertheilen, noch binden, und was sie heißt, weiß vorläufig keine lebende athmende Seele. Sie ist ein Embryo, aus dem wir das Verschiedenartigste sich entwickeln sehen. Uebersetze einer die Ansätze eines Säuglings zu Gedanken ins Lateinische des Cicero!

Da, wie wir sehen, das Nonplusultra der Sprachforschung nach Müller nichts anderes ist, als diese Wurzeltheorie, so ist wol nöthig, die Verwegenheit oder die erfolglose Spielerei, der sie dabei ausgesetzt ist, scharf zu bezeichnen. Man muß nicht auf der einen Seite so hoch betonen, daß man es mit einer exacten Wissenschaft zu thun habe, und auf der andern in genialer Unbefangenheit über die transscendente Aufgabe der keckften und unhistorischsten Nebelei und Schwebelei sich unterworfen zeigen. Diesen Vorwurf machen wir nicht Müller, wir machen ihn der ganzen Schule, die sich gegen die Philologie oft so hochmüthig beträgt, der sie doch alles verdankt. In der That, wenn man das ewige Etymologisiren, wie es in Zeitschriften meist von Dilettanten betrieben wird, mit ansieht, diese scheinbar tiefsinnige, im Grunde höchst leere Kunst, aus allem alles zu machen, man möchte verzweifeln. Wenn sich dazu die übermüthigste Verachtung der Psychologie gesellt, so weiß man nicht mehr, was jene Leute berechtigt, noch von Wissenschaft zu reden. Das bischen Sanskrit soll doch wol nicht den Ausschlag geben. Mit einem Worte: die Sprachwissenschaft droht sich dem crassen Materialismus zu überliefern. Schon die obenberührte Traditionstheorie, die freilich nothwendig ist, wenn alle Sprachen der Welt auf eine Mutter zurückgeführt werden sollen, ist materialistisch. Wir sprechen Müller, so geistreich seine Darstellung im ganzen ist, von diesem Materialismus keineswegs frei. Sehen wir ganz von seiner Annahme einer stufenweisen Erhebung der Sprache aus dem radicalen zum terminationalen und endlich zum inflexionalen Stande (Chinesisch, turanische Sprachen, arische und semitische) ab, einer Erhebung, für die historisch nichts spricht und die der von Müller selbst mit Entschiedenheit abgelehnten Herausbildung des Menschen aus dem Affen (Darwin) sehr parallel wäre, so frappirt doch zu sehr diese Antwort auf die höchste Frage: „Wie kann der Ton zum Ausdruck des Gedankens werden?" die wir S. 331 lesen:

Der Mensch war in seinem vollkommenen Urzustande nicht wie die Thiere allein mit dem Vermögen begabt, seine Empfindungen durch Interjectionen und seine Wahrnehmung durch Onomatopöie auszudrücken (Müller hat vorher die von ihm „Bau-Wau-Theorie" genannte Hypothese Herder's und Condillac's „Pah-Pah-Theorie" widerlegt) *), er besaß auch das Vermögen, den vernünftigen Conceptionen seines Geistes einen bessern, feiner artikulirten Ausdruck zu geben. Dieses Vermögen hatte er nicht selbst herangebildet u. s. w.

Was heißt das anders, als den Leser, der mit Spannung die so oft wieder fallen gelassene Frage wieder aufgenommen sieht, zum Schluß recht gründlich zum besten haben? Wie ist es möglich, daß der Ton Ausdruck des Gedankens werde? Antwort: Der Mensch hatte, besaß diese Möglichkeit. Keine Silbe von der Natur des Tons, keine Ahnung von seiner Geistigkeit bei aller sinnlichen Gebundenheit, nichts von der Genesis der Vorstellung und des Begriffs, kein Wort von der pathologischen Wirkung der umgebenden Welt auf unser Sinnensystem, kein Connex von empfangenem Eindruck und entsprechendem Ausdruck (actio und reactio), nichts als das demüthigend bescheidene Resultat dieser hohen Wissenschaft: Der Mensch ist einmal eine ganz besondere Creatur. Heiliger Apostel Paulus, wie wahr hast du geredet: Unser Wissen ist Stückwerk!

Aber wie kläglich uns, die wir einmal philosophischer zu der Frage stehen, das Endresultat erscheinen muß, es wäre ungerecht, dem gelehrten Verfasser das hohe Verdienst abzusprechen, in leichter und klarer Darstellung ein Bild der drei von ihm unterschiedenen Stufen gegeben zu haben. Das muß jeden Leser fesseln und vielen wird die allgemeine Kenntniß der turanischen Sprachgruppe — ein Gebiet, auf dem Max Müller besonders bewandert ist — vielleicht ganz neu sein. Wir heben deshalb noch ein Citat über die türkische Grammatik heraus (S. 260):

Es ist ein wahres Vergnügen, eine türkische Grammatik zu lesen, wenn man auch gar kein Verlangen trägt, die türkische Sprache praktisch zu erlernen. Die sinnreiche Art und Weise, in der die zahlreichen grammatischen Formen zu Stande gebracht sind, die Regelmäßigkeit, welche das System der Declination und Conjugation durchdringt, die Durchsichtigkeit und Verständlichkeit des ganzen Sprachbaues muß jedem auffallen, der für die wunderbare Kraft des menschlichen Geistes, wie sie sich in der Sprache entfaltet, einen offenen Sinn hat. Gegeben ist solch eine kleine Zahl von Wurzeln, daß sie kaum zum Ausdruck der gewöhnlichsten Bedürfnisse des Menschen zu genügen scheint, und doch wird ein Werkzeug aus ihnen geschaffen, das die feinsten Nuancen der Gedanken und Gefühle wiederzugeben vermag; gegeben ist ein unbestimmter Infinitiv oder ein schroffer Imperativ, und doch wird von ihm eine solche Fülle von Modis und Zeiten hergeleitet; gegeben sind unzusammenhängende Aeußerungen, und doch werden sie zu einem System gruppirt, in dem alles sich in regelmäßige Formen harmonisch fügt — so wunderbar ist jenes Werk des Menschengeistes, welches in der Sprache vor uns hintritt.

*) „Ich bekenne", sagt Müller in einer Note, „daß die hier gebrauchten Ausdrücke bei manchen meiner Recensenten Anstoß erregt haben. Sie wurden nur angewandt, weil die Bezeichnungen onomatopöische und interjectionale Theorie auch nicht besser klangen und nicht sehr deutlich waren." Geringschätzung solle darin nicht gelegen haben. Nun, was den Klang betrifft, so sind wir anderer Meinung, und wenn englische Kritiker Geringschätzung darin fanden, so geben wir ihnen darin vollkommen recht.

Zum Beweise bietet Müller das Verbum; wir geben hier nur ganz kurz eine Andeutung dieser doch immer nur sehr elementaren Vorgänge.

Bei steter Gleichheit des Stammes bildet der Türke durch bloßes Anleimen — Müller nennt daher die turanischen Sprachen agglutinirende — die mannichfachsten Modificationen. So bildet in das Reflexivum: sev-mek, lieben, sev-in-mek, sich freuen; dir das Causativum: sev-dir-mek', lieber machen, sev-in-dir-mek, erfreuen; isch das Reciprocum: sev-isch-mek, einander lieben; il das Passivum: sev-dir-il-mek, zum Lieben veranlaßt werden; me die Negation, eme bezeichnet die Unmöglichkeit, z. B. sev-isch-dir-il-eme-mek = nicht veranlaßt werden können, sich gegenseitig zu lieben.

Wir glauben hiermit genug gethan zu haben, um den Leser mit Interesse für die von Müller vorgetragenen Resultate und Ideen zu erfüllen, und empfehlen ihm schließlich die Lektüre mit demselben Wunsche, den der Verfasser hegte, daß sie zu tieferer selbständiger Erforschung anregen. Von seiten der Fachgenossen wird vieles bestritten werden, vor allem wol die Hypothese von der Möglichkeit — denn weiter behauptet Müller nichts — einer Ursprache der Menschheit.

Wir für unsern Theil werden uns die Sache leichter machen. Wir folgen nicht den etwas gewundenen Ausführungen Müller's, die in folgendem Satze gipfeln (S. 284): „Wenn man behaupten will, daß die Sprache verschiedene Anfänge hatte, so muß man erst beweisen, daß die Sprache unmöglich einen gemeinsamen Ursprung gehabt haben könne."

Wir entnehmen mit Vergnügen hieraus das Anerkenntniß des Verfassers, daß er den positiven Beweis für die Einheit nicht gegeben habe, denn sonst brauchte er den Beweis nicht seinen Gegnern zuzuschieben. Was diese Taktik selbst betrifft, so halten wir sie für logisch höchst anfechtbar. Nicht derjenige, welcher negirt, sondern derjenige, welcher ponirt, ist verpflichtet zum Beweise. Der Negirende hat allemal so lange recht, bis ihm die Sache, um die es sich handelt, bewiesen ist. Niemand könnte mich hindern, die Existenz von Störchen zu bezweifeln, könnte er mir nicht welche aufzeigen oder nachweisen, daß glaubhafte Menschen solche Thiere gekannt haben. Die Miskennung dieses logischen Axioms hat schon viel Verkehrtheit in der Welt angestiftet. Was läßt sich nicht alles behaupten? Aber nicht überall läßt sich die „Unmöglichkeit" des Behaupteten beweisen. Nun kommen aber die Phantasten mit der Forderung an uns: Beweiset, daß es nicht so sein kann! — Das können wir nicht. — Nun, da seht ihr es ja, daß wir recht haben. — Noch lange nicht! Beweiset ihr, die ihr behauptet, oder muthet uns nicht zu, euch zu glauben. Wir brauchen das nicht zu beweisen. Nur darauf ist zu achten, was wirklich negativ ist und was positiv. Man kann fast jedem positiven Satze negative Form geben. Von der Herbeiziehung theologischer Gründe ist übrigens Müller in vorliegender Frage freizusprechen.

Franz Sandvoß.

Neue Romane.

Von vielen Romanen muß man sagen, daß sie nichts weiter sind als eine mehr oder weniger geschickte mosaikartige Zusammenfügung von stereotypen romanhaften Phantasiebildern, welche zum Theil durch eine gewisse Tradition hergebracht nnd geheiligt, zum Theil der wechselnden Mode und dem Geschmack unterworfen sind. Es würde leicht sein, eine Anzahl von solchen stereotypen Romanformen aufzustellen, aus deren verschiedener Combination und verschiedener Färbung verschiedenartige Romane entstehen würden, ganz ähnlich wie die Mischung sogenannter musikalischer Karten eine gewisse Mannichfaltigkeit von Musikstücken ergibt. Man würde auf diese Weise bestimmte Schemata für die Anfertigung von Romanen aufstellen können nnd daraus ersehen, daß manche Romanformen oder Romanschablonen fast in jedem Fabrikate wiederkehren und für fast unentbehrlich gehalten werden. So ist z. B. für den Helden solcher schablonenartigen Romane durchaus nothwendig, daß er eine gewisse Anzahl von lebensgefährlichen, unwahrscheinlichen Abenteuern bestehe. Da aber Europa mit seinen verhältnißmäßig allzu geordneten und geregelten Zuständen, mit seinen vielen Eisenbahnen und Telegraphen und seinen herrlichen und fürsorglichen Polizeieinrichtungen kein sehr geeignetes Terrain mehr für Abenteuer bietet, so haben es unsere Romanschreiber längst als das Geeignetste und Bequemste erfunden, den Helden auf eine Zeit lang nach Amerika zu schicken und ihn hier gleich nach seiner Landung den nothwendigen Cursus von Abenteuern durchmachen zu lassen. Daß die Indianer hierbei ganz besonders gut zu verwerthen sind, hat man ebenfalls eingesehen, und namentlich in neuerer Zeit ist es etwas sehr Beliebtes geworden, daß der Held sich auch einmal unter den Indianern bewegt habe. Es würde jetzt ganz unmöglich sein, daß in Amerika ein Cooper mit Indianernovellen aufträte und damit noch solches Aufsehen machte, wie die Cooper'schen Romane in den zwanziger Jahren hervorriefen. Soll vielleicht eine Person, welche den Helden begleitet oder sonst in irgendeiner Beziehung zu ihm steht, im Verlaufe des Romans umkommen, so bietet sich auch hierzu in Amerika die leichteste und mannichfaltigste Gelegenheit. Soll der Held sich Reichthümer erwerben, so ist wiederum Amerika das passendste Land.

Englische Romanschreiber schicken ihre Helden häufig nach Indien, als dem Lande der Abenteuer und Schätze; doch fängt in neuester Zeit auch Australien an, sehr in Aufnahme zu kommen; früher war es wegen seiner vorwiegend gesindelhaften Einwohnerschaft meist nicht anständig genug. Die Heldin des Romans muß von mindestens zwei Männern geliebt werden; der eine kann ein schlauer Taugenichts und Betrüger sein, dies ist um so pikanter, und eine solche Nebenbuhlerschaft gibt Anlaß zu allerlei effectvollen und aufregenden Scenen und Situationen. Hindernisse, welche die Helden in ihrer Liebe zu überwinden haben, sind leicht heebeizuschaffen; das nächste Anrecht auf Berücksichtigung haben natürlich die Aeltern des Helden oder der Heldin; vorzugsweise ist es der Vater der letztern, von welchem die Opposition ausgeht. Zuweilen kommt es vor, daß die Tochter von einem solchen Tyrannen infolge von Standesvorurtheilen oder, da diese immer mehr schwinden, häufiger infolge von Egoismus und Habsucht hingeopfert wird; doch macht dies einen zu grausigen und unbefriedigenden Eindruck und ist daher wenig beliebt. Es ist besser, wenn der Roman, wie das Lustspiel, mit der fröhlichen Heirath abschließt, weil dies derjenige Punkt des menschlichen Daseins ist, wo es die höchste Stufe der Fülle und Freude erreicht, und sich, wie der Stamm des Baums, von da an in einzelne Zweige spaltet und ausbreitet. Um die Hindernisse, welche ein gefühlloser Vater dem schmachtenden Liebespaare entgegenstellt, zu beseitigen, ist es das Einfachste, daß der Vater, wenn er sich durchaus nicht fügen will, auf eine natürliche oder unnatürliche Weise stirbt. Oder soll er am Leben bleiben, so ist eine der gewöhnlichsten Auskunftsmittel, daß er verarmt; hierdurch wird seine Opposition am sichersten

niedergeschlagen; und wenn mittlerweile der Held, dem er entgegengearbeitet hat, aus Amerika als reicher Mann wohlbehalten zurückgekehrt ist, so ergibt sich ganz von selbst eine natürliche und allseitig befriedigende Ausgleichung und Lösung. Noch kann hinzugefügt werden, daß der Held an Reiz und Anziehungskraft gewinnt, wenn er auf seinen gefährlichen Abenteuern einigen Personen das Leben rettet; am pikantesten wird es sein, wenn er eine junge schöne Dame aus Lebensgefahr befreit, diese ist dann gezwungen, sich entweder glücklich oder unglücklich in ihn zu verlieben. Von solchen immer wiederkehrenden Formen, in welche der Roman gleichsam hineingegossen wird, ließen sich noch manche andere aufzählen; doch es mag genug sein, wir wenden uns zur Betrachtung der vorliegenden Romane.

1. Der Albatros. Humoristisch-ernster Roman von Graf Ulrich Baudissin. Vier Bände. Hannover, Rümpler. 1864. 8. 5 Thlr.

Wir haben manches vom Grafen Baudissin gelesen und haben es mit Vergnügen gelesen; er hat eine glückliche Beobachtungsgabe und eine liebenswürdige, heitere und, wo er will, ergreifende Art zu erzählen. Doch treten diese guten Eigenschaften in ihrer vollen Geltung nur da hervor, wo er Erlebtes mittheilt oder wenigstens Thatsächliches zum Gegenstande seiner Erzählung macht; den vorliegenden Roman indeß halten wir für ein verfehltes Product, denn wir können darin nichts erblicken, als eine in manchen Beziehungen nicht einmal sehr geschickte Zusammenfügung von romanhaften Phantasiebildern, ganz in derjenigen Manier, die wir oben näher charakterisirt haben. Der ganze Roman bietet keine einzige interessante Seite, keinen einzigen irgendwie anziehenden Charakter. Von Humor besitzen alle darin auftretenden Personen wenig oder nichts. Der Held des Romans ist eine grübelnde, schwärmerische und nachdenkliche Natur, und Humor ist bei solchen Charakteren nicht zu suchen. Der Steuermann des Helden, zugleich sein Freund und Begleiter, ist ein erprobter und braver Seemann und erhebt sich zuweilen zu einem humoristischen Gedankenfluge; doch ist er im ganzen zu kalt verständig und überlegt, als daß er den Dingen eine wirklich humoristische Seite abgewinnen könnte. Der Kaufmann Lüders ist ein Philister; Doctor Schönfeld ein verworfener Mensch. Madam Pietschmann ist zwar drollig und etwas verdreht und hat viele komische und höchst lächerliche Seiten, aber zum Humor fehlen ihr gerade die am meisten nothwendigen Eigenschaften. Der einzige, welcher einen Ansatz zu einem gewissen Humor nimmt, ist der gänzlich verkommene und durch den Trunk zu Grunde gerichtete Bruder des Doctor Schönfeld, eine unbedeutende Nebenperson. Die Darstellung ist häufig in das Gewand des Komischen gekleidet; aber man würde irren, wenn man in dem Romane Charaktere zu finden glaubte, welche die Welt von einer humoristischen Seite auffassen. Das einzige Lobenswerthe an dem Roman ist der leichte und gefällige Stil.

2. Uneins. Von der Baronin von Tautphöus. Deutsche Originalausgabe. Drei Bände. Leipzig, Wiedemann. 1863. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Die Verfasserin sagt in der Vorrede, daß sie während ihres Aufenthalts in Baiern eine Freundin ihrer Schwiegermutter kennen gelernt habe, welche häufig selbsterlebte Ereignisse aus den französischen Kriegen zu Anfang dieses Jahrhunderts erzählte. Diese Erzählerin nun wird eine „deutsche Scheherazade" genannt und als das Muster einer intelligenten, angenehm plaudernden Frau hingestellt. Wir können uns lebhaft vorstellen, wie die Mittheilungen einer solchen Dame aus ihrem vielbewegten Leben höchst anziehend und fesselnd gewesen sein möge; aber daraus folgt keineswegs, daß auf das vorliegende Buch etwas von den Vorzügen der Erzählerin übergegangen ist. Einzelne Schilderungen zwar, wie z. B. die Einnahme von Ulm durch die Franzosen, sind nicht uninteressant; aber das Buch als Ganzes betrachtet ist von einer wahrhaft tödlichen Breite und Langweiligkeit. Das wenige Gute, welches zerstreut und zerstückelt darin enthalten ist, wird von weit ausgedehnten, höchst trivialen und matten Gesprächen erstickt und kommt nicht zur Geltung. Wenn das Ganze, anstatt, sich durch drei Bände hindurchzuschleppen, in Form einer kurzen Erzählung von etwa 6—8 Bogen gegeben wäre, so hätte es bei sonst geschickter Behandlung lesbar und anziehend werden können; so wie es vorliegt, ist es durchaus verfehlt. Dazu kommt, daß der Stil zuweilen äußerst schwerfällig und unbeholfen im Periodenbau ist. Man lese folgende Stelle: „Das Wirthshaus, wo die Fuhrleute einzukehren pflegten, war so günstig gelegen, daß man die allenthalben bekannten Figuren des Pfarrers, des Schullehrers und des Försters, wenn sie auf Sommerabenden unter den Bäumen vor dem Hause saßen, zu erblicken, oder auf ihre Anwesenheit im Winter infolge der Erleuchtung des in dem sogenannten Herrnstübchen, das ihnen und Reisenden von Distinction reservirt blieb, befindlichen Fensters zu schließen im Stande war."

3. Der Sprung vom Niagarafalle. Von Armand. Vier Bände. Hannover, Schmorl und von Seefeld. 1864. 8. 6 Thlr.

Wir deuten den Inhalt des Romans kurz an. In Irland lebt ein reicher Gutsbesitzer, Sir Oskar Aringthur. In dem Dienste desselben steht ein alter Förster, Corblair, welcher einen Sohn hat, Edward. Der letztere, ebenfalls Förster, ist mit Sir Oskar Aringthur im gleichen Alter und mit ihm zusammen aufgewachsen; sie stehen daher in einem sehr freundschaftlichen Verhältniß. Beide lieben Agnes Walcott, die Tochter eines für reich geltenden Besitzers von Baumwollenspinnereien in Irland. Edward wird wiedergeliebt; er hält bei Walcott um die Tochter an, aber als ein armer Förster wird er schnöde abgewiesen. Obgleich Aringthur der verschmähte Nebenbuhler ist, bemüht er sich dennoch, die Heirath zwischen Edward und Agnes zu Stande zu bringen, da Edward ihm einst das Leben gerettet hat. Dies gelingt ihm indeß nicht, er wird sogar in seinen uneigennützigen Bemühungen von Edward und Agnes verkannt. Edward geht nach Amerika, um sich dort eine ehrenvolle Existenz zu gründen und dadurch der Erreichung seines Ziels näher zu kommen. Während seiner Abwesenheit geräth Agnes in eine verzweifelte Lage. Ihr Vater nämlich, der ein großartiger Schwindler gewesen ist, nimmt sich das Leben, als er sieht, daß er seine Betrügereien nicht länger geheimhalten kann; seine Besitzungen werden verkauft, und Agnes geht bald darauf nach Neuyork, um ihren Geliebten dort aufzusuchen. Aringthur, welcher sie unbemerkt stets hat beobachten und in ihrer hülflosen Lage durch andere hat unterstützen lassen, folgt ihr dahin. Edward hat in Amerika kein Glück gehabt. Nachdem er zuerst in der Nähe von Neuyork kurze Zeit Feldmesser gewesen ist, wird er Biberjäger, in der Hoffnung hierdurch rasch in den Besitz eines kleinen Vermögens zu gelangen. Er fängt in der That viele Biber, aber die Felle werden ihm von Indianern geraubt, und er ist arm wie vorher. Zufällig kommt er auf seinen Wanderungen an den Niagarafall zu einer Zeit, als der Wirth des in der Nähe befindlichen Hotels allerlei Festlichkeiten und Schaugepränge zu veranstalten im Begriff ist, um noch einmal zum Schluß — es ist im Herbst — recht viele Besucher dorthin zu locken. Edward wird mit dem Wirthe bekannt, und äußert einst diesem gegenüber, er getraue sich von der Höhe des Niagarafalles in das Wasserbecken zu springen, in welches der Fall hinabstürzt. Der Wirth meint, wenn er das ausführen wolle und könne, so würden sich dadurch sehr viele Schaulustige anziehen lassen, und er könne Tausende von Dollars verdienen. Edward geht darauf ein. Er wagt den Sprung, und als kühner und gewandter Taucher und Schwimmer erreicht er wohlbehalten das Ufer. Durch diesen Erfolg ermuthigt, läßt er sich überreden, dasselbe Wagestück bei dem Trentonfalle zu wiederholen; doch hier verunglückt er in demselben Augenblick, als Agnes und Aringthur, welche sich in Neuyork gefunden und von dem wahnsinnigen Unternehmen Edward's Kunde erhalten haben,

herbeieilen, um ihn an der Ausführung des tollkühnen Sprungs zu verhindern. Agnes, welche eingesehen hat, wie edel Aringthur gegen sie und Edward stets gehandelt hat, gibt bald darauf seinen Bewerbungen Gehör, und beide kehren nach Irland zurück.

An diesem Romane ist manches sehr zu loben: besonders die Composition; dieselbe ist geschickt angelegt in allen ihren Theilen abgerundet und sorgfältig durchgearbeitet. Die meisten Romane pflegen gerade in diesem Punkte schwach und mangelhaft zu sein, und um so mehr verdient daher diese Seite an dem vorliegenden beachtet zu werden. Ein anderer Vorzug des Romans ist, daß er eine große Anzahl höchst interessanter, lebenswahrer und anschaulicher Schilderungen aus dem amerikanischen Leben enthält. Es sind in letzterer Zeit bekanntlich verschiedene Schriftsteller aufgetreten, welche es sich zur Aufgabe gemacht haben, das Charakteristische des amerikanischen Lebens in Romanen und Novellen zur Anschauung zu bringen, doch bleiben alle hinter Armand (Strubberg) bedeutend zurück, insbesondere deshalb, weil der letztere die verschiedenen Seiten des Lebens und Treibens in Nordamerika von einem richtigen culturhistorischen Gesichtspunkte aus aufzufassen und lebendig darzustellen versteht. Wir glauben es nicht unterlassen zu dürfen, das Buch in dieser Beziehung ganz besonders zu empfehlen. Unter den vielen anziehenden Schilderungen greifen wir eine kurze Stelle heraus und geben sie als Probe. Nachdem der Verfasser uns einen Blick hat thun lassen in die schreckliche Verderbniß, von welcher wie von einem scheußlichen Gifte das Leben in Neuyork vorzugsweise angefressen ist, heißt es weiter (IV, 138): „Welche Zustände sind dies unter einem Volke, das sich das höchststehende des Erdenrundes nennt! Und doch dürfen wir dieses Volk nicht seiner bösen Qualitäten wegen verdammen, denn die Natur mußte solche Elemente verwenden, um die Aufgabe zu lösen, in einer Wildniß wie durch ein Zauberwort die Wunderwerke auszuführen, die Amerika in dieser kurzen Zeit zu dem gemacht haben, was es jetzt ist. Menschen, mit den bessern, edlern Gefühlen begabt, waren nicht dazu im Stande; ein solcher Mann würde niemals seine Frau und seine Kinder hinaus unter die Wilden führen, wo er bei jedesmaligem Zurückkehren von der Arbeit in sein Haus fürchten muß, dieselben gemordet und scalpirt zu finden; er würde sie nicht in die Sümpfe und in die Urwälder leiten, um dieselben auszutrocknen und zu lichten, während Fieber und Krankheiten aller Art ihrer dort harren und sie nach den ersten Anstrengungen hinwegraffen, damit ihre Nachfolger nur für kurze Zeit das angefangene Werk weiter fördern. Die Natur sorgt schon in Zeiten dafür, daß die desperatesten Charaktere die schwierigsten Aufgaben zu lösen haben, wobei sie unfehlbar zu Grunde gehen, und sie erreicht ihre beiden Zwecke zugleich: das Werk auszuführen und diesen Auswurf aller Nationen der Alten Welt zu vernichten. Freilich bleibt aber doch viel davon in den Städten zurück und sammelt sich, bis eine Gärung entstehen und das Schlechte in großen Massen ausgeschieden werden wird."

Wenn wir an dem Romane einzelnes auszusetzen haben, so ist es zunächst dies, daß der Charakter des Sir Oskar Aringthur etwas zu abstract-ideal gehalten ist. Wir haben bei einer frühern Beurtheilung eines andern Werks von Armand denselben Tadel ausgesprochen, daß die Charaktere überhaupt zu abstract wären und der individuellen Realität und Besonderheit entbehrten. In dem vorliegenden Romane ist die Mehrzahl der Charaktere durchaus frei von diesem Fehler. Das Verhältniß zwischen Edward und Agnes könnte stellenweis etwas weniger himmlisch-süß und liebeschmachtend geschildert, auch könnten die Liebesbriefe vielleicht noch etwas kürzer sein — wir würden sie aus dem Roman im allgemeinen ganz verbannen und nur in höchst seltenen Fällen zulassen —, doch werden die Leserinnen des Romans meine Ansicht wahrscheinlich nicht theilen, sondern gerade von diesen Schilderungen sehr entzückt und tief ergriffen sein. Die Sprache ist edel und gewählt; nur einzelne Imperative wie „unterbreche" statt unterbrich, „sterbe", „verspreche", sind uns als störende Provinzialismen aufgefallen.

Rudolf Sonnenburg.

Der Dichter Angelus Silesius.

Johann Scheffler's (Angelus Silesius) sämmtliche poetische Werke. Herausgegeben von David August Rosenthal. Zwei Bände. Mit dem Bildniß des Dichters. Regensburg, Manz. 1862. Gr. 8. 2 Thlr. 9 Ngr.

Eine leicht zugängliche neue Ausgabe der Werke eines so viel genannten und so wenig gekannten Dichters empfiehlt sich von selbst, wenn sie mit der Billigkeit des Preises Correctheit und ein anständiges Aeußeres vereinigt. Wie alle unsere ältern Schriftsteller hat auch Angelus Silesius nur von seiten der Literarhistorie einiger Theilnahme sich zu erfreuen gehabt, von seiten der philologischen Kritik und Hermeneutik ist er bisher ganz vernachlässigt worden. Wir haben schon bei anderer Gelegenheit in d. Bl. darauf hingewiesen, daß unsere sonst so regsame wissenschaftliche Thätigkeit gerade auf dieses Feld fast noch keine Rücksicht genommen hat. Erst die allerletzte Zeit hat das Gefühl erwachen sehen, daß hier etwas versäumt worden, was zur Herstellung eines organischen Fortschritts der wissenschaftlichen Thätigkeit nachgeholt werden muß. Aber es wird lange dauern, bis auf einem so weitschichtigen und dornenvollen Felde auch nur einige Erträgnisse gewonnen sein werden, zumal da man nach den allgemein gesteigerten wissenschaftlichen Voraussetzungen der Gegenwart ganz andere Anforderungen an einen Bearbeiter desselben stellt, als etwa zu der Zeit Wilhelm Müller's oder gar Ramler's. Die „Deutsche Bibliothek" von Heinrich Kurz erfüllt nach Plan und dem, was bisher zur Ausführung gelangt ist, alles, was die Wissenschaft, die Philologie und Kritik, wie die Geschichte im weitesten Sinne des Worts von einer Wiedererneuerung unserer ältern Literaturdenkmale fordert. Irren wir nicht, so ist in dem vorläufigen Prospect, mit dem sie in die Welt trat, auch auf Angelus Silesius Rücksicht genommen. Doch würde sich an dieser Stelle eine Bearbeitung dieses Dichters wahrscheinlich noch lange verzögert und ebenso wahrscheinlich nicht zu einer Gesammtausgabe geführt haben.

Rosenthal gebührt jedenfalls das Verdienst, der erste gewesen zu sein, der uns das vollständige Material zur Beurtheilung einer so bedeutenden poetischen Erscheinung gibt. Selbst die größern und relativ bekanntern Werke des Dichters gehören doch zu den seltensten und sind sogar in seiner eigenen Heimat, wie wir aus Erfahrung wissen, nur unvollständig in den Bibliotheken aufzutreiben. An eine Gesammtausgabe hat weder der Dichter selbst, noch die Nachwelt gedacht, die ihn überhaupt sehr bald vergaß, nachdem er in seiner Mitwelt nicht sowol als Dichter, sondern als Mensch ungewöhnlich großes, aber keineswegs erfreuliches Aufsehen gemacht hatte. Als Convertit zum Katholicismus war er ein Mann des Tages und erfuhr das Uebermaß der Schmeichelei und Anfeindung, wie es durch einen solchen Schritt nothwendig hervorgerufen werden mußte und ihm aus besondern Ursachen noch gröber und massiver, als es schon in der Art der Zeit lag, zutheil wurde. Wir werden später Veranlassung haben, auf diesen auch für die Charakteristik des Dichters entscheidenden Wendepunkt in seinem innern und äußern Leben einen Blick zu werfen und wollen ihn einstweilen nur berührt haben, um zu erklären, wie sich das literarische Interesse für Scheffler ganz unwillkürlich in ein anderes umsetzte, das jede unbefangene Würdigung in seiner Zeitgenossenschaft unmöglich machte. Er war auch als Dichter nur als Parteimann anerkannt, und nur einzelne besonders gebildete Geister, die sich schon damals auf einen freiern Standpunkt emporgearbeitet hatten, wie z. B. Leibniz, vermochten es, über dem Dichter und Denker den auch ihnen fatalen Convertiten und Polemiker zu vergessen. Die Nachwelt erlebte sehr bald einen gänzlichen Umschwung des Denkens und der Gesinnung auf religiösem Gebiete. Das Zeitalter der

Toleranz und Indifferenz konnte eine so specifisch religiöse Erscheinung auch da nicht mehr verstehen, wo sie nicht specifisch confessionell gefärbt war, und die separaten Kreise, in denen sich noch neben dem Hochwasser der Aufklarung und Vernunftgläubigkeit eine tiefere und wärmere Religiosität erhielt, waren alle ihrem Ursprung und ihrer Färbung nach protestantisch. Sie konnten sich schon anstandshalber unmöglich zu einem Dichter bekennen, der, wenn auch innerlich ihnen viel näher verwandt als die meisten ihrer eigenen Confession, doch sich äußerlich als ihr Feind gezeigt hatte. So erklärt es sich, daß der Dichter während des ganzen vorigen Jahrhunderts fast bis auf den Namen verschollen war: nur einige wenige seiner geistlichen Lieder erhielten sich und zwar meist in unverfälschter Form in vielen protestantischen Gesangbüchern. Es waren solche, von denen man mit einer wohlwollenden Fiction annahm, er habe sie vor seiner Conversion gedichtet. Die Richtigkeit dieser Annahme ist von der neuern kritischen Literargeschichte dargethan, und es ist sehr wahrscheinlich, daß auch die, welche zuerst seine Lieder dem Schatze der evangelischen Kirchenpoesie zueigneten, wußten, daß sie einen frommen Betrug begingen. Daß die neue große Wendung des Geisteslebens in Deutschland seit dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts die Gemüther wieder für diesen Dichter empfänglicher gestimmt hat, ist bekannt, und ebenso darf als bekannt vorausgesetzt werden, daß nicht blos die katholischen und katholisirenden Romantiker, sowie die neokatholische Richtung der Gegenwart eifrig in seinem Preise sich erwiesen, sondern auch Männer ganz anderer Art und Gesinnung, z. B. Hegel und Varnhagen. Von dieser Zeit an datirt jene beinahe ideale Glorie, die das Bild dieses Dichters in den Augen vieler umgibt — vermuthlich lassen sich auch manche durch den Namen allein mit seiner mysteriösen demüthigen Unbescheidenheit bestechen. Alles, was seine eigentlichen Gönner von ihm unter das größere Publikum brachten, war selbstverständlich danach angethan, um dieses je nach der Empfänglichkeit, die man nach eigener Individualität bei ihm voraussetzte, für eine so wundersame Erscheinung zu enthusiasmiren. Daher denn auch sämmtliche Bearbeitungen, Auszüge u. s. w., die unter verschiedenen Titeln und an den verschiedensten Stellen gegeben wurden, immer eine tendenziöse Färbung erhielten, indem man immer nur eine Seite hervorhob und selbst von seiten der Form durch oft sehr weit gehende Verbesserungen alles zu entfernen suchte, was dem Geschmacke des gegenwärtigen Publikums nicht unmittelbar behagen konnte. Da es keinem der gewöhnlichen gebildeten Leser möglich war, sich mit den Originalen und der Gesammtheit der Production des Dichters vertraut zu machen, so begreift sich leicht, daß sich hier wie in so viel ähnlichen Fällen eine traditionelle Schätzung einbürgerte, die sich bei genauerer Bekanntschaft unzweifelhaft als Ueberschätzung herausgestellt haben müßte. Es ist ein Hauptverdienst der gegenwärtigen ersten Gesammtausgabe, daß künftig eine andere Grundlage für das Urtheil gegeben ist, als jene wenn auch in guter Absicht verfälschte oder wenigstens unzureichende. Der Herausgeber selbst wird freilich mit dieser Auffassung des Verdienstes seiner Arbeit nicht ganz einverstanden sein. Er gehört, wie es einmal herkömmlich bei einem Herausgeber ist, in die vorderste Reihe derjenigen, die den Gegenstand ihrer Pflege und Mühe überschätzen. Da sich mit diesem an sich ganz unschuldigen und harmlosen Zuge ein nicht ganz ebenso unschuldiger und harmloser katholischer Fanatismus verbindet, so ist es begreiflich, daß Rosenthal Angelus Silesius nicht blos als der größte Dichter, den Schlesien je hervorgebracht, sondern als einer der größten des deutschen Parnasses überhaupt erscheint: eine Ansicht, deren gründliche Widerlegung durch diese erste Gesammtausgabe zum ersten mal ermöglicht wird.

Uebrigens kann man mit allen Aeußerlichkeiten der beiden Bände nur zufrieden sein. Sie sind gut gedruckt, einfach aber elegant ausgestattet; der Herausgeber hat überall die Originalausgaben möglichst getreu wiedergegeben und wo mehrere bei Lebzeiten des Verfassers erschienen und muthmaßlich von ihm selbst besorgt waren, die letzte als Basis des Textes angenommen, ohne die Varianten der frühern zu erwähnen. Ueber dies Verfahren laßt sich streiten: für den gewöhnlichen Leser ist es offenbar das Zweckmäßigere, für die wissenschaftliche Forschung aller Art dürfte eine gewählte Mittheilung der ältern Varianten manche Vorzüge besitzen, die man ungern vermißt. Daß der Text im Vergleich mit den meisten neuern Bearbeitungen und Einzelanführungen aus den Werken des Dichters hier genau die alte echte Grundlage wiedergibt, ist eben bemerkt worden. Nur am äußerlichsten Gewande der Schreibweise, der Orthographie und Interpunktion, hat der Herausgeber sich Aenderungen erlaubt, wodurch der heutigen Schreibweise und dem heutigen Leser möglichst Rechnung getragen wurde. Selbst wenn der Standpunkt des eigentlichen Sprachgelehrten für eine Ausgabe wie diese, die zum Lesen zunächst und nicht zum gelehrten Studium bestimmt ist, nicht als maßgebend erachtet wird, läßt sich gegen die Art, in der hier die meisten Eigenthümlichkeiten der ältern Sprachform und des individuellen Schriftausdrucks des Schriftstellers verwischt sind, vieles einwenden. Rosenthal ist vollkommen im Recht und bedarf der Berufung auf Autoritäten nicht, die er vornimmt, wenn er die regellose und willkürliche Schreibweise seiner gedruckten Quellen aufgibt. Diese ist hier wie in den meisten Fällen mehr ein Werk des Zufalls als die wirkliche Orthographie des Schriftstellers und in sich ebenso regellos und verwildert wie in den meisten Druckwerken des 17. Jahrhunderts. Aber es verlohnt sich nicht, an die Stelle dieser Abgeschmacktheit und Roheit eine andere, die im Wesen nicht viel bessere Orthographie der Gegenwart zu setzen. Es muß hier, so schwer es auch halten mag, ein Mittelweg gefunden werden, der für jedes Sprachdenkmal besonders zu suchen ist, wenn man nicht, was für die wissenschaftliche Benutzung in jedem Falle doch immer das Ersprießlichste bleibt, einen diplomatisch getreuen Abdruck des Originals liefern will.

Zum Nutzen der nicht sprachgelehrten Leser hat der Herausgeber ein kurzes, erklärendes Verzeichniß seltener und besonders provinzieller Ausdrücke beigefügt, das keinen Anspruch auf erschöpfende Behandlung des interessanten und reichen Stoffs macht. Mit Recht wird bemerkt, daß unsere neuere deutsche Lexikographie, sogar das neueste große Grimm'sche Wörterbuch, diese wichtige Quelle sehr vernachlässigt habe. Um so dankenswerther würde eine selbständige hierauf bezügliche Arbeit sein, welche außer dem Bereiche und den Intentionen des Herausgebers liegt. Seine kurzen und einfachen Erklärungen treffen meist das Richtige, und kleine Sonderbarkeiten, z. B. die Zusammenstellung des Adjectivs türstiglich, kühn, keck, mit dem Riesennamen Thurs, der, wenn auch unbestimmbarer Herkunft, keinesfalls mit jenem Worte irgendeinen Zusammenhang hat, thun der praktischen Brauchbarkeit des kleinen Wörterverzeichnisses keinen Eintrag.

Je weniger anspruchsvoll der Herausgeber in dieser Beziehung auftritt, desto gewichtiger macht er seinen confessionellen Standpunkt geltend; gewiß nicht zum Vortheil seines Autors, dem auf diese Art, wie einst in einer frühern Periode unserer Literatur, ein Stempel aufgedrückt wird, der nur bei einem und zwar bei dem kleinern Theile des lesenden Publikums Anerkennung findet. Einstmals ist dies durch die eigene Schuld des Mannes selbst, wenn auch nicht ausschließlich, so doch hauptsächlich so geworden. Es wäre der Bildung des 17. Jahrhunderts zu viel zugemuthet, wenn man von den damaligen protestantischen Kreisen eine Trennung zwischen dem Dichter Angelus Silesius und dem Convertiten und zelotischen Polemiker Johann Scheffler verlangt hätte. Unserer Zeit fällt eine solche Trennung nicht schwer, indem sie den Polemiker mit Recht ganz vergessen hat und blos des Dichters gedenkt. Wenn man aber mit allem Fleiße den Polemiker aus seinem Moder wieder heraufbeschwört, so kann es nicht fehlen, daß die andern auch jetzt noch nicht gerade vor diesem Gespensterspuk erschrecken, aber doch verstimmt und geärgert werden und den Autor entgelten lassen, was der übelberathene Eifer seines Herausgebers verschuldet hat.

Es kann nicht fehlen, daß jener in vielen Augen doch immer häßliche Fleck an dem Menschen Johann Scheffler, den zwei Jahrhunderte glücklich verwischt hatten, durch die neumodischen Reagentien, mit denen er hier behandelt wird, recht grell und unangenehm hervortritt. Nur deshalb wollen auch wir noch einen Moment dabei verweilen, da es uns darum zu thun ist, eine unbefangene Würdigung des Dichters anzubahnen und die Einmischung aller zur Sache nicht unmittelbar gehörigen Elemente abzuweisen.

Daß der Uebertritt des Angelus Silesius nicht durch unlautere Motive veranlaßt war, bedarf heute keines Beweises mehr. Selbst unter seinen protestantischen Zeitgenossen gab es viele, welche die über diesen Schritt cursirenden Gerüchte als Verleumdungen ansahen. Nichtsdestoweniger war man auf protestantischer Seite vollkommen berechtigt, darin einen Vorgang von großer und verhängnißvoller Bedeutung zu sehen. Man vergegenwärtige sich nur die Sachlage. Mühsam erwehrten sich die Reste der schlesischen Protestanten der ebenso heimtückischen wie gewaltthätigen Uebergriffe des Katholicismus. Sie bewiesen dabei einen Heldenmuth der zähen Ausdauer, der trotz seiner bald schüchternen, bald auch im Geschmacke des Perrükenzeitalters schwülstigen Außenseite für immer des höchsten Ruhms werth ist. Die Stadt Breslau selbst war das Centrum dieses passiven Widerstandes, mit dem sich selbstverständlich der Kampf für die althergebrachte städtische Freiheit und Unabhängigkeit aufs innigste verbinden mußte. Religiöse und politische Freiheit haben aber bekanntlich niemals einen gefährlichern Feind gehabt als das habsburgische System, das sich mit seinen gewöhnlichen Helfershelfern, Jesuiten und fremder Soldateska, alles erlaubte, was ihm nicht mit Gewalt vorenthalten wurde, und Gewalt konnte ihm damals in dem unglücklichen und verrathenen Lande niemand entgegensetzen. Wenn nun in einer solchen Situation plötzlich ein hervorragender Mann in den Reihen der Vertheidiger nicht blos die Waffen wegwarf, sondern offen zum Feinde übertrat und diesem seine Waffen dienstbar machte, sie für ihn viel nachdrücklicher und erfolgreicher gebrauchte, als er sie für seine frühern Gefährten gebraucht hatte, so läßt es sich denken, daß die Masse Verrath schreien mußte und daß selbst die Besonnenern und Einsichtigern den Charakter eines solchen Ueberläufers mehr nach dem Nachtheil, den er ihnen zufügte, als nach seiner individuellen Constellation beurtheilten. Der Convertit selbst konnte begreiflich die natürliche Berechtigung einer solchen allgemeinen Verurtheilung von seiten seiner frühern Glaubensgenossen nicht anerkennen: er hatte seinen Schritt aus innerer Ueberzeugung gethan und erwartete, daß man ihn, wenn auch nicht billige, so doch als menschlich berechtigt anerkenne. Im Unmuth über die Täuschung ließ er sich gegen seine ursprüngliche Anlage zu theoretischer und praktischer Polemik gegen seine Feinde und Verdächtiger hinreißen, in welcher er den besten Theil seiner Zeit und Kraft wenigstens für die Nachwelt nutzlos vergeudete. Wenn er auch nie die Grobheit und hämische Roheit seiner protestantischen Ankläger ganz erreichen konnte, so hat er doch unleugbar, soviel in seinen Kräften stand, gethan, ihnen ihre Feindseligkeiten wett zu machen. Er unterließ nichts, um die Protestanten als solche zu provociren, obgleich er von Natur jedem öffentlichen Auftreten eigentlich möglichst abgeneigt war und blieb. Es vertrug sich schlecht mit seiner Neigung zum beschaulichen Leben, die nach seinem eigenen Geständnisse eins der Hauptmotive seiner Conversion gewesen war, daß er im Jahre 1662 bei der ersten Fronleichnamsprocession, die seit länger als 100 Jahren wieder durch die Straßen des ganz protestantischen Breslau zog, die Monstranz trug. Natürlich sahen alle Protestanten in ihm den eigentlichen Anstifter dieses unerhörten und nach den damaligen Verhältnissen höchst feindseligen Vorgangs. Ebenso maßlos gerirte sich seine literarische Polemik, wenn sie auch vielleicht weniger mit Schimpfreden vollgestopft war als die seiner Feinde. Er forderte in einer eigenen Schrift voll exaltirter Rhetorik den Kaiser Leopold I. auf, die Ketzerei geradezu zu vertilgen, weil dies nicht blos sein Amt, sondern überhaupt die nothwendige Voraussetzung seiner eigenen ewigen Seligkeit sei. Ueberhaupt pflegte er in seinen polemischen Schriften keine katholische Lehre so oft und so schneidend herauszuarbeiten, wie die von der gänzlichen und bedingungslosen Verdammniß aller Nichtkatholiken, namentlich aber der lutherischen Ketzer.

Dies ist derselbe Mann, dessen Lieder in protestantischen Gotteshäusern noch heute gesungen werden und als die Zierden jedes protestantischen Gesangbuchs gelten. Sie athmen eine so friedfertige Weichheit, eine so humane Milde, daß jede confessionelle Fixirung an ihnen zur Unmöglichkeit wird. Sie sind weder protestantisch noch katholisch und können kaum specifisch kirchlich genannt werden, während sie von dem Geiste der allgemeinen christlichen Gefühligkeit mehr wie irgendwelche andere Producte durchdrungen sind. Es liegt hierin ein ebenso starker Widerspruch wie zwischen einer andern Thatsache: dieser selbige Angelus Silesius, der fanatische Katholik, der neben jenem Kerne seiner geistlichen Poesie eine breite Masse von Reimereien verfaßte, in denen ein an sich dürftiger Stoff auf eine für uns unerträgliche Weise in tändelnder Schäferrhetorik abgeleiert wird, verstand es doch auch, sich bis zu dem concentrirtesten Ausdruck des philosophischen Lehrdichters zu erheben und in ihm einen schrankenlosen Pantheismus zu verkünden, in dem auch nicht die geringste Spur christlicher, geschweige denn katholischer Dogmatik wahrgenommen werden kann. Die schlagenden Stellen des „Cherubinischen Wandersmannes“, seines großen philosophisch-religiösen Lehrgedichts, zusammengehalten mit der mehr als weichlichen Schäferpoesie der „Heiligen Seelenlust“, der Sammlung seiner eigentlich lyrischen Gedichte, welch wunderbarer Contrast! Und doch welche ursprüngliche Einheit des Gefühls und der Stimmung in allen diesen so verschiedenen Producten! Es ist durchaus keine vielseitig und reich angelegte Individualität, deren wechselnden und überraschenden innern Entwickelungsproceß die poetische Gestaltung verewigt hätte. Es ist nichts weiter als eine weiche, träumerische und phantasievolle Natur, die Natur eines Mystikers. Sie vertieft sich in den unmittelbaren Verkehr mit dem Transscendenten, weil sie es auf dem Wege der systematischen Speculation, der unendlich schwieriger und härter ist, nicht erfassen kann und will. Sie begnügt sich mit dem Anempfinden des Unendlichen, das je nach den momentanen Schwingungen in der eigenen Seele auf die verschiedenste Art sich abspiegelt. Jeder echte Mystiker hat in den Stunden erregten Selbstgefühls den Flug zu einer ähnlichen Höhe der Selbstvergötterung gewagt, aber nur wenige haben es gewagt, diese vorübergehende Stimmung in dem spröden und starren Ausdruck der Sprache zu fixiren. Vielleicht würde es auch dieser nicht gethan haben, wenn ihm nicht der Vers gleichsam von selbst sich geboten hätte, in welchem das, was ursprünglich ernsthaft und wirklich gemeint war, gleichsam zum Spiele und zum Phantasiegebilde wurde. Was in simpler Prosa wie Gotteslästerung geklungen hätte, erschien so nur als eine poetische Licenz, und der nüchterne Autor durfte sich mit beruhigtem Gewissen gegen jede bedenkliche Consequenz verwahren, die man aus seinen trunkenen Versen ziehen konnte. Wäre er Protestant gewesen, so wäre er mit einer solchen Rechtfertigung vor den pedantischen Zionswächtern nicht bestanden; so flüchtete er sich in die katholische Kirche, um seine Freiheit zu retten. Hier, wo man sich nicht um den Sinn seiner Gedanken, sondern um sein formales Bekenntniß bekümmerte, durfte er immerhin Pantheist bleiben, wenn er nur zugleich mit dem Verstande und Munde ein gläubiger Katholik blieb.

Heinrich Rückert.

Feldzüge der alten Römer in Deutschland.

Die Kriege der Römer in Germanien. Von Ludwig Reinking. Mit einer Karte. Münster, Regensberg. 1863. Gr. 8. 20 Ngr.

So viele Schriften auch über die Römerkriege in Germanien, namentlich über die Feststellung der zweifelhaften Schauplätze der einzelnen Begebenheiten, theils selbständig, theils als Aufsätze in wissenschaftlichen Zeitschriften erschienen sind, haben sie doch, bei dem Mangel sicherer Anhaltspunkte in den Quellen für die Ortsbestimmungen und bei den dürftigen oder widersprechenden Nachrichten über manches Ereigniß, noch immer kein klares Licht in das verworrene Chaos der Hypothesen gebracht. Der Verfasser hat es daher nicht für überflüssig gehalten, eine Uebersicht über den Stand der bisherigen Forschungen in einer zusammenhängenden Geschichte jener Kriege von Cäsar bis Germanicus zu geben, und den Geschichtsfreunden dadurch gewiß einen willkommenen Dienst erwiesen. Auch wir haben bei dem Studium der genannten Periode, zu welchem wir mehrfach veranlaßt worden, alle die Uebelstände gefühlt, von denen er im Vorwort spricht. Um so objectiv als möglich zu verfahren, hat er sich der eigenen Erzählung der Thatsachen enthalten, und dafür die überlieferten historischen Nachrichten in getreuer Uebersetzung und da, wo es genauer auf den Ausdruck des Schriftstellers ankam, unter Beifügung des Urtextes zusammengestellt, dann untersucht, was sich daraus feststellen lasse, und dies mit den sonstigen darüber aufgestellten Hypothesen verglichen. Die Resultate, zu welchen er auf diesem Wege der Forschung gekommen ist, legt er in seinem Werke den sich dafür interessirenden Lesern vor; er erklärt zugleich, daß er über manchen Punkt seiner frühern Schrift: „Die Niederlage des Quintilius Varus und Germanicus Kriegszug durch das Bructererland" nach reiflicherer Prüfung veränderte Ansichten gewonnen hat.

Das Werk beginnt mit Julius Cäsar, dem ersten römischen Feldherrn, der seit dem Einfall der Cimbern und Teutonen mit deutschen Völkern in feindliche Berührung kam, den Rhein überschritt und mit seinem Heere den germanischen Boden betrat. Nachdem er den Ariovist geschlagen und aus Gallien vertrieben hatte, bot sich ihm zwei Jahre später (55 v. Chr.) eine andere Veranlassung zum Kriege mit germanischen Völkern, welche seinen Rheinübergang zur Folge hatte: Mit Cäsar's eigenen Worten werden uns die Begebenheiten erzählt, und jene dann mit dem kürzern Bericht des Cassius Dio, der Cäsar's Handlungsweise allerdings in ein schlimmes Licht stellt, verglichen. Cato stellte in Rom sogar den Antrag, Cäsar den Feinden auszuliefern, weil er durch Zurückhaltung der Gesandten, um die keine Feindseligkeit erwartenden Germanen zu überfallen, das Völkerrecht verletzt habe. Der Verfasser ermittelt bis zur Evidenz aus Cäsar's Erzählung den Schauplatz dieser Begebenheit, das Land der Menapier, gleich oberhalb der batavischen Insel, und hält dann eine Rundschau über das damalige Germanien, um zu untersuchen, inwiefern sich die Wohnsitze der übrigen Völker, welche in den Römerkriegen auf deutschem Boden auftreten, bestimmen lassen. Süddeutschland, wo die Sueven unter verschiedenen Stämmen mit besondern Namen wohnten, wird dabei nur kurz berührt. Die Chatten erscheinen als die Bewohner des heutigen Hessenlandes, dessen Name vielleicht von ihnen herzuleiten ist: Chatten, Hatten, Hassen, Hessen, wie man ihren Hauptort Mattium in dem Dorfe Maden bei Gudensberg wieder zu erkennen glaubt. Als ihre Nachbarn nennt Cäsar die Ubier, welche Tacitus auf dem linken Rheinufer findet, wo das jetzige Köln ihr Hauptort war, ihnen gegenüber die Usipier und Tencterer, die sich wahrscheinlich nach dem obenerwähnten Schlage durch Cäsar dorthin gezogen, jene nördlich, diese südlich der Lippe. Von diesem Fluß über die Ruhr und Sieg bis zum Chattenlande wohnten die Sigambrer, vielleicht von der Sieg genannt, nördlich von ihnen bis zur Ems die Bructerer (Bruchbewohner), nordöstlich von diesen, durch die natürliche Völkerscheide des Dening getrennt, die Cherusker in den gebirgigen Gegenden an beiden Ufern der Weser. Ihr Name mag abgeleitet werden von dem Worte hehe (hoch, erhaben), das auch in vielen Gebirgsnamen: Haar, Hard, Speßhart, Harz wiederklingt. Die nördlichen Nachbarn der Cherusker waren die Angrivarier; an der Meeresküste westlich von der Ems hausten die Friesen, im äußersten Norden zwischen Ems und Weser die Chauken. Der Verfasser erwähnt nach Tacitus noch einiger anderer Völker, welche in der Geschichte nicht weiter handelnd auftreten, außer ihnen die Tubanten, deren Sitze er östlich und südlich der Friesen zwischen der Yssel, dem Burtanger Moor und der Kette von Mooren zwischen Münster und Niederland findet. Zwischen den Tubanten — deren Name noch in Twente und Bentheim (Tubantenheim) nachklingt — und den Bructerern, welche zu Tacitus' Zeit schon von ihren Nachbarn fast vernichtet waren und ihr Land den Chamaven und Angrivariern überlassen hatten, hat der Verfasser das bald hier bald dort gesuchte Land der Marsen ermittelt. Nach diesem Ueberblick verfolgt er die Erzählung Cäsar's weiter, wiederum mit der des Cassius Dio verglichen, und untersucht dann, an welcher Stelle Cäsar das erste und das zweite mal über den Rhein ging. Was mit Sicherheit aus der Erzählung hervorgeht, ist, daß beide Brücken nur etwa sechs Meilen voneinander entfernt lagen, unter- und oberhalb der Grenze zwischen dem Lande der Sigambrer und Ubier; diese Grenze ist aber nicht genau zu bestimmen, wenn auch die Sieg als solche angenommen wird.

Der zweite Römer, der den Rhein überschritt, war sechzehn Jahre später Agrippa; er scheint aber nur die Ubier zur Niederlassung auf dem römischen Ufer bewogen zu haben, wo ihre Stadt später von seiner Enkelin Agrippina, welche römische Veteranen und Colonisten dort anzusiedeln befahl, den Namen Colonia Agrippinensis (das jetzige Köln) annahm. Elf Jahre später wird eines Rachezugs der Römer und wiederum zehn Jahre darauf einer Niederlage erwähnt, welche der Legat M. Lollius, mit Verlust des Adlers der fünften Legion, erlitten. Diese Schmach rief den Augustus in Person nach Gallien, um durchgreifende Maßregeln zu treffen. Daraus entspannen sich jene Kriege, welche 30 Jahre lang, vom Jahre 12 v. Chr. bis zur Abberufung des Germanicus im Jahre 17 n. Chr., Deutschland beunruhigten und den Römern keinen Gewinn, aber schweren Verlust brachten. Der Verfasser gibt Strabo's kurze Uebersicht dieser Kriege, welche den Hauptinhalt seines Werks bilden, er zeigt ihren Verlauf im allgemeinen und schildert sie dann im einzelnen. Es sind die Kriegszüge des Drusus, Tiberius, Varus und Germanicus. Wir haben die Behandlung des Stoffs angegeben, sie ist consequent in einzelnen Abschnitten durchgeführt. Die verschieden lautenden Erzählungen der alten Schriftsteller werden gründlich geprüft und verglichen, die Ansichten neuerer Commentatoren zusammengestellt und daraus das Resultat gezogen, das, wenn es auch nicht immer unumstößlich sein kann, doch die meiste Wahrscheinlichkeit für sich hat. Kriegsbegebenheiten sind ohne Kenntniß des Kriegsschauplatzes nicht zu verstehen, denn das Terrain hat auf die Kriegführung zu allen Zeiten, auch wo man es noch nicht so zu benutzen verstand wie heute, den größten, man könnte für jene Perioden sagen, den aufdringlichsten Einfluß geübt.

Das Hauptbestreben des Verfassers geht also mit Recht dahin, überall, soweit es möglich, den Schauplatz der Begebenheiten und die Lage der einzelnen genannten Punkte festzustellen, wobei ihm die genaueste Heimatskunde seines Westfalen, auf dessen Grund und Boden doch die meisten dieser Ereignisse sich begeben haben, zu statten kommt. Er beleuchtet die darüber aufgestellten Hypothesen anderer Forscher, und spricht dann nach gewissenhafter Erwägung seine eigene Ueberzeugung aus, welche er nicht blos durch Namensanklänge und geographische Gründe, sondern auch durch solche unterstützt, die aus den Verhältnissen des Kriegs und der Kriegführung genommen sind, in vielen Fällen daher entscheidend sein müssen. Wir von unserm militärischen Standpunkte können damit nur einverstanden sein. Er warnt besonders, sich nicht durch zufällige Namensähnlichkeiten

täuschen zu lassen. „Als allgemeine Regel", sagt er sehr richtig, „kann man wol annehmen, daß ein Name nur so lange besteht, als sein Gegenstand. Wenn dieser verschwunden, ist auch bald der Name verschollen. Auf dem linken Rheinufer, wo die Römer lange verkehrt haben, sind manche der von ihnen benannten Orte zu blühenden Städten geworden und tragen noch den von den römischen Schriftstellern angeführten Namen. In Novesium, Bonna, Bingium erkennt jeder sofort Neuß, Bonn, Bingen wieder. Anders an der Ostseite des Rhein. Von allen von Ptolemäus dort genannten Orten ist keiner mit Sicherheit wieder zu erkennen. Das einzige, was sich hier an den Namen ermitteln läßt, sind die Flüsse, denn diese fließen noch jetzt wie zu der Römer Zeit."

Als zwei der wichtigsten Untersuchungen sind uns die über die Lage des Castells Aliso, welchrs Drusus erbaut hat, und das Schlachtfeld des Varus erschienen. Auf die eben angeführte, gewiß begründete Regel gestützt, verwirft der Verfasser die Annahme, daß Aliso in dem jetzigen Dorfe Elsen zu suchen. Die Alten nennen einen Fluß Aliso nnd ein Castell gleiches Namens. Der Fluß bei Elsen heißt die Alme; hier soll also der alte Name des noch bestehenden Flusses untergegangen sein und der des untergegangenen Castells in dem Namen des Dorfs fortleben: gewiß eine haltlose Annahme. Die sichere Ermittelung, daß das Castell im Lande der Sigambrer, also südlich der Lippe gelegen, läßt nur die Wahl zwischen den beiden Gewässern, welche als die einzigen benannten von Süden in die Lippe fallen: Ahse oder Sesele. Da nun urkundlich die Ahse früher auch Aelst (Alse) genannt worden, ist sie fast zweifellos der Aliso der Römer gewesen und das Castell muß bei Hamm gelegen haben. Ueber die Hermannsschlacht haben wir nur die kurze Erzählung des Cassius Dio, denn Vellejus berichtet nur den Erfolg und verspricht eine ausführliche Erzählung, die von ihm nicht geschrieben oder nicht auf uns gekommen ist. Den Schauplatz zu ermitteln, hat eine ganze Literatur hervorgerufen. Der Verfasser kann sie natürlich den Lesern nicht mit eingehender Prüfung vorführen, er begnügt sich damit, die Hauptpunkte anzudeuten, welche auf die richtige Spur führen können, nämlich den Ausgangspunkt und das Ziel des Zugs, den Varus unternahm, hieran die bedeutendsten Auslegungen der letzten 50 Jahre zu knüpfen und zu untersuchen, ob diese den Worten der römischen Schriftsteller und seinen, des Verfassers, gewonnenen Resultaten entsprechen.

Ueber jene beiden Hauptpunkte wissen wir nur: 1) daß Varus in das Cheruskerland und nach der Weser gezogen war, als er durch einen in der Ferne ausgebrochenen Aufruhr (wo ist nicht gesagt) bewogen wurde, zu dessen Dämpfung aufzubrechen; 2) daß Germanicus, als er zum Entsatze Alisos gezogen, bei der Verfolgung der abziehenden Belagerer, den Grabhügel, den er im vorigen Jahre den varianischen Legionen errichtet, zerstört gefunden habe. Danach ist der Ausgangspunkt mit Wahrscheinlichkeit an der Weser und das Schlachtfeld nicht weit von Aliso, dessen Lage schon ermittelt, zu suchen, da eine weite Verfolgung bei dem noch beabsichtigten großen Feldzuge des Germanicus nicht stattgefunden haben kann. Mit welchem Scharfsinn die abweichenden Hypothesen geprüft werden, möge sich der Leser aus dem Werke selbst überzeugen. Tacitus nennt die Gegend des Schlachtfeldes Teutoburgiensis saltus; der Verfasser constatirt, daß saltus auch für Wald in der Ebene gebraucht wird, und hält die Meinung, welche jene Burg des Teut in der Grotenburg bei Detmold gefunden zu haben glaubt, weil der jetzt so benannte Berg noch im 16. Jahrhundert der Teut geheißen, schon deshalb für irrig, weil sich auch im Amte Sternberg ein Berg Teut befindet. Nach ihm muß das Schlachtfeld am nördlichen Ufer der Lippe in der Nähe von Hamm gelegen haben, denn Germanicus ist über dasselbe gekommen, als er im Jahre 15 das Land zwischen Ems und Lippe durchzogen. Schon Gruven hat erkannt, „daß den Wahlplatz näher zu bestimmen, kein Werk sei, da ein Gelehrter im Cabinet oder auf Landkarten mit auslangen könne", und Essellen in seiner neuesten Schrift weist treffend nach, daß die Gegend zwischen Beckum und der Lippe der Bodenbeschaffenheit nach ganz der Schilderung des Cassius Dio und Tacitus entspricht

Von den Kriegen sind die des Germanicus, namentlich sein Einfall in das Land der Marsen, am verschiedensten commentirt worden, in keinem Theil der Geschichte sind die Ansichten weiter auseinandergegangen, die Worte des Tacitus, vorgefaßten Hypothesen zufolge, gewaltsamer verdreht worden. Der Verfasser weist dies nach und wir überlassen es den Alterthumsforschern abweichender Meinung ihn zu bekämpfen; besonders wird Schierenberg, dessen neueste Schrift: „Die Römer im Cheruskerlande", in einem Nachtrage besprochen ist, seine Ansichten unstreitig zu vertheidigen suchen. Mit dem Ueberblick über die gesammten germanischen Kriege, welchen Tacitus gibt, schließt das Werk, das seinen Zweck, über diesen Theil der Geschichte unsers Vaterlandes einige Aufklärung zu verbreiten, vollkommen erreicht hat und besonders wegen der Vollständigkeit, mit welcher alle bezüglichen Stellen der alten Schriftsteller erforscht, benutzt und in Zusammenhang gebracht sind, die größte Anerkennung verdient. **Karl Gustav von Berneck.**

Notiz.

Ein altschwäbisches gereimtes Pilgerbüchlein.

Bruder Felix Fabri, früher fälschlich auch Faber geheißen, Prediger zu Ulm, machte zwei Pilgerfahrten nach dem Gelobten Lande in den Jahren 1480–84, welche er sowol lateinisch als deutsch beschrieb. Neuerdings gab Anton Birlinger eine poetische Bearbeitung dieser Reisen heraus (München, Fleischmann), welche in schwäbischem Dialekte und in strophischer Form, dabei aber ohne Kunst abgefaßt ist. Für die Literaturgeschichte ist diese Veröffentlichung sehr interessant, ob aber, wie der Herausgeber annimmt, das gereimte Pilgerbüchlein ebenfalls von Fabri herrührt, scheint aus verschiedenen Gründen zweifelhaft. Wenn wir auch Birlinger für seine Mittheilung dankbar sein müssen, so befriedigt die Art seiner Ausgabe nicht im entferntesten: ein Büchlein mit so vielen Verstößen und Druckfehlern ist uns noch niemals vorgekommen. 4.

Bibliographie.

Ahrens, H. L., Das Amt der Schlüssel. Hannover, C. Rümpler. Gr. 8. 20 Ngr.

Brasch, M. W., Vortrag über die Maurerei für denkende Brüder. 1stes Heft. Hamburg, F. Schuberth. 8. 12 Ngr.

Curtius, E., Göttinger Festreden. Berlin, Hertz. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Fränkel, A., Göthe und der Fürst von Dessau. Sondershausen, Neuse. Br. 8. 5 Ngr.

Schwartz, Marie Sophie, Der Rechte. Eine Erzählung. Aus dem Schwedischen von A. Kretzschmar. Vier Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr.

Utile cum dulci. 6tes Heft. Eine alte Kamille oder Gift und Liebe. Pharmaceutischer Scherz in zwei Bildern von Demselben. Breslau, Maruschke u. Berendt. Gr. 16. 10 Ngr.

Wachsmuth, C., Das alte Griechenland im neuen. Mit einem Anhang über Sitten und Aberglauben der Neugriechen bei Geburt, Hochzeit und Tod. Bonn, Cohen u. Sohn. 8. 18 Ngr.

Wolzogen, A. Freih. v., Schinkel als Architekt, Maler und Kunstphilosoph. Ein Vortrag, gehalten im Verein für Geschichte der bildenden Künste zu Breslau. Nebst einem Porträt Schinkel's. Berlin, Ernst u. Korn. Gr. 8. 20 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wilhelm von Humboldt's
Briefe an eine Freundin.

Zwei Theile.

Ausgabe in Einem Bande. Octav. Zweite Auflage.
Geheftet 2 Thlr. Gebunden 2 Thlr. 20 Ngr.

Ausgabe in zwei Bänden. Großoctav. Fünfte Auflage.
Ausgabe in zwei Bänden. Octav. Sechste Auflage.
Geheftet 4 Thlr. 12 Ngr. Gebunden 5 Thlr.

Außer den bekannten Ausgaben dieses Werks in zwei Bänden hat die Verlagshandlung auch eine wohlfeile Ausgabe in Einem Bande veranstaltet, wovon bereits eine zweite Auflage erschienen ist.

Wilhelm von Humboldt, als Staatsmann und Gelehrter längst einer der gefeiertsten Namen Deutschlands, ist dem größern Publikum erst durch seine „Briefe an eine Freundin" (Charlotte Diede) werth und theuer geworden: ein Briefwechsel, der, wie sich ein bekannter Kritiker ausdrückt, „einzig in seiner Art dasteht, mit dessen Wahrheit, Herzlichkeit und Ideenreichthum sich kein anderer vergleichen läßt, der zu den werthvollsten Documenten der classischen Periode unserer Zeit gerechnet werden muß, weil darin, wie in den Briefnachlässen von Schiller, Goethe und andern Trägern derselben, die Innerlichkeit eines großen Charakters zur Anschauung gebracht wird, dem in der Literatur- und Culturgeschichte der Deutschen eine der höchsten Ehrenstellen gebührt. Der Name Wilhelm von Humboldt erscheint in diesem Briefwechsel mit den höchsten Tugenden des Privatlebens geschmückt, für die Jugend ein Muster zur Ausbildung, für das Alter ein Vorbild wahrer Würde und Weisheit darbietend. Die Tiefe seines Geistes und der Reichthum seines Herzens finden auf jedem Blatte dieses Briefwechsels die schönsten Belege."

Lichtstrahlen

aus Wilhelm von Humboldt's Briefen an eine Freundin, an Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forster und F. A. Wolf.

Mit einer Biographie Humboldt's.

Von Elisa Maier.

Vierte Auflage.

8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Dem lebhaften und dauernden Interesse, das den „Briefen an eine Freundin" seitens des Publikums gewidmet wird, ist es zu danken, daß auch die von Elisa Maier aus diesen und andern Briefen Humboldt's mit geschickter Hand zusammengestellten und von einer sehr gelungenen Biographie desselben begleiteten „Lichtstrahlen" zahlreiche Freunde gewannen und jetzt schon in vierter Auflage vorliegen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Dresdener Galerie.

Geschichten und Bilder.

Von A. von Sternberg.

Zwei Bändchen.

Jedes Bändchen geh. 1 Thlr. 15 Ngr.; geb. 1 Thlr. 25 Ngr.

Inhalt des ersten Bändchens: Die Gräfin von Flandern (Rembrandt). Die Burg der Häßlichen (Asselyn). Die Rose von Harlem (Van der Neer). Eine Vision Holbein's (Holbein). Die Hexenküche (Teniers). Schleier und Mantel (Cignani). Der Unbekannte (Paul Veronese). Der Künstler-Vagabund (Brouwer). Der Liebesgarten (Rubens). Das Grab des Juden (Ruisdael).

Inhalt des zweiten Bändchens: Die Marquise Pescara (Tizian). Die Nacht (Correggio). Die Freunde (Lukas van Leyden). Die Dame im Schleier (Van Dyck). Die grüne Spinne (Peter Breughel der Jüngere). Die Kuh des Potter (Paul Potter). Die büßende Magdalena (Ribera). Die dicke Frau zu Mecheln (Jordaens). Der Traum der Aebtissin (Holbein). Der alte Schulmeister (Gerhard Douw).

Eine Sammlung anmuthig erzählter Künstlernovellen, solche Umstände aus dem Leben berühmter Maler vorführend, die mit bekannten Bildern der Dresdener Galerie in besonderm Zusammenhang stehen. Indem diese Erzählungen die Persönlichkeit des Künstlers in einer charakteristischen Situation zur lebendigen Anschauung bringen, geben sie zugleich den besten Schlüssel für das innere Verständniß und die gemüthliche Würdigung seines Kunstwerks. Darum sind sie namentlich allen Besuchern der Dresdener Galerie als vorbereitende Lektüre und als Mittel zur wesentlichen Erhöhung des Genusses zu empfehlen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schwarz, Strauß, Renan.

Ein Vortrag von

Friedrich von Raumer.

8. Geh. 5 Ngr.

Der bekannte Geschichtschreiber Friedrich von Raumer gibt in dieser kleinen Schrift einen vergleichenden Bericht über den Inhalt dreier Bücher, welche die gebildete Welt gegenwärtig lebhaft beschäftigen: des in dritter Auflage erschienenen Werks „Zur Geschichte der neuesten Theologie" von Schwarz, und der „Leben Jesu" von Strauß und von Renan; er spricht zugleich über die darin behandelten wichtigen Fragen seine eigene Ansicht aus, welche als die eines Nichttheologen und ebenso freisinnigen als besonnenen Mannes gerade dem größern Publikum von Interesse sein wird.

Soeben erschien das 13. Heft der 11. Auflage von

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

(Arzneikunde — Athapeeca.)

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes werden noch Unterzeichnungen zum Subscriptionspreise von

☞ **5 Sgr. für das Heft von 6 Bogen** ☜

angenommen und sind die bereits erschienenen Hefte sowie der erste Band daselbst vorräthig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 25. — 16. Juni 1864.

Inhalt: Culturgeschichtliches über Unehrliche, Verrufene und Hexen. Von **Emil Müller-Samswegen.** — Gutzkow's „Zauberer von Rom" in zweiter Auflage. Von **Adolf Peißing.** Dritter und letzter Artikel. — Zur Geschichte der portugiesischen Entdeckungsreisen. Von **Johann Schucht.** — Schleiermacher. Von **Thaddäus Lau.** — Die französische Armee während der Jahre 1789—93. Von **Karl Gustav von Berneck.** — **Notizen.** (Das deutsche Element in der heutigen römischen Poesie; Pfeiffer's „Germania".) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Culturgeschichtliches über Unehrliche, Verrufene und Hexen.

1. Von unehrlichen Leuten. Culturhistorische Studien und Geschichten aus vergangenen Tagen deutscher Gewerbe und Dienste, mit besonderer Rücksicht auf Hamburg. Von Otto Beneke. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Verfasser leitet seine Studien folgendermaßen ein:

Diebe, Spitzbuben, Meineidige, sowie andere Schelme und notorische Missethäter sind allerorten und zu allen Zeiten verdientermaßen ebenso moralisch unehrlich, wie bürgerlich ungeehrt gewesen. Daneben aber unterlagen in der deutschen Vorzeit einem gewissen Rechts- und Ehrenmangel: die unehelich geborenen Kinder, die Leibeigenen, sowie alle Wenden, Juden, Türken und Heiden. Und endlich lastete auch ein theils gesetzlicher, theils herkömmlicher Makel auf verschiedenen Gewerben und Dienstverhältnissen, deren Ausübung sich ganz wohl mit der (moralischen) Ehrlichkeit nach unserm Sprachgebrauche, nicht aber mit der vollen Ehrenhaftigkeit eines freien Deutschen nach damaliger Anschauung vertrug.

Von den unehrlichen Leuten dieser letztern Klasse hauptsächlich handelt Beneke's Buch, das, mit vielem Fleiße geschrieben, namentlich zur Sittengeschichte Hamburgs zahlreiche und interessante Beiträge bietet. Indem wir des Verfassers Führung folgen, stoßen wir zunächst auf die Hirten, Schäfer und Müller. Ueber die Hirten und Schäfer sagt ein Sprichwort: „Schäfer und Schinder, Geschwisterkinder." Das ist für eine so ausschließlich christliche Zeit, wie sie doch das Mittelalter war, gewiß ein sehr böses Sprichwort, da sich ja doch Christus selbst mehrfach einen Hirten nennt, da er dem Petrus aufträgt, die Lämmer zu weiden, und da nach einer biblischen Anschauung sogar der Weltrichter selbst am Jüngsten Tage nichts weiter als ein Schäfer ist, der die Böcke von den Schafen scheidet. War es nun vielleicht, daß sich unsere mittelalterlichen Schäfer eine Autorität aus noch grauerer Zeit suchten, daß sie den Erzvater Jakob als ihren Schutzpatron erwählten und die lieben Leute im Dorfe so anputzten wie einst Erzvater Jakob den Laban anputzte. Oder aber hatte sie ihre Wissenschaft im Curiren und Doctern, mit der sie meist, just wie noch heute, in sympathischer Weise fein säuberlich zu verfahren wissen, in Verruf gebracht! Vielleicht auch thaten die Schäfer oft, was sich eigentlich nur für den Schinder schickte, sie besorgten das gefallene Vieh selbst unter die Erde und hatten immer gewisse Zeichen und unerklärliche Fingergriffe zur Hand, vor denen die Welt einen heimlichen Schauder empfand.

Was nun eigentlich die Müller, ein mit all ihren zahllosen Namensvettern durch ganz Norddeutschland verbreitetes Völkchen, in den Augen der Welt verbrochen hatten, das läßt sich auf den ersten Blick kaum erfassen. Wenn sie unehrlich waren, wie kam es, was wir eben schon betonten, daß sich gerade der Name „Müller" so außerordentlich verbreitete! Doch gleichviel, lag nicht in den abgelegenen Wassermühlen ein gewisser beängstigender romantischer Zug, knüpfte sich in den Ammenerzählungen nicht immer an die Wassermühlen das Entsetzen der Erzähler und Zuhörer, und was das Realste bei der Sache war, hatte den Müller nicht manches Auge überrascht, wie er „molterte" und den zum Gemahltwerden eingelieferten Roggen mit Gerste und Erbsen vermischte! Weil er das Moltern nicht ließ, so kennzeichnete man seine Unehrlichkeit vor aller Welt Augen, indem man ihm die Lieferung der Galgenleitern bei den hochnothpeinlichen Executionen aufbürdete, und damit stand es mit seiner Ehrlichkeit vollends Matthäi am letzten. Gerade wie bei den Müllern, so war es auch bei den Leinwebern nicht so ganz richtig. Sie molterten nun freilich nicht gerade wie jene, aber sie verstanden auch so einige Kunstgriffe, die man nur mit der Kunst der Langfingerei reimen konnte. Ein Sprichwort sagt drastisch: „Der Leinweber schlachtet alle Jahr zwei Schwein', das eine ist gestohlen, das andere nicht sein." Die Leinweber mußten denn auch wie die Müller richtig mit am Galgen bauen, wo dies nöthig befunden wurde, und die naumburger Innungen brandmarkten sie sogar ausdrücklich, indem sie in den Zünften keine Webersöhne duldeten, „all' solche Leut', die von Schäfers-, Lautenschlägers-, Leinwebers- oder ander leichtfertiger Art" seien. Andere leichtfertige Art,

wer da doch nicht gleich an die Schneider dächte! Haben sie in Betreff gewisser Fingergriffe nicht einiges mit den Müllern und Leinwebern gemein? Weit gefehlt! Ein lächerlich Volk sind die Schneider zwar überall, aber den Makel der Unehrlichkeit hat man ihnen nicht aufgebürdet. Das muß wirklich wunder nehmen. Dagegen warf man ihn hier und da auf die Gerber, sofern sie Hundshäute lieferten, man warf ihn auf die Tuchmacher, welche Raufwolle verarbeiteten, man warf ihn sogar auf die Schornsteinfeger, weiß der Himmel warum, wenn es nicht am Ende deshalb war, weil sie sich tagtäglich im Dienste der Menschheit anräuchern ließen. Vielleicht waren die kleinen schwarzen Teufel von Schornsteinfeger an ihrer Anrüchigkeit in Hamburg selbst schuld. Bei jedem officiellen Aushauen eines Uebelthäters durch den Büttel postirten sich diese kleinen Teufel auf die umliegenden Dächer und zählten dem Büttel die Hiebe choraliter und unisono vor, sechs mal neun richtige Hiebe, in Summa 54, während das Publikum auf dem Platze die Zahl nach dem Ruthenstreiche aussprach, woraus zuweilen ein so heilloses Zahlengemengsel entstanden sein mag, daß der schon ohnedies unglückselige Büttel — wir werden ihn weiter unten noch gebührendermaßen an den unehrlichen Schopf greifen — gewiß oft total confus ward.

Wie wäre es, wenn wir uns etwas bei den Badern, Barbieren und Spielleuten aller Art umsähen! Bei ihnen ist es, nämlich bei erstern, auch nicht ganz geheuer. Der Bader ist bei uns ganz verschwunden, in Süddeutschland hat man wol seinen Namen, er ist aber ganz in den Barbier aufgegangen. Bader bedeutet ursprünglich einen Mann, der Bäder verabfolgt, Besitzer einer Badstube ist. Das Bartputzen, Haarschneiden, Aderlassen, Schröpfen und Quacksalbern schloß sich dem eigentlichen Badergewerbe ganz von selbst an. Die Barbierer unterschieden sich von den Badern nur dadurch, daß sie keine Bader waren. Die Barbierer standen auf einer höhern Stufe. Da aber beider Gewerbe vielfach ineinanderfloß und beide überall herumpfuschten, so gingen die Barbierer mit den Badern der Ehrbarkeit verlustig. Aus welch tieferm Grunde, das ist wieder eine Frage an das Schicksal; genug, daß ein hoher Rath in Hamburg es einigen Goldschmiedegesellen Anno 1472 amtlich bezeugte, daß keiner von ihnen „weder Bartscherers, noch Badstövers, noch Linnwebers, noch Spielmanns Kind" sei. Uebrigens nahmen sich die Bader an verschiedentlichen Orten entsetzlich viel heraus und das ward ihnen zum Schimpf angerechnet. Mußte nicht 1419 der Rath der Stadt Breslau anbefehlen, daß fortan keiner von den Badern, weder Meister noch Geselle „barschenkelig" ausgehen dürfe, es sei denn, es käme einer just vom Bade oder trüge ein so langes Gewand, daß man seine „Beine nit" sehen könne. Und in Hamburg war es 1649 gerade ebenso, bei 4 Schilling Strafe ward es den Badergesellen und Lehrlingen untersagt, hinfüro barfuß oder mit dem Badehute auszugehen. Mögen sich die Bader trösten, die Nachwelt ist milder gegen sie, die Nachwelt hat sie sogar unsterblich gemacht, denn die Salbaderei ist unvergänglich, wenn es auch nicht gerade ganz feststeht, durch welchen Bader an der Saale (Beneke nennt den Hans Kranich zu Jena um 1620) die Salbaderei landläufig geworden ist.

Ueber die Spielleute aller Art brauchen wir wol nicht viel Worte zu verlieren. Musikanten, Komödianten, Gaukler, Klopffechter, Schalksnarren, Landfahrer, Feuerfresser u. s. w., indem sie von Ort zu Ort hausiren gingen und im crassen Gegensatze zu den höchst ehrbaren, kunstgeübten Trompetern und Paukenschlägern standen, waren so sehr verpönt, obschon man sich herzlich gern an ihnen ergötzte, daß sie leicht erkennbare Kleidung tragen sollten, damit sich die ehrlichen Leute desto leichter vor Schaden hüten und sich von ihnen absondern könnten. Jetzt freilich sind wir alle ehrlich; denke man sich aber, eine fahrende Bande Feuerfresser zieht heute in ein Dorf ein, wird sich der Aermste im Dorfe nicht auch jetzt noch ehrlicher und höher dünken, als dies der Hanswurst darf! Jeder von uns weiß und kennt das ja wol.

Die wir bisher aufführten, all die waren schon Sündenböcke der menschlichen Gesellschaft. Zu den echten Sündenböcken kommen wir aber erst jetzt. Zöllner, Todtengräber, Thürmer, Bettelvögte, Nachtwächter, Schergen, Gerichtsdiener, endlich der Scharfrichter; alles solche Personen, die nicht ein Gewerbe, sondern zumeist ein Amt bekleideten, und durch dieses Amt waren sie anrüchig, das ist in der That eine peinliche Anschauung der Bürgerehre. Die Zöllner freilich standen schon in vorchristlicher Zeit in sehr übelm Ansehen, wie man das aus Matth. 5, 46 und 47 u. s. w. sehen kann. Auch der üble Geruch bei den Gassenkehrern, Bachfegern, Holz- und Feldhütern läßt sich sehr wol erklären. Wie kamen aber die Nachtwächter, Todtengräber und Thürmer zu dem Verrufe, der sie an einzelnen Orten traf? Etwa weil sich ein ehrsam Bürgerkind nicht gern zu einem solchen Amte hergab, wie sie es bekleideten? Ein sehr Wesentliches in der Achtung hatten diese aber doch noch vor den Bettel- oder Prachervögten, vor den Schergen aller Art und ganz besonders vor dem Scharfrichter voraus. Der letztere namentlich war stets der Auswurf des Auswurfs. Und doch hätte der mittelalterliche Scharfrichter, wenn er nur streng bei der gerichtlichen Stange geblieben und mit dem verpönten Abdecken verschont gewesen wäre, überall eine grundehrliche Person mit respectgebietendem Ansehen vorstellen können. War es doch eine „feine rare" Kunst, die er an den Hälsen der Missethäter erprobte, machte es sich doch auch nicht so von ungefähr, daß er sich nur hinstellen und sagen konnte: ich will Scharfrichter sein. Ein geschickter Meister, und ein Meister mußte er jedenfalls sein, verstand „reinlich zu fegen", d. h. er gab den Staupbesen, er „zeichnete zierlich" (brandmarkte), „versetzte vernünftig die Glieder" (auf der Torturbank), „schlug einen feinen Knoten" (hängte), „setzte rasch ab" (köpfte), „spielte artlich mit dem Rade" (räderte), „tranchirte nett" (viertheilte), und „jagte einem die Hitze ab" (verbrannte).

Doch leider fühlen wir uns außer Stande, den Leser weiter in die Mysterien des Henkerthums einzuführen, es läßt sich die Materie auf diesem Raume nicht erschöpfen,

wir verweisen ihn deshalb auf die Masse von Detail, die Beneke in den betreffenden Abschnitten aufgespeichert, stets mit besonderer Rücksicht auf Hamburg aufgespeichert hat. Wir können nur so hier und da etwas von dem Henkerblute nippen. Wir wollen es nicht verschweigen, daß Hamburg, allwo man die Seeräuber oft schockweise zu enthaupten pflegte, eine Art Musteranstalt für fleißige Kunstjünger gewesen zu sein scheint. Wir sehen, daß sich andere Städte einen Meister aus Hamburg verschreiben. So bitten die Revaler 1670 abermals um Zusendung „eines seiner Charge capabeln Subjects", da ihnen das Todes verblichene, 1650 aus Hamburg bezogene Subject jedenfalls zur größten Zufriedenheit gearbeitet hatte. Das Einkommen dieses Subjects sollte sein: 50 Thaler Salarium nebst Amtswohnung und Feuerung, 8 Tonnen Malz, 8 Tonnen Roggen, die Hälfte Hafer, 5 Thaler Heugeld und alle vier Jahre eine neue complete Bekleidung vom Kopf bis zu den Füßen nebst Scharlachmantel; ferner 1 Thaler für jeden Fall der Hinrichtung, des Torquirens und Ausstreichens am Pranger, dann in Betreff der Abdeckerei „vor ein groß Aas wegzubringen ½ Thaler, vor ein klein Aas ¼ Thaler, vor Nachtarbeit (Kloakenreinigung) mit Karre und zwo Pferden, jedesmal 4 Thaler, 1 Stübchen spanischen Wein und genugsam Hafer, welches was Ehrliches einträgt". Schließlich sollte er, sofern ihn die Herrschaft dazu annähme, auch noch den „Dienst auf dem Thumesthurm mit jährlich 30 Silberdalern kriegen".

Man sieht, ein Schulmeister hatte so viel nicht. Es liegt etwas darin, daß man dem Carnifex die Ehrlosigkeit wenigstens mit Geld und spanischem Wein aufzuwiegen suchte. Noch mehr liegt aber darin, wie es einst Kaiser Friedrich (welcher?) machte, als sein ehrsam Weib durch die Berührung eines Henkers beschimpft ward. Wie erzählt wird, so lautet die Historie folgendermaßen: Im Römer zu Frankfurt war Banket und Ehrentanz. Plötzlich erschien ein ungekannter, reichgekleideter Jüngling von so edelm Anstande und wundersamer Schönheit, daß männiglich einen Fürstensohn zu sehen vermeinte. Die Kaiserin gewährte ihm einen Tanz, und der Kaiser erkundigte sich nach seinem Namen. Da antwortete jener: „Kaiserlicher Majestät gehorsamst zu dienen, ich bin der Scharfrichter von Bergen, dem Städtlein in Frankfurts Nachbarschaft." Schreck, Entsetzen, Todtenstille folgte diesen Worten. Nach einer Pause sagte der Kaiser fast wehmüthig: „Also der Schelm von Bergen!" Worauf sich jener vermaß weiter zu reden: „Wol bin ich ein Schelm und auch nicht weit her, wol verdiene ich zu sterben und ich sterbe gern, denn ich, der schlechtesten Knechte einer habe der höchsten Ehre genossen und tanzen dürfen mit der deutschen Kaiserin, der alleredelsten, allerschönsten Frau auf Erden. Aber mein Tod macht nicht ungeschehen, wenn es der durchlauchtigsten Kaiserin ein Fleck däucht, daß der Scharfrichter von Bergen sie berührte. Traun, mich will es bedünken, eher als daß meine Niedrigkeit ihrer reinen Hoheit Abbruch gethan haben sollte, muß mich der Kaiserin Berührung ehrlich gemacht haben. Drum, Herr Kaiser, richtiger wäre es, Ihr besseret den Schaden gründlich, indem Ihr mich ehrlich sprecht und zum Ritter schlagt!" Solche kühnlichen Worte verfehlten des Eindrucks nicht, und nach einer Pause sagte der Kaiser: „So knie nieder, du Schelm." Alsdann gab ihm der hohe Herr einen kräftigen Schlag und sprach: „Nun stehe auf, Ritter Schelm von Bergen, denn also sollt du fortan heißen und dein ritterlich Geschlecht nach dir." Und von diesem Schelme leitet das freiherrliche Geschlecht der Schelme von Bergen seinen Ursprung her.

Aber freilich, was konnte ein so vereinzelter Fall die Verrufenen sammt und sonders rein waschen! Wie unrein alle die Ausgestoßenen waren, davon weiß der „Wehe schreiende Stein Husums" rührende und ergötzliche Beispiele zu vermelden. Dieser schreiende Stein ist nämlich ein Büchlein, 1687 in Hamburg anonym, 1699 in Schleswig mit des Autors Namen erschienen, dessen Titel vollständig lautet: „Der Wehe schreiende Stein über die Greuel, daß man die Diener der Justiz nicht zu Grabe tragen, auch ihren Frauen in Kindesnöthen niemand helfen wollen, aufgerichtet zu Husum 1685, von einem Hauptparticipanten der Leiden, so der Magistrat darüber eine gute Zeit lang ausgestanden." Verfasser besagten Opusculums ist der Stadtsecretarius Herr Augustus Giese, ein gelahrter und humaner Mann, der sein Herzeleid für den gesammten hochweisen husumer Rath in schweren Seufzern ausstößt. Unsereins denkt sich eine Magistratsperson von früher her nicht anders denn in steifer Perrüke und mit gravitätischer Amtsmiene. Hier kann man erfahren, was ein Rathsherr alles auszustehen, welche schwere Noth er zu überwinden hatte, „Greuel unter getauften Christen, daß der Himmel darüber erschwarzen möchte". Dieser gesammte husumer Betteltanz hob ungefähr um 1630, als Meister Möller, der Scharfrichter, gestorben war, an. Besagter wurde durch sechs übelberufene Subjecte, die sogenannten Bierträger, zu Grabe getragen, aber in einem so skandalösen Aufzuge, daß es eine Schande zu sehen war. Künftig sollte es besser gemacht werden. Nun starb der Sohn und Nachfolger des vorigen, ein tadelloser Dienstmann der Justiz. Die Bierträger sollten es nicht mehr sein, allein andere Männer waren schlechterdings nicht an die Bahre heranzubringen. Edicte von Gottorp kamen geflogen, „daß jeden Strafe träfe, der sich weigerte, die Bahre anzufassen, nachdem der Magistrat die Bahre zuerst angefaßt hätte. Also geschah es, und der gesammte Rath hub und trug den seligen Henker über drei Schritte weit. Doch da man sich nun nach den übrigen sechs Trägern umschaute, da waren drei entwischt, sie hatten sich heimlich „absentiret". Erst nach vielem Bitten und Betteln brachte der Rath den seligen Henker noch ziemlich anständig unter die Erde. Darauf starb ein Rademacher und der Tanz ging von neuem an, denn der Rademacher, hatte einst dem Scharfrichter das Todtenhemd angezogen. Niemand wollte Hand an den Rademacher legen. Da faßte der Rath einen kühnen Entschluß. Er vermehrte die Nachtwächter auf neun Mann unter der Bedingung, daß sie fortan all den

unehrlichen Kram von Bütteln, Schergen und Henkern zu Grabe trügen Ein Weilchen ging das sehr gut. Nun verblich aber eines Tags eines Nachtwächters Kind, und der weise Rath saß wieder in der Tinte. Die Handwerker weigerten sich das Kind zu tragen. Erst auf gemessenen Befehl von Gottorp aus gehorchten sie. Es war aber nicht allein bei Beerdigungen so. Da kam in der Fronerei ein Frauensmensch nieder, doch nirgends war ein Pathe aufzutreiben, der bei der Taufe des Kindes hätte sein mögen. Dann wieder wollte sich die Frau eines „Rackerknechts" entbinden lassen, da hätte nun Herr Augustus Giese selbst als Hebamme hinlaufen können. Kurz und gut, der husumer Rath hatte seine heißen Stunden. Wenn es nur hieß, daß ein Schinderknecht oder etwas Aehnliches erkrankt sei, so bekam es Herr Augustus mit der Angst, er wäre hingegangen und hätte jenen gern gebeten, doch um alles in der Welt nur leben zu bleiben; denn kam es zum Aeußersten, so mußte sich der hohe Rath eines einzigen solchen Rackerknechts wegen tagelang abstrapaziren, um nur das bischen menschlichen Staub unter die Erde zu bringen. Man kann es Herrn Augustus Giese gewiß nicht verargen, wenn er bei jeder derartigen Todespost verzweiflungsvoll ausrief: „Unglück, nu gah dinen Gang!" Wir aber, nein, wir wollen uns Husum, in dem es so deutsch zugegangen, durch die Dänen nicht nehmen lassen. Jetzt begreifen auch wir es, daß Schleswig-Holstein urdeutsch ist.

Im zweiten und dritten Abschnitte erzählt uns Beneke noch vielerlei von unehrlichen Dingen, den Galgenbauten und dem Eselsbegräbniß und vom Ehrlichsprechen. Durch mehrfache Reichsgesetze aus den Jahren 1548, 1577 u. s. w., endlich 1731 ward der größte Theil der Unehrlichen und Verrufenen ehrlich gemacht, ohne daß natürlich die Volksmeinung davon Notiz nahm. Jetzt nun sind wir alle ehrlich, vom General bis zum Besenbinder hinunter, selbst den Schinder muß man fein Abdecker nennen. Ob wir aber mit dieser allgemeinen Ehrlichkeit weiter gekommen sind, ob das Mittelalter in seinen Sym- und Antipathien nicht aufrichtiger war? Vor den Augen der Welt wird man durch niemandes Berührung mehr ehrlos, höchstens daß man sich den Aermel abwischt, wenn man von einem Strolche gestreift ist. Aber hinter dem Rücken, wie wischen wir uns die Hand ab, dieselbe Hand, die kurz vorher die Hand eines Bettlers gedrückt hatte! Wie oft schlagen wir uns an die Brust, wenn wir vielleicht in eine Butike gerathen sind: „Gott, ich danke dir, daß ich nicht bin....!" u. s. w. Es ist ein eigen Ding um unsere allgemeine Ehrlichkeit. Nun und wenn sie gegenwärtig alle ehrlich sind, eine Klasse von Menschen ist noch jetzt halb und halb vogelfrei. Nicht etwa die Komödianten sind es, denn mit denen schäkern Fürsten und Grafen, nicht die Feuerfresser, denn sie alle sind Künstler, aber — aber — die Schriftsteller sind es. Ihnen hätte Beneke doch auch ein Kapitelchen gönnen sollen. Niemand ist gegenwärtig mehr verrufen, nur der Schriftsteller ist es. Schämt sich doch der Schriftsteller meist selbst seines Titels und sieht auf seinesgleichen hinab. Und wenn jemand mit dir jetzt noch so schön thut und du sagst ihm schüchtern: „Schriftsteller bin ich", dann wird sein Gesicht länger und immer länger und ein „Ach so" kommt über seine Lippen. Wenn doch Beneke diesem „Ach so" in seinem höchst lesenswerthen Buche auch ein Plätzchen eingeräumt hätte!

2. Die Hexe. Von J. Michelet. Ins Deutsche übertragen von R. Klose. Leipzig, R. Schaefer. 1863. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wie ist das Buch geschrieben? So eigenthümlich geistreich, daß es nur Sache auserwählt Gebildeter sein wird, das Buch im vollen Maße zu genießen. Es ist das Product eines französischen Akademikers, der sich in den letzten Jahren durch seine Bücher über die „Liebe", über die „Frau" einen glänzenden Namen erworben. Freilich, um das Buch ganz zu genießen, müßte man es in der Ursprache lesen, es scheint uns doch, als eignete sich die Michelet'sche Geistreichigkeit nur halbwegs für den deutschen Stil. Es ist ein gewisser sprachlicher Nebel, in dem wir uns zu befinden glauben; wir erkennen die Gedanken wie durch einen Schleier; kaum daß wir daran sind, einen der Gedanken festzuhalten, so hat den ersten schon ein zweiter abgelöst, und auch der zweite zieht sich schüchtern vor einem dritten zurück, sobald wir dem zweiten etwas auf den Leib rücken. Das alles mag in der französischen Sprache großen Reiz ausüben; selbst diese kurzen, oft kaum eine Seite langen Abschnitte mit ihrem Striche darunter und durch das ganze Buch hindurch immerfort diese kurzen Abschnitte und immerfort diese Striche, sie mögen den Reiz wesentlich erhöhen; in unserm biderben Deutsch dagegen will uns die Methode nicht recht zu Herzen gehen, wir fühlen uns fortwährend auf einem Gedankenmeere hin- und hergeschaukelt, hören fortwährend geistreiche Klänge, bald aus der Nähe, bald aus der Ferne, und dürfen doch unserm eigenen Gehör und Gefühl nicht recht trauen, ob das am Ende nicht alles Spiegelfechterei und ein schönes, aber irriges Nebelbild sei, was wir für die wirklichste Wirklichkeit annehmen zu müssen glaubten. Es stimmt indeß zu dieser gewissen geistreichen Methode die ideallstische Schwärmerei für das Weibliche, wie es in den andern Büchern Michelet's vorwaltet, und es soll niemand kommen und sagen, es sei diese Schwärmerei nur eine Ziererei eines geistreichen Kopfs, der in die Welt hinein nur halbe Blicke wirft und sich am Schreibpult erst die Menschheit zustutzt und anpinselt, wie es ihm passend dünkt. Nein, gewiß nicht! Denn, wo es wie in der Gegenwart und nicht blos in der französischen Literatur geschieht, daß der materialistischen Richtung gemäß in der schöngeistigen Literatur das weibliche Geschlecht immer mehr in seiner Nacktheit aufgedeckt wird, daß man sich wol bacchantisch darüber berauscht, wie das menschliche Geschlecht in zwei Hälften zertheilt sei, in den Mann und in das Weib, und daß unsere Romanschriftsteller mit den Medicinern und Physiologen um die Wette höhnisch die Stellen aufsuchen, wo das Weib anders aussieht als der Mann, oder mit mikroskopischer Genauigkeit aus den Körpertheilen herausdeduciren, wodurch ein neues Wesen

entsteht und wie sich die Menschheit fortpflanzt: da kann es nicht fehlen, daß ein Akademiker im idealistischen Streben und in ganz entgegengesetzter Weise das weibliche Geschlecht mit dem Zauberschleier des Geheiligtseins vor jeder zu unzarten Berührung bedeckt, sich aus dem Weibe einen Extract destillirt und diesen Extract der Welt als den Inbegriff der Weiblichkeit hinhält.

Was ist in dem Buche beschrieben? Nun, der Titel sagt es: die Hexe! Er gefällt uns nicht recht, der Titel. Und doch wüßten wir augenblicklich für das Buch keinen andern. Was bedeutet der Name Hexe nicht alles. Von jenen grauenerregenden Weibern, wie sie uns die ersten Scenen des „Macbeth" zeigen, bis hin zu den kleinen Schelmen, die wir mit einem zarten Schlage auf die Wange „du kleine Hexe" tituliren, welche Mittelglieder liegen nicht dazwischen! Historisch sucht Michelet den Begriff der Hexe zu erörtern, er hat dazu Studien der umfangreichsten Art gemacht, er als Franzose hält den Blick zwar immer auf sein Heimatland gerichtet und zieht die Beispiele zumeist von französischem Boden ab; aber er thut dies doch nicht zu einseitig, er weiß selbst in Deutschland, wenn auch nicht übermäßig viel, doch wenigstens genügend Bescheid. Und er entwickelt nun, wie die Hexen des Alterthums geachtete und erfahrene Frauen waren, Segenspenderinnen, die aus den Kräutern des Waldes heilsame Säfte für den Kranken und Schwachen zu ziehen wußten, die dem Weibe beistanden, wenn es in der schwersten Stunde, wo es ein neues Wesen ins Leben setzen sollte, des Raths und der Hülfe bedurfte. Da lag noch kein Makel auf der Hexe, da wandelte sie noch friedlichen Fußes an der Seite der alten Götter, stand wol mit ihnen im geheimen Bunde der Weisheit, und eine Sibylle Roms, die drei ihrer Bücher ins Feuer werfen und abermals drei hineinwerfen konnte, wird niemand ein verworfenes Wesen schimpfen dürfen. Aber als die alten Götter gestorben waren und doch noch fortlebten, wenigstens in Erinnerungen, in Festen, in Anspielungen, in Namen von Oertern und Plätzen, als der Christengott anfing, sich in seiner Hoheit vereinsamt zu fühlen und sich ein Kehrbild, den Teufel, beifügte, da wurden aus den Hexen greuliche Ungeheuer, lederfarbene Bestien, die Schrecken aller guten Christen, die Gattinnen des Satans und eine unter ihnen alterte und alterte immer mehr, sodaß sie eines Tags für des Teufels Großmutter gelten konnte. Phantasiebilder vermischten sich mit der Wirklichkeit, und die Hexe ward ein Schreckbild. Alte Frauen suchten wol noch an den Kreuzwegen, auf Kirchhöfen und in Ruinen nach Kräutern, aus denen sie heilsame Säfte ziehen konnten, aber jetzt waren es nur Gifttränke, Zauber- und Liebestränke, die sie brauten; wenn sie murmelten, so behexten sie Menschen und Vieh, und niemand war sicher, ob er nicht den Teufel unversehens selbst in den Leib bekäme. Phantasie vermischte sich mit der Wirklichkeit, und so wurde aus dem Hexensabbat eine wüste Orgie, an der der Teufel in eigener Person theilnahm, während der Hexensabbat, wie er wirklich war, nur eine Auflehnung der niedern Stände gegen die christliche Sitte und die christliche Ehe in Gestalt einer geheimen nächtlichen Feier bedeutete, ein Verbrüderungsfest der Unfreien und Unterdrückten. Daß die Hexe in der christlichen Zeit so sehr leiden mußte, war es nicht vielleicht, weil sich die christliche Kirche nicht zwischen der Ehe und der Ehelosigkeit hatte abfinden können? Liegt nicht etwas darin, daß zu einer Zeit, als die Vestalinnen in ihrer Ehelosigkeit heilig waren, eine Hexe noch nicht ein Schrecken der Menschheit sein konnte? Später, als das Cölibat in die christliche Kirche eingeführt wurde, war es zu spät, oder es geschah verkehrt, und je mehr Nonnenklöster entstanden, desto mehr sank die Hexe zu einem Futter für den Scheiterhaufen hinab, bis sich mit der alten Mumie zuletzt nicht einmal mehr der Inquisitor befassen mochte.

Das alles erzählt uns Michelet im Halbdunkel. Wir hören und sehen und doch wird es nicht recht klar um uns, wir wohnen dem Hexensabbat bei und doch verschwindet das Gesammtbild zwischen einzelnen losen Farbenstrichen. Leider steht Michelet's Buch in der letzten Hälfte nicht auf gleicher Höhe wie in der ersten. Wir dachten, er werde die Hexe nicht sterben lassen, wir dachten, er werde uns weiter führen und erklären, wie die Hexe auch noch jetzt fortlebe. Aber nein, da begräbt er sie mit Haut und Haar, mit Knochen und Fleisch und stellt sich auf ihr Grab, damit sie ja nicht wieder hervorkomme. Und zuvor hat er Scheiterhaufen angezündet und hat Processe geführt, einen um den andern, daß wir uns nach Temme sehnen, in der Meinung, wenn das Buch einmal durchaus einen Ausgang mit einer Anzahl Criminalprocesse nehmen soll, daß dieser es dem französischen Akademiker Michelet noch zuvorthun möchte.

Ja, er steht noch da, der Akademiker Michelet und, den einen Fuß auf dem Grabe der Hexe, declamirt in einem Schlußsatze geheimnißvolle Sätze und geheimnißvolle Gedanken, hinauf wirbelt seine Stimme bis zur Sonnenhöhe und hinein schaut er in diese Sonne der Geistreichigkeit, bis daß ihm die Wirklichkeit unter den Füßen ganz zu schwinden scheint. Und doch steht er noch auf dem Grabe der Hexe. Kann er wirklich nicht den Bezug zur Gegenwart finden, oder will er ihn nicht finden? Kann er nicht, nun so hätten wir es wieder: kritisiren können sie wol die Vergangenheit, diese Akademiker, aber die Gegenwart erkennen, nein, dazu flimmert ihnen die Gelehrsamkeit zu sehr vor den Augen. Will er nicht, nun ein Michelet wird doch nicht feige sein, um der Gegenwart nicht einen Spiegel vorhalten zu mögen. Oder ist er der feine Satiriker, meint er: geht nur selbst weiter, wozu soll ich euch die Bezüge auf die Gegenwart noch andeuten, ihr findet sie selbst. Nun dann wollen wir gehen und durch alle die Locale der Weltstädte, in denen es nachts um die zwölfte Stunde erst lustig wird. Da und dort sind erleuchtete Fenster, der ehrbare Bürger kennt sie nicht oder darf sie nicht kennen, auch ein Michelet bekreuzt sich wol, wenn er an ihnen in später Nachtstunde vorbeikommt und eilt fröstelnd der Heimat zu. O, sie existiren noch die Hexen, und die Hexensabbate erst

recht. Nur wird keine dieser Hexen mehr verbrannt, und die Hexensabbate finden sogar unter stillschweigender polizeilicher Erlaubniß statt. Jedermann stehen sie offen, auch dem Philister. Aber der Philister liebt eine gewisse Sitte und darum hat er keinen Beruf, das Leben kennen zu lernen, wie es wirklich ist. Welch ein Stoff für Michelet, auf diese Weise den Uebergang von der alten Hexe zu der jungen zu machen, zu beweisen, wie auch heute noch, gleich jener Auflehnung der Unfreien gegen die Freien im Hexensabbate, das Hexenthum in der Auflehnung gegen die bürgerliche Sitte und die Heiligkeit der Ehe vollauf besteht. Brauchte er darüber zum Hexensabbatsvater zu werden? Gewiß nicht! Er hätte uns aber gezeigt, wie es in der Gegenwart mit der Emancipation des Fleisches bestellt ist und daß dagegen alle schönen Floskeln von der „religiösen Helle, die er in jedem Augenblick will haben anbrechen sehen", wie Seifenblasen vergehen. „Ein unbeschreibliches Schwarzblau, ein geheiligter Aether, ein Geist machte die ganze Natur zu einem Geiste", declamirt er schließlich, wie uns dünkt, gegen die katholische Kirche, die wahrscheinlich die „künftige Verklärung", die „gehofften Entzückungen des Lichts", wie sie Michelet sich träumt, verdunkelt hat, und besprengt dabei die Menschheit mit dem Weihwasser des Extracts der Geistreichigkeit, den er aus dem Wesen des weiblichen Geschlechts in seiner Phantasie destillirt hat.

Emil Müller-Samswegen.

Gutzkow's „Zauberer von Rom" in zweiter Auflage.

Dritter und letzter Artikel. *)

In unserm letzten Artikel haben wir alle hervorragenden Persönlichkeiten des Romans an uns vorübergehen lassen und sie in ihrem innersten und zugleich gemeingültigen Wesen, in ihrem gedanklichen und organischen Zusammenhange mit der Grundidee und der Uranlage des Ganzen zu erfassen gesucht. Das Ergebniß dieser Untersuchung ist unleugbar ein sehr befriedigendes. Es hat sich auf diesem Wege klar herausgestellt, daß nicht nur sämmtliche Figuren in ihrer Totalität, sondern auch alle wesentlichen Charakterzüge und wichtigen Entwickelungsmomente derselben dem Zweck des Ganzen gemäß erfunden und durchgeführt sind, daß sie nicht blos die Bedeutung von zufällig auftauchenden und spurlos wieder verschwindenden Einzelwesen, sondern die von nothwendigen und bleibenden Elementen, von unvergänglichen Typen besitzen, und daß sie, so angesehen, auch diejenigen ihrer Eigenschaften und Erlebnisse, welche bei oberflächlicher, rein äußerer Betrachtung als willkürlich und bizarr erscheinen, als durch das Ganze geboten und wohl motivirt hervortreten lassen.

Man kann dem entgegen die Frage aufwerfen: ob denn auch wol der Autor selbst seine Figuren in dem von uns angedeuteten Sinne gedacht habe, oder ob nicht vielleicht unsere ganze Auslegung eine bloße Unterlegung sei? Dieser Einwand beunruhigt uns nicht. Im einzelnen kann unsere Auffassung von der Intention des Dichters abweichen; im ganzen und wesentlichen müssen sich beide im Einklang befinden, weil sonst die ganz unzweifelhaft bestehenden und durch Belege nachweisbaren Analogien beider schlechthin unerklärlich sein würden. Damit behaupten wir nicht, daß sich der Autor vorher alles in abstracto so zurechtgelegt habe, wie wir es hinterher gethan haben. Der Dichter braucht so nicht zu denken und denkt in der Regel nicht so. Er denkt von vornherein mehr in concreten Anschauungen als in abstracten Begriffen; aber darum denkt er gleichwol im tiefsten Grunde seiner Seele die Begriffe als die gemeingültigen Kerne der Anschauungen, bewußt oder unbewußt, mit, ja sie sind im Verborgenen sogar die Gesetzgeber und Lenker der in Anschauungen denkenden Phantasie, oder wo sie es nicht sind, da verliert sich eben die Phantasie in planlose, willkürliche Gestaltungen. Wie ein Rechenmeister beim Rechnen mit bestimmten Größen zwar nicht mit vollem Bewußtsein an die in der Rechnung mit allgemeinen Größen sich klar darstellenden Gesetze zu denken braucht, aber gleichwol mit seinem Rechnen zu keinem richtigen Ergebniß kommen würde, wenn nicht die allgemeinen Gesetze sein instinctives Rechnen bestimmten und regulirten: so kann auch der Dichter scheinbar blos mit concreten Gestalten und Thatsachen rechnen; aber wenn sich seine Rechnung als richtig erweisen soll, muß ihr doch ein verborgenes Rechnen mit allgemeinen Begriffen zum Grunde liegen. Nur auf einer Logik der Gedanken baut sich eine stichhaltige Logik der Thatsachen auf. Wer aber diese vollständig verstehen will, der muß sich auch in jene vertiefen, denn Verstehen ist eben nicht durch bloße Phantasiethätigkeit, sondern nur unter Hinzutritt der Erkenntnißthätigkeit zu ermöglichen. Darum glauben wir uns keiner überflüssigen Arbeit unterzogen zu haben, wenn wir bestrebt gewesen sind, durch die vorangehende Beleuchtung der Gutzkow'schen Figuren ein wenig zum tiefern Verständniß derselben beizutragen.

Um so kürzer können wir uns über ihre concrete Gestaltung und poetische Ausmalung aussprechen. Daß diese durch den ihr gegebenen Gedankengehalt nicht gelitten hat, erhellt schon daraus, daß sie in den meisten Figuren schon für sich allein so interessant und fesselnd ist, daß gar viele Leser kaum das Bedürfniß empfinden mögen, nach ihrer idealen Bedeutung zu fragen. Wir verzichten daher hier auf eine Nachzeichnung und überlassen es der Phantasie der Leser, sich den fast unübersehbaren Reichthum an erhebenden und anmuthigen, erheiternden und beängstigenden, ergreifenden und belustigenden Zügen in der Charakteristik der verschiedenen Personen selbst zu vergegenwärtigen. Daß nicht alle in ihrer poetischen Wirkung von gleich glücklicher Anlage und gleich befriedigender Durchbildung sind, versteht sich bei einem so umfangreichen und complicirten Werke von selbst. Zu denen, die am unmittelbarsten ansprechen, sei es durch das Interesse, das wir an ihren Bestrebungen nehmen, oder durch das Ergötzen, welches sie uns bereiten, gehören unstreitig Armgart, Thiebold, Monika, Bonaventura,

*) Vgl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 16 und Nr. 20 d. Bl.
D. Red.

Hendrika Delring, Graf Hugo, Löb Seligmann, Veilchen Igelsheimer, Piter Kattendyk, Hubertus, Grützmacher u. a. Das Interesse problematischer oder geradezu abstoßender, ja grausenerweckender Naturen knüpft sich hauptsächlich an Lucinde, die Hauptmännin Buschbeck, den Kronsyndikus, Bickert, Nück, Olympia, Hammaker, Cajetan Rother, den Staatskanzler, Terschka u. s. w. Minder unmittelbar befriedigend wirken Benno, Paula, Federigo, Fulvia, Klingsohr. Benno z. B. erscheint lange Zeit für die Bedeutung, welche ihm beigelegt wird, nicht bedeutend genug, Paula ist für die Erweckung wärmerer Sympathien doch gar zu geisterhaft, auch Federigo erscheint uns allzu sehr von Nebeln umhüllt, Fulvia will sich uns nicht recht zu einem einheitlichen Bilde concentriren, und an Klingsohr beleidigt uns ein gar zu bizarrer Contrast zwischen dem, was er verspricht, und dem, was er leistet. Bei Figuren dieser Art thut es daher vor allem noth, hinter ihren persönlichen Eigenschaften und Schicksalen die allgemeine Bedeutung zu ergründen. Erst wenn wir sie von diesem Gesichtspunkte aus betrachten, gewinnen wir die Ueberzeugung, daß auch die anstoßerweckenden Züge an ihnen nothwendige, wohldurchdachte und eben dadurch auch das Nachdenken des Lesers anregende Momente sind.

Nach dieser Beleuchtung der Charaktere bleibt uns noch einiges über das Gewebe ihrer Schicksale und Handlungen, über die Erfindung und Ausmalung der Situationen und Katastrophen, über die Schlingung und Lösung der Fäden, kurz über die Führung der Geschichte, über die Anordnung, Zusammenstellung und Darstellung des Stoffs zu sagen. In diesem Betracht bietet der Roman ungleich mehr Angriffspunkte als in den bisher besprochenen Beziehungen, und es kann dies bei der unsäglichen Schwierigkeit, welche mit der künstlerischen Bewältigung eines so massenhaften, verschiedenartigen und großentheils zum ersten male ans Licht gezogenen Stoffs verbunden sind, nicht wohl anders sein. Wo sich eine große Menge von etwa gleichberechtigten Elementen neben- und durcheinander bewegt, da kann der Erzähler das durch das sprachliche Medium vorgeschriebene poetische Gesetz der Successivität nicht festhalten, und sowie er sich davon lossagt, ist er der Gefahr ausgesetzt, in der Vorführung des Gleichzeitigen zuweilen das voranzustellen, was besser nachzustellen gewesen wäre oder umgekehrt, ja bei der Ausspinnung der einzelnen Fäden kann es ihm nur allzu leicht begegnen, Thatsachen von wirklich späterm Datum beträchtlich früher zu erzählen, als solche aus früherer Zeit, und gar häufig vom Hysteron-Proteron Gebrauch zu machen auch da, wo es nicht zur Erreichung ästhetischer Effecte nothwendig war. Dieser schwer vermeidlichen, immerhin aber nach Willkür schmeckenden und darum anstoßerregenden Durcheinanderwürfelung der Zeiten hat sich auch Gutzkow nicht zu entziehen gewußt, und darin scheint uns der fühlbarste Fehler seiner Compositionsweise zu liegen.

Ein anderer hängt damit eng zusammen. Je bunter sich in einem Roman die verschiedenen Fäden desselben durchkreuzen, berühren und verschlingen, um so leichter kann es geschehen, daß man, indem man einen dieser Fäden als den gerade dominirenden verfolgt, auch die mit ihm in Berührung kommenden beiläufig und transitorisch berücksichtigen muß; hierbei wird aber der Erzähler gar leicht verführt, Dinge zuerst blos nebenher und gelegentlich zur Sprache zu bringen, die hinterher, wenn die Entwickelung eines andern Fadens verfolgt wird, als Hauptfacta und entscheidende Katastrophen behandelt werden müssen. Auf diese Weise erfährt der Leser gar manches früher, als er das volle Interesse dafür zu gewinnen vermag, er erfährt manches als Nebensache, was ihm von vornherein als Hauptsache vorgeführt werden sollte, und er erfährt von manchem im voraus das Endresultat, was ihn später durch seinen Verlauf, durch seine Verwickelung und allmähliche Entwickelung reizen und spannen soll. Solche Vorwegnahmen hat sich Gutzkow sehr häufig erlaubt, ja er hat sie mit solcher Vorliebe angewandt, daß es fast scheint, als habe er sie mit Absicht in Scene gesetzt. Manches läßt sich allerdings dafür sagen. Auch im Leben tritt uns gar vieles zunächst in blos nebensächlicher Bedeutung entgegen, was uns später ein Gegenstand von höchster Wichtigkeit wird; wir erfahren vieles zunächst in den allgemeinsten Grundzügen, was uns später durch sein Detail fesselt; wir lesen z. B. in den telegraphischen Depeschen zuerst die Resultate und erst hinterher die Modalitäten, unter denen sie zu Stande gekommen sind. Warum — kann Gutzkow für sich anführen — soll es im Roman, dem Bilde des Lebens, nicht ebenso sein?

Ich bin weit entfernt, einem derartigen Raisonnement unbedingt entgegentreten zu wollen. In gar vielen Fällen wird der Dichter nicht nur so verfahren können und dürfen, sondern sogar so verfahren müssen, nicht nur um seinem Lebensbilde eine realistische Naturwahrheit zu geben, sondern zuweilen auch in der rein künstlerischen Absicht, den Leser durch eine vorausgeschickte Belehrung über den Ausgang einer Verwickelung zu einer ruhigern, minder ungeduldigen Verfolgung des Entwickelungsprocesses, zu einem behaglichern Genusse der auf dem Wege zum Ziel sich darbietenden Schönheiten fähig zu machen. Trotzdem will es mir scheinen, als ob Gutzkow von dem gedachten Verfahren häufiger Anwendung gemacht habe, als durch die Sache oder durch die Rücksicht auf die ästhetische Wirkung geboten war. Wenn er uns wichtige Figuren, wie Paula, Armgart, Monika u. a. in Lucindens Jugendgeschichte zuerst nur ganz gelegentlich vorführt, wenn er uns die ehelichen Verhältnisse zwischen dem Kronsyndikus und Fulvia zunächst nur in den nebelhaften Bildern eines von Lucinden belauschten Traumes zeigt, so finden wir diese, wie viele andere Vorandeutungen vollkommen gerechtfertigt und zweckgemäß. Wenn er uns aber mit der den eigentlichen Angelpunkt der ganzen Geschichte bildenden Erbschaftsangelegenheit Paula's und des Grafen Hugo zuerst ebenfalls nur gelegentlich in einem Gespräch zwischen Benno und Bonaventura in Form eines fast trockenen juristischen Referats bekannt macht,

oder wenn er uns in dem rück- und vorblickenden zweiten und dritten Kapitel des achten Buchs eine Masse von Endergebnissen verräth, deren Antecedentien in der nachfolgenden Erzählung des Details nicht mehr spannend und gewichtig genug erscheinen, um noch die volle Wirkung üben zu können, so vermögen wir in diesen und einigen ähnlichen Anticipationen ein ausreichendes ästhetisches Motiv nicht zu erkennen.

Abgesehen von diesen Transpositionen des Vorher und Nachher, des Hauptsächlichen und Nebensächlichen ist der Gang, welchen der Roman im großen und ganzen nimmt, durchaus sachgemäß und nicht weniger den künstlerischen Gesetzen, wie dem Bedürfniß der Unterhaltung entsprechend. Jedes der neun Bücher hat in gewissem Grade seinen eigenthümlichen Charakter, bezeichnet einen bestimmten Abschnitt in der Entwickelung des Ganzen und hat zugleich insoweit eine innere Abrundung und Concentration, als es der Bedeutsamkeit eines Gliedes angemessen ist. In den beiden ersten Büchern ist die Bewegung eine noch vorherrschend einheitliche. Lucinde ist der Faden, welchem alles aufgereiht oder angeknüpft ist. In den folgenden Büchern wird sie mannichfaltiger und bunter: ein oft unruhig erscheinendes Hin- und Herspringen ist nicht mehr zu vermeiden; aber der Autor hat dafür gesorgt, daß diese Mannichfaltigkeit theils durch wirksame Contraste dem ästhetischen Bedürfniß nach Zerstreuung und Erregung, theils durch Wahrung eines localen und idealen Gesammtcharakters dem Verlangen nach Concentration und Beruhigung Genüge leistet. Mit Geschick weiß er in jedem Theil ein neues Interesse anzuregen, allmählich in Schwankungen auf und ab weiter zu führen und schließlich zu einem Gipfelpunkt zu steigern. Vor allem ist ihm dies im dritten, vierten, sechsten und siebenten Buch gelungen, während im fünften Buch, dem längsten und innerlichsten von allen, der Culminationspunkt der Spannung in die Mitte, also in das Centrum des Ganzen, gelegt ist. Dieses Centrum des Umfangs ist aber zugleich das Centrum des Inhalts, die Peripetie des im Roman sich abspinnenden Dramas: denn der durch den Schloßbrand in Westerhof bewirkte Scheinsieg des alten Katholicismus über den ihm feindlich gegenüberstehenden Protestantismus ist zugleich der Anfang seiner Niederlage und die erste Anbahnung eines geläuterten Katholicismus, in welchem sich die kirchliche Spaltung wieder zu versöhnen vermag. Die beiden naturgemäßen Hauptpartien einer jeden erzählenden Dichtung, der die Verwickelung und der die Entwickelung enthaltende Theil, sind also mit Sorgfalt und Gleichmaß gegeneinander abgewogen.

Noch übertroffen wird die Oekonomie und Gliederung des erzählenden und schildernden Inhalts durch seine fast unübersehbare Fülle an glücklich erfundenen oder neu dem Leben abgelauschten, treu nachgezeichneten und in der verschiedensten Weise effectvollen Scenen. Sieht man von den vorzugsweise der Gedankenentwickelung gewidmeten Partien und den bereits als störend bezeichneten summarischen Vor- und Rückblicken ab, so ist die Zahl der Stellen, die wir von seiten ihres ästhetischen Eindrucks als ungenügend oder verfehlt zu nennen hätten, in Vergleich mit der Menge derer, die uns von der einen oder andern Seite unwiderstehlich packen und fesseln, eine verschwindend kleine. Zu den Abschnitten, bei denen sich das Interesse mehr oder minder abkühlt, möchten etwa gehören: Lucindens Erlebnisse in Hamburg, Kiel und in der Serlo'schen Familie, die Beziehungen zwischen Hammaker und Nück, die zu ausführliche Schilderung Müllenhofs und des Familienlebens in Westerhof, die zu detaillirte Beschreibung von Benno's Reise nach Wien und besonders der ein wenig anorganisch zusammengetragene Inhalt des zweiten und dritten Kapitels im achten Buch. Wie unvergleichlich groß und mannichfaltig ist dem entgegen die Fülle des mächtig Durchschlagenden und Wirkenden. Man wird im Kreise der ästhetischen Eindrücke so leicht keine Nuance aufzuweisen vermögen, die nicht durch eine oder mehrere Scenen vertreten wäre. Das Beängstigende, Düstere, Schaudererregende begegnet uns z. B. im Leben und Tode der Hauptmännin Buschbeck, in den Auftritten zwischen dem Kronsyndikus, Lucinde und Klingsohr, welche der Ermordung des Deichgrafen folgen, in Lucindens Weg mit Bickert durch die unterirdischen Gänge, im Schloßbrand von Westerhof u. s. w., das menschlich Ergreifende und Rührende im Tode Angiolinens, im ersten Zusammentreffen Benno's mit seiner Mutter, im Hinscheiden der Gräfin Erdmuthe, im schließlichen Wiederzusammenfinden Benno's und Armgart's und in verschiedenen Situationen Bonaventura's, besonders am Lager der träumenden Paula und am Sterbebett seines Vaters. Durch gewichtvollen Ernst und Anregung höchster Glaubens- und Lebensfragen fesseln die Theologenconferenz zu Kocher am Fall, die Audienz Bonaventura's und des Pater Sebastus beim Kirchenfürsten, Bonaventura's Erlebnisse im Beichtstuhl, der geheime Verschworenenconvent bei Bertinazzi in Rom und die Waldenserversammlung im Silaswalde. Die Freunde des Romantischen, Duftigen, Sentimentalen erhalten hauptsächlich Nahrung durch die Visionen Paula's, durch Züge aus dem Leben Serlo's, durch das Abenteurerleben des Pater Hubertus u. s. w.; die des Anmuthigen, Naiven, Lebensfrischen durch die Ausflüge und Fluchtversuche Armgart's, durch die um Thiebold sich bewegenden Auftritte, durch die Schilderungen des wiener Gesellschaftslebens, und in noch höherm Sinne durch die Erscheinungen Monika's und Ulrich's. Ganz besonders reich ist das Pikante, Ergötzliche, Humoristische vertreten. Es gehören dahin besonders die Scenen, welche Lucinde, den Kammerherrn Jerôme, den Gensdarmen Grützmacher, den Wachswaarenfabrikanten SchnuppHase, den widerhaarigen Piter Kattendyk, den überall hülfsbereiten und dienstfertigen Löb Seligmann, den katholisirenden Philosophen Püttmeyer, die Gebrüder Fuld und die Hebamme Schmeling zum Mittelpunkt haben; namentlich sind Piter Kattendyk's Gesellschaftsabend und Löb Seligmann's Verhalten beim Fuld'schen Diner trefflich erfundene Scenen von echtester Komik; ebenso die Selbstgespräche des sich selbst certiren lassenden Kammerherrn. Jedenfalls ist also das

Ganze eine Composition, in welcher, wie nicht leicht in einem andern Roman, die verschiedensten Geschmacksrichtungen und alle Bedürfnisse des Schönheitssinns Befriedigung finden.

Der Mannichfaltigkeit und Verschiedenartigkeit des Inhalts schmiegen sich Stil und Darstellung mit entsprechender Volubilität und Vielseitigkeit an, und wir begegnen daher, indem wir der Erzählung des Dichters folgen, bald der höhern, bald der niedern, bald der reich ausgestatteten, bald der einfach gehaltenen, bald der pikanten, bald der naiven, bald der gewählten, bald der volksthümlichen, bald der stetigen und behaglich fortschreitenden, bald der kurzen und springenden Diction; und inmitten aller dieser Modificationen vermissen wir an derselben auch den die Einheit bedingenden, alle Stimmungen beherrschenden Grundton nicht. Auf die möglichst vollkommene Durchbildung dieses Grundtons und die Gestaltung desselben nach den Forderungen der Aesthetik und Stilistik ist hauptsächlich der Autor bei der Herstellung der vorliegenden Neuauflage bedacht gewesen. Machte sich bei der ersten Auflage eine allzu dominirende Vorliebe für den sprunghaften, coupirten, pikanten Stil bemerklich, so hat es sich der Autor angelegen sein lassen, den ganzen Roman in dieser Beziehung einer sorgfältigen Ueberarbeitung und Durchfeilung zu unterwerfen, sodaß jetzt die Gesammtdarstellung durchaus den Charakter jener Ruhe, Continuität und Natürlichkeit trägt, wie sie der epischen Vortragsweise und namentlich einer so umfangreichen Erzählung angemessen ist; und damit ist zugleich der große Vortheil gewonnen, daß nun der coupirte Stil überall da, wo er durch den Stoff geboten wird, von weit größerer Wirkung ist. Zugleich ist der Autor bemüht gewesen, überall dem Leser das Verständniß zu erleichtern und ihn namentlich durch Aufsetzung hellerer und klarerer Lichter — besonders bei den Uebergängen von einer Partie zur andern — in die innern Motive und in den innern Zusammenhang des organischen Gefüges tiefere Blicke thun zu lassen. Auch auf die Anordnung, Gruppirung und Gliederung des Stoffs, auf die Wahl des Ausdrucks, auf die Ausmerzung sprachlicher Härten oder Flüchtigkeiten hat sich die Revision des Autors erstreckt, und zwar in so eingehender Weise, daß kaum eine Seite, ja kaum ein Satz zu finden sein möchte, an dem sich nicht die Spuren seiner nachbessernden Hand sichtbar machen. Er hat daher nicht zu viel behauptet, wenn er im Vorwort selber sagt: „Sicher tritt mein Werk in dieser neuen Auflage freier von den Spuren des nicht leichten Schaffens auf, ruhiger in der fortschreitenden Bewegung und sowol dem Verständniß, wie dem wünschenswerthen Genuß des Lesers mehr entgegenkommend."

Schließlich hätten wir nun noch ein Wort über die im Roman sich aussprechende Weltanschauung, über die Wahrheit der darin geschilderten realen und die ethische Würde der darin erstrebten idealen Welt zu sagen. In dieser Beziehung ist natürlich das Urtheil mehr als in jedem andern Betracht durch den allgemeinen Standpunkt des Urtheilenden bedingt. Wer einmal — aus was für Gründen auch immer — den Katholicismus, wie er ist, bereits für vollkommen oder wenigstens für eine unerlaßliche Bedingung des menschlichen Daseins und Glücks hält und die Erstrebung eines höhern Ideals für Phantasterei oder frevelhaftes Rütteln am Allerheiligsten ansieht, der kann sich natürlich weder mit den Schilderungen, noch mit den Tendenzen des Verfassers in Uebereinstimmung befinden. Und umgekehrt werden auch diejenigen, welche einseitig und hartnäckig im Protestantismus oder in der Beseitigung aller Religion, aller auf das Uebersinnliche gerichteten Bestrebungen und Anstalten das alleinige Heil erblicken, von den Anschauungen und Zielen des Autors nicht befriedigt sein, weil sie finden, daß darin dem schlechthin Werthlosen zu viel Beachtung gewidmet und nur Halbes und Unzureichendes erstrebt wird. Um daher des Dichters Werk in dieser Hinsicht zu würdigen, muß man durchaus auf einem gleich freien und unbefangenen Standpunkt stehen, wie der Dichter selbst, d. h. man muß ein offenes Auge haben ebenso wol für das aus der Vergangenheit stammende Gegebene, wie für das noch im Schos der Zukunft ruhende Zuerstrebende, man muß am Gegebenen nicht blos die verwerflichen, sondern auch die erhaltungswerthen und fortbildungsfähigen Elemente zu erkennen vermögen, und bei dem Zuerstrebenden nicht blos das Ideal als solches, sondern auch die Bedingungen der Realisation, die zum Zweck führenden Mittel ins Auge fassen. Wer aber dieser Forderung entspricht, wer seine Stellung in der rechten Mitte zwischen einem bornirten Realismus und extravaganten Idealismus, zwischen einer einseitig conservativen und einer einseitig destructiven Lebensrichtung nimmt, der muß einräumen, daß Gutzkow trotz aller Schonungslosigkeit, mit welcher er die Blößen und Schäden des factischen Katholicismus aufgedeckt hat, dennoch auch seinen guten und segensreich wirkenden Zügen gerecht geworden ist, und daß das Ideal, welches er als das zunächst zu erstrebende Ziel aufstellt, trotz den Zugeständnissen, die er dabei auch den Forderungen menschlicher Schwächen und überkommener Dogmen und Formen macht, ein in hohem Grade erstrebenswerthes und zur Aussöhnung der die Gegenwart bewegenden Conflicte geeignetes ist. Eher läßt sich mit dem Dichter darüber rechten, ob die von ihm zur Erreichung dieses Ideals in Bewegung gesetzten Mittel innerhalb der wirklichen Welt im Stande sein würden, einen so totalen Umschwung der kirchlichen und politischen Verhältnisse herbeizuführen; und nicht wenige werden sein, welche wünschen möchten, er hätte dazu noch feurigere und thatkräftigere Charaktere als Federigo, Bonaventura und Ambrosi in den Kampf geführt. Indessen läßt sich darüber schwer ein entscheidendes Wort sprechen. In der Geschichte des Geistes und namentlich in der Geschichte der Religionen hat nicht selten die im stillen wirkende Kraft größere Wunder gewirkt, als die mit Gewaltmitteln wirkende, und die Entstehung des Christenthums selbst ist ein Beweis dafür, welche unwiderstehliche Macht in der Macht des Duldens liegt. Vielleicht aus ähnlichem Grunde hat der Verfasser von seinem poetischen Bilde der Reformbewegung auch

den directen Einfluß der außerkirchlichen Mächte, namentlich den der freien Wissenschaft und Kunst, des fortschreitenden Constitutionalismus, des industriellen Verkehrs und der rasch um sich greifenden Volksbildung fern gehalten, und wenn demzufolge seine katholische Welt isolirter und in sich abgeschlossener erscheint, als sie in Wahrheit ist, so ist andererseits damit zur Anschauung gebracht, daß die Kirche auch von jenen Mächten Keime genug in ihrem eigenen Schose birgt, um sich zum vorschwebenden Ideal rein aus sich selbst entwickeln zu können. Und dies zu zeigen, hat jedenfalls in der Absicht des Autors gelegen. Es liegt diesem Verfahren die richtige Erkenntniß zum Grunde, daß nur die aus eigener Kraft erkämpften Güter echte und wahrhaft heilbringende Errungenschaften sind.

Die glänzendste Genugthuung und Rechtfertigung haben des Dichters Anschauungen und Bestrebungen durch die Geschichte selbst erfahren. Gar vieles von dem, was er vorausschauend im poetischen Bilde gezeichnet, hat sich seitdem durch die italienische Bewegung im wesentlichen bereits erfüllt, und anderes wird früher oder später seiner Erfüllung entgegengehen. Der Verfasser schreibt im Vorwort zur zweiten Auflage selbst darüber:

Als der erste Band erschien (1858), herrschte in Deutschland noch eine fast allgemeine Unbekanntschaft mit denjenigen Elementen des italienischen Lebens, auf welche mein Werk, namentlich für seine allmähliche Gipfelung, gestützt war. Erst durch die italienische Erhebung erhielt der Gedankengang desselben seine Bestätigung. Die letzten Bände sind lange vor dem Ursprung der „Römischen Frage" in ihrem Inhalt angelegt. Jeder Tag brachte eine Erläuterung mehr zu Verhältnissen, welche ohne den italienischen Krieg ganz in der Auffassung geblieben wären, die wir in Deutschland über Italien durch Wien, München und Augsburg einmal festgestellt sahen. Selbst die evangelische Tendenz Italiens, die Wiederaufnahme des Waldenserthums, auf welche mein Werk begründet war, würde ohne den Krieg nur innerhalb der Kenntnißnahme eines kleinen Theils im deutschen Volke geblieben sein, obgleich die Engländer schon lange ernst und eifrig sich mit diesem Theil der italienischen neuern Bildung beschäftigt haben. Das Leben der Brüder Bandiera, die Agitation Mazzini's, die evangelische Bewegung Piemonts ..., alles das lag bei mir theils schon fertig ausgearbeitet, theils im Plan des Werks bereits zu einer Zeit vor, wo an die Zukunft Italiens, an die Möglichkeit einer gänzlichen Endschaft des geistlichen Rom in Deutschland nur noch wenig geglaubt wurde. Der süditalienische Schauplatz, wo in diesem Roman die Gefangennehmung Frà Federigo's stattfindet, ist derselbe, wo sich vor kurzem Garibaldi ergeben mußte.

Hat sich uns im Hinblick auf diese Uebereinstimmung von Geschichte und Dichtung der Blick des Dichters als ein divinatorischer bewährt, so dürfen wir hoffen, daß sich auch die Zukunft im wesentlichen seinen allgemeinen Anschauungen gemäß entwickeln werde. Indem wir unsere desfallsigen Wünsche den seinigen anschließen, geben wir ihnen mit seinen eigenen Worten Ausdruck:

Möge der Geist, aus welchem das Ganze geschaffen wurde, der Geist der Befreiung und Erlösung, siegreich bleiben bei den Anfechtungen, die ihm schon wieder mächtig entgegentreten. Verdunkeln kann sich die lichte Aussicht, mit welcher unser neuntes Buch abschließt, die beiden Fragezeichen der Jahreszahl (18??), die dasselbe bezeichnen, können sich in drei verwandeln und des Traumes Erfüllung erst dem 20. Jahrhundert überlassen; aber das ewige Wort, von dem es heißt: Es ist bei Gott und Gott selbst ist dies Wort! wird darum nicht zu Schanden werden. Den Zug des Weltgeistes zur Natur und zum einfach Wahren hält keine Lüge, keine noch so geharnischte weltliche Rüstung, am wenigsten eine einzige, wenn auch bedeutsame Persönlichkeit auf. Wenn die römische Kirche auf das Wort der Schrift sich zu berufen pflegt: „Und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwinden", so wird die Ueberwindung dennoch kommen; es ist eben nicht die Hölle, die sich gegen Rom auflehnt, sondern der Himmel.

Mit diesen Schlußworten des Vorworts sei auch unsere Würdigung dieser der neuesten Weltgeschichte theils zur Seite, theils voranschreitenden Dichtung geschlossen.

Adolf Zeising.

Zur Geschichte der portugiesischen Entdeckungsreisen.

Prinz Heinrich der Seefahrer und seine Zeit. Mit einer Einleitung über die Geschichte des portugiesischen Handels und Seewesens bis zum Anfange des 15. Jahrhunderts. Aus den Quellen dargestellt von Gustav de Veer. Danzig, Kafemann. 1864. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die portugiesischen Entdeckungen im 14. und 15. Jahrhundert repräsentiren eine der großartigsten Epochen in der Weltgeschichte. Sie hatten nicht nur die Auffindung der Canarischen und Azorischen Inseln, der ganzen Westküste Afrikas und den Seeweg um das Cap der guten Hoffnung nach Indien zur Folge, sondern auch die Entdeckung Amerikas. Denn viele Spanier, unter andern auch ein Verwandter von Columbus, betheiligten sich an den Entdeckungsfahrten der Portugiesen, welche Heinrich der Seefahrer aussandte. Eine Specialgeschichte jener folgenreichen Zeitperiode, und ganz besonders eine ausführliche Biographie jenes Prinzen, der alle wichtigen Expeditionen theils auf seine Kosten, theils aus Staatsmitteln veranstaltete, wird daher gewiß allen Geschichtsforschern und Gebildeten höchst willkommen sein und um so mehr, wenn das Buch den Anforderungen des Gelehrten entspricht, aber auch zugleich dem allgemeinen Publikum verständlich ist. Einige Sonderbarkeiten des Stils und der Orthographie abgerechnet, kann man vorstehendes Werkchen jedem Geschichtsfreunde empfehlen. Der Verfasser lebte zwei Jahre in Madeira und mehrere Wochen in Lissabon, wobei er zu gründlichen Quellenstudien die beste Gelegenheit hatte. Außer den zahlreichen portugiesischen Schriften hat er auch noch spanische, holländische, viele französische, englische und deutsche Bücher und Zeitschriften benutzt. Die wichtigsten Facta, ja man kann wol sagen, fast alle Ereignisse jener denkwürdigen Zeit erzählt er aus der „Chronika" des Azurare, eines portugiesischen Schriftstellers, welcher im 15. Jahrhundert lebte und zuerst durch seine Chroniken der Eroberung von Ceuta und der Entdeckung von Guinea berühmt wurde, sodaß König Alfonso V. ihn 1454 zum Hauptchronisten des Königreichs Portugal, zum Oberaufseher der Archive und zugleich zum Bibliothekar der Büchersammlung machte, welche jener Monarch begründet hatte. Auch ward er zum Comthur von Alcains ernannt und erhielt 1459 noch andere Commenden. Er mußte verschiedene Chroniken schreiben und reiste deshalb nach Afrika, um Erkundigungen bei den dortigen Bewohnern einzuziehen und das Terrain der Ereignisse zu besichtigen. Dieser Zeitgenosse des Prinzen Heinrich hat dessen Entdeckungsfahrten in der „Chronica do guiné" ausführlich beschrieben. Das Werk verschwand sehr früh aus Portugal und ward erst von Ferdinand Denis in der Bibliothek des Louvre wieder aufgefunden und von der portugiesischen Regierung 1841 durch den Druck veröffentlicht. Daraus hat de Veer seine Facta über die Entdeckungsfahrten fast wörtlich übersetzt.

Die Einleitung über die Geschichte des portugiesischen Handels und Seewesens von 1112 bis zu Ende des 15. Jahrhunderts ist zwar sehr skizzenhaft gehalten, bringt uns aber dennoch

die wichtigsten Ereignisse und führt uns in das Leben und Streben jenes kleinen Völkchens, dessen glorreiche Thaten den großen Dichter Camoëns zu seinen „Lusiaden" begeisterte. Staunen muß man, wenn man bedenkt, daß das damalige Portugal sich nur von der Mündung des Minho bis zu der des Mondego erstreckte, also noch nicht so groß wie das heutige war und sich dennoch die Herrschaft auf dem Ocean errang, mit seinen Schiffen nach England und später sogar bis nach Ostindien segelte! Hier sehen wir so recht, wie ein kleines strebsames Volk zu Macht und Reichthum gelangt, wenn es intelligente Monarchen an der Spitze der Regierung hat, welche rastlos thätig sind, den Wohlstand zu heben und Bildung und Aufklärung in allen Volksschichten zu befördern. Ueberblicken wir die Regentenliste jener Zeit, so finden wir eine Reihe von Königen, welche das dankbare Volk mit ehrenvollen Beinamen belegt hat. Sancho I., der Bevölkerer, regierte von 1185—1211. Unter ihm wurde der Schiffbau für die Flotte und die Station derselben vom Mondego nach Lissabon verlegt. Der Verfasser sagt: „In Sancho bewunderten die Portugiesen die Tugend zunächst, welche man in diesem Zeitalter besonders hochstellte, die der Tapferkeit, welche er in den Kämpfen gegen die Sarazenen vorleuchten ließ. Aber er besaß noch andere, seltener in dieser Zeit, er zeigte sich als einen für sein Volk besorgten Landesvater, indem er in Zeiten, wo Hungersnoth und Seuche Portugal heimsuchte, die Noth nach Kräften zu mildern strebte. Er ermunterte zum Anbau des wüst gelegenen Landes, legte neue Orte an, und begabte sie, um Bewohner anzuziehen, mit ausgedehnten Rechten und Freiheiten, ja er rief fremde Ansiedler herbei und theilte ihnen Land zur Bebauung zu."

Auch seine Nachfolger zeichneten sich sehr rühmlich aus. Unter ihnen wurden die größten und zweckmäßigsten Schiffe der damaligen Zeit gebaut. Aber nebst der Schiffahrt beförderten sie auch die Gewerbe, legten Fabriken an und stifteten Jahrmärkte. Daß der Ackerbau dabei nicht vernachläßigt wurde, zeigt der Beiname von König Diniz o lavrador, d. h. der Landwirth (1279—1325). In ihm bestieg ein König den Thron, der es sich sein ganzes Leben zur Aufgabe machte, das Wohl des Volks zu fördern. Er machte alljährlich Reisen, um sich mit eigenen Augen von den Bedürfnissen des Staats zu unterrichten. Binnen 10 Jahren legte er entweder an oder erhob aus dem Verfall zu neuer Blüte mehr als 50 Städte, Flecken und Burgen. Von ihm rühmte man schon, daß er die größte und schönste Flotte habe und der Herr des Meeres sei. Unter seinem Nachfolger, Alfonso IV., der Tapfere (1325—54), wurden die Canarien (1334 oder 1335) wieder entdeckt. Auf Alfonso folgte Pedro, der Strenggerechte (1355—67); von ihm sagte das Volk nach seinem Tode: „Niemals hatte man in Portugal 10 Jahre wie die, in welchen Dom Pedro regierte, er hätte niemals kommen oder niemals sterben sollen." So hatte Portugal innerhalb 120 Jahren, von 1245 an vier ausgezeichnete Könige, unter denen es zu Macht und Reichthum gelangte und seine Bewohner als das gebildetste Volk Europas galten. Im Jahre 1367 folgte aber in Fernando o Formoso ein Schwächling, der die angesammelten Schätze zwecklos vergeudete. Von ihm sagt Portugals großer Dichter: „Ein schwacher König schwächt ein starkes Volk."

Doch erschien zur rechten Zeit wieder ein großer Monarch in Johann I., der König guten Andenkens (1385—1433). Es war der Vater des Prinzen Heinrich, den er mit seiner Gemahlin Filippa von Lancaster erzeugte. Der Prinz ward am 4. März 1394 in Porto geboren und erhielt von seinen vortrefflichen Aeltern eine ausgezeichnete Erziehung. Als der vierte Sohn hatte und machte er keine Ansprüche auf den Thron Portugals. Sein Reich war die Wissenschaft. Erdkunde, Mathematik, Sternkunde, Geschichte und Kriegswissenschaft interessirten ihn vorzugsweise, diesen Wissenszweigen und stärkenden Leibesübungen widmete er die meiste Zeit. Die erste große Kriegsthat vollbrachte Prinz Heinrich bei der Eroberung von Ceuta in Afrika; diese Stadt mit einer starken Festung ward von den Portugiesen am 25. August 1415 mit Sturm erobert, die Mauren daraus vertrieben und der christliche Cultus eingeführt.

De Veer erzählt diese und die folgenden Ereignisse sehr ausführlich nach Azurare's Chronik, und da dieser Historiker, wie schon gesagt, selbst nach Afrika reiste, um den Schauplatz der Kriegsthaten kennen zu lernen, so werden auch sämmtliche Oertlichkeiten ziemlich genau beschrieben. An der Heerfahrt gen Tanger 1437 betheiligte sich Prinz Heinrich ebenfalls und hatte blutige Kämpfe mit den Mauren. Leider fiel aber die anfangs siegreiche Operation unglücklich aus, worauf dann Prinz Heinrich seine Zeit wieder ausschließlich den Studien widmete und mit größerer Thätigkeit seine schon 1420 begonnenen Entdeckungsfahrten fortsetzte, d. h. er rüstete stets neue Expeditionen aus zur Auffindung unbekannter Länder und instruirte die Schiffsleute. Er selbst hat keine einzige der Entdeckungsfahrten mitgemacht und verdiente daher eher „Beschützer und Beförderer der Seefahrt" genannt zu werden.

Nachdem de Veer die Kriegsthaten des Prinzen Heinrich und alle andern Hof- und Staatsangelegenheiten jener Zeit geschildert, erzählt er die Entdeckungsfahrten im Zusammenhange nacheinander, um sie besser übersehen zu können. „Wäre es nöthig", sagt der Verfasser, „sich für solche Eintheilung auf neuere Vorgänger zu berufen, so würden wir an Prescott's «Philipp II.» erinnern, wo die Zeitfolge dem stofflich Verwandtern untergeordnet ist."

Bei einem kleinen Werkchen, wie das vorliegende, kann man wol eine solche Anordnung gelten lassen, aber in einem größern Buche, das viel weitumfassendere Zeitperioden in sich faßt, ist sie störend. Wie schon gesagt, begann der Anfang der Entdeckungsfahrten und die Versuche, Bojador zu umschiffen (1420); dabei ward Porto-Santo und Madeira entdeckt. Im Jahre 1431 entdeckte Cabral die Formigas und im folgenden Jahre Sta.-Maria. Im Jahre 1434 gelang es Gil Eannes, Bojador zu umschiffen und 1441 brachte Anton Gonsalves die ersten gefangenen Neger nach Portugal und legte hierdurch den ersten Grund zur Negersklaverei und zum Menschenhandel. Es ist dies der einzige Schandfleck in Portugals Geschichte, denn nach dem ersten Negerfang wollte man immer mehr haben, alle Expeditionen mußten Schwarze fangen und mit nach Hause bringen. Hierdurch wurden jene Volksstämme auf alle Weißen erbittert. Die Portugiesen erzählen ausführlich, daß sie die Schwarzen gut, friedfertig und zutraulich gefunden hätten, und daß sie nur erst dann blutdürstig und feindlich geworden seien, nachdem man ihre Angehörigen als Gefangene fortgeführt habe. Und wie geschah es! Die Kinder trennte man von den Aeltern, die Männer von den Frauen u. s. w. Auch das vorliegende Buch gibt dergleichen Facta; ich übergehe sie und gebe noch einige chronologische Notizen über die wichtigsten Länderauffindungen. Im Jahre 1441 segelte Nuno Tristan bis zum Weißen Vorgebirge und 1443 nach Gete. Im folgenden Jahre ward St.-Miguel entdeckt und 1445 versuchte J. Fernandes eine Wanderung durch die Wüste. Dieses Jahr ward überhaupt eins der wichtigsten in der Geschichte der Entdeckungen. Anton Gonsalves, Gomes Pires und Diego Affonso segelten zum Rio d'Oaro und Dinis Dias bis zum Grünen Vorgebirge. Auch wurden Colonien nach St.-Miguel geschickt, um diese Insel zu bevölkern. Im Jahre 1446 nehmen Lancerota, Gomes Pires u. a. die Arguingruppe in Besitz und finden den Senegal auf. Im Jahre 1447 segelt Alvaro Fernandes bis jenseits Sierra-Leone und Diego Gil nach Mesa; 1449 wird Terceira aufgefunden und Jakob van Brügge zum Landeshauptmann ernannt; 1455 schifften Cadamosto und Vincente Dias nach Casor und zum Gambia, und im folgenden Jahre wurden die Inseln des Grünen Vorgebirges, Casamanza, das Rothe Vorgebirge, der Rio-Grande und die Bissagos-Eilande entdeckt. Alle diese folgenreichen Expeditionen, welche Prinz Heinrich ausrüstete und mit Instructionen aussandte, werden vom Verfasser in leicht verständlicher Sprache ausführlich beschrieben, sodaß das Buch eine angenehme und belehrende Lektüre für jedermann abgibt. Dom Henrique, wie

ihn die Portugiesen nennen, starb nach solch glorreichen Unternehmungen am 13. November 1460 in Sagres.

Schließlich citire ich noch einige Worte des Verfassers über sein Werk: „Das Interesse für alles, was das Seewesen betrifft, ist in unserm deutschen Vaterlande lebendig geworden; wir sehn hier, was ein kleines aber tüchtiges Volk unter einem geeigneten Führer auf diesem Elemente leistete. Schon die Einleitung weist auf eine seemännische Tüchtigkeit hin, das Buch selbst aber enthält in den Entdeckungsfahrten den Ausgangspunkt zu all dem Großen, was die Portugiesen späterhin thaten. Das an Kopfzahl kleine Volk hat unter den Befehlen eines so geeigneten Führers sich den Weg gebahnt ins unbeschiffte Dunkelmeer, verfolgend dann die von ihm angeregten Entdeckungen, Afrika umschifft, den Seeweg nach Indien gefunden und die indischen Sultane vor Portugals Flotte zittern gemacht, wie der König von Frankreich (Karl VIII.) vor ihr scheu zurückwich. Das alles vermochte ein kleines seemächtiges Volk. Das ist ein Vorbild zur Nacheiferung gegeben, es ist ein Aufruf an die Thatkraft des deutschen Volks: Gehe hin und thue desgleichen! Deshalb auch erscheint dem Verfasser dies Werk als ein zeitgemäßes."

Dem muß ich aus ganzer Seele beistimmen und erwähne nur noch, daß dem Buche ein Abdruck mit beigegeben ist von der „Mappe-monde des grandes chroniques de St.-Denis du temps de Charles V (1364 à 1372) manuscrit de la Bibliothèque de Ste.-Geneviève." Diese Karte, auf der die drei damals bekannten Welttheile abgebildet sind, zeigt sich recht als ein kindischer Versuch, Länder und Städte zu kartographiren. Sie ist rund und die Erde vom Ocean umgeben; die Hauptstädte sind durch mit Thürmen versehene Gebäude bezeichnet. Und wie unvollkommen die geographische Kenntniß am Anfange des 14. Jahrhunderts in Frankreich noch war, beweist, daß Jerusalem sich in der Mitte der Erde befindet und Alexandrien ihr ebenso nahe steht als Nazareth.

Möge der Verfasser bei einer etwaigen zweiten Auflage einige sinnstörende Druckfehler corrigiren. Das englische by ist in ganzen Sätzen hindurch zum ly geworden. Daß er die weichen Deutschen in harte „Teutsche" verwandelt, will ich nicht rügen, obwol es wünschenswerther wäre, daß alle deutschen Schriftsteller darin eine gleiche Orthographie befolgten.

Johann Schucht.

Schleiermacher.

Aus Schleiermacher's Leben. In Briefen. Vierter Band. Schleiermacher's Briefe an Brinckmann. Briefwechsel mit seinen Freunden von seiner Uebersiedelung nach Halle bis zu seinem Tode. Denkschriften. Dialog über das Anständige. Recensionen. Vorbereitet von L. Jonas, herausgegeben von W. Dilthey. Berlin, G. Reimer. 1863. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die drei ersten Bände des Schleiermacher'schen Briefwechsels sind von uns in Nr. 12 d. Bl. f. 1859 und Nr. 6 f. 1864 besprochen worden. Es erübrigt heute die Behandlung des vierten und letzten Bandes. Die Herausgabe desselben war gleich dem dritten Bande von dem Prediger Jonas vorbereitet worden; beendigt ist die Arbeit nach dessen Tode von W. Dilthey. Das Erscheinen des abschließenden Bandes hat geraume Zeit auf sich warten lassen, jedenfalls länger, als den Verehrern Schleiermacher's lieb gewesen sein mag. Die Verzögerung findet zum Theil ihre Erklärung in dem eben erwähnten äußern Umstande, daß derjenige Mann, der durch seine persönlichen Beziehungen sowol als durch seine wissenschaftliche Stellung am ehesten zu dem Unternehmen qualificirt war, daß Jonas über dem letztern von dem Tode überrascht wurde, dann aber auch zweitens in der außerordentlichen Schwierigkeit, für die letzten Lebensjahre von Schleiermacher aus Briefen ein anschauliches Bild seines Verkehrs mit Freunden und Gleichstrebenden zusammenzustellen. Gerade am Ausgange seines Lebens entwickelte Schleiermacher eine wundersame Vielseitigkeit, gerade in spätern Jahren erweiterte sich der weite Umkreis seiner Beziehungen sehr wesentlich, und es hatte selbstverständlich sein Mißliches, die Bedeutung jener weiten Beziehungen aus den flüchtigen Briefblättern klar zur Anschauung zu bringen. Auch ist, um es gleich hier einzuschalten, die Lösung der Aufgabe Dilthey nicht oder doch nur in sehr unzureichender Weise gelungen: eine Bemerkung, mit welcher wir jedoch nicht sowol einen Tadel gegen den Herausgeber bezwecken, als vielmehr ein, wie der Erfolg gezeigt hat, durchaus begründetes Bedenken gegen die Form, gegen die Art und Weise zu wiederholen, in welcher das ganze vierbändige Unternehmen angelegt worden. Diese Form ist eine verfehlte, eine unglücklich gewählte. „Aus Schleiermacher's Leben" ist weder eine Biographie, noch ein Briefwechsel; es ist ein Mischwerk aus beiden Gattungen. Das Buch will und kann weder als eine bloße Materialiensammlung zu einer Lebensgeschichte Schleiermacher's angesehen sein — es möchte vielmehr die letztere durch seine Existenz überflüssig machen —, noch kann das Buch eine Lebens- und Zeitskizze genannt werden. Für die Veröffentlichung des in den vier Bänden gebotenen, meistens noch neuen und unbekannten Materials kann man dankbar sein; die Verwerthung aber dieses Materials für die historische Literatur in einer genießbaren Form bleibt einer geschickten Hand vorbehalten, welche Darstellungstalent besitzt und sich auf eine angemessene, sichtende Kritik versteht. Denn ehrlich gestanden, in diesen vier Bänden gibt es nicht blos der Seiten, sondern sogar der Bogen in bedenklicher Anzahl, die mit einem lediglich privaten Inhalte, mit so gleichgültigen und untergeordneten Mittheilungen angefüllt sind, daß die Wurfschaufel, welche die Spreu und den Weizen sondert, der Beschäftigung vollauf finden kann. Wir für unsere Person erkennen nicht Pietät, weit eher Impietät gegen das Andenken eines verdienstvollen Todten, wenn man auch dessen Papierschnitzel und Abfälle aus dem Papierkorbe auf den großen Markt wirft, und zwar mit der Prätension, als stecke hinter einer solchen Publication wunder wie Tiefes und Bedeutungsvolles.

Was den speciellen Inhalt des vierten Bandes anbetrifft, so eröffnen den letztern die Briefe an Brinckmann aus den Jahren 1785—1804, also bis zu der Uebersiedelung nach Halle. Die Sammlung ist nur eine unvollständige; nicht die Originale lagen dem Herausgeber vor, sondern nur Auszüge aus einer Abschrift, welche von Lommatzsch, Professor am Predigerseminar zu Wittenberg, besorgt werden. Das Fragmentarische des Abschnitts bleibt um so mehr zu bedauern, als gerade die Correspondenz aus jener ältern Zeit besonders ausgiebig für denjenigen Theil einer Biographie Schleiermacher's erscheint, der die rein äußern, der, wenn der Ausdruck gestattet ist, die rein menschlichen Verhältnisse des großen Theologen zum Vorwurf nimmt. An diese Briefe reiht sich dann die Correspondenz mit Blanc, Gaß und Groos, in welcher Schleiermacher's persönliche Stellung in der kirchlichen Kämpfen zur Anschauung gebracht wird, während die Briefe an und von Stein, Gneisenau, Scharnhorst, Arndt, Reimer, Geßler ein Licht auf die politische Stellung unsers Helden werfen. Seine Beziehungen zu den neben ihm thätigen Wiederherstellern der griechischen Philosophie zeigen Briefe Böckh's und Heindorf's an ihn und von ihm selber an Brandis. In einem vertrautern Verhältniß mit ihm stand von den Philosophen seiner Zeit wol nur Steffens. Für Schleiermacher's herrschende Stellung endlich in der Theologie seiner Zeit ist die Correspondenz mit de Wette, in den zwei ersten Jahrzehnten offenbar neben Schleiermacher dem einflußreichsten Theologen, höchst unterrichtend, nachher die Briefe an jüngere, von ihm angeregte Theologen, wie Lücke, Bleek und Sack, sowie die Berührungen mit damaligen und spätern theologisch-philosophischen Gegnern, wie Delbrück und Marheineke.

Der Herausgeber hat es gefühlt, daß für das nähere Verständniß einer großen Zahl dieser Briefe weitere Aufklärungen gehören, und er hat sich bemüht, diesem dringenden Erforderniß durch einzelne Andeutungen in Noten und Anmerkungen zu

entsprechen. Das in dieser Hinsicht Geleistete genügt indeß nur sehr theilweise; die merkwürdigen königsberger politischen Briefe bleiben auch trotz der sparsamen Noten des Herausgebers ziemlich räthselhaft, und in ähnlicher Lage dürfte sich die weit überwiegende Mehrzahl der Leser derjenigen Briefe befinden, welche sich auf den Verlauf des liturgischen Streits und die ihm folgenden kirchlichen Verfassungskämpfe beziehen. Der Herausgeber hat es sich unsers Bedünkens bei dieser Partie allzu bequem gemacht; er verweist auf eine eigene Arbeit in den „Preußischen Jahrbüchern" und auf eine Abhandlung von Jonas über Schleiermacher in seiner Wirksamkeit für Union, Liturgie und Kirchenverfassung in der „Monatsschrift für die unirte Kirche". Es leidet keinen Zweifel, daß eben Schleiermacher's Stellung in dem Liturgie- und Unionsstreite der hauptsächlichste Gegenstand des ganzen vierten Bandes ist. Hier mußte den Briefen, sollte anders Klarheit für den Leser gewonnen werden, etwa in der Weise, wie ähnliche Partien im ersten Bande abgehandelt worden, eine besondere, eingehende Abhandlung als erläuternder Commentar vorausgeschickt werden. Wir leugnen nicht die Schwierigkeit der Aufgabe, verkennen auch nicht, daß durch eine offene, wahrheitsgetreue Ausführung in dem angedeuteten Sinne unerlaßlich manches Wort fallen mußte, welches an dieser und jener Stelle finsterer Brauen gewiß sein konnte; der Herausgeber hilft sich über die Verlegenheit hinweg — durch Schweigen. Das Verfahren mochte sich dem Herausgeber als vortheilhaft empfehlen, aber uns däucht, den Gegenstand in dieser Weise erledigen, war am wenigsten im Geiste Schleiermacher's gehandelt.

Nicht ohne ein Gefühl der Wehmuth und Trauer haben wir die Briefe gelesen, in denen sich Schleiermacher über den Agendenstreit, über die politischen Verhältnisse und über die Menschen, welche in jener Epoche Kirchengeschichte machten, gelesen. Kein schmeichelhaftes Bild der damaligen preußischen Zustände springt von diesem Stück Leinwand, und wir begreifen sehr wohl die tiefe Verstimmung, den Unmuth, welchem Schleiermacher in manchem scharfen und kühnen Wort Luft zu machen sucht. Man nehme z. B. den Brief an Gaß vom 24. Juli 1826, der sich S. 351 findet: „. . . . . . Aber mein Gott, ist es nicht auf allen Seiten ein zu erbärmlicher Zustand! Und was ist anders der Grund, als daß die Besetzung der leitenden Stellen ganz von der Willkür abhängt! In welchem Greuel der Verwüstung werden wir Armen, wenn unsere Stunde schlägt, unsere Kirche zurücklassen! Oder werden sie uns doch noch zwingen, auch auf dieser Erde noch den Wanderstab zu ergreifen? Nun wohl, gefaßt bin ich darauf und will mich leicht trösten, denn ekelhafter wird es von Tag zu Tag, unter diesem Unwesen zu stecken. . . ." Minder beißend, minder geradezu ist die Ausdrucksweise in dem Briefe, der vom 7. August 1819 aus Berlin datirt und an Blane gerichtet ist, doch dürfte dieser Brief kaum weniger bezeichnend und charakteristisch sein, nicht blos für die berliner Zustände, sondern auch für die Ironie, welche Schleiermacher bei der Erörterung von Dingen, die seine Antipathie erregten, eigen zu sein pflegte. Er erzählt dem Freunde von einer beabsichtigten Reise, und fährt dann, auf die Neuigkeiten aus der Residenz eingehend, fort: „Arretirt bin ich nicht, wie Sie sehen, auch meine Papiere sind mir nicht genommen. Wie weit es aber daran gewesen ist, will ich nicht entscheiden. Man hat hier überhaupt sehr milde operirt gegen die furchtbare Verschwörung. Jahn ist doch der einzige, der ohne Urtheil und Recht auf die Festung geschleppt wird, und Reimer nächst ihm der einzige angesessene Mann, dessen Papiere weggenommen sind. Das andere sind doch nur junge Leute, die nun seit vier Wochen festsitzen, sie wissen nicht warum. Ein paar haben sie sogar schon freigelassen, aber leider ihnen das Ehrenwort abgenommen, nichts von dem zu sagen, was mit ihnen ist verhandelt worden, sodaß wir um nichts gebessert sind und immer noch nicht wissen, ob die Verschwörung hat zu Lande oder zur See ausbrechen sollen. Aber die Leichtigkeit, mit der man sich an diese Arrestationen und Versiegelungen gewöhnt, gibt mir nun eine Vorstellung von der Heiterkeit der Franzosen mitten in der ärgsten Schreckenszeit. Arndt hat auch nicht Stadtarrest, wie einige Zeitungen verkündigen, sondern das Aergste, was ihm widerfahren ist, ist, daß sie ihm bei der Wegnahme seiner Papiere die Taschen am Leibe visitirt haben. Wenn das nicht gerade nobel ist, so ist es doch zutraulich. Doch genug von diesem großen Staatsstreich."

Ein paar Jahre später freilich hatte Schleiermacher bereits den guten Humor verloren, mit welchem er über die Demagogenriecherei an Blane berichtet hatte; er selbst war in die Untersuchung auf geheime Denunciationen hin verwickelt worden, und die gegen ihn ergriffenen Maßregeln ließen sich weder als „nobel" noch als „zutraulich" bezeichnen. Der hochverdiente Mann war aus den Zeiten des Tugendbundes der Bureaukratie und der Polizei als verdächtig, als gefleckt bekannt, man vigilirte auf ihn und sein Treiben mit Argusaugen, man durchstöberte seine vertraulichen Privatbriefe, um Material zu einer Anklage zu gewinnen, und siehe da, das Material fand sich. Allerdings nicht das Material zu einer Anklage, aber doch Material, um Schleiermacher durch engherzige und kleinliche Vexationen zu quälen. Sein Arzt hatte ihm im Sommer 1822 aus Gesundheitsrücksichten dringend eine Badereise während der Ferien angerathen; der Cultusminister von Altenstein verweigerte ihm den Urlaub. Auf eine Immediateingabe an den König ward ihm im August der Bescheid, daß der König sich einen Beschluß vorbehalte, und erst im September, d. h. als die Ferien bereits verstrichen, eröffnete ihm der Minister von Altenstein, „daß er es ihm überlasse, die beabsichtigte Reise anzutreten". Weshalb die kleinliche Chicane gegen ihn beliebt worden, erfuhr Schleiermacher nur unter der Hand; es war gegen ihn als gegen einen Demagogen denuncirt worden. Amtlich geschah nicht das mindeste gegen ihn; erst im Januar 1823 erhielt er eine Vorladung des Polizeipräsidenten von Berlin, „Se. Hochwürden möge sich über einige handschriftliche Urkunden vor einem besondern Deputirten vernehmen lassen". Was in dieser Conferenz verhandelt worden, erfährt man aus der vorliegenden Correspondenz nicht; über ihre Folgen indeß erhellt aus einer Beschwerde, welche Schleiermacher am 2. Juli 1823 an den Cultusminister richtete, daß er in den officiellen Kreisen als compromittirt galt und demgemäß behandelt wurde, obschon ihm selber über die Resultate der angestellten Untersuchung nicht die mindeste Mittheilung zugegangen war. In der Beschwerde heißt es: „Ich weiß leider noch immer nicht, ob ich die am Anfange dieses Jahres stattgehabte Vernehmung als eine abgemachte Sache ansehen darf, oder ob ich sie als eine noch schwebende betrachten muß. Nach meinem guten Gewissen und der Art, wie ich über die mir vorgelegten Fragen Auskunft gegeben habe, glaube ich im Verfolg einer amtlichen Vernehmung auch ein amtliches Anerkenntniß darüber erwarten zu dürfen, daß der Verdacht, welcher aus diesen vertraulichen Briefen hat gegen mich erhoben werden wollen, sich ungegründet gezeigt hat, und ich ergreife sehr gern diese naheliegende Veranlassung, um ein hohes Ministerium als die mir vorgesetzte und mich schützende Behörde submissest zu bitten, hochdasselbe wolle mir ein solches Anerkenntniß baldmöglichst verschaffen, als welches weit kräftiger als jedes andere Mittel beitragen würde, meine Gesundheit zu befestigen und meine durch das Niederdrückende des unverschuldeten Argwohns fast verschwundene Geschäftsfreudigkeit wiederherzustellen." Sollte man es für möglich halten? Der Minister ließ Schleiermacher drei volle Wochen auf eine Antwort warten, und nachdem diese Frist verstrichen war, schrieb er ihm, wenn Schleiermacher zur Wiederherstellung seiner Gesundheit einer Reise bedürfe, möge er den dazu nöthigen Urlaub bei dem Consistorium nachsuchen. „Was den übrigen Inhalt Ihres Schreibens betrifft, so behalte ich mir vor, Ihnen zu seiner Zeit das Weitere zu eröffnen."

Schleiermacher that nach dem Briefe des Ministers den Schritt, der ihm als der letzte, als der äußerste übrigblieb; er wandte sich beschwerdeführend an den König. Die Eingabe S. 435 fg. mitgetheilt, ist in einer ebenso freimüthigen als

würdigen Weise gehalten; sie liefert ein erhebendes, schönes Zeugniß für den Mannesmuth, für das gediegene sittliche Bewußtsein des Verfassers. Die betreffende Sammlung bricht mit dieser Eingabe ab; ob eine Antwort oder welche Antwort aus dem königlichen Cabinet erfolgt sein mag, erfährt man nicht. Indeß dürfte aus der Stellung, welche Schleiermacher später sowol zu dem Hofe als zu den Behörden einnahm, erhellen, daß die leidige Angelegenheit einen ihm keineswegs nachtheiligen Abschluß gefunden haben muß; wahrscheinlich wurde sie niedergeschlagen. Schleiermacher erfreute sich nach wie vor der vollen Gunst, namentlich des Kronprinzen, des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm IV., der ihn unter anderm, als zu Anfang der dreißiger Jahre die Scheibelianer und Steffensianer ihr Unwesen zu Breslau trieben, sehr gern als Generalsuperintendenten nach Schlesien geschickt hätte. Der Antrag wurde Schleiermacher durch die Vermittelung des Bischofs Eylert gemacht, von ihm jedoch abgelehnt. Der Brief an Eylert, in welchem Schleiermacher die ablehnende Antwort ertheilte, verdient gekannt zu werden: er zeigt auf das klarste, wie entfernt Schleiermacher davon war, irgend Ziele eines ehrgeizigen Strebens zu verfolgen, wie er die bescheidene Stellung eines Universitätslehrers der äußerlich ungleich glänzendern eines Generalsuperintendenten vorzog. „Ich habe", schreibt er dem Bischof, „über Ihren Antrag auf das reichlichste nachgedacht. Allein auch nach der allseitigsten Erwägung schweigt die abmahnende Stimme nicht, die ich gleich damals in meinem Innern vernahm. Unmöglich kann ich hierbei eine andere Ueberlegung eintreten lassen als die, welches wol der zweckmäßigste Gebrauch ist, der von meinen noch übrigen Kräften und meinem wie ich hoffe bis ans Ende meines Lebens aushaltenden guten Willen gemacht werden kann; und sowenig ich geneigt bin, auf meine hiesigen Leistungen einen hohen Werth zu legen, so glaube ich doch noch eher dafür einstehen zu können, daß ich noch eine kleine Anzahl Jahre auf der Kanzel und dem Katheder Gutes wirken werde, als ich überzeugt bin, alle nöthigen Eigenschaften zu besitzen, um jenen großen, mir ganz neuen Wirkungskreis auszufüllen. Ja wenn ich schon bisweilen daran gedacht habe, meine dermalige amtliche Thätigkeit einzuschränken, um mehr Muße zu schriftstellerischen Arbeiten zu gewinnen, die wie eine Schuld, welche noch abgetragen werden muß, auf mir lasten, so würde mir eine solche Muße in einem neuen Beruf wol noch weniger zutheil werden. Wenn sich nun, wie ich aus Ew. Hochwürden geehrtem Schreiben schließen muß, dieser Gedanke unsers verehrten Kronprinzen vornehmlich auf die für mich ebenso ehrenvolle als erfreuliche Voraussetzung gründet, ich möchte vielleicht eher als mancher andere auf die gegenwärtig in meiner Vaterstadt obwaltende kirchliche Spannung vortheilhaft einzuwirken geeignet sein, so ist gewiß diese Aufgabe für mich, sowol an und für sich als auch wegen der darin verwickelten, mir befreundeten Männer von dem höchsten Interesse. Aber das ganze Verhältniß hängt nur an wenigen ausgezeichneten Personen, und ist also seiner Natur nach nur ein vorübergehendes. Gesetzt also, es gelänge mir auch, diese Sache auf eine beruhigende Weise zu behandeln, ich wäre aber hernach nicht auch überhaupt der beste Generalsuperintendent für Schlesien, so könnte doch aus meiner Berufung dorthin mehr anderweitiger Nachtheil entstehen, als jene wohlgelungene Leistung aufzuwiegen vermöchte. Und doch möchte ich dem Wunsche Sr. königl. Hoheit, der mir ja fast ein Befehl sein soll, so herzlich gern entsprechen. Indeß gibt es vielleicht auch dazu noch ein anderes Mittel. Ew. Hochwürden werden aus Ihrer genauen Kenntniß der Sache am besten beurtheilen können, ob sie so liegt, daß auf commissarischem, vielleicht nur halbamtlichem vertraulichen Wege etwas geschehen kann, um die Verhältnisse dort auf einen günstigern und erfreulichern Punkt zu stellen. Einen solchen Auftrag würde ich mit Freuden übernehmen, wenn ich nach genauer Kenntnißnahme nur auch einiges Vertrauen auf einen nicht ganz ungünstigen Ausgang fassen kann. Und gewiß stimmen Ew. Hochwürden mit mir darin überein, daß es fast eine Pflicht der Billigkeit gegen denjenigen Mann ist, der an die Spitze der evangelischen Kirche Schlesiens gestellt werden soll, ihm diese Verhältnisse soviel als möglich geebnet und befriedigt zu übergeben. Denn findet er die Spannung noch vor und es gelingt ihm nicht, sie zu mildern und zu lösen, so muß das auf seine ganze folgende Amtsführung von dem nachtheiligsten Einfluß sein. Diese meine unvorgreifliche Ansicht der Sache übergebe ich Ew. Hochwürden zu getreuen Händen mit der gehorsamsten Bitte, sie bei Sr. königl. Hoheit auf das beste zu vertreten. Wie sehr mich das Vertrauen überrascht und gerührt hat, welches der verehrte Prinz in dieser wichtigen Angelegenheit in mich zu setzen geruht, dazu vermag ich die rechten Worte nicht zu finden. Möge Gott auch diese Verwirrung in der Kirche, wie schon so viele andere, zum Besten lenken, und möge mein liebes Schlesien mit einem seiner Aufgabe ganz gewachsenen Generalsuperintendenten versorgt werden."

Eine dankenswerthe Beigabe bildet das sehr exact und übersichtlich geordnete chronologische Verzeichniß der in sämmtlichen vier Bänden enthaltenen Briefe, welches Verzeichniß der Herausgeber der Sammlung des vierten Bandes vorausgeschickt hat. Auch den eigentlichen Anhang am Schluß nehmen wir mit Dank auf. Dort nämlich wird ein Dialog Schleiermacher's über das Anständige geboten, ein ästhetisch-kritischer Versuch, welchem wir für die Charakteristik seines Autors nicht den Werth absprechen wollen, obwol der Artikel, zumal nach den Arbeiten Hegel's und seiner Schule auf dem Gebiete der Aesthetik, antiquirt erscheint, und außerdem eine Anzahl größerer Recensionen, die ursprünglich in Journalen jener Zeit veröffentlicht wurden. Gar keine Frage, daß für die Kenntniß der Entwickelung Schleiermacher's diese Recensionen von großem Belang sind, wenn aber Dilthey meint, daß unter diesen Kritiken die gegen Fichte's Grundzüge gerichtete ein Meisterstück kritischer Genialität sei, so können wir unsererseits dem Urtheil ganz und gar nicht beipflichten. Sowol in dieser gegen Fichte gerichteten Recension, als in einer andern, welche für Schlegel's „Lucinde" in die Schranken tritt, machen sich in sehr auffallender Weise hier persönliche Sympathien, dort persönliche Antipathien bemerkbar. In beiden Fällen haben die persönlichen Beziehungen das Urtheil des Urtheilenden mehr als billig beeinflußt. Wenn wir unter den Recensionen der einen vor den andern besondere Bedeutung zuerkennen sollten, so würden wir uns für die Besprechung von Schiller's „Macbeth" (S. 540 fg.) entscheiden.

Wir schließen an diese unsere Schlußbesprechung des Schleiermacher'schen Briefwechsels einige Worte über eine kleine Specialmonographie:

Schleiermacher's Anfänge im Schriftstellern. Eine historische Skizze von Rudolf Baxmann. Bonn, Marcus. 1864. Gr. 8. 12 Ngr.

welche offenbar durch eben jenen Briefwechsel veranlaßt worden ist, obschon der Verfasser, wenig dankbar, seiner Hauptquelle nur ganz obenhin gedenkt. Das Schriftchen ist dem Ephorus Schmieder, dem ersten Director des Predigerseminars zu Wittenberg, zur Feier seiner fünfundzwanzigjährigen Führung des Ephorats zugeeignet, und verbreitet sich in einer ziemlich langathmigen Weise, in einer Widmung wenigstens, deren räumliche Ausdehnung mit dem karg und knapp bemessenen Inhalt der eigentlichen Monographie in keinem Verhältniß steht, über die Verdienste des besagten Ephorus, deren Erörterung wir auf sich beruhen lassen können, sodann aber über verschiedene Richtungen der modernen Theologie, bei welcher Partie der Verfasser beflissen erscheint, sich sowol als seinen gefeierten Ephorus einerseits gegen den Vorwurf pietistischer Orthodoxie zu verwahren, andererseits aber bemüht sich Baxmann zu constatiren, daß weder er, noch der hochwürdige Ephorus mit der Richtung übereinstimmen, welcher von Schleiermacher die Bahn gebrochen worden. Die Monographie beginnt: „Am 21. November 1797 saß einer der beiden Prediger an der Charité zu Berlin, und zwar der reformirte, im tiefsten Negligé an seinem Arbeitstisch und dachte

diesen Tag ganz still und sehr fleißig in seiner Klause zu verbringen und abends erst zu Freunden zu gehen, die aber von dem Geburtstag, den er gerade heute feierte, nichts wissen konnten.... Da erschien der älteste Dohna.... und bald kam auch dessen Bruder und fing mit der Gratulation an, und Madame Herz kam angefahren ... und Madame Veit .... und Friedrich Schlegel .... Plötzlich war auch der Tisch abgeräumt und mit Chocolade und Kuchen besetzt, den Dohna besorgt hatte. Die freundlichsten Glückwünsche strömten dem verrathenen Geburtstagskinde auf allen Seiten zu und kleine Geschenke, um ihm die Erinnerung an diese freundliche Feier festzuhalten. Schlegel indeß spielte ihm noch einen kleinen Possen, indem er die andern aufhetzte, in choro den Wunsch zu erneuern, er solle nun auch fleißig sein, d. h. Bücher schreiben. Neunundzwanzig Jahre und noch nichts gemacht, damit konnte Schlegel gar nicht aufhören, und er mußte demselben wirklich feierlich die Hand darauf geben, daß er noch in diesem Jahre etwas Eigenes schreiben wollte, ein Versprechen, das ihn schwer drückte, weil er zur Schriftstellerei gar keine Neigung hatte. Zum Ersatz dafür versprach Schlegel zu ihm in eine leerstehende Stube für den Winter hinauszuziehen, und das geschah. Auch Schleiermacher erfüllte sein Versprechen in Jahresfrist."

Wenn ein Feuilletonist mit der Scene, um einen äußerlichen Effect zu erzielen, seine Skizze angefangen hätte, wir würden es hingehen lassen; etwas anderes ist es mit einer wissenschaftlichen Gelegenheitsschrift. Mit diesem Anfange verdirbt sich Barmann die ganze Anlage, die ganze Composition seiner Monographie. Denn nachdem er nun in dem ersten seiner sechs Kapitel über Schleiermacher's schriftstellerische Arbeiten aus den Jahren 1798 und 1799 gehandelt hat, sieht er sich genöthigt, in den folgenden vier Abschnitten auf die frühern Entwickelungsstufen seines Helden und auf dessen schriftstellerische Erstlinge aus einer ältern Epoche zurückzugehen, worauf er denn wieder im letzten Kapitel auf die Zeit der Amtsführung an der berliner Charité zurückkommt: eine Vertheilung und Gruppirung des Stoffs, welche, wie erhellt, verkehrt genug ist. Irgendetwas Neues, das nicht aus dem Schleiermacher'schen Briefwechsel oder aus den von Fürst edirten Memoiren der Henriette Herz hinlänglich bekannt wäre, haben wir vergebens in den sämmtlichen sechs Abschnitten gesucht, es müßte denn jener von Schleiermacher für das „Athenäum" geschriebene Aufsatz sein: „Idee zu einem Katechismus der Vernunft für edle Frauen", welchen Artikel Barmann S. 56 aus Schlegel's Journal abdruckt. Ebenso wenig haben wir bei Barmann ein tieferes Eingehen auf seine specielle Aufgabe, keineswegs ferner eine strenge Beschränkung auf den speciell gewählten Stoff wahrgenommen; es werden, und das ziemlich breit und ausführlich, äußere, biographische Lebensverhältnisse Schleiermacher's mit aufgenommen, welche mit seinen schriftstellerischen Arbeiten nicht das Geringste gemein haben. Eine derartige, völlige ungehörige Digression ist z. B. der Bericht über die chiliastische Zionsgemeinde im Wupperthal, welcher ein Urahn des Theologen Schleiermacher angehörte. Verkehrt finden wir es ferner, wenn Barmann bei der Lösung seiner Aufgabe sich nicht im mindesten auf die Analyse irgendeines Werks von Schleiermacher einläßt, dagegen — was allerdings höchst bequem war — die Dispositionen von verschiedenen Predigten Schleiermacher's abschreibt. Die Bedeutung Schleiermacher's liegt durchaus nicht ausschließlich in seiner Bedeutung als Kanzelredner. Wenn schließlich Barmann in ziemlich pharisäischer Weise die Achseln darüber zuckt, daß Schleiermacher mit den Edelsten und Besten seiner Zeit in den Salons der Henriette Herz verkehrt, wenn es unter anderm auf der Schlußseite 58 heißt: „Allerdings gab es eine Gefahr, in diesem Jagen nach Witz und Esprit die Grenze zu überschreiten, und wie leichten Fußes und nüchternen Geistes Schleiermacher auch die geselligen Sphären durchschritt, soweit er theilgenommen hat an dem romantischen Rausch übersprudelnder Genialität, hat er dies auch büßen müssen und die harten Schläge des unabwendbaren Unheils, das an seine Fersen sich heftete, schwer empfunden" — so wissen wir uns nicht in der Lage, eine so beschränkte und einseitige Auffassung als die unserige zu adoptiren. Uns dünkt vielmehr, die epochemachende Stellung, welche Schleiermacher sich errungen, dankt er gerade wesentlich den philosophischen und ästhetischen Studien, zu welchen er in jenen Kreisen immer neue, fruchtbare Anregungen empfing, und es möchte schwerlich ein Irrthum sein, wenn wir annehmen, daß ohne jene philosophischen und ästhetischen Studien Schleiermacher sich kaum über das Niveau der ignaten Durchschnittstheologen erhoben haben würde, die ignat bleiben, auch wenn sie an fetten Krippen sitzen und sogenannte historische Skizzen in die Welt hinaussenden.

Thaddäus Lau.

Die französische Armee während der Jahre 1789—93.

Die Armee und die Revolution in Frankreich von 1789—93. Von W. Blume. Brandenburg, Wiesike. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Wenn unsere Besprechung dieses Werks für eine militärische Zeitschrift bestimmt wäre, so würden wir dessen thatsächliche Angaben mit ihrer politischen Bedeutung auch fachgemäß gründlich eingehend betrachten. Unserm größern Leserkreise gegenüber haben wir aber die Verpflichtung, bei diesem und ähnlichen Werken nur dasjenige hervorzuheben, was von allgemeinem Interesse ist. Daß bei jeder Revolution die Haltung der Armee den größten Einfluß ausübt, bedarf keiner Erörterung. Von den Gegnern der stehenden Heere ist oft gesagt worden, daß diese, auch gegen innere Feinde der Krone bestimmt, noch nie eine Revolution verhindert haben. Das ist auch ihre Sache nicht. Revolutionen werden überhaupt nur durch ein gesundes inneres Staatsleben ganz verhindert. Wir könnten aber auf jene Behauptung noch indirect — wenn durch Streit über Combinationen etwas gewonnen würde — erwidern, daß da, wo eine tüchtige, vom echten militärischen Geist beseelte Armee vorhanden und die Feinde der Krone von der Ueberzeugung durchdrungen sind, daß sie von oben her auch mit Energie zur Niederwerfung einer ausbrechenden Revolution gebraucht würde, letztere nicht zum Ausbrechen kommen, folglich allerdings von der Armee verhindert wird. Wo die Revolution glücklich gewesen, war entweder die Armee demoralisirt, oder wurde durch Schwäche von oben gelähmt, oder beides war der Fall, wie in Frankreich. Jener echt militärische Geist ist es, welchen Parteimänner als feindlich dem Volkswohl darstellten, während dasselbe gerade durch ihn gesichert wird. Daß wir dabei nicht den Geist einer Soldatenkaste im Auge haben, die vom Volke losgerissen ist, wie weiland die Janitscharen, brauchen wir unsern Lesern, gegen welche wir unsere Ansichten oft genug ausgesprochen haben, wol nicht erst zu versichern.

Geben wir nun eine Analyse des vorliegenden Werks. Wir dürfen nicht erwarten, eine Schrift von einseitigem Standpunkte zu finden; der Verfasser spricht sich darüber aus. „Die Revolution siegte in Frankreich, weil die lebensschwache und ganz verkommene Armee in dem Augenblicke auseinanderfiel, in welchem sie berufen war, zur Rettung des Throns und des Vaterlandes das Schwert zu ziehen. Hätte das Heer standgehalten gegen den Andrang des Umsturzes, so wäre Frankreich vor namenlosem Elende bewahrt worden, und die allerdings dringend nothwendige Reorganisation des Staatslebens würde sich dennoch vollzogen haben. Denn die Armee, welche feststeht gegen jeden Versuch gewaltsamer Revolution, sichert den Staat vor unheilbringender Ueberstürzung, sie ist aber kein Hinderniß für einen gesunden Fortschritt des Staatslebens, der sich nur auf geistigem Wege entwickeln kann." Wer mit diesen Sätzen an sich einverstanden ist, wird zwar in Bezug auf die große Katastrophe in Frankreich und ihre ungeheuern Folgen für Europa, ja die Welt, einen weitern Horizont überblicken und eingestehen müssen, daß sie der Welt nicht erspart werden durften; es bleibt aber immer wichtig und interessant, das Detail der militärischen

Verhältnisse der Armeegeschichte Frankreichs in den ersten Jahren der Revolutionszeit mit ihrem Einflusse auf den Gang derselben kennen zu lernen.

Die Zustände vor der Revolution, welche in unserm Werke zuerst vorgeführt werden, bieten auch in der Armee ein traurigés Bild. „Alle schreienden Gegensätze der Zeit schienen sich hier vereinigt, alle Misstände aufs schärfste ausgeprägt zu haben: oben war sie der Tummelplatz und die Privatdomäne des übermüthigen und gewissenlosen Hofadels, in der Mitte das Bild der Unterdrückung und Erschlaffung, unten die letzte Zufluchtsstätte der Armuth und der moralischen Verkommenheit, in allen Theilen entsittlicht und entnervt." Der Reorganisationsplan St.-Germain's, welchen Ludwig XVI. bald nach seinem Regierungsantritt zum Kriegsminister ernannt, scheiterte durch Hofintriguen, er selbst wurde schnell von seinem Posten verdrängt. Der Verfasser gibt nach den besten Quellen die Stärke und Organisation der Armee beim Ausbruch der Revolution an. Ihren Kern bildeten die 12 Schweizerregimenter, welche vorzüglich disciplinirt, zuverlässig und kriegstüchtig waren; jene Schilderung bezieht sich natürlich nur auf die französischen Truppen. Diese rekrutirten sich durch freiwillige Werbung; die Neigung für den Kriegsdienst war aber in der ganzen Nation so gering, daß die Completirung der Armee auf Kriegsstärke fast unmöglich war. Das Offiziercorps hatte seinen Etat weit überschritten, es zählte 1789 allein 1171 Generale! Fast alle Stellen vom Kapitän aufwärts, ja sogar ein Theil der Lieutenantstellen waren käuflich und dieser Stellenverkauf war unter Ludwig XV. auf das schimpflichste ausgeartet; die einzige Anforderung an die Offizieraspiranten verlangte ein Alter von 16 Jahren und den Nachweis des Adels durch vier Generationen. Der Landadel brachte es selten weiter als bis zum Kapitän, und versah fast allein allen Dienst, der Hofadel ging schnell durch die untern Grade oder übersprang sie und füllte die Stellen vom Stabsoffizier aufwärts; die Seigneurs, der Hochadel, begannen ihre Laufbahn meist gleich vom Regimentscommandanten; fast alle höhern Offiziere lebten ihrem Vergnügen und ließen sich selten bei den Truppen sehen. Alle Zweige der Militärverwaltung befanden sich in der grenzenlosesten Unordnung und waren der Habgier und Speculation zugänglich; die Rechtspflege stand auf einer sehr niedrigen Stufe, und die strengen Strafgesetze, wie die mit schrankenloser Willkür verhängten Disciplinarstrafen konnten die Zucht nicht aufrecht halten, weil das Ehrgefühl der Soldaten, überhaupt das moralische Element, nirgends geweckt wurde. Das war die Schuld des Offiziercorps, das sich weder Achtung noch Liebe errang, sondern bald dem allgemeinen Hasse unterlag, der in der ganzen Nation die Bauern gegen ihre Gutsherren, die Städter gegen die Reichen, die niedern Stände gegen den Adel in den letzten Jahren vor der Revolution durchdrang. Die Verbesserungsversuche, welche gemacht wurden, waren an sich nur halbe und wurden nur halb durchgeführt. Sie genügten gerade, um den Widerstand der Obern aufs Aeußerste zu steigern und aller Welt vor Augen zu führen, den untern Klassen aber alle Gründe, welche sie zur Unzufriedenheit hatten, zum vollen Bewußtsein zu bringen. Und Unteroffiziere wie Gemeine waren dafür empfänglich. Die Agitationspartei bot alles auf, um die Soldaten erst misvergnügt zu machen, dann in ihre politischen Umtriebe zu verwickeln und endlich zur offenen Empörung zu drängen. Sie wurden in die politischen Clubs gezogen, es bildeten sich solche selbst in einzelnen Regimentern. Die Kluft zwischen Offizieren und Soldaten wurde immer größer. Bei den Unteroffizieren hatte die Revolution das leichteste Spiel und fand hier den richtigen Köder: die Offizier-Epaulettes. Wir sehen daher überall die Unteroffiziere an der Spitze der politischen Clubs in den Regimentern, sie sind die Anstifter und Führer aller militärischen Excesse und Revolten. Beim Ausbruch der Revolution waren bereits in der Armee alle Bande gelockert, die in Paris zusammengezogenen Truppen hatten sich fast alle das Wort gegeben, die Waffen nicht gegen das Volk zu wenden. Die Regierung hatte nur noch wenige Regimenter, auf welche sie bei ernstlichem Zusammenstoß rechnen durfte.

Seit dem 20. Juni waren die Truppen in Paris in ihren Kasernen consignirt; sie brachen aber bald in großen Haufen aus und erschienen zu Hunderten im Palais-Royal, der Hofstatt des Herzogs von Orleans, der sich mit Hülfe der Umsturzpartei auf den Thron zu schwingen hoffte. Hier wurden sie glänzend bewirthet und beschenkt. Zuerst fielen die französischen Garden ab. Zwei Grenadiercompagnien derselben, welche am 23. Juni einen Auflauf zerstreuen sollten, verweigerten offen den Gehorsam. Als 11 Grenadiere deshalb verhaftet wurden, sammelte sich eine Volksmenge sie zu befreien, eine Cavalerieabtheilung, gegen dieselbe ausgerückt, steckte die Säbel ein. Wein wurde herbeigeschafft und auf der Stelle ein Verbrüderungsfest improvisirt. Die Befreiten, nach dem Palais-Royal gebracht und dort Tag und Nacht durch eine große Volksmasse bewacht, erhielten auf ausdrückliche Verwendung der Nationalversammlung die Begnadigung des Königs. Diese Schwäche nennt der Verfasser nicht mit Unrecht den ersten Schritt Ludwig's XVI. zum Schaffot. Bei den Unruhen des 12. Juli, als abends schon an 1200 französische Gardisten bewaffnet zum Palais-Royal entwichen waren, verweigerten sämmtliche Regimenter den Gehorsam und zwangen ihre Führer, mit ihnen Paris zu verlassen, wohin aber zahllose Deserteure und am 13. Juli die noch zusammengehaltenen französischen Garden, mit Ausnahme von vier Compagnien, welche treu blieben, mit Waffen und Gepäck zurückströmten, um sich der Revolution zur Verfügung zu stellen. Sie spielten dann eine Hauptrolle bei dem Bastillesturm am 14. Juli. Dem König, als ihm Broglie meldete, daß er sich nicht im Stande glaube, mit seinen Truppen eine Blokade von Paris durchzuführen, blieb nichts anderes übrig, als den von allen Seiten stürmisch geforderten Rückzug der Truppen nach ihren Garnisonen zu befehlen, wo sie von den Einwohnern schimpflich behandelt wurden.

Die Führer der Revolution setzten nun in den Provinzen ihr Werk fort, um alle Disciplin in der Armee zu untergraben und bald liefen Nachrichten von ihrer Zuchtlosigkeit ein, welche selbst die Nationalversammlung erschreckten. Da sie aber von der Herstellung der Disciplin in der Armee beständig eine Contrerevolution fürchtete, so that sie nichts dazu sondern hoffte in der zu Paris und in allen Städten organisirten Nationalgarde eine Stütze für die allmähliche Wiederkehr geordneter Zustände zu finden. „Am 21. Juli beging der König abermals eine Sünde, indem er nachträglich die Aufnahme der fahnenflüchtigen Soldaten in die Nationalgarde von Paris genehmigte", wo sie in besoldete Compagnien formirt wurden. Diese „frevelhafte Sanctionirung der Desertion" bewirkte, daß die einzigen noch zuverlässigen Truppen, denen man den Schutz des Königs in Versailles anvertraut hatte — jene vier Compagnien französischer Garden — in der Nacht zum 31. Juli mit Fahnen und Bagage abmarschirten und zur Nationalgarde von Paris übergingen. Die Nationalversammlung glaubte nun den Unordnungen in der Armee durch eine neue Vereidigung der Armee ein Ziel setzen zu können. Der Eid verpflichtete sie, „der Nation, dem Gesetze und dem König treu zu sein und sich den Regeln der militärischen Disciplin zu unterwerfen". Aber die Proclamation der allgemeinen Menschenrechte wurde von den politisirenden Soldaten bis in ihre äußersten Consequenzen hinein gedeutet, und das Laviren der Offiziere, welche nicht mehr zu befehlen und zu bestrafen wagten, sondern nur durch Bitten und Zureden wenigstens die gröbsten Excesse und offenen Emeuten zu verhüten strebten, diente dazu, ihr Ansehen noch tiefer sinken zu lassen. Jede dienstliche Beschäftigung hatte seit dem 1. Juli aufgehört! Die Nationalversammlung setzte nun allerdings ein Militärcomité zur Bearbeitung einer Reorganisation ein, das erste Decret kam am 28. Februar 1790 zu Stande, aber wie jenes Comité sich zur Richtschnur gesetzt, „daß die Armee, wie sie die treibende Kraft der Revolution, auch die festeste Stütze derselben sein müsse", so waren der gesetzgebenden Versammlung

so viel Rechte auf das Heer vorbehalten, daß der König in der That nicht viel mehr als ein commandirender General mit sehr beschränkter Gewalt war, dem das Commando von der Nationalversammlung anvertraut worden. Nach diesem Decret, das die Grundzüge feststellte, ruhte die Reorganisation wieder bis zum Juli und der Verfall der Armee nahm in erschreckender Weise zu.

In unserm Werke sind die wichtigsten Ereignisse zusammengestellt, um ein ungefähres Bild davon zu geben. Vom allerübelsten Einflusse waren auch die Uebergriffe der Municipalbehörden, welche sich den Befehl über die Truppen bis in deren innere Dienstangelegenheiten anmaßten, Offiziere arretiren ließen, Marschordres des Kriegsministers durch Gegenbefehl aufhoben u. s. w. Einzelne Regimenter fingen an, misliebigen Obersten die Kassen und Fahnen abzunehmen und aufs Rathhaus zu bringen. Ein besonderes Mittel zur Aufreizung war die Verdächtigung, daß von den Offizieren bei der Kassenverwaltung Betrügereien verübt und die Soldaten um das Ihrige verkürzt würden. Im Sommer 1790 begannen die Vertreibungen der Offiziere, die eigenmächtigen Kassenrevisionen, an welche sich bald Plünderungen der Kassen und Gelderpressungen schlossen. Unter vielen empörenden Beispielen, die das Werk erzählt, heben wir nur zwei hervor. Das Regiment Touraine verjagte einen Theil seiner Offiziere, das Regiment Vermandois, zur Unterdrückung der Revolte aufgeboten, versagte den Gehorsam; Mirabeau der Jüngere, Commandant des Regiments und Mitglied der Nationalversammlung, vom König hingesandt, um die Ordnung wiederherzustellen, kam in Lebensgefahr, das Regiment schickte eine Deputation an die Nationalversammlung, welche sie unter Beifallklatschen anhörte. Mirabeau wurde zur Verantwortung gezogen und entging dem bedenklichen Ende seines Processes nur durch Emigration; das Regiment blieb ungestraft. Ein anderes, Forès, erpreßte unter Bedrohung des Lebens von seinen Offizieren 66000 Livres aus der Kasse. Der Kriegsminister entwarf nun ein so furchtbares Bild von dem Zustande der Armee, daß der Schrecken in der Nationalversammlung allgemein wurde und ein Decret über die Aufrechthaltung der Militärgesetze erließ, auch den König bat, gegen zwei Regimenter, die sich in aller Richtung durch empörende Excesse vergangen hatten, auf das nachdrücklichste einzuschreiten. Einigen Erfolg hatte diese Wendung im Auftreten der Nationalversammlung, aber in vielen Garnisonen griff die Meuterei immer weiter um sich: in Nancy wurden die Offiziere gemishandelt, gefangen gesetzt, geplündert, die Kassen erbrochen und ausgeraubt, ein Theil des Geldes an den mithelfenden Pöbel vertheilt. Die Nationalversammlung ermannte sich nun zu dem Beschluß eines Hochverrathsprocesses gegen die Rebellen von Nancy, aber damit war ihre Einsicht und Energie erschöpft. Als der Kriegsminister die Ausdehnung dieses Beschlusses auch auf Metz verlangte, nahm die Versammlung statt dessen auf Mirabeau's Vorschlag eine Proclamation an die Armee an, lang, sanft und wohlwollend. Die Regierung wurde dadurch wieder schwankend in ihrem entschiedenen Auftreten, der König verhieß den Regimentern, welche sich jetzt unterwarfen, in unglaublicher Schwäche völlige Straflosigkeit! Erst als zwei Regimenter in Nancy, die sich schon bereit erklärt, wieder dem Schweizerregiment Chateauvieux anschlossen, das vorher 200000 Livres verlangte mit der Erklärung, nöthigenfalls seine Forderung mit Waffengewalt durchzusetzen, erst dann befahl der König dem General Bouillé, die Revolte durch Gewalt zu unterdrücken. Und die Nationalversammlung lehnte ihre Zustimmung ab: „Man muß Nachsicht mit den Soldaten üben", äußerte Robespierre, „die nur durch ihren Patriotismus verführt sind."

Zur Darstellung der Ereignisse in Nancy, wie überhaupt zur Geschichte der Schweizerregimenter hätte dem Verfasser die Schrift von Moerll (vgl. Nr. 46 d. Bl. f. 1859) noch Materialien liefern können, namentlich was das strenge Urtheil der demokratischen Cantone über den Aufruhr betrifft. Das Exempel wirkte so gut, daß bis zum Ende des Jahres keine größere Revolte mehr vorkam, aber die Rückkehr zu einer nur leidlichen Disciplin war doch unmöglich, dazu waren alle Grundlagen erschüttert und die Anarchie zu thätig. Auch die Nationalversammlung verfolgte mit gleichem Unverstande ihr Princip, die Armee durch Concessionen an sich fesseln zu wollen: sie decretirte die Entlassung der Gefangenen von Nancy und ihre Formation in neue Regimenter, sie annullirte einen Befehl des Königs, welcher, mild genug, für die Revolten eines Cavalerieregiments die einfache Entlassung von 36 Unruhstiftern angeordnet hatte. Die Verfassung war endlich im September 1791 zum Abschluß gekommen, sie behielt der Nationalversammlung alle die Rechte auf die bewaffnete Macht vor, welche dieselbe bereits in Anspruch genommen hatte. Wir lesen die betreffenden Bestimmungen der Armeereorganisation, welche der Verfasser möglichst vorurtheilsfrei würdigt. Besonders verderblich wirkte die neue Militärgerichtsordnung, welche nicht allein alle Vergehen gegen die allgemeinen Landesgesetze, sondern auch militärische Verbrechen, wenn sie mit gemeinen Vergehen zusammen begangen waren, den Civilgerichten überwies und, allen Grundsätzen militärischer Disciplin zuwider, in den Kriegsgerichten auch Untergebene über Vorgesetzte aburtheilen ließ. Andere Gesetze, über die Verwaltung, das Ressortverhältniß der Civil- und Militärbehörden in den Garnisonen, den Dienst in den Festungen u. s. w. waren sehr zweckmäßig. Der Kriegsminister Duportail pries in einem langen Erlaß die Wohlthaten der Nationalversammlung und ermahnte die Armee zur Disciplin zurückzukehren und die Exercitien wieder zu beginnen, die, wie jedermann wisse, seit zwei Jahren völlig geruht hätten. Die Zustände waren aber der Art, daß selbst auf San-Domingo sich die Folgen zeigten und bei den Wirren im päpstlichen Avignon Hunderte von französischen Deserteuren mitwirkten, hochgepriesen von den Clubs. Da auch die Militäremeuten wieder begannen, erst vorsichtig, dann immer kühner, so wurde in der Nationalversammlung der Antrag eingebracht, die Offiziere durch Ehrenwort auf die Constitution zu verpflichten und die Truppen in Uebungslager zusammenzuziehen. Die Debatten darüber sind so interessant und charakteristisch für die Zeit, daß der Verfasser einige Details darüber mittheilt. Beide Anträge wurden angenommen, aber nicht ausgeführt; der Fluchtversuch des Königs veranlaßte die Versammlung, die sich in Permanenz erklärt hatte, Commissare abzusenden, um den Offizieren statt jener Erklärung einen neuen Eid abzufordern, nur den Befehlen zu gehorchen, welche infolge der Decrete der Nationalversammlung gegeben würden. Diese Forderung, der mislungene Fluchtversuch des König und Bouillé's Beispiel veranlaßte jetzt eine große Zahl von Generalen und Offizieren, die Armee zu verlassen und über die Grenze zu gehen, seit welcher Zeit die Emigration im fortwährenden Wachsen blieb. Wenn auch derselben anfangs die Idee einer Contrerevolution zum Grunde lag, so wirkten doch auch andere Gründe: Alexander Lameth sagte wenigstens in der Nationalversammlung, daß die meisten Offiziere ihre Posten verließen, um nicht gehängt zu werden. Die großentheils führerlose Armee kam nun an den Abgrund des Verderbens. Man ließ die Hälfte der vacanten Stellen den Unteroffizieren, wobei die Auswahl wieder zu neuen Gewaltthätigkeiten führte, zu den übrigen sollten geeignete Bürger vorgeschlagen werden. Ein Beschluß der Nationalversammlung ordnete die Verfolgung der emigrirten Offiziere als Ueberläufer an und sprach über alle bisher begangenen militärischen Verbrechen völlige Amnestie aus; für die Zukunft sollte aber die ganze Strenge der Gesetze eintreten und die Unteroffiziere für alle Bewegungen in den Regimentern gegen die Offiziere, wenn die Schuldigen nicht sogleich zu ermitteln, verantwortlich werden. Das Decret blieb völlig wirkungslos. Bis zum October war die Zahl der entflohenen Offiziere auf 1932 gestiegen, und nur 764 Stellen hatten wieder besetzt werden können.

Ein klares Bild von der Armee geben uns die Kriegsrüstungen gegen das drohende Ausland. Schon im Januar 1791 wurde die Completirung des Heeres beschlossen und Ende Juli hatte es, trotz beschleunigter Rekrutirung, noch nicht die

Friedensstärke erreicht; die Organisation freiwilliger Nationalgarden zur Verstärkung der Feldarmee, im Juli decretirt, ging äußerst langsam von statten; im October war kaum ein Drittel der geforderten Stärke (97000 Mann) marschfertig. Noch im Januar 1792 hatte die Linienarmee ein Manquement von 51000 Mann und in der gesetzgebenden Versammlung wurde das principielle Steckenpferd der Demokratie zum ersten mal bestiegen. „Braucht man Rekruten", rief Charrier, „wenn 25 Millionen Menschen bewaffnet sind? Ich fürchte nicht den Vorwurf der Uebertreibung, denn Frauen und Kinder haben auch patriotische Herzen. Wozu Rekruten. Zieht die Sturmglocken und alle Patrioten stehen unter Waffen." Die Versammlung beschloß, alle waffenfähigen Bürger aufzufordern, zur Vertheidigung des Vaterlandes die Waffen zu ergreifen, aber nicht eine allgemeine Erhebung folgte, wie lügenhafte Berichte zu verbreiten strebten, sondern die Armee erhielt dadurch bis zur Eröffnung der Feindseligkeiten höchstens einen Zuwachs von 25000 Rekruten. Ihren innern Zustand zu dieser Zeit schildert das Werk eingehend, sie hatte nun mehr als die Hälfte ihrer frühern Offiziere verloren, der Kriegsminister konnte die Arbeit der Stellenbesetzung nicht mehr bewältigen, noch 1000 Lieutenantsstellen waren vacant. Später, als die alten Regimentsverbände aufgelöst und zwei Freiwilligenbataillone mit einem Linienbataillon zu einer Halbbrigade vereinigt wurden, sollten zwei Drittel der Offizierstellen durch Wahl der Soldaten besetzt, ein Drittel aber, ohne Rücksicht auf die bisherige Charge, an diejenigen Militärs vergeben werden, welche das höchste Dienstalter erreicht hatten. Ein alter Troßknecht wurde dadurch Stabsoffizier.

Politische Parteiung zwischen constitutionellen und republikanischen Ansichten riß im Offiziercorps ein; in Thionville kam es darüber im Theater zum öffentlichen Skandal, ein Massenduell folgte, bei welchem je zwei Offiziere würfelten, wer den andern wehrlos erschießen sollte! Reclamationen von einzelnen Soldaten, selbst ganzen Truppentheilen, gegen Bestrebungen oder Verordnungen liefen bei der gesetzgebenden Versammlung ein, welche dieselben zuletzt nicht mehr dem Kriegsminister, sondern ihrem Militärcomité überwies und dem Kriegsminister sogar die Befugniß nahm, ein Dienstreglement ohne ihre Prüfung und Genehmigung zu erlassen. Es wurde die Frage discutirt, ob die Specialbestimmungen der Regimenter über den innern Dienst Gesetzeskraft hätten und von den Soldaten befolgt zu werden brauchten! War es ein Wunder, daß eine solche Armee beim Beginn des Feldzugs erbärmlich sich zeigte? Biron's Corps, dem Feinde dreifach überlegen, löste sich nach einem Schießen ins Blaue hinein, wo sie auch nicht einen Mann als eine längst wieder abgezogene Ulanenpatrouille gesehen, in schimpfliche Flucht auf, als eine schwache Abtheilung österreichischer Infanterie in das verlassene Dorf eindrang, auf das jenes tolle Feuer gerichtet war. Dillon's Detachement riß vor den ersten feindlichen Kanonenschüssen aus, schrie Verrath, massakrirte seinen General, hing den Adjutanten nebst einigen Offizieren an der Laterne in Lille auf. Während der Kriegsminister in der Legislative über die Vorgänge bei der Nordarmee Bericht abstattete und die Ursachen mit Recht in der absichtlich untergrabenen Disciplin suchte, wurde vor den Thüren ein Extrablatt von Marat's „Ami du peuple" verbreitet, in welchem es hieß: „Seit mehr als sechs Monaten habe ich es vorhergesagt, daß unsere Generale, lauter gute Bediente des Hofs, die Nation verrathen, daß sie dem Feinde die Grenzen übergeben würden. Meine Hoffnung geht dahin, daß die Armee die Augen öffnen und erkennen wird, daß ihre nächste That die Ermordung ihrer Generale sein muß." Es wurden nun wieder Decrete zur Herstellung der Disciplin erlassen, welche wenigstens die Armee dem Einfluß der Civilgerichte entzogen. Dennoch fielen immer noch Insurrectionen vor, und auch die Emigration war thätig, die Truppen zur Desertion zu verleiten; das zweite und vierte Husarenregiment und ein Theil von Royal-Allemand gingen über.

Die letzten Kämpfe des Königthums, die Schwenkung der Gironde, Lafayette's Auftreten für den König, den Tuileriensturm und die Gefangensetzung des Monarchen führt unser Werk als bekannt kürzer vor und wendet sich wieder zur Armee, um den Eindruck dieser Revolution zu schildern. Die Nationalversammlung entsandte Commissare, um sich der bewaffneten Macht durch einen neuen Eid: „Freiheit oder Tod", zu versichern. Bei der Südarmee unter Montesquiou fanden sie bereits die Fahnen mit der Jakobinermütze geschmückt; die Rheinarmee unter Lamorlière nahm ihre Mittheilungen ziemlich gleichgültig auf, leistete aber auch den Eid; in Sedan wurden sie jedoch durch die Behörden in Verbindung mit Lafayette's Soldaten verhaftet. Von der Armee allein hätte die Rettung ausgehen können, wenn Lafayette den Entschluß dazu gleich zur That hätte werden lassen; er zögerte aber damit, wurde bei den einlaufenden Nachrichten aus dem Lande und von den andern Armeen unschlüssig und entfloh endlich über die Grenze an demselben Tage, wo in Paris das Anklagedecret gegen ihn erlassen war. Die Nordarmee erkannte nun die Revolution ebenfalls an, auch die des Centrums, die ihm freudig zugestimmt hätte, wenn er auf Paris marschirt wäre. Den Feldzug in der Champagne, welcher hierauf erzählt wird, berühren wir hier nur kurz. Die Langsamkeit der preußischen Heerführung trägt alle Schuld, daß er mislang. Noch war die französische Armee in schlechtester Verfassung, noch die Furcht vor den preußischen Waffen so groß, daß sich am 15. September Dumouriez' 10000 Mann starke Arrièregarde vor der bloßen Erscheinung zweier preußischen Husarenregimenter von panischem Schrecken ergriffen in wilde Flucht auflöste und selbst sein Gros in solche Unordnung gerieth, daß er mit seinem Gefolge persönlich scharf einhieb, um die Flüchtigen zum Stehen zu bringen und es ihm erst in der Nacht gelang, die Gemüther einigermaßen zu beruhigen. Er selbst berichtete darüber nach Paris: „Es war kein Kampf, es war eine Flucht von 10000 Menschen vor 1500. Wenn der Feind weiter nachgefolgt wäre, so hätte er die ganze Armee zerstreuen können." Der Feind folgte aber nicht, der Herzog von Braunschweig wußte den unablässig vorwärtsdrängenden König von der Vortrefflichkeit seiner Methodik und der Nothwendigkeit, nur aus Magazinen zu leben, zu überzeugen, ließ sich auch bei Valmy, wo 40000 Kanonenkugeln ohne großes Blutvergießen gewechselt wurden, nicht zum Angriff bewegen, und mußte denn endlich, wegen Mangel und Krankheiten, den Rückzug antreten. Und diesem Feldherrn wurde im Jahre 1806 wiederum der Oberbefehl anvertraut!

Ein kurzer Blick auf die weitere Entwickelung der Revolution und ihrer Armee schließt plötzlich das Werk, dessen Aufgabe wir damit nicht für gelöst ansehen können, da die Ereignisse von 1793 mit in das Programm aufgenommen sind. Diese hätten eine eingehendere Beleuchtung verdient. Ueberhaupt aber würde der Rahmen noch weiter auszuspannen gewesen sein. Eine Darstellung, wie sich die französische Armee aus ihrem beispiellosen Verfall zu der Armee Napoleon's emporgeschwungen, würde jedenfalls mit Interesse aufgenommen werden. Abgesehen davon hat das Werk innerhalb der Grenzen, die es sich gesetzt hat, seine Idee geschickt und consequent durchgeführt, und ist gerade jetzt sehr lehrreich; worüber wir uns aller Bemerkungen, so nahe sie liegen, enthalten, weil die Thatsachen für sich sprechen. Möchte es nur recht mit Aufmerksamkeit gelesen werden!

Karl Gustav von Berneck.

Notizen.

Das deutsche Element in der heutigen römischen Poesie.

Die den zweiten Band der „Wanderjahre in Italien", von Ferdinand Gregorovius (Leipzig, Brockhaus, 1864) bildenden, erst neuerdings dazugekommenen „Lateinischen Sommer", die auch sonst durch ihren reichen und mannichfaltigen Inhalt und durch die dem Verfasser eigenthümlichen glänzenden Vorzüge der Darstellung den Leser anziehen, enthalten auch einen aus dem Jahre 1858 herrührenden Aufsatz: „Die römischen Poeten der

Gegenwart." Ohne einer Besprechung des Buchs von anderer Seite in d. Bl. vorgreifen zu wollen, möchten wir doch gerade hier auf diesen Aufsatz namentlich von einem besondern Gesichtspunkt aus aufmerksam machen. Es ist nämlich erfreulich, was wir dort lesen, daß in Nord- und Mittelitalien das Studium der deutschen Dichtung einen starken Aufschwung genommen hat, und daß Maffei's treffliche Uebersetzungen den Dramen Schiller's nicht allein auf den Bühnen, sondern auch in den Häusern Eingang verschafft haben, und daß in Rom unsere besten modernen Lyriker: Heine, Nikolaus Lenau, Uhland, nicht unbekannt sind. Mehrere der damaligen Poeten Roms, die jedoch mit ihren Poesien unter florentinischer Firma in die Oeffentlichkeit haben treten müssen, sprachen oder verstanden die deutsche Sprache und lasen die deutschen Dichter im Original. Das musikalische Leben des Gefühls, das warme lyrische Herzblut, das Sentiment, der glücklich empfundene Augenblick, der psychologische Reichthum innerer Seelenzustände, der pantheistische Cultus der Natur, dies elementarische Wesen, das ist es, was, nach Gregorovius, die römischen Poeten zu den deutschen Dichtern hinzieht. „Die Sehnsucht", sagte ihm ein römischer Poet, „ist es, was die Deutschen in ihrer Lyrik auszeichnet und was unsere Poesie erfrischen würde, wenn wir diese Weise des Empfindens in sie aufnehmen könnten." Vor andern zeichnete sich auch in dieser Hinsicht der leider inzwischen am 9. November 1858 in einem Alter von 27 Jahren verstorbene Don Giovanni Torlonia (von ihm „Poesie", Florenz 1856) aus. In einem seiner Gedichte richtete er folgende Verse an eine Römerin, die Dichterin Teresa Gnoli:

E dolle idee Germaniche
Seguendo il volo, libero, sublime,
Prendi soggetto alle tue nuove rime.

(Folgend dem Flug der deutschen Ideen, dem freien und hohen, entlehne dort die Stoffe für neue Gesänge.)

Die eigene Muse Torlonia's war von deutscher Lyrik beseelt. Eine große Zahl seiner Lieder sind entweder Variationen zu deutschen Texten oder Nachbildungen deutscher Gedichte. Unter andern hat er Nikolaus Lenau's „Vergangenheit" mit Grazie und Leichtigkeit vortrefflich übersetzt, auch die „Blumenmalerin" Lenau's geschickt nachgebildet, von Heine das Lied: „Ich liebe eine Blume", von Goethe „Das Blümchen Wunderschön", sowie von Geibel „Der Dichter und die Natur" nachgeahmt. „Dieses Verhältniß von Rom zur deutschen Lyrik", sagt Gregorovius, „ist interessant genug, und indem Torlonia es offen ausgesprochen hat, ist er sich bewußt gewesen, daß Keime des deutschen Gesanges seiner heimischen Lyrik zur Belebung dienen können." Auch ein anderer römischer Dichter, Fabio Nannarelli (nach dem Jahre 1858 war derselbe als Professor an die Akademie von Mailand berufen worden), der mit der deutschen Literatur vertraut und ein Verehrer Schiller's und Nikolaus Lenau's ist, über welchen er eine Abhandlung geschrieben hat, hat deutsche Elemente am tiefsten in sich aufgenommen, und seine Muse trägt in sich selbst einen dem germanischen Wesen verwandten Zug. Das Motto aus Tiedge:

Suche Hoffnung, Trost und Ruh', und falle
Weinend in die Arme der Natur —

welches er einem seiner Gedichte vorgesetzt hat (wie er auch andere Sprüche aus Schiller u. s. w. nahm), bezeichnet — nach Gregorovius — durchaus die innere Richtung seines poetischen Naturells. Gelegentlich bemerkt übrigens letzterer noch, daß der römische Marchese Capranica Nikolaus Lenau's „Albigenser" und „Savonarola" übersetzt habe, jedoch seien die Uebersetzungen noch nicht gedruckt. 9.

Pfeiffer's „Germania".

Das jüngst erschienene erste Heft des neunten Jahrgangs der „Germania, Vierteljahrsschrift für deutsche Alterthumskunde" hat der Herausgeber, Professor Franz Pfeiffer in Wien, mit einer Vorbemerkung begleitet, in welcher er seine Genugthuung darüber ausspricht, daß es der „Germania" gelungen sei, festen Fuß zu fassen und einen zahlreichen Kreis von Lesern und Mitarbeitern um sich zu versammeln und dauernd zu fesseln. „Von den verschiedenen Zweigen der Alterthumskunde, deren Pflege sich die «Germania» zur Aufgabe gestellt, ist keiner unberücksichtigt geblieben: die Sprache, der Glaube, das Recht, die Sitte, die Literatur und ihre Geschichte, alle haben in größern Abhandlungen oder kleinern Aufsätzen Beleuchtung, Aufklärung und Bereicherung erfahren. In der That gibt es in ihrem Bereich keine wissenschaftliche Frage von einiger Bedeutung, in die sie nicht erfolgreich, theils anregend, theils entscheidend eingegriffen hätte. Diesem Umstande ist es wol auch zuzuschreiben, daß die «Germania», nach acht Jahren ihres Bestehens, gegenwärtig als das eigentliche Organ für die deutsche Philologie allgemein betrachtet und anerkannt wird." Von dem Bestreben geleitet, mit dieser ehrenden Anerkennung gleichen Schritt zu halten und die „Germania" immer mehr zum Mittelpunkt der wissenschaftlichen Forschungen und Bestrebungen zu machen, hat Professor Pfeiffer in Berücksichtigung vielfach an ihn ergangener Wünsche nach zwei Seiten hin eine Erweiterung der Zeitschrift eintreten lassen, einmal seit dem vorigen Jahrgange durch Beigabe einer möglichst vollständigen bibliographischen Uebersicht der deutschen philologischen Literatur, der wir schon in d. Bl. gedachten, und ferner mit dem neu beginnenden Jahrgange durch Eröffnung einer besondern Abtheilung, die unter dem Titel „Miscellen" im Gegensatz zum übrigen Inhalt der Zeitschrift, der es nur mit unserm Alterthume zu thun hat, den Interessen der Gegenwart Rechnung tragen soll, durch Mittheilung von Personalnotizen, Berichte über neue Publicationen, wissenschaftliche Reisen, Handschriften-Funde u. s. w. Dadurch wird die „Germania" ein wahrhaftes und unentbehrliches Organ nicht blos für die deutsche Philologie, sondern auch für die deutschen Philologen, denen sie dadurch noch mehr als bisher zu lebendiger Anregung und zur Förderung ihrer Arbeiten dienen wird. Ohne Zweifel bietet sich aber durch diese doppelte Erweiterung der Zeitschrift auch denen, welche, ohne eigentliche Fachmänner zu sein, dem Studium der deutschen Alterthumsforschung erhöhte Theilnahme schenken, die günstigste Gelegenheit dar, die Bestrebungen und Leistungen jener Wissenschaft zu verfolgen. 4.

Bibliographie.

Feifalik, J., Volksschauspiele aus Mähren mit Anhang: 1. Sterndreherlieder, 2. Weihnachtslieder, 3. De sancta Dorothea; Passional: 1495, und einem Nachtrage. Olmütz, Hölzel. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gloß, A., Das Leben in den Vereinigten Staaten, zur Beurtheilung von Amerika's Gegenwart und Zukunft. Theilweise für Kapitalisten und Auswanderungslustige in Deutschland. Zwei Bände. Leipzig, O. Wigand. Lex.-8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Goltz, B., Feigenblätter. Eine Umgangs-Philosophie und pathologische Menschenkenntniß. 2ter und 3ter Band. Berlin, Vogel u. Comp. Br. 8. à 1 Thlr. 10 Ngr.

Ziegler, A., Zur Oeffentlichkeitsfrage der deutschen Schillerstiftung. Dresden, Höckner. Lex.-8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Beyer, F., Ein Beitrag zur Lösung der socialen Frage in sechs Predigten über die christliche Familie in der katholischen Civil- und Garnisonkirche gehalten. Potsdam. Gr. 8. 5 Ngr.

Die legitime Erbfolge in Schleswig-Holstein. Leipzig, Hirschfeld. Gr. 8. 5 Ngr.

Grünhagen, C., Aus dem Sagenkreise Friedrich des Großen. Gefahren und Lebensrettungen in den schlesischen Kriegen. Breslau, Marnschke u. Berendt. 8. 5 Ngr.

Raumer, F. von, Schwarz, Strauß, Renan. Ein Vortrag. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 Ngr.

Spielberg, O., Denkrede auf Bogumil Goltz. Grünberg, Levysohn. 8. 3 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 26. — 23. Juni 1864.

Zur Geschichte der Jahre 1813—15.

1. Diplomatische Geschichte der Jahre 1813, 1814, 1815. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1863. Gr. 8. 4 Thlr. 10 Ngr.
2. Staatengeschichte der neuesten Zeit. Siebenter Band: Geschichte Rußlands und der europäischen Politik in den Jahren 1814—31. Von Theodor von Bernhardi. Erster Theil. Vom Wiener Congreß bis zum zweiten Pariser Frieden. Leipzig, Hirzel. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 14 Ngr.

Wir haben hier zwei Werke vor uns, die beide denselben Zeitraum der neuern Geschichte in gleichem patriotischen Geiste und in gleicher Richtung nach demselben großen nationalen Endziele behandeln. Beide Historiker führen eine gewandte Feder und geben uns in der Durchführung der Aufgabe, die sie sich gestellt, überall zu erkennen, daß sie ihren Stoff vollständig beherrschen; und dennoch ist jedes der beiden Werke von dem andern so sehr verschieden, daß sich nur wenige Anhaltspunkte für eine Vergleichung darbieten. Auch das Bernhardi'sche Werk liefert in dem vor uns liegenden ersten Theile weniger, wie der Titel vermuthen lassen sollte, ein Stück russischer Geschichte, als vielmehr eine Schilderung der welthistorischen Begebenheiten in Europa von der Eröffnung des Wiener Congresses bis zum zweiten Pariser Frieden; nach Rußland werden wir in diesem Buche nie geführt, dafür aber desto genauer mit den Vorgängen in Deutschland, besonders in Wien, mit den Kriegsereignissen in Belgien und Frankreich bekannt gemacht. Beide obigen Werke behandeln hiernach eine und dieselbe Materie und erscheint es darum auch sehr passend, deren Betrachtung zu verbinden; wir ziehen es jedoch vor, dies nicht in fortlaufender Gegenüberstellung zu thun, sondern jedem Werke eine eigene besondere Darstellung zu widmen.

Die „Diplomatische Geschichte der Jahre 1813, 1814, 1815" (Nr. 1) erhält einen ganz unbestreitbaren eigenthümlichen Werth dadurch, daß sie sämmtliche hervorragende politische und diplomatische Urkunden, Proclamationen, Kriegserklärungen, Noten der Minister und Gesandten, Berichte derselben an ihre Monarchen oder auch der Gesandten an die Ministerien, politische und militärische Denkschriften und Mémoires von Staatsmännern und Militärs u. dgl. ausführlich und, wo die betreffenden Urkunden hierzu irgend wichtig genug erschienen, von Wort zu Wort mittheilt. Dabei gelang es dem Verfasser, die vielen, oft mehrere enggedruckte Seiten füllenden Actenstücke in so geschickter Weise mit dem Text zu verbinden, daß der Faden der Erzählung nirgends durchschnitten wird, die Einheit der Darstellung keine Einbuße erleidet. Wir überschauen im Zusammenhange mit den Begebenheiten alle diese wichtigen und höchst interessanten öffentlichen Urkunden und Staatsschriften in einer so reichhaltigen Zusammenstellung, wie sie sich in keinem andern Geschichtswerke vereinigt finden und von denen manche bisher dem größern Publikum nur sehr schwer zugänglich waren. Alle mitgetheilten Urkunden sind aber um so mehr geeignet, das allgemeine Interesse in Anspruch zu nehmen, als sie sämmtlich aus einer Zeit herrühren, welche den Grund legte für die gegenwärtige politische Verfassung, ja für die neueste Geschichte der meisten europäischen Staaten, und so namentlich auch Deutschlands, seiner Gesammtheit sowol als der einzelnen Bundesstaaten. Dies hat dem Verfasser, wie er es auch im Vorwort andeutet, offenbar vorgeschwebt, dies war wol auch die Veranlassung, daß er seinem Werke noch einen besondern Anhang beigegeben hat, welcher gleichsam die Früchte der durch zwei ziemlich starke Octavbände hindurch uns vorgeführten politischen und diplomatischen Verwickelungen und Verhandlungen gesammelt enthält, nämlich die in Deutschland zu einer so traurigen Berühmtheit gelangte Deutsche Bundesacte, die frühern Verfassungsentwürfe, sowie endlich die Wiener-Schluß-Acte.

Wo der Verfasser officielle und officiöse Actenstücke, weil dieselben mangeln, nicht mittheilen kann, sucht er womöglich stets die Schilderungen von Augenzeugen, am liebsten die der handelnden Personen selbst sprechen zu lassen, und nur, wo auch diese fehlen, sieht er sich nach andern Quellen um, von welchen er eine reiche Auswahl, wie Thiers, de Noailles, Fain, Pertz u. a. auf das glücklichste benutzt hat. Er hält dabei sein Ziel stets unverrückt vor Augen: es sind vor allem die diplomatischen

Verhandlungen, welche er uns bringt; von der eigentlich politischen und Kriegsgeschichte wird uns nicht mehr mitgetheilt, als zum Verständniß dieser Verhandlungen nothwendig ist, und ebenso erfahren wir auf der andern Seite von den Cabinets- und Hofgeschichten nur das, was zur Charakteristik, sei es der Situation, sei es der handelnden Staatsmänner, wichtig oder zum mindesten doch lehrreich erscheint. Diese Beschränkung können wir nur billigen, da, wenn auch bei dieser Behandlung des Stoffs manche pikante Hofanekdote unterdrückt worden sein mag, hierdurch doch erreicht wurde, daß der einheitliche Zusammenhang des Ganzen nicht mehr, als durch den Plan des Werks geboten war, unterbrochen wurde. Vielmehr erhalten wir gerade bei der eingehaltenen Weise einen um so lebendigern Eindruck jener bekannten Weltvorgänge, und zwar namentlich in Bezug auf die deutschen Verhältnisse, der allerdings sehr weit von dem verschieden ist, wie ihn uns die meisten Geschichtswerke, welche die damalige Zeit behandeln, zu hinterlassen pflegen. Denn wenn wir bei andern Historikern von der tiefergreifenden einmüthigen Erhebung des deutschen und namentlich des preußischen Volks gegen den fremden Unterdrücker lesen, sodaß uns Söhnen und Enkeln heute noch ein gerechter Stolz und eine hohe Bewunderung für die heroischen Thaten unserer tapfern Väter und Ahnen erfüllt, so hält uns der Verfasser hier im Gegentheil die demüthigende Rückseite dieser Glanzepoche der neuesten deutschen Geschichte in ungeschminkter Wahrheit entgegen, und legt es geflissentlich darauf an, uns die Schamröthe darüber in die Wangen zu jagen, daß ein großes, starkes und intelligentes Volk nach so großen, mit den blutigsten Opfern und den unsaglichsten Entbehrungen erkauften Thaten sich durch den feigen Egoismus und die verblendete Eifersucht seiner soi-disant Staatsmänner um alle und jede Frucht seiner glorreichen Anstrengungen betrügen ließ, ohne auch nur eine nennenswerthe Einsprache dagegen zu versuchen. Für diese niederdrückende Erfahrung kann es nur wenig Ersatz gewähren, daß wir durch die mitgetheilten Belegstücke in den Stand gesetzt werden, die Ursachen und Veranlassungen zu den unerfreulichen Resultaten bis in ihre entlegensten Ursprünge zu verfolgen und mit dem Ariadnefaden in der Hand die geheimsten Schlupfwinkel des vor uns aufgethanen Labyrinths der diplomatischen Intriguen zu durchforschen. Hier erscheint manches in einem andern Lichte, als wir es sonst zu sehen gewohnt sind, wir sehen hinter die Coulissen und lassen uns die Karten vor unsern Augen mischen, die Vorhänge fallen: die pomphaften Reden vor der Nation erweisen sich von vornherein als wissentlicher Lug und Trug, die gespreizten Zur-Schau-stellungen von Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit, von Achtung vor fremden Rechten zeigen sich als leere Worte ohne Bedeutung, die, wie sich deren Urheber selbst sagen durften, nur Kinder und Thoren täuschen konnten. Unmöglich konnte man erwarten, daß sie da oder dort Glauben finden würden, und doch war man zu schwach, ja zu feig, um ihnen zu entsagen.

Daß in dem vor uns sich entrollenden diplomatischen Intriguenspiel Metternich, dieser gelehrige Zögling von Fouché und Talleyrand, den beiden Prototypen der modernen Polizeikunst und der politischen Intrigue, den Mittelpunkt bildet, kann uns nicht wundern, obgleich für denjenigen, der mit der diplomatischen Geschichte jener Jahre nicht bereits innig vertraut ist, die Wahrnehmung immerhin überraschend sein mag, wie sehr, der vorliegenden Darstellung gemäß, Oesterreich nicht nur während der Verhandlungen des Wiener Congresses, sondern auch bereits im Anfang des Jahres 1813, sogleich nach dem Anschlusse Preußens an Rußland und bis zu der Zeit, wo es selbst die Waffen gegen Napoleon ergriff, in den Vordergrund tritt, und wie die Entscheidung über die Geschicke der Welt während jenes ganzen Zeitraums mehr oder weniger in seiner Hand lag. Es war darum vor allem wichtig, die Thätigkeit des Oesterreich leitenden oder besser — wenn man den nicht unbedeutenden Antheil, welchen Kaiser Franz persönlich an der Entscheidung der Staatsangelegenheiten nahm, nicht übersehen will — des diesen Staat vertretenden Staatsmannes eingehend zu erörtern und scharf zu bestimmen. Diese Aufgabe scheint uns die bei weitem schwierigste in dem ganzen Werke, und müssen wir gestehen, daß der Verfasser hier unsern Anforderungen nicht immer entspricht. Freilich ist Metternich ein so aalglatter Diplomat, daß es sehr schwer hält, ihn zu packen und festzuhalten; sein Charakter löst sich auf in die widersprechendsten Züge von Charakterlosigkeit. Ein bestimmtes Princip außer demjenigen, seinen Platz unter allen Umständen zu behaupten, beherrscht niemals seine Handlungsweise, ja selbst das, was er für das Beste, für das unumgänglich Nothwendige erkannte, hielt er nicht fest, sondern opferte es wiederholt seinem Leichtsinn, seinem Hang zur Intrigue. Dabei war er, wie ihn schon Napoleon in einer uns von Bignon mitgetheilten ähnlichen Aeußerung charakterisirte, überzeugt, daß er durch seine Schlauheit und Ränkesucht ganz Europa seinem Willen und seinen Zwecken dienstbar zu machen das Talent besitze, während er gerade bei den wichtigsten politischen Fragen sich stets von andern in das Schlepptau nehmen ließ und sich gar oft als der Dupe seiner eigenen Listen erwies. Am evidentesten zeigte sich freilich die staatsmännische Unfähigkeit und Charakterlosigkeit Metternich's erst zur Zeit der griechischen Revolution und des russisch-türkischen Kriegs; aber auch in den Jahren 1813—15, wo Oesterreichs Wort allein den Ausschlag zu geben vermochte, hat er diese Unfähigkeit in Bezug auf wirklich große staatsmännische Conceptionen dem scharfen Beobachter nicht weniger deutlich documentirt. Wirklich große Staatsmänner hatte die damalige Zeit zwar überhaupt nicht aufzuweisen, und in der Kunst zu unterhandeln, zu temporisiren, mit zäher Geduld den geeigneten Zeitpunkt zur Erreichung seiner von andern verworfenen und anscheinend von ihm selbst mit der nachgiebigsten Leichtigkeit aufgegebenen kleinen Ziele abzuwarten, kam ihm kaum einer der übrigen Diplomaten gleich.

Daß der Verfasser schon von vornherein Metternich zu viel Ehre erzeigt, wenn er behauptet, derselbe habe,

als Preußen sich mit Rußland verbündet, sogleich den Entschluß gefaßt, Napoleon den Krieg zu erklären, und sei diese Kriegserklärung nur verzögert worden, um inzwischen die Kriegsrüstungen zu vollenden, ist unzweifelhaft; denn in Metternich's Wesen lag es überhaupt nicht, einen Entschluß zu fassen, der ihn zwang, die Brücke hinter sich abzubrechen; Metternich liebte den Krieg durchaus nicht, denn der Krieg, der ernstliche Entscheidungskrieg schloß alle Unterhandlungen aus, schob die Männer des Friedens auf die Seite und stellte die Männer des Schwerts in den Vordergrund. Dies war aber nicht nach Metternich's Geschmack, der nie auch nur einen Augenblick die Entscheidung seinen Händen entrissen sehen mochte. Der Verfasser hat übersehen, daß Metternich sogar eine ausdrückliche Uebereinkunft zwischen den verbündeten Mächten zum Abschluß brachte, nach welcher der Krieg schon im voraus in drei bestimmte Perioden abgetheilt wurde, von denen jede eine neue Phase von Unterhandlungen einzuleiten bestimmt war, die erste bei der Ankunft am Rhein, die zweite bei der Einnahme der Höhen der Vogesen und Ardennen, die dritte endlich bei der Eroberung von Paris. Das bestimmende Princip für Metternich war nie eine große politische Idee, sondern er lebte mit seinen diplomatischen Künsten stets nur von Hand zu Mund. Er wollte Oesterreich groß, er wollte Oesterreichs vorwiegenden Einfluß in Deutschland und Italien, und dies war für den Augenblick nicht schwer zu erreichen: in Italien konnte ihm nach der Demüthigung Frankreichs niemand diesen Einfluß streitig machen, und in Deutschland galt es nur, die Vergrößerung Preußens soviel wie nur immer möglich zu verhindern; die Furcht der kleinern Dynastien vor der preußischen Vergrößerungssucht trieb dann die Mittel- und Kleinstaaten schon von selbst unter Oesterreichs Fittiche.

Aber wie diese damals ohne viele Mühe für Oesterreich zu erringende einflußreiche Stellung auch für die Dauer zu behaupten wäre, das ließ sich der große Staatsmann sehr wenig angelegen sein: après nous le déluge. Kaiser Franz wollte keine Beschränkung seiner Autokratie durch constitutionelle Formen, und noch weniger wollte er Oesterreichs Einfluß in Deutschland mit Preußen, welches überhaupt sowenig wie möglich an Macht gewinnen sollte, theilen. Dem fügte sich Metternich ohne weiteres. Indem er jede freiheitliche Regung des Volks unterdrückte, und zwar in solcher Consequenz, daß selbst die materielle Entwickelung dadurch in jeder Weise gehemmt wurde, brachte er es dahin, daß Oesterreich hinter den meisten übrigen europäischen Ländern zurückblieb, und so, wie die neueste Geschichte uns belehrt hat, nicht in demselben Maße wie andere Staaten an wahrer Macht und Kraft zunahm. Den gleichen Hemmschuh legte aber die Metternich'sche Politik, soweit sie dies nur immer vermochte, auch Deutschland an; nur in Oesterreichs verkehrtem Interesse unterblieb die straffere Einigung, die Gewährung einer freiheitlichen Gesammtverfassung, bei welcher ganz Deutschland und Preußen mit ihm nothwendig hätten gewinnen müssen, welchen Erfolg aber die kleinliche habsburgische Hauspolitik als einen reellen Verlust für Oesterreich betrachtete. Dieses versuchte lieber nach dem Grundsatz: divide et impera, die Kleinen zu beherrschen, und gab darum, um diese Kleinen nur recht schwach und hülfsbedürftig zu erhalten, von Anfang an in seiner unsinnigen Verblendung zu, daß seine ohnehin schon starken und mächtigen Feinde immer noch stärker und mächtiger wurden, wogegen es nichts eifriger betrieb, als seine Freunde, auf deren Beistand es für unglückliche Eventualitäten allein rechnen konnte, recht klein und ohnmächtig zu machen.

Während so Deutschlands Kraft absichtlich gelähmt wurde, überließ man Rußland, obgleich man einen baldigen Zusammenstoß mit demselben in der orientalischen Frage schon damals ahnen konnte, ohne viele Schwierigkeiten seinen polnischen Raub; während man Preußen eine naturgemäße Abrundung durch die Einverleibung Sachsens mit aller Perfidie und Bitterkeit, deren ein Metternich nur immer fähig war, bestritt, zog man die Erstarkung des französischen Einflusses recht geflissentlich groß und veranlaßte dadurch selbst die Einmischung Talleyrand's in die Verhandlungen über die Gebietsveränderungen, trotzdem daß Frankreich vertragsmäßig von der Theilnahme daran ausgeschlossen bleiben sollte. Ja man gab sogar in verblendetem Leichtsinn zu, daß Frankreich auch im zweiten Pariser Frieden im ganzen seine alten Grenzen und seine deutschen Provinzen beibehielt, nur weil eben keine Aussicht vorhanden war, daß Oesterreich unmittelbar einen Vortheil von diesen Abtretungen erlange.

Aber wenn die österreichische Politik in Bezug auf das eigene Interesse eine total verkehrte und in Bezug auf Deutschland eine perfide war, so war die preußische, die nicht weniger selbstsüchtig, eine in so hohem Grade schwächliche, daß sie geradezu mit Ekel erfüllt. Die preußischen Staatsmänner waren sich wol bewußt, was das deutsche, was das preußische Interesse erfordere, aber sie hatten nirgends den Muth, das mit Nachdruck zu verlangen, was noththat. Schon der Absage- und Fehdebrief, den man im Jahre 1813 an Napoleon richtete, gibt Zeugniß von dieser erbärmlichen Schwäche: auch da hätte man es von seiten der Regierung am liebsten nicht mit diesem gewaltigen Heros verdorben; man gestand ihm fast zu, daß man nur getrieben von der Verzweiflung des Volks dem unwiderstehlichen Drängen nachgegeben habe; man war weit davon entfernt, nur zur Wahrung der Freiheit und Unabhängigkeit zum Schwert zu greifen und den Wuthschrei des Volks: Sieg oder Tod! auf die Fahne zu schreiben. Auch in Preußen zitterte man, was der Verfasser viel zu wenig anerkennt, vor der entfesselten Kraft des Volks; man fürchtete sich, sich lediglich auf die Sympathien der Nation zu stützen, sonst hätte sich Hardenberg nimmermehr so weit erniedrigen können, um den im zweiten Theile mitgetheilten jämmerlichen Brief an den für Preußens Interesse so wenig besorgten Metternich zu richten, in welchem er unter Ertheilung der unwahrsten Schmeicheleien an Metternich und dessen

Monarchen den österreichischen Diplomaten wahrhaft anfleht, er möge sich Preußens annehmen, er möge es retten aus seiner unglücklichen Lage und doch im eigenen Interesse dafür Sorge tragen, daß Preußen nicht allzu sehr verkürzt und benachtheiligt werde. Gegenüber solcher schmählichen Erniedrigung nach so großen Heldenthaten des Heers und Volks muß man einen gewissen Respect vor der, wenn schon keinen kleinen Theil unverschämter Großthuerei enthaltenden, so doch immer von hohem Selbstgefühl zeugenden Handlungsweise des Generalraths des Departements der Seine bekommen, der in seiner Proclamation vom 2. April 1814, als Napoleon bereits vollständig besiegt und an einen Widerstand von selten Frankreichs gar nicht mehr zu denken war, noch einen so stolzen Ton anschlug, daß er die Abdankung Napoleon's als eine Maßregel hinstellte, zu welcher das bewaffnete Europa Frankreich auffordere, ja es von ihm erflehe als eine der Menschheit zu erzeigende Wohlthat.

Weicht somit unser Urtheil über die geheimen Ziele der damaligen Politik hier und da von dem des Verfassers ab, erkennen wir in den Folgerungen, welche er aus den mitgetheilten Documenten zieht, zuweilen nur eine einseitig subjective, nicht genugsam begründete Auffassung, so stehen wir doch nicht an, seine „Diplomatische Geschichte" für eine sehr dankenswerthe Bereicherung der historischen Literatur zu erklären. Allen, die sich nicht im Besitz der zahlreichen und umfänglichen Quellenwerke befinden, wird das Buch wesentliche Dienste leisten.

Auch mit Theodor von Bernhardi's „Geschichte Rußlands und der europäischen Politik in den Jahren 1814 — 31" (Nr. 2) können wir uns nicht in allen Stücken einverstanden erklären. Zwar liest sich sein Werk recht angenehm, er schreibt unterhaltend und anziehend; aber nicht nur, daß die Behandlungsweise der einzelnen Abschnitte ungleich, die breite und ausführliche Erzählung dieser oder jener Partie oft ganz und gar in keinem Verhältniß steht zu der Bedeutung, welche dieselbe für das Ganze hat, so werden auch von den handelnden Persönlichkeiten einige zu sehr auf Kosten anderer hervorgehoben. Während die polnisch-sächsische Frage und noch mehr die deutschen Verfassungsberathungen in manchen Stücken viel eingehender hätten behandelt werden können, stellt Bernhardi bei den Wiener-Congreß-Verhandlungen die Person Talleyrand's hauptsächlich in den Vordergrund und weist ausführlich nach, welch schlauer Künste dieser sich bedient habe, um Einfluß auf den Gang der Verhandlungen zu gewinnen und schließlich sogar seine Theilnahme an denselben herbeizuführen. Ebenso wird dem Kriegszuge in Belgien und Frankreich ein unverhältnißmäßiger Raum gewidmet, und werden die Operationspläne Napoleon's sowol als der Verbündeten, gestützt auf Clausewitz und Charras, auf das herbste kritisirt. Auch der Abschluß der Heiligen Allianz wird weitläufig erzählt, wobei der Frau von Krüdener und noch mehr dem jetzt schon ziemlich verschollenen münchener Philosophen Franz Baader viel zu viel Ehre erzeigt wird. Dagegen haben wir mit großem Interesse die Schilderung der Bemühungen Wellington's um die zweite Wiedereinsetzung der Bourbons gelesen. Das Unbegreiflichste an dem Buche Bernhardi's bleibt aber, daß, obgleich es dem Titel nach ein Stück russischer Geschichte uns vorführen soll, die russischen Diplomaten eine so wenig hervortretende Rolle darin spielen; selbst die Charakteristik des Kaisers Alexander können wir, obgleich einzelne recht interessante und weniger bekannte Züge sowol seines falschen Liberalismus als seiner Eitelkeit, seiner religiösen, sowie seiner sentimentalen Freundschaftsschwärmerei sich mitgetheilt finden, doch bei weitem keine erschöpfende nennen. Wir hätten es aber für das Naturgemäße gehalten, wenn der Verfasser von seinem Standpunkt aus den Kaiser Alexander in die Mitte gestellt und sich bestrebt hätte, von dieser interessanten und nicht unbedeutenden Persönlichkeit seinen Lesern ein recht anschauliches und treffendes Bild zu geben. 19.

Eine Biographie Gluck's.

Gluck und die Oper. Von Bernhard Adolf Marx. Zwei Bände. Mit dem Porträt Gluck's, Autographen und vielen Musikbeilagen. Berlin, Janke. 1862. Ler.-8. 5 Thlr.

Es bleibt ein unsere Zeit ehrendes Zeichen, daß es eine Pflicht geworden ist, verdienstvollen Männern der Vergangenheit auch durch Wort und Schrift das gebührende Andenken zu sichern. Wir haben seit den letzten Jahren unter der Einwirkung dieses edeln Pflichtgefühls biographische Arbeiten ans Licht treten sehen, die sich wol für immer in unserer Literatur eine Stelle werden errungen haben. Wenn wir nun auch der vorliegenden Arbeit des Verfassers über Gluck nicht die Wichtigkeit zugestehen können, wie denen über das Leben und Wirken der andern großen epochemachenden Musiker, so bleibt es doch immer ein höchst dankenswerthes Unternehmen des gelehrten und phantasievollen Verfassers, Gluck einer so eingehenden Würdigung unterworfen zu haben. Ob Gluck nach der Ansicht des Verfassers einer der drei Sendboten gewesen sei, die der deutsche Geist zwischen Händel und Mozart ausgesandt habe, um seinen ihm (dem deutschen Geiste) zugefallenen Beruf zu erfüllen, den nämlich (musikalisch) zur idealen Vollendung zu führen, was andere Völker „frisch und blütenreich" begonnen, darüber läßt sich mit dem Verfasser rechten. Es gibt auch deutsche Musiker, denen Gluck nicht als unentbehrliches Mittelglied zwischen Händel und Mozart erscheint, wie denn der Einfluß, den Gluck auf Mozart ausgeübt hat, von uns nur gering angeschlagen werden muß, obschon Mozart 45 Jahre nach Gluck geboren, nur vier Jahre länger gelebt hat als sein berühmter Zeitgenosse, also vollkommen von dessen Lebenszeit umschlossen war. Mozart auf der Höhe seiner genialen Entwickelung erinnert im rein Musikalischen kaum noch an Gluck. Damit ist aber keineswegs die Bedeutung eines Geistes wie Gluck geleugnet; er hat Seiten, in denen er unsern Heroen verdient beigeordnet zu werden, wenngleich wir in der Hauptsache, nämlich

in Betreff der Musik, gestehen müssen, daß bei ihm die Reflexion der Musik stets hindernd in den Weg getreten ist. Der Verfasser versucht diesen oft gemachten Vorwurf freilich zu widerlegen, das musikalische Gefühl läßt sich aber mit Worten nicht widerlegen. Jene soeben angeführte Aeußerung des Verfassers sollte nur zeigen, von welchem Standpunkt aus die Beurtheilung Gluck's unternommen worden ist.

Entsprechend dem Titel des Buchs: „Gluck und die Oper", hat der Verfasser den Lebensgang und die musikalische Bildung des bedeutenden Mannes nebeneinander herlaufen lassen: ein Umstand, der vielleicht der Darstellung etwas geschadet hat, denn bald hier bald da abbrechend, hat sie etwas Unzusammenhängendes angenommen. Für den Leser, der mehr zum Vergnügen liest, hat dieses Verfahren allerdings den Vortheil, daß ihn der Wechsel frisch erhält, für das wissenschaftliche Studium ist der eingeschlagene Weg weniger günstig. Jedenfalls liegt in dem gewählten Wege von seiten des Verfassers die Ansicht, daß der Künstler eins sei mit seinen Werken.

Die fünf Bücher, in welche der Verfasser seine Arbeit geordnet hat, schildern uns Gluck, im ersten Buch, als Kind und Knabe in den böhmischen Wäldern, an der Hand seines Vaters, der seines Amts ein Förster war. Geboren ist Gluck, genau genommen, in der Oberpfalz, im Dorfe Weidenwang (den 2. Juli 1714), allein schon im dritten Jahre seines Lebens wurde er in die Wälder Böhmens versetzt, wo der Vater in die Dienste des Fürsten Kaunitz trat, als sogenannter Waldbereiter. Die Orte Neuschloß bei Böhmisch-Leipa, Kamnitz, Eisenberg, Reichstadt waren die vom Vater beim Dienstwechsel nach und nach bewohnten Orte Böhmens. Die letzte Stelle hat der Vater Gluck's 1747 im Dienste des Großherzogs von Toscana bezogen, so werden also nur die ersten als Orte genannt werden können, an denen Gluck in Armuth, aber im Schose herrlicher Wälder, im Verein mit Brüdern und Schwestern, glückliche Kinderjahre verlebte. Der Verfasser weist im „Orpheus" und andern Werken Gluck's später noch Klänge nach, die er für Reminiscenzen frühester Kinderzeit halten zu müssen glaubt. Die durch A. Schmidt's Biographie zuerst festgestellten Lebensumstände Gluck's liegen den Schilderungen des Verfassers hier zu Grunde, der als Musiker nur die innere Entwickelung Gluck's mit seinen äußern Lebensumständen in nähere Beziehung zueinander zu setzen versucht hat, obschon die musikalische Begabung bei Gluck verhältnißmäßig spät, erst in der Jünglingszeit mit Bestimmtheit und maßgebend aufgetreten ist. Gluck empfing den ersten Unterricht in Kamnitz und Eisenberg, der bei aller Dürftigkeit doch den Knaben vom Blatt singen und Geige und Cello spielen lehrten. Das Jesuitergymnasium in Kommotau that dann von 1726 an das Seinige und fügte Klavier- und Orgelspiel hinzu, Gluck betheiligte sich wol schon längst an Kirchenmusiken. Seit 1732 finden wir ihn in Prag, wo der arme Student nicht selten ums Brot auf Dörfern spielen mußte. Er fand Beifall mit seiner Musik, die wol auch in der Stadt gehört wurde, sodaß das Haus des Fürsten Lobkowitz bald für ihn von Wichtigkeit wurde. Als ein von diesem Fürsten begünstigtes junges Talent konnte Gluck in Wien sich weiter ausbilden, studirte dort, wo er seit 1736 lebte, die Theorie der Musik und hatte das Glück, daß dasselbe fürstliche Haus ihn einen Gönner im Grafen Melzi zuführte, der ihn mit nach Mailand nahm und einem bewährten Lehrer San-Martini (nicht dem berühmten Pater Martini) übergab, bei dem er in der Composition der Oper unterwiesen wurde.

Zweites Buch. „Italische Zeit." Das Resultat dieses Unterrichts war glänzend. In vier Jahren (1741 schrieb Gluck seine erste Oper „Artaserse" für Mailand) errang der junge Deutsche durch acht, ganz im italienischen Geschmack geschriebene Opern den Ruf eines trefflichen Maëstro. Das gewonnene Ansehen trieb ihn zur Künstlerfahrt, zuerst nach Paris (1745), wo er, der vollkommener Italiener dem Geschmack nach war, französisches Drama und Rameau's Theorien kennen lernte. Der Aufenthalt in London brachte ihn mit Händel zusammen; zwei starke Naturen standen sich einander gegenüber; Gluck der Jüngling voll Anerkennung, Händel der Greis nicht ohne Theilnahme für den strebenden jungen Künstler. Eine für London geschriebene Oper: „La caduta de' Giganti", fand aber keinen besondern Anklang. Die Jahre 1746 und 1747 zog Gluck in Deutschland umher, war kurze Zeit Musikdirector in Hamburg bei einer Operngesellschaft, auch in Dresden wurde ein Festspiel von ihm „Le nozze d'Ercole" gegeben, er ging aber doch 1748 nach Wien, wo er durch „Semiramide" sich der Kaiserin zu ihrem Geburtsfest empfahl. Von hier aus, wo er bald, besonders als Liebling der vornehmen Welt, ein anerkannter Meister wurde, zog er, bald um Hoffeste der Potentaten zu verherrlichen, welches Schicksal ihn öfter als andere Componisten heimgesucht hat, bald um neue Lorbern zu sammeln, mit neuen Opern auf Reisen nach Italien, nach Rom und Neapel. Wenn in dieser Zeit auch eine große Zahl Opern von Gluck geschaffen wurden (der Verfasser erwähnt einige zwanzig), so wurde doch noch keine maßgebend für Gluck's reformatorisches Streben. Zuerst weist der Verfasser „die Klaue des Löwen" in einer Scene der „Semiramis" nach, doch kommt erst später dies Streben bei ihm zum vollen Bewußtsein. Unter diesen Opern sind noch einige nach französischen Mustern gearbeitete Singspiele, die besondere Erwähnung verdienen. Seit 1754 Hofkapellmeister und seit 1755 durch den Papst Ritter vom Goldenen Sporn (eine Decoration, die auch Mozart erhalten hatte), lebte Gluck in Wien angesehen und verheirathet mit der Tochter eines Bankiers, Marianne Pergin.

Drittes Buch. „Reformation der Oper." In Wien fand er Zeit, seine Bildung zu vervollständigen; er trieb alte und neue Sprachen und bald erwachte im Verein mit einem Freunde, Calzabigi, der die Texte zu Opern lieferte, das Streben, die Oper umzugestalten. So schuf Gluck von 1769—70, indem er sich von dem italieni-

schen herrschenden Geschmack losmachte, nach ihm vorschwebenden Idealen: „Orpheus“, „Paris und Helena“, „Alceste“.

Viertes Buch. „Französische Zeit.“ Gluck wurde veranlaßt nach Paris zu gehen, von wo aus sein Ruf ein europäischer wurde. Im Jahre 1774 schrieb er für Paris „Iphigenia in Aulis“, welcher Oper selbst seine Gegner, die Piccinisten, die Anerkennung nicht versagen konnten; freilich fand er in Maria Theresia's Tochter, Marie Antoinette, auch eine einflußreiche Gönnerin, an deren Schutz manche gegen ihn gespielte Intrigue scheiterte, aber ebenso sehr machte Gluck's Entschiedenheit und Grobheit, wenn sie nöthig wurde, seine Gegner zu Schanden. Der Erfolg war überraschend, eine mit jeder neuen Oper steigende Jahresrente für das ganze Leben (von der dritten Oper an schon 1000 Livres)*) und ein Honorar von 20000 Livres für jede Oper bewiesen, wie man ihn ehrte; von Wien aus kam der Titel „Kammercompositeur“ hinzu. Eine Schwäche in Gluck's strengem Charakter muß man es nennen, wenn er Opern wie „Orpheus“ und „Alceste“ jetzt für den Geschmack des pariser Publikums umarbeitete, d. h. natürlich von seinem Standpunkte aus verschlechterte; eine Oper „La Cythère assiégée“ war ganz und gar auf Paris berechnet und alle drei fanden trotz dieser unbegreiflichen Nachgiebigkeit nicht die erwartete Aufnahme. Als er aber 1777 „Armida“ und 1779 „Iphigenia in Tauris“ vorführte, da waren seine schon wieder muthig gewordenen Gegner aufs Haupt geschlagen. Die Reisen, welche Gluck nach Paris zur Aufführung seiner Opern unternahm, waren für ihn mit ebenso viel Ruhm als pecuniärem Vortheil verbunden. „Iphigenia in Tauris“ namentlich gefiel in einem so hohen Grade, daß sie in drei Jahren 150 mal aufgeführt wurde und stets eine volle Kasse machte. Als sie das hunderteinundfunfzigste mal gegeben wurde, trug sie noch 15125 Livres ein. Ein Haupt der Gegenpartei, Baron Grimm, mußte bekennen, daß die Schönheit der Oper hinreißend sei. Mit „Iphigenia in Tauris“ hatte Gluck wol sein Ziel erreicht, wenigstens machte „Echo und Narciß“, seine letzte Arbeit, 1781 in Paris kein Glück mehr. Seine Begeisterung für Klopstock, von dessen Oden er einige componirt hat (seine Nichte Marianne, die er sich heranzog, die aber früh starb, fand Gelegenheit, sie Klopstock selbst vorzusingen, der sich lobend gegen Gluck darüber äußerte), sowie der Plan, des Dichters „Hermannsschlacht“ in Musik zu setzen, sind doch nur Nebenwege der Gluck'schen Muse gewesen.

Fünftes Buch. „Der Ausgang.“ Gluck lebte hoch angesehen im Wohlstande fortan in Wien, sein Haus war einer der Sammelplätze der musikalischen Welt, mancher junge Künstler fand sich zu ihm, auch Mozart. Gluck starb 1787 am 15. November, 73 Jahre alt, eine Ausnahme in der Zahl deutscher Meister, die selten mit ihrem Ruhm auch ein sorgenfreies Leben sich schaffen konnten.

Ziehen wir ein Resultat aus des Verfassers Werk in Bezug auf Gluck's Werth, so müssen wir hervorheben, daß der Verfasser Gluck's Bedeutsamkeit nicht in einem besonders hervorragenden Talente, sondern in der harmonischen Ausbildung seines Wesens sucht. Man könnte leicht einzelne Vorzüge anderer großer Künstler herausheben, gegen welche Gluck's Begabung sogleich zurücktreten müßte, allein nicht so leicht möchte es sein, einen andern deutschen Musiker neben ihn zu stellen, der mit so viel klarem Bewußtsein unausgesetzt nach einem bestimmten Ideale gestrebt und es auch so classisch darzustellen gewußt hätte als Gluck. Fester sittlicher Wille, in gewisser Weise eine starre Unbiegsamkeit (der Verfasser erzählt manche interessante Züge, wie er Sänger, Tänzer u. a. beherrschen konnte), eine ungeschminkte Wahrheit, ein richtiges, immer großes Gefühl für das wahrhaft Schöne setzten ihn in den Stand, sein Ziel zu erreichen.

Der Verfasser sagt, gerade das knapp zugemessene musikalische Vermögen setzte ihn in den Stand, seine Aufgabe, die Musik dem Wort und der Handlung genau anzupassen, zu lösen. Eine reichere musikalische Begabung, eine beweglichere Phantasie hätte ihn eher abgezogen von seinem Ziele, wie Mozart mitunter geschah. Somit kann man wol einstimmen in das Endurtheil des Verfassers über Gluck, daß er unübertroffen dastehe in der Treue, mit der er sich seinem Gegenstande hingibt, in der Erfassung der poetischen Idee, in der Ausprägung seiner Charaktere, in dem geschlossenen Gang der Handlung, die stets dem Großen und Erhabenen zugekehrt bleibt. Wir sind der Ansicht, daß sich in diesen Tugenden stets Gluck's scharfer Verstand, seine Reflexion, wie wir oben andeuteten, geltend gemacht hat, können aber nicht verhehlen, daß wir uns diese Tugenden auch mit einer reichern, beweglichern Phantasie hätten vereinigt denken können. Man kann Gluck nicht freisprechen von dem Tadel der — Trockenheit. Trotzdem mag der Verfasser recht behalten, wenn er meint, daß in den angeführten Punkten Gluck bisjetzt unerreicht dastehe. Alle berühmten Opern hat der Verfasser einer genauen Kritik und Zergliederung unterworfen, wobei eine große Zahl in den Text gedruckter Notenbeispiele seine Ansichten unterstützen, sodaß in dieser Beziehung die Arbeit des Verfassers wol als eine vollkommen eigene und gründliche Darlegung Gluck'scher Art und Weise für lange Zeit mustergültig bleiben wird. Der Streit der Piccinisten und Gluckisten, den auch Jahn in der Mozart-Biographie weitläufig erörtert hat, findet auch hier seine Besprechung, und es ist interessant, beide Darstellungen miteinander zu vergleichen; übrigens stimmt der Verfasser dem Urtheile Jahn's über Gluck lobend bei. Noch einen Gegenstand findet man in beiden Werken gemeinsam dargestellt, dies ist die italienische Oper, wie sie bis auf Gluck eine allgemein anerkannte Herrschaft ausübte; auch diese doppelte Darstellung aus der Feder zweier so musikkundiger Männer zu vergleichen, ist belehrend.

*) Die ersten vierzehn Vorstellungen der „Iphigenia in Aulis“ brachten 30918 Livres ein und wurde die Oper von 1774—92 151 mal gegeben. Die lebenslängliche Pension stieg in folgender Weise: 1000 Livres nach der dritten, 1500 Livres nach der vierten, 2000 Livres nach der sechsten Oper.

In einem Anhang hat sich der Verfasser über den Charakter der Tonarten verbreitet und seine Ansicht an einigen Stellen aus Gluck's Werken erläutert. Dem ersten Band ist ein Porträt Gluck's nach der Büste Hudon's von A. Hertel vorangestellt, das mehr Schatten als Licht zeigt und keinen guten Eindruck macht; im zweiten Band findet sich ein Blatt von Gluck's Hand facsimilirt. 16.

„Pax vobiscum!"

1. Pax vobiscum! Die kirchliche Wiedervereinigung der Katholiken und Protestanten historisch-pragmatisch beleuchtet von einem Protestanten. Bamberg, Buchner. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.
2. Ueber die Wiedervereinigung der Katholiken und Protestanten. Mit besonderer Rücksicht auf die Schrift: „Pax vobiscum" u. s. w. Von J. Frohschammer. München, Lentner. 1864. 8. 6 Ngr.

Je weniger verkannt werden kann, je mehr es im Gegentheil zugestanden werden muß, daß der von Rom mit veranlaßte und verschuldete religiöse und confessionelle Zwiespalt das größte Unglück des deutschen Volks ist, desto nothwendiger erscheint auch die kirchliche Wiedervereinigung der Katholiken und Protestanten, und mit um so aufrichtigerm Danke muß das Bestreben und der Versuch aller derer aufgenommen werden, die es unternehmen, über die Mittel und Wege aufzuklären und das rechte Verständniß vorzubereiten, damit es früher oder später möglich werde, zu solcher Wiedervereinigung gelangen zu können. Es versteht sich dabei von selbst, daß diese Wiedervereinigung eine aufrichtige und wahre sein muß, und daß sie keine andere sein darf und auf keiner andern Grundlage gewonnen werden kann, als die ist, welche jenen Zwiespalt und also auch die Reformation selbst hätte verhindern können und verhindern müssen.

Wir haben daher das mit dem bezeichnenden und bedeutsamen Zuruf: „Pax vobiscum!" erschienene obgedachte Buch über diesen Gegenstand mit aufrichtiger Freude begrüßt, und wir haben es mit dem ganzen Interesse gelesen, das diesem Gegenstand gebührt. Kann auch vielleicht nicht gesagt werden, daß dasselbe, wie es vorliegt, und zu dem unmittelbaren Zwecke, den es verfolgt, zu rechter Zeit gekommen sei (manche würden eher für das Gegentheil sich erklären wollen), so darf man doch so viel sagen, daß es den Gegenstand selbst, den es behandelt, zu rechter Zeit angeregt habe. Denn es ist zu allen Zeiten und so lange, als jener Zweck nicht erreicht ist, an der Zeit, das Ziel selbst, nämlich die kirchliche Wiedervereinigung der Katholiken und Protestanten, fortan im Auge zu behalten und sie auf eine jede Weise zu erstreben, die sich für die Sache selbst und für das erkannte Ziel rechtfertigt. Es ist deshalb vor allem nothwendig, ihre Nothwendigkeit selbst nachzuweisen und die getrennten Kirchen über die einzuschlagenden Wege zum Ziele aufzuklären; es ist nöthig, die Gemüther darauf hinzuweisen und dazu vorzubereiten, und zugleich den Einzelnen wie den Kirchen selbst die Gelegenheit zu geben, über die Art und Weise, wie sie sich zur Vereinigung stellen sollen und wollen, die erforderliche Klarheit sich anzueignen. Wir sind der Meinung und wir hoffen und glauben, daß dieser Gegenstand fortan immer öfterer werde öffentlich zur Sprache gebracht werden; denn man wird je länger je mehr das Bedürfniß einer Wiedervereinigung empfinden; dasselbe wird sich in immer weitern Kreisen geltend machen und immer tiefere Wurzeln schlagen. Die Gemüther und Geister müssen dafür immer empfänglicher gemacht werden, und wenn dann erst das Bedürfniß zumeist erkannt worden und der Glaube an die Möglichkeit einer Wiedervereinigung gewachsen und fest geworden, wird man auch — mit der Geneigtheit zum Frieden für alle und mit allen — über die Mittel zum Zwecke und über die gemeinsame Grundlage um so leichter sich vereinigen und verständigen. Auch möchten wir meinen, daß die Vereinigung im wesentlichen und ausschließlich weder durch die Staatsgewalt, noch durch die Kirchengewalt oder durch Theologen eingeführt und gemacht werden dürfe, und überhaupt ist sie im wesentlichen nicht als eine Sache der Wissenschaft, sondern wesentlich nur als eine nationale, als eine religiöse Angelegenheit zu betrachten und zu behandeln, deren eigentlicher Träger und Factor zunächst nur das christliche Volk ist. Die Form aber, unter welcher die Vereinigung ihren Ausdruck fände, wenn erst die rechte Grundlage gewonnen worden, würde sich zu rechter Zeit von selbst einstellen und finden.

Referent hat es für nöthig erachtet, seine persönliche Stellung zur vorliegenden Frage im Vorstehenden kurz anzugeben und seine eigenen Ansichten über diesen Gegenstand, mit dem er sich selbst vielfach und mit besonderer Freude und in inniger Hingabe an den Gegenstand beschäftigt hat, in der Hauptsache anzudeuten. Um so leichter dürfte es ihm danach werden, das Buch und dessen Inhalt in nachstehender Besprechung zu charakterisiren und nach Verdienst zu würdigen, und er wird dabei auch Gelegenheit finden, hin und wieder seine eigenen Bemerkungen auszusprechen und anzuknüpfen. Daß er kein Katholik, daß er auch kein Theolog ist, dürfte sich schon aus dem Obigen ergeben; er selbst bekennt sich nach seinem Gewissen und aus Ueberzeugung für einen wahrhaft evangelischen Christen, unter der Fahne des Protestantismus.

Der Verfasser der Schrift: „Pax vobiscum!" ist nach der Angabe auf dem Titel und nach dem Inhalte des Buchs ebenfalls Protestant, und den Gegenstand selbst bezeichnet er als eine „historisch-pragmatische Beleuchtung der kirchlichen Wiedervereinigung der Katholiken und Protestanten". Wie er dies meint, ergibt sich sofort aus dem Inhaltsverzeichniß, das in drei Abschnitten: „Unerlaßliche Präliminarien", „Geschichtliche Wiedervereinigungs-Versuche der Katholiken und Protestanten" und „Sichere und gewagte Folgerungen", die wesentlichen Gegenstände des Buchs bezeichnet. Die Aufgabe, die sich demnach der Verfasser stellt, ist theils die, zu untersuchen, wie es sich unter den gegenwärtigen Verhältnissen mit dem Probleme der Wiedervereinigung verhalte, theils im Lichte der in den frühern Einigungsversuchen liegenden Belehrung zu zeigen, welche Möglichkeit der Einigung bestehe, und anzudeuten, in welcher Weise sie im allgemeinen zu bewerkstelligen oder wie sie wenigstens anzubahnen sein dürfte.

Der erste Abschnitt bespricht zunächst die Thatsache der Trennung, die Schärfe der Gegensätze, die geschichtliche Macht und die allmähliche Abschwächung dieser Gegensätze, sowie den nicht mehr wegzuleugnenden Drang nach gegenseitiger Verständigung, und er bildet jedenfalls den wichtigsten Theil des Ganzen, indem, ohne Kenntniß einerseits der der Kirchentrennung zum Grunde gelegenen, an sich gerechtfertigten, zum Theil im Laufe der Zeit abgeschwächten Gegensätze, andererseits des Bedürfnisses nach Verständigung und Wiedervereinigung es für diese selbst an der wesentlichen Grundlage nach ihrer äußern Möglichkeit und Nothwendigkeit, wie nach ihrer Wesenheit und innerlich nothwendigen Eigenthümlichkeit von vornherein gänzlich fehlen würde. Diese „unerlaßlichen Präliminarien", in Verbindung mit den im zweiten und dritten Abschnitte besprochenen Versuchen und Folgerungen, setzen zunächst das Ob in ein gewisses Licht, und sie enthalten auch einige Winke über das Wie oder vielmehr über das Wie-nicht.

Es ist im hohen Grade bezeichnend und ebenso für den Verfasser wie für den Gegenstand selbst bedeutsam, daß er sogleich im Beginne seiner Darstellung, wo er von der Thatsache der Kirchentrennung spricht, den Leser mitten in die Lösung der Frage wegen der Wiedervereinigung hineinführt. Freilich geschieht dies gleichsam nur in Hieroglyphen, nur in leisen Andeutungen; aber der Sinn selbst ist klar und einleuchtend. „Ein einziger Schritt nach der Mitte", sagt der Verfasser, „und es mildert sich vieles" nicht nur, sondern vielmehr die Gegensätze müssen schwinden und die Trennung muß sich lösen

in der Vereinigung. Sprechen wir es nur offen aus, was diese Mitte ist. Wie meinen, dieser Mittelpunkt, ja mehr als das, die höhere Einheit, die troß der Trennung, troß der schreienden Gegensätze die beiden Kirchen, auch in dieser Trennung, anch seit der Thatsache der Trennung, wesentlich verbindet, ist das beiden Kirchen gemeinsame, reine und ungetrübte Christenthum. Es kann nicht schwer, es kann noch weniger unmöglich sein, dieses reine Christenthum, den wesentlichen Inhalt und Kern der cheistlichen Lehre, welcher die Mittel zur Erreichung der Zwecke des Reiches Gottes dem einzelnen darbietet und gewährt, in beiden Kirchen als das Gemeinsame herauszufinden und über dasselbe als über die Summe dessen sich zu einigen, was beide verbindet, was der wesentliche Inhait und Keen des Christenthums ist. Alles übeige dagegen, was nicht zum Wesen desselben gehört, überlasse man ebendeshald der Freiheit der Gewissen. Wie bekennen uns auch hier zu dem Grundsatze des heiligen Augustinus: „In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas!" (In nothwendigen Dingen Einheit, in zweifelhaften Freiheit, in allen Liebe!)

Ans dem Bemerkten ergidt sich von selbst, daß es auch für die Frage wegen der Wiedervereinigung der Katholiken und Protestanten einzig und allein auf den christlichen Stand- und Gesichtspunkt ankommt, und es ist ein nicht gering anzuschlagender Gewinn, wenn der Leser von diesem Punkte aus und mit den auf ihm gewonnenen Ansichten das vorliegende Buch liest. Der Gewinn kommt ihm für ihn seibst und für den Gegenstand zugute, den es behandelt; denn nur durch diesen Stand- und Gesichtspunkt wied zugleich die Unparleilichkeit und Unbefangenheit bedingt, mit der allein der Gegenstand behandelt werden darf, wenn das Ziel erreicht werden soll, das erstrebt wird. Zugleich folgt aus dem allen von selbst, daß die ganze Angelegenheit nicht als eine politische, noch weniger als eine hierarchische angesehen nud behandelt werden darf; sie ist vielmehr eine rein sittliche und celigiöse, und nue als eine solche hat sie auch eine Zukunft. Diese Zukunft hat sie überdies auch nur insofern, als sie nicht unter ausschließlicher Autorität politischee oder kirchlicher Behörden, nicht als eine Parteisache aus parteiischen und einseitigen Gesichtspunkten und zu einseitigen Zwecken durchgeführt werden darf. Das entschiedene sittliche und religiöse Gewissen, als die Summe der religiösen Ueberzeugungen jedes einzelnen, ist auch hier ebenso der entscheidende Factor, wie dasselbe Gewissen auch die Reformation getragen und durchgeführt hat, nach dem eigenen Worte Luther's in Worms: „Weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun." Dies ist auch die Ansicht des Verfassers, und damit stimmt anch die Ansicht Schleiermacher's überein, daß „das Verhältniß des einzelnen zu Christus nicht von seinem Verhältniß zur Kirche, sondern das Verhältniß des einzelnen zur Kirche von seinem Verhäitniß zu Christus abhängig" sei, eine Ansicht, die nicht blos als eine protestantische, sondern als eine wahrhaft christliche, als eine von Cheistus selbst gedachte und gelehrte Waheheit gelten muß. Ein kirchlicher oder religiöser Zwang wider die von der religiösen Ueberzeugung und dem Gewissen bedingte Freiheit kann hierbei als Grundsatz für die Veeeinigung nimmer angenommen werden, denn er würde diese selbst ausschließen, insoweit nämlich dieser Zwang außerhalb des wahrhaft und wesentlich Christlichen ausgeübt werden sollte.

Aber auch bei völliger Uebereinstimmung über die Grundsätze, die füe die Zukunftsverhältnisse des Christenthums, für die Wiederveeeinigung die wesentiich leitenden sein müssen, ist die Betrachtung der Gegenwart, der Existenzformen der Confessionen und der geschichtlich gewordenen Zustände, sowie der mehr und mehr in ihnen hervortretenden Trennung der beiden Kirchen, aus weichee sie zur Wiedervereinigung herausgeführt werden sollen, eine schwierige Aufgabe. Es bedarf dazu vor allen Dingen eines von jenen Grundsätzen selbst bedingten und doch im übrigen unbedingten Strebens nach rücksichtsloser Erkenntniß der Wahrheit, also auch der Schwierigkeiten und Hindernisse, die sich der Wiedervereinigung von der einen und andern Seite entgegenstellen. Daher verdient es besondere Anerkennung, daß der Verfassee mit protestantischer, echt evangelischer und ebenso unpacteiischer als rücksichtsloser Offenheit, die auch bei dem irenischen Geschäft, welches er hiee treibt, als eine heilige Pflicht anzusehen ist und die auch allein diesem Geschäft förderiich sein kann, theils über den Gegner, z. B. den Jesuitismus und überhaupt über die Veeäußerlichung des Christenthums in dee katholischen Kirche, im Gegensatz zu dee Verinnerlichung desselben in der protestantischen, theils über die eigene Kirche (z. B. in der aufrichtigen Schilderung des protestantischen Gewordenseins und der darin sich offenbarenden Inconsequenz) sich ausspricht. Seine aufrichtige Darstellung gibt in dieser Beziehung alleedings auch manchen Sorgen Ausdruck, aber sie ist reich an Winken und Warnungen, wie an Hinweisen auf das, was nöthig ist „zur Erweckung des Bewußtseins, sich verständigen und handreichen zu müssen". Mit Recht fordert der Verfasser „die gegenseitige Verständigung der Confessionen über Auffrischung ihrer christlich positiven Gesammtkraft duech Wiedervereinigung oder vielmehr durch Darstellung einer die christlichen Fundamente bewahrenden und das christliche Leben nach gleichen Grundregeln fördernden Einheit", und ebenso gerechtfertigt ist es, wenn ee den Streit der Confessionen, die gegenseitige Verdächtigung der nach confessioneller Eigenthümlichkeit gepflegten und am Ende doch gemeinsamen Wahrheit als eine Gefahr bezeichnet, die nur dadurch beseitigt werden kann, daß man, „statt dem Feinde nicht die Waffen zu schmieden, auf gemeinsames Rüstzeug bedacht ist". Auch betont er bei dem christlichen Werke, das er treibt, zugleich die Nothwendigkeit, den mehr und mehr gegen das Christenthum auftretenden geistigen Gewalten und den die christliche Kirche, sowie die christliche Ethik bedrohenden Gefahren füe die einzelnen Confessionen mit der Einheit gemeinsamer Wahrheit entgegenzutreten. Diesen Gewalten und Gefahren gegenüber ist und bleibt dies um so mehr die Pflicht der christlichen Confessionen, den im Jahre 1843 „in gefaßtester und aufrichtigster Entschiedenheit" aufgestellten Satz: daß „das Christenthum längst nicht nur aus der Vernunft, sondern auch aus dem Leben der Menschheit verschwunden und daß es nichts weiter mehr sei, als eine fixe Idee" (S. 97), Lügen zu strafen und thatsächlich zu widerlegen. Aber zu diesem Zweck müssen die christlichen Confessionen vorerst das reine Christenthum aus dem gehässigen und lieblosen Streite und der Verdächtigung der Confessionen gleichsam destilliren und extrahiren und es in einer edein und erhabenen Einfachheit als einen Kern für die Centraleinheit allee christlichen Kirchen hinstellen, und sie selbst müssen zu dieser Einheit eine solche Stellung einnehmen, daß sie, „mit Drangabe alles Unwesentiichen und des den erloschenen Bedürfnissen einer vergangenen Weit Angehörigen, die ihnen zur Vererbung auf alle kommenden Geschiechter anvertrauten Kleinodien retten" (S. 101).

Ueber den „nicht mehr wegzuleugnenden Drang nach gegenseitiger Verständigung" beider Kirchen spricht sich der Verfasser S. 89—105 aus, und in gewisser Hinsicht bildet dieser Abschnitt die eigentliche Grundlage für den Zweck, den er in seinem Buche verfolgt. Wir hätten dahee um so mehr gewünscht, daß er sich dabei nur auf das Nothwendige beschränkt, aber dies dann auch dem Zwecke gemäß nach allen Seiten bestimmt und scharf dargelegt hätte. Ob dazu die Eeörterungen übee und wider den Materialismus und Pantheismus in der Ausführlichkeit nöthig gewesen seien, wie sie sich hier vorfinden, möchten wir ebenso bestreiten, wie wir zweifein, ob besonders dee innere Drang nach jener Verständigung und das lebendige Bewußtsein dieses Dranges in den Gemüthern dee Christen der Gegenwart, sowie das Bedüefniß, in Eine große christliche Gemeinschaft einzugehen, genügend klar dargestellt woeden sei. Statt dessen beschränkt sich der Verfasser darauf, das „stets vorhanden gewesene Bewußtsein nachzuweisen, und geschichtlich ins Licht zu setzen, daß auf beiden Seiten die Wiedervereinigung gewollt und für möglich gehalten wurde" (S. 107), und dies als das

Hauptergebniß der im zweiten Abschnitte gegebenen ausführlichen Darstellung der geschichtlichen Wiedervereinigungsversuche der Katholiken und Protestanten hinzustellen. Allerdings beweist er hierbei nicht nur für die Einigungssache den besten und redlichsten Willen, sondern er verzweifelt auch nicht an der Möglichkeit; aber er bemerkt zugleich, daß nach den Ergebnissen der bisherigen Versuche die Vereinigung auf andern Grundlagen erstrebt, mit andern Mitteln und auf andern Wegen, auch in besserer, in redlicher und aufrichtiger Absicht gesucht werden müsse. Damit werden alle Verständigen übereinstimmen, und wir selbst sind der Meinung, daß, je mehr man diese Gewißheit aus der Geschichte lernt und begreift, und je mehr man als einen Gewinn aus der Geschichte der unternommenen, jedoch verfehlten Versuche alles das sich aneignet, was dabei an positiver Ausbeute für eine Vereinigung erlangt worden ist, desto sicherer man auch eine dereinstige Wiedervereinigung der getrennten Kirchen werde hoffen dürfen, und zwar ohne Untreue gegen die eigene Kirche. Je tiefer sich jeder einzelne, Katholik oder Protestant, der echt christlichen Gesinnung bewußt ist, und je fester er in dieser Gesinnung wurzelt und an eine Zukunft der christlichen Kirche glaubt, desto sicherer wird er auch an eine dereinstige Wiedervereinigung beider und aller getrennten Kirchen auf Einem Grunde glauben, und je mehr solcher Glaube und jene Hoffnung in die Breite und in die Tiefe wächst und fest wird, desto nachhaltiger und ergiebiger ist auch der Gewinn für die gegenseitige Verständigung und Geneigtheit zur Vereinigung, und damit wächst zugleich das Gefühl und die Ueberzeugung von ihrer Nothwendigkeit. Hoch über der Treue aber gegen die besondere Confession steht die Treue gegen das Christenthum und gegen die gemeinsame ungetrübte christliche Wahrheit.

Die Geschichte der Wiedervereinigungsversuche der Katholiken und Protestanten, die der Verfasser im wesentlichen theils als theologische, theils als imperialistische Versuche darstellt, insofern sie entweder ausschließlich Theologen überlassen waren oder von der Staatsgewalt ausgingen, ist besonders lehrreich. Es ist daraus vornehmlich zu lernen, auf welche Weise die Wiedervereinigung **nicht** gesucht und erstrebt werden darf. Auf das einzelne hierbei gehen wir nicht weiter ein. Doch könnte man fragen, ob das regensburger Religionsgespräch im Jahre 1541 als ein theologischer Versuch, wie der Verfasser es nennt und darstellt, nicht vielmehr als ein imperialistischer Versuch anzusehen sei, da bei diesem theologischen Religionsgespräch das Cäsarische: Sic volo, sic jubeo, denn doch gar zu sehr als maßgebend sich herausstellte. Indeß ist auf solche Benennungen nicht viel zu geben, auch wenn der Verfasser jene Versuche mit solchen Bezeichnungen hat kurz charakterisiren wollen. Ihr gegenständlicher Charakter wird dadurch ebenso wenig alterirt, als dadurch ihr geschichtlicher Werth bestimmt wird. Uebrigens stehen hier noch neben jenen beiden Arten von Versuchen theils Einzelversuche, theils gallikanische, theils moderne Versuche. Der zu Ende des 17. Jahrhunderts stattgefundene gallikanische Versuch, wobei unter Theilnahme Bossuet's und Leibniz' eine kirchliche Vereinigung aller Christen beabsichtigt war, ist von besonderer Bedeutung. Die dabei für die Wiedervereinigung ausgearbeiteten Regeln haben in der That bleibenden Werth, denn sie enthalten manchen Grundsatz, der für solche Vereinigung seine volle Berechtigung hat, und die damals aufgestellten Vereinbarungspunkte, die selbst Bossuet von seinem streng katholischen Standpunkte aus zum größten Theil als zu Recht bestehend erklärte, haben namentlich für den katholischen Theil eine gewisse Bedeutung und bindende Kraft. Aber freilich lief bei diesem Einigungsversuche die ganze Sache gar zu sehr auf weltliche und kirchliche Vortheile, auf einseitige persönliche und parteiische Interessen hinaus, die man erstrebte und verfolgte, und der Versuch mußte daher mislingen.

Was die „modernen Versuche" anlangt, wobei der Verfasser einzelne Erscheinungen des 19. Jahrhunderts der Beachtung unterstellt, welche ein Zusammengehen von Katholiken und Protestanten zu religiösen Zwecken darstellen, so deuten diese Erscheinungen zum Theil mehr auf bloße Reformen in der katholischen Kirche und auf deren Nothwendigkeit, mehr auf Entwickelung gewisser, in dieser Kirche gärenden oppositionellen Elemente hin, als daß es dabei um eigentliche und wirkliche Vereinigungsversuche sich handeln könnte. Der Verfasser selbst gesteht dies zu, besonders insoweit er dabei das Rongethum und das deutsch-katholische Wesen im Sinn hat, und wir sind der Meinung, daß solche Reformversuche mit ihren offenbar widerchristlichen Tendenzen hier keine besondere Berücksichtigung verdienten. Dagegen erkennen wir ausdrücklich an, daß Rongethum und deutsch-katholisches Wesen in ihrer christlichen Leere und Nichtigkeit trefflich charakterisirt werden, und wir erklären die Fingerzeige und Erwägungen, die sich daraus für die Frage wegen Vereinigung der getrennten Confessionen nothwendig ergeben, für gerechtfertigt und vollkommen beachtenswerth.

Im letzten Abschnitte behandelt der Verfasser die „scheinbare Unmöglichkeit einer kirchlichen Wiedervereinigung der Katholiken und Protestanten", die „dazu treibenden Gründe" und die „Mittel und Maßnahmen zu ihrer Verwirklichung oder Anbahnung". Wir bekennen uns ohne weiteres mit ihm zu der Ueberzeugung von der Möglichkeit einer solchen Wiedervereinigung, und auch die Gegengründe wider diese Möglichkeit heben diese selbst nicht auf, wennschon sie die Schwierigkeiten der Vereinigung unleugbar vermehren und erhöhen, während dagegen die zusammengestellten Gründe vielmehr für die Vereinigung sprechen und gleichsam die Anerkennung sich erzwingen. Besonders spricht dafür, daß „der christliche Glaube nicht nur unabhängig von theologischer Lehrbestimmung gedacht werden kann, sondern geschichtlich nachweisbar sein reinstes (und reichstes) Blütenleben, ohne unter ihrem Einfluß zu stehen, geäußert hat" (S. 284), und zugleich öffnet dies allein „den Ausweg zu einer noch möglichen Einigung". In Ansehung der Mittel dazu, deren Darstellung für die einstige Lösung der Frage viel brauchbares Material enthält, finden wir uns um so mehr in Uebereinstimmung mit dem Verfasser, je mehr wir nach den Erfahrungen der Geschichte und nach inneren Gründen die Ansicht festhalten, daß die Wiedervereinigung wesentlich vom christlichen Volke, von den Laien ausgehen und von ihrem christlichen Bedürfnisse, sowie von dem Verlangen nach Wiedervereinigung getragen sein müsse, wie der Verfasser selbst dies andeutet. Dagegen versteht es sich von selbst, daß „entschieden die Fernhaltung des Gedankens gewünscht werden muß, es könne selbst eine, das ganze Abendland vertretende Volksversammlung Trägerin der künftigen Vereinigung sein" (S. 342). „Ein Anregen, Heischen und Händebieten" muß besonders auch von dieser Seite ausgehen; aber das, was „allen gemeinsam dienen soll", muß „aus dem Organismus und der Gesammtheit der Kirchen hervorgehen".

Ueber das **Wie** und seine Unermeßlichkeit spricht sich der Verfasser nicht weiter aus, ebenso wenig über die Zeit der Einigung. Diese Seite der ganzen Frage ist wesentlich providentiell; aber er hat recht, wenn er erklärt, daß er „der Gegenwart den vorbereitenden Beruf zur kirchlichen Vereinigung in der Art zusprechen möchte, daß sie, was irgendwie als Hinderniß derselben sich erweist, nach Kräften zu beseitigen sucht, und das, was Förderung verspricht, sich angelegen sein läßt". Dazu würde vor allen Dingen das gehören müssen, daß die katholische Kirche ebenso in ihren Führern wie in ihren Dienern bemüht wäre, die Vorurtheile der katholischen Kirche, die in Haupt und Gliedern gegen die Protestanten in Ansehung der Christlichkeit ihres Glaubens systematisch festgehalten und genährt werden, aufzugeben und zu beseitigen, und dafür Sorge zu tragen, daß überhaupt das feindselige Verhalten der katholischen Kirche gegen die protestantische grundsätzlich aufhöre. Wie sich der Grundsatz und Zweck des Jesuitenordens und der Jesuitismus in der Kirche und Schule mit der Christlichkeit der katholischen Kirche und mit den Forderungen der christlichen Liebe nicht verträgt, so wird auch die kirchliche Wiedervereinigung der Katholiken und Protestanten, die nur auf dem Gesetze der gegenseitigen Liebe ruht und der lebendige Ausdruck dieser Liebe sein

würde, so lange nicht zu einer Wahrheit werden können, solange man nicht den Protestanten rücksichtlich ihres Glaubens und kirchlichen Lebens den gleichen Anspruch auf christliche Bedeutung und dem Protestantismus die ihm im Reiche Gottes zukommende Stellung zugesteht.

Der Verfasser nimmt es mit der Sache, die er vertritt, nach Recht und Pflicht ebenso streng und ernst als gewissenhaft, und er vergibt dabei seiner eigenen Kirche ebenso wenig etwas, als er auch der katholischen Kirche sein christliches Interesse rückhaltslos gewährt. Namentlich wahrt er mit entschiedener Offenheit die Rechte des protestantischen Gewissens, in Uebereinstimmung mit den Pflichten des evangelischen Christen. Sehr wahr sagt er (S. 343): „Wer nicht alles von dem Wehen des Geistes erwartet, von dem man nicht weiß, von wannen er kommt und wohin er fährt, der dürfte in der Wegbereitung unserer Sache bei allem Eifer selbst ein Stein des Hindernisses und des Anstoßes sein. Aber wer wagte zu bestreiten, daß ein Zusammentritt von Katholiken und Protestanten, in der Absicht, ihre Geneigtheit und ihre Handreichung zu kirchlicher Wiedervereinigung offen zu bekennen, vornehmlich wenn dies vorerst als einziger Zweck ihrer Vereinigung erklärt würde, sich zu einer Macht gestalten könnte, welche sich allmählich als Anbahnung des Friedenswegs bewährte?“ Und ebenso wahr als schön ist der Schluß des Ganzen: „Der Geist, welcher verstände, klar, durchdringend, gewinnend und allbefriedigend den Knoten des Räthsels zu lösen, wovon die Ruhe und das Glück Europas und insbesondere Deutschlands abhängt, der wäre der Mann des Jahrhunderts, ein Genius der Menschheit. Ein Alexander darf und soll er nicht sein; denn der verschlungenen und verworrenen Fäden keiner soll zerschnitten, sondern jeder muß gelöst sein. Aber gewiß muß er eine Oedipusnatur sein, welche das Räthsel löst, und zugleich mit dem Schwert des Geistes vernichtet, was die Schuld davon trägt, daß das an sich Wahre und Klare zum Knoten, Räthsel und Unverstand geworden ist. Ein Columbus wird er sein, der eine neue Welt im alten Raum und mit dem alten Schiffe entdeckt und mit dem aufgestellten Ei den Verstand der Rechner, Grübler und Spötter beschämt. Gewiß aber muß er ein Johannes sein, der in eigener Heilserfahrung das am Herzen Jesu gelernte Wort den Confessionen werth zu machen weiß: Liebet euch unter einander!“

Mit der Schrift: „Ueber die Wiedervereinigung der Katholiken und Protestanten“ von J. Frohschammer (Nr. 2), die übrigens ein Separatabdruck aus Band 2, Heft 4 der von ihm herausgegebenen philosophischen Zeitschrift „Athenäum“ ist, können wir uns kurz fassen. Jedenfalls ist es von großem Interesse, den aufgeklärten, von römischen Vorurtheilen freien und von der Gehässigkeit unchristlichen Hochmuths nicht beherrschten christlichen Denker über den Gegenstand sprechen zu hören, den der Verfasser der Schrift: „Pax vobiscum!“ behandelt, und sein Urtheil über letztere selbst kennen zu lernen. Im allgemeinen bezeichnet er sie als „sehr verdienstlich und anerkennenswerth“, und auch da, wo er wesentlich anderer Ansicht ist, als der Verfasser jener Schrift, kann der Widerspruch für die Sache selbst, um die es sich handelt, nur förderlich und nützlich sein. Denn das Interesse gilt hier nicht der Person und persönlichen Beziehungen, sondern einzig und allein dem Gegenstand, und dies Interesse kann nur dadurch gewinnen, daß hier Protestant und Katholik nicht gegeneinander, sondern nebeneinander stehen, auf verschiedenen Standpunkten, aber zu einem und demselben Zweck, nicht in feindseliger abstoßender Absicht. Es kommt nur der Sache selbst zugute, wenn, wie hier nach dem Ausspruche Luther's, die „Geister aufeinanderplatzen“.

Ueber den Gegenstand äußert sich Frohschammer ohne Rückhalt und Beschönigung, und er geht dabei davon aus, daß „es sich nicht darum handle, etwa in pharisäischer Selbstgerechtigkeit die eigene Kirche einzig nur zu lobpreisen, alle Fehler und alle Schuld den übrigen Confessionen aufzubürden und, wie es üblich ist, einfach nur von ihnen Unterwerfung und Bekehrung zu fordern, dadurch im vergeblichen Bemühen den Gegensatz nur schärfend und verbitternd, sondern es gilt, mit dem Zweck auch die Mittel zu wollen, mit der Selbstprüfung zu beginnen, und zu untersuchen, welche Hindernisse wir selbst (die Katholiken) zu beseitigen haben, um die so wünschenswerthe und ersehnte Einigung erzielen zu können“ (S. 6). Mit um so größerm Recht sagt er daher auch, daß die Vereinigung nie zu Stande kommen werde, „wenn sie nicht wissenschaftlich und praktisch vorbereitet und angebahnt wird, wenn nicht die öffentliche Meinung dafür gestimmt wird durch Aufklärung über Art, Wesen und Bedingung derselben, und wenn nicht durch Ausbildung der Ueberzeugung im Volksbewußtsein, daß sie nicht blos höchst heilbringend, sondern geradezu nothwendig sei, namentlich für das deutsche Volk, der Trieb und Drang danach im Volke selbst erregt wird. Ist aber einmal die Idee der religiösen Einheit im Volksbewußtsein klar und lebendig, dann werden auch allmählich alle Hindernisse der Vereinigung überwunden werden.... und daß also hierüber die entsprechende Aufklärung gegeben, daß allmählich im Klerus und Volk diese günstige Stimmung entstehe, daß die Wiedervereinigung als treibende Idee ins allgemeine Bewußtsein gebracht werde, das muß meines Erachtens vorläufig hauptsächlich das Ziel wissenschaftlicher Erörterung hierüber sein“ (S. 7). Dazu thut er nun auch selbst hier das Seinige, indem er über die Bedingungen und Erfordernisse der Vereinigung und besonders darüber, worin die zu erstrebende Einheit zu bestehen habe und wie sie nicht beschaffen sein dürfe, wissenschaftlich klar und entschieden sich ausspricht. Namentlich dürfe die Einheit keine bloße Einerleiheit und Gleichförmigkeit sein, die ebenso unnatürlich als ohne alle Begründung im Christenthum selbst sei, und welche auch im Sinne vollkommener Unbeweglichkeit und Unveränderlichkeit unberechtigt wäre. Ebenso, meint er, werde diese Einheit „in keinem Falle durch irgendeinen Vertrag oder Compromiß, den etwa beiderseits Abgeordnete vereinbarten und abschlössen, wobei ein Theil dem andern möglichst viele Zugeständnisse abzuringen strebte und selbst möglichst wenig Concessionen machte, erzielt werden können“ (S. 30). Frohschammer stimmt mit dem Verfasser des: „Pax vobiscum!“ überein, daß „gerade die Theologen beiderseits am wenigsten geeignet seien, die ersehnte Einigung zu bewerkstelligen, weil gerade sie am meisten an dem specifisch Confessionellen festzuhalten und dasselbe besonders zu betonen pflegen, solange sie eben ihren positiv theologischen Standpunkt nicht aufgeben“ (S. 31). Vor allem sei es daher nöthig, die in der Entwickelung des Christenthums wirksamen Grundsätze und schöpferischen Kräfte, die insbesondere bei der Trennung und Einigung wirkenden Kräfte und Principien ins Auge zu fassen, die Ursachen von beiden zu betrachten, und zu untersuchen, ob sie für Einigung zu gewinnen und auf solche zu lenken seien. Ist dann erst „der Geist der Einigung einmal da, dann wird auch die Erscheinung, der Leib oder Buchstabe derselben bald errungen sein, nicht aber kann man sie durch irgendwelche Kunststücke dem Buchstaben abgewinnen“ (S. 34).

Als solche wirkende Grundsätze und Kräfte, als gemeinsamen Ausgangspunkt für die Einigung zu gemeinsamem Ziele und Zwecke, als nothwendige Bedingungen dazu stellt Frohschammer zunächst die Freiheit der Wissenschaft und der Forschung auf, aber ebenso fordert er „größere Freiheit und Selbständigkeit im Leben, weniger Bevormundung in der Lebensführung von Seite der Kirchengewalt“, sowie Freiheit des Gewissens und der religiösen Ueberzeugung, wofür er sich zugleich auf geschichtliche Vorgänge, auf Grundsätze und Lehren in der katholischen Kirche selbst bezieht. Der Verfasser der im Jahre 1861 erschienenen, zwar in Rom auf den Index gesetzten, aber nicht widerlegten Schrift: „Ueber die Freiheit der Wissenschaft“, ist hierbei vollkommen in seinem Rechte. Sehr schön und wahr sagt er auch (S. 57): „Das Christenthum darf nie wie ein Privateigenthum betrachtet und behandelt werden, denn es ist Gnade und Eigenthum der ganzen Menschheit und jedes einzelnen Menschen, und keinem darf daher die Theilnahme daran durch irgend will-

kürlich auferlegte, nicht wesentlich nothwendige Bedingungen erschwert oder verkümmert werden", und S. 58: „Der Mensch hat auch als Mitglied der katholischen Kirche ein Recht und die Pflicht der Wahrheit seines Gewissens und der Wahrhaftigkeit, und hat kein Recht und keine Pflicht zur Heuchelei."

Freilich ist solche Einheit und die Wiedervereinigung der Katholiken und Protestanten, wie der Verfasser des besprochenen Buchs und mit ihm hier auch Frohschammer im Auge hat, „nicht Sache der nächsten Zukunft", sie ist auch „nur ein Ideal, dem zugestrebt werden muß und wofür vorläufig nur der Weg gebahnt und Vorbereitung getroffen werden kann". Zu diesem Zwecke handelt es sich fürjetzt vor allem „um Freiheit des Gewissens, Anerkennung des Grundsatzes der Toleranz, dann der freien wissenschaftlichen Forschung und um Freiheit und Unabhängigkeit des Staats in seinem Verhältniß zur Kirche, sowie hinwiederum der Kirche vom Staate", und „in dieser Weise ist die Wiedervereinigung anzubahnen, ja sie hat geistig schon begonnen, wo sie mit Ernst gemacht wird". Ist dies in Wahrheit der Fall, so können auch um so weniger die hier vorliegenden Bestrebungen des Protestanten und Katholiken einflußlos und vergeblich sein und bleiben, und namentlich ist es von Wichtigkeit, gerade über diesen Gegenstand einen Katholiken zu hören, der die geistige Unfreiheit des römischen Katholicismus von sich gethan hat, damit er für die wahrhaft christliche Freiheit in der Wiedervereinigung der Katholiken und Protestanten gültiges Zeugniß ablege. Als eine Pflicht stellt sich diese Einigung für einen jeden Christen, namentlich für jeden Deutschen dar, da, wie auch Frohschammer (S. 67) sagt, „nur die Corruption Roms Anlaß zur Trennung gab und seine falschen Schritte dagegen sie zur Vollendung brachte", und Rom „dies Unglück des deutschen Volks zum guten Theil durch seine Schuld mit veranlaßt hat". Die Tilgung dieser Schuld muß mit vereinten Kräften erstrebt werden, und auch die hier der Betrachtung dargebotenen Versuche können dazu mitwirken. Vor allem ergibt sich aus ihnen die beherzigenswerthe Mahnung, daß die Einigkeit zwischen Katholiken und Protestanten in wahrhaft christlicher Toleranz und gegenseitiger Liebe allmählich auch zur Einheit führt, und daß diese Einheit sich findet, wenn erst der Drang nach ihr im Bewußtsein des christlichen Volks der getrennten Kirchen erwacht und zu einer treibenden Macht geworden und die Einigung im Geiste gewonnen worden ist. Je mehr es sich also bei der Wiedervereinigung nicht um unwesentliche Aeußerlichkeiten, sondern nur um die innere Aneignung des Christenthums sich handelt, auf welcher die Einigung beruht, desto weniger dürfen willkürlich und unwesentlich bindende und ungebührlich beengende Grundsätze und Vorschriften dabei in Betracht kommen. Nur solche Grundsätze haben vielmehr allein Geltung, die im Wesen und in der Einheit des Christenthums begründet sind, und dieses Wesen und diese Einheit müssen in wenigen allgemeinen und um so dehnbarern Grundzügen und Grundsätzen ihre feste Grundlage haben. Diese Einheit ist dann bindend für alle, und in ihr finden alle sich zusammen, wie groß auch in Nebendingen die Verschiedenheit sein mag. Solcher Einheit müssen sich die Glieder der christlichen Kirche unterwerfen, Katholiken und Protestanten, und sie werden es auch, trotz aller Hindernisse und Schwierigkeiten und trotz aller geheimen und offenen Widersprüche, die der Einigung selbst entgegentreten würden, und welche in den beiden besprochenen Schriften der Protestant und der Katholik gebührend anerkennen. Solange freilich der Papst selbst noch, der „Statthalter Christi" auf Erden, die Meinung verdammt, daß „man außer der katholischen Kirche kein Heil finden könne", wie noch Pius IX. im August 1863 in einem Rundschreiben an die italienischen Bischöfe gethan hat, und solange er mit solcher Verdammniß das erste Gebot Christi, das der christlichen Liebe, nicht anerkennt, und über den Glauben anderer christlichen Confessionen in einer Weise richtet, daß er den der katholischen Kirche als den allein gerechtfertigten betrachtet, der allein auf Gottes Wort stehe; solange auch ein katholischer Bischof die Reformation und die Protestanten in einer Weise öffentlich schmäht und verdächtigt, wie der Bischof von Trient im Juni 1863 ungescheut und ungestraft gethan hat, so lange ist allerdings eine Einigung nicht möglich.

9.

Ein Roman über Rahel.

Rahel oder dreiunddreißig Jahre aus einem edeln Frauenleben von K. T. Zianitzka. Sechs Bände. Leipzig, Kollmann. 1864. 8. 4 Thlr.

Die Verfasserin wurde durch den Beifall eines frühern Romans bestimmt, auf dem Wege der Ausdeutung von Memoiren zu Romanen fortzuwandern. In der That haben diese Art mehr oder minder biographischer Romane allen Anspruch auf Anerkennung und Ausmunterung, da sie das Leben und Wirken bedeutender Personen der großen Lesemasse in der Form populärer Unterhaltung veranschaulichen können. Aber um mehr als ein gewöhnliches Buch zu schreiben, bedarf es dazu nicht allein der künstlerischen Zuthat, welche den romantischen Faden durch die Lebensschicksale des Helden führt, sondern auch der Idealisirung des großen Lebenszwecks, den man populär machen will. Davon ist nun in dem sechsbändigen Werke der Dame Zianitzka über Rahel so gut wie nichts zu bemerken, wiewol gerade Rahel die reichste Gelegenheit dazu bietet, da ohne eine Durchgeistigung ihrer Lebensschicksale diese bei ihrem unbedeutenden Wechsel kein besonderes Interesse erregen können. Rahel's Leben ist wenig, ihre Bedeutung liegt darin, daß sie für einen Kreis ausgezeichneter Geister lange Zeit einen Mittelpunkt, die Spitze eines geistigen Strudels bildete und dadurch eine indirecte Bedeutung für die Literatur erhalten hat. Sie war eine Königin ihrer kleinen, glänzenden Welt, als welche ihr und später ihres Gatten Varnhagen Salon erscheint. Diese Welt Rahel's zu schildern, sie als die Königin derselben darzustellen, war wol eine verlockende Aufgabe für eine Frauennatur, und auf dem Grunde einer farbigen, ereignißreichen Zeit konnte eins der interessantesten Bilder in romantischer Weise geliefert werden.

Aber wenn die Verfasserin des vorliegenden Romans auch vielleicht eine Ahnung davon besaß, von welchem höhern und künstlerischen Standpunkte Einheit und Bedeutung in dieses edle Frauenleben gebracht werden konnte, so fehlten ihr doch unstreitig die Gaben zur Kennzeichnung desselben. Sie hat nichts geliefert, als dialogisirte Uebersetzungen der Rahel'schen „Briefe", der Varnhagen'schen „Denkwürdigkeiten", der „Briefe" von Gentz, der Bettina'schen „Günderode" und anderer memoirenartigen Schriften. Sie theilte sich Rahel's Leben nach Jahreszahlen in Kapitel, die gar keinen nothwendigen Zusammenhang haben, sondern zuerst oder zuletzt gelesen werden können, wie man will. Hat Gentz mit Rahel 1802 Umgang gehabt, so wird aus den Briefen Gentz' ein Kapitel zusammengestellt; kann man annehmen, daß Rahel 1818 auch über Sand, den Mörder Kotzebue's, gesprochen, so erzählt die Verfasserin die ganze Geschichte dieses Unglücklichen von A bis Z nach den vorhandenen Schriften. So muß auch Bettina für einen halben Band die Günderode und ihre Jugendgeschichte wörtlich zu Gebote stellen. Nicht einmal die Mühe hat sich die Verfasserin gegeben, die einzelnen Personen zu charakterisiren; das müssen sie allein besorgen, indem sie durch ihre Briefe sprechen. Wo die Verfasserin für sie spricht, wird es unbegreiflich, daß es so sehr gebildete oder geistvolle Menschen gewesen sein sollten; denn nach der Sprache, die sie ihnen in den Mund legt, muß man sie für sehr mittelmäßige, geistlose Leute halten. Eine entsetzlichere Salonsprache, als Dame Zianitzka zum besten gibt, besonders im ersten Bande, wo die Briefwechsel noch nicht ausreichten, hat es nie gegeben, und nach den Proben derselben müssen sich ihre Leser recht curiose Begriffe von dem berühmten Salon Rahel's machen. So sagt diese z. B. einmal zu Gentz, indem sie dessen Frau in Schutz nimmt: „Hm! Wenn man einen Hund bei lebendigem Leibe schindet, so schreit er, das liegt in der Natur der Sache" (I, 198). Worte wie Bild charakterisiren

den Geschmack der Verfasserin wol hinlänglich. Das einzige mal, wo sie mit ihrer eigenen Phantasie eine Episode in den Roman zu flechten sucht, charakterisirt sie noch besser. Sie erzählt da die Verführungsgeschichte eines jungen Mädchens so umständlich, daß man einer Dame kaum so viel Kenntnisse zutrauen sollte. Als der zärtliche Pflegvater durch den Arzt von den Folgen dieser geheimen Verführung unterrichtet wird, ohne daß sein geliebtes Kind eine Ahnung davon besitzt, führt er, ein französischer Marquis, „mit der Peitsche einen Streich auf sie, der augenblicklich einen rothen Striemen auf ihrem zarten Nacken hervorrief. Sie stieß einen Schmerzensschrei aus, blieb dann aber wieder regungslos wie zuvor. Ganz außer sich, faßte der alte Mann sie nun bei den schönen blonden Haaren, riß sie daran empor, schleifte sie über die Schwelle, dann die Treppe hinunter, und warf sie zum Hause hinaus auf die Straße." Das Beste ist, daß diese furchtbare Verführungsgeschichte nicht in der geringsten Beziehung zu Rahel steht und nach einigen Kapiteln in alter Manier plötzlich zu Ende geführt wird. Um die Bedeutung Rahel's zu zeigen, läßt die Verfasserin gewöhnlich ihre Bekannten sie besuchen; man plaudert dann über irgendetwas, und geht dann endlich der Besuch wieder, so sagt er obligaterweise: Ich bin entzückt von Ihnen, liebe Rahel, Sie sind doch furchtbar geistreich. Und da hat sich die Dame Ziamitzka noch das „Uebersetzungsrecht" vorbehalten!

Eduard Schmidt-Weißenfels.

Die Novara-Expedition.

Reise der österreichischen Fregatte Novara um die Erde, in den Jahren 1857, 1858, 1859, unter den Befehlen des Commodore B. von Wüllerstorf-Urbair. Beschreibender Theil von K. von Scherzer. Volksausgabe in 30 Lieferungen. Mit eingedruckten Holzschnitten, Holzschnitttafeln und lithographierter Karte. Wien, Gerold's Sohn. 1863. Ler.-8. Jede Lieferung 6 Ngr.

Eine Reise um die Erde hat für alle Menschen das höchste Interesse. Die Männer der Wissenschaft erhalten großes Material zu ihren Forschungen und erfreuen sich an dem poetischen Zauber jener blütenreichen Tropenzonen, wo ein ewiger Frühling mit süßduftenden Blumengerüchen wahrhaft paradiesische Freuden gewährt. Und die Männer des Volks, die Gebildeten und Ungebildeten staunen über die Wunder der Schöpfung, wenn sie jene herrlichen Pflanzengebilde nebst den buntgefiederten Vögeln und die höchst merkwürdigen Fische, Amphibien und Säugethiere erblicken. Dieser unermeßliche Formen- und Farbenreichthum und die millionenfachen Lebensweisen aller jener Geschöpfe müssen auch den gleichgültigsten und stupidesten Kopf in Bewunderung versetzen. Es war daher ein guter Gedanke, von der Beschreibung der Novara-Expedition eine billige illustrirte Volksausgabe in Lieferungen zu veranstalten, wodurch allen Schichten der Gesellschaft Gelegenheit geboten werden soll, den Bücherschrank mit der Beschreibung einer vaterländischen Unternehmung zieren zu können, welche (wie er sagt) dem Naturforscher wie dem Kaufmann, dem Landwirth wie dem Industriellen, dem Ethnographen wie dem Politiker, dem Nationalökonomen wie dem Auswanderer interessante Thatsachen und anregende Mittheilungen bietet, und die freiheitliche Entwickelung des Vaterlandes (Oesterreich) namentlich dadurch auf die fernbigste Weise beurkundet, daß dieser officielle Reisebericht die Zustände der verschiedenen besuchten Länder der freimüthigsten Besprechung unterzieht und die Wechselwirkung betont, welche vom Süd- bis zum Nordpol zwischen der politischen und religiösen Freiheit der Staaten und dem materiellen und geistigen Gedeihen ihrer Völker besteht.

Es ist allerdings ein höchst erfreuliches Zeichen unserer Zeit, daß auch in Oesterreich nicht nur ein wissenschaftlicher Forschungsgeist erwacht, sondern auch das Staatsleben in freiere Bahnen der Entwickelung und des geistigen Fortschritts übergeht. Vorstehendes Werk hat aber nicht nur für die Oesterreicher, sondern für alle Völker Interesse. Demzufolge ward es auch schon in mehrere Sprachen übersetzt. Unsere Leser wissen sich wahrscheinlich noch zu erinnern, daß die erste Ausgabe dieses Werks im Jahre 1860—62 erschien und in Nr. 4 d. Bl. f. 1862 ausführlich besprochen wurde. Ich gebe daher nur noch einige Bemerkungen über diese Volksausgabe, in welcher die Seekarten und andere weniger allgemein interessante Notizen nicht mit enthalten sind.

Reisen fürs Volk geschrieben und sehr billig verkauft würden ein mächtiges Bildungsmittel abgeben und eine Aufklärung befördern, die vor allem andern sehr nöthig ist. Hunderttausende, ja man kann wol sagen Millionen wandern in entfernte Weltgegenden, ohne auch nur die allernothdürftigste Kenntniß davon zu besitzen. Sie haben von den Gefilden Amerikas, Afrikas und Australiens so wenig einen Begriff wie von denen des Jupiter und Saturn. Wie sollen nun solche Personen den für sie passenden Ansiedelungsort aufsuchen können! Zahlreiche Enttäuschungen, unaussprechliches Elend und beklagenswerthe Todesfälle sind die Folgen dieser gänzlichen Unkenntniß. Denn leider wird noch in gar zu vielen Schulen mehr Kenntniß in der Bibel und im Gesangbuch verlangt als von der Beschaffenheit der Erde. Daher sind die Kinder in den Bibel- und Gesangbuchversen bewanderter als in den fünf Welttheilen. Ich verkenne keineswegs den hohen Segen eines geläuterten Religionsunterrichts, aber statt des zu vielen Auswendiglernens zahlreicher Kapitel und Lieder sollte man lieber etwas mehr Länder- und Völkerkunde in die Volksschulen einführen. Man würde hierdurch einen Doppelzweck erreichen: erstens Werthschätzung unsers gemäßigten Klimas mit geordnetem Staatsleben, und zweitens die nöthige Länderkenntniß verbreiten, daß auch dann der Bauersmann zu beurtheilen vermag, welches Land er sich im nöthigen Fall zur Ansiedelung auswählen kann.

Vorstehendes Werk ist eigentlich mehr für die Gebildeten als fürs Volk geschrieben; es hätten nun bei dieser Volksausgabe noch erläuternde Bemerkungen hinzugefügt werden müssen, weil man doch nicht bei allen die Kenntniß der mathematischen Geographie und Astronomie voraussetzen kann. Die hierauf bezüglichen Stellen werden also vielen dunkel bleiben. Noch auffälliger ist mir aber, daß der Verfasser die Provinzialismen, oder richtiger gesagt die sinnstörenden Sprachfehler nicht ausgemerzt hat. Er gebraucht sonderbarerweise das Umstandswort der Menge „mehr" statt „noch" und begeht hierdurch nicht nur einen grammatischen, sondern auch einen logischen Sprachfehler; indem er ein Minus aussagt, setzt er ein Pluswort davor und schreibt: „Um Vollbluts-Hottentotten und Buschmänner zu Gesicht zu bekommen, muß man wochenlange, mühevolle Reisen tief ins unwirthbare Innere der Colonie unternehmen. In der Capstadt findet man diese wunderliche Rasse nur «mehr» zuweilen in Gefängnissen, Spitälern und Irrenasylen als unfreiwillige Einwohner, und selbst dann größtentheils nur als Bastarde." Noch widerspruchsvoller wird dieser Gebrauch, wenn er sagt: „Wir waren nur «mehr» fünf Seemeilen von der Insel entfernt", statt nur „noch" fünf Seemeilen u. s. w. Schlecht klingt auch die Verwandlung der Präposition „über" in „ober", z. B. „ober der Thür"; ich habe dies schon an andern süddeutschen Schriftstellern gerügt, aber die Herren scheinen nur nach ihrer eigenthümlichen Grammatik schreiben zu wollen. „Vermögliche" statt „vermögende" ist wol auch nur in Oesterreich gebräuchlich. Andere Fehler, z. B. „die Stadt und «seine» Bewohner" will ich nur als Druckfehler betrachten oder als ein momentanes Versehen, das auch den gewandtesten Schriftstellern zuweilen passirt. Höchst wünschenswerth ist es aber, daß die Herren Schriftsteller in Oesterreich sich dem allgemeinen deutschen Sprachgebrauche fügen, die Regeln unserer Grammatik befolgen und ihre Provinzialismen wenigstens aus der Schriftsprache verbannen.

Diese gerügten Schnitzer beeinträchtigen indessen keineswegs das Werk Scherzer's. Die Darstellung ist sehr gut und im

freisinnigen Geiste geschrieben. Druck und Papier lassen nichts zu wünschen übrig. Das Buch verdient also die weiteste Verbreitung und ist ein würdiger Beitrag zur Länder- und Völkerkunde. Des Verfassers Bemerkungen über die Winde und Orkane, welche ebenfalls gewissen Naturgesetzen unterworfen sind, stimmen ganz mit denen des Admirals Fitzroy überein, ohne daß er des letztern Schriften und dessen erfundene Sturmsignaltrommel zu kennen scheint. Da diese hochwichtige Erfindung in Deutschland noch wenig bekannt ist, obgleich sie an fast allen Küsten Englands und Frankreichs eingeführt wurde, so erlaube ich mir auf einen hierauf bezüglichen Artikel im achten Bande von „Die Wissenschaften im 19. Jahrhundert" hinzuweisen.

Sehr beachtenswerth ist Scherzer's Warnung vor der Einwanderung nach dem reizend schönen Brasilien. Folgende Worte verdienen weite Verbreitung: „Solange die dermaligen politischen, religiösen und socialen Zustände in Brasilien fortdauern; solange der Emigrant nicht, wie z. B. in den nordamerikanischen Freistaaten, sein eigenes Grundstück bebauen kann, sondern nur der Feldarbeiter eines fremden Herrn bleibt, wie dies namentlich beim unglückseligen Parceria- oder Halbpachtsystem der Fall ist, oder wenn das Ueberfahrtsgeld dem Einwanderer gegen spätere Abzahlung durch persönliche Arbeit vorgeschossen worden ist; solange der fremde Ansiedler jedes Rechtsschutzes entbehrt; solange die den Emigranten im Auslande gemachten Versprechungen nicht auch von der Staatsverwaltung garantirt werden; solange die noch vorhandenen Staatsländereien nicht gehörig vermessen und taugliche Verkehrswege mit dem Innern des Landes hergestellt sind; solange protestantische und gemischte Ehen von der Staatskirche als Concubinate betrachtet werden, solange muß auch jeder ehrliche Deutsche seinen Landsleuten von einer Wanderung nach dem brasilianischen Kaiserreiche dringend abrathen. Für das schöne, fruchtbare, an ungehobenen Naturschätzen überreiche Brasilien gibt es nur die Alternative: entweder aus Mangel an Arbeitskräften einem volkswirthschaftlichen Ruin entgegenzugehen oder der fremdländischen Einwanderung unter den glänzendsten Concessionen das Land zu öffnen. Je länger diese zögert, je drückender sich die Noth an Händen zeigt, desto mehr Vortheile wird sie erringen, desto sicherer ihrer Erfolg sein. Sind aber einmal diese wichtigsten Bedingungen erfüllt, dann mag die deutsche Auswanderung getrost ihre Richtung nach den Küsten Brasiliens nehmen, ihr winkt das Morgenroth einer herrlichen Zukunft!"

Höchst treffend sind des Verfassers Worte über die Sklaverei, welche er mehr als ein Unglück für die Weißen als für die Schwarzen betrachtet. Er sagt: „Ja, wir gestehen ohne Bedenken, daß uns das Sklaventhum, wie wir es in Brasilien, freilich nur während eines sehr flüchtigen Aufenthalts, kennen gelernt, weit mehr ein Unglück für die weiße Bevölkerung als für die schwarze Rasse zu sein scheint; denn in einem Lande, wo bisher Arbeit, weil sie bisher blos von Sklaven verrichtet wurde, nicht wie in freien Staaten als ehrenvoll, sondern als Schande betrachtet wurde, konnten weder Agricultur noch Industrie sich entwickeln und gedeihen. Nicht blos die Sklaven, welche kein Interesse hatten fleißig zu sein, auch die Herren waren faul und der nahe volkswirthschaftliche Ruin wurde immer augenfälliger. Diesem unwürdigen Zustande kann allein die freie Arbeit abhelfen, wenn sie einmal im Lande die Oberhand gewinnt. Mit ihr kann die Sklavenarbeit auf die Dauer die Concurrenz nicht aushalten. Die Intelligenz, Thätigkeit und Ausdauer von hunderttausend weißen freien Arbeitern wird Brasilien zu größerm Reichthume und dauernderm Glücke verhelfen, als die Zwangsarbeiten von zwei Millionen schwarzer Negersklaven."

Sehr erfreulich sind die Nachrichten über den Culturzustand der Hottentotten und Kaffern auf dem Cap der guten Hoffnung. Diese ehemals nackt gehenden und sich mit Kuhmist beschmierenden Wilden sind durch die Missionare zu Christen gebildet, welche lesen, schreiben, singen und zeichnen können. Die Mährischen Brüder haben in Gnadenthal ein Lehrerseminar errichtet, worin Hottentotten und Kaffern zu Lehrern gebildet werden. Der Verfasser ward zu einer Prüfung eingeladen und spricht sich sehr befriedigend über die Leistungen aus. Nun muß man bedenken, daß uns diese Menschen noch vor 50 Jahren als mit den Affen auf einer Stufe stehend geschildert wurden! Gewiß ein hinreichender Beweis für die Bildungsfähigkeit der schwarzen Rasse. Von ihr berichtet uns Scherzer noch mancherlei Sitten und Gebräuche, und wir erfahren zu unserm größten Erstaunen, daß auf der schönen, wahrhaft paradiesischen Insel Ceylon die abscheuliche Vielmännerei noch herrscht, sodaß eine Frau zuweilen vier und noch mehr Männer besitzt.

Wie richtig der Verfasser die staatlichen Verhältnisse der durchreisten Länder beurtheilt, beweist uns auch sein oben citirter Ausspruch über Brasilien. Denn dieselben Forderungen, Schutz und Rechte für die Einwanderer, wurden von Silva Pereira vor kurzem in der brasilianischen Kammer geltend gemacht, indem dieser Abgeordnete an die Regierung die Anfrage richtete, wo die Summe von 9,900000 Thalern, wofür unter dem Ministerium Parana ein Credit zu Colonisationszwecken eröffnet worden, hingekommen und wie sie verwendet worden sei. Dann sagte er, wie Scherzer, die Auswanderung suche die Länder, in welchen gute Gesetze in Wahrheit durchgeführt werden, sie suche praktische Freiheit, vollkommene Communicationsmittel, vollständige Freiheit der Culte u. s. w. Wenn wir nicht wüßten, daß einsichtsvolle, vorurtheilsfreie Männer gleiche Verhältnisse auch übereinstimmend beurtheilen, so könnte man auf den Gedanken kommen, der brasilianische Abgeordnete habe Scherzer's Buch gelesen. Ebenso pragmatisch sind des Verfassers Beurtheilungen über alle andern staatlichen und socialen Verhältnisse, welche er in den Kreis seiner Besprechung zieht. Wahrhaft rührend ist die Schilderung von der Sittsamkeit und Gutmüthigkeit der schwarzen Bewohner auf den Nikobarischen Inseln. Als wir ihnen zu verstehen gaben, sagt Scherzer, daß wir als Freunde unter ihnen erschienen, erwiderten sie in gebrochenem Englisch: „Nicht blos Freunde, Brüder! Alle Brüder. Alle nur einen Vater und eine Mutter." Möchten doch diese Worte der fernen Insulaner auch bei uns in Europa von gewissen Kastengeistern gewürdigt und beachtet werden; dann würde doch wol endlich die schmachvolle Verfolgungs- und Verleumdungssucht Andersdenkender aufhören; die freie Geistescultur würde sich mächtiger entfalten und durch edle Bildung die allgemeine Menschenliebe auf Erden verwirklichen.

Johann Schucht.

Ein Brief von Georg Forster.

Mitgetheilt von **Wilhelm Buchner.**

Meine Handschriftensammlung bewahrt unter anderm einen Brief von Georg Forster, welcher wol darum schon der Veröffentlichung würdig erscheint, weil er von Gervinus in die Gesammtausgabe der Forster'schen Schriften nicht aufgenommen ist; ohne Zweifel wird er daher ebenso wenig in Forster's Briefwechsel, herausgegeben von Therese Huber, vorhanden sein. Es ist nämlich ein Brief an Johannes von Müller, datirt Göttingen 12. August 1788; er würde in Gervinus' Ausgabe in VIII, 19 einzuschieben sein. Forster, von Wilna zurückgekehrt, verweilte 1788 zu Göttingen und verhandelte während jenes Sommers mit Johannes von Müller, damals kursächsischer Legationsrath, über die Uebersiedelung nach Mainz; gleichzeitig bereitete er sich einigermaßen auf die zukünftige Bibliothekarthätigkeit vor. Niemals ein sonderlicher Haushalter, durch die weite Rückreise und den langen Aufenthalt in Göttingen finanziell erschöpft, hatte er wegen des demnächstigen Ueberzugs nach Mainz schwere Geldsorgen. Dieses wird zur Erläuterung des Schreibens ausreichen; welches übrigens, wie die Schreiben an Johannes von Müller gemeiniglich, in französischer Sprache abgefaßt ist. Dasselbe lautet:

Permettés, mon cher ami, que je vous addresse ci-joint une requête à Son Altesse Électorale notre très-gracieux maître, qui a rapport aux frais de mon voyage à Mayence avec transport de mes livres, meubles etc. Je pense que vû l'intention de Son Altesse, de me fournir l'argent nécessaire pour cet objet, et sa promesse très-gracieuse de me rembourser des frais de la première tournée que je fis à Mayence, au mois d'avril dernier, il n'y aura pas de difficulté à m'accorder le montant de ma demande, defrayement d'autant plus nécessaire que j'ai une forte dépense à faire entièrement à mes propres frais, celle de mon ameublement, et que par conséquent je me vois entièrement hors d'état de fournir aux déboursés des deux voyages. Mais il me semble qu'il ne s'agit que de rappeller cet objet à la mémoire du Prince, pour y intéresser Son coeur généreux.

Une partie de mes effets est empacquetée et partira pour Mayence en huit jours; le reste trois semaines plus tard, ainsi Vous sentés bien, que je dois attendre assés impatiemment l'arrivée du secours que j'ose demander, et je Vous prie de seconder mes prières à cet effet.

J'ai travaillé à la Bibliothèque dans l'intention de me procurer quelques notices, qui me seront utiles dans ma nouvelle carrière, et j'ai arrêté avec M. Reuss une correspondance pour l'échange des dissertations, programmes etc. ainsi qu'avec Mr. Sprengel, mon beau-frère, Bibliothécaire de l'Université de Halle. Une chose dont on ne pourra pas se passer, c'est une salle pour y réunir les bibliothèques, en attendant la construction d'un édifice particulièrement consacré à cet objet. Car, Vous devés sentir l'impossibilité absolue de former le catalogue systématique, à moins de pouvoir ranger les livres en même temps. Mais je m'imagine, qu'il ne sera pas absolument impossible de trouver notre fait à Mayence. Toutefois, il ne faut précipiter rien.

Je désire beaucoup d'être rendu à mes livres, à mon propre ménage, à ma tranquillité littéraire et à mon occupation; car tout ce que je travaille ici, ne sont que des extraits, des titres de livres; et n'ayant point de ménage à moi, et demeurant en chambre garnie depuis un an, je suis un peu excédé du mal-aise que j'y éprouve.

Ma femme Vous dit mille amitiés. Je Vous prie avec instance de me rappeller au souvenir de mes protecteurs et de nos amis communs, étant de coeur et d'âme tout à Vous

Göttingen, ce 12 août 1788. G. Forster.

Notizen.

Sallet's „Laienevangelium" in französischer Uebersetzung.

In einer Notiz ist bereits flüchtig auf die französische Uebersetzung von Friedrich von Sallet's „Laienevangelium" durch J. G. Dessi hingewiesen. Wir kommen darauf noch einmal zurück, nachdem wir uns mit dem Werke etwas näher vertraut gemacht haben, um dem Uebersetzer für seine Arbeit, die den Titel „Évangile des Laïques" führt und in Paris bei Jung-Treuttel, in Hamburg bei J. P. F. E. Richter erschienen ist, wenigstens den Dank auszusprechen. Den hat er sicher verdient, wenn auch nach unserm Dafürhalten sein Fleiß nicht die rechten Früchte tragen sollte. Wie diese Uebersetzung aus einem schöngeistigen Idealismus geflossen ist, so mag das Bedürfniß nach einer Uebersetzung des „Laienevangelium" in gewissen Kreisen wirklich vorhanden sein; nach unserer Meinung indeß nur in wenigen. Wir zweifeln sehr, daß sich das Sallet'sche „Laienevangelium" populariren läßt. Es wird doch immer mehr oder weniger wie ein Treibhausgewächs erscheinen, das im Boden des volksthümlichen Lebens nie recht Wurzel fassen möchte. Abgesehen von einigen Druckfehlern auf den ersten Seiten der uns vorliegenden ersten Lieferung (das Ganze scheint auf acht bis neun Lieferungen zu 8 Ngr. eine jede berechnet) verdient sowol der Verleger hinsichtlich der Ausstattung, wie der Uebersetzer wegen seiner poetischen Uebersetzungsweise die vollste Anerkennung. Statt weiterer Kritik wollen wir eine Probe beliebig herausgreifen, den Anfang des Abschnitts „Jésus et Nathaniel":

> Jésus de Nazareth, qu'annonça le prophète,
> Est là. Viens écouter la parole de Dieu.
> Quoi, dit Nathaniel, doutant, hochant la tête,
> Nazareth! quoi de bon peut venir de ce lieu?
>
> Pourquoi point Nazareth? Réponds, homme honorable.
> Établis tes motifs, parle nous sans détours!
> Des motifs! Quelque sage en renom vénérable,
> Puis d'autres l'auront dit par livres et discours.

Um, wie wir ihn oben nannten, den schöngeistigen Idealismus zu kennzeichnen, aus dem die Uebersetzung geflossen ist, wollen wir aus dem Vorworte, das als Unterschrift und Datum den 2. Oktober 1863 trägt, noch eine Probe mittheilen:

> De l'âme et non de sens fidèles les interprètes,
> Opposez l'éternel à ce qui doit finir.
> Elevez jusqu'à vous les âmes inquiètes,
> Glorieux souverains de l'idée, ô poètes!
> Pionniers de l'avenir.
>
> Guerre, guerre aux excès de l'industrialisme!
> De ce ver corrupteur tous les coeurs sont rongés.
> Guerre à la soif de l'or, mère de l'égoïsme!
> Consumez vaillemment au feu de l'héroïsme
> Tous les avides préjugés.

Das sind schöne Worte, aber der Idealismus hat sich in dieser blos negirenden Weise fast immer nur machtlos erwiesen.

11.

Bibliographie der deutschen Philologie.

Wie im vorigen Jahre, so hat auch diesmal wieder Karl Bartsch in Pfeiffer's „Germania" eine „Bibliographische Uebersicht der Erscheinungen auf dem Gebiete der deutschen Philologie" im verflossenen Literaturjahre gegeben, welche auch in einem besondern Abdrucke erschienen ist (Wien, Gerold, 1864). Wenn auch im allgemeinen in der systematischen Anordnung die diesjährige Bibliographie der vorigen gleicht, so hat sie doch dadurch ein anderes Ansehen gewonnen, daß Bartsch unter die eigentlichen Büchertitel auch Abhandlungen und Aufsätze aus Zeitschriften eingereiht hat, woher es auch kommt, daß die Uebersicht für 1863 beinahe noch einmal so viel Nummern zählt als die für 1862. Für diese Bereicherung, die gewiß nur mit großer Mühe verbunden war, werden dem Bibliographen namentlich alle diejenigen dankbar sein, denen die einschlägige Literatur nicht vollständig bekannt werden kann. Auch finden wir diesmal die Besprechungen und Recensionen der verzeichneten selbständigen Schriften in Zeitschriften in reicherer Anzahl aufgeführt und zwar sind hier auch solche Blätter berücksichtigt, bei denen das wissenschaftliche Interesse nicht in erster Reihe steht. Schulprogramme haben dagegen nur wenig angezogen werden können, weil sie eben in der Mehrzahl immer noch nicht zugänglich sind: ein trauriges Zeichen von dem geringen Verständnisse der Anforderungen unserer Zeit, welches unsere Schulmänner an den Tag legen. Was die in die Bibliographie eingereihten Aufsätze betrifft, so gesteht Bartsch selbst ein, daß sie nur zum Theil auf wissenschaftlichen Werth Anspruch machen können. „Allein", fügt er hinzu, „ich wiederhole die schon im vorigen Jahre gemachte Bemerkung, daß ich diese Bibliographie als einen Beitrag zur Geschichte unserer Wissenschaft ansehe. Die deutsche Philologie, erwachsen aus dem wiedererwachten Nationalgefühle in Zeiten schweren Dranges, kann weniger als irgendeine andere des Zusammenhangs mit der Nation entbehren, wenn anders sie ihre nationale Aufgabe erfüllen will. Daher ist es für den Gelehrten keineswegs gleichgültig zu beobachten, an welchen Richtungen seiner Wissenschaft das gebildete Publikum Antheil

nimmt. Und dies tritt mehr noch als in den Büchertiteln in den Aufsätzen hervor. Man wird leicht bemerken können, daß in den zahlreichen halb wissenschaftlichen, halb belletristischen Journalen es hauptsächlich gewisse Richtungen sind, die am meisten bevorzugt werden. Namentlich ist es das Gebiet der Volksüberlieferungen, das am zahlreichsten in Aufsätzen solcher Zeitschriften vertreten ist, und hier wird der Forscher, neben Unbrauchbarem, auch manches stofflich Neue finden." Für die altnordische Literatur wurde Bartsch durch Professor Theodor Möbius, dem bewährtesten Kenner auf diesem Gebiete, unterstützt. Besonders dankenswerth sind dessen kurze Referate über Inhalt, Zweck, zum Theil auch über den Werth der bibliographisch aufgeführten Erscheinungen. 4.

Bibliographie.

Albrecht, A., Redensarten und Sprichwörter in vier Sprachen. Deutsch, französisch, englisch, italienisch. Leipzig, Fries. 8. 18 Ngr.

Poetische Blumen und botanische Studien. I. Berlin, Bittkow. 8. 5 Ngr.

Christian der Vierte und sein Hof. Historischer Roman vom Verfasser von: „Niels Juel und seine Zeit", „Peter Tordenskjold" u. A. Aus dem Dänischen von **Theobald**. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 20 Ngr.

Deutinger, M., Renan und das Wunder. Ein Beitrag zur christlichen Apologetik. München, Literarisch-artistische Anstalt. 8. 14 Ngr.

Donin, L., Die Macht der Religion auf dem Throne. Dargestellt mittelst der Lebensgeschichte des heiligen Ludwig von Frankreich. Wien, Gorischek. 8. 22 Ngr.

Feddersen, F. A., Schleswig-Holstein. Lyrisch-dramatisches Gedicht. Kiel, Schröder u. Comp. 12. 7 Ngr.

Fröhlich, A. E., Johannes Calvin. Zehn Gesänge zu dessen 300jähriger Todesfeier. Zürich, Schultheß. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Held, J., Deutschland, der deutsche Bund und die deutschen Großmächte. Würzburg, Stuber. Lex.-8. 18 Ngr.

Hinterhuber, R., Aus den Bergen. Geschichten, Sagen und Wanderbilder. Wien, Gorischek. Gr. 16. 14 Ngr.

Hochstetter, C. F., Die Teck und ihre Umgebung. Kurze Beschreibung und Geschichte der Stadt Kirchheim, der Teck, des Lenninger und Neidlinger Thales und des Breitenstein; mit einer Aussichtskarte für Teck und Breitenstein. Kirchheim u. T., Kirthmüller. 8. 12 Ngr.

Hopf, A., Theatrum mundi. I. Eine Marketenderin vor Düppel. Genrebild aus Schleswig. Berlin, Uthrmann. 8. 2½ Ngr.

Jacobi, J. B., Einige Worte an deutsche Frauen. Breslau, Kern. Gr. 8. 18 Ngr.

Kappe, G. v., Preußens Antheil an dem deutsch-dänischen Streit im Jahre 1848. Mit 2 Karten. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 25 Ngr.

Keferstein, H., Ferientage. Wanderungen und Betrachtungen. Cöthen, Schettler. Gr. 8. 20 Ngr.

Kotelmann, A., Geschichte der älteren Erwerbungen der Hohenzollern in der Niederlausitz. Vornehmlich nach ungedruckten Aktenstücken der geheimen Staatsarchive zu Berlin, Dresden und Weimar dargestellt. Berlin, G. Reimer. Gr. 4. 15 Ngr.

Kredell, H., Die Sterne Israels. Drei Bilder aus dem Morgenlande. Mannheim, Schneider. 1863. Gr. 16. 10 Ngr.

Lemon, M., Erwarte das Ende! Deutsch von A. von Meysch. Autorisirte Ausgabe. Drei Bände. Leipzig, Wiedemann. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Luthardt, C. E., Apologetische Vorträge über die Grundwahrheiten des Christenthums im Winter 1864 zu Leipzig gehalten. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Mühlfeld, J., Unter'm Verhängniß. Ein Lebensbild. Zwei Bände. Leipzig, Colditz. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Müller, F. J., Blätter aus der Geschichte des Herzogthums Schleswig-Holstein, bis zur deutschen Nationalversammlung. Ein Hülfsbüchlein zur Verständigung seiner Freunde und zum Verständnisse seiner Sache. Lörrach, Gutsch. Gr. 8. 12 Ngr.

Otto, Louise, Mädchenbilder aus der Gegenwart. Novellen. Leipzig, Colditz. 8. 25 Ngr.

Schopenhauer. — Aus Arthur Schopenhauer's handschriftlichem Nachlaß. Abhandlungen, Anmerkungen, Aphorismen und Fragmente. Herausgegeben von J. **Frauenstädt**. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Smidt, H., Deutsche Schiffer und dänische Kaper. Eine Erzählung aus dem 16. Jahrhundert. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 8. 2 Thlr.

Speke, J. H., Die Entdeckung der Nilquellen. Reisetagebuch. Aus dem Englischen übersetzt. Zwei Theile. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit zwei Karten, zwei Stahlstichen und zahlreichen Holzschnitten. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 6 Thlr.

Tangel, K., Die Grafen von Ortenburg in Kärnten. 1ste Abtheilung von 1058 bis 1256. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 20 Ngr.

Ulrich. Eine Erzählung von der Verfasserin von „Magarethe, ein christlicher Roman von Frauenhand." Halle, Fricke. 8. 18 Ngr.

Wahrmund, A., Franz von Sickingen. Schauspiel in fünf Acten. Wien, Braumüller. 8. 20 Ngr.

Wiechmann, C. M., Meklenburgs alt-niedersächsische Literatur. Ein bibliographisches Repertorium der seit der Erfindung der Buchdruckerkunst bis zum 30jährigen Kriege in Meklenburg gedruckten niedersächsischen oder plattdeutschen Bücher, Verordnungen und Flugschriften. 1ster Theil. Bis zum Jahre 1550. Schwerin. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

Erdmann, Zwei Märtyrer der Wissenschaft. Vortrag gehalten zum Besten des Halleschen Frauenvereins am 9. März 1864. Berlin, Hertz. 16. 5 Ngr.

Esselen, M. F., Zur Frage, wo Julius Cäsar die beiden Rheinbrücken schlagen ließ. Eine Abhandlung. Hamm, Grote. Gr. 8. 4 Ngr.

Ewald, H., Die gerichtlichen Urkunden der jüngsten Verurtheilung des Prof. Dr. M. Baumgarten. Herausgegeben mit einer Vorrede. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 16 Ngr.

Gerlach, v., Das Königreich Gottes. Ein Vortrag gehalten im evangelischen Verein in Berlin am 21. März 1864. Berlin, Heinicke. 8. 2½ Ngr.

Hieronymi, W., Kritische Blicke des Zeitgeistes in die neueste Schrift des Herrn von Ketteler, Bischofs von Mainz: „Die Arbeiterfrage und das Christenthum." Polemisch literarische Spitzkugeln. Darmstadt, Diehl. Gr. 8. 6 Ngr.

Kranzold, Die Trennung der Schule von der Kirche beleuchtet und mit einem Anhang über Schullehrer-Vorbildung versehen. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 3 Ngr.

Les Miserables. Eine Stimme aus der Gehilfenwelt als Desert zum Cantate-Essen. Leipzig, Wengler. 8. 3½ Ngr.

Nagel, R., Ueber den Unterschied der praktischen Lebensreligion Jesu vom bestehenden Kirchenthum. Ein Vortrag. Elberfeld. Gr. 8. 3 Ngr.

Rose, G., Eilhardt Mitscherlich. Gedächtnissrede gehalten in der deutschen geologischen Gesellschaft. Berlin, Hertz. Gr. 8. 10 Ngr.

Scherer, W., Ueber den Ursprung der deutschen Literatur. Vortrag gehalten an der k. k. Universität zu Wien am 7. März 1864. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 5 Ngr.

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mit dem 1. Juli beginnt ein neues Abonnement auf die Deutsche Allgemeine Zeitung, und werden deshalb die bisherigen wie neueintretenden auswärtigen Abonnenten ersucht, ihre Bestellungen sofort bei den betreffenden Postämtern anzugeben, da sonst leicht eine Verzögerung in der Uebersendung stattfindet.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint auch künftig außer Sonntags und Feiertags täglich zweimal, vormittags 11 Uhr und Abends 6 Uhr. Nach auswärts wird sie mit den nächsten nach Erscheinen jeder Nummer abgehenden Posten versandt.

Die Redaction glaubt den mit der Vergrößerung des Formats und der wesentlichen Erweiterung des Leserkreises steigenden Ansprüchen nach besten Kräften entsprochen zu haben. Namentlich hat sie der Tagesfrage: Schleswig-Holstein, ihre ganz besondere Aufmerksamkeit zugewendet und zahlreiche eigene Correspondenten in Holstein, Schleswig, Dänemark, Schweden u. s. w. gewonnen. Den innern Angelegenheiten Sachsens und speciell Leipzigs ist entsprechend dem erhöhten politischen Leben vermehrte Beachtung zutheil geworden. Handel und Industrie haben eine erweiterte Vertretung gefunden, zum Theil in besondern Beilagen, die künftig noch öfter gegeben werden sollen, um den Inhalt der frühern Beilagen mit aufzunehmen, der außerdem wie bisher theils im Haupttexte, theils in dem täglichen Feuilleton mitgetheilt wird.

Die Richtung der Deutschen Allgemeinen Zeitung bleibt unverändert dieselbe wie bisher: als ein entschieden liberales und nationales, nach allen Seiten unabhängiges Organ wird sie ihrem Motto getreu „Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz" zur alleinigen Richtschnur ihres Auftretens nehmen.

Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2 Thlr. Die Insertionsgebühren sind seit dem neuen Jahre ermäßigt worden (die viermal gespaltene Zeile kostet 1½ Ngr.); Inserate finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Tableau des Germanismes

les plus répandus en Allemagne et dans les pays limitrophes, suivi d'un aperçu des principaux Gallicismes,

par **Louis Grangier.**

8. Geh. 12 Ngr.

Der Verfasser, Professor der französischen Literatur zu Freiburg in der Schweiz, bietet mit diesem Werkchen ein sehr nützliches Supplement zu jeder französischen Grammatik, indem er darin die fehlerhaften Wendungen und Ausdrücke, deren sich der Deutsche beim Schreiben oder Sprechen des Französischen zu bedienen pflegt, übersichtlich gesammelt hat und ihnen überall die richtige, dem Geist der französischen Sprache angemessene Wort- und Satzbildung gegenüberstellt.

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

Der

Rosengarten

des

Scheikh Muslih-eddin Sa'di

aus

Schiras.

Aus dem Persischen übersetzt von

G. H. F. Nesselmann.

8. Elegant cartonnirt in farbigem Umschlag.

Preis 1 Thlr. 20 Sgr.

Durch jede Buchhandlung ist zu beziehen:

Dr. L. Döderlein's

öffentliche Reden.

Gr. 8. X u. 446 Seiten. Brosch. 2 Thlr.

„Das theure Vermächtniß eines Meisters, der in Wahrheit den Gehalt des Alterthums in seinen Busen, die Form in seinen Geist geschöpft hatte. Diese Reden gehören zu den classischen Erzeugnissen deutscher Prosa, werth von Jung und Alt gelesen und studirt und geliebt zu werden; ja wenn manch schimmerndes Meteor unserer Tagesliteratur, nach unsers Dichters Wort: «für den Augenblick geboren», längst wird verschwunden und vergessen sein, werden diese Reden auch künftigen Geschlechtern zur Bildung und Erhebung dienen, denn «das Echte bleibt der Nachwelt unverloren»."

Nr. 325, Beilage zur Allgemeinen Zeitung, 1863.

Frankfurt a. M., 14. Juni 1864.

Verlag von Heyder & Zimmer.

Soeben erschien das **14. Heft** der 11. Auflage von

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

(Atheismus — Augenkrankheiten.)

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes werden noch Unterzeichnungen zum Subscriptionspreise von

☛ 5 Sgr. für das Heft von 6 Bogen ☚

angenommen und sind die bereits erschienenen Hefte sowie der erste Band daselbst vorräthig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1864.

Zweiter Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1864.

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 27—52.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1864.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 27. — 1. Juli 1864.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Gregorovius' „Wanderjahre in Italien".

Wanderjahre in Italien. Von Ferdinand Gregorovius. Drei Bände. Erster Band: Figuren. Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien. Zweite vermehrte Auflage. Zweiter Band: Lateinische Sommer. Dritter Band: Siciliana. Wanderungen in Neapel und Sicilien. Leipzig, Brockhaus. 1864. 8. Jeder Band 1 Thlr. 24 Ngr.

Bei der unendlichen Flut von Reiseschriften über Italien, die sich von Nicolai und Goethe an bis auf unsere Tage über die deutsche Literatur ergossen hat und noch immer nicht verlaufen will, liegt die Frage wahrlich sehr nahe: „Ist's endlich ausgesungen, Das alte ew'ge Lied?" Wenn wir nun in entsprechender Antwort auch nicht behaupten wollen, daß erst mit dem letzten Menschen der letzte italienische Tourist und Reiseschriftsteller zum alten Erdenhause hinausziehen werde, so ist doch mit Sicherheit vorauszusehen, daß es d. Bl., ein so langes Bestehen wir ihnen auch wünschen mögen, nie an dem nöthigen Stoffe zu Kritiken über neue italienische Reisen fehlen werde. Oder werden sie die Acten über Italien, wenigstens was die eigentliche Touristenliteratur anlangt, für geschlossen erklären und alle künftigen Erscheinungen auf diesem Gebiete mit Stillschweigen übergehen können? Freilich, wenn man sieht, wie alle nur einigermaßen der Feder mächtige Deutsche beiderlei Geschlechts, wenn sie auf einer Erholungsreise von wenigen Monaten oder gar nur Wochen die Halbinsel von den Alpen bis zum Golf von Neapel durchfliegen, sich für berufen halten, ein Buch über Italien zu schreiben, und dann in ihrem auf diesem großen Wege alles Fleisches „Gesehenen und Erlebten" nur das hundertmal Erzählte und Beschriebene immer von neuem wiederkäuen, so ist es zu begreifen, wenn man jedes neue italienische Wanderbuch nur mistrauisch, ja vielleicht widerwillig zur Hand nimmt.

Und doch können wir selbst diesen unberufenen Schriftstellern kaum zürnen. Wenn den Deutschen die uralte Sehnsucht nach Hesperien über die beschneiten Alpenpässe treibt; wenn er „von des Gotthards Gipfel, der in ew'gem Eise schweigt, langsam mit der Morgendämm'rung gen Italien niedersteigt"; wenn er die Wunder des einzigen Landes schaut, wo sich Mythus, Sage und Geschichte, wo sich Alterthum, Mittelalter und Neuzeit so wunderbar verketten und verschlingen, wo neben den herrlichsten Monumenten der Kunst aller Jahrhunderte die gewaltigsten Ruinen der Vergangenheit, umkränzt und überwuchert von zahllosen Blumen, innerhalb einer Natur sich erheben, in welcher alle Reize des Südens und des Nordens, alle die landschaftlichen Schönheiten, wie sie der bunteste Wechsel von Wasser und Land, von Ebene und Gebirg, vom strahlenden Spiegel des Mittelmeers bis zu den starren Felszacken des Apennin oder den rauchenden, schneeumgürteten Schlünden des Aetna, hervorruft, mit eben diesen Denkmälern zu einem einzigen wunderbaren Ganzen verwachsen scheinen: dann „ergreift es die Seele mit Himmelsgewalt", er kann es sich nicht versagen, sein volles Herz vor seinen Landsleuten auszuströmen und ihnen von den Wundern des Hesperidengartens zu berichten, unbekümmert, ob Hunderte vor ihm dasselbe gethan und geschrieben oder nicht. Das ist nun freilich höchstens eine Entschuldigung für den Schriftsteller, nicht aber für die Schrift, über die der Kritiker unbarmherzig den Stab brechen muß, wenn sie, wie ein großer Theil der neuern Reisewerke über Italien nicht allein nichts Neues, sondern bei einer grenzenlosen Oberflächlichkeit der Darstellung wol gar mancherlei positiv Falsches enthält oder alte, längst beseitigte Fabeln von neuem in Curs setzt.

Schon der rühmlich bekannte Name des Verfassers bürgt uns dafür, daß wir uns dem vorliegenden Werke gegenüber nicht in diesem Falle befinden. Gregorovius hat Italien nicht allein durchreist, er hat es studirt; er liebt es nicht nur fast leidenschaftlich, er kennt es auch gründlich.

Ein gründlicher Kenner Italiens kann seine Studien

und Beobachtungen über das Land und Volk natürlich von sehr verschiedenen Seiten auffassen. Er wird sich entweder ganz oder vorwaltend auf seine politische oder Culturgeschichte, oder auf die socialen und politischen Zustände der Gegenwart, oder auf die unendliche Fülle der Kunstdenkmäler beschränken, oder, wie Referent in seinem Buche über Italien *), neue Beiträge zur Physiognomik des Landes und Volks liefern, oder endlich das Erschaute und Gelernte nur als Motiv zu dichterischen Productionen benutzen wollen. Gregorovius hat in seiner „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" und im „Euphorion" bereits in zweierlei Hinsicht Treffliches geleistet. Sein gegenwärtiges Werk, von dem der erste Band („Figuren") nun in zweiter vermehrter Auflage vorliegt, während der zweite („Lateinische Sommer") wenigstens in der Zusammenstellung als Buch zum ersten mal erscheint, dünkt uns dagegen mehr ein halb zufälliges Nebenproduct seiner Reisen und Studien. Es ist eine bunte Mischung von geschichtlichen und literarischen Excursen, landschaftlicher Scenerie, Beschreibung von historischen Monumenten und Meisterwerken der bildenden Kunst, Scenen aus dem Volksleben u. s. w., kurz eine echte Touristenschrift, aber die Schrift eines Touristen, der nicht Wochen, sondern eine Reihe von Jahren in Italien verlebt, mit dem Volke in allen seinen Schichten verkehrt, seine Geschichte in zum Theil sogar noch wenig bekannten Documenten bis in die kleinsten Details studirt hat, einen feinen Sinn für das Schöne, eine lebhafte Sympathie für das Volk, eine begeisterte Liebe für das Land hegt und mit der Feder ebenso trefflich zu malen wie zu erzählen versteht. Dabei hat er sich nicht auf der großen Heerstraße gehalten, sondern ein bedeutender Theil seines Werks ist wenig besuchten und geschilderten, aber darum nicht minder schönen und interessanten Oertlichkeiten gewidmet.

Dennoch haben wir auch einiges an unserm Buche auszusetzen. Zunächst, daß ein wesentlich zur Unterhaltung bestimmtes Werk — denn einen andern Hauptzweck kann ein solches buntes Gemisch von Figuren und Landschaften doch nicht wol im Auge haben — einen viel zu schweren historischen Ballast trägt, dem zu Liebe dann die landschaftliche Scenerie, die Schilderung des gegenwärtigen Zustandes, die Charakteristik des Landes überhaupt und zumal die persönlichen Erlebnisse des Verfassers, die der Leser als Faden der Erzählung in solchen Reiseskizzen nicht gern vermißt, oft allzu sehr in den Hintergrund treten. So sind z. B. von dem 52 Seiten umfassenden Aufsatz über die Insel Elba mindestens 30 Napoleon gewidmet, und der Leser fragt sich verwundert, warum ihm die ganze Geschichte der Entweichung von Elba, die durchaus nichts Neues enthält, wieder erzählt, ja sogar die vielgelesene Abschiedsrede von Fontainebleau nebst den bekannten Proclamationen, die der Kaiser auf seiner Ueberfahrt nach Frankreich dictirte, „wörtlich" mitgetheilt und endlich eine nicht minder oft citirte Stelle aus dem „Mémorial de Sainte-Hélène" wiedergegeben wird; während dagegen das, was uns von der Natur der Insel und ihrer Bewohner, zumal der hohen Gebirge des Innern, erzählt wird, verhältnißmäßig dürftig erscheint.

*) Bilder italienischen Landes und Lebens. Beiträge zur Physiognomik Italiens und seiner Bewohner, von O. Speyer (2 Bde., Berlin 1859).

Wir wollen es dem Verfasser gern zum Verdienst anrechnen, daß er uns neben seinen Schilderungen und historischen Skizzen einen Kranz toscanischer Volksliedchen und einen literargeschichtlichen Abriß über die neurömischen Dichter mittheilt, aber man darf wol mit Recht etwas verwundert fragen, wie erstere zwischen die „Figuren", und letztere mitsammt „Avignon" unter die „Lateinischen Sommer" gerathen. Doch wir begreifen, daß der Verfasser alles, was er in seinen Tagebüchern und Erinnerungen Mittheilenswerthes und Interessantes vorfand, dem Leser nicht vorenthalten wollte, und da war es denn freilich nicht leicht, die bunte Menge der Gegenstände nach logischen Gesetzen zu klassificiren und unter allgemeine und zugleich ansprechende Benennungen zu bringen.

Wir haben des Stils und der Sprache bereits lobend gedacht. Sie sind, sowol was den klaren, einfachen und präcisen Ausdruck der geschichtlichen, wie was den lebhaften und malerischen Charakter der beschreibenden Darstellungen anlangt, im ganzen vortrefflich. Bei den landschaftlichen Schilderungen hätten wir Gregorovius noch etwas von den botanischen und geognostischen Kenntnissen wünschen mögen, die ohne allen gelehrten Apparat in die landschaftliche Schilderung nicht nur ein instructives Element bringen, sondern zu deren lebendiger Individualisirung außerordentlich viel beitragen. Daß damit kein Tadel ausgesprochen werden soll, versteht sich: nicht allen ist alles gegeben und Gregorovius vereinigt in sich eine größere Summe der zu einer allseitigen Darstellung Italiens erforderlichen Elemente als der bei weitem größte Theil seiner Vorgänger. Nur an einigen Stellen erscheint der Stil durch allzu gehäufte Bilder und Personificationen des Unbelebten, Analogien und Antithesen etwas überladen, an einzelnen andern etwas gesucht und pretiös, wie wenn es am Schlusse der „Römischen Figuren" (I, 255) heißt:

Ich habe nun mein Versprechen gelöst. Ich versprach meinen Freunden ein buntes Figurenschauspiel Roms in aufsteigender Linie, und siehe da, höher hinauf können wir nicht mehr, oder wir müßten denn mit jenen Männern und Frauen, welche Pius IX. in diesen Jahren selig gesprochen hat, auf Wolken und Engelsflügeln gen Himmel steigen. Doch ein solcher ikarischer Flug ist gefährlich. Darum bleiben wir bei Sanct-Peter und Sanct-Paul, denn ihr luftiges Reich auf jenen Säulen ist doch immer fester und sicherer als es Wolken sind. Aber, so fragte mich einst ein Freund, was meint ihr wol: wird dereinst eine Zeit kommen, wo Sanct-Peter und Sanct-Paul von ihren Säulen herabsteigen und aus den Thoren *) Roms entweichen, und wo dann ihnen der Heiland begegnen und zurufen wird: „Domine, quo vadis?" Welche Thorheit, das zu fragen, und welche größere, darauf zu antworten. Denn man muß, so sagt der weise Apollonius von Tyana, dem Sophokles glauben, der am schönsten gesagt hat:

Nicht älter werden nur die Götter
Und sterben nicht, da alles übrige
Die allgewalt'ge Zeit verzehrt.

*) Der Verfasser schreibt: „Toren", und verwirft das th durchgehends; warum diese einzige orthographische Reform ohne eine ihrer Consequenzen zu ziehen, wissen wir nicht.

Wir geben in dem Folgenden eine Uebersicht des Inhalts der beiden ersten Bände (der dritte: „Siciliana", ist bei seinem ersten Erscheinen in Nr. 17 d. Bl. f. 1861 besprochen worden), indem wir dabei unsern Lesern eine Anzahl besonders schöner und charakteristischer Stellen wörtlich mittheilen.

Der erste Band, unter dem Titel: „Figuren. Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien", zerfällt in sieben Abschnitte. Des ersten, mit der Ueberschrift: „Die Insel Elba", haben wir schon gedacht. Wir finden hier keinen rechten Platz für die historisch-philosophischen Phantasien über Napoleon I., in denen sich der Verfasser mit Behaglichkeit gehen läßt, ganz abgesehen davon, daß Anschauungen, die in Tiberius das Necplusultra eines Scheusals auf dem Throne und in Blücher nur einen alten Haudegen sehen, dessen Sieg über Napoleon als ein bitterer Hohn des Schicksals erscheinen müsse, gelinde gesagt, einigermaßen antiquirt erscheinen. Die Schilderung Elbas und seiner Bewohner nimmt kaum den vierten Theil des Ganzen in Anspruch. Wir entnehmen daraus eine Stelle, welche ein ebenso lebendiges wie treues Bild des Gesammtcharakters der Insel gibt:

Die Orte sehen braun und finster aus, wie die corsischen, weil sie aus dem natürlichen Gestein gebaut sind. Auch sie stehen auf den Höhen, der Barbaresken wegen, und mit Thürmen bewehrt. Wo das Meer nah ist, haben sich an den Buchten Hafenörter angesiedelt, welche man eben Marina nennt. Fruchtbar und schön ist das Thalland, welches sich von den Bergen von Marciana rechts vom großen Golf bis zum Hafen Longone niedersenkt und, indem es die Insel quer und in beträchtlicher Länge durchzieht, einen herrlichen Gegensatz zu der wilden Großartigkeit der Berge bildet. Denn diese erheben sich wüst und ernst und vielgestaltig, und erreichen über Marciana ihre höchste Höhe in dem Capannaberg, der etwa so hoch ist wie der Vesuv. Nach der Küste von Italien senkt sich die Insel. Steht man daher auf dem Ufer von Corsica, so erscheint Elba nur als ein einzelner gigantischer Felsenberg von prächtiger doppelter Pyramidenform, weil sich die Felsen von Marciana gegen Corsica kehren; von der italischen Küste aber übersieht man die niedrigere gegen Piombino ausgestreckte Hälfte, auf welcher sich die größten Schätze der Insel zusammenfinden, das Eisen und die Früchte.

Von dem sonnigen, wildschönen Strande der eisenreichen Elba führt uns der zweite Aufsatz in die feuchten, dumpfen Gassen des römischen Ghetto, in welche kaum je ein Sonnenstrahl dringt und die ein dicker übelriechender Dunst erfüllt, dem zahllosen Trödelkram, der vor den untern, der trocknenden Wäsche, die vor den obern Stockwerken auf der Straße hängt, entströmend, sodaß der fremde Besucher, seine Neugier bereuend, rasch hindurcheilt, eine reinere Atmosphäre aufzusuchen. Der Verfasser gibt uns zunächst eine Uebersicht der vielfach interessanten Geschichte der römischen Juden, aus der wir entnehmen, daß dieselben, während in frühern Zeiten die Päpste selbst aus ihnen ihre Leibärzte zu wählen pflegten, erst im Jahre 1556 durch Paul IV. in das Ghetto eingesperrt und durch eine Menge peinlicher und erniedrigender Ge- und Verbote von den Christen aufs schärfste geschieden wurden. Sixtus' V. milde Edicte verbesserten ihre verzweifelte Lage nur vorübergehend, im 17. und 18. Jahrhundert ward sie bedrängter als je zuvor. Erst Pius IX. hob den Zwang zum Besuch der Bekehrungspredigten, in welche die Juden mit der Peitsche getrieben wurden, wieder auf und riß denn auch im Jahre 1847 die Schranken des Ghetto nieder, sodaß sich jetzt die Juden überall in Rom niederlassen und Gewerbe treiben, noch aber, soweit uns bekannt, kein Grundeigenthum erwerben dürfen, worüber sie sich indeß mit der gleichen Stellung der Protestanten trösten können.

Der Geschichte des Ghetto folgt die Schilderung seines heutigen Aussehens nebst einer Beschreibung der Synagoge und der Feier des Passahfestes, welcher der Verfasser beiwohnte. Dann schließt er wie folgt:

Den Verfasser dieser Abhandlung reizte sie zu schreiben nicht die bürgerliche Judenfrage, vielmehr allein die Grellheit des Gegensatzes zwischen dem historischen Christenthum und dem historischen Judenthum hier in Rom. Der Charakter dieser Stadt der Städte, wie er sich dem heutigen Beobachter darstellt, trägt das Gepräge der drei großen Culturperioden des menschlichen Geschlechts, des Judenthums, des Antiken und des Christenthums. Man kann sie kaum mehr scheiden, so sehr sind sie ineinandergewachsen, und so sehr hat der christliche Cultus das Jüdische und das Antike in sich vereinigt. Von den Anschauungen des Alterthums nicht zu sprechen, so durchwandere man doch Rom und seine Herrlichkeiten: überall springt in die Augen Geist und Gestalt des Hebräerthums, selbst auf den Gipfeln der christlichen Kunst. Ist es die Sculptur, so ist mit das Höchste, was christliches Genie in Marmor schuf, der Moses des Michel Angelo auf dem Grabmal des Papstes Julius II. Ist es die Malerei: Stanzen und Loggien des Rafael, die Kapelle des Sixtus und so Ungezähltes sind voll von Darstellungen des Testaments der Juden. Ist es die Musik: was als Höchstes und als Tiefstes der Musik in der Charwoche gesungen wird, die Lamentationen und das Miserere, sie sind die Klagelieder Jeremiä und die Psalmen der Juden. Und von diesem Volk, welchem das Schicksal die Urkunden der Menschheit anvertraute und dem das Christenthum gleichsam von seinem Eigenthum hinweggenommen hat, lebt hier im Ghettowinkel einer der ältesten und historisch merkwürdigsten Reste, an welchem die Geschichte seine große tragische Ironie vollzogen hat. Doch hat auch dieses also verachtete Volk seine eigene Ironie an der politischen Welt vollzogen, indem es zu allen andern Symbolen seiner Religion noch ein anderes mächtiges in die politische Geschichte hineingesetzt hat — ich meine das Goldene Kalb, um welches die anleihebegehrende Welt tanzt, wie das geweissagt, geschrieben und dargestellt ist in den Büchern Mosis, des Propheten.

Gregorovius liebt kräftige Lichter, tiefe Schatten, scharfe Contraste; er ist ein Meister in der Antithese. Aus dem Schmuz des Ghetto entführt er uns an die glänzenden Gestade des Tyrrhenischen Meers, wo die reinen, weichen Lüfte und die leise schaukelnde azurblaue Woge uns locken, die bösen Dünste und die trüben Gedanken, die wir von Rom mitgebracht, abzuspülen. Gern folgen wir ihm zu der lieblichen „Idylle vom Lateinischen Ufer", schwelgen mit ihm in der unnennbaren Wollust eines südlichen Sommerabends am Meeresstrand von Antium oder Nettuno, bewundern die prachtvolle Tracht und die schlanken, hohen Gestalten der Nettuneserinnen und blicken träumerisch nach dem fernen Thurm von Astura, wo Konradin der Hohenstaufe gefangen ward, oder nach dem Cap der Circe, das so großartig ernst aus der höhligen Ebene der Pontinischen Sümpfe emporsteigt, als sei es der Drache, der die goldenen Früchte der Hesperiden

hütet; wenn wir uns auch vielleicht nicht in kühnem Schwunge mit ihm zu den drei Weltculturen und Weltpoesien erheben können, welche hier in dem Cap Circello (Homer), Antium (Horaz) und Astum (Konradin, respective Wolfram von Eschenbach) uns vor die Augen geführt werden. Lieber geben wir eine Probe seiner landschaftlichen Schilderungen in der Beschreibung des Wegs von Porto d'Anzo (Antium) nach Nettuno.

Man geht nach Nettuno auf trefflicher Straße der Villa vorbei, zwischen Kork- und Steineichen, und an manchem römischen Gemäuer vorüber. Ja selbst auf die Landstraße ziehen sich alte Mosaikböden hinunter, die wie natürliche Schichtungen des Bodens aus dem Erdreich hervorragen. Aber noch herrlicher ist der Gang unten auf dem weißen Strand den Wellen entlang. Das Ufer besteht durchweg aus Sand von hochgelber oder glühendrother Farbe, oder aus vulkanischem Tuff. Die schöne bläuliche Strandbistel vom Baltischen Meer wächst hier allenthalben, wie die Scabiose und die Kamille, aber statt der Weiden, der Erlen und Buchengebüsche muß man sich die Gewächse des Südens denken, weißblühende Myrten in herrlichster Fülle, den Mastirstrauch, den Erdbeerstrauch, den goldblütigen Ginster, der alle Küsten des Mittelmeers so reizend umbuscht, und den wilden Oelstrauch. Malerisch hängen die Malven mit ihren großen weißen Kelchen und die zartfarbigen Brombeerblüten in überreichen Kränzen von den Büschen und ringeln sich schaukelnd über den Rand der Tuffwände hinunter; prächtig blüht jetzt unter duftigen Kräutern der classische Akanthus, breitet stolz seine schönen korinthischen Blätter aus und streckt die hohe Blumenpyramide hervor, welche weiß und rosa gefärbte Blumenlappen bilden. Hin und wieder starren an den Ufern Cactus und Aloe, doch erscheinen sie hier schüchtern und als fremde Gäste. Noch immer weilt die Nachtigall auf diesem lyrischen Ufer. Es ist nun lange Sanct-Johann vorüber, wo die Vögel schweigen und der Grille Anakreon's den Gesang überlassen, aber sie kann sich nicht von diesem Grün und von dieser Wellenfrische trennen, die ganze Seeküste entlang bis nach Astura und am Pontinischen Sumpf schallt fort und fort ihr schöner Gesang.

Der vierte Abschnitt führt uns nach Rom zurück, und hier ziehen eine solche Menge bunter „Figuren" an unserm Auge vorüber, daß wir es dem Leser überlassen müssen, sich selbst mit ihnen vertraut zu machen. Wir können dem Verfasser unmöglich überallhin folgen, von der schauerlichen Todtenfeier in der Cappella alla Morte bei der Brücke von San-Sisto zu den Kinderpredigten im Araceli auf dem Capitol, von da zu den Marionetten am Piazza Montanara und Sant-Appollinare und allen den übrigen vielnamigen Theatern, zu Adelaide Ristori und der florentiner Localfigur des Stenterello, und wieder zu dem Paradebett, auf dem der Leichnam des ehemals vielgenannten Cardinals Lambruschini ausgestreckt liegt, der Lazarethprocession, dem Modellballe, der Girandola, dem Colosseum und endlich gar dem letzten ökumenischen Concil von 1854, wo zu unserer und aller nachfolgenden Geschlechter Verwunderung und vielleicht nicht gerade zu des 19. Jahrhunderts Ehre die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau feierlichst zum Kirchendogma erhoben ward. Wir überlassen es, wie gesagt, dem Leser, sich aus diesem bunten, contrastreichen Allerlei der „Römischen Figuren" herauszusuchen, was seinem Geschmack zusagt, und verlassen mit dem Verfasser das römische Gebiet, um die herrliche Blumenstadt am Arno, die Bella Firenze zu betreten, die nun auch, mirabile dictu, freiwillig zu einer Provinzialstadt herabgesunken ist. Wie so viele seiner Vorgänger hat der Verfasser dem berühmten Dominicanerkloster des heiligen Marcus nicht vorübergehen können, ohne ihm eine Betrachtung zu widmen. Referent ist am wenigsten geneigt, ihm das zu verdenken, da er, sechs Jahre lang dem Kloster fast gegenüberwohnend, innen und außen mit demselben wie mit seiner Geschichte und seinen Bewohnern vertraut, eine leicht erklärliche Vorliebe für dasselbe hegt. Auch ist es unvermeidlich, daß jeder neue Berichterstatter immer wieder der doppelten Bedeutung des Klosters, der künstlerischen und historischen, gedenkt, daß er unwillkürlich Vergleiche anstellt zwischen Fra Angelico und Fra Girolamo, wenn ihm die lieblichen verklärten Gestalten des begeisterten Malers und das Bild des gewaltigen Bußpredigers und politisch-kirchlichen Reformators zugleich vor das Auge und die Seele treten. Dennoch hätten wir wünschen mögen, Gregorovius wäre mit seinem Gedankenreichthum etwas weniger verschwenderisch umgegangen und hätte uns nicht so viel von Dante und Petrarca und ihrem Einfluß auf die Kunst, von der Eigenthümlichkeit des Fra Angelico (Fiesole) und Fra Bartolommeo (della Porta), des zweiten berühmten Malers von San-Marco, dem Platonismus und der Reaction gegen das Nackte erzählt. Dergleichen kunsthistorische Excurse, wie treffend im übrigen auch die Bemerkungen sein mögen, bringen in ihrer unvermeidlichen Abgerissenheit und fragmentarischen Form stets einen mehr störenden als befriedigenden Eindruck hervor, und flößen dem Leser leicht den (in unserm Falle allerdings durchaus ungegründeten) Verdacht ein, daß der Verfasser die Gelegenheit herbeigezogen habe, um seine Gelehrsamkeit auf den Markt und an den Mann zu bringen.

Dagegen wird der Bericht des Verfassers über das in Deutschland noch wenig bekannte Gedicht: „Cedrus Libani" (herausgegeben von dem gelehrten und verdienten Dominicaner Padre Marchese), ein chronikartiges Epos zur Verherrlichung Savonarola's, von dem Freunde und Schüler des Reformators, Fra Benedetto, im Gefängniß geschrieben, gewiß allgemeines Interesse erregen, nicht wegen seines poetischen Werths — denn einen solchen kann es kaum beanspruchen — oder wegen der Mittheilung neuer wichtiger Thatsachen, als weil es, nach den gegebenen Proben zu schließen, ein ebenso lebhaftes wie wahrheitsgetreues Bild einer der wichtigsten Episoden der florentinischen Geschichte zeichnet.

Die Dominicaner von San-Marco sind noch heutzutage stolz auf ihren großen Fra Girolamo. Jeder Besucher ihres Klosters kann sich davon überzeugen, und wer die S. 290 unsers Buchs mitgetheilten Worte des Padre Marchese liest (in seiner dem Prachtkupferwerke über San-Marco beigegebenen Geschichte des Klosters), mag sich billig wundern, wie ein Mönch über den Ketzer, welcher unter der Excommunication gestorben ist, solch ein Urtheil zu fällen wagt. Freilich hat er auch für gut gefunden, der Gefahr, von seinen ängstlichen Obern als

des kirchlichen Liberalismus verdächtig nach Rom gesandt zu werden, um sich dort zu rechtfertigen, durch eine Umsiedelung nach Genua zu entgehen.

Den ernsten historischen Betrachtungen folgen im fünften Abschnitt unsers Buchs süße Liederklänge: „Toscanische Melodien nach Texten aus dem Volke." Da uns die Originale nicht vorliegen, können wir nicht beurtheilen, wie weit des Herausgebers Antheil an denselben geht. Nach unserer Kenntniß toscanischer Volkslieder hat er den Ton im allgemeinen vortrefflich getroffen, aber den Text der meisten mindestens sehr frei bearbeitet. Nur ein kleiner Theil scheinen uns wirkliche Uebersetzungen zu sein. Einen so gesuchten concetto, wie in Nr. VIII, trauen wir Gregorovius nicht zu; Nr. XXV und XXIX sind offenbar Gelegenheitsgedichte; Nr. XX und XXXII tragen in Form und Inhalt den Stempel florentinischer Geburt; Nr. XV in seiner lieblichen Naivetät wenigstens der Idee nach ebenfalls; Nr. XXVIII und XXXI in ihrer fast orientalischen Form und feinen Pointe haben wenigstens viele ähnliche Gattungsgenossen. Dagegen haben andere, und keineswegs die schlechtesten, wie z. B. Nr. XVII, einen viel mehr deutschen als toscanischen Habitus. Wir theilen einige der schönsten und charakteristischsten unsern Lesern zur Probe mit:

III.

O Sonne, o Sonne, du ziehest
Wol über die Berge und Höhn,
So grüße mein herziges Liebchen,
Ich hab's heut' nimmer gesehn.

O Sonne, dort drüben am Hause
Zwei Weiden, zwei Weiden wehn;
Vor ihrem offnen Fenster
Zwei Lorberrosen stehn.

O scheidende Sonne, du ziehest
Wol über die Berge und Höhn,
So grüße mein herziges Liebchen,
Die dunkeln Augen mir schön!

V.

Ich bin klein und hab' noch nicht zehn Jahre,
Bin geschrieben schon ins Buch der Liebe.
Nahmen mir das Kleid, das schöne, klare,
Gaben ein braun Kleid mir gar zu trübe;
Dunkles Kleidchen, Gürtelchen von Silber.
So wie meine, gibt's mehr keine Liebe,
Wären gleich von ihr viel hundert Arten.
Dunkles Kleidchen, Gürtelchen von Silber;
So wie meine, gibt's mehr keine Liebe,
Wenn von ihr gleich tausend Arten wären.

XV.

Steht mein Liebster auf dem Hügel,
Komm' ich, bellt sein Hund nach mir;
Hündchen, Hündchen, laß dein Bellen,
Komm' zum Herrn, und nicht zu dir.

Deinen Herren will ich haben,
Liebes Hündchen, sei nur gut;
Haben will ich deinen Herren,
O was bellst du so in Wuth!

XVII.

Und ob du mich ließest
So Nächte wie Tag,
Und ob du mich fliehest,
Ich folge dir nach.

Und ob du auch eilest
Und wanderst so sehr
Weit über die Meere,
Ich folg' dir aufs Meer;

Mit Nöthen und Kummer
Durch Meere und Welt,
Durch Welten und Meere,
Wohin dir's gefällt.

XXV.

Am ersten Tage des Maien
Der Blumen ging ich mich freuen;
Ein Vöglein kam den Busch entlang,
Von Liebe das Vöglein sang.

O Vöglein, du kommst von Firenze,
So sag' mir von Lieb' in dem Lenze:
„Die Liebe beginnt mit Schallen und Tönen,
Die Liebe, sie endet in Jammer und Thränen."

XXXI.

Eine Quelle sprudelt nicht zwei Flüsse,
Kann nicht zwei auf einmal machen fließen;
Eine Kerze brennt nicht in zwei Flammen,
Kann nicht zwei auf einmal lodern machen.

Eine Glocke hallt nicht in zwei Klängen,
Kann nicht zwei auf einmal machen klingen;
Eine Schöne brennt nicht mit zwei Herzen,
Kann nicht zwei auf einmal selig machen.

Selig machen kann sie zwei Verehrer,
Den durch Worte, diesen durch Gewährung;
O so mache selig denn, Geliebte,
Ihn durch Worte, mich durch die Gewährung.

„Die Insel Capri", welche den Schluß des ersten Bandes bildet, ist einer der lesenswerthesten Abschnitte des ganzen Werks. Das klippenumpanzerte Eiland mit den Trümmern seiner Kaiservillen, mit seinen seltsamen Felsgestalten und farbigen Zaubergrotten, seiner subtropischen Vegetation, seiner Berg-Oase Anacapri, die hoch oben zwischen Himmel und Meer schwebt wie ein verzauberter Garten, übt einen immer von neuem fesselnden Reiz nicht nur auf den Besucher, sondern selbst auf den Leser, sodaß man nicht müde wird, den begeisterten Wanderer erzählen zu hören. Gregorovius, der einen ganzen Monat da zugebracht, indem er mit den topographischen historische Studien verband, liefert uns ein vollständigeres Bild der Insel als irgendeiner seiner Vorgänger. Wir lassen seine Expectorationen über Tiberius, „den Menschen der absoluten Unnatur und diabolischen Verruchtheit", sowie seine kühne Phantasie über die Romantiker in der blauen Grotte beiseite und theilen lieber dem Leser die treffenden Worte mit, in denen der Verfasser die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der Insel zusammenfaßt:

Der Charakter des Widerspruchs und die wunderbare Weise, in welcher die Natur hier Entgegengesetztes zu einem plastischen Ganzen verbunden hat, ist es hauptsächlich, was hier mein Erstaunen erregt. Es gibt hier so viel wüstes Gestein, daß es auf größern Flächen den Eindruck trostloser Oede hervorbringen würde; auf Capri aber ist es anders. Die Natur wehrt hier überall dem Wüsten durch Linie und Form, dem Todten durch die Wärme der Farbe, dem Dürren durch das verstreute Grün und den Schmuck der Blumengewinde, und so bildet sie alle Eigenheiten von Oede, Felsgetrümmer, Schroffheit, Einförmigkeit und Nacktheit im Kleinen und Engen zusammen und stellt ein bezauberndes Gemälde dar, in welchem das Große groß und das Fürchterliche fürchterlich bleibt, und

doch zu gleicher Zeit von der Macht der Form graziös bezwungen ist. Das Gemüth fühlt sich hier heiter, das Gewaltige wird zum Friedlichen, die Oede zum traulich Einsiedlerischen gemildert. Berge, Klippen und Thäler umfangen den Sinn mit heimlichem Zauber, sie klausen ihn wie in ein Gitter ein, durch das der schönste Golf der Erde hereinscheint, welchen wiederum traumhaft stille Küsten gefangen halten, und so ist es wahrhaft ein magischer Ring, von dem man sich hier umschlossen fühlt.

Der zweite Band trägt den Gesammttitel: „Lateinische Sommer", der jedoch auf die beiden letzten Abschnitte: „Die römischen Poeten der Gegenwart" und „Avignon" keine Anwendung findet. Die fünf ersten dagegen, obgleich zu sehr ungleichen Zeiten entstanden und zum Theil wenigstens bereits einzeln veröffentlicht, geben ein höchst anschauliches Gesammtbild eines großen Theils des alten Latium in seinem gegenwärtigen Zustande, bei dem wir nur nicht begreifen, warum die „Idyllen vom Lateinischen Ufer" aus Bd. 1, wo sie a propos de bottes unter den „Figuren" stehen, nicht hier, wo sie offenbar fehlen, eingeordnet sind.

Der Verfasser führt uns zunächst östlich von Rom den Anio aufwärts, Tibur und seinen Sibyllentempel vorüber, in das Land der Sabiner nach Subiaco, der ältesten Benedictinerabtei des Abendlandes, und seinem sacro speco, der heiligen Grotte, wo Kirche über Kirche in die steile Felswand inmitten der furchtbarsten Gebirgswildniß eingehauen ist. Wir hätten allerdings neben der dankenswerthen culturhistorischen Skizze aus der Zeit der Herrschaft der Benedictineräbte am obern Anio noch ein vollständigeres Bild der großartigen Landschaft gewünscht. Referent wird den Weg nie vergessen, der, den Trümmern der Villa des Nero vorüber, über dem tief in der Spalte rauschenden Flusse, vor sich die himmelhohen Gipfel der Abruzzen mit ihren düstern Schluchten, am Felshang hin durch den dunkeln Steineichenwald, wo die Farrnkräuter hoch an den schwarzen Stämmen emporklimmen, während von den weißen Kalksteinblöcken der Trümmerhalde zur Linken seltsame Inschriften dem Wanderer roth entgegenleuchten, von dem Kloster Scholastica zu dem sacro speco hinführt.

Statt nun auf dem nächsten Wege über den hohen Gebirgsrücken von Civitella nach Olevano in das Land der Aequer und Herniker und von dort in die Campagna von Rom, wie Gregorovius sie nennt, d. h. hier das Thal des Sacco, welches sich zwischen den Sabiner- und Hernikergebirgen einer-, den Albaner- und Volskergebirgen andererseits erstreckend, die eigentliche römische Campagna mit dem Gebiete des Garigliano verbindet, hinabzusteigen, führt uns der Verfasser nach Rom zurück, und läßt uns von hier durch die alte Porta Labicana dem Grabmal des Bäckers Eurysaces vorüber auf der schmalen Via Pränestina nach Palestrina wandern. Hier führt er uns durch den Palazzo Barberini, dessen Form noch an den Riesentempel der Fortuna erinnert, der einst fast den ganzen Raum des jetzigen Palestrina erfüllte, auf die steile luftige Höhe, wo die Cyklopenmauern auf die uralte vorrömische Arx hindeuten und wo im Mittelalter die stolze Burg der Colonna stand, und wieder hinab längs der Berghänge hin nach Genazzano, wo er in lieblicher Bergeinsamkeit mehrere Monate verweilte. Nachdem er uns die Stadt und ihre Umgebung, die Noth der Landleute, ihren Aberglauben, ihre Unwissenheit, ihre Sitten und ihre wunderthätige Madonna geschildert, geht es wieder abwärts in das Thal des Sacco nach Pagliano, dem Hauptsitze der Colonna, deren Geschichte uns bei dieser Gelegenheit erzählt wird, und endlich nach Anagni, das, obgleich seit der Erstürmung durch den berüchtigten Herzog von Alba eine verarmte Landstadt, sich rühmen kann, Rom vier Päpste gegeben zu haben. Daß das „vidi entrar in Alagni il fiordaliso", der berühmte Ueberfall Bonifacius' VIII. und seine Gefangennahme durch Sciarra Colonna und Wilhelm von Nogaret nicht mit Stillschweigen übergangen wird, versteht sich.

Wir begeben uns direct von der alten Hauptstadt der Herniker nach dem kaum acht Miglien entfernten Ferentino, während der Verfasser seinen Ausflug „in die Berge der lateinischen Campagna" erst zu einer spätern Zeit von Rom aus gemacht zu haben scheint. Hier und in dem nahen Alatri mit seinen dunkelfarbigen Tuffsteinpalästen ziehen vor allem die gewaltigen cyklopischen Mauern des Verfassers und unsere Blicke auf sich. Die der Burg von Alatri, den ganzen Hügel, auf welchem dieselbe stand, in einer Höhe von 80—100 Fuß umziehend, gehören zu den imposantesten Constructionen dieser Art:

Als ich die ungeheuern Constructionen erblickte und umschritt, schwarze titanische Steingefüge, über welche das Auge mit Staunen emporgleitet, so wohl erhalten, als zählten sie nicht Jahrtausende, sondern nur Jahre, wurde ich zu weit größerer Bewunderung menschlicher Kraft hingerissen, als mir der Anblick des Colosseums von Rom eingeflößt hatte. Denn in vorgeschrittener Cultur, mit manchen ausgebildeten Mitteln der Mechanik, lassen sich solche Amphitheater, oder Thermen wie die des Caracalla und Constantin aufthürmen, ohne daß der Menschenkraft Uebermäßiges zugemuthet wird, und selbst die Dionysischen Mauern von Syrakus, das Grandioseste dieser Art von Bauten, welches ich bisher gesehen, machen nicht allzu sehr erstaunen. Hier jedoch sehen wir Mauern solcher Höhe vor uns, von denen jeder Stein nicht ein großes Quaderstück, sondern ein geglätteter Felsblock ist, unregelmäßiger Form, mehr- und vieleckig; und wenn wir nach der Mechanik fragen, welche im Stande war, so große Felsenstücke übereinander zu erheben und eins auf das andere zu stellen, so begreifen wir noch weniger, wie jene Titanen es vermochten, diese Vielecke so kunstvoll aneinanderzufügen, daß sie ohne ausgefüllte Zwischenräume auf das genaueste aneinanderpassen, und so die sauberste Riesen-Mosaik herstellen.

Gregorovius macht darauf aufmerksam, daß, obgleich kein Geschichtsforscher mit Sicherheit habe feststellen können, welche Völker diese gewaltigen Werke aufgerichtet, diese doch in sich selbst der klarste Beweis seien, daß nur ein hochcultivirtes Geschlecht sie geschaffen haben könne. In der That hat man früher, nach dem Vorgange der Römer selbst, diese sogenannten pelasgischen Bauten viel zu weit zurück in eine fabelhafte Vorzeit verlegt, indem schon ein Vergleich mit dem etruskischen polygonen wie quadratischen Mauerwerk zu Rosellä, Volterra, Populonia, Cortona und andern Orten lehrt, daß sie ebenso wenig in

der Bauart wie in der Zeit allzu weit von diesen hinwegzurücken sind.

Von diesen Monumenten der ältesten italischen Kunst begleiten wir den Verfasser zu zwei gewaltigen Werken der Natur, der großen Tropfsteinhöhle von Collepardo und dem „Brunnen Italiens“, dem Pozzo di Santulla. Wir geben die treffliche Schilderung des letztern, wol eines großen Erdfalls in dem höhlenreichen Kalkgebirge:

Bei einer Peripherie von ungefähr 1500 Schritten versenkt sich dieser räthselhafte Brunnen mehr als senkrecht in eine Tiefe von über 150 Fuß, und zeigt in seinem Grunde einen dunkelgrünen Wald von prächtigen Baumwipfeln und Schlinggewächsen, welcher, wenn ein Lüftchen sich hinunterwagt, sanft wie die Wellen eines Sees auf- und niederschwankt. Die Sonne ließ von dem klarsten Himmel ihre Streiflichter magisch in diese Tiefe scheinen, und ich sah weiße Schmetterlinge munter hin und her über dem versunkenen Walde spielen. Blühende Ranken hingen über den Zweigen dieser Bäume, welche, wie man versichert, mehr als 30 Fuß hoch aus der Tiefe emporsteigen, und von oben gesehen dennoch nur Sträuchern ähnlich sehen; die unerreichbaren Blumen in diesem Grunde, die wilden labyrinthischen Pfade im dunkeln Dickicht, das Flattern des Geflügels, welches dort sein Wesen trieb, lockten die Phantasie hinunter, und sie stellte sich gern in diesem unterirdischen Zauberhain ein Feenparadies und einen Lustgarten für Oberon und Titania vor. Reichlich sickern dort Quellen geheimnißvollen Laufs und ernähren ein immergrünes balsamisches Kraut, während dieses Becken den Thau der Nacht zu sich niederzieht und in sich versammelt. Mit Bewunderung senkt sich dann der Blick längs den Wänden schwindelnd in die Tiefe; in bizarren und phantastischen, tropfsteinähnlichen Formen und Figuren stürzen sie ringsum herab, überbuscht von Eichenzwergbäumen, von goldblumigem Ginster und von Mastixsträuchern; die Elemente aber haben sie außerdem mit einem bunten Irisspiel von Farben schön geschmückt, denn bald ist das Gestein zart silbergrau anzusehen, bald brennend roth, wieder dunkelblau, gelb und tiefschwarz. Faßt man nun diesen Brunnen mit der wilden und großen Bergscenerie ein, welche den nahen Horizont umgibt, so ist es ein Theater, welches in Worten gar nicht ausgedrückt werden kann: hier die braune Ortschaft Collepardo hinter grünen Bäumen schwermüthig gelagert, dort lange Blicke in absinkende Felsenthäler; weiterhin riesige und stille Berge von majestätischen Formen, um deren sonnverbrannte nie betretene Gipfel einsam die Goldadler schweben, oder phantastische Nebel ihre weißen Schleier ziehen.

Von Collepardo aus besuchte Gregorovius noch die berühmte Kartause Trisulti und kehrte dann, ohne die Hauptstadt der Delegation, Frosinone, zu berühren, nach Rom zurück. Wir begleiten ihn jedoch nur bis Genazzano, um uns dort wieder von ihm abholen zu lassen und nun mit quer durch das Saccothal über Valmontone nach Segni in das Volskergebirge zu reiten. Der Ritt von Segni durch das Waldgebirge über den Kamm, wo der prachtvolle Blick sich nach der Campagna marittima öffnet zu den Cyklopenmauern der alten Norba und den in Blumen versteckten Ruinen von Nympha und dem uralten Cora, welches die Sage durch Dardanius, den Gründer von Troja, noch vor dieser letztern Stadt erbauen läßt, ist nach unserm Dafürhalten das anziehendste Kapitel des ganzen Buchs für jeden, der einen aufgeschlossenen Sinn hat für die wunderbare Poesie dieser verwitterten Denkmäler der Vorzeit, über welche die ewig jugendlich schöne Natur ihre grünen Blätter- und bunten Blumenschleier gewoben hat, während das entzückte Auge zugleich über die wundervollen Linien der Gebirge und die tiefblaue Meeresfläche hinstreift, und ein Ocean von Licht und Glanz und Wärme uns rings umfängt, uns in eine Stimmung versetzend, deren Anklänge uns noch in spätern Jahren wie die Erinnerung an ein verlorenes Paradies gemahnen. Wir können es uns nicht versagen, zwei Stellen dieses Abschnitts wörtlich anzuführen, den einen zur Charakteristik der lateinischen Landschaft — wie dieselbe sich in unserm Verfasser abspiegelt —, die andere eine Beschreibung der Ruinenstadt Nympha:

Ich habe die meisten Gefilde Italiens durchzogen, ich habe die berühmten Fluren von Agrigent und Syrakus durchwandert, aber trotz aller Farbenpracht jener südlichen Zone muß ich doch bekennen, daß mir die Campagna von Rom und Latium den mächtigsten Eindruck macht. Diese Landschaft, mir so wol bekannt wie meine Heimat, und auf der ich für die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter so viel nachforschte, bleibt immer neu und groß für mich, und sie erweckt mir, wenn ich sie verließ, immer wieder dieselbe Sehnsucht, sodaß ich nicht vom Monte-Mario aus in das Tal blicken kann, welches zwischen Palestrina und Colonna in jene lateinische Campagna führt, ohne das heftigste Verlangen zu fühlen, wieder dort hinüberzugehen. Es ist möglich, daß die großen Erinnerungen der Geschichte jener Landschaft einen so gewaltigen Reiz verleihen; aber auch ohne sie würde sie durch das edle Gepräge entzücken, welches ihr die Natur verliehen hat. Es gibt Gegenden, die vollkommen mythologischen Stils erscheinen, der Wald von Castell Fusano bei Ostia mit seinen hohen Pinien am Meer und der breiten Tibermündung ist eine solche, sodaß er die Phantasie von selbst auffordert, ihn mit Gestalten der Mythenwelt zu bevölkern. Andere Gefilde sind vorwiegend lyrischer Natur, andere episch-homerisch, wie Astura und das Cap der Circe. Durchaus von großem historischen Stil und von der feierlichsten Ruhe des Tragischen ist die Campagna von Rom allein. Sie liegt da wie ein erhabenes Theater der Geschichte, eine große Bühne der Welt. Kein Wort des Poeten, kein Pinselstrich des Malers, so viele Bilder davon gemalt sind, kann die verklärte Heldenschönheit von Latium auch nur andeutend denjenigen ahnen lassen, der sie nicht selber sah und empfand. Nichts von Romantik, nichts von phantastischem Reiz — alles still, groß, männlich schön und ernst, und diese Natur steht vor dem verstehenden Beschauer da, wie eine marmorne Juno Griechenlands. (II, 184 fg.)

Da ist Nympha, die märchenhafte Ruine einer Stadt, mit ihren Mauern, Thürmen, Kirchen, Klöstern und Wohnungen halb versunken im Sumpf, und begraben unter dichtestem Epheu. Wahrlich dieser Ort sieht weit reizender aus als Pompeji selbst, dessen Häuser umherstarren wie halb zerfallene Mumien, die man aus der dürren vulkanischen Asche emporgezerrt hat. Aber über Nympha wogt ein duftiges Meer von Blumen; jede Wand, jede Mauer, jede Kirche, jedes Haus ist mit Epheu wundersam verschleiert, und auf allen Ruinen wehen die purpurnen Fahnen des triumphirenden Gottes des Frühlings und der Natur. Es macht einen unbeschreiblichen Eindruck, in diese Epheustadt einzuziehen, in den begrasten, blumenbedeckten Straßen, zwischen den versunkenen Mauern umherzuwandeln, wo der Wind in den Blätterharfen spielt, keine Stimme schallt als der Schrei des Raben oben, der nun Schloßvogt im Thurm ist, als das Rauschen des schäumenden Bachs Nymphäus, das Lispeln des hohen Schilfs am Weiher, und das melodische Singen und Säuseln der Halme ringsumher. Es scheint als hätte auch Nympha wie Pompeji ein Vulkan verschüttet, aber nicht mit Asche, sondern mit Blumen. Nun wohnen hier die Millionen Scharen der Flora und feiern ihre Feste. Sie wimmeln durch alle Straßen, sie ziehen in Procession nach den verfallenen Kirchen, sie klettern

auf alle Thürme, sie liegen lachend und kichernd in allen öden Fensterräumen, sie verrammeln jede Thüre, denn drinnen hausen Elfen, Feen, Wassernymphen und tausend reizende Geister der Fabelwelt. Gelbe Kamillen, Malven, duftige Narcissen, graubärtige Disteln, die einst hier als Mönche lebten, weiße Lilien, die im Leben Nonnen gewesen waren, wilde Rosen, Lorbersträucher, Mastir, hohe Farrn, die Clematiswinde und der Brombeerstrauch, die rothen Fuchsschwänze, die wie verzauberte Sarazenen aussehen, die phantastische Kaperblume in den Ritzen der Mauern, der duftige Goldlack, die Myrte und die würzige Mente, ganz von Gold starrender Ginster, und nun der dunkle Epheu, der alle Trümmer überwallt, der über die Mauern sich ergießt in grünen Cascaden — ja, man wirft sich in dies Meer von Blumen, ganz trunken und vom Duft berauscht, und das reizendste Märchen hat den Geist betäubt. (II, 211 fg.)

Wir eilen zum Ende dieses schon allzu langen Referats. „Von den Ufern des Liris" enthält die Beschreibung eines Ausflugs von Veroli über Casamari, Isola, Sora, Arpino, Arce und Aquino nach San-Germano. Welches reiche Material zu geschichtsphilosophischen Betrachtungen und Parallelen für unsern Verfasser die Geburtsorte eines Cicero, Marius, Thomas von Aquino, Juvenal, Attilius Regulus, der Decier, der Valerier, des katholischen Kirchengeschichtschreibers Baronius u. s. w. bieten, mag sich der Leser vorstellen. Die Antithese bietet sich hier von selbst, wenn wir uns die Insel im Fibrenus denken, wo einst das Landhaus stand, in dem Cicero geboren ward und später mit seinem Bruder Quintus und Pomponius Atticus zu lustwandeln pflegte, während 11 Jahrhunderte nachher der spätere Gregor VII. auf dieser selben Insel als Mönch mit dem heiligen Dominicus verkehrte und über seinen finstern Planen brütete.

Als charakteristisch für den municipalen Ahnenstolz der altitalischen Städte, der dort weit größer ist als der der Familien, geben wir die folgende Inschrift an der Burg zu Arpino: „Arpinum a Saturno conditum Volscorum civitatem, Romanorum Municipium, Marci Tullii Ciceronis eloquentiae Principis et Caji Marii septies Consulis patriam ingredere viator; hinc ad imperium triumphalis aquila egressa urbi totum orbem subjecit; ejus dignitatem agnoscas et sospes esto!" Zeigen die Arpinaten doch auch mit Stolz neben dem altrömischen Thore (Porta dell' Arco) das riesige Grabmal des Saturnus!

In dem Aufsatze über „Die römischen Poeten der Gegenwart" macht Gregorovius zunächst auf den Mangel an Dichtern im christlichen Rom aufmerksam. In der That hat die Hauptstadt der katholischen Welt Italien keinen einzigen namhaften Schriftsteller geliefert; denn wenn auch Metastasio und Vittoria Colonna römischer Herkunft waren, so hat doch der erstere zu Assisi, die letztere zu San-Marino das Licht der Welt erblickt. Man hat es hundertmal wiederholt: Rom ist die Stadt der Todten, und wo kein Leben ist, wo auch nicht der leiseste Hauch der Freiheit weht, wo steter Weihrauchdampf und Glockengeläute die Sinne betäuben, da kann die Poesie nicht gedeihen, trotzdem Rom selbst dem Wanderer wie ein ungeheueres Epos erscheint. An Sonetten freilich hat es nie gefehlt; sie regnen bei jeder festlichen Gelegenheit vom Himmel und zu den italienischen kommen lateinische, griechische, syrische, armenische, koptische — die ganze cohors linguarum aus der Propaganda. Auch an Akademien, in deren einer (der Arcadia) Goethe Mitglied war, hat es seit drei Jahrhunderten nicht gefehlt. Aber erst die allerneueste Zeit hat einige Dichter hervorgebracht, die der Erwähnung verdienen. Der Verfasser gibt uns dankenswerthe Fingerzeige über dieselben. Seiner Ansicht nach hat die Bekanntschaft mit den deutschen Lyrikern sehr wesentlich auf diese neurömischen Dichter eingewirkt. Auch haben einige derselben, wie Don Giovanni Torlonia, der leider früh verstorbene Mäcenas und Vorfechter dieser Schule, deutsche Gedichte von Nikolaus Lenau u. a. übersetzt. Die Namen der bedeutendsten sind: Fabio Nannarelli, Ignazio Ciampi, Teresa Gnoli, P. E. Castagnola und Giambattista Maccari.

Es ist keine Frage, daß, wenn es auch Thorheit wäre, dem italienischen Stamme ein deutsches Reis aufpfropfen zu wollen, die Bekanntschaft mit dem „volo libero, sublime delle idee germaniche", mit der Freiheit und Natürlichkeit der deutschen Lyrik, der italienischen Poesie zugute kommen muß. Aber der Regenerator derselben ist noch nicht geboren, wenigstens noch nicht ans Licht getreten; ja der schwache Glanz, den der Anfang des Jahrhunderts mit Foscolo, Monti, Leopardi, Niccolini u. a. gebracht, ist bereits wieder völlig verschwunden, und keiner jener Dichter, die der Verfasser namhaft macht, scheint uns berufen, die neue Aera zu eröffnen.

Der letzte Aufsatz unsers Buchs: „Avignon", gleichsam ein natürlicher Appendix zu Rom und Italien, ist unsers Dafürhaltens sowol dem Stoffe wie der Behandlung nach der schwächste. Seinem bedeutendern Theile nach enthält er eine Skizze des Babylonischen Exils des Papstthums im 14. Jahrhundert mit den Episoden von Cola di Rienzo und Johanna von Neapel.

Wir hoffen durch diese Uebersicht von dem reichen und mannichfaltigen Inhalt des vorliegenden Werks in unsern Lesern die Lust erregt zu haben, die persönliche Bekanntschaft des Buchs zu machen. Wir aber können den Eindruck, den diese Aufsätze wie jedes tüchtige Werk über Italien, vor allem freilich unser eigener langer Aufenthalt auf der Apenninenhalbinsel uns hinterlassen, nicht besser schildern, als mit den Worten, mit denen unser Verfasser seinen Ausflug an die Ufer des Liris schließt:

Wenden wir uns aber zurück, zu überdenken, was alles der Wanderer auf einer so kurzen Wegesstrecke, als wir durchmessen haben, betrachten darf, so müssen wir den Reichthum dieses Landes bestaunen. Keines in der Welt ist so ganz von Geist durchdrungen und beseelt. Natur und Geschichte haben ihr vollstes Füllhorn über Italien ausgeschüttet, und jede Epoche hat ihre Entwickelungsformen in ihm dargestellt. Ist doch Italien die Mutter des Occidents, und die Pandora seiner Cultur, im guten wie im bösen Sinn. Wenn es sich nun immer wieder erhebt und von den Völkern, die es zum Theil einst gebildet hat, und von denen allen es reichlich genossen, ausgebeutet, beherrscht worden ist, endlich seinen selbständigen Sitz unter den Nationen Europas begehet, so darf man darüber sich wahrlich nicht verwundern. Ja! dies Land ist edel, und der Liebe des Menschengeschlechts werth. Selbst mitten in dem grenzenlosen Chaos der Gegenwart, bei der ekelhaften Vermischung von Trug und Wahr-

heit, selbst heute nicht können wir Deutsche die Stimme des wärmsten Mitgefühls für die Befreiung dieses Landes, noch werden wir je sie unterdrücken.

Otto Speyer.

Dümmler's „Geschichte des ostfränkischen Reichs“.

Geschichte des ostfränkischen Reichs. Von Ernst Dümmler. Auf Veranlassung und mit Unterstützung Sr. Majestät des Königs von Baiern Maximilian II. herausgegeben durch die historische Commission bei der königl. Akademie der Wissenschaften. Erster Band. Ludwig der Deutsche. Berlin, Duncker und Humblot. 1862. Gr. 8. 5 Thlr.

In den Jahren 1837—40 erschien unter dem Titel: „Jahrbücher des Deutschen Reichs unter dem sächsischen Hause“ eine Reihe von Monographien, die, von der Autorität und dem Namen ihres Herausgebers Ranke getragen, einige damals nur den nächsten Fachgenossen bekannte jüngere Historiker dem größern wissenschaftlichen Publikum vorführten. Darunter waren Waitz und Wilhelm Giesebrecht, Rudolf Köpke und Dönniges, die bei aller Verschiedenheit ihres Strebens und ihrer Leistungen damals nicht blos durch das Band der gemeinsamen Schule und die Persönlichkeit ihres Meisters zusammengehalten wurden. Das Ergebniß ihrer Arbeit war eine vollständige kritische Revision des gesammten bisher bekannten Quellenmaterials und aller frühern Verarbeitungen desselben aus einer Periode unserer nationalen Geschichte, die an äußerm Umfang wie an innerm Reichthum ohne Frage zu den wichtigsten und gehaltreichsten gehört. Es wurde damit eine feste Grundlage ebenso wol für die künftige Forschung wie für die historiographische Verarbeitung geschaffen, welche weder die eine noch die andere jemals werden verlassen können, wenn auch die erstere durch den Erwerb immer neuen Materials und durch eigene innere Weiterbildung sich immer mehr schärfen und vertiefen muß, und die andere in nothwendigem Zusammenhange damit und mit dem allgemeinen Fortschritte der Wissenschaften und des Geistes überhaupt sich immer neue und weitere Ziele stecken wird. Die organisirte Theilung der Arbeit, die auf mechanischem Gebiete in der Gegenwart so riesenhafte Resultate liefert, ist bekanntlich auf dem Gebiete der geistigen Thätigkeit sehr schwer ins Werk zu setzen. Hier liegt jedoch einmal ein Fall des Gelingens vor und daraus läßt sich der Werth eines solchen Verfahrens im allgemeinen abmessen. Hätte ein einzelner denselben Stoff in derselben Weise zu bewältigen unternommen, so würde es für ihn auch bei der größten und reichhaltigsten Arbeitskraft doch eine Aufgabe geworden sein, die ihm einen guten Theil seiner ganzen für gelehrte Thätigkeit verwendbaren Lebenszeit gekostet hätte. Ueberdies würde auch das nothwendige Vorwalten der Subjectivität und aller der unzähligen Einflüsse, denen der einzelne, wenn er blos auf sich selbst gestellt ist, unwillkürlich und je länger je mehr offen steht, Gelegenheit zu allerlei störenden Einwirkungen geboten haben, die hier, wo der einzelne Arbeiter blos als Theil eines ideellen Ganzen auftritt und stets gleichsam unter der Zucht der Genossen und des Meisters, auch da verharren muß, wo beide nicht unmittelbar eingreifen, vielmehr beseitigt, ja beinahe abgeschnitten sind. Es ist keine Frage, daß ganz abgesehen von den bestimmten Persönlichkeiten unsers Falles, in einer ähnlichen Situation auch mäßig begabte Kräfte nicht blos äußerlich viel mehr, sondern auch Gediegeneres gerade in einem solchen Zusammenwirken zu leisten vermögen, als ein Einzelnstehender, der unendlich mehr begabt wäre.

Es bedarf wol keiner Bemerkung, daß wir die Theilung der Arbeit im historischen Fache eben nur da für möglich und nützlich halten können, wo es sich darum handelt, die Subjectivität vor dem Stoffe oder einer bestimmten Methode der Kritik ganz zurücktreten zu lassen. Eine eigentliche Geschichtschreibung kann nie aus einzelnen Flicken zusammengesetzt werden, auch wenn jeder davon durch die kunstreichsten Hände zurechtgemacht wird. Alle Sammlungen historischer Werke sind und bleiben daher nur Sammelwerke und jeder einzelne Theil davon dasjenige, was allein eine Wirksamkeit und innere Bedeutung beanspruchen kann. Aeußere Gründe der Zweckmäßigkeit mögen es räthlich machen, mehrere solche organische Ganze nebeneinanderzustellen, aber das, was herauskommt, wird eben kein neuer Organismus werden. Aber für Sammlung, Kritik und Erklärung der Quellen läßt sich, wo das Material reichlich vorhanden ist und die Ansprüche der Wissenschaft hoch gestiegen sind, kaum eine andere fruchtbare Methode denken, als eine solche Theilung der Arbeit. Zum Beweis können die Monumente der deutschen Geschichte von Pertz dienen, deren bloßer Anblick jeden davon überzeugen kann, daß einem solchen Stoffe gegenüber alle Einzelkraft ohnmächtig bleiben müßte. Auch einen Schritt weiter, in das Gebiet, welches die „Jahrbücher des Deutschen Reichs unter dem sächsischen Hause“ sich vorbehalten haben, reicht noch das Vermögen der Arbeitstheilung. Hier handelt es sich nicht blos mehr um Stoffsammlung und Sichtung oder allenfalls auch Erklärung im gewöhnlichen Wortsinn. Der Stoff dient selbst schon in seiner Durcharbeitung als Material einer zusammenhängenden Darstellung; aber diese selbst bleibt, wie sie es soll, rein stofflich, ohne Anspruch auf die höhern Eigenschaften eines Werks der eigentlichen Geschichtschreibung. Ohne diese beiden Arten von Vorarbeiten, jene unmittelbare Aufschließung der Quellen und diese erste Fassung und Heranleitung derselben darf natürlich an eine wissenschaftlich genügende Leistung der eigentlichen Geschichtschreibung nicht gedacht werden. Der Geschichtschreiber pflegt auch diese beiden Arbeiten als die nothwendig erst zu vollendenden Vorarbeiten da selbst zu unternehmen, wo ihm andere nicht schon diese Mühe abgenommen haben, gelangt aber ebendeshalb sehr häufig weder in den Vorarbeiten noch in seiner eigentlichen Aufgabe zu einem befriedigenden Resultate. Jede Zeit hat ihren besondern Maßstab der Forderungen an den Historiker, die unserige kann mit Recht einen sehr hohen anlegen. Namentlich innerhalb des Bereichs unserer eigenen nationalen Geschichte haben sich die Ansprüche der Wissenschaft so gesteigert oder das nach Verhältniß des

vorliegenden Materials und der schon beschrittenen Stufe wissenschaftlich-kritischer Methode Erreichbare ist ein so ganz anderes und so viel höheres, aber auch schwereres geworden, als es noch etwa vor 30 Jahren war, daß auch für die entschiedenste Begabung das Mislingen näher liegt als das Gelingen. Die Mehrzahl unserer historischen Arbeiten der letzten Periode gelangt deshalb auch nicht über den bloßen Vorhof zu dem Tempel der Historiographie hinaus, wenn auch die Intentionen meistentheils weiter reichen. Nur in seltenen Fällen und meist nur da, wo einer Einzelkraft wirklich nicht mehr zugemuthet wird, als man billig von ihr fordern darf, ist es anders.

Giesebrecht's „Kaisergeschichte" gehört z. B. ohne Frage zu diesen seltenen Ausnahmefällen. Der Grund liegt einfach darin, daß der Verfasser sich in seinem Kreise zunächst auf die Vorarbeiten seiner ehemaligen Mitschüler und seine eigenen, dann auf die in ihrer Art gleichfalls trefflichen von Stenzel für die Geschichte der fränkischen Kaiser stützen konnte. Auf solcher Basis ist es möglich, ein Stück deutscher Geschichte als wirklicher Geschichtschreiber darzustellen.

Leider hat das aufgestellte Musterbild solcher gemeinschaftlichen Arbeiten einer Schule und aus einem Geiste heraus bisjetzt auf weitere Gegenstücke umsonst harren müssen. Seit Jahren ist eine ähnliche Bearbeitung der karolingischen Periode von seiten jüngerer Kräfte der Ranke'schen Schule nicht blos angekündigt, sondern auch in Angriff genommen und theilweise wenigstens vollendet, aber bisjetzt ist nur erst eine ihrer Früchte der Wissenschaft zutheil geworden, aus Gründen, deren gerechte Würdigung dem Fernerstehenden nicht wol möglich sein dürfte. An Einzelleistungen auf allen Gebieten der deutschen Geschichte, also auch auf diesem, fehlt es allerdings nicht, aber gerade an ihnen läßt sich der Mangel einer umfassenden Kritik und Revision der Quellen und frühern Bearbeitungen am deutlichsten erkennen. Die ersten Elemente einer Grundlage gewähren freilich noch immer Böhmer's Regesten der Karolinger, aber nur weil es an einer andern fehlt. Denn so verdienstlich auch diese Arbeit an sich und namentlich für ihre Zeit ist, so hat doch das Quellenmaterial seit 1833, wo sie gemacht wurde, eine so außerordentliche Bereicherung insbesondere an Urkunden aller Art erfahren, und hat sich auch seitdem der Standpunkt der kritischen Behandlung so wesentlich verändert, daß der hochverdiente Verfasser, wenn er seine Arbeit jetzt noch einmal machen könnte, ein Werk liefern würde, was mit dem frühern nur eine sehr entfernte Aehnlichkeit besitzen dürfte. Wie es scheint, hat die auch sonst für die deutsche Geschichtsforschung so ersprießlich thätige historische Commission der münchener Akademie, eine Schöpfung der wissenschaftlichen Neigung des jüngst verstorbenen Königs von Baiern, sich der Sache jetzt angenommen. Neben andern theils näher, theils ferner vorbereiteten oder in Aussicht gestellten Arbeiten, die von dieser Seite theils unmittelbar veranlaßt, theils mittelbar gefördert werden, sind auch Jahrbücher der deutschen Geschichte in Angriff genommen, denen offenbar das Muster jener Ranke'schen „Jahrbücher des Deutschen Reichs" vorschwebt. Nur fällt hier die unmittelbare Zusammengehörigkeit der Schule und die unmittelbar wirksame Autorität des einen Meisters weg. Es soll der unendlich reiche Stoff an verschiedene Hände vertheilt werden, wie es dort geschehen ist, aber jede davon wird unabhängig von der andern, nur bestimmt durch die ideellen Forderungen der Sache selbst und des einmal gegebenen Vorbildes, ihr Geschäft betreiben. Was einstmals der directe Einfluß des Hauptes der Schule leistete, das fällt jetzt dem Gesammtbewußtsein der wissenschaftlichen Disciplin zu, welches sich ganz entschieden unter die Herrschaft jener dort vertretenen kritischen Grundsätze und der darauf gegründeten Technik gestellt hat. Dieser regulirende Factor ist unentbehrlich. Ohne ihn würden wir eine Anzahl gelehrter, fleißiger, vielleicht auch talentvoller Arbeiten aus dem Bereiche der ältern deutschen Geschichte zu den schon vorhandenen hinzubekommen, aber keine, die an sich schon eine Garantie in sich trüge, daß sie unmittelbar als Basis weiterer Forschung und Darstellung dienen könne, weil sie auf der Höhe des wissenschaftlichen Geistes der Zeit stehe.

Es ist ein eigenthümlicher Zufall, daß die Reihe der Jahrbücher der deutschen Geschichte, welche unter der Aegide des Königs von Baiern ins Leben traten, durch die Geschichte Luwig's des Deutschen eröffnet werden mußte. Zu keiner Zeit im Laufe der gesammten deutschen Geschichte ist Baiern so sehr das eigentliche Hauptland wie damals. Ludwig der Deutsche ist nicht blos von seinem Vater Ludwig dem Frommen zum König der Baiern bestimmt worden, sondern auch später, als er gegen seinen Vater und gegen seinen ältesten Bruder Lothar und dessen Partei die meisten deutschen Stämme zum ersten male in einer selbständigen Herrschaft, in einem eigenen Reiche vereinigte, ruhte seine wahre Kraft doch immer in den Landen südlich vom Main bis zur Etsch und vom Lech bis zur Enns: Regensburg, die alte Hauptstadt der Agilolfinger, ist auch sein Hauptsitz geblieben und darum die Hauptstadt des ganzen deutschen Reichs in dieser Periode. Weder früher noch später hat Baiern und der bairische Stamm eine ähnliche Stellung unter den andern Gliedern des deutschen Volks eingenommen. Mehr als einmal hat er unserm Volke Herrscher aus seiner Mitte gegeben, so Heinrich II., der zwar dem Hause nach ein Sachse, aber von seinem Großvater her in Baiern eingebürgert war, Ludwig IV., vorzugsweise der Baier genannt, und wenn man Karl VII. die Ehre anthun will, ihn an jene stattlichen Kaiserbilder einer bessern Zeit zu reihen, auch diesen. Aber Heinrich II. hat zwar immer eine gewisse Vorliebe für bairische heilige Orte und fromme geistliche Herren bezeugt, doch ist außerdem in seiner gesammten Regententhätigkeit von einer besondern Rücksicht auf Baiern oder von einem besondern Einfluß bairischer Interessen nichts wahrzunehmen. Ludwig der Baier hätte wol gern Baiern zu dem Hauptlande im Reiche gemacht, ähnlich wie es seinen

habsburgischen Vorgängern und Nachfolgern mit Oesterreich gelungen ist. Aber ebendeshalb, weil es diesen damit gelungen war, war ihm der Weg für Baiern versperrt. So mußte er, um nur sein Haus — nicht einmal das ganze bairische Haus, sondern nur seine Specialinie — in der Stellung zu behaupten, die er ihr gewonnen hatte, nun umgekehrt Baiern selbst gewissermaßen beiseitesetzen und überall hin, bis nach Holland und an die Ostsee nach einer territorialen Basis für sich und die mit ihm identificirte Reichsgewalt spähen. Ludwig der Deutsche dagegen war ein geborener Franke und leitete daraus sein Recht auch in Baiern allein her, aber doch haben ihn die Verhältnisse, nicht eine eigentlich bewußte politische Combination, sondern der unmittelbare Instinct getrieben sich sozusagen mit dem bairischen Sonderinteresse zu identificiren und dieses zur Stütze seiner Position zu machen. Wollte er sich selbständig behaupten, einen Theil des großen, der Idee nach untheilbaren christlich-fränkischen Reichs abgelöst von dem Ganzen als ein in sich abgeschlossenes Gebilde besitzen, so mußte er sich auf die Elemente stützen, die ihrer Natur nach der Einheitsidee, die sich an den fränkischen Namen und die fränkische Volksthümlichkeit knüpften, am sprödesten widerstanden. Ohne Zweifel war der sächsische Stamm derjenige, der sich noch am wenigsten mit dem Reiche und Geiste, den jenem die großen ersten Karolinger eingeflößt hatten, vertragen konnte. Aber auf die Sachsen konnte sich ein fränkischer König, schon weil er ein Franke war, nicht wol stützen. Auch war ihr Gegensatz zu dem übrigen Reiche, nicht blos zu dessen eigentlich fränkischem Elemente, noch ein zu harter, unvermittelter, als daß von da aus etwa auch nur das übrige deutsche Volk hätte zusammengehalten werden können. Endlich war dieser einst so kräftige Stamm noch immer durch die Folgen seiner unglücklichen Kriege für die Unabhängigkeit physisch und moralisch aufs äußerste erschöpft. Die andern kleinern deutschen Stämme in der Mitte waren nicht blos zu schwach, um mit ihnen die nöthige Wucht hervorzubringen, sondern auch damals wie immer in ihrem Wesen zu wenig selbständig und eigenartig. Die Schwaben oder Alemannen hätten in dieser Hinsicht sich bestens zum Mittelpunkte eines particularistischen Reichs geeignet, doch auch sie gewährten nicht die dazu nöthige materielle Kraft. Denn dieser Stamm war damals an Zahl entschieden der geringste unter den großen deutschen Stämmen. Dazu noch seine schlechte geographische Position, dominirt von dem eigentlichen Centrum der fränkisch-karolingischen Macht, den Landschaften am Mittel- und Niederrhein, von Mainz bis Aachen.

So blieb nur Baiern übrig, das alle für die Zwecke Ludwig's nöthigen Hülfsmittel bot. Bewohnt von einem zahlreichen, in ungebrochener Kraft stehenden Volk, verhältnißmäßig wohlhabend und gebildet im Sinne der Zeit, d. h. reich an bedeutenden geistlichen Stiftungen, groß genug, um eine selbständige Existenz zu führen, wenn es die Noth erfordert hätte, und doch nicht so groß, daß es bequem alle Hülfe anderer benachbarter Stämme hätte entbehren können, von einem altgegründeten Sonderbewußtsein erfüllt, und doch schon seit Jahrhunderten immer fester in den Organismus der fränkischen Verfassung, des keimenden Lehnswesens, der katholischen Kirche gefügt, gab es in seinem Particularismus doch zugleich wieder nach allen Seiten Handhaben zu einer universellern Stellung in Deutschland. Es bleibt das Verdienst dieses ersten bairisch-deutschen Königs, alle diese Momente verständig und mannhaft benutzt und damit eine wirkliche politische Einheit aller deutschen Stämme begründet zu haben, wenn er sie auch nicht eigentlich beabsichtigte. Denn seine Bestrebungen gingen getreu den Traditionen seines Hauses darüber hinaus. Ein bloßer Theilkönig zu sein, genügte ihm nur, solange keine Aussicht da war, das Ganze zu besitzen, und als Theilkönig verstand er es etwas mehr als den bloßen Schatten der Herrschaft auf einem engbegrenzten Raum zu behaupten, wie es sein Vater Ludwig der Fromme und die Partei der Reichseinheit, als deren lebendiger Ausdruck später der älteste der Brüder, Lothar, galt, mit ihm beabsichtigten. Ludwig war es, der durch seine Tapferkeit und Klugheit das Princip der gleichen Theilung des Reichs und der Gleichberechtigung und factischen Unabhängigkeit der Theile im Vertrage zu Verdun durchsetzte. Der feige und ränkevolle Karl, der jüngste der Brüder, hätte allein niemals gegen Lothar durchdringen können. Aber sowie sich in Lothringen oder auch in dem westfränkischen Reiche Karl's die Möglichkeit zum Erwerb der übrigen Theile des Gesammtreichs aufzuthun schien, da finden wir Ludwig mit Hintansetzung aller Rücksichten der specifisch deutschen Politik und der persönlichen Treue und Ehrenhaftigkeit sogleich bereit zuzugreifen, nicht anders wie es seine Brüder und Vettern an ihrem Theile bei gleicher Veranlassung zu halten pflegten. Der Erfolg war hier wie dort insofern der nämliche, als es auch der bedeutenden Begabung Ludwig's und den von ihm angewendeten großen Kräften nicht gelang, gleichsam gegen die Natur jenen ein für allemal gesprengten und durch neue, wenn auch noch unfertige Bildungen ersetzten Organismus des karolingischen Weltreichs wiederherzustellen. Aber in anderer Beziehung verhält sich Ludwig doch anders als seine Verwandten: sie jagten diesem Phantome unaufhaltsam nach und ließen ihre königliche Macht und ihre Völker und Länder innern und äußern Feinden, den Vasallen und Normannen, zur Beute werden. Er verbrauchte wol auch manche gute deutsche Kraft zu diesem nichtigen Zwecke, aber er wußte seine Macht doch so zusammenzuhalten und zu verwenden, daß seine Herrscherstellung und die Sicherheit des deutschen Volks nach innen und außen unter ihm keine wesentliche Einbuße erlitt: ein Lob, das allerdings nur ein negatives ist, aber für die damalige Situation und die damaligen Menschen doch immer als ein wirkliches Lob gerechnet werden darf.

Heinrich Rückert.

Die französischen Arbeiter-Associationen.

Geschichte der französischen Arbeiter-Associationen von Sigmund Engländer. Vier Theile. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1863—64. 8. 5 Thlr.

Die Industrie hat der Gesellschaft eine ganz neue Form gegeben; sie räumt die feudalen Zustände der frühern Zeit Stück um Stück, und wie sehr sie auch die conservative Thorheit erhalten möchte, hinweg. Aber sie hat in ihrem Gefolge eine Reihe von socialen Umständen mit hereingebracht, die mit dem vermehrten, großartigen Aufschwung der Industrie, mit deren Verbreitung über die civilisirte Welt, sich als neue Gebrechen der Gesellschaft äußern, mindestens ebenso schlimm als die alten der Feudalwirthschaft. Umfaßte man den Begriff der letztern mit dem Privilegium der aristokratischen Klasse, so liegen alle die socialen Gebrechen der Neuzeit in der Arbeiterfrage resumirt. Die Französische Revolution hatte die große sittliche Idee, eine verrottete Gesellschaftseinrichtung zu vernichten und ein in Banden geschlagenes Menschengeschlecht der Freiheit zurückzugeben. In diesem Zeichen siegte sie; denn sie war eine Nothwendigkeit; sie sprengte nur die Hülle der zum Ausbruch angeschwollenen Keime einer neuen Gesellschaft. Aber die Idee der Französischen Revolution ist nur erst zur Hälfte eine Wahrheit geworden: insoweit als sie den Bourgeois frei und der niedergeworfenen Aristokratie rechtlich gleichgemacht hat. Der Bourgeois, welcher das Kapital vertritt, hat den Gewinn der Französischen Revolution, deren Ideen überall platzgriffen, für sich eingestrichen und sich um die große Masse des Volks, des Arbeiters, nicht weiter bekümmert. Er begnügte sich damit, nun obenauf zu sein, und fand es sogar revolutionär und empörend, daß die Millionen der Arbeiter ihrerseits auch ihre „Menschenrechte" geltend machten. Er hält es noch heute für so revolutionär, wie die alten Aristokraten das Verlangen der Bourgeois nach Mitregierung und Gleichstellung vor dem Gesetz für himmelschreiend und gotteslästerlich erklärten. Der Bourgeois, der das Privilegium besitzt, Kapital zu haben, kann sich gar nicht in den Gedanken finden, daß die Masse der Arbeiter dieselben Forderungen zu erheben berechtigt, die er sich glücklich angeeignet hat. Hatte er früher den Aristokraten über sich, so will er jetzt über dem Arbeiter stehen; was einst die feudale Herrschaft für das Volk im allgemeinen war, ist heute das Kapital für die Arbeiter geblieben. Sie sind nicht viel besser als die Leibeigenen; sie arbeiten, um arm zu bleiben und das Kapital der Bourgeois zu vergrößern, die, je mehr sie den Nationalreichthum in sich concentriren, desto mehr nach der Herrschaft im Staate streben, um die Gesetze zu ihren Gunsten einzurichten. Das ist unstreitig richtig, und kein Mensch von fünf gesunden Sinnen wird beim ernstlichen Nachdenken leugnen können, daß die jetzige Gesellschaft den Arbeiter nur als Erwerbsinstrument, also als ihren Sklaven betrachtet, daß sie ihn unter Gesetze gestellt hat, die sich wie Fallen und Barrikaden gegen sein Gefühl der socialen Gleichberechtigung erheben, daß er mit einem Wort als ein gefährliches Individuum behandelt wird, welches unterdrückt bleiben muß, nichts bei der Gesetzgebung zu sagen hat, gehorchen soll und nie befehlen, weil — so entschuldigt sich der Philanthrop — die Gesellschaftsverhältnisse es einmal so bedingen. Dies schließt denn aber nicht aus, daß die Arbeiter ihrerseits danach streben, diese socialen Verhältnisse zu ihren Gunsten zu verändern und die Ideen der Französischen Revolution auch für sich nutzbringend zu machen. Die Revolution der Gesellschaft, die sich seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts vollzieht, wird erst durch den Arbeiter ihren Abschluß finden können, und es wird am Bourgeois, der jetzt zunächst als der Bedrücker des Arbeiters erscheint, liegen, daß sich dieser Proceß unblutig und mit der Ruhe der Reform vollzieht. Wie? Das ist eine Frage, deren Beantwortung nicht leichthin gegeben werden kann, da sie erst durch die volle Entfaltung des industriellen Lebens die Verhältnisse klarer als bisjetzt vorfindet. Sie nach Art der Planemacher und Weltverbesserer zu lösen, wie es die Socialisten und Communisten und neuerdings Herr Lassalle gethan hat, das ist nichts anderes, als mit der brutalen Gewalt die jetzt gedrückte Klasse zur herrschenden zu machen. Die wahre Lösung wird nur durch die natürliche Herstellung der socialen Selbständigkeit des einzelnen und der Gleichheit gefunden werden, die sich friedlich vollziehen muß.

Auch hat die Wissenschaft sich neuerdings eifrig der Untersuchung dieser Frage gewidmet. Der französische Socialismus erstand aus den großen industriellen Verhältnissen, die vor 1848 in Deutschland nur vereinzelt anzutreffen waren. Er war der Irrthum, der aller Wahrheit vorausgeht; er hat die Arbeiterfrage zuerst auf das Programm der zu lösenden Hauptfragen für die Gesellschaft gestellt und eine Masse der nützlichsten Vorarbeiten zu ihrer Lösung geliefert. Der Sturz des Socialismus mit den Barrikaden des Juniaufstandes in Paris hat die Idee der Arbeiterreform aber nicht aus der Welt geschafft; sie lebt aus dem Blute stärker als je, aber von vielem Schlingkraut der Phantasterei befreit, in Frankreich schon wieder auf, und in Deutschland, wo sich seit 20 Jahren die industriellen Verhältnisse so gewaltig ausgedehnt haben, tritt sie in einer selbständigen Art auf und scheut sich vor dem Socialismus und den Chimären à la Lassalle mit ganz richtigem Instinct. Hier hat sie die Erfahrungen der Franzosen für sich und die größere Intelligenz der Arbeitermassen nicht minder. Zäh und bedachtsam untersucht unser Arbeiterstand, gründlicher und praktischer als man glaubt, seine Zustände und die Wurzel des Uebels und denkt an Beseitigung desselben nicht auf die Hülfe des Staats, der es nimmer erwirken kann, sondern auf seine eigene Kraft und Fähigkeit und ohne Feindseligkeit gegen das vorläufig nicht zu entthronende Kapital mit seinem Wucherdruck. Schon verläßt denn auch die Wissenschaft die alte Bahn, welche über der Masse der Arbeiter hin fortging und für diese keine Beachtung fand. Unsere Nationalökonomen greifen, wenn auch noch behutsam und mit Glacéhandschuhen, schon die Arbeiterfrage an und kommen zu dem Schluß, daß die alten Evangelien der Nationalökonomie, wie sie Adam Smith und Ricardo, West und gar Malthus und ihre Nachfolger predigten, nicht mehr unantastbar seien. Denn in der That, die Nationalökonomie, welche sich mit der Frage des Nationalreichthums beschäftigt und die Lehren entwickelt, wie das Kapital sich immer mehr vergrößern kann — sie ist für die Bourgeois zugeschnitten, für die jetzt geltenden wirthschaftlichen Verhältnisse, die aber krank sind und mit der Verbesserung der socialen Zustände des arbeitenden Volks erst gesunde werden. Nicht allein von radicaler Seite verwirft man die Prämissen der etwas sich unfehlbar dünkenden Nationalökonomen — denn die Demokraten sind viel im industriellen Bourgeoislager zu suchen und darum etwas egoistisch — auch die Conservativen schlagen darauf los, freilich mit dem löblichen Hintergedanken, die Arbeitermassen für sich zu gewinnen, auch zu verpflichten und sie den Demokraten abzujagen, wiewol sie — unter uns gesagt — mit den Demokraten am weitesten kommen, da diese zu eigenem Zweck ihnen manche Hindernisse wegräumen müssen, als Zunft und Zopf, Schutzzoll, Mangel an Freizügigkeit u. dgl.

Nun ist die Genossenschaft, die Arbeiter-Association, bisher als die hauptsächlichste Schöpfung der Arbeiteragitation aufgetreten und als solche auch besonders zum Gegenstand der wissenschaftlichen und geschichtlichen Darstellung gemacht worden, ja, allerseits beginnt man die Bildung und Förderung solcher Genossenschaften in Deutschland zu begünstigen, indem man namentlich die große Association der Rochdale Pioneers in England zum Muster aufstellt, weil diese Arbeitergesellschaft keinen Grund zur Beunruhigung der Kapitalisten gibt. Mag dem nun sein wie ihm wolle, das Genossenschaftswesen ist eine sociale Erscheinung geworden und verdient als solche die höchste Beachtung der Wissenschaft wie der gebildeten Laien überhaupt. Nicht, daß sie die Lösung des Problems der socialen Frage, wie sich im Nachfolgenden herausstellen wird, fix und fertig enthält; aber sie bietet eins der besten Mittel zur allmählichen und friedfertigen

Lösung desselben dar. Pfeiffer hat in seiner „Geschichte des Genossenschaftswesens" sich in mehr objectiver Weise darüber verbreitet; Engländer, dessen Werk uns vorliegt, hat speciell die französische Arbeiter-Association zum Gegenstand geschichtlicher Darstellung genommen, und zwar in polemischer Weise. Da der Referent, wenn diese Notiz nicht unbescheiden erscheint, in seiner 1856 edirten „Geschichte der französischen Literatur seit der Restauration", in dem historischen Abriß der socialistischen Bewegung, sich bezüglich der Associationen in derselben Manier bewegte, so kann er dem Verfasser keinen Vorwurf daraus machen; im Gegentheil, denn es eröffnet die geschichtliche Darstellung des Werdenden, noch nicht geschichtlich Gewordenen, wol von selbst die Polemik gegen die noch im Fluß befindlichen Bewegungen. Auch dem Standpunkte Engländer's haben wir schon damals nahe gestanden; er ist bei Engländer derjenige Proudhon's, und insofern dieser Geist vornehmlich kritisch und außerhalb der socialistischen und communistischen Parteien arbeitet, ist er unstreitig derjenige, von welchem sich das Feld der bisherigen Associationsbewegung in Frankreich am weitesten überschauen und der klarste Blick in die Zukunft derselben thun läßt. Das Engländer'sche Werk hat die Mängel des Subjectivismus mit allen Vorzügen desselben: anfänglich leidet das Buch auch an etwas „Organismus"; aber es ist durchweg eine gesunde, ideenvolle, instructive, fleißige Arbeit und mit jenem Enthusiasmus des Herzens geschrieben, den wir immer als eine Tugend des Schriftstellers rühmen werden.

Die Genossenschaft, die Association der Arbeiter, ist nichts Neues, keine Erfindung der Gegenwart. Die Corporationen, Zünfte und Innungen des Mittelalters sind ja demselben Bedürfniß der Vereinigung Gleicher entstanden. Aber was die heutige Genossenschaft auf einen viel höhern und social-politischen Standpunkt erhebt, ist die Idee der Gesellschaftsreform, welche sie in sich trägt. Die Arbeiter-Association unterscheidet sich dadurch von der alten Corporation und Zunft, aber auch von der commerziellen Association, mit der sie nur die Vereinigung einer gewissen Anzahl von Personen zum Zweck der gemeinschaftlichen Ausbeutung der Industrie und Vertheilung des Gewinns unter die einzelnen gemein hat. Was namentlich die französische Arbeiter-Association betrifft (und diese ist als das große Experiment der socialen Reform von unten herauf allein zu betrachten), so ging ihr letztes Ziel auf die Gründung einer neuen Arbeitergesellschaft hinaus, die entweder unabhängig neben der übrigen Staatsgesellschaft bestände oder diese verschluckte. Daher die Solidarität aller in Frankreich gegründeten Arbeiter-Associationen und die Sorge jeder einzelnen, ein untheilbares Kapital zurückzulegen, welches keinem einzelnen mehr gehöre, nur dem Ganzen, dem Arbeiterstande. Die hohe Idee, welche darin liegt, ist unverkennbar, wie denn überhaupt die Association durchaus auf den höchsten sittlichen Grundlagen errichtet und erhalten wurde. Sie wurde auf Treu und Glauben von den Mitgliedern auf eine nicht begrenzte Zeit geschlossen, jedem den Rücktritt, jedem den Eintritt offen lassend und für jeden der gleiche Gewinnantheil, den er nach Gutdünken zu verwenden hatte. Die Association war nur für die Arbeit da, um durch die Vereinigung der Arbeitskraft den Vortheil des Kapitals zu erstreben, nämlich den reinen Gewinnantheil für die Arbeit, ohne Angabe an das Kapital. Wir werden, indem wir dem Engländer'schen Werke folgen, sehen, wie großartig die Energie und die Treue der Arbeiter zu dieser Idee der Gesellschaftsreform war und wie sich endlich die wahre Bedeutung und social-politische Tragweite der Association herausstellte.

Sigmund Engländer schildert zunächst die Arbeiterzustände vor der Französischen Revolution, den Verkauf der Privilegien an die Innungen durch den König, das Zunft- und Reglementswesen jener von unsern Zünftlern zurückersehnten Tage, da man nur kraft eines Privilegiums arbeiten konnte, kein Recht auf Arbeit vorhanden war, wie es ja auch noch heute vielfach durch den bevormundungslustigen und Erlaubniß und Concession ertheilenden Polizeistaat der Fall ist. Diese tolle Anmaßung der Regierung, den Menschen ihr Recht zur Arbeit als Gnade zu gewähren und allem Handwerk genau vorzuschreiben, wie und womit es zu arbeiten habe, ohne in Strafe zu fallen, wurde schon von den Encyklopädisten und den Physiokraten angegriffen, und Turgot, der Minister und Physiokrat, verkündigte ganz laut zum ersten male das natürliche Recht der Arbeit.

Mit der Revolution, welche die Gleichheit aller proclamirte, fiel auch das Zunft- und Innungswesen, in welches ein paar Jahre zuvor schon Bresche gelegt worden war. Der gewaltige Umschlag, welcher plötzlich die Sklaven des Handwerks und der Zünfte zu freien Männern machte und sie der Nation einverleibte, brachte zunächst viel Misgeschick über die Arbeiter, welche das System der alten Zunft und die sichere Existenz darin viel zu sehr gewohnt waren, um sogleich den Werth ihrer Freiheit, der freilich auch ihre Existenz nicht mehr privilegirte, würdigen zu können. Die Ruinen der alten Welt waren mit den Anfängen der neuen da, und es lag nahe, daß man sich nicht gleich zurechtfinden konnte. Ganz von selbst versuchten nun die Arbeiter Associationen zu stiften; aber die Revolution, die für eine Organisation der Arbeit keinen Sinn hatte und sich begnügte, alle Fesseln der Nation zerschlagen zu haben, duldete diese Vereinigungen nicht, aus Furcht, es möchten dadurch die alten Zünfte und Innungen wiederaufleben. Die Anfänge des wilden Communismus zeigen sich dann in Babeuf, wie denn überhaupt die socialistische Idee ihre Wurzeln schlägt, um einige Jahrzehnte später die ersten Blätter zu treiben. Insofern beginnt die Arbeiterfrage mit der Französischen Revolution; wenn sie die Revolution nicht weiter verstand, so trugen die erst werdenden industriellen Umwandlungen durch das Maschinenwesen ebenso viel dazu bei, als die aufblühende Kapitalwirthschaft, die den Arbeiter herunterzudrücken suchte.

Unter Napoleon verbreitet sich die Idee der Association infolge des aufblühenden Fabriklebens unter den Arbeitern; aber Napoleon als Despot liebte keine Freiheit, und die der Arbeiter fürchtete er. Er führte wieder die Reglements ein und stellte die Industrie und das Handwerk unter die Polizei. Er wollte in den Kasernen oder in den Werkstätten das Volk concentriren und in der Hand haben; er commandirte als Soldat auch die Industrie, nicht allein in Frankreich, sondern in Europa. Seine Sorge war, daß es nicht an Arbeit fehle und daher trieb er sie namentlich in Paris künstlich hervor. Er wollte damit einerseits Englands Wohlstand vernichten, andererseits den Arbeiterstand betäuben. Das Elend versteckte er in Bettlerhäusern, wo jeder die öffentliche Wohlthätigkeit in Anspruch nehmen konnte, der im Elend war, womit natürlich das Elend von Staats wegen genährt anstatt beseitigt wurde.

Aber die immer gewaltiger auflebende Industrie und ihre Folgen — die Abhängigkeit der Arbeiter vom Kapital — mehrte fort und fort den Gedanken unter den Arbeitern, sich gegen diese neue Leibeigenschaft zu wehren. Denkende Köpfe erträumten das Mittel dazu, und es war bei allen die Association, die sie als solches fanden. Und damit kommen wir zu den Versuchen, welche mit dem Associationsgedanken in fortlaufender Weise bis heutigentags gemacht wurden.

Fourier stellte zuerst ein System der Association auf, als erstes voller Phantasterei und Thorheit, eine Caricatur der Idee. Sein neuer, monströser Weltverbesserungsplan sollte ein Universalheilmittel gegen alle Leiden der Menschheit sein; das Phalanstère, die Arbeitercolonie nach militärischem Schnitt und mit maschinenartiger Abrichtung der Menschen, um sie gleichzumachen, der neue Staat, in dem das Paradies auf Erden wiedererstände. Wie thöricht der Fourierismus auch war, er bildet doch immer den ersten Versuch der Reform und hat als solcher seine ethische Bedeutung. Victor Considérant, der Hauptschüler Fourier's, hat zwar die Lehre seines Meisters von dem irrsinnigen Prophetenschwindel zu entkleiden getrachtet, aber ihre gänzliche praktische Unbrauchbarkeit wurde doch durch die Errichtung von solchen Phalanstèren Fourier's im Jahre 1832 hinlänglich erwiesen.

Gleichzeitig mit Fourier trat Graf Saint-Simon mit seinem neuen Christenthum auf, welches gleichfalls den Staat in eine gewaltige Arbeits-Association klösterlicher Art verwandeln sollte, um alle Menschen glücklich zu machen. Die Experimente mit dem Saint-Simonismus waren nicht glücklicher, ja durch die damit verbundene religiöse Sektirerei kam er in den Ruf der Lächerlichkeit. Doch jedenfalls hat Saint-Simon das große Verdienst, die Arbeit geadelt, das Wesen der Industrie richtig erfaßt und den Namen ouvrier in Ehren gebracht zu haben. Ihm entfällt schon der große und wahrhaft reformatorische Gedanke, daß durch die Industrie die Menschheit einem Zustande entgegengehe, in dem sich alles Regieren in ein bloßes Verwalten auflösen werde. Durch die Industrie-Association sollte sonach der Anfang mit der Errichtung der wirklichen Freiheit des Menschengeschlechts gemacht werden.

Praktisch nach Saint-Simonistischen Grundsätzen schuf zuerst Buchez, des Grafen fähigster Schüler, die Arbeiter-Association und impfte ihr die revolutionär-socialistische Idee ein. Durch die Genossenschaft wollte er die Arbeiter von der Kapitalherrschaft befreien, indem sie in den Besitz der Instrumente ihrer Arbeit, welche das Kapital bedeuten, gesetzt würden. Zu diesem Behufe bestimmte er die Begründung eines gemeinschaftlichen, untheilbaren Fonds, allen Associationen gehörig, und ging auch selbst praktisch mit dem Versuch vor, indem er 1832 mehrere Tischlergesellen zu einer Genossenschaft nach seinem System vereinigte, die Firma Lacrampe, welche eine Zeit lang mit gewissem Glanz bestand. Eine zweite Association Buchez' unter dem Goldarbeiter Leroy besteht noch bis heutigentags.

Inzwischen war die Associationsbewegung eine sehr bedeutende unter den Arbeitern geworden, der Socialismus und Communismus eröffnete seine Laufbahn und die verschiedenen Systeme stritten sich darüber, in welcher Art die Genossenschaft ihrem Zweck am nächsten käme. Aber alle kamen darin überein, daß die Brüderlichkeit das Fundament derselben sein müßte und dieser treugehaltene Glaube hat alle diese Schöpfungen bewunderungswürdig gemacht. Wir übergehen die damit verbundene politische Agitation; die vereinzelten Versuche mit der Genossenschaft; die Einwirkung, welche die große Arbeiterbewegung in Frankreich auf die höhern Schichten der Gesellschaft hervorbrachte, und die Umstände, welche die Kluft zwischen Arbeiter und Bourgeois so gewaltig erweiterten. Mit der Februarrevolution kommen wir auf den Höhepunkt des Associationslebens und es wird gedrängter Kürze bedürfen, um wenigstens die Richtungen und Veränderungen desselben hier anzudeuten, wie sie aus der sorgfältigen Materialzusammenstellung in dem Engländer'schen Buche klar hervorgehen.

Die Proclamirung der „demokratischen und socialen Republik" des Februar ließ die Bourgeoisie zittern, die Arbeiter die höchsten und thörichtsten Hoffnungen fassen. Wer etwas besaß, fürchtete es an dem Socialismus zu verlieren, wenn nicht gar an dem Communismus; wer nichts besaß, glaubte nun den Anfang des oft geträumten Paradieses gekommen. Auf beiden Seiten ahnte man, daß eine neue sociale Epoche sich eröffnet; aber über das, was geschehen würde, waren alle gleich unklar. Die Socialisten und der Arbeiterstand am meisten. Er hoffte alles in alter Unselbständigkeit von der Regierung. Louis Blanc hatte es ihnen ja gepredigt und er war Mitglied der provisorischen Regierung, die im allgemeinen freilich den Socialismus haßte. Gleich anfangs forderte das Volk die sociale Reform, Organisation der Arbeit, Recht auf Arbeit u. dgl. Um die drohenden Arbeiter zu beschwichtigen, schuf man das Arbeiterparlament im Luxemburg, eine Tribüne der socialen Revolution ohne weitere Macht. Dann richtete man für die hungernden Arbeiter die Nationalwerkstätten in Vincennes ein, wo bald an 100000 Müßiggänger durch den Staat mit 1½ Franc täglich besoldet wurden. Ein Staat wie Frankreich konnte mit bestem Willen nicht einmal Arbeit für 100000 Mann herbeischaffen, damit machte Louis Blanc's System der Initiative des Staats bankrott. Dies war auch der Hintergedanke der Regierung bei Errichtung der Nationalwerkstätten, in denen sie überdies sich eine Prätorianerarmee von Arbeitern für den erwarteten Fall einer communistischen Emeute erziehen wollte. Da dieser Plan an dem gesunden Sinn der Arbeiter scheiterte, beschloß man die Auflösung der Nationalwerkstätten, wozu die socialistenfeindliche Nationalversammlung eifrig die Hand bot. Das Volk antwortete darauf mit dem Bau der Barrikaden. Die furchtbare Junirevolution brach aus, in der nach blutigem, tagelangem Kampf der Bürger über die Arbeiter, das Kapital über das revoltirte Elend einen grausamen, rachsüchtigen Sieg erkämpfte.

Aber das triumphirende Kapital wollte die sociale Kluft infolge der Junischlacht wieder überbrücken. Die Nationalversammlung erließ daher das wichtige Decret, welches drei Millionen zur Unterstützung der Arbeiter-Associationen gewährte: ein Act, durch den die neue Regelung der Industrie officiell anerkannt wurde. Eine Menge Associationen erhielten nun Fonds von der Regierung und etablirten sich; überall trat die Genossenschaft ins Leben und das Experiment mit diesem Hauptsatz begann. Es ist dabei zu bemerken, daß die Regierung ihre Unterstützung sehr willkürlich verlieh und mehr und mehr feindselig gegen das Associationswesen auftrat, wovon namentlich die große Schneider-Association der Rue Clichy Beweise erhielt, der man die Lieferung von 100000 Uniformen plötzlich und unter nichtigstem Vorwand in schmuziger Weise abnahm. Diese Association, dadurch zum Ruin gebracht, verjüngte sich darauf durch 50 ausdauernde, dem Princip zu Liebe hungernde Schneidergesellen, welche mit eigenen Mitteln die Association aufrecht erhielten und nach monatelanger Ausdauer durch die eigene Kraft zu großem Flor erhoben. Später kündigte die Regierung allen Associationen das gegebene Darlehn, um sie zu unterdrücken; aber es ist wol hervorzuheben, daß von 2,590000 Frs., welche die Regierung an die Associationen vertheilte, sie nebst den Zinsen von 5 und 3 Procent, Aufsichts- und Inspectionskosten die ganze Summe bis auf den verhältnißmäßig kleinen Betrag von etwa 200000 Frs. zurückerhielt, mit deren Zurückerstattung sie keine Geduld haben wollte, sondern lieber das Geschäft der Schuldner ruinirte. Um diese höchste Entfaltung des Associationswesens von 1848—50 recht zu würdigen, muß nicht übersehen werden, daß alle Genossenschaften auf dem Princip der Brüderlichkeit und der Solidarität beruhten und fast alle zu dem untheilbaren Kapital beisteuerten. Trotz Feindseligkeiten aller Art schien sich doch eine große, in ihren Folgen bedeutsame Reform durch dies blühende Genossenschaftswesen anzubahnen. Man kam dahin, alle Associationen untereinander zu verbrüdern; ein Comité bildete eine Art Verwaltungsrath dieser Associationswelt, der sie organisirte und bereits an die Herstellung von Associationsgeldscheinen zur Erleichterung des Credits dachte, als die Napoleonische Regierung den Schlag nach dieser großartigen industriellen Genossenschaftsverbindung führte, indem sie die Comitémitglieder verhaften und ihnen wegen Errichtung einer geheimen politischen Gesellschaft den Proceß machen ließ. Obwol sich dies Comité durchaus nicht mit Politik befaßte, überhaupt die Associationen fast alle grundsätzlich die Politik ausschlossen, so thaten die Richter doch ihre Schuldigkeit und verurtheilten die Leiter der centralisirten Associationen zu harten Strafen.

Nach der Junirevolution wandten sich die Arbeiter von dem Louis Blanc'schen System ab; nach der Kündigung des Staatscredits für die Associationen dachten sie an Emancipation vom Staat und an das einzig richtige: Hilf dir selber! Proudhon trat jetzt als Haupt der Bewegung ein; mit seiner negativen Kritik zeigte er die Hohlheit der socialistischen Systeme und eröffnete den Arbeitern die große Perspective der Zukunft, nach der sie nüchternen Blicks zu streben haben. Ihr Ziel sollte in der Abschaffung der Regierung und in der Organisation des Credits gegeben sein; die Association, so überzeugte Proudhon mit seiner rücksichtslosen Kritik die Arbeiter, könne der Gesellschaft keinen neuen Inhalt geben; sie vermag nur provisorisch gute Dienste zu leisten. Der neue Inhalt der Gesellschaft wird

das Ende der socialen Revolution bilden, die in ökonomischer Hinsicht die Unentgeltlichkeit des Credits, die Emancipation des Arbeiters vom Kapital, aufzuweisen hat. Die Anbahnung dazu geschah in mancherlei Art, worüber Engländer interessantes Material beibringt; er selbst tritt in polemischer Weise öfter mit den Proudhon'schen Ideen hervor, daß die wahre Freiheit nur ohne Regierung möglich ist, daß das Gesetz nur das Joch bildet, welches die Regierenden den Regierten überwerfen und welches diese aus anerzogenem Respect willig tragen, daß alle politischen Parteien ein und dasselbe Hinderniß der Freiheit bleiben, da sie alle nach der Regierung streben, und Regierung, ob despotisch, ob republikanisch, immer Regierung, Herrschaft und in Gesetz verschleierte Willkür bleibt. Die Abschaffung der Parteien und der Regierung ist heute zwar eine komische Idee; aber sie ist es nach Jahrhunderten vielleicht in keiner Weise mehr.

Eduard Schmidt-Weißenfels.

Ein Minister Friedrich's des Großen.

Das Leben des christlichen Dichters und Ministers Christoph Karl Ludwig von Pfeil. Nach dessen hinterlassenen Werken und Papieren bearbeitet von Heinrich Merz. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1863. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Es ist vortheilhaft, den Genius zu bewirthen, heißt es in Goethe's „Tasso". Der Begriff des „Bewirthens" will nicht zu enge gefaßt sein. Es ist vortheilhaft, mit dem Genius überhaupt in Berührung gekommen zu sein, gleichviel ob und wie man ihn bewirthet und gefördert, wie man ihm Dienste geleistet hat. Woher anders sind die Marschälle und Minister Napoleon's allgemein gekannte Namen, als weil der Ruhm des großen Genius, dem sie als ihrem Herrn dienten, auf die Dii gentium minorum zurückstrahlt? Woher anders verzeichnet jede Literaturgeschichte auf das gewissenhafteste die Namen der Lenz, Klinger u. s. w., als weil sie einst in Beziehungen zu dem Heros von Weimar gestanden? Woher anders die Popularität der Feldherren und Staatsmänner Friedrich's des Großen, als weil der Held des Siebenjährigen Kriegs der populärste aller deutschen Fürsten der Neuzeit?

Es mag kein Auffallendes haben, wenn wir mit dem nämlichen Athemzuge die Berühmtheit der Generale und Minister des preußischen Heldenkönigs constatiren, und doch mit dem nämlichen Athemzuge genöthigt sind einzugestehen, daß der Minister Friedrich's des Großen, mit welchem sich dieser Artikel beschäftigt, schwerlich irgendeinem unserer Leser eine schon gekannte Persönlichkeit ist, um so auffallender, wenn man erwägt, daß Karl Ludwig von Pfeil nicht blos als Staatsmann in der Politik arbeitete, sondern auch als Dichter der Literatur angehörte. Das Auffallende indeß wird sich verlieren, man wird die Antwort leicht zur Hand haben, weshalb in Bezug auf Pfeil die angedeuteten Dinge gerade so liegen müssen, wie sie liegen, sobald man das Leben dieses in mannichfacher Hinsicht merkwürdigen und interessanten Mannes klar übersieht. Wir geben daher zuvörderst in gedrängter Analyse eine biographische Skizze Pfeil's, wie dieselbe nach der Monographie von Merz ermöglicht wird.

Das Geschlecht der Pfeil stammt aus Schlesien; es reicht bis in das 13. Jahrhundert zurück. Die Mitglieder der Familie widmeten sich theils dem Staatsdienste, theils waren sie Theologen. Die freiherrliche westfälische Linie erlosch im Mannesstamme 1848; die schlesische, 1786 in den Grafenstand erhoben, steht daselbst noch in reicher Blüte. Der Vater unsers Ministers Karl Ludwig von Pfeil, Quirin Heinrich, hatte in Halle die Rechte studirt, und war dort in dem Pädagogium durch Francke — wie der Herausgeber sich auszudrücken beliebt — „aus dem geistlichen Tode zum Leben in Gott erweckt worden". In Leiningen'schen Diensten angestellt, beschloß er, den Sohn, der ihm am 20. Januar 1712 geboren wurde, vier Tage vor der Geburt Friedrich's des Großen, zur Ehre Gottes in aufrichtiger Frömmigkeit zu erziehen. Frühzeitig hielten die Aeltern das Kind zum Gebet an, und ihnen dankt er „die ersten unverlöschlichen Eindrücke von dem, was Gott dienen und leben heißt". Die Richtung, welche die Erziehung anbahnte, wurde in dem Knaben durch Francke bestärkt, welcher den Vater auf einer Collectenreise besuchte und zu dem der kleine Karl mit besonderer Ehrerbietung emporsah. Der Biograph erzählt, das Kind habe, sobald es schreiben gelernt, ganze Predigten aufgesetzt, die es, mit einem weißen Hemd angethan, von einem Stuhle abgelesen. Nach Tübingen auf das Gymnasium gethan, wurde der Knabe, neun Jahre alt, einst von dem Vater besucht. Es war Sonntag und der Vater wünschte, Karl möge ihm die Predigt in Francke's Postille vorlesen. Das Kind erklärte aber, es habe selber eine Predigt gemacht, und diese wolle es vorlesen. Der Vater bewilligte es. Als die Predigt schloß, weinte er vor Freuden und verlangte nicht mehr Francke's Predigt zu hören. Merz findet das in bester Ordnung. Uns dünkt dergleichen ein sehr ungesundes Treibhausthum. Was muß das für eine Frömmigkeit sein, die sich von den unreifen Phrasen eines neunjährigen Kindes befriedigt fühlt! Nach dem Tode des Vaters kam die Waise zu einem Verwandten, der den Knaben, selbst Pietist, in der pietistischen Richtung bestärkte. Die Universitätsstudien wurden zu Halle gemacht. Ein Zufall brachte Pfeil in würtembergische Dienste. Er ward nach Regensburg als Gesandtschaftssecretär geschickt.

Mitten im Strudel der diplomatischen und vornehmen Welt in Regensburg hatte Pfeil nichts eiliger zu thun, als sich „dem kleinen Häuflein der Frommen" anzuschließen. Auch trat er in Verbindung mit Zinzendorf. Der Herausgeber verweilt bei der Episode, sehr zum Nachtheil der künstlerischen Einheit und Abrundung der Biographie, mit einer Breitspurigkeit und Weitläufigkeit, die man nicht mehr epische Breite nennen kann. Der Fall steht nicht vereinzelt da; Gleiches wiederholt sich im Folgenden sehr oft. Von jeder Bekanntschaft Pfeil's, von dem Untergeordnetsten und Nebensächlichen, wird unerquicklich viel geplaudert, ein Verfahren, das vielleicht in der Partie am auffälligsten hervortritt, in welcher von dem Grafen von Seckendorf die Rede ist. Die Monographie könnte sich füglich fast eine Biographie des Grafen Seckendorf ebenso gut nennen, wie sie sich als eine Biographie Pfeil's gibt.

Am 31. October 1733 starb Herzog Eberhard Ludwig von Würtemberg und an seine Stelle trat Karl Alexander, der Stammvater des jetzt regierenden Königshauses. Der Thronwechsel brachte in Würtemberg andere Leute zu Einfluß, an das Staatsruder; Pfeil fürchtete den Verlust seiner Stelle, doch behielt er dieselbe, da der neuernannte Gesandte über seine Befähigung und Thätigkeit den ehrenvollsten Bericht nach Stuttgart schickte. Was der Biograph über die innern Versuchungen in Regensburg mittheilt, ergibt für unsere Relation keine Ausbeute. Um seinen Wohlthätigkeitssinn zu bethätigen, hatte der Legationssecretär zwei arme Kinder von vier und sieben Jahren zu sich genommen. Mit diesen Kindern las er die Bibel, betete mit ihnen und ließ sie „kurze Herzensseufzerlein" aufschreiben. Hier ein paar Proben der Herzensseufzerlein der vier- und siebenjährigen Mädchen: „O mein Heiland, du weißt ja auch, daß ich noch nicht fromm bin"; „Ach mein Heiland, laß doch mein Herz auch ein Hebeopfer sein; „O mein Jesu, unser Herz ist auch ein Altar". Genug und übergenug! Dem zweiundzwanzigjährigen Legationssecretär fiel es ein, sich zu verheirathen. Er hatte auf einer Hochzeit ein hübsches Mädchen gesehen, Anna Maria Fürst, 17 Jahre alt. Er betete, und vernahm die Antwort: „Amen, ja es soll so sein, diese Fürstin werde dein." Flugs setzt er sich hin und schreibt dem Mädchen einen Brautwerbungsbrief, auf eine Weise, wie vielleicht noch kein Mensch um eine Frau geworben hat. Wir setzen die Epistel hierher, sowol um ihrer selbst willen, als auch zur Bestätigung des Urtheils, das wir eben über die Gedichte Pfeil's gefällt haben:

Ich bekenne meine Neigung, Die mit Heuchelschein nicht prangt,
Daß, nicht ohne Herzensbeugung Vor Ihm, mich danach verlangt:
Ob sich nicht eins finden sollte, Das sich mit mir wagen wollte,
Dem erwürgten Lamme nach, Durch die Pforte, die es brach.
Da ich aber oft gesehen, Wie so schlecht man dies erwägt,
Und den rechten Zweck der Ehe Meistens zu verfehlen pflegt,
Wie auch heilige Gemüther Von dem Gute aller Güter
In und durch den Ehestand Unvermerkt sich abgewandt;
Weil ich Simson niederliegen Und den König Salomo
Durch die Weiber sah besiegen, War ich meiner Freiheit froh.
Und wenn ich an Adam dachte, Wie ihn Eva fallen machte,
Ward ich in mir selbst erschreckt Und zu großem Kampf erweckt.
Wieder auf der andern Seite Stund ein solcher Herr gerüst,
Dem an Macht und Licht bei weitem Keines zu vergleichen ist.
Und ich hörte Gott selbst sagen: Es ist in den Lebenstagen
Einem Mann nicht gut allein, Nicht gut ohne Gattin sein.

Nach dem Verlöbniß that er die Braut auf einige Zeit in die Erziehungsanstalt im Kloster Niedermünster, sich „schöne Bildung" zu erwerben. Am 20. October 1734 wurde Hochzeit gemacht. Pfeil's Verwandte waren sehr böse über den unbesonnenen Schritt, namentlich darüber, daß die Frau eine Bürgerliche. Gerichtliche Untersuchungen über die Herkunft der Frau wurden angestellt — der Biograph sagt nicht von wem; uns däucht, doch wol von Pfeil selbst — und nun ward ein Adelsdiplom ausfindig gemacht, ward entdeckt, daß die Dame eine geborene Fürst von Kupferberg und Keulendorf in Schlesien war. Die Heirath führte nebenbei auch zum Bruch mit Zinzendorf; der fromme herrnhuter Graf ließ sich mit dem schneidendsten Hohn über die Mesalliance mit einer Bürgerlichen vernehmen. Die Ehe war in der Folge eine höchst unglückliche, obschon doch Gott selbst „Amen" zu derselben gesprochen. Merz ist der Gegenstand peinlich, er drückt sich sehr zurückhaltend und schonend aus, aber auch aus den wenigen Andeutungen: Pfeil sei von der innig geliebten Gattin nicht verstanden worden, ein Kreuz, „das ihn nur um so tiefer in den einzigen Brunnquell der Geduld, des Trostes und der Liebe, in die Beschäftigung mit dem Worte Gottes hineintrieb", liest man genug heraus, um zu wissen, wie es mit diesem Punkte bestellt war.

Im Jahre 1737 wurde Pfeil als Justiz- und Regierungsrath nach Stuttgart berufen. Rasch stieg er weiter, weil er dem Willkürregiment des Herzogs Karl Eugen als ein gefügiges Werkzeug sich erwies. Das Jahr 1752 hatte Pfeil die Ernennung zum würtembergischen Reichstagsgesandten in Regensburg gebracht, und 1755 wurde er mit der Directorialgesandtschaft am schwäbischen Kreistag betraut. Die letztere Stelle brachte ihm ein jährliches Gehalt von 20000 Gulden. Obschon um diese Zeit der letzte Pfeiler des Rechts und der Ordnung im würtembergischen Staatshaushalte gestürzt und die gewissenloseste Willkür, die ruchloseste Gewaltthätigkeit neben der raffinirtesten Genußsucht und der lächerlichsten Eitelkeit auf den Thron erhoben wurden, fand Herr von Pfeil es sowol mit seiner Ehre als mit seiner Frömmigkeit für vereinbar, nicht nur die allerdings übermäßig hoch besoldete Stellung im würtembergischen Staatsdienste beizubehalten, sondern auch geradezu das willfährigste und vornehmste Werkzeug des allgemein gehaßten und verabscheuten Günstlings Montmartin zu sein. Ja, noch mehr, die fromme Taubeneinfalt und die fromme Schlangenklugheit gewannen es über sich, für den Herzog von Würtemberg, der in dem Siebenjährigen Kriege gegen Preußen kämpfte, diplomatische Dienste zu verrichten, während Pfeil doch nach seiner innersten Ueberzeugung ganz auf Seite Friedrich's des Großen stand. Die schmähliche Achsel- und Mantelträgerei wurde in Würtemberg selbst nach Gebühr von allen Besserdenkenden gewürdigt; alle Bekannten zogen sich von Pfeil zurück, er war geächtet, muß Merz selber eingestehen. Sonst aber sucht Merz nach Kräften zu vertuschen, zu beschönigen; die delicate Stellung hätte seinem Helden Schmerz und Kummer genug gemacht, und was dergleichen hohle und leere Redensarten mehr sind. An einer Stelle heißt es: „Versenkt in Gedanken an Gott, zurückgezogen in sein stilles Kämmerlein, wenn er von der täglichen Amtsbürde etwas ausruhen durfte, übersah und überhörte Pfeil wol manchen Vorgang am Hofe und in der Regierung, von dem sich sein Innerstes mit Trauer und Abscheu abwenden mußte." Das ist reinste Heuchelei, reinster Jesuitismus. Wie konnte ein würtembergischer Staatsmann Dinge übersehen und überhören, welche die Sperlinge auf den Dächern zwitscherten, Zustände, welche Merz selbst auf das abschreckendste beschreibt. Solchen Verhältnissen und Zuständen gegenüber, über welche laut und einstimmig die gesammte Welt in gerechter Entrüstung den Stab brach, diesen Verhältnissen gegenüber sitzt der fromme Beter Pfeil im Kämmerlein, nichts sehend, nichts hörend, denn wenn er gesehen, wenn er gehört hätte, der fromme Mann, dann allerdings wäre ihm das Fortdienen und der Fortbezug eines Jahrgehalts von 20000 Gulden zur Unmöglichkeit geworden.

Allen Wechseln der Dinge folgte Pfeil, sehr unbekümmert um den Bruch des Rechts durch den Herzog. Die höchsten Posten, die einträglichsten Aemter hatte er bekleidet; schon 1758 war er zum Geheimen Legationsrath und später zum Wirklichen Geheimen Rath ernannt worden. Daß seine innere Ueberzeugung und die Dienste, welche er einer tyrannischen Willkürherrschaft sondergleichen leistete, nicht im Einklang, daß er ebendeshalb vielfach angefeindet, gemieden, verachtet wurde, es konnte ihm nicht entgehen, indeß die Besoldung war hoch, und wie Merz es ausdrückt, „Pfeil seufzte todesmuthig und gläubig zu Jesus als Jesus im Leben, Leiden und Sterben empor!" Nach wie vor fuhr er fort, den Gewalthabern als willfähriges Werkzeug zu dienen. Er war viel krank, von schweren Körperleiden geplagt, jedoch „er rief in großen Schmerzen und tödlicher Gefahr" das „ewige Erbarmen" an, und „siehe, auf sein Gebet trat augenblickliche Hülfe ein und lauter Preis- und Dankpsalm stieg zum Herrn, dem Arzt, empor". Die reiche Besoldung hatte den Ankauf einer Herrschaft, des Ritterguts Deufstetten, ermöglicht. Einen Augenblick trug sich Pfeil mit dem Gedanken, dort Anstalten nach Art der Zinzendorf'schen und nach dem Vorgange Francke's in Halle zu gründen: „um ein großes Waisenhaus eine Gemeinde herumzupflanzen, welche dem Herrn diene". Der Kosten wegen wurde das Project aufgegeben.

Der Sturz des Obersten Rieger und mehr noch das hingeworfene Wort des triumphirenden Montmartin, daß er niemand leiden wolle, den er nicht jeden Augenblick au fond ruiniren könne, die Furcht mit einem Worte brachte zu Wege, was die Stimme des Gewissens und der Ehre bei dem frommen Manne nicht hatte zu Wege bringen können: er beschloß den würtembergischen Staatsdienst zu verlassen. Als die nachgesuchte Entlassung gewährt war, zog er sich auf seinen Rittersitz zurück, aber nur um von hier aus Verbindungen in Berlin anzuknüpfen. „Ein Lied sandte er gleichsam als Quartiermacher nach Berlin voraus", heißt es in der Biographie. Merz vergißt darauf aufmerksam zu machen, oder vielmehr er will es nicht thun, daß der Inhalt des Schreibens von der ersten bis zur letzten Zeile eine hündische, schweifwedelnde Gemeinheit. Er fließt über im Lobe Friedrich's des Großen, gegen den er doch als würtembergischer Rath auf das eifrigste gewirkt hatte. Dieser Mann gewinnt es über sich, zu versichern, im Gebet sei er immer mit Friedrich zu Felde gezogen: „Mein Herz, dem König hold und treu, war wo der König war." Der Quartiermacher verfehlte denn auch nicht seine Wirkung. Im Juli 1763 begab sich Pfeil nach Berlin; schon unterm 8. August schreibt er der „très chere et très aimée" Gattin, sie werde aus der anliegenden Hofzeitung ersehen, daß ihm die allergnädigste Aufnahme zutheil geworden. Derselbe Mann, der es in einem seiner Lieder ausgesprochen, daß alle Ehren und Auszeichnungen nichtiger Tand, und der höchste Adel und die höchste Ehre darin liege, ein guter Christ zu sein, verabsäumt es nicht, der Gattin bis auf das kleinste herab die Ehren und Auszeichnungen aufzuzählen und zu beschreiben, mit denen er in Berlin überschüttet worden. So schreibt er unter anderm im September nach Hause, als er

bereits in preußische Dienste getreten war: „Gestern acht Tage hatte ich gleich nach der Beeidigung in Berlin abends die Gnade, mit Ihro Majestät der Königin als nunmehriger Minister zu speisen. Denn kein fremder Cavalier, auch kein Gesandter wird an die königliche Tafel gezogen; es müssen lauter Einheimische sein."

Durch den Premierminister Grafen von Finkenstein und den Minister von Plotho dem König empfohlen, hatte dieser Pfeil in den Staatsdienst aufgenommen; die Empfehlung seiner beiden erprobten und vertrauten Räthe wirkte auf die Entscheidung des großen Königs sicher mehr, als der submisse und devote Bettelbrief, den Pfeil selbst an ihn gerichtet hat und der hier mitgetheilt werden mag, weil derselbe für das Urtheil, welches nicht Merz, wol aber wir über den politischen Charakter Pfeil's fällen, bezeichnende Anhaltepunkte gewährt. Der Bittsteller schrieb: „Nach ohnelängst quittirten herzoglich würtembergischen Diensten, worin ich als Geheimderrath und schwäbischer Kreisdirectorialminister gestanden, bin ich hierhergekommen, um Ew. königl. Majestät als westfälischer Vasall von Allerhöchstdemselben mich allerunterthänigst zu Füßen zu legen. Zehn Jahre, die ich in würtembergischen Diensten auf dem Reichstage zu Regensburg, achte, die ich als Directorialminister bei dem schwäbischen Kreise, und zwölf, die ich theils in dem Rath und Cabinet, theils auf Gesandtschaften an den Höfen zu Hannover, Dresden, Münster, Mannheim, Köln zugebracht, haben mich zwar ziemlich ermüden und disponiren wollen, mich auf meinen an der Grenze von Franken und Schwaben gelegenen, für mich und meine Familie ganz auskömmlichen unmittelbaren Reichsallodialgütern in die Ruhe zu begeben, die ich in meinem Leben nie zu genießen gehabt. Mein unbeschränktes Attachement aber und diejenige Zuneigung, welche für Ew. königl. Majestät allerhöchste Person, Dienst, Ehre und Interesse ich zu allen Zeiten gehegt, das ich auch inmitten unter den Feinden Ew. königl. Majestät, ja selbsten in dem Dienste derselbigen nie verleugnet, sondern wie mir der Geheime Etatsminister B. von Plotho Zeugniß geben wird, von jedem Moment profitirt habe, die Absichten Ew. Majestät zu befördern und die gegenseitige zu vereiteln, hat es mir abgenöthiget, daß ich alle Regungen meiner Seele unterdrücken müßte, wann ich mich enthalten sollte, Ew. königl. Majestät den Rest meines Lebens zu allerunterthänigsten Diensten anzubieten. Ich habe bereits diese meine allerdevoteste Gesinnung Ew. königl. Majestät erstem Minister zu erkennen gegeben, nachdem mich der B. von Plotho hierzu ermuntert und versichert hatte, daß Ew. Majestät mir solches zu keiner Ungnade deuten würden. Die Routine, welche ich in Reichs- und Kreisgeschäften in 32 Jahren erlanget, die Bekanntschaft und das Vertrauen, welches ich mir an den Höfen, da ich als Gesandter gestanden, erworben, die Staatscorrespondenz, welche ich mit den Ministern derselbigen beständig zu führen gehabt, machet mich hoffen, Ew. königl. Majestät nicht ganz unnützliche Dienste draußen im Reich zu leisten und die vordern Stände und Kreise sammt oder sonders in Ew. königl. Majestät Devotion zu setzen und darin zu erhalten, Falls Allerhöchstdieselben mich zu Dero ministre zu ernennen geruhen wollten."

Friedrich ernannte Pfeil zu seinem Minister und Gesandten bei den beiden fränkischen und schwäbischen Kreisen; das Beglaubigungsschreiben datirt vom 5. September. Lakonisch antwortete der König in einem Handbillet auf die Danksagungen Pfeil's, er solle alsbald auf seinen Posten abgehen: „Sur ce je prie Dieu, qu'il vous ait en sa sainte garde. Frédéric à Potsdam." An der pietistischen Richtung des neuen Staatsdieners nahm der wahrhaft aufgeklärte und freisinnige König keinen Anstoß; auch in diesem concreten Falle bethätigte er sein unvergeßliches Wort, daß in seinen Staaten ein jeder nach seiner Façon selig werden könne. Wie weit der große König in dieser Toleranz ging, davon liefert die Biographie Pfeil's an späterer Stelle einen erhebenden Zug. Pfeil mußte jedes Jahr seinem König persönlich aufwarten. Auch in der Residenz, lesen wir bei Merz, pflegte er täglich eine bestimmte Stunde des Morgens zur Sammlung vor dem Herrn und zur Erbauung aus dem Worte Gottes anzuwenden, und hatte seinem Diener auf das strengste verboten, in dieser Zeit niemand zu ihm zu lassen, wer es auch sein möge. Da geschah es eines Tags, daß Friedrich II. aus einer ganz besondern Veranlassung gerade um diese Zeit bei ihm vorfuhr. Der Diener, durch das Erscheinen des hohen Besuchs in die größte Verlegenheit gebracht, wagte jedoch nicht, den Befehl seines Herrn zu verletzen, sondern machte die Majestät mit dem Wunsche desselben, in dieser Stunde nicht gestört zu werden, bekannt, worauf Friedrich II. ruhig antwortete: „Ich werde warten." Nach kurzer Zeit erschien der treue Knecht Gottes und entschuldigte die Verzögerung seines Erscheinens mit den Worten: „Majestät werden allergnädigst verzeihen, ich habe soeben mit dem König aller Könige geredet."

Den Eid als preußischer Staatsbeamter schwur Pfeil „von ganzem Herzen und mit wahrer Herzensfreude", denn dieser Eid schloß nicht, wie in Würtemberg, mit der Formel „so wahr mir Gott helfe und alle Heiligen", sondern mit der Formel „so wahr mir Gott helfe durch Jesum Christum". Daß der Eid sonst Dinge enthielt, durch deren Bekräftigung Pfeil sich und seiner Vergangenheit auf das schroffste in das Gesicht schlug, konnte seine wahre Herzensfreude nicht beeinträchtigen. War er doch jetzt preußischer Minister; was kümmerte ihn eine Vergangenheit, in welcher er die preußischen Interessen nach Können und Vermögen geschädigt hatte. Mit wahrer Herzensfreude und von ganzem Herzen schwur derselbe Mann, der fast ein Menschenleben hindurch eine antipreußische Politik vertreten hatte, und zwar zur vollsten Zufriedenheit seiner Auftraggeber, „Sr. königl. Maj. Nutzen und Bestes jedesmal nach äußerstem Vermögen zu befördern, Schaden und Nachtheil aber auf alle Weise zu verhüten und abzuwenden, insbesondere dasjenige, was Se. königl. Maj. ihm zu committiren allergnädigst gut finden möchten, nach seinem besten Fleiße treulich und nach Befinden mit nöthiger Verschwiegenheit auszurichten." Ueber derartige Widersprüche kam der „christliche Dichter und Minister" ohne jeden Skrupel hinaus, und sein Biograph Merz, der ganz auf dem nämlichen Standpunkte steht, findet alles in der besten Ordnung. Am eclatantesten aber tritt der eigenartige Adel der Gesinnung Pfeil's in die Erscheinung, sobald er seinen preußischen Gesandtschaftsposten angetreten. Während er früher um Montmartin's Gunst gebuhlt, während er demselben früher als willfähriges Werkzeug mit Unterwürfigkeit gedient und sich deshalb der Verachtung aller Bessergesinnten ausgesetzt, weist der ehemals so unterwürfige Sklave jetzt in der höhern Stellung eines preußischen Gesandten dem würtembergischen Minister sofort die Zähne: „Es mußte ihm eine besondere Genugthuung sein, dem hochfahrenden und brutalen Herrn Grafen von Montmartin zu Stuttgart zu sagen, woher er komme und wer er nunmehr sei." Auch diesen nichts weniger als empfehlenden Charakterzug findet Merz in bester Ordnung. Ja gewiß, es ist ein eigenes Ding um die Frommen und um ihre exquisite Frömmigkeit! Dem Herzog Karl von Würtemberg spricht er den Wunsch aus: „Möchte ich in der neuen Laufbahn die alten Bande erneuern und verstärken und auch seiner herzoglichen Durchlaucht überzeugende Proben geben können von meinem unveränderlichen Eifer für sein wahres Interesse und für seine Person, deren hohe Eigenschaften und großen und weltbewunderungswerthen Talente ich in Berlin hervorzuheben nicht vergessen habe"; eine Versicherung, welche er dadurch illustrirt, daß er sofort gegen den Herzog und dessen Regierung für die opponirenden Stände, die er früher selbst unterdrücken geholfen, auf das nachdrücklichste Partei ergreift und zu Gunsten der letztern das Gewicht des Preußenkönigs in die Wage wirft. Dem Grafen Montmartin sollte — nach dem eigenen Ausdruck von Merz — „selber das Messer an den Hals gesetzt werden". Die schandbaren Zustände, wie sie allerdings bestanden, boten Pfeil Handhaben genug. Seit Rieger's Sturz hatte Montmartin eine Wirthschaft mit den Finanzen und eine Willkür mit den Volksrechten getrieben, die haarsträubend war; das immer glänzender werdende Ballet und Schauspiel verzehrte soviel als die Armee und die Regierung. Die berühmtesten

Virtuosen der Welt wurden angestellt. Das ganze Orchester sammt Sängern und Sängerinnen waren „als zur Kirchenmusik gehörig" auf die Kirchenkasse angewiesen, und da ihr Gehalt auf die Zehntausende gesteigert wurde, wagte der Kirchenrathsdirector Vorstellungen. Da war ein Mann, Namens Lorenz Wittleder, ursprünglich Rothgerbergesell aus Thüringen, als preußischer Corporal und Exerciermeister nach Würtemberg gekommen. Montmartin machten den zu allem fähigen Menschen zu seinem Kammerdiener, später zum Expeditionsrath. Als der Kirchenrathsdirector jene Vorstellungen erhob, gab der Expeditionsrath Wege an, wie man jenen wegschaffen könne und bot für die Stelle selbst 10000 Gulden. Rieger noch mußte den Director durch Drohung mit Amtsuntersuchung dahin bringen, daß er abtrat und durch Entrichtung von 18000 Gulden an den Herzog der Untersuchung entgehen wollte. Nun wurde Wittleder Kirchenrathsdirector und machte aus dem Kirchengut eine dem Herzog allzeit offene Kasse, aus der er nach und nach eine halbe Million zu dessen Privatvergnügen herausnahm. Noch eine größere Geldquelle eröffnete Wittleder unter Montmartin's Leitung dem Herzog durch den Diensthandel. Alle Stellen bis zum Nachtwächter herab wurden an den Meistbietenden verpachtet. In Ludwigsburg wurde eine eigene Bude errichtet, in welcher die Stellen abgegeben wurden. Der Herzog, als Chef des Geschäfts, überließ dem Wittleder als seinem ersten Commis zehn Procent. Oefters aber sagte der letztere zu den Bewerbern, gebt dem Herzog 500 Gulden und mir 1000! Neben diesem schmachvollen Handel ertrug das Lotto, die Verpachtung der Münze, des Salz- und Tabacksmonopols an Franzosen und Juden, dazu Zwangsanlehen und andere Ungerechtigkeit in sechs Jahren über sechs Millionen Gulden. Und doch wollte nichts genügen. Da schrieb der Herzog im Jahre 1763 vermöge landesherrlicher Machtvollkommenheit eine jährliche Monatssteuer von 1,600000 Gulden aus und erpreßte sie größtentheils. Die Fortdauer dieser verfassungswidrigen Steuer wollte er durch den im September einberufenen Landtag gesetzlich machen. Die Stände widersprachen, und augenblicklich nahm sich Pfeil ihrer im Namen des Königs von Preußen an, als des Mitgaranten der würtembergischen Religionsreversalien. „Die Beherzigung der würtembergischen Umstände schien ihm eine Gewissenssache zu sein." Merz hat die Stirn, diesen Satz auszusprechen. Solange er unter Montmartin arbeitete, solange er selbst in einer einflußreichen und gut dotirten Regierungsstellung bei den „würtembergischen Umständen" das Recht stürzen half, solange hatte er als frommer Beter im Kämmerlein manches von den würtembergischen Umständen übersehen und überhört; sobald er aber als preußischer Minister des preußischen Schutzes gewiß ist, da hat der fromme Beter plötzlich und über Nacht Augen bekommen und Ohren, nun ist ihm die Wahrung der Rechte der Stände eine „Gewissenssache". Tempora mutantur et nos mutamur in illis!

Pfeil verblieb bis zu seinem Lebensende in der Stellung als preußischer Gesandter für den fränkischen und schwäbischen Kreis. Bei irgend hervorragenden diplomatischen Actionen war er nicht mehr betheiligt, wenigstens finden sich derartige Aufzeichnungen nicht in der Biographie. Er starb am 14. Februar 1784. Der Inhalt der ganzen zweiten Hälfte des sechsten Buchs bei Merz ist mehr oder minder Spreu, die keine Ausbeute gewährt. Es wird von den mannichfachen Nöthen und Gefahren berichtet, in welche Pfeil gerathen und aus denen er durch Wunder Gottes gerettet, von den Uebungen und Werken seiner Frömmigkeit, von seinen Beziehungen mit hervorragenden Pietisten und mit pietistischen Conventikeln u. dgl. m. Dazwischen sind private Familiennachrichten verwebt, Heirathsgeschichten, unglückliche Ehen u. s. w.: lauter Dinge, über welche unsere Besprechung füglich wol am besten mit Stillschweigen hinweggeht.

Aus der Inhaltsrelation und den Bemerkungen, die wir in dieselben eingeschaltet haben, ergibt sich wol zur Genüge, daß der von Merz behandelte Stoff an sich ein für die biographische Specialmonographie äußerst lohnender und dankbarer ist. Oder vielmehr, eben dieser Stoff hätte bei einer verständigen und geschickten Behandlung der historischen Literatur eine werthvolle Bereicherung geliefert. Daß dies letztere jetzt nicht der Fall ist, bleibt die Schuld von Merz. Wenn der Herausgeber sein Buch ausschließlich für die modernen Pietisten vom reinsten Wasser bestimmte, dann mag er seine Aufgabe nicht unglücklich gelöst haben. Die Lösung aber ist eine völlig verfehlte, wenn das Buch für die Literatur überhaupt berechnet ward. Gerade, was die Hauptsache war und worauf es ankam, den Staatsmann Pfeil in seinen diplomatischen und übrigen amtlichen Functionen zu zeichnen, die Darstellung der politischen und socialen Zustände an den Höfen, an denen er gebraucht wurde, ein farbiges Bild der Verhältnisse am Reichstage zu Regensburg, gerade diese Hauptsache macht Merz zu der untergeordnetsten Nebensache. Nur über die Zustände in Würtemberg verbreitet er sich etwas eingehender, sonst aber kargt er für die angedeuteten Partien auf das äußerste, während er Seiten und Bogen im Ueberfluß für die ungenießbaren dichterischen Versuche sowie für die immer doch nur sehr einseitigen und ungesunden Religionsübungen seines Helden verbraucht. Daß die organische Composition des Ganzen nichts weniger als künstlerisch, ist bereits angedeutet; stellenweise fällt die Composition mit ihren weitschichtigen Excursen und Digressionen, mit ihrer weitläufigen Berichterstattung über diese oder jene fromme Persönlichkeit, die Pfeil begegnete, völlig auseinander. Eine Biographie ist kein Reisekoffer, in den man beliebig und bunt durcheinander alles einpacken darf und schließlich noch etwas. **Thaddäus Lau.**

Zeitgeschichtliche Romane.

1. Das Mormonenmädchen. Eine Erzählung aus der Zeit des Kriegszugs der Vereinigten Staaten gegen die „Heiligen der letzten Tage" im Jahre 1857—58. Von Balduin Möllhausen. Sechs Bände. Jena, Costenoble. 1864. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.
2. Ein deutscher Landsknecht der neuesten Zeit. Aus dem Leben eines Verstorbenen, nach dessen hinterlassenen Papieren bearbeitet von Julius von Wickede. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1864. 8. 2 Thlr.
3. Der lange Isaack. Historischer Roman aus der Zeit des deutschen Befreiungskriegs von Julius von Wickede. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. 1863. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Vom historischen Roman ist bereits oft und viel gesprochen worden und wir beabsichtigen gegenwärtig nicht, diesen Gegenstand aufs neue zu erörtern. Die Ueberschrift „Zeitgeschichtliche Romane" sagt schon, daß wir es für diesmal nur mit einer jetzt besonders stark cultivirten Gattung des geschichtlichen Romans zu thun haben. Man darf vielleicht schließen, daß eine Zeit, wo das lesende Publikum selbst die Ereignisse der Gegenwart, und zwar auch der jüngsten Gegenwart, poetisch verarbeitet verlangt, mehr frivol als ernst sei; aber um so weniger kann man ihr alsdann den Vorwurf machen, daß sie auch nüchtern, prosaisch und ganz und gar nicht romantisch sei. Geschichte lernt die große Lesermasse, wie man es bisweilen behaupten wollte, aus Romanen und Dramen allerdings ebenso wenig, als die heutige Jugend aus ihren Briefmarkensammlungen Geographie lernt, was ebenfalls behauptet worden ist; indeß wollen wir die Erzähler, welche selbst die jüngsten Ereignisse in poetischem und romantischem Gewande vorführen, deshalb doch nicht tadeln, denn sie erzählen eben hauptsächlich für ein Publikum, welches zu ernsten Studien wenig Zeit und noch weit weniger Neigung hat, wol aber neugierig ist und seine Neugier nur in einer gefälligen, angenehmen Weise befriedigt wissen will. Ob es zu billigen oder zu tadeln, wenn dieser Neigung gewillfahrt wird, wollen wir hier dahingestellt sein lassen; es kam uns nur darauf an, den Gesichtspunkt zu bezeichnen, unter welchem die in Rede stehenden literarischen Werke betrachtet sein wollen, und anzudeuten, welchen Maßstab man an dieselben zu

legen hat, wenn man nicht ungerecht sein will. Die großen Umrisse und die Hauptfiguren der Geschichte haben in der That für die Masse etwas Ungenießbares, sie heimeln dieselben nicht an, sondern ragen vor ihr kalt, starr und unnahbar empor. Daher läßt man denn die eigentlichen Hauptbegebenheiten und Hauptpersonen blos den Hintergrund bilden, und stellt in den Vordergrund des Gemäldes Figuren, die entweder reine Phantasiegebilde sind, oder doch, wenn sie der Wirklichkeit angehören, in dieser eine sehr bescheidene Rolle spielten; sie dienen, indem sie vom Dichter zu Hauptpersonen gemacht werden, gleichsam als Vermittler, die das Große und Ganze, das Höhere, dem Leser näher rücken und genießbarer für ihn machen. So wollen es die Kinder, so will es das kindliche Volk haben. Wer erinnert sich nicht aus eigener Erfahrung, am liebsten und eifrigsten etwa von einem Vater oder sonst einer wohlbekannten Person mündlich erzählen gehört zu haben, was diese selbst von derlei großen Ereignissen gesehen und miterlebt hatten? Der Erzähler (obwol vielleicht sehr obscuren und bescheidenen Charakters) wird da zum Mittelpunkte der Ereignisse, und diese treten dem naiven Zuhörer weit näher, packen ihn weit lebhafter, als wenn er sie von einem Historiker, sei es auch der tüchtigsten einer, geschildert läse. Können die Zuhörer doch denken: der Mann da, den wir so genau kennen, dessen Wort wir hören, dessen Hand wir fassen, hat das alles wirklich selbst miterlebt, ist wenigstens Zuschauer gewesen, und es ist ihnen dann beinahe, als sähen sie selbst mit ihm alles noch einmal geschehen, denn sie vernehmen nicht mehr das bloße Wort, sie haben in der Person des Erzählers, der ihresgleichen ist, sozusagen ein Stück der Begebenheit unmittelbar vor Augen. Auf ähnlichem Grunde beruht ja auch der Reiz der persönlichen Memoiren, der Autobiographien. Unseresgleichen muß selbst mit dabei gewesen sein, dann wird uns die Sache doppelt und dreifach anziehend.

Was in dieser Beziehung das Werk des Romandichters betrifft, so sollen nun freilich seine Schilderungen der Ereignisse und Personen der Wahrheit entsprechen und seine Entstellungen sein; der Dichter soll es dabei stets ebenso halten, wie es Goethe mit seiner „Wahrheit und Dichtung" hielt. Es ist aber schwer, das rechte Maß zu treffen, namentlich wenn selbst die jüngste Geschichte in solch belletristischer Weise bearbeitet werden soll, um sie dem großen lesehungrigen Publikum, das mehr unterhalten als belehrt sein will, genehm zu machen; und wenn auch nicht die beste, doch die bequemste Form ist alsdann vielleicht die der Memoiren, wie im „Landsknecht" von Wickede. Der Erzähler darf dann mit seinem vom Schicksal geführten Helden getrost von einer Begebenheit zur andern, von einem heitern zu einem unheimlichen Bilde überspringen, ohne unnatürlich oder gezwungen in seinen Darstellungen zu erscheinen; er kann die historischen Ereignisse und Personen so wahr schildern, als es nur immer möglich, ohne sie in Widerspruch mit den Phantasiegestalten zu bringen, und vermag kleine und große Abenteuer der buntesten Art nach Herzenslust einzuflechten, ohne dadurch einer geschichtlichen Thatsache irgendwie Gewalt anzuthun. Schwieriger und verdienstlicher ist es freilich, wenn die Kunstform des Romans festgehalten wird; aber dann erfordert das Werk, auch selbst wo bedeutendes Talent vorhanden ist, viel Zeit, redlichen Ernst und Fleiß, und ach, die Arbeit muß doch heutzutage so schnell von statten gehen!

„Das Mormonenmädchen" von Balduin Möllhausen (Nr. 1) ist eine sehr gut angelegte Erzählung, doch ist der Verfasser nicht so weit gegangen, sie zu einem allen Anforderungen der Kunst entsprechenden Roman zu verarbeiten. Die Scenen des letztern und die übrigens meist trefflichen Naturschilderungen dünken uns etwas zu lose aneinandergereiht und nicht genugsam organisch verbunden. Der Verfasser scheint dies selbst zuzugeben, indem er in der Einleitung sagt: „Die möglichenfalls an mich herantretenden Fragen, ob «Das Mormonenmädchen» ein Roman, eine Reisebeschreibung oder aus Naturschilderungen zusammengesetzt sei, beantworte ich dahin, daß ich versuchte, das eine mit dem andern zu einem abgerundeten Ganzen zu verbinden." Wenn er dann ferner sagt: „Wer kein warmes Herz hat für die Natur, wer das Fremdartige, ja das Unbekannte störrisch nach den heimatlichen Verhältnissen abgemessen haben will, und die der Wirklichkeit entnommenen Bilder nicht zu scheiden vermag von solchen, welche die Phantasie gezwungen war zu ergänzen, der lege diese Bücher ungelesen, unbeachtet zur Seite", so müssen wir vermuthen, daß in den hier gesperrt gegebenen Worten etwas anderes gesagt sein sollte, als was sie gleichwol deutlich ausdrücken; denn das Talent des Dichters soll sich ja gerade darin besonders bewähren, daß er die der Wirklichkeit entnommenen Bilder mit dem, was seine Phantasie hinzuthat, so innig, so natürlich und ungezwungen zu verschmelzen wüßte, daß beides, Wirkliches und Erfundenes, sich nicht mehr voneinander scheiden läßt. Ein Meister wie Cooper verstand es vortrefflich, Geschichte, Dichtung und Naturschilderung vollkommen organisch verbunden zu geben, statt diese verschiedenen Elemente nur abwechselnd in gesonderten Bildern nebeneinanderzureihen.

Eine sehr anziehende Naturschilderung, der „Sandsturm", eröffnet die Erzählung. Von diesem Sandsturm wird eine junge Mormonenfrau, Editha, ereilt, die mit ihrem Kinde aus der Stadt am Salzsee geflohen ist, weil ihr Gatte, der Mormone Holmsten, sich mit einer zweiten Frau versehen hatte. Nun glaubte Mutter und Kind, die der verfolgende Gatte nicht auffand, unterm Sande begraben. Editha's Oheim, der Schwede Jansen, dem wir in Gesellschaft seiner zweiten Nichte, Hertha Jansen, und eines gewissen Rynold's, des Vormunds der letztern, nach der Ankunft aus Europa in Neuyork begegnen, erfährt hier von einem Agenten der Mormonen, Adraham, das vermeintliche Schicksal der geflüchteten Editha und ihres Kindes. Vor Hertha, der noch unmündigen jungen Mormonin, macht man aus dieser Kunde noch ein Geheimniß, theils um sie nicht durch den Tod der Schwester zu betrüben, theils aber auch, um ihr nicht vor der Zeit die Mormonensitte der Vielweiberei zu verrathen. Zudem besitzen die Schwestern ein ansehnliches Vermögen, welches man jedenfalls dem Mormonenthum zu erhalten wünscht. Hertha darf daher nicht aufgeklärt werden, solange sie sich noch nicht im Mormonengebiete befindet. Das verrathene arglose Mädchen hat indeß bereits einen Beschützer in der Person eines Seelieutenants der Vereinigten Staaten gefunden. Das Schiff, in welchem die schwedischen Mormonen nach Amerika reisten, war unterwegs zu Grunde gegangen und die Reisenden hatten in einem Kielgoodampfer Aufnahme gefunden, zu welchem dieser Lieutenant, Namens Weatherton, gehörte. In Weatherton erblicken wir den Helden der Erzählung, wie in Hertha Jansen, dem Mormonenmädchen, die Heldin. Beide jungen Leute interessiren sich sofort stark füreinander, und Weatherton, dem die Begleiter des Mädchens, sowie dessen französische Gouvernante, Mademoiselle Corbillon, sehr verdächtig vorkommen, läßt es sich angelegen sein, diese Personen zu überwachen, die ihrerseits vor dem jungen Offizier um so mehr auf der Hut sind, als die Dinge bereits auf den Punkt gediehen waren, wo die Regierung der Vereinigten Staaten die Widersetzlichkeit der Mormonen mit Waffengewalt zu dämpfen gedachte. Beiderseits wird nun stark intriguirt und wir lernen bei dieser Gelegenheit noch eine Anzahl Nebenpersonen kennen, die mehr oder minder wichtige Rollen spielen. Da sind namentlich zwei heruntergekommene deutsche Edelleute, ein Baron und ein Graf, Spieler, die sich für den Dienst der Mormonen anwerben lassen und vorläufig dazu erlesen werden, Weatherton aus dem Wege zu räumen. Ferner ein anständiger junger Mann, ein deutscher Maler, der Weatherton's Freund wird und diesem in mancherlei Abenteuern und Gefahren treulich zur Seite steht. Die Corbillon, Hertha's Gouvernante, ist ein nicht mehr jugendliches, aber sehr unangenehmes und bösartiges Geschöpf und hofft im Mormonenlande das zu erhalten, worauf all ihr Sehnen gerichtet ist: einen Mann. Weatherton entgeht nur durch einen glücklichen Zufall, welcher der Wachsamkeit seines treuen Bootsmanns

Rast zu Hülfe kommt, dem Tode durch Meuchlerhand. Inzwischen reisen die Mormonen nach dem Salzsee ab und auch Weatherton tritt, nachdem er für sich und für den braven alten Rast Urlaub erlangt hat, den Weg nach dem fernen Westen an, um die geliebte Hertha aufzusuchen und zu retten, deren Vormund Rynolds — ein Hauptbösewicht — nicht ahnt, daß der junge Mann mit dem Leben davongekommen ist. Weatherton geräth in die Gewalt der Mormonen, ist aber in diesem Unglück so glücklich, wieder mit Hertha zusammenzutreffen, die noch immer nicht ahnt, daß ihre Glaubensgenossen der Vielweiberei huldigen. Holmsten, der Mann ihrer verlorenen Schwester, hat, um deren Vermögen festhalten zu können, vorgegeben, Editha's Kind sei gerettet worden, und deshalb ein anderes, dessen Vater der Mormone Elliot ist, dafür untergeschoben. Wir werden nun wieder Zeuge von zahlreichen Intriguen und Gefahren. Weatherton steckt im Gefängniß, hat aber Gelegenheit mit Hertha zu sprechen. Ihr Vormund, der habgierige Schurke Rynolds, wird von ihrem Schwager Holmsten erschlagen und der Verdacht der Thäterschaft fällt auf Weatherton's Freund, den Maler Falk, der jenem nach dem Westen gefolgt ist. Hertha soll den Mormonen Elliot heirathen. Es gelingt ihr indeß endlich, das Herz ihres Oheims zu rühren, sodaß dieser geneigt wird, in ihre Verbindung mit Weatherton zu willigen und letzterm die Freiheit zu verschaffen. Zu diesem Ende entschließt sich Jansen, in Begleitung seiner Nichte nach dem Lager der Truppen der Vereinigten Staaten zu reisen und dort die Auswechselung Weatherton's gegen gefangene Mormonen vorzuschlagen. Während dieser Reise glückt es jedoch dem Lieutenant, gegen welchen die Feinde abermals einen Mordplan geschmiedet haben, mit Hülfe seiner Getreuen zu entfliehen, und Hertha findet ihrerseits unverhofft ihre todtgeglaubte Schwester und deren Kind wohlbehalten unter der Obhut eines Missionars. Von Editha wird sie jetzt erst über das wahre Wesen des Mormonenthums aufgeklärt und erkennt mit Schaudern das Los, welches ihr zugedacht war. Der Lieutenant, den die Mormonen mit verbündeten Indianern unter Holmsten's Führung verfolgen, hat noch mannichfache Gefahren zu überstehen; indeß gehen die Widersacher und Bösewichter fast alle, einer nach dem andern, zu Grunde, auch Holmsten fällt, von der Kugel eines Indianers getroffen, und mitten in der Wildniß ist Weatherton endlich so glücklich, sich mit Hertha zu verloben. Die Hochzeit folgt natürlich bald und das glückliche Paar bewohnt nun eine Villa am Hudson.

Die Scenen im fernen Westen werden wesentlich durch Indianer belebt, unter denen sich natürlich einige hervorragende Gestalten auszeichnen müssen, Leute von seltener Klugheit, Tapferkeit und Redlichkeit; doch darf auch ein indianischer Bösewicht nicht fehlen, der am Ende, nachdem er die andern, die guten, lange genug in Athem erhalten, seinen verdienten Lohn findet. Seit uns Cooper mit dem alten Freunde des Lederstrumpfs bekannt gemacht hatte, hat man solche Gestalten mit Recht liebgehabt; aber die öftern und mattern Nachahmungen wollen doch nicht recht munden, und heutzutage, wo es gar zu viele Personen gibt, die sich diese Indianer selber angesehen haben, ist es doch wol zu viel vom Leser verlangt, sich diese armen Leute als so scharfsinnige, hochherzige und tapfere Männer zu denken, daß alle Helden des Alterthums dagegen weit zurückstehen müssen. Wenn ein gefangener Indianer sein Leben zum Opfer bringt, um seinen Mitgefangenen die Freiheit zu verschaffen, so beweist diese edle That doch keineswegs alles das, was der Verfasser daraus folgern will. Derselbe sagt bei Erwähnung dieser Thatsache: „Er war nur ein armer rothhäutiger Wilder, aber in seiner Brust lebten edle Keime, die bei sorgfältiger Pflege ihn auf eine hohe Stufe der Gesittung zu bringen vermocht hätten; Keime und Neigungen, die jeden Lügen strafen, der, sei es aus Unwissenheit oder aus Mangel an Scharfsinn, um die über die amerikanischen Eingeborenen in Umlauf gesetzten märchenhaften Berichte von der Wahrheit unterscheiden können, frech zu behaupten wagt: daß alle eingeborenen Stämme auf dem nordamerikanischen Continent für die Civilisation unzugänglich seien.“ Es kommt nur darauf an, was man unter Civilisation versteht! Meint man damit ein Zahmmachen dieser Stämme, daß sie ruhig, friedlich, aber auch kümmerlich auf einem Winkel leben und ihr Land bauen, vielleicht sogar lesen und schreiben lernen, dann mag es richtig sein; heißt aber civilisiren sie zu wirklich selbständigen Staatsbürgern machen, wie sie es sein müssen, um physisch und moralisch gleichen Schritt mit den weißen Landesbewohnern zu halten und nicht etwa nach und nach ganz von selbst zu verkümmern und auszusterben, dann dürfte die Behauptung des Gegentheils denn doch nicht ganz so „frech“ sein, wie der Verfasser meint.

Der „Deutsche Landsknecht“ von Julius von Wickede (Nr. 2) ist eigentlich kein Roman; das Werk gibt sich auch selbst nur als den vom Herausgeber bearbeiteten Inhalt der hinterlassenen Papiere des Helden; indeß ist es (ebenso wie die vorstehend besprochene Erzählung) in die im Verlage von Hermann Costenoble erscheinende „Romanbibliothek“ eingereiht und wir dürfen es daher unbedenklich in der Gesellschaft von Romanen lassen; auch würden in der That nur wenig Zuthaten und Abänderungen hinreichen, um es zu einem wirklichen Romane zu machen. Wie viel davon nun, so wie es vorliegt, der Wirklichkeit angehört, wie viel oder wenig der Herausgeber hinzugethan haben mag, dies zu untersuchen ist nicht unsers Amts. Wir haben schon oben bemerkt, daß wir bezüglich der belletristischen Bearbeitung geschichtlicher Stoffe solcher Form der Memoiren den Vorzug geben vor der Form des Romans, sobald dieser kein vollendetes Meisterstück ist. Allen Lesern, denen es genehm ist, die Ereignisse der neuzeitigen Geschichte an der Seite eines Abenteurers zu betrachten, der überall bereit ist, sich mitten in die Bewegung zu stürzen, können wir dies Buch sehr empfehlen; sie werden sich ganz gewiß nicht dabei langweilen; zudem ist der Erzähler meist gut unterrichtet. In seinen politischen Ansichten zeigt er sich freilich bisweilen etwas einseitig und vorurtheilsvoll; er ist Royalist, er kämpft gern für die Legitimität; Demokraten, Bummler, Freischaren, Schwindler u. s. w. sind ihm Benennungen, die alle so ziemlich eins und dasselbe bezeichnen, indeß sind seine Kundgebungen in dieser und ähnlicher Beziehung nur sparsam und kommen dann meist so treuherzig, gewiß nie bösartig, zu Tage, daß sich kaum ein Gegner darüber ärgern kann.

Unser „Landsknecht“ ist ursprünglich preußischer Lieutenant, dem nur seine Gläubiger das Leben sauer machen. Um der steten Plage zu entgehen, nimmt er seinen Abschied. Gleich nachher gewinnt er in der Lotterie, bezahlt seine Schulden und träte nun gern wieder in sein Regiment. Dies verhindern die Umstände und er macht nun als schleswig-holsteinischer Offizier den 1848 ausgebrochenen Krieg gegen Dänemark mit. Nach Beendigung dieses Kriegs und nach seinem Austritte aus der schleswig-holsteinischen Armee kommt eine kurze Zeit der Ruhe. Die ihm angetragene Stelle als Kammerjunker an einem kleinen deutschen Hofe lehnt er ab und entschließt sich, in kaiserlich brasilianische Kriegsdienste zu treten. Er reist nach Brasilien, findet die kaiserliche Armee in einem Zustande, daß ihm sogleich die Lust vergeht, Dienste darin zu nehmen, läßt sich aber als Ingenieur bei den Vermessungen anstellen. Auch in dieser Stellung findet er es jedoch nicht zum Aushalten und begibt sich nun nach Californien, wo er erst als Fuhrmann, dann als wandernder Krämer auftritt. Hierauf wird eine an Abenteuern reiche Reise nach Mexico unternommen. An der Grenze dieses Staats angelangt, ändert der Reisende seinen Plan und begibt sich nach Neuorleans. Hier erhält er die erste Kunde vom Ausbruche des russisch-türkischen Kriegs, und da er nicht zweifelt, daß dieser zu einem europäischen werden müsse, entschließt er sich, nach Europa zurückzukehren und wieder in preußische Dienste zu treten. Da er sich in dieser Beziehung getäuscht sieht, d. h. da Preußen sich am Kriege nicht betheiligt, tritt er in russische Dienste und macht den Krimkrieg mit. Nach dem Frieden

erholt er sich von seinen Wunden auf einem Landgute in der Nähe der Wolga. Er erhält seinen Abschied mit dem Range eines Hauptmanns und reist nach Sibirien, um als Wegbaumeister in den Dienst in einer sibirischen Bergwerkscompagnie zu treten. Drei Winter bringt er dort zu, bis ihn die Kunde vom Ausbruch eines neuen Krieges wieder nach Europa ruft und er sich abermals rücksichtlich einer preußischen Betheiligung daran getäuscht findet. Er reist alsdann nach Italien, besieht sich die sardinische Armee, geht nach Neapel, dann nach Rom, wo er die päpstliche Armee unter Lamoricière bilden sieht, und denkt selbst daran, ein preußisches Bataillon für diese Armee zu organisiren, woraus glücklicherweise nichts wird. Er begibt sich nun nach der Schweiz, bleibt den Winter über daselbst und entschließt sich endlich in den Dienst der conföderirten Staaten von Nordamerika zu treten. Dieser Entschluß kommt denn auch zur Ausführung. Er reist über Lüttich, wo er Waffeneinkäufe macht, gelangt nach einem vierzehntägigen Aufenthalte in Havanna nach Neuorleans und macht nun den amerikanischen Krieg bis zu Anfang des Jahres 1863 mit, stirbt aber an seinen Wunden in Richmond im Frühling des genannten Jahres. Wir geben hier die Laufbahn des „Landsknechts" nur in den gröbsten Umrissen an, denn der Raum würde fehlen, wenn wir auch nur die wichtigern Einzelheiten dieser Laufbahn anführen wollten, obwol, wie sich denken läßt, die Einzelheiten in einer solchen Erzählung gerade das Anziehendste sind. Es bedarf der Erwähnung nicht, daß dem Leser nicht etwa blos Kriegsereignisse geschildert werden; es fehlt auch nicht an einigen Liebesabenteuern, an mancherlei interessanten Anekdoten verschiedener Art und namentlich auch nicht an mehrern unterhaltenden Reiseschilderungen.

Was den „Langen Isaack" von **Julius von Wickede** (Nr. 3) anlangt, so wollen wir gestehen, daß wir wünschten, der Verfasser hätte diesen alten Juden oder sonst eine der Personen des Romans den letztern in ähnlicher Form erzählen lassen, wie die Geschichte des „Landsknechts" erzählt worden ist. Wir finden auch in diesem Roman mehr eine Reihenfolge von Bildern als ein organisches Ganzes, obwol der Plan zu letzterm keineswegs fehlt; nur entspricht dem die Ausführung nicht in wünschenswerther Weise. Erzählte z. B. der alte Isaack seine Geschichte und die der andern auftretenden Personen, so wäre er wirklich die Hauptperson und gewiß eine recht angenehme und interessante obendrein. Als Held des Romans in der Form, wie dieser vorliegt, ist er dagegen nicht einmal recht nothwendig an seiner Stelle, ja man könnte ihn allenfalls ganz beseitigen und alles übrige würde fast ebenso gut ohne ihn als mit ihm vorgehen können. Der Verfasser hat ihn indeß einmal als Hauptperson hingestellt, und er, sowie ein ihm befreundeter hannoverischer Bauer, Bruhn und dessen Familie, bilden den Mittelpunkt der Erzählung, um den sich alles andere dreht.

Wir begegnen dem Juden, der ein eifriger Franzosenfeind ist und der deutschen Sache als uneigennütziger Kundschafter dient, zuerst im März 1813, als er die Kunde vom Anrücken Morand's nach Lüneburg bringt. Der Bauer Bruhn, der den Juden mit seinem Geschirr dorthin befördert hat, ist ein ehemaliger Wachtmeister, der den Säbel noch zu führen versteht und sich auf einer Recognoscirung gegen den anrückenden Feind als tüchtiger Reitersmann bewährt. Die Stadt kann sich indeß nicht halten, die Franzosen rücken ein. Isaack, der sein Domicil in Lüneburg hat, flüchtet; der Bauer Bruhn aber verbirgt sich in des Juden Hause, wo jetzt nur dessen jüngere Tochter Rebekka weilt (die ältere, Sara, ist verschollen, nachdem sie, von einem französischen Offizier verführt, das väterliche Haus verlassen hatte). Der versteckte Bruhn wird verrathen und gefangen. Die Rettung ist indeß nahe, denn Isaack, der lange Hausirer, ist mit seinem treuen Spitz geradeswegs zu den nicht fernstehenden Verbündeten geeilt, die nun gegen die Stadt rücken. Isaack zeigt ihnen eine Furt durch die Ilmenau, wodurch ihnen die Erstürmung der Brücke erleichtert wird. Wir machen jetzt die Bekanntschaft zweier preußischer Offiziere, Fritz von Dassow und Josias Habermann; der letztere ist eigentlich Theolog und dient jetzt als Freiwilliger. Dassow wird während des Kampfes in der erstürmten Stadt schwer verwundet. Der Jude, der mit durch die Furt gemußt hat und durchnäßt ist, findet auf der Straße Rebekka, die, weil sie den Bauer versteckt hatte, auf dem Rathhause gefangen gewesen war; auf dem Wege nach ihrer Behausung entdecken beide den verwundeten Dassow und auf Rebekka's Verlangen nehmen sie ihn mit in ihr Haus, um ihn zu pflegen. Bevor wir nun erfahren, wie es hier weiter geht, bringt uns der poetische Zaubermantel in einen ganz andern Kreis, nämlich auf das Schloß des Kammerherrn von Dressen, den wir sammt seiner Familie hier kennen lernen. Diese Familie, welche die Schlechtgesinnten jener Zeit, die Französischgesinnten und Frivolen repräsentiet, besteht aus dem Kammerherrn, dessen Gemahlin und (außer einigen jüngern Kindern) der Tochter Luise. Die letztere weilt einsam im Park. Sie gedenkt ihrer ersten Liebe, die dem Sohn des Bauers Bruhn gegolten hatte, der als Lehrling der Landwirthschaft auf dem Gute gewesen war. Der Kammerherr war hinter diese Liebschaft gekommen, hatte das Glück der jungen Leute, wie sich denken läßt, mit rauher Hand zertrümmert, und Wilhelm Bruhn war infolge dessen davongegangen und kämpfte jetzt in Spanien im englischen Dienste gegen die Franzosen. Ferner dachte das Fräulein jetzt an ihre zweite Liebe, nämlich an den französischen Kapitän Durosay, und siehe da, dieser erscheint jetzt plötzlich im Park, nachdem er glücklich aus Rußland entkommen. Aber er ist flüchtig, verwundet und Luise versteckt ihn. Ein Späher hat ihn dennoch bemerkt und die aufgestandenen Bauern der Gegend kommen, um das Schloß nach ihm zu durchsuchen. Auch der alte Bruhn erscheint mit einer Anzahl wohlgesinnter Männer und verhütet Gewaltthätigkeiten, entdeckt aber auch den versteckten Offizier. Da er bei dieser Entdeckung keinen seiner Begleiter bei sich hat, da er überdies findet, daß der Franzose keineswegs ein Spion, wie man vermuthet hatte, sondern nur ein unschädlicher verwundeter Flüchtling ist, läßt er sich von Luise erbitten, die Entdeckung zu verschweigen und bewegt die Bauern zum Abzuge. Der Kammerherr aber (der nicht ungern die Gelegenheit ergreift, diese Tochter los zu werden) läßt dem Franzosen nur die Wahl, entweder ausgeliefert zu werden oder Luisen sofort zu heirathen. Der Franzose sträubt sich einigermaßen, muß sich aber, wenn er nicht in bittere Gefangenschaft will, fügen und darf schließlich, mit Geld, Reisepaß und Weib versehen, in passender Verkleidung davonfahren.

In Lüneburg pflegt inzwischen Rebekka den verwundeten Dassow. Eine aufkeimende Neigung erlischt beiderseits bald wieder, denn das sinnige Mädchen ist dem jungen Manne zu ernst und ihr ist dieser zu oberflächlich. Dagegen macht Habermann, der den Freund vor dem Abzuge der Preußen hier besucht, einen tiefen Eindruck auf Rebekka und sie desgleichen einen solchen auf ihn, obwol beide es sich selbst noch nicht gestehen. Die Franzosen rücken wieder ein. Dassow darf, dank der Gefälligkeit eines französischen Militärarztes, unter Rebekka's Obhut liegen bleiben. Dagegen ist der alte Bruhn auf seinem Gute nicht mehr sicher. Er tritt daher den Hof an seinen jüngern Sohn Jochen ab (der noch zu jung ist, um schon als Freiwilliger ins Feld zu rücken) und flüchtet, um sich den Lützowern anzuschließen. Unterwegs trifft er ein in Mannskleidern steckendes Bauermädchen, deren Angehörige in Bremen von den Franzosen füsilirt worden sind und die ebenfalls Lützower werden will. Beide setzen mit ihren Pferden durch die Elbe und gelangen glücklich ins Lager des Freicorps, wo auch der geschäftige Isaack nicht fehlt, der jetzt für die Russen kundschaftet. Im nächsten Kapitel finden wir ihn aber schon wieder bei Bruhn's Bauerhofe, wo er wie gerufen erscheint. Die Franzosen wirthschaften übel in der Gegend. Ein Lieutenant Poirol erlaubt sich eines Tags gegen Gretchen, Bruhn's Tochter, die er auf einem einsamen Spaziergange trifft, grobe Zudringlichkeiten; ihr Bruder Jochen kommt hinzu, man wird handgemein und Jochen

erschlägt den Franzosen. Die Geschwister sind in der größten Verlegenheit, als Isaack auftritt, alle Spuren sorgfältig verwischt, die den Thäter verrathen könnten, dagegen alles thut, um sich selbst als den Mörder erscheinen zu lassen und somit die Schuld auf sich nimmt. Natürlich wird er nun steckbrieflich verfolgt, läßt sich aber dadurch nicht in seinen geschäftigen Kreuz- und Querzügen hindern. Gleichzeitig entdecken wir in Hamburg seine verlorene Tochter Sara unter dem Namen Madame Haras als Geliebte des Holländers Grafen Hogendorp, die, weil sie verachtet und ohne Freunde dasteht, eifrig bemüht ist, sich den Umgang der ebenfalls dort befindlichen Gemahlin des Kapitäns Durosay zu verschaffen. Die Ehe der letztern ist übrigens sehr unglücklich. Ihr erster Geliebter, Wilhelm Bruhn, landet in Wismar als Husar der englisch-deutschen Legion und gewinnt die Tochter eines Pachters, Minchen Seemann, lieb, von der ihn jedoch vorläufig der Marschbefehl bald wieder entfernt. Es folgt nun das Gefecht an der Göhrde. Wir wohnen Körner's Tod und Begräbniß bei, wobei auch Isaack nicht fehlt. Marie, jenes als Lützower kämpfende Landmädchen, dessen Vater, Bruder und Bräutigam in Bremen an einem Tage füsiliert wurden, fällt im Gefecht, nachdem sie sich an ihrem Feinde zu rächen gesucht. Der alte Bruhn vollendet diese Rache, verliert aber gleich nachher seine linke Hand. Flüchtlinge von der Göhrde erscheinen auf Bruhn's Gehöft und treiben den ärgsten Unfug; rechtzeitig trifft dort noch Wilhelm mit seinen Husaren zum Schutze der Seinigen ein und auch der durch den Verlust einer Hand kampfunfähige Vater langt noch am nämlichen Tage an. Isaack, dem man hier und allenthalben begegnet, wird endlich in Hamburg gefangen, aber durch die Bemühung seiner Tochter Sara befreit, welcher er verzeiht und die zur Besserung entschlossen ist. Durosay, der auf Sara's Verlangen die Flucht des Juden bewerkstelligen half, wird verrathen, findet aber Begnadigung und fällt bald nachher in einem Gefecht. Seine Witwe, Luise von Dressen, heirathet in der Folge einen französischen Obersten. Der alte Isaack, der seinen Verfolgern glücklich entronnen und sammt seinem Spitz durch die Elbe geschwommen ist, erkrankt, erholt sich aber bald wieder und eilt nach Bruhn's Bauerhof wo sich auch seine Tochter Rebekka aufhielt. Sie ist aber jetzt verschwunden. Sie hatte einen Brief von Dassow aus Halle erhalten, wo der bei Leipzig schwer verwundete Habermann liegt, der sie noch einmal zu sehen wünscht. Isaack reist ihr sogleich nach. Er findet sie bei der Leiche ihres Freundes und auch sie selbst stirbt bald darauf am Nervenfieber. Isaack entsagt nunmehr allen Geschäften, lehnt, wie immer, alle Belohnungen für die geleisteten Dienste ab und stirbt nach einigen Jahren. Von seiner Tochter Sara erfährt man, sie lebe, wirklich gebessert, ganz ehrbar in Strasburg. Wilhelm Bruhn, der es bis zum Lieutenant gebracht hat und nun wieder Bauer ist, heirathet Minchen Seemann; seine Schwester Gretchen wird die Gattin eines Kameraden ihres Vaters, des Lützow'schen Oberjägers Ihlow. Bruhn's jüngerer Sohn, Jochen, fällt 1815 als Freiwilliger, der alte Bruhn aber sowie dessen Gattin sterben erst nach Jahren, von Enkeln umgeben.

Die vorstehende Inhaltsübersicht wird schon erkennen lassen, daß es der Erzählung an mannichfachen Verwickelungen und interessanten Lösungen nicht fehlt, und dabei darf man, um das Werk nicht ungerecht zu beurtheilen, auch nicht vergessen, daß eine solche Uebersicht die Motive vieler einzelnen Ereignisse und Handlungen und manches andere unerwähnt lassen muß, wodurch dieselben erst im richtigen Lichte erscheinen können. Aber, wie gesagt, die Ausführung wird hier dem Plane nicht allenthalben gerecht, was seinen Grund zum Theil vielleicht mit darin hat, daß manches skizzenhaft behandelt werden mußte, weil der Raum von drei Bänden immerhin viel zu beschränkt war, um neben den historischen Ereignissen auch den ziemlich zahlreichen Personen des Romans durchweg ihr volles Recht widerfahren zu lassen.

Uebrigens wiederholen wir: der Dichter sollte stets bestrebt sein, beides, Historisches und Fingirtes, wie aus einem Gusse erscheinen zu lassen, denn wenn man überall sieht, wo die Wahrheit aufhört und die Dichtung angeht, so wird die Illusion zerstört und der gewünschte Eindruck verfehlt. 7.

Notizen.

Die deutsche Volksschule und die deutschen Dichter.

Auch in d. Bl. ist kürzlich die Klage erhoben worden, daß die deutsche Volksschule im allgemeinen gar nicht oder doch nur ausnahmsweise darauf Bedacht nimmt, die Jugend mit den Classikern des deutschen Volks bekannt zu machen, und daß die letztere in der Schule zwar mit den Dichtern des alten Griechenland und Rom, nicht aber mit denen der eigenen Nation bekannt gemacht wird. Die Sache ist wahr und die Klage ist begründet, aber es gibt Ausnahmen, die gerade hierbei um so erfreulicher sind, je unerwarteter sie kommen, und die man daher auch gern zu verzeichnen sich gedrungen fühlt. Wir selbst wollen dies hier thun. Es ist uns nämlich ein von Dr. Paul Möbius, als Director der Lehranstalt für Buchhandlungslehrlinge zu Leipzig, im März 1864 veröffentlichter Bericht über die gedachte Anstalt von 1862—64 zugekommen, der nicht nur eine Abhandlung „Ueber das Studium der deutschen Dichtung als eines der vorzüglichsten nationalen Bildungsmittel" enthält, sondern auch aus dem Lehrplane für jene Anstalt erkennen läßt, daß und inwieweit dort dieses Bildungsmittel auch wirklich zur Anwendung gebracht worden ist. Ist das deutsche Volk in Wahrheit theils eines lebendigen Nationalgefühls, theils der innigen Zusammengehörigkeit aller einzelnen deutschen Stämme sich bewußt, und ist dies eine nothwendige Bedingung, wenn Deutschland und die deutsche Nation ihrem Berufe entsprechen soll, nach Fichte's letzter Rede an die deutsche Nation „Wiedergebärerin und Wiederherstellerin der Welt" zu werden, so muß auch schon die Volksschule die deutsche Jugend auf diesen Beruf vorbereiten und dazu geschickt machen, indem sie ihr das Verständniß der deutschen Dichtung als der reichsten Quelle des echten Patriotismus mehr und mehr erschließt. Der Verfasser der angezogenen Abhandlung weist zu diesem Zweck darauf hin, daß das Studium der deutschen Dichtung als das vorzüglichste nationale Bildungsmittel nicht nur dadurch, daß sie „ein getreues Spiegelbild aller nationalen Eigenthümlichkeiten des Volks darbietet", wie sie schon der römische Geschichtschreiber Tacitus als die vornehmsten Tugenden der alten Deutschen gerühmt habe (wobei es freilich gleich mit der ersten Tugend, der Religiosität, schlecht genug für unser Volk in den sogenannten gebildeten Klassen unserer Zeit aussieht!), sondern auch dadurch sich empfiehlt, daß das Studium der deutschen Dichtung das Volk — und besonders die Gebildeten in ihm, die leider auch vorzugsweise oft am wenigsten Nationalgefühl besitzen — kräftigt und begeistert, die Vorzüge der deutschen Nationalität zu pflegen und auszubilden. Die Volksschule kann und soll dazu die rechte Anleitung und kräftigen Anstoß geben, indem sie selbst das Studium der deutschen Dichtung „mit weiser Ausbeutung für die Jugend" treibt und pflegt; aber es darf nicht bei der Schule sein Bewenden haben, vielmehr heißt es gerade auch hier, daß das ganze Leben eine Schule und — nach dem altgriechischen Worte — das Leben kurz, die Kunst aber lang ist. Das echte und wahrhaft selbstbewußte, scharf und tief ausgeprägte Nationalgefühl lernt sich fürwahr so leicht nicht aus und man eignet es sich so leicht nicht an. 9.

Die Kriegsverpflegung der Heere.

Bei der gesteigerten, oft verhängnißvollen Wichtigkeit, welche die Kriegsverpflegung der Heere bei den neuern großen Massen und der Schnelligkeit der Operationen erlangt hat, machen wir auf ein treffliches Werk aufmerksam, das in zweiter Auflage völlig neu bearbeitet erschienen ist: „Handbuch der Militärverpflegung im Frieden und Krieg", von Karl von Martens (Stuttgart, Rieger, 1864). Die neue Bearbeitung ist von den Hauptleuten Wundt und von Gaisberg, dem Oberkriegscom-

missar Habermaas und dem Kanzleirath Bartholomäi nach den besten Quellen vollendet worden. Sehr zweckmäßig haben die Verfasser den Stoff in einen militärischen und strategischen, einen technischen und einen administrativen Theil gruppirt. Wir müssen die eingehende Beurtheilung des Werks den Fachorganen überlassen und uns begnügen, dasselbe als ein unentbehrliches Handbuch nicht allein der gesammten Administration der Armeen, sondern auch den Truppenführern und den militärischen Unterrichtsanstalten zu empfehlen. Die graphischen Darstellungen, unter denen sogar die Feldfrüchte auf dem Halm zu finden, sind eine dankenswerthe Zugabe. 6.

Bibliographie.

Anneke, Mathilde Franziska, Das Geisterhaus in New-York. Ein Roman. Jena, Costenoble. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Aus alter und neuer Zeit. Geschichtsbibliothek für Leser aller Stände. 1ster Band. Leipzig, Baensch. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Becker, B., Die deutsche Bewegung von 1848 und die gegenwärtige. 1ste Lieferung. Berlin, Schlingmann. 8. 7½ Ngr.

Beyer, C., Die Beziehung zur Vernunft. Beitrag zur erziehligen Literatur. Coburg, C. Riemann jun. Gr. 8. 15 Ngr.

Binz, C., Allueius. Trauerspiel in fünf Acten. Heidelberg, Rieger. 8. 12 Ngr.

Bramesfeld, F. A., Der alttestamentliche Gottesdienst in seiner sinnbildlichen und vorbildlichen Bedeutung für die Gemeinde dargestellt. Gütersloh, Bertelsmann. 8. 18 Ngr.

Diestelmann, T., Beleuchtung des Lebens Jesu für das deutsche Volk von David Friedrich Strauß. Dem christlichen Volke deutschen Namens gewidmet. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld. Gr. 8. 15 Ngr.

Helmerding. Humoristisch-satyrisches Theaterblatt. Redacteur: A. Hopf. 1ster Jahrgang. 1864. April—December. 39 Nummern. Berlin, Uthemann u. Müller. Gr. 4. Vierteljährlich 15 Ngr.

Kambang, Ati, Auf fremder Erde. Ein Roman. Mit einem Vorwort von F. Gerstäcker. Drei Bände. Jena, Costenoble. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Kuhn, J. v., Das Natürliche und Uebernatürliche. Antwort auf die fortgesetzten Angriffe der historisch-politischen Blätter. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 15 Ngr.

Lingg, H., Catilina. Trauerspiel in fünf Acten. München, Lentner. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Loehnis, H., Die Vereinigten Staaten von Amerika. Deren Vergangenheit und Gegenwart in socialer, politischer und finanzieller Beziehung. Leipzig, E. H. Mayer. Gr. 8. 2 Thlr.

Macaulay, Lord, Ueber Leopold Ranke's kirchliche und politische Geschichte der römischen Päpste des 16. Jahrhunderts. Aus dem Englischen von R. M. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 6 Ngr.

Merlo, J. J., Die Familie Hackeney zu Köln, ihr Rittersitz und ihre Kunstliebe. Köln, Du Mont-Schauberg. 1863. Gr. 8. 18 Ngr.

Murger's, H., Scenen aus dem pariser Boheme-Leben. Bearbeitet von L. Grellepois. 1stes und 2tes Heft. Prag, Kober. Gr. 16. à 10 Ngr.

Neanders, M., Deutsche Sprichwörter. Herausgegeben und mit einem kritischen Nachwort begleitet von F. Latendorf. Schwerin. 12. 7½ Ngr.

Rick, F., Kleine Erheiterungen. Humoristische Bilder und Skizzen aus dem Leben. 1stes Bändchen. Stuttgart, Koch. 16. 10 Ngr.

Die Nonne. Roman von dem Abbé *** Deutsch von A. Diezmann. Autorisirte Uebersetzung. Leipzig, Steinacker. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Oberleitner, K., Die Abgaben der Bauernschaften Nieder-Oesterreichs im 16. Jahrhundert Eine volkswirthschaftliche Studie nach handschriftlichen Quellen. Wien, Lechner. Gr. 8. 12 Ngr.

Patiß, G., Geschichte der biblischen Offenbarung Gottes. I. Altes Testament. Wien, Mayer u. Comp. Gr. 8. 28 Ngr.

Der höhere Berliner Possen-Blödsinn. Witz-Blumenlese aus neuen und alten Possen. Herausgegeben von Kalauer und Meidinger, Possen-Enthusiasten. Berlin, Lassar. 8. 10 Ngr.

Putlitz, G. zu, Maienzauber. Festspiel zum 22. Mai 1864. Musik von G. A. Schmitt. Schwerin. 4. 10 Ngr.

Quaglio, A., Die Pionniere der Freiheit. Tagesgeschichtlicher Roman. 1ste und 2te Lieferung. Brünn, Karafiat. 8. à 4 Ngr.

Reckendorf, H., Neueste Denkwürdigkeiten. Leipzig, Jünger. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Renan, E., Das Leben Jesu. In neuer Bearbeitung für das Volk. Klassikerausgabe. Berlin, Fahlisch. Gr. 16. 7½ Ngr.

Rothwell, B. v., Stimmen aus der Heimath. Gedichte. Leipzig, Gebhardt. 16. 22½ Ngr.

Sauter, Kirchengeschichte Schwabens bis zur Zeit der Hohenstaufen. Nördlingen, Beck. Lex.-8. 1 Thlr.

Schlechta-Wssehrd, O. v., Fethali Schah und seine Thronrivalen. Episode aus der Geschichte des modernen Persien vorzüglich nach orientalischen Quellen dargestellt. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 5 Ngr.

Strodtmann, J. S., Satura. 1stes Heft. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 25 Ngr.

Thackeray, Miß, Elisabeth. Deutsch von A. v. Metzsch. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Wiedemann. 8. 24 Ngr.

Uhl, F., Die Theaterprinzessin. Roman. Drei Bände. Wien. 1863/64. Gr. 16. 2 Thlr.

Unterwegs und Daheim. 1ste Serie. 1ster und 4ter Band. Leipzig, O. Purfürst. Gr. 16. à 10 Ngr.

Walter, A., Leben Johann Anastasius Freylinghausen's, Pfarrers in Halle. Berlin, W. Schultze. 8. 10 Ngr.

Warburg, W. G. B., Aus vergangenen Zeiten. Historische Novellen. Berlin, Stilke u. van Muyden. 8. 24 Ngr.

Zlanitzka, K. T., Heinrich Heine der Liederdichter. Ein romantisches Lebensbild. Sechs Theile. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 4 Thlr.

Tagesliteratur.

Esmarch, K., Dieckinck-Holmfeld, Carl Vogt und Herm. Müller als Widersacher Schleswig-Holstein's. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 2 Ngr.

Der neue Gottessohn und das neue rothe Evangelium. Zwei Gespräche aus dem Dialekt ins Hochdeutsche übertragen. Zürich, Meyer. Gr. 8. 3 Ngr.

Joël, M., Worte gesprochen an der Bahre Meyerbeer's. Breslau, Schletter. Gr. 8. 2½ Ngr.

Kieß, G. F., Ueber Dogmatik und freie Forschung. Ein nüchternes Schutzmittel gegen religiöse Verirrungen. Stuttgart, Schober. Gr. 8. 7½ Ngr.

Vier Lebensfragen für das Volk. I. Nur einen Heller! Cassel, J. G. Luckhardt. Gr. 8. 6 Ngr.

Napoleon des Ersten Zeugnisse von Christus. Herausgegeben wider Ronge, Strauß, Renan, Schenkel und Genossen. Zu reiflichem Nachdenken für Jedermann. Basel, Spittler. 8. 3 Ngr.

Scheele, C., Der gebildete Theologe. Eine kulturgeschichtliche Betrachtung. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 7½ Ngr.

Siebel, C., Dichtungen zur Shakespeare-Feier des Künstlervereins Malkasten in Düsseldorf. Barmen, W. R. Langewiesche jun. Gr. 8. 7½ Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 28. — 7. Juli 1864.

Inhalt: Johann Georg Hamann. Von **Alexander Jung**. — Nordwestdeutsche Skizzen von J. G. Kohl. — Zur Literatur der Hexenprocesse. Von **Emil Müller-Samswegen**. — Aus Friedrich Kortum's Nachlaß. Von **Heinrich Rückert**. — **Notiz.** (Ein Flugblatt aus guter alter Zeit.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Johann Georg Hamann.

Johann Georg Hamann's, des Magus in Norden, Leben und Schriften. Von C. H. Gildemeister. Vier Bände. Gotha, F. A. Perthes. 1857—63. Gr. 8. 7 Thlr. 18 Ngr.

Das Feld der Biographie ist seit einer Reihe von Jahren in unserer Literatur um ein Bedeutendes erweitert worden. Auch die Lebensbeschreibungen unserer eigengeartetsten, größten Denker der Neuzeit nähern sich jetzt dem Abschluß. Die Biographien Kant's, Fichte's (in specieller Bearbeitung vom Sohne, in kürzerer vom Enkel), Hegel's, Baader's, Schopenhauer's liegen uns bereits vor. Dem schließt sich nun auch das Leben „des Magus im Norden" an, während wir die Biographie Schelling's, wie wir hören, ebenfalls demnächst zu erwarten haben. Es ist derartigen Darstellungen ein zweifacher Werth zuzusprechen. Die Schicksale, Ereignisse im Leben eines Philosophen, die Oertlichkeiten wie Zeitbewegungen haben sicher auch auf sein Denken und dessen Ausgestaltung einen wesentlichen Einfluß, sodaß die Biographie einmal nicht wenig dazu beiträgt, das, was die Weltansicht des in Rede Stehenden gewesen ist, für die Wissenschaft mehr noch zu lichten, sodann aber auch die Nation mit demjenigen bekannt zu machen, von dem bis dahin vielleicht nur der Gelehrte genauere Kunde besaß. Die Biographie als solche müßte daher auch stets um eine populäre Form sich bemühen, weil sie den Hauptzweck haben soll, einem weitern Kreise als dem der Schule, des Fachs, den Dargestellten zuzuführen.

Es gehörte ohne Zweifel in unsern Tagen ein kühner Entschluß dazu, nicht blos die Lebensgeschichte Hamann's zu schreiben, sondern auch ein Gesammturtheil über seine Schriften abzugeben, eine Auswahl einzelner Stellen zu treffen, die, in Verbindung mit dem Lebenslauf, dem heutigen Leser eine möglichst richtige Einsicht gewähren in das eigentliche Naturell eines Menschen wie Autors, der von allem, was man sonst wol kennen lernt, durchaus abzuweichen berufen war. Schon daß unser Magus ein Geist ist, der keineswegs Einem Gebiete angehört, erhöhte hier die Schwierigkeit. Man hat sich daran gewöhnt, Hamann einen Philosophen zu nennen. Und die Gewohnheit erbt sich nur zu sehr fort durch die Generationen. Wenn man aber bei Hamann nach einem begrifflichen System fragen wollte, welches sich aus irgendeinem abstracten Princip, nach dem Gesetz einer alten oder neuen Methode, zu einem abstracten Resultat hin entwickelt, so würde man umsonst fragen. Und dennoch ist und bleibt Hamann Philosoph, ein großer Philosoph, jedoch er ist es völlig in seiner Weise. Er ist auch in dieser Beziehung mit keinem der Alten oder Neuern zu vergleichen, obschon sich mit manchem derselben Analogien nachweisen lassen. Hamann ist Philosoph mit stetem Protest gegen die bloße Philosophie. Er ist Weltweiser, wiefern die echte Weisheit aus dem Schöpfungsquell Gottes, zugleich mit der Sprache, entspringt, die — nach Hamann — höher als alle Vernunft ist. Hamann ist daher auch Theolog, er ist Philolog; jedoch was die letztern beiden betrifft, so gleicht er wieder keinem der bisherigen. Er ist ferner Staatsmann auf eigene Hand, wenigstens eifriger Beobachter und Richter über so manche Institutionen seiner und früherer Zeit. Dabei hat er das lebhafteste Interesse für den Kaufmann, wie er denn selbst für ein bedeutendes Haus der damaligen Handelswelt eine Reise ins Ausland unternimmt. Dann wieder ist er Polyhistor in umfangreichster Bedeutung, mit einer Leselust, deren Heißhunger durch immense Massen nimmer befriedigt wird. Aber er ist auch schaffender Autor, mit dem seltsamen Widerspruch, nur mit Widerstreben und dann doch aus innerstem Bedürfniß, mit der höchsten Uneigennützigkeit und im Namen eines Gottesreichs es zu sein. Aber er ist auch Kritiker, und ist es stets mit dem positiven Gehalt eigener Gedanken. Und endlich ist er, trotz seines fortwährenden Trachtens nach Unabhängigkeit, auch noch Beamter, und zwar der gewissenhafteste, und noch dazu in sehr subalternen Verhältnissen. Wahrlich, das alles, mit seinen verschiedenartigsten, voneinander abweichendsten Functionen, in Ein menschliches Individuum hineinzuverlegen, es sich in demselben als verträglich miteinander und gedeihlich auch nur vorzustellen, erfordert in dem Vorstellenden einen ungewöhnlichen Aufwand von

Seelenthätigkeit, die aber der noch zu verstärken hat, der uns von dem allen ein Gesammtbild zu entwerfen, es so auszuführen unternimmt, daß wir nun einen vollständigen, lebenswahren Eindruck dessen empfangen, der das alles in *einer* Person gewesen ist.

Doch es gehörte noch anderweitig Muth und eiserne Beharrlichkeit zu einer solchen Darstellung. Hatte Hamann schon bei Lebzeiten auch darin die Ungunst des Schicksals ganz besonders zu erfahren — wie der Genius mehr oder weniger freilich immer —, daß er von der Masse seiner Zeitgenossen unbeachtet blieb, nur daß er die Auszeichnung erfuhr, von den Mittelmäßigen bekämpft zu werden, so ist der durchschnittliche Zeitgeist der Gegenwart, wiefern er der Materie als solcher unglaubliche Zugeständnisse macht, allem Idealen sich abwendet, noch weniger geneigt oder auch nur befähigt, auf einen so originellen Schriftsteller wie Hamann sich einzulassen. Es müßte denn sein, daß die Culturgeschichte sehr bald einen ganz andern Weg einschlüge wie der, auf dem sie sich jetzt in so vielen leider schon genügt. Daß dieses geschehen werde, unterliegt keinem Zweifel. Einseitige, schroffe, Verwirrung stiftende Richtungen laufen ebenso schnell wieder ihrem Ende entgegen, wie sie gekommen sind. Schon aber daß Hamann unter den ersten Geistern seines Jahrhunderts, unter nicht wenigen, die sich später ihnen anschlossen, die gespannteste Aufmerksamkeit erregte, mit der innigsten Liebe gehegt wurde, daß seine Schriften, nachdem sie bereits in Gefahr waren unterzugehen, einen Herausgeber fanden, beweist, daß die Nachwelt, welche über ihn mit voller Anerkennung entscheiden wird, nicht ausbleiben kann. Denn wir vernehmen die Stimmen der entscheidenden Zukunft schon immer in denjenigen, welche sich auszeichnen in der Zeit, die ihr vorausgeht. Wenn daher Geister wie Kant, Hippel, Herder, Krause, F. H. Jacobi, Goethe, Jean Paul ein so anerkennendes Zeugniß über den Magus des Nordens abgaben, so können wir daraus entnehmen, wie künftige Jahrhunderte über ihn urtheilen werden.

Indessen hat es mit Hamann noch eine ganz eigene Bewandtniß, die es höchst wünschenswerth machte, daß ein sachkundiger und gründlicher Biograph, wie er sich jetzt in dem Verfasser des obigen Werks gefunden hat, nicht zu lange auf sich warten ließ. Hamann gehört einmal so sehr seiner Zeit und Umgebung an, und geht dann wieder in seiner prophetischen Fernsicht über alles, was bloße Zeitabschnitte besagen, hinaus, daß man eilen mußte, über ihn festzustellen, was noch festzustellen war, ihn gleichsam in seiner Erdnähe noch zu beobachten, auf daß er uns nicht zum Theil unverständlich würde, unserm Blicke wol gar entschwände. Und in der That schon jetzt ist Hamann ein teleskopischer Stern geworden, den wir nur noch mit bewaffnetem Auge einholen, um durch Combinationen, örtliche Verhältnisse, einander beleuchtende Aussprüche von ihm selbst, gleichzeitige Schriftsteller, Constellationen damaliger Ereignisse, Briefstellen, vor allem durch eine genaue Bibelkenntniß und des Mannes humoristische Eigenart, Kleines und Großes, Werktägliches und Festliches, Profanes und Heiliges, Schmerz und Freude, Irdisches und Himmlisches unter einen gemeinsamen Gesichtspunkt zu bringen, durch den Glauben über alles Problematische hinauszudringen, um durch das alles über ihn ein festes Ergebniß zu erhalten. Und da ergibt es sich denn, daß jener berühmte Nebelfleck am Himmel der Literatur, Magus im Norden genannt, nicht sowol ein einzelner Stern als vielmehr eine ganze Gruppe von Sternen ist, die noch dazu alle aufeinander Bezug haben, zusammen auch wol ein System bilden, nicht aber eins im Sinne der Schule und Wissenschaft, sondern in dem eines christlich-göttlichen Weltplans, der von einem der kühnsten Seher gedeutet und von innen her sibyllinisch beleuchtet, oder auch von außen, durch historische Wahrzeichen, erhellt wird.

Es ist in jeder Hinsicht merkwürdig und beweist, wie weite Dimensionen ausgezeichnete Geister sogar nebeneinander zu durchmessen vermögen, wie groß daher das Gebiet der Intelligenz überhaupt sein muß, daß neben Kant, und zwar gleichzeitig, Hamann auch noch möglich und sogar wirklich ist. Daß diese beiden Genien, die freilich diametral voneinander verschieden und abweichend sind, dennoch zusammentreffen, müssen wir als eine weise Fügung bezeichnen. Kant und Hamann in derselben Zeit, an demselben Orte stehen immer im besten Vernehmen miteinander, aber sie befinden sich keineswegs in vielen Punkten, nicht einmal im Princip in Uebereinstimmung. Hamann ist auf jedes neue Werk des gewaltigen Schöpfers der kritischen Philosophie, nun gar auf die Kritik der reinen Vernunft, in einem Grade gespannt, dessen Höhe man nach seinem schon berührten Lesereize abschätzen wird; ist es aber da, hat er sich in dasselbe genugsam vertieft, sodaß er darüber alles andere vergißt, so genügt es ihm schon nicht mehr. Kant hinwiederum gibt auf Hamann's Urtheil unendlich viel, ohne sich natürlich im wesentlichen durch ihn bestimmen zu lassen, aber Kant wußte und schätzte es sehr wohl, daß der wunderbare Magus Dinge sah, Verborgenheiten spürte, die entferntesten Weltknoten zusammenschaute und schließend lockerte, wie dergleichen noch in keines andern Macht gestanden hatte. Und als sie nun an das Licht getreten war die lang verkündete, unruhig erwartete Offenbarung des Weltweisen von Königsberg, als er es ausgemessen hatte das immerhin nicht kleine Gebiet, welches der menschlichen Vernunft zugänglich sein sollte, da bedünkte es unsern Hamann doch eigentlich sehr klein, er hatte dieselbe Vernunft mehr als im Verdacht, nichts ergründen zu können, und mußte fast außer sich darüber sein, daß der scharfsinnige Forscher eine andere Offenbarung als die der menschlichen Intelligenz gar nicht in Anschlag bringe, daß er — wie jener Astronom — am Himmel der Speculation Gott nirgends eigentlich gesehen habe, daher ihn nur zu postuliren gedrungen sei. Seitdem nun hat sich dieser für die Wissenschaft der Zukunft höchst ersprießliche Antagonismus stets häufiger wiederholt. Indem der eine triumphirt, ein Organon ein für allemal gefunden, eine unfehlbare Methode entdeckt, ein System aufgestellt zu

haben, welches in seinen Bereich alles dem menschlichen Erkennen Zugängliche aufgenommen, wenigstens sichere Kriterien dafür festgesetzt hat, ruft der andere: mit nichten, das Gebiet der Wahrheit ist ein viel umfangreicheres, und wo das Wissen aufhört, beginnt erst das Glauben, aber das Glauben aus nothwendigen Schlüssen und Denkgesetzen, und das Wissen und die Vernunft beruhen selbst auf dem Glauben, oder sie gelangen doch an eine Grenze, jenseit welcher nicht das Nichts ist, sondern das Reich des Geistes sich nur fortsetzt, und wo Gesetze herrschen, die der menschlichen Vernunft nicht widersprechen, denen sie sich aber zu unterwerfen hat, da es Offenbarungen, Thatsachen sind, in welchen auch der Ursprung der Sprache ist! Und so würde es nicht schwer sein nachzuweisen, daß in späterer Zeit Schelling und Baader wieder ein ähnliches Verhältniß zu Hegel haben, wie es einst Hamann zu Kant hatte.

Es muß nun für jeden denkenden Menschen von höchstem Interesse sein, sich des Nähern mit dem Leben, mit den Weltansichten und Schriften des Mannes in Bekanntschaft zu setzen, der in der Nähe, sogar im Umgange Kant's lebte, der Zeuge war der großartigen Entwickelung, der Epoche, die jener sondergleichen in der Philosophie machte, des Mannes, der eigentlich in Vergleich mit dem stets seßhaften Kant ein etwas unstetes Leben führte, nicht Professor an der Universität und doch Gelehrter in weltweiter Bedeutung in seinem bescheidenen und sehr unscheinbaren Amte war, und dem noch dazu, als derselbe Kant fast die ganze civilisirte Erde allmählich in Bewegung brachte, gleichwol solche Fundamental- und Universalkritik aller menschlichen Vernunft, ungeachtet lebhaftester Bewunderung, nicht zu stark imponirte. Und ob auch Kant durch seine grandiose Leistung Schüler, leidenschaftlichste Anhänger in den verschiedenartigsten Fächern der Wissenschaft fand, Künstler, Geschäftsleute, Dilettanten, Priester und Laien auf ihn horchten, und ob, ohne Unterschied der Confessionen, Christen und Juden, Katholiken und Protestanten ihre Huldigungen ihm darbrachten, an den Ansichten über Wissenschaft, Kunst, Leben, Menschenberuf, welche Hamann die seinigen nannte, änderte das nichts, wie er denn auch in seinem religiösen Credo immerdar derselbe blieb.

Doch vor allem haben wir jetzt auf das vorliegende Werk selbst einzugehen, seinen Grundcharakter zu bestimmen, seinen Inhalt insoweit näher anzugeben, als es der uns vergönnte Raum zuläßt; am wenigsten aber dürfen wir es schuldig bleiben, ein Urtheil auszusprechen über die Schriften Hamann's, inwiefern und ob er eine unausweichbare, unvergängliche Gestalt in der Literatur- und Culturgeschichte ist, und ob man immer wieder auf ihn zurückkommen wird, wenn auch die Zeitgenossen in der Anschauung der Dinge und Ereignisse ebenso schnell sich von ihm entfernt haben, als er sich von ihnen schon bei Lebzeiten entfernt hatte, aus welcher doppelten Geschwindigkeit man denn ersehen mag, in welchem Grade die Zeiten sich ändern, mit welcher Unaufhaltsamkeit sie fliegen, auch was die Meinungen, sogar die Ideen betrifft, und daß es eine der ausgemachtesten Täuschungen ist, wenn einige schläfrig-phlegmatische Geister noch immer dafürhalten, die Menschheit stehe still.

Der Verfasser (dessen Vorreden zu den einzelnen Bänden doch ja nicht, wie das leider so oft geschieht, ungelesen bleiben mögen, da sie sehr wichtige Gesichtspunkte enthalten) schickt seiner biographischen Eröffnung eine „chronologische" Zusammenstellung sämmtlicher Druckschriften Hamann's voraus, was gewiß sehr zweckmäßig und dankenswerth genannt werden muß. Die Zeit productiver Thätigkeit reicht bei unserm Magus von 1749—87. Auch über dieses schöpferische Wirken unterrichtet uns die vorliegende Biographie sehr genau. Des Verfassers ganze Darstellung ist frei von jedem Haschen nach Effect, von allem berechneten Bemühen, für seinen Gegenstand einzunehmen. Sein Ausdruck ist einfach, ungesucht, und selbst in jedem subjectiven Dazwischentreten bemüht, seinen Helden in das rechte Licht zu rücken, die objective Wahrheit zur historischen Anschauung zu bringen. Die biographische Kunst des Verfassers, die er nirgends vernachlässigt, besteht darin, daß er aus seiner außerordentlichen Belesenheit in Hamann's Schriften, besonders aus dessen überaus reichem Briefwechsel mit feiner Anempfindung, Sach- und Personenkenntniß, solche Stellen herausnimmt, die vorzugsweise charakteristisch sind, aber sie nun auch so wunderbar glücklich, mit einem so wahrhaft reproductiven Geschmack zu einem Ganzen wieder zusammenzusetzen weiß, daß solche Composition unter seiner Hand eine Mosaik wird, die Hamann der ihm eigenen sibyllinisch-hieroglyphischen Dunkelheit enthebt, ihn im Rahmen seiner Zeit, aber auch in dem Umkreise seiner eigenen Weltbetrachtung dermaßen deutlich vor uns erscheinen läßt, daß wir mit ihm zu verkehren glauben. So gewinnt alles, was der Biograph selbst sagt, wie er mit edelster Wärme für seinen Mann eingenommen ist, wie er dessen tiefsinnigste Aussprüche aus den Hauptschriften citirt, dessen zahllose, apokalyptische Anspielungen aus Parallelstellen der Heiligen Schriften erklärt, gleichzeitige Autoren über ihn anführt, eine überraschende Einheit und Transparenz, eine Frische der Farbengebung, wie wir sie — wir gestehen es offenherzig — in Betreff des Magus im Norden gegenwärtig nicht mehr für möglich gehalten hätten. Man vergleiche, bevor man auf die vorliegende Biographie und den Commentar seiner Schriften gründlich eingeht, nicht wenige der Aussprüche Hamann's. Man wird einen Lichtreflex auf sich eindringen fühlen, wie man ihn bis dahin noch bei keinem andern Autor empfand, diese Erregung wird vielleicht wohlthun, schon weil sie etwas ganz Außergewöhnliches ist, aber sie wird auch beunruhigen, sie wird mindestens nicht befriedigen, da man sich vergebens nach dem Stern hinwendet, der solches Licht sprüht. Man lese jedoch dieselbe Stelle, wie der Biograph sie auf eine bestimmte Seelenverfassung Hamann's, auf eine Situation seiner innern Kämpfe, auf ein Denkgesetz, auf einen Ausspruch der Bibel, auf ein literarisches Ereigniß der neuern Zeit, auf eine politische Begebenheit zurückführt, wenigstens

mitbezieht, und man wird über das Treffende, Einleuchtende, Kernhafte und Wahre der Hamann'schen Aeußerung staunen, man wird eine Prägnanz, eine Prophetie darin gewahren, die vorher nicht verstanden zu haben man nur dem eigenen Mangel an combinirendem Vermögen und nicht Hamann zuschreiben darf. Nicht alle seine Aeußerungen sind der Art, aber meistens gerade die tiefsten, die genialsten. Es ist nun dem Verfasser obiger Biographie gelungen, uns den ganzen Hamann in Zeichnung, Farbe, Gestalt, Belebung derselben wiederzubringen. Der Verfasser ist ein sehr vorsichtiger, aber auch höchst geschickter Restaurator im Sinne der seltensten Kunst gewesen, der uns eine der originellsten Geister- und Culturgestalten, deren Grundzüge, geschweige denn zartern Linien, Farben, Licht- und sogar Schattenpartien im Laufe der Zeit unkenntlich wurden, nachgedunkelt hatten, verschossen waren, so meisterhaft wiederhergestellt hat, daß das Original wieder unter uns lebt, und wir fast alles, was von ihm ausgeht, uns jetzt schon zu eigen machen, oder doch zu fernerm Nachdenken und Genuß uns zurechtlegen können.

Der erste Band des Werks macht uns mit den Voraltern und Aeltern Hamann's näher bekannt und schließt da, wo 1767 unser Magus durch Empfehlung Kant's und eines Commerzienraths Jacobi eine Anstellung (man denke!) an der Accise in Königsberg erhält. Dies kündigt uns denn sogleich auch im Weitern die wunderbarsten Lebensfahrten an, eine Gelehrtenromantik, wie sie das sociale Zeitalter kaum noch aufzuweisen haben dürfte. Es ist sehr folgenreich, daß Hamann aus dem Schose schlichter, aber durchaus braver Bürgersleute hervorgeht. Diese Schlichtheit und Bravheit ist dem Sohne stets eigen geblieben. Das edelste, christliche Reis wurde durch die Frömmigkeit beider Aeltern freilich einem Stamme oculirt, dessen unbändiger Naturtrieb dasselbe leicht hätte ersticken können. Die reichen Anlagen des Naturmenschen schützten ihn davor; Kenntnisse, die er mit Leichtigkeit in sich aufnahm, thaten ein Uebriges, und wir finden ihn nach Schule und Universität bereits als Hauslehrer placirt. Er weiß sich Liebe zu erwerben, Freunde ohnehin, besitzt Lehrtalent, wird aber sehr bald unstet, und wechselt in rascher Abfolge die Orte seines Aufenthalts. Es hat wol nie eine günstigere Zeit für die Freundschaft gegeben als das 18. Jahrhundert und nie einen günstigern Boden als Deutschland, selbst das Alterthum tritt dagegen zurück. Und noch dazu war Hamann ein Musterfreund in jener Blütenfülle echter Freunde. Dies allein spricht schon für ihn sein ganzes Leben hindurch. Aber, wie war er auch Freund! Stets mit der Losung: erst du, dann ich, mit einer Aufopferung über jede Vorstellung. Goldene Zeit, wo bist du hin? Nur dann und wann noch schlingen sich zwei ineinander und blicken auf ein Ideal, woran sie noch glauben, aber die Zeit der Monstrevereine verlacht sie dafür auch bei Zweckessen und Champagnertoasten von tausend Associirten im Anschauen einer neuen Dreschmaschine! Hamann, der schon früh reif war, einer Akademie vorzustehen, begnügte sich bald mit einer Beamtung als Packhofsverwalter (!), aber er hatte durch seine Vermittelung dem einen seiner Freunde zu einer Magister-, dem andern zu einer Prediger-, dem dritten zu einer Directorstelle, dem vierten zu einer Professur verholfen! Doch greifen wir nicht vor. Die Romantik im Leben, in den Fahrten unsers Helden wird immer bunter. Die Uebersetzung des „Dongeuil" hat ihn auf die Handelswelt hingelenkt, nicht minder das Verhältniß zu seinem Freunde J. C. Berens. Er gibt uns eine Schilderung der Mission des Kaufmanns, welche in ihrer Lebendigkeit ein glänzender Vorläufer zu der classischen in Goethe's „Wilhelm Meister" ist. Hamann verbindet schon früh die verschiedenartigsten Interessen, namentlich gemahnt er uns bereits damals an jene großartigen Engländer unserer Zeit, welche den Kaufmann, den Gelehrten, den Schriftsteller in sich vereinen. Kurz, wir treffen ihn auf einer Reise nach London für das Handelshaus Berens. Die Fahrt geht über Berlin, Lübeck, Amsterdam; sie geht ohne Uebereilung den Schneckengang einer deutschen Landpostkutsche alter guter Zeit oder gar einer holländischen Trekschuit.

Hier gelangen wir in eine Periode Hamann's, die uns für ihn erzittern läßt. Schon der Aufenthalt in Amsterdam ist bedenklich genug, vollends der in der Themsestadt. Man muß hier die vorliegende Biographie mit den „Gedanken über meinen Lebenslauf" unsers Magus vergleichen. Seine „Biblischen Betrachtungen" gewähren uns Beruhigung. In jener verhängnißvollen Zeit, wie auch sonst, legt Hamann einige Aehnlichkeit mit J. J. Rousseau dar, freilich mit dem gewaltigen Unterschiede, des erstern Naturmensch wurde gebrochen durch die Macht des Christenthums, des letztern wilde Leidenschaft kaum in Schranken gehalten durch einen matten, zweifelsüchtigen Deismus. Fast alle ausgezeichneten Geister hatten Einsprache zu leiden von dem Widerstand ihres Naturseins. Die Triebe im Menschen sind die natürlichen Verbündeten einer gewissen sinnlichen Daseinslust, zumal in der Jugend; sie sind Feinde der Intelligenz. Hamann erfuhr es fast bis zum Aeußersten. Leichtsinn, schlechte Gesellschaft rissen ihn fort. Schon hatte er den Zweck seiner Reise völlig aus dem Auge verloren, die große Verantwortlichkeit, die er auf sich genommen. Die willkürliche Entsiegelung jenes ihm anvertrauten Briefpackets, mit dem, was vorausging, zeigt ihn uns an einem Abgrund. Doch — Hamann, in London nahe daran, alles Unheil über seine Seele hereinzurufen, liest wiederholt die Bibel, liest sie diesmal aber mit aller Hingebung und Gründlichkeit, und wird ein anderer Mensch. Von jetzt ab, obwol seine leidenschaftliche Natur noch keineswegs ganz zum Schwelgen gebracht worden ist, bilden die Worte der Heiligen Schrift Epoche in seinem Leben. Als Mensch, als Denker, als Prophet, als Autor, nie verliert er sie aus dem Auge; auch sein Tiefsinn, sein Humor, seine Production, Lektüre wie Kritik ziehen ihre Principien, ihre Constructionslinien, ihre Curven der kühnsten und seltensten Anschauungen, kurz ihren Sättigungs- und Erquickungsstoff, ihre Begeisterung immer aus dem Worte Gottes,

und entzünden ihn zu tausend neuen Gedanken, zu leuchtenden Ideen. Die Bibel unterhält aber auch stets in ihm eine entschiedene, edle Freisinnigkeit, sie ist ihm sein Eins und Alles, welches ihm in aller Reife kindlichen Sinn bewahrt, ihn in jedem Entbehren reich, in Verfolgung und allen Leiden fast ausgelassen macht. Wahrlich, das war denn eine Veränderung, die wol eine Reise nach London belohnte!

Hamann ist wieder in Riga angelangt, wo das Handelshaus Berens seinen Sitz hatte. Bald jedoch kehrt er nach Königsberg zurück. Es tritt eine Spannung ein zwischen ihm und seinen Freunden Berens und Lindner, dem Rector. Diese Differenzen hatten wahrscheinlich auch tiefere Gründe als blos geschäftliche. Auch die große religiöse Veränderung, die mit unserm Philosophen vorgegangen war, trug gewiß das Ihrige dazu bei. Es war wol der Streit, der auch in unsern Tagen so viele Irrungen herbeiführt, und der auch auf die politischen Verhältnisse einen mächtigern Einfluß übt, als man oft vermuthet. Um so erfreulicher muß es sein, daß, ungeachtet aller Abweichungen in Ansichten, der Umgang zwischen Kant und Hamann sich dauernd erhielt. Kant nahm einen zu hohen Standpunkt ein, als daß er nicht immer nobel hätte sein und die Höhe, auf der sein Freund verweilte, ob sie auch einer andern Sphäre angehörte, nicht als ebenso bedeutend hätte anerkennen sollen. Was Hamann gewiß stets daran hinderte, seine gewaltigen Gedanken zu einem System zu verarbeiten, war einmal, daß sein unerhörter Assimilationstrieb in der Lektüre ihn so sehr beherrschte, dann aber auch, daß die Fülle eigener Gedanken ihn überströmte, vor allem jedoch, weil er überzeugt war, Gott allein habe ein System, das Weltsystem, welches er geschaffen. So etwas deutet sich auch an in den Briefen, die Hamann an Kant schreibt bei Gelegenheit, daß beide damit umgingen, sich zur Veröffentlichung einer „Kinderphysik" zu vereinigen. Wer muß der gewesen sein, muß man unwillkürlich ausrufen, der es wagen durfte, mit Kant in solcher Weise zu sprechen, indem er freilich dessen Außerordentlichkeit vollauf zu würdigen wußte! So lautet es an der einen Stelle wörtlich:

Sie sind in Wahrheit ein Meister in Israel, wenn Sie es für eine Kleinigkeit halten, sich in ein Kind zu verwandeln, trotz Ihrer Gelehrsamkeit! Oder trauen Sie Kindern mehr zu, unterdessen Ihre erwachsenen Zuhörer Mühe haben, es in der Geduld und Geschwindigkeit des Denkens mit Ihnen auszuhalten?

An einer andern Stelle heißt es:

Wenn wir an Einem Joche ziehen wollen, so müssen wir gleichgesinnt sein. Es ist also die Frage, ob Sie zu meinem Stolz sich erheben wollen, oder ob ich mich zu Ihrer Eitelkeit herunterlassen soll?... Die Natur ist ein Buch, ein Brief, eine Fabel oder wie Sie sie nennen wollen. Gesetzt, wir kennen alle Buchstaben darin so gut wie möglich, wir können alle Wörter syllabiren und aussprechen, wie wissen sogar die Sprache, in der es geschrieben ist. Ist das alles schon genug, ein Buch zu verstehen, darüber zu urtheilen, einen Charakter davon oder einen Auszug zu machen? Es gehört also mehr dazu als Physik, um die Natur auszulegen. Physik ist nichts als das A·b·c. Die Natur ist eine Aequation einer unbekannten Größe; ein hebräisch Wort, das mit bloßen Mitlautern geschrieben wird, zu denen der Verstand die Punkte setzen muß.

Dieses müßte, wenn man es wohl erwöge, nicht wenigen unserer heutigen Naturforscher die Augen öffnen über ihre Einbildung, daß sie an der Natur ein Letztes haben und daß man auf dem Wege der bloßen Beobachtung und des Experiments zum Verständniß derselben gelangen könne; sowie auch das, was unser Magus schon in dieser Zeit über das Wesen der Sprache äußert, gewissen Philologen über ihre Wissenschaft ein ganz neues Licht geben würde. Und wirklich verhalten sich viele Philologen zu dem, was Sprache als Ding an sich ist, wie die Physiker zu dem eigentlichen Wesen der Natur, als der einen Seite und Hemisphäre des Universums, während sogar die andere Seite, der Geist, über die Natur und sich selbst noch hinausweist und zwar auf die Person an sich, welche Gott ist. Wir werden Gelegenheit haben, auf den hier zuletzt berührten Unterschied noch einmal zurückzukommen.

Inzwischen erweitert sich der Kreis der Freunde und Bekannten für Hamann immer mehr, und dehnt auch seinen Briefwechsel immer bedeutender aus. Hamann liebte die Einsamkeit ebenso sehr wie das gesellige Leben. Indem wir einen Brief schreiben, der irgendwie Gehalt hat, erfahren wir das überaus Angenehme, daß wir Einsamkeit und Umgang vereinigen, beider Blüten und Früchte zugleich genießen. Dieser Segen wurde auch dem Magus im Norden durch ein ganzes Leben zutheil. Hippel, der nachmals so berühmte Humorist, kam nach Königsberg, um an der Universität seine Studien zu vollziehen, etwas später auch Herder. Im Jahre 1759 setzt Hamann zum ersten male die Feder als Autor an, er eröffnet seine Bahn mit den „Sokratischen Denkwürdigkeiten". Aus diesem tiefsinnigen Werke ist denn sogleich zu ersehen, welche Ansicht der Verfasser über die Unbedingtheit des menschlichen Wissens hatte, was ihm der Glaube war, und daß er über den Beruf und die Verantwortlichkeit des Schriftstellers ganz anders dachte wie die meisten seiner Zeitgenossen. Wie so gar nicht die damalige Kritik solcher Sprache und solchen Gedanken gewachsen war, beweisen die Recensionen in den „Literaturbriefen", im „Hamburger Correspondent", in den „Hamburger Nachrichten". Es ist gegründet, Hamann liebte mehr oder weniger in allen seinen Schriften die Wolken — sodaß die eine unter jenem Titel symbolisch für ihn ist —, schon um den profanen Vulgus von sich abzuschrecken, den er immer mehr in seiner Niederung und Gemeinheit erkannte; aber er entließ aus ihnen, wie der Wolkenthürmer Zeus bei den Alten, Blitz und Donner; er schlug ein, daß es lichterloh brannte. Die damalige Aufklärung, die sich wunder wie klug und praktisch dünkte, fuhr mit ihrem Wasser des gesunden Menschenverstandes darein, um zu löschen. Aber wie sie auch ihren Gischt zum Himmel spritzte, nicht einmal die Wolken erreichte sie, geschweige daß sie solche durchdrungen und entdeckt hätte, daß Segen ihrem Philisterlande zutheil geworden war, daß jenseit der Gewölke der Himmel in aller Reinheit leuchtete, daß Sterne dahinter brannten, wie sie bis dahin von der Erde aus noch nie gesehen worden waren.

Kant, Hippel und Herder dagegen wußten solches Licht hinlänglich zu schätzen, und daß ein neuer Genius über Deutschland aufgegangen war. Aber — Nicolai und Hamann, wahrlich, Erde und Himmel konnten nicht weiter auseinanderliegen!

Inzwischen warf sich Hamann, während er die „Hellenistischen Briefe" schrieb, in immer neue Studien. Hamann besaß außer seiner eigentlichen Genialität, noch von keinem andern geahnte Gesichtspunkte zu entdecken, zu fassen, daraus Folgerungen für neue Weltanschauungen zu ziehen, ein enormes Sprachtalent. Die alten und die neuen Sprachen eignete er sich in kurzer Zeit mit gleicher Gründlichkeit an. Er machte, sozusagen ein neuer Anacharsis, eine Reise, wenn auch nicht nach Griechenland, jedoch durch die Literatur der griechischen Classiker. Euripides, Sophokles, Aristophanes, kurz, Dichter, Philosophen, Geschichtschreiber kamen an die Reihe. Auch die andern Literaturen folgten. Sogar den Koran las er. Rousseau's „Heloise" zündete gewaltig in ihm. Der briefliche Austausch zwischen Hamann und Herrn von Moser (Friedrich Karl) — der ihn zum ersten male als Magus im Norden bezeichnete — ist von großer Wichtigkeit. Jetzt begann unser Freund die „Königsberger Zeitung" zu redigiren, auch mit eigenen Arbeiten zu versehen. Dann finden wir ihn auf kleinen Excursionen, in Lübeck, in Frankfurt a. M., Mitau, Warschau. Herder hatte eine Stelle in Riga angetreten. Hamann knüpfte an ihn unendliche Erwartungen. Die erquicklichsten Briefe gingen seitdem zwischen ihnen auf und ab, bis in die späteste Zeit, aus welchen uns im Fortgange der Biographie höchst Werthvolles mitgetheilt wird. Unterdessen hatte der innerlich wie von außen her so vielbewegte Mann, der außerdem noch mit der Sorge um so manche Familienverhältnisse, zumal was seinen Bruder betraf, erfüllt war, unter andern Schriften bis zum Jahre 1768 auch mehrere verfaßt, die von ganz außerordentlicher Tragweite sein sollten, wenngleich zunächst nur für solche Leser, die ihm zu folgen vermochten. Dahin gehören denn die „Wolken", „Aesthetica in Nuce" und „Kreuzzüge des Philologen".

Der zweite Band der Lebensbeschreibung reicht bis zum Ende des Jahres 1783, wo Hamann zu größter Aufregung seines Gemüths — sehr charakteristisch für die Lebhaftigkeit, mit der er alles auffaßt — plötzlich zwei Schriften in seiner Bibliothek vermißt. Zwei voneinander abweichendere Naturen, jedoch im besten Sinne, wie Hamann und Lessing konnte es wol kaum geben, dennoch haben sie auch viele Sympathien. Kämpfen beide von deutschem Grund und Boden aus gegen französischen Geschmack und sonstige Anmaßung, so sehen wir jetzt auch beide im Kampf gegen einen gemeinsamen, sehr plumpen Feind, Herrn Klotz, gegen den der geniale Kritiker des 18. Jahrhunderts seine „Briefe antiquarischen Inhalts" schleuderte. Starck (der spätere Convertit), Reichardt, Lenz, Kraus sind neue Gestalten, denen wir begegnen, die sich bald von nah und von fern ins Unübersehliche mehren.

Daß Hamann in dieser Zeit (1769) mit einem durch und durch unverdorbenen, kräftig-gesunden Naturkinde — er nennt sie „Hamadryade" — eine sogenannte Gewissensehe eingeht, d. h. doch wol eine Ehe, die man so privatim auf sein Gewissen nimmt, ist eine Anomalie, die man aus seiner sonstigen Abnormität entschuldigen, aber nicht gutheißen kann. Es war ein Schritt, mit dem er offenbar in sein früheres Natursein zurückfiel, mit Recht Anstoß erregte, und den er vor seinem geheimsten Selbst gewiß nicht rechtfertigen konnte. Nicht wenige unserer Zeitgenossen, alle Anhänger einer frivolen, der Willkür am liebsten huldigenden Emancipation werden gar keinen Anstand nehmen, jene Ausführung unsers Magus groß zu nennen, während seine wahrhafte Größe ihnen sehr unbequem und unzugänglich ist; wir aber können das, was in des ausgezeichneten Mannes Leben ein Flecken war, auch nur als solchen bezeichnen, und nur darin volle Genugthuung finden, daß der ganze Hamann stets bereit war, seine Fehltritte zuzugestehen und Schmerzen darüber zu fühlen, daß er ein vortrefflicher Vater, Erzieher seiner Kinder war und in wahrhafter Liebe und Treue seinem Weibe anhing. Merkwürdig jedoch bleibt es, daß Hamann, der die Unabhängigkeit in allen Verhältnissen von Natur aus liebte, dennoch unwürdige Fesseln mit eiserner Geduld fast ein ganzes Leben hindurch trug, es nicht über sich gewinnen konnte, sich eine würdigere, namentlich amtliche oder andere Stellung zu geben; alles das vielleicht eben aus Liebe zur Unabhängigkeit: ein Zug, den wir übrigens in vielen Menschen wiederkehren sehen, die daher wol alle zu derjelben, auch nothwendigen Geisterordnung gehören, obwol sie die herrschende Ordnung unterbrechen.

Daß einem so ins tiefste Ursein mit seltenster Schärfe hinausspähenden Blicke Herder's Erklärung der Sprache, die Enthüllung ihres Ursprungs nicht genügen würde, stand zu erwarten, und doch wie tief schaute und erkannte derselbe Herder in Sachen der Mosaischen Urkunde! Es verhält sich aber, abgesehen von Herder, mit der Sprache ganz ähnlich, wie es sich mit der Schöpfung der Welt und des Menschen verhält. Die meisten, denen die Nothwendigkeit der Weltschöpfung nicht einleuchtet, werden Sprache, Welt und das Entstehen des Menschen natürlich erklären wollen und damit gar nichts erklären. Wie sie in Anbetracht der Welt von Atomen fabeln, die allmählich zu Sphären sich gebildet, regelmäßige Bahnen gewonnen nach Gesetzen, die freilich dann keinen Ursprung, keinen Gesetzgeber haben, so schreckt sie auch das Unerhörte der Intelligenz und des Bewußtseins von dem Unmöglichen nicht zurück, sondern sie lassen den Menschen, ohne jede Ableitung seines Wissens um das Universum, aus dem Thierleibe hervorgehen. Und wie nun der Affe Mensch ward, so soll auch der Laut des Affen oder gar der des Rindes zuletzt Sprache des Dichtens, Denkens, nun gar der Andacht, die sich über alle Endlichkeit erhebt, geworden sein. Das alles zusammen aber ist dann nicht etwa blos Mangel an Logik, sondern es ist das positive Chaos ausgemachtester Absurditäten. Schon an

einem andern Orte deuteten wir mit starker Betonung darauf hin, daß das Entstehen des Menschen Vorgänge auf unserm Planeten voraussetze, welche jetzt aller Erdwirklichkeit entrückt seien. „Es handelt sich", hieß es an jener Stelle, „in diesem Drama, das im Weltall und auf Erden vorgeht, um Ereignisse, die das Urwesen offenbaren." *) Um so mehr wurden wir jetzt, nach Jahren, erfreut, im vierten Bande von „Leben und Schriften Hamann's" (S. 49) uns mit ihm bei demselben Ausdrucke zu begegnen. Der Magus im Norden sagt:

Die Schöpfung des Menschen gibt in Moses' Erzählung eine weit geheimnißvollere und feierlichere Handlung ab als sein bloßes Wort. Ein Rathschluß Gottes wird vorher eingeführt. Gott nimmt sich die Mühe, den Staub der Erde zu bilden. Die Schöpfung des Schauplatzes verhält sich zur Schöpfung des Menschen wie die epische zur dramatischen Dichtkunst. Jene geschah durchs Wort; die letzte durch Handlung — Herz! sei wie ein stilles Meer!

Höchst erfreulich ist es zu sehen, wie ein so eigenthümlich gearteter und begabter Geist beim Nachsinnen über die schwersten aller Welträthsel doch keineswegs seine Umgebung und Gegenwart außer Acht ließ, vielmehr auch hier stets wachsam auf der Zinne der genauesten Beobachtung stand, um zu rügen, was zu rügen war, um, wie oft er auch zurückgewiesen wurde oder eigener Gefahr sich aussetzte, gleichwol Beschwerde zu führen und auf Abstellung gewisser Uebelstände hinzuarbeiten. Er, der ebenso patriotisch wie religiös war, hatte schon längst auf dem Gebiete, auf welchem er als Beamter arbeitete, einen Schaden entdeckt, der am Marke des eigenen Landes zehrte und immer weiter um sich griff. Es war dieses damals nichts Geringeres als eine Fremdherrschaft, ein Beamtenheer noch dazu von Franzosen, im preußischen Staate, welches äußerste Willkür ausübte, sich selbst bereicherte, indem es andere übervortheilte. Der Biograph sagt: „Die ganze Finanzverwaltung war in französische Hände gegeben, welche daraus zum Nachtheil der preußischen Unterthanen für sich und ihre Creaturen eine unerschöpfliche Goldgrube machten." Hamann, wie divinatorisch er sonst in die Ferne drang, konnte nicht ahnen, daß jene franzmännische Bureaukratie, die ihm mit Recht so verhaßt war, nur die Vorläuferin sein sollte einer ganz andern Franzosenherrschaft und Knechtung deutschen Sinns und deutscher Rechtsansprüche, und daß sogar dann, wenn solche Schmach durch einen Kampf auf Leben und Tod niedergeworfen sein würde, das Franzosenthum zahllose Deutsche noch lange Zeit hindurch verführen und blenden sollte in der Familie, im Umgange, in der Politik, in der Literatur, wie wir immer noch erleben und zu unserm tiefen Verderben bestens cultiviren. Derselbe Hamann, der damals sich beschwerte mündlich und brieflich, mit Nachweisen, mit Enthüllungen, mit wahrheitsvollen Demonstrationen und Petitionen einkam, um die beispiellosen Anmaßungen, Erpressungen und andern Gewaltmittel jener Eindringlinge, die auf jede Weise begünstigt wurden, koste es, was es wolle, niederzuwerfen, derselbe Hamann würde aus den Wetterwolken seiner Richter- und Prophetenworte uns Heutigen Licht darüber geben, warum wir in keinem Betracht zur Einigung deutscher Stämme in ein und derselben Nationalangelegenheit gelangen, und was uns daraus für Gefahr erwachsen könne. Wie damals die Fremdherrschaft zusammenhing mit der Vorliebe für französische Literatur und Verachtung deutscher Sprache, so ist das noch heute der Fall, allerdings jetzt in ganz anderer Gestalt, und zwar besonders in den höhern Ständen, wenn auch mit rühmlichen Ausnahmen. Hamann schreibt:

Mein äußerer Beruf war Nothwendigkeit und Pflicht. Mein innerer beruhte auf zwei Umständen, die sehr zufällig waren. Die französische Sprache war die einzige, in der ich mich zum Schreiben aus Lust geübt hatte und wozu ich durch meinen Freund Berens aufgemuntert wurde, welcher zugleich die meisten Schriften über Handel und Politik von Paris mitbrachte und diese Modeseuche mir inoculirte. Es nahm mich also wunder, daß kein Deutscher würdig erfunden worden war, die Finanzen zu verwalten und daß durch die Declaration vom April alle Kinder des Reichs für unmündig und unfähig dazu erkannt werden mußten. Ich hielt mich also die ersten Jahre ziemlich wacker in dieser neuen Schule — aber leider! Bübereien und Eulenspiegelstreiche und Infamien und alles, was die Sitten eines Volks verderben kann. Wie mir unter dieser Bande de brigands étrangers zu Muthe gewesen! Ich hatte für meinen Geschmack an der Sprache einer Nation gebüßt, die durch ihr point d'honneur und ihre Galanterien zwei der göttlichsten und zugleich menschlichsten Gebote untergraben, auf denen häusliche und öffentliche Sicherheit und Glückseligkeit beruht.

Sind wir Deutsche nun auch endlich davon zurückgekommen, irgendwelches politische Heil von Frankreich her zu erwarten, sind wir im Gegentheil durch schmähliches Lehrgeld zu der Einsicht gelangt, daß wir in unserm staatlichen Bestehen auf unausgesetzter Hut sein müssen vor etwaiger Wiedereröffnung der Kammern in Paris, ich meine aber der Reunionskammern im Sinne Ludwig's XIV., so hat jene gallische Finanzverwaltung und Bevormundung deutscher Intelligenz, worüber schon Hamann Klage erhebt, noch keineswegs aufgehört, und Schande denen, die es herbeiführen und sich also bevormunden lassen! Der fast gänzliche Mangel an deutschem Nationalstolz, an deutscher Willenseinheit und Charakterfestigkeit wird heute dadurch unterhalten, daß wir in unsern Familien der französischen Ausdrucksweise, Sitte und sonstigen Lebensart noch immer eine so breite Basis geben, was denn so weit geht, daß nicht wenige unserer Großen sich ganz und gar der deutschen Literatur entfremdet haben. Das hat seine schädlichen Früchte getragen und wird sie immer mehr tragen, wenn dies aus Paris oder am Ende nur aus Genf verschriebene Bonnenwesen, dies Fälschen und Lähmen schon der Kinderzunge mit gallischem Wortlaut nicht eine Grenze findet. Auch hier könnte man jene ergreifende Scene aus Shakspeare's „Hamlet" in Anwendung bringen. Wie nämlich der dänische Prinz seiner entarteten Mutter den Vergleich vorhält zwischen dem Götterbilde von Mann, den sie auf ihrem Gewissen habe, und dem Zerrbilde und Scheusal, das sie an dessen Stelle gewählt, so hätte sich hier

*) Vgl. „Das Geheimniß der Lebenskunst. Von Alexander Jung" (Thl. 1, Leipzig 1858).

der Fall beinahe umgekehrt, und man müßte Deutschlands entarteten Vätern das Verbrechen vor Augen bringen, welches sie an ihrer Nation und an ihren eigenen Kindern begehen, indem sie diese von früh auf entziehen ihrer herrlichen, natürlich angestammten Mutter, nämlich ihrer Muttersprache, hinter welcher denn doch das französische Idiom bedeutend zurücktreten dürfte. Es ist schon mehrfach zur Sprache gebracht worden, daß namentlich ein Theil der österreichischen Aristokratie eher nach dem fadesten französischen Buche greift, als daß sie irgendwie noch deutsche Lektüre wählen sollte. Der Schaden an der eigenen Seele wird nicht ausbleiben, aber auch der ungeheure Nationalschaden könnte wiederkehren, wie er nach jener Finanzverwaltung durch Franzosen zur Zeit Hamann's später im ganzen deutschen Vaterlande zum Ausbruch gekommen. Es ist ein Unterschied, dessen untergrabende Folgen oft furchtbar genug sind, ob man sich mit Hamann wieder und wieder in die Bibel vertieft, in Goethe, in Schiller, in Jean Paul, in die ganze Fülle unserer einzigen deutschen Literatur, oder ob man, wie es die neueste Mode der großen Welt erheischt, nach Renan's „Leben Jesu", oder nach dem neuesten Roman des modernsten pariser Feuilletonisten greift. Wer in der Muttersprache beschränkt, d. h. ein nicht mehr fassender Kopf ist, der wird bald ganz und gar beschränkt. Die Zeiten haben reißende Fortschritte auch im Schlechten gemacht. Und wie einst Friedrich Richter so köstlich Hamann's Stil „einem Strome" verglich, „den gegen die Quelle ein Sturm zurückdrängt, sodaß die deutschen Marktschiffe darauf gar nicht anzukommen wissen", so werden vollends die Ziergondeln und immer nur auf Amusement und Lust aussegelnden Spazierschiffe der großen Welt mit ihrem selbst windigen, französischen Segel- und Takelwerk auf dem Weltstrom der deutschen Sprache und Literatur nicht bestehen, sondern mit ihrer spärlich genährten, französischen Intelligenz spurlos verweht werden. Daß es übrigens im großen Ganzen doch noch besser steht mit der Pflege germanischer Bildung auch in den Kreisen der Großen, als viele besorgte Zeitgenossen aussagen, scheint uns der Umstand zu verbürgen, daß aus der Aristokratie deutscher Gauen in neuester Zeit Schriftsteller ersten Ranges hervorgehen. Dennoch seien wir immerdar und in jedem Betracht Hamann's Warnung vor jeder Fremdherrschaft im eigenen Lande eingedenk!

Unterdessen fährt unser Freund in seiner höchst eigenthümlichen, treuherzig-patriarchalischen Lebensweise fort, seine Amtspflichten zu erfüllen, unermeßliche Lektüre zu betreiben, seine Schriften, wenn auch langsam, dennoch stetig zu vermehren, seiner Familie mit Sorgfalt vorzustehen. Der Briefwechsel mit Herder ist bereits im Gange, Claudius, der wackere Wandsbecker, ist eine neue Acquisition. Schon hier sei es bemerkt, unter all den zahllosen Briefen, die Hamann geschrieben und empfangen und die alle das lebendigste Interesse erregen und befriedigen, sind unsers Bedünkens die reizvollsten, gedankenfrischesten und spannendsten die, welche zwischen ihm, Herder, Jacobi, Reichardt und dem Kreise der Fürstin von Galyzin (Diotima) in Münster auf- und abgingen, in welchem letztern denn Buchholtz eine der anziehendsten Gestalten ist. Herder offenbart sein einziges Wesen in jeder Zeile. Er verfolgt große Intentionen. Herder ist frisch wie der Morgen, in allem, was er von sich hören läßt; daher er sich auch so vortrefflich auf den Orient versteht. Herder offenbart überall den poetischen Blick, aber auch den Philosophen der Geschichte, der in all dem in umfassendster Weise religiös ist, wie man es in so universeller Weise damals unter Theologen noch nicht zu sein wagte, auch nicht den Schwung dazu hatte, am wenigsten aber das Organ für die Gottheit und Menschheit zugleich. Dabei ist Herder, wie er sich brieflich gibt, pietätsvoll, fast zärtlich gegen den Magus, immer bereit, von ihm anzunehmen, dessen Ausstellungen sich gefallen zu lassen, wie leicht zu verletzen er auch sonst in literarischen Dingen war; er ist jenem der treueste Freund in Tagen der Sorge, zu jeder Aufopferung bereit, dabei glücklich im Scherz, erfinderisch im Ausdruck, und fast da schon ein Maler, wo er mit der Feder erst zeichnet und skizzirt.

Aber auch Hamann selbst gewährt uns, in harmlosester Weise, einen gar artigen Einblick in seine Autor-Familienexistenz. Die Räume sind beengt genug, man drängt sich behaglich zusammen, Hänschen (der Sohn) ist eine Lieblingsfigur, die „Hausmutter" fehlt auch nie, und es gibt nach mancher Sorge, manchem Aerger und Herzeleid von außen manch einziges Erleben und Mitsammengenießen, wenn nach langem Erwarten so eine Buchhändlersendung ankommt mit einer neuen Druckschrift des Hausvaters. Hamann war der uneigennützigste aller Autoren. Von Honorar keine Rede, aber er lebte mit seinem Verleger in dieser Unschuldsperiode der Literatur, trotz Aufklärung, in einer Art Tauschhandel! Da begleitete die neue Schrift ein Fäßchen mit Caviar, auch wol ein delicater Fisch; der gemüthliche Claudius vollendete des Buchhändlers Freigebigkeit und hatte einen ganzen Flaschenkeller des edelsten Weins geschickt. Das gab nun eine Familienscene sondergleichen, während man auspackte. Mit Beihülfe aller wurde die Kiste, das Fäßchen geöffnet, die Enveloppe entsiegelt, und während der Magus voll Wonne seine eigene Schrift anlas, begnügten sich Vater, Mutter, Hänschen und was sonst von Kindern zugegen, nicht etwa mit Kosten des Eß- und Trinkbaren, sondern — so deliciös schmeckte es — reiner Tisch wurde gemacht, nur daß Kant oder Hippel nicht vergessen werden durften, denen unser Freund einen Liebes- und Pflichtantheil reservirte, und schon jetzt seine stille Lust daran hatte, dem „alleszermalmenden" (Mendelssohn sollte ihn ja wirklich so nennen) Weltweisen, der bekanntlich die Freuden eines guten Mahls ebenfalls kannte, sein Deputat, in ein Papier gewickelt, abends ins Haus zu bringen.

Hamann war physisch kränklich, aber er war es auch psychisch, wie er sich denn selbst einen Hypochonder nannte, jedoch seine Daseinslust im Körperlichen und Geistigen war so groß, er erfreute sich in beiden so nie versagender Genußorgane, daß er Bücher, Speisen und Getränke gleich gut verdaute. Er scheint bei derartigen Assimilationen

die ganz absonderliche Erfahrung gemacht zu haben, daß sie seinem Gedankenproceß zu statten kamen, und wie er, ungeachtet seiner sonstigen Transscendenz, der Empirie gar nicht abgeneigt war, so brachten ihm Lektüre in Masse und Erfrischungen auf dem Wege des Mundes, auch nicht gerade in kleinen Maßen, stets angenehm, wie es scheint, den Zusammenhang von Seele und Leib ins Bewußtsein. Wir wollen das keineswegs als Muster empfehlen, denn Hamann ist und bleibt eine Abnormität, und hat auch in obigen Beziehungen eine gewisse Familienähnlichkeit mit J. J. Rousseau, der keinen Anstand nimmt, uns zu bekennen, daß eine interessante Lektüre ihn doppelt fessele, wenn er dabei Kuchen als Imbiß nehme. Augenärzte dürften mit Recht gegen solche Passionen beider Berühmtheiten protestiren. Jedoch die ganze Sache hat ihr höchst Ergötzliches, und bekundet hinlänglich die imposante Liebenswürdigkeit, im Stile der alten ungenirten Zeit, Hamann's und seiner Hausgenossen.

Indem wir noch voraussenden, daß selbst Krankheit und sogar, wenn Patient das Bett hütete, und sogar, wenn der Kranke ein Kind, nämlich vielbesagtes „Häns-chen" war, nicht vor tüchtigem Einspruch bei Caviar oder Lachs bewahrte, lassen wir einige Briefstellen unsers Magus folgen, die uns obige Familienereignisse und Liebhabereien gar anmuthig in Scene setzen. Hamann schreibt:

„Unser Hänschen hat das Fieber und Sie haben zwei Briefe bekommen." Mit diesen Worten bewillkommnete mich meine Hausmutter, als sie mir die Hausthür zu Mittag aufmachte. Nachdem ich mein Hänschen beklagt hatte, dann mich nach den beiden Briefen auf dem Fenster zurückwandte, fand ich einen dicken von Herder und einen im Verlegerformat von einem Duodez-Autor von Bode.

Und wiederum:

Heute auf den Abend als ich zu Hause kam, erfuhr ich mit viel Zufriedenheit, daß Hänschen von Mittage bis nach fünf in einem Schlafe gelegen hätte. „Nun gottlob!" sprach der Hausvater und sah nach seinem Lehnstuhl, wo er ein Pack gewahr ward. „Kinderchen", frug er, „was ist das?" mit dem Zeigefinger ausgestreckt. „Heute sind Sie wol glücklich", versetzte die Hausmutter, „Madame Rappolt hat das hergeschickt nebst einem Fäßchen Caviar." — „Ha! ha! Das ist gut." Nun, mein lieber Hartknoch! Die Hälfte ist bereits beim Schluß der ersten Seite statt anderes Intermezzo verzehrt und ich hatte alle Gewalt mir anzuthun, nicht das morgende Dessert zu anticipiren. Mein Hänschen, der den ganzen Tag gefastet, hat wie ein kleiner Mann mitgemacht und hat mir nicht genug zu erzählen — (ist er nicht seines Vaters Sohn? werden Sie mir ins Wort fallen) — und zu beschreiben gewußt, wie leicht von Beinen und Gemüth er sich nach seinem heutigen Fieber befände, und daß er, wenn er gesund wäre, viel schwerfälliger und lässiger sich fühlte.

Das sind denn doch wol Familien-, Autor- und Tafelfreuden aus dem Stegreif, und zwar mit einer Naivetät, mit einer homerischen Treuherzigkeit und epischen Ruhe genossen und erzählt, daß man sich besorgt fragen muß, ob in unserer Zeit wahrlich nicht blöder Genußsucht solche Ur- und Literaturzustände von Einem Guß noch möglich seien?

In Betreff der oft bei unserm Magus musikalischtrunkenen, dithyrambisch-lustigen Stilweise vergleiche man unter anderm das, was er bei Gelegenheit Asmus, des „Wandsbecker Boten", den Freund Hain sprechen läßt. Shakspeare schlägt auch nicht selten diesen Ton, man möchte sagen, romantisch-wilder Ausgelassenheit an, wie im „Sommernachtstraum", oder da, wo er uns Ophelien vorführt. Dann ist es bei Hamann oft geradeswegs Kirchenstil, nach Art auserlesenster Tonmeister, schwer ergründbar, geheimnißvoll, ja verschlossen dem Ohre und Verständniß der Welt; dagegen groß, weit, unendlich wohlthuend Freunden und jedem Kenner solcher Herzensmysterien, die oft das Herz entzweizupressen drohen, und doch sich mit Hülfe eines jede Erdenfessel sprengenden Humors wieder Luft machen.

Von bemerkenswerthen, besonders hervortretenden Gestalten nennen wir unter andern die beiden sehr unternehmenden Buchhändler und Verleger Kanter und Hartknoch, die Hamann selbst vortrefflich zeichnet und ihrem Naturell nach, aber auch als Geschäftsmänner, scharf unterscheidet, ferner Wieland, mit seinem „Teutschen Mercur", Kaufmann, Lavater, Mendelssohn, Madame Courtan, eine durch ein ganzes Leben hindurch sich bewährende Freundin unsers Magus, Goethe's Plessing, Scheffner, Voß, Johannes von Müller, Borowsky, Hill. Scheffner, bald auf seinem Landsitz, bald in Königsberg weilend, wo er sich auch gern in der Umgebung Hippel's hielt, war ein um vieles Wissender, vieles Vermittelnder, auch wol in eigenen Tagebüchern, soviel es ihm ausführbar sein mochte, Besprechender. Er übte in den königsberger Literaturkreisen damals wol eine ähnliche Function aus wie Böttiger eine Zeit lang in Weimar zur Zeit Goethe's, Dorow in der Periode der Restauration. Es setzte in Scheffner's Aufzeichnungen schon etwas von Memoiren an — freilich mit mehr gutem Willen als mit geistigem Vermögen —, dessen Blüte und classischer Vertreter in Deutschland später Varnhagen von Ense werden sollte.

Während nun Hamann hausväterlich, freundschaftlichbrieflich, amtlich, schriftstellerisch, aber auch in der Lektüre wie im Studium, nach den verschiedensten Seiten hin, unermüdet thätig war, mit Blitz und Donner, mit Bibel und Profanscribenten, mit Gelehrsamkeit und Humor, mit Ernst und schärfster Satire Nicolai und die Nicolaiten, und den ganzen, unermüdet quakenden, irrlichternden, sich aufblähenden Froschsumpf der Aufklärung und des vermeinten gesunden Menschenverstandes bekämpfte, war inzwischen ein Licht emporgestiegen, auf dessen Erscheinen Hamann lange im höchsten Grade gepaßt hatte. Die Sonne, welcher es galt, führte wirklich ein Genius erster Größe herauf, wie er in Jahrhunderten nicht wieder erscheint, auch gehörte jene Sonne einem System an, dessen Mittelpunkt sie war, dem sie daher auch aus sich selbst den Umkreis andeutete, ja vorschrieb. Es war ein gewaltiges, nie gesehenes Licht, das ließ sich nun einmal nicht leugnen, sodaß man sich eine solche Aufklärung, vor welcher jene Nicolaiten spurlos in Nacht verschwanden, wol gefallen lassen durfte. Kant's „Kritik der reinen Vernunft" war erschienen, ganz Deutschland empfing bereits ihr Licht, aber Hamann war einer der ersten, der

erste im eigentlichen Sinne gewesen, der in jene Sonne hineingesehen und den sie dennoch nicht geblendet hatte.

Der dritte Band der Biographie beginnt mit dem Jahre 1784 und schließt mit dem Tode Hamann's, mit der Sensation, welche solches Ereigniß in der Nähe und Ferne machte, mit dem Hinblick auf die Hinterbliebenen, mit einer gerechten, wohlverdienten Rüge, an so viele seiner Zeitgenossen gerichtet, die sich einen so außerordentlichen Geist entgehen ließen, einen, der seinesgleichen noch nimmer hatte. Wir überblicken den überaus reichen Inhalt, vertiefen uns aber, bevor wir an die Fortsetzung der Lektüre gehen, in das wundersame Brustbild des Magus vor dem Titelblatt, sowie in die beiden Handschriften, aus jüngern und spätern Jahren, am Ende des Bandes.

Gewiß, die Welt Gottes ist überall herrlich, und man braucht, um sich davon zu überzeugen, nicht erst nach Neapel zu gehen, bevor man die Erde verläßt. Dennoch glaubten wir beim ersten Blick auf das Porträt Hamann's ein Stück neapolitanischen Himmels vor uns zu haben, und einen lustig zufriedenen Lazzarone hervortreten zu sehen. Jedenfalls vermuthet man in dem absonderlichen Bilde eines der originellsten Menschen eher einen Magus des Südens als des Nordens, denn wie lustig und leicht ist doch diese Tracht! Ein gewürfeltes Tuch trägt der Mann um den Kopf, wie die Franzosen es lieben; die hintern Zipfel zumal geben ihm ein pittoresk-phantastisches Wesen, das übrige vollendet in gleichem Geschmack ein gekräuseltes Hemd, dessen Jabot und noch nicht geknüpftes Bändchen die noch nicht vollendete Toilette verräth. Ohnehin mochte ein in allen Schachten des Gesammtwissens grabender, hämmernder Arbeiter eine gründliche Toilette nie vornehmen. Jedenfalls ist es noch in der Frühe; die hellen und doch so apokalyptischen Morgengedanken liegen unverkennbar auf der obern Stirn, die wie ein Hochgebirge über die kühnen, untern Bergbogen der starken Augenbrauen munter hinausschaut. Merkwürdig ist in dieser Physiognomie zumal das Gemisch von sinnendem, staunendem Ernst, der — etwa wie ein Vater mit seinen Kindern spielt — von drolligen, schalkhaften Einfällen umgaukelt wird, indem vom Munde her der Dichter, der Satiriker dem obern Denker, Mystiker und offenbaren Theosophen viel zu schaffen macht. So ist denn auch der frühere Lazzarone jetzt völlig verschwunden, und wir haben es mit einer Erscheinung zu thun, die sich's unbeabsichtigt herausnimmt, ganz anders auszusehen, wie Gelehrte pflegen, daher auch wol meist anderer Meinung zu sein. Kurz, wir gewahren in dieser Vignette einen Erdbewohner, der nicht blos in seinem Studirzimmer, unter seinen Büchern und Familiengliedern einhergeht wie es ihm eben bequem ist, im rastlosen Verfolg unerhörter Visionen, sondern auch draußen in und vor der Welt aufrichtig er selbst ist, unbekümmert dieses Selbst sich aussprechen läßt, frei von jeder Menschenfurcht, eingedenk des Ewigen.

Was die Handschriften betrifft, so haben sie, überraschend genug, beide den Charakter einer gelehrten Eile, Hast und doch nicht Flüchtigkeit. Die stets erkennbaren — so schreibt selten noch ein Epigone oder Moderner — Grundstriche verrathen Versenkung des von innern Gewalten Getriebenen in die Schriftzüge, wenn auch mit offenbarem Sichsträuben, auf solchen Schreibeact sich einlassen zu müssen. Hier aber markirt sich auch alsbald der Unterschied. Die Schrift aus den jüngern Jahren müßigt sich doch noch mit einem mäßigen Behagen Zeit ab für eine derartige Federmanipulation; sie hat eine mehr extensive Structur; die jedoch aus der letzten Lebenszeit schrumpft zusammen, welkt nach außen hin ab, gibt dafür aber auch ein rasch vor sich gehendes Keimen für eine andere Welt kund als die sichtbare; sie hat einen mehr intensiven Typus.

Doch — gehen wir auf den weitern Verlauf des Textes, jetzt aber mit noch größerer Kürze ein, um den Leser nur zu gewinnen für den Hochgenuß an der Quelle der Biographie und der Schriften des Magus, und also nicht vorzugreifen. Hamann hat in seiner amtlichen Stellung nach wie vor mit der Ungunst des Schicksals zu kämpfen, aber auch in seinen Autorerfahrungen manches zu verwinden. Sein felsenfester Glaube an eine höhere und allmächtige Führung macht ihn allen seinen Feinden überlegen, dazu noch gewinnt er sich immer mehr Freunde, welche mit die Hervorragendsten ihres Jahrhunderts sind. Inzwischen tritt eins der bedeutsamsten Producte des Mannes ans Licht: „Golgatha und Scheblimini." Die erste Wendung seines Erdengeschicks, welche entschieden darauf hindeutet, daß er trotz aller Stürme den Hafen erreichen werde, ist der Brief eines Mannes (Franz Buchholtz ist sein Name), in dessen Leben und Sein Hamann's Schriften und Weltanschauung Epoche gemacht haben, der ihn persönlich kennen zu lernen wünscht, der ihm seinen Besuch in Königsberg ankündigt, der in ihm seinen geistigen, noch viel mehr seinen geistlichen Vater ehrt und liebt, ja der für jedes der Kinder Hamann's ein Legat aussetzt, und dadurch dem zärtlichsten aller Väter eine Wohlthat erweist, die zu ermessen der Empfänger erst selbst sich gewöhnen mußte. Wie viele Hemmungen nun aber im Weitern auch vorfallen, um unserm Freunde ein ganz neues Fahrwasser oder wol gar die neue Heimat zu versperren, er gelangt doch in sie. Dieser Abschnitt der Biographie, vom Entschlusse Hamann's, selbst eine Reise zu seinem Sohne Buchholtz zu unternehmen, bis zur Ankunft in Münster, ist eine der Glanzpartien des so überaus reichhaltigen Werks, eine Partie, die allerdings noch unendlich überstrahlt wird durch Hamann's Aufenthalt und zwar an verschiedenen Orten, in Münster, in Pempelfort (dem Landsitze Jacobi's), in Düsseldorf, in Angelmödde (dem Sommersitze der Fürstin von Galyzin), in Wellbergen (dem Landsitze Buchholtz'). Schon die Reise Hamann's nach jener Gegend hat einen ganz ungewöhnlichen Charakter. Er macht sie in Begleitung seines Sohnes, des uns längst vortheilhaft bekannten Hänschens. Die Fahrt gemahnt uns wie die eines Pilgers durch die Leidensstationen eines Calvarienbergs. Oben, wenn nur erst die Höhe erreicht würde, durfte unser von

Krankheit — die aber auch jetzt sehr guten Appetit meistens nicht ausschloß — niedergehaltener Freund freilich eines Paradieses auf Erden gewärtig sein. Und er erreichte sie.

Welch eine Freundesschar wartete seiner hier sehnlichst! Man empfing ihn, feierte ihn, genoß ihn, umwaltete ihn wie einen Heiligen; man lauschte auf jedes seiner Worte. Man pflegte ihn Tag und Nacht, traf alle nur erdenklichen Anstalten, ihm seine Gesundheit wiederzugeben. Er gelangte hier wirklich in einen Kreis, der schon wieder in einen noch größern hinüberführte, ausgezeichnetster Menschen. Da begegnen wir Gestalten der eigenthümlichsten Art: dem Fürsten und vor allem der Fürstin von Galyzin, dem Minister von Fürstenberg, Franz Hemsterhuis, Buchholtz, Overberg, Sprickmann, Friedrich Heinrich Jacobi und seinen beiden Schwestern, Kistenmaker und vielen andern noch. Für alles, was des Geistes ist, haben diese selbst geistvollen, von der gediegensten Bildung getragenen Männer und Frauen das lebendigste Interesse. Was dabei das Merkwürdigste ist, das katholische und protestantische Element, das erstere allerdings vorherrschend vertreten, gehen hier in heiterer Eintracht zusammen. Wenn sich in Hamann — wir deuteten es schon früher an — stets eine hochherzige, freisinnige Frömmigkeit kundgab, und er, ein so glaubensfester Christ, Bibel und Alterthum vortrefflich zu verbinden wußte, so kam er hier in eine Umgebung, die denselben Sinn hegte und walten ließ. Die Fürstin, eine der hervorragendsten Frauen des 18. Jahrhunderts, war aufs gründlichste bewandert in der Heiligen Schrift, wie sie die genauesten Kenntnisse auf dem Felde der antiken Welt besaß. Was aber unserm Magus noch besonders homogen sich zeigte, war der prophetische Charakter, der wenigstens in jenen münsterschen Persönlichkeiten vorherrschte, Hemsterhuis etwa ausgenommen. So trat der Prophet hier so recht in eine Schule von Propheten, die ihn noch dazu einstimmig als Lehrer und Meister anerkannte und feierte. So durfte man mit Bezug auf Hamann das bekannte Goethe'sche Wort jetzt dahin umändern:

> Prophete rechts, Prophete links,
> Prophete in der Mitten.

Es wäre höchst wünschenswerth, daß wir recht bald eine Monographie von geschickter Hand erhielten, die jene höchst originellen und so wichtigen Culturkreise von Münster und Pempelfort, der historischen Wirklichkeit gemäß, uns vorführte. Freilich müßten nicht confessionelle Beschränktheit und Unduldsamkeit die Feder führen. Haben wir doch von Goethe bereits, in „Wahrheit und Dichtung", wie in der „Campagne in Frankreich", zwei classische Bilder über jene Siedeleien Jacobi's und der Fürstin von Galyzin. Dieser großen Weise Goethe's, niemand in seinem Glauben zu stören, jedoch auch in dem eigenen Credo sich nicht beengen, keinen drein reden oder gar sich Vorschriften geben zu lassen, wäre sorgfältig nachzustreben. Auf Franz Hemsterhuis müßte in solcher Darstellung ein starkes Licht fallen. Wer denkt noch unter den Heutigen an ihn und seine Schriften? Und doch wie werthvoll sind beide! Es geht ihm wie unserm Ferdinand Delbrück, dem Verfasser der „Gedächtnißrede auf Paul Sarpi", des „Gastmahl" und vieler sonstigen, gedankenreichen, gediegen stilisirten Darstellungen, welcher ein durchaus verwandter Geist von jenem Manne war. Franz Hemsterhuis hat entschieden etwas Platonisches, wenn er auch die Sonne Plato's nur noch als sanften Mond zurückstrahlt, wozu noch kommt, daß ihm die französische Sprache eine gewisse conventionelle Regel auferlegt, über welche der Schwung seines Genius bei weitem hinaus ist. Hamann theilt einmal Scheffner folgende köstliche Charakteristik Hemsterhuis' mit, worin wir sogleich Herder's treffende Malerei erkennen:

> In seinem ganzen Wesen ein alter, feiner, stiller Republikaner, der, ich möchte sagen, nach der Weise eines schlau sammelnden Holländers alles Schöne der Wissenschaften und Künste in und um sich gesammelt zu haben scheint, dazu er reichen konnte. Die Wahrheit zu sagen, ist er mir in der Gesellschaft der Interessanteste gewesen, ein volles, aber stets stillliegendes Gefäß voll lieblichen Weins, das sanft hergibt, wo man es anbohrt. Ich möchte eine Zeit lang ihm in der Nähe leben und insonderheit das Band einer ganz gemeinschaftlichen Sprache haben: denn da er nur französisch spricht, so entflieht mir schon, wenn ich die Sprache auf die Lippen nehme, das Beste, was ich sagen wollte.

Unser Magus lebt denn hier jetzt, damit wir es hellenisch benamsen — wozu uns Hamann selbst mit gutem Beispiel vorangeht, indem er die eine seiner Freundinnen Diotima, eine andere Aspasia, einen Freund Perikles nennt —, er lebt wie im Homerischen Zeitalter; ein großartiges Epos der Erzählung, des nie ausgehenden Gedankenaustausches blüht in ihm und um ihn; oder vielmehr er lebt, damit wir es noch bestimmter bezeichnen, im Lande der Phäaken, wo es von Milch und Honig und Wein fließt, des Compaeteru nicht zu gedenken; Arete und Alkinous und so manche Nausikaa lauschen seinem Munde, und wenn auch die Krankheit unsers reisenden Pilgers, auf daß wir es wieder christlicher ausdrücken, immer wieder durchbricht, oft sogar einen sehr bedenklichen Charakter annimmt, so bricht doch auch der Appetit wieder durch, es offenbart sich jene universale Genußfähigkeit in unserm Helden, deren wir schon früher gedachten, er verweilt an manchen Tagen mit ebenso großer Behaglichkeit an der Tafel wie in der Bibliothek, indem ihm — seinem Hänschen nicht minder — aufs neue alles schmeckt, was nur irgend eß- oder trinkbar oder von Lektüre auftreibbar ist, was denn freilich in einer Bibliothek nicht mehr zu bewältigen sein wird. Auch der Taback schmeckt ihm. Hamann bemerkt:

> Den 13. November (1787) beschmauste ich Diotima's (der Fürstin) Bibliothek, wo ich Kaffee trank und eine Pfeife rauchte, auch von Rafael und Michael abgeholt wurde. Des Abends wurden Vorlesungen über Jonathan's (Jacobi's) Spinoza-Büchlein intamirt.

Was aber die rein physischen und zwar nicht eben leicht verdaulichen Genüsse betrifft, so können wir darüber testiren, daß auch der specifisch altostpreußischen Gerichte ebenso wenig vergessen wurde wie der dortigen Freunde. Es heißt nämlich mit Hamann's eigenen Worten:

Den 14. und 15. November sollte magnetisirt werden, von meinem Rafael (dem Arzte) — aber ohne Erfolg, aus Mangel eines heiligen Rapports —, den wir schon bei dem ersten Gericht grauer Erbsen zu Mittag gehabt hatten. Vater und Sohn aßen par gout sans gout die kleinen häuslichen pisa wie ein paar hungrige Ithaker; unser Reisegefährte beschäftigte sich mit einer Kritik des Geschmacks wie ein leibhafter Weltbürger oder Kosmopolit.

Magnetisiren und graue Erbsen, wer faßt die harmonische Vereinigung beider? Sie verhalten sich fast zueinander wie sublimstes Denken zu palpabelster Materie. Auch klagt zwar Hamann über „Mangel an Erfolg", dennoch faßte er beide Gegensätze mit naiver Großartigkeit. Und über welchen Gegensatz, über welche Kluft zwischen Metaphysik und Empirie wäre er nicht hinausgekommen?

Aber auch mit welcher Aufmerksamkeit und fürsorglichen Herzensgüte die Fürstin den Gast umwaltete, den Kranken erfrischte, sprechen viele Stellen aus, welche der Biograph anführt; er selbst bemerkt:

Es mag ein wohlthuender Anblick gewesen sein, wenn die ausgezeichnete Frau, die Fürstin, ihren kranken Freund, den entlassenen Packhofverwalter, mit gefüllten Taschen besuchte, um ihm etwas zum Genuß und zur Erquickung zu bringen.

Hamann sagt:

Vorgestern bringt mir die Fürstin in ihrer Tasche zwei Bouteillen Capwein und aß mit uns. Mittags bekomme einen Kuchen von der Fürstin, dessen Teig meinem Arzt nicht gefiel und mir dafür ein Glas Capwein verordnete.

Wir wissen es längst, Hamann war schon von vornherein mit einer ebenso reichen Seelenhaftigkeit, mit dem stärksten Triebe nach Erkenntniß, nach Sättigung seines innern Menschen ausgestattet, wie mit einer ihm viel zu schaffen machenden Sinnlichkeit, in der das wildeste Feuer der Leidenschaften brannte, welches, von immer neuen Stürmen des Verlangens angefacht, ihn zu verzehren drohte, obwol er selbst durch Nachgiebigkeit sich mit der Außenwelt nur in Contact bringen, sie erkunden, mit ihr sich ins Gleichgewicht setzen wollte. Er befand sich in der äußersten moralischen Gefahr. Die Heilige Schrift brachte ihn auf einen andern Weg, sie ertheilte dem Geiste das Uebergewicht, gab ihm die Herrschaft über das Leibliche, wenn auch oft noch neue Anläufe des letztern erfolgten, den redlichen Kämpfer sogar bis an dessen Ende verfolgten. Hatte er sich doch fast immer mit einem kranken Körper zu plagen. Dabei muß ihm sein Nervensystem, wie ungewöhnlich organisirten Naturen in der Regel, unsagliche Qualen bereitet haben. Wie dem allen aber auch gewesen sein mag, wie sehr in Hamann's Naturell Gedankenleben und Sinnlichkeit, Zartheit und eine gewisse Derbheit, Production und Assimilation von außen her, idealische Anempfindung und realistisches Begehren einander den Rang streitig machten, dennoch war er vor allem ein geistiger Mensch, der Zeit seines Lebens danach trachtete, das im Menschen entstellte Ebenbild Gottes wiederherzustellen, der aber einen schweren Läuterungsproceß zu bestehen hatte, in welchem er immer siegreicher vordrang, zuletzt vollständig triumphirte. Hamann war ein Glaubensheld im schönsten Sinne des Worts, ein durch und durch gediegener, christlicher Charakter, auch in seinem religiösen Bekenntniß tapfer und unwandelbar, sodaß er zuletzt auch in einer katholischen Umgebung — und in einer wie auserwählten! — seiner lutherischen Confession treu blieb. Sein Tod (1788) kam früher, als seine wie zu einem Heiligen aufblickende, unablässig ihn umgebende Gemeinde gefürchtet, als er selbst es erwartet hatte. Sein Tod erschütterte alle seine Freunde in der Nähe wie in der Ferne, sie schlossen sich jetzt aber auch noch fester zusammen, um im Verein dazustehen gegen die Feinde des Glaubens und einer in Gott wurzelnden Weisheit, Wissenschaft und Sprache, wie der dahingegangene große Theosoph ebenso dagestanden hatte. Seine Leiche wurde im Garten der Fürstin von Galyzin, seiner ihn tief betrauernden Freundin und Pflegerin, die zu seinen eifrigsten Bewunderern gehörte, beigesetzt. Hier ruhte der allerdings schwer zu deutende, schwerer noch zu durchdringende, berühmte Magus im Norden von einem vielbewegten Leben aus. War er schon zu Lebzeiten, selbst den ihm Nächststehenden, eine Räthsel aufgebende Sphinx, ein Problem ohnegleichen gewesen, den Fernstehenden, den Spätern ist er es nach seinem Tode noch beiweitem mehr geworden. Dies führt uns zu einigen Bemerkungen über des Mannes Schriften, wie es sich überhaupt mit seiner Stellung und Autorbeschaffenheit verhielt und noch verhält.

Das, was das Endurtheil über Hamann's Schriften und dieses Schriftstellers ganze Eigenthümlichkeit so schwierig macht, ist, daß sich in denselben so verschiedenartige Elemente zusammendrängen und gleichwol durch seine mit keiner andern zu vergleichende Originalität in eins gebildet werden; daß er die Rechte des Rationalen vertritt, jedoch auch das Irrationale, in der Bedeutung dessen, was höher ist als alle menschliche Vernunft, als Incommensurables, als größern Rest, der nicht aufgeben will, vertheidigt. Aus solcher Eigenart ist es denn auch völlig zu erklären, daß der größte deutsche Literaturhistoriker, der überall rationell verfährt, der ein so entschiedener Freund, ein so feiner Kenner maßvoller, classischer Bildung ist, sich in unsern Magus gar nicht hineinzufinden weiß, ihn daher mit einem so scharfen Urtheil ablehnt; wir meinen natürlich Gervinus. Dieser ausgezeichnete Schriftsteller, der ein Meister eben darin ist, wie wir es schon anderorts ausgedrückt haben, comparative Netze auszuwerfen, um darin Analogien aufzufangen und sie für seine Parallelen und Charakteristiken zu verarbeiten, erkannte in Hamann einen unverständlichen Sonderling, der nur er selbst sei und daher jedem Vergleich ausweiche; daher schob er ihn, aber sehr mit Unrecht, beiseite und übersah das, worin unser Magus hundert und wieder hundert sogenannte klare Schriftsteller mit seiner Dunkelheit aufwiegt, wenn man ihn nur aus dem erforderlichen Gesichtspunkte betrachtet. Goethe hatte diesen, weil er sich eben auf beide Urgegensätze menschlicher Intelligenz so wunderbar verstand.

Hat es je einen Autor gegeben, der die Wahrheit liebte und den Muth hatte, sie unter allen Umständen

zu bekennen, auch wenn er selbst dabei zunächst zu kurz käme, so ist es der Held obiger Biographie gewesen. Mensch und Schriftsteller waren in ihm gewissenhaft eins. Daher hatte auch sein menschliches Schicksal auf seine Schriften, sogar auf seinen Stil, eine fast prädestinirende Wirkung. Wir haben es bereits mitgetheilt, Hamann stammte seiner irdischen Abkunft nach von schlichten Bürgersleuten, die jedoch ihrer Menschen- und Christenwürde sich bewußt waren und dasjenige unverkennbar an sich trugen, was man den Adel des Bürgerthums nennen könnte. Aus so ehrenwerther Familie hervorgegangen, konnte es dennoch nicht ausbleiben, daß Hamann schon früh in Berührungen kam, die einer niederern Schicht angehörten, sodaß demgemäß auch ihr Ausdruck war, aber auch höhern Schichten sich gesellte, mit Geistlichen, mit Gelehrten als solchen, mit gebildeten Kaufleuten, mit dem Adel verkehrte. Nun las er alles durcheinander, nun faßte ihn das Leben, er wechselte seine Aufenthaltsorte, machte früh Reisen; nun gärte und brauste das alles gewaltig in ihm. Er wurde mit der Bibel, mit deren Sprache bekannt, die ebenso erhaben, tief, eindringlich, kindlich, wie allumfassend und einzig in ihrer Art ist; er wurde durch sie auf eine nie geahnte Höhe getragen. Aber das profane Leben, mit oben angegebenen Berührungen, mit seinen Niederungen, Mittelmäßigkeiten und hervorragenden Stellungen fuhr fort, auf unsern Freund zu wirken. Und was gar seine eigene Stellung, sein Schicksal betrifft, er mußte sich mit einer subalternen Placirung begnügen, und verkehrte doch im Geistigen und Geselligen mit den auserlesensten Geistern aller Zeiten und seiner Zeit. Das alles mußte sich nun, im Fall er die Feder ergriff — und er ergriff sie, wenn auch mit Unwillen —, bunt und abweichend genug entladen. Die Bibel wurde für ihn allerdings vorzugsweise entscheidend. Der himmlische Sprachton, die Tropen, die Vergleiche, die Offenbarungen, damit wir es mit einem Worte sagen: die Allgewalt des Wortes Gottes geht wie ein rother Faden durch alle Schriften Hamann's. Aber auch Griechen und Römer übten ihren Einfluß aus. Die außerordentliche Gabe des Magus, im Fernsten und Nächsten Analogien zu entdecken, den Ernst mit Ironie und Witz zu salzen, sich über alle Gegensätze zu erheben und damit bis zum Humor vorzudringen, entnahm ihren unerschöpflichen Stoff theils innern Anschauungen, theils aber auch der Fülle seiner Erfahrungen, wie dem Unermeßlichen, was er gelesen hatte. So entstand jene wunderbare Darstellung, die im Hochton alttestamentlich, prophetisch, im mittlern griechisch-orakulös, im niedern auch wirklich oft burlesk ist. Im letztern begegnet es nun Hamann bisweilen, daß er seine ihm von der Bibel her angestammte Idealität und Erhabenheit ganz vergißt, ins Realistisch-Derbe verfällt, sogar in Bezeichnungen sich vergreift, die seinem eigentlichen Genius, seinem Geschmack fremd waren, wobei er freilich die ehrenwerthe Absicht hat, sich selbst nicht zu schonen, und worin man immer noch den Humoristen erkennt. So, wenn er von seinen frühern Verirrungen — oder sagen wir geradeswegs Sünden — in den stärksten, wol gar in unedeln Ausdrücken spricht, dann wieder, wenn er einmal seine eigene Sprachweise einen „Wurststil" nennt. Mochte er mit diesem Worte, in seiner Liebe zum Prägnanten, ein gewisses Vollgestopftsein, eine gewisse Ueppigkeit und Drallheit bezeichnen, so thut er sich doch unrecht und trifft sich — wenn „der Stil der Mensch selbst ist" — bei allem dem doch keineswegs.

Bei Hamann muß man so recht unterscheiden — wobei wir uns eine Anspielung auf Arthur Schopenhauer erlauben — zwischen dem, „was einer vorstellt", und dem, „was einer ist". Unser Magus stellte in der Gesellschaft einen Packhofverwalter(!) vor; seinem höhern Sein, der intelligibeln Bedeutung nach war er ein hochbegeisterter, stets gewissenhafter Verwalter im Vorhofe einer andern Welt, im Weinberge Gottes.

Hamann als Theosoph, als Autor ist die wahrhafte und wesentliche Ergänzung zu Kant. Wir beantworten jetzt daher die früher gestellte Frage dahin: Hamann ist eine unausweichbare, unvergängliche Gestalt in der Literatur- und Culturgeschichte, auf den auch die Künftigen stets wieder zurückkommen werden, da das Universum aus der menschlichen Vernunft nicht erklärt werden kann. Ob Kant bei all seinem Scharfsinn unsern Magus ganz durchdrungen, ihn völlig verstanden habe, ist stark zu bezweifeln, ist geradeswegs zu verneinen. Die schwächste Seite in dem genialen Kritiker der Vernunft ist seine Erkenntniß des Christenthums. Am nächsten kommt er diesem, den tiefsten Blick wirft er in dasselbe in seiner Ansicht vom „radicalen Bösen". Hamann dagegen lebt und webt, auch in seiner Speculation, im Christenthum. Seine Lehre vom Glauben, seine Auffassung des Acts der Schöpfung, seine Herleitung der Sprache, sie erhalten ganz und gar ihre Beleuchtung aus dem Prolog zum Johannes-Evangelium: „Im Anfang war das Wort." Aber auch Hamann hatte seinen Kant nicht vollständig gefaßt, ihn nicht genugsam gewürdigt. Er hatte übersehen, daß, indem Kant seine Antinomien aufstellt, er damit schon, wenn auch fast unabsichtlich, eine Anerkennung dessen ausspricht, was höher als die menschliche Vernunft ist. Er hatte übersehen, daß Kant in seinen berühmten Postulaten das Dasein Gottes, die Unsterblichkeit der Seele bis zur wissenschaftlichen Nothwendigkeit fortführt, denn das wissenschaftliche „folglich" unterliegt keinem Zweifel. Er hatte endlich übersehen, wie so viele unserer Zeitgenossen, daß dem Kant'schen Dinge an sich eigentlich die Person an sich, nämlich Gott, zu Grunde liegt.

Um gegen Kant und Hamann zugleich gerecht zu sein, aber auch um so viele wahnwitzige Behauptungen unserer heutigen Empiriker und Naturforscher zu berichtigen, muß man erwägen: das Vernünftige hat ein ähnliches Verhältniß zu dem, was über die bisherige Fassungskraft unserer Vernunft ist, wie das Vernünftige zur Natur, zur Materie. Wie der Materialist bedenken sollte, daß er schon eines vernünftigen Arguments bedürfe, um zu behaupten: überall, auch im Denken bestehe und bewege sich nur Materie; so sollte auch der Verfechter des Ueber-

natürlichen (Hamann) bedenken, daß die Begründung des Uebernatürlichen schon wieder Anwendung der Vernunft ist.

Doch wir eilen zum Schluß. Hamann erhebt sich weit über das transscendentale System jeder bloßen Gesammtwissenschaft oder bisherigen Philosophie, dessen Sonne die Vernunft ist, dessen Planeten die einzelnen Denker sind, die sich mehr oder weniger bemühen, mit ihren Sondersystemen die Vernunft zu verabsolutiren. Er dagegen verfährt transscendent — um diesen durch Kant veranlaßten Unterschied hier geltend zu machen —, d. h. er geht zwar von gewissen Erfahrungen aus, übersteigt sie aber unendlich und schließt mit der Offenbarung und dem Glauben ab. Er eröffnet uns in seinen Schriften den Blick in einen Milchstraßenlichtnebel, dessen hellere Partien — ein Abgrund von Sonnen — dem aufmerksamen, wohlbewaffneten Forscher das Licht ganz neuer Ideenregionen zusenden, die sich selbst wieder als Systeme kundgeben, wogegen die mattern sich in ein undurchdringliches Dunkel verlieren. Die meiste Aehnlichkeit unter all unsern deutschen Philosophen hat Hamann noch mit Franz von Baader, auch darin, daß beide es lieben, sich in Productionen zu ergehen, die stets zwar groß an ideellem Gewicht, aber klein an äußerm Umfange sind. Darin unterscheiden sie sich wieder ganz, daß der Magus schwer von Geburt ist, ungeachtet seines Reichthums an Gedanken, der Ritter von Baader aber seinen unermeßlichen Ideenbesitz rasch entschlossen formt, prägt und aus in die Welt gibt. Es ist sehr merkwürdig, daß, während der Protestantismus, der Norden von Deutschland, Hamann vielfach vergessen hat, der Katholicismus, überhaupt der deutsche Süden, ihm wiederholt ein treues Andenken bewahrt.

Möchte der treffliche Verfasser obiger Biographie, der uns die Schriften des Magus von neuem entsiegelt und erklärt, dazu beitragen, daß, indem Hamann uns wiederersteht, die Confessionen sich friedlich einander nähern, und auch der Norden und Süden sich die Hand reichen, nie ihrer großen Geister uneingedenk werden, zum endlichen Gedeihen eines einigen Deutschland!

Alexander Jung.

Nordwestdeutsche Skizzen von J. G. Kohl.

Nordwestdeutsche Skizzen. Fahrten zu Wasser und zu Lande in den untern Gegenden der Weser, Elbe und Ems von J. G. Kohl. Zwei Theile. Bremen, Kühtmann und Comp. 1864. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

„Wie viele Mühen und Reisen könnte doch der sparen, wie viel Weltweisheit auf bequeme Weise gewinnen, der zu Hause bliebe, sich redlich nährte, und den Tropfen Welt eifrig studirte, der sich im Angesichte seines Dorf- oder Stadtkirchthurms darbietet!" Diese Worte schreibt der weitgereiste Kohl, nachdem er viele Länder gesehen, sie beschrieben und sich nun in seiner Heimat niedergelassen hat, deren Umgegend er in den vorliegenden zwei Theilen sehr speciell schildert. Ich glaube, es ging Kohl wie vielen strebsamen Geistern; in der Jugend sehnte er sich in die Ferne nach unbekannten Ländern, und als er die Erde umreist, fand er, daß auch die Heimat zahlreiche Schönheiten und Merkwürdigkeiten darbietet. Ja, nachdem man die ganze Erde gesehen hat, kann man sich freilich mit dem kleinen Flecken Heimat begnügen und den Tropfen Welt studieren, der sich im Angesichte unsers Dorf- und Stadtkirchthurms zeigt. Das alte Sprichwort: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich", war allerdings vor Jahrhunderten ganz praktisch; aber in heutiger Zeit bei der Uebervölkerung Europas ist es sehr gerathen, auch die noch unbebauten fruchtbaren Erdzonen aufzusuchen und sich dort anzusiedeln, besonders wenn ein Geschäftsmann hier der Concurrenz unterliegt und ein Bauersmann mehr Kinder als Aecker besitzt. Reisen und Auswanderungen sind also durch die Nothwendigkeit geboten, allgemeine Völkerwanderungen wie in früherer Zeit werden dadurch nicht entstehen, und das Vagabundiren verhindert die eifrige Polizei. Kohl wird aber auch seinen obigen Ausspruch nicht als allgemeine Norm aufstellen wollen; er will uns wol nur zeigen, daß auch in Norddeutschland viel zu sehen und viel zu lernen ist und auch das Ems- und Wesergebiet zahlreiche Naturschönheiten und historische Merkwürdigkeiten darbietet. Und in der That, er erzählt uns eine Menge Facta und gibt uns so viele Schilderungen von Land und Leuten, ihren Sitten und Gewohnheiten, ihrem mühsamen Broterwerb, ihren Leiden und Freuden, daß man die beiden Theile mit Vergnügen und auch zur Belehrung durchliest, ohne je zu ermüden oder sich zu langweilen. Ganz gewöhnliche Hantierungen, wie Pfropfenschneiden, Holzschuhmachen u. s. w., schildert er ausführlich wie Homer den Schild des Achilles, und, wer sollt es glauben, man liest diese Schilderungen mit Interesse! Der Verfasser zeigt uns bei dieser Detailmalerei so viel Talent, wie es zahlreichen Romanschreibern nicht zu eigen ist. Es ist auch nicht ganz leicht, alltägliche Verrichtungen und Begebenheiten so anziehend zu beschreiben, daß sie beim Lesen Vergnügen gewähren. Kohl versteht dies meisterhaft und streut dabei so viel historische Belehrung aus, daß sein Werk dadurch um so werthvoller wird und allen gebildeten Lesern empfohlen werden kann.

Einer der interessantesten und wichtigsten Abschnitte ist der über die Porta-Westphalica und deren Entstehung. Nachdem der Verfasser über die verschiedenen Durchbrüche, Schluchten und Einschnitte des Teutoburgerwaldes und der Weserkette gesprochen, sagt er: „Vermuthlich sind die ersten Anfänge zu diesen Lücken und Querschnitten ganz ursprünglich, und sofort mit den Gebirgen selbst, als sie sich erhoben, gleichsam aus dem Boden gestiegen. Denn es ist nicht wahrscheinlich, daß diese Erhebung so gleichmäßig erfolgte, daß der Bergkamm anfänglich eine vollkommen geradlinig und horizontal fortlaufende Kante, einen völlig geschlossenen Wall gebildet hätte. Vielmehr wurden ohne Zweifel die Schichten und sedimentären Ablagerungen schon bei der Hebung, die nicht überall ganz gleiche Kraft ansetzte, etwas verworfen, gefaltet und gehäufelt, sodaß sich also sofort Unebenheiten, Spitzen, Einschnitte und Depressionen im Bergrücken darboten. Nichtsdestoweniger aber gingen vermuthlich diese Risse und Querschnitte anfänglich nicht sehr tief hinab, und das Gebirge stellte daher einen mehr geschlossenen compactern Damm dar. Sie wurden erst im Laufe späterer Zeiten so weit und tief ausgearbeitet. Die Luft wirkte mit Verwitterung auf sie, die athmosphärischen Niederschläge, der Regen spülten sie hier und da aus, Frost und Eis zersprengten sie, die Pflanzendecke zernagte sie hier mehr, dort weniger und beförderte stellenweise sowol die Ausspülung als die Verwitterung. Endlich arbeiteten die hervorsprudelnden Quellen tiefe Thäler aus; begreiflicherweise mußten alle diese zerstörenden Kräfte gerade da, wo schon ein ursprünglicher Anfang zu einem Einschnitte gemacht war, und wo sie sich am bequemsten sozusagen einfressen konnten, am erfolgreichsten fortwirken. Nicht wenig, ja hauptsächlich, hat wol auch das Meer, das sowol innerhalb der beiden Gebirgszüge als auch außerhalb derselben über die großen norddeutschen Ebenen brandete, zur Bildung der Bergthore und namentlich unserer Porta-Westphalica beigetragen. Als das Diluvialmeer endlich sich zurückzog, mag es dann die Porta als einen schon ziemlich tiefen Einschnitt zurückgelassen haben, dessen Sohle indeß noch so bedeutend über

dem Niveau der Weser und ihres Thalgrundes erhoben war, daß diese noch lange Zeiträume hindurch ihrer alten Richtung nach Nordwesten und nach der Ems treu bleiben mußte."

Der Verfasser glaubt annehmen zu dürfen, daß die Weser früher mehr westlich nach der Ems zugeflossen sei. Ueber die weitere Bildung der Porta und des endlichen Durchbruchs der Weser durch dieselbe, bemerkt er: „Als endlich die Scharte infolge der fortgehenden Wirksamkeit der Erosionskräfte sich so tief herabgesenkt hatte, daß aus dem etwas höhern Binnenthale Wasser in die Ebene fließen konnte, da war dies wahrscheinlich nicht gleich die Weser selbst. Diese hält sich mit ihrem obern nach Westen gerichteten Laufe in ziemlich großem Abstande von der Pforte. In dem Winkel bei Vlotho beträgt dieser Abstand in directer Linie über drei Stunden. Es waren vermuthlich erst nur kleine Bäche, die den Durchgang durch die Pforte fanden, etwa ähnlich, wie noch jetzt die Quellen der großen Aue und der Hunte sich durch andere Bergpforten hindurchschleichen. Diese Bäche gruben sich immer tiefer ein, verlängerten auch ihr Bett rückwärts, und erreichten so endlich rückwärts schreitend das Bett der Weser, die sie dann gleichsam anzapften und allmählich in ihr eigenes Bett und in die Porta hinüberlockten. Ehe dies aber geschah, mußten jene durch die Porta gehenden Bäche schon längst einen Weg zum Meere ausgebahnt haben und mit andern Nebengewässern vereinigt einen größern Fluß gebildet haben, der gleichsam in oder hinter der Porta entsprang. Der Kanal der jetzigen Unterweser mochte also schon längst existiren, noch ehe die obere Weser mit ihm verknüpft war. Erst als jene Bäche die Weserrinne wirklich anzapften, geschah dann die merkwürdige Veränderung. Die Weser verließ ihr altes unteres Bett zur Ems hin, wo jetzt nur noch in der dort fließenden Werre eine Spur zu finden ist, schwenkte sich aus ihrem westlichen Laufe unter einem scharfen Winkel zu einer nördlichen Richtung herum, und floß von Vlotho (d. h. der Flutau) her durch die Porta ins Niederland, wo sie nun in das alte schon existirende untere Flußbett einfiel, und dasselbe zu demjenigen breitern Strome ausarbeitete, den sie jetzt darstellt. Die Weser hat dieses Erweiterungswerk noch bis auf die jüngsten Zeiten fortgesetzt. Für gewöhnlich strömt sie freilich in einem Bett, das im Verhältnisse zu den Proportionen des großen Thors nur schmal und enge erscheint. Bei Hochwasser aber im Frühling tritt sie noch jetzt auf beiden Ufern aus, erfüllt die ganze Kluft bis an den Fuß der Thorpfeiler, die sie benagt."

Diese Hypothese des Verfassers hat allerdings sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich, denn das ehemals dort flutende Weltmeer trieb auch große Eismassen und kolossale Granitblöcke durch die Porta, wodurch die anfangs enge Bergspalte sehr erweitert werden mußte. Höchst interessant sind dann die weitern Schilderungen der Umgebung, die Rückblicke auf die dort geschlagenen Schlachten seit der Römerzeit, die Betrachtung über die militärische und commerzielle Bedeutung der Porta, deren Verkehrswege, Chausseen und Eisenbahnen u. s. w. Auch erhalten wir eine Charakteristik des Doms zu Verden, Abhandlungen über das Steinhuder Meer bei Rehburg, das Blockland bei Bremen und über das schwimmende Land von Waakhusen. Dann erfahren wir merkwürdige Dinge von dem Teufelsmoor im Herzogthum Bremen und von den kolossalen Eichen und Buchen im Oldenburgischen, deren Stämme über 20 Fuß im Umfange haben. Eine derselben maß der Verfasser 2½ Fuß über dem Boden und fand einen Umfang von 32 Fuß. „Auch noch eine andere dieser Eichen, zu der mich meine Leute brachten", sagt der Verfasser, „führte meine Gedanken in die österreichischen Berge zurück, nämlich die «Friederiken-Eiche», welche der oldenburgischen Prinzessin Friederike zu Ehren genannt wurde, einer hohen Dame, die mit dem Geliebten ihrer Wahl, einem Herrn Washington, jetzt in den Hochthälern von Steiermark, fern von den Höfen und Fürstenresidenzen ein einsames Gebirgsleben führt. Dieser ebenfalls bewunderungswürdige Baum geht in vier Aesten auseinander, die seine Krone bilden und deren jeder 4 Fuß im Umfange hat." Nach den Jahresringen hat man das Alter vieler Bäume auf 1100 Jahre geschätzt, manche mögen aber schon zu Christi Geburt und noch früher gestanden haben. Von Oldenburgs alten Eichen- und Buchenwäldern führt uns der Verfasser an das Bülzenbett und zur Pipinsburg bei Bremerhafen. Hier wandeln wir auf Gräbern mit großartigen Denksteinen; es sind die Hünengräber, unter denen die alten Helden einen mehr als zweitausendjährigen Schlaf halten. Das großartigste dieser Grabmäler im Königreich Hannover ist das Bülzenbett. Es liegt in dem nördlichen Zipfel des großen Halbinsellandes zwischen Weser und Elbe, nicht weit von der Wesermündung im Norden von Bremerhafen. Es besteht dasselbe in der Hauptsache aus drei kolossalen unförmlichen Granitblöcken, die als Decksteine von andern kleinen Steinen oder sogenannten Trägern getragen und in der Schwebe erhalten werden. Das Ganze bildet eine längliche Figur, und wird außerdem noch von einem Kreise oder Ovale von circa 38 wie Pfeiler in den Boden gepflanzte Blöcke umgeben. Das ganze Oval hat ungefähr 140 Schritte im Umfange und etwa 15—20 Schritte in der Breite. Die Kreis- oder Umfassungssteine, die ungefähr ebenso dastehen, wie die freilich weit größern Kreissteine bei Stonehenge in England, sind etwa 5—6 Fuß hoch. Einige von ihnen sind umgestürzt. Innerhalb dieses Pfeilerzaunes liegt das Hauptmonument, jene großen Decksteine auf ihren Trägern. Sie bilden zusammen einen Blockhausen von circa 35 Fuß Länge, 12 Fuß Breite bei nicht ganz 10 Fuß Höhe. Unter den Decksteinen ist ein hoher Raum oder sogenannter Hünenkeller (das eigentliche Grab), in den man hineinkriechen kann. Die drei Decksteine sollen zusammen etwas über 6000 Centner wiegen. Es käme danach auf jeden Stein etwa 2000 Centner, und dies gibt viel größere Massen, als sonst bei irgendeinem Hünengrabe unserer Gegenden vorkommen.

Der Verfasser erzählt noch von vielen andern cyklopischen Denkmälern jener Gegend und führt uns dann in das Land Wursten, wo Doctor Faust vor 400 Jahren vom Teufel geholt worden sei. Das am Nordrande von Germanien liegende Land der wurster Friesen zeigt noch heute im Dorfe Cappel nördlich von Dorum ein Haus, in dem der gelehrte Doctor ein „Ende mit Schrecken genommen habe"; so erzählen alte Bauersleute der Umgegend, die noch vor Jahren ein Loch in der Wand und Blutflecken daran bemerkt haben wollen. Hiermit schließt der erste Theil.

Im zweiten Theile wird uns von den kleinen Schafen im Lüneburgischen, Heidschnucken genannt, und von den niederdeutschen Holzschuhen erzählt; dann die Elbinseln bei Hamburg, ein Obstdorf im Alten Lande und die Insel Krautsand sehr ausführlich geschildert. Bei Schloß Ritzebüttel gibt der Autor nebst der Beschreibung der Umgegend einen historischen Rückblick auf die Kämpfe der Hamburger und Wurstener mit den alten Dynasten von Lappe, welche später die Eroberung des Schlosses und die Oberhoheit der Hamburger über die Elbmündung zur Folge hatte. Dann bespricht er die Muse des ehemaligen hamburger Senators Brockes, dessen Gedichte er in Ritzebüttel las. Der jetzt dort wohnende Senator Amtmann Kirchenpauer hat den Aufenthalt an der Elbmündung dazu benutzt, um die mikroskopische Flora und Fauna jener Gegend zu studiren, und seine Resultate in einem Werke veröffentlicht. Alles dies berichtet uns Kohl und beschreibt das Kleinste und Größte jener Moorgegenden mit gleicher Pragmatik. Höchst interessant sind die Artikel über die Insel Neuwerk und die Nordwestwinde in den untern Elb- und Weserlanden. Auch das Schwarzbrot und den westfälischen Pumpernickel bringt er zu Ehren, beschreibt die Hünengräber des Giersfeldes und entdeckt Reste von den alten römischen Pontes Longi, welche einige Fuß unter Moor begraben liegen. Auf den Dünen von Norderney werden Betrachtungen über die 70 Meilen lange Inselkette angestellt, welche sich von dort aus westwärts bis zur Nordspitze von Holland oder bis zum Texel und ostwärts bis zu dem westlichsten Vorgebirge von Jütland, dem sogenannten „Blaawandshuk", hinzieht. Noch vieles andere wäre zu berichten, wenn es der zugemessene Raum gestattete,

und bei aller wissenschaftlichen Gründlichkeit schreibt unser Autor durchgehends doch so amusant, daß man das Buch auch zur Erholung lesen kann. 26.

Zur Literatur der Hexenprocesse.

Zwei Hexenprocesse aus dem Jahre 1688 geführt bei dem hochfürstlichen Amte in Ballenstedt. Quedlinburg, Huch. 1863. Gr. 8. 12½ Ngr.

Ein nur mäßig starkes Buch, dessen Bedeutung weniger in dem Reize des Stoffs als in dem Aufschlusse über gewisse Culturverhältnisse im 17. Jahrhundert liegen möchte. Die beiden Hexenprocesse, von denen der letzte nur des ersten Nachspiel ist, sind wörtlich den im Archive des herzoglichen Kreisgerichts zu Ballenstedt befindlichen „hochfürstlichen ballenstedter Amtsacten" entnommen, die Protokolle, Bekenntnisse, fürstlichen Befehle u. s. w. sind wörtlich, wie der Herausgeber versichert, nur mit Aenderung der zu antiquirten Orthographie wiedergegeben. Wir finden das Hauptverdienst des anonymen Herausgebers in der Mäßigung und Zurückhaltung, mit der er sich von all und jeden subjectiven Bemerkungen und Randglossen fern gehalten hat. Das Buch wirkt mit seiner actenmäßigen Einfalt nur um so gewaltiger. O welch ein Gemisch von Wahn, von Philisterei, von Thorheit ist in dem Büchlein enthalten. Anno 1688 ward die Frau Marthe Margarethe Kirchberg zu peinlichem Verhöre festgesetzt, weil sie die zehnjährige Tochter des Richters Johann Ahlefeldt zu Reinstedt mit einem Apfel behext haben sollte. Wer ist ihr Ankläger? Eben die zehnjährige Tochter. Wer ihr Denunciant? Der Vater dieses Kindes. Besagte Margarethe Kirchberg wird also beschuldigt, der zehnjährigen Tochter des Richters einen Apfel aufgedrängt zu haben, der mit Nadeln durchstochen gewesen sei. Als das Kind in den Apfel gebissen, habe er so garstig geschmeckt, daß es den Bissen wieder ausgespien. Worauf sothane Kirchberg gesagt: „Ei, iß den Apfel nur auf", und das Kind so lange festgehalten hätte, bis es den Apfel wirklich aufgegessen. Davon sei nun das Kind krank geworden und liege bereits ein Vierteljahr schwer danieder, es wäre wie Würmer in dem Leibe und wimmelte auch, als wenn die Würmer Schwänze hätten, liefen sogar in die Schultern in die Höhe und fielen wieder wie Klumpen in den Leib zurück. Die „Articuli inquisitionales" nun, worauf die Angeklagte vernommen und zu verschiedenen malen vernommen worden ist, sind wahre Musterstücke eines verkehrten Verfahrens, ganz dazu angethan, die Angeklagte das schließlich wirklich glauben zu machen, wessen man sie beschuldigt. Da nun aber das fürstliche Amt des Raths dringend bedarf, so wendet es sich an die medicinische Facultät zu Helmstedt. Und Decanus, Senior und andere Professores der medicinischen Facultät zu Helmstedt entscheiden über den Fall unter dem 24. April 1688 wie folgt: „Unsere freundlichen Dienste zuvor! Edler und Wohlgelahrter, insonders großgünstiger Herr und Freund! Desselben an uns gestellte Frage, betreffend Joh. Ahlefeldt's, Richters zu Reinstedt, Tochter, ob nämlich deren Krankheit pro supernaturali und sie für bezaubert zu achten, haben wir Decanus, Senior und Professores in versammeltem collegio wol erwogen. Befinden daraus und sprechen, daß, obwol viel sonst wunderlich scheinende motus convulsivi auch bei natürlichen Krankheiten sich finden können, dennoch, weil uns im Gegentheil nicht weniger bekannt, daß dieselben eben der morbus, unter welchem bei Erwachsenen meist allezeit das Daemoniacum verborgen zu liegen pflegt, diese ganz ungewöhnlich und keine natürlichen Mittel anschlagen wollen, auch in der letzten Relation, der wir trauen, solche Dinger sich finden, die natürlicherweise oder vi morbi nicht geschehen können, solcher morbus allerdings pro supernaturali und das Mägdlein für bezaubert zu halten sei. Welches daß unsere beständige Meinung wir mit unterdrücktem diesem unserem Insiegel bestärken."

Das Staunen über dies großartige „Testimonium confusionis" wird aber noch größer, liest man, wie einer von den verpönten Duodezfürsten, Victor Amadeus von Anhalt, es ist, der allein Zeichen von gesunder Vernunft abgibt. „Wie wir nur ungern vernehmen würden", schreibt er, „wenn mit der Incarceration allzu eilend verfahren und nicht solche indicia vorhanden, so zum wenigsten die Generalinquisition und Inhaftirung zu fundiren sufficiens, weshalben Ihr wol vorhero Euch Bescheides erholen können u. s. w." Und an anderer Stelle meint er ausdrücklich, es gäbe mit Hexenprocessen nur große Sorgen und schwere Verantwortung. Allein der Hexenproceß ist nun einmal im Gange und so nimmt er seinen entsetzlichen Verlauf. Nachdem die Angeklagte einmal die Tortur überstanden und ihres Leugnens wegen zur nochmaligen in die Torturkammer abgeführt und zuvörderst durch den Scharfrichter auf dem ganzen Leibe besichtigt worden, „ob nicht ein Merkmal eines mit dem Teufel aufgerichteten Bündnisses zu befinden, und als keines gefunden, ihr die Haare vom Haupte und den locis secretioribus abgeschnitten worden", da endlich bekennt sie. Aber was sie bekennt, ein Wust von Unsinn ist es. Entweder, daß sie, um nur der nochmaligen Tortur zu entgehen, absichtlich horrende Dinge zusammenlog, oder daß sie, durch das viele Quästioniren verwirrt, sich wirklich für eine Hexe hielt; kurz, sie bringt schließlich als Bekenntniß ihrer Schuld ein Gemisch von abergläubischen Volksanschauungen unter die Vermuthungen, welche ihr die ehrenwerthen Herren Inquisitoren aufs Gewissen gebunden haben. Danach ist sie mit dem Teufel wirklich ein Bündniß eingegangen, auch einmal, zwei Jahre zuvor, auf dem Blocksberg gewesen, hat sich auch dem Teufel durch die böse Formel: „Hier trete ich her an diesen Mist und verleugne meinen Herrn Jesum Christ", zu eigen gegeben; der Teufel aber, das ist an der Geschichte das höchst Traurige, gibt sich wie ein leichtfertiger Geselle, er macht es um kein Haar besser, wie so viele der modernen Roués, er gibt sich nur einmal mit der Angeklagten ab und das zweite mal wirft er sie wie eine alte Schachtel zur Treppe hinunter. Die Herren Inquisitoren reißen natürlich über diese Offenbarungen Augen und Mund weiter und immer weiter auf, sie bekommen vor einem Satan, der nur die Jungen mag und die Alten zur Treppe hinunterwirft, den heillosesten Respect; es hilft der Angeklagten nichts, daß sie versichert, der Teufel habe sie schändlich betrogen, sie reich zu machen versprochen, sie aber nur als Bettelfrau zurückgelassen; es hilft ihr all das nichts, sie muß brennen. Hat sie doch die Tochter des Richters zu Reinstedt aus Rache gegen diesen behext, indem sie ihr drei paar böse Dinger, Elbelinge genannt, in einem Apfel beigebracht. Dieser ihrer Missethaten wegen ist denn auch die „inhaftierte Kirchbergin dem eingeholten Urtel nach, nachdem sie vor öffentlich gethanem Halsgerichte ihr gethanes Bekenntniß auf gewisse Artikel nochmals bestätigt, mit dem Feuer vom Leben zum Tode gestraft worden".

Der zweite sich als Nachspiel an den ersten knüpfende Hexenproceß endet glücklicherweise nicht so entsetzlich, die gesunde Vernunft macht sich zuletzt doch geltend. Aber ist es nicht schon schrecklich genug, daß auf der vorerwähnten Hexe Zeugniß hin, es sei die Pfannenschmiedin, Anna Teichmann, auch im Bündniß mit dem Teufel, diese gleichfalls festgenommen und peinlich verhört wird. Wer weiß, was geschehen wäre, hätte sich das fürstliche Amt noch einmal bei der medicinischen Facultät der berühmten Universität Helmstedt Raths erholt. Warum das nicht geschehen, wissen wir nicht. Wir sehen aber, daß sich hinsichtlich des zweiten kitzligen Falls das fürstliche Amt an die juristische Facultät wendet. Haben wir oben den hochweisen Ausspruch der medicinischen Facultät mitgetheilt, so wollen wir auch den bedächtigeren der juristischen nicht zurückhalten, damit man sehe, welche widerspruchsvollen Elemente stets an ein und derselben Universität nebeneinander hergelaufen sind. Das Volk im großen und ganzen hatte wol recht, wenn es schließlich das ganze Gelehrtenthum verachtete. Decanus, Senior und andere Doctores der Juristenfacultät zu Helmstedt entscheiden unter dem 6. August 1688 Folgendes: „Unsere freundlichen Dienste zuvor, Ehrenfester und Wohlgelahrter, insonders günstiger Herr und

Freund! Als Ihr uns die hierbei verwahrt zurückkommende wider Annen Teichmanns, sonst die Pfannenschmiedin genannt, wegen verdächtiger Zauberei ergangene Inquisitionsacta zugesandt und wie wider Inquisitin ferner zu verfahren sei, unsere rechtliche Erkenntniß zu ertheilen gebeten, demnach haben wir Decanus, Senior und andere Doctores der Juristenfacultät auf der fürstlichen Juliusuniversität zu Helmstedt solches alles bei versammeltem Collegio mit Fleiß verlesen und erwogen, erkennen darauf vor Recht: daß Inquisitin Anna Teichmanns, wenn sie vorher die aufgelaufenen Gerichtskosten wird erstattet haben, gestalten Sachen und Umständen nach ab instantia inquisitionis, bis sich anderweite und nähere indicia wider sie hervorthun, zu absolviren sei. Von Rechts wegen. Urkundlich wir dieses mit unserm Facultätsinsiegel bedrücken lassen."

Also die aufgelaufenen Gerichtskosten, die sind der Schmerzensschrei! Es hilft der Anna Teichmann gewiß weder ein Engel noch ein Teufel, sie muß bezahlen. Hat denn auch der ehrenwerthe Victor Amadeus, Fürst von Anhalt, sicher froh, daß die bösen Hexengeschichten ein solches Ende nehmen und hocherfreut, dabei auf die gehabten Kosten zu kommen, nichts Schleunigeres zu thun, als unter dem 9. August zu decretiren: „......als ist Unser gnädigster Wille und Befehl, daß Ihr solchem Urtheile nachgehend zuvörderst dahin seht, daß die Unkosten erstattet, sie (die Angeklagte) darauf der Haft entlassen und gerichtlich verwarnt werde, sich hinfüro also zu verhalten, daß dergleichen Argwohn nicht wider sie entstehen könne." Wie gesagt, die gehabten Unkosten, die sind der Schmerzensschrei! Tragikomisches Ende das! Ein Haar wird der Anna Teichmann nicht gekrümmt, aber zuvor muß sie bezahlen, das kommt davon, wenn man sich einfangen läßt! So wird denn auch wol die Anna Teichmann, genannt die Pfannenschmiedin, (die Geschichte schweigt freilich über diese Tragikomödie) die ganze Zeche für die verbrannte Margarethe Kirchberg haben mitbezahlen müssen!

Emil Müller-Samswegen.

Aus Friedrich Kortüm's Nachlaß.

Geschichtliche Forschungen im Gebiete des Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit von Friedrich Kortüm. Nach dessen Tode herausgegeben von K. A. Freiherrn von Reichlin-Meldegg. Leipzig, C. F. Winter. 1863. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Der Herausgeber dieser kleinern geschichtlichen Arbeiten Kortüm's hat mit anerkennenswerther Pietät schon im Jahre 1861 eine größere nachgelassene Arbeit desselben Mannes, eine Geschichte Europas im Uebergang von dem Mittelalter zur Neuzeit, vollendet und in zwei starken Bänden publicirt. Diese vorliegenden Aufsätze sind so, wie sie hier gedruckt erscheinen, aus der Hand des verstorbenen Verfassers hervorgegangen. Der größte Theil davon war schon früher anderswo gedruckt, alle sind verhältnißmäßig längere Zeit vor dem Tode Kortüm's, 1858, geschrieben. Einige stammen schon aus den Jahren 1817—19, die meisten aus den zwanziger und dreißiger Jahren, ein einziger von 1844. Unter den sechs Aufsätzen aus dem Gebiete der griechischen Geschichte und Alterthumskunde: 1) „Ueber den Demagogen Kleon"; 2) „Ueber den vierten Agis, König von Sparta"; 3) „Ueber Wesen und Schicksal der dorisch-lakonischen Ackergesetzgebung"; 4) „Ueber Pindar's politische und philosophische Lebensanschauung"; 5) „Ueber Thukydides"; 6) „Zur Geschichte der antiken Kunst", sind nur die drei letzten theilweise noch unbekannt. Rom ist mit einem einzigen Aufsatze bedacht: „Ueber das gleichartige und abweichende Element der spanisch-römischen Dichterschule in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts nach Christus", oder „Beiträge zur Charakteristik des Cajus Silius Italicus, Marcus Annäus Lucanus und Valerius Martialis", der hier zum ersten male erscheint. Das Mittelalter ist durch eine Abhandlung: „Ueber Königthum, Dienstmannschaft, Landestheilung" und eine biographische Darstellung Ezzelino's da Romano vertreten, beide schon länger gedruckt. Die Neuzeit endlich durch: „Der Herzog Alba wider Genf und die evangelisch-schweizerische Eidgenossenschaft" und „Johanna Grey, neuntägige Königin der Engländer, nach ihrem Leben und ihren Schriften", wovon die erste schon früher gedruckt war.

Diese vorläufige Uebersicht zeigt, daß der Studienkreis des verewigten Verfassers ein sehr weiter gewesen ist, wie sich dies ja auch aus seinen größern Werken ergibt. Alterthum, Mittelalter und Neuzeit lagen ihm gleich nahe. Seiner ursprünglichen Bildung und Intention nach auf die antike Geschichte und Alterthumswissenschaft gerichtet, wurde er durch den Strom der Zeit im Anfang unsers Jahrhunderts zu der innigern Theilnahme an der vaterländischen Geschichte fortgerissen, und damit ergab sich die weitere Beziehung auf das Mittelalter von selbst. Ebenso natürlich trat auch noch die neuere Geschichte heran, nachdem einmal überhaupt in ihm der Beruf zum Historiker sich entschieden hatte. War es ihm doch vergönnt gewesen, an einem der größten Ereignisse seiner Zeit, dem deutschen Befreiungskriege gegen Napoleon, selbstthätig theilzunehmen und so den Eindruck großen geschichtlichen Lebens unmittelbar aus der ersten Quelle zu schöpfen. So haben Kortüm während seiner ganzen wissenschaftlichen Laufbahn die in sich so grundverschiedenen Mächte der drei großen Entwickelungsperioden der cultivirten Menschheit, Alterthum, Mittelalter und Neuzeit, nicht abwechselnd, sondern alle zugleich angezogen, und es ist schwer zu sagen, welche von ihnen den meisten Einfluß auf sein inneres Leben und seine äußere Thätigkeit geübt hat. Wie schon bemerkt, durch Vorbildung und frühern Beruf als erziehender Lehrer den Studien des Alterthums auch nach ihrer streng philologischen Seite zugewandt, erlebte er doch durch die gewaltigen Eindrücke der Zeit der Franzosenherrschaft und der Befreiungskämpfe eine Periode, in der er seine Kraft hauptsächlich dem Mittelalter zuwandte. Sein „Kaiser Friedrich I." mit seinen Freunden und Feinden, war das erste größere Ergebniß davon, das letzte, seine „Geschichte des Mittelalters". Dazwischen aber trat die idealromantische Stimmung, welche das erstgenannte Buch durchaus beherrscht, vor der Schwüle und Nüchternheit der Gegenwart mehr und mehr zurück, und auch er mußte, wie so viele, die mit ihm einst auf gleicher Bahn sich bewegt hatten, mehr und mehr in eine oppositionelle Stellung zu den herrschenden Tendenzen der Politik und ihrer Leiter treten. Obwol er nie in die Reihe der eigentlich feindselig Regirenden getreten ist, so hat er doch immer mit Freimuth die Sache des Rechts und der Aufklärung verfochten, ist immer auf Seite des gemäßigten Liberalismus gestanden, wie er in der ältern süddeutschen Kammeropposition seinen prägnantesten Ausdruck gefunden hat. Daß er sich gegen die Bewegung des Jahres 1848 und was sich daran anschloß, mehr ablehnend als vertrauend verhielt, findet gerade darin seine genügende Erklärung. Wäre er auf einem andern Terrain als auf dem des radical zerwühlten badischen Landes gestanden, so würde er wahrscheinlich weniger Anstoß an den Excessen der neuen Freiheit genommen haben. Seine „Geschichte Europas im Uebergang vom Mittelalter zur Neuzeit", jenes nachgelassene größere Werk, das schon oben erwähnt wurde, also die Frucht seiner letzten Lebensjahre, hält noch denselben bereits bezeichneten Standpunkt fest, wie er auch in den Aufsätzen dieses Sammelbandes aus einer viel frühern Zeit sich kundgibt. Einzelne gelegentliche Aeußerungen in Beurtheilung anderer neuerer Geschichtswerke sind dem braven Kortüm vielfach sehr übel genommen und als Zeugnisse seiner reactionären Tendenzen ausgeschrien worden. Doch mit Unrecht, wie aus dem Gesagten hervorgeht und wie auch das Zeugniß derer darthun kann, die sich bis zu seinem Ende seines anregenden persönlichen Verkehrs erfreuten.

Uebrigens konnte es nicht fehlen, daß er sich, wie von dem Entwickelungsgange der Politik, so von dem seiner eigenen Wissenschaft mehr und mehr fremdartig berührt fand. Eine solche Entdeckung trägt bekanntlich nicht dazu bei, die Stimmung glatt und freundlich zu halten, und so ist nicht zu leugnen, daß er sich hier und da eine gewisse ungerechte Gereiztheit gegen die

strebungen dieser Tage zu Schulden kommen ließ. Doch wurde sie reichlich aufgewogen durch die noch ungerechtere Nichtachtung, die ihm oft nur allzu deutlich gezeigt wurde. Er und seine Art, Geschichte zu behandeln, hatten sich eigentlich schon seit Jahrzehnten überlebt. Versetzt man sich in die Zeit, in welcher die vorliegenden Aufsätze geschrieben wurden, so ist kein Zweifel, daß sie zu dem Besten gehören, was damals im gleichen Felde geleistet wurde. Für die Gegenwart aber müssen sie sowol nach Inhalt als Form ungenügend und unschmackhaft erscheinen. Es fehlt ihnen jene streng kritische Unterlage selbständiger und allseitiger Quellenforschung, an die wir uns seit Ranke und Stenzel gewöhnt haben. Es ist noch die alte, jetzt dilettantisch erscheinende Vielbelesenheit, wie sie z. B. Johannes Müller im umfassendsten Maße besaß. Ueberhaupt hat dessen Vorbild mit unwiderstehlicher Macht auf Kortüm wie auf so viele andere der ältern Schule gewirkt, und für den jetzigen Geschmack nicht zu ihrem Vortheil. Es fehlt aber auch jene eiserne Härte und stählerne Schärfe des Verstandes, die einen Schlosser auch dann noch immer zu einer der bedeutendsten Erscheinungen der neuern deutschen Wissenschaft erheben, wenn man zugibt, daß auch bei ihm die Grundlage des Quellenstudiums mehr überwältigend massenhaft als im einzelnen kritisch durchbildet gewesen ist. Es fehlt aber ebenso jene zwar einseitige, aber gerade darum so mächtige Beschränkung auf ein Gesichtsfeld, wie es Gervinus zeigt, der als Historiker auch meist nur in großen Massen und Umrissen zu arbeiten pflegt, aber alles unter die Oberherrschaft der politischen Idee zu beugen versteht. Kortüm hat immer alle möglichen Interessen und Ideen verfolgt, wie er mit gleich befriedigtem Blicke über die Gefilde des Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit schweifte, ohne sich auf einem davon ganz und für immer niederzulassen. Wer aber könnte dies gegenwärtig so halten? Man überschaue nur die Titel der nachgelassenen Aufsätze, die oben gegeben wurden, auch wenn man die anderweitige literarische und Lehrthätigkeit des Mannes nicht kennt oder beachten wollte. Fast jeder einzelne davon bezeichnet ein in seiner Selbständigkeit so reiches und schwer zu bearbeitendes Feld, daß es für die Thätigkeit eines Menschenlebens ausreicht. Literatur, Poesie, bildende Kunst des Alterthums, daneben verfassungsgeschichtliche Themata von der größten Schwierigkeit; und wenn die Griechen mit besonderer Vorliebe bedacht sind, wie es die Art seiner Bildung mit sich brachte, so geht doch auch Rom nicht leer aus. Aehnlich im Mittelalter und in der Neuzeit. Italien, England, die Schweiz treten da als specielle Felder seiner Studien auf, während doch sein Blick auf das Ganze der europäischen Welt gerichtet bleibt. Deutschland und das specifisch-germanische Moment der europäischen Entwickelung ist verhältnißmäßig am ärmlichsten bedacht. Auch hierin zeigt sich die Eigenthümlichkeit der ältern historischen Schule, die, wenn sie überhaupt ihre wesentlich kosmopolitische Tendenz einmal auf dem vaterländischen Boden mehr zufällig als durch innere Nothwendigkeit fixirte, sich auf ihm fremder fühlte als in der Fremde. Und doch haben wir es hier mit einem Manne zu thun, der ein warmes patriotisches Gefühl besaß, ja, der lange Zeit unter dem Einflusse der gesteigerten und mitunter überreizten Vorliebe für das nationale Element stand, die sich infolge der Fremdherrschaft und der Freiheitskriege aller bessern und tiefern Naturen bemächtigte. Sein „Kaiser Friedrich I." legt hiervon auf jeder Seite Zeugniß ab und ist deshalb ein nicht unwichtiges Document der geistigen Strömung jener Zeit, weit mehr, als daß er noch irgendeine Brauchbarkeit für die wissenschaftliche Forschung hätte oder als daß er nur überhaupt noch unmittelbar lesbar wäre. Auf der andern Seite zeigt der in vorliegender Sammlung wiederabgedruckte Aufsatz: „Ueber Königthum, Dienstmannschaft u. s. w.", der freilich schon im Jahre 1822 zum ersten mal publicirt wurde, wie wenig sein Verfasser, trotz des besten Willens, sich in jene altgermanischen Zustände einzuleben vermochte, ebenso aber auch wie ungenügend vom heutigen und zum Theil schon vom damaligen Standpunkt der Wissenschaft aus sein Verständniß des ältern Rechts und der ältern Sprache, der zwei unentbehrlichen Hülfsmittel aller derartigen Forschungen, gewesen ist.

Dies alles zusammengenommen, fassen wir unsere Ansicht über das Buch, mit dem wir es hier zunächst zu thun haben, dahin zusammen, daß es in jeder Art als ein Act einer nicht gerade häufigen Pietät Anerkennung verdient. Es ist dazu bestimmt, „das Andenken an einen gewissenhaften, gründlichen und scharfsinnigen Forscher, an einen durch seltene Vielseitigkeit und Tiefe des Wissens ausgezeichneten Lehrer und Schriftsteller, an einen edeln und festen Charakter in würdiger Weise zu erneuern", und diese Bestimmung mag es bei der verhältnißmäßig geringen Zahl derjenigen, welche die nöthigen wissenschaftlichen Voraussetzungen zu einem richtigen Urtheile über eine schon historisch gewordene Erscheinung besitzen, wol erfüllen. Ein größerer gebildeter Kreis von Lesern dürfte sich schwerlich davon angezogen fühlen, denn soweit ein solcher bei uns für historische Lektüre schon vorhanden ist, hat er in den immer reifern Leistungen der Geschichtschreibung der letzten Jahrzehnte doch eine ganz andere Auffassung und ebenso sehr eine ganz andere Darstellungsweise historischer Gegenstände kennen gelernt, als daß er wieder zu diesem ältern Standpunkte zurückkehren möchte.

Heinrich Rückert.

Notiz.

Ein Flugblatt aus guter alter Zeit.

„Warnung an das Volk, veranlaßt durch die Hinrichtung zweier Missethäter" betitelt sich das Flugblatt. Es ist gedruckt zu Magdeburg, den 9. Mai 1778. Es ist jedenfalls nicht jenen Flugblättern, gedruckt in diesem Jahre, beizuzählen, welche die Jahrmärkte unsicher zu machen pflegen. Es ist jedenfalls von einem gebildeten Manne abgefaßt, das bezeugt die Art der Abfassung. Von welchem Geiste aber dies „Flugblatt aus guter alter Zeit" eingegeben worden, das verleugnet sich unschwer, wenn man die Hinrichtung der „Missethäter" durch das Rad mit großer Genugthuung rühmen hört. Und das Flugblatt ward in der Periode der Aufklärung, in der Periode der Wertherstimmung gedruckt! „Die That selbst", so bemerkt der Verfasser, „war der Mord eines Ehemanns, von seiner eigenen Frau gewünscht und von ihr auf alle Weise befördert, dazu sie den Plan mit dem Mörder verabredet und endlich selbst mit Hand angelegt.... Den Anfang zu diesem Verständnisse (nämlich zwischen der Ehefrau und dem Mörder ihres Gatten) machten wollüstige Reden des Verführers, denen sie ihr Ohr lieh, dadurch ihre Begierden gereizt und sie endlich zur wirklichen Untreue an ihrem Manne verleitet wurde." Das Schönste an der Flugschrift sind die moralischen Nutzanwendungen: „Du Jüngling oder Mann", heißt es da, „der du den ersten Angriff auf die Unschuld des Mädchens oder die Tugend der Ehefrau thust, siehe wohin die Wollust und der Leichtsinn, womit du das Laster der Unreinigkeit behandelst, führen kann, und zittre. So mancher Jüngling hat erst die Unschuld zur Unzucht verführt, ihr zum Kindesmorde Anlaß gegeben und sie zuletzt auf das Schaffot gebracht. Wenn du die noch einen Ruhm daraus machen kannst, die Unschuld zu verführen und elend zu machen, so bist du — ein Teufel." Je näher dem Ende, desto drastischer wird in dem Flugblatt die Abschreckungstheorie. „Wer ging dort vorüber?" ruft der Verfasser. „Die hübsche Figur einer Weibsperson", lautet die Antwort. „Aber sie ist in einem öffentlichen Hause für Geld feil. Und wer hat sie bis zu dieser Schande erniedrigt? Ihr erster Verführer. Da sie einmal entehrt war, verzweifelte sie an einer vortheilhaften Ehe." Und weiterhin: „Wem gehört das Kind, was ihr auf dem Arme tragt? Es gehört einer verführten Weibsperson, die entlaufen ist, weil sie es nicht ernähren konnte und für welches ich die milde Hand anderer um Hülfe ansprechen muß. Sein Vater schämt sich seiner und leugnet es ab." Ja ja, so Drastisches schickte man in guter alter Zeit in die Welt! Die Krone des Flugblatts bildet sicher der Schluß, welcher folgendermaßen lautet:

„Ich wünschte, daß an dieser und jeder Gerichtsstätte, wo Verbrecher, deren Laster aus den Sünden der Unreinigkeit entsprungen sind, ihren Lohn empfangen, eine Tafel mit der Inschrift errichtet würde:

Siehe Wandeeer
Auf diesen Rädern liegen
Die zerschmetterten Gebeine
Einer Ehebrecherin und Mannesmörderin
Und ihres Verführers.
Lerne hier
Die Bestätigung des götlichen Ausspruchs:
Wer auf das Fleisch säet, erntet vom
Fleisch das Verderben.
Jünglinge und Mädchen,
Wie mit Flammenschrift sei diese Wahrheit
euerm Herzen eingegraben:
Aus dem kleinen Samenkorn der unreinen
Begierde ist dieses große Gewächs
von Grund entsprungen."

11.

Bibliographie.

Alsatia. Beiträge zur elsässischen Geschichte, Sage, Sitte und Sprache, herausgegeben von A. Stöber. Neue Folge. 1862—1864. 1ste Abtheilung. Mulhausen. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Baltzer, E., Von der Arbeit oder die menschliche Arbeit in persönlicher und volkswirthschaftlicher Beziehung. Nordhausen, Förstemann. Gr. 8. 16 Ngr.

Baur, W., Geschichts- und Lebensbilder aus der Erneuerung des religiösen Lebens in den deutschen Befreiungskriegen. 1ste und 2te Lieferung. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 8. à 6 Ngr.

Bollmann's, K., literarischer Nachlaß. Skandinavische Studien. Kopenhagen. Gr. 8. 7½ Ngr.

Bott, J., Die ehemalige Herrschaft Haldenstein. Ein Beitrag zur Geschichte der rhätischen Bünde. Chur, Hitz. Gr. 8. 15 Ngr.

Clement, K. J., Schleswig, das urheimische Land des nicht dänischen Volks der Angeln und Friesen und Englands Mutterland, wie es war und ward. Eine historisch-ethnologische Denk- und Beweisschrift. Hamburg. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Deissmann, A., Geschichte des Benedictinerklosters Walsdorf nebst einem Anhang über die Geschichte des Freifleckens Walsdorf nach urkundlichen Quellen. Wiesbaden, Roth. 1863. Gr. 8. 27 Ngr.

Fichte, J. H., Psychologie. Die Lehre vom bewussten Geiste des Menschen, oder Entwickelungsgeschichte des Bewusstseins, begründet auf Anthropologie und innerer Erfahrung. Erster Theil. Die allgemeine Theorie vom Bewusstsein und die Lehre vom sinnlichen Erkennen, vom Gedächtniss und von der Phantasie. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 4 Thlr.

Foffa, P., Das Bündnerische Münsterthal, eine historische Skizze, nebst einem Anhang von bezüglichen Urkunden. Chur. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Grabowski, E. Graf, Up ewig ungedeelt! Schleswig-Holstein 1848—1864. Roman aus der jüngsten Geschichte der Herzogthümer. 1stes Heft. Berlin, Lemke. Gr. 8. 4 Ngr.

Grundriß der Geschichte der englischen Sprache und Literatur. Leipzig, Hartmann. Lex.-8. 6 Ngr.

Heyse, P., Meraner Novellen. Berlin, Hertz. 8. 2 Thlr.

Huber, V. A., Sociale Fragen. III. Die innere Mission. Nordhausen, Förstemann. Gr. 8. 10 Ngr.

Kerschbaumer, A., Bischof Feigerle. Nach dem Leben geschildert. Wien, Sartori. Gr. 8. 16 Ngr.

Löher, F., Sizilien und Neapel. Zwei Theile. München, Fleischmann. 8. à 1 Thlr. 5 Ngr.

Lorenz, A. O. F., Leben und Schriften des Koers Epicharmos. Nebst einer Fragmentensammlung. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

—, Carl Ignatius Lorinser. Eine Selbstbiographie. Vollendet und herausgegeben von seinem Sohne F. Lorinser. Zwei Bände. Mit dem Bildnisse des Selbstbiographen. Regensburg, Manz. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Memoiren eines Kammermädchens. Aus dem Französischen. 1ste Lieferung. Sondershausen, Neuse. 8. 5 Ngr.

Orlog, A. v., Bunte Falter. Novellistische Bilder aus dem Reise- und Bade-Leben. Münster, Brunn. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Portius, K. W., Das Wesen der Sinne und der Seele vom naturwissenschaftlichen Standpunkte. Leipzig, Weber. Gr. 8. 15 Ngr.

Rau, H., Garibaldi, Italiens Held und Schwert. Historisches Lebensbild. Drei Bände. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Reineke Fuchs. Dem Original frei nachgedichtet von J. E. Hartmann. Mit 37 Stahlstichen und Original-Zeichnungen von Heinr. Leutemann. 1ste Lieferung. Leipzig, Payne. 8. 5 Ngr.

Sa'di, Scheikh Muslih-eddin, Der Rosengarten. Aus dem Persischen übersetzt von G. H. F. Nesselmann. Berlin, Weidmann. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Sammlung der vorzüglichsten Werke der neuern katholischen Literatur Frankreichs, mit Autorisation übersetzt von J. Schöpf. 1ster Band. Brixen, Weger. 8. 10 Ngr.

Schmid, F. X., Nicolaus Taurellus der erste deutsche Philosoph. Aus den Quellen dargestellt. Neue Ausgabe. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 20 Ngr.

Schmidt, F., Das Heilsverständniß und seine Bedeutung für das Glaubensleben. Eine Beleuchtung der intellectualistischen Glaubensrichtung unserer Zeit vom Gesichtspunkte der lutherischen Lehre: de sola Dei gratia. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 7½ Ngr.

Solger, E., Klinschor. Ein Gedicht. Nürnberg, Stein. 16. 25 Ngr.

Werner, F., Das Marchfeld. Ein Blick auf Land und Leute. Wien, Mayer u. Comp. 8. 7½ Ngr.

Widmann, G., Das Geschwornen-Buch oder die begriffene Ueberzeugung. Für die Geschwornen Deutschlands. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 28 Ngr.

Winterfeld, E. v., Der Schleswig-Holstein'sche Krieg von 1864. 1ste Abtheilung: Vom Ursprung des Kampfes bis Flensburg. Potsdam, Döring. Gr. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Eckardt, L., Lessing und das erste deutsche Nationaltheater in Hamburg. Eine deutsche Gabe zur Shakspeare-Feier. Vortrag im Athenäum zu Hamburg am 21. April 1864. Hamburg, Boyes u. Geisler. Gr. 8. 6 Ngr.

Kaim, J., Die Staatserbfolge Herzogs Friedrich VIII. im Herzogthum Lauenburg. Zugleich gegen Michelsen, Sintenis und Wippermann. Dresden, Wolf. Gr. 8. 10 Ngr.

Petrenz, K. A., Wie hast du Renan's Leben Jesu aufgenommen? Eine Frage an das christliche Gewissen nebst einer Predigt am Sonntage Quasimodogeniti 1864 in der Oberkirche zu Cottbus gehalten. Neu-Ruppin, Oehmigke u. Riemschneider. 8. 6 Ngr.

Roedenbeck, R., Von dem Verfall und Untergang Polens. Zwei Vorträge, im evangelischen Verein zu Berlin gehalten. Berlin, Mittler u. Sohn. 8. 12 Ngr.

Siebigk, F., Ein Bild aus Dessaus Vergangenheit. Vortrag gehalten im literarischen Verein zu Dessau. Dessau, Aue. Gr. 8. 6 Ngr.

Anzeigen.

Brockhaus' Reise-Bibliothek
für Eisenbahnen und Dampfschiffe.

☞ Jedes Bändchen einzeln cartonnirt 10 Sgr. ☜

Die Thüringische Eisenbahn. Von **Adolf Bock.**
Das hessische Land und Volk. Von **Emil Müller.**
Von Frankfurt a. M. nach Basel. Von **Aurelio Buddeus.**
Der Rhein von Mainz bis Köln. Von **Nikolaus Hocker.**
Das Moselthal von Nancy bis Koblenz. Von **Nikolaus Hocker.**
Von Minden nach Köln. Von **Levin Schücking.**
Eine Eisenbahnfahrt von Köln nach Brüssel. Von **Nikolaus Hocker.**
Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen. Von **Levin Schücking.**
Von Berlin nach Hamburg. Von **Ernst Willkomm.**
Breslau und die Schlesischen Eisenbahnen. Von **Max Kurnik.**
Das Schlesische Gebirge. Von **Rudolf Gottschall.**
Prag. Böhmisch, Deutsch und Czechisch. Von **F. Gustav Kühne.** Zweite Auflage.
Die Böhmischen Bäder. Von **Siegfried Kapper.**
Wien in alter und neuer Zeit. Von **F. Gustav Kühne.** Zweite Auflage.
Die Donau von Ulm bis Wien. Von **Adolf Schmidl.**
Die Donau von Wien bis zur Mündung. Von **Adolf Schmidl.**
Münchener Skizzenbuch. Von **Wolfgang Müller von Königswinter.**
Brüssel. Von **J. E. Horn.**
Die Schlachten bei Leipzig. Kriegsgemälde von **Karl Gustav von Berneck.**
Schweizerfahrten. Von **Ernst Kossak.**
Harzbilder. Von **Heinrich Pröhle.**
Schillerhäuser. Von **Josef Rank.**
Briefe aus Südrussland. Von **Marie Förster.**
Poetisches Reise-Album. Herausgegeben von **Josef Rank.**
Reise-Pitaval. Auserlesene Criminalgeschichten, erzählt von **Willibald Alexis.**
Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer. V. **F. Gerstäcker.** Zweite Aufl.
Casanova's Flucht aus den Bleikammern in Venedig.

Vorstehende Schriften eignen sich trefflich zur Lectüre auf Reisen und sind zugleich, wie schon die Namen der Verfasser darthun, von solchem literarischen Werthe, dass sie aufbewahrt zu werden verdienen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Natur und Geschichte.
Welt- und Geschichtsbilder
von **Karl Riel.**

Einleitung: Die Geschichte der Menschheit und das Weltganze.

8. Geheftet 20 Ngr.

In dieser Schrift entwickelt der Verfasser die leitenden Ideen und den Plan eines Werks, das durch den Versuch einer Gesammtauffassung von Natur und Geschichte in ihren Wechselbeziehungen die untrennbare Verbindung der Menschheitsgeschichte mit den Naturwissenschaften allgemeiner zur Anschauung bringen soll. Das Werk wird nach und nach in einzelnen Abtheilungen erscheinen.

Die geistvolle, in der verschiedensten Weise anregende Schrift verdient ebenso die Beachtung der wissenschaftlichen Kreise wie die des größern Publikums.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen.
Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten.
Herausgegeben von **Friedrich Bülau.**

Zweite wohlfeile Auflage. In zwölf Bänden zu 1 Thlr.

Beim Beginne dieses bekannten Sammelwerks sagte der inzwischen verstorbene Herausgeber Friedrich Bülau, der bekannte Publicist, Professor an der Universität Leipzig: „Allgemein ist das Interesse, welches man für wechselvolle oder für merkwürdige und doch wenig bekannte Persönlichkeiten empfindet.“ Daß er sich mit dieser Annahme nicht geirrt, beweist die lebhafte Theilnahme, welche das Publikum dem Unternehmen von Anfang an entgegengebracht und bis zum Schluß des — aus zwölf Bänden bestehenden — Werks erhalten hat.

Auch heute noch währt dieses Interesse unvermindert fort und die Verlagshandlung veranstaltete deshalb eine zweite Auflage, deren Preis um mehr als die Hälfte billiger gestellt ist. Der Band von durchschnittlich 30 Bogen kostet nur 1 Thlr. (gegen 2⅓ Thlr. der ersten Auflage). Alle zwei Monate erfolgt die Ausgabe eines Bandes. Der erste bis neunte Band sind bereits erschienen. Unterzeichnungen werden noch in jeder Buchhandlung angenommen.

Für Lesebibliotheken, Historiker, Genealogen, Publicisten sowie für Freunde der Geschichte und Biographie wird diese allmählich erscheinende neue wohlfeile Auflage des Werks gewiß eine willkommene Erscheinung sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Zigeuner
in ihrem Wesen und in ihrer Sprache.
Nach eigenen Beobachtungen
dargestellt von Dr. jur. **Richard Liebich,** Criminalrath.

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die Schrift, ein Seitenstück und eine wichtige Ergänzung zu Avé-Lallemant's berühmtem Werke „Das deutsche Gaunerthum“, ist, wie dieses, nicht nur von praktischer Brauchbarkeit für Criminalisten und Polizeibeamte, sondern gewährt auch Culturhistorikern, Ethnologen, Gerichtsärzten, Geschworenen, und insbesondere Sprachforschern reiche Ausbeute. Einen Hauptbestandtheil bildet das Zigeunerisch-deutsche und Deutsch-zigeunerische Wörterbuch.

Soeben erschien das **15. Heft** der 11. Auflage von

Brockhaus' Conversations-Lexikon.
(Augenmaß — Avlona.)

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes werden noch Unterzeichnungen zum Subscriptionspreise von

☞ **5 Sgr. für das Heft von 6 Bogen** ☜

angenommen und sind die bereits erschienenen Hefte sowie der erste Band daselbst vorräthig.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 29. — 14. Juli 1864.

Neue Werke über Mexico.

1. Reisen in den Vereinigten Staaten, Canada und Mexico von Baron J. W. von Müller. In drei Bänden. Mit Stahlstichen, Lithographien und in den Text gedruckten Holzschnitten. Erster Band. Leipzig, Brockhaus. 1864. 8. 3 Thlr.

Mexico erfreute sich in den letzten Jahren einer steigenden Beachtung der europäischen Reisenden, Politiker und Culturhistoriker, und die französische Expedition, sowie die Thronbesteigung Kaiser Maximilian's I. haben alle Blicke auf jenes Wunderland gerichtet. Das vorliegende Werk, welches dem neuen Kaiser gewidmet ist, schließt sich den über Mexico erschienenen Werken in würdiger Weise an. Baron von Müller wurde nach bedeutenden Reisen in Europa und Afrika von der Sehnsucht erfaßt, auch die Westhalbkugel kennen zu lernen und trat seine Reise dahin im Jahre 1856 an. Die ersten zwei Bände seines Werks werden die Darstellung der Reiseerlebnisse mit rhapsodischen Bemerkungen über Menschen, Thiere und Pflanzen enthalten, der dritte Band soll sich mit der Geschichte und Statistik Mexicos und mit der Zusammenstellung der naturgeschichtlichen Resultate befassen, welcher letztere Abschnitt leider eine Beeinträchtigung durch den Verlust eines Theils der Sammlungen des Verfassers erfahren hat, der ihm in Mexico auf eine unerklärte Weise abhanden kam.

Wir zweifeln nicht, daß dieses Reisewerk, dessen Veröffentlichung wegen einer mehrjährigen Krankheit des Verfassers (der auch seinerseits die Wahrheit des Spruchs erfahren mußte, daß niemand ungestraft unter Palmen wandelt) erst jetzt möglich wurde, sich einen zahlreichen Leserkreis erwerben wird. Kann auch der Natur der Sache nach nicht alles neu sein, was in demselben gebracht wird, so ist doch das auch schon Bekannte mit solcher Frische und Lebendigkeit geschildert, daß man es gern liest, so z. B. die ergötzliche Schilderung der Yankees und ihrer Frauen, des Erie-Kanals, der Trenton- und Niagarafälle u. s. w. Dabei wird aber immer auch Neues oder weniger Bekanntes geboten, wie denn der vorliegende Band gleich mit einer interessanten Darstellung der Ursachen des außerordentlichen Aufschwungs von Havre in der neuesten Zeit beginnt. Ueber das staunenswerthe Wachsthum Neuyorks, über Astor, die Akademie von Philadelphia, die Girard-Stiftung, in der nur Moral gelehrt werden darf, keine Religion, „weil diese nur die Gemüther verwirrt und Zwietracht stiftet", über das Capitol in Washington und die Vorstellung beim Präsidenten der Union, die Smithsonian Institution, den Besuch bei Kane, dem berühmten Nordpolfahrer, über den Haß der Canadier, deren Sinn nach Frankreich steht, gegen die Engländer und ihre Missionare u. s. w. sind sehr befriedigende und eingehende Aufschlüsse gegeben worden. Sehr hübsch ist ferner die Schilderung des Montmorency-Falles, jene von Veracruz, der Stadt Orizaba und ihres gewaltigen, in weiter Ferne sichtbaren Pics, dessen Besteigung, nachdem sie zum ersten male mislungen war, dem muthigen Besteiger beim zweiten Versuch glücklich gelang. Zu verwundern ist hierbei, daß derselbe trotz des starken Schneegestöbers doch den (den Indianern, wie es scheint, schon früh bekannten) Krater so deutlich beobachten konnte. Sehr schön wird S. 223 fg. ein Urwald an den Quellen des Atoyak mit seinen gewaltigen Bäumen, seinen modernden, von niedern Thieren wimmelnden Riesenstämmen, seinen reizenden Blüten, wundersamen Lianen und Schlinggewächsen, seinen prächtigen Vögeln dargestellt. Es fehlt nicht an interessanten Betrachtungen über naturgeschichtliche Gegenstände, von welchen wir nur hervorheben wollen jene über das Leben der Seevögel, die Farben des Meerwassers, neue Fische, die Schlauheit der Schiffsratten, die leuchtenden Schnellkäfer Cucujo, welche die Damen in Drahtkäfigen mit Zuckerrohr füttern, um sie abends in Tüll gewickelt als blitzende Rosetten am Kleid oder als Agraffen für die Mantille auf dem Kopf zu befestigen; dann jene über die Wanderameisen, „los Soldatos", das Einfangen der Mustangs oder wilden Pferde. Etwas Absonderliches erzählte Alexander Dumas unserm Verfasser. Von einem englischen Kriegsschiff, welches 1855 in der Nähe des Isthmus von Tehuantepec kreuzte, sei ein Hai harpunirt, und dieser sei 24 Stunden später in der Nähe der Ventosabai, gegenüber im Stillen Ocean, mit dem

Eisen im Leibe gefangen worden; das Eisen trug den Namen des englischen Kriegsschiffs, welches den Hai harpunirt hatte. Spielt hier nicht ein eigener Zufall bei der Bezeichnung des Eisens oder der Eisen, so bliebe allerdings nur übrig, eine unterseeische Verbindung beider Oceane unter der Landenge hindurch anzunehmen, da der verwundete Fisch unmöglich um die Südspitze Amerikas herum aus dem Atlantischen in den Stillen Ocean in 24 Stunden hätte gelangen können.

Der Verfasser erzählt auch ein paar andere wundersame Geschichten, bei deren einer er selbst Augenzeuge gewesen ist. Wir meinen die S. 140 fg. mitgetheilte von einem jungen Manne, der mit noch zwei Freunden tollkühn sich in die Stromschnellen des Niagara gewagt hatte; der Kahn war umgeschlagen und der Unglückliche hielt sich 32 Stunden lang an einen Felsen geklammert, bis er nach vielfachen vergeblichen Versuchen zu seiner Rettung von der Flut über die Fälle hinuntergerissen wurde, wohin ihm seine Gefährten vorausgegangen waren. Die andere Geschichte betrifft den Raub einer großen Silberconducta, welche im Jahre 1808 nach Veracruz unter starker Bedeckung abgehen sollte, um nach Spanien verschifft zu werden, und auf dem Wege von einer Räuberschar weggenommen wurde, die den unermeßlichen Schatz zur dereinstigen Theilung in einer Felshöhle barg, wo er, da die Bande in Streit gerieth und sich selbst aufrieb, noch jetzt geborgen liegen müsse. S. 320 wird als Beweis der Unbesonnenheit mancher Reisenden ein Curiosum angeführt. Einige Jahre vor Müller war ein Herr Saussure, Neffe des berühmten genfer Gelehrten, in Mexico. „Von der Manie besessen, der gelehrten Welt neue Entdeckungen mitzutheilen, beschrieb Herr Saussure einen verfallenen Backofen in Cholula, zu dem ihn Herr Becker (ein Freund von Müller's) maliciöserweise hingeführt hatte, als aztekisches Alterthum."

In einem „Anhang" theilt der Verfasser werthvolle meist eigene Beobachtungen über Erdmagnetismus und meteorologische Verhältnisse mit. Wir sind auf die Fortsetzung des Werks gespannt.

2. Mexico. Andeutungen über Boden, Klima, Thier-, Pflanzen- und Mineralreich, Cultur und Culturfähigkeit des Landes. Von K. B. Heller. Wien, Gerold's Sohn. 1864. Gr. 8. 16 Ngr.

Diese kleine Schrift hat den vorgesetzten Zweck, „in einfachen Zügen ein naturgetreues Bild von der physischen Beschaffenheit Mexicos zu entwerfen", recht befriedigend gelöst. Der Verfasser weist nach, wie im Einklang mit der die schroffsten Gegensätze vereinigenden Natur jenes gewaltigen Reichs auch die bürgerliche Gesellschaft, nachdem sie sich von der spanischen Herrschaft losgerissen hatte, in einen chaotischen Zustand gerathen ist. Und doch bietet der Charakter der Einwohner viel des Guten und Trefflichen, aber alle Versuche, zu bessern Verhältnissen zu gelangen, scheiterten bisjetzt an der Haltlosigkeit des Ganzen. Ueber den herrlichen Gebirgen und Seen Mexicos, welche letztern zum Theil gewaltige Mengen Salz liefern, wölbt sich ein wolkenloser Himmel, und während unten im heißen Küstenlande die tropischen Producte in üppigster Fülle gedeihen, an den Abhängen des Tafellandes, wo ein ewiger Frühling herrscht, man in Zuckerrohrpflanzungen, in Gehölzen von Lorbergewächsen und immergrünen Eichen, in Orangen- und Olivenhainen wandelt, begegnet man auf dem mächtigen, 6—7000 Fuß hohen Tafellande mit seiner herrlichen Luft und angenehmen Temperatur den Getreide- und Obstarten des mittlern Europa. Wie die Pflanzen aller Klimate in Mexico fortkommen können, so finden sich dort auch nordische und tropische Thiere im wundersamen Verein: neben nordischen Raubthieren, Hehern und Eulenarten Affen, Papagaien, brasilische Jacanas und Cancromas und der schönste aller Vögel Amerikas, der Quesale, Trogon resplendens. Jene „Barrancas", Schluchten, welche von den Vulkanen strahlenförmig auslaufen, ganz eng in der Nähe der Vulkane, mit steilen Kalkwänden und einem Flüßchen in der Sohle, weiter unten breit und seicht werdend, Risse oder Sprünge der Erdrinde, durch die Erhebung der Vulkane entstanden, sind der Sitz der reichsten, meist immergrünen Vegetation, vom heißen Gürtel bis hinauf zum ewigen Schnee, und der Wohnplatz unzähliger Thiere. Unter der Erde aber finden sich Lager und Gänge von Silber und Gold, Eisen, Kupfer und Blei, und harren der rührigen Hände zur Ausbeutung. Die Porphyre Mexicos sind theils trachytische, erzleere, theils erzführende, die Fundgruben schöner Mineralien und verschiedener Metalle, der Hauptsitz der reichen und mächtigen Silbergänge, auf der Oberfläche auch gediegenes Gold enthaltend, welches durch Auswaschen gewonnen wird, aber arm an Wasser und Vegetation. Von den Cultur- und Nutzpflanzen werden angeführt: der Mexico eigenthümliche Cacaobaum, die Banane, der Baumwollstrauch, Indigo, Reis, Manioc, die Batate, Cacamotle, Masasa, Zuckerrohr, Kaffeebaum, Maguey, Mais, Taback und neben ihnen wieder Weizen, Roggen, Erbsen, Bohnen, der Oelbaum, der Maulbeerbaum und die Rebe. Mit Recht konnte schon Alexander von Humboldt sagen: „Mexico ist ein Land, das für sich allein alles erzeugt, was der Handel aus allen Theilen des Erdbodens sammelt." Es hat die köstlichsten einheimischen Obstarten: Tumas, Granadillas, Guajaven, Anonen, Mombins, Ananas u. s. w., und das feinste aller Gewürze, die Vanille. Seine Wälder sind reich an den köstlichsten Holzarten, an Farbhölzern, an Ambra- und Balsambäumen, an Arzneigewächsen. Hingegen ist die einheimische Thierwelt zwar reich an merkwürdigen Formen, aber arm an Thieren, welche für die menschliche Cultur einen erheblichen Werth haben: ein Mangel, welchem jedoch schon seit Jahrhunderten durch die Einführung europäischer Thiere, namentlich des Pferdes und Rindes abgeholfen wurde, welche beiden in überaus großer Zahl verwildert vorkommen. Wie sehr die Bienenzucht darniederliegt, zeigt der Umstand, daß Mexico für Millionen Gulden Wachs alljährlich einführt, obschon die europäische Biene dort vortrefflich gedeihen würde.

Mexico war seit seiner Besitznahme durch die Spanier berühmt wegen seines Reichthums an edeln Metallen; von 1690—1803 war dort für 1354 Millionen Piaster Geld geprägt worden. Der Silberertrag stieg 1804 auf beinahe 50 Millionen Gulden, eine seither nicht mehr erreichte Höhe. Die meisten Flüsse führen Goldsand, der größtentheils unbenutzt dem Meere zugeführt wird. Sicherheit für Leben und Eigenthum der Ansiedler und Bergleute würde ohne Zweifel den Ertrag der Minen wieder ansehnlich steigern.

Die Angabe der Bestandtheile der Bevölkerung ist wenigstens mir unverständlich; unter den 7,500000 Einwohnern soll sich die Zahl der Weißen, Mischlinge und Neger verhalten wie 4 : 1 : 2 : $\frac{1}{2}$, womit sich kein Sinn verbinden läßt, weil man nicht weiß, zu welcher Zahl die angeführten Zahlen im Verhältniß stehen sollen. Es ist übrigens bekannt, daß in Mexico allein unter allen amerikanischen Ländern die indianische Bevölkerung sich noch in überwiegender Masse erhalten hat und noch gegenwärtig über 4 Millionen Köpfe zählt. Indem der Verfasser schließlich noch anführt, daß Mexico in Handel und Technik noch immer auf einer sehr primitiven Stufe stehe, bemerkt er mit Grund, daß für deutsche Einwanderer hier sich günstige Aussichten öffnen und daß sie in Mexico nicht zu fürchten brauchen, daß ihre Nationalität, Sitte und Sprache in einem Völkergewirre untergehen werde, wie dieses in den Vereinigten Staaten der Fall ist. Wir möchten sein Schriftchen allen empfehlen, welche über jenes hoffentlich neu auflebende Land eine bündige Belehrung suchen.

Maximilian Perty.

Struensee und die Königin Karoline Mathilde von Dänemark.

Die Verschwörung gegen die Königin Karoline Mathilde von Dänemark, geborene Prinzessin von Großbritannien und Irland, und die Grafen Struensee und Brandt. Nach bisher ungedruckten Originalacten und nach L. J. Flamand in selbständiger Bearbeitung von G. F. von Jenssen-Tusch. Leipzig, Costenoble. 1864. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die Literatur über die kopenhagener Katastrophe vom Januar 1772 ist bekanntlich überreich und setzt sich bis auf die neueste Zeit fort, bald in historischer Form als angeblich authentische Geschichte, bald in dramatischer Gestalt, bald endlich in ein romantisches Gewand gekleidet. Auch liegt hierin nichts Auffallendes. Selbst der einfachste Bericht über das Struensee'sche Ministerium trägt den Charakter eines historischen Romans an sich. Das Emporsteigen ist so abenteuerlich rasch, die Mittagssonne des Glücks so blendend, das Verhältniß der jugendlich schönen Königin zu dem glänzenden Günstling so geheimnißvoll, der Sturz so plötzlich und so gewaltsam, daß in der That kein Umstand fehlt, den ein Novellist braucht, um die Theilnahme und das Interesse des Lesers für die Personen und die Begebenheiten seiner Erzählung zu erregen. Für den Historiker kommt noch der bedeutungsvolle Umstand hinzu, daß die ersten Spuren jener unseligen Politik Dänemarks, unter welcher bis vor kurzem Schleswig seufzte, bis zu der heftigen Reaction, die auf das Struensee'sche Ministerium folgte, hinausgeführt werden können.

Verschiedene Ursachen haben zusammengewirkt, um zu verhindern, daß bisher eine genaue Darstellung von den kopenhagener Vorgängen jener Zeit dem Publikum vorgelegt werden konnte. Als die erste Kunde von der dortigen Palastrevolution, von dem darauffolgenden greulichen Blutgericht und von der unerhörten Mishandlung einer Königin durch Europa flog, und alles gespannt auf nähere Nachrichten lauschte, gab es begreiflicherweise unter den zahllosen Berichterstattern keinen einzigen, der nicht Partei ergriffen hätte und dessen Feder nicht von Eigennutz, Groll oder Mitgefühl geführt worden wäre. Es gibt daher auch keinen gleichzeitigen Bericht, dem man unbedingt trauen dürfte, die Erzählungen der Geistlichen ausgenommen, welche in Celle das Todtenbett der noch wenige Tage vorher in freudiger Hoffnung neu aufblühenden Königin umstanden, die aber begreiflich nur von der Schlußscene des trauervollen Dramas Mittheilung machen können.

Auch die Folgezeit brachte keine authentischen Nachrichten über das eigentliche Verhältniß der Angeklagten, über die Schuld oder Nichtschuld der Schlachtopfer. Man einigte sich allerdings allmählich dahin, die Grausamkeit der königlichen Schwiegermutter zu verdammen; allein unter der Voraussetzung der völligen Schuldlosigkeit der jugendlichen Dulderin verlor die Geschichte zu viel Pikantes für lüsterne Gaumen, als daß der Erzähler leichten Kaufs hätte darauf verzichten sollen. Auf der andern Seite lag manchem Novellisten und Dramatiker, selbst manchem für die Ehre des königlichen Hauses schwärmenden Historiker oder Biographen daran, seine Heldin in blendend weißen Farben zu zeichnen, und so erschien ihr Bild je nach dem eingenommenen Standpunkte hell oder dunkel, niemals aber wahr und treu. Das war aber der Punkt, um den sich eigentlich alles drehte; nach der Stellung, welche die Hauptperson einnahm, gruppirten sich nun auch die übrigen hervorragenden Persönlichkeiten des Tableau: Struensee, Brandt und Falckenskjold, Juliane Marie, der Erbprinz und Ranzau-Aschberg; dem Könige selbst war unter allen Umständen kein Platz ganz im Hintergrunde angewiesen.

Wenn nun jeder, der die Geschichte Struensee's und Karoline Mathilde's las oder darüber schrieb, nothwendig Partei nahm, und der Streit zu keinem Ende geführt wurde, so hatte die dänische Regierung ihrerseits ein Interesse daran, das Vorgegangene möglichst mit einem Schleier zu überdecken. Wie man es auch machte, die Ehre des königlichen Hauses stand in jedem Fall auf dem Spiele. Es war unmöglich, daß beide Königinnen schuldlos waren, eine derselben mußte nicht blos strafbar, sondern eines schweren Verbrechens schuldig sein. Den Anstiftern der Revolution konnte am wenigsten daran liegen, daß die ganzen gerichtlichen Verhandlungen an das Tageslicht gebracht wurden; man bewahrte daher die Originalacten der Untersuchung nicht an Einem Ort, sondern hinterlegte

sie wohlversiegelt und verwahrt theils in dem Geheimarchive zu Kopenhagen, theils in den beiden Kanzleien daselbst (der dänischen und der deutschen), theils endlich in den Stadtarchiven von Bergen und von Glückstadt zur unverbrüchlichen Geheimhaltung, damit künftig an keinem dieser Orte eine vollständige Einsicht in die Originalacten genommen werden könnte. Die in Norwegen hinterlegten Acten wanderten freilich infolge der Trennung dieses Königreichs von Dänemark nach Kopenhagen zurück, ohne daß jedoch das Siegel gelöst worden wäre. Denn es war höchst wahrscheinlich gelungen, dem damals regierenden Sohne Karoline Mathildens während seiner Jugend einen leisen Zweifel an der Unschuld seiner Mutter beizubringen, und jedenfalls glaubte er es der Ehre der Verstorbenen schuldig zu sein, die Erinnerung an jenen schmachvollen Criminalproceß thunlichst zu unterdrücken. Sein Nachfolger Christian VIII. war der Enkel der Hauptleiterin der Verschwörung, Juliane Marie's. Ihm war wohl bewußt, daß das Andenken seiner Großmutter durch die Veröffentlichung der Untersuchungsacten niemals gewinnen könne, und die Erinnerung an deren unglückliche Nebenbuhlerin war ihm so verhaßt, daß er sogar die Zimmer der Feste Kronborg, in denen Karoline Mathilde als Gefangene gelebt und die man bisher unentweiht gelassen hatte, neu herzustellen befahl.

Die Zeit verwischt auch die heftigsten Leidenschaften, die Liebe und der Haß der Mitwelt machen der ruhigen Prüfung Platz, mit welcher die spätern Geschlechter auf die Kämpfe und Leiden ihrer Vorfahren blicken. Mit anerkennenswerther Treue gegen die durch die Verfassung gewährleistete Preßfreiheit hat der jetzige König von Dänemark die Veröffentlichung sämmtlicher Originalacten gestattet, welche zur Einsicht und Auswahl dem dänischen Schriftsteller Flamand überlassen sind. Nach dessen Vorlagen erscheint die vorliegende selbständige Bearbeitung.

Der Verfasser dieser letztern ist demjenigen, welcher für die neuere Geschichte Dänemarks und Schleswig-Holsteins Interesse hegt, durch die Lebensbeschreibungen der Könige Friedrich VI. und Christian VIII. rühmlichst bekannt. Schon die Bearbeitung der erstern dieser Darstellungen mußte ihn mit der Geschichte der Struensee'schen Katastrophe vollkommen vertraut machen, und sein langjähriger Aufenthalt in Kopenhagen während seiner Dienstzeit in der dänischen Armee hat dazu beigetragen, ihm über viele Einzelheiten Aufschluß zu geben. Seine Darstellungsweise ist gleich der in den beiden obengenannten Werken lichtvoll, leidenschaftslos und fern von jeder Parteilichkeit, sein Stil, sehr vereinzelte Anklänge an seine zweite Muttersprache, die dänische, abgerechnet, rein und correct.

Nach der vorliegenden Darstellung und dem derselben beigegebenen neuen Material ist es nun leicht, sich über den Charakter der handelnden Personen ein klares Urtheil zu bilden, und wer irgend noch daran sollte gezweifelt haben, daß die Hinrichtung Struensee's und Brandt's ein Justizmord war, wie er in der neuern Geschichte kaum seinesgleichen hat, der findet in den hier mitgetheilten Untersuchungsacten Aufklärungen, die seine Zweifel zerstreuen werden.

Der König, dem die beiden gemordeten Grafen dienten, hat unter den dänischen Königen aus dem Hause Oldenburg das verachtetste Andenken hinterlassen. Und doch war er von Natur nicht ohne Begabung, bei einer bessern Erziehung hätte er ein vortrefflicher Herrscher werden können. Aber die Leitung seiner Jugend war in möglichst schlechte Hände gerathen. Als Kind war er zuweilen mit übermäßiger Nachsicht, oft mit Grausamkeit behandelt worden, mit Gerechtigkeit nie. Sein Königthum (Regierung wäre hier ein ganz unpassender Ausdruck) füllte die für die Zukunft der dänischen Monarchie entscheidende Periode vom 14. Januar 1766 bis zum 13. März 1808. Von früher Jugend an mit leidenschaftlicher Sinnlichkeit begabt, vermochte den siebzehnjährigen Jüngling die im Jahre seiner Thronbesteigung vollzogene Vermählung mit der funfzehnjährigen englischen Prinzessin Karoline Mathilde nicht von den gröbsten Ausschweifungen zurückzuhalten, die allmählich Körper und Geist völlig zerrütteten. Nach der verhängnißvollen Reise im Jahre 1768, von der man den heilsamsten Einfluß auf den Lebenswandel und das häusliche Glück des Königs gehofft hatte, zeigte es sich bald, daß infolge des übermäßigen sinnlichen Genusses seine frühere feurige Erregbarkeit zum Hinsterben gebracht worden war. Auf dieser Reise machte er die Bekanntschaft eines Mannes von ungewöhnlichen Fähigkeiten, der ihn als Leibmedicus begleitete und als solcher auch später in seiner Nähe blieb.

Johann Friedrich Struensee war im Jahre 1737 in Halle geboren und wurde bereits im zwanzigsten Lebensjahre Stadtphysikus in Altona. Hier ward er Christian VII. empfohlen und demselben bald unentbehrlich, wenn auch nicht selten eine Misstimmung eintrat, was namentlich dann der Fall war, wenn er dem Könige die Folgen übermäßigen Sinnengenusses vorstellte: eine Freimüthigkeit, die um so anerkennenswerther ist, als Struensee lange Zeit keinen gewichtvollen Gönner am Hofe hatte. Sehr bekannt ist der Einfluß, den er bald auch über die Königin gewann, sein reißend schnelles Emporsteigen bis zu der schwindelnden Höhe eines Cabinetsministers mit unumschränkter Machtvollkommenheit, seine zahlreichen Reformen, die bittere Feindschaft, welche diese wider ihn erregten, die Verschwörung wider ihn mit der verwitweten Königin und deren misgestaltetem Sohne an der Spitze, der plötzliche Umsturz, die Reaction.

Struensee war in vollem Sinne ein Mann des 18. Jahrhunderts, des siècle des lumières. Mit Begeisterung hatte er sich den neuverkündeten freisinnigen Ideen angeschlossen; es ging ihm aber wie so vielen talentvollen Männern seiner Zeit, die in ihrem Bestreben, althergebrachte Vorurtheile zu bekämpfen, sich so weit fortreißen ließen, auch das Erprobte zu verwerfen und den Einfluß zu verkennen, welchen bestehenden Verhältnisse stets durch die Macht der Gewohnheit und die Furcht vor unbekannten Neuerungen ausüben. Weitaus die meisten Reformen Struensee's in der Staatsverwaltung

beruhten auf den richtigsten und gesundesten Principien, sie scheiterten vornehmlich an dem übergroßen Eifer, mit dem sie betrieben wurden. Seine auswärtige Politik macht ihm große Ehre. Seit vielen Jahren hatte Dänemark keine so achtungswerthe Stellung eingenommen, als unter seiner Leitung. Sein Auftreten war nach allen Seiten hin zugleich würdig und versöhnlich. Er enthob Dänemark der erniedrigenden Abhängigkeit von Rußland, er wußte das Vertrauen Schwedens und Frankreichs zu gewinnen, mit England stand er in gutem Einvernehmen, er verwarf das bisher üblich gewesene Mittel der Bestechung an fremden Höfen und Gesandtschaften als unwürdig seines Adoptivvaterlandes.

Aber Struensee hatte große Fehler. Sein Kopf war nicht stark genug, die schwerste der Charakterproben, ein rasches Emporsteigen, zu ertragen. Sein Selbstvertrauen ließ ihn die Unwetter nicht sehen, die sich rings um ihn aufthürmten, sein Uebermuth und seine Anmaßung zeigten sich oft in dem Verlangen nach kindischen Auszeichnungen. Er hatte alles um sich her beleidigt: den alten Adel und mit diesem die herrschsüchtige Stiefmutter des Königs, die Braunschweigerin Juliane Marie, durch seine unerhörte Macht, die Geistlichkeit und die Frömmler durch die Aufhebung vieler Festtage und der Kirchenbuße, das Militär durch Aufhebung der glänzenden Garde, das gesammte Volk durch seine unverhohlene Misachtung der dänischen Sprache. Viele Tausende waren durch die umfassenden Neuerungen in ihrem augenblicklichen Betriebe gestört und in ihren Interessen verletzt, die russische Gesandtschaft grollte über ihren verlorenen Einfluß. Es kam zu einzelnen Tumulten, und hier zeigte es sich, daß ihm zum Reformator die allernothwendigste Eigenschaft gebrach, der persönliche Muth. Zu dem Haß gesellte sich Geringschätzung. Noch blieb ihm zwar die Gunst der Königin und des immer mehr in Stumpfsinn fallenden Königs, noch war er der Beherrscher der dänischen Monarchie, aber die Zahl seiner mächtigen Feinde wuchs von Tag zu Tag, und die Schmähungen der durch ihn entfesselten Presse wurden täglich heftiger und bitterer.

Struensee fürchtete nichts, solange er die Gunst der Königin besaß, und diese blieb ihm im vollen Maße. Karoline Mathilde gehörte, wenn nicht zu den schönsten, so doch gewiß zu den anmuthigsten Frauen ihrer Zeit. Ihre Liebenswürdigkeit, ihre Freundlichkeit, namentlich gegen Geringere, bezauberte jeden, der ihr nahte. Sie war geistvoll und hochgebildet, sie mußte ihren Gemahl bald auf das tiefste verachten. Die Persönlichkeiten, die zu jener Zeit am Hofe erschienen, waren in keiner Weise geeignet, ihr Vertrauen zu gewinnen. Während der Reise des Königs hatte sie einsam und zurückgezogen gelebt, nach seiner Rückkehr fand sie in Struensee den einzigen Mann, den sie, seit sie in Dänemark war, wirklich hatte hochschätzen lernen. Ihr Benehmen war ohne Zweifel von Unvorsichtigkeit nicht freizusprechen, aber kein entscheidender Umstand spricht für ihre Schuld. Auch ihr Geständniß nicht, das die Aussage Struensee's bekräftigte. Denn als die Verschwörung zum Ausbruch gelangt war und man nächtlicherweile dem blödsinnigen König seine Unterschrift unter Documente abgezwungen hatte, deren Inhalt zu begreifen Se. Majestät in ihrem damaligen Zustande gänzlich unfähig war, hatte es keine große Schwierigkeit, den von seiner Höhe in das tiefste Elend herabgestürzten, kleinmüthigen und verzagten Minister durch Androhung der Tortur und durch die Vorspiegelung, daß er hierdurch allein sein Leben retten könne, die Ehre der Königin aber nicht Gefahr laufe, da nach Inhalt des Königsgesetzes keine die Ehre des königlichen Hauses berührende Untersuchungen angestellt werden dürften, zu einem Geständniß zu bewegen. Der noch schwerer mishandelten gefangenen Königin, die anfangs laut und heftig gegen die Beschuldigung protestirt hatte, hielt man vor, daß ihre Bestätigung allein das Schicksal desjenigen mildern könnte, dessen Unglück sie hauptsächlich verschuldet zu haben wähnte. Die verzweifelnde, dem Wahnsinn nahe Fürstin unterschrieb, ehe das Bewußtsein sie vollkommen verließ, und die Verschworenen wußten bald genug die erschlichenen Documente zum völligen Verderben der Ueberlisteten auszubeuten.

Der Königin Benehmen in ihrer damaligen Lage und in dem Seelenzustande, den die vorausgegangenen empörenden Mishandlungen hatten hervorrufen müssen, erscheint begreiflich und verzeihlich; Struensee aber hat ohne Zweifel durch sein Geständniß das Recht verwirkt, als Ehrenmann betrachtet und als solcher beurtheilt zu werden. Wie viel größer würde das Mitleid sein, mit dem wir den gestürzten Minister betrachten, wenn er denselben männlichen Muth bewahrt hätte wie sein Freund und Schicksalsgefährte Brandt, dem er doch an Geist und Verstand so weit überlegen war! Er hätte sich sagen können, daß er in Händen sei, deren Rachsucht nur durch sein Blut befriedigt werden konnte. Der Proceß nahm seinen Anfang, der Schriftenwechsel erscheint hier zum ersten male vollständig und verdient von denjenigen gelesen zu werden, welche noch jetzt in Zweifel sind, ob Struensee und Brandt an den gegen sie erhobenen Beschuldigungen wirklich unschuldig, und ob die Untersuchung wirklich ein bloßes Possenspiel gewesen sei. Etwas Erbärmlicheres ist nie aus der Feder eines Juristen geflossen als die Anklageschrift gegen Struensee. Die Sprache ist unlogisch und oft gemein, die Anklagen sind so schlecht begründet und zum Theil so offenbar widersinnig (z. B. die Anklagen wegen der Behandlung des Kronprinzen und wegen der angeblich verübten Fälschungen), daß es in der That keiner Vertheidigung bedurft hätte, wenn die Richter die einfachste Gerechtigkeit hätten beobachten wollen. Die schon am andern Tage eingereichte Vertheidigungsschrift stimmt denn auch völlig zu dem ganzen Gange des Verfahrens. Sie ist zwar in einem anständigern Tone gehalten, aber hinsichtlich der Begründung so schwach, daß sie die Anklage kaum in einem einzigen Punkte entkräftet, auch da nicht, wo das Königsgesetz, dessen angebliche Verletzung ein der schwersten Anklagen gegen Struensee bildete, das einfachste Mittel an die Hand gab. Schlag auf Schlag folgen die Repliken und Dupliken in den

Processen gegen Struensee und seine Freunde. Mit nicht minderer Eilfertigkeit ward der Ehescheidungsproceß gegen die Königin betrieben. Die Urtheile wurden bald ganz in dem Sinne der nach Blut lechzenden Königin-Witwe gefällt. Die letzten Stunden Struensee's versöhnen uns wenigstens theilweise mit seinem frühern Benehmen. Brandt's Schicksal hatte ihn viel tiefer ergriffen als sein eigenes, er that was er konnte, um eine Milderung von dessen Schicksal zu bewirken. Seine Haltung auf dem letzten Wege war ruhig und gefaßt. Brandt wurde zuerst hingerichtet. Als dann Struensee's rechte Hand abgehauen war, durchflog ein convulsivisches Zittern seinen Körper, sodaß der Schlag, der den Kopf vom Rumpfe trennen sollte, fehlging und der Körper emporschnellte; auch der zweite Hieb ging fehl, und erst der dritte machte dem Leben des Gemarterten ein Ende.

Die unzählbare Volksmenge verließ tief erschüttert den Richtplatz und noch lange hernach machte sich der Eindruck der grauenhaften Scene bemerkbar. Ein Umschwung der öffentlichen Meinung war schon früher deutlich wahrzunehmen gewesen. Kein Handwerker hatte das Schaffot bauen, kein Stellmacher die Räder ablassen wollen, worauf die Körper der Unglücklichen geflochten werden sollten, man mußte sich die nöthigen acht Wagenräder von Freunden der jetzigen Hofpartei schenken lassen. Festungssklaven mußten das Blutgerüst abbrechen, da sich kein Arbeiter dazu hergeben wollte. Nur in der Brust eines weiblichen Ungeheuers lebte nichts als Lust über die gelungene Rache. Juliane Marie hatte von den Fenstern ihres Schlosses aus mit gierigem Auge durch einen Tubus dem grauenvollen Schauspiel zugesehen und, als an Struensee die Reihe kam, voll Entzücken sich die Hände reibend, gerufen: „Nun kommt der Dicke." Viele Jahre später erwiderte sie auf die Frage, warum sie gerade diese vergleichungsweise unscheinbaren Zimmer bewohne, es seien ihr diese die liebsten, weil sie aus ihnen ihren bittersten Feind habe das Schaffot besteigen sehen.

Daß Karoline Mathilde nach der Scheidung ihren Aufenthalt in Celle nahm und dort in dem Alter von 23 Jahren starb, ist bekannt. Weniger bekannt ist vielleicht, obgleich der Bericht des englischen Zwischenträgers lange gedruckt ist, daß es im Werke war, durch eine Contrerevolution die neue Regierung wieder zu stürzen, um dann die verbannte Königin mit der höchsten Macht zu bekleiden, und daß dies Unternehmen wahrscheinlich geglückt wäre, wenn es nicht der Tod der Königin vereitelt hätte.

Unterdessen hatten die jetzigen Machthaber in Kopenhagen alles schleunigst auf den alten Fuß gesetzt, fast alle wohlthätigen Reformen Struensee's aufgehoben und das Volk für die ihm entzogenen Freiheiten dadurch zu entschädigen gesucht, daß man der Nationaleitelkeit schmeichelte. Namentlich die dänische Sprache sollte wieder zu Ehre und Ansehen kommen, auch im nördlichen Schleswig, und so finden wir schon in dieser Periode Spuren jener nationalen Bestrebungen Dänemarks, die, an sich nicht ungerechtfertigt, durch ihre Ausdehnung auf Schleswig zu unserer Zeit zu so vielem Blutvergießen Anlaß gegeben haben. Allerdings war man damals sehr weit entfernt, die Vereinigung der beiden Herzogthümer in Frage zu stellen, oder zu behaupten, daß Schleswig ein Theil Dänemarks sei. Im Gegentheil. Als Grund, warum der dänische, unter dem Struensee'schen Ministerium mit dem Herzogthum vereinigte Theil der schleswigschen Insel Amrum wieder mit dem Königreiche verbunden werden solle, wurde damals von der dänischen Kanzlei angeführt, daß diese Veränderung gefährlich sei, weil das Herzogthum Schleswig einer andern Erbfolge unterliege als das Königreich Dänemark. So weit war man damals von den Prätensionen der Neuzeit entfernt.

Aber dem Kronprinzen, dem nachherigen Könige Friedrich VI., hatte diese Richtung in früher Jugend eine entschiedene Vorliebe für alles Dänische eingeimpft, und dies hatte später für das Geschick der Herzogthümer die wichtigsten Folgen. Die Entwickelung seiner Jugend, seine Regierung und die seines Nachfolgers, wie sie der Verfasser in den vorher angeführten Werken gegeben hat, bilden mit dem vorliegenden Werke eine, wenn auch nicht formell, zusammenhängende Erzählung der Periode, in der die Fäden der spätern, Dänemark und Schleswig-Holstein bewegenden Ereignisse zusammenlaufen. 1.

Eine Religionsbiographie.

Simeon. Wanderungen und Heimkehr eines christlichen Forschers von Ludwig Clarus. Zwei Bände. Schaffhausen, Hurter. 1862. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Wol schon einem jeden wird es widerfahren sein, daß Zufall und Ungefähr ihn in Berührung mit dieser oder jener Persönlichkeit brachten, deren Erscheinung und Wesen sofort in ihm eine unbewußte, eine unklare Antipathie hervorrief. Dergleichen geschieht jeden Tag, jede Stunde. Mitunter aber mischt sich bei derartigen Begegnungen zu jenem Gefühl des Abgestoßenseins und des Widerspruchs gleichzeitig eine nicht minder unklare, nicht minder unbewußte Empfindung, gewissermaßen ein ahnendes Vorgefühl, daß derjenige, welcher die Antipathie erregt, keine gewöhnliche Natur, daß, um einen vulgären Ausdruck zu gebrauchen, etwas in ihm stecke. In solchen Fällen wird wol aus der ersten flüchtigen Berührung, die der Zufall vermittelte, eine nähere Bekanntschaft, die man absichtlich und geflissentlich aufsucht. Wir bemühen uns, über die Persönlichkeit, welche die widerstreitenden Empfindungen erregt hat, in das Klare zu kommen; wir urtheilen und prüfen, und nach der Schlußprüfung stellt das Urtheil über den Betreffenden sich so oder so fest.

Auch von manchen Büchern gilt ganz etwas Aehnliches. Vielleicht schon der bloße Titel oder die kurze Vorrede des Werks stößt uns mehr oder minder ab, ohne daß wir im Stande wären, uns über den Eindruck bestimmte Rechenschaft zu geben, und doch will sich wiederum der Arbeit gegenüber trotz dieses ersten ungünstigen Eindrucks, trotz dieser Antipathie das Gefühl nicht zurückdrängen lassen, das Buch sei keine der Alltagserscheinungen, die man zu Dutzenden anliest, auch wol durchliest, um sie alsdann nach der beendigten Lektüre für immer und zwar ohne Schaden zu vergessen. Man sucht in einer solchen Situation, ganz wie bei der zuerst angedeuteten Begegnung mit Menschen, die Antipathie zum Schweigen zu bringen, man liest und prüft genau, um gleichfalls so oder so zu einem Schlußurtheil zu gelangen.

Das Werk, dem der nachstehende Artikel gilt, gehört in die Kategorie solcher Bücher. Weder ist seine Lektüre eine leichte noch eine kurze; die Lektüre erregt sehr zwiespältige Empfindungen;

die Lektüre schwindet nicht so bald aus dem Gedächtniß. Nicht eine vollständige Biographie, nur ein biographisches Fragment bieten die beiden Bände. Die Arbeit selbst nennt sich eine Religionsbiographie, ein nicht gewöhnlicher Ausdruck allerdings, aber wir behalten den Ausdruck in der Aufschrift für unsern Artikel bei, weil er in der That den gebotenen Inhalt in prägnanter Weise bezeichnet. Die beiden Bände beschäftigen sich mit der religiösen Entwickelung des Verfassers; sie erzählen, wie es gekommen, daß derselbe Convertit geworden. Oder vielmehr das Erzählte läßt ahnen, es bereitet uns darauf vor, wie es möglich gewesen, daß der ehemals preußische Regierungsrath, der von protestantischen Aeltern geboren und der ein Menschenleben zum protestantischen Glauben sich bekannt, zur römischen Kirche übergetreten. Das Buch bildet kein abgeschlossenes Ganzes. Es hat weder einen Anfang noch einen Schluß. Der letztere folgt vermuthlich später; den erstern soll, wie es in der Einleitung heißt, diese und jene frühere schriftstellerische Production des Verfassers ersetzen, namentlich die 1846 zu Mainz erschienene Schrift „Geständnisse eines im Protestantismus aufgewachsenen Christen über religiöse Erziehung und Bildung".

Von jeder Intoleranz, von jedem Zelotismus wissen wir uns soweit als möglich entfernt. Dergleichen mag den Kuttenträgern hüben und drüben als Domäne vorbehalten bleiben. Wenn der „Forscher", wie er sich selbst nennt, schließlich zu der Ueberzeugung gelangt ist, daß die katholische Kirche in der That die alleinseligmachende und beste, so ist das eine Sache, welche er mit sich und seinem Gewissen allein abzumachen hat, und wir sind sicher die letzten, eben wegen jenes Schritts auch nur den Schatten eines Vorwurfs gegen ihn zu erheben. Um so weniger, als die Apostasie, wie aus den beiden Bänden unwiderlegbar hervorgeht, keine plötzliche, keine jäh und sprunghaft vermittelte war, weil sie in keinerlei persönlichen oder irgend weltlichen Motiven ihre Erklärung hat: der Schritt wurde nach langjährigen energischen und umfassenden Studien, nach heißen Kämpfen, nach eifrigem Ringen und Forschen nach der Wahrheit gethan. Diese unsere angedeutete Haltung kann uns jedoch keinen Augenblick abhalten, da dem Herausgeber zu widersprechen, wo die Anschauungen und Urtheile, die er entwickelt, uns der Begründung zu entbehren scheinen. Auf eine genauere Relation der von ihm erzählten Schicksale, seiner Erlebnisse, die immer von dem Gesichtspunkte aufgefaßt und dargestellt sind, um zu zeigen, wie seine ganze Entwickelung, insbesondere sein geistiger Bildungsgang ihn in den Katholicismus hineingedrängt habe, können wir hier um so weniger eingehen, als dergleichen Privatangelegenheiten des Interesses für die weitern Kreise eines gemischten Leserpublikums entbehren; wir werden uns für diese Partie auf das Nothdürftigste beschränken. Ausführlichere Mittheilungen werden sich hingegen da ermöglichen lassen, wo der Verfasser entweder von bedeutenden Persönlichkeiten spricht, mit denen er in Verbindung gekommen, oder wo seine Auseinandersetzungen wirklich von culturgeschichtlichem Werth für die geschilderte Epoche sind.

Clarus lebte zur Zeit des bekannten Sintenis'schen Streits als Regierungsreferendar in der Provinz Sachsen. Er nimmt Veranlassung, von der Hegel'schen Religionsphilosophie in Halle zu sprechen. Dieselbe habe durch geistreiche und tüchtige junge Docenten dort Eingang gefunden, welche sich vortäuschten, die Versöhnung von Religion und Wissenschaft sei erreicht. Von einem dieser Docenten — es ist offenbar Karl Rosenkranz gemeint — erzählt Clarus, daß derselbe mit ihm im häufigen Verkehr gestanden, und daß derselbe sich vergebens bemüht habe, ihn für Hegel zu enthusiasmiren. Wie die Bibellektüre, habe auch die Hegel'sche Philosophie ihm kein Genüge leisten können; „er wollte aber und mußte aus dem Gläubeln oder dem nach subjectivem Ermessen getriebenen Dilettantismus der Erkenntniß der christlichen Heilswahrheiten hinaus und begehrte einen festen Glauben, dem wechselnde Ansicht über das Verständniß einer Bibelstelle und veränderliches Bedürfniß nichts anzuhaben vermochten". So fand er es in der Ordnung, sich an die Symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche zu wenden, um zu erfahren, wie er die Bibel glauben und verstehen solle. Zum ersten male kam er bei der Gelegenheit zu dem specifischen Bewußtsein, daß er der Genosse einer bestimmten christlichen Confession sei. Confessionelle Besonderheiten waren ihm, obschon er bereits 25 Jahre zählte, noch nie entgegengetreten oder aufgefallen. Für seinen Zweck las er Hammerschmidt's „Geschichte der Augsburgischen Confession", und sodann das christliche Concordienbuch. In vier langen Kapiteln verbreitet sich der Verfasser über die von ihm gewonnenen Resultate dieses Studiums. Er findet, daß die Symbole des Lutherthums durchaus auf katholischen Principien beruhen; diese Erkenntniß, wird weiter berichtet, habe den Verfasser zuerst bestimmt, formell wie materiell zu katholisiren. Er entdeckt, daß Luther selbst mehr Katholik als Protestant ist: „Die durch Luther's gewaltige und gewaltthätige Persönlichkeit und Wirksamkeit vor das neue Kirchenthum gespannten und in ein Joch zur Fortbewegung des Systems gezwängten beiden widersprechenden Elemente, das positive und negative, konnten, nachdem jener lebendige Druck nachgelassen hatte und in der verknöcherten Orthodoxie von Luther's Nachfolgern keinen entsprechenden Ersatz mehr hatte, sich vor einem und demselben Gefährt auf die Dauer nicht vertragen, rissen sich los und schlugen die ihnen natürliche Richtung ein. Dabei folgten, dem durch die Erbsünde der Menschennatur eingesäeten Freiheitsdrange nachgebend, allmählich die meisten Anhänger des neuen Kirchenthums der negativen Richtung. Der Kampf beider Elemente war in Luther's Person ein subjectiver gewesen. Bald hatte das positive oder besser gesagt das katholische, bald das negative oder besser gesagt der natürliche Hang des Menschen nach Freiheit die Oberhand in ihm gewonnen. Je nachdem das eine am Ruder saß, schrieb er so vortreffliche Sachen, wie sie in dem Briefe an den Herzog Albrecht von Preußen enthalten sind, oder so willkürliche und eigenwillige Dinge, wie in dem Sendbriefe vom Dolmetschen der Heiligen Schrift. Luther's ganzes Leben stellt ein unausgesetztes Ringen dar, die jeder Kirche unentbehrliche Einheit des Glaubens und der Lehre mit dem Grundsatz der freien Forschung zu vereinbaren, auf welchem das Recht seiner Neuerung selber beruhte. Das Bedürfniß, der Verwirrung, wo nicht Auflösung zu wehren, welche die fortgesetzte Handhabung dieses Grundsatzes nothwendig herbeiführen mußte, ließ Luther oft über jene Schwierigkeit hinwegsehen" u. s. w.

Als Schlußresultat endlich der genannten Studien stellt sich bei Clarus der Satz fest, daß die Mehrzahl der übrigen Bekenntnißschriften der lutherischen Kirche bei allem Katholisiren einen von der Augustana abweichenden feindseligen Charakter trägt. Von sich selbst sagt Clarus, daß er nach diesen Studien „ein auch in der lutherischen Orthodoxie festgefahrener, aber nicht katholikenfeindlich gewordener Forscher" gewesen. Er kam in der Folge mit katholischen Convertiten, namentlich zu Berlin, in Verbindung, und hatte Gelegenheit, „Toleranz zu studiren und neue Betrachtungen über das Convertiren anzustellen". Anfechtungen zum Rückfalle in eine philosophische Religion oder Irreligion, wie der Verfasser sich auszudrücken beliebt, hatte Clarus eben nicht, seitdem er sich auf das Studium der Symbolischen Bücher der evangelischen Kirche geworfen. Die „letzte Versuchung seitens der Philosophie" trat in der Gestalt eines der ältern Räthe des Justizcollegiums an ihn heran, bei welchem er als Referendar arbeitete. Einer der scharfsinnigsten Juristen, ein sicherer und strenger Logiker, verschmähte Dorguth alle Euphemismen zur Verschleierung des physiologischen und empirischen Materialismus, dem er huldigte. Der Idealismus war ihm eine reine, lächerliche Chimäre. Den Geist erklärte er für den point d'honneur der Menschheit, welcher nur in ihrer Einbildung existirt. Geist und Seele sind eben nichts. Wahrheit ist nur der Cynismus des Materialismus. Alles ist Körper. Das Denken ist ein Hirnact, weiter nichts. Die Propaganda, welche der alte Rath für seine Ideen bei dem Referendar versuchte, scheiterte völlig; Clarus „schauderte vor der pyramidalen

Kolossalität von carnaler Frechheit, welche in diesem ehrlich ausgesprochenen Geständniß, das zugleich ein Todesurtheil Gottes mit Confiscation aller höhern geistigen Güter aussprach, so entsetzlich nackt hervortrat". Einen nicht geringeren Schrecken jagten ihm die holsteinischen Philalethen ein. Unter andern gehörte auch Olshausen zu den Philalethen, früher Professor in Kiel und Königsberg, dann von Herrn von Bethmann-Hollweg in das Cultusministerium berufen. Clarus nennt nicht direct Olshausen, aus dem Commentar indeß, mit dem er von der Berufung eines Philalethen in ein deutsches Cultusministerium spricht, geht deutlich hervor, wen er gemeint hat: „Die Antecedentien jenes Philalethen haben nicht verhindert, daß derselbe jetzt im Cultusministerium einer großen deutschen Macht die Stelle eines vortragenden Raths einnimmt, obwol Philaleth und christlicher Cultus zwei einander ausschließende Dinge zu sein scheinen. Im 19. Jahrhundert ist vieles möglich, was vordem unter die Nonsense gerechnet wurde."

So wenig Einladendes der Kirchenbesuch für ihn hatte, Clarus entschloß sich zu einem regelmäßigen Kirchenbesuche. Er verbraucht ein ganzes Kapitel, um darzuthun, wie der Geschmack an der Agende und andern gottesdienstlichen äußern Hülfsmitteln eine unbewußte katholische Regung gewesen. Dabei war er von dem allerredlichsten Willen beseelt, ein richtiger Lutheraner zu sein. Aus eben diesem Grunde studirte er jahrelang die Schriften Luther's. Das zwölfte Kapitel des ersten Bandes enthält die Kritik von Clarus über die Schriften Luther's. Eins ist uns bei der Besprechung sowol, die Clarus Luther angedeihen läßt, als auch bei verschiedenen andern Stellen aufgefallen, in denen der Verfasser bei der Erörterung der evangelischen Lehre stets zu dem Schluß kommt, daß die letztere mangelhaft, unrichtig und jedenfalls schlechter als die Lehre der katholischen Kirche sei: er stellt den Sachverhalt an solchen Stellen stets so dar, als habe er die Einsicht bereits zu der Zeit besessen, von welcher er berichtet. Wir glauben, daß er in diesem Punkte in einer Selbsttäuschung befangen, glauben das zu seiner eigenen Ehre. Denn ein Mann von der redlichen Wahrheitsliebe, die Clarus sonder Frage auszeichnet, konnte doch unmöglich jahrzehntelang etwas anderes glauben und etwas anderes bekennen. Uns will bedünken, daß Clarus, der unverkennbar von jeher eine große Hinneigung zum Katholicismus hatte, bei seiner Lektüre der Schriften Luther's hier und dort sich unangenehm berührt gefunden haben mag; wie er aber diese Urtheile erst nach seinem Uebertritt zum Katholicismus niedergeschrieben hat, so mögen jene Urtheile sich in ihrer Schärfe auch erst nach dem Acte bei ihm festgesetzt haben.

Die theologische Entwickelung von Clarus wurde in den Jahren 1831—34 in etwas durch literarhistorische Arbeiten unterbrochen. Er hatte in Gemeinschaft mit einem Freunde die Herausgabe eines Handbuchs der abendländischen Literaturen und Sprachen unternommen; auf ihn fiel die Bearbeitung der italienischen Prosa und Poesie. Nicht ohne das Gefühl der Genugthuung führt Clarus die anerkennenden Kritiken auf, die seine Arbeit erfahren. Es ist dies überhaupt eine Eigenthümlichkeit unsers Verfassers, daß er sich äußerst empfänglich für lobende Recensionen, äußerst sensibel gegen tadelnde zeigt. Wie wir sehen werden, ist er später noch vielfach schriftstellerisch thätig gewesen; er unterläßt nie, die günstigen wie die absprechenden Recensionen seiner Arbeiten zu erwähnen, die erstern mit einer Glosse, daß sie in aller Ordnung gewesen, die letztern mit breiten Auseinandersetzungen über ihre Ungerechtigkeit. Ein Schriftsteller, der sich über Kritiken beschwert, die seinen Leistungen nicht hold, ist gerade ebenso lächerlich, wie ein Schauspieler, der in Harnisch geräth, weil der Recensent seine Rolle getadelt. Neben seinen literarhistorischen Arbeiten unterhielt der Forscher nähern Verkehr mit katholischen Convertiten, und dieser Umgang „eröffnete ihm die Augen über vielfache kirchengeschichtliche Irrthümer und falsche Meinungen, die über katholische Dogmen seit den magdeburger Centurien im Schwange gehen". Durch seinen Verkehr und seine ganze Richtung brachte er sich allgemein in den Verdacht des Kryptokatholicismus. Ein mehrjähriger „Stillstand im Katholisiren" wurde für Clarus durch „heterogene Erlebnisse und Beschäftigungen" herbeigeführt. Er versteht unter den „heterogenen Erlebnissen und Beschäftigungen" seine amtliche Berufsthätigkeit (er war Assessor und dann Regierungsrath geworden) und außerdem seine Verlobung und Verheirathung. In der „Religionsbiographie" sind dergleichen natürlich nur Bagatellen, die mit zwei Strichen abgethan werden müssen; von seiner Frau z. B. nennt Clarus nicht einmal den Geburtsnamen. Dagegen hat er drei lange Kapitel übrig, um seine Ausbeute katholischer und antikatholischer Anschauungen aus dem Lesen von Predigten und Werken der schönen Literatur zu constatiren. Insbesondere beschäftigten ihn die Werke der romantischen Schule. Er schwärmt für Clemens Brentano; über Heine hingegen fällt er in einer Weise her, die Menzel weit übertrifft. Heine's „Romantische Schule" sei zwar wenig geeignet gewesen, dem Katholicismus in der Seele des Forschers Vorschub zu leisten, „allein die jüdische Niederträchtigkeit, womit diese geistvolle Incarnation von einem halben Dutzend diabolischer Cardinaltugenden, vulgo Laster, den vermeintlichen Untergang des Christenthums und namentlich der katholischen Kirche feiert, wirkte doch ganz entgegengesetzt. Heine's Eitelkeit, welche in seiner Genußsucht den nächsten äußerlichen Ausdruck fand, ging auf nichts Geringeres aus, denn auf den Ruhm, als der neue Messias des Antichristenthums womöglich noch auf seinem langen Siechlager präconisirt zu werden." Wie es scheint, wirken bei dem Urtheil über Heine nicht blos die diametral entgegengesetzten Ansichten von Clarus über Welt und Leben mit, sondern auch eine gewisse persönliche Gereiztheit; Clarus war mit Heine in Göttingen bekannt geworden, aber er selbst gesteht ein, „wir konnten uns gegenseitig nicht allzu gut leiden". Auch eine Postreise ist dem Forscher in dem Gedächtniß geblieben; Heine traf mit Clarus in einer Postkutsche zusammen, that aber so, als wäre ihm die Bekanntschaft völlig unbekannt. Es wird das festzuhalten sein, wenn man S. 258 liest: „Heine war nach Göttingen gekommen, um zu doctoriren. Dieses geschah, um einem reichen Onkel, von dessen Unterstützungen er lebte, und den er nachmals in seinen «Reisebildern» dafür schmählich heruntergerissen, einen Beweis seiner Erudition in der Rechtsgelehrsamkeit mit dem Doctordiplom in die Hand zu drücken, aus welcher ihm so viele goldene Füchse zuflogen. Aus guter Quelle weiß ich, daß man dem Doctorandus den Doctortitel versagen zu müssen glaubte. Er machte aber geltend, daß er niemals weder ein praktischer noch ein docirender Jurist zu werden beabsichtige. Man drückte deshalb die Augen in dem Vertrauen zu, daß hiernach sich nie eine Gelegenheit darbieten werde, wo Heine's Doctorenunfähigkeit zu Tage kommen möchte, und ertheilte ihm das heißgewünschte Diplom. Man hatte sich aber doch darin verrechnet, daß Heine's Unwissenheit so der doctorirenden Facultät keine Unehre machen würde. Denn nun lief Heine gar von der Universität, schriftstellerte demagogisch, raisonnirte über Gott und die Welt, fand die Verfassungen unerträglich, ohne ein Sterbenswörtchen von den Landesinstitutionen und Gesetzen zu kennen. Hätte er die zum Doctorgrade nothwendige Bildung gehabt, so würde er seinen Witz und seine Geistreichigkeit nicht durch so grobe juristische und politische Unwissenheit compromittirt und seinem Drange, in der Poesie über Staatswissenschaften rhetorische Declamationen loszulassen, nicht so leidenschaftlich zu seinem Schaden gefröhnt haben. Eine andere Facultät als die Mutter dieses Doctor juris würde, wenn er sich in ihrem Schose eingefunden, wol mit Recht gefragt haben, Kleiner, wie bist du hereingekommen und hast kein hochzeitlich Kleid an? Seine ganze Staatsweisheit besteht im Grunde in dem fatalen Gefühl, daß er den Königen keinen Geschmack abgewinnen kann. Er will keine Könige und es bleibt dabei — keine Könige außer etwa — ihn selber. Seine mauvaise fortune zu Göttingen, wo damals nur Fleiß und Kenntnisse Geltung verschafften, bewirkte, daß Heine auf diese Stadt einen unsterblichen Heldengroll warf."

Wir gestehen, die Enthüllung über Heine's Promotion war uns neu; wie sich aber immer die betreffende Sache verhalten mag, es ist eine Absurdität, um nicht zu sagen eine perfide Absurdität, von Heine's Unfähigkeit und Unwissenheit zu reden. Man mag an Heine das eine und das andere auszusetzen haben, aber der eine, der bloße Name Heinrich Heine wiegt für alle Zeiten schwerer, als alle Doctordiplome zusammen, welche jemals von der juristischen Facultät in Göttingen ausgestellt worden sind. Es berühren die gehässigen Denunciationen von Clarus — mit dem Ausdruck muß die leidige Sache schon gekennzeichnet werden — um so unangenehmer, als der Denunciant an anderer Stelle die nach Lage der Dinge rein pharisäische Erklärung abgibt: „Die Abneigung gegen Heine habe ihn nie verhindert, den großen Gaben desselben aufrichtige Anerkennung zu zollen." Die Erklärung und die Denunciation, wie die beiden Dinge sich zusammenreimen sollen, ist nicht abzusehen.

Im Jahre 1836 unternahm Clarus eine Reise nach München. Nachdem er uns, was wir alle wissen, das Beschwerliche auseinandergesetzt, welches damals bei dem Mangel an Eisenbahnen eine solche Reise hatte, versichert er, die Ergebnisse der Reise zusammenfassend: „Mich ließ das katholische Leben in Baierns Hauptstadt kalt. Doch verfehlte auch auf mich die in der Hofkirche bei Dämmerlicht angehörte Litanei einen großartigen Eindruck nicht." Die folgenden Aufzeichnungen wollen indeß mit dem Selbsturtheil wenig stimmen. Clarus trat in intimen Verkehr mit den Häuptern der münchener Ultramontanen, und aus allem ergibt sich, daß gerade für seine religiöse Entwickelung dieser Verkehr von der höchsten Wichtigkeit gewesen. Seit seiner münchener Reise war Clarus — man kann die Behauptung dreist aussprechen — der entschiedenste Katholik, auch wenn bis zu seinem offenen Uebertritt noch lange Jahre verstrichen. Ueber die münchener Ultramontanen haben die betreffenden Abschnitte manche interessante Mittheilung, namentlich über Clemens Brentano, Joseph Görres, Marie von Moerl, Möhler, Guido Görres.

Auf die münchener Reise folgte im Herbst 1837 ein zweiter Ausflug nach dem „katholischen Süden", nach Tirol und Oberitalien. Der protestantische Reisende in den katholischen Ländern empfing durchweg Eindrücke, welche ihn in seiner katholisirenden Richtung bestärkten. Es gibt eben Leute, welche überall das sehen, was sie sehen wollen. Der Reisende bewunderte die katholische Religiosität; die Görres'sche Mystik erschütterte bei ihm die lutherische Ansicht vom Urzustande des Menschen und den Folgen des Sündenfalls; er machte die Entdeckung, daß die Kunst eine Seitenverwandte der Religion ist, und nothwendig entweder heidnisch oder katholisch sein müsse; er setzte sich für den Cölibat in ein bewunderndes Echauffement. Unter solchen Umständen konnte es nichts Auffallendes haben, wenn seine Reiseberichte, die er in Briefen ausarbeitete, „unvermerkt eine Apologie von vielem Katholischen wurden", und ebenso wenig kann es nach diesen Prämissen befremden, daß Clarus in eine literarische Fehde mit Bretschneider aus Anlaß seiner Novellen gegen die Mischehen gerieth. Unser Forscher vertheidigte in zwei anonymen Satiren gegen Bretschneider den ultramontanen Standpunkt. Daneben studirte er eifrigst die Mystiker, beschäftigte sich mit den Bekenntnissen des heiligen Augustinus, mit Marina von Escobar, mit dem Magnetismus, mit der Schrift Cicero's „De divinatione", mit Johannes Capistranus; er trat öffentlich als Ritter für den Cölibat auf, und freute sich lebhaft, daß Leo und Menzel „das löbliche Werk einer Reformation der Historiographie" begannen. Die Schrift über den Cölibat regte ihn zu einer zweiten: „Die tiroler ekstatischen Jungfrauen" an, die üble Folgen für ihn hatte. Anonym 1843 erschienen, wurde das Incognito der Arbeit durch das „Königsberger Literaturblatt", welches Alexander Jung redigirte, durchbrochen. Die Kritik nannte Clarus als Verfasser der Schrift, die sie übrigens äußerst abfällig recensirte. Clarus trägt noch bis zur heutigen Stunde Alexander Jung, einem der ehrenwerthesten und würdigsten Schriftsteller unserer Gegenwart, bittern Groll wegen jener Kritik nach. Er spricht auf das verächtlichste von dem „nordöstlichen Vorposten des jungdeutschen Geistes", wie Jung von Gottschall genannt worden, er moquirt sich höhnisch, daß Jung seitdem als „vielseitig gebildeter Kritiker, Dichter und Uebersetzer" bekannt geworden. Die Kritik hatte die Folge, daß der vorgesetzte Chef des Regierungsraths Clarus, der Oberpräsident der Provinz, bei unserm Autor anfragen ließ, ob es begründet, daß er der Verfasser jener Schrift, und ob es zweitens wahr, daß er heimlich zum Katholicismus übergetreten. Dieses humane Verfahren nennt Clarus heute „ein inquisitorisches Verfahren wegen seiner religiösen Ueberzeugungen", und obschon ihm niemals das Geringste, nicht einmal eine leichte Rüge wegen des Aergernisses widerfuhr, welches die — gelinde ausgedrückt — für einen im Amte befindlichen Regierungsrath taktlosen Absurditäten jener Schrift erregt hatten, obschon auf eine schriftliche Erklärung hin, mit welcher Clarus die Anfrage seines Vorgesetzten beantwortet hatte, die ganze Angelegenheit einfach zu den Acten gelegt wurde, spricht er dennoch von einem „kleinen Martyrium". Auch sucht er offenbar von der Sache ungleich mehr Aufhebens zu machen, als dieselbe werth gewesen. Er berichtet, seine Erklärung sei, wie er durch dritte Hand vernommen, im Staatsministerium zu Berlin zum Vortrage gekommen: „Man soll zwar geurtheilt haben, ich sei ein absonderlicher Kauz, aber man könne mir doch nichts anhaben, und es scheine das Gerathenste, mich an der Stelle, wo ich mich befinde, in Vergessenheit verwittern zu lassen. Später habe ich aber glaubhaft erfahren, daß meinem Chef aufgegeben worden, mein religiöses Thun und Treiben zu beaufsichtigen. In dem officiellen Theile der «Preußischen Staatszeitung» aber ward angezeigt, daß die Gerüchte rücksichtlich meines Uebertritts zur katholischen Kirche nicht begründet seien." Aufzeichnungen über neue Reisen nach Salzburg, Tirol und die Schweiz, über Studien und Lektüre, über die Betheiligung an den münchener „Historisch-politischen Blättern" u. dgl. m. füllen die nächsten Kapitel. Die Bekanntschaft mit Planck's „Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs" vermittelt ihm die Ueberzeugung von der Veränderlichkeit der protestantischen Dogmen, hingegen von der Stabilität der katholischen. Das Jahr 1842 beschenkte ihn mit einem besondern Geschmack an der Beschäftigung mit Werken der französischen Literatur. Er las Rousseau „mit Interesse, das aber oft genug die Form eines anziehenden Abscheues annahm". Die absprecherischen Gelüste, von denen wir schon oben bei Heine gesehen, daß sie Clarus im hohen Grade eigen, fördern denn auch hier gar wunderliche Aussprüche zu Tage.

Der ganze Rest des zweiten Bandes, soweit wir dessen Inhalt noch nicht erwähnt haben, führt die äußere Biographie von Clarus nur wenig weiter fort; der Band schließt mit den Reisen, die der Verfasser in den Jahren 1845 und 1846 unternommen. Weitaus die Mehrzahl seiner Erörterungen bezieht sich auf seine Lektüre, auf seine Studien. Wir sind bei beschränkten Raumverhältnissen völlig außer Stande, auf die nicht selten scharfsinnigen, obschon immer einseitigen Bemerkungen einzugehen. Vielleicht am schlimmsten von den beurtheilten Büchern kommt Ranke's „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation" fort; dieses unübertroffene, dieses unerreichte Werk der modernen Historiographie ist dem Verfasser „ein Muster, wie man nicht Geschichte schreiben soll". Ueber die Schüler Ranke's vollends wird in Bausch und Bogen schonungslos der Stab gebrochen; unter anderm heißt es von Sybel (S. 105): „Sybel, Ranke's gefeiertster Schüler, hat es zu Aeußerungen und Urtheilen gebracht, welche, von religiöser Seite betrachtet, dem Antichristenthum, von politischer Seite angesehen, der Revolution angehören." In dem Kapitel über Ranke trifft man ferner auch auf eine heftige Expectoration des Verfassers, in welcher er sich über die Ursachen der Revolution des Jahres 1848 verbreitet. In Parenthese sei bemerkt, daß Clarus nur äußerst selten das Gebiet der Politik berührt, wo und wann es aber geschieht,

gibt er zu erkennen, daß er einen solchen Standpunkt einnimmt, auf welchem ihm die Kreuzzeitung noch viel zu demokratisch, ein viel zu rothes Blatt. Alles Parlamentswesen wird von ihm (II, 160) „für eine Teufelssache" erklärt, und S. 166 heißt es: „Wie ich mich, um durchaus alle Berührungen mit der verhaßten Revolution und ihren Schößlingen und Werken zu vermeiden, und zu nichts davon eine Zustimmung zu erkennen zu geben, geflissentlich der Wahlen bei den Nationalversammlungen in Berlin und Frankfurt, sowie zum erfurter Parlamente enthalten, so habe ich auch nie einen Fuß in dieses Parlament gesetzt, wie verführerisch auch die Versuchung war, so viele berühmte Leute zu sehen und sprechen zu hören. Als der Eid auf die preußische Verfassung zum gesetzlichen Erforderniß erhoben war, bin ich wochenlang mit mir zu Rathe gegangen, ob ich denselben nicht verweigern und lieber mein Amt niederlegen solle, um nur nichts anerkennen zu müssen, was die Revolution erschaffen. Ein scharfsinniger Freund, dem ich meine Zweifel mittheilte, bekehrte mich zu dem Glauben, daß ein gezwungener Eid auf gewissenhafte Befolgung der preußischen Verfassung noch keineswegs eine Anerkennung oder gar eine Bekennung zum Inhalte derselben in sich begreife. Der Rathgeber war nicht etwa ein Jesuit, sondern ein protestantischer Schulrath und Anhänger der Hegel'schen Philosophie." Es ist schade, daß der Verfasser den Namen dieses protestantischen Schulraths zurückhält; es könnte der Welt frommen, den Namen dieses Mannes zu kennen. Wenn ihn Clarus keinen Jesuiten nennt, so wird jedermann wissen, was von der Behauptung zu halten. Man kann ein Jesuit und zwar ein Jesuit von der schlimmsten Sorte sein, auch ohne zu dem Orden Jesu als recipirtes Mitglied zu gehören.

Auch über einzelne bekannte und hervorragende Persönlichkeiten seines Umgangs gibt Clarus in dem zweiten Bande wie in dem ersten manches Neue und Schätzenswerthe, so unter anderm über von Ringseis, Kaulbach, Lasaulx, Eberhard, Döllinger. In dem Atelier von Kaulbach macht er die Bemerkung, daß des Meisters Zerstörung Jerusalems ein größeres Werk als die Hunnenschlacht. Die Bemerkungen über Kaulbach sind sinnig und hübsch, obschon wir glauben, daß von Clarus in den Künstler hineininterpretirt wird, was in demselben schwerlich zu suchen: „Kaulbach hat, nach allem zu schließen, mächtige religiöse Kämpfe durchzumachen gehabt. Sie haben ihn nicht zur kirchlichen Wahrheit geführt. Wie sanft auch die feine edle Kopfform und das weiche schwarze Haar darüber sich anließ, wie geistig vornehm und ruhig auch die reinen hohen Züge seines Antlitzes sich dargaben, man erkannte doch in seinem Blicke das dunkle Feuer eines Vulkans. Kaulbach's Augen drangen durch und durch; wie dunkle Tropfen fallen sie einem in die Seele.... An eine siegreiche Bewältigung des innern Kampfes in ihm ist nicht wol zu glauben. Die Art seine Bilder hinzuwerfen, die drängende Fülle, welche nur einen kleinen Theil dessen auszuführen gestattet, was sie bringt, hat etwas Dämonisches. Aus vielem leuchtet die Nichtbefriedigung seiner Seele hervor. Ihm scheint der kirchliche Frieden zu fehlen.... Und doch hat dieser Kopf, in dem so viele poetische Ritterlichkeit und ernste Grazie sich vereinigen, offenbar auch die äußern Elemente zum Haupte eines Heiligen. Alle Genialität, alle technische Virtuosität und alle Fülle von hohen Gedanken und Entwürfen, die seine Seele bewegen, scheinen es zu dem Höchsten, dessen Mangel anscheinend den zuweilen leidenden Zug, den er sehen ließ, hervorruft, mit allem Arbeiten nicht bringen zu können, welchem die Neigung seiner Sehnsucht unbewußt zugewandt ist. Das ist das ihm unbekannte himmlische Jerusalem. Da er es nicht hat, malt er das zerstörte irdische. Alle wunderbaren Schöpfungen dieses Künstlers scheinen trotz aller Meisterschaft vergebliche Werbungen seines Genius um den Besitz des Geistes, der heiligen Kirche Christi zu sein. Wer sich christlich davon erbaut fühlt, vergesse nicht, daß auch der große Goethe, dessen noli me tangere die Religion war, Bekenntnisse einer schönen Seele zu dichten wußte, welche schon manchen Gläubigen erbauten."

Der berühmte Theologe Planck meint in seiner Schrift „Worte des Friedens an die katholische Kirche gegen ihre Wiedervereinigung mit der protestantischen", jeder Protestant könne, wenn er seines Glaubens gewiß ist, von einem Convertiten nicht anders denken, als daß er nach einer irrigen Ueberzeugung und nach einer unrichtigen Ansicht gehandelt habe. Können die Convertiten, fragt Planck, von uns verlangen, daß wir blos deswegen unsere Ueberzeugung aufgeben oder uns darin wankend machen lassen sollen, weil sie darin wankend geworden sind? Wenn sie aber dies nicht verlangen können, so müssen sie uns gestatten, zu glauben, daß sie geirrt haben. Wir möchten von den Worten Planck's auf Clarus und sein Buch Anwendung machen. Seine Aufzeichnungen lassen nicht den mindesten Zweifel darüber, daß er jenen Schritt nicht etwa leichtfertig oder um irgendeines Vortheils willen gethan; der Katholicismus ist ihm Herzenssache und Gewissenspflicht. Lange Jahre hat er, in der That ein Forscher nach Erkenntniß und Wahrheit, gerungen im heißen Kampfe. Er hat sich durch seine vielumfassenden wissenschaftlichen Studien die reichsten Kenntnisse erworben, sein Blick ist scharf und sein Urtheil bestimmt. Aber eben sein Buch gibt darüber die offenbarsten Belege, wie das Gewebe, in welches seine grübelnde Einseitigkeit sich einspinnt, immer engere Kreise, immer dichtere Maschen zieht, bis der Weber selbst in dem Netz unentrinnbar gefangen. Wir bedauern die Thatsache. Wir bedauern ferner, daß der einseitige theologische Standpunkt, auf den er sich stellt, Clarus bei aller sittlichen Charakterintegrität, bei der Lauterkeit seiner Gesinnung, welche Wahrheit und Gerechtigkeit stets üben möchte, verhindert, wirklich gerecht zu sein. Der Eifer, mit dem er seine Sache vertritt, verleitet ihn nicht nur oft materiell dem Gegner unrecht zu thun, auch in der Form seiner Polemik versteigt er sich nicht selten in das Wilde, in das Brutale, die Wahrnehmung einer Thatsache, die wir allerdings bei den Schriftstellern über die Ultramontanen häufig genug bemerkt haben. Es sei an die Auslassungen über Heine, über die „Halleschen Jahrbücher", über Rousseau u. s. w. erinnert. Die Composition des Buchs ist, den Gesichtspunkt der Religionsbiographie festgehalten, untadelig. Die stufenweise Entwickelung, die stetige Flucht aus dem Lager des Protestantismus wird uns aus der Darstellung sehr anschaulich und begreiflich gemacht. Für die Lektüre hat aber diese übergroße epische Breite, welche stark an die Geschwätzigkeit des Alters anstreift, etwas Ermüdendes. Mit einem Wort, die psychologische, die geistige Entwickelung ist gut gezeichnet, es fehlt aber der Zeichnung durchaus an dramatischer Spannung. Dazu kommt, daß Clarus gar nicht selten, obschon er die volle Gabe besitzt, frisch, klar und lebendig zu erzählen, es liebt, seinem Vortrage einen überaus gewundenen, verclausulirten und geschnörkelten Periodenbau zu geben, in einer Weise, daß der Inhalt sich förmlich der Erkenntniß entzieht. Man muß solche Stellen — wir erinnern z. B. an die mitgetheilten Sätze in denen von der positiven und der negativen Seite in dem Charakter Luther's die Rede ist — wiederholt überlesen, um hinter ihren Sinn zu gelangen. Clarus scheint zu denken, seine Uebereinstimmung mit Origenes, daß die Bibel außer dem offenkundigen noch einen geheimen Sinn hege, lasse sich auch auf profane Schriften anwenden.

Thaddäus Lau.

Geschichtliche Romane.

Schon in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts begann in Deutschland die industriemäßige Fabrikation von Romanen. Man fand vorzugsweise Geschmack an Helden- und Liebesgeschichten, oder, wie sie auch heißen, Staats- und Liebesgeschichten, „weil der Ernst der Geschichte darin mit der Anmuth von Liebesbegebenheiten verbunden sein sollte". Wenn dieselben auch noch sehr barock und monströs waren, so enthielten doch manche, welche nicht sklavische Nachahmungen schlechter französischer Romane waren, sondern in denen das gute deutsche Naturell in mehr selbständiger Weise zum Durchbruch kam, einen großen Reichthum an Erfindung, und waren für damalige Zeiten

verhältnißmäßig gediegener, als es sehr viele moderne Romane für unsere vorgeschrittene Zeit sind. Wir erinnern an Lohenstein's umfangreichen Roman „Arminius“, dessen bloßer Titel in der Vollständigkeit auf das lebhafteste an die Alongeperrüken und Reifröcke und an alle die steifen prunkhaften Formen jener Zeit erinnert; derselbe lautet nämlich: „Großmüthiger Arminius oder Hermann nebst seiner durchlauchtigsten Thusnelda, in einer sinnreichen Staats-, Liebes- und Heldengeschichte dem Vaterlande zu Liebe, dem deutschen Adel aber zu Ehren und ähnlicher Nachfolge in vier Theilen vorgestellt und mit saubern Kupfern geziert.“ Die erste Ausgabe ist von 1689. Diese Art von Romanen war das, was man heutzutage geschichtliche Romane nennt; geändert haben sich nur Titel und Form; dem Wesen nach sind die jetzigen Geschichtsromane und jene Staats- und Liebesgeschichten dasselbe. Lohenstein's Roman wird von W. Menzel, welcher in seiner Literaturgeschichte in ziemlich ausführlicher Weise den Inhalt davon angibt, sehr gelobt, und es wird insbesondere hervorgehoben, daß ein warmer Patriotismus darin herrsche, und daß Lohenstein fast alles Wissen seiner Zeit hineingewebt und namentlich die umfassendsten geschichtlichen, geographischen und naturwissenschaftlichen Kenntnisse mit großem Geschicke angebracht haben. Seit beinahe zwei Jahrhunderten also wird der geschichliche Roman in Deutschland gepflegt. Auf die Stufe der höchsten Blüte ist derselbe in England durch Walter Scott gebracht worden, der als unübertroffen dasteht, und es vielleicht für alle Zeiten bleiben wird.

Unter den neuesten geschichtlichen Romanen gibt es nicht viele, die aus der Masse des Gewöhnlichen und Mittelmäßigen hervortreten; die meisten sind Erzeugnisse, welche, nur auf die Mode des Augenblicks berechnet, mehr als Waaren angesehen werden müssen, die ihren Marktpreis haben, denn als Kunstwerke von irgendwelchem ästhetischen Werth. Sie sind so oberflächlich und leiden an so großen Fehlern in der Composition, daß es nicht überflüssig erscheint, an die allerersten und nothwendigsten Anforderungen zu erinnern, welche an einen geschichtlichen Roman gestellt werden müssen. Zunächst ist wol zu beachten, was auch Moriz Carriere in seinem Buche „Das Wesen und die Formen der Poesie“ hervorhebt, daß in dem historischen Roman nicht Geschichte mit der Dichtung nur äußerlich verbunden sein darf, sodaß die letztere blos dazu dient, um die erstere für den ungebildeten Geschmack eines gewöhnlichen Lesepublikums herauszuputzen und anziehend zu machen; sondern die Dichtung muß die Sittenverhältnisse und die Lebensweise einer bestimmten Zeit zum Hintergrunde machen, und hierauf müssen die Ereignisse und Personen in der charaktervollen Färbung ihrer Zeit plastisch hervortreten. Ferner ist es im allgemeinen als fehlerhaft zu bezeichnen, welthistorische Personen, welche wir nicht als Gebilde einer vielleicht verschrobenen Phantasie, sondern im Lichte strenger historischer Wahrheit und Treue auch in Bezug auf das einzelne sehen wollen, zu Hauptgestalten eines Romans zu nehmen. Das Richtige vielmehr wird sein, daß sie, wie bei Walter Scott, ihrem Charakter gemäß in das besondere Leben, welches unter ihnen sich entfaltet, bedingend eingreifen. In dem einen der vorliegenden Romane, „Thaddeus Kosciuszko“, ist zwar eine welthistorische Person der Hauptheld, doch tritt er nicht in dem Maße in den Vordergrund, daß sich alles um ihn concentrirte, wobei es wol kaum zu umgehen gewesen wäre, sein Leben mit sehr viel Dichtung zu durchweben; um dies letztere zu vermeiden, und um ihn soviel wie möglich im Lichte wirklicher Geschichte erscheinen zu lassen, hat die Verfasserin ihn mit Recht im Verlaufe der Erzählung stellenweise in den Hintergrund gerückt. Der zweite Roman dagegen enthält von geschichtlichen Persönlichkeiten und insbesondere von geschichtlichen Ereignissen sehr wenig, und ist im ganzen in einer so allgemeinen und gewöhnlichen ort- und zeitlosen Färbung gehalten, daß die Bezeichnung „geschichtlicher Roman“ kaum gerechtfertigt erscheint. Nach diesen allgemeinen Bemerkungen betrachten wir, soweit es der Raum gestattet, die beiden Romane im einzelnen.

---

1. Thaddäus Kosciuszko. Historischer Roman von Marianna Lugomirska. Vier Bände. Jena, Costenoble. 1864. 8. 4 Thlr. 22½ Ngr.

In einem kurzen Vorworte, welches A. von Sternberg zu dem Roman geschrieben hat, wird über die Verfasserin gesagt: „Diese jetzt als geistvolle Künstlerin bereits bekannte Frau ist durch ihren verstorbenen Mann mit dem Helden des Romans verwandt. Ihre Vorfahren mütterlicherseits waren sämmtlich Polen. Indem hat sie die meiste Zeit ihrer Jugend in dem Lande verlebt, hat sich genau mit dem Stande der Sitten, mit den Hoffnungen und Wünschen der Nation bekannt gemacht, und lebt noch, was die Zeitfolge der Geschichte belangt, mitten unter dem Volke an der Weichsel. Sie hat eine seltene und für eine Frau ungewöhnliche Kenntniß der Geschichte dieses Volks, dem sie angehört. Wir finden also in diesem interessanten Romane nicht die zweifelhaften Begebenheiten einer müßigen Erfindungsgabe, sondern streng historische Gemälde im Lichte einer feinbeweglichen Phantasie dargestellt.“

Wiewol anfangs Zweifel in uns rege wurden, ob die Leistungen der Verfasserin dieses Lob rechtfertigten, da die literarischen Erzeugnisse der Frauen sich meistens nicht über das Mittelmäßige erheben, so gewannen wir bei der Lektüre doch bald die Ueberzeugung, daß dies Buch nicht in eine Kategorie zu stellen ist mit der großen Mehrzahl der schwächlichen Productionen. Es besitzt so bedeutende Vorzüge und so viele lobenswerthe Eigenschaften, daß wir es für unsere Pflicht halten, dasselbe ganz besonders zu empfehlen. Die Schilderungen der Sitten, Zeitverhältnisse und Personen sind höchst anziehend und voll Leben und Wahrheit; es herrscht außerdem in dem Ganzen eine kräftige charaktervolle Haltung und ein sittlicher Ernst, der in einer gesunden idealen Anschauungsweise begründet ist. Dies letztere möchten wir als einen ganz besonders hoch anzuschlagenden Vorzug hervorheben, denn äußerst selten schwingen sich die schriftstellernden Frauen zu einem Standpunkte idealer klarer Höhe empor, von wo sie die einzelnen Seiten und Erscheinungen des Lebens in ihrem höhern Zusammenhange würdigten. Mit diesem sittlichen Ernste, von welcher die Anschauungsweise der Verfasserin durchdrungen ist, treten die wüste Sittenlosigkeit und Charakterlosigkeit der Polen, wie sie in dem Roman geschildert werden, in einen grellen Contrast. Ohne daß vielleicht die Verfasserin beabsichtigt hat, in dem Maße die Schwächen und Fehler ihrer Landsleute bloßzustellen, entrollt sie von den Polen ein Bild, welches auf das anschaulichste zeigt, daß sie zwar viele liebenswürdige Seiten haben, daß sie zwar augenblicklicher Begeisterung und Opferwilligkeit fähig sind, und daß unter ihnen zwar noch einzelne wirklich große Männer von Zeit zu Zeit aufstehen, welche das rasche, kühne Feuer ihres Nationalcharakters zu einer wild auflodernden Flamme anzufachen vermögen; daß aber die Nation als ein Ganzes mit zu vielen schlechten Elementen versetzt ist, als daß sie noch als politisch lebensfähig erscheinen könnte. Um dem Leser einige Einzelheiten aus dem Roman vorzuführen, deuten wir den Inhalt einzelner Kapitel kurz an.

In dem ersten Kapitel werden die Aeltern des Helden geschildert, sowie das Haus, in welchem er geboren wurde; es war das einstöckige, höchst einfache und prunklose Herrenhaus zu Mereczewszczina im Pfarrsprengel Kossowsk des Bezirks Slonim. Das dritte Kapitel des ersten Bandes enthält die Schilderung der Wahl des Grafen Stanislaus Poniatowski zum König. Von Poniatowski heißt es: „Stanislaus Poniatowski sprach das eleganteste Französisch, was man sich denken kann, der Ton seiner Stimme klang dabei wie Musik, und dieser Mann übte einen wahren Zauber auf alle, welche ihn sprechen hörten; dabei besaß er eine ausgezeichnete Rednergabe, Verstand und Liebe für Kunst und Wissenschaft. Er dichtete, spielte die Flöte meisterhaft, und sein Gesang zum Flügel soll hinreißend gewesen sein; die schönste Tenorstimme ersetzte bei ihm eine nur oberflächliche Schule. Die äußere Erscheinung des Grafen jedoch

übertraf alle seine schönen Talente und Gaben. Seine normalschöne Gestalt wurde noch erhöht durch die selbstbewußte majestätische Haltung, jede seiner Bewegungen war voll Würde und Grazie zugleich, jeder Zug seines schönen Gesichts durch und durch edel; die im Cirkel geschwungenen schwarzen Augenbrauen und dunkeln Wimpern gaben den feurigen, geistvollen Augen zugleich etwas Schmelzendes; die fein modellirten schmalen weißen Hände des Grafen waren ihrer Schönheit wegen berühmt und schienen von der bildenden Natur dazu geschaffen zu sein, dereinst den Huldigungseid eines Königs zu empfangen. Alle diese Eigenschaften, welche Stanislaus Poniatowski vor allen andern voraushatte, verloren aber, in der Nähe besehen, dadurch, daß er durch und durch eitel und gefallsüchtig, nicht aufrichtig, daß er in sich selbst verliebt, von Lob und Beifall verwöhnt, sich nur in Oberflächlichkeiten bewegte und, wie alle verhätschelten Kinder des Glücks, einen schwachen Charakter besaß, welchem jegliches Fundament abging."

Im zweiten Bande läßt uns die Verfasserin höchst interessante Blicke in das intriguante und lasterhafte Leben der damaligen höhern polnischen Geistlichkeit thun, welche mit dem höhern Adel Hand in Hand auf demselben Wege des Verderbens wandelte, nämlich dem Genusse unermüdet nachzujagen, jede Arbeit und Anstrengung und Selbstverleugnung von sich fern zu halten. Ein anderes sehr anziehendes Kapitel desselben Bandes ist das dritte, welches die Schilderung von einem poetischen Morgen bei der Fürstin Czartoriska-Sanguszko, geborenen Gräfin von Flemming, enthält. In diesem Kapitel tritt auch der eitle Abbé Jacques Delille auf, der sogenannte Virgil Frankreichs. In den ersten Kapiteln des dritten Bandes werden wir mit den rühmlichen Waffenthaten Kosciuszko's in Amerika bekannt gemacht. Der vierte Band enthält die Erhebung Polens gegen Rußland; die Schlachten bei Dubienka, bei Raclawice, Szczekrociny, zuletzt die Einnahme Warschaus und die Theilnahme Kosciuszko's an allen diesen Ereignissen sind in einer höchst anschaulichen und kraftvollen Weise geschildert, wie man es von einer Frau nicht erwarten sollte. In dem letzten Kapitel finden wir den Helden in der Schweiz, wohin er sich bekanntlich zurückzog, als in Polen alles verloren war. Sein liebster Spaziergang war in die Steinbrüche von wildem Marmor am Fuße des Weißenstein, eine Viertelmeile von Solothurn. Im Wohlthun übertraf ihn niemand; er lernte nach und nach fast alle armen Familien in der Nähe von Solothurn kennen, keine von ihnen war ihm fremd, und man kannte ihn im Volke nur unter dem Namen: „Der Einsiedler von Solothurn." Er starb hier im Jahre 1817. „Als die Waffenbrüder in Frankreich dem Verewigten am 31. October 1817 in der Kirche zu St.-Rochus in Paris die letzte Ehre erwiesen", heißt es im vierten Bande, „richtete Lafayette folgende Worte an die Versammlung («Le Moniteur», vom Montag den 3. November 1817): «Alle Männer, welche je Vaterland, Recht und Gesetz vertheidigt haben, ohne diese heilige Angelegenheit mit einer unwürdigen Handlung zu entehren, verdienen, daß öffentliche Anerkennung ihr Andenken in dem Moment verewige, wo die Gruft die sterbliche Hülle verschlingt. Von Kosciuszko sprechen, heißt eines Mannes erwähnen, welcher selbst von Fürsten, gegen die er gedient, hochgeschätzt worden war; sein Name gehört der ganzen civilisirten Welt an, seine Tugenden der gesammten Menschheit. Amerika zählt ihn unter seine berühmtesten Vertheidiger; Polen beweint in ihm einen Patrioten, dessen Leben seiner Freiheit und Unabhängigkeit geweiht war; Frankreich und die Schweiz bewundern selbst in seiner Asche noch den besten Menschen, Christen und Wohlthäter.»" Die Polen ehrten ihn nach seinem Tode auf jede mögliche Weise. Seine Ueberreste wurden in der Königsgruft der Kathedralkirche von Krakau neben den Särgen des Königs Jan Sobieski und Joseph Poniatowski beigesetzt. „Auf der die Weichsel beherrschenden Anhöhe bei Krakau Bronislawa (Vertheidiger des Ruhms) wurde ihm und seinem Andenken zu Liebe ein Hügel von 300 Fuß Höhe und 46 Toisen im Durchmesser errichtet, der größte, den jemals Menschenhände zu Stande gebracht haben; man nannte ihn Kosciuszko's-Hügel. Jung und alt, Edelmann und Bauer, Rathsherr und Bürger und viele Frauen vornehmen und geringen Standes, reich und arm, wie auch die angesehensten Personen der Nation, alles bunt durcheinander sah man mit eigenen Händen begeistert an diesem großartigen Denkmale des edeln naczelnik (Dictator) arbeiten, ebenso wie damals an den Schanzen Warschaus."

2. Das Kind der Diebin. Historischer Roman von Charlotte Baronin von Gravenreuth, geborene Gräfin von Hirschberg. Vier Bände. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1863. 8. 3 Thlr.

Ueber die Composition des Romans läßt sich kein endgültiges Urtheil fällen, weil er nicht vollendet ist. Am Ende des vierten Bandes sagt die Verfasserin: „Wie sich das Geschick aller, für die wir uns interessiren, gestaltet hat, wird uns die zweite Abtheilung dieses Romans erzählen, deren früheres oder späteres Erscheinen von dem Eindrucke und Erfolge abhängig ist, welchen diese erste Abtheilung auf die freundlichen Leser gemacht." Das, was in den vier Bänden vorliegt, leidet an dem Fehler, daß es überladen ist; die Ereignisse und Personen häufen sich dermaßen, daß das Ganze zu bunt und zu sehr ineinandergeschlungen erscheint und erdrückend wirkt. Es macht den Eindruck eines Gemäldes, dessen Raum so überfüllt ist von Personen, daß die einzelnen keinen Platz zu haben scheinen, und daß unser Blick und unser Interesse zerstreut werden. In dieser Beziehung ist der Roman unkünstlerisch. Da auch die Ereignisse, unter denen gegenseitige Intriguen und Verfolgungen der höhern russischen Adelichen und die polnischen Verschwörungen einen Hauptplatz einnehmen, und welche unter dem Kaiser Nikolaus von Rußland spielen, nichts besonders Eigenthümliches bieten, so können wir auf Einzelheiten nicht weiter eingehen. Manche Stellen in dem Buche sind nicht uninteressant, und es ist möglich, daß manche Leser an demselben Gefallen finden. Ganz gut sind einzelne verächtliche und lächerliche Seiten weiblicher Charaktere geschildert. Der Periodenbau ist zuweilen sehr gewagt, und der Ausdruck und die Darstellungsweise sind stellenweise in unschöner Weise gesucht und gezwungen; man nehme folgende Stellen: „Der kleine gräfliche Schreier ward der Müllerin übergeben, und die zu seiner Pflege bestimmte Kindsfrau in der Mühle installirt, da Dr. Braun erklärt hatte, daß der Aufenthalt in der Mühle, am frischen kühlen Bache, unter den duftenden Linden, auf den saftigen Wiesen sich kugelnd (?), das Gedeihen des kleinen Grafen befördern werde." — „Plötzlich zuckten furchtbare Blitze durch das Firmament, und ein augenblicklich darauffolgender lautkrachender Donner bewies, daß dieses großartige Frag- und Antwortspiel von unsichtbaren, gigantischen Geistern gespielt, ganz besondere Pointen zu entwickeln gedenke. Und wahrlich, die Beweise flackerten bereits auf" u. s. w.

Rudolf Sonnenburg.

Zur Literatur des Epigramms.

Satirische Epigramme der Deutschen von Opitz bis auf die Gegenwart. Nebst einem Anhange über die Theorie und die Geschichte des Epigramms von H. Köpert. Eisleben, Reichardt. 1863. 8. 20 Ngr.

Eine ganz fleißige Zusammenstellung, deren sich Lehrer, freilich mit vorsichtiger Auswahl, zur Illustration der Lessing'schen Abhandlung und der Literaturgeschichte mit Vortheil werden bedienen können. Doch das ist nicht der eigentliche Zweck des Büchleins, und vieles, oft das Vortrefflichste, verbietet sich für die Schule von selbst. Dahin rechnen wir insbesondere die Epigramme gegen die Weiber Nr. 423—577, auch einen großen Theil der politischen. Es ist charakteristisch für die deutsche Natur, daß auch in dieser Form der Dichtung, die gleichsam die Fragmente der wahren aristophanischen Komödie bildet, das Literarische überwiegt. Alles andere ist mehr oder minder Nach-

ahmung, ja geradezu Uebersetzung. Es verlohnte sich wol der Mühe, einmal den Martial und die Anthologie in dieser Rücksicht durchzugehen, zu zeigen, wie weit und in welchen Variationen dieselben Gedanken der Alten bei unsern Epigrammatikern wieder auftauchen, auch bei Lessing, der bekanntlich seinen Martial sehr fleißig gelesen und benutzt hat.' So ist z. B. Nr. 484 Uebersetzung aus Martial, Nr. 485 aus der Anthologie, Nr. 500 wieder Martial. Der Verfasser gesteht, sein Buch nicht für zarte Seelen, sondern als starke Speise für starke Männer zu bieten. Im einzelnen haben wir wenig zu bemerken. Die Sammlung ist reichhaltig und dehnt sich z. B. auf Dichter aus, die sonst kaum genannt werden, doch enthält die in Hildburghausen und Amsterdam (1843) erschienene „Familienbibliothek der deutschen Classiker" (Band 58—63) eine bedeutend größere Auswahl. Wir finden dort noch folgende von Köpert nicht genannte Namen: Rist, Schneuber, Hoffmannswaldau, Zesen, Peasch, Mühlpfort, Paullin, Canitz, Weißenborn, Bostel, Corvinus, Amthor, Woltereck, Leander, Haller, Niedermayer, Gottsched, Gellert, Karsch (Luise), André, Karl Wilhelm Meier, Feiedrich Ludwig Wilhelm Meier, Starke. Wir würden dies nicht der Erwähnung werth halten, wenn nicht der Verfassee in einer Antikritik gegen Robert Prutz sich etwas auf die seltene Fülle seiner Namen zugute thäte.

Zu bedauern ist, daß nicht statt dieser immer recht schätzenswerthen Berücksichtigung unbedeutender Dichter eine reichere Blumenlese aus den bedeutendern Epigrammatikern gegeben ist. Freilich ist Logau mit circa 60 Nummern vertreten, Wernicke mit circa 50, doch hätten diese leicht noch manches Treffliche geboten. Opitz ist gar nur mit drei Epigrammen abgefunden. Die vielfachen, meist nur boshaften Gegengeschenke gegen die „Xenien" nehmen hier einen unverhältnißmäßigen Raum ein. Wen diese ziemlich trübe Partie interessirt, der wendet sich doch lieber an Boas' vortreffliche Arbeit. Bei Nr. 664 fiel uns ein, daß der matte Gedanke doch sehr viel pikanter von Heine gegeben wird (in den leider veröffentlichten Briefen an Moser, S. 66): „Wenn jetzt ein Student einen Thaler von mir gepumpt haben will, so schenke ich ihm lieber 23 Groschen und habe einen Groschen reinen Profit." Diese Freude über den „reinen Profit" ist sehr viel witziger als der Trost Kah's, nur die Hälfte einzubüßen.

Aus der angehängten Abhandlung heben wir hervor: Lessing sagt (S. 173), das Epigramm sei „ein Gedicht, in welchem nach Art der eigentlichen Aufschrift, unsere Aufmerksamkeit und Neugierde auf irgendeinen einzelnen Gegenstand erregt und mehr oder weniger hingehalten werden, um sie mit eins zu befriedigen." Köpert sagt S. 155: „. . . welches einen Gedanken mit Kürze und Klarheit so darstellt, daß der Kern desselben als plötzliche Lösung einer gespannten Erwartung erscheint." Nach Köpert hat Lessing hauptsächlich das von ihm nunmehr episch genannte Epigramm im Auge gehabt, von dem er als zweite Gattung das lyrische absondert, um, was Lessing wohlbedacht ausschloß, nach Heeder's Vorgange wieder hineinzubringen, das sentenziöse oder gnomische Epigramm. Es thut uns leid, daß Köpert durch die Herder'schen Unklarheiten — er hatte den Tic an Lessing herumzubessern — sich hat von der wunderbaren Schärfe Lessing's abwendig machen lassen. Was Lessing mit vieler Mühe schied, wird denn nun richtig wieder zusammengegossen. Der Ausgangspunkt der Lessing'schen Untersuchung, in der Definition festgehalten („nach Art der eigentlichen Aufscheift"), ist nun gänzlich aus den Augen gesetzt. Die „Kurze Geschichte des deutschen Epigramms" ist wirklich kurz, wenn wir die blos literarischen Notizen über 90 und einige Poeten abrechnen; man muß aber dankbar sein für diese freilich nicht ohne Mühe zu bewerkstelligende Zusammenstellung. 27.

Notizen.

Vergessene Dichter.

Unter dieser Ueberschrift brachte J. W. Schaefer in Nr. 11 des „Bremer Sonntagsblatt" einen ersten Artikel, dem Andenken Johann Christoph Rost's gewidmet. Johann Christoph Rost war bekanntlich — denn Rost zählt noch lange nicht zu den vergessensten Dichtern — ein scharfer Gegner Gottsched's, und als einen solchen hat ihn Schaefer in kurzen, aber sehr treffenden Zügen geschildert. Rost gehört doch noch zu den Dichtern, die in fast allen Literaturgeschichtsbüchern figuriren und um die sich auch noch mancher, der nicht den eigentlich literarischen Kreisen angehöet, bekümmert. Aber ach, wie viele Arme gibt es, die nie in ein Geschichtswerk kommen werden! Und wenn sich ja ein Literaturfreund ihrer erinnert, so verhallt die Erinnerung wie die Stimme eines Predigers in der Wüste. Daran wurden wir lebhaft erinnert, als wir vor einiger Zeit lasen, man habe zu Leitmeritz in Böhmen dem Naturdichter Hilscher am 29. Juni 1863 ein Denkmal gesetzt. Wer kennt J. E. Hilscher? Und wie viele wissen, daß ihm R. Prutz in seinen „Kleinen Schriften zur Politik und Literatur" (Bd 2) als „Dichter und Krieger" eine Reihe von Seiten gewidmet hat? — Da starb am 1. April 1864 zu Genthin im vierundsechzigsten Jahre der am 27. December 1800 zu Kulm geborene Schriftsteller Sigismund Wiese. Wer kennt Sigismund Wiese? Offen eingestanden, wir haben von ihm herzlich wenig gewußt und müssen die Zeitungsnachrichten über ihn auf Treu und Glauben hinnehmen. Und doch gehörte auch er zu den berufenen, wenn er auch nicht ein auserwählter Dichter ward. Zuerst Schüler des Joachimsthaler Gymnasiums, dann Student zu Berlin (er studirte Mathematik und Naturwissenschaften), erwarb er sich Tieck's Zuneigung, der ihn darin bestärkte, er sei zum Dichter geboren. Von 1830 ab producirte Wiese Dramen und Romane, darunter besonders „Jesus von Nazareth" und „Moses", beides Dramen, und die Romane „Theodor" und „Hermann" nennenswerth. Das Publikum beachtete ihn nicht, die Kritik schwieg meist über ihn, obschon er außer Tieck auch Humboldt und Eichhorn, sogar Friedrich Wilhelm IV. zu seinen Gönnern zählte. Von diesem bezog er auch eine Pension; allein es half nichts, Wiese ward vergessen. — Zufällig stoßen wir, um noch einen andern Dichter zu berühren, im zweiten Bande der Willkomm'schen „Jahrbücher für Drama, Dramaturgie und Theater" von 1838 auf einen Aufsatz Hermann Marggraff's „Die Maffeis, ein verschollenes Trauerspiel". „Es ist mir fast wehmüthig um das Herz", schreibt Marggraff, „wenn mein Auge auf den Titel eines Buchs fällt, welches vor zehn Jahren meine junge Aufmerksamkeit sehr in Anspruch nahm. Es sind „Die Maffeis", ein Trauerspiel von S. tor Hardt, bei Basse in Quedlinburg im Jahre 1828 erschienen. Die Tragödie erlebte einige günstige Recensionen, sonst nichts; man dachte damals, was kann aus Quedlinburg Gutes kommen." Wenn Marggraff schon 1838 so spricht, wer kennt jetzt S. tor Hardt? Vor zehn Jahren, meint Marggraff höchst offenherzig, habe er sich in das Trauerspiel verliebt, und er müsse noch jetzt (1838) S. tor Hardt wegen seiner dramatischen Feinheiten weit über Raupach und fast alle Dramatiker der Gegenwart stellen. Ein tiefer Zug der Dankbarkeit scheint Marggraff an die „Maffeis" zu fesseln, denn „ich kann nicht leugnen", sagt er, „daß ich von tor Hardt weit mehr gelernt habe, als etwa von Raupach, Auffenberg, Grillparzer, selbst Immermann, die ich mit den „Maffeis" zu gleicher Zeit las". Doch schon Marggraff wußte über seinen Liebling tor Hardt blutwenig. „Er kann bereits Schullehrer auf dem Dorfe geworden, oder gar schon gestorben sein und niemand weiß davon." So schlimm stand es mit tor Hardt 1838 freilich noch nicht, er lebte und hatte, wie Marggraff am Schlusse zufügt, ein neues Zeichen seines Daseins mit dem Singspiel „Abdul und Erinnich" (Musik von Curschmann) gegeben. Wer aber weiß jetzt Anno 1864 von Marggraff's Liebling tor Hardt? 11.

Philipp Wackernagel's „Goldene Fibel".

Fast zu gleicher Zeit mit der Beendigung des ersten Bandes seines Werks „Das deutsche Kirchenlied" hat Philipp Wackernagel eine Schrift herausgegeben, die aufs neue seine fromme und gläubige Richtung kundgibt. Diesmal wendet sich Wackernagel an die Kinderwelt und überhaupt an das Haus und an die Familie und an deren Hüterinnen, an die Müttee. Wenn wie auch den pädagogischen Blättern überlassen müssen, „Die goldene Fibel" (Wiesbaden, Riebner) eingehend und kritisch zu beleuchten, so düefen wir hier auf das Büchlein als auf eine nicht uninteeessante literarische Erscheinung hauptsächlich um der Vorrede willen aufmerksam machen, die sehr lesenswerth ist. Freilich sind die darin niedeegelegten Ansichten von der synthetischen und analytischen Methode des Unterrichts, sowie die Darlegungen über Aussprache und Rechtschreibung so eenstee und zum Theil so schwieriger Art, daß es schon recht gebildeter Frauen bedarf, wenn des Herausgebers Rathschläge veestanden und befolgt weeden sollen: Das Lesebuch bringt zuerst Gebete und überhaupt Stücke geistlicher Richtung, dann Gedichte ernster und heiterer Art, zum Theil mit Melodien. Den Beschluß machen Märchen, sieben an der Zahl. Die Auswahl ist im allgemeinen geschmackvoll, doch möchten wir, was den ersten Theil betrifft, mit einigen Bedenken nicht zurückhalten. Es kommen Stellen in den Gebeten vor, die entschieden gegen den Geist unreifer Kinder sind, die Vorstellungen enthalten, welche diese entweder noch nicht haben können oder nicht haben sollen. Wenn ein Kind bittet um Weisheit, oder gar um Keuschheit, wenn das Wort „Sünde" eine so häufige Anwendung findet und vollends „des Sataus Klauen" in einem Abendliede aufgetischt weeden, so sind dies doch Dinge, die kein günstiges Zeugniß abgeben von des Herausgebers Verständniß der heutigen Zeit, die lange nicht so vergiftet ist, als ee es sich zu denken scheint. Gewünscht hätten wir, daß Wackernagel die Namen der Dichter wie Uhland, Rückert u. a. nicht verschwiegen hätte. Wenn das Kind heranwächst, nimmt es auch Interesse an den Personen und Namen, denen es seine geistigen Schätze verdankt. Wenn dieses gegen das pädagogische System Wackernagel's sein sollte, warum hat denn er sich auf dem Titel genannt? Die Ausstattung ist ungewöhnlich reich für ein Kinderbuch. Die Holzschnitte erscheinen uns in der Technik besser als die Zeichnungen, die zwar nicht übel gedacht sind, abee in der Ausfüheung die rechte Künstlerhand vermissen lassen. 4.

Bibliographie.

Arndt, F., Harbenberg's Leben nnd Wirken. Nach authentischen Quellen. Berlin, Fahlisch. Gr. 8. 1 Thle. 22½ Ngr.

Bernhardt, T. und C. v. Noorden, Zur Würdigung Johann Wilhelm Löbells. Vier literaeisch-histoeische Untersuchungen nebst vorausgehenden biographischen Notizen. Beaunschweig, Schwetschke u. Sohn. Ge. 8. 16 Ngr.

Boylesve, M. de, Die Kirche, deren Geündung und Fortdauer als Folge des darin obwaltenden Uebernatürlichen. Deutsch von F. L. W. Soest, Nasse. 1863. 8. 10 Ngr.

Freudenberg, G., Heinrich Frauenlob. Ein rheinisches Gedicht. Wiesbaden, Limbarth. 16. 14 Ngr.

Geiger, A., Das Judenthum nnd seine Geschichte. In 12 Vorlesungen. Nebst einem Anhang: Ein Blick auf die neuesten Bearbeitungen des Lebens Jesu. Beeslau, Schletter. Gr. 8. 1 Thlr.

Hesekiel, G., Aus dem Dänenkriege. Neue Preußenlieder. Berlin, Mylius. 16. 10 Ngr.

Hobein, E., Buch der Hymnen. Aeltere Kirchenlieder, aus dem Lateinischen ins Deutsche übeetragen. Schweein, Stiller. 8. 1 Thlr.

Kiesselbach, W., Der amerikanische Fedeealist. Politische Studien für die deutsche Gegenwaet. Zwei Bände. Beemen, Kühtmann u. Comp. Gr. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Klein, H. C. L., Tartüffe Junior, oder Maetin Geldermann und seine Erben. Lustspiel in fünf Aufzügen. Neuwied, Heuser. 16. 20 Ngr.

Knaake, J. K. F., Beiträge zur Geschichte Kaiser Karl's V. Beiefe Joachim Imhof's an seine Vettern zu Nürnberg aus den Feldzügen 1543, 1544 und 1547. Stendal, Feanzen u. Grosse. Gr. 8. 10 Ngr.

Schleswig-Holsteinisches Liedeebuch. Eine Sammlung von Vaterlands- und Freiheitsliedern. Hamburg, Geerits. 16. 4½ Ngr.

Penn, H., Deutsche Lieder. Blätter aus der Zeit. Graz. 8. 10 Ngr.

Pyl, K. T., Heinrich Rubenow oder die Stiftung der Hochschule zu Greifswald. Drama in fünf Aufzügen. 2te für die Bühne bearbeitete Ausgabe, mit Rubenows Porträt und Denkstein und historischen Beilagen zu den Abbildungen. Greifswald, Scharff. Gr. 8. 1 Thlr.

Reinsberg-Düringsfeld, O. Freih. v., Das Kind im Sprichwort. Leipzig, Fries. 8. 10 Ngr.

Schmid, H., Bairische Geschichten aus Dorf und Stadt. Zwei Bände. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Schwartz, Marie Sophie, Mathilde oder Ein gefallsüchtiges Weib. Eine Erzählung. Aus dem Schwedischen von **A. Kretzschmar**. Leipzig, Brockhaus. 8. 24 Ngr.

Stadie, B., Geschichte der Stadt Stargard, aus vielen, bisher ungedruckten archivalischen Quellen, und älteeen Chroniken, sowie aus gedßern Geschichtswerken gesammelt nad beaebeitet. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte des Kreises. Pr. Stargard, Kienitz. Gr. 8. 1 Thlr.

Tanner, A., Vorlesungen über den Materialismus. Luzern, Gebr. Räber. Gr. 8. 18 Ngr.

Zur Aufklärung von zwei Lichtfreunden. Bozen. Ge. 16. 16 Ngr.

Tagesliteratur.

Badewitz, K., Schleswig-Holstein und Böhmen. Leipzig, Priber. Gr. 8. 3 Ngr.

Bernhardt, T., Machiavellis Buch vom Fürsten und Friedrichs des Geoßen Antimachiavelli. Beaunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 9 Ngr.

Biedermann, K., Bericht über den ersten Deutschen Journalistentag, gehalten zu Eisenach am 22. Mai 1864. Im Namen des Ausschusses erstattet. Leipzig, Brockhaus. 8. 4 Ngr.

Freppel, A., Renan als Gelehrtee, Volksfreund und Geschäftsmann. Nach dem Französischen von **J. Molzberger**. Frankfurt a. M., Verlag für Kunst und Wissenschaft. Gr. 8. 2 Nge.

Fritzsche, O. F., Calvin. Gedächtnissrede im Namen der theologischen Facultat in Zürich bei der Feier des 300jährigen Todestages J. Calvin's am 27. Mai 1864 gehalten. Zürich, Schabelitz. Gr. 8. 6 Ngr.

Pernice, H., Zur Würdigung der von Warnstedt'schen Schrift: Staats- und Eebrecht dee Herzogthümer Schleswig-Holstein. Keitik der Schriften des Staatsrath Zimmermann und des Geheimeraths Pernice. Eine nothgedrungene Ehrenrettung. Halle, Fricke. Gr. 8. 12 Ngr.

Polen-Lieder. Hambueg, Gerrits. 1863. Gr. 16. 3 Ngr.

Stocker, T., Die ersten Läugner der Gottheit Jesu. Predigt, gehalten am Ostersonntag, 27. Mäez 1864 in der Hofkirche zu Luzern. Luzern. Ge. 8. 3 Ngr.

Warnstedt, A. v., Rechtsgutachten der deutschen Juristenfacultäten in der schleswig-holstein'schen Successionsfrage. 1stes Heft. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld. Gr. 8. 7½ Ngr.

Wilkens, C. A., Calvin. Gedächtnißpredigt bei der 3ten Säcularfeier des Todestages Calvins. Wien, Tendler u. Comp. Gr. 8. 6 Ngr.

Anzeigen.

Für Hermann Marggraff's Hinterlassene.

Im März d. J. erließen wir einen Aufruf zu Beiträgen für die Hinterlassenen des am 11. Febr. d. J. zu Leipzig verstorbenen deutschen Schriftstellers **Hermann Marggraff.** Wir theilten dabei mit, daß derselbe außer seiner Witwe zehn noch sämmtlich unversorgte Kinder hülflos zurückgelassen. Unser Ruf ist nicht ungehört verhallt: nicht nur aus Leipzig, sondern aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands und selbst des Auslandes sind uns Beiträge zugegangen, die uns in den Stand gesetzt haben, der Familie bisher den täglichen Unterhalt zu verschaffen (was um so nöthiger war, als die inzwischen von der Deutschen Schiller-Stiftung beschlossene Gabe von jährlich 500 Thlr. auf drei Jahre erst vom 1. Juli d. J. an bewilligt ist), und außerdem eine nicht unbedeutende Summe für die Hinterlassenen zu sammeln. Die Verwendung der Gelder ist stets auf das gewissenhafteste und im Einverständniß mit dem Vormund der Kinder, Herrn Advocat Dr. Gustav Haubold in Leipzig, erfolgt und können die Belege dafür bei unserm mitunterzeichneten Kassirer, Herrn Hermann Bodek, jederzeit eingesehen werden. Indem wir allen Gebern unsern herzlichsten Dank aussprechen, veröffentlichen wir nachstehend eine Uebersicht unserer bisherigen Einnahmen und Ausgaben — aus welcher hervorgeht, daß die Einnahmen **3396 Thlr. 3 Ngr. 5 Pf.**, die Ausgaben **645 Thlr. 9 Ngr. 2 Pf.** betragen, sodaß der Kassenbestand gegenwärtig **2750 Thlr. 24 Ngr. 3 Pf.** nachweist — und erklären uns auch zur fernern Annahme von Beiträgen, die fortwährend sehr erwünscht sind, gern bereit.

Leipzig, 30. Juni 1864.

Das Comité für Hermann Marggraff's Hinterlassene:

Kaufmann **Hermann Bodek** (Kassirer). Buchhändler **Dr. Eduard Brockhaus. Wilhelm Felsche. Dr. Friedrich Friedrich.** Stadtrath **Geibel.** Buchhändler **Franz Köhler.** Musikdirector **Dr. Langer.** Hofrath **Dr. Marbach. Dr. Paul Möbius.** Professor **Dr. Wenck.** Professor **Dr. Wuttke.**

Einnahmen.

I. **In Leipzig.** Sammlung des Hrn. Heinrich Brockhaus 858 Thlr. 26⅓ Ngr., Sammlung des Hrn. Eduard Wengler 83 Thlr. 25 Ngr., Beitrag des Börsenvereins der deutschen Buchhändler 500 Thlr., Gedächtnißfeier Hermann Marggraff's 225 Thlr., Vorlesung des Hrn. Bogumil Goltz 51 Thlr. 10 Ngr., Vorlesung des Hrn. Emil Palleske 74 Thlr. 12⅓ Ngr., Beitrag des leipziger Schriftstellervereins 27 Thlr., Beitrag der Loge Balduin zur Linde in Leipzig 50 Thlr., der Loge Minerva in Leipzig 10 Thlr., Sammlung des Vereins „Vorwärts" in Leipzig durch Hrn. Dr. F. Friedrich 12 Thlr. 6 Ngr., Sammlung des Buchdruckergehülfenvereins in Leipzig 11 Thlr. 3⅓ Ngr., F. F. durch die Redaction der Leipziger Nachrichten 1 Thlr., Hr. Dr. Hofmeister sen. 5 Thlr., Hr. Prof. Wenck 1 Thlr. und gesammelt 1 Thlr. 5 Ngr., die Kinder des Hrn. Heß 1 Thlr., N. N. 5 Thlr., „Ein alter Literat, der auch 9 Kinder hat" durch Hrn. Hofrath Marbach 5 Thlr., Hr. H. Kirchner 3 Thlr., Hr. Prüfer durch Hrn. Köhler 20 Thlr., Hr. Simon 1 Thlr., durch Hrn. Dr. Langer 10 Thlr., Hr. Adv. Leonhard 1 Thlr., von Hrn. Bodek gesammelt 3 Thlr., Hr. Gottfried (Object einer Wette) 1 Thlr., X. Y. durch Hrn. Prof. Wenck 10 Ngr., Hr. Dr. Ehrenberg 2 Thlr., K. B. 5 Thlr., Z..en 3 Thlr. 25 Ngr., Hr. Bacc. med. Küttner 5 Thlr., Fünf Kinder in Lehmann's Garten 11 Thlr. 7 Ngr., durch Hrn. C. F. Fleischer gesammelt 11 Thlr. 10 Ngr., Hr. P. durch Hrn. Hofrath Marbach 10 Thlr., Sammlung des Illustrirten Familienjournal 30 Thlr., Herren Gaudig u. Blum 5 Thlr., Hr. Dr. Hänel durch Hrn. F. Volkmar 1 Thlr., durch Hrn. J. C. Schubert 3 Thlr. (1 Thlr. Hr. Förster Kallenbach, 1 Thlr. Hr. J. W. Dörsel, 1 Thlr. S.).

II. **Von auswärts.** Erste halbjährliche Rate der Deutschen Schiller-Stiftung (Juli bis December 1864) 250 Thlr., Voigtländer und Sohn in Braunschweig 100 Thlr., die Stadtgemeinde Züllichau (Marggraff's Geburtsort) durch den Hrn. Bürgermeister 60 Thlr., Frau Fürstin Thurn und Taxis in München durch Hrn. Prof. Rudolf Marggraff 56 Thlr. 6½ Ngr. (99 Fl. Rhein.), G. u. C. in Dresden durch Hrn. C. u. G. Harkort in Leipzig 50 Thlr., Frau Schepler-Lette in Dresden 10 Thlr., Hr. Dr. Krätzinger in Darmstadt 2 Thlr. 26 Ngr., Hr. B. H. Goldschmidt durch Hrn. Dr. W. Frickes 17 Thlr. 4 Ngr. (30 Fl. Rhein.), Hr. K. Keller 16 Thlr. (Dividendenschein einer Leipzig-Dresdener Eisenbahnactie), Hr. Prof. Carriere in München 5 Thlr., Hr. Dr. Schmidt-Weißenfels in Berlin 5 Thlr., N. N. in Borna 5 Thlr., N. N. in Berlin 5 Thlr., Hr. Prof. K. in Breslau 10 Thlr., Hr. Dr. Gutzkow in Weimar 25 Thlr., Hr. Gutsbesitzer Zepprit 5 Thlr. 20 Ngr. (10 Fl. Rhein.), Hr. E. Bergmann in Berlin 20 Thlr., von Löbauer Frauen 3 Thlr., N. N. 2 Thlr., D. L. in Stettin 2 Thlr.; die Freimaurerlogen in Kassel 20 Thlr., in Guben 12 Thlr., in Görlitz 10 Thlr., in Langensalza 8 Thlr.; Hr. G. Stalling in Oldenburg 2 Thlr., Hr. S. W. in Erfurt 5 Thlr., Hr. H. Steudel in Eßlingen 20 Ngr., Hr. E. Rechenberger in Annaberg 3 Thlr., Hr. R. Börner in Weißig 2 Thlr., durch G. B. Leopold's Buchhandlung in Rostock von F. W. 20 Thlr., F. H. 1 Thlr., K. G. 1 Thlr., die Loge Joseph zur Einigkeit in Nürnberg durch Hrn. C. F. Fleischer in Leipzig 28 Thlr. 16 Ngr. (50 Fl. Rhein.), Hr. H. Goll in Freiburg i. B. 30 Thlr., J. D. Küster Witwe in Bielefeld 15 Thlr., Hr. Apotheker Bergmann in Rochlitz 5 Thlr., Hr. Dr. Wolfgang Müller von Königswinter in Köln 10 Thlr., Frau E. K. in Mainz 2 Thlr., Hr. Prof. Ackermann in Rostock 12 Thlr., Hr. E. Bergemann in Berlin 1 Thlr., die Großneffen von Ernst Schulze in Celle 15 Thlr., von Lucka durch Hrn. Dr. Langer 1 Thlr., Frau Marie D. 1 Thlr., Hr. Assessor H. 17 Ngr. (1 Fl. Rhein.), Hr. Dr. E. Hoefer in Stuttgart 8 Thlr., aus Oschatz 2 Thlr., Hr. kaiserl. Staatsrath Prof. Otto in Dresden 2 Thlr.; Sammlungen des Hrn. Dr. Hausrath in Heidelberg 28 Thlr., der Rheinischen Zeitung in Düsseldorf 44 Thlr. 20 Ngr., des Arbeitgeber in Frankfurt a. M. 5 Thlr., des Olymp in Stuttgart 4 Thlr., des Hrn. Dr. Michaelis in Freiberg 19 Thlr. 15 Ngr., 21 Thlr. 15 Ngr., 25 Thlr. und 2 Thlr. 5 Ngr., des „Wanderer" in Wien 3 Thlr. 19 Ngr. (6 Fl. 20 Kr.), des Hrn. Prof. Henneberger in Meiningen 36 Thlr., des Hrn. Dr. Wippermann in Kassel 20 Thlr., des Frhrn. v. Loën in Dessau 30 Thlr. (selbst 10 Thlr., gesammelt 5 Thlr., Hr. Director Oechelhäuser 10 Thlr., das Shakspeare-Comité daselbst 5 Thlr.), des Hrn. Dr. B. und R. in Neustadt a. O. und Umgegend 24 Thlr. (50 Fl. Rhein.), des Hrn. Pfarrer Dr. Hauff in Langenbeutingen 9 Thlr. 8 Ngr.; vom Leseverein in Wreschen

(für einen in demselben verauctionirten Jahrgang der Blätter für literarische Unterhaltung) durch die Redaction der Grenzboten in Leipzig 5 Thlr., von einem Leser und Freunde der Blätter für literarische Unterhaltung in Petersburg 30 Thlr., durch Trübner u. Co. in London 25 Ngr., C. v. H. in Weida durch die Expedition der Leipziger Zeitung 3 Thlr. 5 Ngr. (1 Duk.), „Ein Freund der Literatur in Bremen" 5 Thlr.; Beitrag des Hrn. Dr. Arthur Levysohn in Paris und Sammlung desselben unter dortigen Deutschen (den Herren Szarvady, Kolisch, Dr. Landsberg, Schelle, Dr. Schirmer, Hoff, Henkel, Cramer, Dr. Laur, Frau v. Scheidlin) 40 Thlr. (150 Frcs.); Sammlung des Hrn. A. Kölert, kaiserl. russ. Hofschauspielers, bei der Shakspearefeier in Petersburg (gezeichnet für ein Exemplar von Marggraff's „Lichtstrahlen aus Shakspeare's Werken") 45 Thlr. 25 Ngr. (50 Rubel S.); Sammlung des Hrn. Hermann Jacob in Wien (Oesterreichische Buchhändler-Correspondenz) 25 Thlr. 11⅓ Ngr. (43 Fl. 50 Kr.: Hr. E. Hölzel in Olmütz 15 Fl., dessen Kinder aus ihrer Sparbüchse 5 Fl., von ihm gesammelt 13 Fl. 50 Kr., Hr. A. Schirmer in Wien 5 Fl., Hr. Kober in Prag 5 Fl.), Sammlung des Hrn. Dr. A. Tobias in Zittau 46 Thlr. 25 Ngr. (darunter 30 Thlr. durch die dortige Loge Friedrich August zu den drei Zirkeln).

Ausgaben.

Zum Unterhalt der Familie Marggraff vom 11. Febr. bis 30. Juni 212 Thlr. 15 Ngr., Ausstattung einer Tochter mit Wäsche u. s. w. 70 Thlr., einer zweiten 50 Thlr., Reisegeld für beide Töchter 20 Thlr., Ausstattung einer dritten Tochter mit Wäsche, Reisegeld u. s. w. 21 Thlr. 10 Ngr., Hausmiethe für ein Vierteljahr 45 Thlr., an Frau Dr. Marggraff für kleine Ausgaben 24 Thlr. 26⅓ Ngr., Localmiethe für die Vorlesung von Bogumil Goltz 6 Thlr. 15 Ngr., kleine Ausgaben für Porto, Zettelträger, Annoncen (im Tageblatt), Ausschmückung des Grabes u. s. w. 27 Thlr. 28 Ngr. 3 Pf., für Aufrechthaltung der Policen bei einer Lebensversicherungsgesellschaft 166 Thlr. 25 Ngr. 7 Pf.

☞ Die Redactionen anderer Zeitungen werden im Interesse der Sache um gefällige Aufnahme dieser Veröffentlichung gebeten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 30. — 21. Juli 1864.

Die Gaunersprache.

Das Deutsche Gaunerthum in seiner socialpolitischen, literarischen und linguistischen Ausbildung zu seinem heutigen Bestande. Von Friedrich Christian Benedict Avé-Lallemant. Mit zahlreichen Holzschnitten. Dritter und vierter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1862. Gr. 8. 6 Thlr. 10 Ngr.

Seit dem Erscheinen der beiden ersten Theile von Avé-Lallemant's bedeutendem und epochemachendem Werke „Das Deutsche Gaunerthum" *) waren vier Jahre verflossen, bis der versprochene und mit Verlangen erwartete linguistische Theil in zwei starken Bänden nachfolgte. Mit ihm erst ist das Bild, welches der Verfasser vom Gaunerthum in seinen verschiedenen Richtungen und Beziehungen zu entwerfen sich vorgesetzt, vollendet. Wie wichtig die Erkenntniß der Gaunersprache zur Würdigung des Gaunerthums sei, leuchtet wol jedem, der sich nur einigermaßen mit der Sache vertraut gemacht hat, von selbst ein. Der Verfasser hat schon früher und auch in den beiden neuen Theilen an verschiedenen Stellen ausdrücklich die Bedeutsamkeit der Gaunerlinguistik hervorgehoben; besonders zutreffend scheint uns folgende Bemerkung zu sein, in welchem er von den Beziehungen der Gaunersprache zur deutschen Volkssprache handelt (Thl. 3, Kap. 5):

Wie überhaupt die Sprache die leiblich gewordene Erscheinung des Geistes ist, so ist auch die Gaunersprache vollkommen die leibliche Erscheinung des Gaunerthums, welches das ganze socialpolitische Leben mit seinen Polypenarmen umklammert hält. Erst durch die Gaunersprache lernt man das Gaunerthum begreifen. Mit ihrer Erkenntniß erscheint erst die Geschichte und Kunst des Gaunerthums in ihrer vollständigen sittlichen und culturhistorischen Bedeutsamkeit und hört auf, wie ein ungeordneter Haufen pikanter Aphorismen und Anekdoten zu erscheinen.... Die Grammatik der Gaunersprache ist daher nur eine Geschichte derselben und der untern Volkselemente, in welchen das Gaunerthum lebte, webte und sich versteckte, so oft es sich verstecken wollte. So klärt sich in der Gaunersprache das ganze geheimnißvolle Versteck des gesammten Gaunerthums auf. In der schrankenlos eigenmächtigen Wahl und Bildung der Wörter und Redensarten, in dem übermüthigen Zwange ihrer Bedeutung wetteifern Geist, Witz, Laune, Uebermuth, Hohn, Spott und Frivolität miteinander bis zur misförmigsten Verunstaltung und Mishandlung des sprachlichen Lautes: und doch sind diese misgestalteten Wortformen stets behend, dem gesammten Gaunerthum begreiflich und geläufig, nicht nur aus grammatischer Beliebung und Convention, sondern auch aus der ganzen Einheitlichkeit des Gaunerthums, welchem das bloße Wort hundertfach zu plump erscheint und welches nicht mit dem Munde allein, sondern dazu noch mit Miene, Auge, Athem, Stellung, Haltung, Bewegung, Hand und Fuß spricht u. s. w.

Der Stoff, welchen der Verfasser zu bearbeiten hatte, war ein ganz gewaltiger, und dies um so mehr, als fast gar keine Vorarbeiten vorhanden sind. Er erkannte selbst die große, kaum überwindlich scheinende Schwierigkeit seiner Aufgabe und dennoch schreckte er vor ihr nicht zurück. Avé-Lallemant gesteht selbst in bescheidener Weise ein, daß er auf dem Gebiete der Sprachforschung Laie sei, und in der That macht sich namentlich in den mehr allgemein gehaltenen Partien des Werks ein gewisser Dilettantismus geltend. Um so bewunderungswürdiger muß die Lösung der Aufgabe im ganzen erscheinen; es ist in dem Buche wahrhaft ehrliche und fleißige Arbeit niedergelegt. Es kann hier nicht unsere Absicht sein, im einzelnen eine Nachprüfung vorzunehmen, billig überlassen wir diese den Fachzeitschriften, obgleich wir glauben, daß sich nicht leicht ein Mann finden werde, der dem Verfasser, welcher bekanntlich außer der theoretischen Kenntniß die Gaunersprache auch praktisch erfaßt hat, auf diesem Gebiete zu folgen befähigt ist. Wir werden hier nur dem Inhalte des Werks in stofflicher Beziehung unsere Aufmerksamkeit schenken können. Dennoch wollen wir einige Bedenken nicht verschweigen, welche sich auf die Form, auf die Art der Darstellung erstrecken.

Der Verfasser ist vor allem Polizeimann und dann Culturhistoriker. Bei Behandlung der Gaunerlinguistik treten diese beiden Richtungen allzu sehr hervor. Wenn ohne die beiden vorhergehenden Theile das Thema bearbeitet worden wäre, dann würde sich weniger gegen die allgemeinen Darlegungen einwenden lassen. Der Verfasser aber baut ja den linguistischen Theil auf den vorhergehenden historischen auf, darum durfte er mehr voraussetzen. Wir greifen, um ein Beispiel anzuführen, unserm Berichte vor. In dem allgemein einleitenden Theil

*) Vgl. die Besprechung in Nr. 5 d. Bl. f. 1859. D. Red.

zur Gaunersprache werden mit Recht die Sprachen verschiedener Volksgruppen besprochen, weil sie der Gaunersprache Stoff zuführten. Was z. B. die Jägersprache ist, weiß doch jeder, der Linguist muß es wissen. Darum stören die historischen Einleitungen und die socialpolitischen Excurse. „Das edle Weidwerk war von jeher ein ausnehmendes Recht der Fürsten und Edeln, dessen Besitz sie gegen jeden, welcher das Wild von seinem zerstampften und zerwühlten Acker auch nur zu verscheuchen unternahm, mittels einer drakonischen Jagdgesetzgebung behaupteten und schützten" u. s. w. Wozu ein solch rhetorischer Satz in einem linguistischen Werke? Der Verfasser hat jahrelangen Fleiß auf seinen Gegenstand verwandt, wir hätten gewünscht, daß er sich auch mit der Methode, linguistische Aufgaben zu behandeln, mehr vertraut gemacht hätte. Eine gewisse Trockenheit wird dem Gegenstande immer ankleben, das Interesse dafür muß in dem Leser vorhanden sein, nicht aber darf die Darstellung in gesuchter Weise zur Erweckung des Interesses beitragen wollen. In einem linguistischen Buche wird Brauchbarkeit immer die erste Rücksicht sein, gedrungene Kürze, die nur das Nothwendigste bietet, verhilft dazu. Zwischen Kürze und Lakonismus ist immer noch ein Unterschied. Bei Erklärung von sprachlichen Erscheinungen ist die lehrhafte Methode stets die praktische, sie muß voranstehen, um Wort und Sache alsogleich deutlich zu machen. Bei Betrachtung des „Galimatias" mußte gesagt werden: Galimatias ist das und das, nicht aber durfte erst nach längerer, weit ausgeholter Einleitung das Wort in die Darstellung verflochten werden. Wo der Verfasser auf die Einzelheiten zu sprechen kommt, so namentlich in der Grammatik des Jüdischdeutschen, da ist er bestimmter und bleibt bei der Sache, sodaß man hier sich eher orientiren und sich Raths erholen kann, wenn man ihn sucht.

Trotz dieser Aeußerlichkeiten wird Avé-Lallemant's Werk auch bei den geschulten Linguisten sich hoher Anerkennung zu erfreuen haben, weil ihnen der Stoff in ungeahnter Fülle dargeboten wird.

Der dritte Theil des Werks enthält den „Allgemeinen Theil" der Gaunersprache. Der Verfasser holt etwas weit aus und beginnt mit einem Kapitel über die Sprache, über Ursprache und Sprachstämme, spricht ferner von der deutschen Sprache und den deutschen Mundarten und betrachtet dann die Gaunersprache und ihre Benennungen. Wichtig ist die Thatsache, daß die Gaunersprache aus allen deutschen Mundarten ihre Zuflüsse gewinnt. Wie in den Mundarten sich alterthümliche Formen und Bedeutungen erhalten haben, so auch in der Gaunersprache. Ja es finden sich hier so uralte Zeugnisse eines frühern Sprachlebens, wie sie keine lebende Mundart aufzuweisen hat. Eine zweite Quelle für die Gaunersprache ist das Zigeunerische, eine dritte das Jüdischdeutsche. Das letztere ist vom Verfasser einer ungemein sorgfältigen Untersuchung werth erachtet worden. Das Judendeutsch darf keineswegs als identisch mit der Gaunersprache gelten, es ist eine Sprache für sich, eine Mischung aus dem Hebräischen und Deutschen, welche ganz einzig in ihrer Art dasteht. Das Judendeutsche ist nach des Verfassers Meinung keine aus natürlichem Grunde und innerm Sprachbedürfniß herangebildete, keine gewordene, sondern nur eine gemachte Sprache: lingua fictitia. Beide Factoren, das verdorbene Hebräische mit seinen Chaldäismen und Rabbinismen, das Deutsche mit allen seinen verschiedenen Dialekten, geriethen jedes als ein selbständig volksthümlich abgerundetes Sprachganzes zusammen. Die Haupteigenthümlichkeit des Judendeutsch besteht in der Verbindung hebräischer Wörter und Wortwurzeln mit deutschen Wörtern und Flexionsformen, dergestalt, daß das hebräische Wort eine deutsche Endung erhält und in dieser Weise deutsch flectirt wird. Ferner sind die Vorsetzpartikeln deutsch, als Hülfszeitwort wird unser sein in Verbindung mit hebräischen Participien und Adjectiven gebraucht, um ein neues Verbum zu bilden. Auch im Judendeutsch ist die Aufnahme deutsch-dialektischer Bestandtheile aus allen Ecken und Provinzen, sowie die Bewahrung alterthümlicher Wurzeln und Bedeutungen charakteristisch. Auch fremde Sprachen haben mehr oder weniger ihren Beitrag zum Judendeutsch geliefert.

Um das Gemisch aus so verschiedenartigen Elementen, welche das Judendeutsch ausmachen, als etwas nicht vereinzelt Dastehendes erkennen zu lassen, fügt Avé-Lallemant einige Kapitel über Sprachmischung ein, die sich viel kürzer hätten fassen lassen. Er handelt von der Einbürgerung der Fremd- und Lehnworte in den alten Sprachen wie in der deutschen, kommt auch auf die maccaronische Poesie zu sprechen und gelangt dann zu etwas Sachgemäßerm, zu der Sprache deutscher Volksgruppen, die aber ebenfalls zu weitläufig und unbestimmt skizzirt wird. Wir führen hier, um von dem Reichthum des Gegenstandes ein Bild zu geben, nur die Kapitelüberschriften an. Die Sprachen der verschiedenen Volksgruppen sind: Die „Studentensprache", „Tölpelsprache" (d. h. die der Bauern), „Jägersprache", „Schiffersprache", „Bergmannssprache", „Handwerkersprache", „Soldatensprache", „Tieflingsprache" (d. h. die der Kellner), „Aglersprache" (d. h. die der Kutscher und Fuhrleute), „Fallmachersprache" (d. h. die der Spieler und Schatzgräber), „Fieselsprache" (d. h. die der Bummler), „Tammersprache" (gemeinsamer Name für die der Schinder und Dirnen), „Schindersprache" und schließlich die „Sprache der Freudenmädchen". Es reiht sich eine Betrachtung an über den „Galimatias", d. h. die an sich unsinnige, aber doch bedeutungsvolle Wortconstruction, ein Pendant zur Steganographie, zur Geheimschrift, und mit einem zusammenfassenden Blicke auf die Beziehungen der Gaunersprache zur deutschen Volkssprache und zur jüdischdeutschen Sprache verläßt der Verfasser das Gebiet der allgemein vorbereitenden Darlegung und wendet sich zu einer speciellen Vorarbeit für die Gaunersprache, zur Grammatik des Jüdischdeutschen. Daß sich der Verfasser diese Vorarbeit nicht ersparte, gibt von dem Ernste Zeugniß, mit welcher er in die Tiefen der Gaunerlinguistik zu dringen bestrebt war. Zwar trug er selbst anfänglich Bedenken, die Behandlung der jüdischdeutschen Sprache mitten in der Untersuchung der Gaunersprache vorzunehmen, aber er entschloß

sich doch zu der gewaltigen Arbeit, um der Begriffsverwirrung, die sich rücksichtlich der Gauner- und Judensprache gebildet hatte, thatsächlich ein Ende zu machen. Die Gaunersprache hat jüdischdeutsche Wörter in Fülle aufzuweisen, dagegen steht die jüdischdeutsche Sprache unabhängig von der Gaunersprache da. Das Jüdischdeutsche ist vollkommen ausreichend und an sich unkenntlich genug, um als specifisch jüdische Gaunersprache zu dienen, und ist auch wirklich dazu von specifisch jüdischen Gaunergruppen gebraucht worden, nur besteht neben diesem zur Gaunersprache benutzten Judendeutsch kein specifisch jüdisches Gaunerthum. Wenn die jüdischdeutsche Sprache als eine in sich abgeschlossene eigenthümliche Sprachweise der Juden auf deutschem Boden erscheint und das deutsche Gaunerthum das Judendeutsch sehr stark zu seiner geheimen Kunstsprache ausgebeutet hat, so ist in der That das volle Verständniß des deutschen Gaunerthums und seiner Sprache ohne Kenntniß des Judendeutsch durchaus nicht zu erreichen. Aber auch ohne die Beziehung zur Gaunersprache hat das Jüdischdeutsche an sich hohe Bedeutung, zumal es auch eine nicht unbedeutende Literatur aufzuweisen hat, und deshalb verdient der von Avé-Lallemant überhaupt zum ersten mal gemachte Versuch einer grammatischen Darstellung des Judendeutschen doppelte Beachtung und Anerkennung. Diese jüdischdeutsche Grammatik im dritten Theile des „Gaunerthums", welche im vierten Theile durch ein jüdischdeutsches Wörterbuch ihre nothwendige Ergänzung findet, ist also eine Arbeit für sich, es kam dem Verfasser zunächst nur auf die Behandlung des specifischen Judendeutsch ohne Rücksicht auf die Gaunersprache an, „um vor allem die Eigenthümlichkeit seines Wesens und seiner Zusammensetzung wie seinen außerordentlich großen Reichthum an Literatur einigermaßen aufzuklären und in dieser Spracherscheinung den ergiebigen Boden erkennen zu lassen, auf welchem das Gaunerthum eine so reiche Ausbeute gemacht hat".

Die grammatischen Einzelheiten, die der Verfasser mit Sorgfalt nacheinander abhandelt, können uns hier nicht beschäftigen; nur einiges über die Schrift, in welcher das Jüdischdeutsche überliefert ist und bis auf den heutigen Tag gebraucht wird, sei hier erwähnt. In der Schrift haben die jüdischdeutsch sprechenden, schreibenden und lesenden Juden an ihrer Volksüberlieferung festgehalten, sie schreiben mit hebräischen Buchstaben. Die alte hebräische Quadratschrift erleidet nach der äußern Form theilweise einige Abänderungen im Jüdischdeutschen. Diese Abweichungen sind zunächst durch die von der Quadratschrift hier und da, ersichtlich nur des bequemern und geläufigern Schreibens wegen, abweichende rabbinische Schrift oder Currentschrift veranlaßt worden. Die geringfügige Abweichung der jüdischdeutschen Druckschrift von der rabbinischen Schrift scheint erst durch die Buchdruckerkunst und auch erst seit dem 16. Jahrhundert befestigt und allgemein üblich geworden zu sein. Wegen dieser nahen Gleichheit oder großen Aehnlichkeit werden die jüdischdeutschen Drucklettern mit Recht auch deutschrabbinische genannt, eine Bezeichnung, welche vorzüglich in der Buchdruckerkunst gebräuchlich ist. Dagegen weicht die jüdischdeutsche Handschrift bedeutend von der Druckschrift ab. Für diese im engern Sinne jüdischdeutsche Currentschrift fehlte es seither an guten Typen; in Avé-Lallemant's Werke sind sie in ausgezeichneter Weise verwerthet, was der Brockhaus'schen Officin zu besonderer Ehre gereicht. Die Regeln bleiben sich bei den verschiedenen Alphabeten gleich, und wie das Althebräische und die meisten orientalischen Sprachen, so wird auch das Jüdischdeutsche von rechts zu links gelesen.

Die jüdischdeutsche Literatur, der in unsern Literaturgeschichten meist mit keiner Silbe gedacht wird, hat in d. Bl. mehr als das linguistische Element Anspruch auf unsere Berücksichtigung, namentlich die schöne Literatur. Für den Verfasser der jüdischdeutschen Grammatik hatte naturgemäß die grammatische und lexikographische Literatur vorwiegendes Interesse, doch wollen wir aus diesem Gebiete nur J. Burtorf nennen, der in seinem „Thesaurus Grammaticus linguae Sanctae Hebraicae" (Basel 1609) am Schlusse den „Usus et exercitatio lectionis Hebraeo-Germanicae" abhandelt.

Wenn auch vor Erfindung der Buchdruckerkunst viele Handschriften mit jüdischdeutschem Inhalt existirt haben mögen, so nimmt doch Avé-Lallemant mit Recht an, daß nach der eigenthümlichen Stellung des jüdischen Volks in Deutschland und nach der eigenthümlichen Natur der jüdischdeutschen Volkssprache von einer Literatur nicht füglich vor Erfindung der Buchdruckerkunst die Rede sein könne. Das Judenthum bemächtigte sich der Buchdruckerkunst in lebendigster Weise: wurde es doch binnen 250 Jahren von den etwa drei bis vier Millionen der zersplitterten Judengemeinden möglich gemacht, mehr als 6000 verschiedene Druckwerke zu verbreiten! Zur eigentlich hebräischen Literatur gesellte sich aber durch das vordringende deutsche Element die jüdischdeutsche.

Die Rücksicht auf den ungeheuern Erfolg der deutschen Volkspoesie und der Luther'schen Bibelübersetzung scheint auf die Nothwendigkeit hingewiesen zu haben, die heiligen jüdischen Schriften, Sprüche und Erzählungen weiser Lehrer, Synagogen und Hausgebete u. dgl. in einer populären, beiden Elementen Rechnung tragenden Sprache dem versunkenen jüdischen Volke wieder zugänglich zu machen und durch gewählte Erzählungen, Sittenbücher und Volksschriften auf das Volk zu seiner Erbauung, Unterhaltung und sittlichen Hebung günstig einzuwirken.

Im Jahre 1544 erschien unter dem Namen des Eliah Levita die erste jüdischdeutsche Bibelübersetzung, der verschiedene andere, mehr oder minder vollständige folgten. Eine sehr große Menge Sittenbücher, Erzählungen aus dem Talmud, Geschichtsbücher (Maasebücher), Chroniken wurden hier und dort gedruckt. Dramatisirt wurden biblische Geschichten, namentlich zur Aufführung am Purimfeste. Besonders interessant ist die Erscheinung, daß auch in die deutsche Poesie und volksthümliche Novellistik die jüdischdeutsche Literatur eindrang. Der Verfasser führt beispielsweise folgende Schriften an: „Ein schön Maase von König Artus' Hof (Ritter Wieduwilt)"; „Beständige Liebschaft von Pleris und Blankeflier"; „Historie von Ritter Sigmund und Magdalena"; „Die sieben weisen

Meister"; „Geschichte des Fortunatus mit seinem Seckel und Wünschhütlein"; „Kaiser Octavianus"; „Seltzame und kurzweilig Geschichte der Schildbürger"; „Eulenspiegel" u. s. w. Aber auch auf andere, auf wissenschaftliche Gebiete dehnte sich die jüdischdeutsche Literatur aus, auf Geschichte, Dogmatik, Polemik, Ethik, Liturgik, Ascetik, Exegetik, Physik wie auf fast alle das sittliche, religiöse und bürgerliche Leben berührende Beziehungen. Hier also hat die Literatur jeder einzelnen Wissenschaft noch manchen Schatz zu heben. Bibliographische Nachweise und Uebersichten wurden schon früher öfters geliefert, zuletzt gab M. Steinschneider in Naumann's „Serapeum" (Jahrgang 1848) nach einem handschriftlichen Katalog ein Verzeichniß der Bibliothek des ehemaligen Rabbiners David Oppenheim zu Prag, welche sich gegenwärtig in Oxford befindet, nachdem kein deutsches Land den billigen Kaufpreis bewilligte.

Einen sehr dankenswerthen und lehrreichen Anhang zur jüdischdeutschen Grammatik bilden „Proben aus der jüdischdeutschen Literatur", und zwar sind hier alle drei Schriftarten nacheinander gewählt worden. Die Schreibung ist entweder die alte oder die neuhochdeutsche, mit oder ohne Vocalzeichen. Der Verfasser hat zum Verständniß Interlinearübersetzungen und erklärende Anmerkungen hinzugefügt. Die interessanteste Mittheilung ist wol ein Auszug aus dem Purimspiel „Mechirus Joseph" (Verkaufung Joseph's), welches im Anfange des vorigen Jahrhunderts zu Frankfurt von jüdischen Studenten aus Hamburg und Prag aufgeführt wurde. In diesem Spiel ist allerdings das jüdischdeutsche Element fast gar nicht vertreten, wir finden trotz der hebräischen Lettern die deutsche Sprache jener Zeit, sodaß die Vermuthung allerdings nahe liegt, die Mechirus, wenn auch nicht für ein deutsches Originallustspiel, doch für die Bearbeitung eines ältern jüdischdeutschen Lustspiels zu halten, bei welcher der Verfasser es sich angelegen sein ließ, die jüdischdeutschen Idiotismen auszumerzen. In der Composition und in der Darstellung ist ebenfalls die Zeit der Abfassung sichtbar, man wird sofort an das ältere deutsche Possenspiel erinnert, zumal da auch dem Pickelhering eine Rolle zugetheilt ist. Avé-Lallemant hat eine dem Originaltext gegenüberstehende Uebertragung beigefügt. Als Probe sei der Anfang und zwar nur ein kurzes Stück mitgetheilt, welches genügt, um die formale Seite dieser jüdischdeutschen Sprache zu erkennen.

Potiphar (kommt und sagt):

Ich weiß nit, warum mein loser Vogel der bleibt so lang aus
Und kommt nit nach Haus
Und gibt mir Antwort und Bescheid,
Ob es mir ein Diener hat an bereit,
Welchem ich mein Haus unter Commande kann geben
Sampt andre Dienst der neben.
So er mir kein brengt und soll mich noch lang veriren,
Da will ich ihm den Buckel wacker schmieren.

Die andern Stücke sind hinsichtlich der Sprache charakteristischer. Es wird nicht uninteressant sein, auch eine kleine echt jüdischdeutsche Probe folgen zu lassen. Mögen sich die Leser dadurch angeregt fühlen, die Sache in Avé-Lallemant's Buch selbst weiter zu verfolgen. Die hebräischen Worte werden durch deutsche in Klammern übertragen. Wir wählen die Maase (Geschichte) vom Apotheker Rabbi Eliesar von Worms, welche der Verfasser nach dem seltenen Originaldruck vom Jahre 1696 mittheilt. Die tragische Erzählung, welche im Jahre 1197 vorfiel, hat Eliesar in hebräischer Sprache selbst erzählt. Die alte Handschrift befindet sich noch heute in der Synagoge zu Worms. Man sieht hieraus, wie pietätvoll das Judenthum seine Traditionen bewahrte:

In Wermeisa (Worms) hat gewohnt ein Odem Choschuv (angesehener Mann), ein Rav (Rabbiner, Doctor), ein Tanno godol (großer Lehrer) in der Thora, daß man seinesgleichen wenk gefind in dem ganzen Aulom (Welt), er hat viel Mearbajim und Jozeros (besondere Abend- und Morgengebete) mechabber gewesen (hat verfaßt). Man hat sie noch zu Wermes (Worms) an Jomim Towim (Festtagen) gesagt. Er hat geheißen Morenu Harav Rabbi Eliesar Megermeisa. Er hat ein Choschuv Sepher (berühmtes Buch) gemacht und er hat es geheißen Sepher (Buch) Raukeach (des Apothekers). Und er hat sein Sepher darum lassen Raukeach heißen, derweil Raukeach also viel in der Zahl hat as wie sein Namen Eliesar. Denn Raukeach mit seine vier Ossioß (Buchstaben) is in der Zahl 318 und Eliesar is aach in der Zahl 318. Der großer göttlicher Talmid Chochem (Schriftgelehrte) Rabbi Eliesar Megermeisa der hat gewohnt in dem Haus, das man pflegt zu heißen in das Hirschenhaus, denn es pflecht ein Hirsch vor ein Schild auszuhängen. Das Haus hat gestanden bei dem untersten Thor in der Gaß. Das selbig Haus is gebaut bis an die Stadtmauer. Nun im Winter haben die Bochurim (Studenten) pflegen zu ihm zu kommen und lernen zu morgens früh zwei oder drei Scheos (Stunden), eh es Tag is gewesen. Ein Malt an ein Donnerstäg kamen die Bochurim früh vor Tag zu ihm wie ihr Seder (Brauch) is gewesen und lernten bei ihm Raschi (contrahirt aus Rabbi Salamo Isaak, berühmter Commentator, starb 1106) auf die Sedra (Sabbatslection). Einmals haben sich etliche Studenten Razchonim (Mörder) zu anander gesammelt mit Schwerter und Pfeilbogen und mit allerlei Scharf in ihr Händen und gingen oben auf, die Stadtmauer hinter sein Haus und drechten ein Loch in das Tach von das Haus und sie gingen hinein und brachten die Rebitzin (Rabbinerin) um das Chains (Leben), dem Raukeach sein Weib und alle ihre Kinder. Der Raukeach und die Bochurim (Studenten) hörten ein groß Geschrei in das Haus und sie loften geschwind zu hören, was das vor ein Geschrei war. Wie nun der Rabbi mit seine Bochurim wollten die Trepp hauns laufen, so stunt noch ein Rozeach (Mörder) da mit Pfeilbogen und wollt den Raukeach aach um sein Chains (Leben) brengen. Er hacket nach ihm, aber er hat ihn nit wohl getroffen, aber doch ein wenig in seiner Achsel gewundt gewesen von den selbigen Hack. Da die Bochurim das sachen, da liefen sie auf der Gaß und machten ein groß Geschrei, daß man sie sollt zu Hilf kommen, denn sie wußten noch nit, daß die Rebitzin (Rabbinerin) mit ihr Kinder um das Chains gekommen waren. Da die Leit sein kommen zu laufen um zu helfen, da sein die Studenten Razchenim (Mörder) wieder oben hinaus geloffen und sein die Stadtmauer einarunter gesprungen. Und da sie nun waren ganz antloffen, da haben sie dem Rabbi Raukeach sein Weib und Kinder todt gefunden. Haschem Jisborach jinkom et damim (der gebenedeite Gott wird die Blutschuld rächen) und kein fromm Mensch kein Leid aso mehr lassen derleben.

Wir wenden uns nun zum vierten und letzten Theile, zu dem „besondern" Abschnitt über die Gaunersprache. Wie schon angedeutet, befindet sich auch in diesem vierten Theile eine Partie, welche dem allgemeinen Theile zufällt, nämlich das jüdischdeutsche Wörterbuch. Dasselbe

ist mit dem größten Fleiße ausgearbeitet und umfaßt mit dem sehr praktisch eingerichteten „Deutsch-alphabetischen Wortregister“ die beträchtliche Zahl von 12 Bogen.

Ehe der Verfasser die Gaunersprache als solche behandelt, bespricht er die Gaunerschrift, die sogenannten Gaunerzinken, von welchen schon im zweiten Theile einleitend die Rede war. Die Grundlagen der Gaunerzinken sind die kabbalistisch-mysteriösen Alphabete der christlichen Zauberdogmatik. Wie das Gaunerthum sich geheimnißvoller Zeichen bediente, so hat umgekehrt auch die Polizei ihre Geheimschrift geschaffen, und zwar war es Graf von Vergennes, französischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten unter Ludwig XVI., welcher die polizeiliche Kryptographie für die diplomatischen Agenten Frankreichs einführte, damit diese sich derselben auf Empfehlungskarten für Fremde bedienten, welche nach Paris reisen wollten. Ihr Ursprung ist freilich noch älter. Die Polizeischrift ist theils decorativ, theils chiffrirt. Wenn die Mittheilungen des Verfassers, die sich an einzelne concrete Beispiele knüpfen, auch nicht streng genommen in ein Werk über die Gaunersprache gehören, so stehen sie doch nicht ganz außer Zusammenhang mit dieser und sind an sich interessant genug, um sie als eine dankenswerthe Beigabe aufzunehmen. Eine eigentliche geheime Buchstabenschrift des Gaunerthums gibt es nicht, man findet die deutsche und bisweilen die lateinische Currentschrift angewandt.

Die „Grammatik“ der Gaunersprache ist von Avé-Lallemant anders behandelt als die des Jüdischdeutschen. Bei dem Mangel einer Literatur aus dem Schoße des Gaunerthums selbst kommt es hauptsächlich auf den Wortvorrath an und so hat sich der Verfasser vorzugsweise an die Literatur halten müssen, welche den Stoff der Gaunersprache darbietet. Mit Recht hat er einen historischen Gang in der Betrachtung eingehalten. Er schließt sich hierbei meist an die im ersten Theile gegebene „Literatur des Gaunerthums“ an und setzt sie voraus. Während es dort auf die Charakterisirung des literarischen, historischen und culturhistorischen Elements ankam, beschäftigt er sich hier systemgemäß nur mit der Sprache, insbesondere mit den Worten des Gaunerthums. Dem Abdruck der einzelnen Vocabulare hat der Verfasser auch bisweilen etymologische Deutungen hinzugefügt. Begonnen wird mit einem kurzen Verzeichniß von Gaunerwörtern aus einem Notatenbuch des Dithmar von Meckebach, Kanzler des Herzogthums Breslau unter Kaiser Karl IV., welches zuerst von Hoffmann von Fallersleben veröffentlicht, in jener Literatur des Gaunerthums aber von Avé-Lallemant nicht berücksichtigt wurde. Lexikalische Einzelheiten zu berühren ist hier nicht am Platze, dagegen scheint uns die Mittheilung von Gaunergesprächen am ehesten ein Bild von der geheimen Redeweise der Diebe zu geben. Solche Gespräche sind uns von dem bekannten Gauner Herrenberger, genannt der Konstanzer Hans, selbst überliefert.

Im ersten Theile führte Avé-Lallemant unter der Gaunerliteratur und unter der speciellen Rubrik: „Die freiere psychologische Bearbeitung und rationelle Darstellung“, eine interessante Schrift über den „Konstanzer Hans“ an, verfaßt und im Jahre 1789 herausgegeben vom Oberamtmann Georg Jakob Schäffer zu Sulz. „In diesem für den Criminalisten und Psychologen in hohem Grade wichtigen Buche wird die meisterhaft geschriebene Biographie eines der großartigsten Gauner gegeben, die je gelebt haben.“ Noch interessanter ist aber das von diesem Gauner selbst verfaßte Wörterbuch, welches unmittelbar nach der Schäffer'schen Schrift herauskam und welches man nach Avé-Lallemant's Urtheile als die originellste literarische Erscheinung auf dem Gebiete der Linguistik überhaupt bezeichnen darf. Dasselbe führt folgenden Titel: „Wahrhafte Entdeckung der Jauner- oder Jenischen-Sprache, von dem ehemals berüchtigten Jauner Kostanzer Hanß. Auf Begehren von Ihme selbst aufgesetzt und zum Druck befördert. Sulz am Necar 1791.“ Das kleine Buch enthält die Vorrede des Autors, 159 Gaunervocabeln, „Schmusereyen oder Gespräche“ und zwei Fragmente aus Gaunerliedern. Avé-Lallemant hat wohl daran gethan, das originelle und höchst seltene Buch, welches ihm erst nach jahrelangem Suchen gelang, antiquarisch zu erwerben, vollständig abdrucken zu lassen. Die Motive der Herausgabe, welche der Konstanzer Hans in der kurzen Vorrede offenbart, sind schon in hohem Grade interessant; der ehemalige Gauner empfindet Reue und Leid über seine in früherer Zeit begangenen Verbrechen, strebt danach, sich zu bessern und will durch seine Schrift Nutzen stiften. Von den „Schmusereyen“ geben wir hier eine kleine Probe. Links steht das „Jaunerisch“, rechts das Schriftdeutsche, auch dieses nach der Schreibweise des Originals:

Herrles im Palar schest'n dose T'schor-Kitt.	In diesem Dorf ist ein recht gutes Spitzbuben-Hanß.
Meinst schefte kaine Kochem herrles?	Meinst du es seyen keine Diebe da?
Es schefte g'wiß ener König, m'r bestiebe Kammerusche.	Es sind gewiß darinnen, wir bekommen Kammeraden.
Baiser schestem kaine Kochem herrles?	Wirth, sind keine Diebe da?
T'schi, schmußt der Baiser, zwiß scheften in der Mette, s'e Schlauna.	Ja, sagt der Wirth, es liegen zwey im Bette, sie schlafen.
Der Baiser steckts den Kochem die Schlaunet, es schefte fremde Kammerusche bekaunn.	Der Wirth sagts denen Dieben, die schlafen, es seyen neue Kammeraden da.
Jezt holche s'e aus der Mette in d' Schrende.	Jezt gehen sie aus dem Bette in die Stube.
Sie steke einander die Fehma.	Sie geben einander die Hand.
S'e schmuset zum Baiser: Kefel e' metterle G'finkelterjote.	Sie sagen zum Wirth, hohle 1 Maß Brandenwein.
Jezt schwächet s'e graudig.	Jezt trinken sie gewaltig.
Prtöge wo holchet 'r her?	Brüder, wo kommt ihr her?
Aus'm Bomm.	Aus der Schweiz.
Schests schofet im Bomm?	Ist es bös in der Schweiz?
Lau, m'r hent'n Socht gmalocht, drum sind m'r übers Maium g'floscht.	Nein, wir haben einen Kramladen geplündert, darum sind wir über den Rhein geschifft.
Ists 'e graudiger Socht g'schest?	Ist es ein großer Laden gewesen?
Drey grandige Waider mit Sohra hent m'r b'stiebt.	Drey grosse Päke mit Waaren haben wir bekommen.

Schest 'r Sohre schon verkönigt?	Ist die Waare schon verkauft?
Lau, s'e schest verschabert im Jaher.	Nein, sie ist versteckt im Wald.

Die letzte einschlagende Arbeit, welche Avé-Lallemant bespricht und für seinen Zweck ausbeutet, ist C. W. Zimmermann's Werk: „Die Diebe in Berlin" (1847), welches ein besonderes Kapitel über die „Diebessprache in Berlin" und dazu ein Gaunerwörterbuch enthält. So sehen wir die Gaunersprache von den ersten Anfängen ihrer literarischen Beachtung, vom 14. Jahrhundert bis in die neueste Zeit verfolgt, von den kurzen Aufzeichnungen der Gaunerwörter wurde die Diebssprache schließlich Gegenstand speciellster Untersuchung.

Wenn in Avé-Lallemant's Werke auch der lexikalischen Seite der Gaunersprache vorwiegende Aufmerksamkeit geschenkt wird, so hat der Verfasser doch auch einzelne Erscheinungen von rein grammatischem Standpunkte aus zu beleuchten gesucht. So wird die Wortbildung und Wortdeutung berührt und hierbei ein Ausspruch Pott's wiederholt, den er in seinem bekannten, für die Gaunerlinguistik bahnbrechenden Werke „Die Zigeuner in Europa und Asien" gethan und in welchem er die Freiheit der neu und absichtlich geschaffenen Sprache treffend charakterisirt:

Es sind nicht die schlechtesten Köpfe, denen sie ihren Ursprung verdanken, diese Denkmale eines wenn auch zu schlechtem Zweck aufgebotenen, doch glänzenden Scharfsinns und einer ihn befruchtenden Einbildungskraft voll der kecksten Sprünge und lebhaftesten Bilder, und an diesen beiden Schöpfungen hat sich überdem oft sprudelnder Witz, freilich der übermüthigsten, ja schrecklicher Art betheiligt, der nichtsdestoweniger, daß er zu oft nach dem grauenvollen Gewerbe seiner Schöpfer und Fortpflanzer duftet, wie fast immer durch Kühnheit, so auch häufig durch die schlagende Richtigkeit seiner blitzartig ins Licht gesetzten Beobachtungen überrascht und fesselt.

Avé-Lallemant gesteht ein, daß es nicht ganz leicht sei, der verwegenen Gaunersprache auf diesen „kecksten Sprüngen" in ihrer Wortbildung und Wortdeutung zu folgen. Vor allem müsse man den in der historischen Grammatik aufgeführten Wortvorrath sorgfältig studiren und den Blick überall auf das Deutschdialektische, Jüdischdeutsche, Zigeunerische und andere Fremdsprachliche gleiten lassen, um die vielen Neubildungen, Abbreviaturen, historischen, örtlichen und persönlichen Beziehungen, kabbalistischen Nachahmungen in oft höchst verwegenen Compositionen etymologisch zerlegen und die oft beispiellos gewagte, freche und verworfene bildliche Deutung der Wörtermasse entziffern zu können. Zuerst betrachtet der Verfasser „Das Mundartige" in der Gaunersprache überhaupt, bespricht „Die besondern Bildungen", wie „Ableitungen", „Die Wortzusammensetzung" und „Kabbalistische Formen". Unter den letzten werden auch Ländernamen erwähnt. In der oben mitgetheilten Probe heißt die Schweiz: Bomm, sonst kommen auch die Formen vor: Bum, Pum, auch Bores Matina (Medine), d. h. Kuhland, von hebr. pora, Kuh, und medina, Land. Der Verfasser hat die bekanntesten Städte- und Ländernamen dieser Gattung aufgezählt, hier sei nur noch Aschkenar genannt, welches „Deutschland" bedeutet.

Von ganz besonderm Werthe ist in der Gaunersprache die Umbildung und Veränderung des ursprünglichen Wortsinns zu einer ganz andern logischen Bedeutung. Dieses anziehende Kapitel hat der Verfasser gar zu kurz behandelt, er hätte hier alle Vorkommnisse auch nach ihrer logischen Umstimmung in Beispielen sammeln und ordnen sollen.

Was die Syntax betrifft, so hält sie sich im ganzen innerhalb der Landessprache, es gilt von ihr dasselbe, wie von der Syntax des Jüdischdeutschen.

Den Schluß des ganzen Werks bildet ein kritisches „Wörterbuch der Gaunersprache". Es lag nicht im Plane des Verfassers, ein „erschöpfendes" Wörterbuch zu schreiben, das von sehr großem Umfang hätte sein müssen und das erst durch vollständigere Hülfsmittel zu ermöglichen ist. Vorderhand war ihm darum zu thun, eine kritische Analyse der geläufigsten Ausdrücke zu geben und überhaupt den Weg zur kritischen Untersuchung anzubahnen. Die Abstammung der einzelnen Wörter ist, wo sie sich nicht von selbst ergibt, jedesmal angegeben. Die ohne weitern Zusatz mit lateinischen Lettern in Parenthesen beigefügten Stämme zeigen auf das Register des jüdischdeutschen Wörterbuchs. Beim Nachweis deutscher Stämme hat der Verfasser vorzugsweise das Althochdeutsche und Mittelhochdeutsche angeführt, um auch für ältere Gaunerwörter die Aufsuchung der Stämme zu erleichtern. Die zigeunerischen, slawischen und romanischen Stämme sind ebenfalls jedesmal angegeben, und auch hier hat der Verfasser, sofern nicht die specifisch romanische Tochter ein erwiesenes Vorrecht hatte, gern der lateinischen Mutter den Vorrang eingeräumt. Nach der Anordnung des jüdischdeutschen Wörterbuchs ist auch hier der Versuch gemacht worden, mindestens bei den bedeutsamsten Gaunerausdrücken die ganze Familie unter das Stammwort zusammenzuziehen und in der alphabetischen Folge auf das Stammwort hinzuweisen. Unter den einschlagenden Vorarbeiten hat Avé-Lallemant namentlich das von uns erwähnte Wörterbuch von Zimmermann, sowie das von Grolmann benutzt. Auch durch handschriftliche Mittheilungen ist er unterstützt worden.

Wenn wir das Gaunerwörterbuch durchgehen, so stoßen uns verschiedene Wörter auf, welche auch dem Gebildeten geläufig sind: entweder kennt er sie vom Hörensagen, oder sie sind sogar schriftgemäß oder können es wenigstens sein. Diese Worte sind mundartlicher Natur, gehören der Sprache einer bestimmten Volksgruppe an, weshalb sie bekannt sind, andere haben auch als ursprünglich fremde Wörter durch ihren häufigen Gebrauch den Weg zu dem Ohr des Höherstehenden gefunden. Auf solche Vorkommnisse im einzelnen hinzuweisen, wird sicher nicht ohne Interesse sein.

Achein, essen. Ich kenne das Wort namentlich in der Bedeutung „in der Zwischenzeit essen, naschen". Ursprung hebräisch ochal.

Affe, Rausch. Nach Avé-Lallemant aus der Schifferſprache; ich habe es in Baiern, namentlich in München, oft gehört, beſonders in der Wendung, „ſich einen Affen kaufen", d. h. ſich berauſchen.

Hochſtappler, vornehmer Gauner, ſehr bekanntes Wort.

Kappores, ſo viel wie kaput, vernichtet, zerbrochen, entzwei.

Kies, Geld, Studentenausdruck. Avé-Lallemant führt es auf hebräiſchen Urſprung zurück.

Kohl, bekannt in der Redensart Kohl machen und davon kohlen, d. h. blauen Dunſt machen, unnützes Zeug ſprechen. Urſprung hebräiſch.

Koſcher, rein, unverdächtig. Gleichfalls hebräiſch.

Kotzen, ſich erbrechen, ſich übergeben, namentlich als Studentenausdruck bekannt. Ebenfalls hebräiſchen Urſprungs.

(Kuphe), gebräuchlicher Kippe, hebr. kuph, eigentlich die Geldbüchſe, dann die Geſellſchaft, die eine gemeinſame Kaſſe hat. Avé-Lallemant führt den Ausdruck Kippe machen nicht an, welcher bedeutet: auf Auctionen gemeinſchaftliche Sache machen, ſich nicht zu überbieten. Einer erhält den Auftrag, den Gegenſtand zu erſtehen, der dann ſpäter nochmals verſteigert wird.

Leimen, beleimen, lügen, hintergehen, Schabernack mit einem treiben.

Maſematten, Handelsgeſchäft, hebräiſch, iſt ein ganz bekannter Ausdruck geworden.

Moos, Geld, Studentenausdruck, nach Avé-Lallemant hebräiſchen Urſprungs, was uns nicht wahrſcheinlich dünkt.

Paſchen (hebr. peschar), geſtohlenes Gut kaufen, um es wieder zu verkaufen. Der Ausdruck iſt ſchriftgemäß geworden.

Pech, Unglück, aus der Studentenſprache.

Pumpen, borgen, ebenfalls bekannter Ausdruck aus der Studentenſprache.

Ramſch, altes deutſches Wort, großer Haufe, den man in Bauſch und Bogen kauft.

Schacher, ſchachern, hebr. sochar, kaufen, handeln, in „Schacherjude", „verſchachern", ſchriftgemäß.

Schießen, entwenden, ſtehlen, bekannter Studentenausdruck.

Schlemiel, durch Chamiſſo's „Peter Schlemihl" für die Literatur gewonnen, heißt in der Gaunerſprache „Unglücksvogel". Die Abſtammung iſt dunkel. Ich kenne das Wort in der Bedeutung „Schäker", „Schalk".

Schmuſen, ſprechen, plaudern, hebräiſch.

Schofel (hebr. schophal), ſchlecht, gemein.

Beſchummeln und beſchuppen, betrügen, alte deutſche Ausdrücke, die mundartlich vielfach noch Geltung haben.

Schwindel, ſchwindeln, Schwindelei, Gaunerausdrücke, die auch der Schrift angehören.

Stromen, umhertreiben, Stromer, Vagabund, ſind beides allbekannte Worte, die auch in der Schrift angewandt werden.

Dieſe wenigen Beiſpiele mögen genügen, um die Wichtigkeit des Gaunerlexikons für die deutſche Sprachforſchung darzuthun. Aber nicht allein dem Geſchichtsfreunde und dem Linguiſten, auch dem praktiſchen Polizeimann und dem Criminalbeamten wird Avé-Lallemant's Werk unentbehrlich ſein.

Wenn vom ſtreng wiſſenſchaftlichen Standpunkte aus mancherlei an der Behandlung des Sprachlichen ungenügend erſcheinen will, dann darf nicht vergeſſen werden, daß ein Mann ſich der gewaltigen Aufgabe unterzog, den ſeine Lebensſtellung auf eine andere Richtung hinweiſt. Wir haben aber durch dieſe Arbeit eine Grundlage gewonnen, auf welche jede künftige Forſchung weiter bauen kann. Gern wollen wir die überſchwengliche, manchmal wirklich athemloſe Diction, die mannichfachen Wiederholungen eines Gedankens an verſchiedenen Stellen und in veränderter Ausdrucksweiſe überſehen, die wir bei einem andern Verfaſſer zu tadeln hätten, da wir uns recht gut denken können, daß Avé-Lallemant ſein Werk nicht mit der objectiven Ruhe und Trockenheit des Gelehrten, ſondern mit der Begeiſterung des praktiſchen Geſchäftsmannes ſchrieb.

Den Eindruck, welchen das Buch äußerlich macht, iſt der günſtigſte. Die Ausſtattung iſt ſchön, der Druck in hohem Grade correct, die Anwendung der verſchiedenen und zum Theil ungewohnten Typen, deren Schwierigkeit leicht bemeſſen werden kann, dem Auge wohlgefällig. 4.

Neuere Erzählungen.

Wie mancher Krieger in unſerer Zeit die ehemalige Kriegführung zurückerſehnt, wo die perſönliche Tapferkeit im Einzelkampfe ſich hervorzuthun Gelegenheit hatte, anſtatt daß jetzt nur die Maſſen wirken und eine commandirte, vielleicht ſchwächliche Hand ganze Reihen der Tapferſten und Stärkſten niederſtrecken kann: ſo ſehnt ſich mancher Dichter und mancher Verehrer der Poeſie nach einer alten ehrwürdigen Dichtungsart, welche jetzt andern Anſprüchen und Forderungen weichen muß, wir meinen, nach dem mächtigen und gewaltigen Epos. Die Sehnſucht des einzelnen bringt aber die Verhältniſſe nicht zurück, welche dieſe Dichtungsart hervorriefen und zeitgemäß machten. Auch in d. Bl. laſen wir ein aus ſolcher Sehnſucht hervorgegangenes Urtheil. Bei der Beſprechung hiſtoriſcher Romane in Nr. 19 d. Bl. f. 1863 ruft der Sehnſüchtige aus: „Armer Dichter! Armer deutſcher Dichter! Auch du mußteſt unter die Romanſchreiber gehen? Den ſchönen Schwung der gebundenen Rede haſt du aufgeben müſſen. Warum? Nur keine Gedichte! ruft der Verleger. Ich könnte nun ſagen, es ſei weder klug noch rühmlich, daß die Dichter ſich in einen Wettſtreit mit Romanſchreibern einlaſſen, denn in dem Roman iſt das Handwerk höchſtens zur Kunſt erhoben, in ſeltenen Fällen aber zu einer Stifter'ſchen Dichtung."

Auf Dankbarkeit der „Romanſchreiber" für dieſe hier ausgeſprochene Schmeichelei macht der Verfaſſer der angezogenen Worte wol keinen Anſpruch? Glaubt denn derſelbe aber wirklich, daß in „Wilhelm Meiſter" z. B. das Handwerk höchſtens zur Kunſt erhoben ſei? Wir ſind der

Ansicht, daß der Verfasser den Roman und seine Bedeutung in unserer Zeit nicht gehörig würdigt. Unter der Dichtungsart, welche so hoch über den Roman sich erhebt, versteht der Verfasser das Epos, und schwunghafter, großartiger, erschütternder ist das classische Epos allerdings gewesen. Es fragt sich aber, ob aus unsern Zeiten, unsern Verhältnissen ein gewaltiges Epos, das alles Volk zum Hören zwingt, hervorwachsen kann? Wir bezweifeln es. Unsere Leser, welche Schiller's Briefe im Gedächtniß haben, erinnern sich, daß derselbe einmal die Absicht hatte, den großen Hohenstaufen Friedrich in einem Epos zu besingen. Schiller hatte offenbar mit Freude an das Unternehmen gedacht, und doch unterließ er die Ausführung. Was mag der Grund gewesen sein? Wir glauben, weil er fühlte, daß das Epos nicht die Dichtungsart sei, in welcher er am eindringlichsten zu seinen Zeitgenossen sprechen könne. Das Epos scheint uns in Bezug auf das Volk antiquirt und der Roman hat seine Stelle eingenommen.

Wir wollen, um unsere Ansicht zu unterstützen, wenigstens einige der Bedingungen und der Verhältnisse besprechen, welche das classische Epos so hoch wachsen ließen, so unerreicht in allen nachfolgenden Zeiten, während in der Lyrik und in der dramatischen Poesie neuere Dichter sich mit den Griechen messen können und an Tiefe des Geistes, an großartiger Weltauffassung sie zuweilen noch übertroffen haben.

Als ersten Unterschied der alten und der neuen Zeit müssen wir eine gewisse Nationen-Aristokratie nennen. Jedes mächtige Volk des Alterthums wollte als das einzige gelten. Der einmal ausgebrochene Streit und Kampf hatte nicht zum Zweck, ein angethanes Unrecht zu bestrafen, der Zweck war, den Gegner gänzlich zu vernichten. Trümmer sollten sein, wo prächtige Städte standen. Daher die tragische Gewalt des größten Epos, der Iliade. Die Odyssee besingt zwar die Schicksale eines einzelnen Führers, aber das tragische Ereigniß in Troja bildet den Hintergrund, das wie die Zinnen einer hohen Feste seine langen Schatten in den Strom wirft, in dem einzelne segeln. Und wie ist es bei uns? Uns quält, uns schmerzt der Untergang Polens, so viele Schuld das Volk auch auf sich geladen! Wir könnten uns mit einem Volke, das den Gegner auslöschen will aus dem Leben, nicht befreunden. Eine solche Vertilgungswuth lag schon ursprünglich nicht in dem germanischen Geiste, welcher in der neuern Zeit der tonangebende ist, und entwickelt wurde dieser Geist noch mehr und reiner durch das Christenthum. Wenn sie uns auch manche bittere Erinnerung bringt, so kann doch die nach dem Sturze des corsischen Eroberers geschlossene Heilige Allianz als schroffster Gegensatz zu der Handlungsweise der Griechen und Römer gelten. Bei solchen Bündnissen oder bei der früher geltenden Balance de l'Europe kann ein so tragisches Ende wie in Troja oder Karthago nicht vorkommen und also nicht besungen werden.

Zweitens erfordert das Epos mit dem gewaltigen Hexameter, der alles Volk zum Aufhorchen zu zwingen scheint, den ganzen, in seinen Ufern hochgehenden Lebensstrom des Volks. Kein einzelner aus dem niedern Volk darf für sich gelten wollen, der allgemeine Zug muß jeden fortreißen. Der Führer muß als der Mächtigste, Einzige gelten, der beachtet werden darf. Keine andere Größe darf sich neben ihn stellen können. Daher das Ehrwürdige, welches die stets wiederkehrenden Epitheta in den Homerischen Gesängen haben. Wie würden diese jetzt wirken? Ein Lächeln würden sie hervorrufen; denn im Leben unserer Zeit, unsers Volks stehen gar viele Größen nebeneinander. Welchen siegreichen bepanzerten Krieger würden die Deutschen wol über Luther stellen? Albrecht Dürer hat auch gesiegt, wenn auch nicht mit dem Schwert so gut wie seine genialen Nachfolger. Auf Kant sahen viele wie auf den Eroberer neuer Gebiete.

Das Leben unsers Volks hat eine Menge von Richtungen, und diese Richtungen und die darin Vorangehenden haben ihre Geltung, aus welcher Klasse der Gesellschaft sie auch stammen. Jede Richtung geht selbständig ihren Weg und beugt sich nicht vor der andern.

Neben diesen hohen Bestrebungen und Richtungen erheben sich auch niedrigere zur Selbständigkeit. Wie der Künstlerjüngling, welcher seine Ideale zu verwirklichen strebt, so sucht ein anderer durch Erfindungen zu nützen, die das leibliche Leben unmittelbar angehen und alle diese Richtungen wollen in der Poesie sich selbst genießen.

Wäre aber das Epos die geeignete Form, das geistige Ringen und Streben der einzelnen darzustellen? Es muß eine andere Form dafür geben, und dies ist der Roman. Die Lyrik schildert wol auch das innerste Leben des einzelnen, aber nur Situationen, Gefühle, Empfindungen, nicht den ganzen Inhalt eines Herzens im Kämpfen, Suchen, Leiden und Siegen.

Man könnte einwenden, neben solchen Bestrebungen der einzelnen gelte doch wol auch noch das Handeln des Volks in den wichtigsten Angelegenheiten und die neue und neueste Zeit hätte doch wol manches hervorgebracht, was den großartigsten Volksbewegungen und Unternehmungen früherer Zeit sicher an die Seite gestellt werden könne, vielleicht sie noch überrage. Dies letzte kann allerdings von dem gewaltigen Kampfe gegen den corsischen Eroberer gesagt werden, aber wenn wir nach einem für das Epos günstigen Stoffe suchen, so werden wir hier schwerlich das Gesuchte finden. Der Kampf gegen Napoleon wurde von vielen Völkern auf einmal geführt. Die Völker, welche den Kampf beginnen, sind nicht dieselben, die ihn auch beenden. Spanier verwunden den Mächtigen durch kleine, aber stets fortdauernde Gefechte, Russen jagen ihn aus ihrem Winterlande, Preußen und Engländer versetzen ihm erst den Todesstoß bei Waterloo. Die Masse der Begebenheiten und die vielfach verschiedenen Interessen der Kämpfenden passen nicht für ein Gedicht, das ein einheitliches Ganzes bilden muß. In jedem Lande, hauptsächlich in Spanien, hatte ja der zu Bekämpfende noch eifrige Anhänger!

Wenn wir diese Verhältnisse erwägen, so müssen wir eingestehen, daß die Umstände, welche den trojanischen

Krieg begleiteten, die allergünstigsten für den Sänger waren, die jemals sich zeigen konnten. Neben der Einheit der Unternehmung die Uebereinstimmung der Gefühle, der beleidigten Ehre bei der Kränkung eines der Ihrigen. Man kann sagen, das ganze damalige Volksleben zeigte sich, wirkte bei dieser Nationalunternehmung. In dieser Hinsicht könnte man Wolf's Behauptung besser so deuten, daß jeder mit seinem ganzen Fühlen, Wollen und Können theilnahm und ein Theil des Ganzen wurde, sein Leben darein verwebte; besser, glauben wir, als wenn Wolf behauptet, das Volk oder eine Masse Dichter habe an dem eine so großartige Einheit bildenden Epos gearbeitet. Die Untersuchungen G. Hermann's und einiger seiner Schüler haben ja auch unwiderleglich dargethan, daß nur einzelne Einschiebsel, die bei sehr alten Gedichten fast immer sich finden, nicht von dem Dichtergenius herrühren, der das Ganze geschaffen hat.

Die einheitliche Handlung, die Theilnahme des ganzen Volks und ein Dichtergenius wie Homer, dies zusammen ist auch im Alterthum nur einmal vorhanden gewesen. Wir erwähnten oben den Untergang Karthagos als eines möglichen epischen Stoffs, aber bei näherer Betrachtung zeigt sich eine sehr starke Verschiedenheit von der Zerstörung Trojas. Ging der Entschluß, Karthago zu zerstören, aus dem Volkswillen hervor? Nein. Der eiserne, römisch-egoistische Patriot Cato mußte seine Meinung und seinen Herzenswunsch gar oft wiederholen, ohne daß er ein Echo fand, bis der sich wieder hebende Handel der Karthager manche nach Beute lüstern machte. Das endliche Ausführen des Cato'schen Plans entstammt also nicht dem Volkswillen, sondern der Macht einiger wenigen, welche die Herrschaft der bald kommenden Triumvirn ahnen lassen. Und welches war die Beleidigung, welche die Karthager gegen die Weltbeherrscher verübt? Sie bestand in nichts anderm als daß die Thätigkeit der schon durch zwei Kriege geschwächten Karthager doch wieder ihren Wohlstand erstehen ließ. Denn außerdem vermieden sie sorgfältig jede Kleinigkeit, welche die Römer reizen konnte. Und die Führung des Kriegs selbst! Wortbruch, Treulosigkeit, Betrug sind die Waffen, mit denen die Römer kämpfen. Ein römischer Dichter, der diesen Untergang der Karthager sich als Stoff gewählt, hätte die Schande seiner Landsleute besingen müssen. Anders hätte freilich die Sache gestanden, wenn unter den Karthagern ein Dichter gelebt, der dem allgemeinen Schicksal entgangen und fähig gewesen wäre den Verzweiflungskampf und den Untergang der Meeresstadt zu besingen. Wir sehen daraus, daß die Weltgeschichte selten, sehr selten den günstigen Stoff zu einem Epos wie die Iliade liefert.

Ein dritter Grund, warum in unserer Zeit und bei uns Deutschen namentlich das Epos keinen günstigen Stoff, aber auch keinen Anklang findet, liegt in dem den Deutschen eigenen Mangel an Sinn für das Objective. Der Deutsche ist subjectiver, er will sein Ich mehr berücksichtigt sehen als der Romane. In politischer Hinsicht oder in Bezug auf die politischen Folgen haben wir Grund, darüber viel zu klagen. Während der Romane sich im Ganzen fühlt und leicht sich einem geschlossenen Ganzen einreiht, selbst wenn es mit einem ziemlichen Grade von Despotismus zusammenhängt, reißt sich der Deutsche gern los und zersplittert so die Kraft, die das Zusammenhalten verleihen würde. Unser Protestantismus begünstigt außerdem noch dieses sich selbst Berücksichtigen des einzelnen, während der Katholicismus gefügig macht zum Anschluß an die Masse; daher finden wir auch, daß der Romane im ganzen genommen dem Protestantismus nicht zugethan sein kann. Er macht ihm größere Beachtung seines Selbst zur Pflicht, was dem Romanen unbequem ist.

Ist nun aber der Sinn für die Großthaten und die Schicksale der Väter in unserm Volke erstorben? Gewiß nicht! Dies bezeugt namentlich die Sucht nach historischen Romanen in unserer Zeit. Aber aufgehen will der Deutsche in einer wenn auch großartigen Unternehmung nicht. Er will sich nicht blos in der Masse fühlen. Er will den Widerschein der Volksunternehmungen erblicken in den Schicksalen seiner Stadt, der Familien, der Einzelnen, die daran theilnahmen. Die Großartigkeit leidet darunter, die Tiefe aber nicht. Und der Blick in die Tiefen der Seele wird durch den historischen Roman weit mehr begünstigt als durch das Epos.

Wenn also das Schwunghaftere, Gewaltigere, Erschütterndere des Epos dem Roman abgeht, so behaupten wir, steht der Roman durch seine größere Tiefe über dem Epos. Der Roman ist das mediatisirte Epos. In den weiland Reichsstädten entwickelten alte Patricierfamilien einstmals einen größern Glanz, dafür dürfen sich jetzt gar viele Kräfte regen, die sonst unterdrückt wurden. Der Roman ist so der Ausdruck der persönlichen Freiheit geworden.

Wollte der Verfasser des angezogenen Artikels entgegnen, die Romane, die wir gewöhnlich zu lesen bekommen, entsprechen diesen Forderungen und dem ausgesprochenen Lobe nicht, so würden wir antworten, ein Trübsinniger, welcher oftmals betrogen wurde, sogar von denen, welche er für seine besten Freunde hielt, und nun behaupten wollte, der Mensch ist überhaupt schlecht, ein solcher Melancholischer wäre in demselben Falle wie der Aesthetiker, welcher behaupten wollte, der Roman selbst taugt nichts, weil es viele schlechte Romane gibt.

Wenn daher ein Dichter vom Epos in unserer Zeit zum Roman übergeht, so behaupten wir gegen den Verfasser des Artikels, daß er sich nicht herabwürdigt, sondern daß er seine Zeit verstanden hat. Wie vieles, was sich in den Seelen bewegt, müßte unbesprochen bleiben von Dichtern, wenn wir die epische Form allein gelten lassen wollten! Wir glauben z. B., daß selbst der in unserer Zeit so vielfach uns entgegentretende Materialismus für den Romandichter, oder wie der Verfasser sagt, Romanschreiber, Ausbeute geben kann. Dieser Materialismus gleicht einem ungezogenen, trotzigen Jungen, welcher seinen Aeltern davonläuft, im Losreißen aus

seinen jetzigen, auch Pflichten auflegenden Verhältnissen ein übermüthiges Gefühl der Freiheit genießt, bald aber eine schreckliche Oede in seinem Gemüth fühlt, düster und freudenlos lebt und zuletzt reuig zu den liebenden Aeltern zurückkehrt. Und diese Zeit der Oede ist nicht ohne dauernden Einfluß auf den Zurückgekehrten. Die Religion, die er verlassen hatte, ist ihm ein Lebensbedürfniß geworden. Er wird sich zwar wenig um theologische Streitigkeiten kümmern, aber er hat in seinem Innern erfahren, was Religion, wahre, beglückende Religion ist. Es versteht sich, daß wir hier von dem Materialismus des Denkens sprechen und nicht von dem Materialismus des Genießens, denn dieser letztere liefert bekanntlich nach zerstörter Gesundheit die demüthigsten kirchlichen Sklaven.

Sowie ein Romandichter einen solchen Stoff gar wohl benutzen könnte, so gibt es unzählige andere Regungen, die ebenfalls werth sind, dargestellt zu werden. Die Griechen hatten für solche Stoffe keine Dichtungsart. Der Roman ist aus unsern Seelenbedürfnissen entstanden und in unserer Zeit eine Nothwendigkeit. Er entspricht unsern vielseitigen Richtungen, während das Epos etwas Einseitiges hat.

Also, könnte man fragen, ist wol das Epos jetzt ganz überflüssig? Wir antworten: In unserm Deutschland gibt es ästhetische Kosmopoliten, welche alle Richtungen anderer Völker und anderer Zeiten verstehen und sie gleichsam in ihrem Innern mit durchleben und die Anzahl solcher Leute ist bei uns nicht klein. Diese werden sich immer für einen talentvollen Epiker interessiren, im Herzen unsers Volks aber wird kein Epos mehr Wurzel fassen. Ein kleines Epos aber, Goethe's „Hermann und Dorothea", könnte man einwenden, hat ja doch allgemeinen Eingang gefunden! Das Unglück eines aus seinen Sitzen vertriebenen Stammes bildet allerdings den Hintergrund dieses Epos; das Finden Dorothea's aber durch Hermann bis zur Einkehr in das väterliche Haus ist ein Stoff, dergleichen in unsern Novellen dargestellt und so gern gelesen wird. Das Stück ist dem Hauptcharakter nach eine Novelle in Versen. Das Epos, welches Karl's V. Zug nach Afrika besingt, hat sehr wenig Eingang gefunden. Walter Scott hat deswegen gewiß keinen Fehler gemacht und sich nicht herabgewürdigt, wenn er von seinen Gedichten in gebundener Rede („Die Jungfrau vom See", „Der letzte Minnesänger") abging und dem Roman sich zuwandte. Dieser letztere ist es ja, der ihm seinen Ruhm erworben hat. Ist wol Walter Scott auch, wie der Verfasser des Artikels meint, von den Versen zur Prosa geleitet worden durch den Buchhändler oder dessen silbern klingende Ehrenbezeigung?

Wenn aber ein Dichter befähigt sein sollte, aus voller, kräftiger Brust den Jetztlebenden von den großen Thaten der Vorzeit zu singen und sonst wol die Zeitgenossen zum Lauschen auf seinen mächtigen Gesang gezwungen hätte, so würde derselbe jetzt allerdings in einer übeln Lage sein, da unsere Verhältnisse und die Neigung des Volks dem sonst so wirksamen Epos nicht günstig sind. Aber ein solcher Dichter wäre doch nur in derselben Lage, wie ein militärisches Genie, das erst nach den Freiheitskriegen die Jahre zum Handeln erreicht hat. Auch wenn dieses Genie die Fähigkeiten Cäsar's, Friedrich's und Napoleon's noch überträfe, wir wüßten nichts von ihm, denn — es war ja für Deutschland wenigstens in seinen besten Jahren nichts Großes auszuführen. Seine vertrautesten Freunde vielleicht wüßten nur von seinem Thatendrange und seiner nicht erfüllten Sehnsucht. Das könnte man die Launen der Jahrhunderte oder Jahrzehnte nennen, welche gewisse Anlagen begünstigen und heben und andere, vielleicht größere, zurückstoßen. Launen könnte man es nennen, wenn sie nicht auch als Stadien in der Entwickelung der Menschheit, als Acte angesehen werden müßten in dem großen dramatischen Gedichte, welches Weltgeschichte heißt.

Von den uns zur Besprechung vorliegenden Erzählungen beziehen sich die einen auf die Wünsche und Bestrebungen der Parteien im Staate oder des Volks, die andern betrachten die Schicksale der Familie, des Hauses, und die dritten greifen in die geheimnißvolle Welt der Geister und der Störungen des Gemüths.

1. Leier und Schwert. Eine Zukunftsnovelle aus dem Nachlasse von Heinrich Ritter von Levitschnigg. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1864. 8. 1 Thlr.
2. Aus der letzten polnischen Revolution. Ein Lebensbild von Julie Burow (Frau Pfannenschmidt). Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1864. Gr. 16. 1 Thlr.
3. Den Frieden finden. Novelle von Julie Burow (Frau Pfannenschmidt). Bromberg, Levit. 1864. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.
4. Ausgewählte Erzählungen von Otfried Mylius. Erste bis sechste Lieferung. Stuttgart, Kröner. 1863. 8. Jede Lieferung 4 Ngr.
5. Kranke Herzen. Gesammelte Novellen von A. Otto-Walster. Leipzig, O. Voigt. 1864. Gr. 16. 25 Ngr.
6. Unbegreifliche Geschichten von A. Stugau. Neue Folge. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1864. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
7. Aus meinen Wandertagen. Von Josef Rank. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1864. Gr. 16. 1 Thlr.

„Leier und Schwert" von Heinrich Ritter von Levitschnigg (Nr. 1) ist ein charaktervolles Stück, von warmem, thatkräftigem Patriotismus durchweht. Die Schlagfertigkeit und der scharfe Witz des Verfassers erinnern an den „Kladderadatsch". Der Inhalt ist ein in die Zukunft versetztes Stück deutscher Vergangenheit. Der Bürgermeister einer Reichsstadt ist schwankend zwischen seinen bessern Gefühlen und den Ansichten des von dem Herannahen des Feindes eingeschüchterten Raths. Der Gegensatz von ihm ist sein entschiedener Bruder, ein Journalist, und seine Schwester. Urkräftige Naturen sind der Schachtschreiber und „die alte Theerjacke" Paul. Herr von Langer, der Repräsentant jenes Adels, welcher seinen Stolz darin sieht, den Fremden zu zeigen, daß er die niedern Schichten seines eigenen Volks verachtet, und Baron Gisbert, der Repräsentant des patriotischen Adels, werben um die schöne Tochter des Bürgermeisters. Diese, Aphanasia, ist wie eine allegorische Person anzusehen, welche die Sucht der vornehmen Stände nach Ausländischem darstellt. Sie hat in der Pension Verachtung gegen das Einheimische gelernt, wird aber plötzlich sehr deutsch gesinnt, als sie die Er-

bärmlichkeit der fremden Verehrer erkennt, und wird dem Baron Giebert wohlgeneigt. Sobald aber die Gefahr abgewendet ist, kokettirt sie wieder mit dem Fremden und die Verbindung mit ihrem deutschen Ritter ist weit in die Ferne gerückt.

Der Ingrimm des Verfassers gegen diese Fremdsucht ist gerechtfertigt, aber einige andere Urtheile scheinen es uns nicht zu sein. In den manchmal etwas zu weit ausgedehnten Reflexionen eifert er z. B. gegen die Kunstausstellungen unserer Zeit, weil „das junge Volk sich dadurch gewöhne, frisches Colorit, prächtige Farben als die Hauptsache anzusehen". Classische Werke? meint er, kämen dadurch in Vergessenheit. Aber sind denn erstens die Kunstausstellungen unserer Zeit ganz ohne Werke von Werth, und dann möchten wir fragen, ob Leute, welche blos durch Farben u. s. w. gefangen werden, das nöthige Zeug überhaupt haben, um ein wirkliches Meisterstück der Kunst zu erkennen und zu durchfühlen? Auch gegen die Musik zieht er los, als ob sie sich in unserer Zeit zu breit mache. „Musik", sagt er, „ist eine Tochter der Poesie; wenn aber die Verehrung derselben zum Fetischdienst ausartet, dann ist es gerade, als ob man die Statue statt der Gottheit, welche die erstere vorstellt, anbeten wollte." Es gab eine Zeit, wo man die Philosophie eine Magd der Theologie nannte; sie war es aber doch nicht! Wenn die Musik wirklich so abhängig wäre von der Poesie, wie wäre es denn zu erklären, daß diese Musik oft uns noch die erhebendsten Gefühle erschafft, für welche die Poesie keinen Ausdruck, keine Worte findet? War denn jene Schöpfung des plastischen griechischen Künstlers auch so abhängig von der Poesie, der, durch einen Vers Homer's angeregt, den Zeus Olympios schuf? Ob der Künstler durch eine kraftvolle, schöne, lebendige Gestalt oder durch mächtige Dichterworte angeregt wird, ist wol ziemlich einerlei. Die Schöpfung ist hier so selbständig, wie ein Tonwerk es ist. Und was den Ursprung der Musik betrifft, so fragt sich, ob nicht der Gesang früher geübt wurde, blos durch Herzenseingebung, als Werke der Poesie, wenigstens größere Werke der Poesie vorhanden waren.

In dem Lebensbild: „Aus der letzten polnischen Revolution" von Julie Burow (Nr. 2), finden wir keine Lobeerneein der polnischen Revolutionen, weil es doch nur Adelsrevolutionen seien. In dem rührigen Wollowsky schildert die Verfasserin einen sogenannten eifrigen Patrioten, der stets sich selbst bedenkt und Verrath und Betrug übt. Die Hauptperson ist eine deutsche Frau, welche ihrem Manne entlaufen ist und auch ihre Kinder verlassen hat, um ihrer Leidenschaft für einen polnischen Magnaten nachzuhängen. Dies Verhältniß verstimmt schon von vornherein den Leser. Wie können wir uns für eine Frau interessiren, die, genau genommen, keinen weiblichen Werth hat? Die Enkelin dieser Leidenschaftlichen kommt arm in das Haus der Großmutter, um einen Dienst zu suchen und wird ein Schutzengel der Familie in der Zeit des Aufstandes. Die Verfasserin schildert die Mutter des armen Mädchens als die Liebe selbst, aber sie thut nicht das mindeste für die Zukunft ihrer Tochter, obgleich sie langsam den Tod nahen sieht und weiß, daß sie der Tochter gar nichts hinterlassen kann. Das ist ein Widerspruch. In manchem weiblichen Herzen können wol solche Widersprüche recht friedlich nebeneinander wohnen?

In der Novelle: „Den Frieden finden" (Nr. 3), von derselben Verfasserin, spielt wieder eine solche Fortläuferin von Mann und Kindern die Hauptperson. Julie Burow muß eine gewisse Passion für solche Exemplare ihres Geschlechts haben. Die Fortläuferin, die von ihrem Verführer auch wieder verlassen wird, wendet sich dem Katholicismus zu, als der zur Heilung solcher Herzen besonders geeigneten Confession, wird Barmherzige Schwester und — findet Frieden. Ein anderes weibliches Herz findet aber, nach der Behauptung von Julie Burow, den Frieden auf eine sehr verschiedene Weise. Die Tochter eines Pfarrers sucht und findet ihn nämlich auf — dem Theater! Die Leserinnen der Novelle werden sich etwas verwundern, da sie wol schon gehört haben, daß auf dem Theater der Friede manches bis dorthin noch unschuldigen Herzens zerstört worden ist. Die Verfasserin wollte wol sagen, die Pfarrerstochter fand Befriedigung ihrer Eitelkeit oder Ruhmsucht auf den Bretern. Das sind aber fast entgegengesetzte Dinge. Der Friede, welchen die Religion gibt, dauert ja auch, wenn unsere Lieblingsneigungen durch das Schicksal unbefriedigt bleiben. Julie Burow muß etwas schärfer unterscheiden lernen.

Der Verfasser der „Ausgewählten Erzählungen", Otfried Mylius (Nr. 4), hat Erzählertalent und zeigt Kenntniß und Liebe zu den untersten Schichten der Gesellschaft, und so liest sich der Anfang der Erzählung ganz gut. Mit dem Ausgange sind wir aber gar nicht zufrieden. Als die intriguante Französin die gräfliche Zofe, die arme Geliebte des Buchdruckers, welche als Nähterin zu der Gräfin kommt, durch List entfernt und verleumdet und so den Geliebten für sich selbst gewonnen, dieser aber endlich erfährt, wie seine nunmehrige Frau die Briefe seiner Geliebten unterschlagen und mittelbar wenigstens ihren Tod herbeigeführt hat, trennt derselbe sich nicht augenblicklich von der Intriguantin und Betrügerin, sondern versinkt in thatlose Düsterheit, bis die Frau durch Verschwendung den Bankrott des Buchdruckers herbeiführt und dieser, schon längere Zeit Besitzer einer Druckerei, wieder den Ranzen nehmen und wandern muß. Einen üblern Schluß hätte der Verfasser schwerlich ausdenken können.

Bei weitem Gediegeneres gibt A. Otto-Walster in seinen gesammelten Novellen: „Kranke Herzen" (Nr. 5). In der einen Novelle: „Der Traum im Walde", wird erzählt, wie ein junger Graf von der Jagd ermüdet im Walde einschläft und im Traum eine wunderliebliche Jungfrau sieht, welche er ein Stück begleitet und dabei das Versprechen erhält, daß sie nächstens wieder nach demselben Orte kommen wolle. Sie bleibt aber aus und der Graf wird melancholisch, obgleich er eine liebenswürdige Braut hat, die er schon als kleines Kind kannte. (Dagegen konnte die Erscheinung als etwas ganz Neues mächtiger wirken.) Alle Aerzte können die Melancholie und die Theilnahmlosigkeit an allem, was den Jüngling sonst erfreute, nicht entfernen. Da wird ein junger Arzt, ein Universitätsfreund, gerufen, dem der Kranke mit mehr Vertrauen entgegenkommt. Der junge Arzt benutzt die Braut als Heilmittel. Sie muß scheinbar dem Bräutigam einen Absagebrief schreiben. Dies reizt seine Leidenschaft und — führt ihn in die Wirklichkeit zurück. Der junge Arzt war ein guter Psycholog.

Ein tieferes Seelenleiden wird uns in der zweiten Novelle „Die letzten Walzer eines Wahnsinnigen" geschildert. Ein junger Musiker, der das, was sich ihm im Herzen regte, nicht recht in Einklang mit der äußern Welt bringen konnte, glaubt, weil die Freunde ihn scherzweise „Beethoven" nannten, da er sich immer mehr in sein Inneres versenkt und dort gleichsam eine untergegangene Welt sieht, er selbst sei Beethoven. Er sieht oft lange in das Fenster, an welchem ein adeliches Fräulein sich zeigt. Diese ahnt zwar nicht, was in ihm vorgeht, unterhält sich aber freundlich mit ihm, und er erzählt ihr, daß, während sie mit ihm spricht, seine früher componirten, aber vergessenen Walzer wieder aufwachten. Als das Fräulein ihre Vermählung mit einem Grafen feiert und ein von ihm componirter Walzer, der originell, aber gespensterhaft genannt wurde, gespielt wird, erschießt er sich.

Erkannten wir in Otto-Walster den psychischen Arzt, der immer auf die Wirklichkeit fußt, so ist das Verhältniß ganz anders bei A. Stugau's „Unbegreiflichen Geschichten" (Nr. 6). Anfangs glaubt man, der Verfasser bringe die tollsten, unmöglichsten Geschichten, um sich selbst über den Aberglauben und die Abergläubigen lustig zu machen, beim Weiterlesen aber kommt man auf den Gedanken, der Verfasser habe Aehnlichkeit mit Leuten, die zwar recht gut wissen, daß dies oder jenes Getränk

ihnen sehr schädlich ist, die aber doch nicht umhin können, zuzeiten etwas davon zu nippen. So, scheint es, geht es dem Verfasser mit dem Aberglauben. Sehr stolz auf seine geistige Freiheit scheint er uns wenigstens nicht zu sein, sonst würde er der wunderlichen Ansicht, als ob ein Magnetiseur auf den Gedankengang des oder der Magnetisirten unmittelbaren und unwiderstehlichen Einfluß äußern und sie also wie Maschinen in Bewegung setzen und lenken könne, nicht blos seine Aufmerksamkeit widmen, sondern, wie es scheint, auch Glauben beimessen.

Der Verfasser hat aber auch bedeutende Aberglaubensstudien gemacht. Er berichtet uns z. B.: „Daß willkürliche Einwirkungen auf das Traumleben anderer, namentlich in frühern Zeiten (die glücklichen Zeiten!) nicht so ganz ungewöhnlich gewesen sein müssen, beweist Kaiser Karolus' V. peinliche Halsgerichtsordnung, wo solche Einwirkungen unter dem Namen Traumzwang ausdrücklich erwähnt und als teuflische Zauberkünste mit schweren Körperstrafen belegt sind. In einem jetzt im Buchhandel überaus seltenen, zu Regensburg im Jahre 1704 gedruckten Werke unter dem Titel: «Sammlung absonderlicher Hexenprocesse, so im Heiligen römischen Reich deutscher Nation von Anno 1550—1650 abgeurtheilt worden», werden Processe wegen ausgeübten Traumzwangs des Nähern erzählt. Unter anderm wurde 1578 zu Blaubeuern in der Nähe von Ulm ein Hirt als Hexenmeister verbrannt, der sich neben andern unchristlichen Zaubereien mit der Schließung von Traum-Ehen befaßte. Mittels eines von ihm bereiteten Tranks, wozu er neben andern Ingredienzien abgeschnittene Nägel und Haare, sowie einige Tropfen Blut von den beiderseitigen Brautleuten verwendete, versenkte er beide in einen tiefen Schlaf. Während dieses Schlafs legte er die Hände der beiden Liebenden ineinander und umwand erstere mit der Haut einer Blindschleiche. Durch Striche mit der Hand über die Schläfe und die Herzgruben der Schlafenden versetzte er dieselben in einen Zustand, daß sie, ohne daß ihr Schlaf unterbrochen wurde, seine Worte vernehmen und ihm antworten konnten." (Der Verfasser fügt in einer Anmerkung bei: „Es scheint also doch eine Art magnetischen Schlafs gewesen zu sein.") „Nun richtete er an die Brautleute die bei einer wirklichen Copulation üblichen Fragen, welche dieselben beantworteten. War diese Ceremonie, die mit einem Zauberspruch endete, vorüber, so war auch die Traum-Ehe geschlossen. Von diesem Tage an führten beide Liebende neben ihrem gewöhnlichen bürgerlichen Leben ein von einer Nacht zur andern sich fortsetzendes Traumleben. Mochten sie auch Hunderte von Meilen voneinander entfernt sein, ihre Träume, die für beide dieselben waren, vereinten sie jede Nacht; sie waren Mann und Frau, bekamen Kinder, entzweiten und versöhnten sich, waren eifersüchtig, kurz, ihr Traumleben wurde von denselben Affecten und Leidenschaften bewegt wie das wirkliche. Es kam sogar der Fall vor — und es werden in dem besagten Hexenproceß mehrere Exempel angeführt —, daß Leute, die im Traum ehelich verbunden waren, eine so schlechte Ehe miteinander führten, daß sie zum Schäfer kamen und sich wieder von ihm scheiden ließen, was er ebenso gut als das Copuliren verstand." Und wer in unsern stolzen Zeiten der immer neuen Erfindungen thut es dem Schäfer gleich?

Die anekdotenartigen Geschichten haben als Erzählungen wenig Werth, für Frauen allenfalls, die gern „gegruselt" sein wollen, könnten sie als zweckentsprechend gelten.

„Aus meinen Wanderungen" von Josef Rank (Nr. 7) unterscheidet sich von den eben besprochenen Erzählungen, insofern der Verfasser nur angibt, was er auf seinen Wanderungen im südlichen und mittlern Deutschland gesehen und gehört und was er bei zwei besondern Gelegenheiten gesprochen hat. Der Verfasser beachtet hauptsächlich Orte, welche durch irgendeine geistige Regsamkeit oder durch Erinnerungen an die Zierden unserer Literatur ein besonderes Interesse in Anspruch nehmen. Verhältnißmäßig weitläufig spricht er über das Glück und das Wachsthum des Klosters in Donauwörth, von den Besuchen der Kaiser, sowie von einem unter Maximilian I. gehaltenen Sängertag oder Gesangstreit. Trotz der Klosternähe regte sich auch protestantischer Geist in der Stadt, mochten auch kaiserliche Verordnungen und magistratliche dagegen eifern, wie sie wollten. Im Wörther Deutschenhaus war eine lutherische Kanzel 1543 errichtet, von deren erstem Prediger, Matthäus Schmied, „der Pöbel" wie die Chronik sagt, „das Ketzergift dermaßen an sich genommen und gesogen, daß alle Autorität der Obrigkeit in Wind geschlagen und vernichtet wurde". Als aber Karl mit seinem Alba in der Nähe (auf dem Schellenberge) stand, schickte die Stadt ihm ihre Schlüssel und Geschenke. Darunter war ein gewaltiger Donaukarpfen, der, als ihn der Kaiser mit Lust betrachtete, mit einem Aufsprung den Boden des ganz neuen Behälters durchschlug. „Gut", sagte der Kaiser, „so muß dem Schmalkaldischen Bund der Boden ausgestoßen werden."

Trotzdem, daß der „Pöbel" das Ketzergift damals in sich gesogen, bemerkt der Verfasser, findet sich jetzt nicht ein einziger Protestant in Donauwörth. Wie ist das zu erklären? Wir glauben, ein Grund liegt darin, daß der Katholicismus, der für den Süddeutschen gewöhnlich etwas Anziehendes hat, jetzt ein anderer ist, als vor der Reformation. Luther's Donnerstimme, welche jetzt noch widerhallt, hat auch den katholischen Dunstkreis erschüttert und ihn von der damals drückenden Schwüle gereinigt.

Nach der von dem Verfasser ebenfalls angegebenen geschichtlichen Entwickelung von Baden-Baden, kann er nicht umhin, den in unserer Zeit oft ausgesprochenen Unwillen gegen die grünen Tische zu wiederholen. Die Unglücksfälle sind allerdings zu beklagen, aber verlangt man nicht, daß fast zu viel regiert werde? Soll denn die Regierung da eintreten, wo der einzelne sich selbst zu regieren hat? Soll denn eine Regierung alle Besucher eines Spielbades für Unmündige erklären? Sind die vorgekommenen Unglücksfälle für alle, deren pecuniäre Verhältnisse einen bedeutenden Verlust nicht aushalten können, nicht die sprechendsten Warnungstafeln? Wenn durch rasende Tänze ein Mädchen die Schwindsucht sich ertanzt, wer klagt die Musiker an oder den Componisten? Wenn Studenten durch allmähliches Gewöhnen an den Trunk, wenn reisende Handlungsdiener durch zu große Genußsucht den Grund zu einem frühzeitigen Tode legen, wer schreitet da ein? Und solche Opfer sind tausend und aber tausendmal zahlreicher, als die Opfer der Spielwuth! Das Ueble ist, daß die Regierung sich einen Spielpacht zahlen läßt und dadurch sich des Rechts begibt, anzuordnen, daß um so bedeutende Summen, wie es jetzt geschieht, nicht gespielt werden dürfe. Ein etwas gewagtes Spiel wird für solche, die Geld haben und dagegen mit Fähigkeiten, geistigere Vergnügen zu genießen, sehr dürftig ausgestattet sind, immer ein Bedürfniß bleiben, welches, wenn es nicht öffentlich geschehen kann, im geheimen und dann nur um so gefährlichere Befriedigung sucht.

Desto größere Befriedigung, als bei dem Anblick der grünen Tische, findet der Verfasser bei einem Besuche Uhland's, dessen Gemüthlichkeit uns sich offenbart, wenn er dem Verfasser, den er gastfreundlich in seinem Hause aufgenommen, um seinem Studieneifer zu genügen, den Arm voll Bücher aus seiner Bibliothek sich ladet und sie in des Gastfreundes Zimmer trägt. Bei Tische ist Uhland gewöhnlich ernst und schweigsam, und es bedarf erst einer Anregung der jüngern frohern Tischgenossen, um den greisen Dichter lebendig zu machen, aber dann kann er auch recht heiter sein. Von den aufgezeichneten Ansichten des Heimgegangenen müssen wir einige anführen! Der Verfasser zeigte Uhland einen sehr schönen Kupferstich, welcher eine Scene aus einer seiner Balladen vorstellte. Uhland warf aber nur einen flüchtigen Blick auf das Bild, legte es fast verstimmt beiseite und sagte: „Ich liebe solche Bilder nicht. Die Maler sollten derlei Gegenstände nicht zum Vorwurfe ihrer Kunst machen. Entweder sollten sie wirkliche Geschichte machen oder Gedichte feinern poetischen Inhalts illustriren. Historische Stoffe, welche einmal den Weg durch die Sage und durch die Schöpfungsform eines Dichters gemacht, führen den Künstler auf einen

Zwitterboden, der sehr bedenklich ist: denn indem auch der Maler dem fort und fort verwandelten Stoffe noch einmal in seiner Weise ein eigenes Gepräge gibt, geht ja zu leicht die historische Wahrheit, Ursprünglichkeit und Kraft ganz verloren."

Als der Verfasser mit Uhland über die lebenden österreichischen Dichter sprach, von denen manche ihm nur theilweise bekannt waren, beklagte der Sänger, daß kein Literaturblatt vorhanden sei, welches die neueste Literatur in ihren wesentlichen Erscheinungen umfassend, unparteiisch, fern vom Cliquenwesen und verhärteter Widerhaarigkeit in der Kritik zur Kenntniß bringe; er gab den Werth mancher Mittheilungen und Urtheile in den vorhandenen Literaturblättern zu, aber ein Gesammtbild aus den zahlreichen Blättern sich zusammenzustellen, sei für den Mann der Wissenschaft oder eines Amts nicht möglich. Lobend erwähnte er die meist glücklich gewählten Auszüge aus guten Werken in den „Blättern für literarische Unterhaltung". Das Theater, sagte Uhland, besuche er nicht gern, weil er in den letzten Acten den Zusammenhang verliere. War das Folge des Alters? Denn sonst müßte man annehmen, daß er zum Schaffen eines größern Ganzen, auch wenn er größere Muße gehabt hätte, nicht recht geeignet gewesen wäre.

Bei dem Besuche eines in Ilmenau gefeierten und von dem Verfasser recht lebhaft und anziehend beschriebenen Gesangfestes hören wir, wie die Bergleute dort Goethe, so oft er in der Stadt erschien, ein Fest veranstalteten. Goethe war der eifrigste Beförderer des ilmenauer Bergbaues. In dem oft besuchten Ilmenau entstand auch der erste Gedanke an „Iphigenie auf Tauris". Am 27. August 1831, also einen Tag vor seinem zweiundachtzigsten Geburtstage war der Großmeister unserer Dichter auch in seinem lieben Ilmenau. Er fuhr mit einem Berginspector, dessen Sohn der Verfasser kennen lernte, nach dem etwa eine Stunde entfernten Berge Gickelhahn. Die Wege waren besser geworden seit dem letzten Besuche, und als Goethe oben ausgestiegen war und sich an der kostbaren Aussicht ergötzte, rief er: „Ach, hätte doch dieses Schöne mein guter Großherzog Karl August noch einmal sehen können!" Der Zweiundachtziger schritt rüstig durch die auf der Kuppe des Bergs ziemlich hochstehenden Heidelbeerbüsche hindurch nach einem kleinen Jagdhaus, wo er einstmals acht Tage mit seinem Bedienten gewohnt hatte. Der Berginspector wollte den Greis die steile Treppe hinanführen. Er lehnte es aber ab. „Glauben Sie ja nicht, daß ich die Treppe nicht steigen könnte, das geht mit mir noch recht sehr gut." Oben sagte Goethe: „Ich möchte den Vers nochmals sehen, den ich einst an die Wand geschrieben." Der Vers war noch zu finden und zu lesen:

Ueber allen Gipfeln ist Ruh'
In allen Wipfeln spürest du
Kaum einen Hauch.
Es schweigen die Vöglein im Walde,
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

Den 7. September 1783. Goethe.

Goethe überlas diese wenigen Verse und Thränen flossen über seine Wangen. Ganz langsam zog er sein schneeweißes Taschentuch aus seinem dunkelbraunen Tuchrock, trocknete sich die Thränen und sprach in sanftem, wehmüthigem Tone: „Ja, warte nur, bald ruhest du auch!" Er schwieg eine halbe Minute, sah nochmals durch das Fenster in den düstern Fichtenwald und wandte sich zu seinem Begleiter mit den Worten: „Nun wollen wir wieder gehen!"

Der Verfasser erzählt uns nicht blos, wie gesagt, was er gesehen, sondern auch, was er gesprochen und zwar in Weimar „Ueber das Volksthümliche in Schiller's Dramen" und in Nürnberg über das Thema: „Schiller, ein Mann und Vorbild." In dem ersten Vortrage behauptet der Verfasser, Schiller sei deswegen der populärste Dichter geworden, weil er bürgerliche Elemente zu seinen Dramen wählte, so schon in „Cabale und Liebe" und am vollendetsten in „Wilhelm Tell". Wir müssen gestehen, daß wir auf die Wahl des Stücks keinen so großen Werth legen können. Der Held kann populär sein oder werden, er mag einem Stande angehören, welchem er will, wenn nur das rein Menschliche recht tief und wahr uns dargestellt wird. Die erhabenste Musik — nur keine gelehrte! — ergreift ja auch den Niedrigsten, wenn er nur überhaupt Gefühl hat, wenn er auch von seinem Ergriffensein keinen Grund angeben kann. Wenn aber unser Verfasser in dem zweiten Vortrage behauptet, „hätte das Schicksal Schiller in bedeutende Verhältnisse gestellt, hätte es ihn in großen Conflicten versucht — gewiß, auch sein Leben wäre groß und berühmt wie seine Schöpfungen", so müssen wir einen bescheidenen Zweifel erheben. Geschichtschreiber haben behauptet, es sei vielleicht gut für Gustav Adolf gewesen oder für seinen Ruhm, daß er so früh starb, weil später doch wol sich manche Schwäche, Eroberungsgelüste u. s. w. nach menschlicher Weise sich hätten zeigen können. So möchten wir sagen, es war gut für Schiller, daß das Schicksal ihn von „bedeutenden Verhältnissen und großen Conflicten" zurückhielt.

Unsere Ansicht fußt auf folgenden Thatsachen. Schiller mochte mit seiner Braut über die große That Arnold Winkelried's gesprochen haben und in einem Briefe darauf zurückkommend bemerkt er, „er freue sich, daß er nicht in jener Zeit gelebt habe, die solche Opfer habe fordern können, das sei doch wahre Barbarei". Die in dieser Hinsicht über dem Dichter stehende Braut fühlt sich bewogen, ihren Bräutigam zu fragen, „ob er denn nicht wisse, daß das Aufopfern für das allgemeine Beste etwas sehr Hohes, wenn nicht das Höchste sei, was der Mensch leisten könne".

Erwägt man nun, daß Schiller damals in den schwungvollsten Jahren stand, so muß man an seiner Fähigkeit, für etwas Großes Opfer zu bringen, überhaupt zweifeln. Wie viel höher steht in dieser Hinsicht der Sohn seines dresdener Freundes, Theodor Körner, welcher ein „mit allen Blumen der Freundschaft und Liebe geschmücktes Leben" freiwillig dem Vaterlande opferte!

Ein zweiter Grund unsers Zweifelns! Als Goethe die eben herausgekommenen frischen Lieder eines Volksdichters gelesen hatte, konnte er nicht umhin, den tiefen Eindruck, sein freudiges Gefühl auszudrücken, und er that es in einer würtembergischen Zeitschrift; Schiller, welcher das große Lob las, schrieb entrüstet an Goethe, „wie er einen so unbedeutenden Dichter so herausstreichen könne und noch dazu in einem so vielgelesenen Blatte?" Blicken wir in Schiller's Seele, die sich in dem Briefe und in dem Aerger abspiegelt, so müssen wir bei aller Verehrung, die wir vor dem Dichter hegen, gestehen, daß etwas sehr Menschliches, sehr Kleinliches, dort sich eingenistet oder ursprünglich darin gewohnt hat. In Schiller regte sich bei dem Lesen des Lobes offenbar der Neid, e r wollte allein gelten! Schiller zeigt sich hier als den reinsten Gegensatz von Goethe. Goethe war entzückt, wenn er etwas Kernhaftes, Tüchtiges fand, er fühlte sich selbst mit gehoben, und Freude war es ihm, es zu schützen und zu fördern. An seine eigene Person dachte er dabei gar nicht.

Ein dritter Grund! Wollten wir annehmen, daß Schiller sich deswegen über das Lob des Volksdichters geärgert habe, weil dieser überhaupt in eine niedere Klasse zu setzen sei, und deswegen nicht in einem vielgelesenen Blatte gepriesen und hoch erhoben werden dürfe, so werden wir eines Andern, wenn auch nicht Bessern belehrt, wenn wir Schiller's Betragen gegen einen Ebenbürtigen betrachten. Als Jean Paul nach Weimar kam, wurde er durch Goethe's herzlichen Händedruck nicht blos erfreut, sondern, wie er selbst sagt, erhoben; Wieland zeigte sich sehr freundschaftlich, Herder fühlte ganz besondere Zuneigung, nur Schiller war steif und kalt — gegen den gemüthlichen Jean Paul! Den Schlüssel zu diesem auffallenden und abstoßenden Betragen haben wir, nach unserer Ansicht, in dem Geiste zu suchen, welcher den Tadel über das Lob des Volksdichters ausgesprochen hatte. Schiller konnte annehmen, daß der damals

noch junge Jean Paul einen bedeutenden Platz einnehmen werde, und er fühlte Neid.

Und doch gilt vielen, vielen Schiller als der Uneigennützigere, Wohlwollendere; Goethe, der Patriciersohn, als der Kältere, Abstoßendere. Dieses günstige Urtheil hat Schiller, wie wir glauben, seinem oft trüben Schicksale zu danken, den Quälereien und Beschränkungen seiner Jugend und seinem harten Kampfe um eine gesicherte Existenz. Millionen sehen in ihm einen Leidensgefährten, der, weil er gelitten wie sie, natürlich auch so fühlen müsse. Und doch, glauben wir, hat Goethe in einer Zeit wenigstens einen viel tiefern Seelenkampf gekämpft als Schiller. Wie? wird man fragen, der in den günstigsten Verhältnissen lebende junge Patricier? Ja! Und dies in seinen schönsten Jahren! Unsere Leser werden sich erinnern, daß Goethe einmal nahe daran war, einen Selbstmord zu begehen. Und was gab ihm den schrecklichen Gedanken ein? Wir müssen antworten: seine Zeit, welche ihm keine würdige Aufgabe zu stellen schien, keine Forderung, welche seine ganze Seele ausfüllen konnte. Sollte das Hohe, was er ahnte, nicht erfüllt werden, so wollte er lieber das ganze werthlose Leben wegwerfen. Während der zwischen dem Jünglings- und Mannesalter stehende Goethe in Verhältnissen lebte, um die Tausende ihn beneidet haben würden, während er mit den schönsten Hoffnungen in die Zukunft sehen konnte, war er zum Tode betrübt. Goethe kämpfte einen fürchterlichen Kampf nicht um seine Person, sondern um die Verwirklichung seiner Ideale. Hier galt es Sein oder Nichtsein. Und solche Kämpfe werden nicht von der Menge verstanden! Die Kämpfe Schiller's sind jedem verständlich. Hieraus aber ist zu erkennen, daß Goethe nichts von Eigennutz wußte. Seine Person galt ihm nichts. Auch in späterer Zeit sehen wir, daß das Freimachen von aller Selbstsucht eine Hauptaufgabe seines Lebens war. In der Reise nach Italien erzählt er uns, er habe den Grundsatz angenommen: Spernere mundum, spernere se ipsum, spernere se sperni. Die beiden ersten Forderungen, sagt er, seien ihm leicht zu erfüllen, nur mit der dritten wolle es noch nicht recht gehen, aber er strebte danach, auch diesen Grad zu erringen. Der tiefe Seelenforscher wußte recht gut, daß der Freieste von Selbstsucht auch der Glücklichste ist. Das Streben geht dahin, immer weniger Aeußeres, darunter auch der Beifall zu zählen ist, zu bedürfen. Manche finden wol in solchem Bestreben einen hohen Grad von Dünkel, aber gerade das Gegentheil ist es.

Dieses Freisein von Selbstsucht offenbarte Goethe in seiner Berührung mit Menschen, in seinen amtlichen Verhältnissen Er förderte, wo er konnte, ohne an seine eigene werthe Person zu denken.

Wie würde sich nun Schiller im praktischen Leben, in dem Zusammenwirken mit andern „in großen Conflicten" erprobt haben? Nehmen wir an, er wäre Vorstand eines Collegiums geworden. Würde er eine Ansicht, die zweckmäßig, aber der seinigen entgegengesetzt von einem unter ihm Stehenden ausgesprochen und vertheidigt worden wäre, unterstützt haben? Nach dem Geiste zu schließen, den er, wie erwähnt, bei dem gelesenen Lobe des Volksdichters zeigte, zu urtheilen, müssen wir eine solche Förderung der guten Absichten anderer in Frage stellen. Wir sagen daher: Es war gut für Schiller, daß ihn das Schicksal vor dem Zusammenwirken mit andern, vor „großen Conflicten" bewahrt hat. Der stille, bescheidene Dichter hätte wol öfter menschlichen Eigennutz gezeigt. Die Stillen sind in der That nicht immer die Bescheidensten in ihren Ansprüchen.

Was die Schreibart des Verfassers betrifft, so müssen wir einige Provinzialismen tadeln, wie: „Es gedenkt mir doch wie heute", und noch erwähnen, daß er die Aussprüche seines Taschen-Wetterpropheten zu oft hören läßt.

Ernst Oswald.

Musikalische Literatur.

1. Zur Geschichte dramatischer Musik und Poesie in Deutschland. Von H. M. Schletterer. Erster Band: Das deutsche Singspiel von seinen ersten Anfängen bis auf die neueste Zeit. Augsburg, Schlosser. 1863. Lex.-8. 2 Thlr.

Dieses Buch gibt durch seinen doppelten Titel zu verstehen, daß wir in dieser Geschichte des deutschen Singspiels nur einen Theil einer größern vom Verfasser beabsichtigten Arbeit: „Zur Geschichte dramatischer Musik und Poesie in Deutschland", vor uns haben. Bei dem Antheil, den man jetzt allgemein für die Entwickelung und Neugestaltung der Oper hegt, erscheint das Unternehmen des Verfassers als zeitgemäß und eingreifend in die Tagesangelegenheiten der Kunst. Die Deutschen kommen allmählich zu der Ueberzeugung, daß die Oper, trotz der versuchten genialen Reformationen Wagner's, auf andere Bahnen gelenkt, vor allem sich einer natürlichen Einfachheit wieder nähern müsse, wenn sie zu einer neuen Blüte gelangen soll. Es erscheint somit allerdings willkommen in einer Geschichte des deutschen Singspiels, auch die Elemente der Oper in frühern Jahrhunderten verfolgen zu können. Eine solche Arbeit umfaßt aber sehr viele und tiefgehende Forschungen, namentlich verlangt sie das Studium so mancher Specialitäten, wenn dem Verfasser ein lebendiges Bild gelingen soll. Wir haben daher mit einiger Verwunderung zwar die zum Theil sehr trefflichen Schriften durchmustert, die der Verfasser als seine Quellen angibt, unter ihnen aber doch nur Werke neuerer, die meisten neuester Zeit gefunden. Somit fällt für die vorliegende Arbeit eine der unerlaßlichsten Eigenschaften derselben, nämlich die des selbständigen Quellenstudiums fort, wenn der Verfasser nicht etwa in übertriebener Bescheidenheit dieses sein Quellenstudium verschwiegen hat, so berühmten Autoren der Neuzeit gegenüber, als die sind, die er als Quellen aufführt. Nach der Vorrede zu schließen, muß man allerdings annehmen, daß das Studium des Verfassers bei weitem den Kreis seiner angeführten Quellen überstiegen hat. Wie dem auch sein mag, es bleibt verdienstlich wenigstens angefangen zu haben einen Stoff zu sichten, dessen Klärung mehr als eines Mannes Kraft in Anspruch nehmen würde. So viel uns die citirten Quellen bekannt waren, hat der Verfasser sich allerdings an sie (z. B. an O. Lindner) vollkommen angeschlossen und wol mehr das Verdienst einer geschickten Benutzung gebotenen Materials als das eigener Forschung. Den Gang, den die Arbeit nimmt, wollen wir hier in der Kürze angeben.

Von den geistlichen Schau-, Lust- und Fastnachtsspielen des Mittelalters kommt der Verfasser auf das Singspiel zur Zeit der Reformation, auf die ersten stehenden Komödiantenbanden und auf die bald nachher versuchten ersten deutschen Opern. Es gibt gar eine wichtige Zeit für die dramatische Musik in der hamburger Opernperiode, die wir immer wieder gern dargestellt sehen, trotz Chrysander u. a. Nachdem aber durch das Aufblühen Händel's dieses Institut sank, schob sich allmählich an die Stelle der großen Staatsoper das Singspiel, wie wir es noch heute auf den Bühnen erscheinen sehen. Von diesem Punkt an haben wir den Fleiß des Verfassers namentlich anerkennen müssen, der die bedeutendsten Bühnen unsers Vaterlandes in Bezug auf das Singspiel uns geschichtlich vorführt und die daselbst gegebenen Spiele und deren Verfasser namhaft macht. Es würde zu weit führen, die oft sonderbaren Geschmacksverirrungen, welche mit diesen Erzeugnissen zu Tage treten, hier näher zu besprechen, nur darauf wollen wir aufmerksam machen, wie künstlich die scenische Einrichtung mancher dieser Stücke gewesen sein muß, wenn wir lesen, daß in Wahrheit, mit Goethe zu reden, „im engen Bretterhaus der ganze Kreis der Schöpfung ausgeschritten wurde", namentlich muß die Maschinerie auf einer hohen Stufe gestanden haben. Der Verfasser erwähnt vor allen die Leistungen der Städte Hamburg, Wien, Leipzig, Braunschweig, München, Nürnberg und noch einiger zwanzig anderer, meist Residenzen, und deren Thätigkeit für das Singspiel aus

dem 17. und 18. Jahrhundert. Die letzten 100 Seiten des Buchs füllt „ein Textbuch", d. h. eine Sammlung von Textbüchern und Auszügen aus Festbeschreibungen längst vergangener Tage, wie der Verfasser sagt, „gewiß die erste und einzige Zusammenstellung dieser Art". Es gehen diese Texte oder Textauszüge vom 13. Jahrhundert bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Von den heiligen Texten und Passions- und Osterspielen führt uns das Buch fort zu den Hoffestspielen, die meist auch noch geistlicher Art waren. Den Schluß macht M. Opitz' Oper „Daphne", componirt von dem berühmten Heinrich Schütz 1627, für uns besonders wichtig als die erste deutsche Oper. In der Geschichte des Singspiels selbst geht das Werk aber bis zur neuesten Tageslitteratur fort. Als Resultat seiner Forschungen stellt sich zuletzt die Ansicht fest, daß wir im Begriff stehen, der heutigen, durch ein unnatürliches Raffinement ungenießbar gewordenen Oper den Rücken zu kehren, und daß wir das Bedürfniß nach einer erquicklicheren, heitern Oper fühlen. Mit Vergnügen sehen wir dem zweiten Bande dieser Arbeit entgegen.

2. Charakterbilder aus der neuern Geschichte der Tonkunst von F. Gleich. Zwei Bändchen. Leipzig, Merseburger. 1863. 8. 1 Thlr.

Diese kleine Galerie enthält 23 Porträts, theils schon heimgegangener, theils noch lebender Tonsetzer, kurz skizzirt von einem Manne, der seit langer Zeit schon mit Aufmerksamkeit den Gang verfolgt, den unsere moderne musikalische Kunst genommen hat. Namentlich ist es die Oper, die in ihrem proteusartigem Wesen dem Verfasser Anlaß gibt, ihre Vertreter genauer ins Auge zu fassen. Im vorliegenden kleinen Werkchen lesen wir in gedrängter Kürze von dem Streben und den Erfolgen der namhaftesten Operncomponisten der neuern und neuesten Zeit. Mit K. M. von Weber wird begonnen und mit F. Liszt, obschon er keine Oper geschrieben hat, die eine größere Lebensfähigkeit bewiesen hätte, schließt der Verfasser seinen Künstlerkatalog. Es scheint, als ob ihm die „Charakterköpfe" Riehl's bei seinem ähnlichen Unternehmen vorgeschwebt hätten, obschon der Verfasser wol bei weitem mehr Musiker ist, als jener gewandte und glänzende Stilist, dessen Arbeit zur Zeit ihres Erscheinens so viel Aufsehen machte. Mit Vergnügen muß man bemerken, daß auch für die Oper die Leistungen deutscher Künstler bei weitem überwiegen. Von den 23 geschilderten Musikern, sind nur 10 nichtdeutsche, und selbst von diesen müssen wir zugeben, daß mancher ganz auf deutschem Boden steht, anderer wenigstens sich nach unsern großen Mustern zu bilden suchten.

Wollen wir aus der Reihe der besprochenen Künstler einzelne Gruppen unterscheiden, die nach einer gewissen Geistesverwandtschaft zusammengehören, so möchten wir zur ersten Gruppe die fünf zuerst besprochenen Componisten, Weber, Spohr, Marschner, Kreutzer und Lortzing rechnen. Der Verfasser geht von dem zu billigenden Grundsatz unparteilicher Anerkennung des Guten und Vortrefflichen jeder einzelnen Künstlernatur aus, nur darf diese löbliche Absicht nicht zu unbedingter Anerkennung jeder Individualität führen, und namentlich bei Meistern, die schon der Vergangenheit angehören, die abgeschlossen vor uns liegen und über deren Bedeutung sich längst schon ein allgemeines, im Grunde zutreffendes Urtheil festgestellt hat, erscheint es befremdend, anerkannte Schwächen wie nicht vorhanden zu betrachten. Nach der Darstellung des Verfassers sollte niemand, weder bei Weber noch bei Spohr, Mängel vermuthen, während doch wol beide, der erste mitunter an einer gewissen Saloperie der Gedanken, der andere an einer nicht wegzuleugnenden elegischen Monotonie leidet. Unsers Erachtens gehört auch der Schatten in ein Bild, wenn es ein richtiges, ein ähnliches genannt werden soll. Licht in Licht malt niemand, und keiner der in den beiden Heftchen geschilderten Meister dürfte durch seine Erscheinung auf dem Gebiete der Musik und seine Bedeutung für diese Kunst zu einem solchen Versuch auffordern. Der Verfasser berühret die Schattenseiten seiner Landsleute nicht nur, sondern auch die fremder Künstler mit einem so leisen kritischen Finger, daß sie kaum noch als solche erscheinen, wenigstens nicht bei den einheimischen und deutschen Künstlern. Der Verfasser überschüttet uns mit einem wahren Füllhorn von musikalischen Vorzügen, die das Herauserkennen des wahrhaft Bedeutenden etwas erschweren. Auf diese fünf Deutschen folgen vier Italiener: Rossini, Bellini, Donizetti, Verdi, unsers Erachtens Musiker mit immer abnehmender Bedeutsamkeit für uns, indem eine Persönlichkeit wie die Verdi's kaum verdiente, in einem Buche mit jenen vorausgegangenen Meistern und neben ihnen zu stehen, von später besprochenen, wie Schubert, Schumann u. a. zu schweigen. Dennoch weiß der Verfasser selbst von diesem Italiener, um ja nicht parteiisch und als beschränkter Eklektiker zu erscheinen, noch Passables herauszufinden. Wir fragen mit Recht, welchen Anspruch hat eine Kunst, wie die Verdi's, auf unsere Beachtung? Eine dritte Gruppe bilden Boieldieu, Auber, Herold, Adam, Halevy, die ungleich bedeutendere Talente, liebenswürdigere und uns näherstehende Musiker waren, als jene Italiener mit aller ihrer Popularität. Hier stimmen wir vollkommen in das Lob ein, das einem Boieldieu und Auber mit Recht vom Verfasser gezollt wird. Meyerbeer, Nicolai, Flotow, welcher letztere mehr zur vorigen Gruppe paßt, schließen diesen Band, ohne gerade eine solche Gruppe zusammenhängender Naturen zu bilden. Auch was Meyerbeer betrifft, bedauert Referent, durchaus nicht mit in das Lob dieser auf Raffinement sozusagen aufgeklügelten Musik einstimmen zu können. Die moralisch-ästhetische Wirkung der Meyerbeer'schen Muse kann nur eine verwerfliche genannt werden.

Das zweite Bändchen bringt gar liebe Gestalten: den innigen, fast zu reich mit Gedanken gesegneten Schubert, den feingebildeten Mendelssohn, den sinnigen, mitunter gefühlstrunkenen Schumann, den heitern, naiven Gade und den trefflichen, für alle Zeiten musterhaften M. Hauptmann. Diese Meister gehören füglich zusammen und in ihnen finden wir die trefflichsten Vertreter deutscher Musik und deutschen Geistes. Nach ihnen widmet der Verfasser H. Berlioz seine Aufmerksamkeit, bei dem für uns in der Tendenz, sozusagen im Programm, die eigentliche Musik untergeht. Der Verfasser hat sich so fleißig mit den Werken dieser Künstler abgegeben, und ist auch selbst ein so guter Musiker, daß es nicht auffallen kann, höchst zutreffenden Charakterisirungen in dieser Galerie zu begegnen. Die neuesten Bestrebungen auf dem Gebiet der Oper, die Wagner's, und auf verwandten Gebieten die Liszt's, schließen das kleine Werk, das wir bis auf jene Eigenthümlichkeit des Verfassers, zu viel Licht nachzuweisen, mit Vergnügen durchgelesen haben und dem deutschen Publikum empfehlen. 16.

Erbauliches.

1. Der Blick ins Jenseits. Uebersetzung der „Horizons célestes" der Gräfin Gasparin. Berlin, F. Schulze. 1864. 8. 18 Ngr.

2. Das Dunkel des Jenseits im Lichte des Evangeliums. Ein Trostwort für Weinende. Ins Deutsche übertragen von A. G. Lundehn. Stolp, Eschenhagen. 1864. 16. 20 Ngr.

3. Der sichtbare Horizont von der Gräfin de Gasparin. Aus dem Französischen übersetzt von der Verfasserin der „Denkwürdigkeiten der Amalie Sieveking". Hamburg, Oncken. 1864. Gr. 16. 20 Ngr.

Es ist immerhin erfreulich, wenn ein Thema, wie das der Fortdauer im Jenseits, das für viele, welche dem modernen Pantheismus huldigen, ein überwundener Standpunkt ist, von Zeit zu Zeit wieder besprochen wird. Man darf sich in der That nicht schämen, sich mit einer Frage zu beschäftigen, welche das Nachdenken der größten Geister, von Plato bis Kant, so angelegentlich in Anspruch genommen hat. Um so mehr ist freilich zu wünschen, daß ein so überschwengliches Thema mit

ruhigem Nachdenken und allseitiger Erwägung der verschiedenen Gesichtspunkte besprechen wird.

Leider können wir dieses Lob dem Werke der Gräfin Gasparin: „Der Blick ins Jenseit" (Nr. 1 u. 2) nicht spenden. Ihr Buch ist offenbar mit innigem Herzensantheil und überwallendem Gefühl in einer blühenden, rednerischen Sprache geschrieben; man vermißt aber überall logische Klarheit, ruhige Untersuchung, kaltblütige Forschung. Es ist das Werk einer Gräfin, einer Französin, einer Frau; daher das Dictatorische, in der Beweisführung namentlich, das Rhetorische der ganzen Darstellung, das so manche Oberflächlichkeit zudecken muß, und endlich der sentimentale Familienstandpunkt. Für Gemüther, welche dem der Verfasserin wahlverwandt sind, mag es recht anziehend und belehrend sein; ich für meine Person konnte nichts Neues und Originelles darin finden. Am interessantesten ist noch (S. 60): „Das Paradies, vor dem mir graut." „Dieses Paradies hat nichts eigentlich Verwerfliches; aber gerade seine Unbestimmtheit erfüllt mich mit Furcht. Eingehüllt in die Falten eines glänzenden Nebels empfinde ich den Schrecken eines Ertrinkenden. In dem Licht ertrinken ist wol schön, aber es ist immer ertrinken. Glanz, Unendlichkeit, Ewigkeit! Ja, das sind große Worte und große Dinge. Ein bescheidenes, kleines, aber wohlbestimmtes Glück würde mir mehr zusagen. Um dies Paradies auszudrücken, hat man ein Wort gefunden, das alles sagt und das nichts sagt: Ruhe! Ruhe! Jeder denkt sich dabei, was er kann. Doch tritt ein Gedanke dabei hervor: die Unbeweglichkeit. Es wäre zugleich Schweigen, wenn man nicht den Seligen das Vorrecht gestattete, unaufhörlich mit derselben Stimme dasselbe Halleluja zu singen. Ruhe ist die stille, ich möchte sagen starre Betrachtung eines einzigen Punktes: Gottes. Ruhe ist Vergessen der Vergangenheit, das Verwischen von allem, ausgenommen die gegenwärtige, ewige, sich gleichbleibende Glut. Die Leute, die so ruhen, haben nichts mehr von den Menschen, sie denken nicht mehr, sie erinnern sich nicht mehr, sie rühren sich nicht mehr. Sie betrachten und beten an, gebannt in verschiedenartig erweiterte Umkreise; gleiche Strahlen derselben Sonne, ich möchte sagen Speichen desselben Rades, gleich gerade, gleich unbeugsam, alle gleichmäßig von Einem Mittelpunkt ausgehend." Folgt hierauf eine Kritik des Paradieses der Maler in den gläubigen Jahrhunderten. „Ein flüssiges Blau, stufenweise erleuchtet bis in unendliche Tiefen. Ein ungeheuerer Kreis, eine Art Abgrund mit menschlichen Köpfen erfüllt, seligen Gesichtern, die auf einem Flügelpaar ruhen, die ersten sehr ausgeführt, die andern leichter ausgearbeitet, die dritten kaum angedeutet, die letzten nach der Perspective sich verkleinernd bis zu einer Scheibe, bis zu einem Punkt. Derselbe Blick, dasselbe Lächeln, dieselben Lippen in derselben Begeisterung halb geöffnet und im Grund, in einem Herd von Licht, das Dreieck mit der symbolischen Taube." Ebenso streng wird Dante's „Paradies" kritisirt. „In dem ewigen Drehen verliert sich das Ich; je nachdem die Seele sich von Himmel zu Himmel erhebt, verwischen sich die letzten Spuren der Individualität; je nachdem die Seligkeit zunimmt, hören die letzten Willensäußerungen im Mechanismus auf."

Die Verfasserin verlangt hingegen für das wahre Paradies die Fortdauer der Persönlichkeit, namentlich mit Erinnerung und Wiedersehen. Beim letztern Punkt wirft sie sich selbst ein: „Aber mit der Fortdauer der Gefühle führst du auch den Schmerz ins Paradies hinein. Werden alle, die du liebst, einen Platz in demselben finden? Bist du sicher, sie alle dort wiederzufinden? Vater, Kinder?.... Ich falle nieder mit einem Aufschrei, der meinen Glauben bethätigt. Du wirst sie erretten, du wirst sie aufsuchen; vor deiner heißen Liebe wird alles Verhärtete schmelzen. Wenn es nicht so wäre... o mein Gott, erbarme dich meiner. Ich weiß, daß du sie liebst; ich weiß, daß du meine Thränen trocknen wirst; ich glaube von ganzer Seele, daß du sie nicht trocknest, indem du mein Herz ärmer machst. Du tröstest, indem du gibst; du nimmst nichts hinweg, was gut ist, was du selbst gut gefunden hast." Hier scheint also die letzte Folgerung die endliche Beseligung und Rettung auch der Verworfenen zu sein; denn wenn aus jeder Familie zuerst nur ein Glied selig wird, so müssen diesem einen Glied zu Liebe doch zuletzt alle Familienglieder gerettet werden und so fort ins Unendliche. Aber nein, so weit geht die Verfasserin nicht. Sie will ja nach S. 66 lieber einen rächenden Gott, ein blindes Verhängniß, als ein Paradies ohne persönlichste Persönlichkeit. Deswegen macht ihr auch, wenn nur die persönlichste Familienseligkeit gewahrt ist, die ewige Verdammniß des weitaus größten Theils des Menschengeschlechts nicht die geringste Schwierigkeit. (Vgl. S. 29: „Die Zukunft der Widerspenstigen bietet eine schreckliche Aussicht, deren Grauen ich um keinen Preis verkleinern möchte. Ein solcher Gegenstand ist nicht für mich geschaffen.") Sie fährt fort: „Hier ist ein Geheimniß: du selbst, o Gott, siehst von dem Sitze deiner unveränderlichen Seligkeit die, die verloren gehen. Und doch bleibt deine Liebe mit deiner Gnade, du hast deine Liebe nicht deiner Seligkeit geopfert. Das sind von Dunkel umschleierte Harmonien, aber ich höre ihren fernen Widerklang." (!) Sie lehrt S. 166 einen neuen Himmel und eine neue Erde; denn es ertönt am Ende der Tage jene schreckliche Stimme, die in den Wäldern die Hindinnen kreißen macht, diese schreckliche Stimme, die von dem Angesicht Gottes alle hinwegtreibt, die seine Gnade verschmäht haben. Also ein neuer Himmel, eine neue Erde, und doch die alte Hölle. Der Satan ist gestürzt, und hat doch noch sein Reich, die Hölle. (Bekanntlich sagte Nannini, nach der kirchlichen Lehre von der ewigen Verdammniß, namentlich der Nichtchristen, bleibe der Teufel mächtiger als Gott.)

Im Unterschied von dem Paradies, vor dem ihr graut, malt die Verfasserin im letzten Abschnitt den neuen Himmel und die neue Erde. Hier sagt sie, daß sie sich auf der neuen Erde auch an ihre Sünden erinnere und sich vor sich selbst entsetze; dennoch herrscht in diesem Zustand die höchste Seligkeit. „Ein kleines Plätzchen wird mir im Himmel zutheil werden, von da werde ich Gott schauen, mit der ganzen Kraft meiner Seele ihn lieben, frei von Untreue, frei von Lauheit. In Gott werde ich auch die Meinigen lieben, mit voller, reiner Liebe, hell und glänzend wie die Sonne.... Ich werde nicht mehr sündigen, meine Augen werden die Wahrheit schauen; die Gerechtigkeit meines Gottes wird hervorleuchten; die (irdische) Erkenntniß wird nicht mehr sein; wir werden thätig sein ohne Kampf, ohne Ermüdung." Worin aber diese Thätigkeit bestehen wird, sagt die Verfasserin nicht. Auch sie bewegt sich, wie dies nicht anders sein kann, in Allgemeinheiten; auch ihrem Paradies fehlt die Individualisirung. Wenn bei der Lehre von der Fortdauer alles darauf ankommt, daß das Ich erhalten und doch zum allgemeinen erweitert wird, wenn, wie die Schrift selbst sagt, uns eine Verwandlung und ein neuer Name, also auch ein neues Wesen, bevorsteht, so neigt sich bei denen, die hier schon am eigenen Ich und am Familienbewußtsein mit aller Zähigkeit festhalten, natürlich auch in Betreff des Jenseits der Schwerpunkt der Betrachtung auf die Erhaltung der allerpersönlichsten Persönlichkeit. Als die Hauptsache erscheint dann das Wiedersehen, während doch auch die Heilige Schrift das Hauptgewicht auf die Gemeinschaft mit Gott und Christo legt und ein Wiedersehen nur da gelten läßt, wo diese höhere Gemeinschaft stattfindet. Wer wirklich „die Sache des Menschengeschlechts zu der seinen gemacht hat" und damit die Liebe Gottes verbindet, wird, wie Lessing sagt, ein künftiges Leben ebenso ruhig erwarten wie den morgenden Tag, und sich von der Fortdauer seines Geistes würdigere und höhere Vorstellungen machen, als wir bei der Verfasserin finden.

Einen freundlichern, wohlthuendern Eindruck als die „Horizons célestes" macht „Der sichtbare Horizont" (Nr. 3) von derselben Verfasserin. Hier hat sie den Weg von den überirdischen Sphären zur alten Erde zurückgefunden und gezeigt, daß auch diese alte Erde noch so manche Spuren des göttlichen Segens trägt und daß es unser aller Beruf ist, durch thätige Nächstenliebe sie mehr und mehr in ein Reich Gottes

umzuwandeln. „Ich besitze nicht viel; hast du indeß etwas Gemüthlichkeit, einige Liebe für Gottes Schöpfung und die Gabe der Empfänglichkeit für einfache Genüsse, so komm! Wir wollen zusammen durch diese Wiese, längs dieses Stroms wandern; wir zwei miteinander gewinnen den Preis." Die Verfasserin gibt uns meistens Bilder und Geschichten aus der Innern Mission, um mich so auszudrücken, jedoch ohne den widerlichen Beigeschmack, der so manche Verlagsartikel dieser Firma kennzeichnet. Die weltüberwindende Kraft des Evangeliums, der Trost eines guten Gewissens in ärmlichen und beschränkten Verhältnissen, die Seligkeit, die im Spenden leiblicher und geistlicher Wohlthaten liegt, die Tiefen des trotzigen und verzagten Menschenherzens, die Versuche, die die Verfasserin selbst machte, das Licht christlicher Erkenntniß in das Dunkel grauenvoller Zustände zu tragen: das sind lauter Dinge, deren Darstellung ihr tausendmal besser gelingt, als die Geheimnisse der jenseitigen Welt, in deren Betrachtung sie sich „mit geschlossenen Augenlidern" versenkt hatte. Von den 11 Erzählungen, die das Werkchen enthält, sind die ansprechendsten: „Ein armer Junge", „Das Taubenhaus", „Der Bildhauer".

Gustav Hauff.

Erinnerungen eines Schauspieldirectors.

Rückblicke auf meine theatralische Laufbahn und meine Erlebnisse an und außer der Bühne von Franz Wallner. Berlin, Gerschel. 1864. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Es muß doch ein ganz unaussprechlich süßer Reiz darin liegen, sich gedruckt zu sehen. Männer, denen das Leben nach anderer Seite hin so viel und so reichlich zu thun gibt, Männer, die es vor allen Dingen gar nicht nöthig haben, Schriftsteller zu sein und das ruhelose Dasein zu kosten (um etwas mit Uebertreibung zu sprechen), das jeden überkommt, der sich einmal gedruckt gesehen, brennen darauf, als Schriftsteller hervorzutreten. Da stellt sich auch so ein Mann ein, der es wahrhaftig gar nicht nöthig hat; ein Mann in den Kreisen, in welchen er wirkt und schafft, eine angesehene Persönlichkeit, beneidet von gar manchem armen Schriftsteller, dem der Beruf vielleicht zu einer drückenden Tageslast geworden, und dieser Mann klagt darüber, daß er nach einem vielbewegten, erfahrungsreichen Leben nicht ein Blatt, nicht eine Notiz als Anhaltspunkt zur Aufzeichnung seiner Erinnerungen vorfinde. Er nennt dies einen Leichtsinn, vor welchem unsere jüngere Generation nicht genug zu warnen sei. Ja, möchten wir ausrufen, muß denn jeder Mensch gedruckte Memoiren oder Rückblicke hinterlassen? Liegt das schönste Bewußtsein eines erfahrungsreichen Lebens nicht in dem Bewußtsein selbst, muß es da erst um jeden Preis ein literarisches Denkmal thun? Ach und wie billig werden am Ende die literarischen Rückblicke, wenn zuletzt jeder Mensch zu erzählen anfangen will. Hat man freilich überhaupt nichts erlebt, so verbietet sich das Erzählen von selbst, hat man aber etwas erlebt gleich dem Verfasser, der bekanntlich in Berlin als Theaterdirector lebt, so mag sich die Lust des Erzählens ganz von selbst einstellen. Aber es ist doch etwas Gefährliches um dies Erzahlen. Denn es hören nicht allein gute Freunde, getreue Nachbarn und dergleichen den Plaudereien zu, da lauscht auch dir eine oder andere spöttisch oder grimmig blickende Kopf, dem die Kritik als Brandmal auf der Stirn sitzt. Ei, der Erzähler hat diese kritischen Köpfe wol selbst mit dazugeladen. Denn ein Verfasser lebt nicht blos vom Lobe der guten Freunde und getreuen Nachbarn, ein Verfasser will sich auch bei den kritischsten Köpfen Anerkennung und Lob erwerben. Und diese kritischen Köpfe sind vielleicht zunächst gar nicht gewillt, sich ohne weiteres gefangen zu geben. Diese klopfen wol gar die Hände ineinander und trotzen: haben wir dich endlich einmal, dich, den Gefürchteten, an dessen Ja oder Nein so viele Wünsche glücken oder zerschellen; haben wir dich endlich und erniedrigst du dich selbst, indem du dich mit dem Aermsten der Armen auf eine Stufe stellst, nicht mehr zu sein und zu bedeuten, als dir die öffentliche Anerkennung zugesteht! O, es muß ein heroischer Entschluß sein, sich so zu erniedrigen und Lob oder Tadel geduldig aus der Hand der Kritik anzunehmen! Nun, welche Kugel halten wir in der Hand? Eine weiße oder eine schwarze? Sollen wir wirklich eine auf die „Rückblicke" fallen lassen! Wol gar eine schwarze! O, das wäre ja entsetzlich. Wir würden uns ja vor uns selbst schämen, wollten wir den Verfasser der „Rückblicke" mit armseligen Schriftstellern, denen man, wenn man es eben glaubt thun zu dürfen, einmal nach Herzenslust den Kopf wäscht, auf gleiche Stufe stellen. Nein, wir werden keinem kritischen Gelüstchen nachgeben, wir werden überhaupt nicht kritisiren, wir werden nur die bunten Bilder an uns vorbeiführen, welche uns der Verfasser selbst mit liebenswürdiger Freundlichleit entgegenhält.

Wallner hat seine „Rückblicke und Erlebnisse" in drei Abschnitte vertheilt. Sie betiteln sich: „Aus meinem Theaterleben", „Aus meinen Erinnerungen", „Aus der Zarenstadt". In der letzten Abtheilung waltet das Absonderliche, das Geister- und Gespensterhafte vor. Seltsam, daß gerade ein Vertreter des Künstlerthums zu den schaurigsten Mitteln der Erzählungskunst greift! Oder auch wieder nicht seltsam! Die Gegensätze des Lebens machen sich nun einmal an jedem Menschen mit unerbittlicher Strenge geltend. Je freier und vorurtheilsloser nach der einen Seite, desto gebundener nach der andern. Je freigläubiger der Schauspieler auf dieser, desto abergläubischer ist er vielleicht auf jener Seite. Hier handelt es sich nun nicht gerade um den Aberglauben des Verfassers, allein dies fortwährende Betonen des Gespenstischen, wie es Wallner thut, dünkt uns charakteristisch genug. Die Stückchen aus der Zarenstadt tragen fast alle einen höchst unheimlichen Zug an sich. Das erste betitelt sich „Gottes Finger", eine buchstäblich wahre russische Criminalgeschichte, wie Verfasser versichert. Ein Pope spielt darin die verhängnißvolle Rolle des Mörders an seiner Frau, und dies aus Versehen, indem er es auf eine sogenannte Bettelnonne abgesehen hatte, die er berauben wollte. In dem zweiten Stückchen: „Selbstmord durch Glück", erhängt sich ein armer russischer Fuhrmann, weil er sich mit 500 Rubel Finderlohn begnügen muß, anstatt der 200000 Rubel, die ein reicher Kaufmann in seinem Schlitten hatte liegen lassen. Charakteristisch lautet der Brief dieses Selbstmörders: „Ich strafe mich selbst für meine Dummheit, indem ich nicht verdiene, mehr auf der Welt zu leben, in der ich heute ein Mann mit einem Vermögen von 200000 Rubel sein könnte, wenn ich kein Esel wäre, während ich die lumpigen 500 Rubel nie in meinem Leben ohne die bittersten Gewissensbisse anzusehen über mich gewinnen könnte."

In seinem grundeigensten Elemente scheint sich der Verfasser in den „Unheimlichen Geschichten; ein Gesellschaftsabend in Petersburg" zu fühlen. Er tischt da eine ganze Anzahl von Historien auf, eine immer noch unheimlicher als die andere, zuerst mit „Ein Urtheil des Zaren", dem Kaiser Nikolaus das Zeugniß eines weisen Salomo spendend; dann mit der „Geistergeschichte" in das Gebiet der leibhaften Gespensterseherei überschweifend. Von welchem Belang diese Historien sind, wollen wir kurz an „Eine Ahnung" darthun. An der „Nordischen Biene" arbeitete der Schriftsteller Kaan, von Bulgarin in die russische Lesewelt eingeführt. Dieser Kaan kommt eines Abends bleich und verstört zu Bulgarin, ihn um Geld beschwörend, da er noch diese Nacht in die Heimat (nach Dorpat) müsse, denn seit zwei Stunden treibe ihn die Ahnung hin und her, wenn er nicht augenblicklich nach Hause reise, so geschehe dort ein namenloses Unglück. Was thun? Bulgarin gibt endlich das Geld und Kaan reist. Kaan kommt mit Extrapost in Dorpat an. „Die Treppe (seiner mütterlichen Wohnung) hinaufstürmend tritt er in die große Stube, sie ist leer und finster. Ins Schlafzimmer der Mutter! Ein schwerer, hinter der Thür befindlicher Gegenstand hindert ihn in dasselbe einzudringen. Vergebens ist sein Rufen. Die Wohnung scheint ausgestorben. Mit vieler Mühe gelingt es ihm den Beleuchtungsapparat zu finden, endlich hat er

Licht, er dringt in die Kammer — o Entsetzen! — der hindernde Gegenstand ist der Körper seiner Mutter, die sich an der Thür aufgehängt hatte, um einem qualvollen Leben ein Ende zu machen. Noch ist Lebenswärme in ihr und mit rascher Besonnenheit gelingt es dem Sohne, den fast erloschenen Funken wieder anzufachen, der in schauerlicher Einsamkeit die Mutter wieder ins Dasein ruft." Einen beinahe komischen Anstrich gewinnen die unheimlichen Geschichten aber in „Ein unbekanntes Thier", das sich in die Nähte des Hirnschädels der Schlafenden einbohrt und auf diese Weise in derselben Kammer drei Personen tödtet, das dann in Spiritus gesetzt wird und wie gesagt ein ganz unbekanntes Thier bleibt. Die letzte der unheimlichen Geschichten ist dafür um so grauenvoller. Sie handelt von einem zelotischen Rabbiner, der zum Mörder an seinem Sohne wird, weil er dessen Verheirathung mit einer Christin nicht zugeben will.

Ein großer Theil all der Wallner'schen „Rückblicke" ist wol schon zuvor in einzelnen Journalen — wir erinnern uns mehrerer Artikel aus der „Gartenlaube" — veröffentlicht gewesen, und als Journalplauderei und Journalunterhaltung machen sich die „Rückblicke" sicher am besten. Am interessantesten erscheint uns Wallner in den beiden ersten Abschnitten des Buchs, die da lauten: „Aus meinem Theaterleben" und „Aus meinen Erinnerungen", wozu sich aus der dritten Abtheilung noch die Stückchen: „Kotzebue in Reval", „Vor den Assisen" und „Gefangennehmung des Räubers Bergam", „Eine Zigeunerstadt" gesellen.

Wieder am interessantesten unter dem Interessanten dünken uns Wallner's harmlose Plaudereien über die Originale Alt-Wiens, über den allbekannten Schriftsteller Saphir, den Theaterdirector Pokorny, den alten Bäuerle, Castelli, Raimund. Dem letztern namentlich hat Wallner mehrere schöne Blätter des Andenkens gewidmet. Oder auch wo Wallner gleich zu Anfang des Buchs über den Grafen Karl Hahn schreibt, der sein ganzes Vermögen in Theaterunternehmungen hat aufgehen lassen, das liest sich sehr gut. „Im Jahre 1857 starb (dieser) Graf Hahn in Altona, wo ein Schlagfluß seinem bewegten Leben ein schnelles Ende machte. Ein scheinbar unerschöpfliches, mehr als fürstliches Vermögen und eine glänzende hohe Stellung im Leben hatte der Mann geopfert, alle Misère der kleinen Wanderbühnen durchgemacht, mit Noth und Elend, ja mit Hunger, in des Worts verwegenster Bedeutung, hatte er gekämpft, um seiner Theaterleidenschaft zu fröhnen, und doch haben alle diese enormen Opfer der deutschen Bühne nicht eines Schillings Werth Nutzen gebracht und seinem Andenken nichts gesichert, als den unantastbaren Ruf eines originellen Sonderlings."

Mit dieser Probe haben wir zugleich Wallner's Schreibweise charakterisirt. In den Kreisen namentlich, welche dem Verfasser durch gleiche Beschäftigung und gleiche Lebensaufgabe nahe stehen, werden sich die „Rückblicke" wol einer warmen Aufnahme zu erfreuen haben. **Emil Müller-Samswegen.**

Zur bairischen Kriegsgeschichte.

Die Baiern im Kriege. Ein Blick in die Geschichte. München, Lentner. 1864. Gr. 8. 27 Ngr.

Dieses Buch hat einen sehr ungünstigen, misstimmenden Eindruck auf uns gemacht. Zwar ist es unstreitig mit Geschick und soweit wir dies, da manche Partien strategische und taktische Kenntnisse voraussetzen, zu beurtheilen vermögen, mit Sachkenntniß geschrieben, aber der Geist, der es durchweht, ist durchaus kein lobenswerther. Zwar will es der Verfasser nicht unbedingt gutheißen, daß Baiern öfters an der Seite fremder Nationen, namentlich Frankreichs, gegen das übrige Deutschland Kriege geführt und Schlachten gefochten hat, aber ebenso wenig kann er sich auch entschließen, solch separatistisches und particularistisches Thun und Treiben unbedingt zu verdammen. Die Gesinnung, von welcher dieses Buch zeugt, ist eine solche (und leider ist dieselbe keine vereinzelte, vielleicht gerade in Baiern nicht), die es vollkommen gerechtfertigt fände, wenn je nach Lage der Dinge, und sei es auch lediglich zur Beförderung von bairischen, vielleicht gar nur dynastischen Sonderzwecken, Baiern sich auch bei geeigneten zukünftigen Conjuncturen und Collisionen an die Seite von fremden Nationen zur Bekämpfung der übrigen Bruderstämme stellte. Angenommen auch der Großmachtskitzel, den der Verfasser so tief für sein theueres Baiern bekundet, sei noch so berechtigt, angenommen selbst, daß der bairische Stamm infolge seiner Zahl, seiner ursprünglichen Macht und Kraft auf die erste oder zweite Stelle im Rang der deutschen Stämme Anspruch gehabt habe und dieses Rangs nur infolge einer langen Reihe von schreienden Ungerechtigkeiten und Verkürzungen verlustig gegangen sein sollte, so ist es doch, nachdem nach Ablauf so vieler Jahrzehnte dieses alte Unrecht längst verjährt, die geschlagenen Wunden vernarbt sind, in keiner Weise zu billigen, wenn man zu einer Zeit, wo der Ruf nach Einigung dringender als je erschallt, wo die particularistischen Neigungen und Antipathien im Begriffe sind, sich immer mehr abzuschwächen, immer von neuem wieder an die alten, traurigen Zeiten des Haders und der Uneinigkeit zu erinnern versucht und sich gar bemüht, diese Zeiten der Schmach und Erniedrigung für das Ganze als eine Epoche hinzustellen, auf welche der einzelne Stamm mit Stolz und Selbstbefriedigung zurückzuschauen berechtigt sei. Zum Glück ist das ganze Buch an sich monoton und interesselos und wird selbst in Altbaiern nur wenige Leser zu fesseln wissen. Was wir daraus lernen, ist im ganzen gleich Null. Denn daß gerade der bairische Stamm von jeher vorzügliche Soldaten lieferte, welche sich mit der größten Todesverachtung schlugen und dabei ohne Bedenken der Fahne ihres Landesherrn folgten, mochte er sie gegen einen Feind führen, gegen welchen er immer wollte, ist eine bekannte Sache; ebenso bekannt ist es aber auch, daß von den hervorragendern bairischen Feldherren nur sehr wenige geborene Baiern waren. Zwar gibt sich der Verfasser viele Mühe, den Baier Fürsten Wrede als einen Feldherrn ersten Rangs zur Anerkennung zu bringen, aber bei dieser Bemühung dürfte er doch vielfach auf wohlmotivirten Widerspruch stoßen. 19.

Notiz.

Karl von Martens' diplomatische Schriften.

Das römische „Giornale Arcadico", die älteste jetzt bestehende italienische Zeitschrift, welche alle früher vielgelesenen und viele der neuern, das pisaner „Giornale de letterati", die mailänder „Biblioteca italiana", die florentiner „Antologia", den neapolitanischen „Progresso" überlebt hat, und, ohne Geräusch zu machen, fortwährend tüchtige Arbeiten so im Fache der Literatur wie der Wissenschaften bringt, enthält in seinem neuesten Bande, womit der Jahrgang 1863 abschließt, eine ausführliche Besprechung der „Causes célebres du droit des gens" des Barons Karl von Martens. Der Verfasser des Aufsatzes, welcher den Titel „Cause diplomatiche italiane" führt, Alfred von Reumont, hebt aus den fünf Bänden des Martens'schen Werks diejenigen Fälle hervor, welche sich auf italienische Geschichte und Politik beziehen, und behandelt verschiedene derselben, so die Geschichte des Bruchs zwischen Victor Amadeus, König von Sardinien, und Ludwig XIV., und der Verhaftung des französischen Botschafters Phélippeaux, ausführlich und mit Beziehung auf die neuesten italienischen Vorgänge, welche mancherlei nützliche und interessante Vergleichspunkte bieten. So kann diese kleine Arbeit als ein Anhang zu dem Buche „Della Diplomazia italiana dal XIII al XVI secolo" gelten, welches derselbe Verfasser zu Florenz im Jahre 1856 herausgegeben hat, eine vielfach erweiterte und von einer Sammlung ungedruckter Documente begleitete Umarbeitung des Aufsatzes: „Italienische Diplomaten und diplomatische Verhältnisse", welcher erst in F. von Raumer's „Historischem Taschenbuch", dann in dem ersten Bande der „Beiträge zur italienischen Geschichte" (Berlin 1853) erschien. Alfred von Reumont hebt besonders hervor,

wie sehr die Arbeiten des im Jahre 1862 zu Dresden verstorbenen Karl von Martens, ohne der Wissenschaft neue Wege zu bahnen, den Zweck erfüllen, durch leichte Uebersichtlichkeit, geschickte Anordnung, klare Darstellung, gewandte Benutzung der Materialien, und einen sehr anzuerkennenden praktischen Sinn, im staatswissenschaftlichen und diplomatischen Gebiete als treue und sichere Wegweiser und brauchbare, immer das Erforderliche bringende Quellensammlungen zu dienen. Diese Brauchbarkeit und Vorzüge erklären es, wie der in vier Auflagen erschienene „Guide diplomatique" ungeachtet wiederholter Nachahmungen das beste Hülfsbuch für alt und jung ist, der mit Ferdinand de Cussy bearbeitete „Recueil manuel des traités" für die neuere politische Geschichte als praktischer Wegweiser durch die unübersehbare Masse diplomatischer Actenstücke gilt, die „Causes célèbres" endlich mit gleichem Nutzen studirt wie mit Vergnügen gelesen werden und als thatsächlicher Commentar zu Wheaton's u. a. Geschichtswerken und Lehrbüchern dienen können. Hr. von Martens kannte die italienische Geschichte weniger als die mancher anderer Länder und gewann erst in vorgerückten Jahren locale Anschauungen. Aber seine Darstellungen aus derselben sind im ganzen wahr und richtig, und ersetzen durch Takt und Fleiß, was dem Verfasser, namentlich für die frühern Zeiten, am tiefern Studium abgehen mochte. Ein künftiger Martens wird übrigens in den Annalen neuester italienischer Diplomatie Stoff zu Darstellungen finden, welche sich den nur zu bekannten Fällen eines Marquis von Bedmar und Fürsten von Cellamare kühn an die Seite stellen können. 12.

Bibliographie.

Angerstein, W., Seit 1848. Beiträge zur preußischen Geschichte. 1ster Theil. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 15 Ngr.

Baumbach, A. v., Die hessischen leichten Truppen im Feldzug von 1793 am Oberrhein. Nach Tagebüchern und anderen Quellen, in Tagebuchform bearbeitet. Hanau, König. Gr. 8. 21 Ngr.

Berna. Album schweizerischer Dichter. 2ter Jahrgang. Herausgegeben von den Chuzen in Bern. Bern, Haller. Gr. 16. 24 Ngr.

Blüthen des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung, gepflückt am Lebenswege von E. v. B. Berlin, v. Decker. Br. 8. 15 Ngr.

Bodenstedt, F., Ausgewählte Dichtungen. Berlin, v. Decker. 8. 20 Ngr.

Bourdon, Frau (Elise Froment), Das Leben, wie es ist. Nach der 11ten Auflage deutsch von F. Thalhaus. Aachen, Cremer. 8. 20 Ngr.

Burkhardt, C. A. H., Der historische Hans Kohlhase und H. von Kleist's Michael Kohlhaas. Nach neu aufgefundenen Quellen dargestellt. Leipzig, Vogel. Gr. 8. 10 Ngr.

Fischer, K., Lessings Nathan der Weise. Die Idee und die Charaktere der Dichtung. Stuttgart, Cotta. 8. 22 Ngr.

Frey, J., Schweizerbilder. Erzählungen aus der Heimath. Zwei Theile. Aarau, Sauerländer. 8. 3 Thlr.

Grabowski, S. Graf, Militairische Humoresken. IV. Potsdam, Döring. 8. 18 Ngr.

Gröden, Der Grödner und seine Sprache. Von einem Einheimischen. Bozen. Gr. 8. 28 Ngr.

Guzman's A., Erinnerungen aus dem italienischen Feldzuge des Jahres 1859. Mit lyrischem Anhang. Aus dem Nachlasse des Verstorbenen herausgegeben von R. Hamerling. Wien, Schönewerk. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Heinrich, J. B., Christus. Ein Nachweis seiner geschichtlichen Existenz und göttlichen Persönlichkeit, zugleich eine Kritik des Rationalismus, des Straußischen Mythicismus und des Lebens Jesu von Renan. Mainz, Kirchheim. 16. 22½ Ngr.

Henneberger, A., Griechische Geschichte in Biographien. Nach den Quellen bearbeitet. Hildburghausen, Nonne. Gr. 8. 1 Thlr.

Huhn, A. F., Aus dem inwendigen Leben. Aphorismen. Reval, Kluge. 8. 28 Ngr.

Kolatschek, A., Die Stellung der Frauen in Amerika. Ein Vortrag. Wien, Schönewerk. 16. 26 Ngr.

Der deutsch-dänische Krieg im Jahre 1864 in gedrängter chronologischer Uebersicht nach authentischen Quellen und eigener Anschauung zusammengestellt von einem preußischen Officier. Mit 2 erläuternden Karten. Wittenberg, Herrosé. 4. 10 Ngr.

Lippe-Weißenfeld, E. Graf, „Bene fate fratelli!" Elend und Hülfe. Aufsätze. Berlin, Rauh. Gr. 8. 28 Ngr.

Locher, F., Nach den Oasen von Laghuat. Nebst einem topographischen Plane und einer Ansicht des Palastes des Khalifen von Laghuat. Bern, Haller. Gr. 8. 24 Ngr.

Lorm, H., Novellen. Zwei Bände. Wien, Schönewerk. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Lueder, G., Gustav Geib. Sein Leben und Wirken. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 12 Ngr.

Oppert, G., Der Presbyter Johannes in Sage und Geschichte. Ein Beitrag zur Völker- und Kirchenhistorie und zur Heldendichtung des Mittelalters. Berlin, Springer. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Ratzeburg, J. A. H. C., Skizzen aus dem Privat-Tagebuche eines Seeofficiers. 1stes Heft. Aufgenommen in Japan am Bord Sr. Maj. Schiff Gazelle. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 12 Ngr.

Reinhardt, C., Fahrten und Abenteuer der Herren Lehmann und Schmidt auf der Reise über Dresden und Prag nach Wien. Aus dem Deutschen ins Berlinische übersetzt und mit vielen Illustrationen versehen. Berlin, Janke. Br. 8. 10 Ngr.

Die Schlacht bei Hanau, am 30. und 31. Oktober 1813 in allgemeiner Darstellung und Einzelbildern. Nach geschichtlichen Quellen und mündlicher Ueberlieferung. Mit einem Plan der Stadt. Hanau, König. Gr. 8. 18 Ngr.

Schleiermacher's, F., sämmtliche Werke. 1ste Abtheilung. Zur Theologie. 6ter Band. — A. u. d. T.: Literarischer Nachlaß. Zur Theologie. 1ster Band. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 2 Thlr.

Schneider, E., Aus dem Tornister eines preußischen Freiwilligen. Mühlberg a. d. Elbe, Schneider jun. 8. 15 Ngr.

Shakespeare in Deutschland am Tage seiner Jubelfeier. Ein dramatischer Scherz und — Ernst in einem Vorspiel und zwei Akten. Würzburg, Richter. 16. 5 Ngr.

Stein, O., Die Bundesbrüder. Ein Freimaurer-Roman. Zwei Bände. Leipzig, Weiber. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Stifft, A., Im Sturme des Lebens. Roman. Zwei Bände. Wien, Schönewerk. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Agerius, A., Die Wege des Königthums. Ein Vortrag. Danzig, Kafemann. Gr. 8. 3 Ngr.

Das Buch der Könige. Skizzen von A. S. Hamburg, Gerrits. 8. 2½ Ngr.

Hänel, A., Das Recht der Erstgeburt in Schleswig-Holstein. Eine Kritik der Schrift: Die legitime Erbfolge in Schleswig-Holstein. Kiel, Homann. Gr. 8. 5 Ngr.

Hoffmann von Fallersleben, Schleswig-Holstein. Zehn Lieder. Cassel, Freyschmidt. 8. 2 Ngr.

Die Orthodoxie und das Evangelium in der protestantischen Kirche. Straßburg, Treuttel u. Würtz. Gr. 8. 3 Ngr.

Schroeder, A., F. W. Braut, Director des Gymnasiums zu Brandenburg. Abriss seines Lebens und Rede an seinem Sarge am 7. December 1863. Brandenburg, Müller. 1863. Gr. 8. 5 Ngr.

Zur Erinnerung an Louis Eller. Dresden, Kuntze. 8. 5 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Romane von Marie Sophie Schwartz.

Aus dem Schwedischen von August Kretzschmar.

Soeben erschienen:

Der Rechte.

Eine Erzählung. Vier Theile. 8. Geh. 3 Thlr.

Mathilde oder Ein gefallsüchtiges Weib.

Eine Erzählung. 8. Geh. 24 Ngr.

Von der Verfasserin erschienen außerdem bereits in demselben Verlage:

Der Mann von Geburt und das Weib aus dem Volke. Ein Bild aus der Wirklichkeit. Zwei Theile. 2 Thlr.
Die Arbeit adelt. Ein Bild aus der Wirklichkeit. Drei Theile. 2 Thlr. 10 Ngr.
Schuld und Unschuld. Eine Erzählung. Drei Theile. 2 Thlr. 20 Ngr.
Zwei Familienmütter. Eine Erzählung. Drei Theile. 2 Thlr. 10 Ngr.
Blätter aus dem Frauenleben. Eine Erzählung. Drei Theile. 2 Thlr. 20 Ngr.
Wilhelm Stjernkrona. Oder: Ist der Charakter des Menschen sein Schicksal? Eine Erzählung. Drei Theile. 2 Thlr.
Die Frau eines eiteln Mannes. Eine Erzählung. Zwei Theile. 1 Thlr. 10 Ngr.
Die Witwe und ihre Kinder. Ein Erziehungsroman. Zwei Theile. 1 Thlr. 10 Ngr.
Ein Opfer der Rache. Eine Erzählung. Zwei Theile. 1 Thlr. 10 Ngr.
Die Emancipationswuth. Eine Erzählung. Zwei Theile. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die trefflichen Romane der in Schweden so allgemein beliebten Schriftstellerin Marie Sophie Schwartz haben in Deutschland in kurzer Zeit einen nicht minder großen Leserkreis gefunden wie die ihrer Landsmänninnen Frederike Bremer und Emilie Flygare-Carlén. Bei der Reinheit der sittlichen Tendenz, welche in ihnen vorwaltet, verdienen diese edeln Darstellungen des häuslichen und geselligen Lebens immer weitere Verbreitung in deutschen Familien.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats-Recht der Preußischen Monarchie.

Von Dr. Ludwig von Rönne,
Appellationsgerichts-Vicepräsident.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

In zwei Bänden.

Erster Band. In zwei Abtheilungen. 8. Geh. 5 Thlr.

Mit der soeben erschienenen zweiten Abtheilung (Preis 3 Thlr.) ist der erste Band, das Verfassungsrecht enthaltend, abgeschlossen. Der zweite Band, welcher das Verwaltungsrecht und ein Register über beide Bände enthält, wird ebenfalls in zwei Abtheilungen ausgegeben werden und in rascher Folge erscheinen.

Verlag der Fr. Hurter'schen Buchhandlung in Schaffhausen.

Vollständiges

Namen- und Sach-Register zu Gfrörers Papst Gregorius VII. und sein Zeitalter.

Angefertigt von

Dr. J. H. Offenbeck.

Geh. 1 Thlr. 6 Ngr., oder 2 Fl.

„Der Verfasser hat sich dieser langwierigen Arbeit mit unverdrossener Liebe und sicherem Verständniß unterzogen und sich dadurch wie durch die Methodik, Genauigkeit und relative Vollständigkeit seiner Hinweisungen ein großes Verdienst um das Werk erworben. Alle Besitzer und Benutzer jenes nun erst in vollem Maße erschlossenen Magazines für die Kirchen-, Staaten- und Culturgeschichte des 8. — 11. Jahrhunderts werden ihm dafür danken. Ihnen brauchen wir auch den Schlußband nicht ausdrücklich zu empfehlen. Aber die Freunde christlicher Geschichte, welche das Riesenwerk des abgeschiedenen Meisters bisher noch nicht gekannt, möchten wir bitten, in dieses Register nur einen Blick zu werfen, um gleich inne zu werden, welcher Reichthum originaler Ausführungen ihnen bisher entgangen. Möchte jetzt der schöne Abschluß des Werks das werden, wozu er sich in hohem Grade eignet: eine recht wirksame Aufforderung zur Anschaffung des Ganzen!“

(Literarischer Handweiser, 1864, Nr. 25.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

B. Lütgen. Dialogues français et allemands accompagnés d'une traduction interlinéaire, à l'usage des deux nations. Deuxième édition, revue et augmentée. — **Deutsche und französische Gespräche** mit französischer und deutscher Interlinear-Uebersetzung zum Gebrauche beider Nationen. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 8. Geh. 12 Ngr.

Die Interlinear-Methode ist hier mit bestem Erfolge angewandt. Indem sie Wort für Wort eine genaue Vergleichung der beiden Sprachen gestattet, bringt sie die Eigenthümlichkeiten einer jeden so klar zur Anschauung, daß sich die abweichenden Redensarten schnell und sicher dem Gedächtniß einprägen. Durch eine Anzahl neu hinzugekommener, besonders auf Reisen brauchbarer Gespräche ist die zweite Auflage wesentlich bereichert worden.

Soeben erschien das 16. Heft der 11. Auflage von

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

(Advocatorien — Baien.)

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes werden noch Unterzeichnungen zum Subscriptionspreise von

☛ 5 Sgr. für das Heft von 6 Bogen ☚

angenommen und sind die bereits erschienenen Hefte sowie der erste Band daselbst vorräthig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 31. — 28. Juli 1864.

Poetische Uebersetzungen.

Es ist eine maßvolle Selbstbeschränkung dichterischer Formtalente, daß sie sich den Aneignungen aus fremden Literaturen zuwenden, statt selbst den Büchermarkt mit Originaldichtungen von zweifelhaftem Werthe zu bereichern. Je mehr die gebildete Sprache jetzt für den Deutschen selbst dichtet und denkt, desto leichter ist es, tadellose Gedichte zu verfassen, an denen die Kritik nichts auszusetzen findet; und je mehr die Kritik heutigentags liebt, mit einem gleichsam murmelnden Lobe, welchem die accentuirte Betonung ausgegangen, alles in einen Topf zu werfen: die That hoher dichterischer Begabungen, wie das correcte Exercitium eines wohldressirten Jüngers der Musen, desto leichter ist es, auf diesem Gebiete Lorbern zu ernten. Um so anerkennenswerther ist der Verzicht auch begabterer Kräfte auf diesen wohlfeilen und im ganzen werthlosen Ruhm, die Entsagung, mit welcher sie eigene Gedichte im Pult behalten, um in poetischen Uebersetzungen anerkannter fremdländischer Werke Proben ihres Talents abzulegen, und so den nationalen geistigen Verkehr zu vermitteln. Dieser poetische Transito- und Zwischenhandel ist nicht gering anzuschlagen; denn ohne gegenseitige Berührung, die von leerer Nachahmung noch himmelweit verschieden ist, schlagen die Literaturen leicht einseitige Richtungen ein. In Deutschland sind in neuerer Zeit Freiligrath und Bodenstedt, Geibel und Heyse treffliche Vorbilder poetischer Uebersetzungskunst geworden. Dies Gebiet hat manches Tüchtige aufzuweisen, und auch unter den vorliegenden Schriften finden sich formgewandte Leistungen.

---

1. Auswahl englischer Gedichte aus dem Englischen ins Deutsche übertragen von Hermann Simon. Mit dem englischen Texte. Leipzig, Arnold. 1864. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Leierklänge aus Albion. Eine Auswahl englischer Gedichte ins Deutsche übertragen von Heinrich Stadelmann. Augsburg, von Jenisch und Stage. 1864. 16. 24 Ngr.
3. Englische Lyriker des 19. Jahrhunderts, ins Deutsche übersetzt von Luise von Ploennies. München, Fleischmann. 1863. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.
4. Amerikanische Gedichte von William Cullen Bryant in deutscher Nachbildung nebst Einleitung von Adolf Laun. Vom Dichter autorisirte Ausgabe. Bremen, Heyse. 1863. 8. 1 Thlr.

Die der deutschen stamm- und geistesverwandte englische und amerikanische Poesie fordert mehr als die romanischen Literaturen unsere Uebersetzungskunst heraus. Eine Anthologie deutscher Lyrik aus diesem und dem vorigen Jahrhundert würde sich zwar ohne Frage, trotz Byron und Thomas Moore, glänzender, reichhaltiger, vielseitiger, auch geistig bedeutsamer herausstellen, als die immerhin sehr schätzbare englische Lyrik, in welcher doch, auch von hervorragenden Namen, manches Gehaltlose mit unterläuft. Trotz aller Leichtigkeit des Verständnisses, trotz aller Aehnlichkeit der syntaktischen Reihenfolge hat eine Uebersetzung englischer Poesie große Schwierigkeiten, welche aus der beträchtlichen Zahl der einsilbigen englischen Wörter hervorgehen. Der deutsche Uebersetzer muß diese entweder verschlucken, wenn sie nur leicht verstärkende, doch immerhin farbengebende Beiwörter sind, oder er muß sich in breiterer metrischer Form ergehen, was ebenfalls nicht ohne Bedenken ist. So sind Gründe genug vorhanden, den Wetteifer der übersetzenden Talente herauszufordern. Die bereits früher von uns besprochene Sammlung von Georg Pertz: „Verwandte Klänge", wird indeß, was Fluß und Prägnanz des Ausdrucks betrifft, von keiner der neuern Uebersetzungen übertroffen.

Die „Auswahl englischer Gedichte" von Hermann Simon (Nr. 1) stellt der Uebersetzung den englischen Originaltext zur Seite, was dem Schüler des Englischen für seine Studien, dem Kenner für die Vergleichung zu Hülfe kommt, und empfiehlt sich außerdem durch sehr elegante Ausstattung. Simon hat den Schwierigkeiten gegenüber, welche die lakonische Fassung des englischen Ausdrucks mit sich bringt, meistens den letzten obenerwähnten Ausweg ergriffen; er hat statt vierfüßiger Jamben fünffüßige gewählt, dadurch aber die Gedichte selbst schwerer beweglich gemacht und die Energie des Ausdrucks oft lahm gelegt. Hierzu kommt, daß an einzelnen Stellen der Sinn der englischen Dichtung augenscheinlich

verfehlt ist, und zwar nicht infolge einer mit den Fesseln des Rhythmus und Reims kämpfenden Unbehülflichkeit, sondern infolge falscher Auslegung der Wörter und ihres Zusammenhangs. Als Beleg für beide Ausstellungen führen wir folgende Byron'schen Verse an:

The serpent of the field, by art
And spells is won from harming,
But that which coils around the heart,
O! who has power of charming?

Simon übersetzt:

Durch Zauberkunst des Feldes Schlange ist
Behütet vor des Unglücks finstrer Tücke,
Doch jene Schlange, die der Brust entsprießt,
Wer kann sie zwingen, daß sie dich entzücke?

Das ist doppelt falsch! Die Schlange wird nicht vor der Tücke des Unglücks behütet, sondern davor, daß sie Schaden thut, und der Schlußvers heißt ganz einfach: wer hat die Macht sie zu bannen (charm)? Die Uebersetzung von „charm" mit „entzücken" ergibt vollkommenen Nonsens. Ein Sündenregister ähnlicher Stellen, namentlich solcher, in denen eine Umschreibung den Sinn ganz verfehlt, würde hier einen zu großen Platz einnehmen. Was die Auswahl der Dichter betrifft, so ist eine große Zahl minder bekannter und älterer Poeten in diese Anthologie mit aufgenommen. Außer Burns, Byron, Moore, Campbell, Southey, Wordsworth, Felicia Hemans und Tennyson finden wir Michael Drayton, William Drummond, Mathew Green, Mallet, Pomfred, Samuel Rogers u. a. darin vertreten, meistens indeß mit mittelmäßigen Gedichten, wogegen wir einen wahrhaft großen Dichter wie Shelley gänzlich vermissen.

Gegenüber der alphabetischen Ordnung der Dichter, welche Simon befolgt, hat Stadelmann seine „Leierklänge aus Albion" (Nr. 2), welche Emanuel Geibel gewidmet sind, nach dem Inhalt in vier Abschnitte: „Liebe", „Heimat und Freiheit", „Natur- und Menschenleben", „Biblisches und Religiöses", geordnet. Die Uebersetzung Stadelmann's, die sich auch im Versmaß dem Original anschmiegt, verdient bei weitem den Vorzug vor der Simon'schen. Man vergleiche nur das von beiden übersetzte Byron'sche Gedicht: „Fame, wisdom, love and power were mine", das sich bei Stadelmann, trotz der größern Treue und fehlerlosen Auffassung des Sinns, wie ein Original liest:

Ruhm, Weisheit, Liebe, Macht war mein,
Und Jugendkraft durchfloß mich,
Mir schäumte jeder Feuerwein,
Manch zarter Arm umschloß mich.
In schönen Augen lusterhellt
Mein selig Herz ich sonnte;
Mein war, was je an Pracht die Welt,
An Glanz gewähren konnte.

Die Tage zähl' ich, die dem Blick
Des Geists vorüberschweben,
Was alles mir an Wonn' und Glück
Geboten Welt und Leben:
Kein Tag und keine Stunde ging
Dahin mir unverbittert,
Und jede Lust, die mich umfing,
Hat auch ein Weh durchzittert.

Die Natter auf dem Felde zwingt
Der Zauber sich zu schmiegen —
Die Schlange, die ums Herz sich schlingt,
O wer mag die besiegen?
Sie horcht nicht auf der Weisheit Wort,
Nicht auf Gesanges Locken!
Sie wühlt im Herzen fort und fort,
Bis seine Pulse stocken.

Gleich trefflich ist folgendes Byron'sches Lied übertragen:

Ich sah dich *weinen* — glänzend klar
Entquoll's dem Auge blau,
Mich däucht, dein Aug' voll Thränen war
Ein Veilchen, naß vom Thau.
Ich sah dich *lächeln* — es erschien
Der Saphir matt und kalt
Vor deines Blickes Wonnesprühn,
Von Lebensglut durchwallt.

Wie Wolken von der Sonne Glanz
Sich färben tief und mild,
Und kaum der Abendschatten ganz
Verscheucht ihr liebes Bild:
So quillt aus deinem Lächeln Lust
Ins trübste Herz hinein,
Und lang nachleuchtet in der Brust
Sein linder Sonnenschein.

Sehr viele „Hebrew melodies" von Byron sind ebenfalls mit großem Geschick übertragen, und wo Stadelmann mit Pertz und Rodenberg concurrirt, steht er ebenbürtig neben ihnen. Byron, Moore, Burns treten in diesen „Leierklängen" in den Vordergrund — doch finden wir auch Felicia Hemans, Campbell, Pope, Percy, Walter Scott, Baily, Cornwall u. a.

Luise von Ploennies, deren Uebersetzung in „Englische Lyriker des 19. Jahrhunderts" (Nr. 3) in formeller Hinsicht ebenfalls große Vorzüge hat, befolgt in der Anordnung ihrer Anthologie wiederum ein anderes Princip, indem sie eine gewisse literarhistorische Reihenfolge beobachtet. Sie beginnt mit den Dichtern der Seeschule, jener Gruppe von Poeten, welche neben einer etwas breit beschreibenden Naturpoesie, die auf Thomson zurückweist, einer unter deutschen Einflüssen stehenden, flachen Romantik huldigten. Außer einzelnen Liedern und Gedichten war ihre Lieblingsform die poetische Erzählung, deren sich einzelne bis zur Länge eines Epos von 24 Gesängen ausdehnten. Wenn man auch Byron's scharfes Urtheil über die Seeschule, über den epischen Renegaten Southey, über die langathmige „Excursion" von Wordsworth, über die unverständliche Metaphysik von Coleridge, ein Urtheil, wie es namentlich in der Dedication der beiden ersten Gesänge seines „Don Juan" enthalten ist, zum Theil auf persönliche Einflüsse zurückzuführen geneigt ist, so steht doch fest, daß die Poesie der Seeschule in geistiger Bedeutung nicht mit Byron und Shelley, in epischer Klarheit und Bestimmtheit nicht mit Moore und Walter Scott wetteifern kann, und daß ihr bei allem Formtalent und vielen gelungenen Einzelheiten doch eine blasse Färbung und eine unklare, forcirte, in ihrer Ernsthaftigkeit oft absurde Phantastik eigen ist, welcher die feine Ironie und der freispielende Humor der deutschen romantischen Schule gänzlich fehlen. Wenn Luise von Ploennies Wordsworth

einen der bedeutendsten, originellsten Dichter Englands nennt, so ist das offenbar eine Ueberschätzung. Die große Dichtung: „Der Ausflug", ist zwar mit einer Fülle von Reflexionen durchwirkt, doch auch mit jener kirchlichen Orthodoxie, welche in der mitgetheilten Probe: „Aus der verlassenen Hütte", den bequemen Abschluß der Gedankenweil bildet. Die kleinern Lieder von Wordsworth erinnern zum Theil an die deutsche hahnenbuchene Idyllik, die aus den antiken Metren von Voß in die Prosa der jüngsten Dorfgeschichten übersiedelt ist. Edward Quillinan erscheint ganz als begeisterter Schüler von Wordsworth. Samuel Coleridge, der Doctrinär dieser Richtung, vielseitiger in Anläufen und Bestrebungen und oft von glücklichem Wurf in seinem Schaffen, ist durch eine „Hymne vor Sonnenaufgang im Chamounythal" vertreten, welche eine landschaftliche Erhabenheit athmet. Southey ist der productivste dieser Poeten, der die romantischen Epen nur aus dem Aermel schüttelte. Die Probe aus „Thalaba" zeigt den Schwung der Schilderung, zu welcher dieser Poet sich bisweilen erhob; Lord William und Edmund dagegen die forcirte und verzerrte Romantik des Balladenstils der Seeschule. Auf die Poeten derselben läßt die Herausgeberin das vierblätterige Kleeblatt der größten englischen Dichter dieses Jahrhunderts folgen: Walter Scott, Thomas Moore, Byron und Shelley. Die Bedeutung des ersten läßt sich durch einzelne Proben schwer darlegen, weil sie durch die epische Gedrungenheit, seine Schöpfungen im ganzen und durch sein großes Compositionstalent bestimmt wird. Von Thomas Moore sind Episoden aus „Lalla Rookh" übersetzt, recht ansprechend, namentlich die aus dem „Paradies und die Peri". Die Stellen aus Byron scheinen uns nicht glücklich gewählt und übersetzt, namentlich fehlt den Einleitungsversen aus der „Braut von Abydos" der Schwung und die Grazie der Byron'schen Muse. Desto trefflicher ist Shelley's Ode an den Westwind, eins der schönsten Gedichte dieses hochbegabten und großgesinnten Denkers, übertragen:

Mach' mich zu deiner Lyra, wie die Kron'
Des Waldesbaumes, muß mein Laub auch fallen,
Wie seins, durchweht von deinem mächt'gen Ton,
Wird tiefer Herbsteslaut aus beiden schallen,
In Trauer süß; o stolzer Geist, kehr' ein
In mir, laß mich wie du die Welt durchwallen!
O trag' die welkenden Gedanken mein,
Wie todte Blätter über die weite Erde,
Daß sie beschleunigen ein neues Sein.
Wie Funken fliegen von dem glimmenden Herde,
So laß mein Wort hin zu der Menschheit fliegen,
Daß es der schlafenden Posaune werde.
O Westwind, muß dem Winter unterliegen
Auch jetzt die Welt, einst wird der Frühling siegen.

Der Byron-Shelley'schen Richtung gehörten John Keats, Medwin und Leigh Hunt an. Der erste Dichter soll infolge einer ungünstigen Kritik der „Quarterly Review" einem frühen Tode verfallen sein. Wären die neuern deutschen Dichter so krankhaft empfindlich — wie viele Poetenleichen würde Julian Schmidt nicht auf dem Gewissen haben! Die Episode aus Keats' „Hyperion" ist übrigens von einer großartigen Plastik und Erhabenheit des Ausdrucks und Gedankens. Ueber des Shelley-Verehrers Medwin etwas blasse Reflexionspoesie, Barry Cornwall's (Walter Procter's) leichtbeschwingte Lieder, Thomas Hood's, des volksthümlichen Humoristen, „Traum des Eugen Aram", können wir rascher hinweggehen, um den poëta laureatus, Alfred Tennyson, etwas näher ins Auge zu fassen. Tennyson ist der formgewandteste Lyriker des heutigen England; doch er weist mehr auf die Seeschule zurück, als auf Byron und Shelley, wenngleich er die wüste Romantik eines Wordsworth und Southey bedeutend geklärt und den volksthümlichen Inhalt, der sich in vielen ihrer Gedichte findet, in die fashionable Eleganz des Salons gekleidet hat. Tennyson ist ein glatter und correcter Poet, glücklich in seinen Schilderungen und ebenso in der stimmungsvollen Beleuchtung. Tennyson ist ein Poet nach dem Geschmack des fashionabeln England; die Tiefe der Gedanken fehlt ihm. Doch man darf nicht vergessen, daß Byron und Shelley nur wie leuchtende Meteore durch die Nebel der englischen Orthodoxie dahinschossen, angefeindet und bewundert zugleich, daß aber der breite Boden einer gleichmäßigen, volksthümlichen Schätzung ihnen nicht zutheil wurde. Die mitgetheilten Gedichte von Tennyson: „Die Maienkönigin", „Der Neujahrsabend", sind wie eine Mosaik von volksthümlichen Elementen, frommen Empfindungen und landschaftlicher Scenerie zusammengesetzt und in eine ansprechende Form gekleidet, aber doch für unsern deutschen Geschmack etwas „matte Limonade". Ganz anders verhält es sich mit den mitgetheilten Dichtungen von Charles Boner, dem „internationalen Schriftsteller", der in Deutschland heimisch und dessen englische und deutsche Literatur vermittelnde Thätigkeit warme Anerkennung verdient. In der Episode aus „Kain", einem dramatischen Gedicht, das Boner, ungehindert durch Byron's Vorgang, verfaßte, herrscht eine den deutschen Genius anheimelnde Natur- und Gedankenpoesie. Großartig und herrlich ist z. B. die folgende Rede, welche Kain an seinen Bruder Abel richtet:

Die wunderbare Welt, die mächt'gen Formen,
Die uns umgeben, die wir beide schauen,
Erwecken dir kein neues Hoffen, keine
Unruhigen Gedanken, denn sie haben
Für dich ja kein Geheimniß, keine Stimme,
Verborgnen Sinn nicht, den du willst ergründen.
Kein Streiflicht stört die stille Seele dir,
Das mir nur zeigen will, was dunkel war,
Doch kaum erblickt, mir plötzlich wieder schwindet.
Mein Geist ist, ach! der jagenden Wolke gleich,
Zerrissen, ja zerrissen, um mich her
Zeigt alles Deutung, die nur mir verborgen,
Mein eignes Sein verwirrt mich, dennoch fühl' ich,
Daß diese Kraft, dies Sehnen, dieses Forschen
Bedeutung haben, denn ich kenne Zeiten,
Da hell ein inneres Licht mir aufgeht, ähnlich
Dem Sonnenstrahl, der Freud' und Glück verbreitet
Um dann auf ewig sich in Nacht zu senken.
Umsonst will ich den lichten Augenblick
Und das, was klar darin mir ward, ergreifen;
Der Schimmer flieht; ich aber halt' in Armen
Nichts als den Schatten, der ein Theil von uns.
Die Berge dann erklimm' ich, wo die Luft
Reiner und frischer als hier unten weht:

Dort auf dem höchsten Felsen sitz' ich gern,
Wo Wolken mich, wie dich die Heerd' umlagern,
Gedanken fluten in mir auf und ab,
Die auf ihr Fragen stürmisch Antwort fordern.
— — — — — — — — — —
Und wenn ich so allein steh' über Wolken,
Indeß die Erde meinem Blick sich birgt,
Seh' hoch und höher ich die Nebel steigen,
Bis selbst das Haupt des Berges sich umhüllt. —
Ziehn dann die Wolken schweigend an mir hin
Im dunkeln Zug gejagt vom leeren Wind,
O dann glaub' ich mich selbst im Fels zu schauen.
So streifen dunkle Wolken um mein Haupt,
So immer, immerdar; 's ist wie ein Fluch;
Ich leb' im Dunkel und ersehne Licht.

Gedankenreich sind auch die aus Boner's „Neuem Todtentanz" mitgetheilten Stellen. Von den Dichterinnen ist Felicia Hemans die beliebteste; ihre Frömmigkeit wird oft durch ein tiefes Naturgefühl unterstützt. Mrs. Norton ist bewegter und leidenschaftlicher, Elisabeth Landon leichter, grazlöser, prägnanter. Im übrigen leidet die englische Frauenlyrik so stark an Gesangbuchsreminiscenzen, daß sich aus ihr mit Leichtigkeit ein Album für Confirmandinnen zusammenstellen ließe. Ein kleiner Anhang nordamerikanischer Poeten, den Luise von Ploennies ihrer Sammlung beigefügt hat, bringt Gedichte von Bryant, Longfellow, Edgar Poë. Das phantastische Gedicht des letztern: „Der Rabe", ist zu weit ausgedehnt, um einen gespensterhaften Eindruck hervorzurufen. Longfellow's Gedichte sind sehr fließend und ansprechend übersetzt. Den Charakter seiner eigenen Poesie hat er am besten in folgenden Versen seines Gedichts „Der Tag ist aus" selbst geschildert:

Kein Lied der großen Meister,
Erhaben voll Herrlichkeit,
Deren ferne Schritte hallen
Durch den Säulengang der Zeit.

Gleich schmetternden Fanfaren
Weckt ihrer Gedanken Macht
Des Lebens endlose Mühen,
Und Ruh' ersehn' ich heut Nacht.

Lies mir vom schlichten Sänger
Ein Lied, das der Brust sich ergießt,
Wie der Regen der Sommerwolke,
Wie die Thrän' dem Aug' entfließt.

Mit William Cullen Bryant uns näher zu beschäftigen, gibt uns die Uebersetzung seiner „Gedichte" von Adolf Laun (Nr. 4) eine nicht unwillkommene Veranlassung. Er ist ein wesentlich amerikanischer Dichter, weil die großartige Naturscenerie seiner Heimat sich in seinen Dichtungen spiegelt. Von der Unruhe des lärmenden Yankee-Treibens finden wir nur selten ein Echo in seinen Gedichten wieder, wie z. B. in der Schilderung des „Mittags", in welcher uns der Dichter auf den Völkermarkt der menschenvollen Stadt führt. Zu den großen Meistern, deren ferne Schritte durch den Säulengang der Zeit tönen, gehört Bryant freilich so wenig wie Longfellow, wol aber zu den achtbaren und begabten Dichtern, welche mit richtigem Instinct das Herz der Nation berührende Klänge anschlagen. Die Bryant'schen Gedichte sind entweder im blanc-vers geschriebene Reflexionsgedichte, in denen die heimatlichen Naturbilder sich vor unsern Augen entrollen und in denen der Dichter an die Pforten der Gedankenwelt anklopft, oder es sind leichtere Gedichte in gereimten Strophen von mehr lieder- oder balladenartigem Charakter. Wir geben der ersten Gattung den Vorzug; sie ist origineller, geistig bedeutender. Die Schilderungen des nordamerikanischen Urwaldes und der Prairien sind nicht nur von landschaftlicher Treue, sondern auch von tiefem Naturgefühl durchdrungen. So heißt es von den Prairien:

Ich sehe sie zuerst,
Und wie mein Auge schweifend sie durchforscht,
Schwillt mir die Brust empor. O sieh! Sie dehnen
In luft'gen Wellenlinien fern sich aus,
Als wär's ein Meer, das sanft empor sich schwellend
Still steht, wo plötzlich jede Well' erstarrt,
Für immer regungslos. Für immer? Nein —
Entfesselt sind aufs neu' sie alle. Wolken
Ziehn schattend drüber hin, und auf und ab
Wallt vor dem Aug' die Fläche wechselvoll,
Und dunkle Streifen gleiten hin und jagen
Die sonn'gen Spitzen fort. Des Südens Hauche,
Die ihr durch Gold- und Feuerblumen streift,
Den Falken überholend, der in Lüften
Auf breitem Flügel schwebt, ihr spieltet schon
Mit Palmen Mexicos und Texas Reben,
Und kräuseltet der Bäche klare Fluten,
Die aus Sonoras Quellen niedergleiten,
Zum Stillen Ocean, doch nie umwebtet
Ihr einen Schauplatz groß und schön wie diesen,
An dessen stolzem Bau der Mensch nicht theilhat.

Gleich großartig ist der „Waldhymnus", die „Thanatophis", welche den Urwald als das Grab der Geschlechter besingt; sinnig sind Naturbilder, wie eine „Winterlandschaft", ein „Quell", eine „Abendträumerei", der „Gemalte Becher" u. a. Unter den kleinern, in Strophen gefaßten Gedichten findet sich ebenfalls manche anmuthige Gabe, namentlich auf dem Gebiete der Naturmalerei, während die Sprache der Empfindung in Longfellow einen beredtern Herold findet als in Bryant. Die Laun'sche, durch Bryant selbst autorisirte Uebersetzung ist sprachgewandt und meistens von einem durch keine Schwierigkeiten getrübten Fluß.

Ein slawischer Volkspoet wird uns in dem folgenden Büchlein vorgeführt:

5. Wenceslav Hanka's Lieder. Aus dem Böhmischen übersetzt von Alfred Waldau. Prag, Dominicus. 1863. Gr. 16. 28 Ngr.

Wir erfahren aus der Einleitung, daß Wenceslav Hanka am 10. Juni 1791 zu Horineves im königgrätzer Kreise geboren wurde und als der Sohn eines schlichten Landmanns die väterliche Heerde auf die Weide trieb. Der Vater ließ später den Sohn studiren, um ihn der Rekrutirung zu entziehen. Schon auf der Universität wendete sich Hanka mit Eifer dem Studium der czechischen Sprache und Literatur zu und veröffentlichte bereits 1815 seine ersten Lieder, „Dvanáctero pisni" (zwölf Lieder). Durch die Entdeckung der „Königinhofer

„Handschrift" im Thurmgewölbe der Stadtkirche von Königinhof, jener 12 Pergamentblätter mit altböhmischen Helden- und Liebesliedern im Jahre 1817 und durch die Veröffentlichung derselben 1818 wurde Hanka der eigentliche Gründer der neuen czechischen Literaturbewegung und blieb bis zu seinem Tode, am 12. Januar 1861, ihr Mittelpunkt, angegriffen in oft heftiger Polemik von den Gelehrten, welche die Echtheit jener Handschrift bezweifelten, ausgezeichnet dagegen von den Regierungen, welche, wie die russische, in der slawischen Bewegung auch auf geistigem Gebiete einen für die kühnsten Speculationen ihrer Großmachtspolitik förderlichen Hebel erkannten.

Die slawische Poesie ist nur originell, insoweit sie der Ausdruck des Volksgemüths ist. Ihre namhaften Kunstdichter stehen unter allgemeinen europäischen Einflüssen. So ist die vielgepflegte poetische Erzählung der Russen und Polen durch Lord Byron's Dichtweise bestimmt. Dagegen ist das böhmische Volkslied ursprünglich und echt, wie das russische, polnische, serbische u. a. Hanka ist aus dem Volk hervorgegangen; die Erinnerungen seiner Kindheit sind mit dem schlichten Dorfleben verknüpft. Er trifft daher sowol die volksthümliche Sangesweise, als auch die Sehnsucht nach dieser Idylle seiner ersten Lebensjahre einen Grundzug in der Physiognomie seiner Lyrik bildet. Er sehnt sich aus der Bücherwelt hinaus in die Luft des freien Feldes, die ihn einst so erfrischend angeweht. Die dörfliche Scenerie beschreibt Hanka bisweilen mit jener Kleinmalerei, welche auch Petöfi in seinen ungarischen „Czardabildern" so behaglich ausführt. So z. B. in dem Gedicht: „Das Hüttchen":

Will ein schlichtes Hüttchen mir erbaun,
Wie gedrechselt sei es anzuschaun;
Bäum' und Sträucher pflanz' ich rings dazu,
Schattig locken sie dereinst zur Ruh!
Nah' dem Birkenhain im Freien
Flecht' ich Lauben wie aus Maien:
Schmück' ich alles aus recht schön und rein,
Dann, o Mädchen, führ' ich dich hinein.

Kuh und Ziege ruht im Stall so blank,
Und beim Speicher grünt die Rasenbank,
Pferd- und Schafstall in der Reihe steht,
In dem Schuppen liegt das Feldgeräth;
Sechs Schritt rückwärts steht die Scheune,
Damm und Hof umschließen Zäune:
Führ' ich alles aus recht schmuck und rein,
Ruf' ich dich allein, nur dich hinein.

Diese Poesie würde hölzern erscheinen, wenn sie nicht durch den Refrain einen Anflug der Empfindung erhielte. In den Liebesklagen, welche einzelne Lieder beseelen, pulsirt diese Empfindung mit aller Wärme:

Wehmuth.

Schon stehn die Bäume laublos,
Bereift des Ostens Höhn;
Was macht im fernen Westen
Mein Liebchen Tausendschön?

Schon blüht der Frühling golden,
Bevor sie mich verließ —
Noch träumt' ich ahnungsselig
Vom Flug ins Paradies.

Auf, wilde Winde, brauset
Weit über Berg und Thal,
Zu ihren Füßen traget
Dies Baumlaub welk und fahl.

Auf jedem Blatte stehe
Geschrieben schwarz mein Nam',
Dabei die Trauerbotschaft:
Er starb vor Liebesgram!

Geh mit Gott.

Geh mit Gott, vergiß mein nicht!
Weihe mir dein Angedenken,
Liebe darfst du mir nicht schenken,
Denn das Schicksal will es nicht.

Geh mit Gott, vergiß mein nicht!
Meiner Seele ewig theuer,
Bleibst du mir ein zehrend Feuer,
Bis der Tod das Herz mir bricht.

Geh mit Gott, vergiß mein nicht!
Wenn die Thränen einst versiegen
Und im Sarg die Schmerzen liegen,
Siegt doch deine Zuversicht!
Geh mit Gott, vergiß mein nicht!

Gleich warm empfunden ist das Gedicht: „Die letzte Bitte." Einzelne schlichte Naturbilder: „Das Grüngras", „Der Schnee", „Der Bach", „Die Lerche", „Die Schwalbe", werden zu Trägern des Liebesgefühls gemacht. Des Balladenartigen findet sich wenig, wie z. B. „Die Tauben". Daß die Uebersetzung Alfred Waldau's fließend und geschmackvoll ist, beweisen die mitgetheilten Proben.

Kein größerer Gegensatz gegen diese volksthümliche Liederdichtung, als die Ueberschwenglichkeiten des Mysticismus!

6. Louis Claude de St.-Martin's Dichtungen. Uebersetzt und erläutert von Friedrich Beck. Mit einer Beigabe verwandten Inhalts. München, Fleischmann. 1863. 8. 16 Ngr.

Der bekannte Mystiker hat versucht, seine Offenbarungen auch in poetischer Form niederzulegen. Das erste Gedicht: „Phanos", ist eine Art von theosophischer Poetik, welche sich gegen die profane, in niedern Stoffen entartete Poesie wendet. Solange St.-Martin einen begeisterungslosen Realismus angreift, solange er die Prophetenwürde der Dichter betont, kann man dem Theosophen um so mehr recht geben, je weniger er mit der alltäglichen orthodoxen Phrase ins Feld rückt, je mehr er im Geiste visionärer Anschauung dichtet; doch sobald er diese visionäre Poesie selbst als das εν και παν, das A und O aller Dichtkunst hinzustellen sucht, sobald er das farbige Beschreiben der Schöpfung und des wirren Treibens der Menschen eine Vergötterung der Sinnenwelt nennt, zeigt sich die Einseitigkeit dieser Weltanschauung. So ruft er aus:

Ihr Dichter wollt ja gottbegeistert heißen;
So nehmt den Flug auch zu des Himmels Schwelle,
Sonst lasset ab, was ihr erreicht, zu preisen!
Dort schöpft die Bilder aus der Weisheit Quelle,
Die Typen, die dem ird'schen Sinne fern,
Doch klar dem Geistesauge sind und helle;

Den Schlüssel zu dem Heiligthum des Herrn,
Der unser eigen war, ihn suchet dort,
Dort eures Pfades Ziel und lichten Stern!

Daß diese Art gottbegeisterter Poesie sich nur zum Hymnenschwung und vor lauter Licht schattenhafter Gestaltung erheben kann, beweisen St.-Martin's übrige, hier übersetzte Dichtungen: „Ueber den Ursprung und die Bestimmung des Menschen", „An die göttliche Weisheit" und „Der Kirchhof von Amboise", welches letztere, besonders wegen der schönen und gedankenvollen Introduction wol den Vorzug verdient:

Auch dacht' ich nach
Dem langen Sterben, das wie Leben nennen;

O welche Schmerzen, welcher Ekel, ach!
Melancholie rief nur der Trauer Bild,
Der Menschen Elend meinen Blicken wach.

Kaum unterschied ich ringsum das Gefild,
Die Gärten, denen Kunst den Reiz verleiht,
Die Choiseul's Reichthum einst in Pracht gehüllt,

Die Hütten kaum, bewohnt von Dürftigkeit,
Kaum jenes Schloß der Valois, die das Glück
So hoch erhob und doch dem Sturz geweiht.

Mir schien, als ob ein trauervoll Geschick
Bedecke deinen Schmuck selbst, o Natur,
Der weitgebreitet lag vor meinem Blick,

Zerstreute Heerden, Wald und Ackerflur,
Des Stromes Silberschein und Wellentanz
Und über mir des Himmels Lichtazur,

O glücklich der, dem noch dein Farbenglanz
Ein hohes Bild erneuert Tag für Tage,
Der deine Blüten winden kann zum Kranz.

Doch daß mein Herz für solche Schönheit schlage,
Von Sorg' und Wehmuth fern, verhinderst du,
O Mensch, um den erschallet meine Klage!

Du deckest die Natur mit Grabesruh,
Umkleidest sie mit einem Sterbgewand
Und schließest mein entzücktes Auge zu.

Daß Friedrich Beck die Alexandriner in Terzinen übersetzt, ist um so mehr anzuerkennen, als er sich damit die Mühe der Uebersetzung erschwert, ohne daß bei ihrem leichten Fluß Spuren dieser Mühe sichtbar würden. Das eigene Gedicht von Friedrich Beck: „Schöpfung und Sündenfall", ist eine Hexameter-Paraphrase der Bibel, tadellos in der Form; doch wozu diese Neudichtungen alter Urpoesie, deren ehrwürdige Naivetät durch jede modernisirende Umschreibung verliert?

Die letzten uns vorliegenden Uebersetzungen haben nur ein literarhistorisches Interesse. Es sind:

7. Beowulf. Angelsächsisches Heldengedicht, übersetzt von Moritz Heyne. Paderborn, Schöningh. 1863. 12. 13⅓ Ngr.
8. Zwei Lieder der Edda. In der Alliteration des Originals übertragen von Rosa Warrens. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1863. 8. 10 Ngr.
9. Olivetum oder der Oelberg. Lateinisches Epos von Andreas Gryphius. Uebersetzt und erläutert von F. Strehlke. Weimar, Böhlau. 1862. Lex.-8. 12 Ngr.

„Beowulf" (Nr. 7) ist eins der ältesten germanischen Sprachdenkmäler, ein angelsächsisches Heldengedicht. Der Held, ein tapferer Gothe, ist einer jener Lichthelden, in denen sich die aufgehende Cultur, welche die sagenhaften Ungethüme besiegt, symbolisirt. Die Halle eines alten Dänenkönigs wird durch einen Riesen Grendel beunruhigt, der nachts dorthin kommt, um die Dänenhelden zu tödten und als zweiter Polyphem zu verzehren. Beowulf ringt und kämpft mit ihm, reißt ihm den Arm aus und tödtet ihn. Grendel's Mutter steigt aus der Tiefe, um den Sohn zu rächen und raubt einen Dänen. Beowulf eilt, um sie zu bekämpfen, ihr in die Meerestiefe nach, wo er ihr mit einem alten Zauberschwerte, das vom giftigen Blute der Riesin zerschmilzt, den Kopf abschlägt. Die Dänen beweisen dem tapfern Gothenhelden ihre Dankbarkeit. Dieser stirbt später im Kampfe mit einem Drachen, den er erlegt, aber selbst von ihm einen tödliche Wunde erhält.

Die alte Erzählung ist schlicht, naiv und lebendig; die Uebersetzung gewandt und fließend. Das Original ist uns nicht bekannt, wir wissen daher nicht, ob die Ansprüche des Verfassers durch die Genauigkeit der Uebersetzung ein Schärflein zum vollkommenen Verständniß des Textes beigetragen zu haben, begründet sind, ebenso wenig ob nicht der alterthümliche Ton der Dichtung etwas durch die Nichtbeachtung der alliterirenden Form und durch den modernen fünffüßigen Jambus gelitten hat.

Rosa Warrens wenigstens hat die „Zwei Lieder der Edda" (Nr. 8) in der Alliteration des Originals übertragen. In der That hat die Färbung dieser Gedichte dadurch auch im Neuhochdeutschen etwas Alterthümliches und Skaldenhaftes behalten. Diese Eddalieder sind poetische Runen, deren Lapidarstil oft eine hyperbolische Energie athmet, z. B.:

Nie sah ich so grimmig
Gesinnt einen Helden:
Noch focht der Rumpf,
Als schon fehlte der Kopf.

Das zweite Lied von „Helgi, dem Hundingstödter", ist die älteste Fassung jener Sage, welche in Bürger's „Lenore" den volksthümlichsten Ausdruck gefunden. Daß die Verfasserin in einem Anhang ein schwedisches, schottisches und deutsches Volkslied mittheilt, in welchem diese Sage einen poetischen Ausdruck gefunden, ist ein dankenswerther Beitrag zur History of fiction, und gibt zu nicht uninteressanten Parallelen Veranlassung.

Die Uebersetzung des lateinischen Epos von Andreas Gryphius „Olivetum" (Nr. 9) lehrt uns diesen Autor von einer neuen Seite kennen. Strehlke sagt in der Vorrede:

Das „Olivetum oder der Oelberg" wird von allen Literatoren, die es bisher erwähnt haben, nur dem Titel nach angeführt, und die meisten haben vermuthet, daß eine Zusammenstellung geistlicher Lieder vom Verfasser unter diesem Namen herausgegeben wäre. Diese Vermuthung, welche sich auf die Vorrede zu dem vierten Buche der Oden des Dichters stützt, konnte keine Widerlegung erfahren, da das „Olivetum" allgemein als verloren gegangen betrachtet wurde. Unter jenen zum Theil seltenen Werken jedoch, die aus der Meusebach'schen Bibliothek in die königliche Bibliothek zu Berlin übergingen, befand sich auch dieses, und die Liberalität, mit der mir die Benutzung desselben

gestattet wurde, hatte für mich um so größern Werth, als ich seit längerer Zeit mit einer besondern Arbeit über Gryphius beschäftigt war. Zugleich aber brachte mich das genauere Studium dieser Dichtung zu der Ueberzeugung, daß ihr Werth nicht allein darin besteht, daß sie außerordentlich selten ist. Vielmehr zeigt Gryphius an nicht wenigen Stellen wahrhaft dichterische Begeisterung und glückliche Beherrschung der Form, jene seinem wahrhaft frommen und gläubigen Gemüthe entströmend, diese ermöglicht dadurch, daß er in einer nicht mehr im Werden begriffenen Sprache dichtete.

Was die dichterischen Schönheiten betrifft, so sind sie in der That oft überraschend; es ist in dieser Dichtung weit mehr Leben und Colorit, als in den betreffenden Gesängen der Klopstock'schen Messiade. Der Dichter beschränkt sich in den drei Gesängen des „Olivetum" auf die Darstellung der Gefangennehmung Christi auf dem Oelberge, welche gleichsam die Peripetie der Christustragödie bildet. Im ersten Gesang wird, nach der Anrufung des Heiligen Geistes und einer bis auf den Sündenfall zurückgehenden Einleitung, welche die Grundidee der Erlösung behandelt, Judas gleichsam der Held. Der Dichter sucht die That desselben psychologisch zu motiviren. Den Kern des zweiten Gesangs bildet die Darlegung der innern Kämpfe Christi auf dem Oelberge, indem die Scharen der Hölle nahen, um seinen Entschluß wankend zu machen. Doch ein Engel erscheint ihm, um ihn von neuem auf das hohe Ziel seines Opfertodes hinzuweisen. Der dritte Gesang schildert die Gefangennehmung, bei welcher Judas und Petrus von den Jüngern am meisten hervortreten, und schließt mit einem Fluch auf das jüdische Volk, den der Flußgott Kidron ausspricht.

Am wunderlichsten ist in dieser Dichtung die Göttermaschinerie, mit welcher Gryphius seine Handlung fortbewegt. Es sind drei bunt durcheinandergemischte Arten transscendenter Wesen. Die eigentlich christliche Mythologie, die Engel und Teufel, ist mit der heidnischen ganz vermischt und namentlich das Aufgebot der höllischen Heerscharen nach der heidnischen Matrikel organisirt. Hierzu kommen aber noch allegorische Figuren, und selbst das göttliche Gesetz ist personificirt. Die Strafe, der Tod, der Hunger, die Verzweiflung treten in fragwürdiger Gestalt auf, und den Fluch am Schlusse verkündet ein heidnischer Flußgott des biblischen Kidron den furchtumfangenen Nymphen, welche laut weinend an den Ufern des Bachs umherirren und sich die Brüste schlagen.

Als Probe dieser biblisch-griechisch-allegorischen Bildervermischung des „Olivetum", zugleich aber der dichterischen Kraft der Schilderung theilen wir die Personification des „Todes" aus dem zweiten Gesang der Dichtung mit. Der wilde Tod, von der Schuld geboren, hat schleichend im Versteck gelebt, bis Eva vom Baum die verbotene Frucht brach:

Dann ernährt ihn der Haß, der die Brüder feindlich entzweite
Und Kain, den verwegnen, trieb zu des Bruders Ermordung,
Seitdem treibt durch sämmtliche Gauen des mächtigen Erdballs
Durch Amphitritens Reich, begrenzt von beweglichen Ufern,
Er sein tödlich Gespann und regt die verderblichen Zügel.
Schrecklich wie er ist auch die Gestalt; sein spärliches Haupthaar
Deckt ein schwarzes Gewand und die Krone, so fest der Demant,
Die dreimal durchflochten von Taxus und von der Cypresse
Nadeln sich zeigt; verbannt sind aus schwärzlichen Höhlen die Augen
Und die Wangen verzehet; des bekleidenden Fleisches entbehrend,
Oeffnet die Nase sich weit; frei stehen die widrigen Zähne;
Nicht bekleidet noch Haut sein Kinn; es ermangelt der Ohren
Ihm das Haupt, und gräßlich erklingt von dem knöchernen Nacken
Klappernd Getös; von Knochen allein sind die Schultern, von Knochen
Ist des Rückens Gebild, und es nisten die farbigen Schlangen
In der gehöhlten Brust und kriechen umher an den Rippen,
Mit vielfältigem Schlag des Schweifes die Wirbel berührend.
Gänzlich fehlt ihm der Leib: er bewegt gleichwol die entfleischten
Glieder, die ein Gewand bis tief nach unten bedeckt hält
Und zu häufigem Mord schwillt stets sein Köcher von Pfeilen.
Wo er den Blick hinlenkt, da fallen des wiedergekehrten
Frühlings Blumengeschenke, es sinkt von dem giftigen Anhauch
Nieder das Gras, der Acker verdorrt und die Saaten verschwinden;
Traurig neigt sich der Halm, dahin ist die Ernte, der Wiesen
Prangender Glanz und es stirbt mit verdorrendem Laube der Baum aus.
So wenn ein Feuer kommt, erscheinend mit schimmerndem Lichtstrahl,
Unheilkündend erglänzt, und vor ihm kaum sprossend die zarten
Keime vergehn und die Blüten vernichtet der zehrende Südwind:
Dann flieht jeglicher Schmuck des Waldes: die traurige Chloris
Weint der Schätze beraubt; es weint die Dryade, die Thäler
Füllt Wehklagen der Nymphen, bis zögernd aus traurigen Fluren
Schwindet der Dampf und ätherische Luft in die Haine hineindringt.

Sowie hier Eva's Apfelbiß und Amphitritens Reich dicht nebeneinanderstehen, zieht sich die Mischung des heidnisch-biblischen Elements durch die ganze phantasiereiche Dichtung. **Rudolf Gottschall.**

Theodor Waitz' ethnographische Forschungen.

Anthropologie der Naturvölker. Von Theodor Waitz. Vierter Theil. — A. u. d. T.: Die Amerikaner. Ethnographisch und culturhistorisch dargestellt. Zweite Hälfte. Mit 2 Karten. Leipzig, F. Fleischer. 1864. Gr. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Der vor kurzem der Wissenschaft leider so früh durch den Tod entrissene Verfasser hätte sich um so weniger zu entschuldigen gebraucht, daß er hier auch die uramerikanischen Culturvölker behandelt hat, als keine feste Grenze zwischen den Natur- und Culturvölkern jenes Erdtheils besteht, ferner eine bedeutende Anzahl Naturvölker oder solche, bei welchen nur Anfänge der Cultur wahrnehmbar sind, geschildert werden, und endlich, wie er selbst hervorhebt, die sämmtlichen Urbewohner Amerikas zu einer und derselben Rasse gehören.

Dieser vierte Theil seines Werks zeugt wieder von demselben umfassenden und gewissenhaften Quellenstudium und von dem gleichen kritischen Scharfsinn bei der Beurtheilung der von den alten Chronisten über Amerikas Geschichte gegebenen Nachrichten, welche bereits die ersten Bände *) auszeichnen und das Werk zu einem sehr werthvollen Erzeugniß der neuesten deutschen Literatur machen. Die Geschichte der amerikanischen Urvölker ist in der That aus den verschiedensten Ursachen, hauptsächlich aber weil

*) Vgl. deren Besprechung in Nr. 33 d. Bl. f. 1860; Nr. 24 f. 1861 und Nr. 11 f. 1864. D. Red.

keins von allen zu einer wahren, ausgebildeten Schrift gelangte, so verwickelt, daß nur die größte Besonnenheit theilweise Licht in diese Nacht zu bringen vermag. Der Verfasser berichtigt in seiner meisterhaften Darstellung der Geschichte des mexicanischen Volks vor allem die Ansicht jener, welche glauben möchten, daß aus der Deutung der mexicanischen Bilder eine Einsicht in die Geschichte des alten Mexico gewonnen werden könne, da diese Bilder ohne mündliche Ueberlieferung unverständlich sind. Als im Jahre 1500 das Wasser einer der Göttin Chalchihuitlicue heiligen Quelle unter vielen Opfern und Ceremonien der Priester nach Mexico geleitet wurde, wo infolge davon eine Ueberschwemmung entstand, stellte man dieses Ereigniß durch die Bilder: acht Feuersteine (Bezeichnung des Jahres), Göttin Chalchihuitlicue, Nopalstrauch auf einem Stein (Mexico) dar, sodaß der Beschauer das Bild nur begriff, wenn er bereits alle andern Umstände kannte. Mit der Beschauung der Bilder wurde in den Schulen der Geschichtsunterricht verbunden, wobei zur Erklärung dienende Verse und Gesänge auswendig gelernt werden mußten. Die der Geschichte kundigen Priester und Lehrer wurden bei der Eroberung größtentheils niedergemacht und mit ihnen ging auch das Verständniß der Bilder unter. Ueberdies sind von den jetzt noch vorhandenen mexicanischen Bildern, wie Gallatin nachgewiesen hat, nur wenige historischen Inhalts, und dann war auch die Chronologie nicht die starke Seite der Mexicaner. Nur das Gründungsjahr der Stadt Mexico 1325 und der Regierungsantritt seiner Könige von Itzcoatl an 1427, 1440, 1468, 1481, 1486, 1502 verdienen Zutrauen. Sonst wechseln die Angaben der Gründung von Tenochtitlan von 1140—1341.

Der Verfasser kommt zu dem Schluß, daß das älteste Volk in der Geschichte Mexicos die Tolteken waren, welche aztekisch sprachen. Nach andern wären die Ulmekos noch vor den Tolteken in Mexico eingewandert und hätten die Riesen, welche sie im Lande fanden, ausgerottet; sie verschwinden aber bald aus der Geschichte. Die Cultur Mexicos ging von den Tolteken auf die mehr kriegerischen Azteken über, die übrigens auch zur großen toltekischen Völkerfamilie gehörten. Das kunstreiche Volk der Tolteken im engern Sinne bewahrte das Andenken an historische Ereignisse in Knotenschnüren von verschiedenfarbigen Fäden auf; von ihnen stammen die Astrologie, Traumdeuterei und Jahresrechnung der Mexicaner. Ihr Gott Quetzalcoatl war gleich Huitzilopochtli, dem Hauptgott der Azteken, ein vergötterter Priester, Prophet und Zauberer, welcher lehrte, daß es nur Einen Gott gebe, welcher seinen Namen trage. Waitz sucht zu erweisen, daß die Tolteken nicht von Norden kamen, wie viele annehmen, sondern aus Centralamerika, weshalb auch Montezuma II. die von Südosten gekommenen Spanier für Nachkommen von Quetzalcoatl hielt, und stützt sich hierbei auf die Angaben von Sahagun und Ixtlixochitl. Die ältesten Culturländer der toltekischen Völker wären in Guatemala zu suchen, von wo sie an die Küste des Atlantischen Oceans und an dieser fort bis Panuco zogen und von hier südwestlich nach Mexico gelangten. Dort hätten sie ein Reich gestiftet und seien nach dessen Untergang theilweise wieder nach Guatemala zurückgekehrt. Die Reste alter Bauwerke nördlich vom Lande Mexico seien ebenfalls den Tolteken zuzuschreiben. Die sonorische Sprachengruppe, welche Buschmann entdeckt hat, welche viele toltekische Worte enthält und in Sonora, Chihuahua und Cinaloa herrschte, lehrt, daß einst in jenen Ländern toltekische Stämme, wahrscheinlich von niedrigerer Cultur als die südlichen, gelebt haben.

Weit vom Norden her kamen die rohen Chichimeken und bemächtigten sich unter ihrem König Xolotl am Ende des 10. Jahrhunderts des Landes Mexico, das die verweichlichten Tolteken nach dem Sturz ihres Reichs zum Theil schon verlassen hatten; König Quinantzni erhob das von den Acolhuas ausgebaute Tezcuco zur Hauptstadt des Chichimekenreichs. Xolotl wird, wie die Toltekenfürsten, weiß und bärtig geschildert. Nach den Tolteken, Chichimeken und Acolhuas kamen die Nahuatlvölker, deren jüngste die Azteken waren, nach Anahuac oder Mexico und zwar von Nordwesten über den Californischen Meerbusen her aus dem Lande Aztlan, wol in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts. Die Azteken waren bis zur Gründung ihrer Hauptstadt 1325 ein armes machtloses Fischervolk auf den Inseln und an den Ufern des Sees von Mexico, gelangten aber allmählich zu Macht und Ansehen und erhielten in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts einen eigenen Fürsten. Die Chichimeken und Tepaneken waren heruntergekommen, die Acolhuas und Azteken wurden die herrschenden Völker in Anahuac. Von Montezuma I. an und seinen Nachfolgern gewann das Aztekenreich durch Eroberungen immer größere Ausdehnung; die Mexicaner hielten es für ihre Bestimmung, alles ihrem Gott Huitzilopochtli und sich zu unterwerfen. Montezuma II. war bis zu seiner Erwählung zum König Oberpriester jenes Gottes gewesen; er sandte seine Heere bis nach Guatemala, Vera Paz, selbst Nicaragua. Er hatte den Thron infolge großer Verbrechen bestiegen und sein schuldbeladenes Gewissen soll seine unsichere Haltung gegen die Spanier herbeigeführt haben; sein Hochmuth trieb viele Nachbarfürsten und Völker in das Lager der letztern. Als die Spanier nach Mexico kamen, fanden sie dort drei verbündete Reiche: Mexico, Tezcuco, Tlacopan, aber die Herrscher der beiden letztern waren fast nur Vasallen von Montezuma.

Der Verfasser schildert unter vielem andern auch die Ceremonien bei der Thronbesteigung der Herrscher von Mexico und führt als Beweis der nicht geringen Höhe von sittlicher Bildung und Weisheit das Gebet und die Reden an, welche an den neuen Herrscher und von diesem an die Gottheit gerichtet wurden, um dem Fürsten den Ernst seines Berufs zu vergegenwärtigen und von ihm die demüthige Anerkennung seiner Pflichten entgegenzunehmen. „Ich bin", sprach er, zum Götterbild gewendet, „dein Mund und Gesicht, dein Ohr, deine Zähne und deine Nägel. Gib mir deinen Willen kund, blase mir deinen Hauch ein, gleich Flöten, wie du dieses den frühern Regenten gethan hast,

ich übergebe mich ganz deiner Führung." Und der Oberpriester ermahnt den Herrscher, gnädig und demüthig und gerecht zu sein, denn er sei das Ebenbild Gottes und stelle seine Person dar. „Nie falle es dir ein, zu sagen, ich bin Herr und werde thun, was ich will, dies bringt Verderben deiner Macht.... Ergib dich nicht dem Schlafe, nicht der Sorglosigkeit und sinnlichen Freude, nicht der Schwelgerei; vergeude nicht den Schweiß und die Arbeit deiner Unterthanen." Die Geschichte berichtet auch viele Beispiele strenger Gerechtigkeit mexicanischer Könige gegen hohe Würdenträger und selbst gegen eigene Verwandte; Montezuma II. scheint auch in dieser Beziehung wie in manchen andern vielen seiner Vorgänger nachgestanden und immer mehr in Despotismus und Verschwendung den alten Königen Asiens ähnlich geworden zu sein.

Die Stadt Mexico hatte bei der Ankunft der Spanier wol 300000 Einwohner, und Cortez fand sowol in den dienstlichen Verhältnissen als im täglichen Verkehr und der Lebensart viele Aehnlichkeit mit Spanien, natürlich mit Ausnahme mancher eigenthümlichen Sitten und Gebräuche. Mexico trieb einen ausgebreiteten Handel; seine Kaufleute waren oft Spione und seine Karavanen bahnten den Weg zur Eroberung. Der Verfasser schildert die Geschicklichkeit der Mexicaner in Goldarbeiten und Edelsteinschleifen; er beschreibt eine Anzahl ihrer Bauwerke. Die Mexicaner waren ein tief religiöses Volk, und ihre Menschenopfer erschienen ihnen als Pflicht und gebotener Tribut an die Gottheit; sie hatten auch ascetische Orden. Waitz beharrt auf seiner schon früher ausgesprochenen Ansicht, daß die Cultur der Urmexicaner nicht aus Asien stamme, sondern ihr selbständiges Product sei, „höchstens könnte eine geringe Zahl von Individuen aus der gebildeten Priesterkaste eines asiatischen Culturlandes vielleicht den Anstoß zu großen Veränderungen im Culturstande des westlichen Amerika gegeben haben". Es ist hier nicht der Ort, näher in die Erörterung dieser Ansicht einzutreten; die Einwanderung der Uramerikaner aus Asien und Polynesien ist jedoch nach meiner Ansicht noch immer festzuhalten und eine autochthone Entstehung des Menschen in Amerika abzuweisen; die Einwanderung ist aber der Hauptmasse nach sicher so früh geschehen, daß man die uns geschichtlich bekannten, jedenfalls um Jahrtausende später fallenden Culturzustände asiatischer Völker nicht als Vergleichungspunkt mit Mexico und Peru gebrauchen darf, deren Cultur sich allerdings größtentheils selbständig entwickelt hat.

Nach den Azteken, welche wenigstens bis zum 50° nördl. Br. sich ausgedehnt haben, schildert der Verfasser die Eingeborenen von Sonora, dann die Schoschonies, Comanchen, Yumas, Pueblas, und führt an, daß es vor der Ankunft der Spanier im Norden von Amerika halbcultivirte Völker zwischen den Nomadenstämmen gab; die meisten sonorischen Völker trieben Ackerbau, machten große Bauten u. s. w. Er geht hierauf zu Mittelamerika über, betrachtet die Mayas, die Quiché und ihr Reich in Guatemala, die Bewohner von Nicaragua, Honduras und Yucatan, über welche alle reiche, zum Theil weniger bekannte Aufschlüsse gegeben werden. Ein Theil dieser Völker redet die Mayasprache, die von der Sprache der Tolteken und Azteken verschieden ist, andere gehören wieder der toltekischen Familie an. Die Quiché in Guatemala waren ein Mayavolk; toltekische Einwanderer gründeten in ihrem Lande das Quichéreich mit der Hauptstadt Utatlan; seine Herrscher scheinen weltliche und geistliche Gewalt miteinander vereinigt zu haben. Die Schöpfungssagen, die Religion, die Jahresrechnung der Quichés zeigen vielfache Anklänge an Mexico, obwol die Götternamen ganz verschieden sind. Außer Utatlan fand Pedro de Alvarado in Guatemala viele andere große und blühende Städte und eine starke Bevölkerung, die reichen Landbau und Handel trieb, aber auch großentheils durch die Eroberung zu Grunde ging. Tolteken saßen auch in Nicaragua, wo die religiösen Einrichtungen die größte Aehnlichkeit mit denen Mexicos zeigten und die Tempel und Paläste nach demselben Stil wie in Mexico gebaut waren; ferner in Honduras, während Yucatan von Mayas bewohnt war, die sich auch über die Großen Antillen verbreitet hatten. Nachdem der Verfasser die Bewohner dieser, sowie jene von Costarica, der Landenge von Panama und Darien, die Chibchas, Muiscas, Mozcas und andere Völker von Neugranada geschildert hat, kommt er auf die alten Peruaner zu sprechen, deren Abstammung, körperliche Bildung, Culturgeschichte und Schicksale fast mit derselben Ausführlichkeit dargestellt werden, wie jene der Mexicaner. Ich stimme dem Verfasser ganz bei, wenn er den Untergang des Inkareichs von seiner zu großen Ausdehnung durch Eroberung und von der Heterogenität seiner Bestandtheile ableitet, wobei man bemerken muß, daß das Inkareich noch in der Bildung begriffen war, als die Spanier kamen, demselben daher die nöthige Zeit für seine Consolidirung nicht gegönnt wurde; ich möchte aber nicht seiner und Prescott's Meinung beipflichten, daß die Peruaner sich muthvoller und kriegsgewandter gezeigt hätten als die Azteken, „da sie die von den Spaniern erbeuteten Waffen und Pferde gegen sie benutzten, was jene nicht zu thun wagten". Nicht ein solches einzelnes untergeordnetes Moment kann hier entscheiden, sondern das Verhalten beider Völker im großen und ganzen. Ich muß vielmehr an der in meinen „Anthropologischen Vorträgen" (S. 316) ausgesprochenen Ansicht festhalten, daß die Peruaner an militärischer Tüchtigkeit den viel weniger zahlreichen Mexicanern, die es nicht nur mit den Spaniern, sondern mit vielen Tausenden von Feinden ihrer eigenen Rasse zu thun hatten, weit nachstanden und fast nie den Kampf Mann an Mann wagten. Sie ließen den Inka Atahualpa in Caxamarca im Stich und gaben Cuzco, ihre Hauptstadt, ohne Schwertstreich preis, während die Mexicaner die ihrige, zuletzt noch den Tempel bis zum Untergang vertheidigten.

Die zwei von Delitsch entworfenen Karten stellen die beiden Hälften Amerikas dar und es sind auf ihnen alle uramerikanischen Völker bis hinauf zu den ältesten historisch nachweisbaren bezeichnet, was bei dem Völkergewirre jenes Erdtheils sehr erwünscht ist. Möchte es dem Herrn Verleger gelingen, für die Schilderung der asiatischen

und polynesischen Naturvölker einen tüchtigen, auf diesem Gebiete hinreichend bewanderten, dem verstorbenen Verfasser der ersten vier Bände der „Anthropologie der Naturvölker" geistesverwandten Gelehrten zu gewinnen, damit dieses verdienstliche, eine ganze Bibliothek ersetzende Werk seiner ersehnten Vollendung entgegengeführt werde!

Maximilian Perty.

Das irdische Leben und das Jenseits.

1. Der Tod des Bewußtseins und die Unsterblichkeit von A. B. Dulk. Leipzig, O. Wigand. 1863. 8. 20 Ngr.
2. Gedanken und Thatsachen. Ein Beitrag zur Verständigung über die wichtigsten Bedingungen des Menschenwohls von Friedrich Feuerbach. Hamburg, O. Meißner. 1862. Gr. 8. 10 Ngr.

Der Wunsch nach einer Fortdauer über das Grab hinaus ist, dunkler oder heller gefühlt, sicher so alt wie das Menschengeschlecht. Je tiefer und inhaltsvoller das Selbstbewußtsein sich und seine Welt ausbildete, um so weniger konnte mit der Farbenharmonie des Lebens die endlose Finsterniß des Todes stimmen. Wie natürlich ist das Verlangen, daß der wachsende Reichthum des Lebens an mannichfaltigen Beziehungen zu der Menschheit und der Natur und den freudigen, werthvollen Erinnerungen nicht plötzlich wieder versinke in das Nichts! Wie berechtigt glaubt sich an dem Sarge geliebter Personen das Sehnen nach einstigem Wiedersehen, damit man dauernder, ungetrübter seine Liebe ihnen beweisen könne; wie ist es so ganz im Einklang mit den edelsten Regungen des Herzens, sodaß schon darin eine Gewähr für die Erfüllung zu liegen scheint! Aber genügt allein die persönliche Unsterblichkeit diesen innigsten Forderungen des Herzens? Ist nicht vielmehr die Persönlichkeit selbst eine letzte Schranke für den Grundtrieb der Liebe ganz sich hinzugeben? Wenn alles Eigene und Trennende in dem Feuer der Selbstaufopferung getilgt werden soll, muß dann nicht auch das Sonderbewußtsein sich auflösen in die stille allbelebende selbstlose Weltharmonie? Ein Denken, das seiner ganz vergißt, eine innige Freudigkeit ohne Neid, ein Wirken, das dem Wollen gleich ist, ein in sich schimmerndes Licht ohne Schatten und Grenze, der Traum einer Auflösung aller Dissonanzen, ein Schlaf des Bewußtseins, aus dem es nicht erwachen mag, würde eine solche vom Selbst freie Fortdauer nach dem Tode den Wunsch nach Unsterblichkeit nicht tiefer befriedigen, als das Verharren im Ich und seiner ihm nothwendig anhaftenden Enge und Abgeschlossenheit?

Von ähnlichen Reflexionen ausgehend kommt der Verfasser des erstgenannten Buchs: „Der Tod des Bewußtseins und die Unsterblichkeit", A. B. Dulk, zu dem Schlusse, daß die Fortdauer nach dem Tode eine unpersönliche sein werde. Jedoch sei diese Unpersönlichkeit mit dem noch unentfalteten Bewußtsein des Kindes nicht zu verwechseln, sondern als Aufgenommensein in das Allleben und in die Allpersönlichkeit der Menschheit zu denken. In allem, was als wahr, recht und sittlich gilt, strebe der Mensch nach der Aufhebung seiner Einzelexistenz in die Gemeinsamkeit und Einheit des ganzen Menschengeschlechts. Diesen Sinn habe auch das Grundgebot des Christenthums, und Liebe und Tod seien nahe verwandt. „Nicht dem Ich nur gehören wie an, sondern das Leben der Menschheit leben wir." Wie die Welle ihre eigentliche Existenz im Meere hat, aus dem sie emporsteigt und in das sie sich wieder auflöst, so sei der Mensch nur scheinbar ein individuelles Wesen; aus der Substanz der Menschheit hervorgegangen, kehre er in den Geist des Erdsterns wieder zurück. Das selbstbewußte Leben habe nur die Bedeutung einer Phase des Durchgangs, damit die Gegensätze hervortreten können, die gebunden und getilgt werden sollen.

Einer so niedrigen Schätzung des Ich aber, welches fast keine andere Empfehlung habe, als daß es uns das Nächste ist, widerspricht sehr entschieden der Umstand, daß gerade dieses den Menschen von der Thierheit unterscheidet. Wenn auch unzweifelhaft alles sittliche Streben auf der Hingabe des Selbst beruht und die Liebe als Selbstverneinung definirt werden kann, so ist doch nicht minder gewiß, daß eben deshalb das Selbst eine nothwendige Vorbedingung für Liebe und Sittlichkeit bildet, ohne welche sie ebenso unmöglich wären, wie eine Ernte ohne Acker. Gerade in dem ethischen Begriff der Liebe, der das zu verneinende Selbst immer wieder voraussetzt und somit die Unendlichkeit in sich trägt, kann eine Bürgschaft für die persönliche Unsterblichkeit des Menschen erkannt werden. Aehnlich fordert die Unendlichkeit der Erkenntniß eine unendliche Persönlichkeit, und die bloße Vertheilung der Aufgabe an die ganze Menschheit wäre nach Jean Paul einer Lectüre von Kant's „Kritik der reinen Vernunft" zu vergleichen, die von einer Gesellschaft so vorgenommen würde, daß jede Person Eine Seite zu lesen bekäme. Daß aber die Idee der Unsterblichkeit auf dem Gebiete der modernen Wissenschaft sich anders gestalten müsse, als zur Zeit Plato's und der ersten Gestaltung des Christenthums, halten wir freilich für selbstverständlich. Damals galt die Erde für die Mitte der Welt und das Erdenleben mußte daher eine centrale und ewige Bedeutung erhalten; nach heutiger Anschauung dagegen schwebt sie eher an einer äußersten Peripherie, und die Bedeutung des Erdenlebens kann daher nur als vergänglich erscheinen.

In den „Gedanken und Thatsachen" von Friedrich Feuerbach (Nr. 2) wird eine Art Lebensphilosophie vorgetragen, die von dem Grundsatze ausgeht, daß die Menschheit die Erleichterung, Erheiterung, Verbesserung und Verschönerung des irdischen Lebens sich zur Aufgabe zu machen habe und daß jede Rücksicht auf eine Fortdauer nach dem Tode nur verwirrend und schädlich einwirke. Je vielfältiger die Beziehungen sind, desto mehr Herren habe man auf dem Halse. Himmel und Erde zugleich zu tragen, dazu gehöre Riesenstärke. Verfasser sei weder ein heidnischer Atlas, noch ein christlicher Christophorus. Wenn derselbe aber für den wesentlichsten und bittersten Bestandtheil der Armuth die Ungewißheit und Unsicherheit der Zukunft hält, sollte danach nicht die feste Zuversicht auf ein seliges Leben nach dem Tode Reichthum und die vollkommene Unsicherheit in dieser Hinsicht Armuth genannt werden müssen? Ueberall wird nachzuweisen gesucht, daß die gesunden Principien der Erziehung, Weltbildung und Sittenlehre aus dem Diesseits zu entnehmen seien, da unser irdisches Leben an und für sich selbst seinen wohlberechtigten Zweck habe. Eine vernünftige Moral wolle durch Regelung des natürlichen Glückseligkeitstriebes dauerndes Lebensglück begründen. Da die Hauptquellen des menschlichen Elends Lieblosigkeit und Unverstand seien, könne nur aus der Vermählung der Liebe mit dem Verstande die Welterlösung hervorgehen. Diese sei also nicht etwas bereits Vollendetes, sondern eine Aufgabe für die ganze Menschheit. Das Christenthum habe seine Verheißungen nicht erfüllt, und mit der Reformation trete augenfällig und offenbar der Wendepunkt ein, von welchem der Rückzug desselben beginne. Wie würden dagegen sagen, es habe eine neue Phase desselben begonnen, das Vernunftchristenthum. Die evidentesten Zusicherungen der Heiligen Schrift fänden in den Thatsachen keine Bestätigung. So z. B. seien bei dem schrecklichen Brande der Austria drei christliche Geistliche am Bord derselben gewesen und haben im Gebet um Hülfe gefleht, eine sicher nicht unbescheidene Bitte, die aber nicht erhört worden. Und doch heiße es: „Rufe mich an am Tage der Noth, so will ich dich erretten" und „So du durchs Wasser gehest, will ich bei dir sein, daß dich die Ströme nicht sollen ersäufen, und so durchs Feuer gehest, sollst du nicht brennen". Es sei der Brand der Austria eine Fackel zur Erleuchtung der Christenheit. Das wahre Wesen des Menschen kann aber nach christlicher Auffassung weder durch Wasser noch durch Feuer vernichtet werden, weil es überhaupt nicht im Tode untergeht, und in diesem Glauben müßte die entsetzliche Katastrophe als ein leidenvoller Durchgang zu einem bessern Dasein erscheinen. Da die christliche und die cultivirte Welt dieselbe ist, so liegt

es nahe, Christenthum und Cultur als Wechselbegriffe zu fassen. Die Polemik des Verfassers gegen die Ausbreitung des erstern durch Missionare dürfte also im allgemeinen nicht zu billigen sein, soviel auch im einzelnen gegen die Wirksamkeit derselben einzuwenden sein mag. Was übrigens das aufgestellte ethische Princip betrifft, allein die Rücksicht auf das irdische Leben und die Menschheit walten zu lassen, ohne das Jenseits mit ins Spiel zu ziehen, so will uns bedünken, daß bei richtiger Auffassung die Hinsicht auf das letztere keine Trübung der Sittenlehre verursachen kann, da die Resultate zusammenfallen müssen. Daß mancherlei goldene Lebensregeln in das vorliegende Werk eingeflochten sind, wollen wir gern hervorheben.

Eugen von Schmidt.

Humoristisches.

1. Mixpicklesalbum. Illustrirt von Wilhelm Schröter. Leipzig, G. J. Purfürst. 1864. 8. 7½ Ngr.
2. Die Herenküche. Humoristisch-satirische Originalspeisen für verschmachtete Seelen und zur Beköstigung phlegmatischer, melancholischer, hypochondrischer, hysterischer und supersentimentaler Trauerweidengemüther verfaßt von A. Mair. Leipzig, Witfferodt. 1863. 8. 10 Ngr.
3. Zur Naturgeschichte des Menschen. Humoresken für beobachtende und nicht beobachtende, lachende und ernste Leser von G. A. B. Berlin, Grothe. 1863. 16. 10 Ngr.
4. Politische und unpolitische Modethorheiten. Von Karl Roven. Wien, Hoffmann und Ludwig. 1864. 8. 8 Ngr.

Allerlei witzige Einfälle, derbe Scherze, Späße, sarkastische Hiebe finden sich in dem „Mixpicklesalbum", illustrirt von Wilhelm Schröter (Nr. 1), aufgezeichnet. All das zeichnet sich nicht immer durch große Neuheit, Feinheit oder Kühnheit des Gedankenflugs aus, aber es erfüllt bei allen denen, welche nach Scherzen und Späßen lüstern sind, gewiß den einen Zweck, sie lachen zu machen. Der Verfasser hat sein Bunt- und Allerlei unter folgende Rubriken gebracht: „Monatsregeln für feine Lebensart", „Coupletssammlung", „Illustrirte Classiker", „Humoristische Vorlesungen", „Künstlers Erdenwallen, ein Declamationsstück", „Erfahrungen", „Neubert und Täubert", „Mixpickles". Finden sich unter der Rubrik „Illustrirte Classiker" einige höchst drastische Illustrationen, so können wir doch den drastischen Ton in der „Coupletssammlung" beinahe nicht mehr gelten lassen. Hören wir:

In dem Polenland,
Da ist, wie bekannt,
Der Skandal noch groß
Und der Teufel los.
Denn Muravieff
Ist der Russen Chef,
Der die Polen drängt,
Spießt und schießt und hängt
Alle Tage mehr.
Der Galgen wird nicht leer,
Immer feste.

Weil in Polen man
Nicht gleich wissen kann
Wem bei der Wirthschaft toll
Man jetzt gehorchen soll,
Kommt ein Constabulér
Der „Nationalen" her.
Kommt dann der Russe schnell
Zu hängen den Gesell,
So hängt der arme Sohn
Seit einer Stunde schon!
Immer feste.

Unsere gegenwärtigen Humoristen können nun einmal den Ton der Gereiztheit oder Animosität gegen alles und jedes nicht unterdrücken, das ist ein schwerer Vorwurf für die gegenwärtige Humoristik. Man liest derartige humoristische Sachen, aber ein eigentliches Vergnügen findet der gebildete Sinn nicht daran. Und ob die Satiriker nun in Berlin oder Leipzig, in Dresden, München, Stuttgart oder Wien schreiben: das berühmteste berliner Witzblatt ist ihr Idol, das sie ängstlich im Ton nachahmen. Das ist auch hier in den beiden Abschnitten „Neubert und Täubert" und „Mixpickles" der Fall. Eine Probe wird genügen.

Unser Charakter.

Wir gehen alle zusammen — pleite.
Wir fahren alle zusammen — wenn Schulze-Delitzsch spricht.
Wir führen alle zusammen — das große Messer.
Wir halten alle zusammen — das Maul.
Wir schießen alle zusammen — behufs Anschaffung von Säcken.
Wir treten alle zusammen — das Recht in den Staub.
Dies ist unsere Einheit! Die preußischen Junker.

„Die Herenküche" von A. Mair (Nr. 2) hält ungefähr ganz denselben Ton wie das eben besprochene Büchlein inne, nur hat sie einen etwas münchener Anstrich, während das erstere etwas nach dem sächsischen Vaterlande duftet. Wir wollen uns an der „Herenküche" mit einigen kleinen Leckerbissen genügen lassen.

„Polizeiherr: Es thut mir leid, Herr Baron, daß ich sie rufen lassen mußte, allein es ist meine Pflicht auf erhobene Anzeige. — Baron: Bitte, bitte, ich weiß noch nicht … — Polizeiherr: Man hat Sie gestern, Herr Baron, wiederholt ohne Maulkorb mit Ihrem Hunde auf der Straße gesehen. —

Landrichter: Aber mein lieber Federnschlitz, warum hängen Sie denn gar so stereotyp an der Form. Etwas versetzen oder Wechseln der Wörter kann stattfinden, ohne daß dem Inhalte oder Ausdrucke nur der geringste Eintrag geschieht. Z. B. hier haben Sie am Schlusse des Protokolls die stereotypen Worte: «Die abgetretenen Grundstücke sind hypothenfrei.» Das ließe sich gleich anders sagen. — Schreiber Federnschlitz: Allerdings, Herr Landrichter, man könnte sagen: «Die Grundstücke des Abtritts sind hypothekfrei.» —

Baron Dippel: Entschuldigen, Herr Baron, meine Ahnen gehen weiter zurück. Der entfernteste war Secretär des Pilatus. — Baron Lippel: Wenn ich so weit gehen wollte, könnte ich mein Geschlecht bis vor Adam zurückführen. — Bedienter: Aber Herr Baron, da war ja noch nichts als das Vieh erschaffen. — Baron Lippel: Nun was geht's dich an. Du schweigst sogleich! —

Ameyer: Aber, du, findest du nicht auch, daß der Bemeyer in der Gesellschaft rein eklich wird mit seinen alten, abgedroschenen Witzen. Und früher war er … — Ermeyer: Halt ein, er war früher auch nicht aus sich witzig, er las eben die «Fliegenden Blätter». — Ameyer: Ja was liest er denn jetzt, daß er so fad ist? — Ermeyer: Noch immer die «Fliegenden Blätter»."

Unter den größern sich in der Herenküche vorfindenden Sachen möchte sich am meisten „Ein Gang durchs alte Liederbuch" auszeichnen.

Das Büchlein „Zur Naturgeschichte des Menschen" von G. A. B. (Nr. 3) muß nothwendigerweise auf berliner Boden gewachsen sein. Wir können uns die humoristischen Artikel à la Kossak nicht anders erklären, als daß sie dem beliebten berliner Humoristen Concurrenz machen sollen. Die Concurrenz ist nun freilich nicht sehr glänzend ausgefallen. Der Verfasser erzählt mit einem zu großen Maße von Selbstgefühl. In der „Mantis religiosa" schildert er einen Frömmler, den Herrn Drehauge, einen Mucker oder Duckmäuser, wie ihn die Welt schelten würde. Der Verfasser schildert nicht ohne frivole Anspielungen, wie man sie in Berlin liebt, wir könnten die Bemerkung bei mehrern seiner Artikel wiederholen. Freilich verdient er da Entschuldigung. Denn um sich in Berlin als geistreichen Menschen nicht

nur, sondern überhaupt als Menschen obenauf zu erhalten, bleibt für jeden meist kein anderes Mittel übrig, denn frivol wenigstens zu scheinen. Weiterhin schildert der Verfasser unter „Ephemeren" eine Klasse von Menschen, die sich vorübergehend oder im engen Kreise Ansehen zu verschaffen weiß: aber meist ebenso schnell wieder verschwindet, wie sie aufgetaucht ist. Dann kommt die „Spinne" an die Reihe. O, der Verfasser ist nicht ohne scharfen Blick für die Kleinlichkeiten der Menschen, wir fügen hinzu der civilisirten, und weiß deshalb das Treiben junger koketter Schönen ganz gut zu treffen. Als „Ameisen" greift der Verfasser die auf irgendein Steckenpferd Versessenen auf; als „Bücherwürmer" — nun die erklären sich von selbst. Die „Wanderschnecken" sind die modernen Vagabunden, wie sie an Theaterschmieren so vielfach existiren; nun, und die „Grille"? Wird da nicht den Dilettantinnen unter den Sängerinnen der Garaus gemacht? Als „Hamster" wird der schmuzige Knauserer gekennzeichnet, als „Löwe" der moderne Nichtsthuer, der Flaneur lächerlich gemacht. In dem letzten Stück endlich, dem „Kränzchen", schwingt der Verfasser über die berliner Landpartienwuth ziemlich scharf die Geisel.

Die „Politischen und unpolitischen Redethorheiten" von Karl Roven (Nr. 4) haben uns zuerst ganz irregeführt, indem wir etwas anderes erwarteten, als wir hinterdrein fanden. Es ist ein Büchlein, das sich über verschiedene Modeauswüchse in randglossirender Weise ergeht. In dem Büchlein fehlt etwas der Humor, es ist etwas zu trocken gehalten. Große Bedeutung kann es nicht beanspruchen; es würde sich am besten für das Feuilleton einer Zeitung schicken, wenn die ganze Arbeit nicht gar zu langathmig angelegt wäre.

Emil Müller-Samswegen.

Der bairische Geschichtschreiber Aventin.

Aventin. Von Wilhelm Dittmar. Nördlingen, Beck. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Vorstehendes Buch ist eine von der historischen Commission bei der königlich bairischen Akademie der Wissenschaften gekrönte Preisschrift, es wird darum auch nicht ohne eine gewisse innere Bedeutung sein. Wir finden es jedoch für nöthig, in Betreff dieser innern Bedeutung Folgendes hervorzuheben. Johannes Turmair von Abensberg (daher Aventinus), welcher zu Luther's Zeiten lebte, war ohne Zweifel ein Mann von großem Verstand und Wissen, dem dazu in der Brust ein warmes Herz für Volk und Vaterland schlug. Angeregt von dem Geiste seiner Zeit und begünstigt durch die äußern Verhältnisse unternahm er es im Auftrage der bairischen Herzoge eine deutsche und bairische Geschichte lateinisch und deutsch („Annales" und „Chronika") zu schreiben, die sich hauptsächlich durch große Freimüthigkeit auszeichnete und namentlich die Geistlichkeit und deren Gebrechen nicht im geringsten schonte. Seinem vaterländischen Sinne war jede antideutsche Richtung ein Greuel, er hatte erkannt, daß von dem römischen Papstthum der deutschen Nation kein Heil gekommen war, und so griff er denn dieses und alles, was mit ihm zusammenhing, mit einer wirklich maßlosen, damals aber nicht ungewöhnlichen Heftigkeit an. Die kräftige, wahrheitsliebende, patriotische Sprache, dabei die naive, kindlich einfältige Schreibweise, die häufig eingeflochtenen Sagen und Märchen verschafften dem Werke, welches sich für eine gemüthliche Volksbelehrung und Volksunterhaltung vortrefflich eignete, schon frühe einen großen Leserkreis, sodaß sich die bairische Regierung, welche das Buch ob der großen Verherrlichung, die dem bairischen Fürstenhause in demselben ward, ganz zu unterdrücken nicht wohl bedacht sein konnte, entschloß, durch den Professor Hieronymus Ziegler zu Ingolstadt eine besondere Ausgabe desselben veranstalten zu lassen, in welcher alle Stellen, welche der Geistlichkeit unbequem waren, sorglichst ausgemerzt wurden. Dies hatte zur Folge, daß als Ergänzung dieser katholischen Ausgabe Aventin's alsbald auch protestantische Ausgaben von Cisner u. a. erschienen und daß überhaupt die Aufmerksamkeit von neuem auf dieses merkwürdige Geschichtswerk gerichtet wurde.

Der Umstand, daß Aventin der erste war, welcher es unternahm, eine vollständige Geschichte des deutschen Volks von seinen ersten Anfängen bis auf die Zeiten des Verfassers zu schreiben, sowie die Verfolgung, welche er wegen seiner freiern religiösen Ansichten, die ihn, obwol er nie thatsächlich aus der katholischen Kirche ausgetreten war, doch als verdächtig erscheinen ließen und ihm, wennschon die regierenden Herzoge einst seine Zöglinge gewesen, eine wenn auch nur wenige Tage dauernde Untersuchungshaft zuzogen, verbreiteten einen Nimbus um Aventin, der seinen wirklichen Verdiensten und Leistungen nicht ganz entspricht. Es erschienen eine Menge Ausgaben von seinen Schriften und eine Reihe von Biographen bearbeiteten seine Lebensschicksale. Es darf aber hierbei nicht wol übersehen werden, daß der bei weitem größere Theil dieser Biographen bairischen Ursprungs ist und daß der Verherrlichung dieses ersten deutschen oder besser bairischen Geschichtschreibers (denn dem Stammlande Baiern, sowol der Dynastie als dem mit viel Liebe und Vorliebe geschilderten Volksstamme, wird ein ganz unverhältnißmäßiger Raum in seinen Werken gewidmet) ein guter Theil von bairischem Particularismus zu Grunde liegt. Diese particularistische Gesinnung läßt sich auch bei dem Verfasser nicht verkennen, wissentlich oder unwissentlich ist sie die Ursache, daß er seinen Helden über alle Gebühr zu erheben sucht, er ist ihm der Erzvater, der Großmeister und Fürst der deutschen Geschichtschreibung, der bairische Cato u. s. w. Derselbe bedenkt nicht, daß schon 300 Jahre vorher ein Otto von Freisingen Geschichte geschrieben hat, von welchem Schlosser in seiner „Weltgeschichte", VII, 343, sagt: „Hier erkennt man den gebildeten Mann von Stande, das Kind einer Zeit, wo Deutschland und Italien blühten, wo das letztere den härtesten Kampf um die Freiheit bestand und das alte römische Recht aufs neue ins Leben rief. Er ordnet die Thatsachen mit Verstand, sein Urtheil ist reif, sein Stil ist rein römisch und doch nicht irgendeinem Römer nachgeäfft; er beweist seinen Sinn in der Würdigung heimischer und fremder Sitten und Einrichtungen, und so wie er in Bezug auf Sitten und Gebräuche, die von denen seiner Landsleute abweichen, frei von Vorurtheil ist, so auch in Bezug auf Handlungen."

Ein Gleiches von Aventin zu behaupten, wird man sich wol hüten, und doch hatte dieser die großen Muster der Alten vor sich und sie fleißig gelesen, wie uns denn mitgetheilt wird, daß er ganze Seiten aus dem Tacitus frei herzusagen wußte. Von einem Geschichtschreiber, der so wenig kritischen Sinn besaß, der noch so tief im Aberglauben steckte, kann man daher nur sagen, daß er ein Kind seiner Zeit war, mit ihr dachte und fühlte und seiner geistigen Fähigkeiten, seines lebhaften patriotischen Gefühls wegen wol geeignet war, zu seinen Zeitgenossen in einer verständigen und für sie wohlverständlichen und ergreifenden Weise zu reden, daß er es verstand, ihren dunkeln Gefühlen und Verlangen beredten Ausdruck zu verleihen. Keineswegs aber kann man mit dem Verfasser behaupten, daß Aventin über seiner Zeit stand und daß er im Stande gewesen wäre, die Vergangenheit und Zukunft seiner Nation mit prophetischem Blick, mit geistigem Verständniß zu umfassen und zu schildern. Heutzutage sind Aventin's Werke nichts weiter als eine historische Antiquität und Curiosität. Trotzdem daß es sicher ist, daß er aus reichhaltigen und zuverlässigen Quellen schöpfte, wird doch, da er seine Quellen nie citirt, jeder Geschichtschreiber sich bedenken, ihm zu folgen und sich auf ihn zu berufen. Luden in seiner „Deutschen Geschichte" hat dies nur an sehr wenigen Stellen gethan (z. B. XI, 88; XII, 318, 419, 566) und zwar immer nur für Vorgänge im Herzogthum Baiern aus den spätern, namentlich hohenstaufenschen Zeiten, für welche man bei Aventin, dem so viele bairische Specialquellen zu Gebote standen, doch wol eine genaue und erschöpfende Kenntniß vorauszusetzen berechtigt war. Aber unser Verfasser hat sich dermaßen in seinen Helden verliebt, daß er behaupten will, schon

allein die genealogischen Tafeln, die Aventin entworfen, wären hinreichend gewesen, ihm die Unsterblichkeit zu sichern(?). Statt aller Widerlegung des hohen Berufs, der eminenten Befähigung, der wissenschaftlichen Spürkraft Aventin's für die Geschichtschreibung, auf welche der Verfasser in wirklich ermüdender Wiederholung immer von neuem zurückkommt (vielleicht weil ihm trotz seiner glaubensstarken Versicherungen einige Zweifel an seinen eigenen Behauptungen beiwohnen mögen und er diese Zweifel weder bei sich noch bei dem Leser tiefe Wurzel fassen zu lassen gewillt ist), verweisen wie lieber auf Aventin's Werke selbst.

Schon Westenrieder („Beiträge", III, 214, 215) hat an Aventin tadelnd hervorgehoben, daß er den Ursprung der bairischen Fürsten fast bis über den Ursprung der Welt selbst hinauszuleiten versuche. Die Quellen weiß er eben, je ferner sie seiner eigenen Zeit liegen, durchaus nicht zu sichten. Ihm ist jede Nachricht gut, wo er sie auch findet, ob bei einem Dichter oder einem Geschichtschreiber; ja er trägt kein Bedenken, die letztern zu befehden mit bloßer Hülfe der erstern. Die untergeschobenen „Berosi antiquitatum libri quinque cum commentariis Joannis Annii" nahm er ohne weiteres als echt an. Es sollte ja doch ein „chaldäischer Priester und Sternseher von Babylonien" existirt und „Bücher von den alten Geschichten nach der Sündflut und von dem Königreich Troja" hinterlassen haben; das war unserm Aventin vollkommen hinreichend, um das untergeschobene Werk gläubig als den echten Berosus hinzunehmen, die bedenkliche Form, der unwahrscheinliche Inhalt erregten ihm, wie es scheint, durchaus keine Scrupel. Ohne allen Anstand läßt er auf die Autorität des Berosus hin den Noah das Erdreich austheilen und den deutschen Landen den Sohn Julius Dis, Ditis, Teutsch oder Tuisco zum Kaiser setzen. In nicht zur Sache gehörenden Abschweifungen ist Aventin besonders stark, überall mischt er Allotria ein; wo er auf eine Materie kommt, über welche er etwas Belehrendes und Aufklärendes glaubt sagen zu müssen, da unterläßt er es gewiß nicht. So kommt er unter anderm auch auf die Logik und Dialektik zu sprechen, da heißt es denn sogleich: „Teutsch, eine außrechnerin, außschreiterin, gehet kortz den rechten wahren grundt nach, lehrt denselben suchen, lehrt, wenn einer ein ding nicht kan, oder weiß, wie ers suchen, außrechnen und finden sol und eine rechnung darauff machen, auff beyderley wege und parthey, darmit er auf den waren rechten grundt komm und die warheit erforsch und außrechnen lehre mit kurtzten Worten warhaftig vom grundt der sachen reden, ist ein werkzeug, maß und weiß, wie man alle ding recht lehrnen sol, seyn ihr gantz wenig, die sie recht können."

Ebenso ist Aventin stets bereit, an jeden Gegenstand einen andern noch so entfernten und heterogenen sofort anzuknüpfen, wenn sich nur irgendwie ein verwandtschaftlicher, wenn auch noch so fernliegender Anknüpfungspunkt bieten will. Noah bringt ihn auf die Kaiser Sigmund, Max und Karl V., Hercules auf die Pfaffen und Mönche, Julius Cäsar auf reichsstädtische Münzen u. s. w.

Große Anerkennung verdient dagegen jedenfalls das Streben Aventin's, der deutschen Sprache sich in möglichster Reinheit zu bedienen. Er beklagt, „daß Redner und Schreiber, voraus so auch Latein können, unsre Sprach biegen und krümmen im reden und schreiben, sie vermengen, felschen mit zerbrochenen lateinischen Wörtern, sie mit grossen umschweiffen unverständig machen. Das soll nit seyn." Indessen geräth hier der gute Aventin in eine entgegengesetzte Uebertreibung, und so wie er in den lateinisch geschriebenen Annalen die deutschen Namen: Egloffstein, Truhendingen, Helfenstein unverständlicher- und unverständigerweise in Agilopheimus, Druidus, Elephantostonensis latinisirt, so übersetzt er in der deutsch geschriebenen Chronik nicht nur Triumphe in Siegespracht, Satiren in Affenspiele, Hymnen in Reimgedichte, Quästoren und Censoren in Geld-, Rent-, Zucht- und Sittenmeister, sondern es muß sich auch das alte römische Geschlecht der Fabii gefallen lassen, in den unästhetischen Namen „Bohnmeyer" verdeutscht zu werden.

Daß Aventin bis über die Ohren im crassesten Aberglauben steckte, müssen wir freilich der Zeit, in welcher er lebte, zugute halten, aber immerhin bleibt es doch für einen Geschichtschreiber eine bedenkliche Sache und gereicht ihm keineswegs zur Empfehlung.

Sind wir nun aus diesen Gründen nicht im Stande, Aventin als Geschichtschreiber (seinem Werth und seiner Bedeutung als Gelehrter, als fleißiger Sammler, sowie als deutscher, respective bairischer Patriot und Mensch wollen wir in keiner Weise zu nahe treten, obgleich in letzter Beziehung nicht übersehen werden darf, daß derselbe sich mit großem Behagen den öftern Saufgelagen hingab, von zahlreichen crapulae und vomitus erzählt, womit wir übrigens keineswegs behaupten wollen, daß er ein Gewohnheitssäufer gewesen sei) so hoch zu stellen als der Verfasser, so bleibt dennoch dem mit Liebe, Fleiß und großer Sachkenntniß geschriebenen Buche sein unverkennbarer Werth selbst neben der im Jahre 1858 erschienenen Abhandlung von Theodor Wiedemann: „Johann Turmair, genannt Aventinus." Wenn dieses letztere Werk sich eingehender mit Aventin's Geschichtswerken, ihrem Inhalt wie ihrer Form nach, den hierzu benutzten Quellen u. s. w. beschäftigt (über 130 Seiten gegen kaum 20 Seiten bei Dittmar), so bemüht sich der Verfasser des vorliegenden Buchs hauptsächlich, dem Leser die bedeutende Persönlichkeit seines Helden nach jeder Richtung hin nahe zu bringen, ihn an der Schilderung eines Gelehrten und Patrioten, wie sie vor 300 Jahren waren, zu belehren und zu erbauen. Offenbar ist der Eindruck nur ein erfreulicher und ermuthigender, und wirkt hierbei die Wahrnehmung, daß der Verfasser seinem Helden oft übertriebenes Lob spendet, keineswegs störend ein, indem auf der andern Seite die anerkennungswertheste Unparteilichkeit diesen Fehler wieder vollkommen ausgleicht. Der Verfasser hat nicht die Absicht, zu täuschen und zu übervortheilen, er theilt in durchaus redlicher Weise ebenso wol dasjenige mit, was seinem Helden nachtheilig erscheint, wie das, was zu seinen Gunsten spricht, und setzt so den Leser in die vortheilhafte Lage, auf Grund des reichhaltigen, mit vieler Mühe und großem Fleiß gesammelten Materials sich ein selbständiges gründliches Urtheil zu bilden. 19.

Die evangelische Bewegung in Italien.

Leopold Witte hat ein interessantes Buch: „Das Evangelium in Italien", geschrieben, welches den Einfluß schildert, den die Reformation auf Italien übte seit dem 16. Jahrhundert bis auf unsere Tage. Ihm reiht sich nun auch eine kleine Schrift von C. Nitzsch an: „Die evangelische Bewegung in Italien", welche die heutzutage dort ins Werk gesetzten reformatorischen Versuche ausschließlich zum Gegenstande hat. Der Verfasser charakterisirt die dermaligen traurigen Zustände der römischen Kirche auf der Halbinsel, die lediglich gegen die weltliche Macht des Papstthums gerichteten Bestrebungen Passaglia's und kommt dann auf die eigentlich protestantischen Gemeinden zu reden, die in verschiedenen Städten Italiens sich gebildet haben. Es sind dies zunächst die Waldenser, die aus den Thälern Piemonts sich jetzt auch über Mittelitalien zu verbreiten suchen und ihr Predigerseminar bereits nach Florenz verlegt haben. Sie haben außerhalb der eigentlichen waldenser Thäler Gemeinden zu Turin, Genua, Florenz, Livorno, Modena, auf der Insel Elba und sogar in Palermo. Von ihnen zu unterscheiden ist die eigentlich italienisch-evangelische Partei, die in den Waldensern mehr nur eine exotische Pflanze des französischen Calvinismus sieht, und bei ihren reformatorischen Versuchen mehr in italienisch-nationalem Sinne zu verfahren strebt. An der Spitze dieser Partei steht der Graf Guicciardini und de Sanctis, ein ehemaliger Priester der römischen Inquisition, der in Genf zum Protestantismus übergetreten. Hauptorgane dieser Männer sind die von de Sanctis herausgegebene „Discussione pacifica", die seit einiger Zeit in Neapel erscheinende „Civiltà Evangelica" und die politisch-religiöse Zeitung „La Via di Roma", welche

seit Februar 1863 täglich in Florenz ausgegeben wird. Merkwürdig ist übrigens, daß nicht nur die Waldenser, sondern auch die italienisch-evangelischen Gemeinden, ganz entgegen dem sonstigen künstlerisch auf das Aeußere gehenden Sinne des Volks, bei ihrem Cultus die nüchternste Einfachheit beobachten. Schon aus diesem Grunde werden sie bei der Menge voraussichtlich große Erfolge nicht erzielen. Auch der Anlegung von Schulen stellt namentlich in Süditalien die Unempfänglichkeit des Volks für geistige Bildung große Hindernisse entgegen. In Neapel wurde im vorigen Jahre von einem Patrioten den Großen und Kleinen in der bequemsten Weise eine Ausbildung im Lesen und Schreiben geboten. Es war ein gut berechnetes Entgegenkommen, daß er um der Vorliebe willen, die der Neapolitaner für die Straße und für ungezwungenes Leben hat, in einer (nicht allzu belebten) Gasse einen Lehrer mit dem nothwendigen Apparate anstellte, um in den Nachmittagsstunden jedem, der lernen wollte, Anleitung zu geben. Obwol der Unterricht nicht nur unentgeltlich war, sondern sogar den Schülern tägliche und wöchentliche Prämien in Aussicht stellte, sah man doch nur in der ersten Zeit einige alte und junge Schüler zu den Füßen des Lehrers sitzen. Sie fanden dann doch das Geldstück, um welches es ihnen zu thun war, allzu theuer erkauft und der Lehrer wartete bald vergeblich auf seinem Posten. Auch die Opposition, die innerhalb des niedern katholischen Klerus gegen die Ansprüche der Hierarchie sich erhob, ruht zu wenig auf religiös geläutertem Grunde, um zu großen Hoffnungen zu berechtigen. Gavazzi sagte einmal im Hinblick auf den traurigen Zustand des Volkslebens: „Italien ist ein Land der Todten! So sagen unsere Feinde, und fürwahr sie haben ihr Möglichstes gethan, um es zu einem Land der Todten zu machen. Aber Italien stirbt nicht, denn es kann nicht sterben! Italien, welches zweimal von einem Tode, der ihm aufgezwungen und nicht sein eigener Tod war, auferstanden und zweimal der ganzen Welt eine neue Civilisation gegeben hat, Italien that seit langen Jahren, als schliefe es den Todesschlaf! Es war im Grabe verschlossen: der Priesterkönig hatte ihm die Exequien gesungen und die letzte Absolution ertheilt: die Schergen der Bourbonen, vereinigt mit denen des Kroaten, hielten Schildwache an diesem Grabe, damit niemand sich nahe: sie hatten ringsum eine Kirchhofsstille geschaffen und sie nannten sie Ordnung und Frieden: die Spione der Despoten prüften selbst die Mienen derer, die sich nahten, um aus ihnen die Gedanken und Empfindungen derer zu erkennen, die das Grab der gemeinsamen Mutter aufsuchten! Aber Italien stirbt nicht! Es that, als schliefe es und wartete auf den Augenblick der Auferstehung." Auch wir glauben: Italien ist nicht ein Land der Todten; aber auch nachdem es zu neuem politischen Leben erwacht ist, wird noch geraume Zeit hingehen, bis es den freiern staatlichen Institutionen gelungen ist, das geistige und sittliche Leben des Volks zu heben, ja ohne Erneuerung der Kirche und um deswillen ohne Lösung der römischen Frage wird es überhaupt schwerlich möglich sein.

Georg Heusinger.

Eine Episode aus der Geschichte Breslaus.

Friedrich der Große und die Breslauer in den Jahren 1740 und 1741 von C. Grünhagen. Breslau, Korn. 1864. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Alles, was mit der Person Friedrich's des Großen in irgendeiner Beziehung steht, wird dadurch von selbst in die weltgeschichtliche Sphäre gehoben, auch wenn es an sich nur das beschränkteste locale Interesse beanspruchen darf. So denn auch der hier dargestellte Abschnitt aus der Specialgeschichte der Stadt Breslau. Wer das deutsche Städtewesen des vorigen Jahrhunderts auch nur oberflächlich kennt, wird vermuthen, daß auch eine Episode aus der Geschichte der Hauptstadt Schlesiens in dieser Zeit keine Ausnahme von dem allgemeinen Bilde des gänzlichen Versiegens aller größern nationalen oder allgemein politischen Bedeutung zeigen kann. Breslau war wol damals, wie der große König im Jahre 1741 selbst sagte, eine der ansehnlichsten Städte im Deutschen Reiche, ansehnlicher als Nürnberg, Augsburg, Danzig und vielleicht nur hinter Dresden, Hamburg, Prag und Wien an Bevölkerungszahl und Vermögen zurückstehend, denn das rasch aufschießende Berlin mit seiner Bevölkerung von Bureau- und Kasernenbewohnern kann mit jenen organisch gewordenen Gebilden der ältern Zeiten damals nicht auf eine Linie der Vergleichung gestellt werden. Außerdem erfreute sich diese Stadt noch mancher Vorzüge vor den genannten damaligen deutschen Großstädten, mit Ausnahme der wirklich reichsfreien, wie Hamburg, Augsburg, Nürnberg.

Breslau war im Mittelalter durch die Tüchtigkeit seiner deutschen Bürgerschaft und durch die Gunst vieler zusammenwirkenden Verhältnisse innerhalb eines engern Kreises zu einer ähnlich politisch bevorrechteten Stellung gekommen wie die kaiserlich freien Reichsstädte innerhalb eines größern. Es war keine Reichsstadt in dem Sinne wie Nürnberg oder Hamburg, und konnte dies schon deshalb nicht sein, weil Schlesien gar nicht unmittelbar zum Reiche gehörte. Nur durch seine staatsrechtliche Verbindung mit Böhmen, das bekanntlich seit den Karolingern für ein Reichsland gilt, steht es mittelbar im Zusammenhang damit. Das Verhältniß hat große Aehnlichkeit mit dem, welches das Herzogthum Schleswig gegenwärtig zum Deutschen Bunde einnimmt, auf den es im staatsrechtlich formalen Sinne nur durch seine Verbindung mit dem Bundeslande Holstein Bezug hat. Aber innerhalb des böhmischen Kronlandes Schlesien behauptete die Stadt Breslau eine ähnliche, freilich nicht ganz dieselbe Autonomie, die die freien und Reichsstädte im eigentlichen Reiche gegenüber dem Kaiser und Reiche einnahmen. Der oberste Herr war hier wie dort der Kaiser selbst, nur daß er in Breslau blos als König von Böhmen die Rechte übte, die er in Nürnberg als Nachfolger Karl's des Großen und Rudolf's I. beanspruchen konnte. Wäre nicht zufällig die Person des Königs von Böhmen mit der des deutschen Kaisers seit der Thronbesteigung Ferdinand's I., seit 1556, stets zusammengefallen, weil das habsburgische Haus die Wahlkrone des Deutschen Reichs in eine erbliche Domäne zu verwandeln wußte, so würde auch die eigenthümliche Stellung Schlesiens und speciell der Stadt Breslau zum Reiche prägnanter herausgetreten sein.

Seit 1556 beginnt für Schlesien eine Periode großen und immer sich steigernden Unglücks. Die österreichische Politik sah bekanntlich ihre eigentliche Aufgabe in dem Kampfe gegen die deutsche Reformation und das deutsche Freiheitselement im Staate und Volke. Es thut nicht noth, auf die ebenso oft mit Helmtücke wie mit brutaler Gewalt versuchten Angriffe auf beide hinzuweisen, unter denen sich das arme Schlesien fast verblutete, bis die preußische Eroberung 1741 eine ganz neue Epoche begann. Um 1740 war es so weit gekommen, daß sich der Protestantismus, der einst die ganze Bevölkerung fast ausnahmslos mit fortgerissen hatte, in der verlustvollsten Defensive befand, obgleich ihm immer noch die größere Zahl der damaligen Bevölkerung anhing. Sie entfaltete darin einen bewundernswerthen passiven Heroismus, der um so höher anzuschlagen ist, als die Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege, die gefährlichste für die Gewissensfreiheit, in Deutschland nirgends zu Heroismus angethan war. Vergleicht man die furchtbaren und consequenten Anstrengungen, welche die katholische Reaction hier eigentlich doch, wenn man das Ergebniß eines vollen Jahrhunderts betrachtet, ohne wirklichen Erfolg gemacht hat, mit dem ähnlichen Treiben derselben Propaganda anderwärts in Deutschland, z. B. in der ebenfalls ganz protestantischen Oberpfalz, so erhält jener stille und zähe Heroismus der Schlesier an der relativ geringen Widerstandskraft, die dort entfaltet wurde, eine noch stärkere Folie. Dreißig Jahre reichten in der Oberpfalz hin, um mit dem Protestantismus vollständig und für immer aufzuräumen. Und das Land war über 70 Jahre von protestantischen Fürsten beherrscht und dem Katholicismus während dieser ganzen Zeit auch nicht der geringste Schlupfwinkel gelassen

worden. Von einem Kampfe des Volks für seine politische Freiheit konnte in Schlesien so wenig wie anderwärts im eigentlichen Sinne die Rede sein. Der Begriff einer Freiheit, die dem ganzen Volke gehört und für welche das ganze Volk kämpfen kann, ist jener Zeit noch fremd, die den Staat und die Gesellschaft in eine gewisse Zahl particularistisch-autonomer Gebilde aufgelöst hatte, welche factisch kaum andere Bande der Zusammengehörigkeit kannten, als die locale Vereinigung. Nennt man diese in ihrer Vielgliedrigkeit alles organischen Zusammenhangs beraubte Masse ein Volk, so hat auch das schlesische Volk dieser Zeit sich mit ähnlicher Zähigkeit wie für seinen Glauben so auch für seine Freiheit, d. h. seine Privilegien gegenüber der Regierung, gewehrt. Eine wirkliche Gemeinsamkeit des Widerstandes war aber nothwendigerweise da ausgeschlossen, wo jedes kleinste Häuflein der ganzen Masse ebenso sehr oder noch mehr von jedem andern über, neben und unter ihm zu fürchten gewohnt war, und nach dem Zuschnitt des Ganzen auch mit Recht fürchten mußte, als von der Regierung selbst. Alle konnten recht wohl darin einig sein, daß die Regierung ihnen alle Rechte und Privilegien verletzt habe und doch fortwährend mit derselben Regierung sich zur Unterdrückung ihrer wirklichen oder vermeintlichen Feinde und Concurrenten verbinden. Es gehörten ganz besondere Umstände dazu, wenn ein derartig beschaffenes Volk oder Gemeinwesen sich mit Glück gegen seine Regierung vertheidigen sollte. Das berühmteste Beispiel der Periode unmittelbar nach der Reformation, der Kampf der niederländischen Provinzen gegen die spanische Regierung, gibt die beste Belehrung darüber, daß selbst die in jeder Hinsicht günstigste Situation eines Volks gegenüber seiner Regierung, wie sie den Provinzen ohne Frage zukam, nichts ausgerichtet hätte, wenn nicht die große europäische Politik aus Motiven, die mit denen der Kämpfenden selbst ursprünglich gar keine Gemeinsamkeit zeigten, sich ins Mittel gelegt und so jenem particularistischen Freiheitskampfe zu einem wenn auch nur theilweise glücklichen Erfolge verholfen hätte.

So war es denn auch in Breslau um 1740 so weit gekommen, daß das städtische Gemeinwesen nur noch durch die Schwerfälligkeit und Vielgestaltigkeit seiner Formen dem Regierungsdespotismus eine Art von Schranke entgegensetzte. Zu einer formellen Vernichtung der geschriebenen oder durch das Herkommen bestehenden Privilegien war die österreichische Regierung hier nicht geschritten, weil sich ihr kein offener Anlaß dazu geboten hatte. Das wichtigste davon, aber auch nur herkömmliches Recht, was Breslau besaß, war das jus praesidii, die Befugniß sich selbst zu vertheidigen, eigene Truppen zu halten und keine andern, selbst nicht die des Landesherrn, einzunehmen. Dadurch war es der Stadt möglich gewesen, im Dreißigjährigen Kriege eine fast unangefochtene Neutralität zu bewahren. Bei dem Vordringen der Preußen im December 1740 setzte es der Bürgerstand gegen den Willen der regierenden Klassen durch, daß die Stadt streng auf diesem Selbstvertheidigungsrecht bestand und die Aufnahme österreichischer Truppen verweigerte. Die natürliche Consequenz davon war ein Neutralitätsvertrag mit Friedrich dem Großen. Bald aber sah dieser, daß ihm zur Sicherstellung des kaum gewonnenen und so energisch von den Oesterreichern streitig gemachten Landes der Besitz und die unbeschränkte Disposition über Breslau nothwendig sei. Am 10. August 1741 wurde die Stadt durch preußische Truppen überrumpelt, ohne daß ein Tropfen Blutes dabei vergossen zu werden brauchte und unmittelbar darauf zur Huldigung an den neuen Herrn Schlesiens veranlaßt.

Dies sind die Umrisse des vorliegenden Buchs, welche der Verfasser mit Hülfe eines reichen Quellenmaterials aller Art, darunter namentlich mehrere memoirenartige Aufzeichnungen aus der Mitte der Stadt selbst, zu einem lebendigen und höchst anziehenden Bilde zu gestalten verstanden hat. Er hat sich damit nicht nur den Dank derer verdient, die aus localem Interesse sich mit der Geschichte der Stadt vertraut machen, sondern, wie schon oben bemerkt wurde, zugleich einen nicht gering zu achtenden Beitrag zu der großen Geschichte der Zeit geliefert. Der reiche cultur- und sittengeschichtliche Gewinn, der aus einer solchen, wir möchten sagen anatomisch genauen Darstellung eines deutschen städtischen Gemeinwesens inmitten einer weltgeschichtlichen Krisis sich ergeben muß, darf wol nicht erst besonders hervorgehoben werden. Die Arbeit kann als mustergültig für eine Hauptaufgabe unserer gegenwärtigen Geschichtswissenschaft betrachtet werden: das entschieden particularistische Material der Localgeschichte mit seiner vollsten Berücksichtigung als solches zu einem wirklich geschichtlichen Zwecke zu verwerthen.

Heinrich Rückert.

Notiz.

Sprichwörter des Mittelalters.

In Nr. 43 d. Bl. f. 1863 machten wir auf die Nachträge aufmerksam, welche J. V. Zingerle bei Gelegenheit einer literarischen Besprechung in Pfeiffer's „Germania" zu der Körte'schen Sprichwörtersammlung aus dem ältern deutschen Literaturschatze lieferte. Es waren dies freilich, wie es in einer Recension nicht anders sein konnte, nur eine geringe Anzahl einzelner Beispiele, doch gaben sie schon hinreichend Zeugniß, daß sich der Beurtheiler in den Quellen tüchtig umgesehen hatte. Zu unserer Freude hat Zingerle vor kurzem seine Sammlungen und Lesefrüchte in einer selbständigen Schrift „Die Sprichwörter im Mittelalter" (Wien, Braumüller, 1864) veröffentlicht, die eine fühlbare Lücke in der Sprichwörterliteratur ausfüllt und auch außerhalb des engern Kreises der deutschen Philologen um so dankbarer hingenommen werden wird, als das Sprichwort sich gerade gegenwärtig nach den verschiedensten Richtungen hin einer besondern Gunst und eifrigen Pflege zu erfreuen hat. Ohne Zweifel wird Zingerle's Arbeit auch für das große „Sprichwörter-Lexikon" von Wander, welches rüstig weiter schreitet und ein wahrer Hausschatz des deutschen Volks zu werden verspricht, noch manchen schätzenswerthen Beitrag liefern können. Der Verfasser hat in erster Reihe die Dichtungen des 12. bis 14. Jahrhunderts ausgezogen und außer dem Sprichwort im engsten und genauesten Sinne auch auf die freiere dichterische Benutzung der eigentlichen volksthümlichen Redewendungen Rücksicht genommen. Auch in dieser Hinsicht verdient Zingerle's Sammlung die Beachtung der Literaturfreunde. 4.

Bibliographie.

Baedeker aus der Vogelperspective oder die Lehre vom Reisen. Ein Beitrag zur Philosophie des Reisens von A. v. T. Bonn, Cohen u. Sohn. 8. 15 Ngr.

Bibra, E. Freih. v., Hoffnungen in Peru. Ein Roman. Drei Bände. Jena, Costenoble. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Boehnecke, K. G., Demosthenes, Lykurgos, Hyperides und ihr Zeitalter mit Benutzung der neuesten Entdeckungen, vornehmlich griechischer Inschriften. 1ster Band. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Neuere Zeit. 1ster Band. 1ste Abtheilung. München, Literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 1 Thlr.

Taubert, O., Paul Schede (Melissus). Leben und Schriften. Torgau, Jacob. Gr. 4. 7½ Ngr.

Wendt, B., Kirchliche Ethik vom Standpunkt der christlichen Freiheit. I. Einleitung in die Ethik: Entwicklungsgeschichte der christlichen Freiheit in der Kirche und Theologie. Leipzig, Brendt. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Wildauer, T., Denkbuch der Feier der 500jährigen Vereinigung Tirols mit Oesterreich. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 25 Ngr.

Wolf's, A., gesammelte und nachgelassene Schriften. Dresden, Kuntze. Gr. 8. 1 Thlr.

Wulff, F. W., Novellen. 1ster Band. Dresden, Kuntze. 8. 1 Thlr.

Anzeigen.

Guizot über das Wesen des Christenthums.

Soeben erschien im Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig:

MÉDITATIONS
SUR L'ESSENCE DE LA RELIGION CHRÉTIENNE
par **M. Guizot.**

Édition autorisée pour l'étranger.

8°. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der bekannte Verfasser behandelt in dieser aus acht einzelnen Abschnitten bestehenden Schrift: das innerste Wesen der christlichen Religion, d. h. die natürlichen Probleme, denen sie entspricht; die Grunddogmen, durch welche sie diese Probleme löst; die übernatürlichen Thatsachen, auf welchen diese Dogmen beruhen; die Schöpfung, die Offenbarung; die Inspiration der Heiligen Schrift; Gott nach der Bibel; Jesus Christus nach dem Evangelium. Als ein Seitenstück zu Renan's und Strauss' „Leben Jesu" wird diese Schrift Guizot's gewiss Aufsehen erregen.

In Commission bei F. A. Brockhaus in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bericht über den ersten Deutschen Journalistentag,

gehalten zu Eisenach am 22. Mai 1864.

Im Namen des Ausschusses erstattet von

Karl Biedermann,

Redacteur der Deutschen Allgemeinen Zeitung.

Preis 4 Ngr.

Außer den an die Mitglieder des Deutschen Journalistentags versandten Exemplaren wurde eine Anzahl Abdrücke zum buchhändlerischen Debit hergestellt. Bei der Wichtigkeit, welche die Verhandlungen für die gesammte periodische Presse Deutschlands haben, wird der gedruckte Bericht in vielen Kreisen mit Interesse gelesen werden. Derselbe enthält insbesondere die zum Theil sehr eingehenden Referate über: Bundespreßgesetzgebung, das Verhältniß der Tagespresse zu den Postanstalten, den Zeitungsstempel, den Nachdruck in Zeitungen, endlich den motivirten Entwurf einer Altersversorgung für Journalisten.

☞ **Die Redactionen anderer Zeitungen und Zeitschriften werden im Interesse der Sache um Aufnahme dieser Anzeige gebeten,**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Heinrich der Erste, der Städtegründer.

Poetische Erzählung in Bildern

von **Karl Weiß.**

Miniaturausgabe. Geh. 16 Ngr. Geb. 24 Ngr.

Mit warmem patriotischen Gefühl schildert der Dichter die tapfern Thaten Heinrich's I., des ersten deutschen Königs aus dem sächsischen Hause (919—936), dem das deutsche Städtewesen die Grundlage zu seiner so großartigen und segensreichen Entwickelung verdankt. Die Dichtung ist Moriz Carriere zugeeignet.

Brockhaus' Reise-Atlas von Deutschland.

Neuester Führer durch alle Theile Deutschlands, enthaltend 58 verschiedene General- und Special-Eisenbahnkarten, Flusspanoramas, Städtepläne, Ansichten u. s. w., Nachweis der Hôtels, Taxpreise, Sehenswürdigkeiten und viele andere dem reisenden Publikum nothwendige Notizen.

Der Atlas besteht aus folgenden sechs Sectionen, deren jede für sich ein selbständiges Werk bildet und auch einzeln zu beziehen ist:

Oesterreich. Mit 6 Karten und 2 Städteplänen.
Die Rheinlande. Mit 8 Karten und 2 Plänen.
Baiern und Würtemberg. Mit 10 Karten und 4 Plänen.
Nordost-Deutschland und Schlesien. Mit 8 Karten und 3 Plänen.
Nordwest-Deutschland. Mit 6 Karten und 4 Plänen.
Sachsen, Thüringen und Hessen. Mit 7 Karten und 3 Plänen.

Diese Sectionen gewähren den grossen Vortheil, dass der Reisende in jeder derselben alles für eine specielle Tour Nöthige findet, ohne sich mit einem umfangreichen Buche beschweren zu müssen.

Preis jeder Section cartonnirt 24 Sgr. Die Karten und Pläne sind auch einzeln mit Text cartonnirt à 5 Sgr. das Blatt zu haben.

In unserm Verlage erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Klinschor.

Ein Gedicht

von

E. Solger.

Preis: 25 Sgr.

Vorstehende freie Dichtung, welche einen, theils auf Geschichte, theils auf Sage beruhenden, fränkischen Stoff behandelt, ist vom Verfasser derart erweitert, daß sie nicht nur ein Gemälde früherer Zustände Deutschlands enthält, sondern auch die zu aller Zeit stattfindende geistige Entwickelung der einzelnen Individualität zur Darstellung bringt.

Nürnberg. **J. A. Stein's Buchhandlung.**
(Ad. Köllner.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon.

Zweite, völlig umgearbeitete Auflage.

Dies allgemein bekannte und bewährte Universal-Lexikon für den Handgebrauch erscheint gegenwärtig in zweiter, vielfach verbesserter und bis auf die neueste Zeit fortgeführter Auflage in Lieferungen zu 5 Ngr., wodurch zu dessen allmählicher Anschaffung Gelegenheit geboten ist.

In allen Buchhandlungen werden **noch Unterzeichnungen** angenommen.

Preis des Heftes 5 Ngr., des Bandes geheftet 1 Thlr. 20 Ngr., gebunden 1 Thlr. 27½ Ngr.

☞ Was über 40 Hefte erscheint, wird an die Subscribenten gratis geliefert.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 32. — 4. August 1864.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Hochstetter's Beschreibung von Neuseeland.

Neuseeland von Ferdinand von Hochstetter. Mit 2 Karten, 6 Farbenstahlstichen, 9 großen Holzschnitten und 89 in den Text gedruckten Holzschnitten. Stuttgart, Cotta. 1863. Lex.-8. 7 Thlr.

Es sind nunmehr 222 Jahre verflossen, seitdem Tasman zuerst Neuseeland entdeckte, und 124 Jahre, seitdem das Zedler'sche Universal-Lexikon es mit den Worten beschrieb: „Neuseeland ist eine große Landschaft in Südamerika um den Südpol, von dem Stillen Meere südwärts entlegen und eine ziemliche Ecke ostwärts von Neuguinea und den Salomons-Inseln." Johann Hübner erzählt in seiner vollständigen Geographie vom Jahre 1745, daß Neuseeland von großen, schwarzen Menschen bewohnt sei, welche von den Holländern anfangs „vor Riesen" angesehen worden seien, und schließt seine kurze Schilderung mit den Worten: „Es ist nichts da zu holen, also geben sich auch die Engländer keine Mühe darum." Wie sehr hat sich seitdem das Blatt gewendet! Die Engländer haben vollkommen eingesehen, wie viel in Neuseeland „zu holen" ist, und haben sich eine Welt von Mühe darum gegeben. Und nicht die Engländer allein, sondern unter andern auch die Deutschen, wie das vorliegende, typographisch und künstlerisch prächtig ausgestattete Werk auf das rühmlichste beweist. Hochstetter's Werk gehört in der That nicht allein zu den trefflichsten Früchten deutscher Wissenschaft, die Verdienste, welche der Verfasser sich namentlich um die geologische Erforschung der jungen Colonie erworben hat, sichern seinem Namen auch in ihren eigenen Annalen eine bleibende Stelle. Ein durchaus praktisches Bedürfniß, das Bedürfniß nach Kohlen, war es, welches den nächsten Anstoß zu diesem glänzenden Doppelergebniß gab. Die antipodischen Colonisten erkannten nämlich vollständig, eine wie wesentliche Lebensbedingung es für sie wäre, gerade in Bezug auf ihre Brennstoffe auf eigenen Füßen zu stehen, und um Gewißheit darüber zu erlangen, was sie in dieser Hinsicht von ihrer neuen Heimat zu hoffen hätten, verlangten sie nach einer sachverständigen Untersuchung der in der Provinz Auckland kürzlich entdeckten Kohlenfelder. Die geeignetste Persönlichkeit für diese Aufgabe wurde in dem die Novara als Geolog begleitenden Ferdinand von Hochstetter gefunden, und es kam daher zwischen dem Commando der Novara-Expedition und der Colonialregierung ein Vertrag zu Stande, nach welchem Hochstetter „zu weitern geologischen Untersuchungen auf Neuseeland (Provinz Auckland) zu verbleiben und seine Einrichtungen so zu treffen habe, daß er gegen Ende des Jahres 1860 wieder in Europa eintreffen könne". Beiläufig wollen wir bemerken, daß er bereits am 9. Januar 1860 wieder in Triest anlangte und sich in den Widerspruch verwickelt, „seine Zeit sei bis zum äußersten Termin abgelaufen gewesen". (Wahrscheinlich ist also 1860 in der ersten Stelle ein Druckfehler für 1859.) Auch während dieses Aufenthalts wurde Hochstetter fortwährend als Mitglied der Novara-Expedition angesehen, sodaß seine wissenschaftlichen Beobachtungen und Sammlungen derselben zugute kommen mußten, wohingegen die Kosten seines Aufenthalts, seiner Reisen u. s. w. der Colonialregierung anheimfielen.

Es will uns bedünken, als sei der Verfasser auf diese Weise gewissermaßen zwischen Scylla und Charybdis gestellt worden; doch scheint er sich glücklich aus dem Dilemma herausgezogen und beide Parteien befriedigt zu haben. Er verließ auf diese Bedingungen hin am 7. Januar 1859 die Novara und verweilte bis zum 2. October desselben Jahres „allein bei den Antipoden", wo ihm jedoch von allen Seiten die freundschaftlichste und thatkräftigste Unterstützung zutheil wurde. Wie ausbedungen, widmete er den größten Theil seiner Zeit und Arbeit der Provinz Auckland, doch konnte er sich nicht von der Colonie trennen, ohne auch der Südinsel (Nelson) einen

Besuch abgestattet zu haben. Seine Theilnahme und seine Untersuchungen beschränkten sich übrigens keineswegs blos auf Geologie, sondern sie umfaßten das ganze Gebiet der Naturwissenschaften und der physischen Geographie, ja er bethätigte seinen offenen Sinn wie sein eindringendes Verständniß auch für die geschichtlichen und politischen Verhältnisse des Landes wie für die Sitten, die Sprache und die Poesie der Eingeborenen. Wir haben es hier zwar nur mit der allgemein literarischen Seite seines Werks zu thun und müssen die Beurtheilung der eigentlich wissenschaftlichen den Fachmännern überlassen; so viel aber dürfen wir wol sagen, daß wir dem Verfasser nach allen genannten Richtungen hin eine wesentliche Bereicherung unserer Kunde Neuseelands verdanken. Er lehrt uns Neuseeland in jeder Hinsicht als ein Zukunftsland, wir möchten fast sagen als das Zukunftsland par excellence kennen, als das Großbritannien des Südens, wie es besonders von den Engländern gern bezeichnet wird.

Schon in seiner Größe und geographischen Lage zeigt Neuseeland eine in die Augen fallende Aehnlichkeit mit Großbritannien. Nach von Sydow's Berechnung umfaßt es einschließlich der kleinen Stewart-Insel 4905 Quadratmeilen, wovon nach Hochstetter 52 Millionen Acres culturfähiger Boden sind, sodaß das Land nach seiner Schätzung im Stande ist, 15 Millionen Menschen zu ernähren. Die Entfernung vom Festlande Neuholland ist zwar größer als die Großbritanniens vom Continent, allein bei der gegenwärtigen Entwickelung der Dampfschiffahrt und der Telegraphen scheint das keinen wesentlichen Unterschied zu machen. Ein Dampfer fährt in 5—6 Tagen von Auckland nach Sidney, ein Segelschiff in 10—14 Tagen. Das Verhältniß zu Tasmanien und zu den übrigen polynesischen Inseln ist gleichfalls günstig. Die bedeutende Küstenentwickelung und der Reichthum an guten Häfen sind ganz für einen mächtig emporblühenden Seehandel geschaffen, und der Urwald bietet Schiffsbauholz in reicher Fülle dar. Auckland ist gleichsam das Korinth des Südens, und es ist bei den Colonisten bereits der vielversprechende Plan aufgetaucht, seinen Isthmus zu durchstechen. Schiffbare Flüsse, namentlich der Waikato auf der Nordinsel, durchziehen das Land wie Pulsadern und erweitern sich an den Mündungen zu geschützten Aestuarien. Die australische Wasserarmuth schlägt hier vielmehr in ihr Gegentheil um, sodaß Neuseeland durchaus zu einem gewerbthätigen, blühenden Seestaat bestimmt erscheint, der jedoch nach Hochstetter's Ansicht „nur Bestand haben kann als ein Ganzes mit zwei Theilen, als Ein Staat mit zwei Provinzen: Nordinsel und Südinsel. Auckland wird dann die Hauptstadt der Nordprovinz, Canterbury die Hauptstadt der Südprovinz sein. Der Sitz der Regierung aber wird an der Cooksstraße liegen müssen, und vielleicht hat Nelson mehr als Wellington das natürliche Anrecht, der gouvernementale Mittelpunkt des einstigen Gesammtstaats zu sein."

Das Klima gehört zu den mildesten, gesundesten und für Europäer zuträglichsten, und die Breitenausdehnung des Landes durch 12 Grade sowie die Alpen der Südinsel gewähren den Bewohnern die Möglichkeit, sich nach Bedürfniß in verschiedene klimatische Regionen zu versetzen. Nur Ein Uebelstand scheint diesen Vortheilen die Wage zu halten, der, daß das Land in hohem Grade vulkanisch und in dieser Beziehung durchaus ein Seitenstück zu Island ist. Es entsteht daher die Frage, „ob der Boden unter den Füßen der Ansiedler auch sicher sei, und ob sie sich nicht einige Jahrhunderte zu früh einem junggeborenen Kinde unserer Mutter Erde anvertraut haben, ob Neuseeland nach den vielen vulkanischen und neptunischen Kämpfen, deren Spur sein Boden trägt, gegenwärtig in vollem Naturfrieden ausruhe"? Der Verfasser gibt auch hierauf eine im ganzen beruhigende Antwort. Er sagt:

Obwol die inneren Erdkräfte, seitdem sich Europäer dort niedergelassen, an einzelnen Ecken, namentlich zu beiden Seiten der Cooksstraße, ziemlich unsanft gerüttelt und geschüttelt haben, obwol vermuthlich noch manches heftige Erdbeben, manches unterirdische Getöse und vielleicht auch noch einzelne schwache Vulkanausbrüche die Ruhe der Bewohner stören werden, so ist doch gewiß, daß sich seit Cook's Zeiten die Formen der Doppelinsel nicht wesentlich geändert haben, daß schon lange, ehe der erste Europäer seinen Fuß an die Küste Neuseelands setzte, das Land die Wohnstätte zahlreicher Völkerstämme war, die lange Ahnenreihen zählten, und daß Beobachtungen und Thatsachen erhärten, daß die vulkanischen Kräfte der Tiefe, die es schon jetzt nicht mehr zum Erguß feurig-flüssiger Lava bringen, sichtlich im Absterben und Erlöschen begriffen sind. Alle beobachteten Erscheinungen deuten übrigens auf ein vulkanisches Centrum in der Cooksstraße hin, und es ist eine bei den Colonisten allgemein verbreitete Ansicht, daß hier ein unterseeischer Vulkan liege, mit dessen Ausbrüchen die Erdbeben verbunden sind.

Auf der vulkanischen Linie zwischen den beiden einzigen noch thätigen Vulkanen, Tongariro und Whakari (auf der Weißen Insel an der Ostküste der Nordinsel) vergeht fast kein Monat ohne einen leichten Stoß oder eine wellenförmige Bewegung, allein es wird dadurch kein Schaden angerichtet und es ist dessenungeachtet gewiß, daß auch die vulkanische Thätigkeit schließlich nur zum Heil der Colonie dienen wird. Nächst Island ist nämlich die Provinz Auckland das merkwürdigste und ausgedehnteste heiße Quellengebiet der Erde, und namentlich in ihrem Seedistrict sprudelt in unzähligen heißen Quellen ein überflüssiger Schatz von Heilung und Gesundheit aus der Erde, „für in Zukunft Krankende sorgend". Hochstetter sagt weiter:

Nur die Eingeborenen haben bisjetzt Gebrauch gemacht von diesen großartigsten Thermen der ganzen Welt und Linderung und Heilung gefunden bei mannichfachen Leiden und Krankheiten. Wenn aber einst mit der fortschreitenden Colonisation von Neuseeland die Gegend zugänglicher wird, dann werden Tausende von Menschen, welche auf der südlichen Hemisphäre in Australien, Tasmanien oder Neuseeland ihre Heimat haben, dahin pilgern, wo die Natur in der herrlichsten Gegend, im besten und mildesten Klima so merkwürdige Phänomene zeigt und in so unerhörter Anzahl und Fülle die heilkräftigsten warmen Quellen geschaffen hat.

Vielleicht erleben wir es also noch, ein Neukarlsbad oder Neuwiesbaden bei den Antipoden entstehen zu sehen. Die Colonialregierung wenigstens läßt es ihrerseits an nichts fehlen, um diese wie alle übrigen natürlichen Hülfs-

quellen des Landes bekannt und nutzbar zu machen, wobei sich namentlich die Anstellung von Regierungsgeologen in den verschiedenen Provinzen als eine außerordentlich förderliche Maßregel erweist. Mit den bisjetzt aufgefundenen Kohlenlagern sind die Colonisten zwar nicht sonderlich zufrieden, weil sie, durch ihre heimische Steinkohle verwöhnt, die Braunkohle noch nicht gehörig zu würdigen und zu verwerthen wissen, besonders da diese allerdings für die großen Seedampfer, welche möglichst viel Heizungsmaterial in den möglichst kleinen Raum zusammenzupacken genöthigt sind, nicht verwendbar ist. Für jede andere Art des industriellen Betriebes ist sie dagegen vollkommen ausreichend. Eine sehr brauchbare Schwarzkohle für den schon jetzt ungeheuern Schiffahrtsbedarf in der Südsee liefert dagegen das australische Newcastle, und man darf hoffen, früher oder später auch in Neuseeland selbst Kohlen zu finden, welche die australische Dampfschiffahrt vom Mutterlande unabhängig machen werden. Vorläufig sind ja erst die Anfänge zu einem geregelten Bergbau gemacht, und die Kohlenfrage, obwol auf die Dauer von weit höherer Bedeutung, ist für jetzt durch die Goldlager in den Hintergrund gedrängt worden. Die 1861 entdeckten Goldfelder von Otago haben natürlicherweise eine große Anzahl Einwanderer angelockt und bewähren sich auch hier wie in Californien und Australien als der mächtigste Hebel der Colonisirung, sodaß sie, richtig verstanden, ein wahrer Segen für das Land sind. Aber das Goldfieber wird verrauschen und der Kohlenbedarf wird bleiben.

Wenn sonach die Gäa von Neuseeland (die Fachgelehrten mögen uns diesen Ausdruck zugute halten) ganz geeignet ist, dem Lande eine große Zukunft zu sichern, so gehen auch die Fauna und Flora darin Hand in Hand mit ihr; beide gewähren den Ansiedlern nicht nur volle Sicherheit, sondern auch reiche Hülfsquellen zu Erwerb und Genuß. Zu gleicher Zeit bieten sie aber auch der Wissenschaft die anziehendsten Stoffe zu tiefgreifenden Untersuchungen dar, und vielleicht kein Land gibt so wichtige Aufschlüsse über die Geschichte der organischen und unorganischen Natur als gerade Neuseeland. Wenn irgendwo, so bestätigt sich hier Darwin's Theorie vom Kampfe um das Dasein in einer Reihe der interessantesten und bedeutungsschwersten Thatsachen. Es ist bekannt, daß Neuseeland ursprünglich fast gänzlich Mangel an Landsäugethieren litt; bis auf eine jetzt fast ausgerottete Hundeart (Kararehe) und eine einheimische Ratte (Kiore), welche gegenwärtig von der europäischen ebenfalls fast vernichtet ist, hatten beide Inseln kein einziges Säugethier aufzuweisen. Freilich fehlten ihnen auch die giftigen und schädlichen Thiere, Schlangen, Schildkröten und Batrachier (bis auf eine Ausnahme; ein englischer Kapitän soll einmal eine Giftschlange ans Land gesetzt haben, doch hat sie sich glücklicherweise nicht fortgepflanzt). An Seefischen ist Ueberfluß vorhanden; von Süßwasserfischen finden sich dagegen nur wenige Arten, vorzugsweise Aale, für welche die Maorisprache mehr als zwei Dutzend verschiedene Namen besitzt und die bis zu 50 Pfund Schwere erlangen. Wie für die europäischen Menschen, so ist Neuseeland auch für die europäischen Hausthiere ein überaus günstiger Boden. Der erste Entdecker hinterließ dem Lande das Schwein, für seine damaligen Verhältnisse in der That das geeignetste Hausthier, da das (später eingeführte) Rind zu seiner Existenz einer bereits vorgeschrittenern Cultur bedarf. Von Schafen und Schafzucht finden wir merkwürdigerweise bei Hochstetter so gut wie keine Erwähnung. Die Schweine fanden an den früher von den Eingeborenen selbst als Nahrung benutzten Farrnwurzeln eine vortreffliche Mast; sie verwilderten und vermehrten sich in so unglaublichem Maße, daß vor einiger Zeit drei Jäger (oder sollen wir sagen Mörder?) binnen 20 Monaten in einem District von 250000 Acres nicht weniger als 25000 Wildschweine tödteten und sich anheischig machten, auf demselben Jagdgrunde noch weitere 15000 Stück zu erlegen. Nicht eingeführt, sondern eingeschleppt haben die Europäer, wie bemerkt, die europäische Ratte (nebst der Maus) und den Floh, welchen letztern die Eingeborenen daher Pakehanohinohi, d. h. den kleinen Fremdling nennen. Im Verein mit den einheimischen Mosquitos und Sandfliegen wie einer selten vorkommenden giftigen Spinne (Katipo) und einer abscheulich stinkenden Schabe (Blatta) bilden diese Eindringlinge die einzigen schädlichen oder mindestens lästigen Thiere des Landes.

Mit der Fauna übereinstimmend enthält die Flora keinerlei Giftpflanzen, sie bietet vielmehr alle für ein europäisches Culturleben nöthigen Erfordernisse dar. Die Fülle von Farrn und andern Kryptogamen, welche dem Lande einen so eigenthümlichen Charakter verleiht, ist nach Hochstetter nur ein Product des feuchten oceanischen Klimas und keineswegs die Folge eines etwaigen Zurückbleibens des Landes in der Entwickelungsgeschichte der Erde. Neuseeland gleicht darin dem smaragdgrünen Irland, das sich ja auch durch seinen Farrnreichthum auszeichnet. Ein für das europäische Auge und Gemüth empfindlicher Mangel ist die Armuth an Blumen, doch dürfte auch in diesem Punkte ohne Zweifel der Acclimatisation ein ergiebiges Feld geöffnet sein. Unter den Nutzpflanzen nimmt bekanntlich die erste Stelle der neuseeländische Flachs in seinen verschiedenen Varietäten ein, der Millionen Acres bedeckt und sich vortrefflich zum regelrechten Anbau eignet, sodaß er eine vorzügliche Erwerbsquelle und ein Hauptausfuhrartikel zu werden verspricht. Nur der Mangel einer Maschine, welche die Herstellungskosten der verwendbaren Faser auf ein Minimum reducirt, verhinderte bisher die allgemeine Verwerthung desselben. Seitdem jedoch diesem Mangel durch die Erfindung eines Geistlichen, des Reverenden Purchas (wie mannichfaltig doch die Leistungen eines englischen Reverend sind!) abgeholfen worden ist, steht der Concurrenz des Phormium tenax mit den übrigen Faserstoffen nichts mehr im Wege. Angestellte Versuche haben überdies ergeben, daß der neuseeländische Flachs den europäischen an Haltbarkeit weit übertrifft und der Seide zunächst steht.

So günstig sind nach allen Seiten hin die natürlichen Bedingungen des Zukunftlandes. Daß dessenungeachtet Neuseeland in seiner Entwickelung als Colonie von Anfang an bis heute Unglück gehabt hat, rührt aus andern Ursachen her; es rührt daher, daß es nach Hochstetter's Worten bisjetzt den historischen Frieden noch ebenso wenig errungen hat, als den vollen Naturfrieden. Man muß den Engländern die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie an keine Colonie mit bessern Vorsätzen gegangen sind, als eben an Neuseeland. Man wollte alle früher begangenen Fehler vermeiden, man wollte aufrichtig ein gutes Vernehmen mit den Eingeborenen herstellen und ihnen ehrlich die Segnungen der Civilisation zutheil werden lassen. Die Maoris, einer der edelsten Zweige der polynesischen Völkerfamilie, schienen dazu ein vorzugsweise geeignetes Material; kräftig und tapfer, intelligent und bildungsfähig standen sie nur durch den Einen düstern Zug des Kannibalismus im Widerspruch mit jener völligen Harmlosigkeit, welche, abgesehen vom Vulkanismus, den Charakter der neuseeländischen Natur ausmacht. Diesen Kannibalismus aber zeigt uns Hochstetter nicht als das Verbrechen, sondern als das Unglück der Maoris auf; er weist ihn als „eine der mannichfaltigen Erscheinungen in dem Kampfe ums Dasein" nach. Neuseeland ist oder war vielmehr die Heimat jener räthselhaften Riesenvögel, der Moas, deren eifrig aufgespürte Ueberreste jetzt die Cabinetsstücke unserer zoologischen Museen bilden und in denen man das Urbild zu Marco Polo's Wundervogel Ruk (oder Rok) erkannt zu haben glaubt. Unfähig zu fliegen wie zu schwimmen, noch auch mit der Laufkraft des Straußes begabt, besaßen die Moas augenscheinlich außerordentlich geringe Widerstandskraft gegen die Angriffe und Nachstellungen der Maoris, die bei dem Mangel an Vierfüßlern sie zu ihrer Nahrung bedurften, und zogen sich daher auf das scheueste vor den Menschen zurück. Es ist begreiflich, daß die Maoris unter diesen Umständen die Moas in nicht zu langer Zeit vertilgen mußten, wie sie jetzt selbst im Kampfe um das Dasein vertilgt werden. Die einheimische Ratte war nur ein höchst armseliger Ersatz der nothwendigen Fleischnahrung für sie, und so wurden sie Menschenfresser aus Hunger, denn das unabweisbare Bedürfniß der Fleischnahrung ist nach Hochstetter der einzige Erklärungsgrund des Kannibalismus. Dazu stimmt, daß weniger durch die Einführung des Christenthums als durch die Einführung des Schweins dem Kannibalismus ein Ende gemacht worden ist. Daß der Charakter der Maoris keineswegs ein gänzlich verwildeter und thierischer war, wie man früher aus dem Kannibalismus als selbstverständlich gefolgert hat und wie wir ihn etwa bei den nicht-menschenfressenden Papuas finden, davon legen auch ihre Sprache wie ihre oft tiefpoetischen kosmogonischen und Wandersagen Zeugniß ab. Wir sind unsern Lesern eine Probe derselben schuldig und wählen dazu die nach Taylor von Hochstetter S. 49 fg. mitgetheilte Mythe von der Schöpfung der Nordinsel. Die Eingeborenen nennen nämlich die Nordinsel Te Ika a Maui, d. h. den Fisch des Maui, und weisen mit bewundernswürdiger geographischer Kenntniß ihre Aehnlichkeit mit einem Fische bis ins einzelne nach:

Maui aber ist nach ihren Traditionen ein Heros, gewissermaßen der Hercules ihrer Mythologie, der viele große Thaten vollbracht hat. Er ist der Lehrer im Kahn- und Häuserbau, der Erfinder der Kunst, aus Flachs Stricke und Schlingen zu drehen, er hat das Seeungeheuer Tunaeua getödtet, Sonne und Mond die Bahnen angewiesen; er ist der Herr des Wassers und des Feuers, aber auch der Luft und des Himmels und ist unter den zahlreichen Göttern oder Geistern Neuseelands gewissermaßen der Nationalgott. Durch eine seiner großen Thaten ist Maui auch zum Schöpfer von Neuseeland geworden, denn er hat das Land aus dem Meere gefischt, und darum heißt die Insel „der Fisch des Maui". Die Sage lautet folgendermaßen: Maui hatte fünf Brüder; während seine Brüder fleißig dem Fischfang oblagen, saß er stets faul daheim, sodaß Weib und Kinder über ihn klagten. Eines Tags erklärte er, nun wolle er ausziehen und einen Fisch fangen, so groß, daß er in der Sonne faulen solle, ehe die Brüder ihn aufzehren könnten. Die Brüder wollten ihn aber wegen seiner Zauberkünste in ihrem Canot nicht mitnehmen. Maui verwandelte sich daher in einen Vogel, flog in das Canot und gab sich erst in offener See seinen Brüdern zu erkennen. Er besaß einen kostbaren Angelhaken, den er aus dem Kiefer seines Großvaters verfertigt hatte, und verwahrte ihn sorgfältig unter der Matte, auf welcher er saß. Nach langer Fahrt wollte er fischen. Er holte die Angel hervor. Aber seine Brüder verweigerten ihm den Köder. Jedoch Maui wußte sich zu helfen. Er nahm etwas Flachs, der neben ihm lag, schlug sich ins Gesicht und tränkte den Flachs mit dem Blute seiner Nase. Das war der Köder für die Angel. Er warf sie aus und ließ die Schnur ablaufen. Und siehe da, es biß an und zog mit solcher Gewalt, daß das Canot überholte und in Gefahr war umzuschlagen. Seine Brüder riefen ihm zu: „Maui, laß los!" Aber Maui antwortete: „Was Maui hält, läßt er nicht wieder los" (ein bei den Maoris zum Sprichwort gewordener Ausspruch). Seine Brüder wiederholten: „Maui, laß los, wir werden alle ertrinken", aber Maui zog und zog immer mehr. Er zog ein Land aus dem Meere. „Rangu whenua", riefen seine Brüder voll Erstaunen, „der gefangene Fisch ist ein Land." Stolz fragte Maui, ob sie auch den Namen des Fisches kennten, aber sie wußten nichts zu sagen, und Maui erklärte ihnen, er heiße „haha whenua", das Land, das er gesucht habe. Kaum war der Fisch über dem Wasser, so fielen die Brüder über denselben her, um ihn zu zerschneiden. Daher kommen Berg und Thal und alle Unebenheiten auf dem Lande. Das Canot aber strandete, als das Land in die Höhe kam, und heute noch, erzählen die Eingeborenen, liegt es auf dem Gipfel des Berges Hikurangi bei Waiapu nahe dem Ostcap der Insel, wo auch Maui begraben liegt.

Auch die Fabeln, Lieder, Adressen und Sprichwörter, welche Hochstetter in Original und Uebersetzung mittheilt, zeigen ein glücklich beanlagtes Volk. „Die Ecken des Hauses kann man leicht aussuchen, die Ecken des Herzens sind unzugänglich." — „Wer dich mit Schmeichelworten begrüßt, will etwas von dir haben." — „Nur der Hund leckt die Hand, die ihn schlägt; der Mann züchtigt sie." — „Das Vergnügen, gut zu essen, ist kurz; die Freude, einen guten Menschen zu sehen, ist lang." In welcher Sprache finden sich Sprichwörter von echterm und tieferm Gehalt als diese? Die Maorisprache besitzt in ihrem Vocalreichthum und ihrer Consonantenarmuth alle Elemente melodischen Wohllauts. Alle Wörter lauten vocalisch aus; das L und die Zischlaute fehlen, und das Alphabet besteht überhaupt nur aus 14 Buchstaben. Merkwürdig ist nächst der charakteristischen Verdoppelung

(Tahetahe, whiwhi, pukapuka) die außerordentliche Assimilisationskraft, mit welcher sich die Maorisprache selbst die fremdartigsten Wörter zu eigen zu machen weiß; so ist aus dem unaussprechlichen Hochstetter Hoketita oder Hoteta geworden, aus New-Zealand Nuitireni, aus England Ingarangi, aus Schönbrunn Heneparunu, aus Stephan Hitewhanu, aus Oesterreich Atiria. Sogar die alinguistischen Engländer haben sich herbeilassen müssen, mit den Maoris in ihrer Muttersprache zu verkehren, und Sir George Grey, der hochverdiente und verehrte Gouverneur von Neuseeland, ist ein vorzüglicher Kenner des Maori, das er wie seine Muttersprache spricht. Ihm verdanken wir auch die vortrefflichste Sammlung der Maori-Sagen und Poesien. Den englischen Missionaren gebührt das Verdienst, das Maori zur Schriftsprache erhoben, Grammatik und Wörterbuch fixirt, und die Bibel, die englischen Gesetze, sowie zahlreiche Gebet-, Predigt- und Unterrichtsbücher aller Art in dasselbe übersetzt zu haben. Erscheinen doch gegenwärtig mehrere Maori-Zeitungen auf den beiden Inseln!

Nach dem edeln Vorbilde Penn's kauften die Engländer seit ihrer ersten Niederlassung auf Neuseeland (1814) den Maoris das Land ab, und in dem Vertrage von Waitangi, durch welchen Neuseeland im Jahre 1840 in den Besitz der englischen Krone kam, wurde festgesetzt: 1) Die versammelten Häuptlinge treten alle ihre Souveränetätsrechte an Ihre Maj. die Königin von England für immer ab; 2) die Königin garantirt den Häuptlingen und Stämmen, sowie den Familien und einzelnen Personen das ungestörte Recht auf ihre liegenden Gründe, aber sie hat bei allen Veräußerungen das Vorkaufsrecht unter den jedesmal zu verabredenden Bedingungen; 3) die Königin nimmt die Eingeborenen in ihren Schutz und gewährt ihnen alle Rechte und Privilegien englischer Unterthanen. Hochstetter sagt:

Der zweite Artikel schien mit humaner Berücksichtigung der Rechte der Eingeborenen die Besitzverhältnisse und die Landfrage zu ordnen. Aber gerade dieser Artikel wurde die Ursache endloser Schwierigkeiten, die bei dem Geist der Widersetzlichkeit, der unter den Eingeborenen von Jahr zu Jahr wuchs, bis heute ihre Lösung noch nicht gefunden haben und nicht blos zu Rechtsstreit, zu Hunderten von Klagen und Beschwerden führten, sondern zu Mord, Blutvergießen und Krieg.... Um den unzähligen Rechtsstreiten beim Landankauf vorzubeugen, wurde 1847 bestimmt, daß von nun an die Ansiedler kein Land mehr von den Eingeborenen kaufen durften. Der Landankauf wurde ein ausschließliches Kronrecht, das nur vom Gouverneur ausgeübt werden konnte.

Allein auch diese weise Maßregel vermochte so wenig als die von Sir G. Grey 1853 eingeführte Constitution, welche die autonome Verwaltung der Colonie in freisinnigster Weise regelte, einen bleibenden Frieden zu erzielen und ein einträchtiges Zusammenleben mit den Eingeborenen herbeizuführen. Diese, welche eigentlich kein Privat-, sondern nur Stammeseigenthum kannten, fingen an, die übertriebensten Ansprüche selbst auf Ländereien, die sie nur zufällig einmal durchstreift hatten, zu erheben, während die Engländer danach trachteten, ihnen womöglich ganze Grafschaften für etliche Pfund Taback abzulocken oder für den Acre nur einen Schilling bewilligen wollten. Es war das alte Lied, daß innerhalb wie außerhalb der ilischen Mauern gesündigt wird. Unter den Maoris bildete sich endlich eine Land-Ligue, welche jeden weitern Landverkauf an die Engländer zu verhindern strebte, ein selbständiges Reich (Nuitireni) unter dem eingeborenen König Potatau proclamirte und all ihren Erwerb auf den Ankauf von Waffen und Munition verwandte, nicht weniger als 50000 Pf. St. in den drei Jahren 1857—60. Unter solchen Verhältnissen gereichte auch den Maoris die Civilisation mehr zum Unsegen als zum Segen, und Hochstetter belegt das mit schlagenden Beispielen. Er sagt (S. 476):

Man sollte glauben, daß die Einführung des Pflugs, der Dreschmaschine oder die Errichtung von Mühlen u. dgl. den Eingeborenen unberechenbare Vortheile gebracht habe, und daß damit keinerlei Nachtheile weder für den einzelnen, noch für die Gesammtheit verbunden sein können, und doch sind die Wohlthaten, die daraus entspringen, sehr zweifelhafter Art. Früher arbeiteten die Leute zu zwanzig und dreißig auf einem Acker, jetzt geht der Pflug, und die zwanzig oder dreißig sitzen um den Acker, lachen und scherzen, essen und rauchen, und denken, die Europäer haben alle solche Dinge nur erfunden, um nicht arbeiten zu müssen. Hat aber einer eine Mühle, die er um große Kosten für sich oder für eine ganze Gemeinde erbauen ließ, und freut er sich, endlich recht viel Mehl mahlen zu können, so hat er häufig die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Die Eingeborenen der Umgegend haben von der Mühle gehört, sie kommen auf Besuch zu dem reichen Müller, betrachten nach dem hergebrachten Communismus sein Mehl auch als das ihrige, und bald ist der Mehlvorrath verzehrt. Die Mühle, auf welcher der Müller nicht für andere arbeiten will, steht still. Geld und Arbeit sind umsonst verwendet, und der Unternehmer, statt durch seine Mühle reich geworden zu sein, ist ärmer als zuvor. Wie beim Feldbau, so geht es bei der Schiffahrt. Die Eingeborenen am Tauranga-Hafen z. B. sparten und arbeiteten jahrelang, um Geld zusammenzubringen, damit sie sich einen Schoner kaufen und sagen könnten, „wir sind Schiffsherren und Kapitäne so gut wie die Pakehas". Sie brachten die Summe von 800 Pf. St. durch Verkauf von Weizen und Kartoffeln zusammen und besaßen endlich, 30 oder 40 zusammen, einen stattlichen Schoner. Was aber nun? „Wir haben so lange gearbeitet", sagten sie, „jetzt laßt uns ausruhen", und so liegt das Schiff im Wasser, die Eingeborenen am Land. Ein- oder zweimal vielleicht wurde eine Reise nach Auckland gemacht; aber sie hatten vorher so viel von ihren Producten verkauft, daß sie nun nichts mehr zu verkaufen oder zu verschiffen hatten; wie Kindern ist ihnen das Spielzeug überdrüßig geworden; der Schoner liegt unbenutzt, er gehört vierzig zusammen, somit niemand; keiner will etwaige Schäden ausbessern, das Schiff geht zu Grunde, und abermals ist Arbeit und Geld verloren. Auch in der Kleidung hat der europäische Einfluß bisjetzt mehr schädlich als nützlich gewirkt.

Dieser letzte Punkt, den wir nicht weiter ins einzelne verfolgen können, wird durch das Titelbild zu Hochstetter's Werk illustrirt, das den Häuptling Ko Paora Matutaera (Paul Marshall) darstellt. Es ist ein athletischer, aber durchaus ebenmäßig und edel gebauter Mann, welcher trotz seiner Tätowirung der kaukasischen Rasse nicht zur Schande gereichen würde. In der rechten Hand führt er die heimische Nephrit-Keule, in der linken das englische Doppelgewehr. Den Kopf hat er mit Pfauenfedern geschmückt

und um die Schultern den Federmantel geschlagen, während um den Hals ein seidenes Tuch in zierlichem Knoten geknüpft ist. Von Schuhwerk oder Beinkleid ist keine Rede, obwol viele seiner Landsleute auch darin vollständig europäisirt sind. Das kennzeichnet den Zwitterzustand, in welchem sich die Maoris augenblicklich befinden. Nach diesem allem scheint es, als ob die Civilisation nur denjenigen Völkern wirklich zum Heile diente, welche sie stufenweise selbständig aus sich heraus entwickeln, nicht aber denjenigen, welchen sie als fremdartiges Pfropfreis plötzlich inoculirt wird; für sie ist der Uebergang zu gewaltsam, sie vermögen ihn nicht zu ertragen. Das Endergebniß ist mit einem Worte, daß die Maoris wie einst die Moas halb aussterben, halb vertilgt werden; sie werden, um den Ausdruck eines geistvollen Journalisten zu gebrauchen, zum „Völkerguano" geworfen. Trotz aller guten Vorsätze und Bestrebungen ist gegenwärtig der Rassenkampf in seiner ganzen Wildheit ausgebrochen und sein Ausgang kann keinen Augenblick zweifelhaft sein. Während die Maoris in ihren Kriegspas von den Engländern eingeschlossen und durch Hunger zur Uebergabe gezwungen werden, setzen die letztern neben der kriegerischen auch die friedliche Eroberung des Landes ununterbrochen fort. Sie eröffnen Eisenbahnen und Telegraphen, gründen Banken und Fabriken, bauen Kirchen, stiften gelehrte Schulen und wissenschaftliche Institute (wie die New Zealand Royal Society und das Nelson Institute), geben Zeitungen heraus (bereits über zwanzig), halten Wettrennen und eröffnen Ausstellungen: alles nach der Weise des Mutterlandes, von dem sie sich — die politische Selbständigkeit ausgenommen — in jeder Hinsicht unabhängig zu machen bestrebt sind.

Auch deutsche Kräfte wirken bei diesem Colonisationswerke mit, wenngleich in viel geringerm Maßstabe als in Amerika und Australien. Es gibt nach Hochstetter nur zwei deutsche Niederlassungen, Ranzau und Sarau. Dagegen ist die deutsche Wissenschaft würdigst vertreten. Schon die erste englische Niederlassung war von dem Deutschen Dr. Dieffenbach begleitet, dessen „Reisen in Neuseeland" noch immer zu den besten Werken über die Doppelinsel gehören. Um die geologische, geographische und naturhistorische Erforschung hat sich außer Hochstetter namentlich sein Freund und Begleiter, Julius Haast, in hohem Maße verdient gemacht. Diese drei deutschen Namen sind für immer ehrenvoll in die gegenwärtige, schnell zu Ende gehende Periode der neuseeländischen Geschichte verwoben. Denn mit der bevorstehenden Ausrottung der Maoris als eines Volks — mögen immerhin noch ein paar tausend Individuen diesen Untergang einige Zeit überdauern — wird ohne Frage eine neue Aera für Ruitireni anbrechen, in der es sich immer blühender und mächtiger als das Land der Zukunft, als das Großbritannien der Südsee entfalten wird. 21.

Klein's Angriffe gegen Georg Forster.

1. Georg Forster in Mainz 1788—93. Von Karl Klein. Nebst Nachträgen zu seinen Werken. Gotha, F. A. Perthes. 1863. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.
2. Georg Forster (in Mainz). Eine geschichtliche Skizze. Abfertigung des Herrn Professors K. Klein in Mainz. Erstes und zweites Heft. Darmstadt, Leske. 1863.

Wäre der Dreißigjährige Krieg für Deutschland nur wirklich mit den schreckenvollen Jahren von 1618—48 abgethan gewesen! Aber ach! Der Westfälische Friede gebot nur den Schwertern einen Waffenstillstand, der auch noch jeden Tag wieder gebrochen werden kann, während mit den Federn schon immer rüstig weiter gekämpft wurde und in unserer Zeit erbitterter gekämpft wird denn jemals. Indessen ist die Heilige Liga mit der Feder entschieden unglücklicher als mit dem Schwerte; schon ihre Kampfart beweist dies, denn kein Held, der ein wahres Vertrauen auf sich und seine Sache hegt, sucht sein Heil vorwiegend in bloßer Verunglimpfung des Feindes.

Nachdem uns kürzlich erst Onno Klopp mit dem voluminösen Beweise überwältigt, daß Friedrich der Große als Mensch wie als Regent, ja beinahe auch als Feldherr, den Beinamen des Kleinen verdient habe, sucht uns heute schon wieder ein Professor des mainzer Gymnasiums durch 31 der Entlarvung Georg Forster's gewidmete Druckbogen niederzuschlagen. Gemeinschaft haben die beiden Werke nur von ihrer negativen Seite, durch den Geist des Hasses, der sie eingegeben, des Hasses gegen das Princip, welches alles befruchtet hat, was in dem Deutschland unserer Tage Blüte und Leben heißt: das Princip des Protestantismus. Ueber dies unklare Gefühl des Hasses hinaus ist zwischen den Motiven Onno Klopp's und Karl Klein's gewiß sehr wenig Verwandtschaft, so wenig, gerade herausgesagt, als zwischen jener Afterweisheit, die mit Menschen- und Engelzungen redend doch der Liebe nicht hat, und ehrbarlichster Beschränktheit.

Die Gesinnung Karl Klein's würde gewiß unsere zarteste Schonung beanspruchen dürfen, wenn sie sich bescheiden innerhalb der Mauern des mainzer Gymnasiums hielte. Es würde nicht das Geringste auf sich haben, daß Karl Klein (um im Klein'schen Stile zu reden) „den" Georg Forster seiner politischen Ausschweifungen wegen als einen Unedeln betrachtet. Bei entschiedenem Nichtverständniß Forster's und seiner Zeit wäre sogar eine leidenschaftliche Verdammung der letzten Handlungen dieses genialen Mannes weit weniger gefährlich als das Gegentheil, urtheilslose Bewunderung. Aber daß Karl Klein einem Zeitalter, einem Volke, das sich im ganzen genommen bereits eines weit freiern Blicks über das Geschehene, einer weit schätzbarern Kenntniß seiner Geschichte erfreut, als er, seine Pedanterie für überquellenden Reichthum, für überlegene Weisheit verkaufen, daß der Blinde den Sehenden die Farben lehren will, das ändert unser Verhältniß zu ihm. Niemand kann für das ihm von der Natur bewilligte Maß von Fähigkeiten; aber für seinen Dünkel ist jedermann verantwortlich.

Klein hat denn auch bereits seinen Mann gefunden, der ihm mit zwei (hier im Separatabdruck vorliegenden) Artikeln der „Hessischen Landeszeitung" ziemlich derb die Wege wies. Das Thema konnte mit diesen gedrängten Entgegnungen auf einen so weitschweifigen Angriff natürlich bei weitem nicht erschöpft werden, und der anonyme Verfasser hat dies wahrscheinlich auch gleich uns für sehr überflüssig befunden, da wir ja bereits „Mosen und die Propheten" haben. In der That, das Urtheil der Geschichte über Forster ist abgeschlossen und findet sich ziemlich gleichlautend bei Gervinus, bei Heinrich Koenig, bei Häusser, kurz überall, wo derjenige suchen wird, dem es um ein gerechtes historisches Urtheil über den Mann zu thun ist. An Moleschott wird sich bei aller Achtung gerade um deswillen wol niemand wenden.

Das Urtheil aller Urtheilsfähigen über Forster ist aber auch von Anfang an kein schwankendes gewesen und nur darum lange nicht laut geworden, weil es der erregten Stimmung der Zeitgenossen wenig frommen konnte. Weder der antirevolutionäre Goethe, noch der etwas philiströse Schwiegerpapa Heyne, weder die bei hoher Begeisterungsfähigkeit so verstandesklaren Humboldts, noch der diplomatisch vorsichtige Johannes von Müller haben sich jemals anders als im Tone des tiefsten Bedauerns zwar, aber auch der höchsten Achtung über Forster nach seiner Katastrophe ausgesprochen. Das gerechte Lob und der gerechte Tadel sind von den Genannten überhaupt vollständig erschöpft, ja Heinrich Koenig hat in seinem biographischen Werk wahre Kunst darauf verwandt, schon die Keime der spätern Schuld und Verunglückung seines Helden bloßzulegen und das Wachsthum derselben durch Forster's ganzes Leben nachzuweisen. Dies alles war dem Professor Klein noch nicht genug, um ihn abzuhalten, eine langweilige Schmähschrift auf Georg Forster zu verfassen, aber es ist uns genug, um keine gleich langweilige Entgegnung darauf nothwendig zu erachten.

Ja, es ist unsaglich langweilig, dieses Werk unseliger Klein'scher Gelehrsamkeit und nur ein Ergötzen kann man daran finden, nämlich ein satirisches. Mit welchem Behagen, mit welchem Gefühl der Wichtigkeit sich dieser fleißige Autor ein fünfthalbhundert Seiten über das einzige Thema verbreitet, daß Forster unmöglich edel genannt werden könne! Und in welchem Tone, in welchem Stile er das thut! Man begreift es kaum, wie jemand sich so lange mit einem Schriftsteller von der Eleganz Georg Forster's zu schaffen machen und dabei ein so geschmackloser Pedant bleiben konnte wie dieser Professor Karl Klein. Wahrhaftig, es hält schwer, die spöttische Bemerkung zu unterdrücken, er möchte die Politik Forster's andern überlassen und sich lieber ein Beispiel an Forster's Sprache genommen haben!

Aber die Versündigung Klein's an Forster's Schatten ist wirklich eine zu kecke, als daß man mit einer bloßen Witzelei darüber hingehen dürfte, und der Ton, in welchem sich Klein über einen Mann wie Forster zu sprechen angemaßt hat, ein zu unbescheidener, als daß Klein auf die von d. Bl. stets empfohlenen Rücksichten literarischer Höflichkeit noch vollgültige Ansprüche behalten könnte.

Man denke: ein Karl Klein behandelt einen Georg Forster schlechthin wie seinesgleichen, wie jeden zweiten Professor und nichts Anderes, wie jeden zweiten Klein und nichts Besseres! Man muß es ihm erst sagen, daß es zwei sehr verschiedene Fälle sind, wenn Klein und wenn Forster sich in ziemlich gleich beschränktem Wirkungskreise nicht zufrieden fühlen, wenn Klein und wenn Forster mit ziemlich demselben Einkommen nicht auch ihr Auskommen finden!

Und wie er sich von gleichem Schlage mit Forster hält, so scheint es ihm auch kein einziges mal in den Sinn gekommen zu sein, daß sein eigenes Zeitalter, seine Mitwelt und sein Vaterland von denen Georg Forster's durch ein halbes, der tiefsten socialpolitischen Umwälzung gewidmetes Jahrhundert geschieden sind.

So steht an der Stirn seines Buchs das aus Forster gewählte Motto allerdings sehr passend: „Die Appellation an die Nachwelt! Dazu müßte ich von historischer Wahrheit einen viel heiligern Begriff haben und sie der Mühe werth halten." Wenn das Geschichte hieße, was uns nach der Manier Klein's verzeichnet werden kann, so hätte der schiffbrüchige Forster mit seinem verzweifelten Ausruf nur allzu recht gehabt, und an die Gerechtigkeit der Nachwelt zu appelliren, wäre statt der letzte Trost erhabener Dulder die äußerste Lächerlichkeit unverbesserlicher Thoren.

Und was hatte Professor Klein für einen Grund, seine Abneigung gegen den armen Forster nicht länger in stiller Brust zu verschließen, sondern gerade jetzt in hellen Flammen auflodern zu lassen? Es schien ihm, daß die Zeit da sei, „in welcher ein Buch von allen, die das Vaterland lieben, mit Freuden begrüßt werden sollte, weil es sich zum Ziel setzt, klar und actenmäßig und unwiderleglich zu beweisen, daß alle jene, welche «den» Forster vertheidigen oder feiern, entweder in Unwissenheit sind oder eine verwerfliche Gesinnung kundgeben".

Schon seit einiger Zeit streitschriftelt nämlich Professor Klein in Mainz und Umgegend über Forster und ein demselben zu errichtendes oder nicht zu errichtendes Ehrendenkmal; aber da dies unerquickliche Winkelgezänk bisjetzt im großen deutschen Vaterlande noch nicht die gewünschte Aufmerksamkeit erregt hat, so ergreift Klein den passenden Augenblick des frankfurter Fürstencongresses, um mit dem neuen erbärmlichen Zankobjecte an die große Glocke zu schlagen.

Oder nicht doch! Zu zanken gibt es natürlich nichts mehr, wo „klare, actenmäßige und unwiderlegliche Beweise" vorgelegt werden. Und an Acten, das müssen wir Professor Klein zugeben, hat er es nicht fehlen lassen, aber die daraus gezogenen Beweise entsprechen an Hinfälligkeit genau den historischen Voraussetzungen ihres gelehrten Ergründers und veranlassen uns, die Hoffnung auszusprechen, Professor Klein möge am Gymnasium zu Mainz nicht etwa Professor der Mathematik sein. Die Schlußsteine jener seiner Beweise pflegen Sätze mit einem

„wir halten also" oder „es scheint mir daher" zu bilden; sehr mürbe Schlußsteine für das bombenfeste Gewölbe wirklicher Beweise.

Eine etwaige Begier unserer Leser, durch die Vermittelung d. Bl. wenigstens den Kern des Neuen zu erfahren, was Professor Klein über Georg Forster beigebracht, um ihn als einen Unedeln vor den Augen des Vaterlandes zu brandmarken, sind wir daher auch zu befriedigen durchaus nicht im Stande. Wir warteten bei der Lektüre des Klein'schen Buchs auf die entscheidende Ausführung noch immer, als sie der Verfasser offenbar längst hinter sich gebracht zu haben meinte, und schlugen die letzte Seite um, ohne uns der geringsten neuen Erfahrung über Forster und seinen trübseligen Ausgang bewußt zu finden. Nur den Professor Klein hatten wir durch das Buch neu kennen gelernt und zwar, wie schon gesagt, als einen beschränkten Parteigeist, was verzeihlich, und als einen anmaßlichen Pedanten, was höchst unverzeihlich.

Wer von unsern Lesern nach dieser Empfehlung noch die genauere Bekanntschaft des Professors Klein und seines Werks zu machen wünscht, der frische zuvor seine Kenntniß der frühern guten Biographen Forster's noch einmal auf, greife dann getrost selbst nach dem dicken Klein'schen Buche und er wird im miswollenden Tone wiederholt vernehmen, was ihm zuvor im wohlwollenden erzählt wurde, er wird wieder ins Formlose breit getreten sehen, was er von Künstlern der Feder früher bereits gestaltet gefunden.

Das ist das Klein'sche Werk, das sind die Klein'schen Beweise und hier das Bild, das dadurch ungefähr von einem Manne gewonnen wird, der in den Jahren, da sich Alexander von Humboldt auf den Beruf eines wissenschaftlichen Entdeckers von Amerika vorbereitete, dessen leuchtendes Vorbild war.

Georg Forster, ein junger Mensch von einnehmenden Manieren und Autodidakt von zweifelhafter Wissenschaft, der sich mit dem Verdienst, als halber Knabe den großen Cook in die Südsee begleitet zu haben und daneben auch noch einen recht hübschen Stil zu schreiben, allerwärts den Großen und Vornehmen aufzudrängen weiß, wird im Jahre 1788 vom Kurfürsten von Mainz endlich mit einer Bibliothekarstelle begnadigt und begibt sich nach diesem Ruhesitz von 1800 Gulden jährlich mit sechsspänniger Extrapost. Diese prahlerische Art des Antritts, ebenso wie eine häusliche Einrichtung, welche weit über die Bedürfnisse eines Bibliothekars mit 1800 Gulden Gehalt geht, vermehren seine alten Schulden und nöthigen ihn beinahe vom Tage seiner Ankunft zu Mainz an, seinem freigebigen fürstlichen Wohlthäter und den vermittelnden Gönnern mit Petitionen um Vorschüsse, Gehaltszulagen, außerordentlichen Entschädigungen und wie man dergleichen Betteleien sonst noch beschönigend nennen mag, zur Last zu fallen. Statt des Bewußtseins, als Protestant in einem katholischen Lande das reine Gnadenbrot zu essen, nährt er eitel Unzufriedenheit und Hochmuth in seiner Brust; statt die Bücher zu ordnen, welche seiner Obhut anvertraut sind, deren jesuitische Schätze er aber als halbgebildeter Unchrist freilich nicht zu würdigen versteht, fährt er fort, seine Zeit auf eigene Buchmacherei zu verwenden und erweist sich statt durch gewissenhafte Erfüllung seiner Amtsobliegenheiten höchstens durch die speichelleckerische Dedication eines seiner eigenen Machwerke dem Kurfürsten dankbar. Er lebt mehr auf Urlaub als auf seinem Posten, und eine unglückliche Wuth, theuere englische Reisewerke, die einen Bibliothekar mit 1800 Gulden Gehalt gar nichts angehen, ins Deutsche zu übersetzen, mehrt seine Verlegenheiten rasch auf solche Weise, daß er schon 1790 seine Streifzüge nach Entschädigungen sogar auf England ausdehnen muß. Da er indeß bekanntlich mit sechsspänniger Extrapost zu reisen pflegt und Entschädigungen in Wahrheit von keiner Seite zu beanspruchen hat, so ist die ganze Frucht der theuern Reise wieder nur eine literarische: „Die Ansichten vom Niederrhein u. s. w.", ein Buch, wie gewöhnlich die Forster'schen, recht elegant geschrieben, am treffendsten doch aber dadurch charakterisirt, daß des Verfassers eigener Freund Lichtenberg zwar ironisch übertriebene Lobeserhebungen in einem Privatbriefe, aber nie eine Kritik in den „Göttingischen gelehrten Anzeigen" darüber liefern mochte. Erbärmlich wie Forster's finanzielle Lage ist mittlerweile auch seine häusliche geworden. Sein Weib hält es mit einem Andern, und solcher Art sind Forster's, des Deutschen, Ansichten von der Heiligkeit christlich-germanischen Ehestandes, daß er, statt sich auf dem Flecke scheiden zu lassen, diesem Unwesen geduldig zuschaut. Aber längst fürchten alle, die es noch gut mit ihm meinen, sein eigener Schwiegervater obenan, der unzuverlässige Charakter werde sich aus Haltlosigkeit oder Verzweiflung in den jüngst entflammten Krater der Französischen Revolution stürzen. Und es kam denn auch wirklich nicht besser. Die Franzosen bedrohten Mainz; der Kurfürst und seine obersten Behörden ließen unsern Forster für einige Zeit vertrauungsvoll ohne Aufsicht in der Stadt zurück, da führt der Unselige das schwärzeste Bubenstück aus, das uns die Geschichte der französischen Revolutionskriege überliefert hat: er nimmt vom König von Preußen ein ansehnliches Sümmchen, um ein guter Preuße(!) zu bleiben, verhandelt den Franzosen im selben Augenblick das linke Rheinufer für 30 Silberlinge und bezieht bei alledem auch noch, solange es gehen will, seine kurfürstliche Pension weiter! Wer solchen Verraths fähig war, von dem befremdet es nicht mehr, daß er zugleich die Gattin endlich dem Nebenliebhaber förmlich überläßt: es macht das nun seine geringste Schuld aus; er ist gerichtet schon ohne das und er hat den Namen eines Edeln verwirkt von nun ab für immerdar. Die ihn aber trotz alledem noch loben können, sind gleichmäßig Feinde des Vaterlandes, welche das linke Rheinufer, sammt der Stadt Mainz und dem Professor Klein, jeden Augenblick wieder für gewisse andere Erwerbungen abtreten würden, und wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wird schon wissen, in welcher Richtung nach diesen neuen Forsters auszuspähen ist.

Einen derartigen Mischmasch von Wahrheit und Unsinn

wird jeder Biograph, jeder Geschichtschreiber zu Wege bringen, dem die Fähigkeit oder, was noch schlimmer, dem der reine Wille abgeht, sich mit ganzer Seele in die fremde Zeit, in die fremde Individualität, deren Bahnen er schildern will, hineinzuversetzen. Wir sagten es schon, daß im vorliegenden Falle ersichtlich nur der bitterste Mangel an Fähigkeit das Uebel verschuldet. Ein gefährlicher Mensch hätte leicht ein leserlicheres Verdammungsurtheil über Forster schreiben können als Professor Klein, ja gewiß leicht ein glänzendes. Forster ist kein sehr verbreiteter Schriftsteller und ist es nie gewesen; nur zu wenigen spricht er selbst für sich, und die dürren Facta seines äußern Lebens bieten weit öfter Handhaben zur Verdächtigung als zur Apologie. Einer unangreifbaren Geltung genießt er nur im engsten Kreise, vor der großen Masse kann man mit einigem Geschick so ziemlich aus ihm machen, was man will, allenfalls einen Volkshelden, allenfalls einen Judas seines deutschen Vaterlandes. Forster's Leben wirklich zu verstehen, dazu gehört ein wenig von dem Adel, welchen so ungeschickte Finger wie die Klein's nicht zu tasten, viel weniger anzutasten vermögen.

Schon von Haus aus war die Stellung Forster's eine solche, wie sie die heutige Welt schwerlich zu wiederholen vermöchte, und von seiner nationalen Lage ist es selbst für einen Deutschen bereits unmöglich geworden sich unter den Gesichtspunkten des 19. Jahrhunderts noch ein richtiges Bild zu machen.

Der Vater Georg Forster's, Reinhold Forster, scheint eins von jenen für den verzärtelten Geschmack unsers Zeitalters unverdaulichen Originalen des 18. Jahrhunderts gewesen zu sein, deren Beurtheilung ein Rückblick auf die Kreise König Friedrich Wilhelm's I. von Preußen einigermaßen erleichtert. Unter einem solchen Haupte gestalten sich auch sofort Haus und Familie höchst absonderlich, um so absonderlicher, wenn noch wie bei den Forsters Unsicherheit der äußern Verhältnisse ungünstig mitwirkend hinzutritt.

Und um die Nationalität dieser Familie! Wir sehen billig davon ab, daß es 1754 ein Nationalgefühl, wie es heute die deutsche Nation zum großen Theil vereinigt, überhaupt noch nicht gab und daß die deutsche Reichseinheit, wie Onno Klopp so rührend hervorhebt, von der Oder bis zum Rhein in populärer Weise nur noch durch das sonntägliche Herunterlesen von Bittformeln für einen lebenden und durch das mittägliche Glockengeläute für einen verstorbenen römischen Kaiser deutscher Nation repräsentirt wurde. Aber auch mit diesem deutschen Reich und Volk, das damals wirklich existirte, stand das Kind, welches dem Hause Reinhold Forster's am 26. November 1754 zu Nassenhuben bei Danzig geboren wurde, nur in sehr ungewissem Zusammenhange.

Seine Abstammung war schottisch, seine Obrigkeit polnisch und nur sein Geburtsort, wie wir annehmen dürfen, wenigstens von deutscher Zunge. Doch nur die erste Kindheit verlebte Forster der Sohn in jener deutschen Landschaft der polnischen Republik; das Knabenalter erreichte er in Rußland, zum Jüngling reifte er auf der britischen Insel, und unter der Aegide der britischen Flagge war es auch, daß er die glücklichsten Jahre seines Lebens auf der für ihn so folgenreichen und folgenschweren Entdeckungsreise in die Südsee genoß. Erst die Noth seiner Familie nach dieser Periode des Aufschwungs veranlaßte ihn, sich an das eigentliche Deutschland zu wenden, doch nicht in erster Reihe an Deutschland, sondern nachdem er es zuvor auch mit Frankreich und den Niederlanden noch vergeblich versucht hatte. Sechs Jahre etwa fesselt ihn nun zum ersten male eine Anstellung in Kassel wirklich an die Nation, deren Sprache seine Muttersprache ist. Nochmals eignet sich ihn dann die polnische Republik zu, aus deren wenig gewinnender Umarmung ihn russische Großmuth loskauft, doch — wie es der widerwärtige politische Zufall fügt — nicht um ihn selbst zu behalten, sondern ihn aufs neue Deutschland zu überantworten, das ihm aushelfend durch den Kurfürsten von Mainz ein leidliches Unterkommen bietet, das heißt: zum Ersatz für die verloren gegangene Aussicht auf eine abermalige Weltreise — eine Bibliothekarstelle! Noch nicht so lange als in Kassel hatte er sich auf dieser morschen Leitersprosse zum zweiten male als Deutscher gehalten, da kommen die Franzosen über Mainz, der deutsche Kurfürst räumt ihnen mit schimpflicher Eile das Feld und Georg Forster geht uns, geht sich selbst an den Irrwisch gallischer Freiheit und Gleichheit verloren.

Wir denken, ein Deutscher, der die Mitbürgerschaft Forster's als eine Schande für die Nation betrachtet, hätte nichts bequemer, als diese Mitbürgerschaft überhaupt zu leugnen, wenigstens dürfte die Ablehnung nirgends schwerer fallen als der Erweis.

Nicht in dem Ausgange Forster's, nein, in seinem Ursprunge, nicht in den Früchten dieser Pflanze, sondern in ihren Keimen liegt das Anomale. Als heimatloser Abenteurer war er in die Welt gestellt, als heimatloser Abenteurer ging er zu Grunde, indem er sich auf einen Boden retten wollte, der unter seinen Füßen wich.

Die Entschuldigung unglücklicher Gestirne hat Forster für sich; das Vergehen dagegen, dem er erlag, war so ziemlich das Allgemeine in seiner Zeit und seiner Lage. Daß er, statt erst später zu den kaiserlichen Franzosen, bereits zu den republikanischen überging, wird man ihm als erschwerenden Umstand nicht anrechnen können. Und wenn nicht, worin unterschied sich denn der Weg, den er genommen, so sehr von jenem, den andere mainzer Berühmtheiten, ein Coadjutor von Dalberg, ein Johannes von Müller, einige Jahre später als Forster einschlugen? Dornenvoller gewiß war des armen Forster Weg zu den Franzosen, aber klarer verrätherisch? Was hatte der in Polnisch-Preußen geborene und durch die ganze Welt umgetriebene Sohn einer dürftigen schottischen Auswandererfamilie an Vaterland zu verrathen gegen den zur Kur berufenen Freiherrn, dessen edles Geschlecht seit Jahrhunderten bei keiner Kaiserkrönung unvertreten bleiben durfte ohne Eintrag für diese feierlichste aller Reichsceremonien, oder gegen den von seinen Zeitgenossen fast

über Gebühr erhobenen Geschichtschreiber, der erst jüngst mit Ostentation zum Historiographen des Staats Friedrich's des Großen berufen worden war?

Und dennoch — wir wären die letzten, auch auf den glänzenden Freiherrn und Kirchenfürsten oder auf den diplomatischen Geschichtschreiber wegen ihres Verhaltens der französischen Invasion gegenüber einen Stein zu werfen! Lobenswerth oder gerechtfertigt wird uns dies Verhalten niemals erscheinen, ebenso wenig wie das des unglücklichen Forster, aber — je gründlicher wir auf die Verhältnisse der betreffenden Zeit und der betreffenden Männer eingehen — desto entschuldbarer, mindestens desto erklärlicher. Bemühen wir uns um diese Erklärung; Einsicht und Wissen, wie einst das Falsche geschehen, wird uns in neuer Gefahr künftig das Rechte finden lassen. Mit dem bloßen Fanatismus für gewisse Dogmen, wie: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein", ist gar nichts gewonnen und die großdeutschen Verrathschreier verdächtigen in unsern humanern Zeiten durch die Blindheit ihres Hasses nur den Werth ihrer Liebe.

Was den Professor Klein speciell betrifft, so muß seine Vorlautheit mit Strenge zurückgewiesen werden; über seine Verblendung ist Leuten wie ihm nichts Härteres zu sagen als: „Vaterland, vergib ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun." Wer aber Forster und seine Zeit wirklich begriffe und den verunglückten Clubisten von Mainz „unedel" hieße, der könnte selbst kein „Edler" sein.

M. E. Lessing.

Poetische Literatur über Schleswig-Holstein und andere politische Dichtungen.

Auf den Düppeler Schanzen weht die schwarzweiße, auf den Wällen Fridericias die schwarzgelbe Fahne. Preußen und Oesterreich, die beiden deutschen Großmächte, haben die Dänen aus Schleswig-Holstein vertrieben, die langgeknechteten Schmerzensländer sind frei, frei von der Elbe bis zur Eider. Unter dem schwarz-roth-goldenen Banner Germanias athmete das kernige, schlichte, echt deutsche Volk, wie aus einem langen schweren Traum erwachend, in der Blütenfülle des Frühlings, der die zertretenen Saatfelder, die Trümmer der eingeäscherten Dörfer, das durch lange Bedrückung und im Getümmel des Kriegs verarmte und verödete Land lächelnd bedeckt, in muthvoller Hoffnung wieder auf. Was wäre da zu klagen und zu zagen? Sollen wir wirklich auch jetzt noch fürchten, daß Schleswig-Holstein wieder dänisch werden könnte? Wäre dies Unerhörte, das deutsche Volk bis zum äußersten Beleidigende, nach dem zweimal in Strömen vergossenen Bruderblute, das diese schönen Länder so reich getränkt hat, als letztes Ziel eines Kampfs möglich, dem das deutsche Volk die Befreiung seiner braven Stammverwandten einstimmig vorgezeichnet hat? Nein, wir wollen uns nicht mit solchen entehrenden Gedanken an den deutschen Fürsten versündigen. Und wenn das Gefühl für deutsche Ehre im diplomatischen Lächeln über eine „künstliche" Begeisterung schweigen sollte, so muß ja die Klugheit allein, ja, das kindlichste Urtheil unbedingt das einzig Rechte finden und vor den Folgen seiner Verneinung und Unterdrückung erschrecken. Denn gewiß ist, daß auch die Geduld des ruhigsten Volks erschöpft werden kann, und daß nach den unerhörten Gewaltthaten, die Schleswig-Holstein so viele Jahre hindurch geduldet, auch die letzte Neige des bittersten Trankes aus dem Becher deutscher Treue von ihm geleert worden ist.

Dies bewahrheiten die vorliegenden Kundgebungen, die sich in Klagen über das durch dänischen Uebermuth unterdrückte Recht, in Mahnungen an die deutsche Kraft und Ausdauer und in Tröstungen ergehen, die auf den gewissen Sieg der guten Sache und auf den Beistand Gottes hinweisen.

Vox populi, vox Dei, und als solche muß der Gesammtausdruck aller Werke betrachtet werden, die sich auf Schleswig-Holstein beziehen und dadurch den höchsten Werth erhalten, ja einen weit höhern, indem sie als eigentliche Herzensmeinung des deutschen Volks in dieser schmerzlichen Angelegenheit gelten, als ihnen zugesprochen werden könnte, wenn sie nur nach ihrer künstlerischen Bedeutung beurtheilt werden.

Ebenso gute, vielleicht auch schönere Lieder sind vor 40 Jahren und früher gesungen worden, deren Thema die Befreiung Griechenlands war. Sie näheten die Glut, die damals alle deutschen Herzen für das lang unterdrückte Hellas erfüllte und galten als vox populi in dieser Angelegenheit der Christenheit, wie die heutigen Schleswig-Holstein-Lieder in unserer echt deutschen Sache. Ihr Zweck heiligte jene, wie diese durch ihre Absicht geheiligt werden. Nach Erreichung desselben blieb ihr Werth ein historischer; die Welt hat sie vergessen, und wird nur noch daran erinnert, wenn sie die in den Werken Chamisso's und anderer gereiften Dichter hinübergeretteten findet.

Zuvörderst wäre also festzustellen, inwieweit die zu besprechenden Werke klar und wahr die Stimme des deutschen Volks wiedergeben, ohne sich dabei zu überstürzen, die richtigen Momente zu verfehlen und der Würde der Nation zu nahe zu treten. Vergleicht man diese Aussprüche für, mit den gleichzeitigen gegen Schleswig-Holstein, besonders mit den ausländischen, so muß der Deutsche mit Stolz blicken auf den Edelmuth, den diese vox populi selbst im gerechtesten Zorne bewahrt. Wol wird dieses Hochgefühl in etwas gedemüthigt, wenn man eine andere vox populi nicht überhört, die sich im überhebenden Uebermuthe recht eigentlich als die Stimme des Volks, ja als die alleinige vox Dei, besonders unter dem Zeichen des Kreuzes, übermäßig laut macht; doch in Schmähungen der billigen, gerechten und so lange eigensinnig überhörten Forderungen des deutschen Volks thut sich ja die englische und dänische Presse schon genugsam hervor, und so wollen wir nur documentiren, daß, wie raffinirt auch der Däne das brave Schleswig-Holstein gemartert und gekränkt hat, und wie anhaltend und listig auch sich die auswärtigen Mächte bemüht haben, diesen unerträglichen Zustand als einen von Gottes Gnaden hinzustellen, und ihn, unterstützt von willfähriger Freudigkeit deutscher Reaction, zu verewigen, sich doch die Stimme des deutschen Volks selbst im höchsten Zorne nicht durch Schmähungen, gemeines Verunglimpfen und lügnerische Darstellungen an den Feinden des Vaterlandes rächen mochte. Nachdem wir, im Hinblick auf die heiligsten Zwecke, dem Werthe der vorliegenden Werke gerecht geworden sind, treten wir ihnen näher, um sie als Gebilde der Kunst zu würdigen.

1. Ein Buch Sonette. Von Julius Schanz. Leipzig, Matthes. 1864. 8. 5 Ngr.

In dem bescheidensten Gewande empfangen wir auf diesen wenigen Blättern eine schöne Gabe. Ein bedeutendes Talent, ein männlicher Charakter, beide innigst verbunden im unablässigsten Streben nach dem Ideale, sehen sich verkannt, misachtet, vielleicht bespöttelt und die nicht abzuweisende Ueberzeugung von der Erfolglosigkeit eines ernsten dichterischen Wollens, und die Verweigerung der wohlverdienten Anerkennung, bei reichlich gewährten Kränzen an gewöhnliche Dichterlinge, die in prächtigen Kleidern prunken und mit Stolz auf den bescheidenen Priester der deutschen Muse herabsehen, erzeugen eine düstere, resignirte Stimmung, die sich in rhythmischen Klängen ausspricht.

Acht wohlgelungene Sonette rufen das deutsche Volk zu Kämpfen und Opfern für das geknechtete Schleswig-Holstein auf, und die folgenden 30 lassen uns in das Herz des gequälten Dichters blicken. Wir hören eine Glocke, die aus dem

reinsten Erze geformt ist, die tiefsten, gewaltigsten Klänge ausströmen, und bewundern die Ausdauer des Glöckners, der nicht müde wird, sie in gleichen, künstlerisch abgerundeten Tempos zu schwingen. Die Vollendung der Form erklärt sich im Schlußlied:

Zu Platen's Gedächtniß.

Was mich vom großen Haufen
Der Dichterlinge trennt,
Ich mußt' es schwer erkaufen,
Du weißt es, der mich kennt.

Frei auf der Lippe trug ich
Mein Herz, mein Wort, mein Heil,
Nach keiner Vorsicht frug ich
Und keinem Vorurtheil.

Wo nur auf krummen Pfaden
Die Unkunst schleicht empor,
Schien ich mit meiner graden
Natur ein arger Thor.

Ich schwimme nicht im Bette
Erlogner Träumerei:
Im wogenden Sonette
Hinschiff' ich stolz und frei!

Den Perlenschaum der Rebe
Credenze feurig mir,
Und meine Jugend lebe
Noch einmal auf in dir!

Kühn heb' ich zum Saturne,
Wie einst, mein Angesicht,
Und in des Schicksals Urne
Hin werf' ich mein Gedicht.

Möge der Dichter, in sich selbst erheitert und aus dem unbestimmten poetischen Sinnen erhoben, es über sich gewinnen, seinem Schaffen möglichst feste Ziele zu stecken. Könnte er heute zu den Besten durchdringen, er würde seinen Lohn in der Anerkennung finden, ihnen genug gethan zu haben. Leider aber sehen nur die Componisten und Bildhauer, beide auch erst nach langen schweren Mühen, und ihnen zunächst die Maler in jetziger Zeit endlich sich anerkannt; die Dichter dagegen werden durch die Literaten verdeckt, ja begraben, und es ist ihnen die volle Consequenz des Genius unbedingt nöthig, um sich aus dieser dunkeln Tiefe emporzuarbeiten und im glücklichsten Falle für das ergraute Haupt den langverdienten Lorber zu erringen.

2. Frühlingssturmlieder von Friedrich Hermann Frey. München, Gummi. 1864. 8. 6 Ngr.

Hier ist aus der Vaterlandsliebe kein politisches Kapital gemacht, hier wird keiner Partei in der Liebe zum Landesfürsten reiche Verzinsung zugesichert, hier klingt keine gemachte, nein, die reinste Begeisterung aus einem deutschen Herzen, hier neigt sich der Dichter im Liede vor seinem Herrscher, weil dieser vor allen berechtigt und verpflichtet ist das wahr zu machen, dem der echte Patriotismus, für das Vaterland kämpfend und Gut und Blut ihm weihend, im Siege den Frieden sichern will. Ob diese Lieder mehr oder weniger gelungen, hat allerdings die Beurtheilung festzustellen, aber vor allem müssen wir auch die reine schöne Gesinnung, „parteilos im Kampfe der Parteien", auf uns wirken lassen. Diese politische Unbefangenheit, besonders der Jugend eigen, sichert das Gelingen, wie der volle Lenz aus jedem Boden Grün und Blumen treibt.

Erkennen sollt ihr wieder
Den Sänger vorn im Glied;
Wohlan, ihr Waffenbrüder,
Zum Gruße dieses Lied! —

ruft Frey in der Widmung aus, und die folgenden Gedichte machen uns fest an dies männliche Versprechen glauben. Deshalb nehmen wir gern entgegen (S. 95) das

Stammbuchblatt anno 1864.

Schön ist des Feuers reine Glut,
Am hellen Tag entfacht,
Doch doppelt schön und doppelt gut,
Erstrahlt's in dunkler Nacht.

Schön ist des Mannes hoher Muth
In Glück und Heiterkeit,
Doch doppelt schön und doppelt gut
In Mühsal und in Streit.

3. Der deutschen Freiheit Minne. Ausgewählte Lieder der deutschen Freiheitssänger. Dresden, Schöpff. 1863. Gr. 16. 7⅓ Ngr.

Wilfried von der Neun nennt sich unter der Widmung an Friedrich Rückert der Herausgeber dieser aus den Freiheitsliedern von Arndt, A. A. L. Follen, C. Follen, Körner, von Schenkendorf, Rückert und Wetzel entnommenen und „zum Besten der Schleswig-Holsteiner" bestimmten 53 Gedichte. Für den Werth der Gaben bürgen die Namen der Verfasser, von denen der Herausgeber sagt:

Der Hauch der Freiheit, die ihr meintet,
Floh vor der Selbstsucht gift'gem Brand:
Der Preis, um den ihr euch vereintet,
Schien überstrahlt von Schand' und Tand!
Es folgte bald den großen Tagen
Ein schweres Kränken und Verklagen!

Doch läßt Wilfried als echter deutscher Dichter uns nicht ungetröstet, er ruft vielmehr am Schlusse der Weihe:

Wohlan: Es treten Volk und Fürsten
Ums Gut der Freiheit auf den Plan:
So brech' der Tag, nach dem sie dürsten,
Durch Gottes Gnade bald uns an!
Mit ihm, dem eure Lieder klingen,
In eurer Rüstung wird's gelingen!

4. Deutschland vorwärts! Dichterstimmen aus München für Schleswig-Holstein. Mit Beiträgen von F. Bodenstedt, J. Große, E. Lichtenstein u. a. München, Fleischmann. 1864. 8. 6 Ngr.

Sechs münchener Dichter, F. Bodenstedt, J. Große, E. Lichtenstein, H. Lingg, H. Reder und A. F. von Schack haben dies Büchlein verfaßt. Julius Große ruft (S. 10):

Es hilft nichts mehr — den Ohnmachtbann zu lösen,
Nicht bittre Späße oder Bußübungen,
Nicht gutes Mienenspiel zum Spiel der Bösen,
Noch Predigten in Geisterzungen.
Nein, dreingehauen zu Fuß und zu Gaul,
Nach nichts mehr gefragt und gehalten das Maul!
Achtung, Bataillon — geladen das Gewehr —
Deutschland vorwärts, es hilft nichts mehr!

Derselbe singt (S. 32):

Im hohen goldnen Thronsaal da stehen in ernster Ruh
Viel eherne Fürstengestalten in Waffen und Schmuck dazu,
Wie schimmert der blasse Mondschein auf ihrem Erze licht,
Gen Norden ist gewendet manch bärtiges Gesicht.
Wohl zucken sie die Brauen und brüten im Zorne still,
Doch manchmal geht ein Klirren durch die ehernen Männer schrill,
Und manchmal geht ein Flüstern durch die würdige Heldenreih',
Sind Wittelsbacher Fürsten — waren auch einmal dabei!

Bodenstedt spricht (S. 40):

Welch herzliches Vereinen,
Welch eine Glut im Winter!
Man sollte beinahe meinen
Es wär' etwas dahinter...
Auf den Befehl des Zaren
Gilt's, hohen Eifers voll,
Ein Heiligthum zu wahren:
Das Londner Protokoll!

Da sich die übrigen in gleicher Weise vernehmen lassen, so scheinen die sechs münchener Dichter nur den guten Zweck ihrer Gabe im Auge gehabt und einige Reime dafür etwas übereilt gefertigt zu haben, die doch auch für Schleswig-Holstein sprechen sollen.

So lang der Deutsche träumet,
Wird nicht der Streit geschlichtet,
Und was sich eben reimet,
Ist darum noch nicht gedichtet.

Aber gottlob, das Träumen hat ein Ende; aus dem Heldenblut, auf den Düppeler Schanzen vergossen, wird Freiheit und Segen für Schleswig-Holstein erblühen; und so wollen wir denn die gute Absicht der sechs Dichterstimmen dankbar anerkennen, wenn sie auch die vox populi eben nicht sehr klang- und inhaltsvoll vertreten.

5. Lieder aus und für Schleswig-Holstein gesammelt und herausgegeben von Klaus Groth. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. 1864. 8. 12 Ngr.

Klaus Groth gibt in diesem Buche einen Theil unserer bessern Vaterlandslieder, untermischt mit Gedichten, welche sich direct auf Schleswig-Holstein beziehen. Unter diesen zeichnen sich die poetischen Spenden von Sophie Dethleffs besonders aus. Das Gedicht (S. 18): „Beerdigung der Preußen und Dänen auf dem Kirchhofe von Schleswig den 25. April 1848", und das Lied (S. 45): „Die gespaltene Doppeleiche", sind unter den bessern die besten. Gottfried Flammberg setzt einem braven Todten ein würdiges Denkmal durch das herrliche Lied (S. 27): „Denkstein ohne Namen"; Theodor Storm läßt (S. 48) im „Vermächtniß" die deutsche Zähigkeit sprechen:

Und schauen auch von Thurm und Thore
Der Feinde Wappen jetzt herab,
Und rissen sie die Tricolore
Mit wüster Faust von Kreuz und Grab;

Und müßten wir nach diesen Tagen
Von Herd und Heimat bettelnd gehn,
Wir wollen's nicht zu laut beklagen,
Mag, was da muß, mit uns geschehn.

Und wenn wir selbst darum verderben
Hinunter bis ins spätste Glied,
Von Kind zu Kindern soll es erben:
Ein nacktes Schwert, ein klingend Lied!

John Brinckmann ruft derb und schön (S. 29):

Kamrad kumm!
Un maet wi vaerwaets as Rekrut
Mit Swwel un Muskel,
Denn hölpt dat nich! Hul nich so lut;
Heff die nich so, Maegret!
De Trummel geit nu: trumtiterum,
Kamrad kumm, Kamrad kumm!
Nu fast de Been und stif de Nack,
Kamrad mit Sack und Pack!

Ik weet, du büst un blüffst mi tru:
Nu lach eens, Diern, wat weenst?
Keen Anner wart as du min Fru,
Un nu adjüs noch eens!
Die Trummel geit nu: trumtiterum,
Kamrad kumm, Kamrad kumm!
Nu fast dat Hart un stif de Nack,
Kamrad mit Sack un Pack.

Klaus Groth endlich hat die meisten der hier gesammelten Schleswig-Holstein-Lieder geliefert. Ich will nicht leugnen, daß ich kein Freund der Groth'schen Muse bin und in seinen frühern Gedichten eben nicht so Bedeutendes habe finden können, daß die schnelle Anerkennung und ebenmäßige Verehrung dieses plattdeutschen Sängers mir gerechtfertigt erscheinen will. Die vorliegenden Lieder gehören jedenfalls zu seinen gelungensten und die besten unter diesen sind: „Verlarn" und „Dütsch Graff int Norn". Dieses schließt:

De kän wi em trurig un still alleen
Mit Blot und Wunn inne Eer:
Wer seet op sin Graff wul Krüz oder Steen?
Se lat em alleen mit sin Ehr!

Die Sammlung enthält überhaupt nur gute Gedichte. Wir nennen nur noch die Namen von Fritz Reuter, Feodor Löwe, Annmariek Schulten, Johann Meyer, Ferdinand Weber, Heinrich Zeise, Willatzen und Adelaide Marie, einer Dichterin, die in der Huldigung (S. 91) „An Friedrich VIII., Herzog von Schleswig-Holstein" eine wahrhaft männliche Freiheits- und Vaterlandsliebe in wohlklingenden Versen ausspricht.

6. Lieder des Kriegs und der Liebe aus Schleswig-Holstein von Christian und Theodor Kirchhoff. Dresden, Kuntze. 1864. 16. 5 Ngr.

Man würde den brüderlichen Verfassern dieser Lieder einen schlechten Dienst erweisen, wenn man sie als Dichter beurtheilen und ihre Verstöße gegen die Sprache und Versform nachweisen wollte. Läßt man aber die Lieder, wie sie nun einmal sind, gelten, und gewinnt man's über sich, nach dem Lesen der ersten Seiten sich nicht abzuwenden, so werden einem die beiden Schleswig-Holsteiner, die als Soldaten etwas erlebt haben, lieb und man gesteht ihnen am Ende die Berechtigung zu, über die Leiden und Freuden des Kriegs und der Liebe in ihrer Art zu sprechen, ja sogar zu dichten. Das kleine Heftchen mag sich wol als Soldaten-, Feldwach- und Biwakliederbuch bewähren.

7. Aufruf für Schleswig-Holstein. Epistel an den Kaiser von Oesterreich, gedichtet von Ferdinand Kürnberger. München, Fleischmann. 1864. 8. 1½ Ngr.

In kräftigen Worten, verstärkt durch derbe aber gerechte Vorwürfe, fordert dieser poetische Schreibebrief den Kaiser und alle deutschen Fürsten auf, für Schleswig-Holsteins Recht das Schwert zu ziehen. Der Dichter sagt unter anderm treffend (S. 5):

Und keiner von den zweiunddreißig allen,
Kein Fürst, der Deutschlands Glauben braucht, wie du!
Der Böhme trotzt, der Pole conspirirt,
Es blickt Venedig nach dem fremden Herrn,
Den Slawen lockt der Zar, und Ungarn, ach,
In deine Fenster schaut das wilde Land,
Wo ein Gardist die große Kriege macht!
Verschmähe Deutschland, zingle dich vom Freund,
Vom Nachbar ab, nenn's zweifelhaft das Recht,
Das König Max zum Jubel aller Deutschen
Klar wie die Sonne leuchten läßt in Baiern —
Und sag', mein Oestreich, sag', wo ruhst du noch?
Auf einem Balken, den die Gans bespült!

8. Schleswig-Holstein oder Mit blutiger Schrift. Roman aus der neuesten Vergangenheit der Herzogthümer von Adolf Schiemer. Drei Bände. Wien, Schönewerk. 1864. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Dies Werk ist „der gesammten deutschen Studentenschaft, den dereinstigen Vorkämpfern für Freiheit und Recht, der Hoffnung unsers Vaterlandes" gewidmet, und der „Brief an den Verleger statt einer Vorrede" erklärt, daß jeder Deutsche wol wisse von dem Streite, den die Herzogthümer gegen Dänemark auszufechten haben, „aber das wackere Volk selber in seiner rührenden Anhänglichkeit an deutsche Vätersitte" nur selten und wenig kenne, „denn das anspruchslose Ländchen mit seinen blühenden Städten, anmuthigen Meeresbuchten, saftigen Wiesen, idyllischen Dörfern, seinen reichen Saatfeldern, gigantischen Deichen, buschbewachsenen Erdwällen, schwermüthigen Heide-

und Moorgegenden und den malerisch sich hindehnenden Buchenwäldchen liegt nicht an den großen Touristen-Heerstraßen Europas".

Der Verfasser hat seine Jugendzeit unter diesem biedern Volke verlebt und fühlt sich verpflichtet, die folgenden Blätter der Oeffentlichkeit zu übergeben, „die von den unsaglichen Leiden und Täuschungen des biedern Volks erzählen, von herzzerreißenden Scenen zerstörten Familienglücks, von dem barbarischen Hohne und den rohen Gewaltthätigkeiten der Dänen, von den blutigen Kämpfen in den Jahren 1848—50, aber auch von dem ungebeugten Heldenmuthe und der derben Zähigkeit des wackern schleswig-holsteinischen Bruderstammes". Der Roman führt uns nach Kiel und macht uns mit der dortigen Bevölkerung bekannt, indem wir die Repräsentanten derselben, Bürger, Beamte, Professoren, Studenten und dänische Offiziere, in einem besuchten Lustorte versammelt sehen. Das empörende Benehmen der letztern, der Skandal, welcher dadurch hervorgerufen wird, und dessen Folgen sind sehr spannend und wahr geschildert. Aehnliches zu erleben braucht man aber leider nicht nach Schleswig-Holstein zu gehen. Ueberall, wo eine besondere Offiziersehre gilt, wo Volk und Heer als feindliche Parteien sich gegenüberstehen, erregen diejenigen Offiziere, die auf ihre Vorrechte pochen, den Unwillen der Welt, indem sie sich darin gefallen, ihre Mitbürger zu verhöhnen und zu beleidigen, ja selbst die Frauenwelt, anstatt sie ritterlich zu vertheidigen, flegelhaft zu behandeln.

Bevor die weitere beabsichtigte Beleidigung der schönen gebildeten Tochter eines deutschen Beamten von dem blatternarbigen, rothhaarigen dänischen Lieutenant und Kammerherrn von Heiborg ausgeführt werden konnte, tritt diesem der Student Graf Otto Oltke entgegen, der als Sohn des in Kopenhagen als Staatsrath lebenden Renegaten mit den dänischen Offizieren befreundet und deshalb bei seinen Commilitonen verhaßt ist, nun aber den empörten Holsteiner herauskehrt und den Dänen ab-, den Landsmännern zuschwört. Er wäre von dem heimtückischen Unterdrücker durchbohrt worden, wenn nicht zu rechter Zeit der nervige, riesige Angelsachse und Schleswiger, Heinrich Wessel, Doctorand der Rechte, Sohn des reichsten Bauern seiner Heimat und Bräutigam der gefährdeten Dame, hinzugetreten, dem Offizier den Degen aus der Hand gewunden und, da der Däne nicht Vernunft annehmen wollte, zerbrochen und vor die Füße des Uebermüthigen geworfen hätte.

Wir kennen nun die vier Hauptpersonen des Romans: Graf Otto Oltke, Heinrich Wessel, Friederike Jugwersen, seine Braut, und den Mephisto, Lieutenant und Kammerherr von Heiborg. Die dem jungen Grafen wahrscheinlich bestimmte Dame werden wir, von Geheimnissen umgeben, in der Heimat Wessel's, für jetzt als seine Schwester zu suchen haben, die übrigen Personen dieser Geschichte nehmen nur hin und wieder unser Interesse in Anspruch.

Die Einführung in die zeitlichen und örtlichen Verhältnisse und eine gedrungene historische Uebersicht, die den weniger Kundigen in Kürze das Recht der Schleswig-Holsteiner und den Eidbruch der Dänen zur Kenntniß bringt, bilden einen übersichtlichen Hintergrund. Nun tritt der Roman in das Geleis der meisten für Unterhaltung geschriebenen Geschichten über, und leidet hin und wieder an Verzeichnungen. Im alten Hedemann, dem treuen Diener des jungen Grafen, ist das gutmüthig polternde Familien-Inventarienstück etwas carikirt, und wenn das schleswig-holsteinische Volk als ein sehr bedächtiges geschildert wird, widerspricht dieser Wahrnehmung die romanhaft zufällig verhinderte Lynchjustiz an dem miserabeln dänischen Offizier und Kammerherrn. Daß ihm aber gelungen sein sollte, an einem gesunden, kräftigen holsteiner Mädchen in ihrem eigenen Hause Gewalt zu üben, ohne dabei zu der Ueberzeugung zu kommen, daß auch weibliche Fäuste die jungfräuliche Ehre schützen und einen Elenden niederschlagen können, ist kaum zu glauben.

Wir müssen nun dem Verfasser ziemlich abseits von dem folgen, was eben unsere Seele erfüllt, und wol mehr als geschichtlicher Hintergrund für diesen Roman bleiben sollte. Die neue Erzählung kann jeden Hintergrund dulden, denn sie sieht einer Sue'schen Novelle sehr ähnlich. Mord und Todschlag, ein aufgefundener Findling, ein unterschlagenes Testament, einige zu gutmüthig ehrliche und drei ausgesuchte Banditenseelen sind die Ingredienzen derselben.

Die dänische rücksichtslose Unterdrückung des Deutschthums, wie wir sie besonders aus den Werken des unermüdlichen Doctor Rasch kennen, die satanische Ausdauer der Creaturen der Regierung im Untergraben alles deutschen Glücks, Wohls und Lebens, wie wir es seit vielen Jahren haben ansehen müssen, führt uns dieser Roman mindestens bisjetzt nicht vor. Der Uebermuth der dänischen Offiziere gleicht zu genau den Skandalen, wie wir sie mit Putzki und Sobbe erlebt haben; die Malicen der dänischen Vorgesetzten und ihrer Bureaucreaturen gegen brave deutsche Beamte gleichen ganz genau den Kränkungen, wie sie die Beamten anderer Länder, die dem Fortschritt zu huldigen gewagt haben, tagtäglich und fast überall nun schon seit langen Jahren dulden müssen; alles dieses kann einem braven deutschen Mann schon das Leben verbittern und ihn an Leib und Seele vor der Zeit zu Grunde richten, aber trotzdem und alledem haben die Schleswig-Holsteiner von den Dänen noch Schlimmeres erduldet, und das vor allem mußte dieser Roman zu charakterisiren wissen. Da aber das Werk doch immer noch vieles über die braven Schleswig-Holsteiner zu sagen weiß, so sei es den Unterhaltungsuchenden bestens empfohlen.

Es wird gerechtfertigt erscheinen diesen Werken, die sich zumeist mit einem Ereigniß der politischen Gegenwart beschäftigen, das uns vor allen nahe geht und leider immer noch das Herz mit Empörung und Befürchtung erfüllt, die folgenden Schöpfungen anzuschließen, die sich mehr im allgemeinen in patriotischen Kundgebungen ergehen.

9. Leipzig 1813. Heldengedicht in fünf Gesängen von Julius Ernst Günthert. Ulm. 1864. 16. 5 Ngr.

Dies Heldengedicht kommt um ein Jahr zu spät, es sei denn, daß der Verfasser geglaubt hat seinem Werke zu schaden, wenn es mit den übrigen für die funfzigjährige Feier der Schlacht bei Leipzig bestimmten Schöpfungen, die aber nur sehr gering an Zahl waren, erschiene, und es gleichsam als Huldigung der Huldigung hervortreten solle.

Stanzen für ein Epos zu wählen und sogar für eins, das die rasche Bewegung, die plötzliche Entscheidung der Massengefechte schildern will, wie sie durch die heutige Ausrüstung und Bewaffnung herbeigeführt werden, ist sehr gewagt. Die deutsche Stanze hat keine Beweglichkeit, ganz verschieden von der italienischen, die rasch vorwärts kommt. Die unsere eignet sich deshalb für lyrisch-romantische Dichtungen, wo die Schönheit der Form und der vollen Reime in dem ruhigen Gang der Betrachtung und in den Natur- und Gefühlsschilderungen zur vollen Geltung kommt. Da hat der Dichter Zeit, die Schwierigkeit der in die ersten sechs Zeilen verlegten zwei Wechselreime zu überwinden und volltönende Schlußreime zu finden. Im Epos aber, wo der Fortschritt der Handlung durch diese Schwierigkeit gehindert wird, fühlt der Leser die Qual des Dichters, der wie angekettet den beständigen Ruf zur Eile vernimmt, und um ihm nachzukommen mit Reimen sich begnügt, die die Stanze herabziehen und ihre Schönheit vernichten. Endlich verlangt diese Form einen ganzen Dichter, und wenn wir auch dem Verfasser dieses Epos poetisches Talent nicht absprechen wollen, so ist er doch eben der Stanze nicht mächtig. Dies hat auch auf den Inhalt des Werks gewirkt, das sich beständig in Beschreibungen der Schlachten wiederholt und doch kein großes historisches Schlachtengemälde vorführt. Es ist bei den Dichtern wie bei den Malern. Von diesen versuchen auch viele Schlachten zu malen, aber nur wenige haben das Talent dafür. Zumeist erhalten wir ein Menschengewirr, wo im Mittelpunkt von einem oder einigen mit großem Muth auf die bereits

weichenden, niederstürzenden oder flehenden Feinde losgeschlagen wird. Ein Bild wie das andere, nur kein Schlachtengemälde. Möge Günther seinem Talente Aufgaben stellen, denen es gewachsen ist, und für die Stanze nur Stoffe wählen, die ihm gestatten, das unbeschreiblich schöne Gefühl zu genießen, in einer der herrlichsten Formen, gleichsam ausruhend, sich ergehen zu dürfen.

10. Liederbuch für Deutsche in Böhmen. Von Karl Victor Hansgirg. Prag, Tempsky. 1864. 12. 15 Ngr.

Ein braver deutscher Patriot, eingeborener Böhme und rechtschaffener Oesterreicher, der sich durch seine Reimfertigkeit berechtigt und verpflichtet hält, für die Deutschen in Böhmen die fehlenden Lieder zu schaffen, wird in seiner guten Absicht durch die Aufforderung eines befreundeten Abgeordneten befestigt, setzt im October 1863 sein Wort ein und — „da liegen nun schon die Dichtungen vollendet vor mir, bevor noch der Christbaum seinen milden Schimmer in Palast und Hütte verbreitet", sagt die Weihe, und fordert Tondichter auf, „begeistert durch die Liebe zum deutschen Volke, den Liedern volksthümliche Weisen zu verleihen, die rasch zündend zu seinem unverlierbaren Eigenthum werden".

Den deutschen Böhmen werden hier geboten: Lieder vom Vaterlande, Zeitstimmen, Turn-, Sänger- und Soldatenlieder, Lieder von der Elbe, vom Böhmerwalde, vom Erz- und Riesengebirge und aus Ost und West. Kein volksthümliches Thema ist hier vergessen worden, und ebenso entfernt sich der Verfasser nicht von seiner Absicht, er hält sich vielmehr stets an das allgemein Verständliche, das er in Chansons leicht vorträgt. Ein böhmischer Béranger, wenn auch nicht von der poetischen Begabtheit des französischen Volksdichters. Er ruft (S. 43) im Turnerlied „Gut Heil":

Weiht der Fahne Herz und Hand,
Die da flattert schwarz-roth-golden,
Herz und Hand der lieben Holden!
Aber seid auch zugewandt —
Der mit schwarz und gelbem Band!
Treu und frei
Um Kaisers Fahne,
Schart euch, ihr Kumpane —
Frischer Turnerei!
Rascher, als im Wind der Pfeil,
Tön' ihr tausendfach: „Gut Heil!"

In dieser deutsch-österreichischen, dem Fortschritt und dem Ueberkommenen mit gleicher, hausväterlicher Liebe zugewandten Gesinnung lassen sich die übrigen Lieder vernehmen, die, von sangbaren Melodien unterstützt, dem deutsch-böhmischen Bürger und Bauer willkommen sein werden.

11. Zwischen Sumpf und Sand. Vaterländische Dichtungen von George Hesekiel. Berlin, Behr. 1863. Gr. 16. 15 Ngr.

„Zwischen Sumpf und Sand", ein wunderlicher Titel; aber wo sucht man's heutzutage nicht überall, dachte ich, den vordern Deckel beschauend, der etwas bilderfibelartig Sumpf und Sand darstellt, und wo mitten am Himmel und zwischen dem Gezweige der Tannen und Eschen der Titel gedruckt ist, links unten aber im Sumpfe: „Berlin. W. Behr's Buchhandlung." Glaubte ich doch, daß dort mehr Sand zu holen sei. Und der Poet George Hesekiel mit den „Vaterländischen Dichtungen", schwebt zwischen Himmel und Erde, oder eigentlich Himmel und Sumpf; und als ich das Buch aufschlug, dachte ich weiter: wo man's heutzutage nicht überall sucht, darf es hier mal schwarz auf gelb, und nicht schwarz auf weiß heißen: hei, hei, gelbes Druckpapier für vaterländische Dichtungen. Sollte schwarz auf weiß helfen, denn ihr Herren Neupreußen, denn ihr Herren von der Kreuzzeitung, was ist des Gelbs Bedeutung? Das Gelb gefällt mir nicht, Schwarzweiß doch deutlich spricht, und bei Schwarzrothgold weiß jeder, was ihr wollt. Also auf gelbem Papier mit schwarz erfahren wir, wer Waldemarus gewest, der valde amarus est. Schwarzgelb — ist's Ironie, oder auch Sympathie?

Man könnte hin und wieder einen Vers mit Genuß lesen, wenn es nicht so durch und durch nach der Absicht schmeckte, die einen verstimmt. Man hat dabei so eigene Gedanken über die Richtung des schwarzgelben Dichters, die er eingeschlagen hat von den Zeiten, wo er Robert Heller's abgeblühte Rosen übernahm, bis er sich zum Chef-Redacteur der Kreuzzeitung emporgeschwungen. Gar wunderlichen Wandelungen ist der Mensch unterworfen. Nun, an Lesern wird es diesen schwarzgelben Dichtungen wol nicht fehlen, und wenn Hesekiel klagt, daß dem Pegasus nicht goldener, kaum silberner Hafer vorgeschüttet werde, so dürfte das für den patriotischen Poeten der Kreuzritter wol nicht wörtlich zu nehmen sein. Der Vorgänger des Poeten Hesekiel, Herr Wagner, hat mindestens das Schicksal Firdusi's nicht gehabt.

Die Herren vom Kreuz sprechen stets so unendlich biderbe, aber man erkennt sie schon, und sei es auch nur an ihrem „hei, hei!" Wundern muß ich mich aber, daß ein so vorschriftsmäßiger neupreußischer Poet einen Freiligrath, der doch für ihn ein blutrother Republikaner ist, nachahmt. Dieser läßt das Lied „Ritter Eugenio" von einem Trompeter dichten, Hesekiel schließt das Kürassierlied (S. 48):

Wir haben drauf das Lied gemacht
Drei Kürassier auf der Feldwacht
Und ein Trompeter.

Dann das „Belle-Alliance-Lied" (S. 76):

Darauf am andern Tage ward dieses Lied vollbracht —
Wir waren zwei Trompeter auf einer Reiterwacht,
Ein Offiziercommando von fünfundzwanzig Mann;
Mag's blasen oder pfeifen, wer's grad nicht singen kann.

Und (S. 81) im Liede „August von Michaelis" lesen wir:

Dies Lied, das hat ein Mann gemacht,
Der trug mit aus der Polenschlacht
Den Lieutnant von Michaelis.

Kolossal ist das Gedicht von der Königin, wo die jetzige Königin-Witwe das Lied singt: „Jesus meine Zuversicht." Niedlich hört es sich auch (S. 84) in dem Artilleristenliede an, nachdem wir erfahren, daß Paulus der erste Artillerist war, weil er, wie bekannt, sein Wissen Stückwerk nannte:

Wer der Zwote (?) ist gewesen
Thut man in der Chronik lesen,
Das war Kurfürst Friederich —
Kerle, seid nicht liederlich!

Hei, hei, das gefällt euch! In dem Gedicht „Unser Königshaus" ergeht Hesekiel sich in den bekannten Schmricheleien, wie sie einen ganzen Fürsten stets angewidert haben. Dort heißt es auch (S. 40):

Kurfürst Johann Georg
Trug um den Frieden Sorg',
Lebte gar fromm und schlicht,
Litt keine Juden nicht;
Hoch, Preußen, hoch!

Daß hier auch wieder auf 1848 geschmäht wird, versteht sich von seldst. S. 46 heißt es dann von Friedrich dem Großen:

Da sprach der König: „Er ist kein Baron,
Doch ein braver Kerl, das merkte ich schon,
Und hat Er mal was zu bitten für Sich,
So komm er getrost nach Potsdam, bei Mich!"

Wunderlich nimmt sich auch von diesem Poeten, der für die Aufhebung der Landwehr, das Bestehen der Standesvorrechte und das Nichtanfragen beim Volke ums liebe Geld schwärmt, das Lied: „Anno Dreizehn rief der König" (S. 68) aus. Es heißt dort:

„Kinder", sprach der König wieder,
„Wir sind allesammt nun Brüder,

Groß und klein und arm und reich,
Vor dem Feind ist alles gleich,
Was zur Fahne wacker hält —
Aber Kinder, 's fehlt an Geld!"

Wahrscheinlich soll das „nun" und „vor dem Feind" den Unterschied von damals und jetzt markiren. Dem damals gehört denn wol auch der Vers (S. 69) an:

Und ein Fräulein gar von Adel,
Wunderschön und ohne Tadel,
Die war arm und gut gesinnt,
Weinte wie ein Bischekind,
Weil sie keine Gabe fand
Für das liebe Vaterland.

Dieses „Fräulein gar von Adel" und „weinende Bischekind" verkaufte, wie bekannt, sein Lockenhaar und erntete nach 50 Jahren, wie ebenfalls männiglich bekannt, von Vater Wrangel gerechte Anerkennung. Was „Luchen" und „Lanken" sind, blieb mir unbekannt, dagegen „Stuck" wol biderbe für Stück gelten soll.

Hermann Neumann.

Ein deutsches Seitenstück zu Victor Hugo's „Les Misérables".

Die Elenden und Armen diesseit des Rhein. Socialer Roman in sechs Büchern vom Verfasser der Romane: „Die Ritter der Industrie", „Die Leute der Amtsstube", u. s. w. Vier Bände. Leipzig, Kollmann. 1864. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

„Es ist Zeit, daß man dem Kaiser gebe, was des Kaisers ist, und dem Buche, was des Buches ist. Manches Gedicht, manches Drama, mancher Roman thut mehr als alle europäischen Höfe zusammen." Dies sind Worte Victor Hugo's in seinem „William Shakspeare", einem Buche, welches, wie verschieden auch die Urtheile über dasselbe lauten und welche Schwächen ihm immerhin ankleben mögen, zwei unbestreitbare Vorzüge hat: es herrscht darin erstens eine sehr entschiedene und scharf ausgeprägte Geistesrichtung, und zweitens ist es sehr geistreich und anregend geschrieben und enthält eine Fülle von Gedanken, die wiederum zu denken geben. Mag in Bezug auf die Form des Gedankenausdrucks Victor Hugo oft allzu sehr nach Pointen und Contrasten haschen, und schillernde Farben und stark glänzenden Firnis etwas zu stark auftragen; es liegt doch wenigstens seinen Gedanken meist eine sehr richtige Anschauung und eine höchst beachtungswerthe Wahrheit zu Grunde, wie dies auch der Fall ist in Bezug auf die angeführte Stelle. Schon in einem frühern Artikel haben wir einmal nachgewiesen, welchen tiefgreifenden Einfluß vorzugsweise Romane in den verschiedensten Schichten der Gesellschaft ausüben; und man kann in der That wol sagen, daß manche Romane dieselbe Beachtung in socialer Beziehung verdienen, wie viele große Schlachten in politischer Beziehung. Alle Fragen von Wichtigkeit, welche die Zeit beschäftigen und an deren Lösung gearbeitet wird, werden in Romanen behandelt und finden in den Charakteren gleichsam ihren verkörperten Ausdruck. Es ist daher natürlich, daß das Interesse des Publikums für solche literarische Productionen, in denen die herrschenden Zeitstimmungen sich abspiegeln, ein sehr reges und ein stets wachsendes ist. Die Franzosen verstehen es nun unbedingt am besten, in pikanter, glänzender Manier derartige Romane zu schreiben, und keine andern Romane haben daher solchen Erfolg gehabt, wie gerade einige moderne französische. Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß Frankreich in dieser Beziehung gewissermaßen tonangebend ist und auf die andern Länder höchst anregend einwirkt. Auch der vorliegende Roman ist durch den Roman Victor Hugo's, „Les Misérables", veranlaßt worden. Der Verfasser sagt in der Vorrede: „Wenn auch der Verfasser durch Victor Hugo's «Misérables» angeregt worden ist, diesen Roman zu schreiben und in gleicher Weise zu betiteln, so hat er dennoch keine Nachahmung liefern, sondern vielmehr den uns in vielen Dingen fremden französischen Zuständen und deren Misère unsere deutschen Lebensverhältnisse und deren Elend entgegenstellen wollen."

Wir geben zunächst, soweit der beschränkte Raum es gestattet, kurz den Inhalt des deutschen Romans, und knüpfen daran einige Bemerkungen über den Werth desselben und über sein Verhältniß zu dem französischen. Firnbach ist ein begüterter Domänenpächter unter dem König Hieronymus von Westfalen. Bei dem Sturze der Napoleonischen Herrschaft verliert er seine Pachtung und sein Vermögen. Er geht nach dem Elsaß als Inspector und hält sich hier 15 Jahre lang auf. Auf einer Geschäftsreise hat er eine junge Witwe aus Karlsruhe kennen gelernt, und mit dieser verheirathet er sich. Mit dem Vermögen derselben, 25000 Thaler, kauft er ein Gut in der Nähe einer großen Stadt. Das Glück ist ihm in jeder Beziehung hold. Es werden ihm zwei Kinder geboren, ein Sohn, Fritz, und eine Tochter, Martha. Im Jahre 1847 fängt das Unglück an, über ihn hereinzubrechen. Er wird zum Deputirten des Landtags gewählt und stellt sich auf die Seite der Opposition. Bei der nachfolgenden Reaction wird er infolge der Reden, welche er überall gehalten hat, in Anklagezustand versetzt und zu fünf Jahren Festung und den Proceßkosten verurtheilt. Sein Gut ist in Verfall gerathen und er muß es verkaufen. Mit der kleinen Summe, welche ihm schließlich noch bleibt, geht er, nachdem er aus der Festungshaft entlassen ist, nach einer größern Stadt. Seine Frau, deren Gesundheit durch Kummer und Elend untergraben worden ist, ist gestorben. In der Stadt macht der Vater mit seinen beiden Kindern die größten Anstrengungen, um sich eine Existenz zu gründen. Der Sohn, welcher in Heidelberg einige Semester Jura studirt hat, beschäftigt sich mit literarischen Arbeiten. Aber ein höchst frivoler französischer Roman, zu dessen Uebersetzung er sich verleiten läßt, wird die Ursache, daß nicht nur seinem Rufe als Schriftsteller von vornherein ein großer Makel anklebt, sondern daß auch alle andern Unternehmungen der Familie scheitern. Sie werden zuletzt aus der Stadt polizeilich ausgewiesen und gehen nach der Hauptstadt des Landes. Hier scheint ihr Geschick sich günstiger gestalten zu wollen. Firnbach hat Verbindungen in England und es werden ihm von dort Anerbietungen gemacht, er solle junge Engländerinnen in Pension nehmen. Er geht mit Freuden auf diesen Vorschlag ein; er verwendet den letzten Rest seines Vermögens auf eine passende häusliche Einrichtung und erwartet nun mit fieberhafter Ungeduld die Ankunft der verheißenen Pensionärinnen. Aber der Engländer, welcher dieselben nach Deutschland begleitet, bekommt in Hamburg zufällig den von Fritz Firnbach übersetzten französischen Roman in die Hände, und infolge davon findet er sich veranlaßt, die Engländerinnen sofort wieder nach England zurückzuführen. Der Absagebrief, den er an Firnbach schreibt, wirkt auf diesen so erschütternd, daß er einen Schlaganfall bekommt und stirbt. Nachdem der Sohn und die Tochter noch die größten Enttäuschungen, Verfolgungen und Intriguen und Bitterkeiten aller Art erfahren haben, wendet sich ihr Los endlich zum Bessern. Die Tochter Martha verlobt sich mit einem Candidaten der Theologie; der Sohn findet an einem reichen Engländer, Tenessee, einen Beschützer, und geht auf dessen Aufforderung nach England und gründet hier eine Schule.

Mit den Schicksalen der Famili Firnbach ist die Geschichte einer Madame Günther und ihrer Tochter Johanna auf das engste verflochten. Madame Günther ist in Paris geboren, wo Firnbach bei Gelegenheit einer Reise vom Elsaß aus sie als armes verwaistes Mädchen kennen gelernt und aus Elend und Verkommenheit heraus in bessere Verhältnisse gebracht hat. Sie hat sich später mit einem Sprachlehrer, Namens Günther, verheirathet; da aber ihr Mann ein liederliches Leben geführt und sich einen frühzeitigen Tod zugezogen hat, so ist sie mit ihrer Tochter in große Dürftigkeit gerathen. Sie lebt in derselben Stadt, nach welcher sich Firnbach zurückgezogen hat, und hier finden sich die beiden wieder. Johanna Günther macht in dieser Stadt die Bekanntschaft eines reichen

Engländers, Teneffee, und dieser verlobt sich mit ihr, und verspricht ihr, sie heirathen zu wollen, sobald er von einer Reise nach England, die er nothwendigerweise unternehmen müsse, zurückgekehrt sei. Die Sorge für seine Verlobte und deren Mutter überträgt er einem sehr vornehmen und angesehenen Arzte der Stadt. Doch dieser, ein durch und durch habsüchtiger Mensch, unterschlägt alle für die Familie Günther bestimmten Gelder und dieselbe geräth in das tiefste Elend, und würde ganz untergegangen sein, wenn sie nicht bei einem Prediger Hülfe und Aufnahme gefunden hätte. Auch der Engländer Teneffee kehrt endlich zurück, und nun hat alle Noth ein Ende.

Sowol der deutsche Roman als auch der französische leiden an großen Unwahrscheinlichkeiten; insbesondere in dem deutschen könnte manches besser motivirt und geschickter combinirt sein. In diesem Punkte verdient Victor Hugo's Roman immer noch den Vorzug. Obgleich der deutsche Roman ferner bei weitem nicht in einem so glänzenden und bestechenden Stile geschrieben ist, wie „Les Misérables", so nehmen wir doch keinen Anstand, dem deutschen Erzeugniß den Vorrang vor dem französischen einzuräumen in Bezug auf den Gehalt und die Anschauungsweise. Der französische Roman leidet an dem großen Fehler, daß die wahre Quelle des menschlichen Elends verkannt wird. Victor Hugo geht von dem Grundgedanken aus, daß Gott den Menschen gut geschaffen habe, und er legt das Elend der Individuen größtentheils den bestehenden socialen Einrichtungen zur Last. Beides ist falsch. Der Mensch ist von Natur weder positiv böse noch positiv gut; wäre er das letztere, so würde alle Erziehung und Bildung consequenterweise verneint und als schädlich und hemmend geradezu verdammt werden müssen. Der Mensch müßte wie der Baum des Waldes oder wie ein Thier im freien Naturzustande aufwachsen. Dies würde zuletzt zum Kannibalismus führen. Der Mensch ist von Natur weder gut noch böse; beides entwickelt sich erst; aber — und das ist wohl zu beachten — das Böse ist das erste, was sich entwickelt. Unter dem Bösen verstehen wir die Selbstsucht des Theils, das Sinnliche, welches nur die Selbstsucht der Selbsterhaltung und des Genusses kennt; dies entwickelt sich in dem Menschen früher als das Gute, welches die Verneinung dieser Selbstsucht ist. Die Bildung und Erziehung des Menschen besteht daher darin, daß der ursprüngliche Zustand, welcher ihn in die Schranken der Selbstsucht bannt, immer mehr aufgehoben werde; und in dieser Beziehung soll der Mensch sich bestreben, vollkommen zu werden wie der himmlische Vater. Dieser vielfach falsch oder gar nicht verstandene Ausspruch der Bibel bezieht sich nur auf die christliche Liebe als die Negation der Selbstsucht; denn in andern Beziehungen kann der Mensch nie vollkommen werden wollen, sonst müßte er Gott ganz gleich werden. Die christliche Liebe zwar verlangt Victor Hugo auch im weitesten Umfange von dem Menschen, damit das Elend auf Erden gemildert werde; aber die Ursachen, aus denen er letzteres herleitet, sind, wie gesagt, nicht die richtigen. Der deutsche Roman geht tiefer auf den Grund und kommt der Wahrheit näher, indem die Quelle des Elends mehr in der That und in der Schuld des Individuums gesucht wird.

„Die That des Menschen", heißt es III, 186, „ist eine unwiderrufliche Gewalt, die ihre Folgen und Wirkungen auf den Urheber legt. Das einmal Geschehene geht seinen Gang unaufhaltsam fort, dagegen kann Gottes Weisheit nicht einschreiten, wenn sie nicht ihre selbstgegebene, sittliche Weltordnung aufheben will. Hat ein Mensch etwas Ungerechtes gethan, so ist dies ein Samenkorn im Schose seines Daseins, das irgendwo und zu irgendeiner Zeit aufschießt. Der Strafe seines Unrechts kann niemand entgehen, weil er es mit freiem Willen that. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich und seine Hölle; die Sühne liegt nach christlichen Begriffen in der Besserung, in dem Muthe, der Geduld, der veredelnden Prüfung und der guten That. Niemand murre über seinen Schatten, wenn er sich vom Lichte abgekehrt hat."

Die bei weitem größte Summe menschlichen Elends muß auf Rechnung des Umstandes gesetzt werden, daß die Menschen das materielle Wohlsein auf Kosten der ewigen Sittengesetze, auf Kosten des Gesetzes der christlichen Liebe erstreben; sie sind selbstsüchtig, sie wollen genießen und immer genießen, und dadurch verkaufen sie ihre Existenz gleichsam den finstern Mächten des Unglücks. Wenn die meisten Menschen sich zu einer richtigern Schätzung der Güter erheben könnten, so würden sie die materiellen Güter und die damit verbundenen Genüsse in zweite Linie stellen und zuerst nach den Tugenden christlicher Vollkommenheit streben, welche, wie schon Kant gesagt hat, keinen „Marktpreis" haben, welche unabhängig von Reichthum sind und von allen Menschen ohne Unterschied angeeignet werden können. Da aber die Menschen im allgemeinen ganz falsche Vorstellungen von Glück haben und zuerst nach äußern Gütern streben, so machen sie sich unnöthige und übermäßige Sorgen über ihr materielles Wohlergehen, und durch diese verkehrten Sorgen verlieren sie Gott, der Welt und sich selbst gegenüber den richtigen Standpunkt. Dies hätte auch in dem deutschen Romane noch schärfer hervorgekehrt und insbesondere in dem Charakter des Fritz zur Anschauung gebracht werden können. Derselbe schreibt an einem Romane „Die Opfer der Gesellschaft", und hierin will er schildern und beweisen, daß die Quellen des menschlichen Elends in den Einrichtungen der Gesellschaft liegen. Doch seine Anschauungsweise erfährt unter dem Einflusse seines Vaters und seiner Schwester, welche ein tiefes religiöses Gefühl besitzt, eine Umwandlung, und er arbeitet seinen Roman deshalb dahin um, daß er „gute Menschen schildern will, daß er die Tugend zum Siege, das Elend zur gerechten Versöhnung führen will; die Opfer der Gesellschaft sollen die Ungerechten, Lieblosen, die Gegner der sittlichen Weltordnung sein". Doch bleibt Fritz in einem gewissen Schwanken befangen; gewiß wäre es besser gewesen, wenn die geläuterte und höhere Ansicht vom Leben bei ihm vollständig zum Durchbruch gekommen wäre.

Wir wünschen dem deutschen Roman Erfolg und empfehlen ihn zur Lektüre angelegentlich. Zu bedauern ist, daß das Buch nicht in einem glattern und gefeiltern Stile geschrieben ist; es kommen viele Härten darin vor, und es fehlt an dem Schwunge und an der Frische, wovon der französische Roman sehr viel hat. Man betrachte folgende Stellen als Proben großer Härte im Stile: „Da sie nach dem Tode des Kindes gesetzmäßig in den vollen Besitz des Vermögens ihres Mannes gelangte, so war sie von dessen, über die in fremde Hände übergegangene Erbschaft erbosten Verwandten mit Haß und gerichtlichen Versuchen einer Testamentsanfechtung verfolgt." — „Jetzt erhoben sich plötzlich die lange auf diesen Tag gewartet habenden Feinde des Drosten." Dergleichen holperige Constructionen wären leicht zu vermeiden gewesen. Schließlich noch eine kleine Einzelheit. Der Verfasser sagt III, 101: „Das größte deutsche Elend ist der ungerechte Fluch der öffentlichen Meinung; verloren ist, dem sie ihr Kainszeichen aufdrückt." Dies ist kein specifisch deutsches Elend, und Deutschland ist durchaus nicht dasjenige Land, in welchem man unter dem Drucke der öffentlichen Meinung besonders zu leiden hätte. Wir kennen aus eigener Anschauung ein Land, in welchem die öffentliche Meinung unendlich viel tyrannischer auftritt, als in Deutschland, und das ist England. Was den meisten Beurtheilern Englands, welche das Land und die Leute nach der allerdings sehr glänzenden und höchst bestechenden Außenseite beurtheilen, vollständig entgeht, ist, daß in England sich die einzelnen zwar großer politischer Freiheit und mannichfacher politischer Rechte erfreuen; daß England aber ein Land ist, in welchem die Menschenrechte des Individuums weit weniger zur Geltung kommen als bei uns, weil dort die Kastenunterschiede und das Geld eine bei uns gottlob nicht gekannte Tyrannei ausüben.

Rudolf Sonnenburg

Zur Beurtheilung von Verbrechen.

Himmel und Hölle. Eine Studie. Berlin, Herbig. 1863. Gr. 8. 2 Thlr.

Macaulay erzählt in seiner meisterhaften Schilderung des Zustandes Englands zur Zeit der Thronbesteigung Jakob's II. (1685), daß damals Gentlemen Lustpartien arrangirten, um in Strafanstalten arme Weiber auspeitschen zu sehen; daß das niedere Volk den Henker, der einen unglücklichen Verbrecher von Oldgate nach Newgate peitschte, gebeten habe, dem Burschen so viel zu geben, daß er heule; daß die Kerkerhöhlen Pflanzstätten jedes Lasters und jeder Krankheit gewesen seien, aus denen die abgezehrten und vergilbten Gefangenen eine Atmosphäre von Pestilenz in das Gerichtszimmer gebracht hätten, welche sich oft sichtbar an Richtern und Geschworenen rächte. Schlimmer sah es mit der Justizpflege in Deutschland aus. England hatte als einziger Staat in Europa das uralt-germanische, öffentliche Schwurgericht bewahrt, und die Folter war, wenigstens in dem Sinne der römisch gebildeten Criminalisten, zu keiner Zeit gesetzmäßig gewesen. Deutschland blutete damals an den offenen, mehr als hundert Jahr eiternden Wunden, welche ihm der Dreißigjährige Krieg geschlagen. Es war 1618 das reichste unter den Ländern Europas gewesen, 1648 war es das ärmste, und die Armuth machte die Laster, welche die barbarische Wildheit der Krieger jener Periode hervorgerufen hatte, für eine lange Zeit permanent. Da hatten Richter und Henker vollauf Beschäftigung. Im geheimen wurde die lange Untersuchung geführt, wurde der Angeschuldigte inquirirt, bedroht und gemartert, im geheimen ward das Urtheil gefällt, und nur der Endact, die Anwendung der Geisel, des Prangers, der glühenden Zangen, des Galgens und des Rades blieb dem Publikum als ergötzliches Schauspiel vorbehalten. Es ist durchaus nicht zu verwundern, wenn mancher, der kaltblütig in den Zeitungen liest, daß in einer einzigen Schlacht der Neuzeit 30—40000 Menschen todt oder verwundet sind, bei dem Studium der Acten eines Criminalprocesses aus dem 17. Jahrhundert von Entsetzen ergriffen wird. Jetzt wird dem leidenden Verwundeten auch von Feindeshand alle Pflege zutheil, welche die Umstände gestatten, und man mag in dieser Betrachtung Beruhigung finden für den schmerzlichen Gedanken, daß Kriege noch in unserer Zeit nothwendige Uebel sind; aber die Erinnerung an den Scharfsinn, den unsere Vorväter anwandten, um ihren Mitgeschöpfen die ausgesuchtesten Qualen zu bereiten, und an die tiefe Gleichgültigkeit, mit denen das Volk dem Geheul der verstümmelten und von glühenden Zangen halbzerrissenen, nur zu oft völlig unschuldigen Verurtheilten zuhörte, kann das Blut in den Adern zum Sieden bringen.

Lange schon ist die Ansicht zu immer allgemeinerer Verbreitung gelangt, daß das Verbrechen eher als eine Krankheit zu betrachten ist, denn als eine Schuld; daß Erziehung, böses Beispiel von Jugend auf, Noth, die Schäden und Mängel der Gesellschaft die regelmäßigen Ursachen der Verbrechen und Vergehen sind, daß also die einfachste Humanität es gebietet, dem Gefangenen und dem Verurtheilten noch mit Rücksicht und Milde zu begegnen und nicht blos die Sicherung der Gesellschaft, sondern auch die Besserung des Individuums im Auge zu behalten mit Ausschluß jeder Rache und jeder zwecklosen Quälerei. Wer es demnach, wie der ungenannte Verfasser des obengenannten Werks, unternimmt, noch zu unserer Zeit diese Sätze aufzustellen und zu vertheidigen, der darf nicht erwarten, dem Publikum etwas wesentlich Neues darzubieten; es kann nur darauf ankommen, durch die Form der Darstellung und die Klarheit der Beweisführung anzuziehen und somit den humanen Bestrebungen eine allgemeinere Theilnahme zu verschaffen.

Der Verfasser nennt sein Werk selbst eine Studie, einen Versuch, auf möglichst einfachem Wege zur Lösung des großen Problems der moralischen Hebung des Menschengeschlechts zu gelangen, und er behandelt in der That, ohne sich besonders um

eine eigentlich systematische Eintheilung zu kümmern, in einem Bande von sehr mäßiger Ausdehnung eine Menge von Gegenständen: die Erbsünde, die Erziehung, die Zurechnungsfähigkeit, die Freiheit des Willens und die Gnadenwahl, die verschiedenen Strafprincipien, die einzelnen Arten der Strafe u. s. w. Aber für den Zweck, welchen sich der Verfasser vorgesetzt hat, ist diese Anordnung kein Mangel, denn wie man auch über die einzelnen Schlußfolgerungen und Resultate urtheilen mag, ermüdend und aller Belehrung ermangelnd wird wahrscheinlich niemand das Werk finden. Von den zahlreichen Beispielen aus der Criminal- und Polizeigeschichte entbehren allerdings viele den Reiz der Neuheit, allein sie sind gut erzählt und geschickt gruppirt, sodaß auch die bekanntern mit Interesse gelesen werden mögen. In ähnlicher Weise erhellen wiederholte Citate aus Werken neuerer berühmter medicinischer Autoritäten, wie von Lauvergne, der viele Jahre lang Oberarzt der Marine und des Hospitals am Bagno zu Toulon war, und von dem sehr angesehenen pariser Arzt Parent Duchatelet Aufschlüsse über abnorme geistige Zustände und Verhältnisse der untern Volksklassen, die reich sind an Belehrungen nicht nur für den Polizeibeamten und den Criminalisten, sondern für jeden, dessen Herz für das Wohl seiner Mitmenschen eine Empfindung hegt.

Die Endziele, zu denen der Verfasser hinsichtlich der Behandlung der Verbrecher, der Zurechnungsfähigkeit, der zu beobachtenden Grundsätze bei der Strafzufügung, der Todesstrafe u. dgl. gelangt, werden zu unserer Zeit von wenigen bestritten werden, allein dies ist durchaus nicht der Fall mit den Ansichten, die er über Religion und Moral, das Verhältniß des freien Willens zu der Allmacht, die Gnadenwahl und den Determinismus hegt. Er nennt sich einen Rationalisten, nach ihm ist das Christenthum in einem fortwährenden Ausbildungsprocesse begriffen, und der einzige Führer zu diesem Zwecke und um das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden, ist die Vernunft, die ebenso göttlichen Ursprungs ist, als der Glaube und die Tradition; der Glaube an Gott und an eine Fortdauer und Vergeltung im zukünftigen Leben steht ihm unerschütterlich fest. Viele aber, die sich Rationalisten nennen, würden sich sehr weigern, mit dem Verfasser anzuerkennen, daß Gott auch der freiwillige Urheber des Bösen sei und jedem Menschen sein Geschick nach seinem unerforschlichen Rathschlusse vorherbestimme, und auf starken Widerspruch möchte die Behauptung stoßen, als sei die eigentliche Religion, die natürliche wie die geoffenbarte, einer Entwickelung und Ausbildung fähig.

Wie man auch über diese und ähnliche Gegenstände denken mag, die Wärme des Mitgefühls für die Noth der Leidenden, die innige Ueberzeugung von dem Fortschritte des Menschengeschlechts, die prunklose Weise, mit denen die Gedanken und Meinungen ausgesprochen werden, müssen Hochachtung für die Persönlichkeit des Verfassers und die lebendige und klare Darlegung jener vielbestrittenen und großentheils unlösbaren Fragen Interesse für das Werk erwecken. 1.

Beethoven's Biographie von Marx.

Ludwig van Beethoven, Leben und Schaffen. Von Adolf Bernhard Marx. In zwei Theilen, mit autographischen Beilagen. Zweite, völlig umgearbeitete, vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Janke. 1863. Ler.-8. 4 Thlr.

Ein Beweis, wie begierig das deutsche Publikum nach Aufschluß über seine großen Zeitgenossen greift, wenn derselbe von competenter Seite gegeben wird, ist die neue Auflage dieser Biographie, die in kurzer Zeit auf die erste gefolgt ist.*) Den Namen einer umgearbeiteten und verbesserten sowie den einer vermehrten trägt sie mit Recht, ohne dadurch an der Eigenthümlichkeit verloren zu haben, die alles zeigt, was aus der Feder A. B. Marx' fließt. Wir wollen nur auf einiges neu Hinzu-

*) Vgl. die Besprechung in Nr. 24 d. Bl. f. 1860. D. Red.

gekommene aufmerksam machen. Die Erweiterungen beziehen sich namentlich auf eine ausführlichere Betrachtung einzelner Werke oder ganzer Gattungen von Werken, wie z. B. der späteren Quartette. Der Verfasser bestrebt sich, die Künstlernatur Beethoven's Künstlern aufzuschließen, und da er selbst als schaffender Künstler jedenfalls einen Einblick in die geheime Werkstatt des Genius hat, so bleiben seine psychologischen Erklärungsversuche immer beachtenswerth. Beethoven's letzte Quartette sind für uns die räthselvollsten Erscheinungen auf dem Gebiete moderner Musik, und großen Dank dürfte der beanspruchen, dem es gelänge, sie uns aufzuschließen. Trotz ihrer Unbegreiflichkeit sind diese wunderbaren Werke aus Beethoven's innerlichster Zeit unserm Gefühl zum großen Theil schon nicht mehr fremd, wir hören in diesen musikalischen Confessionen gar oft den uns theuer gewordenen großen Mann verständlich zu uns reden, aber es gibt auch Stellen, bei denen es uns nicht gelingt, ihm zu folgen. Die Aufschlüsse, die der Verfasser versucht über diese letzten Werke Beethoven's zu geben und die er gewiß mit Recht in Einklang bringt zu den Schicksalen seiner letzten Lebensjahre, zu dem unheimlichen Gefühl vor einer schleichenden Krankheit, diese Versuche lesen sich sehr anziehend, und sicher hat der Verfasser an einigen Stellen das Rechte getroffen, namentlich da, wo ihn eine Andeutung Beethoven's durch eine Ueberschrift oder sonstige Randbemerkung unterstützte; allein diese Quartette blos hinzustellen als das in Musik verwandelte gedrückte letzte Lebensgefühl Beethoven's entspricht nicht der unendlichen Mannichfaltigkeit von Bildern und Stimmungen, die uns erfüllen, wenn wir diesen Schöpfungen aufmerksam lauschen. Wenn die geistvolle Bemerkung des Verfassers begründet ist, daß jene Werke das Traumgebiet der Seele bezeichnen, man jeden Augenblick das Erscheinen einer bestimmten Gestalt erwarte, die aber nicht komme; wenn er recht hat, daß Beethoven hingegeben gewesen sei in diesen Quartetten an die innigsten, auflösenden (?) Gefühle, daß die rüstige Kraft des Mannes nur vereinzelt noch auftrete, so erschiene Beethoven gleichsam in diesen Werken im Abscheiden von der Welt, und da wie sonst die Innigkeit kennen, mit der er seine Gedanken auf ein Jenseits richtet, so ist allerdings das Ungewöhnlichste von diesem Ausklingen einer so gewaltigen Natur hier zu erwarten. Es heißt aber zu eng von einer Natur wie der Beethoven's denken, wenn man ihr zutraut, sie habe in diesen Werken nur geklagt. Es waltet in diesen Schöpfungen ein überirdisches Leben, ein Leben schon wie aus einer andern Welt, und die Unbegreiflichkeit erklärt sich leicht aus der Art der Gefühle, die ihren Schöpfer beseelten. Schmerz und Humor, kräftiges Sichaufraffen und tiefste Niedergeschlagenheit, tiefe Andacht und trostloses Verzweifeln sind nicht zu verkennen, und dennoch ist noch ein Etwas in diesen Kunstformen, das dieses alles nicht ist: ein freies Spiel mit allen bisherigen als gesetzlich beachteten Formen und Gestalten, ein Etwas, das in diesen Zusammenhang irdischer Gefühle nicht paßt; kurz, wir bescheiden uns, diese Räthsel ganz aufzuschließen. Beethoven selbst hätte es nicht vermocht. Es ist der Trieb, von dem Tasso sagt:

> Ich halte diesen Drang vergebens auf,
> Der Tag und Nacht in meinem Busen wechselt,
> Wenn ich nicht sinnen oder dichten soll,
> So ist das Leben mir kein Leben mehr.
> Verbiete du dem Seidenwurm zu spinnen,
> Wenn er sich schon dem Tode näher spinnt.
> Das köstliche Geweb' entwickelt er
> Aus seinem Innersten und läßt nicht ab,
> Bis er in seinen Sarg sich eingeschlossen.

Unsere Zeit strebt nach einer Interpretation der Werke ihrer größten Musiker. Sobald aber die Interpretation ihr Werk beginnt, erfährt man die seltsamsten Auslegungen; man liest sie mit mehr oder weniger Interesse je nach dem Grad ihres geistigen Reichthums, ohne nur einmal zugeben zu können, daß sie vollkommen ihre Aufgabe löse. Nirgends ist aber auch der Einbildungskraft im Aus- oder Unterlegen ein größeres Feld eröffnet, als durch die Musik. Gerade diese Thatsache sollte aber bedenklich machen und lehren, daß der Inhalt der Musik durch das Wort nie völlig wird erfaßt werden können.

Anderweitige Zusätze hat das Werk des Verfassers in der Erläuterung der Briefe der Frau Bettina von Arnim an Beethoven erfahren, indem der Verfasser in den Stand gesetzt wurde, ihre Existenz als bloße Dichtungen jener geistreichen Frau festzustellen. Wir haben nie recht begreifen können, wie man diese Briefe, die so unverkennbar das Gepräge Bettina'scher Empfindungs- und Ausdrucksweise an sich tragen, jemals hat können Beethoven zuschreiben. Hält man den Stil der wenigen beglaubigten Briefe, die man von Beethoven kennt, und einige andere Schriftstücke von seiner Hand gegen die Briefe Bettina's, so könnte man fast einzelne Wendungen derselben nachweisen, die allenfalls im Geiste Beethoven's geschrieben wären; allein wie wenige sind dies, bei weitem der größere Theil dieser Briefe wäre für Beethoven eine Unmöglichkeit gewesen. Trotzdem ist es dankenswerth, auch äußere Umstände als Zeugen für die Unechtheit dieser Schriftstücke herbeigezogen zu haben.

Endlich finden wir in dem Werk zum ersten mal Beethoven's Musik zu „König Stephan" genauer besprochen, deswegen doppelt interessant, da die Herausgabe sämmtlicher hierhergehörender Stücke noch nicht einmal erfolgt ist. Die Partitur zu diesem Schauspiel mit Chören von Kotzebue, von dem uns nur die Ouverture bekannt ist, besitzt Herr Artaria in Wien. Für diese Erweiterungen hat der Verfasser einen Theil der ersten Auflage der „Anleitung zum Vortrag Beethoven'scher Klavierwerke" von der zweiten Auflage getrennt und diese Anleitung seitdem als eine besondere kleine Schrift herausgegeben.

Beethoven der Mensch und der Künstler hat durch die Zeichnung des Verfassers vortreffliche Streiflichter erhalten, deren Richtigkeit jedem Kenner Beethoven's sofort einleuchten muß; allein die Natur des Verfassers ist selbst eine so poetisch-phantastische, daß wir ihm nach unserm Dafürhalten nur bedingt das Vermögen zutrauen dürfen, eine auf Objectivität beruhende Darstellung einer solchen Persönlichkeit wie der Beethoven's geben zu können. 16.

Notiz.

Ueber das Wort „Teufel".

Der Berichterstatter über Friedrich Spiegel's „Erân" in Nr. 18 d. Bl. glaubt bemerken zu müssen, daß „auch unser deutscher Teufel mit dem eränischen Daevas oder dêv identisch zu sein scheint, denn er heißt in der Volkssprache Deiwel, auch Deifel". Das beweist, wie wenig in der Sprache auf den Schein zu geben ist, denn es ist an sich wahrscheinlich und historisch zweifellos, daß unser Volk den Teufel durch Vermittelung des Christenthums erhalten und somit das griechisch-lateinische diabolos entlehnt habe. Nach den Gesetzen der Lautverschiebung geht das d in t, b in f über und erscheint althochdeutsch tiufal, mittelhochdeutsch tiuvel. Deibel, Düwel ist vielmehr als niederdeutsch, denn als Volkssprache zu bezeichnen, und bekanntlich steht das Niederdeutsche eine Lautstufe gegen das Ober(resp. Hoch-)deutsche zurück. Bei gleichmäßiger Lautverschiebung würde freilich aus diabolus zunächst tiapal, dann ziafal entstanden sein (statt thiafal). Man sieht mit der Wurzel des lateinischen deus, griechisch Διεύς (Ζεύς) hat unser Teufel nichts zu schaffen. Der französische diable ist ihm dagegen völlig gleich. Ein altes gutes Wort deutschen Ursprungs war der Valant, auch wol der Voland gesprochen, das Participium eines Verbi vâlen, verführen. Ein drittes Wort, zizania, begegnet in altdeutschen Denkmälern, z. B. in Konrad von Fabaria's „Casus S. Galli" (Pertz „Monumenta", II, 168): „Omnis boni inimicus *zizania.*" Auch in einem Strafliede auf die Klerisei aus dem 13. Jahrhundert begegnet dasselbe wunderliche Wort:

Sicut cribratur triticum,
also wil ih die herren tan:
liberales cum cribro,
die bösen wissent in das stroh;
viles sunt zizania
das si der tivel 'alle erslah,
et ut in aevum pereant,
avoy, avoy, alez avant.

Ist an Titan zu denken, oder was heißt es sonst? 27.

Bibliographie.

Bresciani, A., Das Haus aus Eis, oder der Jäger von Vincennes. In das Deutsche übertragen von C. Braun. Regensburg, Manz. 8. 27 Ngr.

Brockhausen, R., Die Varusschlacht, vaterländisches Schauspiel in fünf Handlungen. Herausgegeben von H. W. Böveler. Hannover, Schmorl u. von Seefeld. Gr. 8. 15 Ngr.

Büchner, Luise, Das Schloß zu Wimmis. Roman. Leipzig, Thomas. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Bunt durch einander. Humoristische Unterhaltungen im Coupé wie am Kamin von G. A. B. Berlin, Grothe. 16. 10 Ngr.

Dante Allighieri, Die göttliche Komödie. Uebersetzt und erläutert von L. G. Blanc. Mit einem Bildnisse Dante's von J. Thäter. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Eliot, G., Romola. Deutsch von A. v. Metzsch. Autorisirte Ausgabe. 1ster Band. Leipzig, Wiedemann. 8. 24 Ngr.

Erinnerungen an einen Heimgegangenen. Briefe des vor den Düppeler Schanzen gefallenen Major von Jena während des schleswig-holsteinischen Feldzuges an seine Familie. Berlin, König. 8. 1 Thlr.

Geißler, R., Die Weser. Eine Beschreibung in Wort und Bild. Mit vielen Abbildungen in Tondruck und 4 Karten des Weserlaufes. Bremen, Kühtmann u. Comp. Gr. 16. 1 Thlr.

Görlitz, C., Ein Spiegel. Dichtungen. Berlin, Logier. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Götsch, G., Das Leben der Gletscher und Andeutungen über die naturwissenschaftliche Ausbeute des Oetzthaler Gebirgsstockes, sowie praktische Rathschläge für Gletscher-Reisende, die verschiedenen Reisetouren und Wegweiser durch das Oetz- und Schnalsthal, nebst den bekannten Unglücksfällen auf diesen Jochübergängen. Mit einigen Durchschnittzeichnungen der Gletscher. Innsbruck, Vereins-Buchhandlung. 8. 12 Ngr.

Helvetia. Musen-Almanach auf das Jahr 1864. Herausgegeben vom schweizerischen literarischen Vereine. Bern, Heuberger. Gr. 16. 20 Ngr.

Hermann, C., Jude und Christ. Ein Gemälde aus unserer Zeit. Freiburg im Br., Herder. 12. 22½ Ngr.

Hommel, F., Geistliche Volkslieder aus alter und neuerer Zeit mit ihren Singweisen. Leipzig, Teubner. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ibn Hischam, Abd el-Malik, Das Leben Mohammed's nach Mohammed Ibn Ishak bearbeitet. Aus dem Arabischen übersetzt von G. Weil. Zwei Bände. Stuttgart, Metzler. Gr. 8. 5 Thlr. 24 Ngr.

Jocham, M., Kurze Lebensgeschichte des hochwürdigen Herrn Directors und Domcapitulars Dr. Georg Friedrich Wiedemann. Mit Zusätzen und einer Vorrede von J. E. Stadler. Augsburg, Kollmann. Gr. 8. 10 Ngr.

Kampschulte, F. W., Zur Geschichte des Mittelalters. Drei Vorträge. Bonn, Cohen u. Sohn. 8. 12 Ngr.

Leo, H., Nominalistische Gedankenspäne, Reden und Aufsätze. Halle, Anton. Gr. 8. 21 Ngr.

Lütkemann, J., Der Vorschmack göttlicher Güte. Neu-Ruppin, Oehmigke. Gr. 16. 20 Ngr.

Mitzenius, A., Pensionat Birnmost. Comödie. Darmstadt, Küchler. 8. 7½ Ngr.

Munzinger, W., Ostafrikanische Studien. Mit 1 Karte von Nord-Abyssinien und den Ländern am Mareb, Barka und Anseba. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 3 Thlr. 18 Ngr.

Die Nonne. Roman vom Abbé * * *. Deutsch von C. Büchele. 1ste Lieferung. Stuttgart, Rieger. Gr. 16. 4 Ngr.

Paić, M., System einer Universal-Sprache sowohl durch die Schrift (Pasigraphie), als auch durch die Laute (Pasilogie) durch Begriffsfixirung mittelst arabischer Zahlzeichen und deren Lautfixirung für den internationalen Verkehr. Eine Tabelle. Wien, Lechner. Imp.-Fol. 12 Ngr.

Schlechta-Wssehrd, O. v., Die Kämpfe zwischen Persien und Russland in Transkaukasien seit 1804 bis 1813 dargestellt. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 9 Ngr.

Schleyer, J. M., Philalethes. Gedichte. Sigmaringen, Tappen. Gr. 16. 17½ Ngr.

Schnitzler, B. J., Fernando und Beatrice oder schöner Sieg nach hartem Kampfe. Novelle aus Italien. Zwei Bände. Leipzig. 1863. 8. 25 Ngr.

Trautmann, F., Leben, Abenteuer und Tod des Theodosius Thaddäus Donner, weiland Dr. der Philosophie, Privatgelehrter, Poet &c. und Hausbesitzer zu Happelsdorf. Eine neudeutsche, göttliche Komödie. Zu Schreck, Staunen, Kopfschütteln, Trost und Kurzweil für Hoch und Nieder an's Licht gestellt und erzählt. Mit Dr. Donner'schen Handzeichnungen. München, Fleischmann. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Von Düppel bis zur Waffenruhe. Eine Skizze vom Kriegstheater. Fortsetzung des „Von der Eider bis Düppel.“ Von einem Officier. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 18 Ngr.

Waldau, J., Ein Geburtstags-Sträußchen. Berlin, Reichardt u. Zander. Gr. 16. 10 Ngr.

Wildenhahn, A., Reisebriefe. Leipzig, Gebhardt u. Reisland. 1865. 8. 27 Ngr.

Tagesliteratur.

Berger, J. N., Ueber die Todesstrafe. Wien, F. Manz. Gr. 8. 10 Ngr.

Bernoulli, R., Die herrschende Kirche und ihre Gründe, andern zu wehren. Nach einem öffentlichen Vortrage. Basel, Balmer u. Riehm. Gr. 8. 4 Ngr.

Bucher, J., Das Leben Jesu von D. F. Strauß nach der neuen „für das deutsche Volk“ bearbeiteten Ausgabe in seinen Grundgedanken für christliche Leser beurtheilt. Augsburg, Kollmann. 12. 6 Ngr.

Düppel und Was machen wir daraus? Von einem Diplomaten in partibus. Berlin, Academische Buchhandlung. Gr. 8. 10 Ngr.

Eberhard, E. E., Was ist Bildung? Wer ist ein Gebildeter? Wie nimmt sich unsere Zeit aus im Lichte des Bildungsideals? Leipzig, Priber. Lex.-8. 5 Ngr.

Glaser, J., Zur Juryfrage. Wien, F. Manz. Gr. 8. 16 Ngr.

Graul, K., Ueber Stellung und Bedeutung der christlichen Mission im Ganzen der Universitätswissenschaften. Rede. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 2 Ngr.

Jacoby, J., Vertheidigungs-Rede vor dem Berliner Kriminalgericht. Am 1. Juli 1864. Gotha, Stollberg. Gr. 8. 3 Ngr.

Schlichting, M., Los von Dänemark? Warum? Kiel, Akademische Buchhandlung. Gr. 8. 4 Ngr.

Schmidt, A., Miltons dramatische Dichtungen. Eine Vorlesung. Königsberg, Koch. 12. 7½ Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Karl Gutzkow's Dramatische Werke.

Vollständige neu umgearbeitete Ausgabe.

20 Bändchen. 8. Geh. 6 Thlr. 20 Ngr. Geb. 8 Thlr.

Jedes Bändchen einzeln geh. 10 Ngr.

I. **Das Urbild des Tartüffe.** Lustspiel. 2. Auflage.
II. **Zopf und Schwert.** Lustspiel. 5. Auflage.
III. **Werner** oder **Herz und Welt.** Schauspiel. 4. Auflage.
IV. **Der Königsleutenant.** Lustspiel. 2. Auflage.
V. **Pugatschew.** Trauerspiel. 2. Auflage.
VI. **Ein weißes Blatt.** Schauspiel. 4. Auflage.
VII. **Richard Savage.** Trauerspiel. 4. Auflage.
VIII. **Uriel Acosta.** Trauerspiel. 5. Auflage.
IX. **Patkul.** Ein politisches Trauerspiel. 4. Auflage.
X. **Die Schule der Reichen.** Lustspiel. 4. Auflage.
XI. **Ella Rose** oder **Die Rechte des Herzens.** Schauspiel. (Zum ersten mal gedruckt.)
XII. **Antonio Perez.** Trauerspiel. (Desgleichen.)
XIII. **Ottfried.** Schauspiel. 2. Auflage.
XIV. **Der dreizehnte November.** Schauspiel. 3. Auflage.
Fremdes Glück. Vorspielscherz. 2. Auflage.
XV. **Die Komödie der Besserungen.** Lustspiel. 2. Auflage.
XVI. **Liesli.** Ein Volkstrauerspiel. 2. Auflage.
XVII. XVIII. **Wullenweber.** Trauerspiel. Zwei Bändchen. 2. Auflage.
XIX. **Lorber und Myrte.** Lustspiel. 2. Auflage.
XX. **Nero.** Tragikomödie.

Am 15. Juli d. J. waren es 25 Jahre, daß Gutzkow's erstes Drama aufgeführt wurde. Seitdem veröffentlichte er eine Reihe dramatischer Dichtungen, von denen viele zu den beliebtesten Repertoirestücken an allen Bühnen Deutschlands gehören. Die kürzlich vollendete neue wohlfeile Ausgabe seiner Dramen macht dieselben dem Privatbesitz zugänglicher, da sie gegen die frühere Gesammtausgabe um mehr als die Hälfte billiger ist. Der Verfasser hat sämmtliche Stücke neu durchgesehen und wesentlich verbessert, außerdem auch jedem Bändchen einen Anhang beigefügt, worin über den Ursprung und die Schicksale der einzelnen Stücke interessante, für die Geschichte der neueren deutschen Bühne lehrreiche Aufschlüsse gegeben werden. Somit bildet die Sammlung zugleich einen Beitrag zur Literatur- und Culturgeschichte von bleibendem Werth.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirtes Haus- und Familien-Lexikon.

Ein Handbuch für das praktische Leben.

Dieser alphabetische Hausschatz aller für das tägliche Leben wissenswerthen Kenntnisse, die neuesten auf das Hauswesen bezüglichen Erfindungen und Verbesserungen in übersichtlicher Vollständigkeit enthaltend, mit zahlreichen erläuternden Abbildungen, verdient in jeder Familie Eingang zu finden. Das heftweise Erscheinen erleichtert die Anschaffung des Werks.

In allen Buchhandlungen werden noch Unterzeichnungen angenommen.

Vollständig in 60—80 Heften oder 6—8 Bänden.

Preis des Heftes 7½ Ngr., des Bandes geheftet 2 Thlr. 15 Ngr., gebunden 2 Thlr. 24 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Moderne Gesellschaft.

Roman in zwölf Büchern von

Franz von Nemmersdorf.

Vier Theile. 8. Geh. 5 Thlr.

Der pseudonyme Verfasser, durch seine geistvolle Auffassung und Schilderung italienischen Lebens in dem Romane „Unter den Ruinen" (vier Theile, 4 Thlr.) bereits vortheilhaft bekannt, bietet mit diesem neuen größern Romane ein Sittengemälde aus der deutschen Gegenwart, reich an pikanten Scenen und spannenden Verwickelungen. Schonungslos wird die Frivolität und Blasirtheit der genußsüchtigen Welt von ihm entschleiert, aber mit feinem Takt sind überall die Grenzen eines gebildeten Geschmacks in der Darstellung gewahrt.

In der „Neuen Frankfurter Zeitung" heißt es darüber unter anderm: „Dies Buch gehört nicht zu den vorüberwehenden Wolkenbildern am Horizonte der Literatur. Es hat sich die Aufgabe gestellt, das moderne Gesellschaftsleben in seiner Flachheit und seinen schalen Genüssen, seinen täuschenden Verheißungen und schmerzlichen Enttäuschungen zu schildern. Die Aufgabe ist mit lebensfrischer Kenntniß der Verhältnisse aufgefaßt. Die «Moderne Gesellschaft» hat, glauben wir, einen nicht alltäglichen Erfolg zu erwarten."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schopenhauer und seine Freunde.

Zur Beleuchtung der Frauenstädt-Lindner'schen Vertheidigung Schopenhauer's, sowie zur Ergänzung der Schrift: „Arthur Schopenhauer aus persönlichem Umgange dargestellt" von

Wilhelm Gwinner.

8. Geh. 15 Ngr.

Ein sehr interessanter neuer Beitrag zur Charakteristik des berühmten Philosophen aus der Feder seines Testamentsvollstreckers und Biographen. Die Schrift, zu welcher hiermit eine Ergänzung geboten wird, erschien in demselben Verlage unter dem Titel:

Gwinner, W., Arthur Schopenhauer aus persönlichem Umgange dargestellt. Ein Blick auf sein Leben, seinen Charakter und seine Lehre. Mit dem Porträt Schopenhauer's und einer vergleichenden Seitenansicht seines Schädels. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Soeben erschien das **17. Heft** der **11. Auflage** von

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

(Baiern — Banken.)

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes werden noch Unterzeichnungen zum Subscriptionspreise von

☞ 5 Sgr. für das Heft von 6 Bogen ☜

angenommen und sind die bereits erschienenen Hefte sowie der erste Band daselbst vorräthig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 33. — 11. August 1864.

Historische Schauspiele.

1. Don Juan de Austria. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Gustav zu Putlitz. Berlin, Schlesinger. 1863. 8. 20 Ngr.

Putlitz ist eins der erfreulichsten Talente in unserer Lustspielliteratur: von dem feinern Lustspiel bis zur Burleske verdanken wir ihm sehr ansprechende Arbeiten, die sich durch harmlose Heiterkeit und einen gemüthreichen Humor hervorthun, wobei wol öfter auch ernstere Saiten anklingen. Im eigentlich ernsten Drama debutirte er meines Wissens mit dem „Testament des Großen Kurfürsten". Das Stück war im hohen Grade unhistorisch und auch nicht so knapp und genau componirt, wie eine strengere Kritik wünschen mußte; wenn man aber von diesen Ausstellungen absah, so war zuzugestehen, daß nicht nur im Aeußern mancherlei, einfache und gute Sprache und leichte Verse, zu loben war, sondern auch die Gesinnung des Stücks durch vaterländische Wärme sich empfahl, sodaß die Wirkung des Dramas im ganzen nicht ausbleiben konnte. Auch das heute unserer Besprechung vorliegende Stück dürfte des Effects nicht ermangeln. Don Juan de Austria wird in dem Drama schließlich als der Sohn Karl's V. und der niederländischen Gräfin Anna Bouges erkannt, die ihn, da sie auf Befehl Karl's ihres Sohnes früh beraubt und mit der Nachricht von dessen Tod getäuscht wurde, das ganze Stück hindurch verfolgt und dem Untergang zutreibt. Sie hält ihn für den Sohn der Regensburgerin Barbara Blomberg und haßt ihn als den Sohn dessen, der sie verrathen, und als den Feind ihres Vaterlandes, während indessen unklare Regungen ihres Herzens fortwährend diesen Haß bekämpfen und in Liebe zu wandeln versuchen. Don Juan lehnt die von den Niederländern ihm angetragene Krone in Treue gegen seinen Bruder und König, Philipp II., ab, widerruft aber diesen seinen Entschluß, als er die Beweise von dem durch das Tyrannenmistrauen Philipp's gegen ihn vorbereiteten Bluturtheil in den Händen hat, und wirft sich der niederländischen Partei in die Arme. Ehe er aber noch offen zu ihr übertreten kann, wird er von Georges von Melun, welcher, einst von Anna Bouges um Karl's V. willen verschmäht, sein zerstörtes Leben an dem Sohne Karl's rächen will, verrathen und stirbt an Gift; seine Mutter, die zu spät ihren verhängnißvollen Irrthum erfährt, tödtet sich an der Leiche des heißgeliebten Sohnes, den ihr blind leidenschaftlicher Haß ins Verderben gestürzt. Das ist, von Episoden und dem unvermeidlichen Liebesverhältniß abgesehen, der Hauptinhalt des Stücks, welches nicht ohne Wirkung bleiben wird. Einiges bleibt zu erinnern. Die Exposition ist zu gedehnt; durch die beiden ersten Aufzüge wird eigentlich noch wenig gehandelt und so das Interesse aufgehalten. Daß Don Juan etwas zu Reflectirendes hat für den Helden von Lepanto, will ich nicht weiter urgiren. Der Prinz von Parma sagt darüber im Stück selbst:

> Mein edler Vetter,
> Zum Träumer wird man auf german'schem Boden.

In Betreff der Sprache aber möchte ich vor einem gewissen überschwellenden Ausdruck warnen und zur Einfachheit mahnen. Die Verse:

> Das edle Blut, das Abendroth des Lebens,
> Färbt rings den Boden —

und bei Gelegenheit einer Ermordung:

> Brausend fiel der Waldstrom,
> Die Riesenthräne des Gebirgs, hernieder,
> Und Einsamkeit gab still das Grabgeleite —

von denen der letztere an sich poetisch schön, fallen doch ersichtlich aus der dramatischen Sprache heraus. Dagegen will ich endlich noch anerkennend der Schlußworte gedenken, welche der Dichter dem sterbenden Don Juan in den Mund legt: die Phantasie des Todesaugenblicks entrückt ihn aus Schuld und Nacht der Gegenwart in die reine, glanzvolle Vergangenheit; er glaubt sich noch einmal bei Lepanto, dem Hauptort seines Ruhms, und stirbt in lichten Träumen.

2 Berg und Gironde. Tragödie in fünf Aufzügen von Karl Klausa. Breslau, Morgenstern. 1862. Gr. 16. 24 Ngr.

Vor 13 Jahren besprach ich (Nr. 214 d. Bl. f. 1850) Rudolf Gottschall's Tragödie: „Lambertine von Méricourt", deren Inhalt im wesentlichen auch den Untergang der Gironde bildet wie der des vorliegenden Trauerspiels. Sei es mir

gestattet, einige Bedenken, die ich damals gegen die Wahl dieses Stoffs aussprach, für den jetzigen Fall zu wiederholen. Daß der Untergang der Gironde poetisch ist, wird nicht geleugnet werden können; aber ist er auch dramatisch? Es ist eine eigene Sache um die Politik der Girondisten in der Wirklichkeit; abwehrend, mäßigend, negirend, Widerstand leistend wird sie höchst wohlthätig wirken inmitten der Extreme, deren ungestüme Kraft und endlose Ziele ihr gegenübenüberstehen; aber eine sehr glänzende Rolle wird diese vermittelnde, mehr passive, wenn ich so sagen darf, Thätigkeit kaum jemals spielen. Die Gironde der Französischen Revolution mußte untergehen, sobald sie sich von der Bewegung zurückzog und doch nicht den Muth fand, der Bewegung ein entschiedenes: Bis hierher und nicht weiter! zuzurufen. Möglich, ja wahrscheinlich, daß durch ein solches Vorgehen ihr Schicksal nicht gewendet, sondern bei dem Fanatismus der Massen beschleunigt worden wäre; aber sie wäre dann untergegangen für die große Idee, die sie erfüllte, nicht nur leidend, sondern handelnd. Und dann wäre sie und ihr Untergang ein Stoff für die Tragödie gewesen. Jetzt aber sehen wir die Gironde politisch träumen und reden, schön träumen und schön reden, es ist wahr: aber das Drama verlangt Handlung, und diese finden wir eigentlich nur auf der Gegenseite.

Diese Gründe scheinen mir auch heute noch stichhaltige gegen eine dramatische Darstellung des Untergangs der Gironde, wenn auf diesem die ganze tragische Wirkung beruhen soll. Der Verfasser unserer Tragödie stellt in mindestens ebenso ausgeführten Bildern den Berg der Gironde gegenüber. So läßt sich seinem Stück Leben und dramatische Bewegung nicht absprechen, wenn es ihm auch nicht ganz gelungen, die einzelnen Charaktere, z. B. Robespierre, Marat, Danton, Saint-Juste, recht individuell zu charakterisiren. Was die Darstellung betrifft, so ist dieselbe eine sehr gehobene und zeugt von poetischer Empfindung, während die dramatische Gestaltung noch manches zu wünschen übrig läßt. Gleich im ersten Aufzug ist eine Unzulässigkeit: wenn in der ersten Scene die Girondisten noch über die Art, wie sie in dem Proceß Ludwig's XVI. stimmen wollen, berathen und endlich mit dem Ruf: „Ludwig muß sterben! Zum Convent!“ abgehen, so kann in der unmittelbar daran sich anschließenden zweiten Scene noch nicht die Hinrichtung stattfinden. Auch daß in demselben Aufzug, in dem wir der erwähnten Girondistenberathung beiwohnten, gegen das Ende eine Berathung des Bergs folgt, erscheint nicht zu billigen, weil bei der großen Nähe beider Scenen eine gewisse Einförmigkeit nicht zu vermeiden ist. Daß dann im zweiten Aufzug Charlotte Corday, die unser Dichter als Feindin des Schreckenssystems, aber die Gironde gleich sehr wie den Berg hassend, einführt, dadurch für die Liebe Valazé's und für die Gironde gewonnen wird, daß dieser eine Harfe ergreift und mit Begeisterung die marseiller Hymne präludirt, ist eine sehr seltsame Erfindung. Dagegen bildet die Ausstoßung der Girondisten am Ende dieses Aufzugs eine vortrefflich componirte Volksscene.

Der dritte Aufzug enthält die Verhaftung der Gironde und die Ermordung Marat's. Die Rede Vergniaud's, in der er in blühender Sprache ein langes Register der geographischen Oertlichkeiten, wohin die Meereswoge den ertränkten Rebequi getrieben haben könne, gibt, ist selbst für die redselige Gironde an dieser Stelle allzu rhetorisch und überladen. Dagegen ist der Monolog Marat's in demselben Aufzug und die zwei darauffolgenden Scenen höchlich zu loben, weil sie nach Inhalt und Sprache charakteristisch gehalten sind. Ebenso viel Lob verdient die Rede Robespierre's beim Begräbniß Marat's: die Rede des Anton in Shakspeare's „Cäsar“ hat zum Modell gedient, aber die Arbeit unsers Dichters macht seinem Vorbild keine Schande. Dagegen möchte ich hier wieder ein ähnliches Bedenken wie im ersten Aufzug aussprechen: die zwei aufeinanderfolgenden Leichenzüge, obgleich der eine Charlotte Corday erst zur Hinrichtung, der andere Marat zum Grabe führt, schaden sich durch zu nahe Stellung.

Aus dem fünften Aufzug, der die Verurtheilung und Hinrichtung der Gironde enthält, ist nur der seltsame, einen beinahe komischen Effect machende Einfall des Verfassers, daß er hierbei Napoleon als Knaben auftreten, vom Volk mit Jubel begrüßen und nach dem Convent tragen läßt, zu rügen. Ein wunderlicher Gedanke, herbeigeführt wahrscheinlich durch das Bedürfniß eines versöhnenden Schlusses. Denn der jetzige wirkliche Schluß zeigt den Triumph Robespierre's. Doch darf nur bei der Aufführung statt auf die letzten Worte dieses, der Hauptaccent vielmehr auf die Abschiedsworte Vergniaud's, worin er den Sturz der blutigen Tyrannen prophezeit, gelegt werden, so scheidet der Zuschauer, dem der Dichter schon im Vorausgehenden einen Einblick in die innern Zwiste der Gewalthaber eröffnet hat, mit der versöhnenden Hoffnung auf den Sturz der Tyrannenherrschaft und das Aufblühen einer bessern Zeit.

3. Gudrun. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen von Otto von Rutenberg. Leipzig, Engelmann. 1862. 8. 22½ Ngr.

Wie das vorige Trauerspiel an eine frühere Tragödie R. Gottschall's, so erinnert mich dieses Schauspiel an ein früheres, welches denselben Stoff behandelte, von Victor von Strauß. Es ist das Bestreben, unsere alten volksmäßigen Lieder und Epen durch dramatische Bearbeitung zu erneuern und der lebenden Generation wieder zu eigen zu machen, vom nationalen und patriotischen Standpunkt höchlich zu billigen; aber es bleibt ästhetisch betrachtet immer ein höchst gewagtes Unternehmen. Diese alten Reckengestalten, die in ihrer episch-mythischen Umrahmung auch ein modernes Gemüth noch ergreifen, diese nordischen Kämpfe, diese Gewaltthaten, diese Charaktere einer längst verschollenen Zeit in ihrer Größe und Roheit: es steht sehr zu fürchten, daß diese Stoffe, der epischen Ferne entrückt und in unmittelbare dramatische Wirklichkeit umgesetzt, einen mehr ungeheuerlichen als erfreuenden Eindruck hervorbringen. Noch schlimmer möchte die Wirkung werden, wenn der Dichter es versuchen wollte, das Fremdartige und Kolossale des alten Stoffs durch moderne Zuthaten zu mildern. Unter diesen Umständen

wird man die Schwierigkeit eines Umgießens jener starr epischen Lieder von den Nibelungen und der Gudrun in dramatische Formen nicht leugnen und, eben in Berücksichtigung dieser Umstände, dem Dichter des vorliegenden Schauspiels Beifall nicht versagen können. Er beginnt sein Drama mit der Gefangenschaft im Normannenlande, läßt also nicht nur die Geschichte Hagen's und der ältern Hilde, sowie Hettel's Werbung um die jüngere Hilde weg (die „Gudrun" enthält bekanntlich eine durch drei Generationen hindurchgehende Geschichte), sondern auch der Raub der Gudrun und der Kampf auf dem Wülpensand liegen vor unserm Drama; was von allem diesem in dem Schauspiel vorkommt, wird erzählt, nicht gehandelt:

Were diu vil smachen, das ist alwâr,
Dis phlâgen dâ die frouwen vierdehalbez jâr —

mit dieser Zeit der Knechtschaft, welche treue Liebe über die edle Königstochter, die von ihrem geliebten Herwig auch um eine Königskrone nicht lassen will, verhängt hat, mit dieser letzten Partie des Epos beginnt unser Drama erst. Es wird dadurch eine einheitlichere Continuität der Handlung gewonnen; freilich treten aber auch Gestalten wie Horand und vollends Wate viel weniger klar hervor, als sie dem sind, der die ganze Vorgeschichte kennt. Das Drama folgt von diesem Ausgang an im ganzen dem Verlaufe des Epos; nur der Schluß ist wesentlich umgestaltet. Das Epos endigt bekanntlich mit einer dreifachen Heirath; aber so schön der friedliche Schluß, wonach Hartmut sich mit Hildeburg begnügt, daz ez immer âne haz belibe, in seiner Naivetät sich ausnimmt in dem alten Lied: ein modernes Schauspielpublikum würde ihn nicht ertragen. So läßt denn unser Dichter Hartmut sich selbst aus der Gefangenschaft befreien, indem sie sich von einem Thurm herabstürzt; Ortrun fehlt ganz, und Hildburg schützt ihre geliebte Gudrun, indem sie den dieser von der schlimmen Gerlinde zugedachten Dolchstoß auffängt und stirbt. Gerlinde selbst wird von Wate zum Fenster hinausgestürzt. Ganz abgesehen von dieser letztern Erfindung, die sich denn doch auf der Bühne seltsam genug ausnehmen würde und deren Nothwendigkeit nicht recht zu begreifen ist, und zugegeben, daß, wenn einmal eine dramatische Bearbeitung eintreten sollte, vieles weggelassen und der Schluß geändert werden müßte: was bleibt von dem alten Epos, wenn dessen Vorgeschichte gestrichen und die Entwickelung umgestoßen wird? Im übrigen erkennen wir gern des Dichters Befähigung an und zollen dem feinen poetischen Sinn, mit welchem die zur Bearbeitung gekommenen Theile des Liedes in dramatischem Gewande dargestellt sind, unsern Beifall. Wir wünschen mit dem Dichter, daß auch in dieser Gestalt die alte große Sage zu nationaler Festigung mahnen möge.

4. Columbus. Ein historisches Trauerspiel von Karl Kösting. Zweite Auflage. Wiesbaden, Riedner. 1863. 8. 25 Ngr.

Ich gestehe, daß mir der Name des Verfassers auf dem Titelblatt dieses historischen Schauspiels zum ersten male vorkommt; aber ich trage kein Bedenken, das bedeutende poetische Talent desselben freudig anzuerkennen. Eine lebendige, schwungvolle Sprache vermittelt bei ihm den Ausdruck eigenthümlicher und ursprünglicher Gedanken, sodaß das ganze Werk den Eindruck reicher Poesie zurückläßt. Was die dramatische Gestaltung angeht, so hat hier freilich die Lyrik des Ausdrucks und Gedankens der dramatischen Schärfe und Knappheit im Wege gestanden: es fehlt nicht an spannender Handlung und wirksamen Bühnenwendungen, aber sie werden überwuchert durch den Reichthum poetischen Schmucks. Von ganz richtigen Principien geht der Verfasser aus, wenn er im Prolog das historische Schauspiel als den rettenden Anker der Bühne hinstellt, als das höchste Ziel, welches der Dramatiker zu erstreben habe; und wenn er dann in seinem gegenwärtigen Stoff, der That und dem Leiden des Columbus, dem ringenden und duldenden deutschen Volk ein Spiegelbild vorhalten zu wollen erklärt, welches ihm Muth zum Ausharren in seinem muthigen Ringen und in dem Streben nach seinen Zielen erwecken soll, so wird ihm der Gedanke des nationalen historischen Dramas gewiß nicht fern liegen, des nationalen Dramas, welches seine Stoffe deutscher Geschichte und Geistesentwickelung entnimmt. Auf diesem Boden wünschen wir dem Dichter bald wieder zu begegnen und wenn, wie zu hoffen, es ihm nicht an Selbstbeherrschung fehlen wird, die Ueberfülle mit kühnem Schnitt zu dramatischer Kürze zusammenzudrängen, so darf das nationale Drama, in welchem meines Bedünkens das historische Schauspiel gipfelt, sich Werthvolles von ihm versprechen. Von selbst wird bei jener knappern dramatischen Darstellung, wie wir sie wünschen, manches Seltsame oder Unklare im Gedanken in Wegfall kommen. Einstweilen lassen wir über die Schönheit der Darstellung unsere Leser einer kleinen Probe urtheilen, die wir der letzten Scene des Stücks entnehmen. Dieselbe spielt im Gefängniß. Columbus ist eben gestorben:

Ferdinand (der König).
(Er zeigt auf Columbus.)

Dies war kein Mensch wie andre, und das Unrecht,
Das ihm geschah, entsprang zum Theil aus seiner
Abweichenden Natur, die, leidenschaftlich
In ihrem Streben, oft den Schein des Irrthums
In andrer Menschen Augen auf sich lud.
Indessen werd' ich selbst sein Rächer sein
Und alle Klagepunkte strengstens prüfen
Und Rechenschaft von seinen Klägern fordern.
Er soll mit königlichen Ehren beigesetzt,
Und ihm ein Monument errichtet werden,
Das sein Verdienst der späten Nachwelt kündet
Und einen König seinen Schuldner nennt.

Ojeda.

Ein Monument? Das ist der kühle Dank,
Womit die Welt ein warmes Herz belohnt:
Für heiße Liebe einen kalten Stein! —
Das ist der Zwerge Brauch, wenn sie die Riesen
Zu Tod gequält, daß sie den Göttersöhnen,
Die schweren Tritts die Schranken niedertraten,
Vor welchen fassungslos das Zwergthum stockt,
Die für Aeonen ihre Flammenspur
Ins Mark der Erde drückten — Steine setzen.

Zum Angedenken, daß die einstens waren,
Die ewig sind, für alle Zeit sein werden.
O, schaut mich nicht mit Höflingsaugen an,
Droht nicht mit Priesterblicken! Diese Stunde,
In der ein Atlas eine Welt abwarf,
Wirft auch des Ranges Stufenleiter nieder,
Auf die wie Kleinen um den Vorrang zanken,
Und wirft uns selbst zusammen in den Staub,
Als einen Haufen armer, schwacher Menschen.
Hier liegt ein Herakles, der eine Welt
Bezwang und duldend sich zum Gott geläutert!
Wie konnten nur den Scheiterhaufen zünden,
Aus dessen Flammen er gen Himmel fuhr u. s. w.

5. Michael Kohlhaas. Trauerspiel in sechs Acten von R. Prölß. Dresden, Kuntze. 1863. 8. 20 Ngr.

In ganz anderm Stil ist dieses Trauerspiel geschrieben. Schon der Stoff an sich bedingte ein etwas realistischeres Gewand, und der Verfasser hat mit ganz richtigem Takt eine körnige, kurz angebundene Prosa für dieses Sujet dem Vers vorgezogen. Das Stück von Maltitz, welches denselben Vorwurf behandelt, ist, ich gestehe es, meiner Erinnerung zu sehr entschwunden, als daß ich einen Vergleich mit dem vorliegenden anstellen könnte. Aber abgesehen von aller Vergleichung ist zu sagen, daß das vorliegende Drama die dramatischen Wirkungen des Stoffs in geschickter Weise in Scene setzt und den Gedanken, wie Kohlhaas in dem einseitigen Streben, Gerechtigkeit sich zu erkämpfen, selbst in das schreiendste Unrecht verfällt, in lebendiger Handlung uns vorführt. So begleiten wir ihn mit Theilnahme auf seinem Wege und sehen seinen Untergang mit dem versöhnenden Gedanken, daß der Gerechtigkeit nach allen Seiten Genüge geschieht. Das sterbliche Individuum, welches sich als ihren Ritter aufgeworfen, wird durch eigenes Unrecht zum Schuldigen und sühnt durch seinen Tod die Schuld; aber auch das Unrecht, welches ihn zur Schuld getrieben, wird gestraft und die Idee des Rechts triumphirt. So ist der echt tragische Grundgedanke des Stücks zu einem versöhnenden Schluß geführt. Bei der Aufführung des Dramas dürfte dasselbe erheblich zu kürzen und, wenn ich mir einen bestimmten Vorschlag erlauben soll, auf fünf Acte zurückzuführen sein. Ich glaube nicht, daß dem besondere Schwierigkeiten entgegenstehen, falls sich der Dichter entschließt, den fünften Act wesentlich verkürzt mit dem sechsten in eins zu verschmelzen. Vielleicht wäre es auch gut, wenn der Exposition insofern etwas mehr Klarheit gegeben würde, als die eigentliche Absicht des Junkers dem Zuschauer von vornherein deutlicher vor Augen träte. Im sechsten Acte erscheint der Versuch des Kurfürsten, Kohlhaas durch einen ihm heimlich zugespielten Passirzettel entschlüpfen zu lassen, mindestens überflüssig. Es soll dadurch dem letztern nochmals Gelegenheit gegeben werden, zu zeigen, daß er den Vollzug des Rechts auch dann will, wenn es gegen ihn selbst gerichtet ist. Aber dessen bedarf es nicht mehr und jedenfalls könnte dies einfacher erreicht werden. Oder inwiefern ist etwa die Ausstellung eines solchen Passirscheins weniger compromittirend für den Kurfürsten als eine directe Begnadigung? Aus diesen Gründen würde ich also diesen unwahrscheinlichen Zug als unnöthig entweder ganz streichen oder, wenn etwas Aehnliches doch nöthig erscheinen sollte, ihn durch eine angebotene und zurückgewiesene Begnadigung ersetzen.

6. Erich XIV., König von Schweden. Historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Wenzel Joseph Menzel. Triest. 1862. Gr. 8. 20 Ngr.

Das vorliegende Stück ist schon als ein Zeugniß deutschen Wesens und deutscher Gesinnung aus jener ultima Thule unsers Vaterlandes mit Freude zu begrüßen, aus jenem Grenzland, welches uns das erwachende Italien streitig zu machen sich anschickt. Es ist aber diese Bewillkommnung um so mehr verdient, als dieses Drama etwas leistet, was leider nicht alle österreichischen literarischen Erzeugnisse von sich rühmen können: es ist von Austriacismen fast ganz frei, in edler und schwungvoller, durchweg deutscher Sprache geschrieben. Auch die Auffassung und Darstellung des Einzelnen zeigt den Verfasser als gebildeten Mann. Die dramatische Gestaltung ist ihm freilich noch nicht gelungen, die Scenen reihen sich ohne recht zwingende Nothwendigkeit aneinander, von häufigen Monologen unterbrochen. Vor allem aber scheint mir das zu tadeln, daß in der Entwickelung eine Unklarheit bleibt. Der fünfte Aufzug nämlich beginnt mit der Erzählung, wie Erich von seinen Brüdern gestürzt wurde. Schon daß dies blos erzählt, statt vor die Augen geführt wird, ist bedenklich; wenn es nun aber in dieser Erzählung heißt, an dem Krönungstage Erich's hätten die beiden Prinzen Karl und Johann den Wink erhalten, bei der Feier nicht persönlich zu erscheinen, weil ihr Leben sonst gefährdet wäre, und sie hätten infolge dieses Verdachts die Fahne des Aufstandes erhoben, so sehen wir uns vergeblich nach einer Erklärung um, ob denn jener Wink auf Wahrheit fußte oder nicht. Einer solchen Erklärung aber hätte es bedurft, da wir am Ende des vierten Aufzugs König Erich in offenster Weise mit seinem Bruder Johann sich versöhnen sehen, während dieser nur äußerlich Friede schließt und Rachegedanken fortnährt.

Der Reinertrag des Buchs ist zur Unterstützung dürftiger Schüler des triester k. k. Gymnasiums bestimmt. Möge dieser Ertrag ein recht reichlicher sein, und so auch das Buch beitragen, diesem oder jenem den Zugang zu den Schätzen deutscher Bildung und Cultur zu ermöglichen.

7. Kaiser Friedrich der Zweite von Hohenstaufen. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von J. Heinrich von Wessenberg. Zweite Auflage. Freiburg im Br., Wagner. 1863. 8. 16 Ngr.

Die zweite Auflage verdankt diese Hohenstaufentragödie nicht ihrem eigenen Werth, sondern der verehrungswürdigen und verehrten Person ihres Verfassers. Gestalten, wie die des edeln Wessenberg, sind so selten, daß wir mit Eifer und Pietät jedes Blatt ergreifen, welches uns nähere Kunde eines solchen Geistes verspricht oder eine andere Seite desselben zeigen zu können scheint. Tiefernste Frömmigkeit verbunden mit einem freien Blick in die Welt, hohe Bildung und Begeisterung für Licht und

Recht, muthigste Thatkraft und Energie und ein für das Vaterland warm und patriotisch schlagendes Herz vereinigten sich in Wessenberg und haben ihn dem deutschen Volk um so lieber gemacht, je mehr gerade diese Eigenschaften, die ihn, den hohen katholischen Würdenträger, auszeichneten, es gewesen sind, welche ihn der römischen Curie verhaßt machten und in jene Collision brachten, welche sein segensreiches Wirken hemmte. Und so hat er denn auch in dem vorliegenden Trauerspiel, welches ja noch dazu seinem Stoffe nach ein Bild von Kämpfen zu entrollen hat, die, wenn auch in anderm Gewand und unter anderm Namen, bis in die Gegenwart hereinragen, seine edle Gesinnung dargelegt: die Liebe zum Vaterland, verschwistert mit einem wohlverstandenen katholischen Eifer, der die Mängel der Kirche nicht triumphirend wie ein Feind aufzeigt und verspottet, sondern wie ein treuer Freund beklagt und abgestellt, zum Heil der Kirche selbst abgestellt zu sehen wünscht; seinen schönen Enthusiasmus für geistige Bildung als Befreierin des Menschengeschlechts, und den versöhnlichen Sinn, der den Kampf nicht um des Kampfes willen begehrt, sondern in die Schlacht geht um des Friedens willen. Aber abgesehen hiervon, wenn wir das Trauerspiel vom ästhetischen und dramaturgischen, ja selbst wenn wir es vom historischen Standpunkt aus betrachten sollen, müssen wir dasselbe als verfehlt bezeichnen. Das ist nicht der hohenstaufische Heldenkaiser, der in überschwenglicher Kraft das Heilige Land befreit, seine Feinde zu Boden wirft und, manches im Uebermaß verfehlend, doch nie den hohen Zielpunkt eines alles andere überragenden Kaiserthums aus dem Auge verliert; Wessenberg's Friedrich II. ist ein wohlwollender Mann, der nur den Frieden begehrt und die Verkennung seiner friedlich versöhnlichen Absichten bitter beklagt. Ist so das Bild, welches wir von dem großen Hohenstaufen uns gebildet haben, bei Wessenberg verfehlt, so ist es ebenso sehr die dramatische Form. Die ganze Tragödie beinahe ist in der Weise componirt, daß die einzelnen Scenen theils durch Aufträge, die der Kaiser ertheilt, ausgefüllt werden, theils durch Erzählungen und Berichterstattungen, die dafür zurückkommen. Daß daraus ein dramatisches Leben nicht entstehen kann, weil eben das Wesentliche des Dramas, die unmittelbare Darstellung der Handlung, von welcher der Zuschauer ergriffen werden soll, fehlt, ist von vornherein klar. Dabei mag die ungleichmäßige Vertheilung des Stoffs, wonach die drei ersten Aufzüge nur 81, die zwei letzten aber etwa 103 Seiten ausfüllen, als weniger wesentlich nur beiläufig erwähnt werden.

Im übrigen thut es natürlich Wessenberg's Ruhm keinen Abbruch, daß er kein Dramatiker gewesen; sein Verdienst liegt nach einer andern Richtung.

Bei weitem reicheres dramatisches Leben entwickelt ein zweites, denselben Stoff behandelndes Drama von J. G. Fischer, welches ich hier anschließe:

8. Friedrich der Zweite von Hohenstaufen. Historische Tragödie von J. G. Fischer. Stuttgart, Cotta. 1863. 8. 18 Ngr.

Zwar beginnt auch dies Drama mit Meldungen und Referaten, aber es beginnt eben auch nur damit und läßt sehr bald an deren Stelle eine sehr lebendige und mannichfaltige dramatische Handlung treten. Auch die historische Charakteristik der Hauptperson ist bei weitem zutreffender. Statt der halb passiven Friedensseligkeit, in welche Friedrich bei Wessenberg versunken erscheint, sehen wir hier den strebenden, kämpfenden, auch über sein Ziel hinausgreifenden Helden vor uns. Dabei enthält das Stück gute und treffende Gedanken, auf gesunder Grundlage ruhend. Gegenüber diesen Vorzügen, die wir gern und freudig anerkennen, bleibt zu bedauern, daß die Sprache hier und da etwas Gekünsteltes, Hyperfeines hat und daß von diesem Mangel an Natürlichkeit hier und da auch der Gedanke angekränkelt, d. h. unklar wird. So sagt Pietro S. 59, als er zwischen dem Kaiser und dem Papst zu schwanken anfängt:

Furchtbar bin ich in eine Wahl gestellt!
Dem Papste dienen? — Diesem Papste? — Niemals!
Doch einem Diadem, das andrer Thaten
Auslöscht und einschlingt als ein Eigenthum,
Sowie die Sonne Wasser von der Erde? —
Das wär' ein Papstthum auf dem Kaiserthron.
Auch dem nicht! Dem Gedanken will ich dienen,
Der mich emporhebt zwischen beide, und
Der Willkür steuert, wo sie sei, die glaubt,
Es sei die Welt für sie allein geschaffen.

Ist hier nicht ein sehr einfacher Gedanke durch geschraubte Wendung unklar geworden? Welcher Bombast ist die Rede Friedrich's an die Vertreter der Universitäten:

Euch lud ich ein zu Zeugen dieses Tages,
Die ihr den Geist des Volkes weisen sollt.
Pflanzt in den hohen Schulen, die ihr pfleget,
Wie ein Erkennungszeichen, wie ich's meinte,
Und streut des Wahnes Götzen unerschrocken
Den Sonnenduft der Wahrheit ins Gesicht!

Besonders stark zeigt sich diese Künstelei und Geschraubtheit S. 99, wo Friedrich über Pietro's Abfall klagt:

Ich war ihm nur der Thurm, am Markt gebaut,
Um den er flog, im Glanze sich zu baden,
Der von der hohen Kuppel niederleuchtet. —
Da schlägt der Donner ein, und wie die Vögel
Scheu fliehen, wenn die Sonnenfinsterniß
Herr wird am Himmel, und die Lampen suchen,
Die sich die trübe Erde angezündet,
So eilt der Flatterhafte weg und läßt
Des Marktes Buben nach dem Thurme werfen.

Welcher verzwickte Gedanke oder welche geschraubte Verkleidung eines einfachen Satzes! Es wird jedenfalls nur dieser Anführungen und dieser Mahnung bedürfen, um den Dichter selbst das Rechte finden zu lassen.

9. Spartacus. Trauerspiel in fünf Aufzügen von A. von Maltitz. Weimar, Kühn. 1861. Gr. 8. 15 Ngr.

Wir begrüßen den dramatischen Veteranen herzlich, der der deutschen Bühne so lange eine treue Neigung bewahrt hat. Seit dem Erscheinen seiner „Dramatischen Einfälle" bis heute — welch eine lange und bewegte Zeit! Und noch immer trägt der greise Dichter dem deutschen Theater dasselbe Interesse entgegen, welches der Jüngling und Mann ihm gewidmet hatte. Was das vorliegende Stück anbelangt, so enthält es scharfe Züge einzelner Charaktere und eine Reihe bedeutender Gedanken;

aber es will mich bedünken, als ob einmal die Handlung nicht zu der nöthigen dramatischen Straffheit zusammengezogen wäre, und als ob es auch den Gedanken bisweilen an der besonders für die scenische Darstellung erforderlichen Klarheit und Durchsichtigkeit mangelte. Bei näherer Betrachtung wird die Rede, der oft sinnvolle Gedanke deutlich; aber muß nicht gerade im Drama alles beim ersten Aussprechen sein volles Verständniß finden, da dem Hörer bei dem Fortschreiten der Handlung, die seine mitfortschreitende Aufmerksamkeit erfordert, kein Stillstand gestattet, keine Zeit zu nochmaliger Erwägung gelassen wird? Möglich übrigens auch, daß diese Unklarheit schwindet, wenn man die Verse gleich mit der richtigen Betonung und dem richtigen Verständniß vortragen hört, statt letzteres beim Lesen erst suchen und finden zu müssen. Zur Probe und Charakteristik eine kurze Stelle, wobei ich nur bemerke, daß die Prophezeiung, von der die Rede ist, dem Spartacus von seiner sterbenden Frau geworden ist.

Dritter Aufzug. Dritter Auftritt.
(Gipfel des Vesuv.)

Spartacus. Oenomaus (ein Mitanführer der Gladiatoren).

Spartacus.

Hier zeigt ihr kahles Greisenhaupt die Erde.
Sieh hier am Weg den letzten Rebstock noch,
Der sich wol nie zum Thyrsus winden wird.
Das Meer — der Apennin — der Aetna dort;
Wie hoch der Athem des Giganten steigt!
Das alles Rom!

Oenomaus.

Das alles Kerker noch!

Spartacus.

Und doch wie tief zu unsern Füßen liegt
Die Tyrannei, und tief, wie sie, die Welt.
Wie viele Wege!

Oenomaus.

Zwei gewahr' ich nur,
Die brüderlich zu einem Ziele leiten.
Der eine schleicht am Fuß des Apennins,
Der andre führt von Brandung fort zu Brandung,
Doch beide leiten sie den Alpen zu.

Spartacus.

An Rom vorüber —

Oenomaus.

Und jenseit der Alpen,
Da treten wir an einen Scheidepfad:
Mein Gallien — dein Thrazien.

Spartacus.

Auch das
Ist kühn.

Oenomaus.

Doch sinnst du Höheres, als dies.
Ich weiß, ein Schicksalswort ward dir verkündet;
Wann werden nicht zu Sehern Sterbende?
Laß früh dich warnen! — Nenne, was geschah,
Noch unsers Glückes erstes Lächeln nicht!

Spartacus.

Soll ich nicht hier wie von dem Throne schauen?
Hier oben wohnet Zagen nicht und Zweifel.
Winkt uns nicht hier der alte Aetna zu?
Was in Sicilien die Römermacht
Mehr, als der dreifache Karthagerkrieg,
Erschüttert, lebt in seinen Flammen fort,
Und unversöhnlich sendet Samnium
Uns späte Rächer zu für Sulla's Greuel.
Ein Menschenalter füllte jener Krieg,
Der an den Thoren Roms, nur da, verschied.

Oenomaus.

Willst du den Ruf der Telesius (?) erneun:
„Der letzte Tag von Rom erschien?“

Spartacus.

Laß mich
Erziehn zu kühnen Hoffnungen die Unsern.
Der Schonung feige Zuflucht liegt uns fern.
Der Muth ist unsers Himmels einz'ger Stern
Der Sturmwind trägt den Funken der Empörung
Durchs weite Land, die Sklaven richten sich,
Erwachten Tigern gleich, empor, schon wächst
Der Schwarm, der aus dem Kerker uns gefolgt.

10. Der Günstling des Kaisers. Tragödie in fünf Aufzügen von Ludwig Goldhann. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1862. 8. 1 Thlr.

Tacitus' „Annales“ (XVI, 18 und 19) bilden die Grundlage dieses der Neronischen Zeit entnommenen Trauerspiels, dessen Hauptheld Petronius ist. Tacitus schildert ihn als feinen Genußmenschen, non ganeo et profligator, sed erudito luxu, bemerkt dann, daß er sich dessenungeachtet als Proconsul Bithyniens und als Consul tüchtig gezeigt, dann aber „revolutus ad vitia seu vitiorum imitationem“ an Nero's Hof den elegantiae arbiter gespielt habe. Dadurch zog er sich den Neid des Tigellinus zu, wurde von diesem gestürzt und tödtete sich selbst, nachdem er dem Nero statt eines schmeichlerischen Testaments, wie sie damals üblich waren, ein von ihm aufgesetztes Verzeichniß der von dem Kaiser verübten Schandthaten versiegelt zugesandt hatte. Dies die Erzählung des Tacitus in kurzem Auszug. Der Verfasser der vorliegenden Tragödie identificirt nun den Verfasser des „Satyricon“, jenes unter Petronius' Namen auf uns gekommenen Romans aus der römischen Kaiserzeit, mit dem von Tacitus uns geschilderten arbiter elegantiae Petronius: eine Ansicht, von welcher die neuere Philologie zurückgekommen ist. Indessen soll es, wie sich von selbst versteht, keinen Vorwurf für unsern Dichter vorstellen, daß er an der Meinung, welche früher die allgemeine war, festgehalten hat; solche Fragen antiquarischer Kritik entscheidet der Dichter, wie es ihm paßt. Aber einen andern Vorwurf kann man nicht umhin zu erheben. Goldhann zeichnet in Petronius einen Freund der Freiheit, der nur durch imitatio vitiorum sich für den Augenblick deckt, dabei aber fortwährend an seinem „Satyricon“ arbeitet und nur auf den Moment wartet, dieses loszulassen und — mit demselben Nero's Herrschaft zu stürzen. Welch seltsamer Gedanke, ein Volk, welches die tyrannischste Grausamkeit des Despoten aus seiner Sklavenfurcht nicht aufzurütteln vermochte, durch eine satirische Darstellung dieser selben Zustände aufrütteln zu wollen! Dieser Plan hat, wie sich jeder voraussagt, keinen Erfolg, und so läßt unser Dichter den Petronius seinem Hauptwerk ein Codicill nachschicken, welches gleichsam die Clavis für das „Satyricon“ bildet, enthaltend die Namen aller in diesem handelnden Personen, wie nach

Tacitus in jenem Verzeichniß, welches Petronius dem Nero einschickte, die Namen aller in Nero's Schandthaten Verwickelten genannt waren. In unserer Tragödie fällt dieses Codicill in Tigellinus' Hände und bringt Petronius den Tod. Wie gesagt, der Plan des Petronius ist so seltsam, daß wir uns nicht ernstlich dafür erwärmen können. Dazu kommt, daß für ein Laienpublikum — und Philologen pflegen doch nicht den Hauptbestandtheil des Parterre zu bilden — ein großer Theil der geschichtlichen Anspielungen und Anklänge unverständlich bleiben würde. Die Figur des Hyllus ist eine traurige: er hat die Schulen der Philosophen durchlaufen, beträgt sich wie ein dummer Junge und schließlich sollen wir noch an ihn als Freiheitshelden glauben. Doch ich schließe diese Ausstellungen, obgleich Stellen wie I, 7, wo Hyllus „sich mit dem Dolche ritzt und das Blut zu den Füßen der Silia spritzt", um symbolisch anzudeuten, wie dieses Blut gebe er ihr seinen Willen zu eigen, und ähnliche Extravaganzen dazu herausfordern. Ich schließe diese Ausstellungen, um meine Hochachtung vor dem Talent des Verfassers auszusprechen, welches sich trotz der gerügten Uebelstände überall zeigt. So ist die Art, wie unser Dichter das neu auftauchende Christenthum dem in Greuel und Schwäche verkommenen Heidenthum gegenüberstellt, von tiefem poetischen Sinn eingegeben, und kann nicht verfehlen, eine sehr bedeutende Wirkung zu machen; so ist im großen und ganzen das Drama von einem schönen dichterischen Hauch durchweht, sodaß von der reichen Begabung des Verfassers noch sehr Erfreuliches zu erwarten steht.

11. König Adolf. Ein Trauerspiel von H. L. Celle, Schulze. 1862. Gr. 16. 22½ Ngr.

Der Verfasser dieses den Untergang Adolf's von Nassau behandelnden Trauerspiels bietet uns ein Stück, welches im Betreff der Bühnenmäßigkeit manchen starken Bedenken unterliegt (ich will nur auf die Unklarheit der Exposition und die manchmal hervortretende Abgerissenheit der einzelnen Scenen aufmerksam machen), andererseits aber auf eine bedeutende poetische Begabung schließen läßt. Dabei ist die Form des Stücks eine sehr originelle, dreifach getheilte. Es finden sich Volksscenen, in Prosa geschrieben und im Volkston gehalten, letzterer, soweit es Schimpfwörter und volksmäßige Redensarten betrifft, vielleicht etwas zu sehr nach der Natur; es kommen dann Scenen vor, in dem gewöhnlichen Schiller'schen Trimeter geschrieben, welchen der Verfasser sehr geschickt handhabt (eine nach Form und Inhalt gleich vortreffliche Scene dieser Art ist die letzte des ersten Aufzugs); endlich aber drittens stoßen wir auf eine Reihe von Scenen (und das dürfte wol die Mehrzahl sein), in welchen ein freier iambischer Vers mit Reimen gebraucht wird. Ob die dritte Form, die in „Wallenstein's Lager" mit so viel Glück verwendet ist, auch für tragische Scenen zweckmäßig, möchte zu bezweifeln sein; macht man aber einmal dieses Zugeständniß, so muß man einräumen, daß auch diese Form leicht und ungezwungen von dem Dichter behandelt ist. Zur Probe hebe ich gerade eine kurze Stelle in diesem unserm Verfasser eigenthümlichen metrischen Gewand aus, der Schlacht von Worms entnommen:

Kärnthen.

Hie meine Mannen! Hie Oesterreich!

Bickenbach.

Hie eure Memmen!

Zawischen.

Hie Oesterreich!
Schlagt sie zu Boden!

Isenburg

Brüllt ihr euch heiser!
Hie Nassau, Ehre, Reich und Kaiser!

Mehrere.

Der König, der König!

Zawischen.

Hol' ihn der Teufel!
Vorwärts! Neun Spieß' ihm in den Bauch!

Ein Ritter.

Du Schurke! (Gefecht. Der Ritter fällt.)

Zawischen.

Fahr hin! Wo ist der Gauch?

Rupert (Adolf's Sohn)

Ha, gebt mir Raum!

Zawischen.

Das Parisbübchen!
Da nimm, da nimm! Ins Kinderstübchen!
Was, noch ein Gimpel? Ein ganzes Nest?

(Er holt aus und trifft Rupert. Jutta [dessen Braut, verkleidet] wirft sich zwischen sie und wird verwundet.)

Jutta.

O Gott! (Sie verschwindet im Getümmel.)

König.

Mit Knaben versteht ihr zu rechten,
Nun müßt ihr auch mit Männern fechten.
(Gefecht. Zawischen fällt.)
Gott sei mit dir, armseliger Schächer!

Zawischen.

Satan mit dir! O meine Rächer!
(Er zeigt nach den Bergen und stirbt.)

Graf Eberhard.

Bist du verwundet?

Rupert.

Ich glaube nicht.

Graf Eberhard.

Was ist dir, Bub?

Rupert.

Ich hatt' ein Gesicht —
Saht ihr ein Kind — in Knappentracht?
Folgte mir mitten durch die Schlacht,
Still, ängstlich, doch war es mir immer nah,
Wenn es mich in Bedrängniß sah,
Schützte mich eben vor dessen Grimme.
Da hörte ich's rufen zum ersten mal,
Zum ersten mal —
Mit einer Stimme —
Die schien mir so lieblich und wohlbekannt —

Graf Eberhard.

Das war ein Englein von Gott gesandt!
Ueber der Jugend, o Güte des Herrn,
Leuchtet ein eigener freundlicher Stern.

Isenburg.

Gnädiger König, wo ist euer Helm?

König (sieht nach den Bergen).

O weh!

Graf Eberhard.

Willst du ein wenig ruhn?

König.

Schon jetzt? Laß das Erschlagene thun —
Hörtest du wol den sterbenden Schelm?

Rache war sein letztes Wort —
Siehst du dort?
Da braust es von den Höhen nieder,
Schrecken zerreißt des Heeres Glieder.

Und nun zum Schluß noch ein Hohenstaufendrama:

12. Herz und Krone oder Wilhelm von Lecce. Trauerspiel in fünf Acten von Mathilde Raven. Dritte Auflage. Celle, Schulze. 1862. Gr. 16. 22½ Ngr.

Das Stück enthält die Verwickelungen zwischen Heinrich VI. und Wilhelm von Lecce. Letzterer liebt und wird geliebt von einem deutschen Fräulein, Margarethe von Weißenfels, und als der Kaiser den Wilhelm, den er für einen Verschwörer hält, hat blenden lassen, übernimmt Margarethe es, ihn zu rächen; sie reicht dem Kaiser einen vergifteten Trank, nachdem sie selbst von demselben gekostet. Es muß anerkannt werden, daß die Dichterin die große politische Bewegung um die „Krone" hinter die Geschichte des „Herzens" nicht zurücktreten läßt, sodaß beiden Momenten die Aufmerksamkeit zugewandt bleibt. Es liegt bei derartigen Vorwürfen nahe, die Staatsaction in der Familiengeschichte aufgehen zu lassen. Dies vermieden zu haben gereicht der Verfasserin um so mehr zum Lobe, je verzeihlicher bei einer Dame der entgegengesetzte Fehler gewesen sein würde.

Ich schließe diesen Artikel, in welchem ich zwölf historische Schauspiele vereinigt habe, mit der befriedigenden Ueberzeugung, daß sich unsere Dramatiker mit Vorliebe geschichtlichen und speciell vaterländischen Stoffen zuzuwenden beginnen. Auf diesem Wege liegt das Heil, die Möglichkeit eines neuen Aufschwungs des deutschen Dramas. Möge er mit Eifer und Gewissenhaftigkeit verfolgt werden!

August Henneberger.

Friedrich von Raumer's Literaturgeschichte.

Handbuch zur Geschichte der Literatur von Friedrich von Raumer. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1864. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ein Handbuch zur Geschichte der Literatur vom Beginn des Schriftlebens an zu schreiben, ist ein Unternehmen, zu dessen Bewältigung das reiche Studium eines langen arbeitsamen Lebens nöthig ist, wie es der hochverehrte Verfasser des vorliegenden Werks hinter sich hat. Unser Leben währt 70 Jahre, und wenn es hoch kommt, 80 Jahre, spricht der weise Salomo, und der Nestor der deutschen Geschichtschreibung hat bereits — denn er nennt sich selbst am Schlusse seines Werks einen zweiundachtzigjährigen Greis — das letzte Ziel, welches der königliche Weise dem menschlichen Leben steckt, überschritten. Und sehen wir ab von den Jahren der Jugend, welche das glückliche Vorrecht haben, noch absichtslos und halbbewußt zu genießen und zu sammeln, welche unendliche Fülle des Stoffs mußte ein so strebsamer Geist, wie derjenige Friedrich von Raumer's, in 60 Jahren zusammentragen, wie konnten die Literaturen aller Völker seinem Geiste Nahrung zuführen, wie erfreulich mußte es dem Hochbetagten sein, die Eindrücke, die er in fast drei Menschenaltern empfangen, noch einmal überschauend zu einem Gesammtbilde zusammenzufügen!

Aus demselben Grunde aber mag es kaum jemand geben, der sich für befähigt halten könnte, ein solches Werk zu beurtheilen, das auf den Studien von mehr als einem halben Jahrhundert ruht, das die griechische und römische, englische, französische, italienische, spanische, portugiesische und deutsche Literatur bis etwa zu Goethe am Leser vorübergehen läßt. Wer hier als Beurtheiler an jedes einzelne prüfend herantreten wollte, müßte erst beweisen, daß er denselben riesenhaften Stoff bewältigt, und dessen kann sich der Berichterstatter nicht rühmen, und wol nicht viele werden der Ansicht sein, daß sie es können. Und so bleibt uns wenig mehr zu thun, als einen Bericht zu geben über den Inhalt des Werks, über die Weise, wie der Stoff zusammengestellt und verarbeitet ist. Wenn der Berichterstatter nicht verhehlen kann, daß er dieses oder jenes anders aufgefaßt oder gruppirt sehen möchte, so will er damit dem Urtheile des greisen Altmeisters der historischen Wissenschaft nicht zu nahe treten. Ist ja doch kein Gebiet des Wissens so ausschließlich von den Forderungen des Geschmacks, vom subjectiven Urtheile beherrscht als die Literargeschichte. Hier hat jede Anschauung, sobald sie auf gründlicher Kenntniß ruht, ihre Berechtigung, und wie vielfach sind nicht die Ansichten verschieden auch über Werke, welche seit Jahrhunderten als bedeutsam anerkannt werden!

Ueber die Entstehung seines Werks gibt der Verfasser in dem Vorwort folgendermaßen Aufschluß:

Seit dem Winter 1849—50 habe ich geschichtliche Vorlesungen für Damen und zwar in den letzten beiden Jahren über die Geschichte der Literatur gehalten. Sie machten mir durch die fortdauernde freundliche Theilnahme meiner zahlreichen Zuhörerinnen große Freude und gaben Veranlassung, ein kurzes, bis in die Zeit Goethe's und Schiller's hinabführendes Handbuch niederzuschreiben, woran sich umständliche mündliche Erörterungen (z. B. über die Lebensumstände der Schriftsteller) anknüpften. Bei diesen Verhältnissen, diesem Zwecke war es nothwendig, aus dem unermeßlichen Inhalte der Literaturgeschichte nur das Anziehendste und Wichtigste auszuheben, mithin alle mittelmäßigen Schriftsteller, ja selbst nicht wenige der gerühmtern unerwähnt zu lassen — insbesondere sobald (ungeachtet löblichen Inhalts) die Form vernachlässigt war. Hingegen erschien es wichtig, zunächst hinsichtlich der am kürzesten behandelten alten Literatur, durch eine Auswahl vorzulesender Stellen eine nähere Bekanntschaft mit den Schriftstellern selbst herbeizuführen.

Auf solche Weise entstanden, ist demnach unser Handbuch nicht zu betrachten als ein streng wissenschaftlich gehaltenes Werk über die gesammte Literargeschichte, sondern mehr als ein Wegweiser nach dem Bedeutsamsten, wobei die mündliche Erläuterung dem schriftlich Aufgezeichneten vielfach zu Hülfe kommen mußte. Biographische und bibliographische Mittheilungen sind so gut wie ganz ausgeschlossen, oder nur auf das dürftigste Maß beschränkt; die verschiedenen Schriftsteller werden an einem lockern Faden aufgereiht, ihre Hauptwerke mehr oder minder eingehend beurtheilt; in den Anmerkungen, vornehmlich bezüglich des classischen Alterthums, sind diejenigen Stellen namhaft gemacht, welche zur Belebung beim Vortrage vorgelesen wurden und bei privatem Gebrauch dem Leser das

Erläuterung dienen können. Wo sich in der Betrachtung der neuern Zeit auf solche Uebersetzungen oder Auszüge nicht hinweisen ließ, hat der Verfasser wol auch selbst diesen erläuternden Stellen einige Blätter eingeräumt. Daß in Beziehung auf die Auswahl des Stoffs die Rücksicht auf das Frauenpublikum, welchem diese Vorträge gehalten wurden, hin und wieder maßgebend war, ist nicht zu verkennen; einen wesentlichen Einfluß hat indeß diese Rücksicht nicht geübt, und wenn in dem gegenseitigen Verhältniß des Mitgetheilten zuzeiten eine auffällige Ungleichartigkeit hervortritt, so scheint dieselbe mehr in dem subjectiven Wohlgefallen des Verfassers ihren Grund zu haben.

Gehen wir nun näher ein auf den Inhalt des Werks. Jeder der beiden Theile ist in drei Abtheilungen geschieden. Die erste Abtheilung schildert in raschen Zügen das Schriftleben der Aegypter, der asiatischen Völker, vornehmlich der Perser und Inder, und geht dann über zu den Griechen. Homer findet umfassendere Besprechung, die übrigen Epiker und die Lyriker werden nur ganz im Vorübergehen erwähnt. Folgen die Tragiker, wobei Euripides in umfänglicher Betrachtung gewürdigt und gerechtfertigt wird. Aristophanes, die Alexandriner, die Romanschreiber, die Redner, Philosophen, Geschichtschreiber gehen am Leser vorüber, manche nur erwähnt, die bedeutendern kurz charakterisirt; daß ein wirklich tieferes Eingehen nicht möglich ist, wenn die gesammte griechische Literatur von Homer bis zur Völkerwanderung auf 37 Seiten besprochen wird, liegt auf der Hand; wir dürfen eben nicht vergessen, daß das Buch entstanden ist aus Vorlesungen für Frauen, und daß der Verfasser in der Einleitung selbst sagt: „Meine Vorträge werden nur den Küchenzettel geben, nur anzeigen, wo die besten Speisen zu finden sind.“ In ähnlicher Weise geht die römische Literatur am Leser vorbei auf 17 Seiten. Den Schluß der ersten Abtheilung bilden die lateinisch schreibenden Schriftsteller des Mittelalters, die Philosophen und Theologen der Scholastik; eine Anzahl Geschichtschreiber werden nur erwähnt.

Die zweite Abtheilung geht zunächst ein auf die großen italienischen Dichter des Mittelalters, Dante, Petrarca, Boccaccio, deren Vorzüge anerkannt, wie ihre Mängel getreu hervorgehoben werden; die französischen, spanischen, portugiesischen, englischen Dichtungen finden kurze Würdigung. Daß der von der deutschen Dichtung des Mittelalters handelnde Abschnitt nur die Nibelungen mit einigen Zeilen erwähnt, dagegen in Bezug auf alle andern mittelhochdeutschen Dichtungen auf des Verfassers „Hohenstaufen“ verweist, möchte nicht jeder Leser gerechtfertigt finden; denn nicht jedem, welcher über die edeln Sänger Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Strasburg, Hartmann von Aue u. s. w. ein Wort der Belehrung wünscht, wird jenes umfassende Werk zur Hand sein; es ist diese Lücke um so mehr zu bedauern, als auch das Zeitalter der Reformation so gut wie nicht erwähnt erscheint und ein eigentliches Eingehen auf die Literatur unsers Volks erst mit Martin Opitz eintritt. Wir können nicht leugnen, daß dieses schweigende Vorübergehen an der ersten glänzenden Literaturblüte des deutschen Volks, an Minnegesang, Volks- und Kunstepos, an der reichen Fülle des mittelhochdeutschen Lehrgedichts, an Luther, Hans Sachs und Fischart, während so manches minder Bedeutende bei fremden Völkern Erwähnung findet, den Berichterstatter befremdlich und störend berührt hat. Von den Nibelungen heißt es (S. 113):

Diese beruhen nicht auf willkürlichen unglaublichen Erfindungen eines einzelnen, sondern erwuchsen naturgemäß aus unzähligen Anregungen, Vorgängen und Sagen. Daß diese aber zu so großer, fast beispielloser tragischer Einheit gestaltet wurden, ist (wie einige sagen) das Werk vieler kleinen Lehrjungen, oder (wie andere behaupten) eines bewundernswerthen, alles einzelne ordnenden, beherrschenden, belebenden Meisters.

Die Fassung selbst sagt, zu welcher der beiden Ansichten der greise Geschichtsforscher sich bekennt; und glücklicherweise will er erst in den Berichtigungen den trefflich frischen und bezeichnenden Ausdruck von den „vielen kleinen Lehrjungen“ in „viele Dichter“ umgewandelt haben.

Ariosto, Tasso, Camoens, Lope, Calderon, Cervantes und eine Anzahl geringerer Landsleute schließen sich an; dann tritt die deutsche Literatur mit Martin Opitz hervor, dem mit seinen Zeitgenossen 12 Blätter ausgewählter Gedichte gewidmet sind; Shakspeare's Stücke werden auf 40 Seiten besprochen, kurz allerdings und vielfach nur andeutungsweise, aber mit einer nicht geringen Menge gehaltvoller und feiner Gesichtspunkte. An Milton wird weniger der Zeit als der gemeinsamen Richtung gemäß unmittelbar Klopstock angeschlossen. Die italienischen Geschichts- und die französischen Memoirenschreiber bilden den Schluß dieser zweiten Abtheilung. Als eine Stilprobe des ganzen Werks diene ein Theil der Einleitung des letzten Abschnitts:

Ich habe bisher fast ausschließlich von Dichtern gesprochen, weshalb es wol an der Zeit ist, Geschichte und Geschichtschreiber ins Auge zu fassen. Die Geschichte soll nicht Erfundenes, sondern Geschehenes, sie soll die Wahrheit darstellen. Eine so schwierige Aufgabe hat der Dichter nicht zu lösen; er herrscht als Eigenthümer und Meister auf seinem eigenen Boden; unbekümmert um das, was draußen geschehen ist. Dessenungeachtet besteht eine Wahlverwandtschaft zwischen Dichtern und Geschichtschreibern; wenn jedoch die letzten ihren Triumph darin setzen oder suchen, den in allen Thatsachen vorhandenen geistigen Lebenshauch zu beseitigen und die ausgepreßte Citrone als schönste Frucht darzubieten, so sind sie gewiß auf falschem Wege und erweisen, daß das große Wort, numine afflantur, auf sie nicht anzuwenden ist. Zur geschichtlichen Wahrheit gehört auch der spiritus rector, der ordnende Geist aller Weltentwickelung, welcher das Vereinzelte zu höherer Einheit verbindet, obgleich er kurzsichtigen Augen oft lange verborgen bleibt. Was ist Wahrheit? Schon Aristoteles antwortet: das wahrhaft Wirkliche oder wirklich Gewordene, und zeigt hiermit darauf hin, daß man täuschenden vergänglichen Schein damit nicht verwechseln darf. Leider hat es aber Geschichtschreiber gegeben, welche nicht blos derlei Täuschungen keineswegs abzusondern und zu beseitigen suchten, sondern sie vorsätzlich erzeugten. Von derlei bewußten Sünden sind unfreiwillige wol zu unterscheiden. Das geschichtlich Gegebene spiegelt sich nämlich in den verschiedenen Geistern verschieden ab; was als natürliche Erscheinung keineswegs unbedingt zu tadeln, vielmehr nur sorgfältig zu prüfen ist. Mit großem Unrecht haben etliche vom Geschichtschreiber

verlangt: er solle die Thatsachen so unverändert hindurchfließen lassen, wie Waßer durch einen Trichter; die Thatsachen sind aber kein klares Waßer, und lebendige Menschen keine blechernen Trichter. Umgekehrt zeigen die größten Geschichtschreiber die bestimmteste Persönlichkeit und Eigenthümlichkeit, und bringen diese mit den ebenfalls eigenthümlichen Thatsachen in harmonische Verbindung u. s. w.

Die dritte Abtheilung beschäftigt sich im wesentlichen mit den französischen und englischen Schriftstellern des 17. und 18. Jahrhunderts; Montaigne, die Kanzelredner in Ludwig's XIV. Zeitalter, Rochefoucauld, Pascal, Boileau und die französischen Dramatiker, Descartes, Bacon, Locke, Shaftesbury, Bolingbroke und ihre Zeitgenossen treten auf, zum Theil mit mehrere Blätter umfassenden Auszügen aus deren Schriften, wogegen die nach einigen Zeilen der Anerkennung höchst rasche Abfertigung Molière's mit den Worten: „Er wird noch so viel mit Vergnügen gelesen, daß umständliche Erörterungen hier überflüssig erscheinen“, manchen Leser befremden wird. Diese ungleichmäßige Vertheilung des Stoffs macht sich überhaupt an manchen Stellen des Buchs in störender Weise bemerklich; wir sehen nicht ein, warum jedes Stück von Shakspeare etwa eine Seite der Beurtheilung verdient, Molière im ganzen kaum eine Seite, der sehr abfällig beurtheilte Rabelais nur ebenso viel, dagegen Shaftesbury zehn, Bolingbroke neun Seiten. Wenn sich billig erwarten läßt, daß der einem Schriftsteller zugemessene Raum einigermaßen im Verhältniß stehe zu seiner Bedeutsamkeit, so scheint dieses Gesetz hier und an andern Orten nicht genügend gewahrt; ein unverhältnißmäßiges Hervorheben englischer und französischer Schriftsteller ist nicht zu verkennen, und die deutsche Literatur wird daneben bisweilen kärglicher bedacht, als wünschenswerth wäre.

Der zweite Theil beschäftigt sich zunächst in der vierten Abtheilung mit den englischen Schriftstellern vom Anfang des 18. Jahrhunderts, geht dann über zu den gleichzeitigen Philosophen und politischen Schriftstellern, verweilt mit besonderer Vorliebe bei Fénélon, Montesquieu, Diderot, knüpft daran die humoristischen und sentimentalen Romanschreiber der Engländer und geht ausführlich ein auf Rousseau und Voltaire. Die fünfte Abtheilung beleuchtet die ältern englischen Geschichtschreiber, besonders ausführlich Hume, geht dann über zu den politischen Rednern und theilt verhältnißmäßig ziemlich umfassende Auszüge mit aus den Reden von Robert Walpole, der beiden Pitt, Burke u. s. w. Die an Walter Scott geknüpften Bemerkungen sind so treffend, daß sie hier theilweise eine Stelle finden sollen, um so mehr, da früher bereits Friedrich von Raumer's Urtheil über die Geschichtschreibung mitgetheilt ward und da Frau Luise Mühlbach in Berlin wohnt. Er sagt:

Gewiß bleibt es fraglich, ob auch dem Geschichtschreiber freistehe, Poetisches zu Hülfe zu holen, um seinem Werke mehr Reiz und Leben zu verleihen. Und sobald man dieses verneint, liegt die Folgerung nahe, daß der Dichter auch nicht berechtigt sei, für seine willkürlichen Zwecke die Wahrheit der Geschichte zu verletzen. Wenn jedoch zwei dasselbe thun, sagt das Sprichwort, ist es nicht dasselbe; und verwandt damit ist der Vers: „Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu thun!“ Deren gibt es nur zu viele, beiderlei Geschlechts. „So redt' ich, wenn ich Christus wär'“, sagt Bahrdt bei Goethe; und so müssen denn Kaiser und Kaiserinnen, Könige und Königinnen, Fürsten und Fürstinnen, Dichter, Bildhauer, Maler, Musiker, Naturforscher u. s. w. denken, fühlen, reden, schreiben, handeln, Liebschaften anknüpfen und auflösen, heirathen und Kinder in die Welt setzen u. dgl. m., wie es den bärtigen oder unbärtigen Romanschreibern beliebt. Sie verfahren mit einer unglaublichen Kühnheit und Anmaßung, und das alles verschlingende Publikum bestärkt sie, auf dieser Bahn zu verharren und sich in Schnellgeburten zu überbieten. Denn trotz scheinbarer Mannichfaltigkeit wird diese Fabrikwaare über dieselbe Schablone zusammengeflickt oder zusammengeschmiert. Der Sinn für echte Geschichte, für biographische Wahrheit geht ganz verloren; beide gelten für langweilig, inhalts- und bedeutungslos, solange ihnen nicht die Schminkpflästerchen dieser neuen Decorationsmalerei aufgeklebt werden; ja das Aufgeklebte wird dargeboten als die eigentlich höhere geschichtliche Wahrheit, oder als das Ideal einer Biographie, wie sie sein sollte. Die natürliche Form der Erzählung ist vor derlei sich breitmachenden Kunststücken fast ganz geschwunden. Aufgelöst in kurze dialogische Zeilen, in endlose Gespräche, füllt das einen Band, was sonst kaum Stoff gäbe für wenige Seiten, und die meisten Leser vergessen, daß dieser angeblich poetische Heckerling aus Stroh und Unkraut geschnitten und mundgerecht gemacht wird.

An die Betrachtung Walter Scott's knüpft der Verfasser Thomas Moore und umfassender Byron.

Die sechste und letzte Abtheilung ist ausschließlich dem deutschen Schriftleben des 18. Jahrhunderts gewidmet, wobei naturgemäß Klopstock, Lessing, Herder und Wieland in kräftigerer Beleuchtung hervortreten; die wenn auch gemeiniglich mehr mit kurzen Strichen andeutende als scharf bezeichnende Charakteristik wird zugleich nicht selten durch treffend gewählte eigene Aussprüche der betreffenden Schriftsteller erläutert. Eine Anzahl gleichzeitiger und jüngerer Schriftsteller sind angereiht, ohne daß die Anordnung einen strenge leitenden Faden erkennen ließe. Etliche schwächere Vertreter der Sturm- und Drangzeit sind noch im Vorübergehen betrachtet, wie Lenz und Klinger; vor Goethe, Schiller und Jean Paul, vor dem Reichthum der deutschen Philosophie bleibt das Buch stehen und rechtfertigt insofern nicht völlig seinen Titel. In einem Handbuch zur Geschichte der Literatur, welches Thomas Moore, Byron und Walter Scott bespricht, hätten wir die Darstellung des deutschen Schriftlebens ebenfalls wenigstens bis auf die Höhe der Entwickelung erwartet. Indeß bemerkt der Verfasser am Schlusse des Werks: „Um diese, sowie viele andere denkwürdige Schriftsteller der europäischen Neuzeit und ihr Verhältniß zu der politischen Entwickelung gebührend zu schildern, sind größere Kräfte erforderlich, als mir zweiundachtzigjährigem Greise zu Gebote stehen“; diesen Grund müssen wir gelten lassen, so sehr es zu bedauern ist, daß die beiden Glanzperioden des deutschen Schriftlebens, das 13. Jahrhundert und die Dichterblüte Goethe's und Schiller's, Anfang und Ende, keine Berücksichtigung gefunden haben.

Am Schlusse der zweiten Abtheilung hat der Verfasser eine humoristische Selbstrecension eingeschoben, welche bezeichnend ist und daher ihre Stelle hier finden mag:

Ich erschrecke zurückblickend, mit welcher Kühnheit ich, dazu ganz unberechtigt, über die größten Männer geurtheilt habe. Um zur gebührenden Bescheidenheit und Selbsterkenntniß zu

gelangen, will ich mich selbst recensiren, wie folgt: Im Anfange des zweiten Hefts seiner literarischen Randglossen erzählt uns der Verfasser, daß sich Sprachen verändern: dies weiß jeder, mithin sind die hierüber ausgesprochenen Bemerkungen trivial und überflüssig. Mit einem Sprunge (ein salto mortale!) möchte sich der kleine Verfasser zum großen Dante erheben, fällt aber sogleich hinab auf einen philiströsen bornirten Standpunkt, und klagt z. B., daß ihm die Höllenqualen fast herbe erscheinen: als wenn die Teufel in der Hölle Verkehr trieben mit Zuckerwasser und Rosenöl, und als wenn Dante beim Erfinden und Niederschreiben jener Qualen selbst nicht mehr ausgestanden hätte als ein schwächlicher Leser! Da nun der überzarte Verfasser sich in Hölle, Fegfeuer und dem theoretisirenden Paradiese nicht bequem befindet, so sollte man glauben, der zarte Petrarca müsse ihn entzücken; allein die Hunderte variirter Liebessonette wollen ihm auch nicht munden, und er versteht es nicht, sich bei Boccaccio zu stärken, sondern nergelt aus angeblich sittlichen Rücksichten an dem, was natürlich und damals an der Zeit war. Gegenstände, über welche große gelehrte Bücher geschrieben sind, beseitigt der Verfasser auf wenigen Seiten, und fügt einige Jammereien bei über deutsche und italienische Zustände, welche dieselben gewiß nicht verbessern werden. Die Hoffnung, eine genaue Inhaltsanzeige des „Rasenden Roland" und des „Befreiten Jerusalem" zu finden, wird getäuscht, und nur für Camoens zeigt sich einige Vorliebe, wahrscheinlich weil der Verfasser eine größere Wahlverwandtschaft besitzt zu trockener Geschichte als zur lebendigen Poesie. Daß er Lope und Calderon nicht so hoch stellt als einige deutsche Kritiker, wollen wir nicht tadeln, doch gibt sich auch hier des Verfassers Unfähigkeit kund, den weltbeherrschenden Standpunkt des Katholicismus zu begreifen. Allerdings finden wir 14 Bände lyrischer Gedichte des 17. Jahrhunderts auf 14 Blätter zusammengeschnürt; wir würden uns aber auch nicht grämen, wenn sie mit 14 Zeilen abgefertigt wären. Mit Shakspeare treibt der Verfasser Götzendienst, und Ben Johnson konnte einem Manne nicht behagen, der willkürliches Belieben über Regel und Gesetz hinaufstellt. Daß Klopstock den Milton erst gereinigt und geheiligt hat, ist dem Verfasser verborgen geblieben, und sein anmaßlicher Tadel des „Messias" zeigt die Mangelhaftigkeit seines Studiums, Gefühls und seiner Einsicht. Ueber Geschichtschreibung gibt der Verfasser allerhand gute Rathschläge, schade nur, daß er unfähig war, sie in seinen historischen Werken zur Anwendung zu bringen. Der Verfasser las (so scheint es) die vielen französischen Memoiren und die langen italienischen Geschichtschreiber mit Vergnügen (diese gar mehrere male); unbegreiflich, warum er sich nicht einen weit größern und heiligern Genuß durch wiederholtes Lesen des „Messias" verschaffte.

Möchte diese Recension, die von einem dem Verfasser aufrichtig zugethanen Manne herrührt, dazu dienen, ihm auf den rechten Weg zu verhelfen, und ihn abhalten, Gegenstände, welche die umständlichste, gründlichste Erörterung verdienen, leichtsinnig und cavalièrement zu behandeln oder vielmehr zu mishandeln.

Dieser so geistreichen und ergötzlichen Selbstbeurtheilung eine andere, in trockenem Tone gehaltene zur Seite zu stellen, ist eine keineswegs dankbare Aufgabe, und der Berichterstatter hat sie auf sich genommen auf die Gefahr hin, vom Verfasser für gleich absurd gehalten zu werden, wie derjenige, welcher das Werk in solcher Weise beurtheilen wollte. Und doch können wir uns der Ansicht nicht erwehren, daß der Verfasser in dieser Selbstrecension instinctiv einige Schwächen seiner Arbeit angedeutet habe. Er nennt sie literarische Randglossen, eine Bezeichnung, für welche wir unserm kritischen Amtsbruder dankbar sind; denn der Ausdruck bezeichnet in der That das Wesen des Buchs besser als sein Titel. Was die Beurtheilung der besprochenen Schriftsteller anbetrifft, so ist dieselbe, wie bereits im Eingange erwähnt, Geschmackssache, und es ist weder dem Publikum noch dem Verfasser damit gedient, wenn ein Kritiker sagt, er sei mit diesem oder jenem der über hundert Schriftsteller und tausend Schriften gefällten Urtheile nicht ganz einverstanden. Des Verfassers Ansicht über manchen der aufgeführten Männer entspricht allerdings nicht immer dem Herkömmlichen; sein Buch enthält eine Anzahl von „Rettungen", um Lessing's Wort zu gebrauchen, wie es manchen gefeierten Namen in minder hellem Glanze erscheinen läßt. Das Urtheil ist, wennschon der beschränkte Raum ein tiefes Eingehen nicht gestattete, sondern nur skizzenhafte Darstellung gebot, anderntheils das Raisonnement auf manches abseits liegende Gebiet im Vorbeigehen hinübergreift, doch vielfach treffend, geistreich und von einer bei dem hohen Alter des Verfassers überraschenden Frische; dagegen möchte sich die schon hervorgehobene Ungleichartigkeit der Behandlung, eine gewisse Vorliebe für die Betrachtung englischer, französischer, italienischer und spanischer Schriftsteller kaum bestreiten lassen. Und so wird, wer ein streng wissenschaftliches Lehrgebäude erwartet, in dem Buche allerdings seine Rechnung nicht finden; aber es wird dem Unkundigen ein freundlicher Wegweiser sein, der ihn in behaglichen Schlangenpfaden durch das weite Gebiet des Schriftlebens führt, und auch der Kundige, der sich seiner Leitung anvertraut, wird sich auf der Wanderung durch manche neue und gefällige Ansicht und Aussicht erfreut finden.

Wilhelm Buchner.

Patriotische Literatur zur Octoberfeier. Nachträgliches.

Seit unsere Uebersicht der patriotischen Literatur zur Octoberfeier (vgl. Nr. 42 d. Bl. f. 1863) gegeben wurde, sind uns zu den 34 Werken, welche wir darin angezeigt und theilweise eingehend besprochen haben, noch mehrere andere zugegangen, die wir zur Vervollständigung jener Uebersicht, ohne sie für erschöpfend zu halten, nachtragen wollen. Wir können dabei die Kategorien, die wir dort zur bessern Orientirung gewählt, fallen lassen und die Schriften angeben, wie sie uns gerade vorliegen. Die werthvollste stellen wir gleich voran:

1. Vor 50 Jahren. Nach den Aufzeichnungen von Augenzeugen und den Stimmen jener Zeit. Von Friedrich Adami. Berlin, Heinicke. 1863. 8. 1 Thlr.

Wir haben uns bereits in ganz ähnlicher Weise, wie der Verfasser im Vorwort, ausgesprochen, daß die politischen Ideen der Gegenwart, welche viele neueste Schriftsteller in tendenziöser Absicht unserer glorreichen Volkserhebung untergeschoben haben, derselben durchaus fremd gewesen sind und sein mußten. Weise man sie uns doch erst nach aus Aufzeichnungen, Tagebüchern, Correspondenzen oder urkundlichen Actenstücken in den Archiven, gebe man sie uns aus öffentlichen Reden oder Dichtungen jener Zeit, der wir selbst nahe genug im Alter stehen, um uns ein Urtheil über dieselbe zuzutrauen! Mit Recht sagt daher der Verfasser: „Nicht der würde eine echte Ansicht von der großen Zeit der Befreiung unsers Vaterlandes gewinnen, der sie blos durch das Fernglas nachkommender Geschichtschreiber ansehen wollte. Wir müssen sie zunächst mit den Augen ihrer Zeitgenossen und im Lichte ihrer Zeit betrachten. Diese Männer haben wir in unserm Buche meist wörtlich reden lassen. Dasselbe ist weniger ein Buch über jene Zeit von 1812—13, als vielmehr eins aus jener Zeit, fast nur aus gleichzeitigen Schriften und Blättern,

sowie aus den Erinnerungen der Augenzeugen zusammengestellt." Dies der Kern des Vorworts, welches die leitenden Gedanken des trefflichen Werks ausspricht, in dessen Blättern auch die Stimmen der Dichter widerhallen, die frisch im Tone des Tags von dem Trübsal und dem Glanze des Vaterlandes gesungen haben. „Ihre Lieder, zu Thaten geworden durch das wie Ein Mann auf des Königs Ruf sich erhebende Volk, zeugen noch jetzt von der Kraft des Geistes, wie er in dem ehernen Klange des Heerhorns, dem Trommelschlage des Sturmmarsches, dem Waffenklirren und Fahnenrauschen der Zeit des Eisernen Kreuzes lebt und webt."

Das Werk zeugt von einem Sammelfleiß, welcher überall das Wichtige und Charakteristische zu finden wußte; aus diesem reichen Material hat der Verfasser ein organisch verbundenes Ganzes zu schaffen verstanden, das uns ebenso durch seine gelungene Composition, wie durch den Geist und Schwung seiner Darstellung fesselt und vor allem die edelste patriotische Gesinnung bekundet. Wir hatten die einzelnen Abschnitte schon mit größtem Antheil bei ihrer ersten getrennten Veröffentlichung gelesen; als Buch zusammengefaßt, werden sie jedem willkommen sein, der über jene Zeit aus dem Silberborn des Urgesteins und nicht aus dem vielfach mit fremden Elementen gemischten Röhrwasser schöpfen will. Zehn Abschnitte enthält das Werk: „Was König und Vaterland erlitten"; „Stägemann und Schenkendorf"; „Kaiser Alexander I. und Knesebeck"; „Napoleon I. und Friedrich Wilhelm III."; „Die Große Armee in Preußen"; „Berlin 1812"; „Das preußische Neujahr 1813"; „Der König in Breslau"; „Die Kosacken vor und in Berlin"; „Der König und sein Volk 1813". Wir können hier nur einzelnes hervorheben: der Leser möge selbst in dem Werke die Bestätigung unsers Urtheils suchen, wir zweifeln nicht, daß er sie finden wird.

Der erste Abschnitt schildert die lange schwere Passionszeit, nachdem Preußen von seiner Höhe jäh und tief herabgestürzt, weil es (mit den Worten der Königin Luise) auf den Lorbern Friedrich's des Großen eingeschlafen war. „Ein so durchgreifendes Raub- und Erpressungssystem, wie es von den Franzosen im Kriege von 1806 und 1807 und nach dem Tilsiter Frieden gegen Preußen ausgeübt wurde, steht wol ohne Beispiel in der Geschichte da." Die Verluste der einzelnen Provinzen können auf 245 Millionen geschätzt werden, ohne die allgemeine Kriegscontribution zu rechnen. Ueber das innere geistige Verderben läßt der Verfasser Schleiermacher sprechen. Außer Scharnhorst und seinen Freunden mochte es wol nur wenige in der Hauptstadt und im Lande geben, welche noch Muth zum Widerstande fühlten. Daß Gneisenau nicht Mitglied des Tugendbundes gewesen, hören wir von ihm selbst: „Mein Bund", schreibt er an Münster, „ist ein anderer, ohne Zeichen und Mysterien: Gleichgesinntheit mit Männern, welche der Herrschaft des Fremdlings nicht unterworfen sein wollen." Seine Zeit kam, und der Stern des Schwarzen Adlerordens, welcher in Zeiten der Schmach dem Kaiser der Franzosen verliehen worden war, bei Genappe erbeutet, schmückte später Gneisenau's Brust. Ueber jene Zeit, namentlich in Königsberg, lesen wir viele interessante Momente, welche vom König theils selbst erzählt werden, theils aus Memoiren geschöpft sind. Daß Napoleon Preußen beim Durchmarsch nach Rußland vernichten wollte und es mit Unterhandlungen einer Allianz nur hinhielt, der Abschluß der letztern aber noch im letzten Moment erfolgte, ist schon vielfach erörtert; weniger bekannt ist aber, daß der König durch Hardenberg dem französischen Gesandten erklären ließ, wie er sich hintergangen glaube und mit seinen Truppen sich durchschlagen, über die Oder gehen und mit den übrigen Heeresabtheilungen vereint den Russen die Hand bieten werde, daß er auf des Gesandten Andringen nur acht Stunden Frist bewilligte, ehe er Generalmarsch schlagen lasse, und daß hierauf erst die Ratification des Vertrags angekommen sei. Das war der König, „dessen zögernde, aber fest aushaltende Entschlossenheit gewisse neuere Schriftsteller, bei denen die parteiische Absicht die historische Einsicht verdunkelt, in den falschen Schein der Unschlüssigkeit bringen wollen". Was Maret, Napoleon's Staatssecretar, an den preußischen Gesandten Krusemark geschrieben, daß es sich für Preußen um Leben und Tod handle, was Ségur von Napoleon's Befehlen an Davoust (der wol selbst auf den preußischen Thron speculirte!) mitgetheilt hat, wird von Rapp, dem französischen Gouverneur von Danzig, in seinem Tagebuche bestätigt: „Möglich, daß der König von Preußen die Gefahr, in welcher er schwebte, nie ganz durchschaut hat; ich kannte sie in ihrem ganzen Umfange."

Stägemann und Schenkendorf sind im zweiten Abschnitt vortrefflich charakterisirt. Der erstere, ungeschreckt durch das Beispiel Palm's, der (wie ein Zeitgenosse sagt) um Geringeres erschossen ward, ließ in der langen Schmerzensnacht Preußens seine vaterländischen Lieder in „grellen, grimmen Tönen" durch Land und Leute gehen. Die Kritik hat viel an der veralteten Form und dem Pathos seiner Gedichte zu tadeln gefunden, gerecht urtheilt aber Goedeke über ihn: „Seine schäumenden Gesänge haben, wenn auch nicht im Sinne der Kunst, doch im Sinne des Patriotismus noch immer ihre Bedeutung." Stägemann selbst, als er 1828 seine zerstreuten Gedichte gesammelt herausgab, sagt in der Vorrede, daß, „weil sie als ein Beitrag zur Geschichte des Vaterlandes anzusehen, das nicht weggewischt worden sei, was die Farbe der Zeit vielleicht zu lebhaft erkennen läßt". Einen andern Charakter tragen Schenkendorf's Lieder, von dem der erwähnte Literarhistoriker so schön als treffend sagt: „Schenkendorf ist fromm wie ein Mann. Seine Gedichte athmen den Geist der alten Kraft und Treue in der schlichten und frommen Weise altdeutscher Kirchengesänge und sind oft von einer hinreißenden Innigkeit, wie sich unsere Leser, wenn sie nicht längst aus der Quelle geschöpft haben, an den hier mitgetheilten Bruchstücken überzeugen können."

Der dritte Abschnitt führt Knesebeck's Verhandlung mit dem Kaiser Alexander nach den eigenen Aufzeichnungen des Feldmarschalls vor. Es ist zu beklagen, daß Knesebeck sein Tagebuch schon 1792 geschlossen hat; in seiner wichtigen Stellung als Generaladjutant des Königs, der das Vertrauen der Monarchen und im großen Hauptquartier eine so bedeutende Stimme besaß, was hätte er über die Kriegsoperationen und die Diplomatie jener Zeit Wichtiges erzählen können! Wol hat er ein reiches handschriftliches Material hinterlassen, aber dies liegt im Staatsarchiv und wird vielleicht nie veröffentlicht werden. Von Knesebeck sagte Napoleon bei Eröffnung des Feldzugs von 1813: „Dieser Mensch hat richtig vorausgesagt, wie es in Rußland kommen werde, man muß ihn nicht aus den Augen verlieren." Müffling schreibt von ihm in seinen nachgelassenen Papieren, daß er neben dem gereiften Urtheil und dem klaren Verstande eines der größten Strategen ein reich ausgestattetes Gemüth entfaltet habe, und Arndt: „Weil Knesebeck besonders von den sogenannten Liberalen als ein schlimmer eingerosteter Ultra-Junker-Aristokrat geschildert ist, so soll hier zur Berichtigung und auch zur Rechtfertigung des Ehrenmanns ein Wort stehen. Er blieb sein Leben lang ein freisinniger Mann." In dem Schreiben Friedrich Wilhelm's IV., welches ihm die Ernennung zum Feldmarschall ankündigte, erinnert sich der König, „wie er trotz des Dreinredens zweier Monarchen und zahlloser Unberufener das Abbrechen der Schlacht von Bautzen dictirte und den glorreichsten Rückzug, den siegesschwangersten der neuen Kriegsgeschichte, durchsetzte, und wie sie beide «siegesselig» auf dem Markte von Leipzig dem gekrönten Gascogner begegneten und derselbe mit einem Wonneruf die Wahrheit besiegelte, die Wirklichkeit aussprach: Ihr Feldzugsplan allein hat uns dahin geführt".

Der Persönlichkeit Napoleon's, nach Chambray geschildert, wird die Friedrich Wilhelm's III. mit Arndt's Worten im folgenden Abschnitt gegenübergestellt und die Conferenz von Dresden 1812 nach einer archivalischen Mittheilung von G. W. von Raumer als der Wendepunkt der neuern deutschen Politik, der Annäherung Oesterreichs und Preußens, bezeichnet. In dem schreckenden Bilde: „Die Große Armee in Preußen", haben Hippel

(der Verfasser des Aufrufs: An mein Volk), Kretschmar, Müffling, auch Ségur die Materialien geliefert. Oudinot und Macdonald bildeten die edelmüthigen Ausnahmen der Satrapen Napoleon's; um so schnöder war ihr Gegenbild, der Armeeintendant Daru, welchen Schlosser einen der erprobtesten Blutsauger nennt, er hat sich selbst das Denkmal gesetzt in dem dämonischen Wort: „Man glaubt nicht, was ein Land alles aushalten kann!"

„Berlin 1812" bildet einen besondern Abschnitt; wir lesen darin von Augenzeugen die Schilderung der Zustände der französischen Truppen im Durchmarsch und im Quartier. Welche Einquartierungslast das Land damals getragen, ist bekannt; auch einige Curiosa werden erzählt; so lautete in Marienburg ein Quartierzettel: „Nr. X Hr. St. Einen König, 5 Adjutanten, 10 Domestiken." Der Verfasser hat in diesen Abschnitt noch weit mehr Zeiterinnerungen verflochten, als der Titel desselben besagt, und auch der beiden Bürger von Kyritz gedacht, welche Napoleon auf die fälschliche Denunciation eines jüdischen Reisenden erschießen ließ: des Kämmerer Schulz und des Gastwirth Kersten. „Ihr Schicksal ist wenig bekannt geworden, und doch welches Zeugniß über Zustände, welche wir fast vergessen sollten!" so schreibt der Justizrath Schulz, welcher im Jahre 1843 den Proceß und die Hinrichtung seines Bruders in einer kleinen Schrift geschildert hat. „Es wird Pflicht, daran zu erinnern in der Gegenwart, wo es Mode wird, die ungeheuere Schmach der Vergangenheit zu vergessen oder zu verkleinern." Aus Niebuhr's, Hippel's, Graf Henckel's u. a. Briefen und Denkwürdigkeiten lesen wir die interessantesten Mittheilungen über jene Zeit, auch über die persönlichen Verhältnisse des Königs und seine pünktlich geregelte Art zu leben und zu regieren, die er im wesentlichen bis an seinen Tod nicht geändert hat. Daß eine berliner Zeitung (die Vossische) zu französischen Versen des Malesherbes griff, um das Gedächtniß der edeln und patriotischen Königin und wahrhaft deutschen Frau, wie Schlosser sie nennt, zu feiern, ist auch ein Zeichen jener traurigen Zeit. Wie viel näher und schöner war Schenkendorf's Gedicht: „Auf den Tod der Königin"! Freilich standen alle Zeitungen und Druckschriften unter der Aufsicht des französischen Gouverneurs in den Marken, welcher Preußen, dem Napoleon nicht traute, auch in anderer Beziehung im Zaum zu halten hatte. So waren denn auch die Berichte, welche die berliner Zeitungen über den russischen Feldzug brachten, den Bulletins nachgedruckt und nur die aus Kurland der Wahrheit getreu, weil es beim York'schen Corps nichts zu verheimlichen gab. Traurig aber ist es von Johannes Müller, dem schweizer Geschichtschreiber und Minister Jerôme's, zu lesen, was freilich vielen unserer Leser schon bekannt sein wird, daß er Napoleon in erbärmlichster Schmeichelei gehuldigt, unter anderm: „Wie Ganymed nach dem Sitze der Götter, bin ich vom Adler nach Fontainebleau entführt worden, um einem Gotte zu dienen!" Vergebens hatte ihn die Königin Luise gebeten zu bleiben.

„Das preußische Neujahr 1813" begann wieder mit der alten Lüge von einer Reihe von Triumphen, in welche die Flucht der Großen Armee in den berliner Blättern nach französischen Zeitungsberichten verwandelt wurde. Selbst der Schreckensübergang über die Beresina war als ein Sieg dargestellt! Anders freilich klang der Bericht, welchen Graf Henckel, von Memel abgesendet, dem König über den Zustand der aufgelösten französischen Armee am 2. Januar brachte; er bat um ein Cavalerieregiment, um einen Theil der Marschälle, Generale und Offiziere gefangen zu nehmen, welchem Mangel Napoleon schwer würde abhelfen können. Der König erwiderte jedoch: „Für Sie wäre das ganz schön, für mich aber malhonnête." Wie diese redliche Gesinnung des Königs, welche jedem Andrängen, über die französischen Truppen in ihrem Elende herzufallen, widerstand, von neuern Schriftstellern betrachtet worden ist, kann man in ihren Werken nachlesen. Möchten diese aber nur selbst von einer eigenhändigen Randbemerkung des Königs in dem Exemplar von Ségur's „Geschichte der Großen Armee", die er gelesen hat, Kenntniß nehmen: es ist die beste Rechtfertigung des kühnen Schritts, den York aus Liebe zum Vaterlande gethan; der König hat sie selbst geschrieben! Die That in ihrer Entwickelung und ihren Folgen, Napoleon's Aeußerungen darüber gegen den preußischen Gesandten und als Episode ein Rückblick, wie er sich einst „vom Brutus zum Cäsar gehäutet"; ferner werden die ersten Schritte Preußens geschildert; wie auch (nach Wilibald Alexis) der Besuch des Generals Diebitsch im Cadettenhause, wo er erzogen worden, und bei einem seiner alten Lehrer, Professor Wippel, der auch Häring's (Wilibald Alexis') Lehrer gewesen ist; wir fügen hinzu: auch noch der unserige.

Welche Fülle von Personalien sind in diesem und den folgenden Abschnitten: „Der König in Breslau" und „Die Kosacken vor und in Berlin" verarbeitet! nur ein so literaturkundiger Autor konnte sie auffinden. Der letzterwähnte Artikel hat uns ganz besonders durch die Reichhaltigkeit seines Inhalts und die Frische der Schilderung angesprochen. Ihm folgt zum Schluß: „Der König und sein Volk 1813." Ein Anhang erzählt noch von Friedrich Friesen, welchem Arndt, Schenkendorf und Jahn so schöne Gedächtnißtafeln aufgerichtet haben. Er wurde als Versprengter im Jahre 1814 von französischen Bauern und Nationalgarden ermordet; seine Gebeine sind 1843 durch seinen Freund Vietinghoff der Heimat zugeführt und in Berlin auf dem Invalidenkirchhofe bestattet worden.

Adami's Werk hat das große Verdienst, das in vielen Büchern und zum Theil ungedruckten Aufzeichnungen zerstreute Material in einer lebendigen, anziehenden Form zusammengestellt und dadurch Lesern, welche es nur mühsam und vereinzelt gefunden haben würden, als ein wahrheitgetreues, wir möchten sagen urkundliches Bild der Zeit „vor 50 Jahren" zugeführt zu haben.

2. Das Treffen bei Wartenburg, am 3. October 1813. Von R. Mirus. Mit einem Plane. Berlin, Mittler und Sohn. 1863. Gr. 8. 20 Ngr.

„In der nachfolgenden Schilderung", sagt das Vorwort, „kann selbstredend nichts Neues von Belang enthalten sein; der Verfasser ist indeß bemüht gewesen, das ihm aus den allgemein bekannten Quellen zugegangene Material durch einige in Archiven aufgefundene Notizen, sowie durch Recognoscirung des Schlachtfeldes und durch Nachfragen zu ergänzen, welche letztere er bei Theilnehmern an dem Treffen bei Wartenburg und bei Einwohnern der umliegenden Ortschaften angestellt hat." Dadurch ist der Gesichtspunkt gegeben, aus welchem die kleine Schrift hervorgegangen ist, und wir haben in ihr eine treffliche Monographie mit Details von speciellem und localem Interesse erhalten. Sie beginnt mit den Beziehungen der schlesischen Armee zur Nordarmee gegen das Ende des September und am Anfange des October 1813, gibt ein sehr übersichtliches Marschtableau der Bewegung gegen die Elster und betrachtet den Zustand der Festungen Torgau und Wittenberg, sowie die Stellung der beiderseitigen Hauptheere im Anfange Octobers. Dann wird das Treffen von Wartenburg klar und eingehend in allen seinen Momenten geschildert, wobei eine gelungene Terrainbeschreibung nach eigener Recognoscirung vorangeschickt ist, welche viele in den kriegsgeschichtlichen Werken vorkommende Unrichtigkeiten beseitigt, besonders in localen Benennungen. Die Schilderung der einzelnen Gefechtsacte ist mit vielen aus Tagebüchern und mündlichen Mittheilungen geschöpften Details ausgestattet; solche geben dem Bilde immer das lebhafte Colorit. Von Blücher lesen wir außer den bekannten drastischen Ansprachen an einzelne Truppenkörper noch manche weniger bekannte charakteristische Aeußerung. Ein Vorfall kennzeichnet York's Gesinnung. Als die Schwarzen Husaren würtembergische Geschütze genommen hatten, zwang ein Offizier mit geschwungenem Säbel die Artilleristen, auf ihre eigene Infanterie zu schießen, wurde jedoch durch die Misbilligung seiner Kameraden bewogen, nach dem zweiten Schusse davon abzustehen. Als York davon erfuhr, war er sehr ungehalten und bezeichnete das Benehmen als „unsoldatisch" und „eine Roheit". In seiner Charakteristik des Treffens sagt der Ver-

fasser mit Recht: „Zu bewundern ist das Nichtzurückweichen vor den hier besonders schwierigen Umständen, das Feststehen bei dem einmal begonnenen Angriff, wo die Schwierigkeiten, je weiter derselbe vorging, desto mehr an Bedentsamkeit zunahmen.“ Zum Schluß werden noch die bei Wartenburg aufgeführten Befestigungsarbeiten und die nächsten Folgen des Treffens betrachtet. Als Beilagen sind die Ordres-de-Bataille des ersten preußischen und vierten französischen Armeecorps im Herbst 1813 und die Formation des erstern am 3. October hinzugefügt. Der gute Plan im Maßstab von $1/25000$ erleichtert das Verständniß der ganzen Darstellung.

3. Geschichte der Freiheitskriege von Ferdinand Schmidt. Zweite Auflage. Berlin, Lobeck. 1863. Gr. 8. 25 Ngr.

Dieses Werk ist wegen der warmen patriotischen Gesinnung, die sich darin kundgibt, besonders der Jugend zu empfehlen.

4. Die Schlacht bei Wartenburg. Eine Festgabe zur funfzigjährigen Jubelfeier und zur Enthüllung des Denkmals der Schlacht von Wartenburg. Dem Volke und der reifern Jugend erzählt von H. Rudolf Dietlein. (Zum Besten des Pestalozzi-Vereins der Provinz Sachsen.) Wittenberg, Herrosé. 1863. 8. 6 Ngr.

Der Titel gibt den Zweck und Standpunkt der kleinen Schrift an, der wir die Anerkennung nicht versagen dürfen, daß es auf genaue Kenntniß der Oertlichkeit gestützt (in einigen Angaben mit Mirus nicht übereinstimmend) die Schlacht geschichtlich treu, sehr lebendig und in verständlicher, populärer Weise schildert, wodurch die Trockenheit, welche manches militärische Werk dem größern Publikum und selbst der reifern Jugend wenig anziehend macht, glücklich vermieden ist.

5. Erinnerungen eines alten Soldaten und ehemaligen Freiwilligen aus den Kriegsjahren 1813 und 1814. Von C. Hoffmann. Bonn, Weber. 1863. 8. 15 Ngr.

Der Veteran, welcher seine Erinnerungen aus großer Zeit veröffentlicht, hat die genannten Feldzüge als Freiwilliger beim ersten Leibhusarenregiment im Bülow'schen Armeecorps mitgemacht, unter dem Feldherrn, der das Glück gehabt, nie geschlagen zu werden oder in einer unglücklichen Schlacht mitzukämpfen. Wir lasen das Schriftchen mit großem Antheil; es trägt vorherrschend nur das vor, was der Verfasser persönlich erlebt und gesehen hat, ohne den ganzen Verlauf und Zusammenhang des Kriegs zu erörtern, um so besser sind ihm die Schilderungen des Kriegslebens und der einzelnen Scenen desselben gelungen. Sehr glücklich ist den Erinnerungen auch ihre Ursprünglichkeit gewahrt, indem der Veteran denselben keine Färbung aus spätern Anschauungen gegeben hat, und insofern können sie modernen Präparaten gegenüber mit als Zeugniß dienen, wie man damals dachte und handelte.

6. Kriegsfahrten einer preußischen Marketenderin während der Feldzüge von 1806—15. Von ihr selbst erzählt und herausgegeben von Alfred Hüffer. Mit Porträt der Erzählerin. Münster, Aschendorff. 1863. 8. 10 Ngr.

Der Herausgeber hat einer alten gebeugten Frau, die seine Wohlthätigkeit in Anspruch genommen und ihm dabei von ihren Erlebnissen als Marketenderin mit seltener Frische und Lebendigkeit erzählte, dadurch eine weitergehende Unterstützung zu verschaffen gesucht, daß er ihre Erzählungen möglichst treu, ohne deren Ausdruck zu verwischen, niederschrieb und dem Drucke übergab. Wir hoffen, daß er seinen guten Zweck erreicht haben wird. Natürlich können diese kleinen Geschichten keinen Anspruch machen, ein höheres Interesse zu erregen als Theilnahme an der jungen beherzten Frau, welche in allen Lebenslagen und Gefahren einen allzeit frischen, gottvertrauenden Muth und selbst in der Schlacht heldenmüthige Bravour bewiesen, ja persönlich die Waffen geführt hat. Abrr was ihnen, wie der Herausgeber mit Recht sagt, gewiß einigen Reiz verleiht, ist: „daß sie uns lebhafter und unmittelbarer als ein Geschichtswerk mitten in das bunte Leben und Treiben des Kriegs versetzen und uns mit der Gefühlsströmung in Contact bringen, welche damals das Herz der großen Masse des Volks und der Armee bewegte“. In dieser Beziehung machen wir auf die Soldatenlieder jener Zeit aufmerksam, welche Frau Holle mittheilt; auch wir haben in unsern jüngern Dienstjahren noch ihre Nachklänge vernommen. Das Porträt zeigt uns allerdings nicht mehr das hübsche und resolute „Holl'chen“, wie sie bei ihrer Truppe von hoch und niedrig genannt wurde, wol aber ehrbare Frauenzüge, und wenn wir auch wissen, wie es mit der unbedingten Genauigkeit alter Soldatengeschichten steht, so sind doch die Grundzüge wahr und treu, und wir wünschen dem Büchlein viel Käufer und Leser.

7. Die Schlacht von Leipzig. Eine epische Dichtung von Friedrich Hermann Frey. Den Manen der in den Freiheitskämpfen Gefallenen. Münchrn, Fleischmann. 1863. 8. 4 Ngr.

In wohlklingenden, schwungvollen Versen schildert das Gedicht die Hauptmomente der Schlacht, die man freilich kennen muß, um jede Strophe recht zu verstehen. Ueber die Schwierigkeiten, welche für eine solche Darstellung im Stoff liegen, haben wir uns schon in unserm frühern Artikel ausgesprochen.

8. Rede zur funfzigjährigen Jubelfeier der Völkerschlacht bei Leipzig, gebaiten von Hermann Meier. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1863. Gr. 8. 5 Ngr.

Ein kerniges deutsches Wort, von echter Vaterlandsliebe getragen, von keinem Parteigeist getrübt! Die Schilderung des „unglücklichen Zwiespalts, der sich, auf genetischer Grundlage, durch die ganze Geschichte unsers Volks zieht“, und der Leiden unter französischer Herrschaft ist vortrefflich, auch der Schluß: wie für Deutschland eine bessere Zukunft, die ersehnte Einigkeit, nur vom innersten Kerne des Volks, von der Familie, auf Treue und Glauben im politischen Leben, in kirchlichen und allen irdischen Dingen mit Ernst und Strenge begründet, ausgehen kann. Wir sagen von Herzen Amen dazu.

Mit diesem Nachtrage sei unsere Uebersicht geschlossen. Wir haben vielleicht noch manche Erscheinung nicht aufgenommen, welche Anspruch darauf machen könnte; die Verfasser mögen sich aber versichert halten, daß es keine absichtliche Auslassung ist, sondern daß wir ihre Werke nicht zu Gesicht bekommen haben.

Karl Gustav von Berneck.

Ein französischer Tendenzroman.

Der Verfluchte. Nach den hinterlassenen Papieren eines katholischen Geistlichen. Herausgegeben vom Abbé *** (Abbé Michon). Aus dem Französischen. Drei Bände. Berlin, Hasselberg. 1864. 8. 2 Thlr.

Der hier übersetzte Roman: „Le Maudit“, hat in Frankreich neuester Zeit ein ungewöhnliches Aufsehen erregt; er ist sogar mit dem päpstlichen Interdict beehrt worden und hat Gegenschriften in Paris hervorgerufen, denen die französische Regierung, wenigstens die viel Terrain gewinnende der religiösen Kaiserin Eugenie, nicht fremd zu sein scheint. Als Verfasser nennt sich ein Abbé; ein offenes Geheimniß nennt sogar den Namen desselben: Michon; aber dieser Abbé Michon wieder wird als der Schriftsteller Ludwig Ulbach bezeichnet, der uns schon von früher her als talentvoller Autor, als Redacteur der eingegangenen oppositionellen „Revue de Paris“ und als Verfasser eines Zeitromans: „L'homme aux cinq louis d'or“, bekannt ist. Der Roman, der uns in deutscher Uebersetzung vorliegt, verdankt sein Aufsehen und damit seinen Erfolg der offenen Tendenz, im allgemeinen Misstände des katholischen Klerus und Priesterlebens zu geiseln, im besondern aber das gefährliche und unheilvolle Treiben des Jesuitenordens zu schildern. Letztere Aufgabe ist

bekanntlich schon vielmals von Schriftstellern aller Sprachen erwählt und in den verschiedensten Formen mit mehr oder minder Glück gelöst worden. Der „Ewige Jude" von Eugène Sue gewann seinerzeit vornehmlich weiteres Aufsehen durch die Rücksichtslosigkeit, mit welcher darin das jesuitische Treiben ausgemalt wird. Die Gestalt des Rodin ist ein Typus des schleichenden Jesuitismus geworden. In dem „Verfluchten" fällt sogleich die Aehnlichkeit der Intrigue mit der des Eugène Sue'schen Romans auf. Auch hier tritt der Zweck der Erbschleicherei des Jesuitenordens in den Vordergrund. Daneben aber ist mit kundiger Hand und ohne grelle Farben die geheime Macht der Jesuiten über den übrigen Klerus, selbst über das ihnen nicht wohlwollende Prälatenthum gezeichnet. Diese geheime Macht arbeitet in den Ministerien und in den erzbischöflichen Kanzleien; sie weiß sich den Höchsten wie den Niedrigen im Klerus gefährlich zu machen und ist es besonders, welche über die starke Neigung des französischen Priesterstandes wacht, sich von Rom zu emancipiren oder gar die natürliche Religion gegenüber der befohlenen der römischen Curie zu lehren. Ein solcher Priester, Julio, von seltenstem Talent und wahrhaft religiösem Sinn, aber offener Gegner des Dogmas der unbefleckten Empfängniß, welches die Jesuiten durchsetzten, und dieser Ordensgesellschaft überhaupt, ist der Held dieses Romans. Er erträgt alle Verfolgungen der Jesuiten bis zum Interdict Roms, um dann wie ein gehetztes Opfer zu erliegen.

Die Tendenz ist sehr glücklich durch die offenbare Richtigkeit in der Schilderung der klerikalen Verhältnisse, die weit in Details gehen, und durch die maßvolle Behandlung des delicaten Themas. Dagegen hat die Erzählung durch ihr Auf- und Niederwogen der Pointe etwas Quälendes, und es gewährt dem Leser schließlich Beruhigung, als endlich Julio durch den Tod von seinen Leiden befreit wird. Es beweist dies ein Vorhandensein vieler Mängel des Romans in künstlerischer Beziehung. Die vorliegende Uebersetzung ist ziemlich flüchtig.

Eduard Schmidt-Weißenfels.

Notiz.

Auch ein Flugblatt aus der „guten alten Zeit".

In Nr. 28 d. Bl. wurde von einem der Herren Mitarbeiter ein in Bezug auf die Sittengeschichte höchst interessantes Flugblatt aus dem vorigen Jahrhundert mitgetheilt, dessen Moral, ähnlich unsern heutigen Leierkastenliedern, eine Warnung vor ähnlichen Verbrechen enthält. Wir sind im Stande unsern Lesern den Inhalt eines nicht minder interessanten Flugblattes zum besten geben zu können. Im Jahre 1737, am 3. Mai, wurden bei Vahrenwald vor Hannover Nikolaus Pleffen, genannt Görtz, nebst fünf andern Personen wegen verschiedener Diebereien hingerichtet. Die Namen, das Verbrechen und das Ende dieser Uebelthäter wird zuerst in Prosa weitläufig beschrieben, dann folgt der poetische Theil, welcher in Alexandrinern also lautet:

Heut' siehet man erstaunt viel Uebelthäter richten,
Von wegen ihrer That und ihren bösen Tichten;
Ihr Lebensende wird bestraffet und gericht,
Sobald von ihrer Hand kein Böses mehr geschicht.
Denn Plesse wird anheut gezwickt mit glüh'nden Zangen,
Sein Leib mit Keulen muß den herben Tod empfangen,
Hernacher wird sein Leib auch auf ein Rad gesetzt,
Weil seine böse That hierdurch wird ganz verletzt.
Der Meins, sonst Schulz genennet, wird auch eben
Wie Plesse hingericht, um sein ruchloses Leben,
Weil seine böse That ihn hierzu ganz verdammet,
Und er von dieser Schar auch mit anhero stammet.
Tobias Schmidt, der wird hernacher strangulirt.
Andreas Lucius geköpft aufs Rad geführet,
Des Schulzens Fraue muß auch sterben wie der Schmidt,
Weil sie auf Dieberei allzeit gegangen mit.
Cathrina Wiltmers wird geköpft, der Leib verbrennet,
Damit von dieser Welt sie werde ausgetrennet.
Ihr Kopf der wird hernach auf einen Pfahl gebracht.
So wird das Ende hier von böser Schar gemacht.

28.

Bibliographie.

Aimard, G., Mexikanische Nächte. Aus dem Französischen übersetzt. Vier Theile. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 2 Thlr.

Aus dem Leben des Freiherrn Ludwig Christian Heinrich Gayling von Altheim, Großherzoglich badischen wirklichen Geheimen Raths und Oberhofmarschalls rc. Nach dessen hinterlassenen Papieren bearbeitet von * * *. (Mit 1 Uebersichtskarte, 3 autographischen und 7 weitern Beilagen.) Freiburg im Br., Wagner. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Dostojewski, T. M., Aus dem todten Hause. Nach dem Tagebuche eines nach Sibirien Verbannten. Nach dem Russischen bearbeitet. Zwei Theile. Leipzig, Gerhard. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Giseke, B., Homerische Forschungen. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hahn-Hahn, Ida Gräfin, Ben-David, ein Phantasiegemälde von Ernest Renan. Mainz, Kirchheim. 16. 5 Ngr.

Johannes Chrysostomus, Ascetische Schriften übersetzt von J. Fluck. 1ster Band. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 28 Ngr.

Das weibliche Leben im Gefängniß. Von einer Gefängnißaufseherin. Nach der 4ten englischen Auflage übersetzt von Caroline Marezoll. Zwei Theile. Leipzig, Gerhard. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mahler, H., Ueber die Eider an den Alsensund. Blätter aus meinem Kriegstagebuche vom 1. Februar bis zum 20. April 1864. Nebst einer Beilage: Ordre de bataille der dänischen Armee vor dem Feldzuge und Angabe der Uniformirung derselben. Berlin, Frank. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Mair, A., Bunte Vögel. Aus dem Käfig des Herzens losgelassen. Illustrirt von G. Kolb. Leipzig, Wilfferodt. Gr. 16. 10 Ngr.

Merlo, J. J., Anton Woensam von Worms, Maler und Xylograph zu Köln. Sein Leben und seine Werke. Eine kunstgeschichtliche Monographie. Leipzig, R. Weigel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rick, F., Wilhelm I. König von Württemberg und seine Regierung. Ein vaterländisches Geschichtsbild. Stuttgart, Koch. 8. 18 Ngr.

Tagesliteratur.

Das Duell in seinem Ursprunge und Wesen, beurtheilt nach den Grundsätzen der Religion, der Civilisation, des Naturrechts, und nach den Gesetzen der Kirche und der Staaten. Nebst Beilagen aus den Jahren 1752, 1869 und 1864. Paderborn, Schöningh. 8. 6 Ngr.

Groth, K., En Geschichte vun min Vetter voer min Herzog to sin Geburtsdag den 6. Juli 1864. Kiel, Schwers. 8. 4 Ngr.

Kritzinger, W., Eichenblätter zu Preußens jüngstem Ehrenkranze. Berlin, Heinicke. Gr. 16. 5 Ngr.

Lehmann, B., Renan wider Renan. An die Gebildeten des deutschen Volkes. Vortrag in der Zwickauer Ephoralconferenz und in der Aula des dortigen Gymnasiums vor einem gemischten Zuhörerkreis gehalten. Zwickau, Buchhandlung des Volksschriften-Vereins. Gr. 8. 3 Ngr.

Weil, J., Die alten Propheten und Schriftgelehrten und das Leben Jesu für das deutsche Volk von Dr. D. Strauß. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 3 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Georg Forster's sämmtliche Schriften.

Herausgegeben von dessen Tochter und begleitet mit einer

Caraktеristik Forster's von G. G. Gervinus.

Neun Bände. 9 Thlr.

Inhalt: I. II. Band. Johann Reinhold Forster's und Georg Forster's Reise um die Welt in den Jahren 1772—75. — III. Band. Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich. — IV. V. VI. Band. Kleine Schriften. Ein Beitrag zur Völker- und Länderkunde, Naturgeschichte und Philosophie des Lebens. — VII. VIII. IX. Band. Biographie und Charakteristik Forster's von Gervinus. Briefwechsel. Sakontala.

Durch Gervinus, Heinrich Koenig, Moleschott u. a. ist die Aufmerksamkeit des deutschen Publikums neuerdings wieder mehr auf Georg Forster und dessen Schriften gelenkt worden. Forster verbindet in seiner Prosa Kraft und Würde mit seltener Klarheit und Eleganz: er wird mit Recht zu den classischen Schriftstellern Deutschlands gezählt. Seine größten Verdienste aber sind culturhistorischer und sittlich-politischer Art: die Völker- und Staatenkunde, die Politik und Geschichte hat Forster mit unschätzbaren Arbeiten bereichert, die seinen Namen unsterblich machen.

Georg Forster.

Lichtstrahlen aus seinen Briefen an Reinhold Forster, Friedrich Heinrich Jacobi, Lichtenberg, Heyne, Merck, Huber, Johannes von Müller, seine Gattin Therese, und aus seinen Werken. Mit einer Biographie Forster's.

Von **Elisa Maier.**

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese mit feinem Verständniß ausgewählte Sammlung der schönsten und geistvollsten Stellen aus Forster's Schriften, unter dem bezeichnenden Titel „Lichtstrahlen", gewährt in Verbindung mit der vorausgehenden Biographie ein charakteristisches Gesammtbild des verdienten Schriftstellers und Menschen. Außerdem bieten die einzelnen längern und kürzern Stellen eine Fülle von Denksprüchen, Mottos, Lebensregeln ꝛc. für alle Verhältnisse und Stimmungen dar.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte der deutschen Poesie

nach ihren antiken Elementen.

Von **Carl Leo Cholevius.**

Zwei Theile. 8. Geh. 5 Thlr. 10 Ngr.

Erster Theil. Von der christlich-römischen Cultur des Mittelalters bis zu Wieland's französischer Gräcität.

Zweiter Theil. Von der Feststellung des classischen Ideals durch Winckelmann bis zur Auflösung des Antiken in der eklektischen Poesie der Gegenwart.

Karl Rosenkranz, der berühmte Aesthetiker, erklärte das Werk für eine höchst wichtige, mit dem größten Fleiß und feinsten Geschmack ausgeführte literarische Arbeit, die ihrer Darstellung halber auch das größere Publikum fesseln werde. Auch sonst hat das Werk die günstigsten Beurtheilungen erfahren.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neuer Atlas der Cranioskopie,

enthaltend

dreissig Tafeln Abbildungen merkwürdiger Todtenmasken und Schädel.

Von Dr. **Carl Gustav Carus.**

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage des „Atlas der Cranioskopie".

Folio. Cartonnirt. 16 Thlr.

Verzeichniss der Tafeln: Grossherzog Karl August von Weimar. — Napoleon I. — Cavour. — Talleyrand. — Mauromichalis. — Luther. — Kant. — Oken. — Arndt. — Rumohr. — Goethe. — Schiller. — Lenau. — Tiedge. — Beethoven. — Herzogin Amalia von Weimar. — Schädel einer Selbstmörderin. — Schädel der Giftmörderin Albrecht. — Schädel eines Idioten. — Schädel eines blödsinnigen Mädchens. — Der Giftmörder Palmer. — Der Vatermörder Kutschke. — Kopf eines altägyptischen Königs oder Priesters. — Schädel eines Neugriechen. — Schädel eines Altskandinaviers. — Schädel eines Grönländers. — Schädel eines Kaffern. — Schädel eines Malaien. — Uebereinander gezeichnete Contouren von vier Köpfen. — Uebereinander gezeichnete Contouren dreier Frauenschädel.

Carus' „Neuer Atlas der Cranioskopie" liefert merkwürdige Beispiele zu den theoretischen Betrachtungen, welche der Verfasser in mehrern seiner Schriften, am vollständigsten in seinem Werke: „Symbolik der menschlichen Gestalt. Ein Handbuch zur Menschenkenntniss" (2. Auflage, 2⅔ Thlr.), dargelegt hat; er bietet damit wissenschaftlichen Forschern eine Masse noch unbenutzten Materials. Selbst bei Laien wird das Werk, indem es zeigt, wie vielfach der Bau des menschlichen Hauptes variirt, aber wie charakteristisch seine Form zugleich für die verschiedenen menschlichen Naturen immer bleibt, das höchste Interesse erwecken.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Psychologie.

Die Lehre vom bewussten Geiste des Menschen, oder Entwickelungsgeschichte des Bewusstseins, begründet auf Anthropologie und innerer Erfahrung.

Von **Immanuel Hermann Fichte.**

Erster Theil. Die allgemeine Theorie vom Bewusstsein, und die Lehre vom sinnlichen Erkennen, vom Gedachtniss und von der Phantasie.

8. Geh. 4 Thlr.

Mit vorliegendem Werke bietet der Verfasser, einer der namhaftesten Forscher der Gegenwart, die Fortsetzung der Untersuchungen, welche in seiner bereits in zweiter Auflage erschienenen „Anthropologie" (Preis 3 Thlr.) ihren Ausgangspunkt nahmen. Die hier behandelten Fragen sind von noch allgemeinerem und tiefer greifendem Interesse als die Probleme, mit welchen die „Anthropologie" sich beschäftigte, weshalb dieses neue Werk die Beachtung und Theilnahme der weitesten Kreise in Anspruch nehmen darf.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 34. — 18. August 1864.

Denkwürdigkeiten des Herzogs Eugen von Würtemberg.

Rasch hintereinander sind zwei Werke veröffentlicht worden, welche das Leben und die kriegerische Laufbahn des verstorbenen Herzogs Eugen von Würtemberg, rühmlichst bekannt aus dem Feldzuge von 1812 und den deutschen Befreiungskriegen, zum Gegenstand haben. Ihre Titel geben den Standpunkt derselben an:

1. Aus dem Leben des kaiserlich russischen Generals der Infanterie, Prinzen Eugen von Würtemberg, aus dessen eigenhändigen Aufzeichnungen, sowie aus dem schriftlichen Nachlaß seiner Adjutanten gesammelt und herausgegeben von Freiherrn von Helldorf. Vier Theile. Mit Plänen. Berlin, Hempel. 1861—62. Gr. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.
2. Memoiren des Herzogs Eugen von Würtemberg. Drei Theile. Mit 11 Schlachtplänen. Frankfurt a. O., Harnecker und Comp. 1863. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Freiherr von Helldorf, der seitdem auch verstorben ist, war während des Kriegs von 1813—15 Adjutant des Prinzen, nachdem er vorher Ordonnanzoffizier des Generals von Winzingerode gewesen. Er hat infolge dessen Gelegenheit gehabt, viele interessante Details über die kriegerische Thätigkeit des Prinzen, an welchem seine Umgebung wie seine Truppen mit Begeisterung hingen, zu sammeln, und wäre schon früher mit Veröffentlichung derselben hervorgetreten, wenn ihn nicht der ausdrückliche Wunsch des Prinzen daran verhindert hätte. Die Verdunkelung, welche dessen Ruhm bei Kulm, gegen Ostermann und Yermolow, in den bisherigen Darstellungen erfahren, ließen es den Herausgeber als seine Lebensaufgabe erscheinen, über kurz oder lang die Wahrheit zu enthüllen. Er that das, unter Berücksichtigung der Abneigung des Prinzen vor einem solchen Schritt, durch einen Aufsatz im „Militär-Wochenblatt" und später, veranlaßt durch einen Artikel von Fallmerayer in der augsburger „Allgemeinen Zeitung", durch eine Broschüre, in welcher er offen mit der Sprache herausging. Der Prinz, welcher Ostermann in seinem hohen Alter nicht gekränkt wissen wollte und für Helldorf einen Proceß von Yermolow fürchtete, nahm die Veröffentlichung etwas ungnädig auf, stellte jedoch seinem ehemaligen Adjutanten, um ihn für jenen Fall zu sichern, einen Aufsatz über das wahre Verhältniß zu, welchen derselbe mit in die unter Nr. 1 genannte Schrift: „Aus dem Leben des kaiserlich russischen Generals der Infanterie, Prinzen Eugen von Würtemberg", aufgenommen hat. Diese enthält sämmtliche Materialien, welche Helldorf, wie erwähnt, früher gesammelt, und ist nun nach dem Tode des Prinzen erschienen. Zuerst lesen wir darin einen Ueberblick der wichtigsten Ereignisse aus dem Leben des letztern, verfaßt von einem höhern preußischen Offizier (Valentini), der ihn bereits im Jahre 1819 dem Herausgeber mit der Erlaubniß mittheilte, nach seinem, des Verfassers, Tode davon Gebrauch zu machen. Wir finden hier schon das eigenthümliche Verhältniß des Prinzen in der russischen Armee erklärt, wie er, im jugendlichen Alter bereits durch Feldherrntalent ausgezeichnet, zum Abgott der Soldaten wird und gerade dadurch den Neid und die unerschöpflichen Intriguen der Generale so mächtig weckt, daß er trotz aller persönlichen Anerkennung sich doch während seiner ganzen kriegerischen Laufbahn den selbständigen Heerbefehl, nach dem seine Seele dürstete, versagt gesehen hat. In den eigenen Memoiren des Prinzen wird dies zwar auch berührt; hier aber kann mehr gesagt werden, als die Bescheidenheit dem vielfach Gekränkten selbst erlaubte. War denn der Kaiser so gebunden, daß er die Verdienste seines eigenen Vetters nicht anerkennen, ihm nicht diejenige Stellung geben durfte, welche zum größten Vortheil der ganzen Kriegführung gereicht hätte? Wenn er ihm nach der Schlacht von Kulm zuflüsterte: „Wir wissen, was wir Ihnen verdanken, aber Resignation ist die schönste der Tugenden!" so fehlt uns der Schlüssel dazu, warum diese Resignation gefordert wird. Wir haben zwar die eigenthümliche Lage des Selbstherrschers aller Reussen, seiner altrussischen Aristokratie und Generalität gegenüber, schon durch Sir Robert Wilson kennen gelernt; doch liegt auch die Frage nahe, ob nicht Eifersucht und Argwohn gegen Eugen noch höher zu suchen ist als in diesen Kreisen.

Die Antwort erhalten wir später durch den Prinzen selbst.

Diesem Ueberblick folgt, aus dem Russischen übersetzt, der Personalbericht des Prinzen, in welchem seine militärische Laufbahn officiell enthalten ist. Auch im Türken- und Polenkriege erhielt derselbe kein höheres Commando, obgleich Diebitsch und Paskewitsch jüngere Generale waren. Der Herausgeber bemerkt, daß ein Versprechen, welches der Prinz seiner Tante und Pflegemutter, der Kaiserin Marie, gegeben, nicht ohne ihre Genehmigung den russischen Dienst zu verlassen, ihn verhindert habe, seine Entlassung durchzusetzen.

„Jugenderinnerungen" betitelt sich der folgende Aufsatz, welchen der Prinz an den General von Valentini gerichtet hat; wir finden den Inhalt im allgemeinen in den Memoiren wieder, die eigenen Erlebnisse und das Colorit geben aber diesem Aufsatze sein besonderes Interesse; erstere namentlich sind mit einem sehr glücklichen Humor vorgetragen, z. B. wie er, als achtjähriger Knabe zum russischen Obersten ernannt, zum Zopf und zur Uniform verurtheilt, von den schlesischen Bauernjungen verhöhnt, in Verzweiflung gewesen und ernstlich daran gedacht habe, sich mit der Papierschere das Leben zu nehmen. Auch seine erste Zusammenkunft mit dem Kaiser Paul ist höchst originell; der Prinz war kaum 13 Jahre alt und wurde vom Kaiser, der ihn stets „gnädiger Herr" nannte, sehr gütig empfangen. Das Leben am Hofe, die Kaiserin Marie und die bedeutendsten Persönlichkeiten werden trefflich geschildert. Allerdings war der offenherzige Knabe mehr als einmal in Gefahr, mit dem bösen Dämon in des Kaisers Brust in Berührung zu kommen, doch rettete ihn stets die Warnung der Kaiserin und sein Glück. Wie er über den Kaiser urtheilt?

> Sein Gemüth, zwischen Licht und Schatten wechselnd, gewährte im allgemeinen nur das Bild eines Kranken, dem, durch besondere Verhältnisse begünstigt, die Welt zum freien Schauplatz seiner Verirrungen offen stand, und der sie erst im Uebermaß mit Besorgnissen erfüllen mußte, ehe man sich genöthigt glaubte, drohende Gefahren durch Gewaltmaßregeln zu heben.

Den Rückblick auf die russische Thronfolge seit Peter I. empfehlen wir unsern Lesern, besonders was über das Recht Katharina's II. gesagt ist. „Am besten bezeichnete wol der durch Orlow gestürzte Häuptling einer Verschwörung das wahre Motto aller Rechts- und Besitztitel im russischen Reiche: Dir gelang's und mir nicht, darin liegt dein ganzes Verdienst und mein Verbrechen." Die Sage der illegitimen Abkunft Paul's erhielt sich bis auf die Zeiten Alexander's und wurde damals mehr geglaubt als je; indessen findet Prinz Eugen, daß Paul's Eigenthümlichkeiten, welche so sehr alle gehässigen Seiten Peter's III. vergegenwärtigen, wol am besten geeignet scheinen, die Zweifel über seine Herkunft zu beseitigen. Eine treffendere Charakteristik des Kaisers, als sie hier aus eigenem Erlebniß und Urtheil gegeben wird, kann man nirgends finden. Daß Kaiser Paul, in seinem Zerwürfniß mit dem Großfürsten Alexander, von Argwohn gegen seine Gemahlin und seine andern Kinder getrieben, Plane gefaßt, die Krone kraft des russischen Brauchs nach Willkür zu vergeben und dabei den Prinzen Eugen, seinen Liebling, im Auge gehabt hat, scheint nach allem, was letzterm damals ausgeplaudert und mitgetheilt worden ist, auch was die Kaiserin ihm angedeutet hat, außer allem Zweifel, und darin wäre denn auch der genügende Grund zu suchen, warum Alexander seine Laufbahn gehemmt, ihm nimmer einen freien Wirkungskreis gewährt, seine Anstrengungen wol benutzt aber gelähmt hat und bei aller Anerkennung im vertrauten Gespräch bei keiner Gelegenheit einen treuen öffentlichen Bericht über seine Dienste zuließ. Der Prinz hält das bei Alexander's bekanntem Edelmuth nur für das Resultat einer falschen Politik und irrigen Beurtheilung seiner Persönlichkeit.

Schauerlich zu lesen ist der Bericht über die Ermordung des Kaisers, welche unmittelbar nur vier völlig betrunkenen Offizieren zur Last fällt, während die Verschwörung nur darauf gerichtet war, ihn zu zwingen, den Großfürsten Alexander zum Mitregenten anzunehmen. Auch das Leben des Prinzen Eugen war in Gefahr; er hatte aber eine schöne mysteriöse Beschützerin, deren Namen er nie hat erfahren können. General Diebitsch versicherte ihm unverhohlen, daß der Kaiser Paul ihm erklärt habe, wie er Herr in seinem Hause und in seinem Reiche sei und aus ihm etwas machen werde, worüber alles die Mäuler aufsperren würde. Dazu bemerkt Eugen: „Am Ende mußte doch aber ein Fürst wie Alexander die einfache Beurtheilung anstellen, daß der arme unschuldige deutsche Junge von 13 Jahren nicht für die wahnsinnigen Ideen eines Kaisers von Rußland verantwortlich gemacht werden könne."

Die folgenden Theile wenden sich nun der militärischen Laufbahn des Prinzen zu und beginnen gleich mit Smolensk, wo er sich das unerschütterliche Vertrauen seiner Krieger erwarb. Wir lesen von ihm folgende Charakteristik:

> Zwei ganz entgegengesetzte Naturen kreuzten sich immer in ihm, über die uns der Zweifel blieb, welche von beiden ihm die eigenthümlichste sei. Jenes sanfte und freundliche Wesen, zu zart und zu theilnehmend am Geschick des Nächsten — und dagegen wieder der in Blut getauchte Krieger, unerschütterlich in den Ansprüchen an das Leben seiner Brüder, keine Gefahr beachtend, ihr aber auch keine persönliche Rücksicht verzeihend; grausam gegen den Feigen; liebreich, obwol selten nachsichtig gegen den Freund, doch immer großmüthig gegen den Feind.

Daß der Prinz nach der Schlacht von Smolensk die Armee gerettet, hat Barclay anerkannt, doch geht der Herausgeber zu weit, wenn er darin weltgeschichtliche Folgen sieht: ohne diesen Widerstand keine Schlacht von Borodino, keinen Rückzug aus Moskau, keinen Sturz Napoleon's. Aus der Schlacht von Borodino ist nur das geschildert, was die Division des Prinzen betrifft: ein furchtbares Bild! „Das Ereigniß von Moskau", d. h. der Brand, durch Rostoptschin veranlaßt, erhält durch einen Vorfall, welchen der Prinz seiner Umgebung gleich im Bivuak erzählt hat, eine neue Bestätigung. Kutusow, welcher dem Prinzen das väterlichste Wohlwollen schenkte, war durch eine zugeflüsterte Aeußerung desselben: „Mein

Fürst, ein Entschluß! Nur keine Unentschlossenheit!" aus seinen Zweifeln gerissen worden und hatte die versammelten Generale mit den Worten: „Keine Rathschläge mehr! Fort, auf Ihre Posten!" auseinandergejagt; darauf hatte er den Prinzen auf den Kopf geküßt. Rostoptschin, dies bemerkend, sagte zu diesem: „Würde ich gefragt, so riete ich: verbrennt die Hauptstadt, ehe ihr sie dem Feinde preisgebt! Dies ist die Ansicht des Grafen Rostoptschin; was aber den Gouverneur der Stadt betrifft, der berufen ist, über ihr Heil zu wachen, so darf dieser einen solchen Rath nicht geben." — „Und was mich betrifft", erwiderte der Prinz lebhaft erschüttert, „so bin ich kein Russe; nur ein solcher dürfte diesen Entschluß fassen." Die Schlacht von Tarutino gibt Gelegenheit, uns eine gelungene Charakteristik Toll's und eine höchst dramatische Scene zwischen diesem, wegen seiner Heftigkeit berühmten Offizier und dem Prinzen vorzuführen; auch erhalten wir eine höchst interessante Schilderung von Miloradowitsch, den der Verfasser zu der „Klasse von Unglaublichkeiten zählt, die weder in Shakspeare's noch Molière's theatralischen Werken ein würdiges Gegenstück finden".

Unser Werk ist, wie der Titel sagt, eine Sammlung; wir dürfen daher keine fortlaufende Darstellung erwarten. Dem Treffen von Wjäsma folgt des Prinzen Tagebuch vom 1. Mai bis 4. Juni 1813, dann sein Bericht über die Begebenheiten auf dem rechten Flügel der alliirten Hauptarmee vom 25. bis 30. August 1813, dessen wir oben schon erwähnten. Der Herausgeber schickt demselben einen Brief des Königs Leopold der Belgier an den Herzog Eugen voraus, in welchem jener unterm 13. April 1857 als Mitkämpfer von Kulm, veranlaßt durch Marmont's Memoiren, in denen die Schlacht falsch geschildert, und durch Helldorf's wahre Darstellung, seinem Kriegsgefährten noch einiges über die Vertheidigung von Peterswalde mittheilt. Durch den Bericht des Herzogs, in welchem er alles niedergelegt hat, was zur Geschichte jener Tage gehört, dürfte, wie der Herausgeber richtig bemerkt, die Geschichte jener Tage ihren endgültigen unwiderlegbaren Abschluß erhalten.

Wir ersehen daraus, daß Graf Ostermann, welcher in allen Geschichtswerken als Held von Kulm figurirt, unstreitig zwar zum Befehlshaber durch den Kaiser selbst ernannt, aber, wie in der ganzen Armee bekannt war, gemüthskrank, für militärische Anordnungen unzurechnungsfähig gewesen ist, und daß der Prinz das Commando keinen Augenblick aus der Hand gegeben hat. Ihm allein gebührt also die Ehre, und wenn er geschwiegen, als seiner und seines Corps auch in dem Schlachtbericht kaum erwähnt und alles auf Ostermann übertragen worden war, so geschah es, weil jede öffentliche Reclamation den Kaiser compromittirt haben würde. Diese Discretion des Prinzen kann man nur ehren; um so mehr Verdienst hat sich aber der Herausgeber im Interesse der geschichtlichen Wahrheit durch seine ersten Schritte zur Aufklärung dieser mehr als seltsamen Fälschung erworben. Eine Schilderung der Schlachtmomente des zweiten russischen Corps bei Wachau aus der Feder Helldorf's schließt den zweiten Theil.

Der dritte kehrt wieder in den Feldzug von 1812 zurück und stellt in einer „vertraulichen Erklärung" den russischen Operationsplan — im Gegensatz zu Clausewitz und neuerdings Toll — als auf das System „concentrischer Retraiten" basirt dar, welches dem Prinzen schon 1805 vorgeschwebt habe, in allgemeinen Zügen aber erst 1809 ausgearbeitet und von ihm in seinen „Erinnerungen von 1812" mitgetheilt worden ist. Wir zweifeln nicht an der Denkschrift und daß sie Beifall gefunden, sind aber doch der Meinung, daß den Kriegsoperationen ihr Gang durch die Verhältnisse vorgezeichnet worden ist und nicht ein fester Plan zum Grunde lag; daß sie zuletzt mit den Ideen des Prinzen übereinstimmten, beweist nur deren Richtigkeit, nicht daß dieselben gleich anfangs mit Bewußtsein befolgt worden sind.

Der Herausgeber führt den Leser hierauf von Brienne bis zur Schlacht von Paris und schildert manche Kriegsscene mit lebhaften Farben; wir stoßen da auf überraschende Dinge, so z. B. auf einen russischen Divisionscommandeur, den General von Helfreich, der in einem halb eroberten Städtchen hinter dem Fensterladen eines Hauses versteckt mit dem Gewehr in der Hand sitzt und zu seinem Vergnügen auf einzelne Franzosen schießt, welche sich gegenüber an der Hausthür zeigen: acht hatte er bereits erlegt! Eigenthümliche Verhältnisse in diesem Heere der Coalition! Wittgenstein, welcher den bairischen General Wrede in Rußland geschlagen hatte, wäre hier, wenn er es nicht zu umgehen gewußt hätte, unter dessen Commando gekommen. Wrede trat gegen die Russen überhaupt sehr anmaßend auf; so ließ er bei Troyes als Feldmarschall seine Baiern, welche gar nicht zur Eroberung der Stadt mitgewirkt, gegen den Einspruch des Stabschef des Prinzen Eugen, zuerst in dieselbe einrücken.

Die Schlacht von Paris füllt die größte Hälfte des dritten Theils. Der Verfasser findet mit Recht alle Darstellungen derselben voll von Widersprüchen und Mangel an richtiger Zeitfolge; er versucht es, die Hauptmomente in der Ordnung zu bezeichnen, wie sie sich zugetragen und in ihrer Gegenseitigkeit aufeinander gewirkt haben. Mit seinen eigenen Wahrnehmungen als Adjutant des Prinzen hat er zu diesem Zweck eine Prüfung der ihm vorliegenden Tagebücher und Briefe verbunden, auch die über den Feldzug erschienenen Werke sorgfältig verglichen, und wir erhalten nun eine Darstellung, welche den militärischen Leser sehr befriedigen wird.

Hier tritt wieder die zweckwidrige Organisation der combinirten Armee und die Eigenthümlichkeit der Befehligung in ein grelles Licht. Fürst Schwarzenberg mußte die meisten allgemeinen Anordnungen zur Schlacht dem Kaiser Alexander überlassen, der sich wieder durch die Politik bestimmen ließ; ebenso überließ Schwarzenberg „aus zarter Deferenz" zur Linken alles dem Kronprinzen von Würtemberg, im Centrum Barclay, zur Rechten Blücher. Barclay war selbst nicht zur Stelle, als Prinz Eugen schon anzugreifen sich gezwungen sah. In seinen beiden

Divisionen stießen noch vier, eine Kürassierdivision und die preußisch-badischen Garden, sodaß er fast das ganze Vordertreffen führte, wohlverstanden aber: immer ohne die vollständige Ermächtigung zu commandiren, wodurch im Armeeberichte wieder Gelegenheit gegeben wurde, den Namen des Prinzen mit Stillschweigen zu übergehen! Zwar sagte der Kaiser ihm an der Barrière Pantin: „Ohne Sie wären wir nicht hier!“ und ernannte ihn zum General der Infanterie; aber Wellington konnte ihn einige Jahre später in Petersburg fragen: „Sind Sie auch in Paris gewesen?“ was ihm eine derbe Abfertigung zuzog, seinen Grund jedoch in der gewissenlosen Fassung des Armeeberichts hatte. Der Prinz bat gleich nach jener Ernennung um seinen Abschied — damals hatte er seiner Tante das erwähnte Versprechen noch nicht geleistet —, er erhielt denselben jedoch nicht.

Der Einzug von Paris ist in glücklichster Laune erzählt. Das Corps des Prinzen rückte, durch einen Zufall begünstigt, zuerst ein; Barclay's Befehl, daß keine Holzschuhe, und wenn das nicht möglich, wenigstens keine Blusen, Weiberröcke und Kapuzinerkutten, am entschiedensten aber keine französischen Uniformen in der Mannschaft geduldet werden sollten, hätte das Corps fast um diese Ehre gebracht, da es ganz in französischen, auf den Schlachtfeldern erbeuteten, gegen die eigenen abgerissenen Röcke vertauschten Uniformen steckte und sich nur durch riesige Zweige auf den Tschakos und weiße Binden um den Arm von den Franzosen unterschied; aber der Prinz versicherte: „es würden lauter russische Herzen einrücken“, und damit gab sich Barclay zufrieden. Zu den Scenen beim Vorbeidefiliren vor den Monarchen bemerkt der Verfasser: „Man mußte glauben, wir und alle Pariser seien toll geworden. Fast alle Reiter unsers Gefolges hatten entweder ihre Sättel ganz verlassen und den Damen den Platz darauf cedirt oder sie traulich zu sich heraufgezogen.“

Ein wichtiger Beitrag zur Zeitgeschichte eröffnet den vierten Theil: der Herzog Eugen schildert darin als Augenzeuge die Vorgänge in der kaiserlichen Familie beim Tode des Kaisers Alexander und die Verschwörung vom Jahre 1825. Er bestätigt, daß der Großfürst Nikolaus trotz der Entsagungsurkunde Konstantin's und des Manifestes, in welchem Kaiser Alexander schon vor zwei Jahren ihn, Nikolaus, zum Nachfolger bestimmt, Konstantin habe den Eid leisten lassen, und legt es Alexander zur Last, daß er die Entsagungsacte seines Bruders nicht schon bei seinen eigenen Lebzeiten bekannt gemacht habe. Was er sonst über Alexander's verändertes Regierungssystem, die Militärcolonien in ihrer Härte und Grausamkeit gegen die ländliche Bevölkerung und über die russische Rekrutirung sagt, ist höchst beachtenswerth. Die Meuterei der Truppen, die Geschäftigkeit der Agenten unter ihnen und dem zusammengelaufenen Volke, die Rufe: „Hurrah, Konstantin!“ und auch „Hurrah, Constitutia!“, den ganzen heillosen Wirrwarr, in welchem das Volk nicht wußte, was es sollte, die Truppen nicht, wo der Feind sei, und die Empörer nicht, wofür sie eigentlich zum Aufruhr gehetzt waren; dann wieder der Contrast im Schlosse, wo alles in stattlicher Versammlung zum Tedeum vereint war und Herzog Eugen vom Kaiser zurückgeschickt wurde mit der Bitte: „Schütze mir Mutter, Frau und Kinder!“, des Kaisers unerschütterlicher Muth, als die Rebellen in größter Nähe das Feuer eröffneten, und endlich, nach wiederholter Aufforderung, sein eigenes Commando: „Erstes, Zweites (Geschütz) Feuer!“, die augenblickliche Säuberung des ganzen Platzes und die Wirkung der vier Schüsse, welche nur gefallen: alles ist mit einer so lebendigen und naturwahren Treue geschildert, daß der Leser es vor Augen zu sehen glaubt. Herzog Eugen wurde mit Steinen und Schneebällen geworfen, er überritt einen der Thäter und rief: „Was macht ihr denn?“ worauf der Liegende: „Wir wissen es selber nicht — wir spaßen blos, liebes Herrchen!“ Und viele Soldaten, welche der Constitution ihr Hurrah gebracht, antworteten auf Befragen, ob sie auch einen Begriff davon hätten: „Das ist ja die Frau des Kaisers Konstantin!“

Des Herzogs schwer gekränktes Ehrgefühl, in dem Berichte, der eines jeden erwähnte, welcher dem neuen Monarchen Treue und Anhänglichkeit bewiesen, nicht mit einer Silbe gedacht zu sein, spricht sich hier stark aus. Er erzählt, daß seine Tante, die Kaiserin-Mutter, es eine Infamie von dem Verfasser des Berichts genannt habe, und sagt, die Vorenthaltung des Andreas-Hausordens auch bei Nikolaus' Thronbesteigung sei ein Mangel an Takt, eine Verletzung ganz einfacher Formen der Schicklichkeit gewesen, wodurch der Kaiser auch seine eigene Mutter beleidigt habe. Auch in den folgenden Blättern kommt der Prinz auf die ihm persönlich widerfahrenen Kränkungen von 1813 zurück und nennt als Urheber derselben unbedingt den General Diebitsch, den er selbst früher dem Kaiser empfohlen, der ihm seine Stellung als Major-General verdankte, gleichwol aber aus Hang zu Intrigue, Neid und Eifersucht, auch wol in der Meinung, daß der Ruf des Prinzen seinem Emporkommen als Hinderniß im Wege stehe, gegen ihn ein verdecktes Spiel getrieben. Dasselbe sei denn auch beim Kaiser Nikolaus fortgesetzt worden und habe ihn, trotz der Zusage, „daß er im Türkenkriege einst den entscheidenden Schlag führen solle“, wiederum des Oberbefehls beraubt. Die Schilderung, welche Molestwoff von Diebitsch, äußerlich und innerlich, entworfen, hätte immerhin hier wegbleiben können, wie pikant sie auch ist.

Weiter bespricht der Prinz den türkischen Feldzug von 1828 und die darauffolgenden Begebenheiten scharf genug, oft bitter, aber sehr interessant wegen vieler einzelner Züge, welche dem Ganzen die lebhafteste Färbung geben. Welche Einblicke erhält hier der Leser! Auch die Betrachtungen über die längst schon erwartete Julirevolution und den Aufstand in Polen sind sehr interessant. Der Prinz nennt es einen der größten Misgriffe, den Großfürsten Konstantin nach Warschau geschickt zu haben, nicht aus den oft angeführten Gründen, sondern weil die Soldaten ihn auslachten und sich zu Spielpuppen herabgewürdigt sahen. „Hätte Nikolaus die warschauer Parade nach der

Türkei geschickt und sie dort unter mein Commando gestellt, nimmer wäre in Polen im Jahre 1830 eine Revolution ausgebrochen! Schnell ist auf dem Schlachtfelde der Bruderbund geschlossen, und die Polen sind wackere Soldaten! Aber ohne diese war kein Aufstand möglich." Die Gegenwart hat das nun zwar doch möglich gemacht, aber zum größten Unglück für das Volk. Wir empfehlen unsern Lesern noch, was der Prinz, „je neutraler er in der Sache ist", um desto offener über dieselbe urtheilt.

Den Schluß des Werks bilden „Betrachtungen über die Verhältnisse der Gegenwart", im März 1855 geschrieben; sie suchen die Besorgnisse vor aggressiven Tendenzen Rußlands gegen Westen, welche eine im Russenhaß förmlich erzogene Generation hegt, zu widerlegen. Dem Prinzen ist schon 1819 daheim gesagt worden: „Deutschlands Einigkeit werde immer eines Schreckbildes von außen bedürfen. Der Franzosenhaß sei abgenutzt, und es gelte nun, Rußland als gefahrdrohend zu bezeichnen, obgleich man recht wohl vom Gegentheil überzeugt sei." Was er aber auch in ruhiger Darlegung dagegen aufbringen mag, diese Gründe verfangen nicht mehr.

Wir scheiden von dem Werke mit der vollsten Anerkennung seines Werths für die Geschichte der Zeit, in welcher der Prinz durch seine Stellung Gelegenheit hatte, eine tiefere Einsicht in die Verhältnisse zu gewinnen, und wenden uns dem zweiten zu, über welches wir uns im allgemeinen kürzer fassen können.

Die „Memoiren des Herzogs Eugen von Würtemberg" sind in spätern Jahren geschrieben und, wie das Vorwort des Herausgebers (General von Hobe) ausdrücklich besagt, für den Druck nach seinem Tode bestimmt; während es sehr zweifelhaft ist, ob die Aufzeichnungen in dem vorigen Werke, an den General von Valentini gerichtet, diese Bestimmung hatten. Daß der Herausgeber der Memoiren, welche doch später erschienen sind, davon keine Notiz nimmt, verwundert uns. Bei nur äußerer Betrachtung würde ein Werk dem andern vielleicht hinderlich in den Weg treten; sieht man sie aber näher an, so wird man finden, daß die Memoiren das erstere nur ergänzen, indem sie eine vollständige, sorgsam ausgearbeitete Autobiographie enthalten. Der Verfasser hat sich vorgesetzt, in einem rein historischen Lebenslaufe, „der Poesie des Lebens mehr oder weniger entfremdet", so viele Beiträge zur Zeitgeschichte zu liefern, als er deren zu geben vermöge, und dieser Zweck ist durch seine Memoiren vollkommen erreicht. Sie werden eröffnet durch Nachrichten über seine Familie und den Besitz der Herrschaft Karlsruhe in Schlesien. Dann folgen Jugenderinnerungen; doch hat er den bereits oben besprochenen hier keinen Platz gegönnt, „weil sie, obzwar in treuen, wahrhaftigen Zügen, doch einer zu heftig erschütterten, feurig-jugendlichen Phantasie ihre Entstehung verdanken". Wir aber danken Herrn von Helldorf um so mehr für deren Veröffentlichung. Der Herzog beschränkt sich hier auf die Hauptdaten. Nach dem Tode des Kaisers Paul 1801 kam er wieder nach Deutschland zu seinen Aeltern, welche ihn 1802, allerdings sehr jung, nach Erlangen auf die Universität schickten: sein Erzieher war Lieutenant von Wolzogen, der spätere Generaladjutant Alexander's, dessen Memoiren viel Interesse erregt haben. Zwei Jahre darauf berief ihn sein Oheim, der Kurfürst von Würtemberg, nach Stuttgart, wo er sich vorzugsweise militärischen Studien widmen sollte. Hier schon keimten Gedanken über strategische Combinationen, Angriff und Vertheidigung, Vortheil „prämeditirter Rückzüge in bekanntes Terrain" in dem jungen Prinzen, welche er später, wie wir schon gelesen, im Feldzuge von 1812 verwirklicht fand. Während der Vermählungsfeierlichkeiten seines Vetters, des Prinzen Paul, tanzte der junge Eugen gerade mit seiner Cousine Katharina (spätern Königin von Westfalen), als ein Chevauxlegers-Lieutenant hereinstürzte und dem Kurfürsten meldete: die Franzosen seien keine Viertelstunde entfernt. Es war im Herbst 1805 und Napoleon auf seinem Kriegszuge gegen Oesterreich begriffen. Der fast gewaltsame Einmarsch der Franzosen, die Erscheinung und Aufnahme Napoleon's, der Eindruck, welchen derselbe gemacht, das Diner, bei welchem Berthier und Mortier hinter dem Stuhle Eugen's standen, der Napoleon gerade gegenüber saß: alles ist aus ungeschwächter Erinnerung geschildert. Bertrand machte dem Prinzen den Vorschlag, in französische Dienste zu gehen, und versicherte, der erste deutsche Prinz, der dies thäte, werde am besten empfangen werden. Eugen's Schwester soll dem Kaiser sehr gefallen und der Kurfürst darauf Hoffnungen gebaut haben. Auch Eugen's Vater, gegen welchen sich Napoleon über seine Politik und sehr schmeichelhaft über Preußen aussprach (1805), wurde ganz von ihm gewonnen und übernahm ein Schreiben an den König, mit welchem er aber in Berlin schlecht ankam.

Bei der Veränderung der preußischen Politik, als Eugen's Vater das Commando einer Reservearmee erhielt, wurde der Prinz aus Stuttgart nach Berlin beschieden. Den überraschenden Wechsel in Preußen vom preußischen Particularismus zu fanatischem deutschen Patriotismus schreibt er vorzugsweise der Hoffnung auf die Kaiserkrone zu, welche unzweifelhaft nicht der König, wol aber das Volk gehegt. Er führt uns dann den berliner Hof mit seinen bekannten Persönlichkeiten vor.

Nach der unglücklichen Katastrophe, welche hier nachträglich besprochen wird, erhielt der Prinz Befehl, sich bei seinem russischen Corps einzufinden und begann so zuerst seine militärische Laufbahn unter Bennigsen. Nach einer kurzen Uebersicht des Feldzugs von 1807 erzählt er seine persönlichen Erlebnisse, welche zugleich die wichtigsten Männer im damaligen russischen Heere charakterisiren: Bennigsen, Kamenskoy, den wahnsinnig gewordenen Oberbefehlshaber, der später von seinen eigenen Bauern erschlagen wurde, Steinheil, den herculischen Baggowut u. a. Nach dem Kriege, dem er im Gefolge Bennigsen's beigewohnt, war er eine Zeit lang am Hofe in Petersburg; die Aufzeichnungen darüber hat er jedoch trotz ihres historischen Gehalts in seine geheimern Aufsätze verwiesen. Dennoch bleiben seltsame Dinge genug, z. B. daß er als

Brigadecommandeur in Riga einen jüngern General zum Divisionär bekommen und der Kaiser, von diesem auf das Misverhältniß aufmerksam gemacht, ihm geantwortet: „C'est un jeune polisson! Nous arrangerons cela", was der Indiscrete dem Cavalier des Prinzen wiedererzählt hat! Dieser wollte den russischen Dienst verlassen, seit der Kaiser mit Napoleon Freundschaft geschlossen: er dachte in Oesterreich für die gute Sache kämpfen zu können, wurde aber von seiner Tante zurückgehalten. Immer wieder und bei verschiedenen Gelegenheiten kommen die Memoiren auf die zwischen dem Prinzen und Wolzogen schon früh festgestellten Principien zurück, von letzterm im October 1809 in einer Denkschrift niedergelegt, welche, ursprünglich als Gutachten für den preußischen Hof im Falle eines neuen Kriegs mit Napoleon bestimmt, später unter veränderten Umständen die Grundlage für das bei Eröffnung des Feldzugs von 1812 zu beobachtende Verfahren geworden sei. Der Prinz, dies festhaltend, gibt aber doch zu, was wir bereits oben sagten, daß eine an und für sich so natürliche Idee wie „die der Rückzüge als Schutzmittel gegen den reißenden Flug Napoleon's" in viele Köpfe zugleich gedrungen oder durch den Zwang der Umstände zur Ausführung gekommen sein möge.

Im Türkenkriege von 1810 wurde Eugen zum interimistischen Befehlshaber der 9. Division ernannt. Hier kam der ehemals preußische Major von Valentini, welcher nur um dem Feldzuge beizuwohnen russische Uniform angezogen hatte, in seinen Stab und gewann sich des Prinzen Vertrauen, von welchem wol die in unserm ersten Werke enthaltenen Mittheilungen den besten Beweis geben. Im folgenden Jahre war Eugen, als die Verhältnisse mit Frankreich sich mehr und mehr spannten, wieder am Hofe, wo ihm Wolzogen und Pfuhl das Gleis gebahnt; er gibt nun ein zusammenhängendes Bild der dortigen Zustände, verbunden — wie er sagt — mit einigen, vielleicht etwas gewagten Blicken in die Persönlichkeit der Hauptacteurs, und spricht zugleich seine eigenen Ansichten über Regierungsformen aus, welche allerdings der „Republik im Purpur", wie er Englands Musterconstitutionalismus nennt, ebenso wenig huldigen als der Geldaristokratie und dem Rassendespotismus Nordamerikas, wenn er auch bei der Menschennatur eine gewisse Beschränkung der Regentenwillkür für nothwendig hält, deren rechte Form nur erst gefunden werden müsse.

Daß der Feldzug von 1812 eine eingehende Beleuchtung erfahren würde, ließ sich erwarten; dieselbe füllt den Rest des ersten und den ganzen zweiten Theil. Unsere militärischen Leser werden wohl thun, diese Darstellung nicht außer Acht zu lassen und was darin gesagt ist, mit den frühern sowie mit den neuesten Werken über den russischen Feldzug, deren Erscheinen Herzog Eugen nicht mehr erlebt hat, prüfend zu vergleichen.

Im dritten Theile erfahren wir, welche Hoffnungen in ihm durch seine Verbindungen in Deutschland erweckt und genährt worden waren; er rechnete auf den Anschluß aller deutschen Brüder an den Anführer des russischen Vortrabs, er sah sich schon durch die Vermittelung seiner Freunde und vorzugsweise des preußischen Hofs an der Spitze des Kerns eines deutschen Reichsheers; er träumte von einer Wiedergeburt des alten Reichs. Bitter enttäuscht wurde er aber gleich, nachdem er mit seinem Corps die Grenze des Großherzogthums Warschau überschritten hatte: er wurde unter die Befehle des Generals von Winzingerode gestellt, dessen Patent dazu vordatirt werden mußte! Die Veranlassung zu dieser überaus harten Behandlung ist nie enthüllt worden; Vermuthungen läßt der Verfasser unberührt. Er entschied sich nach schwerem Kampfe dafür, den russischen Dienst jetzt, mitten im Kriege, nicht zu verlassen.

Beim Feldzuge von 1813 klagt er besonders über die Misverhältnisse in der Heeresleitung, die „Hydra der Zwietracht unter den Führern" und das Isolirungsbestreben, welches die schönsten Erfolge gelähmt hätte. Er schildert die Stellung Alexander's schon als eine schwierige, noch mehr die Friedrich Wilhelm's, der als König von Preußen, wenn er sich an die Spitze der Regeneration Deutschlands stellte, in Oesterreich nur wenig Sympathien finden konnte. Daß Alexander beim Friedensschlusse auf Unkosten Deutschlands zu nachgiebig gewesen, leugnet er nicht. Nachdem er die Kriegsbegebenheiten vor dem Waffenstillstande betrachtet und seinen eigenen Antheil an den Schlachten von Groß-Görschen und Bautzen erzählt hat, geht er näher auf den Herbstfeldzug ein, wobei er zuweilen die Relationen seines damaligen Chefs vom Generalstabe, des jetzt verstorbenen Generals von Hofmann, über die ihn selbst betreffenden Ereignisse wörtlich anführt. Die Tage von Kulm werden in einem eigenen Aufsatze des Prinzen dargestellt: „Mittheilungen über meine Erfahrungen vom 25. bis 30. August 1813." Sie sind ausführlicher als die im ersten Werke veröffentlichten und ergänzen diese namentlich durch genauere Thatsachen über Ostermann's Zustand und die Schritte, welche der Prinz gegen das empörende Unrecht gethan, das ihm bei der Grundsteinlegung des Denkmals von Kulm im Jahre 1835 durch völlige Umgehung seines Namens geschehen ist. Er hatte nicht einmal, wie sonst alle von der russischen Garde, welche bei Kulm gefochten, das Eiserne Kreuz erhalten, obgleich die Garde factisch von ihm befehligt worden war.

Die fernern Begebenheiten bis zur Schlacht von Leipzig werden wieder durch einen Auszug aus dem Berichte des Generals von Hofmann, die Schlacht von Leipzig durch den Prinzen selbst in kurzen Zügen dargestellt; er erwähnt dabei rühmlichst auch seiner beiden Adjutanten Molostwoff und Helldorf. Letzterer hatte als Freiwilliger im braunschweigischen Corps, mit 15 Jahren, die linke Hand verloren, als er sich gegen einen Haufen sächsischer Dragoner vertheidigte; er erhielt dabei 17 Wunden, und als man ihn bewußtlos in seinem Blute schwimmend fand, entdeckte man 47 Säbelhiebe in seinen Kleidern: ein Seitenstück zu dem französischen Offizier bei Heilsberg, der 52 Wunden erhalten und kein Glied verloren hat. Die Welschen ziehen daher auch den Stich, als wirksamer, unsern deutschen Hieben vor.

Auch im Feldzuge von 1814 trafen den Prinzen, wie wir schon wissen, trübe Erfahrungen. Er theilt darüber Auszüge aus Briefen an seine Tante mit, dann gibt er nachträglich eine allgemeine historische und etwas detaillirtere militärische Uebersicht der Ereignisse. Nach dem Frieden kehrte er, für die Dauer desselben von allen activen Verhältnissen entbunden, in seine Heimat zurück: er hatte das zur ausdrücklichen Bedingung seines fernern Verbleibens im russischen Dienste gemacht. Wäre in Deutschland „eine solidere Militärverfassung mit permanenten deutschen Bundesgeneralen" zu Stande gekommen, so würde er eine solche Stellung gesucht haben. Mit Offenheit schildert er seine ungünstigen Finanzverhältnisse beim Tode seines Vaters im Jahre 1822 und das Schwierige seiner dreifachen Beziehungen zu Würtemberg, Preußen und Rußland, welche in einzelnen Fällen seine Lage fast unerträglich gemacht; aber auch des Glücks freut er sich, das ihm durch den Besitz einer edeln Gemahlin erblüht ist.

Die Ereignisse von 1825 und 1828 werden zurückhaltender als in dem ersten Werke vorgetragen; auch läßt der Herzog seinem Gegner Diebitsch Gerechtigkeit widerfahren, indem er dessen Feldzug von 1829 eine glänzende Epoche und speciell den Marsch von Silistria nach Jenni-Bazar einen strategischen Meistergriff nennt; in der russischen Armee, wo Diebitsch sehr gehaßt war, hieß er aber darum nicht minder der „Sieger von Gottes Gnaden". Der Meinung, welche namentlich in Preußen verbreitet ist, daß Diebitsch als ein Opfer der russischen Intriguen gefallen, tritt der Verfasser unter gewissenhafter Angabe der lautersten Wahrheit entgegen, indem er seine Verdienste als äußerst tüchtiger Generalstabsoffizier anerkennt und es betont, daß er selbst ihn 1825 dem Kaiser Nikolaus zur Beibehaltung als Major-General empfohlen habe. Seitdem aber der Hochmuthsteufel und der Geist der Intrigue in ihn gefahren, habe er Schattenseiten des Charakters entwickelt, die niemand in ihm gesucht; er sei als Verleumder und Ränkeschmied aufgetreten, vielleicht, weil er nur dadurch seine ehrgeizigen Plane zu erreichen gehofft. Die bessern Gefühle habe er durch eine künstliche Ueberreizung seiner Nerven abzustumpfen gesucht und dadurch wol vorzugsweise den Grund zu seinem plötzlichen Tode gelegt.

Einige Bemerkungen über den polnischen Aufstand schließen die Memoiren, welche schon 1847 vollendet und später nur mit wenigen Anmerkungen und Zusätzen versehen worden sind. Seitdem war die stille Zurückgezogenheit des Herzogs auf Karlsruhe in Schlesien wenig gestört worden; ein Nachwort des Herausgebers sagt uns aber, daß er bis zu seinem Tode dem Gange der Weltbegebenheiten mit außerordentlichem Interesse und einer seltenen Frische des Geistes gefolgt ist.

Wir haben schon auf den Unterschied zwischen den „Memoiren" und den „Aufzeichnungen" des Prinzen aufmerksam gemacht und erwähnen nur noch einer dankenswerthen Mühe, die sich in den erstern zum Nutzen nichtrussischer Leser in der Accentuirung der russischen Namen kundgibt. Wie schwierig es ist, den Accent bei ihnen richtig zu legen, mag folgende Auswahl beweisen: Borodinó, Tarútino, Tschewardino, Gortschakóff, Jermólow, Tschernyschew, Galitzin. Ein Inhaltsverzeichniß der Kapitel würde erwünscht gewesen sein. **Karl Gustav von Berneck.**

Karl Vogt's anthropologische Vorlesungen.

Vorlesungen über den Menschen, seine Stellung in der Schöpfung und in der Geschichte der Erde, von K. Vogt. Zwei Bände. Gießen, Ricker. 1863. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Die Gemeinnützige Gesellschaft des Cantons Neuenburg hat sich zur Aufgabe gestellt, dem Volksunterricht durch Einrichtung öffentlicher Vorlesungen in den Städten wie auf dem Lande hülfreiche Hand zu bieten. So erhielt denn auch Karl Vogt in dem benachbarten Genf die Aufforderung, einige anthropologische Vorträge in den Hauptorten des Cantons zu halten, und das vorliegende Werk, auf Grund jener Vorträge entstanden, wendet sich mithin nicht an den engen Kreis mitforschender Fachgelehrten, sondern an das größere Publikum, dessen Interesse für Fragen wie die vorliegenden in der That von Tag zu Tag wächst. Es ist das auch gar nicht zu verwundern. Wir alle wuchsen auf in dem Glauben an die Einheit des Menschengeschlechts, die durch die fünf Rassen des seligen Blumenbach nicht im mindesten erschüttert wurde; Cuvier's berühmter Satz, daß der Mensch das letzte Product der organischen Schöpfung sei und nur der gegenwärtigen Erdperiode angehöre, stand fest wie ein seligmachendes Dogma, und ebenso sicher waren wir von der exceptionellen Stellung des Menschen unter seinen Mitgeschöpfen überzeugt. Jetzt soll alles anders werden: der Mensch hat sein Dasein schon in einer frühern Periode begonnen, als unsere heimischen Fluren noch von Elefanten und Rhinoceroten bevölkert waren; ja er hat sein Dasein als Mensch eigentlich nie begonnen, sondern er ist nur ein „durch unablässige Arbeit seines Gehirns" höher entwickelter Affe, und die verschiedenen Menschenrassen stammen von ebenso viel verschiedenen Affenarten ab; es läßt sich auch gar nicht sagen, wo in dieser Entwickelungsreihe der Affe aufhörte und der Mensch anfing. Dergleichen Sätze rufen uns alle gebieterisch das alte delphische γνῶθι σεαυτόν zu, um so mehr, wenn sie mit solcher Lebhaftigkeit und Zuversichtlichkeit ausgesprochen werden, als es von unserm Verfasser gar nicht anders zu erwarten ist.

Folgen wir seinen Untersuchungen, soweit es der Raum d. Bl. gestattet, um zu sehen, inwieweit es ihm gelungen ist, jene Thesen plausibel zu machen. Wir müssen dabei den Inhalt der ersten fünf Vorlesungen übergehen, welche wesentlich nur Terminologisches über Schädelmessung, Bau des Gehirns u. dgl. enthalten und die Methode der Untersuchung des menschlichen Körpers zum Zweck der Vergleichung desselben mit dem anderer Individuen oder der nächststehenden Säugethiere darlegen. Es wäre zu wünschen gewesen, daß der Verfasser dabei seine Ansichten über die Zahl der von ihm angenommenen Menschenrassen sowie eine anatomische Schilderung derselben mitgetheilt hätte; wir bleiben aber darüber hier,

wie im weitern Verlauf des Buchs, gänzlich im Unklaren, wir erfahren blos, daß er deren eine große Zahl annehme, und daß sie eine ursprüngliche Vielheit bilden.

In dem den Bau des Gehirns betreffenden Abschnitt dieser methodologischen Einleitung geht indeß der Verfasser über das rein Terminologische hinaus und gibt Andeutungen über das Verhältniß des Gehirns zu den geistigen Functionen. Es hat sich nämlich in dieser Beziehung, wie wir glauben, unzweifelhaft das Resultat herausgestellt, daß ein größeres Hirngewicht beim Menschen einem höhern Grade von Intelligenz entspricht. Der jüngst verstorbene Physiologe Rudolf Wagner in Göttingen hat eine ziemlich große Tabelle von Hirngewichten, darunter die von vielen geistig ausgezeichnet begabten Männern geliefert. Ihr Hirngewicht überstieg die aus den Wägungen hervorgehende Durchschnittszahl oft um ein Bedeutendes; nur der Mineralog Hausmann und der Physiolog Tiedemann blieben mit ihren Gehirnen unter dem Mittel. Vogt erinnert aber daran, daß beide in hohem Alter an Atrophie starben, infolge deren alle Organe und wahrscheinlich auch das Gehirn bedeutendem Schwund ausgesetzt war. Wir glauben, daß dieser Erklärungsgrund der beiden Ausnahmsfälle vollkommen genügt, und daß Vogt sich die weitern Bemerkungen über „das in Krystallformen erstarrte Gehirn des Mineralogen der Georgia Augusta", die weder ihm zur Ehre noch seinem Buche zum Schmuck gereichen, hätte ersparen können.

Es sprechen für die Wahrheit des eben mitgetheilten Satzes auch die Messungen von Broca in Paris, der den kubischen Inhalt von Schädeln aus den dortigen Kirchhöfen bestimmte. Er unterschied dabei die Schädel aus der gemeinsamen Grube, in der die Armen und Unbemittelten begraben werden, von den Schädeln aus Privatgräbern, für deren Erhaltung eine gewisse Taxe bezahlt werden muß und die also bemittelten Leuten angehören, bei welchen man einen höhern Bildungsgrad voraussetzen darf. Der Unterschied des mittlern Rauminhalts beider Klassen von Schädeln betrug über 80 Kubikcentimeter; also eine bedeutende Summe, wenn man bedenkt, daß der Rauminhalt eines einzelnen Schädels nicht voll 1500 Kubikcentimeter beträgt. Es scheint demnach, daß die Individuen der wohlhabendern und intellectuell höher stehenden Klassen eine größere Schädelcapacität und ein entwickelteres Gehirn besitzen als die der niedern Klassen. Eine zweite wichtige Beobachtung, die zuerst von dem verstorbenen Huschke gemacht wurde, ist die, daß auch die Größe und Tiefe der Hirnwindungen, d. h. der Falten, welche die sogenannte graue Substanz auf der Oberfläche des Gehirns bildet, mit dem Grade der intellectuellen Bildung der betreffenden Individuen zusammenzuhängen scheint.

Nach Beendigung des methodologischen Theils, dem die vorstehenden Bemerkungen entnommen sind, wendet sich der Verfasser von der sechsten Vorlesung an zu seiner Hauptaufgabe und behandelt bis zur achten die Stellung des Menschen in der Schöpfung, und von da bis zum Schluß die Stellung des Menschen in der Geschichte der Erde. Die Untersuchungen beginnen mit einer anatomischen Vergleichung des Affen- und Menschenkörpers, aus der sich das, auch für uns unzweifelhafte Resultat herausstellt, daß im Sinne der Zoologie, d. h. unter bloßer Rücksichtnahme auf die Formverhältnisse des Körpers, zwischen Affen und Menschen zwar eine Kluft besteht, aber daß dieselbe von verhältnißmäßig geringer Weite ist und daß demnach zwischen dem Menschen und den ihm am nächsten stehenden Thieren eine enge Verwandtschaft stattfindet. Wir müssen es uns versagen, auf die Einzelheiten dieser Untersuchungen hier näher einzugehen, namentlich auf die ergötzliche Darstellung der vielen Bemühungen, welche man gemacht hat, den Grundplan des Baues des Menschengehirns als von dem des Affengehirns verschieden darzustellen; die Leser d. Bl. kennen ohnehin aus unserer Anzeige der Hurley'schen Schrift: „Zeugnisse über die Stellung des Menschen in der Natur" (vgl. Nr. 20 d. Bl.), wenigstens einige Thesen dieses nicht erfreulichen Streits. Besonderes Gewicht legt schließlich Vogt auf die Gehirnbildung der Idioten oder Mikrocephalen — nicht mit Cretins zu verwechseln — jener unglücklichen Geschöpfe, bei denen durch Hemmung der Entwickelung der vordern Hirnlappen die Menschenähnlichkeit ganz zurückgedrängt werde, sodaß die Menschenähnlichkeit nur noch in Formen secundärer Bedeutung, z. B. der Bildung der Zahnreihe, des Kinns, der Vertheilung des Haarwuchses erhalten bleibe. Es zeige sich dabei, daß die Verschiedenheit zwischen dem Gehirn der Mikrocephalen und demjenigen der niedersten Menschenrassen größer sei als die zwischen ihm und demjenigen der höhern Affen, sodaß man in ihnen gewissermaßen eine Zwischenstation zwischen dem Menschen und dem Affen sehen könne: eine Andeutung von der Ueberbrückung der Kluft, welche beide trenne. Es ist dies für Vogt ein Punkt von höchster Wichtigkeit; denn sobald wir einmal zugeben, daß der Mensch durch Bildungshemmungen eben bezeichneter Art zu einem Wesen herabsinken kann, welches dem Affen näher als selbst dem niedersten Menschen steht, werden wir auch weniger bedenklich sein, mit Vogt zu glauben, daß der Mensch sich im Laufe der Jahrtausende aus dem Affenthum herausgearbeitet habe. Leider vermögen wir uns aber nicht von der Richtigkeit dieser Anschauung zu überzeugen, finden vielmehr in Uebereinstimmung mit Wagner und dem größten Kenner des menschlichen und thierischen Gehirns, dem Franzosen Gratiolet, auch das niederste Idiotengehirn noch diesseit der Grenze, welche Mensch und Affen scheidet.

Der Verfasser wendet sich nun zur Lösung der Frage, ob die Menschheit als eine Einheit zu betrachten sei, oder ob die in ihr hervortretenden Verschiedenheiten nur als Varietäten desselben Stammes zu betrachten seien. Zu dem Ende stellt er eine Vergleichung zwischen dem Körper des Germanen und dem des Negers, und sodann eine zweite zwischen zwei Affenarten (cebus albifrons und apella) an, und findet die Summe der Unterschiede zwischen den ersten beiden größer als die zwischen den beiden Affenarten. Wenn, so schließt er weiter, nun jene beiden Affenarten, wie es doch allgemein geschieht, als

zwei getrennte Arten betrachtet werden, so müssen um so mehr Neger und Germane zwei voneinander getrennte Arten sein. Der Schluß würde richtig sein, wenn die Prämissen richtig wären. Das ist aber nicht ganz der Fall. Während nämlich Vogt bei der Angabe der Unterschiede der beiden Menschenrassen den ganzen Körperbau heranzieht, benutzt er bei den Affen nur den Schädel, ohne das mindeste Gewicht darauf zu legen, daß bei der einen Art nur 5 Lendenwirbel und 24 Schwanzwirbel, bei der andern 6 Lendenwirbel und 25 Schwanzwirbel vorhanden sind: ein Unterschied, der nach vieler Zoologen Meinung trotz aller Aehnlichkeit des Schädelbaues nicht blos hinreicht, zwei verschiedene Arten, sondern sogar zwei verschiedene Untergattungen aus beiden herzustellen.

Wir müssen überhaupt gestehen, daß, solange der Begriff der Art in zoologischem Sinne noch so schwankend ist, wie es gegenwärtig der Fall ist, wir es für verfrüht halten, die Frage nach der Einheit des Menschengeschlechts von rein zoologischem Standpunkte aus zu bearbeiten. Wenn unser Verfasser ferner so weit geht, zu behaupten, „es würde gewiß keinem Menschen eingefallen sein, jemals an der Verschiedenheit der einzelnen Menschenarten zu zweifeln, wenn nicht die Einheit um jeden Preis behauptet werden müßte, wenn nicht gegenüber jeder klaren Thatsache ein Mythus fest erhalten werden müßte, der nur deshalb um so ehrwürdiger erscheint, weil er mit allem, was drum und dran hängt" — man beachte die Feinheit des Ausdrucks — „aller positiven Wissenschaft ins Gesicht schlägt", so erlauben wir uns, ihn daran zu erinnern, daß die alten Völker, denen wenigstens Neger und Völker der turanischen Rasse wohl bekannt und die durch keinerlei dogmatische Voraussetzungen eingenommen waren, trotz ihres bekanntlich so hoch gesteigerten Nationalgefühls stets die Menschheit als eine Einheit betrachtet und den Grund der verschiedenen Farbe, Größe und sonstigen körperlichen Beschaffenheit in Klima und Boden, Wasser und Luft und den verschiedenen Nahrungsmitteln suchten. Und so tritt noch heute jedem Unbefangenen die Menschheit als Ganzes entgegen. Fragen wir uns aber, worauf dieser Eindruck beruht, so ist es offenbar der Besitz der artikulirten Sprache, der einerseits eine scharfe, nie zu überspringende Scheidewand zwischen der Thier- und Menschenwelt bildet, andererseits diese zu einer höhern Einheit verbindet, wie schon Homer die Menschen μέροπες, d. h. die artikulirt redenden nennt. Dieser Gedanke, von Cuvier zuerst klar ausgesprochen, dann von Hurley und Gratiolet angenommen, liegt unserm Verfasser freilich so fern, daß er ihn kaum der Besprechung würdigt; er bemüht sich vielmehr, die französischen Forscher Isidor Geoffroy Saint-Hilaire und Quatrefages ins Lächerliche zu ziehen, von denen der erstere in der Fähigkeit zu denken, der zweite in dem Besitz der „Religiosität" das gemeinsame Kennzeichen der Menschheit suchte. Vogt weiß mit solchen Sachen leicht fertig zu werden; psychologische Fragen haben ihm nie große Scrupel gemacht. Er theilt uns also einfach aus Brehm's „Illustrirtem Thierleben" eine unsers Bedünkens stark anthropomorphisirte Schilderung des Thun und Treibens einer Affenhorde mit, und fährt dann fort:

Wir wüßten nicht, ob der Unterschied zwischen der Moralität, die in dieser Affengesellschaft ganz von dem Willen des Stammhalters abhängt, und derjenigen einer Horde von Australnegern, wo ebenfalls der Stärkste das Gesetz macht, als bedeutend genug erscheinen könnte, um den ganzen Unterschied eines Reichs (Quatrefages stellt nämlich neben dem Pflanzen- und Thierreich ein besonderes Menschenreich auf) darauf zu gründen. Kennt ja doch der theoretische Absolutismus durchaus gar keine andere Moral, als den Willen des Herrschers. Er macht das Gesetz, er befiehlt den Glauben, er bestimmt die Moral — wer anders handelt, anders denkt, den hat er das Recht zu strafen oder zu tödten. Ist die Moralität einer absoluten, theoretischen Despotie eine andere als die einer Affenfamilie?

Wir müssen gestehen, daß uns eine leichtfertigere Behandlung der schwierigsten Fragen selten vorgekommen ist, wollen aber nur, um die Grenzen dieses Artikels nicht zu weit auszudehnen, zunächst daran erinnern, daß der Verfasser in einem Grundirrthum befangen ist, wenn er jene Horden australischer Wilden etwa für Typen jener Urmenschen hält, die in der Entwickelungsreihe vom Affen zum Menschen soeben jenen Grenzpunkt beider Formen überschritten hätten und auf der niedersten Stufe der Menschheit angelangt wären. Die Sache dürfte sich vielmehr umgekehrt verhalten. Es ergibt sich nämlich aus der Betrachtung der Sprache des Australiers, daß dieselbe in vielen Punkten eine auffallende Uebereinstimmung mit den Sprachen der nicht-arischen Völker Vorderindiens (z. B. der Tamulen) zeigt, und es ist demnach, wie auch aus andern Gründen, die wir bei anderer Gelegenheit weiter auszuführen gedenken, höchst wahrscheinlich, daß die Australier über die hinterindische Inselwelt in ihren jetzigen Continent eingewandert, dort aber infolge der Unwirthlichkeit des Landes, in welches sie gerathen, von einer höhern Stufe der Civilisation, die in Spuren bei ihnen noch nachzuweisen ist, bis zu ihrem jetzigen Zustande herabgekommen sind. Zweitens möchten wir Vogt ersuchen, des Kapitäns Grey „Journal of discoveries" sich einmal anzusehen, um ein wahres Bild von den sittlichen Zuständen jener Horden zu gewinnen. Er wird daraus lernen, daß nicht wie bei den Brehm'schen Affenfamilien einfach das Gesetz des Stärkern herrscht, sondern daß sie eine Reihe complicirter Anordnungen in Betreff der Verheirathung und der Constitution der Gesellschaft besitzen. Mit einem Wort: sie, wie alle Stämme, die die weite Erde bewohnen, stehen unter dem Einfluß der Sitte, sind geschichtliche Wesen, deren Zustände und Anschauungen von denen vorausgegangener Generationen abhängen, Wesen, die einer Entwickelung aus sich heraus fähig sind, was wir von den Geschlechtern der Affen wenigstens so lange leugnen werden, bis durch eine geschichtliche Betrachtung das Gegentheil erwiesen ist.

Kehren wir nun zur Frage nach dem einheitlichen Ursprunge des Menschengeschlechts zurück, so glauben wir, daß auch hier die blos anatomische und physiologische Untersuchung uns stets im Stiche lassen wird, und daß nur die Linguistik, die Vergleichung der Sprachen, uns hier einigermaßen sicher führen kann. Ehe aber solche

Untersuchungen mit Nutzen werden angestellt werden können, bedarf es noch der Zusammenbringung eines weit größern Sprachmaterials, als worüber wir jetzt zu gebieten haben. Wir wollen nur darauf hinweisen, daß es einem der größten Linguisten unserer Zeit, dem göttinger Ewald, gelungen ist, einen ursprünglichen Zusammenhang dreier der größten Sprachstämme, des Indoeuropäischen, Semitischen und Turanischen, welche, worauf großes Gewicht zu legen, zwei Menschenrassen, die kaukasische und mongolische, umfassen, wenigstens in hohem Grade wahrscheinlich zu machen.

Wäre es aber auch nicht möglich, alle Sprachen der Erde auf eine ursprüngliche Einheit ihrer Wurzeln und ihres grammatischen Baues zurückzuführen, so ist es sicher schon der Besitz der Sprache als solcher, durch die das Gedachte immer in eine Reihe von relativ selbständigen Einzelvorstellungen und deren Beziehungen zueinander aufgelöst wird, welcher eine feste Trennung des Menschen vom Thiere begründet, und wir stimmen in diesem Falle mit Pott („Von der Ungleichheit der menschlichen Rassen", S. 243) überein: wenn man von theologischer Seite fürchte, durch die ursprüngliche Sprachverschiedenheit, welche die Linguistik (wie Pott meint) nothwendig annehmen müsse, die Ursprungseinheit des Menschengeschlechts zu verlieren, so gebe vielmehr die Sprachforschung der Theologie den Menschen unverkürzt und ungeschwächt in seiner geistigen Einheit zurück, vor welcher doch die fleischliche Stammeseinheit als die unwichtigere erbleichen müsse.

Wir wenden uns zum letzten Theile des Buchs (achte bis sechzehnte Vorlesung), in welchem Vogt die Stellung des Menschen in der Geschichte der Erde behandelt. Er weist zuerst überzeugend nach, daß der Mensch nicht in der jüngsten Erdperiode entstanden sei, sondern daß entschiedene menschliche Reste schon im Alluvium, ja in den obern tertiären Schichten vorkommen und, was ein Punkt von großer Bedeutung ist, daß diese ältesten Reste schon charakteristische Rassenverschiedenheiten aufzeigen, worin wir ihm vollkommen beistimmen. Wenn er aber dann weiter behauptet, daß die gegenwärtigen Rassen auf der Erde in ihrem Habitus durchaus constant seien und weder durch Klima, Nahrung, Kleidung, noch durch höhern oder niedern Grad der Civilisation irgendwelche nennenswerthe Veränderung in ihrem körperlichen Habitus erleiden, daß mithin ihre Getrenntheit eine ursprüngliche sein müsse, so scheint uns das mehr behauptet als erwiesen zu sein. Je schwieriger es ist, in dieser Frage zu einem bestimmten Resultat zu gelangen, weil unsere hierauf gerichteten Beobachtungen eine zu geringe Zeit umfassen, desto vorsichtiger sollte man dabei zu Werke gehen; daß indessen die Neger Nordamerikas unter dem Einflusse der Cultur auch körperlich sich wesentlich geändert haben, scheint aus den von dem leider zu früh gestorbenen gründlichen Forscher Waitz („Anthropologie der Naturvölker") gesammelten Daten mit großer Wahrscheinlichkeit hervorzugehen. Kann demnach der Neger aus dem Zustande körperlicher Versunkenheit sich unter dem Einfluß der Cultur und veränderten Klimas zu höhern Körperformen heraufarbeiten, so sehen wir nicht ein, was der Annahme entgegenstehen sollte, daß er durch das Spiel entgegengesetzter Ursachen im Laufe der Jahrtausende von einem höhern Standpunkte herabgesunken sei.

Gleicherweise verhält es sich mit der Behauptung, daß die einzelnen Menschenrassen, für bestimmte Localitäten geschaffen, nicht über die ganze Erde hin sich ausdehnen könnten. Wenn wir Neger in Canada finden, die daselbst bei einer mittlern Wintertemperatur von — 10° R. vollständig gedeihen, so sehen wir nicht ein, weshalb sie nicht auch im hohen Norden der Erde sollten fortkommen können. Und wenn man behauptet, der Europäer müsse in den Tropen zu Grunde gehen, so beachtet man bei den dafür zum Beweise angeführten Beobachtungen nicht, daß in den Fällen, wo eine Acclimatisation der Europäer in der heißen Zone nicht gelang, die betreffenden Individuen die nur für unsere Zone passende Nahrungs- und Bekleidungsweise in der neuen Heimat beibehalten wollten. Je mehr Selbst- und Heimatsgefühl eine Nation hat, desto schwerer wird es ihr daher werden, im fremden Lande die Sitten der Heimat aufzugeben und sich zu acclimatisiren. So ist es z. B. bei den Engländern in Westindien der Fall gewesen, während die indolentern Portugiesen sich selbst in den heißen Küstenstrichen Brasiliens recht wohl acclimatisirt haben. Fallen somit alle diese Voraussetzungen, so können wir auch in physischer Beziehung an einer ursprünglichen Einheit des Menschengeschlechts festhalten und müssen jene alten Schädel, die schon so charakteristische Rassenunterschiede zeigen, in eine Zeit setzen, wo die Differenzirung der ursprünglichen Einheit sich schon vollzogen hatte.

Wir brauchen also keineswegs unserm Verfasser auf seinem Wege zu folgen, wenn er behauptet, daß jene ursprüngliche Vielgestaltigkeit des Menschen aus ebenso viel menschenähnlichen Affenarten sich entwickelt habe. Es stimmt nämlich Vogt zwar den niederländischen Forschern Schröder, van der Kolk und Vrolik bei, welche darauf aufmerksam machen, daß der Kopf des Menschen dem jener kleinen Affen entspreche, welche sich um die Rollaffen und Uistitis gruppiren, seine Hand der des Schimpanse, sein Skelet dem des Siamang, sein Gehirn dem des Orang, sein Fuß dem des Gorill. Während aber die ebengenannten Gelehrten daraus den Schluß ziehen, daß es wenig glaubhaft sei, daß aus den Formen fünf verschiedener Affen, worunter einer aus Amerika, zwei aus Afrika, einer aus Borneo, einer aus Sumatra, sich die Menschengestalt entwickelt habe, meint unser Verfasser vielmehr, daß, wenn an verschiedenen Orten der Erde menschenähnliche Affen aus verschiedenen Stammbäumen entstehen können, nicht abzusehen sei, warum diesen verschiedenen Stammbäumen die weitere Entwickelung zum Menschen versagt und nur einer bevorzugt sein solle; kurz, er sehe nicht ein, warum nicht aus amerikanischen Affen amerikanische Menschenarten, aus afrikanischen Affen Neger, aus asiatischen Affen vielleicht Australneger sich sollten herleiten können! Diese Entwickelung soll dann im Sinne der Darwin'schen Lehre erfolgt sein. Hätten

wir nur eine Ahnung davon, wie „im Kampfe ums Dasein“ der Affe plötzlich oder allmählich artikulirt zu reden anfing und die Begriffe von Eigenthum, Sitte, Gott, die keiner Nation fehlen, sich in ihm entwickelten, und ferner, weshalb, während ein Theil der Affen sich zu Menschen entwickelte, ein anderer Theil jener menschenähnlichen Affen auf der Stufe des Affenthums zurückblieb und seit Jahrtausenden keinen Schritt weiter vorwärts machte?

Um noch ein paar Worte über die Darstellung des Verfassers zu sagen, so könnte ihre Frische und Lebendigkeit uns wol zusagen, wenn nicht ein überall selbstgefällig hervortretender Cynismus uns tief verwundete. Wir haben davon schon einige Beispiele mitgetheilt, wollen aber zur Charakteristik noch ein paar hinzufügen. Wir lesen (I, 163):

Auf dem Gesammtgebiet Amerikas mag es gewiß kein so weit gespaltenes Wurstmaul mit aufgeworfenen Lippen geben, selbst unter den Botokuden nicht, als Dahlmann selig bei Lebzeiten mit sich herumtrug.

Ferner (I, 152):

Den Affentypus im Menschen verherrlicht die fromme Malerschule der byzantinischen Zeit und unserer jetzigen Nazarener, welche ihre Heilande und Madonnen nebst dem übrigen Hofstaate von Heiligen mit langen, schmalen Affenhänden und Füßen und wahren Orang-Utangbecken ausstattet, die allerdings schon um deswillen die unbefleckte Jungfrauschaft garantiren, weil kein menschlicher Kindskopf durch sie hindurchgehen könnte.

Ferner (II, 252):

Der Glaube hat es am wohlfeilsten; er läßt sich meist auf Grund irgendeiner alten Scharteke irgendein System aufbürden, das noch obenein mit einem Wechsel, auf ein unbekanntes Jenseits gezogen, vergesellschaftet ist, und dabei hat es sein Bewenden.

Wir meinen, es sei das Zeichen eines Gebildeten, über das, was andern heilig ist, wenigstens in anständigen Ausdrücken zu sprechen, wenn einmal davon gesprochen werden muß. Vogt zieht aber aus Lust am Hohn diese Dinge bei den Haaren herbei. Ob auch zur Veredlung und Fortbildung der Bewohner des Cantons Neuenburg, die, wie Vogt uns mit Befriedigung mittheilt, ihre Kirchen für seine Vorträge einräumten?

Hermann Guthe.

Neue Erzählungen und Romane.

Haben sich die Romane und Novellen, welche meiner diesmaligen Besprechung überwiesen wurden, trotz der vollkommensten Charakterverschiedenheit, den weiten Weg von Leipzig bis zu meinem Schreibtische im Bücherballen selbander ruhig gefallen lassen, so soll, was Mercur verbunden, Minerva nicht lösen. Sind ja doch alle diese Geistesproducte in einem gemeinsamen Ziele verbunden: nach besten Kräften und Einsichten das Beste zu wollen und zu erstreben.

1. Tragische Erlebnisse von Theobald Kerner. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1864. 8. 25 Ngr.

„Dem Manne, an dem die deutsche Geduld zuerst ausging“ — mit dieser Inschrift wünscht Theobald Kerner seinen einstmaligen Grabstein geschmückt, wenn seinen Lesern „bei dem vielen Außerordentlichen, mitunter Schrecklichen, das ihm in letzter Zeit begegnet sei, wie er in diesem Büchlein wahrheitsgetreu berichte“, eben die Geduld aufhören sollte. Somit bekennt der Verfasser der „Tragischen Erlebnisse“ die in Deutschland zur fixen Idee und zum Aberglauben gewordene Meinung, daß das deutsche Volk die allergeduldigste Menschengattung der erschaffenen Welt sei und demgemäß ob dieser seiner Eigenthümlichkeit nicht genugsam verspottet und verhöhnt werden könne. Inzwischen lehrt ein unbefangener Blick in die Geschichte, daß es Völker gab und gibt, die in dieser Beziehung eher mehr denn weniger als die Söhne Teut's leisten, und in neuerer Zeit und neuester Zeit haben wir Deutsche so enorme Fortschritte in dem Gegentheile der Geduld gemacht, daß wir bei andern Nationen nicht mit Unrecht in den Ruf des alleraufgeregtesten, unruhigsten, ungeduldigsten Volks gekommen sind. Wir wollen so erschrecklich viel auf einmal, wir fragen bei unsern Wünschen so gar nicht nach dem Möglichen und Erreichbaren, wir setzen uns so seiltänzermäßig über alles und jedes historische Recht, über jede geschichtliche Thatsache hinweg, wir verlieren vor lauter Projecten und Projectchen beim kleinsten Hindernisse immer gleich so gründlich die Geduld, daß wir eben aus Mangel an Geduld zu gar keinem praktischen und greifbaren Resultate gelangen, weil die Ungeduld nur unreife Experimente erzeugt, während alle großen, der Menschheit zu wahrem Heile gereichenden Errungenschaften eine Frucht der Geduld sind. Ist sonach dem deutschen Volke das Ausgehen der Geduld den großen nationalen Bestrebungen gegenüber ganz und gar nicht zu wünschen, so gibt es doch ein Feld, wo es allerdings eine zu verwerflicher Schwäche ausgeartete Geduld entfaltet: ich meine die indifferente Duldsamkeit, mit welcher das deutsche Publikum die Legion schlechter Poeten und Literaten verwöhnt und hätschelt, die sich auf dem deutschen Parnasse herumtreiben und welche nichts sind als die unerquickliche Frucht eines erschlafften und erschlaffenden Geschmacks in künstlerischen und literarischen Dingen.

Unter jene unbefugten Poeten auch den Verfasser der „Tragischen Erlebnisse“ zu rechnen, wird niemand umhin können, der von der Dichtung Weihe des Genius, künstlerische Form und edle Natur verlangt. Die acht „außerordentlichen und schrecklichen“ Geschichten Theobald Kerner's bemühen sich, in E. T. A. Hoffmann'scher und Jean Paul'scher Weise das Wunderbarste und Unerhörteste zu jeder beliebigen Werkelstunde und auf dem Boden der einfachsten Alltagsverhältnisse geschehen zu lassen und das Grauenhafteste mit den bunten Fähnchen des Scherzes und der Satire zu behängen, wie etwa der gehetzte Stier des spanischen Torils die Flittern und Schwärmer der Campeadores und Banderilleros auf der blutbedeckten Haut sitzen hat. Den Meistern ist dabei eben nur das Spucken und Räuspern abgesehen, und im übrigen die allergewöhnlichste Leihbibliothekserzählerei zu Tage gefördert worden mit einer so großen Geschmacklosigkeit, daß einzelne Situationen geradezu widerlich und ekelerregend wirken. Man denke sich einen Kerl, der sich seinen Regenschirm „klystierspritzenartig applicirt“ (ipsissima verba!), sich im Leibe den Schirm aufspannt und so mit einer neuen Todesart verendet; man vergegenwärtige sich einen dicken Landpfarrer schlummernd im Knochenarme einer klapperdürren alten Waldhexe, die ihn lüstern küßt — welche abscheulichen Bilder! Und andererseits wieder diese krankhafte Sucht, vom Hundertsten ins Tausendste zu gerathen, durch allerhand ungeheuerliche Abschweifungen humoristisch wirken zu wollen: als ob nicht diese eclatanten Absichtlichkeiten sofort jede humoristische Stimmung vernichten! Die Geschichten vom „Bösen Auge“ und vom „Kreuzschnitte über den Kopf“ leisten in dieser Beziehung das Möglichste. Dabei ist der Stil schwerfällig und hausbacken, und die eingeflochtenen Verse sind weder nach Inhalt noch nach Form ein wenig mehr als höchst mittelmäßig.

2. Novellen von Friedrich Wilibald Wulff. Erster Band. Dresden, Kuntze. 1864. 8. 1 Thlr.

Auch dieser Autor füttert seine Leser mit Ungeheuerlichkeiten aller Art. In „Aus den Erinnerungen eines alten Soldaten“ werden entsetzliche, alles menschliche Gefühl im Tiefsten verletzende Grauenscenen zwischen Vater und Sohn zum besten gegeben, indem der Verfasser einen preußischen General vom Un-

heilsjahre 1806 seinen Sohn, welcher wie der Vater preußischer Offizier ist und gröbliche Feigheit an den Tag gelegt hat, zum Duell mit dem eigenen Erzeuger zwingen läßt, bis der entehrte Sprößling sich selbst den Tod gibt. Liegt dieser Geschichte eine wirkliche Begebenheit zu Grunde, so durfte der Erzähler der „Novellen“, von welchem man künstlerische Producte zu erwarten berechtigt ist, das Gräßliche nicht in seiner widerlichen Nacktheit und Unnatürlichkeit behandeln; er mußte seinen Stoff vielmehr veredeln und vor allem vermenschlichen; so wie er ihn seinen Lesern vorlegt, ist es nichts als eine ganz banale Mordgeschichte, die höchstens in Wachtstuben mit Behagen genossen werden möchte. Ebenso wenig vermag „Der Heidehof“ zu befriedigen. Unser Schill erscheint in dieser Erzählung als Theilnehmer eines ebenso sinn- wie zwecklosen Kampfs, in welchem ein Heidebauer sich als Vertheidiger seines Hofs mit einer übermächtigen Franzosenschar einläßt. Zuletzt besorgen Brand, Blut und Leichenhügel die nöthige Staffage solcher Grauenbilder, und nur ein günstiges Ungefähr rettet das Leben des wackern Schill, dessen zweimaliger glücklicher Herabsturz in Keller- und Moorgrund einen — mögen es die Manen des edeln Helden verzeihen! — fast komischen Eindruck hinterläßt. So leicht macht man sich das Novellenschreiben und glaubt, daß, wenn man irgendeine ganz gewöhnliche Geschichte mit einigen populären historischen Namen aufgeputzt hat, damit die Hauptarbeit glücklich geschehen sei. Dieser Misbrauch der geschichtlichen Thatsachen und Persönlichkeiten und dieser Mangel an Achtung vor der Geschichte an sich hat in neuester Zeit eine bedenkliche Höhe und Ausbreitung erreicht. Die Masse verfängt sich sozusagen an dem hellen Klang der Namen, welche als silberne Glocken um den literarischen Schwindel herumhängen, und hierin liegt der Grund, weshalb diese Armseligkeiten so viel Leser und so viel Absatz finden. Prüft man nach dem Maßstabe der Kunst unsere modernen Romane und Novellen historischer Gattung, so bleiben nur wenige als echtes Gold bestehen, während die Mehrzahl jener bequemen Schlaudermanier angehört, welche in den soeben besprochenen Novellen vertreten ist. Und nicht nur im Gebiete der Erzählung hat sich diese Misère eingebürgert, auch im Drama faßt sie üppig Wurzel, die Gattung der „vaterländischen Schau- und Lustspiele“, welche aus der jetzt herrschenden Tagespolitik Kapital machen und ihre Helden, auch wenn sie ellenlange Zöpfe und wolkenartige Alongen tragen, sprechen lassen, als ob sie auf der Tribüne irgendeiner unserer zweiten Kammern geboren wären. Das Geschlecht der „historischen Posse“ macht auf unsern Bühnen immer neuen Effect, und zwar um so größern, je mehr Geschichte und Wahrheit dabei am Narrenseile herumgeführt werden. Die verwerfliche Sucht, um jeden Preis Succeß zu erreichen und Geld zu gewinnen, hat diese krankhafte Literatur großgesäugt, und es ist endlich an der Zeit, daß der Stab über jene ungesunde Richtung gründlich gebrochen wird, welcher an dieser Stelle nur im Vorübergehen das Urtheil gesprochen werden kann.

Nach dieser nicht ungerechtfertigten Abschwenkung muß, um den „Novellen“ Wulff's nichts Billiges zu versagen, schließlich anerkannt werden, daß die zweite Erzählung des vorliegenden Bandes: „Der Namenlose“, zwar auch von einer gewissen Hinneigung zum Düstern und zum Manierirten nicht freizusprechen ist, hingegen in Bezug auf Charakteristik, Stil, Behandlung und Motivirung Zeugniß ablegt, daß der Autor, wenn er seine künstlerische Aufgabe tiefer und ernster fassen wollte, im Gebiete der Erzählung immerhin Lobenswerthes zu produciren im Stande sein möchte. Die Thatsache, daß der Zauber der Musik die außerordentlichsten Wirkungen auf das menschliche Gemüth auszuüben vermag, ist zwar schon oft behandelt, von der in Rede stehenden Novelle aber in eigenartiger Weise gestaltet worden, sodaß sich das specifisch süditalische Wesen darin mit sehr glücklichem Takte geschildert findet. Die Beschreibung des Rosenfestes muß recht anmuthig genannt werden und die wilden Scenen in den Ruinen sind frisch und lebendig geschrieben. Auf diesem Wege möge der Verfasser weiter wandeln und den prosaisch klingenden, in Sachen der Kunst doch aber unentbehrlichen Satz wol beherzigen: „Ne quid nimis!“ und „Est modus in rebus, sunt certi denique fines!“

8. Soll und Ist. Bilder aus Schwindelperiode der letzten Jahre. Von Julius Muet. Vier Bände. Hannover, Rümpler. 1864. 8. 5 Thlr.

Die tiefeingreifende und weitreichende Bedeutung der beiden kleinen Worte „Soll und Ist“ im bürgerlichen Leben an den Geschicken verschiedenartigster Persönlichkeiten und Existenzen dichterisch zu schildern, ist die nicht leichte Aufgabe, welche sich der Verfasser dieses Romans gestellt hat, und um des Ernstes willen, mit welchem er sein Ziel zu erreichen strebt, sei eine eingehendere Betrachtung seiner Arbeit gestattet. Gleich der Beginn der Erzählung führt charakteristisch mitten in das unheimliche Treiben hinein, welches diese „Bilder“ aus der „Schwindelperiode der letzten Jahre“ darstellen, und zeigt ein unglückliches Opfer des Agenten Schorbach zu Breslau, welcher dazu bestimmt ist, im Verein mit seinem Buchhalter Zametz jene gaunerische Agentie zu verlebendigen, welche blutsaugerisch am Marke der Gesellschaft zehrt und, vom Ruine anderer lebend, jahraus jahrein am Baum der bürgerlichen Wohlfahrt rüttelt und bohrt.

Indem der Verfasser sein Buch mit diesem düstern Tableau beginnt, fixirt er damit sofort den Grundcharakter des Romans, welcher sich nicht mit den Lichtseiten des menschlichen Lebens, sondern mit einem wesentlichen Theile der unheilvollsten Schäden und Gebrechen desselben befaßt. Die rasche, scheinbar ganz unvermittelte Wendung, mit welcher sich die Erzählung von Schorbach's finsterm Seelenverkäuferbureau in das waldesduftige romantische Schloß Styrum des steinreichen Commerzienraths Kleedorn versetzt, könnte fast glauben lassen, der Autor habe in der Schorbach'schen Hölle sich gleichsam mit dem Teufel abgefunden und führe sein Werk fortab nur noch mit Elfen und Feen weiter; allein hinter dem lieblichen Kinderfeste zu Styrum, welches hier Kleedorn zur Einweihung des neuen Schlosses seinen Kindern und deren Gespielinnen aus dem Erziehungsinstitut gibt, lauert ein tückischer Dämon, der, solange das heitere Lachen der fröhlichen Mädchen erschallt, sich aus seinem Versteck nicht hervorwagt, sofort aber den Herrn Commerzienrath beim Ohre zupft, als derselbe einsam und verlassen die prächtigen Gemächer seines neuen Schlosses durchschreitet. Herr Kleedorn ist, was man einen glücklichen Menschen nennt; zwar hat ihm, dem gemüthvollen Mann, der Tod seiner Gattin unheilbare Wunden geschlagen; allein von seinen drei Töchtern ist die eine an einen braven und wohlhabenden Fabrikanten verheirathet, die beiden andern, erblühende Jungfrauen, berechtigen zu den schönsten Hoffnungen, und ein Sohn, nach des Vaters Schätzung vielversprechend, bereitet sich in London zu großen kaufmännischen Unternehmungen vor, während ein glänzendes und solides Vermögen dem Commerzienrath gestattet, seinen gutherzigen und menschenfreundlichen Tendenzen zu leben und von seinen früher emsig, doch durchaus loyal betriebenen Geschäften auszuruhen. Aber das Ausruhen hatte der alte Herr nun eben satt und sehnte sich mit krankhafter Erregtheit nach neuer großartiger Thätigkeit. Dem Herrn Major und Rittergutsbesitzer von Penzien auf Borawa im Posenschen war es vorbehalten, ganz unbewußterweise diesem unbesieglichen Drange des Herrn Kleedorn Befriedigung zu gewähren. Beschauen wir diesen Herrn von Penzien etwas näher: er ist eine ganz köstliche, unmittelbar nach dem Leben geschilderte Persönlichkeit. Wegen einer nicht gerade ehrenrührigen, immer aber etwas bedenklichen Affaire aus dem Kriegsdienste mit guter Manier entlassen, hatte er, ziemlich pauvre diable, eine polnische Gräfin und mit ihr das kleine posensche Rittergut Borawa geheirathet. Polnische Prätension einerseits und garnisonmäßige Nonchalance andererseits bringen denn ein Stückchen Wirthschaft zu Stande, als deren echtes Früchtchen Fräulein Hedwig von Penzien sich darstellt und als deren schließliches Ende der

vollständige finanzielle Ruin der ganzen Familie hervorbricht, nachdem der fast schon geglückte Versuch, in dem reichen westfälischen Freiherrn von Eggenhorst für Hedwig eine glänzende Partie zu gewinnen, in letzter Stunde gescheitert war. Durch die zweifelhafte Aushülfe des Herrn Agenten Schorbach vermochte sich zwar Herr von Penzien immer wieder etwas zu restituiren; allein seine Ehre und sein Ansehen gingen dabei fast gänzlich verloren, und er würde vollständig an den Bettelstab gekommen sein, wenn ihm nicht sein Bruder einige Eisensteinfelder in Oberschlesien hinterlassen hätte. Mit diesen von ihm selbst für nichts geachteten Realitäten erkaufte Herr von Penzien von dem Hause Immelsohn und Comp. Schweigen über einen seine eigene Ehre schwer gravirenden Geschäftsfall, und die Herren Immelsohn beuteten den auf diese Weise spottbillig erworbenen Grundbesitz so glücklich aus, daß infolge der erregten Stimmung unserer Tage für großartige Actienunternehmungen sehr bald die „Silesia, Verein für Bergbau und Hüttenbetrieb zu Gornin" zu Stande kam. Herr von Penzien wurde Mitdirector des Unternehmens und an die Spitze desselben trat mit bedeutender Kapitalzeichnung und Verwendung der Commerzienrath Kleedorn, über und über beglückt, endlich wieder zu großartiger Geschäftsthätigkeit gelangt zu sein. Bedauernswerthes Opfer des Schwindels und der Gaunerei höhern Stils! Wo du in deiner gutgearteten Seele die Hand von Ehrenmännern zu drücken wähntest, fütterte man deine Arglosigkeit mit wohlübertünchter List und Lüge und mästete sich mit deiner Arbeit und deinen Schätzen!

Mit eingehender Schärfe, trefflicher Motivirung und ungemein lebendiger Darstellung hat der Autor veranschaulicht, wie ein Hunderttausend nach dem andern vom Kleedorn'schen Vermögen in den Abgrund einer Unternehmung stürzt, die, obgleich an sich wohlangethan zu spätern reichen Erträgnissen, dennoch infolge der gaunerischen Agentur- und Bankierwirthschaft, der Ungunst der augenblicklichen Constellationen und der listigen Manipulationen eines verschmitzten Spitzbuben den ehrenwerthen und intelligenten Haupt-Entreprenere und Oberleiter vollkommen verdirbt und vernichtet. Kleedorn wurde fast Bettler und muß in diesem schweren Unglück seinen Sohn als einen charakterlosen Faulenzer erkennen, seine Lieblingstochter Emilie in glühender Leidenschaft an ein unwürdiges, den untersten Ständen angehörendes Individuum, Paul Essenberg, gefesselt sehen. Krank und fast verzweifelnd wäre das Opfer des Actienschwindels im ungewohnten Elende gänzlich zu Grunde gegangen, wenn sich der Vater von Kleedorn's Schwiegersohn, ein anscheinend harter und karger, allem Actienwesen grundfeindlicher Mann, nicht seiner angenommen und wenn Emiliens Geliebter, in einen vermögenden Geschäftsmann umgewandelt, das Mädchen nicht schließlich geheirathet hätte. Auch die zweite Tochter Kleedorn's fand in einem braven jungen Manne einen trefflichen Gatten, welchen ihres Vaters Güte erzogen und zu einem tüchtigen Menschen herangebildet hatte. Gehoben durch diese günstigere Wendung seines Geschicks, konnte der Commerzienrath mit Freuden sehen, daß sein Sohn, durch das Unglück bekehrt, mehr und mehr ein brauchbarer solider Kaufmann wurde, und so fühlte er sich wieder im Vollbesitze seiner geistigen Kraft, als die Freudennachricht einging, daß die „Silesia" die Stürme und Klippen glücklich überwunden habe, daß man einsehe, nur den trefflichen Maßnahmen und der unendlichen Mühwaltung Kleedorn's sei der neue Aufschwung des Unternehmens zu danken, und daß die Generalversammlung der Actionäre einstimmig den Commerzienrath zum unumschränkten Oberleiter der Unternehmung wiedergewählt hätte.

Inzwischen waren im Personale des vorliegenden Romans, soweit dasselbe bis zum Schlusse handelnd eingreift, wesentliche Aenderungen vorgegangen; Herr von Penzien hatte nach endlich erfolgter Subhastirung seines Guts im Directoratshause der „Silesia" seine Mitdirectorwohnung bezogen und war, nachdem seine Tochter Hedwig jenen Schorbach'schen Buchhalter Jametz, jetzigen Kassirer der „Silesia", der wesentlich zum Sturze Kleedorn's mitgewirkt, geheirathet hatte, infolge des allzu häufigen Genusses der Spirituosen vom Schlage tödlich getroffen worden. Wiedereingeführt in alle seine Ehren, im erneueten Besitze seines kolossalen Vermögens und im Hinblick auf das Glück seiner Kinder durfte Kleedorn in der That mit freudigem und dankerfülltem Herzen ein neues schönes Leben mit den Worten beginnen: „Restituit in integrum! Gottes Fügung! Ihm sei Preis und Dank!"

Wenn gründlichste Kenntniß des Gebiets und der Zustände, in welchen sein Roman sich bewegt, wenn consequente Durchführung eines festen Plans, wenn Sorgfalt und Sauberkeit in lebenstreuer Schilderung der Charaktere und eine leidenschaftslose besonnene Ruhe in Behandlung des Ganzen wie des Details höchst lobenswürdige Vorzügeseines Romanschriftstellers sind — und sie sind dies in der That — dann verdient der Verfasser von „Soll und Ist" in dieser Beziehung volle und ungeschmälerte Anerkennung. Denn er beherrscht seinen Stoff durchaus, irrt nie vom einmal eingeschlagenen Pfade ab, schafft seine Menschen unmittelbar aus der gegenwärtigsten Welt heraus und erhält sich unabhängig von Stimmungen wie von vorgefaßten Meinungen; allein indem er nur wahr sein und nur schildern will, was wirklich geschieht und geschehen ist, macht seine Erzählung mehr den Eindruck eines Stückes Zeit- und Sittengeschichte als einer dichterischen Arbeit, und, da er durch die Art des Stoffs genöthigt ist, vielfach in Berechnungen, Calculen, kaufmännischen Beurtheilungen u. s. w. sich zu ergehen, so wird dadurch ein referatmäßiges, die Handlung aufhaltendes Element im Romane so breit und mächtig, daß die künstlerische Haltung und Behandlung des Ganzen dagegen viel zu sehr zurücktritt und man einen Docenten der Handelswissenschaften oder einen Decernenten im industriellen Departement, nicht aber den schaffenden Poeten zu hören glaubt. Auch hat sich dadurch eine gewisse trockene Prosa, ein hausbackener materieller Ton eingeschlichen, welche dichterischen Schwung nicht recht aufkommen lassen und den Eindruck, welchen das Ganze hinterläßt, zu einem mehr lehrhaften als kunstgemäßen gestalten. Daß diese im Stoffe liegenden Uebelstände nicht noch störender einwirken, ja daß sie nicht das gesammte Detail beherrschen, ist bei der grundmateriellen Wahrheit der geschilderten Verhältnisse ein Beweis für das Talent des Verfassers, der seinem eisernen Stoffe immerhin noch so viel zartere Klänge abgewonnen hat, um im edlern Sinne für ihn zu interessiren. Leider ist der Ernst, mit welchem die Arbeit der Tendenz und der fleißigen Durchführung nach ins Werk gesetzt worden ist, nicht ohne Züge literarischer und ethischer Frivolität verblieben, welche mit dem fast religiösen Ton der Schlußworte Kleedorn's und des Autors unangenehm contrastiren. Wie kann z. B. ein Subject gleich Paul Essenberg, den der Verfasser selbst einen innerlich schlechten Menschen nennt und welchen er Handlungen der abscheulichsten und verwerflichsten Art begehen läßt, schließlich als „Ehrenmann" herausgestellt werden, ohne daß eine tiefgreifende und glaubhafte innere Umwandlung sich mit ihm und an ihm vollzogen hat? Und ist es ferner nicht leichtfertig, ich meine gegenüber der Tendenz des Ganzen, daß der eine durch dasselbe Motiv glücklich wird, durch welches der andere fällt, wenn, wie hier, dies Motiv als ein verwerfliches erscheint und der also Beglückte den schließlichen Eindruck eines trefflichen Menschen machen soll? Endlich ist es weder moralisch noch poetisch gerechtfertigt, daß ein zuletzt sich als ganz achtbar darstellendes Mädchen wie Hedwig von Penzien, einem so durch und durch schlechten, perfiden und gemeinen Menschen wie Jametz als Gattin überliefert wird; sie wäre des jungen Kleedorn würdig geworden und es hätte in dieser Verbindung kein Aergerniß, wol aber eine nach menschlichem und poetischem Rechte begründete Versöhnung gelegen. Subjecte wie Essenberg und Jametz können nur stören, nie aufbauen und Friede geben. Und da ich hiemit ins Persönliche gerathen bin, so sei gleich noch eine Personalfrage aufgeworfen: Warum entledigt sich der Autor so rasch und so plötzlich ohne jeden genügenden Grund des so wohlgelungenen Reichsfreiherrn von Eggenhorst? Ist es schon von vornherein ein ganz entschiedener Feh-

ler, einen bald verschwindenden Charakter so bedeutsam und gewichtig in den Vordergrund der Handlung zu rücken, daß man nicht umhin kann, sich lebhaft und dauernd für denselben zu interessiren, so vergrößert sich dieser Fehler im vorliegenden Falle, weil es den fernern Entwickelungsperioden des Romans an solchen Persönlichkeiten mangelt, welche edlern Sympathien gerecht werden und das Hohe im Menschen schön, wahr und fest verlebendigen. Damit aber beschließen sich die Ausstellungen, welche an „Soll und Ist" zu machen sind. Möge der Autor nicht blind sein gegen die hiermit wohlwollend vermerkten Schwächen seiner Arbeit und an einem weniger widerhaarigen Stoffe das Zutrauen rechtfertigen, welches nach diesem seinem Werke in seine allgemeine romanschriftstellerische Begabung gesetzt werden muß. Im übrigen wäre es dringend zu wünschen, daß sein „Soll und Ist" recht viele Leser fände; denn es enthält Wahrheiten und Mahnungen, die eine tiefe Bedeutung in unserer gesellschaftlichen und geschäftlichen Existenz haben und von deren ernster Berücksichtigung und Befolgung das Glück des Lebens und der Bestand der Familien in mehr als einer Beziehung abhängen.

4. Die neuen Nibelungen. Zeitroman von Ernst Mevert. Vier Bände. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1864. 8. 4 Thlr.

„Die neuen Nibelungen!" Man sieht, daß es Ernst Mevert an einem pikanten Taufnamen seines vierbändigen Kindes nicht hat fehlen lassen. Wie Siegfried einst den nordischen Nibelungen den Nibelungenschatz abgewann, welchen Hagen den Burgundern errang, indem er ihn in des Rheines Tiefen senkte, sodaß dann der Name Nibelungen auf die Burgunder überging, also sollen diese „neuen Nibelungen" auch einen aus alter Zeit überkommenen, versenkten Schatz heben, ersiegen und vertheidigen — den Hort der deutschen Einigkeit und Freiheit. Und wie sich das dichterische Trachten und Ringen und in ihm die sittliche und politische Cultur des Volks aus verschiedenen organisch auf- und zueinander vorbereitenden Phasen entwickelt, so gruppirt sich auch das Streben der „neuen Nibelungen", welches in seinem innersten Kern ein poetisches sein will, unter die verschiedenen Devisen des Märchens und Thierepos (Band 1), der Metamorphose und des Epos (Band 2 und 3), des Romans und des Trauerspiels (Band 4). In der That eine gewaltige weitgreifende Tendenz und eine sinnige Ordnung und Gliederung des Stoffs; in letzterer Beziehung hält der Autor, was er verspricht, in ersterer Beziehung aber erneuert sich die alte Geschichte von dem Mäuschen, welches aus den kreißenden Bergen hervorkroch. Sehen wir indeß der Sisyphusarbeit dieses „Zeitromans" ein wenig länger zu.

Er beginnt sein „Märchen" auf eine ungemein frische und lebendige Weise, indem er mitten in ein walddustiges bergumragtes Thal des Wesergebirgs führt und das eigenthümliche Stück Leben, welches darin zur Erscheinung kommt, höchst charakteristisch und echt poetisch schildert. Die erste knabenhafte Ritterthat Hermann's, des Helden der „Neuen Nibelungen", ist so reizvoll erzählt und athmet eine so ursprüngliche Poesie, daß ich sie geradehin ein kleines Meisterstück nennen möchte. Des Försters Sohn hat nämlich mit Grauen gesehen, wie der abgeschiedene ruhelose Geist der armen Wilhelmine, welche ihr heimlich geborenes Kindlein im Wahnsinn umgebracht hatte, sich vergeblich abquälte, mit einem bodenlosen Eimer den tiefen Waldmorast auszuschöpfen. Zu so endloser Pein war die Unglückselige im Tode verdammt. Der jugendlichen, von irrenden Rittern und verwunschenen Prinzessinnen angefüllten Phantasie Hermann's schwebt immer und immer die beklagenswerthe Verdammte vor. Wie gern möchte er der Ritter sein, der diese Verwünschung löste. Nach langem Grübeln findet er endlich wie einstmals der edle Junker von La Mancha ein köstliches Mittel: es darf ja nur ein Boden zu dem bodenlosen Eimer an den Kolk gelegt werden, den wird sie finden und wird — in einem Jahre, hat der Großvater gesagt, lasse der Pfuhl sich ausschöpfen — binnen 12 Monaten ihre Buße vollzogen und ihre Pein glücklich überstanden haben. Die Kameraden jubeln Beifall und so schreitet man zur Ausführung des ritterlichen Vorhabens. Während die Befreier mit heimlichem Grauen dem düstern und gespenstigen Orte ihrer ersten Ruhmesthat zuwandeln, erdröhnt das Dörfchen vom Ach und Weh der Mägde, welche die Zieheimer in den Brunnen vergeblich in Bewegung setzen; denn alle haben Boden für den bodenlosen Eimer der armen Wilhelmine hergeben müssen. Glücklich gelangen die jungen Ritter an den Kolk, bestehen ein Abenteuer mit einer wilden Bache, vollziehen glorreich ihre rettende That und schlummern endlich tief ermüdet ein, in holdseligen Träumen den sonnigen Tag gründlich verschlafend. Inzwischen fängt man im Dorfe an zu sorgen um die verschwundenen Knaben. In hellen Haufen bricht man auf, die Vermißten zu suchen, und trägt sie endlich im Triumphe heim.

Das war der modernen Nibelungen erstes Abenteuer und zugleich ein glänzender Beweis für das Erzählertalent des Verfassers: nur schade, daß hiermit das bei weitem Beste des vorliegenden Buchs geboten ist und dasselbe sich von hier ab im fortgesetzten Niedergange befindet. Zwar sind die Gymnasiastenjahre Hermann's und seiner Kameraden noch ziemlich unterhaltend geschrieben und voll von ergötzlichen Zügen — die Person des wohlehrsamen Musikdirectors Angerini vermittelt manchen guten und hübschen Spaß —; allein schon hier beginnen die unkünstlerischen, unklaren und parteigetrübten Tendenzen des Verfassers, der nur ihnen die Vergeudung seiner schönen Talente zuzuschreiben hat, sich verwirrend, zerstreuend und erkältend einzudrängen, und da nun gar der Knabe Hermann als vollkommener romantischer Liebhaber auftritt, so verletzt solch ganz unnöthiges und durchaus unpoetisches Ueberbieten und Treibhausverhunzen der Natur den gesunden Sinn im hohen Grade. Anscheinend hebt sich der Roman wieder zu einiger Originalität und Bedeutsamkeit bei dem Eintritte Hermann's in das Studentenleben: allein der Autor gefällt sich sehr bald darin, das moderne Universitätsleben als so wüst, verworfen und grundprosaisch darzustellen, daß unsere Hochschulen nach diesen Schilderungen nicht Warten und Asyle der Bildung und Humanität, sondern wahre Babel der Verlotterung und Verderbniß sein müßten. Schon die Ausführung dieser Abirrung des Verfassers von der Wahrheit zu Gunsten hypochondrischer, politisch-misvergnügter Verstimmungen, die jeden haltbaren Grundes entbehren und zu künstlerischen Zwecken völlig unfruchtbar sind, wird genügen, um meine vorhin angedeutete Behauptung zu rechtfertigen, daß der Verfasser der „Neuen Nibelungen", obschon zu objectivem Schaffen wohlbefähigt, im vorliegenden Falle seiner subjectiven Richtung und seiner negativen Verbissenheit sein besseres Dichtertheil zum Opfer gebracht hat, und daß die Persönlichkeiten und Begebenheiten dieses Romans nicht an und aus sich selbst kräftige inhaltsvolle Handlungen vollziehen, sondern nur Gefäße sind für phrasenhafte Tendenzlerei. Deshalb machen diejenigen Menschen dieses Buchs, welche der Autor vorzugsweise zu Trägern seiner politischen Phantastereien ausersehen hat, der Held Hermann natürlich vor allen, durchweg den Eindruck von Puppen und Maschinen, und in dem Grade, als die übrigen Charaktere von dieser Grundkrankheit des künstlerischen Plans sich entfernen, wachsen sie zu gesunden und lebenskräftigen Persönlichkeiten empor, denen sich Antheil schenken läßt und welche die ursprüngliche Begabung des Verfassers bezeugen.

Doch zurück zur Geschichte. Hermann's und seiner Genossen Studentenjahre, in welchen der „Nibelungenbund" geschlossen und, von einer Reform der studentischen Verbindungen ausgehend, weitgreifende politische Tendenzen angestrebt werden, umfassen das „Thierepos" und münden durch die „Metamorphose" der achtundvierziger Märzgreuel in das heroische „Epos", in welchem die modernen Nibelungen sich unmittelbar an den Kämpfen der Zeit betheiligen und die ersten schleswig-holsteinischen Feldzüge thätig mit durchfechten, natürlich ja nicht in

Reih und Glied der regulären Armeen (vulgo Tyrannenknechten), sondern unter den deutschen Freischaren jener Tage; denn nur sie waren, nach Mevert, die einzig würdigen und berechtigten Streiter für Deutschlands Ehre.

Auch die Freischarenzüge der modernen Nibelungen, welche einen Theil des zweiten und den ganzen dritten Band vorliegenden Romans ausmachen, bieten manche ganz treffliche Einzelheiten, Züge eines sehr glücklichen Humors und in der Schilderung des Heldentodes, den zwei engverbrüderte deutsche Jünglinge sterben, eine Episode voll tiefster Poesie und erschütternder Tragik. Aber das Einerlei der Kämpfe und Züge, begleitet von einem Raisonnement, das den vollständigen politischen Leierkastenton zum besten gibt, erschlafft denn doch die Kräfte des Autors, und die etwas triviale Liebesgeschichte zwischen Gerhardine und Hermann vermag nicht zu verhindern, daß man den dritten Band gelangweilt fortlegt, um mit der Hoffnung, der Verfasser werde mit frischer Brise in See gehen, den letzten Band des mit dem „Trauerspiele" endenden Romans zu beginnen. Rege Täuschung Die Puppe Hermann kann auch in diesem Bande ihrer Existenz von dem tendenziösen Fädchen nicht los; in einem Gewirre unheimlicher, düsterer und frivoler Familien-, Hof- und Stadtgeschichten, die stark nach Klatsch schmecken, fährt er an seinem unbequemen Leitseile hin und her, um endlich, nachdem ein Haupt- und Mordspectakel, welcher an die finstersten Räubergeschichten unserer Leihbibliotheken erinnert, seiner Geliebten das Leben gekostet hat, in der badischen Revolution sein Hampelmannleben einzubüßen. Wäre in diesen letzten Zuckungen der „Neuen Nibelungen" nicht die vortreffliche lebenswarme Schilderung der Bauernhochzeit zu Krainhagen und der fürstlichen Eberjagd zu Krainburg, so ließe sich darin kaum noch die Spur eines höherbegabten Talents erkennen, und der Rest jeder fernern Beurtheilung müßte Schweigen sein. Alles zusammengerechnet, hat Ernst Mevert eine künstlerisch gänzlich verfehlte Arbeit geliefert, die, unklar in ihren Zielen und in ihrer Behandlung, an die Stelle des objectiven Schaffens eine subjective Caprice setzt und nur durch ihre gelungenen, ja nicht selten glänzenden Einzelheiten über die Gebrechlichkeit und Hinfälligkeit des Ganzen hinwegkommen läßt. Gelingt es diesem Autor, sich aus seiner Einseitigkeit und Parteibenommenheit zu einer freien und beruhigten Meinung und Anschauung emporzuarbeiten, und vermag er es über sich zu gewinnen, seinen Stoff consequent zu beherrschen, statt von ihm beherrscht zu werden, so wird er unzweifelhaft im Bereiche der Erzählung zu höchst erfreulichen Resultaten gelangen; im andern Falle dürfte seine unkünstlerische, weil negative Richtung sein Talent verzehren und ihm kaum etwas anderes übriglassen als den Schmerz um einen vergeudeten Schatz, jenen wahrhaftigen und gottgegebenen Nibelungenhort: die neidenswerthe poetische Schöpferkraft.

5. Jan Blaufink, oder See und Theater. Eine hamburgische Erzählung von Heinrich Smidt. Mit einer Vorgeschichte: Die Komödie des Pfarrers. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1864. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Es ist eine Wohlthat, aus der krankhaft überreizten Welt der „Neuen Nibelungen" in die gesunde Luft zu treten, welche Heinrich Smidt's „Jan Blaufink" athmet. Da sind keine von der Phrase und der Phantasterei hin- und hergezerrte Marionetten, keine galligen und unreifen Raisonnements, womit der anspruchsvolle Roman Ernst Mevert's im Uebermaße ausgerüstet ist, sondern ein frisches, kräftiges Menschenleben entwickelt sich naturgemäß und organisch, in edler objectiver Gestalt, sodaß von ihm eine reine und erquickliche Wirkung als reife Frucht freier künstlerischer Arbeit ausgeht. Wie in der alten guten Stadt Hamburg der lustige Jan, das Kostkind, der Namenlose, der weder Vater noch Mutter kennt, und auf der weiten Welt kein menschliches Wesen hat, welches Antheil an dem bedauernswerthen Waisenknaben zeigt, wie dieser arme Straßenjunge durch sein fröhliches frohgemuthes Wesen unwillkürlich die Herzen guter Leute für sich einnimmt und mühsam beginnt, seine bescheidene Existenz gleichsam von Tage zu Tage zu erkämpfen; wie ihn die Gespielen der Gasse von sich ausschließen, weil er keinen Familiennamen anzugeben weiß; wie er die alte Schauspielerin Rosmarin von der Velthen'schen Komödiantentruppe aus den Klauen der berüchtigten hamburger Winkeljungen rettet und so der Pflegesohn dieser armen und kränklichen Frau wird; wie er, aus Versehen des alten Theatermeisters blau statt schwarz angeschminkt, den Mohrenkönig beim Heiligen Dreikönigsrundgang der Knaben vorstellt und nun den Spottnamen Blaufink erhält; wie er sich infolge dessen von da ab Jan Blaufink nennt, und als tapferer Bube bei dieser Gelegenheit Lenchen's Herz gewinnt; wie er als Seilerjunge sein und seiner Pflegemutter Leben kärglich fristet, und nachdem man ihm großes Unrecht angethan, große Ehre genießt, sodann ein lustiger Seemann wird und in holländische Marinedienste tritt; wie er den berüchtigtsten Malaien-Korsaren der indischen Gewässer gefangen nimmt, als Seekapitän mit Ruhm und Geld heimkehrt und Lenchen als Gattin heimführt, nachdem er in Frau Rosmarin seine Mutter erkannt hat, und auch des Glücks theilhaftig wird, seinen Vater zu finden und mit seiner Mutter wieder zu vereinen — diese bunten und bewegten Schicksale eines liebenswürdigen Menschenkindes führt Heinrich Smidt mit kundiger und geschickter Feder höchst anmuthig und lebendig an den Augen der Leser vorüber, und verdient um so größeres Lob, als er dabei alle jene bequemen, leider so beliebten Effectmittelchen verschmäht, welche sich gleich einer ewigen Krankheit auf dem Boden der Romanliteratur forterben, und weil seine Erzählung sich in schlichtester einfachster Weise ohne alle fremde Zuthat und Affection vollzieht. Und wie eindringlich und farbenfrisch ist alles; wie baut sich das alte Hamburg so anschaulich vor uns auf, wie sind die alten Sitten und Unsitten, Gebräuche und Misbräuche so treu und sauber geschildert. Wie fesselnd ist das Bild des Seelebens und des indisch-holländischen Treibens jener Tage! Wie treten die einzelnen Persönlichkeiten markig und eigenartig hervor, und welche Feinheit und liebevolle Ausarbeitung läßt sich in Zeichnung der verschiedenen Charaktere erkennen, die vom hochgebietenden Statthalter des niederländischen Guyana und von dem wilden Malaienhäuptlinge Asherab bis zum Krämer vom „Gelben Galion", zum Budenkomödianten und zum Winkeljungen originelles, individuelles Leben athmen und den unmittelbaren Stempel derjenigen Zeiten, Länder und Zustände tragen, welche im vorliegenden Roman geschildert werden! Kein Leser wird den „Jan Blaufink" aus der Hand legen, ohne für Geist und Gemüth fruchttragende Anregungen gewonnen zu haben; denn überall ist darin der feste Grund des rein Menschlichen behauptet und einer gesunden Moral Geltung verschafft, welche sich in dem Goethe'schen Worte zusammenfaßt: „Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt."

Wie gründlich aber auch der vorliegende Roman die Gunst des Beurtheilers zu gewinnen vermochte, so darf dies doch nicht blind machen gegen die einzelnen Schwächen, welche wesentlich darin sich zusammenfinden, daß der Erzähler oft zu knapp und fragmentarisch verfährt. Er hat seiner Arbeit als zweiten Titel den Namen „See und Theater" gegeben; aber von beiden läßt er gleichsam nur kosten, und der durch diese erquickliche aber spärliche Labung zum gründlichen Genießen der nur kärglich gegönnten Herrlichkeiten angeregte Leser sieht seine Wünsche unerfüllt und kann ein Gefühl der Nichtbefriedigung kaum unterdrücken. Warum verbreitet sich der Autor nicht des Weitern über die hamburger Theaterzustände jener Tage, die doch wahrlich interessant genug sind und so lebendige Beziehungen zum Inhalt des in Rede stehenden Romans haben? Ja, in seinem Bestreben, jede Ueberwucherung der Umgebung über den Helden des Buchs strengstens zu vermeiden, ins Extrem gerathend, wird Heinrich Smidt sogar ungerecht gegen eine der anziehendsten Persönlichkeiten der Bühnengeschichte, gegen den immer noch nicht nach seinen vollkommenen Verdiensten gewürdigten Magister

Velthen *), welchen er mit einer fast wegwerfenden und ganz unmotivirten Geringschätzung behandelt. Und nicht blos die Welt der Breter wünschten wir in „Jan Blaufink" eingehender berücksichtigt; auch das Leben auf dem rauschenden Ocean, in Paramariba und Surinam, unter den Maronnegern und Malaien könnte der Autor breiter und detaillirter zur Anschauung bringen. Gerade dafür hat er eine eminente Begabung. Warum stellt er sein Licht an diesem Orte unter den Scheffel? Endlich scheint uns Herr Dunkelschön, Jan Blaufink's Vater, dessen erstes Auftreten im Roman ein so günstiges Vorurtheil für den Charakter desselben erzeugt, in seinen spätern Handlungen ohne Noth zu einer höchst zweideutigen Rolle verurtheilt zu sein; der Misbrauch mit den hinterlassenen Papieren des Baron Eberhardt, welcher viel zu anziehend geschildert ist, als daß sein plötzliches Verschwinden vom Schlachtfelde des Romans gerechtfertigt werden könnte, die Liebesintrigue mit Sartje de Klaat u. dgl. m. sind gar zu bedenkliche Dinge und verunzieren Herrn Dunkelschön so sehr, daß man ihm schließlich kaum noch eine solche Gattin und vor allem einen solchen Sohn gönnen mag. Wie dem aber auch sei, „Jan Blaufink" darf sich vor Meistern und Gesellen sehen lassen, und kann sich die Thatsache, daß man seine zwei Bände mit dem Wunsche, es möchten vier sein, durchliest und zuklappt, als bestes Lob anrechnen, welches nur immer ertheilt werden mag. **Hermann von Bequignolles.**

Spanien sonst und jetzt.

Das heutige Spanien, seine geistige und äußerliche Entwickelung im 19. Jahrhundert von Fernando Garrido. Deutsch von Arnold Ruge. Rechtmäßige deutsche, stark vermehrte und berichtigte Ausgabe von F. Garrido und A. Ruge. Leipzig, Kummer. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Das vorliegende Werk wurde zuerst spanisch veröffentlicht. Der Verfasser ist ein glühender Vaterlandsfreund, den wegen seines Patriotismus Verfolgung und Verbannung getroffen hat. Die erste Bearbeitung dieses Werks war unvollkommen, denn beim Erscheinen derselben war die bereits errungene Preßfreiheit wieder verloren gegangen. Die deutsche Uebersetzung ist das Product der vereinten Arbeit des Spaniers und des Deutschen und bietet in ihrer gegenwärtigen Form ausreichende Gewähr für die Richtigkeit der in derselben mitgetheilten historischen Thatsachen und statistischen Nachweise. Ihr Zweck ist, zu zeigen, daß Spanien trotz aller Hemmnisse, trotz des Widerstrebens der Regierung, des Klerus und eines großen Theils des Adels, trotz der Schwäche und Unfähigkeit so mancher Parteihäupter, dennoch mit gewaltigen Schritten seinem Ziele zueilt, eine politische und sociale Umwälzung zu bewirken und sich in einer seines alten Ruhms würdigen Weise an die Seite der europäischen Nationen zu stellen, unter denen es einst als die erste galt.

Wechselvoller, reicher an Belehrungen für den Staatsmann wie für den Geschichtsfreund ist die Geschichte keines Landes. Spanien war blühend während der Colonisation der Küsten durch die Karthager und während der Herrschaft der Römer, die jedoch hier einen längern Widerstand fanden als sonst irgendwo. Nie hatten die Römer einen gefährlichern Gegner gehabt als den großen Viriathus, den zuletzt doch nur der Meuchelmord fällte. Zur Zeit der Völkerwanderung hatten die Germanen auch diesem Lande einen Theil ihrer verjüngenden Kraft zugewandt, um dafür von den Besiegten die Civilisation und den Christenglauben zu empfangen; allein die Mischung fand hier nicht in dem richtigen Verhältnisse statt. Die Gothen verschwanden unter den während der langen römischen Kaiserherrschaft verweichlichten Hispaniern und waren im Anfange des 8. Jahrhunderts nicht fähig, die Halbinsel gegen die Araber zu vertheidigen. Eine einzige Schlacht genügte, fast die ganze Halbinsel den begeisterten Anhängern des Propheten von Mekka zu unterwerfen. Diesen verdankt Spanien seinen neuen Aufschwung.

Die Araber träumten bereits von der Eroberung Europas und der Rückkehr nach Spanien über Konstantinopel. Der Sieg Karl Martell's warf sie nach Spanien zurück, dem sie während einer fast achthundertjährigen Herrschaft ihre Civilisation zuführten, welche sie ihrerseits großentheils den Griechen, den Indern und den Chinesen entlehnt hatten. Unterdessen hörte der Kampf zwischen den Christen und den Anhängern des Islam nicht auf. Die Karolinger dehnten ihre Herrschaft bis an den Ebro aus, sie errichteten die Grafschaft Barcelona, sie legten in Jaca den Grund zum Königreich Aragonien und in Pampeluna den zum Königreich Navarra. Die Berge Asturiens dienten den Nachkommen der unbesiegten Gothen als Zufluchtsort. Von hier aus drängten sie langsam die Erbfeinde der Christenheit zurück. Ihre Geschichte während der acht Jahrhunderte arabischer Herrschaft bildet eigentlich nur einen langen ununterbrochenen Kreuzzug. Der letzte Ueberrest der Oberherrlichkeit des Islam, das Königreich Granada, fiel 1492, im Jahre der Entdeckung der Neuen Welt, in die Hände der Christen. Vieles kam zusammen, die verschiedenen Königreiche zu vereinigen, welche das heutige Spanien bilden, und welche sich allmählich um Castilien gruppirten. Das Hauptmittel waren Heirathen. Schon im Jahre 1217 hatte die Vermählung Alfons' IX. mit Donna Berenguela die Vereinigung der Königreiche Leon und Castilien herbeigeführt, 1479 verband die Ehe Ferdinand's des Katholischen und Isabella's Castilien und Aragon. Aus dieser Ehe blieb nur eine Tochter übrig, Johanna die Wahnsinnige, die an Philipp, den Sohn Kaiser Maximilian's, vermählt wurde. Philipp war durch seine Mutter, Marie von Burgund, der Erbe Karl's des Kühnen, und so gelangten durch diese systematischen Heirathen die Länder von vier großen Dynastien an seinen Sohn, Karl V. Unter ihm, der noch die deutsche Kaiserkrone den vielen Kronen hinzufügte, mit denen sein Haupt bereits überlastet war, erreichte Spanien den höchsten Punkt seiner Macht. Alles glückte ihm anfangs; Gebiete von ungeheuerm Umfange wurden in der Neuen Welt seinem Scepter unterthan, Frankreich wurde besiegt und gedemüthigt, selbst in Deutschland schien der stolze Unabhängigkeitssinn der Fürsten der kaiserlichen Gewalt weichen zu müssen, bis ihm sein an Scharfblick und Klugheit überlegener Schüler Moritz von Sachsen den schon sicher gehofften Lohn raubte. Bei allen Triumphen jedoch, die Karl V. erfocht, bei seinen Eroberungen in drei Welttheilen, begannen sich in Spanien Symptome innern Verfalls zu zeigen. Die Finanzen waren zerrüttet, die Kroneinkünfte verpfändet, er war mehr als dreißig Millionen Dukaten schuldig. Die innere Kraft des Landes wurde durch die Vernichtung der alten Bollwerke der Bürgerfreiheit gebrochen. Jeder Theil Spaniens hatte damals seine besondere Verfassung, seine besondern Privilegien. Diese waren anders in Castilien als in Aragon, anders in Catalonien als in Navarra, die der Provinzen Biscayas waren unter sich ungleich. In Castilien hatte schon Ferdinand der Katholische in der Inquisition ein furchtbares Werkzeug der unumschränkten Gewalt geschaffen, Cardinal Ximenez hatte den Stolz der Granden gedemüthigt, Karl V. unterjochte die Städte. Die Angriffe gegen die Freiheit der Völker wurden unter Karl's Sohn und Nachfolger Philipp II. fortgesetzt. Aragon hatte eine so freie Verfassung gehabt, als irgendein Land in Europa; bekannt ist die Krönungsformel, die den Ständen das Recht zum Aufstande gegen einen meineidigen König ertheilt: „Wir, die wir einzeln ebenso viel sind, als Ihr, und die wir vereinigt mehr vermögen, wir machen Euch zum König. Wenn Ihr unsere Gesetze und Privilegien achtet, werden wir Euch gehorchen; wenn nicht,

*) Viel hat der treffliche Eduard Devrient, einiger der Verfasser dieser Besprechungen (vgl. „Schlesische Zeitung", Jahrgang 1857, Nr. 323, Feuilleton) zur Lebensgeschichte Velthen's beigetragen; allein der eigentliche Biograph dieses merkwürdigen Komödiantenprincipals läßt noch auf sich warten. Leider bleibt die Spärlichkeit und Unzuverlässigkeit der Quellen vorab wol das größte Hinderniß einer ausführlichen literarischen Würdigung des seinerzeit vielberühmten Magisters.

nicht!" Im Jahre 1591 wurde Aragon von den kriegsgeübten Truppen Philipp's besetzt und seiner Fueros beraubt. Dann kamen Catalonien, Valencia, Navarra an die Reihe. Zum Theil war es eine gerechte Strafe für die Theilnahmlosigkeit, mit der alle diese alten Königreiche dem Schicksal Castiliens zugesehen hatten. Der grimmige Kampf, den sie jetzt für ihre alten Vorrechte unternahmen, kam zu spät. Die baskischen Provinzen allein haben ihre Gerechtsame fast unverkürzt bis auf die neueste Zeit erhalten.

Unter Philipp II. setzte sich der Verfall des Reichs fort. Noch galt zwar seine Armee als die kriegstüchtigste Europas, seine Flotte als die erste auf dem Meere, allein er erschöpfte die finanziellen Hülfsmittel des Landes theils durch lange und erfolglose Kriege, theils und hauptsächlich durch das unselige Mercantilsystem, das unter seinem Vater aufgekommen war, um jahrhundertelang zum Verderben Europas die herrschende Lehre zu bleiben. Schon waren die Barbaresken so kühn geworden, daß sie im Jahre 1564 vor seinen Augen ein reich beladenes Schiff aus dem Hafen von Valencia fortführten und neun Jahre später zwei galicische Städte überfielen, die Häuser niederbrannten, die Bewohner als Sklaven fortführten. Unter dem schwachen Erben Philipp's begann die bereits gesunkene Monarchie in erschreckend schneller Weise abwärts zu rollen und war beim Aussterben des Hauses Oesterreich im letzten Jahre des 17. Jahrhunderts so tief gesunken, daß sie nicht tiefer sinken zu können schien. Der Verfall des Staats war mit dem Verfall des Königshauses Hand in Hand gegangen. Karl V., sagt Mignet, war General gewesen und König; Philipp II. war nur König; Philipp III. und Philipp IV. waren schon nicht mehr Könige; Karl II. war nicht einmal mehr Mann. Die Bevölkerung Spaniens war von 12,000000 bis auf 7,000000 oder, nach den Angaben von Ustariz, auf 5,700000 herabgesunken. Mönche, Nonnen und durch Gelübde mildern Grades gefesselte Personen bildeten den vierten, wo nicht den dritten Theil der Bevölkerung in der alten Krone Castilien. Es bezeichnet nicht sowol, wie Ranke meint, die Abhängigkeit des Klerus vom Könige, als den ungeheuern Besitz der Todten Hand, wenn man berechnet, daß ein einziger Prälat dem Könige so viel einbringt wie 2000 Bauern oder 400 Edelleute. Der Tod war überall eingedrungen. Der Ackerbau war durch die Todte Hand und die Majorate des Adels fast vernichtet, das Land besaß keinen Handel, keine Fabriken mehr, die Intelligenz wurde durch die Inquisition unterdrückt; trotz der Bergwerke der Neuen Welt war Spanien genöthigt, zu Subscriptionen seine Zuflucht zu nehmen, um nur bestehen zu können; und dennoch schien die Krone Spaniens eines blutigen Kampfes werth.

Nach einem langen und schlachtenvollen Kriege wurde das Haus Bourbon von allen Mächten Europas anerkannt. Aber die Fürsten dieses Hauses waren kaum fähiger als ihre Vorgänger aus dem Hause Habsburg. Karl III. (1759—83) macht hiervon allein eine Ausnahme. Unter ihm begann ein neuer Aufschwung. Er wußte die Inquisition im Zaume zu halten, hob die Censur auf, vertrieb die Jesuiten, beschützte Künste und Wissenschaften, gründete Colonien und Dörfer und suchte den Handel durch Verbesserung der Communicationswege zu beleben. In letzterer Beziehung freilich ernteten seine Bemühungen keine Früchte, das Mercantilsystem verhinderte jede freie Bewegung, der Handel blieb in den Händen der Ausländer.

Karl IV. besaß bei großer Kraft und Geschicklichkeit des Körpers, bei auffallender Gutmüthigkeit und heftigem Temperament ein um so geringeres Auffassungsvermögen und war völlig unfähig, den Werth und Charakter seiner nächsten Umgebung zu erkennen. Unter ihm trat 1808 die bekannte Napoleonische Katastrophe ein; aber das Jahr dieser tiefen nationalen Demüthigung war zugleich der Beginn der Wiedergeburt Spaniens. Dem damaligen Zustande des Landes widmet der Verfasser eine ausführlichere Darstellung, die allerdings wenig Erfreuliches enthält. Die ganze Regierungsmaschinerie war in Verwirrung, die Rechtspflege war schlecht, die Posten und die Landstraßen erbärmlich, Heer und Flotte in Verfall, öffentlicher Unterricht und Literatur stand auf der tiefsten Stufe. Die Hälfte der Kalendertage bestand aus Festtagen, es gab 150000 Priester, Mönche und Nonnen. Der Adel war zahlreich, aber im ganzen arm, der große Hause unwissend und fanatisch, aber von glühendem Patriotismus beseelt, es gab eine intelligente, thätige Mittelklasse, aber sie war schwach vertreten.

Vom Jahre 1808 an verfolgt das vorliegende Werk genau die verschiedenen Stadien der innern Entwickelung Spaniens, den Kampf der zahlreichen Parteien, die treulose Undankbarkeit Ferdinand's VII., die Revolution von 1820, den wiederholten, durch blutige Grausamkeit bezeichneten Wortbruch des Königs, den Karlistenaufstand nach dessen Tode, die Revolution von 1840 und das unter beständigen innern Kämpfen und trotz der zahlreichen schweren Fehler der politischen Parteihäupter unaufhaltsame Fortschreiten der liberalen Partei bis auf die neueste Zeit. Hieran schließt sich eine genaue und umfassende Statistik der Monarchie, die auf streng mathematischem Wege die riesenhaften Fortschritte nachweist, welche Spanien in den letzten Jahrzehnten gemacht hat.

Ein anschaulicheres Bild über die neueste Entwickelung dieses Landes ist nie geliefert worden. Das Spanien, welches wir uns noch immer gern als den Hort des Obscurantismus, der Intoleranz, des Fanatismus, der Unwissenheit, des Pfaffenregiments vorstellen, erscheint uns als neuverjüngter Körper, welcher, wenn auch noch die Schwären langen Siechthums an sich tragend, dennoch sich kraftvoll in die Höhe richtet, und dessen Ansehen baldige vollkommene Wiederherstellung und lange Lebensdauer verspricht. Der Mitarbeiter und Uebersetzer schließt seine Vorrede mit einer Widmung dieses Werks an die preußische Fortschrittspartei, indem er ihr als Warnung das Geschick der spanischen Progressisten von 1856 vorhält, deren Unfähigkeit und Feigheit im entscheidenden Moment ihren Sturz herbeiführte, weil diese Söhne der Revolutionen von 1840 und 1848 damals ihre eigene Mutter verleugneten. 1.

Die Arbeiterdichtung in Frankreich.

Die Arbeiterdichtung in Frankreich. Ausgewählte Lieder französischer Proletarier. In den Versmaßen der Originale übersetzt und mit biographisch-historischer Einleitung versehen; nebst einem Anhang Victor Hugo'scher Zeitgedichte. Von Adolf Strodtmann. Hamburg, Richter. 1864. 8. 1 Thlr.

Die Volkspoesie in Frankreich hat durch Béranger einen außerordentlichen Aufschwung genommen und weist in mancher Art eine Aehnlichkeit mit den Meistergesängen der alten Minstrels auf. Aber besangen die Troubadours, die keine sociale Frage kannten, das Ritterthum und die romantische Minne, so kennen die Troubadours unserer Zeit, die Dichter des Volks, nichts anderes als die Leidenschaften, die Sorgen und Hoffnungen ihres Geschlechts. In Frankreich, wo die sociale Frage so tief in alle Verhältnisse gedrungen und mit der politischen innig verbunden ist, mußte sonach die Volkspoesie sich desto mehr in diesen Farben zeigen, je mehr das Volk von den socialen und politischen Fragen berührt wurde. Nur bei wenigen Dichtern dieser Art ist der rein poetische Drang maßgebend, und noch seltener sind diejenigen, welche den künstlerischen und poetischen Gedanken zum Siege über den politischen und socialen, oder treffender, socialistischen kommen lassen. Dadurch, daß Béranger immerhin mehr Poet als Politiker war, wiewol er den politischen Zeitgedanken glücklich und kunstvoll in dem Refrain seiner Chansons concentrirte, erwarb er sich die ungemeine Popularität in allen Kreisen. Man hat den Chanson als Form der Volksdichtung für unantastbar erklärt; der Refrain ist bei einem französischen Volksliede so nothwendig wie die Melodie; in alledem folgen die Volkspoeten Frankreichs dem großen Chan-

sonnier Béranger, aber sie sind durchweg nur poetische Polemiker, denen die Poesie, die Ironie, die Heiterkeit und humorvolle Unbefangenheit fehlt. Es geht, namentlich nach dem Junitaufstande von 1848 ein düsterer, drohender, wilder Zug durch ihre Lieder, und Strodtmann, der in seiner Einleitung sich über diese Art Volkspoesie ausläßt, hebt richtig hervor, daß der Dichterproletarier seinen Leidensgefährten nur klar zu machen suche, was sie als politische und sociale Naturen empfinden. Diese Dichtungen haben deshalb weniger einen künstlerischen als einen cultur- und zeithistorischen Werth; sie bilden die poetischen Ausdrücke der revolutionären Leidenschaft von der Julirevolution an bis zum Kaiserreich Napoleon's III., unter dem sich der „Löwe des Quartier Latin" so drohend vernehmen ließ.

Strodtmann hat sich vorzugsweise diese politisch-socialen Dichtungen revolutionärer Art in dem vorliegenden, dem preußischen Abgeordneten Dr. Löwe (-Calbe) gewidmeten Buche zur Uebersetzung ausgesucht; die mit der höhern Muse Béranger's verwandten Dichter sind dagegen fast alle in diesem Gesangbuch der Proletarierchansons unbeachtet geblieben. Von Karl Gilles, der sich 1856 das Leben nahm, ist nur ein Chanson aufgenommen; von dem höchst begabten Volksdichter Jean Reboul, Bäckermeister zu Nimes, dessen schöne Gesänge allerdings schon durch Freiligrath'sche Uebertragungen ins Deutsche bekannt sind, findet sich in der Strodtmann'schen Sammlung nichts; ebenso wenig von dem drolligen, naturwüchsigen Jacques Jasmin, Friseur in Agen, nächst Béranger der populärste Chansonnier; dagegen ist Lachambaudin, der reizende Fabeldichter, hinzugezogen worden, der doch, trotz seiner politischen Pointen, nicht ganz in das Genre gehört, dessen Vertreter Strodtmann sich auserwählt hat und welches, wie gesagt, lediglich polemischer Natur ist.

Pierre Dupont und Gustave Leroy, „Nähkastenarbeiter", sind es zumeist, von deren zahlreichen Chansons das vorliegende Buch eine Reihe sehr correcter und gelungener Uebersetzungen bringt, zu viel, möchten wir sagen, um den Charakter ihrer Poesie bei deren nicht abzuleugnender Monotonie kennen zu lehren.

Dupont ist unstreitig mehr Poet als Leroy, aber Leroy hat Klarheit des Gedankens und Energie der Sprache voraus; und wissen wir auch, daß Dupont schon in früherer Zeit ein auch wegen seiner reichen naturwüchsigen musikalischen Begabung populärer Chansonnier der pariser Arbeiter war, so haben wir doch aus den vielen Liedern Leroy's ersehen, daß diesem als Proletarierdichter der Vorzug gebührt. Die Zahl ähnlicher Volksdichter ist außerordentlich groß, und es hat etwas Imposantes, wie die Arbeiter deren Chansons hochhalten und sich die populärsten davon wie Glaubensbekenntnisse zu eigen machen. Von allen diesen Chansons war es Dupont's „Lied vom Brote", welches nach der Junirevolution 1848 eine allmächtige Popularität erlangte. Ueberall in Arbeiterversammlungen konnte man es vernehmen, und der drohende, dann wieder klagende Ausdruck der Melodie, namentlich im Chor gesungen, verfehlte seine Wirkung auf keinen. Ich entsinne mich noch, daß in den Versammlungen der französischen Emigration 1852 Martin, auch einer dieser Volksdichter, von welchem Strodtmann ebenfalls mehrere Lieder mittheilt, mit seiner gewaltigen und schönen Stimme, blitzenden Auges, dieses Lied zu singen pflegte und dann der Refrain im brausenden Chor losbrach:

Car c'est le cri de la nature,
Qu'il faut du pain! Il faut du pain!

Joseph Dejacque, den Strodtmann in der Einleitung auch namentlich erwähnt, lebte 1852 als Flüchtling in London, und wir besitzen selbst noch metallographirte Gedichte von ihm, die er damals zum Preise von 1 oder 2 Pence an die Leidensgenossen verkaufte, um sich das Brot des Exils dadurch zu erwerben. Unter denen, von welchen Strodtmann noch Gedichte mittheilt, sind außer ihm Voitelain, Festeau, Rabineau, Guérin und Reynard noch besonders hervorzuheben, während bei den meisten übrigen die Phrase und Reimerei die Hauptsache ist. Von den hervorragendern bringt Strodtmann einige schätzenswerthe biographische Mittheilungen.

Mit der Februarrevolution zeigt sich überhaupt erst ein kräftigerer Pulsschlag in dieser polemischen Volkspoesie und, was bei ihr die Hauptsache ist, mehr Klarheit und Hoheit der Gedanken, während bis dahin mehr die Theorien der Revolution Ausdruck erhielten. In dem Inhalt des vorliegenden Buchs spiegelt sich das Gefühl des Volks gegenüber den Ereignissen der Revolution in sehr bezeichnender Weise ab. Gustav Leroy begrüßt am 24. Februar die junge Republik mit einem Freudenhymnus, und dies Lied enthält die Aufforderung, den Thron zu verbrennen, welcher bekanntlich sogleich Erfüllung gegeben ward:

Mag Seid' und Holz im Feuerbrand verderben,
Das Königthum erwärmt uns anders nicht!
Gegrüßt, gegrüßt! nun kann ich ruhig sterben,
O Republik, ich sah dein Angesicht!

Aber schon zwei Tage später gibt sich durch denselben Dichter das Mistrauen gegen die Machthaber in dem Chanson „Die Alten von gestern" kund:

Vergaßt ihr schon bei Wein und Vogelnestern,
Daß unser Blut gefärbt den Pflasterstein?
Zurück! Ihr wart die Kämpfer nicht von gestern
Und sollt von morgen nicht die Prahler sein!

Aller Grimm und Rachedurst über die Grausamkeit, mit welcher das Proletariat in der Junischlacht niedergemacht wurde, drückt ein Lied Louis Ménard's aus:

An uns nun komm' die Reih'! Ihr Schurken und Verräther,
Die längst das Volk der Schande zieh,
Die ihr gebilligt feig den Mord, ihr Volksvertreter:
Weh den Besiegten! Auf die Knie!
Der Sühne Tag ist da, hoch schwillt des Zornes Welle!
Ja, nicht Gebet noch Reue kann
Euch mehr davon befrein, zu küssen jede Stelle,
Wo einst das Blut der Opfer rann.

In dem „Gesang der Studenten" von Pierre Dupont feiert der Refrain Robert Blum's Tod:

Marschirt ohne Trommeln und Pfeifen,
Zu erobern die neue Welt,
Und laßt in die Brust euch das Todesblei greifen,
Wie gethan Robert Blum, der prächtige Held!

Die Solidarität der Revolution, die „Eine Völkerrepublik", feiert derselbe Poet dann in dem „Gesang der Soldaten", der bereits die durch die überall hervortretende und siegende Reaction aufgerufenen Empfindungen austönt. Ein Gedicht von Alice Reynard, geschrieben im Gefängniß 1849, erfaßt das sociale Problem in seinem innersten Kern, indem der Refrain die Fragen über den Ursprung des Reichthums dahin beantwortet:

Der Arbeitsmann,
Mit Armen stramm,
Er stirbt,
Verdirbt,
Ein armer Mann.

Damit zusammen hängt der Haß gegen die Bourgeoisie, der in dem Chanson „Eigenthum ist Diebstahl" sich kundgibt:

Es hat uns von Geschlechte zu Geschlechte
Gehöhnt, gequält die Aristokratie;
Und heute wiederum hält uns als Knechte
Das räub'rische Gezücht, die Bourgeoisie.
Der Producent, erdrückt vom schlechten Lohne,
Singt immer noch die alte Litanei,
Dem Kapital verdingt er sich zu Frone;
Das Eigenthum ist Dieberei!

Den Schluß dieser interessanten und empfehlenswerthen Sammlung von Proletarierpoesien bildet der revolutionäre Gesang der Marianne (1856) von Theodor Kercher und der Victor Hugo zugeschriebene „Löwe vom Quartier Latin" (1862).

Eduard Schmidt-Weißenfels.

Notiz.

Jean Paul's „Vorschule der Aesthetik" in französischer Uebersetzung.

Unter dem Titel „Poétique ou Introduction à l'Esthétique" ist in zwei starken, vortrefflich ausgestatteten Bänden in Paris (Auguste Durand) 1862 Jean Paul's „Vorschule der Aesthetik" in französischer Uebersetzung von Alexander Büchner und Leon Dumont erschienen. Auf die Uebersetzung selbst können wir begreiflicherweise nicht eingehen. Wir werfen aber einen Blick in die von den Uebersetzern verfaßte Vorrede, die uns gleichwie auch die dem zweiten Bande beigefügten, höchst zahlreichen, mit großem Fleiße und ebensolcher Sachkenntniß zusammengestellten Noten und Erläuterungen der Uebersetzer außerordentlich wegen der Liebe zur Sache für das Werk einnehmen. „Von allen deutschen Schriftstellern ist vielleicht Jean Paul in Frankreich am wenigsten bekannt", beginnt die Vorrede. „Einige Abschnitte der Frau von Staël, einzelne Arbeiten Philarète Chasles', zwei Studien von Henri Blaze, einige Bemerkungen in den Literaturbüchern über deutsche Autoren, die Uebersetzung einzelner abgerissener Gedanken: das ist beinahe die vollständige Liste der Quellen, welche uns eine unbestimmte Kunde von dem Vorhandensein und dem Charakter eines in seiner Art einzigen Schriftstellers gebracht haben." Die Uebersetzer bezeichnen die „Vorschule der Aesthetik" als eine „véritable poetique" und gehen im weitern Verlauf der Vorrede auf den Unterschied der Romantik in Frankreich und Deutschland ein. „Jean-Paul n'a pas seulement déterminé avec beaucoup de bonheur les caractères du classicisme et du romantisme, il a complété son livre par d'excellentes observations sur les goûts particuliers des différentes nations modernes." Ueber die französische Romantik heißt es: „Le romantisme français se distingue surtout par deux caractères: par l'extrême valeur qu'il attache à l'esprit, chose essentiellement de détail, et par l'importance qu'il donne au style, qui est, de toutes les qualités de la composition, celle qui importe le moins à la beauté poetique d'une oeuvre." Von dem deutschen Geschmacke heißt es weiterhin, daß er ganz verschiedene Merkmale aufweise. In Deutschland komme es hauptsächlich darauf an, der Sentimentalität, die ein Erbstück der Deutschen sei, Genüge zu thun. „Son (der deutsche) romantisme a quelque chose de mystique; il est fils de la rêverie. Autant le poëte français met de soin à être elégant et spirituel, autant le poete allemand en met à être vague et sublime. Cette disposition particulière de l'âme, que les Allemands appellent Gemüth, devient facilement pour eux le principe de la poésie." Nun wir wissen schon, was es meistentheils mit dem vielgerühmten deutschen „Gemüth" auf sich hat. 11.

Bibliographie.

Arndts, Maria, Dramen für das christliche Haus. I. Wien, Sartori. 16. 7 Ngr.

Bahlmann, A., Eine Reise nach Rom. Dargestellt mit Beihülfe mehrerer Freunde. Münster, Regensberg. 1863. 12. 1 Thlr.

Bähr, O., Der Rechtsstaat. Eine publicistische Skizze. Göttingen, Wigand. Gr. 8. 1 Thlr.

Baur, W., Die Prinzessin Wilhelm von Preußen. Ein christliches Lebensbild aus den deutschen Befreiungskriegen. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 8. 9 Ngr.

Baußnern, B. v., Feldmarschall-Lieutenant von Gablenz und der deutsch-dänische Krieg in Schleswig-Holstein. Mit 4 Abbildungen nach Zeichnungen von A. Beck. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 12 Ngr.

Bibra, E. Freih. v., Reiseskizzen und Novellen. Vier Bände. Jena, Costenoble. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Binder, C., Conradin. Historisches Schauspiel in vier Acten. Heilbronn. 8. 16 Ngr.

Ponsonby, Lady Emilie, Marie Lindsay oder ohne Prüfung keine Tugend. Aus dem Englischen übersetzt von Clemence Beuthien. Drei Theile. Leipzig, Gerhard. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Reineck, K. E., Der Urvater des Liberalismus. Historisches Gedicht. Berlin. Gr. 8. 2 Ngr.

Die Revolution. Eine Beantwortung der zwei Fragen: 1. Was ist Revolution? und 2. Kann diese nach christlichen Principien gerechtfertigt werden? Nebst einem Anhange über das Verhalten des Seelsorgers bezüglich der Revolution. Von J. B. G. Wien. Gr. 8. 15 Ngr.

Riedel, A., Das Verhältniß Gottes zur Welt und des Geistes zur Natur. Augsburg, Kranzfelder. 8. 6 Ngr.

Rio, A. F., Shakespeare. Aus dem Französischen übersetzt von K. Zell. Freiburg im Br., Herder. 12. 21 Ngr.

Röder, K. D. A., Besserungsstrafe und Besserungsstrafanstalten als Rechtsforderung. Eine Berufung an den gesunden Sinn des deutschen Volks. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 24 Ngr.

Sandbank, H., Dion von Syrakus. Tragödie in fünf Akten. Leipzig, Fries. 8. 20 Ngr.

Schmid, H., Im Morgenroth. Eine Münchner Geschichte aus der Zeit Max Joseph's III. Zwei Bände. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Schwartz, Marie Sophie, Jugenderinnerungen. Erzählung. Deutsche, autorisirte Ausgabe. Zwei Bände. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Söltl, J. M., Max der Erste König von Bayern. Sein Leben und Wirken. 3te ganz umgearbeitete Auflage. Augsburg, Schlosser. Gr. 8. 24 Ngr.

Thoresen, Magdalene, Schön-Signe's Liebe. Eine Erzählung aus Norwegens Hochlanden. Deutsch von H. Helms. Zwei Theile. Leipzig, Gerhard. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Wachenhusen, H., Leicht Gepäck. Eisenbahn-Bibliothek. II.: Vor den Düppeler Schanzen. Skizzen aus den preußischen Vorposten-Lagern. Berlin, Expedition des Hausfreund. Br. 8. 10 Ngr.

Weinberg, J., Alte Träume. Leipzig. 8. 20 Ngr.

Wilmarshof, K., Das Jenseits. Ein wissenschaftlicher Versuch zur Lösung der Unsterblichkeits-Frage. 2te Abtheilung: Der kosmologische Beweis. Leipzig, Amelang. 8. 22½ Ngr.

Wuttke, H., Städtebuch des Landes Posen. Codex diplomaticus. Allgemeine Geschichte der Städte im Lande Posen. Geschichtliche Nachrichten von 149 einzelnen Städten. Leipzig, Fries. Gr. 4. 8 Thlr.

Ziethe, W., Das Leben Jesu, für das deutsche Volk bearbeitet. 1stes Heft. Berlin, Fünfhausen. Gr. 8. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Anders, N. J., Die Junker von Prügelburg oder: ⅚ Ellen lang — ½ Zoll dick! Schlagendes Scherzbild aus der Neuzeit. Berlin, Lassar. 8. 2½ Ngr.

Aeußerungen über Renan, Strauß und ähnliche Bücher von einem evangelischen Laien. Tübingen, Osiander. Gr. 8. 2½ Ngr.

Beiträge zum Verständniß der Mennoniten-Frage von einem Liberalen. Elbing, Neumann-Hartmann. Gr. 8. 8 Ngr.

Pädagogische Reden und Abhandlungen, gehalten bei der Jubelfeier des Seminars zu Grimma, den 8. und 9. October 1863 nebst einer Festbeschreibung herausgegeben von Ettig. Leipzig, Klinkhardt. Gr. 8. 12 Ngr.

Reinking, L., Einige Bemerkungen zu Giefers Beleuchtung meiner Schrift: Die Kriege der Römer in Germanien. Münster, Regensberg. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Schulze und Miller in Kissingen. Ein humoristisch-satyrischer Führer. Würzburg, Julien. 8. 10 Ngr.

Ein Wort über Oesterreichs Betheiligung am Welthandel. Von A. v. K. Wien, Beaumüller. Gr. 8. 8 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirter Handatlas

für Freunde der Erdkunde und zum Gebrauch beim Unterricht

Im Verein mit **Heinrich Leutemann**

herausgegeben von

Ehrenfried Leeder und **Theodor Schade.**

Gross-Folio. 22 Blätter in Stahlstich mit erläuterndem Texte.

In sechs Lieferungen 8 Thlr. 24 Ngr.

Cartonnirt 9 Thlr. Gebunden 10 Thlr.

Der „Illustrirte Handatlas", 22 geographische Karten mit 243 Illustrationen in Stahlstich und beschreibendem Text enthaltend, liefert ein anschauliches Gesammtbild der Erde, wie es in so mannichfaltigen Beziehungen bisher noch niemals darzustellen versucht worden ist. Durch gegenseitige Ergänzung von Karte, Bild und Wort haben die Herausgeber ein ebenso schönes und unterhaltendes wie nützliches und belehrendes Prachtwerk geschaffen. Es wird jedem Freunde der Wissenschaft dauernden Genuss bereiten und empfiehlt sich besonders auch als passendstes Geschenk für die reifere Jugend.

Schon während des Erscheinens in Lieferungen hat die Kritik einstimmig den Unternehmern lobende Anerkennung gezollt; so sagen die „Rheinischen Blätter für Erziehung und Unterricht" darüber: „Wissenschaft und Kunst verbinden sich in diesem äusserst splendid ausgestatteten Kartenwerke mit den Anforderungen der Pädagogik."

Ein ausführlicher Prospect über das Werk ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Goethe-Galerie.

Gezeichnet von **Friedrich Pecht** und **Arthur von Ramberg.**

Mit erläuterndem Texte von **Friedrich Pecht.**

50 Blätter in Stahlstich. Gr. 4. In 10 Lieferungen 13⅓ Thlr. In Leinwandband 15⅓ Thlr.; in Lederband 16⅔ Thlr.

Prachtausgabe in Imp.-Fol. 24 Thlr.; in Lederband 30 Thlr

Inhalt: Goethe. Goethe in Rom. Frau Rath Goethe. Cornelie Goethe. Friederike. Lili. Johann Heinrich Merck. Götz von Berlichingen. Elisabeth. Maria. Franz von Sickingen. Adelheid. Lotte. Werther. Clavigo. Beaumarchais. Marie Beaumarchais. Carlos. Marianne. Stella. Lucie. Graf Egmont. Clärchen. Wilhelm von Oranien. Margarethe von Parma. Machiavell. Orest. Iphigenie. Torquato Tasso. Leonore von Este. Antonio. Leonore Sanvitale. Faust. Gretchen. Mephistopheles. Wagner. Helena. Wilhelm Meister. Marianne. Philine. Die Gräfin. Der Harfner. Mignon. Hermann. Dorothea. Eugenie. Ottilie. Eduard. Charlotte. Benvenuto Cellini.

Das bekannte Prachtwerk liegt nun vollständig vor und ist in den verschiedenen Ausgaben durch alle Buchhandlungen zu beziehen. Es bildet in jeder Hinsicht ein würdiges Seitenstück zu der in demselben Verlage erschienenen „Schiller-Galerie" und empfiehlt sich besonders zu Festgeschenken und für den Büchertisch des Salons als das neueste und geschmackvollste Illustrationswerk.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Leichtfaßliche Anleitung zum

Feldmessen und Nivelliren

mit den einfachsten Hülfsmitteln.

Für Forst- und Landwirthe, Bautechniker, forst- und landwirthschaftliche Anstalten, Gewerbe-, Bürger- und Realschulen bearbeitet von **Jacob Heussi.**

Mit 52 Figuren in Holzschnitt. 8. Geh. 15 Ngr.

Dieses Werkchen will diejenigen, welche weitergehender mathematischer Kenntnisse entbehren, auf eine leicht verständliche Weise anleiten, ein gegebenes Terrain zu vermessen, zu nivelliren und zu kartiren, die Flächen zu berechnen und zu theilen, Erdarbeiten nach vorausgegangener Berechnung auszuführen u. s. w., und dies alles mit den einfachsten, wohlfeilsten und leicht zu behandelnden Instrumenten.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Lehrbuch der Geodäsie. Nach dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft für Feldmesser, Militärs und Architekten bearbeitet. Mit ungefähr 500 in den Text eingedruckten Figuren in Holzschnitt. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dr. J. H. Kaltschmidt's

neuestes und vollständigstes

Fremdwörterbuch.

Erklärung aller aus fremden Sprachen entlehnten Wörter und Ausdrücke, welche in den Künsten und Wissenschaften, im Handel und Verkehr vorkommen, mit Bezeichnung der Aussprache. Nebst einem Anhange von Eigennamen.

Sechste Auflage. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr. Geb. 2 Thlr.

(Auch in zehn Heften zu 5 Ngr. zu beziehen.)

Der äußerst billige Preis (1 Thlr. 20 Ngr. für 52½ Bogen) dieser sechsten Auflage von Kaltschmidt's Fremdwörterbuch, das bekanntlich in Bezug auf Anzahl der erklärten Wörter das reichhaltigste aller Fremdwörterbücher ist, empfiehlt dasselbe zu immer weiterer Verbreitung. Das Werk kann sowol vollständig geheftet und gebunden, als auch nach und nach bezogen werden.

Soeben erschien das **18. Heft** der **11. Auflage** von

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

(Banken — Basfen.)

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes werden noch Unterzeichnungen zum Subscriptionspreise von

☞ 5 Sgr. für das Heft von 6 Bogen ☜

angenommen und sind die bereits erschienenen Hefte sowie der erste Band daselbst vorräthig.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 35. — 25. August 1864.

Friedrich Fröbel und die wissenschaftliche Pädagogik.

Friedrich Fröbel's gesammelte pädagogische Schriften. Herausgegeben von Wichard Lange. Zwei Abtheilungen. Berlin, Th. Enslin. 1862—63. Gr. 8. 8 Thlr.

Hohe Ziele zu erstreben, nach großen menschenbeglückenden Thaten zu ringen, ist von jeher nur bevorzugten Geistern gelungen. In jedem Streben liegt Kraft und Wille. So sicher nun aber nur gewollt wird, was man bestimmt zu erreichen glaubt, so gewiß erfordern hochgelegene Plane ein klares Bewußtsein, einen innern Reichthum an Erdulden und Tragen, an Hoffen und Harren, Können und Erkennen. Wäre es schon abgethan mit bloßer Conception idealer Bestrebungen, wie reich würde die Welt an vortrefflichen Einrichtungen sein! Doch da thürmen sich ungeahnte Hindernisse auf. Menschen, auf die sicher gerechnet wurde, verlieren den Muth; Freunde, die warm und herzig sich angeschlossen, kehren der Sache den Rücken; frisch aufblühende Hoffnungen werden über Nacht zertreten und es gilt dann der Spruch:

Die Kleinen fangen gar nicht an, aus Furcht vor Hindernissen,
Die Mittelmäß'gen hören auf, begegnend Hindernissen,
Die Großen aber halten aus, trotz tausend Hindernissen.

Es darf nicht wunder nehmen, daß diese Erscheinung, wie anderwärts, sich auch auf dem Gebiete der Erziehung zeigt. Die brennenden Fragen jeder Zeitperiode weisen bei ihrer Beantwortung immer auf eine Thatsache hin, d. i. die Unvollkommenheit der Menschennatur. Hieraus entsteht sofort eine neue, der ursprünglichen oft weit abliegende Frage, die nämlich: ist der Mensch der Veredlung fähig, und was muß geschehen, um ihm die dunkeln Wege des Daseins zu erhellen und ihn zum selbstbewußten beifallfordernden Handeln emporzuheben? Wer dieser Frage mit warmem Herzen sich hingibt, der fängt an, sich auf das Gebiet der Erziehung zu begeben. Und kehrt er nach jahrelangen vergeblichen Mühen aus des öffentlichen Lebens Strömung niedergeschlagen und entmuthigt in sich selbst zurück, so bleibt sein verlangendes Herz an einer verbesserten Jugenderziehung hangen. So widmete schon Plato der Erziehung hohe Aufmerksamkeit, so wurde Rousseau aus der Hypercultur seiner Zeit zu seinem „Emile", Pestalozzi aus dem verwahrlosten Zustande des Volks nach Iferten, Fichte zu seinen „Reden an die deutsche Nation" hingetrieben. Anders war dies bei Fröbel. Wol von keinem ist Fröbel übertroffen worden in der Conception seines Erziehungsplans, wol keinem sind aber auch der Hindernisse mehr entgegengestellt worden als ihm. Aber es gehört zum allerersten Verständniß Fröbel's, daß er ohne jene äußern Impulse, nach langen Irrfahrten zwar, dann aber mit ureigener Vertiefung sich auf die Reform der öffentlichen Erziehung geworfen hat. Der Herausgeber seiner Schriften, Wichard Lange, hat daher vollkommen recht, Fröbel einen großen Mann zu nennen. Er ist es und wird es bleiben, solange tiefinnerliche Gemüther dem Problem der Jugenderziehung sich zuwenden werden.

Lassen wir die Reformbestrebungen Fröbel's aus seiner Lebensgeschichte heraustreten, um sie dann einzeln im Lichte der wissenschaftlichen Pädagogik einer weitern Betrachtung zu unterwerfen.

In einem Briefe an den Herzog von Meiningen, von dem er mitten in einer schweren Drangperiode Hülfe und Unterstützung erwartete, sowie in einem gleichen Schriftstück an den Philosophen Krause in Göttingen, der ihn zuerst erkannte, hat Fröbel in liebenswürdig-kindlicher Weise den Faden seines Lebens auseinandergerollt. Diesen Briefen, sowie den ergänzenden Notizen des Herausgebers entnehmen wir Folgendes:

Fröbel war ein Kind des Thüringerwaldes und der Sohn eines vielbeschäftigten Pfarrers in Oberweißbach, geboren den 21. April 1782. Er verlor mit 3/4 Jahren seine gute Mutter und war somit frühzeitig dem Gesinde und seinen ältern Geschwistern überlassen. Sein Vater war ein wohlunterrichteter, ja gelehrter und erfahrener Mann; aber infolge seiner vielen Geschäfte und in Ermangelung jener Verbindung, welche bei alledem eine liebende Mutter zwischen Vater und Kindern herzustellen vermag, blieben sich letztere durchs ganze Leben hindurch fremd. Diese geistige Trennung wurde noch erhöht, als Fröbel's Vater zu einer zweiten Heirath

verschritt und als die Kinder der zweiten Ehe die Aufmerksamkeit der „neuen Mutter" ganz in Anspruch nahmen. Fröbel war daher kaum ins Knabenalter getreten, als seine zweite Mutter ihn nicht mehr mit dem vertraulichen seelenvollen „Du" anredete, sondern anfing, ihn mit „Er" zu tituliren. Dadurch wurde die Kluft zwischen beiden nur noch weiter und Fröbel's Seele war mit Trauer erfüllt. Freunde, Verwandte und Bekannte steigerten das Misverhältniß dadurch, daß sie, wie dies ja zuweilen zwischen Stiefältern und Stiefkindern zu geschehen pflegt, Partei ergriffen für das schwache Kind und ihm zu mancher unedeln Handlung Veranlassung und Anleitung gaben. Fröbel widerstand diesen Versuchungen. Ein frühzeitig ausgebildetes Selbstgefühl hielt ihn davon zurück, ohne daß jedoch das Verhältniß zu seinen Aeltern dadurch besser geworden wäre. Durch diese Umstände wurde Fröbel schon in frühem Knabenalter zur Einkehr in sich selbst und zu jener Verinnerlichung des Lebens hingeleitet, die ihm sein ganzes Leben lang zu eigen geblieben ist. Dieser Gemüthszustand fand noch seine Unterstützung in dem von Gebäuden rings eingeschlossenen Gehöfte, das Fröbel nicht verlassen durfte, und in den verschiedenen Veranstaltungen, welche im Hause seines orthodoxen Vaters für religiöse Erweckungen getroffen worden waren. Fröbel's Vater hatte nicht Zeit, seinen Sohn selbst zu unterrichten, es hielten ihn aber auch Ueberlegungen ab, denselben der im Dorfe befindlichen Knabenschule anzuvertrauen, vielmehr wurde Fröbel in die Mädchenschule geschickt. Es sollte auch dieser Umstand für Fröbel wichtig werden. Fröbel bekam als der einzige Knabe in der Mädchenschule seinen Platz neben dem Lehrer und zunächst den größten Schülerinnen angewiesen. So theilte er mit diesen von Anfang an seinen Unterricht, und zwar vorzugsweise in der Religion. Fröbel fühlte sich davon mächtig ergriffen. Rechnet man nun noch die schon obenerwähnten anderweitigen religiösen Uebungen, die durch die Stellung im Hause seines Vaters, durch zweimaligen Kirchenbesuch an jedem Sonntage bedingt waren, sowie die strenge Controle hinzu, welcher Fröbel wie jedes andere Schulkind über die gehörten Predigten unterworfen wurde, so wird es nicht wunder nehmen, wenn er uns sein ganzes Leben hindurch immer als ein Mann von tiefer Religiosität erscheint, und es ist keine Verleumdung größer als die, daß Fröbel und seine Bestrebungen zur Irreligiosität hinführten. Fröbel's ältester Bruder studirte Theologie. Angeweht von der kritischen Philosophie Kant's trug dieser manchen Streit über Religion und kirchliche Satzungen in die stille Pfarrerfamilie hinein, an welchen der zehnjährige Friedrich im geheimen lebhaften Antheil nahm, und er war glücklich, als er gegenüber den hohen Forderungen der positiven Kirchenreligion, Christum anzuziehen, Christum im Leben darzustellen u. s. w., auf den Gedanken kam: „Die Menschennatur an sich mache es dem Menschen nicht unmöglich, das Leben Jesu wieder in Reinheit zu leben und darzustellen; ja der Mensch könne die Reinheit eines Lebens Jesu erringen, wenn er nur den rechten Weg dazu betrete." Wir bitten, diesen Gedanken festzuhalten. Er wurde später der Angelpunkt von Fröbel's Leben und Streben.

Noch nicht 11 Jahre alt verließ Fröbel das älterliche Haus, um in der Familie seines Onkels zu Stadt-Ilm ein „neues, dem bisherigen entgegengesetztes Leben" zu beginnen. Statt Strenge, wehte Fröbel's Gemüth jetzt Milde und Güte an, statt Mistrauen erfuhr er Zutrauen, statt mit Mädchen sollte er jetzt mit einer Anzahl Knaben verkehren, denen freies Spiel und ungezwungener Verkehr zur Lebensgewohnheit gehörten. Es dauerte lange, ehe Fröbel bei seiner physischen Schwäche das Glück zutheil wurde, zu den Spielen dieser Knaben zugelassen zu werden. In Jahr und Tag stand er jedoch an jugendlicher Wildheit und Ausgelassenheit keinem seiner Mitschüler nach. Er sollte endlich nach erfolgter Confirmation für einen bürgerlichen Beruf bestimmt werden. Hierzu mochten verschiedene Motive Veranlassung geben. Fröbel war ein seltsamer träumerischer Knabe, dem vieles widerstrebte, was ihm zu seiner Bildung geboten wurde, und der in den Augen der Lehrer oft geradezu faul erschien. Er galt daher als minderbegabt seinen Brüdern gegenüber, ja in Oberweißbach galt er für einen „Stromer" erster Sorte. Hierzu kam, daß zwei seiner Brüder sich schon dem Studium widmeten und deshalb vielleicht befürchtet wurde, das väterliche Einkommen möchte nicht hinreichen, dem Friedrich eine gleich hohe Bildung zu verschaffen. Dieser sollte daher nach Wunsch seiner Mutter eine Stelle im Rechnungs- und Kammerfache suchen. Zu einem solchen Posten gab es zwei Wege. Fröbel mußte entweder bei einem untergeordneten Beamten als Schreiber, oder bei einem der höchsten Staatsbeamten als Bedienter eintreten. Da gegen das letztere sein Stolz sich sträubte und für das erstere sich keine Gelegenheit darbot, so wurde jetzt sein eigener Wunsch, Landwirth zu werden, beachtet. Nach vielen vergeblichen Bemühungen des Vaters trat Fröbel bei einem Forstmann ein, bei welchem er sich im Forstwesen, im Tariren, in der Geometrie und im Feldmessen üben sollte. Er war sich in dieser neuen Lage ziemlich selbst überlassen und lebte viel in der Natur, besonders im Walde. Hier ganz in und mit den Pflanzen verkehrend, ging auch sein kirchlich-religiöses Leben allmählich in ein religiöses Naturleben über, denn er war, wie schon dieser Umstand und späterhin sein ganzes Leben bezeugt, eine jener Naturen, die nach Einheit im Denken und Thun ringen. Man wird sich jedoch nicht wundern, wenn das, was der Philosophie bisjetzt nicht gelungen, dem siebzehnjährigen Fröbel unmöglich war; aber ein Zeugniß für die Tiefe seiner Natur ist hiermit jedenfalls gegeben.

Nach bestandener Lehrzeit entließ ihn der Förster mit den unwilligen Worten: „Wenn aus Fröbel noch etwas werde, so könne man dieses Prognostikon jedem ohne weiteres stellen", und seine Mutter stimmte dem völlig bei. Fröbel kehrte ins Vaterhaus zurück. Er mag es hier nicht gut gehabt haben, denn er benutzte eine Sendung, welche seinem in Jena studirenden Bruder zu

machen war, und blieb acht Wochen dort. Er nahm hier Unterricht im topographischen und Situationszeichnen und war sehr fleißig. Mit Erlaubniß seines Vaters studirte hierauf der bisherige Zögling einer Volksschule Kameralia. Er hörte Vorlesungen über angewandte Mathematik, Arithmetik, Algebra, Geometrie, Mineralogie, Botanik, Naturgeschichte, Physik, Chemie, Kameralwissenschaften, Forstwesen und Zucht der Waldbäume, Feldmessen, architektonische und bürgerliche Baukunst. Das topographische Zeichnen setzte er fort. Kein Theoretisches hörte er außer der Mathematik nicht, von philosophischen Studien war nicht die Rede. Es zeigt dies deutlich, daß Fröbel hier noch nicht ahnte, auf welchem Gebiete er dereinst wirken sollte. Er lebte als Student sehr sparsam und zurückgezogen; kam aber trotzdem im zweiten Jahre seiner Studienzeit durch den Bruder, der seinen Wechsel in Anspruch nahm, in eine sehr drückende Lage. Er mußte neun Wochen im Carcer schmachten, welche Zeit er jedoch benutzte, um mühsam und ohne besondern Erfolg Lateinisch zu lernen. Außerdem arbeitete er an einer geometrischen Probearbeit, studirte Winckelmann's „Briefe über die Kunst“ und las im „Zendavesta“. Schweren Herzens kehrte er im Jahre 1801 in seine Heimat zurück. Nicht lange darauf nahm er eine Stelle an, um sich mit der praktischen Landwirthschaft bekannt zu machen, bis er im Todesjahre seines Vaters (1802) in einen selbständigen Posten als Forstamtsactuar nach Bamberg kam.

So sehen wir Fröbel wieder im Forstfache. Doch ist es für den, welcher seine spätern Leistungen zu würdigen versteht, von hohem Interesse, zu sehen, wie er auch hier sich in ureigenem Streben dem alltäglichen Treiben des Berufslebens zu entwinden suchte. Die Bibliothek eines Beamten benutzend, studirte er alte und neue Denker; mit dem Erzieher des Hauses verkehrend, füllte er manche Lücke seines Geistes aus. Im Jahre 1803 sehen wir ihn in einem vielgelesenen Blatte, dem „Allgemeinen Anzeiger der Deutschen“, eine Stelle suchen, zum Belege für seine Leistungen architektonische und praktisch-geometrische Arbeiten der Redaction des Blattes übergebend. Auf dieses Gesuch hin erhielt er zuerst die Stelle eines Rechnungsführers in der Oberpfalz und ging dann 1804 als Privatsecretär nach Mecklenburg-Strelitz. Fröbel hatte hier weitläufige Rechnungen zu führen, doch gelang es ihm bald, auch Zeit zur eigenen Ausbildung zu gewinnen. Und dieser Trieb, sich immer mehr zu vervollkommnen, trieb ihn auch schon im nächsten Jahre aus seiner angenehmen Stellung heraus. Aber wohin? Das wußte er freilich noch nicht. Seine Neigung hatte sich der Baukunst zugewandt, und er war fest entschlossen, sie zu seinem Lebensberufe zu wählen. Wie aber die Mittel beschaffen, um etwas Tüchtiges leisten zu lernen? Auch das wußte er nicht. Da kommt ihm sein Bruder mit der Nachricht zu Hülfe, daß sein Onkel in Stadt-Ilm, „sein sanfter, liebender zweiter Vater“, gestorben sei und ihm ein kleines Erbtheil hinterlassen habe.

Fröbel ging hierauf sofort nach Frankfurt a. M. Der Plan im Baufach als Architekt eine Stelle zu suchen, wurde unverrückt festgehalten, und durch Stundengeben sicherte er seine Subsistenz. Je näher er aber der Verwirklichung seiner Wünsche kommt, um so mehr bemächtigt sich seiner ein beengendes Gefühl. Er legte sich nämlich die Frage vor: Wie? Kannst du durch Baukunst menschenwürdig und für Menschenbildung und Menschenveredlung wirken? Und er mußte sich sagen, daß dies für ihn sehr schwierig sein würde. Da führte ihn das Schicksal in einen Kreis von Lehrern. Es war damals ein reges Leben in der Lehrerwelt. Pestalozzi's Bestrebungen begeisterten alt und jung, und auch die frankfurter Musterschule, an welcher gerade ein Lehrer fehlte, war für Pestalozzi eingenommen. Diese Stelle wurde Fröbel angeboten; doch wünschte man, daß er sich vorerst mit Pestalozzi's Grundsätzen bekannt mache. Er war von Pestalozzi's Persönlichkeit, seinem Leben und Streben schon früher ergriffen gewesen, und es stand daher sofort fest bei ihm, nach Yverdun zu reisen, wo Pestalozzi kurz vorher (1805) angekommen war. Von guten Empfehlungen eingeführt, schaute hier Fröbel Pestalozzi, den Mann der bewegenden Kraft für die pädagogischen Bestrebungen bis auf die Gegenwart herab. Als Fröbel nach vierzehntägigem Aufenthalt bei ihm nach Frankfurt zurückkehrte, trat er sofort als Lehrer in der obengenannten Schule ein und schrieb kurze Zeit darauf an seinen Bruder: „Es ist mir, als hätte ich etwas selbst nicht Gekanntes und doch lange Ersehntes, lange Vermißtes, als hätte ich endlich das Element meines Lebens gefunden; mir ist wohl, wie dem Fisch im Wasser, dem Vogel in der Luft.“

Nun sollte man meinen, wäre Fröbel im sichern Hafen des Lebens angelangt. Weit gefehlt! Fröbel wurde ein thätiger Lehrer an der Musterschule zu Frankfurt und erwarb sich den Beifall des Publikums; aber er konnte sich in die beengenden Schranken einer im Räderwerk verlaufenden Schule nicht finden. Sein Streben ertrug keine äußerlich hemmenden Fesseln. Ihm war das Ideal der Erziehung als ein heller, schöner Stern aufgegangen am Horizont seines Lebens und er wollte bei der Verwirklichung desselben auf eigenen Füßen stehen. Sein Ideal sprach sich in folgenden Worten aus:

> Ich will Menschen bilden, die mit ihren Füßen in Gottes Erde, in die Natur eingewurzelt stehen, deren Haupt bis in den Himmel ragt und in demselben schauend liest, deren Herz beides, Erde und Himmel, das gestaltenreiche Leben der Erde und Natur und die Klarheit und den Frieden des Himmels, Gottes Erde und Gottes Himmel eint.

Fröbel wurde Hauslehrer. Aber bald stellte sich ihm die hohe Kluft vor die Seele, welche zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen Zweck und Mitteln besteht. Er hatte durch seinen Austritt aus der Schule die äußern Hemmnisse von seiner pädagogischen Thätigkeit weggeräumt, er konnte jetzt nach eigenem Gutdünken verfahren. Er that es; aber er fühlte sofort zweierlei: einmal, daß ihm an seiner eigenen Bildung noch sehr viel fehle, und dann, daß ihm über den Weg, das Ideal der Erziehung zu erreichen, noch die pädagogische Leuchte fehle. Er kam nun zu dem schon in seiner Jugend präformirten,

dunkeln Satze: „Es ist alles Einheit; alles ruht in Einheit, geht von Einheit aus, strebt, führt zur Einheit und geht zur Einheit zurück." Demzufolge beschloß er zweierlei: erstens seine akademischen Studien von neuem aufzunehmen; zweitens noch einmal zu Pestalozzi zu gehen. Er ergriff das letztere zuerst und das Jahr 1809 sieht ihn wieder in Yverdun, begleitet von seinen drei Zöglingen. Fröbel berichtet, daß er bei Pestalozzi eine herrliche, eine erhebende und für sein Leben entscheidende Zeit verlebt habe. Gleichwol kehrte er unbefriedigten Herzens zurück. Pestalozzi war ohne philosophische Begründung, nur dem Drange seines Herzens folgend, an die Sache gegangen; Fröbel wollte von seiten der Speculation und der Naturwissenschaften den Grundpfeilern der Menschenbildung beikommen. Er fand mit Recht das Schwanken in den Lehr- und Erziehungsgrundsätzen in der blos empirischen Auffassung der Pädagogik begründet und er wollte diesem Uebelstande abhelfen durch philosophische Untersuchungen. Dieser Umstand,. sowie die Erkenntniß von der Mangelhaftigkeit seiner classischen Bildung veranlaßten ihn, seine Erzieherwirksamkeit aufzugeben und noch einmal auf eine deutsche Hochschule zu gehen. Fröbel geht hierauf 1811 nach Göttingen. „Das Zerstückte in allem, was mich umgab in der Lehre und Erziehung, drückte mich unaussprechlich, sodaß ich mich höchst glücklich fühlte, als ich aus meiner Lage scheiden konnte." So schreibt er selbst.

Nun denke man sich den von irgendeinem Schulzwange weitab entfernten, mit ureigenen Gedanken erfüllten Fröbel zum zweiten male auf einer deutschen Universität. Man darf es ihm wol da glauben, wenn er von sich selbst sagt, daß es dem bald dreißigjährigen Manne Zeit gekostet, ehe er sich in seine neue Thätigkeit hineingefunden. Fröbel hatte schon angefangen, sich auf eigene Constructionen zu legen, ohne doch irgendwie ein vorhandenes System zu kennen oder auch nur Lust zu haben, es kennen zu wollen. Wer sollte ihn da führen? So ging Fröbel seinen eigenen Weg. Er faßte die Menschheit als ein Ganzes, als eine Einheit auf; als ein Ganzes suchte er sie in sich und außer sich zu erringen, zu finden, darzustellen, und so wurde er zurückgeführt zu den ersten Aeußerungen der Menschheit, des Menschen in seiner Erscheinung: zur Sprache. Und so sehen wir denn Fröbel mit allem Eifer einer forschenden Seele Sprachstudien, Sprachkunde, Sprachforschung treiben. Er fängt Hebräisch, er fängt Arabisch an, und von hier aus will er sich den Weg zu andern asiatischen Sprachen, namentlich dem Indischen und Persischen bahnen. Ein großer Entschluß für einen schon von allerhand praktischen Gedanken erfüllten Kopf. Und wenn es Fröbel nur möglich gewesen wäre, die elementaren Vorlagen, welche die Erlernung fremder Sprachen immer erfordert, mit Ruhe und Geduld zu betreiben, wenn er durch die classischen Sprachen des Alterthums jene Zucht der Gedanken an sich erfahren hätte, die nothwendig ist, soll das Herz mit dem Kopfe in Einklang bleiben. So aber erlahmte er natürlich bald. „In der Weise, wie mir die Sprachmasse vorgeführt wurde, fand und sah ich kein Mittel, sie zu beleben." So schreibt er in seiner Lebensschilderung. Fröbel hatte auf dieser ersten Fahrt in die geheimnißvolle Welt nach unentschleierter Wissenschaft Schiffbruch gelitten; aber dem kühnen Seefahrer gleich theilt er mit kräftigem Arme die Wogen, um nach erschöpfendem Ringen wieder auf Land zu kommen. Was Fröbel nämlich in der Sprache nicht gefunden, das hoffte er, werde er bei seiner alten Freundin, der Natur, finden. Er trieb daher mit verjüngter Kraft Physik, Chemie, Mineralogie und allgemeine Naturgeschichte, anfangs in Göttingen, später in Berlin, und die in sich selbst nothwendig bedingte innere Gesetzmäßigkeit der Natur ließ ihn hoffen, hier den Angelpunkt seines Lebens zu finden. Da überraschte ihn das verhängnißvolle Jahr 1813, und Fröbel trat in eine Infanterieabtheilung des Lützow'schen Corps ein. Diese Episode hat für Fröbel und seine spätern Bestrebungen eine hohe Bedeutung erlangt. Nicht daß er in dem wilden Kriegerleben oder im Hochgefühl patriotischer Begeisterung das Fundament seines Erziehungsplans gefunden hätte; aber er fand zwei Freunde, die in seine Bestrebungen auf die erfolgreichste Weise eingriffen: Langethal und Middendorff.

Nicht lange Zeit darauf beginnt denn nun auch Fröbel seine Erziehungsideale zu verwirklichen. Nachdem er nämlich nach glücklich beendigtem Feldzuge noch eine Zeit lang Assistent am Mineralogischen Museum zu Berlin gewesen, gründet er zuerst in Griesheim an der Ilm und kurz darauf in Keilhau seine „Allgemeine deutsche Erziehungsanstalt", wohin ihm seine obengenannten Freunde bald folgen. Hatte er inzwischen den Grundstein für sein Erziehungsgebäude gefunden? „Der Krystall", sagt er, „verkündete mir laut und unzweideutig in klarer und fester Gestaltung das Leben und die Lebensgesetze des Menschen und in stiller, aber wahrer und sichtbarer Rede das wahre Leben der Menschenwelt." Aus Analogien der Natur glaubte er den Entwickelungsproceß der Seele erkannt zu haben. Er ahnte, schaute mit den Augen eines begeisterten Sehers Einheit in dem Wesen aller Dinge und auch in dem Menschen: aber wo ist hier jene Wissenschaftlichkeit in der Grundlegung, die Fröbel bei Pestalozzi so schmerzlich vermißte, nach der er selbst so eifrig strebte? Und wie sollte Fröbel aus diesem Luftgebilde zur praktischen Erzieherwirksamkeit gelangen? Sehen wir uns seinen Erziehungsgrundsatz an, wie er ihn im Jahre 1821 aussprach; er lautet: „Gründliches und umfassendes Wissen und sicheres und fertiges Anwenden und Gebrauchen dieses Wissens im Leben, in jeder Lage, jeder Forderung des Lebens, also ein einsichtsvolles, sich fortentwickelndes Können in jedem gewählten Wirkungskreise in dem Zöglinge zu bewirken." Es liegt auf der Hand, hier ist kein wissenschaftlicher Fortschritt, keine logische Consequenz vorhanden. Etwas mehr bietet der im Jahre 1833 ausgesprochene Erziehungsgrundsatz dar; er lautet: „Für alle Menschenerziehung gibt es nur einen einzigen Grundsatz: es ist dies die allseitige und klare, sichere Ausbildung des Menschen nach den drei Hauptrichtungen seiner Kraft als ein handelndes (schaffendes), ein empfindendes

(fühlendes) und erkennendes (denkendes), dabei stets das innig Einige alles Geistigen in sich ahnendes, die Einheit alles Geistigen in sich vernehmendes, vernünftiges Wesen"; aber es ist keinerlei Anhalt gegeben, diese Einheit begrifflich zu fassen.

Können wir also an den Principien Fröbel's nicht jene Wissenschaftlichkeit finden, welche unbedingt erforderlich ist, soll sich darauf ein haltbares Erziehungsgebäude gründen, so ist damit doch nicht ausgeschlossen, daß Fröbel gleich andern Empirikern in vielen Stücken den rechten Weg der Erziehung gefunden habe. Einen solchen Weg zeigte ihm der leider noch lange nicht genug erkannte Grundsatz: das Denken und Thun, Erkennen und Handeln, Wissen und Können bei der Erziehung auf das innigste miteinander zu vereinigen. Fröbel gab ihm zuerst die weiteste Ausdehnung, indem er seine Zöglinge mitten in das Leben hineinstellte, dergestalt, daß er sie Gemüsebau treiben, Obstbäume ziehen, an den Haus- und Feldarbeiten theilnehmen ließ und ihnen Gelegenheit gab, sich in handwerksmäßigen Beschäftigungen zu üben. So ging Fröbel einen bedeutsamen Schritt weiter als Pestalozzi, der sich mit der Anschauung der Dinge begnügte, während Fröbel ein „Sichhineinleben" in die Gegenstände forderte und praktisch zu verwirklichen suchte. Auch was den Unterricht an sich anbelangt, stellte er sich mit Erfolg auf die Schultern seiner Vorgänger. Freilich fehlte ihm wie diesen die rechte Würdigung und Schätzung der einzelnen Disciplinen im Hinblick auf einen wissenschaftlichen nachweisbaren Erziehungszweck, und die methodische Darlegung der einzelnen Unterrichtsfächer leidet daher an demselben Fehler, den Pestalozzi und seine zahlreichen Anhänger begingen, daß sie noch viel zu sehr die zu lehrende Wissenschaft abgesondert und ohne Beziehung auf das psychischen Gesetzen unterworfene Individuum zu behandeln suchten. Dies zeigt sich unter anderm auch in der Erlernung des Griechischen und Lateinischen. Fröbel erkannte nämlich ganz richtig — und die wissenschaftliche Pädagogik sucht dies gegenwärtig zu begründen —, daß das Griechische vor dem Lateinischen gelehrt werden müsse. Statt aber nun auf sachliche Gründe einzugehen, weswegen die griechische Sprache nothwendig ihren Platz vor dem Lateinischen einzunehmen habe, begnügt er sich mit bloßen Utilitätsrücksichten auf die Natur der besagten Sprachen.

Hätte aber auch Fröbel für sein Erziehungsgebäude einen bessern philosophischen Unterbau gehabt, die praktische Ausführung seiner Plane würde ihm damit nicht leichter geworden sein. Es ist eine nothwendige Consequenz aller Reformbestrebungen, daß sie von der großen Menge, meist aber von den eigentlichen Fachgenossen misverstanden werden. Hierzu kommt, daß tieferliegenden Gedanken im Munde ihrer ersten Träger oft jene schnelle, geläufige Zunge fehlt, um sie in das rechte Licht zu setzen. Konnte daher Fröbel auf die Frage, was er denn eigentlich wolle, oftmals nur antworten: „Rein das Entgegengesetzte von dem, was jetzt im Erziehungs- und Lehrfache im allgemeinen geschieht", so ist erklärlich, was Barow, der jetzige Besitzer des Keilhauer Instituts sagt, „daß Mistrauen ihre Wirksamkeit auf allen Seiten umgab, daß offene und verdeckte Feindschaft in nächster Nähe und in weitester Ferne ihnen das Leben zu verbittern und ihre Bestrebungen im Keime zu ersticken suchte".

Fröbel hatte die Anstalt ohne Besitz irgendwelcher pecuniärer Mittel begründet. Es läßt sich denken, was das heißen will. Trotzdem gelang es seinen Anstrengungen und denen seiner Mitarbeiter, daß die Anstalt schnell und herrlich aufblühte, bis sie in den zwanziger Jahren durch die bekannten, gegen die Burschenschaften gerichteten Verfolgungen an den Rand des Verderbens gebracht wurde. Die Zahl der Zöglinge sank auf fünf bis sechs herab, und infolge der verschwindend kleinen Einnahme stieg die Schuldenlast auf eine schwindelerregende Höhe. Barow sagt:

> Von allen Seiten stürmten die Gläubiger heran, angetrieben durch die Advocaten, welche sich ihre Hände in unserm Elend wuschen. Fröbel entwich durch die Hinterthür auf die Berge, wenn die Dränger erschienen, und nur Middendorff war es gegeben, die meisten unter ihnen in einem Grade zu beruhigen, welchen nur derjenige für möglich halten kann, der Middendorff's Einfluß auf die Menschen gekannt hat.

Große Ideen machen indessen auch zu großen Opfern bereitwillig. So brachte Middendorff sein ganzes väterliches Erbtheil dar, und der Bruder Fröbel's gab sein ganzes Vermögen bedingungslos her, indem er aus Osterode nach Keilhau übersiedelte und die ökonomische Seite der Erziehungsanstalt übernahm. Aber auch seine Opfer waren nicht im Stande, dem Mangel abzuhelfen. Als jedoch die Noth am größten war, zeigten sich unerwartet neue Aussichten. Der Herzog von Meiningen nämlich fing an, den Fröbel'schen Bestrebungen seine Theilnahme zuzuwenden, und er hatte sich schon bereit finden lassen, das Gut Helbe mit 30 Ackern Landes und mit einer jährlichen Beihülfe von 1000 Gulden zu Errichtung einer Erziehungsanstalt herzugeben, als er von einflußreicher Seite von der Ausführung dieses Plans wieder abgebracht wurde. Fröbel hatte der in Helbe zu begründenden Anstalt den Namen Volkserziehungsanstalt gegeben, mit welcher auf der einen Seite nach dem Wunsche des Herzogs eine Vorschule für das Seminar, auf der andern Seite eine Pflege- und Entwickelungsanstalt für drei- bis sechsjährige Waisen verbunden sein sollte. Es liegen ziemlich vollständige Berichte über dieses Project, das Verzeichniß der Unterrichtsgegenstände, eine vollständige Zeiteintheilung und ein Plan der praktischen Beschäftigungen vor. Die Anstalt war darauf berechnet, sich zum Theil selbst zu erhalten, und darum sind hier besonders die zur Erhaltung des Hauses, der Schule, der Wirthschaft und zur Erzielung von Naturproducten und Kunsterzeugnissen bestimmten praktischen Beschäftigungen von hohem Interesse.

Das Project kam jedoch, wie erwähnt, nicht zur Ausführung. Niedergebeugt und rathlos wandte sich daher der vielgeprüfte Fröbel nach Frankfurt a. M., um dort Rath und Trost im Kreise bewährter Freunde aus früherer Zeit zu finden. Fröbel war eine jener seltenen

Naturen, deren Gemüth einer stählernen Spirale gleicht, die an Expansionskraft mit dem Drucke von außen wächst. Daher entwarf er gerade in Augenblicken, in welchen Menschen von gewöhnlichem Schlage kleinlaut, muthlos, ja der Verzweiflung nahe gebracht werden, immer größere Plane, und während alles um ihn her zusammenbrach, sah er siegestrunken in die Zukunft hinein. Aber das gescheiterte Unternehmen in Helbe hatte ihn doch so tief erschüttert, daß er bei den vielen Hindernissen, die sich ihm überall entgegenstellten, fast an sich selbst irre geworden war. Doch das Glück will ihm wohl in Frankfurt a. M. Er trifft hier nämlich zufällig den Liedercomponisten Schnyder von Wartensee, begeistert diesen für seine Plane und wird infolge dessen von ihm aufgefordert, in dem Schlosse Wartensee in der Schweiz eine Erziehungsanstalt zu begründen. Fröbel ergriff mit Freuden die ihm dargebotene Hand, und Schnyder seinerseits überließ sein ganzes Schloß, das Inventar, sein Silbergeschirr, seine Bibliothek, kurz alles, was in und an dem Schlosse war, der schnell errichteten Anstalt. Gleichwol genügte der Raum keineswegs zu einer erfolgreichen pädagogischen Bethätigung. Da öffnet sich eine neue Aussicht. Kaufleute aus Willisau im Canton Luzern fordern nämlich Fröbel auf, in ihrer Stadt sich niederzulassen. Fröbel willigt ein und in kurzer Zeit waren 40 Knaben aus dem Canton vorhanden, welche ihm als Zöglinge anvertraut wurden. Allein ein neuer Feind trat auf: es waren die Pfaffen, welche gegen die „Ketzer" mit aller Wuth polemisirten. Es entstand ein förmlicher Kampf. Zwar gewann Fröbel namentlich durch ein glänzendes öffentliches Examen, welches er ablegte,. äußerlich die Schlacht; aber den unausgesetzten Hemmungen der Priester mußte die Anstalt bald unterliegen. Noch bestand dieselbe, als Fröbel nach dem Canton Bern berufen wurde, um hier in Burgdorf ein Waisenhaus zu errichten. Aber auch hier war es Fröbel nicht vergönnt, festen Fuß zu fassen. Seine Frau, Henriette Wilhelmine geborene Hoffmeister aus Berlin, konnte die rauhe Gebirgsluft der Schweiz nicht vertragen, und so fanden sich nach ein paar Jahren Fröbel und seine Mitarbeiter wieder in Keilhau zusammen, um hier die alte, durch Barow's unermüdliche Bestrebungen inzwischen günstiger situirte Anstalt mit gemeinschaftlichen Kräften wieder zu verwalten.

Doch der ruhelose, unermüdliche Fröbel trug bereits einen neuen Plan mit sich herum. Schon in Helbe hatte er seine Aufmerksamkeit den noch nicht schulpflichtigen Kindern zugewendet in der projectirten Pflege- und Entwickelungsanstalt für drei- bis sechsjährige Waisen, und seine Thätigkeit in Burgdorf mochte ihn hierin wol um vieles weiter gefördert haben. Fröbel mochte sich fragen, soll denn die entwickelnde Pflege der ersten Kindheit blos Waisenkindern dargebracht werden, und ist nicht die erste Lebenszeit die wichtigste vor allen andern, deren gewissenhafte Benutzung pädagogisch ausgebaut werden muß? Mit diesen Gedanken gründete Fröbel in Blankenburg eine Anstalt, deren es jetzt in allen Theilen Deutschlands, Belgiens, der Schweiz, Frankreichs u. s. w. gibt, eine Anstalt, für die ihm lange Zeit nur der rechte Name fehlte: er gründete 1837 einen „Kindergarten".

Hier ist es nun eigentlich, wo wir, ohne auf das Specielle näher eingehen zu können, Fröbel's Schöpferkraft zu bewundern haben. Der Mittelpunkt der kindlichen Thätigkeit in den ersten Lebensjahren ist das Spiel, daher denn auch der Kindergarten im Spiele seine Basis findet. Wie aber aus dem Spiele, erfolgt es ohne alle erzieherische Anleitung, den Kindern eine Menge neuer Wissensstoff zufließt, so muß der Kindergarten dies in erhöhtem Maße darbieten. Denn er ist eben nicht blos eine Beschäftigungs- und Verpflegungsanstalt, noch weniger ein Vehikel, die erzieherische Trägheit der Aeltern zu unterstützen, er ist eine Anstalt, welche ernste Erziehungsgedanken in kindlichem Spiele zu verwirklichen gedenkt und somit das Kind zu der großen Reise recht ordentlich ausrüsten will, welche es in seinem dereinstigen idealen Streben zu vollenden hat.

Lassen wir nun hierbei vorerst das falsche Princip Fröbel's fallen, welches wie in seiner Menschenerziehung so auch hier zu Grunde liegt, so gilt es um so mehr dem Material seine volle Aufmerksamkeit zu schenken, welches Fröbel in so reichem Maße für den Kindergarten ausgearbeitet hat. Da ist der Ball als das erste Spielwerk des Kindes, da ist die Kugel, der Würfel, die Walze in wirklich erschöpfender Weise behandelt. Dasselbe gilt von den andern, für das spätere Leben wichtigen Beschäftigungen. Wir meinen die Ausbildung des Körpers durch allerhand Bewegungsspiele, die Sorge für frühzeitige Erweckung des Gesanges, Bildung der Hand und des Auges durch Papierhalten, Stäbchenlegen, Ausstechen, Flechten von Papierstreifen, Verschränken biegsamer Holzstäbchen, Netzzeichnen u. s. w. Was nur immer zur Darstellung sich eignet, was einen Gedanken zu verkörpern fähig ist, wird von Fröbel empfohlen oder kann wenigstens in seinem Geiste empfohlen werden. Hier liegt in der That ein reicher Schatz begraben. Möchte Fröbel's Nachwelt ihn nur recht bald zum Segen für die Kinderwelt heben, möchte es aber auch bald der wissenschaftlichen Pädagogik gelingen, Fröbel's Arbeiten im rechten Geiste zu benutzen. Denn wir können es auch hier bei einer kritischen Beleuchtung der Fröbel'schen Kindergärten nicht verbergen, daß sie einer wirklich wissenschaftlichen Grundlegung ganz nothwendig bedürfen, sollen sie im Strome des pädagogischen Fortschritts nicht frühzeitig untergehen.

Es dünkt uns aber auch, als könne die Umgestaltung der Fröbel'schen Doctrin keinen großen Schwierigkeiten unterliegen, sobald man sich mit Hülfe exacter psychologischer Untersuchungen von der Einseitigkeit des Fröbel'schen Princips (Satz, Gegensatz, Vermittelung) auf der einen Seite überzeugt und durch nüchterne ethische Forschungen auf der andern Seite über die realisirbaren Zielpunkte der Erziehung verständigt hat. Es wird dabei die Einheit der Person, auf welche Fröbel so hohen Werth legt, nothwendig in Betracht gezogen werden müssen, denn ohne diese läßt sich eine sittlich-religiöse Charakterbildung, oder wie das Endziel der Erziehung auch immer aus-

gedrückt werden mag, nun und nimmer erreichen; nur daß diese Einheit nicht als Anfangspunkt, wie Fröbel dies thut, sondern als Postulat der Erziehung aufgefaßt werden muß. Denn es wird niemand einfallen, im psychologischen Sinne demjenigen eine Einheit zuzuschreiben, dessen einzelne Vorstellungsgruppen gar nicht oder nur ganz äußerlich miteinander verbunden sind. Ein Mensch, der heute bereut, was er gestern gethan, der seiner Entschlüsse und Ueberlegungen nicht Herr ist, und bald dies bald jenes will, vorzieht oder verwirft, hat keine Einheit der Person im strengen Sinne des Worts. Daher wurzelt hierin die höchste Aufgabe der Erziehung im Kindergarten sowol wie in der wirklichen Schule, und eine „Pädagogik des Kindergartens" wird, wenn einmal dieser Name auftreten sollte, eine ganz andere sein müssen als die Fröbel's.

Wir enthalten uns eines weitern Eingehens auf diese noch zum Austrag zu bringenden Fragen. Wir würden sonst auf die Concentration des Unterrichts, sowie auf den schon von Comenius betonten, von den Philanthropinisten versuchten, von Fröbel in vortrefflicher Weise weiter ausgebauten Sachunterricht in seiner neuerdings von Professor Ziller angegebenen Zergliederung in Gesinnungs- und Naturunterricht näher eingehen und auch die Wege angeben müssen, in welcher Reihenfolge das aus Umgang und Erfahrung im weitesten Sinne zu nehmende Material zu verwenden sein würde, wenn von seiten des Unterrichts eine volle Wirkung auf Charakterbildung erzielt werden soll. Eine solche Darstellung würde uns aber einestheils hier zu weit führen, anderntheils denjenigen Arbeiten vorgreifen, die in dem zuletzt angedeuteten Sinne bereits vorbereitet werden. Wir wollten überhaupt nur dem Selbstgefühl der Fröbelianer, das der herrschenden, rein empirischen Pädagogik gegenüber wol sehr berechtigt sein kann, von seiten einer philosophischen Auffassung der Erziehungswissenschaft einige Schranken entgegensetzen.

Von dieser kurzen Auseinandersetzung kehren wir noch einmal zu Fröbel zurück. Bei dem unermüdlichen Eifer, welcher ihm eigen war, ist es selbstverständlich, daß er seiner Erziehungsmethode, namentlich seinem Kindergarten, durch Wort und Schrift die weiteste Verbreitung zu verschaffen suchte. Er gründete daher zum vierhundertjährigen Gutenbergfest im Jahre 1840 in Verbindung mit Middendorff und Barow einen „Deutschen Kindergarten" auf Actien zu je 10 Thaler, und hatte die Freude, schon nach einigen Jahren ein kleines Stammkapital zusammengebracht zu haben, wenn es auch noch lange nicht den gehegten Erwartungen entsprach. Die Idee des Kindergartens breitete sich inzwischen immer weiter aus. Fröbel unternahm Reisen und wirkte in Verbindung mit seinen Freunden unermüdlich weiter. Er war in Dresden, er arbeitete in Hamburg. Immer größere Kreise schließen sich um ihn, immer lauter wird der Klang seines Namens. Die deutsche Lehrerversammlung beruft ihn 1852 nach Gotha. Er wurde hier hoch geehrt. Als er erschien, erhob sich die ganze Versammlung wie Ein Mann. Da legte er endlich am 21. Juli 1852 sein Haupt zur ewigen Ruhe nieder. Sein Wahlspruch war: „Kommt, laßt uns den Kindern leben!" Er hat ihn treulich gehalten. Möge er nur hierin recht viele entschiedene, warme Nachfolger haben; denn fehlt es nicht an den rechten Erziehern, so wird es auch nicht der rechten Erziehung ermangeln!

Dem Herausgeber, Wichard Lange, schließlich Anerkennung für seine verdienstliche, mühevolle Arbeit. Er war bei seiner bekannten Begeisterung für das Werk rationeller Erziehung und als Schwiegersohn Middendorff's doppelt berufen, der deutschen Nation Fröbel in seiner Größe selbst vorzuführen. Zwar hätten wir an der Anordnung des Ganzen wol einiges auszusetzen; aber es sind Kleinigkeiten gegenüber der hohen Freude, die wir bei dem Studium der Fröbel'schen Schriften in so reichem Maße erfahren haben. 29.

Das deutsche Drama von Gottsched bis Schiller.

1. Von Gottsched bis Schiller. Vorträge über die classische Zeit des deutschen Dramas von Joseph Bayer. Drei Theile. Prag, Mercy. 1863. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
2. Goethe's Egmont und Schiller's Wallenstein. Eine Parallele der Dichter von F. T. Bratranek. Stuttgart, Cotta. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Wann werdet ihr, Poeten,
Des Dichtens einmal müd'?
Wann wird einst ausgesungen
Das alte ew'ge Lied? —

so fragt Anastasius Grün, und gibt sich selbst die Antwort:

Singend einst und jubelnd
Durchs alte Erdenhaus
Zieht als der letzte Dichter
Der letzte Mensch hinaus.

So reizend schön das Wort ist, so scheint es doch nicht ganz richtig; der letzte Mensch, vornehmlich wenn er ein Deutscher sein sollte, würde wahrscheinlich weniger ein Dichter, als ein Dichtererklärer sein, und wenn er seine eigenen Werke erklären müßte. Seitdem vor hundert Jahren der Baum der deutschen Poesie seine ersten reifen Früchte trug, wie viel kritische Sperlinge und Kernbeißer haben sich in seinen Zweigen herumgetummelt, um, wie weiland die Philosophische Königin, das Warum des Warum zu ergründen! Der gütige Leser verzeihe diesen Stoßseufzer eines Recensenten, welcher die zahlreichen Nachleser auf dem weiten Erntefelde der deutschen Literatur an sich vorübergehen lassen muß. Und doch ist es wieder der beste Beweis für den unerschöpflichen Reichthum unserer Literatur, daß immer neue Nachleser sich einfinden, für deren jeden noch gar manche übersehene werthvolle Aehre übrigbleibt.

Der literarhistorische Autoritätsglaube ist ein Hauptübel unserer Bildung. Die meisten sehen den Wald vor lauter Bäumen, die Literatur vor lauter Literaturgeschichte nicht. Sie sind ganz „Gervinusfest", haben aber das wenigste mit eigenen Augen gesehen und beurtheilt. Auf diese Weise bildet sich eine solche Menge erborgter, reproducirter, nachgesprochener, nachgeschriebener Urtheile heraus, daß man schier darüber erschrecken möchte.

Jede individuelle Erscheinung an ihrer Stelle zu begreifen, sie rein und scharf von den andern abzulösen und zu sondern, erscheint mir immer noch als die Hauptpflicht des Literaturdarstellers. Ich halte es nicht für gerathen, den Literaturstoff nur nach großen Massen zu stellen und diese nach der Zerstörung ihres feinern Zellgewebes zu einem historischen Teig zu kneten, der allerdings unter der Hand des Geschichtschreibers alle möglichen Formen annehmen kann, nachdem er einmal seine eigene verloren.

Diese beiden Stellen aus Text und Vorrede des Bayer'schen Buchs „Von Gottsched bis Schiller" (Nr. 1) mögen dem Leser gleich zum Beginne die Gesinnung zeigen, von welcher aus dasselbe abgefaßt ist, eine Gesinnung, mit welcher der Berichterstatter von Herzen einverstanden ist. Welch bedeutsame Rolle jener Autoritätsglaube in der deutschen Literaturgeschichte spielt, springt sofort in die Augen, sobald wir die auch nur über Einen Schriftsteller aufgeführten Thatsachen mit philologischer Genauigkeit prüfen. Und wie sehr die Würdigung einer bedeutsamen Dichtergestalt leidet durch jenes „Zurechtkneten des feinern Zellgewebes zu einem historischen Teig", durch das Ueberwuchern der Wechselbezüge, durch die Betrachtung der Persönlichkeiten minder als der Zeiträume und Richtungen, die doch eben wieder aus Persönlichkeiten bestehen, auch dieses ist sattsam bekannt.

Bayer's dreibändiges Buch ist eine Geschichte des deutschen Dramas von Gottsched bis Schiller, allerdings ohne allen gelehrten, bio- und bibliographischen Apparat; daß derselbe aber dem Werke zu Grunde lag, erscheint aus der Bearbeitung deutlich genug. Der erste Theil leitet durch eine umsichtige Würdigung und zum Theil Rechtfertigung des so vielfach unbillig beurtheilten Gottsched hinüber zu einer meisterhaften Entwickelung von Lessing's Wesen und Geistesgang, seiner dramatischen Arbeiten und theoretischen Ansichten über die dramatische Dichtung im allgemeinen. Denn diese letztern erläutern und ergänzen vielfach die eigenen Schöpfungen unserer großen Dichter, welche dem ganzen Wesen ihrer Bildung gemäß selten im unbewußten Schöpferdrange sich gehen ließen, sondern, besonders in dem Zeitraume ihrer Reife, vielfach nach gründlichem Forschen über die Gesetze der Kunst und mit geflissentlicher Darlegung der sie leitenden Grundsätze an ihren Werken arbeiteten. Indem wir so klar entwickelt sehen, was die besten dramatischen Dichter schaffen und über das Geschaffene denken, wie geistvolle Kritiker, wie Herder, und die allmähliche und stets zunehmende Bekanntschaft und Würdigung Shakspeare's auf die weitere Entwickelung der Dichtung einwirken, gestaltet sich ein belebtes und geistreiches Gesammtbild der deutschen dramatischen Dichtung in ihrer Glanzperiode. Zwar spricht der Verfasser in der Vorrede: „Uebrigens dürfte der freundliche Leser nur die Bergsteigung, die ich ihm im ersten Theile nicht ersparen konnte, etwas beschwerlich finden; die Aussicht von der erstiegenen Höhe unserer Literatur in den nächsten beiden Theilen wird ihn vielleicht einigermaßen für diese Mühe entschädigen." Aber es ist kein Zweifel, daß, wie den sinnigen Bergsteiger schon der stets weitere Ausblick, die stets reinere Himmelsluft für die Mühe des Steigens reichlich entschädigt, so auch dem Leser die nähere Bekanntschaft mit jenem Perrükenzeitalter, wo die dramatische Muse noch in aller langweiligen Pracht ihrer Alexandrinertragödien einherging, und mit Gottsched's freierm Schüler, Schlegel, die belebteste Einleitung zu den weitern Theilen des Werks bietet. Lessing's immer mehr gefestigte und gereinigte Kunst, seine wahrhaft schöpferische Thätigkeit als Kritiker und Dichter, sein gesammtes, männlich imponirendes, gestaltungskräftiges Wesen sind fein und geistvoll dargestellt, zugleich mit jenem milden Hauche der Verehrung und Liebe, welcher bei allem Ernste der Kritik, wie er bisweilen auch bewunderten Schöpfungen gegenüber nothwendig ist, wie ein warmer Duft durch das ganze Werk hindurchzieht.

Der zweite Theil schildert die nicht selten gar abenteuerlichen Strebungen der Stürmer und Dränger, als deren Hauptvertreter Lenz und Klinger eine zwar minder umfassende, doch eingehende Würdigung finden. Shakspeare's großer Schatten tritt auf die deutsche Bühne, Lessing's dramaturgische Ansichten werden durch Herder's enthusiastische Kritik, durch die oft regel- und maßlosen Schöpfungen der „Genies" erweitert; daran reiht sich der größte Dichter dieser Genossenschaft, er, der alle die brausenden Wellen dieses literarischen Wildbachs in sich vereinigte, austoben und schließlich als klare Spiegelflut dahinströmen ließ: Goethe. Die Würdigung dieses wunderbaren Geistes und seiner dichterischen Wirksamkeit bildet den zweiten Glanzpunkt des schönen Buchs. Der dritte Theil endlich beschäftigt sich in gleicher Ausführlichkeit mit Schiller.

Wir haben lange kein literargeschichtliches Buch gelesen, das einen so durchaus befriedigenden Eindruck auf uns machte, wie das von Bayer. Entstanden aus populären Vorträgen, die der Verfasser 1860 und 1862 zu Prag hielt und später schriftlich ausarbeitete, trägt es doch die Spuren seiner Entstehung in der Frische und Wärme der Darstellung, welche bei aller Gründlichkeit des maßvollsten Urtheils bisweilen durch lebendige Bildlichkeit gehoben erscheint; der wissenschaftliche Stoff ist auf das freieste geistig verarbeitet, eine Fülle geistreicher Anschauungen, Bemerkungen, Urtheile ist dargeboten in schöner, durchsichtiger, plastischer Sprachform, und wenn der Leser, je nach seiner subjectiven Empfindung, mit einzelnen Urtheilen, wie solches bei einem so umfassenden und vielseitigen Stoffe kaum anders denkbar ist, nicht ganz und gar übereinstimmen mag, so freut er sich doch des gerechten Urtheils, der warmen wohlthuenden Auffassungsweise, der liebevollen Pietät bei seiner Kritik. Mit stets lebendiger Theilnahme sehen wir diese herrlichen Dichtergestalten eine nach der andern emporsteigen, an ihrer eigenen Reinigung wie an der Reinigung der Bühne arbeiten, das Alter der Jugend die Hände reichen zum gemeinsamen Werke, bis schließlich das stolze Gebäude unserer classischen Dichtung in seiner Pracht und Formenreinheit dasteht. Zwar nennt der bescheidene Verfasser „gegenüber den Entdeckungsreisen eines Gervinus, Koberstein u. s. w. seine Wanderung durch das Gebiet des classischen Dramas nur eine Vergnügungstour, vielleicht nichts weiter"; aber seine

Leser erkennen getrost an, daß es eine Vergnügungstour ist mit dem liebenswürdigsten, einsichtsvollsten Führer, der uns mit ebenso gründlicher Kenntniß auf jede botanische und geognostische Merkwürdigkeit, auf die geschichtliche Bedeutung jeder Burg, jeder Stadt, die wir berühren, aufmerksam macht, als er die schönste Theilnahme besitzt und erweckt an dem wechselnden Reiz der Ansicht und Aussicht, an dem zauberischen Spiele von Sonnenschein und Wolkenschatten, an Quellenrauschen und Vogelsang. Es ist ein schönes und liebes Buch.

Doch halt! Also hätten wir gar nichts zu tadeln? Etwas hat uns allerdings in dem Buche gestört, das ist die Schreibweise: „Göthe". Wie der Berichterstatter es für seine Pflicht hält, sie überall, wo sie ihm begegnet, zu rügen, so auch hier; aber es soll diese einzige Rüge auch hier nur deswegen Erwähnung finden, um damit um so mehr festzustellen, welch lebhafte Anerkennung das Buch uns abgenöthigt hat.

„Nun streitet sich das Publikum seit 20 Jahren, wer größer sei, Schiller oder ich, und sie sollten sich freuen, daß überhaupt ein paar Kerle da sind, worüber sie streiten können", bemerkte einmal Goethe im Jahre 1825 in einem seiner Abendgespräche zu Eckermann. Vielleicht würde er heute dieselbe Meinung über die Streitart der Deutschen auf die Frage: ob Oesterreich, ob Preußen, übertragen, vielleicht auch und sogar viel wahrscheinlicher würden ihn derartige oder unartige Streitereien ebenso kühl lassen, wie er sich im Jahre 1830 nur um die zwischen Cuvier und St.-Hilaire schwebende Frage interessirte.

Mit diesen Worten beginnt die Einleitung des Buchs „Goethe's Egmont und Schiller's Wallenstein" von F. T. Bratranek (Nr. 2). Als der Berichterstatter diese Stelle erblickte, berührte sie ihn, ehrlich gesagt, unangenehm. Vielleicht geben bei der Besprechung blos literargeschichtlicher Fragen Schriftsteller anderer politischer Ansicht derselben gleicherweise Ausdruck und der Gleichgesinnte übersieht sie; jedenfalls wäre es wünschenswerth, wenn dieses politische Misvergnügen mit den Zielen der nationalen Partei in Deutschland, welches in rein literarhistorischen Schriften unserer lieben Landsleute in Oesterreich und Baiern so vielfach und ohne Veranlassung hervorsprudelt, auf neutralem Boden unberührt bliebe. So wenig es wohlgethan ist, große nationale Fragen, die Jahrhunderte zum Wachsthum brauchten und noch zu ihrer Lösung brauchen werden, mit schönen Reden zu verkleistern, so wenig zweckmäßig erscheint es, sie nutzlos und nur als leichten Zierath anzuregen auf dem Gebiete, das alle Deutsche umfaßt, dem Gebiete unserer classischen Dichtung. Hier möge noch eine Stelle sein, wo wir aufathmen können von dem Sturme der politischen Tagesfragen, die gewiß allezeit ihr gutes Recht haben, nur nicht hier. Unsere großen Dichter waren keine politischen Männer; warum sollen wir bei Betrachtung ihrer Kunstwerke jede schwächste Gelegenheit benutzen, um unsere politischen Stoßseufzer los zu werden?

Bratranek hat Goethe's „Egmont" und Schiller's „Wallenstein" gewählt zur Entwickelung ihres Gedankeninhalts und zur Vergleichung, weil er darin die von ihm hauptsächlich betonte Eigenthümlichkeit der beiden Dichter am bedeutsamsten ausgesprochen fand, den Gegensatz des Lyrischen zum Epischen, und weil die beiden als „Tragödien der Unentschiedenheit" miteinander vielfach Berührungspunkte haben. Zunächst wird über die Entstehung der beiden Dramen berichtet, der Gemüthszustand der Dichter während der Zeit des Schaffens aus ihren eigenen Zeugnissen erwiesen, und daran eine sehr umfassende ästhetische Analyse der beiden Dichtungen geknüpft; der Verfasser hat neben dem eingehenden Verständniß eigenen Geist, eine nicht geringe Menge guter Gedanken, feiner Betrachtungen und Verknüpfungen, sodaß die Schrift mit ihrer von der Liebe zu den beiden Dichtern eingegebenen Frische anregend wirkt. Sie würde es noch mehr thun ohne manche Längen, und wenn die Ausdrucksweise des Verfassers nicht häufig durch Geschraubtheit und Künstlichkeit, ein etwas strapazirtes und sprunghaftes Wesen verunstaltet wäre; dazu kommt die Vorliebe für häufigen Gebrauch von Fremdwörtern und zeitweilig auch von Austriacismen; all dieses hindert mehr als erwünscht, mit ungestörtem Interesse der Entwickelung zu folgen. Es sei gestattet, als Belege hierfür aufs gerathewohl einige Stellen herauszugreifen:

Seite 5 heißt es von Schiller: „In der Karlsschule wegen solcher Kleinigkeiten, als da sind eine schlorrige Kleidung, eine verstohlene Pfeife Taback, von irgendeinem invaliden Halboffizier geringelt"; S. 248 von Clavigo: „Sein klebriges Anhaften an jede Nichtleimspindel bringt ihn um das glänzende Gefieder seines Talents"; S. 31 von Goethe: „Das zusammen mußte ein bodenloses Schwanken geben, gegen welches selbst das letzte frankfurter Jahr als leichtes Wellengeschaukel auf morgenwindumflügeltem Seespiegel erscheint"; Vansen wird S. 121 ein „Allerweltskniffllichkeitsjäger" genannt. S. 110 heißt es:

In der dichterischen Begabung offenbart sich jene Wesensrichtung, welche beim Urphanomen sich befriedigt erweist, als Prävalenz des Lyrischen, als ein unmittelbares Hervorbrechen der Stimmung, des Gemüthsurphänomens bei jeder Wendung der Zustände oder Begebenheiten; und jene, welche im Gesetze sich beruhigt, als Prävalenz des Epischen, als das Bedürfniß, im Vorführen und Durchgehen der Welterscheinungen sich mit der Einsicht ihrer Ordnung und Gesetzmäßigkeit zu den Idealen des Denkens zu erheben.

S. 140 über Egmont:

Nach dieser wiederholten Mahnung ist ihm an Klärchen's Conflictgefühl der Welt gegenüber das Misliche seines bisherigen Lebens fühlbar geworden und sein eigenes System des Zulassens, Gewährens und Gehenlassens, des reflexionswidrigen von Tag zu Tag Fortlebens ist an der Spitze des öffentlichen Lebens dem entgegengesetzten System durch die Regentschaftsumgestaltung gewichen u. s. w.

Solcher Stellen ließen sich noch manche andere mittheilen, sie haben im Berichterstatter den Wunsch erweckt, der Verfasser hätte sich ein wenig mehr bemüht, seinem Buche die gereifte und maßvolle Form der Dichter zu geben, über welche es handelt, sich erinnernd an Goethe's Wort:

> Es trägt Verstand und rechter Sinn
> Mit wenig Kunst sich selber vor;
> Und wenn's euch Ernst ist, was zu sagen,
> Ist's nöthig, Worten nachzujagen?

Wilhelm Buchner.

Zur Romanliteratur.

1. Die dunkle Stunde von F. W. Hackländer. Fünf Bände. Stuttgart, Krabbe. 1863. 8. 4 Thlr. 22½ Ngr.
2. Christian VII. und sein Hof. Historischer Roman von Graf Adelbert Baudissin. Zweite Abtheilung: Juliane Marie. Zwei Bände. Hannover, Rümpler. 1863. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
3. Der braunschweigische Hof und der Abt Jerusalem. Culturhistorischer Roman von Hermann von Maltitz. Drei Bände. Leipzig, O. Wigand. 1863. 8. 4 Thlr.
4. Prinz Eugen und seine Zeit. Historischer Roman von L. Mühlbach. Erste Abtheilung: Prinz Eugen der kleine Abbé. Vier Bände. Berlin, Janke. 1864. 8. 3 Thlr.
5. Die nordische Semiraris oder Katharina II. und ihre Zeit. Historischer Roman von E. Maria Oettinger. Erste Abtheilung: Die nordische Semiramis. Zweite Abtheilung: Mutter und Sohn. Sechs Bände. Berlin, Janke. 1863—64. 8. 9 Thlr.
6. Christian VII. und sein Hof. Historischer Roman von Graf Adelbert Baudissin. Dritte Abtheilung: Hans Pogwisch. Zwei Bände. Hannover, Rümpler. 1863. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Es gab wirklich eine schöne Zeit, in der ein begabter Aesthetiker äußern durfte: „Das größte Vergnügen gewährt, sich auf dem Sofa auszustrecken und eine neue Gedichtsammlung zu lesen"; aber auch er beklagt sich über die Aengstlichkeit, womit die meisten Menschen vermieden, vor einem Dichter von seinen Werken zu sprechen, als ob das Dichten ein Gebrechen, ja eine Sünde sei, schlimmer denn einen Buckel haben oder für einen Dieb gelten.

Es gab wirklich eine sinnige Zeit, in der das Publikum ein neues Gedicht wie ein bedeutendes Ereigniß begrüßte, wo man nur Poesien las und den Roman fast für eine verzeihliche Abirrung des Dichters hinnahm.

Es gab wirklich eine begeisterte Zeit, in der Goethe's Ausspruch galt: „Wenn eine Gesellschaft deutscher Männer sich zusammenbegab, um besonders von deutscher Poesie Kenntniß zu nehmen, so war dies auf alle Weise zulässig und höchst wünschenswerth, indem diese Personen sämmtlich, als gebildete Männer, von dem übrigen deutschen Literatur- und Staatswesen im allgemeinen und besondern unterrichtet, sich gar wol die schöne Literatur zur geistreich-vorzüglichen Unterhaltung auswählen und bestimmen durften." An solcher Unterhaltung nahmen auch die Frauen lebhaft theil, und ein Dichter konnte damals auch bei geringerer Begabtheit einer aufmunternden Anerkennung gewiß sein.

Heute aber herrscht die Prosa im Leben und in der Literatur. Die Poesie wird nicht allein todtgeschwiegen, sondern sogar verspottet und verachtet. Ein begeisterter Literaturfreund klagte mir vor kurzem: man macht sich wahrhaftig lächerlich, wenn man über Poesie spricht; und ein junges schönes Fräulein, das englische und französische Romane in der Ursprache liest, erklärte mir, der ich leider in dem Verdacht stehe, der Sünde des Dichtens theilhaftig zu sein, mit herausforderndem Stolze und verlachender Ueberlegenheit: „Ich hasse alle Poesie und entschließe mich niemals eine Dichtung zu lesen."

Bei solchen Zeichen ist es kein Wunder, daß der Roman auch bei der oberflächlichsten Cultur üppig gedeiht, und daß aus den Journalen das Gedicht verschwindet. Es ist mir interessant gewesen zu beobachten, wie die Poesie allmählich von ihrem solange behaupteten Platze verdrängt worden ist. Vor Jahren wurde jede Nummer einer Zeitschrift mit einem oder mehrern Gedichten eröffnet, dann erhielt die Poesie auf der zweiten oder dritten Seite hinter der Novelle ihren Platz, dann rangirte sie hinter der „Aehrenlese" u. s. w., dann hinter „Gemeinnütziges", wo sie in Conflicte mit den Charaden und Räthseln kam, endlich wurde ihr nur der allerletzte beschränkte Platz eingeräumt, seit einiger Zeit ist sie aus den meisten Journalen ganz verwiesen und darf nur bei Festlichkeiten, wie die Musici auf dem Orchester, in der ihr fast verdrießlich eingeräumten Fürstenloge zuweilen erscheinen.

Den Dichtern geht die Verbannung ihrer Göttin sehr zu Herzen, und da das Publikum, nachdem es ihre Gedichte, wenn sie auch bändeweise erscheinen, unbeachtet liegen läßt, nicht mehr von den Sängern spricht und nun endlich auch ihre Namen nicht mehr kennen lernt, so sind sie vielleicht stillschweigend — ich weiß es nicht, doch scheint es mir, daß man gruppenweise agirt — übereingekommen, über sich selbst zu sprechen. Früher schon war es Sitte, und das Publikum nahm mit Interesse daran theil, die Besuche bei irgendeinem Dichter zu schildern und dadurch den vergessenen Poeten im Gedächtniß der undankbaren Welt aufzufrischen; jetzt aber beginnt man sein eigenes Leben als „Wahrheit und Dichtung" zu skizziren, die Artikel durch die Porträts aller Dichter, die man kennt, verehrt oder begünstigen will, in Holzschnitten oder Photographien zu illustriren und in Federzeichnungen novellistisch vorzuführen. So huldigt denn auch die Poesie dem Zeitgeschmack und besingt nicht mehr die werthen Sanggenossen, sondern benutzt sie zu Leitartikeln, um sich selbst dabei dem Publikum zu empfehlen. Aber es hilft nichts, und der heutige Dichter hat nur in dem Fall Aussicht fortzuleben, wenn er selbst Romane schreibt oder zu einem biographischen oder culturhistorischen Roman verwendet wird.

Nicht abzuleugnen ist, daß jede Zeit das Recht hat, ihrer Neigung zu folgen und zu krönen, wen und was sie will. Wurden vordem die Poesie und ihre Priester auf den Thron erhoben, so mögen jetzt die Prosa und ihre Minister die Herrlichkeit der Volksgunst kosten. Wir haben nur zu entscheiden, ob letztere der Krone und des Lorbers werth sind, ob ihre Werke das Ideal zur Anschauung bringen und in Reinheit, Tiefe, Wahrheit und Schönheit den Schöpfungen der Poesie, denen in der verflossenen Periode der Kranz gereicht wurde, ebenbürtig sind.

Bevor wir zu den vorliegenden Romanen übergehen, erlaube ich mir die auffallendsten Merkmale kurz hervorzuheben, welche die Romanliteratur von der Poesieliteratur überhaupt und in den gleichnamigen Producten unterscheiden. Auch die erstere hat Poesien geschaffen, weil die meisten heutigen Dichter sich erst als solche ergehen und nur, wenn sie an der Gleichgültigkeit des Publikums mit ihren Dichtungen scheitern, sich zum Roman wenden. Hierbei kann nicht verkannt werden, daß die heutige Lyrik durch eine klare Realität der frühern häufig voraus ist, während dem heutigen Drama, so wenig es auch zur Erscheinung kommt, die Tiefe des frühern fehlt. Die Romane der Gegenwart unterscheiden sich von denen der Poesieperiode zumeist durch den von den Franzosen und mehr noch von den Engländern überkommenen dramatischen Vortrag. Durchschnittlich besteht jedes Kapitel aus einer Gesprächsscene, wodurch eine große Lebendigkeit erzielt wird und dramatischen Vielschreibern es so leicht geworden ist, beliebte Romane auf das Theater zu bringen. Dagegen fehlt ihnen die Gemüthstiefe der Romane aus der Poesieperiode. Was diese hierin und in den gedankenreichsten Reflexionen bieten und wie sie dadurch beschreibend werden, ja durch eingelegte Briefe und Tagebuchblätter die innere Welt noch mehr zu verdeutlichen suchen, das eilen unsere jetzigen Romane durch äußern Glanz und dramatische Lebhaftigkeit zu ersetzen. Da aber der Deutsche sein Gemüth nicht verleugnen kann und nur in einer Zeit großer politischer Kämpfe sich gezwungen den Bewegungen auf dem Markte des Lebens zuwendet, so ist die Voraussagung nicht bedenklich, daß er nach dem Abschluß dieser Zeit zu den ältern Romanen zurückkehren und mit diesen in eine neue Poesieperiode eintreten wird.

Dichter, die dem Zauber der gebundenen Sprache und der Süßigkeit des wirklichen Dichtens nicht entsagen können, mögen für die Erhaltung ihrer Manuscripte Sorge tragen, wenn sie anders nicht das Schicksal ausnahmsweise — denn wo findet man reiche Poeten — mit dem Gold der Welt gesegnet hat und sie im Stande sind als Selbstverleger aufzutreten, und mögen sich für

ihre heutige Vernachlässigung mit der Ueberzeugung trösten, daß ihre Dichtungen, wenn auch lange nach ihrem Tode, Anerkennung und nachhaltige Wirkung finden werden. Aus diesem Grunde ist es höchst erfreulich, daß durch die Bemühungen einiger begeisterter Kunstfreunde Mosen's Werke, die herrlichen Schöpfungen eines unserer gedankenreichsten und den großen Räthseln des Jenseits und der Unsterblichkeit sich zuneigenden Dichters, dessen schwere Erkrankung unser Mitgefühl wach erhält und uns treibt, sein verdüstertes Leben durch aufrichtige Anerkennung zu erhalten, schon jetzt gerettet wurden, denn zu ungewiß bleibt doch die Hoffnung, daß nach den bevorstehenden welterschütternden Kämpfen alle Manuscripte vollständig geborgen sich vorfinden werden.

Betrübend ist aber nach der andern Seite hin die Wahrnehmung, daß für einen Dichter wie Mosen, dessen Werke in stets neuen Auflagen gedruckt werden müßten, um ihm Ruhm und Geld einzutragen, beim Volke mit dringenden Bitten, Empfehlungen und Ueberredungen eingekommen werden muß, um der deutschen Nation — dem berühmten Volke der Dichter und Denker — diese Dichtungen im Drucke zuführen zu können; denn ihm wirklich zugänglich geworden ist darum der vernachlässigte Sänger immer noch nicht, weil leider heute überall die Neigung fehlt, sich in poetische Werke zu vertiefen.

Gewiß, alles hat seine Zeit, auch die politischen Kämpfe und die Romanliteratur müssen ihre Zeit haben, und so sei denn dem Roman die Alleinherrschaft ehrlich zugesprochen und freundlichst gegönnt.

„Wenn du, geehrter Leser, geneigte Leserin" — mit Hackländer zu sprechen, der in dem Roman „Die dunkle Stunde" (Nr. 1), nachdem er diesem Titel einen Begriff unterlegt, dem wir vielleicht später eine andere Definition entgegenstellen, mit schalkhafter Ausführlichkeit zu beweisen sucht, welche Vortheile dem Schriftsteller sich darbieten, sobald er das Wörtchen „Wenn" beim Beginn eines Kapitels richtig zu gebrauchen versteht, und der endlich die Anrede „geehrter Leser" und „geneigte, auch wol geliebte Leserin" — unter dem letzten Prädicat läßt sich natürlich eine entzückende Menge jugendlicher Frauen, Witwen und vor allem Mädchen von blendender Schönheit substituiren, die einem Schriftsteller, wie der rühmlichst bekannte, jedenfalls geneigt sind, für das Interesse an der spannenden Erzählung, vorgetragen „in bekannter Meisterschaft, wie nur Hackländer sie zu schreiben vermochte", mit dem Verlagsbuchhändler Krabbe zu sprechen, — zu verschwenderisch gebraucht; wenn also der Leser bei der Lektüre dieses Werks meinen Rath befolgen will, so beginne er im vierten Kapitel S. 42 mit dem Satze: „Unterdessen schwingt sich die Sonne höher und immer höher —"

Wir sind gewiß, der Leser wird in einer angenehmen Geregtheit zum fünften Kapitel „Erkundigungen" übergehen, mit erhöhter Spannung das sechste „Die erste dunkle Stunde" verfolgen und das siebente „Ein gebrochenes Herz" in einer erhebenden und verklärenden Bewegung schließen, wie sie nur ein wahres Kunstwerk hervorbringen kann, wenn ein für das Ideale empfänglicher Geist sich demselben hingibt.

Nachdem der Leser das Buch leise vor sich hingelegt, sich selbst aber sinnend in die vernommene Begebenheit zurückgelebt hat, wird ihn die schöne, einfache und doch räthselvolle Novelle immer von neuem anziehen, er wird für seine Auffassung Beweise suchen, weil die Schuld oder Unschuld der Hauptperson nur durch die Voraussetzungen erwiesen wird, auf denen das jedesmalige Urtheil beruht. Wie aber, die wie die kritische Verpflichtung haben, den ganzen großen Roman genau zu studiren, beneiden den Leser, dem es erlaubt ist, diese Perle von Novelle mit dem bedeutsamen Titel „Das gebrochene Herz", ungestört von der durch 19 Lieferungen versuchten Heilung, als ein vollendetes Kunstwerk unverletzt hinwegzunehmen.

Goethe bemerkt in einer Kritik: „Dieser Roman will durch Ueberraschungen wirken, ich darf seinen Inhalt nicht mittheilen"; der Regel des Altmeisters folgend, werde ich auch nichts von dem verrathen, was „Die dunkle Stunde" an Ueberraschungen bringt. Hackländer ist ein angenehmer Erzähler, seine Gestalten sind scharf umrissen, sondern sich klar und treten völlig fertig in das Licht der Beschauung. Aber auch der angenehmste Erzähler ermüdet den Zuhörer, wenn dieser nicht eine zu phlegmatische Natur ist, durch einen zu langen, immer gleichmäßig guten Vortrag. Wie wenige lesen heute noch die „Geheimnisse von Paris" oder die Boz'schen Romane, und wer liest Sue'sche Romane zum zweiten mal? Wer aber meinem Rathe folgt, der wird die Novelle „Das gebrochene Herz" mit aufrichtigem Dank gegen den Schöpfer eines selten vollendeten Kunstwerks oft wieder mit gesteigertem Genusse lesen und von neuem dem Räthsel nachsinnen, das eben so reizend ist und voll Reiz bleibt, weil und solange es nicht gelöst ist. Denn leider können wir der Lösung, die Hackländer in 19 Lieferungen versucht, um so weniger Geschmack abgewinnen, als es uns fast übermüthig erscheint, das vom Dichter Geschaffene vom Romanschreiber verbessern und vervollständigen zu lassen. Ja und dreimal ja, die Novelle „Das gebrochene Herz" ist eine vollendete Dichtung, und da sie nicht überraschen, sondern erheben, verklären und beseligen will, wird es ihr keinen Abbruch thun, wenn ich ihren Inhalt für diejenigen mittheile, die nicht Gelegenheit haben, sie zu lesen.

Auf einem der reizendsten Plätzchen unserer lieben Erde, auf dem schmalen Plateau vor der Fronte der Villa Cedronia, wo ein sorgfältig gepflegtes Blumengärtchen seine Düfte ausströmt und ein lebendiger Strahl aus dem naheliegenden Wasserbassin Kühlung verbreitet, ruhen in Schaukelstühlen an einem kleinen Tische zwei Damen, so schön und doch so verschieden, denn die eine ist blond, milde, voll Gemüth, die andere brünett, stattlich, voll Energie: Françoise, die Sängerin, und Rosa, ihre Schwester.

Der gewandte Novellist führt uns in eine Seelen- und Körperwelt, wie sie nicht reicher und blühender gedacht werden kann. Wie der blonden deutschen Sängerin Neapel mit dem Meere und der großartigsten Rundsicht zu Füßen liegt, wenn sie von der Villa Cedronia im Schatten des Klosters San-Antonio hinabblickt, so huldigt ihr die Bevölkerung der Residenz, wenn sie von der Bühne ihre klang- und seelenvolle Stimme erhebt. Dies zarte Engelsbild muß sehr glücklich sein. Françoise wird geschmückt von einer unbeschreiblich milden Schönheit, verherrlicht von einem welterfüllenden Ruhm, ihr stehen die Genüsse des Reichthums zu Gebote und sie besitzt die Liebe des edelsten und schönsten Mannes, des Marchese Gaetano Fontana, ja, ihr Leben muß paradiesisch sein, und — sie ist unglücklich.

Ein dunkles Gerücht sagt, Gaetano sei auf Andringen seiner stolzen Mutter eine Verbindung mit der Fürstin Pallavicini eingegangen; böse Zungen flüstern weiter: die Gemahlin Gaetano's weile noch auf Sicilien und die Ehe bleibe absichtlich ein Geheimniß, bis der Widerspruch des Hofs gegen die Vereinigung zweier mächtigen Familien gehoben sei, und, setzt ein finsterer Dämon hinzu, der junge Marchese verlängert absichtlich dies Geheimniß, weil — genug, Françoise entdeckt sich in einem Briefe ihrer Schwester und diese eilte von Marseille zu ihr, um das Verhältniß zu einem raschen, vielleicht, ja wahrscheinlich schrecklichen Abschluß zu bringen. Denn Rosa zweifelt leider nicht, daß ihre arme Schwester furchtbar hintergangen sei.

Morgen wird Françoise zum letzten mal die Huldigungen Neapels empfangen, wird, begleitet von Rosa, mit Gaetano in der daraufsolgenden Nacht nach Rom fliehen, um sich dort mit ihm trauen zu lassen. So ist es zwischen den Liebenden verabredet, und wenn die Geliebte sanft aber offen den Marchese gefragt, ob die sie beängstigenden Gerüchte begründet seien, dann habe Gaetano, so versichert Françoise der aufhorchenden Schwester, ihr ehelich geantwortet, daß die Beschuldigung unwahr sei. „Und mein Herz sprach für ihn und seine Antwort", setzte sie mit einem leuchtenden Blicke hinzu und fuhr fort: „Er sagte mir: «Es ist begreiflich, daß man mir den Schatz, den ich in dir besitze, nicht gönnen will; man will uns auseinanderreißen,

und da man wol weiß, daß es nichts helfen würde, wenn man dich, sei es in welcher Art es wolle, bei mir verdächtigte, so greifen sie mich an und wählen das gewöhnlichste, aber ich muß es zugestehen, gewissen eigenthümlichen Verhältnissen nach auch das glaubwürdigste Mittel.»"

Dennoch weint die holde Françoise am Herzen der stolzen Rosa; denn beide können den furchtbaren Zweifel nicht niederkämpfen und glauben an einen Verrath, wie er oft, doch nie unter solchem unwiderstehlichen Schein der Liebe, Treue und des Edelmuths verübt worden ist.

Der corpulente, freundliche und elegante Impresario von San-Carlo, Herr Bertolini, hat die Höhe zum Kloster San-Antonio glücklich erstiegen, trocknet sich mit dem seidenen Taschentuch die feuchte Stirn, und sich fast demüthig vor den Damen verbeugend, drückt er Hut und Tuch mit beiden Händen fest auf sein Herz. Er ist gekommen, Signorina Francesca bei allen Göttern anzuflehen, ihn und Neapel nicht unglücklich zu machen und einen neuen Contract mit ihm einzugehen.

Rosa benutzt diese Gelegenheit, während ihre Schwester, wol nicht nur um für eine Erfrischung zu sorgen, die dem freundlichen Impresario dringend nöthig ist, sich entfernt, den bereitwilligen, gutmüthigen Herrn, dem Neapel, wie er versicherte, bekannt ist wie seine Tasche, über den Marchese Gaetano Fontana mit einer ruhigen Gleichgültigkeit, die den aufmerksamen Italiener selbst irreführt, auszuforschen. Der Impresario erkennt die hohen Vorzüge des jungen reichen Adelichen mit wahrer Hochachtung an. „Man sagt, er sei verheirathet mit", — „Wahrlich, ein Naturspiel", unterbricht Herr Bertolini die Fragende, und erkundigt sich, ob Signorina von italienischer Abkunft sei, da sie der Fürstin Pallavicini sprechend ähnlich sehe. Gaetano sei nicht verheirathet, behauptet der gefällige Mann, indeß, oder vielmehr „er gilt bei Leuten, die seine Verhältnisse kennen, für unverheirathet". — „Warum gilt?" fragt Rosa. — „Per bacco! verehrtes Fräulein", erwiderte der Impresario mit einer etwas forcirten Lustigkeit, „man muß seine Landsleute kennen. Diese jungen vornehmen Herren machen oft ganz merkwürdige Streiche." — „In der That?" fragte die Dame sehr ernst, und ihr Gast sucht seine Bemerkung dadurch abzuschwächen, daß er hinzusetzt, ihm sei von Marchese Fontana nicht das geringste Nachtheilige zu Ohren gekommen.

Der Impresario muß sich endlich, in etwas durch die Zusicherung Françoise's getröstet, wonach sie morgen mit ihm über Geschäfte sprechen werde, wieder entfernen, und die Sängerin folgt ihrem Herzen, nicht um Gaetano zu sprechen, wie sie der besorgten Schwester zusagt, sondern um, wie verabredet, ihm von der äußersten Rampe einen Gruß zu senden, wenn er in seiner Gondel von Ischia bei sinkender Sonne unten vorüberfahren wird.

Die unübertrefflichen Schilderungen der blühenden, glühenden Natur, der staunenswerthen Aussicht, des Sonnenuntergangs und einer italienischen Nacht hoch über Neapel im Angesicht des Vesuv, wie sie der talentvolle Verfasser, noch schwelgend in den Genüssen, die ihm dort geworden, jetzt glänzend aus der Erinnerung emporsteigen läßt, können wir nur anerkennend dem Leser empfehlen.

Françoise lehnte sich an das Mauerwerk eines kleinen Pavillons, und so mußte ihre weiße Gestalt neben den jetzt tiefdunkeln Steinen auf weite Entfernung gesehen werden. Sie aber vermag nicht seine Gondel unter den Hunderten das Meer durchschneidenden zu unterscheiden, da umfängt sie ein kräftiger Arm. Es ist Gaetano, der sie überrascht. Es wäre zu viel gewagt, wollte ich die folgende Scene kurz zu wiederholen versuchen. Endlich lernen wir Gaetano kennen und, obgleich es unmöglich wird, an die Wahrhaftigkeit seiner glühenden Liebesworte, an seine Schwüre, mit denen er die Zweifel der offenherzig zu ihm sprechenden beängstigten Geliebten zu entkräften sucht, nicht zu glauben, fühlen wir mit und für das sanfte beunruhigte Mädchen. Gaetano schwört, er sei frei und unabhängig. Er bespricht die Flucht in der nächsten Nacht. Er händigt der Bebenden die Pässe und Papiere ein, welche er durch den Einfluß seiner Stellung endlich errungen hat. Wir belauschen zwei herrliche jugendliche Erscheinungen, die wir lieben und segnen müssen. Und doch zweifelt Françoise immer noch. Armes, so schwer gepeinigtes Mädchenherz, du willst den Geliebten fernhalten, aber du vermagst es nicht. Die Nacht senkt ihren dunkeln, kühlen Schleier umhüllend auf das in heiligen Gluten schwelgende Paar. Wir ahnen ein süßes Geheimniß, und schaudern.

Françoise empfängt die stürmischen Huldigungen Neapels, die köstlichsten Blumen aller Gärten bedecken die Bühne; sie aber sieht nur Gaetano, der in seiner Loge allein zu sein scheint. Zuweilen jedoch kehrt er sich wie im Gespräch nach dem Hintergrunde, der mit seidenen Vorhängen geschlossen ist und jetzt — die Sängerin schwindelt — streckt sich daraus ein blendend weißer Arm mit Spitzen umhüllt, am Gelenk ein reiches Brillantband, hervor. Doch bald trägt sie ihr Wagen zur Villa Gedeonia, wo bereits alles zur nahen Abreise vorbereitet ist. Kaum hat sie ihr auffallend bewegtes Kammermädchen, ihre gute Jeanette, beruhigt, die ihr weinend zu Füßen sinkt, indem sie ausruft: „O, Sie sind so gütig, so mild und so freundlich gegen alle Welt, daß Ihnen die Vergeltung nicht fehlen kann! Sie müssen noch glücklich werden, oder es gibt keine Gerechtigkeit im Himmel!" so erscheint Gaetano. Wol lag ein Lächeln um seine Züge, aber seine Augen schienen ernst umflort. Er hatte ihr Wichtiges, und, wie die Verhältnisse einmal standen, Unangenehmes mitzutheilen. Was half's, daß er sie beruhigte, erklärte er doch, daß ihre Abreise verschoben werden müsse, weil er seiner Mutter zugeschworen, nachdem ihre Thränen ihn zum Geständniß gezwungen, sie nicht zu verlassen. „Und welche Entschädigung, Francesca, glaubst du wol", fuhr er mit leuchtenden Augen fort, „daß sie mir versprach? Ihre verdoppelte Liebe, ihren Segen und deine Hand!" rief er freudig. „Ja, Francesca, ihr Herz ist erweicht, sie will dich sehen." Genug, Françoise kann nicht mehr glauben, nicht mehr vertrauen. Sie bittet Gaetano, sie allein zu lassen, weil sie sich erschöpft, krank fühle.

Am Wagen des Marchese, von dem Schatten der Mauer verdeckt, harrt Rosa. Sie sieht beim Licht des Mondes eine Dame sich dem von der Villa zurückkehrenden Gaetano entgegenbeugen und glaubt sich selbst zu erblicken. Das ist die Fürstin Pallavicini, die jetzige Marchesa Fontana. Zu ihr kehrt der Verführer der unglücklichen Françoise zurück. Rosa wußte genug. Eine Stunde später rollte ein schwerbepackter Reisewagen von vier Pferden gezogen über die Mergelina gegen Santa-Lucia.... „Nur die Spitze des Vesuvs war noch zuweilen erhellt von aufsteigender Lohe, die sich auf Augenblicke majestätisch erhob und dann wieder still in sich zusammensank. Sonst war alles still und finster in dieser nächtlichen dunkeln Stunde."

Dies ist annähernd und kurz der Inhalt der Novelle „Das gebrochene Herz". Was können wir nun noch weiter erwarten? Wollen wir das Räthsel lösen? Ich nicht, und daß ich recht habe, daß der Roman den Eindruck dieser herrlichen Novelle vollständig zerstört, ist leider bewiesen. Der Verfasser verfährt wie ein begabter Maler, der ein kleines aber gelungenes historisches Bild — ein Gemälde kann historisch genannt werden, wenn auch der zur Darstellung gekommene Vorwurf aus der Erfindung entnommen ist, die Ausführung aber sich auf der Höhe der Composition erhält — mit großem Fleiße vollendet hat und nun in seltsamer Künstlerlaune fort und fort die Staffage vergrößert. Jede neue Figur ist an sich gelungen, ja ganz vortrefflich, aber das fort und fort sich überfüllende Gemälde verliert seinen in erster Einfachheit gewonnenen hohen Werth, und wenn wir gleich die Kunstfertigkeit des Malers bewundern, so bedauern wir doch seine Verirrung, die uns das erste, kleine, abgerundete Kunstwerk zerstört hat. Denn gewiß wird die Behauptung berechtigt sein, daß den drei Haupt- und zwei Nebenfiguren der Novelle „Das gebrochene Herz" die im Roman hinzutretenden Eugène Sue'schen Meuchelmörder und rabulistischen Advocaten und Boz'schen niederträchtigen Wucherer und gewissenlosen Irren-

ärzte mit unzähligem Gefolge nicht ebenbürtig sind, abgesehen davon, daß jene Hauptfiguren fort und fort unter solcher Gesellschaft ihre anfängliche klare Schönheit verlieren und zur Gewöhnlichkeit hinabsteigen.

Um diesem großen Roman nach jeder Seite gerecht zu werden, erlaube ich mir noch einige Worte über den Titel. Hackländer ist sich wohl bewußt, daß die Bezeichnung eines Werks von großer Wichtigkeit ist; von dieser Ueberzeugung geleitet, nennt er seine Schöpfung „Die dunkle Stunde", gibt in der Einleitung eine ausführliche Erklärung über den untergelegten Begriff, und benutzt jene drei inhaltvollen Worte nicht nur als Ueberschriften der Kapitel: „Die erste dunkle Stunde", „Rosa's dunkle Stunde", „Die Folgen der dunkeln Stunde" u. s. w., sondern kehrt auch in der Erzählung häufig zur „dunkeln Stunde" zurück. Wir erhalten dadurch das Recht, in dem Werke die Idee einer dunkeln Stunde in künstlerischer Darstellung vollständig erschöpft sehen zu wollen. Dies aber ist dem Verfasser nicht und zwar deshalb nicht gelungen, weil seine Definition einer dunkeln Stunde weitläufig, unklar und dadurch unrichtig geworden ist. Um nur eins zu bemerken, eine dunkle Stunde kann nicht eine fröhliche, freudenvolle sein, und Françoise's dunkle Stunde war nicht die, wo sie in den Armen Gaetano's aus dem Becher der Seligkeit trank, sondern die, wo sie die Frage entschied, ob Gaetano ein Verräther sei oder nicht.

Und so würde meine dunkle Stunde sein, wenn ich widerstandslos in eine Lage gedrängt würde, wo das Schicksal im furchtbaren Ernst mir eine Frage stellt, die über das Glück meines Lebens entscheidet und die ich beantworten muß. Zur richtigen Beantwortung einer solchen erschütternd kurzen, gewichtigen Frage ist erforderlich: ein warmes Herz, klarer Verstand und vollständige Leidenschaftslosigkeit. Unter diesen drei Bedingungen wird die Antwort richtig ausfallen, mein Lebensglück gerettet sein und — kein Roman entstehen.

Unter dem Titel „Juliane Marie" bietet Graf **Adelbert Baudissin** (Nr. 2) seinen Freunden die zweite Abtheilung des Romans „Christian VII. und sein Hof", dessen erste Abtheilung „Karoline Mathilde" in Nr. 47 d. Bl. f. 1863 besprochen worden ist.

Dieser Roman erzählt die Martern der unschuldigen Königin Karoline Mathilde, und die Folterqualen des Grafen Struensee und seiner Freunde bis zu ihrem Tode unter dem Rade. Der gerechte Haß eines Schleswig-Holsteiners ergeht sich hier in ausführlichen Schilderungen der haarsträubenden Blutgier, Ungerechtigkeit und Rachsucht dänischer, von der Thorheit und dem Widerwillen des dänischen Volks gegen alles Deutsche unterstützten Machthaber. Es ist natürlich, daß ein Schleswig-Holsteiner in der genauen Darlegung dieser Entsetzlichkeiten — und sie sind wahrlich mit seltenem Talent geschildert — eine kurze Befriedigung seiner gerechten Rache findet; aber starke Nerven gehören dazu, um diesen Roman zu lesen, und durch gerechten Haß gestärkte Nerven, um ihn zu schreiben.

Hermann Neumann.

(Der Beschluß folgt in einer der nächsten Lieferungen.)

Culturbilder aus dem Alterthum.

Culturbilder aus Hellas und Rom von **Hermann Göll.** 1. Leipzig, Wiedemann. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Unsere Zeit, die darauf ausgeht und dazu eine Art Bestimmung zu haben scheint, die Culturverhältnisse der Völker nach allen Richtungen hin zu beleben, zu entwickeln und neu zu gestalten, liebt es daher auch, in culturhistorischen Darstellungen die Gegenwart und die Vergangenheit einzelner Völker und Länder zu betrachten und dadurch deren Leben und Zustände, wie sie sich in einzelnen Zeitabschnitten gestalteten, dem Verständnisse unserer Zeit näher zu bringen. Der Nutzen solcher culturgeschichtlichen Darstellungen ist offenbar kein geringer, und namentlich diejenigen können das Anregende und Lehrreiche derselben, theils in retrospectiver Hinsicht, theils für die Gegenwart selbst, nicht verkennen und leugnen wollen, die für die dabei in Betracht kommenden Gegenstände und Interessen den rechten Sinn, das lebendige Bewußtsein und das klare Verständniß besitzen.

Die gegenwärtig vorliegenden „Culturbilder" haben es mit dem abgeschlossenen Culturleben des alten Griechenland und Rom zu thun. Sie geben gerade in diesem Betracht — einerseits weil es um ein solches ganzes und abgeschlossenes Culturleben sich handelt, andererseits weil die Griechen und Römer die beiden bedeutendsten Culturvölker des Alterthums sind — viel zu denken und enthalten um so reichern Stoff zu den lehrreichsten und fruchtbarsten Bemerkungen und Betrachtungen.

Im ganzen sind es 18 Aufsätze, die hier dem Leser geboten werden, und in denen der Verfasser wichtige und interessante Seiten aus dem Leben der Alten hervorhebt. Sie betreffen, nach Angabe ihres Inhalts, den Volksunterricht, die Professoren und Studenten sowie den Musikdilettantismus der römischen Kaiserzeit, das Reisen, die geselligen Spiele, die Parasiten und Hofnarren, die Gaukler und die griechisch-römische Pantomimik, die Astrologie in der römischen Kaiserzeit, die Actiengesellschaften, die Bankiers, Banken und Geldkrisen, die Aerzte, die attische und römische Armenpflege, die Handwerker, Fabrikanten und Zünfte, den Neujahrstag in Rom, die griechischen Milizen und Landsknechte, die Leibeigenen und Sklaven, und die Polizei. Unsere Zeit und unser deutsches Volk, für welches die Bilder zunächst aufgestellt sind, kann daraus lernen, inwiefern und in welchen Stücken wir besser daran sind, als die Griechen und Römer; während wir andererseits auch daraus ersehen, was jene Nationen trotz vieler und wesentlicher Mängel vor uns voraushatten. Denn allerdings müssen wir das bei Betrachtung dieser Bilder festhalten, und wir selbst müssen dies hier aussprechen, daß sie nicht allein der Unterhaltung und dem Vergnügen dienen, daß sie vielmehr, wenigstens im einzelnen, zugleich sittliche Wirkungen äußern, den Willen und das Nachdenken reizen und uns einen Spiegel zur Selbstbetrachtung vorhalten sollen. In der That werfen diese Culturbilder aus Hellas und Rom durch die hier gegebenen Schilderungen auf unsere Zeit und auf die Zustände in ihr oft eigenthümliche Schlaglichter, und der Verfasser findet sich in dieser Hinsicht bisweilen zu besondern diesfallsigen Bemerkungen und Hinweisungen, vergleichenden Blicken, zurechtweisenden Winken und Rügen, auch wol zu scharfer Ironie veranlaßt. In manchen, den damaligen heidnischen Zuständen entsprechenden Bildern erkennen wir gewisse, widerliche Auswüchse der falschen Cultur unserer eigenen, der christlichen Zeit (z. B. was das Treiben in den modernen Spielhöllen, das Würfel- und anderes Hazardspiel anlangt) wieder, und wir können hier diese Auswüchse mit objectiver Ruhe betrachten, um uns ihrer zu schämen und zur Abhülfe bereit zu sein. Daß die Bilder nicht blos in diesem Punkte, sondern auch sonst ein lautredendes Zeugniß von der „infolge von Ueberfeinerung, Blasirtheit und Entsittlichung einreißenden Barbarei" ablegen, liegt zwar nicht immer in der Natur der Sache, aber es ist jedenfalls unerfreulich, obgleich unsere eigenen modernen Zustände hin und wieder Spuren ähnlicher Barbarei an sich getragen haben und noch tragen. In solchem Betracht findet der Verfasser sogar Veranlassung, in seinem gewissen Zusammenhange die „Kladderadatschgelehrten" zu erwähnen. Im einzelnen kann sich hier der verständige und denkende Leser seine eigenthümlichen Ansichten über Cultur und die Fortschritte in der Cultur bilden, aber ebenso kann er auch seine Ansichten darüber und seine diesfallsigen Vorurtheile berichtigen lernen, und dadurch für sich und seine eigene Zeit nur gewinnen. Man sieht ja und erkennt es, wozu jene Barbarei nach und nach geführt hat.

Für manches aus dem Culturleben des alten Griechenland und Rom dürfte freilich im allgemeinen vielen Lesern das rechte Verständ-

niß fehlen, weil uns überhaupt nicht selten der klare Einblick in jene Zeiten mangelt und es namentlich bei Betrachtung einzelner Bilder schwer ist, sich in die theilweise ganz veränderten Verhältnisse hineinzudenken, trotzdem daß der Verfasser oder vielleicht weil er möglichst genau ins einzelne eingeht und die Bilder selbst die Zustände jener Zeiten uns nahe bringen. Vielen wird jenes griechische und römische Culturleben eine fremde Welt sein und bleiben, und sie werden sich in ihr nicht zurechtfinden können, weil sie gewisse Vorkenntnisse nicht besitzen und mancherlei Vorurtheile nicht ablegen können. Dagegen ist wieder für manche Bilder und für manche Züge in ihnen das Uebereinstimmende zwischen unsern und den damaligen Zuständen im hohen Grade überraschend, während anderes in eigenthümlicher Weise an Sitten und Zustände im heutigen Griechenland und Italien erinnert. In manchem, was diese Bilder uns vorführen, hatten offenbar die Alten viel vor uns Neuern voraus; die griechischen Republiken kannten z. B. in Friedenszeiten keine stehenden Heere, und von der modernen Polizei als einer besondern Anstalt im Staatsorganismus sagt der Verfasser, daß sie sich in den griechischen Freistaaten nicht nachweisen lasse, und er bemerkt zugleich, daß, solange der einzelne, wie es die Innigkeit der staatlichen Gemeinschaft forderte, seinen Eigenwillen dem Ganzen unterordnete, die Staatsgewalt ihn „unbehindert und ohne Gängelband seinen Weg gehen ließ". „Daher", setzt er hinzu, „jener kühnere Schritt, jene unbeengtere Bewegung, jene würdigere Haltung, die wir an den Alten so bewundern." Ebenso meint der Verfasser, daß es eine „förmlich eingerichtete geheime Polizei" wol nirgends in den griechischen Staaten gegeben habe, während dagegen in Rom von der Zeit des Kaisers Augustus an eine solche geheime Polizei allerdings existirte. Auch die Orchestik, namentlich der theatralische Kunsttanz und die Pantomimik der Alten hatte einen nicht geringen Vorzug vor dem modernen Tanz.

Im allgemeinen ergibt sich als eine wesentliche Frucht der Betrachtung einzelner der vorliegenden Bilder zu Gunsten der Griechen und Römer, daß ihr eigenstes Leben in den Anfängen der Bildung und der Culturentwickelung eine größere Ursprünglichkeit, Einfachheit, natürliche Freiheit, Gesundheit des Sinnes und der leitenden Ansichten offenbarte, als dies anderswo der Fall war, und daß sich dies alles — wenigstens zum Theil — erst mit der Verfeinerung der Sitten änderte, bis das allmähliche Schwinden der ursprünglichen Tugenden und ein Zustand der Uebercultur zu Uncultur und Barbarei führte. In unsern heutigen Culturzuständen Europas findet man manches von dem, was die alten Griechen und Römer auszeichnete, z. B. die Gastlichkeit, nur noch bei solchen Völkern, Volksstämmen und Volksklassen, die, selbst umgeben von einer weit vorgeschrittenen Civilisation, von der modernen Cultur und Hypercultur noch nicht beleckt sind und deren Lebensweise vielmehr noch einen primitiven Charakter und eine gewisse Ursprünglichkeit sich bewahrt hat.

Zu solchen und weitern Betrachtungen und Lehren geben diese Culturbilder reichen Anlaß und besondere Anregung. Sie setzen freilich zu diesem Zweck gebildete und denkende Leser voraus; aber gewiß werden es solche Leser dem Verfasser Dank wissen, daß er bemüht gewesen ist, nach dem so allgemeinen Bestreben der Neuzeit, „die gelehrten Schätze der classischen Alterthumswissenschaft zum Besten aller Gebildeten auszumünzen", um auf diese Weise eine Art Gesammtbild der griechischen und römischen bürgerlichen Culturzustände zu liefern. Er ist dabei überall, wo es ihm möglich war, auf die Quellen zurückgegangen, er läßt die alten Autoren und Dichter meist selbst reden, hat dabei jedoch den eigentlichen Citatenballast über Bord geworfen und allen gelehrten Kram, namentlich jedes Eingehen auf philologische Untersuchungen und Streitfragen vermieden, um einem weitern Leserkreise „den Geschmack nicht zu verderben". Um so eher glaubt er hoffen zu dürfen, daß sein Werk als ein Beitrag zur Klärung der Einsicht in manche Seite des antiken Lebens eine nicht ganz ungünstige Aufnahme finden werde. Referent, der diese Hoffnung für gerechtfertigt ansieht, bemerkt noch, daß manche der vorliegenden Culturbilder bis ins Mittelalter, bis nach Konstantinopel im 13. Jahrhundert reichen. Nicht ohne Grund hebt er übrigens hier am Schlusse hervor, was wir S. 10 fg. lesen, daß in den altgriechischen Schulen die großen nationalen Epopöen Homer's als Mittel „zur Weckung des Nationalgefühls, der Vaterlandsliebe, der Religiosität und des ästhetischen Sinnes" benutzt wurden, und daß im alten Griechenland die systematische körperliche Ausbildung der Knaben Förderung der Gesundheit, Rüstigkeit und Schönheit zum Zwecke hatte und auf der richtigen Ansicht fußte, daß der Leib nicht geringern Anspruch auf Vervollkommnung habe, als der bei uns auf Kosten desselben einseitig gebildete Geist. Der Verfasser bestätigt damit für einzelne Fälle, was wir oben im allgemeinen über gewisse Tugenden der alten Griechen, über Ursprünglichkeit und Gesundheit ihres Sinnes, und ihrer leitenden Ansichten bemerkten.
9.

Naturgeschichtliches.

Die Bedeutung der Thierwelt für den Menschen. Eine Rede gehalten bei Uebernahme des Rectorats den 15. October 1863 von E. Grube. Breslau, Hirt. 1864.

Es ist auf mehrern deutschen Universitäten in letzter Zeit Sitte geworden, daß bei akademischen Feierlichkeiten nicht blos der Professor eloquentiae, der als Philologe dann gewöhnlich etwas Philologisches bringt, für die gelehrte Körperschaft das Wort führt, sondern daß auch den Mitgliedern anderer Facultäten Gelegenheit gegeben wird, sich über Gegenstände ihrer Specialwissenschaft auszusprechen. Und dabei muß es ferner als ein wahrer Fortschritt angesehen werden, daß sich dabei der Gebrauch der deutschen Sprache mehr und mehr geltend macht, und der Professor nicht mehr gezwungen ist, deutsch gedachte Gedanken aus der Sphäre moderner Anschauungen in ein Latein zu übersetzen, welches eigentlich doch kein Latein ist. So hat auch Professor Grube die Gelegenheit, die ihm die Uebernahme des Rectorats der Universität Breslau gab, benutzt, sich über das von ihm vertretene Fach im allgemeinen auszusprechen.

Grube faßt in seiner Rede den fördernden und behindernden Einfluß der Thierwelt auf den Menschen übersichtlich zusammen und gewinnt daraus ein Bild der Stellung, die der Mensch zu ihr einnimmt. Er würdigt zunächst den wohlthätigen Einfluß, den die Thiere auf den Menschen ausüben durch die Stoffe, die sie ihm zur Erhaltung, zur Sicherung und reichern Entfaltung des Lebens darbieten, wirft dann einen kurzen Blick auf die Hülfe, die sie ihm als Lastthiere zur Vermittelung des Verkehrs gewähren, um dann eingehender den Schaden und die Hindernisse zu schildern, welche die Thierwelt dem Menschen bereitet. Und da sind es denn nicht sowol die gewaltigen Räuber oder die mit giftigem Zahn oder Stachel dem Menschen nachstellenden Thiere, als vielmehr das kleine so massenhaft auftretende Raubgesindel der Nagethiere, Insekten und Würmer, welche seine Ernten vernichten, als Termiten seine Häuser zerstören, als Mosquitos ganze Gegenden unbewohnbar machen, als Raupen meilenlange Wälder vernichten, als Bohrmuscheln Schiffe zum Untergang bringen und ganzen Städten schon Verderben drohten, als Eingeweidewürmer, oft unsichtbar klein, in ihm selbst ihre Behausung aufschlagen und ihm den Tod bereiten, die große Lehre von der Macht des Kleinen predigend, wenn es gleiche Zwecke verfolgend in massenhafter Zahl auftritt. Erfreulicher tritt uns — und das ist das letzte, worauf der Verfasser aufmerksam macht — die Thierwelt entgegen, insofern ihre Beobachtung dem Menschen, der sich mit seinen Gemüthsregungen und Leidenschaften in ihnen wiederfindet, sodaß ihr Wesen gewissermaßen eine getheilte Menschenseele darstellt, ein gemüthliches und poetisches Interesse verleiht. Zeugniß davon gibt die Thierfabel und vor allen „Reineke Fuchs", das große Meisterwerk germanischer Volkspoesie, in dem eine Frische weht, wie in der

Natur selbst. Ja, zuletzt werden die Thiere dem Menschen selbst Gegenstände geheimer Scheu und religiöser Verehrung. Der Verfasser schließt mit einer warmen Empfehlung der Zoologie als Hülfswissenschaft der Medicin, hier pro aris et focis sprechend, seitdem man in Preußen angefangen hat, das Studium der beschreibenden Naturwissenschaften nicht mehr von den Medicinern zu fordern: ein Umstand, der bekanntlich einen unserer tüchtigsten Naturforscher, Burmeister, dazu trieb, seine Professur in Halle aufzugeben und nach Amerika auszuwandern. 10.

Notizen.

Eine Ansicht über den Ursprung der deutschen Literatur.

Die von Müllenhoff und Scherer veranstaltete Sammlung der ältesten deutschen Sprachdenkmäler begleitet der in den Anmerkungen wiederholt ausgesprochene Gedanke, daß die deutsche Literatur ihren Ursprung auf Karl den Großen zurückzuführen habe. Natürlich ist hier „Literatur" in dem engern Sinne von „Schriftthum", von aufgeschriebener Literatur zu nehmen. In abhandelnder und darstellender Form hat der zweite der beiden Herausgeber, Wilhelm Scherer, jenen neuen und gewiß vielfach überraschenden Gedanken verwerthet in einem Vortrage, mit welchem er sich an der wiener Universität habilitirte. Der Vortrag ist dann mit einigen Veränderungen im dreizehnten Bande der „Preußischen Jahrbücher" zur Veröffentlichung gelangt und liegt uns jetzt in einem besondern Abdrucke vor (Berlin, Reimer, 1864). Wir können nicht sagen, daß uns Scherer überzeugt hat, ja, es will uns bedünken, als ob er gerade das Gegentheil erwiesen habe. Das Hauptverdienst des Verfassers scheint uns das zu sein, daß er eine wichtige Frage für die Discussion angeregt hat, nicht minder haben wir im einzelnen eine tüchtige gelehrte Kenntniß gefunden. Die Art des Vortrags ist aber für den ernsten Leser so abschreckend wie nur möglich: gesucht rhetorisch, forcirt geistreich, in den Bildern tollkühn und geschmacklos. Unsere Gelehrten, die das deutsche Alterthum sich zum Gegenstand ihrer Studien erkoren, haben eine Zeit lang einen zweifelhaften Ruhm darin gesucht, recht trocken und schwierig, für die Laienwelt ungenießbar zu schreiben. Noch schlimmer wäre es aber, wenn ein in das Gegentheil verfallender Stil der Schönrednerei platzgriffe. Dann würden Gelehrsamkeit und fadenscheiniger Dilettantismus bald nicht mehr voneinander zu trennen und zu unterscheiden sein.

Eine Sammlung geistlicher Volkslieder.

Im Anschluß an das große Werk Philipp Wackernagel's „Das deutsche Kirchenlied" ist vor kurzem im gleichen Verlage (Leipzig, Teubner) eine Sammlung „Geistlicher Volkslieder aus alter und neuer Zeit mit ihren Singweisen" von Friedrich Hommel erschienen, welche in literarhistorischer wie in musikalischer Hinsicht von Interesse ist. Dem Herausgeber selbst hat freilich mehr die praktisch-kirchliche Seite als die geschichtliche und ästhetische den Anlaß zu seiner Arbeit gegeben, was denn auch auf die Leistung nicht ohne Einfluß geblieben ist. Die Auswahl aus einer großen Reihe von handschriftlichen und gedruckten Quellen vom 15. bis 18. Jahrhundert ist im allgemeinen passend, auch mit der Art und Weise der durch den Zweck gebotenen Modernisirung sind wir einverstanden, sowie mit der zeitgemäßen äußern Umgestaltung und der harmonischen Ausstattung der Melodien. Wenn das Werk sich auch als die Arbeit eines Dilettanten kundgibt, so wird es nach unserm Dafürhalten gewiß mehr aus wissenschaftlicher Theilnahme in die Hand genommen und benutzt werden, als daß man geneigt sein sollte, mit dem Herausgeber diese Sammlung als ein Gesangbuch zu betrachten, durch welches die alten Schätze unsers Volksgesangs wieder zum Gemeingut gemacht werden könnten. Die Einleitung zeugt davon, daß der Herausgeber in seinem Gebiete recht tüchtige Studien gemacht hat, um so mehr thut es uns leid, mit der Bemerkung nicht zurückhalten zu können, daß er in den salbungsreichen Stellen den Gipfel stilistischer Geschmacklosigkeit erklommen hat. 4.

Bibliographie.

Blum, K. L., Graf Jakob Johann von Sievers und Rußland zu dessen Zeit. Mit 4 Kupferstichen. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 3 Thlr.

Brugsch, H., Aus dem Orient. Zwei Theile in einem Bande. Berlin, Grosse. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Deschamps, P., Wie eine Pariserin heirathet. Ein Sittengemälde. Würzburg. 16. 15 Ngr.

Diezmann, A., Leichtes Blut. Roman. Drei Bände. Jena, Costenoble. 8. 4 Thlr.

Engelhardt, M. v., Schenkel und Strauß. Zwei Zeugen der Wahrheit. Ein Beitrag zum rechten Verständniß und zur Ermittelung des Werths ihrer neuesten Schriften über das Leben Jesu. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 28 Ngr.

Fouqué, Baronin de la Motte, Reinhold. Eine Erzählung aus dem wirklichen Leben. Zwei Bände. Berlin, Reichardt u. Zander. 1865. 8. 1 Thlr.

Friedrich, C. F., Beiträge zur Förderung der Logik, Noëtik und Wissenschaftslehre. Erster Band: Der Prospekt ganz und die Introduktion zur größern Hälfte. Orthologos. Logismos. Koinologos. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Harthausen, A. Freih. von, Das constitutionelle Princip, seine geschichtliche Entwickelung und seine Wechselwirkungen mit den politischen und socialen Verhältnissen der Staaten und Völker. In zwei Theilen. Erster Theil: Die Repräsentativ-Verfassungen mit Volkswahlen. Von Karl Biedermann. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Lüttke, M., Kirchliche Zustände in den skandinavischen Ländern Dänemark, Norwegen, Schweden. Mittheilungen aus der Gegenwart. Bevorwortet von Krafft. Elberfeld, Friderichs. Gr. 8. 21 Ngr.

Marie Antoinette, ihr Leben und Wirken, geschildert in ihren eigenen Briefen. Nach den Original-Handschriften veröffentlicht von Graf P. Vogt von Hunolstein. Volksausgabe. 1ste Lieferung. Prag, Bensinger. Br. 8. 5 Ngr.

Maximilian II. König von Bayern. Geschildert von einem Freunde der Wahrheit. Würzburg, Julien. Gr. 8. 10 Ngr.

Paris, wie es tanzt und lebt. 1stes Heft. Würzburg. 16. 15 Ngr.

Reteliffe, J., Das schwarze Buch von Berlin oder Geheimnisse der protestantischen Metropole. 1ste Lieferung. Leipzig, G. J. Purfürst. 8. 5 Ngr.

Retzius, A., Ethnologische Schriften. Nach dem Tode des Verfassers gesammelt. Stockholm. Fol. 6 Thlr.

Tagesliteratur.

Alsen frei. Hamburg, Boyes u. Geisler. Gr. 8. 1 Ngr.

Die Erneuerung und Wiederbelebung der christlichen Kirche. Ein Wort der Mahnung und der Warnung für alle Christen. Mit Bezugnahme auf die Vorlesungen des Dr. Schneckenburger über die Lehrbegriffe der kleineren protestantischen Kirchenparteien. Schweinfurt, Wetzstein. Gr. 8. 8 Ngr.

Die theologische Fakultät zu Bern und ihre Gegner. Ein Beitrag zur Charakteristik der religiösen Richtungen der Gegenwart. Zürich, Meyer u. Zeller. 8. 10 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon.

500 in Stahl gestochene Blätter in Quart,

nebst erläuterndem Texte von mehr als 100 Bogen in Octav.

Neue wohlfeile Ausgabe

in 15 monatlichen Lieferungen zu je 1 Thlr.

Dieses schöne, höchst lehrreiche Werk bildet eine systematisch geordnete, wissenschaftlich erläuterte und künstlerisch wohlausgeführte Veranschaulichung des Worts durch das Bild. **Die neue wohlfeile Ausgabe empfiehlt sich durch Ermäßigung des Preises von 24 Thlr. auf 15 Thlr. und durch das allmähliche Erscheinen in 15 Lieferungen den weitesten Kreisen,** besonders auch den zahlreichen Abnehmern der gegenwärtig erscheinenden elften Auflage von Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Das Werk kann auch auf einmal bezogen werden und kostet vollständig mit Text: 15 Thlr., cartonnirt 17⅔ Thlr., gebunden 23⅓ Thlr. Außerdem ist jede der zehn Abtheilungen nebst dem betreffenden Texte unter besonderm Haupttitel auch einzeln zu nachstehenden Preisen zu haben:

I. **Mathematische und Naturwissenschaften.** (141 Tafeln.) 4 Thlr.
II. **Geographie.** (44 Tafeln.) 1 Thlr.
III. **Geschichte und Völkerkunde.** (39 Tafeln.) 1 Thlr.
IV. **Völkerkunde der Gegenwart.** (42 Tafeln.) 1 Thlr.
V. **Kriegswesen.** (51 Tafeln.) 2 Thlr.
VI. **Schiffbau und Seewesen.** (32 Tafeln.) 1 Thlr.
VII. **Geschichte der Baukunst.** (60 Tafeln.) 2 Thlr.
VIII. **Religion und Cultus.** (30 Tafeln.) 1 Thlr.
IX. **Schöne Künste.** (26 Tafeln.) 1 Thlr.
X. **Gewerbswissenschaft.** (35 Tafeln.) 1 Thlr.

Mappen zur Aufbewahrung der Tafeln werden mit 8 Ngr., Leinwandbände der Tafeln und des Textes mit 25 Ngr. für jede Abtheilung berechnet.

Eine Probelieferung nebst ausführlichem Prospect ist in allen Buchhandlungen vorräthig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kriegsbilder aus Amerika.

Von B. Estván,

Oberst der Cavalerie der conföderirten Armee.

Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Colonel Estván's „Kriegsbilder aus Amerika" sind ein höchst beachtenswerthes Buch, das deutsche Leser um so mehr interessiren wird, je weniger Zuverlässiges und Unparteiisches bisher aus dem Kampfe zwischen den Nord- und Südstaaten der amerikanischen Union veröffentlicht wurde. Der Verfasser, Ungar von Geburt, hat in verschiedenen europäischen Kriegen mit Auszeichnung gedient, und war durch Umstände genöthigt, in den Reihen der Conföderirten zu kämpfen, während seine persönlichen Sympathien der Erhaltung der Union angehören; gerade diese eigenthümliche Lage begünstigte in hohem Grade die Unbefangenheit seiner Beobachtung. Selbst amerikanische Blätter nennen die Schilderungen, welche der Verfasser gleichzeitig in englischer Sprache herausgab, „das Beste und bei weitem Lesenswertheste, was über den Krieg erschienen ist".

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Dresdener Galerie.

Geschichten und Bilder.

Von A. von Sternberg.

Zwei Bändchen.

Jedes Bändchen geh. 1 Thlr. 15 Ngr.; geb. 1 Thlr. 25 Ngr.

Inhalt des ersten Bändchens: Die Gräfin von Flandern (Rembrandt). Die Burg der Häßlichen (Asselyn). Die Rose von Harlem (Van der Neer). Eine Vision Holbein's (Holbein). Die Herrenlücher (Tenirrs). Schleier und Mantel (Cignani). Der Unbekannte (Paul Veronese). Der Künstler-Vagabund (Brouwer). Der Liebesgarten (Rubens). Das Grab des Juden (Ruisdael).

Inhalt des zweiten Bändchens: Die Marquise Pescara (Tizian). Die Nacht (Correggio). Die Freunde (Lukas van Leyden). Die Dame im Schleier (Van Dyck). Die grüne Spinne (Peter Breughel der Jüngere). Die Kuh des Potter (Paul Potter). Die büßende Magdalena (Ribera). Die dicke Frau zu Mecheln (Jordaens). Der Traum der Aebtissin (Holbein). Der alte Schulmeister (Gerhard Douw).

Eine Sammlung anmuthig erzählter Künstlernovellen, solche Umstände aus dem Leben berühmter Maler vorführend, die mit bekannten Bildern der Dresdener Galerie in besonderm Zusammenhang stehen. Indem diese Erzählungen die Persönlichkeit des Künstlers in einer charakteristischen Situation zur lebendigen Anschauung bringen, geben sie zugleich den besten Schlüssel für das innere Verständniß und die gemüthliche Würdigung seines Kunstwerks. Darum sind sie namentlich allen Besuchern der Dresdener Galerie als vorbereitende Lektüre und als Mittel zur wesentlichen Erhöhung des Genusses zu empfehlen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Varnhagen von Ense's Denkwürdigkeiten und Vermischte Schriften.

Neun Bände. Geh. 22 Thlr.

Varnhagen's „Denkwürdigkeiten und Vermischte Schriften" sind anerkanntermaßen ein classisches Werk, eine Zierde der deutschen Literatur, von verschiedenartigstem reichen und interessanten Inhalt, von gleichem Werthe für die politische wie die literarische Zeitgeschichte.

Das Werk kann auch in folgenden Abtheilungen bezogen werden:

I–III. Band. (1843.) Denkwürdigkeiten. Drei Theile. 6 Thlr.
IV–VI. Band. (1843.) Vermischte Schriften. Drei Theile. 6 Thlr.
VII. Band. (1846.) Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens. Erzählungen. Kritiken. 2 Thlr. 20 Ngr.
VIII. Band. (1859.) Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens. Personen. Kritiken. Nachl. 4 Thlr.
IX. Band. (1859.) Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens. 3 Thlr. 10 Ngr.

Der 7.—9. Band sind in zwei Ausgaben (zu gleichen Preisen) erschienen, wovon die eine, in Octav, an die erste Auflage des Werks (1837—42), die andere, in Duodez, an die zweite Auflage (1843) sich anschließt, was von den Besitzern derselben zu beachten ist.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 36. — 1. September 1864.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Alexander von Humboldt und Berghaus.

Briefwechsel Alexander von Humboldt's mit Heinrich Berghaus aus den Jahren 1825—58. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1863. Gr. 8. 7 Thlr. 6 Ngr.

Mit einigem Staunen griffen wir nach den vorliegenden drei stattlichen Bänden, weil es uns unmöglich schien, daß Alexander von Humboldt, der, durch seine umfassenden wissenschaftlichen Arbeiten sowie durch Hofdienst in gleichem Maße beschränkt, nur Billete zu schreiben pflegte, mit Berghaus einen so umfänglichen Briefwechsel sollte geführt haben. Noch mehr wuchs unser Erstaunen, als wir in der Vorrede von Berghaus lasen, daß er sich darauf habe beschränken müssen, nur die Briefe von Humboldt mitzutheilen, da er seine eigenen Briefe stets ohne Concept geschrieben habe und die Originale derselben nicht wieder anzuschaffen gewesen seien. Leider aber folgte der hochgespannten, staunenden Erwartung eine herbe Täuschung. Der Herausgeber hat es nämlich für gut gefunden, den Begriff des Wortes „Briefwechsel" so weit auszudehnen, daß er in die Sammlung alle jene Aufsätze mit aufnahm, die ihm für die von ihm herausgegebenen geographischen Zeitschriften „Hertha" und „Annalen der Erdkunde" von Humboldt mitgetheilt worden sind, darunter auch solche Aufsätze, die nicht von Humboldt selbst herrühren, sondern nur durch seine Vermittelung in jenen Zeitschriften eine Stelle finden sollten. Wiefern Berghaus zu diesem Abdruck ein Recht besitzt, wollen wir hier ununtersucht lassen, können aber die Bemerkung nicht unterdrücken, daß gar keine Veranlassung dazu vorlag, Aufsätze, deren Inhalt zum Theil veraltet ist, und die an einem jedermann zugänglichen Orte gefunden werden, noch einmal abzudrucken. In einer Sammlung von Humboldt's kleinen Schriften und mit kritischen Noten begleitet, hätte man sie sich wol gefallen lassen. Aber Berghaus erlaubt sich noch mehr. Ein paar Worte in einem Humboldt'schen Billet über einen Herrn Dr. Biallo- blotzky — irren wir nicht, denselben Mann, der jetzt mit seinen etwas unklaren Bestrebungen für einen allgemeinen wissenschaftlichen Congreß auf den deutschen Naturforscherversammlungen auftritt —, welcher im Jahre 1848 eine verunglückte Expedition nach Ostafrika unternahm, gibt ihm Veranlassung, sämmtliche darauf bezügliche Circulare von Charles Beke, der das Unternehmen patronisirte, ja sogar das Verzeichniß der englischen Subscribenten zu dieser Reise abdrucken zu lassen! Es muß mit schmerzlichem Bedauern erfüllen, Berghaus, den Gründer unserer neuern deutschen Kartographie, dessen ältere Arbeiten bleibende Muster von gewissenhafter Kritik und größten Sammlerfleißes waren, jetzt in dieser, wie in seinen übrigen letzten Publicationen zur Stufe eines Buchfabrikanten herabsinken zu sehen.

Wenn somit der bei weitem größte Theil des Buchs besser ungedruckt geblieben wäre, so fragt es sich doch, ob nicht, wie bei weiland den Sibyllinischen Büchern, ein Theil des Werks ebenso werthvoll ist als das ganze; mit andern Worten, ob der Inhalt der bisher ungedruckten Briefe eine Publication verdiente oder nicht? Aber auch diese Frage müssen wir im allgemeinen verneinen. Das wenige, was für Humboldt wirklich charakteristisch ist, hätte vielleicht zu einem Artikel in irgendeinem Unterhaltungsjournal verarbeitet werden können; das andere konnte ohne Schaden zu Grunde gehen. Humboldt's Bild, wie es sich namentlich durch seinen Briefwechsel mit Varnhagen (für uns auch mit seinen Schattenseiten) dargestellt hat, tritt uns hier ganz ebenso entgegen; dieselbe feine Ironie, die niemand schont, selbst den Bruder nicht, wenn Humboldt es Berghaus ans Herz legt, in seinen Gesprächen mit Wilhelm von Humboldt nicht zu vergessen, ihn mit „Excellenz" anzureden, weil er dies gern höre; derselbe Eifer für alles Gute und Schöne, der aber nicht leicht zur That wird, sondern sich, wenn die Sachen nicht nach Wunsch gehen

wollen, in Klagen und Ausbrüchen des Hohns Luft macht. Charakteristisch schien uns in dieser Beziehung ein Vorgang, der in Deutschland seinerzeit wol wenig bekannt geworden ist. Der gelehrte englische Oberst Hodgson wollte im Jahre 1848 ein Lehrbuch der Geographie mit Karten für die Hinduschulen haben. Er wandte sich deshalb durch Sir Joseph Hooker an Alexander von Humboldt mit der Bitte, von einem der „jüngern berliner Geographen" ein solches nebst den nöthigen Karten dazu anfertigen zu lassen. Als Honorar wurde 100 bis 150 Pfd. St. versprochen. Humboldt empfahl Berghaus, der auch acceptirt wurde und sich mit Eifer ans Werk machte, während er selbst durch Mittheilung von Büchern, Notizen und mancherlei Winken dem Unternehmen die wärmste Theilnahme schenkte. Berghaus hatte, sobald er einen Theil des Manuscripts und der Karten abgeliefert, die Hälfte des bedungenen Honorars ausbezahlt erhalten, wünschte aber noch Vorschüsse für den Rest des Manuscripts. Das wurde ihm in England verweigert, und als er für die Wiederherstellung seiner dort verlorengegangenen Kartenentwürfe für jedes Blatt 12 Pfd. St. forderte, erklärte man ihm barsch, mit ihm nichts mehr zu thun haben zu wollen. Humboldt zürnte gewaltig. „Ich habe das Bewußtsein, den Willen gehabt zu haben, für die Aufklärung eines großen Theils der östlichen Welt etwas Gutes zu stiften"; aber er schließt die Unterredung mit den Worten: „Haben Sie die Acten mit der heutigen Unterredung geschlossen, so thun Sie mir wol den Gefallen, nie wieder von dieser Angelegenheit zu sprechen. Man läßt sich nicht gern an Unangenehmes erinnern."

Unangenehm berührte uns auch die Art und Weise, wie Humboldt sich zu Vollrath Hofmann stellte, als dieser nicht mehr dem Cotta'schen Geographischen Institute angehörte. Unsere Briefsammlung beginnt nämlich mit einem Briefe an denselben, die Gründung der „Hertha" betreffend, in welchem Humboldt ihn seinen verehrten Freund nennt und ihn um eine offene Kritik seiner Aufsätze für die „Hertha" bittet. „Es liegt mir daran, so zu arbeiten, wie Sie nach Ihrer Ansicht es wünschen." Das war im Jahre 1825. Zehn Jahre später schreibt Humboldt an Berghaus, der sich mittlerweile von Hofmann und Cotta getrennt hatte: „Herr Vollrath Hofmann zu Stuttgart hat mir zu meinem Schrecken die erste Auflage seiner «Erde und deren Bewohner» dedicirt, ein Buch, das alles enthält von der Sonne an bis herab zu den reußischen Ländern, auch einige Gespräche mit einem italienischen Chocoladehändler. Da ich dem Manne danken muß, so frage ich: ist dieser Herr Hofmann der, welcher einst mit Ihnen an der «Hertha» arbeitete?" Wir aber fragen: Sollte Humboldt wirklich an der Identität beider auch nur einen Augenblick gezweifelt haben? Dergleichen kleine Züge zur Charakterisirung Humboldt's finden sich außer den angeführten noch einige. Für die geographische Wissenschaft enthalten aber die drei Bände kaum eine irgend nennenswerthe Bereicherung. 10.

Sagen- und Märchenliteratur.

Den Volksüberlieferungen hat sich in neuerer Zeit eine steigende Theilnahme zugewendet. Vor allem wird das Sprichwort, sei es durch Sammlung, sei es durch Erläuterung und Vergleichung sorgsam und eifrig gehegt und gepflegt. Volks- und Kinderlieder, Sitten und Gebräuche werden jetzt mit Vorliebe behandelt und finden große Gunst bei einem ausgebreiteten Kreise von Lesern. Ebenso willig gibt man sich der unverfälschten Ueberlieferung der Sagen und Märchen hin. Und nicht blos die selbständige Bücherproduction beweist diese volksthümliche und culturhistorische Richtung unserer Tage, in noch höherm Grade gibt sie sich in den Zeitschriften kund. In den gelehrten Blättern, in den halbwissenschaftlichen, in den gewöhnlichsten Unterhaltungszeitschriften, überall wird dem aufmerksamen Beobachter ein gemeinsamer und durchgehender Zug in der Wahl der Stoffe auffallen. Daß solche Mittheilungen nicht immer auf Treu und Glauben hingenommen werden dürfen, versteht sich von selbst; aber wer diesen Dingen aus wissenschaftlichem Interesse nachgeht, wird nicht umhin können, auch die populärste periodische Literatur zu verfolgen, weil er auch hier neben vielem Unbrauchbaren die schätzenswerthesten Beiträge zur Vermehrung seiner Kenntnisse antreffen wird. Zur Berichterstattung über ein literarisches Gebiet eignet sich freilich nur in seltenen Fällen die Zeitschriftenliteratur, die so flüchtig vorüberrauscht und neben dem Erwünschten so viel Gleichgültiges bietet. Die Praxis bringt es mit sich, daß eine literarische Umschau sich nur auf „Bücher" erstrecken kann. Aber wir dürfen nicht verschweigen, daß eine solche nothwendige Beschränkung gerade auf diesem Felde nur unvollkommen das literarische Leben und Streben erkennen läßt. Wer sich über die ungemeine Thätigkeit, welche sich der Volksüberlieferung im weitesten Sinne zugewendet hat, zunächst in den äußern Umrissen zu unterrichten wünscht, der sei auf die betreffenden Kapitel in der von Karl Bartsch verfaßten bibliographischen Uebersicht der Erscheinungen auf dem Gebiete der deutschen Philologie vom Jahre 1862 und 1863 (Pfeiffer's „Germania", Jahrgang 8 und 9) hingewiesen.

Wir haben die freudige Genugthuung, in unserer folgenden Betrachtung über die neuere Sagen- und Märchenliteratur einiger höchst verdienstvoller Beiträge gedenken zu können. Die Richtungen, welche diese Literatur von je in sich schloß, finden sich sämmtlich in der verhältnißmäßig nur geringen Zahl der vorliegenden Productionen vertreten: die Sammlung, die Forschung und die Dichtung.

Wir beginnen unsere Umschau mit einer Sammlung, die sich in örtlicher Hinsicht die weitesten Grenzen gesteckt hat:

1. Deutsche Sagen. Herausgegeben von Heinrich Pröhle. Mit Illustrationen. Berlin, Frank. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Anmerkungen und Sachregister zu den Deutschen Sagen von Heinrich Pröhle. Berlin, Frank. 1863. Gr. 8. 10 Ngr.

Eine allgemeine „deutsche" Sagensammlung ist seit geraumer Zeit nicht geliefert worden, während der Sagen-

schatz der einzelnen größern oder kleinern Gebiete vielfach zu Tage gefördert wurde. Der treffliche Pröhle, dem die deutsche Alterthumswissenschaft und Sagenkunde schon so manche werthvolle Gabe verdankt, hat einmal das von ihm mit heimatlicher Vorliebe bebaute Feld, die Erforschung der volksthümlichen Traditionen des Harzgebirgs, verlassen und eine Sammlung „Deutscher Sagen" (Nr. 1) herausgegeben, die uns in doppelter Hinsicht werthvoll scheint, weil sie sowol den gelehrten Ansprüchen zu genügen weiß, als auch zu gleicher Zeit den Charakter eines populären Unterhaltungsbuchs nicht verleugnet. Daß dem Buch Illustrationen beigegeben wurden, hat an sich ganz unsern Beifall; weniger können wir dies von dem, was der Künstler geleistet hat, sagen. Wir meinen: entweder ganz gute, künstlerisch aufgefaßte, correct gezeichnete und sauber geschnittene Bilder, oder lieber gar keine!

Pröhle's Sammlung ist nicht eine bloße Blumenlese aus den vorhandenen provinziellen Sagenbüchern, sondern gründet sich neben der Verwerthung bereit liegenden Materials auf selbständige Studien, auf neue mündliche und schriftliche Mittheilungen. Um eine gewisse Originalität für sich zu haben, hat der Herausgeber sogar solche Stücke, die wegen ihrer Schönheit und ihres Werths die Aufnahme verdient hätten, doch unberücksichtigt gelassen, wenn sie namentlich in Grimm's oder Wolf's deutschen Sagen sich schon befanden. Mit Recht hat Pröhle eine topographische Anordnung getroffen, jedoch mit der Einschränkung, daß die Sagen innerhalb einer bestimmten örtlichen Lage mehr nach dem Inhalte, mitunter sogar nach den Quellen aneinandergereiht sind. Die Sammlung beginnt da, woher sie ihren Ursprung leitet: im Herzogthum Braunschweig. Sie streift dann über den westlichen Harz hin, es folgen die halberstädtischen und anhaltischen Sagen, die magdeburgischen, die Sagen der Mark, der Lausitz, die aus den Küstenländern der Ostsee und Nordsee, die hannoverischen, westfälischen und rheinischen Sagen, die Sagen aus Elsaß, Burgund, Baden und Würtemberg. Aus der Schweiz führen dann die Alpen nach Oesterreich hinein, vom Böhmerwald führt der Bairische Wald nach Baiern. Franken und Thüringen beschließen die Sammlung und „an einer ihrer Lieblingsstellen", vor dem Kyffhäuserthurme, schließt das Buch ab. Es sind im ganzen 213 Stücke aufgenommen. Ton und Darstellung der einzelnen Erzählungen ist natürlich verschieden; theils richtet sich diese stilistische Seite nach dem Alter der Ueberlieferung, theils nach der örtlichen Entstehung. Im allgemeinen ist die Weise eingehalten, die durch die Gebrüder Grimm maßgebend wurde: durch Treue und Einfachheit der Erzählung ohne den früher beliebten romantisch-novellistischen Aus- und Aufputz zeichnet sich auch Pröhle's Sammlung vortheilhaft aus.

Der Herausgeber hat „Anmerkungen und Sachregister zu den Deutschen Sagen" (Nr. 2) gesondert herausgegeben, ähnlich wie die Brüder Grimm die Anmerkungen zu ihren Märchen in einen eigenen dritten Band verwiesen haben. Diese Rücksicht auf den weitern Leserkreis erscheint uns ganz passend, auch enthalten die Anmerkungen eine Mittheilung, um derentwillen sich vielleicht mancher zur Anschaffung bewogen fühlt, ohne die Sagen selbst zu erwerben. Die Anmerkungen geben zunächst den Nachweis der benutzten literarischen Quellen. Warum der Herausgeber die mündlich erzählten Sagen nicht mit demselben Nachweise begleitete, sehen wir nicht recht ein. Es kommt viel darauf an, welchem Gesellschafts- und Bildungskreise der Sagenerzähler angehört, weil sich danach die Glaubwürdigkeit und Volksthümlichkeit der Ueberlieferung bemessen läßt. Von ältern Quellen hat Pröhle namentlich des Remigius „Daemonolatria" fleißig ausgezogen, neuere werthvolle Aufzeichnungen bot besonders Wolf's und Mannhardt's „Zeitschrift für Mythologie" dar. Manchmal hätte der Herausgeber ausführlicher sein können. Wenn es z. B. zur Sage von der heiligen Anna (Nr. 150) heißt: „Fliegendes Blatt", so wünscht man eine bibliographische Anführung des Titels, namentlich um der Zeit der Abfassung willen. Bei der jetzigen Vorliebe für volksthümliche Ueberlieferungen sind mit Recht auch populäre, halb wissenschaftliche, halb belletristische Journale benutzt worden, doch hätte dies in noch ausgedehnterer Weise geschehen können. So hätte sich aus Hackländer's und Hoefer's „Hausblättern" eine große Anzahl sonst nicht bekannter Sagen für die Sammlung benutzen lassen. Von ganz besonderm Werth ist nicht allein für die Sagenkunde, sondern überhaupt für die Geschichte der schönen Volksliteratur die Anmerkung zur zweiten Sage von Herzog Heinrich dem Löwen. Der Kern der Erzählung ist einem Gedicht in strophischer Form entnommen, welches sich in einem Manuscript vom Jahre 1585 auf der wolfenbütteler Bibliothek befindet, das früher für verloren galt. Pröhle hat sich durch die völlige Wiedergabe des werthvollen Gedichts ein Verdienst erworben, da der frühere von Büsching besorgte Abdruck, der höchst wahrscheinlich nach derselben Handschrift genommen wurde, unzuverlässig und in modernisirender Weise überarbeitet ist. Das Gedicht, durchaus im Stile der volksthümlichen epischen Lieder des 16. Jahrhunderts, hat natürlich keinen ästhetischen Werth, ist aber sehr frisch gehalten und gibt Zeugniß von der ungeschwächten Vorliebe jener Zeit für wunderbare Begebenheiten und kühne Abenteuer. Zur Probe sei die erste und die letzte (104.) Strophe hierhergesetzt:

1. Man saget von starken Helden
Sie sein zu preisen hoch.
Darumb so muß ich melden
Von einem Herren auch,
Er ist von edlem Stamme
Und ist auch lobenswehrt.
Von wegen großer Thaten
Führet er billig das Schwerd

104. Von wegen der Geschichten
Hab ich dieß Lied gedicht;
In Eyl thet ich es machen,
Hette es sonst besser gericht;
Dem Fürstenstam zu Ehren
Auch meinem Vaterland;
Befehle ich Gott dem Herren
In seine gewaltige Hand.

Es wäre interessant, zu erfahren, wer der Dichter gewesen ist. Pröhle hat sich in seiner Nacherzählung, wie es sich gehörte, genau an das Original angeschlossen, doch hätte dies noch gewandter geschehen sollen, damit der Prosastil nicht so abgerupft und eckig erscheine.

Von dieser Sammlung deutscher Sagen wenden wir uns zu einem Werke, welches den Sagenschatz eines besondern Landes zusammenfaßt und durch Ordnung und Erläuterung für die Wissenschaft nutzbar zu machen sucht:

3. Sagenbuch der Lausitz. Gekrönte Preisschrift von Karl Haupt. Zwei Theile. Leipzig, Engelmann. 1862—63. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Dieses wichtige, von der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften mit einem Preise gekrönte Buch erschien zuerst im vierzigsten Bande des „Neuen lausitzischen Magazin"; durch Veranstaltung des Separatabdrucks ist es aus dem enger gezogenen Kreise der Heimat allgemeiner Beachtung und Benutzung zugeführt worden. Der Herausgeber hatte bei seiner Arbeit einen wissenschaftlichen Zweck im Auge, doch wird sein Sagenbuch auch als anziehende Unterhaltungsschrift sich Geltung erwerben können, vor allem natürlich bei den Bewohnern der Lausitz. Die deutsche Sagenkunde ist durch die vorliegende Sammlung wesentlich bereichert worden, indem der Volksüberlieferung der Lausitz bisher weder nach ihrem Bestande noch nach ihrem Inhalt hinreichende Berücksichtigung zutheil wurde, obwol es an Sammlungen und erläuternden Studien nicht ganz gefehlt hat. In der Einleitung, die übrigens etwas zu breit und schönrednerisch abgefaßt ist, belehrt uns Haupt über die vorhergehenden Arbeiten, sowie über die hauptsächlichsten Gesichtspunkte, nach denen er sein Verfahren bestimmte. Die Form, in der er die Sagen gibt, ist eine möglichst einfache. „Aller angehängte Redeschmuck kann der ursprünglichen Schönheit der Sage nur schädlich sein. Die Poesie der Sage wirkt durch sich allein. Wer sie künstlich herausputzen will, thut ihr Gewalt an und benimmt ihr allen ursprünglichen Zauber." Einzelnen Sagen, „bei denen sich der Chronikenstil des 16. oder 17. Jahrhunderts als etwas nicht fremd Hinzugekommenes auswies", hat der Herausgeber ihr altes Gewand, soweit thunlich, gelassen. Hinsichtlich der Anordnung ist der Versuch einer systematischen Eintheilung gemacht worden, was ohne Zweifel viel für sich hat, wenn ein enger begrenztes Sagengebiet vorliegt. Naturgemäß ergaben sich bei einem solchen Princip zwei Theile, ein mythologischer und ein geschichtlicher.

Der erste Theil hat sieben Unterabtheilungen und enthält: 1) „Göttersagen", 2) „Dämonensagen", 3) „Teufelssagen", 4) „Spuk- und Gespenstersagen", 5) „Zaubersagen", 6) „Schatzsagen" und 7) „Wundersagen". In der Einleitung hat Haupt alle diese Erscheinungen des mythologischen Sagenschatzes charakterisirt. Er offenbart hier tüchtige Kenntnisse; nur ist die Darstellung oft sehr überschwenglich und phrasenhaft, wodurch auf Nebensachen zu großes Gewicht gelegt wird. Der Einleitung folgt eine bibliographische Uebersicht über die hauptsächlichsten Quellen, deren eine respectable Anzahl aufgeführt wird. Bei jeder einzelnen Sage ist zu Anfang der Quellennachweis kurz angegeben. Sehr werthvoll erscheinen uns die den Sagen und namentlich denen des ersten Theils angefügten Anmerkungen, die den Inhalt zu erörtern suchen und eine Vergleichung mit andern ähnlichen Ueberlieferungen anstellen, wobei sich Haupt in der Sagenliteratur recht bewandert zeigt. Gerade in diesen Anmerkungen concentrirt sich die wissenschaftliche Bedeutung der Sammlung und es zeugt eben von echter Wissenschaftlichkeit, wenn der Herausgeber von seiner Zuthat bescheiden sagt: „Ich bitte, dieselben (die Anmerkungen) nicht als Endresultate gründlicher Forschung, was sie nicht im entferntesten sind, sondern als Muthmaßungen, Fingerzeige, Combinationen anzusehen, deren Werth durch eine einzige, mir nicht zugänglich gewesene Nachricht gänzlich aufgehoben, auf der andern Seite aber durch darangeknüpfte weitere Forschungen erhöht werden kann."

Der zweite geschichtliche Theil enthält in drei Abschnitten: 1) „Völker- und Heldensagen", 2) „Schildsagen" und 3) „Ortssagen". Eine Anzahl Legenden und Märchen hat Haupt in einen Anhang verwiesen. In einem Nachtrag läßt er noch einige gubener Sagen folgen, die vom Professor Sauße in Guben mitgetheilt wurden. Das Register am Schlusse gewährt für die Benutzung des Buchs eine gute Hülfe.

Wenn der Sagenvorrath der Lausitz zu einem großen Theil wendische Elemente enthält, so überwiegt das Slawische das Deutsche in noch höherer Weise in Grohmann's „Sagenbuch von Böhmen und Mähren", dessen erster Theil bisjetzt vorliegt:

4. Sagenbuch von Böhmen und Mähren. Erster Theil: Sagen aus Böhmen. Gesammelt und herausgegeben von Joseph Virgil Grohmann. Prag, Calve. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Auch diese Sammlung ist eine sehr werthvolle Gabe, die um so willkommener erscheinen muß, als wir einen solchen wissenschaftlichen Beitrag bisjetzt entbehrt haben. Die böhmischen Gebräuche sind schon vielfach gesammelt und für die Wissenschaft verwerthet worden, auch an guten Märchensammlungen gebricht es nicht; dagegen fiel die Sage größtentheils den Belletristen anheim, die sie nach dem Geschmack des Publikums romantisch bearbeiteten und bis zur Unkenntlichkeit entstellten. Grohmann, der sich schon hinreichend als einen tüchtigen Kenner des Alterthums und insbesondere der Sagenkunde bewährt hat, war ganz der rechte Mann dazu, der böhmischen Sage zu ihrem Rechte zu verhelfen. Wie er uns im Vorwort mittheilt, hat er nur weniges aus ältern Quellen und frühern Sammlungen benutzen können, die meisten Sagen schöpfte er unmittelbar aus dem Munde des Volks selbst. Ob die mittelalterlichen Chroniken, dann die historischen Lieder nicht auch reiche Ausbeute geliefert hätten, müssen wir doch zu bedenken geben. Freilich wird der Herausgeber auch solche Quellen geprüft haben, ehe er über ihre Untauglichkeit ein Urtheil fällte. Im Gegensatz zu den beiden besprochenen Werken gründet sich also Groh-

mann's Sagenbuch vorwiegend auf die mündliche Mittheilung. Hierbei ist der Herausgeber so reichlich unterstützt worden, daß er nicht von allen Mittheilungen Gebrauch machen konnte. Während in dem „Sagenbuch der Lausitz" ein Hauptgewicht der Arbeit in den beigegebenen Anmerkungen ruht, hat Grohmann solche nicht beigefügt, dafür aber den einzelnen Sagengruppen Einleitungen vorangeschickt. Im Vorwort wird gesagt, daß dieselben durchaus für das größere Publikum berechnet seien. Wir haben uns überzeugt, daß der Herausgeber in diesen orientirenden, bald kürzern bald umfangreichern Abhandlungen seine nicht geringe Kenntniß in klarer und geschmackvoller Form vorzutragen weiß. Größere Hauptabtheilungen hat Grohmann nicht gemacht, sondern er theilt die Sagengruppen in fortlaufender Reihenfolge mit. Es sind im ganzen 21 solcher Sagengruppen, die wir hier aufzählen wollen, um neben dem Princip der Anordnung auch die reiche Mannichfaltigkeit des dargebotenen Stoffs erkennen zu lassen: 1) „Die himmlischen Soldaten" (3 Nummern); 2) „Die Schicksalsrichterinnen" (2 Nummern); 3) „Bergentrückte Helden" (16 Nummern); 4) „Die weiße Jungfrau" (21 Nummern); 5) „Letzte Schlacht und Weltuntergang" (8 Nummern); 6) „Die weiße und die schwarze Frau" (10 Nummern); 7) „Die wilde Jagd"; 8) „Weiße Jungfrauen" (6 Nummern); 9) „Gespenstige Reiter" (7 Nummern); 10) „Gespenstige Wagen". Die folgende Gruppe: „Niedere Elementargeister", zerfallend in die Unterabtheilungen: „Feld- und Waldgeister, Wassergeister, Zwerge, Kobolde, Riesen", ist unter allen die reichhaltigste, indem sie 86 Erzählungen enthält. Daran reiht sich die 12. Gruppe: „Thierdämonen" (47 Nummern); es folgen 13) „Seen und Quellen" (23 Nummern); 14) „Versunkene Glocken" (4 Nummern); 15) „Verwünschung" (7 Nummern); 16) „Teufelssagen" (6 Nummern); 17) „Gespenster" (8 Nummern); 18) „Schatzsagen" (19 Nummern); 19) „Wundersagen" (17 Nummern); 20) „Zaubersagen" (6 Nummern), und den Beschuß bildet ein Kapitel von Rübezahl mit 3 Erzählungen.

Auch in Grohmann's „Böhmischem Sagenbuch" haben wir die Einfachheit der Darstellung rühmend hervorzuheben. Wenn es uns in unserer Anzeige zu weit führen würde, wollten wir auf die Einzelheiten eingehen, so dürfen wir hier doch auf ein hervorragend interessantes Kapitel und zwar auf das dritte besonders aufmerksam machen, weil hier die Sagen vom Berge Blanik in überraschender Weise unsern deutschen Kyffhäusersagen gleichen, und dies nicht allein in der mythischen und historisch-nationalen Idee, sondern selbst bis in die Einzelheiten hinein. Es sei gestattet, an dieser Stelle eine charakteristische Erzählung zu entlehnen, deren Analogie mit einer deutschen Ueberlieferung sofort zum Bewußtsein kommt.

Ein Hirte weidete einst seine Schafe am Fuße des Blanikbergs. Mit jedem Tage vermißte er ein Schaf aus seiner Heerde; da beschloß er, die verlorenen Schafe aufzusuchen. Er kam auch wirklich zu einer Höhle, die in den Berg führte, und als er hineintrat, hörte er das Blöken eines Schafs, das sich eben wieder hineinverirrt hatte, aber er konnte es nicht finden. Schon wollte er unverrichteter Dinge zurückkehren, da schloß sich vor ihm der Berg mit großem Krachen. Wie er nun ganz bestürzt dastand und in der Finsterniß nicht weiter konnte, da kam ein Zwerg zu ihm, der führte ihn in einen großen Saal. Dort sah er den König Wenzel mit seinen Rittern im tiefsten Schlafe. Als er aber eintrat, erwachte der König und gab ihm den Befehl, im Berge zu bleiben und die Rüstungen zu putzen. Der Hirte befolgte den Befehl und blieb in dem Berge. Eines Tags nun kam der Ritter zu ihm und sagte, er könne nun gehen. Zugleich übergab er ihm einen Sack und sagte, darin wäre sein Lohn. Der Hirte eilte freudig aus dem Berge. Wie er ans Tageslicht kam, ward er neugierig und öffnete den Sack, um zu sehen, was er enthalte. Ach, es waren nur Haferkörner! Auch gut, dachte der Hirte und ging ins Dorf, wo er sonst gewohnt hatte. Aber niemand wollte ihn da erkennen und auch er fand alles verändert. Alte Leute erinnerten sich, von ihren Großvätern gehört zu haben, daß vor 100 Jahren ein Hirte im Blanik verschwunden sei. Der Hirte bat nun die Leute um ein Stübchen, wo er wohnen könne. Als man ihm das anwies, öffnete er den Hafersack, und siehe, er war gefüllt mit Goldstücken und Silberthalern. Nun kaufte sich der Hirte ein schönes Wohnhaus und ward der reichste Mann im Dorfe.

Um einen Ort wie um eine mythische Persönlichkeit gruppiren sich oft mehrfache Sagen, die bald mehr bald weniger voneinander abweichen. Haben Haupt's und Grohmann's Sammlungen im Gegensatze zu den „Deutschen Sagen" von Pröhle sich auf einen engern Raum beschränkt, so liegt uns auch eine Monographie vor, die sich mit den Ueberlieferungen einer einzigen Sage beschäftigt.

5. Die Sage vom Ritter von Rodenstein und Schnellert als Herold des Kriegs und Friedens. Für das deutsche Volk gesammelt von Ottmar Schönhuth. Mit 3 Bildern in Holzschnitt. Tübingen. 1864. 8. 4 Ngr.

Dies kleine anspruchslose Büchlein des unermüdlichen Schönhuth, dem wir den ungrammatischen Titel verzeihen wollen, enthält alle historischen und sagenhaften Nachrichten, die sich an die Burgen Rodenstein und Schnellert und an deren Besitzer knüpfen. Gelehrte Nachweise sind nicht gegeben, auch hat der Herausgeber sich nicht darauf eingelassen, den mythischen Gehalt der Sage vom wilden Nachtzuge des Rodensteiners zu entwickeln. Verdienstvoll ist das letzte Kapitel: „Der Schnellertgeist als Kriegs- und Friedensherold, nach amtlichen Berichten und Zeugenaussagen. Vom Jahre 1758—84." Am Schlusse sind drei zum Theil schon bekannte poetische Bearbeitungen der Sage mitgetheilt, Balladen von Vincke, Wilhelm Müller und einem Ungenannten, die dem populären Schriftchen im Vereine mit drei ganz hübschen Holzschnitten zur Zierde gereichen. Der gelehrte Sagenforscher wird für die hier dargebotene Zusammenstellung nicht minder dankbar sein als der Leser, der sich an den Schauern der Romantik erfreut.

Charakteristisch verschieden von diesen Sammlungen, die, unbekümmert um die Abfassungszeit der literarischen Quellen, nur den Stoff im Auge haben und ihn aus weitern oder engern Umkreisen zusammentragen, stellt sich ein Büchlein dar, welches dem Märchen- und Sagenschatz unserer ältern Zeit ein literarhistorisches Interesse zuwenden will. Es möge mir gestattet sein, diese Samm-

lung, deren Herausgeber ich selbst bin, hier zur Anzeige zu bringen:

6. Altdeutsche Märchen, Sagen und Legenden. Treu nacherzählt und für jung und alt herausgegeben von Reinhold Bechstein. Leipzig, O. A. Schulz. 1863. 8. 15 Ngr.

Der Brüder Grimm „Kinder- und Hausmärchen" und meines Vaters „Deutsches Märchenbuch" haben ebenso wie jene und die meisten andern Sagensammlungen eine andere Tendenz als das von mir herausgegebene Büchlein, wenn sie auch hinsichtlich des Inhalts Verschiedenes miteinander gemein haben. Jedes literargeschichtliche Zeugniß ist bedingt durch eine gewisse Form, und so ist es auch neben dem stofflichen Interesse ein formales Element, dem meine Sammlung ihre Entstehung verdankt. Während die hervorragenden poetischen Schätze des Mittelalters sich einer nicht geringen Gunst und Aufmerksamkeit von seiten des gebildeten Lesepublikums erfreuen, welche durch verdienstvolle Uebertragungen veranlaßt und gefördert wurde, hat die ältere deutsche Prosa nur eine verhältnißmäßig geringe Verwerthung für unsere Zeit gefunden. Namentlich sind die kleinern Stücke, die Märchen, Sagen und Legenden in den gelehrten Büchern, welche die Originale nach den Handschriften enthalten, fast ganz verborgen geblieben. Abgesehen von der deutschen Bearbeitung der unter dem Namen „Gesta Romanorum" bekannten lateinischen Märchen- und Novellensammlung, welche unter dem Titel: „Der Roemer tât", von Adelbert von Keller herausgegeben wurde (Quedlinburg 1841), sind es hauptsächlich drei handschriftliche Sammlungen des 15. Jahrhunderts, die aus dem Schatze von kürzern Erzählungen, welche das Mittelalter aufzuweisen hatte, eine große Anzahl vereinigten. Diese Erzählungen sind höchst verschiedenartigen Ursprungs und mannichfaltigster Gattung. Eigentliche Sagen mit historischem Hintergrunde finden sich nur wenige, diese muß man hauptsächlich in der Geschichtsliteratur, in den Chroniken suchen; dagegen sind die Legenden, die Heiligensagen sehr reich vertreten, dann Märchen, heimische und fremde, Novellen, die zum Theil aus der lateinischen und italienischen Novellenliteratur, wie aus den Sieben weisen Meistern und aus Boccaccio's „Decameron" stammen, zum Theil aus ältern Gedichten in Prosa umgeschrieben sind, auch scheinen manche ähnlich wie die Gleichnisse des Neuen Testaments von Geistlichen für die Predigt erfunden worden zu sein. Zuerst ließ Moritz Haupt im ersten Bande der von ihm und Hoffmann von Fallersleben herausgegebenen „Altdeutschen Blätter" unter dem Titel: „Märchen und Sagen", eine Anzahl Erzählungen aus einer leipziger Handschrift abdrucken. Hieraus benutzte mein Vater zwei Stücke für sein Märchenbuch und Wilhelm Grimm knüpfte an die interessanteste Erzählung der ganzen Sammlung seine Untersuchung über die Polyphemsage im Mittelalter an. Die beiden andern Sammlungen wurden nach einer elsässischen und einer kölner Handschrift von Franz Pfeiffer in Frommann's „Mundarten" und in seiner „Germania" in größern Auszügen mitgetheilt.

Aus dieser dreifachen Quelle schöpfte ich nun meine kleine Sammlung, die in Rücksicht auf die allgemeine Anschauung unserer Tage, sowie insbesondere auf die jugendliche Lesewelt, eine streng ausgewählte und verhältnißmäßig kleine Anzahl von Erzählungen enthält. Da auch die Form für mich maßgebend war, so habe ich der alterthümlichen Redeweise ihr Recht gelassen und bei der Uebertragung in das Deutsch unserer Zeit, wobei freilich der Zauber der ältern Sprache und Mundart zum Opfer gebracht werden mußte, mich in stilistischer Beziehung an die Originale möglichst angeschlossen. Ich hätte wol hier und da noch etwas mehr modernisiren können, doch habe ich die Erfahrung gemacht, daß sich selbst Kinder in die alte einfache Ausdrucksweise, die immer an den Stil der Bibel erinnert, sehr leicht hineinlesen. Neben dem Bekannten finden sich auch solche Stücke, die den meisten Lesern wol noch völlig neu sein werden. Daß sich unter den bekannten Erzählungen auch die Stoffe vorfinden, die Schiller in seiner „Bürgschaft" und in seinem „Gang nach dem Eisenhammer" benutzte und poetisch verherrlichte, wird manchem nicht ohne Interesse sein. Hinsichtlich der Charakteristik des alten Prosastils verweise ich auf die vortrefflichen Einleitungen, die Franz Pfeiffer seinen beiden Textmittheilungen vorausgesandt hat, wie ich überhaupt wünschen muß, daß sich durch meine Erneuerung der gereiftere Leser angeregt fühlen möge, die alten Originale selbst kennen und würdigen zu lernen.

Sammlungen sind die Grundlage der Forschung, möge sie sich nun nach der historischen oder nach der mythologischen Seite hinwenden. Neuerdings bestrebt man sich, wie auch Haupt's und Grohmann's Sagenbücher darthun, den Stofflieferungen gleich die Schlüssel zum tiefern Verständniß oder die Ergebnisse der Studien mit auf den Weg zu geben. Es liegen uns auch einige Monographien vor, welche der Sagenforschung gewidmet sind, und die alle eine bestimmte Richtung derselben bezeichnen. Wir betrachten zuerst diejenige Abhandlung, welche trotz ihrer Beschränkung auf einen einzigen Gegenstand sich über das weiteste Gebiet der Ueberlieferungen erstreckt:

7. Hierozoicon. Die Thierwelt in heiliger Schrift, Legende und Sage. I. Der Schwan in Sage und Leben. Eine Abhandlung von Paulus Cassel. Zweite vermehrte Ausgabe Berlin, Beck. 1863. 8. 12½ Ngr.

Der Verfasser hat sich schon durch eine Reihe von größern und kleinern Arbeiten, namentlich auf dem Gebiete der deutschen Etymologie und Ortsnamenkunde, vortheilhaft bekannt gemacht. Auch in der vorliegenden Abhandlung erweist er sich als einen sehr belesenen Gelehrten, dem es zugleich an geistvoller Combinationsgabe nicht gebricht. Und dennoch müssen wir die Art und Weise seiner jüngsten Arbeit als eine Verirrung bezeichnen und zwar wegen des Mangels an strenger Gliederung und Entwickelung des Stoffs. Dabei ist die Darstellung im eigentlichen Sinne des Worts ungenießbar, man wird in dieser höchst gesuchten und dennoch ungefeilten Prosa bald an den Stil der Psalmen, bald an den der Edda erinnert, und begreift nicht, wie ein gebildeter Mann bei

den allereinfachsten Dingen so viel Worte zu machen und so überschwenglich zu werden vermag.

Den Kern der Untersuchung bildet die Sage vom Schwanritter, die schon in Indien ausgebildet ist. Cassel bespricht eingehend die mittelalterlichen Ueberlieferungen der Sage und bringt sie mit ihren mythologischen Anfängen wie mit ihren märchenhaften Ausläufern in Verbindung. Ob alle seine Deutungen sich bewähren lassen, scheint uns mehr denn zweifelhaft. Die „Anmerkungen" sind sehr umfangreich, sie geben Nachweise und weitere Ausführungen und sind heimischer und fremder, alter und neuer Literatur entnommen. Ohne Zweifel ist Cassel's Unternehmen, die Thierwelt in ihren sagenhaften Erscheinungen darzustellen, verdienstvoll und in hohem Grade geeignet, neben ernster Belehrung auch um des poetischen Inhalts willen reichen Genuß zu gewähren; allein um beides zu erfüllen, wird der Verfasser sich fernerhin wirklicher Wissenschaftlichkeit, die mehr ist als bloßes Wissen und Anhäufung von Gelehrsamkeit, zu befleißigen haben und zugleich auf einfache und klare Darstellung Bedacht nehmen müssen, um seine Leser dauernd zu fesseln. Wenn ihm ein Mann als nachahmungswürdiges Vorbild genannt werden darf, der die genaueste Kenntniß mit der poesievollsten Anschauung in der Sagendeutung vereinte, so ist es Ludwig Uhland: von ihm mag Paulus Cassel lernen, wie ein Gelehrter für die Gebildeten seiner Nation zu schreiben hat.

Eine auf strengern Principien beruhende Monographie über eine historisch-mythische Persönlichkeit ist die folgende kleine Schrift, die bei Gelegenheit der Feier der fünfhundertjährigen Vereinigung Tirols mit Oesterreich herausgegeben wurde:

8. Die Sagen von Margaretha, der Maultasche. Erinnerungsgabe zum 29. September 1863. Von Ignaz Zingerle. Innsbruck, Wagner. 1863. 8. 8 Ngr.

Der erste Theil des Schriftchens ist eine Sammlung aller Sagen, welche von der berühmten Herzogstochter Margaretha, der Maultasche, erzählt werden. Es sind ihrer 17 Nummern, die in den beigegebenen fleißigen Anmerkungen durch Quellen belegt und historisch erörtert werden. Das Schlußkapitel handelt von „Margaretha Maultasch in Beziehung zur deutschen Mythologie", und bestätigt aufs neue des gelehrten Verfassers Vertrautheit auf diesem Gebiete. Seine Deutungen sind höchst ansprechend und einleuchtend. Von besonderm Interesse ist ferner die zweite Anmerkung, in welcher über den Namen „Maultasche" eine genaue Untersuchung angestellt wird. Die Fürstin erhielt höchst wahrscheinlich den Beinamen vom übeln Leumund, nicht aber ist an einen weiten unförmlichen Mund oder an eine erhaltene Maulschelle zu denken.

Eine Anzahl monographischer Untersuchungen, welche aber alle unter einen einzigen Gesichtspunkt fallen, bietet uns folgende höchst bedeutende Schrift, wie eine solche seit langer Zeit nicht geliefert wurde. Während die beiden zuletzt besprochenen Schriften den mythologischen Kern der Sagen herauszulösen suchen, kommt es bei dieser hauptsächlich darauf an, den historischen Inhalt von dem fagenhaften zu scheiden:

9. Die Papstfabeln des Mittelalters. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte von J. J. J. von Döllinger. Zweite unveränderte Auflage. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1863. 8. 22 Ngr.

Der Verfasser, bekanntlich gegenwärtig eine Zierde der katholisch-theologischen Gelehrtenwelt, nennt sein Werk einen Beitrag zur Kirchengeschichte und bezeichnet es im Vorwort als eine Frucht der Studien und Vorarbeiten, die er für ein größeres, die Geschichte des Papstthums zu umfassen bestimmtes Werk gemacht habe. Es schien ihm, daß die hier vorgelegten Ergebnisse seiner Forschungen sich insofern zu einer Einheit zusammenschlössen, als alle diese Fabeln und Erdichtungen, wie verschieden auch die Anlässe zu denselben waren und wie absichtlich oder unabsichtlich sie entstanden sein mögen, doch einen großen, zuweilen einen entscheidenden Einfluß auf die ganze Anschauungsweise des Mittelalters, auf die damalige Geschichtschreibung und Poesie, auf Theologie und Rechtslehre geübt haben. Wenn Döllinger sich der Hoffnung hingibt, daß außer den Theologen und Kirchenhistorikern auch Freunde und Kenner der mittelalterlichen Geschichte und Literatur überhaupt seiner Schrift einige Bedeutung zuerkennen werden, so dürfen wir ihm versichern, daß seine Hoffnung nicht allein eine wohlberechtigte war, sondern daß man ihm in den weitern Kreisen der Geschichts- und Literaturfreunde sehr dankbar ist für seine gediegenen und die Wissenschaft wesentlich bereichernden Untersuchungen. Der äußere Erfolg der Schrift, in kurzer Zeit eine zweite Auflage, gründet sich gewiß nicht blos auf die Theilnahme der theologischen und katholischen Leser. Sollte eine dritte Auflage nöthig werden, woran wir nicht zweifeln, so hegen wir den Wunsch, daß der Verfasser dem allgemeinern Interesse noch durch eine Zuthat etwas mehr entgegenkommen möge: wir meinen durch kurze Anmerkungen am Schlusse, die über die historischen und literarischen Beziehungen näher orientiren, als es die gelehrten Anmerkungen unter dem Texte zu thun vermögen. Wie vielseitig der Inhalt des Werks ist, läßt sich schon äußerlich daraus abnehmen, daß es in Zeitschriften verschiedenster Richtung, in theologischen, historischen, juristischen, besprochen wurde, und wir ihm nun in einer Betrachtung der neuern Sagen- und Märchenliteratur eine Anzeige widmen.

Würde ein Sagenforscher von Fach sich dasselbe Thema erkoren haben, so glauben wir annehmen zu dürfen, daß er im Titel statt des Ausdrucks Papstfabeln, lieber „Papstsagen" gewählt hätte. Dennoch müssen wir „Papstfabeln" nach der Tendenz des Werks als die bessere Bezeichnung ansehen, weil in ihr zugleich das Wesen der Absichtlichkeit und der Erdichtung ausgedrückt liegt.

Die Schrift Döllinger's enthält folgende neun Kapitel: 1) „Die Päpstin Johanna"; 2) „Der Papst Cyriacus"; 3) „Marcellinus"; 4) „Konstantin und Sylvester";

5) „Die Schenkung Konstantin's"; 6) „Liberius und Felix"; 7) „Anastasius II. — Honorius I."; 8) „Gregorius II. und Kaiser Leo der Isaurier" und 9) „Sylvester II." Wenn auch alle diese Erscheinungen innerhalb der katholischen Kirche die gesammte christliche Welt mehr oder weniger berühren, so interessiren wir uns doch vorzugsweise für diejenigen in das Volksbewußtsein übergegangenen Traditionen, die in unserer deutschen Literatur von Einfluß gewesen sind. Da besitzt für uns gleich die erste Untersuchung über die Päpstin Johanna oder, wie sie bei uns gewöhnlich heißt, über die Päpstin Jutta erhöhte Wichtigkeit. Denn eins der berühmtesten Stücke des Mittelalters ist das von dem Kleriker Theoderich Scherenberg zu Mühlhausen um 1480 verfaßte geistliche Spiel von Frau Jutten, welches uns wahrscheinlich nicht erhalten worden wäre, wenn es nicht protestantischer Glaubenseifer als eine Waffe gegen die Schändlichkeiten der römischen Kirche benutzt und an das Licht gezogen hätte. Um so mehr müssen wir uns wundern, daß Döllinger dieses wichtigen Spiels, welches zur Zeit seiner Abfassung keineswegs einen polemischen Inhalt zeigte, mit keiner Silbe gedacht hat. Im übrigen können wir die Untersuchung, die sich mit der Frage beschäftigt: wie ist die seltsame Sage entstanden? als eine musterhafte bezeichnen; neben der genauesten Kenntniß und ausgebreitetsten Belesenheit finden wir klarste und logisch folgerichtige Darstellung und Entwickelung. Um an einigen Beispielen zu zeigen, wie, gleich der Juttasage, durch einen äußern Gegenstand eine sagenhafte Erklärung hervorgerufen wird, gedenkt Döllinger unter andern auch der Sage vom Grafen von Gleichen und seinen beiden Frauen. Wir erinnern hier an die unterdeß im „Archiv für sächsische Geschichte" erschienene Abhandlung von Hesse über diese Sage, deren Resultat übrigens mit Döllinger's Erklärung übereinstimmt, daß der bekannte Grabstein in Erfurt die hauptsächlichste Veranlassung zu ihr gegeben habe.

Die Legende von Papst Sylvester ist in der schönen Literatur unsers Mittelalters häufig benutzt worden, am sorgfältigsten in Konrad's von Würzburg bekanntem Gedicht. Deshalb ist die vierte Abhandlung für uns von hervorragendem Interesse, wie auch die fünfte, welche die Schenkung Konstantin's zum Gegenstande hat. Denn diese wird von Walther von der Vogelweide in einem seiner feurigsten Sprüche als das Verderben der Kirche bezeichnet. In der letzten Abhandlung, über Papst Sylvester II. (früher Gerbert), dessen Zauberei und Verbindung mit dem Teufel durch das ganze spätere Mittelalter hindurch als eine unleugbare Thatsache galt, hätte Döllinger auch auf jenen Spruch Walther's von der Vogelweide (der stuol ze Rôme stât alrêst besetzet rehte) hinweisen können, in welchem Papst Innocenz III. mit dem Zauberer Gerbrecht verglichen wird.

Ist in der Sage und im Märchen selbst Poesie enthalten, so liegt es nahe, dem bereit liegenden poetischen Stoffe auch dichterische Form zu geben und ihn für irgendeine Dichtungsart, für das Epos, die epische Lyrik oder für das Drama zu benutzen. Um von dieser reproductiven Richtung der Märchen- und Sagenliteratur wenigstens einige Vertretung aus neuerer Zeit aufzuweisen, nennen wir die beiden folgenden Dichtungen:

10. Die sieben Raben. Ein Gedicht von Luise von Ploennies. München, Fleischmann. 1862. 16. 25 Ngr.
11. Der Magdborn. Eine Sage aus dem Rheinthal von Amélie Godin. Wittenberg, Herrosé. 1863. 16. 22½ Ngr.

Das Märchen von den „Sieben Raben" hat fast zu gleicher Zeit zweifache Behandlung gefunden, von Livius Fürst und von Luise von Ploennies. Die Dichtung von Fürst, der wir den Vorzug geben, weil sie sich enger an das Märchen und an Schwind's berühmten Bildercyklus anschließt, hat Hermann Marggraff noch in Nr. 21 d. Bl. f. 1863 besprochen. Auch das Gedicht von Luise von Ploennies hat in formaler Hinsicht unsern ganzen Beifall, aber wir sind gegen die weite Ausspinnung einfacher Märchenstoffe.

Die Sage vom „Magdborn" ist uns noch nicht bekannt geworden. Die vorliegende Dichtung von Amélie Godin erinnert ziemlich stark an die entschwundene romantische Dichterperiode. Formgewandtheit können wir auch hier nicht verkennen, auch schreitet die Handlung rasch vorwärts, die Charakteristik könnte noch etwas schärfer sein.

Die aus alter Zeit oder aus dem Volksmunde überlieferten Sagen und Märchen haben auch eine Dichtungsart in ungebundener Rede erzeugt, die nach dem Vorgange des Dänen Andersen eine Zeit lang in hoher Blüte stand. Die im einfachen Märchenstil abgefaßten, neu erfundenen Erzählungen haben für ihren Verfasser das Gefährliche, daß sie ihm leicht zu Phantasterei und zu läppischer Ausdrucksweise Anlaß geben. In neuerer Zeit hat diese Richtung bedeutend weniger Pflege gefunden, man ist eben der Romantik satt geworden und erfreut sich lieber an den alten und echten Zeugnissen des Volksthums. Dennoch treibt die literarische Märchen- und Sagenimitation ihre Blüten, wovon unter andern das folgende Büchlein Zeugniß gibt:

12. Traum und Sage. Von Franz Trautmann. München, Fleischmann. 1862. 8. 15 Ngr.

Die darin enthaltenen zehn Erzählungen sind alle sehr zart und gemüthvoll empfunden, auch bewährt hier Trautmann aufs neue seine Kunst, dem Stil einen Duft des Alterthümlichen zu geben. Manchmal geht er hierin etwas zu weit und wird gesucht alterthümelnd, so z. B., wenn er sagt: es ist schon „fürlange", oder: sie hingegen sollten „bezeugschaften". Ganz ist es ihm umgekehrt nicht gelungen, moderne abstracte Wendungen, wie „abgesehen von..." zu vermeiden, die aber vermieden werden müssen, wenn nicht die Poesie Schaden leiden soll. Am Schlusse sind drei sehr schöne schottische Hochlandssagen mitgetheilt, die wir aber lieber in größtmöglicher Einfachheit erzählt gewünscht hätten als in dieser subjectiven, allerdings nicht unanziehenden Darstellung.

Reinhold Bechstein.

Wesen und Sprache der Zigeuner.

Die Zigeuner in ihrem Wesen und in ihrer Sprache. Nach eigenen Beobachtungen dargestellt von Richard Liebich. Leipzig, Brockhaus. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wie es auf dem Gebiete der Literaturgeschichte unbeachtete Namen gibt, deren Träger es sich Zeit ihres Lebens gewiß nicht haben träumen lassen, daß sie nach langer Zeit der Vergessenheit doch noch einmal von einem Literaturfreunde in einem gedruckten Denkmale ans Licht der Oeffentlichkeit gezogen und von da ab mit mehr Theilnahme genannt werden würden; so auch mit den Zigeunern, die in ihrer großen zerstreuten Masse gewiß nicht ahnen, wie ihre Reputation sich zu bessern anfangen muß, da man sich mit ihnen in eigens über sie geschriebenen Werken beschäftigt. Was beschrieben wird, muß nothwendigerweise auch des Beschriebenwerdens werth sein. Nach dem Eindrucke des vorliegenden Buchs auf uns sind die Zigeuner, mögen sie immerhin zu den Ausgestoßenen gehören, einer größern Beachtung in der That werth. Es liegt wol zu viel in ihnen, als daß man sie mit Füßen von sich stoßen sollte. Sie haben es nur nicht verstanden, sich so geltend zu machen wie die Juden, sonst würde die Emancipation der Zigeuner ebenso gut zur Tagesordnung der Humanisten gehören, wie die der Juden. Der Zigeuner hat bisjetzt nie nach einer politischen Bedeutung, überhaupt nur nach Berechtigung in den Ländern gestrebt, in denen er nomadenhaft von Ort zu Ort zieht, und das ist sein Verderben. Aber der Zigeuner, mag auch das einzelne Individuum zum unbescheidensten Gaunerthum hinabgesunken sein, repräsentirt eine bei weitem bescheidenere Nationalität als die jüdische, und das ist andererseits sein Vortheil. Der Jude will, wo er sich niederläßt, heimisch werden, er will verdrängen und sich, geht es nur anders an, zum Herrn machen; auch der Zigeuner will zunächst von andern Vortheil ziehen, allein sich eine Herrschaft anzumaßen, das liegt ihm sehr fern. Wie verachtet daher auch der Zigeuner sein mag, wie man ihn stößt und schlägt: bei der Masse des Volks ist „Zigeuner" nicht das Schimpfwort geworden, wie es „Jude" ist. Es gibt wol Redensarten: „leben wie ein Zigeuner", „aussehen wie ein Zigeuner"; nicht aber liegt in „Zigeuner", als Schimpfwort gebraucht, für die Masse der ländlichen Bevölkerung das Beleidigende, wie es in „Jude" liegt. Ja, der größte Theil der Landbewohner behandelt den Zigeuner, wenn auch immer mit Verächtlichkeit, doch mit einer gewissen theilnahmvollen Verächtlichkeit, gleich als fühle er, wie der Zigeuner der deutschen Rasse bei weitem nicht so fern steht (wir sprechen dies nur als eine Anschauung der Möglichkeit aus), als dies den Anschein hat.

Zigeuner! Wer vom Lande gebürtig ist, wie dächte der nicht gleich an all die alten Geschichten von „Abara Kadabara, Salomon's Siegel", an die Eier, aus denen goldene Schätze gebeütet werden sollten, und was der Histörchen mehr sind. „Die Zigeuner sind da!" Welch ein Schrecken der Neugier verbreitete sich durch das ganze Dorf; o wem ständen die verwetterten Gestalten nicht noch jetzt lebhaft vor Augen, wie sie sich mit bettelhafter Geschwätzigkeit durch alle Thüren hineinschleichen konnten, oder mit den wohlfeilsten Bajazzospäßen, Seiltänzereien und plunderhaften Harlekinaden alt und jung belustigten!

Was wir nun aber alles im Lebenslaufe des Zigeuners als unbeschriebene Blätter ansehen mußten, wenn er da war, ohne daß man wußte „woher", oder „wohin", wenn er per Schub aus dem Dorfe befördert wurde; hier, der Verfasser des vorliegenden Werks, hat die Blätter ausgefüllt, und wir wünschen ihnen recht viele Leser. Der Verfasser hat größtentheils nach eigener Erfahrung gearbeitet und uns ein höchst fesselndes Bild von der ganzen Art und Weise des Zigeuners entworfen. Die ersten sieben Kapitel des Buchs behandeln: „Der Zigeuner erstes Auftreten in Deutschland, ihre Herkunft, ihr Geschick"; „Des Zigeuners physische Erscheinung"; „Moralische Eigenschaften der Zigeuner"; „Die Religion der Zigeuner"; „Politische Verfassung der Zigeuner"; „Familienleben und Familienereignisse der Zigeuner"; „Erwerbszweige der Zigeuner".

„Unter des Kaisers Sigismund Regierung im Jahre 1417 betrat in langen Zügen ein in Sprache und Sitten fremdes Volk, das Volk der Zigeuner, von Ungarn her die deutschen Gauen. Anfangs nur mit Staunen und Verwunderung betrachtet und von dem Mitleid oder von berechnender Klugheit geschützt, wurde es bald als eine Landplage erkannt und gefürchtet, gemieden und verfolgt; denn Diebstahl und Raub, Wegelagerung und jegliche Gewaltthat, Mord und Brand hingen an seiner Ferse."

Die Zigeuner behaupteten, aus Kleinägypten zu stammen, Gottes Zorn habe sie zur steten Wanderung verdammt, weil sie das vor Herodes flüchtende Jesuskind zurückgewiesen hätten. Viel wahrscheinlicher indeß ist, namentlich seitdem Pott die Verwandtschaft der Zigeunersprache mit den indischen Sprachen nachgewiesen, daß sie hindostanischer Abkunft und durch Völkerbewegungen aus ihrer Heimat immer mehr nach Westen gedrängt sind. Gewiß mußten sie viele Jahrhunderte wandern, ehe sie sich über Deutschland verbreiten konnten. Ob der ihnen anklebende nomadenhafte Zug ursprünglich in ihnen lag, ob er erst durch das jahrhundertlange Irrfahrten ausgebildet ward, steht dahin. Wie wir jetzt die Zigeuner vor uns sehen, so sehen wir sie als die Unsteten, die sich durchaus nicht an feste Wohnsitze gewöhnen wollen, die aber, so verstreut sie auch über Spanien, Frankreich, Deutschland sind, ihre Stammeseigenthümlichkeiten treu bewahrt haben. Wir Deutsche nennen sie Zigeuner, im Actenlatein hießen sie Zingani, Secani oder kurzweg Errantes (Vagabunden), die Franzosen heißen sie Bohémiens, die Spanier Gitanos, die Holländer Heidanen, Heidesen, und die Engländer haben aus Aegyptii das Wort Gipsy gemacht. Sie selbst aber nannten sich Sinte (anklingend an Indus), Mâmusch (Mensch), Rôm (Mann), Dadeskeo tschawo (des Vaters Sohn), Galo (der Schwarze).

Natürlich sah man die Zigeuner in Deutschland bald sehr scheel an. Man begann sie allerorten zu maßregeln. Und Friedrich Wilhelm I. von Preußen machte mit ihnen den unfehlbar kürzesten Proceß, indem er am 5. October 1725 befahl: „die Zigeuner, welche sich in dem königlich preußischen Staatsgebiete betreten lassen und über 18 Jahre alt sind, ohne Unterschied des Geschlechts an den Galgen zu hängen." Wie unendlich viel man sie nun aber auch auf den Schub gesetzt und sie davongejagt hat, vor Aerger, Gram oder Kummer ist darüber kein Zigeuner gestorben. Der Zigeuner besitzt nun einmal eine gesunde Natur. Er ist von mittlerer Gestalt, schlankem, wohlgebildetem Körperbau. Seine muskulösen Glieder sind gelenkig, seine Bewegungen lebendig, ausdrucksvoll, anmuthig und der Rede angemessen. Dichtes schwarzes und glänzendes Haar bringen schon die Kinder mit auf die Welt, doch haben die Neugeborenen zunächst weiße Haut und nehmen erst später die dem Zigeuner eigenthümliche braungelbe, olivenähnliche Farbe an. Der Zigeuner besitzt vollen Bart und blendend weiße, kleine Zähne. Sein Blick ist unsicher und scheu, wer wollte das bei einem Ausgestoßenen auch anders erwarten. Von der Schönheit der Zigeunerinnen hört man in Theaterstücken oft erzählen, doch soll die Schönheit des weiblichen Geschlechts nur zur Ausnahme, dagegen die der Männer mehr zur Regel gehören. Wie es bei allen Rassen, wo die Frauen schnell reifen, der Fall ist, nehmen die Zigeunerinnen nach kurzer Blüte abschreckende Häßlichkeit an. Im übrigen erreicht der Zigeuner ein hohes Alter und stirbt meist nur an Altersschwäche, natürlich, denn er kann einen Puff vertragen, ist nicht von moderner Cultur beleckt und nicht im Stande sich einen Hausdoctor zu halten!

Bei Untersuchung der moralischen Eigenschaften des Zigeuners wäre zu fragen: welche sind dem Volksstamme von Haus aus eigen, welche hat das Gefühl des Vagabundenthums erzeugt? Doch wer möchte hierauf antworten. Jedenfalls hat den Zigeuner die Berührung mit civilisirtern Nationen verschlechtert, wie es mit allen Naturvölkern geht, an denen nur einige Fetzen von der

der Bildung jener kleben bleiben. Das zeigt sich auch an der Religion des Zigeuners. Aeußerlich ist er natürlich Katholik, im übrigen huldigt er irgendwelchen Ueberbleibseln einer traditionellen Religion, die doch auch wieder für ihn keine rechte Religion mehr ist. Er glaubt zwar an ein höchstes Wesen, er nennt den „großen Gott im Himmel"; wie mangelhaft aber die Vorstellung ist, kann man daran sehen, daß er bei dem Tode eines Kindes sagt: der große Gott habe es „gefressen"; er beschimpft Gott sogar mit den schmuzigsten Redensarten. Er fürchtet also Gott mehr, als daß er ihn liebt; sonach fehlt ihm auch die Vorstellung von Paradies und Seligkeit, von einem zukünftigen Leben. Da für ihn die persönliche Fortdauer nach dem Tode wol nicht existirt, so widmet er den sterblichen Ueberresten der Todten die größte Pflege, vermeidet den Namen eines Verstorbenen auszusprechen und verbrennt die Kleider und Betten desselben, vielleicht damit sie durch fernern Gebrauch nicht profanirt werden. Mit seinen christlichen Religionsbegriffen ist es, hat er deren wirklich, ziemlich schwach bestellt. Bei dem Gott der Christen unterscheidet er zwischen dem alten und dem kleinen jungen Gott (Jesus), und er denkt sich's nun vielleicht so, als wäre der alte Gott gestorben oder altersschwach und der junge Gott führte an dessen Statt das Regiment. Katholik ist er zumeist nur seines Vortheils wegen; seine Kinder des Pathengeschenks wegen mehrmals taufen zu lassen, ist ihm eine Kleinigkeit.

Der größte Werth, den der Zigeuner auf sich legt, besteht in dem Gefühl, ein selbständiger Mensch, „Röm" zu sein. Deshalb erfüllt ihn ein gewisser Stolz auf seine Nationalität, und er theilt demjenigen, der sich ihm freundlich und zutraulich naht, aus seinen Sitten und Gebräuchen, aus seiner Lebensweise gern mit. Ziemlich frei vom positiven Glauben wie Aberglauben, hält er doch an einigen Vorbedeutungen fest. So bedeutet ihm das Begegnen einer Elster Zank und Streit; ist ihm die Elster zur rechten Hand, so kommt der Streit von Stammesgenossen, ist sie zur linken, so von Nichtzigeunern. Bei aller Zerstreutheit und Unachtsamkeit ist der Zigeuner klug und verschmitzt, fähig die verschiedensten Sprachen zu erlernen, seiner Feigheit wegen zwar nicht zum Kriegshandwerk, desto besser aber zur Spionage geeignet, dabei ist er sehr begehrlicher Natur, die oft in völlige Unverschämtheit ausartet.

„Ueppig und genügsam, verschwenderisch und karg, wie es die Umstände eben erlauben oder gebieten, vereint er sonst nicht zu vereinende Gegensätze. Vor dem Geize schützt ihn der Mangel; den Uebermuth und Luxus reizt selten zufälliger Besitz."

Je zärtlicher er seine Kinder behandelt, um so mitleidsloser ist er gegen die Thiere; mit Gleichgültigkeit sengt er dem gefangenen, noch lebenden Igel (seine Lieblingsspeise) die Stacheln vom Leibe. Das Familienleben der Zigeuner trägt begreiflicherweise einen patriarchalischen Charakter an sich. Den Befehlen des Familienhaupts gebührt unbedingter Gehorsam. Noch über dem Familienhaupte steht aber die Zigeunermutter, das älteste Weib der Bande, sie gibt bei jeder Unternehmung den Ausschlag. Sonst ist die Achtung des Weibes nicht sehr groß. Hauptsächlich sorgt die Frau für die Nachkommenschaft, die Zigeunerin gebiert leicht und viel. Vier Wochen nach der Entbindung bleibt die Frau unrein, sie darf nicht die Speisen bereiten; aber auch außer dieser Zeit gelten die Kleider und Schuhe des Weibes für unrein, ein Eßgeräth, das auf ein Kleid oder einen Schuh fiele, dürfte nicht mehr benutzt werden. Wie die Zigeunerkinder aufwachsen, das weiß der Himmel am besten; schon frühzeitig trinken sie Branntwein und bleiben gesund. Die Ehen werden vor dem Hauptmann vorzugsweise am Pfingstsonntage mit Schmaus und Tanz geschlossen, der Zigeuner nennt eine Hochzeit charakteristisch genug „Sauferei". Nur vor dem Hauptmann geschlossene Ehen besitzen Gültigkeit; er ist es, der auch die Ehen trennt. Ehebruch findet sich trotz der laxen Moral selten beim Zigeuner. Bei der Frau wird der Ehebruch mit einem Schnitt ins Gesicht, meist über die Nase, beim Mann durch einen Schuß in das Arm- oder Kniegelenk bestraft. Uebrigens trifft den Schuldigen Ausschließung aus aller Gemeinschaft mit unbescholtenen Zigeunern, er darf die grüne Farbe nicht tragen, jedweder darf ihm das so farbige Kleidungsstück abreißen.

Wir erwähnten den Hauptmann. Wer möchte wol glauben, daß die Zigeuner noch irgendwelche politische Verfassung besitzen? Und doch besitzen sie eine solche. Zwar ein allgemeiner König existirt nicht mehr; nur die Zigeuner in England sollen noch unter einem König stehen; sonst haben sich die Zigeuner in Landsmannschaften gesondert. Die in Deutschland lebenden zerfallen dermalen in drei Landsmannschaften, in die altpreußische mit den Farben schwarz und weiß und die Tanne, auch wol den Hagebuttenstrauch heilig haltend; in die neupreußische mit den Farben grün und weiß und der Birke; und die hannoversche mit schwarz, blau, gold und dem Mehlbeerbaume. Das allen Zigeunern gemeinsame Wappen ist ein Igel, und je nach den Landsmannschaften ein Igel mit einem Tannenreis, oder mit einem Birkenblatt, oder mit einem Mehlbeerbaumblatt. Jeder Landsmannschaft steht ein Hauptmann vor. Früher im Besitz der unumschränkten Gerichtsbarkeit, kann er dieselbe jetzt nur insoweit ausüben, als die gute Polizei nicht hinter sein Treiben geräth. Der Hauptmann, vertraulich Onkel genannt, ist zugleich Richter, Priester, Führer der Standesregister. Jede Geburt, jeden Todesfall in der Landsmannschaft verzeichnet er getreulich. Alle sieben Jahre zur Pfingstzeit versammelt sich die Landsmannschaft um ihren Hauptmann; natürlich geschieht das an Orten, wohin die Polizei nicht sofort reichen kann. Der Hauptmann bestraft mit körperlichen Züchtigungen, mit Verstümmelungen, mit Ausschluß aus der Gemeinschaft, zugleich darf er ausgestoßen gewesene Zigeuner wieder zu ehrlichen Leuten machen. Er thut dies letztere, indem er mit dem Ausgestoßenen aus einem Becher trinkt. Die Würde des Hauptmanns ist nicht erblich, sie wird durch übereinstimmende Wahl der unbescholtenen, erwachsenen männlichen Glieder der Landsmannschaft auf Lebenszeit übertragen, doch scheint jetzt die Praxis zu walten, daß der Hauptmann immer aus einer Familie gewählt wird, welche bereits einen Hauptmann lieferte.

Betrachten wir die Erwerbszweige des Zigeuners, seine „Nahrung", so müßten wir von redlichen und unredlichen sprechen, wenn nicht die redlichen mehr oder weniger mit unter die unredlichen fielen. Der Zigeuner ist geborener Musikant, von früher Jugend an übt er dies Talent auf irgendeinem Instrument.

„In kurzer Zeit versteht er die Trommel und das Tambourin zu rühren, Trompete und Horn, Clarinette, Fagott und Flöte zu blasen, Harfe und Violine zu spielen und dies alles mit einer Fertigkeit, wie man sie nur bei durchgebildeten und geschulten Künstlern findet und bewundert. Auch der einfachen Maultrommel weiß er wunderbare Laute zu entlocken und die sonst grellen Töne der sogenannten Ziehharmonika sanft zu verschmelzen.... Die ganz eigenthümliche Musik der Zigeuner ist melodienreich, feurig, wild, stürmisch und doch dabei wiederum zart, sanft, weich und wehmüthig, frei von aller gesuchten Künstelei und selbstgeschaffener, ungehöriger Schwierigkeit, reich an Contrasten, welche sie auf selbst den Sachkenner überraschende Weise aufzulösen, auszugleichen und zu versöhnen versteht."

Bei dieser stark ausgeprägten Musikantennatur hat er gegen alle Erwerbszweige, bei denen er festsitzen muß, großen Widerwillen. Doch erfreut sich der Zigeuner als Schlosser und Schmied wohlerworbenen Rufs, und zur Fertigung von Drahtgeflechten aller Art ist er nicht minder geschickt wie zur Holzschnitzerei. Gleichwol bleibt nebst der Musik seine liebste Beschäftigung die Gaukelei, der Seiltanz, die Possenreißerei, und aus dieser Summe von Gaukelei sind all die andern Berufsarten entsprossen, welche die gute Gesellschaft unredlichen Erwerb heißt. Der Zigeuner betreibt es eben auf jede Weise, ob es Betteln oder Landabstreichen genannt wird. Wie er auf die Einfalt der Landleute zu speculiren weiß mit Traumdeuterei,

Wahrsagerei, Schatzgräberei, ist ja in landläufigen Geschichten bekannt genug. Auch der edeln Quacksalberei befleißigt er sich; er behauptet, jegliche Krankheit durch Amulete, Versprechen, Verthun heilen und bannen zu können. Seine Recepte sind freilich zuweilen ganz gegen die Regeln Schönlein's und anderer Größen, so wenn er erst noch vor einigen Jahren einem Landschullehrer im Reußischen gegen die Epilepsie in Butter gebratene Pferdehaare anrieth; allein solange irgendjemand auf so ein Recept anbeißt, wer möchte dem Zigeuner da seine Schlauheit verdenken. Eine seiner liebsten Beschäftigungen soll auch das Stehlen von Kindern sein. Früher mag er dies in einzelnen Fällen gethan haben, zu Zeiten, da der Menschenraub überhaupt florirte, jetzt aber hätte er bei einer derartigen interessanten Beschäftigung den elektrischen Telegraph zu sehr zu fürchten. Der Unverstand hat den Zigeuner sogar zum Menschenfresser gemacht. Daraufhin hat man im August 1782 in Ungarn 45 Zigeuner wegen angeschuldigten Kannibalismus geviertheilt, gerädert, geköpft, gehangen. Wie diesen Fall die aufgeklärte deutsche Presse beurtheilte, davon ein Beispiel: „Hamburger neue Zeitung, 1782, Nr. 151. Aus Ungarn, den 4. September. Von den Mördern und Menschenfressern sind noch folgende Umstände nachzutragen. Es haben bereits 40 von diesen Unholden an dreien verschiedenen Orten ihre verdiente Strafe ausgestanden, sodaß einige, wie man erst neulich erwähnte, von unten auf gerädert, und zween, als die größten Bösewichter, lebendig geviertheilt wurden, und mit den übrigen, die noch gefangen sind, 115 an der Zahl, wird nächstens das Nämliche vorgenommen werden. Diese Bande hat in Zeit von 21 Jahren, denn so lange bestand sie, überhaupt 84 Personen ihrer Grausamkeit aufgeopfert. Der Mensch, der noch einiges Gefühl hat, erschrickt vor der höllischen Wuth dieser europäischen Kannibalen, wenn er hört, daß sie nach ihrer eigenen Aussage einst zu ihrer Hochzeit zwei Menschen geschlachtet und mit ihren Gästen in Freude und Jubel verzehrt haben. Das Fleisch junger Personen von 16—18 Jahren war ihre liebste Speise. Die Gebeine verbrannten sie, und diese gaben, wie sie sagen, die besten Kohlen. Die Gefangennehmung des Harum-Pascha oder Anführers hat ein Comitatstrabant unternommen und ausgeführt. Dieser kannibalische Held war sehr prächtig in seiner Kleidung und hatte über 6000 Gulden Werth an Schmuck auf seiner Mütze."

Aus dem achten Kapitel verdient einiges von den „Sitten und Gebräuchen" der Zigeuner hervorgehoben zu werden. Die Freiheitsliebe und der ihn beseelende Wandertrieb läßt dem Zigeuner selbst die kürzeste Gefangenschaft als unerträgliches Uebel erscheinen. Wie er eigentlich keine Heimat besitzt, so hat er auch dafür kein Wort; „ich sitze" vertritt ihm „ich wohne". Der „arme Mann", wie sich der Zigeuner gern nennt, zieht den nackten Boden dem behaglichen Aufenthalte im geschlossenen Zimmer vor. Armselig und dürftig ist natürlich seine Kleidung; die grüne Farbe gilt ihm als Zeichen der Unbescholtenheit, daher er seine Kleider gern grün einfaßt. Wie die Kinder liebt er Contraste, es genirt ihn gar nicht mit zerrissenen Stiefeln zu laufen, aber klirrende Sporen daran zu tragen; nicht minder gefallen sich die Frauen in den grellsten Gewändern, namentlich tragen sie gern ein buntes Tuch um den Kopf. Als Nahrung nimmt er, was ihm gerade vor den Schnabel kommt, doch zieht er fette Fleischkost der vegetabilischen vor. Igel, Füchse, Eichhörnchen und zahmes Federvieh sind für ihn Leckerbissen, doch verschmäht er selbst das Aas nicht. An geistige Getränke gewöhnt er sich von Jugend auf, er verfällt aber dem Säuferwahnsinn selten.

Wie der Gauner seine „Zinken" zu stecken weiß, so bedient sich auch der Zigeuner gewisser geheimer Zeichen. Wo er übernachtet hat, malt er das Bild einer Harfe an die Wand, oder schneidet es, im Freien, in einen nahestehenden Baum. Auch Fetzen seines Kleides läßt er wol an einem Strauche zurück, besonders an den Kreuzwegen macht er derartige Merkmale, damit die Nachfolgenden dem Wege der Vorausziehenden folgen können.

Aus den weitern Kapiteln haben wir uns über die Sprache und die Poesie des Zigeuners zu orientiren. In Betreff der Poesie können wir kurz sein, sie ist armselig und scheint fast nur auf Improvisation zu beruhen. In Betreff der Sprache aber ist zunächst der gangbare Irrthum zu berichtigen, als wäre die Sprache des Zigeuners eins mit der Gaunersprache. Ganz entschieden erklärt sich der Verfasser gegen diese Meinung. Zwar versteht der Zigeuner die Gaunersprache meisthin; allein seine Sprache ist eine ursprüngliche, die der Gauner eine gemachte, eine in verschiedenen Ländern auch verschiedene. Im ganzen ist die Sprache der Zigeuner arm an Ausdrücken, sehr arm hinsichtlich der abstracten Begriffe; dazu haben sich im Laufe der Zeit aus verschiedenen andern Sprachen Ausdrücke hineingeschlichen, sodaß es fast komisch klingt zu hören, wie „ich denke" zigeunerisch „me denkewawa", „ich fließe" — „me fliessewawa", „ich schaukle" — „me schuklewawa" lautet, es kommt das just auf das polnische „Stiefelknechtsky" hinaus. Ausdrücke aus todten Sprachen besitzt der Zigeuner z. B. in „libro" Buch und Pfund, „dant" Zahn, „misera" Elend, „ochto" acht, „efta" sieben, „dui" zwei. Auffallen könnte, wie ihm Ausdrücke asiatischer Thiere und Pflanzen abhanden gekommen sind. Doch nicht, da dem zigeunerischen Nachwuchse ja die Thiere und Pflanzen durch Augenschein nicht mehr bekannt sind. Eigenthümlich ist, daß er viele concrete Dinge mit umschreibenden Ausdrücken belegt. Namentlich bei Ländern, Städten, Flüssen hören wir dies. Oesterreich nennt er das „Weinland", Preußen das „blaue" oder „hochbeinige (?) Land", England das „Wasserland", Altenburg das „breithosige Land", Baiern wegen der Polizeistrenge das „nichtswürdige Land"; Wien die „Honigstadt", Berlin die „hochbeinige", auch die „große Glockenstadt" nach dem in der Klosterstraße noch jetzt befindlichen Glockenspiele, Erfurt desgleichen „große Glockenstadt"; die Oder das „größere Wasser", die Elbe das „schiffbare Wasser".

Für den Zweck d. Bl. haben wir uns ausschließlich an die erste Abtheilung des Buchs gehalten. Noch bliebe uns daraus das zehnte Kapitel „Bemerkungen polizeilichen und criminalistischen Inhalts". Diese Bemerkungen gehen aber mehr den Richter und Polizisten an, und somit wollen wir die Executivbeamten darauf hingewiesen haben. Die zweite und dritte Abtheilung des Werks bringt ein „Zigeunerisch-deutsches" und ein „Deutsch-zigeunerisches" Wörterbuch. Auf dies linguistische Feld können wir dem erfahrenen Verfasser leider nicht folgen. Wie uns aber das Zigeunerische anheimelt, freilich hauptsächlich wol durch die Liebe und Umsicht, mit welcher der Verfasser sein sehr verdienstliches, aus humanster Gesinnung geflossenes Buch mit Benutzung vorhandener Quellen, zumeist doch nach eigener Erfahrung und emsigem Studium niedergeschrieben hat: so, möchten wir voraussagen, wird das Zigeunerische auch noch andere anheimeln. Es sieht nicht gerade aus, als ob es sich schwer erlernen ließe. Und es sollte uns gar nicht wundern, wenn die romische, d. h. die Zigeunersprache, nach dem Vorgange des Verfassers zeitweilig in Mode käme! 11.

Biographien aus der Reformationszeit.

Leben und ausgewählte Schriften der Väter und Begründer der reformirten Kirche. Herausgegeben von J. W. Baum, R. Christoffel, K. R. Hagenbach, H. Heppe, C. Pestalozzi, C. Schmidt, E. Stähelin, K. Sudhoff u. a. Eingeleitet von K. R. Hagenbach. Vierter Theil in zwei Hälften: Johannes Calvin. Leben und ausgewählte Schriften. Von E. Stähelin. — Zehnter Theil: John Knox, der Reformator Schottlands. Von Friedrich Brandes. Elberfeld, Friderichs. 1862. Gr. 8. 4 Thlr. 10 Ngr.

Mit dem vor zwei Jahren erfolgten Erscheinen der beiden rückständigen Biographien von Johannes Calvin und John Knox liegt nunmehr das große, 400 Druckbogen in zehn Bänden umfassende Werk „Leben und ausgewählte Schriften der Väter und

Begründer der reformirten Kirche" vollständig vor. Ueber das ganze Unternehmen ist, wie über sein Seitenstück, welches das Leben und die ausgewählten Schriften der Väter und Begründer der lutherischen Kirche behandelt, in d. Bl. wiederholt des Ausführlichen gesprochen worden; wir bescheiden uns heute, allein über die letztausgegebenen Theile zu berichten.

Mit Rücksicht auf den Artikel „Zur Säcularfeier Calvin's" in Nr. 22 d. Bl. beschränken wir uns möglichst in der Besprechung des Werks von Stähelin. Die eingehende Ausführlichkeit der Arbeit, mag dadurch immerhin eine weitere räumliche Ausdehnung bewirkt sein, verdient alle Anerkennung, womit freilich nicht behauptet sein soll, als hätte sich Stähelin bei einzelnen Partien nicht einer größern Kürze und Knappheit befleißigen können. Dem Verfasser kam es darauf an, sein Bild nicht blos für gelehrte und gebildete Leser zu zeichnen; er sucht in weitern Kreisen, „unter dem christlichen Volk" seine Leser, und da war es freilich geboten, daß manches, was in einer historischen Biographie Calvin's theils als bekannt vorausgesetzt, theils blos mit zwei Strichen angedeutet werden durfte, eine ausführlichere Auseinandersetzung nöthig hatte, um allgemein genießbar und verständlich zu sein. Eben die Rücksicht auf den gedachten Leserkreis hat auch die Art der Composition, den Ton der Darstellung bestimmt; die Behandlung ist durchaus populär gehalten, ja in diesem Bestreben geht Stähelin so weit, daß er mit Aengstlichkeit weniger bekannte Fremdwörter und technische Fachausdrücke möglichst zu vermeiden sucht. Die populäre Haltung ist ihm denn auch für den eigentlich biographischen Theil, für die Erzählung der äußern Lebensumstände Calvin's, vorzüglich gelungen; weniger dagegen dürfte dies der Fall für diejenigen Abschnitte sein, in welchen die dogmatische Lehre und die theologischen Kämpfe des Reformators abgehandelt werden, was sich allerdings aus der Natur des Gegenstandes selbst ergeben haben mag. Als ein fernerer Gesichtspunkt, der bei der Abfassung des Werks maßgebend gewesen, will es hervorgehoben sein, daß Stähelin sich mit Eifer bestrebt zeigt, die Persönlichkeit Calvin's nicht hinter der Darstellung seiner Wirksamkeit in den Hintergrund treten zu lassen. Daher wol auch die häufige Benutzung der Correspondenz Calvin's, während sonst durchgehends nur sparsam die calvinistischen Schriftwerke in die biographische Erzählung eingewoben sind. Kritische Maßstäbe an seinen Helden anzulegen, hat Stähelin sich enthalten; er versichert, ihm seien „vor der vollen Hoheit, Kraft und heiligen Würde dieses unvergleichlichen Gottesmannes seine kleinen kritischen Werkzeuge mit tiefer Beschämung aus den Händen gesunken". Die historische Wissenschaft kann einen solchen Standpunkt schwerlich gelten lassen. Der Historiker soll eben kein Apologet sein. Gerade nicht mit besonderer Genugthuung haben wir es bemerkt, daß in diesem letzten Werke der ganzen Sammlung eine Neigung des Verfassers öfters hervortritt, welche sehr zum Vortheil des Unternehmens in den übrigen Arbeiten sorgfältig unterdrückt worden ist: wir meinen die Neigung zu einer bittern Polemik. Obschon Stähelin sich selbst zum guten Theil auf die Schultern von Henry stützt und ehrlich genug ist, es auch offen einzugestehen, daß seine Biographie in erster Linie auf dem von Henry in seiner großen Biographie Calvin's gelegten Grunde ruht, so wirft er doch dem Verfasser seines vorzüglichsten Hülfsmittels mit schneidender Herbe vor, dasselbe sei „geradezu ungenießbar", es bekunde „eine völlige Unfähigkeit zu einer einheitlichen und übersichtlichen Conception". Die vornehme, achselzuckende Manier, mit welcher dem hochverdienten Merle d'Aubigné der „Ernst der Geschichtschreibung" angezweifelt und ihm vorgeworfen wird, er habe „aus den Mitteln der eigenen Phantasie", durch bloße Combinationen ersetzt, wo die Quellen nichts geboten, diese absprecherische Hoffart einer anerkannten Autorität gegenüber ist geradezu unerträglich. Auch wiederholte, mehr als starke Ausfälle gegen die Katholiken sowol des Reformationszeitalters als der Gegenwart gehören hierher; man nehme z. B. eine Stelle, wie die folgende: „Wir haben uns in diesem Abschnitte jeder Besprechung und Widerlegung der unsinnigen Lügen enthalten, mit denen seit mehr als zwei Jahrhunderten die katholische Polemik schon das zarte Jugendalter des großen Gotteshelden zu beflecken und zu beschimpfen trachtet. Ihre völlige Nichtigkeit ist schon längst zur Genüge nachgewiesen; wir wollten nicht Eulen nach Athen tragen, noch unsere Hände verunreinigen, indem wir von neuem aufrührten, was nur Ekel und Zorn erregen kann. Wer der Widerlegungen etwa zu apologetischen Zwecken bedarf — denn daß die römische Polemik von solchem Schmutze nie und nimmermehr läßt und gerade in unsern Tagen ihn wieder mit besonderer Vorliebe aufhebt, ist ja bekannt genug — der findet u. s. w." Eine solche Ausdrucksweise gehört nicht in ein Unternehmen, welches seinen Stolz in die Gewissenhaftigkeit seiner Objectivität setzt.

Der schon erwähnte Artikel „Zur Säcularfeier Calvin's" setzt uns in den Stand, bei der Inhaltsrelation vieles aus dem Werke von Stähelin zu übergehen, namentlich diejenigen Abschnitte, welche sich auf die frühesten Lebensschicksale des Reformators beziehen. Wir nehmen das Jahr 1534 zum Ausgangspunkt unserer Erörterungen. In jenem Jahre beschloß Calvin sein Vaterland zu verlassen und sich in einem der evangelischen Länder Deutschlands einen Zufluchtsort zu suchen. Vor seiner Abreise kam er noch mit einem Manne flüchtig in Berührung, dessen Name mit dem seinigen in tragischer Weise verknüpft ist, mit dem Spanier Michael Servet, der die Lehre von der Dreieinigkeit in den frivolsten Ausdrücken bestritt und verwarf. Auch publicirte er noch, bevor er von seinem Vaterlande für immer Abschied nahm, seine erste theologische Studie, das gegen eine anabaptistische Sekte gerichtete Buch über das ununterbrochene Fortleben der Seele nach dem Tode. Dann ergriff er den Wanderstab und zog hinaus in die fremde Welt. Nicht ohne Beschwerden und Abenteuer gewann er bei Metz die deutsche Grenze. Gesinnungsgenossen ermöglichten ihm die Reise von dort über Strasburg nach Basel, der altberühmten Universitäts- und Handelsstadt, in welcher er Wohnsitz zu nehmen gedachte. Auf das freundlichste empfangen, blieb ihm Basel stets „fast ein Gegenstand der Verehrung". Hier ward das große Werk über den christlichen Unterricht vollendet. Zunächst hatte dasselbe einen defensiven Zweck. Die deutschen protestantischen Fürsten hatten bei Franz I. in Frankreich Vorstellungen wegen der grausamen Härte erhoben, mit welcher die Evangelischen bedrängt wurden. Von dem Könige war an den Kurfürsten von Sachsen die Antwort erfolgt, er wolle der Sache der Religion durchaus kein Hinderniß in den Weg legen; die Leute, welche er habe hinrichten lassen, seien nicht Bekenner des Evangeliums, sondern politische Unruhstifter, Sakramentsschänder und Wiedertäufer. Gegen solche Entstellungen und Verleumdungen fühlte sich Calvin verpflichtet, in seinem Buche aufzutreten. Außer diesem Zwecke kam es dem Verfasser des Werks aber auch darauf an, seinen Glaubensgenossen eine kurzgefaßte Darstellung der echten evangelischen Lehre in die Hand zu geben. Der Erfolg des Buchs war wahrhaft beispiellos; es traf auf die begeistertste Anerkennung und Danksagung. In seiner Kritik desselben macht Stähelin darauf aufmerksam, daß sich bereits hier Calvin's Lehre von der Prädestination und die Lehre von dem Abendmahl in der Weise entwickelt und vorgetragen finde, wie sie später von Calvin vertreten worden. Der Grundzug der Calvinischen Theologie sei das „stete sich Gleichbleiben". Zugleich betheiligte sich Calvin im Verein mit genfer Freunden an der französischen Bibelübersetzung. Die letzte Revision dieser französischen Bibelübersetzung, welche in ihrem Werth und in ihrer Bedeutung an die Bibelübersetzung Luther's nicht heranreicht, datirt aus dem Jahre 1551.

Was Calvin bestimmte, 1535 von Basel nach Italien zu ziehen, läßt sich nicht genau ermitteln. Es ist eben nur eine Hypothese, wenn neuere Historiker andeuten, sein Werk über den christlichen Unterricht habe auch in den evangelischen Kreisen der Halbinsel solches Aufsehen erregt, daß man den Verfasser aufgefordert habe, sich persönlich einzufinden. Möglich auch, daß es ihn selber verlangte, das classische Land der Künste und

Wissenschaften zu durchstreifen. Die vorzüglichste Stätte des reformatorischen Sinnes und Strebens in Italien war damals Ferrara, wo die Herzogin Renata sich zu der verbesserten Kirche bekannte. Auf sie gewann Calvin den größten Einfluß; er blieb mit der Fürstin im seelsorgerischen Verkehre bis zu seinem Tode. Ueber seinen weitern Aufenthalt in Italien, namentlich in Venedig und Rom, fehlen die Nachrichten. Er soll überall mit brennendem Eifer bemüht gewesen sein, den Samen des Evangeliums auszustreuen, bis ihn die Inquisition, die auf ihn aufmerksam geworden, zur Flucht aus Italien gezwungen habe. Im August 1536 langte er in Genf an. Die Reformation, die von Farel und Froment hier ihren ersten Anstoß erhalten, hatte um 1535 in der Stadt einen definitiven Sieg erkämpft. Die sittlichen Zustände waren eben damals in Genf von der schlimmsten Art, und die Reformation hatte in dem Punkte nichts gebessert: „Das neue Glaubensbekenntniß wurde von Unzähligen so gut verworfen als die Messe. In der Kirche ließ man die Geistlichen predigen und ging daran vorbei. Fast noch lauter als früher hörte man nachts die unzüchtigen Gesänge der liederlichen Banden, welche die Stadt durchzogen. Vor den Ohren der Behörden ließen hochgestellte Männer sich vernehmen, sie würden in Zukunft gar keinen Gottesdienst mehr besuchen, ohne an irgendeine Zurechtweisung sich zu kehren." Calvin wollte Genf eben nur passiren, um so bald als möglich nach Basel zurückzukehren. Farel bewog ihn, in Genf zu bleiben. Das Amt, das er zunächst versah, war das eines Lehrers der Theologie, der ohne eigentliche Anstellung diejenigen unterrichtete, die tiefer in die Schrift einzudringen wünschten, als es durch den bloßen Besuch der Gottesdienste geschehen konnte. In vollständiger Uebereinstimmung, im besten Verein mit Farel und Viret führte Calvin seine Wirksamkeit in Genf. An dem großen Religionsgespräch in Lausanne nahm er theil, obschon auf demselben noch Farel als der erste Mann und der Wortführer galt. Hier wie nach andern Richtungen hin zeigte sich übrigens deutlich, welche unschätzbare Hülfe man an dem neuen Mitarbeiter gewonnen hatte. In seinen Erklärungen der Schrift, die er Tag für Tag in den weiten Räumen der Peterskirche vortrug, drängte sich die Menge mit einem unglaublichen Interesse. Als er das erste mal gepredigt hatte, ging das Volk mit lautem Beifallrufen neben ihm her. Als eins der dringendsten Bedürfnisse stellte sich neben der mündlichen Belehrung die Abfassung eines Lehrbuchs zum Volks- und Jugendunterrichte heraus. Calvin schrieb den berühmten „genfer Katechismus", eine populäre Bearbeitung des Buchs vom christlichen Unterricht. Mit Zustimmung seiner Freunde entschloß er sich, zu dem Glaubensbekenntnisse auch noch eine Kirchenordnung und eine daran sich knüpfende Ordnung des Lebens einzuführen. Der Rath bestätigte diese Mandate, die unverzüglich in Kraft gesetzt wurden. Es läßt sich nicht leugnen, daß dieselben mit vieler Strenge abgefaßt waren. Aeltern, die ihre Kinder nicht in die Schule schicken wollten, wurden aus der Liste der Bürger gestrichen, denn „wer die Nothwendigkeit und den Segen des Unterrichts nicht einsehe, sei nicht werth Glied eines freien Staats zu sein". Die Spielhäuser wurden geschlossen, die öffentlichen Tänze in jeder Weise verhindert.

Die Autorität, in welcher Calvin mit seinen Freunden in Genf stand, wurde indeß bald genug erschüttert, zuerst durch die Streitigkeiten mit den Anabaptisten und mit Peter Caroli. Pfarrer in Lausanne, welcher die genfer Prediger beschuldigte, sie lehrten nicht schriftgemäß von der Dreieinigkeit. Diese Händel waren aber nicht die einzigen Sorgen und Geschäfte, die Calvin um diese Zeit in Anspruch nahmen. Die Schicksale der evangelischen Gemeinde in seiner französischen Heimat lagen ihm ungemein am Herzen. Um den Verfolgungen auszuweichen, geberdeten sich dort viele äußerlich als Katholiken; Geistliche hielten dafür, es sei besser, zunächst in der alten Kirche auszuhalten, als sie zu verlassen, da sonst jede Einwirkung auf sie unmöglich werde. In solchem Sinne dürfe man sich denn schon in das eine und andere fügen, was im Grunde allerdings dem Gewissen widerspreche. Auch die höchsten Aemter und Stellen ließen sich doch ja irgendwie im evangelischen Sinne verwalten. Gerard Roussel, einer der hauptsächlichsten Beförderer der frühern evangelischen Bewegung in Frankreich, vertrat nicht nur diese Ansicht, sondern hatte auch selbst den Bischofssitz von Oleron angenommen. Mit allem Feuereifer erhob sich Calvin gegen dergleichen Anschauungen und Thaten; in seinen Schriften gegen die Pseudonikodemiden erklärte er sich nachdrücklich gegen jede Theilnahme der Evangelischen an dem römischen Kirchenwesen, an Gerard Roussel richtete er ein geharnischtes Sendschreiben. Stähelin spricht es nicht aus, aber darum ist es doch Thatsache, daß der Eifer und die puritanische Strenge, welche Calvin und die übrigen Prediger entwickelten, vielfach verletzte, daß er das Volk in Genf mit Recht erbitterte, und daß bei der zähen, man kann sagen hochmüthigen und eigensinnigen Hartnäckigkeit, mit welcher die Prediger in einem Augenblick, wo Concessionen, wo ein Compromiß weise gewesen wäre, auf ihren Forderungen bestanden, jene Erbitterung schließlich zur Vertreibung Calvin's aus Genf führte. Stähelin freilich findet die Standhaftigkeit preiswürdig; wir können eine solche Auffassung nicht theilen. Die Thatsachen beweisen es unwiderlegbar, daß auch Calvin nicht frei gewesen von einem guten Stück geistlicher Anmaßung, geistlicher Hoffart, geistlichen Eigensinns.

Bei den Neuwahlen der städtischen Obrigkeiten von Genf im Frühjahr 1538 erhielt die Verstimmung des Volks gegen seine Prediger dadurch Ausdruck, daß deren Anhänger und bisherigen Beschützer durchfielen und erklärte Gegner der augenblicklichen Ordnung der Dinge in den Magistrat gelangten. Das dadurch noch mehr gespannte Verhältniß kam rasch zum völligen Bruch. Der berner Rath hatte die genfer Kirche aufgefordert, einige ihr eigenthümliche Gebräuche aufzugeben und sich denen anzubequemen, die in Bern die gebräuchlichen waren. In Bern z. B. bediente man sich der Taufsteine bei der Taufe und der Oblaten beim Abendmahl; in Genf hatte man erstere abgeschafft und genoß beim Abendmahl gewöhnliches gesäuertes Brot. In Bern gestattete man den Bräuten, bei der Einsegnung einen Haarschmuck zu tragen; in Genf hatten dies die Prediger streng verboten. Man sieht, es waren die geringfügigsten äußern Kleinigkeiten, um welche der Streit entbrannte, und Nachgiebigkeit wäre um so mehr Pflicht der Prediger gewesen, als dies nicht allein der Wunsch der Behörden und des Volks war, sondern weil auch durch die Nachgiebigkeit die wünschenswerthe Einigkeit der genfer und berner Kirche erzielt worden wäre. Aber an Nachgiebigkeit dachten die Prediger nicht. Als ihnen der Rath die Kanzel und die Austheilung des Abendmahls bis auf weiteres untersagte, predigten sie trotz des Verbots. Sie wurden, Calvin, Farel und Courault, wegen Misachtung der Obrigkeit abgesetzt und für immer aus der Stadt verwiesen. Calvin ging nach Strasburg, wo er bis zum Herbst 1541 verblieb. Die Reactionspartei in der protestantischen Bürgerschaft Genfs, welche damals wieder zur Herrschaft gelangte, rief ihn zurück. Mit unglaublichem Triumphe wurde er von dem Volke wie von dem Magistrat empfangen.

Sein Reformationswerk in Genf und die Kämpfe zu seiner Durchführung und Behauptung bilden den Inhalt der acht Kapitel des vierten Buchs von Stähelin. Als Grundzug der Reformation Calvin's will seine Forderung der Heiligung der Gemeinde und der Herrschaft der göttlichen Gebote über das gesammte Leben des christlichen Volks constatirt sein. Die Menschheit ist zur Heiligkeit berufen. Die von Gott hierzu eingesetzten Institutionen sind der Staat und die Kirche. Beide haben das nämliche Ziel, obschon ihre Gebiete und Mittel verschieden sind. In den praktischen Einrichtungen Calvin's ist nicht sowol das Princip der Trennung von Kirche und Staat festgehalten, vielmehr tragen die genfer Einrichtungen den Charakter ihrer thatsächlichen Vermischung. Die Calvinischen Satzungen für das kirchliche und staatliche Leben der Stadt finden sich in den „kirchlichen Ordnungen", ordonnances ecclésiastiques. An der bürgerlichen Gesetzgebung, an Verwaltungsangelegenheiten, an der criminellen Gesetzgebung, an den Veränderungen in der

Verfassung hatte der Reformator vielfachen Antheil. Was die letztern angeht, so ist auf Calvin eine sehr bemerkliche Beschränkung des demokratischen und die ihr entsprechende Verstärkung des aristokratischen Elements zurückzuführen. Denn Calvin war nichts weniger als Freund der Demokratie; überall, wo er in Fragen der Organisation oder des Regiments zu handeln hatte, zeigte er ein tiefes Mistrauen und einen ausgesprochenen Widerwillen gegen die Herrschaft der Massen. Wenn ihm dieser Zug von Stähelin zum Vorzug angerechnet wird, so können wir einen solchen in einer lediglich aristokratischen Haltung nicht finden. Nicht darauf kommt es an, ob jemand privatim mehr zu dem aristokratischen, mehr zu dem demokratischen Princip hinneigt; an sich ist beides vollkommen gleichgültig. Wenn aber jemand praktisch als Staatsmann in die Gestaltung der öffentlichen Verhältnisse eingreift, so wird es sich allerdings darum handeln, ob die Orts- und Zeitverhältnisse mehr für eine aristokratische oder mehr für eine demokratische Gliederung angethan sind. Daß Calvin nicht ohne weiteres und in allem das Richtige für seine Zeit und seine Umgebung getroffen, wenn er dem aristokratischen Element unbedingt die Vorherrschaft einräumte, beweisen die langjährigen und heftigen Kämpfe in Genf gegen eben diese Organisation. Ganz wie bei Calvin's erstem Aufenthalt hatte auch jetzt das Volk anfangs sich willig gefügt. Bald aber begann sich der Widerstand gegen die „kirchlichen Ordnungen" zu regen. Dazu kam ein Streit Calvin's mit dem Rath über das Recht der Excommunication. Ungleich heftiger aber als diese Vorläufer der beginnenden Opposition entbrannte der Streit mit den Libertinern. Wiederum müssen wir es uns versagen, auf die von Stähelin mit minutiöser Sorgfalt entwickelten Kämpfe einzugehen (der Biograph verbraucht für die Darstellung dieser Partie vier lange Kapitel). Der Kampf erreichte erst 1558 seinen Abschluß und zwar mit dem gänzlichen Unterliegen der libertinischen Parteien. Die Darstellung von dem Streit Calvin's mit dem Spanier Servet, der eine Episode in den libertinischen Kämpfen bildet und der tragisch mit der Hinrichtung des Spaniers endigte, halten wir für entschieden parteiisch. Hier fällt ein dunkler Schatten auf Calvin; Stähelin's Schönschreiberei vermag nicht darüber hinwegzuhelfen.

Das Schlußkapitel des vierten Buchs zeichnet in sehr hellen und lichten Farben die Zustände Genfs nach den beendigten Kämpfen. Zugleich wird die Geschichte der durch Calvin in Genf gegründeten höhern Bildungsanstalt und des mit ihr verbundenen theologischen Seminars erzählt. Der Erfolg der neuen Anstalt war ein überraschend großer; schon im ersten Jahre ihres Bestehens ließen sich hier nicht weniger als 900 junge Männer als Schüler einschreiben. Ihre Bedeutung und ihr Einfluß für das reformirte Europa in der Folgezeit ist unbestreitbar: „Es ist bekannt genug, wie die genfer Akademie vom Ende des 16. Jahrhunderts an bis tief in das 18. hinein zur großen Hochschule der literarischen und theologischen Bildung für das ganze reformirte Europa geworden ist. Es ist nicht hoch genug anzuschlagen, welch ein segensreicher Einfluß von Genf auf die gesammte reformirte Christenheit ausgegangen ist. Denn welch ein Unterschied, ob der junge Adel in dem frivolen, sittenlosen Paris und am versailler Hofe die nun einmal unvermeidliche Civilisation sich suchte, oder in dem sittenernsten, glaubensverwandten Genf, dessen öffentlicher Geist ein christlicher war wie der wenig anderer Gemeinwesen! Und welch ein Band der lebensvollen, immer sich erneuenden Einheit für die Kirchen der verschiedensten Länder, wenn sie so fortwährend in Gemeinschaft blieben mit der vorbildlichen Mutterkirche, auf der noch lange Zeit etwas ruhte von dem Geiste des Meisters, und Lehrer von ihr empfingen, die an derselben Stätte gebildet, auch in denselben Anschauungen sich bewegten und denselben Sinn in ihre Gemeinden pflanzten. Gewiß, es ist zum großen Theil dieser Akademie Calvin's zuzuschreiben, daß die reformirte Kirche trotz all ihrer nationalen Sonderungen und religiösen Eigenthümlichkeiten so lange Zeit hindurch die lebendige, glaubens- und liebeskräftige Einheit gebildet hat, als die sie im 16. und 17. Jahrhundert sich darstellt."

Das fünfte Buch, dessen Inhalt sich theils auf die erste, theils auf die zweite Hälfte des Bandes vertheilt — eine sehr unangemessene Einrichtung, welche der Verleger mit äußern Rücksichten entschuldigt, da er beim Beginn des Drucks gehofft, die Manuscriptmasse in einem Bande unterzubringen, was sich nachmals als eine Unmöglichkeit herausgestellt habe — behandelt in sechs Kapiteln die Wirksamkeit Calvin's außerhalb Genfs und seinen Einfluß auf die Gestaltung der aus der Reformation hervorgegangenen Kirchen. Am bedeutendsten war selbstverständlich seine Einwirkung auf Frankreich. Zu Gunsten der Verfolgten entwickelte er eine unausgesetzte Wirksamkeit, nicht blos durch seelsorgerische Tröstung und Stärkung, sondern auch durch Verwendungen, durch Rathschläge und praktische Beihülfe. Viele der Opfer flüchteten zu ihm nach Genf, von wo aus er sie dann anderweitig zu versorgen oder doch unterzubringen bemüht war. Wie eine kleine Völkerwanderung strömte es aus Frankreich zu Calvin hin und wieder von Calvin nach Frankreich zurück. Durch Briefe und Schriften suchte er fortwährend auf die französischen Glaubensgenossen fördernd zu wirken.

„Die Gemeinde zu Paris, in der Hoffnung dadurch in jeder Weise zur Leuchte für das ganze Land zu werden, erbat sich Calvin zu ihrem Prediger, und auf das lebhafteste unterstützten die Großen ihre Bitte, an deren Gewährung man freilich in Genf nicht denken konnte. Die Vornehmsten der Uebertretenden schrieben an ihn, und hielten sich erst für wirklich aufgenommen, wenn sie seiner zustimmenden Antwort sich erfreuen durften. Den Flüchtlingen und künftigen Schülern der Akademie, deren Züge nach Genf sich wandten, erschien die Stadt, in der ihr Meister wohnte, wie ein zweites Jerusalem, wie ein Heiligthum der Ehre Gottes. Wenn sie von den Höhen des Jura, wo die blaue Rhône zwischen den Felsen ihren Weg sucht, zum ersten male ihrer Thürme ansichtig wurden, fielen sie mit Freudenthränen auf die Knie zum Gebet und begrüßten sie mit Lobgesängen. Fürsten und Fürstinnen waren unter ihrer Zahl" u. s. w.

Kaum minder umfangreich und von Segen begleitet waren die Beziehungen Calvin's zu Italien, Polen, England und Schottland. In Italien konnten seine Bemühungen um Begründung evangelischer Gemeinden nur theilweise Erfolge sich rühmen; dafür sammelte sich um ihn in Genf eine Gemeinde der italienischen Flüchtlinge. Auf die Ausbreitung der Reformation in Polen hatte er anfangs große Hoffnungen gesetzt; das unentschiedene Schwanken des Königs und der Magnaten vereitelte seine Plane. In England hatte Eduard VI. seine Mitwirkung bei der Durchführung des Werks der Reformation ausdrücklich in Anspruch genommen, aber nach dessen Tode, als die mehr katholisirenden anglikanischen Tendenzen wieder an Terrain gewannen, wurde von Elisabeth seine Einwirkung auf die englische Kirche entschieden zurückgewiesen. Desto größer war dieselbe auf Schottland. Wir sprechen über Calvin's Verhältniß zu Knox ausführlicher am Schluß unsers Artikels über des letztern Biographie von Brandes. Die schottische Kirche wurde die alleinige vollkommen calvinische unter allen aus der Reformation hervorgegangenen.

In vier Abschnitten erörtert sodann Stähelin die Beziehungen Calvin's zur reformirten Schweiz, vor allem die Geschichte und den Abschluß des Consensus Tigurinus, der züricher Uebereinkunft, der Verständigung zwischen Calvin und Bullinger, welcher St.-Gallen, Schaffhausen, Graubündten, Neuenburg und Basel beitraten. Nur Bern lehnte den Beitritt zu der züricher Uebereinkunft ab. Die Unionsbestrebungen mit den dortigen deutschen Lutheranern ergaben kein günstiges Resultat. Der Calvinismus wurde dort unterdrückt.

Es erübrigt das Verhältniß zu Deutschland. Die gewöhnliche Vorstellung von dem Hergange der Verwickelungen zwischen dem Lutherthum und Calvinismus in Deutschland ist die, daß jede dieser beiden Formen der evangelischen Lehre als eine von vornherein abgeschlossene, in einem gewissen

Gegensatze zu der andern stehende gedacht wird, deren Conflict sich daraus entwickelte, daß die später auftretende den Versuch machte, sich in den anerkannten und unbestrittenen Besitz der frühern einzudrängen und denselben für sich zu gewinnen. Für den mit der Kirchengeschichte des 16. Jahrhunderts Vertrauten leuchtet es von selbst ein, wie schief und unwahr diese Auffassung ist. In der Zeit, in welche Calvin's Auftreten und Wirksamkeit fällt, befand sich die reformatorische Bewegung noch im frischen lebendigen Flusse, nicht auf das Ziel einer speciellen Kirchenbildung, sondern noch auf das einer Erneuerung der Christenheit im ganzen und großen gerichtet. Luther begann allerdings allmählich in dieser Beziehung eine andere Stellung einzunehmen. Von den dreißiger Jahren an hat er, durch die überall auftauchende Neuerungssucht erschreckt, sich mehr und mehr auf den Boden einer genauer abgegrenzten Lehr- und Kirchengestalt zurückgezogen, und an jede neue reformatorische Erscheinung nun erst den Maßstab derselben angelegt, ehe er sie anerkennen oder sich mit ihr einlassen wollte. Namentlich in der Abendmahlslehre ist er so verfahren. Aber der größere Theil des evangelischen Deutschland war weit entfernt, ihm auf diesem Wege zu folgen. Daher war es nicht sowol eine Kirche des augsburgischen Bekenntnisses, mit der Calvin in Deutschland in Verbindung trat, sondern es war die zu dem wiederhergestellten Evangelium sich bekennende Volksgemeinde. Die augsburgische Confession selbst mit ihrer freien, weiten Fassung des evangelischen Glaubensgehalts, wie sie namentlich von ihrem Verfasser Melanchthon und seinen Freunden verstanden und festgehalten wurde, entsprach ganz seinen Bedürfnissen und Wünschen. In Abrede läßt sich allerdings nicht stellen, daß Calvin durch seine Theilnahme an den deutschen Angelegenheiten dazu beizutragen gedachte, daß die speciell Lutherische Richtung allmählich überwunden werde, und die Melanchthonische, seinem eigenen Standpunkt entsprechende, zur allgemeinen und herrschenden Geltung komme. Das ist der leitende rothe Faden, der sich durch alle Arbeiten und Mühen des genfer Reformators um die deutsche Reformation hindurchzieht. Das einseitige Lutherthum sollte überwunden werden. Der Versuch ist gescheitert; Stähelin's Darstellung des Entwickelungsprocesses ist eine lesenswerthe. Klar und übersichtlich stellt sie das Entscheidende zusammen. Mit Calvin's Schrift wider Heßhusius war die definitive Spaltung zwischen Lutheranern und Reformirten besiegelt. Dem, was Stähelin über die Folgen der Spaltung bemerkt, stimmen wir durchaus bei. Von den äußern Schädigungen abgesehen, „es läßt sich nicht ausdenken, welch einen unseligen Einfluß auf das christliche Leben, die Entwickelung der Wissenschaft, die Erbauung der Kirche und der Seelen der andauernde Zwiespalt zwischen den beiden evangelischen Bekenntnissen ausgeübt hat. An ihn knüpft sich das Aufkommen jener rechthaberischen, polizeimäßigen, den Geist dem Buchstaben und den Glauben der Lehrformel opfernden Orthodoxie, welche anderthalb Jahrhunderte lang die Kräfte des Evangeliums wie gebunden hielt und zahllose Herzen ihm entfremdete. Durch ihn ist die lutherische Kirche, die nun principiell alles Reformirte von sich wies, in so bedauerlicher Weise die Theologenkirche geworden und geblieben, und hat sich in ihrer Vereinzelung und Kraftlosigkeit dem staatlichen Fürstenthume in die Arme geworfen, daß sie seine gehorsame Magd und oft genug seine Mitschuldige wurde."

Schließlich endlich will noch bei der Rundschau über die auswärtige Thätigkeit Calvin's sein Versuch erwähnt sein, auch die Heidenwelt mit dem wiederhergestellten Evangelium in Berührung zu bringen. Es ist freilich wahr, was Henry bemerkt, daß es sich dabei nicht um ein eigentliches Missionsunternehmen, sondern vielmehr um ein Colonisationsproject gehandelt hat, das zunächst vom staatlichen Gesichtspunkt ausging und staatliche Zwecke verfolgte. Aber unbestreitbar ist es doch, daß von seiten der kirchlichen Organe, die daran betheiligt waren, der Gedanke der Heidenbekehrung alles Ernstes mit ins Auge gefaßt wurde; und da dies hier zum ersten mal innerhalb der evangelischen Christenheit geschehen, und für lange Zeit auch der erste und einzige Ansatz zu einer derartigen Thätigkeit geblieben ist, so hat das Ereigniß trotz seiner äußern Erfolglosigkeit ein Recht, in einer Biographie Calvin's erzählt zu werden. Das Nähere wolle man bei Stähelin selbst nachlesen.

Das sechste Buch, welches Calvin in seinen Bestrebungen und Kämpfen um die theologische Doctrin und in seinem schriftstellerischen Wirken vorführt, empfiehlt sich durch die Uebersichtlichkeit und Zweckmäßigkeit, mit der das einschlagende Material gruppirt ist. Zuerst wird Calvin's schriftstellerische Polemik gegen Rom besprochen, seine Kritik der Glaubensartikel der Sorbonne, die Schrift über die Sammlung der Reliquien, das Werk über die sieben ersten Sessionen des Tridentinischen Concils und die satirischen Antworten an Cathelan und Gabriel de Saconay. Der nächste Abschnitt zieht die positiv lehrenden und erbaulichen Werke Calvin's in den Kreis seiner Besprechung, während der dritte die große Reihe der Schriften ausführlich beleuchtet, die Calvin zur Vertheidigung seiner und der allgemeinen christlichen Lehren abgefaßt hat. Stähelin bemüht sich, in möglichst gedrängten Analysen ein Bild von jeder der Schriften zu entwerfen. Am Schluß des Buchs gibt er ein Urtheil über Calvin als Schriftsteller mit besonderer Berücksichtigung seines Einflusses auf die Umbildung des Französischen.

Das siebente, letzte Buch enthält eine zusammenfassende Charakteristik Calvin's, das Bild seines Lebens, Wandelns, Wirkens. Die letzte Lebenszeit und sein Heimgang werden hier geschildert. Diese Abschnitte sind mit großer Vorliebe bearbeitet; man merkt jedem der Kapitel die bewundernde, hochachtende Pietät an, mit welcher Stähelin auch an das Privatleben seines Helden herantritt. An die Beschreibung seiner äußern Erscheinung reiht sich das Bild seines geistigen Wesens, die Charakteristik seines innern Lebens. Als Grundton jenes findet Stähelin die Logik, als Grundzug von diesem das Gottes- und Selbstbewußtsein. Die gewisse Glaubenszuversicht der ewigen Erwählung habe ihm das beständige Gefühl der Nähe Gottes eingegeben und dadurch die „Majestät seines Charakters" bewirkt. In Calvin erscheine der Jünger Christi neben dem alttestamentlichen Propheten. Die Reizbarkeit, Heftigkeit und Bitterkeit, die er oft bewies, wird von dem Verfasser entschuldigt, und als compensirendes Aequivalent seine innere Demuth, seine Wahrheitsliebe, sein Gebetsleben, seine unbedingte Selbstverleugnung im großen und kleinen hervorgehoben. Die natürlich-menschliche Seite an Calvin zeige ihn in dem liebenswürdigsten Lichte. Der Verfasser berichtigt die traditionellen Vorwürfe, die gegen den Reformator wegen seiner herben Düsterkeit und Beschränktheit erhoben worden sind. Seine ernste und strenge Haltung erkläre sich durch seine Nationalität, durch die Zeitverhältnisse und seine Lebenserfahrungen. Für Kunst und Natur habe er warme Empfänglichkeit besessen, sich in seinen Erholungsstunden von heiterm Wesen, freundlich und gütig gezeigt. Das Verhältniß zu seinen Freunden, als der lieblichste und charakteristischste Zug seines Lebensbildes, gebe nach dieser Seite hin bemerkenswerthe Fingerzeige. Die beiden Kapitel, welche Calvin in seinem Tagewerk als praktischer Theologe, Prediger und Seelsorger, dann zweitens in seinem Hause und in seiner Hauseinrichtung vorführen, bieten recht hübsch gezeichnete Genrebilder. Der letzte Abschnitt erzählt von Calvin's letzter Krankheit, seinem Tode, Begräbniß, Testament u. s. w. Sein Tod erfolgte bekanntlich den 27. Mai 1564. **Thaddäus Lau.**

(Der Beschluß folgt in einer der nächsten Lieferungen.)

Ranke's „Englische Geschichte".

Englische Geschichte vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert, von Leopold Ranke. Vierter Band. Berlin, Duncker und Humblot. 1863. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Der vorliegende Band des Ranke'schen Werks, der, um mit Macaulay zu reden, dem Punkte sich nähert, wo die Geschichte der großen englischen Revolution anfängt, mit der Geschichte der auswärtigen Staatshändel verflochten zu werden, zerfällt in drei

Hauptabschnitte: 1) „Untergang des Protectorats und der Republik. Herstellung des Königthums (1658—60)"; 2) „Die ersten fünf Jahre unter Karl II. Restauration der anglikanischen Kirche"; 3) „Die holländischen Kriege Karl's II. Festsetzung des protestantisch-parlamentarischen Charakters der Verfassung (1664—74)". Der gewaltige Protector war nicht mehr, und als seine starke Hand, welche die Republik geschaffen und gehalten hatte, die Zügel derselben nicht mehr führte, waren auch die Tage ihres Daseins gezählt. Die Republik widerstrebte im Grunde dem englischen Volkscharakter und den staatlichen Ueberlieferungen Englands; sie vermochte trotz der überlegenen Geistesgröße ihres Schöpfers und der politischen Machtentfaltung, welche dem Stolze der Nationalen nicht minder schmeichelte, als sie die auswärtigen Staaten in Staunen und selbst in Schrecken setzte, das Gefühl, daß ihr Ursprung doch einen Act der Gewaltthätigkeit verrathe, aus den Gemüthern des besten und besonnensten Theils der Nation nicht zu vertilgen. Wol war man in den wechselnden Strömungen des europäischen Staatslebens auch anderwärts zu republikanischen Formen gelangt, namentlich in den Gebieten des alten Deutschen Reichs diesseit und jenseit der Alpen, in dem obern und zuletzt in dem niedern Germanien; es lebte noch im frischen Gedächtniß, wie die Republik der vereinigten Niederlande gestiftet und glücklich behauptet worden war. Allein alle diese Freistaaten waren mehr losgerissene Landschaften als nationale Gestaltungen, von mittler Größe, politisch nicht vollkommen selbständig, in ihrem Innern überwiegend aristokratischer und meist conservativer Natur. Einen von Grund aus verschiedenen Charakter trug das neue englische Gemeinwesen. Es beruhte auf der Idee der Nationalsouveränetät und suchte dieselbe durch eine Repräsentativverfassung zu realisiren. Weder Adel und Kirche noch auch die hergebrachte Vertretung der Communen im Unterhause vermochten dabei zu bestehen. Es konnte sich ebenso wenig mit der Magistratur und den alten Gesetzen als mit dem niedern Klerus und seiner unentbehrlichen Ausstattung vertragen. Wohin hätte es führen müssen, wenn eine Staatsbildung von dieser durchgreifenden socialen Tendenz sich in dem seegewaltigen Reiche befestigt hätte, wenn Großbritannien, das soeben erst zusammenwuchs, seiner Einheit und Macht sich in dieser Gestaltung bewußt worden wäre? Es würde, meint der Verfasser, die Analogien derselben über den Erdkreis getragen haben.

Kaum hatte der große Tag sich in Frieden geschlossen, wie Macaulay sich ausdrückt, und der wiedereingesetzte Wanderer — der Stuart Karl II. — sichere Ruhe in dem Palaste seiner Ahnen gefunden, an welcher Rückkehr jedoch Monk nicht so unbeschränkten Antheil gehabt hat, wie man gewöhnlich annimmt, so zeigten sich auch schon wieder Spuren der frühern Zerwürfnisse zwischen Thron und Volk oder, was dasselbe ist, des Kampfes zwischen der den Stuarts angeborenen Neigung zur absoluten Herrschaft und zur katholischen Kirche und zwischen dem Parlamentarismus und der tiefgehenden Abneigung des Volks gegen Rom und seine Priester: eine Abneigung, die von der lebhaftesten Unruhe und Besorgniß begleitet ward, als Karl II. anfangs geheim, später offener mit Ludwig XIV. in Verbindung trat und seine protestantische Rechtgläubigkeit und Anhänglichkeit an die in England herrschende Kirche immer mehr in Zweifel gezogen werden mußte, zumal der Herzog von York, der dem Throne so nahe stand, aus seiner Hinneigung zum Katholicismus, zu dem er später förmlich übertrat, kaum noch ein Geheimniß machte. „Und es ist sehr wahr", bemerkt unser Verfasser, „der Katholicismus nahm sich wieder auf das mächtigste auf. Daß er Meister in Italien und Spanien geblieben war, ist das Werk der frühern Epoche: in der damaligen kam ihm seine Verbindung mit dem bourbonischen Königthum, das eben durch Ludwig XIV. in den Zenith seiner Macht trat, zu statten. Sprechen wir nicht vom Dogma, dessen innerer Zusammenhang immer einen großen Eindruck hervorbringt, noch von den Umtrieben der Väter Jesuiten, obgleich sie unleugbar sind; in den europäischen Nationen wirken noch andere Einflüsse ungreifbarer Art: die am stärksten auftretenden Lebensformen üben eine unwiderstehliche Attraction auf alle andern aus. Damals war der Katholicismus in drei großen Reichen, dem spanischen, das, obgleich damit einverstanden, wenn Frankreich auch von religiöser Seite Widerspruch erfuhr, doch für sich selbst an der Ueberlieferung streng festhielt, Frankreich selbst und dem eben emporkommenden Oesterreich repräsentirt; er hatte noch in der hierarchischen Verfassung des Deutschen Reichs und Polens seine Stützen; überdies aber, ihm gehörten die großen nationalen Literaturen an, die der Ausdruck des Zeitalters und seiner Cultur waren, wie die italienische, die durch die Werke großen Stils, welche sie von alters her besaß, und selbst durch die manierirten, die sie damals hervorbrachte, eine weitverbreitete Wirkung ausübte; die in voller Blüte stehende spanische und die dem Geiste der übrigen Völker noch näher verwandte französische, welche mit der Monarchie zugleich ihren Aufschwung nahm. Daß sich in derselben zwei Parteien hervorthaten — denn in der Literatur wie in der Kirche spielte die Schule von Portroyal eine große Rolle — war kein Nachtheil, sie standen ja beide auf katholischem Standpunkt. So war auch die Kunst in den vornehmsten Zweigen ein Product der katholischen Welt. Durch diese die Gemüther in der Stille vorbereitenden Einwirkungen und die Uebereinstimmung der sonst entzweiten großen Staaten in den katholischen Lebensformen wurde es einer thätigen Priesterschaft erleichtert, allenthalben Bekehrungen hervorzubringen. Niemals erfolgten sie zahlreicher und auffallender, namentlich in den höhern Ständen."

War man nun schon aus kirchlich-religiösen Gründen mistrauisch gegen den Hof und seinen Anhang ob der Hinneigung zu Frankreich, so steigerte sich dieses Mistrauen zum tiefsten Unmuth sowol im Volke, als besonders auch im Parlament *) seit dem Verkauf des wichtigen Dünkirchen an Frankreich; man sah in diesem Handel eine Demüthigung Englands vor einem Lande, dessen Krone einstens englische Könige getragen und dessen Lilien noch mit Stolz in dem Wappen der englischen Krone erblickt wurden. Mit einem Worte: während der Hof des Ruhms, den in frühern Jahrhunderten Englands Ritter durch ihre Siege über die französischen davongetragen hatten, und der alten Feindschaft mit dem Volke jenseit des Kanals gänzlich uneingedenk zu sein schien, erwachte in den Gemüthern der Briten das Gedächtniß an die alten Zeiten lebhafter als je; die alte Rivalität und der Glaube, daß dem britischen Volke die Herrschaft zur See ebenso bestimmt sei und gebühre wie einstens den Römern die summa imperii über den Erdkreis, rief Volk und Parlament in den Kampf gegen die Politik des Hofs. Der Verfasser hat mehrere Abschnitte seines Werks mit gewohnter historischer Kunstfertigkeit diesem Thema gewidmet.

Infolge dessen gerieth aber die Hofpolitik mit den Wünschen des Volks und Parlaments in wachsenden Zwiespalt. Denn jene wollte die Fortsetzung des Kriegs gegen Holland benutzen nicht nur als Mittel zur Aufstellung einer dem Hause Stuart ergebenen Streitmacht und zur Beseitigung eines gefürchteten Rivalen zur See, sondern auch um den zur Zeit sehr mächtigen protestantischen Staat daniederzuwerfen. Aber gerade dieser Punkt berührte die empfindlichste Seite der englischen Nation, weil man darin theils eine schmachvolle Liebedienerei gegen Ludwig XIV. erkannte, theils einen von langer Hand kommenden Streich gegen die protestantische Kirche, die in Holland ihre mächtigste Stütze erblicken mußte. Das war in der That der hauptsächlichste Beweggrund, warum Parlament und Volk trotz der Scharten, welche der englische Seemannsstolz gegen die Holländer auszuwetzen hatte — gerade diesen Umstand wollte die

*) Der Verfasser schreibt, um dies hier zu erwähnen, stets Rumpparlament, gestützt auf Giavarini, der es seiner Signora erklärt: „Vuol dire l'ultima parte del tergo, et essendo questi pochi membri che sedono il residuo del gia lungo parlamento, gli è stato un titulo se ben osceno per questo il popolo rostiva abbruciava et lacerava le rump d'animali per palesare l'odio e rancore verso il congresso."

Hofpolitik zu ihrem Vortheile ausbeuten —, eine Verständigung und ein Bündniß mit den Generalstaaten dem Bunde mit dem ebenso gefährlichen als gehaßten Frankreich vorzogen. Und eine Verbindung des Parlaments mit dem Prinzen von Oranien ließ nicht lange auf sich warten. Die weitern Folgen dieser Verbindung, von denen uns der Verfasser im elften Kapitel dieses Bandes erzählt, treten theils in der Vertreibung der Stuarts, theils nach derselben insbesondere auch im spanischen Successionskriege in ihrer ganzen Bedeutung zu Tage. Allein gewiß ist: nicht blos die politische und kirchliche Richtung Karl's II. gefährdete seinen kaum wieder aufgerichteten Thron, auch sein Privatleben und das seiner nächsten Umgebung gab nicht blos dem weitverbreiteten Rigorismus der allbekannten Rundköpfe, sondern überhaupt allen Freunden christlicher Sittlichkeit Waffen in die Hände, welche dem Königthum der Stuarts so tief eindringende Wunden schlugen, daß ihm nicht Kraft genug blieb, um den Streichen der andern Feinde siegreichen Widerstand zu leisten. Dadurch unterscheidet sich aber Ranke's Geschichtschreibung von der Schlosser's und Macaulay's, daß, während diese Historiker, der erstere allerdings öfter in zu herbem Tone, das sittliche Moment des Fürstenlebens in den Vordergrund treten lassen, Ranke zwar nicht mit völliger Gleichgültigkeit, doch mit einer gewissen diplomatischen Kühle an ihm vorüberstreift, vielleicht aus Besorgniß, daß jedes Bloßlegen eines fürstlichen Privatlebens die Würde des Monarchismus entweihen oder von ungewaschenen Händen zum Skandal ausgebeutet werden könnte, wofür allerdings Beispiele in unserer Geschichtsliteratur vorliegen.

Der politische Theil des vorliegenden Bandes schließt (1674) mit der Zeit, wo man die Möglichkeit ins Auge faßte, einen die Verwerfung des Bündnisses mit Frankreich und die Aufrechterhaltung des Protestantismus begünstigenden Prinzen auf den englischen Thron zu berufen.

In einem Schlußkapitel „Bewegung in der Literatur" wird zuerst eine Charakteristik Hobbe's und Locke's und eine Vergleichung beider gegeben, dann die Naturwissenschaftliche Gesellschaft, die der besondern Protection Karl's II. sich erfreute und in deren Mitte bereits Isaak Newton erscheint, mit ihren Bestrebungen geschildert; endlich des Theaters und der Poesie in einem kurzen Umrisse gedacht, insbesondere Milton's berühmter Dichtung: „Das verlorene Paradies." Das Urtheil unsers Verfassers über diese Dichtung möge hier noch Platz finden, da es uns sehr treffend erscheint: „Ueber die Schilderung des Paradieses ist ein Hauch von Ruhe und Genügen, Unschuld und idyllischem Glück ausgegossen, wie man ihn sonst nur vor dem glücklich geworfenen landschaftlichen Bild mitempfindet; was der erblindete Dichter jemals gesehen, das Glück, das er sich je geträumt hat, geht vor seinem innern Auge vorüber in zugleich lieblichen und tiefsinnigen Worten, voll von idealer Wahrheit. Zunächst diesen Schilderungen wird der populäre Ruhm zu verdanken sein, welchen Milton erworben hat; aber die allgemeine Wirkung beruhte doch auch hier auf der religiös-poetischen Weltanschauung, an der alle Jahrhunderte gearbeitet haben und die nun nochmals in einer individuell begründeten, großartig geworfenen Fassung erschien." Es versteht sich übrigens wol von selbst, daß das, was der Verfasser in dem beschränkten Raume eines Kapitels gegeben, den Abschnitt in Schlosser's „Geschichte des 18. Jahrhunderts" (1, 382 fg.) gleichsam zu antiquiren nicht im Stande ist. Auch dürfte es von Vortheil gewesen sein, wenn er Hettner's treffliches Werk „Geschichte der englischen Literatur von der Wiederherstellung des Königthums bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts" in seinen historischen Gesichtskreis gezogen hätte.

Karl Zimmer.

Politisch-philosophische Expectorationen.

Ideelle Rechte und reelle Bedürfnisse. Humanistische und politische Studien von Hundt von Hafften. Zwei Theile. Berlin, Reichardt und Zander. 1863—64. Gr. 8. 3 Thlr.

Da sich aus dem Titel der Inhalt dieses Buchs schwer erkennen läßt, so wird es zweckmäßig sein, unsere Leser zunächst über diesen aufzuklären. Der Verfasser sagt im Vorwort: „Niemand vermag die reellen Bedürfnisse unserer Zeit zu erkennen und zu beurtheilen, der sich nicht vorher über das, was die Welt bis dahin für «wahr», «gut» und «schön» erkannt hat, klar zu werden bestrebt gewesen ist." Demgemäß beschäftigt er sich im ersten Theil, den er als „Ideelle Rechte" bezeichnet, mit Betrachtungen und Auslassungen über das Wahre, Gute und Schöne und einer darauf gegründeten Erörterung der Frage: „Wie hat sich der Begriff des Wahren und Guten entwickelt, und zu welchen ideellen Rechten führt uns der Standpunkt unserer christlichen Erkenntniß?" Auf Grund dieser „humanistischen Studien" behandelt er sodann im zweiten Theil die „Reellen Bedürfnisse" und zwar in Form von „politischen Studien", welche nach einer Einleitung über „Zweck und Inhalt" des Verfassers Ansichten über die „wichtigern neuern und neuesten Theorien des Staatsrechts" geben, sich über die Verfassungen und Verfassungszustände in Frankreich, Belgien, England, Nordamerika und mit besonderer Ausführlichkeit über die in Preußen aussprechen, und zuletzt die Resultate dieser Erörterungen in einem vollständigen Verfassungsentwurf für Preußen zusammenfassen.

In seiner Totalität macht das Buch den Eindruck, daß alles, was der Autor darin niedergelegt hat, warm empfunden und gut gemeint ist. Er erscheint als ein Mann, dem die höhern und niedern, die geistigen und die materiellen Interessen gleich sehr am Herzen liegen, der mit einer gewissen Begeisterung den Humanitätsideen huldigt, über sie selbst und ihre Verwirklichung in Staat und Kirche, Wissenschaft und Kunst gern philosophirt und reflectirt, dabei manchen beachtenswerthen Einzelgedanken ans Licht fördert und ihn mit Wärme, nicht selten auch in rhetorisch-poetischer Form auszudrücken versteht. Trotzdem haben wir uns mit den wirklichen Leistungen und Ergebnissen des Buchs nicht zu befreunden vermocht, theils der Darstellung, theils des Inhalts wegen.

Im ersten Theil befinden sich des Verfassers humanistische Lebensansichten in den wesentlichsten Beziehungen mit den unserigen im Einklange; allein die Art und Weise, in der sie vorgetragen werden, müssen wir geradezu als ungenießbar bezeichnen. Statt uns seine Ansichten in einem klar geordneten, logisch fortschreitenden, zwingenden Gedankengange zu entwickeln und zu begründen, thut der Verfasser nichts, als sie sich in lockerster Aneinanderreihung so, wie sie ihm gerade einfallen, von der Seele zu laden. Seine Auslassungen sind daher keine wissenschaftlichen Untersuchungen, ja nicht einmal mehr oder minder überzeugende Raisonnements, sondern nur regellose und willkürliche Herzensergießungen und Expectorationen, eingekleidet in Gedanken und Aussprüche, wie sie jedem Gebildeten und Belesenen aus dem allgemeinen, uns umflutenden Gedankenmeer in jedem Augenblick zufließen. Man höre z. B. sogleich den Anfang dessen, was er über die Wahrheit sagt: „Die Wahrheit", heißt es, „ist der Gipfel alles Seins. Zwischen Optimismus und Pessimismus, Idealismus und Realismus, Hallelujas und Jeremiaden, zwischen dem Hosianna und «Kreuzige ihn», liegt das weite, unabsehbare Reich der natürlichen Wahrheit. Sie thront und lebt in unabänderlichen Naturgesetzen, durch welche sie alle uns wahrnehmbare und umgebende Erscheinungen miteinander in eine ewige Harmonie zu setzen weiß. Was wir davon erfassen und oft irrthümlich Wahrheit nennen, ist nur eine Formel, in die wir unsere Erkenntniß kleiden, oder eine chemisch präparirte Platte, auf der wir ihren Schein auffangen, oder ein Kerker, in den wir sie einsperren, oder ein Bild, was wir uns von ihr machen, dessen Gestalt, Größe und Farbe sich für jedes mensch-

liche Auge, ja sogar mit jedem Standpunkte der Beobachtung verändert. Die Wahrheit wird in jeder Secunde neu geboren und durch jeden Geist neu erfaßt; aber die ewig gleiche und reine Tugend bleibt die Wahrhaftigkeit. Der heiligen Ursonne der Wahrheit hat noch kein Sterblicher ins Antlitz geschaut, indeß ihre erwärmenden und belebenden Strahlen läßt sie täglich ins menschliche Herz hineinfallen, um hier und da jene Liebe zu ihr zu entzünden, die wir Wahrhaftigkeit nennen. Vermögen wir das eine und untheilbare Licht wol anders wie farbig zu erkennen, und enthält nicht die eine und untheilbare Wahrheit alle Irrthümer, in die wir sie auflösen? Ja, Irrthum ist Farbe, Wahrheit Licht. Es gibt tausend Farbenspiele, aber nur Ein Licht, es gibt tausend Täuschungen, Vorurtheile, Irrthümer, aber nur Eine Wahrheit!" u. s. w. In solcher Weise geht es fort. Der Verfasser kommt dabei von der Wahrheit auf die Philosophie, von der Philosophie auf die Religion, von der Religion auf die Humanität, kurz vom Hundertsten auf das Tausendste. Fragt man aber zuletzt, was denn nun eigentlich die Wahrheit ist, so erkennt man, daß man mit lauter längst bekannten Gemeinplätzen abgefunden wird und daß der Verfasser besser gethan hätte, nach Aufwerfung der großen Frage mit Heine nach des Pilatus Waschbecken zu rufen. Nicht anders verhält es sich mit den Abschnitten über das Gute und Schöne. Daß irgendjemand durch dieselben in der Klarheit seiner Begriffe gefördert würde, scheint uns im höchsten Grade zweifelhaft. Weit eher halten wir eine verwirrende Wirkung für möglich, weil durch sie eine Masse von Ideen angeregt, diese aber nicht gelichtet und gesichtet, nicht geordnet und scharf ausgemünzt werden.

Klarer, ruhiger, sachlicher, minder emphatisch und überschwenglich ist die Darstellung des zweiten Theils. Man fühlt, daß der Autor hier, wo es sich um Erörterung politischer Fragen handelt, mehr in seinem Elemente ist. Aber auf diesem Gebiet vermögen wir leider umgekehrt in sachlicher Beziehung nicht mit ihm zu harmoniren, und wir bezweifeln sehr, daß überhaupt die Zahl derer, die sich mit seinen Staatsdoctrinen und Vorschlägen in Uebereinstimmung befinden, eine sehr große sei. Der Verfasser huldigt entschieden der völlig unbeschränkten königlichen Souveränetät. Der König soll in erster und letzter Instanz über alles die entscheidende Gewalt haben. Ihm zur Seite soll ein Ministerium und ein Staatsrath stehen, jenes mit executiver, dieser mit legislativer Befugniß, aber beide nur dem König verantwortlich und seinem Willen unbedingt unterworfen. Außerdem soll auch ein Landtag existiren, aber nur als Beirath für die Gesetzgebung. Dieser Landtag soll aus einem Herrenhaus und einem Abgeordnetenhaus bestehen; jenes soll die Interessen des Staats, dieses die Interessen des Volks vertreten, und beide sollen ganz die nämliche Autorität und Machtbefugniß besitzen, der Einfluß des Landtags soll gleichmäßig zwischen ihnen getheilt sein; namentlich soll das Budgetbewilligungsrecht keine Prärogative des Volkshauses sein u. s. w. Diese Andeutungen werden genügen, um den principiellen Standpunkt des Verfassers zu charakterisiren. Ihn zu widerlegen halten wir für überflüssig. 2.

Uhland's Dichtungen; Volksausgabe und Commentar.

1. Uhland's Gedichte und Dramen. Volksausgabe. Drei Bände. Stuttgart, Cotta. 1863. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Ludwig Uhland's dramatische Dichtungen. Für Schule und Haus erläutert von H. Weismann. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Auch der feurigste Lobredner der guten alten Zeit wird zugeben müssen, daß in der Gegenwart ungleich mehr Gelegenheit geboten ist, mit geringen Mitteln sich die besten Geisteswerke unsers Volks zu erwerben, als es früher möglich war. Die Ergebnisse der schwierigsten wissenschaftlichen Forschungen werden rasch volksthümlich gemacht, die Werke unserer großen Geister uns in bequemster Form, würdiger Ausstattung und zugleich zu mäßigem Preise zugänglich gemacht. So werden Wissenschaft und Kunst zum Gemeingut aller Stände, und der belebende Strom der Bildung flutet auch über den dürren Sandboden der täglichen Arbeit ums Brot; dies sind Fortschritte, welche unmerklich arbeiten an der langsam vorschreitenden geistigen Befreiung, Fortschritte, die wir trotz ihrer Unscheinbarkeit nicht hoch genug zu preisen vermögen. Und so sei uns die vorliegende Volksausgabe von Uhland's „Gedichten und Dramen" (Nr. 1) willkommen; sie hat zugleich die vortreffliche Eigenschaft, dadurch, daß Professor Holland die Herausgabe derselben übernahm, durchaus correct zu sein.

Daß Ludwig Uhland's dramatische Dichtungen an Volksthümlichkeit hinter seinen Liedern und Balladen zurückstehen, hat mannichfache Gründe. Ihre ernste Haltung, die gedrungene schwerkörnige Sprache machen sie zu nicht leichter Kost und dazu kommt, daß sie zu ihrem Verständniß eine Kenntniß der geschichtlichen Verhältnisse fordern, welche nicht jedermanns Sache ist. Wenige dramatische Dichtungen aber sind zugleich in dem Maße, wie Uhland's „Herzog Ernst" und „Ludwig der Baier", für die Schule geeignet, für die Weckung und Kräftigung ernster Sittlichkeit und geschichtlichen Sinnes, und doch sind sie bis dahin nicht nur der Bühne, auch der Schule fern geblieben, der letztern vornehmlich, weil weder billige Ausgaben noch eingehende geschichtliche Erläuterungen dazu vorhanden waren. Diesem Bedürfnisse hat H. Weismann durch das vorliegende unter Nr. 2 genannte Werk entsprochen „durch eine sorgfältige Zusammenstellung dessen, was dem Lehrer für den Unterricht und dem Gebildeten überhaupt zu leichterm und völligerm Verständniß der Tragödien wünschenswerth sein könnte". Der Verfasser verfuhr dabei derart, daß er die Ueberlieferung der bedeutendsten gleichzeitigen Chronisten zu Grunde gelegt und aus andern Chronisten nur das eingefügt, was der Dichter in sein Bild verwoben hat. Nach einem Vorwort, welches in längerer Auseinandersetzung sich über die mehrfach und nicht immer mit Grund angefochtenen Vorzüge der Uhland'schen Dramen verbreitet, folgt auf etwa hundert Seiten eine geschichtliche, dramaturgische, sachliche und sprachliche Betrachtung des „Herzog Ernst". In gleicher Weise geordnet, dabei von doppeltem Umfange ist die Besprechung des zweiten Dramas. So wird das fleißig gearbeitete und warm empfundene Buch als ein werthvoller Commentar zu den beiden, ohne einen solchen nicht leicht und völlig verständlichen edeln Dichtungen dienen und ihnen hoffentlich die lange verdiente Stelle in dem Unterricht der Jugend, wie in der Lektüre jedes Gebildeten erringen helfen. Und wenn der Verfasser am Schlusse des Aufsatzes über „Herzog Ernst" den Wunsch ausspricht, die Verlagshandlung möchte, wie dies schon bei Schiller, Goethe, Lessing u. s. w. geschehen, eine schöne aber wohlfeile und ganz correcte Schulausgabe von beiden Dramen, von jedem einzeln, veranstalten und denselben kurze historische, sprachliche, ästhetische Erläuterungen beifügen lassen, so läßt sich dieser Wunsch nur von Herzen befürworten.

Uebrigens schreibt auch Weismann in seinem Buche, was wir schon so oft zu rügen im Fall waren, allezeit Göthe. Wann werden doch die Deutschen endlich den Namen ihres größten Dichters richtig schreiben lernen?

Wilhelm Buchner.

Notiz.

Zur Goethe-Literatur.

Nach der künstlerischen wie nach der menschlichen Seite hin bildet Goethe fortwährend den Gegenstand der Aufmerksamkeit und des liebevollen Studiums. Zu den selbständigen Schriften, die alljährlich in nicht geringer Anzahl zur Bereicherung der Goethe-Literatur beitragen, gesellt sich eine ganze Reihe kleinerer, meist in Zeitschriften und periodischen Sammelwerken nie-

dergelegter Arbeiten, die in dieser oder jener Richtung über Leben und Streben unsers Dichterfürsten Neues zu bieten suchen. Auf zwei solcher Abhandlungen sei uns erlaubt aufmerksam zu machen, weil in ihnen der Verehrer Goethe's manches Interessante finden dürfte. Eine fleißige Studie ist der im ersten Heft des elften Bandes der „Deutschen Jahrbücher für Politik und Literatur" erschienene Aufsatz von Robert Springer: „Die naturwissenschaftlichen Anschauungen in Goethe's poetischen Werken." Bei der bekannten Vorliebe, welche Goethe für die Naturwissenschaft hegte, ist es sicher von anziehender Wichtigkeit, den Einfluß im einzelnen wahrzunehmen, welchen jene Wissenschaft auf die künstlerische Production des Dichters ausgeübt hat. Sehr richtig bemerkt Springer in der Einleitung zu seinem Aufsatze, daß für die rechte Erkenntniß Goethe's die Schriften von C. G. Carus nicht genug zu würdigen seien. — Einen kleinen Beitrag zur Goethe-Biographie hinsichtlich seines Verkehrs mit den Zeitgenossen und seiner Beurtheilung durch dieselben fanden wir ferner im achten Bande des Sammelwerks „Die Wissenschaften im 19. Jahrhundert" von A. Fränkel: „Goethe und der Fürst von Dessau." Die hübsche kleine Arbeit ist neuerdings auch in einem besondern Abdrucke erschienen (Sondershausen, Neuse). 4.

Bibliographie.

Asträa. Taschenbuch für Freimaurer auf das Jahr 1865. Herausgegeben von A. W. Müller. 26ster Jahrgang. Sondershausen, Eupel. Gr. 16. 1 Thlr.

Besser, W. F., Drei Wochen auf dem Kriegsschauplatze. Halle, Mühlmann. 8. 10 Ngr.

Borcke, H. Graf v., Die brandenburgisch-preußische Marine und die Africanische Compagnie. Nach einem vom Jahre 1755 datirten, in französischer Sprache geschriebenen Manuscript. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 8. 12 Ngr.

Caspari, O., Die Sprache als psychischer Entwicklungsgrund. Berlin, Adolf u. Comp. Gr. 8. 12½ Ngr.

Deutsche Classiker des Mittelalters. Mit Wort- und Sacherklärungen. Herausgegeben von F. Pfeiffer. Erster Band: Walther von der Vogelweide. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Die Geheimnisse von Japan. Nach dem Urtext des kaiserl. Professors zu Yeddo, Kani-na-Kuoli-Naschir. 1ste u. 2te Lieferung. Berlin, Kroschel. 8. à 5 Ngr.

Geibel, E., Die Loreley. Große romantische Oper in drei Akten. Dichtung. Musik von Max Bruch. Breslau, Leuckart. 8. 4 Ngr.

Goltz, Freih. von der, Beitrag zur Geschichte der Entwickelung ländlicher Arbeiterverhältnisse im nordöstlichen Deutschland bis zur Gegenwart. Berlin, Wiegandt u. Hempel. Gr. 8. 10 Ngr.

Guizot, M., Betrachtungen über das Wesen der christlichen Religion. Bearbeitet und in deutscher Sprache herausgegeben von O. Wendel. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Haar, B. ter, Zehn Vorlesungen über Renan, „Leben Jesu". Deutsch von H. Doermer. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr.

Hartwig, G., Gott in der Natur oder die Einheit der Schöpfung. Eine Darstellung für Gebildete aller Stände. Mit in den Text gedruckten Abbildungen. Wiesbaden, Kreidel. Gr. 8. 2 Thlr.

Huselbach, K., Die Türkennoth im 15. Jahrhundert unter besonderer Berücksichtigung der Zustände Oesterreichs. Mit einer noch unedirten Handschrift der Hofbibliothek zu München. Wien, Sartori. Gr. 8. 12 Ngr.

Hennes, J. H., Die Belagerung von Mainz im Jahre 1689. Mainz, v. Zabern. Gr. 8. 10 Ngr.

Kahlert, A., Gedichte. Mit dem Porträt des Dichters. Breslau, E. Trewendt. 16. 18 Ngr.

Krüger, J., Der Jesuit und sein Zögling. Erzählung. Altona, Verlags-Bureau. 8. 20 Ngr.

— — Wie Leute reich werden. Novelle. Altona, Verlags-Bureau. 8. 20 Ngr.

Langhans, E. F., Pietismus und Christenthum im Spiegel der äußeren Mission. 1ster Theil. Der Pietismus. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Lehmans, J. B., Spinoza. Sein Lebensbild und seine Philosophie. Inaugural-Dissertation. Würzburg. Gr. 8. 26 Ngr.

Lieder der Nacht. Aus dem Englischen von Mr.* übersetzt von W. Schenk von Rydeck. Münster, Regensberg. 12. 7½ Ngr.

Mehring, G., Die philosophisch-kritischen Grundsätze der Selbstvoraussetzung oder die Religions-Philosophie. Stuttgart, Belser. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Pohl, E., Bruder Liederlich. Eine leichte Person. Gesangs-Possen. Musik von A. Conradi. Sämmtliche Couplets mit Pianoforte-Begleitung. Berlin, Hofmann u. Comp. Hoch 4. 10 Ngr.

Polko, Elise, Die Bettler-Oper. Ein Lebensbild aus der Dichter- und Musikerwelt der Zeit Georg I. Drei Bände. Hannover, C. Rümpler. 8. 4 Thlr.

Redwitz, O. v., Mit einem Königsherzen. Eine Fahrt von München nach Altötting dem bayerischen Volke erzählt. München, Manz. Gr. 8. 2 Ngr.

Schmeling, E., Der Graf von Meissen oder die Schloß- und Klostergeheimnisse von Spanien und Italien. Historische Erzählung. 1ste und 2te Lieferung. Berlin, Kroschel. Gr. 8. à 5 Ngr.

Schneider, K. E., Das musikalische Lied in geschichtlicher Entwickelung. Uebersichtlich und gemeinfaßlich dargestellt. 2te, kontrapunktische oder mehrstimmige Periode. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Schumacher, A., Berthold Schwarz, Trauerspiel in fünf Aufzügen. Mainz, Faber. 12. 20 Ngr.

Weill, A., Moses und der Talmud. Aus dem Französischen übertragen von W. Obbarius. Berlin, Humburg u. Comp. 8. 25 Ngr.

Wiesinger, A., Aphorismen gegen Renan's Leben Jesu. Wien, Mayer u. Comp. Gr. 8. 18 Ngr.

Tagesliteratur.

Eisenlohr, T., Die Leitung der Volksschule. Ein Votum. Stuttgart, Aue. 8. 7½ Ngr.

Die Ochsenburger, oder: Es giebt — 25! Eine verflockte Wimmer-Komödie à la Malmène mit schlagenden Couplets von Braun und Blau. Berlin, H. Müller. 8. 2½ Ngr.

Krummacher, H., Calvins Beziehungen zu Deutschland. Vortrag am 300jährigen Todestage Calvins in Brandenburg gehalten. Brandenburg, Wieske. 8. 3 Ngr.

Polens letzter Aufstand 1863—1864. Leipzig, Fries. 8. 8 Ngr.

Preußisch oder selbstständig? Ein Wort zur sogenannten Realpolitik. Altona, Mentzel. 8. 3 Ngr.

Schwarzbuch über die dänische Missregierung im Herzogthum Schleswig. 1stes Heft. Kiel, Schwers. Lex. 8. 5 Ngr.

Vierordt, K., Zum Andenken an König Wilhelm von Württemberg. Eine Rede gehalten am 21. Juli 1864 in der Aula der Universität Tübingen. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 5 Ngr.

Wendt, B., Der Kampf des Glaubens in der Mecklenburgischen Landeskirche. Eine Appellation an den Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, betreffend die schweren Verirrungen des dermaligen Mecklenburgischen Oberkirchenraths, im Interesse der ganzen lutherischen Kirche. Leipzig, Bredt. Gr. 8. 7½ Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Friedrich Schleiermacher.

Lichtstrahlen aus seinen Briefen und sämmtlichen Werken.

Mit einer Biographie Schleiermacher's.

Von **Elisa Maier.**

8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Herausgeberin der „Lichtstrahlen“ aus Wilhelm von Humboldt's und Georg Forster's Werken reiht hiermit jenen beliebten Sammlungen ein weiteres Bändchen an: über Friedrich Schleiermacher, den Kanzelredner und Humanisten mit dem warm schlagenden, rein menschlich empfindenden Herzen. Dasselbe enthält eine pietätvolle Schilderung von Schleiermacher's Lebensgange, meist mit seinen eigenen Worten, und eine Auswahl der schönsten Stellen aus seinem Briefwechsel und seinen Schriften. Von Frauenhand gewählt, sind diese classischen Aussprüche über Freundschaft und Liebe, Selbstbildung und Thätigkeit, Ehe, Kinderzucht, Religion, Freiheit und Unsterblichkeit namentlich geeignet zu einer der sinnigsten und werthvollsten Gaben für das weibliche Geschlecht.

In demselben Verlage erschienen noch folgende Werke unter dem gemeinsamen Titel

Lichtstrahlen:

Johann Gottlieb Fichte. Lichtstrahlen aus seinen Werken und Briefen nebst einem Lebensabriß. Von Eduard Fichte. Mit Beiträgen von Immanuel Hermann Fichte. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Georg Forster. Lichtstrahlen aus seinen Briefen an Reinhold Forster, F. H. Jacobi, Lichtenberg, Heyne, Merck, Huber, Johannes von Müller, seine Gattin Therese, und **aus seinen Werken.** Mit einer Biographie Forster's. Von Elisa Maier. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Goethe als Erzieher. Lichtstrahlen aus seinen Werken. Ein Handbuch für Haus und Familie von Philipp Merz. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wilhelm von Humboldt. Lichtstrahlen aus seinen Briefen an eine Freundin, an Frau von Wolzogen, Schiller, Georg Forster und F. A. Wolf. Mit einer Biographie W. von Humboldt's. Von Elisa Maier. Vierte Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Arthur Schopenhauer. Lichtstrahlen aus seinen Werken. Mit einer Biographie und Charakteristik Schopenhauer's. Von Julius Frauenstädt. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

William Shakspeare als Lehrer der Menschheit. Lichtstrahlen aus seinen Werken, nebst einer Einleitung. Von Hermann Marggraff. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Leben in der Alten Welt.

Tagebuch während eines vierjährigen Aufenthalts im Süden und im Orient

von **Frederike Bremer.**

Sechzehn Theile. 8. Geh. 5 Thlr. 10 Ngr. Gebunden (in sechs Bänden) 6 Thlr. 15 Ngr.

I. Abtheilung: Die Schweiz und Italien. 6 Thle.
II. Abtheilung: Die Türkei und Palästina. 5 Thle.
III. Abtheilung: Griechenland und dessen Inseln. Venedig und Mailand. In Deutschland. In Schweden. 5 Thle.

Dieses neueste, nun vollständig vorliegende Werk der beliebten schwedischen Schriftstellerin gewährt eine nicht minder unterhaltende Lektüre wie ihre so gern gelesenen Romane. Auch in ihm offenbart sich die Vorliebe derselben für die häuslichen Seiten im Leben der Völker, und mit steigendem Interesse folgt man ihren lebendigen Schilderungen aus bekannten und unbekannten Ländern. Die Uebersetzung ist eine von der Verfasserin autorisirte.

Das Werk bildet zugleich eine Fortsetzung der billigen deutschen **Gesammtausgabe von Frederike Bremer's Schriften,** die jetzt 50 Bände (à 10 Ngr.) umfaßt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Zauberer von Rom.

Roman in neun Büchern von

Karl Gutzkow.

Zweite Auflage. 18 Bändchen. 8. Geh. 6 Thlr. Geb. 7½ Thlr.

Unter Hinweis auf die ausführlichen Würdigungen seitens der deutschen Presse, welche Gutzkow's großartigem dichterischen Werke die tiefste culturhistorische Bedeutung zuerkannt hat, kann diese neue, nun vollständig erschienene Auflage, deren Preis gegen früher um die Hälfte billiger ist, als ein bleibender Haus- und Familienschatz empfohlen werden. „Der Zauberer von Rom“ bietet nicht nur eine stets spannende und durch heitere, in den Ernst der Haupthandlung eingeflochtene Episoden unterhaltende Lectüre, sondern ist auch ganz geeignet, die deutsch-nationale, einheitliche Gesinnung im Volke zu kräftigen und auf Ausgleichung der Gegensätze zwischen Nord und Süd, Protestantismus und Katholicismus hinzuwirken.

Damit das Werk auch als literarische Festgabe verwandt werden könne, hat die Verlagshandlung Exemplare elegant in Leinwand binden lassen, welche zum Preise von 7½ Thlr. durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind.

Soeben erschien das **20. Heft** (Schluß des 2. Bandes) der 11. Auflage von

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

(Becker [K. F.] — Belgrad.)

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes werden noch Unterzeichnungen zum Subscriptionspreise von

☞ 5 Sgr. für das Heft von 6 Bogen ☜

angenommen und sind die bereits erschienenen Hefte sowie der erste und zweite Band daselbst vorräthig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 37. — 8. September 1864.

Aus Schopenhauer's Nachlaß.

Aus Arthur Schopenhauer's handschriftlichem Nachlaß. Abhandlungen, Anmerkungen, Aphorismen und Fragmente. Herausgegeben von Julius Frauenstädt. Leipzig, Brockhaus. 1864. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Als ein Supplement zu Schopenhauer's sämmtlichen Werken ist der bis dahin noch nicht benutzte Theil seines handschriftlichen Nachlasses besonders erschienen. Er enthält fragmentarische Abhandlungen über verschiedene philosophische Gegenstände, kritische Bemerkungen in Betreff der deutschen Sprache und Glossen zu Stellen aus den Werken neuerer Philosophen. Dieser letzte Abschnitt, welchem der Herausgeber die hingehörigen Stellen, was sehr dankenswerth, zur Erleichterung für den Leser beigefügt hat, ist insofern von besonderer Wichtigkeit, als durch ihn das Verhältniß, in welchem Schopenhauer zu den übrigen Philosophen seiner Zeit steht, näher und deutlicher bestimmt wird. Wir sehen dabei von dem keineswegs zu billigenden übermäßig ungenirten und burschikosen, aber bei Schopenhauer nun einmal gewöhnlichen Ton ab, in welchem er die gefeiertsten Namen angreift, zumal eine gewisse Entschuldigung in dem Umstande liegt, daß diese Anmerkungen nicht zunächst für den Druck bestimmt waren und daß alle Gegner selbst der von ihm sonst sehr hoch gehaltene Kant in gleicher Weise behandelt sind. Frauenstädt ist der Meinung, durch diese noch vor der Abfassung von „Die Welt als Wille und Vorstellung" geschriebenen Anmerkungen werde der Beweis geliefert, „daß von Anfang an ein radicaler Gegensatz zwischen Schopenhauer und den andern nach-Kant'schen Philosophen bestanden habe". Wir können dieser Ansicht nicht beistimmen, sondern es scheint uns viel eher eine Bestätigung der Behauptungen von Foucher de Careil in seinem Buch „Hegel und Schopenhauer" und von B. Hoffmann in Frohschammer's „Athenäum" vorzuliegen, „daß Schopenhauer nämlich trotz seines Antagonismus gegen Fichte, Schelling, Hegel dennoch die meiste Verwandtschaft mit diesen habe". Jedenfalls kann eine solche mit allen denjenigen philosophischen Systemen, die wirklich aus der Kant'schen Wurzel entsprossen sind, nicht wohl verkannt werden. Die Verwandtschaft liegt eben in dem gemeinschaftlichen Ursprung. Es lassen sich seit Kant in erster Linie zwei verschiedene Richtungen in der deutschen Philosophie unterscheiden. Die eine geht von Kant aus und weicht erst in den Folgerungen von ihm ab; die andere zeigt, obwol auch sie der Kant'schen Einwirkung nicht ganz sich entzogen, doch noch wesentlich frühere, insbesondere monadistische Principien. Jene haben ebenso wol Fichte, Schelling und Hegel, als auch Jacobi, Fries und Schopenhauer eingeschlagen. Allerdings sind dem gemeinschaftlichen Stamme verschiedene Zweige entsprossen und einen solchen besondern Zweig bildet die Schopenhauer'sche Philosophie.

Für jeden von Kant'scher Grundlage aus angestrebten Fortschritt bot das räthselhafte „Ding an sich" den wesentlichsten Ausgangspunkt dar. Weil es dasjenige sein sollte, was zurückbleibt, wenn man die subjectiven Bedingungen der Erkenntniß, die Kategorien Zeit, Raum und Sinnlichkeit vom Object abzieht, so mußte es zwar angenommen, es konnte aber als abgelöst von den Erkenntnißbedingungen überhaupt nicht erkannt werden. Gleich Schulze im „Aenesidemus" behauptet Schopenhauer mit Recht, daß das Ding an sich nicht einmal als Ursache der Sinnesempfindung bestimmt werden dürfe. Denn als Kategorie hat Ursache nach Kant nur die Bedeutung, Erscheinungen zu Erfahrungsurtheilen zu verbinden, läßt sich also auf Dinge an sich, die keine Erscheinungen sind, durchaus nicht anwenden. Dessenungeachtet finden sich namentlich in Kant's „Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik" Stellen, in denen er das Ding an sich offenbar als Ursache der Erscheinungen nimmt, wie Schopenhauer bemerkt hat. Diejenigen Kantianer, welche es ebenso gefaßt haben, stimmen also wol mit der Meinung ihres Meisters, nicht aber mit dem Geiste seines Systems zusammen. Am genauesten dürfte die eigene Ansicht Kant's durch folgenden höchst merkwürdigen Ausspruch zur Lösung der vierten Antinomie sich kundthun: „Wenn die Ursache in der Erscheinung nur von der Ursache der Erscheinungen, sofern sie als Ding an

sich selbst gedacht werden kann, unterschieden wird, so können beide Sätze wol nebeneinander bestehen, nämlich daß von der Sinnenwelt überall keine Ursache stattfinde, deren Existenz schlechthin nothwendig sei, ingleichen andererseits, daß diese Welt dennoch mit einem nothwendigen Wesen als ihrer Ursache (aber von anderer Art und nach einem andern Gesetz) verbunden sei." Hierzu hat Schopenhauer geschrieben: „Ist dies alles nicht wie ein Räthsel, zu dem meine Lehre das Wort gibt? Dies Wort heißt „Wille." Denn indem das Subject des Erkennens durch seine Identität mit dem Leibe als Individuum auftritt, seien der Willensact und die Action des Leibes „nicht zwei objectiv erkannte verschiedene Zustände", sondern „eines und dasselbe, nur auf zwei gänzlich verschiedene Weisen gegeben: einmal ganz unmittelbar und einmal in der Anschauung für den Verstand". Der ganze Leib könne in letzterer Hinsicht „das unmittelbare Object", in ersterer aber „die Objectität des Willens" genannt werden. Zwar lasse sich „der Wille oder vielmehr das Subject des Wollens" als eine besondere Klasse der Objecte aufstellen: allein dieses Object falle mit dem Subject zusammen, höre eben auf Object zu sein. Auf diese Weise gewinnt Schopenhauer „den Schlüssel zur Erkenntniß des innersten Wesens der Natur", indem er nicht nur in Menschen und Thieren, sondern auch in der treibenden Kraft der Pflanze, im Magnet, im elektrischen Schlage und in der Schwere den Willen wiedererkennt (vgl. „Die Welt als Wille und Vorstellung"). Der Wille sei das Ding an sich.

Es ist dies allerdins ein genial entdecktes Princip, das namentlich in der „Ethik" und in dem „Willen in der Natur" sehr geistreich durchgeführt wird. Wenn aber J. G. Fichte gleichfalls dasjenige, worin Subject und Object zusammenfallen, an die Spitze stellt und es das „Ich" nennt, das er ausdrücklich als „Thathandlung" bestimmt, muß darin nicht eine Verwandtschaft mit dem „Willen" anerkannt werden, wobei man immerhin den wesentlichen Unterschied, daß nämlich Fichte auch die objective Welt aus seinem Princip deducirt, während nach Schopenhauer die Welt als Wille und die Welt als Vorstellung ganz verschiedene Sphären sind, nicht außer Acht zu lassen braucht? Dieser Unterschied macht es begreiflich, daß Schopenhauer die heroische Aufopferung und das Mitgefühl Fichte gegenüber in Schutz nimmt, der allein das durch die Pflicht bestimmte Handeln als vollberechtigt gelten läßt, und daß letzterer im Drama die Vergeltung fordert, ersterer aber gerade in dem Unglück und Fall des Edeln das Mittel sieht, den Zuschauer aus dieser irdischen Scheinwelt in sein wahres Sein zu erheben. An Heroismus dürfte es jedoch Fichte im Leben nicht gefehlt haben.

Den Kern der Schelling'schen Lehre sieht Schopenhauer selbst gewiß sehr richtig im Absoluten als der Indifferenz des Erkennens und Seins. Da nach Kant die Kategorien nur Endliches, Erscheinungen und Erfahrung, zu verbinden und zu erfassen vermögen, so macht Schelling den Schluß, daß diese reinen Verstandesbegriffe nur die endlichen Formen der Erkenntniß seien und daß die absolute Erkenntniß mit dem absoluten Sein zusammenfalle. Diese erreiche der geniale Philosoph durch die intellectuelle Anschauung, in welcher die bloßen Verstandesgesetze aufgehoben seien. Jedenfalls sehr ähnlich dieser „intellectuellen Anschauung" ist „das bessere Bewußtsein", in welches der Mensch nach Schopenhauer in weihevollen Momenten aus dem „Possenspiel des Lebens" sich zurückziehe und welches ihn das Ewige unmittelbar erschauen lasse. Mit dem „Absoluten" hat aber der „Wille" wenigstens diese wichtige Bestimmung gemein, daß er auch die Welt der Erscheinungen mit ihrer gesammten Aetiologie übersteigt. Den Unterschied gibt Schopenhauer selbst folgendermaßen an: „Ich streite gegen ein Absolutes gerade wie gegen den Gott der Deisten, sage aber keinem von beiden, daß ihr Begriff (das Absolute und Gott) so grundlos ist, als der vom Hippokentauren, sondern daß er ein Werk des transscendenten Verstandes ist, entstanden, indem der Mensch sein höchstes innerstes Wesen und Vermögen vom Verstande nicht trennen will (was eben der wahre Kriticismus soll), diesen zum einzigen und unbedingten Erkenntnißvermögen macht, durch ihn zu jeder Erkenntniß zu gelangen glaubt und für ihn einen Stillstandspunkt sucht." An der intellectuellen Anschauung setzt er aus, daß sie nach Schelling gefordert werden könne und von der intellectuellen Cultur abhängig sei, wiewol er dasjenige nicht leugne, „was die Schwärmer Erleuchtung von oben genannt haben, Plato das Aufsteigen zur geistigen Sonne, was nicht abhängt vom empirischen Willen (obgleich es mit dem reinen Willen eins ist), noch von der Verstandescultur". Vielmehr sei es „das innere Wesen des Genies".

Am unmittelbarsten stoßen sich die Philosopheme Schelling's und Schopenhauer's beim Begriff des Ich ab. Nach dem erstern und Fichte ist das Ich Subject-Object, „der Act, wodurch das Denkende unmittelbar zum Object wird", nach dem letztern reines Subject, da das Selbstbewußtsein „das Bewußtsein des Subjects als Subject" sei. Es bedarf aber der Aufhebung des Satzes vom Widerspruch nicht, sondern nur der einfachen Analyse des Begriffs Ich, um die Fichte-Schelling'schen Bestimmungen darin zu finden. Zunächst ist nämlich das Ich als Denkendes zwar Subject, sodann aber auch als vom Denkenden Gedachtes (sonst wäre es nicht ein von jenem gesetzter Begriff) Gegenstand, also Object. Wie diese Vereinigung möglich sei, das ist wieder eine weitere Frage. Bei Schopenhauer ist das Ich mit dem Denken verwechselt, welches in Wahrheit reines Subject genannt werden kann. Daß übrigens Schopenhauer manche allzu kühne Behauptungen und Hypothesen Schelling's nicht ohne Grund bekämpft, muß zugegeben werden.

Sofern Jacobi das Gefühl als Erkenntnißquelle des Ewigen betrachtet und behauptet: „Was wir von Gott nicht empfinden können, das können wir auf keine andere Weise von ihm erfahren oder gewahr werden", und weiter von der Vollkommenheit der Empfindung die Vollkommenheit des Bewußtseins abhängig sein läßt, wirft ihm Schopenhauer

Synkretismus und mangelhaftes Verständniß der Kant'schen Philosophie vor.

Für den Grundirrthum von Fries hält er die Ansicht, nach welcher das Allgemeingültige in der Erkenntniß, d. h. die Bedingungen der Erfahrung als ewig und absolut genommen werden und das Ding an sich ein Sein unabhängig vom Erkanntwerden sein solle. Vielmehr bedeute Sein, worauf wiederholt aufmerksam gemacht wird, nichts anderes, als „durch Sinne und Verstand erkannt werden", somit „Ding" nur das so Erkannte. Wenn nun hiermit Schopenhauer das Sein nur für eine leere Form der Gegenständlichkeit erklärt, stimmt er nicht so gerade mit dem Anfange der von ihm oft geschmähten Hegel'schen Logik zusammen, die das Sein (dem Inhalt nach) dem Nichtsein gleichsetzt?

Nach allem scheint es uns, daß die Verwandtschaft der Schopenhauer'schen Philosophie mit den übrigen, die in Wahrheit von der Kant'schen Basis ausgegangen sind, auch aus dem vorliegenden Werke sich recht wohl erkennen lasse, und daß dieselbe in dem gemeinschaftlichen Suchen nach dem jenseit der Erfahrung liegenden Ewigen sich manifestire, wenn auch die Wege und Resultate verschieden sind. Ja vielleicht ergänzen sich gerade diese Resultate, sofern Jacobi im Gefühl, Hegel im Gedanken, Schopenhauer im Willen es zu finden geglaubt haben.

Aus den aphoristischen Aufsätzen heben wir besonders hervor: „Ueber Philosophie im allgemeinen", „Zur Aesthetik", „Zur Ethik", „Ueber Religion und Theologie", „Zur Lebensweisheit", sodann „Ueber das Interessante" und „Die Eristik", zwei ausführlichere Abhandlungen, von denen die letztere in der Kunst zu disputiren unterweist. Der Werth der Eristik liegt besonders darin, daß sie die Finten und unlautern Kampfmittel des Gegners erkennen lehrt. Höchst beachtenswerth sind endlich auch die Bemerkungen über die deutsche Sprache, welche die Tendenz haben, die Reinheit und innere Harmonie derselben unberechtigten Künsteleien gegenüber zu vertheidigen und zu wahren. Seltsamkeiten und willkürliche Aenderungen in der Sprache seien zu verschmähen; „in gewöhnlicher Form ungewöhnliche Gedanken", darauf komme es an.

Eugen von Schmidt.

Rundschau über Dramen, dramatische Gedichte, Lustspiele und Possen.

Ein nicht ganz leichtes Stück Arbeit liegt uns ob. Wir sollen einer Summe von 39 verschiedenen dramatischen Arbeiten gerecht werden. Bei der übermäßigen Production auf dramatischem Gebiete, just wie auf allen andern literarischen Gebieten, ist es für den Recensenten fast eine Unmöglichkeit, jedem einzelnen Werke die Aufmerksamkeit zu schenken, die oft genug für den Verfasser der einzige Lohn ist, weil er für seine Mühe von seinem Fleiße nichts weiter davonträgt: da die literarische Production mit jedem neuen Jahre immer mehr in die Breite geht, so gehen am Publikum auch immer mehr Werke spurlos vorüber. Wie es mit lyrischen Sachen auf dem literarischen Markte steht, daß sie nämlich massenweise gedruckt, aber sehr wenig gelesen werden, so steht es in vielleicht noch trüberm Grade mit solchen dramatischen Werken, die sich von vornherein als Bücherdramen ausweisen. Wie viele unter den von uns zu besprechenden dramatischen Werken sind nicht vielleicht jetzt schon dem Strome der Vergessenheit überantwortet, wie viele werden nicht nach Jahresfrist der Vergessenheit überantwortet sein! Unwillkürlich muß den Recensenten da ein Gefühl der Trauer befallen.

Da die ganze Reihe der uns vorliegenden dramatischen Werke die weiteste Stufenfolge vom historischen Trauerspiele bis zur Posse umfaßt, so theilen wir das gesammte Material in drei Abschnitte, von denen der erste die „Trauerspiele und Dramen", der zweite die „Dramatischen Dichtungen", der dritte die „Lustspiele und Possen" umfassen wird.

I. Trauerspiele und Dramen.

Zunächst die gesammelten Werke.

1. Dramatische Schriften von Peter Lohmann. Zwei Theile. Leipzig, Matthes. 1862. 8. 2 Thlr.

„Kunstwerke sollen bekanntlich sich selbst erklären, sich durch den eigenen Inhalt erläutern und rechtfertigen", beginnt Peter Lohmann die Vorrede; „es kann darum auch mir an dieser Stelle nicht Aufgabe dünken, die längstbekannten und vielbetonten Schwächen der folgenden Dramen beschönigen oder gar deren etwaige gute Eigenschaften ins Licht setzen zu wollen." Und weiterhin heißt es: „Die Zeit ist ernst, das Theater verrottet; es gilt sich zusammenzuraffen und am rechten Orte enthaltsam sein!" Das ist nun freilich sehr wahr, allein es klingt zugleich so ungeheuer herausfordernd, daß man die Feder beiseitelegen und über die Dramen eigentlich gar nichts sagen möchte. Es ist eine unendlich schwierige Aufgabe, über Lohmann's Dramen die volle Wahrheit zu sagen. Einmal soll man einem Geiste gerecht werden, der entschieden mehr in sich trägt, als die Welt ihm bisher zugestehen wollte, wenigstens so vielen andern Dramatikern gegenüber, welche nur durch die Wogen der Volksgunst und oft weiß man nicht warum emporgekommen sind. Dann aber tritt Lohmann all dem, was ihm nicht zusagt, so absolut schroff entgegen, daß an ein Unterhandeln mit ihm gar nicht zu denken ist. Er buhlt nicht um die Tagesgunst: o das ist schön und gut. Führt diese Schroffheit aber zu seiner Selbstvergötterung, so kann er sich nicht wundern, wenn man ihn in seinem starren Selbstbewußtsein allein stehen läßt. Und so ist es denn seit Jahren wieder und immer wieder gekommen, daß er seine Stimme wie die Stimme eines Predigers in der Wüste hat verlauten lassen, und doch hat er niemand bekehrt. Allein Lohmann zeigt sich in seinem Kunstzelotismus weder consequent, noch ganz aufrichtig, das muß die Kritik jetzt fast noch mehr denn früher gegen ihn einnehmen. Als er mit den sechs in beiden Theilen enthaltenen Dramen zuerst einzeln hervortrat, bezeichnete er sie alle als wahre Kunstwerke. Nun Kunstwerke, dachten wir, bedürften keiner weitern Ueber- oder Umarbeitung. Eine solche hat er aber in den vorliegenden Bänden theilweise eintreten lassen. Jetzt, d. h. zur Zeit, da er die Dramen überarbeitete, lächelt er über seine frühere Naivetät, die Unvollendetes rechtfertigen und preisen wollte. Seit der letzten Ueberarbeitung sind nun aber wieder zwei Jahre verflossen. Wer weiß, ob Lohmann die Dramen in der vorliegenden Gestalt nicht auch schon wieder lächelnd beiseitewirft, oder ob er nicht wenigstens über den Kritiker lächelt, der sie einer eingehenden Besprechung unterziehen wollte. Wir werden uns daher vor einer eingehenden Kritik sehr wohl in Acht nehmen, denn wir können dem Verfasser weder etwas geben noch etwas nehmen. Lohmann muß durch sich selbst wachsen, und reiferer Erkenntniß wird ihn zu einem Ziele führen, das er bisjetzt vergeblich angestrebt hat.

In den beiden Theilen sind sechs Stücke enthalten, nämlich: „Essex", „Der Eiferer" (früher „Savonarola"), „Virginia" (früher „Appius Claudius"), „Der Schmied in Ruhla", „Strafford" (früher „Karl Stuart I."), „Cromwell". Nach unserm Dafürhalten verdient „Strafford" die meiste Beachtung, während der „Eiferer" nach des Dichters eigener Ansicht der Nachsicht etwas sehr bedürfen möchte. Ist es nun auch ganz sicher, daß Lohmann es mit sehr vielen Dramatikern, die ihm jetzt scheinbar überlegen sind, aufnehmen könnte, so tritt doch bei ihm ein Etwas, das jedem Erfolge entgegensteht, schroff hervor. Es ist der furchtbare Widerspruch, der zwischen der Theaterwahrheit und der Wahrheit des wirklichen Lebens herrscht. Weil Lohmann das, was da auf dem Theater vor sich geht, unter allen Umständen für etwas Höheres denn das Leben, wie es sich in seiner unendlichen Mannichfaltigkeit tagtäglich, stündlich weiter spinnt, ausgibt, darum erscheint sein ganzes Kunstprincip als ein crasses, despotisches, das keinem andern Menschen als nur ihm selbst nützen und dienen kann, und die vielgepriesene Theaterwahrheit erkennen wir sofort als einen trügerischen Schein der Wahrheit, wol gar nur als eine zur Wahrheit hinaufgeschwindelte Unwahrheit, um nicht zu sagen Lüge; die Personen, die vor uns thatsächliches Leben entwickeln sollen, können nie den Marionettenfaden verbergen, an dem sie vom Dichter hin- und hergeführt werden. Der Glaube an das, was Lohmann gibt, ist daher unzertrennlich von dem Glauben oder Nichtglauben an Lohmann's außerordentliche Begabung. Solange er sich nicht das gesammte Theaterpublikum zu eigen machen kann, solange wird auch der Glaube an seine Werke ausbleiben. Man muß den Dichter von vornherein als den außerordentlichen, nicht sagen wir übertreibend als den Messias, hinnehmen, dann wird man auch in seinen Werken Außerordentliches finden. Wo aber der Glaube an Lohmann fehlt, fehlt auch der Glaube an seine Werke.

2. Gesammelte dramatische Werke von Charlotte Birch-Pfeiffer. Erster und zweiter Band. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1863. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Eigenartigere Gegensätze wie Peter Lohmann und Charlotte Birch-Pfeiffer lassen sich kaum auffinden. Dort ein Theoretiker, der die Praxis als ein durchaus Nebensächliches ansieht, hier der reine Praktikus, der Erfolg auf Erfolg, wenn auch manchen stark angezweifelten auf einen noch mehr angezweifelten häuft. In den beiden ersten Bänden finden sich je drei Stücke, deren Bedeutung untereinander sehr verschieden ist. Da beginnt der erste Band mit „Herma und die Söhne der Rache", einem romantischen Gemälde der Vorzeit in fünf Acten. Ein sehr schwaches Stück, aber Charlotte Birch-Pfeiffer zeigt sich darin schon in ihrer ganzen Glorie. Im Jahre 1828 geschrieben, ging es aus einem unmittelbaren Theaterbedürfniß hervor. Die Verfasserin sagt darüber: „Vorliegendes Drama nimmt nur insofern einiges Interesse des Lesepublikums für sich in Anspruch, als es der erste dramatische Versuch der Verfasserin war, welcher — gelegentlich ihres Gastspiels in Wien auf Wunsch des bekannten intelligenten Directors Carl — im September 1828 in wenig Tagen, mit Benutzung des Romans «Der böhmische Mägdekrieg» von van der Velde, entstand und im October 1828 im Theater an der Wien eine Reihe Vorstellungen erlebte." Naiver kann ein Autor das Geheimniß seiner Kunst nicht preisgeben, als es Charlotte Birch-Pfeiffer mit diesem Geständnisse thut; vorausgesetzt, daß es sich dabei überhaupt um ein Geheimniß handelt, was noch ein wenig zu bezweifeln sein möchte. Oder es müßte denn ein Geheimniß in den Worten liegen „auf Wunsch des bekannten intelligenten Directors Carl", oder in der „freien Benutzung eines van der Velde'schen Romans", oder gar in den „wenig Tagen", während welcher das Stück niedergeschrieben wurde. Nun, nun, Charlotte Birch-Pfeiffer muß es ja wol am besten wissen, wenigstens scheint ihr mit einem Schlage die ganze dramatische Erkenntniß, nach der andere Dramatiker zeitlebens oft vergebens ringen, aufgegangen zu sein, und sie konnte noch in demselben Jahre (1828) auf die „Herma" das „Schloß Greiffenstein oder der Sammtschuh", ein romantisches Schauspiel in fünf Acten nebst einem Vorspiel folgen lassen. Ueber beide Stücke werden wir eine stillschweigende Kritik walten lassen. Den beiden echten Schauerstücken schließt sich 1829 schon ein echter Reißer an, der auch jetzt noch nach so langer lieber Zeit im Winter des Sonntags ab und zu seine Schuldigkeit vollauf thut, nämlich das „Pfefferrösel oder die frankfurter Messe im Jahre 1297", ein Stück, in welchem die Naivetät der Charakteristik mit kindlicher Siegesgewißheit auftritt, in welchem aber auch schon jene gewisse theatralische Routine sich in allen Coulissen so frei breit macht, daß man sie beinahe für die eigentliche bretterbewegende Macht der Welt des Scheins ansehen könnte.

Im ersten Bande bringt die Verfasserin außerdem noch ein Stück aus dem Jahre 1836, ein Originalschauspiel: „Rubens in Madrid." Trotzdem der Rubens eine Lieblingsrolle Emil Devrient's ist und das Stück daher noch jetzt auf einzelnen Bühnen sein Dasein fristet, haben wir uns nie recht mit ihm befreunden können. Es hat uns nicht allein kalt gelassen, es ist uns sogar trivial erschienen, namentlich in der leidigen Vermummungsscene, die nur mit dem kläglichen Theaterscheine zu rechtfertigen ist. Aber, welche gefährlichste aller Rivalinnen Charlotte Birch-Pfeiffer allen Dramatikern ist, in „Rubens in Madrid" lernte sie es ebenso, wie in den beiden zuerstgenannten Stücken unsern Dichtern so genau ab, wie man fünffüßige Jamben schreiben müsse, daß viele im Selbstgefühl eines wahren Dichters auftretende Dramatiker kaum über ihr stehen werden.

Noch finden sich im zweiten Bande die „Marquise von Villette" aus dem Jahre 1844 und gleichfalls ein Originalstück: „Der Pfarrherr", aus dem Jahre 1848. Es scheint also, als wollte die Verfasserin mit der Veröffentlichung nicht gerade in durchaus chronologischer Ordnung fortfahren. Sicher ist das erstere der beiden zuletztgenannten Stücke, die „Marquise von Villette", nicht nur unter den sechs Stücken das bedeutendste, es gilt auch in den Augen sehr vieler Theaterfreunde für das beste Stück der Verfasserin überhaupt. Zugestanden, daß die Richtung der Intriguenstücke einem Bedürfnisse des Theatergeschmacks entspricht und daß man bei einer Charlotte Birch-Pfeiffer mit einzelnen Theatermittelchen nicht zu sehr rechten darf, so verdient die „Marquise von Villette" alle Anerkennung, wenigstens weit mehr als der „Pfarrherr", der, wahrscheinlich durch die religiösen und politischen Kämpfe der vierziger Jahre angeregt, auf den wenigen Bühnen, die er sich vorübergehend erobern konnte, meist an seiner Sentimentalität ein schnelles Ende fand. In ihrer Weise hatte die Verfasserin mit dem „Pfarrherr" dem Zeitgeiste ein Opfer gebracht, und wie so viele Opfer jenes Zeitgeistes war das Originalschauspiel eine wurmstichige, kurzlebige Frucht. In jener „Marquise von Villette" dagegen zeigt sich uns wenigstens ein Spiel mit den Dingen, das nicht bedeulos aus der Sentimentalität quillt, sondern sich an dem trügerischen Scheine der weltbedeutenden Breter vollauf genügen läßt.

3. Volksdramen zur Belehrung und Unterhaltung von Bartholomäus Vonholzer. Augsburg, Kranzfelder. 1862. 8. 16 Ngr.

Was an den Dramen zur Belehrung, was zur Unterhaltung sein soll, hat uns der Verfasser auch in einer ziemlich langen Vorrede auseinandergesetzt; wir können es aber doch nicht herausfinden. „Das Streben unserer Zeit, Wahres und Falsches zu scheiden, tritt auch darin hervor, die dramatische Kunst nach Vorgängen der Alten und insbesondere der Passionsspiele dem Volke in dem höhern und lehrreichern Charakter vorzuführen als blos wie bisher seit längerer Vergangenheit in der unterhaltenden, neckischen und oft inhaltslosen Form, wobei zum öftern nicht versäumt ward, giftige Pillen gegen Religion und Sitte, gegen Staat und Volksmasse durch alle Schichten in reizender Affectation einzustreuen." Weiterhin bemerkt der Verfasser, sein Büchlein solle nicht blos für einen engen Kreis

geschaffen sein, sondern für alle, denen Belehrung und Unterhaltung auf positiver Grundlage im dramatischen Kleide erwünscht sei. „Da nichts so rasch den Menschen aneifert und bildet als die Geschichte und das Beispiel, so wurde auf wahrheitsgetreue und historische Thatsache das größte Gewicht gelegt. Warum haben die großen historischen Dramen und Passionsspiele einen so großen Aufschwung genommen und sich so lange erhalten? Es ist die Wahrheit an denselben, die da Kraft hat, immerfort zu erregen, zu erbauen und zu begeistern!"

Jedenfalls ein edler Vorsatz, allein mit dramatischen Versuchen ist es ein eigen Ding. Wenn sie nicht oder nur in untergeordneter Weise glücken, so strafen sie die Vorrede geradezu Lügen. So etwas macht sich auch an diesen dramatischen Versuchen geltend. Die Dramen, Ponholzer's: „Die Schweden in Landsberg", „Doctor Püffikus", „Ritter Heinrich von Kempten", geben sich offenbar viel zu marionetten- und puppentheaterhaft, als daß sie, sei es bei der Lektüre oder bei der Aufführung, über einen mehr denn zweifelhaften Eindruck hinausgreifen könnten. Blicken wir speciell auf den „Doctor Püffikus", so kann seine tragikomische Haltung auf uns schließlich nur von unauslöschlich komischer Wirkung sein. Dies Drama ist eine „Posse wider Willen". Als Zugabe bringt die zweite Abtheilung des Buchs drei lebende Bilder: „Sieg des Kreuzes", „Kampf und Sieg des Glaubens", „Die Hirten von Bethlehem", deren Bedeutung für gläubige Gemüther wir nicht bestreiten, deren Wirkung bei lebhafter Versinnlichung auch im höchsten Grade anregend sein möchte, deren volle Würdigung indeß wol nur einem schönseligen Gemüthe zugänglich ist.

Eine nicht geringe Zahl der uns vorliegenden Dramen spielt in der bürgerlichen Sphäre und mehr oder weniger in der Gegenwart. Ein gewisser dramatischer, setzen wir hinzu ein richtiger Instinct muß die Dichter auf Dramen dieser Art verweisen. Denn eine Zeit, die arm an Dramen aus der bürgerlichen Sphäre ist, kann zwar sehr reich an historischen Dramen sein, wird aber auf dem Gebiete der großen Staatstragödie meist nur Werke der schematisirenden Dramatik erzeugen. Aus der Zahl dieser bürgerlichen Stücke zieht uns zunächst an:

4. Magdalene. Drama in fünf Acten von Hermann Meier. Bremen, Kühtmann und Comp. 1863. Lex.-8. 20 Ngr.

Es zieht uns dies Drama an, wie uns alle derartigen bürgerlichen Dramen ihrer Verfasser wegen anziehen werden. Man hat Verfassern bürgerlicher Dramen gegenüber es sehr leicht, von der kleinlichen Auffassung der Tragödie zu sprechen, die sich nur an der Misere des Lebens festhalte. Wir thun das nicht. Denn in solchen Verfassern muß ein tiefer Drang nach Charakterisirung des Lebens vorwalten, sonst würden sie sich sehr wohl mit den oft recht billigen Lorbern der hohen, nur der dichtenden Phantasie, nicht aber dem Leben in seiner großartigen Wahrheit entsprechenden Staatstragödie behelfen. Wenn nun gleichwol bei dem größten Theile der Verfasser bürgerlicher Dramen ein herber Widerspruch zwischen dramatischem Wollen und Können hervortritt, so liegt dies weniger in der größern oder geringern Potenz oder Impotenz der Autoren, als in der Sache an und für sich. In der hohen Staatstragödie kommt man noch immer mit den schöngeistigen und schönseelischen Helden, die gegen die Schlechtigkeit der Welt Opposition machen, gut und gern durch, ja man kann sich mit ihnen außerordentlichen Applaus erwerben; in der bürgerlichen Tragödie blamirt man sich mit solchen Helden nur zu leicht. Ein gut Theil von jenem angedeuteten Widerspruche liegt auch in Meier's Drama „Magdalene", doch läßt der Widerspruch das bedeutende Talent des Verfassers nicht verkennen. Bei einem Stoffe, dem die allgemeine menschliche Theilnahme mehr entgegenkommen könnte, würde sich sein Talent nach charakteristischer Erfassung des dramatischen Conflicts gewiß noch glänzender hervorthun.

5. Der Wilderer. Drama in fünf Aufzügen von Friedrich Gerstäcker. Jena, Costenoble. 1864. 16. 27 Ngr.

Auch bei den deutschen Autoren wird es mehr und mehr Mode, ein und denselben Stoff zuerst als Erzählung oder Roman, dann als Drama zu verwenden. Wie es in Frankreich Dumas, George Sand u. a., in Deutschland Brachvogel, die Birch-Pfeiffer machten, so hat es auch Gerstäcker mit dem Stoffe „Der Wilderer" gemacht. Erst gab er ihn als Erzählung, dann als Drama. Gerstäcker's Talent widerstrebt dem Drama im ganzen etwas; weit eher wie für das Drama sollte man es für das leichtere Lustspiel (Situationslustspiel) ausgiebig halten. Doch löste Gerstäcker die Aufgabe nicht ohne Geschick, und bei den einzelnen Aufführungen, welche der „Wilderer" bereits hier und da gefunden, ist das Stück nicht ohne Wirkung vorübergegangen. Gleichwol dürfte es nirgends einen durchgreifenden Erfolg davontragen. Die Natur des Helden oder besser gesagt die Schuld des Helden steht der vollen tragischen Wirkung im Wege, obschon einzelne Situationen, namentlich da, wo die Liebe des Helden mit seiner Schuld in Kampf geräth, packend in gefühlvolle Herzen greifen können. Und diese einzelnen packenden Momente mögen auch den Verfasser bestochen, ihn zur dramatischen Bearbeitung des Stoffs angespornt haben. Der Held Joseph Kerdelmann ist ein Wilddieb; als solcher ersticht er den Forstgehülfen Keller. Die Wilddieberei gilt nun allgemein für eine sehr gemeine Leidenschaft; der Held einer Erzählung mag mit einer so gemeinen Leidenschaft vor den Augen des Lesers noch allenfalls bestehen, der Held eines Dramas vor den Augen der Zuschauer aber sicher nicht. Der Verfasser mußte daher im Drama die Leidenschaft der Wilddieberei stärker motiviren, als er es in seiner Erzählung brauchte. Das sah Gerstäcker sehr wohl ein, deshalb motivirte er das unsaubere Gelüst der Wilddieberei als eine dämonische Leidenschaft, welche das Herz des Wilddiebes ganz gefangen hält. Auch suchte er den bedenklichen Beginn der dramatischen Verwickelung dadurch zu mildern, daß er Kerdelmann den festen Vorsatz fassen läßt, außer diesem einen, dem letzten male nie wieder zu wilddieben. Allein, ob die tragische Wirkung dadurch verstärkt wird, bleibt dahingestellt; es kommt in das Drama ganz entschieden ein fatalistischer Zug, der sogar noch durch die Verurtheilung des unschuldigen Schöffel an Stelle des schuldigen Kerdelmann verstärkt wird. Im übrigen hat sich der Verfasser im Drama ziemlich genau an den Gang seiner Erzählung gehalten. Nur daß er den tragischen Ausgang beschleunigte, indem er Kerdelmann nicht erst nach Amerika gehen und nach vielen Jahren mit der Qual der Reue von da zurückkehren läßt. Alles in allem halten wir den Stoff für eine Erzählung geeigneter denn für ein Drama. Durch den erzählenden Ton wird mancher packende Moment erzielt, den das Drama nicht in gleicher Weise ausbeuten kann. So jene Scene in der Erzählung, wo die Geliebte Kerdelmann's diesen im Morgengrauen an dem Hause ihres Vaters vorbeischleichen sieht und daraus zuerst die Ahnung schöpft, daß ihr Geliebter der Mörder des Forstgehülfen sei. Im ganzen liest sich das Stück nicht unangenehm, und wenn es gleich all und jedes idealen Hauchs entbehrt, stößt es doch auch nicht durch eine allzu craß realistische Sprache ab.

6. Cora oder die Sklavin. Amerikanisches Charakterbild in fünf Aufzügen. Nach vorhandenen Stoffen frei bearbeitet von Graf Ulrich Baudissin. Altona, Mentzel. 1862. Gr. 8. 24 Ngr.

7. Das Herz des Sklaven. Schauspiel in vier Acten von Mann. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 1862. 8. 24 Ngr.

Scheint das letztere in der That ein Originalstück zu sein, so ist es das erstere nicht. Graf Baudissin ist so ehrlich gewesen, offen zu bekennen, „nach vorhandenen Stoffen frei

bearbeitet". Sind wir doch in der dramatischen Literatur so weit, dem Dramatiker ein Verdienst daraus zu machen, wenn er eingesteht, in etwas mit fremdem Kalbe gepflügt zu haben. Denn meist gestehen das unsere Tagesdramatiker nicht ein, oder geschieht es, so weiß man schon, daß das „frei bearbeitet" gewöhnlich nicht mehr als eine einfache Uebersetzung bedeutet. So ging denn auch dieselbe „Cora" in anderer „freier Bearbeitung" über eine Anzahl von Bühnen, ohne daß der Autor das Pflügen mit fremdem Kalbe nur mit einer Silbe eingestanden hätte. Bei Lichte besehen ist der Stoff dieser „Cora" durch so viele englische, französische, deutsche Hände gegangen, wobei jede Hand da und dort etwas hinzuthat oder hinwegnahm, da und dort milderte, oder da und dort den Effect verstärkte, daß der Stoff Allgemeingut geworden ist. In Wahrheit enthält der Stoff alles, was zu einer gangbaren Schablone für ein Effectstück nöthig ist, das wirksamste Recept zu einem Musterrührdrama. Da sind die nöthigen Portionen von Freiheit und Knechtschaft, von Gemeinheit und Edelsinn, von tollen Situationen und Moralitätsphrasen, und diese Portionen mit den Gegensätzen des weißen und farbigen Blutes so gemischt, daß sie der Wirkung auf alle weichherzigen Seelen sicher sein können. Seltsam aber, warum, wenn der Kampf des farbigen Blutes gegen die Knechtung durch das weiße so unendlich viel dramatische Schlagfertigkeit enthält, unsere Dramatiker einen Stoff wie den der „Cora" nicht zu tragischer Höhe erheben können!

Auch Mann lieferte mit seinem „Das Herz des Sklaven" nur ein Schauspiel, keine Tragödie. Gestehen die Dramatiker mit der Abschwächung der tragischen Wirkung die Schwäche dieser und ähnlicher Stoffe stillschweigend ein? Fürchten sie, das Publikum möchte hinter die charakterlose Art kommen, wie derartige Stücke geschrieben werden, wenn es den Untergang einer Heldin wie Cora mit ansehen müßte? Gerade bei Mann könnte der sogenannte befriedigende Abschluß um so mehr auffallen, da er crasse Züge entschieden liebt. Aber freilich, in einer Tragödie müssen wirkliche Charaktere spielen und in diesen Sklavendramen wirken Schufte und Engel aller Art, Schablonentypen aller Art, nur eben keine Charaktere mit. Geht es in so einem Drama an Greueln und Unmenschlichkeiten zu, wie es nur in Shakspeare's „Richard III." zugeht, so dulden die Greuel und Unmenschlichkeiten doch keine Motivirung, die auf den Charakter der handelnden Personen Bezug nähme. Der Haß des weißen Blutes gegen das farbige ist von vornherein vollendete Thatsache, ebenso die Auflehnung des farbigen gegen das weiße. Da thut denn der Dramatiker am besten, wenn er nach viel Kampf und Noth durch eine Heirath das farbige mit dem weißen Blut versöhnt. Ist nun auch schon das Hauptinteresse für die Sklavenfrage erschöpft und erscheint daher Mann mit seinem „Herz des Sklaven" etwas post festum, so wollen wir ihm doch den auf das Stück verwendeten Fleiß gern anrechnen.

8. Eglantine. Schauspiel in vier Acten von Eduard Mautner. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1863. 8. 24 Ngr.

Das Stück gehört zu den glücklichen Werken, welche ihren Werth nicht erst durch ein langes Bücherleben, sondern durch die Aufführung auf den bedeutendsten Bühnen feststellen. Die Kritik ist mit der „Eglantine" längst fertig; und wir dürfen uns um so kürzer fassen, als wir das Durchschnittsurtheil, wie es sich nach den jedesmaligen Aufführungen in den Localkritiken festsetzte, im ganzen mit unterschreiben. Das Stück zählt nicht zu den glänzendsten, es bietet aber Seiten, welche eine Aufführung wünschenswerth erscheinen lassen. Wenn die „Eglantine" gleichwol schon für abgethan gelten kann, insofern diejenigen Bühnen, welche sie hervorzogen, sie auch zumeist schon wieder beseitigten, und insofern sich kaum noch einige andere Bühnen zu ihr hingezogen fühlen möchten, so muß das Stück wol mehr Theaterschein bieten, als das Publikum im großen und ganzen gelten lassen mag. Es ist immer eine eigene Sache um die Darstellung des Künstlerthums von der Bühne herab, wie es auch bei Mautner zum dramatischen Vorwurfe dient. Um so mehr hat es damit seine eigene Bewandtniß, wenn, wie bei dieser „Eglantine", der Held (Graf Albert von der Lohe), der die reale Wahrheit dem Theaterschein gegenüber vertreten soll, nur im Wahne, in der männlichen Schwäche und in selbstsüchtiger Haltlosigkeit groß erscheint. Eglantine ist ein ihrer Liebe zum Grafen Albert entsagendes, in der Künstlerschaft Befriedigung findendes edles Wesen, mehr schematisch als wirklich wahr, denn wer einmal Bühnenluft eingeathmet hat, der wird unfreiwillig von jener Kokettерie angeweht, die sich als so sehr feindlich dem wahren Frieden des Ehelebens erweist. Aber unsere Dramatiker lieben es nun einmal, dem Publikum mit derartigen hochedeln, hochreinen Künstlerinnen Sand in die Augen zu streuen. Obenein, wo das Localinteresse einem Stücke wie dieser „Eglantine", so also an der wiener Hofburg, entgegenkommt, wo die Rollen sich den betreffenden Schauspielern knapp über den Leib geschrieben erweisen, wo man leise Beziehungen auf Geschehenes, Theaterallotria und anderes harmlose Zeug recht zu würdigen weiß, wo vielleicht die im Stücke auftretenden „Theaterarzt", „Musikreferent", „Theateragent" Copien nach dem Leben sind: da ist der für längere Zeit große Erfolg des Stücks erklärlich, ja wenn wir ganz milde urtheilen wollen, sogar an seinem Platze. So hat denn auch die „Eglantine" an der wiener Hofburg angeblich eine überaus glänzende Aufnahme gefunden, so sehr, daß man auch auf andern Bühnen einen gleich großen Erfolg glaubte erhoffen zu können. Wenn die „Eglantine" statt dessen auf fast allen andern Bühnen die großen Hoffnungen im Stich ließ, so zeigte sie nur zu augenscheinlich, wie sehr bei ihr das dramatische Interesse auf den localen Reiz angewiesen war.

Zwei der bürgerlichen Dramen bewegen sich auf politischem Gebiete. Das erste derselben betitelt sich:

9. Deutsche Jugend. Heroisches Trauerspiel in drei Aufzügen. Berlin, Hertz. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Ein Versuch, die politischen Bewegungen der Jahre 1848 und 1849 dramatisch zu verwerthen und poetisch zu verklären. Dieser Versuch ist nach einer Seite hin gelungen. Es findet in dem Stück wirklich eine gewisse poetische Verklärung jener politischen Bestrebungen statt. Mehr als eine gewisse Verklärung aber doch nicht. Vor allen Dingen vermissen wir die zündende dramatische Kraft, welche uns die Handlung als in Wahrheit lebensfähig vorführen soll. Politische Bewegungen wie die der genannten Jahre, wo sie in ihren lautern Seiten zu Tage traten, waren meist nur überidealistische fromme Wünsche, wo aber mit ihren unlautern, da geschahen zwar Thaten, doch fast nur excentrische, roh leidenschaftliche; solche Bewegungen eignen sich höchst selten zu tragischen Gebilden, weil eben der einige große Mittelpunkt fehlt. Der Verfasser will die Bewegungen idealisirt haben, namentlich wol die badenser Kämpfe. In einer das Datum 1. October 1853 tragenden Zueignung heißt es deshalb:

Ja tadl', o Deutschland, nicht, daß ich verklärt
Als Dichtung hier den Kampf die widerspiegle,
Daß ich mit nie gezückter Thaten Schwert
Vorgreifend deiner Jugend That besiegte:
Schau und erkenn' in meiner Muse Gang
Die Triebe all', so dir im Herzen pochten,
Erkenn', aus Geist und Wirklichkeit verflochten,
Der ew'gen Wahrheit tragischen Gesang.

Allein dies „vorgreifend deiner Jugend That" in Ehren, es fehlt eben der einige große Mittelpunkt. Die ganze Idee des heroischen Trauerspiels ist um deshalb so wenig tröstlich, weil sie nur dem volksthümlichen Gedanken „viel Köpfe viel Sinne" und keinem edlern Rechnung tragen kann. Daher dieser thränenreiche Ausgang, dieses Ende ohne alles Ende, dieses fruchtlose Verweisen auf eine größere Zukunft, dieses Verpflichten künftiger Geschlechter, über das künftige Geschlechter vielleicht als über einen todten, weil durchaus unpraktischen Idealismus

lachen werden. Zur Bühnenaufführung hält der anonyme Verfasser trotz des Vermerks „Manuscript den Bühnen gegenüber" sein Werk wol selbst nicht geeignet. Wir glauben, daß so viele poetische Mühe — und wir können von dieser poetischen Mühe nur mit hoher Achtung sprechen — in dem sehr schön ausgestatteten, starken Buche ziemlich verloren sein wird. Es liegt das in der Natur der Sache, denn wir stehen noch alle inmitten der politischen Kämpfe und danken es daher keinem unter uns, der jetzt schon glaubt, die politischen Bewegungen poetisch verklären zu können.

Das zweite der beiden Dramen heißt:

10. Auf Sanct-Helena. Drama in drei Aufzügen von Robert Griepenkerl. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1862. 16. 15 Ngr.

Von Anfang an ist der Dramatiker Griepenkerl seinen eigenen Weg gegangen. Zuerst auf den hohen Wogen des Beifalls getragen, hat er sich hinterdrein mit immer kärglichern Tributen begnügen müssen. Ja vielleicht dieselbe Kritik, welche anfangs über das Kraftgenie nicht genug Worte der Freude finden konnte, hat seinen Ruhm hinterdrein mit einer gewissen Schadenfreude zerpflückt. Die Kritik wenigstens im großen und ganzen scheint Griepenkerl aufgegeben zu haben. Das ist sicher: Griepenkerl geht nun einmal seinen eigenen Weg. Es ist das ein Weg, auf dem sich leicht abirren läßt, um so leichter, wenn man meint, der Kritik mit allen fernern Leistungen opponiren zu müssen. Das uns vorliegende Drama „Auf Sanct-Helena" ist höchst eigenthümlicher Art. Offen gestanden getrauen wir uns über dasselbe kein abschließendes Urtheil zu. Griepenkerl's Dramen sind alle mehr oder weniger auf eine lebensvolle Darstellung berechnet. Sie sind ganz und gar nicht Bücherdramen. So weit unsere Kenntniß reicht, ist „Auf Sanct-Helena" noch nirgends, wenigstens nicht auf einer größern Bühne, auf der sich die Tragfähigkeit des Stücks bewähren könnte, aufgeführt worden. Voreilig wäre es, den etwaigen Erfolg bestimmen zu wollen. Möglich, daß bei einer meisterhaften Darstellung das Stück große Wirkung ausübte. Denke man nur an den Brachvogel'schen „Narciß". Wäre dieser „Narciß" zuerst als Buch erschienen, die Kritik würde fast einstimmig damit fertig gewesen sein, daß das Stück auf keinen Fall Glück machen könnte, und wenn auch könnte, doch nicht dürfte. Die Kritik von heute bewegt sich auf einem sehr schlüpfrigen Boden. Sie kann die Welt über ihre Hinfälligkeit nur täuschen, indem sie fortwährend in großspuriger Weise abspricht. Wollte man absprechen, so gäbe es dazu in Griepenkerl's Drama manche Gelegenheit. Da könnte man die ganze Idee des Stücks krankhaft nennen. Und doch liegt auch wieder eine unendlich schöne, echt versöhnende Idee darin, uns den großen Kaiser Napoleon in seinen letzten Lebensjahren auf Sanct-Helena vorzuführen, wie er nach all den großartigen Strapazen des Lebens in den einfachsten menschlichen Regungen des Gemüths Genüge findet. Ein Kosmopolitismus, wie er in „Auf Sanct-Helena" herrscht, ist jetzt etwas verpönt, man würde ihn leicht Thatlosigkeit schelten. Auch hat der Kosmopolitismus des Stücks einen entschieden fatalistischen Zug an sich. Und was die große Masse des Publikums betrifft, diese hat sich nun einmal, wie von allen Größen, so auch von dem großen Kaiser ein festes Bild gemacht, und dieses Bild der höchsten Kraft und Energie möchte es in dem Napoleon auf Sanct-Helena nicht wiederfinden. Dann aber zuletzt: die Mehrheit von heute ist bei aller scheinbar stürmischen Kraft doch so altersschwach, daß sie die Mahnung, wie doch alles Große in der Welt als ein Häuflein Asche endet, nicht gern hören mag. Und so etwas wie diese Mahnung spricht aus „Auf Sanct-Helena".

Wenden wir uns den historischen Dramen zu. Es ist eine bunte Reihe. Wir werden zunächst aufs gerathewohl hineingreifen.

11. Nordische Dramen. Von Karsten Runge. Hamburg, Isermann. 1863. 8. 1 Thlr.

Von Runge's nordischen Dramen möchte das letzte „Knud Dannast" das bedeutendste sein. Den beiden andern („Griffenfeld" und „Ottomar") können wir nur bedingungsweise dramatischen Werth zugestehen. Wir reden nicht davon, daß der Verfasser den löblichsten Willen aufgewendet, eigentlich wenig dankbare Stoffe, oder dem Bewußtsein des Volks fernliegende, dramatisch zu verwerthen; aber seine ganze dramatische Art hat leider etwas Skizzenhaftes, das eine tiefere Betheiligung des Lesers an den Vorgängen wesentlich beeinträchtigt. Wir werden diese skizzenhafte Art gewöhnlich da antreffen, wo ein in Schiller'schen Fußstapfen wandernder Epigone mit dem besten Willen nicht auch zugleich die unbedingte Herrschaft über das tragische Pathos mitbringt. Wo steckt nun aber in Runge's nordischen Dramen das Pathos oder gar das tragische Pathos? Uns haben die beiden ersten Stücke „Griffenfeld" und „Ottomar" ganz kalt gelassen. Sind doch auch die dramatischen Verwickelungen in beiden Stücken sehr gewöhnlich, und bringen es doch auch die Personen weder zu charakteristischen Handlungen noch Worten. Mit dem Titel „Nordische Dramen" ist schon darauf hingewiesen, wo etwa die Stoffe derselben zu suchen sind. Sie sind auf dänischem Grund und Boden erwachsen. Hat nun auch wol der Verfasser der dänischen Art und Weise nicht sehr geschmeichelt, so hat es uns doch angenehm berührt, daß er sich von allen unnützen Bravaden gegen das Dänenthum ferngehalten. Im ersten Stück „Griffenfeld, Staatskanzler von Dänemark" bildet der Hochverrath des Staatskanzlers den Mittelpunkt der tragischen Handlung. Dieser Hochverrath läßt sich aber auf ein sehr kleinliches Motiv, auf die Eifersucht gegen den Prinzen Karl Christian zurückführen. Noch unsicherer hinsichtlich der Ursachen und Wirkungen in den dramatischen Bezügen dünkt uns das zweite Stück, „Ottomar, oder Prinz und Bürger". Auch hier bilden Aufstand und Empörung den Mittelpunkt. Doch läuft der Held Ottomar noch unklarer einher wie der Held im ersten Stück. Man sucht darum auch an dem Helden vergebens echtes Fleisch und Blut. Am unklarsten erscheint uns aber der Held des dritten Stücks, „Knud Dannast". Nachgerade wird man dieser schwärmenden, in Humanität machenden, sentimentalen Königssöhne, wie sie unsere jugendlichen Dramatiker lieben, satt und müde, weil ihnen durchgehends alle Lebensfähigkeit gebricht. Gleichwol bezeichneten wir dieses dritte Stück „Knud Dannast" oben als das bedeutendste der „Nordischen Dramen". Sicher weil die Idee bedeutend ist, die Idee des Dramas: der Kampf des starren Heidenthums, des orthodoxen Christenthums und des Humanitätsglaubens gegeneinander. Der Verfasser verschob sich indeß die Aufgabe zu seinem Nachtheil, als er zu Vertretern des Christenthums nur Formchristen und theilweise höchst elende wählte, und ganz und gar untergrub er sie, als er seinen Helden Knud Dannast, den Vertreter der wahren Humanitätsidee, zu einem reinen Waschlappen, sit venia verbo, machte. Ein solcher Schwärmer wie dieser Knud Dannast ist nur ein Theaterschemen, nur werth wie Redwitz' Sigiunde elendiglich draufzugehen. Thäte dieser Knud doch nur ein einziges mal irgendetwas! Nein, nur den Mund voll Phrasen kennt er, und wenn er spricht, so triefen seine Lippen von Edelmuth, Hochsinn und weinerlichen Gefühlsaufwallungen. In einem Anhange hat die Verlagshandlung über das letzte Stück zwei Recensionen mitgetheilt, die eine aus Kruger's „Zeitschrift der allgemeinen germanischen Gesellschaft", die andere aus den hamburger „Jahreszeiten". Die Verlagshandlung wundert sich, wie zwei Recensionen über ein und denselben Gegenstand himmelweit auseinandergehen könnten. Wir finden das Auseinandergehen beider gar nicht, im Gegentheil beide bringen ein Urtheil, dem wir uns mit dem unsrigen völlig anschließen können, auch darin, daß Karsten Runge unfehlbar edeln Willen kundgegeben hat.

12. Servet. Tragödie in fünf Aufzügen von H. Friedrich. Göttingen, Gebr. Hofer. 1863. Gr. 16. 20 Ngr.

Der Stoff ist aus den reformatorischen Glaubenskämpfen genommen. Das Stück spielt in Genf zur Zeit Calvin's 1553 und behandelt die feindselige Stellung Servet's zu Calvin und die Hinrichtung des erstern. „Der Verfasser hat sein Drama nicht für die Bühne bearbeiten wollen", bemerkt Friedrich. „Das Interesse, das ihn zur Abfassung desselben bewog, war das an der Begebenheit und an dem Conflicte der dabei betheiligten Persönlichkeiten. Der Antheil, den Calvin an der Hinrichtung Servet's genommen hat, erschien ihm nach seinen darüber angestellten Studien doch in einem andern Lichte, als in welchem derselbe gewöhnlich von Geschichtschreibern dargestellt wird; und wenn man auch wünschen möchte, daß gerade über dies Ereigniß aus dem Leben des Reformators mehr Quellen zu Gebote ständen, als uns wirklich vorliegen, so scheint es nach den vorhandenen zweifellos, daß Calvin die Schuld dieser finstern That, wie man sie kurzweg genannt hat, nicht so ohne weiteres aufgebürdet werden darf. Wenn noch neulich in den «Göttinger gelehrten Anzeigen» gesagt wurde, Calvin habe den Holzstoß des Servet auslöschen sollen, bevor derselbe angezündet worden sei, so müssen wir das so lange für eine zwar pikante, aber unbegründete Redensart halten, als uns nicht nachgewiesen wird, daß Calvin wirklich im Stande war, dies Feuer zu dämpfen." Vielleicht hätte der Verfasser besser gethan, seine Ansichten über diesen Fall in einer gelehrten Abhandlung denn in einem Drama niederzulegen. Es fehlt nämlich dem Stoffe zu einer Tragödie an allgemeinem Interesse. Für das große Publikum wäre der Stoff nun schon gar nicht, das hat der Verfasser selbst eingesehen. Aber auch die gebildete Welt wird den tragischen Vorfall im dramatischen Gewande nicht gerade sehr anziehend finden. Es ist immer ein eigen Ding, Religionskämpfe aus der Detailgeschichte zu dramatisiren. Haben diese Kämpfe einen Mittelpunkt, wie er etwa die Bartholomäusnacht ist, so fesseln sie; haben sie einen so gewaltigen nicht, so verstimmen sie mehr, als daß sie erheben. In vorliegendem Stücke handelt sich der Kampf um die Frage, inwieweit auf dem Gebiete der Kirche reformirt werden dürfe. Calvin, der strenge Reformator, verwirft zwar den Katholicismus, hält dafür aber um so strenger an dem christlichen Bibelglauben. Servet geht weiter, er unterzieht auch diesen reformirten Bibelglauben der Kritik, er erscheint durchaus als Freigläubiger mit dem stark materialistischen Beigeschmacke, den die Freigläubigkeit nur zu leicht annimmt. Wo liegt da Recht, wo liegt Unrecht? Calvin eifert gegen die katholischen Priester, und er selbst ist wieder ein Priester, der sich unter der Glaubensmaske unfehlbar dünkt. Hätte der Verfasser nicht vielleicht gut gethan, einen Vertreter des starren Katholicismus mit ins Stück einzuführen?! Man wäre wirklich neugierig, wie sich Calvin einem solchen gegenüber wol gestellt hätte, und ob Servet's Klage, daß Calvin im Grunde nichts weiter sei als ein unfrei denkender und deshalb verketzernder Priester, gerechtfertigt war. Dann möchte sich aber für Servet selbst ein größeres Maß von Hoheit empfehlen; er ist mehr als einmal sehr platt und gewöhnlich. Dem Stücke fehlt überhaupt der Schwung, nüchtern geht es zu Ende. Wenn die emancipirte Lucie auf S. 91 Servet anredet:

Gut'n Tag, Servet!
Da, nehmt den Kuß! Ihr müßt Euch das von mir
Nun schon gefallen lassen, denn Ihr seid
Nun unser ja und mein! —

so heißt man das ein starkes Maß von Trivialität. Aehnliches indeß findet sich mehrfach: Beweis, daß der Verfasser die dramatische Sprache noch sehr wird studiren müssen.

13. Giulio. Eine Tragödie, und Gedichte. Von Heinrich Heß. Kiel. 1863. 8. 1 Thlr.

Wie wurde uns, als wir das Buch aufschlugen und ein langes Subscribentenverzeichniß sahen! Wie wurde uns aber erst, als wir die Vorrede lasen! Sie lautet: „Nachdem ich die Vorhallen zu dem großen Heiligthume der Musen betreten habe, trete ich hin vor dich, o hohes Publikum, um die kleinen Gaben, welche ich als zwanzigjähriger Jüngling von den Musen empfing, vor deinen Richterstuhl zu legen. Richte! Dein Lob soll mir Kraft geben, dein Tadel soll mir Stärke geben, beides soll mich zum Dichter einen!" Unglückseliger Jüngling, wer hat dich verleitet, schon jetzt vor die Oeffentlichkeit zu treten? Ist denn die Poesie ein Kinderspiel? Ist es denn in der Gegenwart nicht bare Thorheit, ein Dichter sein zu wollen, wenn man nicht auch zugleich den sehr ernsten und schweren Beruf eines Schriftstellers mit auf sich nehmen will? Dichter sein wollen, das heißt, wie der Jüngling es auffaßt, von Illusionen leben wollen! Nun, die Illusionen werden schon verfliegen. Denn die Tragödie „Giulio" ist ganz und gar Erstlingswerk mit manchen von Talent zeugenden Scenen zwar, über das man aber nichts weiter sagen kann, als daß es ein Erstlingswerk ist. Wie weit Heß Beruf in sich trägt? Man soll einen Dichter vor dem dreißigsten Jahre nicht glücklich preisen, man sollte ihn eigentlich früher gar nicht kritisiren. Denn erst das, was der Mensch als Mann leistet, ist von wahrem Werthe, wenn er dann überhaupt noch etwas Wahres leisten mag. Einem Jünglinge, der mit Illusionen in die Welt tritt und doch sofort über die Undankbarkeit der Welt klagen will, wenn sie ihn nicht beim ersten Versuch als Dichter anerkennt, Muth zuzusprechen, vermögen wir nicht. Möge uns Heß in der Folge beschämen, so werden wir uns vor ihm beugen. Was er hier bringt, sind Studien, nichts als Studien. Wäre Heß ein Maler, mit solchen Studien würde er sich nicht auf eine Kunstausstellung oder in ein Museum wagen dürfen; wäre er Musiker, er fiele mit derartigen Versuchen in jedem größern Concerte gründlich ab. Weil er aber Dichter ist, darum gleich vor die Oeffentlichkeit. Wir sind bitter. Nicht bitter gegen Heß, aber bitter gegen die, welche es geduldet, daß ihre Namen als Subscribenten dem Werke vorgedruckt wurden. Der Tragödie ist eine Anzahl Gedichte angehängt. Glaube man nicht, daß wir unser kritisches Gewissen vor Heß' formellem Reimtalent verschließen. Er hat Anlage zur süßseligen Schwärmerei. Aber alle seine Gaben sind noch sehr unreif, subjectiv unbestimmt. Greifen wir eins dieser Gedichte ganz unparteiisch heraus, es ist „Liebe" überschrieben:

Herzlich sei von mir gegrüßt,
Liebevoll von mir geküßt,
Engel mir im Erdenthal,
Wie in Nacht ein goldner Strahl,
Ueberall mein höchstes Gut,
Das mir tief im Busen ruht,
Das, wenn ich einst scheiden muß,
Friede haucht durch Engelskuß
Mir in meine Seele dann,
Wenn sie hebt sich himmelan,
Um mit dir im reinsten Schein
Ewig, ewig eins zu sein!

Emil Müller-Samswegen.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Zur Romanliteratur.

(Beschluß aus Nr. 35.)

Wenn wir auf einer Reise die Bekanntschaft eines Fremden machen und Umstände halten uns im Wohnorte dieses neuen Freundes fest, so dürfen wir sicher sein, im Falle nämlich diese Bezeichnung dem uns Einladenden zukommt, daß die Gesellschaft, in welche er uns einführen will, unserer Bildung entsprechen werde. Auch ich begegne Hermann von Maltitz auf meiner Lebensreise zum ersten mal und freue mich, seine Bekanntschaft gemacht zu haben. Die Gesellschaft, in welche er durch den culturhistorischen Roman „Der braunschweigische Hof und der Abt Jerusalem" (Nr. 3) uns einführt, wird durch den Einfluß unsers nobeln Freundes so gruppirt, vorgestellt und zur Unterhaltung angeregt, daß wir genießend lernen und voll Befriedigung über die leichte Manier, womit unsere Kenntnisse

von Zeiten, Menschen und Ländern vermehrt wurden, uns nach Hause begeben. Selten bin ich mir des Vorzugs, sich unter gebildeten Menschen bewegen zu können, so bewußt geworden und selten hat mich das erwärmende Gefühl, in Sicherheit vor zu weit gehender Laune und Unkenntniß der Sitten und Verhältnisse sich gehen zu lassen, in solcher Fülle überkommen, wie bei der Lektüre dieses maßhaltenden Werks. Selbst die Breite der Pinselführung, die im ganzen Gemälde sich geltend macht, trägt zum Gefallen an demselben bei, weil eine kleinliche Detailmalerei, wie sie dann gewöhnlich ausgeübt wird, hier ganz vermieden ist. Die Abstraction ergeht sich in diesem Buche in Behäbigkeit und ladet uns ein, ihr zuzuhören, uns für die Pro und Contra der gedankenreich Disputirenden zu entscheiden und zugleich durch die vertretenen Meinungen unsere Ansicht über wichtige Wahrheiten und Lebensverhältnisse zu klären. Der Roman wird hier Nebensache und dient nur, um der Biographie des menschenfreundlichen, freisinnigen, gottesfürchtigen, kenntnißreichen und für die Wissenschaft und wahre Humanität rastlos thätigen Abt Jerusalem eine heute so beliebte Folie zu geben.

Es würde mir wenig Dank eintragen, wenn ich dieses Werk dem großen Publikum empfehlen wollte, das nur Unterhaltung sucht und für Romane schwärmt. Dagegen wird der kleine Kreis jener Leser sich dem Verfasser verpflichtet fühlen, die durch Lektüre vor allem zum Denken angeregt sein wollen, wenn sie sich auch die nebenbei gebotene angenehme Unterhaltung gern gefallen lassen. Solche Liebhaber gediegener Werke werden vielleicht mit Besorgniß in „die alte Gelbe" einsteigen, wie die herzogliche Postkutsche allgemein genannt wurde, welche zwischen Braunschweig und Wolfenbüttel ihren regelmäßigen Schneckengang führte und in der wir mit dem Anfange des Romans im Sommer 1742 den Helden der Erzählung, Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem, als dreiunddreißigjährigen Mann finden, wie er als erwählter Hof- und Reiseprediger des regierenden Herzogs Karl I. seinen Einzug in die Residenz hält. In dem fensterlosen Käfig, dessen einzige Oeffnung vorn durch den breiten Rücken des Postillons fast gefüllt ward, über dessen kahle Bank man zu den gleichen Passagiersitzen übersteigend gelangte, befand sich nur noch der auch in der großen Welt berühmte, hochgelahrte und schon bejahrte Abt zu Marienthal bei Helmstedt, Mosheim.

Mit großer Leichtigkeit macht uns der Verfasser mit den beiden bedeutenden Personen bekannt, läßt die frühern Schicksale Jerusalem's schnell an uns vorübergehen, woraus wir erfahren, daß der tüchtige Gelehrte und freisinnige Geistliche bereits in England einen Wirkungskreis gesucht, durch die Empfehlungen des Ministers von Münchhausen aber seinem Vaterlande erhalten worden ist, und stellt uns durch ein längeres sehr interessantes Gespräch der beiden Theologen über Erziehung, Plane für deren Verbesserung durch Errichtung einer neuen großen Gelehrtenschule, des spätern Collegium Carolinum, und über den Hof mitten in die Handlung. Bevor die alte Gelbe Wolfenbüttel erreicht, gesellt sich zu den Gelehrten ein eleganter Hofmann, der unser Interesse durch seine empfehlenden Manieren gewinnt, mehr aber noch, weil er uns als der Gouverneur des Erbprinzen vorgestellt wird. Da wir nun bereits erfahren haben, daß Jerusalem hauptsächlich deshalb an den Hof berufen worden, weil der Thronfolger seiner Erziehung übergeben werden soll, und da wir durch die etwas leichtfertige Weise, wie der sich gewandt in das Gespräch mischende Kammerherr von Wittorf den würdigen Ansichten des jungen Geistlichen über das, was zur entschiedenen Ausbildung des Prinzen noththut, wie ein heutiger militärischer Junker, jedoch mit mehr Anstand und Rücksicht, entgegentritt, so haben wir sofort eine Voraussicht gewonnen und bedauern bereits, den bescheidenen Hof- und Reiseprediger in Kämpfe verwickelt zu sehen, die ihm wenig Siegesfreude, aber Unruhe, Aerger und vielleicht Verlust seiner Stellung eintragen dürften. Kann doch der humane Erzieher unmöglich unberührt bleiben von den Schwänken und Ränken des höfischen Gouverneurs, und muß doch Jerusalem das ihm anvertraute hohe Kind dem Einfluß verderblicher Beispiele zu entziehen suchen, an denen ein eleganter Hofmann wie der Gouverneur es nicht fehlen lassen wird. Dabei tritt der Freund der beginnenden Aufklärung, als welchen wir Jerusalem bereits kennen gelernt, wenn er auch an der geistreichen Herzogin eine einflußreiche Verbündete erhoffen kann, den mächtigsten Personen des kleinen Staats mit seinen reformatorischen Planen störend entgegen, wie denn bereits der Abt Mosheim sich als seinen Gegner darstellt und der milde Vertheidiger seiner gemeinnützigen Projecte vom lächelnden Kammerherrn erfährt, daß der prachtliebende Herzog den Finanzen mehr zumuthe, als sie vermögen, und der Verwalter derselben, Geheimrath von Schliestedt, kein Geld für die Errichtung eines neuen großen Collegiums anzuschaffen wissen werde.

Wenn der dritte Band dieses biographischen Romans mit dem 50 Jahre nach der geschilderten Scene erfolgten Tod des Vicepräsidenten und Abts Jerusalem schließt und zwar nachdem der erkrankte Greis von der bejahrten Herzogin einen Besuch empfangen, wie eine Dame ihn einem bewährten Freunde zu schenken pflegt, so weiß der Leser, daß der junge Hofprediger über alle Gegner den Sieg davongetragen, den unpassenden Gouverneur vom Erbprinzen entfernt, das Collegium Carolinum gestiftet und zu hoher Blüte gebracht und in stillwirkendem Einfluß auf Hof und Land ein langes segensreiches Leben beschlossen hat. Indem wir mit dem Verfasser diese lange Reihe von Jahren auch am herzoglichen Hofe insofern durchleben, als wir den Erzieher des Erbprinzen und einflußreichen, vielbeschäftigten Propst Jerusalem bald zum Herzoge, bald zu dessen Gemahlin, bald auch zu den Hoffesten begleiten, liegt es nahe, daß wir mit der Geschichte dieses Fürstenhauses genau bekannt werden.

Nach der Prophezeiung einer alten Bauerfrau, die sich so überraschend erfüllte, daß Abergläubische damit ihre Beschränktheit rechtfertigen können und wonach das herzogliche Haus in seinen männlichen Nachkommen untergehen werde, hing die düstere Wolke des Verhängnisses über diesem deutschen Herrscherstamme. Unglück, Gebrechen und jäher Tod suchten die Familie heim und nur die Herzogin starb den friedlichen Tod des Greisenalters im fünfundachtzigsten Lebensjahre, 1801.

Doch blühte zur Zeit des Abts Jerusalem dieses Haus noch in Pracht und Herrlichkeit, wenn auch bereits einige Schicksalsschläge das drohende Fatum verkündigten. Der Abt erzog auch die übrigen Kinder des Herzogs Karl I., da die bescheidene Pflichttreue des begabten Geistlichen ihm das unerschütterliche Vertrauen des Fürstenpaars erhielt. An seiner deutschen Gesinnung fand Jerusalem einen Halt im Kampfe gegen das Vorurtheil für alles Ausländische, das selbst von dem großen Friedrich zum Schaden der aufblühenden deutschen Literatur genährt wurde. Der Abt Jerusalem gehörte mit Zachariä, Ebert, Schmidt und andern begeisterten jungen Männern zu jener Morgenröthe, die dem ersten glänzenden Sonnenstrahl der großen deutschen Epoche, dem gewaltigen Lessing, voranging. Dieser stand, als das Collegium Carolinum gestiftet wurde, erst im neunzehnten Lebensjahre. Trotzdem beabsichtigte Jerusalem ihn als Lehrer heranzuziehen, gab aber diese Absicht leider auf, als ihm berichtet wurde, daß der junge begabte Mann, der die Aufmerksamkeit durch seine Leistungen in den bekannten „Bremer Beiträgen", welche gegen den Gottsched'schen Zopf ankämpften, auf sich gelenkt hatte, in Leipzig ein zwar geistiges, aber wüstes Leben führe und — horribile dictu! — sich mit Schauspielerinnen abgäbe.

„Aber auch sein Herz fand in diesen Tagen", erzählt der Roman (I, 174), „bei Gelegenheit der Universitätsfeier in Göttingen, der amtlichen Ruhe und aufmunternden Freude (das solenne Diplom eines Doctors der Theologie) die Muße, des eigenen Daseinsgefühls und des Bedürfnisses einer Gemüths- und Lebenserweiterung sich bewußt zu werden; die Einsamkeit seines Hauses und die Leere der kurzen Erholung, die er sich in seiner stillen Wohnung vergönnte, traten um so mahnender in

seine Seele, wenn er das Glück anderer Familien gesehen, seine Liebe zu Kindern in fremden Häusern lebhaft empfunden hatte. Es war ihm fühlbar geworden, daß der Mensch erst als Gründer und Erhalter einer Familie zur Vollständigkeit des Lebens und zur Uebung der schönsten Pflichten gelangen könne. Sein Besuch in Göttingen sollte auch für sein Schicksal und gemüthliches Bedürfniß bedeutungsvoll werden. Die junge Witwe des göttinger Professors Albrecht, die Tochter eines Geistlichen, des Seniors Pfeiffer zu Erfurt, eine Frau von hervorstechenden geistigen und gemüthlichen Eigenschaften und von Verehrung für den Propst erfüllt, trat ihm näher, er empfand die Sympathie des Herzens mit ihr und bot ihr die Hand zum Bunde dar. Als er die Kunde seiner Verlobung bei der Rückkehr nach Wolfenbüttel dem herzoglichen Paar anzeigte, empfing er die wärmsten Glückwünsche, und man war gespannt, das Weib zu sehen, das einem Manne von solcher Bildung und Herzensgüte entsprechen konnte. «Herzogliche Gnaden», sprach er bei Gelegenheit einer solchen Aeußerung gegen die Herzogin, «Gott hat jedem Menschen ein Ideal dessen gegeben, was er für das Schönste hält und worin er sich selig fühlt; was deshalb den einen entzückt, läßt oft den andern kalt; die Liebe ist ein Götzendienst, der nur den Gläubigen erhebt. Aber wenn ich die Eigenschaften eines Weibes schildern soll, welches das Leben eines Mannes von meiner Art und Berufsweise ergänzen kann, so sind es: Anmuth der Sitten, Sanftmuth, Verstand mit Wärme des Gefühls, häusliche Einsicht, Sinn für Frohsinn und Musik, und jenes Etwas, welches keinen rechten Namen hat, da, wo es übermäßig ist, Gefallsucht und Eitelkeit, wo es fehlt, Selbstvernachlässigung heißt, aber dem Weibe den natürlichen Reiz und die Erfrischung gibt, welche dem Manne so wohlthut wie der Anblick einer saubern Blume.»"

Jerusalem hatte sich in seiner Wahl nicht geirrt, und da ihm die geliebte Gattin vier Kinder schenkte, fand der sinnige Gelehrte nun auch das ersehnte Familienglück. Ein ungestörter Genuß desselben wurde ihm nur vorübergehend vergönnt, da die Einflüsse der Europa bewegenden großen Kriege auch bis Braunschweig, das zur Residenz und zum Wohnsitz des Hofs erhoben worden war, ihre unheilvollen Störungen trugen und der wie ein Mitglied der Fürstenfamilie geehrte Abt alle Leiden derselben zunächst vor allen Bürgern mitempfand. Da nun aber die jungen Prinzen sich schon früh als Krieger zu bewähren hatten und der Erbprinz und der zwar buckelige, aber als Feldherr ausgezeichnete Prinz Friedrich — der sogar 1761 Braunschweig durch einen kühnen Handstreich vor dem Prinzen Xaver von Sachsen, der bereits Wolfenbüttel besetzt hielt, rettete — mit ihrem Oheim Ferdinand in des großen Friedrich Armee dienten, während ein anderer Oheim österreichischer Feldmarschall war, so hatte Jerusalem mit dem Herzog und seiner Gemahlin alle Wechselfälle des Kriegs und die Besorgnisse um das Leben seiner geliebten Zöglinge zunächst zu ertragen. Dazu traten die Bedrängnisse der jungen Witwe Amalie von Weimar, die als Schwester des Erbprinzen eine Schülerin seines Lehrers, mit ihrem siebzehnten Jahre in die Ehe trat und mit 19 Jahren am Sarge ihres Mannes stand. Ihrem ältesten Sohn Karl August, dem bekannten spätern fürstlichen Freunde Goethe's, gab sie nach dem Tode seines Vaters noch einen Bruder, Prinz Friedrich Ferdinand. „Nach Weimar will ich Ihren Geist überpflanzen", hatte die Herzogin Amalie beim Abschied zu Jerusalem gesagt, und wie sie dies gehalten, nachdem sie mündig erklärt und die Regentschaft für den zweijährigen Karl August übernommen, wissen wir aus den Schriften unsers Dichterfürsten, und so können wir den rothen Faden des Geistes und der Humanität von Generation zu Generation verfolgen.

Bei dem großen Interesse, das die Biographie Jerusalem's erregt — denn das Werk ist zumeist in der Absicht geschrieben, das Leben des geistreichen Abts darzustellen —, hat es denn doch den Anschein, als ob der Verfasser, nur um dem heutigen Geschmack zu huldigen, dem Roman ein zu weites Feld eingeräumt habe. Er fällt dabei in denselben Fehler, den wir bei den historischen Romanen im allgemeinen gerügt haben. Wir sind nämlich gezwungen, die geschichtlichen Vorträge über die Schlesischen Kriege vollständig anzuhören, wie wir dieselben bereits in unserer Studienzeit empfangen haben. Die Schriftsteller werden zwar behaupten, daß durch solche genaue Darstellung einer Zeit selbst diejenigen Leser zu geschichtlichen Kenntnissen kommen, welche sie bisher entbehren mußten, und wenn ich nun auch nicht Grabbe's Meinung theilen will, der gegen mich in seiner leidenschaftlichen Manier sogar Walter Scott angriff, weil er durch seine Romane die Geschichte fälsche, so kann ich doch nicht billigen, daß der Romanschreiber es sich so leicht macht und zum Lehrer der Geschichte wird, wo er ein Kunstwerk schaffen soll. Bei dem vorliegenden Werk trifft nun aber die Annahme auch nicht zu, daß diese Kapitel, welche die Kriege Friedrich's des Großen ausführlich erzählen, dem Leser nützen, weil er bisher wenig davon gewußt habe, denn die Biographie des Abts Jerusalem hat nur solche Leser zu erwarten, denen jene kriegerischen Begebenheiten genau bekannt sind. Um sie dem Roman anzupassen, durchflicht sie Hr. von Maltitz zwar mit Gesprächen der Hofleute, die als gelungen bezeichnet werden können; ich glaube aber, daß sie allein für die Freunde eines Jerusalem ausreichen, um lebhaft für die jedesmalige Situation interessirt zu werden. Immer noch bleibt der historische und culturhistorische Roman deshalb eine Erscheinung, der eine ruhigere, fleißigere Ausbildung zutheil werden muß, um den Ansprüchen zu genügen, die wir an ein literarisches Kunstwerk stellen.

Anerkannt werde, daß unsere Schriftsteller die europäische Staatengeschichte und vielleicht die Verzweigungen derselben nach Asien und den Colonien in dem farbigen Netze des Romans so einfangen werden, daß die zunehmende Sucht, sich durch Unterhaltungsliteratur die Zeit zu vertreiben, das Publikum in den Besitz reicher geschichtlicher Kenntnisse setzen muß. Wirft doch auch dieser Roman seine Fäden in das Gewebe des unter Nr. 2 besprochenen Romans „Christian VII. und sein Hof", indem er die für den wolfenbütteler Hof wichtige Vermählung der herzoglichen Schwester Juliane Marie mit dem König Friedrich V. von Dänemark, die die Katastrophe Struensee's herbeiführte, bespricht, uns also hier nach Dänemark hinüberblicken läßt, wie er uns andererseits mit dem Bruder des Herzogs Karl, dem Prinzen Anton Ulrich, nach Rußland führt, wo dieser mit den Planen auf den russischen Thron für seinen Sohn Iwan in Sibirien gestrandet war, und der zweite Bruder Ludwig, den die russische Palastrevolution, die seinen ältern Bruder stürzte, ebenfalls aus Petersburg vertrieb, nach Oesterreich gelockt wurde.

Gewiß ist es erfreulich, wenn die historischen Romane eine breite geschichtliche Fernsicht bei dem Fußen auf einem festen historischen Boden gewähren; aber jener Boden muß nicht durch geschichtliche Vorträge gewonnen werden, sondern durch das fleißige Einleben des Schriftstellers in die Zeit, der die Gestalten seines Romans angehören.

Der einzige Sohn des Abts ist durch Goethe's Novelle „Werther's Leiden" verewigt worden. Der gewaltsame Tod des hoffnungsvollen Jünglings war wol der furchtbarste Schlag, den das Leben des gottergebenen Geistlichen zu verwinden hatte. Die Unruhen, welche ihm Lessing als Bibliothekar in Wolfenbüttel durch seine freigeistigen Schriften und seine Kämpfe für die „Fragmente" gegen den bigoten Hauptpfarrer Götze bereitete, waren dagegen unbedeutend, weil der Abt ihnen jene Ueberlegenheit entgegensetzte, in welche sich gewöhnlich große Gottesgelehrte zurückziehen, um durch den Andrang neuer Fortschrittsideen nicht von dem Piedestal ihrer gläubigen Verehrung gestoßen zu werden.

Mit der polizeilichen Ueberwachung braunschweigischer Censur und Preßordonnanzen, wie sie von dem Consistorium auf Veranlassung des ehrenwerthen aber orthodoxen Ministers von Praun gegen die Lessing'schen Schriften beliebt wurde, langen wir bei unsern heutigen Kämpfen an, um den Beweis geführt zu sehen, daß die Aufklärung bei zwei Schritten vorwärts sicher einen zurückmachen muß.

Die ausführlichere Besprechung des von Maltitz'schen Werks müssen wir leider an dieser Stelle aufgeben, wo neue Romane, um mindestens genannt zu werden, sich in einer Fülle herandrängen, die unserm kritischen Gewissen zeitraubende Verpflichtungen auferlegt. Die Frische, Gediegenheit und der noble Vortrag, welche das besprochene Werk auszeichnen, sichern ihm einen hervorragenden Platz unter den neuern Romanen. Möge Hr. von Maltitz es vortheilhaft finden, so lange bei einer neuen Arbeit zu verweilen, um auch da geschichtliches Leben vorzuführen, wo er im Drange des Beendigens geschichtliche Vorträge wählte. Leider freilich sind unsere Schriftsteller, die von ihrer Thätigkeit im Fache der Belletristik pecuniären Gewinn haben wollen, sehr viel, also auch sehr schnell zu arbeiten gezwungen, weil der Preis für derartige Waare in Deutschland sehr niedrig steht; wer aber, wie Hr. von Maltitz, nicht nur die gewöhnliche Unterhaltungsliteratur bei seinem Schaffen im Auge hat, wer sich vielmehr bewußt wird, ein höheres, ja das höchste Ziel erreichen zu können, bei dem kann nicht die Zahl der Romane, welche er in einem Jahre fertigt, um das Honorar zu verdoppeln, ins Gewicht fallen, sondern nur die Gediegenheit einer neuen Schöpfung.

Schließlich möchte ich die Schulmänner ersuchen, sich die in diesem Werke niedergelegten Ansichten über Erziehung nicht entgehen zu lassen. Sie werden daraus entnehmen, daß die Vorwürfe, welche man den Gymnasien macht, nicht von heute sind, wenn sie auch bei den Fortschritten in der Technik, Industrie und rationalen Landwirthschaft immer entschiedener hervortreten.

Der historische Roman „Prinz Eugen und seine Zeit" von L. Mühlbach (Nr. 4), dessen erste Abtheilung unter dem Titel: „Prinz Eugen der kleine Abbé", uns jene Unterhaltung erwarten läßt, die nach dem Urtheil des großen Leserkreises der bekannten Schriftstellerin nicht genug gewährt und gesucht werden kann, verspricht dieser Menge unersättlicher Romanleser eine unabsehbare Reihe von interessanten Bänden.

Ich mache die Bekanntschaft dieser Schriftstellerin — ich wage es ohne Erröthen zu sagen — zum ersten mal und muß leider versichern, daß ich nicht nach den vorhergehenden Werken ihrer Feder begierig bin, wenn sie nämlich dem vorliegenden gleichen. Die große mechanische Fertigkeit der vielschreibenden Dame bewundere ich höchlichst; auch stehe ich nicht an, ein Talent zu bewundern, das so interessante Geschichten erzählen kann: aber historisch ist dieser sogenannte historische Roman einmal nicht und bedeutend als Kunstwerk noch weniger.

Glaubt ihr denn wirklich, daß euere Geschichten — Geschichte wiedergeben, und wäre es nur die ganz gewöhnliche vornehmer, reicher, hochstehender und mächtiger Glücksritter und abenteuerlicher Damen? Ihr irrt. Vielleicht erscheint sie euch und euern Lesern, d. h. den Lesern der meisten neuern Romane, interessant, diese forcirte, augenwerfende, pointirte Sprache, womit gleich die Erzählung beginnt, aber geschichtlich, historisch wahr und in Wahrheit groß ist dieses „Duell der Augen" nun einmal nicht. Wie pikant, sofort die Giftmischerin Brinvilliers mit dem ganzen Hexenküchen- und Henkerapparat einzuführen! Ja, die Damen verstehen es auch in der Literatur zu herrschen. Wer zweifelt, daß die Birch-Pfeiffer'schen Stücke sich, was man so sagt, gut spielen und die Mühlbach'schen Romane sich gut lesen? Aber trotz aller Erfolge, wo bleibt der Erfolg für die deutsche Literatur, wenn diese Stücke und diese Romane der Vergessenheit übergeben sein werden? Wer verlangt dann noch, sie zu sehen, zu lesen?

Als ich vor kurzem mit einer Dame über Literatur sprach und ihr die Werke, und es waren viele alte darunter, nannte, die ich alljährlich mindestens einmal wiederlese, meinte sie: Bücher würden ja nur geschrieben, damit man sie höchstens einmal lese und sich amusire. — Ja, euere Romane sind amusant. — Nun, höre ich verdrießlich erwidern und fragen, jene Bücher, die man alljährlich mindestens einmal lesen muß, sind doch gewiß interessant? — Interessant vielleicht, aber nicht amusant. Um sich zu amusiren geht man nicht zu seinem Herzensfreund, und nur die Freundin ist zuweilen interessant; um sich zu amusiren geht man auf den Bahnhof, wo stets neue Fremde zu sehen sind: das ist amusant, zuweilen auch interessant, solange die Gesichter, die einmal vorübergezogen, nicht wiederkehren. In das edle, liebe Antlitz des Freundes aber kann man nicht oft genug sehen.

Die bloße Neugierde ist eine sehr niedrige Leidenschaft; sie hat keinen Zweck, kein Ziel, keinen Erfolg, wenn nicht den, immer oberflächlicher zu machen. Sie ist weit entfernt von Wißbegierde. Wo man sich amusirt, befriedigt man die Neugierde und kehrt leer und stumpf vom Amusement zurück.

Dabei sind die Halbwahrheiten, mit denen auch dieser Roman zu brilliren versteht, gefährlich, soweit überhaupt Unterhaltungsliteratur gefährlich sein kann; denn es ist wahrlich zu wunderbar, wie weniges in den Köpfen dieser eifeigen Romanleser haftet. Es heißt (1, 184): „Ein lautes, spöttisches Lächeln tönte von den Lippen der Gräfin. «Und solch erbärmliches Gesindel», rief sie, «solcher wetterwendischer Pöbel, den man mit einigen Goldstücken zum Haß und zur Liebe erkaufen kann, den nennen die Philanthropen und die Dichter das Volk und wagen es, Gott zu lästern, indem sie behaupten, daß die Stimme des Volks die Stimme Gottes sei!»" Welch ein prächtiges Citat für die Kreuzzeitung!

Der Jugend vor allen wird dieser kleine Abbé gefallen, dieser kühne Prinz Eugen, der den riesigen Sohn des allmächtigen Ministers Louvois mit der Hetzpeitsche auf der Promenade züchtigt, die Schwester desselben, die schöne Marquise Bonaletta zu solcher Liebe entzündet, daß sie, die funfzehnjährige Laura, entschlossen ist, sofort die Frau des kleinen Abbé zu werden. Natürlich gelingt dies in der ersten Abtheilung nicht, trotz aller Klugheit, allem Muth, ja allem Glück im Unglück des genialen kleinen Abbé. Das Schicksal trennt die Liebenden, reicht dem Helden der Geschichte das erste Lorberblatt und führt ihn als Ritter neuen Kämpfen und Siegen entgegen.

Die Verfasserin verfolgt nun den Pfad der Geschichte, aber sie vergißt, daß wir nicht die Historie in einem Romane suchen und daß gerade ihre fleißigsten Leser viele lange Kapitel des dritten Bandes überspringen werden, die sich in einem historischen Werke vielleicht an richtiger Stelle befinden würden, im Roman aber nicht „amusant" sind. Der feste Grund der Geschichte ziemt dem historischen Roman und auf diesem mag der Dichter *seine* Gestalten, der geschilderten Zeit in Wort und That entsprechend, uns vorführen. Diese Geschichtserzählungen machen den Roman zwar um Bände länger, thun aber dem Kunstwerk großen Abbruch. Das fleißige Studium, das wir vom Schriftsteller verlangen, erweist sich nicht in der Erzählung der Türkenkriege und der Belagerung von Wien, sondern in einer romantischen Darstellung, die uns durch sich selbst auf den geschichtlichen Schauplatz versetzt und im Schicksal der uns interessirenden Personen die großen Weltereignisse erkennen und durchleben läßt. Selbst das Intermezzo, welches den 109 Jahre alten Kürassier Christoph Ill vorführt mit seinen weißen und braunen Buben, Kinder, Enkel, Ur-, Urur- und Ururenkel des wunderlichen Haudegens, die alle, 45 an der Zahl, mit ihrem Ahn im elften Kürassierregiment dienten und gegen die Türken zogen, kann das fehlende Sicheinleben in den historischen Stoff nicht ersetzen. König Johann Sobieski rettet wie bekannt Wien, das Graf Rüdiger von Starhemberg muthig gegen die Uebermacht Kara Mustapha's vertheidigte. Der kleine Abbé, jetzt österreichischer Oberst, focht an des Polenkönigs Seite.

Im vierten Bande folgt — den Leserinnen sei es gesagt — die Erstürmung von Ofen. Dann kehren wir wieder etwas in den Roman zurück und zwar auf italienischen Grund und Boden, wo es gleich gezückte Dolche, Vatermörder und natürlich Spione mit Masken gibt, die, wie Marchese Strozzi, der Gemahl der betrogenen Geliebten des kleinen Abbé, sagt, ziemlich getreue Hunde sind. Von diesen erfährt der Marchese sofort die Anwesenheit Eugen's in Venedig, der durch

einen kleinen Zettel, aus Paris durch die Prinzessin ihm zugekommen, den Hülferuf seiner Laura erhalten hat, mit der Bitte, sie, die Gefangene, zu befreien. Denn Strozzi hat das Gerücht verbreiten lassen, seine Gemahlin sei wahnsinnig. Abscheuliche Menschenherzen werden geschildert, zu abscheulich: doch das ist amusant, leider aber zu gewöhnlich. Entzückend sentimentale Vatermörder lernen wir kennen, gefühlvoll, zum Küssen; ja, der kleine Abbé und österreichische Kürassieroberst, Eugen Prinz von Savoyen, küßt auch den sentimentalsten. Schließlich sei noch eine Frage an die Verfasserin gerichtet: Glaubt sie wirklich, daß Fürst Blücher, der alte Vorwärts, als er von dem großen Friedrich sich verschmäht glaubte, gewagt hätte so zu dem König zu sprechen, wie sie den kleinen Abbé, damals doch ein Nichts, dem stolzen Herrscher von Frankreich, der, wie sie richtig bemerkt, sich einen Gott dünkte, die Leviten lesen läßt? Und glaubt sie, daß der große Friedrich solche Verhöhnungen ruhig hingenommen hätte, wie sie die Beleidigungen des kleinen Abbé den übermüthigen Ludwig XIV. fast zitternd und wie ein schuldiger Schulbube ertragen läßt? Oder meint sie nicht, daß der große Friedrich seinen Krückstock gebraucht und der allmächtige Herr von Frankreich und der damaligen Welt den vorlauten kleinen Abbé aus dem Tempel vielleicht mit eigenen hohen Händen geworfen hätte? Und das soll historisch sein und etwa zum Schmuck eines Mannes, wie Prinz Eugen war, dienen? — Zweite Abtheilung folgt.

Ein Veteran der deutschen Novellisten, E. Maria Oettinger, erweist die Macht der Mode, indem er aus seinem Atelier die seit vielen Jahren benutzten kleinen Leinwandflächen, auf welchen er leichte Bilder elegant und schnell hinwarf, verbannte und nicht mehr als fröhlicher Genremaler, sondern als ernster Verewiger der Historie vor unabsehbaren Räumen steht und die „Nordische Semiramis" (Nr. 5) in zwei Tableaux (Abtheilungen) und sechs Gemälden (Bänden) darstellt. Wer die neuere und neueste Literatur beobachtend verfolgt hat, muß sich wundern, daß dieser fleißige und begabte Schriftsteller, nachdem er als Redacteur vieler zu ihrer Zeit gern gelesenen Journale thätig gewesen — wir erinnern nur an den berliner „Figaro" —, nachdem er eine merkwürdig große Zahl Werke aller Art, besonders aber recht eigentlich zur Unterhaltung dienende Novellen dem unersättlichen Publikum geboten, sich dennoch nicht zum Herrn einer Richtung gemacht hat, die von ihm mit französischer Tournure eröffnet und mit Fleiß und Gewandtheit cultivirt worden ist. Es hat etwas Wehmüthiges, wenn man heutzutage die Erfolge eines Schriftstellers betrachtet. Ermüdet von immer neuen Hoffnungen sehen wir ihn denn doch die Fahne, die er so lange durch das lachende, geschäftige, genußgierige Publikum mit anerkennenswerthem Muthe getragen hat, der, so oft er sie erhob, ein Theil seiner Genossen bereitwillig folgte und der immer wieder von der schaulustigen Menge zugejauchzt wurde — ja, ermüdet von Täuschungen sehen wir ihn seine geliebte Fahne zur Seite stellen, um eine neue, modische zu erheben: ob mit neuer Hoffnung oder mit dem Lächeln der Resignation, wer weiß es? Oettinger hat mit seinem geübten Blick erkannt, daß, wenn das Publikum einmal historische Romane will, nichts leichter für einen Schriftsteller, der eine so gewandte Feder führt, sein kann, als historische Romane zu schreiben, wie sie eben das Publikum liebt.

Wie schnell nun auch das vorliegende Werk entstanden sein mag — ich schreibe dies, bevor ich's gelesen habe —, es wird ein unterhaltendes sein und dabei mindestens klarer in der Darstellung und fester in den Motiven als — Ich will jetzt noch nicht folgern und nur bemerken, daß auch diese Huldigung der Mode nicht den Lohn erhalten wird, den sie verdient, denn das Publikum ist unberechenbar.

Obschon die Papierpreise gestiegen sind, werden die neuern Romane, wenngleich nicht wie modischer poetischer Confect, so doch wie das Eingemachte zum Braten servirt, und davon kann man schon sechs Schüsseln in einer Mahlzeit verzehren. Die „Nordische Semiramis" wird ein wenig Glück machen, weil sie nicht so vollendet ist, daß sie heute übersehen zu werden verdient, aber auch nicht so obenhin zusammengefegt und mit unwahrer Gefühlsseligkeit lackirt ist.

Verzeihen wollen wir ihm aber nicht, daß auch er zu schreiben sich erlaubt hat (I, 33): „Man erzählte sich mit ungeschminkter Schadenfreude, die Kaiserin habe in dem Augenblick, als sie im Begriff gewesen sei, das Patent der Fürstin Daschkow zum Obersten der Preobraschenskischen Garde zu vollziehen, aus ganz zuverlässiger Quelle die geheime Mittheilung erhalten, daß ihr Oberst in spe «gesegneten Leibes» sei und sich, äußerm Vernehmen nach, bereits im vierten Monate «der Schwangerschaft» befinde."

Ein Ausspruch sei, als treffend für die heutige Moral, dem Werk entnommen. Der Piemontese Odart, den Katharina „Meister Taugenichts" nennt und zu ihrem Privatsecretär macht, äußert sich (I, 110): „Ich bin arm geboren und habe, seitdem ich zu denken angefangen, die traurige Erfahrung gemacht, daß der geistreichste, tugendhafteste, allerbeste Mensch ohne Geld ein Lump ist. Mein ganzes Streben geht deshalb auf Erwerbung von Schätzen aus. Ich will nichts als Geld verdienen. Lohnt es der Mühe, dann stecke ich heute Nacht das kaiserliche Palais an und kehre morgen mit meinem Gewinn in meine Heimat zurück, um dort so ehelich zu leben wie andere Leute." Man sieht, die nordische Semiramis wußte Leute zu finden, die, wenn sie es verlangte, eine Arbeiterbewegung hervorriefen.

Zu dem Besten unter manchem Guten zähle ich das dritte Kapitel des zweiten Bandes: den ersten Besuch des Dichters Derschawin (Gabriel Romanowitsch) im Schloß zu Pawlowsk, wo er dem Großfürsten und seiner Gemahlin drei Liebeslieder vortrug. Diese drei Lieder sind reizend.

Es gehört übrigens der Muth dazu, der unsern Schriftstellern, selbst den weiblichen nicht zu fehlen scheint, die Geschichte dieses Ludwig XIV. im Unterrock zu schreiben, das widerliche Einerlei dieser Gemeinheit einer langen Regierung des „Nordsterns" schmackhaft für Leserinnen (?) anzurichten und nicht einmal den Vortheil ungewöhnlicher, hier russischer Verhältnisse durchschnittlich zu Hülfe nehmen zu können bis auf die geschickte Handhabung der Knute, vielleicht einige Fischgerichte und den wohlfeilern Kaviar. Denn alles, was für den Roman zu brauchen ist, haben wir ja am französischen und fast jedem deutschen Hofe. Die große Katharina war eine Deutsche und stand mitten in der europäischen, namentlich französischen Civilisation, wird also nicht zur fabelhaften blutigen, geheimnißvollen Erscheinung orientalischer Satrapen. Ihre Klugheit ist nicht russisch, ihre Neigungen sind die einer Elisabeth, die auf Katharina's Thron auch ein Nordstern dieser Art geworden wäre, weil doch die Umgebung von Bären etwas zur Bärenhaftigkeit verführt. Oettinger versucht sogar dieses Weib zu entschuldigen, wenngleich nicht wie die schmeichlerischen, geldgierigen, französischen Dichter. Der Verfasser läßt es nur ungewiß, ob sie die bewußte Urheberin so vieler Scheußlichkeiten war.

Ja, es gehört Muth dazu, sich für diese Stoffe zu begeistern, um sie, mit der Hoheit der Poesie umkleidet, in einem so umfangreichen Werke den Händen und Augen unserer deutschen Frauen darbieten zu können. Und sollten solche Romane wirklich der deutschen Literatur Glanz verleihen, sollten sie wirklich zur Bildung des Geschmacks und des Herzens der Leserinnen dienen, und sollte endlich ein so bewanderter und geübter Schriftsteller wie Oettinger nicht würdigere Stoffe finden, nicht ein Weib wie Katharina zu schildern dem richtenden Griffel der Geschichte überlassen können?

Bisjetzt (erste Abtheilung) wäre es vielleicht erlaubt gewesen, das, was wir allein gelesen haben, einer ältern Freundin vorzulesen. Die zweite Hälfte des Romans „Mutter und Sohn" ist auch zu diesem gewagten Unternehmen zu interessant. Wir befinden uns nämlich in einem — eleganten wollte ich anfangs sagen, aber was das erste Kapitel des zweiten (fünften) Bandes er-

zählt, streicht auch dieses Beiwort — Freudenhaus, in welchem, um es „amusant" zu machen, Gifte wie Arsenik, Nikotin u. s. w., Dolche, Beile, Fußtritte, zerschmetterte Schädel zur interessanten Ausschmückung angebracht sind. Daß dies insgesammt leider historisch — und mit dieser Eigenschaft wäre es nur abscheulich aber ernst, zugleich aber auch romantisch verziert, wird es ekelhaft aber frivol — weiß die Welt. Warum aber sollen es unsere Frauen und mit so absichtlich schöner Schminke im Detail kennen lernen?

Oettinger hat sein Werk häufig mit sehr ausgebreiteten Ergüssen seiner jovialen Laune, die leider an Saphir erinnern, und mit einer großen Menge auserwählter Curiositäten ausgestattet, die große Belesenheit kundthun. Das Buch sollte den Titel „Romantische Geschichte Katharina II. und Paul's I." führen. Ein Roman ist es nicht — und Frauen dürfen nicht eingestehen es gelesen zu haben.

Das letzte der vorliegenden Werke: „Hans Pogwisch" von Graf Adalbert Baudissin (Nr. 6), führt uns an den Hof einer Frau zurück, die an Grausamkeit, Rachsucht und despotischem Gebaren der Kaiserin Katharina II. gleicht, und nur weil ihr die geistige Größe dieser Semiramis fehlt, den Widerwillen, den solche Erscheinungen erregen, noch bedentend erhöht.

„Hans Pogwisch" beschließt als dritte und letzte Abtheilung den Roman, dessen zweite Abtheilung unter Nr. 2 dieser Besprechung erwähnt worden ist. Ich konnte meine Bemerkungen nicht denen über „Juliane Marie" sofort anschließen, weil der Schluß des Werks mir erst nachträglich zugegangen ist.

In der ausführlichen Einleitung von 28 Seiten protestirt der Verfasser gegen die Dänen, welche mit Schimpfworten die historische Wahrheit des Werks angreifen, und gegen deutsche Kritiker, welche eine so brutale Behandlung völlig unschuldiger Menschen mindestens bezweifeln, sowol was die raffinirte Bosheit der Richter und Vollstrecker, als auch was die Schuldlosigkeit der hingewürgten Opfer anbetrifft.

Die Beweisführung des Verfassers gründet sich auf Documente, deren Wahrhaftigkeit nicht angezweifelt werden darf, ohne der Geschichte überhaupt Grund und Boden zu nehmen; und wenn versichert wird, daß der Roman von den entsetzlichsten Einzelheiten dieser dänischen Tragödie keinen Gebrauch gemacht hat, so bin ich für meinen Theil dem Darsteller höchst dankbar, denn der Scheußlichkeiten und Brutalitäten sind ohnedies genug vorgeführt, um dänische Rachsucht zu documentiren. Kurze Anmerkungen erreichen oftmals mehr als ausführliche Darstellungen, die durch ihre lesenswerthe Abrundung wol geeignet sind, von gelehrten Seelen angezweifelt zu werden. Solcher Verkleinerung sind z. B. nicht ausgesetzt die Randbemerkungen (II, 159): „Auch dieses System (Verbannung, Unschädlichmachung u. s. w. ohne Urtheil und Recht) wurde während des schleswig-holsteinischen Kriegs von den Dänen befolgt. Männer, wie der Herzog von Augustenburg, wurden für vogelfrei erklärt, Dr. Markus aus Hadersleben wurde nach Jütland geschleppt und mit einer Kette um den Hals an ein Hundehaus gelegt; Greisinnen, wie die Conferenzräthin Billhard, Frauen und sogar Kinder wurden, wie Verbrecher, mit Zwangspässen versehen und gezwungen, über Kopenhagen nach Deutschland zu reisen, damit der Pöbel der Hauptstadt Gelegenheit hatte, die Unglücklichen zu insultiren."

„So hatte Struensee's Bruder schwören müssen, über den Proceß, den man seinem Bruder machte und die Behandlung, welche er selbst erfahren, absolutes Stillschweigen zu beobachten und der ganzen kopenhagener Tragödie mit keinem Wort zu erwähnen."

Schließlich sehe ich mich aber doch veranlaßt, so aufrichtig ich Baudissin's Bestrebungen, den Schleswig-Holsteinern gerecht zu werden, anerkennen und unterstützen möchte, dem Roman „Hans Pogwisch" nur einen geringen künstlerischen Werth beizulegen. Mit einem einzigen Kapitel zu „Juliane Marie" hätte der Verfasser seinem Werke einen viel erfolgreichern Schluß geben können.

Der Stoff theilte sich ganz natürlich in Karoline Mathilde und Juliane Marie, und nur die als Ausschmückung dienende, wie Baudissin selbst gesteht, als Stellvertreter für Wraxall, der das Einverständniß des dänischen Finanzministers Grafen Schimmelmann (eines Deutschen) und der unglücklichen, nach Celle verbannten und dort wahrscheinlich vergifteten vierundzwanzigjährigen Königin mit ihrem Bruder König Georg III. von England zur beabsichtigten Verschwörung gegen Juliane Marie herbeiführte, erfundene Phantasiegestalt des Junkers Pogwisch bestimmte den Verfasser, den seit der Verbannung des fürstlichen Opfers bis zu seinem Tode so leer an Ereignissen verbleibenden Zeitraum mit Gesprächen, Reisen u. s. w. auszufüllen, die einen dritten Roman, den ebengenannten, bilden. Und dieser erhält einen Abschluß, der selbst für den gläubigsten Leser zu abschließlich erdacht ist. Denn urplötzlich ist der Tod der Geliebten des braven Junkers Pogwisch, noch vor dem der Königin, der sie als Kammerdame die treueste Freundin war, erfolgt; die hinwelkende Fürstin betet mit dem Junker am Grabe ihrer Gefährtin, bis auch sie stirbt; Pogwisch kniet vor ihrem Lager, der Geistliche berührt die Schulter des Trauernden, ermahnt ihn, mit ihm für die entschlafene Königin zu beten, und erhält keine Antwort. „Hans Pogwisch hatte seinen Schwur gelöst, seiner Gebieterin bis zum letzten Athemzug treu zu bleiben."

Hermann Neumann.

Heinrich von Kleist.

Heinrich von Kleist. Von Adolf Wilbrandt. Nördlingen, Beck. 1863. Gr. 8. 2 Thlr.

„Kleist", sagt Gottschall in seiner „Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts", „ist während seines Lebens unbeachtet geblieben; jetzt ist man eher in das entgegengesetzte Extrem der Ueberschätzung gefallen." Allerdings hat sich unsere Literaturgeschichte seit zwei Decennien vielfach mit dem unglücklichen Dichter beschäftigt und sich bemüht, seinem Andenken in vollem Maße gerecht zu werden; allein die frühern biographischen Skizzen Kleist's, namentlich die von Tieck und Bülow, haben sich ziemlich nüchtern, fast blos an das äußere Leben gehalten und eine eingehende Würdigung und Charakteristik, eine Darstellung der innern Entwickelung kaum versucht. Dies ist vielmehr zum ersten male in umfassender und erschöpfender Weise in dem vorliegenden Werke geschehen, das wir deshalb nicht umhin können als eine dankenswerthe Bereicherung unserer Literaturgeschichte zu begrüßen. „Heinrich von Kleist", so bezeichnet der Verfasser im Vorworte seinen Standpunkt, „in seiner geschichtlichen Bedeutung aufzufassen, seine Ideen und seine Schicksale aus denen der Zeit zu begreifen und diesen vornehmsten und unglücklichsten der deutschen Romantiker in seiner tragischen Größe darzustellen, ist die Tendenz dieses Buchs.... Auf den gesammelten Stoff fußend und Schritt für Schritt bemüht, auch in den Dichtungen Kleist's dem Quell seiner innern Geschichte nachzugehen, habe ich sein Lebensbild auf dem Boden seiner Zeit, in deren Wurzeln er selbst wurzelte, abzuzeichnen versucht." Die Bezeichnung Kleist's als des vornehmsten Romantikers, die ihm zugeschriebene geschichtliche Bedeutung und die Auffassung seines Schicksals als eines tragisch großen schmeckt allerdings nach Ueberschätzung, und es ist fast, als habe Gottschall dergleichen im voraus geahnt. Wir wollen jedoch mit dem Verfasser, in Anerkennung der unbestreitbaren Vorzüge seines Buchs, nicht weiter über diese Auffassung rechten. Er hat nicht allein mit Fleiß und Umsicht alles vorhandene, seit Bülow's Biographie bekanntlich höchst wesentlich vermehrte Material benutzt (auch werthvoller, manche Lücke ergänzender mündlicher Mittheilungen hat er sich zu erfreuen gehabt), sondern uns in der That ein anziehendes und lichtvolles Bild von Kleist's Stellung zu dem romantischen Gärungsprocesse unserer Literatur, von den Einflüssen, welche die Mitstrebenden auf ihn ausgeübt haben, und von den eigenen krankhaften Anlagen seines Charakters entworfen. Wie tief eingehend sind beispielsweise

die Kapitel über die ästhetische Revolution, über die Zeitschrift „Phöbus" und ihren Herausgeber A. Müller, über Kleist's Verhältniß zu Goethe u. a., zumal wenn wir sie mit den dürftigen Notizen vergleichen, welche Tieck und Bülow über diese Punkte beigebracht haben, obwol wir ihren mit Liebe ausgeführten und von Wilbrandt ausgiebig benutzten Lebensbeschreibungen, als nothwendigen Vorarbeiten, keineswegs zu nahe treten wollen. Von Kleist's ganzer Laufbahn gilt die Charakteristik, welche Tieck von seiner eigenen Jugend entworfen hat; sie sei, sagt er, ein Schwelgen im Geist, ein Uebermuth im Projectiren und ein Spielen mit dem Leben gewesen. Als einen Grundzug seines Wesens erkennen wir den alles übersliegenden Ehrgeiz und die ungemessene Ruhmsucht, ganz ähnlich wie bei Lenz, mit dem er überhaupt mehrfache Aehnlichkeit besitzt. Sein Tichten und Trachten ist auf nichts Geringeres als auf den Dichterthron von Deutschland gerichtet; Goethe ist ihm daher im Wege, und er will ihm den Kranz von der Stirne reißen. Dazu gesellt sich seine rast- und haltlose Unbeständigkeit, sodaß er selbst einmal in richtiger Selbsterkenntniß äußert, nichts sei beständig in ihm als die Unbeständigkeit. Seine krankhafte Selbstdegrübelung erinnert stark an Hamlet und streift wie bei diesem stellenweise an Wahnsinn. Auch die hohe Aufgabe, zu der er sich berufen glaubte, der er aber nicht gewachsen war und von deren Wucht er erdrückt wurde, ist dem Geschicke des Dänenprinzen ganz analog.

Wie Kleist sich selbst nie genügen konnte, zeigt besonders sein Trauerspiel „Robert Guiscard", mit dem er sich den Lorbeer sicher zu erringen hoffte, das er zu mehrern malen vernichtete, von neuem begann und schließlich doch unvollendet hinterließ. Ein schrecklicher Anblick ist es, wie allmählich das furchtbare Bewußtsein über ihn hereinbricht, daß er seinen Planen und Wünschen nicht gewachsen sei, wie er von der unruhigen Wanderschaft, die er angetreten hatte, um sich Ruhm und Glück zu erwandern, nur die Verzweiflung nach Hause bringt. Drei Dinge wünscht er sich einmal vor allen zu vollbringen: ein Kind, ein schön Gedicht und eine große That, und sein Unstern hat ihm keins von den dreien gewährt, denn wir vermögen keins von seinen Werken für „ein schön Gedicht" im prägnanten Sinne zu erklären, das ihm eine Stelle unter den Heroen unsers Parnasses sicherte. „Der Himmel", so klagt er jetzt, „versagt mir den Ruhm, das größte der Güter der Erde; ich werfe ihm, wie ein eigensinniges Kind, alle übrigen hin." Die Hölle, meint er an einer andern Stelle, habe ihm sein halbes Talent gegeben, denn der Himmel schenke dem Menschen entweder ein ganzes oder gar keins. So erblicken wir in ihm überall den gestürzten Titanen, und der Verfasser bemerkt, daß es kein tragischeres Bild der Romantik gebe als ihn. Wir bedauern wiederholt, daß er dabei nicht auf eine Vergleichung mit Lenz eingegangen ist. „Von allen den Himmelsstürmern jener Tage", so faßt Wilbrandt seine Ansicht von Kleist's Schicksal zusammen, „kam keiner unversengt in die verfinsterte Wirklichkeit zurück, aber nur ihn hatte es die ganze Seligkeit gekostet: denn er allein ahnte den richtigen Weg, er allein war bis an die Schwelle gekommen und wußte ganz, was er verloren hatte." Sollte auch hierin eine Ueberschätzung erkannt werden, so zweifeln wir doch nicht, daß sie von der Zeit bald genug ausgeglichen werden wird, und glauben unterdessen das Werk der Gunst der Leser unbedenklich empfehlen zu dürfen. 21.

Schutz der geistigen Arbeit.

Kunst und Wissenschaft und ihre Rechte im Staate. Von Karl Richter. Berlin, Jansen. 1863. Gr. 8. 25 Ngr.

Aufgabe und Zweck dieses Buchs ist eine wissenschaftliche Erörterung aller der Fragen, die zur Erzielung einer allseitig befriedigenden Gesetzgebung zum Schutz des geistigen Eigenthums erwogen werden müssen, verbunden mit einer Darstellung und Beleuchtung dessen, was in dieser Angelegenheit von den verschiedenen Staaten der gebildeten Welt bisher geschehen ist. Der Autor behandelt seinen Gegenstand mit eingehender Gründlichkeit und Liebe, sucht allen dabei in Betracht kommenden Interessen gleich gerecht zu werden und macht es sich zur Aufgabe, für die Feststellung der fraglichen Rechtsverhältnisse einen neuen und höhern Standpunkt zu gewinnen.

Worin dieser neue Standpunkt besteht, deutet er im Vorwort selbst an. „Es war natürlich", schreibt er dort, „daß ich den Gegenstand, der lange genug in den engen Grenzen einer Eigenthumstheorie sich bewegte, auf das Gebiet hinüberzuziehen bemüht sein werde, welches mein besonderes Studium bildet, auf das Gebiet der Staatswissenschaften, und ich glaube, daß ich gerade dadurch dem vielbesprochenen Gegenstande eine neue Seite abgewonnen habe. Denn es ist nicht mehr blos die einzelne Person, der Künstler oder der Schriftsteller, der sein Recht geltend zu machen sucht und nur um sein Recht und das Recht seines Werks das ganze Interesse concentriet, sondern es ist die Gesammtheit, das Volk, der Staat, der in die Frage eintritt und dem Rechte der Person die Pflicht gegenüberstellt. Aus der Pflicht, welche ich dem von Natur glücklich begabten Geiste vindicire, aus seiner Pflicht erst gelangte ich zur klaren Ueberzeugung eines Rechts, welches die geistige Arbeit eines Menschen beanspruchen kann."

Hieraus erhellt, daß der Verfasser die bisher übliche civilrechtliche Begründung der den Geistesproductionen gebührenden Rechte für ungenügend hält, ja geradezu bestreitet, daß der Begriff des sogenannten „geistigen Eigenthums", wie er der bisherigen Theorie zur Basis gedient habe, ein richtiger und haltbarer sei. Bekanntlich wurde dieser Begriff zunächst in Frankreich aufgestellt. Um ihn zu erhalten, zergliederte man dort, wie der Verfasser sich ausdrückt, das menschliche Gehirn und Herz so lange, bis man entdeckte, daß es in der That „ein Grundstück sei, ein Feld, ein Haus, das man bebaut und pflegt, das Früchte trägt und dessen Früchte man wie das Korn des Feldes verkauft". Dies läßt der Verfasser nicht gelten, theils deshalb nicht, weil dieses Grundstück der Eigenschaften ermangelt, die nach der Eigenthumstheorie an dem „Eigenthum" haften, theils wegen der falschen Consequenzen, die daraus folgen würden. Als Eigenthum müßte dasselbe mit seinen Producten das Recht der Ewigkeit für sich in Anspruch nehmen; ihm dies einzuräumen, haben aber bisjetzt alle Völker, mit Ausnahme der Franzosen, in Rücksicht auf das Gemeinwohl Bedenken getragen und zwar, nach des Verfassers Ueberzeugung, mit dem besten Recht, weil der Menschheit der Genuß der aus der geistigen Arbeit erwachsenden Vortheile nicht auf ewige Zeiten verkümmert oder erschwert werden dürfe.

Demgemäß sucht der Verfasser nach einer andern Basis. „Der Begriff des «geistigen Eigenthums»", sagt er, „ist kein civilrechtlicher, sondern nur seine Folgen, seine Aeußerungen fallen in dieses Gebiet, sowie seine Störung und Verletzung in das Gebiet des Strafrechts und seine Form und Maßregelung in das Verwaltungsgebiet hinübergreifen. Aber man verwechselte die Folgen mit dem Grund, die Aeußerungen und die Wirkungen mit der Sache selbst. Der Begriff, das Wesen der Sache kann nur in der Wissenschaft der Volkswirthschaft gefunden werden, denn der Begriff der geistigen That ist ein volkswirthschaftlicher Begriff, und eben darum ist er ein Begriff, den erst unsere Zeit, die zur Höhe einer harmonischen Entwickelung des wirthschaftlichen Lebens hinansteigt, gefunden hat und finden konnte, und den erst diese gewiß noch junge Wissenschaft sicherstellen und klären soll und wird. Steht nur der Begriff fest, dann wird es sicher sowol an einem nationalen als internationalen Gesetz, welches ihn schützt und unter seinem Schutze zur vollsten und freiesten Entwickelung führt, nicht fehlen; dann werden wir aber erst ein Gesetz haben können, welches, weil es auf einer sichern Grundlage ruht, wol einer beständigen Entwickelung fähig sein wird, aber keiner Aenderung mehr unterworfen werden muß."

Den Entwickelungsgang, in welchem der Autor diesen Grundgedanken ausführlich verfolgt, können wir uns ganz im

allgemeinen andeuten. Zunächst weist er nach, daß Kunst und Wissenschaft im Staate ihre berechtigte Stellung haben und leitet daraus einerseits die Rechte und Pflichten des Staats, andererseits die Rechte und Pflichten der Künstler und Schriftsteller im allgemeinen ab. Sodann gibt er einen historischen Ueberblick über die bisherige Geschichte des geistigen Eigenthums und der darauf bezüglichen nationalen und internationalen Gesetze und Verträge. Hierauf wendet er sich zur Erörterung dessen, was die Gegenwart verlangt, und stellt, nach einer eingehendern Kritik der Eigenthums- und Vermögenstheorie, den wahren Begriff, den Begriff der geistigen That als Grundbegriff auf. Die gründliche Erörterung desselben in den Abschnitten über „Das geistige Kapital", „Die geistige Arbeit" und „Das Product der geistigen Arbeit" bildet sodann den Gegenstand der nächsten Untersuchungen, die sich gleich eingehend mit den Erzeugnissen der Wissenschaft, wie mit denen der Kunst beschäftigen. Hiernach wird die verschiedenartige Verwerthung der wissenschaftlichen und künstlerischen Producte besprochen, wobei die verschiedenen dabei mitwirkenden Factoren und Formen, wie die Entstehungskosten, Verkehrskosten, der Originalverkauf, die Vervielfältigung, die Rechtsübertragung, die Rechtsvererbung, die Zeit des Rechtsschutzes u. s. w. zur Sprache gebracht werden. Die letzten Abschnitte endlich behandeln die Verletzung der der Kunst und Wissenschaft gebührenden Rechte, namentlich den Nachdruck und dessen Folgen, den Nachdrucksproceß und die zum Schutz der geistigen Arbeit erforderlichen Verwaltungsmaßregeln.

Was die Art und Weise betrifft, in welcher der Autor seinen Stoff behandelt hat, so würde er gewiß einem großen Theil derer, für welche diese Fragen von der höchsten Wichtigkeit sind, zugänglicher geworden sein, wenn er näher auf die unmittelbar praktischen und concreten, als auf die theoretischen und principiellen Fragen eingegangen wäre, und sich in manchen Beziehungen kürzer und bestimmter ausgedrückt hätte. Im Ganzen ist jedoch seine Darstellung klar und allgemein verständlich, ja, sie erhebt sich in manchen Stellen sogar zur Wärme, z. B. wo er von der Wechselbeziehung dieser Frage mit der der deutschen Einheit und Gesammtverfassung spricht. Seinen Ansichten wird man in den meisten Punkten zustimmen können, obwol einzelne vorkommen, in denen er zu Gunsten der Consumtion der geistigen Production noch nicht hinlänglich gerecht wird, z. B. bei der Besprechung der Zeitungen, der Photographien und der Autorrechte bezüglich der Auflagen. Hier scheint ihm eine ausreichende Bekanntschaft mit den thatsächlich bestehenden Misbräuchen und Misverhältnissen gefehlt zu haben. 2.

Notiz.

Eine Schrift über Eugen Aram.

Unter dem Titel: „Eugen Aram oder das Verbrechen als Gegenstand der Kunst mit Bezug auf Thomas Hood und E. L. Bulwer" ist bei Levit in Bromberg ein Werkchen erschienen, das sich der Beachtung werth erweist. Ruhe, der Verfasser der Schrift, nimmt die Gelegenheit wahr, nicht blos auf die Persönlichkeit Eugen Aram's, sondern auch noch besonders auf Thomas Hood hinzuweisen. „Auf dem Kirchhofe zu Kensal-Green steht an einem Grabdenkmal zu lesen: Thomas Hood, geb. im Mai 1798, gest. im Mai 1845. «Er sang das Lied vom Hemde.» Thomas Hood, einer der bedeutendsten Dichter der Neuzeit in England, ist bei uns wenig bekannt, weil seine Dichtungen, die witzigen ihrer örtlich eigenthümlichen Farbe, die ernsten ihrer gedrungenen Sprache wegen, schwer zu übersetzen sind. In seinem Vaterlande griff man begierig nach allem, was seine Muse brachte. Besonders wurden seine komischen Jahrbücher eifrig gelesen." Von viel größerer Bedeutsamkeit, meint Ruhe, sei Thomas Hood's Gedicht „Eugen Aram's Traum", obschon das „Lied vom Hemde" seinerzeit wie ein Schmerzensschrei unverschuldeten Elends durch die Welt gegangen sei. Dieses Gedicht: „Eugen Aram's Traum", das Ruhe in gelungener Uebersetzung mittheilt, beginnt so reizvoll, wie es erschütternd sich entwickelt und beruhigend schließt. Es scheint Ruhe hauptsächlich nur um die Veröffentlichung der Uebersetzung des Gedichts zu thun gewesen zu sein; daraus hat sich die Nothwendigkeit ergeben, auf das Thatsächliche des Stoffs einzugehen. Sonach hat er denn in den vier Abschnitten „Der Proceß", „Aram's Vertheidigung", „Schuldig", „Schlußbemerkung", das Thatsächliche behandelt. Wenigstens der Name „Eugen Aram" ist bei uns bekannt genug, da nicht nur Bulwer's Roman, sondern auch ein Theaterstück dafür gesorgt hat. Wer ihn nicht oder wer ihn nur oberflächlich kennt, für den genüge, daß Eugen Aram ein Mann von umfassendster Gelehrsamkeit war. Smollet sagt über ihn: „Er hatte trotz aller Misgunst, von welcher geringe Abkunft und beschränkte Verhältnisse stets begleitet zu sein pflegen, vermöge seiner großen Fähigkeiten und durch seinen unermüdlichen Geist außerordentliche Fortschritte in der Mathematik und Philosophie gemacht, alle neuen und alten Sprachen sich angeeignet und schon einen Theil des celtischen Wörterbuchs entworfen, welches, wenn er lange genug gelebt hätte, um es zu vollenden, ein wesentliches Licht auf den Ursprung und die Dunkelheiten der europäischen Urgeschichte geworfen haben würde." Aram lebte bis zum Jahre 1745 zu Knaresborough in Yorkshire. Dann ging er nach Lynn in Norfolk, wo er eine Schule stiftete, der er bis zum Jahre 1759 vorstand. Da ward Eugen Aram plötzlich verhaftet. Er sollte einen gewissen Daniel Clarke aus Knaresborough 14 Jahre zuvor ermordet haben. Die Untersuchung währte ein Jahr. Trotzdem daß die Schuld höchst zweifelhaft war und trotz einer vom Angeklagten selbst gehaltenen Vertheidigungsrede, ward Aram vom Gerichtshofe zum Tode verurtheilt. Ein Gnadengesuch beim König fand keine Berücksichtigung. Aram ward gehängt, nachdem er in der Nacht zuvor einen Selbstmordversuch gemacht hatte. Er starb, ohne sich schuldig bekannt zu haben. Allein in der Gefängnißzelle fand man folgende Verse von seiner Hand:

Komm, süße Ruhe, ew'ger Schlummer falle
Auf mich, wie einmal du dich senkst auf alle.
Gefaßt tritt meine Seele an die Reise,
Die Schuld schläft still, mein Herz schlägt still und leise.
Leb' wohl, o Sonne! Klar steig' aus den Fluten!
Lebt wohl, ihr Freunde, wohl, ihr Edeln, Guten!

11.

Bibliographie.

Bautain, Die Christin in unsern Tagen. Briefe an Jungfrauen und Frauen. Deutsch von A. G. Regensburg, Manz. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Breitenstein, J., 'S Vreneli us der Bluemmatt. Ein Idyll aus dem Baselbiet in allemannischer Mundart. Basel, Georg. 8. 24 Ngr.

Rötscher, H. T., Dramaturgische und ästhetische Abhandlungen. Gesammelt und herausgegeben von Emilie Schröder. Leipzig, O. Wigand. 8. 25 Ngr.

Schröter, G. H. v., Der souveraine Orden vom heiligen Johann von Jerusalem und seine Wiederbelebung. Münster, Theissing. Gr. 8. 12½ Ngr.

Schuler, G. M., Landolin Schwabs Lehrerfreuden oder die Emancipation der Volksschule. Eine einfache Geschichte aus unseren Tagen. Augsburg, Schmid. 8. 6 Ngr.

Ueberweg, F., Grundriss der Geschichte der Philosophie von Thales bis auf die Gegenwart. 2ter Theil. 1ste Abtheilung. — A. u. d. T.: Grundriss der Geschichte der Philosophie der patristischen Zeit. Berlin, Mittler u. Sohn. Lex.-8. 20 Ngr.

Der Verfluchte. Enthüllungen eines hochgestellten katholischen Geistlichen. Nach dem Französischen von J. Morris. Drei Bände. Berlin, Möser u. Scherl. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 38. — 15. September 1864.

Rundschau über Dramen, dramatische Gedichte, Lustspiele und Possen.

(Beschluß aus Nr. 37.)

Mit Vorliebe pflegen junge Dramatiker in die antike classische Welt zurückzugreifen. Selten erheben sich aber derartige Erzeugnisse über das Niveau dramatischer Studien. Hier werden wir drei Dramen folgen lassen, denen wir bedingterweise das Lob tiefdurchdachter Werke zusprechen müssen. Ihre Verfasser sind vielleicht weniger Dichter im landläufigen Sinne, dafür aber Köpfe, die sich dessen vollauf bewußt sind, was sie geben wollen. Das poetische Schaffen dieser Köpfe ist daher nicht ein phantasievolles Uebersprudeln, das so leicht in Phrasenschwulst ausartet, als vielmehr ein gedankenvolles Beherrschen des selbstgewählten Stoffs.

14. Simson. Ein Bühnenstück in fünf Handlungen von **Albert Benno Dulk**. Stuttgart, Weise. 1859. Gr. 8.

Dies Trauerspiel bezeichnet sich ausdrücklich als Bühnenstück; und warum sollten wir den Ausdruck, vielleicht mit dem Zusatze „ernstes", nicht gelten lassen? Aufgeführt mag es gleichwol, wenn überhaupt, doch nur sehr wenig sein. Wir erinnern uns dessen nicht. Der Aufführbarkeit stände aber unsers Erachtens nichts im Wege. Um so mehr ist es zu beklagen, daß eine solche höchst fleißige Arbeit ganz verloren sein soll. Aus der biblischen Geschichte ist der Stoff hinlänglich bekannt: die Geschichten von Simson, den Philistern und Delila. In den Motivierungen der Handlung, sowie in der Charakterzeichnung des Simson und der Delila sind uns höchst originelle Züge begegnet, Züge, welche uns mit hoher Achtung vor der dramatischen Kraft des Verfassers erfüllen. Das Maß der Leidenschaften, auf dem die Tragik des Dramas beruht, läuft freilich nicht über, die Affecte reißen nicht sehr fort, im Gegentheil geht Dulk mit den Affecten nur sehr nach und nach, wenn wir so gewöhnlich sprechen dürfen, ins Geschirr. Allein die Steigerung dieser Affecte tritt doch so unablässig ein, daß das Stück von Act zu Act an innerer dramatischer Kraft wächst. Wenigstens bis zu dem Moment, in dem Delila Herrin des Simson'schen Zaubers wird, hat uns die Steigerung vollkommen zugesagt. Der Schluß des Dramas freilich hat schon in der biblischen Ueberlieferung einen Zuschnitt, der mehr für eine pomphafte Oper denn für ein Trauerspiel geeignet sein möchte. Hören wir, wie die über ihren Verrath reuige Delila im vierten Acte zu ihrer Gefährtin spricht:

Sieh, du sagst das Wort,
Wo soll das enden? Was mir einst genügt,
Genügt mir heut' nicht mehr. Je mehr ich lebe,
So größer richtet meine Schuld sich auf
Vor dem entsetzten Auge meines Geistes.
Es ist kein Tag, daß nicht ein Wort von ihm,
Bisher noch unverstanden, eine Handlung,
Die ich vergessen oder nicht beachtet,
Sich ins Gebäude der Erkenntniß füge,
Das, anfangs nur Gefühl, allmählich lichter
Und schrecklich licht sich aufbaut. Wo soll das enden?
Von meinen Leiden sprichst du wahr; noch mehr,
Ich habe keinen Vater . . . Gram und Schrecken
Nahm ihn dahin; ich habe keine Heimat . . .
Das Haus am Sorek ist verbrannt. Doch was
Ist all dies Leid, wenn ich an ihn gedenke,
An ihn, der, seines Augenlichts beraubt,
Das bittre Brot der Fremde und der Knechtschaft
Im Staube findet, unter Hohn und Spott!
Ich gehe frei umher, er ist gefangen,
Ich thue Arbeit, die mich nährt und ehrt,
Er drehe — ein Sklav' — die Mühle! — Ich hab' dich,
Die mich mit himmlisch guter Liebe duldet,
Er ist allein, allein!

15. Manlius. Trauerspiel in fünf Aufzügen von **Alfred Königsberg**. Berlin, Springer. 1864. Gr. 8. 20 Ngr.

Ein Stück, sehr klar angelegt und ebenso klar, mit dramatischer Schärfe zu Ende geführt. Der tragische Conflict ist ein ähnlicher, wie er in den Brutus-Dramen zu sein pflegt. Die Vaterliebe im Kampfe gegen Staatspflichten; die eiserne Nothwendigkeit des militärischen Gehorsams siegreich über die Liebe eines Vaters zu seinem Sohne. So in diesem Manlius. Titus Manlius, der Sohn des Manlius Torquatus, wird von seinem Vater zum Tode verurtheilt, weil er sich wider dessen Geheiß in ein Gefecht eingelassen hat. Vergleichen wir den dramatischen Kern dieses Manlius mit dem Kerne, wie er sich in den Brutus-Dramen von selbst bietet, so scheint uns der Vorzug auf Seite des Brutus zu liegen. Nicht allein daß man im Brutus sich den Conflict erst aus den Verhältnissen, die eben dieser Brutus meint beherrschen zu können, entwickeln sieht, während der Conflict in der dictatorischen Verbissenheit des Manlius Torquatus schon fertig vorliegt: auch die Natur des tragischen Conflicts zeigt sich im Brutus gewaltiger. Unter allen dramatischen Stoffen, die wir aus der Geschichte kennen, ergreift uns ein Brutus vielleicht mit am gewaltigsten, weil in ihm kein tragischer Conflict liegt, der erst zu einem solchen durch künstliches Raffinement oder modernisirte Staatsanschauungen aufgesteift zu werden braucht, sondern ein solcher, der sich auf

die sich ewig gleichbleibenden menschlichen Größen und Schwächen gründet. Nicht ganz so im Manlius. Der Conflict im Brutus wird zu allen Zeiten groß und wahr erscheinen, der im Manlius nur gut zu Tendenzdramatik. Nach allen Seiten hin versuchte Königsberg nun zwar, uns die Natur dieses Conflicts annehmbar zu machen, es gelingt ihm aber doch nicht. Er muß den Manlius Torquatus auf eine Weise reflectiren lassen, die nicht mehr natürlich erscheint. Zu Anfang des vierten Acts spricht Manlius:

Der Menschen Abscheu wird mich stets verfolgen.
Doch es vergeht die Mitwelt und ihr Abscheu,
Dann glänzt die That im Lichte der Geschichte,
Gepriesen, weil sie nützte. Drum, ich trage
Den Abscheu der Hinrichtung ohne Klage.
So stirbt er? Ja der Römer sagt, und nein
Der Vater. Doch erst war ich Römer, eh'
Ich Vater ward. Natur ist's also nur,
Zu lieben heißer Rom als die Natur!
So fällt der Sohn durch seines Vaters Hand?
Ihr güt'gen Götter laßt mich nicht mit dem
Gedanken lang allein, er bringt mich um.
— — — — — — — — —
Halt, halt, ihr hochverrätherischen Gedanken!
Die einz'ge Freundin, die uns immer beistand,
Die heil'ge Kriegszucht wag' ich Wahn zu schelten
Und Künstelei des Staats und Menschenwitz?
Beladen sind wir mit dem Haß der Welt
Und lachen drüber. Wer erlaubt uns das?
Nur unsre Zucht, der priestergleich, den Stahl
In Händen, ich durch funfzig Jahre diente,
Viel edles Römerblut für sie vergießend!
Um dieser Kriegszucht willen straf' ich ihn,
Daß man jahrhundertlang davon noch spreche!

Alles in allem indeß können wir Königsberg's Arbeit mit vieler Befriedigung aus der Hand legen. Jedoch wenn es sich nur verlohnte, der modernen Bühne seine besten Kräfte zu opfern! Auch Königsberg dünkt uns wie so viele andere begabte Dramatiker zu dem dramatischen Thurm zu Babel, den unsere Bühne repräsentirt, fruchtlos Material herbeizuschaffen.

16. Olympias. Geschichtliches Trauerspiel von Friedrich Marx. Wien, Markgraf. 1863. 8. 28 Ngr.

Abgesehen von der Wahl des Stoffs, die uns keineswegs eine glückliche scheint, bietet auch dieses Trauerspiel, gleich den beiden voraufgehenden, viele verdienstliche Scenen. Aber es fehlt eben an dem Besten, an der vollen Theilnahme des Lesers für all die verdienstlichen Scenen. Denn schon an und für sich beschäftigt der Stoff, wenigstens nach unserm persönlichen Geschmack, weder den Kopf noch das Herz des Lesers. Der Streit der verschiedenen Kronprätendenten nach Alexander's des Großen Tode gewährt zwar allgemeineres geschichtliches Interesse, allein ihn poetisch für die Bühne zu verwerthen, wird nur denjenigen Dramatiker gelingen, welcher eine oder mehrere aus den unbestimmten Gestalten, gleichviel, ob sie Olympias, Roxane oder Philipp Arrhidäus, Kassander oder sonstwie heißen, zu plastischen Gebilden herausarbeiten kann. Und solch ein Dramatiker ist Marx denn doch noch nicht. Die eigentliche Plastik des dramatischen Schaffens fehlt ihm. Er weiß zwar sehr schön zu schildern, und da, wo es einen lyrisch-elegischen Ton anzuschlagen gilt, auch mit Einzelheiten in das Gemüth des Lesers einzugreifen; doch aber reicht all seine Kunst zur Belebung eines scheintodten Stoffs nicht aus. Er hat sich demgemäß bei vielen Personen in einer nebelhaften Weichheit gehalten, die zuerst einen melancholischen Reiz ausübt, auf die Länge jedoch ermüdet. Solche Gestalten sind die Roxane, der Philipp Arrhidäus, die Eurydice, besonders die Thessalonike. Er bedurfte vielleicht dieser Weichheit, um die Härte der Olympias sowol in ihrer ganzen Größe als auch in ihrer ganzen Berechtigung hinzustellen. Ueber die Bedeutung dieses Mannweibes läßt sich der Verfasser in einem Monologe der Olympias (Act 5, Scene 9) folgendermaßen aus.

Was Alexander irrend strebte,
Wofür ich meine Hand mit Blut befleckt
Und reuig nun mein Haupt zur Sühne trage,
Das war — ein neues Weltreich zu begründen,
Wie es vor ihm die Erde nimmer sah!
Es sollte ja das neuerwachte Leben,
Der Völker allgemeine Wohlfahrt nicht
Im Solde eines einzelnen verbluten,
Und an des Weltdespoten Throne nicht
Der jungen Freiheit Siegeslied verstummen,
Das er zuerst in Asien angestimmt.

Am besten fügen wir wol an dieser Stelle die Uebersetzung eines Dramas ein, die einzige Uebersetzung, welche uns unter den Dramen vorliegt; die Uebersetzung eines dramatischen Gedichts werden wir weiter unten zu betrachten haben.

17. Die Athalia des Racine. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Metrisch übertragen und mit erklärenden Anmerkungen begleitet von Ludwig Freitag. Mit einem Vorwort von F. Ruperti. Bremen, Schünemann. 1863. 8.

Ruperti's Vorwort kommt einer Empfehlung des Werks gleich, nicht der „Athalia" des Racine, sondern der Uebersetzung der „Athalia". Ruperti empfiehlt die Arbeit eines jungen Freundes, eines Primaners des bremenschen Gymnasiums. Hier also sogar ein Primaner, der schon schriftstellerische Lorbern ernten will. Wünschen wir, daß Ruperti die spätere Verantwortung für die frühzeitige Einführung nicht schwer aufs Herz fällt. Denn die Literatur wird schwerlich durch Schulexercitien bereichert, wenn auch durch ganz wohlgelungene wie die vorliegende. Das wohlgelungen bezieht sich auf den ersichtlichen Fleiß des Uebersetzers. Die fünffüßigen Jamben fließen ihm sehr leserlich aus der Feder, auch ist ihm der poetische Ton sehr wohl geglückt, und wenn er hier und da es ohne einen Tribrachys oder ohne einen Anapäst nicht hat machen können, so gesteht er dies in einer Anmerkung wenigstens ganz offen ein. Mit einer Uebersetzungsprobe charakterisiren wir wol den Fleiß des Uebersetzers am besten. Wir suchen nicht weit nach einer wohlgelungenen Probe und wählen gleich den Anfang:

Abner.

Ich komme, Joad, um den Ewigen
In seinem Tempel gläubig zu verehren,
Um nach dem altehrwürdigen Gebrauch
Mit euch vereint den frohen Tag zu feiern,
Wo auf dem Berge Sinai er uns
Gesetze gab. Wie haben sich die Zeiten
Seitdem geändert! Wenn Trommetenklang
Des heil'gen Tages Rückkehr angekündigt,
So überschwemmte gleich das Volk des Herrn
Des Tempelvorhofs Hallen, die im Schmuck
Der Blumenkränze prangten: reihenweis
Umdrängten sie die heiligen Altäre
Und opferten dem Gott des Weltenalls
Die Erstlinge der neuen Jahresernte
Mit dankerfülltem Herzen; kaum vermochten
Die Priester all den Opfern zu genügen.
Die Frechheit eines Weibes hat das Glück
Zerstört, das Volk vom Opfern abgehalten,
Und jene schönen Tage beßrer Zeiten
In düstre, unheilschwere umgewandelt.

Während sich die Dramatiker in den letzten Jahren eifrig in der deutschen Geschichte umthaten; scheint die Strömung zur Stunde wieder etwas anders zu gehen, wenigstens wenn wir nach den uns vorliegenden Dramen

urtheilen dürfen. Aus der deutschen Geschichte liegen uns nur zwei Dramen vor, darunter das eine aus der brandenburgischen Specialgeschichte:

18. Der Pilger von Canossa oder der Sieg der Krone. Eine dramatische Dichtung in fünf Acten von Armin Bruno. Celle, Schulze. 1863. Gr. 16. 1 Thlr.

Als „dramatische Dichtung" sollten wir das Stück eigentlich der zweiten Abtheilung unsers Artikels einreihen; allein es macht entschiedene Ansprüche an Bühnenmäßigkeit, derentwegen wir es hierher stellen. Es ist, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, eine anständige Gabe, nicht besser und nicht schlechter als die vielen Dramen, welche aus gleichem historischen Boden entsprossen. Was den Verfasser zu dem oft behandelten, doch nie erschöpften Stoffe getrieben, das betont die Vorrede. „In unserer bewegten Zeit", heißt es da, „in welcher Kämpfe um die wichtigsten Interessen der Menschheit stattfinden, über deren Ausgang sich zur Zeit noch nicht mit Bestimmtheit sagen läßt, welche von den miteinander in Streit liegenden Mächten, die conservativen Interessen oder die liberalen Ideen, den Sieg davontragen, oder ob vielleicht beide Factoren von den mit Entschiedenheit festgehaltenen Satzungen ihrer Rechte in Milde und Weisheit etwas opfern und dadurch zu einer friedlichen und glücklichen Ausgleichung gelangen werden: in dieser Zeit möchte es vielen nicht uninteressant erscheinen, die Gestaltungen eines ähnlichen Streits im Spiegel vergangener Jahrhunderte zu beschauen, mit den Heldengestalten jener Zeit in geistige Berührung zu treten und so eine durch die Poesie verklärte historische Grundlage zu gewinnen, welche für die Beurtheilung unserer modernen Verhältnisse nicht unbeachtet gelassen werden dürfte.... Man mag über die Tage von Canossa denken, wie man will — in ihren Folgen zunächst wenigstens bis zum Jahre 1084 waren sie ein Sieg der Krone über die ihr feindlich gegenüberstehende geistliche und weltliche Gewalt; und darum schien mir diese Periode der Regierungszeit Heinrich's IV. besonders geeignet, dieselbe im Lichte der Poesie unserer mit wachsendem Interesse ästhetischer Behandlung historischer Stoffe sich zuwendenden Zeit vorzuführen."

Wir hätten nur hinzuzufügen, daß der Verfasser das, was er beweisen wollte, auch bewiesen hat.

19. Waldemar. Schauspiel in fünf Aufzügen von Gustav zu Putlitz. Berlin, Wagner. 1863. 16. 25 Ngr.

Dies Stück also ist aus speciell märkischem Boden erwachsen. Es behandelt die Geschichte vom falschen Waldemar, welche den Historikern vielfach Kopfzerbrechens gemacht hat. Jetzt gilt es wol fast allgemein so ziemlich für ausgemacht, daß der sogenannte falsche Waldemar in der That ein falscher Waldemar war und als solcher nur wie eine Marionette auf Betrieb ränkesüchtiger Großen agirte. Putlitz nennt sein Stück „Schauspiel". Das Stück bietet demnach einen friedlichen Ausgang. Andeutung genug, daß Putlitz auf die Tragik des falschen Waldemar nicht eingegangen ist. Er nimmt den falschen Waldemar für den echten, eine Freiheit, für die man den Dichter eigentlich nicht tadeln kann. Das historische Bewußtsein oder historische Rechtsgefühl muß aber doch mit der dichterischen Freiheit etwas zu stark in Conflict gerathen sein, sonst bleibt es unerklärlich, weshalb dieser Putlitz'sche Waldemar selbst in seiner märkischen Heimat, auf der Hofbühne zu Berlin, nur wenig zur Anerkennung kommen konnte. Putlitz liebt die scharfen dramatischen Accente nicht, er ist nicht Herr des höchsten tragischen Pathos. Liegt es nun vielleicht an seiner zahmen dramatischen Art, daß ein Stoff, wie der Stoff des märkischen Waldemar, der durchaus tragischen Ausgang fordern möchte, so wenig zieht? Wir müssen es dahingestellt sein lassen und können uns nur einfach an die Thatsache halten, daß der Putlitz'sche „Waldemar" nicht durchschlug. Freilich kann die Art, wie der zweifelhafte Waldemar zum echten, lange Jahre für todt gehaltenen gestempelt wird, Anstoß erregen, so schön und sinnig Putlitz auch mehrfach motivirt hat, weshalb sich der Putlitz'sche Waldemar so lange in der Welt herumgetrieben hätte. Die Masse des Volks liebt andere Effecte als die schöngeistigen, ganz abgesehen von dem viel bedeutendern dramatischen Reiz, den so ein falscher Waldemar mit seinem bewußten oder unbewußten Lug und Trug, mit seiner Selbsterkenntniß vielleicht, seiner Reue sogar, sicher mit seinem tragischen Ende beim Publikum erzielt, wie er ja doch auch auf den Dramatiker eine weit größere Anziehungskraft ausübt. Wir können aber doch trotz unserer Bedenken von dem Putlitz'schen „Waldemar" nicht ohne die Anerkennung scheiden, die wir der bühnenmäßigen, obwol etwas sehr zahmen dramatischen Dichtungsart des brandenburgischen Dramatikers schuldig sind.

20. Wilhelm von Oranien in Whitehall. Schauspiel in fünf Aufzügen von Gustav zu Putlitz. Berlin, Schlesinger. 1864. 8. 20 Ngr.

Der Name des Verfassers bestimmt uns, dies Schauspiel dem „Waldemar" anzufügen. Dieselben Vorzüge und dieselben Mängel, welche sich in allen andern größern dramatischen Arbeiten Putlitz' nachweisen lassen, sind auch dem „Wilhelm von Oranien in Whitehall" eigen. Doch hat dies Schauspiel noch seine eigenen Mängel, derentwegen denn auch die dramatische Wirkung des Stücks von der Bühne herab nur eine mäßige zu nennen war. Die Sprödigkeit des Stoffs mag viel verschulden. (Putlitz beweist überhaupt unserm Bedünken nach in der Wahl seiner Stoffe fast immer keine sehr glückliche Hand; denn selbst bei seinem „Testament des Großen Kurfürsten" kam ihm mehr die Localbedeutung des Stoffs als die dramatische Natur desselben zu Hülfe.) Was diese Sprödigkeit im „Wilhelm von Oranien" betrifft, so liegt sie in dem Mangel aller den Verstand wie das Gemüth des Lesers oder des Zuschauers gleich sehr fesselnden Momente. Daß die Heirathsgeschichte Wilhelm's von Oranien und der Marie von York allein den fesselnden Reiz nicht ausübt, sollte eigentlich verwundern. Allein das Publikum will so eine Geschichte drastischer aufgefaßt, als sie in sentimentaler Haltung erscheint. Wie man es mit so einer Heirathsgeschichte dem Publikum mundgerecht machen müsse, das hat am besten Hersch in seiner „Anna-Liese" verstanden. In der Zeichnung der handelnden Personen bewährte Putlitz seine geübte Hand. Am frischesten dünkt uns aus der Reihe derselben der natürliche Sohn Karl's II., der Herzog von Monmouth, dann Wilhelm von Oranien selbst, der Anwalt der niederländischen Sache, die er mit folgenden Worten sehr warm vertritt:

Was nennt ihr Holland? Ist's der Streifen Erde,
Den sich ein Volk vom Meere hat erkämpft?
Den es erworben mit dem Fleiß der Hand?
Sind es die Städte, die auf schwache Pfähle
Die Kraft des Volkes mächtig gründete?
Ist es ihr Schmuck, den heim'sche Kunst erzeugt?
Ihr Reichthum, den aus aller Länder Schätzen
Auf leichtem Kiel der Muth zusammentrug?
Nein, das ist Holland nicht! — Des Volkes Geist,
Dem Fleiß und Kraft und Kunst und Muth entsprang,
Das ist das Holland, dem ich mich geweiht,
Das ist die Heimat nur, für die ich lebe.
Mögt ihr (die Engländer) erobern Städte auch und Land,
Frei, ungebrochen bleibt der Geist des Volks,
Und was er einmal zeugte — eine Heimat,
Das wird er gründen auch zum zweiten mal.

II. Dramatische Dichtungen.

Wir haben wol eigentlich kaum nöthig, den Gegensatz zwischen dramatischen Dichtungen oder Gedichten und den Trauerspielen und Dramen, wie wir sie in der ersten Abtheilung dieses Artikels besprochen haben, näher auseinanderzusetzen. Was wir bei dem Gegensatze besonders

betonen, ist die Rücksicht auf Bühnenmäßigkeit. Da bedarf es eigentlich keiner besondern Auseinandersetzung, daß wir unter „dramatische Dichtungen" diejenigen Werke zusammenfassen, welche von vornherein auf Bühnenmäßigkeit verzichten, oder wofern sie nicht darauf verzichten, sie doch nur in höchst untergeordneter Weise berücksichtigten. Zugleich fügen wir diesen dramatischen Dichtungen einige Operntexte bei. Oben erwähnten wir (unter Nr. 17) einer Uebersetzung, welche unter den „dramatischen Gedichten" nachfolgen sollte. Diese Uebersetzung ist folgende:

21. Don Juan. Dramatisches Gedicht von Alexis Grafen Tolstoy. Aus dem Russischen übersetzt im Versmaße des Originals von Karoline von Pawloff. Dresden. 1863. Gr. 8.

Dies Gedicht ist dem Andenken Mozart's nnd Hoffmann's gewidmet. Und in der That, wenn wir jemals durch eine Nachbildung oder weiteee Ausfüheung des Mozart'schen Grundtextes befeiedigt woeden sind, so durch dieses Gedicht. Einen Theil der Hauptpersonen der Mozart'schen Oper treffen wir auch in diesem Gedichte an. So vor allem den Don Juan und den Allerweltsschalk Leporello; dann den Comthur, die Donna Anna und den Don Ottavio. Das Gedicht beingt zwar anch eine bunte Menge einzelner Scenen, aber doch nicht das bunte Operngemisch wie bei Mozart. Die Verführungsgeschichte der Donna Anna duech Don Jnan bildet ganz nnd gar den Mittelpunkt des Gedichts. Es beginnt aber nicht mit dem schlechten und verfehlten Versuche und der zugleich eintretenden Ermordung des Comthues duech Don Jnan, sondeen läßt beides erst eine Folge mehrerer anderee Scenen sein. Um der psychischen odee der metaphysischen Seite der Don-Jnan-Idee geeechter zu werden, als dies in einer Oper möglich ist, läßt der Verfasser in seinem Gedichte übersinnliche Wesen, himmlische Geister, den Satan u. s. w. mitspielen und betont nach kiechlicher Seite hin die Stellnng Don Juan's zur Inquisition. Freilich geht in dem Gedichte die nrspeüngliche naive Wirkung des Steinernen Gastes und der Feuerteufel, wie sie bei Mozart wirken, etwas verloren, dafür gewinnt abee doch die eigentliche Idee an Gehalt. Die Vermischung des Don-Juanistischen mit dem Faustischen liegt zu nahe, als daß wir nicht annehmen sollten, dee Verfasser habe bewnßterweise die Idee nach der Seite der Faustnatnr zu erweiteen odee zu begründen gesucht.

Das ganze Dasein ist ein böser Scherz,
Und dem, der alles, was es bietet, prufte,
Zur Seite weefend alles Gaukelwerk,
Dem bleibt das eine nur, die Sinneslust!
Der Liebe dürftiges, veezeretes Nachbild,
Das manchmal wir mit zugedrückten Augen
Minutenlang für Liebe halten können.
Warum denn noch Bedenken teagen? Nein,
Ich kann mich in mein Schicksal nicht ergeben,
Nicht dienen kann ich lügenden Gesetzen,
Mich knechtisch unterweefen einem Schatten.
An nichts mehe glaubend und durch nichts gehemmt
Lass' ich den Leidenschaften freien Lauf,
Erreichen werd' ich schnell und ohne Bangen
Ein jedes Ziel, mit Füßen alles treten
Und rächen mich an diesem flachen Leben.
— — — — — — — — —
Geh ohn' Erbarmen denn und ohne Reue
Wie dee Vertilgungsengel durch die Welt,
Der Liebe Teuggestalt bekämpf' aufs neue;
Dee Lügen Netz, das dich umfangen hält,
Zerreiße du wie schwaches Spinngewebe,
Der Rache nur, der Leidenschaft nur lebe,
Dem Schicksal trotzend gehe deine Bahn,
Verhöhne jene Macht, die dich betrogen,
Und wie das Schiff beherrscht die Meereswogen,
Beherrsche du das Leben, Don Juan!

Dies aus dem langen Monologe, mit dem sich Don Juan einführt. Er zeigt deutlich den Unterschied zwischen dem naiv genießenden Don Juan der Mozaet'schen Oper und dem reflectirend genießenden des Tolstoy'schen Gedichts. Das Faustische Gefühl der Ruhelosigkeit nnd Nichtbefriedigung tritt nirgends stärker hervor als nach der Verfüheungsscene in dem Bekenntniß:

Ich hab's erreicht! Und die Befriedigung,
Die ich erwartet, fühl' ich nicht im Innern.
Sie hat sich unbewußt mir hingegeben,
Verwirrung half und Ueberraschung mir.
Den Sieg hab' ich gestohlen wie ein Dieb.

Den schwächsten Punkt in der Mozart'schen Oper bildet bekanntlich dee Unteegang des Don Juan. Tolstoy hat insofern nachgeholfen, als er den Don Juan nach der Scene mit dem Steineenen Gaste in eine schwere Krankheit veefallen und als reuigen Sünder sterben läßt. Inwieweit damit die Don-Juanistische und Faustische Natur einen wirklichen Abschluß findet, lassen wir dahingestellt.

22. Cäcilia. Historische Tragödie von J. Weißbrodt. Münster, Theissing. 1863. 16. 20 Ngr.

Obschon das Gedicht ausdrücklich „historische Tragödie" betitelt ist, so zählen wir es doch zu den dramatischen Dichtungen, bei denen die Rücksicht auf Bühnenmäßigkeit nicht allzu sehe überwiegt. Das Gedicht ist „Ihrer Majestät Maria Königin Beidee Sicilien" gewidmet.

Von hehren Heldenzeiten will es singen,
Da Christi Kirche noch als junge Braut
Mit jenem Weltreich mußt' im Kampfe ringen,
Das ird'scher Stolz durch Raub sich aufgebaut,
Bis um ihr Haupt den Kranz sie konnte schlingen,
Den reich mit ihrem Herzblut sie bethaut.
Von einer Rose, diesem Kranz entsprossen,
Hat feomm mein Lied den duft'gen Kelch erschlossen.

So heißt es in der Widmung. Was der Verfasser versprochen, das hat er anch im ganzen gehalten. Das Stück liest sich nicht ohne Interesse, und die kirchlich-christlichen Bezüge sind mit großer Wärme betont. Im ganzen aber macht das Stück einen etwas monotonen Eindruck, weil es doch zu sehr nach der einen Rücksicht, mit den christlichen Bezügen sentimental zu wirken, geschrieben ist. Es spielt zur Zeit des Alexander Severus in Rom. Die Gegensätze, aus denen sich so ein Stück entwickelt, die Persönlichkeiten und die Motivirungen der Handlung kennt man aus andern das gleiche Ziel verfolgenden Stücken schon zur Genüge. Auf der einen Seite die förmlich verschmachtenden und hinsiechenden Anhänger des christlichen Glaubens, auf der andern zelotische Anhänger des Römerthums; hier nur crasse Auffassung des Lebens, dort alles auf die Verhimmelung der Idee gerichtet. Jedoch wußte sich der Veefassee frei von allen zu starken Extremen zu halten; wir scheiden von seiner Aebeit nicht ohne Anerkennung.

23. Bischof Cyprian. Ein dramatisches Gedicht. Stuttgart, S. G. Liesching. 1862. 8. 24 Ngr.

Man eekennt in dem deamatischen Gedicht „Bischof Cyprian" wol den guten Willen des Verfassers, aber dee gute Wille hat doch nicht duechgehends ausgereicht, den etwas spröden Stoff für alle Gemüther zugänglich zu machen. Es geht so mit Stoffen, die auf der Wende der christlichen und heidnischen Welt stehen. Wir hätten hier eigentlich zu wiederholen, was wir kuez zuvor bei der „Cäcilia" ausgespeochen haben. Es wäre aber zum Ueberfluß. Das Gedicht spielt in Karthago um

das Jahr 250 und bietet als dramatische Idee die Verherrlichung des Märtyrerthums. Die Sprache ist nicht durchgängig gleich flüssig. Wo der Verfasser warm wird, gewinnt seine Sprache Schwung; an einzelnen Stellen aber merkt man ihm den Zwang an, den er sich mit den fünffüßigen Jamben auflegte. Sehen wir uns nach einer schwungvollen Probe um; nehmen wir Act 1, Auftritt 8, Monolog der Justina:

„Gehab dich wohl!“ Das sprach er so gemessen,
So kalt, als wär' er Fremdling hier im Haus.
Ich fürchte mich, ich zittre, wenn er kommt,
Und dennoch ist mir's leid, geht er von dannen.
Was will ich aber? Ist Demetrian
Nicht jung und schön, nicht edel die Gestalt?
Blitzt nicht aus seinem Auge Geist und Kraft?
Wer darf sich ihm vergleichen von den Söhnen
Der ältesten Geschlechter in der Stadt,
Wenn er in seines Amtes hohem Glanz
Zum Richthaus geht an des Proconsuls Seite?
Er liebt mich, sagt er, und betheuert mir's
Mit heißen Schwüren jeden Tag aufs neue,
Und läßt sich nicht die lange Wartezeit
Verdrießen um ein Mädchen, die ihm nichts
Zu bieten hat als ihren guten Namen
Zusammt dem jungen Blut! Des Vaters Wort,
Das strenge, hat ihm längstens zugesagt,
Die Mutter selbst, die treue, liegt mir an,
Ihn zu erhören; der Gespielen Mund
Weiß nur von meinem Glücke zu erzählen
Und schilt mich grausam jetzt, jetzt unvernünftig.

24. Das Mädchen von Korinth. Eine Operndichtung in vier Acten von Julius Rodenberg. Componirt von J. J. Bott. Berlin, Lüderitz. 1862. 8. 10 Ngr.

Ein Operntext, der bereits componirt ist. Im April 1862 wurde die von Jean Joseph Bott componirte Oper in Berlin zum ersten male aufgeführt. Julius Rodenberg wollte sich nun nicht ganz mit der hin und wieder veränderten Form begnügen, welche sein Gedicht unter der Hand des Componisten angenommen hatte. Dürfe der musikalische Theil einer Oper auf eine richtige Würdigung beim Publikum hoffen, sobald er nur angemessen ausgeführt werde, so thäte man der Dichtung als solcher um so mehr unrecht, wollte man sie nach dem an der Theaterkasse ausgegebenen Textbuche beurtheilen. Und in gewisser Beziehung hat Rodenberg hierin nur zu recht. Denn der Componist fragt nicht: welche Stellen hast du mit dem größten Fleiße ausgearbeitet, welche Scenen hältst du für die gelungensten, welche Motivirungen dünken dich die unumgänglich nothwendigsten: der musikalischen Wirkung wie dem Opernschematismus müssen sich auch die besten dichterischen Intentionen unterordnen. Ist der Erfolg der Oper hinterdrein zweifelhaft, so fällt der größte Theil der Schuld gewiß auf den Text, es ist das nicht allein einmal so hergebracht, so gäng und gebe, es liegt das noch mehr in der Natur der Zwittergattung, die nun die Oper einmal ist. Gehört das „Mädchen von Korinth“ vom lyrischen Standpunkt aus zu den bessern Operndichtungen, ja zu den so guten, wie sie überhaupt nur existiren können, so möchte sich doch vom dramatischen Standpunkt aus gegen Verschiedenes Einspruch erheben lassen. Der Stoff ist aus der römischen Kaiserzeit gewählt. Held ist Kaiser Nero. Wir selbst haben uns durch Augenschein von der Wirkungsfähigkeit der Oper nicht überzeugen können, da wir sie von der Bühne herab nicht gesehen haben; uns dünkt aber, als müßte der Zuschauer wie der Leser keinen rechten Glauben an die in der Oper wirkenden Persönlichkeiten erhalten. Es fehlt dem Stoffe für das Herz des Lesers an einem zündenden Funken. Die Liebelei des Nero mit der Aktäa zieht uns nicht nur nicht an, sie gießt nicht nur nicht einen Tropfen sympathischen Gefühls in unsere Nerven, nein sie erkaltet in uns jeden Aufschwung, mit dem wir das Geschick der Aktäa verfolgen könnten: die Schuld liegt vielleicht weniger an der Aktäa, als an dem Nero. Um so weniger wird sich aber der Leser für die Anlage der Handlung interessiren können, je weniger er im Stande ist, die Voraussetzungen des historischen Nero-Charakters festzuhalten. Hinsichtlich des scenischen Baues und hinsichtlich wirkungsvoller Gegensätze aus der römisch-griechischen Welt und der christlichen Anschauungsweise möchte sich das „Mädchen von Korinth“ sehr empfehlen, jene erste Voraussetzung, ob dem Zuschauer für die Persönlichkeiten wirkliches Interesse abzugewinnen wäre, dabei als offene Frage gelassen.

25. Drei Operndichtungen von Peter Lohmann. Leipzig, Merseburger. 1861. 16. 15 Ngr.

Schon oben deuteten wir an, daß sich der Kritiker dem Dramatiker Lohmann gegenüber stets in einer gewissen Verlegenheit befindet. Man weiß nie, ob das, was zu kritisiren man sich die Mühe gibt, bei dem Verfasser selbst nicht schon zu den überwundenen Standpunkten gehört. Nach diesen drei Operndichtungen ließ Lohmann noch einige Dichtungen ähnlichen Genres erscheinen, welche seinem eigenen Princip jedenfalls noch mehr entsprechen sollten, als die früher veröffentlichten. Unsers Bedünkens ist Lohmann an eine dramatische Grenze gelangt, bei der das Dramatische überhaupt sein Ende findet. Mit diesen Operndichtungen betritt er den Weg der Abstraction in solcher Weise, daß den Personen das wahre Leben ganz abhanden kommt. Freilich betont Lohmann dafür das rein Menschliche. Allein dies rein Menschliche muß sich nothwendigerweise in einer unser Gemüth fesselnden Handlung ausprägen, wenn wir uns nicht durch das rein Menschliche in seiner Allgemeinheit gelangweilt finden sollen. Nach der Seite der das Gemüth befriedigenden Handlung thut aber Lohmann vielleicht absichtlich zu wenig. Inwiefern diese seine Operndichtungen sich der musikalischen Bearbeitung dienstbar erweisen würden, inwieweit sie durch dieselbe zu wirksamen Bühnenwerken ausgebildet werden könnten, wagen wir gar nicht zu bestimmen. Operntexte gewöhnlichen Schlags sind sie nicht, das ist ihr Vorzug; wären sie das, sie hätten am Ende schneller Bearbeiter gefunden, obschon, wir wie meinen, es einige junge Componisten mit dieser oder jener der drei Operndichtungen versucht haben. Vielleicht taugen die Operndichtungen am besten zu melodramatischer Behandlung, obgleich auch bei dieser die zu vielen, ganz allgemein gehaltenen Gefühlsergüsse der Personen einen etwas ermüdenden Eindruck hinterlassen möchten. Betitelt sind die Operndichtungen: „Die Rose vom Libanon“, „Die Brüder“, „Durch Dunkel zum Licht“. Das nicht nur äußerlich bedeutendste der drei Werke ist das erstere. Es enthält mehrere fesselnde Scenen. Wahrscheinlich würde bei entsprechender musikalischer Bearbeitung der drei Operndichtungen die „Rose vom Libanon“ den Preis davontragen.

26. Der Deutschen Hort. Festspiel zur Versammlung der deutschen Kunstgenossenschaft in Weimar von Wilhelm Genast. Weimar, Böhlau. 1863. Gr. 16. 6 Ngr.

Die Wissenschaft, die Dichtkunst, die bildende Kunst, Germania, die Tonkunst sind die redenden Personen. Das Festspiel darf für eine edle Verherrlichung der guten Geister des Friedens gelten. Es ward zur allgemeinen deutschen Künstlerversammlung, welche vom 17. bis 21. August 1863 in Weimar statthatte, gedichtet. Festspiele verlieren gewöhnlich mit ihrem nächsten Zweck sehr viel von ihrem Werthe. Doch möchte das vorliegende den nächsten Zweck überdauern und bei ähnlichen Festgelegenheiten sicher noch immer am Platze sein, da es durchgehends aus warmer Empfindung geflossen und in schöner Sprache gehalten ist. So spricht Germania:

Das Auge der Unsterblichen umkreist,
Dem Adler gleich, der in den Lüften schwebt,
Was ein Jahrhundert an der Menschheit webt
In sichrer Schau mit unbeirrtem Geist.
Und ein Jahrhundert ist dahingeflossen
In wechselvollen Mühen, Noth und Drang,
Nur karge Friedenslabung hat genossen
Mein schwergeprüftes Volk; doch es bezwang

In hartem Streite seiner Gegner Macht.
Und schöner als vom Lorber mancher Schlacht
Glänzt ihm die Stirn vom Sieg, den es errang
Ueber den schlimmern Feind im eignen Busen.
Es fand den Weg aus dumpfer Wüstenei
Geleitet von der Hand der hehren Musen;
In ihrer milden Pflege sog's Erquickung,
Erstarkte allgemach und rang sich frei
Aus des Gemeinen schmählicher Umstrickung.

Warum nur immer gerade die Dichter, denen der Beruf nicht abgesprochen werden kann, so gern ihre Kräfte an bloße Literaturproducte verschwenden, anstatt daß sie voll ins wahre Leben hineingreifen und dies wahre Leben in flammenden Worten verschönen sollten! Anstatt einzusehen, daß das schönste Gedicht, was überhaupt ein Mensch schreiben kann, die poetische Gestaltung — wohlverstanden die thatsächliche, nicht die reflectirende in einem Dichtwerke — des eigenen Lebens auf der Basis einer allseitigen harmonischen Entwickelung ist, trennen sie in sich den Menschen vom Dichter und schaffen sich selbst den qualvollen Zwiespalt des Ringens nach einem unmöglichen Ideale und, was das Betrübendste ist, suchen die Bereicherung der Literatur in schon todt zur Welt kommenden Producten. Man sagt freilich, die Zeit der bloßen Literaturwerke sei vorüber; allein wenn die berufensten unter unsern Dichtern sich von dem Irrthum nicht lossagen können, als liege der Dichterberuf nur in der Herrschaft über das schöngeistige Element in der Menschennatur, wie sollen die weniger berufenen ihn in etwas anderm finden, denn in einer gewissen formellen Vollendung! Diese Betrachtung drängte sich uns unwillkürlich bei der Lektüre des nachfolgenden Werks auf, das einen der bedeutendsten des münchener Dichterkreises zum Vater hat:

27. Die Walkyren. Dramatisches Gedicht in drei Acten von Hermann Lingg. München, Lentner. 1864. 16. 26 Ngr.

Offen gestanden, das Gedicht läßt sich schwer besprechen, schwer kritisiren. Steht man auf dem schöngeistigen Standpunkte, um sich als gebildeter Mensch mit den altnordischen mythologischen Geschichten, den fernliegenden Persönlichkeiten und dem Hereinspielen halber oder ganzer Götter abfinden zu können, nun so läßt man das Gedicht mit einer gewissen regen Spannung an sich vorbeiziehen, zumal wenn sich in der formellen Gestaltung des Stoffs, in der gedankenreichen Sprache eine bedeutende Kraft wie Lingg ausspricht. Aber mit der letzten Seite des Buchs ist auch die tiefere Theilnahme verschwunden und so ein Gedicht muß sich erniedrigt sehen, daß es eben nicht mehr erreichte wie das erste beste seichte Product, das uns eine Stunde oder etwas länger die Zeit verkürzt hat. Möglich freilich, daß Lingg einem Kritiker zürnen muß, der in ein Gedicht wie die „Walkyren" nicht tiefer eindringen kann. Vielleicht liegt dem Gedichte eine tiefere Idee zu Grunde, vielleicht hat der Dichter einem tiefern Gedanken Ausdruck und Leben geben wollen. Vielleicht soll der Bezug auf uns moderne Menschen in der Erkenntniß einer Weltordnung liegen, in der sich der einzelne Mensch nicht ungestraft mit dem Göttlichen identificiren darf, daß dagegen die gleichsam prophetische Anschauung der zukünftigen Weltverhältnisse Ausfluß oder Folge der demüthigen Unterordnung unter das Göttliche sei. Wenigstens möchten wir dahin Walarmir's Worte am Schlusse deuten:

Er war es (nämlich ein Heldensohn, welcher zum Siege führen
würde), ja gewiß! Denn wie zuweilen
Die Feste dieser Erde bis zum Grund
Sich aufschließt und sich ihre Felsen theilen,
Daß uns ihr Inneres wird durch Flammen kund,
So zieht wol auch im großen Augenblicke
Ein Gott den Schleier weg vom Weltgeschicke,
Und Dinge, Thaten sehen wir geschehn,
So wunderbar und übermenschlich groß,
Daß wir sie nur als einen Wink verstehn
Aus höhrer Macht um unser Erdenlos.

Betrachten wir den Stoff der „Walkyren" an und für sich, so beruht der dramatisch-tragische Conflict in der frevelhaften Kühnheit, mit der sich die drei Königssöhne von Seeland: Hamal, Egil, Wölundur die drei Walkyren: Schwanwithe, Alrune, Alwitur zu eigen machen, sowie in der aus dieser frevelhaften Kühnheit entspringenden Strafe. Mit Recht nannte Lingg sein Werk ein dramatisches Gedicht und nicht ein Drama, da es die Bedingungen des letztern, was die dramatische Verwickelung betrifft, durchaus nicht erfüllt. Ob er aber nicht noch besser gethan, auch auf das dramatische Gedicht zu verzichten und, wenn denn der Stoff einmal verwendet werden sollte, ihn in rein epischer Gestalt zu geben: uns will es wenigstens so bedünken!

28. Adam. Ein dramatisches Gedicht.

Weder ein Verfasser, noch ein Verleger, noch eine Jahreszahl ist auf dem Büchlein angegeben. Vielleicht stammt es direct aus dem Paradiese. Nur die Bemerkung am Schlusse: „Druck von G. Köpsel in Berlin", läßt vermuthen, daß es doch wol irdischen Ursprungs ist. Da hat sich nun der anonyme Verfasser Mühe genug gegeben, Gott, Adam und Eva reden zu lassen, wie wir etwa reden würden, wären wir in der Lage des Adam oder der Eva. Damit ist hinlänglich angedeutet, worin die Schwäche des dramatischen Gedichts liegt. Kein Gedankenraffinement, keine noch so glänzende Dialektik vermag den auf offenbarter Ueberlieferung beruhenden Schöpfungsanfang, wie ihn die Bibel vorführt, mit dem Sündenfall als Ende, in motivirterer Gestalt, als dies die Bibel thut, wieder vorzuführen. Wir sagen nicht, daß der anonyme Dichter des „Adam" ein verfehltes Werk unternahm, aber ein fruchtloses um so sicherer. Doppelt und dreifach macht sich bei dem Stoffe des „Adam", während es bei den „Walkyren" höchstens einfach war, der Zwiespalt unserer modernen Dichtkunst geltend, deren ganze Schaffenskraft nicht in einem unmittelbaren Empfinden des Großen und Schönen und in Wiedergabe dieses unmittelbar Empfundenen, sondern in einer alle Kräfte des Geistes in Anspruch nehmenden, beziehentlich aufreibenden Gedankenthätigkeit beruht. Schade um die Kräfte, welche an diesen „Adam" verschwendet sind. Und Kräfte sind genug an ihm verschwendet. Man merkt überall, daß der anonyme Verfasser kein gewöhnlicher Geist sein kann; doch aber ist er über die Reflexionspoesie, welche aus jedem Menschen einen angehenden Faust oder Hamlet macht, nicht weit hinausgekommen. Nimmt sich's nicht ziemlich modern aus, wenn Adam bei seinem ersten Auftreten larmoyant zu monologisiren beginnt:

Der du mit Strahlen angethan,
O sieh auf mich herab!
Wenn mich dein Ohr vernehmen kann,
Nimm mir den Kummer ab!
Mein Sinn ist trüb', mein Kopf ist schwer,
Nicht glücklich fühl' ich mich;
Du gabst mir viel zum Glücke, Herr,
Und doch flieht Freude mich.
Was rund umher dein Strahl erreicht,
Preist ob des Daseins dich;
Doch mich, der Schöpfung Herr, beschleicht
Der Gram! Warum nur mich?

Einst gab es eine Zeit, da jeden Morgen
Des Daseins Wonn' ich reger nur empfand;
Da leichten Sinnes, unbekannt mit Sorgen,
Ich jeden Tag zu neuer Lust erstand.
Damals war vieles neu! Jetzt, da ich alles kenne,
Stimmt trübe mich, was mich mit Freud' erfüllt;
Nur eines ist's, was ich voll Schmerz erkenne:
Hier ist kein Wesen, das mir ähnlich fühlt!

29. Das Gelübde. Ein Mysterium in fünf Aufzügen von Hermann Hölty. Kiel, Schröder und Comp. 1863. 8. 20 Ngr.

Dies dramatische Gedicht ist unendlich tief empfunden, durchdrungen von einer religiösen Wärme, wie man sie in dramatischen Producten der Gegenwart nur sehr selten findet. Es dreht sich um das Buch Hiob und um die Selbstverleugnung des Dichters Lonoda. Dieser schwört am Schlusse des zweiten Aufzugs:

Herr, segne dieses Buch, dein Buch, das ich
Allein zu deiner Ehre hier nun lege
Auf den Altar! Daß du erkennen mögest,
Daß es sich nicht um meine Ehre handelt,
Nur um die deine, so gelob' ich dir: — —
Verzeihung, Herr, daß ich nicht dies Gelübde
Vorm Volke öffentlich, wie's sonst Gebrauch,
Aussprechen kann. Herr, höre mein Gelübde.
Niemals soll jemand je von mir erfahren,
Daß ich geschrieben habe das Buch Hiob.
Verfluche mich, Jehovah, schlage mich
Mit deines Zornes Donnerstrahl hinunter
Bis in die Höllentiefen des Scheol,
Wenn ich dies mein Gelübde jemals breche;
Doch halte ich es, dann laß deine Gnade
Mit ihrem vollsten Sonnenscheine mich
Bestrahlen, dann erhöhe mich, Jehovah,
Zu einem Glück, zu einem Segen, wie
Er deinen Auserwählten nur beschieden!

Der auf Lonoda eifersüchtige Levit Ariam indeß ist hinter das Geheimniß gekommen, er maßt sich die Erfindung des Buches Hiob an. Lonoda schweigt ein Weilchen zu diesem Betruge. In heftigster Aufregung aber ersticht er den Ariam. Lonoda wird als Mörder zum Tode geführt. Obwol nun hinterdrein der Betrug des Ariam ans Licht kommt, ist es doch zu spät, den Lonoda noch zu retten.

Es ist gestorben Lonoda und „Lobt
Den Herrn" sein letztes Wort gewesen.
Sein todtes Auge sah noch auf zum Himmel,
So fromm, als ob es bäte um Vergebung.

Eins der eigenthümlichsten dramatischen Gedichte, das mit keinem der voraufgehenden auch nur die geringste Aehnlichkeit besitzt, bringen wir zum Schlusse dieser zweiten Abtheilung.

30. Der geraubte Schleier. Dramatisirtes Märchen nach Musäus von Joseph Victor Widmann. Winterthur, Lücke. 1864. 8. 18 Ngr.

Müssen wir auch das dramatisirte Märchen für eine ganz fruchtlose Arbeit halten, indem nun einmal die Gegenwart alles andere, nur nicht die Romantik liebt, wie sie zu Anfang dieses Jahrhunderts gäng und gebe war, so wollen wir damit doch weder dem Fleiße noch auch der Begabung des Verfassers irgendwie zu nahe treten. Wir können eben nur sagen: schade um die viele Mühe! Das dramatisirte Märchen bietet recht nette poetische Scenen; aber wie gesagt: die Gegenwart will von all den redenden Thieren, Winden, Bäumen und Sträuchern, wie sie die Romantiker liebten, in einem dramatischen Gedichte nichts oder wenig wissen. Damit sind wir mit unserer Kritik am Ende. Um dem Verfasser indeß eine unparteiische Genugthuung zu bieten — wir ahnen, daß er sich von unserer Besprechung, die er für eine Absprechung hält, was sie indeß gar nicht sein soll, gekränkt fühlen wird —, wollen wir eine Scene anführen, den Anfang der ersten Scene des zweiten Aufzugs:

Murmelthier.
Was? Treff' ich dich, o Freund? Wie steht's?
Gar lang hab' ich dich nicht gesehen,
Du blickst so traurig drein. Wie geht's?
Siebenschläfer.
Ach lieber Gott, wie soll es gehn?
Du siehst mich reisefertig hier,
Ich bin aus meinem Bau vertrieben.
Murmelthier.
Wär's möglich! Kaum scheint's glaublich mir.
Siebenschläfer.
Und doch ist's so. Wär' ich geblieben
In meinem kleinen, netten Haus,
So hätte mich der Fuchs gefressen.
Drum floh ich zeitlich noch heraus.
Murmelthier.
Der Fuchs? Wie falsch! Wie pflichtvergessen!
Siebenschläfer.
Du weißt, es war durch eine Wand
Sein Bau von meinem nur geschieden,
Doch schien sie mir ein Unterpfand
Für gegenseitig festen Frieden.
Allein auf einmal, letzte Nacht,
Hört' ich ihn leis' und eifrig kratzen,
Es war mein Glück, daß ich erwacht'.
Stets näher klang sein gierig Schmatzen.
Da packt' ich auf, da zog ich aus
Und ließ dem Fuchs das leere Haus u. s. w.

Nähme das dramatisirte Märchen etwa den dritten Theil seiner jetzigen Länge ein, wir hielten es für ein großartiges Ausstattungsstück, bei dem in Maschinerie und Decorationswesen der Romantik und Phantastik das weiteste Feld eröffnet wäre, sehr geeignet.

III. Lustspiele und Possen.

31. Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. Dreiundvierzigster Jahrgang für 1864. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1864. Gr. 12. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wir verweisen das alte Haupt der dramatischen Jahrbücher an diese Stelle, obschon es eigentlich wol unter den ernsten Dramen ein Plätzchen fordern dürfte. Aber es gibt sich der Hauptsache nach so lustig und drückt sich mehrfach die Schellenkappe so verwogen auf, daß es sich's hier unter dem Schutze der komischen Muse am liebsten wird gefallen lassen. Zwar gehören die beiden Stücke: „Der Sohn des Wucherers", von Brachvogel, und die dramatisirte Romanze: „Der Brautkranz", von Gubitz, zu den ernstern Stücken; allein die Mehrzahl entscheidet, und diese Mehrzahl, nämlich vier Stücke, ist komischen Genres. Unter allen Gaben des Jahrbuchs möchte Brachvogel's „Sohn des Wucherers" die bedeutendste sein. Das Stück ist keineswegs neu, es ist älter als der „Narciß". Es ist auch mehrfach aufgeführt worden, meist nicht ohne Erfolg. Wir selbst haben es von der Bühne herab kennen gelernt, erinnern uns aber nicht mehr, ob es damals eine andere Gestalt, wenn auch nur theilweise denn jetzt hier gezeigt hat. Uns ist der „Sohn des Wucherers" immer als eins der frischesten Brachvogel'schen Stücke erschienen, wenn in ihm auch die Brachvogel'sche Kunst noch in einer gewissen Unreife dasteht. Der Gubitz'sche „Brautkranz" beansprucht nur einen kleinen Fleck, er ist ein sehr simples Ding. Von den vier übrigen Gaben des Jahrbuchs betitelt sich Friedrich Tietz' „Der Herr Inspector", Lustspiel; Heinrich Smidt's „Alles Maske!" und Kleebus' „Die Ritterprobe", Schwank, P. A. Wolff's „Kammerdiener", geradeheraus Posse. Und dieser

„Kammerdiener" ist eine Posse aus älterer Zeit, ein etwas stämmiger, urwüchsiger Bursche mit vielen halbschlechten und ganzschlechten Witzen im Munde. Aber er hat noch nichts von der höhern Blödsinnsschwindsucht an sich, wie die neuesten Possen; er läßt seine Personen auch noch nicht durchaus in dem kauderwelschen Prostitutionsjargon reden, wie das unter den modernen Possenfabrikanten gäng und gebe ist. P. A. Wolff kannte noch andere literarische Rücksichten, als daß er nichts weiter denn ein dramatischer Possenreißer hätte sein mögen. Ueberall, wo sich für die „Madame Hirsch" eine Darstellerin wie an der berliner Hofbühne befindet, ist der „Kammerdiener" noch jetzt Repertoirestück. Was will denn aber das alte Stück hier? so möchte man fragen. Ist es denn noch nie gedruckt worden; ei freilich, ist's gedruckt worden, im elften Jahrgange dieser „Bühnenspiele" hat es gestanden. Der Herausgeber bemerkt: „Der elfte Jahrgang dieser «Bühnenspiele» fehlt gänzlich, und da besonders dies Werk, unter dem von Pius Alexander Wolff angenommenen Verfassernamen Leitershofen auf allen deutschen Bühnen heimisch, sehr oft verlangt wird, ist es hier angereiht, um den Anforderungen zu genügen." Nun, der „Kammerdiener" scheint seine Schuldigkeit gethan zu haben. Wir fanden bereits eine zweite Auflage dieses neuesten Jahrgangs angezeigt, der „Kammerdiener" muß also wol gezogen haben. Die drei andern komischen Stücke sind echte Verkleidungsstücke. In dem theilweise nach einem alten deutschen Stoffe bearbeiteten „Der Herr Inspector" tritt ein junger Graf in der Gestalt eines Inspectors seines eigenen Gutes auf. Man kennt derartige Lustspiele schon. Der gräfliche Herr Inspector verliebt sich in ein junges Mädchen aus dem Mittelstande und so weiter; selbst eine blinde Frau sieht den Ausgang schon deutlich vor Augen. Wie dieser „Herr Inspector" so ist wol auch das Smidt'sche „Alles Maske!" hier und da aufgeführt worden; die „Ritterprobe" von Kleebus dagegen, ein höchst bescheidener Schwank mit einigem Studentenulk, blickt wol noch sehnsüchtig nach der ersten sich seiner erbarmenden Bühne.

32. Friedrich Schiller als Mensch und Dichter. Ein Lebensbild in vier Abtheilungen von Ferdinand Fränkel. München, Finsterlin. 1863. 16. 10 Ngr.

Ein Lebensbild! Ein Lustspiel ohne Saft und Kraft! Daß die Dramatiker doch gar nicht von der bösen Gewohnheit lassen können, Dichter oder Schauspieler als Helden auf die Bühne zu bringen. Allermeist täuschen sie sich in der Wirkung ihrer Helden ganz entsetzlich. Am allermeisten aber, wenn sie einen Schiller in solcher Weise, wie Fränkel dies thut, dramatisiren. Die vier Abtheilungen des Stücks führen die besondern Ueberschriften: „Schiller's Heimatjahre", „Der Liebe Schmerz und Freude", „Eheglück und Freundschaftsopfer", „Des Dichters Heimkehr". Auf knapp hundert Seiten wird gleich ein ganzes Jahrzehnt dramatisirt. Mag das Stück immerhin gut gemeint sein, auf die Länge kann man die Rührseligkeit, wie sie darin herrscht, nicht ertragen. Verherrlichungen wie hier am Schlusse des Stücks, wo Schiller spricht: „Der Lorber mir! Gekrönet schon auf Erden? O meine Freunde, wie beglückt ihr mich; so hätt' ich nicht umsonst gelebt, und wenn ich denke, daß in hundert und mehr Jahren, wenn auch mein Staub schon lang verweht, man noch mein Angedenken segnet und mir im Grabe Thränen und Bewunderung zollt, dann fühl' ich's, daß der Dichter nicht umsonst gewirkt und segne meinen Beruf auf Erden", klingen von der Bühne herab entweder platt oder anmaßend! Wie viele vor der Bühne sitzende Zuschauer müssen zufrieden sein, daß ihr Staub verweht, ohne daß sich ihrer ein einziger Mensch erinnert, und sie haben gleichwol im Leben mit allen Kräften ihre Schuldigkeit gethan. Mit solchen Verherrlichungen nützt man dem Cultus des Genies gar nicht, weil man eben nur in billiger Weise den Erfolg des Genies betont, ohne die Bedeutung oder das Wesen des Genies auch nur annähernd anschaulich machen zu können.

33. Die neueste Mode. Lustspiel in zwei Aufzügen von A. von Breitschwert. Cannstatt, Bosheuyer. 1863. Gr. 8. 5 Ngr.

34. Eisenbahn und Telegraph. Posse in zwei Acten von A. von Breitschwert. Cannstadt, Bosheuyer. 1861. 8. 5 Ngr.

Sehr bescheidenen Ansprüchen möchten die beiden Stücke allenfalls genügen, aber auch nur sehr bescheidenen. Die Posse „Eisenbahn und Telegraph" ist laut Angabe des Verfassers auf den Theatern zu Stuttgart, Cannstatt, Ulm, vielleicht auch noch anderwärts aufgeführt worden. Sie bewegt sich in dem gewöhnlichen Theatergleise, bei dem durch Verwechselung zweier Drveschen und eine Verkleidungsscene ein halb Stündchen verscherzt und vertrödelt wird. Das Lustspiel „Die neueste Mode" bietet etwas mehr. Es wendet sich gegen die übertriebenen Damenmoden. Aber der Verfasser schießt darin stark über das Ziel hinaus, indem er nicht bei dem Satze stehen bleibt, daß jede Uebertreibung der Mode und jede blinde Nachäffung aller Moden widrig, sondern seinerseits statt der weiten Röcke der Damen und der Gesellschaftsfracks der Herren schönen malerischen altdeutschen(?) Costümen zum Siege verhilft. Das heißt aus einem Extrem ins andere fallen.

35. Carolina oder ein Lied am Golf von Neapel. Liederspiel in einem Aufzuge von Gustav zu Putlitz. Berlin, Schlesinger. 1863. 8. 7½ Ngr.

Ein kleines sehr harmloses Lustspiel mit einigen Liedern ausgestattet. Die Verwickelung der Handlung ist sehr einfach. Die originellste Figur des Stücks bildet ein Engländer, welcher die Welt durchreist, um zehn Nationallieder zu lernen. Es ist dieser Lord in ähnlicher Gestalt schon in wer weiß wie vielen Stücken müde gehetzt, möglich aber, daß er auf ein genügsames Publikum immer noch Wirkung ausübt. Dann tritt eine kokette Marchesa auf, welche ihren Sohn durchaus mit ihrer Nichte verheirathen will. Diese Nichte liebt aber einen in alle Welt gegangenen Offizier. Der Offizier kehrt in der Gestalt eines Schiffers heim, und das Stückchen endet nach einer Verkleidungsscene, aus welcher der Offizier als Bräutigam der Nichte hervorgeht. Auch dem Lord wird sein Recht; denn er, der Melodien nur mit größter Mühe behalten kann, er hat es am Schlusse wirklich dahin gebracht, ein neapolitanisches Schifferlied nachsingen zu können.

36. Sigmund Schlesinger's Originallustspiele. Erster Band. Berlin, Lassar. 1863. Br. 8. 1 Thlr.

Unter den jüngern Theaterschriftstellern hat sich Sigmund Schlesinger sehr schnell allgemeiner und vortheilhaft bekannt gemacht. Er producirt leicht und fängt klein an. Er könnte vielleicht groß aufhören, wenn er eben nicht zu leicht producirte. Es geht aber bei ihm mit einactigen Stücken wie im Fluge. Ein paar Jahre mag ihm seine Phantasie da vielleicht dankbare Stoffe zuführen, viel länger aber gewiß nicht. Schon in diesem ersten Bande findet sich neben Natürlichem viel Gesuchtes, viel Concessionen an den Coulissenschein. Schlesinger wurde zuerst besonders wegen seines kleinen Stücks „Mit der Feder!" gerühmt. Dies Stückchen, Dramolet ist es betitelt, steht hier im Buche voran, und es ist auch unter den sechs den ersten Band füllenden Stücken jedenfalls das bedeutendste. Es steht mit den bessern Sachen französischer Autoren auf gleicher Stufe, d. h. was die Leichtigkeit, Gewandtheit und Zierlichkeit betrifft, mit der eine einfache Idee hin- und hergeschoben und beleuchtet wird. Die Franzosen betiteln derartige kleine Stücke Proverbes, Dramolet ist dafür eine etwas sehr schwerfällige Bezeichnung; am besten noch wäre geradezu in der Verkleinerungsform „Lustspielchen" zu sagen. Von allen Schlesinger'schen Stückchen möchte dies „Mit der Feder!" wol am meisten aufgeführt sein. Das zweite Stück des Buchs heißt „Gustel von Blasewitz". Es bezeichnet sich als „dramatisirte Anekdote". Die Person

Schiller's muß das ganze Stück retten. Wir halten einmal grundsätzlich von solchen Stücken nicht viel, bei denen der Cultus des Genies bis zum „Kleekuchen“ heruntergebracht wird. Von den vier übrigen, sämmtlich „Lustspiel“ betitelten Stücken läßt sich nur das eine behaupten, daß sie alle sehr leicht wiegen. War bei „Mit der Feder!“ gerade die Innerlichkeit der Idee das Anziehende, so findet sich bei den vier andern, bei „Nicht schön“ sowol, wie bei „Wenn man nicht tanzt“, wie bei dem „Grafen aus dem Buche“, wie bei „Mein Sohn“ die Idee meist nur in Aeußerlichkeiten gekennzeichnet. Zur Unterhaltung für ein halb Stündchen mögen derartige kleine Sachen allenfalls genügen; allein der Verfasser begeht an seinem Talente wirklich einen Raub, wenn er dem Publikum zu oft mit dergleichen aufwartet. Das Publikum ist doch nur so lange dankbar, wie ihm die Stückchen gefallen; gefallen sie ihm nicht mehr, läßt es den Autor rücksichtslos fallen. Und der Autor mag sich dann selbst beschämt auf die Brust schlagen: warum glaubte ich, dem Publikum fortwährend aufwarten zu müssen.

37. Die drei Liebesproben des Cervantes. Lustspiel in fünf Acten von K. R. W. Uschner. Ratibor, Wichura. 1863.

Trotz seiner fünf Acte gehört das Stück nicht zu den langen. Trotzdem, daß an ihm alles bühnenmäßig ist, gehört es auch nicht eigentlich zu den bühnenmäßigen. Ein gewisses literarisches und schöngeistiges Interesse aber hebt es über die gewöhnlichen Tageserscheinungen. Eine etwas romantische Dichterluft weht durch das Stück. Die Handlung ist nicht sehr reichhaltig, doch aber allenfalls für das kurze Stück ausreichend. Der spanische Dichter Cervantes bewirbt sich in Rom um die Liebe der schönen Beatrice, der Nichte des Cardinals Aquaviva. Er thut das, wie es schon viele Bühnenhelden gethan, indem er sich zu ihrem Pagendienst anwerben läßt. Beatrice, ein übermüthig Ding, soll den Grafen Mondescalchi heirathen. Sie sieht indeß die Liebe des Cervantes nicht ungern, ja sie kokettirt mit dieser Liebe. Sie will sich sein nennen, wenn er zuvor drei Ritterproben bestanden:

Zum ersten sollt Ihr meinem edeln Freier,
Dem Grafen Mondescalchi, dessen Mund
Ein Zinnenkranz geborstner Zähne wehrt —
Und aus den Trümmern hebt sich wie ein Thurm,
Doch gleichfalls morsch, ein überlanger Zahn —
Den sollt Ihr mir erobern binnen, ja,
Bevor der Hahn mich funfzehnmal geweckt.
Zum zweiten sollt Ihr mir, wie schwer es falle,
Vom Fuß des Heil'gen Vaters den Pantoffel,
Den er den Gläubigen zum Kusse reicht, —
Ein Purpursammetschuh mit weißem Kreuz
Bezeichnet auf der Sohle, hebt er sich
Vor dem getretnen Staubesvolk heraus —
Erbeutend mir zu Füßen legen. Doch
Die dritte Rolle wird Euch erst zutheil,
Nachdem Ihr dieses Vorspiel durchgeführt.

Diese beiden etwas wunderlichen Aufgaben löst Cervantes sehr schnell. Er bringt der Beatrice den Zahn des Mondescalchi und den Pantoffel des Papstes. Als Dank erhält er die dritte Aufgabe. Beatrice steckt ihm einen „güldenen Reifen“ an den Finger:

Beatrice.

Den Ring darfst du
Von diesem Finger niemals lassen, sei
Dies dein Gelübde, wie gelobst du das?

Cervantes.

Bei meiner Ehre, das gelob' ich dir.

Beatrice.

Ich nehm' es an, es sei dies dein Gelübde,
Daß diese Hand, so lang der Ring sie schmückt,
An keine andre du verschenkest, wenn
Nun auch gemäß dem heut'gen Tagesstern
Ich Mondescalchi's Gattin werde. Hältst
Du dies Gelübde, soll mein Herz dereinst
Und ungetheilt dir meine Liebe werden.

Cervantes fühlt sich hintergangen, verhöhnt. Er nimmt Kriegsdienste gegen die Türken, welche Apulien verheeren. Im Kampfe zeichnet er sich außerordentlich aus, verliert aber dabei eine Hand. Er schickt der Beatrice den Finger mit dem Ringe, sich der Aufgabe entledigt fühlend und tröstet sich mit der Liebe einer andern.

38. Vater Haydn. Dramatisches Gedicht in einem Aufzug von Julius Eberwein. Anhang: Mozart's Dorfmusikanten. Leipzig, Matthes. 1863. 8. 7½ Ngr.

Ein halb ernstes, halb komisches Stück, das sich ganz gut Lustspiel betiteln könnte. Es ist in Versen geschrieben, und die Verse lesen sich leicht weg. Das Stück behandelt die Entstehung der bekannten Haydn'schen Abschiedssymphonie. Haydn stand beim Fürsten Esterházy als Kapellmeister im Dienst. Der Fürst ging eine Zeit lang mit dem Gedanken um, die Kapelle nebst dem Vater Haydn zu verabschieden. Das Stück hat nach des Verfassers Angabe einen doppelten Zweck. Einmal soll es die interessante Begebenheit poetisch veranschaulichen und dann zugleich das originelle Musikstück zum bestmöglichen Verständniß bringen. Der Verfasser glaubt, daß sich das Drama dazu eignet, es mit oder ohne die Musik am Klavier zu lesen, oder in Verbindung mit der Symphonie, wie sie geschrieben, im Concertsaal zum Vortrag und auf der Bühne zu theatralischer Aufführung zu bringen. Der glückliche Erfolg in Rudolstadt ist die Ursache, weshalb das Stück im Druck erschienen. In dem Anhange: „Vorwort zu Mozart's Dorfmusikanten“ schlägt der Verfasser einen launigen, etwas bänkelsängerischen doch volksthümlichen Ton an:

Unser guter Amadeus Mozart,
Der seinen Namen hat von der zarten Art,
Wie er weiß in das Herz zu blicken
Und die zartesten Gefühle auszudrücken,
War bei aller seiner Ernsthaftigkeit
Doch auch zu Scherzen oft gern bereit
Das lehret uns die große Menge
Der launig komischen Operngesänge,
Und ebenso bewies er das
Durch seinen „musikalischen Spaß“,
Bestehend in vier Sätzen, die sich nannten
Zusammen kurzweg die Dorfmusikanten.

39. Emil Pohl's Possen. Erster Band. Berlin, Lassar. 1863. Br. 8. 1 Thlr.

Das Buch enthält sechs einactige Stücke: „Sachsen in Preußen“, „Jeremias Grille“, „Ein flotter Bursche von der Flotte“, „Seine Dritte“, „Acht Tage vernünftig“, „Eine Sylphide außer Dienst“. Stark, sehr stark ist's, was in der Welt gedruckt wird. Der Eindruck, den diese Possen theilweise auf uns hinterlassen haben, ist ein kläglicher. Unter den Stücken sind ziemlich bekannte Repertoirestücke wie das erste „Sachsen in Preußen“. Da hätten wir abermals die Bestätigung: ein Stück, das sich noch allenfalls erträglich anhören und ansehen läßt, kann unerträglich werden, sobald es gedruckt vor uns liegt. Uns fehlt es gewiß nicht an Sinn für die Farce und Schnurre, es muß die Schnurre aber doch noch in etwas dem guten Geschmacke huldigen. Wie konnte denn wol Schiller so thöricht sein, zu behaupten, die Bühne solle eine Bildungsanstalt sein. Eine Bildungsanstalt, wo ein solches Kauderwelsch, wie in diesem „Sachsen in Preußen“ gesprochen wird, eine Bildungsanstalt das Theater, wo dem guten Geschmacke, dem zarten Verkehr der Geschlechter untereinander so Hohn gesprochen wird wie in diesem „Sachsen in Preußen“. Hätte so ein Stück noch

Lebenswahrheit für sich. Aber auch die fehlt, oder man müßte denn die Lebenswahrheit nur in dem Gebaren prostituirter Sudelecke finden. Was da der Schulmeister Lerchenschlag und die Nähterin Zeisig thun und sprechen, das ist alles in der Weise heruntergekommener Kellner und gefallener Arbeitshäusler. Nur ein komödienschreibender Schauspieler kann solche ekelerregende Verbildung für Lebenswahrheit ausgeben. Unter der Unmasse der faulen Witze, wie sie in allen den Stücken vorkommen, sind auch manche treffende; allein die ganze Richtung dieser Possen ist eine verderbliche, dem Barbarismus huldigende. Und den soll man am Ende noch loben, wie sich der Verfasser ohne Bedenken selbst lobt, wenn er „Seine Dritte“ ein „natürlich frisches, urkomisches Stückchen“ nennt. Uns steht, das müssen wir offen aussprechen, die ganze Richtung schon lange nicht mehr an; aber es hilft kein Protest, das Wasser läuft doch bergab. Wir verargen es dem Verfasser nicht, daß er für solche Stücke hübsche Tantième bezieht, nur wenn er meint, damit ein Anrecht auf literarisches Verdienst zu besitzen, so irrt er entschieden. Nein, so weit ist die Literatur denn doch noch nicht herunter, daß sie solche Stücke zu dulden brauchte. Diese Worte gelten der ganzen Richtung des höhern Blödsinns, dieses literarischen moralischen Katzenjammers, der unter der Maske der Freisinnigkeit zuletzt alles wahre Streben verhöhnt. Die ganze Richtung führt zur Charakterlosigkeit. Wenn uns etwas verletzt hat, so ist es die bedenkliche Charakterlosigkeit, mit der in einem der Stücke selbst die Schiller-Lotterie nur eines billigen Applauses wegen verhöhnt wird. Und vor solchen sich dramatische Dichter nennenden Leuten soll man wol noch den Hut ziehen? Wo bleibt denn da der Unterschied zwischen Bühnenspiel und Kunstreiterei?

Wir fühlen sehr wohl, daß wir uns bei dem letzten Werke in eine gelinde Bitterkeit gegen das Theater hineingeredet haben. Allein, ist es denn nicht zu schmerzlich, die Bühne fortwährend nur Schritte nach der Seite der Gedanken- und Herzlosigkeit machen zu sehen! Dieser Artikel ist unmittelbar unter den politischen Eindrücken der jüngsten Zeit geschrieben. Wir haben an ihm länger geschrieben, als wir sonst wol in ruhigerer Zeit nöthig gehabt hätten. Die Eindrücke der blutigschweren Ereignisse haben uns so gut wie jeden andern in Anspruch genommen. So sehr in Anspruch genommen, daß wir uns bei diesem Artikel fortwährend fragen mußten: wo steckt die größere Wahrheit? In der realen Wirklichkeit, wie es ein Kriegstheater bietet? Oder in dem Scheine der Wahrheit, mit dem sich die die Welt bedeutenden Breter [sic] so gern brüsten? Welche Bedeutung hat die Bühne für das Leben überhaupt? Eine wirkliche oder eine erkünstelte? Wie viele arme Bursche, die im Leben vielleicht nie ein Theater gesehen haben würden, also auch nicht durch Theatereindrücke (wenn dies möglich wäre) nach Seite des Bessern, des Heroischern, des Mannhaftern angeregt sein können, sind in den Kampf gegangen und sind als Helden gestorben! Wie schrumpft vor der Logik der wirklichen Thatsachen die Scheinwahrheit der erkünstelten Thatsachen auf der Bühne zusammen! In ruhiger Zeit tritt der Widerspruch zwischen wirklichem Leben und Bühnenleben nicht allzu streng hervor, in bewegter um so stärker. Wenn nun gar die Bühne selbst, oder diejenigen Kreise, welche an den Bühnen das Heft in den Händen haben, also auch die gangbaren Bühnendramatiker (im Gegensatze zu den Bücherdramatikern), den Widerspruch immer klaffender machen helfen: was bleibt den edlern Kreisen der gebildeten Welt zuletzt übrig, als die Bühne ihren Weg gehen, beziehentlich sie untergehen zu lassen?

Emil Müller-Samswegen.

Staatswissenschaftliches.

Staat und Gesellschaft, vom Standpunkte der Geschichte der Menschheit und des Staats. Mit besonderer Rücksicht auf die politisch-socialen Fragen unserer Zeit. Von Joseph Held. In drei Theilen. Erster und zweiter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1862—63. 8. 7 Thlr.

Man nannte das 18. Jahrhundert das siecle des lumières, und sicherlich nicht mit Unrecht. Es gab kein Gebiet des speculativen oder praktischen Lebens, das nicht durch neue und fruchtbringende Entdeckungen und Erfindungen erweitert worden wäre. Die Fortschritte in der Astronomie hatten unwiderleglich dargethan, daß das Newton'sche Gesetz nicht nur die Bahnen der Planeten regele, sondern auch in den endlosen Fernen des Weltalls seine gleichmäßige Anwendung finde; es ward der Versuch gewagt, die Geschichte der Erdbildung unabhängig von der biblischen Tradition herzustellen; bisher unbekannte Kräfte waren aus dem Schose der Natur hervorgeholt und dem Menschen dienstbar gemacht worden, zum ersten mal war den Gesetzen, nach denen sich die Volkswohlfahrt bestimmt, ein wissenschaftlicher Unterbau gegeben; auf keinem Gebiete aber waren, namentlich in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, große Männer thätiger als auf dem Gebiete der Staatswissenschaft. Und dies ist sehr erklärlich. Denn es gab damals im civilisirten Europa keinen Staat, in welchem nicht das Herannahen einer welterschütternden Epoche fühlbar gewesen wäre.

Allerdings hatte man schon seit langem die Frage aufgeworfen, was uns eigentlich verpflichte, dem Recht und Staat zu gehorchen, da doch die bestehenden Gesetze blos deshalb, weil sie bestehen, noch nicht vernünftig sein könnten. Die Antwort, welche Hugo Grotius und seine Nachfolger, namentlich Hobbes, Pufendorf, Thomasius, Kant und Fichte darauf gaben, war die, daß man sich Recht und Staat vorerst wegdenken und auf einen Naturzustand zurückgehen müsse, in welchem sich der Mensch entweder wirklich befunden habe, oder in welchem er doch gedacht werden könne: ein Zustand völliger Freiheit und Ungebundenheit, da allen alles erlaubt ist. Von hier aus sei erst zu prüfen, ob in unserer eigenen Natur die Nothwendigkeit vorhanden sei, Staat, Obrigkeit und Gesetz zu schaffen und ihnen unterthan zu sein. Nun fände jeder Mensch in seiner eigenen Natur das Gesetz, das ihn nöthige, aus dem Naturzustande herauszutreten und den Zustand der geordneten bürgerlichen Gesellschaft zu begründen. Es ist dies das Gesetz der Coexistenz, wie es Kant klar bezeichnete, wie es aber dem Grundgedanken nach bei seinen sämmtlichen Vorgängern, wenn auch verschieden begründet, ausgesprochen ist. Daraus folgte, daß die Menschen, um sich nicht gegenseitig zu vernichten, sich gegenseitig verpflichten müssen, sich die Unverletzlichkeit der Person, das Eigenthum und die Heilighaltung der

Verträge garantiren müssen, und dies könne nur durch eine gesellige Vereinigung geschehen, die der Staat genannt wird. Dieser entstehe demnach durch die Einwilligung aller einzelnen, durch Vertrag, und wenn auch geschichtlich die Staaten nicht durch den Vertrag entstanden seien, so könnten doch die gegenseitigen Rechte und Pflichten zwischen Obrigkeit und Unterthanen nur aus einem stillschweigenden Vertrage hergeleitet werden. Ebendeshalb sei auch der Staatszweck einzig auf Sicherung der Person und des Eigenthums gerichtet.

Die Theorie dieser Naturrechtslehrer galt lange Zeit als unanfechtbar nicht blos auf den Lehrstühlen, sondern auch in der höhern Gesellschaft. Rousseau aber ging einen gewaltigen Schritt vorwärts. Bis dahin hatte man sich mit der Lehre begnügt, daß die Menschen von Natur frei seien, allein durch die Naturnothwendigkeit gezwungen, ihre Freiheit einschränken könnten. Rousseau dagegen lehrte, daß die Freiheit ein ebenso unveräußerliches Gut sei als das Leben, daß sie rechtsverbindlich überhaupt nirgends und in keiner Weise beschränkt werden könne; die Volksgewalt sei schlechthin unübertragbar und stets unumschränkt, und ebenso bestehe für alle Staatsbürger eine absolute und unveräußerliche Gleichheit. Wo ein Fürst oder eine sonstige Obrigkeit existire, da sei dies nicht das Verhältniß der Gewalt gegenüber dem Volke, sondern umgekehrt das eines Befehls des Volks an den Machthaber, ein Auftrag, der jeden Augenblick, mit oder ohne Grund, zurückgenommen werden könne. Aus der Unübertragbarkeit der Volksgewalt folgerte Rousseau ferner, daß das Volk wol die Vollziehung seines Willens, aber nicht die vollziehende Gewalt selbst übertragen könne, und daß jede repräsentative Verfassung unzulässig sei, weil in dieser das Volk nur Einen Moment der Freiheit habe, denjenigen, in welchem es seine Vertreter wähle, während es dann Sklave der von ihm selbst gewählten Versammlung werde. Endlich dürfe es bei der rechtlich nothwendigen Gleichheit aller einzelnen keine Verschiedenheit in den politischen Rechten geben, unzulässig sei jeder Census, jede Corporation mit corporativen Rechten, unzulässig jede Bevorzugung des Adelichen, des Gelehrten, des Reichen vor dem Proletarier und Bettler hinsichtlich irgendwelcher politischer Rechte. Die Kopfzahl allein habe zu entscheiden.

Bald nahte eine Zeit, in welcher diese Theorien aufhören sollten, bloße Theorien zu sein. Die Französische Revolution bot Gelegenheit, die Lebensfähigkeit der auf diesen Theorien gebauten Verfassungen zu erproben, und sofort zeigte sich das gänzliche und hoffnungslose Fehlschlagen der Erwartungen derer, welche alles Heil von der Verwirklichung jener Grundsätze gehofft hatten. Die Lehre, welche viele Generationen hindurch als unanfechtbar gehalten wurde, erwies sich in der Praxis als völlig werthlos und unausführbar. Ein Naturzustand, wie ihn die Naturrechtslehrer aufstellten, hat in der That nicht nur niemals bestanden, sondern der Mensch ist in demselben nicht einmal denkbar; mit dem ersten Auftreten desselben erscheint schon die Familie, also schon eine Gliederung und eine Unterordnung unter das Haupt derselben. Rousseau's Lehre, welche die Revolution nicht allein rechtfertigt, sondern permanent macht, insofern das Volk jeden Augenblick berechtigt ist, aus irgend beliebigem oder auch aus gar keinem Grunde der Obrigkeit die anvertraute Gewalt zu entziehen, würde, wenn sie überhaupt jemals praktisch werden könnte, eine immerwährende, schrankenlose Unterdrückung der Minorität durch die Majorität mit sich bringen, also, da Rousseau jedem einzelnen gleichen Antheil an der unveräußerlichen Volkssouveränetät zuweist, höchst wahrscheinlich die schrankenlose Unterdrückung der besten und verständigsten.

Die deutsche Wissenschaft hat längst die Nichtigkeit und Unhaltbarkeit dieser und ähnlicher Theorien dargethan. Dem Gebiete des Staatsrechts haben die deutschen Gelehrten von jeher einen bedeutenden Theil ihrer außerordentlichen Arbeitskraft zugewandt, aber gerade die neueste Zeit hat eine lange Reihe von staatsrechtlichen Schriften hervorgebracht, in welchen in reiner und richtiger Auffassung die Gesetze, denen die menschliche Gesellschaft in ihrem gegenseitigen Verhältniß zwischen den Regierungen und den Regierten unterworfen sind, eingehend und ausführlich besprochen werden. Das oben angeführte Werk von Professor Held, von welchem die beiden ersten Theile erschienen sind, und der dritte Theil in nicht zu langer Zeit erwartet werden darf, nimmt unter diesen Werken eine hervorragende Stelle ein.

Der Verfasser ist dem Publikum, das überhaupt für staatsrechtliche Fragen Interesse hat, seit langem durch eine Reihe von Schriften und Abhandlungen, namentlich durch das größere Werk „System des Verfassungsrechts" (2 Thle., Würzburg 1856—57) in der vortheilhaftesten Weise bekannt. Ueber einzelne Ansichten desselben mag man aus guten Gründen anderer Meinung sein, allein der Umfang seines Wissens, die Klarheit und Faßlichkeit seiner Darstellung, die Objectivität, mit welcher er den ganz von ihm beherrschten Stoff behandelt, sind nicht bestritten worden.

Diese Vorzüge zeigen sich nun auch in vollem Maße in dem Werke, welches uns hier zunächst beschäftigt. Die Sprache ist würdig und auch bei Behandlung der dem Nichtjuristen ferner liegenden Gegenstände jedem Gebildeten vollkommen verständlich; der Umfang der Studien, welche der Verfasser gemacht hat, fällt bei der oberflächlichsten Ansicht durch die ungemein große Zahl der literarischen Citate in die Augen, und eine nähere Betrachtung zeigt, mit welcher Sorgfalt und Umsicht diese Werke benutzt worden sind. Der Inhalt des Werks ist, wie schon der Titel anzeigt, ein außerordentlich umfassender. Es wird die Geschichte der Menschheit in ihrer staatlichen Entwickelung von dem Zustande der Barbarei bis zu den Verfassungsformen, welche wir als die höchsten und vollkommensten zu betrachten gewohnt sind, in eingehender Weise erörtert, also, nachdem im ersten Theile die Grundanschauungen über Staat und Gesellschaft, die Natur des Menschen und sein Verhältniß zu einer höhern Macht, die Freiheit und die Geselligkeit, die Entstehung des Rechts

und des Staats, sowie das Princip der Nationalität u. s. w. behandelt sind, im folgenden Theile das Volk und die Regierung, wie sie sich bei den sogenannten Wilden, bei den Nomaden, in den orientalischen, den classischen und den christlichen Staaten entwickelt hat. Der dritte Theil wird den Constitutionalismus, d. i. das Princip der rechtlich beschränkten Staatsgewalt, einer nähern Untersuchung unterziehen. Daß bei einer Schrift, wie die vorliegende, die socialen Fragen der Gegenwart nicht außer Acht gelassen werden können, begreift sich leicht. Der Zweck des Verfassers geht demnach dahin, mit Hülfe der Rechtsphilosophie, der Rechtsgeschichte und der dogmatischen Staats- und Gesellschaftslehre gleichsam einen „social-politischen Kosmos" wissenschaftlich zu begründen.

Diesem Zwecke entspricht die Grundanschauung, von welcher ausgegangen wird, daß nämlich das ganze menschliche Dasein auf Erden mit der gesammten Schöpfung eine Einheit bildet, und daß es die höchste Aufgabe der Wissenschaft ist, diese Einheit und Totalität, so weit nur immer möglich, zu erkennen. Jede wahre Erkenntniß in politischen und socialen Dingen kann in der That nur von der Erkenntniß des Menschen ausgehen, und zwar des mit der ganzen Schöpfung verbundenen Menschen, der unter dem Einflusse des Sitten- und Naturgesetzes, wie seiner eigenen Freiheit handelt. Der Mensch also ist es, dessen Wesen im ersten Abschnitt betrachtet wird, und gleich in den ersten einfachen Sätzen tritt der religiöse Gesichtspunkt hervor, der uns fortan durch das ganze Werk begleitet. Allerdings betrachtet der Verfasser Religion und religiösen Glauben einzig und allein als geschichtliche Thatsache, als wesentliches und ausnahmsloses Element des menschlichen Daseins, ohne irgendwie die Glaubenssätze irgendeiner Religion antasten oder bestreiten zu wollen; festgehalten und durchgeführt wird allein die Ansicht, daß hinter allem Erkennbaren etwas dem Menschen Unerkennbares liege. Ob aber ein Theil der neuesten Forscher im Gebiete der Natur mit allen als Ausgangs- und Zielpunkte hingestellten Sätzen sich völlig einverstanden erklären würde, ist eine andere Frage. Gegen den ersten derselben, demzufolge der Mensch ein geistig-körperliches Wesen ist, in welchem Geist und Körper, beide an sich verschieden, dennoch so geeinigt sind, daß der Mensch nur in dieser Einigung besteht, würden sie vielleicht wenig einwenden, vorausgesetzt, daß darunter verstanden wird, daß nichts Geistiges ohne materielles Substrat denkbar ist. Die beiden folgenden Axiome aber, daß der Mensch in der eben bezeichneten Einigung geistiger und körperlicher Bestandtheile das Werk einer höhern Schöpfung ist und insofern dem Schöpfungsplane entsprechen muß, und daß der Mensch stets im wesentlichen derselbe ist und bleibt, obgleich jeder individuell anders ist, dürften auf ernsten Widerspruch von seiten der neuesten Naturforscher stoßen, und die sub 8 aufgestellte Behauptung, wonach der Mensch ebenso wenig eines absoluten Irrthums wie einer absoluten Wahrheit in Dingen der Erkenntniß fähig ist, und wonach durch den Glauben das Geschöpf den Schöpfer zwar niemals ganz zu erfassen vermag, der Glaube aber das Band ist, welches dem Geschöpf es unmöglich macht, seinen Schöpfer je ganz zu verlassen, möchte von anderer Seite nur mit großen Einschränkungen angenommen werden.

Der Verfasser gelangt zunächst zu dem Schlusse, daß der Glaube an eine unfehlbare Gottheit und deren Offenbarung auf Erden, also auch an eine vollkommene Wahrheit, und die Anerkennung der Gleichberechtigung der Vernunft und der körperlichen Existenz für den Menschen nothwendig sei. Die Harmonie dieser drei Elemente sei das Ideal des irdischen Daseins, in derselben liege das Gesetz des Fortschritts der Menschheit. Wir wollen mit dem Verfasser über diesen Punkt nicht rechten. Es ist allerdings gewiß, daß ein positiver Beweis für das Dasein Gottes, wodurch der Verstand zur Annahme gezwungen würde, nicht vorhanden, sonden daß alle dahin zielenden Versuche von Plato an bis auf Hegel als völlig misglückt anzusehen sind. Allein ebenso vergeblich sind die Versuche neuerer Naturphilosophen gewesen, das Gegentheil darzuthun, und jeder denkende Mensch wird anerkennen, daß nicht der freie Wille des Menschen allein, sondern auch andere Gewalten seine Handlungen und sein Schicksal bestimmen, mag er nun diese außer ihm liegenden Kräfte, denen er jedenfalls unterthan bleibt, in den ewigen und unwandelbaren Gesetzen der Natur oder in einem erhabenen, vollkommenen Wesen außerhalb der geschaffenen Welt suchen, welches die Schöpfung ins Leben rief und welchem das Unendliche faßbar und das Kleinste nicht zu geringfügig erscheint.

Der Verfasser geht aber weiter. Er ist der Ansicht, daß der Mensch überhaupt wesentlich religiös ist, gleichviel in welchem Grade und in welcher Form, und daß nur oberflächliche, unwissende Touristen uns von ganzen Volksstämmen erzählen können, die ohne alle und jede Religion sind. Die Frage, ob alle Völker an eine Gottheit glauben, wurde bereits von den Griechen und Römern behandelt. Artemidorus und Plutarch behaupten, daß es keinen Volksstamm gebe ohne diesen Glauben, während von der andern Seite den Phlegyern, Nasamonen, Kalloikern und andern Völkerschaften eine solche Unkenntniß aufgebürdet wurde, die auch Cicero annahm. Nach dem Zeugniß von neuern und neuesten Reisenden, die gemeiniglich im entgegengesetzten Sinne voraus eingenommen sind, leidet es wol keinen Zweifel, daß es nicht nur vereinzelte Stämme, sondern ganze Völker gibt, die ohne Vorstellung eines höhern Wesens leben. Die Australier (wenigstens theilweise), die Myongwes, Kaffern, Madagassen, Eskimos, Mincopies oder Adamaner und die Weddahs auf Ceylon werden als Beispiele von Völkerschaften aufgeführt, welche nicht den mindesten Begriff von Gott haben. Allerdings haben alle solche auf der untersten Stufe der Cultur stehenden Stämme eine unbestimmte Furcht vor dem Unbekannten, vor den Ursachen der Naturerscheinungen, welche sie nicht zu erklären wissen; allein diese findet man auch bei Thieren, und sie ist doch jedenfalls etwas ganz anderes als Religiosität, als der Glaube an eine Gottheit.

Wenn demnach die Ansicht des Verfassers über die Universalität des religiösen Glaubens zahlreiche Gegner finden dürfte, so wird seine Entwickelung der Bedeutung der Religion für die Entwickelung des Staatslebens und der Cultur eine um so allgemeinere Anerkennung finden. Die von ihm citirten Worte Zachariä's („Vierzig Bücher vom Staate", I, 43): „Man kann nach dem Zeugnisse der Geschichte behaupten, daß es keinem Volke gelang, sich zu einer höhern Stufe der Cultur und Civilisation emporzuarbeiten, ohne daß es sich wenigstens eine Zeit lang einer Herrschaft unterwarf, welche im Namen Gottes (oder der Götter) ausgeübt wurde", enthalten sicherlich eine historische Wahrheit, welche durch alle Zeitalter hindurch ihre Bestätigung gefunden hat. Ueberhaupt geben die Bemerkungen des Verfassers über die Begriffe von Wildheit, Cultur, Civilisation und Bildung, über das Verhältniß von Geist und Körper, über die wissenschaftliche Behandlung der Geschichte der Menschheit, über die Geschichtschreibung und den Begriff von Geschichte u. s. w., wie sie denn ebenso scharfsinnig als genau durchdacht sind, beim wiederholten Lesen immer wieder Anlaß zu neuen Betrachtungen.

Der Verfasser geht zu der Vergesellschaftung des Menschen und zu dem Verhältnisse der Geselligkeit und der Freiheit des einzelnen über. Hugo Grotius und seine Nachfolger hatten ohne Zweifel recht in der Behauptung, daß die unbegrenzte Freiheit des einzelnen, sodaß er thun und lassen kann, was ihm gutdünkt, sich nicht mit der geselligen Ordnung vertrage; sie irrten nur hinsichtlich der Herleitung der Staatsidee aus einem Naturzustande und demgemäß einem fingirten Vertrage, sowie in dem Begriffe der wahren Freiheit. Denn was ist Freiheit? Stahl sagt irgendwo: „Diese Frage stellt der Genius unserer Zeit, und gleich der Sphinx zerreißt er die Generation, welche dieselbe falsch beantwortet." Die Freiheit besteht in der That nicht in dem Vermögen, beliebig handeln zu können nach grundsatzloser Entscheidung. Ist der Mann, der in die Wüste versetzt wird, ohne Banden und Fessel frei zu nennen? Obgleich seinen Bewegungen und Handlungen keine Schranke gesetzt ist, ist er doch unfrei, weil ihm alles fehlt, was zur Befriedigung seines innersten Selbst gehört. Ist der Unvermählte freier als der glückliche Ehemann? Der menschliche Geselligkeitstrieb ist, wie der Verfasser näher ausführt, eine sinnlich-sittliche Eigenschaft, nicht blos eine Verbindung von Körpern ohne geistigen Gehalt und ebenso wenig eine blos geistige Verbindung ohne äußere Darstellung, er bewirkt nicht die Aufhebung oder Verkümmerung irgendeiner Seite des menschlichen Lebens, sondern ist das unentbehrliche Mittel der allseitigen Ergänzung und Steigerung desselben. Ohne die Schranken, welche die Geselligkeit nothwendig setzt, ist wahre, des Menschen würdige Freiheit schlechthin undenkbar.

Bei der weitern Behandlung der einzelnen, im Staatsleben auftretenden Verbindungen der Menschen zu gewissen Zwecken: der Religionsgesellschaft, der Familiengesellschaft, der localen Vergesellschaftung, der Staatsgesellschaft und der sonstigen Vergesellschaftungen bespricht der Verfasser eine so große Menge staatsrechtlicher und socialer, zum Theil praktisch sehr wichtiger Fragen, daß wir sie hier auch nur andeutungsweise nicht anführen können; er behandelt sie sehr eingehend und immer von der historischen Entwickelung ausgehend und auf diese Weise ihre Begründung, sowie ihre Vorzüge und Mängel untersuchend.

Das Verhältniß des Staatsideals zum concreten Staate, die Entstehung des Rechts, die Beziehungen des Staats zu dem Sittengesetz, zur Kirche und zur Religion, endlich das in unserer Zeit so vielbesprochene Princip der Nationalität mit besonderer Anwendung auf Deutschland und die gegenwärtige Weltlage machen den Inhalt der letzten Abschnitte des ersten, die Grundanschauungen über Staat und Gesellschaft enthaltenden Theils aus; abermals ein ungeheueres Feld, das nur die vollkommene Kunde des Terrains, auf dem man sich bewegt, gleichzeitig ausbeuten und in so enge Grenzen zu schließen vermag. Der Mensch als sinnlich-sittliches Wesen will und muß frei und gesellig zugleich sein, und hieraus ergibt sich das Wesen des idealen Staats, welcher die Menschen unter den Gesetzen der Ordnung und Freiheit zugleich, also unter dem Gesetze der harmonischen Einheit seines Wesens an und für sich wie in der Gesellschaft, durch stets ausgleichende Verbindung der Gegensätze vereinigt. Denn Gegensätze existiren in dem Staate, wie überall in der Natur, aber sie sind nicht unvereinbar, und nur der Mangel an Kenntniß der Verbindungsmittel hat in den existirenden Staaten, die doch nichts anderes sind, als geschichtlich gewordene Versuche, das Staatsideal in der Wirklichkeit herzustellen, jene innern Kämpfe hervorgerufen, welche die Grundpfeiler so mancher europäischer Staaten erschüttert haben. Die weitere Ausführung über das Verhältniß des Staats in abstracto zu dem Staate in concreto gehört entschieden zu den am sorgfältigsten ausgearbeiteten und vorzüglichsten Abschnitten des Werks.

Nicht weniger anziehend und belehrend ist das Kapitel von der Genesis des Rechts, belehrend zumal für diejenigen, welche noch immer mit unverständiger Bewunderung auf den Zustand der classischen Staaten blicken, mit ihrer ungemeinen Zahl von absolut Rechtlosen, ihren officiellen Menschenjagden, ihren großartigen Metzeleien zur Volksbelustigung, ihren Versammlungen des souveränen Volks, in denen nicht nach bestehenden Strafgesetzen, nicht nach dem unverletzbaren Rechte des Bürgers, sondern nach der allmächtigen Willkür des Volks, d. h. nach seinen oder seiner Führer momentanen Interessen Strafurtheile verhängt wurden.

Der zweite Theil behandelt Volk und Regierung mit besonderer Rücksicht auf die Entwickelung der Gesellschaft und des Staats in Deutschland. Daß in diesem, speciellern Erörterungen gewidmeten Theile Wiederholungen einzelner, bereits im ersten Theile im allgemeinen besprochener Materien vorkommen, ist vollkommen natürlich, da eben diese Gegenstände von der allgemeinen Untersuchung nicht ausgeschlossen werden durften und nun einer besondern Prüfung unterzogen werden sollen; allein nicht nur

die Wichtigkeit der Gegenstände an sich, sondern auch die Art der Behandlung verleiht ihnen hier ein neues und erhöhtes Interesse. Zunächst tritt uns die Frage entgegen: Was ist Volk? Der Name ist bekanntlich in mehrfachem Sinne gebraucht worden, zur Bezeichnung des Verehrungswürdigsten und Mächtigsten, wie des Verächtlichsten und Schwächsten, des Verständigsten, dessen Einsicht größer ist als die aller frühern, jetzigen und zukünftigen Staatsmänner, und des Unverständigsten, da er nur die rohe Menge begreift, deren Natur es nach Livius sein soll, entweder demüthig und sklavisch zu dienen, oder hochmüthig zu herrschen. Sicherlich wird man der Auffassung des Verfassers allgemein beistimmen, nach der kein einem selbständigen Gemeinwesen oder Staate angehöriger Mensch nothwendig ausgeschlossen ist, also auch nicht der Souverän oder die Regierung, welches immer die Staatsform sein mag. In diesem Sinne also werden im Verlauf der Untersuchung das Volk und die Gliederung desselben, sowie das Verhältniß der Regierten zu den Regierungen betrachtet.

Wahrscheinlich wird dieser zweite speciellere Theil von der großen Mehrzahl der Leser mit größerm Interesse gelesen werden als der erste, und dies ist sehr erklärlich. Denn mit derselben Gründlichkeit, Umsicht und Parteilosigkeit und in derselben durchsichtigen und angemessenen Sprache werden hier diejenigen Fragen erörtert, welche für die Gegenwart von so weitgreifender Wichtigkeit sind. Nicht als wenn der Verfasser hier von der stets von ihm befolgten Regel abwiche, die Gegenwart nur aus der Vergangenheit zu begreifen und zu erklären: im Gegentheil geht er hier mit besonderer Sorgfalt auf den Zustand der sogenannten Wilden und deren Uebergang zu dem Nomadenthum ein, und verfolgt ebenmäßig genau die Volksgliederung in den sogenannten classischen wie bei den christlichen Völkern, von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Es werden demnach alle Völker, welche überhaupt von welthistorischer Bedeutung sind, und deren politische und sociale Zustände in den Kreis der Untersuchung gezogen, die orientalischen mit ihrem theokratischen Kastensystem, Griechen und Römer, vor allem aber die Germanen, die im Beginn des Mittelalters ihre erneuernde und völkerverjüngende Kraft sämmtlichen Staaten des mittlern, südlichen und westlichen Europa zuwandten.

Ueber den Zustand und die staatlichen Verhältnisse der alten Germanen haben die Forschungen unsers Jahrhunderts viel Licht verbreitet, und viele Vorurtheile, welche im Betreff der allgemeinen Freiheit und Glückseligkeit unserer Urväter durch einseitige Auslegung der großen Satire des Tacitus entstanden waren, hinweggeräumt. Denn die „Germania" des Tacitus ist eine Satire im höhern oder vielmehr im höchsten Sinne des Worts. Es soll dem großen historischen Werthe des kleinen Meisterwerks nicht der mindeste Abbruch geschehen, wenn behauptet wird, daß der nächste Zweck des Verfassers der gewesen sei, seinen entarteten Landsleuten das Bild eines jugendlich kräftigen, naturwüchsigen und unverdorbenen Volks vorzuhalten. Durch diesen Zweck aber erhält das ganze Gemälde bei aller Wahrheitsliebe des Verfassers und bei aller historischen Treue im einzelnen eine ganz eigenthümliche Färbung; namentlich wird die Lage der Gemeinfreien mit besonderer Vorliebe geschildert, während der vornehme Römer, der gewesene Consul dem Zustande der Unfreien und Hörigen nur einige geringschätzende Seitenblicke zuwendet (Kapitel 20, 25, 40). Und doch wissen wir mit Gewißheit, daß diese letztern die große Mehrheit der Bevölkerung ausmachten, und daß deren Lage, wenn ihr auch wol nicht ein gewisser Schutz der Sitte fehlte, dennoch des Rechtsschutzes entbehrte und eine höchst elende war. In der That, je genauer wir die Verhältnisse durchblicken, unter denen die alten Germanen lebten, um so weniger Ursache werden wir finden, sie in irgendeiner Hinsicht zu beneiden. Die rechtlichen Zustände, die Familie als Basis der altgermanischen Gesellschaft, das Vermögens- und Obligationsrecht, das Erbrecht, namentlich mit Rücksicht auf das so eigenthümliche und so wichtige Recht des nächsten Erben, erörtert der Verfasser unsers Werks mit gewohnter Kunde und kritischer Schärfe.

Das fränkische Weltreich entstand und sank wieder in Trümmer; um so gewaltiger erhob sich das deutsche Reich, in welchem der alle staatlichen Verhältnisse des Mittelalters durchdringende Feudalismus seine höchste Ausbildung erreichte. Inmitten dieser vielverzweigten feudalen Gliederung erlangten die Städte eine besondere und höchst wichtige Stellung. Ihr zunehmender Reichthum erregte den Neid der stolzen und unwissenden Barone, welche die Arbeit verachteten und doch nach den Früchten derselben lüstern waren. Das Verhältniß zwischen beiden war fast ausnahmslos ein feindseliges. Hätten die salischen und schwäbischen Kaiser die Bedeutung der Städte richtiger erkannt, die Geschichte Deutschlands hätte nothwendig einen andern, zur Einheit führenden Gang nehmen müssen. So geschah es in Frankreich. Allerdings wirkten hier andere Ursachen mit: schon der geschmeidigere Nationalcharakter der bereits Franzosen gewordenen Franken, namentlich aber die Organisation, die Gallien unter der Römerherrschaft erhalten hatte, und die dem Einheitsstaate und der königlichen Gewalt mächtig in die Hände arbeitete, in Deutschland aber gänzlich fehlte. Indeß die ersten Capetinger bis 1208 waren noch völlig ohnmächtig, nur in einer Hinsicht waren sie ausgezeichnet, durch ihre lange Lebensdauer und Regierungszeit, die es ihnen möglich machte, stets ihre ältesten Söhne bei ihren Lebzeiten krönen zu lassen und so den Dynastiewechsel zu vermeiden. Der 1201 gekrönte, 1208 seinem Vater nachfolgende Ludwig VI., der Dicke, begann den Kampf gegen seine übermüthigen Vasallen. Seine Haustruppen, die sogenannten hommes d'armes, überstiegen nie 500 Mann, aber dafür durfte er auf die Kraft seiner Städte rechnen, mit deren Hülfe er seine Erfolge erzielte. Was aber bedeuteten die Städte seines Herzogthums, auf die er sich allein stützen konnte, gegen die mächtig aufblühenden Städte am Rhein, in Schwaben, Baiern, Franken und an der Ostsee? Wieviel mehr hätte sein übel erzogener und übel geleiteter älterer Zeitgenosse, der Kaiser

Heinrich IV. nicht vermocht, wenn er sich den Städten vertraut hätte, die ihn in allem seinem selbstverschuldeten Unglück nicht verließen!

Der Feudalstaat überlebte sich und die Periode des Fürstenabsolutismus begann, auf die wir mit einer gewissen Geringschätzung als auf die Zopfzeit herabblicken, die aber nichtsdestoweniger eine naturgemäße historische Folge aus der bisherigen Entwickelung und auf dem Festlande Europas der einzig mögliche Uebergang zu der Neuzeit war. Die Ausnahme, die England bildet, verdankt es wesentlich seiner insularischen Lage, die es dem Lande möglich machte, noch am Schlusse des 17. Jahrhunderts einer stehenden Armee entbehren zu können. Ueber alle Einzelheiten verweisen wir auf die Ausführungen des Verfassers, die schwerlich den wißbegierigsten Leser unbefriedigt lassen werden.

Die zweite Abtheilung des zweiten Theils handelt von der Regierung, demnach von der Souveränetät und deren verschiedenen principiellen Auffassungen, von dem Princip, Zweck, von der Form und von dem Rechtsgrund des Staats und der Staatsgewalt insbesondere, und hier hat der Verfasser vollauf Gelegenheit, der Gegenwart recht scharf unter die Augen zu treten. Die hier erörterten Fragen haben nicht etwa blos für den Juristen und den Staatsmann Bedeutung: in unserer an Fluctuationen reichen Zeit ist es die Aufgabe jedes Gebildeten, klare Anschauungen über das Ziel zu erlangen, das zu erreichen ist, und über die Mittel, die dem Volke zu Gebote stehen, und bei deren Anwendung jeder Staatsbürger mitzuwirken die Pflicht hat. Die Gefahren, welche Deutschland drohen, sind jedem Denkenden klar, nicht so aber die geeigneten Mittel zur Abwehr. Schriften, wie die vorliegende, mit solchem Fleiße und Ernste, mit solcher Nüchternheit und Mäßigung bearbeitet, können nur dazu beitragen, das deutsche Volk auf die Bahn zu leiten, welche zu einem befriedigenden Ziele führen muß. Die Freiheit des eigenen Urtheils soll natürlich jedem unbenommen bleiben, die Resultate der eigenen Forschung mögen immerhin von denen des Verfassers abweichen; allein hier ist zunächst ein so umfassendes Material für die eigene Forschung gegeben, wie man es nicht leicht wiederfindet, und wer immer das Werk mit einiger Aufmerksamkeit durchliest, wird eingestehen, daß der Verfasser nirgends nach Gründen für eine vorgefaßte Meinung gesucht, sondern unter möglichster Würdigung aller Gründe die rechte Meinung gesucht hat, sowie daß die Erörterungen derselben nicht fruchtlos an ihm vorübergegangen sind. 1.

Reisen in Spanien.

In Spanien. Von H. C. Andersen. Deutsche, vom Verfasser besorgte Originalausgabe. Leipzig, Wiedemann. 1864. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das sonnige Spanien mit seinen schlanken Cypressen, seinen blühenden Myrten- und Orangenhainen zieht alljährlich zahlreiche Söhne des Nordens aus ihren rauhen Schneegefilden in die milden Zonen des Südens, wo süßduftende Blumengerüche und balsamische Lüfte schon mancher kranken Brust Genesung brachten und den Geist mit neuer Lebensthätigkeit erfüllten. In dieses romantische Land der Poesie zog auch der bekannte Märchenerzähler Andersen; er übergibt uns nun die Resultate seiner Reise, und zwar in deutscher Sprache.

Sonderbar! Ein Däne, dessen Regierung unsere Sprache aus den deutschen Provinzen Schleswig-Holstein zu verbannen suchte, indem sie gebot, daß die dortigen Deutschen dänisch reden, schreiben und dänisch denken sollten, veröffentlicht seine Werke in deutscher Sprache!

Der Verfasser ist mehr Poet als wissenschaftlicher Schriftsteller; den Duft der Poesie zu genießen ist sein Hauptzweck. Aesthetische Schilderungen der Landschaft und ethnologische Bemerkungen über das gegenwärtige Leben und Treiben der Spanier bilden daher den Inhalt seines Buchs. Die schönen Augen der Spanierinnen feuern ihn gelegentlich zu Gedichten an, von denen wir das folgende, das er in Granada schrieb, als Probe mittheilen:

Sie, die ich gab vom Herzblut mein,
Trat mich kalt mit dem Fuße fein;
Denen ich gab meines Herzens Kind,
Warfen mit Schmuz mich, arg gesinnt.
Und that ich seufzen mit bitterm Leid,
So nannten sie das Undankbarkeit;
Eisig weht's übers Herz mir hin,
Dringt wie Gift mir tief in den Sinn.
Es kommt von des Menschen Herzensgrund —
O, dürfte meins brechen in dieser Stund'!

In Andalusien begeisterten ihn die jungen Mädchen zu folgendem Sonett:

Ich bin wie ein Wasser, ein tiefer Teich ...
Es spiegelt sich alles so klar darin,
Bin Südbewohner in Südens Reich
Die Sprödigkeit schmilzt vor freiem Sinn.
Wo wahr das Gefühl und gesund zugleich,
Da ist's als wär' ein Feuerwerk drin,
Das lodert und knallt im ganzen Bereich!
Bist gegen die Jugend du streng — dann weich'
Von hier, bist alt du — nicht bringt dir's Gewinn.

Wer staunt nicht über diese sonderbare Gedankencombination? Nach solchen Versen könnte man auch wol auf eine ähnliche Prosa schließen. Allein Andersen schreibt einen fließenden und gefälligen Stil, seine Schilderungen gewähren stets eine angenehme Unterhaltung und wer nicht gründliche Belehrung, nicht wissenschaftliche Resultate sucht, sondern nur eine allgemeine Ansicht über Spaniens Land und Leute haben will, der wird gewiß das Buch nicht unbefriedigt aus der Hand legen. Die Reisetour des Verfassers geht über Perpignan nach Barcelona, Valencia, Alicante, Murcia, Cartagena, Malaga und Granada. Von da aus besucht er Gibraltar, Tanger und einige andere Gegenden des nördlichen Afrika; geht dann nach Cadiz, Sevilla, Cordova und über Santa-Cruz de Mudela nach Madrid; von dort zurück nach Toledo, Burgos, über die Pyrenäen nach Biarritz und seiner nordischen Heimat zu. Die Kunstwerke der Architektur und Malerei jener Städte bespricht er nur skizzenhaft; er gibt eigentlich nur eine subjective Schilderung des Eindrucks, den sie auf ihn gemacht, nicht aber eine objective Charakteristik ihres Wesens. Am interessantesten sind die Bemerkungen über spanische Literatur und spanische Schriftsteller; doch sind auch diese viel zu fragmentarisch, als daß sie uns eine gründliche Belehrung zu gewähren vermöchten. Daß er auch einige Stiergefechte mit ansehen muß, versteht sich von selbst. Ich habe mich schon früher gegen diese barbarischen Vergnügungen ausgesprochen und finde jetzt, daß auch Andersen sie mit Abscheu bespricht. Hören wie einige Worte von ihm: „Das Pferd wurde von dem rasenden Stier

zerfleischt und umhergeschleift; es war ein Anblick kaum zum Aushalten, das Wasser quoll mir aus den Fingerspitzen. Pferd bei Pferd lag als Leiche auf der Arena; ein noch nicht ganz todtes Pferd sah ich während der schleifenden Fahrt seinen Kopf mit den klappernden Zähnen erheben, der Kopf sank wieder zurück; es war empörend, peinlich, nicht zum Aushalten; ich war einer Ohnmacht nahe. Etwa zwanzig Pferde und zwölf Stiere waren getödtet, noch sieben sollten kämpfen; ich hatte jedoch für diesmal genug gesehen und war in dem Grade von dem Gesehenen erfüllt und angegriffen, daß ich die Arena verließ, wo der Kampf später, wie man mir erzählte, noch blutiger und bis zur Tödtung von zwölf Stieren fortgesetzt wurde. Es ist eine rohe abscheuliche Volksbelustigung! Selbst von Spaniern hörte ich diese Ansicht aussprechen; man meinte auch, sie würde sich nicht mehr viele Jahre halten und daß bereits ein Antrag auf Abschaffung dieser Kämpfe bei den Cortes eingebracht sei."

Möge dies recht bald in Erfüllung gehen, denn solch rohe Belustigungen sind wol den wilden Barbaren zu verzeihen, niemals aber einer Nation, die sich zum Christenthum bekennt. Doch das Christenthum der Spanier mit seiner Inquisition ist ja hinreichend gekennzeichnet. Eine Nation, die noch solche barbarische Gesetze für Bibelleser hat, wie die spanische, kann nur auf der niedersten Stufe der Sittlichkeit stehen! Wer diesen meinen Ausspruch zu hart findet, der bedenke nur, daß selbst die Fürsprache des katholischen Napoleon, der Königin von England, des Königs von Preußen und noch einiger anderer Monarchen nicht vermochte, die unglücklichen Bibelleser gänzlich von der Strafe zu befreien, sondern ihre Kerkerhaft nur in Verbannung umwandelte.

Ein Kunsturtheil des Verfassers wird die Maler und Kunstkenner sehr überraschen. Er hatte Gelegenheit, mehrere Gemälde des Spaniers Murillo zu sehen und stellt diesen über die größten italienischen Meister; er sagt: „Ueber Rafael, über Tizian, über sie alle hier strahlt mir Murillo. Seine himmelanschwebende Madonna, umgeben von Engeln, ist so vollendet, so in Gott begeistert, als habe er sie gesehen und wiedergegeben während einer himmlischen Offenbarung. Es liegt eine solche überirdische Reinheit und Unschuld in den Augen der Gottesmutter, eine solche Anmuth und Kindlichkeit in den schwebenden Engeln, daß man von einer Freude durchströmt wird, als sei es einem vergönnt, einen Schimmer des Erhaben-Heiligen zu schauen."

Ich finde dieses Urtheil Andersen's auch zu subjectiv. Bei der Betrachtung jedes großen, vollkommenen Meisterwerks glaubt man gar zu leicht, es sei das Höchstvollendete, kein anderer Künstler habe ein gleich vollkommenes geschaffen; aber bei ruhiger Prüfung anderer großer Werke wird man endlich zu dem Ausspruch geführt: jedes Meisterwerk der großen Künstler ist in seiner Art groß und schön; man kann die Werke Rafael's, Tizian's, Murillo's u. v. a. nicht unter einander stellen, sondern wir müssen sie als gleich ebenbürtig an Schönheit und Vollkommenheit in die erste Klasse reihen. Ganz so verhält es sich auch mit den Werken der Poesie und Tonkunst. Die langweiligen Streitereien, ob die Producte Rafael's oder Murillo's, Mozart's oder Beethoven's größer und vollkommener sind, gehören einem überwundenen Standpunkte an. Die heutige Kunstkritik muß alle Meisterwerke der großen Künstler nach deren eigenem Geist und Charakter klassificiren. 26.

Die Astrologie als Mutter der Reformation.

Gewisse Parteischriftsteller sind unermüdlich, neue Seiten ausfindig zu machen, von denen aus man dem Werke der Reformation vielleicht etwas anhaben könne, ohne dabei hinreichend zu erwägen, wie viel doch auch ihre eigene Kirche an Abschaffung von Misbräuchen und geistiger Neubelebung gerade der Reformation verdankt. So hat denn ein Dr. Friedrich, Docent der Theologie in München, wieder glücklich eine solche schwache Seite entdeckt und unlängst ein Buch erscheinen lassen unter dem mehrfachen Titel:

Astrologie und Reformation. Oder die Astrologen als Prediger der Reformation und Urheber des Bauernkriegs. Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte von J. Friedrich. München, Rieger. 1864. Gr. 8. 20 Ngr.

Nun ist es allerdings wahr, daß die meisten protestantischen Theologen der Reformationszeit, so gut wie die katholischen und selbst der päpstliche Hof, noch in dem damals allgemein verbreiteten astrologischen Aberglauben befangen waren. Bei dem sonst so nüchternen und verstandesscharfen, aber auch ungemein ängstlichen Melanchthon ist dies sicher der Fall gewesen *), weniger ausgemacht aber bei Luther, der z. B. an einer Stelle in den „Tischreden" einmal geradezu erklärt: „Daß Astrologie eine gewisse Erkenntniß und Kunst sei, wird mich weder Philippus noch sonst jemand bereden. Dieser ganze Handel ist wider die Philosophie." Unser Verfasser dagegen geht einen Schritt weiter und sucht nachzuweisen, daß die Reformation überhaupt im Grunde nichts anderes gewesen sei, als eine Folge der großen Aufregung, in welche die vielen astrologischen Prophezeiungen, namentlich die eines gewissen Lichtenberger, damals alle Stände versetzt gehabt hätten. Luther habe diese Aufregung dann für seine Zwecke klug zu benutzen und auszubeuten verstanden. „Ich suchte", sagt der Verfasser, den Inhalt seiner Schrift resumirend (S 170), „den Beweis zu liefern, daß die Astrologie den für die lutherische Reformation nothwendigen Geist der Zeit schuf, den Bauernkrieg veranlaßte und zum Ausbruch brachte. War nun der Bauernkrieg jenes Ereigniß, welches der lutherischen Reformation zum Ausbruch verhalf, so ist sofort klar, daß das eigentlich auf die Astrologie zurückfällt. Sie ist demnach jene Macht gewesen, welche die neue Zeit, die allerdings mit den Ideen Luther's versetzt ward, schuf."

Hiernach wäre also die Reformation zunächst ein Kind des Aberglaubens gewesen, womit freilich alle seitherige Geschichtsbetrachtung so ziemlich auf den Kopf gestellt ist. Doch der Verfasser stellt diese Behauptung nicht blos auf, er sucht sie auch mit einem nicht geringen Aufwande von Gelehrsamkeit plausibel zu machen. Er zeigt, welch mächtigen Einfluß die Hofastrologen damals auf die Politik der Fürsten ausübten; er führt uns — und dies ist eine literarisch sehr interessante Partie des Buchs — eine reiche Anzahl vor dem Beginn der Reformation gedruckter astrologischer Prophezeiungsbücher vor, die sämmtlich auf eine demnächst bevorstehende Katastrophe im kirchlichen und politischen Leben hinweisen, namentlich auch sociale Bewegungen des Bauernstandes mit Bestimmtheit voraussagen. Solche Schriften, von einem im Aberglauben aufgewachsenen Geschlechte mit Zuversicht geglaubt, mögen dann allerdings nicht wenig dazu beigetragen haben, die Geister in Spannung zu erhalten. Wenn aber der Verfasser zu behaupten wagt, diese astrologischen Bücher allein hätten den Geist der Zeit geschaffen, der für die Reformation nothwendig gewesen, so sind wir vielmehr der umgekehrten Ansicht, daß solche Prophezeiungen nur ein abergläubig aus den Sternen herausgelesener Ausdruck dessen waren, was schon längst in der Nation selbst gärte und im Bewußtsein Tausender als eine Forderung des Jahrhunderts bereits feststand.

Wie sich der Sonne Scheinbild in dem Dunstkreis
Malt, eh' sie kommt, so schreiten auch den großen
Geschicken ihre Geister schon voran,
Und in dem Heute wandelt schon das das Morgen"

(Schiller im „Wallenstein".)

Allen Zeiten großer Umwälzungen gingen ahnungsvolle Vorhersagungen dessen voraus, was kommen werde; so ist z. B. auch die Französische Revolution von vielen vorausgesagt worden. Aber wie es lächerlich wäre zu behaupten, daß der Ausbruch der Revolution allein durch solche Voraussagen herbeigeführt worden, ebenso verkehrt ist die Erklärung der Reformation durch astronomische Prognostika. Wenn Luther auf derlei Schriften

*) Vgl. Bretschneider's „Corpus Reformatorum", XI, 263 u. 292.

überhaupt einen Werth legte oder von ihnen Notiz nahm, so geschah dies sicher nicht darum, weil es astrologische waren, sondern weil auch in ihnen sittliche und kirchliche Zeitbedürfnisse sich spiegelten, die zu erfüllen er für seine Aufgabe hielt. Der Verfasser hat zwar viele Stellen namentlich aus den Briefen des Reformators angezogen, die ihn als einen durch und durch abergläubigen Menschen charakterisiren sollen, welcher vor jeder Misgeburt, vor jeder Feuersbrunst, vor jeder auffallenden Begegnung als vor einem bösen Omen zitterte. Ueberall wo nach Luther's Sprachgebrauch das Wort „monstrum" vorkommt als Bezeichnung einer ungewöhnlichen, häßlichen Erscheinung, notirt Friedrich diese Stelle und findet darin eine „fixe Idee" Luther's. „Mit fast krankhafter Aengstlichkeit", heißt es S. 121, „achtete Luther auf alle Erzählungen von Visionen und außerordentlichen Ereignissen." Wir haben keine Ursache, Luther von den abergläubigen Ideen seiner Zeit ganz frei zu erklären, aber wer ihn in der Weise Friedrich's zu einem alten Weibe machen will, der thut ihm offenbar unrecht. Luther hat allerdings auf alles geachtet, was ihm ein Zeichen der Zeit zu sein schien, er hat fälschlich zuweilen auch in Naturvorgängen bedeutsame Omina gesehen; vor allem aber waren es doch die religiösen und kirchlichen Zeichen der Zeit, auf die er Gewicht legte. Diese aber haben ihn nicht etwa „mit krankhafter Aengstlichkeit", die durchaus nicht seine Sache war, sondern mit hoher Thatenlust und mit einer Kühnheit des Auftretens erfüllt, welche noch heute Bewunderung einflößt. Luther's Richtschnur waren nicht Planetenaspecte und der Zodiakus, sondern die Heilige Schrift. Diese aber ist, selbst im Alten Testamente, von keinem Aberglauben freier als von der Gestirndeuterei. Höchstens die Erzählung vom Sterne der Weisen bei Matthäus und die sonst im Neuen Testamente angekündigten Himmelserscheinungen vor dem Jüngsten Tage konnten Luther auf seinem Standpunkte abhalten, mit dem astrologischen Vorurtheile seiner Zeit völlig zu brechen; aber überall, wo er darauf zu reden kommt, spielt doch ein ironischer Zug um seine Lippen. Wenn Melanchthon sich etwas darauf zugute thut, wie geschickt er die Nativität zu stellen wisse, ist es Luther, der spöttisch auf Jakob und Esau hinweist, die, unter derselben Constellation geboren, einander doch in jeder Hinsicht unähnlich geworden seien.

Auch mit der Behauptung des Verfassers, daß der Bauernkrieg der Sache Luther's so wesentlich förderlich gewesen sei, kann Recensent sich nicht einverstanden erklären; gerade diese socialpolitische Wendung schreckte viele Fürsten ab, sich mit ihm einzulassen, und Luther hatte alle Mühe, darzuthun, daß man seine Angelegenheit nicht mit der von sengenden und brennenden Bauern verwechseln dürfe. Trotz aller dieser sehr wesentlichen Ausstellungen müssen wir übrigens anerkennen, daß der Verfasser hinsichtlich der damals verbreiteten astrologischen Literatur auf manches aufmerksam macht, was in culturgeschichtlicher Beziehung Beachtung verdient.

Der astrologische Schwindel, der jahrhundertelang Einfluß übte, ist ja selbst in unsern Tagen der naturwissenschaftlichen Aufklärung noch nicht völlig ausgestorben. Er spukt noch hier und da in unsern Bauernkalendern, und in England erscheinen jährlich nicht weniger als vier astrologische Almanache, unter denen der von Zadkiel herausgegebene, in 50000 Exemplaren verbreitete neuerdings eine gewisse Berühmtheit erlangt hat. Dieser Zadkiel, ein englischer Marineoffizier außer Diensten, über welchen das „Magazin für die Literatur des Auslandes" (Jahrgang 1863, Nr. 35) ausführlicher berichtet, rühmt sich, den Tod des Prinzen Albert, wie des Königs von Baiern, ja auch die Vertreibung des Königs Otto aus Griechenland in seinem Almanach aus den Sternen vorausgesagt zu haben. Auch der große Napoleonische Grundsatz des suffrage universel, überhaupt alle modern-politischen Ideen, die die Zeit bewegen, haben bereits durch ihn ihre astrologische Constellation am Himmelsgewölbe erhalten. Innerhalb der katholischen Kirche hatte der Kanonikus Matthieu Lähesberger zu Lüttich gelegentlich der Wiederkehr des Kometen von 1556 den allgemeinen Weltuntergang auf den 13. Juni 1856 fest bestimmt und damals selbst einen Theil der gebildeten Welt in Schrecken gesetzt. Noch neuerdings hat in Tirol die Sternenwelt auch gegen die confessionelle Duldsamkeit Zeugniß ablegen müssen. Man sieht: Katholiken und Protestanten haben in diesem Punkte einander eigentlich nichts vorzuwerfen. **Georg Heusinger.**

Memoirenliteratur.

Denkwürdigkeiten des Domherrn Grafen von W. Vom Beginn der ersten französischen Revolution bis zur neuesten Zeit. Leipzig, Bergson-Sonenberg. 1864. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser dieses Buchs ist ein Aristokrat vom reinsten Wasser, ein treuer Schildknappe der Partei der Kreuzzeitung und des Kleinen Reactionär, und seine Schrift ist ein sehr exorbitanter Ausdruck, ein sehr prägnanter Erguß eines zwar nicht talentlosen, aber mit der crassesten Selbstüberhebung und dem verrottetsten Kastengeiste inficirten Individuums, welches dem rastlos vorwärts eilenden Strome der Zeit zum Trotze es liebt, sich mit unhaltbaren Ideen längst verklungener Jahrhunderte zu nähren. Hier kann der Spruch „Difficile est satiram non scribere" keine Anwendung finden, denn das ganze Werk ist selbst eine Satire, und zwar um der grenzenlosen Naivetät halber, mit welcher der Verfasser auftritt, eine echt gelungene, und bleibt nur zu bedauern, daß diese unfreiwillige Satire am Ende nur einen neuen traurigen Beleg dafür liefert, aus welch armseligen Geistern (selig sind, die da geistlich arm sind) die dem Throne zunächststehenden, so höchst einflußreichen Regionen zusammengesetzt sind.

Nach dem letzten Kapitel des Buchs, „Rückblicke" betitelt, in welchem die „guten Deutschen" wegen ihrer jede Beleidigung so rasch vergessenden gutmüthigen Gemüthsart scharf durchgehechelt werden; nach Stellen wie die, wo mit einer wohlgefälligen Genugthuung hervorgehoben wird, wie es den Bestrebungen und Zwecken des Adels so sehr zum Vortheil gereiche, „daß in den obern Schichten der Gesellschaft die Uniform mehr gelte als der Mensch", sowie nach verschiedenen ähnlichen Aeußerungen, die man von einem Manne von gesunder Vernunft oder besser von geistiger Zurechnungsfähigkeit, als welcher sich der Verfasser doch sonst darstellt, nicht erwarten sollte, konnte man versucht sein, zu glauben, daß wir es nicht mit ernstlich gemeinten Beurtheilungen, sondern mit einer wirklichen Spottschrift zu thun hätten. Aber leider widerspricht dieser Annahme das, was der Verfasser von sich selbst erzählt, z. B. wie er seinen Reitknecht mit der Peitsche tractirt, und es dabei unbegreiflich findet, daß ihn über eine solche Bagatelle eine hochgeborene rheinische Dame zur Rede setzen und ihm bemerken konnte: „Ich hatte Sie bisher für einen gebildeten Mann von Erziehung gehalten, jetzt hat mich Ihr Betragen zweifelhaft gemacht."

So widerlich nun auch in mancher Beziehung diese manchmal sehr trivialen, von vielen Wiederholungen strotzenden Aufzeichnungen eines aufgeblasenen Domherrn abstoßen mögen, so kann doch nicht geleugnet werden, daß sich trotz ihres etwas nachlässigen Stils, trotz der aphoristischen Schreibweise diese „Denkwürdigkeiten" gar nicht übel lesen. Der Verfasser ist fast sein ganzes Leben hindurch auf der Reise und hält sich meist nur monate-, ja oft nur wochenlang in einer und derselben Stadt auf; außer ganz Deutschland, Oesterreich mit Ungarn eingeschlossen, hat er Italien, die Schweiz, Frankreich, England, Griechenland, Polen, Rußland, Schweden, überhaupt fast jedes Land in Europa bereist und viele Länder und Städte nicht einmal, sondern zweimal, dreimal oder auch noch öfters besucht, namentlich ist es Italien, in welchem er sich wiederholt und für längere Zeit aufgehalten hat. Ueberall ist nun der Verfasser mit einer Menge der durch Geburt oder amtliche Stellung hervorragendsten Persönlichkeiten mehr oder weniger eng liirt, und so bringt er oft ganz vorübergehend manche gar nicht oder nur wenig bekannte Einzelheiten, welche theilweise

einen recht charakteristischen Beitrag zur nähern Illustration des öffentlichen oder Privatlebens von beachtungswerthen staatsmännischen, diplomatischen, literarischen oder sonstigen Größen bilden. Nächst dem Vaterlande Preußen, für dessen hinterpommerische Junker und Gardeoffiziere, für deren Heldenthaten à la Sobbe und Pugli gegen wehrlose Hausknechte der Verfasser in wahrhaft kindischer Weise schwärmt, ist es — wer sollte es glauben — Italien, welches sich seiner besondern Sympathien erfreut. Aber das Italien, über welches so reichliches Lob ausgegossen wird, ist nicht etwa in der Ewigen Stadt, der Metropolis der katholischen Christenheit, oder in sonst einem ultramontanen, conservativen Flecken dieses Landes zu suchen, sondern es ist vielmehr gerade das revolutionäre Italien Victor Emanuel's, welches unser Domherr in seine besondere Affection genommen hat. Und wunderbarerweise rechnet er dem italienischen Adel zu besonderm Lobe an, daß derselbe überall, in der Politik wie in der Literatur, in der Wissenschaft wie in der Kunst und Industrie, an der Spitze der Bewegung und des Fortschritts stehe, während er sich doch stets wegwerfend darüber zu äußern pflegt, wenn ein deutscher Edelmann danach strebt, sich als Schriftsteller oder Mann der Wissenschaft einen Namen zu machen: „Ein Graf ist zu etwas Besserm geboren.“ Widerspruch, dein Name ist Domherr Graf W.

Nur eins vor allem, was dieses Buch behandelt, hat unsern ungetheilten Beifall, das ist die rückhaltlose Offenheit, mit welcher die Unsitte des Kartenspielens, ohne welches der deutsche Philister nicht bestehen kann, gegeiselt wird. Leider hat der Verfasser recht, wenn er sagt: „Kaum ist etwas so entwürdigend als das tagtägliche Kartenspiel, zu welchem schon junge Offiziere und Studenten sich bald nach dem Mittagsessen zusammenfinden, oder mit dem selbst ernste Männer den ganzen Abend ausfüllen und in ihrer bestimmten geschlossenen Gesellschaft einen Abend wie den andern ihre Whist-, Boston- oder Tarokpartie philisterhaft pflichtmäßig abspielen und einen Tag für verloren halten, wenn dieselbe einmal ausfällt. Das nennt der Deutsche Geselligkeit, darin findet so mancher den einzigen Zweck der Beschäftigung u. s. w.... Dies Wesen findet sich in andern Ländern nicht. Es ist dies ein wahres Glück für Deutschland. Die süße Macht der Gewohnheit an einem solchen Leben und Dasein hat uns vor vielem Uebel bewahrt“ u. s. w. Welche Uebel meint aber der Verfasser damit? Nichts anderes als eine energische Anstrengung und Ausdauer von seiten des deutschen Volks, um den Adel seiner angemaßten und durch den getriebenen Misbrauch vollends ungerechtfertigten Macht und Gewalt zu entsetzen und damit alle Hemmnisse für eine ungestörte freiheitliche Entwickelung gründlich aus dem Wege zu räumen. Darum, versäumen wir nicht, von unsern Feinden zu lernen: fort mit den Karten, oder vergessen wir über die Karten wenigstens nicht die Thaten! Sapienti sat. 19.

Notizen.

Sind die Franzosen Humoristen oder nicht?

„Die Virtuosen des Denkens“, bemerkt Mähly in seiner „Geschichte des Lustspiels“, „sind von jeher auch Virtuosen des Lachens gewesen. Wenn sich die Franzosen so eifrig gegen das Lächerliche wehren, weil sie in jedem lächerlichen Vorfall einen ästhetischen Bankrott erblicken, so beweist dies alles andere eher als ihre Weisheit. Einzelne Völker und Literaturen sind hingestorben, ohne es zur Komik gebracht zu haben.“ Dies Urtheil könnte als das eines Deutschen für parteilich gelten. Indeß französische Schriftsteller selbst gestehen es unumwunden ein, daß den Franzosen nicht nur die humoristische Ader, sondern selbst ein Wort für Humor fehle. Edmund Texier bemerkte kürzlich in der „Illustration“, die reizende Gabe des Humors scheine nur engländischen Geistern vorbehalten zu sein. Die Franzosen hätten noch nicht einmal das Wort „Humor“ übersetzen können; sie müßten sich auf dem Gebiete des Humors mit Nachahmungen (englischer Schriftsteller) begnügen. In derselben „Illustration“ läßt sich bei Besprechung von Taine's „Histoire de la littérature anglaise“ ein anderer Kritiker, Lefèvre, über das Wesen des Humors dahin aus: „Le Normand secoua et allégea le Saxon. L'esprit caustique fondu avec le gros rire devint *the humour.*“ Ausführlicher noch läßt sich Horace de Lagardie im „Temps“ bei Erwähnung eines Barthélémy'schen Buchs „Un philosophe en voyage“ aus. „Suchen wir im Wörterbuche“, bemerkt dieser, „so finden wir, daß ein humoristischer Schriftsteller derjenige ist, der eine ernste Materie in heiterer Weise behandelt.“ In diesem Sinne sei Voltaire der Fürst der Humoristen. Aber es sei nicht an dem, daß man „Humor“ gegenwärtig so verstehe. Die größte Schuld daran trage vielleicht die lückenhafte Kenntniß der englischen humoristischen Literatur. Von englischen humoristischen Schriftstellern kenne man ungefähr nur Swift und Sterne, und beide seien gefährliche Vorbilder, namentlich für französische Federn, und ganz besonders zähle Sterne dazu. Gewisse Schriftsteller liebe man wie gewisse Damen ein wenig ihrer Mängel wegen; es sei ganz und gar verlorene Mühe, dergleichen Schriftsteller nachzuahmen. Eine Sprache wie die französische, welche „des phrases incidentes et des parenthèses enchevêtrées“ nicht möge; das strenge Wörterbuch, welches kein für das Bedürfniß des Augenblicks gemachtes Wort dulde; die Ungeduld des Lesers, welche sich mit mühsamern Verständniß einer Stelle nicht befassen möge; endlich die Eigenliebe des Autors, welcher in Frankreich immer mehr oder weniger sein eigener Herold sein müsse: alles dies wirke der wahren Humoristik entgegen. Wo der französische Schriftsteller nach Art fremder Humoristen ganz und gar „sans gène“ sein könne, sei er doch verpflichtet in mühseliger Weise zu arbeiten. Er, der Kritiker, sei den neuern französischen Humoristen gegenüber sehr oft versucht zu sagen: „Setzt euch doch und gebt euch damit zufrieden, ein Humorist wie Voltaire zu sein.“ Nicht eben günstiger urtheilt J. d'Ortigue in den „Debats“ über die neuere französische Humoristik, wenn er schreibt: „La gaîté franche et sincère a disparu. On s'étourdit, on ne rit plus.“ Warum es den französischen Schriftstellern (und unter französischen versteht man ja ausschließlich pariser Schriftsteller) an jener Naivetät fehle, welche die wahre Humoristik bedingt, das finden wir an einer andern Stelle in höchst eigener Weise ausgelegt. „Corneille und Racine“, heißt es da, „kannten Sonne, Mond und Sterne nur vom Hörensagen und aus der Mythologie. Denn in dem düstern Paris, in den finstern Gäßchen, in welchen sie wohnten, haben sie sie mit eigenen Augen nie gesehen. In allen Werken Corneille's werden die Sterne nur in einem einzigen Verse des «Cid» erwähnt (?), und noch dazu ist dieser Vers aus dem Romanzero übersetzt. Racine gebraucht nur ein einziges mal das Wort Sonne in seinem eigentlichen Sinne, in allen andern Stellen ist es die Uebersetzung des griechischen Helios.“ 11.

Leben und Schriften des Andreas Gryphius.

Am 6. Juli d. J. wurde bekanntlich in Groß-Glogau das Denkmal des Andreas Gryphius feierlich enthüllt. Die vom Director des dortigen evangelischen Gymnasiums, G. A. Klix, gehaltene Festrede liegt uns jetzt in einem Abdruck vor, dessen Reinertrag zu einem wohlthätigen Zweck bestimmt ist (Glogau 1864). Diese Rede gibt eine wohlgelungene Charakteristik des Dichters und seiner Leistungen und feiert in Gryphius „den Ahnherrn des deutschen Dramas und den Mitschöpfer der neuen hochdeutschen Schriftsprache“. Sehr verdienstlich und von bleibendem Werthe ist das der Rede angehängte „Nachwort über das Leben und die Schriften des Andreas Gryphius“, in welchem der Literaturfreund neben Bekanntem auch einzelne neue Züge finden wird. Unter anderm hat Klix auch die lateinische Denkschrift auf des Dichters Grabe wörtlich mitgetheilt. Von dem früher für verloren gehaltenen lateinischen Epos „Olivetum“ haben sich in den letzten Jahren zwei Exemplare vorgefunden, von denen eins die berliner Bibliothek besitzt. Der Verfasser gedenkt auch der ge-

lungenen Uebersetzung, welche vor einigen Jahren F. Strehlke von diesem Gedicht verfaßt und veröffentlicht hat. Speciell für Glogau und Schlesien ist es von Interesse, daß Gryphius auch der Herausgeber eines juristischen Werks ist, einer Sammlung der Rechte und Privilegien der Stände des gloganischen Fürstenthums. 4.

Bibliographie.

Anakreon's Lieder. Im Versmaße der Urschrift übersetzt von R. Uschner. Berlin, Schroeder. 16. 10 Ngr.

Zwanzig Balladen von einem Schweizer. Stuttgart, Metzler. 8. 24 Ngr.

Bürkenbühl, E., Sonette aus dem Orient. Schaffhausen, Hurter. 8. 22½ Ngr.

Brückner, G., Biblische Studien. I. Die Verklärung Jesu Christi. Leipzig. Gr. 8. 4 Ngr.

Collins, W., Verbergen und Suchen. Roman. Aus dem Englischen. Drei Bände. Sondershausen, Neuse. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Daumer, G. F., Das Christenthum und sein Urheber. Mit Beziehung auf Renan, Schenkel, Strauß rc. Mainz, Kirchheim. 8. 10 Ngr.

Durig, J., Die staatsrechtlichen Beziehungen des italienischen Landestheiles von Tirol zu Deutschland und Tirol. Innsbruck, Wagner. Gr. 4. 8 Ngr.

Friedrich, J., Johann Hus. Ein Lebensbild. 1ste Abtheilung. Johann Hus, der Feind der Deutschen und des deutschen Wesens. Frankfurt a. M., Verlag für Kunst und Wissenschaft. Gr. 8. 2 Ngr.

Geiler von Kaisersberg, Das Schiff des Heils. In freier Uebersetzung und Bearbeitung von H. Bone. Mainz, Kirchheim. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Geschichte einer Bibel. Von ihr selbst erzählt. Nach dem Englischen. Mit Bildern. Bern, Mann. Gr. 8. 22½ Ngr.

Heinrichs, J., Die Emancipation der Frauen. Den Frauen gewidmet. Posen, Merzbach. 1863. Gr. 8. 7½ Ngr.

Helm, Clementine, Licht- und Schattenbilder. Leipzig, G. Wigand. Gr. 8. 22½ Ngr.

Hilgenfeld, A., Bardesanes, der letzte Gnostiker. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 28 Ngr.

Das illustrirte Journal. Jahrgang 1864. August — December. 19 Nummern. Leipzig, Expedition. Fol. 18 Ngr.

Klenze, W., Schwarzenberg. Historisches Schauspiel in fünf Aufzügen. Breslau, Maruschke u. Berendt. 1865. 16. 20 Ngr.

Kühn, Entwickelungs-Geschichte der Freimaurerei. Historisch dargestellt. Ein Handbuch für jeden Gebildeten. Neuwied, Heuser. 8. 24 Ngr.

Das Leben der Kirche. Eine Fortsetzung des Lebens Jesu von Renan. Leipzig, Goldig. 8. 10 Ngr.

Lewald, Fanny, Von Geschlecht zu Geschlecht. Roman. Drei Bände. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Die Malteser, dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen. Posen, Merzbach. 8. 22½ Ngr.

Mühlbach, L., Federzeichnungen auf der Reise nach der Schweiz. 1stes Heft. Berlin, Mylius. 8. 7½ Ngr.

Nehrlich's, G., Zeichnungen nach Goethe's Faust. Mit erläuternden Worten von H. Düntzer. 1ste Lieferung. Neuwied, Heuser. Gr. Fol. 1 Thlr. 5 Ngr.

Opel, J. O., Valentin Weigel. Ein Beitrag zur Literatur- und Culturgeschichte Deutschlands im 17. Jahrhundert. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Parthe, E., Die Intervention in Merico und das neue Kaiserreich. Ein Rückblick auf die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit. Leipzig, O. Purfürst. Gr. 8. 10 Ngr.

Planck, K. C., Grundlinien einer Wissenschaft der Natur als Wiederherstellung der reinen Erscheinungsformen. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 2 Thlr.

Schmidt, K., Die Anthropologie. Die Wissenschaft vom Menschen in ihrer geschichtlichen Entwickelung und auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte. Den Bildnern des deutschen Nation gewidmet. 2te, gänzlich umgearbeitete Auflage der „Anthropologischen Briefe". 1ster Theil. Dresden, Ehlermann. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Stöckl, A., Geschichte der Philosophie des Mittelalters. 1ster Band. Periode der Entstehung und allmählichen Ausbildung der Scholastik. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Sybel, H. v., Ueber die Gesetze des historischen Wissens. Bonn, Cohen u. Sohn. 8. 7½ Ngr.

Wachler, K., Deutschlands moderne Classiker. Literaturgeschichte der neueren und neuesten Zeit in Biographien, Proben und Beurtheilungen. 1ste Lieferung. Sondershausen, Neuse. 16. 3 Ngr.

Wächtler, W. J., Das Herz der Volksschule, oder Gemüthsbildung durch Poesie und Gesang. Ein Garten, besetzt mit frommen Palmen, patriotischen Eichen, humoristischen Silberpappeln rc. Prag, Credner. Ler.-8. 1 Thlr.

Zschweigert, W., Versuch zur Lösung jetziger Zeitfragen Aus den Materialien zum 2ten Theile seines Werkes: „Ueber Leben und Weben der Arbeit und die Grundsätze des rationellen Gewerbsbetriebs" in Bezug auf die von den Gesetzen und Institutionen des Staates abhängige Arbeit und in Berücksichtigung der Zeitverhältnisse dargestellt. 1ste Lieferung. Plauen, Neupert. Gr. 8. 9 Ngr.

Tagesliteratur.

Brater, K., Preußen und Bayern in der Sache der Herzogthümer. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 7½ Ngr.

Cairns, J., Falsche Christi und der wahre Christus, oder Vertheidigung der evangelischen Geschichte gegen Strauß und Renan. Ein Vortrag gehalten vor der National-Bibelgesellschaft. Aus dem Englischen übersetzt. Mit erklärenden Anmerkungen und mit Auszügen aus anderen wider Renan erschienenen Schriften. Hamburg, Oncken. 8. 6 Ngr.

Carneri, B., Julius Fröbel und die deutsche Trias. Ein Beitrag zur Bundesreform. Wien, Tendler u. Comp. Gr. 8. 4 Ngr.

Ein hohes Fest der Glaubenstreue. (Von F. Hofmann.) Mit 1 Abbildung. Augsburg, v. Jenisch u. Stage. Gr. 8. 3 Ngr.

Hieronymi, W., Herr Herostrat-Lassalle, der ökonomische Kronprätendent, oder Agitation und Ehrgeiz. Darmstadt, Diehl. Gr. 8. 6 Ngr.

Höpfner, Ueber die Tendenzen des Protestanten-Vereins. Conferenz-Vortrag. Neuwied, Heuser. Gr. 8. 3 Ngr.

Leidenfrost, R., Calvin's dreihundertjährige Todtenfeier. Predigt gehalten am 29. Mai 1864 in der evangelischen Kirche zu Graz. Graz. Gr. 8. 4 Ngr.

Lustkandl, W., Das Wesen der österreichischen Reichsverfassung. Eine akademische Antrittsrede. Wien, Braumüller. Gr. 8. 12 Ngr.

Mexico. Historische Skizze von einem k. k. Offizier. Wien, Geitler. Gr. 8. 8 Ngr.

Müller, A. W., Die Fürsten Deutschlands in ihren Beziehungen zum Freimaurerbund. Vortrag bei dem Maifest in Kösen am 29. Mai 1864. Sondershausen, Eupel. 8. 6 Ngr.

Wippermann, K., Aphorismen über Evangelium und Fortschritt auf pädagogischem Gebiet. Grimma. 1863. Gr. 8. 5 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

OBRAS ESCOGIDAS
DE
DON JUAN EUGENIO HARTZENBUSCH.

Edicion alemana dirigida por el autor.

2 Tomos. Con el retrato del autor. 2 Thlr. Gebunden 2 Thlr. 20 Ngr.

Diese von Hartzenbusch, einem der gefeiertsten lebenden spanischen Dichter, selbst besorgte Originalausgabe einer Auswahl seiner Werke bietet den Liebhabern der spanischen Literatur eine reiche Sammlung von Erzählungen, Fabeln, Gedichten und Dramen. Die Sammlung ist auch zum Verkauf in Spanien selbst autorisirt. Das dem ersten Bande beigegebene Porträt des Verfassers in Stahlstich ist auch einzeln zum Preise von 10 Ngr. zu beziehen.

Das Werk bildet zugleich Band XIV und XV der von der Verlagshandlung unter dem Titel: *„Coleccion de autores españoles“*, herausgegebenen Sammlung spanischer Werke, wovon bisjetzt folgende Bände erschienen sind:

FERNAN CABALLERO, Clemencia.
FERNAN CABALLERO, La Gaviota.
CERVANTES SAAVEDRA, Don Quijote de la Mancha. 2 tomos.
FERNAN CABALLERO, La familia de Alvareda. Lágrimas.
D. ANTONIO DE TRUEBA, El libro de los Cantares.
A. HERRMANN, Composiciones jocosas en prosa.
FERNAN CABALLERO, Cuentos y poesias populares andaluces.
D. ANTONIO DE TRUEBA Y LA QUINTANA, El Cid Campeador.
D. ANTONIO DE TRUEBA, Las Hijas del Cid.
JOSÉ MARMOL, Amalia. 2 tomos.
FERNAN CABALLERO, Relaciones.
FERNAN CABALLERO, Elia o la España treinta años ha.

Jeder Band kostet geheftet 1 Thlr., gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Sammlung ist vollständig oder in einzelnen Banden durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schwarz, Strauß, Renan.

Ein Vortrag von

Friedrich von Raumer.

Zweite unveränderte Auflage.

8. Geh. 5 Ngr.

Der bekannte Geschichtschreiber Friedrich von Raumer gibt in dieser kleinen Schrift einen vergleichenden Bericht über den Inhalt dreier Bücher, welche die gebildete Welt gegenwärtig lebhaft beschäftigen: des in dritter Auflage erschienenen Werks „Zur Geschichte der neuesten Theologie“ von Schwarz, und der „Leben Jesu“ von Strauß und von Renan. Seine Ansichten, als die eines Nichttheologen und ebenso freisinnigen wie besonnenen Mannes, fanden so allgemeinen Anklang, daß die Schrift binnen wenigen Wochen vergriffen war und der fortdauernd starke Begehr eine neue Auflage nöthig machte, die soeben erschienen und wieder in allen Buchhandlungen zu haben ist.

Verlag von **Eduard Trewendt** in Breslau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Briefe
an
Ludwig Tieck.

Aus dem Nachlasse ausgewählt und herausgegeben
von
Karl von Holtei.

Octav. Erster und zweiter Band. $48\frac{1}{4}$ Bogen. Eleg. brosch.

Preis 3 Thlr.

Der 3. und 4. (Schluß) Band erscheinen im October d. J.

Aus der reichen Sammlung von Briefen, die sich in dem Nachlasse **Ludwig Tieck's** vorfand, liegen hier diejenigen von nachhaltiger Bedeutung vor. In welchem Sinne ihre Auswahl getroffen wurde, darüber spricht sich die Vorrede aus. — Erst aus diesen sämmtlichen Briefen von 200 hervorragenden Zeitgenossen, wir nennen nur Ampère, Achim von Arnim, Bettina, Brentano, Graf W. Baudissin, Collin, Eduard Devrient, Görres, Goethe, Grabbe, Novalis, Hauff, A. v. Humboldt, Immermann, Löbell, Felix Mendelssohn, Meyerbeer, Ottfried Müller, Nicolai, Oehlenschläger, Reichard, Jean Paul, A. W. Schlegel, Fr. Schlegel, Johanna Schopenhauer, Gust. Schwab, Stägemann, Henr. Steffens, Fr. v. Uechtritz, Varnhagen von Ense, Rahel, Wackenroder u. s. w., geht der Einfluß hervor, den **Tieck** auf seine Zeitgenossen hatte, und sie bieten dem Geschichtsforscher, möge er sich mit der Literatur oder mit der Entwickelung des politischen und socialen Lebens beschäftigen, namentlich aber allen, welche sich für das deutsche Theater interessiren, ein überaus wichtiges, neues Material dar.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Psychologie.

Die Lehre vom bewussten Geiste des Menschen, oder Entwickelungsgeschichte des Bewusstseins, begründet auf Anthropologie und innerer Erfahrung.

Von **Immanuel Hermann Fichte.**

Erster Theil. Die allgemeine Theorie vom Bewusstsein, und die Lehre vom sinnlichen Erkennen, vom Gedächtniss und von der Phantasie.

8. Geh. 4 Thlr.

Mit vorliegendem Werke bietet der Verfasser, einer der namhaftesten Forscher der Gegenwart, die Fortsetzung der Untersuchungen, welche in seiner bereits in zweiter Auflage erschienenen „Anthropologie“ (Preis 3 Thlr.) ihren Ausgangspunkt nahmen. Die hier behandelten Fragen sind von noch allgemeinerem und tiefer greifendem Interesse als die Probleme, mit welchen die „Anthropologie“ sich beschäftigte, weshalb dieses neue Werk die Beachtung und Theilnahme der weitesten Kreise in Anspruch nehmen darf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 39. — 22. September 1864.

Schiller-Literatur.

1. Ueber Schiller's Lyrik im Verhältnisse zu ihrer musikalischen Behandlung (allgemeine Betrachtung und specielle Aufzählung). Von F. A. Brandstaeter. Berlin, Dümmler. 1863. Gr. 4. 12 Ngr.
2. Schiller als Historiker. Von Johannes Janssen. Freiburg im Br., Herder. 1863. Gr. 8. 18 Ngr.
3. Schiller's Geistesgang. Von A. Kuhn. Berlin, v. Warnsdorff. 1863. Ler.-8. 2 Thlr.
4. Beiträge zur Würdigung und zum Verständnisse Schiller's. Von Heinrich Deinhardt. Erster Band. Stuttgart, Cotta. 1861. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.
5. Schiller und die praktischen Ideen. Von Georg Leve. Zweiter Anhang zu „Die praktischen Ideen nach Herbart". Emden, Haynel. 1863. Gr. 8. 8 Ngr.
6. Schiller-Feier 1859. Verzeichniß der zum hundertjährigen Geburtstage Schiller's seiner Tochter eingesandten Festgaben. Stuttgart, Cotta. 1863. Ler.-8. 15 Ngr.

Die Hochflut der Schiller-Schriften, welche durch die Festfeier des Jahres 1859 hervorgerufen ward, scheint nunmehr glücklich abgelaufen, und nur einige Nachzügler treten noch zeitweise ans Licht. So mögen denn die sechs Schiller-Schriften, die uns gegenwärtig zur Besprechung vorliegen, ohne weitläufige Einleitung sich selbst einführen.

Der Verfasser der Schrift: „Ueber Schiller's Lyrik im Verhältnisse zu ihrer musikalischen Behandlung" (Nr. 1), F. A. Brandstaeter, welcher sich bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten bisher meistens auf dem Felde des Alterthums bewegt hat, sah sich 1859 bei der danziger Schiller-Feier als langjähriger Leiter der Liedertafel mit der Anordnung des musikalischen Theils des Festes betraut. Er bemerkt:

Als ich in der betreffenden Musikliteratur Umschau hielt, machte es Schwierigkeiten, Gesänge zu finden, welche der Würde des Festes und andererseits der Heiterkeit desselben angemessen wären. Auch nach dem Feste schien mir ein weiteres Nachsuchen von Interesse, um möglichst festzustellen, inwieweit der erste, jedenfalls bekannteste und gefeiertste Dichter unserer Nation auch durch musikalische Behandlung seiner lyrischen Productionen Eingang in das Herz des Volks gefunden habe. Es fehlte noch an einer genügenden Betrachtung seines theoretischen und praktischen Verhältnisses zur Musik, seiner Ansichten über diese Kunst, seiner Schätzung, seiner Kenntniß und Unkenntniß darin, seiner absichtlichen Verwendung derselben; sodann seiner Lyrik in ihrer Eigenthümlichkeit, nebst einer rationellen Betrachtung der Gründe, warum seine Lyrik als gesungen verhältnißmäßig nur wenig Eingang gefunden hat; ferner seiner Stellung als Idealist und Kosmopolit zum Volke, sowie endlich seines religiösen Standpunktes mit Bezug auf das Musikalische in seinen Gedichten. Diese Betrachtungen gedenke ich im Folgenden in gedrängter Kürze und wo irgend thunlich mit den authentischen Worten Schiller's, seiner Freunde und namhaftesten Beurtheiler zu geben. Ein raisonnirendes Verzeichniß der 500 Compositionen von 82 Dichtungen Schiller's wird in vieler Hinsicht zum Belege für das im ersten Theile Gesagte dienen.

Mit diesen eigenen Worten des Verfassers ist Veranlassung und Zweck der ziemlich umfassenden Schrift (sie zählt 39 Quartseiten) genügend bezeichnet. Wir müssen einräumen, daß diese Seite von Schiller's Geisteswesen, daß die Anregung, welche er von der Tonkunst empfing und auf sie übte, bisher noch keine oder nicht genügende Darstellung gefunden hat, und daß gegenüber dem in den letzten Jahren endlos sich häufenden Material von allgemeinen Beurtheilungen Schiller's und seiner Werke ein solches Eingehen auf eine ganz specielle Richtung seines Denkens und Wirkens verdienstlich ist. Brandstaeter hat mit großer Belesenheit und unermüdlichem Fleiße gesammelt, was Schiller über die Tonkunst geschrieben oder auch nur in bildlichen Ausdrücken in Liedern, Dramen und Briefen geäußert hat; die bezüglichen Stellen sind wörtlich mitgetheilt und zwar nicht selten mit einer Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit, welche den geschulten Philologen verräth, wenn auch das Herbeiziehen und Deuten manches Bedeutungslosen bisweilen etwas Peinliches haben mag. Das Buch hat mehrere Abschnitte. Der erste handelt über Schiller's Verhältniß zur Musik im allgemeinen, und auch zugegeben, daß Schiller nur mangelhafte Kenntnisse in der Tonkunst besessen, so ist doch sicher, daß er dieselbe mit großem Geschick und mächtiger Wirkung in seinen Dramen zu verwerthen verstand. Der zweite Abschnitt bespricht „Schiller und seine Lyrik im allgemeinen und besondern"; die einzelnen Gattungen derselben werden durchgenommen und dabei auch Schiller's Bedeutung als patriotischer und nationaler Dichter beleuchtet, und zwar in einer, wie es uns scheint, doch allzu wenig anerkennenden Weise. Wenn man dieselbe vielfach überschätzt haben mag, so sollen wir sie doch

noch weniger unterschätzen; der weltbürgerliche Dichter hat in den besten seiner Dramen ein so entschiedenes französisches und schweizerisches Vaterlandsgefühl ausgesprochen, daß er, der vor der großen Bluttaufe Deutschlands, den Freiheitskriegen, starb, in seiner tiefsittlichen historischen Natur sicher die beste Anlage zum Vaterlandsdichter trug, ungleich mehr als Goethe. Das Ergebniß dieser Untersuchungen ist schließlich zusammengefaßt in den Worten:

Wir finden, daß Schiller einige treffliche Lieder über die Natur dichtete, über die Liebe fast nur excentrische Jugendversuche, keins über die Freundschaft, ein paar wenig geeignete für die Geselligkeit, kein patriotisches im bessern Sinne, kein eigentliches Volkslied, fast kein religiöses; daß er dagegen durch sein ideales Streben die innigste Zuneigung des deutschen Volks, besonders der Jugend, sowie auch aller Edlern bei andern Nationen gewonnen hat und durch sein Ringen nach Freiheit im bessern Wortsinne und seinen menschheitumfassenden Kosmopolitismus einzig unter den größten Heroen der deutschen Literatur dasteht.

So vollkommen man in Bezug auf die letztere Aeußerung mit dem Verfasser übereinstimmen wird, so läßt sich gegen jenen Ausspruch doch manches einwenden; es scheint dem Berichterstatter wenigstens, daß Schiller's Räuberlied, Schützenlied, Reiterlied doch wol volksthümlich genug geworden sind. Den Schluß und ohne Zweifel den verdienstlichsten Theil der Arbeit bildet das Verzeichniß der 82 Gedichte Schiller's, welche von 234 Componisten in Musik gesetzt worden sind; die Zahl der aufgeführten Compositionen beträgt 500, von Brandstaeter mit einem wahrhaft erstaunlichen Fleiße zusammengestellt; eigenthümlich ist, daß unter anderm „Die Glocke" neunmal, „Hektor's Abschied", „Das Mädchen aus der Fremde", „Thekla, eine Geisterstimme" zehnmal, „Die Dithyrambe" und „Würde der Frauen" elfmal, „Der Jüngling am Bache" achtzehnmal, „Des Mädchens Klage" dreiundzwanzigmal, „An Emma" siebenundzwanzigmal, „Die Sehnsucht" neunundzwanzigmal, „Das Lied an die Freude" einundvierzigmal componirt worden sind. Eine vollständige und eingehende zweite Behandlung des Stoffs stellt der Verfasser in Aussicht, wozu er um Mittheilung vervollständigender Notizen bittet: ein Wunsch, der im Interesse der Sache warme Empfehlung verdient.

Es hat demnach die vorliegende Abhandlung das Verdienst einer reichen Stoffsammlung. Die Behandlungsweise indeß läßt manches zu wünschen; man sieht dem Werke an, daß der Verfasser mehr als zusammentragender Philolog, denn als warmer und verstehender Kunstrichter arbeitet. Hiermit mögen sich einige Urtheile erklären, die wenigstens in der Weise des Ausdrucks auffällig oder ungeschickt erscheinen. So wird S. 8 hervorgehoben und gar sonderbar entwickelt, daß in „Don Carlos" (Act 2, Scene 8) „eine eigenthümliche Verwirrung mit den Begriffen Gesang und Lautenspiel herrsche", als ob es nicht im Eingange des siebenten Auftritts hieße: „Die Prinzessin spielt die Laute und singt." S. 10 wird bemerkt, Schiller habe es getadelt, „daß man in der Schlußscene des «Egmont» mitten aus der wahrsten und rührendsten Situation durch einen Saltomortale in eine Operwelt versetzt werde, um einen Traum zu sehen", und habe doch selbst am Schlusse des „Tell" in ganz ähnlicher Weise die Musik zu einem Operneffect angewendet; als ob zwischen diesen beiden Scenen nicht ein vollkommener Unterschied vorhanden wäre. Schiller tadelt nicht, daß Egmont's Traum von Musik begleitet ist, sondern er nennt es Versetzung in eine Operwelt, daß sein Traumbild dem Zuschauer sichtbar erscheint; einen Operneffect aber können wir in dem öftern sehr wirksam angebrachten Einfallen der Musik in Schiller's Dramen nicht entfernt finden. Und ebenso wenig sollte man, wie es S. 38 geschieht, Schiller's köstlichen „Grafen von Habsburg", diesen Edelstein der Poesie, bezeichnen als „eine versificirte Stelle des Chronisten Tschudi von 1266, fast wörtlich, mit einigen hinzugefügten historischen Unrichtigkeiten. Dem völlig nüchternen Rudolf ist hier große Gesangliebe angedichtet." Dergleichen ungeschickten Stellen, nüchternen oder schiefen Auffassungen begegnen wir wiederholt, die man gern berichtigt oder gemildert sehen möchte, weil sie den Genuß der sonst so fleißigen und wacker empfundenen Arbeit beeinträchtigen.

Vorliegende Arbeit, mit der ich mich längere Zeit mit Liebe beschäftigte, ist die erste besondere und ausführliche Schrift, welche über Schiller als Historiker erscheint. Weil die Person Schiller's sich von seinen Werken so wenig trennen läßt, daß man über diese nur dann ein unbefangenes Urtheil gewinnen kann, wenn man ersterer näher zu treten sucht, so habe ich zunächst erörtert, wodurch der Dichter zum Historiker geworden ist, unter welchen Verhältnissen seines innern und äußern Lebens seine Geschichtswerke entstanden sind, und wie der Dichter selbst über seine Leistungen urtheilt... Auch war ich der Ansicht, daß der Werth, den Schiller's vielgelesene historische Schriften auch in unserer Zeit noch etwa beanspruchen könnten, nur dann sich feststellen lasse, wenn man bei ihrer Beurtheilung auch die neuern Forschungen, welche uns jetzt über die von ihm behandelten Geschichtsperioden vorliegen, berücksichtige, ohne natürlich dabei auf Rechnung Schiller's schreiben zu wollen, was er sich in seiner Zeit, in der diese Forschungen noch nicht gemacht worden, an Quellenmaterial nicht aneignen konnte. Und in dieser Beziehung habe ich besonders auf die „Geschichte des Abfalls der Niederlande" Rücksicht genommen und auf Grund der zahlreichen neuern Documente in raschem Ueberblick die Genesis der niederländischen Revolution zu entwickeln versucht. Bei Besprechung seiner „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs" hebe ich diejenigen Momente hervor, die mir zu einer unbefangenen Beurtheilung jener langen Wirrsale am wesentlichsten schienen. Und wie ich hierbei nationale Fragen berühren mußte, die auch in der Gegenwart noch die Gemüther bewegen, so konnte ich bei Prüfung der kleinern historischen Abhandlungen Schiller's nicht umhin, mit wenigen Worten seine religiösen Ansichten zu besprechen, über die noch neuerdings wieder so verschiedene Urtheile laut geworden sind.

Diese Worte in der Einleitung des Janssen'schen Buchs: „Schiller als Historiker" (Nr. 2), bezeichnen das Ziel und den Gang der Untersuchung, welcher der Verfasser Schiller's geschichtliche Werke unterwirft, und es ist nur mit Dank anzuerkennen, wenn ein durch umfassende wissenschaftliche Arbeiten bekannter Geschichtsforscher, wie Janssen, auf das Gebiet der deutschen Literargeschichte hinübergreift und zu der erdrückenden Fülle des schöngeistigen Schillergeredes, welches wir in den letzten Jahren vernommen haben, ein Stück solider Arbeit bringt.

Ganz wunderbar ist die Gewalt, welche ein großer Dichtergeist auf die Anschauungen der Zeitgenossen wie der Nachlebenden hat: um dieses zu beweisen, bedarf es nur der Hindeutung, in wie verklärter Gestalt Egmont und Oranien, Maria Stuart, Wallenstein und Don Carlos vor unserm Seelenauge stehen, weil wir den Strahlenglanz der Dichtung, mit welchem Goethe und Schiller sie geschmückt, ihnen auch in der Geschichte umzuhüllen geneigt sind. Der Dichter schaut den Menschen der Geschichte ideal an und muß es thun; und so groß ist die Macht der Poesie, daß sie auf Jahrhunderte das Urtheil eines ganzen Volks bestimmt, und es endlich nur der strengen Forschung gelingt, das künstlerische Wahngebilde zu zerstören und der historischen Wahrheit ihr Recht zu gewähren; das Volk im großen und ganzen aber hält fest an den Gestalten, wie sie ihm die Dichtung allbekannt und lieb gemacht hat. Und ebenso hat an dem Zorne des Dichters ein Philipp II., eine Elisabeth noch jahrhundertelang zu tragen, wenn die Thränen, die sie vergießen machten, längst getrocknet, die Wunden, die sie schlugen, längst geheilt sind.

So geschieht es auch, wenn der große Dichter als Historiker auftritt; je mehr wir überzeugt sind, daß er in dem Werke, das er schrieb, seine tiefste sittliche Ueberzeugung niederlegte, je größer die Verehrung ist, die wir dem Dichter auch als Menschen zuerkennen müssen, je glänzender sein Werk die Spuren idealer Anschauung, künstlerischer Fülle und Vollendung trägt, desto fester haften die Vorstellungen, die es hervorruft, in dem Bewußtsein der Nation. „Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun", sagt Schiller; aber wenn die Könige bauen, braucht es auch Jahrhunderte der Zeit oder Tausende von fleißigen Händen, um zu zerstören, was der gewaltige Geist, der Wille eines einzigen ins Dasein rief.

Daß Schiller's geschichtliche Arbeiten auf strengen historischen Werth keinen Anspruch machen dürfen, hat unbeschadet aller Hochachtung vor der sittlichen und dichterischen Größe des Mannes die Kritik längst erkannt, und sie war um so mehr dazu berechtigt durch Schiller's eigene Worte: „Ich werde immer eine schlechte Quelle für einen künftigen Geschichtsforscher sein, der das Unglück hat sich an mich zu wenden. Die Geschichte ist überhaupt nur ein Magazin für meine Phantasie, und die Gegenstände müssen sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden." Schiller gelangte auf das Gebiet der Geschichtschreibung, wie man bei ihm richtiger statt Geschichtsforschung sagen möchte, auf dem Umwege der Poesie; die Geschichte war ihm zunächst der nothwendig zu bewältigende Stoff für seine künstlerischen Gebilde; und wie sich ihm der Stoff alsbald dichterisch gestaltete, wie er den leitenden Persönlichkeiten je nach dem Bedürfnisse seiner Dramen Vorzüge oder Fehler, Tugenden, Leidenschaften und Schwächen beilegte, so mußte es ähnlich geschehen, wenn er Geschichte zu schreiben versuchte. Wenn des Geschichtschreibers Aufgabe ist, die Thatsachen nach Kräften wahrheitsgetreu zusammenzustellen, so ist der Dichter vermöge seiner vorwiegend subjectiven Seelenstimmung dazu am allerwenigsten geeignet, indem er allzu sehr geneigt ist, die Thatsachen nach sittlichen, psychologischen, künstlerischen Gesichtspunkten zu entwickeln. Nun ist wol anzuerkennen, daß Schiller zum Dichten geschichtlicher Dramen, zum Erfassen der Geschichte überhaupt eine bei weitem größere Befähigung besaß als Goethe; damit ist aber nicht gesagt, daß er auch zur Geschichtschreibung berufen war; und wenn seine Geschichtswerke sich lebhaften Beifalls erfreuten und die in ihnen niedergelegte Gesammtanschauung noch immer kräftig nachwirkt, so sind nicht sowol die wissenschaftlichen Vorzüge derselben der Grund dieser Theilnahme, als vielmehr die darin ausgesprochene sittliche Grundstimmung und die glänzende Darstellung des Verfassers.

Betrachten wir nunmehr die Entwickelung des Janssen'schen Buchs. Schiller's Lebensgang von Anfang an verfolgend, weist der Verfasser nach, wie der Dichter von vornherein „nicht mit wissenschaftlichem, sondern mit poetischem Sinne an die Geschichte herantrat und für sie nur ein psychologisches und moralisches Interesse hatte. Sein lebhafter Geist verlangte andere Nahrung und verfiel auf das Studium französischer Geschichtschreiber, die in künstlerischer Beziehung allerdings die deutschen weit überragten und vielseitigere Gesichtspunkte geltend machten, aber am wenigsten geeignet waren, den Dichter in das wahre Wesen der Geschichte einzuführen und zu einem richtigen Begriff historischer Forschung zu bringen". Und wie ihm die Geschichte die Stoffe zu seinen dramatischen Arbeiten bot, so trieb ihn die Lust des Gestaltens oder die harte Nothwendigkeit schriftstellerischen Erwerbs zeitig dazu, den verarbeiteten Stoff auch zur Prosadarstellung zu verwerthen. Neben einer Anzahl kleinerer Arbeiten sind es vornehmlich zwei größere, die Schiller den Ruf eines Geschichtschreibers verschafft haben. Zunächst die „Geschichte des Abfalls der Niederlande", auf welche ihn sein „Don Carlos" führte. Die erste Aeußerung über dieses Werk findet sich im Briefe an Körner vom 18. August 1787; er arbeitete daran anfangs mit Lust, dann mit Misvergnügen. „Ich muß von Schriftstellerei leben", schreibt er Eingang 1788 an Körner, „also auf das sehen, was einträgt... Auch sehe ich recht gut voraus, daß ich durch meine Arbeit in der Historie mir einen wesentlichern Dienst leisten werde, als der Historie selbst, und dem Publikum einen angenehmern, als einen gründlichen den Gelehrten." Er schrieb das Buch mit so ungenügender Quellenkenntniß, so vielfach gestört durch andere Arbeiten, so sehr gedrängt durch das Bedürfniß schriftstellerischen Verdienens, daß wir jedenfalls die Geistes- und Willenskraft des Mannes bewundern müssen, welcher trotz aller dieser Hemmnisse ein so glänzendes Werk schuf. Wie sehr Schiller selbst erkannte, daß er mit der Arbeit den Forderungen der Wissenschaft nicht Genüge leiste, zeigen seine eigenen Aeußerungen. So ward denn die Geschichte des Abfalls der Niederlande nach Janssen's Wort „eine Geschichte, nicht wie sie geschehen, sondern wie er nach seinen subjectiven Anschauungen wünschte, daß sie sich zugetragen haben sollte". Den Nachweis dieser Behauptung zu

prüfen, müssen wir füglich dem Geschichtsforscher von Fach überlassen. Daß Schiller viele der heutzutage eröffneten urkundlichen Quellen nicht benutzen konnte, ist selbstverständlich; aber auch die ihm zugänglichen benutzte er nicht kritisch und öfters mit dichterischer Freiheit. Der Verfasser entwickelt, wie Granvella mit Mäßigung und Einsicht die Regierung leitete, wie Philipp II. durch seine ersten Regierungshandlungen keinen Anlaß zum Aufstande gab, wie dagegen die Empörung wesentlich ein Werk des verschuldeten, um seinen eigenen Vortheil bemühten Adels gewesen sei. Oranien's Charakter erscheint nach dieser Darstellung keineswegs in der Tadellosigkeit, welche wir ihm, Goethe's und Schiller's Zeichnung folgend, gemeiniglich zuzurechnen geneigt sind. Erst die harten Maßregeln Alba's geben nach der vorliegenden Entwickelung Anlaß zu jener Erhebung des Volks, als deren schließliches Ergebniß der niederländische Freiheitskampf erscheint.

Diesen Nachweis führt der Verfasser ruhig und ohne Miswollen, vielfach mit Berufung auf Urkunden oder protestantische niederländische Schriftsteller, mit offen tadelnder Anerkennung von Alba's Militärdespotismus und Philipp's II. späterm gewaltthätigen Eingreifen in die beschworene Verfassung. Er spricht:

Der Dichter hat kühne Gedanken, glühende Worte, geistreiche Antithesen, glückliche Bilder, er gibt seiner Darstellung Wärme und Kraft und durchgeistigt das dürre Material mit Ideen; aber seine Ideen sind nicht als Resultate einer mit echthistorischem Sinn unternommenen Erforschung der Begebenheiten und Personen in seinem Geiste entsprungen, sondern sie sind der Geschichte als eine fremde Zugabe geliehen worden; es sind aprioristische Voraussetzungen seines eigenen Geistes und seines „philosophischen" Zeitalters, die er auch in der Vorzeit aufsucht und nach denen er diese Vorzeit beurtheilt. Dabei zweifeln wir aber nicht im geringsten an seinem ernstlichen Willen, der Wahrheit treu zu sein, denn seine Fehler lagen nicht in seinem Willen, sondern in der Art, wie er arbeitete und „als schöpferische Kopf" die Geschichte „schuf".

Die „Geschichte des Abfalls der Niederlande" verschaffte Schiller die Professur zu Jena und mit derselben Charlotte von Lengefeld's Hand. Mit welch entsetzlicher Arbeitslast Schiller kämpfen mußte, um nur einigermaßen seiner Aufgabe gewachsen zu sein, wie sehr sein neues Amt ihm bald widerwärtig ward, ist bekannt. Da sein Amt unbesoldet war und zahlende Studenten sich spärlich einstellten, so mußte er förmlich als Schriftsteller tagelöhnern. In der ersten Zeit seiner Ehe, in vier Sommermonaten des Jahres 1790, schrieb er den ersten Theil seiner „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs" für den „Historischen Kalender für Damen"; am 12. September ist er bereits bis zur Schlacht von Breitenfeld gediehen; am 18. October schreibt er an Körner:

Es galt bei dieser Arbeit mehr, meinen guten Namen nicht zu verscherzen, als ihn zu vermehren, und bei der Kürze der Zeit, bei der Ungelehrigkeit des Stoffs war diese Aufgabe wirklich schwer. Du erinnerst dich, daß ich öfter eine Probe mit mir anstellen wollte, was ich in einer gegebenen kurzen Zeit zu leisten vermöge, da ich sonst immer zu langsam arbeite. Eine solche Probe ist der „Dreißigjährige Krieg", und ich wundere mich nun selbst darüber, wie leidlich sie ausgefallen ist. Die Eilfertigkeit selbst war vielleicht vortheilhaft für den historischen Stil, den ich hier wirklich weniger fehlerhaft finde, als in der niederländischen Geschichte.

So hat Schiller nach Friedrich von Raumer's Wort „diese furchtbare, schreckliche, zerstörende, sittenlose, beweinenswürdige Zeit, welche eher den Ernst eines Tacitus verlangt hätte, trotz allem einzelnen scharfen Tadel, doch in eine Art von Prachtaufsatz und Schaugericht verwandelt". Strengem Quellenstudium stand weniger das Frauenpublikum im Wege, für welches er schrieb — denn warum sollte dieses nicht ebenso wol auf gründliche Erforschung der Thatsachen Anspruch haben? — als das Drängen des Buchhändlers und die dura necessitas eines leeren Geldbeutels. Und in ganz ähnlicher Weise, unter den Krankheitsleiden der folgenden Jahre, entstand der Rest des Werks, und Schiller schreibt gelegentlich dieser Arbeit 1792 an den Freund die bezeichnenden Worte: „Bei mir haben Lektüre, Umgang und Beschäftigung blos den Stoff, aber nicht die Art ihn zu formen verändert. Ich bin und bleibe blos Poet, und als Poet werde ich auch noch sterben."

Die Schiller'sche Anschauung des Dreißigjährigen Kriegs hat bekanntlich auf diejenige der Gegenwart dauernd weiter gewirkt; ebenso bekannt ist, daß in neuern Schriften die Entstehung und die Ziele des Kriegs, der Charakter Tilly's und Ferdinand's II. in wesentlich anderer Weise aufgefaßt worden sind. Der Krieg ist seines bis dahin festgehaltenen religiösen Charakters entkleidet, als ein vornehmlich oder lediglich politischer dargestellt worden, Ferdinand II. und Tilly haben begeisterte Lobredner gefunden, Gustav Adolf bittern Tadel erfahren: bei diesen verschiedenen Auffassungen mag bisweilen, mit oder ohne Bewußtsein davon, auch das religiöse Bekenntniß der Darsteller nicht ohne Einfluß gewesen sein. Janssen stellt sich auf die kaiserliche Seite, indem er S. 81 und 90 spricht:

Schiller wird mit Recht als der nationalste deutsche Dichter gefeiert, und die flammenden Worte seiner poetischen Meisterwerke haben in der Periode der Schmach unsers Volks unter französischem Joche das Nationalgefühl gekräftigt und einen unverkennbar großen Einfluß auf unsere Erhebung gegen die Fremdherrschaft ausgeübt und wirken in ihrer erhabenen Begeisterung noch immer fort; aber es ist ein verhängnißvoller Irrthum, dem Dichter auch, wie es in den letzten Jahren wieder mehrfach geschehen, für seine „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs" ein „nationales Verdienst" zu vindiciren und ihre Lektüre der Jugend zur Kräftigung des Patriotismus zu empfehlen. Unserer Ueberzeugung nach erweist sich vielmehr Schiller's Buch vor dem Richterstuhl einer unbefangenen Geschichtsauffassung als ein undeutsches Buch, und wenn die großen Historiker aller Völker, was nicht zu bezweifeln, Patrioten gewesen, die, von den Ideen, Empfindungen und Bestrebungen ihres Volks erfüllt, für ihr Volk gearbeitet haben und uns als die wahren Träger der Größe und der nationalen Bedürfnisse desselben erscheinen, so kann der Dichter nicht den Ruhm eines deutschen Historikers beanspruchen, sondern zeigt im Gegentheil durch seine „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges", daß in seinen historischen Anschauungen sein Genie nicht in Deutschlands großen Traditionen wurzelte und keine nährende Kraft aus der Geschichte des eigenen Volks empfing... Schiller's sogenannte protestantische Darstellung des Kriegs war trotz seines weltbürgerlichen und philosophischen Standpunktes in Wahrheit eine kleinfürstlich-französische und nicht frei von dem Charakter einer ernestinischen Hofhistoriographie.

Nach der vielfach auf Urkunden und gleichzeitige Schriftsteller sich berufenden Darstellung des Verfassers erscheint die böhmische Bewegung, „deren Entstehung man aus religiösen Motiven hergeleitet und deren unglücklichen Ausgang man als eine Niederlage der Gewissensfreiheit betrauert hat, nur das Resultat slawo-czechischer Umtriebe, nur eine revolutionäre Auflehnung böhmischer Aristokraten, die in ähnlicher Weise wie früher in den Hussitenkriegen und später in unsern Tagen das durch Habsburg vertretene germanische Element verdrängen wollten", der ganze Krieg als eine Auflehnung der deutschen Fürstengewalt gegen die kaiserliche, ein Streit, in welchen natürlich die auswärtigen Mächte mit großem Vergnügen zum eigenen Vortheil sich mischten. Die Uneigennützigkeit Gustav Adolf's wird entschieden in Zweifel gezogen, Tilly's Name von dem bisher auf ihm lastenden Fluche freigesprochen. Gegen die in ähnlicher Richtung sich bewegenden Schriften von Hurter, Klopp u. a. ist mancher Einspruch erhoben worden, und die Thatsachen zu ermitteln wird Sache der parteilosen urkundlichen Forschung über jene Zeit sein, zu welcher das Quellenmaterial noch keineswegs hinreichend vorliegt; vielleicht daß dann die Wahrheit in der Mitte gefunden wird. Jedenfalls macht die Entwickelung des Verfassers den Eindruck wie der Kenntniß so des Wohlwollens und bietet eine reiche Menge interessanter und neuer Gesichtspunkte; sie weist dabei auf so zahlreiche und bedeutende Widersprüche in den eigenen Aussprüchen des schnell arbeitenden Schriftstellers hin, daß man an den Ergebnissen seiner Untersuchungen um so zweifelhafter wird, da Niebuhr spricht:

Ich habe diesen Herbst Schiller's „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs" gelesen und einmal über das andere die Hände erstaunt zusammengeschlagen, nicht durch das Werk getroffen, o keineswegs, sondern durch Verwunderung über die Möglichkeit, daß eine solche Schrift, die nicht einmal erträglich gut geschrieben ist und deren Erzählung nie fortströmt, sondern holpert und stolpert, zu einem classischen Werke gestempelt ist; die Zeit wird freilich Recht üben und das Ding unter die Bank stecken.

Der dritte Abschnitt des Janssen'schen Buchs beschäftigt sich mit Schiller's kleinern historischen Abhandlungen. Wie die beiden ersten Theile Anlaß gaben zur Beleuchtung von Schiller's politischen und nationalen Anschauungen, so dieser letzte zur Prüfung seiner religiösen Ansichten, deren Wandlungen kurz betrachtet werden.

Es liegt auf der Hand, daß auf diesem Gebiete das eigene Bekenntniß des Verfassers den Maßstab abgibt. Bei Betrachtung der „durch den verknöcherten Rationalismus des 18. Jahrhunderts" hervorgerufenen „Götter Griechenlands" sagt Janssen:

Schiller kannte nicht das katholische Glaubens- und Cultussystem mit seiner lebendigen Vermittelung der diesseitigen und jenseitigen Sphäre, mit all seinen Mitteln für die Beruhigung und Erheiterung des Gemüths, kannte nicht die katholische Heiligenverehrung, die das Göttliche mit dem Menschlichen, das Irdische mit dem Himmlischen fortwährend im engsten Bunde zusammenschließt und das göttlich Eine in seiner Erscheinung auf Erden reich und mannichfaltig macht, und darum wollte er im Heidenthume suchen, was ihm das rationalistisch verflachte und verarmte Christenthum seiner Zeit nicht bieten konnte —

eine Ansicht, der gegenüber man füglich die Frage aufwerfen darf, ob Schiller durch das Glaubens- und Cultussystem des Katholicismus wäre befriedigt worden. Schiller's kleine historische Arbeiten entstanden aus den Vorstudien zu seinen Vorlesungen, und bei der rasenden Eile, mit welcher er dieselben ausarbeiten mußte, bei der Mangelhaftigkeit seiner historischen Vorbildung ist es erklärlich, wie seine Ansichten über das Mittelalter, über die mosaische Urkunde u. s. w. trotz ihrer glänzenden Einkleidung vielfach anfechtbar sind; denkt er doch selbst in spätern Arbeiten theilweise anders darüber. Jedenfalls werden die Herren Daumer, Lukas und ihre Gesinnungsgenossen gut thun, zu beherzigen, was hier ein tüchtiger Gelehrter katholischen Bekenntnisses über Schiller sagt:

Man ist neuerdings viel zu weit gegangen, wenn man dem Dichter für seine Entwickelungsperiode seit dem Jahre 1792 eine specifisch-christliche Weltanschauung zugeschrieben und die Behauptung ausgesprochen hat, er sei seit jener Zeit „seiner innersten Neigung, Gesinnung und Beistimmung nach Christ und Katholik gewesen"... Die „Conversion" Schiller's, von der man gesprochen, fand nur insofern statt, als der Dichter aus der Periode eines entschiedenen Unglaubens nicht blos in die Zeit eines neuerwachten religiösen Bedürfnisses eintrat und in seiner spätern Entwickelung neben der Kunst, die er lange Jahre hindurch für die einzige Bildnerin des Menschengeschlechts erklärt hatte, auch die Bedeutung der Religion anerkannte, sondern auch allmählich ein tieferes Verständniß der christlichen Vergangenheit gewann und eine sittlich-christliche Weltanschauung in seinen Werken ausprägte.

Diese umfassenden Mittheilungen und Auszüge mögen darthun, wie das Buch, wenn es uns auch manche durch lange Gewohnheit vertraut gewordene Anschauung zerstört, doch einen durchaus befriedigenden Eindruck macht nicht allein durch die gründliche Kenntniß von Schiller's Leben wie von der Geschichte der Zeiträume, die er sich zur Bearbeitung wählte, auch durch das liebevolle Verständniß seiner Persönlichkeit und durch die Würde der Darstellung. Der Schiller-Cultus des Jahres 1859 hat so zahllose Wasserzweige und wilde Ausläufer getrieben, es war und wird so viel über den großen Mann dilettantisch geschwatzt, daß man sich freut, besonders von einer Seite, die allerjüngst so wunderbare Blasen des Blödsinns aufgeworfen hat, ein zwar nicht lobendes, aber gründliches und bei aller Verschiedenheit der Anschauung gerechtes und anerkennendes Wort über Schiller zu vernehmen.

Zur Beurtheilung einer geistigen Arbeit gehört es, daß wir zunächst wissen, was der Verfasser will; die Vorrede ist zu dem Ende eine um so schätzbarere Erfindung, als man jenes nicht immer deutlich genug aus dem Buche selbst erkennt. A. Kuhn theilt uns in seinem „Schiller's Geistesgang", (Nr. 3) mit, daß er „bei vorwürfiger Arbeit" — ein Wort, das vielleicht dem münchener Kanzleistile entlehnt ist, da es uns sonst noch nicht begegnete — einen doppelten Plan hatte:

Einmal wollte ich den geistigen Entwickelungsgang Schiller's schreiben. Das biographische Element mußte natürlich zurücktreten und konnte nur insoweit Berücksichtigung finden, als es mitbedingender Factor in dem geistigen Entwickelungsprocesse Schiller's ist. Meine Studien sollten ein umfassendes Lebensbild des geliebten Dichters entrollen, ihn darstellen in dem Ringen und Kämpfen nach dem höchsten Ideale, ohne ein bedeutendes

Moment zu verschweigen, welches in diesem Läuterungsprocesse seine Kraft ausübte. Ich wollte aber auch bei der Durchführung dieses Grundplans den Leser selbst in die Quellen blicken lassen, welche zu Gebote stehen, und damit zugleich den Zweck verbinden, die geltendsten Urtheile der Literarhistoriker seinen Augen vorzuhalten, damit er selbst in den Stand gesetzt sei, sich ein Urtheil zu bilden und das Wahre von dem Falschen oder doch nur subjectiv Gültigen abzuscheiden.

So ist denn in dem Buche an einem lockern, mit Absicht nicht fest gewebten biographischen Faden die Besprechung von Schiller's Werken aufgereiht, eine Reihe theils guter, theils schiefer, öfter etwas redseliger Entwickelungen, zugleich aber mit so häufiger Einführung fremder Urtheile, daß des Verfassers Urtheil nicht selten zu stark in den Hintergrund tritt, wenn es gleich erwünscht sein mag, unter den sich zum Theil scharf widersprechenden Ansichten der verschiedenen Beurtheiler zu wählen. Immerhin gewinnt dadurch das Buch das Gepräge einer gewissen Zerfahrenheit, welches noch gesteigert wird durch manche Abschweifungen, die der behandelten Sache eigentlich fern liegen. Der niederländische Aufstand und der Dreißigjährige Krieg sind allerdings in den letzten Jahren von wesentlich anderm Standpunkte aufgefaßt worden, als es bei Schiller der Fall ist; daß Schiller's Quellenstudien mangelhaft waren und unter diesem Mangel wie unter der Einwirkung seiner dichterischen Persönlichkeit auch seine Gesammtauffassung vor den Ergebnissen erneuerter Forschungen keineswegs immer stichhaltig sein mag, kann zugegeben werden, ohne daß doch die lange Entwickelung der Trefflichkeit Tilly's und der sittlichen Gebrechen Gustav Adolf's hier am rechten Platze wäre; dieselben Ansichten, die wir in dem Buche von Janssen als Ergebniß wissenschaftlicher Arbeit und in würdiger Weise mitgetheilt uns vorbehaltlich eigener Prüfung gern gefallen lassen, sind hier störend, vornehmlich wenn sie, wie es geschieht, illustrirt sind durch wiederholte politische Anspielungen und Seitenhiebe, ohne daß ein hinreichender Grund dazu am Tage läge. So S. 169 gegen die „kleindeutsche Richtung" der Geschichtschreibung, gegen die Tagespresse, „welche in unsern Tagen eine nicht zu verachtende und großentheils auch eine gerechte Macht geworden ist, nur daß sie das specifisch Katholische noch nicht recht verwinden kann, weshalb auch katholische Autoren oft zu Tode geschwiegen oder nur höchst oberflächlich oder leichthin besprochen werden". Bei der Schilderung der Politik Oranien's, der an der Revolutionirung der Niederlande arbeitete und gleichzeitig den König von Spanien „mit den erniedrigendsten und süßesten Schmeicheleien überhäufte, gerade dieselbe Manier, wie man eben auf der Apenninischen Halbinsel die Tragikomödie in Scene setzte", heißt es weiter: „Der Rè galantuomo in Turin und sein Schutzherr an der Seine scheinen in dem Studium der revolutionären Theorien dieses Mittel sehr probat gefunden zu haben, denn der Anwendung desselben verdanken auch sie ihre Erfolge." Hier kann ein Unbescheidener fragen: Schmeichelte der Rè galantuomo etwa Oesterreich? Am Schluß der Besprechung der „Jungfrau von Orleans" heißt es:

Wie gut wäre es doch, wenn eine solche gottbegeisterte Jungfrau in unserm zerrissenen Deutschland aufstände, eine solche hochsinnige Heldin das Band der Einigkeit schlänge zwischen einem deutschen Dauphin und Burgund; die den Sieg an unsere Fersen heftete bei dem unausbleiblichen Völkerkampfe gegen den Krone und Scepter tragenden Revolutionshelden im Westen, der mit geschickter Hand und viel Perfidie Zwietracht gesäet zwischen den deutschen Völkern, sodaß das eine die Bruderhand des andern im unvernünftigen Sonderinteresse zurückstößt. Ja, möge es erscheinen, dieses deutsche Mädchen von Orleans und sollte es nur sein als starke nationale Idee, als Idee der unveräußerlichen Einheit und Zusammengehörigkeit Oesterreichs mit Preußen, aller deutschen Lande: der Sieg gehörte uns trotz aller Coalition des „friedlichen" Kaiserreichs mit einem Rè galantuomo und einer Battel-Russell'schen Politik!

Mit aller Hochachtung vor des Verfassers gelegentlichen warmen Aufwallungen scheint es uns doch, als ob wir Deutsche durch solch verschwommenes Deutschthum der Einheit nicht eben näher kommen. Das sind indeß Parteifragen, über die man verschiedener Ansicht sein kann und doch von Herzen deutsch gesinnt hier und dort. Dagegen müssen wir uns gegen ein anderes Wort des Verfassers mit aller Entschiedenheit verwahren. Es heißt nämlich S. 332 gelegentlich der Erörterungen über „Maria Stuart", nachdem Kuhn selbst die Ansicht zurückgewiesen, daß das Stück als eine Verherrlichung des Katholicismus auf Kosten des protestantischen Bekenntnisses zu betrachten sei:

Maria Stuart ist als Katholikin gezeichnet, Elisabeth als Protestantin. Ganz richtig hat der Dichter einen Unterschied des katholischen von dem protestantischen Bekenntniß aufgefaßt, wenn er seiner Maria ein reiches Gemüth leiht, mit tief innerlichem religiösen Glauben, mit einem zur Demuth geneigten Sinne, mit einem Herzen, das, wenn auch es schwer gefehlt, doch innig bereut und opferfreudig sühnt. Und wenn er Maria's Persönlichkeit von einer südlichen Glut durchhaucht sein läßt, die das schöne und frohe Leben glühend umfaßt, und dieses schöne Weib sinbergleich nach dem Genusse schmachtend und ihn begehrend zeichnet, ohne der möglichen Folgen zu gedenken; dagegen in Elisabeth's Charakter das kalte, schlau berechnende, das Gefühl und Gemüth erstickende, nur auf einen Zweck hinstrebende, die Schwächen der sinnlichen Natur gewandt versteckende Verstandesprincip scharf ausprägt: so hat Schiller damit ein ganz naturwahres Gemälde geschaffen, hat sogar das katholische und protestantische Princip charakterisirt, nicht aus bestimmter Vorliebe, sondern aus einer innern Nothwendigkeit, weil darin deren innerster Charakterunterschied wurzelt. Dort ist mehr das Gefühl und die Phantasie, die Gemüthsseite hervorgekehrt, hier mehr der abstracte Verstand; dort Sünde und Verbrechen mehr aus der Unüberlegtheit einer reichen, nach Größe und Schönheit schmachtenden Natur, hier wurzeln sie mehr im Geiste selbst, in kalter überlegter Berechnung; dort rafft sich die Schwäche wieder auf und strebt nach Einigung mit dem Schöpfer in Selbstaufopferung und Buße, hier mehr innerliches Zurückschrauben auf sich selbst, Verstellung, Heuchelei, Unversöhnlichkeit, Abmachen seiner Schuld vor Gott und seinem Gewissen. Es wäre nicht blos ungeeignet und taktlos, sondern ungerecht, aus diesen Principien persönliche oder confessionelle Consequenzen ziehen zu wollen. Ich will mit dieser Zeichnung weder den religiösen Bekenntnissen, noch den Persönlichkeiten dieser Bekenntnisse nahe treten, und es wäre eine eigenthümliche und unmännliche Ansicht, dabei denken zu wollen, als ob die Katholiken keinen Verstand und nur Gemüth, oder die Protestanten kein Gemüth und nur Verstand hätten; ich spreche hier nur von den Principien und ihren Fehlern.

So Kuhn. Nun aber kommt es mir vor, als ob er sich gerade nicht nur sehr taktlos, sehr ungerecht, sondern auch sehr beschränkt und sehr gehässig gezeigt habe, indem er diese beiden dichterischen Persönlichkeiten als Vertreter von „Principien“ auffaßte. Er verwahrt sich gleich danach sehr kräftig dagegen, daß man den Mortimer für einen Vertreter des katholischen Princips erkläre. Ob es jemand gegeben, der blödsinnig genug war, einen von Liebesbrunst und Schwärmerei halbverrückten Gesellen für einen specifischen Katholiken zu halten, ist uns unbekannt, und wir finden es sehr natürlich, daß der Katholik ein entschiedenes Veto dagegen einlegt. Wenn Kuhn dann beifügt: „Derlei Ansichten über specifisch katholische Lehren sind in protestantischen Schriften allerdings gäng und gebe, allein sie documentiren nur, daß man auf protestantischer Seite den katholischen Lehrbegriff nicht kennt“, so wäre es erwünscht zu wissen, welcher protestantische Schriftsteller Mortimer's Schwärmereien als den Grundinhalt des katholischen Lehrbegriffs betrachtet. Bis auf weiteres sind wir der Ansicht, daß Kuhn, welcher von Schiller bemerkt, er theile die herrschende Begriffsverwirrung der Protestanten über katholisches Leben und Wesen, gut daran thäte, sich selbst zu prüfen, ob er den protestantischen Lehrbegriff hinreichend kenne, um die Elisabeth als dessen eigenste Vertreterin darzustellen. Wir müssen ihn ernstlich bitten, sich, wenn es in München möglich ist, aus einem protestantischen Katechismus über den Begriff der Buße zu belehren und mit Zugrundelegung eines Handbuchs der Logik darüber nachzudenken, inwiefern das Abmachen seiner Schuld vor Gott und seinem Gewissen, welches allerdings eine Grundlehre des Protestantismus ist, gleichbedeutend oder verwandt sei mit Verstellung, Heuchelei, Unversöhnlichkeit. Der Berichterstatter hat nie eine gleich taktlose, ungerechte, seichte, vom Zaun gebrochene Verurtheilung des Protestantismus gelesen; dieselbe ist nur entschuldbar durch Kuhn's völlige Unwissenheit. Der Mensch ist ein Nationalvereinler, ein Protestant! denkt Kuhn. Allerdings, beides, und von Herzen.

Dem Buche sind beigegeben 11 Seiten Anmerkungen, sowie 9 Beilagen; die meisten der letztern handeln über Don Carlos, Oranien, Tilly, Wallenstein und sind schlechthin überflüssig; die letzte bespricht ausführlich das Titelbild, ein von dem berliner Kupferstecher Bolt gefertigtes angebliches Schiller-Bild. Der Verfasser theilte dasselbe Schiller's Tochter, der Freifrau von Gleichen-Rußwurm, mit, welche antwortete, daß es ein Schiller-Bildchen sei, sei wol nicht zu verkennen, aber zugleich bemerkte, es habe „noch etwas so unbeschreiblich Jugendliches, Jungfräuliches, so etwas unbefangen Heiteres; nur in der eingefallenen Wange, über den Augen liegt die Spur des kränklichen körperlichen Daseins, während aus Mund und Augen jugendliches Leben spricht. Und das im Jahre 1804, der Schiller von 44 Jahren, ein Jahr vor seinem Tod.“ Daß Stirn und Wangen, Haartracht und Kleidung lebhaft an Schiller erinnern, ist nicht zu verkennen; dagegen erscheint das Bildchen unverhältnißmäßig jugendlich, es fehlt unsers Bedünkens die stark gezeichnete Unterlippe, es fehlt vor allem die nach Scharffenstein's Wort „dünne, knorpelige, in einem merklich scharfen Winkel hervorspringende, auf Papagaienart gebogene und spitzige“ Nase, wie wir sie von Dannecker's Büste kennen; auch die emporgehobene Haltung des Hauptes, wie sie auch Rietschel's Denkmal hat, ist nicht die, wie Schiller sie gemeiniglich zeigte. Unter diesen Umständen und da die Anfertigung des Bildes im Mai 1804 bei Schiller's Anwesenheit zu Berlin wol vorausgesetzt, aber keineswegs erwiesen ist, wird ungeachtet der etwas zögernden Beistimmung von Schiller's Tochter der Zweifel, ob hier wirklich ein Schiller-Bild vorliege, nicht ganz ausgeschlossen sein.

Ueber den Zweck des Buchs von H. Deinhardt „Beiträge zur Würdigung und zum Verständniß Schiller's“ (Nr. 4) mag zunächst die Vorrede uns belehren. Der Verfasser spricht:

Ich habe die übersichtlichen Darstellungen von Schiller's Leben und Wirken, an denen es jetzt nicht mehr mangelt, nicht vermehren wollen, sondern in der eingehenden Betrachtung einzelner Werke die Unterlage für eine umfassende historisch-kritische Würdigung des großen Mannes und das Mittel gesucht, seine Wirksamkeit zu vergegenwärtigen.... Ich habe vorzugsweise den objectiven Zusammenhang, in welchem die Schiller'schen Werke unter sich stehen, auf der einen, und die Bedeutung, welche sie für die Gegenwart haben und gewinnen müssen, auf der andern Seite in das Auge gefaßt.... Nach meiner Ansicht hat die dramatische Productivität Schiller's in der „Braut von Messina“ ihren Höhepunkt erreicht, während der „Spaziergang“ und die „Glocke“, die sich zueinander ergänzend verhalten, die concentrirte Offenbarung der Welt- und Geschichtsanschauung Schiller's in lyrisch-didaktischer Form abgeben, die „Briefe über die ästhetische Erziehung“ des Menschen die einzige umfassende und zusammenhangende Darlegung seiner geschichtsphilosophischen Aesthetik oder ästhetischen Geschichtsphilosophie sind.... Wenn daher durch die eingehende Besprechung einzelner Werke der ganze Schiller vergegenwärtigt werden soll, so sind hierzu, falls meine Ansicht Grund hat, die genannten Schöpfungen vorzugsweise geeignet.

So besteht das Buch demnach aus vier längern oder kürzern Abhandlungen über Schiller's „Aesthetische Briefe“, über den „Spaziergang“, die „Glocke“ und über den Demetriusplan.

Die eingehende Betrachtung der „Braut von Messina“, an welche sich die nähere Darstellung des Verhältnisses, in dem die übrigen Dramen Schiller's zu dieser Volltragödie stehen, anschließt, ist für den zweiten Band aufgespart. Außerdem sollen noch theils in diesem, theils in dem letzten Bande die Dramen der verschiedenen Perioden einander gegenübergestellt, die Schiller'sche Lyrik zusammenhängend charakterisirt, die ästhetischen und ästhetisch-kritischen Abhandlungen in ihr Verhältniß zu den Briefen gesetzt und die Schiller'sche Geschichtschreibung gewürdigt werden.

Es ist wahrscheinlich, daß mancher unserer Leser weder diese hohe Werthschätzung der „Braut von Messina“ theilt, noch einsieht, wie Schiller's unvollendet gebliebenes Werk „Demetrius“ in diesem Bande eine Stelle finden konnte; die Vermuthung liegt nahe, daß letzteres deshalb geschehen, weil dieser Aufsatz neben der Abhandlung über den „Spaziergang“ bereits im „Morgenblatt“ veröffentlicht ward.

Wenn die großen Erwartungen, mit welchen der Berichterstatter das Buch zur Hand nahm, ihre Erfüllung nicht gefunden haben, so mag man ihm dieses vielleicht als Kurzsichtigkeit oder Schlimmeres auslegen; er muß sich das gefallen lassen. Der Leser kennt Schiller's „Briefe über die ästhetische Erziehung". Bei aller Klarheit und Feinheit der entwickelten Ideen leiden sie, wie es uns scheint, an dem Uebelstande, daß sie nicht erweisen, was sie mit großem Aufwande der geistreichsten Gedanken erweisen wollen: wie nämlich das politische und nationale Leben durch ästhetische Erziehung gereinigt und gekräftigt werde. Es ist dies ein Gedanke ganz entsprechend dem rein künstlerischen Geistesleben des weimarer Kreises, den weniger politischen als humanitarischen Strebungen unserer größten Dichter, eine Erneuerung des staatlichen Lebens blos von der Kunst zu erwarten; und wie wenig dieses durchführbar sei, beweist Schiller selbst, indem er gerade da, wo er die praktische Durchführung seiner Lehre entwickeln sollte, abbricht. Zwölf Jahre später nahm Fichte den abgebrochenen Gedanken wieder auf in seinen „Reden an die deutsche Nation", aber da hatte Napoleon's gewaltige Faust mit dem preußischen Staate das ästhetische Treibhaus der damaligen Literatur in Trümmer geschlagen, und Fichte erkannte klar, wie die Hoffnung der Zukunft nicht ruhe auf einer ästhetischen, sondern auf einer nationalen Erziehung. Wenn also Deinhardt in seinem Vorwort die Hoffnung ausspricht, wenn unsere Lehrer und Erzieher Schiller's pädagogische Bedeutung kennen und würdigen lernten und an das, was er wollte, anzuknüpfen den Muth und die Fähigkeit gewönnen, dann werde auch die deutsche Pädagogik sich über die Principlosigkeit und methodische Kleinkrämerei, der sie verfallen, erheben, es werde sich daraus ein Umwandlungsproceß der praktisch-pädagogischen Zwecke und Mittel, der für die gegenwärtigen Fachpädagogiker kaum vorstellig sei, ergeben, es werden bisher als nebensächlich betrachtete Aufgaben, wie die Ausbildung der Spielfähigkeit überhaupt und der dramatischen Spielfähigkeit insbesondere, sich in den Vordergrund stellen — so sind wir zunächst der Meinung, daß die deutsche Pädagogik Schiller's Bedeutung bereits ziemlich genügend erfaßt habe, zugleich aber auch, daß die Gedanken der ästhetischen Briefe einer pädagogischen Verwerthung bei weitem weniger fähig seien, als Schiller's lyrische und dramatische Dichtungen. Und so vermögen wir der hier gegebenen sehr umfassenden Analyse jener Schrift nicht eben bedeutsamen Werth beizulegen, zumal da sie eine praktische Lösung der Frage ebenso wenig gibt, wie die ihr zu Grunde liegende Schrift Schiller's.

Der zweite und dritte Aufsatz bringen Erläuterungen des „Spaziergang" und der „Glocke", nicht sowol ins Einzelne eingehend, als den Zusammenhang der Gedanken und den Grundinhalt entwickelnd, wobei bisweilen Vergleichungspunkte sich ergeben; die Entwickelung ist wohldurchdacht, wenn auch nicht selten sehr weitschweifig, eine Eigenschaft, die überhaupt der Schreibart des Verfassers eigenthümlich erscheint. Der Aufsatz über den Demetriusplan wirft zuerst einen Blick auf die übrigen Dramen, die Schiller beabsichtigte, die „Malteser" und „Warbeck", um daran eine eingehende Besprechung der Charaktere des unvollendeten letzten Schiller'schen Werks zu knüpfen.

Das Schriftchen „Schiller und die praktischen Ideen" von Georg Tepe (Nr. 5) umfaßt nur 39 Seiten und könnte etwa noch einer Festrede des Jahres 1859 seine Entstehung danken. Sich anschließend an die Herbart'sche „Ethik" und die von derselben aufgestellten Kategorien der praktischen Ideen beleuchtet der Verfasser, inwiefern in Schiller's Wesen und Werken die Ideen der Vollkommenheit, des Wohlwollens, des Rechts, der Billigkeit und der innern Freiheit ihren Ausdruck gefunden haben.

In Schiller haben sich die praktischen Ideen herrlich offenbart. Sie sind nicht blos von außen an ihn hinangekommen, haben nicht blos seinen Verstand und seine Phantasie beschäftigt, sondern sie sind in seinem innersten Herzen lebendig und kräftig geworden. Früh haben sie ihn ergriffen, sich fest mit ihm verbunden und bis ans Ende seiner hohen Laufbahn treu zu ihm gehalten. Sie sind sein Genius, sein guter und starker Genius geworden. Schiller hat sich die allgemeine und dauernde Verehrung offenbar nicht durch Eigenschaften erworben, die er mit andern gemein hat und worin er übertroffen wird, sondern durch etwas, was sich einzig an ihm findet und allgemein und dauernd wohlgefällt. Das aber ist nichts anderes, als seine sittliche Vollendung, die großartige Ausprägung aller sittlichen Ideen und deren harmonische Vereinigung in seiner Person. Weil es in Schiller sein besseres Selbst verkörpert sieht, darum schaut das deutsche Volk so gern auf ihn.... Der gesunde Kern, der in ihm steckte und seine volle Triebkraft fortwährend behielt, dieser Kern, das waren eben die praktischen Ideen in ihrer Gesammtheit.

Diese Stellen zeigen etwa den leitenden Gedanken des Schriftchens, die Begründung ruht auf umfassender Kenntniß von Schiller's Leben und Schriften; die Darstellung ist frei, warm und durchsichtig, sodaß, wer überhaupt an solch allgemeinen Entwickelungen sich erfreut, das Büchlein gern lesen wird.

Wie Frau von Gleichen-Rußwurm im Vorwort des Schriftchens „Schiller-Feier 1859" (Nr. 6) bemerkt, ist öfters die Aufforderung an sie ergangen, ein Verzeichniß der ihr gesandten Festgaben, welche die Schiller-Feier 1859 hervorgerufen, zu veröffentlichen. So bringt das drei Bogen große Büchlein eine genaue Aufzählung aller an Schiller's Enkelin eingesandten Festreden, Gedichte, Zeitungsblätter u. s. w., die Zeugniß ablegen für die riesenhafte Ausdehnung jener Festfeier. Daß die Herausgeberin in dem Ueberschauen dieser ihrem Vater gewidmeten Verehrung einen hohen Genuß fand, ist selbstverständlich, und mancher Festredner und Festdichter wird sich freuen, hier seinen Namen für die Ewigkeit aufbewahrt zu finden.

Wilhelm Buchner.

Biographien aus der Reformationszeit.

(Beschluß aus Nr. 36.)

Der treffliche, durch allzu frühen Tod der Wissenschaft entrissene Historiker Thomas Buckle fällt in seiner „Geschichte der Civilisation“ über John Knox, den man sich angewöhnt hat, den Reformator der schottischen Kirche zu nennen, das folgende scharfe, aber von ihm sehr zutreffend nachgewiesene und begründete Urtheil: „Zu sagen, daß er furchtlos und unbestechlich war, daß er mit unermüdlichem Eifer vertheidigte, was er für die Wahrheit hielt, und daß er sich mit unausgesetzter Anstrengung dem Gegenstande widmete, den er für den höchsten von allen hielt, heißt nur den vielen edeln Eigenschaften, womit er ohne Zweifel begabt war, die gewöhnlichste Anerkennung zollen. Auf der andern Seite jedoch war er streng, unnachsichtig und oft roh; er war nicht verhärtet gegen menschliches Leiden, aber er konnte Spott damit treiben und seinen rauhen, übersprudelnden Humor dagegen aufwenden, und er hegte eine so ungezügelte Herrschsucht, daß er nicht den geringsten Widerstand ertragen konnte und alles mit Füßen trat, was ihm im Wege stand oder auch nur einen Augenblick seinen Endzwecken hinderlich war. Knox' Einfluß auf die Beförderung der Reformation ist von Historikern, die zu geneigt sind große Erfolge den Anstrengungen einzelner zuzuschreiben, in der That gröblich überschätzt worden; sie übersehen jene umfassenden und allgemeinen Ursachen, ohne die des einzelnen Anstrengung fruchtlos bleiben würde.“

Die Biographie, welche Brandes über Knox liefert, hält sich von diesem kritischen Standpunkte des englischen Geschichtschreibers durchaus fern; um so mehr sind wir bei der Lektüre des jüngern Werks an jenes erinnert worden. Auch die von Brandes beliebte Einleitung mußte uns Buckle in das Gedächtniß zurückrufen, nicht eben zum Vortheil oder zur Empfehlung der Arbeit, die zur Besprechung vorliegt. Unter den vielen geistvollen Partien in dem Werke von Buckle nimmt seine Untersuchung des Zustandes und des Geistes in Schottland während des 15. und 16. Jahrhunderts eine hervorragende Stelle ein. Auf die lichtvollste Weise tragen sich hier die glänzendsten Aperçus, die gehaltvollsten Untersuchungen vor. Brandes behandelt in seiner Einleitung den nämlichen Gegenstand; die beiden ersten Kapitel sollen über die Zustände in Schottland vor der Reformation und über die ersten reformatorischen Bewegungen in diesem Lande orientiren. Wenn man diese Darstellung mit der von Buckle vergleicht, erhält man gleichsam ein argumentum ad hominem für die Wahrheit des alten Satzes: Si duo faciunt idem, non est idem.

Den Uebergang von der Einleitung zu der eigentlichen Biographie vermittelt sich Brandes durch den Satz: „Unter diesen Begebenheiten (es ist von den Verfolgungen der Evangelischen in Schottland die Rede gewesen) war nun aber der Mann herangereift, der ersehen war, nicht blos einen bedeutenden Einfluß auf die fernere Entwickelung seines Volks zu üben, sondern geradezu die reformatorische Bewegung zum Siege zu führen.“ Ein Blick bei Buckle zeigt das Unkritische der Behauptung: Buckle hebt es hervor, wie die eigentlich bedeutende Periode in dem Leben von Knox für Schottland in und hinter das Jahr 1559 fällt, „als der Triumph des Protestantismus schon gesichert war, und daß Knox nur die Früchte von dem erntete, was während seiner Abwesenheit von der Heimat ausgerichtet worden“. Knox ist im Jahre 1505 geboren, nach einigen zu Gifford, nach andern in Haddington. Sein Vater stammte aus einer alten und angesehenen, obschon nicht reichen Familie, doch besaß er Mittel genug, um dem Sohne eine wissenschaftliche Bildung geben zu können, und das war in jenen Zeiten bei den Schotten nichts Gewöhnliches. Im Jahre 1524 bezog er St.-Andrews, die damals berühmteste Universität des Königreichs. Die Vorkenntnisse, welche der junge Student mitbrachte, waren gering genug. Ueberhaupt stand es um das Schulwesen damals schlimm in Schottland. Was etwa von wirklich wissenschaftlicher Bildung gefunden wurde, das hatten diejenigen, die es besaßen, meist aus dem Auslande geholt, aus den Schulen in Italien, Frankreich und Deutschland, wo die Wissenschaft einen neuen Aufschwung durch die griechischen Philosophen und Dichter gewonnen hatte, dagegen in Schottland selbst war dergleichen nicht zu erlangen. In St.-Andrews wurde gerade auch nicht viel gesunde Geistesnahrung geboten. Herrschend war hier wie überall auf den römischen Universitäten das System des Scotus, des Vaters der Scholastik, der eben die Lehren, Gebräuche und Ordnungen der römischen Kirche in ein System gebracht hatte, sie mit allerlei subtilen und oft lächerlichen Gründen zu beweisen und zu rechtfertigen suchend. Nur einer unter den damaligen Lehrern der Universität nahm einen etwas freiern Standpunkt ein, Johann Mair, gewöhnlich Mayor genannt. Professor der Theologie und Philosophie hatte er in Paris unter Gerson und Peter d'Ailly seine Studien gemacht. Dieser Mann übte auf Knox vielfach anregenden Einfluß aus, und als gewiß darf angenommen werden, daß er es war, welcher den ersten Anstoß dazu gab, daß sein Schüler an dem herrschenden Kirchenwesen irre wurde. Uebrigens wurde Knox sehr bald zum Magister ernannt und fing als solcher an, philosophische Collegia zu lesen. Er wurde berühmt als einer, der auch die größten Subtilitäten der Dialektik mit Scharfsinn zu lösen verstehe. Auch wurde er in den geistlichen Stand aufgenommen und zum Priester geweiht, noch ehe er das kanonische Alter erreicht hatte. Schon 1535 ging in ihm, theils auf die Anregungen Mair's hin, dann aber auch infolge seines Studiums des Hieronymus und des Augustinus, bei denen er mannichfache Widersprüche zu den Satzungen und Lehren des schottischen Klerus fand, endlich auch wol weil er ein Zeuge der Standhaftigkeit war, mit welcher die Bekenner des Evangeliums die Grausamkeiten ihrer Verfolger ertrugen, eine innerliche Umwandlung vor, „doch bedächtig und gewissenhaft, wie er war, kam er zu einem offenen Bekenntniß des Christenthums erst im Jahre 1542“. Zu St.-Andrews war seitdem sein Bleiben nicht mehr. Erzbischof Beaton, ein fanatischer Römling, erließ einen Richtspruch gegen ihn, der ihn für einen Ketzer und des priesterlichen Charakters für verlustig erklärte. Er floh zu Lord Hugh Douglas von Langniddrie in Ost-Lothian, hier und in der Nachbarschaft theils als Hauslehrer thätig, theils als Prediger die verbesserte Kirchenlehre verbreitend. Eine wesentliche Förderung in seiner evangelischen Ueberzeugung sollte er durch Georg Wishart erhalten, der um diese Zeit Schottland mit seinen Predigten durchzog. Als König Jakob V. am 2. December 1542 starb, nicht am 14. December, wie es falsch bei Brandes heißt, sollte ihm Cardinal Beaton als Vormund der unmündigen Königin Maria Stuart folgen. Die Herren vom Adel indeß nahmen den Prälaten sogleich gefangen, entsetzten ihn seiner Würde als Regent, ernannten den Grafen von Arran an seine Stelle und gestatteten, eben aus Opposition gegen den Cardinal und dessen Partei, den Protestanten Duldung. Vor das Parlament kam ein Antrag, das Volk solle die Erlaubniß haben, die Bibel in einer schottischen oder englischen Uebersetzung zu lesen. Die Geistlichkeit bot ihre ganze Macht auf, um einen Schritt zu hintertreiben, den sie mit Recht für sehr gefährlich hielt, da er dem Protestantismus einen seiner Hauptgrundsätze zugab. Aber alles war vergeblich. Die Flut war hereingebrochen und ließ sich nicht zurückwenden. Die Lords nahmen den Vorschlag an, desgleichen das Parlament. Er erhielt die Zustimmung der Regierung und wurde unter Wehklagen der Kirche mit aller Förmlichkeit bei dem Marktkreuze von Edinburgh verkündet.

Brandes übersieht völlig die ungemeine Tragweite, welche diesem Beschluß, den er nebenbei mit zwei Worten erwähnt, für die Ausbreitung der Reformation in Schottland hatte. Diesen veränderten politischen Verhältnissen gegenüber, wie sie durch die Regentschaft des Grafen Arran bewirkt waren, glaubte Georg Wishart, der früher wegen Verdachts der Ketzerei nach Cambridge geflohen, die Heimkehr in das Vaterland wagen zu dürfen. Er durchzog Schottland nach allen Richtungen, öffentlich für die Reformation predigend und Vorträge haltend. In

Leith machte Knox seine Bekanntschaft und ward von derselben mächtig angeregt, ein Eindruck, der noch verstärkt werden mußte, als jener eine Zeit lang in Langniddrie verweilte. Inzwischen hatte sich aber wiederum ein politischer Umschwung vollzogen; der Regent fand es in seinem Vortheil, in das Lager des Erzbischofs Beaton überzugehen und diesem die abermalige Verfolgung der Evangelischen zu gestatten. Als das erste Opfer fiel Wishart. Als der Verurtheilte auf dem Richtplatz bemerkte, daß Beaton aus einem benachbarten Fenster hohnlachend auf die schreckliche Scene herabblickte, da richtete er sich hoch auf und weissagte ihm, es werde nicht lange währen, so werde er, der dort in allem Prunke jetzt sitze, als der Elendeste der Menschen dort gesehen werden; eine Weissagung, die nur zu rasch zutraf. Denn schon 1545 bildeten die bedeutendsten protestantischen Lords eine Verschwörung zur Ermordung des Erzbischofs Beaton, den sie vor allen haßten, theils weil er an der Spitze der Kirche stand, theils weil er der talentvollste und rücksichtsloseste ihrer Gegner war. Es verging jedoch ein Jahr, ehe sie ihren Vorsatz ausführen konnten; erst im Mai 1546 brach Lesley, ein junger Baron, mit dem Laird von Grange und einigen andern in St.-Andrews ein und ermordeten den Cardinal in seinem eigenen Schlosse. Die Beschreibung der Ermordung ist eine der sehr wenigen Stellen, die bei Brandes etwas lebhaft und gefärbt erscheinen; im allgemeinen ist die Darstellung bei dem letztern überaus nüchtern und trocken, schleppend und schwerfällig. Es heißt an jener Stelle: „Der Cardinal war von dem Lärm erwacht und fragte, was vorgehe. Als ihm geantwortet wurde, Norman Lesley habe das Schloß genommen, gerieth er in große Angst. Er lief zur Hinterthür, und als er diese verschlossen fand, rannte er in seine Kammer zurück, ergriff ein zweihändig Schwert und verrammelte die Thür durch Kisten und andere Geräthe. Lesley verlangte, daß er öffne, und als der Cardinal sich weigerte, fing man an die Thür gewaltsam zu erbrechen. Endlich versprach der Prälat, die Verschworenen einzulassen, wenn sie ihm mit einem Eide versprächen, sein Leben zu verschonen. Das wurde natürlich verweigert. Die Verschworenen drangen ein und der Cardinal, sich in einen Stuhl werfend, schrie in seiner Todesangst immerfort: «Ich bin ein Priester! Ich bin ein Priester! Ihr werdet mich nicht tödten!» Doch diese Erinnerung an sein heiliges Amt kam zu spät. Lesley und Carmichael schlugen auf den Unglücklichen ein und sie würden ihn sogleich getödtet haben, wenn nicht Melville, ein Verwandter Wishart's, sie noch einen Augenblick zurückgehalten hätte. «Das Werk und Gericht Gottes», sagte er, «muß mit mehr Ernst und Ruhe vollbracht werden.» Dann dem Cardinal das Schwert auf die Brust setzend, forderte er ihn auf, seine Thaten zu bereuen, indem er ihn an das von ihm vergossene Blut Wishart's erinnerte. «Das Blut dieses Mannes», sprach er, «schreit um Rache wider dich, und wir sind von Gott gesandt, es zu rächen, denn hier vor Gott bezeuge ich, daß weder Haß gegen dich, noch Begier nach deinen Schätzen, noch auch Furcht vor irgendwelchem Schaden, den du mir thun könntest, mich angetrieben hat, dich zu tödten, sondern allein, weil du gewesen bist und noch bist ein hartnäckiger Feind Jesu Christi und seines heiligen Evangeliums.» Damit stieß er dem Cardinal das Schwert durch die Brust, und so fiel derselbe, indem er nichts mehr sprach, als: «Ich bin ein Priester! Ich bin ein Priester! Alles ist aus!» Zu St.-Andrews war aber die That bald ruchbar geworden, und die Einwohner kamen auf das Schloß und verlangten den Cardinal zu sehen. Da stellten die Verschworenen den Leichnam in demselben Thurmfenster zur Schau aus, von welchem aus der stolze Priester noch vor kurzem der Hinrichtung Wishart's zugesehen hatte."

Knox ging sofort als Prediger zu den Mördern in St.-Andrews. Brandes stellt die Sache so dar, daß ihn die dortige Gemeinde berufen habe, und daß „die Gemeinde es sei, welche das alleinige Recht habe, ihre Prediger zu berufen", sei ein der Presbyterialkirche charakteristischer Grundsatz. Ja, Brandes geht, eben weil er nicht eine Biographie schreibt, sondern eine kritiklose Lobrede, noch weiter. Man lese: „Blutig, wie des Cardinals Laufbahn gewesen war, und gewaltthätig, hatte sie auch mit Blut und Gewaltthat geendigt. Man hat über diese That der Verschworenen ein strenges Urtheil gefällt, und wer möchte sie gutheißen? Gleichwol war es doch auch eine That der Nothwehr, sowol was ihr eigenes Leben, als auch das Leben ihrer Glaubensgenossen und am Ende auch das Wohl ihres Vaterlandes betrifft, was die Verschworenen begingen, und wie es immer geschieht, so geschah es auch hier, gesetzlose Zustände bringen auch gesetzloses Verhalten hervor. Die den Cardinal tödteten, hatten wenigstens das Bewußtsein, ein Gottesgericht auszuüben, und wenn Knox die That aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, ohne dabei der Schuld der Menschen, die die Werkzeuge waren, zu gedenken, so muß man ihm doch recht geben. Der Cardinal hatte verdient, was ihm zutheil wurde, und es war nur das Unglück, auch der Verschworenen, daß keine gesetzliche Gewalt zu finden war, die den bluttriefenden Händen dieses Priesters Einhalt that." Und in einer Bemerkung wird dann noch hinzugefügt: „Auch ist zu bedenken, daß damals, wie überhaupt in den Feudalstaaten, so auch in Schottland, solche Fehden der Mächtigen untereinander auf hergebrachtem Gewohnheitsrecht beruhten." Man vergleiche damit, was Buckle zur Sache bemerkt: „Knox erschien auf dem Schloß St.-Andrews, schloß sich dort mit den Mördern ein, rüstete sich ihr Schicksal zu theilen und suchte in einem Werke, welches er später schrieb, offen zu rechtfertigen, was er gethan hatte. Dafür gibt es keine Rechtfertigung." Wessen Urtheil das richtige, ob das Urtheil des englischen Historikers, oder das Urtheil des deutschen Theologen, darüber kann kein Zweifel bestehen.

Im Juli 1547 fiel nach kurzer Belagerung St.-Andrews in die Hände des Regenten; in der Capitulation war bestimmt worden, daß die Verschworenen ein Schiff nach Frankreich bringen sollte, und wenn sie dann nicht vorziehen würden, in die Dienste der Franzosen zu treten, so sollte ihnen gestattet sein, hinzugehen, wohin sie wollten, nur nicht nach Schottland. Die Capitulation wurde jedoch nicht gehalten; die schottischen Edelleute wurden auf französische Festungen gebracht, während die übrigen nach Nantes auf die Galeren kamen. Unter ihnen befand sich auch Knox. Nicht nur, daß er mit Ketten beladen und auch sonst wie ein gewöhnlicher Sträfling gehalten wurde, er sah sich, als ein Haupt der Ketzer, einer doppelt unwürdigen Behandlung ausgesetzt. Nach neunzehnmonatlicher Gefangenschaft gelang es ihm, zu entwischen. Die Art und Weise seines Entkommens wird verschieden angegeben. Er ging nach England, wo unter der Regierung Eduard's VI. und des Protectors Somerset den Evangelischen Schottlands eine Zufluchtsstätte bereitet war, und wo er auch einen vorläufigen Wirkungskreis finden sollte. Cranmer ernannte ihn zum Reiseprediger und ließ ihn unter die Zahl der acht Kaplane des Königs aufnehmen, welche den Auftrag bekamen, abwechselnd je zu Zweien das Land zu durchreisen und den Samen des Evangeliums unter der Bevölkerung auszustreuen. Auf einer dieser Rundreisen machte er die Bekanntschaft einer jungen Dame in Berwick, Namens Marjery Bowes, die nach mannichfachen Kämpfen und Wechselfällen später seine Gattin werden sollte. König Eduard, der ihn predigen gehört und an seinem Vortrage Gefallen gefunden, brauchte ihn zu wichtigen kirchlichen Arbeiten; Knox wurde unter anderm bei der Revision des kirchlichen Gebetbuchs (Book of Common prayer) und ebenso bei der Revision der Glaubensartikel der englischen Kirche (Articles of religion) gebraucht. Als Somerset durch Northumberland in der Regentschaft verdrängt war, hielt Knox eine Predigt, in welcher er die Hinrichtung des bisherigen Protectors beklagte: Anklage und Untersuchung in London war die Folge der Predigt, doch ging er aus derselben ungeschädigt von dannen. Neues, schwereres Ungemach begann für ihn, als der Tod Eduard's 1553 das Zeichen für alle Gegner der Reformation wurde, auf das sie schon lange gewartet hatten, um ihre Plane zur Wiederherstellung der römischen Kirche unter Blut und Gewaltthat

zur Ausführung zu beingen. „Knox", versichert Brandes, „betrug sich unter den Schrecken, welche die Regierung der blutigen Maria einleiteten, als der treue und unerschütterliche Zeuge der Wahrheit, der bereit war, den Willen des Herrn in allen Dingen über sich ergehen zu lassen." Der Satz ist eben wieder nur Phrase, wieder nur bloße Reclame. Nicht nur, daß keine positiven Thatsachen beigebracht werden, welche die Behauptung erweisen; die Thatsache, daß Knox 1554 aus England nach Dieppe entfloh, schlägt der Behauptung direct in das Angesicht. Brandes erzählt die Flucht mit dem Zusatz: „Er bestieg das Schiff, freilich nicht ohne tiefen Schmerz über die in England durch die Papisten angerichteten Verwüstungen, aber auch nicht ohne die Zuversicht, die ihn stets aufrecht erhalten hatte, daß der Herr und sein Reich doch am Ende den Sieg behalten werde." Leere Redensart! Er nahm seinen Weg durch Frankreich nach der Schweiz, wo er gastliche Aufnahme fand.

Zu Calvin in Genf trat er in das innigste Verhältniß. Was die Bekanntschaft des großen genfer Reformators für Knox bedentet hat, das ist von Stähelin in der vorher besprochenen Biographie schlagend nachgewiesen; was Knox nachmals in seinem Vaterlande für die Reformation geleistet, verdankt er geradezu dem Umgang und Verkehr mit Calvin. Es ist nicht allein vollkommen unhistorisch, es ist geradezu lächerlich, wenn Brandes in der unkritischen Apologie, die er seinem Helden schreibt, dieses Verhältniß völlig verkennt, wenn er Knox als Calvin ebenbürtig darzustellen unternimmt und den fördernden, erziehenden Einfluß des letztern auf jenen in Abrede zu stellen sucht. Das freilich gibt er zu, daß Knox in Genf sich mit jugendlichem Eifer erneuten Studien zugewandt habe; daß es auf Anregung und unter Leitung von Calvin geschah, wird verschwiegen. Hauptsächlich war es das Hebräische, das er in Genf studirte. Auf einige Zeit ging er von hier nach Frankfurt, wo eine Anzahl englischer Flüchtlinge eine Fremdengemeinde gebildet und ihn zum Prediger berufen hatten. Es gab Zwiespalt in der Gemeinde; gezwungen, Frankfurt wieder zu verlassen, nahm Knox vorübergehenden Aufenthalt abermals in Genf. Die Ausbreitung, welche die Reformation in Schottland immer mehr fand, bestimmte ihn zu einer Rückkehr in das Vaterland, das er, im geheimen predigend, nach verschiedenen Richtungen durchzog. Wie es scheint, war auch die Privatangelegenheit seiner Heirath bei diesem Abstecher, von welchem der Biograph viel Aufhebens und Rühmens macht, mit im Spiele; der Vater seiner Verlobten, welcher der Verbindung widerstrebt hatte, war gestorben und so kam die Heirath zu Stande. Als sie vollzogen, verließ der Vermählte Schottland im Juli 1556, sich abermals nach Genf wendend.

Brandes schließt den Abschnitt mit Behauptungen, von denen die englischen Historiker — vielleicht das Buch von M'Crie ausgenommen, welches Buckle eine verstandlose Lobrede auf Knox nennt — nicht das mindeste wissen, und die in der That völlig unbegründet sind: „Der Aufenthalt Knox' in Schottland war für die Förderung der Reformation von der höchsten Bedeutung. Er hatte die zerstreuten Bekenner des Evangeliums erst wieder zu einer Partei vereinigt und sie dadurch stark gemacht, um den Kampf mit dem Prälatenthum aufnehmen zu können, und ebenso hatte er sie von aller Unentschlossenheit, wie auch von aller Unklarheit in ihren Grundsätzen, die vorher noch groß genug war, gereinigt. Der Grundsatz, den er stets verfochten hatte, daß in Christo allein alles Heil sei und daß deshalb auch der Herr allein durch sein Wort seine Kirche zu regieren habe, war durch ihn die Ueberzeugung aller derer geworden, die in Schottland nach einer Verbesserung der Kirche verlangten, und dadurch war jede Vereinbarung mit der römischen Kirche abgeschnitten. Jetzt galt es, entweder Christus oder Papst, und wir werden sehen, wie dieser von Knox ausgestreute Same auch bald heranreifte. Der vollständige Bruch mit der römischen Kirche, wie er wenige Jahre später eintrat, war die Frucht, welche Knox von seinen Bemühungen erntete. Er selbst aber lebte bis dahin in Sicherheit zu Genf, um dann zu rechter Zeit wieder auf dem Kampfplatze in seinem Vaterlande zu erscheinen und den Sieg herbeiführen zu helfen." Eine theilweise Verbindung mit seiner Heimat unterhaltend, beschäftigte sich Knox in Genf mit Studien und literarischen Arbeiten. Mit einigen gelehrten Mitgliedern seiner Gemeinde verband er sich, um die Bibel ins Englische neu zu übersetzen, ein Werk, das unter dem Namen der „Genfer Bibel" bekannt ist. Eine andere Arbeit von ihm war der „Erste Trompetenstoß gegen das Weiberregiment", in welcher er auf die heftigste Weise die in England und Schottland übliche weibliche Thronfolge bestritt. Ohne Zweifel war für ihn die blutige Regierung der katholischen Maria Veranlassung zu dieser Schrift.

Im Frühjahr 1559 kehrte Knox zum zweiten male in sein Vaterland zurück. Die Verhältnisse dort hatten sich aufs neue geändert. Brandes verbraucht viel Raum für die Darstellung dieser veränderten Situation und gibt doch in wesentlichen Zügen kein richtiges Bild von ihr. Im Jahre 1554 war die Königin-Mutter, Maria von Guise, Arran in der Regentschaft gefolgt. Von ihren Verwandten, dem Herzog von Guise und dem Cardinal von Lothringen gedrängt, ging sie darauf aus, die Ketzer zu unterdrücken, und dazu gehörte natürlich die völlige Unterwerfung des Adels. Zu dem Ende schlug sie 1555 vor, eine stehende Armee an Stelle der Truppen zu errichten, welche aus den Lehnsherren und ihren Hintersassen bestanden. Die Lords merkten die Absicht der Regentin, sich eine jederzeit verfügbare Macht zu verschaffen, und zwangen Maria, ihren Plan aufzugeben. Ihr nächster Versuch war, die katholische Partei zu stärken, und dies bewirkte sie 1558 durch die Verheirathung ihrer Tochter an den Dauphin. Die Guisen drängten jetzt ihre Schwester zum Aeußersten zu schreiten und versprachen ihr den Beistand französischer Truppen. Auf der andern Seite bereiteten sich die Lords zum Kampfe vor. Schon im December 1557 hatten mehrere von ihnen ein Bündniß geschlossen, in welchem sie sich gegenseitige Hülfe zusagten; die Theilnehmer nannten sich „Lords der Congregation". Sie sandten ihre Agenten aus, um die Unterschriften derer zu sammeln, die eine Reformation der Kirche wünschten. Ferner schrieben sie an Knox. Seine Art zu predigen war sehr populär und beliebt, und so glaubten sie, er könne sich nützlich machen. Als er im Mai 1559 in Schottland ankam — Buckle hebt es mit Nachdruck hervor — war der Ausgang des schwebenden Kampfes kaum noch zweifelhaft, so vollkommen war es den Lords gelungen, ihre Partei zu verstärken. Sieben Wochen nach der Landung von Knox in Leith war die große Revolution vollendet, die ganze Regierungsgewalt in den Händen der protestantischen Lords. Beaudes schiebt, was eben vollkommen unrichtig, das ganze Verdienst der geglückten Bewegung Knox zu; nach ihm stand bei der Ankunft seines Helden die Sache der Protestanten keineswegs so günstig, Knox verhalf dieser Sache zum Siege.

Der weitere Verlauf der Dinge war kurz der folgende. Am 11. Mai predigte Knox in Perth. Nach der Predigt entstand ein Auflauf, das Volk plünderte und zerstörte Kirchen und Klöster. Die Regentin zog mit Truppen gegen die Stadt. Als die Congregation zum Entsatz herbeieilte, wurde ein Vertrag abgeschlossen, nach welchem beide Theile entwaffnen sollten und zwar unter Zusicherung allgemeiner Amnestie. In wenig Tagen jedoch brach der Krieg von neuem aus, erfolgreicher, entscheidender. Perth, Stirling, Linlithgow fielen den Lords der Congregation in die Hände; am 29. Juni räumte die Regentin Edinburgh und die Protestanten zogen im Triumphe in die Hauptstadt ein. Nachdem mehrere Monate über vergeblichen Verhandlungen verflossen waren, versammelten sich die Lords zu Edinburgh. Die Versammlung entsetzte die Königin der Regentschaft, weil sie „der Ehre Gottes, der Freiheit des Reichs und der Wohlfahrt des Adels widerstrebe". Als vollends am 2. April 1560 eine englische Armee zur Unterstützung der Lords in Schottland einrückte, gab die Königin den weitern Widerstand auf. Bei ihrem Tode, am 10. Juni 1560, war die ganze Regierungsgewalt in der That den protestanischen Lords zugefallen.

Ueber die Wirksamkeit von Knox um diese Zeit berichtet Brandes, „daß er nicht blos die Zeit zu benutzen suchte, um der reformirten Kirche in Schottland einen gesetzlichen Boden zu sichern, sondern auch die Führer der Congregation vor Misbräuchen und Ungerechtigkeiten zu bewahren, deren sie schon anfingen sich schuldig zu machen". Die Lords hatten Kirchengüter eingezogen als willkommene Beute; Knox wollte der Kirche die Güter erhalten. Das Parlament, welches am 1. August eröffnet wurde, beauftragte ihn und fünf andere Geistliche, ein Glaubensbekenntniß aufzusetzen. Dasselbe, in wenig Tagen angefertigt, enthielt in 25 Artikeln die Grundzüge der reformirten Kirche, und zwar, wie dies bei dem Verhältniß von Knox zu dem genfer Reformator kaum anders zu erwarten war, in folgerichtiger Durchführung der Calvinischen Anschauungen. Auf die Abfassung des Glaubensbekenntnisses folgte die Ausarbeitung der Kirchenordnung, die Knox mit den nämlichen Geistlichen entwarf, welche seine Collegen in der ersten Commission gewesen waren. Die wesentlichsten Bestimmungen dieser Kirchenordnung bestanden in dem Folgenden: Die Verfassung der Kirche ist die presbyterianische, wie sie von den Aposteln angeordnet und deshalb allein schriftgemäß ist, und zwar sollen beide Stände in der Kirche, der geistliche und der weltliche, zusammenwirken, um die Zwecke der Kirche zu verwirklichen. Die Prediger werden nur gewählt durch die Gemeinden, und soll unter ihnen keine Rangordnung bestehen, ebenso wenig wie eine Ueberordnung oder Herrschaft des geistlichen Standes über das christliche Volk gestattet ist, sondern der Prediger hat eben nur einen Dienst am Worte Gottes und an der Kirche des Herrn, aber durchaus kein Vorrecht vor den Mitgliedern der Gemeinde. Die kirchlichen Beamten bilden die kirchlichen Versammlungen, denen die Gerichtsbarkeit in kirchlichen Dingen zukommt. Es werden Provinzialsynoden abgehalten, und das ganze kirchliche Leben gipfelt in der Generalversammlung. In den Händen dieser Versammlung liegt die ganze kirchliche Gewalt, und ganz besonders ist es auch die Zucht, welche sie auszuüben haben. Diese hat es mit solchen Sünden zu thun, welche sich dem Strafamt der weltlichen Obrigkeit entziehen. Zur Handhabung der Zucht wird ein Disciplinbuch abgefaßt. Gegen das letztere regte sich der Widerspruch vieler Lords, doch das Parlament stimmte zu.

Damit war für eine neue Ordnung der Dinge in Schottland der Boden gereinigt. Aber wenn die Reformation auch über die Gegner den Sieg gewonnen hatte, so fehlte doch noch viel, daß die evangelische Kirche bald auf Ruhe hätte rechnen können. Das Parlament hatte Lord Stuart nach Paris geschickt, theils um von der Königin die Bestätigung der Parlamentsbeschlüsse in Sachen der Religion zu erhalten, theils um die Königin nach dem Tode des Königs Franz zur Heimkehr nach Schottland aufzufordern. Zu beiden war Maria Stuart nicht geneigt. Erst auf den Rath eines Vertrauten, Noailles, den sie nach Schottland gesandt, um sich durch eigene Anschauung über den Zustand der Dinge zu informiren, entschloß sie sich zu der Reise. Es schien ihre Gegenwart in Schottland durchaus nöthig zu sein, wenn den Baronen, die jetzt thatsächlich an der Spitze des Reichs standen, nicht vollständig das Feld überlassen werden sollte. Durch das Gewicht ihres königlichen Namens und indem sie ihre persönlichen Reize in die Wagschale legte, riethen die Guisen, möge sie das verlorene Feld, wenn auch nur allmählich, wiedererobern. Von ihren Unterthanen wurde sie in durchaus freundlicher Weise empfangen. Die Barone kamen ihr bis Leith entgegen und holten sie von da im feierlichen Zuge nach Edinburgh ab, und wenn Maria es in Schottland auch nicht so glänzend fand wie in Frankreich, so zeigte ihr doch alles, daß sie willkommen war. Beide Parteien, die Römischen wie die Evangelischen, setzten ihre Hoffnungen auf sie. Die Königin, obschon gute Katholikin, war doch weit entfernt, ohne weiteres Schritte zu thun, um der römischen Partei aufzuhelfen. Die Zurückführung des Papstthums blieb zwar fortwährend das von der Königin verfolgte Ziel, aber sie sowol, als ihre Vettern, hatten sich überzeugt, daß dasselbe nur auf Umwegen zu erreichen sei, da man es auf dem geraden Weg der Gewalt nun einmal nicht vermochte. Deshalb war sie denn auch vorderhand entschlossen, ihre eigentlichen Plane in ein tiefes Geheimniß zu verhüllen, bis es ihr gelungen sein würde, das geschlossene Bündniß der Evangelischen durch Intriguen zu sprengen, und so war ihre erste That denn die, daß sie den „Zustand der Religion", wie sie ihn bei ihrer Ankunft in Schottland vorgefunden hatte, als rechtsbeständig anerkannte und sich nur ausbedang, die Messe in ihrer Privatkapelle feiern lassen zu dürfen. Das letztere erregte sofort den Verdacht und den Unwillen eines großen Theils der Evangelischen, und noch mehr Anstoß wurde durch das lockere Leben hervorgerufen, das bei Hofe einriß und auch die Stadt mit anzustecken drohte. Maria suchte durch persönliche wiederholte Unterredungen Knox für sich zu gewinnen, dessen Einfluß auf das Volk und namentlich auf die übrige Geistlichkeit sie fürchtete. Es ist vielleicht das größte Verdienst von Knox, daß er sich für die Schmeicheleien wie für die Drohungen der Königin unzugänglich erwies, daß er vor und zu derselben mit dem offensten Freimuth sprach und mit männlicher Entschlossenheit für den Schutz seiner Kirche unter der Regierung Maria's einstand. In einem Hochverrathsproceß, den Maria gegen ihn anstrengen ließ, wurde er einstimmig freigesprochen. Die Biographie begeht den Fehler, daß sie völlig aus dem Rahmen ihrer Aufgabe heraustritt; ein Drittel des ganzen Buchs wird verwandt, um eine specielle und detaillirte Regierungsgeschichte der Maria Stuart zu geben. Gewiß muß eine Lebensgeschichte immer auch eine Zeitgeschichte sein, aber es darf nicht in den Vordergrund gestellt werden, was in den Hintergrund gehört. Als Darnley ermordet wurde, hielt es Knox für gerathen, sich in Sicherheit zu bringen; erst nach der Thronentsetzung Maria's durfte er es wagen, sein Amt in der Hauptstadt wieder anzutreten. Im siebenundsechzigsten Jahre seines Alters starb er am 24. November 1572.

Der Schlußabschnitt: „Des Reformators Charakter", enthält nicht sowol das, was die Aufschrift erwarten läßt, als vielmehr, um es so auszudrücken, eine Zusammenstellung der verschiedenen guten und bösen Gerüchte, durch die Knox in den verschiedenen Zeiten gegangen. Buckle sagt: „Es ist sehr zu bedauern, daß noch kein gutes Leben von Knox geschrieben worden ist." Die Arbeit von Brandes macht den Wunsch des genannten Historikers nicht überflüssig.

Thaddäus Lau.

Zur Geschichte der Rechtswissenschaft.

Lug und Trug. Vom Standpunkte des Strafrechts und der Geschichte dargestellt von Leonhard Freund. Erster Band: Lug und Trug unter den Germanen. Von den ältesten Zeiten bis zum Erlöschen der Herrschaft der Karolinger. Berlin, Decker. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Vorstehendes Buch ist zwar wenig geeignet, den praktischen Criminalisten in der Erkenntniß über das Wesen und die Kennzeichen der Verbrechen des Betrugs, Meineids, der Fälschung u. s. w. erheblich zu fördern, dagegen bildet es eine um so willkommenere Fundgrube für den Freund von Rechts- und Geschichtsalterthümern, sowie für den Culturhistoriker. Denn daß für die Erforschung der Culturzustände eines Volks in einer bestimmten Periode die Kenntniß von dessen Polizei- und Strafgesetzgebung unumgänglich nothwendig sei, ist einleuchtend, da aus den Verbrechen, welcher sich die Gesetzgebung bemächtigt hat, und aus den Strafen, welche sie androht, nicht nur ersichtlich ist, welche Verbrechen zu jener Zeit an der Tagesordnung zu sein pflegten, sondern auch unter welchem Gesichtspunkt sie bei ihren Zeitgenossen betrachtet wurden. Die Strafrechtsgeschichte gibt hier die merkwürdigsten Aufschlüsse, wie, was zu einer Zeit und bei dem einen Volke für ein höchst strafwürdiges Verbrechen galt, zu andern Zeiten und bei andern Völkern fast ohne Strafe blieb oder doch nur mit sehr unbedeutenden Strafen geahndet wurde, und umgekehrt. Aus dem reichen Material, das der Verfasser mit

großem Fleiße zusammengetragen hat, wollen wir zur Befriedigung der Wißbegierde unserer Leser einiges ausziehen.

In Island wurde das falsche Zeugniß mit Aechtung bestraft, in Norwegen und Dänemark hingegen mit Geldstrafe (3 Mark); bei den Angelsachsen ebenfalls (120 Schillinge nach König Inn's Satzungen). In spätern Gesetzen wird jedoch der Meineid von dem falschen Zeugniß unterschieden und es werden bald nur geistliche Bußen für dieses Verbrechen angeordnet, bald Geldstrafen oder Exil. König Aethelred verordnete, daß Meineidige, die in des Königs Nähe zu kommen sich erdreisten, alle Güter verlieren sollen, und König Kunt bestimmt für einen auf „ein Heiligthum" geleisteten Meineid als Strafe Verlust der Hand, jedoch mit dem Zusatze, daß die Hand durch Erlegung einer Geldstrafe ausgelöst werden könne. Auch die Franken, Burgunder, Baiern belegten die falschen Zeugen mit Geldbußen, die Longobarden und Westgothen verurtheilten sie außerdem zu Schadenersatz und, wenn hierzu ihr Vermögen nicht ausreichte, zur Sklaverei; die Ostgothen hingegen hatten für die falschen Zeugen die Strafe der Verbannung. Derjenige, welcher durch Bestechung zum falschen Zeugniß verleitete, erlitt bei den Westgothen nicht allein die gleiche Strafe wie der falsche Zeuge, sondern erhielt außerdem noch 100 Hiebe und galt für ehrlos, auch wurde ihm auf beschimpfende Weise das Haupthaar abgeschoren. Bei den Alemannen scheint auf falsches Zeugniß und Meineid keine Strafe gesetzt gewesen zu sein, vielmehr wurden solche Personen nur fürderhin nicht mehr zum Zeugniß und Eid zugelassen. Die leichtere Strafe der Geldbuße scheint die Verhütung dieser Verbrechen nicht haben herbeiführen zu können, denn König Pipin fand sich veranlaßt, den Meineid mit dem Verlust der Hand zu bedrohen und zwar ohne eine Auslösung der verwirkten Hand zuzulassen. Karl der Große fügte dieser harten Strafe noch die Eidesunfähigkeit und Infamie bei, bestimmte jedoch, daß im Fall des falschen Zeugnisses die verwirkte Hand durch Erlegung einer Geldbuße auszulösen gestattet sein sollte. Die Sachsen unterschieden sogar zwischen wissentlichem (dolosem) und fahrlässigem Meineide; für den erstern hatten sie die Todes-, für den letztern Geldstrafe.

Fälschung von Brief und Siegel des Königs wurde in Norwegen als Hochverrath betrachtet und hatte namentlich auch die Confiscation des gesammten Vermögens zur Folge; ebenso bei den Angelsachsen, die dieses Verbrechen mit dem Tode bestraften, jedoch meist ein Lösegeld zuließen, die Falschmünzerei dagegen mit dem Verlust der Hand ahndeten. In Dänemark stand hierauf nur Geldstrafe (von zweimal 40 Mark), bei den Burgundern und Ostgothen wurde dieses Verbrechen je nach der Bedeutung des Gegenstandes entweder mit Geldbuße oder Verbannung bestraft. Bei den Longobarden wurde die Münzen- und Urkundenfälschung mit Handabhauen bestraft, bei den Westgothen die Falschmünzerei mit dem Tode, die Urkundenfälschung mit theilweiser Vermögensconfiscation und 100 Hieben, auch wird der Fälscher, wenn sein Vermögen zur Entschädigung nicht hinreicht, dem Beschädigten als Sklave übergeben. Sind königliche Urkunden gefälscht worden, so wird dem Verbrecher, wenn er von geringem Stande ist, die Hand abgehauen. Auch Karl der Große bestrafte die Urkundenfälschung, ein damals häufig vorkommendes, besonders von Geistlichen verübtes Verbrechen, mit Verlust der Hand oder Zahlung des Lösegeldes. Karlmann hatte im Jahre 744 verordnet, daß der Falschmünzer die Hand verlieren, der intellectuelle Urheber oder Begünstiger 60 Solidi Geldbuße erlegen und, falls er ein Sklave wäre, 60 Hiebe erhalten sollte.

Sehr harte Strafen hatten die Skandinavier und Germanen, auch theilweise noch in der christlichen Aera, für ein in der Neuzeit von der Gesetzgebung sehr milde behandeltes Vergehen, nämlich für Injurien und Verleumdungen, überhaupt für Verletzungen der persönlichen Ehre.

In Norwegen wurde die falsche Anschuldigung eines Verbrechens mit Geldstrafe (4 Mark Silber) und Entschädigung des Beschuldigten bestraft, ebenso in Dänemark; in Island dagegen wurden Injurien und Schmähgedichte theils mit Geldbußen, theils mit Vermögensconfiscation, theils noch härter bestraft. Auf drei Schimpfworten in dem Sinne von „Racker, bougre" stand Aechtung, und der Beleidigte konnte sich sofort mit dem Tode des Beleidigers rächen; ebenso, wenn jemand „furchtsam" gescholten wurde. Das Singen von Spottgedichten wurde nach der Länge des Gedichts mit Geldstrafen bis Verbannung bestraft, der Ansicht der nordischen Völker entsprechend, welche ein Gedicht zu Ehren eines Mannes für desto ehrenvoller hielten, je länger es war. Zu den Injurien wurde auch die Beilegung eines andern Namens, was gleichbedeutend mit Spottnamen war, gerechnet. Zu den unsühnbaren Thaten gehörte bei den Dänen auch die Verleumdung der Genossen. Bei den Angelsachsen verwirkte der Verleumder seine Zunge, doch durfte er sie durch eine Geldbuße auslösen. Bei den Westgothen und Longobarden traf den falschen Ankläger bald höhere oder geringere Geldstrafe, bald Infamie und Verbannung, bei den Baiern die Talionstrafe, indem der falsche Ankläger diejenige Strafe erlitt, welche auf dem Verbrechen stand, dessen er den andern fälschlich beschuldigt hatte. Wer bei den Longobarden jemand „arga", d. h. feiger Schuft, schimpfte, mußte eine Geldstrafe von 12 Solidi erlegen. Karl der Große und Ludwig der Fromme bestimmten, daß Denuncianten, welche durch ihre Denunciation das Leben oder Vermögen des Denuncirten in Gefahr brächten, strangulirt werden sollten, oder auch, daß ihnen die Zunge ausgeschnitten, der Kopf abgehauen würde. Sklaven, welche ihre Herren denuncirten, wurden, selbst wenn sie ihre Angaben beweisen konnten, bestraft. Wer eine Schmähschrift anheftete, wurde gezüchtigt, wer sie las oder sang, excommunicirt.

Curiositäten in den vom Verfasser uns vorgeführten Gesetzgebungen sind folgende: In Schweden wurden die Richter mit einer Geldstrafe bestraft nicht nur, wenn ihr Richterspruch wissentlich ein falscher war, durch Bestechung veranlaßt oder sonst auf grober Fahrlässigkeit beruhte, sondern auch wenn er überhaupt von der höhern Instanz verworfen wurde. Ebenso wurde aber auch der Appellant bestraft, wenn er mit seiner Appellation nicht durchdrang. König Kunt setzte Strafen darauf: Wenn wer von den Kriegsreitern zwei Pferde zur Tränke ritt, das fremde Pferd sowol auf dem Hin- als auf dem Herweg ritt und nicht vielmehr abwechselnd das fremde und das seinige; ebenso wer, wenn er drei Bündel Futter in den Stall warf, jedesmal seinem Pferde die Aehren, dem fremden das Stroh vorschüttete, oder wer so in das Wasser ritt, daß er es dem Gefährten trübte. Mit dem Tode wurden Richter, welche sich bestechen ließen oder sonst ungerecht richteten, bestraft bei den Angelsachsen, Burgundern, Ripuariern, bei den Ostgothen. Bei den ripuarischen Franken verwirkte sein Leben, wer eine königliche Urkunde ohne Grund als unecht anfocht. Lothar I. bestimmte in einem besondern Anhange zum longobardischen Recht, daß die Notare einen besondern Amtseid zu schwören hätten, daß sie keine falschen Urkunden anfertigen wollten. Nach einer Verordnung Karl's des Großen sollten, wenn ein Comes (d. h. oberster Beamter einer Grafschaft) sich weigerte das Recht zu fördern, die Sendboten in seinem Hause auf seine Kosten leben; war ein Vasall in diesem Falle, so sollten der Comes und der Sendbote in seinem Hause und auf seine Kosten so lange leben, bis er Gerechtigkeit übte, auch büßte der Vasall zuweilen dafür mit dem Verlust des Lehns. Ebenso setzte Kaiser Karl eine Strafe darauf, wenn jemand sich weigerte, echte Münzen anzunehmen, dieselbe bestand für einen Freien in einer Geldbuße von 15 Solidi und bei einem Sklaven in öffentlicher Züchtigung.

Der reichen Zusammenstellung aller sich auf die verschiedensten Arten von Betrug und Fälschung erstreckenden gesetzlichen Bestimmungen bei den skandinavischen und germanischen Stämmen läßt der Verfasser noch eine rechtsphilosophische Einleitung vorausgehen, in welcher er die sehr untereinander abweichenden Ansichten von vielen berühmten Philosophen, Theologen und Juristen vorführt, die uns, was indessen wol noch nie ernstlich bestritten worden sein dürfte, belehren sollen, daß das

positive Recht um so weniger der Theorie des Zwangsrechts auf Wahrheit zuzuneigen sich beikommen lassen konnte, als es selbst auf dem Gebiete der Ethik von jeher sehr zweifelhaft war, inwieweit im Falle der Collision von Pflichten nicht auch die Lüge erlaubt, die Nothlüge sich als sittlich durchaus gerechtfertigt darstellen möchte. Der Zweck des Verfassers war doch offenbar nur der, klar zu stellen, wie das Bewußtsein, daß Lug und Trug nie für das Gegentheil ausgegeben werden, nie als etwas Verdienstliches und Lobenswerthes erscheinen können, vielmehr da, wo dieselben in der äußern Erscheinung sich manifestiren und in eine ihr fremde dritte Rechtssphäre unbefugt einwirkend übergreifen, bald den Grund von rechtlich verfolgbaren Civilansprüchen gewähren, bald einem strafrechtlichen Einschreiten sich aussetzen, zwar bei keinem Volk zu keiner Zeit fehlt, wie indessen je nach Völkern und Zeiten die Ansichten über den Grad dieser Strafbarkeit sehr erheblich wechseln und variiren. Der allgemeine und principielle Maßstab für die Sittlichkeit an sich läßt sich allerdings auch theoretisch finden, a priori construiren, aber eine solche Construction hat nichts mit dem ganz entgegengesetzten Wege, mit der historischen Folgerung a posteriori zu thun. Es läßt sich darum nicht wol ersehen, was die die Einleitung bildende, ohnehin nicht erschöpfende rechtsphilosophische Excursion an dieser Stelle soll; am Schlusse des Werks wäre sie, sei es als Bestärkung des auf dem empirischen Wege gefundenen Facits, sei es zur Gegenüberstellung beider Resultate vielleicht besser am Platze gewesen. Diese unsere individuelle Ansicht hat indessen keineswegs den Zweck, im übrigen dem Buche auch nur das Geringste von seinem eigenthümlichen originellen Werthe benehmen zu wollen, vielmehr soll es uns sehr freuen, wenn das so weitaussehend angelegte Werk von dem Verfasser glücklich zu Ende geführt werden kann. 19.

Musikalische Literatur.

Gesammelte Schriften von Hector Berlioz. Autorisirte deutsche Ausgabe von Richard Pohl. Erste bis sechste Lieferung. Leipzig, Heinze. 1863—64. Gr. 8. Jede Lieferung 10 Ngr.

Der Uebersetzer wird sich durch diese treffliche Uebertragung der Schriften des unstreitig geistvollsten jetzt lebenden französischen Musikers den Dank des deutschen Publikums erwerben, einmal weil er sich dadurch zum Dolmetscher eines bedeutenden Mannes zwischen diesem und uns gemacht hat und es immer von Interesse bleiben muß, die nähere Bekanntschaft einer so eigenthümlichen Natur zu machen, und das andere mal, weil die Schriften Berlioz' uns Einblicke in das Treiben der Künstler und des Publikums der französischen Hauptstadt eröffnen, die uns bisher nicht gestattet waren und die jene Nation auch in dieser Beziehung vortrefflich kennzeichnen. Der Werth des bisjetzt Gebotenen ist allerdings ein ungleicher und wir werden angeben, in welchen Stücken die Eigenthümlichkeit des Verfassers am deutlichsten zu Tage tritt. Aus drei Bänden, von denen jeder je 4—6 Lieferungen enthalten soll, liegen 6 Lieferungen vor, Abschnitte des ersten und zweiten Bandes. Der erste trägt ein Wortspiel im Titel, indem man ihn auch dem Klange nach für gleichbedeutend mit „Querfeldein" also mit „Musikalische Kreuz- und Querzüge" übersetzen könnte. Nach einer vom Verfasser selbst näher angedeuteten Inhaltsangabe soll man in dem Bande „Musikalische Studien, Huldigungen, Einfälle und Kritiken" finden. Ein buntes Allerlei, das aber Vortreffliches enthält. Berlioz besitzt Hingebung und Verehrung an unsere großen Musiker genug, um sie nach seiner Weise, d. h. nach der eines intelligenten, durchaus sachverständigen und selbst genialen Künstlers zu würdigen, und jedenfalls bleiben die Bemerkungen, die er in seiner kritischen Studie über Beethoven's Symphonien niedergelegt hat, abgesehen von dem rein Historischen darin, d. h. von ihrer verstümmelten Einführung in die Ohren der Franzosen vor 30 und mehr Jahren, für jeden deutschen Musiker lesenswerth. Es ist jetzt bei uns eine Art poetischer Interpretationsmanie der Meisterwerke Beethoven's üblich geworden, die auch schon Unerhörtes im Auslegen geleistet hat; für den zum phantastischen Wesen von Natur geneigten Franzosen lag diese Klippe nahe; allein seine Bildung, vor allem sein eigenes Künstlerbewußtsein hält ihn stets hier auf rechtem Wege. Er erklärt eben Musik, müht sich aber nicht ab für den Inhalt derselben poetische Bilder zu schaffen. Nur eine Stelle sei erlaubt hier als Beweis anzuführen. Wir machen vorher noch die Bemerkung über eine Eigenthümlichkeit Beethoven's, die bei ihm in der durchaus neuen und zuerst bei ihm anzutreffenden Art und Weise verhauchend zu schließen liegt, und man hat nicht mit Unrecht die Stimmung, in die die Beethoven'schen Schlüsse dieser Art den Hörer zu versetzen pflegen, mit der verglichen, in die Shakspeare am Ende seiner Tragödien zu führen weiß. Unsers Wissens ist auf diese Aehnlichkeit beider großen Männer noch nicht in weitern Kreisen aufmerksam gemacht worden, um so angenehmer fühlt man sich durch folgende Stelle bei Berlioz über den Schluß des zweiten (A-moll) Satzes der A-dur-Symphonie angesprochen. „Nach einem öfter wiederholten Wechsel zwischen angstvollem Leid und schmerzlicher Entsagung, hört man nur noch Trümmer des ersten Motivs; es ist, als wäre das Orchester des traurigen Kampfes müde; es sinkt in sich zusammen und erlischt. Die Flöten und Oboen nehmen mit ersterbender Stimme das Thema noch einmal auf; aber die Kraft, es durchzuführen, gebricht ihnen; die Violinen schließen es mit einigen kaum hörbaren Noten im pizzicato. Noch einmal sich ermannend, dem letzten Aufflackern einer erlöschenden Flamme gleich, hauchen die Blasinstrumente auf unbestimmter Harmonie einen tiefen Seufzer aus, und ...... «der Rest ist Schweigen». Dieser Klageruf, mit dem das Allegretto beginnt und schließt, wird durch den Quart-Sext-Accord erzeugt, der stets nach Auflösung strebt und dessen harmonische Unselbständigkeit allein die Möglichkeit darbot, so zu schließen, daß einerseits der Hörer in Ungewißheit bleibt, andererseits aber der Eindruck jener träumerischen Schwermuth noch erhöht wird, in die er nothwendigerweise durch das Vorhergegangene versenkt werden mußte."

In andern Fällen weiß der Verfasser auf eine einfache und sehr einleuchtende Weise, die harmonischen Eigenthümlichkeiten Beethoven's höchst glücklich und treffend zu bezeichnen, sodaß er wirklich den Namen eines Commentators Beethoven's verdient. Außer den sieben Symphonien erfahren auch, aber kürzer, eine anerkennende Besprechung die Sonaten und Trios des Meisters. Die Hauptsache scheint ihm hier mehr eine Bemerkung über Liszt's Vortrag des ersten Satzes der Cis-moll-Sonate gewesen zu sein, der diesen Satz einmal entsetzlich entstellt und ein zweites mal unvergleichlich schön in Gegenwart Berlioz' vorgetragen hatte. Am ausführlichsten läßt sich der Verfasser über Beethoven's „Fidelio" aus, indem er der beiden andern Leonoren von Gaveaux und Paer gedenkt und vergleicht, was eigentlich nicht zu vergleichen ist. Dem Verfasser dürfte keine Schönheit des „Fidelio" entgangen sein und möchten wir jedem deutschen Musiker eine so genaue Kenntniß der Fidelio-partitur wünschen. Auf diese uns nahe angehenden Aufsätze folgen eine Reihe satirischer Ergüsse über die französische große Oper, deren Sänger und eine Schilderung der wahrhaft unerhörten Industrie der Claqueurs. Ein solches Treiben wäre bei uns in Sachen der Kunst, trotz aller Vorliebe für französische Moden, doch unausführbar, und wir müssen jeden Künstler bedauern, der in Paris seine Carrière zu machen hat. Der Verfasser ist ein ebenso großer Verehrer Gluck's, als er ein Bewunderer Beethoven's ist, daher hat er, fast mit noch größerm Aufwand von Scharfsinn Gluck's Opern, den „Orpheus" und namentlich „Alceste", die mehrfach bearbeitet wurde, beurtheilt und ihre Schönheiten zergliedert. Was die Werthschätzung Gluck's, gegen dessen Schwächen der Verfasser nicht blind ist, betrifft, so will es uns scheinen, daß er am besten bei ihm die beabsichtigten Effecte herauszufühlen weiß, daß er aber im

ganzen dem Genius Gluck's einen zu hohen Werth einräumt. Komisch nehmen sich die andern Bearbeiter dieser Oper neben Gluck aus, unter denen der Deutsche Schweizer, der einen Text Wieland's in Musik setzte, sehr übel wegkommt, wol nicht ohne daß seine Arbeit diesen Tadel hervorgerufen hätte, allein die Satire über den deutschen Familientisch, um den abends sich die Familie sammelt und sei es auch um ein Kapitel aus der Bibel zu lesen, trifft nicht und ist der französischen haus- und herdlosen Maitressenwirthschaft bei weitem vorzuziehen. Wir bedauern den Verfasser, daß ihm der Sinn für Häuslichkeit abgeht, er würde als Künstler gern zugeben, wie gerade sie der Kunst, auch der Gluck's, die innigsten Empfindungen gelehrt hat.

Die drei Hefte des zweiten Bandes erscheinen uns von geringerm Werthe. Der Faden, der diese losen Blätter zusammenhält, ist schon ein sehr unhaltbarer. Der Verfasser denkt sich nämlich ein Orchester in H . .., einer civilisirten Stadt, dessen Mitglieder höchst pflichtvergessen ihre Abende im Orchester damit hinbringen, sich, anstatt die langweiligen italienischen und französischen Opern zu spielen, ihre Instrumente weglegen, zusammenrücken Geschichten zu erzählen, obschon ein Publikum im Hause sitzt und hören will. Es wird auch gespielt, von einigen wenigen, welche nicht geistreich genug sind, so gewissenlos zu handeln. Der Verfasser befindet sich im Publikum, dicht am Orchester und ist eigentlich der Mittelpunkt der Unterhaltung. Unter einer solchen Voraussetzung können freilich sehr verschiedenartige Waaren ausgebreitet werden, doch sind alle wenigstens in Bezug auf Musik producirt. Diese novellistischen Kleinigkeiten werden auf Abende vertheilt, deren hier 13 beschrieben sind. Ergötzlich zu lesen ist ein Hofconcert im türkischen Stil, eine Satire auf die Blasirtheit vornehmer Gönner der Kunst. Ferner die Erzählung, woher das wirkliche menschliche Gerippe rühre, das man in Paris in der Wolfsschluchtscene des „Freischütz" zu sehen bekommen soll. Ferner die Nachricht über die sogenannten „Römer" der pariser Theater, und eine in „Claque machende" Madame Rosenhaim suchen ihresgleichen. Langweilig sind die Schilderungen aus dem Lebenslauf eines ersten Tenor. Ferner der Selbstmörder aus Enthusiasmus für die „Vestalin" Spontini's, dem der Verfasser im dreizehnten Abend ein Ehrendenkmal setzt. Stände das Urtheil der Deutschen über Spontini's Leistungen nicht auf festern Füßen, so wäre die Feder eines Berlioz wol im Stande zu verleiten, in Spontini eins der größten Genies zu sehen, das jemals Opern geschrieben hat. Es hat uns gewundert, daß ein so feiner Beobachter Beethoven's sich durch den pomphaften Schimmer eines Spontini blenden lassen konnte. Berlioz als Schriftsteller hat dieselben Tugenden und Fehler, die er als Künstler zeigt. Der Sucht nach Neuem, Unerhörtem opfert er schonungslos die Natürlichkeit. Ein Genius wird unwillkürlich neu und doch natürlich wahr sich offenbaren, ein nach diesen Tugenden so absichtsvoll Strebender geht aber eben darum fehl aus Mangel an tieferer genialer Begabung. Dennoch müssen wir Berlioz für eine ungewöhnliche Erscheinung halten und ihm in allem Erlernbaren einen hohen Preis, wenn nicht den ersten zuerkennen. 16.

Notiz.

Platen und das Sonett.

In Platen's Gedichten findet sich ein Sonett aus dem Jahre 1818 mit der Ueberschrift „Das Sonett an Goethe", welches folgende Stelle enthält:

> Dich selbst, Gewalt'ger, den ich noch vor Jahren
> Mein tiefes Wesen witzig sah verneinen,
> Dich selbst nun zähl' ich heute zu den Meinen,
> Zu denen, welche meine Gunst erfahren u. s. w.

Obgleich nun die Ueberschrift eigentlich keinen Zweifel über den Sinn der Stelle aufkommen lassen sollte, hat sich doch merkwürdigerweise vielfach die irrige Ansicht festgesetzt, als ob der Dichter diese Worte in seinem eigenen Namen an Goethe gerichtet, und so werden sie nicht selten als eclatanter Beweis für Platen's unerhörte Anmaßung und Selbstüberschätzung citirt. Auch in d. Bl. ist dies (Nr. 51 f. 1860) gelegentlich der Besprechung von „Platen's Tagebuch" geschehen, ja der Irrthum ist so verbreitet, daß sogar hier und da in Anthologien das Gedicht unter der bloßen Ueberschrift „An Goethe" vorkommt. Und doch liegt der Schlüssel zum Verständniß so nahe. Goethe war bekanntlich anfangs ein Gegner der Sonettform: er schneide, sagte er, so gern aus ganzem Holze, diese Form aber zwinge den Dichter mitunter zu leimen. Später bekehrte er sich zum Sonett und dichtete seine bekannten schönen Liebessonette. Diese Bekehrung Goethe's feiert das Sonett: es freut sich, daß der große Dichter sein eigenthümliches Wesen nun erkannt hat. Wie sollte auch Platen's Anmaßung bis zu dem Unsinn gegangen sein, von Goethe zu sagen: er habe seine (Platen's) Gunst erfahren. Goethe hatte die Gunst der Sonettenform zur Aussprache zärtlicher Gefühle erprobt, seine Sonette waren ihm gelungen. Weiter soll der Vers nichts heißen. 30.

Bibliographie.

Barndt, J., Herbstblumen. Gedichte. Schweidnitz, Weigmann. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Boas, F., Zur Lehre vom Miteigenthum. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 18 Ngr.

Briefe an Ludwig Tieck. Ausgewählt und herausgegeben von K. v. Holtei. 1ster und 2ter Band. Breslau, E. Trewendt. 8. 3 Thlr.

Byrons, Lord, hebräische Gesänge. Aus dem Englischen übertragen und mit sachlichen Einleitungen und Bemerkungen versehen von E. Rickles. Karlsruhe, Gutsch. 1868. 8. 15 Ngr.

Conard, J., Von Rom nach Berlin. Criminal-Novelle. Berlin, Nelte, Böltje u. Comp. 8. 24 Ngr.

Diefenbach, L., Vorschule der Völkerkunde und der Bildungsgeschichte. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Dietzel, C., Die Volkswirthschaft und ihr Verhältniß zu Gesellschaft und Staat. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 2 Thlr.

Ellendt, J. E., Drei Homerische Abhandlungen. Vorangeschickt sind Mittheilungen über das Leben des Verfassers. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 27 Ngr.

Friesen, H. Freih. v., Briefe über Shakspere's Hamlet. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hesekiel, G., Vier Junker. Roman in drei Büchern. Drei Bände. Berlin, Janke. 1865. 8. 4 Thlr.

Hiecke, R. H., Reden und Aufsätze. Herausgegeben von G. Wendt. Mit Hiecke's Porträt. Hamm, Grote. 1865. 8. 1 Thlr.

Iselin, W., Einiges von den Führungen E. Geugenbach's, Dieners des Wortes Gottes und deutschen Pfarrers in Marseille. Basel. Gr. 8. 9 Ngr.

Köchlin, Henriette, Das Weib dem Weibe. Gedichte. Leipzig, Brauns. 1865. Gr. 16. 20 Ngr.

St. Georges, Die Musketiere der Königin. Oper in drei Akten. Nach dem Französischen. Musik von F. Halevy. Text der Gesänge. Berlin, Lassar. 8. 4 Ngr.

Santlus, Zur Psychologie der menschlichen Triebe. Neuwied, Heuser. Gr. 8. 27 Ngr.

Schwartz, Marie Sophie, Die Leidenschaften. Eine Erzählung. Aus dem Schwedischen von A. Kretzschmar. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Veuillot, L., Leben unseres Herrn Jesus Christus. Aus dem Französischen übersetzt von Waldeyer. 1ste Lieferung. Köln u. Neuß, Schwann. 8. 15 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 40. — 1. October 1864.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Fritz Reuter als Erzähler.

Olle Kamellen. Von Fritz Reuter. Erster bis vierter Theil. (Der gesammelten Werke vierter, fünfter, achter und neunter Theil.) Wismar, Hinstorff. 1862—63. 8. 4 Thlr.

Als wir im vorigen Sommer das heimische Berlin wiedersahen und die vielfach durchschlenderten Linden mit alter Behaglichkeit zu hundertfachem Verweilen einluden, die Bücher- und Bilderläden nicht zum wenigsten, da grüßte uns auch Fritz Reuter, an die neue Heimat, das mecklenburgische Land und an seine hartholzigen biedern Leute erinnernd, aus den Schaufenstern entgegen. „Süh! uns' oll leew Reuter in Berlin!" Aber es war das nicht blos der zufällig in Berlin anwesenden Mecklenburger wegen — und Berlin ist ja in der That die Hauptstadt auch unserer Ländchen —, wir überzeugten uns, daß Reuter erobernd aus seiner niederdeutschen Sphäre zu den ehemals auch der niederdeutschen Zunge angehörigen Berlinern vorgedrungen war. Wie weit freilich diese Liebhaberei der Berliner gegangen, ob sie mit dem „Plattdütsch" fertig wurden, das konnten wir nicht erforschen, aber item, man las die lustigen Geschichten so gut man konnte. Die Berliner wissen zum großen Theil selber nicht, daß die Sprache, die als „richtiges Berlinsch" bezeichnet wird und die am reinsten von den Höferweibern und Straßenjungen, recht mittelmäßig dagegen von den berliner Localpossen-Dichtern? nein -Verfertigern gesprochen wird, daß diese Sprache im Grunde nichts als niederdeutsch ist, wiewol in entsetzlicher Abgeblaßtheit. So abgeblaßt ist diese Sprache und so zusammengeschrumpft ihr einst reicher Wortschatz, daß gleichsam der ganze Umfang derselben von den „Gebildeten" als „ick, det un wat" bezeichnet wird. Wie wenig Verständniß der Berliner für diese seine alte Sprache hat, haben wir an uns selbst erfahren. Sprachen wir doch auch das Wort nach: er kommt aus dem Mustopf, wenn es galt, einen zu bezeichnen, der längst Abgethanes vorbrachte. Aber was dachten wir dabei? Gestehen wir es: das Mus, etwa Pflaumenmus mußte herhalten, und verstanden haben wir die hundertmal gebrauchte Wendung also nicht, denn es ist ein Mäusetopf gemeint, ein alter, längst aus dem Gebrauch gekommener Topf, in dem die Mäuse hausen. Das ging uns aber erst auf, als wir hier hörten: „He kümmt ut de Muskist." So nennt der Berliner einen am Essen Mäkelnden „kiesätig", ohne zu wissen, daß er es mit etig = essig, von essen und dem Verbalstamme kiesen (erkiesen, erkoren) zu thun hat. Der Berliner, der nicht etwa ein Sprachgelehrter ist, wird zugeben, daß er diese seine alte Sprache zum guten Theil nicht mehr versteht. Es ist daher trotz der vorherbezeichneten Urverwandtschaft etwas im hohen Grade Ungewöhnliches, daß ein rein niederdeutscher Dichter auf fremdem Boden Eingang gefunden hat und darf der Grund in dem ästhetischen und gemüthlichen Werthe dieser in so hohem Grade volksthümlichen Dichtungen gefunden werden. Und mag immer die Sprache dem einigenden Einflusse des Hochdeutschen erliegen, der niederdeutsche Stammescharakter wird sich nicht verwischen und prägt sich auch im Berliner, wie wir meinen, abgesehen von mancher großstädtischen Unart, bestimmt und vortheilhaft genug aus.

Und dieser durch und durch tüchtige niederdeutsche Stammescharakter ist es denn auch, der sich so wohlthuend in Reuter's Schriften ausspricht. Wir Niederdeutschen sind ein hart Holz, das langsam Feuer fängt, aber dann auch Hitze gibt („wi Nedderdütschen sünd en hart Holt, wat langsam Füer fängt, äwer denn ok Hitt giwt", I, 155): in diesen wenigen Worten ist er trefflich bezeichnet. Ein gesunder Realismus macht den Norddeutschen allem romantischen Nebeln und Schwebeln abhold, und uneingeschüchterter Wahrheitssinn macht ihn zu einem Schutze des in unserm Volke tief eingewurzelten Rechtssinns. Etwas von der Zähigkeit des edeln schleswig-holsteinischen Bluts wäre zwar dem indolentern Mecklenburger noch zu wünschen, aber vor der Depravation, der unter ähnlichen öffentlichen Zuständen andere Völker unfehlbar

verfallen wären, hat auch er sich bewahrt, und wir zweifeln nicht, die tief bewahrte Sittlichkeit wird ihn befähigen, auch andere Waffen mit Ehren zu führen, als die nun fast einzige, die eben Reuter unermüdet übt, den Humor.

Unser niederdeutscher Classiker — denn das ist doch wol ein Dichter, der bei Vornehmen und Geringen, im Salon des Edelmanns und in der Werkstatt des Handwerkers viel und gern gelesen wird — Fritz Reuter ist keineswegs unempfindlich gegen die Fehler seiner Landsleute, und ihr Hauptfehler ist eben die altberühmte deutsche „Gemüthlichkeit", die sich mit einem Witz abfindet, wo sittlicher Zorn angebracht wäre, die Gott einen guten Mann sein läßt, wo es gälte, selber mit voller Kraft einzutreten; aber er ist voll Wärme, wenn er erzählt, wie das alte harte Holz zu heißer voller Glut emporlodern kann.

Dafür zum Beweise mag hier seine Schilderung der Volksstimmung in der Franzosenzeit gelten, die wir in ihrer schönen Sprache unangetastet belassen (I, 154):

Un de Tieden wieren anners worden. Uns' Herr Gott hadd den Franzosen in den russchen Winter de goldtichenige Snakenhut afftröpt. Hei, de süs as Herr rümme pucht hadd, kam as Snurrer un Pracher taurügg un wendt sik an't dütsche Erbarmen, un dit schöne dütsche Gottesgeschenk kreg de Aewerhand äwer den grimmigen Haß. Keiner wull de Hand uphören gegen den Mann, de von Gott slagen was, dat Mitled let vergeten, wat hei verschuldt hadd. Knapp hadd sik äwer de verklamte Snak wedder verdort in dat warme dütsche Bedd, as sei ok den Stachel wedder wiesen würd, un de Schinnerie süll wedder losgahn; äwer dat Spauk in Nedderdütschland was tum Schatten worden, un de Schatten kreg Fleisch un Bein un kreg en Namen, un de Namen würd lud up de Strat raupen: „Upstand gegen den Minschenslachter!" Dat was das Feldgeschrie. ... Aewer dat Feldgeschrie was kein Dagegeschrie. Nich en Hümpel unbedarwte junge Lüd, nich de Janhagel up de Strat fung dormit an, ne, de Besten un Vernünftigsten treden tausam, nich tau 'ne Verschwöeung mit Metz un Gift, ne, tau 'ne Verbrüderung mit Wehr un Wutt gegen andahne Gewalt; de Ollen redten dat Wurt, un de Jungen schafften de Wehr. Nich up apne Strat bluckte de ierste Flamm tau Höcht; wi Nedderdütschen lieden kein Füer up de Strat; ne, ein jeder stickte dat still in sienen Hus' an, un de Nahwer kam tum Nahwer un warmte sik an siene Glaut. Nich as en Füer von Dannenholt un Stroh, wat tauletzt blot en Hümpel Asch awig lett, steg de Lauchen tum Heben, ne, wi Nedderdütschen sünd en hart Holt, wat langsam Füer fängt, äwer denn ok Hitt giwt. Un tau de dunnmalige Tied was ganz Nedderdütschland en groten Kahlenmieler, de in sik swälte und glänhte, heimlich un still, bet de Kahlen gar wieren; un as sei frie wieren von Rok un Flackerflammen, dunn smeten wi uns' Jesen in de Kahlenglut un smäd'ten uns' Waff un Wehr dorin, un de Haß gegen de Franzosen was de Sliepstein, de makte sei scharp.

Ist in dieser Darstellung nicht Glut, nicht ein volles Bild jener heimlich schwälenden Rache, und ist darin nicht warme phantasievolle Sprache des Volks? Aber man würde irren, eine solche Fülle schöner und treffender Bilder, wie sie Reuter zu Gebote stehen, wiewol sie volksthümlich sind, in der gewöhnlichen Sprache des Volks zu vermuthen. Darum eben ist es unsere Pflicht, in Reuter ein ungewöhnliches dichterisches Talent anzuerkennen. Wahrlich, diese schlichten Erzählungen sind durchaus poetischer, als mancher mit poetischen Phrasen noch so verschwenderische Lyriker unserer Tage glauben mag. Reuter ist auch darin Dichter und darum von höchster Bedeutung für die Volksbildung, daß er auch in den Gesinnungen eine höhere Stufe einnimmt, als sie jene falsche Popularität erträgt, die nicht zu sich heraufziehen will, sondern zum lieben Volke heruntersteigt. Man kann Schriftstellern, die populär schreiben wollen, nicht oft genug den Rath geben, sich das Volk im ganzen edler, gebildeter und feinfühlender vorzustellen als die einzelnen, die sie sehen. Falsche Popularität verletzt den Sinn des Volks, die wahre, die ihm zeigt, wie es sein soll und kann, bildet es und befriedigt sein ästhetisches Gefühl.

Wo wahrer Humor ist, da ist auch tiefes Gemüth, da ist aber auch Verstand. Der Humor ist der wahre Schutzengel der Poesie und jegliches Idealismus. Und diese glückliche Naturbegabung des Niederdeutschen ist es wol besonders, die ihm seine Volksthümlichkeit in alter Reinheit erhalten hat. Sie ist die hervorragendste Eigenthümlichkeit Fritz Reuter's. Ein Mann, der so bittere Lebenserfahrungen gemacht hat wie er, der muß eben von Natur mit einer unverwüstlichen, überall siegreichen Seele voll Poesie begabt sein, um nicht vielmehr ein Misanthrop als ein beliebter heiterer Dichter zu werden. Daß nicht hier und da dem Erzähler seiner Jugendgeschichte, die eben die Geschichte einer zerstörten Jugend ist, die Galle überlaufen sollte, das zu verlangen, wäre wahrhaft unbillig. Manchem mag vielleicht der Dichter nicht fromm genug scheinen, und in der That, die geltende Frömmigkeit kommt bei ihm gelegentlich ziemlich schlecht weg; uns aber will scheinen, daß in der durch so manchen bittern Kampf errungenen, zu voller Heiterkeit und Genüge verklärten Resignation, wie sie sich überall so sicher bekundet, mehr wahre Frömmigkeit stecke, als in jener, die freilich höhern Curs hat.

Es ist Zeit, daß wir uns zu den vorliegenden Erzählungen wenden. Die erste der beiden „Lustigen Geschichten" trägt das Motto:

> Nah de Hochtied hett't en Enn;
> Vör de Hochtied möst du s' wen'n (gewöhnen).

Ik was mit de Wiel en ollen Knaw worden — beginnt der Dichter — ik was in de Welt rümmer schätt worden, hier hen un dor hen, ik hadd mienen Kopp männigmal up en weiken Pahl (Pfühl) leggt und männigmal up en Bund Aewtstroh; awer as ik öller würd, gefoll mi dat Arwtstroh lang nich mihr so gaud as in miene twintiger Johren, denn wer in sien Kinnerjohren giern gele Wörteln (Mohrrüben) ett, versmadt dorüm in sienen Teller grad keinen Gaus'braden. De Lüd' säden: „Friegen"; un ik säd: „Bedenken", un güng üm den heiligen Eh'stand herümmer, as de Voß üm de Gaus'bucht, un dacht: „Hebben mügtst du woll ein! Nu kümmst du dor sacht ok (auch wol noch)! Aewer wenn du s' di ierst upsackt hest, kümmst du denn ok wedder rute?"

Dachte er dann an den ewigen Schwein- und Hammelbraten des Gastwirths, an die Unordnung in seinem Zimmer, an die abreißenden Knöpfe, dann saß er immer zwischen Baum und Borke. So war es am Christabend und ihm so einsam zu Muthe. Der Schuster gegenüber hat Holz und für seine Lieben einen Tannenbaum aus dem Walde geholt, aber — des Erzählers Stiefel sind entzwei und er hat einen Schnupfen weg, da auch für seine

Strümpfe schlecht gesorgt ist. Nun ist wieder die Lampe nicht in Ordnung. Drüben der Schuster feiert das Fest und hat „ordentlich Gardienen". Er geht hinüber, sieht all die armselige und doch selige Herrlichkeit, geht endlich, halb taub von dem Lärmen der Kinder, auf sein tristes Zimmer zurück. Der Schuster macht ihm Licht; er legt sich zu Bett und die gute Frau Liesener schickt Thee. Er wird wirklich krank und hat tolle Phantasien. Köstlich ist die Figur der Wirthin, die mit liebevoll sein sollendem Zureden dem Genesenden ihre Krankensuppe aufdringt, die so steif ist wie Buchbinderkleister. „Eten S'! Eten S' doch! Wenn Sei nich eten, warden Sei nich wedder beter."

Onkel Matthias, der mitgepflegt hat, wird, da der Gedanke an das Freien Gestalt gewonnen hat, sogar eine bestimmte Person schon vorhanden ist, die alle Nachmittag mit einem „lütten Jungen an der Hand" zur Mühle geht, veranlaßt, sie sich doch wenigstens einmal anzusehen. „Des Nachmiddags so hentau (gegen) siewen kümmt hei wedder, bött sik 'ne Piep an, sett sik dal (nieder), un seggt gor nicks. Dit argert mi jo denn natürlich, un ik segg ok nicks."

Endlich wird dieses Schweigen doch gebrochen und ganz allerliebst ist die materialistische Beurtheilung des Alten, besonders der Rath, bei Frauensleuten und Pferden immer zuerst „nah de Beinen zu kieken".

Es folgt eine Scene auf dem Eise, welche die Eifersucht des Erzählers rege macht. Der Onkel, da er aus der Verstimmung des Neffen nur das Nein heraushört, will die „kleine nette Diern" gar selber heirathen. Dieser edelmüthige Entschluß bringt denn alle Bedenklichkeiten um, die ihm „as en Hummelswarm dörch den Kopp" fuhren.

Wenn nun nach dem komischsten Zusammentreffen mit dem Onkel — beide sind in großem Staat, um den entscheidenden Schritt zu wagen — die Bewerbung selbst nicht erzählt wird, so ist das mehr als ein Vermeiden des Abgenutzten, es ist die feinste und keuscheste Behandlungsweise, die sich für den Dichter ziemt.

Nun könnt' ich hier eine Geschichte erzählen, heißt es, werde mich aber wol hüten. Und ähnlich wieder später: ich könnte auch hiervon wieder viel erzählen, werde mich aber wol hüten. Die höchste Freude und das tiefste Leid muß man nicht jedwedem auf die Nase binden.

Das ist sehr wahr und mit wahrer Bangigkeit um das reine unantastbare Gefühl sieht man, wie unsere Romandichter gerade derartige Scenen mit photographischer Treue abschildern, uneingedenk des alten Spruchs: „Qui sapit, in tacito gaudeat ille sinu." Einmal beim Nachhausegehen sieht der Bräutigam, wie ein Kürschner von seiner Frau zur Thür hinausgeworfen wird. Das macht ihm Gedanken; er erzählt es seinem Oheim und der wieder gibt eine prächtige Geschichte zum besten, die wir dem Leser nicht verrathen. Nur so viel sei angedeutet, daß es sich um die „Anbändigung" einer jungen Frau handelt und daß die Methode auf dem Geheimniß des Wörtchens „vorher" beruht, daher räth er dem Neffen, ein „Stückener drei schöne dumme Streiche" vor der Hochzeit aufzuführen.

Später ist er in Versuchung, sie der Frau zu erzählen. Da muß er den Rath hören, den wir aus ganzem Herzen unterschreiben: „Jeder rechtschaffene Kerl muß ab und zu einen guten dummen Streich und einen guten Witz machen; aber er darf sie nicht selbst wiedererzählen, denn dann verlieren sie beide ihre Kraft." Abgesehen von dem ästhetischen Momente — der Dichter rechtfertigt sein Verschweigen —, so ist die psychologische Wahrheit unbestritten, nur daß unter den guten dummen Streichen nicht jene forcirten Albernheiten verstanden werden, denen sich ein Theil der deutschen Jugend mit wundersamstem Ernste hingibt. Auch Antonio im „Tasso" kennt das Horazische insanire juvat:

> Es ist gefährlich, wenn man allzu lang'
> Sich klug und mäßig zeigen muß. Es lauert
> Der böse Genius dir an der Seite
> Und will gewaltsam auch von Zeit zu Zeit
> Ein Opfer haben.

Die Moralisten werden hiervon nicht recht etwas wissen wollen, aber das Volk in seiner feinen Seelenkenntniß bestätigt die Existenz jenes „bösen Genius", nur daß es ihn nicht so ästhetisch bezeichnet; es nennt ihn den „Tollen" und gibt den Rath, ihn von Zeit zu Zeit „auszutreiben", ihm gleichsam einen guten Tag zu machen. Bei Reuter begegnete uns noch ein ähnliches Bild; von einem, der seinen tollen Tag hat, heißt es (IV, 268): „Hei hadd mal wedder sinen Nahren Zucker gewen wullt." In der That, was hilft es, daß wir uns einbilden, die „Narrenschuh" abgelegt zu haben? In irgendeiner Weise kommt die alte Teufelei doch wieder zum Vorschein. Doch hören wir auf, dem bösen Genius das Wort zu reden, und sprechen wir nur noch einmal aus, daß der Hauptreiz dieser kleinen Geschichte, die ohne Anspruch auf kunstreiche Verschlingung und Lösung dasteht, in dem züchtigen Verschweigen beruht.

Absichtlich verweilten wir länger, um an einer kleinen Erzählung sogleich die reine und volksthümliche Weise Reuter's zur Anschauung zu bringen. Ist es uns gelungen, den Leser auf diesen eigenthümlichen Genuß begierig zu machen, so wird das diejenige Empfehlung sein, die er uns mehr danken wird als umständliche Inhaltsangaben, zu denen wir ohnehin wenig aufgelegt sind.

„Ut de Franzosentied" ist eine belebte Schilderung kleinstädtischen Lebens, ein Bild, das, wiewol vorherrschend humoristisch, doch durch die großartige Zeitbewegung eine ernstere Folie erhält. Dem flüchtigen Blick könnte es als eine Satire erscheinen, und gewiß, der Dichter schont die Beschränktheit und Krähwinkelei seines Vaterstädtchens — es ist die gute Stadt Stavenhagen — keineswegs, aber, und das ist eben die seltene Gabe des wahrhaften Humoristen, er sieht alles von der harmlosen Seite an, ja er zeigt in diesen beschränkten Kreisen eine so tiefe sittliche Tüchtigkeit, daß man den Eindruck innigster Theilnahme für alle mitspielenden Personen erhält. Wir lachen über diese Menschen und mehr über die curiosen Lagen, in die

sie der neckische Zufall führt, aber wir bewundern sie zugleich.

Da ist die volle deutsche, d. h. unbewußte und anspruchslose Gutheit, die in der ungewohnten und angemaßten Halbbildung ungelenke und verkehrte, doch zugleich in der zukömmlichen Sphäre so durch und durch gesunde und praktische Handlungsart, der treffliche, stets bereite Mutterwitz, das fromme schlichte Gemüth des Volks in so treuer Weise zum Ausdruck gebracht, daß wir allen, die das deutsche Volk in seiner eigensten Weise studiren wollen, den Rath geben, die Schilderungen Reuter's zu lesen. Es liegt in der Natur solcher Geschichten, die Farben etwas dick aufzutragen, und dieser Punkt ist es wol zumeist, der bei einer etwa beabsichtigten Uebertragung ins Schriftdeutsche zum Nachtheil ausfallen könnte. Wir rathen mit voller Ueberzeugung zur Uebersetzung, um auch das mit dem Niederdeutschen unbekannte Publikum mit einem so sinnigen Dichter bekannt zu machen; aber wir fügen hinzu, daß für dieselbe darauf Bedacht genommen werde, daß das Hochdeutsche so grelle Farben, so drastische Wendungen nicht erträgt, wie die ursprüngliche Sprache dieser Helden von Stavenhagen sie ohne Anstoß duldet. Immer aber müßte derjenige, der die Uebersetzung läse, auf die köstliche Musik der Sprache, auf hundert ganz eigenartige Wendungen, sprichwörtliche Anspielungen und unübersetzbare Wörter und Wortformen Verzicht leisten. Wie sollte z. B. die so reizende Diminutivendung „ing" wiedergegeben werden? „Mien Herzenskindting", diese stehende Anrede des alten biedern Amtshauptmanns Weber, ist einmal auf hochdeutsch nicht auszudrücken, denn Herzenskindchen (dabei wäre „chen" immer noch niederdeutsch, die hochdeutsche Diminutivendung ist „lein") wäre zu tändelnd, was eben das Plattdeutsche nicht zugleich ist. Solcher Dinge sind tausend. Verlieren also müßte die Uebersetzung immer, aber dennoch rathen wir dazu und sind der Ansicht, auch so werde Reuter sich herzliche Freunde gewinnen.

Doch lassen wir den Wunsch und betrachten die geschilderten Charaktere. Keine wandelnden Abstractionen, keine moderne Selbstmalerei (der Dichter hat sich selbst wohlbedacht als „dummes Göhr" eingeführt, als kindlich sorglos in all dem Wirrwar hinlebenden Knaben), keine Tugendhelden und Lastersäcke, überall ganze Menschen mit Fleisch und Blut. Da ist Tugend und Fehler, das feinste Rechtsgefühl mit der pfiffigen Selbstsucht eng verschwistert, lächerliche Prahlerei und Biedersinn in demselben Manne, altjüngferliche Sprödigkeit gepaart mit herzlichem Antheil, die aufrichtige Freimüthigkeit gegen Höherstehende vereint mit wahrer Achtung vor überlegener sittlicher und intellectueller Bildung. Wir wüßten nicht eine der zahlreichen Personen dieser kleinen Welt zu nennen, die nicht in scharfer Eigenart dastände, die in sich widersprechend geschildert wäre. Man fühlt es heraus, mit wahren Menschen zu thun zu haben. Denken wir nun daran, wie sauer es unsern Novellisten gewöhnlichen Schlags ankommt, auch nur drei bis vier Charaktere auseinanderzuhalten, so tritt die epische Begabung Reuter's, die plastische Objectivität seiner Schilderungen in ein helles Licht.

Und welche Humanität waltet in dem Ganzen! Eine solche versöhnende Rolle spielt der Oberst von Toll, ein Deutscher und Führer der französischen Truppe. Ja selbst jener spitzbübische Franzose, um dessen Herbeischaffung sich die Handlung dreht, wie menschlich und edel ist er vom Dichter auch uns ans Herz gelegt! Man halte das beileibe nicht für weichliche Sentimentalität, es ist vielmehr der Ausdruck einer, gebe Gott allgemeinen Forderung gegen die Roheit der Todesstrafe, wenn Reuter sagt (I, 236):

Kein Minsch kann mi nu verdenken, dat ik bi dat Vertellen von 'ne lustige Geschicht nich Lust hew, grugliche Geschichten mit mang tau mengen, un derüm red ik nich wieder (weiter) as nödig von den französischen Schassür; ik segg nicks dorvon, wo em tau Maud was, as hei nah Bramborg kam, nicks dorvon, as hei vör't Kriegsgericht stunn, nicks dorvon, wo em de Angst, de Dodesangst ümmer neger kam, as hei sienen bösen Lohn kreg. Un wenn ik't ok wull, so künn ik't nich, denn ik schriew man Ding', de ik kenn (wollte Gott, so dächten alle unsere Schriftsteller!) un dit kenn ik nich; ik hew't miendag nich äwer't Hart bringen künnt, en armen Sünner nieglich (neugierig) up den letzten Gang tau bekiken un tautauseihn, wo ein Sünner den annern von minschlichen Gerichtswegen vörilig vör dat Gericht von unsern Herrgott bringt.

Dergleichen Reflexionen des Dichters sind selten, doch wo sie sich finden, da sind sie der Situation entquollen und schön. Wir heben noch zwei heraus (I, 191):

Trösten is dat lichtste Geschäft för den'n, de mit Redensorten baben den Harten weg (über das Herz weg) en Trurigen einen Bewies von sien Höflichkeit geben will; äwer't is dat swerste Geschäft, wenn Einer sien Hart, bet an den Rand vull Leiw, in en anner bedürftig Hart utgeiten müggt, un dorbi fäuhlt, dat all de Leiw, de man beiden (bieten) kann, nich utreikt, üm dat arme Hart tau niege (neuer) Hoffnung lebendig tau maken; un dit swer Geschäft ward tau 'ne Unmäglichkeit, wenn Einer an sienen eignen Trost nich glöwt.

Ferner (I, 201):

Wieren dat Freudenthranen? Wer weit't? Wer kann seggen, wo Freud un Weihdag' (Wehtag = Schmerz) sik scheiden? Sei spelen tau wunderlich in dat Minschenhart inenanner äwer; sei sünd Uptog un Inslag (Aufzug und Einschlag), un woll den, bi den'n ut beid' ein fastes Gewew ward! De Thran, de ut Weihdag' geburen is, hett so gaud ehren Inslag von Hoffnung, as de Freudenthranen ehren Inslag von Furcht.

Wir sind wahrhaftig keine Freunde von sogenannten schönen Stellen in Büchern und überlassen diese den jugendlichen Liebhaberinnen Jean Paul's, aber der Erzähler bedarf gewisser Haltpunkte und dort drängt sich die Reflexion unwillkürlich ein. Bei Reuter sind sie äußerst sparsam und, wie die Proben wol zeigen, frei von gezierter Schönrederei. Es würde zu weit führen, dem Dichter seine markigen Gestalten, besonders den Amtshauptmann, den wunderbar treu aufgefaßten Müller Voß und seinen trefflichen Vetter Heinrich („ein schierer Kerl") oder den Repräsentanten lächerlicher kleinstädtischer Amtswürde, den Onkel Herse, und die wieder in ihrer Art so treu gezeichneten Weiber, von der Mutter des Dichters und der Frau Amtshauptmann bis zu Mamsell Westphal und der heldenmüthigen Fiken Müller, nachzuzeichnen.

Wir wünschten eben, unsere Leser kauften sich Reuter und fänden unser Urtheil zu ihrer Freude bestätigt. Die Mittel der Darstellung sind so einfach und in der Natur der Erzählung begründet, daß jede Figur durch ihr Reden und Thun ohne weitere Redensarten des Erzählers sich klar in ihrer Eigenart abhebt. Selten solche Zusätze, wie wenn es vom alten Weber heißt, er habe sein Lebtage nichts im Bösen gedacht; das Böse ging ihm vorüber, das hing ihm nicht an und er machte drei Kreuze hinterher; kam ihm aber das Gute entgegen, dann war ihm bang, daß er's verlieren könnte und dann hieß es, Kinder, helft mich daran erinnern.

Daß Reuter der Humor der Volksrede in vollem Maße zu Gebote steht, bedarf kaum noch des Beweises. Von dem apologischen Sprichwort bis zu der Neckerei und dem „Alles wohl? Was machen die Schweine?" bewegt sich durchaus alles in ungesuchter Volksthümlichkeit.

Eine eigenthümliche Stellung nimmt dabei der Gebrauch des Hochdeutschen ein. Als Sprache der Bildung verführt es den, der sie affectiren will, zu komischem Mischmasch, für das die Bezeichnung „Messing" gilt.

Als Probe des Volkswitzes stehe hier noch die Rede Friedrich's an den stupiden Bauer Freier, der auf seine Fragen nach den Franzosen ganz „verquere" Antworten gegeben (S. 215): „Un nu gun Morrn, Freier... Un wenn de Franzos' kümmt, den ik fänk, denn segg em, ik hadd seggt, du hadd'st seggt, dien Großmoder hadd di vertellt, wenn hei säd, wat hei säd, süllst du em seggen, hadd ik seggt, hei süll nich Schapskopp tau di seggen."

Ganz köstlich ist die Verspottung der stereotypen Traureden der Pastoren. Es heißt: „Heute, bei Fiken's Hochzeit, hielt der Herr Pastor seine beste. Er wußte von der Art drei, und eine ging immer über die andere, und danach richtete sich auch der Preis. Die von der Krone war die schönste und theuerste, sie kostete 1 Thaler 16 Groschen, dann kam die vom Hirsch, kostete 1 Thaler, und zuletzt kam die von «ein jämmerlich erbärmlich Ding», die kostete nur 8 Groschen und war für den geringen Mann." Wer das für leere Erfindung des Dichters hält, der hat weder den gemeinen Mann in seinem oft so treffenden Witz über seine Pfarrer belauscht, noch solche Prachtexemplare von Pastoren gesehen, wie sie die gute alte Zeit nicht selten aufzuweisen hatte. Wenn Reuter wollte, er könnte noch manche Staatsgeschichte aus jüngster Vergangenheit zum besten geben. Wie treffliche Kenntniß der Volksart, so feinen Sprachsinn offenbart Reuter. Ein Beispiel mag es zeigen. Man sagt „baumstill" und die wenigsten denken sich etwas dabei. Der Dichter, aufmerksam auf die oft verhüllte Poesie der Sprache, findet das Treffende und bezeichnet es schlagend: „Heinrich stand still wie ein Baum zur Winterszeit, wenn die grünen Blätter abgefallen sind und die Vögel nicht mehr von Lieb' und Lust in den Zweigen singen."

Zum Schluß noch ein ernstes Wort über den Landsturm, von dem uns Reuter ein treffliches Bild à la Hogarth zeichnet. Er fährt fort: „Das ist zum Lachen, sagen die neunmalklugen Herrn; ich sage, das ist zum Weinen, daß so eine Zeit so selten in deutschen Landen wiederkommt, daß so eine Zeit keine andern Folgen gehabt hat, als die letzten vierzig Jahre aufzuweisen haben. Ueber das Einzelne konnte man lachen, über das Ganze lachte damals keiner, selbst Bonaparte nicht."

Gehört die Franzosenzeit der ersten Kindheit und waltet über den Bildern derselben eine gewisse poetische Verklärung, so sind wir mit der „Festungszeit" in die trübselige Realität des damaligen Demagogenunwesens und der bittersten Erfahrungen der studirenden Jugend versetzt. Wenn dennoch auch diese Erzählung dem Grundzuge der Reuter'schen Muse, dem liebegesättigten Humor, treu bleibt, wo andere Gift und Galle in Heine'scher Satire ausspritzen, so rechnen wir das allerdings zu den Beweisen, daß wir es mit einem wahren und warmen Dichtergemüth zu thun haben. Was hatten jene armen Jungen verbrochen, die man zu dreißigjähriger Festungsstrafe begnadigte, da sie zum Tode verurtheilt waren? Ihr Verbrechen war das, was Kaiser Franz Joseph in jüngster Zeit, freilich in etwas veränderter Weise, hat ausführen wollen: Deutschlands Einigkeit; was heute die Fürsten selber als berechtigte Forderung des Volks anerkennen, was bei der Schiller-Feier allüberall erklang, was die Schützen- und Turnvereine gefeiert, betrunken und betoastet haben, das war es, und das hieß damals „Conat des Hochverraths", weil die Herren ein ungeheuerliches Verbrechen, eine furchtbare Verschwörung von Königsmördern brauchten, um den so fröhlichen Hoffnungsrausch des opferwilligen Volks, das seine Tausende von Helden auf die blutgedüngten Schlachtfelder geliefert hatte, auf die Nüchternheit des polizeilichen Spionir- und Nergelsystems zurückzuschrauben. Reuter traf ein besonderes Verhängniß. Obwol Mecklenburger und niemals auf einer preußischen Universität, fiel er doch der preußischen Justiz des Herrn von Kamptz in die Hände, brachte fast sechs Jahre auf drei preußischen Festungen zu und genoß erst dann des Vortheils, den die Auslieferung nach Mecklenburg für ihn hatte, wobei freilich Preußen sich das Begnadigungsrecht vorbehielt. Dieses Hinzerren mit der Hoffnung der Begnadigung, die denn nach dem Tode des Königs Friedrich Wilhelm III. in Form einer Amnestie erging, ist etwas Scheußliches. „Sie sagen ja", ruft Reuter im Hinblick auf das damalige Preußen aus, „Preußen habe gegenwärtig die Führung in Deutschland übernommen — in Gottes Namen! sag' ich —, aber dazumal hatte es auch die Führung, in Norddeutschland wenigstens, und wo hatte es uns damals hingeführt? Den ganzen Karren, den mit aller Kraft und Gewalt, mit Hab und Gut, mit Thränen und Blut das Volk aus dem französischen Sumpf herausgerissen hatte, hatte es damals in den Graben geworfen und den einzelnen mit Ungerechtigkeit und Grausamkeit verfolgt." Aber laß das! Der Wind hat drübergeweht und der Vogel ist darübergeflogen! Jetzt gilt für den von den Schlacken des Hasses und der Verbitterung gereinigten Dichter das schöne Wort (S. 49): „Ach, das erzählt sich 'mal schön, wenn einer in guten Zeiten von den lang vergangenen schlimmen Zeiten schnackt (snacken,

ein eigenthümlich niederdeutscher Ausdruck für das gemüthliche Plaudern, das der Franzose causer nennen würde), und vor allem, wenn die Dankbarkeit ein Wörtchen mit hineinredet."

Was die Behandlung des Stoffs betrifft, so wäre es unbillig, hier eine eigentlich dichterische zu verlangen. Es sind Memoiren, denen nothwendig eine gewisse triste Monotonie anhaften muß und die nur durch geschickte Benutzung des Episodenhaften und der heitern Anekdote schmackhaft werden können. Für den Leser bleibt stets und in all dem Unsinn und dem Humor solcher Festungserlebnisse das Gefühl einer tiefen Rührung über die Unverwüstlichkeit eines menschlichen Gemüths, also ein vorherrschend tragisches Interesse; die Freiheit echter Komik ist durch die eisernen Gardinen und die Festungswälle ausgeschlossen.

In den lustigen Episoden aber zeigt sich wieder der alte Reuter. Ein Charakter z. B., wie der Kapitän, diese platonisch verliebte Seele mit ihrem durch den Contrast der Lage um so wirkungsvollern Pathos, ist köstlich. Welch tiefes Interesse weiß uns Reuter für den braven unglücklichen Major B. in Gl. und für den alten guten General in Graudenz einzuflößen! Scenen wie die Trinkscene in der strengen Hausordnung zu Magdeburg, die Käsefabrikation in Graudenz sind von nervenerschütterndem Humor. Und derselbe Mann, der uns die Thränen des Lachens entlockt, durch eine einfache Bemerkung weiß er uns wieder die ernste menschliche Thräne des Mitleids zu erregen. Wie mild und schön ist sein Urtheil über die Festungscommandanten, von deren Laune und Willen er ganz abhing!

Kerls, die in jenen schönen Friedenszeiten Commandanten wurden, weil sie nicht ein Regiment commandiren konnten, Gamaschenhengste, die ihre Seligkeit darin fanden, die Instructionen ihrer Vorgesetzten bis auf den Buchstaben auszuführen, das waren die, die uns schunden; aber Leute, wie dieser Mann (der General) und wie Oberst B... in Gl.... (Glogau), die sich was versucht hatten und wußten, wie es in der Welt herging, die haben uns mein Lebtag nicht geschuhriegelt. Und noch heute und diesen Tag freut sich mein Herz, wenn es so einen alten weißen Schnurrbart zu sehen kriegt, durch den der Wind von Anno Dreizehn mal geweht hat — mag's nun General oder Unteroffizier sein.

Die traurigste Zeit des Festungslebens, zwischen zwei freundlichere Bilder gestellt, bildet der Aufenthalt in M. seit Ostern 1837. Vorher unter Oberst B. in Gl. war es erträglich: Bücher, Geld, Leuchter und Spazierengehen und das größte Elend für so einen armen jungen eingesperrten Studenten, das Verlieben in die schöne Commandantentochter. Oberst B. war ein Mecklenburger und von ganz armen Kathenleuten der preußischen Stadt Friedland, der, weil bürgerlich, als Rittmeister wie eine Eule unter den Krähen lebend, zum Festungscommandanten gemacht ward, auch in den Adelstand „versetzt", denn das Erheben mag der Dichter nicht recht einsehen. Er ersticht bei einer Emeute der Gefangenen einen derselben und stirbt im Wahnsinn. Als dieser Ausgang Reuter später mitgetheilt wird, fiel ihm, sagt er, eine Predigt von einem alten katholischen Priester ein, der ein Wasserpolacke aus Oberschlesien war und auf Regierungsbefehl deutsch predigen sollte. „Ich hatte oft darüber gelacht — er predigte: «Wat is menschliche Lewe? Menschliche Lewe is wie Strohdach, kommt Wirbelwind, perdauz! fällt um.»" Und nun übersetzte er sich die Predigt des alten ehrlichen Pfaffen: „Was ist menschliche Vernunft? Menschliche Vernunft ist wie ein Strohdach; schickt unser Herrgott einen Wirbelwind, dann ist sie dahin." Wie gemüthvoll ist doch wieder eine solche Reflexion mit ihrem wie Bibelworte gemahnenden ernsten Refrain.

In M. dagegen gab es Zellengefängniß und eine schauderhafte Einrichtung, die Reuter mit Recht eine Hölle nennt. Nur einer blieb hier gesund und von den andern wurde das Lazareth als Erholungsstation so oft irgend möglich in Anspruch genommen; bleiche, grau gewordene Jammergestalten waren aus blühenden Jünglingen geworden. Nach vierjährigem Elend unter der Aufsicht des Grafen H. sprach dann eine Commission das Urtheil aus (S. 112): „Den politischen Gefangenen im Inquisitoriat zu M. fehlt es an den drei nothwendigsten Lebensbedingungen, an frischer Luft, an Licht und an Wärme; auch ist das Trinkwasser, da es Flußwasser von unterhalb der Stadt ist, nicht zu genießen." „Ich will nichts weiter davon sagen", setzt Reuter hinzu, „denn noch jetzt, nach 25 Jahren, kribbelt mir die Haut, wenn ich daran denke. Und da wundern sich die Leute noch, wie einer Demokrat werden kann. Als wir eingesperrt wurden, waren wir's nicht, als wir herauskamen, waren wir's alle."

Höchst plaisirlich zu lesen ist dabei, wie ein Pfund Taback allmählich die ganze schöne Hausordnung umstößt, wobei die Gefangenen sehr geschickt auf das Schuldbewußtsein ihrer verführten Wärter speculirten. Nach einem Jahre hat Reuter den Schlüssel und schloß allen Gefangenen auf. Zu den Scheußlichkeiten gehörte die Versagung des Gottesdienstes:

Was den Spitzbuben, Räubern und Mördern zugute kommt, das war uns abgeschnitten: in vier Jahren(!) hatte kein einziger was von christlichem Gottesdienst noch von einem Priester gesehen. Die Katholischen ausgenommen: denn das muß man dem katholischen Pastor E... nachsagen, was sie ihm auch von Commandantur wegen für Steine in den Weg warfen, er wußte sie alle fortzuräumen, bis er allwöchentlich seine Beichtkinder besuchen konnte. Aber die evangelischen Priester! I Gott bewahre, fiel ihnen gar nicht ein! Und als wir uns zuletzt mit der größten Dringlichkeit um Gottesdienst an die Commandantur wandten, da kam so ein Unglückswurm von Priester auf den Hof — wir waren gerade in der Freistunde — und sagte uns, der Commandant habe ihn geschickt wegen des Gottesdienstes; aber er hätte keine Zeit, er hätte zu viele andere Geschäfte, er wolle aber zusehen, ob er uns nicht in der andern Woche auf dem Hausboden — das war der Waschboden, wo die Hemden und Hosen und Strümpfe der Criminalgefangenen getrocknet wurden — eine Homilie lesen könnte. Da sagten wir ihm denn, wir bedauerten, daß er keine Zeit habe, und wenn seine Homilie mit dem Waschboden als Kirche zusammenstimmte, dann bedauerten wir, daß wir von seinem wässerigen Kram keinen Gebrauch machen könnten. Das freute ihn denn augenscheinlich, und er ging.

Bücher und Zeitungen waren verboten:

Als Beispiel will ich blos erzählen, daß vor meiner Zeit sich einmal einer das Brockhaus'sche Conversations-Lexikon, und ein anderer einen Atlas vo der Alten Welt anschaffen

wollte; das wurde alles beides abgeschlagen, weil nach der Ansicht des Grafen H... das Conversations-Lexikon „revolutionäre Artikel" enthielte und „Landkarten überhaupt nicht zu gestatten seien, weil sie bei einem Fluchtversuche Vorschub leisten könnten".

Noch übler, ja niederträchtig fand Reuter die kurze Zwischenstation der Hausvogtei, und wahrhaft rührend ist die Erinnerung daran bei Gelegenheit des Turnfestes in Berlin (11. August 1861). Gemüthlicher ließ es sich in Graudenz bei dem alten General in den Kasematten leben, wiewol Reuter mit Humor ausruft: ja, ihre Unbequemlichkeiten haben die alten Kasematten auch. Gleich der erste Eindruck des alten Generals nöthigt zu dem Geständniß: „Ik glöw, wi sünd hir beter dran as bi den seligen Grafen." Es wurde über manche kleine Unregelmäßigkeit ein Auge zugedrückt, die Gefangenen besuchten sich ohne Zwang, züchteten Canarienvögel und weiße Mäuse, richteten sich eigene Menage ein und spannen romantische Abenteuer an. Ein unausstehlich eingebildeter Mensch, Schr., der einst als Angeber fungirt, jetzt einen „Paulus" gedichtet hatte, wurde dort vorgefunden, aber alle der Reihe nach erzürnen sich mit ihm. Es ist dies die Partie, die am ungetrübtesten und lustigsten verläuft. Bei Gelegenheit der schlechten Hexameter des „Paulus", auf die das bekannte Distichon:

In Weimar und in Jena macht man Hexameter wie der;
Aber die Pentameter sind doch noch excellentee —

etwas entstellt angewendet wird, regt sich im Referenten der Pedant, und er sieht sich veranlaßt, zu bemerken, daß es ein freilich vielverbreiteter Irrthum ist, Johann Heinrich Voß sei ihr Urheber. Dieser war vielmehr Chr. Fürchtegott Fulda, Lehrer am Pädagogium zu Halle und später daselbst Superintendent.

Vielleicht ein bischen zu lang ziehen sich die an sich amusanten Kochabenteuer hin, nun — sie finden ein dankbares Publikum. Aber die Zeichnung des Kapitäns ist trefflich. Bei seiner ersten Begegnung mit Augusten, der Tochter des Platzmajors, ist diese mit dem Aufhängen der feinen Wäsche beschäftigt und der Wind wirft ihr eine Nachtmütze hinab. Das ist der Anknüpfungspunkt für unsern verliebten Ritter; er überreicht sie mit der wundervollen Phrase: „Glücklich, mein Fräulein, derjenige, der wenigstens mit der Hülle Ihrer Träume hat Bekanntschaft machen können."

Der letzte Theil dieser Odyssee spielt auf mecklenburgischem Boden und dieser sticht gegen die preußischen Erfahrungen sehr ab. Hätte Reuter das Schicksal seiner Landsleute getroffen, er war nicht nach siebenjähriger Gefangenschaft ein abgestumpfter Weidenbaum, und brauchte nicht von vorn anzufangen, sich eine Lebensstellung zu erringen, denn die Justizkanzlei zu Güstrow verfuhr unendlich viel glimpflicher als der Criminalrath Dambach, der im Wahnsinn gestorbene Herr von Tschoppe und der Kammergerichtspräsident von Kleist. Bei dem alten Festungshauptmann in Dömitz (Dāms) lebt Reuter eigentlich als Familiengenosse, nicht als Gefangener. Ein bischen Bureaukratie, so weit, daß jeder im Verhältniß zu jedem weiß, wer die höhere Instanz ist und wo er Recht zu fordern hat, ist wahrhaftig gut, aber der verrotteten und alle Menschlichkeit beiseitesetzenden Verehrung des heiligen Paragraphus, wie sie in Preußen waltete, steht denn doch die mecklenburgische Gemüthlichkeit wie ein guter Engel gegenüber. Wie anders ist gleich der Empfang des alten Herrn, der eben „de ollen verfluchten Wiwergeschichten" von Henriette Hanke aus der Hand legt, als der Gefangene gebracht ward: „Ach, das sind Sie wol? Na, hören Sie mal, wir haben schon lange auf Sie gelauert, ich habe Ihnen ein gutes Quartier angewiesen, und Ihre Frau Tante ist hier gewesen, und hat alles gut für Sie eingerichtet. Na, da! Trinken Sie man mal."

Nach erlangter Freiheit — denn die Gnade kam, wie schon bemerkt, als der gerechte König todt war — wurde unser Reuter Schulmeister in dem Tollense-Städtchen Treptow. Wir lassen ihn selbst davon reden (S. 318):

Un as wi an't Land kemen, teeckte ik den Schaulmeister sinen Rock an, un was hei ok eng, so höll hei mi doch Wind un Weder von'n Liw, un wenn ik ok Johheelang de Stun'n tau twei Gröschen gewen müßt, heww ik mi in em doch gaud naug (gut genug) gefollen; un hadd ik för den Herrn Paster ok kein Schriweri tau besoegen, denn schrew ik des Abends „Läuschen un Rimels"*) un dat würd min Tüftenland, un uns' Herrgott hett doräwer je sine Sünn schinen laten un Dau un Regen nich wehrt — un de dummsten Lüd' bugen (bauen) de meisten Tüften (Kartoffeln).

Wenn wir den allgemeinen Eindruck der Erzählung: „Ut mine Stromtid", von welcher uns die ersten beiden Theile vorliegen**), bezeichnen sollen, so möchten wir sagen, wir haben einen neuen Oliver Goldsmith vor uns, und dieselbe Erquickung, die Goethe und Tausende mit ihm aus der reizenden Idylle des Vicarhauses schlürften, fließt hier aus den reinen, naturwahren und der Natur so nahe gebliebenen, durchaus gesunden Menschenkreisen der Nüßler'schen Pachterfamilie und des Pastorhauses in Gürlitz uns entgegen, nur daß die Verhältnisse mannichfaltiger und ohne jeden Zusatz von Romantik oder der Sentimentalität sind, die das 18. Jahrhundert kennzeichnet. Aber es ist noch etwas mehr, es ist die moderne Dorfgeschichte in reinster Gestalt, d. h. ohne die Tendenz, der sie meistens verfiel, durch den pikanten Gegensatz gegen das städtische übermüdete Leben und Uebertreibung der sittlichen Vorzüge des einfachen Landvolks eine sentimentale Sehnsucht à la Rousseau zu erzielen. Nein, die Reuter'schen Helden interessiren uns an sich, ihr Schicksal und ihre Thaten sind in ihrer allgemein geltenden Menschlichkeit hingestellt, sodaß wir, ohne sie erst als himmelweit von uns verschiedene Wunderthiere anzustaunen, ohne Umweg ihr Glück und Unglück, ihr Bangen und Sorgen, ihre Lust und ihre Gesinnung theilen. Wenn moderne Dorfnovellisten eine Hundstagsferienreise ins Salzkammergut oder in den Schwarzwald unternehmen, so machen sie dabei ihre „Studien", d. h. sie bemerken, was ihnen absonderlich klingt, sie schnappen von dem in ihren Ohren so melodischen Dialekt eine

*) Vgl. die Besprechung in Nr. 15 d. Bl. f. 1862, wo besonders eingehend von dem hübschen Idyll „Hanne Nüte" gehandelt wird.

**) Ein dritter Theil ist inzwischen erschienen.

Menge Brocken auf, die dann dem Leser um Gottes willen nicht vorenthalten bleiben dürfen, und wenn das Glück gut ist, so erfinden sie eine interessante Liebesgeschichte, und Wilderer und Molkereidirnen, zwischen denen der Tourist selber als „englischer Lord" sich herumdreht, bilden ihr ewiges Ensemble. Kurz, das Fremde, Ferne, Absonderliche ist die Hauptsache, für den Leser liegt der Reiz nicht mehr in dem Aesthetischen, sondern in dem Ethnographischen. Ganz anders hier. Reuter denkt gar nicht daran, mecklenburgisches Landleben zu charakterisiren, denn er schreibt für Mecklenburger, die das kennen, und der Edelmann so gut wie der Pachter, der Pastor wie der Kaufmann und Handwerker, der Inspector und der Volontär lesen diese Erzählungen mit gleichem Interesse. Aber eben weil unser Dichter die Absicht nicht hat, vor allem ethnographische Charakterbilder zu malen, so wird er der wahre Darsteller seines Volksthums.

Auswandernde Mecklenburger — und leider sind die Verhältnisse noch immer einladend genug zur Auswanderung — nehmen sich ihren Fritz Reuter mit nach Amerika; welche Familie des Schwarzwalds wird sich Auerbach's „Dorfgeschichten" mitnehmen? Wir sagen damit nichts gegen den eigenthümlichen Werth des ersten und gleichsam kanonischen Dorfgeschichtendichters; aber wir sagen, daß Reuter ins Schwarze getroffen hat, wenn er ohne Absicht und der richtigen Ueberzeugung, daß das volle Menschenleben, wo man es packe, interessant sei, das ihm in hohem Grade bekannte Volksleben seiner Heimat schildert oder besser für seine Dichtungen als Grundlage und Voraussetzung nimmt. So ist Reuter schon jetzt — und er wird es in immer steigendem Maße werden — der eigentliche Volksdichter für einen bedeutenden Bruchtheil des deutschen Volks und sein sittlicher Einfluß auf die Volksbildung gewiß nicht zu unterschätzen. Man denke sich, ein vernünftiger Pastor versammle in langen Winterabenden seine Bauern und Kathenleute und lese ihnen aus dem lustigen Buche vor — ist er nur der rechte Mann dazu, so soll das wahrhaftig seiner Würde nicht schaden —, könnte ausbleiben, was überhaupt die Wirkung guter Volksschriftsteller ist, daß der Anblick des Edeln und das Walten der poetischen Gerechtigkeit, die ja die wahre Gerechtigkeit ist, ihre Herzen und ihr Sinnen im Guten befestigte und sie erhöhe?

Hat uns doch ein Pastor selber gestanden, daß er überzeugt sei, er und seine Mitarbeiter im Weinberge predigten mit ihrem Hochdeutsch über die Köpfe weg, ihre Hauptwirkung bestehe darin, daß das doch gar zu rührsam klingt. Nun, wir denken nicht daran, ein Substitut für die Predigt zu bieten (wie Reuter wol darüber lachen müßte!), aber das sind wir überzeugt, predigte der Pastor plattdeutsch und verstände es, ein Buch wie das vorliegende für seine Pfarrkinder in geschickter Weise zu interpretiren, er wäre nicht, wie jetzt so oft, in der Lage, über die Köpfe weg zu predigen. Daß wir aber nicht gar zu Absonderliches gesagt zu haben scheinen, so erinnern wir ausdrücklich an Bitzius (Jeremias Gotthelf), mit dem Reuter, abgesehen von der unmittelbar moralisirenden Tendenz des erstern, auffallende Aehnlichkeit hat. Bitzius war bekanntlich selbst Prediger und achtete es nicht für Raub, in das Wirthshaus zu gehen, seinen Bauer in der Erholung und beim Spiel zu sehen und eben hier seine Angeln für das Reich des Geistes auszuwerfen. Aber das muß man nicht blos kennen, sondern auch können, sagt Reuter's prächtiger Inspector Bräsig. Daß das Niederdeutsche für den Gottesdienst im Bereiche niederdeutscher Mundart nicht respectirlich genug sei, ist eine höchst beklagenswerthe Einbildung. Freilich ist es jetzt zu dieser Rückkehr etwas spät, da schon zur Zeit der Reformation die meist aus Wittenberg her empfohlenen Theologen, die des Niederdeutschen unkundig waren, das Hochdeutsche einführten. Wer sich aber die Mühe geben will, in der niederdeutschen Bibel zu lesen — uns steht ein Druck von 1580, Rostock gedruckt bei Jakob Lucius (von Goedeke unverzeichnet), zur Benutzung — der wird, vielleicht zu seiner Ueberraschung, gewahren, daß die schöne niederdeutsche Sprache keineswegs derjenigen Hoheit und Würde entbehrt, die der Gottesdienst erfordert. Sollte das Kirchenregiment nicht einmal wenigstens den Versuch machen da, wo Pastoren sind, die das Niederdeutsche gut und richtig sprechen? Sollte man nicht mit dem Wiederdruck der niederdeutschen Bibel einen Anfang machen? Man wähle „De Psalter". Referent gesteht, daß ihm dieser Punkt, wiewol er hier nicht recht herzugehören scheint, eine Herzenssache ist, und hofft Verzeihung von seiten des Lesers, wenn er hier zum Beweise des Gesagten den kurzen ersten Psalm mittheilt:

Wol deme, de nicht wandert im Rade der Gottlosen, noch tridt up den Wech der Sünders, noch sitt, dar de Bespotters sitten.

Sunder hefft Lust tho dem Gesette des Herrn, unde redet van sinem Gesette Dach unde Nacht.

De is gelick alse ein Boem, geplantet an den Waterbäken, de sine Frucht bringet tho siner Tidt, unde sine Bleder verwelcken nicht, unde wat he maket, dat geredt wol.

Overst so sint de Godtlosen nicht, sunder gelick alse Kaff, dat de Windt verströuwet.

Darümme bliven de Godtlosen nicht im Gerichte, noch de Sünders in der Gemene der Rechtverdigen.

Wente der Herr kennt den Wech der Rechtverdigen, overst der Godtlosen Weg vorgheit.

Aber wie kommen wir denn dazu, das Weltbuch Reuter's, desselben Mannes, der sich über die neumodische Orthodoxie so lustig macht, mit der Wirksamkeit eines Predigers zusammenzubringen? Ist der Humor Reuter's so ansteckend? Ist der Schalk in uns gefahren? Nein, sondern weil wir nicht anstehen zu behaupten, ein gutes Volksbuch arbeitet allemal einem verständigen Geistlichen in die Hände. Notabene, einem verständigen.

Eine Würze der einfachen und doch so ungemein spannenden Erzählung sind die komischen Episoden, die immer wieder neu und unerschöpflich hervorsprudeln. Man muß solche Partien in Gesellschaft vorlesen hören, um die Gewalt dieser Komik zu verstehen. Wir haben es gesehen, daß die Leute vor Lachen hell geweint und krampfhaft mit den Beinen getrampelt haben. Und dabei ist das volle Interesse für die an sich ernste Geschichte

gewahrt. Der Hauptträger dieses Humors, eine Schöpfung, die allein den Namen Reuter's unsterblich machen wird, ist der Inspector Bräsig. Es sind nicht die „entfahmtigen Ausdrücke", die er an sich hat, es ist die so ganz gesunde praktische Natur ohne alle Menschenfurcht, verquickt mit einer wunderbaren Innigkeit des Gemüths, der Liebe und des Hasses, einem kleinen Zusatz von Eitelkeit und Selbstgefälligkeit und zu allem das Podagra. Wollte man seine Stellung in unserm Roman bezeichnen, so ließe er sich mit der Figur Mittler's in den „Wahlverwandtschaften" vergleichen. Onkel Bräsig ist dabei aber eine so treu aus dem Leben herausgegriffene und zugleich doch poetisch-idealisirte Figur, daß sie nothwendig zur Verkörperung des mecklenburgischen Volksthums werden muß. Hierbei ist zu bemerken, mit wie richtigem Gefühl Reuter gerade die landwirthschaftlichen Verhältnisse in den Vordergrund stellte. Und mit welcher Kunst weiß der Dichter diese Verhältnisse dem Leser nahe zu legen, welches Interesse z. B. für den verkehrten Gang der Wirthschaft auf Pümpelhagen zu erwecken. Dieses Geheimniß seiner Darstellung beruht darauf, daß alle diese Verhältnisse und Vorgänge eine lebendige Illustration für das innere Leben der betheiligten Personen sind. Jeder, er verstehe nun etwas von der Wirthschaft oder nicht, muß den wunderlichen Anstalten Axel's von Rambow mit gespanntem Interesse folgen, jeder fühlt es heraus, daß er volle Wahrheit, wenn auch nicht photographisch treue Wirklichkeit vor sich sieht.

Der Kreis von Menschen, in dem wir uns bewegen, erschöpft wirklich alle Lebensverhältnisse des mecklenburgischen Landes. Wir sehen in die wirthlichen und häuslichen Zustände des Edelmanns, des Pachters, des gemeinen auf den Geldbeutel wirthschaftenden Gutsbesitzers (Pomuchelskopp), lernen das idyllische Leben des braven Pastor Behrens und seiner Regine kennen, erfahren von den Leiden und Freuden zweier Candidaten der Theologie und lachen über die verschiedenen Arten von Gouvernanten oder Schulmamsells, und schweifen hinüber in das Stadtleben (Kaufmann Kurz und Rector Baldrian). Nicht blos das Leben der Erwachsenen wird uns aufgeschlagen, Reuter weiß auch mit innigem Verständniß uns die Kinderwelt zu erschließen. Die albernen Streiche des Wirthschaftsvolontärs Fritz Triddelfitz und die verliebte Wirthschaftsmamsell, der ehrliche Geldjude Moses und der verschmitzte Sohn desselben, David, die tüchtige Natur des jungen Franz von Rambow und die still erblühende Blume im Pastorhause, Luise Hawermann; Verlobungsscenen, Einsegnung, Geburt und Tod: alles wird in klarer Anschaulichkeit und in warmen gesättigten Farben gemalt. Ueberall volles Leben, volle Gesundheit; es weht eine frische Ernteluft durch das Ganze.

Ein gültiger Beweis für die völlige Lebensfähigkeit dieser Personen kann das sein, daß man sich vielfach Mühe gibt, die Originale zu ihnen zu bezeichnen. Wir halten das für verkehrt und Reuter verwahrt sich mit Recht dagegen:

Un wenn von Jug (Euch) nu Einer gor süll meinen,
Ik hadd em meint un sinen Stand,
Denn, mein ik, meint hei falsch; ik mein hir keinen,
Un sine Meinung is en Unverstand. (Widmung.)

Eine Lieblingsart Reuter'scher Darstellung ist der Vergleich von Menschen mit Bäumen und Pflanzen, innerlicher Vorgänge mit Frühling und Herbst, mit Sturm und Meeresstille, überhaupt das poetische Hineinweben des Naturlebens. Um ein paar Beispiele zu geben, so heißt es von Franz von Rambow:

Es war ein junger Baum, in einer Baumschule auf magerm Boden großgezogen, sein Holz war langsam gewachsen, aber fest, er hatte keine geilen Spitzen in die Höhe getrieben, seine Zweige gingen in die Breite, und als er in ein anderes Land verpflanzt ward, brauchte er nicht übermäßig eingestutzt zu werden und der Gärtner hätte wol gesagt: »Den laßt nur so stehen, er ist kraus und stämplich, der braucht keinen Pfahl.«

Oder von Luise Hawermann:

Alle Augen richteten sich auf das vierzehnjährige Kind — ja, war's noch ein Kind? Sind das noch Knospen, oder ist das schon Laub, wenn der Birkbusch nach einem warmen Mairegen grün schimmert? Und für die Menschenseele, wenn ihre Zeit gekommen ist, wird jede warme Regung zu einem warmen Regen, der das Laub durch die Knospen drängt.

Oder es wird der heimlich nagende Groll geschildert:

So ein Groll kommt nicht mit einem male, wie der helle Haß, der aus offenbarem Streit und Zank geboren ist, nein, klein und allmählich bohrt er sich in das Herz, wie der Todtenwurm in den Tragbalken, und frißt sich weiter und weiter, bis das ganze Herz von einem großen Widerwillen voll ist, wie der Tragbalken voll Wurmmehl.

Das mag hier genügen, um die schöne reine Naturanschauung, wie sie der Dichter haben soll, zu bethätigen.

Wie fein im übrigen die Charaktere aufgefaßt sind, das im einzelnen darzulegen würde zu weit führen. Doch auch hiervon eine Probe. Der Inspector Hawermann hat prächtigen Weizen gebaut, und der alte Kammerrath, nebenbei ein sehr treffend gezeichneter biederer Edelmann, weiß sich nicht zu erinnern, in Pümpelhagen solchen Weizen gesehen zu haben. „Das kitzelte denn nun Hawermann, aber wie sie so sind, die alten Inspectoren" (die alten? ja, es ist eben nicht zu übersetzen: „äwer as sei nu so sünd, de ollen Entspecters"): „ja nicht merken lassen! Und während ihm das Herz im Leibe lachte, kratzte er sich in dem Kopf und sagte: wollen das Ende abwarten" u. s. w. Und wie treffend ist die Handlungsweise des jungen Kürassierlieutenants Axel, als er aus der Fohlenkoppel sich ein Dienstpferd aussuchen soll, gezeichnet! Obgleich der verständige Inspector ihm auf seine Bitte um Rath ein starkes mecklenburgisches Pferd empfiehlt, ihm sticht der schöne Hals eines englischen Rappen in die Nase und die Kameraden beim „Rerment" reiten alle Rappen, also: „Wissen Sie, ich entscheide mich für den Rappen."

Zu den gelungensten komischen Scenen gehört das Rendezvous, das Fritz Triddelfitz mit Luise Hawermann beabsichtigte, das aber durch Bräsig's Veranstaltung mit der Frau Pastorin vor sich geht. Nicht weniger pläsirlich

ist Bräsig's Erzählung von seiner Wassercur und dem Studiren der Wasserbücher. „Aber gut ist sie doch“, schließt er, „der Mensch kriegt einen ganz andern Glauben, und wenn sie auch nicht den verfluchten Podagra vertreibt, so kriegt man doch einen Begriff davon, was die menschliche Kretur allens aushalten kann.“

Wieder ist es Bräsig, der bei der Einholung des jungen Ehepaars in Pümpelhagen eine Hauptrolle spielt, und unübertrefflich ist die Kritik von Liebig's Agriculturchemie. Wir haben dem Leser so manches Pröbchen gegeben und denken, er dankt uns vielleicht die Mittheilung eines längern Abschnitts (IV, 28 fg.):

Als sie nun in der Dämmerung zusammensaßen, frug Bräsig: „Korl, das Buch (das ihm Herr von Rambow gegeben) is woll en Romanenbuch, so's Winters Abends in zu lesen.“ — „Ja, Zacharias, ich weiß es auch nicht. Woll'n Licht anmachen, dann können wir ja zusehen.“ Und als es nun hell war, wollte Hawermann den Titel besehen; aber Bräsig nahm ihm das Buch aus der Hand: „Ne, Korl, wir haben hier jo einen Schriftgelehrten, Strull (der Schulmeister) muß lesen.“ — Strull fing nun auch an zu lesen, in einem Athem weg, als wenn er das sonntägliche Evangelium verläse, und wenn er überhaupt eine Pause machte, so geschah dies bei den fremden Wörtern: „Druck und Papier von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig die Chemie in ihrer Anwendung auf A-gricultur und Phy-si-o-logie.“ — „Holt!“ rief Bräsig, „so heißt das Wort nicht, es benennt sich Fisionomie.“ — „Nein“, sagte Strull, „hier ist die Aussprache Phy-si-o-logie.“ — „Meinswegen, Strull“, sagte Bräsig, „mit die ausländschen Wörter is das was Besonders, der Eine benennt sie so, der Andere so. Na, man weiter!“ — „Von Justus Liebig Dcrtr der Medicin und Philosophie Professer der Chemie an der Ludwigs-Universität zu Gießen Ritter des großherzoglich hessischen Ludwig-Ordens und des kaiserlich russischen S-t-Annen-Ordens dritter Klasse auswärtiges Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Stockholm der — nu kommt was Lateinsches, was ich nicht lesen kann — zu London Ehrenmitglied der königlichen Akademie zu Dublin corres-pon-di ...“ — „Holt!“ rief Bräsig, „Gott du bewahr uns, Korl, was is der Kerl all!“ — 'S is aber noch lang nich all, es kommt nu gut noch mal so viel.“ — „Das woll'n wir ihm schenken. Man weiter!“ — „Fünfte umgearbeitete sehe vermehrte Auflage Braunschweig Verlag von Vieweg und Sohn 1843. Nu kommt wol 'ne Vorrede.“ — „Schenken wir ihn auch“, sagte Bräsig, „fangen Sie da an, wo's anfängt.“ — „Die Ueberschrift lautet folgendermaßen: Gegenstand mit en Strich unter.“ — „Schön“, sagt Bräsig, „man weiter!“ — „Die organische Chemie hat zur Aufgabe die Erforschung der chemischen Bedingungen des Lebens und der vollendeten Entwicklung aller Organismen. Absatz.“ — „Was for en Ding?“ frug Bräsig. — „Aller Organismen“, sagte der Schulmeister. — „Na“, rief Bräsig aus, „hab', ich doch schon männig ausländ'sches Wort gehört, aber Organismen, Organ ... Holt!“ rief er, „Korl, weißt noch: Herr Orgon ging vor's Thor, was wir bei Pastor Behrendsen aus Gellerten auswendig lernen müßten? Möglich, daß dieser Orgon hier mit zusammenhackt.“ — „Wollen's man sein lassen, Bräsig, das verstehn wir doch nicht.“ — „Ne, worum, Korl?“ sagte sein alter Freund, „wir können uns jo belernen. Du sollst sehn, dies is en Wasserbuch, die fangen auch immer mit so'ne unverständliche Redensorten an. Man weiter!“ — „Das Bestehen aller lebendigen Wesen ist an die Aufnahme gewisser Materien geknüpft, die man Nahrungsmittel nennt; sie werden in dem Organismus zu seiner eigenen Ausbildung und Reproduction verwendet. Absatz.“ — „Dorin hat der Mann recht“, sagte Bräsig, „Nohrungsmittel hören zu die lebendigen Wesen, und“ — hier nahm er Strullen das Buch aus der Hand — „sie werden in dem Organismus verwendet, nu weiß ich auch, wos er mit Organismus meint; er meint den Mag'.“ — „Ja“, sagte der Schulmeister, „aber hier steht noch «Reproduction».“ — „Ach“, warf Bräsig beiseite hin, „Produkschen! Das haben sie sich in die letzten Johren erst angewöhnt; in meine Kinderjohren wußt kein Mensch was von Produkschon; nun aberst nennen sie jeden Schepel Weiten und jeden Ossen 'ne Produkschon. Das will ich Sie sagen, Meister, das is en bloßen Zierrath, indem daß sie gelehrt aussehen wollen.“

Von der Gelehrsamkeit will unser Bräsig überall nicht viel wissen, doch gibt er zu, daß ein gelehrter Landmann, nur freilich nicht so einer wie Axel, doch mitunter zu einem ganz brauchbaren Menschen werden könne. Von Cicero will er nichts wissen:

„Was war dieser Cicero?“ — „Der größte Redner des Alterthums.“ — „Ih, da frag' ich nicht nach; ich mein, was er for'n Geschäft hat, war er en Landmann oder en Kaufmann, oder war er bei's Amt angestellt, oder war er en Doctor, oder was war er?“ — „Ich sage Ihnen ja, er war der größte Redner des Alterthums“ — „Ih Alterthum hin, Alterthum her! Wenn er weiter nichts war — ich kann die ollen Drähnbartels nich leiden. Der Mensch soll was prestiren. Un das sag' ich Ihnen, Rudolf, werden Sie mich kein Redner, meinetwegen angeln Sie — is ganz egal: Bors oder Plötz — aber mit die Reden, das's grade so, as wenn Sie die Angel in'n Sod hängen.“

Ob der brave Inspector wol so ganz unrecht hat? Das liebe deutsche Vaterland hat gar zu viele Ciceros!

Zur Charakterisirung Bräsig's gehört auch sein Verhältniß zur Theologie. Der junge orthodoxe Gottlieb, für dessen Fortkommen er selber sich doch so lebhaft interessirt, an dessen Besserung er doch nicht ganz verzweifelt, ist in seinen Augen ein Schafskopf, aber ein guter Junge. Als Gottlieb bei seiner Antrittspredigt seine Sache gut gemacht hatte, ruft er aus: „Er legt sich zu was Verständiges an“, und:

Die Petisten (Entstellung aus Pietisten mit Anklang an Beten) werden männig mal ganz vernünftige Leute; aber sie sind des Deuwels. Ich habe einen sehr guten Petisten-Bekannten, das ist der Pastor Mehlsack, ein ordentlicher, netter Mann, der hat sich mit den Deuwel so weit eingelassen, daß er von unsern Herrgott gar nicht mehr redt, un was der Pastor da in die liebliche Krakow'sche Gegend is, der hat es paddagraphisch ausfindig gemacht, daß dreihundert drei und dreißig Dausend verschiedentliche Deuwel in der Welt herumlaufen, den eigentlichen Deuwel und seine Großmutter gar nicht mitzurechnen

Jeder mit den theologischen Zuständen Mecklenburgs Bekannte weiß, daß das keineswegs übertrieben ist, weiß, daß man ohne Teufel nicht durchs Examen kann, ja weiß, daß man sogar schon eine „Dreieinigkeit“ des Teufels erfunden hat.

Von den übrigen Personen nimmt neben Hawermann der junge Axel unser höchstes Interesse in Anspruch. Wie Einbildung, adelicher Tic und falsches Ehrgefühl ihn Schritt für Schritt zu Grunde richten, auch sein wahres Ehrgefühl ertödten, wie dann die Gemeinheit seiner falschen Freunde ihn immer tiefer zieht, das ist mit Meisterhand gezeichnet. Auch dieses Bild ist naturgetreu, und zum Erschrecken ähnlich werden es die finden, welche auf dem Wege wandeln, den Axel von Rambow einschlug. Man lese nur das achtundzwanzigste Kapitel, die Schilderung einer Ernte, die Axel ohne seinen Inspector

vornimmt. Hier waltet Humor und das innigste Mitleid mit der Verblendung eines an sich gutartigen Menschen und man weiß kaum, soll man lachen, soll man den Schmerz theilen, den diese Thorheiten dem redlichen Hawermann einflößen. Unübertrefflich weiß Reuter den Kampf der Lüge gegen die Wahrheit im Innern Arel's zur Darstellung zu bringen. Der Lüge Spießgeselle aber ist die falsche Scham. Die Selbstbelügung prunkt dabei gern mit der angeblichen Pflicht und sehr richtig sagt der Dichter: „Un dat kann ik Einer marken, wenn hei will: de Lüd, de meindag ehr Pflicht nich dauhn, de stiwen (steifen) sik am meisten up dit Wurd."

Doch nehmen wir Abschied von dem braven Erzähler und hoffen, daß sein Werth immer mehr geschätzt werde und seine Wirkung immer tiefere Wurzeln schlage. In unsern Tagen ist es eine wahre Erfrischung, auf eine so reichbegrünte, markige und gesunde Dichtereiche zu stoßen, der der Sturm und böse Menschen wol manchen Ast beschädigt, die aber voller Narben und originell dasteht mit den Wurzeln im heimischen Boden, mit dem Wipfel in die himmelblaue Luft ragend, von vielfachen neckischen und sinnigen Sängern bewohnt, durchrauscht von dem Wehen deutschen Volksgemüths, sich spiegelnd in der tiefen Flut deutschen Geistes.

Franz Sandvoß.

Jessen's Geschichte der Botanik.

Botanik der Gegenwart und Vorzeit in culturhistorischer Entwickelung. Ein Beitrag zur Geschichte der abendländischen Völker. Von Karl F. W. Jessen. Leipzig, Brockhaus. 1864. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Gewiß denkt noch mancher unserer Leser, wenn in ihm die Erinnerung an seine Schuljahre aufsteigt, nur mit einem gewissen Schauder an die Stunden, die der Botanik gewidmet waren, und es wird ihm, wenn er die damals erhaltenen Eindrücke über den Geist und Inhalt dieser Wissenschaft nicht unterweilen zu corrigiren Veranlassung gehabt hat, schwer begreiflich sein, wie Linné dieselbe als die „scientia amabilis" bezeichnen konnte. Der Jünger der Botanik mußte sich da zuerst durch einen Wust terminologischer Bezeichnungen, die sich auf die verschiedenen Formen der Wurzel, des Stammes, der Blätter, Blüten und Früchte bezogen, hindurcharbeiten; dann wurden die Namen und Kennzeichen der 24 Linné'schen Klassen und ihrer Ordnungen eingepaukt, und nun nach irgendeinem dürftigen Tabellenwerke die Pflanzen bestimmt, wie sie der Zufall in die Hand führte. Hatte man den Namen der Pflanze glücklich aufgefunden, so war man bis auf das Einlegen derselben ins Herbarium mit ihr fertig, und hätten nicht die Excursionen, zu denen der Unterricht Veranlassung gab, durch Befriedigung unsers Naturgefühls oder das Auffinden irgendeiner Seltenheit der Sache noch einiges Interesse verliehen, so wäre es ganz zum Verzweifeln gewesen. Daher wandten sich auch so oft die besten Köpfe von der geistlosen Beschäftigung ab, und mancher geistreiche Mann eifert unter dem Einfluß dieser Jugendeindrücke noch heute gegen die Naturwissenschaften. Man lernte eben nur Pflanzen kennen, aber von der Pflanze als solcher, ihrem Bau, ihren Lebensbedingungen lernte man gar nichts. Das ist jetzt auf unsern Schulen besser geworden, zum Theil wenigstens, denn Ausnahmen kommen noch immer genug vor. Rühmte sich doch noch vor kurzem ein ungarischer Gymnasialprofessor gegen den Schreiber dieser Zeilen, daß seine Schüler in einem Sommer gegen 200 Flechtenarten kennen gelernt hätten, während er zugeben mußte, daß keiner derselben auch nur einmal irgendein Pflanzenpräparat unter dem Mikroskop zu sehen bekommen habe.

Wie viel also auch noch zu thun ist, so muß doch bekannt werden, daß ein Umschwung der öffentlichen Meinung in dieser Beziehung stattgefunden hat. Wie die Botaniker selbst aufgehört haben, nur „Heu zu trocknen", um einen Ausdruck Schleiden's zu gebrauchen, der die zu Grabe getragene Richtung am schärfsten bezeichnet und geiselt, so hat auch die Masse der Gebildeten mehr Respect vor der Wissenschaft und eine Ahnung ihrer eigentlichen Aufgaben bekommen, und wir glauben nicht zu irren, daß Schleiden's vielverbreitetes Werk „Die Pflanze und ihr Leben", sowie Karl Müller's populäre Schriften, z. B. seine „Botanische Reise um die Welt" (2 Bde., Leipzig 1856—57) hauptsächlich dazu beigetragen haben, jenen Umschwung der öffentlichen Meinung herbeizuführen.

Auch das vorliegende Werk, so hoffen wir, wird in dieser Richtung wirken, wenn es ihm gelingt, aus dem engern Kreise der Fachgenossen den Weg in das größere Publikum zu finden. Nichts kann auf so leichte Weise in das Wesen einer Wissenschaft einführen als die Geschichte derselben, die uns zeigt, wie von schwachen Anfängen an, aus dem Boden der Praxis und des Bedürfnisses heraus, die specielle Wissenschaft hervorwächst und ihre eigenen Aufgaben begreift, die nicht auf einmal, sondern allmählich an sie herantreten. Wenn nun in diesem Entwickelungsgange die zuletzt hervorgetretene Aufgabe in der Regel die ältern auf einige Zeit zur Seite drängt, sodaß der Gang der Wissenschaft etwas Springendes erhält und oft seine Continuität einzubüßen scheint, so ist es gerade die Aufgabe der Geschichte, zu zeigen, wie neben dem Ziele, auf welches die gegenwärtige Zeitströmung hintreibt, noch andere liegen, die mit ihm ein Ganzes ausmachen, dessen Gesammtüberschauung, um im Bilde zu bleiben, die Brandung verhindert, welche wir, um zu dem einen gerade vorliegenden Ziele zu gelangen, überwinden müssen, und so die allseitigen Ziele der Wissenschaft klarer vor Augen zu legen, als es, für die Mehrzahl wenigstens, auf dem Wege der Herleitung aus einer Definition möglich ist.

Ist somit das Buch zunächst für alle die geschrieben, deren Beruf sie mit der Botanik, das Wort im weitesten Umfang und Sinn genommen (insofern der Verfasser selbst auf Gärtnerei und Ackerbau Rücksicht nimmt), in Verbindung setzt, so muß daneben aber noch hervorgehoben werden, daß auch der Culturhistoriker darin reiche Ausbeute finden wird. Der Verfasser hat nämlich mit wahrhaft

universellem Blick die Geschichte seiner Wissenschaft mit Rücksicht auf die jedesmalige allgemeine Zeitströmung durch die Perioden ihrer Entwickelung bis auf den heutigen Tag verfolgt, und es ist wohlthuend in unserer Zeit der Arbeitstheilung — wo es bei vielen fast für einen Tadel gilt, sich allgemeiner Kenntnisse zu rühmen, wo die Specialisten blühen und jede Wissenschaft sich in Dutzende kleiner Fächer theilt, in der die kleinen Geister mit mehr oder weniger Glück, jedenfalls mit viel Behagen ihr Wesen treiben, unbekümmert um das, was der Nachbar in seiner Zelle treibt — noch ab und zu Leute zu finden, die den Blick auf das Ganze ihrer Wissenschaft ausdehnen, ja noch darüber hinaus den Zusammenhang ihrer Wissenschaft mit dem gesammten Geistesleben der Menschheit festzuhalten im Stande sind und die solche Erkenntniß für wenigstens ebenso wichtig halten als etwa die Entdeckung eines neuen Weidenbastards, mit dem ihr Name als der des Taufpathen der Ewigkeit überliefert wird.

Lange Zeit fehlte uns eine Geschichte der Botanik in diesem Sinne, wenn wir auch Literargeschichten dieser Wissenschaft besaßen, bis endlich der königsberger Professor E. Meyer in wahrhaft großartiger Weise ans Werk ging und mit ebenso ausgezeichneten philologischen als botanischen Kenntnissen ausgerüstet in vier Bänden die Geschichte der Botanik von den ältesten Zeiten bis auf Cäsalpin verfolgte. Meyer's unvollendetes Werk wird durch unsern Verfasser, der, durch langjährige Freundschaft mit ihm verbunden, als sein geistiger Erbe angesehen werden kann, einen würdigen Fortsetzer finden, und das vorliegende Buch, wie es in seinem ersten Theile sich wesentlich an Meyer's Resultate anschließt, gibt in seiner zweiten Hälfte ein Programm, gewissermaßen eine Generalkarte über das noch zu Leistende mit dem Versprechen einer detaillirten Ausführung und Specialisirung für die Zukunft.

Es wird uns schwer werden, aus dem reichen nicht blos aufgeschichteten, sondern wirklich verarbeiteten Material zur Charakterisirung des Werks einiges Detail hervorzuheben. Wir übergehen die Betrachtungen, die der Botanik des Alterthums gewidmet sind, in welchem zwei Richtungen, die praktische auf Medicin und Ackerbau gerichtete und die philosophische, so glänzend durch Aristoteles und seinen Schüler Theophrast vertreten, unvermittelt nebeneinanderstanden. Auch die Araber haben verhältnißmäßig wenig geleistet, nur etwa mit Ausnahme der Arbeiten der Lautern Brüder, eines Geheimbundes einer Gesellschaft von Gelehrten aus dem 10. Jahrhundert, von deren 51 philosophischen Abhandlungen die ersten 8 jüngst von Dieterici („Die Naturanschauung und die Naturphilosophie der Araber im 10. Jahrhundert") ins Deutsche übersetzt worden sind. Bei ihnen finden wir, und das ist freilich ein ungeheuerer Fortschritt, die erste Andeutung vom Geschlecht der Pflanzen, wozu ihnen die richtige Deutung der Fructification der Dattelpalme, welche den Alten stets ein Räthsel geblieben war, Veranlassung gab. Mit Recht bemerkt aber trotzdem der Verfasser, daß das Gesammtresultat des gewaltigen Anlaufs, den die Araber in der Wissenschaft genommen, nur ein geringes war. Es kam der Stillstand und bald der Rückschritt, während das Abendland in seinen äußerst langsamen aber stetigen Fortschritten sie endlich erreichte und dann in immer steigendem Grade überflügelte. Die Anfänge der Wissenschaft waren auch im Abendlande rein praktischer Natur; es handelte sich um die Einführung neuer Culturpflanzen oder um medicinische Zwecke. Indessen, und das ist ein wichtiger Punkt, den unser Verfasser mit Recht an verschiedenen Stellen hervorhebt, unterschied sich die neuere Zeit vom Alterthum dadurch, daß die Kenntnisse, wie gering sie auch sein mochten, nicht mehr Privatbesitz weniger Gelehrten blieben, sondern sich, besonders seit den Kreuzzügen, auch über den Bürgerstand ausbreiteten. Einen Wendepunkt machte das 12. Jahrhundert, als das Trachten begann, die Quellen der arabischen Weisheit in zuverlässiger Weise zu studiren. So wurden eine große Menge der naturphilosophischen Werke des Aristoteles im Abendlande bekannt, während man bis dahin nur seine logischen Schriften gekannt hatte. Der Verfasser schildert nun, wie trotz des anfänglichen Widerstrebens der Kirche der Einfluß dieser Schriften in dem allgemeinen Bildungsgange sich vorzüglich in der Weise offenbarte, daß man nicht mehr auf bloße Namen und Worte, sondern auf die Sache selbst einzugehen begann, und wie dies auf die Betrachtung der Natur nothwendig zurückführte.

Der Zug, daß man aufhörte, blos mit dem menschlichen Geiste sich zu beschäftigen und dagegen seine Aufmerksamkeit auf die außer demselben liegenden Dinge und ihre Erklärung zu richten, zieht sich durch die ganze folgende Zeit mehr oder weniger deutlich hindurch. Als die Hauptvertreter dieser Richtung treten mit großem Uebergewicht die Deutschen hervor, denen Liebe zur freien Natur von den ältesten Zeiten her als ein durchgängiger Charakterzug angehangen hat. Aus diesen Verhältnissen ging gegen das Ende des 13. Jahrhunderts ein Mann hervor, der, ebenfalls ein Deutscher, dem Aristoteles an Geistesgröße, an Umfang gelehrter Kenntnisse und an schriftstellerischer Thätigkeit durchaus ebenbürtig war, Albert der Große, Graf von Bollstädt in Schwaben (1193—1280). Der gelehrteste, zugleich auch einsichtsvollste Theolog und der größte Philosoph seiner Zeit, hat er zuerst im Abendlande der Kirche das erhabene Beispiel gegeben, wie freie Forschung nicht nur mit echt christlichem Glauben vereinbar, sondern auch zur wahren Gotteserkenntniß nothwendig sei; hierin ist er ein Vorbild für alle kommenden Zeiten, wenn er auch manche Dinge gläubig annahm, welche der spätern Wissenschaft unhaltbar erscheinen. Für seine Zeit war er der makellose, gerechte, feste und doch milde Schiedsrichter und Lehrer in allen weltlichen und geistlichen Dingen. In der Geschichte der Wissenschaft nimmt er einen hervorragenden Platz als der erste Aristoteliker des Abendlandes ein, der erste der Zeit wie der geistigen Befähigung nach. Er hat zuerst die physischen und metaphysischen Schriften des Aristoteles durch seine Commentare (digressiones) der hergebrachten, auf kirchlichen Grundlagen beruhenden Lehrweise angepaßt und in ein untrennbares Ganzes zusammengestellt. Keine geringere Stelle gebührt ihm, dem Begründer der abendländischen Naturforschung, dem ersten wissenschaftlichen Bearbeiter der Zoologie, der Mineralogie, der Botanik nach Aristoteles und Theophrast in der Geschichte der Naturwissenschaft, wenn auch in seinen Schriften die Schwerfälligkeit der damaligen Sprache und Methode, sowie die Masse des fremden, aus dem Arabischen entnommenen Stoffs der Frische der Darstellung überall in den Weg tritt und die eigenen

Beobachtungen, deren keins seiner Werke entbehrt, in den Schatten stellt. So mag ihm wol der Beiname der Große gebühren, den nur er in der Weltgeschichte sich nicht erwarb durch kriegerische, Staaten umwälzende Thaten, sondern durch anspruchsloses Wirken in der stillen Klosterzelle und auf dem Katheder. Eine Stütze der katholischen Kirche war er, so lange er lebte, und zwar zu einer Zeit, wo sie deren im höchsten Grade bedurfte. Selig hat sie ihn dafür gesprochen, aber ein Heiliger ist er ihr nicht geworden, dazu war er ihr nicht bigot genug.

Der Verfasser schildert nun ausführlich das Leben, die Studien und die Schreibweise Albert's und geht dann specieller auf den Inhalt der „sieben Bücher von den Gewächsen" ein, deren sechstes die „erste beschreibende Flora von Europa" enthält. Der Verfasser resumirt seine Ansichten über Albert:

In vollständiger Durchführung einer logisch wohlbedachten Anordnung des Ganzen übertrifft Albert's Botanik alle seine Vorgänger und nicht wenige seiner Nachfolger. Dasselbe kann man von dem Einzelnen behaupten, wenn man davon absieht, daß der Ausdruck „das weiß man noch nicht" in der scholastischen Methode keinen Platz hatte, und daß also irgendeine Erklärung besser schien als gar keine...... An die Beschreibung der einzelnen Pflanzen knüpft er zuerst den Versuch, für ihren Körperbau Gesetze aufzufinden. Er weist zuerst auf den Verlauf der Nerven und die geometrische Regelmäßigkeit der Blattformen hin und sucht in den Beschreibungen der einzelnen Bäume, z. B. der Ceder und der Cypresse, den ganzen Wuchs der Bäume, hier der Nadelhölzer, unter allgemeine Regeln zu bringen, wobei freilich das Resultat meist nur ein geringes ist. Aeußerst genau untersucht er den Bau der einzelnen Theile, besonders der Früchte, ohne die Schrift der Lautern Brüder, seiner Vorgänger in diesem Gebiete, zu kennen und ohne wie diese sich auf einzelne Formen im allgemeinen zu beschränken. Die Anheftung der Samen, die Lage des Keimlings im „Mehle" des Samens, wie er das Eiweiß des Samens nennt, wird vielfach, die Knospenlage der Kelchblätter, die Abwechselung der Krone mit den Kelchblättern wird als allgemeines Gesetz bei der Rose angeführt, das Abfallen der Krone des Weins mit dem der Mooshaube verglichen. Kurz, die Bausteine zu einer Morphologie des Pflanzenreichs sind es, welche Albert überallher zusammengetragen hat.

Im einzelnen wird hierauf weiter nachgewiesen, wie in der fernern Ausbildung der Naturwissenschaften und insbesondere der Botanik sich die Richtung des Volksgeistes von dem wesentlich theologischen Standpunkte abwandte und diese Wissenschaften um ihrer selbst willen zu treiben anfing. Bald sollte noch ein anderes Moment hinzukommen. Als in der Periode der sogenannten Wiederherstellung der Wissenschaften die alten Classiker unter dem Einfluß der eben erfundenen Buchdruckerkunst Gemeingut aller Gebildeten wurden, lehnte sich das botanische Studium wesentlich an die Schriften der alten griechischen Aerzte und Pflanzenbeschreiber, besonders an das des Dioskorides an, dessen Pflanzen man in der heimatlichen Flora wiederfinden wollte. Erdrückt durch die Masse des jetzt auf die Gelehrten einströmenden literarischen Materials aus der classischen Zeit, vergaß man es beinahe, die Natur selbst zu befragen, zufrieden, wenn man die alten Namen und Beobachtungen auf die heimischen Pflanzen übertragen konnte. So hatte mehr als ein Jahrhundert lang die Naturwissenschaft rückwärts blickend nur die Wiederbelebung längst verschwundener Zeiten angestrebt und selbst, was neu war, an classische Aussprüche anzuknüpfen oder als die Ausführung alter Ideen darzustellen versucht; sie hatte sich lange genug unter das Joch anerkannter Autoritäten nur zu willig gebeugt. Endlich begann mit Baco, Galilei, Kepler und in der Botanik mit dem Lübecker Joachim Jung (1587—1657) ein neues Leben, das der selbständigen Forschung. „Auf Versuchen und den daraus gegründeten Forderungen muß alles beruhen. Unbegründete Autorität hat also keinen Werth, ebenso wenig kann das Alter (und Alterthum) die Gültigkeit einer Vorschrift begründen." So lauteten Jung's Grundsätze. Jung wirkte fast nur durch seine Schüler und hat nur zwei kleine botanische Werke hinterlassen, die erst nach seinem Tode herausgegeben wurden. Durch ihn sind zuerst die Willkürlichkeiten der Terminologie beseitigt, indem er den Grundsatz, der das Grundprincip der heutigen Morphologie bildet, aussprach: „Alle Theile, welche ihrem innern Wesen nach dieselben sind, müssen, wie verschieden auch ihre Gestalt, einen und denselben Namen tragen." Gleicherweise sprach er zuerst die noch heute leitenden Grundsätze der wissenschaftlichen Systematik aus. So verwarf er z. B. zuerst die Gültigkeit der Eintheilungen in Bäume, Sträucher, Halbsträucher, Kräuter. Leider legte er aber bei dem Versuche, ein rationales Pflanzensystem aufzustellen, zu viel Werth auf die Blätter, statt die Blüten und Früchte zu beachten. Wir müssen es uns versagen, Jessen's liebevolle Schilderung der Verdienste des großen Mannes, dessen Wiederentdeckung, wenn wir so sagen dürfen, Goethe so viel Freude gemacht hat und der durch Guhrauer's treffliche Biographie uns jetzt wieder näher gebracht ist, im einzelnen mitzutheilen.

Bald nach Jung wurde eine bis dahin so gut wie ganz unbekannte Provinz der Botanik, die Anatomie der Pflanzen, durch den Engländer Grew entdeckt, der zuerst das Mikroskop auf die Pflanzen anwandte — eine Richtung, die freilich durch Linné auf lange Zeit wieder in den Hintergrund gedrängt wurde. Die Schilderung der Wirksamkeit dieses großen Mannes, von dem das stolze Wort gesagt wurde: „Deus (mundum) creavit, Linnaeus disposuit", bildet einen der Glanzpunkte unsers Werks. Es ist bekannt, wie eins der größten Verdienste Linné's darin besteht, jenes künstliche, auf Zahl, Größenverhältnisse und Anordnung der Befruchtungsorgane gegründete System geschaffen zu haben, wonach so leicht jede Pflanze im System eingeordnet werden kann, sodaß nun zuerst die reichen Schätze botanischer Erwerbungen durch die Entdeckungsreisenden des 18. Jahrhunderts übersichtlich zusammengestellt werden konnten. Linné ist in dieser Beziehung mit einem Bibliothekar zu vergleichen, der einen wüst daliegenden ungeheuern Bücherhaufen vorläufig, damit nur jedes Buch erst einmal eine sogleich aufzufindende feste Stelle erhält, nach irgendeinem beliebigen Kennzeichen, z. B. nach dem Anfangswort des Titels ordnet, es sich aber vorbehält, später seine Bücher nach ihrem Inhalte zu gruppiren, sodaß Verwandtes neben

Verwandtem zu stehen kommt. Der Verfasser bemerkt in dieser Beziehung:

Als ein gewaltiger Geist müßte uns Linné schon erscheinen, hätte er nichts anderes geleistet, als die Vollendung seines so einflußreichen, allumfassenden Sexualsystems; aber noch erhabener stellt er sich dar, wenn man bei genauerer Einsicht in seine Lebensthätigkeit erkennt, daß ihm dieses künstliche System nur der unentbehrliche Nothbehelf ist, durch den er der Begründung eines natürlichen Systems näher zu kommen suchte. Unumwunden spricht er es aus: „Die natürliche Methode ist das höchste Ziel der Botanik für jetzt und alle kommenden Zeiten." Es scheint wunderbar, daß er trotzdem ein System bilden konnte, welches von dieser Methode so weit sich entfernt, zumal da er nicht etwa erst im späten Alter, sondern schon in einer seiner ersten Schriften („Classes plantarum", 1738) zu erkennen gibt, wie genau er alle frühern Versuche kennt. Doch seine eigenen Worte zeigen den Grund seiner Handlungsweise. Im genannten Werke sagt er: „Nachdem ich nun aus allen bekannten Systemen und natürlichen Anordnungen alles zusammengesammelt habe — wahrlich auf eine weit geringere Zahl beschränken sich die Pflanzen, welche wirklich in Ordnungen zusammengestellt sind, als man glauben sollte. Lange habe ich mich abgemüht, ein natürliches System zu finden, und manches habe ich einreihen gelernt, aber vollenden kann ich es nicht und würde ich mein ganzes Leben daran verwenden." Gleichwol arbeitete Linné sein ganzes Leben lang an der Verbesserung seiner natürlichen Klassen. Dennoch erklärte er seine Arbeit nur für einen Versuch.

So hat Linné außer dem Sexualsystem auch das natürliche System zuerst sicher begründet. Der von ihm gelegte Samen ging in Frankreich durch die Jussieu und Decandolle auf, denen sich in Deutschland Gärtner und in unserm Jahrhundert der geniale Göttinger Bartling und der zu früh gestorbene wiener Polyhistor Endlicher, der gleich heimisch im Gebiete der Botanik wie der classischen Sprachen und des Chinesischen war, anschlossen.

Ueber solchen systematischen Arbeiten hatte das 18. Jahrhundert die Pflanzenanatomie und die Morphologie fast gänzlich beiseitegesetzt. Wir müssen es uns versagen, die Fortschritte der ersten dieser beiden Disciplinen hier zu verfolgen, und brauchen kaum daran zu erinnern, daß unser großer deutscher Dichter Goethe der Wiedererwecker der letztern wurde.

Endlich fand Goethe in sinniger, tiefdringender Naturbetrachtung das Grundgesetz aller Pflanzenbildung, und sprach es 1790 in seinem „Versuch, die Metamorphose der Pflanze zu erklären" aus. Ohne damals noch Wolf's (in Petersburg) Untersuchungen zu kennen, aber über ihn hinausgehend, erklärte er nicht das Blatt, sondern den blatt- und knospentragenden Knoten für das Grundorgan des Pflanzenkörpers, und wies ferner nach, daß an jeder höher entwickelten Pflanze eine Umwandlung, Metamorphose, der Blattformen nach einem bestimmten Gesetze erfolgt, daß nämlich das Laubwerk der Pflanze eine erste, die Blütentheile eine zweite Entwickelungsstufe bilden, auf jeder Stufe aber die ersten und letzten Blätter kleiner und unvollkommener, die mittlern größer und vollkommener sind. Diese Lehre schwebte in unsichern Umrissen einst schon Albert dem Großen vor, als er erklärte, der Knoten sei ein Hauptorgan der Pflanze und das von Stufe zu Stufe sich verfeinernde Blatt sei nur sein Anhang.

Im vorigen Jahrhundert fand Goethe's Lehre bei den Botanikern zwar wenig Aufmerksamkeit und geringes Verständniß, aber um so mehr ward sie in unserm Jahrhundert verwerthet und ausgebaut. Charakteristisch ist dabei, daß sie zuerst in Frankreich warme Theilnahme fand, während, wie es scheint, der Zunft- und Kastengeist unserer deutschen Professoren in jener Zeit dem nicht zünftigen Dichter die Anerkennung versagte.

Wir schließen hiermit unsere Anzeige des vortrefflichen Buchs, indem wir bemerken, daß der Verfasser seine Geschichte zwar bis auf die Gegenwart fortgesetzt hat, hier aber, wo das zu verarbeitende Material so kolossal anwächst, sich nur auf eine Darstellung des Allerwichtigsten einlassen konnte.

Hermann Guthe.

Leibniz' Schriften in einer Gesammtausgabe.

Leibniz' Werke gemäß seinem handschriftlichen Nachlasse in der königlichen Bibliothek zu Hannover. Durch die Munificenz Sr. Maj. des Königs von Hannover ermöglichte Ausgabe von Onno Klopp. Erste Reihe. Historisch-politische und staatswissenschaftliche Schriften. Erster und zweiter Band. Hannover, Klindworth. Gr. 8. 1864. 5 Thlr. 24 Ngr.

Der vorstehende Titel dieser neuesten Ausgabe der Leibniz'schen Werke bezeichnet die Geschichte ihrer Entstehung, sowie ihren Zweck. Bekanntermaßen existirt, trotz der vielen dazu gemachten Anläufe deutscher und französischer Gelehrten, welche seit Leibniz' Tode eine vollständige Sammlung seiner massenhaften Leistungen auf den verschiedensten literarischen Gebieten versucht haben, ebenso wenig eine vollständige, als eine textuell correcte Gesammtausgabe seiner Werke. Leibniz schrieb namentlich von seinen publicistischen Arbeiten und von den auf specielle Veranlassung verfaßten politischen die Mehrzahl pseudonym oder anonym, und schwieg über seine Autorschaft oftmals so beharrlich, daß selbst seine nächsten Umgebungen mit derselben unbekannt blieben. Die Ordnung der von ihm sehr vollständig, aber theilweise höchst formlos hinterlassenen Manuscripte in der hannoverschen Bibliothek ward ebenfalls nur äußerst allmählich hergestellt, und eine durchgängige Sichtung der Privatschriften von den eigentlich literarischen oder doch auf Leibniz' öffentliche Thätigkeit bezüglichen Schriftstücken scheint sich sogar erst jetzt, bei Gelegenheit dieser in königlichem Auftrage und durch Bereitstellung der materiellen Mittel ermöglichten Ausgabe, zu bewerkstelligen. Die frühern Ausgaben konnten sonach durchaus nicht kritisch zuverlässig sein, und ihre Verfasser mußten sich, beim Mangel des vollständigen Materials, in der literarhistorischen Erläuterung der Schriften, wie in Leibniz' persönlicher Beurtheilung, trotz der dankenswerthen Anstrengungen von Dutens, Pertz, Guhrauer u. a. sehr häufig blos auf Wahrscheinlichkeiten, Vermuthungen und dadurch in die Gefahr wesentlicher Irrthümer gestellt sehen. Das Bild von Leibniz konnte, selbst abgesehen von solchen leichtfertigen Publicationen, wie die eines Foucher de Careil, der Nachwelt nicht vollkommen wahr gezeichnet, seine Bedeutung weder in ihrem ganzen Umfange noch bis in ihre so höchst verschiedenartigen Einzelheiten gewürdigt und ermessen werden. Hätte Deutschland eine Akademie in jenem nationalen Sinne, wie Leibniz selber den Gedanken einer nicht exclusiven, nicht fachwissenschaftlichen, sondern gemeinnützigen

„Societät für deutsche Kunst und Wissenschaft" gefaßt hatte und in den verschiedensten Perioden seines Lebens immer von neuem zu verwirklichen strebte, dann freilich würde es nicht beinahe zwei Jahrhunderte lang im wesentlichen blos den Gelehrten Leibniz gekannt haben; es würde nicht des Glaubens gewesen sein, derselbe habe seine Muttersprache selbst für den Ausdruck seiner Gedanken kaum würdig erachtet, es würde seine politische Thätigkeit, soweit man davon wußte, nicht blos als dienstfertige Ausführung allerhöchster Aufträge, höchstens als Ausfluß eines vaterlandslosen Kosmopolitismus gleichgültig betrachtet haben. Durch die authentische Gesammtausgabe der Leibniz'schen Werke nach den Originalmanuscripten, wie sie nunmehr König Georg V. von Hannover ins Leben gerufen, wird nicht blos in wahrhaft würdiger Weise eine alte nationalliterarische Ehrenschuld Deutschlands gegen einen seiner umfassendsten Geister getilgt, sondern es werden auch, eben durch die erstmalige Vollständigkeit und documentarische Treue, womit die Werke von Leibniz uns vorgeführt werden, dem glänzenden Bilde des Gelehrten die bisher verkümmerten und entstellten Züge des Patrioten edelsten Sinnes beigefügt.

Der Herausgeber hat dafür den einzig richtigen Weg eingeschlagen; er hält sich ganz objectiv. Sein eigenes Urtheil zurückhaltend, läßt er sogar in der einleitenden Biographie blos Leibniz selbst oder dessen nächstgestellte Freunde von seinem Leben erzählen und dessen Erscheinungen erklären. Indem aber die Gesammtausgabe die Reihe der „historisch-politischen und staatswissenschaftlichen Schriften" voranstellt, vervollständigt sie dem Leser nicht blos Leibniz' biographisches Bild, sondern versetzt ihn auch mit der bisher am unvollständigsten gekannten Seite seiner Wirksamkeit mitten in die zeitgenössischen Weltverhältnisse, unter denen er seine Thätigkeit entfaltete. Schon die vorliegenden beiden starken Bände, mit denen Leibniz' publicistischer Nachlaß noch lange nicht erschöpft, ja chronologisch blos bis 1673 fortgeführt ist, geben eine überreiche Fülle bisher fast ungeahnter, doch nirgends unbedeutender, meistens sogar höchst wichtiger Nova.

Der erste Band umfaßt die politischen Arbeiten von Leibniz aus der Periode seines Aufenthalts in Mainz und seiner engen Beziehungen zu dem Staatsmann und frühern kurmainzischen Minister J. C. von Boineburg. Anhebend mit der „Methodus nova docendi discendique juris", womit sich Leibniz beim Kurbischof Karl Philipp von Schönborn einführte, bringt er dessen Plane für die „Semestria", dann die sich daranknüpfenden ersten Entwürfe zu Societäten für deutsche Kunst und Wissenschaft, kleinere politische Aufsätze aus den Jahren 1668—70, die Schriftengruppe der „Bedenken von der Securität des Deutschen Reichs", die Schriften über den Paragraphen des Westfälischen Friedens Et ut eo sincerior, wodurch namentlich die Aufmerksamkeit des Kaiserhofs auf den jungen Gelehrten gelenkt wurde, endlich die Abweisung der französischen Ansprüche auf diejenigen Reichsstände, welche Lehnsträger der französisch gewordenen Bisthümer Metz, Tull und Verdun waren. Von allen diesen Arbeiten war bisher die einzige über die Sicherstellung des Reichs bekannt.

Den ganzen zweiten Band erfüllen ausschließlich die auf den Vorschlag einer ägyptischen Expedition, welchen Leibniz 1672 dem König von Frankreich machte, bezüglichen Arbeiten und Correspondenzen, von denen einzig das sogenannte „Consilium Aegyptiacum" — ein bloßer Auszug und noch dazu mangelhaft abgedruckt — bekannt war. Hier finden wir dagegen Leibniz' Vorarbeiten und Correspondenzen mit den hervorragendsten Staatsmännern vor seiner pariser Reise, den authentischen Text des Consilium, die dem König Ludwig XIV. vorzulegende „Dissertatio justa de expeditione Aegyptiaca", endlich auch Leibniz' letzte Versuche für den (bekanntlich erfolglosen) Vorschlag.

Wir müssen uns mit dieser flüchtigen Inhaltsübersicht begnügen. Sie deutet mindestens an, wie fragmentarisch und unorganisch die Oeffentlichkeit bisher mit der politischen Thätigkeit von Leibniz bekannt war und welche Lücken, abgesehen von der Authenticität des Textes, diese neue, auch äußerlich höchst geschmackvoll ausgestattete Ausgabe ausfüllt. Entspricht, wie nicht anders zu erwarten, die weitere Fortsetzung den vorliegenden Bänden, so hat die Leibniz-Literatur nicht blos auch noch weiter ganz ungeahnte Bereicherungen und Vervollständigungen zu erwarten, sondern unsere Gegenwart zollt auch den Manen eines der größten Söhne des Vaterlandes durch ein wahrhaftes Nationalwerk späte, doch volle Gerechtigkeit.

Aurelio Buddeus.

Neue Erzählungen.

1. Vergangene Tage. Culturhistorische Novellen von Ludwig Ziemssen. II. Das Spiel zu Bahn. Göttingen, Wigand. 1863. 8. 2 Thlr.
2. Aus vergangenen Zeiten. Historische Novellen von W. G. B. Warburg. Berlin, Stilke und van Muyden. 1864. 8. 24 Ngr.
3. Novellen von Julius Grosse. Dritter Band. München, Fleischmann. 1864. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.
4. Hoffnungen in Peru. Ein Roman von Ernst Freiherrn von Bibra. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1864. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Die meisten der uns vorliegenden Erzählungen behandeln Stoffe aus unsern Religionskämpfen, und so traurig dieselben zu ihrer Zeit gewesen, so lassen wir uns doch gern an sie erinnern, weil sie Resultate geliefert haben, was wir von unsern politischen Kämpfen zur Zeit noch nicht behaupten können. Wir haben zwar der Widersacher religiöser Freiheit gerade jetzt auch eine große Anzahl, aber sie wirken wenig oder gar nicht auf das Volk, ja, man könnte sagen, wie einst Heidenbekehrer in unsere Wälder kamen, um das Volk aufzuklären, so dürften jetzt viele und zwar sehr hochgestellte Geistliche zu dem Volke gehen, um sich aufklären zu lassen.

Ziemssen's Roman: „Vergangene Tage" (Nr. 1) schildert uns die Qual eines lebensfrohen, für die Kunst begeisterten Jünglings, welcher gezwungen wird, hinter Klostermauern seine schönsten Jahre hinzubringen. Er benutzt die Abwesenheit des Guardians, um dem Kloster und seiner Oede zu entfliehen; aber gerade in der mitternächtigen Stunde, wo der Plan schon halb gelungen ist, kehrt der tyrannische Guardian zurück und befiehlt dem Verbrecher, augenblicklich vor ihm auf

die Knie zu fallen. Der Jüngling ereilt auf dem Kirchhof, wo sie sich befinden, ein eisernes Kreuz und durchsticht den Klostergebieter. Der Aufgeregte verwundet sich selbst aber am tiefsten: der Friede seines Herzens ist zerstört; obgleich in der Freiheit, ist er nun doch am wenigsten frei, denn er glaubt den Guardian getödtet zu haben. Er flieht weit, weit, und der lebensvolle Süden mit seinen unmittelbar ergreifenden Reizen begräbt für einige Zeit seine Gewissensqual. Die Sehnsucht zieht ihn aber wieder nach seiner deutschen Heimat. In Bahn glaubt er durch das Finden eines weiblichen Herzens völlige Ruhe zu erhalten, aber das Unglück verfolgt ihn überall. Seine Geliebte ist auserfehen, bei dem Passionsspiel die Heilige Jungfrau vorzustellen, und der Geliebte wird von dem Rathe zum Darsteller der Leiden des Heilands auserkoren. Der Oheim der Geliebten, ein wüster Kriegsmann, der selbst von einer verzehrenden Neigung zu dem sanften Mädchen gequält wird, ersticht den Jüngling am Kreuze, und die schon kränkliche Geliebte sinkt darüber todt nieder.

Der Verfasser zeigt ein tiefes Verständniß der geschilderten Zeit, der Mitte des 14. Jahrhunderts, in welcher bei allem religiösen Schwunge und aller Anhänglichkeit an die vorgeschriebenen Förmlichkeiten der Kirche doch die Sehnsucht nach reinerer Wahrheit sich kundthut und die Spuren der sich nähernden Reformation bemerkbar werden. Der Verfasser hat sich eingelebt in die Denkweise der zu schildernden Personen, und auch im Ausdrucke hat er sich nach den Eigenthümlichkeiten des Jahrhunderts gerichtet. Wir werden recht lebhaft in die Zeit versetzt. Nur sehr selten scheint er uns des Guten darin zu viel zu thun, z. B. wenn er von „dem Grunzen" des Brauers spricht, oder wenn er Wörter in einem Sinne braucht, der nicht mehr gewöhnlich ist, z. B. „es wird euch nicht entstehen" für „fehlen". Sonst aber ist die Sprache durchaus edel und entspricht der elegischen Stimmung des wahrscheinlich noch jungen Verfassers. Wir unserntheils hätten gern hier und da etwas mehr Humor eingeflochten gesehen, woran wir durch Walter Scott gewöhnt oder verwöhnt sind.

Das Spannende der Erzählung schwächt der Verfasser aber öfter durch hingeworfene Worte, welche den Leser im voraus den tragischen Verlauf gar zu deutlich ahnen lassen. Die That des Oheims, die Ermordung des von Irmgard geliebten Berthold, ist gar zu wenig motivirt. Dieser Oheim kommt übel zugerichtet in das Haus seines Schwagers; Irmgard, die Nichte, pflegt ihn in seiner Krankheit. In dieser Zeit keimt eine leidenschaftliche Liebe zu der schönen Pflegerin und — er ermordet den von dem Mädchen schon länger Geliebten, mit dem er ein einziges mal in dem Hause seines Schwagers zusammengetroffen ist. Der Leser vermuthet, es würden frühere feindliche Berührungen zwischen dem wilden Krieger und dem Geliebten bekannt werden und die heftige Feindschaft erklären, aber er täuscht sich.

Der Wirkung der Erzählung thut der Umstand Eintrag, daß die That des jungen Malers bei seinem Entspringen, welche der Zeit nach schon sehr fern liegt, nicht unmittelbar in ihren Folgen mit den letzten Ereignissen in Verbindung gesetzt wird. Es wird so nur ein elegischer Nachhall. Das Forschen des Klostergeistlichen, welcher seine Vermuthungen hat über das frühere Leben Berthold's, läßt der Verfasser später ganz sinken. Endlich sind die Besprechungen von Kunstsachen zwischen Berthold und Meister Erasmus für den Roman etwas zu ausgedehnt.

Von W. G. V. Warburg's „Historischen Novellen" (Nr. 2) bringt uns die erste: „Ein brandenburgisches Judenedict", die Schilderung der Wirkungen des von christlichen Priestern aufgestachelten oder wenigstens genährten Fanatismus gegen die Juden. Die schreckliche Pest von 1349, der Schwarze Tod genannt, welcher manche Orte ganz verödete, wurde als eine Wirkung des Hasses der Juden gegen die Christen hingestellt. Sie sollten die Brunnen vergiftet haben. Auch in Salzwedel, erzählt der Verfasser, stürzte sich die blinde Masse auf die Juden und zerstörte nach ihrer Vernichtung auch ihre Häuser. Nur mit der Tödtung eines wunderschönen Judenmädchens zögern die Unholde. Als aber auch sie geopfert werden soll, kommt ihr ein braver Raubritter zu Hülfe, welcher sie auf seiner Burg vor fernerer Verfolgung sichert. Die Burg des Raubritters wird aber von den Beschützern der Hansa, von den Gegnern als Rossinenritter verspottet, belagert. Der junge Raubritter, welcher von dem Judenmädchen geliebt wird, kommt im Kampfe um. Die schöne Jüdin wird von dem Markgrafen Ludwig für werth gehalten, den fürstlichen Hermelin zu tragen, sie zieht es aber vor, in der Einsamkeit am Grabe ihres Beschützers ihr Leben zu beschließen. Der Markgraf erläßt, durch die Tugend der Jüdin bewogen, das Judenedict, welches ferner vor Verfolgungen schützen soll.

Der Verfasser weiß lebendig zu schildern und den Leser anzuziehen. Die derben Sitten jener Zeit zeichnet er aber manchmal etwas gar zu derb, hauptsächlich bei dem Schimpfen der kräftigen Raubritter auf die Stadtunken und die für die Städter kämpfenden Ritter. Ergötzlich ist der kecke Bader, welcher den edeln Stadtrath verhöhnt, weil er die Juden schützen will. Gegen den Geist jener Zeit sind aber Reflexionen, wie sie etwa der heutige Betrachter jener Kämpfe anstellt.

Wie der Stoff dieser Novelle schon durch sich selbst etwas Anziehendes hat, so fesselt auch der Inhalt der zweiten: „Luther's Lehr' vergeht nimmermehr." Jesuiten machen den Plan, den immer gefährlicher werdenden Schwedenkönig aus dem Wege zu räumen. Zeuge einer solchen Besprechung wird ein liebend Paar, das von einer Spazierfahrt auf der Donau zurückkommt und nicht bemerkt wird. Der liebende Jüngling, ein eifriger Protestant wie sein Vater, während der Oheim, der Vater der Geliebten, durch Jesuitenkünste wieder für den Katholicismus sich gewinnen läßt, eilt in das Lager des verehrten Schwedenkönigs. Aber obgleich auch in Pommern, wo Gustav Adolf sich noch aufhielt, der Plan der Jesuiten belauscht und schnelle Vorkehrungen zur Abwendung der Gefahr getroffen worden waren, gelang es den Verschwörern doch, einen Begleiter des Königs, welcher früher als gewöhnlich aus dem Lager geritten war, um zu recognosciren, durch einen Schuß zu tödten. Die Hülfe, durch den Jüngling von der Donau aufgerufen, kommt indeß noch zu rechter Zeit, um weiteres Uebel abzuwenden und die Verbrecher theils auf der Stelle, theils später zu strafen.

Etwas einförmig erscheint es, wenn in dieser Novelle dreimal dasselbe Mittel zu Entdeckung der Jesuitenschliche angewendet wird: das Belauschen an der Donau, in Pommern und das dritte mal in Würzburg, als die Geliebte des Jünglings, welche sich in ein Kloster geflüchtet hat, nachts weggeführt werden soll, damit die Gesellschaft Jesu sich ihres Vermögens versichere. Außerdem müssen wir auf einige Unachtsamkeiten aufmerksam machen. Wenn der Verfasser von 1349 und den folgenden Jahren spricht, so nennt er dies „die Mitte des 13. Jahrhunderts". Nur im nördlichen Deutschland ist wol der Ausdruck üblich „es ist eine Seele von einem Menschen" anstatt „ein lieber Mensch"; der Ausdruck „ein Weltmeer von Glück und Seligkeit" scheint uns unpassend, weil wir denselben nicht figürlich nehmen.

Unter den „Novellen" (Nr. 3) von J. Große ist „Michael Stiefel, der Prophet" durch das Geschick des Verfassers, die Vorfälle so darzustellen, daß die Geschichte gleichsam selber Humor zeigt, so anziehend wie die meisten seiner frühern Erzählungen. Für einen begabten Pfarrer ward der Umstand, daß die Urkunde des Christenthums uns in der bilderreichen Darstellung und Sprache des Orients überliefert worden ist, gefährlich. Stiefel, der auch als Erfinder der Logarithmen gerühmt wird, hatte nach des Johannes Offenbarung ausgerechnet, daß im Jahre des Heils 1534 am 3. October morgens 8 Uhr die Welt untergehen werde. Das war aber kein trauriges Ereigniß, denn

der Prophet hatte verkündet, daß alle Lebenden leibhaftig und unmittelbar in das Paradies versetzt werden würden. Die Bewohner seines Pfarrdorfes Lochau bei Wittenberg ließen daher alles Sorgen um irdische Kleinigkeiten und führten schon „ein Leben, wie im Himmel", d. h. sie lebten alle Tage herrlich und in Freuden, meistens im Wirthshause. Die Felder wurden nicht mehr bestellt, das war ja nicht mehr nöthig — wie es 1857 in einer gewissen, durch die Aufklärung der Bewohner berühmten Gegend auch geschah. Nur für ihre entschlafenen Verwandten trugen sie Sorge, sie wälzten die Steine von den Gräbern weg, damit die Erweckten weniger Beschwerde beim Herausgehen hätten. Auch in der Umgebung Lochaus glaubten viele dem Propheten, aber nicht alle; denn manche kauften Aecker und Häuser von den Lochauern, welche ihr erhaltenes Geld im „Kruge" verjubelten. Der Prophet hatte ja gesagt, im Paradiese brauche man kein Geld. Ein Bauer aber war doch vorsichtiger, er nähte so viel Goldstücke in das Futter seines Wamses, daß dasselbe centnerschwer wurde. „Die lieben Engel würden ihm schon helfen beim Hinauffahren." Am Morgen des 3. October strömt eine Unzahl Hoffender nach Lochau. Der Prophet besteigt die Kanzel und predigt von dem nahen Glück. Und siehe, während er spricht, entsteht ein fürchterliches Gewitter. Es wird Nacht um 8 Uhr des Morgens. Jetzt geht es ins Paradies. Das Gewitter zertheilt sich, einige der Gläubigen machen die Kirchthüre auf, um zu sehen, ob etwa die ganze Kirche mit ihnen ins Paradies versetzt ist? Aber Lochau steht noch! Und nun fallen die Betrogenen über den Propheten her und prügeln ihn höchst unparadiesisch durch.

Die zweite Novelle „Florentine" nimmt ihren Stoff aus dem modernen Industrieleben. Ein charakterfestes, sonst etwas prosaisches Mädchen erregt durch ihre Schönheit, vielleicht auch durch ihre kräftige Jugend — „sie gleicht einem jungen Matrosen" — die Neigung des alten adelichen Herrn, dessen Gutspachter ihr Vater ist. Sie flieht und kommt in das Haus einer Witwe, die in großer Noth ist, weil sie vielfache obschwebende Irrungen, in welche der verstorbene Gemahl bei seinen industriellen Unternehmungen gekommen ist, nicht zu lösen versteht. Florentine, die praktische, hilft. Sie wird gleichsam die Verwalterin, und als solche trifft sie hier wieder mit dem jungen Manne zusammen, den sie einst liebgewonnen, aber lange nicht gesehen hatte. Es zeigt sich, daß dieser der verstoßene Sohn des Gutsherrn ist. Natürlich werden sie nun ein Paar. Der Charakter dieses jungen Mannes ist nicht gut gezeichnet. Einmal wird er dargestellt als durchaus edel und dann zeigt er wieder sehr niedrigen Rachedurst. Er will die Familie ruiniren, welcher Florentine nützlich geworden ist, weil der verstorbene Eheherr der Witwe einst seine Mutter geliebt und sie verlassen. Der junge Mann weiß aber recht gut, daß der Geliebte durch die Verwandten seiner Mutter, denen er nicht ebenbürtig erschien, zurückgestoßen worden war.

Die dritte Novelle „Frauenherzen", welche der Verfasser, wie er angibt, schon vor zehn Jahren geschrieben, sagt uns noch weniger zu. Ein junger Gelehrter, welcher von einem Mädchen herzlich geliebt wird, in dem Hause aber, wo er Privatlehrer ist, gleichsam gelegentlich ein neues Liebesverhältniß mit der Tochter eines Generals, seiner Schülerin, anknüpft und diese ehelicht, kann uns kein Interesse abgewinnen. So oft auch dergleichen Verbindungen im wirklichen Leben vorkommen mögen, für die Poesie taugen sie nicht. Das junge Paar trifft mit der ehemaligen Geliebten zusammen, und ein ganz ähnliches, aber übler ablaufendes Verhältniß einer bäuerlichen Liebschaft, von welchem die drei Augenzeugen werden, gibt ihnen Aufschluß über ihr eigenes Innere. Die junge Frau sieht ein, daß im Herzen ihres Gatten die alte Liebe noch nicht erstorben ist, geht ins Kloster und überläßt der frühern Geliebten großmüthig ihren Platz. Der Umstand, daß wir die neue Neigung nicht entstehen sehen, sondern daß sie nur als etwas schon Fertiges erzählt wird, trägt noch mehr dazu bei, daß das Stück uns ohne Interesse läßt. Wir glauben, daß der Verfasser für historische Stoffe, in welchen die Geschichte selbst die Haupterfinderin ist und nur die geschickte Anordnung des Nachdichtens fordert, bei weitem mehr Begabung hat, als für Stoffe aus unserm Leben.

Von diesen ernsthaften kommen wir zu einer heitern Erzählung. Der Verfasser von „Hoffnungen in Peru", Freiherr von Bibra (Nr. 4), welcher vieler Menschen Städte gesehen und wol einen großen Theil der Reise des Lebens gemacht, hat sich einen Frohsinn erhalten, wie er sonst wol Eigenthum der Musensöhne in ihrem glücklichen akademischen Triennium zu sein pflegt. Besonders lebendig und anziehend sind seine Schilderungen von Südamerika, liebe Erinnerungen früherer Reisen. Wenn wir Einzelnes als gelungen rühmen müssen, so können wir dagegen in Bezug auf die Composition des Ganzen nicht so günstig urtheilen. Es werden zwar eine Menge Personen vorgeführt, aber sie bringen darum die Hauptsache nicht vorwärts. Jeder nimmt einen Anlauf für sich nach echt deutscher Art und bleibt bald wieder stehen; es ist kein Zusammenwirken. Das Begehrenswerthe für die große Anzahl von Personen, unter denen ein Freiherr, junge Juristen, schöne und habgierige Damen, Geigenmacher, Gauner, Bauern und Todtengräber sich finden, ist eine durch einen Advocaten verkündigte große Erbschaft in Peru. Die Familie der Dosel ist erbberechtigt.

Der Held des Romans ist Heinrich Dosel, ein junger Jurist, welcher lange Zeit einem schönen und reichen Fräulein den Hof gemacht, aber von ihr fast verächtlich zurückgewiesen wurde. Auf einmal aber besinnt sich die Spröde und Stolze eines Bessern und zwingt fast ihren Anbeter zu einer plötzlichen Verbindung. Der Grund ihrer schnell und heftig erwachten Liebe ist die Nachricht, daß Heinrich eine sehr große Erbschaft in Peru heben wird. Die geizige Schöne hat aber auch schon den Plan gemacht, wie sie ihres jungen Eheherrn, wenn ihr Zweck, das Gewinnen der Erbschaft, geglückt sein würde, sich wieder entledigen könnte. Zu dem Behufe wird der junge eheliche Jurist, der schon in den Flitterwochen einen so vollkommenen Pantoffelmann vorstellt, als hätte er sich ein ganzes Menschenalter darin geübt, nach einer Seestadt geschickt, unter dem Vorwande, eine Rechtssache für seine Ehehälfte zu führen. Durch die Helfershelfer des christlichen Eheweibes wird er dort trunken gemacht und zum Matrosen gepreßt. In dieser neuen Würde gelangt er nach lebensgefährlichen Fahrten und Begegnissen nach Südamerika. Der Leser vermuthet nun, die böse Absicht der christlichen Ehefrau werde zum Guten ausschlagen und Heinrich werde das Gewebe, welches Eigennutz um die Erbschaft zog, zerreißen und so Sieger werden. Aber der Leser wird in seinen Erwartungen getäuscht. Der junge Mann gelangt gar nicht nach Peru, wird Commis in Chile, erwirbt Schätze und kehrt sehnsuchtsvoll zu seiner liebenswürdigen Frau in die Heimat zurück. Auf den Verlauf der Erbschaftsangelegenheit hat seine nothgedrungene Reise nach Amerika auch nicht den mindesten Einfluß. Der Leser kommt leicht auf den Gedanken, der Verfasser habe Heinrich, den Pantoffelmann, nur deswegen auf Reisen geschickt, um die Erinnerungen eigener Reisen, die Schilderung des tropischen Himmels und aller jener Naturschönheiten anbringen zu können. Der einzige Gewinn, den Heinrich erlangt, ist die Sicherheit, daß er nun als ein reich Gewordener seiner reichen Ehehälfte ganz anders sich entgegenstellen könne; aber das Reichwerden war ja durch tausend andere Mittel zu bewirken.

Der Advocat, welcher die Hoffnungen auf die Erbschaft durch sein Bekanntmachen angeregt und zugleich mit der Prüfung der Ansprüche unter den sich Meldenden beauftragt war, hat indessen einem aus der Irrenanstalt entlaufenen Schwachsinnigen die ganze Erbschaft zugesprochen. Er behält denselben großmüthig in seinem Hause, führt die Vormundschaft über ihn und wird so selbst der eigentliche Besitzer des großen Vermögens. Die von dem Advocaten fürchterlich Gerupften, vom Freiherrn bis zum Todtengräber, regen nach echt deutscher

Manier seinen Finger, um ihre Ansprüche geltend zu machen und die Entscheidung des Herrn Gnäftorius (so heißt der Rechtsgelehrte) zu prüfen. Die Einheit des zuweilen sehr auseinandergehenden Stücks wird nur insofern hergestellt, daß alle Anspruchmachenden sich zuletzt als Betrogene erkennen. Heinrich Desel hört bei seiner Zurückkunft nach der lieben Heimat, daß seine Ehehälfte rücksichtlich seiner einen Todtenschein bekommen haben will und denselben verbreitet hat. Er läßt sich daher von seiner schönen Quälerin scheiden, da der scharfsinnige junge Jurist und zeitherige Commis endlich die edle, langgehegte Absicht derselben erkennt.

Die Leserinnen werden mit diesem Schluß freilich nicht zufrieden sein, da der viele Gefahren endlich überwunden habende junge Mann nicht zum guten Ende in den Hafen der Ruhe einläuft, in die Arme der Liebe! Ja, die Leserinnen werden vielleicht auch sonst noch einen Groll auf den „flotten" Verfasser werfen, weil sie aus mehrern ironischen Bemerkungen über weibliche Herzen schließen könnten, daß er nicht so unbedingte Verehrung vor ihrem Geschlechte hegt. Der Verfasser hat allerdings auch außerdem große Neigung, die Beweggründe menschlicher Handlungen aus sehr trüber Quelle abzuleiten. Er wird sicherlich für seine Ansichten hinreichende Beweise vorbringen können; aber wir glauben, Leute, die viel gereist sind und vieler Menschen Sinn erkannt haben, werden oft von ihrer eigenen Gewohnheit abhängig. Sie gewinnen einen gewissen praktischen Blick, der wol meistens sie ganz sicher leitet, aber sie gewöhnen sich auch leicht daran, das Edlere, was tiefer in manchem Menschen ruht, zu übersehen. Etwas Höhnisches zeigt der Fröhliche, wie uns scheint, z. B. wenn er behauptet, das Heimweh sei oftmals weiter nichts als die sehnsüchtige Begierde nach einem Leibgericht. Das Heimweh, das vielleicht lange schon scheinbar ganz beschwichtigte, kann zuweilen durch den unbedeutendsten Umstand wieder erweckt werden, aber die Veranlassung und das Heimweh selbst sind sehr verschiedene Dinge.

Mögen indessen Leserinnen wegen des Schlusses und einiger Bemerkungen dem Verfasser grollen, wie Psychologen ihm auch nicht immer beistimmen werden: Leser, welche eine erheiternde Lektüre suchen, werden seiner Erzählung sicherlich nicht fehlen.

In Bezug auf die Sprache haben wir einige Ueberladungen zu rügen, z. B. „der Pfarrer pflegte abends häufig auf das Schloß zu gehen"; „Er war toll in sie vernarrt" — das ist wol die verliebte Narrheit in der zweiten Potenz?

Ernst Oswald.

Aeltere und neuere Lebensanschauungen.

1. Die Einheit des Lebens. Vortrag bei der Wiedereröffnung der Vorlesungen über Physiologie an der turiner Hochschule am 23. November 1863 gehalten von J. Moleschott. Gießen, Ferber. 1864. 8. 10 Ngr.
2. Das neue Denken, oder die für unsere Zeit nothwendige Reform der hergebrachten Denkweise. Von einem Vereine für das neue Denken. Berlin, Beck. 1863. Gr. 8. 10 Ngr.
3. Die Phantasie und ihre Schöpfungen. Eine Studie zur Psychologie. Vortrag gehalten zu Magdeburg den 3. December 1863 von Arthur Richter. Magdeburg, Creutz. 1864. Gr. 8. 7½ Ngr.

An der turiner Hochschule docirt ein deutscher Professor, ein interessantes Zeichen der Zeit, und man fürchtet sich vor dem Materialismus, für dessen Repräsentanten er gilt, in dem katholischen Lande nicht. Es weht ein frischer Geisteshauch in dem geeinigten Italien, und jede Ueberzeugung, die mit wissenschaftlichen Waffen vertheidigt wird, hält man dort hoch, sollte man sich auch gedrungen fühlen sie zu bekämpfen.

In seinem ersten Vortrag: „Die Einheit des Lebens" (Nr. 1), zur Einleitung der Vorlesungen über Physiologie knüpft Moleschott an die Bemerkung an, daß die Schüler Hegel's eine besondere Vorliebe für die Trilogie haben und daß die leitende Regel der dreigliederigen Eintheilung, möge sie auch oft misbraucht worden sein, bisweilen eine tiefe Vernunft aus ihrer Verwirklichung hervorleuchten lasse, da sie in ihren Händen gleichsam den Werth eines Vernunftwerkzeugs erhalte. In der allgemeinen Weltgeschichte seien drei große Zeiträume unterschieden worden: im ersten habe die unbefangene Menschheit, in den Reizen der Natur sich wiegend, den Zwiespalt zwischen Natur und Geist noch nicht empfunden; im zweiten sei der Gegensatz zwischen dem vernünftigen Bewohner des Erdballs und den irdischen Banden auseinandergeklafft, denen jener im Jagen nach einer transscendentalen Glückseligkeit habe entfliehen wollen; im dritten wisse der Mensch, seiner Selbstherrschaft inne geworden und mit der Außenwelt versöhnt, daß er nicht der Mikrokosmus im Gegensatz zum Makrokosmus, sondern ein wesentlicher Bestandtheil des letztern selber sei. Mit charakteristischen von dem hervorragendsten Merkmal entlehnten Namen wird das erste Zeitalter als das dichterische, das zweite als das mönchische und das dritte als das vernünftige bezeichnet. Eine ähnliche Eintheilung lasse sich auf die Entwickelung der Wissenschaft, die das Leben erforscht, anwenden. Obwol die Perioden in der Geschichte der Physiologie mit den großen Zeiträumen der allgemeinen Weltgeschichte nicht zusammenfallen, so verfolgen sie doch dieselbe Richtung und gehorchen denselben Gesetzen wie die Gesammtentwickelung der Menschheit.

Nachdem die rein mythischen Personificationen vorhergegangen, beginnt das erste Zeitalter der wissenschaftlichen Betrachtung des Lebens mit Hippokrates und reicht bis auf Galilei. Innerhalb desselben begegnen wir der unbefangenen Unmittelbarkeit, die von der Herrschaft mechanischer, physischer, chemischer Gesetze in den Lebenserscheinungen nichts ahnte, weil solche Gesetze noch gar zu spärlich waren. Es bestand noch kein Gegensatz zwischen der teleologischen, vitalistischen Vorstellung und der ursachlichen, natürlichen Darstellung der Dinge, und die Einheit des Lebens war noch nicht bedroht, weil man nicht daran denken konnte, es zu zergliedern. Kein Vorgang des organischen Lebens ist in seinen stofflichen Merkmalen, seinem Werden, Wachsen, Welken, in seinen Ursachen und Folgen vor Harvey, also vor Galilei, beschrieben worden. Dieser große Physiker steht an der Schwelle des zweiten Zeitraums beobachtend und sinnend im Dome zu Pisa. Er hat zugleich mit der Methode der Physik ihre Grundgesetze kennen gelehrt und könnte mehr noch als Baco selbst für den Vater der exacten Wissenschaft gelten. Wir erlauben uns hierzu die Bemerkung, daß die sogenannte exacte Methode, d. h. die Forschung mittels der Induction und des Experiments auf philosophischem Gebiet, bereits von Baco entdeckt und zuerst von Galilei auf die Physik angewandt wurde. Entsprechend dem zweiten Weltalter der Geschichte habe diese Periode einen ascetischen Charakter, wie ihn die ausdauernde Anstellung mühevoller Versuche mit sich bringe. Als die bedeutendsten Erzeugnisse derselben werden zunächst die Abhandlungen von Harvey über den Blutumlauf mit dem Herzen als Druckpumpe und von Borelli über die thierische Bewegung mit den Knochen und Muskeln als Hebeln und Kräften bezeichnet. Man habe sogar aus Mangel an sichern chemischen Kenntnissen über das Ziel hinweggeschossen und z. B. die Verdauung rein mechanisch erklären wollen. Erst nachdem Lavoisier durch seine Theorie der Verbrennung eine wahrhaft wissenschaftliche Grundlage für die Chemie gefunden, wurde sie mit Erfolg auf die Physiologie angewandt, worauf man dazu fortgehen konnte, die besondern Eigenschaften der einzelnen Organe und die Rolle zu untersuchen, welche ihnen bei der Abwickelung der Lebenserscheinungen zukommt. Als Frucht solcher Arbeiten gewann Haller die Muskelreizbarkeit und Bichat die Einsicht, daß der Körper aus Gewebseinheiten bestehe, und zur histologischen, physiologischen, pathologischen Zergliederung der Organe war der Grund gelegt. Indessen reiche die Vorstellungsweise der ersten Periode noch weit in die zweite hinein, wie der „Archäus" (Lebensgeist) des Paracelsus und van Helmont beweise, welcher die Organe

beherrsche und dessen Affect die Krankheiten zu Wege bringe, ebenso die „Seele" G. Stahl's, welche als Reaction gegen den Krankheitsstoff das Fieber erzeuge. Ja sie wirke noch bis auf den heutigen Tag auf die Anschauung der ersten Vertreter der Wissenschaft trübend ein, wie z. B. Liebig, dessen glanzvolle Ideen sonst Licht über den Schatten schwerer Irrthümer verbreiten, die physischen und chemischen Erscheinungen des Organismus der Lebenskraft unterordne. In der dritten Periode endlich, die als die synthetische oder einheitliche bezeichnet wird, habe die Physiologie die Aufgabe sich gestellt, die Wechselbeziehungen zwischen den Verrichtungen der Organe aufzusuchen und die Vielheit derselben in die Einheit des Lebens zusammenzufassen. Sie müsse den Fluß des Lebens überraschen, der in ewigem Wellenschlage die Lebenserscheinungen in einen Strudel des Werdens und Vergehens verwandelt. Daher seien die flüchtigen Bilder nach Art des Photographen aufzufangen, um die spätern Zustände des Lebens mit den frühern vergleichen zu können. Dann gewahre man überall Ursachen und Folgen, Wirkungen und Gegenwirkungen. Blut und Nerven, Athmen und Bewußtsein, Empfindung und Bewegung sind in nächster Wechselbeziehung, ja manche Nerven haben sehr verschiedene Functionen, wie z. B. der Gesichtsnerv als Bewegungsnerv zugleich Gehör, Geruch und Geschmack unterstützt und der herumschweifende Nerv Bewegungs- und Empfindungsfasern einschließt, die bezüglich der Herzthätigkeit in feinster Weise reflectorisch aufeinander einwirken. Wie ein einziger Lebensact zu seiner Verwirklichung eine Mehrzahl von Organen erfordere, so werden durch einen einzigen Vorgang Aufgaben in großer Vielseitigkeit erfüllt. Beispiele bieten die Gelenke, der Darm, die Milz und vor allem das Athmen und der Blutlauf dar. So hängt vom Kreislauf des Bluts die Zufuhr der Ersatzmittel in alle Gewebe und der Uebergang neuer Nahrungsstoffe in die Blutbahn selbst ab, die Absonderung aller jener Säfte, mit deren Hülfe das Einzelwesen und die Gattung sich erhält, und die Ausscheidung dessen, was aus der Rückbildung der Gewebe hervorging, die Erzeugung, Verbreitung und Regelung der Körperwärme, die Bewegung der Muskeln und das Empfindungsvermögen der Sinneswerkzeuge, die Wahrnehmung und das Bewußtsein des Gedankenwerkzeugs, der Ausdruck der Furcht, die erblassen macht, und der Freude, welche die Wangen röthet. Das Leben sei nicht darum eine Einheit, weil es aus einer einzigen Kraft entquelle, sondern weil es als ein Fluß mit individueller Formbeständigkeit der Wellen den unantastbaren Gesetzen der Naturnothwendigkeit gehorche. Vielgestaltig gleiche es „einem Webermeisterstück, wo ein Tritt tausend Fäden regt, die Schifflein herüber-, hinüberschießen, die Fäden ungesehen fließen, ein Schlag tausend Verbindungen schlägt".

Wie in Deutschland von gewissen Seiten her die Bestrebungen der neuern Zeit namentlich auch auf wissenschaftlichem Gebiete gewürdigt werden, dafür gibt einen sprechenden Beleg die Schrift, betitelt: „Das neue Denken" (Nr. 2). In einer Manier, die ironisch sein soll, sucht sie alles, was dem Althergebrachten entgegentritt, auf das leidenschaftlichste und gehässigste zu verdächtigen und läßt eine nahe Verwandtschaft mit den Grundanschauungen einer gewissen politischen Zeitung deutlich durchblicken. Man brauche über alle wichtigen menschlichen Dinge immer nur das Gegentheil von dem zu denken, was früher darüber gedacht worden. Gott und Religion seien abzuschaffen, womöglich durch allgemeine Abstimmung. Zu diesem Zweck sei die Ansicht immer allgemeiner zu machen, daß die mathematischen Wissenschaften die schwierigsten Aufgaben des menschlichen Denkens behandeln und daß ein Theolog in seiner Wissenschaft gar zu leichte und armselige Aufgaben habe. Die Astronomie müsse freilich gelernt werden, aber die Beschäftigung mit der Bibel trage zu ihrem nähern Verständniß nichts bei. Es dürfe um so weniger etwas gepredigt werden, was über den gemeinen Verstand des Weltmenschen und des nach der neuen Denkart Gebildeten hinausgeht. Aus der Schule werde der Religionsunterricht entfernt; Mathematik und Naturwissenschaften sollen in Zukunft den ersten Rang einnehmen und der Geschichtsunterricht nur insoweit gestattet sein, als das Kind belehrt werde, daß die gegenwärtigen Staatsordnungen durch willkürliche Verträge bestehen. Diese Sätze sind jedoch nur die Anfänge; es wird bald ein noch höherer Ton angeschlagen. Ein guter Zweck heiligt auch ein böses Mittel, enthalte nur eine halbe Wahrheit; nach dem Princip der neuen Denkart seien böse Zwecke durch böse Mittel zu erreichen. Man müsse sich an den Eigennutz des schlichten Landmanns wenden, um ihm einleuchtend zu machen, daß er viel weniger Steuern zu zahlen haben würde, wenn man das Kriegsheer ganz abschaffte, wenigstens eine nur zweijährige Dienstzeit einführete. Die Todesstrafe sei zwar unzulässig, jedoch mit der Beschränkung, daß die neue Denkart Morde an Männern der alten Denkart begehen dürfe. Wenn ein König in Italien seinem Vetter das Land raubt, so müsse er für einen Ehrenmann gehalten, die gegen den Raub sich sträubenden Unterthanen aber verdienen als „Briganti" erschossen zu werden. Wie oft italienische Fürsten ihren Eid auf die gegebene Verfassung dem Volk gegenüber gebrochen haben, bleibt natürlich unerwähnt. In Preußen sollen übrigens nur die Beschlüsse des neudenkenden Abgeordnetenhauses als Recht gelten. Durch eine Reihe von Maßregeln, die einzeln angegeben werden, wie Trennung von Schule und Kirche, Einführung von unbeschränkter Gewerbe-, Preß-, Rede- und Versammlungsfreiheit suche das neue Denken seinen letzten Plan, die Revolution, zur Verwirklichung zu bringen.

Daß Voreingenommenheit bei theologischen Fragen wie in andern Wissenschaften unberechtigt sei, wird wol schwerlich bezweifelt werden und für die dreijährige Dienstzeit mag sich vieles sagen lassen. Wenn aber vernünftige Einrichtungen nicht nur mit der Revolution, sondern sogar mit der Berechtigung zu Diebstahl, Raub und Mord schamlos zusammengestellt werden, so ist ein Faden verständigen Zusammenhangs nicht mehr zu finden. Die Mäßigung und Besonnenheit haben längst sich abgewandt, und an deren Stelle bleibt allein der nackte Parteihaß. Extravaganzen in solchem Zustande sind für die Wissenschaft nur noch psychologisch von Interesse.

In dem von Arthur Richter zu Magdeburg gehaltenen Vortrag über „Die Phantasie und ihre Schöpfungen" (Nr. 3) wird die Phantasie für eine Verhaltungsweise der Seele erklärt, ein Mittleres zwischen Bewußtem und Unbewußtem, in welchem alle Radien der Seelenthätigkeit zusammenlaufen. Der Redner betrachtet die Seele als ein ewiges, gottartiges Wesen, für welches das sinnliche Bewußtsein, das in Schlüssen sich bewegende Denken und das auf Trieben und Neigungen beruhende Wollen als niedrige Acte erscheinen. Schon Plotin habe erkannt, daß über unserm gewöhnlichen Denken eine Fähigkeit liege, unmittelbar die Wahrheit zu schauen. In dieser Sphäre liegen die Phantasie und das religiöse Gemüth. Nimmt man jedoch dem Sprachgebrauch gemäß die Seele nur als Lebensprincip und den Geist als das freie, gottartige (menschliche) Princip, so gehört die Phantasie, ebenso wie das Gemüth, wesentlich dem letztern an. In jedem Zeitalter, unter jedem Himmelsstriche, in jedem Volke, ja in jedem Individuum erscheine die Phantasie anders. Diese Unterschiede und die Entwickelung ihrer Gestaltungskraft machen zwar eine historische Betrachtung derselben möglich; es sei aber die philosophische Methode von einer Anwendung auf die Geschichte durchaus fern zu halten. Wenn dies im Ernst gemeint ist, so müßte die Geschichte für den Redner stets nur ein Aggregat von Thatsachen mit willkürlicher Anordnung und Eintheilung bleiben. Denn die philosophische Methode ist bei der Geschichte wie bei den Naturwissenschaften keine aprioristische Construction, sondern das Aufsuchen der in den Thatsachen selbst liegenden Vernunft und objectiven Gliederung. Im Bewußtsein finde sich eine noch wenig untersuchte Sphäre, in der als dunkle Gestaltungen im Hintergrunde unsers Denkens und Wollens alle Thätigkeiten und Zustände des Naturlebens der

Seele sich spiegeln. Zu ihnen gehören Stimmungen, Traumgebilde, Trieb- und Sinnesempfindungen, von welchen allen die Phantasie abhängig sei. Bei der Durchführung im besondern werden von den wechselnden Stimmungen durch Jahres- und Tageszeiten, Umgebung und Klima die bleibendern im Temperament, Geschlecht und den Altersstufen wurzelnden unterschieden. Von den Traumgebilden haben die eigentlichen Träume keinen ethischen Werth, während Ahnung und Vision auf göttlichem Grunde ruhen können. Wenn das richtige Verhältniß zwischen dem vorstellenden Subject und der objectiven Welt verschoben wird, so finden Einbildungen statt, welche Wahngebilde schaffen. Mit der Täuschung, daß die Einbildung auf Wahrheit Anspruch mache, beginne die Seelenkrankheit und ihre dämonische Gewalt. Die Spannung des Triebes und die Zurückhaltung von der natürlichen Befriedigung errege die Phantasie in energischer Weise und gebe sie im letztern Falle der Einbildung und einer verkehrten Richtung anheim. Für die dichterische Vorstellungskraft sei die Schärfe der Sinnesempfindungen nicht nothwendig; sie scheine sogar durch ein über die wahrzunehmenden Gegenstände gebreitetes Halbdunkel besonders erregt zu werden.

Im Kreise der vom Verfasser sogenannten geistigen Seelenthätigkeiten üben die Gefühle der Freude und Trauer, der Liebe und des Hasses, das Wollen und das religiöse Gemüth einen mächtigen Einfluß auf die Phantasie aus, während ihren Bildern selbst das Denken einwohnen müsse und nur das gemeine, verständige Bewußtsein von ihrem seligen Taumel überwältigt werden, das höhere vernünftige Bewußtsein aber als kritische Besonnenheit sie begleiten solle. Als Schöpfungen der Phantasie findet der Redner, indem er von der sinnlichen Sphäre ausgeht und allmählich in immer geistigere und idealere Regionen sich erhebt, die besondern Künste: die Architektur, Sculptur, Malerei, Musik und Poesie. Er bringt aber auch Symbole der Wissenschaft und Religion, die räumlicher Art oder Zahlen sind, mit hinein und wirft die Frage auf, ob vielleicht Raum und Zeit gleichfalls Geschöpfe dieser Thätigkeit seien. Der Deduction J. H. Fichte's, daß die Seele durch die Phantasie den Leib gestalte, wird insoweit beigepflichtet, als die erstere, jedoch nur unbewußt wirkend, als eine solche Kraft gedacht werden müsse. Durchaus einverstanden sind wir mit der in der Rede ausgesprochenen Ansicht, daß die Phantasie von der Vorstellungskraft nicht der Art nach, sondern nur durch den idealern Gehalt sich unterscheide. Im Hinblick auf die Doppelnatur dieser Function, die Wahrheit in den Schein hülle, könne man sich so ausdrücken, daß das Phantasiegebilde selbst nach seiner Auflösung in die Klarheit des Gedankens gleichsam sich sehne, wie denn der letzte Seufzer einer die Welt umspannenden Phantasie der Ruf nach Licht gewesen. **Eugen von Schmidt.**

Erzählungen aus der neuern Kriegsgeschichte.

Erinnerungen deutscher Offiziere in britischen Diensten aus den Kriegsjahren 1805—16 nach Aufzeichnungen und mündlichen Erzählungen zusammengetragen und mit einzelnen geschichtlichen Erläuterungen begleitet von H. Dehnel. Hannover, C. Rümpler. 1864. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Der würdige Veteran, dessen Rückblicke auf seine eigene Militärlaufbahn (Nr. 29 d. Bl. f. 1860) so viel Anerkennung gefunden haben, bietet jetzt eine Sammlung von persönlichen Erlebnissen mehrerer alter Militärs aus ihren Feldzügen, ergänzt durch Auszüge aus kriegsgeschichtlichen Werken, und will sie den militärischen Unterhaltungsschriften eingereiht wissen. Wir möchten ihr einen höhern Platz anweisen. Freilich wird sie unterhalten, aber auch belehren. Mittheilungen aus subalternen Sphären, in welchen jene Männer damals standen, haben ihren besondern Werth dadurch, daß sie die Einzelheiten der Kriegsbegebenheiten schildern und diese dadurch anschaulicher machen, auch manchen Einblick in Verhältnisse gewähren, über welche die kriegshistorischen Schriften schweigen. Die „Erinnerungen" werden nicht allein den Veteranen, deren Reihen sich mehr und mehr lichten, ein Ehrengedächtniß stiften und ihren Familien lieb sein, sondern auch den jüngern Offizieren eine reiche Quelle der Belehrung, nicht blos ein „Krümchen", wie der Herausgeber bescheiden sagt, darbieten. Viele in der engern Heimat werden auch die biographischen Notizen willkommen heißen, welche fast über jede Persönlichkeit, deren im Text Erwähnung geschieht, mit möglichster Ausführlichkeit gegeben sind: dies biographische Material zu sammeln, hat gewiß die größte Mühe gekostet.

Das Werk beginnt mit den Aufzeichnungen und mündlichen Mittheilungen des Obersten Hesse, welcher unter den eigenthümlichen Verhältnissen Hannovers im Jahre 1806 in die britisch-deutsche Legion trat; dieselbe hatte sich bekanntlich schon seit der im Sommer 1803 erfolgten Entwaffnung und Auflösung der hannoverischen Armee aus Offizieren und Soldaten derselben gebildet und durch eifrige Werbung verstärkt. „Rekrutenleiden" heißt das erste Bild, das der Veteran gibt, denn Hesse konnte allerdings nicht gleich als Offizier eintreten. „Des Kriegers Weihe" empfing er vor Kopenhagen, als England den Dänen die Flotte geraubt; jetzt haben sie von England gegen Deutschlands gerechte Waffen Hülfe erwartet; damals schrieb ein Flugblatt: „Jede Spur der alten Spannung zwischen Dänen und Deutschen ist verwischt, sie haben nur ein gemeinsames Ziel!" Wäre es doch so geblieben, hätte eine wahnsinnige verblendete Partei nicht die Mishandlung und Knechtung eines deutschen Stammes betrieben und dadurch das Band zerrissen, das nach uralter gemeinsamer Abstammung ein natürliches sein sollte! Dem energischen Widerstande des Inselvolks läßt der Erzähler auch damals Gerechtigkeit widerfahren. Das Bombardement von Kopenhagen ist vortrefflich geschildert. Hier nur eine Stelle: „Der durch Congreve'sche Raketen angezündete Thurm der Frauenkirche, der mit hellglänzenden, aus den Schallöchern herausleckenden und bis zur Spitze reichenden Flammenzungen das dunklere allgemeine Glutmeer überragte, bot einen unbeschreiblich großartigen Anblick. Unter furchtbarem Getöse stürzte der Thurm endlich in sich senkrecht zusammen in das unter ihm wogende Flammenmeer, und während ein schwarzer glutgemischter Dampf hoch aufwirbelte, erscholl aus den Reihen unserer Armee ein sich weithin verbreitendes Hurrah, begleitet von dem Rule Britannia der zusammengetretenen Musikbanden." Wir freuen uns, den Herausgeber in dieser prächtigen Schilderung, zu welcher der Erzähler wol nur die Contouren geliefert hat, mit seiner ganzen Frische, die wir schon früher anerkannt, wiederzufinden. 9 Fregatten, 14 Kriegsschaluppen und eine große Anzahl kleiner Schiffe und Kanonenboote nebst etwa 20000 Tonnen Kriegsmaterial wurden den Dänen geraubt, im Gesammtwerthe von 5 Millionen Pf. St. (35 Mill. Thlr.).

Der Erzähler, bald darauf zum Offizier befördert, führt uns dann nach Portugal und schildert Land und Leute: Lissabons Zustand mit seinem unergründlichen Koth — vergrößert durch den gänzlichen Mangel an Aborten — mit seinen Tausenden herrenloser Hunde, die Spielwuth der Portugiesen und andere wenig empfehlende Züge; doch sind die deutschen Offiziere allerdings nur mit den untersten Volksschichten in Berührung gekommen. Dem Verfasser ist es während seiner sechsjährigen Feldzüge auf der Halbinsel nur ein einziges mal vorgekommen, daß ihm von seinem Wirth eine Collation vorgesetzt wurde! Die Einquartierung hatte nämlich auf Wellington's Befehl von den Wirthen nur Obdach zu fordern, sonst nichts.

Nach dem Plane unsers Werks, die gesammelten Erinnerungen mit dem Verlaufe der Kriegsbegebenheiten in Zusammenhang zu bringen, sind die einzelnen Tagebücher nicht selten unterbrochen; ein anderer Augenzeuge tritt ein, um später einem dritten oder wieder dem ersten Platz zu machen, wenn dieser mehr zu erzählen weiß. Dadurch ist in das Ganze ungemein viel Abwechselung und Lebendigkeit gekommen; man glaubt sich in einen Kreis alter Kameraden versetzt, von denen jeder das Seinige zur Auffrischung der Kriegserinnerungen beiträgt. Für den Angriff auf Oporto, welchem Hesse wegen Krankheit nicht beigewohnt, nimmt der jetzige General der Infanterie von

Brandis das Wort und berichtet dann über die Schlacht von Talavera de la Reyna, wobei der Herausgeber Zusätze aus den Papieren und Mittheilungen dreier anderer Offiziere einschaltet, welche an dieser Schlacht theilgenommen haben. Ehrenvoll wird des Major Hartmann erwähnt, welcher 1856 als General und Commandeur der hannoverischen Artilleriebrigade gestorben ist. (Vgl. die treffliche Biographie, welche der Sohn des Ehrenmannes herausgegeben hat, besprochen in Nr. 46 d. Bl. f. 1858.) In der genannten Schlacht tritt mit besonderer Lebhaftigkeit geschildert die verunglückte Attake der Anson'schen Cavaleriebrigade hervor, wonach Bramisch, „Geschichte der deutschen Legion", zu berichtigen ist. Dann läßt der Verfasser unsers Werks den Oberst Hesse wieder sprechen. Dieser erzählt von den Zuständen nach der Schlacht, von den Winterquartieren in Beira, von der Schlacht von Busaco (aus welcher wir in allen taktischen Lehrbüchern figurirende Beispiele der Linie gegen Colonnenangriff ausführlich dargestellt lesen) und von den berühmten Linien von Torres-Vedras, ferner den Rückzug der Franzosen aus Portugal mit den Grausamkeiten, welche sie nicht blos an Menschen, sondern auch an Thieren verübt: die Deutschen fanden z. B. in einer Niederung eine große Anzahl von Eseln zusammengekauert und mitleiderregenden Ansehens, denen die feindlichen Soldaten die „Hespen" (Hessen?) durchgehauen hatten. Zur Schlacht von Fuentes de Onor, von Hesse geschildert, hat auch der braunschweigische Oberst von Barnewitz, dessen Regiment in demselben tapfer gekämpft, Beiträge geliefert; Napier in seinem bekannten Werke leidet, wie unser Herausgeber mit Recht bemerkt, wo es die Thaten deutscher Truppen betrifft, auffallend an Gedächtnißschwäche. Um so verdienstvoller die Werke, welche deutsche Waffenehre wahren, wie das vorliegende und andere, die wir bereits in d. Bl. besprochen, z. B. in Nr. 41 f. 1860.

Bemerkenswerth in dem spanischen Kriege ist die nachahmenswerthe Sitte in beiden streitenden Heeren, nicht auf unvorsichtige Einzelne zu schießen: Hesse sagt das ausdrücklich; auch Major Schaumann erzählt, daß er auf durchgehendem Pferde dicht an einem französischen Quarré vorbeigekommen, aus welchem man aber nicht auf ihn geschossen, sondern ihm blos — die Zunge herausgestreckt habe. Das Gefecht von El Bodon ist aus dem Tagebuche des damaligen Rittmeisters Gordemann, mit Zusätzen des Generals von Düring beschrieben. Dabei kam eins der hartnäckigsten Cavaleriegefechte vor, die wol je stattgefunden haben. Eine deutsche Schwadron allein wurde in der Zeit von dreiviertel Stunde achtmal vom Feinde attakirt und warf ihn ebenso oft zurück; der Führer derselben, Rittmeister Bogmann, von einem feindlichen Escadronchef zum Zweikampf herausgefordert, fiel dabei, nicht von der Hand seines Gegners, sondern durch einen Reiter, welcher letztern begleitet hatte, niedergeschossen. Die alliirten Schwadronen haben an diesem Tage nicht weniger als vierzig Attaken ausgeführt.

Im Januar 1812 begann hierauf die Belagerung von Ciudad Rodrigo, von welcher Brandis erzählt. Wir lesen dann höchst anschaulich geschildert vom Major von Hengel, mit vielen Einschaltungen anderer Zeugnisse, den Sturm von Badajoz, folgen wieder Brandis zur Schlacht von Salamanca, am 20. Juli 1812, und auf den Marsch nach Madrid, wobei aus den hinterlassenen Papieren des Generals Wyneken das Gefecht von Las Rojas eingefügt wird. Ueber den Aufenthalt in Madrid finden wir viel interessante Einzelnheiten, nach all den Kriegsscenen auch wieder einmal Salonbilder. Zu einem Ball bei der Marquesa de Alcanizas eingeladen, fand Brandis dort Lord Wellington nebst einer großen Anzahl englischer und spanischer Generale, auch mehrere Guerrillaführer. Keine junge Dame war zu sehen; die große Gesellschaft saß in einem Saale im Kreise an den Wänden herum und die Marquesa befand sich allein in der Mitte einer Versammlung von Generalen, Offizieren des Stabes und Adjutanten. Es wurden Eis und Packete mit Zuckerwerk herumgegeben, die alten Generale sahen diese Packete mürrisch an, ein Roastbeef und ein steifer Grog wäre ihnen lieber gewesen; die jüngern Offiziere begriffen nicht, wie man eine solche Gesellschaft einen Ball nennen könne. Endlich nach 10 Uhr stand Lord Wellington auf und empfahl sich; sämmtliche Generale folgten. Jetzt öffneten sich plötzlich zwei große Flügelthüren und die Offiziere erblickten zu ihrem Erstaunen zwei hellerleuchtete Säle voll junger Damen. Die Musik ertönte und der Prinz von Oranien, den die Marquesa zurückgehalten hatte, als er Wellington folgen wollte, eröffnete den Ball, der bis zum anbrechenden Morgen dauerte. Diese „schönen Tage von Aranjuez" gingen aber bald vorüber und die Truppen wieder dem abziehenden Feinde nach. Es folgt die Belagerung von Burgos, welche aufgehoben wurde, weil die vereinigten französischen Heere unter Soult und dem Könige Joseph den Rücken der Armee bedrohten, welche dem ihr schon gegenüberstehenden Heere Souham's nur 33000 Mann entgegenzustellen hatte, wovon mehr als ein Drittheil Spanier. Ueber diese urtheilen unsere Berichterstatter nicht anders als die Gebrüder Hirschfeld.

Aus Wyneken's Papieren erzählt der Verfasser unsers Werks noch das Gefecht von Venta del Pozo, welchen Namen noch heute die hannoverischen Gardejäger, deren Stamm die beiden leichten Bataillone der deutschen Legion gebildet, in der Fahne und auf den Tschakoschildern führen. Dann begleiten wir Brandis auf der weitern Retirade nach Portugal, welche Hesse, bei Burgos verwundet, auf einem Ochsenkarren 70 Meilen weit nicht eben gemüthlich mitgemacht. Als Episode ist vom braunschweigischen Oberstlieutenant von Brömbsen das Abenteuer eines Fourragier-Detachements bei Tordesillas eingeschoben; Hengel berichtet hierauf von Wellington's Eröffnung des Feldzugs von 1813, wodurch der Feind in fünf Wochen bis an die Pyrenäen zurückgedrängt wurde, und die Erstürmung von Tolosa, wozu Oberst Ompteda durch Sir Thomas Graham den sehr lakonischen Befehl erhielt: „Sehen Sie die Stadt dort?" — „Ja." — „So gehen Sie und nehmen dieselbe." Der Sturm kostete Hengel den linken Arm. Wyneken's Erinnerungen von der Belagerung von San-Sebastian knüpfen wieder an Brandis an, der nun weiter den Uebergang über die Bidasoa, den Einmarsch in Frankreich und die Einschließung von Bayonne schildert, welcher der Frieden von Paris ein Ende machte. Dann folgt noch, was derselbe Offizier von der Schlacht von Waterloo erzählen kann, und kurz gehalten der Marsch nach den hannoverischen Landen, die Auflösung der Legion und ihr Uebertritt in hannoverische Dienste.

Einen selbständigen Abschnitt bildet die Aufzeichnung des Generals von Erichsen zur Geschichte des englisch-braunschweigischen Husarenregiments vom September 1809 bis 24. Juni 1816, wo dasselbe aufgelöst wurde, weil Braunschweig keine Vermehrung seiner Cavalerie brauchen konnte. Dem Regiment waren schon während dessen Aufenthalts in Sicilien bedeutende Vergünstigungen in einem eigenhändigen Schreiben des Herzogs Friedrich Wilhelm zugesichert worden. Als aber das Offiziercorps des Regiments diese Zusicherung vor seiner Auflösung bei der nach dem Heldentode des Herzogs eingetretenen vormundschaftlichen Regierung geltend machen wollte, ward es abschläglich beschieden. Und als um Rückgabe jenes der Regierung im Originale eingereichten, von dem hochseligen Herzog mit eigener Hand geschriebenen Documents gebeten wurde, um solches dem Prinz-Regenten von England, als damaligem Obervormund, vorlegen zu können, erfolgte die Antwort, daß dieses Schreiben nicht wieder aufzufinden sei! Die Schwarzen hatten eben ihre Schuldigkeit gethan und konnten gehen.

Unter der Ueberschrift „Verschiedenes" sind dem Werke aus Mittheilungen mehrerer Mitkämpfer, welche genannt werden, noch einige Kriegsabenteuer, Charakterzüge und Anekdoten zum Schlusse angefügt, aus denen wir einen charakteristischen Vorfall hervorheben. Die Schotten verschmähten, gegen alle Felddienstinstruction, immer die Deckung im Feuergefecht, welche andere Schützen sonst eifrig suchen und, wenn sie gut ist, selbst zum Avanciren ungern verlassen. Einer der Klügern in der aufgelösten schottischen Feuerlinie, die sich in der Schlacht von

Fuentes de Onor in den Gärten aufgestellt, hatte sich, um seinen Schuß besser anbringen zu können, hinter eine Mauer gedrückt. Kaum gewahrten dies seine Kameraden, als sie mit den Worten: „Kannst du verdammter Kerl dich deinen Feinden nicht zeigen, wie du gewachsen bist?“ auf ihn zustürzten, ihn überlegten und ihm eine tüchtige Tracht Prügel applicirten. Von höherm Interesse sind die drei Episoden aus dem Leben des kürzlich verstorbenen Generals Hallett, welche der Verfasser noch auf dessen letztem Krankenlager aus seinem Munde gehört hat, eine aus der Belagerung von Kopenhagen, die zweite aus dem dänischen Kriege von 1813 und die dritte: Cambronne's Gefangennehmung, welche die Franzosen wegen des bekannten, Cambronne zugeschriebenen: La garde meurt, mais elle ne se rend pas! in Zweifel ziehen, selbst Thiers. Hallett hat dem Verfasser die Wahrheit fast in die Feder dictirt und durch seinen Namenszug beglaubigt. Danach haben die „Alten“ auf Hallett's wiederholten Zuruf: Rendez-vous, mes amis! ihm allerdings geantwortet; wer oder was, hat er nicht verstanden; ihren commandirenden Offizier, der sein Pferd verloren hatte und zu Fuß hinter seiner retirirenden Colonne herging, hat er aber persönlich angegriffen, worauf dieser den Säbel fortgeworfen und mit den Worten: Je me rends, sich als General Cambronne zu erkennen gegeben. Als gleich darauf Hallett's Pferd, von einer Kugel getroffen, stürzte, hat der Gefangene versucht wieder zu entlaufen, ist aber von Hallett eingeholt und an der Achselschnur festgehalten worden. Thiers läßt ihn verwundet auf dem Schlachtfelde liegen bleiben!

Wir sagen dem Veteranen, der uns diese reiche Sammlung von Thatsachen, in lebensvoller Darstellung einheitlich verbunden, geschenkt hat, unsern wärmsten Dank dafür.

Karl Gustav von Berneck.

Der Dichter August Wolf.

August Wolf's gesammelte und nachgelassene Schriften. Dresden, Kuntze. 1864. 8. 1 Thlr.

Ich spreche von einem todten Dichter, von einer problematischen Natur, von einem Manne, dem die Erde jetzt leichter ist, als ihm die Satzungen der Menschenwelt waren. Seine wenigen, nur einen Band füllenden Schriften sind, wie der schwungvolle Epilog annehmen läßt, von seinem Freunde A. Dulk geordnet und herausgegeben worden. Sie lagen mir zur Besprechung mit den neuesten Poesien vor; ich wünsche aber auf diesen begabten Dichter besonders aufmerksam zu machen, da ich es nicht über mich gewinnen kann, eine so ungewöhnliche Erscheinung unter dem durchschnittlich Gewöhnlichen verschwinden zu sehen, und hoffe, die Redaction d. Bl. wird meinen wenigen Worten den geeigneten Platz gönnen.

Wolf war ein äußerlich sehr schöner Mann. Sein ganzes Wesen ging in der Hingabe an zwei mächtige Erregungen auf. Früh schon beherrschte ihn ein gewaltiges Schönheitsgefühl, das ihn mit seinen Bestrebungen und allen Erscheinungen in der Natur und Gesellschaft in Conflict brachte, insofern er das Ideal, das seiner Seele vorschwebte, vergebens suchte; und dies Vermissen dessen, was seine Existenz zur beruhigenden Abrundung und Ausgleichung nöthig hatte, versenkte ihn in eine tiefe verzehrende Trauer, die nur von der Glut seines Fühlens und Denkens verscheucht und auf Augenblicke in ihr Gegentheil umgewandelt wurde. Denn eine starke, berechtigte Lebenslust durchglühte sein gesundes Herz.

Jene beständige Verneinung rief nun ein Zweites wach, eine Frage, deren Beantwortung er mit der ganzen Energie seines eminenten Talents dem Leben abzugewinnen suchte. War hier das Ideal der Schönheit nicht zu finden, wo dann? Je weniger aber seine Bemühungen von Erfolg gekrönt wurden, je geflissentlicher stellte er das Nein, das ihm überall entgegentönte und dessen Umwandlung in ein beseligendes Ja die Aufgabe seines Lebens werden mußte, nun selbst auf, und bewies die unbedingte Wahrhaftigkeit dieser ihn marternden Verneinung. Er suchte den Urgrund aller Schönheit, aller Wahrheit, alles dessen, was die Seele in der Unendlichkeit des Jenseits ersehnt und zu hoffen wagt, er suchte Gott, und wo er ihn auch suchte, schallte ihm die entsetzliche Antwort entgegen: es ist kein Gott. Wenn Buddha diese Antwort in erlösende Offenbarung umwandelte und den Preis des vollendeten Lebens in der Nirwana, in dem Verschweben ins Nichts zu gewinnen und so aus dem Entsetzen der Unruhe in die ewig beseligende Ruhe überzugehen hoffen ließ, so erntete Wolf aus seiner unaussprechlichen Liebe und Sehnsucht zu Gott alle Qualen des Atheismus, denn er hatte die Nacht der Vernichtung geschaut. Diese Pein nährte er mit aller Consequenz, „und“, sagt der Herausgeber, „es ist eine bekannte Thatsache, daß Lebenskräfte, welche nicht rechtzeitig ihre Verwendung nach außen finden, sich mörderisch gegen das Innere des Trägers wenden und nicht ruhen, bis sie ihr Werk vollendet haben. So geschah es hier. Ein Menschenauge, das, wie selten eins, geschaffen war in Lebensfreude zu funkeln, sah man allmählich in Düsterkeit und Krankheit sich verschleiern, bis der Tod es schloß.“

Nur wer den Kampf, den Wolf gerungen, selbst durchlitten hat, wer als ein Gottsuchender durchs Leben ging, wer im Schweigen der sternenhellen Nacht mit verlangendem Auge durch den unendlichen Himmel geirrt, von Stern zu Stern fragend und erschreckt von der ewig kalten Verneinung, wer sich schlaflos in die Kissen seines Lagers vergrub, den Schmerz der Verzweiflung verstummend niedersank auf das pochende Herz, ruhelos durch die schweigenden Gemächer schritt, wer Gott mit der zerreißenden Angst eines verirrten Kindes gesucht, seine Arme ausgebreitet, um sich an die Brust des endlich gefundenen liebenden Vaters zu werfen, und nur Schatten umarmte, der nur kennt die unaussprechlichen Leiden eines — Atheisten.

Wenn ein solcher Gottsuchender ein Dichter ist, dann wird seine gemarterte Seele zuweilen sich erquicken an den besänftigenden Klängen der Davids-Harfe. Diese ertönt in den Schöpfungen Wolf's. Der Schmerz ist der Grundton aller Poesie, denn das Ungenügen am Diesseits, das Sehnen nach endlicher Befriedigung, der Drang dies auszusprechen und einer Seele zu klagen, die für solches Leid Verständniß hat, rufen Gedanken wach, die nur in einer für das gewöhnliche Leben nicht berechtigten Form sich darstellen können. Tritt zu diesen Grundursachen aller Poesie noch Körperleid, Noth und Sorge, Verkennung und Kränkung hinzu, so entwickelt sich der elegische Dichter. So ist Wolf erfaßt, geleitet und gezwungen worden, so hat er, aus immer neuen Wunden blutend, sich und der so selten solcher Rede lauschenden Welt gesagt und geklagt, was seine Seele peinigte, zuweilen auch entzückte. Aber bevor er im Sagen und Klagen zum ganzen Dichter reifen konnte, oder eigentlich bevor er an diesem Aussprechen seines innersten Bewegens insofern wenigstens Genügen fand, als er in seinen Schöpfungen das Ideal der Schönheit erkennen durfte, ja bevor er die Ironie verstummen machte, die ihm beständig zurief, daß all sein Treiben nichtig sei, gewann er den aufmerksamsten, sich nie davonschleichenden Zuhörer — den Tod.

So ist gedichtet und zur Ausführung für bessere Tage skizzirt worden, was unter obigem Titel vorliegt.

Glühende Sinnlichkeit bei dem reinsten Gefühl vermehrte den Conflict, an welchem Wolf unterging. Er erschrak vor der philisterhaften Nüchternheit der Menschen. Nur die Natur bot ihm Trost, aber seine feurige Neigung forderte mehr: Verständniß, Liebe und Genuß. Die Lebhaftigkeit seiner Empfindung bereitete ihm neue Täuschungen, weil er so leicht — weil zu gern — jene drei gefunden zu haben hoffte, um bald seinen Irrthum bitter zu beklagen. Ist Wolf als eine Knospe im Werden zur Blüte dahingegangen, oder als ein überreifes Product der Civilisation?

Die moderne Poesie mit ihren Uebertreibungen und die wahre reine Poesie einer schönen Seele kämpften in diesem Dichter gegeneinander, und der Tod überraschte ihn in dem nahezu beendeten Streit. In der ersten Abtheilung finden

wir jene Anklänge der modernen Poesie, und am deutlichsten spricht das kleine Gedicht: „Ich wollte schaun in Gottes Angesicht“, diesen zur Ausgleichung drängenden Conflict aus, der dadurch entstand, daß die moderne Poesie nur die Grundform der Schönheit darbietet, ohne eine Ahnung zu gewähren von der darauf zu zeichnenden Symbolik. Dadurch ist sie eben mehr und mehr in eine Allgemeinheit übergegangen, die sie der rechten Tiefe beraubt.

Wolf hat dies gefühlt, und in der zweiten Abtheilung „Hinterlassene Gedichte“ tritt die Symbolik, die schon in der ersten sich emporringen will, vollständig in ihr Recht. Ebenso sind die Fragmente von Tragödien und die beiden Novellen, welche der vorliegende Band enthält, von dem göttlichen Hauche dieser Symbolik angeweht. Nur ein Accord aus dieser reichen Harmonie sei dem Leser hiermit dargeboten. Meine Wahl wird von der Kürze der Gabe bestimmt:

Gebet eines Atheisten.

Wenn ich an meine Lieben denk',
An die Gestorbnen und die, so leben,
So ist mir, als müßt' ich aus Herzensgrund
Die Hände zum Gebet erheben.

Wohin? — Zu wem? — Ich weiß es nicht,
Wohin ich sie erheben könnte;
Wo ist das liebende Gottesherz,
Das meinem Flehn Erhörung gönnte!

O käme meinem verlangenden Sinn
Von seinem Sein geweihte Kunde,
Ich würde beten voll Inbrunst heiß,
Wie nie ein Pilger auf heil'gem Grunde.

Doch wenn mein Herz verloren klagt,
Wer ist es, der vernimmt die Klage?
Und sprech' ich mein tiefstes Fühlen aus,
Weiß ich, ob ich's den Lüften nicht sage?

Doch beten wollen ist auch Gebet,
Und ist ein Ohr, zu hören die Klage,
Und ein Herz, wie mein's, zu erbarmen sich
Und zu achten unserer Menschheitslage,

So leg' ich an dies Götterherz
Meiner Geliebten Tod und Leben,
Daß ihnen es gebe, was ich nicht vermag,
Und was ich so gerne möchte geben!

Hermann Neumann.

Notiz.

Testamentarische Seltsamkeiten.

In der „Revue britannique“ — einer Zeitschrift, die sich bekanntlich die Vermittelung der englischen und nordamerikanischen periodischen Literatur an solche, welchen das Französische leichter zugänglich ist als das Englische, zum Ziele gesetzt hat — begegneten wir einem dem „Dublin University Magazine“ entlehnten Aufsatze „Curiosites testamentaires“. In diesem Artikel findet sich eine herrliche Blumenlese testamentarischer Seltsamkeiten und Schrullen. Das Absonderlichste, was ein Mensch testamentarisch verfügen kann, möchte sich in folgender Erklärung einer hohen englischen Dame vorfinden: „Ueberzeugt, daß mein Hund der treueste meiner Freunde gewesen, setze ich ihn zum Vollstrecker meines Testaments und meiner letzten Willenserklärungen ein. Meine Liebhaber sind Betrüger, meine Freunde untreu und falsch. Unter allen mich umgebenden Geschöpfen habe ich nur eins von guten Eigenschaften gefunden, dies ist meine Fidele.“ Deshalb, so lautet die Schlußfolgerung, soll Fidele die freie Verfügung über den Nachlaß haben und wen Fidele anwedelt, der soll ein Legat haben. In demselben Artikel ist auch die Rede von jenem Abenteurer, der als König Theodor von Corsica zeitweilig eine so klägliche Rolle spielte. Dieser König Theodor, oder Theodor von Neuhoff, wie er bekanntlich hieß, starb in einem ärmlichen Logis zu London, nachdem er sein illusorisch gewordenes Königreich zuvor seinen Gläubigern vermacht hatte. Seine Gläubiger werden sich für die Erbschaft bedankt haben. In den letzten Jahren seines Lebens ward König Theodor durch die Gnade Horace Walpole's unterhalten. Walpole trug auch die Kosten der Beerdigung und setzte ihm ein Denkmal mit folgender, wol nicht allgemein bekannter Inschrift:

The grave, great teacher! to a level brings
Heroes and beggers, galley-slaves and kings.
But Theodore this moral learn'd ere dead;
Fate pour'd its lesson on his living head,
Bestow'd a kingdom and denied him bread.

Ja wohl, das Schicksal gab ihm eine ernste Lehre bis an seinen Tod, es gab ihm ein Königreich und entzog ihm das Brot. Die Angabe, daß König Theodor eine Tochter des Grafen von Lucan, Patrick Sarsfield, zur Gattin gehabt habe, wird in selbigem Artikel als ungenau bezeichnet und einiges wenige über den Oberst Frédéric, welcher als Theodor's Sohn bekannt war, hinzugefügt. Dieser Sohn eines so kläglich zu Grunde gegangenen Vaters nahm auch ein klägliches Ende. Denn nachdem er in den feinern Kreisen Londons längere Zeit eine hervorragende Rolle gespielt hatte, entleibte er sich mit einem einer bessern Sache würdigen Stoicismus. Der Verfasser des Artikels hat wol recht, wenn er meint, die menschliche Absonderlichkeit sei ein Meer ohne Ufer und ohne Grund. Will doch der Verfasser einen Herrn, sicher einen Engländer, gekannt haben, der sich einbildete von Glas zu sein und deshalb fürchtete im Sitzen in Stücke zu zerbrechen. Bei solchen wunderlichen Leuten darf man sich dann nicht wundern, wunderlichen Testamenten zu begegnen. Der ziemlich umfangreiche Artikel endet in nicht gerade erfreulicher Weise mit einem Hinweis auf Luther, welcher seine Feindschaft gegen Erasmus von Rotterdam gleichsam als eine Erbschaft hinterlassen und sich nicht gescheut habe auszusprechen, das Testament, welches er hinterlasse, sei, daß er den Erasmus für den gefährlichsten Feind des Christenthums halte. 11.

Bibliographie.

Hettner, H., Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. 3ter Theil. 2tes Buch: Das Zeitalter Friedrichs des Großen. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Krummel, L., Johannes Hus. Eine kirchenhistorische Studie. Darmstadt, Zernin. 1863. Gr. 8. 10 Ngr.

Kuhn, E., Die stadtische und bürgerliche Verfassung des römischen Reichs bis auf die Zeiten Justinians. 1ster Theil. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Kurz, E., Das Wiederaufleben deutscher Dichtung in Oesterreich seit der 2ten Hälfte des 18. Jahrhunderts, ein bequemer Leitfaden für alle, die sich mit der neueren vaterländischen Poesie bekannt machen wollen. Krems. Gr. 8. 8 Ngr.

Lichtenberg, E. v., Arbeit und Bildung in ihrer Beziehung zum Proletariat. Leipzig, Abel. Gr. 8. 20 Ngr.

Mühlfeld, J., Pater Bernhard. Leben und Wirken eines Jesuiten, den Papieren einer alten Hofdame nacherzählt. Zwei Theile. Anclam, Dietze. 1865. 8. 1 Thlr.

Das Pfarrhaus in Rothstein. Von der Verfasserin der „Macht der Liebe.“ Berlin, Buchhandlung des Missions-Vereins. 16. 5 Ngr.

Reinsberg-Düringsfeld, O. Freih. v., Das Wetter im Sprichwort. Leipzig, Fries. 8. 20 Ngr.

Scherenberg, E., Stürme des Frühlings. Neue Gedichte. Berlin, Schindler. 1865. 16. 1 Thlr.

Vida, H., Die Seidenraupe, ein Lehrgedicht, lateinisch und deutsch herausgegeben von Hoffmann. Neisse, Hinze. Gr. 8. 9 Ngr.

Wuttke, A., Handbuch der christlichen Sittenlehre. 1ster Band. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 2 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Classiker des Mittelalters.

Mit Wort- und Sacherklärungen.

Herausgegeben von

Franz Pfeiffer.

Erster Band.

Walther von der Vogelweide.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Die Sammlung, deren erster Band hiermit vorliegt, wird dem deutschen Volke neue, sorgfältige, das Verständniss erleichternde Ausgaben der schönsten mittelhochdeutschen Dichtungen in ansprechender Ausstattung und zu billigem Preise darbieten. Professor Dr. Franz Pfeiffer in Wien hat, unterstützt von einer Anzahl anderer Männer, sämmtlich Namen von gutem Klang und bewährter Kraft, die Leitung des Ganzen übernommen; die Verlagshandlung war durch eine Ausstattung, wie sie niemals bisher den altdeutschen Dichtern zutheil geworden, und durch ungewöhnlich billigen Preis den Ansprüchen des Publikums in jeder Hinsicht entgegenzukommen bemüht; und so ist mit Sicherheit zu erwarten, dass diese Sammlung die Liebe zu den Dichtungen deutscher Vorzeit im Herzen des Volks neu beleben und dieselben einem grössern Kreise als bisher dauernd erschliessen werde.

Der erste Band, enthaltend die Gedichte **Walther's von der Vogelweide**, eingeleitet, herausgegeben und erklärt von Franz Pfeiffer, ist nebst einem ausführlichen Prospect in allen Buchhandlungen vorräthig, woselbst auch Unterzeichnungen auf die ganze Sammlung angenommen werden.

In der **Meyer**'schen Hofbuchhandlung in Lemgo und Detmold ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Lehre

von den

Landständen

nach

gemeinem Deutschen Staatsrechte

von

F. A. v. Campe,

Fürstl. Schaumb. Lipp. Reg. Rathe.

Zweite, völlig umgearbeitete Auflage.

Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Das hier angekündigte Buch, die Arbeit des reifern Mannesalters des Verfassers, ist in der That ein ganz neues Werk. Der Standpunkt ist der des wahrhaft conservativen Staatsmannes. Neben gründlicher Gelehrsamkeit fehlt nicht die eingehendste Kritik; und somit ist hier allen politischen Parteien ein tüchtiger Wegweiser geboten.

Lemgo und **Detmold** im September 1864.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das System der erworbenen Rechte.

Eine Versöhnung des positiven Rechts und der Rechtsphilosophie

von

Ferdinand Lassalle.

Zwei Theile. 8. Geh. 5 Thlr.

Dieses bedeutendste Werk des vielgenannten, kürzlich verstorbenen Verfassers eröffnete nach dem Ausspruch von Autoritäten eine ganz neue Epoche der Rechtswissenschaft; es verdient nicht nur die Beachtung der gesammten juristischen und philosophischen, sondern ebenso der politischen Kreise und des größern gebildeten Publikums, indem darin zum ersten mal die wissenschaftliche Lösung des bisher ungelösten Conflicts zwischen dem demokratischen Princip und dem Recht und der Rechtsidee zu geben versucht wird. Das Werk verfolgt somit neben dem wissenschaftlichen auch einen praktisch-politischen Zweck.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Leichtfaßliche Anleitung zum

Feldmessen und Nivelliren

mit den einfachsten Hülfsmitteln.

Für Forst- und Landwirthe, Bautechniker, forst- und landwirthschaftliche Anstalten, Gewerbe-, Bürger- und Realschulen bearbeitet von **Jacob Heussi.**

Mit 52 Figuren in Holzschnitt. 8. Geh. 15 Ngr.

Dieses Werkchen will diejenigen, welche weitergehender mathematischer Kenntnisse entbehren, auf eine leicht verständliche Weise anleiten, ein gegebenes Terrain zu vermessen, zu nivelliren und zu kartiren, die Flächen zu berechnen und zu theilen, Erdarbeiten nach vorangegangener Berechnung auszuführen u. s. w., und dies alles mit den einfachsten, wohlfeilsten und leicht zu behandelnden Instrumenten.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Lehrbuch der Geodäsie. Nach dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft für Feldmesser, Militärs und Architekten bearbeitet. Mit ungefähr 500 in den Text eingedruckten Figuren in Holzschnitt. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Soeben erschien das **22. Heft** der 11. Auflage von

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

(Berlin — Bezoarsteine.)

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes werden noch Unterzeichnungen zum Subscriptionspreise von

☛ 5 Sgr. für das Heft von 6 Bogen ☚

angenommen und sind die bereits erschienenen Hefte sowie der erste und zweite Band daselbst vorräthig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 41. — 6. October 1864.

„Das Charakterbild Jesu" von Schenkel und die Literatur über Renan.

Zu den Darstellungen des Lebens Jesu von Strauß und Renan ist eine dritte selbständige und bedeutende Arbeit hinzugekommen, gleichfalls bemüht die Ergebnisse der Forschung für die Gemeinde fruchtbar zu machen, ja, vornehmlich darauf bedacht, den Glauben an den Erlöser in unserm Volke zu stärken und zu befestigen, zumal derselbe ja sein ganzes Wirken dem armen nothleidenden und gedrückten Volk gewidmet habe: Schenkel's „Charakterbild Jesu".*) Neben der Kühle der untersuchenden Kritik bei Strauß und dem novellistischen Reize der Schilderung bei Renan finden wir deshalb hier eine rhetorische Färbung und Wärme, und wir meinen mitunter den Prediger zu hören, der nicht blos den Verstand aufklären, sondern auch das Herz erheben und auf den Willen wirken will. In Christus ist ja das sittliche Ideal der Menschheit verwirklicht, und gerade von diesem Standpunkt aus sucht Schenkel seine Charakteristik zu zeichnen. Wie Weiße hält Schenkel sich zunächst an das Marcus-Evangelium, das er durch Matthäus und Lucas ergänzt; die Abfassung des Johannes-Evangeliums setzt er an den Anfang des 2. Jahrhunderts; er erkennt darin die Einflüsse der griechischen Philosophie und sagt:

Eine Auswahl von Erinnerungen aus der evangelischen Ueberlieferung über die öffentliche Wirksamkeit Jesu hat der Verfasser, von dem zeitgeschichtlichen Rahmen entkleidet, in die Region des ewigen Gedankens hinaufgerückt und mit der Verklärungsglorie eines spätern Jahrhunderts umgeben. Er hat das gethan mit einem Verständniß des innersten Wesens und der letzten Ziele des Lebenswerks Jesu, wie eine frühere geistig und sittlich beschränktere Zeit es noch nicht vermocht hätte. Das vierte Evangelium ist daher eine wirklich geschichtliche Quelle für die Darstellung des Charakterbildes Jesu, aber in einer höhern vergeistigten Bedeutung des Worts. Ohne dasselbe mangelt uns im Bilde des Erlösers die unergründliche Tiefe und die unerreichbare Höhe, und es müßte uns seine die Gesammtheit der Menschheit erneuende unendliche Wirkung ein Räthsel bleiben. Jesus Christus war nicht an den einzelnen Punkten seiner Lebensentwickelung so, wie der vierte Evangelist ihn schildert, aber er war so in der Tiefe und auf der Höhe seines Wirkens; er war nicht immer so in der Wirklichkeit, aber er war doch so in der Wahrheit. Die drei ersten Evangelien haben uns den mit den schweren irdischen Naturmächten noch ringenden, das vierte hat uns den in der Siegeskraft des Geistes verherrlichten Erlöser geschildert, jene den Sohn Israels, der in seiner Menschlichkeit zum Himmel emporstrebt, dieses den König des Himmels, der vom Throne der Ewigkeit voll göttlicher Huld in die Menschenwelt herabsteigt. Unsere Schilderung darf freilich die irdisch natürliche Grundlage der ersten Evangelien nicht verlassen, wenn sie eine geschichtliche sein will, aber ein ewig wahres wird das Charakterbild Jesu doch erst im Himmelsglanze der Beleuchtung, welche vom vierten Evangelium ausstrahlt.

Mit andern Worten: die ersten Evangelien geben das Christusbild, Johannes den Christusbegriff; jene wählen was er gesprochen und gethan, dieser erklärt uns, warum er so reden und handeln konnte und was er für die Welt geworden ist.

Innerhalb strengkirchlicher Kreise hat es, wie Schenkel einmal bemerkt, als die erste Bedingung echter christlicher Frömmigkeit gegolten, in Betreff der Person Christi das Widerspruchvollste für möglich, das Begriffwidrigste für wirklich zu halten. Man übersieht, daß man dadurch Verstand und Vernunft außer Verhältniß zu der Religion setzt, dem Glauben eine feindselige Stellung zur Geistesbildung und Culturentwickelung anweist. Der Rationalismus hat dem abhelfen wollen, aber er ist dem Heiland nicht gerecht geworden; er hat das Uebernatürliche entfernt und die Person Jesu für den Verstand durchsichtig gemacht; aber nun bleiben seine Wirkungen unbegreiflich. Es fehlt ihm die ursprüngliche Gemeinschaft mit dem Göttlichen, das in ihm nicht gegenwärtig erscheint, sondern lediglich überweltlich bleibt. Schenkel's Gottesbegriff ist allerdings viel lebendiger, und das gibt seinem Werk auch ein Unterscheidungsmerkmal von Strauß und Renan, daß er sich offen und warm zu der Lehre Christi bekennt, daß die Persönlichkeit Gottes und die Unsterblichkeit der Seele ihm keine überwundenen Standpunkte sind. Aber hier und da sucht er mit dem Rationalismus noch äußere Anknüpfungen, z. B. in der Hochzeit von Kana, für uns eine symbolische Erzählung, wie durch das Hochzeitmahl, zu dem Christus uns beruft, das

*) Das Charakterbild Jesu. Ein biblischer Versuch von Daniel Schenkel. Dritte Auflage. Wiesbaden, Kreidel. 1864. Gr. 8. 1 Thlr.

Wasser in Wein, das Irdische und Gewöhnliche ins Geistige und Göttliche verwandelt und verklärt wird; Schenkel aber denkt mit dem Rationalisten Paulus an eine wirkliche Begebenheit, und meint, daß Christus auf natürliche Weise für neuen Wein gesorgt, als der alte anfing auszugehen; die Sache verliert so alle religiöse Bedeutung und wird ein Hochzeitsscherz, allenfalls geeignet, um die Stellung Christi zu den Freuden und Genüssen des Lebens zu bezeichnen. Oder Schenkel nimmt als Thatsache und Ausgangspunkt für den Glauben an die Auferstehung an, daß das Grab Christi in der Morgenfrühe des ersten Wochentags nach der Kreuzigung leer gefunden worden sei. Aber die Jünger haben sich ja nach der Kreuzigung nach Galiläa zurückgezogen, und dort ist Christus ihnen erschienen. Diese Erscheinungen stehen fest, sie begründeten den Umschwung im Gemüth der Jünger, aber der Apostel Paulus stellt sie in eine Reihe mit derjenigen, die auch ihm auf dem Wege nach Damaskus zutheil geworden, und sie war keine leibliche, sondern eine geistige, eine Vision. Schenkel wirft die Frage nicht auf, ob diese Vision ein Erzeugniß des aufgeregten Gemüths war, das nun sich sammelte und das ganze Leben und Wirken des Meisters überdachte, und wie es inne ward, daß er leidend sein Werk vollendet und zum Vater eingegangen, nun auch in dieser seiner Verklärung ihn schaute; oder ob eine reale, geistige Einwirkung der Seele des Abgeschiedenen auf die der Jünger stattfand; jedenfalls werden wir hier ein Geisteswunder, ein unmittelbares Walten und Einwirken Gottes auf den Geist der Menschen festhalten müssen, und dies können wir, wenn uns Gott sowol der Selbstbewußte als der Unendliche ist, in dem wir leben, weben und sind, der uns und alles durchdringt und dessen Stimme wir im Gewissen und in der Vernunft vernehmen. Und hier scheint es, daß auch Schenkel das Verhältniß Gottes und des Menschen noch innerlicher, immanenter fassen muß, um die Einheit der göttlichen und menschlichen Natur in Christus, wie die durch ihn uns erworbene oder hergestellte, zum Bewußtsein gebrachte Kindschaft zu begreifen.

Schenkel zeichnet uns das Charakterbild Jesu durch die Geschichte seines Lebens und Todes, indem er bei den Ereignissen stets die Charakterzüge betont, welche in ihnen hervortreten und uns vorbildlich sind. Mit Recht legt er den Berichten von der Versuchung einen geschichtlichen Werth bei; ohne Geisteskampf, ohne Ueberwindung der auch ihn lockenden Sünde hätte die Reinheit Christi ja keinen sittlichen Werth! Sodann hält Schenkel mit Recht das Thatsächliche der Heilungen fest, in welchen Jesus, leiblich und geistig kerngesund, auf das krankhafte und zerrüttete Seelen- und Nervenleben Hülfesuchender einen befreienden und harmonisirenden Einfluß übte, wobei ihm der Glaube und die Einbildungskraft derselben entgegenkam und er stets auch eine sittliche Wechselwirkung herstellte. Der Grundton seines Wesens und Wirkens ist Versöhnung und Friede, das Gepräge seiner Lehre und Stiftung ist Erhebung und Freude. Er vertritt Menschenrecht und Menschenwürde gegenüber dem Buchstaben der Satzung und proclamirt die Freiheit des Cultus. Er stiftete das Gottesreich, das neue Leben aus Gott und in Gott.

Nur der Geist macht das Volk und die Menschheit wahrhaft lebendig, nur durch das Leben des Geistes und durch jeden, welcher es in sich trägt, wird der Zugang zum himmlischen Vater eröffnet. Diese Lehre vom Geist und dem aus ihm entspringenden Leben, oder vom allein lebendig machenden Geist, wie er quillt und strömt aus der unmittelbaren Fülle und Tiefe der Gottheit, war die Speisung der Tausende in der Wüste.

In der Idee des Gottesreichs, des Reichs der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der Liebe, lag ein Keim, der über das jüdische Volksthum hinaus auf die ganze Menschheit hinwies; in der Berufung der Jünger gründete Christus eine Gemeinde, die nicht auf privilegirten Ständen, auf Schulgelehrsamkeit oder äußerlichen Satzungen, sondern auf dem kindlichen Glauben des Volks, auf der reinen Gesinnung ruhen und von unten herauf wachsen sollte. Diesem Gedankengang wäre anzufügen, wie Christus sich von Anfang an nicht als den Messias proclamirt, sondern in seiner Thätigkeit sich als solcher erweist und ruhig abwartet, bis ihn die Jünger erkennen. Er wendet sich an die Freiheit, die eigene Ueberzeugung der Menschheit. Er erkannte sich als den Sohn des himmlischen Vaters, der dessen Willen verkündete und vollbrachte, in seiner Persönlichkeit die ethischen Eigenschaften Gottes, seine Wahrheit und Liebe, selbst darstellte. Auch Schenkel sieht ein, wie die Stiftung des Christenthums nur dadurch möglich geworden, daß ein neues Gottesbewußtsein in der Person des Stifters mit eigenthümlicher Klarheit und schöpferischer Kraft sich ausgebildet hatte. Christus erfaßte die Geistigkeit, Allgemeinheit und Liebe Gottes, der nur durch den Ernst des Gewissens und die Reinheit der Liebe wirklich erkannt wird, der dem nach ihm Verlangenden sein Leben erschließt. „Aus der geheimnißvollen Tiefe seines eigenen Selbstbewußtseins, aus den reinsten Offenbarungen der Innerlichkeit seines Geistes ist er sich Gottes als seines Vaters bewußt worden; dies Bewußtsein hat er seiner Gemeinde in unmittelbarer Frische mitgetheilt und durch dasselbe das Wesen Gottes der Menschheit erschlossen.“ Weil Christus die Selbstsucht, die Sünde überwunden, weil er seinen Willen dem göttlichen Willen ganz ergeben, darum war keine Scheidung zwischen Gott und ihm, darum fühlte er sich aufgenommen in das ewige Leben, darum offenbarte sich das göttliche Bewußtsein sammt seiner Wahrheit in seinem eigenen Bewußtsein, oder die schöpferische Vernunft Gottes, das Wort, war verkörpert in ihm. Von hier aus konnte er seine Persönlichkeit als die Licht- und Lebensquelle für die Menschheit bezeichnen, sich den Weg zum Vater nennen. Das wird uns verständlich, wenn wir Gott als den einwohnenden Grund alles Lebens erfassen, aus welchem die Menschen mit der Bestimmung der Freiheit und Selbständigkeit hervorgehen. wenn sie selbstsüchtig mit ihrem Eigenwillen sich von Gott abwenden, so verdunkeln sie sich und verlieren das

Bewußtsein der Lebenseinheit mit ihm, und erst der, welcher die Sünde überwindet, gewinnt dadurch auch das Bewußtsein der Liebe und der gemeinsamen Wesenheit wieder, und gründet damit in der gottentfremdeten Welt das Gottesreich, in welchem die Geister sich in Gott und Gott in sich fühlen und erkennen und mit menschlichem Willen das Göttliche thun und verwirklichen; so wird der Vater alles in allem, weil alle die Glieder seines Reichs, die Strahlen seines Lichts sind, und was von ihm ausgegangen war, sich zu ihm wieder hinwendet, sich in ihm wiederfindet. Diese Gottesidee, wie sie die neueste philosophische Entwickelung Deutschlands erfaßt und begründet, ist mehr unbewußt als bewußt die Grundlage der Schenkel'schen Darstellung; dieselbe würde an Bestimmtheit und Klarheit gewonnen haben, wenn er sich die nothwendige Verbindung von Immanenz und Transscendenz Gottes, von seinem Sein und Leben in der Welt und seiner Erhebung über sie in der Einheit seines Selbstbewußtseins deutlich gemacht und sie in seinem Werke ausgesprochen hätte. Schenkel erkennt auch in Christus den freien, durch die Weltlage und seinen Kampf mit derselben bedingten Entschluß für die Menschheit in den Tod zu gehen.

Es war ihm zur unumstößlichen Gewißheit geworden, daß er kämpfen, leiden und sterben werde als ein Opfer für den gedrückten und mishandelten Theil der Menschheit, als der Freund und Bruder der Armen, der Nothleidenden und Elenden, auf welche die damaligen Spitzen der Kirche und des Staats mit Gleichgültigkeit und Verachtung herabzublicken gewohnt waren. Ein heiligender Lebensstrom floß aus seinem Blut in die Welt. Sein Tod ward ein Sieg der Freiheit und der Liebe, ein Lösegeld für die Gefangenen in Israel und in der Heidenwelt. Er weihte zugleich den Schmerz und das Leiden als die erhabenste Erscheinung des Göttlichen unter den Menschen; er verklärte das Opfer als die vollendetste Offenbarung der himmlischen Gerechtigkeit und Liebe.

Die heldenhaft sittliche Größe, wie die duldende Liebe im Todesgang Christi hat Schenkel in ihrer menschlichen Würde und Schönheit treffend hervorgehoben. Als er die Tiefe der Todesnoth überwand, da wurde sie für ihn die Höhe seiner Verherrlichung. Der mächtige Eindruck, der von seinem Kreuz ausging, hat seiner Sache und ihm selber den Sieg gewonnen.

In der dritten Auflage der vortrefflichen „Geschichte der neuesten Theologie" von Karl Schwarz findet sich eine Charakteristik Schenkel's, welche durch dessen vorliegendes Buch bestätigt wird. Schenkel, ein geborener Schweizer, ward in die Kämpfe seiner Heimat früh hineingezogen und an die frische Luft der Oeffentlichkeit, an Bewegung gewöhnt. Man hoffte in Heidelberg an ihm eine schlagfertige Kraft für die Vermittelungstheologie Ullmann's zu gewinnen; aber er war kein Doctrinär, sondern ein muthiger Volksmann, und bewährte sich als solcher in dem Streite der freien Richtung mit den ultramontanen und hierarchischen Tendenzen. Er schrieb seine Dogmatik vom Standpunkt des Gewissens, in welchem er die Wurzel der Religion und Sittlichkeit erkannte, und wenn er auch gar manches der Ueberlieferung zu Liebe beibehielt, in allen Hauptfragen hielt er am Recht der Vernunft fest. Von der Geistlichkeitskirche zur Gemeinde- und Volkskirche hinüberzugehen, Bildung und Christenthum zu versöhnen, ist sein Ziel. Schwarz sagt:

Neben Rothe und Bunsen ist es Schenkel, der als der dritte, diesen beiden nahe verbunden und ihr tapferer Kampfgenoß, sich gleich ihnen von manchen Täuschungen früherer Entwickelungsstufen losgerungen, manche alte und beengende Verbindungen muthig zerrissen, und seinem innersten Gewissenstrieb folgend mit der vollen Freudigkeit selbsterfahrener und errungener Wahrheit sich mitten in den lebendigen Strom der Gegenwart hineinbegeben hat.

Die Gemeindekirche, das Christenthum der Gesinnung, die Freiheit des Geistes ist es, was die neue Zeit verlangt, und weil das Schenkel'sche Buch wie das Renan'sche „Leben Jesu" diesen als ihren Gründer aufweisen, daher der Eifer der katholischen wie der protestantischen Hierarchie. Weil ihre Formel von Christus und ihre darauf begründete Herrschaft in Frage gestellt wird, so schreien sie über Gotteslästerung und Christusleugnung. Man beeifert sich in Deutschland mehrere französische Schriften gegen Renan zu verbreiten, die diesen Stempel tragen, am deutlichsten die des Bischofs von Arras, Parisis: „Jesus Christus ist Gott." Wie aber, wenn Jesus nicht einmal „guter Meister" heißen wollte, und selber sagte: „Niemand ist gut als der einige Gott!" Die Beweise des Bischofs sind lächerlich, seine Behauptungen ungeheuerlich. Wenn eine neutestamentliche Erzählung in Hinsicht auf eine Prophetenstelle geschrieben ist, so ist ihm die Uebereinstimmung beider ein Beweis für die Gottheit Christi. Die Kritik bezweifelt die Realität der Erzählungen, welche den Naturgesetzen widersprechen, aber der Bischof findet da „Wunder vom ersten Range", und versichert, daß unter Anrufung des „Namens" Jesu noch immer Wunder gethan werden, was nichts anderes als Zauberei und Hexerei wäre. Er versichert: „Die Kirche wollte, daß man das Kreuz anbete, und man betet es an in Wirklichkeit!" Wenn das kein Fetischdienst ist! Er spricht von dem Haß der Bösen gegen die übernatürliche Kraft des Kreuzes, und belehrt uns, daß das Brot vom Priester in die „Seele" Christi verwandelt werde! Und wenn Christus von der Ewigkeit seiner Worte spricht oder sich über den Sabbat stellt, so ist das ein Beweis, daß er sich zum Gott erklärt habe. Einige deutsche Autoren, z. B. Michelis, bringen das „Leben Jesu" von Renan in Zusammenhang mit dem französischen Kaiserthum; allein das hat ja den Verfasser seiner Stelle durch rohen Machtspruch entsetzt, und diesem bodenlosen Fabrikat des Bischofs von Arras ist ein empfehlendes Zeugniß Napoleon's vorgedruckt.

Der Bischof Dupanloup von Orleans, Mitglied der französischen Akademie, schreibt eine „Warnung an die Jugend und die Familienväter gegenüber den Angriffen von E. Renan und andern auf die Religion". Wir glauben, sie hat den entgegengesetzten Erfolg. Denn der Bischof reißt aus den Büchern von Renan, Littré, Maury, Taine Sätze aus dem Zusammenhange und stellt sie zusammen zur Anklage, wie einst Leo mit den Hegelingen gethan; er bringt ebenso wenig Gegengründe wie dieser, und sagt

ausdrücklich: „Ich gebe hier keine Widerlegung, keine Erörterung, sondern eine Verwerfung." Das wird freilich nur dem genügen, welcher an die Unfehlbarkeit des Herrn Dupanloup glaubt.

Weit besser ist die Arbeit eines Laien: „Das Evangelium Renan's" von Heinrich Lasserre. Wenn der deutsche Uebersetzer meint, daß Buch des Gegners sei buchstäblich in seinem Erfolg begraben worden, zwar weit verbreitet, aber auch durch so viele Zeugnisse für die positive Kirchenlehre widerlegt, so glaube ich eher, daß der romanische Katholicismus noch lange Zeit spüren wird, wie Renan noch nicht begraben ist. Laserre hat das Romanhafte, Willkürliche und Ungenügende bei Renan gut hervorgehoben, freilich ohne die Lichtseite anzuerkennen. Interessant ist folgende Stelle aus Renan's „Religiösen Studien"; nachdem er Gott, ähnlich wie Kant, für das Ideal der Vernunft erklärt hat, fährt er fort:

Denjenigen, welche von dem Gesichtspunkt der Substanz aus die Sache ansehen und mich fragen: „Hat nun dieser Gott ein Sein oder hat er es nicht?" denen werde ich antworten: Dieser Gott ist der, welcher ist, während alles übrige nur den Schein des Seins hat. Aber gesetzt auch, daß für uns Philosophen ein anderes Wort den Vorzug verdiente, so würde es uns zu einem unberechenbaren Nachtheile gereichen, daß wir dadurch alle poetischen Quellen der frühern Zeit uns abschnitten und uns durch unsere Sprache von der Einfältigen schieden, die Gott in ihrer Art so vortrefflich anbeten. Da das Wort Gott die Achtung der Menschheit für sich hat, da es verjährt ist und in all den schönen Dichtungen angewandt wird, so würde das Aufgeben dieses Wortes nichts anderes sein als ein Umsturz sämmtlicher Gewohnheiten der Sprache. Wenn ihr den Einfältigen sagt, sie sollten leben in der Sehnsucht nach dem Wahren, Schönen, Guten, so werden diese Worte keinen Sinn für sie haben. Wenn ihr aber sagt, sie sollten Gott lieben, Gott nicht beleidigen, so werden sie euch vortrefflich verstehen. Gott, Vorsehung, Unsterblichkeit sind ebenso viele gute alte Worte, nur etwas schwer, Worte, welche die Philosophie in immer feinerm Sinn auslegen, deren Stelle sie aber nimmer mit Vortheil durch andere Worte ausfüllen wird. Unter einer oder der andern Form wird Gott immer der Inbegriff unserer übersinnlichen Bedürfnisse sein, die Form, unter der wir das Ideal begreifen, gleichwie Raum und Zeit die Formen für den Begriff der Körperwelt sind. Mit andern Worten: Wenn der Mensch hintritt vor das, was schön, wahr und gut ist, so geht er aus sich selbst heraus und vernichtet, durch einen himmlischen Reiz erhoben, seine armselige Persönlichkeit, er begeistert sich, er geht in dem Höhern auf. Was anders kann das sein als Anbetung?

Wir sehen hier, daß Renan dem Materialismus gegenüber die selbständige Wirklichkeit und Wahrheit des Idealen behauptet, daß der Inhalt des Absoluten, das Gute, Wahre, Schöne treu bewahrt, und in Gott den Inbegriff dieser Ideen und damit zugleich das ewig Wesenhafte erkennt. Gott ist ihm, etwa wie unserm Fichte, die sittliche Weltordnung. Und das ist ein Großes. Aber nun verwickelt er sich in einen Widerspruch. Er nennt einmal Gott den Seienden, während alles andere nur den Schein des Seins habe, und dann erklärt er ihn für die Form, unter der wir das Ideal begreifen, und vergleicht dieselbe mit Raum und Zeit in Bezug auf die Körperwelt. Aber Raum und Zeit wären für sich nichts ohne das in ihnen sich darstellende und entwickelnde Reale, dies ist ihr Träger, und das Wahre, Gute, Schöne sind Ideen, die ihrerseits eines Trägers, des persönlichen, denkenden, wollenden, fühlenden Geistes bedürfen, um in ihm und durch ihn verwirklicht zu werden, und es ist deshalb unstatthaft, Gott als die Form zu bezeichnen, unter der wir sie auffassen, er ist vielmehr der Geist, dessen Inhalt und Form sie ausmachen, der sich in ihnen offenbart, wie die Natur in Raum und Zeit. Die sittliche Weltordnung setzt einen Ordner, das Gesetz einen Gesetzgeber voraus: es ist ja das Gesetzte, nicht das Setzende. Allerdings geht das Armielige unserer Persönlichkeit unter, wenn wir das Schöne, Gute, Wahre anschauen und in uns aufnehmen, aber unsere Persönlichkeit geht nicht unter, sondern sie kommt dadurch erst recht zu sich selbst und erhebt sich in das Unendliche, aus dem sie stammt und das ihr Wesen ist. Aber auf diese und ähnliche Weise Renan durch Entwickelung seiner eigenen Sätze weiter zu führen, zur ganzen und vollen Wahrheit, das hat keiner seiner Gegner vermocht, sie schimpfen und schreien lieber über Atheismus, auch in Deutschland, z. B.: Sebastian Brunner: „Der Atheist Renan und sein Evangelium." Der spricht von einer der Wasserscheu ähnlichen Wuth, die Renan gegen Gott habe; Renan, erzählt er, habe die vier ersten Weihen, den Verlobungsring der Kirche erhalten, aber ihn weggeworfen und sei davongelaufen, und darum vertheidige er den Judas, weil ihm sein Gewissen die Brandmarke der eigenen Judasrolle auf den Nacken drücke! Als Renan ordinirt werden sollte, habe er zu Dupanloup gesagt: „Ich glaube an keinen Gott." Dafür habe ihn der Bischof aus dem Seminar ausgeschlossen, ihm aber zur Deckung seiner Noth 500 Francs gegeben mit dem Auftrag, ihm nie wieder unter die Augen zu kommen. Das klingt ziemlich unglaublich. Auch Brunner fügt hinzu: „Wir haben für diese Begebenheit keine Bürgschaft." Aber warum erzählt er sie denn wie eine Thatsache und verbreitet sie? Ich finde das pfäffisch und unsittlich.

Das Büchlein des Weltpriesters Via: „Renan, was er ist, will und kann", hat auch keinen wissenschaftlichen Werth.

Die Schrift des mainzer Domkapitulars Heinrich unter dem Titel „Christus" ist würdiger gehalten, bringt aber nichts Neues, und von der Evangelienkritik hat der Verfasser wenig Kenntniß. Er führt am Ende den Ausspruch Renan's an: „Wir verdanken alles Beste, was wir besitzen, Jesu Christo, und so sehr ist er das Fundament der ganzen Menschheit, daß sie in Trümmer gehen müßte, wenn es möglich wäre, diesen Grundstein zu zerstören." Aber wie kann er nun meinen, daß Renan zu den Thoren gehöre, die diesen Grundstein mit frivolem Uebermuth unterwühlen? Es gilt ja nur den Kampf gegen die Formeln früherer Jahrhunderte, die uns kein genügender Ausdruck der bleibenden Wahrheit mehr sind, sondern eine dürre Schlangenhaut, die von der fortschreitenden Menschheit abgestreift wird. Wir wollen ja Christus weder leugnen, noch bekämpfen, noch verwerfen, sondern die geschichtliche Wirklichkeit seines Lebens rein erkennen

und die Vernunftwahrheit seiner eigenen Worte begreifen: seiner eigenen Worte, die etwas anderes sind als die Satzungen der Concilien und der Symbolischen Bücher!

Ein französischer Protestant, Pressensé, sagt in einer kritischen Studie über Renan: „Ist Jesus nur ein gewöhnlicher Meister, so gibt es kein absurderes und inhaltloseres Buch als das Evangelium. Man achte darauf: Nichts ist ärmer als diese Sprache, die immer darauf zurückkommt, eine Person als das Centrum des religiösen Lebens darzustellen, wenn diese Person eine bloße Creatur ist." Ja, man achte darauf! Die Bergpredigt, diese Verkündigung der lautersten Moral, diese Darstellung der sittlichen Wahrheit und wahren Sittlichkeit in ihrer Vollendung, sie ist „inhaltlos und absurd", wenn ein Mensch sie vorgetragen! Weil die Religion Leben, das gottinnige Leben der Liebe ist, darum wird auf die Persönlichkeit Christi so großes Gewicht gelegt, da er das Wesen der Religion in seiner Persönlichkeit vollendet darstellt. Damit ist er eben keine „bloße Creatur", sondern der Offenbarer Gottes, der Wiederhersteller der Einheit der göttlichen und menschlichen Natur im Bewußtsein der Menschheit, das sie durch die Sünde verloren hatte. Gott ist der Vater und Christus der Sohn, und Christus lebt, lehrt und stirbt, auf daß wir alle die Kindschaft empfangen.

„Unser Glaube an die Gottheit Jesu Christi", ein religiöser Vortrag vom münchener Domdechanten Reindl stellt einfach und warm das kirchliche Bekenntniß der Renan'schen Auffassung gegenüber, während ein Vortrag Friedrich von Raumer's: „Schwarz, Strauß, Renan", die Schriften dieser Männer einer unbefangenen Prüfung empfiehlt.

Eine Reihe anderer Arbeiten trägt ein wissenschaftliches Gepräge und hat die neuere Bibelforschung und Kritik zur Voraussetzung. Die französischen Bischöfe sehen im Wunder eine Aufhebung der Naturgesetze: Gott habe sie gegeben, warum sollte er sie nicht einmal ändern können? Christus hat Wunder gethan (d. h. sie werden von ihm erzählt, aber das ist auf jenem Standpunkt kein Unterschied), also ist er Gott.

Der Professor Ludwig Schulze von Königsberg faßt die Sache tiefer in seinem Vortrag: „Ueber die Wunder Jesu Christi mit Beziehung auf das Leben Jesu von Renan", aber er liegt unter dem Bann der Phrase und huldigt ihrer Macht. „Ohne Wunder kein Christenthum!" Diesen Satz können wir unterschreiben. Die äußern Wunderberichte stehen in der Bibel und das große innere Geisteswunder, der Anbruch einer neuen Epoche in der Weltgeschichte und die Gründung des Gottesreichs, haben wir in der eigenen Erfahrung. Wenn Schulze das Wunder einen Vorgang nennt, für welchen die natürliche Causalität nicht ausreicht, der also auf die unmittelbare Wirksamkeit Gottes zurückzuführen ist, so können wir ihm zustimmen, daß das Organische nicht durch das Unorganische, das Geistige nicht durch das Leibliche hervorgebracht wird, und die schöpferische Kraft Gottes zu Hülfe nehmen. Aber die Gesetze der anorganischen Natur bleiben im Organismus, sie und ihre Kräfte werden nur von einem höhern Princip nach seinem Zwecke verwerthet und geleitet, ebenso wie der Geist die Natur nicht gegen ihre Gesetze, sondern mittels derselben beherrscht. Wenn den Stein die Schwere zu Boden zieht und die Hand des Menschen ihn hebt, so meint Schulze, daß wir unsern Willen gegen die Gesetze der Natur geltend machen: aber die Schwere bleibt ja, wir überwinden sie nur durch die physische Muskelkraft; erst wenn unser bloßer Wille den Stein leicht macht, könnte man das als Analogie der Erzählung verwerthen, daß Jesus mit einem Machtwort Wind und Wellen beruhigt habe. Der bildliche Ausdruck, daß sein Wort die Stürme der Seele, die empörten Wogen des Gemüths beruhigt, diese fortdauernde geistige Thatsache ist in eine sinnliche Erzählung eingekleidet; wir halten die Wahrheit, den Sinn fest, indem wir das Bild als Bild nehmen. Schulze sagt: „Wenn Christus in Wahrheit der ist, der Leben hat und bringt, und das Leben in Person ist, so kann auch der irdische Tod vor ihm in seiner Nähe nicht bestehen." Dann hätte überhaupt in seiner Umgebung niemand sterben können, wenn diese hohle Phrase Geltung hätte. Christus ist und bringt ein geistiges gottinniges Leben denen, die es annehmen wollen; daß er eine abgeschiedene Seele in den verwesenden Leichnam wieder zurückriefe, folgt daraus gar nicht. Aber mit solchen Redensarten glaubt die neumodische Kirchlichkeit etwas auszurichten.

Beyschlag in Halle erkennt in einem Vortrag „Ueber das »Leben Jesu« von Renan" den Reiz der Darstellung und den Werth des Geschichtlichen an, ist aber, und mit Recht, entrüstet über den sittlichen Makel, den Renan dem Erlöser anheftet, indem er Jesum zum Jesuiten macht und ihn halb betrogen, halb betrügend auf den Wahn und die Forderungen der Welt eingehen läßt. Auch wir erkennen, daß ein Einwirken des göttlichen Geistes auf Christus nothwendig war, wenn er rein bleiben und der heilskräftige Durchbrecher der sündigen Weltentwickelung sein sollte; aber neben diesem durchaus erklärlichen Geisteswunder erscheinen uns Handlungen gegen die Naturgesetze darum nicht begreiflich, wie diesem Theologen. Aber gern sagen wir mit ihm:

> Was Widersinnigeres gäbe es als ein Dasein, in dem alles geistig und sittlich Große nur durch Selbstbetrug zu Stande käme, und was Elenderes als ein Menschengeschlecht, das in demselben Augenblick, da es hinter die Wahrheit des Daseins käme, jeden Trost über die Mängel desselben und jeden Antrieb zum Guten verlöre, statt ihn zu finden?

Das wäre aber beides der Fall, wenn der Materialismus recht hätte. Wir sagen gern mit Beyschlag:

> Das Himmelreich oder Reich Gottes, d. h. diejenige Gottesherrschaft in der Welt, da der Wille Gottes auf Erden geschieht wie im Himmel, da die Welt von der Liebe Gottes erobert zum vollkommenen Gegenbild und Gefäß seiner Herrlichkeit wird, das Reich Gottes kann seiner Natur nach nicht anders anfangen als mit der Erhebung des gottverwandten Menschenherzens zu einer Behausung Gottes im Geiste (das heißt doch wol: durch eine sittliche vernünftige That, nicht durch vernunftwidrige Mirakel!), und sich nicht anders vollenden als in der

Verklärung des Universums zum seligen Vaterhause der vollendeten Kinder Gottes.

„Renan's Roman vom Leben Jesu" nennt sich eine Schrift von F. Michelis, und wir finden darin Beiträge zu einer christlichen Philosophie der Geschichte, sowie die ausdrückliche Anerkennung, daß die Legende, die sagenhafte dichterische Ausschmückung eines Kerns oder Stamms geschichtlicher Erinnerung auch in der populären Ausbildung der biblischen Geschichte und im Leben Jesu eine Stelle und Berechtigung habe. Ferner gesteht Michelis ein, daß die Theologie sich mit den Ergebnissen der Wissenschaft ernster beschäftigen müsse, und sagt ausdrücklich:

Daß in den wirklichen Fortschritten der Naturwissenschaft und der historischen Kritik, welche die unveräußerliche Errungenschaft unsers Zeitalters ausmachen, eine tiefeingreifende Umwandlung in dem ganzen Stande unsers Denkens und daher ein unausweichlicher Conflict nicht allein mit dem christlichen Volksbewußtsein, sondern auch mit der positiven Wissenschaft nach ihrem jetzigen Standpunkt bedingt sei, ist eine seit lange offen ausgesprochene Gewißheit.

Und auch darum eben wollen wir eine Erneuerung der Religionswissenschaft, sodaß Christi Leben und eigene Lehre einmal in Zusammenhang mit unserer jetzigen Natur- und Geschichtsauffassung gebracht werde, sowie es die Kirchenväter mit den Ansichten ihrer Zeit gethan.

Der Bericht über das Leben Jesu von Paulus Cassel stellt besonders die Wissenschaftlichkeit desselben in Bezug auf die Anführungen aus dem Talmud in Frage, die theils nicht eigenthümlich, theils nicht genau seien. Die Schrift von Oosterzee: „Geschichte oder Roman?" hält sich an das Muthmaßliche, an die zu sichere Hinstellung des blos Möglichen, die auch in d. Bl. an Renan gerügt worden ist.

Haneberg's Schrift: „Renan's Leben Jesu, beleuchtet", ist ausgezeichnet durch ihr Eingehen auf die Evangelienkritik. Der Verfasser macht darauf aufmerksam, daß die Evangelien doch früher vorhanden sein mußten, als sie erwähnt werden, denn da sind sie bereits allgemein anerkannte Schriften, und er betont das Zeugniß für Johannes, das die „Philosophumena" des Hippolytus enthalten, nach denen das vierte Evangelium um das Jahr 100 dem Gnostiker Basilides bekannt war. Darüber schlüpfe auch Strauß hinweg! Ueberhaupt hat die Tübinger Schule zu viel Tendenzschriftstellerei angenommen. Das Johannes-Evangelium braucht nicht die Frucht einer Versöhnung der heiden- und judenchristlichen Parteien zu sein, es kann auf geniale Weise diese auch einleiten; schöpferische große Geister sind weniger die Ergebnisse als die neugestaltenden voranleuchtenden Mächte ihrer Zeit. Auch die Schrift des belgischen Professors Lamy: „Renan's Leben Jesu, kritisch beleuchtet", hat vornehmlich die Evangelienfrage untersucht.

In Bezug auf die Wunder gehört Haneberg zu denen, welche sie nicht als Aufhebung der Naturgesetze betrachten, sondern ihnen in der Harmonie der Weltordnung eine Stelle einräumen. Er sieht in ihnen Einwirkungen Gottes auf den Geist der Menschen und auf die Natur mittels der in ihr vorhandenen Kräfte.

Denjenigen, welche den Glauben an den lebendigen persönlichen Gott festgehalten haben, wird es klar sein, daß ihm die Freiheit zukommen müsse, auf die von ihm geschaffene, ohne ihn nicht fortbestehende Welt einzuwirken. Wer ihm diese Macht nicht zuschreibt, denkt sich einen Götzen an der Stelle des lebendigen Gottes. Wenn der Mensch den Wasserstrahl in die Lüfte treibt, schwere Metallmassen zwingt an ferne Ziele zu fliegen, dem Wildling das Edelreis vermählt, greift er nicht in den Gang der Natur ein? Es ist wahr, er benutzt dabei immer wieder die Natur selbst. Aber ist es bei den Wundern, wenn man sie nach ihrem thatsächlichen Gehalte betrachtet, nicht ebenso?

Wenigstens bei den thatsächlich feststehenden, den Heilungen, welche Christus verrichtet hat, und der Erscheinung des Auferstandenen. Sie haben in psychologischen und physiologischen Kräften und Gesetzen ihre Basis, zeugen aber von einer ungewöhnlichen Geistesmacht wie von einem Willen der Vorsehung, die sie dem Weltplan einordnet. Sehr sinnig fährt Haneberg fort:

Wer Gott selbst nur in einem hochgesteigerten Vertrauen und fortgesetzten Andenken besitzt, hat mehr, als die Wunder in sich schließen. Die Wunder sind Strahlen der lebendigen Kraft, Gott ist die nie versiegende Quelle. Jedes Bittgebet verlangt ein Wunder; es hätte keinen Sinn, ohne daß gedacht wird, es entspreche der Bitte ein heilendes, helfendes, segnendes Einwirken Gottes. Es ist denkbar, daß ein Menschenleben von Kindheit an von solchen stillen Wirkungen Gottes umgeben, getragen und durchdrungen sei, ohne daß eine einzelne Thatsache als ein formell erwiesenes Wunder hervorträte. Wir sind überzeugt daß ohne die fortgesetzten Wunder dieser Art weder unser leibliches noch geistiges Leben sein Ziel erreichen würde.

Aber setzen wir hinzu: das sind vernunft- und naturgemäße Erweise göttlicher Macht, Weisheit und Liebe, und nichts Ausschließliches für das Neue Testament; sie sind etwas anderes als jene Mirakel, deren Wahrheit ein französischer Abbé, Anglade, dadurch erweisen wollte, daß ja die Cardinäle die Sache prüften, ehe ein wunderthätiger Heiliger anerkannt werde. Sein Schriftchen heißt „Unmöglich die Gottheit Christi zu leugnen."

Haneberg weist endlich darauf hin, daß die Zeit des Tiberius eine erstarrende, erschlaffende war, und ein Weltumschwung daher auf ein neues in die Geschichte eintretendes Lebensprincip schließen läßt. Das Hauptmittel für die rasche Verbreitung des Christenthums sind ihm die Synagogen, welche sich in allen bedeutenden Städten fanden. In ihnen waren die Apostel als geborene Israeliten sofort heimisch, in ihnen fanden sie gelehrige Proselyten aus empfänglichen Heiden, und durch sie den Uebergang zu andern Volksgruppen. In dieser Ausbreitung der Juden im römischen Reich sieht er ein Werk der Vorsehung. Die Vorsehung, die Weltregierung, welche durch die Kräfte und Bestrebungen der Menschen selbst ihre Zwecke erreicht, sie ist das echte Wunder, das Walten Gottes in Natur und Geschichte; wer das erkennt, der sucht nicht das Unnatürliche und Ungeschichtliche festzuhalten, sondern überläßt es dem Zauber der Einbildungskraft.

Einige Franzosen haben sich auf den Standpunkt freier kritischer Forschung gestellt. So Havet in der „Revue des deux mondes", der dies als das Wichtige betont, daß ein Leben Jesu geschrieben worden, welches

sich ganz der natürlichen Geschichtsbetrachtung einreiht. Weil Jesus den herrschenden Glauben beleidigt, sei er ans Kreuz geschlagen worden, heute müsse der sich gewärtigen ein Gotteslästerer genannt zu werden, wer seine Lehre und sein Leben aufrichtig studire. Havet meint, das wäre ein Wunder gewesen, wenn eine so wundersüchtige Zeit keins von Jesus erzählt hätte. Er gibt zu erwägen, ob wol Paulus an Marienverehrung und unbefleckte Empfängniß gedacht habe, da er die Mutter Jesu gar nicht in seinen Briefen erwähne.

Zwei andere französische Stimmen, von Scherer und Coquerel, sind in einem gemeinsamen Hefte ins Deutsche übersetzt worden.

Scherer betont vor allem die sittliche Macht, durch welche Christus den Umschwung in der Menschheit hervorgebracht; Renan habe sich dagegen auf den Standpunkt des Künstlers gestellt. „Statt das Evangelium unsern sittlichen Anlagen gegenüber zu betrachten, hat er in ihm vorzugsweise das Große, das Schöne, das Reizende gesucht. Er hat auf das Leben Jesu rein ästhetische Kategorien angewendet." Er bemerkt dann mit Recht, daß Renan das Bild des Heilandes in Galiläa zu weichlich und süß gezeichnet und dann aus ihm einen fanatischen, ungestümen Wunderthäter in Jerusalem gemacht; hier fehle die Einheit. Wenn der Verfasser einmal sagt, daß Renan Jesum erhabener gemacht, indem er ihn wahrer gemacht, so vergißt er die sittlichen Flecken, die ihm angedichtet werden, wenn er halbwegs ein betrogener Betrüger ist, freilich dann von dieser Schuld sich im Todesmuth wieder herrlich erhebt. Scherer betont, daß wir von der Geschichte Jesu wenig wissen, aber um so besser seine Person kennen:

> Es gibt wenige Jesu in den Mund gelegte Worte, die nicht schon in ihrer Schönheit und Originalität den Beweis ihrer Echtheit mit sich führen. Aus seinen Ermahnungen, Lehren, Gleichnissen erkennen wir ihn, haben wir von seiner sittlichen Physiognomie eine so klare Vorstellung, hat sich sein Bild unauslöschlich eingegraben in das Gedächtniß der Menschen. Jesus ist vielleicht unter allen Persönlichkeiten der Geschichte derjenige, dessen Züge uns am vertrautesten sind, dessen Charakter sich unsern Augen am bestimmtesten darstellt, und das kommt aus dem unnachahmlichen Geiste jener Reden, durch die uns der Meister zugleich in der Tiefe unserer Seele und in der Tiefe seiner eigenen lesen läßt.

In Bezug auf das Wunder verweist Scherer darauf, daß das Eigenthümliche des religiösen Geistes eben in der Zurückführung der zweiten Ursache auf die erste besteht, um in allem die Gegenwart und die Hand Gottes zu sehen. Es habe zu allen Zeiten Wunder gegeben, man müsse die Forschung über die Gesammtheit der Thatsachen ausdehnen. Man lese die Urkunden über das Leben der Heiligen. Sie haben nicht alle gleichen Werth. Einige kamen von Augenzeugen. So das Tagebuch über die Reisen des heiligen Bernhard. So die Lebensbeschreibung des heiligen Franz von einem Schüler. So das Leben des Dominicus von seinem Nachfolger. Vergleicht man damit die spätern Berichte, so sieht man, daß Wunder in allen vorkommen; aber je weiter man zurückgeht, desto einfacher sind sie, desto geringer an Zahl: einige Heilungen, die sich auf Nervenleiden erstrecken. Aber in den jüngern Berichten hat die Legende sich gebildet, die Wunder vervielfältigen sich, das Uebernatürliche wird seltsamer, außerordentlicher, bis es die Grenzen des Ungeheuerlichen und Abgeschmackten erreicht. Der heilige Bernhard excommunicirt Mücken, welche die kirchlich Gläubigen beunruhigen, sie fallen todt herab und man schafft sie mit der Schaufel hinweg, so groß ist ihre Zahl. Dominicus befreit eine vom Teufel besessene Frau, und der Dämon erscheint in Katergestalt, groß wie ein Hund, mit feuriger Zunge. So haben wir auch in den Evangelien die Heilungen als das Thatsächliche, Ursprüngliche, neben spätern Legenden. Begünstigt von gewissen psychologischen Zuständen, unter der Herrschaft eines intensiven religiösen Lebens, beim Vorwalten des Gefühls über die Reflexion entwickelt sich eine Macht, die auf andere Einfluß übt, sich in plötzlichen und heilenden Wirkungen äußert.

Coquerel richtet vier Briefe an Renan, ausgehend von dessen eigenem Satz: „Jesus hatte keine Dogmen, sondern einen festen persönlichen Entschluß, der, nachdem er an innerer Kraft jeden andern Willen übertroffen hatte, noch heute die Geschicke der Menschheit leitet." Er preist es, daß Renan's Buch den öffentlichen Geist für andere Dinge interessire, als für die Vergnügungen, das Börsenspiel und die Berühmtheiten des Lasters; es sei ein Zeichen der Zeit, daß sie religiös werden wolle und zurückkomme zwar nicht zu den Priestern und der Dogmatik, aber zu Jesus Christus. Renan's Werk bezeichne eine Station auf dem Wege unsers Jahrhunderts zum Glauben. Das Willkürliche, das sich durch dasselbe hinzieht, bleibt dem Kritiker nicht verborgen, und er findet es ganz unmöglich, daß ein so herrlicher Charakter wie der Jesus Renan's sich zu so erbärmlichen Gaukelspielen hinreißen lasse, wie die Geschichte des Lazarus sein soll; dies Blatt sei Renan's unwürdig. Coquerel preist die Kunst, mit welcher Renan Zeit und Ort, Natur und Bildung lebendig schildert, aber er vermißt mit Recht die Idee des Heils. Er verweist auf das Buch von Pecaut: „Christus und das Gewissen." Er vermißt bei Renan's Christus den Trost, die Hülfe, die das beladene Gewissen, das geängstete oder zerknirschte Herz sehnsuchtsvoll verlangt, die barmherzige Offenbarung Gottes, die nothwendige Befreiung, die Wiedergeburt und den Keim eines neuen Lebens, der sich uns in Christus darbietet. Das liegt an Renan's zerflossenem, schwankendem Gottesbegriff, für den die erhabene Forderung des Heilandes an uns, vollkommen zu sein wie der Vater im Himmel, keinen Sinn habe. Coquerel verweist auf das Schmerzgefühl der Sünde, auf die sittlichen Kämpfe und auf das Heilmittel der göttlichen Liebe, das Jesus uns gegeben. So sei er der Erlöser der Welt, und wenn wir uns geistig mit ihm vereinigen, so leben wir in Gott. 20.

Frederike Bremer's Reiseschilderungen aus Griechenland.

Leben in der Alten Welt. Tagebuch während eines vierjährigen Aufenthalts im Süden und im Orient. Von Frederike Bremer. Aus dem Schwedischen. Zwölfter bis sechzehnter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1863. 8. Jeder Theil 10 Ngr.

Die Leser wissen bereits aus unserm Referate über den siebenten bis elften Theil dieses Tagebuchs der schwedischen Reisenden, in welchen ihre Reiseschilderungen aus Palästina und der Türkei enthalten sind (vgl. Nr. 5 d. Bl.), daß Frederike Bremer, nachdem sie längere Zeit in Palästina sich aufgehalten und dann auf der Rückreise nach Europa auch Konstantinopel einen kurzen Besuch gemacht hatte, von da nach Griechenland gereist war, womit dann ihr Aufenthalt im Süden und im Orient und demgemäß auch die Schilderungen ihres „Lebens in der Alten Welt" ihren Abschluß erhalten sollten. Ihr Tagebuch während dieses Aufenthalts ist mit dem vorliegenden zwölften bis sechzehnten Theile geschlossen, und wir begleiten sie noch am Schlusse des letzten Theils auf ihrer Rückreise nach Schweden. Indeß hat sich Referent bei seiner frühern Besprechung eines Irrthums in Betreff des griechischen Aufenthalts der Verfasserin schuldig gemacht, insofern er angenommen hatte, daß sie noch im Frühjahr 1863 in Griechenland gewesen sei, während sie doch bereits im Juni 1862 ihr Tagebuch wieder aus Stockholm datirt.

In Griechenland, wo sie Anfang August 1859 ankam, nachdem sie ohne Aufenthalt von Konstantinopel an den Inseln des freien Griechenland vorüber nach Athen geschifft war, hatte sie erst nur drei Wochen bleiben und es schon Ende August wieder verlassen wollen, aber es waren fast zwei Jahre daraus geworden. Sie hatte in dieser Zeit nach ihrer eigenen Erklärung das Hauptsächlichste gesehen, was sie in Griechenland hatte sehen wollen; allein sie hatte gleichwol einen großen Theil des Peloponnes, auch Missolonghi nicht gesehen, wie sie beabsichtigt hatte. Schon in den ersten Wochen ihres Aufenthalts in Athen, da sie noch nicht entschlossen war, so lange in Griechenland zu bleiben, bemerkte sie: „Jeder Tag gibt mir eine neue Bekanntschaft, ein neues Interesse, neuen Stoff zum Nachdenken; ich empfinde eine Art von Schrecken über den Reichthum von Altem und Neuem, der sich mir hier gleichsam aufdrängt", und sie bekennt, daß „die Eindrücke, die sie von dem Leben und von den Gegenständen erfahre, sie fast fürchten lassen, längere Zeit unter diesem hellen olympischen Himmel zu bleiben", wo „die reine Luft, das reiche Sonnenlicht, das schöne Klima, und mehr noch als dies alles die reiche Abwechselung der Natur von Höhen mit Thälern, von Land und Meer, die in tausend Einbiegungen und Buchten, Inseln und Vorgebirgen einander wie spielend umfangen, wo Himmel und Erde so von Licht und Schönheit strahlen, daß man sich wol versucht fühlen möchte, zu vergessen, daß das Leben ein höheres Ziel als bloßen Lebensgenuß hat". Und sie bricht dann in den begeisterten Ausruf aus, nachdem sie bemerkt, daß sie sich nicht wolle in Versuchung führen lassen, „das Erdenleben allzu berauschend und schön zu finden" (S. 42):

Aber ich bin froh, zu Männern und Frauen im hohen Norden sagen zu können: Ist jemand unter euch, der infolge der Kälte des Nordens oder der Bleischwere des Lebens am Gemüth oder am Körper leidet, so schickt ihn hierher! Nicht nach Italien — dort herrscht zu viel Scirocco, und wenn es einmal zu regnen anfängt, so hört es nie wieder auf; nein, hierher, wo die Luft rein wie die Luft der Freiheit, wo der Himmel wolkenfrei wie eine Wohnung der Götter ist, wo die Tempel auf den Höhen die Blicke aufwärts ziehen, wo Meer und Gebirge große farbenreiche Gesichtskreise für Auge, Gedanken und Gefühl öffnen; wo alles, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, voll von hoffnungerweckendem Leben ist! Lasset ihn unter den Säulen des Göttertempels auf dem Berge oder in den classischen Hainen im Thale von neuem dem göttlichen Platon lauschen, Trauben aus den Thälern um Athen, Feigen aus dem Geburtsort des Sokrates, Honig von den thymianduftenden Bergen Hymettus und Kythäron genießen, und Blick und Gedanken, Geist und Körper tagtäglich mit dieser alten, ewig jungen Schönheit — wie sie gewesen ist und wie sie jetzt zu neuem Leben erblüht — nähren; und er wird wieder gesund werden, oder sterbend Gott dafür danken, daß die Erde ein Vorhof zum Vaterhause droben werden kann!

Zwar fehlt es im Fortgange der vorliegenden Reiseschilderungen aus Griechenland zu dem, wofür die Verfasserin in einer Art von dithyrambischer Begeisterung nicht nur in der dortigen Natur, sondern auch im Menschenleben schwärmt, nicht an dunkeln Schatten, die sich wie Blei auf die Bilder in den einzelnen Beziehungen legen und die Blicke vielfach verdunkeln; aber die Verfasserin selbst läßt sich dadurch ebenso wenig verstimmen, als dies auch ihre Gefühle und Urtheile nicht zu schwächen und zu trüben vermag. Sie benutzt auch hier ihre Beobachtungen und Erfahrungen, die sie macht, sowie die Eindrücke und die Einflüsse, die sie von außen empfindet, zur Feststellung und Berichtigung ihrer Ansichten und Urtheile, und sie ist hiernach in allem um so wahrer und unbefangener, theils in dem, was sie schildert, theils in dem, was sie als die Wirkungen der Außenwelt fühlt und empfindet. Es ist zu wünschen, daß ihr dies die Leser auch hier in allen Stücken redlich nachmachen, und nicht nur zu ihrem wahren Nutzen und zu ihrer Freude, sondern auch zur Erkenntniß der Wahrheit die schwere Kunst lernen und sich aneignen möchten, in fruchtbringender Weise zu reisen und die Eindrücke und Erinnerungen der Reisen zum bleibenden Gewinn für sich zu machen.

Auch in Griechenland zog vor allem die sie umgebende Natur die Bremer mächtig an, und ihr Tagebuch ist reich an Gemälden von idyllischer Schönheit und an anmuthigen und großartigen Naturbildern, die sie beschreibt. Ihre Schilderungen dieser Art sind um so anziehender und wohlthuender, je mehr sie damit zugleich tiefergehende Betrachtungen und geistreiche Gedanken verbindet. Zunächst gilt dies in einem besondern Grade von Athen und von seinen Umgebungen, mag sie nun, unter dem unvergleichlich klaren griechischen Himmel, wo ihr „der Farbenwechsel auf den Bergen und am Himmel, vom hellsten Feuerroth bis zum dunkelsten Purpur mit grünen, gelben und blauen Zwischenfarben", ein Schauspiel

gewährt, das ihr „je länger, je schöner vorkam", einen Abend auf der Akropolis zubringen; oder mag sie die klare Schönheit eines Morgens in ihrer Wohnung, mit der Aussicht auf die atheuische Ebene, die sie bei ihrer Ankunft in Athen mit ihren üppig grünenden Weingärten und dichten Olivenwäldern überraschte, und nach dem Meere zu, beschreiben; oder auf dem Hügel bei Kolonos stehen, wo sie bei dem schnellen Ueberblick auf die Umgebungen theils „der geringe Raum, auf welchem sich so viel Großes und Denkwürdiges zusammengedrängt findet, theils die phönixartige Lebenskraft überraschte, die diesem Boden und diesem Volk innewohnt"; oder mag sie endlich den Aufenthalt und das patriarchalische Familienleben in Grilla bei Marousi im Hause des schwedischen Chargé d'Affaires in Athen schildern, der „aus einer Wildniß zwischen den Dörfern Marousi und Kephissia (nordöstlich von Athen) dieses kleine «schwedische Paradies» geschaffen hat". Man wird dies alles, und was die Bremer sonst noch in dieser Beziehung über Athen und das dortige Naturleben bemerkt, mit um so größerm Interesse lesen, da, auch nachdem sie länger in Griechenland überhaupt zu bleiben beschlossen, als sie früher beabsichtigt gehabt, Athen selbst — der Natur der Sache nach — die Hauptstation für ihren Aufenthalt in Griechenland blieb. In Athen war sie am längsten; von dort aus machte sie in den verschiedensten Richtungen die Ausflüge in das Land und nahm wol auch hier und da einen längern Aufenthalt, aber sie kehrte dann stets wieder dorthin zurück. In Athen hatte sie „eine Heimat und ein Familienleben auf lange Zeit gewonnen", und zwar letzteres im Hause des Pastor Hansen, der, ein Holsteiner von Geburt, damals Hofprediger der Königin von Griechenland war, und dessen wohlwollende Aufmerksamkeit ihr gleich anfangs viele Freundlichkeiten und manche Hülfe für fruchtbare Benutzung ihres dortigen Aufenthalts und später sogar die Wohnung in seinem Hause gewährte, wo sie „stille, sonnige und glückliche Tage zubrachte". Als solche „glückliche Tage" bezeichnet sie besonders diejenigen, an denen sie „irgendeine ihr werthvolle Einsicht gewonnen, etwas Großes oder Schönes, das einen bleibenden Eindruck hinterläßt, gesehen, oder einen edeln oder interessanten Menschen kennen gelernt hatte". Solcher Tage hatte Frederike Bremer dort viele, wie der aufmerksame Leser sich selbst sagt, auch ohne daß sie diese Tage noch besonders mit weißer Kreide (wie die alten Römer sagten) in ihrem „Tagebuche" angezeichnet hat.

Wenn übrigens Referent von den interessanten Menschen, die sie in Athen kennen gelernt, mit denen sie dort oft zusammengetroffen, und die ihr die „vorzüglichsten Unterhaltungsgenüsse" gewährten, von Fremden namentlich den Herrn von Wendtland, Geheimsecretär des Königs Otto, den „Freund des Königs und der Griechen", ferner den genialen Astronomen Dr. J. Schmidt, den englischen Gesandten Thomas Wyse, den genialen deutschen Bildhauer Professor Siegel, die Gräfin Dora d'Istria, die Witwe des französischen Archäologen und Philhellenen Lenormant, hier aufführt, so glaubt er damit dem Interesse der Verfasserin selbst vollkommen zu genügen, und es ist hierbei keineswegs ausgeschlossen, daß sie nicht auch unter griechischen Männern „Bekanntschaften von Interesse", theils wegen ihres Talents und ihrer geistigen, eigenthümlichen Bildung, theils wegen ihres hervorragenden Antheils am griechischen Befreiungskriege, gemacht habe. Gilt doch auch in dieser Hinsicht das Wort ihres Tagebuchs, das wir dort aus der ersten Zeit ihres griechischen Aufenthalts finden, daß ihr „jeder Tag eine neue Bekanntschaft und ein neues Interesse gebe", und es gilt mehr oder weniger von der ganzen Zeit ihres Aufenthalts. In diesem selbst bildet jedoch das obgedachte innige, ebenso gemüthliche als geistanregende Familienleben in der Wohnung des genannten Pastors Hansen einen besondern Lichtpunkt, und die Bremer unterläßt zu dessen Charakteristik nicht, namentlich der dortigen Abende Erwähnung zu thun, an denen ihr Wirth im Familienkreise laut vorzulesen pflegte. „Er besitzt", sagt sie, „für diese für mich so werthvolle Art der Lektüre ebenso viel Neigung als Talent, und so trägt oft der Abend die beste Frucht des Tags." In dieser Weise ward da die Iliade in der Voß'schen Uebersetzung und außer Grote's „Griechischer Geschichte" auch Zinkeisen's „Geschichte des griechischen Befreiungskriegs" gelesen — „einer neuen Iliade", setzt sie hinzu, „oft von merkwürdiger Aehnlichkeit mit den Personen und Episoden der ersten, denselben aber weit überlegen in Bezug auf das Ziel und den Ausgang des Kampfes".

Es kann hier nicht darauf ankommen, aus dem Reichthum und der Verschiedenheit der Erlebnisse, Eindrücke und Beobachtungen, wozu der fast zweijährige Aufenthalt der Bremer in Griechenland ihr Veranlassung gab und worüber sie in ihrem Tagebuch sich ausspricht, irgendwie erschöpfende Mittheilungen machen zu wollen, und Referent hat sich vielmehr nur auf das wesentlich Anziehende und auf das zu beschränken, was zur Charakteristik des Buchs dient und was über den Hauptinhalt desselben die nöthigen Andeutungen enthält, damit die Leser im voraus wissen, was sie dort zu suchen und was sie zu finden haben. Auch läßt sich wol dabei manches andere erwähnen und bemerken, was für alle ein selbständiges Interesse hat, oder was gerade hier aufzuklären und Irrthümer zu berichtigen gar wohl geeignet ist.

Halten wir hierbei zunächst die Reihenfolge fest, die uns die einzelnen Theile des „Tagebuch" darbieten, so finden wir im zwölften Theile, neben Schilderungen Athens, theils des alten — in seinen Kunstdenkmälern und sonstigen Merkwürdigkeiten aus alter Zeit — theils des neuen, in Ansehung seiner äußern Gestaltung, des dortigen öffentlichen Lebens, seiner Einrichtungen und Anstalten, besonders auch Beschreibungen aus den Umgebungen der Stadt, wobei die Verfasserin nicht nur die Eindrücke eines neu sich bildenden und entwickelnden Lebens in allen Beziehungen, sondern auch das Volksleben in Charakter, Sitte und in einzelnen Eigenthümlichkeiten mit lebendigem Interesse berücksichtigt und schildert. Es ließen sich hier, sowie aus den spätern Mittheilungen des „Tagebuch" die anziehendsten Bilder aus dem Natur- und Volksleben

Griechenlands zusammenstellen, die sowol im einzelnen den Sinn und das geistige Auge des Lesers erfreuen und angenehm beschäftigen, als in ihrer Gesammtheit das Land und Volk näher kennen zu lernen Gelegenheit bieten. Wir erwähnen hier nur als derartige Gegenstände, außer dem schon oben Bemerkten, das Landgut der Königin, Amalienruh bei Athen, sowie den Garten der Königin in Athen selbst, „ihre eigenste Schöpfung, die Bewunderung aller Fremden und Einheimischen"; ferner die erste evangelische Schule im freien Griechenland, die des Ehepaars Hill aus Nordamerika, welche schon 1829 in Athen errichtet ward und noch jetzt besteht; die Mittheilungen über Maina und die Mainoten nach den Erzählungen des obengenannten Professors Siegel, der dort lange sich aufgehalten; die Olympien in Athen, eine Art Industrie- und Kunstausstellung, mit der auch gymnastische Spiele verbunden waren, endlich einen interessanten Besuch bei dem alten, vom Glück gekrönten Branderführer, aber weniger glücklichen Staatsmann des neuen Griechenland, dem Admiral Kanaris. Dazwischen findet sich die Schilderung einer Reise nach dem Peloponnes, wobei die Verfasserin im September und October 1859 Nauplia und Argos besuchte, durch Arkadien nach Sparta und dann über Tiryntħ, Mycene und Korinth zurück nach Athen reiste. Daß alle diese Punkte der Reise in dem „Tagebuch" der Bremer auch für den Leser ihr besonderes Interesse haben, ist nur im allgemeinen zu erwähnen.

Das Jahr 1859 schloß für die Reisende in Athen „mit einem wahrhaft olympischen Wetter und mit Abendbeleuchtungen gleich vor und nach Sonnenuntergang, die in der Götterwelt des Olymp nicht prachtvoller sein können", und sie selbst „sah und genoß diese Herrlichkeit in allerschönster Ruhe und in Frieden", trotzdem daß sie selbst, „bei aller dieser prächtigen Beleuchtung dort in Athen das eben zurückgelegte Jahr mit dem Gefühl einer tiefen Verstimmung beschloß".

Der dreizehnte Theil beginnt mit der Feier des Neujahrs 1860, und die Bremer schildert bei dieser Gelegenheit und gleichsam zur Verherrlichung dieser Feier die Geschichte des untergegangenen, aber wiedererstandenen und zu neuem geistigen und politischen Leben sich emporringenden Griechenland. Sie weist in flüchtigen Umrissen an dieser großartigen Erscheinung nach, daß, wie schon der edle Gioberti sagte, einer der letzten Propheten des nach Wiedergeburt ringenden Italien: „Christliche Völker können erkranken und betäubt werden, aber sie können nicht sterben", sowie auch ursprünglich edle Naturen — Menschen oder Völker — wol tief sinken, aber nie ganz untergehen können. „Das Unglück", sagt die Verfasserin, „jener große Lehrer, den die Alten wegen seiner Kraft, die Herzen zu bessern, den heiligen nannten, kommt über solche Naturen wie eine wiedergebärende erhebende Macht", und „der wahrhaft christliche Betrachter solcher großen Schickungen auf Erden wird darin, wenn auch in Schriftzügen von Feuer und Blut, lesen und erkennen, daß — Gott der Allmächtige lebt".

Die Schilderung, die hier die Bremer von der neuern Geschichte Griechenlands gibt und womit sie die ganze vierunddreißigste Station ausfüllt, enthält für die, welche mit dieser Geschichte bekannt sind, nicht viel Neues, auch ist dabei manches Wesentliche übergangen; aber für andere ist sie ebenso anziehend als belehrend. Dabei beschäftigt sie sich besonders ausführlich mit dem Freiheitskriege vom Jahre 1821 und erinnert mit Recht daran, daß, wie oft auch die Kraft Griechenlands gebrochen schien und während des Kampfes alles Unglück zu zeiten über das Land hereingebrochen war oder es bedrohte, doch „der gute Genius Griechenlands mit dem Unglück wieder auf den Schauplatz trat". Sie ist bei dem allen für die Griechen nicht parteiisch, sie urtheilt vielmehr über sie im ganzen und über einzelne Persönlichkeiten des Kampfes unbefangen und gerecht; sie ehrt und rettet ihre leidenschaftliche Freiheitsliebe, auch wo sich dieselbe — z. B. als der Admiral Miaulis mit eigenen Händen Feuer an die griechische Flotte zu legen vermochte, weil er sie nicht der Gewalt Rußlands überlassen wollte, oder bei der Ermordung des Kapodistrias — weit über die erlaubten Grenzen und zu offenbaren Irrthümern und Verbrechen verirrte. „Man erkannte", sagt sie, „aus den innern Spaltungen der Griechen und aus der Grausamkeit der Kriegführung, daß sie noch immer Barbaren waren"; aber nachdem die Völker Europas sich für Griechenland erklärt und die Regierungen allmählich dem Enthusiasmus der Völker Raum gelassen und die Bedeutung des griechischen Freiheitskampfes anerkannt hatten, sah man nicht oder wollte nicht sehen, was „die Bessern unter den Griechen thaten, um Griechenland durch Anschluß an die edlere europäische Civilisation der Barbarei, auch seiner eigenen, zu entreißen". Auch die Bremer erkennt die mangelhafte Bildung des neuen griechischen Staats „in zu engen Grenzen" an, sie verurtheilt dieses offenbare Werk einer „Politik ohne höheres Ziel", allein sie tröstet sich, indem sie erklärt: „Ein neuer Freistaat war auf der Erde entstanden, und dieser Staat war das alte Griechenland, der Vorkämpfer der freien Staatsverfassungen auf Erden, der Grenzpunkt und gleichzeitig auch das vereinigende Band zwischen Morgenland und Abendland." Das war „das große Factum, welches von dem blutigen Kampfe übriggeblieben war"! Wenn sie dagegen der Meinung ist, daß „Volksrepräsentation wesentlich zu Griechenlands neuer staatlicher Gestaltung und zu seiner Zukunft gehört", so lassen wir dies zwar hier ganz auf sich beruhen, aber wir können den Zweifel nicht unterdrücken, ob und inwiefern sich diese Volksrepräsentation in Griechenland namentlich auch 1863 und 1864 bewährt habe.

Sei es uns erlassen, der Verfasserin des „Tagebuch" durch jede der einzelnen Stationen desselben zu folgen, und gestatte man uns dafür, weiter unten einzelnes den Gegenständen nach aus den Mittheilungen gleichsam übersichtlich zusammenzustellen. Was dagegen die Hauptpunkte anlangt, nach denen die Bremer von Athen aus ihre Ausflüge machte, so gedenken wir aus dem dreizehnten Theile noch des Ausflugs nach der Insel Tinos im März 1860, wo sie das Frühlingsfest der Heiligen

Jungfrau in der Wallfahrtskirche der Evangelistria am 25. März, „dem größten und am allgemeinsten besuchten Panagiafeste in ganz Griechenland“, mitfeierte.

Die Schilderung dieses Ausflugs enthält in Betreff der Natur des Landes, der klimatischen Verhältnisse und der Vegetation, sowie in culturhistorischer Hinsicht interessante Mittheilungen, und die Verfasserin selbst erhielt bei diesem Ausflug erwünschte Gelegenheit, in die griechische Inselwelt und in ihre eigenthümliche Bildung tiefere Blicke zu thun. Noch mehr war dies der Fall auf der längern Inselreise im Juli 1860, mit deren Beschreibung der vierzehnte Theil seiner größern Hälfte nach sich beschäftigt. Auf dieser Fahrt lernte die Reisende viele der Kykladen kennen; noch andere zu besuchen, hinderte sie zu ihrem Bedauern die stürmische Witterung. „Denn es gibt“, sagt sie, „keine bewohnbare Insel im griechischen Archipelagus, die nicht etwas Eigenthümliches, etwas Merkwürdiges von dieser oder jener Art hätte, und das stempelt sie so recht zu griechischen Inseln.“ Sie nahm sogar auf der Insel Naxos, dessen Klima und Luft, wie die Sittlichkeit und Gutartigkeit der Bewohner ihr gerühmt worden waren, in einer Villa Somariva, in einem paradiesisch-schönen Thal mit prächtigen Olivenwäldern auf den Abhängen der Höhen, mit Gärten voll von Pomeranzen-, Feigen- und andern Fruchtbäumen, mit reizenden Dörfern im Schose grüner Waldungen, mit einem Reichthum an fließendem Wasser, Platanen und Rosenlorber, einen mehrwöchentlichen Aufenthalt, den sie, sowie das idyllische Inselleben nicht anmuthig genug schildern kann, als ein „wahres irdisches Paradies“. Aber neben den Lichtseiten unterläßt sie auch nicht, die Schattenseite zu erwähnen, indem sie bemerkt, diese Schattenseite sei „dem Leben auf allen Inseln eigenthümlich, die isolirt von der Bewegung der Welt sind und der Verbindungen mit dem höher entwickelten öffentlichen Leben entbehren“. „Die drei schönsten Inseln“, setzt sie hinzu, „die ich gesehen habe, Cuba, Sicilien und Naxos, leiden an diesem Mangel, Naxos aber in einem weit höhern Grade als die übrigen“, und zwar deshalb, weil, obgleich diese Insel im Vergleich mit Cuba und Sicilien „unschuldiger und stiller ist, wie eine Idylle neben einer alten Göttersage“, gleichwol hier dem Leben der Bewohner und der Fremdlinge, bei dem Mangel an Leben und Bewegung in der Natur wie im geselligen Verkehr, „die Langeweile als einzige Gefahr droht“.

An diese Inselfahrt nach den Kykladen knüpft sich die Fahrt nach Poros (dem alten Kalauria), gegenüber den berühmten Gärten von Trözene an der Ostküste der peloponnesischen Halbinsel, deren Schönheit die umfangreichen und paradiesischen Oliven-, Orangen- und Citronenwälder sind *); ferner die Reise nach der Insel Euböa und nach Thessalien, der Wiege Griechenlands, diesem Lande „lichter Schönheit“, wo die Reisende, „nach einer der schönsten Reisen, die sie bisher in Griechenland gemacht hatte“, und wobei auch das Wetter „ununterbrochen herrlich, wahrhaft olympisch war“, das Land des Olymp „fröhlich begrüßte“. Daß das Interesse, welches diese Reiseschilderungen dem Leser gewähren, ihrer begeisterten Stimmung und dem lebendigen Ausdruck ihrer Empfindungen entspricht, versteht sich von selbst, aber es ist unthunlich, in das einzelne selbst weiter eingehen zu wollen.

Auch der funfzehnte Theil enthält die Beschreibung einer vielfach interessanten Reise nach Delphi (im October 1860), wobei jedoch die Verfasserin den Parnaß selbst nicht besuchen konnte, sowie nach Livadien mit Theben u. s. w. Man möchte ihr hier wol gern manche längere Ausführung über altgriechische Mythologie und Geschichte erlassen, aber um so lieber liest man ihre frischen Schilderungen der Natur und des gegenwärtigen Lebens des Volks und seiner eigenthümlichen Sitten, woraus sich ein lebendiges Bild der Gegenwart Griechenlands und des griechischen Volks in ihrer lebendigen Individualität gewinnen läßt. Dabei hat man zugleich volle Veranlassung, von der Wahrheit dessen sich zu überzeugen, was die Bremer einmal bei Gelegenheit eines Besuchs des Pentelikon und seines Marmorbruchs bemerkt (XV, 85):

> Die griechischen Berge, wenigstens die Magnaten unter denselben, haben alle einen Theil von der lebendigen Individualität, welche ein unterscheidender Charakterzug Griechenlands und der Griechen ist. Sie haben eine eigenthümliche Natur; so auch der Pentelikon, von dessen Spitze man auf der einen Seite das Thal von Attika, auf der andern Seite die Ebene von Marathon überblickt, hinter denen man auf beiden Seiten das Meer mit seinen Inseln sieht.

Im übrigen verbreitet sich der funfzehnte Theil des vorliegenden „Tagebuch“ besonders über Athen, sowie über die innern Angelegenheiten und öffentlichen Zustände Griechenlands, worauf wir später zurückkommen. Dagegen können wir uns nicht enthalten, gleich hier eine Stelle des „Tagebuch“ mitzutheilen, welche Aeußerungen eines „braven Griechenfreundes“ — eines Deutschen, der längere Zeit in Griechenland gewesen — über Athen und seinen Beruf enthält, die jener Griechenfreund gegen die Bremer selbst that, und welche in dem nämlichen Grade wahr sind, in dem das, was sie aussprechen, nicht blos

*) Im Buche steht zwar hier durchgängig: Paros, und der Leser, der nicht weiter nachdenkt, kann glauben, daß die Insel Paros im Archipelagus, eine von den Kykladen, das Ziel dieser Inselfahrt sei, aber es ist die Insel Poros, südlich von Aegina, gemeint, und dies ist einer von den vielen sinnstörenden Fehlern, denen wir auch hier wieder, nämlich in dem Griechenland betreffenden Theil des Bremer'schen Tagebuchs begegnet sind. Wir haben solche Fehler besonders bei Eigennamen, aber auch außerdem, und nicht blos bei griechischen Namen und Worten, in einer Weise gefunden, daß wir z. B. manche griechische Ausdrücke nicht haben entziffern können. In ersterer Beziehung verzeichnen wir einige unangenehme und sinnverwirrende Druckfehler: Parnaß (in der Nähe Athens) statt Parnes, Argelans statt Aigialus, Aeta statt Oeta u. s. w.; dagegen ist das in deutschem Gewande wiedergegebene Griechisch oft ebenso unverständlich als widerlich, z. B. Ten kattaloro, statt: ten katalambano; dem birasi, statt: den pirasi u. s. w. Die griechischen Worte: Athmoden, Aumonia, Avoyard weiß Referent nicht zu deuten, wenn nicht, was letzteres anlangt, dies etwa heißen sollte: Agogiat. Auch findet man dort: italienissimi, statt: italianissimi, und der Name des Directors des botanischen Gartens in Athen ist nicht von Hildreich, sondern Heldreich.

von Athen, sondern auch von dem eigentlichen Beruf Griechenlands gesagt werden muß (XV, 94 fg.):

Griechenland und namentlich Athen dürfen nicht in ihrer Isolirung betrachtet, sondern müssen als der Mittelpunkt eines großen Umkreises ins Auge gefaßt werden. Die Jugend, welche auf den Hochschulen (wol zunächst auf der Hochschule, der Universität) Athens studirt, geht von dort weg nach Konstantinopel, nach den Städten Syriens, nach den Inseln, nach Aegypten, nach den Donaufürstenthümern und nach Rußland, als Handeltreibende, als Aerzte, Juristen und Lehrer, und verbreitet dort die Elemente der Bildung und die humanistischen Lehren und Kenntnisse, die sie sich in Athen erworben hat. Athen ist auf dem Wege, das wieder zu werden, was es früher war, eine Hochschule, welche nach vielen Richtungen hin, besonders nach Osten und Norden, das Licht und das Leben ausstrahlt, die den Griechen ursprünglich zugehört haben und von ihnen gegenwärtig im Bunde mit den freien Staaten des westlichen Europa wiedergewonnen werden. In dieser Richtung liegt Athens wahrer Beruf!

Aber nicht allein der Beruf Athens liegt in dieser Richtung, sondern der des gesammten freien Griechenland, das gleichsam ein ins Morgenland vorgeschobener Posten der abendländischen Cultur und Civilisation ist, und die Universität Athen ist ein Leuchtthurm, der sein Licht nach allen Seiten hin ausströmen läßt, um die Genossen des griechischen Volksstammes und durch diese die übrigen Völker der Türkei und des Ostens zu erleuchten. Seine civilisirende Rolle für das Morgenland hat auch bereits Griechenland begonnen.

Das Jahr 1861 dagegen begann in Athen nicht nur draußen in der Natur mit Stürmen, Kälte und Schnee, sondern auch mit düstern Stimmungen für den König, und die Verfasserin selbst konnte sich diesen Einflüssen und Eindrücken von außen nicht ganz entziehen. Sie schrieb damals in ihrem Tagebuch (Anfang April): „Die Griechen drohen mit einer Revolution, und fände sich ein Mann, ein eingeborener Grieche, der sich an die Spitze derselben stellte, so wäre sie wahrscheinlich sehr bald fertig. Aber ein solcher Mann findet sich eben nicht!" (Im October 1862 fanden sich dagegen — drei für einen!) Inzwischen machte die Bremer im Mai ihre letzten Ausflüge von Athen aus, und zwar unter anderm nach Marathon, wobei sie sich auf der Heimfahrt über die herrlichen Saatfelder, über die zahlreichen weidenden Viehheerden, über die Fortschritte der Cultur und des Wohlstandes freute, die „nach allen Richtungen hin von den Segnungen des Friedens und geordneter und freier staatlicher Zustände Zeugniß ablegen". „Ich habe", setzt sie hinzu, „nirgends in Griechenland eine Gegend gesehen, die so wie diese davon zeugte, und ich wünschte, daß gewisse unruhige Köpfe in Athen, die an nichts anderes als an die Eroberung von Konstantinopel denken wollen, diese friedlichen Eroberungen des Fleißes sehen und darüber nachdenken möchten!"

Die letzten Tage in Athen waren für die Bremer herbeigekommen. An Urtheile über den König und die Königin in Bezug auf die politische Stellung beider zu Griechenland und zu den Griechen, wozu ihr die letzte Audienz bei der Königin Anlaß gibt, knüpft sie Ansichten über die Zukunft Griechenlands und über das griechische Volk, welche um so beachtenswerther sind, da man sie als das Endergebniß ihres langen Aufenthalts in Griechenland und ihrer vielseitigen, sicher auch unbefangenen Beobachtungen des griechischen Volks betrachten muß. „Ganz gewiß", sagt sie, „hat Griechenland eine große Zukunft. Keiner der Schatten, welche das Leben seiner Gegenwart verdunkeln, vermag meinen Glauben daran zu erschüttern, weil ich an die Zukunft der christlichen Bildung glaube, und weil ich sehe, daß dies die Bildung ist, welche sich Griechenland aneignen will und in seinem Anschluß an die freien Völker Europas sucht." Auch bemerkt sie, daß „auf mehrern Seiten der Sinn für die Pflichten eines christlichen Bürgers erwacht". Dagegen spottet sie mit Recht über die sogenannte „große Idee", welche das junge Griechenland beseelt, wobei es aber „vergißt, was es selbst in moralischer Beziehung thun könnte, um diese Idee zu fördern". Gleichwol ist sie der Meinung, daß, auch wenn der Glaube an Hellas' neue Zukunft und Größe bei der Jugend zuweilen in Prahlerei und Uebermuth ausartet, dieser Glaube doch „ganz gewiß einen prophetischen Blick als Basis hat", und sie machte in dieser Beziehung bereits am 9. August 1859 die Bemerkung, daß „die seit einem Jahrzehnt so bedeutende Zunahme Athens an Bevölkerung und Wohlstand auf eine starke Lebenskraft deutet", während um 1829 „aus den Schutthaufen, welche die Stelle Athens bezeichneten, einige elende Hütten und Häuser sich erhoben, in denen etwa 900 Menschen sich das Leben zu fristen suchten. (Im Jahre 1859 zählte dagegen Athen, nach der Angabe der Bremer, eine Bevölkerung von 50000 Seelen.) Anders lautete freilich die Ansicht des schon genannten englischen Gesandten Wyse, der Griechenland aus einem noch längern Aufenthalt her kannte, und dessen Blick auf die neugriechischen Verhältnisse „mehr kritisch als hoffnungsvoll war". „Alles Blut bei den Griechen", sagte er, „dringt nach dem Kopf, alle wollen Gelehrte, alle wollen Staatsmänner und Politiker werden; kein Mensch will als einfacher, arbeitsamer Landmann leben!"

Am griechischen Volk, namentlich am Landvolk und an der ackerbautreibenden Klasse, rühmt die Bremer, außer seiner Liebe zur Religion, zum Vaterland und zur Freiheit, die auch den Befreiungskrieg veranlaßten und durchführten, zwei „weniger bekannte und demüthigere Tugenden", nämlich Fleiß und Familienliebe, worüber sie sich im einzelnen tiefer eingehend ausspricht, und sie bemerkt besonders von letzterer, daß sie nicht einen einzigen in Griechenland seit längerer Zeit aufhältlichen Fremden gehört habe, der nicht dem griechischen Familienleben das Zeugniß gäbe, daß dasselbe „in hohem Grade sittlich im besten patriarchalischen Sinne sei". Sie hält es um so mehr für ihre Pflicht, diese Lichtseite des griechischen Volkscharakters und der griechischen Volksbildung zu zeichnen, da man, wie sie selbst mit Recht sagt, „die Schattenseite allgemeiner kennt". Auch die Bremer hat diese Schattenseite recht gut gesehen, und sie hat in Griechenland und an den Griechen gar manches zu tadeln gefunden. Sie äußert sich auch darüber ganz

unverhohlen, und die, welche dies dort suchen wollen, werden es auch zur Genüge in ihrem „Tagebuch" finden. So tadelt sie unter anderm die „republikanische Gleichheit und Unordnung" auf den griechischen Dampfschiffen, ferner die „moralische Haltung" der Arbeiterinnen in einer Seidenspinnerei, die sie in Athen besuchte (außer einer zweiten in Piräus damals der einzigen in ganz Griechenland), den Schmuz der Arbeiter in den Weingärten während der Weinlese u. s. w., und auch auf andern Gebieten des griechischen Volkslebens, vornehmlich was das Leben in den Städten und die vornehmern Klassen anlangt, ist die Bremer mit ihrem Tadel nicht zurückhaltend. Aber dabei läßt sie es auch an guten Vorschlägen und Wünschen nicht fehlen, und namentlich ist sie der Meinung, daß die Bildung, welcher die Griechen nachstreben, eine bedeutend höhere, daß die Bildung des Geistes (Gemüths und Herzens) die Hauptsache für sie sein müsse, und daß „öffentliche Vorträge, gute Predigten und eine Literatur, welche von dem Licht und von dem Geist des Christenthums belebt ist, den Sinn für die Pflichten eines christlichen Bürgers lebendiger anregen und den keimenden Samen bald zur Entwickelung bringen würden".

Auch die griechische Kirche könnte und sollte nach ihrer Meinung dazu beitragen, denn sie hat eine große Fähigkeit, das nationale Leben zu durchdringen. Die Religion ist für das Volk von Griechenland ein nationales Eigenthum, ihm ebenso heilig und theuer wie seine Freiheit, das Vaterland und seine Nationalität; und seine Vaterlandsliebe, welche das Lebenselement der alten Hellenen war, ist auch das Leben des neuen Volks und mit seiner Religion innig verbunden. „Diese Einheit des staatlichen Lebens und der Religion, die alle Sphären des Lebens durchdringt und alle Gemüther vereinigt, ist ein Vorzug, den die Griechen, die neuen wie die alten, vor andern europäischen Nationen haben." Gleichwol hat die griechische Kirche und Geistlichkeit, über welche die Verfasserin des „Tagebuch" in einem längern Abschnitte sich verbreitet, ihren Beruf noch viel zu wenig erkannt, und es liegt zunächst an der ungenügenden geistigen Bildung der Geistlichkeit, daß sie diesen Beruf noch zur Zeit nicht begreift. Vielleicht hat jener Grieche, der auch in Europa vielfach als Dichter, Archäolog und Staatsmann ehrenvoll bekannte Rangawis (warum soll denn aber der Name französisch „Rangabé" geschrieben werden?) recht, der einmal gegen die Bremer seinen Glauben an eine bevorstehende höhere Entwickelung der griechischen — dieser ältesten christlichen — Kirche bekannte, dabei jedoch behauptete, daß dieser Entwickelung „eine Vertiefung oder Schärfung des Gefühls für Wahrheit und Recht vorhergehen müsse". Uebrigens wird auch hier bemerkt, was wir schon von andern Seiten her bestätigt gefunden haben, daß die Griechen gewisse Sympathien mit der evangelischen Kirche haben, ihr auch in vielen Punkten näher stehen als der römisch-katholischen, und daß sie „sich sehr gut mit den Protestanten vertragen", nicht aber mit den Katholiken, da sie gegen die Ansprüche der römisch-katholischen Kirche, besonders gegen das Papstthum einen entschiedenen Widerwillen hegen, und die Proselytenmacherei der römischen Kirche fürchten. Das vorliegende „Tagebuch" verzeichnet ein Beispiel solcher abscheulichen Proselytenmacherei, die vor einigen Jahren die Jesuiten auf der Insel Kreta in großartiger Weise, unter Anwendung von List und Betrug, versucht hatten. Dagegen hätten die Griechen — wenigstens bis zum October 1862 — wol manches von dem Gottesdienst sich aneigne und lernenn können, der in der evangelischen Kirche in Athen stattfand. Die Bremer wohnte am ersten Osterfeiertage 1861, wo allgemeine Abendmahlsfeier in dieser Kirche stattfand, dem Gottesdienste bei, und sie urtheilt von ihm, daß „dessen äußere Form und Gesang mit seinen Anreden und Responsorien zu den schönsten und gemüthanregendsten religiösen Feierlichkeiten gehöre, denen sie jemals beigewohnt habe". Auch die Diplomaten anderer Confession in Athen seien davon „überrascht" gewesen.

Daß Frederike Bremer in ihrem „Tagebuch" auch bei verschiedenen Gelegenheiten des Königs Otto und der Königin gedenkt, versteht sich von selbst, und sie war ja auch in Athen auf zwei Hofbällen! Sie urtheilt über diese „königlichen Unterhaltungen" ebenso aufrichtig, auch in ihrem Tadel, z. B. in Betreff des Kleiderluxus, als verständig, und in gleicher Weise sind ihre Urtheile über den König und die Königin unbefangen und unparteiisch. Sie begegnete während ihres griechischen Aufenthalts verschiedenen Stimmungen und Urtheilen des Volks selbst, aber sogar dann, als schon die nachmals wirklich eingetretene Katastrophe immer näher zu rücken schien, waren diese Stimmungen nicht unbedingt gegen den König. Man glaubte an „seinen guten Willen", man war davon, wie von seiner Rechtschaffenheit und Güte überzeugt; „seine Gerechtigkeit und Güte", schreibt die Bremer im November 1859, „haben ihm nach und nach das Vertrauen der unruhigen Griechen gewonnen, die Parteien entwaffnet und die Gemüther derselben sich beruhigen lassen"; selbst später, „inmitten des steigenden Misvergnügens mit seiner Regierung, hing das Herz des Volks an ihm", und jene Ueberzeugung „ließ den Parteihaß und die Bitterkeit nicht Anklang genug finden, um eine offene Rebellion zu organisiren".

Trotzdem haben Fehler in der Regierung und Verwaltung, Langsamkeit bei Ausführung wichtiger Unternehmungen und Mangel an Energie nicht nur das griechische Volk gereizt, sondern es auch, obschon dies nicht alles allein dem Könige selbst zur Last fallen konnte, dahin gebracht, daß die Opposition gegen ihn sich richtete und unter Einwirkung fremder Einflüsse es wagen konnte, den Thron selbst zu stürzen. Diesen schließlichen Ergebnissen gegenüber sind die Bemerkungen der Bremer um so lehrreicher, da dieselbe von 1859—61 in Griechenland war, und sie können und müssen trotz der eingetretenen Thatsachen einseitige und parteiische Urtheile über König Otto und über die Octoberrevolution vielfach aufklären und berichtigen. Was die Bremer über die Königin sagt, theils über sie als Frau, theils über ihre Regententugenden und ihre Charaktereigenthümlichkeiten, ist nicht nur für sie selbst

in hohem Grade ehrend, es ist auch namentlich für deutsche Leser wahrhaft wohlthuend. Ueber die Griechen selbst urtheilte die Königin wahr und verständig, und es wird hier von ihr bemerkt, daß sie „ihrem Herzen und ihrem Temperament nach eine Griechin sei und das Land und das Volk von Hellas liebe, als ob sie ein eingeborenes Kind des Landes wäre".

Am Abende des 26. Mai — an demselben Tage, an welchem die Bremer vor fünf Jahren Stockholm verließ — reiste sie 1861 von Athen ab. „Keine goldene Sonne vergoldete ihren Abschiedsblick auf das alte Hellas", aber „sonnenhell stand das junge Hellas in ihrer Seele, bestrahlt von der Sonne der Erinnerung und des neuen Morgens"! Sie fuhr an den Ionischen Inseln vorüber, und nahm nur auf Korfu einen kurzen Aufenthalt. Derselbe gab ihr Veranlassung, zu bemerken, daß „das kleine Ionien in seiner Ohnmacht gegen die Uebermacht die Zähne zusammenbeiße"; denn „es fühlt sich durch die Natur, durch die Nationalität, durch die Geschichte, und vor allem durch die Liebe zu Griechenland, zu dem freien, wiedergeborenen Griechenland hingewiesen, mit welchem es gemeinschaftliche Sache machen, mit welchem es ein gemeinschaftliches Schicksal theilen will". Sie räth daher England, „Recht vor Gewalt gehen zu lassen", Griechenland „eine rechtmäßige Vergrößerung zu gewähren", und damit, daß sie „dem edeln Gefangenen die Freiheit schenkt", indem sie die Siebeninsel-Republik mit dem Königreich Griechenland vereinigt, eine „großdenkende Politik" zu üben. Ob mit dem Schritt, den hierbei die Bremer im Interesse Griechenlands und Ioniens gewünscht, und den England später zu thun so unerwartet „gewagt" hat, England auch eine fernere „großdenkende Politik" befolgen werde, ist zur Zeit abzuwarten. Aber sie selbst hat recht, wenn sie ihrem Wunsche und ihrem Rathe hinzusetzt: „So viel ist gewiß, daß weder das freie Griechenland, noch dessen bisjetzt noch unfreie Provinzen und Völker eher zur Ruhe kommen werden, als bis sie die politische Einheit erlangt haben, zu welcher die natürlichen Verhältnisse und die Geschichte sie vorbereitet haben und das erwachte Nationalbewußtsein sie gegenwärtig berechtigt." Bis zu diesem Zeitpunkt wird ihr Zustand „ein Zustand wie bei Erderschütterungen" sein. Aber „es muß einstens dahin kommen, sei es im Guten oder im Bösen".

Mit dieser vollkommen gerechtfertigten politischen Ansicht nimmt die Verfasserin des „Tagebuch" von Griechenland Abschied — von Griechenland, „mit seinem freiheitliebenden, wissensdurstigen, betriebsamen, gastfreundlichen Volk, einem edeln und veredelnden Verbindungsglied zwischen Abendland und Morgenland".

Früher führtest du Europa zu, was Asien dir gegeben hatte und was du selbständig verarbeitet hattest. Jetzt sind es Europas vollgereifte Früchte, welche Asien durch dich zuströmen sollen. Die classische Bildung, die Schönheit und die mannichfaltige Cultur, die du einst der Welt als dein höchstes Geschenk gegeben hast, eroberst du dir aufs neue; aber nicht mehr als dein höchstes Gut, sondern nur als ein Mittel zu einem höhern, allgemeinern und menschlichern Ziel!

Ihre fernere Rückreise nahm Frederike Bremer durch Italien, wo sie besonders in Venedig und Mailand länger verweilte, und durch Deutschland. Hier widmet sie, von Dresden aus, dem während ihres mehrjährigen Aufenthalts im Süden und im Orient verstorbenen Bunsen, ihrem persönlichen Freunde und Wohlthäter, dem edeln Menschen, großartigen Staatsmann und christlichen Denker, einen tiefempfundenen, ihn wie sie ehrenden würdigen Nachruf, und in ihrer einundfunfzigsten und letzten Station begrüßt sie in wärmsten Ausdrücken echt christlichen Pilgerdankes gegen Gott ihre „liebe Heimat". Die Leser werden diesen Gefühlen gern beistimmen, und sie werden ihr auch den innigsten Dank nicht vorenthalten wollen für die reichen Genüsse, die ihr „Leben in der Alten Welt" ihnen für Geist und Herz gewährt hat. 9.

Zur Sprichwörterliteratur.

1. Historische Wörter, Sprichwörter und Redensarten in Erläuterungen. Gesammelt und herausgegeben von Constant von Wurzbach. Prag, Kober. 1863. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Glimpf und Schimpf in Spruch und Wort. Sprach- und sittengeschichtliche Aphorismen von Constant von Wurzbach. Wien, Lechner. 1864. Br. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
3. Die deutschen Sprichwörter im Mittelalter. Gesammelt von Ignaz von Zingerle. Wien, Braumüller. 1864. Gr. 8 1 Thlr. 16 Ngr.
4. Dramatische Sprichwörter von Leon Rosenzweig. Leipzig, Lorck. 1864. 8. 16 Ngr.

Sehr witzig, aber nur nach einer Seite wahr, nennt ein Franzose die Sprichwörter die Gedanken derer, die keine Gedanken haben. Schottel in der „Deutschen Hauptsprach" sagt dagegen von ihnen: „Der Kern der Wissenschaft, der Schluß aus der Erfahrung, der menschlichen Händel kurzer Ausspruch und gleichsam des weltlichen Wesens Spiegel steckt in den Sprichwörtern." Sie sind daher von den ältesten Zeiten an als ein wesentlicher Zweig der Literatur jedes Culturvolks betrachtet worden; selbst die Völker niederer Bildungsstufen haben ihre Erfahrungen und ihre Lebensklugheit in Sprichwörtern niedergelegt, und dieser im Volksmunde lebende und umwandelnde Schatz von Spruchweisheit bildet die erste Grundlage ihrer Bildung, wie er auch gleichzeitig die erste Frucht derselben ist.

Man hat wol die Ansicht aussprechen hören, daß die Sprichwörter nur aus dem Boden niederer Bildung erwachsen und nur auf untern Culturstufen ihre Stätte finden könnten; aber sie ist eine vollständig unrichtige, in der Verkennung von dem eigentlichen Wesen des Sprichworts wurzelnd oder aus einem Misbrauche desselben hervorgegangen. Wahr ist nur, daß gerade der Sprichwörterschatz eines Volks in demselben Maße, wie seine Bildung an Umfang gewinnt, an Reichthum wachsen muß. Dies sagt auch Schottel a. a. O., wo es heißt: „Je reichlicher und künstlicher eine Sprache gestiegen und je mehr solches Volkes Wesen, Handel und Wandel zur Aufnahme und Flor erwachsen und sich ausgebreitet, je mehr sind solcher landläufigen Schlußreden, Sprichwörter, nachdenkliche mit wenig viel Dinges in sich enthaltene Redarten aufkommen."

Es wäre auch durchaus unverständlich, wenn eine vielseitigere Entwickelung den Beobachtungsgeist schwächen, den Volkswitz abstumpfen und für einen körnigen Ausdruck unfähig machen sollte. Wer dies annähme, würde der steigenden Bildung ein Armuthszeugniß ausstellen; aber es wäre ein unbegründetes. Denn was ist das Sprichwort anders als in der Regel der Schlußsatz einer Gedankenreihe, der in wenig Worte gedrängte Ausdruck einer langen Betrachtung; und die Fähigkeit zu solchem Ausdruck sollte dem Volke durch höhere Bildung verloren gehen? Nichts weniger als dies. Zwei Umstände haben diese irrige Meinung veran-

laßt. Erstlich hat eine bessere Bildung den Misbrauch, der in einer Periode gesunkenen Geschmacks mit den Sprichwörtern getrieben wurde, beseitigt. Denn einen Misbrauch kann man es wol nur nennen, wenn ganze Erzählungen und Dramen aus Sprichwörtern zusammengesetzt wurden, ähnlich einer Speise aus bloßem Salz und Pfeffer. Ich erinnere nur an G. Ph. Harsdörfer's „Frauenzimmer-Gesprächspiele" (Theil 2, Nürnberg 1612), worin sich eine ganze deutsche Komödie aus Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten zusammengesetzt findet: ein Fall, der nicht etwa vereinzelt dasteht, sondern die Zeitrichtung charakterisirt, die sogar auf den Schulen gepflegt wurde, wo ebenfalls ganze Sprichwörterdramen zur Aufführung kamen. Als Beleg dafür nur ein paar Beispiele von einem breslauer Gymnasium. Die Titel der betreffenden Programme lauten: „Der deutschen Rätzel-Weißheit. Erster auß Rätzeln, Sprüch-Wörtern und Fabeln bestehender Theil, bemühete sich mit Entgegenhaltung anderer Völker den 17. und 18. Tag Herbst-Monats des 1692sten Jahres Vmb 1 Uhr nach Mittag an dem Magdalenischen Gymnasio vorzustellen Christian Gryphius." Und: „Das in Sprichwörtern redende Schlesien bemühete sich in dem Gymnasio zu St. Maria Magdalena den 9. und 10. Tag des Herbst-Monats im Jahre 1722 um 2 Uhr nach Mittag aufzuführen M. Gottlieb Wilhelm Keller, des Magdalenäischen Gymn. Pro-Rektor und Professor."

In der Regel finden die Uebergänge von einem Extrem nicht in den angemessenen Zustand, sondern in ein anderes Extrem statt. Und so geschah es auch hier; es trat eine Periode ein, in welcher der Gebrauch von Sprichwörtern nicht zum guten Ton gerechnet wurde. Dies und der andere Umstand, daß die Herausgeber von Sprichwörterschriften immer nur aus denselben alten gedruckten Quellen (Agricola, Franck u. s. w.) schöpften, während sie die nahe, frische Quelle des Volksmundes und die neuere Literatur so gut wie gänzlich unbeachtet ließen, gaben dem obigen Irrthum Nahrung.

Mit dem Erwachen des Volksgeistes, des bewußten nationalen Lebens hat auch das deutsche Sprichwort wieder seine Beachtung gefunden, wie die Schriften beweisen, die jetzt in größerer Anzahl denn früher erscheinen. Es gab eine Zeit — und sie liegt noch nicht sehr weit hinter uns —, in der man ganze Jahrgänge des Meßkatalogs durchblättern konnte, ehe man einem dem Sprichwort gewidmeten Titel begegnete. Jetzt ist dies anders; es liegen uns hier allein vier Schriften vor, die innerhalb eines Jahres erschienen sind und über welche wir hier kurz berichten wollen. Der Standpunkt, den wir hierbei einnehmen, soll aber ein vorherrschend anregender sein; wir wollen an dem Gegebenen zeigen, was für künftige Bearbeiter hauptsächlich noch zu thun ist und worauf es namentlich ankommt.

Die Arbeiten auf dem Felde des Sprichworts können zum Gegenstande haben: a) das Erforschen und Ausschöpfen der Quellen; b) das Sammeln und Ordnen des Gewonnenen; c) das Erklären des Dunkeln und Anwenden für gewisse praktische Berufs- und Lebenszwecke, und vielleicht speciell d) die Belebung und Verbreitung der Sprichwörter in einer entsprechenden Auswahl für bestimmte Aufgaben.

Unter einen dieser Gesichtspunkte oder mehrere derselben dürfte wol jede Sprichwörterschrift gehören. Die beiden ersten der oben angezeigten Schriften des Herrn von Wurzbach werden vorherrschend unter b oder c fallen. Dieselben sind, wie aus dem Vorworte zu ersehen ist, nur abgerundete Theile aus einem größern, sehr umfangreichen Werke, das über 1500 Sprichwörterüberschriften in 15 Abtheilungen enthalten hat, dessen Gesammtausgabe aber an den „damaligen (1859) politischen Zeitverhältnissen", wie an dem Bedenken gescheitert ist, welches das bevorstehende und in „schlesischen Blättern" angekündigte Erscheinen einer „kolossalen Sprichwörtersammlung" hervorgerufen hat. Es ist dies um so mehr zu bedauern, als das „Deutsche Sprichwörter-Lexikon" von Wander, das damit gemeint ist, nach seiner ganzen Anlage und Bestimmung nicht nur keiner andern Arbeit auf diesem Gebiet im Wege steht, sondern denselben nur förderlich sein kann, wie dies Hr. von Wurzbach in seiner andern, später erschienenen Schrift: „Glimpf und Schimpf", selbst ausspricht, indem er S. 10 sagt: „Das unvergleichliche und in jeder Beziehung vortreffliche Sprichwörter-Lexikon von Wander kann meine Arbeit nicht beeinträchtigen."

Das „Deutsche Sprichwörter-Lexikon" wird, wie bemerkt, keiner andern Arbeit im Wege stehen; es will vielmehr auf allen Punkten des Sprichwörtergebiets anregend wirken und den Bestrebungen einen Anhalts- und Mittelpunkt gewähren.

Wurzbach hatte seine „Arbeit, zu der er seit vielen Jahren die Materialien gesammelt und vielleicht in mehr als tausend Bänden das für seine Absicht Brauchbare mühsam aufgesucht und durchgearbeitet hatte, zu Anbeginn des Jahres 1861 seinem Verleger zu Prag übersandt, der sie bis Anfang Mai behalten". Das Manuscript umfaßte 1540 Sprichwörter und Redensarten und zwar in 15 Abtheilungen: I. „Historische Redensarten" (1—96); II. „Redensarten von Sitten und Gebräuchen" (97—225); III. „Reimsprüche und sprichwörtlich gewordene Liederanfänge" (226—238); IV. „Berühmte Devisen und Fürstenworte" (239—257); V. „Von Aemtern, Titeln und Würden" (258—309); VI. „Die Sprichwörtee von den Frauen und von der Liebe" (301—380); VII. „Der Humor im Sprichwort" (381—452); VIII. Schimpf- und Spottworte" (453—488); IX. „Volks- und Städteschimpf" (489—590); X. „Die Sprichwörter vom Essen und Trinken" (591—670); XI. „Die Sprichwörter von den Heiligen" (671—754); XII. „Die Thierwelt im Sprichwort" (755—830); XIII. „Droh- und Fluchworte, Verwünschungen" (831—900); XIV. „Die Weisheit im Sprichwort" (901—1200); XV. „Vom Kriegswesen" (1201—1270); Anhang: „Vermischtes" (1271—1540).

Wir bedauern, daß diese Arbeit, welche mit mehrern ihrer Abtheilungsüberschriften auf eine überraschende Weise an Titel von Sprichwörterschriften erinnert, die 1863, von Freiherrn von Reinsberg und Ida von Düringsfeld herausgegeben, in Leipzig erschienen sind, nicht hat als ein Ganzes ins Leben treten können. Aus derselben hervorgegangen sind die obigen Schriften Nr. 1 und 2. Der Titel von Nr. 1: „Historische Wörter, Sprichwörter und Redensarten", gibt den Charakter der in ihr enthaltenen 259 Ausdrücke und Redensarten an; es ist ein vorherrschend historischer; doch ist damit die Eintheilung des Gesammtwerks, aus dem es hervorgegangen ist, nicht ersetzt.

Um die Leser mit dem Inhalt andeutend bekannt zu machen, heben wir einige der erklärten Ausdrücke hervor: Den Abt reiten lassen. Mit Affenmünze bezahlen. In den April schicken. Um des Kaisers Bart streiten. Ins Bockshorn jagen. Dazu hat Buchholz kein Geld. Cabale, Charlatan, Divan. Gallimathias. Sich einen Haarbeutel trinken. Unter die Haube kommen. Jekel und Grikel. Pasquill, Schulfuchs, Rädelsführer. Neun Schneider machen einen Mann. Das kostet kein Viehgeld. Ein X für ein U machen. Zapfenstreich u. s. w.

Nr. 2: „Glimpf und Schimpf in Spruch und Wort", bietet in sechs Abtheilungen: I. „Volks- und Städte-Schimpf und Glimpf" (als: Meißner sind Gleißner. Kamenzer Nase. Quarkschießen von Budissin. Spanische Schlösser. Curanzen. Er geht in alle Welt nach Brandis u. s. w.); II. „Schimpf und Glimpf von den Frauen und von der Liebe" (Flitterwochen. Nadelgeld. Strohrede. Kiss me quick); III. „Im Herrenbrauch und Spruch" (Den Rosenkranz des Herrn von Montmorency beten. Sieben ist weniger als fünf. Guter Leumund ist mehr werth als ein goldener Gürtel); IV. „Kalender-Schimpf und Glimpf" (Christophel-Gebet. Das Heilige Grab hüten. Er weiß wo Bartel Most holt. Ein Bild ohne Gnaden); V. „Glimpf und Schimpf im Volkshumor" (Am Musikantentischel sitzen. Maulaffen feilhaben. Hokuspokus treiben); VI. „Glimpf und Schimpf der Tafelfreuden" (Giselmahle halten. Credenzen. Jemand zum Berchthold führen); VII. „Schimpf- und Spottworte" (Schimmelreiter. Bönhase. Kalmäuser); VIII. „In Titeln und Würden" (Sire. Lord. Junker. Excellenz).

Man sieht sofort, daß beide Schriften aus einer einzigen

hervorgegangen sind, denn auch der Inhalt der zweiten, welche leider die darin vorkommenden Ausdrücke und Redensarten nicht mit fortlaufender Zahl versehen hat, ist ein vorherrschend historischer, der nicht logisch von den „Historischen Wörtern“ geschieden ist, sondern durch Umstände. Müssen wir nun auch mit dem Verfasser bedauern, daß seine Arbeit nicht als ein Ganzes hat erscheinen können, so freuen wir uns doch, daß es ihm noch gelungen ist, sie in dieser Form dem betreffenden Publikum zugänglich zu machen. Wer es weiß, wie schwierig es mitunter ist, auch nur über einen einzigen Ausdruck, über eine Redensart, wovon uns der Verfasser in den beiden Schriften Hunderte bietet, Aufklärung und Belehrung zu erhalten, wird demselben für die beiden Gaben recht dankbar sein. Noch wird bei weitem die große Mühe nicht gewürdigt, noch werden die Zeitopfer nicht in Rechnung gebracht, welche das Sammeln, und namentlich das auf dem Felde der Literatur erfordert. Auf keinem Gebiete derselben liegt aber das Bedürfniß dringlicher vor, als auf dem des Sprichworts, wo das Material für umfassende Arbeiten in Hunderten von Bibliotheken und Tausenden von Blättern und Schriften zerstreut ist. Hier ist noch viel zu thun; ja es ist noch für die Ausbeute der Literatur der rechte Anfang nicht gemacht (vgl. Wander, „Deutsches Sprichwörter-Lexikon“, Vorwort zur sechsten Lieferung), was nachzuweisen wir uns für später vorbehalten müssen.

Um so dankbarer sind wir aber dem Verfasser für seine mühevolle Arbeit, die sich nicht nur dem Sprichwörterfreunde empfiehlt, sondern wegen ihres sich über so viele Gebiete des Lebens und Wissens verbreitenden belehrenden Inhalts Aufnahm ein alle Volksbibliotheken verdient, wohin ihr aber der Weg wegen des Preises erschwert wird. Und ihr Inhalt ist nicht nur belehrend, sondern in demselben Grade anziehend und unterhaltend; er bietet eine gesunde Lektüre, auch für die, welche sich nicht speciell mit Sprichwörterliteratur beschäftigen.

Hat der Verfasser in den beiden vorliegenden Schriften nur bekannte Ausdrücke und Redensarten gesammelt, um sie zu erklären, so möchten wir wünschen, er wendete seinen Sammeleifer solchen Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten zu, die im Volksmunde und in der Literatur umlaufen, und noch nie einer Sprichwörtersammlung einverleibt worden sind: denn dadurch würde unser in Schrift gefaßter Sprichwörterschatz eine Bereicherung erhalten, welche die obigen Arbeiten doch nicht verleihen können.

Für eine solche oder ähnliche Arbeit würden wir aber den Wunsch haben, daß der Verfasser die literarische Quelle, aus der er in jedem einzelnen Falle geschöpft hat, genauer angäbe, als in der obigen Schrift geschehen ist, wo die Quellen nicht bei den einzelnen Artikeln, sondern in einem angehängten Verzeichniß auch dort häufig zu allgemein und darum für den wissenschaftlichen Bearbeiter, der selber lesen will, nutzlos angegeben sind. Welchen Gewinn kann es z. B. für ihn haben, wenn er die „Blätter für literarische Unterhaltung“, die „Germania“ von F. Pfeiffer, „Lesefrüchte“ von Poppe, ganze Jahrgänge von Zeitungen u. s. w. aufgeführt findet, sobald nicht für jeden einzelnen Artikel die Quelle nach Titel, Jahrgang, Band, Nummer, Seite citirt ist. Eine solche genaue Quellenangabe empfehlen wir jedem Sammler für seine Aufzeichnungen; jede andere ist so gut wie werthlos.

Die Schrift „Die deutschen Sprichwörter im Mittelalter“, von Ignaz von Zingerle (Nr. 3) hat sich ein Feld ausgesucht, das bisjetzt noch sehr wenig angebaut worden ist; sie ist, soweit unsere Kenntniß hier reicht, sogar die erste selbständige Schrift, welche sich dem mittelhochdeutschen Sprichwort widmet und schon aus diesem Grunde doppelt willkommen. Wer je einmal den Anfang in der Bebauung eines bisher uncultivirten Gebiets gemacht hat, wird wissen, mit welchen Schwierigkeiten der erste Arbeiter zu kämpfen hat. Was wir hier über den Gegenstand sagen, soll also in keiner Weise das Verdienst schmälern, das sich der Verfasser erworben hat und das um so mehr ins Gewicht fällt, als sogar Novitsch in seiner „Literatur der Sprichwörter“, die zwar für turkische, tamulische, chinesische u. s. w. eine Spalte hat, aber keine solche für mittelhochdeutsche aufweist, wie schon seinerzeit die „Heidelberger Jahrbücher“ (1827, S. 232—246) rügend bemerkt haben.

Wir werden unsere Bemerkungen an das vom Verfasser Gebotene knüpfen. Obenan halten wir den Titel für zu vielsagend; nach Lage der Sache mußte er lauten: „Deutsche Sprichwörter des Mittelalters.“ Von einer bahnbrechenden Arbeit auf einem Gebiet kann man keine Vollständigkeit verlangen, und der Verfasser behauptet selbst nicht, daß er den mittelhochdeutschen Sprichwörterschatz damit erschöpft habe; er sagt vielmehr (S. 2) nur, daß er „die Sprichwörter des deutschen Mittelalters, insoweit sie ihm bei seiner Lektüre begegnet sind, gesammelt“ habe. Man kann aber wol annehmen, daß es noch eine große Anzahl von Sprichwörtern in der mittelhochdeutschen Literatur gibt, die ihm nicht „begegnet“ sind. Bevor also der vom Verfasser gewählte Titel am Platze ist, muß das Vorhandene forschend erschöpft sein, und zwar in einer Weise, wie sie sehr genau Mone in seinen „Quellen und Forschungen“ angedeutet hat.

Es ist zunächst festzustellen, welche Schriftdenkmäler im weitesten Sinne die mittelhochdeutsche Literatur repräsentiren, dann werden die in jedem einzelnen derselben enthaltenen Sprichwörter mit genauer Angabe der Quelle auszuziehen sein. Erst wenn diese, von einem einzelnen nicht auszuführende Arbeit gethan ist; erst wenn die Forschungsergebnisse aus den einzelnen Schriftdenkmälern vorliegen, kann der mittelhochdeutsche Sprichwörterschatz in ein Ganzes gefaßt werden. Aber nur auf dem von Mone betretenen Wege des sorgfältigen und speciellen Lesens, d. h. Forschens für den vorliegenden Zweck, durch Zählung und Rechnung ist die Aufgabe zu lösen. Mone hat in den Liedern des britannischen Sagenkreises etwas über 180 Sprichwörter gefunden und zwar in den circa 8000 Versen des „Iwein“ 42, in den circa 23000 Versen des „Parcival“ 37, in den 8000 Versen des „Lancelot“ 44, in den 11700 Versen des „Wigalois“ 60; in denen des französischen Sagenkreises nur 35, und zwar in den 4400 Versen des „Otnit“ 5, in den 15000 Versen des „Wolfdietrich“ 18, in den 19000 Versen der „Nibelungen“ 127.

In ähnlicher Weise hat Mone für „Heldenbuch“ und „Reimchronik“ Zahlen angegeben, bemerkt aber, daß sie hinter den wirklich vorhandenen Sprichwörtern zurückbleiben. Es kommt natürlich hier wieder die Frage in Betracht, was ein Sprichwort ist und woran man es erkennt, da dasselbe nicht in allen Fällen mit einer der vom Verfasser der vorliegenden Schrift gesammelten Eingangsformeln (S. 5 fg.) versehen auftritt.

Was nun die vorliegende Sammlung selbst betrifft, so ist sie als erste Gabe auf diesem Gebiet, wenn ihr auch die Vollständigkeit abgeht, welche der Titel verspricht, eine sehr reiche; denn sie enthält wol, schätzungsweise, mehr als 1800 mittelhochdeutsche Sprichwörter, mit sorgfältiger Angabe der Quelle bei jedem einzelnen derselben. Die Sprichwörter sind, wie beim „Deutschen Sprichwörter-Lexikon“ von Wander, unter Hauptbegriffe gebracht, welche alphabetisch geordnet sind, eine Einrichtung, die für Arbeiten dieser Art durch keine bessere ersetzt werden kann. Nur hat es sich der Verfasser bei dieser Ordnung nicht sehr peinlich gemacht; denn wir finden, um nur ein paar Beispiele, deren fast jede Begriffsgruppe bietet, anzuführen, unter der Ueberschrift „Roth“: „Im was der bart unt daz hâr beidiu rôt, viurvar“, was offenbar unter „Bart“ gehören würde, wo man es auch suchen wird. Unter der Ueberschrift „Säen“ steht obenan: „Wer dâ bôsheit sêwet, mit recht er alle bôsheit mêwet“, dies würde unter die Ueberschrift „Bosheit“ gehören. Sehr zweckmäßig ist aber, daß bei vielen einzelnen Sprichwörtern oder ganzen Begriffsgruppen die entsprechenden neuhochdeutschen mit ihren Quellen, hauptsächlich Körte, Simrock und Wander, soweit der letztere erschienen ist, angegeben sind.

Was wir bei der äußern Einrichtung, die sonst wie die

Druckausstattung vortrefflich ist, bedauern, ist, daß 1) eine fortlaufende Zählung, die für das Aufsuchen und Citiren wesentliche Vortheile bietet, mangelt; daß 2) die beigegebenen sinnentsprechenden hochdeutschen Sprichwörter nicht zur leichtern Uebersicht fürs Auge mit kleinerer Schrift gedruckt worden sind; daß 3) ein zusammengestelltes Verzeichniß der benutzten Quellen mit den erforderlichen Angaben (welche Ausgabe u. s. w.) fehlt, da die zerstreut beigegebenen Notizen ein solches Verzeichniß nicht ersetzen können; daß endlich 4) nicht einmal ein Register der Ueberschriften angehängt worden ist, aus dem man wenigstens einigermaßen den Inhalt mit einem Blick überschauen könnte. Vielleicht gefällt es dem Verfasser bei einer neuen Auflage, welche wir für die verdienstliche Arbeit hoffen, auf diese Wünsche Rücksicht zu nehmen.

Durch die fortlaufende Zählung kann dann noch ein anderer Zweck erreicht werden; es wird durch dieselbe möglich, in einer Uebersicht der sprichwörtlich ausgebeuteten Sprachdenkmäler des Mittelalters bei jedem die sämmtlichen aus demselben entlehnten Sprichwörter in den betreffenden Nummern anzugeben. Es kann die jetzige sehr praktische Zusammenstellung unter alphabetisch geordnetem Hauptbegriffe beibehalten werden und man kann dabei doch sofort einen Ueberblick davon erhalten, wieviel und welche Sprichwörter aus Frauenlob, Freidank, Spervogel u. s. w. in dem Buche enthalten sind, und kann sie sofort finden.

Wir müssen damit unsere Besprechung abbrechen, wiewol wir noch manches über einzelne Punkte des Vorworts auf dem Herzen hätten. Aber es würde das zu Betrachtungen führen, die den Raum überschritten, der uns hier zugemessen ist.

Die Schrift: „Dramatische Sprichwörter" von Leon Rosenzweig (Nr. 4), enthält die dramatische Bearbeitung der drei Sprichwörter: „Einmal ist keinmal"; „Versehen ist auch verspielt" und „Jeder hat seine Schelle", die sich zur Darstellung für Privatkreise eignen. Sie reiht sich frühern dramatischen Sprichwörterbearbeitungen von Pulvermacher, Sydow, Sintenis, Schütz, Luise Hölder, Lossius u. v. a. an. 13.

Eine Biographie des Grafen Moritz von Sachsen.

Moritz Graf von Sachsen, Marschall von Frankreich. Nach archivalischen Quellen von Karl von Weber. Mit Porträt. Leipzig, B. Tauchnitz. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 22⅔ Ngr.

Wenn man die neueste Geschichtsforschung auch nur mit einiger Aufmerksamkeit zu beobachten Gelegenheit hat, so drängt sich sofort die Wahrnehmung auf, daß fast in allen Culturstaaten Europas, selbst Spanien und Portugal wollen nicht mehr zurückbleiben, mit wahrem Bienenfleiße in Staats-, städtischen und Familienarchiven nach alten Urkunden jeglicher Art geforscht und in der That ununterbrochen Neues zu Tage gefördert wird. Es gehören aber zu diesem Forschungsberufe nicht blos gelehrte Kenntnisse, sondern es nimmt derselbe auch einen gewissen Takt in Anspruch, der darin besteht, daß man auf der einen Seite das Brauchbare sofort erkennt und richtig würdigt, auf der andern Seite aber auch das Unscheinbare nicht mit unverdienter Misachtung im Staube ruhen läßt, oder um bildlich zu reden, es nicht unter die Spreu wirft, weil die in derselben verborgenen Körner nicht augenblicklich sichtbar sind. Einen solchen Takt besitzt unbestreitbar der Verfasser des obengenannten Werks, wie er dies unsers Bedünkens bereits sattsam bekundet hat durch sein vierbändiges Werk „Aus vier Jahrhunderten". Eine derartige Richtung der historischen Forschung ist insbesondere für die Sittengeschichte werthvoll. Und wir irren uns wol nicht, wenn wir glauben, daß Herr von Weber von diesem Zweige der Geschichtschreibung ganz besonders angezogen werde; deshalb scheint auch der Graf von Sachsen seine Aufmerksamkeit erregt zu haben: er fand in ihm ein besonders hervorragendes, sprechendes Charakterbild der Zeit. Es hat aber die Geschichtswissenschaft alle Ursache dem Verfasser recht dankbar zu sein. Zwar fehlt es nicht an Biographien des Grafen von Sachsen und an Schriften, die sich mit demselben beschäftigen; allein über den Lebensabschnitt desselben vor der Zeit, zu welcher er als Führer französischer Heere sich hervorthat, über alles, was neben seinem öffentlichen Auftreten als Kriegsheld liegt, standen den Geschichtsforschern nur mangelhafte Hülfsmittel zu Gebote: es zeigen sich daher in dieser Beziehung in den über den Marschall von Frankreich erschienenen Werken zahlreiche Unrichtigkeiten und Lücken. Die erstern zu berichtigen und die letztern auszufüllen, bot dem Verfasser das Hauptstaatsarchiv zu Dresden ein reiches, zeither noch nicht benutztes Material. Und er hat sich seit Jahren bemüht, dieses Material aus Hunderten von Actenstücken und Briefconvoluten, die er bei Ordnungsarbeiten durchzugehen hatte, zu sammeln, mit der Hoffnung, daß seiner Aufmerksamkeit nichts einigermaßen Erhebliches entgangen sei. „Dabei aber", fügt der Verfasser hinzu, „muß ich bevorworten, daß es nicht in meiner Absicht lag, Moritz als Feldherrn in den Vordergrund zu stellen, eine neue ausführliche Geschichte der Kriege jener Zeit zu liefern, seine Schlachten zur strategischen Würdigung und Anschauung zu bringen. Ich habe mich vielmehr damit begnügt, der Kriegsereignisse insoweit zu gedenken, als sie sich unmittelbar an unsers Helden Person knüpfen und soweit etwa die Quellen des Hauptstaatsarchivs Nachrichten enthalten, welche von den Angaben anderer Schriftsteller abweichen oder sie ergänzen. Von jeder Verbesserung der Orthographie der Originalurkunden habe ich abgesehen: ich bitte daher die zahlreichen Sprachschnitzer weder mir noch dem Setzer beizumessen. Wenn ich einzelnes aufgenommen habe, was, wie ich nicht verkenne, mehr in das Gebiet der Anekdote als der Geschichte gehören dürfte, so schien mir dies in einer Monographie, die ganz anspruchslos auftritt, gestattet und durch das bekannte Wort gerechtfertigt: «Anekdoten sind die Handhaben großer Seelen, durch die sie faßlich werden für den Hausverstand.»" Man wird dieses Verfahren des Verfassers bei dem Zwecke, den er bei der Abfassung seines Buchs im Auge hatte, und bei dem Leserkreise, den er für dasselbe zu wünschen hat, nur billigen können. Uebrigens ist von dem ebenso fleißigen als belesenen Verfasser die neueste Literatur einschließlich der neuerdings veröffentlichten französischen Memoiren in Rücksicht genommen worden. Dadurch hat die von ihm gelieferte Monographie unleugbar für den Historiker von Fach in befriedigender Weise gewonnen.

War man bis auf die neueste Zeit über Ort und Zeit der Geburt des berühmten Sohnes der schönen Gräfin Königsmarck in Zweifel, sodaß man in verschiedenen Büchern Verschiedenes las, so ist dieser Zweifel neuerdings gelöst worden, und zwar durch das Kirchenbuch zu Goslar; dort ist zu lesen: „Am 28. October 1696 war von der vornehmen Frau in R. Heinrich Christoph Winkel's Hause ein Söhnchen geboren worden, welches in der Taufe den Namen Mauritius erhielt." Daher ist es ein Irrthum, wenn in einigen Schriften ihm auch der Name Hermann beigelegt wird. Die Erziehung des jungen Moritz, den der königliche Vater im Jahre 1711 legitimirte, obschon eine Urkunde darüber im Staatsarchiv sich nicht hat auffinden lassen, war der hohen Geburt desselben und dem Geiste der Zeit entsprechend; insbesondere suchte die Mutter, die ihre liebevolle Gesinnung nie verleugnete, soweit ihr Einfluß reichte, die Anhänglichkeit an die protestantische Kirche in dem Gemüthe ihres Sohnes zu sichern. Und dieses Bestreben ist auch mit dauerndem Erfolge gekrönt worden: denn Moritz widerstand, als er später dem französischen Hofe so nahe trat und seine Interessen sich vielfach mit demselben verflochten, allen Versprechungen und Verlockungen, die man anwendete, um ihn zum Uebertritt in die katholische Kirche zu bewegen. Daß Moritz sich physisch ungewöhnlich frühzeitig und kräftig entwickelte und dadurch lebhaft genug an seinen väterlichen Ursprung erinnerte, beweist ein Curiosum in einer Rechnung (1710), welche dem Vater darthun soll, daß nicht Verschwen-

dung die Schulden veranlaßt habe; in dieser Rechnung heißt es: „Der junge Graf trägt wegen seines starken Beins schon vollkommene Mannesstrümpfe, denn die Strümpfe, so man ordinär für Knaben von 15—16 Jahren verkauft, sind ihm alle zu klein.“ Dessenungeachtet muß eine Erzählung von einem Liebesverhältnisse des Knaben mit einem noch jüngeren Mädchen in das Reich der Fabeln verwiesen werden, die sich zur Bildung eines romantischen Glanzes um das Haupt des später so berühmten Kriegshelden ganz unhistorisch vereinigt haben. Moritz hat ja ohnehin später so viele Siege auf dem Felde der Liebe errungen, daß man, um ihn in dieser Beziehung zu verherrlichen, nicht bis in die Jahre seiner Kindheit zurückzugreifen braucht.

Schon längst hatte man Einleitungen getroffen, dem jungen Grafen eine reiche Frau zu verschaffen: standesgemäßer Aufwand und Schulden machten eine reiche Heirath nöthig. Es gelang. Im Jahre 1714 fand in Moritzburg eine glanzvolle Hochzeitfeier statt: Moritz ward der Gatte einer der reichsten jungen Damen Sachsens aus der Familie von Löben. Doch von ehelichem Glück oder von einer Anerkennung des Werthes desselben keine Spur: beide Ehegatten waren einander würdig; sie hatten nur schwache Begriffe von ehelicher Treue. Und so erfolgte denn auch 1721 die Ehescheidung. Es wirft aber diese ganze Episode im Leben des Grafen Moritz grelle Schlaglichter auf die socialen Zustände der damaligen Zeit, sie gestatten einen traurigen Einblick in die Sittenlosigkeit derselben. Auch hat sich unser Verfasser theils aus culturhistorischem Interesse, theils um den in Schriftwerken vorkommenden Fabeleien möglichst ein Ende zu machen, die Mühe nicht verdrießen lassen, die auf jene Episode bezüglichen Actenstücke sorgfältigst zu prüfen und dasjenige daraus mitzutheilen, was zur Aufklärung oder Berichtigung geeignet zu sein schien. Uebrigens können wir beiläufig nicht unerwähnt lassen, daß die soeben besprochene Thatsache so reich an Stoff zu einem Roman ist, daß ein für dieses Fach befähigter Schriftsteller sich daran mit Erfolg und Anerkennung versuchen dürfte. Das Bewußtsein der hohen Abkunft, Ehrgeiz, Lust an Abenteuern und Gefahren, sowie die Aussicht, eine drückende Schuldenlast womöglich los zu werden, bestimmten den Grafen Moritz, in die zahlreiche Reihe der Bewerber um die Herzogskrone von Kurland einzutreten. „Denn“, sagt unser Verfasser, „die präsumtive Erbin derselben, Anna Iwanowna, die junge Witwe des 1711 verstorbenen Herzogs Friedrich Wilhelm, hatte fast so viele Bewerber als weiland Penelope.“ Allein das ganze Ergebniß der kurländischen Expedition, welche dem Grafen Moritz zwei Jahre kostete (1726—28), hatte trotz aller selbst gefahrvollen Ausdauer desselben, trotz aller diplomatischen oder privatlichen Intriguen, bei denen Damen der höchsten Kreise dem schönen Bewerber zu Liebe eine Rolle spielten, trotzdem endlich, daß sogar sein königlicher Vater im Herzen dem Plane des Sohnes zugethan war und auf geheimen Wegen ihn zu fördern suchte, nur eine Vermehrung seiner Schulden zur Folge, und die einzige Entschädigung war ein Pergament, welches seine Wahl durch die kurländischen Stände bestätigte. Er legte aber auf diese Wahl einen so hohen Werth, daß er die darüber lautende Urkunde auch später, obwol König Friedrich August ihn mehrmals zu deren Auslieferung aufforderte, nicht herausgab. Auch ist dieselbe nach seinem Tode nicht erlangt worden. Uebrigens hat unser Verfasser der ganzen Sache nicht nur eine sehr ausführliche, sondern auch mit historischer Kritik ausgestattete Darstellung gewidmet: durch zum Theil neues urkundliches Material ist auch hier Falsches berichtigt oder Mangelhaftes ergänzt worden.

Die kriegerische Laufbahn, auf welcher Moritz sich dauernden Ruhm erwarb, beginnt eigentlich erst im Jahre 1741. Die Eroberung Prags war seine erste wahrhaft große Waffenthat. Bei dieser Eroberung waren merkwürdigerweise außer Moritz noch drei andere natürliche Söhne des Kurfürsten von Sachsen als hohe Offiziere anwesend: der Graf Rutowski, der Chevalier de Saxe und der Graf Cosel. Da Graf Moritz ein durch und durch ritterlicher Charakter war und von Natur höchst gutmüthig, so erklärt es sich, warum er unnöthiges Blutvergießen und Plünderung haßte. Deshalb verbot er auch seinen Soldaten bei der Erstürmung Prags aufs strengste alles Plündern: die Einwohnerschaft beschenkte ihn aus Dankbarkeit mit einem werthvollen Diamant; man fand denselben noch unter dem Nachlasse des Grafen vor. Zeigte er auf der einen Seite gegen die Soldaten eine unbeugsame Strenge im Dienste und auf dem Schlachtfelde, auf welchem er ihnen als leuchtendes Muster der Tapferkeit und unerschütterlichen Besonnenheit voranging, so sorgte er auf der andern Seite in jeder Beziehung wahrhaft väterlich für seine Soldaten: darum war er auch ihr Abgott und sie gingen für ihn todesmuthig gegen den Feind; und diesem Todesmuthe der Soldaten verdankte Moritz seine berühmten Siege in den Niederlanden unstreitig nicht minder als seinem Feldherrntalente. Die Urtheile über die Größe dieses Talents sind übrigens nicht übereinstimmend und auch unser Verfasser erlaubt sich als Laie kein entscheidendes Urtheil auszusprechen. Während z. B. Friedrich der Große den Grafen Moritz in die erste Reihe der Feldherren stellen zu müssen glaubt, wollen ihn andere in den zweiten Rang verwiesen sehen. Unbeachtet darf allerdings nicht bleiben, daß Graf Moritz nie einem Feldherrn von hervorragender Größe, sondern nur tapfern Truppen, wie die Engländer und Hannoveraner waren, seine Siege in den Niederlanden abgerungen hat.

Die Frage, warum Graf Moritz, ein Deutscher von Geburt, so ausdauernd in französischen Diensten geblieben und französische Heere gegen Oesterreichs und Deutschlands Armeen geführt, erklärt sich unschwer aus den damaligen politischen Verhältnissen, aus den in dem kriegslustigen Adel herrschenden Grundsätzen und seiner eigenen Persönlichkeit und Geburtsstellung. Auch hat ihn unser Verfasser mit guten Gründen in Schutz genommen. Und gewiß ist, daß Moritz seine deutsche Abkunft und in manchen Verhältnissen auch seine deutsche Gesinnung *) nicht verleugnet hat. Die diplomatische Brauchbarkeit aber, um deren willen der sächsische Hof des Grafen Moritz Aufenthalt insbesondere in Paris nicht ungern sah, bewährte sich als eine sehr geringe: seine soldatische Natur widerstrebte dem Wesen und den Aufgaben eines Diplomaten. Doch brach er seine Verbindung mit dem Mutterlande niemals völlig ab. So befand er sich 1749 in Dresden und erhielt sogar eine Einladung zur Theilnahme an dem in diesem Jahre einberufenen Landtage. Da aber sein Name in den Acten nicht erwähnt wird, so ist es zweifelhaft, ob er der Einladung Folge geleistet habe. Mit dem Frieden zu Aachen (1748), der den Oesterreichischen Erbfolgekrieg endigte, erreichte auch die kriegerische Laufbahn des zum Marschall von Frankreich erhobenen Grafen Moritz ihre Endschaft. Er lebte vorzugsweise zu Chambord mit fürstlicher Pracht: dort unterlag er schon am 30. November 1750 einer Unterleibsentzündung, fast bis an seinen Todestag noch in Liebesintriguen verwickelt. Frankreich erlitt einen zur Zeit unersetzlichen Verlust, den aber vielleicht niemand tiefer empfand als der König Ludwig XV. Er schrieb an König Friedrich August von Polen: „Monsieur mon Frère. La perte que je viens de faire du M^al de Saxe me penètre de la plus vive douleur, son attachement pour ma personne me la fait sentir encore plus vivement. Je n'oublierai jamais les services importants, qu'il m'a rendus, ses qualités superieures le rendoient bien digne du sang dont il sortoit.“ Uebrigens erschienen bald nach des Grafen Tode sowol in Frankreich als in Deutschland Lobgedichte und Panegyriken in ziemlicher Menge, und sie haben, wie einstens die laudes funebres der alten Römer, die Wahrheit der Geschichte verfälscht. Wir dürfen mit dem Bekenntnisse von unserm Ver-

*) Er machte kein Geheimniß daraus, daß er die deutschen Soldaten den französischen vorziehe. Und von den französischen Generalen achtete er nur Broglie.

fasser scheiden, daß er einer Biographie des Grafen Moritz eine sichere historische Basis gegeben, demselben aber zugleich ein würdiges Denkmal gesetzt habe. **Karl Zimmer.**

Bibliographie.

Boleslawita, B., Der Spion. Ein Bild aus der Gegenwart, nach der Natur gezeichnet. Aus dem Polnischen. Uebersetzt von M. G. Autorisirte Ausgabe. Dresden, Wolf. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Boz, Ein Weihnachtslied in Prosa. Neu aus dem Englischen übersetzt. Elberfeld, Badeker. 16. 24 Ngr.

Bürger, M., Geheimnisse aus dem österreichischen Dorfleben. Eine Erzählung. Wien, Mechitharisten-Congregations-Buchhandlung. 8. 16 Ngr.

— — Marzellin, oder: der Lohn der guten That. Erzählung. Wien, Mechitharisten-Congregations-Buchhandlung. 8. 5 Ngr.

Edzards, E., Drei Vorträge gehalten im Museum der naturforschenden Gesellschaft zu Emden. Emden, Haynel. 8. 12½ Ngr.

Eyrbyggja Saga herausgegeben von G. Vigfusson. Mit 1 Karte. Leipzig, Vogel. Br. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gordon, J., Sechs Jahre in Orenburg. Erlebnisse eines polnischen Straffoldaten. Aus dem Polnischen. Autorisirte Ausgabe. Dresden, Wolf. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Guizot, Betrachtungen über das Wesen der christlichen Religion. Aus dem Französischen übertragen von E. A. Jotzmann. Berlin, Humburg u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr.

Hahnemann, G. F., Die göttliche Offenbarung im Verhältniße zur sittlichen Weltordnung. Jena, Deistung. 8. 4 Ngr.

Hoefer, E., Altermann Ryke. Eine Geschichte aus dem Jahre 1806. Vier Bände. Berlin, Janke. 1865. 8. 6 Thlr.

Hörmann, A. S., Aners Rückkehr. Eine allegorische Erzählung. Landshut, Thomann. 8. 18 Ngr.

In den Voralpen. Skizzen aus Oberbaiern von einem Süddeutschen. 1ste Abtheilung. München, Gummi. 1865. 8. 18 Ngr.

Kaim von Kaimthal, F., Das k. k. Infanterie-Regiment Erzherzog Rainer Nr. 59 vom Jahre 1856—1863. Salzburg. Gr. 8. 20 Ngr.

Lotze, H., Mikrokosmus. Ideen zur Naturgeschichte und Geschichte der Menschheit. Versuch einer Anthropologie. 3ter Band: Die Geschichte. Der Fortschritt. Der Zusammenhang der Dinge. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 3 Thlr.

Luthardt, C. E., Die modernen Darstellungen des Lebens Jesu. Eine Besprechung der Schriften von Strauß, Renan und Schenkel, sowie der Abhandlungen von Coquerel d. j., Scherer, Colani und Keim. Vortrag. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 7½ Ngr.

Mützelburg, A., Eisen und Blut. Roman. 1ste und 2te Lieferung. Berlin, Sacco Nachfolger. Gr. 8. à 4 Ngr.

Nordenflycht, F. O. Freih. v., Einleitung in das Studium der Nationalökonomie. Berlin, v. Decker. Gr. 8. 22½ Ngr.

Riese, A., Friedrich Wilhelm's des Großen Churfürsten Winterfeldzug in Preußen und Samogitien gegen die Schweden im Jahre 1678/79. Ein Beitrag zur brandenburgischen Kriegsgeschichte. Mit 1 Karte des Kriegsschauplatzes. Berlin, v. Decker. Gr. 8. 22½ Ngr.

Rohling, E., Die Reichsstadt Memmingen in der Zeit der evangelischen Volksbewegung. München. Gr. 8. 20 Ngr.

Rostoski, O., Zwei Charaktere in zwei Vorträgen. Wittenberg, Herrosé. 1865. 16. 12 Ngr.

Rudloff geb. v. Trauwitz, Bertha v., Gedichte. Hildesheim, Gerstenberg. 8. 25 Ngr.

Sack, K. H., Die Lieder in den historischen Büchern des Alten Testaments neu übersetzt und erläutert. Für gebildete Verehrer der heiligen Schrift. Barmen, Langewiesche. Gr. 8. 22½ Ngr.

Schönhuth, O. F. H., Historie von den vier Heymonskindern, gar lieblich und anmuthig zu lesen. Neu erzählt für Jung und Alt. Reutlingen, Fleischhauer u. Spohn. 8. 5 Ngr.

Schopenhauer, A., Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde. Eine philosophische Abhandlung. Mit einer lithographirten Figurentafel. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Herausgegeben von J. Frauenstädt. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Ulloa, Marquis P. C., Neapolitanische Briefe. Aus dem Französischen übersetzt. Wien, Mechitharisten-Congregations-Buchhandlung. 8. 28 Ngr.

Veltheim, H. v., Capitola. Erzählung, nach dem Englischen des Grav Nick frei bearbeitet. Zwei Bände. Mainz, Kirchheim. 8. 2 Thlr.

Veuillot, L., Pius der Neunte. Ein katholisches Charakter-Bild. Aus dem Französischen in das Italienische übersetzt von L. Gibelli; aus dem Italienischen in das Deutsche übertragen von C. A. Kallmus. Mit dem Bildniße Sr. Heiligkeit nach einer Photographie. Wien, Mechitharisten-Congregations-Buchhandlung. Gr. 8. 5 Ngr.

Winterhoff, C., Mit Skorpionen statt mit Ruthen. Blicke in die Gegenwart und Zukunft des Vaterlandes, insbesondere Enthüllungen über den wahren Charakter der Schleswig-Holsteinischen Bewegung und der sogenannten Fortschritts- und National-Partei. 1ster Theil. London, Winterhoff. Gr. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Böhl, E., Die zweite Helvetische Confession. Eine Antrittsrede. Wien, Braumüller. Gr. 8. 6 Ngr.

Erläuterung einiger Ausstellungen gegen die Schrift „Aufklärung nach Actenquellen" über den Religionsprozeß zu Königsberg in Preußen von dem Verfasser der genannten Schrift. Basel, Balmer u. Riehm. 8. 2 Ngr.

Fricke, G., Ueber Renan's Leben Jesu. Vortrag, gehalten am 2ten Tage der Versammlung des Schleswig-Holsteinischen Gustav-Adolf-Vereins und der Pastoralconferenz zu Schleswig am 14. Juli 1864. Schleswig, Heiberg. Gr. 8. 7½ Ngr.

Gomperz, T., Demosthenes der Staatsmann. Ein populärer Vortrag gehalten zu Brünn den 17. März 1864. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 12 Ngr.

Oettingen, A. v., Ueber Kant's Pflichtbegriff mit Beziehung auf unsere Zeit. Festrede gehalten am 12. December als am urkundlichen Stiftungstage der Dorpater Universität. Dorpat, Gläser. 1863. Gr. 8. 6 Ngr.

Die Preußen in Schleswig-Holstein. Bilder aus Preußens glorreicher Gegenwart. Von v. B. Coblenz, Hölscher. Gr. 8. 3 Ngr.

Ringler, A., Das Siegesfest der Todten. Ballade. München, Lentner. Gr. 8. 2 Ngr.

Stark, F., Die Volksschule in Oesterreich. Ein Beitrag zu ihrer Neugestaltung. Wien, Sallmayer u. Comp. Gr. 8. 16 Ngr.

Thomas, G. M., Die Stellung Venedigs in der Weltgeschichte. Rede gehalten in der öffentlichen Sitzung der k. Akademie der Wissenschaften am 25. Juli 1864. München. Gr. 4. 9½ Ngr.

Wagner, E., Das Volksschulwesen in England und seine neueste Entwicklung. Stuttgart, Metzler. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Ngr.

Heinrich Joseph von Weitershausen, Großherzoglich Hessischer Generallieutenant und Divisionär. Darmstadt, Zernin. Gr. 8. 2½ Ngr.

Anzeigen.

Literarische Anzeige.

Im Verlage der Buchhandlung **Josef Max u. Komp.** in **Breslau** ist erschienen und zu haben:

Musa. Eine deutsche Waldgeschichte von Julius Schultz-Radun. 8. 1864. Geh. 24 Sgr.

Auf diese anmuthige Waldgeschichte glauben wir die gebildete Lesewelt aufmerksam machen zu dürfen. — Wir hoffen, die öffentliche Kritik wird nicht unterlassen, den Autor in seiner Schöpfung bald und anerkennend zu begrüßen.

Früher erschien in demselben Verlage:

Den Frauen, Gedichte von der Verfasserin der ernsten Stunden. Zweite verbesserte und vermehrte, sehr eleg. Miniatur-Ausgabe. 8. Eleg. geb. mit Goldschnitt. 1 Thlr. 10 Sgr.

Diese nöthig gewordene zweite Auflage erscheint in noch erhöhter Eleganz der äußern Ausstattung, daher also besonders geeignet zu erfreuendem Geschenke für gebildete Frauen und Töchter.

Simson und Delila. Tragödie in fünf Akten von **Eduard Müller.** 8. Eleg. geb. mit Goldschnitt. 1 Thlr.

Dieses gehaltvolle Dichterwerk wird Freunden der Kunst und Poesie gewiß eine sehr beachtungswerthe Erscheinung sein. Auch durch die äußere elegante Ausstattung eignet es sich ganz besonders zu Festgeschenken.

Jean Paul, Dr. **Katzenbergers Badereise.** Miniatur-Ausgabe. Sehr eleg. geb. mit Goldschnitt. 1 Thlr. 10 Sgr.

Diese bisher noch unübertroffene erste humoristische Dichtung deutscher Literatur wird in jetziger sehr eleganter äußerer Ausstattung gewiß ein willkommenes Festgeschenk sein. Tiefsinnig im Scherz wie im Ernst sind auch die beigegebenen Werkchen; anregend und erhebend wird ihre Wirkung in jeder Zeit sein und bleiben.

Sämmtliche Romane der Verfasserin von Godwie-Castle. Klassiker-Format. 12 Bde. Geh. 6 Thlr. 1) **Godwie-Castle.** 3 Bde. 2) **Ste. Roche.** 3 Bde. 3) **Thomas Thyrnau.** 3 Bde. 4) **Jakob van der Nees.** 3 Bde.

„Für die Jugend und die Frauen kann es keine bessern Romane geben, als Godwie-Castle, Ste. Roche und Thomas Thyrnau. Die Phantasie mit ihrem buntesten Gewande und die Welt der Ideale mit ihren schönsten Gebilden sind darin zur Anschauung gebracht und fesseln den Blick in zauberhafter Weise. Aber auch für das kritische Auge der Männer haben diese Romane Bedeutung erlangt, weil die Objectivität der Darstellung nnd die seltene Productionskraft, die sich darin darthut, ihre Verfasserin zu einem Phänomen nnter den weiblichen Talenten gestempelt haben. Kaum die englischen Schriftstellerinnen halten in diesem Punkte einen Vergleich mit Henriette Paalzow aus, die französischen und die deutschen lassen sich immer nur von eigenem Glück nnd Leid in die Feder dictiren und sind subjectiv bis zur Unzartheit. — In der Art der Ausarbeitung der gewählten Stoffe hat Henriette Paalzow die Begabung einer Künstlernatur gezeigt; sie war Malerin und Dichterin, nicht eigentlich Schriftstellerin. Gestaltungstrieb und Farbensinn waren überwiegend bei ihr vorhanden. Alle ihre Romane sind eigentlich Gemälde, wie auch einer der geistreichsten Verehrer derselben, Alexander von Humboldt, der Verfasserin einst geschrieben hat."

„Literaturblatt Nr. 4 zum deutschen Kunstblatt."

Ein Schriftsteller-Leben. Briefe der Verfasserin von Godwie-Castle an ihren Verleger. Mit dem Porträt der Verfasserin. 8. Geh. 1 Thlr. 5 Sgr.

Fast alle größern Zeitungen und Zeitschriften Deutschlands sind darin übereingekommen, daß diese Briefe nicht blos den Freunden der Verfasserin und ihrer Werke ein schönes Denkmal der Erinnerung darbieten, sondern auch als ein Beitrag zur Literaturgeschichte gelten können; daß aber jeder solcher Beitrag um so höher zu schätzen ist, je unbebauter das Feld der Memoirenliteratur in Deutschland geblieben ist. — Auch jenseit des Kanals haben sich beachtungswerthe Stimmen in diesem Sinne vernehmen lassen, nämlich in zwei bedeutenden Journalen Londons: „Das deutsche Athenäum" — dies steigerte seine Anerkennung bis zur enthusiastischen Werthschätzung — und „The Westminster Review". — Nicht minder haben sich Literaturfreunde und hochachtbare Gelehrte, unter welchen Alexander von Humboldt zuerst zu nennen ist, dem Verleger gegenüber in freundlichster Billigung über die Briefe ausgesprochen.

Buchhandlung Josef Max u. Komp. in Breslau.

Bei **Carl Gerold's Sohn** in **Wien** erschien soeben in billiger Volksausgabe:

Zur Diätetik der Seele

von

Ernst Freiherrn von Feuchtersleben.

26. Auflage. 16. Eleg. geh. Preis 12 Ngr.

Der außerordentliche Erfolg dieses Geist und Gemüth athmenden Werks, für dessen hohen Werth wol am deutlichsten der Umstand spricht, daß seit seinem ersten Erscheinen 25 Auflagen vollständig vergriffen sind, veranlaßte die Verleger, das Buch durch Herausgabe einer billigen Volksausgabe nun auch den weitesten Kreisen zugänglich zu machen. Das Werkchen, welches sich bei seiner eleganten Ausstattung und seinem billigen Preise namentlich auch zu Geschenken eignet, ist in allen Buchhandlungen vorräthig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Karl Gutzkow.

Der Zauberer von Rom. Roman in neun Büchern. Zweite Auflage. 18 Bändchen. 8. Geh. 6 Thlr. Geb. $7\frac{1}{2}$ Thlr.

Dramatische Werke. Vollständige neu umgearbeitete Ausgabe. 20 Bändchen. 8. Geh. $6\frac{2}{3}$ Thlr. Geb. 8 Thlr.

Vollständig erschienen

und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 42. — 13. October 1864.

Aus der Schweiz und über die Schweiz.

1. Die schweizerische Literatur des 18. Jahrhunderts. Von J. C. Mörikofer. Leipzig, Hirzel. 1861. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
2. Bilder aus dem kirchlichen Leben der Schweiz von J. C. Mörikofer. Leipzig, Hirzel. 1864. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
3. Culturhistorische Bilder aus der Schweiz. Von Eduard Osenbrüggen. Leipzig, Roßberg. 1862. 8. 22½ Ngr.
4. Neue culturhistorische Bilder aus der Schweiz. Von Eduard Osenbrüggen. Leipzig, Roßberg. 1864. 8. 22½ Ngr.

Der berühmte Reisende Kohl macht sich in seinen „Alpenreisen" darüber lustig, daß der greise Historiker Zellweger zehn Bände über die Geschichte seines kleinen Heimatlandes Appenzell geschrieben habe. Es wurde ihm die ganz richtige Bemerkung entgegengestellt, daß es nicht auf die Größe des Landes, sondern auf die Bedeutsamkeit der Geschichte des Volks ankomme, welches dasselbe bewohne, und daß ein großes Land, dessen Geschichte sich auf das Leben und die oft thatenlose Regierung der Fürsten beschränke, allerdings nicht so vielen und mannichfaltigen Stoff darbiete, als ein kleines Ländchen von wenigen Quadratmeilen im Umfang, dessen Bewohner in Krieg und Frieden stets die größte Rührigkeit bewiesen haben. Diese Bemerkung drängte sich uns unwillkürlich auf, als die vier Schriften vor uns lagen, über die wir Bericht zu erstatten haben. Denn auch die gesammte Schweiz, die mit ihren 25 souveränen Cantonen im Vergleich mit den großen und selbst mit den mittlern europäischen Staaten nur ein kleines Land ist, bietet einen Reichthum der mannichfaltigsten Lebensäußerungen dar, wie selbst weit größere Länder nicht aufzuweisen haben.

Die vorliegenden Schriften sind schon ihrem Titel nach ein Zeugniß für die Wahrheit unserer Behauptung, obgleich dieselben nicht einmal die eigentliche, so reiche Geschichte der Schweiz berühren, sondern sich nur auf das literarische und religiöse Leben und die sittengeschichtlichen Verhältnisse beziehen, und selbst in diesen Beziehungen nur in einem beschränkten Umfange. Aber gerade diese Beschränkung, die sich die Verfasser auferlegt haben, gibt ihnen die Möglichkeit, die einzelnen Verhältnisse, die sie besprechen, ausführlich zu behandeln und dem Leser eine gründliche und allseitige Einsicht in dieselbe zu eröffnen. Es wäre freilich zu wünschen, daß Mörikofer auch das literarische Leben der Schweiz vor dem 18. Jahrhundert einer eingehenden Besprechung unterworfen hätte, wozu er in Wackernagel's vortrefflichem Schriftchen: „Die Verdienste der Schweiz um die deutsche Literatur", einen sichern und bei aller Kürze der Darstellung doch beinahe vollständigen Führer gehabt hätte; denn die Schweiz hat bekanntlich schon in den ältesten Zeiten lebhaften Antheil an der deutschen Literatur genommen, und es sind nicht blos die Arbeiten der sanct-galler Mönche aus dem 8. und 10. Jahrhundert von der höchsten Bedeutung, es fand auch im 12. und 13. Jahrhundert ein lebhafter geistiger Verkehr zwischen der Schweiz und dem übrigen Deutschland statt. Wir können daher nicht begreifen, daß Mörikofer in der Einleitung seiner Schrift über „Die schweizerische Literatur des 18. Jahrhunderts" (Nr. 1) behauptet, „die Schweiz sei dem allgemeinen Verkehr und der geistigen Mittheilung mit Deutschland zu fern gestanden, als daß in ihrem Gebiete eine schulgerechte und kunstgemäße Literatur hätte erblühen können, daher die Schweiz, mit Ausnahme des Baselers Konrad von Würzburg keinen der bedeutenden Sänger weder der Minne noch der Sage in Anspruch nehmen könne". Es hätte nur eines flüchtigen Blicks in irgendeine Literaturgeschichte bedurft, um den Verfasser von der Unrichtigkeit dieser Behauptung zu überzeugen, deren Falschheit noch greller hervortritt, da er Meister Konrad zu einem Baseler macht, während doch jetzt feststeht, daß er aus Würzburg war. Wenn man auch Walther's von der Vogelweide und Hartmann's von Aue schweizerische Abstammung nicht anerkennen will, und allerdings weder Wolfram von Eschenbach, noch Meister Gottfried von Strasburg aus der Schweiz waren, so blühte doch damals eine große Anzahl von bedeutenden Sängern, deren Dichtungen „schulgerecht und kunstmäßig" waren. Wir nennen nur den liebenswürdigen Ulrich von Singenberg, Erbtruchseß des Abts von St.-Gallen, Rudolf Graf von Neuenburg, Heinrich und Eberhard von Sax, Steinmar, an die sich die spätern Ulrich Boner,

Meister Hadlaub, Konrad von Ammenhausen u. a. m. würdig anreihen. Von höchster Bedeutsamkeit waren ferner die Chronisten des 15. und 16. Jahrhunderts, unter welchen der Verfasser nicht blos den großen Tschudi hätte erwähnen sollen. Auch die spätere Zeit ist nicht so ganz unfruchtbar, wie Mörikofer annimmt, doch wollen wir diese Bemerkungen mit der allgemeinern schließen, daß der Verfasser, wenn er auch nicht tiefer in die frühere Geschichte der Literatur hätte eindringen wollen, doch auf jeden Fall einen kurzen Ueberblick derselben hätte geben sollen, um den Zusammenhang in ihrer Entwickelung nachzuweisen.

Wenn man, gewiß mit Recht, eine solche Einleitung vermißt, so wird man durch die Behandlung des eigentlichen Stoffs reichlich entschädigt, bei dessen Bearbeitung dem Verfasser zahlreiche, noch unbenutzte Quellen, namentlich Bodmer's schriftstellerischer Nachlaß und die reichen Sammlungen des ehrwürdigen Zellweger in Trogen, sowie die handschriftlichen Schätze der Schultheß'schen Familienbibliothek in Zürich und der Nachlaß des großen Johannes von Müller zu Gebote standen.

Die neue Blüte der Literatur in Zürich begann mit der Gründung der Zeitschrift: „Discurse der Maler", welche von zwei strebsamen jungen Männern, Bodmer und Breitinger, herausgegeben wurden und an die sich mehrere bedeutende Persönlichkeiten anschlossen. Das Unternehmen, das durch Richard Steele's englischen „Zuschauer" hervorgerufen wurde, hatte gleich anfangs mit allerlei Schwierigkeiten und Hindernissen zu kämpfen; denn wie Mörikofer richtig bemerkt, „eine freie Kundgebung der Gedanken über bürgerliches Leben, Sitten und Gesellschaft war in jener Zeit nicht leicht, wo der Staat ebenso furchtsam und streng über die Unantastbarkeit der politischen Zustände wachte, als die Kirche über die religiösen"; und es ist daher kaum auffallend, daß die Herausgeber in ihrer Zueignung an Richard Steele bekennen mußten, ihre „Discurse" seien nur in allgemeinen Ausdrücken abgefaßt und ließen sich nur selten und schüchtern auf Thatsachen ein. „Wir haben", sagen sie weiter, „in der That eine schreckliche Menge unvernünftiger Urtheile, böswilliger Verdächtigungen, heftiger Angriffe und widersprechender Deutungen erfahren." Namentlich machten die geistlichen Censoren den Jünglingen ihre Arbeit sauer. Bei einem Lobe der Tugend mußten sie hinzusetzen: „die aus dem Glauben kommt". In einer Fabel durfte die Feldmaus nicht „à Dieu" sagen, sondern „Gehab dich wohl!" „Gespräche aus dem Reiche der Todten" wurden zu drucken verboten, damit über die Hölle nicht unbiblische Gedanken entstehen möchten.

Der junge Verein hatte noch andere Schwierigkeiten zu überstehen, die in der alten Eifersucht zwischen Bern und Zürich ihren Grund hatten. Der berner Professor Altmann, der anfangs an den „Discursen" thätig mitgewirkt hatte, trennte sich von dem Vereln und stiftete eine eigene „Gelehrte Gesellschaft", was zur Folge hatte, daß beide Vereine bald eingingen. Zwar entstanden bald neue literarische Verbindungen, doch blieben sie ohne weitgreifenden Einfluß, vielmehr ging derselbe von einzelnen Persönlichkeiten aus, unter denen zunächst der große Albrecht von Haller und der thätige Bodmer hervorragen.

Die Einleitung, welche Mörikofer seiner Schrift vorgesetzt hat, ist, abgesehen von dem obenerwähnten Mangel, durchaus tüchtig, nur hätten die darin besprochenen Verhältnisse ausführlicher und zum Theil auch klarer behandelt werden sollen; denn hier und da ist kein rechter Zusammenhang sichtbar. Wir wollen die Hauptpunkte, welche die Grundlage seiner Darstellung bilden, kurz angeben. Am Ende des 17. Jahrhunderts waren in der Schweiz französischer Einfluß und französische Bildung vorherrschend; es begann aber Anfang des 18. Jahrhunderts in den evangelischen Städten eine Reaction dagegen, welche zunächst durch das Bündniß der katholischen Stände mit Frankreich hervorgerufen worden war. Die glückliche Beendigung des Toggenburger Kriegs (1712—18), in welchem es den evangelischen Städten gelungen war, den fremden Einfluß fern zu halten, gab diesen die Zuversicht auf die eigene Kraft und das Unabhängigkeitsgefühl, das seit langer Zeit erstorben zu sein schien. Mit diesem Selbstbewußtsein erneuerte sich die Anerkennung und Werthschätzung des republikanischen Lebens; allerorten begann mit neuer Lust die Forschung nach der vaterländischen Geschichte, und dieses vaterländische Interesse erweckte den Wunsch, durch schriftliche Belehrung einen günstigen Einfluß auf das bürgerliche und geistige Leben auszuüben. Da sich aber weder in der französischen, noch in der damals zum niedrigsten Servilismus gesunkenen deutschen Literatur ein Vorbild fand, so wurden die Alten und namentlich die Engländer, in deren Schriften Würde und Ernst mit freimüthigem Urtheil und tieferm Gehalt gepaart war, die Lehrer der jungen schweizerischen Schriftsteller im Anfang des 18. Jahrhunderts. Da aber das, was sie zum Schreiben bestimmte, weder Nachahmung noch Schriftstellerruhm war, sondern das Verlangen, ihren Mitbürgern zu nützen und in das bürgerliche und sittliche Leben wohlthätig einzugreifen, so waren sie ihrem Wesen und ihrer Richtung nach Volksschriftsteller, und es trat in ihren Erzeugnissen der praktische Sinn lebendig hervor, der die Schweizer von jeher auszeichnete. Dieser praktische Sinn war es auch ganz vorzüglich, der ihren Einfluß begründete und die in gehaltlose Schwärmerei ausgeartete deutsche Literatur zu verjüngen begann.

Nach dieser Einleitung führt uns Mörikofer die bedeutendsten Erscheinungen des 18. Jahrhunderts in lebenskräftigen Bildern vor: Haller, Drollinger und Spreng, Bodmer nebst seinem Freunde Breitinger, Sulzer, Hirzel, Ludwig Meyer von Knonau, Salomon Geßner, Zimmermann, Iselin, Lavater, Pestalozzi, Johannes von Müller, Martin Usteri und Salis — Namen, die zum größten Theil in der Geschichte der deutschen Literatur und geistigen wie politischen Bildung eine hervorragende Stellung einnehmen, und von denen auch die weniger bekannten irgendeine bedeutsame Seite darbieten. Denn Drollinger war einer der ersten, der gegen die Alleinherrschaft des Reims auftrat; Johann Kaspar Hirzel gab

in der „Wirthschaft eines philosophischen Bauers“ (1761) das erste Muster eines wirklichen und in seiner Ausführung trefflichen Volksbuchs; Ludwig Meyer von Knonau, welcher wie Salomon Geßner Dichter und Maler zugleich war, bearbeitete die Fabel auf eine ganz eigenthümliche Art, indem er ihr wirklich Erlebtes und Beobachtetes zum Grund legte und sie in volksthümlicher Weise behandelte. Wie hoch sein Ansehen zu seiner Zeit stand, ergibt sich schon daraus, daß seine Fabeln von 1744—73 vier Auflagen erlebten, obgleich sie in die Blütezeit von Hagedorn, Gellert und Lessing fielen, und daß Herder einige seiner gelungensten Gedichte nach Meyer's Fabeln bearbeitete, so „Die Lerche“, „Flora und die Blumen“, „Die Raupe und der Schmetterling“, „Die Farbe und das Licht“. Ebenso war Isaak Iselin, dem der schöne Beiname der „Menschenfreund“ mit Recht zutheil wurde, durch seine Schrift: „Ueber die Geschichte der Menschheit“, Herder's Vorbild, als dieser seine „Ideen zur Philosophie der Geschichte“ schrieb. Für die Schweiz wurde er dadurch höchst bedeutend, daß er mit seinem Freunde Hirzel die Helvetische Gesellschaft gründete (1761), welche man als die Grundlage des gesammten politischen, wissenschaftlichen, künstlerischen und selbst des literarischen Lebens in der Schweiz ansehen kann, da alle diese Verhältnisse durch sie mittelbar oder unmittelbar ihre jetzige Entwickelung erhielten. Ja man kann sogar behaupten, daß alle freien Vereine in Deutschland Ausflüsse der Helvetischen Gesellschaft sind.

Die ebengenannten Männer, J. G. Sulzer, Geßner, Zimmermann, Martin Usteri und Salis sind zwar in kürzern Darstellungen behandelt, wie es theils der Umfang ihrer schriftstellerischen Leistungen, theils der beschränktere Einfluß derselben auf die deutsche Literatur mit sich brachte, aber es ist dem Verfasser gelungen, auch in dem beschränktern Raum ein sprechendes und erschöpfendes Bild der behandelten Persönlichkeiten zu geben und wir werden namentlich durch die Liebe gewonnen, die den Verfasser zu seinem Gegenstand erfüllt. Haller, Lavater, Pestalozzi, Johannes von Müller, und vor allem der einflußreichste von allen, Bodmer, werden mit der größten Ausführlichkeit und mit der gründlichsten Benutzung älterer und neu aufgefundener Quellen behandelt, wobei der Verfasser eine große Unparteilichkeit und ein sicheres Urtheil bewährt. Wir haben uns namentlich gefreut, die politische Thätigkeit des Geschichtschreibers Johannes von Müller während seiner Stellung im Königreich Westfalen in einer Weise dargestellt zu finden, durch welche der Charakter des großen Mannes in einem ganz andern Lichte erscheint, als er von vielen gezeichnet wird; denn wenn sein Benehmen auch nach den neuen von Mörikofer gegebenen Mittheilungen nicht ganz gerechtfertigt werden kann, so werden dieselben doch immer eine mildere Beurtheilung seines Verhaltens herbeiführen und es zum Theil entschuldigen. Ebenso enthält der Abschnitt über Lavater manche neue Aufklärung über den merkwürdigen Mann, der, wie wenige andere, nicht blos in Bezug auf seine Kenntnisse und Talente, sondern auch rücksichtlich seines Charakters vielseitig genannt werden kann. Wir bedauern wegen des beschränkten Raums in das einzelne nicht eintreten zu dürfen; unsere Leser werden aber aus der nachfolgenden Uebersicht des Abschnitts über Bodmer ersehen können, wie der Verfasser seinen Stoff behandelt, welchen Genuß und welche Belehrung man aus dem vorliegenden Buche schöpfen kann. Wir werden in dem kurzen Auszug der 176 Seiten langen Abhandlung vorzüglich diejenigen Punkte herausheben, welche die bisherigen Urtheile über Bodmer ganz oder theilweise berichtigen.

Johann Jakob Bodmer, geboren am 10. Juli 1698 zu Greifensee im Canton Zürich, wo sein Vater Pfarrer war, hatte keine oder nur vorübergehend Jugendgespielen, weshalb er sich bald in die Bücher versenkte. Nächst der Bibel wurden, als er nach Zürich in die Schule kam, Homer und Virgil seine Lieblinge; durch Fénélon's „Telemach“ wurde er mit der französischen Sprache bekannt, die deutsche Literatur lernte er erst durch Opitz kennen und lieben. Er führte diesen Dichter jahrelang in der Tasche, sodaß er von seinen Mitschülern den Namen Opitz erhielt. In Zürich schloß er vertraute Freundschaft mit Breitinger. Da er bei den freiern Ansichten, die er aus Bayle geschöpft hatte, das Studium der Theologie gegen den Wunsch seines Vaters aufgab, mußte er sich dem Handel widmen; er brachte eine Zeit lang in Genf in einem Handlungshause zu; doch da die Seinigen endlich einsahen, daß der strebsame Jüngling Widerwillen gegen diesen Beruf habe, ließen sie ihn wieder in die Heimat zurückkommen. In Genf und auf einer längern Reise durch Italien hatte er zwar seine gelehrten Kenntnisse nicht sehr erweitert, dagegen sein Urtheil geschärft und freiere Lebensansichten gewonnen; aus seinen damaligen Briefen geht auf das unzweifelhafteste hervor, daß er sich in Italien nicht, wie Wieland behauptet, mit „frommen Asceticern“ beschäftigt, sondern vielmehr die großen Dichter, insbesondere Tasso, mit Eifer studirt und sich sogar über die „spitzfindige Scholastik finsterer Jahrhunderte“, welche in Italien als allgemeine Lehrweise galt, lustig gemacht habe. Im Jahre 1721 gab er mit mehrern Freunden die „Discurse der Maler“ heraus, welche diesen Namen erhielten, weil die darin mitgetheilten Aufsätze aus Gesprächen entstanden und weil die Verfasser darin naturgetreue Sittengemälde geben wollten, durch welche sie auf die gesellschaftlichen und sittlichen Zustände zunächst ihrer Vaterstadt einzuwirken beabsichtigten. Man sieht es den Aufsätzen an, daß sie von Jünglingen herrühren, deren Urtheile noch nicht gereift sind; auch ist deren Stil noch steif, trocken und unbeholfen; doch finden sich schon die Keime der Ideen, durch welche die Züricher später so mächtigen Einfluß auf die gesammte deutsche Literatur gewannen. Uebrigens fanden die „Discurse“ auch in Deutschland Anerkennung und sie wurden die Veranlassung, daß Bodmer mit den damaligen beiden Mittelpunkten der deutschen Literatur, mit Sachsen und Hamburg, bedeutende Verbindungen anknüpfte, welche später für ihn von großer Wichtigkeit wurden. Der schon angeführte Mangel an Reife und Durcharbeitung, sowie der ebenfalls schon

berührte lähmende Zwang der Censur bewog die Freunde, die „Discurse“ mit dem vierten Bande eingehen zu lassen (1723).

In einem folgenden Abschnitte gibt der Verfasser gelungene Bilder von Bodmer's Freunden, unter welchen Breitinger die erste Stelle einnimmt, der deswegen für seine Bestrebungen von beinahe unberechenbarem Einflusse wurde, weil er, der fleißige, stetige Mann, dem beweglichen, vielthätigen, von einem zum andern eilenden Bodmer einen Gedanken festhalten, ergründen und nach allen Seiten ausbilden half, und somit dessen Gedankenreichthum die philosophische Gründlichkeit hinzufügte. Vortrefflich schildert der Verfasser Breitinger's treue und hingebende Freundschaft zu Bodmer:

Wenn auch der fleißige und scharfsinnige Breitinger eine Reihe von Jahren sich größtentheils auf philologische und theologische Arbeiten legte, welche ihm in diesen Fächern einen bleibenden Ruhm gesichert haben, so stand er doch sein ganzes Leben seinem Freunde in dessen schönwissenschaftlichen Bemühungen zur Seite und gab sowol in Arbeit als in anhänglicher Treue den Beweis einer so zarten, innigen, aufopfernden Freundschaft, wie ein solcher in der Gelehrtengeschichte selten ist. Denn zu jeder ausdauernden Hülfe und Mitwirkung bereit, trat er doch immer gern hinter seinen rühigen, vordringlichen, ruhmbegierigen Freund zurück, und, was noch mehr war, bot er sein ganzes Geschick auf, um dessen Blößen und Verstöße zu decken; daher er auch den reizbaren und bisweilen unbesonnenen Freund nie preisgab, sondern alle Anfeindungen und Widerwärtigkeiten mit ihm theilte, bestand und durchfocht.

Nächst Breitinger war der gebildete und geistreiche Arzt Dr. Laurenz Zellweger aus dem Canton Appenzell Bodmer's vertrautester und einflußreichster Freund; durch dessen muntern Witz und seine in Frankreich gewonnene freie Lebensanschauung wurde Bodmer's satirische Ader und kühne philosophische Freimüthigkeit frisch und kräftig angeregt; seine Winke und Rathschläge übten stets einen großen und wohlthätigen Einfluß auf den jüngern Freund aus und leiteten ihn in allem, was Leben und gesellschaftliche Verhältnisse anging, sicher und gut; auch hatte er das Verdienst, ihn auf das Studium der englischen Dichter hinzuweisen, und er gab ihm zuerst Milton in die Hand, dessen „Verlorenes Paradies“ er auch zu übersetzen unternahm. Die vier jedesmal verbesserten Ausgaben, welche im Zeitraum von 48 Jahren erschienen (1732, 1742, 1769, 1780), beweisen, wie sorgfältig und achtsam Bodmer der Ausbildung der Sprache gefolgt war, denn sein Stil, der in der ersten, wie er selbst sagt, schweizerisch, in der zweiten deutsch und in der dritten poetisch war, wird allmählich schwungvoll und reich an bezeichnenden, sehr gut gebildeten Ausdrücken. Der Uebersetzung Milton's folgte 1737 die der zwei ersten Bücher von Butler's „Hudibras“, zu welcher Bodmer ebenfalls durch Zellweger veranlaßt wurde.

Die berühmten Streitigkeiten zwischen den Zürichern und den Leipzigern, welche lange Zeit alle Gebildeten in Deutschland und in der Schweiz in Anspruch nahmen, hatten schon früher begonnen; die erste Streitschrift ging merkwürdigerweise nicht von dem streitfertigen Bodmer, sondern von seinem zurückhaltenden Freunde Breitinger aus. Es war nämlich in Leipzig unter dem Titel des „Leipziger Spectateur“ eine schlechte Nachahmung der züricher „Discurse“ erschienen, deren Blößen Breitinger in dem „Gestäupten leipziger Diogenes“ (1723) aufdeckte. Bald darauf eröffnete Gottsched seine literarische Laufbahn mit der Wochenschrift: „Die vernünftigen Tadlerinnen“ (1725), welche ebenfalls eine Nachahmung der „Discurse“ waren, da er in der Wahl der Gegenstände, wie in der nach Witz sich bemühenden Schreibart in die Fußstapfen der Züricher trat. Er lobte darin die Züricher und ihre Bestrebungen, tadelte aber auch ihre steife, von der Mundart beherrschte Sprache. Um die nämliche Zeit nahm Weichmann, der Herausgeber des „Hamburger Patrioten“, den Reim gegen die Züricher in Schutz und sprach zugleich sein Misfallen aus, daß diese einige wenige Dichter nur rühmten, und neben diesen alle andern nur tadelten. Die Züricher fühlten sich schon zu sehr, als daß sie diese Anklagen so leicht hingenommen hätten; Bodmer schrieb die „Anklagung des verderbten Geschmacks oder Anmerkungen über den Hamburgischen Patrioten und die Hallischen Tadlerinnen“, worin er mit richtigem Takt die Blößen beider Schriften aufdeckte. Die Handschrift, welche er zum Druck nach Leipzig geschickt hatte, kam in Gottsched's Hände, dessen Einfluß es gelang, den Druck zu hintertreiben; ja es gelang Bodmer erst nach zweijähriger Reclamation, die Handschrift wieder zu erhalten, die er nun in Zürich drucken ließ (1728).

Die Verhältnisse, in welchen Gottsched und Bodmer beim Anfang ihres Streits standen, waren durchaus günstig für jenen, ungünstig für diesen. Gottsched hatte Preußen, Sachsen, Hamburg und Schlesien für sich, da er sich überall durch seine Lobeserhebungen gefeierter wie bedeutungsloser Dichter Freunde gemacht hatte. Indem er durch unermüdliche Thätigkeit, wie durch sein einschmeichelndes Wesen nach allen Seiten Colonien deutscher Gesellschaften anlegte, welche mit der von ihm beherrschten leipziger in enger Verbindung standen, streckte er seinen Arm nicht nur von der Nord- und Ostsee bis zum Oberrhein aus, sondern gewann auch in Wien und in der Schweiz lange Zeit Anhang. Bodmer dagegen lebte in einem Lande, das dem literarischen Verkehr in Deutschland fern stand, dem sowol ein Mittelpunkt als ein Organ für geistige Bestrebungen fehlte, dessen rauhe Sprache ihm beinahe unüberwindliche Schwierigkeiten darbot. Es fehlte ihm ferner lange an persönlichen Bekanntschaften mit deutschen Schriftstellern, und so war es erklärlich, daß sich niemand seiner gegen den allmächtigen Gottsched annahm, während dieser selbst in Bern und Basel Anhang fand. So stand Bodmer in offenbarem Nachtheil, und es ist daher von Interesse, zu untersuchen, auf welche Weise ihm der endliche Sieg unter so ungünstigen Verhältnissen gelang.

Im Jahre 1730 ließ Gottsched seine „Kritische Dichtkunst“ erscheinen, in welcher er bekanntlich die Natürlichkeit und Verständlichkeit als das erste Haupterforderniß der Poesie aufstellte und deshalb sich beigehen ließ, in dieser Beziehung „die Gedichte der größten Meister scharf

zu prüfen"; und in vielen Stellen bei Homer und Virgil, Tasso und Ariost, Camoëns und Milton, bei Sophokles und sogar bei Voltaire „weder Wahrscheinlichkeit noch Ordnung", sondern „eine unglaubliche Menge verlorenen Verstandes" herauszufinden. Diese seichte und oberflächliche Auffassung der Poesie mußte den Zürichern um so mehr misfallen, als darin ihre bisherigen Anstrengungen für eine höhere und würdigere Auffassung ganz unberücksichtigt blieben. Zwar überhäufte sie Gottsched auch jetzt noch mit Lobpreisungen, er ließ sogar Bodmer in die Leipziger deutsche Gesellschaft aufnehmen; allein er ließ es auch an kleinen Tücken und halbverstecktem Tadel nicht fehlen, was die Züricher noch mehr zum Widerspruch aufreizte. Allein sie waren zu klug und es war ihnen zugleich zu heiliger Ernst mit der Sache, als daß sie sogleich gegen ihn aufgetreten wären; vielmehr arbeiteten sie im stillen mit dem größten Eifer an der ausführlichen und gründlichen Entwickelung ihrer Ansichten, und es erschienen gleichzeitig (1740) drei Werke, welche den mächtigsten Einfluß auf die ästhetischen Anschauungen und somit auch auf die deutsche Literatur ausübten. Vorher (1738) war Liscow's Schrift: „Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der schlechten Schriftsteller", erschienen, welche in Ton und Streben so genau mit den Bestrebungen der Züricher zusammentraf, daß diese einen neuen Abdruck derselben veranstalteten (1739) und ihrer Opposition gegen Gottsched dadurch schon einen scharfen Ausdruck gaben, daß sie in den der kleinen Schrift beigefügten „Catalogus einiger berühmten elenden Scribenten, die bei dem Verleger in großer Anzahl zu finden sind", Gottsched's „Kritische Dichtkunst" (Leipzig 1730) aufnahmen.

Zwei der erwähnten Schriften sind von Breitinger, allein es hatte Bodmer nicht geringen Antheil an denselben, und viele noch vorhandene Zettelchen, welche die beiden Freunde in dieser Zeit miteinander wechselten, beweisen auf das unzweifelhafteste die Gemeinschaft der Arbeit; in dem letzten derselben sagt Breitinger: „Ihr werdet sehen, daß ich mich euerer zufälligen Gedanken soviel wie möglich bedient und darauf gebaut habe, aber zugleich, daß ich meine Kritik systematischer ausgeführt und viele neue Anmerkungen habe einfließen lassen." Offenbar gingen sowol der Anstoß als die Grundgedanken von Bodmer aus; allein die philosophische Bildung, Klarheit und Formgewandtheit Breitinger's machten diesen zur Ausarbeitung der gemeinsam durchgeprüften Gedanken fähiger.

Die erste dieser Schriften ist Bodmer's „Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poesie und dessen Verbindung mit dem Wahrscheinlichen, in einer Vertheidigung des Gedichts J. Milton's von dem verlorenen Paradiese". Es leuchtet von selbst ein, daß diese Abhandlung zunächst gegen Gottsched gerichtet war, der in seiner „Kritischen Dichtkunst" alles verwarf, „was nicht glaublich und wahrscheinlich ist". Doch nennt ihn Bodmer nicht, sondern er wendet sich unmittelbar an die Tonangeber der poetischen Dürre, die Franzosen, und namentlich gegen Voltaire. Merkwürdig ist die Stelle der Vorrede, worin die Ursachen angegeben werden, warum Milton den Deutschen noch nicht bekannt sei; als Hauptgrund wird „ihre Neigung zu den philosophischen Wissenschaften und abgezogenen Wahrheiten" bezeichnet; „diese", setzt Bodmer hinzu, „macht unsere Deutschen so vernünftig und regelrecht, daß sie zugleich matt und trocken werden." Guter Bodmer, du hast freilich damals noch nicht ahnen können, wie diese Neigung mit ihrem entschiedensten Gegensatze, mit der Schwärmerei, so prächtig sich verbinden läßt, daß in Poesie und Politik aller praktische Sinn verloren geht. Der wichtigste Punkt der Abhandlung ist offenbar der, in welchem nachgewiesen wird, daß Milton vollkommen recht hatte, Engel einzuführen; nur ist der Beweis nicht scharf genug. Bodmer hätte nur einen kleinen Schritt weiter gehen dürfen, um das Richtige zu treffen und den Satz zugleich allgemein und fruchtbar zu machen. Nicht weil „die Bibel die Engel als wirkliche Wesen bezeugt", darf sie der Dichter einführen, sondern weil sie im Glauben des Volks wirkliche Wesen sind, weil sie für dasselbe ebenso gut wirkliche Erscheinungen sind, als die Patriarchen u. s. w., mit denen sie in Beziehung stehen. Hätte Bodmer den Satz in dieser Weise aufgefaßt, würde er die Einführung nicht blos der biblischen Engel, sondern aller im Glauben des Volks wirklich vorhandenen übernatürlichen Wesen, also (je nach dem behandelten Stoff) der griechischen und anderer Götter, der Feen, Nixen des Mittelalters u. s. w. gerechtfertigt und begründet, er würde zugleich auch den Gebrauch der wesenlosen allegorischen Figuren, der Sylphen, des Kaffeegottes und anderer ähnlicher, die in den komischen Epopöen bis zum Ekel vorkommen, unmöglich gemacht haben.

Das Hauptwerk der Züricher ist aber Breitinger's „Kritische Dichtkunst mit einer Vorrede von Bodmer". Es ist dies eine durchaus selbständige Arbeit; denn wenn Gottsched den Zürichern vorwerfen wollte, daß Breitinger's Werk eigenlich nur eine weitere Ausführung seines Buchs sei, so zeigt eine flüchtige Vergleichung die Grundlosigkeit dieses Vorwurfs, indem beide Schriften nur dasjenige gemein haben, was sich Gottsched aus den frühern Versuchen der Züricher angeeignet hatte. Es ist bekannt, daß Breitinger die Dichtkunst eine poetische Malerei nannte und dadurch den Grund zur beschreibenden Poesie legte, welche lange Zeit die deutsche Literatur beherrschte, bis Lessing durch seinen „Laokoon" den Ungrund dieser Behauptung nachwies. Ebenso bekannt ist es, daß auch er den moralischen Nutzen als den Zweck der Poesie aufstellte; doch widerstrebte diese seit Opitz allgemein gewordene Ansicht seinem bessern Gefühl, und er steht daher nicht an, sich bei Gelegenheit zu widersprechen. „Was die kleinern Gattungen der lyrischen Gedichte betrifft", sagt er unter anderm, „so kann man nicht immer fordern, daß sie allemal großen Nutzen schaffen, allermaßen sie je einer unschuldigen Kurzweil dienen, und daher genug ist, wenn sie nur den vornehmsten und Hauptzweck der Poesie, nämlich das Ergötzen, gewähren." Es

ist ein Verdienst Mörikofer's, auf diese Stelle aufmerksam gemacht zu haben, die, wenn wir nicht irren, bisjetzt kein einziger Literarhistoriker beachtet hat, und überhaupt zeigt das ganze Buch ein tief eingehendes Studium aller bisjetzt bekannten und vieler noch unbenutzten Quellen.

Das dritte unbedeutendere Werk: Breitinger's „Kritische Abhandlung über die Gleichnisse", lassen wir unberührt.

Gottsched wagte es nicht, den Zürichern offen entgegenzutreten; er fühlte, daß er ihnen nicht gewachsen sei; er nahm daher seine Zuflucht zu kleinlichen Künsten und suchte das Publikum durch wegwerfende Urtheile zu täuschen. Zugleich ließ er seine Freunde und Schüler gegen die Schweizer schreiben; so erschien unter anderm „Der Dichterkrieg", der von einigen Gottsched selbst, von Mörikofer wol mit größerm Rechte entweder Schwabe oder Dreyer in Hamburg zugeschrieben wird. Diesem langweiligen und groben prosaischen Epos setzte Bodmer das „Complot der herrschenden Poeten und Kunstrichter" entgegen, von dem Mörikofer einige Stellen mittheilt, die sehr bezeichnend und für die Charakteristik Bodmer's höchst wichtig, aber zu lang sind, als daß wir sie hier einfügen könnten. Das Ganze ist eine fortgesetzte Verspottung des Hochmuths und der Anmaßung, mit welcher Gottsched aufzutreten gewohnt war; der Ton dieser Satire ist für die damalige Zeit so gut getroffen, daß sie sogleich die Lacher auf Bodmer's Seite brachte. Nun ließen die Freunde Schlag auf Schlag folgen, und bald sahen sie die besten Köpfe Deutschlands entschieden und offen auf ihre Seite treten. Mörikofer schreibt:

Denn so gering die unmittelbaren Ergebnisse des Streits angeschlagen werden mögen, da die Theorie der Züricher zunächst keine poetischen Werke in Deutschland hervorrief, so fühlten sie (die Deutschen) doch dankbar die bessere Stellung, welche von Zürich aus für die Dichtung und den Dichter vorbereitet wurde. Vorher hatte Deutschland lange Zeit nur zwei Klassen von Dichtern gesehen, Hofpoeten und Schulpoeten: jene, an die Stelle der abgedankten Hofnarren tretend, in steifem Ceremoniell und lähmender Unterwürfigkeit verkommend; diese auf dürren Gemeinplätzen sich herumtreibend und seelenlose Schulstücke zusammenflickend: beide um Gunst und Brot singend.... Dieses Verderben jeden guten Geschmacks war durch die damaligen Hof-, Gelehrten- und Schulverhältnisse so festgebannt, daß es eines seltenen Muthes und einer rücksichtslosen Beharrlichkeit bedurfte, um dieses Netz, das den deutschen Geist umstrickt hielt, zu zerreißen. In Deutschland fand sich damals nicht leicht der geeignete Mann. Am Fuße der Alpen sollte derselbe erstehen, durch Haus und Heimat für jede Art von Freiheit begeistert und doch wieder in der Schule strenger Zucht und Ehrbarkeit erzogen; ihm gab sein freies Land den Muth rücksichtsloser Wahrhaftigkeit und die Willenskraft für eine den Altvordern ähnliche Streitbarkeit gegen die Feinde geistiger Freiheit.... Die Dichter sollten ihm die Herolde der Nation sein, die Lehrer der Fürsten und Völker, durch Freundschaft und Begeisterung für Tugend eng und stark verbunden. Mit jugendlicher Frische glaubte er an die Zukunft der deutschen Nation; er unterdessen wollte den Weg bahnen für die künftig sich erhebenden Geister.

Und daß ihm dies gelungen, bezeugt die Geschichte der deutschen Literatur, namentlich des 18. Jahrhunderts, die sich durch den Geist der freien Forschung charakterisirt. Bodmer hat die deutsche Kritik begründet, die durch Lessing zur höchsten Blüte gebracht wurde und in welcher der Keim zur nachfolgenden hohen Entwickelung der Poesie lag.

In weitern Abschnitten bespricht der Verfasser Bodmer's Verhältniß zu Klopstock und Wieland, seine eigenen Dichtungen, seine Verdienste um die ältere deutsche Literatur, sowie um die Jugendbildung; und er weiß in allen nicht nur zu fesseln, sondern auch vielfältig zu belehren, weil er über alle diese Verhältnisse gar manche neue Aufschlüsse gibt; leider können wir ihm in diesen Auseinandersetzungen nicht folgen.

Mit ebenso großer Liebe ist das zweite Werk des nämlichen Verfassers bearbeitet: „Bilder aus dem kirchlichen Leben der Schweiz" (Nr. 2); sie sind ebenso gehaltvoll und gründlich als die „Schweizerische Literatur", und es gewährt der Stoff an sich wie durch die glückliche Weise der Behandlung reges und bleibendes Interesse. Das Schweizervolk hat sich von jeher nicht weniger durch seinen religiösen Sinn und seine Frömmigkeit als durch seine Liebe zur Freiheit und seine Tapferkeit ausgezeichnet, und es ist rührend und belehrend, zu beobachten, wie beide Richtungen sich von jeher vollständig durchdrungen haben, wie die eine durch die andere gekräftigt und gehoben wurde. Die Schweiz in ihrer Entlegenheit von den großen Mittelpunkten der Völkerbewegung, der Macht und des geistigen Einflusses, blieb von Anfang an wie in der Gestaltung des bürgerlichen, so auch des religiösen Lebens sich selbst überlassen; die religiöse Entwickelung ist daher ursprünglicher, eigenthümlicher, mehr durch das innere Bedürfniß und den freien Zug des Herzens ausgebildet. In der Schweiz war von jeher ein schlichtes, praktisches Christenthum zu Hause. Die ganze Geschichte des Landes von den ersten Anfängen bis zur Reformation, ja bis in die neuere Zeit selbst ist der beste Beweis, wie entschieden das Volk für ein ernstes, volles Christenthum war. Der Verfasser führt uns in die Geschichte und Entwickelung des religiösen Lebens in der Schweiz nicht in einer zusammenhängenden Geschichte, sondern in einer Reihe von trefflichen Bildern, die in ihrer Gesammtheit den Leser wol sicherer belehren, als eine zusammenhängende, ineinandergreifende Darstellung thun würde, weil nur auf diesem Wege den bestimmenden Hauptpunkten eine größere und lebendigere Entfaltung gegeben werden konnte. Aber gerade diese vortreffliche Anlage des Buchs erschwert die Aufgabe des Referenten, denn der Reichthum ist bei dem mäßigen Umfange des Buchs so groß, alle Einzelheiten sind so bedeutend, daß er sich kaum entschließen kann, die eine der andern vorzuziehen. Die Geschichte der Einführung des Christenthums in der Schweiz gewährt nicht weniger historisches und religiöses, ja selbst episches Interesse als die Geschichte der Reformation, an welcher beinahe alle Cantone den lebhaftesten Antheil nahmen, in welcher so viele und so bedeutende Männer mit- und nebeneinander wirkten. Nicht blos Zürich mit seinem Zwingli, Genf mit seinem Calvin treten uns entgegen, sondern auch Bern mit seinem Manuel, dem Dichter, Maler und Staatsmann, Basel mit

seinem Oekolampad, St.-Gallen mit seinem gelehrten Vadian, Schaffhausen mit seinem Hans Stockar, denen sich der Historiker Billinger und der Naturforscher Konrad Geßner anreihen. Wenden wir unsere Blicke auf die frühere Zeit, so fesselt uns die Blütezeit des Klosters St.-Gallen, mit seinen auch um die deutsche Sprache und Literatur so vielfach verdienten Notkeren und Ekkeharden, mit seinem Künstler Tutilo, mit seiner Gesangschule; und später fesseln uns nicht weniger die Vorläufer der Reformation, die Gottesfreunde und die mit ihnen zusammenhängenden Mystiker, dann der treffliche Nikolaus von der Flüe und der ebenso gelehrte als unglückliche Felix Hämmerlin. Alle diese Zeichnungen sind vortrefflich und wir wüßten keiner den Vorzug vor der andern zu geben. Es zeugt von der großen Unparteilichkeit des Verfassers, daß er, selbst ein Bekenner der reformirten Kirche, in der Darstellung von Zwingli's Leben die Größe Luther's nicht verkennt; ja wir möchten beinahe behaupten, daß er diesem gegenüber Zwingli nicht hoch genug stellt, und insbesondere hat er in der Schilderung der beiden großen Reformatoren bei Gelegenheit der marburger Zusammenkunft die hartnäckige Härte Luther's und die schöne Milde Zwingli's nicht gebührend hervortreten lassen, wenn er sie auch andeutet. Nicht blos diese Unterredung, sondern überhaupt die Charakteristik der beiden großen Männer ist von der Gräfin Dora d'Istria in ihrer „Deutschen Schweiz" weit genialer und richtiger aufgefaßt.

Um unsere Leser mit der Behandlungsweise des Verfassers bekannt zu machen, wollen wir nur Einen Punkt näher betrachten, der wol vielen wenig oder gar nicht bekannt sein wird.

Der Stifter des Bundes der ketzerischen Gottesfreunde war Nikolaus von Basel, der wahrscheinlich im Jahre 1302 geboren war. Bei dem frühen Tode seiner Aeltern zu einem bedeutenden Vermögen gelangt, gab er sich den weltlichen Vergnügungen hin, besuchte mit einem adelichen Freunde Schlösser und Turniere und beide wurden die Lieblinge der Frauen.

Nikolaus gewann die Liebe einer adelichen Jungfrau: aber am Tage vor der Verlobung hatte er eine Vision, in der ihm geboten ward, seiner Braut und der Welt zu entsagen. Er zog sich nun in ein einsames Haus in der Umgebung armer Leute zurück, vertiefte sich in das Leben der Heiligen, und brachte fünf Jahre in harten Kämpfen und Bußübungen zu, wobei er sich übernatürlicher Offenbarung theilhaftig wähnte. Um zur Gottesfreundschaft zu gelangen, lehrte Nikolaus, muß der Geist aller Eigenheit entsagen und sich dermaßen an Gott hingeben, daß dieser allein in ihm wirke.... Die Weltentsagung soll nicht darin bestehen (und dies war ein Hauptpunkt, worin er von der Lehre der Kirche abwich), daß man sich müßig zurückziehe.... Nikolaus ist aller Werkheiligkeit entschieden entgegen; einem Freunde, der ihn über den Werth der Bußübungen befragt, gibt er den Rath, das härene Hemd abzulegen und sich aller harten Uebungen zu enthalten; Gott könne und werde ihn wol zur Genüge üben.

Bald darauf stiftete er den geheimen Bund der Gottesfreunde; durch seine vier ersten Genossen trat er mit einer immer größern Zahl von Männern in Verbindung, und er suchte namentlich Einfluß auf schon erleuchtete wirksame Männer auszuüben, um durch sie die Lehre von der Entsagung und der Liebe zu Gott unter das Volk zu bringen.

Besonders merkwürdig ist sein Verhältniß zu dem genialen Prediger Tauler. Nikolaus kam im Jahre 1340 nach Strasburg. Ehe er Tauler besuchte, hörte er mehrere von dessen Predigten, beichtete dann vor ihm und bat ihn endlich, er möchte einmal predigen, wie der Mensch zum höchsten Gut auf Erden komme. Als es geschehen war, hatte die Predigt dem Gottesfreunde nicht genügt. Er sprach mit Tauler darüber und erklärte ihm endlich, er sei nicht gekommen, um Predigten zu hören, sondern um selber „mit Gottes Hülfe etwas Rath zu schaffen". Als Tauler sein Erstaunen über die Worte eines Laien, der die Schrift nicht verstehe, aussprach, eröffnete ihm Nikolaus: „Ihr seid ein großer Pfaffe und habt in Eurer Predigt eine gute Lehre gegeben; Ihr lebt aber selber nicht danach; wisset, daß alle Eurer Werke in mir nichts zu schaffen vermögen; sie haben mich meist mehr gehindert als gefördert; wenn der höchste Lehrer aller Wahrheit zu mir kommt, so lehrt er mich in einer Stunde mehr als Ihr und alle Lehrer bis an den Jüngsten Tag mich lehren könnten; Ihr seid noch unter der Gewalt des Buchstabens, Ihr seid noch ein Pharisäer." Als Tauler über solche Rede seinen Unwillen bezeugte, erwiderte Nikolaus: „Wo ist nun Euer Predigen? Seht Ihr, wie man Euch findet! Ihr meint, ich habe zu hart mit Euch geredet, und ich habe doch recht gehabt; denn wo ist Euere Demuth? Verlaßt Ihr Euch nicht auf Euere Meisterschaft? Ihr meint, Ihr sucht Gottes Ehre, und sucht doch nur Euch selber? Seid Ihr nicht ein Pharisäer?" Da Tauler solches hörte, wurde er erschüttert und sprach: „Wahrlich, du bist der erste, der mir meine Gebrechen geoffenbart; sei von nun an mein geistlicher Vater, ich will dir folgen, um nach deinem Rath mein Leben zu ändern." Nun trug Nikolaus dem berühmten Prediger auf, sich von allem zurückzuziehen, weder zu predigen noch Bücher zu lesen, sich in eine Zelle einzuschließen und das Leben und Leiden des Herrn zu betrachten. Nach zweijährigem Kampfe wagte Tauler mit Zustimmung seines Meisters wieder zu predigen; und wie er das nunmehr vermochte, bezeugen die auf uns gekommenen Predigten. Dieselben waren nicht nur von innigerer Liebe zu dem Christenvolke durchdrungen, sondern auch einfacher und herzlicher. Zwanzig Jahre später, auf seinem Todtenbette, ließ Tauler jenen „gnadenreichen Laien" noch einmal zu sich rufen und händigte ihm seine Aufzeichnungen über ihren gegenseitigen Verkehr ein, doch ohne ihre Namen, ein Büchlein zum Besten ihrer Nebenchristen zu machen.

Ebenso großen Einfluß übte Nikolaus noch auf andere bedeutende Persönlichkeiten aus; ja er wagte sogar nach Rom zu reisen (1377) und dem Papste Vorstellungen über die Lage und die Gebrechen der Kirche zu machen und ihn an seine eigenen Sünden zu erinnern. Dieser ergrimmte anfangs über solche Kühnheit; als Nikolaus aber für seine Rede zu sterben bereit war, hörte er ihn erst verwundert, dann wohlwollend an und entließ ihn mit Privilegien für sein Versammlungshaus beschenkt. Später zog er mit zwei Gefährten nach Frankreich, um auch dort Buße zu predigen; aber in Vienne wurden sie der Inquisition überliefert und starben in den Flammen. Nikolaus hat sein Leben im „Buche von den fünf Mannen" erzählt.

Der Verfasser der beiden Schriften, die wir noch zu berühren haben, E. Osenbrüggen, ist ein deutscher Tourist, aber freilich von einer nicht gewöhnlichen Sorte. Denn erstens ist er seit Jahren in der Schweiz und hat sich in deren Verhältnisse redlich hineingelebt; man wird daher die abgeschmackten Vorurtheile und Misverständnisse bei ihm nicht

finden, die bei den gewöhnlichen Touristen beinahe immer erscheinen, Touristen, die der alte Horaz, wie unser Verfasser in der Vorrede zu Nr. 3: „Culturhistorische Bilder aus der Schweiz", witzig und bezeichnend sagt, schon vorahnend charakterisirt hat in dem berühmten Verse: „Nos numerus sumus et fruges consumere nati", welchen er, wenn auch gerade nicht wort-, doch sehr sinngetreu übersetzt: „Nummern sind wir und an der Table d'hôte finden wir uns zusammen." Zweitens ist der Verfasser ein gelehrter Jurist (er ist Professor der Rechte an der Universität Zürich, die freilich jetzt mit seinem Verluste bedroht ist), und obgleich er auf seinen Wanderungen das Corpus juris nicht mitnimmt, so verläßt ihn doch die Juristerei nicht; wo er eine längere Rast macht, forscht er nach den Rechtszuständen, wie sie sind und wie sie waren, und nach der Handhabung des Rechts im Lande umher. Denn wie er kein Tourist von der gewöhnlichen Sorte ist, so ist er auch kein ordinärer Jurist, woran ihn schon seine gründliche philosophische Bildung, sein musikalisches und sein gesellschaftliches Talent, sowie sein poesievolles Gemüth hindert. Seine Beobachtungen vereinigen daher juristische Gründlichkeit, Tiefe der Anschauung und lebendige Auffassung; der Mensch ist ihm nicht blos ein trockenes und todtes Object juristischer Deductionen, sondern der lebensvolle und schöpferische Träger, die Quelle des Rechts, das nur verstanden werden kann, wenn man den Menschen in seiner ganzen Individualität versteht. „Wie das Rechtsleben als eine Seite des Volkslebens aufzufassen sei", heißt es in der Einleitung, „und wie sich in ihm der Culturzustand eines Volks abspiegele, das ist mir in Appenzell und Unterwalden erst recht klar geworden, und ich habe dort einen Anschauungsunterricht im deutschen Recht genossen, wie ihn kein Bücherstudium gewährt."

Gleich im Anfang des Buchs macht Osenbrüggen eine Bemerkung, welche jedem deutschen Leser, der die Schweiz und deren Volk nur aus den Zeitungen oder aus vorübergehender Anschauung kennt, sehr auffallen muß; viele werden darüber die Achseln zucken und nicht begreifen können, wie ein gelehrter Professor solchen Unsinn, wie ein wahrheitliebender Mann solche Lüge vorbringen kann. Er nennt nämlich die Schweizer sehr conservativ, die Schweizer, die seit 1830 beinahe unausgesetzt an den bestehenden Verhältnissen gerüttelt, ihre Verfassungen nicht einmal, sondern zehn- und mehrmal geändert haben und noch jetzt täglich ändern. Und trotz alledem hat der Verfasser vollkommen recht: die Schweizer sind ihrer innersten Natur nach conservativ, und zwar nicht blos die der kleinen demokratischen Cantone, wie der Verfasser anzunehmen scheint, sondern alle ohne Ausnahme. Mit dem Worte „conservativ" ist von jeher ein großer Misbrauch getrieben worden und es haben sich Leute diesen schönen Beinamen beigelegt, die ihn nicht im mindesten verdienen. Der wahrhaft Conservative ist weit von dem entfernt, was diejenigen sind, welche sich so zu nennen belieben, und die in der That reactionär oder wenigstens stationär heißen sollten. Der wahre Conservative will das, was er besitzt, sei es als Erbstück oder als eigene Erwerbung, bewahren, und er wird es niemals wegwerfen, selbst wenn es noch so viele Mängel haben sollte; aber er ist weit entfernt, es für unverbesserlich zu halten, vielmehr strebt er unablässig danach, es zu höherer Entwickelung zu bringen. Er ist also in keiner Weise revolutionär, sondern nur reformirend. Die Franzosen waren in den Jahren 1789 und folgenden revolutionär, weil sie alles nach abstracten Grundsätzen umgestalteten, ohne sich um die historische Entwickelung ihres Staats zu bekümmern; die Schweizer haben dies nie gethan, weder in den Bundesverhältnissen, noch in den Cantonalangelegenheiten. Die Veränderungen, die sie an ihren Verfassungen und Gesetzen vornahmen, waren nicht Umgestaltungen, sondern Entwickelungen der vorhandenen Keime, Ausmerzungen der mit der Zeit eingetretenen Auswüchse. Obgleich der französische Staat jetzt wie vor 1789 eine Monarchie ist, in welcher der Grundsatz: l'état c'est moi, im Jahre des Heils 1864 noch ebenso gilt, wie zur Zeit Ludwig's XIV., so ist der jetzige Zustand von dem damaligen unendlich mehr verschieden, als es in der Schweiz der Fall ist, wenn auch diese früher viele aristokratische Regierungen und Unterthanenländer hatte. Hätte Frankreich im Jahre 1789 reformirt, statt zu revolutioniren, hätte es die Selbstbestimmung der Provinzen geachtet und bewahrt, statt alles zu centralisiren, hätte es die Einheit nur in den Punkten erstrebt und herbeigeführt, wo sie nothwendig war, es stände gewiß jetzt besser um dieses schöne Land und dieses geistreiche Volk, und wahrscheinlich auch um die meisten europäischen Staaten.

Der Schweizer, wir wiederholen es, ist conservativ in demselben schönen Sinn, wie Justus Möser es war, jener treffliche Mann, den die Deutschen leider zu wenig lesen und studiren. Daß diese Eigenthümlichkeit in den kleinen Cantonen am stärksten hervortritt, ist begreiflich, weil die engern Verhältnisse eine fortschreitende Entwickelung des Bestehenden weniger nothwendig machen. In denselben erscheinen daher die altgermanischen Zustände noch ungetrübter als in den größern, in denen übrigens schon im 17. und 18. Jahrhundert die herrschende Aristokratie die alten Gewohnheiten vielfach verfälschte und unter anderm statt des altgermanischen Verfahrens in den gerichtlichen Verhandlungen das römische einführte.

Der Verfasser, dem es zunächst daran lag, zu erforschen, wo und in welchem Maße die alten Rechtszustände bestehen möchten, wendete sich zuerst nach Appenzell-Innerrhoden, und er hätte allerdings kaum ein günstigeres Terrain für seine Beobachtungen finden können. Dort ist z. B. die alte Form und Förmlichkeit der Landesgemeinde am meisten gewahrt, welche von allen „Landleuten", die im Alter von 18 Jahren und das Landrecht haben, gebildet wird. Es ist ein erhebendes Schauspiel, zu sehen, wie die ganze männliche Bevölkerung des kleinen Ländchens von den Bergen und den Thälern nach dem Hauptort Appenzell zieht, wo die Landesgemeinde abgehalten wird. Alle sind mit einem Seitengewehr versehen, denn keiner dürfte mitstimmen, wenn er dieses

Zeichen der „Ehre und Wehrhaftigkeit“ nicht trüge. Die Haltung dieser Jünglinge, Männer und Greise ist ernst und würdig, auf allen Gesichtern strahlt das Bewußtsein der Freiheit; man sieht es allen an, daß sie die hohe Wichtigkeit des Tages fühlen, und während sonst der Appenzeller, selbst der ältere, gern jede Gelegenheit ergreift, seinen angeborenen Mutterwitz glänzen zu lassen, hört man jetzt nur ernsthafte Gespräche, die sich auf die zu eröffnenden Verhandlungen beziehen. Doch fehlt es dem Bild nicht an einer heitern Seite. In abgesonderten Gruppen sieht man auf allen Wegen und Pfaden die jungen Mädchen dem Hauptort entgegenziehen. Unter den niedlichen, kaum den Hinterkopf bedeckenden rothen Häubchen schauen die gesunden, geistvollen Gesichtchen hervor, die, wenn auch nicht schön im vollen Sinne des Worts, doch lieblich sind und von den schalkhaften Augen belebt werden. Ihr Gang ist fest, wie es sich von Bergbewohnerinnen nicht anders erwarten läßt, aber zugleich auch zierlich; jede ihrer Bewegungen ist frei und ungezwungen und von bäurischer Steifheit weit entfernt. Die Appenzellerinnen sind bekanntlich kunstvolle Stickerinnen; da sie die Landarbeit meist den Männern überlassen und den größten Theil des Tags bei ihrem Stickrahmen zubringen, so sieht man an ihren feingebildeten Händen und an ihrer Haltung, daß sie sich nicht mit rauhen Arbeiten beschäftigen, sowie an ihrer Gesichtsfarbe, daß sie dem Wechsel der Witterung nicht ausgesetzt sind. Wer ihnen auf dem Wege zur Landesgemeinde folgen könnte, würde sie auch in ihren Gesprächen bewundern, die von nie versiegendem Witz belebt werden. Ihre Fröhlichkeit läßt sich aber leicht erklären, denn nach der Landesgemeinde folgt Tanz, und die Appenzellerinnen sind nicht weniger tanzlustig als die leipziger Damen.

Der Verfasser beschreibt zwar nicht diesen Gang zur Landesgemeinde, sondern diese selbst, wobei wir wünschten, daß er noch in größeres Detail eingegangen wäre. Ausführlicher berichtet er über die Rechtsverhältnisse. Wir wollen das Interessanteste herausheben. Es heißt auf S. 16:

An dem alten deutschen Satze, „Selbst ist der Mann“, festhaltend, erschien es den Landleuten von Appenzell-Innerrhoden nicht zweckmäßig, die Gerichte mit Injurienklagen zu behelligen und eine eigenthümliche Art des Zweikampfes hat bis in die neueste Zeit als Aushülfe gedient. Der Beleidigte fordert den Beleidiger auf den Faustkampf heraus, welcher so geregelt ist: 1) Ein solcher Kampf soll immer unter freiem Himmel abgemacht werden, nicht in einem Hause, besonders nicht in einem Wirthshause. 2) Es sollen mehrere Zeugen zugegen sein. 3) Es muß eine förmliche Herausforderung stattgefunden und beide in den Kampf gewilligt haben. 4) Die Kämpfer sollen keine Schlagringe und andere Fingerringe tragen, einander nicht boshafterweise auf den Bauch schlagen oder stoßen, noch an andere empfindliche Theile gefährliche Griffe thun; wer dawiderhandelt, soll als ein „schlechter Kerl“ angesehen werden. Ist einer der Kämpfenden vollständig zu Boden geschlagen, so ist der Streit entschieden und die Kämpfer werden nöthigenfalls von den Zeugen auseinandergerissen. Kämpfer und Zeugen gehen dann in ein Wirthshaus, um „den Frieden zu trinken“. Kann ein Landmann die Herausforderung zu einem Zweikampf nicht annehmen, weil der Gegner ihm an Kraft zu sehr überlegen ist, so mag er diesem durch den Landweibel den Frieden anbieten lassen, den der Gegner annehmen muß, widrigenfalls er an Leib und Ehre gestraft werden soll. Alle andern Schlägereien außerhalb dem Bereich dieses Faustkampfes sind als Frevel bei Geldbuße verboten. Trifft ein Appenzeller Leute in einer ungesetzlichen Schlägerei, so hat er die Verpflichtung, „Frieden“ zu gebieten, und bei Geldbuße sollen die Streitenden seiner Aufforderung folgen. Wer jemand, so zu scheiden und Frieden zu machen begehrte, verletzt oder ihm droht, soll gebüßt und, nachdem der Handel beschaffen, weiter gestraft werden. Auch Weiber können Frieden gebieten.

Die Einfachheit, welche im Criminal- und im polizeilichen Verfahren herrscht, findet sich auch in der Civilgerichtspflege:

Wol nirgends hat das germanische Recht sich einfacher erhalten als in diesem Gebirgsländchen. Appenzell-Innerrhoden hat nie ein Corpus juris und nie einen Juristen gehabt. Zum Fürsprech kann eine Partei nach altdeutscher Weise einen der Richter wählen, z. B. einen Rathsherrn im Wochenrath. Bei der einfachen mündlichen Verhandlung der Streitsachen sind keine Actenspeicher entstanden, obgleich ein Proceß vom Hauptmann der Rhod bis zum Großen Rath durch mehrere Instanzen gehen kann. Aber so zweckmäßig diese Einrichtungen erscheinen mögen, darf man sich nicht wundern, auch hier Klagen über Parteilichkeit und Ungerechtigkeit zu vernehmen. Beide haben recht und einer bekommt recht! Das ist die Antinomie in Appenzell und in aller Welt. Aber einen tiefen Blick in die Menschennatur zeigt es, daß die Appenzeller jedem, der einen Proceß verloren hat, gestatten, einen Tag lang nach Belieben auf Gericht und Obrigkeit zu schimpfen. Ein Ueberrest des „Urtheilscheltens“ im ältern deutschen Recht liegt darin wol nicht, aber bemerkenswerth ist es, daß sich auch im altfranzösischen Recht der Satz findet: „Il faut laisser 24 heures aux plaideurs pour maudire ses juges.“ *) Die Appenzeller machen von einem solchen Eintagsrecht wacker Gebrauch, und, wie sie dadurch das Herz erleichtern, bereiten sie bei ihrer Neigung zum Witz auch ihrer Umgebung an solchen Tagen eine angenehme Unterhaltung, und die Frau zu Hause hat nicht den Aerger des Mannes allein zu tragen.

Der Verfasser hat aber nicht blos Augen und Sinn für die Rechtsverhältnisse, auch die Natur findet in ihm einen warmen und empfindungsvollen Bewunderer. Im Canton Appenzell widmet er hauptsächlich dem romantischen „Wildkirchli“ längere Betrachtung, auf die wir unsere Leser verweisen müssen. Wir theilen nur die Verse mit, die er aus dem dortigen Fremdenbuch abgeschrieben hat; es schrieb sie im September 1824 eine Frauenhand:

Je ne veux point d'un monde, où tout change, où tout passe,
Où, jusqu'au souvenir, tout s'use et tout s'efface,
Où tout est fugitif, périssable, incertain,
Où le jour du bonheur n'a pas de lendemain.

(Die Unterschriften sind: Hortense, Stephanie, Louis Napoléon, Max de Schreckenstein.)

So klein die beiden Büchlein sind (sie umfassen zusammen nur 393 kleine, nicht sehr enggedruckte Seiten), so reich ist ihr Inhalt, denn sie enthalten meist nur Thatsachen, wenig Raisonnement, und dieses immer in der kürzesten Form, aber auch um desto ansprechender und wirksamer. So lernen wir nacheinander Unterwalden, Glarus, Zug, das höchst merkwürdige Hochthal Davos

*) Man hört und liest diesen Satz in Frankreich noch jetzt, nur wird er einfacher und prägnanter also ausgedrückt: „On a vingt-quatre heures pour maudire ses juges“.

kennen, von dem ein alter Chronist sagt, es habe „liebliche, gesunde Luft und fürtreffliche Schnabelweid, von Fisch, Fleisch und Wildpret, fliegendes und laufendes". Auch hier hat sich das altgermanische Rechtsverfahren in voller Kraft erhalten, vielleicht mehr als in allen übrigen Theilen der Schweiz, weil das Thal ganz von romanischer Bevölkerung umgeben ist.

Aus den „Neuen culturhistorischen Bildern" (Nr. 4), die uns mit dem Wäggithal, Schwyz, dem Salisberg, Uri, Luzern und Solothurn bekannt machen, erwähnen wir nur die höchst interessante Schilderung von Gersau, der kleinsten aller Republiken, die 1332 in den Bund der vier Waldstätte: Uri, Schwyz, Unterwalden und Luzern aufgenommen wurde. Sie liegt am Vierwaldstättersee und wird durch den Rigi von dem übrigen Canton Schwyz, zu welchem sie jetzt gehört, geschieden. Sie nahm an den Freiheitskriegen gegen Oesterreich theil, blieb aber trotzdem den Edeln von Moos pflichtig, von denen sie sich im Jahre 1390 um die Summe von 690 Pfd. Pfennige (ungefähr 3450 Gulden) freikaufte. Noch großartiger als die Kämpfe und Siege der Eidgenossen ist aber ihr Benehmen gegen diejenigen, denen sie auf irgendeine Weise verpflichtet waren. Sie haben stets die althergebrachten Rechte selbst ihrer Feinde anerkannt; wie schon die älteste Bundesurkunde von 1291 den merkwürdigen Satz enthält: „Wer einen Herrn hat, gehorche ihm pflichtgemäß." Neben dem Freiheitssinn lebt auch der Sinn für Gerechtigkeit in ihnen, und Johannes von Müller sagt daher: „Die rhätischen wie die schweizerischen Bünde haben keinen Menschen im Besitz auch der sonderbarsten Befugnisse gestört." Mit dem Schwerte in der Hand traten sie der Gewalt entgegen für ihre politische Selbständigkeit, die Fesseln der Hörigkeit lösten sie durch Geld, das sie mit schwerer Arbeit verdienen mußten. So handelten die Hünenberger in Zug und so die Gersauer im Jahre 1390. Als die Bündner durch die unerträgliche Gewaltthätigkeit der Vögte des Bischofs von Chur zur Empörung gereizt worden waren und sie deren Burgen erstürmt und verbrannt und sich thatsächlich freigemacht hatten, traten sie mit dem Bischof in Unterhandlung und kauften ihm alle seine Rechte um schweres Geld ab. Ebenso verfuhren sie mit den adelichen Tyrannen, die sie aus dem Lande verjagten. Ein Volk, das so handelt, beweist dadurch, daß es der Freiheit wirklich würdig ist, und es wäre sehr zu wünschen, daß man auch von der jetzigen Schweiz sagen könnte, daß sie die wohlerworbenen Rechte zu achten wisse. Aber leider müssen wir bekennen, daß gerade die liberalen Regierungen der Schweiz sich in dieser Beziehung viel zu Schulden haben kommen lassen, was nothwendig dazu führen muß, daß das Rechtsgefühl des Volks untergraben wird. Diese Richtachtung der erworbenen Rechte ist ohne Zweifel der schwärzeste Flecken in der neuern Geschichte der Schweiz, und es sollte jeder treue Eidgenosse, der es mit dem Vaterlande und seiner Zukunft gut meint, seine ganze Kraft und allen seinen Einfluß daran wenden, daß man auch von der neuen Eidgenossenschaft rühmen könne, was Johannes von Müller von der alten sagte. Der Anfang solcher Rechtsverletzungen ging, wenn wir nicht sehr irren, von St.-Gallen aus; der Begründer und Träger dieses verderblichen und zugleich unwürdigen Systems war der bekannte Apostat Baumgartner, der in den dreißiger Jahren an der Spitze der liberalen Bewegung stand und durch sein großes Talent und seine administrative Gewandtheit bald nicht blos in seinem Heimatcanton, sondern in der ganzen Eidgenossenschaft den Ton angab. Schon damals zeigte er die Härte und Rücksichtslosigkeit, die ihn später in das jesuitische Lager trieb. Er war es, der zuerst den traurigen und eines freien Volks unwürdigen Grundsatz, wenn auch nicht direct aussprach, doch in Anwendung brachte, daß der Staat alles in allem sei und er ungerecht handeln könne, wenn er es für seinen auch nur vorübergehenden Nutzen für gut halte. Republikanische Staatsmänner, welche einen solchen Grundsatz annehmen und durchführen, unterscheiden sich in der That nicht von den monarchischen Despoten, die gewiß auch im Interesse des Staats zu handeln wähnen, wenn sie specielle Interessen verletzen; wer ihnen schlechtere Absichten unterlegt, kennt die menschliche Natur nicht. Uebrigens sind wir der Wahrheit schuldig, zu erwähnen, daß nicht alle Cantone in diesen Irrthum verfallen sind; Zürich und Baselstadt haben Beweise des Gegentheils geliefert.

Wir schließen mit dem Wunsche, daß die Büchlein des gelehrten und geistvollen Verfassers recht viele Leser finden möchten; jeder, der sie in die Hand nimmt, wird aus ihnen eine tiefere Einsicht in das Volksleben der Schweiz, namentlich der gebirgigen, gewinnen, als aus den dicken und oft inhaltlosen, meist ganz unwahren Büchern der gewöhnlichen Touristen, welche oft aus einer einzelnen Erscheinung, die sie nicht verstehen, die aberwitzigsten Folgerungen schließen. 8.

Neue Romane.

Was glänzt, ist für den Augenblick geboren,
Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren —

sagt Goethe, und dieser Ausspruch läßt sich auch auf die uns diesmal zur Besprechung vorliegenden Romane anwenden. Diese sind:

1. Rouge et Noir. Roman in zwei Bänden von Hans Wachenhusen. Berlin, Janke. 1864. 8. 3 Thlr.
2. Der Hungerpastor. Ein Roman in drei Bänden von Wilhelm Raabe (Jakob Corvinus). Berlin, Janke. 1864. 8. 3 Thlr.
3. Nach zwanzig Jahren. Roman von Philipp Galen. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 1864. 8. 6 Thlr.

Der Roman „Rouge et Noir" von H. Wachenhusen (Nr. 1) hat großes Aufsehen erregt und hätte, wie die öffentlichen Blätter berichten, seinen Verfasser beinahe in widrige Berührung mit der löblichen Polizei in einem gewissen Badeorte eines gewissen deutschen Kleinstaats gebracht. Ungeachtet dieses glänzenden Auftretens und dieses halben Märtyrernimbus, der des Verfassers Haupt umstrahlt, kann auch ich nicht umhin, dies Buch zu verwerfen, nicht vom polizeilich-kleinstaatlichen, sondern vom ästhetischen Standpunkt aus. Zwar ist eine große Kunst der fesselnden Darstellung und geistreichen Skizzirung, sowie eine edle moralische Erbitterung über die bekannte Einrichtung, die nur in Deutschland sich erhalten hat, obgleich sie vom deutschen Parlament in allen seinen Schattirungen verworfen

wurde und von der öffentlichen Meinung gebrandmarkt ist, nicht zu verkennen.

Der Verfasser nennt diese Einrichtung „Satans Mäusefalle“ und zieht nun als Ritter Georg mit der Waffe des Tendenzromans gegen diese höllische Ausgeburt zu Felde. Indessen ist sehr die Frage, ob er durch dieses Mittel erreicht, was ohne eine gründliche Aenderung unserer öffentlichen Zustände kaum möglich ist. Um nun die Spielhölle in ihrer ganzen Abscheulichkeit darzustellen, werden natürlich die Subjecte, die sich mit ihr befassen, theils als vollendete Teufel, theils als bejammernswerthe Opfer eines thörichten Leichtsinns gemalt. Zur ersten Klasse gehört in unserm Roman van Geert, ein moralisches Ungeheuer von Geburt und Haus aus, in dem jeder Funken von Scham und Reue erstickt ist, eine Schauergestalt in diesem stark nach den Ritter- und Räubergeschichten einer verschwundenen Zeit riechenden Schauerroman aus der Gegenwart. Zur zweiten Klasse gehört namentlich Catalina, ein Gauchokind aus den Steppen Südamerikas, das seinem Vater entflieht, in Buenos-Ayres in schlechte Gesellschaft und in eine Spielhölle geräth, seinen Verführer erdolcht, von Amerika nach Europa sich rettet und hier in Gesellschaft eines mitleidigen Mentors in großen Städten und zuletzt in dem bewußten Badeort sich herumtreibt, durch außerordentliche Schönheit und freies, ungenirtes Auftreten aller Augen auf sich richtet und zuletzt als Opfer eines teuflischen Ränkespiels van Geert's den Tod in den Wellen des Rhein sucht und findet.

Neben dieser originellen und pikanten, nicht ohne alle innere Wahrheit gezeichneten Figur treten besonders noch auf Rudolf und Ines, ein ursprünglich verbundenes Liebespaar, durch den Teufel van Geert getrennt, nachher wieder an einem entfernten Ort, in Neapel nämlich, durch merkwürdige Zufälle aufs neue und für immer vereinigt. So spielt der Roman in Amerika und Europa, in Deutschland und Italien; denn im Dienste Garibaldi's, der sich eben anschickt, von Sicilien aufs Festland überzusetzen, treffen wir gleich im Anfang unsern Rudolf.

Im ersten Bande S. 75 werden wir auf einmal ohne allen Zusammenhang von Sicilien nach Satans deutscher Mäusefalle geschleudert und erst im zweiten Bande S. 251 kehren wir wieder zu dem Anfangspunkt unserer Geschichte, zu den Gestaden des Mittelmeers zurück. „Vielleicht wird man für den Verfasser einen Vorwurf darin finden, daß er den Leser so lange auf einem andern Terrain herumgeführt. Es geschah dies in der wohlüberlegten Absicht, den Faden der Erzählung nicht gerade da zu unterbrechen, wo es die Entwickelung dieser Geschichte am wenigsten gestattete.“ Eine undeutliche und ungenügende Rechtfertigung. Nein, der plötzliche Wechsel des Schauplatzes gehört zum Tendenzroman, gerade wie die grellen Gegensätze in der Charakterzeichnung, der höllische van Geert und die himmlische Ines, und die Häufung der verschiedensten Extreme in der Tochter der Wildniß, Catalina. Alles ist hier darauf berechnet, den Gaumen des Lesers zu kitzeln. Dahin gehört wol auch der Gebrauch höchst unnöthiger Fremdwörter, von denen der Roman wimmelt. Schon die französische Aufschrift macht einen marktschreierischen Eindruck.

Ungetäuscht von dem rauschenden und glitzernden Flittergold der Wachenhusen'schen Tendenzschilderei wenden wir uns zu dem echten, gediegenen Gold der wahren Dichtkunst vorerst in dem Roman: „Der Hungerpastor“ von W. Raabe (Nr. 2). „Dem Hunger, der heiligen Macht des echten wahren Hungers“ hat der Verfasser sein Buch gewidmet. Es ist dies der Hunger nach dem Idealen, dem Unendlichen, nach Büchern und Wunderdingen, die in denselben verborgen liegen, nach den Geheimnissen des Himmels und des Menschengeistes, aber auch nach dem Wirklichen und dem realen Leben. Diesen Hunger hatte, wie nur zu oft mit demselben im Munde der verschiedensten Personen immer wiederkehrenden Ausdruck erzählt wird, der Vater des Hungerpastors, ein ehrsamer Schuster, sodann der Lehrer Silberlöffel, der Rector Blasius Fackler, vor allem aber der Hungerpastor, und man möchte auf ihn die Worte des Erlösers in der Bergpredigt anwenden: „Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit (die im Reiche Gottes gilt); denn sie sollen satt werden.“ Dieser Hunger begleitet ihn durch die Schul- und Universitätszeit, durch das Hauslehrerleben und auf die Pfarrei Grunzenow; dieser edle heilige Hunger schützt ihn gegen die Gefahr der Ansteckung durch den Umgang mit seinem mephistophelischen Schulfreund und Universitätsgenossen Moses Freudenstein, der bei aller Gelehrsamkeit und Gewandtheit frühzeitig Verachtung des idealen Ziels der Menschheit eingesogen und an Herz und Gemüth unersetzbaren Schaden gelitten hat. Dieser edle Hunger führt unsern Helden zuletzt mit der gleichgesinnten Franziska Götz zusammen und ist also die wahrhaft treibende Schicksalsmacht „in diesem schönen Buche“, wie der Verfasser mit einigem Selbstlob sagt.

Dieses schöne Buch gehört in die Klasse der humoristischen Romane und zwar waltet darin ein wahrer, gesunder Humor. Hier und da findet sich, wie wir bereits zu Anfang angedeutet haben, Gesuchtes und Gemachtes, z. B. II, 5, wo erzählt wird, der Held des Buchs, Hans Unwirrsch, habe als Hauslehrer auf einem protestantischen Gutshofe mitten in Norddeutschland die zurückgelassene Bibliothek eines halbverrückten Vetters des Hausherrn gemustert, welche aus lauter Schriften über die immaculata conceptio bestanden, in Quart und Folio! Hierüber Bemerkungen zu machen überlasse ich dem Leser. Ferner (III, 77) fragt Candidat Unwirrsch das versammelte Volk in Freudenstadt nach dem Weg gen Grunzenow. Die Freudenstädter „öffneten schon die Mäuler, um ihm die gewünschte Auskunft zu geben. Aber das Schicksal, welches den Menschen nicht immer wohl will, hatte es gefügt, daß die Frage nicht in dem rechten Augenblick gestellt worden war. Zwölf Uhr schlug's auf dem Kirchthurm von Freudenstadt und sämmtliche anwesende Bewohner schlossen mit einem Ruck die zur Antwort geöffneten Kau- und Schluckorgane, drehten sich mit einem Ruck auf den Hacken und gingen davon, ohne Antwort, ein jeglicher zu seinem Mittagessen“ u. s. w. Dies ist gesucht und unwahr. „Der Humor ist, sobald er ungebührlich vorwaltet, nur ein Surrogat des Genius“, sagt Goethe. Im übrigen verschwinden solche Partien im großen Ganzen des Romans, den wir als wohlgelungen, als reich an Menschenkenntniß und idealem Gehalt bezeichnen dürfen.

Außer den genannten Hauptpersonen treten noch eine Menge schätzbarer Charaktere auf. So ist der Schuster Nikolaus Grünebaum ein wahres Prachtexemplar von derbem Handwerkshumor; so der Pastor Josias Tillenius in Grunzenow am Strande der Ostsee ein Original von einem pastoralen Charakterkopf. Doch geben wir eine Probe: „Ich für meinen Theil“, sagt der Verfasser, „habe eine ungemeine Vorliebe für die Schuster, sowol in der Gesammtheit bei ihren feierlichen Aufzügen, als auch in ihrer Eigenschaft als Individuen. Es ist, wie das Volk sagt, eine «spintisirende Nation», und kein anderes Handwerk bringt so treffliche und curiose Eigenthümlichkeiten bei seinen Gildegliedern hervor. Der niedrige Arbeitstisch, der niedrige Schemel, die wassergefüllte Glaskugel, welche das Licht der kleinen Oellampe auffängt und glänzender wieder zurückwirft, der scharfe Duft des Leders und des Pechs müssen nothwendigerweise eine nachhaltige Wirkung auf die menschliche Natur ausüben und sie thun es auch mächtig. Was für originelle Känze hat dieses vortreffliche Handwerk hervorgebracht; eine ganze Bibliothek könnte man über «merkwürdige Schuster» zusammenschreiben, ohne den Stoff im mindesten zu erschöpfen! Das Licht, welches durch die schwebende Glaskugel auf den Arbeitstisch fällt, ist das Reich phantastischer Geister; es füllt die Einbildungskraft während der nachdenklichen Arbeit mit wunderlichen Gestalten und Bildern, und gibt den Gedanken eine Färbung, wie sie ihnen keine andere Lampe, patentirt oder nicht patentirt, verleihen kann. Auf allerlei Reime, seltsame Märlein, Wundergeschichten und lustige und traurige Weltbegebenheiten verfällt man

dabei, worüber die Nachbarn sich verwundern, wenn man sie mit schwerfälliger Hand zu Papier gebracht hat; wobei die Frau lacht oder sich fürchtet, wenn man sie in der Dämmerung mit halblauter Stimme summt. Oder aber man fängt an, noch tiefer zu grübeln und »Noth« wird uns »zu entsinnen des Lebens Anfang«. Immer tiefer sehen wir in die leuchtende Kugel, und in dem Glase sehen wir das Universum in all seinen Gestalten und Naturen; durch die Pforten aller Himmel treten wir frei und erkennen sie mit all ihren Sternen und Elementen. Höchste Ahnungen gehen uns auf und niederschreiben wir, während der Pastor Primarius Richter von der Kanzel den Pöbel gegen uns aufhetzt, und der Büttel von Görlitz, der uns ins Gefängniß bringen soll, vor der Thür steht: Denn das ist der Ewigkeit Recht und ewig Bestehen, daß sie nur einen Willen hat. Wenn sie deren zween hätte, so zerbräche einer den andern und wäre Streit. Sie stehet wol in viel Kraft und Wundern; aber ihr Leben ist nur allein die Liebe, aus welcher Licht und Majestät ausgeht. Alle Creaturen im Himmel haben Einen Willen, und der ist ins Herze Gottes gerichtet und gehet in Gottes Geist, wohl im Centro der Vielheit, im Wachsen und Blühen; aber Gottes Geist ist das Leben in allen Dingen, centrum naturae gibt Wesen, Majestät und Kraft, und der Heilige Geist ist Führer.

„Viel sehen wir in der glänzenden Kugel, durch welche die schlechte Lampe so armes Licht wirft, daß wir dabei kaum zu Papier bringen können, was wir sahen; aber nichtsdestoweniger können wir unter das vollendete Manuscript schreiben: Geschrieben nach göttlicher Erleuchtung durch Jakob Böhm, sonsten auch Teutonicus genannt" u. s. w.

Was nun Jakob Böhm betrifft, so spielt allerdings in seinem Leben zwar nicht die Glaskugel über dem Arbeitstisch, wol aber etwas ganz Aehnliches eine große Rolle. Ich berichte nach Adelung's „Geschichte der menschlichen Narrheit", S. 228: „Die zweite Erscheinung hatte er im Jahre 1600, also im fünfundzwanzigsten Jahre seines Alters und zwar auf eine sonderbare Art. Er erblickte von ungefähr ein gescheuertes zinnernes Gefäß und dies wirkte auf einmal so heftig auf ihn, daß er auch auf der Stelle zu dem innersten Grunde oder Centro der geheimen Natur eingeführt wurde. Frankenberg findet es sehr wichtig, daß solches durch den Glanz eines zinnernen Gefäßes, als eines lieblichen jovialischen Scheins geschehen ist. Wer das verstehen kann, der verstehe es; ich für meinen Theil kann mir bei dem Unsinn nichts denken, schließe aber daraus, daß eine Einbildungskraft schon sehr verdorben sein muß, welche sich durch den Glanz eines zinnernen Gefäßes zum Narren machen läßt. Er gesteht zwar, daß er dieser Erleuchtung anfänglich selbst nicht getraut habe, daher er vor das Thor gegangen sei, und sich die zinnerne Schüssel aus den Gedanken schlagen wollen; allein er habe den empfangenen Blick je länger, je klarer empfunden, sodaß er auch vermittels der Figuren, Lineamente und Farben allen Geschöpfen gleichsam in das Herz und in die innere Natur sehen können, wodurch er denn mit großer Freude überschüttet worden, sich aber von seinem empfangenen Lichte nichts merken lassen." Böhm war ein Mystiker, und der Mysticismus hat mit dem Humor ebenso gewiß Verwandtschaft, wie der moralisirende Rationalismus eines Adelung mit der reflectirenden Lehrdichtung wahlverwandt ist. Humor und Mystik dringen ins Herz, in die Tiefe, suchen durch die Entzweiung hindurch Harmonie und Einheit (dies ist der jovialische Schein), sehen das Große im Kleinen, das Kleine im Großen, setzen immerfort das Ganze zum Theil und den Theil zum Ganzen in ein Wechselverhältniß und entwickeln an den zufälligsten, unbedeutendsten Umständen die geistvollsten Gesammtideen. Die angeführte Glaskugel nun wirft auf den ganzen Lebensweg des Helden einen hellen Schein und hängt zuletzt noch über dem Arbeitstisch des Hungerpastors in Grunzenow. Ein echt humoristischer Zug, tief gedacht und in der Wirklichkeit gegründet! Zum Schlusse erinnern wir, um die obige Charakteristik des löblichen Schusterhandwerks mit einer interessanten Parallele zu versehen, an den Schuster, bei dem Goethe in Dresden („Wahrheit und Dichtung", achtes Buch) sein Absteigequartier nahm und den er zu der Klasse derjenigen rechnet, welche praktische Philosophen, bewußtlose Weltweise genannt werden.

Mit Vergnügen begrüßen wir auch in dem Roman „Nach zwanzig Jahren" von Philipp Galen (Nr. 3) ein wohlgelungenes Werk, in einer schönen, angenehm belebten Sprache geschrieben, von einer reifen, gediegenen Weltanschauung getragen, von einer wohlthuenden Gemüthswärme durchdrungen, in mancher Hinsicht an Washington Irving erinnernd. Der Held des Romans, Sir Charles Goodrick, von seinem unnatürlichen Bruder Everard unterdrückt und zurückgesetzt, macht auf der Schule zu Eton verschiedene tolle Streiche, unter denen aber kein einziger ist, der von einem schlechten Charakter zeugen würde, wird nachher wandernder Musikus, Wilddieb für die kranke Mutter eines Freundes, thut jahrelang auf einem Schmugglerschiffe Dienste, wird, weil sich bei der Verhaftung und Bestrafung des Kapitäns seine Unbekanntschaft mit der Bestimmung des Schiffs herausstellt, straflos entlassen, entschließt sich, nachdem sein Bruder in den öffentlichen Blättern die Verwandtschaft mit ihm geleugnet und ihn als einen Betrüger gebrandmarkt hat, als Reisender nach Deutschland zu fahren, leidet an der Küste der Insel Zingst Schiffbruch, wird jedoch gerettet und in das Pfarrhaus zu Prerow gebracht. Hier bringt er, theils von der Gastfreundschaft der Pfarrfamilie, theils von einer Summe Geldes, die er der Güte einer bejahrten Verwandten in London verdankt, lebend, ein paar Jahre zu und gewinnt die Liebe der Pflegetochter des Pfarrhauses, der lieblichen Emmy Norge. Aus Furcht vor den Nachstellungen seines Bruders, der durch Zufall von Charles' Aufenthalt Nachricht bekommen hat, verläßt unser Held das gastliche Pfarrhaus und seine angebetete Emmy und begibt sich von Hamburg aus nach Singapore, wo er als Genosse eines Handlungshauses gegen 20 Jahre zubringt, bis er auf die Nachricht vom Tode seines Bruders Everard als Erbe auf seinem Schloß in Herefordshire einzieht. Er gewinnt an einem benachbarten Geistlichen einen edeln, seiner würdigen Freund und zieht nach zwanzigjähriger Trennung zum zweiten male nach Prerow auf Zingst. Wie einst Odysseus, so tritt Charles, um nicht im Augenblick erkannt zu werden, verkleidet, entstellt und als schwacher, gliederlahmer Greis auf, findet seine getreue Penelope, gibt sich endlich zu erkennen und führt sie mit sich auf seiner Ahnen Schloß.

Mit dem besten Willen finde ich an diesem Roman nichts zu tadeln. Doch, halt! Sir Charles äußert in den Gesprächen mit seinem edeln Freund immer eine große Vorliebe für deutsches Wesen, und erklärt diese aus seinem Aufenthalt in Deutschland. Wenn man aber die Beschreibung seines Aufenthalts in Deutschland liest, so findet man, daß er vier Jahre auf der Insel Zingst und in ihrer nächsten Umgebung, sodann ein paar Tage vor seiner Abfahrt nach Singapore in Hamburg zugebracht hat. Nun hat man zwar schon oft gesagt: Paris ist Frankreich; aber die Insel Zingst nebst Anhang als Vertreterin Deutschlands geltend zu machen, ist gewiß noch niemand eingefallen. Zudem besteht die Einwohnerschaft von Prerow zum Theil aus Angehörigen fremder Völker, wie denn schon der Name „Norge" auf Norwegen hinweisen soll. Hier ist offenbar dem Erzähler eine Masche gefallen. Die Vorliebe des Geistlichen für Deutschland hingegen erklärt sich leichter aus seinen vielen Reisen in Deutschland. Mit dieser Vorliebe für Deutschland verbindet sich nun in unserm offenbar auf streng geschichtlicher Thatsache beruhenden Roman an mehreren Stellen ein sehr tadelndes Urtheil über England, z. B. über Schönheit, Kleidung und Geistesbildung der Engländerinnen. Doch genug! Wir empfehlen zum Schlusse diesen liebenswürdigen Roman angelegentlich dem Publikum, insbesondere aber dem schönen Geschlecht und den, wie wir hoffen, immerhin zahlreichen Geistes- und Gemüthsverwandten der liebreizenden Frauengestalt Emmy Norge.

Gustav Hauff.

Ein materialistisches System der Wissenschaften.

Die Grundzüge der Weltordnung von C. Wiener. Leipzig, C. F. Winter. 1863. Gr. 8. 4 Thlr.

Dieses Werk kann als ein Versuch betrachtet werden, auf materialistischer Basis ein System der Wissenschaften aufzubauen. Im ersten Buch wird die nichtgeistige Welt, im zweiten die geistige Welt, im dritten Buch das Wesen und der Ursprung der Dinge behandelt. Das System zerfällt also in Naturwissenschaften, Geisteswissenschaften und einen dritten Theil, der einigermaßen die Metaphysik vertritt und die Stützen errichten soll, welche den Geist auf die Materie stellen, um diese zur allgemeinen Grundlage zu machen. Es ist charakteristisch für den Materialismus, daß er die Metaphysik doch nicht ganz entbehren kann, dieselbe aber an das Ende statt an den Anfang setzt. Daher ist er auch eine Menge von Grundsätzen, die angeblich nicht bewiesen zu werden brauchen, und von Grundbegriffen, die nicht erklärt werden können, anzunehmen genöthigt, während er die große Entdeckung der neuern Philosophie, daß die Wissenschaft in der That streng, d. h. ohne alle Voraussetzung begonnen werden könne, gänzlich außer Acht läßt. Die Metaphysik auf die Erfahrung zu gründen widerstreitet ihrem innersten Wesen, da die Kategorien vielmehr, wie Kant's „Kritik der reinen Vernunft" so klar und unwiderleglich bewiesen hat, die Erfahrung erst möglich machen. Es ist daher sehr erklärlich, daß ein solches Bestreben mislingt und andererseits, daß die Naturwissenschaften die ihnen zukommende Grundlage vermissen lassen.

Jedoch ist gerade der naturwissenschaftliche Theil im übrigen sehr sachgemäß und mit tiefer mathematischer Kenntniß bearbeitet. Bei Erörterung der Grundeigenschaften des Stoffs wird nicht nur in üblicher Weise angenommen, daß die Körperatome sich gegenseitig anziehen und die Aetheratome sich abstoßen, sondern auch, der gewöhnlichen Ansicht entgegen, daß die Körper- und Aetheratome sich gegenseitig abstoßen. Es spielt diese Bestimmung eine bedeutende Rolle bei der Erklärung des verschiedenen Aggregatzustandes der Körper. Namentlich wird der Unterschied des flüssigen vom festen Zustande daraus abgeleitet, daß beim erstern die Schwingungen der Körper- und Aetheratome gleich, beim letztern entgegengesetzt gerichtet seien, welche Möglichkeiten sich nur denken lassen, wenn die Körperatome mit dem sie umgebenden Aether kein zusammenhängendes Ganzes bilden. Die Gleichartigkeit alles körperlichen Stoffs wird für wahrscheinlich gehalten, was mit der Annahme einer allmählichen Entstehung der Elemente zusammenstimmen würde. Ob aber der Aether, dessen Eigenschaft das Entgegengesetzte der Schwere ist, überhaupt noch Stoff genannt werden darf, möchte sehr fraglich sein.

In weiterer Auseinandersetzung der physikalischen Verhältnisse wird den Wärmeschwingungen der Atome eine besonders gründliche Forschung gewidmet und sehr überzeugend dargethan, daß die Wirkungen der Wärme durch die Schwingungen der Molecule sich erklären lassen. Namentlich bestimme die zunehmende Schwingungsweite die Ausdehnung der Körper und die Schwingungsdauer den Wärmegrad, während die Wärmemenge ihrem mechanischen Begriff nach Arbeit sei. Bei den Untersuchungen über die Wärme werden die physikalischen Erscheinungen an ihrer Wurzel angefaßt, und von ihnen dürfte daher der Fortschritt in der Physik vorzugsweise bedingt sein.

Unter chemischer Verwandtschaft versteht der Verfasser diejenige Kraft, mit welcher die Atome zweier Körper zu neuen Moleculen (einheitlichen Atomcomplexen) sich zu verbinden streben, und läßt dieselbe nur von ihrer Form und vielleicht Dichte abhängen. Bei Betrachtung der belebten nicht geistigen Welt wird auf den interessanten Unterschied zwischen Pflanze und Thier aufmerksam gemacht, daß jene, indem sie unorganische Nahrung organisch mache, Arbeit verbrauche, dieses aber, indem es organische Nahrung zersetze, Arbeit leiste. Die Gestalt eines belebten Körpers, dessen kleinste einheitliche Theile, die wieder aus Moleculen zusammengesetzten Zellen seien, bedürfe zu ihrer Erklärung nicht der Zwecklehre, welche den wachsenden Organismus nach einem Vorbild streben lasse. Eine über die Schneckenlinien auf den Schalen mancher Weichthiere mit mathematischer Schärfe angestellte Untersuchung führt den Nachweis, daß die Form der entstehenden Schneckenlinie, ob sie z. B. der logarithmischen oder der parabolischen Spirale gleiche, von dem Verhältnisse des Körperzuwachses zu der gleichzeitig gebildeten Schalenmasse abhänge. Aehnlich seien auch die complicirtern Formen der Organismen durch die ungeänderten Grundkräfte im lebenden Körper bedingt. Jedenfalls aber wird man sagen müssen, daß die chemische und die organische Kraft sich dadurch unterscheiden, daß jene Molecule, diese hingegen Zellen bilde, welche einen Proceß (über den Lebensproceß) durchzumachen und infolge desselben sich selbst aufzuheben bestimmt sind.

Weniger sachgemäß als die Gliederung der Naturwissenschaften erscheint uns die Gliederung der Wissenschaften der geistigen Welt. Sie zerfallen in die beschreibende Geisteslehre (die Phrenologie), die Lehre von den Gesetzen der Geistesthätigkeiten (die Psychologie), und die Lehre von den Anwendungen dieser Gesetze auf das Leben, welche die Sittenlehre, Rechts- und Staatslehre und die Lehre vom Schönen umfaßt. Doch läßt sich die philosophische Eintheilung insofern wiederfinden, als die beiden ersten Theile die Stelle der Wissenschaft vom Menschen oder vom subjectiven Geist, die Sitten-, Rechts- und Staatslehre die Stelle der Wissenschaft von der Menschheit oder vom objectiven Geist einnehmen, die Lehre vom Schönen endlich als Aesthetik den ersten Theil der Wissenschaft von der Gottheit oder vom absoluten Geist, zu der freilich noch Dogmatik (Religionsphilosophie) und Epistemik kommen müßten, bilden könnte. Was wir als Gegenstand der Epistemik auffassen, findet sich allerdings zum Theil im dritten Buch über das Wesen und den Ursprung der Dinge enthalten; die Dogmatik aber ist ausgefallen, weil die Gottheit als Materie nicht einen Gegenstand der Geisteswissenschaften darbieten kann.

Die Phrenologie wird nach Gall ausführlich dargestellt und derselben als auf Erfahrung gegründet den Theorien der speculativen Philosophie gegenüber der Preis zuerkannt. Abgesehen aber von der Unsicherheit, welche gerade den Resultaten dieser Lehre noch immer anhaftet, haben wir gegen die Hineinziehung der Phrenologie in das Gebiet der Geisteswissenschaften nur das einzuwenden, daß sie noch zu eng und nicht nur, wie es der Verfasser thut, durch die Physiognomik, sondern vielmehr durch die ganze Physiologie des Menschen zu erweitern ist. Denn das Gehirn kann nur als der nächste Sitz des Geistes, im weitesten Sinne muß der ganze menschliche Körper als solcher betrachtet werden, da das vom übrigen Körper getrennte Gehirn nicht zu denken vermag. Für den schwächsten Theil der Gall'schen Theorie halten wir die innere Seite, die Lehre von den Grundvermögen, die einer gründlichen Reform schwerlich sich wird entziehen können.

Um die Gesetze der Geistesthätigkeiten festzustellen, handelt der Verfasser zunächst vom Grundziel jeder Thätigkeit eines geistigen Wesens, sodann vom Vorgang der Geistesthätigkeiten und dessen Gesetzen, endlich vom Willen, seiner Freiheit und deren Maß. Man kann diese Abschnitte ungefähr, wenn auch nicht rein, als nach den Functionen des Fühlens, Denkens und Wollens gesondert betrachten. Nachdem von den Gefühlen und Trieben die Rede gewesen, findet sich als letztes Ziel für den Menschen das Erreichen des eigenen Wohlgefühls, der Freude, der Seligkeit. Daß durch diese „Glücklichkeitslehre" keineswegs der Eigennutz oder Egoismus als allein berechtigtes und letztes Motiv proclamirt wird, darin muß dem Verfasser durchaus beigestimmt werden. Wohlgefühl kann ebenso sehr durch das Wohlwollen, die Befriedigung der Gewissenhaftigkeit, das Bewußtsein zum Wohl der Menschheit gewirkt zu haben, wie unmittelbar durch die eigene Sinnlichkeit, hervorgebracht werden. Dies ist aber gerade der wesentliche Unterschied, ob ein Mensch durch das

Wohl anderer freudig erregt wird oder dabei gleichgültig bleibt. Die Gesetze der Entstehung und Folge der Vorstellungen und Gedanken werden in sensualistischer Weise entwickelt, wobei das abstracte Denken keineswegs zu seinem Rechte kommt. Wenn ein Gedanke als eine Geistesthätigkeit bestimmt wird, welche außer einer oder mehrern Vorstellungen noch beliebige andere, nicht in unveränderlicher Weise übertragene Geistesthätigkeiten in sich schließt, oder gar als eine Vorstellung mit Inbegriff aller von ihr abhängiger und mit ihr gleichzeitiger Gefühle, so wird gerade dasjenige, was beim reinen Gedanken weggelassen werden soll, und was zwar im Geist mit vorkommen mag, aber als gleichgültig gesetzt ist, als wesentlich mit hineingezogen. Mögen auch z. B. den Gedanken einer Zahl dunkle Vorstellungen von gezählten Gegenständen begleiten, in der Rechnung werden sie jedenfalls nicht berücksichtigt. Eine sehr eingehende Untersuchung ist dem Willen und seiner Freiheit gewidmet, die schließlich darin gefunden wird, daß der Wille, nachdem die äußern Umstände gegeben sind, nur von dem Menschen selbst abhänge. Weil aber dies keineswegs immer der Fall sei, sondern in der Regel äußere Umstände mehr oder minder hemmend und störend einwirken, so sei die Willensfreiheit eine Größe, die durch das Verhältniß der Summe der einwirkenden innern Kräfte zu der Summe der einwirkenden innern und äußern Kräfte gemessen werden könne. Der Mensch aber müsse in seinem Wesen selbst vollkommen bedingt gedacht werden, und hierin liege die Vereinigung von Freiheit und vollkommener Bedingtheit. Mit diesem Ergebniß könnte eine Seite der spiritualistischen Philosophie sich wol einverstanden erklären, obwol uns gerade der letzte Punkt, die gänzliche Bedingtheit des Menschen, noch sehr fraglich erscheint. Denn in gewissem Sinne resultirt das Wollen nicht aus dem Fühlen und Denken, sondern geht denselben vorher, und indem man von Motiven und Handlungen nur beim Menschen, nicht aber beim Thier spricht, scheint man zuzugeben, daß der Mensch bei Bildung seines Charakters selbst mitthätig sei.

Nachdem die Sittengesetze als Regeln zur Herbeiführung einer möglichst großen Menge von Glück des Handelnden und einer Gesellschaft definirt und als Triebfedern zum Befolgen der Sittengesetze die Gewissenhaftigkeit, der Vortheil der guten That, unmittelbar zum Guten treibende durch Erziehung zu stärkende Grundvermögen aufgeführt worden, geht der Verfasser zur Betrachtung von Recht und Staat über, welche dadurch gefordert seien, daß bei vielen die sittlichen Triebfedern als unzureichend sich erweisen. Das Recht findet seinen Ausdruck in Gesetzen, Verhaltungsregeln, deren Befolgung erzwungen werden kann. Ihr Ziel ist ein möglichst großes Glück der Gesetzgeber, was schon daraus sich ergibt, daß jedes Einzelnen Bestreben sein eigenes Glück zum Zweck hat. Dessenungeachtet kann, wie das Wohl des Einzelnen mit dem der Gesellschaft, so das Glück des Gesetzgebers mit dem aller Betheiligten zusammenfallen. Eine solche Aufgabe stellt sich der weise, Erkenntniß mit Tugend verbindende Gesetzgeber, mag er nun, was am sichersten ist, von der Gesellschaft beauftragt sein oder nicht. Die Gesetze werden von der Staatsgewalt gegeben und vollzogen und müssen, auch die besten, nach dem Zustande der Gesetzgeber und der Gesellschaft sich verändern. Ebenso verhält sich es auch mit den Staatsverfassungen, und man könne von einer besten nur in Hinsicht auf ein bestimmtes Volk und eine bestimmte Zeit sprechen. Durch fortschreitende Bildung und Reichthum werden die Genußmittel und die Arbeit gleichzeitig vermehrt, zwischen welcher und der Muße ein Gleichgewicht herzustellen sei, damit die Summe des allgemeinen Glücks sich erhöhe.

Zum Wohlgefühl und Glück der Menschen trägt auch das Schöne bei, dessen Begriff aus Beispielen der Sprache gemäß abgezogen wird und schließlich folgende etwas schwerfällige Form erhält: „Schön ist derjenige Gegenstand oder Vorgang, welcher vermittels des Auges oder des Ohres und der zugehörigen Geistesvermögen, oder auch vermittels letzterer allein, eine angenehme Empfindung in dem sittlichen, unbetheiligten Menschen hervorrufen kann.“ Es wird zwischen dem unmittelbar wirkenden Schönen, das auf Auge und Ohr einen angenehmen Eindruck mache, und dem mittelbar wirkenden Schönen unterschieden, bei welchem der theoretisch sich verhaltende Mensch durch die Sinneseindrücke Zeichen einer Beglückungsfähigkeit erkenne, und dieser Unterschied durch die Bereiche des Natur- und Kunstschönen mit manchen recht feinen Bemerkungen durchgeführt. Daß die Schauspielkunst neben der Poesie besonders betrachtet ist, läßt sich daraus erklären, daß die einzelnen Künste von außen aufgenommen sind und nicht dialektisch aufeinanderfolgen. Bei der letztern Methode hätte sich herausgestellt, daß die erstere Kunst nur ein Darstellungsmittel der letztern ist, da der Schauspieler zum Dichter sich so verhält, wie der ausübende Musiker zum Componisten.

In dem letztern Buche über das Wesen und den Ursprung der Dinge sucht der Verfasser zunächst die Wirklichkeit des Ich und die Außenwelt in strenger Form zu beweisen. Abgesehen davon, daß die Wörter Sein, Dasein, Ding, Wesen, Wirklichkeit unrichtig und verwirrend festgestellt und gebraucht werden, zeigt die Sprache in diesen Beweisen rein grammatisch betrachtet recht deutlich, was sie sich gefallen lassen muß, wenn die metaphysischen Begriffe nicht methodisch entwickelt sind. Solche Sätze, wie z. B. „Das Thätigsein des Ich ist“, statt: Das Ich ist thätig, hat die streng methodische Metaphysik nicht aufzuweisen, eine wie große Kraft der Abstraction sie auch fordere. Uebrigens hätte man den Schlußsatz des Beweises „das Ich ist“ viel leichter haben können, nämlich gleich zu Anfang. Denn da mit „sein“ sprachlich einfach „gedacht werden“ (im weitesten Sinne, die Copula) bezeichnet wird, so folgt, daß alles ist, was gedacht wird. Auch eine imaginäre Größe ist (wie könnte man sonst mit ihr rechnen?); nur ist sie nichts Wirkliches. Jedoch sind die Sätze „das Ich ist“ und „ich bin“ nicht miteinander zu verwechseln; denn der letztere bekommt durch die Rückbeziehung auf den Sprechenden einen realen Sinn. Außerdem hat das „ich denke, also bin ich“ durch Substituirung des Fühlens für das Denken sicher eine Verschlechterung in der Form erlitten. Denn indem das Zweifeln zunächst ein Denken ist, wird es durch dieses und nicht durch das Fühlen unmittelbar vernichtet. Der Beweis für die Wirklichkeit der Außenwelt stützt sich auf den im besondern durchgeführten Unterschied der Sinneseindrücke und der sinnlichen Vorstellungen. Zeit und Raum werden zwar nicht für Wesen oder Eigenschaften derselben, aber auch nicht für Formen unserer Auffassung erklärt, sondern der erstere für die Ursache der Möglichkeit des Seins eines Wesens von räumlicher Ausdehnung innerhalb seiner und die letztere für die Ursache der Möglichkeit der Bewegung aller Wesen. Man sieht leicht, daß das zu Definirende in den Ausdrücken „räumliche Ausdehnung“ und „Bewegung“ wieder enthalten ist.

Die Zweifel an der Möglichkeit einer in die Entfernung und durch den leeren Raum wirkenden Kraft, z. B. der Schwere, erledigt der Verfasser sehr treffend dadurch, daß vielmehr auch bei sogenannter Berührung, z. B. beim Stoße, die Kräfte auf die Entfernung wirkend angenommen werden müssen, da die Körper aus sich nicht berührenden Atomen bestehen. Der Stoff wird schließlich als ein undurchdringliches, räumlich ausgedehntes Wesen mit Trägheit und mit Kraft bestimmt. Auf die Frage nach dem Wesen des Geistes entscheidet sich der Verfasser mit etwas barbarisch klingendem Ausdruck für die Körperlichkeit des Geistes, und sucht sowol die Geistesvorgänge körperlich zu deuten, z. B. die Gedanken als chemische Zersetzungsvorgänge im Gehirn, das Gedächtniß als Gehirnnarbe, wie auch die ersten Regungen der Erinnerung und des Bewußtseins zugleich mit der Ausbildung des Gehirns und der Sinne aus der Empfindung bei leiblichen Vorgängen erklärlich zu machen. Der Materialismus hat jedenfalls das große Verdienst, das Dogma der Identitätsphilosophie von dem innigen Zusammenhange und der Einheit von Natur und Geist mit empirischen Waffen mehr ins einzelne durchzuführen. Indem er aber als das Absolute die Materie ansieht und den Geist auf sie stellen will, könnte es

ihm widerfahren, daß das Verhältniß plötzlich sich umkehrt. Sollten z. B. nicht nur die körperlichen Stoffe aus gleichartigen Atomen etwa nach der Hypothese des Verfassers aus ganzen oder halben Wasserstoffatomen, sondern noch weiter zurück diese aus Aetheratomen entstanden sein, so käme es nur darauf an den Beweis zu liefern, daß der dem körperlichen Stoff so gegensätzliche Aether mit seinen Schwingungen als reine Kraft gedacht werden müsse, und die Materie hätte sich in Kraft aufgelöst, wäre etwas Abgeleitetes und Secundäres. Jedenfalls dürfte bald nur die Wahl übrigbleiben zwischen der Körperlichkeit des Geistes und der (ursprünglichen) Geistigkeit des Körpers.

Eugen von Schmidt.

Notiz.

Eine Stimme aus Frankreich über die neueste französische Romanliteratur.

In Eugen Pelletan's bekanntem Buche „La nouvelle Babylone", einer scharfen Kritik der materiellen und geistigen Zustände des heutigen Paris, findet sich folgende erbauliche Klassificirung der neuesten französischen Romanliteratur:

Der Vagabundenroman. Das Wort charakterisirt diese Gattung. Sie kennt nicht die Flamme des häuslichen Herdes, nicht die Liebe zum Boden der Heimat. Ihre Helden leben in der Kneipe, schlafen auf dem Pflaster der Straße und sterben im Hospital, nachdem sie für irgendeine abenteuerliche That das Ehrenkreuz erhalten. Der Vagabundenroman verherrlicht die liederlichen Existenzen, das anfangs naive, dann durch Erfahrung gewitzigte Laster. — Der tändelnde Roman, eine in Buchform erscheinende Nummer des „Charivari", kümmert sich weder um Erfindung und Durchführung eines Plans, noch um Wahrheit und Entwickelung der Charaktere; der Autor scheint nur zeigen zu wollen, wie es möglich ist, im Umsehen 400 Seiten voll pikanter Einfälle zusammenzuschreiben. Man legt das Buch ohne Bedauern aus der Hand und beginnt die Lektüre wieder da, wo man es gerade aufschlägt, denn auf jeder Seite wird dieselbe Schlagsahne des Witzes aufgetischt, dieselbe Art und Weise, den Leser zu mystificiren. — Der realistische Roman. Der Name dient nur als Vorwand, um den Roman jeder Spur von Kunst und Poesie zu entkleiden und ihn in die gemeinste und schmuzigste Wirklichkeit herabzuziehen. — Der persönliche Roman, ein literarisches Monstrum, halb Wahn, halb Thatsache. „Sie und Er" oder „Er und Sie" heißt der Titel. Man denke sich einen Mediciner, der den Leichnam seines verstorbenen Freundes secirt; so nimmt eine Frau das Herz ihres verstorbenen Geliebten unter das Messer und wirft es als Romanfutter dem Publikum vor. — Der Skandalroman. Wozu noch Talent? Skandal ist die Losung. Laßt den Leser eine nächtliche Scene durch das Schlüsselloch belauschen, und euer Buch bringt es in weniger als einem Jahre bis zur vierzehnten Auflage. — Aber auch der Alkovenroman zieht nicht mehr genug. Es ward ein neues Genre erfunden, in Miniaturformat auf Velinpapier gedruckt und in rosa Glacé broschirt: die Geschichte der Montespan, der Pompadour, der Dubarry, der Prostitution auf dem Throne; oder Mademoiselle Mogador erzählt in der Muße, welche ihr der Ehestand gewährt, die Geschichte ihres öffentlichen Lebens, und Mademoiselle Rigolboche enthüllt dem Publikum die geheimen Reize ihrer Person, unterstützt von der beigegebenen Photographie. Es hatte nur noch gefehlt, daß mit der fauligen Atmosphäre der Orgie der Blutgeruch der Guillotine sich vermischte, und siehe da, ein Mensch, Namens Sanson, schreibt „Denkwürdigkeiten des Schaffots". 30.

Bibliographie.

Knapp, A., Geistliche Lieder. In einer Auswahl. Stuttgart, Cotta. 8. 24 Ngr.

König, E. A., Humoristische Bilder aus dem Kaufmannsleben. Mülheim a. d. R., Bagel. 8. 15 Ngr.

Lust und Leid im bunten Rock. Humoristische Erzählungen aus dem Soldatenleben. Zwei Bändchen. Mülheim a. d. R., Bagel. 8. à 10 Ngr.

Krauß, P., Die Liebesprobe. Schwank in einem Acte. Mannheim, Löffler. Gr. 8. 4 Ngr.

Krüger-Velthusen, W., Maria, die Mutter Jesu Christi. Barmen, Langewiesche. 1865. Gr. 8. 27 Ngr.

Laspeyres, E. A. T., Die Bekehrung Nord-Albingiens und die Gründung des Wagrischen Bisthums Oldenburg-Lübeck. Eine Jubelschrift. Bremen, Gesenius. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lemcke, C., Populäre Aesthetik. 1ste und 2te Lieferung. Leipzig, Seemann. Gr. 8. à 24 Ngr.

Lessing, H., Daheim und Draußen. Bunte Bilder. Berlin, Springer. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Lierheimer, F. X., Leib und Seele. Vorträge, gehalten in der königl. St. Michaels-Hofkirche zu München. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Marie Antoinette. Ein Lebensbild in Briefen von eigener Hand. Nach den Original-Handschriften herausgegeben von Graf P. Vogt von Hunolstein. Aus dem Französischen. Berlin, Hasselberg. 8. 20 Ngr.

Musih-uddin, Mohammed, Wie England Verträge schließt und bricht. Vertheidigung und Ehrenrettung der Souveräne und Regierungen von Aud in Ostindien. Nach Unterdrückung der englischen Ausgabe deutsch herausgegeben von einem Indierfreund. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr.

Plochmann, R., Urkundliche Geschichte der Stadt Marktbreit in Unterfranken. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Rauscher, E., Gedichte. Wien, Markgraf. 8. 1 Thlr.

Reusch, R., Die nordischen Göttersagen einfach erzählt. Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von L. Pietsch. Berlin, Schindler. 1865. Gr. 8. 20 Ngr.

Robert, K., Paul Bruno. Roman aus dem idealen und realen Leben. Zwei Bände. Nordhausen, Büchting. 1865. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Rochholz, E. L., Briefe über die Rechtschreibung, gerichtet an eine deutsche Frau. Aarau, Christen. Gr. 8. 12 Ngr.

Schaefer, J. W., Zur deutschen Literaturgeschichte. Kleine Schriften. Bremen, Geisler. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Scheibe, T., Die Geheimnisse der Burg Pernstein. Roman in zwei Bänden. Brünn, Rohrer. 8. 1 Thlr.

Schrader, A., Die Erbschleicher. Roman. Zwei Bände. Leipzig, Seyfarth. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schulze und Müller in St. Petersburg und Moskau. Humoristische Abenteuer und komischer Reiseführer. Würzburg, Julien. Gr. 8. 10 Ngr.

Schultz-Radun, J., Musa. Eine deutsche Wald-Geschichte. Breslau, Max u. Comp. 8. 24 Ngr.

Schwartz, F. L. W., Die poetischen Naturanschauungen der Griechen, Römer und Deutschen in ihrer Beziehung zur Mythologie. 1ster Band. — A. u. d. T.: Sonne, Mond und Sterne. Ein Beitrag zur Mythologie und Culturgeschichte der Urzeit. Berlin, Hertz. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Sckell, K. A. C., Goethe in Dornburg. Geschenes, Gehörtes und Erlebtes. Jena, Gustenoble. 8. 6 Ngr.

Scott, W., Der Herr der Inseln. Uebersetzt von W. Herzberg. Bremen, Geisler. 8. 27½ Ngr.

Stahr, A., Cleopatra. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 2 Thlr.

Storm, T., Zwei Weihnachtsidyllen. Illustrirt von O. Speckter und L. Pietsch. Berlin, Schindler. 1865. 16. 16 Ngr.

Süß, M. V., Salzburgische Volks-Lieder mit ihren Singweisen. Salzburg, Mayr. 1865. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Waitz, G., Kurze schleswigholsteinische Landesgeschichte. Kiel, Homann. Gr. 8. 1 Thlr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Romane von Marie Sophie Schwartz.

Aus dem Schwedischen von August Kretzschmar.

Soeben erschien:

Die Leidenschaften.

Eine Erzählung. Zwei Theile. 8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Von der Verfasserin erschienen außerdem bereits in demselben Verlage:

Der Mann von Geburt und das Weib aus dem Volke. Ein Bild aus der Wirklichkeit. Zwei Theile. 2 Thlr.
Die Arbeit adelt. Ein Bild aus der Wirklichkeit. Drei Theile. 2 Thlr. 10 Ngr.
Schuld und Unschuld. Eine Erzählung. Drei Theile. 2 Thlr. 20 Ngr.
Zwei Familienmütter. Eine Erzählung. Drei Theile. 2 Thlr. 10 Ngr.
Blätter aus dem Frauenleben. Eine Erzählung. Drei Theile. 2 Thlr. 20 Ngr.
Wilhelm Stjernkrona. Oder: Ist der Charakter des Menschen sein Schicksal? Eine Erzählung. Drei Theile. 2 Thlr.
Die Frau eines eiteln Mannes. Eine Erzählung. Zwei Theile. 1 Thlr. 10 Ngr.
Die Witwe und ihre Kinder. Ein Erziehungsroman. Zwei Theile. 1 Thlr. 10 Ngr.
Ein Opfer der Rache. Eine Erzählung. Zwei Theile. 1 Thlr. 10 Ngr.
Die Emancipationswuth. Eine Erzählung. Zwei Theile. 1 Thlr. 10 Ngr.
Der Rechte. Eine Erzählung. Vier Theile. 3 Thlr.
Mathilde oder **Ein gefallsüchtiges Weib.** Eine Erzählung. 24 Ngr.

Die trefflichen Romane der in Schweden so allgemein beliebten Schriftstellerin Marie Sophie Schwartz haben in Deutschland in kurzer Zeit einen nicht minder großen Lesekreis gefunden wie die ihrer Landsmänninnen Frederike Bremer und Emilie Flygare-Carlén. Bei der Reinheit der sittlichen Tendenz, welche in ihnen vorwaltet, verdienen diese edeln Darstellungen des häuslichen und geselligen Lebens immer weitere Verbreitung in deutschen Familien.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Elementar-Grammatik der neugriechischen Sprache.

Von Dr. Angelos Blachos.

8. Geh. 15 Ngr.

Der in Athen lebende Verfasser fand sich zur Bearbeitung eines neuen Elementarbuchs der neugriechischen Sprache für Deutsche veranlaßt, weil fast alle vorhandenen Grammatiken nicht die heutzutage von den Griechen gesprochene oder geschriebene Sprache, sondern ein längst abgestorbenes und außer Gebrauch gekommenes Idiom lehren. Da seine Methode sich durch Klarheit und Kürze auszeichnet, gewährt das Werkchen allen Deutschen, welche die gegenwärtig geltende Sprache der Griechen erlernen wollen, eine wirklich praktische Anleitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das constitutionelle Princip,

seine geschichtliche Entwickelung und seine Wechselwirkungen mit den politischen und socialen Verhältnissen der Staaten und Völker.

Herausgegeben von **August Freiherrn von Haxthausen.**

In zwei Theilen.

Erster Theil. Die Repräsentativ-Verfassungen mit Volkswahlen. Dargestellt und geschichtlich entwickelt im Zusammenhang mit den politischen und socialen Zuständen der Völker von

Karl Biedermann.

Zweiter Theil. Vier Abhandlungen über das constitutionelle Princip von

Joseph Held, Rudolf Gneist, Georg Waitz, Wilhelm Kosegarten.

8. Geh. Jeder Theil 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser des ersten Theils, Professor Karl Biedermann, Redacteur der Deutschen Allgemeinen Zeitung, gibt darin eine vergleichende Geschichte und Darstellung der modernen Verfassungen und insbesondere der bestehenden Wahlsysteme. Es werden die Aehnlichkeiten und die Verschiedenheiten der repräsentativen Einrichtungen hervorgehoben, um zu zeigen, wie ihre mannichfachen und wechselnden Formen ebenso wol die Wirkungen als die Ursachen der so verschiedenartigen politischen und socialen Zustände der Völker sind.

Der zweite Theil entwickelt die Ansichten von vier andern namhaften Staatsrechtskundigen über specielle Theile desselben Gegenstandes, sodaß dem Leser eine allseitige Beleuchtung der constitutionellen Staatsform in dem Werke geboten wird und dasselbe nicht nur für Publicisten und die mit den Staatswissenschaften sich Beschäftigenden, sondern für alle politisch Gebildeten von hohem Interesse ist.

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Elfte Auflage.

Die beiden ersten Bände dieses Werks (Heft 1—20) liegen jetzt vollständig vor (A bis Belgrad).

Der Subscriptionspreis beträgt

5 Neugroschen für das Heft von 6 Bogen,
1 Thlr. 20 Ngr. für den Band,
1 Thlr. 28 Ngr. für den Band in Leinwand,
2 Thlr. für den Band in Halbfranz.

In einer Ausgabe auf Velinpapier:

2 Thlr. 15 Ngr. für den Band,
3 Thlr. für den Band in Halbfranz.

Das bisher Erschienene ist in allen Buchhandlungen vorräthig, wo fortwährend Unterzeichnungen angenommen werden und ein neuer Prospect zu haben ist.

☞ ***Subscribentensammler und Colporteure erhalten von jeder Buchhandlung lohnende Vortheile.*** ☜

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 43. — 20. October 1864.

Hermann Lingg's „Catilina“.

Catilina. Trauerspiel in fünf Acten von Hermann Lingg. München, Lentner. 1864. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Unser Drama kann nur durch bedeutende dichterische Kräfte gehoben werden. Deshalb sehen wir mit Spannung jeder neuerscheinenden Tragödie entgegen, welche den Namen eines hervorragenden Dichters trägt. Freilich, von der Lyrik zum Drama ist noch ein großer Sprung, und die errungenen lyrischen Kränze sind keine Bürgschaft für den Erwerb der dramatischen, wenn sie auch dieselben durchaus nicht gefährden, wie man hier und dort thörichterweise zu glauben scheint. Denn wäre Shakspeare nicht ein ebenso großer Lyriker wie Dramatiker gewesen, wo bliebe der Zauber, der „Romeo und Julia“, den „Sommernachtstraum“ und viele andere Schöpfungen beseelt? Die antike Tragödie hatte ihr eigenes Gebiet für die Lyrik, auf welchem sich die dichterische Größe besonders geltend machen konnte — und was Schiller betrifft, so kennt jeder Primaner den Tadel, mit welchem die Kritik das überwuchernde lyrische Element in seinen Dramen überhäuft hat, aber auch die glänzenden Wirkungen, welche der lyrische Schwung an geeigneten Stellen des Dramas in den Schiller'schen Werken hervorzubringen pflegt. Dennoch hat nicht jeder Lyriker Beruf zum Dramatiker; wer könnte sich Hölty, Matthisson oder selbst Bürger als Dramatiker denken? Die Gabe, hinter den selbstgeschaffenen Gestalten zu verschwinden, ist den meisten Lyrikern versagt; die Kunst der dramatischen Oekonomie, der ganzen dramatischen Technik bedarf eines eingehenden Studiums, der dramatische Effect wird oft durch den melodischen Fluß der Lyrik gefährdet, und während der Lyriker schon durch den glücklichen Ausdruck einer einzigen Empfindung Vollendetes leisten kann, wird der Dramatiker stets schwächlich bleiben, wenn ihn keine große Bildung und allseitige Weltanschauung unterstützt.

Hermann Lingg hat als Lyriker nicht das Stillleben der Empfindung zu seiner Domäne gemacht, sondern das Walten des geschichtlichen Geistes. Der Prediger des Weltfriedens von Dodona, der Sänger des schwarzen Todes, der Verherrlicher des Spartakus hat seiner Lyrik größere Aufgaben gestellt, als die landesübliche Sentimentalität zu behandeln pflegt. Selbst der Mond, der mit seiner Laterne den Pyramus und Thisbe unserer Lyrik zu leuchten pflegt, war für Lingg nur eine Leuchte in die Nacht der Zeiten, „die schweigende Seele der einsamen Nacht, deren Geschlechter versanken“. Diese große geschichtliche Auffassung stellte der Muse Lingg's, sobald sie sich auf das Gebiet der geschichtlichen Tragödie wagt, ein günstiges Horoskop.

Dagegen machte uns bald der antike Stoff stutzig. Wir haben oft genug ausgeführt, wie die antike Weltanschauung eine der unserigen so wesentlich fremde ist, daß die Dramatiker wohl thäten, ihre Stoffe nicht aus der Zeit des geschichtlichen Alterthums zu wählen, wenngleich sich mancherlei Analogien für die politischen Bewegungen und Interessen unserer Tage in ihnen finden mögen. Die Bühne der Gegenwart bedarf eines im Lichte unserer Zeit wandelnden Heldenthums, denn sie muß an die unmittelbaren Sympathien der Menge appelliren. Das Bücher- und Schuldrama aber sollte von heute ab für immer in die Makulatur verwiesen sein. Auch haben alle unsere neuern Dramatiker stets die Bühne im Auge. Darum, trotz des verführerischen Beispiels Shakspeare's, der in einer Zeit jugendlicher, in Bezug auf die Stoffe nicht wählerischer Entwickelung lebte — keine antiken Stoffe mehr! Der Sieg einer freiern Epoche des neuen französischen Dramas ist wesentlich über das antikisirende Drama miterfochten worden, und wenn Frankreich seine Arnaults vergißt, so brauchen auch wir nicht in die Fußstapfen unserer Collins zu treten.

Unter den römischen Helden erscheint Catilina als eine dämonische Gestalt, ein republikanischer Vorläufer der Neronen — verlockend für dichterische Talente, welche den Hang haben, sich mehr in die Nachtseiten des Lebens zu vertiefen, und markige Gestalten voll wüster Genialität zu zeichnen lieben. Und welch ein guter Bekannter ist Catilina von den Schulbänken her, wie hat er sich durch Sallust und Cicero unserm Gedächtniß eingeprägt, sodaß

es einer Auffrischung durch die „catilinarischen Existenzen" des preußischen Premierministers gar nicht einmal bedurfte! Catilina braucht keinen Commentar, auch nicht für das vulgus profanum. Dennoch hat die Popularität in der Welt und auf der Bühne auch ihre Schattenseiten! An einer solchen Gestalt läßt sich nicht modeln und ändern, und es ist schwer, sie in ein neues Licht zu rücken. Ueberdies weist die Geschichte der dramatischen Literatur so viele „Catilinas" auf, von Crébillon und Ben Jonson bis auf Kürnberger, daß ein „quousque tandem, Catilina" auch hier nicht übel angebracht wäre. Hermann Lingg hat seinen Helden so aufgefaßt, wie ihn die Geschichte uns darstellt: wüst, leidenschaftlich, ehrgeizig; er hat sich von der Manie der Ehrenrettungen, die in unserer Zeit bei den Historikern und Philologen grassirt, nicht verleiten lassen, seinem Helden einen Kothurn der Erhabenheit unterzuschnallen, der einem dichterischen Catilina noch immer besser passen würde, als einem geschichtlichen Tiberius. Im Gegentheil, er hat als dramatischer Dichter zu wenig gethan, uns für die Gestalt seines Helden zu interessiren, sie mit jenem Pathos zu erfüllen, welches einen Macbeth, einen Fiesco zu so großartigen Erscheinungen macht. Dieser Catilina zeigt gar keine Entwickelung, und gerade deshalb fehlen die Einschnitte der dramatischen Handlung, und die Tragödie verläuft in eine Reihenfolge von Begebenheiten. Der erste Act ist der gelungenste, weil in ihm die einzige dramatische Wendung und Wandlung des Helden vorkommt. Er sagt zu Cicero:

Dies Schwert hat in drm Krirg mit Mithridates
So manchen Feind erlegt; ich war, wenn auch
Kein guter Bürger, doch ein tapfrer — Römer!
Ich will es wirdrr sein; gebt mir ein Kriegsheer
In Asirn frrn, um allrs auszulöschen,
Was mich verklagt, durch Thaten für die Größe
Drs Vaterlandes.

Und erst als Cicero sich weigert, ihm die Waffen in die Hand zu geben, bricht Catilina in die Worte aus:

Kein Wort mehr! Nichts mehr; Fluch auf meinr Schwäche,
Dir mich an diese Felsen warf, doch ich,
Wie ein numidier Löwe will ich aufstehn,
Und eure Heerdr überfallrn. Zittert!

Von jetzt ab bis zum Schlusse bleibt Catilina unverwandelt derselbe, ohne die fesselnde Steigerung der verbrecherischen Leidenschaft eines Macbeth, ohne die spannenden Schachzüge des sich maskirenden Fiesco.

Ich bin die trockne, bittre, gift'gr Pflanze,
Die sich auf glutversengtem Schutte nährt —

sagt Catilina schon im ersten Acte von sich; es ist nicht die wilde Glut der Leidenschaft, die ihn in geniale Verirrungen stürzt; es ist nicht die Macht eines gewaltigen Pathos des socialen Revolutionärs, wie es sich in Kürnberger's „Catilina" ausspricht; es ist ein lemurenhaftes Spiel mit dem Leben. Dieser Held trägt von Anfang an fünf Acte hindurch die Gespenstermaske; er ist ein Verbrecher aus Blasirtheit. Dies mag historisch sein, aber tragisch ist es gewiß nicht. Wol spricht auch Lingg's Catilina die communistische Losung der Verschwörung aus:

Die großen Saturnalien, goldne Jahre,
Gleichheit des Glückes, allrr Güter Theilung,
In allrm Freihrit und für alle Freiheit! —

doch wir glauben nicht an den Ernst dieser Losung, welche nur das Aushängeschild für die Menge ist und überdies vom Dichter nirgends tiefer motivirt wird. Denn Lingg's Catilina hat nichts vom Volksmann und Apostel, ihm fehlt die Beredsamkeit der Ueberzeugung; er ist kein Demagog, keine „catilinarische Existenz" im Sinne der heutigen Feudalen; aber er ist auch ebenso wenig ein liederlicher Junker, der aus politischem Dilettantismus, weil es ihm eben Vergnügen macht, die Welt umdreht; er ist kein Held aus Ueberzeugung, kein Verbrecher aus Ehrsucht, sondern was ihn treibt, ist eine — unglückliche Liebe. Ein großer Misgriff, dies echt romantische Motiv in einer antiken Tragödie! Der Ritter wirbt um die Hand einer Schönen, sie wird eine Nonne, und statt wie der Toggenburger nach der klirrenden Fensterscheibe zu blicken, zieht er es vor, sich in der hohen Politik schadlos zu halten und die Welt aus den Fugen zu rücken. Die Uebersetzung dieses Hauptmotivs bei Lingg ins Mittelalterliche ist, wir wir sehen werden, durchaus getreu. Catilina sagt:

Auch ich besaß, was lieb und hold ist, was
Drm Leben Reiz verleiht und Anmuth, süß
War mir das Dasein, alles ist dahin,
Entrissen meinem Herzrn. Wenn es tagt,
Erwach' ich lechzend, ob die wunde Brust
Nicht rinen Tropfen Thau, den Trost empfange,
Geliebt zu werden statt verkannt, gesucht
Anstatt geflohn zu frin, umsonst.

Das ist mehr Childe Harold, als Catilina. Der römische Childe Harold hat ein Mädchen geliebt, dessen Hand ihm aus Gründen, die nicht näher angeführt sind, versagt wurde. Das Mädchen mußte Vestalin werden. Catilina sucht sie am Altar der Vesta auf:

Von dir allrin bewegt, schlägt hoch mrin Herz,
Gelirbtes stillrs Bild von Schmerz verhüllt,
Am Tag im Wachen sucht dich mein Gedanke,
Mit Srhnsucht noch von dir im Traum erfüllt.

Der genußmüde Catilina, der im ersten Act den Thyrsus schwingt, der den Kelch des üppigen Rom, in welches nach Sallust wie in sentinam die Laster der Welt zusammenflossen, bis auf den Grund geleert, spricht hier wie jener Jüngling aus der Schiller'schen „Glocke", welcher das Schönste auf den Fluren sucht, um seine Liebe zu schmücken! Die große Gefahr antiker Stoffe tritt in allen diesen Scenen klar zu Tage. Wir schieben den römischen Helden unser Empfinden unter und parodiren damit den Geist des alten Rom in bedenklicher Weise. Die Voraussetzungen dieser Liebesgeschichte sind nicht dramatisch klar, die Behandlungsweise ist unrömisch sentimental, namentlich ist der Versuch, den ganzen Charakter des Helden gewissermaßen aus diesem verunglückten Herzensabenteuer zu erklären, so wenig antik wie möglich. Doch von dem allen abgesehen, gehören die Scenen zwischen Catilina

und der Vestalin zu den dramatisch und theatralisch wirksamsten, und wenn sich uns dabei Reminiscenzen an Kotzebue's „Kreuzritter" aufdrängen wollen, so werden sie alsbald wieder durch die dichterisch geadelte Haltung dieser Auftritte verscheucht. In der ersten Hauptscene eilt Catilina auf die Geliebte zu, umfängt sie, das Licht auf dem Altar der Vesta erlischt; die Vestalin sinkt ohnmächtig zusammen; die Parzen treten zwischen ihn und sie; sie ist verloren. In der zweiten Hauptscene befreit Catilina, die Opfergeräthe des Vestatempels und des wachenden Priesters beiseiteschleudernd, die lebendig eingemauerte Vestalin. Aufgefordert, die Waffen und Feldstandarten zu segnen, ergreift sie den Adler, spricht schöne Worte einer prophetischen Todesweihe und sinkt dann sterbend zusammen. Hiermit und mit Catilina's kampfmuthigem Abgange schließt der dritte Act in effectvoller Weise. Der durch den Organismus des Stücks und durch das Kunstgesetz des Dramas gebotene Abschluß lag freilich in der großen Scene auf dem Capitol, im Senat, welche den Höhepunkt der Krisis bezeichnet, von Lingg aber an den Anfang des Acts verlegt ist. Im vierten Act verschwindet Catilina gänzlich, um andern gegenwirkenden und mitwirkenden Helden Platz zu machen. Die große Scene im Senat, in welcher Catilina fehlt, ist schon deshalb dramatisch unkräftiger als die im dritten Act, und insofern ein Fehler gegen das Gesetz der künstlerischen Steigerung. Im fünften Act tritt der Held wieder auf, um Betrachtungen über „die Qual, die Grundbedingung alles Lebens", anzustellen, noch einmal seine wilde Rachelust auszusprechen, dann zu kämpfen und zu sterben.

Wir sehen, es ist keine Entwickelung in dem Helden, in welchem sich bacchantische Lust und schwärmerische Neigung, blasirte Lebensmüdigkeit und das Streben, das Volk durch communistische Umwälzungen zu beglücken, unvermittelt nebeneinander geltend machen. Dabei hat Lingg sich eine eigenthümliche Geistermaschinerie zurechtgemacht, die in einem modernen Drama nahezu komisch wirkt. Wir begreifen, daß Hamlet den Geist seines Vaters, daß Brutus den Geist Cäsar's erblickt; wir verstehen, was die unheimlichen Hexen im „Macbeth" wollen: aber wenn der kleine Hausgeist, der Lar „mit der Lampe in der Hand" auf einmal den Mund aufthut, um sich mit Catilina zu unterhalten und, wenngleich in anmuthiger Lyrik, eine elegische Stimmung auszudrücken, oder wenn die drei Parzen als antike Hexen in Person auftreten, um sich zwischen Catilina und die ohnmächtige Vestalin zu stellen und ihm sein und ihr Ende zu prophezeien, so weiß man wirklich nicht, warum nicht auch gelegentlich die drei Grazien und neun Musen und der kleine Amor mit dem Pfeil erscheint, und sich die Bühne, wie die Halle in der Schiller'schen „Dithyrambe", mit Göttern füllt. Es ist dies, ganz abgesehen vom Theater der Gegenwart, ein höchst bizarrer Misgriff der Lingg'schen Muse.

Cicero ist ein schwaches Gegenbild gegen Catilina und erscheint fast in der Mommsen'schen Auffassung als wohlmeinender Salbaderer. Auch die Allobroger, diese starkverschuldeten Naturkinder, werfen kein Gegengewicht in die Wage; sie haben nichts Naives und stellen zu viele Betrachtungen über Roms Glanz und Verderbniß und ihre eigene Unschuld an. Auch ist die ganze Intrigue mit diesen Galliern zwar historisch, aber von dem Dichter ohne das beneficium inventarii übernommen, ohne welches der Dramatiker keine geschichtliche Erbschaft antreten sollte. An der holden Orestilla, deren Catilina müde ist und die sich in etwas unschlauer Weise benimmt, dem jungen Gallier gegenüber, den sie ins Netz locken will und ins sichere Verderben lockt, erscheint nichts merkwürdig, als die prompte neronische Manier, mit der sie von ihrem Liebhaber und vom Dichter beseitigt wird.

Fort in die Tiber mit dem Weib —

das ist ihre Leichenrede und ihr Epitaph. Der Prätor Lentulus dagegen, der wegen einer schmachvollen Censura morum ins Lager Catilina's getrieben wird, ist mit diesem in einen wirksamen Contrast gestellt, und auch Sempronia, die anfangs als ein römischer Blaustrumpf eingeführt wird, nimmt später ein erhöhtes Interesse in Anspruch, nur daß beide, namentlich Lentulus durch sein tragisches Ende im vierten Act, die Aufmerksamkeit zu sehr von Catilina abziehen und ganz auf sich selbst lenken.

Wenn die Mängel des Stücks in Bezug auf den Charakter des Helden und die Composition klar am Tage liegen, so sind die Vorzüge desselben, was den markigen dramatischen Ausdruck in einzelnen Situationen und den edeln dichterischen Stil betrifft, ebenso unverkennbar. Auch hat sich Lingg's Muse an vielen Stellen von der Lyrik mit Glück emancipirt, um dramatisch kräftig durchzugreifen. Als ein Meister des „römischen Colorits" bewährte sich Lingg schon im „Spartakus", diese Vorzüge kamen auch dem „Catilina" zugute, wo nicht der Plan und die Erfindung zur Unzeit zu romantischen Wendungen nöthigen. Als Probe des energischen Stils theilen wir die Scenen zwischen Catilina und der aus der Gruft befreiten Vestalin mit:

Catilina (sagt zu Cethegus auf die Vestalin deutend):
Knie' nieder, küsse dieses Kleides Saum;
Nicht in Aegyptens Königsgräbern ruht
Geheiligter der Staub, ins Balsamkleid
Der Mumie gehüllt. — Sie lebt, sie lebt!

Vestalin (emporgerichtet).
Wen seh' ich hier um dich?

Catilina.
Die Freunde sind es,
Ein Heer von mir geführt und voll Erwartung,
In seinen Reihn dich heilig Bild zu schauen.

Vestalin.
O laß mich todt, die andre Welt umschlang mich.
Denn die, die drunten wohnen, achten nicht
Des Lebens heitern Sinn, sie weben dort
Nur dunkle Fäden, uns zu Fall zu bringen,
Und spotten über Mitleid und Vergeben.

Cethegus.
Verhüllet euch, er ist kein Römer mehr!

Catilina.
Die Adler vor! (Ein Centurio mit der Adlerstandarte tritt vor.)
Schwingt eure Schwerter, lasset
Die Erde zittern unter eurer Speere
Und Schilde Wucht, und du, o Jungfrau Vesta's —

Mit einem Wort, das Glück und Sieg verheißt,
Weih' unsre Waffen, unsre Feldstandarte.

Vestalin. (Sie hält den Adler.)

Horch! hörst du nicht die Blätter der Sibylle
Weissagend flüstern von dem fernen Norden?
Im Eisfrost jener Berge wohnt der Tod.
Die Gallier, die Geten, die Germanen,
Sie stürzen schon hervor und alles nieder.
Du aber gehst vor allen den Verderbern,
Noch größer als sie selbst, voraus. Ich weihe,
Ich weihe, weil es du so willst und forderst,
Die Waffen deinem Mars, er bringe Tod
All deinen ... (Sie sinkt an der Standarte nieder und stirbt.)

Catilina.

Ich verstehe dich, ich nehme
Das letzte Wort von deinen Lippen auf
Als ein Orakel. Fort aus Rom ins Feld!

Lentulus.

Sie starb. Bekränzet die Vestalin, sie
Hat überwunden.

Catilina.

Ihre Todtenfeier
Beleuchte meinen Weg, der Scheiterhaufe
Wird einer dieser sieben Hügel sein,
Und mit der Asche ihrer Leiche sinkt
Ein Menschenalter in die Nacht der Urne.
Jetzt fort aus Rom, ins Feld zu Mallius!
Dort winkt uns neu der Stern des Sieges. Auf!
Stoßt in die Hörner, laßt die Tuba schallen,
Die Tuba des Triumphs, und sie verkünde
Den feierlichen Einzug unsrer Rückkehr!
Wie Marius geächtet, flieh' ich Rom,
Und wiederkommen werd' ich als ein Sulla.

Hermann Lingg wähle einen Stoff, der sich mit dem modernen Geiste durchdringen läßt und suche sich der dramatischen Technik in Bezug auf die Oekonomie des Ganzen, namentlich auf die künstlerische Steigerung zu bemächtigen — und wir zweifeln nicht, bei dem dramatischen Nerv seines Talents, daß dann für unsere Bühne eine erfreuliche Kraft gewonnen ist. **Rudolf Gottschall.**

Deutsche Classiker des Mittelalters.

Deutsche Classiker des Mittelalters. Mit Wort- und Sacherklärungen. Herausgegeben von Franz Pfeiffer. Erster Band: Walther von der Vogelweide. Herausgegeben von Franz Pfeiffer. Leipzig, Brockhaus. 1864. 8. 1 Thlr.

Lange habe ich keine literarische Erscheinung mit größerer Freude und Genugthuung begrüßt als die vorstehende, und wenn das alte Buchhändlerwort von dem „längst gefühlten Bedürfniß" durch allzu indiscreten Gebrauch nicht zum Sprich- und Scherzwort geworden wäre, auf dieses neue Unternehmen würde es passende und gerechte Anwendung finden. Hören wir ein paar Worte aus der Einleitung Pfeiffer's, mit denen er sein Werk motivirt und rechtfertigt:

Die altdeutsche Literatur besitzt eine Reihe epischer, didaktischer und lyrischer Dichtungen, die durch ihren poetischen Gehalt wie durch ihre künstlerische Form in hohem Grade würdig sind, dem deutschen Volke der Gegenwart wiederum nahe gerückt zu werden. Daß dies bisjetzt entweder gar nicht oder nicht auf die rechte Weise geschah, ist eine unbestreitbare Thatsache. In der That sind, wenn wir etwa das Nibelungenlied ausnehmen, die Dichtungen des deutschen Mittelalters für die weit überwiegende Mehrzahl der heutigen Lesewelt verschlossene Bücher, Bücher, die außer den Fachgelehrten nur selten jemand anders als etwa aus Neugierde zur Hand nimmt, um sie dann recht bald und für immer wegzulegen.

Daß der Grund dieser betrübenden Erscheinung nicht in Gleichgültigkeit zu suchen ist, daß im Gegentheil in Deutschland mehr als in andern Ländern die Lust und Liebe zur alten nationalen Poesie vielfach lebendig ist, das beweisen die zahlreichen Uebersetzungen und deren weite Verbreitung. Aus Uebersetzungen lernt man aber den Geist der Vorzeit nur sehr unvollkommen kennen. Mittelhochdeutsche Gedichte auch nur erträglich ins Neuhochdeutsche zu übersetzen, ist ein Ding der Unmöglichkeit: es kann nicht geschehen, ohne daß der schönste Hauch und Duft mit unbarmherziger Hand davon abgestreift wird, und was dann übrigbleibt, ist höchstens ein mattes Abbild des ursprünglichen Werks. Zu diesem aber, zur Quelle, muß die Gebildeten führen, wer ihnen von altdeutscher Sprache, Kunst und Poesie den rechten Begriff geben will.

Leider ist in dieser Beziehung vieles versäumt worden. Statt die Leser zu sich heranzuziehen dadurch, daß man ihnen die Wege ebnete, die zu diesen Schätzen führen, und die Schranken hinwegräumte, die den Zugang wehren, geschah von ihren Pflegern und Hütern, mit wenigen rühmlichen Ausnahmen, das gerade Gegentheil; nicht mit Absicht, wie ich glaube, aber aus Ungeschick, aus Verkennung dessen, was noththut, wenn das Altdeutsche nicht für immer eine Wissenschaft von Gelehrten für Gelehrte bleiben soll. Einst haben hierüber andere, gewiß richtigere Ansichten gegolten.

Als im Beginne dieses Jahrhunderts die wissenschaftliche Erforschung des deutschen Alterthums, seiner Sprache und Literatur, ihren Anfang nahm, ließ man nur selten ein altes Denkmal im Drucke ausgehen, ohne ihm, in liebevoller Sorge für den der Sprache Unkundigen, Anmerkungen oder ein Glossar oder auch beides zugleich mit auf den Weg zu geben. Es geschah dies in schlichter einfacher Weise: treu und anspruchslos gab man das eben erst Gelernte, Gefundene oder Entdeckte hin, dankbar wurde es aufgenommen und in einem feinen Herzen bewahrt. Die innere Wärme, die Lust und Freude des Herzens, die aus diesen ersten, vielfach noch unvollkommenen Versuchen, die Geisteserzeugnisse der Vorzeit der Gegenwart wiederum nahe zu legen, so deutlich hervorbricht, wirkte anregend, ja begeisternd und ist heute noch geeignet, jeden Empfänglichen aufs wohlthuendste zu berühren: ein edler Eifer und Wettstreit beseelte und verband die Lehrenden und Lernenden, deren Kreis sich zusehends erweiterte, und es ist nicht zu ermessen, wie ermuthigend und fördernd diese lebendige, immer mehr sich steigernde Theilnahme auf die Arbeiten jener Männer gewirkt, die das deutsche Volk aus der Fremde wieder in die Heimat führten, es sich selbst kennen und an sich glauben lehrten, und wie mächtig sie zum raschen Aufschwunge der Wissenschaft beigetragen hat, die vor andern die deutsche genannt werden darf.

Bis gegen die dreißiger Jahre hielt unter den deutschen Sprachforschern diese löbliche Sitte an, obwol die erklärenden Bei- und Zugaben immer spärlicher und mit schlecht verhehltem Widerwillen dargeboten wurden. Von nun an blieben diese ganz weg und es begann jene Reihe glänzender kritischer Ausgaben, die in die Abwesenheit aller und jeder Erklärungen ihren Stolz setzen und dafür in einem Schwall ungenießbarer Lesarten ein seliges Genügen finden. Die Folgen dieser neuen Weise, die man, im Gegensatz zu jener frühern sogenannten dilettantischen, die wissenschaftliche, die methodische zu nennen liebt, liegen zu Tage. Man darf sagen, daß gegenwärtig kaum jemand mehr ein altdeutsches Buch kauft und liest, als wer muß, d. h. wer durch seinen Beruf dazu veranlaßt oder genöthigt ist: ein winziges Häuflein von Lehrern und Schülern. Dahin ist es, dank dem in Deutschland immer noch in Flor stehenden schulmeisterlichen Klügel und Dünkel, nach so vielverheißenden Anfängen, mit der deutschen Alterthumswissenschaft gekommen.

Es dürfte daher wol an der Zeit sein, daß die deutsche

Philologie auf der betretenen, zum Verderben führenden Bahn innehält und andere, wir meinen jene alten, mit Unrecht verlassenen Wege wiederum einzuschlagen wenigstens den Versuch macht.....

In dieser Ueberzeugung habe ich gern die Hand geboten zu einem Unternehmen, das sich die Aufgabe gestellt hat, zu billigen Preisen und in ansprechender Ausstattung der deutschen Lesewelt eine Auswahl der schönsten mittelhochdeutschen Dichtungen in commentirten, mit allen zum Verständniß dienenden Mitteln versehenen Ausgaben darzubieten.

Das Factum, welches Pfeiffer constatirt, nämlich die vollendete Gleichgültigkeit, mit welcher das gebildete Lesepublikum auf die altdeutsche Literatur blickt, sowie die Gründe, welche dieses beklagenswerthe Factum herbeigeführt haben: beides ist in den vorstehenden Worten klar und präcis hingestellt. Auch darauf hat Pfeiffer mit Recht hingewiesen, daß einst eine bessere Zeit für dieses Fach gewesen ist: der Anfang dieses Jahrhunderts. Allerdings mag der damals erwachende deutsche Geist, der durch die gewaltigen Schläge des fremden Despoten aufgerüttelte nationale Sinn viel beigetragen haben zu dem lebendigen und herzlichen Interesse, welches auch in größern und weitern Kreisen unserer alten Dichtung entgegengebracht wurde. Aber vorzüglicher Dank gebührt auch den Männern, welche mit liebevollem Eingehen und Bemühen den Weg zu dem verzauberten Walde alter deutscher Poesie zugänglich zu machen sich bestrebten. Und da sind es hauptsächlich die heute so vielgeschmähten Romantiker, denen dieses Verdienst mit zukommt: sie haben oft in dilettantisch-schöngeistiger Weise unsere alten Sagen und Dichtungen behandelt, aber sie haben doch auch zu deren Einführung und Werthschätzung beigetragen. Und standen nicht die Männer, welche auch wissenschaftlich dieses Feld urbar zu machen begannen, von der Hagen und die Grimm, selbst in Berührung mit den Bestrebungen der Romantik? Wie dem sei (denn ich habe nur beiläufig den viel angefeindeten Romantikern eine oft vergessene Anerkennung aussprechen wollen), diese Zeit holder Eintracht zwischen germanischer Wissenschaft und dem Bedürfniß und Interesse des gebildeten Theils der Laien ist lange vorüber. Es würde über alle Begriffe thöricht und undankbar sein, sich dagegen verblenden zu wollen, wie insbesondere Lachmann durch seine eminenten kritischen Leistungen die deutsche Wissenschaft gefördert hat. Aber daß vor seiner Ausgabe des „Parzival", vor seinen Anmerkungen zu den „Nibelungen" den Laien ein heiliges Grauen überfällt, ist wol natürlich. Und das muß so sein: denn die Wissenschaft ist nicht für das große Publikum. Wenn nur nicht die Autorität Lachmann's es dahin gebracht hätte, die ganze altdeutsche Poesie wie eine esoterische Angelegenheit zu behandeln. Ich habe schon gesagt, daß die Meinung nicht ist, als sollte die Wissenschaft popularisirt und verflacht werden. Aber es kam dahin, daß man in vornehmer Ausschließlichkeit geradezu es unter der Würde hielt, von den gewonnenen Schätzen auch den weitern Kreisen des gebildeten Laienstandes in adäquater Form etwas mitzutheilen, und somit den Gewinn verschmähte, der aus jeder Berührung mit der Theilnahme und den Interessen der Gesammtheit erwächst.

Haben wir doch in der altclassischen Philologie eine nicht unähnliche Entwickelung erlebt. Die Heyne'schen Ausgaben des Virgil mit ihrem ewig sich wiederholenden „suavissima imago", „splendida invocatio", „ornate dictum", „libri huius artificium quis non sensit?" und wie die naiven ästhetischen Lobpreisungen sonst heißen, machen uns lächeln: aber diese Art der Behandlung, dieses Eingehen ins einzelne, dieses sorgfältige Commentiren hat den alten Schriftstellern viele eifrige Leser unter dem nichtphilologischen Publikum gewonnen. Und heute? Wo sind die Leute, die, ohne höhere oder niedere Schulmeister oder Schüler zu sein, noch ihren Virgil, Horaz, Tacitus lesen? Sie sind verschwunden, seit die Kritik alles überwuchert und man verschmäht hat, etwas für Nichtphilologen zu thun. Wir haben Riesenschritte gemacht in der Kritik seit Heyne: sogar unsere Schulausgaben (horribile dictu) werden mit Varianten und kritischen Anmerkungen vollgepfropft; aber die Lektüre der alten Schriftsteller hat in weiten Kreisen abgenommen und ist im Begriff außerhalb der Schule ganz aufzuhören. Verkenne ich die Nothwendigkeit und Verdienstlichkeit der subtilsten und selbst minutiösesten kritischen Untersuchung? Ich bin nicht so thöricht; aber ich wünschte nur, daß man, statt die Laien zu verscheuchen, ihnen das Gewonnene soweit als möglich zugute kommen ließe.

Man hat dies bisjetzt im ganzen nicht gethan, weder in der classischen noch in der deutschen Philologie, und der Erfolg ist, wie gesagt, dort wie hier die Abwendung der gebildeten Laien gewesen. Diese Abwendung aber bringt der Wissenschaft, sie bringt auch dem Publikum selbst unermeßlichen Schaden. Was die Wissenschaft betrifft, so habe ich schon oben angedeutet, welche Anregung ihr aus der begeisterten Theilnahme der Gesammtheit, Theilnahme nicht an den Forschungen, aber an den Resultaten der Forschung, zufließt. Umgekehrt verknöchert die Wissenschaft, die sich ganz und gar aus dem Leben und dem Gesammtbewußtsein zurückzieht, nur zu leicht in starren und leblosen Formalismus. Was aber den Schaden betrifft, den das Publikum selbst durch seine Abwendung erleidet, brauche ich ihn noch auseinanderzusetzen? Mit der Bekanntschaft mit den Classikern des Alterthums verliert es den sichersten Maßstab, den genauesten Probirstein, den unverrückten Regulator des guten Geschmacks, und alle die Kräftigung und Hebung nationaler Gesinnung, welche aus liebevoller Beschäftigung mit unserer alten deutschen Dichtung entspringt, geht mit der Abwendung von dieser verloren.

Wenn daher einzelne Versuche in neuerer Zeit gemacht worden sind, auch die gebildeten Laien wieder in das Interesse zu ziehen, so sind dieselben mit Dank und Anerkennung aufzunehmen. Ein solcher Versuch in Bezug auf die classische Philologie und ein wohlgelungener ist die Reihe von Handbüchern, welche in der Weidmann'schen Buchhandlung theils erschienen sind, theils noch erscheinen werden zu dem Zweck, das lebendigere Verständniß des classischen Alterthums auch in weitere Kreise zu verbreiten. Was man auch an Mommsen's „Römischer

Geschichte", die einen Theil jener Sammlung bildet, aussetzen mag, jedenfalls hat sie das Verdienst, ein reges und lebendiges Interesse an dem classischen Alterthum wieder in Schichten der Gesellschaft erregt zu haben, in denen dieses Interesse lange geschlummert hatte.

Denselben Dienst oder einen ähnlichen soll und wird das von Pfeiffer projectirte Unternehmen dem deutschen Alterthum leisten: ja es beschränkt sich dasselbe auf die Literatur und wird so noch unmittelbarer zu eingehender Beschäftigung mit unserer alten Poesie hinleiten. Und zwar schwebt dies Project nicht mehr zwischen Himmel und Erde; der erste Band ist bereits erschienen und enthält: „Walther von der Vogelweide. Herausgegeben von Franz Pfeiffer."

Nach einer Einleitung, die sich mit der Person unsers Dichters beschäftigt und einer gedrängten Abhandlung über mittelhochdeutsche Aussprache und Verskunst, folgen die Lieder selbst mit der Inhaltsangabe über und dem Commentar unter dem Text. Es liegt weder in der Tendenz d. Bl., noch in meiner Absicht, eine eingehende Recension dieses Commentars zu schreiben. Der Abdruck einer kleinen Probe wird die Leser d. Bl. überzeugen, daß die Ausführung nicht hinter dem Gedanken zurückbleibt und des Mannes, der an der Spitze der Unternehmung steht und Herausgeber dieses ersten Bandes ist, würdig erscheint.

131.

MAHNUNG UND WARNUNG.

Dieser Spruch geht wie alle folgenden dieses Tones (bis Nr. 136) auf K. Otto IV., dem sich Walther nach Philipp's Tod und nachdem Otto am 11. November 1208 auf dem Reichstage zu Frankfurt einstimmig wieder erwählt worden war, als rechtmässigem König zuwandte. Am 4. October erhielt er von Pabst Innocens III. die Weihe als römischer Kaiser. Das gute Einvernehmen zwischen Kaiser und Pabst löste sich jedoch bald in heftige Zwistigkeiten auf, und als Otto im November 1210 mit Heeresmacht in Apulien einbrach, traf ihn alsbald der päbstliche Bannstrahl. Mit dem Kaiser wurden auch alle seine Anhänger excommunicirt. Aber Walther fürchtet den Bann nicht: in drei scharfen Sprüchen erhebt er sein gewaltiges Wort für den gesalbten Kaiser und sein gutes Recht.

Im ersten erinnert er den Papst, er selbst sei es ja, der jenen zum Kaiser geweiht; er selbst, der bei Strafe des Bannes befohlen, Otto als den einzigen rechtmässigen Kaiser und Herrn anzuerkennen. Das solle er nicht vergessen, wenn ihm das Ansehen der Kirche am Herzen liege.

Hêr bâbest, ich mac wol genesen,
wan ich wil iu gehôrsam wesen.
wir hôrten iuch der kristenheit gebieten,
wes wir dem keiser solten pflegen,
dô ir im gâbet gotes segen,
daz wir in hiezen hêrre und vor im knieten.
ouch sult ir niht vergezzen,
ir sprâchet: «swer dich segene sî
gesegenet, swer dir fluoche sî verfluochet
mit fluoche vollemezzen.»
durch got, bedenket iuch dâ bî,
ob ie der pfaffen êre iht geruochet.

---

1 genesen, gerettet, d. h. (durch den Bann) an meinem Seelenheil unbeschädigt bleiben. — 2 wan, denn. — 4 *pflegen* c. gen. und dat., einem etwas gewähren, leisten. — 6 *hêrre*] über den Nom. neben *heizen* vgl. die Anmerkung zu Nr. 80, 143. — 10 *vollemezzen*, mit vollgemessenem, vollwichtigem Fluche. — 11 *durch got*, um Gottes willen. — 12 wenn ihr anders euch um das Ansehen der Geistlichkeit etwas kümmert.

Die folgenden Bände werden das „Nibelungenlied" und die „Kudrun", von K. Bartsch; „Die Werke Hartmann's von Aue", von Fedor Bech; „Wolfram's von Eschenbach Parzival"; „Gottfried's von Strasburg Tristan", von R. Bechstein; „Geistliche Dichtungen des 12. Jahrhunderts", von Joseph Diemer; „Rudolf's von Ems Wilhelm von Orleans" und „Buch der Schwänke und Erzählungen", von Franz Pfeiffer bringen. Die Ausstattung ist vortrefflich und, wie es bei derartigen Büchern sein soll, durch anmuthende Zierlichkeit dem schönen Inhalt äußerlich entsprechend.

Ein Name guter Vorbedeutung steht an der Spitze dieses Bandes: er ist „dem Andenken Ludwig Uhland's", des verdienstvollen Vorgängers, gewidmet. Möge dieses Omen der Erfüllung nicht ermangeln! Wenn das Unternehmen fortgeführt wird, wie begonnen, so wird sich ihm reiche Gunst aller gebildeten Kreise zuwenden und auch dieses Werk wird dann durch Weckung und Stärkung nationaler Gedanken und Gesinnungen uns einen Schritt weiter führen auf dem Wege zu der von allen erstrebten Größe und Herrlichkeit des deutschen Vaterlandes.

August Henneberger.

Eine Biographie Karl Ritter's.

Karl Ritter. Ein Lebensbild nach seinem handschriftlichen Nachlaß dargestellt von G. Kramer. Erster Theil. Nebst einem Bildniß Ritter's. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1864. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Bald nachdem Karl Ritter am 28. September 1859 gestorben, erschien von der Hand seines Schwagers, des Directors der Francke'schen Stiftungen zu Halle, G. Kramer, in der „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde" eine Skizze von Ritter's Leben, die den lebhaften Wunsch in uns erregte, daß sie nur der Vorläufer einer ausführlichen Biographie des großen Gelehrten sein möchte, zu der Ritter's sorgfältig geführte Tagebücher, sowie seine von frühester Jugendzeit her aufbewahrte Correspondenz dem Verfasser reichliche Quellen darbieten konnten. Endlich nach fünf Wartejahren wird uns die Freude zutheil, den ersten mit Ritter's wohlgetroffenem Bildniß geschmückten Theil des Buchs hier anzeigen zu können. Obwol wir nun von vornherein reiche Mittheilungen aus dem Nachlasse des Verstorbenen erwarteten, so wurden wir doch freudig von der Fülle des Mitgetheilten überrascht, welches der Herausgeber mit sinniger Hand aus dem vorhandenen Reichthum an Tagebüchern und Correspondenzen ausgewählt und chronologisch aneinandergereiht hat.

Am 7. August 1779 wurde Karl Ritter zu Quedlinburg geboren, wo sein Vater ein ausgezeichneter Arzt war, dem aber der Kampf mit einem aus Ungarn hergekommenen Quacksalber Lehnhardt das Leben verbitterte und verkürzte. Bei seinem Tode, den 16. Juni 1784, hinterließ er seiner Witwe, die als eine ausgezeichnet fromme Frau geschildert wird, deren Milde und Frömmigkeit ganz auf unsern Karl Ritter überging, ein Häuflein von sechs Waisen. Die Witwe verheirathete sich freilich nach einigen Jahren wieder an den damaligen Oberpfarrer zu Derenburg, spätern Generalsuperintendenten zu

Halberstadt, H. G. Zerrenner, der durch seine pädagogischen Arbeiten, namentlich durch seinen „Kinderfreund" für Volksschulen so ungemein segensreich gewirkt hat; für den jungen Karl sollte aber noch auf eine ganz besondere Weise gesorgt werden. Er fand nämlich alsbald zwei Männer, die mit größter Liebe und Treue die Erziehung seiner Jugend übernahmen: Guts Muths und Salzmann.

Der erste, ebenfalls ein Quedlinburger, hatte schon als Gymnasiast die Ritter'schen Kinder unterrichtet und war nach vollendeten theologischen Studien als Hauslehrer in die von ihm hochverehrte Familie eingetreten. Ja, als nach dem Tode des Mannes die Witwe ihm erklärte, daß sie außer Stande sei, ihm ferner Gehalt zu zahlen, blieb er gleichwol unverändert in seiner Stellung. Um dieselbe Zeit hatte Salzmann sich von dem Philanthropin in Dessau getrennt und das kleine Landgut Schnepfenthal bei Waltershausen gekauft, um hier eine eigene Erziehungsanstalt zu gründen. Zugleich hatte er beschlossen, als ersten Zögling einen Knaben unentgeltlich aufzunehmen, der noch nicht das sechste Jahr überschritten hätte und nicht unbegabt wäre. Durch ein Zeitungsblatt auf den frühen Tod des Dr. Ritter und die traurige Lage der armen Witwe aufmerksam gemacht, sandte er zwei Freunde aus, sich nach den Verhältnissen näher zu erkundigen. Da die Erkundigungen vortheilhaft lauteten, machte er der Witwe den Antrag, ihm den kleinen Karl zu überlassen. Nur nach langen Kämpfen willigte sie ein und machte sich mit Guts Muths und Karl's vier Jahre älterm Bruder nach Schnepfenthal auf den Weg, um den Liebling ihres Herzens von sich zu geben. Salzmann aber behielt beide Brüder bei sich, ja er machte auch Guts Muths den Antrag, bei ihm als Lehrer einzutreten, worauf dieser bereitwillig einging. So hatte vorerst alle Noth ein Ende. Unter der treuesten Sorge von Guts Muths wuchs Ritter kräftig heran; die Körperübungen, auf die man in Schnepfenthal so viel gab, stärkten seinen Körper; seine Leistungen waren im Zeichnen und der Geographie ganz vorzüglich, sodaß Guts Muths schon damals an die Mutter die prophetischen Worte schreiben konnte: „Karl macht starke Schritte, einmal Professor der Geographie zu werden. Es ist ein Vergnügen, ihn darin zu unterrichten." Nach seiner Confirmation trat nun die Frage nach einem Berufe ernst an ihn heran. Salzmann wollte ihn zu einem Maler ausgebildet wissen, und Ritter hatte manche Kämpfe zu bestehen, bis er es durchsetzte, studiren zu dürfen. „Was ich studiren will, dazu bin ich noch nicht entschlossen, weil ich die verschiedenen Theile des Studiums noch nicht recht kenne. Am meisten finde ich aber den Trieb in mir, ein Erzieher zu werden." Während dieser Zeit der Unentschlossenheit aber trat ein Ereigniß ein, welches seinem Leben eine eigenthümliche und entscheidende Wendung gegeben hat. Lassen wir hier Ritter selbst sprechen:

Vor zwei Jahren kam hierher nach Schnepfenthal ein Candidat Grecelius aus Frankfurt a. M., um sich mit der hiesigen Erziehungsmethode bekannt zu machen und alsdann als Erzieher nach Frankfurt zurückzukehren. Ich suchte seine nähere Bekanntschaft und fand in ihm bald einen Freund, der mein zweites Ich wurde. Auch er schenkte mir seine Liebe und sein Vertrauen und stand mir stets mit Rath und That bei. Vorigen Herbst nun kamen viele Kaufmannsfamilien aus Frankfurt aus Furcht vor den Franzosen nach Gotha und blieben daselbst bis dieses Jahr im Mai. Herr Grecelius, der mit seinem kleinen frankfurter Zöglinge oft nach Gotha ging, um seine Landsleute zu besuchen, nahm auch mich zuweilen mit. Ich machte mit diesen artigen Leuten Bekanntschaft und brachte mehrere Tage angenehm in ihrer Gesellschaft zu. Unter diesen befanden sich nun auch die Kinder des Bankier Bethmann-Hollweg. Da nun diese sowol als auch Herr Grecelius, den ganz Schnepfenthal liebgewonnen hatte, uns verließen, begleitete ich ihn bis nach Gotha. Zu eben der Zeit war Herr Hollweg in Gotha, um seine Kinder selbst abzuholen. Er unterhielt sich einige Zeit mit mir und bat mich mit zu Tische, wobei er mit mir sehr weitläufig über Schnepfenthal und meine künftige Bestimmung sprach. Ich war nicht gewohnt, meine wahren Gedanken zu verhehlen, sondern sagte ihm die Wahrheit, wie es mir ums Herz war, frei heraus. Vielleicht fand er Gefallen an mir und hielt mich für brauchbar zu dem Geschäft eines Erziehers. Er erkundigte sich darauf bei Professor Salzmann und Herrn Grecelius, die gewiß mein Bestes suchten, näher. Vielleicht habe ich Hoffnung zu dieser Stelle. Es kommt nur darauf an, ob ich den Wünschen der Madame Hollweg entspreche, die mich zu sehen verlangt, und um deren willen ich nach Frankfurt reisen werde. Diese Reise wird mir gewiß in der Gesellschaft eines meiner liebsten Lehrer, des Herrn Albertl, der sich schon längst vorgenommen hatte, in die Rheingegenden zu reisen, sehr angenehm sein.... Wie allweise und gütig ist nicht Gott, der von meiner Geburt an mein Schicksal so wunderbar lenkte. Wie gütig hatte er nicht bisjetzt für meine Erziehung und Ausbildung gesorgt. Wie sonderbar fügte er nicht die Verbindung zwischen mir und einem Manne, der die Ursache meines mir bevorstehenden Glücks ist!

Ritter ging nun wirklich nach Frankfurt, wurde aufs freundlichste in der Hollweg'schen Familie aufgenommen, und es wurde die Verabredung getroffen, daß der damals sechzehnjährige Jüngling sofort die Universität beziehen und nach drei Jahren als Erzieher in das Hollweg'sche Haus eintreten sollte. Die Kosten des Studiums übernahm Hollweg. Ritter suchte sich während des letzten Halbjahrs noch in den alten Sprachen etwas festzusetzen und bezog noch im Herbst desselben Jahres (1796) die Universität Halle, wo er unter der Aufsicht Niemeyer's, des damaligen Directors der Francke'schen Stiftungen, Kameralia und Pädagogik studirte. Die Kenntnisse, die er zur Universität mitbrachte, mochten die eines angehenden Secundaners nach dem Maßstabe der heutigen Zeit sein. Der Aufenthalt auf der Universität, wo das Verschiedenartigste nebeneinander gehört wurde, Landbaukunst und Moral, Aesthetik, Chemie und römische Geschichte scheint Ritter zwar in vielerlei Kenntnissen gefördert, aber ihn sonst nicht besonders angeregt zu haben. Zwar hörte er ein paar Collegien bei Friedrich August Wolf, dem einzigen Manne von Genie, den Halle damals aufzuweisen hatte, allein da er für das Verständniß derselben offenbar nicht die nöthigen Vorkenntnisse hatte, so scheinen sie ziemlich spurlos an ihm vorübergegangen zu sein. Als er die Universität verließ, dachte er noch an nichts anderes, als Erzieher zu werden, wie er denn auch im letzten Semester Pädagogik hörte und unter Anleitung des eben erschienenen Niemeyer'schen Handbuchs bemüht war, die pädagogische Literatur auszubeuten —; wie verschieden von

unsern heutigen Studiosen, die so oft über der wissenschaftlichen Vorbereitung für ihr Specialfach alles übrige vernachlässigen und dann auf der Schule als bloße Routiniers auftreten, für ihr Fach kämpfen und dies allein zur Geltung bringen wollen. Daher die immer mehr gesteigerten Anforderungen an unsere Jugend, der das Gymnasium die Universität anticipiren will.

Mit Ritter's Einzuge nach Frankfurt begann für ihn die wichtigste Periode seines Lebens, gleich bedeutend für die Entwickelung seines Charakters, wie für seine wissenschaftliche Richtung. Wir wollen hier die Schilderung der mannichfaltigen Kämpfe, die er im Hollweg'schen Hause zu bestehen hatte, übergehen, und bemerken nur, daß seine edle Uneigennützigkeit und Bescheidenheit, verbunden mit einer ungewöhnlichen Festigkeit des Willens, den von dem als richtig Anerkannten keine Rücksicht auf Bequemlichkeit abzubringen im Stande war, ihn aus allen diesen Kämpfen als Sieger hervorgehen ließ. Konnte er es doch sogar durchsetzen, daß er, um die ihm anvertrauten beiden Knaben, zu denen dann noch des großen Anatomen Sömmering Sohn kam, den vielfachen schädlichen Einflüssen, die in dem reichen Hollweg'schen Hause nicht zu umgehen waren, zu entziehen, mit ihnen in das Haus eines seiner ältesten Freunde, des Rathes Hofmann zog. Dafür lehnte er aber auch hochherzig einen Ruf nach Meiningen ab, wo er Erzieher des Erbprinzen werden sollte. Auch manche andere ehrenvolle Anträge wurden ihm zutheil; Ritter lehnte sie aus Liebe zu seinen Zöglingen, namentlich dem jüngern, August, sämmtlich ab. Die Schilderung seiner pädagogischen Bestrebungen, seiner Kämpfe mit den Aeltern, namentlich der Mutter, die ihm unendlich viele Schwierigkeiten in den Weg legte, und die fast stets mit Ritter's eigenen Worten erzählt werden, bilden eine der lesenswerthesten Partien unsers Buchs, in dem viele unserer jungen Hauslehrer sich Rath und Trost holen können. Im Herbst des Jahres 1805 setzte er es durch, daß seine Zöglinge das Gymnasium besuchten, welches unter Grotefend und Matthiä sich schon damals eines hohen Rufs erfreute. Ritter ergriff diese Gelegenheit, sich selbst fortzubilden, und besuchte die Stunden selbst mit, um unter der Anleitung dieser trefflichen Philologen in das Wesen philologischer Methode, von der er weder in Schnepfenthal noch in Halle eine Idee bekommen hatte, eingeführt zu werden. Später gab er auch selber einige Stunden in den untern Klassen der Schule, um sich mit den Aufgaben einer Gelehrtenschule noch vertrauter zu machen.

Von außerordentlichstem Einflusse auf seinen Bildungsgang waren jedoch mehrere Reisen in die Schweiz, die ihn mit Pestalozzi in nähere Berührung brachten. Besonders bei seinem zweiten Besuche wurde er von Pestalozzi und seinen Freunden außerordentlich freundlich aufgenommen; er schreibt darüber an seinen Vater:

Zu den vielen Freuden, welche die gütige Vorsehung in meinem Lebensgange mir bereitet hat und für welche ich ewig dankbar sein werde, welche zu den wahren Steigerungsmitteln meiner geistigen Organisation gehören, rechne ich auch die Liebe, welche ich in den edlern Naturen meiner Freunde in Ifferten (Pestalozzi's damaliger Aufenthaltsort) wiederfand. Das herrlichste Band der Freundschaft verbindet mich mit Pestalozzi, Niederer, Muralt, Mieg, von Türk, Schmid; auch andern stehe ich mehr oder weniger nahe, und die einzige Quelle dieser Seelengemeinschaft ist das Interesse für Wahrheit und Menschenveredlung auf dem Wege pädagogischer Wirksamkeit.

Die letzte Aeußerung ist besonders charakteristisch; denn obgleich er damals (1800) in Deutschlands trübster Zeit nie an der Zukunft verzweifelte, wie aus den an seinen etwas zur Hypochondrie geneigten Pflegevater Zerrenner gerichteten Trostbriefen hervorgeht, so erwartete er doch für die Besserung unserer Zustände nichts mehr von Deutschlands Fürsten und Regierungen. Als ihm ein Jahr zuvor von dem Großherzog von Weimar ein Ruf dorthin zutheil wurde, wo er an die Spitze einer neu zu schaffenden Erziehungsanstalt treten sollte, lehnte er diesen Ruf einerseits wegen seiner Liebe und Anhänglichkeit zu seinen bisherigen Zöglingen ab, andererseits aus dem eben angeführten Grunde. Er schreibt an Guts Muths:

Ich erwarte in unserer gegenwärtigen Lage von den Fürsten und Obrigkeiten gar nichts, durchaus ist die Zeit ihrer Wirksamkeit für das Gute vorüber. So wenig es recht ist, wenn die Gewalt das Recht einsetzt, so wenig kann da etwas Edles entstehen, wo alles vom Gemeinen, vom Unwürdigen, vom Erniedrigten ausgeht. Ich werde mich nie als ein Werkzeug in der Hand der Unwürdigen zu den Zwecken des Tags gebrauchen lassen, und alles abschlagen, was mit diesem Glauben streitet. Mein Vertrauen ist auf den Adel des Privatmanns gerichtet; ich selbst glaube, daß von dem Privatmann die Veredlung des Geschlechts ausgehen, daß der Baum des Guten von neuem von der Wurzel aus bis zur Krone sich gestalten muß. Eine alte Zeit ist vorüber und eine neue beginnt. So kurz ist das Dasein des einzelnen, daß er sich in diesem Dasein und Wirken so wenig Fesseln als möglich anlegen muß. Sollte ich also noch Kraft genug in mir fühlen lernen, etwas Großes zu unternehmen, so würde es wol eine Privaterziehungsanstalt sein.

Für eine so geartete Natur war Pestalozzi der rechte Mann. Ritter schreibt über ihn bei seinem zweiten Aufenthalte in Ifferten:

Der edle Greis, noch immer ein Jüngling an Herz und Geist, voll Feuer und Unruhe, seine Gattin, das Muster weiblicher Sittsamkeit, Bescheidenheit, Herzensgüte, feingebildet und zart in ihrem ganzen Wesen. Die glücklichste Unbefangenheit bringt die Menschen hier im Augenblick nahe zusammen. Meine Stunden verschwanden mir in Gesprächen wie Minuten. . . . So lebte ich zwei Tage und besprach mich, wo ich konnte, mit den kräftigsten Förderern des großen Werks. Die Anstalt ist zu einem Koloß geworden, den sein Stifter nicht mehr überschauen kann. Sie zählt jetzt über 150 Zöglinge, und die Zahl der Pädagogen, welche als Seminaristen, oder als Erwachsene, zum Theil schon in Aemtern stehende Männer, die Methode dort studiren, beträgt gegen 40. . . . Pestalozzi ist selbst nicht im Stande, in seiner eigenen Methode, auch nur in einem Zweige eigentlichen Unterricht zu geben, für das Einzelne ist er unbrauchbar, aber das Ganze trägt er in sich und weiß es mit einer Kraft und Klarheit mitzutheilen, die jeden sinnigen Menschen weckt und ihn fähig macht in seinem Sinne zu wirken. Mit Recht sagte er zu mir in einem Gespräch über sich selbst: „Ich kann nicht sagen, daß ich alles das hervorgebracht habe, was ihr da seht; Niederer, Krüsi, Schmid u. s. w. würden mich auslachen, wenn ich sagte, ich wäre ihr Lehrer. Ich kann nicht rechnen, nicht schreiben, verstehe keine Grammatik, keine Mathematik, keine Wissenschaft, der geringste meiner Zöglinge weiß mehr als ich; ich bin nur der Wecker der Anstalt, und andere müssen

eigentlich hervorbringen, was ich denke; ich bin nur ein Werkzeug in der Hand der Vorsehung."

In Ifferten wurde Ritter recht eigentlich auf das Fach, in dem er später so Ausgezeichnetes leisten sollte, hingewiesen; er übernahm es, die Geographie im Pestalozzi'schen Sinne zu bearbeiten, und es ist dieser Ausgangspunkt seiner Bestrebungen für die Richtung, die er der Wissenschaft gab, höchst charakteristisch. Es war dabei für Ritter ein großes Glück, daß die reichen Mittel, die das Hollweg'sche Haus, die literarischen Hülfsmittel, die ihm die große Stadt bot, der Verkehr mit einheimischen Gelehrten, namentlich mit Ebel, dem Reformator der Geologie der Schweiz, sowie mit durchreisenden Gelehrten, unter denen wir nur Alexander von Humboldt und Leopold von Buch nennen, seinen Bestrebungen jene wissenschaftliche Basis gaben, ohne welche alle Methode doch nur ein leeres Spiel ist.

In der That concentrirten sich Ritter's Arbeiten, die anfänglich sehr in die Weite gingen (er schrieb z. B. ein Leben des Sokrates, welches später sein Freund Engelmann umgearbeitet unter eigenem Namen herausgab, sowie ein Leben Jesu, welches aber nie erschienen ist), immer mehr und mehr auf die Geographie. Zwar hatte Ritter schon in den Jahren 1804 und 1807 zwei Bände eines geographischen Werks: „Europa, ein geographisch-historisch-statistisches Gemälde für Freunde und Lehrer der Geographie, für Jünglinge, die ihren geographischen Curs vollendeten" u. s. w., sowie in dem letztern Jahre sechs dazugehörige physikalische Karten von Europa herausgegeben, und auch in diesen Werken tritt schon überall das Streben hervor, den innigen Zusammenhang der Erdoberfläche in ihren eigenthümlichen Gestaltungen mit dem auf derselben zur Entwickelung gekommenen Leben zur Anschauung zu bringen, dennoch genügte ihm das Werk nicht, und es unterblieb seine Vollendung. Nun griff er die Sache wieder ernstlicher und tiefer an und bearbeitete zunächst eine physische Geographie. Er schreibt darüber an seinen Stiefvater:

Ich weiß nicht, ob ich Ihnen schon davon geschrieben habe, daß ich mich mit Ausarbeitung eines Handbuchs der physischen Geographie der ganzen Erdkugel beschäftige. Diese Arbeit ist seit einem Jahre für mich die reichste Quelle des Genusses und oft meine Belohnung für manche Unannehmlichkeit gewesen, die jedes menschliche Leben und so auch das meine hatte. Weil ich in dessen Ausarbeitung mich von jeder Nachbeterei frei zu erhalten bemühte und daher den Gang ging, welcher mir der zweckmäßigste und noch ganz ungebahnte erschien; so wurde ich fast zu lauter eigenen Untersuchungen genöthigt, welche mich mit der schönsten Ausbeute belohnten. Ich war so glücklich, einige große Naturgesetze aufzufinden, welche vieles, was bisher Willkür oder Zufall zu sein schien, in seiner Gesetzmäßigkeit und Nothwendigkeit erklärten. Es lösten sich mir viele Räthsel auf, in das dunkle Gewirre trat ein gewisses Licht, das mir die Augen öffnete, und der einfachste, naturgemäße Gang meiner Untersuchungen führte mich zu merkwürdigen Resultaten, die mir nun in Geographie, Naturgeschichte und Geschichte manche Frucht bringen werden. Weit entfernt zu glauben, daß diese Arbeit für andere dasselbe sein werde, was sie für mich ist, und weit entfernt, sie für etwas Vollkommenes zu halten, sehe ich nur zu sehr von der andern Seite ihre Mängel ein. . . . Indessen glaube ich doch einige Schritte weiter als meine Vorgänger gerückt zu sein und vorzüglich über die Meeresströmungen, über die Winde, über die Vertheilung der Gebirge und Ebenen, über die Bildung der Flußthäler, über die physischen Klimate und die Verbreitung der Mineralien, zumal der Salz- und Steinkohlenlager, naturgemäßere Ideen verbreitet zu haben. Die Untersuchungen, welche ich in meinen Karten von Europa angestellt habe, habe ich nun in einem tiefern Sinne über die ganze Erde vollendet und bin so zu einer Bevölkerungsgeschichte der Erde durch Pflanzen, Thiere und Menschen gelangt, welche noch weiter als die Geschichte selbst zurückführt. So habe ich die großen Wanderungen der Seethiere, der Fische, der Landthiere und ihre Einschränkungen auf gewisse Districte durch den Fortgang der Cultur kennen lernen, so auch die Wanderungen der Tropengewächse mit den Strömungen, der Getreidearten mit den Völkerwanderungen und der Obstarten mit den cultivirten Völkern. So wurde ich zurückgeführt in die Ursitze der Völker und verfolgte nun von da aus die Wanderungen und Verbreitungen des Menschengeschlechts über die ganze Erde; überall fand ich dieselben Gesetze, dieselben Impulse des äußern Fortziehens, des ersten Ansiedelns, des ersten Ackerbaues, der ersten Schiffahrt u. s. w. So erhielt selbst jeder hohe Gebirgspaß als Passage, jeder Wasserfall, unter dem die erste Ansiedelung, jedes Vorgebirge, von dem die erste Colonie, jede Ebbe und Flut in ihrem tiefen Hinuntersteigen in die Flutgebiete, als erster Impuls zur Seeschiffahrt u. s. w. ihre historische Bedeutung. So glaube ich jetzt in diesem Systeme der physischen Geographie die Grundlage einer wissenschaftlichen Geographie überhaupt und alle äußern Antriebe zur Entwickelung der Völker documentirt zu haben: denn mein System beruht nicht auf Raisonnement, sondern auf Facten. Meine erste Absicht bei der Unternehmung dieser Arbeit war ein Versprechen zu erfüllen, das ich Pestalozzi gegeben hatte, für sein Institut, im Geist seiner Methode die Geographie zu bearbeiten; wirklich begann ich meine Arbeit, fand aber in der Bearbeitung des geographischen Stoffs nur Stückwerk und Zufälligkeit, also in der Behandlung der Wissenschaft Willkür. Da ich nun im Geiste der Methode (denn die Methodiker verstehen nichts von Geographie) jede Willkür verschmähte und das Nothwendige suchte, so fand ich es auch, glaube ich, glücklich aus dem geographischen Chaos heraus, und nun wickelte sich mir, da ich einmal den Faden hatte, der ganze verwirrte Knäuel von selbst auf, und ich fand sogar in meiner Geographie, welche außer der Befriedigung für den Verstand auch das Herz durch die hohe Weisheit und Gesetzmäßigkeit, die sich in allem offenbarte, entzückt, einen nicht unwichtigen Beitrag zur Physikotheologie.

In diesen Worten liegt der Kern von Ritter's Auffassung seiner Wissenschaft auch für die spätern Jahre seines Lebens und Wirkens. Wir möchten besonders dabei darauf aufmerksam machen, daß er in den eben angeführten Worten sich des Ausdrucks „äußern Antriebe zur Entwickelung der Völker" bedient; er kennt also auch innere, und ist weit davon entfernt, gleich manchen seiner Nachfolger, die seine Lehre zur Caricatur verzerrt haben, die Zustände des Menschen blos als Product und Function der Scholle zu betrachten, die er sein eigen nennt. Ritter war seiner ganzen religiösen Anlage nach, die aus dem schnepfenthaler Rationalismus heraus sich im Laufe der Jahre immer klarer und fester zu christlicher Gläubigkeit entwickelte, fern von solchem Materialismus, der dem gewisser neuerer Physiologen gleicht, wenn sie sagen: der Mensch ist, was er ißt. Charakteristisch spricht sich hierüber Ritter an seinen Freund Guts Muths aus, dem er den ausführlichen Plan seines Werks mittheilte:

Der Mensch lebt zugleich in zwei Welten, in einer sichtbaren und einer unsichtbaren, und zwar nur dann seiner Würde

gemäß, wenn er in dieser doppelten Hinsicht an seiner Vervollkommnung arbeitet. Er muß dahin streben, zum klarsten Bewußtsein seiner geistigen Natur zu gelangen, sodaß er Herr seiner selbst wird und in jedem Augenblick jedem seiner Gedanken, seiner Worte, jeder seiner Handlungen den Stempel der Vernünftigkeit gibt. Nur in dem Menschen selbst, in der Tiefe seiner eigenen Seele liegen einestheils hierzu die Mittel, und seine Bildung muß in dieser Hinsicht von ihm selbst ausgehen, und je mehr sie diesen Gang nimmt, nur vom Ursprünglichen in ihm ausgeht, desto fester, zusammenhängender, in sich selbst begründeter wird der Mensch aus dieser Schule hervorgehen. Aber wenn der Mensch dazu gelangen will, aus den Fundamenten seiner geistigen Natur sich selbst zu bestimmen, jede seiner Thätigkeiten von innen nach außen zu spielen, so kann er doch einer zweiten ebenso nothwendigen Bildung nicht entrathen, nämlich alles außer ihm Gegebene, die Natur, in der dieser Natur anhaftenden Gesetzmäßigkeit in sich aufnehmen zu lernen. Es muß dahin kommen, daß diese ebenso vernünftig auf ihn wirke, wie er auf sie zu wirken sich bestrebt, damit zwischen beiden, der Natur und den Menschen, die steigernde Wechselwirkung stattfinde, welche für den denkenden Menschen, der an eine Bestimmung beider glaubt, Nothwendigkeit ist.

Leider erschien das Werk in seiner damaligen Gestalt nicht. Ritter hatte das Manuscript seinem Freunde aus dem Pestalozzi'schen Kreise, dem bekannten Philanthropen und Pädagogen von Türk, und dieser es seinem Schwager Leopold von Buch mitgetheilt, der einige Partien des Werks für weniger gelungen erklärte, Grund genug für den bescheidenen Verfasser, seine Unterhandlungen mit Cotta wegen des Verlags sofort abzubrechen. Seinem Freunde Henning gestattete er indeß, das Manuscript bei der Herausgabe eines Leitfadens der Elementargeographie, der 1812 erschien, zu benutzen.

Wie schon oben bemerkt, hatten Ritter's Zöglinge im Jahre 1811 ihren Cursus auf dem frankfurter Gymnasium vollendet. Ritter hatte gewünscht, mit denselben, ehe sie die Universität bezögen, erst ein Jahr in Freiberg zuzubringen, um sie dort in den Naturwissenschaften weiter zu führen, zugleich aber ihnen das Bild eines großartigen praktischen Betriebs zu gewähren. Die Angehörigen seiner Zöglinge entschieden sich aber für einen zeitweiligen Aufenthalt in Genf. Gewiß zum Vortheil für Ritter's weitere Ausbildung. Nicht nur daß er hier durch den geistreichen Pictet, der Physik und Chemie lehrte, die mannichfaltigsten Anregungen erhielt, und daß er mit einer Reihe der ausgezeichnetsten Persönlichkeiten — z. B. der Frau von Staël, deren Charakterisirung von Ritter's Hand eine der glänzendsten Partien unsers Buchs ist — zusammenkam, es wurde ihm auch durch einen mehrmonatlichen Aufenthalt am Fuße des Montblanc Gelegenheit, die schweizer Hochgebirge, die ihm freilich von frühern Reisen her schon einigermaßen bekannt waren, eingehend zu studiren. Und auf den genfer Aufenthalt folgte eine Reise nach Italien, die sich bis in den Sommer 1813 ausdehnte! Die Erziehung seines Zöglings August — der junge Sömmering hatte sich schon früher von ihm getrennt — konnte nun als vollendet gelten. Die Mutter aber wünschte dringend, daß Ritter ihm, der in Göttingen das Studium der Rechte beginnen sollte, noch ein paar Jahre rathend zur Seite stände. Ritter, der nur die Hände auszustrecken brauchte, um überall eine feste Lebensstellung zu finden, folgte diesem Rufe, weil er sich bewußt war, dem Jünglinge noch ferner eine Stütze sein zu können, und weil ihm der Aufenthalt in Göttingen Muße gewährte, seine Studien ruhig zu betreiben und zu einem vorläufigen Abschluß zu bringen. Und wo hätte er dazu mehr Gelegenheit gehabt, als gerade in Göttingen, welches damals, von der westfälischen Regierung hoch begünstigt, auf dem Höhepunkte seines Glanzes stand, reich an literarischen Hülfsmitteln aller Art und reich an den bedeutendsten Lehrern in allen Fächern. Freilich hatte er, ehe er an seine stillen Studien gehen konnte, einen schweren Kampf mit sich selbst zu bestehen. Obwol er nämlich schon in der Mitte der dreißiger Jahre stand und seine ganze Natur nicht zum Soldatenhandwerk angelegt war, so ergriff ihn, auf dessen Seele die Greuel der Fremdherrschaft den tiefsten Eindruck gemacht hatten, der den entsittlichenden Einfluß des Napoleonismus in Frankfurt mit Jammer an seiner Umgebung hatte studiren können, mit Lebhaftigkeit der Wunsch, mit ins Feld zu ziehen. Nur der Gedanke, daß dann sein geliebter Zögling ihm folgen werde, dessen Mutter ein Jahr vorher ihren ältesten Sohn plötzlich verloren hatte und die mit der größten Angst an die Gefahren dachte, von denen ihr einzig übriggebliebener Sohn bedroht sein würde, hielt ihn von der Ausführung seines Vorhabens zurück, nachdem er lange geschwankt hatte. Ein schöner in extenso mitgetheilter Brief an seine Schwester schildert uns jene Seelenkämpfe. Aber immer blieb der Stachel in seiner Seele zurück, für die Befreiung des Vaterlandes nicht mit in den Kampf gezogen zu sein.

Sechs Jahre lang verweilte Ritter in dem übrigens „kraft- und saftlosen" Göttingen, wie er es nennt, in der emsigsten Arbeit an seiner Geographie, für die ihm besonders durch Hausmann, mit dem ihn die innigste Freundschaft verband, vielerlei Anregung zutheil ward. Noch in seinen letzten Lebensjahren rühmte er sich in seinem Colleg, bei Hausmann dreimal die Geognosie gehört zu haben. Zu gleicher Zeit suchte er sich aber auch in den alten Sprachen festzusetzen und hörte deshalb mehrere Collegien bei dem geistreichen Dissen. Im Jahre 1816 konnte er endlich mit Reimer einen Vertrag wegen der Herausgabe seines Werks schließen und im September 1817 erschien endlich der erste Band. Ritter war sehr unbefriedigt davon. Er schrieb z. B. an Sömmering:

> Schon seit mehrern Wochen liegt mein Buch für Sie bereit, und nur der Muth hat mir gefehlt, es Ihnen wirklich zuzuschicken, denn nun erst zeigt sich mir, wie vieles daran zu verbessern wäre, wie weit das Ziel noch entfernt liegt, das zu erreichen ich mir vorgesetzt hatte. Doch lasse ich es auch so gehen mit der Bitte, es nachsichtsvoll aufzunehmen. Ich bin zwar der Ueberzeugung, daß es mehr Werth hat, als manche frühere Arbeiten auf diesem Felde des Wissens, aber an sich ist es doch immer sehr wenig, was es leistet.

So urtheilte der bescheidene Ritter; das Werk selbst aber fand überall die begeistertste Aufnahme. War es doch seit Büsching's großer Arbeit, die freilich auf ganz andern Principien basirte, das erste geographische Werk,

welches durchaus auf Quellenstudium beruhte im Gegensatz der landesüblichen Compendienschreiberei, wo einer den andern copirte und Fehler auf Fehler häufte. Aber nicht allein der unnachahmliche Reiz der Frische, den nur solche Werke besitzen können, die stets aus den ersten Quellen geschöpft haben, machte das Werk zu einem classischen. Die Hauptsache war die, daß von nun an der Erdkunde eine selbständige Stellung unter den Wissenschaften gewonnen war, eine Stellung, von der aus sie sowol der Geschichte, deren dienende Magd sie bis dahin war, als auch den Naturwissenschaften die schwesterliche Hand reicht. So sah sich Ritter bald als Fackelträger einer neuen Richtung anerkannt und mancherlei Rufe ergingen an ihn, z. B. einer von Weimar, wo er der Lehrer der Prinzessinnen werden sollte. Als er aber in einem ausführlichen Schreiben erklärt hatte, daß eine bloße Lehrerwirksamkeit ihm nicht genügen und nicht die rechten Früchte bringen würde, daß er es vielmehr wünschen müsse, durchaus als Erzieher aufzutreten, gab ihm die edle Erbgroßherzogin darin gern nach und forderte ihn auf, persönlich nach Weimar zu kommen, um sich die Verhältnisse einmal anzusehen. Sicher wäre Ritter jener Einladung gefolgt, wenn nicht gleichzeitig von Frankfurt aus bei ihm angefragt wäre, ob er bereit sei, als Conrector am dortigen Gymnasium einzutreten. Da entschied er sich doch für sein geliebtes Frankfurt, um so mehr, als bald darauf durch den Abgang Schlosser's nach Heidelberg die Professur der Geschichte am Gymnasium frei ward, um die er sich nun vollends bewarb. Die frankfurter Herren aber besannen sich lange, und das war Ritter sehr erwünscht, denn er gewann dadurch an Zeit für die Herausgabe seines Werks. Als aber auch Bremen Miene machte, Ritter für sich zu gewinnen, da machte endlich der frankfurter Senat Ernst mit seiner Berufung, und Ritter nahm sie an. Zu gleicher Zeit verlobte er sich mit einer Nichte seines Schwagers Kramer, die er in Duderstadt, wo derselbe wohnte und wohin Ritter von Göttingen aus öfter Besuchsausflüge machte, kennen gelernt hatte. Im Herbst des Jahres 1819 verheirathete er sich, nachdem er seine frankfurter Stelle angetreten, die ihm jedoch sehr wenig zusagte. Ritter war schon zu alt und zu tief in rein wissenschaftliche Arbeiten versenkt, als daß ihm die Stellung am Gymnasium noch hätte genügen können. Zu gleicher Zeit hatte er auch über die aus vielen Köpfen bestehende Behörde zu klagen, von denen jeder einzelne ihm wohl wollte und auch ganz verständig war, während sie vereint nichts Gescheites zu Stande brachten. Ritter hatte z. B. von Prima bis Quinta oder Sexta zu unterrichten. So kam ihm denn ein Ruf nach Berlin höchst erwünscht, wo er unter recht günstigen Bedingungen für das Fach der Geographie an der Kriegsschule und der Universität (als außerordentlicher Professor) angestellt wurde. Am 19. September 1820 traf er in Berlin ein, nachdem er um Ostern sein frankfurter Verhältniß gelöst und den Sommer in Göttingen zugebracht, dessen gesellige Verhältnisse ihm so wenig zusagten und dessen literarische Schätze er doch nicht entbehren konnte, um sich auf seinen Beruf genügend vorzubereiten.

Damit schließt der uns vorliegende Band, dessen Lektüre uns eine wahrhaft erbauliche war. Seit Jahren ist in Deutschland kein Buch erschienen, von dem wir so sehr wünschten, es in der Hand angehender Erzieher zu sehen, die sich wieder und wieder an Ritter's glänzendem Beispiele aufrichten können, wenn die Schwierigkeiten ihrer Stellung ihnen zu groß dünken. Ein edler deutscher Fürst hatte den Wahlspruch: „Aliis inserviendo consumor"; von Karl Ritter kann man sagen, daß er nur dadurch, daß er andern diente und im Dienste treu ausharrte, auch wissenschaftlich das geworden ist, was er war; ohne diese Treue, die ihm so herrlich belohnt wurde, wäre er vielleicht als Lehrer in Schnepfenthal oder als Director irgendeiner kleinen Erziehungsanstalt gestorben.

Hermann Guthe.

Neue Romane und Erzählungen.

Wenn der Roman, welcher in unserer Zeit eine vielleicht zu bedeutsame und hervorragende Stellung in der Literatur einnimmt, in mancher Beziehung von günstiger Einwirkung in der menschlichen Gesellschaft sein kann, insbesondere insofern viele neue Ideen rasch in Umlauf gesetzt werden, so hat sein Einfluß doch auch sehr bedenkliche Seiten. Die bedenklichste ist unstreitig die, daß er die vernünftigen Vorstellungen von der Wirklichkeit im Leben gänzlich verwirren kann, und Begriffe von einem „romanhaften Weltbilde begründet, wo der Zufall in jedem Momente Unterbrechungen des gewöhnlichen Ganges der Dinge bereit hält", und wo das Herz voll ist von phantastischen eiteln Wünschen und Erwartungen. Dieser Vorwurf trifft natürlich zunächst schlechte Romane; doch auch der gute Roman streift unwillkürlich, wie Vischer in seiner „Aesthetik" sehr richtig bemerkt, an diese Nährung eines abenteuerlichen, selbstbewußten eiteln Weltbildes. Man werfe einen Blick in das Leben und es bedarf keiner scharfen Beobachtungsgabe, um zu sehen, wie in fast allen Schichten und Ständen der Gesellschaft der Roman häufig sehr nachtheilig wirkt. Wie manches jugendliche Gemüth ist schon vom Geist der Opposition gegen die natürliche Ordnung der Dinge ergriffen worden, weil der Verstand durch die Lektüre von Romanen verwirrt worden ist! Wie manches weibliche Herz insbesondere mag schon schwer geseufzt und harte Kämpfe durchgekämpft haben, wenn das rosenfarbene erträumte Weltbild, welches infolge der Romanlektüre wie aus Nebel gewoben in der Phantasie emporgestiegen ist und den Verstand verdunkelt hat, der rauhen Wirklichkeit zum Raube geworden ist! Manche Schriftsteller, welche alle solche schädliche Einwirkungen von Romanen und Erzählungen verhüten wollen, bringen Moral, oft recht viel Moral in ihre Erzeugnisse hinein, wie dies in dem einen der vorliegenden Bücher (Nr. 3) geschehen ist; doch ist dies meistens ganz verfehlt; denn gewöhnlich ist solche Moral sehr hausbacken und langweilig und wird von allen Lesern überschlagen, wenn solche Bücher überhaupt Leser finden. Den Vorzug verdienen immer diejenigen Romane und Erzählungen, welche einen auf vernünftiger und gesunder Anschauung beruhenden historischen Hintergrund haben und sich in der Sphäre wahrheitsgetreuer Beobachtung von Welt und Menschen bewegen, wie dies bei den beiden ersten der jetzt zu besprechenden Bücher der Fall ist.

1. Auf fremder Erde. Ein Roman von Ati Kambang. Mit einem Vorwort von F. Gerstäcker. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1864. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.

In der von Friedrich Gerstäcker hierzu geschriebenen Vorrede heißt es in Bezug auf die Person des Verfassers: „Mit

diesem Buche habe ich das Vergnügen, dem deutschen Leser einen neuen Autor vorzuführen, der lange Jahre die Welt nach den verschiedensten Richtungen hin durchstreifte und selbst jetzt noch auf transatlantischem Boden lebt und schafft. Ati Kambang — der Name ist, wie mir der Leser erlauben mag zu bemerken, malaiisch und findet sich deshalb in keinem Kalender — hat Australien, Süd- und Nordamerika und Indien besucht, und ganz vortrefflich besonders sind in diesem Werke seine Schilderungen des kleindeutschen Lebens in Australien."

Der erste Band: „Dorfgeschichte auf See", schildert die Personen eines Auswandererschiffs und deren Erlebnisse und Abenteuer während ihrer Ueberfahrt von Hamburg nach dem Hafen von Adelaide in Australien; in dem zweiten und dritten Bande werden die Schicksale dieser Personen in Australien erzählt. Diejenigen Charaktere, welche unser Interesse besonders erregen, sind ein wegen Schulden verabschiedeter Lieutenant, der Junker von Pleithow, ferner ein ehemaliger Student der Theologie, ein sächsischer Landwirth, ein Weinreisender, ein Jude nebst einer schönen Jüdin, ein Pole und mehrere Wenden und Wendinnen; in Australien kommen noch einige Ansiedler und Buschrangers hinzu, welche in die Schicksale der Ausgewanderten bedingend eingreifen.

Was zunächst die Anschauungsweise und den geistigen Standpunkt des Verfassers anbetrifft, so erhebt er sich weit über die oberflächliche und seichte Bildung so vieler Romanschriftsteller. Menschen und Dinge werden in ihren Eigenthümlichkeiten mit der Tiefe einer warmen poetischen Empfindung und mit der Klarheit eines durchgebildeten Denkens aufgefaßt, und es finden sich daher in dem Romane manche höchst anregende Gedanken und Schilderungen; dabei fehlt es nicht an einem heitern Humor und einer unterhaltenden Komik. Die Charaktere sind der Mehrzahl nach anschaulich dargestellt und consequent durchgeführt; am besten ist der Charakter des Lieutenants gelungen; er ist ein echt deutsches Gemisch von Träumerei und Willenskraft, von humoristischem Leichtsinn und sittlichem Ernste. Er hat eine classische Bildung genossen, doch ist er nicht weit darin gekommen, und von allen seinen gelehrten Studien auf dem Gymnasium ist nur eine einzige Reminiscenz im Gedächtniß haften geblieben, und diese kommt gelegentlich einmal in einer Unterhaltung mit dem Arzte des Schiffs zum Vorschein. Als nämlich der Junker einst einen Blumenstrauß in der Hand hält und der Doctor zufällig die lateinischen Namen der ihm bekannten Pflanzen nennt, bemerkt er: „Auch einmal Latein gelernt, curiose Sprache, äußerst poetisch, immer Vers, immer Reim." — „Hm, das wüßte ich doch nicht", erwiderte der Doctor, verwundert von seinen Blumen aufschauend, „das ist eine Auffassung der lateinischen Sprache, die mir ganz neu erscheint." — „Bitte um Entschuldigung", entgegnete mit ungewöhnlicher Hartnäckigkeit der Lieutenant, „weiß das ganz genau", und im reinsten Quintanerrhythmus loslegend, recitirte er, von Jugenderinnerungen fortgerissen, die erhabene Stelle aus Zumpt's Grammatik: „Viele Wörter sind auf is — Masculini generis" u. s. w. Weiterhin erzählt der Lieutenant dem Doctor, wie das Latein eine verflucht schwere Sprache sei, die ihm nie in den Kopf gewollt habe. Die betreffende Regel namentlich habe ihn für mehrere Wochen unglücklich gemacht, und gerade jetzt erinnere er sich deutlich eines Sommerabends, an dem er unter den Tannen am See gelegen und auf Zumpt's Grammatik geweint habe. Da sei die gute Malgorat — eine schöne Wendin, welche sich auf dem Schiffe befindet — gekommen, habe ihm die vom Studiren und Heulen heiße Stirn gestreichelt und nachher wie im Spiel den schweren Vers beigebracht, der gegenwärtig das einzige Latein sei, das er noch wisse.

Der Charakter des Juden Rosenthal dagegen erscheint in einem allzu romantischen und unnatürlichen Lichte: er geht für einen Freund, dem er durchaus nicht besonders verpflichtet ist, buchstäblich und in der gefährlichsten Bedeutung des Wortes durch Feuer und Wasser und gibt die Banknoten fort, als ob es Makulatur wäre. Der Stil ist frisch und lebendig; das einzige, was man tadeln könnte, ist, daß hin und wieder Fremdwörter gebraucht worden sind, wo ein deutscher wirkungsvollerer Ausdruck leicht zu finden gewesen wäre. Die Schilderungen von dem Leben in Australien sind sehr anziehend, insbesondere auch diejenigen von den Sitten der australischen Wilden. Alle Vorzüge des Buchs würden noch mehr hervortreten, wenn in der Composition als solcher nicht zwei Fehler störend wirkten: ein Charakter, Maldonado, ist in ein höchst sonderbares mystisches Dunkel gehüllt, und eine ganze Reihe von Ereignissen, die mit seiner Person verknüpft sind, erscheinen dadurch zusammenhangslos und finden keine rechte Erklärung; der zweite Fehler ist der, daß im dritten Bande gegen den Schluß die Erzählung der Ereignisse in zu viele einzelne kleine Gruppen zerspalten ist und der Gang der Darstellung dadurch ein sprungweiser und zu wenig abgerundeter wird.

2. Historische Novellen von A. E. Brachvogel. Dritter und vierter Band. Jena, Costenoble. 1864. 8. 3 Thlr.

Die beiden Bände enthalten folgende Novellen: „Harold's letzte Fahrt"; „Dschem-Ramad, der Unstete"; „Der Commandant von Oldesloe"; „Jean Fort de Marconnay"; „David Rizzio". Die erste Novelle behandelt Byron's letzte Schicksale in Italien, seine Liebe zu der schönen Italienerin Teresa Gamba, Gemahlin des Grafen Guiccioli, und sein Ende in Griechenland. Der Charakter Byron's ist höchst anziehend dargestellt, doch nach unserm Dafürhalten in etwas zu günstigem Lichte. S. 77 wird von Byron gesagt: „Byron's Edelsinn, sein großes Herz, seine echt ritterliche Ehrenhaftigkeit ließ ihn wol mit inniger Theilnahme, zartester Sorgsamkeit, höchster Achtung und Verehrung an einer Frau (Teresa) hängen, die ihm ja alles geopfert hatte, er liebte sie auch noch mit jener edeln Liebe, die das schuldlose Unglück stets verdient, aber ein Gemisch von Trauer und heimlicher Sehnsucht in die Ferne machte seine Neigung matter. Byron's geborenes Weib war die Freiheit. In Italien vernichtet, lebte sie in Hellas wieder auf." Wir halten es für unverträglich mit der tiefen moralischen Versunkenheit, in welcher das Genie und das Leben Byron's unterging wie die Sonne in schwarzen giftigen Dünsten, daß ein wahres und echtes Freiheitsgefühl in seiner Brust gewohnt habe; der Mann, welcher davon beseelt ist, schüttelt erst die eigenen Ketten ab.

Dschem-Ramad, der Held der zweiten Novelle, war ein Sohn Mahmud's II., der gegen Ende des 15. Jahrhunderts regierte. Dschem gerieth bei seines Vaters Tode mit seinem Bruder Bajesid in Thronstreitigkeiten, wurde besiegt und begab sich hülfesuchend zu den Johannitern auf Rhodus; später ging er nach Rom und stellte sich unter den Schutz des Papstes; hier wurde er auf Anstiften Bajesid's von Cäsar Borgia vergiftet.

„Der Commandant von Oldesloe" ist ein Kriegsbild aus den Freiheitskriegen und macht auf streng historische Treue Anspruch. „Oldesloe, zwischen Lübeck und Hamburg, vom erstern drei, vom letztern fünf Meilen entfernt, ist der südlichste Punkt von Holstein, ein kleines, mittelmäßig befestigtes Städtchen. Seine Besatzung bestand zur Zeit (1813) aus lauter deutschen Landeskindern, während ringsum, in Glückstadt, Altona und Bramstedt, dänische Kerntruppen eingerückt waren, denn den Herzogthümern war nicht recht mehr zu trauen." Als die Truppen von Vandamme und Davoust in Hamburg eingerückt waren, erhielt Horsen, der Commandant von Oldesloe, den Befehl, die Dänen in Hamburg, wie die Truppen Vandamme's und Davoust's zu verstärken. Der heldenmüthige und patriotische Horsen beschloß bei sich, lieber zu sterben, als sich zum Henkersknechte gegen deutsche Brüder gebrauchen zu lassen. Als die Garnison aus Oldesloe ausmarschirt und auf dem Wiesenplan vor der Stadt angekommen war, gebot der Commandant halt. „Alles schaute regungslos den bleichen, ruhigen Führer an, der ein Papier aus der Brust zog. «Soldaten von Oldesloe! hört, was euch Seine Majestät zu befehlen hat!» Er verlas nun mit laut dröhnender Stimme den Regierungsbefehl

zum Ausmarsch, um zum combinirten französisch-dänischen Corps unter Oberbefehl des Fürsten Eckmühl in Hamburg zu stoßen. Eine Pause lähmender Kälte folgte. Da richtet Horsen sich hoch im Sattel auf, drückt dem Pferde die Sporen ein und umritt flammenden Blicks den Kreis. «Kinder, ihr wißt nun, was ihr thun sollt, fühlt es sicher im tiefsten Herzen! Ich meinestheils fechte nicht für die Franzosen, sondern weiß, was ich zu thun habe!» Mit diesen Worten zog er ruhig ein Pistol aus dem Sattel und schoß sich durchs Hirn. Ein Schrei ringsum, ein Weinen, eine Wuth! Die Soldaten brachen aus den Gliedern und stürzten zu ihrem armen General. Da sprang der erste Hauptmann vor. «Still gestanden! Richt't euch! Präsentirt's Gewehr!» Es geschah. «Ich, Hauptmann von Eckhoff, erkläre dem Präsidenten Kaas im Namen des Offiziercorps, daß jeder von uns, den Seine Majestät zum Commandeur von Oldesloe macht, wie Horsen sich an der Spitze der Truppen erschießen wird, ehe er diese braven Leute zu Davoust führt!» Auf des bleichen Kaas Bitten kehrte die Garnison zur Stadt zurück, um nie mehr auszurücken."

Jean Fort de Marronnay, der Held der folgenden Novelle, zeichnete sich unter dem König Karl VII. von Frankreich in dem Kriege gegen die Engländer rühmlich aus und gelangte zu hohen Ehren. „Die Beaulieu-Marronnay", heißt es zum Schluß in der Novelle, „blühten seit dieser Zeit bis heute. Die jüngere hugenottische Linie wanderte nach dem Edict von Nantes nach Deutschland aus, ließ sich in Hannover, Oesterreich, Oldenburg und Thüringen nieder, und von ihnen stammt durch die Herzogin d'Olbreuse die Prinzessin Sophie Dorothea von Braunschweig-Celle ab, welche 1682 den Kurfürsten von Hannover, später König Georg I. von England, heirathete, und somit Stammutter des englischen wie preußischen Königshauses wurde. Das Schloß Marronnay trotzte den Stürmen der Französischen Revolution, es steht noch heute."

Die Novelle „David Rizzio", der Geheimsecretär und Vertraute der Maria Stuart, bildet die Fortsetzung der unter dem Titel „Chastelard" bereits früher veröffentlichten Novelle. In unserm Urtheile über diesen dritten und vierten Band können wir kurz sein: die darin enthaltenen Novellen verdienen dasselbe Lob wie die frühern (vgl. Nr. 44 d. Bl. f. 1863), und wir unterlassen daher nicht, dieselben ganz besonders zu empfehlen.

3. Erzählungen von J. J. Zagler. Zweiter Band. München, Fleischmann. 1863. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Das Buch enthält drei Erzählungen: „Gute und schlechte Menschen"; „Der ehrgeizige Heinrich"; „Die schöne Else von Liegnitz". Die beiden ersten Erzählungen enthalten zwar eine höchst wohlgemeinte Moral, sind aber ungemein platt, nichtssagend und dabei noch sehr unnatürlich. Die dritte, welche hauptsächlich die Lebensschicksale des leichtsinnigen Herzogs Heinrich XI. von Liegnitz zum Gegenstande hat, ist die lesbarste. Doch es ist unmöglich, auf den Inhalt und den Werth des Buchs näher einzugehen; dasselbe ist in einem allzu bedenklichen Deutsch geschrieben, z. B. „er ließ ihr Musik lernen", „ich schmeichle Sie", „sie möchten ohne demselben (auf Kind bezogen, statt dasselbe) nicht mehr leben", „er begleitete eine einträgliche Stelle", „der Tode", consequent statt der Todte, „wohlgemuthet", „ferners" u. s. w. Solche Mittelmäßigkeit und Incorrectheit entzieht sich der Kritik.

4. Das Geisterhaus in Neuyork. Ein Roman von Mathilde Franziska Anneke. Jena, Costenoble. 1864. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Roman ist nicht gerade schlecht geschrieben, was den Stil anbetrifft; aber er hat den großen Fehler, daß der Stoff von einer sehr trivialen Romantik und daß er in ebenso trivialer Weise bearbeitet ist. Ein junger Amerikaner, Granger, ein durchaus nichtswürdiger Charakter, läßt seine Frau und außerdem noch eine Geliebte im Stich, um sich einer Dritten zuzuwenden; er wird von der verlassenen Geliebten erschossen: das ist das Thema. Die Charaktere sind schattenhaft, ohne Leben, und unpsychologisch; von dem Helden des Romans heißt es: „Wie eine Schlange einen Vogel im Zauberbann halten kann, so vermochte Eliot Granger durch seine magnetische Willenskraft (?) alles zu fesseln, was er fesseln wollte. Mochte das seiner Macht einmal verfallene Herz sich auch eine Weile sträuben, endlich sah es sich doch gezwungen, ihm zu folgen, und zwar mit bangem, zitterndem Interesse."

Rudolf Sonnenburg.

Militärische Memoiren.

Erinnerungen an Eugen und Moritz von Hirschfeld aus Deutschland und Spanien. Zusammengestellt von einem achtzigjährigen Veteranen des York'schen Corps vom Leibregiment. Berlin, Mittler und Sohn. 1863. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Veteran, welcher die schönsten Erinnerungen seiner langen Dienstzeit an das York'sche Corps und das Leibregiment knüpft, dessen Füsilierbataillon er auf dem Schlachtfelde von Möckern erhielt, ist der General der Infanterie von Holleben; wir sehen keinen Grund, unsern Lesern diesen Namen vorzuenthalten, da wir schon früher eigene Werke aus seinen reichen militärischen Erinnerungen in d. Bl. mit der ihnen gebührenden Anerkennung besprochen haben. Was General von Holleben sonst in der Friedenszeit für den Krieg vorbereitend gewirkt, praktisch wie theoretisch, möge sich das jüngere Geschlecht in das unsichere Gedächtniß zurückrufen. Wenige werden es noch wissen, daß die Compagniecolonnen-Taktik, welche jetzt in allen Armeen unter dem Einflusse der neuern Präcisionswaffen immer mehr ausgebildet wird, dem General von Holleben (vgl. dessen „Militärische Betrachtungen", 1838) ihre erste systematische Begründung verdankt. Die Schrift, welche er gegenwärtig herausgegeben hat, enthält die vorgefundenen Tagebücher und vereinzelten Aufzeichnungen der beiden Brüder Eugen und Moritz von Hirschfeld, von denen der erstere in Spanien gefallen, der letztere als commandirender General des preußischen achten Armeecorps (am Rhein) gestorben ist. Ursprünglich war der Plan, diese Blätter zu einer Biographie zu verarbeiten; Professor Droysen, an welchen sich der Herausgeber deshalb wandte, war aber der Ansicht, daß sie ohne sehr bedeutende Veränderungen zu veröffentlichen seien: „Gerade in der Gestalt, wie sie vorliegen, geben sie den Eindruck der Frische und Unmittelbarkeit und vor allem ein lebhaftes Bild des Charakters und der Energie dessen, der sie schrieb. Und unsere Armee hat eben nicht zahlreiche Schriften dieser Art; es ist zu lange üblich gewesen, Regimentsgeschichten und Theorien aller Art zu schreiben, und vergessen, daß wie in aller Geschichte, so am meisten in der der Kriege, die Charaktere das Wichtigste und am wenigsten Erlernbare sind." Wir schließen uns diesen letzten Worten, ohne den Werth der Regimentsgeschichten für ihren Zweck zu verkennen, vollkommen an und richten deshalb wiederholt die dringende Bitte an alle Veteranen, welche aus der großen Zeit ihres Kriegslebens Denkwürdiges zu erzählen haben, dies nicht blos mündlich zu thun, sondern der Nachwelt durch Aufzeichnung zu erhalten.

Der Herausgeber der Hirschfeld'schen „Erinnerungen" hat ihnen mit Recht nur einen einfachen Rahmen gegeben, um das Vereinzelte als Ganzes zu umfassen. Beide Brüder waren die Söhne des alten tapfern Generals von Hirschfeld, des spätern Siegers von Hagelsberg. Eugen begleitete schon als achtjähriger Knabe seinen Vater, welcher Adjutant beim Herzog von Braunschweig war, in die Rheincampagne, sogar in das Gefecht. Nach dem unglücklichen Frieden von 1807 kehrte er, wie sein jüngerer Bruder Moritz, in die Heimat zurück, wo er an den mislungenen Unternehmungen gegen die Fremdherrschaft nicht geringen Antheil hatte, sodaß ein Preis auf seine Habhaftwerdung gesetzt wurde. Beide Brüder begaben sich daher nach Böhmen zum Herzog von Braunschweig und machten dessen denkwürdigen Zug mit. In London schied Eugen aus dem

Corps des Herzogs, wurde als Major im englischen Dienst angestellt und erhielt die Erlaubniß, mit Halbsold in spanische Dienste zu treten. Er schiffte sich Anfang Juni 1810 mit Oppen, Grolman, Lützow, Dohna und Schepeler in Portsmouth ein; sein Bruder Moritz folgte ihm etwa drei Monate später. Dessen Aufzeichnungen beginnen, als er in London allein geblieben war. „Es geht mir jetzt bitter schlecht", schreibt er, „ohne Geld, Bekannte und Freunde, in London so ganz allein, es ist eine schwere Aufgabe! Ich putze meine Sachen selbst und frühstücke ein Stück Brot, auch meine Wäsche wasche ich mir selbst. Die ersten zwei Hemden sind mir blutsauer geworden, besonders die dummen dicken Falten am Kragen. Damit meine Wirthin nichts merkt, lasse ich mir abends eine Bütte mit frischem Wasser in meine Kammer setzen, um mir die Füße zu waschen, und wenn alles schläft, geht die Wäsche los, die über Stühle und Tische zum Trocknen gehängt und am andern Morgen mit einer gläsernen Weinflasche geglättet wird." Was sagt unsere heutige vornehme Jugend dazu? Der Herzog überzeugte sich zwar durch ein Examen, das er selbst mit ihm anstellte, von seinen militärischen Kenntnissen, ließ ihm auch 30 Pfd. St. Vorschuß auszahlen, indessen that doch ein Zufall das Beste für ihn. Er fand bei einem Gange im Nebel eine Brieftasche mit über 3000 Pfd. St. auf der Straße, welche ein Mann, der vor ihm herging, verloren haben mußte. In seiner drückenden Armuth kostete es ihn wirklich Ueberwindung, dem Manne nachzulaufen, „doch der preußische Offizier und Edelmann halfen diese nicht sehr nobeln Zweifel überwinden." Der Mann wollte erst nichts von ihm wissen, als er aber von einer Wechseltasche hörte, erblaßte er bis auf die „blaue Nase", griff nach seiner Brusttasche und legitimirte sich durch Angabe des Inhalts. Statt des Danks zählte er genau die Summe nach, nahm zwei Zehnpfundnoten heraus und hielt sie Hirschfeld mit einer kalten, verächtlichen Miene hin, wie man einem Bedienten ein Trinkgeld bietet. „So arm ich in diesem Augenblick auch war und sehr wohl die 20 Pfund hätte brauchen können, so sehr empörte sich in mir alles Gefühl über die Art einer solchen Behandlung. Ich hätte dem Kerl ins Gesicht sp .... mögen, drehte mich daher kurz um, ohne ihm zu antworten, und ging meiner Wege. Nach einiger Zeit sehe ich mich nach ihm um; da stand er noch ganz steif auf demselben Fleck, in der einen Hand die Tasche, in der andern die beiden Noten, und sah mir nach."

Bei seinen Bemühungen, sich freie Ueberfahrt nach Spanien zu verschaffen, wurde Hirschfeld später in der Admiralität an einen der Bureauchefs gewiesen; es war derselbe Mann, dem er die Brieftasche zurückgestellt hatte. Nach englischem Gesetz hätte sich der Eigenthümer binnen einer gewissen Frist bei ihm melden müssen, zu einer Bekanntmachung seines Fundes wäre er gar nicht verpflichtet gewesen, er hätte also die 24000 Thaler behalten können! Der Mann machte ihm jetzt viele Entschuldigungen, nahm sich seiner Sache an und verschaffte ihm in wenig Stunden, was der Herzog von Braunschweig und Dörnberg bisher nicht zu erreichen vermocht. Seine ersten Aufzeichnungen, welche seine fernern Erlebnisse in England und die Ueberfahrt mit frischem Soldatenhumor erzählen, schließen mit der Ankunft in Cadiz, wo er seinen Bruder und seine Freunde wiederfand.

Es folgt nun Eugen's Tagebuch, das kurz vor seinem Tode abbricht und mit einem Nachtrage bis zu demselben von Moritz versehen ist. Beides befand sich seit vielen Jahren in den Händen des Generals Palombini, zuletzt österreichischer Feldmarschall-Lieutenant, zu jener Zeit italienischer Oberst Napoleon's, welcher jene Blätter als Kriegsbeute gewonnen und ihre militärischen Angaben mit einigen Randbemerkungen von seinem Standpunkt aus versehen hatte. Durch Zufall kamen die Schriften später wieder in Moritz' Besitz, der schon früher mehrere Zusätze gemacht und diese nun vermehrt hat. Beide, die von Palombini und Moritz von Hirschfeld, sind von dem Herausgeber im Texte durch die Namenschiffren bezeichnet.

Wir können unsers beschränkten Raums wegen aus dem ganzen höchst interessanten Material nur weniges hervorheben. Nach fünf Monate langen Bemühungen jeder Art erlangten Eugen und seine Freunde endlich die Erlaubniß, nach Spanien zu gehen, um dort den Versuch zur Errichtung eines deutschen Corps zu machen. „In England geht alles nach unveränderlichen Gesetzen, und die vortheilhaftesten Veränderungen werden oft verworfen, besonders ist man gegen alle Fremde überaus mistrauisch und selbst stolz. ... Unser ganzes Vermögen, womit wir alle drei bis Cadiz reisen müssen, besteht in 2 Pfd. 18 Sh. 6 P. Jetzt muß ich von bloßer Schiffskost und bedeutend schlechter leben, als der gemeinste Matrose, der der schweren Arbeit wegen von allem ein Drittel mehr bekommt, als alle andern. Es bekommt jeder, der auf einem königlichen Transportschiff eingeschifft wird, freie Zehrung; Notabene aber der erste Offizier um kein Haar mehr als der letzte Soldat." Zwölf Tage lag der Convoi noch vor Anker und die Verlegenheit wurde groß. „In Deutschland ist man ein armer Teufel, wenn man kein Geld hat, in England aber geradezu ein Schuft." Die Ueberfahrt mit ihren Scenen ist frisch geschildert. „Heute scherzten im eigentlichen Sinne des Worts lustige Delphinenscharen um unser Schiff. Oft kamen sie in hohen Bogensätzen 3 — 4 Fuß aus dem Wasser und zwar einer hinter dem andern, als wenn sie alle aus einem Loche heraus- und in ein anderes hineinsprängen." Vom Leuchten der See: „Es gewährte einen überaus schönen Anblick, wie dies helle, gleichsam magische Feuer den Kiel unsers Schiffs umrauschte und das Vordertheil erhellte, wie man nachher an den feurigen Furchen den Weg erkannte, wo wir fuhren und so das Schiff mit glühenden Streifen den Ocean durchzog. Auch die andern Schiffe nahmen sich herrlich aus, wie sie auf der Glut ruhten, die sie umschloß." So viel als Probe der Darstellungsweise. Als Gegensatz zu den Klöstern anderer Länder, wo die geistlichen Erbauer nur die herrlichste Lage zu finden wußten, erschien ihm San-Vincent. „Nur in Spanien, wo Ueberspanntheit so vortrefflich gedeiht und so blutige Früchte getragen hat, kann der Mönchsgeist solche der Natur abgestorbene Gegenden der Frömmigkeit zum Wohnort anweisen. Die Mauern stehen senkrecht auf den ungeheuern Felsenmassen, hinter sich eine endlose Wüste, vor sich den Ocean. Kein Baum, kein Strauch, ja kein frischer Grashalm sproßt hier und bietet dem ermüdeten Auge einige Erholung."

Am 8. Juli lief die Flotille in den Hafen von Cadiz ein. Damals war Spanien noch eine terra incognita. Hirschfeld schildert die ersten Eindrücke, welche ihm Land und Leute gemacht, ohne die Worte viel abzuwägen. Den Zustand der Truppen in Cadiz fand er erbärmlich; dagegen söhnte er sich durch das Betragen der englischen Offiziere mit John Bull aus, dessen Benehmen er noch kurz vorher „lümmelhaft" genannt. Weniger gefielen diese Offiziere den Spaniern wegen der „ungeschliffenen Art, mit welcher sie ihre Gefühle an den Tag zu legen pflegten, was ihnen manche Ohrfeige von schönen Händen eingetragen haben soll. Im Sprechen soll das spanische Frauenzimmer außerordentlich frei sein; weitere Freiheiten werden jedoch sehr übel aufgenommen." Ueber die Armee lesen wir: „Die Spanier haben in diesem Kriege eine Menge Schlachten geliefert, ohne sich jedoch jemals zu schlagen, denn sie sind allemal bei den ersten Kanonenschüssen zum Teufel gelaufen. (Diese Meinung ist ganz der Wahrheit gemäß. von P.) In der Schlacht von Baylen, wo Dupont so dumm war, zu capituliren, konnte er die ganze spanische Armee zersprengen, wenn er nicht den Kopf verlor. (Das habe ich hundertmal gesagt. von P.)" Gerechter und wahrer urtheilt Moritz von Hirschfeld in der Anmerkung: „Der spanische Soldat ist wie jeder andere brav, wenn er gut geführt wird. Einzeln ist der Spanier sehr brav." Aber die französischen Angelegenheiten standen auch sehr traurig in Spanien und Palombini bestätigt die Schilderung derselben. Aus den von den Guerrillas häufig aufgefangenen Briefen ging hervor, daß Napoleon sehr unzufrieden mit seinem Bruder Joseph war und dieser ein gleiches Schicksal mit seinem Bruder Ludwig zu fürchten

schien. Auch die Angabe, daß die Franzosen, um den gefürchteten Empecinado zu beseitigen, den ihre empörende Grausamkeit gegen seine Familie erst zu ihrer Geisel gemacht, in Catalonien Blätter unter dem Namen des spanischen Generals O'Donnell ausgestreut, in welchen er das Volk auffordert, jenen Parteigänger, der ein Verräther sei, zu erschlagen, wird von Palombini bestätigt.]

Die Anstellung der Brüder Hirschfeld ließ lange auf sich warten; erst im October wurden sie der Armee von Catalonien zugetheilt und konnten sich einschiffen. Hier spricht der Soldat: „Welch ein ungeheuerer Unterschied zwischen einem englischen Kriegsschiff und einem spanischen! Alles geht schläfrig, elend, dumm, und doch glauben sich die Ochsen die ersten in allen Stücken!" Ende November erst, nach einer kurzen Rast auf Majorca, wo es ihm gut gefallen, landete er bei Tarragona, wo der Inspecteur der Cavalerie nach dreitägigem Suchen die Patente der Brüder fand und sie beim Regiment Alcantara angestellt wurden. Der Krieg, der langersehnte, nahm sie nun in seine Strudel, und die kurzen Aufzeichnungen darüber sind von großem Interesse, wenn sie auch meist nur das persönlich Erlebte schildern. Wir geben eine Stelle, charakteristisch für den Verfasser und die Stimmung der ehemaligen preußischen Offiziere, welche für die Schmach von 1806 Vergeltung suchten: „Aber so, wie ich gestern gewürgt habe, so nie. Diese jahrelang verhaltene Wuth habe ich blutig gesättigt, doch blieb ich menschlich und habe vielen das Leben gerettet. Gegen einen einzigen war ich hart, ja grausam, und ich gäbe meinen ganzen Ruhm des Tags hin, könnte ich den Schädel ersetzen. Das ist das Los des Soldaten; man kann sich nicht immer in den gehörigen Schranken halten und doch erscheint einem hernach jede Grausamkeit wachend und träumend und mahnt schrecklich an den nutzlosen Mord." Das Tagebuch endigt mit dem 8. Januar 1811. Acht Tage später wurde Eugen — der schon lange eine Ahnung seines Todes in sich trug — schwer verwundet und starb tags darauf. Sein Bruder hat dem Herausgeber später mündlich geschildert, wie er die Leiche, die in der Stiftskirche von Vlaa beigesetzt war, noch in der Nacht aufgesucht habe, um ein wichtiges Papier, das der General Sarsfield zurückhaben wollte, aus seiner Uniform zu nehmen: „ein unheimlicher Gang", der ergreifend dargestellt ist.

Vom 17. Januar 1811 beginnt das Tagebuch von Moritz von Hirschfeld und schließt mit dem 27. Juni, als er sich bei der Belagerung von Tarragona mit der Cavalerie glücklich durchgeschlagen. Vorherrschend militärischen Inhalts werden die Schilderungen, welche es enthält, doch auch von Nichtmilitärs mit größtem Interesse gelesen werden, da sie persönliche Erlebnisse enthalten, lebendig und anziehend geschrieben sind und ein vortreffliches Bild jenes Kriegs geben. Wir heben den verunglückten Ueberfall von Montjuy, den gelungenen eines feindlichen Cavaleriedetachements, die Organisation der spanischen Dragoner und den glücklichen Ueberfall von Figueras hervor. An einzelnen Charakterzügen finden wir ein reiches Material, der Verfasser hatte ein großes Talent, Persönlichkeiten scharf und treffend zu zeichnen. Wir machen unsere Leser auf Don Pedro de Blessa aufmerksam, einen alten Kapitän und biscayischen Edelmann, der mit erreichtem funfzigsten Dienstjahre, wie es Bestimmung, seine Compagnie schon abgegeben hatte und freiwillig noch das Gefecht mitmachte, in welchem er fiel; der letzte seines Stammes, weil er kein Mädchen gefunden, dies uralte Geschlecht fortzupflanzen. Seinem Divisionsgeneral Sarsfield, der ihn einmal kurzweg Blessa anredete, erwiderte er: „Señor, zu der Zeit, als Ihre Vorfahren noch in Irland die Schweine hüteten, trugen die meinigen schon seit einem Jahrtausend die Waffen." Auch die Schilderung des Kürassierregiments, welches „die Unsterblichen" hieß, weil sein Führer es nicht gern ins Gefecht brachte; die einer Spielpartie der Offiziere, wobei die Bank nach dem Lagergesetz zu Gunsten der Truppen mit Beschlag belegt wurde, wie viele andere Scenen, sind vortrefflich. Ein eigenthümliches Abkommen lesen wir bei der Einnahme von Figueras. Der spanische General ließ den gefangenen Unteroffizieren (Italienern) das Anerbieten machen, ohne die Waffen gegen Frankreich zu ergreifen, als Exerciermeister bei ihm einzutreten, wofür er ihnen außer besserer Verpflegung, Quartier und Gehalt nach halbjähriger Dienstzeit freie Rückkehr nach Italien versprach. Es fanden sich wirklich über 200 solcher Instructeurs für die spanischen Rekruten!

Was nach dem Schlusse der Tagebücher der Herausgeber noch ferner aus vereinzelten Aufzeichnungen und mündlichen Erzählungen von Moritz von Hirschfeld mittheilt, ist nicht minder interessant. Wir ersehen daraus, daß derselbe sich bei Murviedro ganz besonders auszeichnete und hier in einem Quarré verwundet und gefangen wurde. Während er halb bewußtlos dalag, ging eine Voltigeurcompagnie über ihn hinweg, wobei sich ein junger Offizier das Vergnügen machte, nach Todten und Verwundeten zu stechen und auch Hirschfeld hinter dem Ohr in den Mund und einen Zahn ausstieß. Schon in eine Grube mit Todten geworfen, entdeckte ein Bauer noch Leben in ihm und er wurde so gerettet. Als Gefangener in Saragossa lernte er dann das bekannte „Mädchen von Saragossa" kennen, das ein Mitgefangener, sein Feldkaplan, ihm als Pflegerin zuführt. Sehr enttäuscht war er freilich, als sie in Gestalt eines tüchtigen Küchendragoners vor ihn trat und er nicht selten einen bedeutenden Abgang von seiner täglichen Wein- und Cigarrenlieferung auf ihre Rechnung stellen mußte. Ende Mai 1812 gelang es ihm, aus Saragossa zu entfliehen, worauf er die folgenden Feldzüge noch bei den Spaniern mitmachte und erst 1815 seinen Abschied erhalten konnte, um in den Dienst seines angestammten Königs zurückzukehren. Aber er fand hier in 44 Jahren eine zu lange thatenlose Zeit. „Politische Spannungen zuweilen, aber ebenso schnell folgende und noch vergrößerte Abspannungen, Zänkereien ohne Ende und Krieg ohne viel Blut und Kampf." Bei dem Feldzuge in Baden war er davon durchdrungen, daß solche Alliirte, wie Preußen bei dieser Gelegenheit gefunden, sich mehr schädlich als nützlich erwiesen und eigene Kraft über alles gehe. Ist es seitdem in Deutschland anders geworden? Im Jahre 1852 erhielt Hirschfeld den Auftrag, den Präsidenten der französischen Republik in Nancy zu becomplimentiren: diese Reise und ihr Gegenstand werden uns nach der Erzählung des Generals selbst geschildert. Einige Ergänzungen schließen das Werk. Unter diesen war uns der Entwurf Eugen von Hirschfeld's zur Ueberrumpelung von Magdeburg im Mai 1807, der vollständig mitgetheilt wird, besonders interessant.

Wir danken dem würdigen „Veteranen vom Leibregiment" für die Herausgabe dieser „Erinnerungen" und haben „die Armuth unserer Zeit an solchen Vorbildern" leider auch in unsern eigenen langjährigen Erfahrungen bestätigt gefunden. Möchten wir noch mehr von ihm hören: der Schatz seiner Denkwürdigkeiten kann noch nicht erschöpft sein!

Karl Gustav von Berneck.

Zur deutschen Städtegeschichte.

1. Köln am Rhein vor funfzig Jahren. Sittenbilder nebst historischen Andeutungen und sprachlichen Erklärungen. Von Ernst Weyden. Köln, DuMont-Schauberg. 1862. Gr. 8. 1 Thlr.
2. Geschichte der Stadt Köln, meist aus den Quellen des kölner Stadtarchivs. Von Leonard Ennen. Erster Band. Köln, Schwann. 1863. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
3. Geschichte von Mainz während der ersten französischen Occupation 1792—93. Von Karl Klein. Mit sämmtlichen Actenstücken. Mainz, von Zabern. 1861. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Ngr.
4. Altes und Neues aus dem Münsterland und seinen Grenzbezirken. Ein Beitrag zur Kunde Westfalens von D. H. Brückmann. Paderborn, Schöningh. 1863. 8. 21 Ngr.

Drei Werke zur rheinischen Städtegeschichte, welche doch einen ganz wesentlich verschiedenen Charakter haben. Nr. 1 ist

ein zumeist aus den Jugenderinnerungen eines ältern Mannes geschöpftes Sittenbild, ein anspruchslos gegebener Beitrag zur Culturgeschichte. Nr. 2 tritt mit der Absicht auf, der deutschen Geschichtschreibung endlich das lange schmerzlich vermißte historische Werk über die Stadt Köln zu geben, über diese für so viele Verhältnisse der Vorzeit maßgebende und typische Stadt, deren Geschichte doch bisher noch keiner zu einer wissenschaftlichen Darstellung zu bringen gewagt hat. Nr. 3 endlich ist eine höchst ausführlich detaillirte Erzählung einer deutsch-französischen Episode der Coalitionskriege und der Herrschaft der „Neufranken" in einer deutschen Stadt.

Was nun „Köln am Rhein vor funfzig Jahren" von Ernst Weyden (Nr. 1) betrifft, so kann es sicherlich keine dankenswerthere Arbeit geben, als solch eine Fixirung eines großen sittengeschichtlichen Bildes, das nicht aus Urkunden und Documenten zusammengestellt werden kann, wenn es einmal aus den lebendigen Erinnerungen derer, die es kannten, verschwunden ist, und das deshalb verloren geht, wenn sich nicht die Feder findet, welche unternimmt, es aus solchen Erinnerungen wieder aufzubauen. Und das gilt doppelt von dem Bilde der alten Stadt Köln, weil wol keine seit einem halben Jahrhundert eine größere Wandlung durchgemacht hat, als gerade die Metropole des Rheinlandes.

Es ist nun ein merkwürdiges Gemälde, welches uns der Verfasser aufrollt. Schwerlich umschloß irgendeine deutsche Stadt in der Vorzeit eine solche Fülle ganz eigenthümlicher Einrichtungen, Besonderheiten und Traditionen, ein so markant ausgeprägtes Volksthum, wie die alte Colonia. Es brauchte nicht noch der wundersame, singtönige, seltsam gemischte Dialekt hinzuzukommen, um uns das alles noch viel befremdlicher erscheinen zu lassen. Das alte Köln hat, was die bunte Mischung seiner Lebenselemente angeht, nur allenfalls eine Analogie in Wien. In Wien jedoch hat das Zusammenströmen der verschiedensten Nationalelemente nur dem Leben äußerlich das Gepräge bunter Mischung aufgedrückt; jene Elemente stellten sich dort nebeneinander, kreuzten und berührten sich und gingen wieder auseinander; es floß darum kein italienisches, ungarisches, orientalisches Blut für immer in die Lebensadern der großen Stadt. Anders in Köln. Hier vermischten sich in viel früherer Zeit römische, fränkische, sächsische, niederländische, wallonische Elemente in- und durcheinander und brachten so ein so seltsames Gemeinwesen, ein so markantes Volk und einen so wundersamen Dialekt hervor.

Der Autor schildert das alte Köln in 12 Abschnitten; das Aeußere, das Innere der Stadt, das Straßenleben, das Innere der Häuser. Dann geht er in zwei Abschnitten auf seine Kinderzeit und Kinderspiele zurück, und wird hier ein wenig zu ausführlich, wie derartige Kapitel ja auch in Biographien zumeist einen zu großen Raum einzunehmen pflegen. Kleidung, Lebensweise, Feste, Vergnügungen, Reisen, Wissenschaft und Kunst kommen dann an die Reihe, zuletzt eine Schilderung des Wallrafplatzes, der eine kleine Charakterskizze des merkwürdigen, um seine Vaterstadt so verdienten Sonderlings Wallraf eingewebt ist. Als Anhang sind geschichtliche Andeutungen und sprachliche Erörterungen beigegeben. Das ganze Buch ist eine kleine Fundgrube deutscher Sittengeschichte, das um so wärmere Anerkennung verdient, je weniger derartige historische Lebensbilder größerer Städte wir besitzen.

Von der „Geschichte der Stadt Köln" von Leonard Ennen (Nr. 2) liegt nur der erste Band vor, der im allgemeinen die gründlichen Studien und den Fleiß des Verfassers beweist, wie wir ihm denn auch die Energie danken müssen, mit welcher er frisch ans Werk gegangen ist, nachdem er selbst und andere für die Herausgabe oder die Auffindung und Zusammenstellung des nöthigen urkundlichen Materials bereits Namhaftes geleistet. (Namentlich durch Herausgabe des mit Eckertz gemeinsam unternommenen Werks: „Quellen zur Geschichte der Stadt Köln.") Dies Material ist aber, sofern das kölner Stadtarchiv es umschließt, allein schon so massenhaft, daß großer Muth und Rüstigkeit dazu gehören, die Bewältigung zu unternehmen, und es muß dem Verfasser zugestanden werden, daß er in diesem ersten Bande jenen Muth gerechtfertigt hat. Er führt darin die äußere Geschichte der Stadt bis zum Erzbischof Philipp von Heinsberg (Anfang des 13. Jahrhunderts) hinab, und damit sind die zwei ersten Perioden derselben dargestellt, die älteste der Abhängigkeit des Gemeinwesens von seinen Erzbischöfen, und die der ersten Auflehnung wider diese Gewalt, gegen die später so blutige Kämpfe geführt werden sollten. Dabei tritt weniger das Ereigniß als die Darstellung der Zustände in den Vordergrund; und deshalb erhalten wir eine detaillirte Schilderung aller ursprünglichen innern Verhältnisse, ohne deren genaue Kunde die Kämpfe und Verwickelungen der nachfolgenden Periode unverständlich sind. Mitunter ist dabei wol etwas zu weit ausgeholt, und wir hätten die Schilderung der Verhältnisse der fränkischen Zeit zuweilen ein wenig mehr auf das, was Köln betrifft, concentrirt gewünscht. Auf der andern Seite sind diese culturhistorischen Excursionen und Erörterungen der alten Rechts-, Stände- und Lebensverhältnisse sehr belehrend und geben eine gute und ziemlich klare Uebersicht über die allgemeinen deutschen Zustände der vormittelalterlichen Zeit. Und so können wir dem Werke nur um so mehr den besten Fortgang wünschen, je mehr sich bei seinem Vorschreiten die Schwierigkeiten häufen werden.

Die „Geschichte von Mainz u. s. w." von Karl Klein (Nr. 3) führt uns in das alte goldene Mainz und inmitten der Gärung, worein die heitere lebenslustige Stadt durch das Einbrechen der französischen Armee unter Custine im Jahre 1792 versetzt wird; mit lebendiger Ausführlichkeit und vielem aus den Quellen entnommenen Detail, wird uns dann das Nahen der Franzosen, die erbärmliche Vertheidigung der Stadt und die rasch folgende schmachvolle Capitulation geschildert. Hierauf entrollt sich das Treiben der Clubisten vor uns, das endlich zu der tollen Farce des rheinisch-deutschen Nationalconvents führt. Das letzte Buch gibt uns eine genaue und anschauliche Darstellung der Belagerung und Eroberung durch die deutschen Truppen, die dem Schwindel ein Ende setzte, freilich erst nach langer Zögerung, vielfachen unnützen Verlusten und derben Misgriffen: denn auch bei dieser Belagerung machte sich ja die Kopflosigkeit der alten deutschen Reichszustände hinreichend geltend. Den Oberbefehl führte ein General der Cavalerie, welcher nie einer Belagerung beigewohnt hatte; doch war Graf Kalckreuth ein tüchtiger energischer Mann, und der größte Uebelstand war, daß er nicht allein zu befehlen hatte, sondern daß der unglückselige Herzog von Braunschweig, der Champagnefeldzugheld, der in Kaiserslautern sein Hauptquartier hatte, von Zeit zu Zeit herüberkam, um sich in die Sache zu mischen und in seiner Aengstlichkeit sich jeder etwas gewagten Unternehmung widersetzte.

So bildet unser Werk nicht allein einen dankenswerthen Beitrag zur Specialgeschichte, sondern es enthält auch wichtige und theilweise neue Aufklärungen einer der charakteristischsten Episoden der allgemeinen Geschichte der großen, von dem Jahre 1789 ausgehenden Bewegung. Daß Mainz bei der ersten Belagerung hauptsächlich durch die Verrätherei Eickemeyer's so rasch verloren wurde, erhellt ziemlich unumstößlich aus unserer Schrift. Die Wirksamkeit Forster's tritt darin auffallend wenig hervor; wir finden derselben nur stellenweise Erwähnung gethan und erhalten keine neuen Aufschlüsse über ihn, deren wir freilich auch wenig mehr bedürfen nach der meisterhaften Charakteristik Forster's, die uns Perthes in seinem Werk über die westdeutschen Zustände am Ende des vorigen Jahrhunderts gegeben hat.

„Altes und Neues aus dem Münsterland u. s. w.", von O. H. Brückmann (Nr. 4), ist eine kleine Schrift: von der wir fürchten, daß sie dem Eingeborenen, der seine Heimat darin geschildert findet, zu wenig Neues bringt, für den Fremden aber zu viel Detail enthält. Der Verfasser ist ein Fremder, der

seine während eines zweijährigen Aufenthalts in der alten Westfalenstadt gemachten Beobachtungen verwerthet, indem er Land und Leute schildert, wie sie ihm erschienen. Seine Beobachtungen beschränken sich aber auf einen ziemlich engen Kreis der Bevölkerung, und so ist er gezwungen, aus andern Schriftstellern Ergänzungen zu entlehnen, aus denen er dann viele Daten und Thatsachen gibt, ohne ihnen allgemeine Gesichtspunkte abgewinnen zu können. Jedenfalls werden die meisten Leser diese Detailschilderungen, wie man es nennt, „mit dem Daumen" lesen. Die Auffassung der Zustände der Stadt, die der Verfasser beschreibt, ist eine im ganzen sehr wohlwollende; er läßt der äußern alterthümlichen Schönheit derselben, sowie dem soliden reellen Geiste des wohlhabenden Bürgerthums und der westfälischen Natur und Sitte alle Gerechtigkeit widerfahren. Was aber über die Geschichte der Stadt und die historische Entwickelung derselben gesagt wird, geht über die Compilation nicht hinaus; ein langer Abriß der Geographie des Münsterlandes ist zudem äußerst trocken. Manche höchst charakteristische Erscheinungen sind gar nicht erwähnt, so z. B. die Kalandbrüderschaften, die Gesellschaft der Georgsritter und ihre alten Bräuche. Auf Vollständigkeit macht solch eine Schrift freilich keine Ansprüche; der Autor bietet sie als Beitrag zur Kunde Westfalens, und als solchen wollen wir sie gelten lassen, da sie uns im allgemeinen ein richtiges und wahrhaftes, wenn auch nicht immer gerade erschöpfendes und geistreiches Bild entwirft. 31.

Notizen.

Goethe in Breslau.

Im ersten Octoberheft von „Westermann's illustrirten deutschen Monatsheften" veröffentlicht Holtei Briefe des damaligen Oberbergrichters, spätern Ministers Freiherrn von Schuckmann über einen Besuch Goethe's in Breslau im August 1790, das einzige mal, wo Goethe seinen Stab in den deutschen Osten setzte. Die Briefe sind interessant, wie jeder neue Beitrag aus der Feder der Zeitgenossen zur Würdigung eines großen Mannes. Am 11. August schreibt Schuckmann an seinen Freund, den Kapellmeister Reichardt: „Heute war bei Ankunft des Königs große Cour. Ich sah einen farbigen Rock, gegen das Costüm, und aus diesem supplikantenähnlichen gemeinen Rocke ein ungemeines Gesicht hervorblicken. Fragte lange vergebens nach dem Namen des Eigenthümers — und höre endlich Goethe!" Am 18. schreibt Schuckmann: „Goethe aß gestern Mittag gerade bei Ankunft deines Briefs mit mir, und ich konnte ihm seine Einlage alsogleich geben. Nachmittag waren wir im Zwinger, in einem Getümmel von 400 Menschen, und da war's denn, wo wir Muße und Einsamkeit genug fanden, viel und vertrauler miteinander zu reden. Ich hab' ihn doch ganz anders, als meine Vorstellung war, gefunden, gerade zu meiner Zufriedenheit. Daß es schwer ist, ihm näher zu kommen, liegt nicht in seinem Willen, sondern in seiner Eigenthümlichkeit, in der Sprachschwierigkeit, seine Gefühle und Ideen so, wie sie in ihm liegen, auszudrücken; in der Intension beider, und der Liebe, die diese ihm für sie abdringt. Bis er weiß, daß man ihn erräth, fühlt, ihm durch jede Oeffnung, die er gibt, hineinsieht, kann er nicht reden. So stell' ich mir's vor; sag' du mir, ob ich recht habe? Einige Menschen, von denen er ist, würden gewiß leichter und besser sprechen, wenn sie gemeinerer Natur wären, weil in die currenten Formeln nur die currenten Dinge passen." Diese seine Anschauung Goethe's erläutert Schuckmann ausführlicher in einem Schreiben vom 26. September: „Ich bin sehr nahe und innig mit ihm bekannt geworden und habe einen vortrefflichen Menschen an ihm gefunden. Was ich dir über seine Schwierigkeit im Ausdruck schrieb, war ganz weg, sobald er herzlich ward und außer der Convention mit mir lebte. Kalt kann er eigentlich nicht reden, und dazu will er sich mit Fremden zwingen, und das wol aus guten Gründen. Vertraut folgt er seiner Natur und wirft aus dem reichen Schatze die Ideen in ganzen Massen hervor. Ich möchte sagen: er spricht, wie der Algebraist rechnet, nicht mit Zahlen, sondern mit Größen, und seine lebendige Darstellung ist nie Gaukelspiel der Phantasie, sondern seine Bilder sind immer das wahre Gegenstück, was die Natur dem Dinge gab, und führen den Hörer ihm zu, nicht ab. Das ist jetzt, nachdem er acht Tage weg ist, mein reines Urtheil über seine persönliche Art, ohne Einwirkung der Inneigung, die ich zu ihm gewonnen habe. Freilich alle übrigen Menschen hier, von Garve bis zu Seydlitz, finden, daß er sich sonderbar ausdrücke, daß er nicht zu verstehen sei und lästige Prätensionen mache; und doch hat er sich von meiner guten (Schwieger-) Mutter recht vertraulich die Wunderthaten des Enkels und ihre Wirthschaft erzählen lassen, die ihn auch recht lieb darum hat. Auch Kessel ist eine Ausnahme, dem war er durch seine Liebhaberei verwandt, und er hat ihn einen Nachmittag, da er seine Sachen (Gemälde) besah, durch das, was er darüber äußerte, sehr entzückt. Sein Studium scheint jetzt Kant, und auf seinem Wege in eigener Manier, der Mensch zu sein. Das sieht man auch klar in «Faust» und «Tasso», und ich habe manche vortreffliche Dinge von ihm gehört, die dazustehen verdienten. Ueber seine Werke haben wir nicht gesprochen, weil er es zu vermeiden schien; doch konnt' ich's nicht lassen, ihm einmal ein paar Worte über «Tasso» zu sagen, der meinem Gefühl immer das erste von allem, was ich je gelesen, bleibt. Ein Mädchen gefiel ihm hier; die Freundin meiner Seligen, von der du die Zeichnung bei mir gesehen hast. Auch da hat ihn sein Auge nicht betrogen."

Eine dramaturgische Hora.

Der Altmeister unserer dramaturgischen Wissenschaft, Theodor Rötscher in Berlin, hat eine liebenswürdige Hora gefunden, welche ihm Blumen auf den Weg streut und die Pforten der Literatur anmuthsvoll erschließt. Seine neuesten „Dramaturgischen und ästhetischen Abhandlungen" sind von Emilie Schröder gesammelt und herausgegeben (Leipzig, O. Wigand). Die Dame wendet sich in der Vorrede an den theuern Leser und heißblütigen Kunstjünger und ruft ihm begeistert zu: „Nimm diesen frischen Blütenkranz, der dir geweiht ist, in Liebe auf! Drücke ihn an dein Herz! aber träume nicht von Rosenduft und Nachtigall — gehe an die Arbeit! Erfülle dich an dem Geiste, der dem «Begründer deiner edeln Kunst» (!) hier entströmt ist! Er hat für uns in nie rastender Liebe den Grund und Boden geschaffen, auf dem wir Säulen erbauen können, die bis in den Himmel ragen! Bethätige ihm deinen Dank, indem du an deiner Fortbildung arbeitest, und wenn du trunken von solchem Geiste bist, dann reiche mir deine Hand! Ich will dich begleiten in alle Tiefen, zu welchen sich dein forschender Geist hindrängt! Dir gehöre ich an, du denkendes Wesen! Wir wollen streben mitsammen, denn nur streben heißt leben!" Welches „denkende" Wesen, und wäre es auch ein „denkender Künstler", wie sie Deutschland, den Theaterblättern zufolge, nach Hunderten zählt, könnte eine so anmuthige Begleitung ausschlagen? In der That paßt der dithyrambische Ton der Vorrede wenig zu dem Ton, den der dramaturgische Meister selbst in den zahlreichen Artikeln und Artikelchen anschlägt, welche aus dem „Deutschen Theaterarchiv", den wiener „Recensionen", der „Deutschen Schaubühne" u. a. hier gesammelt erscheinen. Es sind treffliche Abhandlungen darunter, sowol die mehr kritischen Studien über „Manfred", „Demetrius", „Donna Diana", als auch die dem Schauspieler in der That zu empfehlenden Aufsätze über das Virtuosenthum, das Alterniren der Rollen, die Aufgabe und Bedeutung des Regisseurs u. s. w. Unsere Schauspielwelt hat kein Recht, des trockenen Tones satt zu sein, denn die Wissenschaft hat bisher noch nicht viel hinter den Coulissen herumgeleuchtet. Rötscher faßt sich außerdem in allen diesen Artikeln so kurz wie möglich, was bei einem Philosophen ein nicht genug zu schätzender Vorzug ist, namentlich wenn er für Schauspieler und die etwas flatterhaften Theaterkreise schreibt.

Ein Volksbüchlein über den schleswig-holsteinischen Feldzug.

Die preußische Wehrverfassung steckt bekanntlich sehr viel Intelligenz und Bildung in die Commißuniformen. Es kann vorkommen, daß ein Professor der Universität die Tressen des Landwehr-Unteroffiziers und daß ein Lehrer der Jugend als Füsilier die Muskete trägt. So hat der Lehrer **Wilhelm Petsch** in Berlin als Füsilier des siebenten brandenburgischen Infanterieregiments Nr. 60 den letzten Feldzug mitgemacht und stellt natürlich sein militärisches Licht nicht unter den Scheffel. Viele frische Gedichte und Lieder aus seiner Feder bevölkerten die Spalten der berliner Zeitungen. Jetzt hat er ein kleines Schriftchen: „Der Feldzug gegen Dänemark" (1864), herausgegeben, welches die Geschichte desselben einfach, schlicht und klar für das Volk erzählt und deshalb weitern Kreisen empfohlen werden kann.

Neue Auflagen.

Von **Joseph von Eichendorff's** „Sämmtlichen Werken" erscheint die zweite Auflage mit des Verfassers Porträt und Facsimile (Leipzig, Voigt und Günther). Der erste Band bringt biographische Einleitungen und Gedichte. Trotz seiner dem Geiste der Zeit abgewandten Richtung hat der Lyriker Eichendorff soviel Vortreffliches und Stimmungsvolles geschaffen, daß eine neue Auflage seiner Werke auf allseitige Theilnahme rechnen darf. — Von „**Adalbert von Chamisso's** Werken" ist der erste Band einer fünften Auflage ausgegeben (Berlin, Weidmann). Sie wird eine kleine Anzahl noch ungedruckter Gedichte aus dem Nachlasse des liebenswürdigen Dichters und auch die Materialien zur Ergänzung seines Lebensabrisses in größerer Vollständigkeit bringen. — Der australische Roman von **Friedrich Gerstäcker**: „Die beiden Sträflinge", erscheint in zweiter durchgesehener Auflage (Jena, Costenoble). Wir weisen auf die eingehende Beurtheilung zurück, welche dies Werk bei seinem ersten Erscheinen in d. Bl. (Nr. 21 f. 1857) gefunden hat. 33.

Bibliographische Literatur.

Gegenwärtig ist ohne Zweifel **Emil Weller** der deutschen Biographen fleißigster, aber freilich bringt er es bei all seiner Rührigkeit nicht viel weiter als zur bloßen Compilation von Büchertiteln, und Kritik ist nicht seine starke Seite. Indessen dies schmälert sein Verdienst keineswegs; er hat der deutschen Literaturgeschichte durch seinen Sammelfleiß wesentliche Dienste geleistet und namentlich für die spätmittelalterliche Zeit einer künftigen Literaturgeschichtschreibung durch seine Quellennachweise auf das förderlichste vorgearbeitet. Fast jede Nummer von Naumann's „Serapeum" bringt von Weller einen größern Beitrag und in der Herausgabe selbständiger Werke entwickelt dieser Schriftsteller ebenfalls eine erstaunliche Fertigkeit. Dem ersten Bande seiner „Annalen der poetischen Nationalliteratur der Deutschen im 16. und 17. Jahrhundert. Nach den Quellen bearbeitet" ist in kurzer Zeit der zweite gefolgt (Freiburg, 1864), der ein eigenes Kapitel für Ergänzungen und Berichtigungen zu K. Goedeke's „Grundriß" enthält. Fast zu gleicher Zeit mit diesem zweiten Bande erschien von Weller ein dickes Buch von 506 Seiten zweispaltig in groß Octav: „Repertorium typographicum. Die deutsche Literatur im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts. Im Anschluß an Hain's Repertorium und Panzer's deutsche Annalen" (Nördlingen 1864). — Während Weller seine Studien auf die gesammte deutsche Literatur ausdehnt und nur sich zeitlich beschränkt, haben sich andere derartige Arbeiten einen engern Kreis gezogen, wie es theils der Stoff oder eine örtliche Beziehung erfordern. Musterhaft ist **Philipp Wackernagel's** „Bibliographie zur Geschichte des deutschen Kirchenliedes", die Fortsetzung der schon im Jahre 1858 erschienenen, welche den zweiten Theil des kürzlich beendeten ersten Bandes des großen Werks „Das deutsche Kirchenlied von der ältesten Zeit bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts" bildet. Von besonderm Werthe sind die von Wackernagel in der Vorrede ausgesprochenen Grundsätze über Zweck und Aufgaben der Bibliographie. — Wenn zunächst auch nur in dem engern Heimatlande die bibliographische Arbeit **Wiechmann's**: „Mecklenburgs altniedersächsische Literatur" (Schwerin 1864), Interesse bieten wird, so kann doch auch die deutsche Literaturgeschichte diese fleißige und mit guten Anmerkungen versehene Zusammenstellung nicht unbeachtet lassen. 4.

Bibliographie.

Achier, A., Die Gefangenen des Czaren oder die Russen in Polen. Historische Novelle. Nach dem Französischen frei bearbeitet. Trier, Braun. 8. 15 Ngr.

Aimard, G., Die Bienenjäger. Aus dem Französischen übersetzt. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1865. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

— — Felsenherz. Aus dem Französischen übersetzt. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1865. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

„Allzeitvorauf" als Soldat, P. F. C. und Oberbefehlshaber. Dem deutschen Volke in Liebe und Freundschaft gewidmet von Einem, dem's zu Herzen ging, daß ihm der Zopf so hinten hing. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Gr. 8. 7⅓ Ngr.

Alm, R. von der, Die Urtheile heidnischer und jüdischer Schriftsteller der vier ersten christlichen Jahrhunderte über Jesus und die ersten Christen. Eine Zuschrift an die gebildeten Deutschen zur weitern Orientirung in der Frage über die Gottheit Jesu. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr.

Aus dem Leben des Generals Wardenburg. Drei Vorträge, gehalten im Winter 1862—1863 vor dem Offiziercorps zu Oldenburg. Oldenburg, Schmidt. 8. 20 Ngr.

Baader, J., Ein pfalz-bayerischer Prinz und sein Hofmeister. Ein culturgeschichtliches Bild aus dem Ende des 16. Jahrhunderts, nach archivalischen Akten entworfen. Neuburg. Gr. 8. 14 Ngr.

Baudissin, Graf A., Schleswig-Holstein meerumschlungen. Kriegs- und Friedensbilder aus dem Jahre 1864. 1ste Lieferung. Stuttgart, E. Hallberger. Hoch 4. 6 Ngr.

Beer, A., Allgemeine Geschichte des Welthandels 3te Abtheilung. 1ste Hälfte. — A. u. d. T.: Geschichte des Welthandels im 19. Jahrhundert. 1ster Band. Wien, Braumüller. Gr. 8. 2 Thlr.

Bernstein, A., Vögele der Maggid. Eine Geschichte aus dem Leben einer kleinen jüdischen Gemeinde. Neue Bearbeitung. Leipzig, Keil. 8. 27½ Ngr.

Bohne, H., Ueber Charakterbildung in der Volksschule. Vortrag, gehalten in einer Lehrerconferenz 1862. Mit einer Lebensskizze des Verfassers herausgegeben von **E. Lausch**. Wittenberg, Herrosé. 8. 6 Ngr.

Bourdon, Jean, Historische Erzählungen. Aus dem Französischen übersetzt von F. S. Soest, Nasse. 16. 10 Ngr.

Briefe zur Beförderung der Humanität von noch lebenden Gelehrten. 1ster Band. Göttingen, Deuerlich. 8. 20 Ngr.

Cherbuliez, V., Graf Kostia. Roman. Mit Autorisation des Verfassers in's Deutsche übertragen von **T. Wellauer**. Zwei Theile. Jena, Mauke. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Clarus, L., Die Auswanderung der protestantisch-gesinnten Salzburger in den Jahren 1731 und 1732. Innsbruck, Vereins-Buchhandlung. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Collet, Camilla, Die Amtmanns-Töchter. Eine Erzählung. Deutsch von Baronin von **Kloest**. Zwei Bände. Leipzig, Gerhard. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Correspondenz der Königin Marie Antoinette (1770—1792.) Nach den Original-Handschriften herausgegeben vom Grafen **P. Vogt d'Hunolstein**, getreu nach dem Französischen in das Deutsche übertragen. Mit 1 Photographie der Marie Antoinette vor der Conciergerie. Brünn, Rohrer. 8. 18 Ngr.

Cotta, C., Aus Wald und Stadt. Erzählungen. Dresden, Kuntze. 1865. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Deschamps, P., Eine Kunstreiterin des Hippodrome. Würzburg. 16. 10 Ngr.

Ehrlich, J. N., Der Buddhismus und das Christenthum. Prag, Ehrlich. Gr. 8. 20 Ngr.

Eichheim, M., Cäsar's Feldzüge gegen die germanischen Belgier. Neue Randglossen. Neuburg a/D., Prechter. 8. 6 Ngr.

Elsner, J. G., Erlebnisse und Erfahrungen eines alten Landwirths. 1ster Band. Mit dem Porträt des Verfassers. Hamm, Grote. 1865. Gr. 8. 2 Thlr.

Esche, Luise, Gelegenheits-Gedichte. Hamm, Grote. 1865. Gr. 16. 15 Ngr.

Fabri, F., Briefe gegen den Materialismus. 2te, mit zwei Abhandlungen über den Ursprung und das Alter des Menschengeschlechts vermehrte Auflage. Stuttgart, S. G. Liesching. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Fidus, R., Gottfried Kinkel. Historische Novelle. Zwei Theile. Cottbus, Heine. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Frenzel, K., Charlotte Corday. Historischer Roman. Hannover, C. Rümpler. 8. 1 Thlr.

Gebhard, L., Schafgarben. Gereimtes und Ungereimtes für Anspruchslose. Berlin, Lenz. 1865. 16. 7⅓ Ngr.

Gebhart, J., Oesterreichisches Sagenbuch. Pest, Gebr. Lauffer. 1862. Gr. 8. 2 Thlr.

Grau, R. F., Semiten und Indogermanen in ihrer Beziehung zu Religion und Wissenschaft. Eine Apologie des Christenthums vom Standpunkte der Völkerpsychologie. Stuttgart, S. G. Liesching. Gr. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Grube, A. W., Aesthetische Vorträge. 1stes Bändchen. Iserlohn, Bädeker. Gr. 8. 25 Ngr.

Eva Haller, die Seemannsbraut. Eine Erzählung. Deutsch von H. Helms. Leipzig, Gerhard. 8. 25 Ngr.

Heinrich, F. W., Krieg und Eifersucht. Ein Zeitgemälde in dramatischer Form aus dem Kriegsleben des Jahres 1848 in Schleswig-Holstein. Oldenburg, Schmidt. 12. 10 Ngr.

Heinrich, K., Liedersegen. Neue Sammlung von Liedergeschichten. Leipzig, Bredt. 8. 20 Ngr.

Heller von Hellwald, F., Erinnerungen aus den Freiheitskriegen. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von F. von Hellwald. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 27 Ngr.

Heyer, R., Das System der Kulturgeschichte des Menschen, ins Besondere das System ihrer tektonischen Form und der Baustyl der Gegenwart. Stettin, Saunier. Gr. 8. 1 Thlr.

Heyn, J., u. H. Tuch, Die bezähmte Widerspenstige. Polterabend-Scherz in drei Acten zur Vorfeier der Vermählung. Bützow. Gr. 8. 5 Ngr.

Heyse, P., Dramatische Dichtungen. 1stes Bändchen. Berlin, Hertz. 8. 25 Ngr.

Die Hoffnungen der deutschen Schauspielkunst, gegründet auf die Principien der Schopenhauer'schen Philosophie. Zwei Schauspielerbriefe. Oldenburg, Schmidt. Gr. 8. 6 Ngr.

Holland, H., Deutsche Charakterbilder aus verschiedenen Jahrhunderten. München, Kaiser. Gr. 8. 15 Ngr.

Honigschnabel, Dr. Holofernes, Eisele's und Beisele's Kreuz- und Querfahrten durch das Königreich Sachsen nebst umliegenden Dörfern. Ein humoristischer Reiseführer für Alle, welche Land und Leute gründlich kennen lernen wollen rc. Leipzig. Gr. 16. 12½ Ngr.

Iskey von Pallin, Freih., Historische Skizzen über Ungarn. 1ste Abtheilung. Leipzig, Förster u. Findel. Lex.-8. 8 Ngr.

Jókai, M., Novellen. Dem Ungarischen nacherzählt von S. Bródy. Pest. 16. 20 Ngr.

Julius, L., Der goldene Pfau. Humoristische Erzählung. Leipzig, Seyfarth. 16. 20 Ngr.

Jung, A., Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling und eine Unterredung mit demselben im Jahre 1838 zu München. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 15 Ngr.

Klose, K. L., Wilhelm I. von Oranien der Begründer der niederländischen Freiheit. Aus dessen Nachlasse mit einer Würdigung des Oraniers von H. Wuttke. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 2 Thlr.

Lübker, F., Grundzüge der Erziehung und Bildung für das deutsche Haus. 1ste Hälfte. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1865. Gr. 8. 1 Thlr.

Monod, A., Ausgewählte Predigten. Oldenburg, Schmidt. 1865. Gr. 8. 1 Thlr.

Neuester Nachtrag zu E. Renan's Leben Jesu, und zwar zu allen bisherigen Ausgaben dieses vielgelesenen Buches, deren Besitzern zur Schadloshaltung, und allen Lesern zum Schlüssel des Ganzen. Auch für andere und allerlei Leser wichtig in unserer Zeit! Berlin, J. A. Wohlgemuth. Gr. 8. 5 Ngr.

Oehri, F. J., Die Welt nach ihrer Erhabenheit und nach dem Leben der Natur in Gemäßheit eines allgemeinen obersten Grundsatzes dargestellt und hiernach auch das Leben der Erde mit den wichtigsten Vorgängen in der Erdrinde und dem Luftkreise beleuchtet rc. Wien. Gr. 8. 20 Ngr.

Pichler, Louise, Unter dem Lindenbaum. Erzählungen. Leipzig, Grunow. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Medizinische Poeterei von Theophilus a Nemore muscario. Arnsberg, Grote. 16. 12 Ngr.

Polko, Elise, Genzianen. Skizzen-Blätter. Münster, Brunn. 1865. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Vorläufer des polnischen Aufstandes. Beiträge zur Geschichte des Königreichs Polen von 1855—1863. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr.

Weidemann, K. A., Die neuesten Darstellungen des Lebens Jesu von Renan, Schenkel und Strauß historisch und kritisch beleuchtet. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr.

Wiener, W., Friedrich Herold. Eine Christen- und Hirtengeschichte. Wiesbaden, Riedner. Gr. 16. 15 Ngr.

Willkommen! Illustrirte Wochenschrift für Unterhaltung, Wissenschaft, Natur und Kunst. Redacteur: A. Mützelburg. 1864. October bis Dezember. 13 Nummern. Berlin, Sacco Nachfolger. Gr. 4. 15 Ngr.

Erbauliche Züge aus dem Leben und Wirken des gottseligen Bischofes Michael Wittmann in Regensburg. Von K. M. Landshut, Thomann. 1863. 8. 8 Ngr.

Tagesliteratur.

Ahrons, J., Das Lied vun die Kuggel. Ein Scherz. Hamburg. 16. 5 Ngr.

Die feudale Aera in Mecklenburg. Ein Beitrag zur Geschichte des Junkerthums der Neuzeit und seiner Bestrebungen. Coburg, Streit. Gr. 8. 6 Ngr.

Bismark und die Lösung der schleswig-holsteinischen Frage. Altona, Mentzel. Gr. 8. 3 Ngr.

Der deutsche Klerus und die Wissenschaft. Freiburg im Br., Herder. 12. 5 Ngr.

Die Not der Volksschule. Ein Mahnruf an alle Freunde des Fortschritts. Berlin, Lenz. Gr. 8. 3 Ngr.

Pelsch, W., Der Feldzug gegen Dänemark 1864. Mit eingedruckten Holzschnitten. Berlin, Schlesier. 16. 4 Ngr.

Schellenberg, J. C., Johann Calvin. Zwei Vorträge, gehalten am 27. und 29. Mai 1864 in der Concordienkirche zu Mannheim. Mannheim, Löffler. Gr. 8. 7⅓ Ngr.

Dr. Schenkel's Karakterbild Jesu zur gerechten Würdigung im Auszuge dargestellt. Karlsruhe, Macklot. Gr. 8. 4 Ngr.

Würfert, L., Zehn Worte zur Versöhnung! oder: „Strauß", „Renan", „Schenkel" — und „das Leben Jesu". Für das Volk geschrieben. Leipzig, Häfele sen. Gr. 8. 2½ Ngr.

Offenes Zeugniß gegen die Schrift: Wider die Abrenuntiation bei der Kindertaufe von Herrn Otto in Glauchau. Von einem alten sächsischen Pfarrer. Leipzig, Deckmann. Gr. 8. 3 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 44. — 27. October 1864.

Ein Versuch zur Hebung der Posse.

Die ernste Kritik bekreuzigt sich vor dem Unwesen der Possenwirthschaft, wie sie in Berlin und Wien grassirt; gewiß mit Recht, insofern das einzig verwerfliche genre ennuyeux mehr dabei vertreten ist, als man auf den ersten Anblick glaubt. Denn die komische Wirkung, wo sie vorhanden, beruht selten auf dem komischen Gang der Handlung, auf den komischen Zügen der Charaktere — Handlung und Charaktere sind, an und für sich betrachtet, „langweilig". Nur was darum- und daranhängt, der Vortrag der Couplets, für welche verschiedene possirliche Schablonen existiren, allerlei locale und politische Anspielungen, die man ebenso gut aus dem Zusammenhang herausreißen und an einer andern Stelle unterbringen könnte, bewirken eine Erschütterung des Zwerchfells. Nicht die groben und derben Elemente der Posse sind zu verwerfen, sondern ihre langweilige und triviale Einkleidung.

Die Handlung der Posse wird fast durchschnittlich jetzt nach einer Schablone zugeschnitten, und diese Schablone taugt nichts. Im ganzen aber hat die Posse eine größere Zukunft als das Lustspiel, da sie die freiere Form für einen reichern Inhalt ist. Jeder Versuch, sich von der alten Schablone zu emancipiren, muß daher mit Freuden begrüßt und darf am wenigsten von einer vornehmen Kritik über die Achsel angesehen werden. Ein solcher Versuch, aus den Kreisen des berliner Witzes hervorgegangen, dessen „Kladderadatschgesicht" über den Zaubergärten dieser Posse wie das Gesicht eines römischen Gartengottes wacht, liegt vor uns:

Der Trojanische Krieg. Komödie in drei Acten von Ernst Dohm. Berlin, Hofmann und Comp. 1864. 8. 12 Ngr.

Eine Hebung der Posse zu künstlerischer Bedeutung ist in Deutschland von Platen, Prutz u. a. durch die Anlehnung an die aristophanische Form versucht worden, eine Form, die unsern Bühnenverhältnissen zu fern steht, als daß eine Wirkung dieser Versuche von der Bühne herab möglich gewesen wäre. Sie gehören ganz in das Bereich der „Literaturkomödie", einer gelehrten Species, an der sich nur die Kenner meisterhafter Anapäste erbauen. Auf der andern Seite ließe sich die Posse recht wohl heben, wenn man ihre gegenwärtige Bühnenform mit einem höhern satirischen Geiste durchdränge, die höhergegriffenen Couplets künstlerisch den Charakteren und Situationen anpaßte und, ohne das berechtigte, derb possenhafte Element zu beeinträchtigen, doch der ganzen Composition eine satirische oder humoristische Einheit gäbe.

Dohm hat keinen dieser beiden Wege eingeschlagen, sondern einen Mittelweg, der sowol die aristophanischen Anapäste, wie die modernen Couplets beiseiteläßt, dagegen aber die Bühne der Gegenwart und die Möglichkeit einer Aufführung fest im Auge behält. Daß diese beabsichtigte Aufführung in Berlin an äußern Rücksichten scheiterte, ist um so mehr zu bedauern, als ein solches Experiment über die theatralische Stichhaltigkeit des neuen Genre entschieden haben würde. Der Charakter der Dohm'schen Dichtung ist der einer Parodie, und sie erinnert von allen ähnlichen Werken am meisten an Shakspeare's „Troilus und Kressida", dessen parodirende Eigenthümlichkeit vielfach so verkannt worden ist, daß man dem Dichter die darin vorkommenden Kanonen und den Aristoteles als strafwürdige Anachronismen angerechnet hat. Der Anachronismus gehört aber zum Wesen der Parodie, und die ganze Dohm'sche Komödie ist ein großer „Anachronismus". Der komische Effect geht wesentlich daraus hervor, daß die neueste Zeitgeschichte durch die Ereignisse und Charaktere des grauen Alterthums persiflirt wird, wobei selbst das trojanische Pferd für den Schimmel von Bronzell einen Anknüpfungspunkt geben muß. Die deutschen politischen Zustände in den Rahmen einer parodirten Ilias hineinzuzeichnen, bleibt immerhin ein drolliger Gedanke.

Das Stück beginnt mit einer großen parlamentarischen Verhandlung im griechischen Lager vor Troja. Der reisige gerenische Nestor zeichnet sich durch eine ab ovo anfangende parlamentarische Beredsamkeit aus, in welcher die weitausholende Gründlichkeit vieler Parlamentsredner glücklich verspottet wird. Erst setzt Nestor die Ursache des Trojanischen Kriegs auseinander und geht dann auf

die Gründe desselben über, wobei er von der Ungeduld der Hörer unterbrochen wird. Agamemnon ergreift das Wort und erzählt die nähere Veranlassung des Kriegs, der die gespaltenen Interessen der Griechen plötzlich wunderbar vereinigte:

Die Einheit Griechenlands war die Parole,
Die ausgegeben ward. Das biedre Volk,
Einfältig, fromm und gläubig, wie es ist,
Lieh uns ein willig Ohr, ein willig Herz.
„Ein einig Griechenland!" schallt's durch ganz Hellas,
Und widerhallt's: „Ein einig Griechenland!"
Man bracht' uns Opfer über Opfer dar:
Ein jeder Tropfen philhellen'schen Biers
Glitt in des Trinkers Schlund als Libation,
Auf den Altar des Vaterlands gegossen.
Und eine flotte Flotte rüsteten wir
Von allerliebsten — Sammelschiffchen aus,
Auf deren Kiel die Wogen wir durchschnitten.

In den folgenden Verhandlungen werden die politischen Wirrnisse des heutigen Deutschland sehr glücklich verspottet. Agamemnon erklärt, daß er dem langen Hader ein Ziel setzen und ernstlich gegen Kurfürst Priamus und seine Feste Troja vorrücken werde.

Ulysses.
Ich bitt' ums Wort.

Agamemnon.
Noch hab' ich nicht vollendet.
Als euerm Obmann und gebornem Haupt
Steht Uns des Bundesheeres Führung zu;
Denn Wir sind Hellas Schwert!

Ulysses.
Doch wir sein Schild!

Andere.
Wir seine Lanzen!

Noch andere.
Wir sein Panzerhemd!

Noch andere.
Wir sind der Helm!

Noch andere.
Die Stiefel wir und Sporen!

Ulysses.
Kein Bundesstaat sind wir, ein Staatenbund,
Und können unsers Heeres Führung denn
Nicht einer Hand vertraun. Ich schlage vor:
Des Bundesheeres Führung und Befehl
Sei zugetheilt den beiden Mächtigsten.

Die meisten Stimmen der Versammlung.
Sehr weise scheint uns, was Ulysses sprach.

Nestor.
Wie aber, wenn die beiden Mächtigsten
Ob des Befehls verschiedner Meinung sind
Und sich nicht einigen? Wer soll den Streit
Der beiden schlichten? Hört drum meinen Rath:
Wir bilden Gruppen. Die zwei Mächtigsten,
Die Fürsten Agamemnon und Ulysses,
Sind zwei, wir andern Kleinern sind die dritte;
Und jede dieser drei hat unbedingt
Der Stimmenmehrheit sich zu unterwerfen.
Dies scheint mir recht und billig, klug und gut,
Und Trias nennt man solch ein Institut.

Nun kommt es zur Abstimmung, und alle drei Vorschläge, Hegemonie, Dualismus und Trias, finden eine „winzige Minorität". Deshalb wird die Sache „vertagt" und Agamemnon erklärt in einem kurzen Monolog, daß „der Starke ruhig zurückweicht".

In Troja geht es inzwischen, wie wir im zweiten Auftritt sehen, unruhig und wild zu: Kurfürst Priamus hat einen Befehl erlassen, daß sein Kriegsvolk in „den Mußestunden zwischen Reveille und Zapfenstreich" sich durch Eintreibung der rückständigen Steuern erholen solle und deshalb stets mit geschliffenem Dietrich und scharfgeladener Brechstange einherzugehen habe. Der Befehl, contrasignirt vom Kriegsminister von Aeneas, bringt eine große Aufregung hervor. Wie Dohm die resultatlosen Verhandlungen der Fürsten- und Bundestage in der ersten Hälfte des Acts, so verspottet er in der zweiten das tumultuarische Wesen der Volksversammlungen. Dieser Spott ist überaus treffend. Nur „ein Weib" regt zu offener Widersetzlichkeit an; die Bürger wollen ausharren und der Welt ein erhebendes Beispiel gesetzlichen Muthes geben; sie warten auf die Hülfe, die von außen kommen soll. Da trifft die Nachricht ein, daß sich Agamemnon einen Kalligraphen aus Mycenä bestellt hat, um die Schreibekunst zu erlernen und dann an den Kurfürsten Priamus einen eigenhändigen Schreibebrief abzuschicken, mit seinen ausdrücklichen Wünschen. Es gilt, den Moment zu benutzen. Die einen wollen ein Promemoria an den Kurfürsten aufsetzen, die andern eine Adresse. Hierüber entsteht ein Tumult, der indeß rasch beruhigt wird. Pro primo soll in der Adresse „die Auslieferung Ihrer Hoheit der Prinzessin Helena an die Griechen als Grundlage der Verhandlungen" verlangt werden. Der Hauptgrund ist die dem Geldbeutel des Volks drohende Gefahr, wenn jeder der funfzig Herren Söhne des allergnädigsten Kurfürsten Priamus auch nur eine einzige, ebenso „noble Passion" wie Prinz Paris haben und befriedigen wollte. Da die wackern Bürger Trojas einmal im Fordern sind, so fordern sie weiter: Entlassung des Ministeriums, Erlaß sämmtlicher Steuern, Emancipation der Frauen, Garantie der Arbeit und „Genuß" — ein köstliches Abstractum, welches die Steigerung ins Blaue wirksam abschließt. Der zweite Bürger schlägt,

Da so wohl überlegt
Und streng bedacht der Wünsch' und Forderungen
Bescheidnes Maß, —

die Ernennung eines Ausschusses zum Entwurf der Adresse vor und schließt die Versammlung „nach altem Brauch und echter troer Sitte" mit einem donnernden Hoch auf den Kurfürsten Priamus.

Die Satire dieses ersten Acts ist durchweg schlagend und verständlich. Unserer Meinung nach hält sich der zweite Act nicht auf der Höhe des ersten, indem er namentlich in seinem zweiten Theil die Beziehungen zu sehr zersplittert und in einer Hauptscene nur eine theatralische Travestie der Ilias gibt. Trotz dieser minder straffen Haltung hat auch hier die Satire eine große Tragweite. Wir meinen damit nicht die Anspielungen auf Persönlichkeiten und Vorgänge der Zeitgeschichte, welche zunächst in die Augen springen; wir meinen den tiefern

satirischen Grundgedanken, welcher trotz aller äußerlichen Anachronismen das Alterthum und die neueste Zeit in einen engen geistigen Rapport setzt. In der ersten Hälfte des Acts ist dieser Grundgedanke die parodirende Bewährung des beliebten Lustspielmotivs: kleine Ursachen, große Wirkungen, eine Satire, die indeß nicht blos gegen das Lustspiel, sondern gegen die Weltgeschichte selbst gerichtet ist. Euryphile, eine trojanische Soubrette, wacht bei der hinter einem Vorhang schlummernden Helena. Priamus erscheint bei ihr, macht ihr, auf das Beispiel des Donnerers Zeus sich berufend, sehr eifrig den Hof, wird aber in seinen Bemühungen durch den mehrmaligen Husten der Prinzessin Helena gestört, welche sich zuletzt erdreistet, die Zofe zu sich zu rufen. Mit Recht über diese Störungen entrüstet, beschließt Priamus, Helena den Hellenen auszuliefern. Dieser erhabene, unwandelbare Beschluß des Herrschers wird aber alsbald durch die List des schlauen Paris aufs tiefste erschüttert, welcher den Alten bei seiner schwachen „volksfeindlichen" Seite zu fassen weiß und die Befürchtung ausdrückt, man möchte diesen Beschluß nur als einen durch die Sturmpetition der Volksversammlung erzwungenen ansehen, welche dasselbe Verlangen an den Kurfürsten richten werde. Auch wolle Agamemnon in einem eigenen Schreiben die Auslieferung Helena's begehren. Da ruft Priamus aus:

Auch das noch? Agamemnon und mein Volk!
Mein Volk und Agamemnon! Und ich sollte —
Wir sollten, weil sie wollten? — Lächerlich;
Ich will nur, was ich will! L'etat c'est moi!
Nichts mehr davon! Ich will nichts hören — schweigt!
Ihr wißt, unwiderruflich fest beschlossen
Ist, was einmal beschlossen ist bei mir.
So ist's unwiderruflich: Helena
Wird nimmer ausgeliefert, nimmermehr!

Wenn den greisen Fürsten etwas in dieser guten Absicht bestärken kann, so ist es ein kleines Zwiegespräch mit Helena, welche droht, der würdigen Gattin Hekuba und der ganzen Stadt ein kleines Geschichtchen zu erzählen, wenn Priamus ihre Auslieferung beschließen sollte. Zu rechter Zeit erscheint nun Generaladjutant Diomedes mit Agamemnon's eigenhändigem Schreiben. Die Schnelligkeit, mit der Agamemnon die Schreibekunst gelernt, spricht für seine kalligraphische Befähigung. Priamus bittet, das Schreiben auf den Tisch zu legen und läßt danken. Alle Bemühungen des Diomedes, eine Antwort zu erhalten, sind vergeblich; er wird in Gnaden entlassen; der Kampf beginnt von neuem. Der Husten der Helena, der den „hekubamüden" Fürsten in einem anmuthigen Stelldichein störte, hätte bald zwei Völkern den Frieden gebracht; aber die unglückliche Uebereinstimmung des Herrscherwillens und des Volkswillens, welche einem willensstarken Monarchen wie Priamus als ganz unstatthaft erscheinen muß, entfesselt die Kriegsfurie von neuem. Das ist sehr hübsch gedacht, ebenso die Grundanschauung der zweiten, nur in der Ausführung etwas zerfahrenen Hälfte, welche den Krieg als ein Schauspiel zur Zerstreuung des Volks und der Herrscher darstellt. Die Bürger Trojas kamen mit Regenschirm und Ueberschuhen zuzusehen; die Herrscher erscheinen auf zwei sich gegenüberstehenden Tribünen; Helena mit dem „Lorgnon" fehlt nicht. Diese Satire ist gewiß zeitgemäß! Wir besinnen uns, daß die militärischen Zuschauer auf einem Hügel bei Balaklawa sich durch die Bravour eines englischen Reiterangriffs zu einem stürmischen Applaus hinreißen ließen. Man ist also nicht mehr so weit davon entfernt, das Schlachtfeld als eine Arena für militärische Kraftproben zu betrachten. Die Kampfscenen zwischen Diomedes und Pandarus, Diomedes und Glaukus, Menelaus und Paris haben keine satirische Bedeutung; sie gehören der theatralisch wirksamen Burleske an. Als Achilles und Penthesilea miteinander kämpfen, galopirt ein Schimmel auf die Bühne, gerade zwischen die beiden Kämpfenden, die ihn mit ihren Lanzen von beiden Seiten durchbohren. Da rufen Agamemnon und Priamus gleichzeitig: „Halt, halt! Wir haben endlich einen Todten!" Ein Streit entbrennt darüber, wem der Todte gehört, durch wessen Speer er gefallen. Ulysses untersucht die Wunden; beide sind einander gleich an Länge, Breite und Tiefe, beide gleich tödlich, sodaß Ulysses ausruft:

Ein Zeichen scheint es mir,
Ein Wunder, von den Göttern uns gesandt.
Und dieses wunderbaren Zeichens Sinn
Und Deutung scheint mir klar. Der Götter Spruch
Erkennend und verehrend, rath' ich euch:
Erklären diesen Todten wir neutral!
Denn nicht gelenkt von eines Menschen Hand,
Nur folgend seines eignen Willens Trieb,
Und ganz parteilos fiel er hier als Opfer
Und Held der Politik des freien Hufs.

Durch sein neutrales Blut ist der Kriegerehre genuggethan; man schließt einen Waffenstillstand und stellt Friedensverhandlungen in Aussicht. Agamemnon verspricht, diesem Todten, den er den Trojanern abtritt, mitten in ihrer Stadt ein riesig Ehrenmal zu setzen, eine „reiterlose Reiterstatue". Das ist nun das berühmte „trojanische Pferd", welches im dritten Act unter dem Evoë der Trojaner und einem anapästischen Jubelhymnus in die Stadt gezogen wird. Jetzt stände dem Untergange Iliums nichts mehr im Wege, der zweite Gesang der Aeneide würde nach Virgil und Blumauer zu voller Geltung kommen, wenn nicht der „großdeutsche" Ulysses vorsichtig genug gewesen wäre, einen Sieg der Griechen unmöglich zu machen, wie aus seinem folgenden Monologe hervorgeht:

Geht nur und mordet, was ihr wollt und — könnt!
Erbarmenswerthe Stadt! Unglücklich und
Erbarmenswerth Geschlecht des Priamus,
Dem sichern Tod geweiht, — wär' Einer nicht,
Dem euer Dasein werther als euch selbst!
Ja, mordet nur, Hellenen, was ihr könnt,
Mit Lanzen, deren Schaft ich eingeknickt,
Mit Schwertern, deren Schneid' ich stumpf gemacht,
Und deren Spitz' ich heimlich abgebrochen!
Mit ihren Lanzenschäften hab' ich auch
Geknickt den Lorber Agamemnon's, und
Mit ihrer Schwerter Spitzen brach ich auch
Die Spitze ab der unerträglichen,
Den Bund bedroh'nden Hausmacht der Atriden,
Viel besser, Hellas vor auswärt'gem Feind
Erniedrigt, als ohnmächtig unterthan
Dieser Atriden Willkür und Gebot!

Trotz dieser zerbrochenen Waffen der Griechen erklären sich die Trojer, auf den Rath der Helena und durch den Mund des Priamus, für „moralisch ruinirt" und Troja für eine moralische Eroberung Agamemnon's. Die Fürsten umarmen sich, ebenso die Griechen und Trojanerinnen, und unter den lebhaften Aeußerungen „höhern Blödsinns" fällt der Vorhang.

Dieser Versuch Dohm's, die Posse zu heben und in neue Bahnen zu leiten, ist um so anerkennenswerther, als er fortwährend die Wirkung auf der Bühne im Auge behält. Der Witz ist meistens schlagend, die ernstern Stellen der großentheils in Jamben verfaßten Dichtung haben dichterischen Adel; das Werk zeigt durchweg ein Streben nach künstlerischer Ganzheit, obgleich die sprudelnde satirische Verve der ersten Hälfte in der zweiten wesentlich schwächer erscheint. Es ist zu wünschen, daß dieser Versuch nicht vereinzelt bleibe, daß auch von anderer Seite her und in anderer Weise eine Wiedergeburt der jetzt grassirenden Bühnenposse ins Werk gesetzt werde, mit Beachtung ihrer fortbildungsfähigen Formen, aber mit künstlerischer Verfeinerung ihres Inhalts. Freilich, wir haben nirgends gehört, daß außerhalb Berlins eins jener Theater, welche auch die Posse pflegen, mit der Dohm'schen Komödie einen Aufführungsversuch gemacht habe. Die Hindernisse, auf welche die Aufführung in Berlin gestoßen, werden nicht überall vorwalten. Wol aber sind die Directionen und Regisseure jeder Neuerung im höchsten Grade abhold; keiner will bei einem neuen Genre den Anfang machen; mistrauisch in Bezug auf den Erfolg, wartet einer auf den andern. Die heitern Vorstadtmusen dürfen nicht aus dem Tritt gebracht werden, in welchem sie seit langen Jahren zu marschiren gewohnt sind! Denn ehe unsere dramaturgischen Exerciermeister ein neues Exercierreglement sich anzunehmen entschließen — da muß viel Wasser die Spree und Donau hinunterfließen!

Rudolf Gottschall.

Die Unsterblichkeitsfrage im Geiste gegenwärtiger Wissenschaft.

1. Clara oder Zusammenhang der Natur mit der Geisterwelt. Ein Gespräch von Schelling. Separatausgabe. Stuttgart, Cotta. 1861. 8. 18 Ngr.
2. Die Idee der Unsterblichkeit. Von Johannes Huber. München, Lentner. 1864. 8. 20 Ngr.

Vielleicht wird es manchen, vom Lichte „neuester Wissenschaft" hell angestrahlten Leser höchlich überraschen, in d. Bl. sich eingeladen zu sehen zu Betrachtungen über einen Gegenstand, der nach der herrschenden Bildung für diese „Wissenden" zu den gänzlich obsoleten Gegenständen gehört, der aber zugleich so viel des Verfänglichen enthält, daß es anständiger erscheint, seiner gar nicht Erwähnung zu thun. Seit der „epochemachenden" Entdeckung heutiger Naturwissenschaft nämlich, daß der Stoff das einzig Unsterbliche sei, ingleichen, daß Geist, Seele, Bewußtsein lediglich als das Product gewisser Stoffverbindungen sich „erwiesen" habe, muß die Vorstellung einer Unsterblichkeit des Menschengeistes zu den Märchen eines abgelebten Aberglaubens geworfen werden. Nur in den Kreisen der Theologen, die dergleichen amtlich zu lehren und öffentlich zu bekennen haben, gleichviel, wie sie persönlich darüber denken, oder in den Conventikeln abergläubischer „Spiritualisten" hängt man noch an diesen Vorstellungen einer kindlichen, jetzt kindisch gewordenen Fabelwelt.

So wie gesagt die „Wissenden" und dermalen den lautesten Ton Anstimmenden. Wenn nun andere, die sich nicht weniger zu den Wissenden zählen, es ganz anders wissen, und jener dreisten Versicherung ein summarisches Nein entgegensetzen: so werden sie auch deutliche Rechenschaft abzulegen vermögen von den Gründen ihres Wissens. Davon eine Probe zu geben, ist der Zweck der nachfolgenden Betrachtungen, welche darum hier, in einem nicht strengwissenschaftlichen Blatte, am rechten Orte sind. Sie gelangen von hier aus am sichersten zu den Kreisen derjenigen, die ohne in das Innere wissenschaftlicher Verhandlungen eindringen zu können, doch ihren allgemeinen Standpunkt und ihr Ergebniß kennen zu lernen wünschen, und die in Gefahr sind, durch falsche Vorspiegelungen das allerwichtigste Kleinod des allgemeinen Menschenglaubens sich geraubt zu sehen; denn wie jeder Besonnene sich sagen muß, gehört der Glaube an die übersinnliche Natur des Geistes so sehr zu den Grundwahrheiten menschlicher Gesittung, daß an ihm irre zu machen einer Verseichtigung und Verfälschung des Menschenwesens vollständig gleichzuachten ist.

Dennoch ist zuzugeben, daß jene von uns bekämpfte Theorie neben ihrem Gotte, dem ewigen Stoffe, auch das Analogon einer Religion sich angebildet habe. Es ist die in gewissen Bildungskreisen als höchste Weisheit zugleich und als echte Demuth geltende Lehre: daß der einzelne zwar vergänglich, die gesammte Gattung aber unsterblich sei und daß eben dem Fortschreiten der Gattung das vergängliche Leben und Leisten des einzelnen sich opfern müsse. Wir tadeln nicht unbedingt diese absolute Entsagungslehre, in welche sich ein unverstandener Rest echter Sittlichkeit verloren hat; aber wir zeihen sie einer merkwürdigen Unklarheit und Oberflächlichkeit des Urtheils.

Sie läßt gänzlich außer Acht, daß eine Unsterblichkeit des Menschengeschlechts, wenn sie im steten Wechsel erzeugter und wieder untergehender Individuen bestehen sollte, von der Unsterblichkeit jeder Pflanzen- und Thiergattung sich in nichts unterschiede, bei welchen letztern eben aus diesem Grunde von einem „Fortschreiten", von einer Perfectibilität der Gattung durch sich selbst und aus eigenen Mitteln, nicht die Rede sein kann und factisch auch nie die Rede ist. Das Gattungsleben, als solches, auch das des Menschen, ist unwiderruflich dem Kreislauf der Natur verhaftet, es leistet nichts Höheres, als stets nur das Gleiche hervorzubringen, und so erschöpft sich sein Wirken völlig im engen Umkreise zeitlichen Entstehens und Vergehens desselbigen. Die Gattung allein ist das Unsterbliche, das Einzelwesen ein vergängliches Zwischenglied in ihrem Processe, von keinem andern Werth und Bedeutung, als um den Fortgang des Processes zu erhalten. Die Pflanze

findet ihr Ziel darin, wieder zum Keime neuen Daseins zu werden; das Thier fühlt es nicht anders und ist sozusagen einverstanden mit dem Loose seiner Sterblichkeit. So ist es sinnig und naturgetreu, wenn ein trefflicher Dichter der neuern Zeit in „der sterbenden Blume" das Symbol jener stillen Opferfreudigkeit der natürlichen Dinge findet. Abstoßend und naturwidrig wird es aber, wenn ein Prediger jenes modernen Sterblichkeitsglaubens daraus über den eigenen Werth oder vielmehr Unwerth des Menschen Nutzanwendungen ableitet.

Denn das Gesetz des Menschen ist ein anderes. Jedes ideale Streben, sei es auf sittliche Vervollkommnung, sei es auf intellectuelle oder künstlerische Ziele gerichtet, überschreitet die engen Dimensionen, welche dem Zeitleben des Individuums gestellt sind. Dies ist ein praktisch unableugbares, thatsächliches Axiom, dessen einschneidende Wahrheit jeder an sich selbst erproben kann, sofern überhaupt der Ernst eines idealen Strebens in ihm zum Durchbruch gekommen ist. Es schließt nothwendig, sei es dunkel gefühlt oder deutlich gedacht, das Postulat der Ueberzeitlichkeit, des Fortschreitens über die engen Grenzen zeitlicher Dauer für seinen Träger in sich.

Dennoch ist der einzige und einzig denkbare Träger solchen Strebens nur der Einzelne, niemals die Gattung; denn jeder geistige Fortschritt, jede Perfectibilität des Ganzen, geht nur vom Einzelnen aus, und allein durch diesen hindurch verbreitet sie sich langsam und allmählich über die Gemeinschaft. Im Culturprocesse wirkt gar nicht mehr die Gattung, wie im Zeugungsprocesse natürlicher Individuen; dieser ist hier zum bloßen Mittel herabgesetzt, um das Geistesindividuum hervorzubringen. In der Sphäre des Geistes ist der Einzelne völlig an die Stelle der Gattung getreten.

Wer daher überhaupt einen Culturfortschritt der Menschheit zugibt, der hat damit auch implicite, wenn er nur folgerichtig bis zu Ende denkt, die Ueberzeitlichkeit und innere Ewigkeit des Individuums zugegeben.

Gefällt es dem Leser, diese hier kurz angedeutete Gedankenreihe tiefer zu erwägen und selbständig sich anzueignen, so wird er an seinem eigenen Urtheil ermessen, wie unendlich seicht und oberflächlich dem Kundigen jenes modern-sentimentale Gerede erscheinen müsse von dem nothwendigen Untergange und Selbstopfer des Einzelnen, „damit" die unsterbliche Gattung fortschreite. Das wahre Verhältniß ist dadurch auf den Kopf gestellt; in der Menschheit, weil sie eine Gemeinschaft von Geistern ist, tritt die Gattung völlig zurück. Das Gattungsleben des Menschen ist nur das Mittel und Zwischenglied, um der Erzeugung unsterblicher Individuen zu dienen, deren zusammenwirkende Gemeinschaft allein die Menschheit und den Fortschritt der Menschheit hervorbringt.

Eine andere Frage ist es allerdings, ob die Wissenschaft vom Menschen im Stande sei, jenes nothwendige Postulat seiner Unsterblichkeit durch objective Gründe zu bestätigen, ihre Möglichkeit wenigstens zu erweisen, dem Sinnenscheine seiner Vergänglichkeit zum Trotz. Es leuchtet ein, daß dies gründlich nur geschehen kann, indem die besondere Frage in einen umfassendern Zusammenhang von Analogien aufgenommen wird. Es gibt keine Einzelgründe oder Einzelbeweise für die Unsterblichkeit, darum aber auch ebenso wenig gegen dieselbe. Vielmehr ist dies besondere Problem auf die ganz allgemeine Frage zurückzuführen: ob der Menschengeist als Individualwesen den realen Weltsubstanzen beizuzählen sei oder ob er der Phänomenalwelt angehöre, sei es als Product zusammengesetzter Wirkungen, sei es als vorübergehende Erscheinung (Personification) eines allgemeinen, an sich unpersönlichen Pneuma.

Es läßt sich nämlich der strenge Beweis führen (und ein Nebenerfolg desselben ist es eben, der auf die Lehre von der „ewigen Materie" gebracht hat, oder genauer und zugleich correcter ausgedrückt: von qualitativ unveränderlichen physikalischen „Atomen", welche an sich selbst unsichtbar und unsinnlich durch ihre wechselnden Verbindungen und Lösungen den Schein eines unaufhörlichen Wechsels sinnlicher und vergänglicher Dinge hervorbringen: eine Lehre, die im beschränkten Kreise ihrer physikalischen Geltung ganz richtig und unantastbar, nur dadurch verwerflich, ja lächerlich wird, indem sie auch die Erscheinungen des Seelenlebens, das Bewußtsein und die Einheit des Selbstbewußtseins aus solchen eigenthümlichen Stoffmischungen erklären zu können sich einbildet): es läßt sich erweisen, daß, eben um jenen endlosen, aber doch streng gesetzmäßigen Wechsel vergänglicher Erscheinungen hervorzubringen, eine geschlossene Anzahl unvergänglicher Weltsubstanzen ihnen zu Grunde gelegt werden müsse, welche durch ihre wechselnden Verbindungen und Trennungen das Phänomen jener Vergänglichkeit erzeugen, während sie an sich selbst unzerstörbar beharren. Die wahren Ursachen fallen daher gar nicht in die Sphäre der sinnlichen Erscheinungswelt; diese ist selbst nur das Product von Wirkungen, welche von unvergänglichen Wesen ausgehen. Im Reiche des eigentlichen Geschehens, hinter dem Vorhange des Sinnlichen, findet kein Entstehen und keine Vergänglichkeit statt.

Damit ist zugleich erwiesen: das Sichtbare und Palpable in der Natur ist die Wirkung eines an sich Unsichtbaren, Nichtpalpabeln, das Sinnliche ist seinem Wesen nach ein Un- oder Uebersinnliches. Greiflicher Stoff, sichtbare Materie und Reales, Beharrliches sind direct entgegengesetzte, wechselseitig sich ausschließende Begriffe. Das Materielle ist nicht das Reale, das Reale nicht materiell, weil dies blos die phänomenale Wirkung immaterieller Wesen und Ursachen sein kann.

Hiermit ist der Lehre von der „ewigen Materie" im Sinne heutiger Materialisten völlig der Boden entzogen, indem sich zeigt, daß sie den Kern des eigentlich Realen und der wahrhaften Ursachen der Dinge nirgends erreicht, sondern ganz in Einverständniß mit dem gewöhnlichsten Sinnenaberglauben, im blos Phänomenalen herumtappt.

Dazu kommt von anderer Seite noch die durch Physik, Physiologie und Psychologie übereinstimmend begründete Einsicht, daß der ganze Inhalt unserer Sinnenempfindungen von lediglich subjectivem Charakter sei und das wahre Ansich der Realwesen und ihrer Eigenschaften gar nicht

auszudrücken vermöge. Die Gesammtheit dessen, was wir Sinnenwelt nennen, ist nur das Product einer Wechselwirkung zweier selbständiger Factoren: der auf die Seele mittels ihres Organismus geschehenden Einwirkung der Realwesen und der selbständig darauf reagirenden Gegenwirkung des Seelenwesens.

Daraus aber folgt für die eigene Beschaffenheit der Seele eine neue, entscheidende Begriffsbestimmung. Es wäre durchaus widersprechend, die Seele den blos phänomenalen und sinnlichen Dingen beizuzählen, und dies heißt zugleich: sie in den Kreis des phänomenalen Entstehens und Vergehens herabzuziehen, so gewiß sie am Produciren dieser phänomenalen Welt den wichtigsten, ja hälftigen Antheil hat. Mit andern Worten: Sie selbst kann nur als übersinnliches Realwesen gedacht werden, weil die gesammte Sinnenwelt erst auf dem Augpunkte ihres Bewußtseins entsteht und nachweisbares Product dieses Bewußtseins ist, jenseit deren daher ihr eigenes wahrhaftes Wesen nothwendig fallen muß.

In den Zusammenhang dieser allgemeinen Wahrheiten aufgenommen wird nun der Satz: daß dem Geiste nicht nur übersinnliches Wesen, sondern auch übersinnliche Dauer beizulegen sei, nichts Befremdliches mehr haben. Es ist doch sicherlich das Geringste dessen, was man der Menschenseele, erweislich dem vollkommensten unter den Dingen, welche im Umkreise unserer Erfahrung liegen, zugestehen darf, daß ihr dieselbe innere (ideale) Dauer zukomme, welche einem jeden physikalischen Atome, jeder Dynamide der Natur beigelegt werden muß, die innerhalb aller ihrer Wandlungen dennoch nach dem Gesetze der Beharrung der Kraft in ursprünglicher Integrität verbleiben.

Diese metaphysische Dauer oder Unzerstörbarkeit jedes Real- und darum auch des Seelenwesens ist jedoch mitnichten schon dem Begriffe der Unsterblichkeit gleichzuachten, wie sie für den menschlichen Geist allein Werth und Bedeutung haben kann. Diese schließt nothwendig als weitere Bedingung die Erhaltung der Persönlichkeit und der Identität ihres Bewußtseins in sich, kurz die Gewißheit eines bewußten Zusammenhangs zwischen dem gegenwärtigen Leben und dem künftigen, in welches letztere wir den Gesammterfolg, den innern Ertrag gleichsam, unsers gegenwärtigen Wandels unverkürzt mit hinübernehmen.

Für die Möglichkeit einer solchen „persönlichen" Fortdauer gibt es nun abermals keine einzelnen directen Beweisgründe, aber auch ebenso wenig einzelne direct widerstreitende Gegenbedenken. Die Frage theilt sich in eine Reihe von physiologischen, psychologischen und religionsphilosophischen Einzeluntersuchungen, deren Gesammterfolg erst zu der abschließenden Einsicht sich zusammenfaßt: daß im Reiche des Geistes nicht mehr wie in der Natur die Gattung das Unsterbliche und Fortzeugende sei, daß hier an deren Stelle die Einzelpersönlichkeit trete, welcher anthropologischerseits dieselbe Substantialität und innere Dauer zukomme, die in der Natur nur die Gattung besitzt, und welche in psychologischer Hinsicht, um ihrer geistigen, im Sinnenleben unerschöpften Anlagen und ihrer darin begründeten Perfectibilität willen, eben als Persönlichkeit auch auf bewußte Fortdauer Anspruch habe.

Was nun zur Behandlung der Unsterblichkeitsfrage auf dieser breitern Grundlage und aus tieferreichenden Gründen die bisherige anthropologische und psychologische Wissenschaft vorgearbeitet habe, sei uns hier kurz anzuführen erlaubt, freilich auf die Gefahr hin, daß demjenigen, welcher, ohne den tiefern Zusammenhang zu kennen, nur flüchtige Kunde davon nimmt, manches parador und unverständlich erscheinen möge. Ein solcher wäre nach dem Gesetze der Billigkeit, ehe er sein definitives Urtheil abgibt, an die vollständige Ausführung dieser Gedanken zu verweisen, wie sie die hier einschlagenden Werke des Referenten („Anthropologie" und „Psychologie") gegeben haben. An gegenwärtiger Stelle möge es als ein Gedankenferment gelten, anregend vielleicht für manche zu weiterm Forschen, und für alle wenigstens ein deutlicher Protest gegen die unaussprechlich seichte Aufklärerei unserer Modematerialisten!

Zuvörderst läßt der gänzliche Ungrund des sinnlichen Aberglaubens sich aufdecken, daß der leibliche Tod dem Wesen des Geistes und seinem Bewußtsein etwas anzuhaben, es zu gefährden oder in seiner Grundbeschaffenheit zu ändern im Stande sei. Die Leibesgestalt (die „innere Leiblichkeit") bleibt bei der äußern Entleibung vollkommen unversehrt, gerade ebenso und aus denselben Gründen, wie sie schon während des Sinnenlebens, bei dem steten Wechsel der äußern Stofftheile des Leibes, das einzig Beharrende und beharrlich Gestaltende ist. Wir haben den „pneumatischen Leib" nicht erst künftig zu empfangen, wie die Theologen meinen; er ist schon gegenwärtig in unserm sinnlichen Leibe als das wahrhaft Substantielle und Dauerhafte in ihm.

Darum ist auch die Quelle unsers Bewußtseins nicht abhängig von den äußern leiblichen Bedingungen. Wie die „Psychologie" erweist, hat sie im ursprünglichen Triebleben des Geistes ihren bleibenden und unzerstörbaren Grund. Der äußere Organismus mit seinem gesammten Sinnenapparate schließt diese ursprüngliche, Bewußtsein erzeugende Kraft des Geistes zwar in eine bestimmte Form und Richtung ein; ihr Gesammtergebniß ist eben damit als (bloßes) „Hirnbewußtsein" zu bezeichnen. Aber diese Form ist weder die einzig mögliche, noch auch factisch die einzig wirksame, wie gewisse, schon während des Lebens sporadisch eintretende Geistes- und Bewußtseinszustände erweisen können, welche man aufs treffendste als eine „Anticipation des Todes" bezeichnen darf. Unser gegenwärtiger Geistes- und Bewußtseinszustand trägt nachweislich schon die Keime und Spuren des künftigen in sich.

Aber eine noch tiefere und erst erschöpfende Begründung des Unsterblichkeitsglaubens ergibt sich uns, wenn wir den Gehalt der Ideen ins Auge fassen, welchen ins Bewußtsein hervorzubilden die specifische Function des „Geistes" ausmacht. Dieser Gehalt ist es, welcher dem Leben des Geistes erst Werth verleiht, um deswillen er die Fortdauer recht eigentlich verdient und deren bedarf.

Doch verstehe man uns richtig. Nicht dadurch erst gewinnt die Menschenseele die sonst etwa ihr fehlende Eigenschaft innerer Dauer, daß sie sich zum Leben in den Ideen erhebt, daß sie sich entsinnlicht und veredelt. Dies erzeugt jenen halbirten, aristokratischen Unsterblichkeitsglauben, welcher nur die hervorragenden Genien, oder ist er theologisch gefärbt, die Gläubigen, „Wiedergeborenen" der Fortdauer werthhält, die übrigen aber der Vernichtung verfallen sein läßt: eine willkürliche, und wie wir erachten müssen, sogar verderbliche Lehre, indem sie den Unsterblichkeitsbegriff im ganzen aufs tiefste gefährdet. Denn entweder wird dadurch auf höchst gewaltsame Weise die Menschheit in zwei streng geschiedene Geschlechter sterblicher und unsterblicher Seelenwesen auseinandergerissen, während im Widerspruche damit die unbefangene Erfahrung zwischen den niedrigsten und den höchsten Geistern nur stetige Uebergänge und allmähliche Abstufungen aufzufinden vermag. Oder ebenso willkürlich und dualistisch legt jene Hypothese der bewußten Erhebung ins Geistige die unbegreiflich magische Wirkung bei, das physisch vergängliche Seelenwesen in ein physisch unvergängliches zu verwandeln; oder endlich läßt sie, nicht minder willkürlich und dualistisch, die „göttliche Allmacht" bei dieser Umwandlung ins Mittel treten.

Völlig anders glauben wir die Sache betrachten zu dürfen. Dem Menschengeiste kommt an sich schon innere Ewigkeit zu; er theilt sie auf völlig erweisliche Art mit den übrigen Realwesen der Schöpfung. Aber eine andere Fortdauer ist die des Rohsinnlichen, geistig Unerweckten, eine andere die des in der Idee lebenden Menschen; wiewol jener allgemeine Begriff der Seelenfortdauer nicht ausschließt, daß noch jenseit dieses Lebens geistige Wandlungen vorgehen können, welches wenigstens als Hoffnung auszusprechen Gründe genug übrigbleiben.

Auch für diesen im menschlichen Bewußtsein und Glauben tiefeinschneidenden Unterschied im künftigen Lose der Seelen glauben wir bei den weltgeschichtlichen Religionen des Menschengeschlechts einen treffenden und sehr ausgeprägten Ausdruck nachweisen zu können. Es ist nicht sowol der Gegensatz von Seligkeit und Unseligkeit, von „Himmel" und „Hölle", welcher erst aus einer sehr hochstehenden ethisch-religiösen Grundanschauung erwachsen konnte; es ist die uralte und weitverbreitete Lehre von der „Seelenwanderung", deren gefürchtetes Unheil eben darin besteht, indem die an sich unvergängliche Seele, statt ihrem höhern Ziele fortschreitend sich anzunähern, ganz vergleichbar einem ebenso unvergänglichen Naturatome, in den Kreislauf zweck- und zielloser Wandlungen hinausgestoßen sein soll. Und vor diesem Fluche zu schützen hat der Buddhismus seine (vielfach misverstandene) Lehre von der „Nirvana" in Bereitschaft. Nach ihr findet die Seele durch Zurückziehung ihres Bewußtseins und ihres Triebes aus der Scheinwelt des Sinnlichen Ruhe vor dem tumultuarischen Umtriebe des Naturkreislaufs. Zur Lehre von der Seelenwanderung, als der abstractesten Form des Naturglaubens an die Seelenfortdauer, gehört unvermeidlich, wie es scheint, die Lehre von der Nirvana, die schon darum und auch noch aus andern Gründen, welche die neuere Forschung ins Licht gestellt hat, keineswegs, wie man gewöhnlich meint, auf eine Vernichtung des Seelenwesens hinausläuft. Aber die nicht erträumte, sondern echte, objective Nirvana ist das Leben im „Geiste", in den Arbeiten und Genüssen der Ideenwelt und im Gefühle des Fortschreitens durch die Gaben des Geistes.

Dies geisterfüllte, darum auch begeisterungsvolle Leben in der Ewigkeit und unerschöpflichen Fülle stets neu sich offenbarender Ideen beginnt aber nach der wahren Ansicht nicht erst mit dem Tode, und noch weniger bedarf es dazu des Sterbens. Vielmehr wenn wir selbst das irdische Dasein in seinem Kerne oder nach dem, was darin als einzig Dauerndes, Vollgenügendes, Seligmachendes sich erweist, gründlich erfassen wollen, werden wir schon in ihm dieser wesenhaften Ewigkeit und stillempfundenen Seligkeit theilhaftig und treten auch mit unserm Bewußtsein in ihre Gewißheit ein. Dann ist der irdische Tod auch für unser Selbstgefühl das Gleiche geworden, was er in Wahrheit oder objectiver Weise ist: ein für den wahrhaften Bestand des Geistes völlig gleichgültiges und unwesentliches Ereigniß. „Tod, wo ist dein Stachel, Hölle (Schein der Vernichtung, der Wesenlosigkeit), wo ist dein Sieg!"

Dies in seinen Umrissen (wie sie allein hier gegeben werden können) ist, behaupten wir, der Glaube heutiger Wissenschaft an Unsterblichkeit. Er ist nicht nur, wie gleichfalls angedeutet worden, vereinbar mit gründlicher Naturforschung und mit den Analogien der Erfahrung, sondern er ist schlechthin durch jene, die Naturforschung, gerechtfertigt, und schließt an diese, die Analogien der Erfahrung, stetig sich an. Aber er ist auch, was ein andermal gezeigt werden soll, in seinem Ursprunge der uralt menschliche, in seiner Ausbildung der wahrhaft christliche und einzig humane, sofern das Christenthum nicht blos nach seiner bisherigen dogmatischen Fassung zu gelten begehrt, sondern inwiefern es als die höchste welthistorische Religion des heiligenden Geistes und der allversöhnenden Liebe erkannt wird, welche es seinem Princip nach in Wahrheit ist.

Dieser Glaube an Fortdauer im Geiste und durch den Geist bleibt aber nichts blos Vereinzeltes, keine abgesonderte Meinung, die ohne Einfluß auf die übrigen menschlichen Ueberzeugungen für sich bestehen könnte. Sie hat, in voller Lebendigkeit erfaßt und in ihren entscheidenden Folgen überschaut, eine so durchgreifende Wirkung auf die gesammte Lebensauffassung des Menschen, daß sie sein theoretisches Denken nicht minder, wie sein praktisches Verhalten umbilden muß, daß sie aber auch umgekehrt erst im Zusammenhang einer umfassenden wissenschaftlichen Weltansicht ihre volle Bestätigung erhalten kann. Kaum sagen wir daher zu viel, wenn wir behaupten, daß diese Ueberzeugung die höchste Blüte aller Bildung, darum aber auch das höchste Ziel aller Wissenschaft, namentlich der Speculation sein müsse. Daher kann sie aufs mannichfachste dargestellt, kann von sehr verschiedenen

Ausgangspunkten in sie eingeführt werden. Beispiel und Beitrag dazu sind die beiden bedeutenden Werke, deren wir am Eingange gedachten und zu deren näherer Charakteristik wir nunmehr uns wenden.

Immanuel Hermann Fichte.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Ostafrikanische Studien.

Ostafrikanische Studien von Werner Munzinger. Mit einer Karte von Nordabyssinien und den Ländern am Mareb, Barka und Anseba. Schaffhausen, Hurter. 1864. Gr. 8. 3 Thlr.

Die europäischen Eroberungen in Afrika erringen fast jedes Jahr ein immer größeres Terrain; ich meine aber nicht die blutigen Eroberungen durch Kanonen und Bajonnete, sondern die friedlichen, segenbringenden der europäischen Wissenschaft. Alljährlich unternehmen kühne Gelehrte gefahrvolle Reisen in die noch weniger bekannten Länder jenes heißen Erdtheils und schildern uns dann Klima, Boden, Pflanzen, Thiere und Menschen nebst deren Sitten und socialen Verhältnissen. Vorstehendes Werk bringt hauptsächlich Untersuchungen über die Nordgrenzen Abyssiniens. Der Verfasser vereinigte sich am 1. Juli 1861 in Massua mit der deutschen Expedition zur Aufsuchung Eduard Vogel's, besuchte das Land der Marea und verfolgte mit der Gesammtexpedition den Anseba stromaufwärts bis Tsasega, setzte über den Mareb bei seiner Quelle und kam über Godofelassie an den äußersten Abhang des Sarae zum Dorfe Mai schela. Während nun von hier Herr von Heuglin und Dr. Steudner gegen Südabyssinien aufbrachen, kamen Th. Kinzelbach und der Verfasser durch das Land der Bazen und der Barea über Algeden nach Kassala. Von Kassala gelangten sie über Chartum nach Kordofan, von wo sie wieder umkehrten. Er schildert also die Völker, welche „von Meer zu Nil die Nordgrenzen Abyssiniens einnehmen. Hier berührt sich das ägyptische Reich mit Abyssinien; hier streiten sich Christenthum und Islam in unmittelbarer Nähe", sagt der Verfasser. „Als Bewohner der Tieflande sind sie den Bewohnern Abyssiniens entfremdet; werden sie auch Aegypten unterthan, so sind sie doch zu weit vom Mittelpunkt des Staates entfernt, um auch der Vortheile theilhaftig zu werden, die mit der Abhängigkeit verbunden sind. So sind sie beiden fremd: im Süden haben sie eine Monarchie, im Norden eine andere; sie sind von beiden abhängig und gehören doch eigentlich zu keiner; sie werden besteuert, aber nicht regiert, und so haben sie die Freiheit, ihr eigenthümliches Leben, Sitte und Recht treu zu bewahren."

Der Verfasser beschäftigt sich vorzugsweise mit den socialen und staatlichen Verhältnissen der Völker; die klimatischen und Bodenverhältnisse sowie das Pflanzen- und Thierreich berührt er nur nebenbei. Seine Bemerkungen über Staat, Recht, Politik und Sprache sind höchst belehrend und noch in keinem andern Werke so ausführlich dargestellt. Mit treffenden Schilderungen charakterisirt er die Völker in ihren Beziehungen zu den Nachbarstaaten. Ueber Aegypten und Abyssinien bemerkt er, daß beide zu hoher Cultur geeignet, aber doch von jeher in einem freundlichen und feindlichen Dualismus gestanden haben. „Freilich stehen sich, seit Aegypten den Islam angenommen hat, die beiden auch religiös feindlich gegenüber. Wir sehen ferner in Aegypten seit undenklichen Zeiten den Staat, wie er das Individuum herabwürdigt, während in Abyssinien die zerrissene, gebirgige Natur des Bodens die Einheit verhindert und den Staat auf sein Minimum reducirt. Deswegen konnte es dem starken Mehemed-Ali mit verhältnißmäßig wenig Mühe gelingen, Aegypten zu regieren, während der abyssinische Theodoros noch immer mit halbem Erfolg die Anarchie bekämpft." Ebenso treffende Schilderungen erhalten wir über die Politik der europäischen Staaten in Bezug auf jene Länder und Völker; die Schattenseiten und Misgriffe werden gerügt und Fingerzeige zum Bessern gegeben. Außer der wahrhaft gründlichen wissenschaftlichen Darstellung aller Staatsverhältnisse gibt der Verfasser auch gelegentlich eine mehr poetische Schilderung von Land und Volk; er schreibt: „Wer je Abyssinien gesehen hat, wird immer mit Bewunderung an diese afrikanische Schweiz zurückdenken, am südlichen Ende des Rothen Meers gelegen, schroff gegen dessen Gestade hinabstürzend, langsam gegen die oberägyptischen Wüsten sich abstufend. In breiten Terrassen erhebt sich Abyssinien bis über 10000 Fuß und seine Gipfel lassen unsern Alpenkönigen nur den ewigen Schnee. Die weiten Hochebenen sind durch Klüfte zerrissen; die wilden Winterströme, von tropischem Regen geschwollen, graben sich tiefer und tiefer schauerliche Abgründe und die Zeit erweitert die schmalen Klüfte zu breiten Tiefthälern, die mit der Pracht ihrer tropischen Vegetation uns verführen. Aber wehe dem Anwohner! Da lauert die geringelte Boa auf dem schmalen Weg; da ist das Jagdgebiet des Löwen und der Elefant weidet friedlich; da schreckt dich das blasse Fieber aus dem paradiesischen Traum. Die Natur will den Menschen hier nicht zum Zeugen ihrer Pracht haben. Und doch wie schön! Das hohe schilfige Gras verschlingt den Reiter; nur mühevoll tritt er sich einen Pfad, wenn nicht die Elefantenheerde ihn schon geebnet hat. Die weitästige Sykomore mit ihrem ungeheuern, hochragenden Stamm und den breiten Blättern bietet ihre Feigen und ladet in ihren ewigen nächtigen Schatten. Die ast- und blätterarme Adansonia verwundert dich mit ihrem fetten Leib und ihrem mürben kraftlosen Holz. Hier ist Urwald; frisch sproßt das neue Gras aus der nie abgeräumten nutzlos verfaulenden Weide." Nach weitern ausführlichen Schilderungen erklärt er dann Abyssinien für das schönste Land von Afrika; „seine Bewohner sind ganz verschiedenen Ursprungs, doch hat sie das Klima einander ähnlich gemacht und das Interesse dem Auslande gegenüber geeinigt". Diese Einigung ist aber sehr locker, denn der Verfasser erzählt uns selbst zahlreiche Streitigkeiten und erklärt, daß diese fortwährenden Fehden deshalb so bald noch nicht enden werden, weil, wegen der oben geschilderten Terrainverhältnisse und noch so mancher andern Ursachen, keine geordnete Gesetzgebung und gute Verwaltung das Land beherrscht, sondern absolute Machtsprüche und barbarische Strafen. Damit wird aber kein geordnetes Staatsleben erzielt. Auch ist es umringt von Feinden, wie die Rose von den Dornen, sagt der Verfasser. Im Norden, wo das Hochland in Stufen abfällt und endlich in unabsehbare Tiefebenen sich endet, da wohnen mohammedanische Völker, meist rebellische Kinder des Hochlandes, die hellfarbigen Habab, die Leute von Barka; ihnen folgen noch nördlicher die altnomadischen fremdredenden Hadendoa. Im Westen begrenzt Abyssinien das Nilland, türkischer Herrschaft unterworfen; im Süden das halb mohammedanische, halb teufelanbetende Reitervolk der Galla. Hauptsächlich hat es aber jetzt die innern Feinde zu fürchten, die Anarchie, den Verfall seiner Religion und Sitte; denn das Volk ist seit Jahrhunderten nicht vorwärts, sondern rückwärts geschritten.

Die Völker vom Rothen Meer bis zum Gash theilt der Verfasser in folgende drei Klassen: die erste Klasse bilden die Ag'azi, auch Aethiopen genannt, bei denen das Tigré vorherrscht. Dazu rechnet er die Bewohner des Samhar und der Küste bis Aqiq; die Stämme des Anseba (Habab, Bedjuk, Mensa, Bogos, Takue, Marea), einzelne Ansiedelungen im Barka (Beit Bidel), Algeden, Sabderat und die Hallenga. Alle diese Völker haben einen innern Zusammenhang, sie sind Abyssinier, alte Christen und bedienen sich des reinsten äthiopischen Idioms, des Tigré. Die zweite Klasse bilden die von Norden kommenden Beduinen mit der Sprache To'bedauie, rein vertreten durch die Hadendoa und die Besharin, zwischen Nil und Meer weidend bis an die Grenzen Aegyptens. Die dritte Klasse bilden die Völker der Bazen (Kunáma) und der Barea. Alle diese Stämme sind mehr oder weniger gemischt; ihre Staats- und Rechtsverhältnisse, sowie ihr ganzes sociales Leben in Sitten und Gebräuchen werden mit der gründlichsten Sachkenntniß beschrieben, wie es nur selten von Touristen geschieht.

Ueber die in diesen Gebieten herrschenden Sprachen citire ich noch einige Bemerkungen des Autors:

„Vorerst müssen wir die zwei Hauptsprachen hervorheben, die sich die abyssinischen Grenzvölker streitig machen, das Tigré und das Bedanie, die beide erst jenseit des Gash vom Arabischen begrenzt werden. Das Tigré oder Chassa, wie es in Barka genannt wird, ist die Sprache der Bewohner von Dahalak, der Beduinen des Samhar und der Beni Amer des Söhel bis zur Höhe von Aqiq. Es beherrscht ferner die Habab, die Mensa, Bedjuk, die Marea und den Gan Gümmegan. Von den Bogos und den Takne wird es wenigstens verstanden. Die Beni Amer theilt es mit dem Bedanie, sodaß die Leute von Söhel nur Tigré sprechen, die Leute des Barka sich mehr dem Bedanie zuneigen, obgleich das Tigré überall verstanden wird. Es ist ferner die Sprache der Algeden, Sabderat und Hallenga, obgleich diese drei Stämme sich theilweise auch des Bedanie bedienen. Bei den Barea wird es immer üblicher. Seine Grenze gegen das Arabische ist bei dem Stamme Menn'a am Gash. Man weiß, daß das Tigré mit dem G'eez die innigste Verwandtschaft hat; es ist also grammatikalisch und lexikalisch eine durchaus semitische, dem Arabischen und Hebräischen verwandte Sprache; es ist die Schwester des Tigriña, welches das abyssinische Hochland diesseit des Takkazé beherrscht. Die zweite Hauptsprache ist das To'bedanie oder die Beduinensprache, die Muttersprache der Hadendoa und der Bescharin, zum Theil auch der Beni Amer im Barka; es ist die eigentliche originelle Sprache der Nomaden zwischen Nil und Meer bis zu den Grenzen Oberägyptens. Sie wird auch von den Nachbarvölkern besonders am Nil häufig verstanden." Ueber diese uralte Sprache gibt der Verfasser eine ausführliche grammatikalische Abhandlung, welche auch für den Nichtsprachforscher Interesse haben wird. „Die dritte Sprache von Bedeutung ist die Sprache der Bazen oder Kunáma. Sie steht ganz einzeln da; selbst mit der Sprache der Barea hat sie nur wenige Wörter gemein. Ihre südliche Grenze ist das abyssinische Shiré und Walkait, östlich scheidet sie der M'areb vom Dembelas, westlich der Atbara vom Arabischen. Das Nere wird nur von den Barea von Higr und Mogoreb gesprochen. Endlich finden wir das Belen, einen Dialekt des Agau, bei den Bogos und durch Adoption auch bei den Takue einheimisch. Ueberschreitet man den Gash gegen Westen, so finden wir die arabische Sprache, die das Nilland zum größten Theil beherrscht und sich bis Kordofan, ja an die Grenzen von Darfor erstreckt. Nur das schmale Nilthal von Dongola bis Assuan wird von zwei Dialekten der Nubasprache beherrscht."

Jedermann ersieht aus diesen Citaten, daß das Werk nicht zur flüchtigen Touristenliteratur gehört, sondern zu den gründlichsten wissenschaftlichen Reisewerken. Der Verfasser lebte schon früher mehrere Jahre in Afrika, blos zu dem Zwecke, die speciellsten Studien über Land und Leute zu machen. Naturforscher scheint er nicht zu sein, denn er gibt uns weder geologische, botanische noch zoologische Untersuchungen, wol aber Staatsmann und Culturhistoriker; auf diesen Gebieten läßt er nichts Menschliches unberührt. Wir erhalten ausführliche Darstellungen über Staat, Recht, Politik, Religion, Sprache, Wohnung, Geräth, Viehzucht, Ackerbau, Handel, kurz gesagt über alle denkbaren menschlichen Verhältnisse. Nach der gewöhnlichen Angabe zahlreicher Geographien und flüchtiger Reisewerke sind fast alle Bewohner Afrikas Nomaden. Dies ist aber nur bei wenigen wilden Stämmen der Fall; viele treiben Ackerbau und Viehzucht, auch wol Handel. Die Barea und Kunáma sind durchaus Ackerbauer; Viehzucht bleibt ihnen auch da, wo das Klima sie erlaubt, eine Nebensache, sagt der Verfasser. Das wahre Eigenthum besteht also in Grundstücken und deren Ertrag, dem Getreide. Der Pflug ist kleiner als der abyssinische, hat aber die gleiche rohe Einrichtung; der leichte, sehr fette Alluvialboden erleichtert den Ackerbau sehr. Von Düngung ist selten die Rede; von Abwechselung der Getreidearten ebenso wenig. Scheint der Acker mager zu werden, so ist Land genug da, um ihn ruhen zu lassen. Doch kann dasselbe Land oft mehrere Jahre lang immer wieder bewirthschaftet werden. Auch kann man Afrikas Klima nicht durchgehends als ein mörderisches bezeichnen; diejenigen europäischen Reisenden, welche, wie der Verfasser und Speke bei seiner Nilquellenentdeckung, Jahre hindurch dort verweilten, schildern es uns als zum Theil sehr gesund und paradiesisch schön. Nur in den tiefen, sumpfigen Thälern und in den öden Sandwüsten herrscht der Tod in grausiger Gestalt. Speke beschreibt die Gegenden am Nyanzasee und am obern Nil herunter als gesund, und wünscht selbst mit einer liebenden Gattin dort wohnen zu können. Was aber dennoch die Ansiedelung der Europäer in jenen paradiesischen Zonen noch viele Jahre verhindern wird, ist nicht etwa die Wildheit der dortigen Bewohner — denn die Mehrzahl derselben vergilt Freundschaft mit Freundschaft und tritt den Europäern nicht feindlich entgegen, wenn diese sich friedlich nahen —, sondern der überall dort herrschende Despotismus. Der Despotismus, dieses größte Uebel der Menschheit, ist es, welcher die Niederlassung der Europäer unmöglich macht. Jeder große und kleine Häuptling bettelt und erpreßt von den durchreisenden Europäern zahlreiche Geschenke, und selbst nachdem sie dieselben erhalten, überfallen sie oft dennoch den nichts Böses ahnenden Touristen aus dem Versteck. Und wehe demjenigen, der nicht eine große Begleitung und gute Schießgewehre zur Verfügung hat!

Schließlich citire ich noch eine Bemerkung des Verfassers über den Namen „Neger", der so vielen afrikanischen Volksstämmen beigelegt wird.

„Was den Neger betrifft, so weiß ich nicht, was man darunter versteht und am allerwenigsten begreife ich den Namen Negersprache. Diese Klassifikation ist höchstens dazu da, eine ganze Masse uns unbekannter Volks- und Sprachtypen unter einem Namen zusammenzuwerfen, ein bequemes aber nicht richtiges Verfahren. Von weitem angesehen, dem Europäer absolut entgegengehalten, steht der Afrikaner allerdings als ein ganz besonderer Mensch da; aber bei genauerer Beobachtung weiß der aufrichtige Reisende nicht mehr, wo der Neger eigentlich anfängt, und der Glaube an die absolute Rassentrennung verschwindet mehr und mehr."

Als Collectivname kann derselbe immer noch in Geltung bleiben, wenn man auch die einzelnen Volks- und Sprachtypen noch besonders schildert und klassificirt. Auch unter dem Namen „Russen" versteht man ja ein Völkergemisch von charakteristischer Verschiedenheit, und jeder andere Collectivname begreift dieselben Varietäten in sich. Die Abyssinier will der Verfasser auch nicht Aethiopen genannt wissen, sondern einfach Semiten, weil die abyssinischen Hauptsprachen, das Tigré und das Tigriña, als lebende Töchter des Geez semitisch sind, welche schon vor zwei Jahrtausenden landesüblich waren. Die Sklaverei, meint er, sei in Afrika schwer auszurotten; er wünscht daher, daß die Consuln wenigstens die Europäer am Sklavenhandel verhindern möchten, sodaß auch die Wilden zwischen freundlichen christlichen Kaufleuten und feindlichen mohammedanischen Räubern unterscheiden könnten. Nur dadurch würde der Weiße Fluß (Nil) dem europäischen Handel geöffnet werden und die Entdeckung seiner Quellen für Afrika und Europa Segen bringen.

Eine Specialkarte über Nordabyssinien und die Länder am Mareb, Barka, Anseba u. a. gibt uns eine deutliche Veranschaulichung jener Erdzone.

Johann Schuchl.

Hamilton's Erzählung „L'enchanteur Faustus".

Mit Beziehung auf Goethe's „Faust".

Unter den märchenhaften Erzählungen des geistreich witzigen Antoine Hamilton, dessen gesammelte Werke in Goethe's Geburtsjahr zuerst erschienen, findet sich auch eine, welche unsern Zauberer Faust zum Gegenstand hat und ohne Zweifel noch weniger als die andern damals vielgelesenen Märchen Hamil-

ton's u. a. Goethe unbekannt, ja auch auf seine Darstellung der Faustsage nicht ohne allen Einfluß geblieben ist.

Hamilton beginnt seinen „L'enchanteur Faustus", wie alle seine Erzählungen, mit einer in Versen abgefaßten Ansprache. Der Ruf der Königin Elisabeth, dieser strange pucello, über welche er weidlich spottet, war auch nach Deutschland gedrungen, wo ein gewisser Fauste, den er des Reims wegen, wie es auch im Volksbuche geschieht, zuweilen Faustus nennen werde, sich auf die Post gesetzt habe, um an ihren Hof zu reisen und sich persönlich zu überzeugen, ob sie wirklich so ausgezeichnet in guten Eigenschaften sei. Er habe alles gewußt, bemerkt Hamilton, was im Reiche der Sterne und Planeten sich ereigne, und der Satan habe ihm wie ein Hund gehorcht. Viele Kunststücke und unschädliche Possen seien ihm bekannt gewesen, so habe er z. B., wenn er es gewollt, eine Herzogin in ihren Kutscher verrückt gemacht, einen Erzbischof seine Köchin besingen und ihr in der Nacht Ständchen bringen lassen. Auch habe er zuerst den Mädchen gelehrt, an gewissen Tagen Rosmarin, Löwenzahn, Schnepfenknochen und andere Dinge dieser Art unter das Kopfkissen legen, um ihre künftigen Liebhaber im Traume zu sehen. Die Königin sei durch die vielen Geschichten, die man von ihm erzählt habe, auf ihn neugierig geworden, und seit sie ihn gekannt, fast verrückt über sein Wissen und sein Benehmen. Eines Tags habe sie den Zauberer kommen lassen, als sie sich eben so reizend als möglich gemacht. Da er ihre Einbildung gekannt, daß sie das schönste Weib ihres Königreichs sei, habe er dieser geschmeichelt und sie auf feine Weise als Esther bezeichnet. Die Königin habe es an einem Zeichen ihrer Gunst nicht fehlen lassen, darauf aber geäußert, könnten die berühmten Schönheiten der vergangenen Jahrhunderte wieder erscheinen, so würde sich zeigen, daß er ihr schmeichle. Auf seine Frage, ob sie diese sehen wolle, habe sie ihn beim Wort genommen. Hamilton betheuert der Dame, welcher er diese Geschichte erzählt, das, was sie jetzt hören werde, habe sich wirklich ereignet. Der Dichter Sidney, ein Günstling der Königin, habe es unter manchen andern Begebenheiten seines Lebens ausführlich berichtet, und der verstorbene Herzog von Ormond es ihm mehr als einmal aus dieser Quelle erzählt.

Unser Zauberer, fährt Hamilton fort, bat die Königin, sich in eine kleine Galerie in der Nähe ihres Gemachs so lange zurückzuziehen, bis er sein Buch, seinen Stab und sein großes schwarzes Kleid geholt habe. Seine Abwesenheit dauerte nicht lange. An jedem Ende der Galerie befand sich eine Thür; durch die eine traten die Personen ein, welche die Königin sehen wollte, durch die andere gingen sie heraus. Nur zwei Personen waren außer der Königin Zeugen des Schauspiels, Graf Essex und Sidney. Die Königin saß in der Mitte der Galerie, rechts und links von ihrem Stuhle standen die beiden Günstlinge. Um diese, sowie um ihre Herrin zog der Zauberer geheimnißvolle Kreise mit allen in solchen Fällen üblichen Gebräuchen; einen andern zog er um sich selbst, ließ aber einen Raum zwischen ihnen frei, worin die Erscheinungen auftreten sollten. Darauf bat er die Königin während der Erscheinung kein Wort zu sprechen und nicht zu erschrecken, was sie auch sehen werde. Das letztere war unnöthig, da sie weder Gott noch den Teufel fürchtete.

Auf die Frage, welche der verlebten Schönheiten sie zuerst zu sehen verlange, erwiderte die Königin, der Zeitfolge nach müsse er mit der schönen Helena beginnen. Faust, dessen Gesicht etwas verändert schien, sagte ihr: „Halten Sie sich gut!" Während Sidney und Essex bei der Beschwörung in Angst geriethen, zeigte Elisabeth nicht die geringste Aufregung. Nach einigen hergesagten Formeln schrie Faust, da er die Galerie zittern und die beiden Helden ganz außer sich sah, wie eine Furie: „Erscheine, Tochter der Leda, und zeige dich gehorsamst in unserer Gegenwart so, wie Venus auf dem Ida dich dem Paris versprochen hat." Gleich darauf sah man sie am Ende er Galerie, ohne daß man bemerkt hätte, wie sie eingetreten war. Helena erschien in griechischer Tracht; ihre Kleidung unterschied sich nicht von der unserer Operngöttinnen. Ihr Kopfputz bestand aus vielen Federn, die über den Kopf herabhingen, und über ihnen war ein schönes Geschmeide; ihre schwarzen Haare hingen in Ringen vorn bis zum Gürtel, hinten bis zum Kreuz herab; ihre Bandschleifen schlugen ihr beim Gehen anmuthig wider die Knie und die aus reichem korinthischen Brocat bestehende Schleppe, welche sie nach lacedämonischer Art trug, war wenigstens vier Ellen lang. Nachdem sie einige Zeit stehen geblieben war, wandte sie sich gerade zur Königin hin, um besser gesehen zu werden, verabschiedete sich mit einem gewissen zwischen mild und wild liegenden Lächeln und verschwand durch die andere Thür. Die Königin rief darauf: „Wie? Ist dies die schöne Helena? Ich bilde mir auf meine Schönheit nichts ein, aber ich will des Todes sterben, wenn ich meine Gestalt, wäre das möglich, gegen die ihrige vertauschen möchte." — „Ich habe es Ew. Majestät gesagt", erwiderte der Zauberer, „und doch haben Sie jene in ihrer höchsten Schönheit gesehen." Graf Essex meinte, sie habe noch immer sehr schöne Augen. „Ja", erwiderte Sidney, „sie sind groß, schön geschlitzt, schwarz und glänzend; aber bei allem diesem sagen ihre Blicke etwas?" — „Gar nichts", erwiderte der Günstling. Die Königin, deren Gesicht an diesem Tage roth wie ein Hahn war, fragte, da von Helena's Gesicht die Rede war, wie man ihre Porzellanfarbe finde? „Porzellanfarbe?" schrie der Graf, „vielmehr ist es ganz von Fayence." — „Möglich", fuhr sie fort, „daß solche Augen zu ihrer Zeit Mode waren, aber gestehen müssen Sie, daß es in keinem Jahrhundert gestattet war, so gestaltete Füße zu haben wie sie." An der Kleidung fand sie nichts auszusetzen, vielmehr wollte sie diese der Mode ihrer Zeit vorziehen.

Auf den weitern Wunsch der Königin ließ Faust die Mariamne, die Gattin des Herodes, erscheinen, aber, da diese schon den wahren Gott gekannt hatte, beschwor er sie auf andere Weise als die Heidin, indem er sich viermal gegen Osten, dreimal gegen Süden, zweimal gegen Westen und nur einmal gegen Norden wandte. Elisabeth und ihre beiden Günstlinge waren von dieser noch weniger erbaut als von der schönen Helena; erstere tadelte auch ihr Betragen gegen ihren Gatten, der recht gehabt habe, ihr den Kopf abschlagen zu lassen. Faust aber behauptete, alle Geschichtschreiber hätten sich in Bezug auf Mariamne geirrt; Herodes habe dieselbe nur deshalb so bestraft, weil er durch seine Schwester Salome erfahren, daß sie den Gott Abraham's, Isaak's und Jakob's angerufen, sie von ihrem alten Hahnrei von Mann zu befreien.

Als die Königin bald darauf die Kleopatra zu sehen wünschte, nahm Faust seine Mütze, verwandelte sie mit drei Schlägen seines Stabes in eine ganz weiße, sehr artige große Frau, berührte sie mit dem einen Ende seines Stabes und blies in das andere, worauf diese wie der Blitz verschwand. In sieben Minuten kam die Frau mit der berühmten Kleopatra zurück, welche am Ende der Galerie den Boden betrat. Bei ihrem Erscheinen wurde die Galerie von den köstlichsten Wohlgerüchen des Glücklichen Arabien erfüllt. Ihr Hals war stark entblößt, ein Band von Rubinen und großen Diamanten schürzte ihr Gewand weit oberhalb des linken Knies. Was von ihrer Person nicht bedeckt war, erschien ganz deutlich durch eine durchsichtige Gaze, worein sie gehüllt war. Als sie sich entfernt hatte, schrie die Königin wie rasend, man solle ihr Papier unter der Nase verbrennen, da die Salbe, womit diese Mumie eingerieben worden, ihr Beschwerden mache. Sie fand Kleopatra noch unerträglicher als Helena und Mariamne, und spottete darüber, daß sie sich wie Diana geschürzt habe, um ihr Bein zu zeigen, welches das häßlichste von der Welt sei. Auch die beiden Günstlinge ließen es an ähnlichen Aeußerungen ihres Misfallens nicht fehlen.

Faust erbot sich darauf, da diese fremden Schönheiten nicht nach dem Geschmack der Königin seien, ihr eine ihrer Landsmänninnen zu zeigen. England, das immer vollendete Schönheiten zu erzeugen vermocht, wie sie an der Königin selbst

sähen, würde ihnen wol einen ihrer Aufmerksamkeit würdigern Gegenstand darbieten in der Erscheinung der schönen und unglücklichen Rosamunde. Nachdem Sidney die Geschichte dieser Geliebten Heinrich's II. erzählt, zeigte Elisabeth eine große Ungeduld, dieselbe vor sich zu sehen. Faust bemerkte schmeichelnd, in der Neigung der Königin zu Rosamunde verrathe sich ein geheimer Trieb, da nach der Ueberlieferung und einigen Denkwürdigkeiten jener alten Zeit die schöne Rosamunde Elisabeth ziemlich ähnlich gewesen sei, aber, wie man wol glauben könne, häßlicher. „Laßt uns sie sehen!" sprach die Königin. „Aber, ich befehle Euch, Sidney, daß Ihr sie mit äußerster Genauigkeit, sobald sie erschienen ist, beobachtet, damit Ihr, falls wir es der Mühe werth halten, eine wohlgetroffene Beschreibung davon machen könnt." Auf Faust's Beschwörung erschien Rosamunde sofort am Ende der Galerie. Je näher sie kam, um so mehr gefielen Blick und Gestalt, sodaß die Anwesenden in verschiedenen Ausrufen ihre Freude und Verwunderung zu erkennen gaben. Faust hatte sie in der Tracht erscheinen lassen, worin sie aus dem Bade kam, in einer einfachen, oben auf dem Kopfe befestigten Haube, einem Schlafrocke von Taffet und einem sehr kurzen Unterröckchen von grauem Tuche, das leicht mit Seide besetzt war. Aber gerade in diesem äußersten Négligé verdunkelte sie nach der Meinung der Zuschauer das Tageslicht. Sie blieb länger als die übrigen Erscheinungen und wandte sich zwei- oder dreimal gegen Sidney, den sie sehr gefällig ansah, als hätte sie den Befehl gekannt, den die Königin ihm ertheilt hatte. Als sie sich entfernt hatte, rief Elisabeth: „Mein Gott! Das hübsche Geschöpf! Nein, ich habe in meinem Leben nichts Anmuthigeres gesehen. Welch ein Wuchs! Welch ein Adel im Blick ohne Ziererei und welch ein ungekünstelter Glanz! Was sagt Ihr dazu, Graf?" Wir übergehen die schmeichlerische Erwiderung von Essex und Sidney's dichterische Beschreibung.

Man berieth sich nun darüber, welche Schöne man nach Rosamunde verlangen solle. Faust meinte, man dürfe England nicht mehr verlassen, und schlug die berühmte Gräfin von Salisbury vor, welche die Gründung des Hosenbandordens veranlaßte; doch die Königin verlangte vor allen noch einmal die schöne Rosamunde zu sehen. Vergebens stellte Faust vor, daß dies bei Beschwörungen nicht wol angehe und der Rückgang der Erscheinungen die seinen frühern Zaubersprüchen unterworfenen Mächte erbittere; die Königin sprach ihre Forderung in einem so ernsten Tone aus, daß Faust sich nicht weigern konnte. Auch seine Versicherung, Rosamunde werde, wenn sie wieder erscheine, weder von dem Orte kommen, wo sie zuerst eingetreten, noch von dem, wo sie verschwunden sei, jeder möge sich in Acht nehmen, da er für nichts stehe: alles dies wirkte nichts; die Königin und ihre Begleiter kannten keine Furcht. Aber diesmal machte die Beschwörung dem Faust viel Mühe; zuletzt mußte er zum kräftigsten Zaubermittel seine Zuflucht nehmen, er sprang drei Schritt vorwärts, indem er den kleinen Finger der rechten Hand an das linke Ohr hielt, und ertheilte sich selbst drei Schläge, indem er aus vollem Halse Rosamunde! schrie. Beim dritten Schlage stieß plötzlich ein Windstoß mit Gewalt ein großes Fenster auf, durch welches die reizende Rosamunde mitten in der Galerie auf die Erde trat. Der Zauberer war in Schweiß gebadet; während er diesen sich abtrocknete, ließ die Königin, welche Rosamunden noch unvergleichlich liebenswürdiger als das erste mal fand, einen Augenblick ihre gewöhnliche Klugheit vor Uebermuth der Freude fahren, trat aus ihrem Kreise mit offenen Armen und rief: „Ach meine theure Rosamunde!" Kaum hatte sie das Wort gesprochen, so erschütterte ein gewaltiger Donnerschlag das ganze Haus, ein dicker schwarzer Rauch erfüllte die Galerie, und einige neuentstandene Blitze schlängelten sich um ihre Spitzen, daß die Zuschauer vor Furcht erstarrten. Als die Dunkelheit allmählich geschwunden war, sah man den Zauberer Faust, alle vier von sich gestreckt, schäumend wie ein wildes Schwein; seine Mütze lag an der einen, sein Stab an der andern Seite, das Zauberbuch zwischen seinen Beinen. Niemand war mit der bloßen Furcht davongekommen. Da die Blitze stärker wurden, hatte Graf Essex die rechte Augenbraue, Sidney den linken Schnurrbart verloren. Man weiß nicht, was die Königin eingebüßt, doch sagt die Geschichte, die Halskrause Ihrer Majestät habe vom Schwefel gelitten und der untere Theil ihres Wulstes unter dem Rocke (vertugadin) sei gebräunt gewesen, sodaß es zum Erbarmen gewesen, ihr zu nahen. Es verstand sich von selbst, daß die Erscheinung der Gräfin Salisbury auf einen andern Tag verschoben wurde, in seiner Quelle, bemerkt Hamilton, finde er gar keine Erwähnung derselben.

Hamilton wollte offenbar hier nur die Eitelkeit der jungfräulichen englischen Königin verspotten. Die Faustsage war ihm wol nur aus der Uebersetzung des ältesten deutschen Faustbuchs bekannt, welches Victor Palma Cayet bereits 1589 als „Histoire prodigieuse et lamentable de Jean Faust, traduit de l'Allemand" erscheinen ließ. Hier wird berichtet, wie Faust dem Kaiser Karl V. an seinem Hofe zu Innsbruck Alexander den Großen und seine Gemahlin erscheinen ließ, welche letztere der Kaiser an einer großen Warze hinten im Nacken erkannte; aber auch die Beschwörung der Helena fand Hamilton im Volksbuche. Am Weißen Sonntage kommen die Studenten bei Faust zusammen. Da einer von ihnen den Wunsch äußerte, einmal die schöne Helena aus Griechenland zu sehen, so erklärte sich Faust bereit, diesen Wunsch zu erfüllen, doch unter der Bedingung, daß keiner dabei ein Wort sprechen oder vom Tische aufstehen dürfe. Er entfernt sich und als er wieder ins Zimmer tritt, folgt ihm Helena auf dem Fuße: eine lange Gestalt, im köstlichen Purpurkleide; ihr goldfarbenes Haar hängt bis zu den Knien herab. Als sie sich entfernt hat, wünschen die Studenten diese wunderbare Schönheit noch einmal zu sehen, um sie malen zu lassen. Faust schlägt ihnen dies ab, verschafft ihnen dagegen eine Abbildung der schönen Griechin. Beide Erscheinungen finden sich auch in Marlowe's dramatischer Dichtung, die Hamilton kaum gekannt haben dürfte. Unsere Puppenspiele lassen den Faust am Hofe viele biblische Gestalten darstellen, dann auch den Tod der Lucretia. Davon wußte Hamilton natürlich gar nichts; was er nach der Entfernung der Helena folgen läßt, ist ganz eigene Zuthat. Die gewaltsame Art, wie Hamilton die Gespenstererscheinung auflöst, dürfte dem deutschen Dichter beim Schlusse des ersten Acts des zweiten Theils vorgeschwebt haben. Dort will Faust die Helena ergreifen, um sie den Händen des Paris zu entreißen, gegen den er den magischen Schlüssel wendet. Der Astrolog bemerkt, wie sich Helena's Gestalt trübt, und als Faust auf Paris den Schlüssel richtet, ruft er: „Weh uns, wehe! Nu! im Nu!" worauf die scenische Bemerkung folgt: „Explosion, Faust liegt am Boden. Die Geister gehen in Dunst auf." Die Aehnlichkeit ist gar zu groß, als daß man die Vermuthung abweisen könnte, Goethe sei zu dieser Auflösung durch Hamilton gekommen, wenn er die Sache auch in ganz anderer Weise wendete.

Von Hamilton's übrigen Märchen nahm Goethe in seine eigenen märchenhaften Erzählungen keinen einzelnen Zug auf, aber wir dürfen kaum bezweifeln, daß diese größern Einfluß auf seine Darstellung geübt als die von Voltaire, obgleich Goethe, selbst als Schiller in Bezug auf das Märchen ihm schrieb, seine Frau finde es mit Recht im Voltaire'schen Geschmack, ihm erwiderte, er sei schon zufrieden, wenn einer von den hundert Kobolden des Alten von Ferney darin spuke. Der freie, sich über alle Schranken frisch hinwegsetzende, heiter bewegte Schwung der Einbildungskraft in Goethe's Märchen hat viel mehr von Hamilton als von Voltaire, nur hat Goethe in seine Märchen eine sinnige Bedeutung gelegt, während Hamilton sich mit einer lustigen Unterhaltung begnügt. In Goethe's Märchen am Ende der „Unterhaltungen" scheint eine gewisse Einwirkung von Hamilton's Märchen „Le belier" nicht zu verkennen. Hamilton's Märchen ist eigentlich aus einer scherzhaften Deutung des Namens Pontalie hervorgegangen, den die Herzogin von Grammont, Hamilton's Schwester, einem reizenden Lustschlosse beigelegt hatte,

das vor seiner Herstellung den Namen Moulineau führte. Den Namen Moulineau gibt er einem hier früher herrschenden Riesen; eine Brücke, auf welcher der Riese später im Kampfe fällt, wird von dem in einen Widder verwandelten Prinzen von Noisy über die Wasser gezaubert, mit welchen der Druide, der Vater der Nymphe Alie, auf deren Bitte das Schloß des Riesen, dessen Liebe sie verschmäht, umgeben hat. Bei Goethe läuft alles auf die Brücke und den am Flusse stehenden Tempel hinaus, mit deren Herstellung das Märchen schließt; ein Riese tritt auch bei ihm auf, er fällt aber nicht im Kampfe, sondern wird in eine mächtige Bildsäule verwandelt, deren Schatten die Stunden zeigt, während des Riesen Schatten verderblich gewesen war. Hamilton hat die ganze Geschichte aus seiner Deutung des Namens Pontalie aus Pont-d'-Alie herausgesponnen. Wenn bei den übrigen Erzählungen der „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" Goethe den Stoff von außen erhielt — daß die Geschichte von dem Pochen unter den Schritten des Mädchens sich im Hause eines Herrn von Pannewitz wirklich ereignet, wissen wir jetzt aus einem Briefe der Frau von Stein an Schiller's Gattin —, so bot ihm Hamilton bei diesem Märchen nur die Stimmung und gleichsam den Ausgangspunkt. In dem Märchen „Der neue Paris", das Goethe erst im Juli 1811 dictirte, erinnert der Ruf der beiden Staare: „Paris, Paris!" und „Narciß, Narciß!" an die Elstern in Hamilton's „Histoire de Fleur d'Epine", welche immer den Namen Tarare rufen.

Heinrich Düntzer.

Zur Criminalliteratur.

Enthüllungen aus dem Criminalleben. Zweiter Theil: Criminalerzählungen herausgegeben von F. F. Engelberg. Leipzig, Wilfferodt. 1864. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Den ersten Theil dieser Enthüllungen aus dem „Criminalleben" haben wir in Nr. 4 d. Bl. besprochen. Dieser erste Theil trug als Nebentitel: „Authentische Aufzeichnungen und Erzählungen von unschuldig Verurtheilten." Der Nebentitel fehlt beim zweiten Theile. Auch nennt sich der Herausgeber des zweiten Theils nicht mehr Buchwald, sondern Engelberg. Trotz dieser Aenderungen scheint die Fortsetzung des Werks aus demselben Bedürfnisse wie der erste Theil entsprungen zu sein. Trat jener erste etwas schüchtern auf, so scheint sich dieser zweite schon sicherer zu fühlen. Er führt sich ohne jede Vorrede ein. Vielleicht thut er dies deshalb, weil er von dem Wege, auf welchem der erste Theil ging, in etwas abgewichen ist. Wir haben es nämlich, wie schon bemerkt ist, nicht mehr mit „unschuldig Verurtheilten", sondern gerade im Gegentheil mit „recht Schuldigen" zu thun. Betonten wir beim ersten Theile, daß der Frau Justitia eine gewisse Blindheit, der Mangel an Einsicht vorgeworfen, ihr wol gar auf einen Augenblick die Schellenkappe der Einfalt aufgedrückt würde, so müssen wir diese Besonderheit beim zweiten beschränken, da wir es in ihm ja nicht mehr mit „Unschuldigen" zu thun haben.

Vier verschiedene Geschichten bietet der zweite Theil. Drei sind recht schaurigen Inhalts, die vierte streift mehrfach ins Tragikomische. Diese, ein „Postkassendiebstahl" betitelt, spielt in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts. Der Diebstahl war an der Kasse der königlichen Postexpedition zu Steina verübt und zwar mittels Einbruchs zur Nachtzeit. Ein langes Gewebe von Enthüllungen muß gelöst werden, bis endlich die Thäter überführt werden können. Für Gauner oder solche, die es werden wollen, enthält die Geschichte prächtige goldene Fingerzeige, wie man die Langfingerei am einträglichsten betreiben und, wenn man hinter Schloß und Riegel gesetzt worden, nach Amerika entwischen und von Hamburg aus einen Brief des rührendsten Schuldbekenntnisses an das Gericht abschicken könne. Für bedeutender indeß halten wir die Geschichte: „Ein Doppelmord." Als Einleitung zu dieser Enthüllung bringt der Herausgeber einige Bemerkungen, die wir wol halb und halb als Vorrede zu dem Buche ansehen dürfen. Er läßt sich da über die Unparteilichkeit des Richters aus, an welche stets Ansprüche erhoben würden, die beinahe unmöglich seien; er hebt hervor, daß der gefährlichste Feind der richterlichen Selbständigkeit die öffentliche Stimme sei. Diese werde laut, sobald es sich um ein schweres Verbrechen handle, denn entweder die That selbst oder die Person des Thäters mache sie reden. „Die öffentliche Stimme", schreibt der Verfasser, „sucht sich stets Geltung zu verschaffen, wenn ein Mensch vorsätzlich und mit Ueberlegung getödtet worden ist. Der Mord ist das entsetzlichste Verbrechen, das verübt werden kann, der Mörder der verabscheuungswürdigste von allen Verbrechern. .... «Du sollst nicht tödten.» Dies Gebot hat jeder Mensch gelernt, auch der Mörder. Und wenn er es wirklich nicht gelernt hätte, wirklich nicht wissen sollte, so ahnt, so fühlt er es doch. Der Mörder kann das vernichtete Leben nicht zurückgeben, nicht wieder herstellen; er kann aber auch die That nicht durch Reue und Buße sühnen. Mit seiner Ergreifung, mit seiner Einschließung in das Gefängniß hört alle Freiheit auf, auch die des Geistes. Die Kette, die der Mörder trägt und tragen muß, um ihn und die Gesellschaft sicherzustellen, hält nicht nur die Bewegungen des Körpers in enge Grenzen, sie beschränkt gleichzeitig auch die geistige Thätigkeit auf einen ganz kleinen Kreis. Das Lesen in der Heiligen Schrift und in andern christlichen Erbauungsbüchern füllt diesen Kreis vollständig aus. Aber das genügt und befriedigt nicht. Einmal können nur wenige davon Gebrauch machen, weil die überwiegende Mehrzahl das Lesen entweder gar nicht oder doch so mangelhaft erlernt hat, daß die Worte nicht im Zusammenhange ausgesprochen werden können, und das andere mal, weil an ein Verständniß des Gelesenen in den allerseltensten Fällen zu denken ist. Und wenn auch das wäre, so würde doch immer nicht der eigene Wille zu solcher Unterhaltung hingedrängt haben, es würde der heilige Ernst fehlen, mit welcher dieselbe bethätigt und bewahrheitet werden muß."

Das Ereigniß, welches dem Herausgeber zu diesen Bemerkungen Anlaß gegeben, ist ein am 5. Januar 1850 im Dorfe Dachwitz verübter Doppelmord. Der Herausgeber gesteht, daß ihm während seiner langjährigen Thätigkeit gerade dieser Criminalfall deshalb von ganz besonderm Interesse gewesen ist, weil er über die Schuldfrage in Betreff zweier Angeklagten nicht mit sich ins Reine kommen konnte. Obschon nun eigentlich an der wirklichen Schuld der bei diesem Criminalfalle betheiligten Angeklagten nicht gezweifelt werden kann, so hat sich doch der eine Verurtheilte bisjetzt nicht zu einem Geständnisse bewegen lassen und der zweite sich durch Selbstmord diesem Geständnisse entzogen. Auf den Criminalfall näher einzugehen kann uns natürlich nicht im Zwecke d. Bl. dünken. Das Materielle dieses Falls wie vieler ähnlichen Fälle verliert durch ein Nacherzählen in aller Kürze an Werth. Wie wir über die Criminalgeschichten-Literatur im allgemeinen denken, haben wir mehrfach ausgesprochen und wiederholen es hier nicht. In den vorliegenden Fällen beruht das Hauptinteresse darauf, daß dieselben dem Herausgeber als Juristen persönlich nahetreten. Das ließe sich freilich auch von vielen andern Autoren von Criminalgeschichten, so auch von dem Matador dieser Geschichten, von Temme, geltend machen; allein wie es mit dem Thatsächlichen und den freien Zuthaten in den meisten Criminalgeschichten bestellt ist, das brauchen wir nicht weiter auseinanderzusetzen. Wir erkennen diesem zweiten Theile der criminalistischen Enthüllungen bereitwillig dasselbe Lob zu, welches wir dem ersten Theile spendeten.

Doch wir haben erst die beiden ersten Fälle dieses zweiten Theils erwähnt. Berühren wir auch die beiden andern flüchtig, so scheint uns der an dritter Stelle gebotene „Alte Trapsenmann" die am wenigsten spannende Geschichte zu sein. In dem letzten Stücke dagegen werden wir durch das psychologische Interesse für den Frevler um so mehr angeregt, als der Criminalfall aus den kleinlichsten Anlässen hervorgeht und mit einem Morde abschließt. Die Schuld entspringt aus übermäßigem kleinstädtischen Ehrbegriff, sie

entbehrt aber keineswegs tragischen Effects. Dieser letzte Fall betitelt sich „Der Schützenkönig“. Wer wüßte nicht, wie wenig in den meisten kleinen Städten dazu gehört, damit jemand anrüchig werde. Wie muß diese Anrüchigkeit ein Schützenkönig empfinden, der am Tage vor dem Schützenfeste des Holzdiebstahls beschuldigt und infolge davon aus der Schützengilde ausgestoßen wird! Wer glaubt nicht, daß der für anrüchig erklärte Schützenkönig auf Rache sinnt und daß er diese Rache mit der Ermordung dessen, der ihn des Diebstahls bezichtigte, zu kühlen sucht!

Emil Müller-Samswegen.

Neue Erzählungen von Melchior Meyr.

Novellen von Melchior Meyr. Stuttgart, Cotta. 1863. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Ich gestehe, daß ich ein neues Buch von Melchior Meyr jedesmal mit günstigem Vorurtheil in die Hand nehme. Dieser Schriftsteller, bekanntlich ein Glied des münchener Dichterkreises, macht durch den ganzen Charakter seiner Arbeiten einen wohlthuenden und gewinnenden Eindruck. Vor allen Dingen möchte ich auf die religiös-sittliche Grundstimmung hinweisen, die als der innerste Lebensathem seine Schöpfungen durchweht. Dazu kommt dann eine echt vaterländische, freiheitlicher Entwickelung zugewandte Lebensanschauung, ein hier und da hervortretender, köstlich sprudelnder Humor, eine durch wissenschaftliche und philosophische Studien gehobene humane Bildung. Füge ich nun noch hinzu, daß die Form eine wohlgepflegte, sorgfältig behandelte zu sein pflegt, so scheint das eben erwähnte Vorurtheil durch die Antecedentien des Schriftstellers gerechtfertigt.

Auch bei den vorliegenden Novellen hat mich dasselbe nicht getäuscht. Zwar die zweite Novelle der Sammlung, „Verlust und Gewinn“ überschrieben, scheint mir in der That einen zu geringen stofflichen Inhalt in übergroßer Breite auseinanderzulegen, wozu noch kommt, daß der Grundgedanke nicht eben neu genannt werden kann, die Erfindung aber theilweise so recht eigentliche Romanhülfsmittel nicht verschmäht hat. Dagegen ist die erste Novelle „Die zweite Liebhaberin“ in ihrer Art ein kleines Cabinetsstück psychologischer Entwickelung und höchst gelungener Individualisirung. Dabei ist die Darstellung so ruhig dahinschwebend, so in sich gefestet, daß wir den Eindruck bester Prosa empfangen. Auch in dieser Novelle erinnert die Darstellung, wie ich schon bei einem frühern Werk des Verfassers anmerkte, an die Ludwig Tieck's in seinen Novellen, ohne daß von Nachahmung oder Manier entfernt die Rede sein könnte. Auch die stellenweise humoristische Färbung streift an die Tieck'sche Weise, ohne daß sie aufhört originell zu sein. Ist die Schilderung der Wirkungen einer versificirten Tragödie, wie sie der natürliche Gegner des Trauerspiels, der Regisseur des Lustspiels, in unserer Novelle gibt, nicht höchst ergötzlich?

„Wir geben also eine versificirte Tragödie — was ist, kurz und bündig gesagt, der Effect? Das Publikum — in nicht allzu großer Zahl — sitzt erwartungsvoll, und die pathetischen Verse beginnen. Irgendeine Greuelthat ist schon verübt oder wird verübt, zunächst mit glücklichem Erfolg. «Triumph», ruft das Verbrechen, «Rache» die Tugend. Man streitet, man tobt, man rast, wobei nicht selten das nervenerschütternde Spiel noch durch einen greulichen Lärm hinter den Coulissen verstärkt wird. Der Frevler, unter dem Beistand höllischer Dämonen, wehrt sich verzweifelt. Endlich, krach, trifft ihn der Blitz, die Execution gelingt, der Tod heimst ein, und der Vorhang fällt. Die Zuschauer, wenn sie mit ihren Gedanken nicht schon lange daheim oder im Wirthshause sind und die ganze, meist drei bis vier Stunden dauernde Handlung mitgeduldet haben, fühlen sich geschüttelt und gerüttelt, in dumpfe Verwirrung gesetzt, und gehen mit zerschlagenen Gliedern weg, trotz der Verse, und trotzdem daß sie zu der grausigen Action sehr natürlich geklungen haben.“

Ein Stück gesunden Humors thut immer wohl und wir möchten den Verfasser bitten, dieser Seite seiner Darstellung, zu der er so viel mitbringt, größere Ausdehnung zu geben.

In Summa: Wer sich an den Sensationsromanen mit ihrem Höllengewürz den Geschmack verdorben hat, für den sind die Meyr'schen Romane und Novellen nicht; wer aber über Knalleffecten und Seifenblasen noch nicht den Sinn für das Einfache und Gute eingebüßt hat, der wird sich immer wieder gern den Arbeiten dieses Schriftstellers zuwenden und an denselben sich erfreuen.

August Henneberger.

Polenschriften.

Der Menge von Büchern, die Polen und Polenfreunde infolge der letzten unglücklichen Revolution der Niobe unter den Nationen in Deutschland veröffentlicht haben, reihen sich noch folgende zwei an:

1. Zwei Regierungen in Warschau. Reiseskizzen von Stephan Poles. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1864. Gr. 16. 25 Ngr.
2. Lorber und Cypresse. Romantisch-historische Bilder aus Polens Freiheitskämpfen von C. Kron. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1864. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Das Schriftchen „Zwei Regierungen in Warschau“ von Stephan Poles (Nr. 1) enthält die mit der Lebhaftigkeit einer jungen Phantasie und der nationalen Begeisterung gemachten Erfahrungen eines Polen, der Mitglied der Lapinski'schen Expedition war, welche an der schwedischen Küste scheiterte, und dann als geheimer Emissär der Nationalregierung nach Warschau ging, um etwas zu besorgen, was er nicht erzählt. Seine Beobachtungen auf der Reise von Paris nach Warschau sind ebenso harmlos, wie seine eigenen Erlebnisse. Was er über Warschau und die Russenwirthschaft daselbst erzählt, ist von Zeitungsberichten theils überholt, theils anderweitig ausführlicher bekannt geworden. Mehrmals setzt der Verfasser mit großem Pathos an, von den „zwei Regierungen“ in Warschau zu erzählen; er berichtet aber nur über die Maßregeln der russischen Despotie, während er über die geheime polnische Nationalregierung durchaus nichts mittheilt und kein Geheimniß ihrer Existenz lüftet, obgleich dies ohne jede Indiscretion geschehen konnte und seinen Mittheilungen wirklichen Werth verliehen hätte. Jetzt ist auch infolge der Ereignisse der Reiz des Geheimnißvollen, der diese Institution umschwebte, geschwunden, welcher erst durch eine wirkliche und umfassende Geschichte derselben wieder erweckt werden kann.

„Lorber und Cypresse“ von C. Kron (Nr. 2) hat mit der jüngsten polnischen Revolution nichts zu thun; dies Buch verdankt aber dem Mitgefühl, welches dies Ereigniß anfangs erregte, seine Entstehung. Es bietet eine romantisch drapirte Lebensgeschichte Kosciuszko's, eines Helden, der von dem Verfasser mit großer Begeisterung in den verschiedensten Phasen seines Lebens geschildert wird. Die Anlage des Ganzen ist nicht ohne Talent, aber die Durchführung nicht überall in der künstlerischen Weise gelungen, wie sie zur Wirkung nothwendig wäre. Einige Partien, in denen Kron polnische Sitten und polnisches Leben schildert, den Hof von Stanislaus August, ferner die sich durchziehende romantische Geschichte der Geliebten Potocki's, treten viel interessanter und gelungener hervor, als die eigentliche Hauptgeschichte, Kosciuszko. Außerordentliche Beeinträchtigung geschieht dem sichtlich mit Liebe gearbeiteten Werke durch den unerträglichen Dithyrambenstil, der gerade das Gegentheil von dem bewirkt, was der Verfasser damit zu erzielen glaubte.

32.

Notizen.

Eine Denkrede auf Bogumil Goltz.

Börne's Denkrede auf Jean Paul hat sich Otto Spielberg in seiner kleinen „Denkrede auf Bogumil Goltz" (Grünberg, Levysohn) zum Vorbilde genommen, doch das Vorbild etwas zu sklavisch nachgeahmt, indem Börne'sche Wendungen fortwährend in seine Rede hineinklingen. Börne sagt z. B.: „Jeder Schlag des Herzens schlägt uns eine Wunde und das Leben wäre ein ewiges Verbluten, wenn nicht die Dichtkunst wäre." Spielberg sagt: „Jeder Augenblick schlägt uns eine Wunde und jede Stunde nimmt ein Stück Leben hinweg." Das ist doch kein Abdruck „avant la lettre". Wir sind weit davon entfernt, in einer Zeit kritischer Nörgelei eine warme Begeisterung verketzern zu wollen; doch man kann des Guten auch zu viel thun, und bringt dadurch eine nicht beabsichtigte Wirkung hervor.

Ach, wie ist es doch erfreulich,
Solchen Jüngling noch zu finden,
Jetzt in unsrer Zeit, wo täglich
Mehr und mehr die Bessern schwinden —

ruft Heine aus, voll Begeisterung über einen Verehrer, der abends in Gesellschaft „seine göttlichen Gedichte" recitirt. Solche Begeisterung ist ebenso erquicklich für den Poeten, wie gefährlich für denselben. Spielberg hat gewiß in Bezug auf einzelne Vorzüge von Goltz, die er scharf hervorhebt, vollkommen recht; doch die Ueberschwenglichkeit seiner mit Bildern überladenen Darstellung wirkt störend und oft komisch. So wenn er sagt: „Inmitten dieser Culturabenteuer und tagesgeschichtlichen Windesbrausen kann nur ein Engel mit feurigem Schwert erlösend auf uns wirken. Ein solcher Engel, aber ein buckeliger, der zu allem Volke mit schmetternder Posaune spricht, ist Bogumil Goltz." An einer andern Stelle heißt es: „Wer Goltz nicht gelesen, hat gar nichts gelesen", und zum Schluß: „Das 20. Jahrhundert wird in ihm seinen Genius sehen, wie das 19. Jahrhundert in Lessing, in Schiller und Fichte. Amen!" Ne quid nimis — Goltz hat mit jenen Heroen den sittlichen Reformationseifer gemein, aber sonst ist der Vergleich mit diesen so unglücklich wie möglich. Wenn der Denkredner sagt: „Seine Werke zusammengestellt, bilden einen Geistesdom, dessen Mosaikarbeit man nicht genug bewundern kann", so trifft er gerade mit diesem hinkenden Vergleich die schwache Seite der Goltz'schen Begabung. Von künstlerischer Architektonik, wie sie zu einem „Dom" gehört, ist bei Goltz keine Spur, wol aber ein überladener Reichthum genialer „Mosaikarbeit". Schiller hat große Kunstwerke geschaffen, Fichte ein philosophisches System: wie kann ein geistvoller Aphorist mit diesen verglichen werden? Und was Lessing betrifft, so würde dieser Autor mit seiner Schärfe, Klarheit und logischen Präcision in Goltz keineswegs seinesgleichen begrüßt, sondern an der glitzernden musivischen Arbeit des Humoristen kritisch tüchtig herumgemustert haben. Eher bietet Jean Paul verwandte Seiten, doch ist auch dieser ein bedeutenderes humoristisches Compositionstalent, wir erinnern nur an seinen „Titan". Cuique suum! Goltz ist ein origineller, paradoxer Sittenmaler von reichem Geist und Gemüth. Abraham a Sancta Clara sieht ihm oft über die Schulter; aber er ist kein großer Dichter und Denker, wie Schiller und Fichte, denn ihm fehlt nicht nur die Beherrschung der künstlerischen und wissenschaftlichen Form, ihm fehlt überhaupt jede Form, und selbst das Streben, eine solche zu gewinnen, wie es bei einem Vertreter der freispielenden Laune auch nicht anders erwartet werden kann.

Paul Heyse's dramatische Dichtungen.

Paul Heyse läßt im Verlage von Wilhelm Hertz in Berlin seine „Dramatischen Dichtungen" erscheinen. Das erste Heftchen enthält das Schauspiel: „Elisabeth Charlotte." Solche Sammlungen dramatischer Schriften sind schon insofern wünschenswerth, als sie uns das Gesammtbild der Autoren vorführen, während das Publikum bisher nur durch die vereinzelten Aufführungen dieses oder jenes Stücks mit ihnen bekannt wurde. Wir werden auf den Dramatiker Paul Heyse zurückkommen, sobald eine größere Zahl seiner Stücke im Druck vorliegt.

Weber's illustrirter Kalender.

J. J. Weber's „Illustrirter Kalender für 1865" liegt in eleganter Ausstattung vor, ein gerngesehener und bereits eingebürgerter Gast. Die Chronik des Jahres 1864 ist bis zum Herbst vollständig darin enthalten; auch die statistische Abtheilung zeichnet sich durch gewohnte Vollständigkeit aus. Von den verschiedenen Kalendern, dem chronologischen, dem Geschichtskalender, Militär-, Marine-, Handels-, Gewerbs-, Rechts-, Naturwissenschaftskalendern u. a. heben wir den Literaturkalender als den d. Bl. am nächsten liegenden hervor. Er gibt nicht nur eine vollständige Uebersicht der literarischen Erscheinungen, sondern er spricht auch ein Urtheil über dieselben aus, das bei aller Schärfe doch gerecht ist und mit dem wir uns fast durchgängig einverstanden erklären.

Eine Gedankenharmonie der Posse.

Die Classiker der berliner Posse werden eben in einer „Anthologie" herausgegeben. „Der höhere berliner Possenblödsinn, herausgegeben von Kalauer und Meidinger", betitelt sich diese im Verlag von Eduard Bloch erschienene Blütenlese, welche in der Vorrede als ein Mittel gegen Langeweile und Hypochondrie und als ein Beitrag zur „Herstellung eines gesunden Witzes" gepriesen wird. Es sind meistens einzelne Witze aus den Dialogen der Posse und nur wenige Couplets, welche hier mitgetheilt werden. Neben Kalisch und Dohm, Pohl, Salingré, Weirauch und minder namhaften Tantièmedichtern der zweiten berliner Theater müssen auch die Verfasser von Bluetten, wie Wehl, Schlesinger, Moser u. a. beisteuern; auch Benedix und Holtei fehlen nicht. Es ist schwer, einzelne Stellen aus dramatischen Scenen loszulösen: daran krankt die Sammlung. Im übrigen kann sie als ein Ersatz für die frühern „Witze in der Westentasche" der Commis-voyageurs und als ein Beitrag zur Culturgeschichte des berliner Witzes gelten, der, weil ihm der höhere Humor fehlt, in der Literatur eine bedenklich zersetzende Wirkung ausübt. 33.

Das Runenalphabet semitischen Ursprungs.

In der Deutung der Runen gehen die Ansichten bekanntlich weit auseinander, und soviel man auch bisjetzt untersucht und gestritten hat, immer werden aufs neue Versuche angestellt, die schwierige Frage zu lösen. Neuerdings hat der Professor und Rector des deutschen Nationallyceums in Stockholm, Dr. U. W. Dieterich, es unternommen, in einer kleinen Schrift (Stockholm 1864) das odinische Alphabet (oder genauer das Futhark) durch das semitische Alphabet zu enträthseln. Seine Untersuchung holt etwas weit aus und bringt auch am Schlusse Dinge, die dem Thema zunächst fern liegen, auch gründen sich die linguistischen Anschauungen des Verfassers nicht immer auf die neuesten Errungenschaften der Wissenschaft, sondern deuten öfter auf einen schon antiquirten Standpunkt hin. Was Dieterich zur Begründung seiner Ansicht beibringt, zeugt aber von viel Fleiß und Belesenheit, und wenn sich die einzelnen etymologischen Deutungen nicht alle werden halten lassen und überhaupt an dem ganzen Ergebniß noch gezweifelt werden darf, so wird doch jeder, der sich für die Frage interessirt, manches Ueberraschende und Lehrreiche in Dieterich's Büchlein finden. 4.

Bibliographie.

Altenberg. Ein Roman. Vier Theile. Leipzig, F. Fleischer. 1865. 8. 6 Thlr.

Altmüller, C., Gedichte. Cassel, Krieger. Gr. 16. 22½ Ngr.

Badendieck, C., Aus dem Leben. Gedanken und Erlebtes. Auf seinen Reisen niedergeschrieben. Nordhausen, Büchting. 8. 10 Ngr.

Barach, C. S., Hieronymus Hirnhaim. Ein Beitrag zur Geschichte der philosophisch-theologischen Cultur im 17. Jahrhundert. Wien, Braumüller. Gr. 8. 20 Ngr.

Bartsch, K., Deutsche Liederdichter des 12. bis 14. Jahrhunderts. Eine Auswahl. Leipzig, Göschen. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Beta, H., Deutsche Früchte aus England. Erzählungen und Erlebnisse. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Bouterwek, K. W., Zur Literatur und Geschichte der Wiedertäufer, besonders in den Rheinlanden. 1ster Beitrag. Bonn, Marcus. Gr. 8. 16 Ngr.

Bruch, J. F., Theorie des Bewußtseins. Ein psychologischer Versuch. Straßburg, Treuttel u. Würtz. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Cormon, E. und M. Carré, Lara. Oper in drei Akten. Deutsch von E. Pasque. Musik von A. Maillart. Mainz, Schott's Söhne. Lex.-8. 7½ Ngr.

Ditfurth, M. v., Aus dem Leben des königl. bayerischen Obersten Karl Freih. v. Ditfurth. Beitrag zur Geschichte der Kriege von 1792 bis 1809. Cassel, Krieger. Gr. 8. 25 Ngr.

Guhl, E. und W. Koner, Das Leben der Griechen und Römer nach antiken Bildwerken dargestellt. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 535 in den Text eingedruckten Holzschnitten. Berlin, Weidmann. Lex.-8. 4 Thlr.

Habicht, L., Der Stadtschreiber von Liegnitz. Historischer Roman. Drei Bände. Breslau, E. Trewendt. 1865. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Krohn, W., Die letzten Lebensjahre Ludwig's XIV. Geschichtliche Studie. Vorstudie zu einer „Geschichte der Regentschaft". Jena, Costenoble. 1865. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Loebell, J. W., Die Entwickelung der deutschen Poesie von Klopstocks erstem Auftreten bis zu Goethe's Tode. Vorlesungen, gehalten zu Bonn im Winter 1854 vor einer Versammlung von Männern und Frauen. 3ter Band. — A. u. d. T.: G. E. Lessing. Aus Bonner Vorlesungen. Mit angehängten Annalen der litterarischen Thätigkeit Lessings. Nach des Verfassers Tode herausgegeben von A. Koberstein. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 1865. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Meyer-Merian, T., Die Nachbarn. Ein städtisches Sittenbild aus der Gegenwart. Basel, Bahnmaier. 16. 16 Ngr.

Monod's, A., ausgewählte Predigten. Deutsche Ausgabe. Herausgegeben von F. E. Drechsler. Leipzig, Wilfferodt. 1865. 8. 20 Ngr.

— — Das Weib. Zwei Predigten. Leipzig, Wilfferodt. 1865. 8. 10 Ngr.

Müller, W, Ausgewählte Gedichte. Leipzig, Brockhaus. 16. 20 Ngr.

Nedomansky, F., Kurz gefaßte Grundsätze der Rechtsphilosophie. Brünn. Gr. 8. 1 Thlr.

Notizen aus dem Tagebuche eines Seemannes gesammelt auf den Reisen der königl. preußischen Kriegsflotte in den Jahren 1854—1862. Merseburg. 1863. Gr. 8. 20 Ngr.

Perkmann, R., Geschichte der Cultur in Oesterreich. Einleitung. Wien, Braumüller. Gr. 8. 16 Ngr.

Polenz, G. v., Geschichte des französischen Calvinismus bis zur Nationalversammlung im Jahre 1789. Zum Theil aus handschriftlichen Quellen. 4ter Band. — A. u. d. T.: Geschichte des politischen französischen Calvinismus vom Aufstand von Amboise im Jahre 1560 bis zum Gnadenedict von Nimes im Jahre 1629. 3ter Theil von der Thronbesteigung Heinrichs III. im Jahre 1574 bis zum Tode Heinrichs IV. im Jahre 1610. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 5 Thlr.

Priem, J., Festliche und heitere Stunden. Dramatische Spiele und Gedichte. Nürnberg, Zeh. 1865. 8. 16 Ngr.

Prölß, R., Katharina Howard. Trauerspiel in fünf Acten. Dresden, Kuntze. Gr. 8. 20 Ngr.

Schlüter, C. B., Sinnsprüche aus den Psalmen-Erklärungen des heiligen Augustinus. Münster, Coppenrath. 1865. 16. 25 Ngr.

Schwartz, Marie Sophie, Gold und Name. Eine Erzählung. Aus dem Schwedischen von A. Kretzschmar. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Stein, H. v., Sieben Bücher zur Geschichte des Platonismus. Untersuchungen über das System des Plato und sein Verhältniss zur späteren Theologie und Philosophie. 2ter Theil. — A. u. d. T.: Verhältniss des Platonismus zum klassischen Alterthum und zum Christenthum. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 2 Thlr.

Stolle, F., Die Familie des Generals von Pulverrauch oder ein Frühling auf dem Lande. Ein Erinnerungsbüchlein des alten Dorfbarbiers für seine alte getreue Kundschaft. Leipzig, Keil. 8. 27½ Ngr.

Storm, T., Lenore. Münster, Brunn. 1865. 16. 22½ Ngr.

Trollope, T. A., Die Jugendjahre der Catharine von Medici. Aus dem Englischen von L. von Bischoffshausen. Hannover, C. Rümpler. 1865. 8. 1 Thlr.

Turgénjew, J., Erzählungen. Deutsch von F. Bodenstedt. Autorisirte Ausgabe. 1ster Band. München, Rieger. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Voget, H., Liebe und Leben. Schauspiel in fünf Aufzügen mit einem Vorspiel. Hamburg, J. P. F. E. Richter. 8. 20 Ngr.

Was hast Du wider das Alte Testament? Eine Frage an Bibelleser von dem Verfasser des „Bist Du ein Geistlicher?" (F. F. Majer.) Stuttgart, S. G. Liesching. 8. 15 Ngr.

Wichmann, E. H., Geschichte Altona's. Unter Mitwirkung eines Kenners der vaterstädtischen Geschichte herausgegeben. 1ste Lieferung. Altona, Mayer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Wiechmann, H., Ueber den Bau der einfachen Körper. Eine Hypothese zur Erklärung der wichtigsten Naturerscheinungen. Für die Freunde der Naturwissenschaft. Oldenburg, Schmidt. Gr. 8. 6 Ngr.

Zehmen, Der Graf Espinal oder die rothe Feder. Historischer Roman. Leipzig, Häfele sen. 8. 15 Ngr.

Ziller, T., Grundlegung zur Lehre vom erziehenden Unterricht. Nach ihrer wissenschaftlichen und praktisch-reformatorischen Seite entwickelt. 1ste Abtheilung. Leipzig, Pernitzsch. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Tageslitteratur.

Ein Gegenvorschlag zur Betheiligung Oesterreichs am Welthandel. Von einem österreichischen Industriellen in Böhmen. Wien. Gr. 8. 8 Ngr.

Hertz, W. R., Einfluß der nationalen Idee und Partei auf Schicksal und Gestaltung Dänemarks und Deutschlands. Hamburg, J. P. F. E. Richter. Gr. 8. 6 Ngr.

Drei Parodien auf Schiller's Lied von der Glocke. Von Jocosus Parodista. Nordhausen, Büchting. 1855. 12. 5 Ngr.

Trendelenburg, A., Preussens Wesen in seiner Entwickelung unter dem grossen Kurfürsten, Friedrich dem Grossen und König Friedrich Wilhelm III. Rede gehalten am 3. August 1864. Berlin. 4. 5 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geometrische Rechenaufgaben

oder Aufgaben für Raumberechnungen aller Art.

Ein Uebungs- und Wiederholungsbuch zum Gebrauche an Bürger-, Gewerbe- und Realschulen, sowie zum Selbstunterricht.

Von **Wilhelm Adam.**

Mit 24 in den Text eingedruckten Figuren. 8. Geh. 15 Ngr.

Facitbuch zu den Geometrischen Rechenaufgaben.

8. Geh. 4 Ngr.

Mit dem in den „Geometrischen Rechenaufgaben" dargebotenen Uebungsstoff bezweckt der Verfasser, durch Bildung des Verstandes zur praktischen Fertigkeit im Rechnen zu verhelfen. Das Buch eignet sich ebenso wol zum Gebrauch beim Unterricht wie zu unmittelbarer Anwendung im Gewerbs- und Beamtenleben, wo es hauptsächlich auf ein abgekürztes, das schnelle und sichere Finden der Resultate lehrendes Verfahren ankommt. In dem besonders zu habenden „Facitbuch" ist das einfache Resultat jeder Aufgabe verzeichnet.

Vom Verfasser erschien in demselben Verlage:

Theoretisch-praktische geometrische Constructionslehre und algebraische Geometrie, enthaltend mehr als 300 planimetrische, mit vollständigen geometrischen und algebraischen Auflösungen versehene Aufgaben. Mit 234 Figuren in Holzschnitt. 8. Geh. 1 Thlr.

E. A. Fleischmann's Verlag (August Rohsold) in München.

Bei uns ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Sizilien und Neapel

von

Franz Löher.

Zwei Theile.

Erster Theil: **Sizilien.** Zweiter Theil: **Neapel.**

Broschirt. Preis 2 Thlr. 10 Ngr., oder 3 Fl. 48 Kr.

Löher's Name als Länder- und Völkerschilderer ist so bedeutend, daß wir auf dieses Werk wol nur hinweisen dürfen, um gleichzeitig die beste Gewähr gegeben zu haben, daß hier Sizilien und Neapel in ganzer umfassender Eigenthümlichkeit bezüglich der historischen Kunst- und Literaturzustände sowol als auch des Naturlebens vorzüglich geschildert ist.

Im Verlage von **A. Büchting** in Nordhausen erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben, sowie in allen bessern Leihbibliotheken zu finden:

Robert K., Paul Bruno. Roman aus dem idealen und realen Leben. 2 Bände. 8. 1865. Geh. Preis 2 Thlr. 15 Sgr.

☞ Dieser neue Roman wird alle gebildeten Leser in gleich hohem Grade interessiren, wie der überall mit ungetheiltem Beifalle aufgenommene Roman: „Hohenastenberg" des Verfassers.

Zur Unterhaltungs-Literatur!

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Der Stadtschreiber von Liegnitz.

Historischer Roman

von

Ludwig Habicht.

8. 3 Bde. Eleg. brosch. Preis $3\frac{1}{2}$ Thlr.

Kürzlich erschienen:

H. L. Rob. Eiseke, Käthchen. Roman. 4 Bde. 4 Thlr. — **Rud. Gottschall,** Reisebilder aus Italien. $1\frac{1}{6}$ Thlr. — **L. Habicht,** Criminal-Novellen. $1\frac{1}{6}$ Thlr. — **Karl v. Holtei,** Noch ein Jahr in Schlesien. 2 Bde. $\frac{2}{3}$ Thlr. — **Theod. Mügge,** Weihnachtsabend. 2. Aufl. $\frac{1}{2}$ Thlr. — **Ludwig Rosen,** Damals. Novellen aus dem Befreiungskriege. $1\frac{1}{4}$ Thlr. — **Gustav vom See,** Erzählungen eines alten Herrn. Neue Folge. $1\frac{1}{4}$ Thlr.

Verlag von **Eduard Trewendt** in Breslau.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ueber die vierfache Wurzel

des

Satzes vom zureichenden Grunde.

Eine philosophische Abhandlung von

Arthur Schopenhauer.

Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage.

Herausgegeben von **Julius Frauenstädt.**

Mit einer lithographirten Figurentafel. 8. Geh. 1 Thlr.

In der Vorrede zur zweiten Auflage sagt Schopenhauer: „Diese elementarphilosophische Abhandlung, welche zuerst im Jahre 1813 erschien, ist nachmals der Unterbau meines ganzen Systems geworden; dieserhalb darf sie im Buchhandel nicht fehlen." Die vorliegende, von Julius Frauenstädt besorgte dritte Auflage erscheint mit denjenigen zahlreichen Verbesserungen und Zusätzen, die Schopenhauer in seinem mit Papier durchschossenen Exemplar dieses Werks hinterlassen hat.

E. A. Fleischmann's Verlag (August Rohsold) in München.

Bei uns ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Novellen

von

Julius Grosse.

Dritter (letzter) Band.

Broschirt. Preis 1 Thlr. 12 Ngr., oder 2 Fl. 24 Kr.

Inhalt: Michael Stiefel, der Prophet. Florentin. Frauenherzen.

Preis der drei Bände 4 Thlr. 6 Ngr., oder 7 Fl. 12 Kr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 45. — 3. November 1864.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Lessing-Studien.

1. Lessing-Studien von C. Hebler. Bern, Huber und Comp. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
2. G. E. Lessing als Philosoph. Von Johann Jacoby. Berlin, Guttentag. 1863. 8. 10 Ngr.
3. Lessing's Christenthum und Philosophie gegen Dr. Johann Jacoby. Ein gründlicher Nachweis, daß dem Dr. Jacoby selbst die Anfangsgründe in der Philosophie fehlen. Berlin, Heinicke. 1863. 8. 10 Ngr.
4. G. E. Lessing's Erziehung des Menschengeschlechts oder der Entwickelungsgang der religiösen Idee vom Judenthume zum Christenthume, den modernen Apologeten des Judenthums gegenüber nachgewiesen von M. Maaß. Berlin, G. Reimer. 1862. Gr. 8. 10 Ngr.
5. Lessing's dramatisches Gedicht Nathan der Weise. Aus seinem Inhalte erklärt von J. G. Rönnefahrt. Stendal, Franzen und Große. 1863. Gr. 8. 20 Ngr.
6. Lessing's Nathan der Weise und das positive Christenthum. Vortrag, gehalten zu Halle a. S. den 5. März 1863 von Willibald Beyschlag. Berlin, Rauh. 1863. 16. 6 Ngr.
7. Lessing's Nathan der Weise. Die Idee und die Charaktere der Dichtung dargestellt von Kuno Fischer. Stuttgart, Cotta. 1864. 8. 22 Ngr.
8. Lessing's Nathan der Weise. Ein Vortrag von David Friedrich Strauß. Berlin, Guttentag. 1864. 8. 15 Ngr.

Wo irgend auf dem Büchermarkt der Name Gotthold Ephraim Lessing's genannt wird, müssen wir aufmerken, um in d. Bl. Bericht erstatten zu können. Denn für ein literarisch-kritisches Organ gilt der Sanct-Lessing, den die modernen Kreuzritter (von der Kreuzzeitung) unserm ungläubigen Zeitalter (neben einem Sanct-Goethe und Sanct-Schiller) überhaupt vorgeworfen, in der That als Schutzpatron, dessen Cultus ohne Gefahr für die eigene Blüte nicht zu vernachlässigen ist.

Leider — ein völlig befriedigendes Gesammtresultat ist aus den vorliegenden Lessing-Schriften der letzten Jahre nicht zu ziehen. Neben einigen höchst würdigen Untersuchungen und Ansichten kamen auch wieder die schroffsten Parteibehauptungen zum Vorschein, und die Erneuerung des alten unfruchtbaren Gezänks, ob Lessing Christ oder Theist, ob er Leibnizianer oder Spinozist gewesen, machte sich laut genug, um die Welt zurückgeschraubt erscheinen zu lassen auf den längst „überwundenen“ Standpunkt bei Lessing's Tode.

In gelehrter Weise zunächst erörtert Hebler vornehmlich die philosophische und theologische Stellung Lessing's, und wissenschaftlichen Kreisen verdienen diese „Lessing-Studien“ (Nr. 1), deren Titel wir heute für unsere kleine Umschau entlehnt haben, jedenfalls sehr empfohlen zu werden. Soviel wir Hebler verstehen, versteht Hebler unsern Lessing oder ist seinem Verständniß wenigstens überall möglichst nahe, was freilich für ein weiteres Publikum nur dann von unmittelbarem Nutzen sein könnte, wenn Hebler diese schwierigen, aber doch so allgemein interessanten Dinge auch mit Lessing'scher Sonnenklarheit zu behandeln verstände. Nicht etwa, daß diese Aufsätze schlecht geschrieben wären: im Gegentheil, sie zeugen nicht blos von gelehrtem Fleiß, sondern auch von literarischem Geschick. Aber in der Docentensprache ist es nun einmal schwer, wo nicht unmöglich, sich der deutschen Nation vollkommen verständlich zu machen und der Mann, der wirklich gut deutsch zu philosophiren weiß, soll uns seit Lessing noch wiederkommen. Was uns hier und da mitten in der Billigung von Hebler's Auffassung des Lessing'schen Standpunktes wieder einmal stutzen ließ, war doch wol nur eine zufällige Schiefheit des Ausdrucks. So zum Beispiel am Anfang eines Satzes auf S. 17: „Da Lessing eine Unsterblichkeit fest geglaubt hat“, wünschten wir, um Misverständnissen vorzubeugen, jedenfalls das Wort „glauben“ weg. Das Wort mag auf die Sache passen, aber nicht auf die Sache in Verbindung mit Lessing. „Glauben“ läßt sich auf Lessing, den Mann, überhaupt gar nicht anwenden; er glaubte nichts, seine Natur war dagegen, es fehlte ihm das Organ zum „Glauben“. Wo andere Leute etwas glauben, dachte sich Lessing etwas

oder ließ die Stelle bis auf bessere Gelegenheit noch unausgefüllt. Mit „Glauben" aber war kein Fleckchen seines Geisteshorizontes bewölkt.

Hebler kann auch hierüber nicht wol in einer Täuschung befangen sein; er würdigt dazu Lessing's Geist überhaupt viel zu richtig, wie er denn dessen abschließende Befriedigung durch ein ausgebautes theologisches oder philosophisches System, sei es ein fremdes oder ein eigenes, entschieden in Abrede stellt. Die scheinbaren Widersprüche in Lessing's betreffenden Arbeiten und mündlichen oder brieflichen Aeußerungen lösen sich ihm, wie wir herauszufühlen glauben, in der Einsicht, daß Lessing seine gedanklichen Vorposten stets weit vor das Gros seiner Gedankenmasse hinausgeschoben hatte; seine Geistesschlachten lieferte er natürlich mit dem Gros unter Zurückziehung der Streifzügler, und wenn er öffentliche Rechenschaft über seine Stellung ablegte, so hütete er sich gleichermaßen, das Terrain schon als ein von ihm erobertes auszugeben, welches er bis dahin erst recognoscirt oder durchschwärmt hatte. Ja noch mehr; es ist zu vermuthen, daß er das äußerste Terrain, in welches er jemals vorgedrungen, für die Operation mit geschlossenen Massen überhaupt nicht tauglich erkannte. Gegen Freunde aber hat er im Vertrauen oder in der Erregung des Augenblicks über seine Vorpostenmanöver doch gelegentlich ein Wort fallen lassen; genug, um die Beschränkten zu verwirren, um Parteigängern zum Zwecke der Verwirrung zu dienen; aber nicht genug, um ein unumstößliches Urtheil über seine Grenzen und Ziele darauf zu gründen. Der Weg nach Wahrheit, das ist das Sicherste, was wir hier von ihm wissen, war stets der seine; die Wahrheit selbst — er war der Mann nicht dazu, sich mit ihrem vollen Besitz so leicht zu schmeicheln.

Die Wiederherstellung dieser in der That nicht neuen Ansicht von Lessing's Denkweise scheint uns, wie gesagt, das allgemeine Ergebniß der seine philosophische und theologische Stellung untersuchenden Abhandlungen Hebler's. Dahin zu rechnen sind sechs, und nur die siebente beschäftigt sich mit der durch Stahr angeregten Frage in Betreff von Lessing's etwaiger Politik. Wie noch manch anderm Kritiker, scheinen auch Hebler Stahr's einschlagende Aeußerungen zu weitgehend, oder — nach unserer Meinung — er deutet sie zu weitgehend. So viel geben wir zu, sollte um die Bezeichnung Lessing's als Republikaner Streit entstehen, so wäre es besser, diese Benennung nur ruhig fallen zu lassen. Denn so tief und gewichtig kann sie nicht gemeint sein, daß es werth wäre, um ihretwillen sich über Lessing's wenige politische Auslassungen zu veruneinigen. Kann ja doch im wesentlichen über den Sinn dieser eine Meinungsverschiedenheit kaum auftauchen. Aber uns bleibt es räthselhaft, wie man sich an Stahr's Benennung so sehr stoßen mag. „Was läßt sich denn", fragt Hebler, „unter einem Republikaner, welcher nicht Angehöriger einer Republik ist, anderes denken, als einer, der wenigstens Vorliebe für diese Staatsform hat? Allerdings noch jemand, der gewisse Grundsätze hat, welche consequent zur Republik führen würden, oder gewisse Eigenschaften, welche ihm als Bürger einer Republik besonders gut ständen." Wir denken hierbei, vornehmlich die Frage nach Eigenschaften müßte die Frage nach Lessing's ungefährer politischer Stellung ganz ungezwungen zu Stahr's Gunsten lösen. Hebler urtheilt dagegen: „Jene Eigenschaften könnten in unserm Falle nur in Lessing's Unabhängigkeitsliebe gesucht werden. Es kommt aber doch alles darauf an, wie einer unabhängig zu sein liebt; auch ein absoluter Fürst ist unabhängigkeitsliebend", und, fallen wir ein, je mehr durch seine Eigenschaften dem Absolutismus verbunden, desto unfähiger sich mit politischer Mittelstellung zu befreunden, desto näher dem andern Extrem, dem Republikanerthum; wie das Musterbild eines Selbstherrschers, Kaiser Nikolaus, nur den Constitutionalismus verabscheute, die Republik jedoch begriff. Und wer weiß auch, was der Kaiser Nikolaus nicht noch alles hätte sein können und genannt werden könnte, ob er es gleich wahrhaftig nicht gewesen! Solche etwas kühn gewagte Charakterskizzen, wie Stahr's republikanischer Lessing, verlieren ihre leichte, vielleicht etwas oberflächliche Wahrheit, sowie der Umriß nur noch einmal mit dem Stift umfahren wird. Wo der Gehalt auf der Oberfläche schwimmt, bedarf es keiner Untersuchung und wird übertriebene Gründlichkeit zur Pedanterie, die gerade das eigenthümliche Gute an den Arbeiten der Vorgänger immer wieder vernichtet.

Doch auch wenn Zustimmung und Geistesverwandtschaft das Bild, das ein anderer entworfen, in zupassendster Manier stellenweis ergänzen und mit äußerster Consequenz zu Ende führen will, kommt selten rein Erquickliches zu Stande. So ist es mit dem Ergänzungskapitel, das Johann Jacoby unter dem Titel „G. E. Lessing als Philosoph" (Nr. 2) zu Adolf Stahr's Lessing-Biographie geschrieben hat. Wol war Adolf Stahr sehr zufrieden damit und nahm es dankend in die neuen Auflagen seines genannten Werks auf. Wol müssen wir es mit all dem Scharfsinn, mit all der Sicherheit und unerbittlichen Consequenz zusammengestellt finden, die den berühmten Verfasser der „Vier Fragen" von jeher kennzeichneten. Und dennoch scheint es uns zu viel und die immerhin nothwendige Auszeichnung von Punkten, die Stahr früher nur erst angedeutet hatte, dennoch zu hart. Freilich der Bau, wie er für sich steht, steht sicher; tadellos ist das Material, ist der Riß, ist der Stil, sind die Formen, die Linien. Aber ob nicht mit ganz eben solchem Material aus den Lessing'schen Brüchen ein Werk ganz entgegengesetzten Stils und Zwecks danebenzusetzen wäre, das die Wirkung des ersten total aufhöbe, das dünkt uns eine Frage, die den Radicalismus in Bezug auf Lessing doch etwas vorsichtiger machen sollte, und wenn auch nur, um nicht erst solche Versündigungen an Lessing's Geist ins Leben zu rufen, wie Nr. 3 der uns vorliegenden Schriften: „Lessing's Christenthum und Philosophie gegen Dr. Johann Jacoby."

Es gibt nur einen Trost nach dieser Lektüre, nämlich, daß die Juden doch nicht mehr verbrannt werden,

und mag der Eifer gegen sie noch so heftig wieder auflodern. Freilich, dieser „gründliche Nachweis, daß dem Dr. Jacoby selbst die Anfangsgründe in der Philosophie fehlen", ist der Gegenbau noch nicht, der dem spinozistischen Lessing-Tempel Johann Jacoby's Gefahr bringen könnte. Der Stil schmeckt ein wenig zu vorherrschend nach jenen gemiedenen Quellen, aus denen Artikel „über das Kreischen und Fluchen der Juden" und verwandte Labsale zu stammen pflegen, sodaß wir wol am besten thun, davon keine weitern Worte zu machen.

Edlere Zwecke, obgleich doch auch theilweise polemische, verfolgt M. Maaß mit seiner commentirenden Schrift: zu „G. E. Lessing's Erziehung des Menschengeschlechts" (Nr. 4). Angeregt zunächst durch ein 1861 zu Hamburg erschienenes Pamphlet gegen das Judenthum, hielt es der Verfasser für das zeitgemäßeste, eben dieses Judenthum, um es nicht von einer Versöhnung oder Bekehrung geradeswegs zurückzuschrecken, neuerdings wieder einmal auf einen Wegzeiger, wie jenes berühmte Werk Lessing's, aufmerksam zu machen. Damit vereinte er denn zugleich eine gelegentliche Bekämpfung der „modernen Apologeten des Judenthums", wie Stern, Ritter und Philippson, welche, sie mag so würdig gehalten sein wie sie will, doch dem vorgeschobenen Hauptzwecke des Verfassers schwerlich zugute kommen kann. Was uns betrifft, so genießen wir Lessing's „Erziehung des Menschengeschlechts" lieber ohne als mit Anmerkungen, mögen sie nun widersprechender Art sein, wie solche schon 1780 ein gewisser Schobelt zwischen die Lessing'schen Paragraphen geschoffen, oder auch der Zustimmung voll, wie diejenigen von Maaß; mögen sie nun schlecht geschrieben sein wie jene erstern, oder gut wie diese. Einen Commentar zur Erziehung des Menschengeschlechts, der Lessing's eigene Absichten mit diesem Aufsatz fördern sollte, können wir uns vollends nicht denken, weil eine so generalisirende Hochsicht, wie die von Lessing hier erreichte, eine Annäherung an einzelne Partien ihres Panoramas naturgemäß nicht verstattet. Dies einmal außer Acht gesetzt, wüßten wir freilich gegen die Bemerkungen unsers Commentators kaum noch etwas einzuwenden. Einen kleinen Irrthum, wie den Seite 4 begangenen, daß er als Lessing's Vaterstadt Kamenz in Schlesien statt Kamenz in der sächsischen Lausitz nennt, kann sich jeder Leser leicht selber berichtigen.

Können wir schon einem so knappen Heftchen commentirender Anmerkungen keinen rechten Geschmack abgewinnen, wie sollen wir uns erst dem Commentare in aller Form, J. G. Rönnefahrt's „Lessing's dramatisches Gedicht Nathan der Weise" (Nr. 5), gegenüber verhalten? Es mag Leute genug geben, die derartiger Zurechtlegungen bedürfen, aber wir beneiden sie nicht und haben von der Natur ihres Bedürfnisses keine rechte Idee. Denn wer hier zu verstehen nur wünscht, scheint uns schon ganz von selbst auf dem besten Wege zu dem für ihn überhaupt erreichbaren Maß und Ziel des Verständnisses. An das unfreiwillige Bedürfniß, das von außen vornehmlich an die Jugend, in wol vorkommenden Fällen aber auch oft genug noch an das reifere Alter herantreten mag, ist damit allerdings noch nicht gedacht, und so wird Rönnefahrt als unermüdlicher Commentator unserer classischen Dichterwerke der gesammten Schul- und Lehrsphäre gewiß eine sehr schätzbare Erscheinung sein.

Bei dem „Nathan" ist es Rönnefahrt's Bestreben, „das Stück, ohne jede Rücksicht auf die zur Zeit seiner Veröffentlichung den Dichter bedrängenden theologischen Kämpfe, nur nach seiner rein künstlerischen, poetischen Natur näher und immer innerlicher zu erkennen".

Von der entgegengesetzten Seite ist Willibald Beyschlag in seinem Vortrage: „Lessing's Nathan der Weise und das positive Christenthum" (Nr. 6), an dasselbe Gedicht herangetreten. Er fragt: „Was ist's, das dies Drama uns lehren will? Denn daß uns hier nicht etwa nur jene Befriedigung der geistigen Sinne geboten werden soll, die zu erzeugen der einzige Zweck der reinen Kunst ist; daß hier etwas gelehrt, nach Lessing's eigenem Ausdruck «gepredigt» werden soll, das leidet ja keinen Zweifel." Obgleich dieser Lehr- und Predigerberuf des Stücks nun allerdings schon sehr starke Zweifel erlitten hat, indem gefeierte Aesthetiker alljährlich in ihren Vorlesungen dawider streiten, daß der „Nathan" anders denn als reines Kunstwerk zu betrachten sei, dennoch wollen wir nicht solche Zweifel als Einwand gegen die schön formulirte Rede Beyschlag's zu Hülfe nehmen. Es bedarf auch dessen nicht. Denn wenn der hochgebildete Theolog auch einen sehr leidlichen Frieden mit dem Geiste Lessing's auszusinnen und auszusprechen gewußt hat, einen Frieden, bei dem dieser wol als Großmacht anerkannt, einem Geist sehr anderer Art dagegen die Obmacht im stillen wie selbstverständlich reservirt ist: wir wissen ja doch, daß es immer nur eine Scheinverständigung sein könnte, die zu Stande gebracht wäre, wenn wir unterschrieben; wir wissen ja doch, daß Beyschlag zu wesentlichen Concessionen nicht bevollmächtigt ist und befinden uns der Theologie gegenüber heutzutage in der günstigen Lage, ihre lange verweigerte Milde und Achtung nicht mehr zu brauchen. Offen gestanden also, wir würden es für das Beste halten, wenn sich das sogenannte „positive Christenthum" mit Personen und Sachen, die nicht auf seinem Boden stehen, sowenig als möglich zu schaffen machte, denn es kann bei dem besten Willen und Vermögen in diesem Verkehr für keinen etwas Rechtes herauskommen.

Die einzige für unsere Zeit und Welt noch fruchtbare und gewinnbringende Weise, sich mit einem Werke wie Lessing's „Nathan der Weise" commentirend und kritisirend zu beschäftigen, ist die von David Friedrich Strauß und Kuno Fischer in ihren betreffenden Schriften (Nr. 7 und 8) angewandte. Allerdings befindet sich auch keiner von diesen beiden Autoren in der unangenehmen Verlegenheit, es gewissermaßen ex officio besser wissen zu sollen als Lessing. Das deutsche Publikum zwar

würde gerade ihrer Autorität noch das meiste einräumen und nachgeben. Aber Männer wie Strauß und Fischer nehmen sich, wenn sie es mit einem Manne wie Lessing zu thun haben, schon gar nichts heraus. Immer haben sie seine ganze bewährte Größe vor Augen und im Herzen, nie gehen sie darauf aus, Schwächen an ihm zu entdecken, sondern wo ihnen eine solche unvermuthet aufstößt, zweifeln sie zuvor zehnmal an ihrem Verständniß, ehe sie einmal dem Zweifel an seinem Genie Raum geben.

Kuno Fischer scheint uns mit seiner Abhandlung über „die Idee und die Charaktere der Lessing'schen Dichtung" ziemlich deutlich gegen W. Beyschlag gewendet. Denn gerade mit dem Erweis der Trefflichkeit dessen, was Beyschlag als Grundfehler der Dichtung zu erweisen vermeinte, beginnt er und schließt er. Daß die Polemik den „Nathan", diesen Sohn von Lessing's eintretendem Alter, hat entbinden helfen, wenn sie ihn auch nicht schlechtweg erzeugt hat, gibt Fischer mit Recht zu, ohne der ausschließlichen Eigenthumsansprüche der Aesthetik weiter zu gedenken. Aber daß Lessing behufs seiner Polemik im „Nathan" drei vollbürtige Vertreter der drei Hauptreligionen in dramatische Action geschickt habe, das stellt er von vornherein entschieden in Abrede. Beyschlag hatte dies behauptet und seinen Tadel darauf gegründet; denn, so folgerte er aus jener Voraussetzung, Lessing's Vertreter der drei Religionen vertreten alles, nur das Wesen ihrer Religionen nicht. Sie sollen es auch gar nicht vertreten, thut Kuno Fischer dar. Wenn Beyschlag einen Fehler darin fand, daß gerade dem Juden zugleich die Vertretung jenes Geistes der Liebe und Duldung aufgegeben sei, den Beyschlag nur dem Christenthume eigen glaubt, so erwidert Fischer, daß es im Gegentheil ein Fehler gewesen wäre, einen andern als den Juden in diesem Stücke mit genannter Rolle zu betrauen. Ausgeführt und begründet sind diese Sätze alsdann in einer fein- und scharfsinnigen Darlegung der Charaktere von Lessing's Stück.

Kuno Fischer's Abhandlung ist erst nach dem Vortrage von David Friedrich Strauß entstanden und Fischer citirt diesen seinen Vorgänger mehrmals mit rühmlicher Anerkennung. Wer sollte aber auch Strauß' schöne Worte über Lessing und seinen „Nathan" kennen und nicht bewundern? Das Lob dieses Werkchens kurz wie voll auszusprechen, fehlt uns die Sprache, und wir mögen nicht unbescheiden in die Posaune stoßen. Was kann man Besseres darüber sagen, als daß es so geschrieben ist, wie jeder Unbefangene es gern geschrieben haben möchte! Hier labet euch. Es ist Lessing's Geist, der euch daraus anweht.

M. E. Lessing.

Die Unsterblichkeitsfrage im Geiste gegenwärtiger Wissenschaft.

(Beschluß aus Nr. 44.)

Schelling's „Gespräch über den Zusammenhang der Natur mit der Geisterwelt" (Nr. 1) (zuerst bekannt gemacht im neunten Bande seiner „Sämmtlichen Werke", erste Abtheilung) wurde später als „Separatausgabe" unter dem Namen „Clara" besonders veröffentlicht. Die Herausgeber sahen mit Recht in ihm eine der werthvollsten und weiterer Verbreitung würdigsten Gaben des Schelling'schen Nachlasses, und wir wissen ihnen Dank dafür, noch dazu, indem dieser besondere Abdruck am Schlusse mit einem Zusatz aus den frühern Entwürfen des Gesprächs vermehrt ist, welcher uns besonders angesprochen hat. Aber auch das Werk im ganzen trägt alle urkundlichen Spuren des Schelling'schen Geistes aus seiner besten und frischesten Epoche, vor jenem Einlenken in eine kritiklose theologische Speculation, welche wir nicht umhin können, als einen unfruchtbaren Abweg zu bezeichnen.

Bekanntlich ist es nicht Schelling's Weise, ein Untersuchungsgebiet scharf in sich zu begrenzen und die also geführte Untersuchung zu einem festen Resultate abzuschließen, sondern nach allen Seiten hin große und weitreichende Gesichtspunkte zu geben, mit dem glücklichen Tiefblick für das Eigenthümliche der geistigen wie der natürlichen Dinge in treffenden Combinationen das Weitentlegene und Schwerverständliche durcheinander zu deuten, kurz, Untersuchungen anzuregen, nicht sie abzuschließen. Dies hat er auch bei gegenwärtigem Werke bewährt. Sein eigenthümlicher Werth besteht darin, daß er den Begriff der Seele (des Geistes) von allen einseitig spiritualistischen Vorstellungen gründlich befreit und so nun auch auf die natürlichen, kosmischen wie organischen Bedingungen hingewiesen hat, unter denen eine Seelenfortdauer allein möglich und begreiflich werde. Wir geben in gedrängter Kürze den Gedankengang seiner Untersuchung wieder.

Der Mensch ist als Einheit von Geist, Seele und Leib zu denken, aber dergestalt, daß die Seele das Einende beider, zugleich das Beharrende sei. Während der Leib infolge seiner sinnlichen Beschaffenheit materiellem Wechsel unterworfen ist, während der Geist im Verlaufe seines Lebens nach Bildung, Ueberzeugung, Kenntnissen gar mannichfach sich verändert, bleibt eben die Seele die beharrliche und gleiche, die reale Wurzel seiner Persönlichkeit. Wenn wir also zu zeigen vermögen, daß die Seele im Tode fortdauere, so haben wir die Unsterblichkeit des ganzen Menschen erwiesen, indem jener dann auch der Geist und der Leib nachfolgen müsse.

Dennoch werden wir durch ein unwiderstehliches Naturgefühl darauf geleitet, den nachfolgenden Zustand nicht als einen seelischern, sondern als einen geistigern vorzustellen. Der Tod nach seiner positiven Wirkung kann daher nur einer Erhebung der Seele in den geistigen Zustand gleichkommen.

Danach kennzeichnet sich auch umgekehrt der Charakter des gegenwärtigen Lebens. Wir müssen uns erinnern, „daß in diesem Leben die Seele von der Materie verzaubert sei". Diese Gebundenheit des Geistigen ist das durchgreifende Merkmal aller unserer Zustände auf Erden, das also zugleich, wovon wir im Tode frei werden. Auch die geistige Seite des Leibes, welche hier verborgen und unterdrückt war, wird dort die offenbare und herrschende.

Dies Geistige des Leibes ist aber eben die „geistige Gestalt" der Seele, deren Keim schon jetzt, aber durch die Materie gebunden, in unserm Leibe liegt und durch jene Entbindung erst völlig sich entwickeln kann. Also ist auch nach Schelling's Meinung der Leib doch weit mehr noch und eigentlich ein ganz anderes, als blos der „materielle Träger" für Seele und Geist. Darin nun können wir nicht umhin, einen der geistvollsten und wichtigsten Vorblicke auf spätere Untersuchungen anzuerkennen. Das „eigentlich" Leibliche ist auch für Schelling das innere Charakterbild der Seele, das versichtbarte Gleichniß ihrer Individualität, kurz dasjenige, was wir den „innern Leib", zugleich die „Vollgeberde" der Seele zu nennen gewohnt sind und dessen empirische Realität von uns erwiesen worden ist. Daß dieser innere Leib zugleich das im Tode uns Verbleibende, Unantastbare sei, versteht sich für jeden von selbst, der jenen Begriff überhaupt gefaßt hat und der die Beweisgründe dafür kennt. Und so hätte sich hier für Schelling wie für uns das erste Glied eines sozusagen empirischen Beweises für die persönliche Fortdauer gefunden. Für die persönliche Fortdauer sagen wir; denn jener innere Leib ist das directe Gegentheil alles Universalistischen und Abstracten; er ist das Allerindividuellste und Eigenthümlichste, in welchem sich, schon in diesem Leben, das Individuelle des Menschen seinen sichtbaren Ausdruck gibt, theils nach seinem bleibenden Charakter, theils in dem Wechsel seiner Stimmungen und Erregungen.

Nun aber lenkt Schelling zu dem weitern bedeutungsvollen Gedanken ein, daß, wenn wir eine Fortdauer des Bewußtseins und eine Identität dieses Bewußtseins behaupten, der Begriff eines Physischen nicht aufgegeben werden könne. Er bestimmt diesen Begriff näher. Wir finden, sagt er, wenn wir uns als von allen andern unterschiedene Persönlichkeit betrachten, daß dies Eigene und Gesonderte, die Grundlage unsers persönlichen Bewußtseins, nur ein Nichtbewußtes und auch nie in Bewußtsein Aufzulösendes sein könne, der dunkle „Rest" oder auch der dunkle „Keim" unsers Wesens, welcher „immer das erregte" (zur Sonderexistenz sollicitirte) „Seiende bleibt". Und dies ist es auch, was uns nach dem Tode vor dem Verschwimmen und Verschwinden „in Gott" (in das Allgemeine des Alls) bewahrt; denn es ist der von Gott, sofern er Geist ist, unabhängige Grund unsers Wesens, den wir aus der Natur haben, die zwar göttlich, aber nicht Gott ist, sondern selbst das Untere oder Geringere im göttlichen Wesen ausmacht.

Hiermit hat nun Schelling einem zweiten durchaus unentbehrlichen Gedanken Ausdruck gegeben, freilich ihn anknüpfend an gewisse metaphysisch-theologische Voraussetzungen, was wir für überflüssig und darum sogar in gewissem Betracht für irreführend halten müssen. Denn jener Gedanke, daß dem individuellen Selbstbewußtsein eine reale vorbewußte Grundlage, ein ebenso individuelles Seelenwesen unterzulegen sei, ist vollkommen beweisbar auf dem erfahrungsmäßigen Wege psychologischer Induction, und wir bedürfen zu dessen Stütze jener hochfliegenden theologischen Gesichtspunkte keineswegs. Nur die Folgerung ergibt sich daraus und auch nur auf diese kommt es an: daß jenes Seelenwesen durchaus nicht auf- oder untergehe im Processe des Sinnenbewußtseins und Sinnenlebens, daß es umgekehrt vielmehr einen unvertilgbaren und unverbrauchten Rest in sich zurückbehalte zu neuen Daseins- und Bewußtseinsbedingungen. Und diese Folgerung zieht auch Schelling ausdrücklich und begründet sie durch eine umfassende Hypothese über das Verhältniß der „Geisterwelt" zur „Natur" oder zu den sichtbaren Dingen überhaupt.

Jenes vorbewußte Realwesen der Seele ist an sich ebenso „physisch", wie geistiger Natur; denn jedes Geistige hat ebenso physische, ja „örtliche" Existenz, „wie umgekehrt die gegenwärtige sinnliche Welt in ihrer Art auch geistig ist". Und in diesem Sinne dürfen wir, sagt Schelling, den alten Ausspruch bestätigen: daß Gott der „allgemeine Ort" der Geister sei, indem er alles durch seine „reale Gegenwart" trägt und erhält. Gott, als unendliches Wesen, ist selbst „Himmel", die allumfassende Gegenwart des wesenerfüllten Universums.

Aber das Physische ist nur die äußere Erscheinungsweise, das Bild geistiger Zustände und Verhältnisse. Auch alles Sinnenfällige an uns ist daher nur das symbolische Zeichen, die „Sprache" unsers Innern, bis zur eigentlichen Wort- und Zeichensprache herab. So tragen auch die geistigen Unterschiede ihr sinnliches Gegenbild an sich. „Himmel" und „Erde", Unteres und Oberes, bedeuten zuerst und ursprünglich Abstufungen in der Geisterwelt; aber sie gewinnen eben damit auch sinnlichen Ausdruck. „Sowie es die Beschaffenheit des ganz nur vom Aeußerlichen Ergriffenen ist, aus einem bestimmten Raume nicht frei heraustreten zu können und weder andern durchdringlich zu sein noch andere zu durchdringen: so muß im Gegentheil der Himmel seiner Wesenheit nach alles durchdringend und in allem gegenwärtig gedacht werden. Und weil dem Himmel sowol wie der Erde eine «Erinnerung» ihres ursprünglichen Einsseins und wie sie im Grunde zusammengehören, geblieben ist, so sucht nun eins das andere. Der Himmel insbesondere strebt aus der Erde soviel möglich das ihm Aehnliche zu ziehen und ruft die aus dem Irdischen geläuterten Seelen im Tode zu sich." Die Aussicht auf eine endliche Verklärung der ganzen äußern Natur beschließt die sinnvolle Betrachtung. „Auch dieser feste Bau der Welt wird sich einst auflösen ins Geistige. Dann wird sie in ihren anfänglichen Zustand wiederkehrend nicht mehr das eigenmächtige Wesen sein, das die göttlichen Kräfte in sich als Gefangene zurückhält und freiwillig wird das Geistige und Göttliche mit dem geläuterten Wesen wieder vereinen. Ich rede davon als einer, der nur ahnt, aber keine Erkenntniß hat."

Als eine Art von Ergänzung, sagen wir vielleicht selbst, als ein gewisses Correctiv tritt das Werk von Johannes Huber: „Die Idee der Unsterblichkeit" (Nr. 2), dem Schelling'schen an die Seite. Es sucht vor allen Dingen die Merkmale im diesseitigen Wesen des mensch-

lichen Geistes auf, welche ihn der Fortdauer ebenso werth wie ihrer bedürftig machen. Er widerlegt sodann die sinnlichen Zweifel an ihrer Möglichkeit, und an dieser Grenze bleibt es stehen. Wir unsers Orts geben dieser wissenschaftlichen Enthaltung den Vorzug vor dem weitergreifenden Bestreben, welches sich in unerweislichen Transcendenzen verliert, indem es Bilder der künftigen Welt entwerfen will. Wir sind dann leicht in Gefahr, einer hohlen Phantastik zu verfallen, die sich das Willkürlichste verstattet, wie wenn es das Tiefsinnigste und Erhabenste wäre.

Es kann nicht genug daran erinnert werden, daß allgemeine Vernunftbeweise für die Fortdauer, etwas der mathematischen Evidenz Gleichkommendes dafür fordern zu wollen, völlig widersinnig ist. Es gibt nichts dergleichen und es kann nichts geben; denn sie ist keine gemeingültige „Vernunftwahrheit", kein allgemeines „Naturgesetz", sondern ein factischer, künftig eintretender Zustand, für welchen es nur Erfahrungsbeweise, in diesem Falle also nur Analogieschlüsse gibt. Wir können allein aus dem gegenwärtigen Wesen des Geistes auf sein Verhalten nach dem Tode schließen; wir können lediglich durch tieferes Eindringen in den blos phänomenalen Charakter des Sinnendaseins die dem Sinnenschein entnommene Folgerung zurückweisen, daß sein Verschwinden im Tode auch sein Vergehen involvire. Damit ist aber auch die Hauptinstanz gegen diesen Begriff gehoben. Denn wider die persönliche Fortdauer spricht eben nur der Schein des Vergehens; sonst gibt es auch nicht einen haltbaren Grund gegen dieselbe. Aber eben dadurch erfüllt in Betreff ihres praktischen Erfolgs die Wissenschaft vollständig ihre Bestimmung. Denn nur der sucht eine Bestätigung seines Glaubens in der Wissenschaft und nur der vermag sie bei ihr zu finden, der jenes unvergängliche Leben in den Ideen, den eigentlichen Keim und den Samen der Fortdauer, durch eigene sittlich-religiöse Bildung in sich schon entwickelt hat.

In der physischen Welt, so hebt der Verfasser an, ist alles durch und durch zeitlich, in kürzern oder in längern Zeitdimensionen dem Untergange geweiht. Wie kommt der Mensch nun doch zu der kühnen Hoffnung eigener Beständigkeit mitten in dieser allgemeinen Flucht der Erscheinungen? Er muß, wie sehr er auch äußerlich in den Banden der Natur liege, doch innerlich oder wesenhaft eine Potenz des Unendlichen, Unbedingten und Ewigen an sich tragen und noch einer andern Weltordnung angehören, als der blos physischen. Denn nicht von außen (durch empirische Reflexion), sondern nur aus dem eigenen Wesen (auf apriorische Weise) kann der Mensch die Idee des Unbedingten und Ewigen schöpfen, und er könnte sie gewiß nicht aus sich schöpfen, wenn dies Ewige nicht in ihm angelegt wäre. Jene Grundanschauung fand nun ihre bestimmtere Ausprägung in den drei Ideen von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit. Sie sind unabtrennlich voneinander, ja sie sind nur die Momente einer und derselben Idee. Deshalb haben sie auch in der Geschichte sich gemeinsam entwickelt, und jede ruft die andere hervor. Daher bilden sie recht eigentlich das Selbstbewußtsein der Menschheit und machen den geistigen Gehalt ihrer Geschichte aus. Schon im Glauben der sogenannten Naturvölker dämmern sie auf; denn die neuesten Forschungen haben in überraschender Weise die allgemeine Verbreitung des Unsterblichkeitsglaubens erwiesen, der sich dunkler oder klarer an ethische Vorstellungen, wie an religiöse Ideen anknüpft.

Die weltgeschichtlichen Religionen der großen Culturvölker vollends haben jene drei Ideen zu ihrem gemeinsamen Mittelpunkte, bald die eine mehr betonend, bald die andere. Der Verfasser charakterisirt in raschem Ueberblick die verschiedenen Gestalten dieses Glaubens nach ihren Grundzügen, bis wo sie im Hellenenthum aus der Form des Glaubens heraustreten und Gegenstand freier Forschung werden. Als den Höhenpunkt derselben bezeichnet er, unsers Erachtens mit Recht, Aristoteles, welcher neben den beiden Ideen von der außerweltlichen, rein geistigen und selbstbewußt sich erfassenden Gottheit und von der Freiheit des Willens den Begriff der Unsterblichkeit zwar nicht mit gleicher Energie hervorgehoben, aber wenigstens als einen möglichen stehen gelassen habe. Denn er bemerkt mit Brandis, daß Aristoteles durch seine Bestimmungen vom vernünftigen, an der Materie unbetheiligten Geiste an einer solchen Auffassung nicht nur nicht gehindert war, sondern daß er auch im einzelnen sich solcher Ausdrücke bedient habe, die ohne Voraussetzung individueller Unsterblichkeit sehr ungenau sein würden. Mit diesem Resultate schloß die alte Welt ab. Sie harrte auch in diesem Sinne der Erfüllung durch eine neue Weltreligion und durch eine neue speculative Aera.

Erst das Christenthum hat die Unsterblichkeitsidee zu ihrer höchsten Würde erhoben und ihr den reinsten Gehalt gegeben; einestheils indem es den Begriff des persönlichen Geistes, als des „göttlichen Ebenbildes", als „Tempels des heiligen Geistes", am tiefsten erfaßte, damit eine neue Aera der Geschichte begründend, die nicht noch durch Höheres überboten werden kann, da jenes Princip der Persönlichkeit in jeder künftigen höhern Culturform immer nur noch reicher in seiner Entwickelung sich zeigen kann; theils darum, weil das Christenthum den Unsterblichkeitsglauben mit den höchsten ethischen Ideen in unauflösliche Verbindung gebracht hat. Denn dies ist der unterscheidende Charakter der neuen Weltepoche und ihrer Religion. Ihr muß auch die Wissenschaft, namentlich die Wissenschaft vom menschlichen Geiste gerecht werden, und nach diesem Maßstabe entwirft der Verfasser eine Kritik der philosophischen Hauptsysteme in Betreff dieser Frage.

Beiläufig berührt er auch die Einwendungen der neuesten materialistischen Physiker und Physiologen gegen die Existenz einer Seele und ihre Versuche, die Bewußtseinsprocesse aus blos physiologischen Bedingungen zu erklären. Er zeigt nicht nur die gänzliche Unthunlichkeit solcher Versuche, sondern er widerlegt auch die sonstige Behauptung, daß die „exacte" Physiologie nothwendig zu materialistischen Ergebnissen führe. Im Gegentheil: die

besonnenen Physiologen gerade der neuesten Zeit bezeichnen die Grenze sehr bestimmt, bis zu welcher die rein physiologische Erklärung der Lebens- und Bewußtseinserscheinungen reiche, und wo die Wirkung eines andern, ihr transscendenten, eines „psychischen" Princips anerkannt werden müsse.

Vieles andere hier übergehend wenden wir uns sogleich zum Hauptgedanken des vorliegenden Werks, in welchem die Lehre vom Geiste auch in Betreff der Unsterblichkeitsfrage culminirt, und welchen immer klarer an das Licht zu fördern, das eigentliche Ergebniß der großen Denkarbeit ist, welche die letzten deutschen Systeme (mit Einschluß des Hegel'schen) vollbracht haben. Es ist der einfache, aber entscheidende Gedanke, daß die Ewigkeit und Unvergänglichkeit, welche man dem menschlichen Geiste vindicirt, nicht erst ins künftige Leben verlegt werden müsse, daß sie seine innere Natur, die schon jetzt ihm beiwohnende charakteristische Eigenschaft sei. Im Reiche und Leben des Geistes, wo dies nur zum Bewußtsein hindurchgebrochen, gibt es gar kein Vergehen, ebenso wenig einen Stillstand oder bloßen Naturkreislauf, sondern nur Entwickelung, wo jede errungene Stufe ein höheres und zugleich geistig vertiefteres Ziel zeigt. Wer in diese Strömung des Geistes eingetreten, der fürchtet den Tod nicht, weil er ihn kennt, weil dessen ganze Sphäre unter ihm liegt. Aber ein Wesen, wie der Mensch, das zu solcher bewußten Entwickelung fähig und bestimmt ist, muß auch vorbewußterweise schon diese innere Dauerhaftigkeit an sich tragen. Dies der Kern des psychologischen Unsterblichkeitsbeweises. Aber er wird theoretisch nur begriffen, sofern er thatsächlich erlebt und gefühlt worden ist.

In jenem großen Gedanken stimmen nun alle Denker überein, die überhaupt das Wesen und den Inhalt des Geistes erkannt haben: J. G. Fichte wie Kant, Schleiermacher wie Hegel, und eigentlich auch Spinoza, und so besitzen wir hierin gerade das charakteristische Ergebniß derjenigen Philosophie, die wir als „Idealismus", in populärem Sinne als echt christliche und wahrhaft humane bezeichnen können. Aber im bisherigen Stadium ihrer Entwickelung ist sie mit einer Einseitigkeit behaftet, über welche hinauszugelangen gerade die Aufgabe der gegenwärtigen Zeit ist. Sie ist in ihren Hauptvertretern universalistisch geblieben und auch ihre Psychologie trägt noch ganz dies Gepräge. Wie jene universalistische Richtung von seiten der Metaphysik überschritten worden ist, so muß sie auch psychologischerseits überwunden werden. Es gilt dabei der scharfgefaßten Alternative, welche nur durch Psychologie entschieden werden kann: Ist jenes seiner Substanz nach ewige und überzeitliche Geistwesen das persönliche, oder nur ein allgemeines, überpersönliches Pneuma? Kommt ihm in jener Form oder nur in dieser überzeitliche Dauer oder Unsterblichkeit zu?

Auch der Verfasser legt diese Frage mit Entschiedenheit sich vor; er beantwortet sie mit unserer vollen Beistimmung in antiuniversalistischer Weise. Aber er erschöpft ihren Beweis nicht; denn seine Gründe sind nur metaphysischer, nicht zugleich auch psychologischer Natur, oder was er auch in letzterer Richtung gibt, besteht in einzelnen Andeutungen und bloßen Aperçus. Dies soll ihm nach der ganzen Fassung und nach dem Umfange seiner Schrift nicht zum Tadel gedeutet werden; aber es bezeichnet wenigstens die Grenze seiner diesmaligen Leistung.

Seine Begründung ist eben darum sehr allgemein gehalten, aber solcher Art, daß gegen sie in dieser Allgemeinheit wenigstens ein Widerspruch nicht aufkommen kann. Seine Gedanken ordnen sich etwa folgendergestalt.

Jedes Weltwesen, welches im realen Weltganzen, im Systeme der Dinge einen integrirenden Theil, ein mitbestimmendes Element bildet, ist ebendamit als ein ewiges gesetzt, weil sonst das ganze System in seiner Integrität gefährdet wäre. Die Ewigkeit und ewige Ordnung des Ganzen garantirt auch die Ewigkeit seiner einzelnen Glieder, weil jene nur durch die Gesammtheit dieser besteht. Ebenso kann in der Ideenwelt keiner ihrer Träger als eine diese Gesammtheit mitconstituirende Einzelidee verloren gehen, weil damit in den Gesammtgehalt dieser Ideen eine Lücke gerissen, ein unwiederherstellbarer Geistesverlust eingetreten wäre. Nun gehört aber der menschliche Geist, als über alles blos Endliche und Sinnliche erhobene Selbstheit und als Glied der Ideenwelt, in jener Hinsicht zu dem integrirenden Theile der realen Schöpfung, in dieser zu den Trägern des geistigen Idealgehalts derselben. Mithin kommt ihm in beiderlei Rücksicht dieselbe innere Ewigkeit und Dauer zu, welche dem Ganzen zuzugestehen ist.

Dies ist ohne Zweifel ein wahrer und unbestreitbarer Fundamentalsatz; aber er ist eben nur dieses. Die weitere, gleichfalls nicht zu umgehende Frage schließt sich an: ob dies Substantielle des Menschengeistes bis in seine Persönlichkeit hinabreiche, ob es überhaupt in der Form des Individuellen existire? Ingleichen: ob die idealisirende Macht im Menschen, der Genius und die Thaten des Genius, individuelles oder universalistisches Gepräge an sich tragen; d. h. ob sie den Begriff der Persönlichkeit bestätigen oder ihn aufheben?

Beide Fragen können, wie man sieht, nicht blos in apriorischer Weise, sondern nur durch Ergründen der thatsächlichen Beschaffenheit des Menschen gelöst werden, durch anthropologische und psychologische Specialforschung. Diese hat den doppelten Beweis zu führen und, setzen wir hinzu, sie vermag ihn zu führen: daß die Substanz des Menschengeistes von individueller, nicht von universalistischer Beschaffenheit sei, und in Uebereinstimmung damit, daß alle eigentlich idealen Regungen und Thaten des Geistes das unverkennbare, unauslöschliche Gepräge der Individualität, nicht eines unpersönlichen Pneuma zeigen, daß somit als „Träger der Ideen" nicht ein hypothetischer, begrifflich zugleich sehr nebulistisch gehaltener „Weltgeist" zu denken sei, sondern ein System wechselseitig sich ergänzender, aber zur Totalität abgeschlossener Persönlichkeiten, aus deren innerer Einheit und Solidarität keine entschwinden kann. So werden wir zu den Betrachtungen zurückgeführt, denen wir am Anfange dieses Aufsatzes Ausdruck zu geben suchten. Und im wesentlichen

können wir dabei auf die Beistimmung des Verfassers rechnen.

Mit der in diesem besondern Untersuchungsgebiete eingeschlagenen Richtung begegnen wir indessen nur einem allgemeinern Zuge gegenwärtiger Wissenschaft, in welchem wir das Zeichen eines wahren Fortschritts, ja einer neuen Epoche derselben anzuerkennen nicht umhin können. Es ist das Sichversenken in die Tiefen der Erfahrung, mit der stillen Zuversicht, daß aus dieser Quelle allmählich und immer fortschreitend jedes Räthsel der Forschung sich lösen werde. Aber es wäre sehr oberflächlich geurtheilt, diese Richtung für eine Gegnerin der Philosophie, der Speculation in ihrer wahren Bedeutung zu halten. Sie hat nichts gemein mit äußerlicher Zusammenhäufung eines bloßen Thatsachenvorraths: sie will in den Thatsachen nur deren Gesetz und allgemeines Wesen erkennen. Denn sie fußt auf der Gewißheit, welche die Philosophie gerade bestätigt und nach ihrem allgemeinen Grunde erweist, daß die „Idee" darin das einzig Wirkliche und einzig Erkennbare sei. Und indem wir in diesem Sinne immer tiefer des Gehalts der Erfahrung uns bemächtigen, lernen wir in diesem Gehalte recht eigentlich die Urgedanken kennen, welche die ewige Vernunft in die Dinge gelegt hat, vor deren großartiger Folgerichtigkeit und consequenter Gliederung nichts Unzusammenhängendes und Sinnloses übrigbleibt, indem auch das Kleinste und Unscheinbarste nunmehr auf das höchste Weltgesetz deutet, es bestätigt und von neuen Seiten erkennen läßt. Diese also aufgefaßte Empirie allein ist es, welche uns von der hohlen Scholastik selbstersonnener Begriffe, wie von dem nutzlosen Streite über leere Hypothesen zu befreien vermag, welche lange genug philosophischer= und empirischerseits auf unserer Forschung gelastet haben.

Immanuel Hermann Fichte.

Zur ungarischen Literatur.

1. Geschichte der ungarischen Dichtung von den ältesten Zeiten bis auf Alexander Kisfaludy. Von Franz Toldy. Aus dem Ungarischen übersetzt von Gustav Steinäcker. Mit dem Bildniß des Verfassers. Pesth, Heckenast. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Alexander Petöfi's lyrische Gedichte. Deutsch von Theodor Opitz. Zwei Bände. Pesth, Heckenast. 1864. 8. 3 Thlr.

Die Geschichte der ungarischen Sprache und Literatur wird neuerdings um so eifriger gepflegt, je lebhafter und energischer das nationale Bewußtsein der Magyaren erwacht ist. Der namhafteste Sprachforscher und Literarhistoriker des neuen Ungarn ist Franz Toldy, der sich durch die Entdeckung und Sammlung altungarischer Sprachdenkmäler, durch die Besorgung kritischer Ausgaben, in denen ältere und neuere Dichter und Prosaiker gleichmäßig vertreten sind, durch mancherlei literargeschichtliche Werke und Monographien große Verdienste auf diesem Gebiete erworben hat. Eins seiner Hauptwerke, betitelt „Geschichte der ungarischen Dichtung von den ältesten Zeiten bis auf Alexander Kisfaludy" (Nr. 1), liegt in einer Uebersetzung von Gustav Steinäcker den deutschen Lesern vor. Die Entwickelung fremder Sprachen und Literaturen bietet durch die Analogien mit dem Entwickelungsgange der eigenen Nationalliteratur, durch die gemeinsamen Gesichtspunkte, welche sich geltend machen, durch die parallelgehenden Einflüsse, welche die signatura temporis auf die Dichtung verschiedener Völker in denselben Jahrhunderten ausgeübt, ein Interesse dar, welches indeß doch nur für die vergleichende Sprach= und Literaturforschung von nachhaltigem Werthe ist. Einer weitern Ausbreitung dieses Interesses tritt alsbald hindernd die geringe ästhetische Bedeutung sehr vieler Productionen entgegen, welche als Sprachdenkmäler und Marksteine in der geistigen Entwickelung der Völker von Wichtigkeit sind, doch, mit dem künstlerischen Maßstabe gemessen, zu sehr unbedeutenden Erscheinungen zusammenschrumpfen.

Da in der Ueberschätzung derartiger „Sprachmonumente" aus alter Zeit unsere germanische Philologie das Unglaubliche leistet, so dürfen wir Deutschen uns nicht wundern, wenn fremde Philologen und Literarhistoriker in denselben Fehler verfallen. Auch ein so eifriger Forscher wie Toldy scheint einzelne ältere Dichtwerke, von denen er eine genaue Analyse gibt, viel zu hoch zu stellen, ja in dem ganzen Werke ist, mit Ausnahme der Dichtungen aus der Kisfaludy'schen Epoche, kaum eine poetische Schöpfung erwähnt, welche für die ästhetische Auffassung von Bedeutung wäre. Der Antheil aber, den wir der Entwickelungsgeschichte einer fremden Sprache schenken, ist ein geringerer. Der eigene Vater mag sich über den Eintritt eines jeden neuen Milchzahns bei seinem Kinde freuen; für Fremde ist das ein sehr gleichgültiges Ereigniß. Die ersten Epochen der Nationalliteratur bieten aber in der Regel nur derartige kindliche Entwickelungen dar.

Die „alte Zeit" der ungarischen Dichtung hat drei Sagenkreise aufzuweisen: die Hunnensage, den Almussagenkreis und den Arpádsagenkreis. Ueber den genetischen Zusammenhang zwischen der ungarischen und der ausländischen Etelesage (Etele, Etzel, Attila) haben die Gelehrten, namentlich Professor Wenzel, eingehende Untersuchungen angestellt. Der letztere ist zu dem Resultat gekommen, daß das Nibelungenlied am reinsten den Einfluß der hunnisch=ungarischen Heldensage auf die deutsche Poesie des Mittelalters widerspiegelt. Toldy erklärt sich indeß gegen diese Ansicht. Der Almussagenkreis behandelt die Mythen, welche sich an den ersten Gründer des Ungarreichs knüpfen. Die Mutter des Almus wird durch einen Falken im Traum befruchtet; er selbst verschwindet lebend, wie Moses. Sagenhafte Anschauungen, denen Gemeinsamkeit bei vielen Völkern nachweisbar ist! Der Arpádsagenkreis hat die Unterwerfung des Landes durch Arpád und seine Heerführer zum Inhalt. Den im Gewölk verschwindenden Halbgöttern folgen die Heroen. Dieser Sagenkreis erinnert an den von König Artus und seiner Tafelrunde, indem eine Fülle bunter Abenteuer sich um den festen Mittelpunkt, den Großfürsten Arpád, wie dort um König Artus gruppirt.

Ueber das ungarische Mittelalter, welches mit Stephan dem Heiligen beginnt, können wir rasch hinweggehen. Kirchliche Dichtungen, wie die Legende der heiligen Katharina von Alexandrien, historische Volkslieder, von umherziehenden Zitherspielern vorgetragen, die ersten Anfänge der Schauspielkunst, gegen welche sich bereits damals die kanonischen Beschlüsse der kirchlichen Versammlungen erklärten, fallen in diese Epoche. Von culturhistorischem Interesse ist ein didaktisches Gedicht, das „Straflied" des Meisters Franz Apáti, in welchem über den Verfall der Sitten, über die Verweltlichung der Geistlichkeit, die laxe Zucht, über die Lauigkeit der Vornehmen im Kriege gegen die Türken, über die hochtrabenden Sitten der untern Stände geklagt wird.

Die „neue Zeit" theilt Toldy, mit Ausschluß der neuesten, welche die eigentliche Glanzperiode der ungarischen Dichtung ist, in drei Epochen ein: die erste von der Niederlage bei Mohács bis zum Wiener Frieden (1516—1606), das protestantische Zeitalter; die zweite vom Wiener bis zum Szathmárer Frieden (1606—1711), das Revolutionszeitalter, in welchem die Gelehrtenpoesie an die Stelle der bis dahin herrschenden Volkspoesie tritt; die dritte, die Periode des Verfalls, vom Szathmárer Frieden bis zum literarischen Auftreten der ungarischen königlichen Leibwache von 1711—72.

In der ersten Epoche blühte die volksthümliche Erzählung und die kirchliche Poesie. Erstere war theils geschichtliche Chronik, theils schöpfte sie ihren Inhalt aus den großen und weitverbreiteten Stoffquellen jener Zeiten, den „Gestis Romanorum", dem Sagenkreise des Mittelalters (Rosamunde, Magellone), dem antiken Sagenkreise (Trojas Untergang, Ajax und Ulysses, eine Aeneide) und selbst aus dem „Decamerone" des Boccaccio. Der erste ungarische Roman in Prosa ist: „Die Geschichte des Poncianus", eine Bearbeitung des Novellenkranzes von den Sieben weisen Meistern. Als eine hervorragende Persönlichkeit dieser Epoche tritt uns Sebastian Tinódi entgegen, der letzte ungarische fahrende Sänger, im ganzen Lande als „Sebastian der Lautensänger" bekannt. Allerdings zog Tinódi nicht blos mit seiner Laute von einem Schloß der Großen zum andern, indem er seine eigenen Gedichte nach selbstgefertigten Melodien vortrug, sondern er verbreitete dieselben auch durch Schrift und Druck. Er ist der fruchtbarste und wichtigste Reimchronist des 16. Jahrhunderts und auch den Historikern schätzbar als alleinige Quelle für viele, der Erwähnung werthe Ereignisse. Tinódi's „Reimchronik" verherrlicht meistens Schlachten und Belagerungen aus dem damaligen Türkenkriege, die Belagerung Erlaus, der Festungen Szitnya und Leva, den Fall Ofens und Szegedins u. a. Am meisten historischen Geist athmen seine „Siebenbürgischen Geschichten". Doch ist Tinódi nicht blos der trockene Chronist, der nur Thatsachen erzählt; er hat auch, wie die provenzalischen Jongleurs, sein politisches Pathos. Er eifert gegen die Plünderungen der Raubritter, freut sich über die Zerstörung der Raubschlösser und klagt über den Verfall des ungarischen nationalen Geistes.

Geringern Werth als die historischen Chroniken haben die biblischen Gedichte, von denen Toldy ein umfassendes Register mittheilt. Es gibt kaum einen Stoff der Bibel, der damals nicht mit der nöthigen moralischen Nutzanwendung in Verse gebracht worden wäre. Auch das Lehrgedicht, eine Lieblingsform der versificirten Prosa, wuchert in jener Zeit, theils mit dogmatischem, theils mit moralischem Inhalt, wie Pécsi's „Oeconomia conjugalis, ein schöner Gesang von dem Leben der Ehegatten". Als Vertreter der satirischen Strafpoesie verdient Andreas Horvát Erwähnung, welcher theils die römische Kirche angreift, theils die Vornehmen wegen ihrer Gewaltthätigkeiten und ungerechten Richtersprüche. Das Lied wurde fast durchweg vom kirchlichen Geiste oder von der religiösen Stimmung beherrscht. Nur Valentin von Balassa schlug auch die ersten Klänge des weltlichen Liedes an, indem er an das persönliche Geschick, an sein eigenes vielbewegtes Leben anknüpfte. Kriegsthaten wurden in Oden gefeiert, zu denen man die äußere Strophenform der antiken Versmaße benutzte, aber ohne ihre innere metrische Gestaltung, die durch den Reim ersetzt wurde. Nur Johann Erdösi erkannte die quantitative Natur der ungarischen Sprache und versuchte mit Glück das elegische Versmaß nachzubilden, ohne indeß hierin Nachfolger zu finden.

Die Anfänge des ungarischen Schauspiels reichen in die frühern Epochen zurück. Mehrfache kanonische Beschlüsse geistlicher Synoden erklärten sich gegen das Schauspielwesen, gegen die Mimen, Histrionen, Joculatoren und Pfeifer. Daß die Ungarn schon früh ein theaterlustiges Volk waren, geht aus der Bemerkung des Geschichtschreibers Zsámboki hervor, die Türken hätten nur darum gegen Ludwig II. den Krieg beschlossen, weil die Ungarn in die Freuden ihrer Gastmähler und Theater versunken gewesen seien. Doch seit dem Bluttage von Mohács gerieth Schauspielpoesie und Theaterwesen in einen Verfall, von welchem es sich erst in der neuesten Zeit wieder erholte. Wol schrieben Schauspieler einzelne geschichtliche Dramen oder Scenen, wie das älteste, erhaltene Stück „Melchior Balassa" beweist, welches übrigens, nach Toldy's Inhaltsangabe zu urtheilen, im primitiven Stil der Puppenkomödie abgefaßt ist. Gleichzeitig stellten wandernde Zithersänger einzelne Moralitäten dar, in denen Tugend und Laster, Reichthum und Armuth eine allegorische Rolle spielten und deren Finale meistens unter Mitwirkung des Teufels zu Stande kam. Auch das Schuldrama war volksthümlich und von gelehrter Würde weit entfernt. Die „Klytämnestra" des Peter Bornemisza erinnerte mehr an das Vorbild des Hans Sachs, als an das der alten Tragiker, und die „Theophanie" des Lorenz Szegedi, eine sehr schöne Komödie vom Zustand unserer ersten Väter, ist überreich an den naivsten Anachronismen, mit denen sie die Geschicke Adam's, Eva's und Kain's durchwirkt. Gott examinirt z. B. Kain und Seth über die christlichen Hauptstücke. Jesus, Jupiter, Geistliche, Mönche, Kapuzen und Fasten werden ebenso

oft erwähnt, wie Glühwein, Ingwer, baranyaer und zsolter Wein u. a.

Dieser volksthümlichen Poesie fehlte jeder künstlerische Halt, doch sie fand eine Resonanz im Volksbewußtsein. Mit der nächsten Epoche ward das anders. Eine Gelehrtenpoesie trat auf, welche sich nach europäischen Mustern bildete, aber den festen Boden des Volkslebens verlor. Ein Hauptwerk dieser Zeit und Richtung ist Niklas Zrinyi's „Zrinyiade", ein Epos in 15 Gesängen, dessen literarische Wirkung eine sehr nachhaltige war, indem spätere Dichter dasselbe in neuen Formen und Versmaßen behandelten. So wurde es von Gideon Ráday 1756 in Hexameter übertragen und von Johann Zlonyi im Geschmack seines Zeitalters umgedichtet. Toldy widmet dieser „Zriniade" drei Vorlesungen und gibt eine so eingehende Analyse des Epos, daß er dadurch ein vollkommenes Urtheil über den ästhetischen Werth desselben ermöglicht. Der Dichter ist ein Urenkel des szigeter Niklas Zrinyi, selbst ein tapferer Held und ein Schrecken der Türken, und schmückte, indem er des Urahns Großthaten und die berühmte Belagerung von Sziget darstellte, mit diesem poetischen Gemälde auch seinen eigenen Ahnensaal. Doch war die Wahl des nationalen Stoffs wol das einzige originelle Verdienst des Dichters, indem er sich in der Ausführung gänzlich abhängig von dem Kunstepos des Virgil und Tasso zeigte. Wenn Toldy der Dichtung daher einen classischen Werth zuerkennt, so mag ihr diese hervorragende Stellung wol im Entwickelungsgange der ungarischen Sprache und Literatur zukommen; doch eine allgemeine Geltung wird sie nie in Anspruch nehmen können.

Schon die Göttermaschinerie, die sich Zrinyi nach den Schulregeln und den epischen Vorbildern zurechtgemacht, erscheint nicht glücklich, wie sehr sie auch von Toldy gerühmt wird, als dem religiösen Grundgedanken angemessen, indem der Dichter in dieser einzelnen Begebenheit die geistige Erlösung des sittlich gesunkenen Volks darstellen wollte, für welche eine Schar vaterlandstreuer und gottesfürchtiger Helden ihr Leben aufopfert. Zrinyi's Muse ist die Heilige Jungfrau, die er ganz nach dem Muster eines Virgil und Tasso anruft. Dann werden wir alsbald in den Himmel geführt, wo Gott, um Ungarns Versunkenheit zu strafen, den Erzengel Michael in die Hölle schickt, damit er eine wilde Furie auswähle, die in Soliman's Brust den Grimm gegen die Ungarn wecke. Alekto, aus Virgil und Tasso wohl bekannt, erhält und vollzieht diesen Auftrag, indem sie dem Sultan im Traum in der Gestalt seines Vaters Selim erscheint. Zrinyi selbst wird durch eine Gottesstimme zum Märtyrer geweiht und später vor einem drohenden tödlichen Streich durch einen Engel geschützt. Dann steht die himmlische Maschinerie auf lange Zeit wieder still, die Menschen bekämpfen und tödten sich auf eigene Rechnung. Erst im vierzehnten Gesang erscheint der Zauberer Alderan, Tasso's Ismen, vor Soliman und bietet ihm die Hülfe der höllischen Scharen an. Da kommen sie denn, Pluto und Briareus, Lykaon und die Eumeniden, alle die heidnischen Ungeheuer der classischen Mythologie, denen die christliche Dichtung freundlich noch einen Platz in der Hölle vergönnt hat, um die eigene Phantasie mit der Erfindung neuer scheußlicher Ungethüme nicht zu sehr anstrengen zu dürfen; da kommt auch der heilige Khalif Ali mit seinem „grünen Schwert", das er indeß nicht zu ziehen gedenkt, weil er, trotz seines Aufenthalts unter den Verdammten, mit prophetischen Offenbarungen begnadigt, den Untergang der Türken voraussieht. Um die heidnisch-christlich-mohammedanische Confusion vollständig zu machen, rücken nun die himmlischen Heerscharen unter dem Erzengel Gabriel gegen die höllischen ins Gefecht und schlagen sie zurück, ohne den tapfern Ungarn dadurch sonderlich zu nützen. Der andere Erzengel Michael war wol zu consequent, gegen einen Skandal anzukämpfen, den er im ersten Gesang selbst ganz systematisch hervorgerufen. Die mythologische Verwirrung kann dadurch kaum vermehrt werden, daß Cupido an einer Stelle in die Handlung eingreift, und an einer andern sich das Morgenroth als „Person" geberdet und seine Sympathie für die Ungarn ausspricht.

Der Gang der Haupthandlung selbst schließt sich den geschichtlichen Ereignissen und der epischen Schablone an. Es fehlt nicht an den poetischen Truppeninspectionen; zuerst hält der Dichter über die türkischen Mannen, dann über die Ungarn die bekannte homerische Revue ab. Nur einmal weicht er sehr kühn von der Geschichte ab, indem er Soliman nicht durch Krankheit, sondern durch Zrinyi's Hand im letzten Verzweiflungskampfe fallen läßt, eine poetische Licenz, welche in einem so wenig mythischen Zeitalter und einer so weltbekannten Thatsache gegenüber nicht zu rechtfertigen ist. Zahlreiche Einzel- und Massenkämpfe, Ausfälle, zurückgeschlagene Stürme, Lager- und Festungsscenen bilden den meistens historischen Kern der Haupthandlung. Toldy rühmt die außerordentliche Lebendigkeit und Anschaulichkeit der meisten Schilderungen, sowie die Schärfe der Charakteristik, die in dramatischen Selbstäußerungen der Charaktere ausgeprägt sei: zwei unleugbare dichterische Verdienste, wenn wir nur dem nicht ganz unbefangenen Urtheil des Literarhistorikers, der zugleich kritischer Herausgeber der „Zrinyiade" ist, trauen dürfen. Reichthum der Erfindung gehört keineswegs zu den Vorzügen des Dichters, denn in den Episoden, wo seine Phantasie frei walten durfte, begegnen wir meistens Nachdichtungen und Anlehnungen an bekannte Muster. Der nächtliche Gang der beiden Wojwoden Radivoi und Juranics in das feindliche Lager, durch welches sie sich zum Kaiser durchschlagen wollen, das Niedermetzeln der schlummernden Türken, der Untergang der Helden erinnert Zug für Zug an die bekannte Episode von Nisus und Euryalus im neunten Gesang der Aeneide. Daß der junge Tatarenkhan Deliman aus Liebe zur schönen Kumilla das Lager verläßt und nach Belgrad zieht, klingt an Rinaldo an, und wenn Kumilla dann durch zufällig genossenes Drachengift stirbt, so ist dies keine glückliche Neuerung. Der Zweikampf und Todesvertrag zwischen dem Mohren Demirham und Deli Vid erinnert an den

Zweikampf Argand's und Tancred's bei Tasso. Die „Zrinyiade" ist in einer zwölfsilbigen vierzeiligen Strophe in trochäischem Fall geschrieben. Toldy selbst nennt Versbau und Sprache Zrinyi's schwach im Verhältniß zur dichterischen Größe dieses Autors. Möglich, daß viele Züge ursprünglicher Begabung, schwunghafter Kraft, plastischer und glühender Darstellung, nationaler Begeisterung die Dichtung adeln: in ihrer Composition erscheint sie als ganz abhängig von fremden Mustern.

Ein ähnliches, noch schwächeres Epos ist die „Belagerung von Mohács" von Ladislaus Liszti, welcher wiederum Zrinyi nachahmte, ohne ihn in der Anschaulichkeit der Darstellung erreichen zu können. Beide Dichter hatten übrigens ein tragisches Schicksal. Zrinyi wurde 1664 auf der Jagd von einem wilden Eber verwundet, Liszti, ein hochgebildeter Edelmann, der aber ein leichtsinniges und verbrecherisches Leben geführt, einige Jahre vorher hingerichtet. Bedeutender als beide erscheint Stephan Gyöngyösi, ein Kammerdiener des Grafen Wesselényi, der von diesem für seine „Murányer Venus" ein Dorf zum Geschenk erhielt — gewiß der einzige Dichter, dem eine solche Ehrengabe zutheil geworden. Denn Horaz erhielt nur ein Gütchen, und in neuer Zeit erhalten die Poeten trotz aller Dorfgeschichten weder Dörfer noch Güter; dergleichen begegnet nur den Redacteuren der feudalen Zeitungen. Gyöngyösi betrat übrigens später die öffentliche Laufbahn und war mehrmals Deputirter und Vicegespan. Seine Dichtungen sind keine Epopöen im großen Stil; es sind versificirte Romane, umfangreiche poetische Erzählungen. Der Inhalt seiner „Murányer Venus", der neuerdings von Arany und Petöfi ebenfalls in einer epischen Dichtung behandelt wurde, ist die Einnahme der Festung Murány durch die Liebesintrigue zwischen Wesselényi und der Gräfin Maria Széesi, ein romantischer Stoff, der vor den Episoden der „Zrinyiade" jedenfalls den Vorzug der Originalität voraus hat. Die mythologische Beigabe geht nicht über eine flüchtige Spielerei hinaus. Daß der Dichter den Muth hatte, ein eigenes Erlebniß poetisch zu behandeln, mußte seinem Werke Frische und Unmittelbarkeit verleihen. Die „Kémenyiade", das zweite Epos dieses Autors, enthält eine noch größere Fülle von Liebesabenteuern und kriegerischen Scenen. Das wirkliche Verdienst Gyöngyösi's findet Toldy in der Sprache und Technik. Er nennt ihn einen eleganten und im Verhältniß zu seiner Zeit geschmackvollen Schriftsteller. Er wurde länger als ein Jahrhundert als Gesetzgeber der ungarischen Poesie und als ihr einzig classischer Schriftsteller angesehen.

Aus dem Zeitalter des Verfalls glauben wir nur die Lyriker Amade und Faludi hervorheben zu müssen, von denen der erstere sich durch Glut und Schwung, der letztere durch Beherrschung der Form auszeichnet. Auf dem Gebiete der dramatischen Literatur blühte das Schuldrama, das meistens von den Jesuiten gepflegt wurde. Der „Jekonias", „Sedecias" von Franz Kunics, Johann Ilei's „Ptolemäus" sind beachtenswerthe Erscheinungen, Intriguenstücke, denen sogar das Element der Liebe fehlt, die aber dennoch durch den lebendigen Dialog und manche glückliche Erfindung einen günstigen Eindruck machen. Das Zeitalter der Wiedergeburt, mit welchem Toldy sein Werk abschließt, beginnt mit dem epochemachenden Jahre 1772, mit dem literarischen Auftreten der adelichen Leibgarde, die von Maria Theresia zur Erziehung der ungarischen Jugend gegründet worden war. Georg Bessenyi, ein vielseitiger, für Kunst und Wissenschaft gleich befähigter Kopf, geboren 1742, brach der neuen Richtung die Bahn. Sie stand anfangs ganz unter den Einflüssen der classischen französischen Literatur, denen Bessenyi's Dramen, sein „Ladislaus Hunyadi" und „Buda" im regelrechten, doch dramatisch leblosen Gange folgen. Das Declamatorische waltet vor — sentenzlöse, glänzende Diction, prachtvoll tönende Verse. Sein Lustspiel: „Der Philosoph", welches die Liebe eines Philosophen zu einer Philosophin schildert, ist zwar ohne alle spannende Intrigue, doch wegen seines lebenswahren Dialogs und seiner scharfen Charakterzeichnung hervorzuheben. Bessenyi versuchte sich auf allen poetischen Gebieten, er schrieb ein Heldengedicht: „Matthias Corvinus", Lehrgedichte, die unter Pope's Einflüssen standen, Episteln und Heroiden. In diesen mehr nüchternen Lieblingsgattungen der Pope und Boileau zeichneten sich auch die andern gleichzeitigen Autoren der französischen Richtung aus: Laurentius Orczy, Anyos, der hervorragendste elegische Dichter Ungarns, Teleki, dessen Lehrgedicht vom „Menschlichen Leben" an den Schopenhauer'schen Standpunkt anklingt, Péczeli u. a. Die Dramen von Corneille, Racine, Voltaire wurden übersetzt, ebenso die „Henriade" und Boileau's „Lutrin". Alexander Baróczi wurde als Uebersetzer französischer Romane der Schöpfer der ungarischen „schönen Prosa". In diesem frischen Streben, das sich als Drang nach Bildung und Aneignung offenbarte, konnte die im ganzen nüchterne französische Literatur dem feurigen magyarischen Geiste nur formelle Vorbilder bieten. Reichhaltiger und tiefergehend war die Befruchtung durch den antiken Geist der classischen Schule, für deren drei Hauptbegründer David Szabó von Baróti, Niklas Révai, Joseph Rajnis galten.

Jetzt ging man auf Johann Erdösi zurück und suchte den quantitirenden Charakter der Sprache nach festen Regeln der Prosodie auszubilden. Baróti und Rajnis schrieben Abhandlungen über Prosodie. Der Grundsatz der prosodischen Messung führte zur Beobachtung des Wohlklangs; die Uebersetzungen von Virgil, Horaz, Tibull, Ovid waren eine treffliche Schule für die Ausbildung der Sprache nach diesen neuen Normen. Die eigenen Gedichte jenes gelehrten Kleeblatts konnten ebenfalls nur für Studien gelten. Selbständiger trat Benedict Virág auf, als Dichter volltönender Oden und launiger Episteln, ein ernster Sänger des Patriotismus und der Tugend. Der französischen wie der classischen Richtung fehlte indeß jede Anknüpfung an das nationale Leben, eine dritte mehr volksthümliche Richtung mußte hier ergänzend eingreifen, wenn eine allseitige harmonische Durchbildung der Literatur später aus diesen getrennten

Elementen erflehen sollte. Der Hauptvertreter dieser Richtung ist Andreas Dugonics, der ebenfalls mit Dichtungen aus dem antiken Sagenkreise, zum Theil sogar in lateinischer Sprache begann, sich dann aber den Stoffen der ungarischen Geschichte zuwendete und dieselben in einer Reihe von Romanen: „Etelka“ (1788), „Die goldenen Armbänder“ (1790), „Jolanka“ (1803) und „Cserei“ (1808) behandelte. Der Stil dieser Romane ist ungleich, oft edel kräftig, oft gemein und trivial, die Charakterzeichnung glänzend, doch bisweilen anachronistisch und unwahr; der Wust antiquarischer Gelehrsamkeit wirkt dabei unpoetisch und störend. Seine Romane wurden zum Theil für die Bühne bearbeitet. Dies veranlaßte Dugonics, selbst für die Bühne zu schreiben; doch von seinen Stücken erhielt sich nur „Maria Báthori“ längere Zeit auf der Bühne. Johann Kónyi dichtete die „Trinviade“ in volksthümlicher Weise um und Horváth von Pálocz schrieb eine „Hunyade“, welche die Thaten Joseph's von Hunyadi in flüchtiger Skizzirung, mit frostigen Allegorien, aber in leichten ansprechenden Versen behandelte, die dem unbedeutenden Werke einen glänzenden Erfolg verschafften.

Den Uebergang zur neuen Schule bilden Kármán und Csokónai. Der erstere strebte zuerst nach einer literarischen Centralisation für Ungarn und suchte Pesth zum Mittelpunkt ungarischer Literatur zu machen. Einen journalistischen Mittelpunkt bildete schon früher das durch die Kaschauer Gesellschaft 1788 begründete „Ungarische Museum“ und der seit 1790 erscheinende „Orpheus“. „Fanny's Nachlaß“ heißt das Hauptwerk Kármán's, ein psychologischer Roman im Stil und Geist Werther's. Csokónai war zugleich schwunghafter Odendichter und Verfasser komischer Dichtungen, von denen sich sein komisches Epos: „Dorotya“, durch eine unerschöpfliche humoristische Ader auszeichnet. Ungleichheit des Stils, Vermischung des Erhabenen und Trivialen sind die Grundfehler seiner Werke. Alexander Kisfaludy (1772) erhob diese volksthümlichen Bestrebungen zu nationaler Bedeutung, fügte in das poetische Gebäude seines Zeitalters den Schlußstein ein und ermöglichte, indem er der dichterischen Sprache einen gewissen festbestimmten Nationaltypus gab, jenes goldene Zeitalter, dessen glänzendes Morgenroth er war. Sein bedeutendstes Werk waren „Himfy's Liebeslieder“, ein Cyklus von Situationsgemälden, welche durch parallele Entwickelung, durch das Auf- und Niederwogen der geschilderten Seelenzustände ein symmetrisches Ganzes bilden. Gerade durch den innern Zusammenhang und die fortschreitende Handlung erinnern sie an die Liebescyklen des Tibull und Properz. Auch dem Versschema ist Symmetrie und das Streben, die Pointe durch den Refrain scharf hervorzuheben, eigen. Der Cyklus, aus 28 Gesängen und 400 Liedern bestehend, ist durch feurige Diction, durch den leidenschaftlichen Ausdruck der Empfindung, durch Reichthum an Bildern und Vergleichungen ausgezeichnet. „Himfy“ war, trotz einzelner greller Verbindungen und allzu kühner Wendungen in Bezug auf Geschmack die edelste Offenbarung seiner Zeit.

Mit Kisfaludy schließt Toldy sein Werk, ohne das goldene Zeitalter der ungarischen Literatur mit in den Kreis seiner Darstellung zu ziehen. Dies goldene Zeitalter datirt Toldy bis zum Jahre 1830 und rechnet von hier ab bis zur Revolution eine neue Epoche, welche er das Zeitalter der Epigonen nennt. Während Karl Kisfaludy, Kölcsay und Vörösmarty Hauptvertreter des goldenen Zeitalters sind, gehört nach der Toldy'schen Eintheilung Alexander Petöfi in den Kreis der Epigonen. Wir hoffen, daß Toldy eine ungarische Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts schreiben wird, in welcher er diese eigenthümliche Eintheilung und die Stellung, die er dem genialsten ungarischen Dichter einräumt, zu rechtfertigen sucht. Nur hegen wir die gerechte Befürchtung, daß dann bei diesem verdienstlichen Gelehrten jener „akademische Zopf“ zum Vorschein kommen wird, den die literargeschichtliche Gelehrsamkeit selten verleugnet, wenn sie, übermüdet vom Studium der Vergangenheit, sich der Gegenwart zuwendet. **Rudolf Gottschall.**

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Neue Lyriker.

Erster Artikel.

Weil die Poesie zu allen Zeiten und von allen Völkern als die höchste und erhabenste Kunst angesehen worden, darum lebt in so vielen Menschen der verzeihliche Ehrgeiz, sich in dieser Kunst zu versuchen, um vor sich, den Geliebten und Freunden und endlich vor der ganzen Welt den Namen eines Dichters als die höchste Auszeichnung, gleichsam als eine besondere Gottesweihe, tragen zu dürfen. Zwischen denen aber, welche aus Ehrgeiz oder aus Liebe zu einer angenehmen Beschäftigung sich in der Dichtkunst versuchen, und denen, welche zu Dichtern berufen sind, waltet ein ganz entschiedener Unterschied; die erstern wollen, die letztern müssen dichten.

Eben deßwegen blickt die Menge mit Mißtrauen auf diese Bemühungen, verspottet anfangs alle, welche die Dichtkunst betreiben und gönnt dem einzelnen erst nach langen Anstrengungen und vielen Beweisen seines Talents den Ehrennamen eines Dichters. Und fürwahr, so ist es auch recht, und unrecht ist es, wenn ein Volk sich so leichthin bestimmen läßt, die Jünger der erhabensten Kunst als ihre auserwählten Priester zu begrüßen, vielleicht nur auf das Wort irgendeines öffentlichen Ausrufers, der den Ton und die Mode der Zeit anzugeben sich berufen fühlt. Unrecht ist es aber auch, irgendwelche Beweise eines dichterischen Talents, weil sie die Schwächen des Anfängers und der Jugend an sich tragen, oder dem geltenden, so häufig abirrenden Geschmacke nicht huldigen und eine neue Richtung vertreten, zu verspotten und abzuweisen. Denn ein jeder verdient Achtung und aufmunternde Anerkennung, der in der schwersten und erhabensten Kunst, wenn auch nur andeutende Klänge eines erwachenden, der Ausbildung fähigen Talents an den Tag legt.

Dagegen aber kann auch nicht ernst genug gewarnt werden vor unberufenem, Zeit, Lebenskraft und Lebensfreuden raubendem Betreiben dieser schwersten und so selten dankbaren Kunst, namentlich in solchen Tagen, wo

die Völker mit Begeisterung und Energie sich politischen Bestrebungen zu- und von der Poesie abwenden, und überall so ziemlich das Höchste bereits in den Künsten erreicht scheint. Tritt nun zu geringer Begabtheit oder mangelndem Talent noch Uebermuth, Verspottung der jedem Gebildeten zustehenden, kritischen Berechtigung und vielleicht gar Verletzung der Sitte, so kann der Beurtheiler solcher sich überhebenden Dichterlinge nicht streng genug belehren und abweisen; denn der Dichter diene reines Herzens der höchsten Jungfräulichkeit in der erhabensten, d. h. idealsten Weise. Darum auch kann er nur äußerlich altern; Braga und Iduna bleiben immer verbunden. In der Priesterschaft, welche dem Dichter überkommen, herrscht eine Rangordnung, in welche er oft erst nach Jahrhunderten richtig eingereiht wird. Nicht die Anerkennung seiner Zeit, und noch weniger die künstlich hervorgerufene sichert ihm den berechtigten Platz in der Reihe der Unsterblichen, sondern der nie zu bestreitende, der nie an- und abzudeutelnde Werth seiner Schöpfungen. Durch diese bleibt er auf der untersten Stufe stehen oder erreicht eine höhere bis zur höchsten, je nachdem und soweit das Talent ihn gefördert, das der Unerforschliche dem Geweihten verliehen hat. Reimfertigkeit allerdings kann täuschen, wie wäre es anders möglich, daß eine so lange und weite Anerkennung Erzeugnissen zutheil wurde, die irgendwelchen Zeitrichtungen dienen, einer Laune der Mode huldigen, oder durch falsche Sentimentalität, vielversprechende Titel und beliebte Stoffe das Urtheil bestechen. Nur der Dichter in reiner Ursprünglichkeit läßt sich nicht täuschen, selbst da nicht, wo Fleiß und eine glückliche Fähigkeit der Nachahmung Werke hervorbringt, die einen glänzenden poetischen Schimmer verbreiten; und eben deshalb ist der Dichter geeignet und berechtigt, die Schöpfungen seiner Genossen zu beurtheilen. Echte Dichtungen kennzeichnet noch ein letztes Merkmal: sie sind durch die Macht der Gelegenheit hervorgerufen und nicht etwa als Pensa entstanden, wie sie der brave, auch als Dichter gewiß sehr ehrenwerthe Hans Sachs zu arbeiten pflegte.

Der Altmeister Goethe hat sich bereits darüber ausgesprochen, und weil er sich recht eigentlich einen Gelegenheitsdichter nennt, so bleibt mir darüber nichts weiter zu sagen. Hiernach dient der Dichter reines Herzens der höchsten Jungfräulichkeit in der idealsten Weise, und gehorcht nur seinem Genius. In dieser Auffassung werde ich den poetischen Leistungen gerecht zu werden suchen, und jeden Strebenden, der die Weihe empfangen, willkommen heißen, welche Stufe ihm immer auch sein Talent einst anweisen mag. Ich werde seinen Werth zu ermitteln suchen, und wie gering dieser sei, nach seinem reinen Willen in der Hingabe an den Genius ihn ehren. Für die Wechsler und Händler aber, und hätten ihre Münzen auch das schönste Gepräge und wären ihre Waaren auch pikante Leckerbissen, werde ich mir eine Ruthe binden. Und also trete ich mein Amt an, zugleich mit dem besten Willen, denen ein guter Führer zu sein und ihnen die schönen und schönsten Punkte anzudeuten, die mir folgen wollen, um dann ungestört das Dargebotene zu genießen.

Eine Menge fremder Gäste hat man mir geladen. Fast zu viel für meine bescheidenen Räume. Ich begrüße sie alle mit gleicher deutscher Herzlichkeit. Einige sind mir dem Namen nach bekannt, doch bevor ich sie aufsuche, wird mein Blick angezogen von denen, die stolz und vornehm blicken und mir in kostbaren, reich mit Gold verzierten Gewändern entgegentreten. Der Mensch bleibt Mensch, das Auge ist bestechlich. Manche tiefe Bemerkung, manche klangvolle Rede gibt meiner kurzen Frage ein anlockendes Erwidern. Schon bin ich mit allen oberflächlich bekannt geworden, da bemerke ich eine unbedeutende Gestalt. Ihre Kleidung ist fast zu einfach für einen Gast, der sich in der Gesellschaft Geltung verschaffen will. Doch ich darf keinen übersehen. Ich trete heran, ich begrüße ihn. Wahrlich, das nenne ich eine gelungene Täuschung. Wer hätte unter diesem Kleide das erwartet, was mich sofort einnimmt, hinreißt und entzückt? Sein Name: Max Moltke. O ich kenne ihn. Manches gelungene Lied, das diesen Namen trug, ist mir bereits werth geworden, und seit Jahren bin ich mit steigendem Interesse der Bahn dieses Dichters gefolgt. Hören wir, was er uns heute bietet.

1. Auch ein Büchlein Lieder. Auswahl aus den Gedichten von Max Moltke. Berlin, Moltke's Selbstverlag. 1863. 32. 6 Ngr.

„Auch ein Büchlein Lieder“ heißt der Titel dieses winzig kleinen Heftchens, das Max Moltke aus seinem Selbstverlag auf den Weihnachtsmarkt gesandt hat. Wer vermuthet in diesem Büchlein, das in alter Weise so gedruckt ist, daß ein neues Lied sofort beginnt, wo das vorige endet, wer erwartet auf diesem gewöhnlichen Druckpapier so Köstliches? Ja, man muß dies kleine, bescheidene Büchlein lesen, und wer es mit einem Herzen liest, das echte deutsche Poesie versteht, wird nicht aufhören, bevor er die letzte Seite erreicht hat. Das Beste beispielsweise hier wiederzugeben, wird schwer, denn ein jedes dieser Lieder ist den besten gleich. Moltke ist ein Claudius; nur kräftiger, selbst bewußter erscheint der zweite Wandsbecker Bote, der es gleich dem ersten liebt, neckische Eigenthümlichkeiten einzumischen. Glück auf den Weg, du kleines Büchlein voll deutscher Innigkeit, Sinnigkeit und Treue! Möge dir werden, was eins der kleinen Lieder hoffen läßt, das ich, weil es kurz ist, hier anführe (S. 12):

Der Lieb' zu Lieb'.

Auf meiner Stirn wird künftig nur
Eiskalter Ernst zu lesen sein;
Doch die gezeichnet seine Spur,
Soll Liebe nicht gewesen sein.

In meinen Augen thränenmatt
Wird tiefer Gram zu lesen sein;
Doch die ihn mir bereitet hat,
Soll Liebe nicht gewesen sein.

Der Lieb' zu Lieb', nein, nimmer soll
In meinem Lied zu lesen sein,
Daß all mein Leid, mein Gram, mein Groll
Mag ihre Schuld gewesen sein.

So vielen hat sie Trost gebracht,
Wie könnte sie vom Bösen sein!
Die mich so elend hat gemacht,
Muß echt wol nicht gewesen sein.

Wird aber einst von Leid und Gram
Mein armes Herz genesen sein:
Die all sein Weh von hinnen nahm,
Soll Liebe nur gewesen sein.

Eine der vorigen, was das Schicksal beider betrifft, verwandte Erscheinung, insofern Moltke nicht abläßt zu schaffen, obgleich ihm die Anerkennung, die er reichlich verdient, bisjetzt versagt wurde, tritt uns in dem Schöpfer des nächsten Werks entgegen:

2. Gedichte von Joseph Emanuel Hilscher. Originale und Uebersetzungen. Redigirt von Ludwig August Frankl. Zweite vermehrte Auflage. Prag. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Joseph Emanuel Hilscher war es nicht vergönnt, seinem rastlosen, unerkannten Streben den leichten, heitern Muth beizumischen, der den Dichter Moltke bisjetzt nicht verlassen hat. Nach zwei Seiten nimmt Hilscher unser tiefstes Interesse in Anspruch, und zwar zuerst und auch für jeden, dem die Kunst nur ein Zeitvertreib ist, in rein menschlicher Beziehung. Wer sollte nicht mit steigendem Mitgefühl die kurze, trübe Lebensgeschichte dieses österreichischen Corporals anhören, der in der Kaserne geboren, für die Kaserne bestimmt, es bis zum Feldwebel bringt, und bei dem geringen, gewöhnlichen Vorunterricht, erdrückt von schweren, zeitraubenden Dienstgeschäften, in einem Saale mit 80 Kameraden hausend, sich eine wissenschaftliche Bildung aneignet, die ihn befähigt, Uebersetzungen von Byron, Thomas Moore und Maffei zu liefern? Hiermit werden wir auf die Künstlernatur Hilscher's zurückgeführt, und unser Erstaunen geht in Bewunderung über, wenn wir die wenigen geretteten Gedichte — seine meisten Schöpfungen, darunter Dramen von hohem Werth, hat er, verbittert durch die versagte Anerkennung, leider verbrannt — und seine fast unübertrefflichen Uebersetzungen lesen.

Ein Urtheil Anastasius Grün's über Hilscher ist in der auf Subscription erschienenen Sammlung zweimal abgedruckt. Ich kann demselben nicht beistimmen. Der arme große Dichter Hilscher hat nicht allein im Leben die süße Herablassung ertragen müssen, die ihm auf die Schulter klopfte und äußerst gütig lächelte: recht brav, mein Freund! Aber Hilscher ist groß und größer als manch einer, der sich berechtigt fühlt, ihm nebenbei das zweideutige Lob zu gönnen, daß dieser aus niederm Stande sich emporringende Mann eben merkwürdig sei, weil er im Corporalsrock gar nicht übel gedichtet, daß ihm aber doch immer der Mangel einer höhern Abkunft angeklebt, weshalb sein rastloses Mühen etwas Rührendes habe; ich sage: Hilscher war und ist ein großer Dichter, ob er im Corporalsrock oder im Galafrack seine herrlichen Lieder geschaffen, sie sind an und für sich Perlen der deutschen Poesie.

Ebenso muß ich gegen die Auffassung des eigentlichen Wesens Hilscher's, wie dies das Vorwort zu begründen sucht, mein entschiedenes Bedenken einlegen. Hilscher fühlte sich unglücklich, aber nicht weil er in der Kaserne geboren war, in der Kaserne leben, dichten und verkümmern mußte: Hilscher würde in jedem Verhältniß sich unglücklich gefühlt haben; und nur das gebe ich zu: dieser Dichtergenius, dem die Nichtigkeit und Vergänglichkeit so früh und beständig die zarte, reine Seele verwundete, und der nur eine vorübergehende Genesung in schöpferischen Arbeiten finden konnte, fühlte seinen Schmerz — nicht tiefer, nur bitterer — in einer Umgebung, die ihn nicht allein unverstanden belächelte, sondern auch durch ihr rohes Gebaren ihn stets verletzte. Nur diesen Uebeln würde er vielleicht entgangen sein, wenn er in höhern oder höchsten Kreisen das Licht der Welt erblickt hätte. Aber wer weiß, ob er nicht noch unglücklicher sich dort gefühlt hätte, wo Verständniß vorausgesetzt werden darf, und — doch so selten zu finden ist. Endlich gilt auch für Hilscher, was für jeden Künstler, wenn er sich in seiner ganzen Größe darstellen soll, nothwendig bleibt, und was ich schon in dem Artikel „Ernst Rietschel" ausgesprochen habe: Hilscher mußte nach den Kämpfen und Leiden der Lehr- und Wanderjahre sich in eine Lage versetzt sehen, in der er frei von Sorgen nur der Kunst leben und als Meister wirken konnte. Aber freilich, woher sollte ein dichtender Corporal die Protection nehmen? Hilscher ist kein Dichter euerer niedlichen, blanken Anthologien, die so glatte Reimlein bringen und so elegante Schmerzen singen; wie würden die Leserinnen dieser modernen Poesien erschrecken, ja das schöne Buch dem kleinen geschonten Händchen entfallen lassen, wenn dazwischen die Orgelklänge und Sturmaccorde dieses Jeremias erdröhnten, der auf den Trümmern einer Welt seine Klagen ins All entsendet. Nein, für diesen Sänger ist heute und fast nie die rechte Zeit, und nur wenige, die selbst mit schauervollen Ahnungen an dem dunkeln Vorhange gerüttelt, und deren Seele in einsamer Nacht aufschrie vor unendlichem Weh, nur diese werden Hilscher verstehen, lieben und weiter tragen, ja, nur diese wenigen werden ihn unsterblich machen, während die Anthologiensänger mit ihrem zahlreichen Publikum spurlos verschwinden. Hilscher hat im Leben keinen gefunden, der ihn vollständig begriffen; und wenn einigen sich sein Mund öffnete, weil sie ihm Theilnahme bezeugten und das Versprechen gaben, ihn, den Dichter, zu unterstützen, so möge doch niemand glauben, daß Hilscher davon befriedigt wurde. Er ließ dann wol sein volles Herz ausströmen, ihn verklärte dann wol die Freude über die Aussicht, endlich der Welt bekannt zu werden, aber sein Genius mußte sofort davor erröthen, daß er die Hülfe anderer suchen und dafür danken müsse, und um so tiefer gekränkt, grollte er über die Nichtigkeit der Welt. Geister wie Hilscher können verlangen, und verlangen auch unbewußt, daß sie wie die Sonne erkannt werden, ohne daß ein aufmerksamer Nachtwächter die Stunden bis zu ihrem Erscheinen abruft.

Nach der Biographie finde ich keinen, der Hilscher nahe gestanden und ihn in seiner ganzen Tiefe und wunderbaren Größe begriffen hat. Man glaube auch nicht, daß, weil Hilscher Byron verehrte, dieser aristokratische und bei allen Talenten und bei allen Geburts- und sonstigen Vorzügen, ja gerade um der letztern willen, mehr blasirte als unglückliche Dichter auf die Dauer Hilscher's Freund geblieben wäre. Dieser steht höher, seine Zerrissenheit entspringt nicht aus Selbstvergötterung, so bewußt er sich auch seiner Begabtheit war, sondern aus Lenau'scher, ruheloser Sehnsucht nach dem ewig Beständigen, ewig Schönen; nur war Hilscher durch und durch episch-männlich, wo Nikolaus Lenau elegisch-weiblich ist. Einen Dichter wie Hilscher konnten nur Shakspeare und Goethe heilen, in ihnen hätte er sich — wenn die Götter ihn uns länger erhielten — mehr und mehr zu sich selbst gefunden und wäre dann, nicht scheiternd an der Klippe, die Grabbe so verderblich wurde, vor allen als tragischer Dichter erstanden.

Ich bedaure, an dieser Stelle nur kurze, die Umrisse seines Wesens kaum andeutende Bemerkungen über Hilscher, und ebenso aus seinen wenigen geretteten Poesien nur die folgenden Auszüge bieten zu können. Ich wähle, die Stimmung des Dichters zu kennzeichnen, das Gedicht (S. 21):

Aufschluß.

Ihr nennt mich kalt. Ich bin es, ja! Und kalt
Wie Gletschereis, an dem umsonst der Strahl
Der Sonne übt die schmelzende Gewalt,
Die Laub und Blüten sich erschafft im Thal.

Und ungesellig — Ja, ich bin es! Gleich
Dem Aar, der horstend in dem Steingeklüft,
Nicht wohnen mag im niedrigen Gesträuch,
Und finster, einsam nur die Luft durchschifft.

Der Dichter erweist in den folgenden Strophen sein Recht, so zu sein, und schließt:

Drum laßt mich kalt und ungesellig sein;
Was frommt's mit euch zu leben im Verkehr?
Ich habe nichts mit eurer Art gemein,
Ich bin für euch, ihr seid für mich zu leer.

Meine Auffassung Hilscher's erweist sich ferner als eine begründete durch das Gedicht „Gnomen" (S. 40); ich darf mir nur vergönnen, eine Strophe daraus wiederzugeben:

Du willst das Glück erzwingen? Thor!
Nur der ist glücklich hier auf Erden,
Der nichts ersehnte, nichts verlor;
Man kann nur glücklich *sein*, nicht *werden*.

Und endlich nur zwei Strophen noch aus dem Gedicht „Endymion" (S. 4):

Ihm ekelte vor dem Verkehr der Menge,
Die jede leise Stimme überschreit,
Verschlossen schlich er fort aus dem Gedränge,
Denn wer sich einsam fühlt, sucht Einsamkeit.
Verachtung traf ihn, und belächelnd nannten
Ihn Träumer, die sein Wesen nicht erkannten.

Und die letzte Strophe dieses tiefsinnigen Gedichts (S. 5):

O steigt auf euer Patmos, ihr Verkannten!
Die rauh und kalt das Leben von sich stößt,
Die schönre Heimat blühet dem Verbannten,
Der aus gemeinen Banden sich erlöst;
Ihr aber, unterjocht in Sinn und Handeln,
Ach, weckt uns nicht, und laßt im Mond uns wandeln.

In seiner Vaterstadt Leitmeritz ist dem Dichter Hilscher, der am 22. Januar 1806 geboren, am 12. November 1837 in Mailand starb, ein am 29. Juni 1863 enthülltes Denkmal gesetzt worden, und zwar in der Nische des Seminargebäudes, des Geburtshauses des Dichters. Eine Marmorsäule trägt seine Bronzebüste. Die Abbildung des Denkmals und das Porträt Hilscher's sind dem Werke beigegeben. Leitmeritz hat es verstanden, sich selbst zu ehren.

Man vergönne mir nun aber auch die andere, sehr ernste Seite dieses Ereignisses, ohne Bezüglichkeit auf das bereitwillig Anerkannte, in wenigen Worten zu betrachten:

Traun, unter dreißig Büchern nur dies eine,
Darin ein Genius ringt zum Ideal,
Und dieser eine — war ein Corporal;
Lies seinen Namen von dem Marmorsteine

In Leitmeritz. Ihm ward der Ehren keine
So lang' er lebte, aber reiche Qual;
Da blieb am Ende ihm nur eine Wahl:
Zu früh zu sterben. — Liebe Welt, nun weine!

Um Himmels willen aber werd' nicht klug,
Und sammle Geld, bevor der Dichter todt,
Poet'scher ist's, er darbt bei trocknem Brot.

Nach seinem Tode hat's dann keine Noth:
Wie fleißig subscribirt man auf sein Buch,
Und für sein Denkmal bleibt noch Geld genug.

Wie sich das Unbefriedigtsein in einer männlichen Künstlernatur schöpferisch gestaltet, haben wir bei Hilscher kennen gelernt. Anders, milder, ohne Bitterkeit und versöhnlicher tritt es hervor, wenn ein weibliches, von der Poesie geweihtes Herz davon erfaßt wird. Täuschungen der Liebe scheinen zunächst die Verstimmungen herbeigeführt zu haben, die ein schönes Gemüth in vielen gelungenen Liedern zu überwinden sucht.

3. Aus vergangener Zeit. Gedichte von *Mathilde Raven*. Celle, Schulze. 1863. Gr. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Die Dichterin bietet am Schluß der Sammlung den Gruß des Mädchens, das über des Stromes Rand sich beugend, Blumen in die Wellen wirft:

Trübe seh' ich euch nach;
Leid und Wonne, ihr Lieder, sprach
Aus euch! Zieht denn in fremde Gefilde,
Bunte Blumen! Und wenn ihr am Ufer erblickt
Ein liebes, befreundetes Antlitz, so nickt
Einen Gruß, einen Gruß von Mathilde.

In gleicher sinniger Weise beginnt ihr Werk mit einer Ansprache an die Mutter der Dichterin. Dies der Rahmen, in welchen sie meist trübe Lieder einschließt, die aber dennoch in sanfte Wehmuth übergehen, weil sie nicht erfunden oder gemacht, sondern gedichtet sind, und dadurch der Verfasserin selbst den Trost gewährt haben, den das Sichaussprechenkönnen jedem Leide zuführt. Möge die Muse fernerhin die wahre Freundin dieser bescheidenen Dichterin bleiben und ihr die Theilnahme gewinnen, die ihre Lieder verdienen, damit der warme Sonnenstrahl der Freude die Perle austrinke, wovon das folgende kleine Lied spricht (S. 33):

Du bist wie diese Rose:
Des Frohsinns heitres Bild,
Wiegt sie sich lächelnd im Winde,
Von Frühlingsluft erfüllt.

„Siehst du sie nicht, die Perle,
Die schwere Perle, Freund,
Die ihr im Kelche zittert?
Sie hat bei Nacht geweint."

4. Gedichte von *Georg Scherer*. Stuttgart, Scherer. 1864. 16. 25 Ngr.

Georg Scherer weiß der Trauer über den Verlust aller jener Güter, die uns das höchste Erdenglück versprechen, als ganzer Mann zu begegnen, und schon dies würde uns für ihn einnehmen. Im Vorwort sagt er:

Kein heitres Los ist mir gefallen,
Als ich des Lebens Bahn betrat;
Ich durfte nie auf Blumen wallen,
Fast nur durch Dornen ging mein Pfad.
Der Jüngling nannte nur sein eigen,
Was ihm die eigne Kraft gewann;
Und kann ich reife Früchte zeigen —
Das Glück hat keinen Theil daran.

Scherer kennt das Unbefriedigtsein nicht. Was unvermeidlich, das weiß er mit Würde zu tragen und jede Verbitterung ist ausgeschlossen. Er scheint einer Jugendliebe mit rührender Treue all sein Sehnen geweiht zu haben, der Liebe zu einer Gespielin, mit der er aufgewachsen, die er als Braut eines andern die Myrte tragen sieht und der das schöne vorletzte Lied: „Einer jungen Frau", gehört. Der Dichter begnügt sich mit den Wünschen der lieblichen Mutter eines lieblichen Kindes, und segnet seine Freundin dafür.

So ist es recht für eine Natur, der ein bescheidenes Talent geworden, für einen Mann, der nicht die Mittel besaß, nur der Kunst zu leben, und dessen Genius nicht so gebieterisch hervortrat, daß er nichts anderes neben sich dulden konnte. Rüstig ins Leben hinein! ist Scherer's Wahlspruch. Er hat ge- und errungen und in seinen Mußestunden die Poesie als Trösterin, als liebste Freundin, herbeigerufen, um mit ihr in den Erinnerungen der schönen Jugendzeit sich zu ergehen. Diesen Rückblicken begegnen wir zumeist in der vorliegenden Sammlung, und daß der Dichter ganz den Werth zu schätzen weiß, den ein Beruf uns sichert, in dem man seine Kräfte zu eigenem Nutzen und zum Vortheil anderer rüstig gebrauchen und steigern kann, beweist die letzte Strophe des Schlußgedichts:

Du weißt, warum des Liedes holde Weise
Je länger mir, je fremder wird und ward;
Warum die süßen Freuden alle leise
Schon denken an die letzte, ernste Fahrt:
Wenn Rosen sterben, rüsten sich zur Reise
Die Nachtigallen, das ist Herbstes Art.
Gönn' diesen Liedern, die nun von mir wandern,
In deiner Brust ein Plätzchen bei den andern!

Ich könnte von Scherer zu jenen modernen Dichtern übergehen, die grundsätzlich unglücklich sind und die nicht etwa einen Beruf ergreifen und wie jener rüstig und männlich sich nützlich zu machen suchen, sondern nach ihrer Versicherung an Klippen und Bergrändern hangen, daß den Vorüberwandernden angst und bang wird, und beständig zu den Abgründen hinabsingen, aber nicht stürzen. Die Zahl dieser Dichter ist groß

und wächst täglich, denn allein die moderne Poesie erfreut sich einer Geltung. Könnte man aber nur eins an ihr loben, daß sie entweder den Inhalt besonders bevorzuge, oder die schöne Form als allein berechtigt pflege, aber weder durch schöne Form, noch durch gehaltvollen Inhalt glänzt sie, sondern beide vernachlässigend, macht sie es sich bequem in den leichtesten Versen, die an Gedanken nichts enthalten; sie will es nur mit Gefühlen zu thun haben, als durchweg lyrische Poesie. Was aber den Reiz der Gefühle betrifft, den die moderne Poesie ausübt und besitzt, so frage ich dreist, ob außer Heine, dem genialen Schöpfer der Gleichgültigkeit gegen die Form, eine Nonchalance, die bei ihm nicht ohne Berechtigung ist, weil sie seine Ironie und seinen Witz trefflich unterstützt, ich frage dreist, ob außer diesem in seiner Art großen Dichter irgendeiner aus der modernen Schule etwas geleistet hat, das den Liedern des persischen Lyrikers Hafis nur annähernd gleichkommt? Kann man es nun begeisterten Freunden der deutschen Dichtkunst verargen, wenn sie das Kind mit dem Bade ausschütten und die moderne Poesie vollständig verwerfen; besonders wo das Kind so klein und die Wassermenge so groß ist? Es drängt uns aber, bevor wir uns weiter darüber aussprechen, aus dem Thal der Trauer, nicht etwa auf die Höhe der Resignation zu steigen, sondern uns vor die Bühne des deutschen Schalks zu setzen.

5. Gedichte von Gustav Benedix. Leipzig, Deckmann. 1863. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Unter der Bezeichnung: „Humor als Zwischenspiel", bietet G. Benedix eine Gabe, die wir bei so trübseligen Zeiten höchlichst willkommen heißen. Wir freuen uns, daß dies Intermezzo unter den übrigen, meist gefälligen Liedern fast 100 Seiten einnimmt und hoffen, daß die Zahl sich bei der nächsten Auflage verdoppelt haben werde; ja wir wünschen, daß dies Zwischenspiel recht eigentlich zum Hauptabschnitt werde und G. Benedix uns nach einigen Jahren einen Band „Humoristische Gedichte" bieten möge. Zur Begründung unsers Urtheils, wonach G. Benedix ein anerkennenswerther humoristischer Dichter ist, wählen wir einen Schwank aus, in welchem der Verfasser bis zur äußersten Grenze des Erlaubten gegangen ist. Ja, des Erlaubten, denn den Mucker will ich sehen, der nicht mindestens mit lächelndem Kopfschütteln dies Gedicht liest, und am Ende doch noch laut auflacht; und sollte ich mich in dieser Erwartung täuschen, so möchte ich wenigstens den Griesgram sehen, bei dem auch dies Gedicht nicht ein Lachen erregt, daß er sich schütteln muß. Merkt auf (S. 147):

Das Glied am Leib.

Mit Andacht wallt zum Stephansdom
Der gläub'gen Menge mächt'ger Strom,
Den großen Redner dort zu hören,
Zu lauschen den gewalt'gen Lehren,
Die da mit lautberedtem Mund
Der Priester thut dem Volke kund.

Und Zacharias Werner spricht,
Mit Zornesflammen im Gesicht:
„Ihr habt ein Glied an euerm Leib,
Kind, Jungfrau, Jüngling, Mann und Weib,
Deß ihr euch alle schämen sollt,
Mit dem ihr fortan prahlen wollt,
Das eurer Laster Ursprung war,
Der Anfang jeglicher Gefahr,
Das wol in mancher stillen Nacht
In Schanden euern Leib gebracht,
Das eure Wangen glühend macht,
Und eure tiefste Scham entfacht:
Ihr habt ein Glied an euerm Leib,
Kind, Jungfrau, Jüngling, Mann und Weib,
Mit dem ihr im Verborgnen schon
Getrieben Frevel, Spott und Hohn,
Mit dem ihr in geheimer Stund'
Thut eure schwersten Sünden kund,
Soll ich etwa das Glied euch nennen?"

Da sieht man zücht'ge Wangen brennen
Und ringsum staunt der ganze Reigen.
„Soll ich etwa das Glied euch zeigen?"
Da wird der Schrecken allgemein.
Was mag das für ein Glied wol sein?
Die Frau'n verhüllen ihr Gesicht
Und Zacharias Werner spricht
In seiner Rede mächt'gem Schwunge:
„Das Glied am Leib — ist eure Zunge."

Von bedeutender ergötzlicher Wirkung ist auch „Der Signalisirte"; er erweist die taktvollste Steigerung komischer Momente.

6. Der Hausgeist. Eine nachdenkliche Geschichte von Robert Urban. Breslau, E. Trewendt. 1864. 16. 15 Ngr.

Robert Urban, der bereits im Jahre 1858 eine Sammlung Gedichte erscheinen ließ, die zu meiner Ueberraschung fast durchweg in einer Weise getadelt wurde, die eine weitverbreitete Feindseligkeit gegen diesen Dichter erkennen ließ, schließt sich mit seiner „nachdenklichen Geschichte", einem jovialen Gedicht, dem vorigen Dichter würdig an. Waren auch die vor Jahren dargebotenen Lieder nicht durchweg von hervorragendem Werth, so konnten sie doch wahrlich neben die Producte aller modernen Anthologiendichter sich stellen; besonders auffällig erschien mir aber, daß auch nicht eine Kritik hervorhob, wie die Dichtung „Der Hausgeist", die bereits in jener Sammlung enthalten war, eine nicht vorübergehende Erscheinung sei. Urban hat dieses humoristische Gedicht durch zwei Gesänge erweitert und idyllisch abgerundet. Mir bleibt indeß „Der Hausgeist", wie ihn die Gedichtsammlung gebracht, schon darum lieber, weil das Selbständige und Eigenthümliche dieser schnurrigen Erzählung einen sentimentalen Schluß nicht gut vertragen will; ich glaube aber wol, daß dem größern Publikum die Dichtung in ihrer jetzigen Gestalt willkommener sein mag. Gottlieb Kuhn hat als einziger Sohn das alte Haus nebst Grundbesitz ererbt und läßt nun als „Herr Kuhn Wohlgeboren" sein Vermögen lustig draufgehen. Die greise Ahne, erschreckt wie Herr Gottlieb selbst, von den immer lauter werdenden Mahnungen des Hausgeistes, spricht dem fidelen Thunichtgut ins Gewissen, doch er schlägt es in den Wind und — die Folgen bleiben nicht aus. Dies der Inhalt des ältern Gedichts. Das nun für sich erscheinende läßt durch Kläre, die Geliebte, und den Leinweber, einen sich bewährenden Freund Gottlieb's, den Herrn Kuhn auf die rechte Bahn bringen, und die Hochzeit beschließt dies Stück Lebensfahrt.

Auch einen Hausgeist, den Geist der Gesittung, seinen Kampf gegen die Roheit früherer Zeiten und seine durch Jahrhunderte langsam anwachsende Macht schildert:

7. Das Kloster. Ein didaktisches Gedicht von Gustav Wespe. Neu herausgegeben und mit einer historischen Einleitung versehen von Ottmar F. H. Schönhuth. Tübingen. 1863. Qu. 16. 7½ Ngr.

Die Einleitung in Prosa nimmt 55, das Gedicht in Hexametern 36 Seiten ein. Beide lesen sich gut. Erstere erzählt uns, wie das 326 Jahre blühende evangelische Seminar eine Nachahmung einer im Jahre 1529 vom Landgrafen Philipp von Hessen zu Marburg gestifteten Anstalt ist. Die erste Ordnung der hiernach vom Herzog Ulrich gestifteten sogenannten Stipendiatenanstalt zu Tübingen datirt vom 14. Februar 1534. Erst drei Jahre später wurde der Antrag auf gemeinschaftliches Wohnen der Stipendiaten gestellt. Die Hälfte der „Burs" sollte ihnen eingeräumt, auch ein Procurator gehalten werden, der bei ihnen wohne, aber „nit mehr denn Ein Weib hätte". Im Jahre 1540 erhielt der akademische Senat ein fürstliches Schreiben, das über das tadelhafte Betragen der Stipendiaten lebhaften Unwillen

bezeugte. Sie werden ermahnt, sich zu bessern, gehorsam zu sein und „auch etwas zu lernen“. Wie es damit bestellt war, geht aus dem Examen des später so berühmten Kanzlers Andreä hervor, der als Jakob Schmidt aus Waiblingen ins Stipendium trat und die Sentenz des Examinators: ich habe 12 Thier daheim, mit ego habes domus duodecim animal übersetzte. Das Treiben der Stipendiaten ward immer ärger, und „wer sich über beide Ohren vollsauft“, soll Carcer erhalten. Sie mochten wol das Leben der Augustinermönche nachahmen, deren Kloster ihnen eingeräumt wurde. Das Gedicht weiß davon zu erzählen, wie der Herzog die Mönche bei ihrer Schlemmerei überrascht und sie Otterngezücht, Tagediebe, Blutegel der Witwen und Waisen schilt, die Rede schließt mit (S. 8):

„— Marsch fortan, zum Teufel mit euch, ihr Bärenhäuter!“
Also schalt ergrimmet der Fürst im Purpurgewande,
Und nicht längere Frist den saubern Gesellen gestattend,
Ob sie auch kniend in Angst gelobeten besseren Haushalt,
Messen auch sonder Zahl fürs Heil seiner Seele zu lesen,
Noch beachtend den Fluch des feuerspeienden Priors,
Jagte er von dem Gehöft die lauernden Wölfe im Schafspelz.
Noch zur selbigen Stund' erfolgte der rührende Abmarsch;
Vorn an der Spitze des Zugs, der langsam fort sich bewegte,
Auf des nervigen Kochs und des keuchenden Guardian Schultern
Huckepack, wie Anchises einst aus Ilions Flammen,
Ritt der Abt — nicht erlaubte des Wansts Volumen die Fußreis' —
Himmel beschwor er und Hölle und schleuderte Blitze des Bannfluchs;
An ihn schlossen sich an im Bußgewande die Patres,
Jämmerlich anzuschaun in der Wuth ohnmächt'ger Verzweiflung,
Einen Strick um den Hals, so wollt's der zürnende Ulrich,
„Daß“ — so schalt er — „erfahre der gaffende Pöbel genugsam,
Wessen Gelichters gewesen die heilig gehaltenen Pfäfflein.“
Ueber das bitt're Geschick laut seufzend zogen sie fürbaß,
Dann einmal noch den thränenden Blick zur alten Behausung
— Wo sie der Freuden so viele in üppiger Fülle genossen —
Sendeten sie vorm Scheiden, und watschelten traurig von hinnen.

Krieg oder Frieden, schlechte oder gute Vorsteher, Gleichgültigkeit oder Liebe der Landesherren zu der Anstalt machen diese abwelken oder erblühen, sich vergrößern oder verfallen, bis der Geist der neuen Zeit und des kräftigen Herzogs Karl, nach einem Umbau des Gebäudes, der mit nahe an 60000 Gulden im Jahre 1796 vollendet wurde, das Stipendium in verjüngter Gestalt, wie sie uns das dem Werke beigefügte Bild zeigt, erstehen ließ.

Die watschelnden Mönche in der Verbannung und die Herren Hansen bei ihrem Nierenbraten lassend, treten wir wie „Herr Gottlieb Kuhn Wohlgeboren“ in den Ernst des Lebens zurück, ihn durch Liebe wieder in poetische Heiterkeit umwandelnd.

8. Gedichte von Adolf Ritter von Tschabuschnigg. Dritte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1864. 8. 2 Thlr.

Diesem Dichter scheint es vergönnt, der Poesie allein zu dienen, da er, was deutsche Poeten nur selten erreichen, das Wunderland der Kunst, Italien, kennen gelernt hat; doch auch er hat die Bitterkeit der Täuschungen durchkosten müssen, die einem poetischen Gemüth nun einmal nicht erspart werden. Sie haben ihn wehmüthig gestimmt, und da ihm, wenn auch später als das sehnsüchtige Herz verlangt, der Lohn treu ausharrender Liebe zutheil geworden ist, so fand er den besten Trost bei ihr und bei der Muse, wenngleich jener Dämon, der so oft den Schutzengel, den mehr warnenden als schirmenden Freund der Menschen, zu verdrängen weiß, für jede Gewährung ein Opfer forderte. Wir kennen den aus den Nebeln der Nacht dräuenden und hohnlachenden Geist, und verstehen deshalb auch sehr wohl, was der Dichter so ergreifend davon zu erzählen weiß. Besonders tief und vollendet erscheint Tschabuschnigg in seinen Romanzen und Balladen, die den besten zugezählt und jedem Freunde dieser Darstellungsform empfohlen werden dürfen. Ebenso sprechen nach Form und Inhalt die Sonette an. Gar eigenthümlich ist die allegorische Ballade: „Der Ritt nach dem Rosengarten“; unter gleicher Bezeichnung führe ich auf: „Der Bazar“, der uns errathen läßt, daß die Schönheit nur der Liebe oder dem Tode zuerkannt werden darf. Eine der kürzern Balladen möge als Probe hier folgen (S. 116):

Das neue Märlein vom deutschen Kaiser.

Tief innen im Kyffhäuser,
In schwerer Bezauberung starr,
Sitzt Rothbart, der alte Kaiser,
Und neben ihm sein Narr.

Er sitzt mit ernsten Mienen,
Fast Zorn im stieren Blick,
Er denkt in traurigem Sinnen
Wol über deutsches Geschick.

Und als sie in ihren Retorten
Das Kaiserlein fertig gebraut,
Da ward auch allerorten
Um Hosen und Krone geschaut.

Ein Kaiser ohne Kleider
Nutzt gar zu schnell sich ab,
Drum holten sie einen Schneider
Mit Scher' und Ellenstab.

Sowie dem alten Kaiser,
Soll der Mantel dem neuen auch stehn
Es mußte in den Kyffhäuser
Der Schneider auf Kundschaft gehn.

Ein Schneider ist selten verwegen,
Er wurde vor Schrecken blaß,
Und nahm ganz zitternd, verlegen,
Statt beim Kaiser, am Narren das Maß

Drauf schnitt er in Felbel und Seide,
Und nähte Tag und Nacht,
Bis er das Prunkgekleide
Und die Krone fertig gemacht.

Doch als sie's probiren thäten,
Da stund es doch gar zu kraus:
Es sah aus allen Nähten
Der arge Schalk heraus.

Da wir noch immer das rechte Maß für den neuen Kaiser nicht gefunden haben, wollen wir bei den politischen Dichtern anklopfen. Vielleicht holen wir bei ihnen guten Rath in unserer Noth. Warum ich übrigens das nächste kleine Werk als politische Dichtung aufführe, wird aus dem erhellen, was ich über die sodann folgenden zwei Sammlungen, die sich recht eigentlich politische Gedichte nennen, zu sagen habe.

9. Germanenzug. Canzone von Robert Hamerling. Wien, Gerold's Sohn. 1864. 8. 8 Ngr.

Eine echte Kunstdichtung. Die schwierige Form ist mit großer Leichtigkeit überwunden und erfüllt von Poesie und Gedanken. Wie hoch gefeiert hätte man vor 50 Jahren dieses kleine Werk, wie wäre es in den ästhetischen Cirkeln vorgelesen und besprochen worden, und heute? Der Dichter hat es bereits in einer Anthologie, Kuh's „Oesterreichisches Dichterbuch“, veröffentlicht und wahrscheinlich in der Befürchtung, daß es dort übersehen werde, diesen Separatabdruck veranlaßt. Möge ihn seine Hoffnung nicht trügen! Der Inhalt des Werks ist eine göttliche Wahrsagung an den Führer der Germanen, bevor sie die Grenze Europas überschreiten. Ich hebe eine Strophe, die deutsches Wesen schildert, heraus, bemerkend, daß alle übrigen dieser an Werth nicht nachstehen. Die Göttin (Urmutter Asia) spricht (S. 9):

Du bist der Träumerischste meiner Söhne,
Doch auch der Muthigste, das Größte wagend,
Du bist der Kräftigste, du bist der Kühnste,
Doch auch der Frömmste, still das Aergste tragend.
Du bist der Rauheste, doch rührt die Schöne
Der Frauen dich und holde Musenkünste;
Hoch in die Wolkendünste
Verlierst du dich, in Sternenregionen,
Und scheust den Schweiß doch nicht und klebst am Boden,
Wüsten zu pflügen, Urwald auszuroden.
Du stürzest Völker hin und greifst nach Kronen
Mit blut'ger Hand in stürmischer Bewegung,
Und bleibst ein ew'ges Kind voll zarter Regung!

10. Brutus! Schläfst du? Zeitgedichte von Adolf Strodtmann. Mit 14 Illustrationen. Hamburg, Richter. 1863. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

11. Ein Sohn der Zeit. Von Ludwig Seeger. Zweite vermehrte Auflage. Stuttgart, E. Ebner. 1863. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

In diesen beiden umfangreichen Sammlungen hallen jene Klänge fort, die Herwegh angeschlagen hat und die ein so vieltöniges Echo fanden, daß mit dem alten Ruf: Zu viel des Guten! das Publikum sich überdrüßig und den Dichtern mistrauend von ihnen abwandte. Ob heute, nachdem lange schwere Jahre über unsere gebeugten Nacken dahingerauscht und, wie es scheint, die letzten düstersten Gewitter ringsum den Horizont verhängt haben, das deutsche Volk wieder geneigt sein wird, jenen Klängen zu lauschen und aus ihnen den Muth zu schöpfen, der zum Ausharren und Ringen uns so noththut, ob die Dichter den erhofften Lohn finden werden — wer weiß es? Eine andere, eine nüchtern abwägende Zeit ist gekommen, ungläubig vernimmt man jedes zu erregte Wort, nur das praktisch Bewährte gilt und das politisch gereifte Volk glaubt nicht mehr, „daß die Tyrannen die Unterdrücker sind", sondern weiß, daß, „wo tyrannische Machthaber keine Diener finden, eben auch keine Knechtschaft ausgeübt werden kann". Sein stiller, ich möchte sagen kluger Haß ist gegen sich selbst als großes Ganzes gerichtet, weil aus ihm noch Handhaben des Unrechts erwachsen. Deshalb läßt es sich nicht mehr einreden, daß mit dem Sturz eines Irgendetwas die Freiheit gewonnen sei, sondern es schafft und ringt im Kampfe der Gedanken, um Raum zu gewinnen für die Freiheit des Wissens, damit die allgemeine deutsche Geistesbildung jede Knechtschaft unmöglich mache. Die Lieder, welche dieser Gesinnung dienen, sind von Anbeginn der Poesie gesungen worden und werden fort und fort erklingen, und das sind die politischen Lieder, die wir auch heute brauchen.

Seeger spricht sich sanfter aus als Strodtmann, dem die Ironie weniger zu Gebote steht, aber eine weit höhere poetische Kraft und in dem daher ein heißeres Feuer loht. Deshalb sind seine Gedichte auch wirkungsreicher, wo Seeger nur, weil es die Freiheit gilt, ein leidliches Lied bietet. Ich würde, wenn ich mich nur für einen der beiden Dichter entscheiden müßte, Strodtmann wählen; denn gilt es, durch die Poesie aufgeregt zu werden, so verlange ich eine solche, die wie feurigster Wein in meinen Adern glüht, nicht eine, die mit lyrischer Klage versetzt ist.

Wir wenden uns jetzt zu einem Werk, das politisch sein will, aber sehr unpolitisch ist, weil dem Spotte, der zu matt ist und den Gegner nicht trifft, der Spötter selbst anheimfällt.

12. Wiener Satiren. Eine Weihnachts- und Neujahrsspende von Isidor Gaiger. Zweite Auflage. Wien, Markgraf. 1864. Gr. 16. 20 Ngr.

Zweite Auflage? Und Satiren nennen sich diese Gedichte? Und der Verfasser bemerkt in der Vorrede, daß er sie gesammelt und herausgegeben, nur weil ein Verleger ihm Honorar dafür geboten? Was doch heute alles Verleger findet — aber auch nicht! Der Dichter hätte sich doch vom Glanze des Goldes nicht verblenden lassen sollen. Ich hoffte, einen Glaßbrenner, einen Walesrode oder einen der Gelehrten des „Kladderadatsch" zu finden. Ich habe die 202 Seiten des Buchs aufmerksam gelesen und — nur Zeit verloren. Aber auch nicht einen guten Witz, nicht eine scharfe treffende Pointe zu bieten, und dafür Honorar und damit eine zweite Auflage verdient: das erklärt, warum ein Hilscher verkümmern mußte. **Hermann Neumann.**

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Notizen.

Komödiantenlieder.

Außer der Muse, welche Dramen für die weltbedeutenden Breter dichtet, gibt es noch eine gesellschaftliche Theatermuse, welche beschauliche und erbauliche Stereoskopen aus dem Bühnenleben darbietet, das Zusammenleben der Künstler erheitert und einen Kranz aus den Anekdoten flicht, welche sehr üppig auf diesem Boden gedeihen. Eine derartige Sammlung liegt vor uns in den „Komödiantenliedern" von Hermann Janssen (Leipzig, Wengler), welche das Leben des Mimen in Balladen, Elegien, Episteln und Holzschnitten erläutern. Die Sammlung enthält Gedichte aus der Feder berühmter und unberühmter Autoren; am werthvollsten erscheint uns die Beigabe der „Prologe und Epiloge", unter denen sich manche an und für sich gelungene und für die Theaterchronik der Gegenwart nicht unwichtige Beiträge befinden.

„Die Noth der Volksschule."

Unter diesem Titel erscheint ein „Mahnruf an alle Freunde des Fortschritts" (Berlin, Lenz), der in sehr schlichter, aber entschiedener Weise ausspricht, was der Volksschule, namentlich der preußischen, noththut. Am wichtigsten erscheint uns das Verlangen einer Erhöhung des Lehrergehalts. Verirrungen und Verbrechen der Volkslehrer, wie sie jüngst erst in Stettin bestraft werden mußten, sprechen allzu laut für das Misverhältniß zwischen den Ansprüchen der Bildung und der äußern Lebensstellung der Volkslehrer. Die Verminderung der Schülerzahl in den einzelnen Klassen, der Aufbau geräumiger Schulpaläste, die Trennung der Schule von der Kirche sind weitere Forderungen des Schriftchens. In Bezug auf den letzten Punkt geht der Verfasser jedenfalls zu weit, wenn er den Religionsunterricht gänzlich aus der Schule verbannt wissen und zu einer Privatangelegenheit der Familie machen will.

Shakspeare-Autographen und -Ausgaben.

Ein Herr Partridge aus Wellington will, wie das „Athenaeum" berichtet, unter einer Menge alter Papiere auch einige Autographen von Shakspeare mitgekauft haben, die sich in der Abschrift eines alten Gebetbuchs befanden. Die englische Shakspeare-Feier hat gezeigt, daß England, statt solchen Shakspeare-Curiositäten nachzulaufen, besser daran thäte, die innere Bedeutung seines großen Dichters nach Verdienst zu würdigen. Das „Athenaeum" berichtet ferner, daß von 20 Quartoausgaben Shakspeare's, durch die Firma Day und Sohn und unter Leitung des Herrn Staunton, photolithographische Abdrücke vorbereitet werden. Da diese Quartoausgaben, wie z. B. die des Lustspiels: „Viel Lärm um nichts" (von 1600) sich von den verbesserten Folioausgaben wesentlich unterscheiden, so ist das Unternehmen von Wichtigkeit für alle diejenigen, welche über die Entwickelung und die innere Fortbildung des Dichters eine aus den Acten selbst geschöpfte Kunde zu erhalten wünschen. 33.

Bibliographie.

Baudon, A., Die kleinen Unvollkommenheiten der Gheisten im Weltleben. Briefe an einen Schulgenossen. Mit Genehmigung des Verfassers übersetzt durch C. J. Gämmerer. Köln, Bachem. 8. 15 Ngr.

Bilder aus Böhmens heidnischer Vorzeit. Mit 19 Illustrationen. Prag, Kober. 1865. Gr. 4. 14 Ngr. •

Correspondenz des Pfalzgrafen Friedrich V. und seiner Gemahlin Elisabeth mit Heinr. Math. v. Thurn. Mitgetheilt von J. Fiedler. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 6 Ngr.

Cremee, C. J., Johannes von Geissel Cardinal und Erzbischof von Köln. Köln, W. Geeven. Ge. 8. 5 Ngr.

Deyerl, K., Deutsche Lieder. Eichstätt. 1863. 16. 10 Ngr.

Ducama de Ochoa, D., Die Emancipation der Sklaven auf Cuba. Aus dem Spanischen übersetzt von E. Butze. Leipzig, Brockhaus. 8. 12 Nge.

Eberwein, J., Schiller's Rudolstädter Sommer. Idyll. Rudolstadt, Froebel. Gr. 8. 6 Ngr.

Deutsche Familienblätter zur Unterhaltung, Belehrung und Erheiterung. Herausgegeben von F. Stein. 1ster Band. 18 Hefte. Bergen, Stein. 4. à Heft 3 Ngr.

Fölsing, J., Eine Fürstin, die Geoßherzogin Mathilde von Hessen und bei Rhein. Mit Bildniß. Frankfurt a. M., Brönner. 16. 5 Ngr.

Fränkel, F. und L. Thürmayer, Volks-Schauspiele. München. 16. 20 Ngr.

Göring, F., Erdin. Eine Phantasie aus dem Orient. Stuttgart. 16. 9 Ngr.

Heintzeler, T., Die Anstöße in der heiligen Scheift. Ein Beitrag zur Vertheidigung der Bibel wider ihre Veeächter. Stuttgart, Belser. 8. 10 Ngr.

Hense, C. C., Poetische Personification in griechischen Dichtungen mit Berücksichtigung lateinischer Dichter und Shakspere's. 1ste Abtheilung. Parchim, Wehdemann. 4. 15 Ngr.

Herbert, L., Victor Emanuel. Roman und Geschichte. 1ster Band. Leipzig, Grunow. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kahle, F. H., Claudius und Hebel nebst Gleichzeitigem und Gleichartigem. Ein Hilfsbuch zum Studium deutscher, besonders der volksthümlichen Sprache und Litteratur, sowie eine Handreichung zum Eintritt in die Geschichte derselben. Für Seminaristen, Leheer und alle Freunde der Volksstimme, Volkssprache und Volksschrift. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Klein, J. L., Geschichte des Drama's. I. Leipzig, T. O. Weigel. 1865. Gr. 8. 3 Thlr.

Laufer, W., Die Matinées royales und Friedrich der Große. Stuttgart, Schaber. 1865. Gr. 8. 27 Ngr.

Löwe, F. A., Gottes Wege in der Geschichte seines Reichs. Eine Anleitung zum Verständniß des großen göttlichen Reichsplans und seiner Entfaltung durch die Jahrhunderte. Basel, Schneider. 1865. 8. 20 Ngr.

Lübker, F., Gregor Wilhelm Nitzsch, in seinem Leben und Wirken dargestellt. Nebst seinem Bildniß, so wie Beilagen gymnasialpädagogischen Inhalts und Briefen. Jena, F. Frommann. Gr. 8. 1 Thle. 15 Ngr.

Mejer, W., Enthairsos. Briefe über die inneee Reform des Freimaurerbundes. Sondershausen, Eupel. 8. 27 Ngr.

Novellen-Bibliothek. Sammlung auserlesener Romane und Novellen. Unter Mitwirkung von C. Fritze, Berno von Guseck, E. Willkomm rc. 1ster bis 6ter Band. Duisbueg, Rieten. 8. 4 Thlr.

Oelckers, T., Humoristische Geschichten. Zwei Bände. Leipzig, Abel. 8. 2 Thlr.

Die Palingenesie des Christenthums, nicht des Buchstabens, sondern des Geistes. Ernste Worte über eine ernste Frage in ernster Zeit an Geistliche und Gebildete aller Stände und Confessionen in besonderer Beziehung auf die neuesten Angeiffe gegen das Christenthum von Seiten David Strauß, Renan und Schenkel, sowie der modernen Materialisten. Regensburg, Bössenecker. Gr. 8. 15 Ngr.

Paul, F., Die Töchter des Verurtheilten oder Paeiser Geheimnisse. Feei nach dem Französischen. 1ste Lieferung Berlin, Moeser. Ge. 8. 3 Ngr.

Pfahler, G., Handbuch deutscher Alterthümer. 1ste Lieferung. Frankfurt a. M., Bronner. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Plautus, Lustspiele. Deutsch in den Versmaßen der Urschrift von J. J. C. Donner. 1ster Band. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Raven, Mathilde, Eine Rolle Gold. Erzählung. Leipzig, Beockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Reminiscenzen aus dem Gebiete peaktischer Lebens-Weisheit. Trostspende für Alle, welche, gedrückten Herzens, sich in Küeze an den Lehren einer gesunden, kräftigen, auf eine höhere Anschauung gegründeten Lebens-Philosophie erquicken wollen. Von einem Menschenfreunde. München, Franz. 16. 7½ Ngr.

Schattenbilder. Criminal-Novellen und Eezählungen aus Berlin's gesellschaftlichem Leben. Drei Theile. Berlin, Lindow. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Schletterer, H. M., Johann Friedrich Reichardt. Sein Leben und seine Werke. 1ster Band. Augsburg, Schlosser. 1865. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Smith, J. F., Die Rache, oder 30 Jahre später. Deutsch von L. v. Alvensleben. Zwei Bände Brünn, Karafiat. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Stilke, Heemine, Das Jahr in Blüthen und Blättern. Mit Original-Gedichten von E. Geibel und G. zu Putlitz. Berlin, Wagner. Gr. 4. 15 Thlr.

Stolle's, F., ausgewählte Schriften. Volks- und Familien-Ausgabe. Neue Folge. 1ster Band. Plauen, Scheöter. 1865. 8. 7½ Ngr.

Deutsches Theater. Beigabe zu den deutschen Familienblättern. Herausgegeben von F. Stein. 1stee Band. 18 Nummern. Beegen, Stein. 4. 1 Thlr.

Thürmayer, L., Rakoczy und Pandur oder die Entdeckung der Heilquellen in Kissingen. Historisches Original-Schauspiel in drei Akten. München, J. A. Finsteelin. 1865. 16. 10 Nge.

Uschner, K. R. W., Drei neue Theaterspiele. Leipzig, Deckmann. 16. 20 Ngr.

Volk und Zustände in Algier. Bilder und Skizzen von einer deutschen Dame. Leipzig, Bergson-Sonenberg. 8. 21 Nge.

Winterfeld, A. v., Humoeistische Soldaten-Novellen für Sopha und Wachtstube. X. Berlin, Behe. Gr. 16. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Die Bedeutung der Lehre vom Teufel in der Kirche und die neue Hannoversche Taufformel beleuchtet von einem Hannoverschen Geistlichen. Hannover, Hahn. Gr 8. 5 Ngr.

Moleschott, J., Eine physiologische Sendung. In der Turiner Gesellschaft für wissenschaftliche und litteearische Vorlesungen am 21. März 1864 vorgetragen. Gießen, Roth. 8. 10 Ngr.

Der 10. November. Luther — Scharnhorst — Schiller. Weissensee, Grossmann. Gr. 8. 3 Ngr.

450 Schnadahüpfeln, Oesterreicher G'sang'ln, nebst Gesangen aus den Alpenscenen: „'s letzte Fensterln" und „drei Jahrln nach'm letzten Fensterln" rc. Weiden, Straub. 32. 3 Ngr.

Türr, E., Der europäische Congress in Wien. Deutsche Ausgabe. Zürich. Gr. 8. 6 Ngr.

Züge aus dem Leben und Wirken des Missionars Samuel Hebich. Mit Porträt. Elberfeld. 8. 3 Ngr.

Anzeigen.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena und Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Tagebuch Dietrich Siegismund's von Buch.

Beitrag zur Geschichte des Großen Kurfürsten von Brandenburg, aus den Jahren 1674 bis 1683.

Nach dem Urtexte im Königl. Geheimen Staats-Archive zu Berlin bearbeitet und herausgegeben von

Gustav von Kessel,
Major z. D. der Königl. Preuß. Armee.

Zwei Bände. Eleg. Lexikon-Octav-Format. Eleg. brosch. 4 1/4 Thlr.

Der Verfasser des „Tagebuchs" war Reisemarschall, Kammerherr und besonderer Vertrauter Friedrich Wilhelm's des Großen Kurfürsten von Brandenburg. Buch war außerdem auch Vertrauter Karl Emil's, des verstorbenen, und Friedrich's, des damals lebenden Kurprinzen. Seine Talente als Militär, sein ehrenwerther, fester Charakter machen seine täglichen Aufzeichnungen, selten in damaliger Zeit, zur vorzüglichsten Quelle einer Geschichte des Großen Kurfürsten. Das Tagebuch ist noch niemals veröffentlicht worden. Es ist reich an Notizen für fremde große und kleine Höfe und für noch blühende Familien.

Für Geschichtsfreunde und Militärs wie für alle höher Gebildeten ist das Werk von höchstem Interesse und bringt ganz neue Aufschlüsse über die damalige Zeit.

Seine Majestät König Wilhelm I. von Preußen nahm die Widmung gnädigst an.

Die letzten Lebensjahre Ludwig's des Vierzehnten.

Vorstudie

zu einer Geschichte der Regentschaft Philipp's von Orleans

von

Dr. Wilhelm F. H. Krohn.

Ein Band eleg. Groß-Octav-Format. Eleg. brosch. 2 1/2 Thlr.

Die Regierung Ludwig's XIV. steht in der Weltgeschichte einzig in ihrer Art da. Die Höhe der Macht, zu der sie emporstieg, der gewaltige Umschwung an der Grenze des Jahrhunderts, der tragische Ausgang machen sie zu einem der fesselndsten Abschnitte in der Geschichte der Völker. Der Verfasser hat es verstanden, die Ereignisse mit lebendigen Zügen zu schildern. Auf eine Menge gleichzeitiger Quellen, namentlich Memoiren und andere authentische Aufzeichnungen gestützt, entwirft er vor dem Auge des Lesers ein getreues Bild von den handelnden Personen des großen Dramas. Zumal die Hauptpersonen: der König selbst, Frau von Maintenon, der Herzog von Orleans, werden mit dramatischer Lebendigkeit eingeführt.

E. A. Fleischmann's Verlag (August Rohsold)
in München.

Bei uns ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

William Shakespeare.

Eine biographische Studie
von **Dr. Adolf Bekk.**

Festgabe zum 300jährigen Jubiläum der Geburt des Dichters am 23. April 1864.

Dem Uebersetzer der Sonette Shakespeare's **Friedrich Bodenstedt** in München als ein Zeichen inniger Verehrung gewidmet.

Broschirt. Preis 10 Ngr., oder 36 Kr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Tableau des Germanismes

les plus répandus en Allemagne et dans les pays limitrophes, suivi d'un aperçu des principaux Gallicismes,

par **Louis Grangier.**

8. Geh. 12 Ngr.

Der Verfasser, Professor der französischen Literatur zu Freiburg in der Schweiz, bietet mit diesem Werkchen ein sehr nützliches Supplement zu jeder französischen Grammatik, indem er darin die fehlerhaften Wendungen und Ausdrücke, deren sich der Deutsche beim Schreiben oder Sprechen des Französischen zu bedienen pflegt, übersichtlich gesammelt hat und ihnen überall die richtige, dem Geist der französischen Sprache angemessene Wort- und Satzbildung gegenüberstellt.

E. A. Fleischmann's Verlag (August Rohsold)
in München.

Bei uns ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bericht über die internationale Kunst-Ausstellung in München 1863.

Ein Beitrag zur neueren Geschichte der Malerei

von

Gustav Wittmer.

Broschirt. Preis 16 Ngr., oder 54 Kr.

Soeben erschien das **24. Heft** der 11. Auflage von

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

(Bischofsmütze — Bockenheim.)

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes werden noch Unterzeichnungen zum Subscriptionspreise von

☞ 5 Sgr. für das Heft von 6 Bogen ☜

angenommen und sind die bereits erschienenen Hefte sowie der erste und zweite Band daselbst vorräthig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 46. — 10. November 1864.

Karl Gutzkow als Dramatiker.

Dramatische Werke von Karl Gutzkow. Vollständige neu umgearbeitete Ausgabe. Zwanzig Bändchen. Leipzig, Brockhaus. 1862—63. 8. 6 Thlr. 20 Ngr.

I.

Betrachten wir einen Dramatiker des 19. Jahrhunderts, so pflegen wir seine Größe absichtlich oder unabsichtlich nach unsern dramatischen Mustergrößen, den Classikern, abzumessen. Alles in allem erkennen wir im deutschen Drama den Schiller'schen Dramen den höchsten Preis zu. Nicht blos theoretisch, sondern thatsächlich wurden durch Schiller an das deutsche Drama Forderungen gestellt, denen, mögen sie nun in der Natur der Schaubühne, wie sie sein könnte, begründet sein oder nicht, sich alle seine Nachfolger nicht entziehen können. Schiller gilt zumeist für die nachgeborenen Dramatiker, sei es nun ein Gutzkow oder sei es ein Autor von viel geringerer Bedeutung, als die Mustergröße; er ist der Maßstab, nach dem sich die „Epigonen" abmessen lassen müssen.

Leichtes Spiel hat im Grunde die Kritik, wenn sie aus literarhistorischen oder nationalpolitischen Gründen diesen Mustermaßstab als den ihrigen anerkennt. Mit den „Epigonen", ob es nun einem Gutzkow oder einem andern gilt, ist sie schnell fertig: die Epigonen gelten ihr eben nur als Epigonen. An die Meister reichen die Epigonen natürlich nicht hinan; höchstens also bringen es dieselben zu mehr oder minder glücklichen Theaterversuchen, keineswegs zu wirklichen Erfolgen. Allein die den classischen Maßstab führende Kritik hat auch Stunden des Zweifels. Ihr schweben alsdann dramatische Ideale vor, die über die Schiller'sche Muse hinausliegen, ihr kommt es dann gar nicht darauf an, die Musterhöhe Schiller's als die allein denkbare dramatische Musterhöhe zu bestreiten. Da spornt sie nun die nachgeborenen Dramatiker fortwährend zu genialen Flügen an; sie will belehren, wie diese Flüge zu unternehmen, sie will unablässig die Begeisterung für das idealste Kunstziel unterstützen, hegen und pflegen. Doch aber lauert auf ihrem Gesichte sofort ein Zug der Schadenfreude, wenn sie einem kühnen Dramatiker wie Gutzkow vorwerfen kann: „Ein Classiker bist du noch lange nicht." Wirklich frohe Stunden sieht die Kritik daher fast nie mehr. Denn aus dem Dilemma, jetzt nach Genies unter den nachgeborenen Dramatikern suchen und diesen doch nicht gern die Genialität eines Classikers zusprechen zu wollen, trägt die Kritik meist nur ein blasirtes Antlitz davon. Und hat sie es vielleicht einmal mit optimistischem Lächeln über sich gewonnen und ein neues Genie an die große Glocke gehängt, so muß sie sich oft genug Lügen strafen und ihren Liebling durch die Bühnenpraxis in den Staub treten lassen. Verdenken kann man es da der Kritik nicht, wenn sie sich schließlich auf einem verlorenen Posten dünkt und in Augenblicken der Schwäche an ihrer Berechtigung zweifelt, das ideale dramatische Kunstprincip als das allein wahre hinzustellen. Jedoch hat sie ein Weilchen griesgrämig dreingesehen, so findet sie um so sicherer einen Ausweg, sie wäscht ihre Hände in Unschuld: „Publikum, wenn es in der dramatischen Kunst nicht steht, wie es stehen sollte, so liegt nur an dir die Schuld."

Das Publikum? O das hat breite Schultern, das lacht eines solchen Vorwurfs. Das vielköpfige Ungeheuer, vielleicht hat es zum Lachen sein gutes Recht. Denn es steht ja der dramatischen Kunst ganz anders wie die Kritik gegenüber. O ja, das Publikum legt sich volles Anrecht auf die Classiker bei; allein bei ihm wird die Bedeutung der Classiker zumeist Gewohnheitssache. Die Anerkennung eines Dramatikers der Gegenwart wird ihm aber keineswegs Gewohnheitssache. Denn will es ein Talent oder gar ein Genie der Gegenwart herzlich gern anerkennen und unterstützen, so will es dies doch nicht in der Gesammtheit seiner Leistungen, vielmehr nur mit Rücksicht auf jeden einzelnen, anerkennenswerthen Fall, auf jedes einzelne, anerkennenswerthe Stück. Dadurch verfällt das Publikum ganz unmerklich gleich der Kritik in ein Dilemma, das häufig genug zu einer Ungerechtigkeit gegen verdienstvolle Autoren, wie gegen einen Gutzkow führt. Allein die Entschuldigung, daß das Publikum, jedesmal nur nach der einzigen Rücksicht, nämlich ob ihm das Stück gefalle oder nicht gefalle, entscheiden könne, rechtfertigt die Ungerechtigkeit halb und halb. Auch sträubt sich das Publikum, dem das Gefallen oder Nichtgefallen eines Dramas zumeist am Herzen liegt, vor einer bedin-

gungslosen Anerkennung eines modernen Dramatikers, wie es doch aus Gewohnheitssache mit den Classikern thut, aus Furcht, es könne daraus ein Recht für das lebende Genie abgeleitet werden. Das Publikum hat schon zu viel der irdischen Götter und Halbgötter, als daß es auch ein lebendes Genie der Dramatik für einen Halbgott ansehen möchte. Gelte es daher auch einem so verdienstvollen Autor wie Karl Gutzkow, der zwanzigfach seinen dramatischen Beruf erwiesen, so soll er beim einundzwanzigsten male dem Massenpublikum gerade wie ein Neuling gegenüberstehen, das Gefallen oder Nichtgefallen des neuen Stücks soll lediglich für oder gegen ihn entscheiden. Mache einer dem Publikum daraus einen Vorwurf, schnell wäscht es seine Hände in Unschuld: „Wenn die dramatische Kunst in höchsten Nöthen liegt, wer sonst verschuldet das als ihr modernen Dramatiker, die ihr euere persönlichen Interessen, d. h. euern Ehrgeiz, euere Ruhmsucht in den ästhetischen Nimbus hüllt und mit Kunstzwecken identificirt.“

Die Dramatiker nun freilich sind die Sündenböcke! Die armen Dramatiker des 19. Jahrhunderts, die, je ernster sie ihren Beruf nehmen um der dramatischen Kunst in edelster Weise zu dienen, um so ärger in das Dilemma zwischen dramatischer Theorie und dramatischer Praxis fallen. Pietätvoll sollen die Dramatiker des 19. Jahrhunderts, und sei es auch ein Gutzkow, an der Classicität, wie sie durch Schiller und andere geschaffen worden, mit der einen Hand festhalten und mit der andern Hand diese selbe Classicität vernichten. Ringt nur, ringt nur, ihr Epigonen, aber erwähnt ja nichts davon, daß ihr doch eine bei weitem schwierigere Aufgabe als die Classiker zu lösen habt; findet euch mit dem Dilemma, wie ihr mögt, ab, seid eingedenk euerer eigenen Unclassicität und sucht classische Leistungen zu erzielen. Der moderne Dramatiker ringt mit den Widersprüchen der dramatischen Kunst aufs schwerste, mit einem Widerspruche, welcher der ästhetischen Theorie freilich wenig Schwierigkeiten bereitet, in der dramatischen Praxis aber um so schärfer hervortritt.

Um einem Dramatiker wie Gutzkow gerecht zu werden, erscheint uns eine Auseinandersetzung zwischen dem sogenannten classischen und dem modernen Dramatiker geboten, zum allerwenigsten das Zugeständniß, daß ein moderner Dramatiker (immer vorausgesetzt, er wolle nicht wie ephemere Bühnenschriftsteller, sondern im edlern Sinne wie ein Gutzkow wirken) eine unendlich schwerere Aufgabe als der Classiker, ob er nun Schiller oder sonstwie heiße, zu lösen habe. Der Classiker konnte einen Zweig der Dramatik für sich ausschließlich in Anspruch nehmen und diesem Zweige durch eine vielleicht absichtslose Geringschätzung anderer dramatischer Zweige doppeltes und dreifaches Gewicht beilegen. Der Classiker modelte das Theater nach sich, er legte der Bühne die Pflicht auf, eine Bildungsanstalt, eine Geist und Gemüth belebende Stätte der Kunst zu sein. Der Classiker konnte ohne alle Nebenabsichten seinen idealen Intentionen folgen, er brauchte sich auch noch nicht ängstlich zu beschränken, damit sein Werk auch ja bühnenmäßig im landläufigen Sinne werde, er konnte sich vielmehr noch auf Buchdramen etwas zugute thun. Dem modernen Dramatiker sind in allen diesen Punkten sehr die Hände gebunden.

In den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts hatte es ein Dramatiker noch verhältnißmäßig leicht. War es ihm nur um Producte eines gewissen mittlern Genre zu thun, so genügten Vorbilder wie Iffland, Kotzebue u. a. Strebte er höher, so machte er es sich in Schiller'scher Art und Weise auch ziemlich leicht, wie dies Theodor Körner, Raupach in seinen historischen Dramen und andere bewiesen haben. Welch eine Entwickelung hat nun aber die Bühne in den letzten Jahrzehnten genommen, eine Entwickelung, wie sie sich ein Lessing, ein Schiller schwerlich hat träumen lassen! Auf der einen Seite steht sie noch da, die Bühne in ihrer hehr verlockenden Gestalt mit der Devise, eine Bildungsanstalt für das Volk zu sein; auf der andern aber gähnt sie wie ein tiefer Schlund, der alles in sich hinabzieht, was sich seinem Rande naht. Greife ein moderner Dramatiker nur hinein in die Speichen des Thespiskarrens, ob er den Karren wol aufhalte, ob er ihn wol lenke, oder ob er sich von dem Karren nicht mit fortschleifen lassen müsse!

Um die Zeit, da Gutzkow mitbestimmend in die deutsche Literatur eingriff, wogte es im politischen und socialen Leben eigenthümlich hin und her oder begann wenigstens hin- und herzuwogen. Die Bühne konnte von dieser socialpolitischen Bewegung nicht unberührt bleiben. Mochte sie durch Schiller vorzüglich auf die Pflege des historischen Dramas hingewiesen sein, sie mußte sich späterhin moderne Charaktere der Gesellschaftssphären gefallen lassen. Ein Gutzkow durfte sich nicht auf die Don Carlos, Wilhelm Tell, Wallenstein beschränken, er mußte den idealen Kunststandpunkt, wie er in den historischen Dramen eines Schiller vorwaltet, modernisiren, an Helden prüfen, die dem Zeitbewußtsein näher standen; er mußte ihn in den verschiedensten Zweigen des Dramas wie der Komödie geltend zu machen suchen, um zu entscheiden, ob jene durch die classische Zeit begründete höhere Auffassung der Bühnenwirksamkeit in der Natur der Bühne begründet oder nur der schöngeistige fromme Wunsch einzelner Idealisten sei. Auf diesen Punkt werden wir bei der Betrachtung von Gutzkow's bürgerlichen Dramen kurz einzugehen haben.

II.

Die neue, umgearbeitete Ausgabe der Gutzkow'schen dramatischen Werke liegt uns in der stattlichen Reihe von 20 Bändchen vor. Ein oder ein paar Jugendversuche abgerechnet, umschließt diese Sammlung die gesammte Bühnenthätigkeit Gutzkow's, die in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre begann und in der zweiten Hälfte der funfziger einen Abschluß — ob einen vollständigen oder nur einen vorübergehenden, bleibt der Folgezeit vorbehalten — erhielt. Aus dem außerordentlich vielgestaltenden Talente und der geistigen Beweglichkeit Gutzkow's, die sich alle Zweige der schriftstellerischen Thätigkeit dienstbar machen möchte, erklärt es sich ebenso wie aus dem kurz zuvor

berührten Grunde, daß Gutzkow sich nacheinander in den verschiedensten Dramenrichtungen versuchte, daß er in fast allen seinen Bühnenstücken weniger vollständig abgeschlossene, als der Erweiterung, Verbesserung, Ummodelung nach der Zeitrichtung fähige Werke lieferte. Zählen wir die Stücke der neuen Ausgabe, so erhalten wir gerade zwanzig, darunter freilich auch einen Vorspielscherz als Zugabe, die übrigen indeß sämmtlich als das Bühnenmaß eines Abends füllende Stücke. Klassificiren wir diese Stücke, so finden wir vier historische Tragödien: „Pugatschew", „Patkul", „Wullenweber", „Antonio Perez"; sieben bürgerliche Schauspiele und Dramen: „Richard Savage", „Ein weißes Blatt", „Ella Rose", „Ottfried", „Der dreizehnte November", „Liesli", „Werner oder Herz und Welt" und als achtes „Uriel Acosta", das sich halb und halb ins historische Gewand hüllt. Dann zählen wir vier historische Lustspiele: „Urbild des Tartüffe", „Zopf und Schwert", „Königslieutenant", „Lorber und Myrte"; drei Komödien: „Schule der Reichen", „Komödie der Besserungen", „Nero", von denen die beiden letzten ein stark satirisches Gepräge, „Nero" sogar in tragikomischer Weise zeigen; endlich das kleine Proverbe: „Fremdes Glück".

Richtig ist allerdings, daß sich noch manche dramatische Genres aufzählen ließen, welche wir bei Gutzkow nicht vertreten finden. So fehlt ganz das sogenannte bürgerliche oder das Situationslustspiel, wie es ein Benedix vorzugsweise liebt. Vertreten finden wir bei Gutzkow aber all die Gattungen, in welchen sich eine höhere Richtung der dramatischen Kunst geltend machen läßt, wenn wir von dem Vorspielscherze „Fremdes Glück" sofort absehen, da es einer hohen Idee seinen Ursprung natürlich nicht verdankt.

Lange und vielfach ist wegen des Idealismus und Realismus in der Kunst überhaupt, speciell auch in der dramatischen Kunst hin- und hergestritten, ohne daß man zu einer festen Begründung der Begriffe gelangt wäre. Wir wollen uns nicht in eine müßige Auseinandersetzung über die Begriffe einlassen. So viel ist indeß sicher, daß es in der dramatischen Kunst zwei wesentliche Richtungen gibt, von denen die eine die idealistische, die andere die realistische zu nennen. Dem kritischen Auge werden sie sofort als gegensätzliche erkennbar, wo sie sich in ihren extremsten Ausläufern zeigen, während sich beide Richtungen in wirklichen Meisterwerken so decken müssen, daß sowol die Handlung insgemein wie die Charaktere, das Thun und Treiben der Personen als ein Ergebniß der Idee des Dramas erscheint, als auch daß die Idee desselben sich wie ein absichtslos erzieltes Resultat aus der Handlung und den Charakteren ergibt. Bei Schiller, darüber ist man einig, waltete der Idealismus vor, seine Stücke werden durch bestimmte Ideen getragen. Noch kann man bei Schiller nicht sagen, daß seine Ideen zu Tendenzen ausarteten. Zu Tendenzen sind sie erst durch nachfolgende Zeiten gemacht, in welchen man Schiller'sche Ideen interpretirte. Dazu gemacht sind sie durch die Nachfolger Schiller's, durch moderne Dramatiker, welche ihre Helden nicht anders schauen konnten denn als Abklatsche eines Schiller'schen Helden. Wir wollen uns bei Gutzkow selbst umsehen, was er über die zur Tendenz gewordene Idee eines Dramas sagt. In der 1848 geschriebenen Vorrede zur ersten Ausgabe des „Wullenweber" heißt es:

Der wahre Feind des wirklichen Gedeihens der echten historischen Muse ist die Tendenz. Diese, aus Deutschlands unfreien Zuständen geboren, findet literargeschichtlich in ihrem Wirken sicher einst ihre ästhetische Berechtigung; dem historischen Drama, das sich seit 10 Jahren wieder bei uns zu rühren und zu regen begonnen hat, ist sie nicht nützlich gewesen. Eher hat sie für dieses Genre Gleichgültigkeit und Abspannung befördert. Man nahm, um für die Gegenwart gewisse Sätze zu beweisen, Charaktere der Vergangenheit und entkleidete sie ihrer Naivetät. Mit einer Absichtlichkeit, die nur durch einen sehr ernsten und achtbaren Drang der Umstände zu entschuldigen war, ließ man sie in Wendungen und Ansichten sich ergehen, die so klar und bewußt nimmermehr in ihnen gelegen haben konnten. Da alle diese Helden dasselbe bekennen und beweisen mußten, so war die nächste Folge ihre gewaltige Aehnlichkeit. Von grausamen oder zweideutigen Charakteren, wenn sie eine politische Märtyrerschaft beweisen konnten, wurde das Grausame und Zweideutige weggelassen oder auf die mildeste Art motivirt. Prutz versuchte in Karl von Bourbon einen Charakter zu geben, wie er geschichtlich war, er nannte Verrath Verrath, Leichtsinn Leichtsinn; damit kam er auf der Bühne nicht weit; den Darstellern zu Liebe machte er aus Moritz von Sachsen dann einen Auszug aller edeln Eigenschaften, übermalte Verrath und Treubruch, versöhnte Freund und Feind, motivirte den Egoismus durch die allgemeine Vaterlandsliebe und die deutsche Freiheit; Julius Mosen machte es mit Bernhard von Weimar und Don Juan von Oesterreich nicht besser; alle sind sie liebenswürdig, vortrefflich; keiner weicht von jener idealen Vollkommenheit ab, in welcher sich unsere ersten Helden und Liebhaber allein vor den Lampen sehen lassen wollen, alle streben mit Phrasen von Selbstaufopferung für Völkerwohl, Freiheit, und das Ende vom Liede ist, daß sich von all diesen schönen Vorwürfen des historischen Dramas keine Ausführung so erhalten hat, um mit ihnen, unbeschadet der vielleicht sehr anerkennenswerthen sonstigen dichterischen Intentionen, für die Poesie wirklich fertige, metallene, ausgegossene, geschichtliche Gestalten gewonnen zu haben.

Ein wichtiges Eingeständniß! Zwar meint jetzt Gutzkow zu der Vorrede von 1848: er fühle sich versucht, die frühern Selbstanklagen zum größern Theile zurückzunehmen, zumal im Hinblick auf das, was uns seit 1848 die dramatische Muse der Deutschen gebracht habe; vermuthlich bezieht er das aber auf andere Auslassungen als die über die Tendenz in den historischen Dramen. Uns wenigstens dünkt seine Auslassung noch vollständig zutreffend. Wir glauben auch den Grund, weshalb sich Gutzkow zur Pflege des historischen Dramas weniger hingezogen fühlte, in dem erkannten Mangel suchen zu müssen. Wir haben oben an historischen Stücken nur vier aufgezählt, während wir an bürgerlichen Dramen die doppelte Anzahl aufführen konnten. Unter diesen vier historischen Dramen gründen sich nur zwei auf die deutsche Geschichte, nämlich „Wullenweber" und „Patkul", beide streifen indeß so in die Specialgeschichte hinein, daß ihre Bedeutung für das deutsche Volk dadurch wesentlich abgeschwächt wird. Wir können hierüber Gutzkow wieder selbst reden lassen. In jener schon berührten Vorrede zur ersten Ausgabe des „Wullenweber" heißt es:

Schiller hütete sich wol, als Stoffe seiner Geschichtsdramen

nur das rein Anekdotische zu wählen. Die Phantasie des Zuschauers verweilt gern und lange nur da, wo ein Gegenstand wirklich des Aufhebens durch Dichterhand werth ist. Er wollte, daß man durch ihn in die großen Hallen der Geschichte, nicht in ihre dunkeln Seitengänge und geheimen Gemächer eingeführt werde. Eine solche dunkle Kammer mochte allerdings die Geschichte des Don Carlos sein, aber sie öffnete sich bei Schiller durch Philipp, seine Granden, die Inquisition, durch Posa und die flandrischen Provinzen zu einer großartigen Fernsicht in eine der bewegtesten Epochen der Geschichte..... Die letzten Vorwürfe des Dichters: Demetrius, Warbeck, Malteser, verrathen fast die Gefahr, der sich zuletzt auch Schiller aussetzte, mit seinen historischen Stücken dem rein Anekdotischen zu nahe zu kommen. Das anekdotisch Interessante wird immer die Klippe des historischen Dramas sein. Es kann eine Persönlichkeit, eine Begebenheit unsere Neugier außerordentlich reizen, sie kann in der Strahlenbrechung der Poesie die buntesten Lichter werfen und doch fehlt der große Hintergrund, die weltgeschichtliche Folie.

Die Ehrlichkeit und Offenheit, mit der Gutzkow seinen Gegnern, und deren zählt er bekanntlich sehr erbitterte, das Schwert gegen sich in die Hand drückt, wäre geradezu zu verwundern, sähen wir nicht überall, daß sich Gutzkow, selbst auf seinen eigenen Nachtheil hin, über seine dramatischen Werke ohne Voreingenommenheit ausspricht. Wenn er den Mangel vieler historischen Dramen so prägnant erkennt und das „anekdotisch Interessante" für eine Klippe des historischen Dramas auffaßt, warum hat er sich bei den beiden Dramen „Patkul" und „Wullenweber", nicht minder bei „Pugatschew" so recht darin gefallen? Blos deshalb, weil das „anekdotisch Interessante" in den historischen Dramen durch die modernen Dramatiker zur Mode geworden? Blos deshalb, weil man den modernen Dramatikern zugute halten muß, was man einem Meister gleich Schiller nicht durchgehen lassen würde? Blos deshalb wol nicht. Wenn Schiller jetzt, oder zur Zeit als Gutzkow die Mehrzahl seiner Dramen schrieb, mit einem zweiten „Don Carlos" hätte hervortreten können und mögen, diesem Drama würde weder durch „Philipp, die Inquisition und Posa" noch durch „die großartige Fernsicht in die bewegtesten Epochen der Geschichte" zu helfen gewesen sein. Das wissen die modernen Dramatiker recht gut; sie versichern auch, fragt man sie danach, daß ihnen nicht Schiller's „Don Carlos", sondern dessen „Wallenstein", „Wilhelm Tell" oder der Torso „Demetrius" als Muster historischer Dramen dienen, gleichwol halten sie sich in der Praxis fortwährend an „Don Carlos". Irgendetwas haben alle Helden in modernen historischen Dramen von Don Carlos und Posa, in irgendetwas ist auch die Intrigue aus den Gegensätzen des Posa zu Philipp aufgebaut. Vornehmlich, anders thut es ein moderner Dramatiker gar nicht, sind die Helden in fast allen neuern historischen Dramen weniger Helden, als Recensenten der Weltgeschichte, speciell der Zeit, in der sie leben, vornehmlich sind die Helden in fast allen neuern historischen Dramen von der Schöngeisterei angeweht, eine Schöngeisterei, die in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts als wesentliches Attribut eines gebildeten Mannes gelten mochte, in der Zukunft aber doch vielleicht verworfen werden wird. Auch ein Gutzkow, wie so mancher andere Dramatiker entschuldigt sich mit dem „Rechte des Idealismus", wenn er seinen Helden in die Sphäre der Schöngeisterei erhebt. So nimmt Gutzkow für seinen „Pugatschew" besonders die „nicht ganz veräußerten Rechte des Idealismus" in Anspruch. O warum nicht! Schwerlich wird selbst ein eingefleischter Realist gegen die Rechte des Idealismus etwas einwenden können, wenn ein Dichter wie Gutzkow sie unparteiisch in Anwendung bringt. Möge er idealisiren, aber idealisire er nicht, nur soweit es ihm gefällt; idealisire er die ganze Handlung, sämmtliche Charaktere, sämmtliche Motive der dramatischen Thaten, aber nicht blos eine Person oder einige Personen, während er die andern gänzlich fallen läßt. Diesen gelinden Vorwurf hätten wir nun freilich weder beim „Wullenweber" noch beim „Patkul" zu erheben, den Nachtheil der Schöngeisterei haben wir aber auch in Bezug auf diese beiden insofern geltend zu machen, als der dramatische Gang beider Dramen nur für den kleinen Kreis der besonders literarisch Gebildeten, überhaupt für alle die werthvoll ist, welche der deutschen Detail- und Rococogeschichte gewachsen sind. Auf drei oder vier Hofbühnen, welche sich auf ein Stammpublikum ästhetischer Geister verlassen können, mögen derartige Werke passiren, dem Massenpublikum gegenüber trifft solche historische Stücke in jeder Scene zu leicht der Vorwurf, daß nicht jeder Zuschauer einem Professor gleich gebildet und unterrichtet ist.

Von dem vierten seiner historischen Dramen, dem „Antonio Perez", mag Gutzkow nur mäßige Früchte geerntet haben. Er gesteht das offen ein, indem er sagt: „Als ich im Jahre 1853 am dresdener Hoftheater die Vorstellungen des damals «Philipp und Perez» genannten Stücks sah, überzeugte ich mich von seinem spröden und ungetheilter Hingebung schwer zugänglichen Stoffe. Nach einigen Vorstellungen zog ich die Arbeit vorläufig aus dem Bühnenverkehr und ließ sie trotz mehrfacher Aufforderung nicht drucken." „Antonio Perez" erscheint somit zum ersten male. Als Beleg zu Gutzkow's dramatischer Fruchtbarkeit verdient dieses Drama die höchste Beachtung, doch wird es, und nicht allein des spröden Stoffs wegen, schwerlich zu allgemeiner Verbreitung gelangen. Unter Gutzkow's vier historischen Dramen dürfte der „Antonio Perez" den großartigsten Hintergrund aufweisen, gleichwol gereicht ihm gerade dieser geschichtliche Hintergrund zum Nachtheil. Ein gewagtes Unternehmen, einen Stoff zu behandeln, der nothgedrungen auf Schiller's „Don Carlos" hinweist; gewagt, die Theilnahme des Publikums für sich zu beanspruchen, wo diese Theilnahme das Publikum in Widersprüche mit seinen classischen Ansichten verwickeln würde. Es hilft nichts, daß Gutzkow für sich die beste Absicht vorschützt, wenn er „Schiller's «Don Carlos» hier und da in den geschichtlichen Grundlagen reproducirte und gleichsam die Welt des Don Carlos in historischere und nationalere Färbung übersetzte": diese Absicht trat eben als eine bewußte hervor und erscheint sicher als eine Nachahmung von „Schiller's großem Vorbilde".

Emil Müller-Samswegen.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Zur ungarischen Literatur.

(Beschluß aus Nr. 45.)

Wir haben über Alexander Petőfi bereits früher bei Gelegenheit der Uebersetzung von Kertbeny ausführlich gesprochen und ein Porträt dieses bedeutenden Dichters zu entwerfen gesucht. Jetzt liegt eine neue Uebersetzung seiner „Lyrischen Gedichte" von Theodor Opitz (Nr. 2) vor, welche vollständiger ist als die von Kertbeny, aber doch auch gleich dieser nur in das Gebiet der verdienstlichen Studien gehört. Die außerordentlichen Schwierigkeiten der Uebersetzung eines originellen Dichters, der einer durchaus nicht sprach- und geistverwandten Literatur angehört, lassen die ersten Versuche der Uebertragung nur als Anläufe erscheinen, welche uns mit den Schöpfungen und dem Geiste des Autors im allgemeinen bekannt machen, ohne dieselben durch eine classische Nachdichtung in der Literatur einzubürgern. Beide Uebersetzer suchen das originelle Gepräge Petőfi's möglichst treu wiederzugeben; doch gelingt es ihnen nur selten, den Gedichten im Deutschen eine durchweg anmuthende und wohltönende Form zu ertheilen. Bei Opitz stört namentlich in den Versen die häufige Nichtberücksichtigung der Quantität, indem er die ausgesprochensten Längen als Kürzen gebraucht, wodurch der metrische Charakter der Verse unklar und verworren, ja oft gänzlich aufgehoben wird. „Wīe hĭelt", „kēin dăcht' īch" oder gar „dās Glăs" sind metrische, in ähnlicher Weise sehr häufig vorkommende Licenzen, welche sich durch keine Schwierigkeiten rechtfertigen lassen. Ebenso ruht der Reim allzu oft auf schwachen, auch in geistiger Hinsicht accentlosen Silben. Dennoch findet sich im einzelnen viel Gelungenes, und der große Fleiß, den eine so umfassende Uebertragung erfordert, ist rühmend anzuerkennen. Die Anordnung der beiden Uebersetzungen ist übrigens eine verschiedene. Kertbeny hat die seinige nach Gruppen geordnet, welche durch die Verschiedenheit des Genre bestimmt werden, während Opitz die Gedichte in streng chronologischer Reihenfolge mittheilt. Der Entwickelungsgang des Autors tritt durch die letzte Anordnung klarer hervor, während sich bei der erstern die außerordentliche Vielseitigkeit des Dichters, welche so verschiedene Tonarten anzuschlagen weiß, schärfer ausprägt.

Es wird nicht ohne Interesse sein, nach der chronologischen Anordnung von Theodor Opitz dem Entwickelungsgang des Dichters zu folgen. Die erste Sammlung seiner „Gedichte" erschien 1844; sie enthielt also die ersten Versuche eines ungefähr zwanzigjährigen Jünglings. Er konnte in seinem „Abschied von 1844" schon von des „Ruhmes Sternenschein" sprechen, der ihn hell umstrahle. Es ist ein Abschluß in seinem Ringen, die wüste Sturm- und Drangperiode ist vorüber, sein flammendes Herz gesundet. Hinter ihm liegt die Zeit des Vagabundenthums, in welcher er als Soldat und Schauspieler umherabenteuerte. Natürlich suchen und finden wir Anklänge an diesen doppelten Beruf in den ersten Gedichten. Petőfi erzählt, wie er Soldat war, Infanterist mit dem Bajonnet, im Schnürschuh, mit dem grünen Aufschlag mit Messingknöpfen, wie er sich zur Würde des Gemeinen aufgeschwungen, doch wie er sich bei zeiten wieder freimachte, sonst wäre er wol degradirt worden; denn für solche eigensinnige Leute wie er sei die Soldatenlaufbahn erschrecklich glatt. In einem andern kleinen Gedichte erzählt er von einem Soldaten, der es nicht einmal bis zum Corporal gebracht:

Sehr groß war meine Treu', groß meine Pünktlichkeit,
Ich ward kein einzig mal bestraft die ganze Zeit.
Was war mein Lohn, als ausgedient nun hatte ich?
Es klopfte der General da auf die Schulter mich.

Zahlreicher sind die Erinnerungen an das Schauspielerleben. Er sagt den Abenteuern, den romantischen Schwärmereien ein Lebewohl, und mit schwerem Herzen; denn die Welt ist, ohne Abenteuer, ihm langweilig, und wenn auch die Rosen, welche dort wachsen, viel größere Dornen haben, so gibt es doch nirgends schönere. Das Publikum begrüßt seine Bande mit „Pfeifen", und dabei ist nicht einmal das Haus voll, das heißt den Fuchs zweimal schinden („Pfeifen", S. 65). Er sah eine Bande von Pfuschern, ohne Feuer und Seele, das Stück höchst langweilig — war doch auch die Kleine nicht in ihrer Loge, in der sie gewöhnlich zu sein pflegt („Theaterkritik", S. 105). Ein Gedicht mit echt Heine'scher Pointe. Er spricht von seinem mit Thränen gesalzenen Schauspielerbrot. Bedeutender sind zwei Episteln, eine von Bessenyi und seiner Schule gern gepflegte Dichtform. In dem „Brief an einen Freund vom Theater" erzählt Petőfi mit keckem Humor, wie er sich für eine Wanderbühne anwerben ließ, bei welcher er gleich am ersten Abend drei Rollen auf einmal spielte. Die Gesellschaft löste sich auf; er zog von einer Truppe zur andern. Dann klagt er über den Verfall der Schauspielkunst, über das „Kehricht der Welt", welches beim Theater ein Asyl sucht. Einen Pendant zu dieser humoristischen Epistel bildet die schwunghafte an den berühmten Schauspieler Gabriel Egressy, eine Elegie über des Mimen vorüberrauschende Kunst, deren Ruhm an die Gegenwart gebunden und stets von der Parteisucht und ihren schlechten Leidenschaften bedroht ist.

Doch auch der Charakter des Vagabundenthums im allgemeinen spiegelt sich in diesen Gedichten. Frische Lebenslust, die in zahlreichen „Trinkliedern" ausjubelt und der es beim Faulenzen, das Pfeifchen in der Hand, ganz „bestialisch wohl" ist, Liebesabenteuer in den „Czarden", in Saus und Braus, Feuerküsse der Mädchen oder der süßen „hortobagyer Wirthin mit ihren Schlehenäugelein"; dazwischen Klagen über den bittern Mangel, wie in dem „Winter von Debreczin", in welchem der Poet wegen mangelnden Brennholzes im alten Flauschrock schläft — in der That, der „Vorsatz zur Besserung" war wol an der Zeit:

Wann wirst du schon vernünftig werden, Sünder,
Ein Schwelgen ist dein Tag und deine Nacht,
Bei Gott, es wird der Teufel holen dich,
Treibst du's noch lang, wie du's bisher gemacht.

Mein liebenswürd'ger Freund, ich bitte,
Nur einmal schaue an im Spiegel dich,
Ist das ein Mensch, den du dort siehst — potz Blitz,
Sieh, ein Gespenst zeigt darin sich.

Auch die Erinnerungen an das Vaterhaus finden sich in pietätvollen Bildern abgespiegelt. Petöfi's Vater war ein ehrbarer Fleischermeister — so scheint selbst jenes derbe Gedicht: „Beim Sautanz", eine Rückerinnerung an die Kindheit:

Unser Pfad beströmt mit
Segen sei,
Wie mit Schmalzflut dieser
Hirsebrei.

Wenn auf unser Leben
Niederläßt
Sich der Tod zu dem Zer-
Stöhrungsfest:

Eine Wurst mag dann der
Himmel sein —
Wir — als Füllsel in die
Wurst hinein.

Sehr hübsch und rührend sind die Erinnerungen an das liebevolle Mütterlein, wie sie sich in den Gedichten: „Ein Abend zu Hause" und „Ein Vorsatz, der in Rauch verflog", aussprechen. Vom Vater erfahren wir nur, daß er meisterhaft „Fleisch haut", aber mit dem Komödienspiel des Sohnes wenig zufrieden ist. Im übrigen werden von Petöfi bereits in den ersten Gedichten alle die Klänge angeschlagen, die er später mit Meisterschaft ausgeführt. Da finden wir humoristische Genrebilder, wie Junker Pinty, „sechs Pusztendörfer im Umkreise der unvergleichlichste Gesell", wie Wirth Janos, der Musterwirth, der nie Geld hat, wie Meister Paul, der seinen Hut „schief rückt", als er sich entschließt, seine Frau fortzujagen, sich ihn dann aber, nach mancherlei Experimenten, wieder tief ins Gesicht drückt, als er sich aus Verzweiflung über seine zerrütteten Verhältnisse aufzuhängen bereit ist. Dann begegnen wir jenen ersten landschaftlichen Schilderungen, in denen die Poesie der Puszten und Czarden einen eigenthümlichen Ausdruck gefunden hat: „Im Vaterland" und „Das Unterland". Auch vereinzelte patriotische Klänge finden sich vor, eine Strafepistel an die Auslandsmagyaren, ein kampflustiges Lied im Stile Körner's und Herwegh's:

Warum ward ich geboren nicht zur Zeit,
Da Arpád's Helden in das Leben traten,
Und mit dem Schwert, dem Freund von blut'gem Streit,
Auszogen kühn zu Welterobrungsthaten.

Auch von jenen Klängen elegischer Zerrissenheit, welche den Grundton späterer Sammlungen bilden, treffen wir hier die ersten Spuren. „Das Mal der Dichtung ist ein Kainsstempel", sagen unsere Poeten, und Petöfi singt:

Gift ist, ach! des Liebes Honig.

Dabei fehlt ihm keineswegs das klare Bewußtsein seiner dichterischen Eigenart; er nennt sich die wilde Blume der schrankenlosen Natur, er trotzt darauf, daß er sich nie den Regeln der Schule gefügt hat; er schreibt ein Schmähgedicht auf die Nachahmer:

Ihr glaubt, ein Wagen ist die Poesie,
Der auf dem breiten Heerweg zieht daher?
Sie ist ein Aar; wohin noch keiner drang,
Dorthin strebt frei und stolzen Muthes er.

Die Liebe ist natürlich schon jetzt die Seele dieser jugendlichen Lyrik:

Es reifet schon das Korn,
Die Tage sind so heiß,
Mach' an die Ernte mich
In aller Früh' mit Fleiß.
Auch meine Liebe reift;
Heiß ist's im Herzen drin;
O süße Einzige,
Sei du die Schnitterin!

Der Schnitterinnen begrüßen wir hier manche, von der Tochter des Wirths, welche dem Schulknaben aus dem Kämmerlein stibitzten Schinken brachte, bis zu Mathilden, Suschen und Etelka. Gedichte voll von ernster tiefer Empfindung wechseln mit solchen ab, in denen heinisirende Pointen den Abschluß bilden. Wie schön ist das von Opitz trefflich übersetzte Gedicht:

Ach! Meine Lieb' ist keine Nachtigall,
Die aufgewacht, als sich der Ost erhellt,
Damit ertöne süßer Liederschall
Auf der vom Sonnenkusse ros'gen Welt.

Ach! Meine Liebe ist kein heit'rer Hain,
Wo Schwan an Schwan im stillen Teiche zieht,
Indeß die weißen Hälse oft dem Schein
Des Monds zunicken, der ins Wasser sieht.

Ach! Meine Liebe ist kein ruhig Haus,
Das rings der Friede wie ein Garten ziert,
Wo muttergleich das Glück geht ein und aus,
Und Freud', ein schönes Feenkind, gebiert.

Nein, meine Lieb' ist waldig ödes Land,
Die Eifersucht birgt drin als Räuber sich;
Verzweiflung ist der Dolch in seiner Hand,
Und hundertfacher Tod ein jeder Stich.

Ebenso schön ist das Gedicht: „O Herz, verwaister Vogel mein", und das folgende, das schon mehr spielerisch in Heine'scher Weise ist:

Ihr Augen mit allmächt'gem Licht!
O blicket nicht, o blicket nicht
So kalt auf mich, so kalt auf mich:
Ihr mordet mich, schon sterbe ich,
Schon sterbe ich!

Wie? Oder Augen allmachtreich,
Ermordet, mordet mich nur gleich;
Und lächelt, lächelt dann mich an,
Und wieder ersteh' ich dann,
Ersteh' ich dann!

Alle diese Keime seiner ersten poetischen Sturm- und Drangepoche entfaltete Petöfi weiter mit einer unglaublichen Productivität. Das Jahr 1845 ist das fruchtbarste Jahr seiner Muse, was um so mehr Staunen erregen muß, als er in diesem Jahre einen letzten verzweifelten Versuch machte, den Lorber des Schauspielers zu erringen, ein Versuch, der gänzlich verunglückte. Im Jahre 1845 erschienen nicht nur die komischen epischen Gedichte Petöfi's, in denen er die nationalen Genrebilder an den längern Faden einer lustigen Handlung reihte: „Der Dorfhammer" und der „Held Jarnosch"; es erschienen auch seine „neuern Gedichte", die „Cypressenblätter vom Grabe Etelka's"; die „Liebesperlen" und „Die Wolken". Petöfi schüttete die Poesie aus einem unerschöpflichen Blumen- und Fruchthorn; die Sonne des Erfolgs hatte ihre Blüten gezeitigt. In diesen Gedichten, namentlich in den

„Liebesperlen" heinisirt Petőfi, ohne jedoch zu so grellen Pointen wie Heine seine Zuflucht zu nehmen. Dennoch feiert er den leichtsinnigen Wechsel, der vom weißen Wein und vom blonden Mädchen zum rothen Wein und zum braunen Mädchen übergeht! Manche kokette Spielereien des Witzes lassen an der Echtheit der Empfindung zweifeln, ja scheinen sie zu ironisiren. Ein ganz anderes Register seiner Seele zieht Petőfi mit den „Cypressenblättern" auf — in den Gesängen am Grabe Etelka's; er hängt seine Harfe an die Trauerweiden des Kirchhofs und läßt sie von wehmüthigen Klagen ertönen. Die Systematiker, welche auch die Entwickelung der Dichter in ein System bringen, werden sich hier vergeblich nach einer „Methode" umsehen, diese Contraste zu vereinigen. Doch in einem reichen Dichtergeist wohnt vieles nebeneinander, und Petőfi's Muse war gleich dem schönen Ungarland, welches in demselben Jahrgang gleichzeitig den herrlichen herben und süßen Feuerwein hervorbringt! Auch erfahren wir von Petőfi's Biographen, daß er die „Cypressenblätter" am offenen Sarge eines funfzehnjährigen Mädchens gedichtet, an welchem ihm erst das Gefühl seiner Liebe aufging, während die „Liebesperlen" an eine gesellschaftlich höherstehende Dame gerichtet waren, zu welcher Petőfi eine dem Anschein nach unerwiderte Neigung hegte. Auch von den Elegien der „Cypressenblätter" gilt, was der tüchtige ungarische Kritiker Gyulai von den „Liebesperlen" sagt: „Es waren Ueberströmungen eines leidenschaftlichen Herzens, das die Wollust der Gefühle etwas blasirt machte, doch das seine tiefern Empfindungen treu hütete und mit der ganzen Glut seiner ungestümen Natur nach einem Gegenstande suchte." Er suchte, bei den Todten wie bei den Lebenden, am offenen Grabe Etelka's wie in der Nähe der Schönen, der er seine Liebesperlen in den Schos warf. Er redet es sich selber ein, daß die kleine Etelka eine zarte Neigung zu ihm gefaßt, und wiederholt es sich, wie sie ihm aus dem Fenster nachgesehen, wie sie stets in andere Zimmer entfloh, wenn er kam, und auf ihn durch die halboffene Thür blickte. Diese Genrebildchen finden sich in dem anmuthigen Gedicht (I, 212):

Wenn du wach mich nicht besuchtest,
O so komm im Traum zu mir,
Komm zu mir, erstorbnes Leben,
Viel zu sagen hab' ich dir.

Im ganzen sind es Elegien am Grabe der Jugend und Schönheit, in denen eine glühende und bilderreiche Phantasie mehr vorherrscht, als die Sprache der einfachen und tiefen Empfindung. So fragt der Dichter seine Etelka, was sie die erste Nacht unter der Erde geträumt, und erzählt dann weiter (I, 215):

O! mir hat etwas Grausiges geträumt:
Die Sonne trieb die Erde vor sich her;
Die Erde in Verzweiflung sprengt' hinab
In Abgrund und hoch übers Sternenheer.

Und unermüdlich ihr die Sonne nach —
Sie sprengten fort durch die Unendlichkeit;
Und endlich stürmte los die ganze Welt
In völlig haltloser Zerfahrenheit.

Und in dem Wirrwarr jagte fort und fort
Die Sonne nach der Erde, und entbrannt
Von wildem Zorn, daß sie vergeblich jagt,
Packt' einen Irrstern sie mit grimmer Hand.

Und warf ihn auf sie ... grad mein Herz traf er;
Es läßt sich denken, wie groß war mein Schmerz;
Doch war er nicht so groß, wie der, den dein
Tod, meine Wonne, fühlen ließ mein Herz!

Dies Gesuchte, Phantastische und Ungeheuerliche liegt doch weit ab von dem Wesen tiefer Empfindung. An einer andern Stelle (S. 217) sagt Petőfi von seinem Herzen, daß es „aus Persiens blütenreicher Flur ein ödes Sibirien geworden sei"; auch dieser geographische Vergleich hat etwas Frostiges. An gespenstiger Beleuchtung fehlt es nicht in den „Cypressenblättern". Zur Mitternachtsstunde erscheint die Geliebte dem Dichter als weiße Lichtgestalt; sie sucht ihr verlorenes Leben; es ist gar zu traurig, ohne Leben im Grabe zu liegen:

Was von mir wich,
Mein Leben suche ich.
Hast du es?
Ich bitte, gib mir's wieder, fandest du es! —
O nein, ich hab's nicht,
O nein, ich fand nicht,
Fand nicht dein theures Leben, doch wenn dir
Das meine recht ist, hier, nimm es von mir!

Der Dichter plaudert es selbst höchst naiv aus, wie diese Gedichte in ihm entstanden sind: sein Herz kann nicht leer stehen, jemand muß darin wohnen, Freude oder Schmerz:

Und diesen Schatz würd' ich vergeuden
Nicht für der Erde höchstes Glück!
In meiner Seel' geheimer Werkstatt
Schmilzt um zum Liede jedes Stück.

Und jedes Lied ist zu dem Bau, der
In Wolken ragen wird, ein Stein;
Das Pantheon der theuern Todten
Wird dieser stolze Prachtbau sein.

Wir sehen, auch Petőfi, der kein Akademiker war und keine classische Bildung genossen hatte, versteht aus dem Grunde das monumentum exegi des Horaz! Die Unsterblichkeitssucht muß doch einmal den Dichtern angeboren sein.

In den „Liebesperlen", von denen Opitz einige recht glücklich übersetzt hat, herrscht jene witz- und bilderreiche Sophistik der Empfindung, wie wir sie in der altenglischen Lyrik finden. Doch tritt die Situation und die Entwickelung dieser Neigung mit Klarheit in diesem Liebescyklus vor uns hin, der an Properz und Alexander Kisfaludy erinnert:

Ich möchte gern schon lieben wiederum ...
Was ist der Garten ohne Rosenzier?
Was, wenn es nicht im Schmuck der Liebe prangt,
Das Leben werth und was die Jugend mir?

Aus dieser unbestimmten Liebebedürftigkeit heraus ward der neue Liebescyklus gelebt und gedichtet. Der Dichter liebt also eine „Perlenblume", die seelenvollste Maid des Landes, vielleicht den Schutzgeist des Vaterlandes. Es ist eine vornehme Dame:

Meine Wohnung ist ein niedres Häuschen,
Deine ein Palast von stolzer Pracht.
Weh mir, weh mir, Mädchen! Dahin hab' ich
Mich emporzuschwingen keine Macht.

Doch was, könnten wir uns nicht vereinen?
Warum du zu mir dich neigen nicht?
Nach dem Thal hinunter geht der Bergbach.
Und vom Himmel steigt herab das Licht.

Er erblickt sie und wird gleich dem Baum, den der Blitz berührt. Doch er ist ein verdorrter Baum mit dürrem Holze — gerade das flammt am besten empor! Das Schlimmste dabei ist, daß er bei diesem ersten Begegnen nicht die Zunge bewegen kann. Wie dem Gewitter Grabesstille vorausgeht, so war es bei ihm: denn ein Gewitter in seiner Brust war im Entstehen. Vielleicht lacht ihm einst als Regenbogen ihre Gegenliebe. Vielleicht! Sie schenkt ihm einen Blumenstrauß — unter diesem „Feenblumenschilde" verlacht er kühn seine Feinde. Doch dies Zeichen flüchtiger Gunst bleibt das einzige, dessen sich der Dichter rühmen kann. Zwei Geister streiten in ihm:

Und der eine ist die frohe Hoffnung,
Die ein schneeweiß Kleid hat angelegt,
Und der ander ist der düstre Zweifel,
Der ein Kleid von Rabenschwärze trägt.

Ja auch die „Eifersucht" regt sich in ihm; dieser „schrecklichste der Blitze" schlägt in ihn ein. Die Gedichte spiegeln das Hin- und Herwogen dieser Empfindungen:

Ja, ich liebe dich, obgleich ich weiß, wie
Grausig unvergoltner Liebe Schmerz;
Doch das so viel Graus quält, leicht gewöhnen
Wird sich auch an diese Qual mein Herz.

Seine Liebe wächst wie das grenzenlose Meer; doch die Ungethüme regen sich darin und der Sturm galopirt darüberhin:

Und was weckt den Sturm? Ach, der Gedanke:
Wenn du, Mädchen, du nicht würdest mein!
Schrecklich ist die Nacht und dieses Dunkel,
Und mein flammend Herz der Blitze Schein.

In einem andern Gedichte sagt er:

Mein Herz, so erfüllt mit Liebe, ist ein
Becher bis zum Rande voll mit Wein —
Theurer Wein! — Wenn ihn die Maid in Staub gießt?
Schade! — Tod, der Trunk sei lieber dein!

Seine Phantasie bestiehlt die Träume, um die Wirklichkeit damit zu bereichern; ja er wird humoristisch und witzig; es ist der Witz der Verzweiflung. Er war stets ein fauler Schüler; das gute Mädchen soll sein Professor werden und ihn lehren, was das Wort „Glück" bedeute. Es kostet sie ja wenig Anstrengung, nur einen einzigen Blick. In einem andern Gedicht bittet er den „Doctor Verstand", sein krankes Herz zu besuchen; der gute Hausarzt schüttelt mit dem Kopfe, als er hinuntergeeilt. „Eine Wunde, tiefer und breiter als die Donau." Er träufelt Hoffnungsbalsam hinein — doch der Kranke protestirt:

Schrecklich leid' ich — o genesen oder
Sterben! — Hoffnung heilt nie, tödtet nie!

Ein anderes mal klagt der Dichter:

Wahrlich, seit in Liebe ich gefallen,
Bin ich nicht so ganz mehr bei Verstand,
Die Gedanken spielen mir im Kopfe
Blindekuh und rennen an die Wand.

Er ist so zerstreut, daß er seine Feder in Streusand taucht und das glühe Ende der Cigarre in den Mund steckt:

Das ist doch wol so, daß man es eine
Echte Liebeswunde nennen muß;
Deinethalb bekam ich sie, o Mädchen!
Es gebührte, daß sie heilt dein Kuß.

Endlich schlägt die Stunde der Entscheidung. Er wird vor sie treten an einem großen Tage, der für ihn dieselbe Bedeutung hat, wie für Napoleon der Tag von Waterloo — noch strahlt ihm auf stolzem Haupte die Krone der Hoffnung:

Doch was wird mein Leben, wenn vom Haupte
In den Staub fällt diese Krone da?
Was wird dann mein Leben? — in des Schmerzes
Oceane ein Sanct-Helena.

Doch er hat nicht nur Zeit und Stimmung, so entlegene Vergleiche anzustellen; er nimmt auch die schwarze, schwere Sturmhaube des Kummers ab, und ladet den lustigen Freund Frohsinn zum Feste ein. Jetzt in der Entscheidungsstunde flammt sein ganzer Muth empor. Wie die Entscheidung ausgefallen, darüber läßt uns der Dichter nicht im Zweifel. Nach Monden stimmt er seine Liebeslaute wieder, und zum letzten male:

Ich verschwende fürder an ein Mädchen
Meine Lieder und Gefühle nie;
Mädchen sind empfindungslose Puppen,
Kein Herz und kein Lied verdienen sie!

Er ist zur Ueberzeugung gekommen, daß er seine poetischen „Liebesperlen" wenn auch nicht den biblischen Thieren, doch einer von ihm selbst aufgeputzten Puppe vorgeworfen hat. In dieser Folge ordnen sich die Gedichte des kleinen Cyklus am Faden einer fortschreitenden Handlung.

Das Jahr 1846 bezeichnet einen neuen Wendepunkt in Petöfi's Entwickelung. Seine Muse ging bisher in dem persönlichen Geschick auf, jetzt wendet sie sich mehr der Welt zu. Sie wird ideenreicher, läßt ihre Klänge in vollerm Strome einherbrausen; sie wird philosophischer, patriotischer und gefällt sich in breiter ausgemalten Schilderungen. Wol begegnen wir noch Liebesklängen: doch sie sind an die Braut, an die Gattin gerichtet und athmen meistens das Behagen einer beruhigten Existenz. Diese neue Epoche beginnt mit den genialen Aphorismen der „Sternenlosen Nächte". Petöfi hatte Byron und Shelley studirt — der Geist des Kain und Manfred und der Feenkönigin Mab geht in diesen Gedichten um; es sind kleine Giftphiolen mit der Quintessenz des Weltschmerzes und der Zerrissenheit, der Form nach Epigramme, dem Inhalt nach Elegien, welche Vergänglichkeit, den König der Könige, besingen, und hinter Welt, Leben, Liebe skeptische Fragezeichen machen. Die an Julie gerichteten Lieder athmen dagegen heiteres Glück und Zufriedenheit; seiner Liebe weint er jetzt Freudenthränen, und die Schmerzensthränen nur seinem Vaterlande, das „wie ein Strauß am Hute Gottes" steckt, während sein Volk verwaist, zerlumpt, hungrig dem Untergang entgegengeht. Der Vagabund Petöfi hat seine braunen und blonden Schönheiten und die grausame „Perlendame" vergessen: er feiert jetzt das eheliche Glück! Und zwar ist uns kein zweiter Dichter bekannt, der gerade dies Glück so dithyrambisch und idyllisch verherrlicht, und das, was andern Poeten

für philiströse Prosa gilt, in ein so ideales Licht zu stellen weiß. Mit vollen Accorden beginnt diese Feier (II, 100):

Mein ist endlich meine Julie,
Und für ewig wird sie's sein,
So vor Gott wie Welt bekennen
Darf ich jetzt schon: sie ist mein!

Wiederkehrte schon mein Frohsinn,
Eh' mein Gram wich aus der Brust,
Und ich weiß nicht, ob ich weinen,
Oder lachen soll vor Lust?

Das Leben erscheint ihm süß, die Welt schön; seine feierlich beschworene Treue selbst ist nur das Verdienst seiner Julie:

Wie könnte, wen du, herrlich Mädchen, liebtest,
Sich je noch einer andern weihn?

Er besingt seine Muse und seine Braut:

Nein, nie werd' ich dich aus dem Herzen lassen,
Groß ist dies Herz, es kann euch beide fassen
Und klar ist mir:
In Frieden werdet ihr zusammenleben,
Denn du und meine Braut — o ihr
Seid Schwestern, seid ja rechte Schwestern eben.

Wenn seine Julischka denkt, träumt, betet — er weiß, ihm gilt ihr Denken, Träumen, Beten:

O denke, denke immerzu,
Du allerliebste Blume du!
Es sind Gedanken ja von dir
Schön wie die Sterne über mir.

Und sollten nicht, Julischka mein,
Von dir erdacht die Sterne sein?
Damals hast du sie ausgedacht,
Als deine Lieb' in dir erwacht.

Im Lächeln seiner Geliebten ist mehr Poesie, als in allen Versen, die er schrieb. Fröhlich ruft er aus:

Nur geheirathet, juchhei!
Ehestand — ein Sorgenfrei!
Jederzeit
Eine Pracht,
Morgens, mittags,
In der Nacht!

Das Glück der Liebe weckt selbst die Glaubensblume in ihm: er lernt an ein schöneres Leben im unbekannten Jenseits glauben. Er harrt auf das Lächeln der Frau, wie auf den ersten Strahl der Morgensonne:

Lächle denn, Urquell der Wonne, siehe!
Der dir Lippen, Hände küßt und Knie,
Deiner Träume treuer Hüter, deines
Lebens Schatten bittet dich, dein Mann!

Und zum Namenstage wünscht er ihr:

Lebe (ich mit dir, versteht sich)
Lange, bis dein Haar ergraut;
Doch das Alter sei nur Jugend,
Die durch eine Maske schaut.

In diesen heitern Liedern voll Sonnenschein erkennt man den Dichter der „Sternenlosen Nächte“ nicht wieder. Keine Dissonanz stört diese optimistischen Klänge; in diesen friedlich geschlossenen Kreis drängt sich nichts Fremdes herein; nur die Liebe zum Vaterlande bedroht ihn mit einem schmerzlichen Conflict; doch „sein Weib und sein Schwert“ brauchen nicht eifersüchtig aufeinander zu sein:

Wenn meinen Arm jemals
Bedarf das Vaterland,
So gürtet sie dich mir
Um mit der eignen Hand;
Sie gürtet dich mir um,
Nimmt Abschied dann und spricht:
„So geht denn, seid euch treu,
Verlaßt einander nicht!“

Und die Stunde des ernsten Abschieds schlägt:

Nicht Ruhmbegierde zieht mich von dir fort,
Du weißt: sie starb in meiner Brust längst aus;
Fürs Vaterland geb' ich mein Blut, wenn's noth,
Fürs Vaterland kämpf' ich den blut'gen Strauß.
Mein schönes, junges Weib, Gott sei mit dir!
Die du Herz, Liebe, Seele, Leben mir!

Dichtung und Leben greifen hier wieder aufs innigste ineinander. Die Liebeslyrik geht in die patriotische Lyrik über, welche schon früher selbständig neben ihr einherging. Der Dichter hatte sich gerühmt, daß er ein Magyar sei, trotz aller Schmach, in die seine Nation versunken; er hatte eine Philippika an Ungarns Jünglinge geschrieben, denen er die Taufe mit dem Blute seines Herzens ertheilen will; er war für das Recht der misera plebs contribuens in die Schranken getreten; er hatte erzählt, wie er schon als Knabe geschworen, gegen jede Tyrannei zu kämpfen; mit ingrimmigem Spotte das Maulheidenthum gegeißelt und die dünkelvollen Herren der Comitatsversammlung,

Die bald erloschnen Hirtenfeuer
Der kleinen Tageschronik der Zeit —

die Reichsversammlung aufgefordert, ein neues Vaterland ohne die Burgen des Vorrechts zu begründen. Doch jetzt erst trat seine Muse hinaus auf die Schlachtfelder mit dem Aufschwunge des Tyrtäos und dichtete blutrothe Lieder voll von glühendem, revolutionärem Pathos. Von dieser ganzen Sturmlyrik hat Opitz uns wie Kertbeny, und aus den gleichen Gründen, nur wenige Proben mitgetheilt. Ein großer Theil seines „poetischen Nachlasses“ besteht aus solchen Gedichten; doch wurde die letzte Sammlung polizeilich confiscirt. Petöfi's Tod drückte seinem poetischen Wirken das Siegel auf; er starb für die Sache, für die er gesungen. Auf dem Schlachtfelde von Schäßburg, am 31. Juli 1849, verschwand Petöfi spurlos, nachdem er im Generalstabe Bem's mitgekämpft — ein sagenhafter Tod, als hätten ihn die Götter in einer Wolke entrückt.

Ueber die größern „Rhapsodien“ Petöfi's, in denen er sinnvoll Naturbilder und Gedanken vermählte, über seine heitern und ernsten Episteln, kleinen Genrebilder und meisterhaften Landschaftsgemälde, über alle diese zahlreichen Dichtungen, welche den wachsenden Zug nach Objectivität bekunden, müssen wir aus Mangel an Raum rascher hinweggehen, indem wir nur noch erwähnen, daß der ebenso umfangreiche zweite Band der Opitz'schen Uebersetzung, welcher diese Gedichte enthält, eine größere Gewandtheit in der Bewältigung der entgegentretenden Schwierigkeiten zeigt als der erste. Auf Petöfi überhaupt zurückzukommen, bot die neue Uebersetzung einen um so willkommenern Anlaß, als sie uns wiederum diese dichterische Größe ersten Ranges in ihrer ganzen Bedeutung

zeigte. In einer Zeit aber, in welcher die lyrischen Heimchen mit ihrer schwächlichen Musik am häuslichen Herd und auf dem Toilettentisch bewundert werden, kann man nicht oft genug auf die „großen Lyriker" hinweisen, die voll Humor, Geist und Feuer und reich an originellen Gedanken und Bildern sind. **Rudolf Gottschall.**

Neue Lyriker.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 45.)

13. Deutsches Dichterbuch aus Schwaben mit epischen, lyrischen und dramatischen Beiträgen von R. Anschütz, F. Bodenstedt, A. Dulk u. s. w. herausgegeben von Ludwig Seeger. Stuttgart, E. Ebner. 1864. Gr. 16. 1 Thlr. 24 Ngr.
14. Aus Herz und Welt. Dichtungen in Originalbeiträgen; gesammelt und herausgegeben von der „Breslauer Dichterschule". Breslau, Kern. 1863. 16. 1 Thlr.
15. Lieder und Balladen. Neue Sammlung von Originalbeiträgen. Herausgegeben von der „Breslauer Dichterschule". Breslau, Maruschke und Berendt. 1864. 8. 1 Thlr.
16. Liederbuch von Ludwig Seeger. Zweite vermehrte Auflage. Stuttgart, E. Ebner. 1864. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.
17. Gedichte von Joseph Pollhammer. Wien, Hartleben. 1863. 8. 1 Thlr.

Die beiden letzten Sammlungen sind von der Breslauer Dichterschule herausgegeben, und es misgönnt gewiß niemand der jungen Werdelust ihr heiteres Spiel. Für die Oeffentlichkeit sind solche Sammlungen nur von Interesse, insofern sie den photographischen Darstellungen gleichen, und vielleicht auf den Blättern der Studentenporträts eines Jahrgangs einst das Jünglingsantlitz eines großen Mannes gefunden und mit Vorliebe betrachtet wird. Daß jedem Mitgliede der Breslauer Dichterschule sein Exemplar als Album der Erinnerung an frohe und begeisterte Stunden von großem Werth ist, versteht sich von selbst, und immerhin mögen junge Kräfte sich zusammenfinden und ihre Mußestunden mit sinnigen Bestrebungen ausfüllen. Sie dienen eben zur geselligen Unterhaltung, wie die andern: Turnen, Fechten, Singen, Tanzen. Es sind jetzt 25 Jahre verflossen, als in Halle eine gleiche Werdelust sich aufthat. Mir ist nur ein Mitglied dieses Vereins bekannt, das sich als publicistischer Schriftsteller später ausgezeichnet hat.

Das „Deutsche Dichterbuch aus Schwaben" bringt auf 580 Seiten einige empfehlenswerthe Leistungen. Die Dichtung „Columbus", von Friedrich Groch, welche die Pforte zu diesem schwäbischen Musentempel öffnet, ist gehaltvoll: eine wahre echte Perle. Glänzend und kräftig fesselt unter vielem Schönen die Schilderung des Kampfes des Menschen mit dem Elemente (Meer). Mosenthal schließt sich Groch ebenbürtig an. Das Gedicht „Zeus und der Mensch" ist wahrhaft großartig. Friedrich Notter's „Locken und Kronen" sind in Form und Inhalt gelungen und seine andern Beiträge nicht minder schön. Endlich verdient das Gedicht von Theodor Storm: „Ein Sterbender", rühmlichst erwähnt zu werden. Von den dramatischen Beiträgen macht das Bruchstück aus dem Trauerspiel: „Johanna Gray", von Roderich Anschütz, auf das Ganze begierig. Friedrich Bodenstedt dagegen schreitet auf so hohem Kothurn einher, daß sein Menschengeist dazu gehört, ein Verständniß in diese Verworrenheiten hineinzubringen, d. h. sie wahrscheinlich noch mehr zu verwirren. „Der arme Nabob", von Ludwig Eichrodt und seine andern Beiträge mögen bei Commersen im Kreise junger Studiengenossen hingehen — hier aber im „Deutschen Dichterbuch"? Ludwig Seeger scheint die Sammlung durch sein Gedicht kennzeichnen zu wollen: wer den Geschmack des Herausgebers theilt, möge zugreifen. Man höre, wie Leben und wol auch Poesie von ihm aufgefaßt werden:

Das Leben ist ein Ragout, gemischt
Aus was? Wer kann es wissen?
Beriech es nicht lang, greif immer zu
Und laß dir schmecken den Bissen!

Verderbe dir nicht den Appetit
Mit chemischem Untersuchen,
Was zwischen die Zähne dir kommt, nimm mit,
Sei's Fleisch, Fisch oder Kuchen.

Nimm hin mit heiterm, dankbarem Sinn
Das Gute, das dir beschert ist,
Und lege nicht eher den Löffel hin,
Als bis die Schüssel geleert ist.

Auf die Gefahr hin, vielfachen Widerspruch hervorzurufen, dem ich aber den Beweis entgegenstellen werde, daß ich pflichtgetreu der Wahrheit und der Liebe zur Poesie folgend, meine Ansichten ausspreche, bemerke ich noch, daß der scheinbare Erfolg dieses Dichters ein schlimmes Zeichen für die Urtheilsfähigkeit unserer poesielosen Zeit ist. Denn wie wäre es sonst möglich, daß diese massenhaften, ziemlich glatten Verse ein großes Publikum finden? Und nach der Menge der vorliegenden Seeger'schen Producte in zweiter vermehrter Auflage (Nr. 16) zu schließen, scheint er sogar als Chorführer zu gelten. Was ist da von dem Nachtrab zu erwarten? Fürwahr, ich habe unter den Seeger'schen Poesien auch nicht ein wirklich ausgezeichnetes Gedicht gefunden. Beim Himmel, ich würde gern loben, aber nachgerade wird man denn doch unwirsch bei diesem beinahe dreimalig fünfhundertseitigen Einerlei. Sämmtliche Lieder sind leidlich gereimt und empfunden, aber fort und fort bringen sie nur ein gleiches, mäßiges und dabei — eben weil es ausgesprochen wird — sich als ein Bedeutendes fühlendes Betrachten der äußern Natur und der gewöhnlichen Kundgebungen des Menschenherzens. Zehn, zwanzig, auch hundert solcher Lieder würde man gern gelten lassen, dann aber verlangt man, daß sich der Dichter in die Regionen der Kraft, des Erhabenen, und wenn es möglich, des echten Humors erhebe. Die Neigung des Mottoanführens wird allein im „Dicherbuch" mit nahe an hundert befriedigt. Bei heutiger Manier des Gedichtedrucks — fast ein Bändchen Sentenzen für sich.

Nicht unerwähnt darf ich einen Namen lassen, der sich meinem Gedächtniß durch die Notiz d. Bl. (vgl. Nr. 29 f. 1863): „Künstlerstipendien in Deutschland", eingeprägt hat. Es heißt dort: „Jüngst hat nun die officielle «Wiener Zeitung» die Namen von 16 Künstlern gebracht, welchen zum ersten male in Oesterreich Staatsstipendien zugewiesen worden sind, und wir sind abermals enttäuscht worden; denn unter den Stipendiaten befindet sich ein einziger Dichter (Franz Nissel) und zwei Tonkünstler, die übrigen sind sämmtlich Maler und Bildhauer." Dieser einzige bevorzugte Dichter gibt auch nur ein Gedicht im „Deutschen Dichterbuch": „Der Cid." Nicht Cid Campeador, sondern Cid der Bluthund eines Spaniers ist der Held dieser Erzählung in Versen. Sein Herr jagt mit andern „grimmen weißen Schergen" die flüchtige Indianerschar. Ein ganzer Stamm Rothhäute ist vernichtet, der Spanier pfeift — vergebens, sein Cid kehrt nicht wieder und der weiße Menschenjäger muß ohne ihn nach Hause wandern. Der letzte Sohn des rothen Stammes ist aber glücklicher. Er entdeckt unter den Leichen seiner Brüder den schwerverwundeten Hund, pflegt, heilt und erzieht ihn zur Treue für den neuen Herrn. Dieser trifft dann mit dem Spanier im Walde zusammen. Der Hund wird von beiden gelockt und steht ungewiß zwischen den Männern, die sich zum Kampfe rüsten. Doch der Wilde bietet Frieden — für den Hund; der Spanier dagegen —

Ihm graut vor dem offenen Streite,
Rasch stößt er tückisch seinen Spieß
Dem Indianer in die Seite.
Da lehrt den Hund sein Todesschrei
Und seines Mörders Hohngelächter,
Wer hier der rechte Herr ihm sei —
Auf springt er und zerreißt den Schlächter.

Vielleicht lag diese schwache Schöpfung dem Dichter allein zur Hand; aber auch in der schwächsten wollen wir das Talent erkennen.

Vollhammer (Nr. 17), dessen Lieder dem Dichterbuche zum Schmucke dienen würden, wenn die Richtung, welche darin durchschnittlich eingeschlagen ist, als die zum Ziele führende sich bewähret, hat eine ernstere, zum Epischen sich hinneigende Stimmung. Der letzte Abschnitt seines Gedichts „Columbus" ist nicht ohne Werth und erweist ein aufstrebendes Talent. Mir würden seine kleinern Gedichte besser gefallen haben, bliebe ihnen eine ihrem geringen Umfange entsprechende Bescheidenheit eigen. Wo sollen Epen Raum finden, wenn jedem kleinen Sinngedicht eine ganze große Quartseite überlassen ist?

Dergleichen Kleinigkeiten muß der Dichter auf Eine Schnur reihen und seinen größern Gaben zum Schlusse beifügen. Dann fordert nicht die einzelne die Beurtheilung gar zu selbstbewußt heraus.

18. Quinten. Kleine Gedichte von J. S. Tauber. Leipzig, Brockhaus. 1864. 8. 20 Ngr.
19. Nacht und Sterne von Emil Althans, genannt Emile d'Esteles. Dritte Auflage. Leipzig, Thomas. 1863. 16. 15 Ngr.

Dichter, die nicht allein mit tiefem Gefühl, sondern auch mit scharfem Verstande begabt sind, lieben es, während dem erstern in größern Dichtungen genügt wird, auch dem letztern nebenbei gerecht zu werden. Solche Gedankenspäne werden interessant sein durch Neuheit und das leichte poetische Kleid, in welchem sie auftreten. Gewöhnlich finden sie, wie ich bemerkt habe, ihren Platz am Schluß einer Gedichtsammlung. Bilden aber solche Sentenzen den alleinigen Inhalt eines ganzen Buchs, so erwarten wir einen Dichter zu finden, in dessen Haupte sich die Welt ganz anders spiegelt und in Hunderten von kleinen Bildern hervortritt, als in dem Kopfe eines braven, etwas poetischen Philisters. Da die „Quinten" in Auffassung und Vortrag auf den 160 Seiten des Buchs sich fast immer gleichbleiben, so lasse ich bei Mittheilung einiger Proben den Zufall entscheiden. Ich schlage auf und schreibe ab; der Leserurtheile selbst (S. 69):

Ihn schuf ja Gott, der Herr der Welten —
Laßt ihn in Gottes Namen gelten.

Wenn dich die Mutter liebend küßt,
Dann weine, trotz'ger Knabe;
Ein Mutterherz bringt immer Trost,
Und läg' es selbst im Grabe.

Käm' jeder Tag so bald,
Als wir ihn wollten haben,
Die Jungen wären alt,
Die Alten — längst begraben.

Machte der Schaden nur klug,
Gäb' es der Weisen genug.

Da auch die „Gedanken-Sterne" unter sich von gleichem Werthe sind, so wollen wir unsere kritische „Nacht" von einem der kleinsten durchleuchten und den Leser das Urtheil über das Büchlein danach sprechen lassen (S. 50):

Bekenntniß.

Sag' mir, glaubst du auch, wie ich, daß es
unter allem Gepriesenen nur eins gibt, das gut ist:
Der redliche Wille.
Glaubst du auch, wie ich, daß — was alles breche
und stürze — eins doch unzerreißbar bleibt:
Die Harmonie der Herzen, die füreinander geschaffen sind.
Glaubst du auch, wie ich, daß nur eins vor
jeder Erdengröße ehrwürdig ist:
Der Bund der Seelen, die miteinander sich zu
vollenden streben?

20. Aus Venetien. Eine Sommerreise von Paul Lindau. Düsseldorf, Schaub. 1864. 8. 1 Thlr.
21. Kinder der Laune von Heinrich Franz Julius von Schönberg. Erster Band. Leipzig, Luppe. 1863. 16. 25 Ngr.

Diese beiden Werke bieten theils Prosa, theils Verse. Lindau singt (S. 4):

Nachdem ich im Polizeibureau
Als harmlos und unverdächtig
Legitimiert war, reiste ich ab.
Der Busen klopfte mir mächtig:

Ich sollte betreten, ich sollte beschaun
Italiens heilige Länder,
Die schon den Dante inspirirt,
Ariost und Herrn Hackländer.

Die Eisenbahn brachte mich bis Saint-Jean
De Maurienne — und da nahm ich
Die Diligence des Mont-Cenis:
Und einen Schnupfen bekam ich.

Heine! rufen die Leser, und Heine, spreche ich ihnen nach; der selige Heine in Poesie und Prosa, wie es dem Autor einfällt, der immer ergötzlich ist, und dem man gern bis zum letzten Blatt seines witzigen Werks folgt, das mit der Entschuldigung schließt (S. 158):

Erlauchte Herrn, hochedle Frauen,
Sucht nicht zu früh die bösen Brauen.
Bedenkt, daß der Autor noch jung
Und gar noch nicht gescheit genung.
Bedenkt, daß dies sein erster Schritt,
Und nehmt ihn nicht zu grausam mit!

Bewahre, wir wollen uns gewißlich freuen, ihm recht bald in neuen „Reisebildern" zu begegnen.

Auch Schönberg läßt seiner Laune in Versen und Prosa die Zügel schießen und sie macht — nur leider zuweilen — recht ergötzliche Sprünge. Aber sie trägt eine Kette am Fuße, vielleicht eine goldene, denn in den „Nadelstichen" läßt sich der Autor vernehmen (S. 94):

Dein Herz gleicht einer Schwalbe,
Das meine einem Floh.

Horcht! Einen Floh! Habt ihr das recht gefaßt?
Ein Floh ist mir ein saubrer Gast —

rufen wir mit dem Studenten Frosch in Auerbach's Keller in Leipzig aus. Genug, also unserm Dichter gefällt es, auch einmal ein Floh zu sein, und die meisten seiner Gedichte erweisen, daß er, wie Mephistopheles' Floh, sich am Hofe gar wohl befunden hätte und, wie es mir scheinen will, nicht recht mit seinem Schicksal zufrieden ist, das ihn auch einmal nach Podolien verschlagen hat. Doch weiß er Wunderdinge von da zu erzählen; von polnischer Wirthschaft, schönen Frauen und ganz besonders von einem launenhaften Pferde. Es geht in seinem Buche etwas bunt her und über Stock und Stein, als säße man beständig in einem podolischen Wägelchen. Die „Kinder der Laune" versprechen uns eine zahlreiche Geschwisterschaft, da einem ersten Bande, wie solcher vorliegt, immer ein zweiter zu folgen pflegt.

22. Gedichte von G. H. Pehling. Auswahl. Zweite, vermehrte Auflage. Hamburg. 1864. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Gottvertrauen, männlicher Sinn im bescheidenen Kreise bethätigt, sinnige, wenn auch nicht tiefe Auffassung der Natur und leichter gefälliger Vortrag, der auch Anekdoten und kleine Geschichten in Langbein'scher Manier artig zu versificiren weiß, sind die Vorzüge der Pehling'schen Muse, die den Dichter überall empfehlen werden, wie einst Lappe, dessen „So oder so" noch heute im Volke lebt.

23. Lother und Maller. Ein episches Gedicht von Friedrich Beck. München, Fleischmann. 1863. 16. 9 Ngr.
24. Poetische Erzählungen von E. Buchholz. Braunschweig, Neuhoff und Comp. 1863. Br. 8. 12 Ngr.
25. Die Schlacht bei Eckernförde am 5. April 1849. Ein erzählendes Gedicht von Louis Burdorff. Hamburg, Richter. 1863. 8. 7½ Ngr.
26. Der schwarze Roland und seine Tochter. Ein Gedicht von Maxarter. Braunschweig, Neuhoff und Comp. 1863. 16. 15 Ngr.
27. Gesammelte Novellen in Versen von Paul Heyse. Berlin, Hertz. 1864. 8. 1 Thlr.

Die fünf vorgenannten Sammlungen bieten Erzählungen, durchweg in Versen.

Beck's (Nr. 23) kindliche Gesinnung findet vielleicht künftig einen ergiebigern Stoff, um sein dichterisches Talent daran zu bewähren. Die Nibelungenstrophe ist in dem vorliegenden, als selbständige Gabe doch fast zu kleinem Gedicht recht geschickt von ihm verwendet.

Buchholz' „Poetische Erzählungen" (Nr. 24) geben in dem Abschnitte „Schleswig-Holstein-Lieder" Winke, die jedem deutschen Herzen wohlthun. Ein ruhiger, ernster Patriotismus läßt diesen prophetischen Dichter das rechte Wort finden, und sein Haß ist von einer nachhaltige Begeisterung erweckenden Würde. Mit Sicherheit behandelt Buchholz den Alexandriner, wie ihn Freiligrath hat neu erstehen lassen, in der mehr als die Hälfte des Werks einnehmenden prachtvollen Erzählung: „Die Blume der Llanos." Wehmüthig vernehmen wir die Worte des Schlußgesangs (S. 139):

Regungslos steht Utaiissi; über die Gewässer gleiten
Voll Erstaunen seine Blicke in die ungemessnen Weiten.
Einst im Mutterschos der Wälder und Prairien großgezogen,
Sieht der rauhe Sohn der Wildniß jetzt zuerst des Weltmeers Wogen!

Rückwärts zu der Sonne Aufgang schweifen forschend seine Blicke,
Zu den Wäldern und Savannen, wo er einst gelebt im Glücke;
Und er denket seines Stammes, der zum Häuptling ihn erkoren,
Und der holden Llanosblume, die für immer er verloren.

Abendliche Lüfte wehen um des rothen Mannes Wange,
Und sein letzter Blick des Abschieds schweift nach Osten, schwer und bange;
Nur ein einz'ger dumpfer Seufzer! Von der Kuppe steigt er nieder.
In der Tiefe rasch verschwindend — und er zeigt sich nimmer wieder.

Die Schlacht bei Eckernförde haben wir eben poetisch schön in einem Gedicht von Buchholz kennen gelernt, und nun will uns um so weniger Burdorff's (Nr. 25) holperige Schilderung munden, so gut gemeint sie sein mag.

Maxarter's „Der schwarze Roland und seine Tochter" (Nr. 26) bringt zwar etwas bessere Verse, mir aber ist es unmöglich gewesen herauszufinden, was der Verfasser mit dieser verworrenen, wunderlichen Geschichte eigentlich beabsichtigt hat.

Heyse's Erzählungen (Nr. 27) sind meistens schon früher einzeln als selbständige „Dichtungen" erschienen. Der Gesammttitel „Novellen" ist ein Zugeständniß an das Publikum. Es sucht Unterhaltung, und wie jede Sucht, ist auch diese durch längere, massenhafte Befriedigung in Ueber- und Abspannung verfallen. Aber Novellen oder Romane müssen es sein. Heyse opfert der eigensinnigen Mode den Namen, vielleicht um den Inhalt zu retten; er gibt Novellen „in Versen". Als Novellen entsprechen diese Erzählungen durchschnittlich den heutigen Ansprüchen. Licht und Schatten sind grell nebeneinandergestellt. Zwei Brüder, die mit Ueberlegung ihre Schwester, nachdem deren Geliebter mit Ostentation umgebracht worden, grausam täuschen und ihren langsamen, qualvollen Tod herbeiführen. Eine Liebe Rafael's, tief sinnlich. Eine Neigung Michel Angelo Buonarotti's, hoch platonisch. Die von einem französischen Vollblut verschmähte Glut einer Negerin. Doch genug, an dieser Stelle gehören Novellen nicht vor mein Forum. Sprechen wir von den Poesien. Ich habe sie mit jenem Interesse gelesen, mit dem man einem Kunstformer zusieht, der mit seltener Leichtigkeit irgendetwas unter seinen Händen entstehen läßt. Wenn man dieses Buch in den Garten mitnimmt, sich in die stille Laube setzt, und während goldene Sonnenlichter und scharfe Schatten über die Blätter gaukeln, eine oder die andere dieser Erzählungen liest, bis leichte Tritte über den Kiesweg gleiten, zarte Hände die Ranken auseinanderbiegen, und uns die Augen verhüllend zu errathen geben, was wir schalkhaft nicht bemerken wollen, dann wird bis zum schönsten Traum im Leben dieses Leben im Traum uns heitern Zeitvertreib bieten. Durch und durch gelungen ist die kleine Dichtung, nicht Novelle, sondern Gedicht: „Die Furie" (S. 161). Obgleich sie in der von Frauen nicht besonders gesuchten antiken Form geschrieben ist, empfehle ich sie allen, vorzüglich den jungen Damen.

Wandelt die Furie bald Liebe zur duldenden Magd um,
Wird ein zorniges Weib auch zur Furie bald.

Durch glücklichen Humor zeichnet sich die erste Erzählung „Die Braut von Cypern" aus. Für einige der andern Dichtungen sei bemerkt: Ein geschulter Maler braucht heute nicht mehr Kreuze, Raben und Todtenköpfe, um anzudeuten, daß hier etwas Grausiges geschehen. Dergleichen Hülfsmittel hat die Malerei längst verworfen; sollte die Poesie solche verbrauchte Staffage aufnehmen? S. 130:

Er kommt zum Ufer, in der Linken
Die Leuchte, frisch mit Oel genetzt.
Die Rechte trägt den Dolch; sein Blinken
Wie blind und traurig ward es jetzt!

Auch macht es sich Heyse zu bequem (S. 246):

Dem Blick, der über Bord hinunterirrt,
Schwindelt, versenkt in die smaragdne Tiefe,
Die strudelnd nie ein Ruderschlag verwirrt.
Pfadlos im schroffen Absturz geht die schiefe
Felswand hinunter, und berichtet wird,
Daß wer in jenem Wellenabgrund schliefe,
Von keinem Ankerseil und Taucherblei
In seinem dunkeln Bett zu stören sei.

Wir begegnen (S. 249) den drei Stanzenreimen: weg, Weg, träg, und den zwei Schlußreimen: wahren, Wahren. Heyse sucht Byron in dem dichtenden Sichgehenlassen nachzuahmen. Dort aber erscheint es ursprünglich, hier absichtlich. Bei Heyse's überraschend großer Leichtigkeit im Dichten stört es den Leser um so unangenehmer, wenn er oft auf Stellen stößt, die schwerfällige Uebersetzungen scheinen (S. 222):

Ich weiß es nicht wie lange
Man so mich ließ mein Todtenfest begehn.
Dann wurd' es draußen laut. Sie pochten stark.
Ich öffnete und sah Pescara stehn,
Der Tavlen Schwager. Mühsam nur verbarg
Er seinen stolzen Zorn. Ich habe freilich
Ihn seltsam angesehn, daß ihm der Muth
Verging zu schelten. Und so war es gut;
Wir tauschten keinen Gruß. Ich wandelt' eilig
Hinab und in die Nacht und in den Schnee;
Mir fror das Haupt, das Herz that brennend weh.

Ob Dichterlaune so weit gehen darf wie z. B. in dem folgenden Verse, lassen wir dahingestellt (S. 233):

So ziehn mit Feierklang der Wagen achtzehn
Vorbei, mein Ebenhausen macht den Schluß.
Hier sollt ihr erst die reiche Blumenpracht sehn!
Ein Sennenhüttlein fährt von Kopf zu Fuß
Umlaubt einher. Dahinter schreiten sacht zehn
Bekränzte Kühe. In lebend'gem Fluß
Ein Brünnlein plätschert draußen vor der Hütte,
Und eine schlanke Sennin füllt die Bütte.

28. Gedichte von Wilhelm Scriba. Göttingen, Gebr. Hofer. 1864. 8.

Scriba ist wahrscheinlich ein junger, hoffentlich noch sehr junger Dichter. Zwar vermisse ich die überströmende Fülle und die vulkanische Glut, die in den ersten dichterischen Erzeugnissen auf das gärende Talent schließen lassen; trifft aber meine Voraussetzung zu, so werde ich dem Poeten später begegnen und ihn dann aufrichtig loben können. Ließen sich junge Dichter warnen! so käme ihnen vielleicht mein Rath zugute: sammelt, sammelt, sammelt, und wartet die Zeit ab, wo euch zu höherem Fluge die Schwingen gewachsen sind; dann tretet mit euren größern Werken auf und später laßt eurer Gedichte folgen. Ihr werdet dann so reich sein, daß es euch nicht ärmer, aber willkommener und berühmter macht, wenn ihr den größten Theil eurer Jugendlieder — verbrennt. Die vorliegenden Gedichte sind Jugendlieder.

29. Gedichte von Heinrich Freimuth. Leipzig, Wengler. 1863. 16. 22½ Ngr.

30. Rügensche Lieder von Karl von Rosen. Stralsund, Bremer. 1863. 8. 22½ Ngr.

31. Erinnerungsblätter von Alfred Waldemar. Flensburg, Ponton. 1863. 8.

32. In Mußestunden! Dichtungen von Guido Freimund. Berlin, Mode. 1863. 8. 10 Ngr.

Freimuth (Nr. 29) führt sich ein mit:

Eine Autokritik.

Wol möglich ist's, daß diese Hand voll Blätter,
Die ich den Lüften jetzt als Spielzeug gebe,
Zerblasen wird vom krit'schen Donnerwetter,
Und Wagniß ist's, daß ich ans Licht sie hebe.

Schon flammt vom Thor des Ruhms ein Menetekel
Vernichtung auf den Hochverwegnen nieder;
Hier wecken Zorn und dort vielleicht gar Ekel
Die armen Dinger, diese „Orgellieder".

Mitleidig zuckt die Achsel dieser Richter
Und wünscht: Fidelen Tod: den „Eintagsfliegen";
Ein andrer stöhnt: „Im Lorberwald der Dichter
Kommt hier schmarotzen eine Herrde Ziegen."

Wie's beliebt!

Rosen (Nr. 30) endet seine „Rügenschen Lieder" mit:

An mein Lied.

Auch du, mein Lied, wirst bald verklingen
In rauher Luft und Sturmes Wehn,
Es wird dich kaum ein Mädchen singen,
Die Menge kann dich nicht verstehn.

Ich hab', das fühl' ich, dich empfangen;
Damit, was in mir wallt und webt,
Sei's höchstes Glück, sei's tiefstes Bangen,
Entlastend sich vom Busen hebt.

Verhalle denn! und laß mich denken,
Daß, wenn auch niemand dein sich freut,
Wenn keiner dir mag Neigung schenken:
„Mir hast du holden Trost geb e u t." (!)

Es sei darum!

Alfred Waldemar (Nr. 31) erwartet von seinen „Erinnerungsblättern" das strikte Gegentheil (S. 98):

Der Sänger ist entschwunden,
Sein Lied doch lebet fort,
Und noch in fernen Stunden
Ertönt's von Ort zu Ort.
Und späte Enkel denken
In ferner Zeit noch sein,
Und frische Blumen senken
Sie auf den kalten Stein!

Wer's glaubt!

Guido Freimund (Nr. 32) endlich singt, nach einem hochtrabenden Vorwort in Prosa, folgendes Lied:

Ich singe! denn ein kühner Drang
In meiner freien deutschen Brust
Weckt in mir Lieder und Gesang.
Und bin ich mir auch gleich bewußt,
Daß ich kein Dichter bin.
So sing' ich immerhin!
Wer will's dem grauen Spatz denn wehren,
Daß er auch seinen Sang läßt hören?

Ich nicht!

Wem ertheilen wir den Preis des Siegs, d. h. wem unter diesen vier Sängern gestehen wir zu, daß er am ärgsten gegen den Geist der wahren deutschen Poesie gesündigt hat? Denn jedes Vergehen wird interessant, wenn es eine gewisse Größe erreicht. Deshalb muß der Künstler recht ordentlich sündigen, oder gar nicht. Ein mattes Trauerspiel ist nur langweilig, ein selten schlechtes kann zum ergötzlichen Lustspiel werden. Wahrscheinlich wird der Leser mit mir übereinstimmen, daß keiner der vier Sänger es bis zum ergötzlichen Lustspiel gebracht hat, und daß am Ende nur der Bescheidene bei großer Ausdauer sich ein Lorberblatt zu erringen pflegt. Wie Karl von Rosen nur den Zweck gehabt, sich zu trösten, so will dem vor der Bühne versammelten Publikum tröstend zusprechen:

33. Die Pfeife des Invaliden. Am 18. October in der Gesellschaft Germania zur Feier der Schlacht bei Leipzig in der Tracht eines Invaliden vorgetragen von Eugene Peschier. Genf, Pfeffer und Puky. 1863.

Von einem geschickten Declamator vorgetragen, läßt man sich dies kleine Gedicht (6 Seiten) immerhin gefallen, in einer größern Sammlung ähnlicher an „Gott grüß' euch, Alter, schmeckt das Pfeifchen", oder „Helft, Leutchen, mir vom Wagen doch", erinnernder Erzählungen, wäre es vielleicht auch an seinem Platz, aber allein, ohne jede Unterstützung, bleibt es unbedeutend.

34. Gedichte von H. H. Mönch. Köln und Neuß, Schwann. 1863. 16. 15 Ngr.

Diese Gedichte zeugen von der Glaubensfestigkeit des religiösen Verfassers; Beweise dichterischen Talents aber vermag die Kritik nicht darin zu erkennen.

35. Domlieder. Lieder und Romanzen vom Kaiserdom zu Speier. Zweite Ausgabe von Wilhelm Molitor. Speier, Bregenzer. 1864. 8. 10 Ngr.

36. Dichtungen von Ottilie Wildermuth. Basel, Bahnmaier. 1863. 16. 12 Ngr.

Wir wünschen dem „Schäflein" der bekannten Schriftstellerin, sowie den „Domliedern" nicht blos um des guten Zwecks willen recht viele Leser und Käufer. Vor 20 Jahren wurden, so heißt es in der Vorrede zu letztern, diese Lieder als Opfergabe auf den Altar des kölner Doms gelegt; „jetzt fügt es sich, daß sie zum zweiten male zur Wanderung sich aufmachen, da die alte Chorwand des kölner Heiligthums gefallen ist und man das Fest der glücklichen Vollendung des herrlichen Innern im Meisterwerke deutscher Kunst zu feiern sich bereitet".

37. Gedichte von Julius Rodenberg. Berlin, Seehagen. 1864. 16. 2 Thlr.

Wie hätte Schiller, selbst Goethe sich gefreut, wären ihnen ihre unsterblichen Lieder in solcher Ausstattung vor die Augen gekommen, besonders bei ihrem ersten Erscheinen. Wahrlich, unsere Industrie hat es weit gebracht, wir werden bald unsern Hirsebrei aus prächtigen Goldschalen schmausen. Doch lassen wir den Inhalt selbst sprechen (S. 16):

Nun still — die Wälder ruhen
In klarer Mondespracht;
Es geht in Silberschuhen
An ihr vorbei die Nacht.

Die Weiden und die Rüstern
Beginnen leis zu flüstern,
Es rauscht ihr Laub im Winde sacht:
„O klage nicht,
O zage nicht,
Vertraure deine Tage nicht,
Sei still auch im Entbehren.
Hier war er dein —
Bist du allein,
So mußt du dich gedulden fein,
Bis er mag wiederkehren.“

S. 77:

Warte nach!

Warte noch ein kleines Weilchen,
Liebe Sonne, lieber Wind!
Bis die Primeln und die Veilchen
Auf der Wiese kommen sind.

Wasser fließen, Wolken eilen,
Sieh am Bache erstes Grün!
Liebes Herz, wo wirst du weilen,
Wenn die ersten Rasen blühn?

S. 189:

Volksweise.

Schönstes Hirschlein über die maßen,
Hörst du nicht den Jäger blasen?
Bläst trarah im grünen Wald,
Kommt gesprungen ein Mägdlein bald.

Jägersmann im grünen Hagen,
Thust du auch nach Mädchen jagen?
„Hast du brav Geld und bist du reich,
Will ich dich nehmen alsogleich!“

Hätt' ich brav Geld im Kasten liegen,
Hätt' ich können den Jäger kriegen;
Weil dies aber nicht sein kann,
Bin ich verachtet von jedermann.

So und nicht anders geht es durch das ganze Buch fort. Das nennt man moderne deutsche Poesie! Nicht ein mürrischer Kritikaster, dem man in Ermangelung eines Zopfes das zusammengerollte Collegienheft unter den Kragen 'steckt, nein, ein ruhiger, wohlwollender Beurtheiler hat dabei folgende Gedanken: Solche Zeichen deuten wahrlich auf das gewisse Abweiken der echten Poesie, d. h. wenn solche Zeichen gepriesen werden; und wie werden sie gepriesen, und das Publikum scheint es besonders zu verstehen, bei dergleichen Büchern das Vortreffliche hinein- und herauszulesen. O wie ganz anders, wahrhaft apollonisch dichteten die Begabtern einer noch nicht abgeschlossenen Periode, ein Duller, ein Paul und Gustav Pfizer, ein Pfarrius, Reinick, Ferrand, Gaudy, Dingelstedt, Gruppe, Minding, Schefer, Trinius, Wackernagel — doch wer nennt sie alle, die, wenn auch nicht immer Meister, so doch tüchtige Altgesellen, nun schon über die modernen Dichter vergessen worden?

38. Poesiegestalten. Gedichte von Hermine Czigler von Eny-Vecse. Zwei Bände. Pesth, G. Müller. 1863. 8. 3 Thlr.

Warum, könnte man fragen, Abnormitäten nicht gelten lassen, und sie ruhig belächeln? Warum nicht? Weil diese Abnormität sich als Norm der ganzen deutschen Dichtkunst aufstellt. Die Dame hat, wie so viele andern, ein unwiderstehliches Bedürfniß gefühlt, vor das Publikum zu treten, „und“, fährt die Vorrede fort, „da ich mich immer gern in den verschiedensten Elementen der Poesie bewegte, und bald in dieser, bald in jener Dichtungsform versuchte, so besaß ich in kurzer Zeit eine nicht geringe Formensammlung, was mich auf den Gedanken brachte: das absichtslos Begonnene mit Fleiß weiter auszuführen, für mich gleichsam ein Handbuch der Poesie mit selbstverfaßten Beispielen zu schreiben und auf diese Weise bei fernern Arbeiten des lästigen Nachschlagens in unzähligen Poetiken (arme Frau!) überhoben zu sein“. Die Dichterin scheint ihren Lessing wenig gelesen oder schon lange vergessen zu haben, sonst könnte ihr nicht unbekannt geblieben sein, wie er diejenigen nennt, die unzählige Poetiken nachschlagen, um ein Gedicht zu machen. Lessing sagt:

Der Schwätzer hat den Ruhm, dem Meister bleibt die Müh',
Das ist der Regeln Schuld, und darum tadl' ich sie.
Doch meinet man vielleicht, daß sie dem Meister nützen?
Man irrt, das hieß' die Welt mit Elefanten stützen.
Ein Adler hebet sich von selbst der Sonne zu;
Sein ungelernter Flug erhält sich ohne Ruh'!
Der Sperling steigt ihm nach, soweit die Dächer gehen,
Ihm auf der Feueress', wenn's hoch kommt, nachzusehen.
Ein Geist, den die Natur zum Mustergeist beschloß,
Ist, was er ist, durch sich; wird ohne Regeln groß.
Er geht, so kühn er geht, auch ohne Weiser sicher.
Er schöpfet aus sich selbst, er ist sich Schul' und Bücher.
Was ihn bewegt, bewegt; was ihm gefällt, gefällt.
Sein glücklicher Geschmack ist der Geschmack der Welt.

So sind denn alle Anthologien, Mustersammlungen u. s. w. aus dem Felde geschlagen. In diesen „Poesiegestalten“ findet ihr jedes mögliche Gedicht in der allein richtigen Form, ja, „wegen Mangel an Raum konnte das Epos hier nicht ausgeführt werden, doch soll es in kürzester Zeit selbständig erscheinen“. Man denke: ein Musterepos, dann ein Musterdrama, ein Musterlustspiel, dann hoffentlich auch ein Musterroman, immer von einem und demselben Dichtergeist ausgeführt, ist das nicht herrlich? Die Werke der unsterblichen Hermine, und wir haben die ganze regelrechte, alleingültige deutsche Poesie von einem und demselben Dichtergeist, und verlachen alle gewesenen und kommenden Poeten. „Für diese Dichterin würde es am besten sein“, sagte eine ehrwürdige Dame zu mir, „wenn der Himmel ihr ein Dutzend Kinder schenkte, damit sie in jeder Form Strümpfe stricken könnte.“ Regelrechte Strümpfe, vortrefflich! Aber regelrechte Gedichte, nur um der richtigen Form willen gemacht, da kann sich wol ein jeder denken, wie saft- und kraft-, wie herz- und kopflos die ausfallen müssen.

Was die von der Verfasserin gegebene Miniaturpoetik anlangt, so fehlt mir Raum und Zeit, eigentlich auch Lust, ihre Irrthümer nachzuweisen. Damit aber nicht gesagt werde, ich spräche nur von Fehlern, ohne sie zu nennen, nur dies eine (S. 24): „Die Stanze mit drei Reimen u. s. w. Diese eignet sich besonders für epische Gedichte.“ Das gilt nur von der italienischen Stanze, die sich leicht fortbewegt, weil die Reime nicht fehlen. Im Deutschen ist die Stanze durchaus nicht brauchbar für Epen, sie kommt nicht von der Stelle und schickt sich zunächst nur für romantisch-lyrische Dichtungen. Platen, wenn ich nicht irre, spricht sich ebenso über die Stanze aus.

Von den Musterbeispielen sollte man nun, was Form und Reim anbetrifft, wenn auch kalte Machwerke, wie diese Poesiegestalten denn auch sind, doch wirklich große Richtigkeit erwarten. Dem aber ist nicht so. S. 222 wird „Blick spielt“ mit „Geschick mild“ gereimt. S. 224 auf „sagen — Flaggen“. S. 148 heißt es:

Und während es kaum mir von vorne gelingt
Noch aufrecht mich zu erhalten,
Erfaßt mich schon wieder einer
Von hinten bei den Falten.

S. 113:

Kein Schäfer darf verlassen seine Klaus.

Darauf gereimt „aus“.

S. 194 finden sich vier Sonettenreime, „spat, Rad, Rath und that“. S. 196: „Mein ruhig fühlend Herz entgen' (?!) dir wallt“, und der Reim darauf: „Allgewalt“. Ebenda wird auf die sich mit „bestimmen“ endende Zeile gereimt:

Es wirbelt, prasselt, zischt empor mit Stimmen (?!)

S. 136 wird gereimt „Wort“ und „umflort“. S. 126 sagt:

Sigismar, Thusnelda, Segest,
Katwalt, ich erkenn' sie all'.

S. 127 wird „allzu straff“ auf „Schlaf“ gereimt.

Doch genug, es war nur, um der allein richtigen Poetik, die unzählige ersetzen und deren Beispiele allein Geltung haben sollen, es war nur, um den unübertrefflich-formenreichtigen Poesiegestalten gerecht zu werden. Ohne Talent ist die Dame nicht, das erweist ihr seltener Fleiß. Sie hat eine nicht abzuleugnende kritische Begabtheit, die, wenn sie nicht über sich selbst hinauswollte und von einem gleichgroßen poetischen Gefühl unterstützt würde, neben Platen einen Platz im Musentempel sich gewinnen könnte. Aber:

Was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Hermann Neumann.

Notizen.

Goethe in Dornburg.

Goethe verweilte gern in Dornburg, wie er auch einmal an Zelter schreibt: „Ich bin noch auf dem alten Dornburg, vorzüglich mit botanischen Betrachtungen beschäftigt. Ein reich ausgestatteter Blumengarten, vollhängende Weingeländer sind mir überall zur Seite und da thut sich denn die alte, wohlfundirte Liebschaft wieder hervor." Der Hofgärtner zu Dornburg, Karl August Christian Sckell hat nun in einem Heftchen: „Goethe in Dornburg" (Jena, Costenoble), Erinnerungen an Goethe's dortigen Aufenthalt veröffentlicht, „welche auf der strengsten Wahrheit beruhen", wie es in der Vorrede heißt. Wir finden das Verdienstliche dieser Mittheilungen darin, daß Goethe's große Leutseligkeit und Herzensgüte durch eine Menge von Zügen in das hellste Licht gestellt wird. So glaubens- und bibelfest, wie Goethe hier in einem Gespräch mit dem Hofgärtner erscheint, ist er indeß doch wol nicht gewesen. Da schon so viel über Goethe's diätetische Lebensordnung geschrieben worden ist, so theilen wir hier als nachahmenswerthes Beispiel für alle Studiosen der Makrobiotik den Sckell'schen Bericht über die dornburger Lebensweise des Dichters mit: „In der Regel verließ Goethe um 6 Uhr das Bett und genoß sofort Kaffee. Schon um 7 Uhr beschied er seinen Secretär zu sich und dictirte diesem bis um 8, auch halb 9 Uhr. Darauf ging er auf den Terrassen oder im Garten bis halb 10 Uhr spazieren, nahm nun das Frühstück ein und dictirte darauf von neuem oder begab sich wieder in den Garten, wenn er nicht schon zeitig durch Fremdenbesuch behindert wurde. Um 11 Uhr stellte sich dann in der Regel jeden Tag Besuch ein, welcher bei ihm speiste. Die Tafel begann gewöhnlich um halb 2 Uhr und dauerte bis 4 Uhr. Dann reisten die Fremden sofort ab und Goethe begab sich wieder in den Garten, blieb dort bis halb 6 Uhr, aß darauf stets eine Franzsemmel und trank — die acht Tage ausgenommen, an welchen er den dornburger Rothwein genoß — ein Viertel Moselwein. Von da blieb er auf seinem Zimmer oder ging bei schöner Witterung wiederholt einige male im Garten auf und ab. Sitzend habe ich ihn dort nie angetroffen. Abends beschäftigte er sich mit dem Lesen eingegangener oder mit dem Unterschreiben von ihm dictirter Briefe. An Zeitungslektüre schien er wenig Gefallen zu finden. Um 9 oder halb 10 Uhr ging er zu Bett. Da mir gestattet war, zu jeder Zeit sein Zimmer zu betreten, ohne angemeldet zu sein, so ist mir vergönnt gewesen, ihn auch hier beobachten zu können. Er legte sich auf den Rücken, die Hände außerhalb der Bettdecke auf der Brust wie zum Gebete gefaltet, den Blick nach oben gerichtet. Früh waren die Hände noch in ihrer ursprünglichen Situation, sein erster Blick war nach oben gerichtet. Sein Schlaf mußte tief und süß sein, denn das Lager zeigte keine Spuren von Unruhe. — Er lebte sehr mäßig und nach einer bestimmt vorgezeichneten Ordnung; daher kam es wol auch, daß er sich während seines Aufenthalts in Dornburg nie unwohl fühlte. Im Genusse des Weins war er sehr mäßig, denn bei der Mittagstafel wurden, außer einem guten Tischwein, selbst bei acht bis vierzehn Gästen höchstens zwei Flaschen Champagner getrunken. Vorzugsweise liebte er unter den Speisen Compots aus Birnen, Kirschen und Himbeeren. Außer dem von ihm selbst bereiteten Salate aus Artischoken, die er nebst seinem Provenceöl aus Frankfurt a. M. hatte kommen lassen, genoß er keine Salate; auch Milchspeisen waren nicht nach seinem Geschmack."

Staat und Theater.

Oswald Marbach, der gegenwärtig in Leipzig dramaturgische Vorlesungen gibt, sprach sich in der ersten dahin aus, daß eine Wiedergeburt des Theaters nur möglich werde, wenn der Staat seine Leitung in die Hand nehme. Diese Ansicht hat viel für sich. Der Unterschied zwischen einem Staatstheater und einem Hoftheater springt in die Augen. Das Staatstheater entspräche ungefähr der Nationalbühne, welche man im Reformdrang der Bewegungsjahre verlangte, wenn der Staat eben in Wahrheit der Träger des nationalen Geistes wäre. Wo sich aber ein Bruch zwischen den Regierungen und dem Volksgeiste zeigt, da würde ein Staatstheater zu einem Regierungstheater werden, welches sich bestrebt, dem Volksgeiste bestimmte Tendenzen einzuimpfen und jede misliebige Richtung mit ganz anderer Energie fern zu halten, als es durch die bisherige polizeiliche Präventivcensur geschah. Dem Princip nach ist die Anschauung Marbach's die einzig richtige, sowol was das Theater, als was den Staat betrifft. Denn das Theater soll ein ideales und nationales Kunstinstitut sein, und der Staat mehr als eine Rechts- und Polizeimacht, ein Organismus, durch dessen Adern sich der productive Geist der Nation ergießt. Erreichbar wären auch bei den jetzigen Zuständen schon die Theaterschulen und die Rücksichtnahme auf ästhetische Bildung bei den Concessionirungen der Directionen. Ebenso wäre es zunächst zu wünschen, daß die großen städtischen Communen Deutschlands es sich zur Ehre rechneten, ihre eigenen Stadttheater zu besitzen, die Leitung derselben der schwankenden Speculation zu entziehen und kunstverständigen Händen anzuvertrauen. Denn wo die Kunst anfängt, muß jede geschäftliche Concurrenz aufhören. 33.

Bibliographie.

Album der Malerei und Musik. Eine poetische Anthologie aus Altem und Neuem von Alice Salzmann. 1ster Theil. Musik. Leipzig, Schäfer. 1865. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Aus dem Dorpater Tagesblatt. Dorpat, Gläser. Gr. 8. 12 Ngr.

Baer, K. E. von, Reden gehalten in wissenschaftlichen Versammlungen und kleinere Aufsätze vermischten Inhalts. 1ster Theil. Reden. Mit dem Bildniß des Verfassers in Stahlstich. St. Petersburg, Röttger. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ostdeutsche Blätter. Herausgegeben von H. Röckner. Jahrgang 1864. October — December. 13 Nummern. Danzig, Kafemann. Gr. 4. 10 Ngr.

Bye, R., Auf der Station. Skizzen und Novellen aus dem Soldaten-Leben. 1stes Bändchen. Berlin, Gerschel. 1865. Gr. 16. 20 Ngr.

Christenthum oder Maurerthum. Oder: Der Kampf der kirchlichen Reaktion gegen das religiöse Bewußtsein der Zeit und gegen den Freimaurerbund. Eine geschichtliche Studie. Sondershausen, Eupel. 8. 12 Ngr.

Ernesti, Luise (Malvine von Humbracht), Die Aristokratin und der Fabrikant. Ein Roman. Vier Bände. Leipzig, Costenoble. 1865. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Flammarion, C., Die Mehrheit bewohnter Welten. Eine Studie, in der die Bedingungen der Bewohnbarkeit der Himmelskörper vom Gesichtspunkte der Astronomie und der Physiologie aus entwickelt und besprochen werden. Aus dem Französischen übertragen, durch einen Anhang und durch Anmerkungen vermehrt von H. Schramm. Dresden, Türk. 16. 12 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 47. — 17. November 1864.

Zur Erinnerung an August Kahlert.

August Kahlert gehört nicht zu den großen Namen der Wissenschaft und Literatur; aber er gehört zu denen, die durch ein stilles und harmonisches Wirken einen wahrhaft gedeihlichen Einfluß ausgeübt. Er war keiner jener disputirlustigen und manuscriptenhungrigen Gelehrten, wie sie in Freytag's neuestem Roman geschildert werden; sein Ziel war humane Bildung und Gesinnung, und weil seine ganze Persönlichkeit von dieser Bildung und Gesinnung durchdrungen war, ging von ihr eine wohlthätige und belebende Anregung aus. So war die Theilnahme bei seiner Beerdigung, welche im März dieses Jahres in Breslau stattfand, eine wahrhafte und innige, der Ausdruck des Dankes, welchen die verschiedensten Kreise des Lebens, des Wissens und der Kunst dem Dahingeschiedenen zollten.

Kahlert hat sich als Literarhistoriker durch seine Schrift: „Ueber Schlesiens Antheil an deutscher Dichtkunst", die ebenso gründlich und aus den Quellen geschöpft, wie unparteiisch im Urtheil und gefällig in der Form, mit Recht als ein schätzbarer Beitrag zur Literaturgeschichte angesehen wurde, einen Namen gemacht; als Aesthetiker erschöpfte er das Gebiet dieser Wissenschaft, denn wenngleich die Musik, die er auch in novellistischer Form zu verherrlichen suchte, seine Lieblingskunst war, so hat er doch der dichtenden und bildenden Kunst stets den gleichen Antheil zugewendet, und blieb zeitlebens ein durch milde Kritik fördernder Berather der Gleichgesinnten und der jüngern strebenden Kräfte. Sein Einfluß als akademischer Lehrer war ein durchaus günstiger auf die Jugend Schlesiens, solange ihm seine Gesundheit diese Wirksamkeit verstattete. Es ist bekannt, daß an den deutschen, namentlich aber an den vielgerühmten preußischen Universitäten Aesthetik und Literaturgeschichte das fünfte Rad am Wagen sind, als etwas Beiläufiges betrachtet werden, das von der Würde der Gelehrsamkeit nicht durchdrungen, sondern nur im Fluge gestreift wird. Nur die altgermanische Philologie wühlt den nöthigen Staub auf, um mit einer ordentlichen Professur begnadigt zu werden, sonst bleiben die Aesthetiker oder Literarhistoriker außerordentliche Professoren. Auch Kahlert ist zeitlebens außerordentlicher Professor gewesen. Seine akademische Thätigkeit wurde ihm lange Zeit durch die Anfänge und durch die ersten Stadien der Rückenmarkskrankheit erschwert, welcher er später erlegen ist. Bald kam die Zeit, wo er das Zimmer nicht mehr verlassen konnte und daher seine Professur niederlegen mußte. Von Jahr zu Jahr verschlimmerte sich sein Zustand, sodaß selbst die Bewegung in seinem Studirzimmer ihm immer schwerer fiel, bis eine plötzliche ungünstige Wendung seines Leidens ihn aufs Krankenlager warf, von dem er nicht wieder aufstehen sollte. Diese Jahre unfreiwilliger Zurückgezogenheit und Gefangenschaft zeigten seinen Geist und seinen Charakter im schönsten Licht. Seine Absperrung von der Außenwelt war für ihn keine geistige Schranke geworden; allen Erscheinungen auf dem ihm lieben und vertrauten Gebiete der Kunst folgte er mit lebhaftester Theilnahme, und liebte es, im Gespräch mit Freunden und Kunstjüngern, deren Besuch seine Einsamkeit unterbrach, den Werth des Neuen ohne Verdrossenheit und Mismuth abzuwägen. Die Politik war nicht sein Fahrwasser — er war ein in sich gekehrter, der Tagesdebatte abgewendeter Geist. Dagegen hatte er, als echter Schlesier in die Erinnerungen seiner Vaterstadt eingeweiht, die verschiedensten literarischen Epochen derselben mitdurchlebt und pflegte mit besonderm Wohlbehagen sich der alten Tage und der namhaften breslauer Persönlichkeiten zu erinnern, die in Kunst und Literatur sich damals hervorgethan. Das alte Theater, die „kalte Asche", aus der so viele geniale Funken hervorsprühten, Ludwig Devrient, Schall und Genossen, die in die Literatur der Gegenwart hinüberleitenden Persönlichkeiten Heinrich Laube, Gustav Freytag u. a. — das waren Lieblingsthemata, die er mit Wärme und Hingabe besprach. So mußte es als eine besondere Gunst des Schicksals gelten, daß gerade sein letztes Lebensjahr durch die Anwesenheit Karl von Holtei's in Breslau, der zu seinen täglichen Besuchern gehörte, freundlich erhellt wurde. Holtei, die übersprudelnde Chronik

der Stadt Breslau im 19. Jahrhundert, Holtei, der die Vergangenheit am Fädchen hat und bei seiner großen Rührigkeit auch mitten in der Gegenwart steht, an den sich die Anekdoten jeder Zeit wie Kletten zu hängen pflegen, die er dann mit vieler Jovialität abzuschütteln weiß. Holtei war ein unschätzbarer Gesellschafter für den kranken Gelehrten, schwelgte mit ihm in der Erinnerung an das gemeinsam Bekannte, trug ihm neuen Stoff zu und selbst manche förderliche Anregung aus dem reichen Schatze von Kenntnissen davon, über welche Kahlert gebot und welche er so wenig aufdringlich in ungezwungener Aussprache den Freunden mittheilte. Holtei verließ den Freund auch nicht in der letzten schweren Zeit; er stand mit Thränen an seinem Grabe und erfüllte das Vermächtniß, das der Verstorbene an seine Schwester gerichtet hatte — die Herausgabe der nachgelassenen Gedichte:

Gedichte von August Kahlert. Mit dem Porträt des Dichters. Breslau, E. Trewendt. 1864. 16. 16 Ngr.

Holtei sagt in der Einleitung:

Nur ein Theil derselben besteht aus Blüten vergangener fröhlicher Tage; nur die kleinere Hälfte des Inhalts ist im Sonnenstrahl der Freude ans Licht getreten. Die übrigen sind Kinder einsam-düsterer, auf schwerem Leidenslager durchwachter Nächte; darum aber auch haben sie innere Wahrheit, tiefste Bedeutung. Denkend, prüfend, vergleichend, hat der ernst-heitere Dulder schleichende Stunden zu beflügeln gewußt, indem er sie poetisch zu schmücken beschäftigt war, und rhythmisch aussprach, was ihm als edel, erhaben, schön galt. Mit gelähmter Hand hat er bei Tage in zitternden Schriftzügen festzuhalten sich bemüht, was bei Nacht seine Seele erfüllte und erhob, seinen Geist beschäftigte und ihm Tröstung gewährte. Vollendet, für den Abdruck bereit lag dieses Manuscript da, ehe das redlichste Herz sterbend gebrochen ist.

Der Standpunkt für die Beurtheilung dieser Gedichte ergibt sich von selbst aus dem bisher Gesagten; es sind poetische Actenstücke einer edeln und festen Gesinnung. Wir legen daher den Hauptnachdruck weder auf die Lieder aus den Jugendtagen, noch auf die Balladen, sondern auf die „Blätter des Einsiedlers", in denen der im Leiden erprobte Lebensmuth sich so standhaft und sieghaft ausspricht. Unter den Jugendgedichten findet sich viel Anmuthiges und Sinniges, weiches Naturempfinden, schwärmerische Hingabe an die Kunst, in gefälliger, doch nicht originell-kräftiger und nicht immer stichhaltiger Weise des dichterischen Ausdrucks. „Am Klavier" ist eine poetische Symphonie, eine Feier der Musik, in welcher die Dissonanz nicht fehlt:

Labst du am Quell des Schönen
Dich noch mit kindlichem Sinn?
Wiegst du dich auf den Tönen
Noch selig her und hin?

Die Wogen der Lüfte tragen
Stolz die Gebieterin —
Mir träumt von alten Sagen
Von einer Zauberin.

Mir träumt von Melusinen,
Von ihrem weiten See,
Beim Mondenstrahl erschienen,
Von ihrem tiefsten Weh'.

Die Wogen haben begraben,
Was einst ihr Schos gebar,
Die Töne, die dich laben,
Sie bergen tiefe Gefahr.

Verborgen in ihnen wohnen
Und lauern in der Haft
Verrätherisch die Dämonen,
Die Qualen der Leidenschaft.

Unter den Romanzen und Erzählungen befinden sich mehrfache, der schlesischen Geschichte entnommene Stoffe; so namentlich ein ausführliches poetisches Gemälde der Tatarenschlacht. Wir möchten den drolligen den Vorzug geben, die in der behäbig-breiten Weise der Lichtwer-Pfeffel'schen Zeit behandelt sind, wie: „Brille und Papagai", mit der moralischen Nutzanwendung:

Wol wird auf sehr verschiedne Weise
Die Welt durch Brillen angeschaut,
Durch nebelgraue blicken Greise,
Durch hoffnungsgrüne blickt die Braut.
Laßt uns nach göttlichem Gebote
Die Erdendinge, wie sie gehn,
Stets durch der Liebe rosenrothe,
Nie durch die schwarze Brille sehn.

Die „Blätter des Einsiedlers" verdienen entschieden den Preis von den Gaben der Sammlung; hier ist Gesinnung, Stimmung, Situation. Und wie stets echte, aus den Tiefen kommende Empfindung die Form sich gestaltet, so ist es auch hier: sie sind auch formell die gelungensten Gedichte. So ist das Gedicht: „Die blaue Blume", die Verherrlichung der treupflegenden Schwesterliebe, welche die Gefangenschaft des Kranken theilte und freiwillig auf jeden Genuß des Lebens verzichtete, ebenso ergreifend durch seinen Inhalt, wie tadellos in seiner Form:

Aus des Sängers Mund vernommen
Wird die wundersame Mär',
Daß ein Pilger sei gekommen
Ueber Pfade steil und schwer,
Weil er aufzusuchen gehe,
Was sein Herz ihm prophezeit:
Eine blaue Blume stehe
Herrlich in Verborgenheit.

Bild des Lebens! Bunte Farben
Leuchten wechselnd bis ans Ziel!
Von den Blüten zu den Garben,
O, wie lieblich ist ihr Spiel!
Goldner Kranz gebührt dem Ruhme,
Liebe lacht im Rosenschein,
Nur der Treue blaue Blume
Ragt ins Himmelreich hinein.

Ihrem Preise, ihrer Feier
Wird dein Herz entgegenglühn,
Wenn sich hüllt in graue Schleier
Deines Lebens Maiengrün,
Wenn der Hauch von rauhen Tagen
Rothe Blätter vor sich treibt
Und dich tausend Stimmen fragen:
Was im Wechsel übrigbleibt?

Wahn und Rausch mit Hoffnungsträumen
Trieb hinweg die strenge Zeit,
In des Hauses stillen Räumen
Weckt Erinn'rung Lust und Leid.

Hier in ihrem Heiligthume
Schützend waltet eine Hand:
Schwesterliebe, blaue Blume,
Blüh' an meines Grabes Rand!

Ebenso ergreifend ist die Anrede an die Botin Phantasie, die den Verzagten die Gunst seliger Augenblicke spendet. Der Dichter beschwört sie in sein Krankenzimmer, in die Nacht des Menschenlebens. Doch noch einen tiefern Eindruck muß es machen, wenn der gelähmte, von dem Reiz der Welt ausgeschlossene Gefangene der „weltschmerzlichen" und blasirten Jugend, die im vollsten Lebensgenuß herumplätschert, ihre Ungenügsamkeit vorwirft:

Wie ist die Zeit reich an Beschwerde,
Die Jugend selbst blickt scheu zur Erde,
Die sonst manch tollen Streich geübt.
Ein jeder will jetzt was vermissen,
Er weiß nicht was, Gott mag es wissen,
Worüber sich die Welt betrübt.

Noch seh' ich voll die Rose prangen,
Noch Trauben am Spaliere hangen,
Noch wölbt des Himmels Blau sich weit.
Des Mädchens Lippe blüht noch immer,
Was wurde denn auf Erden schlimmer,
Wenn ihr's nicht selbst geworden seid?

Ein anderes Gedicht aus diesem Cyklus, welches trotz des wenig modischen allegorischen Aufputzes, der an abgeblaßte Albumbilder aus der Zeit der Tiedge'schen „Urania" erinnert, doch durch die sinnige Schlußwendung und die kindliche Gesinnung einen tiefen Eindruck macht, ist „Das Engelein":

Wenn deinen Lebenspfad die Wolkenschatten schwärzen,
Dann hemmt wol Angst den Schritt und Sorge nagt am Herzen.

Der du ein Kind des Glücks dem Neiderblick erschienst,
Dir fehlt des Muthes Macht und der Gelenke Dienst.

Dein Zorn und Trotz erwacht, du sehnst dich nach Erhebung —
O eitles Sehnen, schweig, das Schicksal will Ergebung.

Einst auf dem Lager nachts Traumbilder quälten dich,
Da scholl's wie Sphärenklang, der Höllenspuk entwich.

Drei Engel schwebten her: „Blick' auf, ich bin der Glaube,
Blick' auf, verfalle nicht dem Wurm des Grams zum Raube!" —

„Blick' auf, die Liebe naht, sie hält das Leben warm!" —
Die Hoffnung sprach: „Nur Muth, ich banne jeden Harm."

Die Himmelsboten flohn, doch ließen sie zum Glück
Ein göttliches Geschenk, ein Englein dir zurück,

Das, als der Morgenstrahl dein waches Auge küßte,
An deinem Lager stand, wehmüthig dich begrüßte.

Doch blieb dir's treu im Leid, voll Sanftmuth, Güt' und Huld,
Verscheuch' es nimmermehr, das Englein heißt: Geduld!

In dem Gedicht: „Entsagung", feiert der Dichter den heiligen Quell der Erinnerung, der ihn labt, in dem Gedicht: „Der Besuch", den treuen Freund, der ihm erquickend zur Seite steht:

Das Wort vernimmst du noch, des Lichtgedankens Hülle,
Den frischen Lebenshauch, des herz'gen Tones Fülle.
Und blickt er stumm dich an, der herrliche Genoß,
Wie war die Sprache reich, die diesem Blick entfloß!

Doch der Einsiedler beschäftigt sich nicht blos mit dem eigenen Empfinden, mit den kleinen Erlebnissen, die über die Schwelle seiner Krankenstube treten; er preist nicht blos die selbsterprobten Tugenden der Genügsamkeit und Geduld; er versenkt sich auch in das Allgemeine, gedenkt großer Geister, eines Humboldt und Klopstock, und brütet über dem tiefern Sinn des Lebens. Ein Theil dieser Poesie trägt daher einen gnomischen Charakter. Wir theilen zwei dieser sinnvollen Epigramme zur Probe mit:

Das Ich.

Im weiten, öden Raum, wenn Licht und Lärm entwich,
Da faßt dich wol ein Graun vor deinem eignen Ich.
Berauscht am Tag von Ruhm, wie trotzig zeigte sich's
Das Sandkorn im Sandmeer von ungezählten Ichs.
Laß warnen dich dies Graun! Als Theil zum Ganzen strebe,
Daß sich dein einsam Ich aus Nacht zum Licht erhebe!

Werth der Blüte.

Mit Bangen fragst du vor der Weisheit Thron:
Werd' ich einst sein und war ich einmal schon?
Du siehst, wenn Rosenschmuck ist abgestreift,
Daß schon die neue Ros' im stillen reift.
Frucht ist im Keim, Keim in der Frucht gesetzt,
Die Zukunft und Vergangenheit im Jetzt.
Was einmal war, wird sein, was war, das ist.
Sein wirst du und du warest, denn du bist.
Entfalte dich! Flieh thatenlose Ruh'!
Früh'res bestimmte dich, Zukünft'ges du!

Beide Epigramme sind durchaus inhaltreich, ihre Form ist prägnant, und es bleibt nur zu bedauern, daß sich in jedem derselben eine Zeile gegen die Regeln der Metrik sträubt. Den Daktylus im letzten fünffüßigen Jambus des zweiten würde man als eine poetische Licenz hingehen lassen, welche sich namentlich der tragische blancvers gern erlaubt; aber der Vers:

Das Sandkorn im Sandmeer von ungezählten Ichs

ist doch in der That schwer scandirbar, und das zwischen zwei Spondeen ertränkte „im" bemüht sich vergebens, in die Höhe zu kommen und eine Länge darzustellen. Doch wir wollen nicht in Betreff von Einzelheiten mäkeln bei einer mit Pietät gebotenen und mit Pietät aufzunehmenden Gabe. Kahlert's Gelegenheitsmuse war sehr fruchtbar und begleitete gern akademische und künstlerische Feste. In solcher Weise durfte sie sich wenigstens in die geselligen Kreise mischen, deren Besuch dem Dichter verwehrt war. Die Gelegenheitsgedichte sind aus diesem Bändchen auf den Wunsch des Verstorbenen selbst ausgeschieden, das sie leicht zu einem stattlichen Bande hätten anwachsen lassen. Doch die „Blätter des Einsiedlers" vertreten jene höhere Gelegenheitspoesie im Goethe'schen Sinne — in ihnen hat sich der bescheidene August Kahlert die würdigsten Denksteine gesetzt, welche an ein stilles, aber edles Wirken noch lange erinnern werden.

Rudolf Gottschall.

Karl Gutzkow als Dramatiker.

(Beschluß aus Nr. 46.)

III.

Unstreitig grünt für Gutzkow der Lorber, welcher aus seinen bürgerlichen Dramen gesprossen ist, frischer als der aus seinen historischen Dramen. Das bürgerlich-sociale Drama war für die Zeit, welcher Gutzkow angehörte, eine Nothwendigkeit, es ist noch für die heutige Zeit eine Nothwendigkeit, wenn sich in den politischen und socialen Kämpfen die Bühne dem wahren Leben nicht entfremden und in den Schmuz hinabsinken soll. Das „Jungdeutschland" bedurfte des bürgerlich-socialen Dramas zur Begründung seiner eigenen Tendenzen und Ansichten, es bedurfte des Dramas nicht minder zur Läuterung seiner eigenen Anschauungen. Ein Gutzkow griff daher frisch ins Leben hinein und brachte unmittelbare Sprößlinge des „jungen Deutschland" auf die Bühne. Ob sie nun Uriel Acosta oder Richard Savage, ob sie Ottfried, Werner oder Gustav Holm heißen, sie alle bilden ein und dieselbe Rasse, sie alle tragen das Zeichen „des jungen Deutschland" an der Stirn. Alle sind sie Geister, die ihren Kopf mit socialpolitischen Anschauungen genährt und ihr Herz mit schöngeistigen Empfindungen zum Uebermaß erfüllt haben. Es sind Geister einer ganz bestimmten Zeitepoche, und als solche dürfen sie ihr volles Recht beanspruchen. Ob sie sich deshalb schon als Helden geberden dürfen, Helden in dem Sinne, daß ihr ganzes Sein ein kraftvolles Handeln, ein freies Denken und Fühlen ausmacht, bleibt dahingestellt. Oder es bleibt nicht dahingestellt. Denn nicht die misgünstige Kritik allein, auch die Masse des Publikums hat über die Uriel Acosta, Richard Savage, Werner, Gustav Holm das Urtheil gefällt.

Oft genug ist es ausgesprochen, wol mit hämischen Randbemerkungen gegen Gutzkow und die Zeitrichtung, der er angehörte und noch angehört, daß fast alle jene Helden Schwächlinge seien. Gutzkow erhob gegen diesen Vorwurf vielfach, er erhebt noch jetzt dagegen Protest. Als Schöpfer dieser seiner Helden muß er dagegen Protest erheben. Denn das ist sicher, sind seine Helden keine Helden, so werfen sie die Schuld auf das junge Deutschland zurück; sind sie schwankende, haltlose Persönlichkeiten, so charakterisirt sich die socialpolitische Richtung des jungen Deutschland überhaupt als eine schwankende, haltlose Richtung. Hinsichtlich seines „Ottfried" gesteht Gutzkow zwar den novellistischen Ursprung zu, im übrigen aber erkennt er die Anklagen auf „schwankende haltlose" Charaktere nicht an und tadelt die bei den Theaterreferenten Mode gewordene Ablehnung solcher „gefühlsdialektischen" Sujets wie des „Ottfried". Für den „Richard Savage", dessen Schwäche er vielleicht stillschweigend eingesteht, findet er in der neuen Ausgabe die Entschuldigung: „Namentlich ging früher die Kindlichkeit des Helden über das Maß dessen hinaus, was heutiger Realismus ertragen könnte." In Bezug auf den „Werner" gesteht er dagegen um so weniger zu. „Auch dem Helden" (Werner), sagt er, „ist mannichfach der Vorwurf des Schwankens und der Haltlosigkeit, so in seinen Liebesneigungen, wie in seinem Verhalten zum Leben überhaupt gemacht worden. Weit entfernt diesen Vorwürfen beizustimmen, bekenn' ich vielmehr, der Fehler dieses Stücks lag darin, daß der Verfasser nicht die volle Entschlossenheit hatte, den von ihm angelegten Conflict bis zur äußersten Grenze zu führen." Und im „Uriel Acosta", welchen die Kritik und nicht allein die „Gesunde-Menschenverstands-Kritik" zu dem Urahn der Schwächlinge gestempelt hat, protestirt er geradezu:

> Uriel Acosta ist kein schwankender und charakterloser Held, sondern das absolute Gegentheil. Nur die tiefste, sittlich berechtigte Mitleidenschaft des Gemüths für die gemeinsame Sache der Ahasverossöhne irritirt seine Consequenz und dieser Gegendruck seiner Ueberzeugungen wiegt, dächten wir, centnerschwer in seiner geschichtlichen Bedeutung, centnerschwer auch in seinem Gemüth, dessen Organisation noch keinem Juden unverständlich geblieben ist, soweit sich ihm das Wort erprobte: Das Wesen unsers Volks ist die Familie! Nur Entstellung findet die Motive zu Acosta's Widerruf in seiner „Charakterschwäche". Keine unedle ist die Schuld, die Acosta auf sich ladet.... Daß die angespannte Kette, als sich die Verhältnisse ändern und die Mutter todt ist und Judith, nach demselben Gesetz der Unterordnung des Willens unter ein gemeinsames großes Volksgesetz und Volksschicksal, das sie gegen Uriel geltend machte, ebenso auch ihrerseits ihrem Vater zu Gefallen verfährt, in stürmischer Eile abrollt und Uriel seinen Widerruf wieder zurücknimmt und zuletzt im Bruch mit sich selbst sich tödtet, macht ihn eben zum Helden der Consequenz. Sein Tod kann und soll nur diese Wirkung hinterlassen: das Märtyrerthum einer idealen Anschauung des Lebens enthält mehr Leiden und mehr Prüfungen, als der ahnt, der auf seinem Sofa von Consequenz spricht.

Diese Rechtfertigungen des Ottfried, des Werner, des Richard Savage, besonders des Uriel Acosta, so sehr sie für den Autor von persönlichem Werthe sind, genügen uns doch nicht vollständig, ohne daß wir deshalb den Standpunkt der bloßen „Gesunden-Menschenverstands-Kritik" in Anspruch nehmen wollen. Auch wir erkennen den Vorwurf der größern oder geringern Charakterlosigkeit bei all den Helden — den Gustav Holm in „Ein weißes Blatt" nicht zu vergessen — mehr oder weniger an. Aber wir führen die Schwäche jener Helden auf die Halbheit jener socialpolitischen Richtung des jungen Deutschland zurück, welche ihren höchsten Trumpf mit der Vermischung schöngeistiger und socialpolitischer Ideen ausspielte. Sollte ein so tiefer Geist wie Gutzkow noch jetzt an der Vermischung einander eigentlich feindlicher Ideen festhalten, so müssen wir das aufrichtig bedauern. Ottfried, Gustav Holm, Werner, Uriel, sie alle tragen Züge des Kosmopolitikers an sich, sie alle sind aus kosmopolitischer Schöngeisterei, wir wollen noch nicht einmal sagen blasirt, sicher aber zu unzufriedenen Kritikern der ganzen Welt geworden. In ihnen allen steckt ein großer Widerspruch zwischen ihren Worten, ihren halben oder ganzen Ideen und zwischen ihren Thaten. Sie alle erregen nicht durch ihre Persönlichkeiten an und für sich, sondern durch den bewußten Gegensatz zur ganzen übrigen Welt unsere Theilnahme. Sie alle tragen einen unleugbaren Zug der Selbstgerechtigkeit, des „Gott ich danke dir, daß ich nicht" an der Stirn. Sie alle kennen nicht das Wesen der Selbstverleugnung, sie alle erscheinen in

ihrem Thun und Lassen mehr als Kinder der Laune, weniger als Helden einer wahren Ueberzeugung. Wenn sich die Kritik oder das Publikum gegen sie erklärt, so geschieht dies nur deshalb, weil beide in ihnen Züge despotischer Natur und Willkürgelüste wittern. Kritik und Publikum beschuldigen einen Autor wie Gutzkow wol gar der absichtlichen Ungerechtigkeit gegen die andern Personen, welche er seinen Helden als untergeordnet darstellt. Das wird Gutzkow nun freilich nicht zugestehen, er wird aber betonen: „Ihr müßt die Handlung wie die Personen der Stücke mit meinen Voraussetzungen gelten lassen.“ Gewiß! wenn sich nämlich die Voraussetzungen auf Thaten und nicht auf Ideen beziehen. Ideen lassen sich nicht sehen, darum hängt es vom Zuschauer ab, ob er sie bei den Personen, denen sie der Autor zuspricht, gelten lassen will ob nicht. Nicht ihrer Thaten, sondern nur ihrer Ideen, ihres schöngeistig gebildeten Wesens, ihres tiefen Empfindens, ihres Wollens wegen sollen wir die Ottfried, Gustav Holm, Werner, Richard Savage, Uriel für Helden anerkennen. Ihr Recht soll in ihrer Subjectivität, das Unrecht der andern Personen in deren Objectivität beruhen. Da wird die Kritik oder das Publikum zu einer Berechtigung der Voraussetzungen des Autors hingetrieben, sie oder es legt den andern Personen auch eine Subjectivität bei, durch die sie sich von der übrigen Masse — die Helden der Stücke, ob sie Uriel oder Werner u. s. w. heißen, mit in diese Masse gerechnet — thurmhoch abheben und jene Helden des Autors elend klein erscheinen lassen.

Bei der Beate in „Ein weißes Blatt“ wäre es z. B. ihre großartige Entsagung, welche den Gustav Holm in den Augen aller Parteilosen entschieden in den Staub drückt. Für die Lady Macclesfield lassen sich die reifere Welterfahrung und die Kämpfe eines längern Lebensalters mit Recht gegen Richard Savage geltend machen, so sehr, daß Richard wie ein Naseweis und Zudringling erscheint. Im „Ottfried“ findet das Nämliche statt, auch hier ist nicht ausgeschlossen, daß Ottfried, stände er an Stelle seines Vaters, gerade wie dieser sein Vater handeln würde; Ottfried macht also in der Jugend Versprechungen, denen er später untreu werden müßte. In „Werner“ liegen die Verhältnisse ähnlich wie in „Ein weißes Blatt“, auch hier soll die männliche brüske Willkür gegen die weibliche Aufopferungsfähigkeit gerechtfertigt dastehen, auch hier soll sich ein Werner etwas darauf zugute thun dürfen, daß eine Julia nachgibt und größere Aufopferungsfähigkeit wie er bekundet. Auffallend muß es erscheinen, wie Gutzkow diesen Zwiespalt zu rechtfertigen sucht. „Wer kann sagen, daß die Natur dem Manne die Treue lehrt! In der höchsten Potenz des Mannesgefühls liegt das Bewußtsein einer Vollkraft, die den Mann nicht blos in Asien, sondern selbst bei Stämmen Germaniens zum Herrn und bloßen Nutznießer des Weibes machte. Von einem gewissen, einem geschichtlichen und natürlichen Standpunkte aus sind solche den in ihren Liebesneigungen schwankenden Männern gemachten Vorwürfe geradezu eine Schulmeisterei.“

So Gutzkow. Nun, nun, wir sollten meinen, ein crasser Anhänger des Absolutismus und des Despotismus könnte die Rechte der Natur oder der wilden Kraft nicht freudiger vertheidigen als Gutzkow. Uns sollte dies von Gutzkow wunder nehmen, wüßten wir nicht, daß unser junges Deutschland die Emancipation des Fleisches brüderlich neben die Freiheit des Geistes stellte. In den soeben mitgetheilten Worten liegt eine Entschuldigung für den Charakter des Werner. So erfordert wol auch die Billigkeit, ähnliche Entschuldigungen mit den Rechten der Natur bei den Personen, welche Gutzkow tief in Schatten stellt, geltend zu machen. Thun wir das, so wird sich z. B. im „Uriel Acosta“ das Blättchen sehr schnell wenden. Uns erscheint ein Kämpfer fürs starre Judenthum alsdann ebenso in seinem Rechte, wie der Kosmopolit Uriel, ja mehr als dieser. Die Bewunderung, welche wir einem Uriel zollen möchten, löst sich nach und nach in ganz oberflächliches Mitleid auf, wie wir jeden Schwärmer schließlich bemitleiden, sehen wir seine Kraft in Gedanken und Worten, in einem geistig hohen Wollen, aber nicht in Thaten. Auch bei Don Carlos und Posa würde das der Fall sein, ständen beide nicht als historische Persönlichkeiten weit ab von der bürgerlichen Heerstraße, und hätte nicht Schiller beide durch den Nimbus des Pathos von der Wirklichkeit abgehoben. Einen Don Carlos und Posa sich von den kleinen Schwächen des Lebens, wie sie jedem auch dem besten Menschen ankleben, ergriffen denken, heißt ihrem Idealismus den Todesstoß versetzen. Ließen sich die Uriel Acosta, die Werner, die Richard Savage, die Gustav Holm, die Ottfried wie ein Don Carlos oder Posa von der Wirklichkeit abheben, so möchten die Widersprüche ihrer Charaktere passiren; da sie sich aber vor uns in realen Verhältnissen bewegen sollen und sich nun um keines Haares Breite größer und freier zeigen wie die andern gegen sie in den Schatten gesetzten Persönlichkeiten, so muß auf sie ein dramatischer Makel fallen. Der wahre ideale Held soll sich nicht etwa blos in idealen Anschauungen und idealen Worten, sondern vielmehr in der Beherrschung und Veredlung seines Ichs kundgeben, er hat in Wahrheit erst ein Recht, wenn er mit den Schwächen, denen noch ein Don Carlos, Posa und wie viel mehr ein Uriel, Werner, Gustav Holm, Ottfried, Richard Savage unterworfen ist, vollständig abgeschlossen hat. Freilich wäre ein solcher idealer Held kein Held für die Bühne mehr. Schiller erkannte das sehr wohl. Er lenkte um, und während er im Don Carlos die dramatischen Conflicte nach idealen und subjectiven Abstractionen anlegte, machte er in spätern Dramen die Verhältnisse mehr und mehr zu Hebeln der Conflicte und neigte zur Schicksalstragödie hin. Ein nothwendiger Entwickelungsgang!

IV.

Betrachten wir Gutzkow's dramatische Werke nicht allein vom literarhistorischen und ästhetischen Standpunkte, lassen wir ihnen auch in ihren Erfolgen als Bücher, um die sich die Verlagshandlung durch vorliegende Gesammtausgabe ein großes Verdienst erworben, für einen

Augenblick ihr Recht. Nur sehr wenige Dramen erscheinen in dieser Ausgabe zum ersten male. Die beiden: „Uriel Acosta“ und „Zopf und Schwert“ brachten es schon zu fünf, „Ein weißes Blatt“, „Richard Savage“, „Die Schule der Reichen“, „Werner“ zu vier Auflagen. „Der Dreizehnte November“ erlebte drei Auflagen. Mit zwei sind verzeichnet: „Pugatschew“, „Wullenweber“, „Das Urbild des Tartüffe“, „Der Königsleutenant“, „Lorber und Myrte“, „Liesli“, „Ottfried“, „Die Komödie der Besserungen“, und auch „Nero“ dürfte diese zwei zu beanspruchen haben. Zum ersten male endlich erscheinen nur die beiden: „Antonio Perez“ und „Ella Rose“. Der Bühnenerfolg würde sich freilich etwas anders klassificiren lassen, so besonders in Betreff des „Urbild des Tartüffe“ und des „Dreizehnten November“, von denen jenes steigen, dieses fallen würde. Ordnen wir die Werke nach der Folge, wie sie Gutzkow schrieb, so steht die Tragikomödie „Nero“ aus dem Jahre 1834 voran. Gutzkow's eigentliche Theaterlaufbahn indeß begann erst 1839 am 15. Juli, als „Richard Savage“ zu Frankfurt a. M. das Lampenlicht erblickte. Das Jahr 1840 brachte darauf „Werner“ und „Patkul“. Es folgte 1841 die „Schule der Reichen“, 1842 „Ein weißes Blatt“. Im Jahre 1843 machte der Autor mit „Zopf und Schwert“ einen seiner besten Bühnengriffe, einen nicht minder glücklichen 1844 mit dem „Urbild des Tartüffe“. Zwei weniger günstige waren 1845 „Pugatschew“ und der „Dreizehnte November“, ein Haupttreffer dafür aber 1846 „Uriel Acosta“. Im Jahre 1848 erschienen „Wullenweber“ und „Ottfried“; die hundertjährige Geburtsfeier Goethe's 1849 erzeugte den „Königsleutenant“. Das Drama „Liesli“ möchte ungefähr in dieselbe Zeit zu setzen sein. In den funfziger Jahren beginnt die dramatische Quelle spärlicher zu fließen: 1853 bringt „Antonio Perez“, 1855 die „Komödie der Besserungen“ und nach Angabe des Verfassers, der wir bei dieser Aufzählung natürlich folgen, auch „Lorber und Myrte“ *), bis die Quelle 1856 mit „Ella Rose“ plötzlich versiegt.

In den vierziger Jahren also beherrschte Gutzkow hauptsächlich die Bühne, das zeigt diese Aufzählung. Wir werden daher wol nicht unrecht thun, wenn wir ihn einen vormärzlichen Dramatiker nennen, mit der Umgrenzung des Begriffs, daß Gutzkow vornehmlich berufen war, Hoffnungen, Wünsche und Ideen, wie sie vor 1848 nicht etwa blos in Mode, sondern bei den literarisch gebildeten Klassen auch berechtigt waren, dramatisch auszusprechen und zu verwirklichen. Für eine Klasse von Stücken — wir meinen das sogenannte historische Lustspiel — darf er sich den Titel eines Schöpfers derselben mit Fug und Recht beilegen. Zwar haben ihm die Franzosen vor ihm und nach ihm den Rang abgelaufen oder streitig gemacht; allein das „Urbild des Tartüffe“ und „Zopf und Schwert“ sind doch wesentlich andere Stücke als die historischen Intriguenstücke der Franzosen. Alles, was Gutzkow als Dramatiker auszeichnet, eine geschickt angelegte Fabel, die Beherrschung der dramatischen Technik, wie sie für eine effectvolle Darstellung unerlaßlich, die Ausbeute von Effecten mit Rücksicht auf ein gebildetes Publikum, ein komisches trotz der Berechnung doch absichtslos erzieltes Spiel mit den Verhältnissen, die eigenthümliche, leichtchargirte Haltung seiner humoristischen Personen: alles das mußte ihm großen Erfolg im historischen Lustspiel verbürgen. Mag da der eine „Zopf und Schwert“, der andere das „Urbild des Tartüffe“ für Gutzkow's Meisterstück annehmen, wir können dem einen wie dem andern beistimmen. Soll aber bei historischen Lustspielen der Hauptaccent auf der Eigenschaft des „Patriotischen“ liegen, so verdiente „Zopf und Schwert“ schon um deswillen vor dem „Urbild“ den Vorzug, weil das „Urbild“ in Betreff des Verständnisses an das Publikum ganz bestimmte literarhistorische Ansprüche macht, „Zopf und Schwert“ dagegen für alle Schichten der Gesellschaft gleich verständlich bleibt. Dem etwas verwöhnten Gaumen der literarisch Gebildeten oder der dies seinwollenden Parketgänger-Mehrzahl bietet das „Urbild“ mit seinen satirischen Bezügen und seiner effectvollen Technik einen ganz eigenen Reiz, den die patriarchalisch-spießbürgerliche Grundlage des „Zopf und Schwert“ nicht im gleichen Maße gewähren kann. Dem „Königsleutenant“ dürfen wir nicht mit hohen Ansprüchen nahen. Als Gelegenheitsstück konnte es passiren und darf auch noch passiren, wenn es mit seiner geschickten Mache großen Darstellern, wie einem Dawison oder Friedrich Haase, Gelegenheit zu glänzen gibt. An und für sich hat das Stück ein unverdientes Glück gemacht, das Gutzkow mit folgenden Auslassungen begründet: „Die Generationen an den Bühnen ändern sich von sieben zu sieben Jahren. Die, welche heute die letzten sind, sind in sieben Jahren die ersten. Was heute abgewiesen wird, macht sich immer noch in Zukunft. Wenigstens geschah es hier, daß ein anfangs wenig beachtetes und an dem Monopol der Regisseure und der Rollenfächer scheiterndes Stück sich dennoch mit der Zeit auf fast allen Repertoires einbürgerte.“

Vorübergehend haben wir hinzuzusetzen, denn diese Einbürgerung beruht nur auf äußern Gründen — äußere Gründe, wie sie möglicherweise auch noch einem „Lorber und Myrte“ zum Siege verhelfen können, ohne indeß den gelinden Vorwurf gegen dies Lustspiel, daß es sich in einer für die Mehrzahl des Publikums nicht günstigen Weise zu ausschließlich in rein literarhistorischer Sphäre bewege, zu entkräften. Fassen wir Gutzkow's Erfolge auf historischem Lustspielgebiete zusammen, so haben wir ihm den Lorber zuzuerkennen. Namentlich in den letzten Jahren sind viele nach ihm gekommen, die sich groß dünkten im historischen Lustspiele. Was aber war meist ihre Größe? Sie reichten bei weitem nicht an Gutzkow

*) Nach unserer Erinnerung wäre „Lorber und Myrte“ erst nach „Ella Rose“ zu setzen. Als charakteristisch für Gutzkow's Bühnenthätigkeit überhaupt hielten wir in unserm Gedächtnisse fest, daß er sich gerade nach dem Fehlschlagen des „Lorber und Myrte“, eines Stücks mit ausgesprochen literarhistorischer, schöngeistiger Grundlage, verstimmt von der Bühne zurückzog. Es war in der Mitte der funfziger Jahre für ein Stück, das vor 1848 hätte passiren müssen, an der berliner Hofbühne kein Platz mehr.

und sein „Zopf und Schwert" hinan, wie sehr sie auch in die Posaune des Patriotismus stießen und mit höfischem Anekdotenkram populär erscheinen wollten. Das modernste historische Lustspiel krankt fast durchgehends an dem engherzigsten Localpatriotismus und einem Heldenthum, welches sich im provinziellen Schlafrocksjargon wohlgefällt.

Bei den bedeutenden Erfolgen Gutzkow's im historischen Lustspiel sollte man ihm doch wol überhaupt großen Beruf fürs Lustspiel zusprechen. Doch hat er diesem Berufe in dem sogenannten bürgerlichen Lustspiele weniger entsprochen. Wol auch nicht ohne Grund. Denn Gutzkow vertritt in allen seinen Werken eine bestimmte social-politische Tendenz. Eine solche will aber das bürgerliche Genre, wie wir es gegenwärtig durch Roderich Benedix vertreten finden, nicht dulden. Gutzkow liebt zu satirisiren, wo er sich humoristisch frei bewegen will; er treibt seine humoristischen Charaktere auf eine Spitze, die einen Schritt weiter zur Caricatur führen könnte. Durch die bewußte social-politische Tendenz müssen seine Lustspielfiguren vor den blassen Charakteren eines Töpfer, Benedix und anderer scharf ausgeprägt, zugleich aber auch gar zu leicht befangen und einseitig tendenziös erscheinen. Nichts aber schadet dem wahren Lustspieldichter so sehr, als eine principielle Subjectivität, welche die Handlung nicht gleichsam aus reiner Liebe am komischen Spiel, sondern aus bewußter Ueberlegung hervorgehen läßt. Für die humoristischen Stücke, wie sie Gutzkow seiner Ueberzeugung und seiner dramatischen Natur nach eigen sind, fehlt uns ganz und gar eine prägnante Bezeichnung. „Lustspiel" damit wird das Genre nicht umfaßt. Am besten wäre wol noch der Ausdruck „Komödie", eine Gattung, wie sie die französische Bühne wenn auch wieder auf ihre eigene Weise kennt, eine Gattung, welche einen halb oder ganz ernsten Gang der Handlung gestattet und sich sogar oft in tragikomischen Entwickelungen und Verwickelungen der Handlung gefällt. Diesen Mangel der deutschen Bühne wird man bei Gutzkow's „Schule der Reichen", wie bei der „Komödie der Besserungen" lebhaft empfinden, selbst wenn man darum die Stücke, wie sie vorliegen, noch nicht gutheißen will. Die Bedeutung der „Schule der Reichen" faßt Gutzkow, vielleicht etwas zu streng gegen sich, aber unparteiisch gegen das Publikum dahin auf: „Wenn man es auf graues Papier druckte und für einige Groschen auf Jahrmärkten verkaufen wollte, fände es sein richtiges Publikum." Eine scharfe Kritik, welche selbstredend auf die Naivetät und natürliche Ursprünglichkeit einer Handlung hinweist, wie sie eigentlich ein idealistischer Kopf wie Gutzkow nicht gutheißen sollte. Als Ergänzung hierzu diene aus der Anmerkung zur „Komödie der Besserungen": „Wir besitzen in Deutschland eine Gattung von Lustspielen nicht, die sich in Frankreich durch ihre Versform als Dichtungen ankündigen, die ihrer Natur nach nicht auf dem realen Boden stehen, den man sonst bei Lustspielen voraussetzt. Der Vorwurf, den der Autor zu hören bekommen hat, dies Stück schildere eine Unmöglichkeit, würde weniger bestimmt erhoben worden sein, man würde vielleicht anerkannt haben, daß hier eine Arbeit vorlag, an welche auch in vielem übrigen der gewöhnliche Maßstab dramatischer Composition nicht zu legen ist, wenn das Ganze sich des Verses bedient hätte."

Zugegeben, so ruht die Schwäche des Stücks doch anderwärts. Sie ruht, wir müssen es offen aussprechen, in der dramatischen Kurzsichtigkeit des Autors, welcher eine sociale Frage durch ein Bühnenspiel, ein carikirendes Bühnenspiel lösen wollte, während die Auswüchse der „Innern Missionsvereine" schon durch die Zeit selbst gerichtet wurden. Die Wirklichkeit verfuhr dabei so human, nur die Auswüchse zu verwerfen, der Autor aber verwirrte durch Vermischung concreter Verhältnisse mit romantischen Elementen die sociale Frage dermaßen, daß er die Idee dieser Frage, getrennt von den Auswüchsen derselben, nicht mehr beherrschen und in ihrer Unverfälschtheit wiederherstellen konnte. Der Fehler dieses Stücks ist: daß zur Idee des ganzen Stücks gemacht worden, was als Episode in einem Stücke hätte passiren und außerordentlich wirken können. Das Stück liegt schon jetzt außer der Zeit; Scenen und Anspielungen, durch welche sich das Publikum vor neun Jahren verletzt fühlte, würden heute das Publikum vielleicht vollständig gleichgültig lassen. Die Methode der dramatischen Richtung, wie sie Gutzkow in der „Komödie der Besserungen" einschlug, ist nur berechtigt im tollen Satyrspiel, in der Farcenform, die alles auf eine Umkehrung und komische Verzerrung sämmtlicher Verhältnisse anlegt und uns den Autor zuerst selbst mit der Schalksnarrenkappe zeigt. In der Tragikomödie „Nero" erwies sich die Methode insofern günstiger, als der große geschichtliche und ferne Hintergrund zur romantischen Versetzung realer Verhältnisse aufforderte und eine philosophirende Auffassung der Ideen wie der Gegensätze des Dramas weit mehr als in der „Komödie der Besserungen" begünstigte.

V.

„Ich suchte Gegensätze zu vermitteln und die Extreme in einem höhern Dritten zu vereinigen", bekennt Gutzkow in der Anmerkung zum „Nero". In diesem Bekenntniß liegt ein werthvolles schriftstellerisches Princip, ein Princip, welches sich sicher bei seiner gesammten dramatischen Thätigkeit bewährte. Ich suchte Gegensätze zu vermitteln, das heißt ich wollte den Classicismus in der Dramatik nicht mehr, ich wollte nicht die Ruhe in der Kunst, ich wollte Bewegung. Die Bühne sollte ein treues Spiegelbild des socialpolitischen Zeitlebens sein. So schuf ich meine „Uriel Acosta", „Werner", „Richard Savage", „Ella Rose" u. s. w. „Ich suchte Extreme in einem höhern Dritten zu vereinigen", damit ist nicht gesagt, daß ich sie wirklich vereinigte. Alles Suchen bedingt nur den Versuch zu finden. Und wo ließe sich das höhere Dritte finden, wenn es aus den Widersprüchen der Extreme hervorgehen soll. Ich wollte nur Extreme vereinigen, wie ich aber in meine Hand schaute, siehe da hatte ich Feuer und Wasser darin und suchte diese Widersprüche zu vereinigen. Ich verwarf den Classicismus als Ruhe, ich kämpfte gegen den Idealismus in seiner reinsten, vom

Zeitleben losgelösten Gestalt an, ich vertheidigte den Fortschritt des socialpolitischen Lebens, ich wies unbewußt auf den Realismus des Lebens hin und im nächsten Augenblick verflüchtigte ich diesen Realismus wieder durch das schöngeistige Princip, indem ich den Schein der Wahrheit, die Bühnenwahrheit als das höhere Dritte hinstellte. Ich kämpfte gegen den idealistischen Quietismus, gegen die Herrschaft des Subjectivismus, der zum Absolutismus führt, und streichelte dabei die Emancipation des Geistes, welche sich auf die Emancipation des Fleisches stützt, wissentlich und unwissentlich der Willkür des Ichs in die Hände arbeitend.

Thaten sollte ich feiern und konnte doch nur den Schein der Thaten, das heißt subjectives Empfinden, subjectives Anschauen, höchstens Worte als das Höchste ausgeben.

Wahrlich ich hatte eine schwere Aufgabe zu lösen. Jenes Princip, daß die Kunst nur Selbstzwecke verfolge, wie durfte ich es gelten lassen, wie durfte ich das Höchste der dramatischen Kunst in der idealisirenden Tragödie finden! Und doch, wie zog es mich stets zu dem idealisirenden Schein hin! Ich legte meine Dramen, ich betone hierbei nur die bürgerlichen, wie Tragödien an; zu Tragödien durfte ich sie aber nicht erheben, das Publikum hätte wol über den tragischen Ausgang gelächelt oder sich unzufrieden gezeigt, läuft doch im socialpolitischen Fortschritt die Tragik nur noch als criminalistisches Beiwerk mit. Im „Uriel Acosta" mochte der tragische Ausgang des historischen Hintergrundes wegen, im „Richard Savage" der Naivetät des Helden wegen passiren, in beiden aber zielte ich nur auf das Mitleiden des Zuschauers, durchaus nicht auf die Erhebung desselben ab. Einmal noch wagte ich's mit einem vollen tragischen Ausgange, das war in „Liesli". Das Publikum nahm das Drama zweideutig auf. Es ließ wol gar verstimmt verlauten, warum es auf der Bühne das sehen solle, worin die Wirklichkeit des Lebens bedeutend Größeres und Ueberraschenderes leiste. Die Frage ward angeregt und vielfach discutirt, ob bei dem politisch und social freien Leben, wie es von den Freidenkenden wenigstens angestrebt wird, die bürgerliche Tragödie nicht überhaupt ein außer Curs gesetztes Ding sei. Da unterließ ich's lieber, meine bürgerlichen Dramen zu Trauerspielen zu erheben. Von dem „Dreizehnten November" sehe ich ganz ab, da dies Stück seinen melodramatischen Effecten nach weniger für die gebildete Welt denn für ein naives Publikum paßt. Aber bei „Ottfried" und „Werner" lenkte ich bei zeiten und nicht blos dem naiven, an einem sogenannten guten Ausgange Befriedigung findenden Publikum zu Liebe ein. Bei „Ella Rose" sogar bog ich absichtlich die tragische Spitze um; während die Anlage auf einen tragischen Ausgang hindrängte, ließ ich dies Stück befriedigend enden. Mache mir, wer will, hieraus einen Vorwurf; nur trete er nicht auf mit dem Vorgeben, das Bedürfniß der Bühne und die Stellung der Bühne zum wirklichen Leben zu kennen. Was haben andere, nenne ich nur einen Ludwig mit seinem „Erbförster" oder Hebbel mit seiner „Maria Magdalena", die für die besten der Besten gelten, erzielt? Auch nicht mehr, als daß das Publikum die Stücke stumm anstaunte und hinterrücks munkelte: „Was Großes an den Stücken! Sollen dasitzen und Schuld wie Verbrechen als etwas Besonderes anstaunen, während doch die Oeffentlichkeit des modernen Gerichtsverfahrens aus Schuld und Verbrechen die Poesie vollständig verbannt hat!" Und so ist es. Das Publikum hat in gewissem Sinne recht, das fühle ich wie alle andern Dramatiker. Je öffentlicher sich das socialpolitische Leben überhaupt gestaltet, desto poesieloser wird die Bühne, weil sie etwas Ueberflüssiges bietet. In schöngeistigem Sinne einen Seufzer darüber, aus schöngeistiger Rücksicht den frommen Wunsch, es möchte anders sein, allein, allein ....

Schließen wir denn ab mit Gutzkow dem Dramatiker. Eine wesentliche Säule steht er da in der modernen Dramatik. Mehr als das, er darf für den Grundpfeiler der modernen deutschen Dramatik gelten. Er ist viel gefeiert und vielleicht noch mehr geschmäht worden. „Er ist kein Classiker". Wer ihm daraus einen Vorwurf macht, der zeige, wie man im socialpolitischen Leben der Gegenwart Classiker erzeugen könne. „Er ist kein Dichter". Nun bis auf den heutigen Tag sind unsere modernen Dichter des 19. Jahrhunderts alles, nur keine Dramatiker gewesen, wenigstens nicht solche Dramatiker, daß sie mustergültige Werke erzielten. Mag Gutzkow literarhistorisch vielleicht nicht an Hebbel oder Otto Ludwig heranreichen, so fällt bei ihm die Beherrschung des gesammten Bühnenapparats schwer mit ins Gewicht. „Er hat sich nicht zum Pathos aufgeschwungen". Nun, vielleicht verträgt die moderne Bühne das tragische Pathos überhaupt nicht mehr. Wer von den modernen Dramatikern ist denn wirklich Herr des tragischen Pathos? Die mit Gutzkow auf dem Bühnenpodium concurriren wollten, vielleicht ein Gustav Freytag, und nennen wir außer andern Nennenswerthen unter den Modernsten nur Brachvogel, sie alle machten es wie Gutzkow, sie umgingen das tragische Pathos, sie alle zeigten sich mehr als dramatische Schriftsteller denn als dramatische Dichter. Die Herrschaft des Dichters ist in der modernen Zeit der Herrschaft des Schriftstellers unterlegen, daran hat selbst eine Schiller-Feier nichts ändern können. Ueber die dramatischen Neulinge aber — aufgetaucht sind ja in den letzten zehn Jahren verschiedene dramatische Messiase, welche in erster Eigenschaft ihrer dichterischen und in zweiter ihrer dramatischen Eigenschaften wegen gefeiert wurden — hat die Göttin des Dramas ihr entscheidendes Wort noch nicht gefällt. Nein, seine großen Verdienste soll dem Dramatiker Gutzkow niemand streitig machen! Anfechten möge man das socialpolitische Princip des Jungen Deutschland, sofern es die socialpolitische That, den socialpolitischen Fortschritt nur im schöngeistigen, rein subjectiven Anschauen und Empfinden suchte, insofern es vielleicht unbewußt über diese bestimmte That das schöngeistige Kritisiren der Thaten setzte. Als Zeitdrama bietet das Gutzkow'sche Drama Schwächen, kulturhistorisch verdient es volle Würdigung. Als Gutzkow im Laufe der Funfziger zwar etwas zurückhaltender,

doch aber noch siegesgewiß in rascher Folge „Antonio Perez", „Komödie der Besserungen", „Ella Rose", „Lorber und Myrte" erscheinen ließ, glaubte er den dramatischen Boden noch unter sich. Er täuschte sich. Die realistische Epoche habe es ihm angethan, hieß es da. Mitnichten! Auch die streng realistische Epoche ist gegangen, wie sie gekommen, auch sie hat ihr Ziel verfehlt, auch sie ist dem Strome der Zeit verfallen. Denn auch sie konnte sich vom schöngeistigen Raisonnement nicht lossagen, oder wo sie sich davon lossagte, versank sie in crassen Materialismus.

Die Zeitverhältnisse haben den Dramatiker Gutzkow geschlagen. Die Consequenzen des socialpolitischen Fortschritts haben sich überhaupt gegen jene hohe classische Ansicht, es solle die Bühne eine Bildungsanstalt für's Volk sein, erklärt. Trauriges Eingeständniß, das aber denen, die das Bessere nicht blos in frommen Wünschen suchen, als ein nothwendiges erscheint. Jene Fortschrittsideen haben sich freilich noch nicht verwirklicht, aber sie stehen wie der anbrechende Tag fest und vor dem anbrechenden Tage muß das Lampenlicht der Bühne erlöschen. Die Bühne hat sich in den letzten zwölf bis funfzehn Jahren sehr ins Breite verloren, sie ist mehr denn je Bedürfniß geworden, aber immer ausgeprägter nur ein Bedürfniß der Unterhaltung. Düsterer und immer düsterer rückt die Möglichkeit heran, daß jene durch die classische Zeit begründete höhere Auffassung der Bühnenwirksamkeit nur der fromme Wunsch einzelner Idealisten sei, ja die Wahrscheinlichkeit drängt sich uns auf — man blicke nur auf die englische Bühne — daß, je freier sich das Staatsleben entwickelt, um so mehr die Bühne von ihrer festlichen Bedeutung verliert. Dies als Antwort auf unsere am Ende des ersten Abschnitts aufgestellte zweifelnde Frage.

Eine Summe von Umständen bestimmte Gutzkow Mitte der Funfziger die dramatischen Segel zu streichen. Vielleicht aber nur vorübergehend. Vielleicht wird er noch einmal neu gerüstet auftreten. Er weiß ja, daß sich die Generationen an den Bühnen von sieben zu sieben Jahren ändern. Möglich, daß die Verhältnisse nun auch einmal jenem frommen Wunsche der Idealisten wieder geneigter sind, als sie es die letzten zwölf bis funfzehn Jahre waren!

Emil Müller-Samswegen.

Julian Schmidt's neuestes literarhistorisches Werk.

Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland von Leibniz bis auf Lessing's Tod 1681—1781. Von Julian Schmidt. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1862—64. Gr. 8. 7 Thlr. 28 Ngr.

Julian Schmidt hat für seine literargeschichtlichen Arbeiten den eigenthümlichen Productionsproceß gewählt, daß er, rückwärts schreitend, die Geschichte der spätern Perioden durch die der frühern nachholend ergänzt. Das Umgekehrte wäre wol das Naturgemäßere gewesen: vom Standpunkte praktischer, d. h. mercantiler Zweckmäßigkeit mochte das eingeschlagene Verfahren sich empfehlen, indem dabei mit der Geschichte der neuesten, das unmittelbarste Interesse erweckenden Literatur der Anfang gemacht ward.

So hat der Verfasser von der Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert auf die Geschichte unserer classischen Zeit, so von dieser auf die vorliegende „Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland von 1681—1781" zurückgegriffen. Warum gerade von 1681—1781, ist nicht recht einzusehen, wenn es nicht der runden Zahl 100 zu Liebe geschehen ist. Das Jahr 1781 ist allerdings Lessing's Todesjahr und mag insofern als ein Mark- und Merkstein in einer deutschen Literaturgeschichte gelten; obschon es einen innern Entwickelungsabschnitt viel weniger bezeichnet, als z. B. die Jahre, wo „Werther" oder wo „Götz" erschienen, oder, um bei Lessing stehen zu bleiben, wo dieser die „Fragmente" herausgab. Aber 1681? Welche epochemachende That oder Erscheinung des geistigen Lebens Deutschlands fällt in dieses Jahr?

Wir würden an solchen Aeußerlichkeiten nicht mäkeln, wenn sich nicht daran schon derselbe mangelhafte Sinn des Verfassers für das Organische in der Geschichte kundgäbe, von dem wir bald noch weit auffallendere Anzeichen zu rügen haben werden.

Der Verfasser beginnt seine einleitenden Betrachtungen im Vorwort mit der, wie es scheint, neu sein sollenden, wenigstens mit einer gewissen Prätension vorgetragenen Bemerkung: daß es falsch sei, in einer Geschichte der „Literatur" oder der „Nationalliteratur" blos die nationale Dichtung abzuhandeln. Der Verfasser hat recht, wenn er den Begriff der Literaturgeschichte weiter faßt und auch andere Richtungen des geistigen Lebens hineinzieht, aber er hat unrecht, wenn er sich das Ansehen gibt, der erste zu sein, der dies thut. Abgesehen von den umfassendern culturgeschichtlichen Werken, welche das geistige Leben der Nation in seinem tiefern organischen Zusammenhange einerseits mit den sittlichen, andererseits mit den politischen und socialen Zuständen der Zeit erfassen, haben auch schon manche neuere Literaturgeschichten sich weit über das blos schönwissenschaftliche oder poetische Gebiet ausgedehnt. Wir erinnern nur an Hettner's „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts".

Noch weniger neu oder originell ist die folgende Betrachtung, die Julian Schmidt ebenda (S. VI) aufstellt: „Es schien mir, als ob diese geistigen Kämpfe Deutschlands ein ebenso zusammenhängendes und einheitliches Gemälde bildeten, als irgendein politischer Kampf." Für geradezu falsch aber müssen wir die Schlußfolgerung erklären, welche er daraus zieht, nämlich daß diese geistigen Kämpfe sich ebenso wie die politischen „vollkommen für die Form der Erzählung qualificiren", für falsch wenigstens in derjenigen Anwendung, welche der Verfasser ihr in dem vorliegenden Buche gibt. Er versteht nämlich unter der Form der „Erzählung" die rein „chronologische Folge", und zwar in einer Ausdehnung, wie sie selbst in der politischen Geschichte nicht am Platze sein würde und nicht üblich ist. Dabei verkennt der Verfasser völlig den so ganz andern Charakter, den die Entwickelung des geistigen Lebens gegenüber dem äußern politischen hat. Selbst im Bereich des letztern wird ein Geschichtschreiber, wenn er nicht eben bloße Annalen oder Chroniken abfassen will,

eine bestimmte Reihe von Ereignissen in ihrem pragmatischen Zusammenhange und Verlaufe abwickeln, ehe er zu einer andern (wenn diese nicht mit jener innerlich, ursachlich verknüpft ist) übergeht. Es würde mit Recht für geschmacklos gelten, wenn z. B. mitten hinein zwischen die Beschreibung eines Kriegs und seiner Wechselfälle der Abschluß eines Handelsvertrags berichtet würde, welcher der Zeit nach zwar dahin gehörte, aber ohne allen und jeden innern Bezug zu diesem Kriegsereignisse wäre. Im geistigen Leben ist der ursachliche Zusammenhang noch viel weniger äußerlich, noch viel weniger unmittelbar durch die bloße Zeitfolge bedingt. Hier bedarf es oft einer langen und sehr allmählichen Entwickelung, ehe ein fertiges geistiges Resultat hervortritt; hier gehen auch wol verschiedene geistige Strömungen zeitweilig neben- oder nacheinander her, ohne sich sofort und in jedem einzelnen Momente innerlich zu berühren und ursachlich zu bedingen. Um den Proceß des geistigen Werdens und Webens eines Volks in lebendigem Zusammenhange zu erkennen und zu einem klaren durchsichtigen Bilde zu gestalten, darf man die zeitliche Auseinanderfolge zwar nicht gänzlich aus dem Auge setzen, aber man muß sie der höhern organischen Entwickelung unterordnen, welche dadurch gewonnen wird, daß man die herrschenden Ideen, gleichsam die gestaltenden geistigen Potenzen einer Zeit, in der Ordnung vorführt, wie eine jede derselben den Typus der Zeit bestimmte. Der Verfasser selbst bezeichnet es als die „höchste Aufgabe der Literaturgeschichte, für jede Periode in der Darstellung das Uebergewicht des einen geistigen Moments über das andere ebenso deutlich hervortreten zu lassen, wie es in der Wirklichkeit stattfand". Aber dies erreicht man nicht durch eine trockene chronologische Aufzählung einzelner, in dieser Vereinzelung oft völlig zerstückelter, unverständlicher oder doch ihrer tiefern Bedeutung entkleideter Culturerscheinungen, vielmehr nur dadurch, daß man eine Reihe solcher, wie sie innerlich verbunden sind, auch äußerlich zusammen gruppirt und so eine bestimmte geistige Richtung oder Bewegung in ihrem allmählichen Anschwellen, ihrem Höhepunkt und ihrem Wiederabnehmen veranschaulicht.

Gehen wir jetzt, um die Richtigkeit der von dem Verfasser eingeschlagenen Methode an ihrer Anwendung auf das einzelne zu erproben, zunächst an eine Analyse des ersten, bis 1750 reichenden Bandes! Schon beim bloßen Durchblättern springen uns sofort die barocksten, bisweilen fast ans Caricaturenhafte grenzenden Absonderlichkeiten dieses Verfahrens ins Auge. So ist die Schilderung der geistigen Wirksamkeit von Leibniz in nicht weniger als dreizehn verschiedene, äußerlich getrennte Abschnitte zersplittert; nur allein die Bestrebungen des großen Mannes für die Union der Kirchen werden in vier oder fünf einzelnen Absätzen vorgeführt. Und dabei ist noch der eingehaltene Gang oft ein durchaus willkürlicher. Wenn z. B. in der Vorgeschichte auf einen Abschnitt: „Spener bis 1681", ein anderer: „Leibniz bis 1679", folgt, so ist weder das Princip der streng chronologischen Folge beobachtet — denn warum dann circa 30 Jahre auf einmal erst von diesem, dann von jenem Lebenslauf zusammenfassen, warum nicht beide Jahr um Jahr, oder Jahrzehnt um Jahrzehnt abwechseln lassen? — noch aber auch der höhere pragmatische Gesichtspunkt, da sowenig das Jahr 1681 in Spener's, als das Jahr 1679 in Leibniz' Leben und Wirksamkeit einen entscheidenden Abschnitt bildet. Die Willkürlichkeit geht so weit, daß der Faden des Spener'schen Lebens erst bei 1686 wieder aufgenommen, also volle fünf Jahre daraus völlig unterschlagen werden. Welche Bedeutung hat aber die chronologische Auseinanderfolge, wenn dabei nicht einmal wirklich die äußerliche, zeitliche Continuität gewahrt ist?

Ganz ebenso willkürlich werden Bruchstücke der politischen Geschichte zwischen die Glieder der „chronologischen Erzählung" des geistigen Lebens hineingeschoben. So ist der schon erwähnte Abschnitt: „Leibniz bis 1679" von einem folgenden „Leibniz und die Union 1679—81" getrennt durch einen Zwischenabschnitt, betitelt: „Kaiser und Reich 1679—80." Warum gerade 1679—80? Hatten „Kaiser und Reich" gerade in diesem einen Jahre, und nur in diesem, einen besonders prägnanten Einfluß auf das innere geistige Leben des deutschen Volks? Fast sollte man es glauben, denn weder vorher noch nachher ist zum zweiten male davon die Rede. Und was ist es doch, was hier von „Kaiser und Reich" — auf 2½ Seiten! — „erzählt" wird? Auf der ersten Seite eine Art Lebensabriß von Kaiser Leopold I., bis zu dessen „rothen Strümpfen" herab; auf Seite 2 Fortsetzung davon und ein paar Züge vom wiener Leben; ganz unten erst kommt eine Erwähnung des Reichskriegs gegen Frankreich, dann der Feldzüge des Großen Kurfürsten, zuletzt des Friedens von Nimwegen — alles dies zusammen auf netto 21 Zeilen. Man kann sich denken, wie eingehend und in welchem pragmatischen Zusammenhange mit dem eigentlichen Gegenstande, der Geschichte des geistigen Lebens!

Der gänzliche Mangel jeder Spur von innerer organischer Einheit, von künstlerischer Conception des Werks rächt sich an dem Verfasser bisweilen auf fast komische Weise. Vorkommnisse und Persönlichkeiten, welche, wie er selbst nicht verkennen kann und nicht verhehlt, im Mittelpunkte bedeutsamer Entwickelungsreihen stehen, werden nur ganz beiläufig mit einem à propos des bottes eingeführt: ein Verfahren, welches naiv sein würde, wenn es nicht nach unsern heutigen berechtigten Ansprüchen an eine gebildete Geschichtschreibung, gar zu geschmacklos wäre. S. 351 steht zu lesen: „Leibniz hielt sich bis Februar 1707 in Berlin auf und empfing hier den Besuch eines Mannes, der bald eine große Rolle spielen sollte, des Mathematikers Wolf." Und sofort setzt die Lebensgeschichte Wolf's ein und wird bis 1706 abgehaspelt, um dann durch ein neues Stück: „Leibniz und die Union", unterbrochen zu werden. Also der zufällige Umstand, daß Leibniz 1707 Wolf sprach, ist das zwingende chronologische Moment, diesen letztern gerade hier auftreten zu lassen! Auf ganz ähnliche Weise war schon S. 268 Peter der Große eingeführt, nämlich mit der Bemerkung: „Sehr

aufmerksam verfolgte Leibniz, was unter Peter dem Großen in Rußland geschah", worauf aber — nicht etwa eine Würdigung dieser Wirksamkeit Peter's in ihren Beziehungen zu den höchsten Strebezielen von Leibniz, sondern eine platte, triviale „Erzählung" von gewissen Aeußerlichkeiten des Zaren, von Späßen, die er gemacht, von dem Verhalten der berliner Hofleute und der berliner Damen gegen ihn folgt. Darauf wieder ein Stück Hofklatsch; später wird zu dem Religionswechsel August's des Starken übergesprungen, dann der Ryswijker Friede vorgeführt: alles fragmentarisch, ohne innern Zusammenhang, nur auf Anlaß einzelner Bezüge dahin und dorthin in Leibniz' Briefen.

Noch ein Apropos! Es ist von der geistreichen preußischen Kurfürstin Sophie Charlotte die Rede. Beiläufig „erzählt" der Verfasser: „Ein ihr sehr bequemer Umgang war der Dichter von Canitz." Alsbald wird — wie wenn eine aufgezogene Spieluhr ihr Stückchen ableiert — dessen Lebens- und Dichterlauf auf drei Seiten hererzählt. Und nicht das allein, sondern wir lernen sogleich auch seinen Genossen, den Hofpoeten Besser kennen, und daran wieder schließen sich „noch zwei Gelehrte von Ruf in Berlin", Pufendorf und Sponheim an. Diese Zusammenstellung des Ungleichartigsten soll nachträglich motivirt werden durch die Wendung: „Dies waren die Männer, in deren Kreis Spener bei seiner Ankunft in Berlin eintrat." Hat denn aber Spener mit diesen Männern vorzugsweise oder überhaupt geistig verkehrt? Wir erfahren hier nichts davon (wie denn in der That davon schwerlich etwas zu berichten sein möchte), vielmehr nur von seinen theologischen Streitigkeiten. Aber was in aller Welt hat dann „Spener in Berlin" (so heißt der Abschnitt) gerade mit Canitz und Besser, Pufendorf und Sponheim zu thun?

Ebenso äußerlich und unvermittelt, wie die thatsächlichen Anführungen, sind großentheils die Urtheile des Verfassers. Eine beliebte Wendung von ihm, um irgendeine besondere Seite eines literarischen Charakters anzudeuten, besteht in den Worten: „Es ist nicht ohne Interesse", „nicht uninteressant ist" — als ob man aus einer geistigen Totalität so kurzweg ein einzelnes Stück gleichsam herausschneiden und als Musterprobe präsentiren könnte! So heißt es S. 125: „Interessant ist, wie Leibniz sich den persönlichen Verkehr mit Gott denkt." Interessant! just als wenn es sich um ein geistreiches Salongespräch, nicht um die tiefsten Untersuchungen über die höchsten und ernstesten Angelegenheiten des Menschen handelte! In ebenso beiläufiger Weise (gar nur in einer Note unter dem Text, S. 311) wird eine Erklärung der Monaden von Leibniz eingeführt — bekanntlich eines der Kernpunkte seiner ganzen Philosophie! Die Sache wird mit dem Zusatze abgethan: „Man kann es der Dame kaum verdenken, daß sie aus dieser Erklärung nicht recht klug wurde." Mit ähnlichen Noten unter dem Text werden abgefunden: der Schriftsteller von Loën (auf 5 Zeilen) S. 159, die Sitten Wiens (auf 6 Zeilen) S. 387 u. a. m.

Daß es zu einer wahrhaft anschaulichen Entwickelung irgendeiner wissenschaftlichen oder künstlerischen Erscheinung bei dieser Methode des Verfassers nicht kommt, ist beinahe selbstverständlich. Wenn wir uns das Bild eines Leibniz aus mehr als einem Dutzend verschiedener Ab- und Ausschnitte mühsam zusammensuchen müssen, so kann dabei nichts anderes als eine dürftige Mosaik herauskommen. Und der Verfasser gibt sich nicht einmal die Mühe, oder sagen wir vielleicht richtiger, er versteht es nicht, durch ein zusammenfassendes Urtheil am Schlusse eine bedeutende Persönlichkeit oder eine beherrschende Richtung des geistigen Lebens uns wenigstens einmal in ihrer lebendigen Totalität zur Anschauung zu bringen. So hart es klingen mag, es ist eine Wahrheit, die uns aus den verschiedensten Stellen dieses Bandes handgreiflich entgegentritt, der Verfasser ist seinem Stoffe weder extensiv noch intensiv gewachsen; er ist weder im Stande, die Masse der Erscheinungen zu beherrschen und zu einem organischen Ganzen zu gruppiren, noch auch die einzelnen in ihrer tiefern Wesenheit und ihrer wahren Bedeutung für das allgemeine geistige Leben der Zeit zu ergründen und zu erschöpfen. Er selbst hat sich in letzterer Beziehung das vollkommenste Armuthszeugniß ausgestellt durch die Art und Weise, wie er sich Leibniz und dessen großen — speculativen und praktisch reformatorischen — Ideen gegenüber verhält. Die letztern — deren Umfang und Bedeutung dem Verfasser nicht unbekannt sein konnte, nachdem die neuen Entdeckungen darüber aus den von Rößler im hannoverschen Archiv aufgefundenen Handschriften in meinem „Deutschland im 18. Jahrhundert" (Bd. 2) vorlagen — werden hier (S. 391) mit Einer, sage Einer Zeile abgethan, wogegen Längstbekanntes (ganz entgegen dem im Vorwort vom Verfasser selbst proclamirten Grundsatz) in breitester Ausführlichkeit mitgetheilt ist. Was die speculativen Ideen des großen Philosophen betrifft, so nimmt Schmidt zweimal einen kleinen Anlauf, dieselben in ihrer Bedeutung seinen Lesern vorzuführen. Aber was für einen! Nachdem er über Leibniz' Monaden und prästabilirte Harmonie gesprochen hat, ohne irgendetwas Neues, Selbständiges zur Erläuterung der genetischen Erklärung dieses Systems beizubringen, fährt er S. 130 wörtlich so fort:

> Was diese Ideen für einen thatsächlichen Werth haben, mögen die Metaphysiker entscheiden: die Schulen haben ein volles Jahrhundert darüber gestritten, das nationale Leben ist davon nicht berührt worden. Nur eins geht uns an: Männer von Redlichkeit und Einsicht, Leibniz' Zeitgenossen, haben die Idee der prästabilirten Harmonie u. s. w. geradezu für einen schlechten Witz ausgegeben, mit dem Leibniz die Menschen habe foppen wollen Nichts kann verkehrter sein, als diese Behauptung: es war Leibniz heiliger Ernst mit diesen Ideen und seine Seele lebte ganz darin.

Heißt das nicht eingestehen, daß man über etwas schreibe, wovon man selbst bekennen müsse, nichts zu verstehen?

Am Schlusse der ganzen Schilderung von Leibniz, wo man einen zusammenfassenden Rückblick erwartet, was thut der Verfasser? Er erklärt sich wiederum dazu unfähig, indem er sagt:

> Das Leben Leibniz' in ein Gesammtbild zusammenzufassen, gebührt nur einem, der ihm wenigstens in Bezug auf Gelehrsamkeit in die verschiedenen Zweige seines Wissens und Wollens

nachgehen kann. Einem solchen — Moritz Haupt — treten wir das Wort ab.

Und nun folgt ein Auszug aus einer akademischen Rede Haupt's über Leibniz. Und wenn der Verfasser wenigstens überall so viel Selbsterkenntniß und Bescheidenheit gehabt hätte, lieber die gründlichern und umsichtigern Urtheile anderer, als seine eigenen, oft in höchstem Grade rohen und oberflächlichen zu geben! Wie äußerlich ist z. B. die Auffassung des Streits der Pietisten mit der Wolf'schen Philosophie! Zuerst wird dieser letztern die Ansicht untergeschoben, „daß diese im Argen liegende Welt die beste sei", was nicht einmal auf Leibniz passen würde, der bekanntlich nicht die Vollkommenheit der irdischen Welt für sich, sondern lediglich die des ganzen Weltplans, wovon diese nur ein winziger Theil sei, behauptete, noch viel weniger aber auf Wolf paßt, dessen höchstes moralisches Postulat die stetige Vervollkommnung des Menschen war. Ebenso einseitig ist sodann die Darstellung des Pietismus in seinem Verhältniß einerseits zur Orthodoxie, andererseits zu der neuen Aufklärungsphilosophie: weder ist dabei zwischen dem ursprünglichen Wesen des Pietismus und seinen spätern Ausartungen unterschieden, noch sind die eigentlichen Hauptpunkte — der Annäherung dort, der Trennung hier — genügend hervorgehoben.

Einer ähnlichen Oberflächlichkeit und Dürftigkeit, sowol im Darstellen und Erklären, als im Beurtheilen, begegnen wir fort und fort in diesem Buche. Von einer wahrhaft innerlichen Durchdringung, Beherrschung und Vergeistigung des Stoffs ist nichts zu spüren, und selbst auf äußere Symmetrie oder künstlerische Anordnung ist kaum die allernothdürftigste Rücksicht genommen. Wo die Quellen für das beliebte „Erzählen" reichlich und bereit zur Hand waren, da gibt sich der Verfasser der bequemen und wenig mühevollen Beschäftigung eines breiten Excerpirens oder Wiederholens des Vorgearbeiteten behaglich hin; wo ihn diese Hülfsmittel im Stich lassen, da wird er schweigsam, wortkarg, unsicher. In der „Einleitung" soll ein Bild des politischen, socialen und geistigen Lebens der Deutschen im 16. und 17. Jahrhundert, zugleich ein vergleichender Seitenblick auf andere Länder gegeben werden. Aber der Leser erhält in Wahrheit nichts als einige flüchtig zusammengestoppelte, geschmacklos durcheinandergeworfene, nirgends auch nur annähernd zu einem lebensvollen und anschaulichen Gesammtbilde verarbeitete Excerpte aus den neuesten culturgeschichtlichen Werken, denen von Scherr, von Perthes, auch dem meinigen, natürlich ohne daß diese genannt werden, wie denn überhaupt die Angabe der benutzten Quellen fast durchweg vermißt wird.

Wie kritiklos bei solcher Ausbeutung fremder Arbeiten der Verfasser öfters verfährt, davon nur zwei besonders schlagende Beispiele! S. 8 sagt er: „Schon in der ersten Hälfte des (Dreißigjährigen) Kriegs stellte im schwedischen Interesse Chemnitz das System auf, nach welchem Deutschland nichts war als eine Republik größerer und kleinerer Dynastien." Nun erschien aber das berühmte Buch von Chemnitz („Hippolithus a Lapide") zuerst 1640, also wenige Jahre vor dem Ende des Kriegs. S. 584 bemerkt der Verfasser von dem Satiriker Rabener: er habe „für die Milderung der Strafe gegen den Diebstahl geschrieben". Daraus könnte man eine besondere criminalistisch-humanistische Richtung Rabener's folgern, und der Verfasser scheint so etwas andeuten zu wollen. Zufällig enthält aber die Dissertation Rabener's, die allein hier gemeint sein kann, lediglich den Versuch einer Beweisführung dafür, „daß die Wiedererstattung des Gestohlenen ein Milderungsgrund bei Bestrafung des Diebstahls sei" — also eine sich ganz auf dem Boden des gewöhnlichen geltenden Strafrechts bewegende juristische These.

S. 70 eröffnet der Verfasser seinen Lesern die verlockende Aussicht auf einen ihnen zu gewährenden Ueberblick „auf die gleichzeitige Entwickelung des Auslandes". Aber sogleich führt er die erregten Erwartungen auf das allerbescheidenste Maß zurück, indem er fortfährt: „Es kann hier nur von Frankreich die Rede sein." Höchst naiv macht er sich selbst den Einwand: „Zwar übt dem Anschein nach die Literatur der Engländer, Italiener, Spanier, ja der Niederländer einen viel unmittelbarern und durchgreifendern Einfluß auf die deutsche aus, aber — beruhigt er sich selbst sogleich wieder — es sind nur die rohen Elemente, die von dem einen Volk auf das andere übertragen werden: die Gesammtbildung Deutschlands hat zur Gesammtbildung der Engländer, der Spanier, der Italiener nicht das mindeste Verhältniß." Unwillkürlich greifen wir uns bei diesen Worten an den Kopf und fragen: Sind wir, oder ist der Verfasser nicht recht bei Sinnen? Es ist hier doch von dem Ende des 17. und dem Anfang des 18. Jahrhunderts die Rede? Natürlich, denn gleich darauf stellt der Verfasser „Das Zeitalter Ludwig's XIV." als die allein für Deutschland einflußreiche und maßgebende Literaturepoche auf. Also am Schluß des 17. und am Anfang des 18. Jahrhunderts hatte „die Gesammtbildung Deutschlands" zu der „Gesammtbildung Englands, der Niederlande" u. s. w. „nicht das mindeste Verhältniß"! Und selbst von der französischen Geistesbewegung ist es einzig und allein „das Zeitalter Ludwig's XIV.", d. h. die, wie der Verfasser selbst sagt, „von oben" großgezogene sogenannte „classische Literatur" der Franzosen, welche angeblich hier in Betracht kommen kann! Wir erinnern uns dabei an die sehr triftige Bemerkung im Vorwort des vorliegenden Buchs, daß eine Geschichte der deutschen Nationalliteratur keineswegs blos die sogenannte schöne Literatur, sondern die gesammte geistige Bewegung einer Zeit, also auch die philosophische und theologische zu berücksichtigen habe. Und nun lesen wir noch einmal den Satz: die „Gesammtbildung" Deutschlands zu Ende des 17. Jahrhunderts habe „nicht das mindeste Verhältniß" gehabt zu der „Gesammtbildung" Englands, Hollands, ja auch zu der nichthöfischen (oppositionellen) Literatur Frankreichs! Das wagt der Verfasser zu sagen von einer Culturperiode, in der ein Pufendorf, ein Leibniz, ein Chr. Thomasius, ein

Conring u. a. wirkten, die anerkannter- und bekanntermaßen sämmtlich mehr oder weniger zu den Engländern, einem Baco, Hobbes, Newton, Locke, Toland, zu dem Holländer H. Grotius, endlich zu den französischen Freidenkern Bayle, Leclerc u. a. in dem allerintimsten Verhältniß standen, sei es der Anhängerschaft, sei es der Gegnerschaft; wo Löscher in seinen „Unschuldigen Nachrichten" und Thomasius in seinen „Observationes selectae" (beide um 1700) ganze Kataloge von Schriften aufzuführen hatten, welche für die Ideen eines Spinoza, Acosta, Beverland, Hobbes, Bayle u. a. in Deutschland Propaganda machten; wo ein auf die „Gesammtbildung" Deutschlands höchst einflußreicher Literaturzweig, die sogenannten „Moralischen Wochenschriften" (von denen freilich der Verfasser nur sehr oberflächlich, auf etwa vier Zeilen, S. 487 spricht, aber doch mit dem ausdrücklichen Zusatz, daß dieselben „nach dem Muster der Engländer" entstanden seien), zu Gunsten des selbständigen deutschen Volks- und Familienlebens eine ähnliche Reaction gegen das höfisch-französische Wesen begannen, wie sie in England kurz vorher stattgefunden; wo selbst in der schönen Literatur die englischen Einflüsse (eines Thomson u. a.) in der niedersächsischen und schweizerischen Schule (einem Brockes, Haller u. s. w.) neben denen der classischen Literatur Frankreichs bereits einen breiten Platz einnahmen, wo — doch genug und übergenug von diesen, selbst dem oberflächlichsten Kenner der damaligen Literaturgeschichte geläufigen Dingen! Wir wissen in der That nicht, ob es bloße Unlust des Eingehens auf etwas, was ihm minder geläufig sein mochte, als die von ihm schon früher behandelte französische Literatur, oder ob es ein gewisser Trotz der Einseitigkeit und der Rechthaberei ist, was den Verfasser zu diesem, allen Thatsachen und allen üblichen Auffassungen geradezu ins Gesicht schlagenden Ausspruche bewegen konnte. Was es aber auch gewesen sei, der Ausspruch selbst ist und bleibt unbegreiflich bei einem, der Literaturgeschichte schreiben will.

Von Spener und dem Pietismus ist das Thatsächliche ziemlich ausführlich „erzählt" — Hoßbach gab hier bereites Material genug an die Hand —, wo es dagegen zur Erklärung und Würdigung des eigentlichen Wesens des Pietismus kommen soll, wie dürftig, wie roh, wie platt und abgenutzt sind die Maßstäbe des Verfassers! Kategorien, wie „alte Barbarei", „acute Krankheit des Sündenbewußtseins", „trübe und weinerliche Lebensauffassung", „frommes und bornirtes Pfahlbürgerthum" u. dgl. m. sollten doch wahrlich heutzutage von einer gebildeten Geschichtschreibung nicht mehr als ausreichende Erklärungsmomente für eine jedenfalls so bedeutende und einflußreiche Erscheinung angesehen werden, wie die Kirchen- und Sittenreform Spener's.

Ueber die auf Leibniz bezüglichen Abschnitte haben wir uns schon ausgesprochen.

Thomasius und H. A. Francke werden nach den bekannten Quellen abgehandelt: Selbständiges, Tiefereingehendes findet sich auch darüber hier nichts. Die „Universität Halle" nimmt fast 12 Seiten ein, wovon freilich etwa die Hälfte mit Auszügen aus des Chr. Thomasius Schriften gefüllt ist, die nur theilweise hierhergehören. Aber über das eigentliche Wesen, die wissenschaftliche und culturgeschichtliche Bedeutung der neuen Anstalt erfährt man dennoch nichts Genügendes: „Es wurde durch sie ein ganz neues Element in die Bewegung des deutschen Lebens eingeführt", versichert der Verfasser; aber wie? wodurch? mit welchem Erfolg? Darüber weiß er nichts zu sagen. Ueber Wolf müssen wir wieder das Aeußerlichste, Bekannteste weitläufig vernehmen (nach Wolf's Lebensbeschreibung von Wuttke); dagegen ist, was über die speculative Seite seiner Philosophie beigebracht wird, mehr als dürftig (z. B. über das tiefere Verhältniß Wolf's zu Leibniz, über die neuerdings bestrittene Frage, ob und inwieweit Wolf materialistische Ansichten gehabt und geäußert u. a. m. findet sich nichts); in Betreff der Wolf'schen Moral und ihrer Wichtigkeit für die damalige Zeit ist einfach dasjenige umschreibend wiedergegeben, was sich darüber in meinem „Deutschland im 18. Jahrhundert" (II, 432 fg.) gesagt findet.

Christian Günther wird (sonderbarerweise erst nach Brockes!) lediglich als „eine episodische Figur" abgehandelt. Hier kam Roquette's Arbeit dem Verfasser zu statten, es war diesem daher leicht, 12 ganze Seiten mit einer Beschreibung der Lebensschicksale Günther's zu füllen, dazwischen Stellen aus dessen Gedichten einzustreuen. Im Urtheil über Günther schließt sich der Verfasser der günstigern Ansicht an, welche in Günther eine gewisse Wahlverwandtschaft mit Goethe in Bezug auf Naivetät der Empfindung erblickt. Damit, wie auch mit des Verfassers Würdigung Gotsched's, können wir uns wol einverstanden erklären; neue Gesichtspunkte freilich finden wir auch in diesen Abschnitten nicht. Mit unverhältnißmäßiger Breite — auf fast 20 Seiten — wird Liscow besprochen; Bruno Bauer's Einfluß auf den Verfasser ist hier, wie auch noch an andern Stellen bemerkbar. Es folgen ebenso unverhältnißmäßig lange Excerpte über Zinzendorf, J. J. Moser, Edelmann, „Haller als Pietist", entnommen den geläufigen autobiographischen, tagebuchartigen oder sonstigen Aufzeichnungen aus dem äußern und innern Leben der Genannten. So macht man rasch und mühelos Bücher! Dagegen ist das Auftreten Friedrich's des Großen auf kaum vier Seiten abgethan, obschon der Verfasser den Uebergang zu ihm mit den vielversprechenden Worten einleitet: „Die allgemeine Aufmerksamkeit des schreibenden und lesenden Publikums in Deutschland richtete sich nach der aufgehenden Sonne in Berlin." Und doch wäre so Vieles und Wichtiges zu sagen gewesen schon von diesem ersten Auftreten des künftigen „Philosophen von Sanssouci", von seiner Jugendbildung und deren Einflüssen auf seine Charakter- und Geistesrichtung, von seinem Verhältniß zu der Cultur, die er in Deutschland vorfand, und der Stellung, die er von Haus aus dazu einnahm! Aber freilich, das hätte gründliches Eingehen verlangt; leichter war davonzukommen mit ein paar Excerpten aus Briefen des Grafen von Manteuffel, mit Wiederholung der banalen Geschichten

vom Tode des alten Königs und den ersten Kundgebungen des jungen Thronfolgers, mit nochmaliger Anführung der hundertmal citirten Cabinetsordres wegen „Tolerirung aller Religionen“ und daß „jeder nach seiner Façon müsse selig werden können“, nebst einigen Ausfällen des Königs gegen die „Pfaffen“, endlich mit der ebenso bekannten Geschichte von der Rückberufung Wolf's und Aehnlichem mehr. Damit ist die „neuaufgehende Sonne“ abgefertigt, und — ein ander Bild in den Guckkasten!

Die letzten Abschnitte dieses ersten Bandes handeln von den „Bremer Beiträgen“, von Rabener, Gellert u. s. w. Auch hier ist es im wesentlichen nur das Hergebrachte, Bekannte, Banale, was der Verfasser nachspricht, über Rabener z. B. das gewöhnliche wegwerfende Urtheil, welches seit Gervinus Mode geworden ist. Gellert's „Schwedische Gräfin“ soll analysirt werden, um zu zeigen, „wie es mit Gellert's Moral beschaffen war“, aber nicht einmal diese kleine Mühe nimmt der Verfasser selbst auf sich. „Da Gellert's Roman wenig bekannt ist, theilen wir hier W. Menzel's Auszug mit, und bemerken dabei, daß Menzel die ärgsten Dinge noch gar nicht hervorgehoben hat.“ Dabei ist aber dem Verfasser verborgen geblieben, daß dieser Auszug Menzel's den eigentlichen Kernpunkt der moralischen Verschrobenheit des Gellert'schen Romans gar nicht trifft, nicht deshalb, weil er „die ärgsten Dinge nicht hervorhebt“ (denn wir wüßten nicht, was er von Derartigem verschwiegen hätte), sondern weil er nur das Dargestellte, nicht die Darstellungsweise Gellert's wiedergibt. Gerade in letzterer aber liegt das eigentlich Ungesunde und Unwahre des Gellert'schen Standpunktes, darin nämlich, daß Gellert die Personen seines Romans in die unnatürlichsten, ja zum Theil sittlich bedenklichsten Lagen versetzt und wie geflissentlich darin festhält, nur um dieselben recht rührende Proben ihrer tugendhaften und empfindsamen Denk- und Handlungsweise ablegen zu lassen, während unsere heutige Moral, und gewiß mit besserm Recht, darauf ausgeht, die Menschen in gesunde sittliche Verhältnisse zu bringen und dadurch sich selbst sittlich gesund zu machen oder zu erhalten.

Einschließlich dieses Auszugs ist der ganze Abschnitt über Gellert $3\frac{1}{2}$ Seite lang — gegenüber den 12 Seiten über Edelmann, den 20 Seiten über Liscow, den 12 Seiten über Chr. Günther gewiß ein arges Misverhältniß. Und wohlverstanden, der Verfasser kommt auch im zweiten Bande nicht eingehender auf Gellert zurück. In einem Schlußabschnitt des ersten Bandes versucht der Verfasser ein Résumé des ganzen Zeitraums (1681—1750) zu geben. Aber auch dieses ist in derselben trockenen, schematisirenden, compendienhaften Weise gehalten, die das ganze Buch kennzeichnet. „Pietismus, Rationalismus, Realismus“ — in dieses dreifache Fachwerk werden die so vielfältigen und so verschieden gearteten Erscheinungen dieser 70 Jahre eingeschachtelt. Und damit Punktum.

So viel über den ersten Band! Im zweiten befindet sich der Verfasser weit mehr auf seinem eigentlichen Gebiete: man sieht, daß er hier des Stoffes Meister ist und leicht damit umzugehen weiß. Freilich, die Form bleibt auch hier fragmentarisch und compilatorisch, aber das einzelne ist wenigstens ungleich mehr durchgearbeitet und mit selbständigen Ideen befruchtet, nicht, wie im ersten Bande, blos trocken aneinandergereiht. Man fühlt, daß zum mindesten dem Verfasser selbst der allgemeinere Zusammenhang der Theile, die er dem Leser vereinzelt vorführt, deutlich und gegenwärtig war, wenn er sich gleich nicht die Mühe nimmt, auch dem Leser zu dem Bewußtsein solchen Zusammenhangs zu verhelfen, vielmehr es ihm überläßt, denselben herauszufinden.

In einer Widmung dieses zweiten Bandes an Koberstein sagt der Verfasser, er habe im Gegensatz zu Gervinus, der zu sehr blos Urtheile gebe und die Kenntniß der literarischen Vorgänge voraussetze, diese letztern schildern wollen: das Urtheil werde sich aus den Thatsachen schon herausstellen. Dieses Zurückgehen auf das Thatsächliche ist löblich, allein wir fürchten, der Verfasser hat es darin wieder nach der andern Seite übertrieben, er hat — auch in diesem zweiten Bande — zu vorwiegend blos Thatsachen, Auszüge aus den einzelnen Literaturwerken, biographische Notizen, höchstens Charakteristiken einzelner Schriften oder einzelner Richtungen eines Schriftstellers gegeben, aber wieder nichts Ganzes. Es ist eine Reihenfolge literarischer Aperçus — Grenzbotenartikel —, aber kein wirkliches, selbständiges Buch, insoweit man darunter immer etwas Organisches, Abgerundetes, nach einem bestimmten Plane Durchgearbeitetes versteht. Man darf nur die fortlaufenden Seitenüberschriften überblicken, um die Zerstückelung des Stoffs und die abspringende Methode, die auch hier herrscht, recht fühlbar wahrzunehmen. Nach einer Einleitung, die eine Art übersichtlicher Vorbereitung zu dem Folgenden sein soll, aber nur wenige dürftige allgemeine Gesichtspunkte aufstellt, gerade zum Theil die wichtigsten beiseiteliegen läßt, beginnt die eigentliche Darstellung mit „Klopstock und Fanny 1748—50“ (bis S. 33), springt dann über zu „Berlin, Lessing und Voltaire 1759“ (bis S. 36); es folgen auf S. 37—40 „Leipzig, Gottsched 1750“ und „Leipzig, Rabener und Gellert 1751“; auf S. 41—46 wieder „Klopstock und seine Kritiker“, dann „Berlin, Lessing und die Franzosen“, „Lessing und die Theologie“ (bis S. 57), wieder „Leipzig, Gottsched“ (bis S. 60), „Klopstock und Meta 1752“ (bis S. 63); „Bodmer's Noah“, „Wieland und Sophie“ (bis S. 77), sodaß für einen Zeitraum von vier bis fünf Jahren und auf wenig über vier Bogen die Scene elfmal wechselt! Und so geht es durch das ganze Buch fort!

Für den, der die Literatur dieser Periode kennt und sich bereits eine Anschauung davon gebildet hat, mag es Interesse haben, das einzelne in einer gewissen Breite und Vollständigkeit hier recapitulirt zu finden (obgleich doch auch darin fühlbare Lücken sind; so z. B. fehlen entweder ganz oder sind nur ganz flüchtig berührt Literaturrichtungen von entschieden großem Einfluß auf ihre Zeit, wie die sogenannte Popularphilosophie, die Anfänge der später so bedeutsamen pädagogischen Bewegungen, Gestalten wie Bahrdt

u. s. w.); für ein Lesepublikum dagegen, welches sich erst durch eine solche Literaturgeschichte in die Literatur hineinarbeiten, sich dieselbe vertraut machen will, dürfte diese aphoristische Art etwas Zerstreuendes und Verwirrendes haben, und gerade durch die größere Fülle des Details nur um so mehr. Es liest sich ganz hübsch, diese biographischen Skizzen, diese Analysen von Dichtwerken,[1] diese vielen Stellen aus Briefen, aus Recensionen u. s. w.; aber eine geordnete, klare Anschauung von dem Entwickelungsgange unserer Literatur wird der gewöhnliche Leser daraus schwerlich gewinnen, und das ist doch am Ende die Aufgabe einer jeden Literaturgeschichte, die nicht blos Compendium oder Materialiensammlung sein will.

Julian Schmidt's literargeschichtliche Urtheile und Gesichtspunkte in Bezug auf die in diesem zweiten Bande vorzugsweise behandelten Partien der Literaturgeschichte sind schon aus seinen frühern Arbeiten so ziemlich bekannt: wir wollen daher hier nicht eingehender darauf zurückkommen. Was er über Wieland, über Klopstock, über Lessing u. s. w. sagt, finden wir im ganzen zutreffend, wenn auch nicht immer erschöpfend genug, und vor allem, wie gesagt, vermissen wir auch hier zusammenfassende, abschließende Gesammtcharakteristiken einzelner hervorragender Erscheinungen und ganzer Literaturrichtungen.

Karl Biedermann.

Sir Henry Holland's „Essays".

Dieses Buch hat in England sehr großes Aufsehen erweckt und ist ganz dazu geeignet, auch in Deutschland mit reichem Beifall aufgenommen zu werden. Die erste Ausgabe war in der kurzen Zeit von zwei Monaten ganz vergriffen. Das ist ein literarisches Ereigniß, dessen Größe aber erst dann richtig gewürdigt werden kann, wenn man bedenkt, daß der Inhalt des Werks nicht eigentlich für das gebildete große Publikum, sondern vielmehr für die Gelehrten von Fach paßt.

Fragt man nach der Ursache einer so außerordentlich günstigen Aufnahme, so liegt dieselbe allerdings in dem wirklich gediegenen Werthe der Schrift mit, aber dennoch hat dabei die persönliche Berühmtheit des Verfassers die Hauptgrundlage abgegeben. Sir Henry Holland ist Leibarzt der Königin Victoria. Diese ehrenvolle Auszeichnung beruht auf Leistungen, welche er der königlichen Familie hat angedeihen lassen, und die man so hoch schätzt, daß man ihm auf immer zu Dank verpflichtet blieb. Daneben genießt der große Mann auch ein allgemeines Vertrauen als Consultationsarzt durch ganz England. Seine medicinische Berühmtheit ist daher eine vollendete Thatsache. Als Schriftsteller war er bisher wenig thätig gewesen, um so gespannter mußte daher die Aufmerksamkeit auf ihn gerichtet werden, als er sich auch auf diesem Gebiete mit einer Arbeit bewähren wollte, welche nicht blos für den Arzt, sondern für den Naturforscher überhaupt Interesse besaß. Von diesem Werke liegt uns nun der Anfang einer deutschen Bearbeitung vor. Merken wir uns zunächst den Titel desselben:

Sir Henry Holland's Essays wissenschaftlichen und literarischen Inhalts. Aus dem Englischen von Bernhard Althaus. Erster Band. Hamburg, Lührsen. 1864. 8. 22½ Ngr.

Die hier durchgesprochenen Themata sind alle der Art, daß sich jeder gebildete Denker lebhaft dadurch angezogen fühlt, denn sie beleuchten mit umfangreichen gründlichen Sachkenntnissen alle Beziehungen der Menschen zu den Menschen und zu der gesammten übrigen Natur. Es sind Abhandlungen, welche als Früchte des Lesens und des Denkens angesehen werden können, welche aber auch überall Neues und Selbständiges in sich schließen; es sind Kritiken über manche jetzt herrschende Naturanschauungen, welche offen und scharf die Irrthümer und Schwächen an den Tag legen, aber auch nie versäumen, dem wirklich Wahren und Guten die gebührende Anerkennung zu zollen. Das Gebiet der Naturkunde ist nach und nach mit Forschungen bereichert worden, welche den Scharfsinn des menschlichen Geistes für alle folgenden Jahrhunderte hoch bewundern lassen, aber es sind daneben auch manche Resultate ans Licht getreten, welche sicher nur ein kurzes, flüchtiges Leben bewahren können; das Buch weist mit Freimüthigkeit auf beide Seiten hin und bewahrt dabei eine Ruhe, eine Seelenstärke, wie man sie nur bei einem wahrhaft großen Geiste antreffen kann. Hiernach erkennt man schon, daß der Standpunkt, den der Verfasser einnimmt, ein sehr erhabener sein muß; er überblickt die ganze Wissenschaft, gibt beherzigenswerthe Winke zu ihrer Weiterförderung und unterläßt es auch nicht, Vorschläge zu ihrer Reinigung von allerlei Unkraut zu machen. Aber ungeachtet dieser Gelehrtenhöhe ist das Buch doch nicht blos für die Gelehrten geschrieben, es hat sogar eine populäre Tendenz, es will, daß der allgemein gebildete Denker eine vorurtheilsfreie Einsicht in die Leistungen und Ansichten der Naturforscher gewinne, damit er kein Opfer einer einseitigen Auffassung werde. Und gerade diese Seite des Buchs macht es wünschenswerth, daß dasselbe recht viele deutsche Leser finden möchte.

Zum bessern Verstehen des Ganzen haben wir noch Folgendes zu erwähnen. Die vielen angreifenden praktischen Geschäfte des Verfassers machten oft eine Erholung nothwendig, daher kam es denn, daß er seit 20 Jahren allherbstlich eine Reise nach Amerika, Asien, Afrika unternahm, welche ihn jedesmal ganz von seiner alltäglichen Lebensweise abzog, ihm aber auch Gelegenheit gab, die Natur im großen zu schauen und zu erforschen. Auf diesen Reisen füllte er die Mußestunden mit dem Studium der bedeutungsvollsten literarischen Erscheinungen aus, sammelte Betrachtungen und Skizzen, woraus dann später die „Essays" entstanden sind.

Was nun den Inhalt des vorliegenden ersten Bandes betrifft, so besteht er aus drei Aufsätzen, wovon der erste die „menschliche Langlebigkeit" zum Gegenstand einer eingehenden gründlichen Untersuchung macht; der zweite spricht über „Geist und Fortschritt der Physik"; der dritte entwickelt und beurtheilt die Begriffe und Ansichten über „Leben und Organisation".

Bei der ersten Arbeit legt der Verfasser die denselben Gegenstand behandelnden Werke von P. Flourens, B. van Oven und Thomas Bailey zu Grunde. Nach der von Flourens begründeten Theorie soll der Mensch vermöge seiner natürlichen Körperbeschaffenheit hundert Jahre leben können, und wenn eine Verkürzung dabei vorkomme, so liege diese nur in der Unvorsichtigkeit, in den Thorheiten und Ausschweifungen des betreffenden Menschen selbst. Eine solche Ansicht verdient um so mehr Beachtung, als sie aus der Feder eines berühmten Mannes kommt und als man von dem höhern Standpunkte der Humanität ein großes Gewicht darauf zu legen hat. Der Verfasser läßt es nun auch an dieser sorgfältigen Beachtung nicht fehlen, kommt aber zu der Ueberzeugung, daß Flourens die Sache gar nicht so gründlich behandelt habe, als sie es verdiene, und daß besonders jenes Resultat nichts als ein wohlklingendes, von den meisten Menschen gern gehörtes Wort sei, das aber weder wissenschaftliche Gründlichkeit noch Erfahrung für sich habe. Flourens beantwortet seine Hauptfrage: „Quelle est la durée, naturelle, ordinaire, normale, de la vie de l'homme", mit einer Stelle aus Buffon, in der es heißt: „L'homme qui ne meurt pas de maladies accidentelles, vit partout quatre-vingt ou cent ans." Er stützt sich dabei auch übrigens auf Buffon's Begründung, und da der gesammte Thierorganismus an bestimmte Gesetze gebunden sei, so folgert er daraus, daß auch die natürliche Lebensdauer für jede Gattung von Geschöpfen ebenso einem festen Gesetze unterworfen sein müsse. Bei Pferden, Hirschen, Hunden und vielen andern Thieren steht der Erfahrung nach die Lebensdauer mit der Wachsthumsperiode

in einem ziemlich festen Verhältniß, und Flourens hält es für wahrscheinlich, daß dies auch bei den Menschen der Fall sei. Nach Buffon ist der Mensch mit seinem sechzehnten Jahre ausgewachsen und er rechnet die natürliche Lebensdauer sechs bis siebenmal so lang. Damit stimmt Flourens nicht ganz überein, er nimmt an, daß durchschnittlich die erste Wachsthumsperiode des Menschen 20 Jahre ausmache und daß dann die ganze Lebensdauer fünfmal so lang, also 100 Jahre sei. Dies Gesetz passe auch für die meisten Thiere: das Kamel wächst 8 Jahr und wird 40 Jahre alt, das Pferd wächst 5 Jahre und wird 25 Jahre alt u. s. w. „Das hier gegebene Argument ist kurz und bündig", sagt der Verfasser, „aber sein Inhalt befriedigt uns nicht. Wir zweifeln sehr, ob die Periode der Epiphysen oder die Vollendung des Knochenbaues bei einer genügenden Anzahl von Thieren und mit genügender Genauigkeit nachgewiesen ist, um eine Basis für numerische Resultate abzugeben. Wir glauben ferner, daß die Verbindung dieser Periode mit der normalen Lebensdauer bei verschiedenen Thieren nichts mehr als das allgemeine Verhältniß ist, in welchem jede spätere Periode zu den vorhergehenden und nachfolgenden steht, und daß so jede in gewisser Weise sich nach den andern messen und erklären läßt. Die sogenannte Epiphysis ist eine sehr beschränkte Erscheinung im Wachsthum und kann daher, obwol scheinbar die letzte in der Reihe der Knochenentwickelung, nicht als eine Epoche im Leben oder als von Einfluß auf andere Veränderungen im Körperbau betrachtet werden. Daher bestreiten wir Flourens das Recht, dieselbe als Basis anzunehmen und sie durch Multipliciren mit fünf einem vorher fertig gemachten Schlusse eigener Fabrikation in Betreff der Lebensdauer anzupassen. Dieser Schluß ist nicht auf dem Wege logischer Beweisführung gefunden und wird offenbar durch Thatsachen widerlegt. Er beruft sich jedoch auf thatsächliche Erfahrungen, um seine Lehre zu bekräftigen, daß das natürliche Leben des Menschen 100 Jahre währe und daß die Abkürzung dieser normalen Grenze das Resultat jener Fehler und Ausschweifungen in der Lebensweise sei, welche die Organe schwächen und frühzeitigen Verfall bewirken. Und hier begnügt er sich als Beweise hauptsächlich solche Fälle anzuführen, in welchen das Leben weit über die durchschnittliche Grenze hinaus verlängert wurde, Beispiele, die oft übertriebener und zweifelhafter Art, jedoch zahlreich und authentisch genug sind, um der Naturgeschichte des Menschen als positive Thatsache einverleibt zu werden. Indem wir uns skeptisch verhalten gegen alle Beispiele, die jenseit der gewöhnlichen Lebenserfahrung liegen, können wir natürlich die Aussagen nicht bestreiten, welche wir aus verschiedenen Quellen, von verschiedenen Ländern und Zeitperioden überkommen, daß menschliche Wesen zuweilen das außerordentliche Alter von 150 Jahren erreicht und dann und wann sogar überschritten haben. Wenn wir z. B. hier in England den Fall des Henry Jenkins (dessen Alter hauptsächlich auf Grund seiner Erinnerung an die Schlacht von Flodden-Field auf 169 Jahre geschätzt wurde) als unbegründet abweisen, und über den Fall der Gräfin von Desmond, deren Alter sich auf 148 Jahre belaufen haben soll, in Zweifel bleiben müssen, so können wir doch die 152 Jahre des Thomas Parr, beglaubigt durch das Zeugniß Harvey's, nicht als unwahrscheinlich verwerfen. Dieser untersuchte Parr's Körper nach dessen Tode und erklärte, daß er keinen Grund fände, warum er nicht noch länger hätte leben können, wenn nicht, infolge seines Umziehens nach London zu den Küchen des Palastes, seine Lebensweise eine Aenderung erlitten hätte."

In dieser kritischen Untersuchung kommt der Verfasser zuletzt zu dem Resultate, daß die Flourens'sche Theorie gar keine sichere Grundlage besitze und eigentlich nur den bestehenden Schein für sich habe, der wol flüchtige Denker täuschen könne, aber sich in nichts auflöse, sobald man den Prüfstein der exacten Wissenschaft daranlege. Er kommt dann auf die in der Statistik schon längst befolgte Methode der Erfahrungs-Durchschnittsgesetze, welche zu Resultaten und Regeln geführt hat, die in jeder Hinsicht vollkommen befriedigt haben, ja sogar scheinbar vereinzelt auftretende Anomalien in der Langlebigkeit der Menschen als durchaus gesetzmäßig in sich geschlossen haben. Und in dieser Hinsicht rühmt der Verfasser die erfolgreichen Bestrebungen Quetelet's und seiner Anhänger, welche sich sogar mit allen Rassen aller Welttheile in Verbindung gebracht haben, um ihren mathematischen Wahrscheinlichkeitsformeln immer mehr allgemeine und specielle geographische Gültigkeit zu verschaffen. Von dieser Methode macht man auch schon lange eine praktische oder, wie der Verfasser sich ausdrückt, eine kaufmännische Anwendung: denn in den letzten 80 Jahren ist ein neuer immer mehr aufblühender Handelszweig entstanden, dessen Gegenstand und Grundlage die wahrscheinliche Dauer des menschlichen Lebens ist.

Der Verfasser kommt dann später auf einen tieferliegenden Punkt des Gegenstandes, wobei seine Erfahrung und sein Wissen als Arzt mehr hervortritt. Was läßt sich thun, damit die Lebensdauer der Menschen das möglich längste Ziel erreichen kann? Das ist die Frage, welche in der Familie, in den Gemeinden, in den Staaten von sehr großer Bedeutung ist. In ihrer richtigen Beantwortung liegt der Kernpunkt zur Begründung und Förderung aller wahren Humanität. Der Verfasser beschränkt seine Untersuchung auf vier Punkte, die er als allgemeine Bedingungen des Lebens ansieht, nämlich: Luft, Nahrung, körperliche Bewegung und geistige Beschäftigung. Die Art der Durchführung ist nun ein wahres Meisterstück in Hinsicht der Gründlichkeit und logischen Feinheit, auch zeichnet sich das Ganze durch neue Erfahrungen und Ansichten noch ganz besonders aus. Wir wollen nur einiges davon zur Mittheilung bringen. „Die Heilwissenschaft wird aufgefordert, nicht nur die Gesundheit wiederherzustellen, sondern auch die Krankheit zu verhindern. Viel mehr könnte in dieser Weise für einzelne wie für ganze Körperschaften erzielt werden, wenn eine gesunde Athmungsweise mit derselben Sorgfalt cultivirt würde, wie man sie auf die Verrichtungen des Magens und der Ernährungsorgane verwendet. Wir hegen in der That keinen Zweifel, daß diese Thätigkeit durch regelmäßige Uebungen im Athmen wiederhergestellt, verbessert und in Kraft erhalten werden kann, wenn zugleich gehörige Aufmerksamkeit auf den Mechanismus dieser Organe in allen den betreffenden Lebensverrichtungen verwendet wird. Es wird vielleicht keinem unserer Leser in den Sinn kommen und ist doch vollkommen richtig, daß die verschiedenen Manieren in der Körperhaltung beim Sprechen und Singen bedeutend mit dieser Sache zu thun haben und zwar besonders wegen des beständigen Vorkommens im Leben. Wenn die Lungen zum Zweck ihrer Thätigkeit bei jeder Einathmung 40 Kubikzoll Luft gebrauchen und statt dessen nur 30 oder 20 eingeathmet werden, so ist es sicher, daß kein gehöriger Blutwechsel stattfinden kann und daß jedes Organ und jede Thätigkeit des Körpers mehr oder weniger unter diesem Mangel wird leiden müssen. In solchen Fällen die Luftmenge zu vergrößern, ist daher ein Gegenstand von der größten Wichtigkeit und es wird in der ärztlichen Praxis unserer Tage, beiläufig gesagt, nicht genug Rücksicht darauf genommen.... Ventilation ist und bleibt für uns die Hauptsache, mögen wir sie nun zur Ersetzung der ihres Oxygens beraubten Luft oder zur Entfernung der dann vorhandenen schädlichen Stoffe in Anwendung bringen. Unser gegenwärtiges Wissen setzt uns freilich noch nicht in den Stand, jene schädlichen Ingredienzen (deren einige zweifelsohne thierische oder Pflanzenorganismen sind), welche epidemische und endemische Krankheiten erzeugen, ganz und gar auszuschließen. Ebenso wenig können wir über jene gleichfalls unbekannten guten oder schlimmen Einflüsse auf den Körper urtheilen, welche von der elektrischen Beschaffenheit der Atmosphäre, der Menge des Sauerstoffs u. s. w. abhängig sind. Die Aufmerksamkeit der Wissenschaft ist jedoch jetzt allen diesen verschiedenen Gegenständen thätig zugewandt, und wir können inzwischen Luftveränderung und frische Luft mittels Ventilation als das wirksamste Präventiv betrachten, das uns an die Hand gegeben."

In ganz gleicher Weise werden dann auch die drei andern Punkte besprochen. Schließlich kommt der Verfasser

auf die Frage, ob langes Leben wünschenswerth sei oder nicht. Der Verfasser gesteht übrigens sogleich, daß es kaum möglich sei, eine befriedigende Antwort darauf geben zu können. Die Lebensumstände der einzelnen sind viel zu verschieden, um zu einer allgemeinen Schlußformel zu berechtigen; es treten dabei Schwierigkeiten auf, welche sich selbst bei ganz speciell vorliegenden Fällen nicht immer bewältigen lassen. „Die Gefühle eines Augenblicks haben sich schon im nächsten geändert. Selbst dann, wenn man dem Ausdrucke derselben Glauben schenken kann, ist «langes Leben» noch ein sehr unbestimmtes Ausdrucksmittel und wird noch unbestimmter, wenn wir die mannichfaltigen Fälle von erhaltener Gesundheit und Kraft bedenken, welche allein ein richtiges Maß für das Leben und die Fähigkeit, dasselbe zu genießen, geben können. Ein Greis von 80 und einer von 100 Jahren können sich rücksichtlich der Umstände, auf die wir allein eine gültige Beurtheilung eines jeden begründen, ganz gleich stehen. Alle solche Schriften, in denen für die Sache des hohen Alters als solche plaidirt wird, müssen wir daher, so beredt sie auch sein mögen, mit etwas Vorsicht empfangen.“ Der Verfasser macht in dieser Hinsicht auf Cicero's Ansichten über das Greisenalter aufmerksam, worin alles berührt und begründet würde, was sich für die Sache sagen lasse, nur ist er mit Recht der Meinung, daß man zur Erreichung dieses ehrenvollen Ziels schon lange vorher damit beginnen müsse, dasselbe vorzubereiten; es sei eine allgemeine bewahrheitete Thatsache, daß Gewohnheiten, Empfindungen und Interessen der Jugend sich alle bis ins späte Alter fortpflanzen, man möchte daher gerade in dieser Hinsicht die Erziehung so leiten, daß wir eine unverwöhnte, frisch kräftige Jugend bekämen, welche für alles Edle, Gute und Schöne ein lebhaftes Interesse an den Tag lege, denn nur unter dieser Voraussetzung habe Francis Bacon recht, wenn derselbe sagt: „Die Kraft der Jugend übersteht manche Ausschweifungen, für welche der Mensch zu zahlen hat, wenn er alt wird.“ Dieser Ausspruch enthält eine Maxime voll praktischer Weisheit.

Von den andern beiden Abhandlungen erwähnen wir nur im allgemeinen, daß sie ihr Thema mit eben der Wärme und Gründlichkeit erfassen und durchführen, wie die erste, daß darin aber eine gesunde Kritik noch mehr als hier vorwaltet, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie noch mehr noththut. Wir empfehlen sie der sorgfältigsten Beachtung, weil sie es wirklich verdienen. Für heute wird das bereits Mitgetheilte gewiß schon die Neigung veranlaßt haben, das Buch selbst zu studiren, wodurch denn unser zunächstliegender Zweck erreicht wäre.

Das englische Werk Sir Henry Holland's umfaßt zwölf Essays, von denen der vorliegende deutsche Band drei enthält. Die folgenden Bände werden sich auf die römische Geschichte, auf die physikalische Geographie, auf Meteore und Aerolithen, auf siderische Astronomie, auf Australien, Korallenriffe, auf Dalton's Leben, auf die neuere Chemie und auf die Naturgeschichte des Menschen beziehen. Man sieht, es sind lauter Themata, wofür sich ein denkendes großes Publikum ebenso lebhaft wie der Gelehrte von Fach interessirt. Nach der Versicherung des deutschen Bearbeiters werden diese noch in Aussicht stehenden Bände auch recht bald nachfolgen. Es wird uns daher an der Gelegenheit zur Fortsetzung dieser Besprechung nicht fehlen, worauf wir uns schon im voraus freuen können.

Bei dem Lesen dieser deutschen Ausgabe fühlt man es überall leicht heraus, daß die Uebersetzung sehr gewissenhaft durchgeführt ist. Können wir nun dies nur loben und als einen ehrenhaften Beweis der Achtung vor der hohen Bedeutung des Originals ansehen, so fällt es uns dennoch schwer, die Ansicht zu unterdrücken, daß vielleicht eine etwas freiere fließendere deutsche Bearbeitung noch willkommener gewesen wäre. Das deutsche Publikum ist in dieser Hinsicht verwöhnt, und der gediegene Werth des Buchs verlangt es, daß man diesen Punkt nicht unberücksichtigt läßt. **Heinrich Birnbaum.**

Dichter und Aerzte.

Dichter und Aerzte. Ein Beitrag zur Geschichte der Literatur und zur Geschichte der Medicin. Mit poetischen Proben und gelehrten Anmerkungen ausgestattet von Rafael Finckenstein. Breslau, Maruschke und Berendt. 1864. 8. 25 Ngr.

Das Motto dieser Schrift lautet: „Vatibus et medicis unus Apollo favet.“ Doch trotz dieses einen Apollo und der verschiedenen poetischen Göttinnen, welche dem Heilcultus präsidiren, ist die Verwandtschaft zwischen der Poesie und der medicinischen Facultät eine so geringe, daß man sich in der That wundern muß, aus dem beifolgenden, mit großem Fleiß ausgearbeiteten Schriftchen zu ersehen, welch eine beträchtliche Zahl von Jüngern des Aeskulap den Musen gehuldigt hat. Die meisten derselben haben freilich nur ihrer Facultätswissenschaft ein poetisches Kleidchen umgeworfen, welches weder oben noch unten zureicht und mehr einer indianischen Federschürze gleicht, die fast alle Blößen unverhüllt läßt. Wenn aber einzelne Aerzte sich auf dem Gebiete echter Poesie, die von jeder Reminiscenz an ihr Fach frei ist, ausgezeichnet haben, so standen entweder ihr dichterisches Talent und ihre dichterische Neigung in gar keiner Beziehung zu ihrem Beruf, oder sie sind aus dem Gegensatz zu demselben hervorgegangen. In der That weht uns aus der großen Mehrzahl der mitgetheilten Dichtungen ein Lazarethgeruch entgegen, welcher die ohnehin zweifelhafte Berechtigung der didaktischen Poesie doppelt in Frage stellt. Mit Recht sagt der Verfasser selbst: „In der Blütenperiode des griechischen Geistes huldigen die großen Dichter ausschließlich der Pflege der Poesie und die Männer der Wissenschaft arbeiten streng in den Grenzen ihrer Studienzweige; soll man daraus einen Schluß ziehen, so möchte ich behaupten, daß es keineswegs zur Tüchtigkeit eines Arztes gehört, ein Dichter zu sein, und daß, wo sich die mit der Dichtkunst vertrauten Aerzte ungewöhnlich häufen, man darin eher schon ein Zeichen verfallender Literatur und Kunst erblicken kann, bei welcher sich die Dilettanten am meisten in den Vordergrund zu drängen pflegen.“

Finckenstein's Werk hat das Verdienst, ein sehr reichhaltiges Material zusammenzustellen. Es beginnt mit einer Einleitung: „Griechen, Römer, Araber und Juden“, schildert dann das Mittelalter, die salernitanisch-medicinische Poesie, die zahlreichen italienischen Dichter, die sich Versificirungen aus dieser Branche gewidmet, die Franzosen, Engländer und Deutschen, schiebt einen Abschnitt zur Charakteristik der poetischen Literatur über Syphilis ein — wunderbarerweise ein Lieblingsstoff der dichtenden Mediciner — und behandelt dann die Lobgedichte, in denen sich die Vertreter der Facultät gegenseitig beräucherten, in lateinischen und griechischen Versen, in Hexametern und alcäischen Strophen: eine Sitte, die jetzt ganz aus der Mode gekommen ist, indem die Herren gegenseitig nicht zu viel Gutes voneinander zu sagen wissen. Wenigstens reicht für diese Liebes- und Lobesäußerungen die Prosa vollkommen aus. Hierauf folgen Dichter und Aerzte aus der neuen und neuesten Zeit. In mehrern Anhängen werden schlesische dichtende Mediciner, die Dichter der deutschen Literaturgeschichte, welche Aerzte waren, und ähnliche Stoffe behandelt, von denen man indeß nicht begreift, warum sie als Appendix beigefügt und ihre Behandlung nicht an der geeigneten Stelle in den Text verwebt wurde. Ueberhaupt ist der Mangel an jeder systematischen Schichtung des so reichlich abgelagerten Stoffs zu tadeln. Ganze Abschnitte haben einen nur bibliographischen Charakter, Noten und Text sind durch kein Princip geschieden. Ebenso wenig tritt eine durchgängige Sonderung jener zwei Seiten des Werks ein, von denen der Verfasser in der Vorrede spricht: der medicinischen Seite der poetischen Literatur und der poetischen der Mediciner. So macht das Werk im ganzen den Eindruck einer Curiositätensammlung, in welcher es an allerlei Monstruositäten und auch an cynischen Nuditäten nicht fehlt. Denn der poetische Spiritus der Mediciner hat oft nur den Zweck, ihre Misgeburten zu conserviren.

Ein großer Vorzug des Werks dagegen besteht in der trefflichen Uebersetzung der mitgetheilten lateinischen, griechischen, englischen, italienischen Gedichte, indem der Verfasser, selbst Dichter und Vorsitzender des Schlesischen Dichterkränzchens, hierin seine formgewandte Begabung zeigt. Freilich gibt es mancherlei Themata, welche die auf ihre Behandlung verwendete Mühe und Kunstfertigkeit bedauern lassen, denn schon bei den Titeln nehmen, wie Schiller von vielen Blumauer'schen Gedichten sagt, die Grazien reißaus! Es ist daher nicht leicht, Proben der chirurgischen und therapeutischen Poesie mitzutheilen, welche das Bändchen enthält. Naturalia non sunt turpia, aber poetisch sind sie gewiß nicht. Liebhaber der „Priapeia" mögen selbst nachlesen und werden das Büchlein nicht unbefriedigt aus der Hand legen. Etwas über die versificirte oder mindestens scandirbare Prosa der medicinischen Haus- und Heilregeln erheben sich Prolog und Epilog der Dichtung des Johann Aegidius Gilles von Corbeil: „De laudibus et virtutibus compositorum medicamentorum" und die Blumenschilderungen des Mönchs Walafried Strabo in seinem „Hortulus". Auch unter den Lobgedichten finden sich einige, deren Einkleidung nicht ungeschickt ist, wenngleich man in jedem Vers über Galen und Hippokrates stolpert. Am meisten der Mittheilung werth sind zwei Stellen aus den Dichtungen eines genialen deutschen Dichters, der ebenfalls der Medicin durch die Schule gelaufen ist, ohne für sie zu wirken oder von ihr Nutzen zu ziehen. Es sind dies zwei Stellen aus dem Gedicht, welches Christian Günther, der wüste Poet, an seinen Vater richtete, um ihn zu versöhnen. In der erstern schildert er schwunghaft die Aufgabe echter Medicin und die Mittel, ihr nachzustreben:

Etwas muß ich doch noch hier bei Gelegenheit erwägen,
Mancher meint, ich sollte mich auf die Arzkunst besser legen,
Und beredet dich, mein Vater! Viel Verachtung sei daher,
Weil ich nicht mit rechtem Eifer Medicinen dienstbar wär'.
Glaube, da du mich so früh zu der edeln Kunst erzogen,
Da ich auch nicht ohne Frucht deine Warnung eingesogen,
Da ich sie von dir schon kenne, da ich ihren Vorzug weiß,
Geb' ich ihr vor andern Künsten Neigung, Herze, Kranz und Preis.
So viel überseh' ich auch, daß wir, etwas recht zu wissen,
Und von Grund aus zu verstehen, keine Sprünge machen müssen;
Laß mich also kürzlich merken, was des Arztes Pflichten sein,
Denn der Anfang seines Amtes schließt fürwahr nicht wenig ein.
Mit dem Doctor kaum zwei Jahr flüchtig durch den Sennert laufen,
Hände waschen, Feuer sehn, Pillen drechseln, Kräuter kaufen,
Auf gerathewohl verschreiben, andre neben sich verschmähn,
Und sich bei dem Sterbebette in der Staatsperrüke blähn,
Ist so thöricht als gemein, thut auch selten große Wunder;
Bücher, Tiegel, Glas und Ring sind zusammen nichts als Plunder,
Wenn man die Gesundheitsregeln nicht vorher in Kopf gebracht,
Noch auch durch vernünftig Schließen die Erfahrung brauchbar macht.
Will man nun, den Stümpern gleich, nicht an jeder Klippe scheitern,
So bemüh' man sich zuerst, Sinnen und Verstand zu läutern;
Man erforsche die Gesetze, die der Bauherr schöner Welt
Ehmals zwischen Geist und Körper ewiglich und festgestellt.
Dies erfordert etwas mehr, als in alten Schwarten wühlen,
Und mit Knochen, Stein und Kraut oder heißem Erze spielen,
Wer die Wissenschaft der Größe und der Kräfte nicht versteht,
Kann den Leib unmöglich kennen, der wie Wasseruhren geht.
Was vor Klugheit, was vor Muth fließet nicht aus diesen Gründen?
Eh' wir jedes Körpers Art, den wir vor uns haben, finden,
Eh' man Neigung und Gewohnheit, Krankheit, Sitz und Ursach' trifft,
Unzeit, Ekel, Ort und Menge macht auch Mithridat zu Gift.
Inwieweit ich nun gedacht, dieser Vorschrift nachzuleben,
Davon mag die Zeit einmal ein gerechtes Urtheil geben,
Bin ich nur bei mir versichert, daß ich nach Vernunft gethan,
Hör' ich andrer stolzes Bellen mit gelassner Demuth an.

In der zweiten Stelle wendet er sich mehr satirisch gegen die schlechten Aerzte, die Pfuscher, welche durch leere Aeußerlichkeiten zu imponiren verstehen:

Hätten Ehrsucht, Geiz und List die Begierden eingenommen,
Vor wie vielen wärest du da und dort ans Bret gekommen!
Hättest du mit krummen Ränken nach des Nachbars Gut geschnappt,
Hättest du wol auch wie mancher Naboths Weinberg leicht ertappt.
Deine Kunst thut in der Stille mit geringen größre Curen,
Als ein Prahler öffentlich, der mit theuern Goldtincturen
Und berühmten Polychresten Gruft und Beutel täglich füllt,
Und bei denen, die bald glauben, mehr als Paracelsus gilt.
Ach! ach! Was hast du viel von der Ehrlichkeit im Heilen?
Pflegt man sonst zur Perlenmilch ganze Schnuren mitzutheilen;
Bringen deine schwarzen Tropfen, ob sie noch so kräftig sind,
Dir wie andern gelbe Raben? Nein. Was fehlt? Du machst nicht Wind.
Mache Wind, und schwöre drauf, schneide, weil das Fieber währet,
Gib den Bademüttern recht, treffe, bis die Seel' entfähret;
Koche fremde Tränk' und Säfte, kostet's auch die letzte Kuh',
Röchelt schon der Tod im Munde, setz' ihm nur mit Julep zu,
Säume, daß sich die Gefahr nur so spät als möglich lege,
Ist sie aber noch nicht da, gut! so bringe sie zu Wege;
Schreib den Bezoar von Eiern vor ein Wunderpulver an,
Und versprich den jungen Frauen eh'stens einen bessern Mann.
Diese goldne Practica baut auch Pfuschern Haus und Wagen,
Diese macht, daß jung und alt nach dem großen Doctor fragen,
Welcher in dem nassen Zeichen Lung' und Leber schwimmen sieht,
Und mit seinem Abracadabra Würmer aus den Nieren zieht.
Nein; dein allzu ehrlich Herz flucht auf solche Klugheitsstreiche,
Und begehrt nur, daß sein Brot ohne Schulden täglich reiche.
Hast du doch wol, ach den Armen, die dein Fleiß umsonst geheilt,
Nicht mit Pharisäerhänden Brot und Wasser mitgetheilt.
Friede, Demuth, Nüchternheit sind die angeborne Gaben;
Wenn der Magen und der Soff manchen in die Federn graben,
Stehst du schon bei deinen Bäumen mit gesund und starker Lust,
Bis du dann die Patienten auch noch früh besuchen mußt.
Und da sinkt dein wüster Kopf niemals bei dem Krankenbette,
Wenn er nicht mit trunknen Händen vor dem Puls das Kinn berührt,
Noch des Apothekers Unschuld mit berauschter Schrift verführt.

Neuere namhafte Dichter, wie Alfred Meißner, Hermann Lingg u. a., die zugleich Aerzte sind oder waren, werden von Finckenstein nur sehr kurz, in statistischer Weise angeführt. Es wäre jedenfalls eine interessante Aufgabe gewesen, nachzuweisen, welchen Einfluß medicinische Theorie und Praxis auf ihre Dichtungen ausgeübt. Hermann Lingg's „Schwarzer Tod" würde dafür einen nicht zu verschmähenden Anhaltepunkt geboten haben. Noch auf einen andern Dichter findet dies Anwendung, den Finckenstein, bei der Fülle von Einzelheiten, in welche sich ihm der Stoff verzettelte, wunderbarerweise übersehen zu haben scheint. Wir meinen den jungen Regimentsmedicus Friedrich Schiller, dessen erste Werke seine Wissenschaft so wenig verleugnen, daß die physiologischen Motivirungen in den „Räubern" mit ihrem Cynismus ausdrücklich auf die Praxis und die Weltanschauung eines Mediciners hinweisen. Von diesem Standpunkte aus Schiller's Jugendwerke zu prüfen und später nachzuweisen, wie der Materialismus des jungen Arztes allmählich unter den Einflüssen von Kant's kategorischem Imperativ verschwand, würde uns lohnender und fesselnder erschienen sein, als die langen Register der medicinischen Versemacher zusammenzustellen, so wenig wir auch durch diese Ausstellung das nach einer andern Seite hin liegende Verdienst des Werkchens schmälern wollen.

Rudolf Gottschall.

Notizen.

Wilhelm Müller.

Der Sänger der „Griechenlieder" gehört ohne Frage zu den begabtesten und anmuthigsten deutschen Lyrikern. Da es bei der Ueberfüllung des deutschen Parnasses und bei der Menge des jungen Nachwuchses, welcher die Anthologien füllt, auch tüchtigen ältern Dichtern leicht begegnen kann, namentlich wenn sie nicht im modischen Gewande erscheinen, dem Lesepublikum fremder zu werden, so ist es Pflicht der Verlagshandlungen, ihnen

eine Auferstehung im Geschmack der Zeit zutheil werden zu lassen. Diese Pflicht hat die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus erfüllt, indem sie „Ausgewählte Gedichte" von Wilhelm Müller in eleganter Miniaturausgabe erscheinen läßt. Die Auswahl der Gedichte selbst ist geschmackvoll und durchaus angemessen. „Die schöne Müllerin" eröffnet den Reigen. Gerade unter den hier dargebotenen Liedern wird das Publikum viele wiederfinden, die sich als Volkslieder eingebürgert haben, ohne daß der Name des Verfassers allen, welche die Lieder kennen und singen, bekannt geworden wäre:

Ich schnitt' es gern in alle Rinden ein;
Ich grüb' es gern in jeden Kieselstein,
Ich möcht' es sä'n auf jedes frische Beet
Mit Kressensamen, der es schnell verräth,
Auf jeden weißen Zettel möcht' ich's schreiben:
Dein ist mein Herz und soll es ewig bleiben

Oder:

Wenn im Kreise froher Zecher
Ich in meinen vollen Becher
Schaue hellen Blicks hinein,
Wenn um mich die Gläser klingen
Und die Freunde Lieder singen
Dir zu Ehren, deutscher Wein,
Dann, dann sieht's vor meinen Blicken,
Wie die goldnen Trauben nicken
Nieder in den klaren Fluß,
Wie die Wogen lustig rauschen,
Und die Winzerinnen lauschen
Auf des Fischers Abendgruß.

Nicht blos im sangbaren Lied, auch im stimmungsvollen Naturbild ist Wilhelm Müller Meister. Wir erinnern nur an das Gedicht: „Die Brautnacht", in welchem das bekannte Logau'sche „Frühlingsepigramm" in schwunghaften Strophen weiter ausgeführt wird:

Es hat geflammt die ganze Nacht
Am hohen Himmelsbogen,
Wie eines Feuerspieles Pracht
Hat es die Luft durchflogen.

Und niedersank es tief und schwer
Mit ahnungsvoller Schwüle,
Ein dumpfes Rollen zog daher
Und sprach von ferner Kühle;

Da fielen Tropfen warm und mild
Wie langerstickte Thränen;
Die Erde trank, doch ungestillt
Blieb noch ihr heißes Sehnen.

Und sieh, der Morgen steigt empor —
Welch Wunder ist geschehen?
In ihrem vollen Blütenflor
Seh' ich die Erde stehen.

O Wunder, wer hat das vollbracht?
Der Knospen spröde Hülle,
Wer brach sie auf in einer Nacht
Zu solcher Liebesfülle?

O still, o still, und merket doch
Der Blüten scheues Bangen,
Ein rother Schauer zittert noch
Um ihre frischen Wangen!

O still und fragt den Bräutigam,
Den Lenz, den kühnen Freier,
Der diese Nacht zur Erde kam,
Nach ihrer Hochzeitsfeier.

Eine dritte Seite der Müller'schen Begabung tritt in den „Griechenliedern" hervor, welche zu den glänzendsten Proben deutscher politischer Lyrik gehören. Schwunghafte Begeisterung und warmes kräftiges Colorit zeichnen sie gleichmäßig aus. Mit Bedauern vermissen wir in der neuen Auswahl den „Kleinen Hydrioten", ein Gedicht, in welchem sich der Patriotismus mit seltener naiver Energie ausspricht. Unter den Balladen brauchen wir blos auf den „Glockenguß zu Breslau" aufmerksam zu machen, um an bekannte Leistungen des Dichters auf diesem Gebiete zu erinnern. Gewiß wird diese neue Ausgabe dazu beitragen, Wilhelm Müller's Gedichte wieder in der jüngern Generation unsers Publikums neben den Lieblingen des Tags einzubürgern.

Schiller als Didaktiker.

Die Frage über die Berechtigung der didaktischen Poesie ist häufig aufgeworfen worden. Theodor Paur sagte in seiner am 10. November d. J. in Leipzig gehaltenen Schillerrede, in welcher er die innere Entwickelung unsers großen Dichters darzulegen suchte, mit Hinweis auf die vorzugsweise didaktische, durch philosophische Studien und Reflexionspoeme bezeichnete Epoche desselben: „daß, wenn das Lehrgedicht eine Berechtigung habe, es dieselbe nur auf dem Wege finden kann, auf welchem es die Lösung des innern Zwiespalts zwischen Ideal und Wirklichkeit durch unvermitteltes Vordringen zur Erkenntniß der Wahrheit anstrebt." In der That hat die Schiller'sche Reflexionspoesie mit ihrer zum Theil dramatischen Bewegung in der deutschen Literatur das breitspurige Lehrgedicht verdrängt. Schiller hat die stagnirenden Sümpfe der frühern Didaktik ausgetrocknet und mit echt poetischen Blumen überpflanzt. Selten hat sich seitdem bei uns eines jener trockenen, vor keiner technischen Specialität zurückschreckenden „Lehrgedichte" hervorgewagt, wie sie früher bei uns im Schwange waren und noch heutigentags auf dem französischen und englischen Parnaß heimisch sind. Wagte sich aber ein solches Prosapoem ans Licht, so fand es keine Beachtung. So wird die Poetik durch den Genius neu gestaltet — alte Gattungen verschwinden, wie bei den Erdumwälzungen alte Thiergattungen, und nur ihre Skelete bleiben für den Forscher übrig zu prüfender Kritik. 33.

Bibliographie.

Chezy, W., Erinnerungen aus meinem Leben. 2tes Buch. Schaffhausen, Hurter. 8. 2 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Flygare-Carlén, Emilie, Hinter den Coulissen. Novellistische Skizzen aus dem Stockholmer Leben. 1ster Band. Leipzig, Gerhard. 1865. 8. 18 Ngr.

Friedreich, J. B., Die Weltkörper in ihrer mythisch-symbolischen Bedeutung. Nach dessen Tode herausgegeben von N. Friedreich. Würzburg, Stahel. Lex.-8. 2 Thlr.

Gero. Eine poetische Erzählung in drei Gesängen. Mit einem Vorwort von W. Hoffmann. Berlin, Mylius. 1865. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Grimm, J., Kleinere Schriften. 1ster Band. — A. u. d. T.: Reden und Abhandlungen. Berlin, Dümmler. Gr 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Handwörterbuch der Volkswirthschaftslehre. Unter Mitwirkung von Böhmert, Braun, Emminghaus u. s. w., und andern auf dem Gebiete der Volkswirthschaftslehre rühmlichst bekannten Gelehrten und Fachmännern bearbeitet von H. Rentzsch. 1stes Heft. Leipzig, G. Mayer. Lex.-8. 10 Ngr.

Herbert, L., Neue Anekdoten aus dem Leben Napoleon III. Im Anschlusse an das Werk desselben Verfassers „Napoleon III. und sein Hof" in Anekdoten und Charakterzügen. Leipzig, Grunow. 1865. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Jäger, G., Zoologische Briefe. 1ste Lieferung. Mit 5 chromolithographirten Tafeln. Wien, Braumüller. Gr. 8. 1 Thlr.

Kapp, F., Der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika (1775 bis 1783). Berlin, F. Duncker. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Kompert, L., Geschichten einer Gasse. Novellen. Zwei Bände. Berlin, Gerschel. 1865. 8. 3 Thlr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

NOVUM TESTAMENTUM GRAECE.
EX SINAITICO CODICE

omnium antiquissimo Vaticana itemque Elzeviriana lectione notata edidit

Aenoth. Frid. Const. Tischendorf.

Cum tabula. 8. Geh. 4 Thlr.

Dieses Werk enthält eine Weiterführung des im vorigen Jahre herausgegebenen und bereits ganz vergriffenen „*Novum Testamentum Sinaiticum*“, sowol dem textlichen Bestande nach, als durch die beigefügten Vergleichungen der Vaticanischen Handschrift und des Elzevirischen Textes. Auch in den umfangreichen Prolegomenen findet sich mancher neue Zusatz. Da, wie der gelehrte Herausgeber nachzuweisen versucht, die Sinaihandschrift mit den ihr am nächsten verwandten Urkunden fortan die Grundlage zur Feststellung desjenigen Textes bilden muss, dessen sich die theologische Wissenschaft zu bedienen habe, entspricht die vorliegende vollständige Ausgabe derselben einem allgemeinen Bedürfniss der Theologen wie der Philologen.

In demselben Verlage erschien früher:

NOTITIA EDITIONIS CODICIS BIBLIORUM SINAITICI auspiciis imperatoris Alexandri II. suscepta. Accedit catalogus codicum nuper ex oriente Petropolin perlatorum. Item Origenis scholia in proverbia Salomonis partim nunc primum partim secundum atque emendatius edita. Cum duabus tabulis lapidi incisis. Edidit Constantinus Tischendorf. 4. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

VETUS TESTAMENTUM GRAECE JUXTA LXX INTERPRETES. Textum Vaticanum Romanum emendatius edidit, argumenta et locos Novi Testamenti parallelos notavit, omnem lectionis varietatem codicum vetustissimorum Alexandrini, Ephraemi Syri, Friderico-Augustani subiunxit, prolegomenis et epilegomenis instruxit Constantinus Tischendorf. Editio tertia, ratione etiam habita thesauri Sinaitici nuper inventi et editionis Maianae codicis Vaticani. 2 tomi. 8. Geh. 4 Thlr. Auf Schreibpapier 6 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ausgewählte Gedichte

von

Wilhelm Müller.

Miniaturausgabe. Elegant cartonnirt 20 Ngr.

Wilhelm Müller's Gedichte, ausgezeichnet durch Innigkeit und Wahrheit der Empfindung, Frische der Lebensansicht und wunderbare Melodie der Sprache, sind bei weitem noch nicht nach Verdienst gekannt und verbreitet. Das vorliegende Bändchen, mit gefälliger und eleganter Form Wohlfeilheit des Preises verbindend, bietet eine Auswahl der schönsten Gedichte Wilhelm Müller's und wird sicher dazu beitragen, diesem gesangreichsten aller Liederdichter viele neue Freunde zu gewinnen.

Im Verlage von Georg Reimer in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lebensbilder

aus der

Reformationszeit

von

Jules Bonnet.

Deutsch bearbeitet

von

Dr. Friedrich Merschmann.

Brosch. 1 Thlr.

Lord Byron's Werke.

Uebersetzt

von

Otto Gildemeister.

In sechs Bänden.

Band 1 und 2. Brosch. 1 Thlr. 10 Sgr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

HANDBUCH DER NEUERN UND NEUESTEN FRANZÖSISCHEN LITERATUR.

FÜR DEN SCHUL- UND PRIVATUNTERRICHT

HERAUSGEGEBEN VON

KARL GRÆSER.

In zwei Bänden. 8. Geh. Jeder Band 20 Ngr. Gebunden in einem Band 1 Thlr. 20 Ngr.

Der Herausgeber, Verfasser einer Reihe allgemein bekannter und geschätzter Lehrbücher, bietet in diesem Handbuch eine Auswahl aus den Werken der besten Dichter und Prosaisten Frankreichs seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts bis zur Gegenwart, die in jeder Hinsicht den Zwecken des Unterrichts entspricht und jugendlichen Lesern reinen und anziehenden Lesestoff liefert. Eine ebenso nützliche als interessante Zugabe bilden die voranstehenden literarischen und biographischen Notizen über die Autoren der aufgenommenen Lesestücke.

Für Engländer erschien das Werk unter dem Titel:

A THESAURUS OF FRENCH LITERATURE SUBSEQUENT TO THE GREAT REVOLUTION. Especially adapted for the use of schools, for self-instruction, and for private reading. By Ch. Græser. In two volumes. Each volume 20 Ngr. Bound in one volume 1 Thlr. 20 Ngr.

Soeben erschien das **26. Heft** der 11. Auflage von

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

(Bonnet — Boyard.)

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes werden noch Unterzeichnungen zum Subscriptionspreise von

☞ 5 Sgr. für das Heft von 6 Bogen ☜

angenommen und sind die bereits erschienenen Hefte sowie der erste und zweite Band daselbst vorräthig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 48. — 24. November 1864.

Lyrisch-epische Dichtungen.

1. Jadwiga. Gedicht in elf Gesängen von Karl Beck. Leipzig, Grunow. 1863. 16. 16 Ngr.
2. Der Stedinger Freiheitskampf. Ein vaterländisches Gedicht in 18 Gesängen von Arnold Schloenbach. Bremen, Müller. 1864. 8. 22⅔ Ngr.

Die Zeit ist der lyrisch-epischen Dichtung nicht günstig, welche durch Misbrauch ihr Recht auf die Gunst des Publikums verscherzt hat. Denn wie viel Langweiliges, wie vieles, was weder Fisch noch Fleisch ist, wurde dem Publikum unter dieser Firma und in schönen Miniaturbänden angeboten; wie viele geistige Armuth versteckte sich unter den Goldschnitträndern! Wie oft schien der Vers nur erfunden, um den Erzählern ihr Amt zu erschweren oder sie zu einer überflüssigen Breite zu nöthigen — und wenn eine Novelle in Prosa wenigstens spannen und interessiren mußte, um nicht beiseitegeworfen zu werden, so schien eine Novelle in Versen auch von dieser prosaischen Pflicht befreit! Der Vers, wenn er nur auf den gehörigen Füßen lief, war Ersatz für alles, für Erfindung, für Spannung, für Geist! Mit dieser Misstimmung gegen lyrisch-epische Miniaturausgaben, welche mit der frühern Vorliebe für dieselben in auffallendem Widerspruch steht, haben auch unsere begabtern Dichter zu kämpfen.

Die Muse Karl Beck's stürmte in den „Geharnischten Nächten" wie ein feuriges magyarisches Roß in die deutsche Literatur, „daß Kies und Funken stoben". Es ist seitdem eine geraume Zeit vergangen — der Dichter hat seinem Rosse fein säuberlich Sattel und Schabracke übergehängt und sorgt dafür, daß es kein Hufeisen verliert; er beschlägt es sorgsam in der kritischen Schmiede. Trotz des zum Theil zierlichen Aufputzes und harmonischen Schellengeklingels verleugnet es indeß noch immer nicht ganz sein altes Feuer. Karl Beck hat jetzt nicht das Glück, zu den Modepoeten zu gehören; er hat sich dies Glück von Haus aus durch das allzu heiße Temperament seiner Muse verscherzt, da sich das elegante Publikum nur gern in einer mittlern Temperatur bewegt und leidenschaftlichen Ergüssen abgeneigt ist. Obgleich Beck durch sorgsame Pflege der Form jetzt vollkommen toilettenund salonfähig geworden ist, wird ihm von diesem Publikum doch sein früherer Sturm und Drang nicht verziehen. An dieser gefeilten Form fehlt es wenigstens seiner neuen Dichtung „Jadwiga" (Nr. 1) nicht. Dennoch ist sie nicht blos eine „Novelle in Versen", eine metrische Studie, in welcher es dem Autor beliebte, was er ganz gut in Prosa sagen konnte, zur Abwechselung einmal in Verse zu bringen, um zu zeigen, was er von Platen gelernt hat. Ihr fehlt nicht, was die Dichtung zur Dichtung macht: Schwung, Stimmung und Colorit; doch dafür vieles, was das erzählende Gedicht von der Novelle in Prosa mit übernehmen muß: Klarheit der Darstellung und markirte Hervorhebung des Fortgangs der Handlung. Sowenig eine Erzählung in Versen blos eine gereimte Novelle sein darf, sowenig darf sie sich von den Grundbedingungen der Erzählung emancipiren. Was uns bei der schlichtesten Erzählung aus dem Munde des einfachen Mannes fesselt, eben die Thatsache selbst und der Gang der Ereignisse, das muß auch in dem idealen Genre zu seinem vollen Rechte kommen. Wir wollen auch in der Architektur die tragenden Stützen, wenngleich in künstlerischer Form, kräftig hervorgehoben und nicht schwächlich verkleidet sehen. Hierin sündigen unsere Poeten oft — die Beschreibung überwuchert bei ihnen die Erzählung; sie pflegen diejenigen Motive mehr hervorzuheben, welche ihnen Gelegenheit geben zu glänzenden Schilderungen, als diejenigen, welche die eigentlichen Angelpunkte der sich fortbewegenden Handlung sind. Ein künstlerischer Organismus, wie doch auch die poetische Erzählung ist, macht nur dann den angemessenen Eindruck, wenn seine innere Gliederung uns anschaulich in die Augen springt.

Beck's „Jadwiga" spielt, nach der Zeitangabe des Titelblatts, ein Jahr nach dem Falle Warschaus. Die Heldin ist eine polnische Witwe, welche mit ihrem Knaben einer Einladung zu einem Feste in der Nachbarschaft folgt, um dort hinter dem glänzenden Schein eine innere zukunftsvolle Erregung des Vaterlandsgefühls zu finden, doch umsonst:

Getiebel, Prunk und Jubelschall,
Zwölf Monde nach des Landes Fall!

Da eilt sie mit ihrem Kinde hinaus in die stürmische Winternacht! Doch warum nahm sie das Kind mit zu dem Feste?

In Wind und Wetter nahm ich mit
Mein Kind an diesem Tage,
Daß flehentlich auf Schritt und Tritt
Sein Blick den Männern sage:
„Wo bergen uns die Mütter, wo?
Die Kinder schützt vor Pharao!"

Das Motiv erscheint etwas schwächlich, um so mehr als die ganze geschilderte Begebenheit auf ihm beruht. Jadwiga hätte bei dem schlechten Wetter ihr Kind lieber zu Hause lassen sollen, wie es einer sorglichen Mutter ziemt, statt es zum Ballfest mitzunehmen, wohin es überhaupt nicht paßt, und noch dazu ohne Wärterin! Denn die Polen brauchten diese Mahnung nicht, wenn sie der Noth des Vaterlandes eingedenk waren, und wenn sie derselben nicht gedachten, so wird auch die Mahnung fruchtlos gewesen sein, um so mehr, als ja an Kindern gewiß kein Mangel und sogar ein kleiner Täufling auf dem Schlosse war! Es sind dies sehr prosaische Bedenken; doch der lyrische Schwung darf sich über dieselben nicht hinwegsetzen. Wir würden mit größerm Genuß den prächtigen Schilderungen, die jetzt folgen, uns hingegeben haben, wenn auch alle Voraussetzungen der Handlung mit der Natur der Dinge und der Sorgfalt, welche ein bonus ac diligens paterfamilias zu beobachten hat, in Einklang gewesen wären!

Die Fahrt geht über die winterliche Heide; Jadwiga entschlummert, ihr Kind im Arm, während der Leibheiduck in einem Monolog mit Begeisterung der Herrin gedenkt:

Ob man das edelste Gestein
In Scheffeln mir verspräche;
Ob auf der Folter das Gebein
Ein Henker mir zerbräche —
Kein Wort entrisse mir der Schmerz,
Was dich verdürbe, theures Herz!
Du gingst mit den Großen, doch bliebest du schlicht,
Die Kleinen im Staube verwarfest du nicht,
Und lehrtest uns im Leben
Das Haupt bewußt zu heben.

Das Selbstgespräch wird vom Geheul der Wölfe unterbrochen, die vom Schlaf erwacht wild umherschweifen. Der Heiducke will die hohe Frau nicht wecken: er weiß sich keinen andern Rath, als zwei der Rappen auszuspannen und ins Feld zu jagen, um durch diese Opfer die nächste Gefahr vom Haupte der Herrin abzuwenden. Er schwankt mit bangem Herzen, welche von den Vieren, die ihm gleich werth sind, er dem sichern Tode weihen soll. Da — strauchelnd knickt das Vorderpaar, er sieht darin einen Wink, die vordern Renner zu opfern. Inzwischen träumt Jadwiga, der Dichter erzählt uns ihren Traum, eine Vision von Polens begrabener Freiheit. Der eigene gestorbene Gatte erscheint ihr, er mahnt sie, die Kinder zu schützen, denen ein einstiges Osterfest beschieden ist:

O wahre sie mit starker Hand,
Ein grimmer Wolf verheeret das Land!
Es kennen die Lämmer den heiseren Ton,
Jadwiga, Jadwiga, da nahet er schon,
Auf, rette die den Knaben!
Der Vater ist begraben!

Da erwacht Jadwiga mit einem Aufschrei und sieht die drohende Gefahr und die grausame Vorsichtsmaßregel des Heiducken. Diese Vision ist schwunghaft erzählt; sie hängt durch ihre Schlußwendung mit der Situation zusammen. Dennoch verwirrt sie durch eine Folge und Fülle der verschiedenartigsten Bilder die Phantasie, und schwächt die fieberhafte Spannung ab, welche sich gerade auf diese Situation concentriren wollte.

Die jetzt folgenden Kampfscenen gehören in das Gebiet bewegter Thiermalerei, ohne indeß die Grenzen zu überschreiten, welche Lessing's „Laokoon" ein für allemal zwischen den Reichen der Dichtkunst und der Malerei festgesetzt. Nur dem Anschein nach wiederholen sich die Bilder; es herrscht eine künstlerische Steigerung vor. Es ist ein dreifacher Kampf. Zunächst kämpfen die freigelassenen Rosse mit den Wölfen; dann setzt sich der opfermuthige Heiduck, der eigenen Familie nicht eingedenk, auf das dritte Pferd, um bewaffnet und von seinem Spitz begleitet, den Kampf für die Herrin zu wagen. Dem Thieropfer folgt das Menschenopfer. Zuletzt kämpft die Mutter auf dem Schlitten für das Kind, welches die verwundete Wölfin ihr raubt. In allen diesen Schilderungen herrscht Anschaulichkeit und bei großer Naturwahrheit lebendiger Schwung. Wir theilen als Probe das erste Kampfbild mit:

O, wohlig ist's im weiten Raum
Den ausgesetzten Rossen,
Es hält nunmehr kein straffer Zaum
Ihr edles Haupt umschlossen;
Kein Zügel, der sie fürder zwingt,
Kein Treiber, der die Geisel schwingt;
Wie flackert ihr Auge! Sie wiehern mit Macht
Ihr trunkenes Fühlen hinaus in die Nacht,
Vorüber sind die Tage
Der Lasten und der Plage.

Horch, schaurig heult das Raubgethier!
Sie knirschen mit den Zähnen,
Das Ohr gespitzt, das Auge stier,
Und werfen Schweif und Mähnen,
Und sperren weit die Nüstern auf,
Den Kopf gesenkt im jähen Lauf,
Und suchen erschrocken das sichre Versteck,
Um vorne behütet, beharrlich und keck
Dem alten Feind das Eisen
Des Hinterhufs zu weisen.

Vermögen sie mit kühnem Trutz
Und glücklich hier zu raufen?
Kein Heu gewähret dem Haupte Schutz
In hochgethürmten Haufen;
Kein Feuer loht im Heidegrund,
Der Wächter fehlt, der Zottelhund. —
Die wilden Naturen, sie traben daher,
Und recken bedrohlich im wüsten Begehr
Aus dürrem Schlund die Zungen,
Die Wölfin führt die Jungen.

Das Rudel kommt in jäher Hast
Den Rossen nachgeschossen,
Es rufet an und lädt zu Gast
Die streifenden Genossen;
Sie nahen schon mit Räuberschritt,
Sie jagen um die Wette mit;
Nun schließen sie dichter den schrecklichen Kreis,
Keins gönnt dem Gefährten den köstlichen Preis,
Hei, wie sie neidisch ringen,
Und wild sich überspringen.

Das edle Paar in Todesqual,
Die Kräfte fühlt's entfleuchen,
Es rüstet sich ein letztes mal
Beherzt den Feind zu scheuchen:
Es bäumt sich riesig hoch hinan,
Da beißt er schnell im Rücken an,
Und wieft's ihm entgegen in eiliger Flucht
Der hinteren Hufe zerschmetternde Wucht,
Flugs reißt er an den Mähnen,
Am Hals mit Mörderzähnen.

Aus breiter Wunde schießt das Blut,
Großaugen, müßt ihr sterben?
So war der Freiheit kurzes Gut
Nur Sorge, nur Verderben?
Sie fallen stolz, der Gegner siegt,
Sie liegen, Leib an Leib geschmiegt,
Und hauchen einander ins kalte Gesicht,
Als wollten sie sprechen, als könnten sie nicht
Getrennt in ihren Leiden
Und ohne Kuß verscheiden — . . .

Der Streit des Leibpanduren, der sich für seine Herrin opfert, ist ausführlicher geschildert. Der Kampf Jadwiga's selbst, welche mit dem Schießgewehr ihren Knaben vertheidigt, ist zwar auch anschaulich schön dargestellt; doch ist das Motiv, das der Dichter hier zur Geltung bringt, psychologisch unhaltbar. Schön tritt das Bild der Kämpferin vor uns hin:

Vom Pfühle springt sie trotzig auf,
In hochgeschwungner Rechten
Gespannten Hahns den Doppellauf;
Gelöst die reichen Flechten;
Wildprächtig steht sie, wendet stumm
Medusenhaft das Haupt herum;
Die Zügel in linker, in fliegender Hand,
So lauscht sie! Gefallen das Zobelgewand,
Die gramgebleichten Mienen
Vom vollen Mond beschienen!

Da beschleicht sie der Geist feiger Klügelei, sie denkt der Kleinen zu Hause, der armen Waisen; wer steht ihnen bei, wenn sie dahingeschieden? Doch sie rafft sich aus ihren Zweifeln empor, ihr Doppellauf trifft die Wölfin und das Junge. Rachedürstend kommt die verwundete Mutter nachgeschnaubt:

Zwei Mütter sind im Kriege,
Jadwiga, siege, siege!

Sie schlägt auf die Wölfin mit dem Feuergewehr los, bis diese betäubt zusammenstürzt. Doch

Von neuem jagt das Thier heran —
Noch einen Streich, noch einen —
Umsonst! Unbändig greift es an —
Wer schützt daheim die Kleinen? —
Da sinkt ihr linker Arm! Geschwind
Gefaßt die Räuberin das Kind —
Sie schleppt es am Kleide mit schonendem Zahn —
„Genommen? Gegeben! Ich hab' es gethan!"
So tobt zusammenfallend
Das Weib, die Brust zerkrallend.

Zunächst ist die eigentliche Pointe der Handlung und des ganzen Gedichts, die in dieser Strophe liegt, viel zu lakonisch angedeutet im Vergleich zu der Ausführlichkeit, mit welcher minder wesentliche Momente ausgemalt sind. „Da sinkt ihr linker Arm" — zufällig oder absichtlich? Klagt sich die Mutter mit Recht oder nur aus übertriebenem Zartgefühl an? Wo es den Grundbau der Handlung gilt, darf keine Dunkelheit, kein Zweifel herrschen! Doch nein, der Geist feiger Klügelei hat gesiegt, die Mutter opfert ihr Kind, um sich für die andern zu retten, vielleicht für sich selbst! Das ist psychologisch unwahr — so handelt keine Mutter, am wenigsten eine Jadwiga, so handelt überhaupt kein Mensch! In den Augenblicken der Gefahr gewinnt das Nächste einen unendlich gesteigerten Werth — das gefährdete Kind ist einer Mutter alles! Wie konnte sie in diesem Augenblicke der andern gedenken, die ruhig in ihren Bettchen schlafen? Auch die Exaltation des Patriotismus kann die That nicht rechtfertigen. Wenn es später heißt:

Der Mutter hat vermessen
Das Polenweib vergessen —

so ist auch dies Sophistik. Ein Kind zu opfern, um zwei andere zu retten; es hätte wol den Schein für sich. Doch die beiden andern befinden sich in keiner Gefahr und konnten, auch wenn sie die Mutter verloren, zu guten Patrioten erzogen werden. Unnatürlich, wie die That der Mutter, ist die Strafe, die sie dafür trifft. Sie wünscht den Tod; der Alte des Dorfs gibt sich nach längerer Strafpredigt dazu her, sie mit dem Dolche zu durchbohren. Er selbst, mehr ein Richter als ein Mörder, wird vom Kaiser mit Verbannung begnadigt.

Die Dichtung Beck's behandelt den Conflict zwischen Mutterliebe und Patriotismus; doch wie wir gesehen, in einer nicht klaren und glücklichen Weise. Die polnische Vaterlandsliebe wird zwar oft mit energischem dichterischem Ausdruck geschildert, doch tritt diese Seite der Reflexion gegen das Naturbild zurück; die winterliche Heide, der Anfall der Wölfe, der Kampf mit ihnen — das bildet den Vordergrund des Gemäldes. Und in diesen Schilderungen zeigt sich Beck's hervorragendes Talent in seiner ganzen Bedeutung.

Was dem Erfolge der Dichtung indeß Eintrag thun muß, das ist gerade die Begeisterung für die Sache Polens, welche in früherer Zeit zu den unerlaßlichen Glaubensartikeln eines politischen Lyrikers gehörte, der auf Beifall rechnen wollte. Hierin ist jetzt ein Rückschlag eingetreten. Namentlich haben die dem deutschen Geist so widerstrebenden Mittel, welche die jüngste polnische Insurrection benutzte, wesentlich dazu beigetragen, ihr die Gemüther zu entfremden. Es ist gut, wenn der deutsche Nationalsinn erstarkt und wenn wir uns nicht mehr von andern Nationen die Butter vom Brote nehmen lassen. Doch wäre diese Errungenschaft zu theuer erkauft um den

Preis dessen, was seit alter Zeit dem deutschen Geist zur höchsten Zierde gereicht, um den Preis der Gerechtigkeit und des Mitgefühls für fremdes Leid und fremde Kränkung. Im Polenhasse der deutschen Nationalpartei, wie er sich in brüsker Weise in verschiedenen Blättern zur Schau gestellt hat und von Männern der Fortschrittspartei, wie von ihren großdeutschen Gegnern getheilt wird, können wir keinen Fortschritt des deutschen Geistes erblicken! So sei es wenigstens dem Dichter vergönnt, das Palladium des Rechts und der Freiheit zu feiern, auch wenn es nicht gerade an den deutschen Eichen hängt!

Die Form der Dichtung ist durchaus gefeilt, der Bau der Strophe, die vielleicht für den im ganzen energischen Inhalt zu zierlich erscheinen mag, erhellt aus den mitgetheilten Proben. Der mehr an Schiller anklingende Sturm und Drang der frühern Beck'schen Gedichte hat sich vollkommen beruhigt, wir finden eher Goethisirende Verse, z. B.:

Was einer that, muß liebend, Sohn,
Dich ganz zum Ganzen drängen;
Es rufe dir wie Glockenton,
Die wie mit Orgelsängen
Den Dank im Herzen brausend wach,
Vergilt und segne tausendfach!
Wer heute wie gestern das Löbliche bringt,
Gibt Besseres morgen, kein Bestes gelingt,
Gethanes sei vergessen,
Was noch zu thun, ermessen.

Wir finden einzelne Strophen, welche klar abgeschlossene Bilder in ebenso rhythmisch geschlossener Form bieten. Die Metaphern und Gleichnisse sind seltener und besser erwogen, als es früher bei Beck der Fall war. An einzelnen läßt sich zwar noch immer mäkeln. So heißt es von Jadwiga:

Sie wandelt inmitten der tosenden Luft
Mit ruhigem Auge, mit kochender Brust;
So mag die Welle grollen,
Verhehlt von glatten Schollen.

Die Schollen sind nicht glatt, nur die Eisfläche. Ueberhaupt klingt die letzte Zeile manierirt.

Doch trotz der Ausstellungen an der Composition und im einzelnen betonen wir ausdrücklich, daß wir es hier mit einer echten Dichtung zu thun haben und mit einem echten Dichter; wir betonen dies um so mehr, als sich heutigentags so viele Spatzen als Nachtigallen geberden, und noch dazu so viele kritische Gartenwächter der Poesie, statt zur Schrotflinte zu greifen, dies „Gezwitscher" für die Klänge Philomelens ausgeben.

Wenn Beck in der „Jadwiga" als kosmopolitischer Dichter auftritt, der Elegien aus dem Herzen einer fremden Nation heraussingt, so dichtet Arnold Schloenbach dagegen ein „vaterländisches" Gedicht, indem er den „Stedinger Freiheitskampf" (Nr. 2) besingt. Das Gedicht Schloenbach's hat mehr epischen Charakter als die Erzählung Karl Beck's, in welcher lyrische Reflexion vorherrscht und die Schilderung nur ein Einzelgeschick darstellt. Bei Schloenbach sehen wir den Kampf eines ganzen Volksstammes gegen seine Unterdrücker, den Kampf deutscher Bauern gegen Adel und Klerus. Die Helden des Gedichts sind die friesischen Stedinger, wackere Bauern, welche sich gegen die Grafen von Oldenburg und den Erzbischof von Bremen empören und in dem gegen sie gepredigten Kreuzzuge erliegen. Hier war der Dichter auf Schilderung der Volkssitten und Volkskämpfe angewiesen; er konnte eine an die Dorfgeschichte erinnernde realistische Tüchtigkeit in seine Darstellung legen, und wenn er dieselbe mit schimmernden Reflexionen ausstatten wollte, so entnahm er sie jenem reich ausgestatteten Arsenal der Rhetorik, in welchem seit Schiller's „Wilhelm Tell" die Waffen hängen, die ein Dichter zum Kampfe gegen die Tyrannen braucht. Aus Düne, Geest und Moor beschwört der Dichter in der Widmung seine „großen Bauern" herauf:

Mir ward ein Lied zu singen —
Ein tiefes, düstres Lied,
Das wie mit Rabenschwingen
Die Seele mir umzieht.

Da werden nicht mit Rosen
Die Herzen weich entzückt:
Da werden blut'ge Rosen
Mit Eisenhand gepflückt.

Wie aus versunknem Borne
Ein Geist oft mahnend spricht:
Steigt auf aus tiefem Zorne
Dies mahnende Gedicht.

Es wird von keinem Helden,
Der durch die Zeiten glänzt,
Von keinen Erobern melden,
Die eine Stirn umkränzt:

Von lang verwehten Dünen,
Aus lang versunknem Moore,
Ruf' ich verschollne Hünen
Zu meinem Lied hervor.

Welch zorniges Bedauern,
Welch Staunen mich erfaßt:
Ihr königlichen Bauern,
Wie groß habt ihr gehaßt!

Wie groß habt ihr gestritten,
Gleich Sparta und Athen!
Wie groß habt ihr gelitten!
Wie groß das Untergehn!

Wie bei Karl Beck die sarmatische Heide in landschaftlichen Stimmungsbildern gemalt wird, so bei Arnold Schloenbach die von Meeresduft umwitterte Nordlanddüne:

Von den Dünen, von den Mooren
weht die feuchte, graue Luft;
Von den Geesten und den Marschen
steigt empor ein blauer Duft;
Durch den trüben, wolk'gen Himmel
dringt der Maiensonne Glanz, —
Mächt'ger, mächt'ger, und auf einmal
ist es Frühling voll und ganz!
Aller Marschen glatte Flächen
glänzen auf in saft'gem Grün,
Durch die Geesten blinkt und quillt es
und die Moore zitternd glühn.

Alle Wiesen, alle Fluren,
   alle Dörfer frisch und reich;
Blank und tüchtig, und das alles
   wie es paßt für gleich und gleich. —
An den Dämmen sind der Schiffer
   weiße Häuschen angedrückt;
Sind mit Muscheln, Moos und Thieren
   manche Meerflut ausgeschmückt. —
Und das alles nun umschlossen
   von der Dämme mächt'gen Armen:
Sie allein, die alten Riesen,
   haben rettendes Erbarmen,
Wenn aus Ost und West es stürmt;
   wenn die Doppelflut gewaltig
Ihre Mauern donnernd thürmt.

Dem Naturbilde schließen sich Genrebilder aus dem Volksleben an, zunächst eine Deichschau, dann ein Schöffengericht, wo ein stedinger Brutus über seinen Sohn das Urtheil fällt, der einen Ast vom Baume abgerissen hat, welcher zum Schutze des Dammes gepflanzt war. Darauf steht nach alter Satzung der Tod durch Feuer. Doch der Vollzug des Urtheils wird durch einen Zwischenfall gehindert. Die leuchteburger Ritter haben zwei stedinger Jungfrauen entführt, der bereits auf dem Scheiterhaufen thronende Jüngling ergreift das Beil, welches dem Fronen aus der Hand fällt, führt sein Volk zum Rachekampf und erobert aus Schutt und Trümmern die geraubten Mädchen zurück. Seit dieser Ouverture des Gedichts sind Jahre vergangen. Da ziehen die Stedinger zum Kampfe gegen die Oldenburger und Bremer, deren Bündniß sie bedroht. Der Dichter schildert den Zug:

Alle eins! Doch wohl zu kennen,
   wer aus Marschland, Geest und Moor:
Breitbehäbig, stelzgemächlich
   kommt der Marschner Zug hervor.
Doch der Geestner rasch und freudig;
   und die Männer aus dem Moor
Traumhaft düster wie ihr Boden,
   wie das Lied in dunkelm Rohr.

Sehr kunterbunt sind die Fahnen beschaffen, die ihnen zum Kampfe vorauswehen:

Aus dem Arm des letzten Führers
   eine seidne Fahne schwillt,
Mit des heil'gen Egidius,
   ihres Schutzpatrones, Bild.
Zwischen Christus und dem Heil'gen
   aber glänzt der halbe Mond,
Der auf schlanker, blanker Säule
   in der Mitte funkelnd thront.
Mit dem Kreuzzug Barbarossa's
   waren Stedinger gezogen;
Hatten löwengleich gefochten
   an des Jordans heil'gen Wogen,
Nach dem Tode ihres Kaisers
   noch durchkämpft manch' heiße Schlacht;
Dann den wilderstürmten Halbmond
   in die Heimat mitgebracht.
Und auch er ward hoch gehalten
   in der Männer wucht'gen Reihn;
Muth'ger funkeln ihre Augen
   bei des Halbmonds goldnem Schein.
Und so kämpfen mit den Bauern
   Heiland, Heil'ger und Moslem;
Alle schaun in diesen Zeichen
   ihrer Freiheit Diadem.

Doch ehe es zum Kampf kommt, erscheint noch ein Friedensbote, und diese Zeit des Aufschubs benutzt der Dichter, uns noch einige Blicke in das Volks- und Naturleben der Stedinger thun zu lassen, indem er die Wettspiele der Bauern und einen für die Dünen bedrohlichen Meeressturm schildert. Diese Schilderung ist die lebendigste der Dichtung. Der Kampf des Menschen mit der Naturgewalt, welche hier elementarisch über ein ganzes Volk hereinbricht, während sie in Karl Beck's „Jadwiga" als der offene Rachen hungriger Bestien erscheint, ist mit Recht seit alter Zeit ein Lieblingsthema der Dichtung. Die Vorliebe für Naturstudien, welche die jüngste Zeit charakterisirt, trägt wesentlich dazu bei, daß unsere Dichter durch eine Fülle einzelner Züge ihre Darstellungen zu beleben vermögen. Wir sehen in dieser Schilderung elementarischer Mächte die ängstlichen Möven den Sturm verkünden, die mächtigen Wogenberge donnernd kommen:

Von den Bergen fließt es nieder,
   weiter, weiter in die Tiefen,
Bis im Vorland schon der Weiden
   grüne Haare schäumend triefen.
Weiter, weiter! Sausend, brausend, —
   Wasserwüste weit und breit,
Drüben hin die Schar der Möven
   immer schriller, wilder schreit!
Draus hervorschaun flieh'nde Nachen,
   Dünenhügel, nackte Stämme. —
Aber ruhig, unerreicht noch
   stehn der Bauern mächt'ge Dämme.
Ruhig stehn auch noch die Bauern
   auf der Schutzwehr ihrer Gaun, —
Bis sie ernster, immer ernster
   in die roll'nden Fluten schaun:
Dicht und dichter, schrecklich langsam,
   schrecklich sicher roll'n sie an,
Ziehen weit um alle Dämme
   einen fürchterlichen Bann.
Näher, näher, — bis sie klanglos
   schon am Fuß der Dämme plätschen,
Mit den weißen Schaumeszähnen
   gierig nach der Höhe fletschen.
Mit den scharfen, wilden Tatzen
   murmelnd an der Böschung fühlen;
Jeden Riß und jede Spalte
   mordbegierig weiter wühlen;
Wie an unsichtbaren Leitern
   immer höher, höher klettern,
Während sausende Orkane
   ihre Siegeslieder schmettern,
Furchtbar, furchtbar an der Dämme
   bröckelnder Gewandung rüttelnd. —
Und die Flut steigt immer höher;
   ihre weißen Mähnen schüttelnd
Wie ein Raubthier, daß ihr Schaum
   durch die dunkeln Lüfte wirbelt,
Wie des Winters weißer Flaum.
Und nun liegen Brust an Brust schon
   Damm und Flut in grausem Kampf;
Weit umwallt das lange Schlachtfeld
   von der Brandung Gischt und Dampf.
Ruhig-mächtig wirft der Damm noch
   jeden Stoß der Flut zurücke.
Aber jetzt, — die Wuth der Feindin
   wandelt sich in grimme Tücke:

Wo des Dammes letzte Wehrkraft,
seines Hauptes Kappe liegt,
Sie sich nagend, windend, wühlend
in die feinsten Nähte schmiegt —

eine Schilderung, die mit Ausnahme einiger etwas harten Apostrophirungen und des ungebräuchlichen, dem Reim zugestandenen „plätschen" für „plätschern" in dichterischer Hinsicht tadellos ist.

Mit gleicher Lebendigkeit sind die spätern Ereignisse und Kämpfe, namentlich die letzte, gegen das Kreuzheer gelieferte Todesschlacht geschildert, welche auf diesen Dünen und in diesen Mooren einen eigenthümlichen, vom Dichter glücklich hervorgehobenen Charakter annimmt. Ohne Frage ist der „Stedinger Freiheitskampf" Schloenbach's gelungenste Dichtung. Es herrscht in derselben eine tüchtige und markige Darstellungsweise von einer gewissen epischen Gedrungenheit, die sich von allem lyrischen Irrlichteliren fern hält. Es ist ein einfacher und durchsichtiger Stoff, und er ist auch einfach und kräftig behandelt. Gelegenheit zu genialen Motivirungen war dem Dichter nicht geboten; die Handlung verläuft schlicht am historischen Faden. Auch schäumt der Becher des Dichters nirgends über; man hat keinen Bilderwust, keine unglücklichen Metaphern zu tadeln. Die Phantasie Schloenbach's ist bei weitem nicht so reich, wie die Phantasie Karl Beck's; dafür ist sie von ihren Auswüchsen ganz frei. In Beck's „Jadwiga" konnten wir eine gewisse Manierirtheit und Verziertheit des Stils tadeln. Dieser Tadel trifft Schloenbach nicht, wol aber müssen wir seinem Gedicht prosaische Wendungen zum Vorwurf machen, welche nicht genug den Stempel des dichterischen Adels tragen. Wie ein Satz aus irgendeinem Geschichtsbuche klingt der folgende:

Als im Alterthum die Seelen
blut'ger Wahn noch hielt umnachtet,
Wurde jeder der Gefangnen
jenem Gotte hier geschlachtet.

Ebenso diese Auseinandersetzung aus dem „Deichrecht":

Feierliche Stille mußte
bei dem Deichbau immer walten.
Streit und Fluch und Schwüre waren
wie Verbrechen schwer verboten,
Und des Baus geringster Schäd'gung
fürchterliche Strafen drohten.

Ebenso prosaisch, in der Poesie nicht courfähig sind die folgenden technischen Ausdrücke des Deichbaues:

Die durchnäßten Kleider werden
trocken wieder an der Wärme,
Denn es gilt nun neu zu fest'gen
von der Kappe bis zur Bärme.

Nur kein sich mit Specialitäten brüstender Realismus, vor allem aber keine termini technici ohne Anschaulichkeit! Es gibt da eine Grenze für die Poesie, welche ein sicherer Takt zu wahren weiß.

Rudolf Gottschall.

Die Dichterstandbilder in Berlin.

Lessing, Schiller und Goethe. Erörterungen infolge des Widerspruchs gegen die Vereinigung ihrer Standbilder in Berlin und gesammelte Blätter zu Lessing's Andenken. Von Friedrich Bloemer. Zwei Abtheilungen. Berlin, G. Reimer. 1863. Gr. 8. 1 Thlr.

Es ist bekannt, daß 1859 gelegentlich der Schiller-Feier zu Berlin vor dem Schauspielhause der Grundstein eines Schiller-Denkmals gelegt ward. Später ward die Errichtung auch eines Goethe-Denkmals auf demselben Platze beschlossen, und es bildete sich zu dessen Herstellung ein Ausschuß. Damit würde dann die Beibehaltung des bereits bestimmten und festlich eingeweihten Platzes für das Schiller-Standbild nicht möglich gewesen sein; dasselbe hätte zur Seite treten müssen; beide Ausschüsse verweigerten einstimmig, in die Verbindung des Goethe- und Schiller-Standbildes zu einer Gruppe einzuwilligen; die Schiller-Freunde drängten kräftig auf die Inangriffnahme des Denkmals und beantragten die Errichtung des Goethe-Standbildes auf einem andern Platze von Berlin; dagegen erklärte sich wieder der Goethe-Ausschuß. So hatte der Streit lähmend und störend nach beiden Seiten fast ein volles Jahr fortgedauert und der würdigsten Angelegenheit allmählich fast den Stempel der Gehässigkeit aufgedrückt, als eine ohne Namen erschienene Schrift „Drei Dichterstandbilder in Berlin, ein Wort zur Einigung" in weitern Kreisen den Vorschlag zu begründen suchte, daß man den beiden Standbildern für Schiller und Goethe ein drittes Standbild für Lessing hinzufüge, wobei Schiller die Mitte behalte, die beide andern ihm zur Seite träten; zugleich werde dadurch Gerechtigkeit geübt gegen denjenigen vaterländischen Schriftsteller, der mit Schiller und Goethe die gleiche nationale Huldigung verdiene und dem Preußen, und vor allem die Hauptstadt Preußens, zu ganz besonderer Dankbarkeit verpflichtet sei.

Der Gedanke fand vielseitige Beistimmung; der Magistrat und die Stadtverordneten vereinigten sich mit Abgeordneten des Schiller- und Goethe-Ausschusses, und das Ergebniß dieser Verhandlungen war eine allseitige Annahme. Die darauf hinzielenden Anträge wurden am 6. November 1861 allerhöchst genehmigt, die Bildung eines Lessing-Ausschusses gestattet und demselben die erbetene allerhöchste Huld und Gnade gesichert. Eingang 1862 erließ der neugebildete Lessing-Ausschuß einen Aufruf zu Beiträgen für ein Lessing-Standbild, welches vor dem königlichen Schauspielhause „in harmonischer Verbindung mit den Standbildern Goethe's und Schiller's errichtet werden solle"; auch dieser Aufruf fand vielfachen Anklang. Somit schien die Sache endgültig abgethan. Da ließ im April 1862 die Kunstabtheilung des Goethe-Ausschusses eine Schrift im Druck erscheinen, worin mit Berufung auf die Gutachten einer Anzahl von Künstlern und Gelehrten die bereits durch allerhöchste Cabinetsordre genehmigte Dreistellung jener Standbilder öffentlich als künstlerisch unausführbar und literarhistorisch unangemessen bezeichnet wird. Das Lessing-Comité dagegen

wies durch Beschluß vom 16. Juni 1862 das Ansinnen des Goethe-Ausschusses, den Dreistatuenplan aufzugeben, mit großem Rechte entschieden von der Hand. Die Mehrzahl der Mitglieder des Goethe-Comités rief darauf den Stadtmagistrat und den Cultusminister um Unterstützung ihrer neuen Wünsche an, während die Minderzahl gegen dieses Vorgehen bei dem Cultusminister Protest erhob; ebenso verwahrte sich der Lessing-Ausschuß bei dem Magistrat und Minister gegen das Aufgeben des längst königlich genehmigten Plans. Seitdem ist in der Sache nichts weiter geschehen, und zum wenigsten kann das Goethe-Comité sich keines Erfolgs seiner Bemühungen rühmen. Die Sache ruht und wird wol bei der frühern königlichen Entschließung ihr Bewenden haben; dies wünschen wir von ganzem Herzen. Während aber der Schiller-Ausschuß die Concurrenz zu der von ihm zu errichtenden Statue längst ausgeschrieben und sich neuerdings für den umgearbeiteten Entwurf von Reinhold Begas entschieden hat, wird zum Bedauern aller die Errichtung der beiden Seitenstandbilder, Goethe's und Lessing's, allem Anschein nach, durch das höchst eigenthümliche Verfahren der Goethe-Verehrer, welche zu der allerdings erforderlichen Einigung und Vereinbarung nicht die Hände bieten wollen, von Jahr zu Jahr aufgehalten.

So die Sachlage, welche so vielfach mehrere Jahre lang nicht allein in Berlin Anlaß zu dem unerquicklichsten Schriftwechsel bot, sondern eben hierdurch auch außerhalb Berlins eine nicht immer schmeichelhafte Aufmerksamkeit rege machte. Mit echt deutscher Gründlichkeit ward die Frage, ob die drei Männer aus künstlerischen und literargeschichtlichen Gründen zusammenstehen könnten, für und wider besprochen, und es schien eine Zeit lang in schönster Aussicht, daß mit echt deutschem Hader und Eigensinn die drei Geisteshelden, unsere drei größten dramatischen Dichter, die sich, wenigstens geistig, im Leben so schön die Hand reichten und die vor dem königlichen Schauspielhause einen so prachtvollen und angemessenen Standort haben werden, auseinandergestellt werden würden. Hundert Gründe und Nichtgründe wurden herbeigeholt, um den Dreistatuenplan zu bekämpfen, und zwar, wie es der Berichterstatter ansieht, der in der Geschichte der deutschen monumentalen Plastik wie der deutschen Literatur einigermaßen Bescheid zu wissen glaubt, ohne ausreichenden Anlaß. So dürfen wir uns freuen, daß allem Anschein nach der königlich festgestellte, herzerfreuende Plan durch die fernern Bemühungen des Goethe-Ausschusses keinen Anstoß erlitten hat.

Und es ist wirklich überraschend, welche Gründe gegen denselben vorgebracht wurden. Zwar ist es mit künstlerischen Gründen vielfach Geschmackssache und darüber nicht wohl zu streiten; aber die Gründe der berliner Künstler sind theilweise gar sonderbar. Der eine will die drei Standbilder nicht auf demselben Platze vereinigt haben wegen des Costüms. Nun würden Walther von der Vogelweide, Martin Opitz und Goethe aus solchem Grunde allerdings nicht wol nebeneinanderzustellen sein; warum aber nicht diese drei Männer, die sich im Leben die Hände reichen konnten? Ihr Costüm würde weder so verschiedenartig sein, um hart anzustoßen, noch auch brauchte es ganz gleichartig gebildet zu sein. Weitaus die meisten Künstler fürchten, daß durch die Gegenüberstellung von Goethe und Lessing die Freiheit des künstlerischen Schaffens beeinträchtigt werde. Das ist ganz richtig, aber meines Erachtens ein Beweis sehr mäßigen Selbstvertrauens. Allerdings wird das Fußgestell gleichartig gebildet, werden die beiden Standbilder in einigermaßen verwandter äußerer Behandlung erscheinen müssen; aber diese Anbequemung würde um so weniger schwierig sein, da es doch zwei Männer verwandter Geistesrichtung sind, eine Gleichartigkeit der Darstellung also bei aller Verschiedenheit der Charakteristik nicht schwer zu erreichen ist. Goethe und Blücher gegenübergestellt, würden schlechthin unmöglich sein, warum aber die Rücksichtnahme auf eine benachbarte Lessing-Statue den Bildner Goethe's irgendwie ernstlich stören sollte, ist nicht wohl einzusehen. Und um so weniger, als der für die Oeffentlichkeit schaffende Künstler überhaupt keineswegs blos seiner eigenen Eingebung folgen darf, sondern sich richten muß nach der Entscheidung kundiger Ausschüsse, welche die Stimme des Publikums vertreten; ohne den Beirath derselben läuft der Künstler weit mehr Gefahr, sich völlig in seine subjective Auffassung und Darstellungsweise zu verrennen, als auf der andern Seite zu befürchten ist, daß sein Werk durch den lähmenden Hauch der Kritik an Leben und Selbstbestimmung einbüße. Wie mannichfache Umgestaltung der schaffende Künstler sich unbeschadet seiner Originalität gefallen lassen kann, zeigt das neuerdings so vielbesprochene berliner Schiller-Standbild von Reinhold Begas. Wäre dem nicht also, dann müßten auch alle Statuengruppen, wie deren Berlin mehrere hat, von demselben Künstler ausgeführt, dann dürfte derselbe überhaupt durch die Stimme des Publikums keinesfalls in seiner Auffassung beeinflußt werden. Das geht aber heutzutage nicht; sollen wir nicht auf Statuengruppen, wollen unsere Künstler nicht auf die Bewerbung um die Aufgabe eines Comités verzichten, so werden sie ihren künstlerischen Absolutismus etwas ins Constitutionelle umgestalten müssen; und wenn sie wirklich aus dem Vollen schaffende Künstler sind, werden sie in der anscheinenden Beschränkung nur die vermehrte Aussicht erkennen, nicht allein sich selbst, sondern auch den Zeitgenossen und Nachlebenden genugzuthun.

Unter den Männern, die Lessing, Goethe und Schiller aus literargeschichtlichen Gründen nicht für nebeneinanderzustellen halten, finden sich die trefflichsten Namen, wie Jakob Grimm, Trendelenburg, Böckh. Ungeachtet des Gewichts dieser Namen sind wir der Ansicht, daß die drei Dichter völlig zueinandergehören, daß der Dreistatuenplan die schönste und zugleich unbedingt nothwendige Lösung des langen Zwiespalts war und bleiben wird. Wem die literarhistorischen Gründe, die er sich selbst gewonnen, nicht hinreichen, der lese Bayer's von uns in in Nr. 35 d. Bl. besprochenes Buch: „Von Gottsched bis Schiller“, welches die drei Dichter in ihrer gegenseitigen Ergänzung zeigt. Dem Berichterstatter wenigstens

ist es nicht gelungen zu begreifen, warum der Dichter der „Iphigenie", des „Götz" und „Faust" nicht ebenso wol dem Dichter des „Nathan", der „Minna" und „Emilia Galotti" gegenüber, als dem Dichter des „Don Carlos", „Wallenstein" und „Tell" zur Seite stehen kann. Doch ist allerdings zuzugeben, daß dann eigentlich weniger Schiller als Goethe den Mittelplatz zu beanspruchen hätte, sowol in Anbetracht der Zeitfolge als nach dem Verhältnisse des gegenseitigen geistigen Anschlusses; auch darum könnte man dagegen sein, weil Schiller, welcher naturgemäß jünger erscheinen wird, als die beiden Dichter ihm zur Seite, den Ehrenplatz erhält. Da indeß jener Platz einmal festgestellt und eingeweiht ist und im Grunde doch Schiller's Wirksamkeit auf das ganze Volk, seine überwiegende Popularität ihm denselben gewonnen hat, so würde es thöricht sein, deswegen diesen schönen Dreiklang zerstören zu wollen; und allerdings scheint neben den ehrenwerthesten Beweggründen auch allerlei Eigensinn, gelehrte Künstlermarotte, Cliquenwesen und gekränkte Eitelkeit in der Sache mitzuspielen, nicht zu sprechen davon, daß mancher noch immer mit dem gottlosen Dichter des „Nathan" ebenso grundlos grollt, als er den Goethe-Cultus für alleinseligmachend hält. Unserer Ansicht nach wird vor dem berliner Schauspielhause Schiller entweder gar nicht, oder mit seinen beiden großen Mitstrebenden aufgestellt werden müssen.

Jenes Schriftchen, welches den Anstoß zu der Hinzuziehung des Lessing gab, hatte, wie es scheint, den Obertribunalrath F. Bloemer zu Berlin zum Verfasser. Derselbe trat später an die Spitze des Lessing-Ausschusses und gab, um seinen Gedanken auch wissenschaftlich zu begründen, die vorliegende ziemlich umfassende Schrift heraus. Die erste Abtheilung derselben wendet sich in ausführlicher Motivirung gegen die verschiedenen Gutachten, welche sich gegen den Dreistatuenplan ausgesprochen hatten, und betont lebhaft, und nach unserm Erachten mit allem Fug und Recht, Lessing's Zusammengehörigkeit und Ebenbürtigkeit mit Goethe und Schiller. Dieses Urtheil noch näher zu begründen, dient die zweite Abtheilung, die gesammelten Blätter zu Lessing's Andenken. Hundert Seiten bringen Urtheile über Lessing von 1769—1862, von der Ceder am Libanon bis zum Ysop, der an der Wand wächst, von Herder und Claudius bis zu den „Fliegenden Blättern aus dem Rauhen Hause" und zu Wagener's „Staatslexikon"; die etwas wunderlich erscheinende Auswahl mag wol durch das Bestreben veranlaßt sein, den großen Ketzer Lessing auch in den Augen solcher zu rechtfertigen, die aus diesen Blättern ihre Erleuchtung schöpfen. Daran schließt sich eine Reihe bedeutsamer Briefe von und über Lessing. Mag auch in dieser Blütenlese nichts Neues und Ganzes geboten werden, so zeigt sie doch die warme Verehrung des Verfassers für den großen Dichter und Menschen, und wie mannichfaltig dessen imposantes Bild aus den verschiedensten Spiegeln widerstrahlt. Zwölf Beilagen bringen schließlich die in der Denkmalangelegenheit bis Sommer 1862 gewechselten Schriftstücke. So mögen wir uns freuen, daß wesentlich durch des verdienstvollen Verfassers Bemühungen Berlin um eine Dreizahl von auf demselben stolzen Platze vereinigten Dichterstatuen bereichert wird. Möchte nur auch der unerfreuliche Zwiespalt seine friedliche, der gefeierten Dichter und der Kunst würdige Lösung finden!

Wilhelm Buchner.

Speke's Entdeckungsreise nach den Nilquellen.

Die Entdeckung der Nilquellen. Reisetagebuch von John Hanning Speke. Aus dem Englischen übersetzt. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit zwei Karten, zwei Stahlstichen und zahlreichen Holzschnitten. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1864 Gr. 8. 6 Thlr.

Mit Freude nehmen wir ein Werk zur Hand, das uns eins der großartigsten Resultate einer wissenschaftlichen Forschungsreise der Neuzeit vorführt. Freudiges Erstaunen erregte die Kunde von der Entdeckung der Nilquelle in ganz Europa. Jahrtausende hindurch feierte und bewunderte man die segensreichen Wirkungen des heiligen Stroms und wußte nicht, woher er kam! Endlich gelang es der Kühnheit des wackern Speke, die Quelle im mittlern Afrika unter dem Aequator zu entdecken. Schon auf seiner frühern, mit Burton unternommenen afrikanischen Reise entdeckte er im Jahre 1858 den ausnehmend großen Ukerewesee, den er Victoria Nyanza taufte, und vermuthete, daß er die so lange und oft gesuchte Nilquelle enthalte, konnte aber damals seine Untersuchung nicht weiter fortsetzen. Dieser große See liegt 3740 Fuß über dem Ocean und erstreckt sich von 3° südl. Br. bis 1° nördl. Br. Vom nordöstlichen Ende des Sees zieht sich noch ein kleinerer (Baringo) See einige Breitengrade nördlich fort und sendet den Asuastrom weiter unten in den Nil. Wir bemerken indeß, daß diese Ansicht Speke's, welcher nicht selbst jenen See besucht hat, von den Mombas-Missionaren Rebmann und Ehrhardt nicht getheilt wird, die, nach eingezogenen genauen Erkundigungen, den Baringosee viel östlicher setzen. An der breitesten Stelle des Victoria N'yanza, welche unter der Aequatorlinie liegt, erstreckt sich seine Fläche von 31° östl. L. von Greenwich bis 35°; sein ganzer Flächengehalt umfaßt also viele Quadratmeilen. Den Wasserzufluß empfängt er von den ihm westlich sehr nahe liegenden Gebirgen. Diese Gebirge, welche Speke für die Mondgebirge des Ptolemäus hält, bewirken die Regenbildung und speisen auch den weiter südlich liegenden großen Tanganyikasee und noch einige kleinere Seen. Der Mfumbiroberg ist 10000 Fuß hoch, eine Höhe, welche allerdings in der Nähe des Aequator zahlreiche klimatische Veränderungen erzeugt.

Bevor ich auf den speciellen Inhalt des vorstehenden Werks übergehe, gebe ich zuerst einen Bericht über die verschiedenen Seen in jener Region, wie er durch die neuesten Entdeckungsreisen festgestellt worden ist. Noch auf den Karten von 1860 wurden die drei großen Seen: Victoria oder Ukerewe, Tanganyika und Nyassa zu einem einzigen großen See verschmelzen, d. h. man kannte dort nur einen See, welcher als Uniamesi- oder Nyassasee bezeichnet wurde. Dies ist aber ein Irrthum, denn die drei großen Seen stehen nicht einmal durch einen Fluß miteinander in Verbindung, wenigstens ist bisjetzt eine solche noch nicht entdeckt worden. Der Nyassasee liegt weit hinter dem Victoria- und Tanganyikasee, nämlich zwischen 10 und 16° südl. Br. Auf einer Karte von Henry Lange ist dieser Irrthum berichtigt worden und die Karte des vorstehenden Werks gibt uns eine ausführliche Darstellung der Länder in jener Seeregion. Nur von den erstern beiden glaubt man, daß sie miteinander durch einen noch unbekannten Strom verbunden seien.

Der Hauptzweck von Speke's dritter Reise nach Afrika war, wie er ausdrücklich sagt: „die Wahrheit seiner Behauptung nachzuweisen, daß der Victoria N'yanza, den er am 30. Juli 1858 entdeckte, die Quelle des Nil enthalte". Hierüber hielt er

einen Vortrag in der Geographischen Gesellschaft zu London und ward dann von derselben zu seiner dritten Expedition animirt. Er bekam 2500 Pfd. St. Reisegeld, reiche Geschenke, goldene Uhren für die angesehensten Araber, Gewehre und Munition nebst Meßinstrumenten und bepackte sich außerdem noch mit vielen Säcken Glasperlen, Baumwollenzeugen, Messingdraht und andern Gegenständen, um durch Geschenke die Gastfreundschaft der afrikanischen Könige zu erkaufen. Denn nur nach zahlreichen Geschenken gestatten die schwarzen Häuptlinge den Europäern die Durchreise durch ihre Herrschergebiete. Nach vielen andern Vorbereitungen schiffte er sich mit seinem Freunde, Kapitän Grant, am 27. April 1860 in Portsmouth ein.

Der Beschreibung seiner Reise läßt Speke noch eine Beschreibung der geographischen Physiognomie Afrikas vorausgehen, ferner ausführliche Tabellen über den Regenfall, über astronomisch fixirte Stationen der Längen- und Breitegrade, eine Liste magnetischer Variationsresultate, die Höhe von zahlreichen Stationen durch Beobachtungen des Siedepunkts des Wassers zwischen Zanzibar und Gondokoro und eine Tabelle über das Klima der den See N'yanza begrenzenden Länder nach täglichen Beobachtungen während eines ganzen Jahres. Der Botaniker findet eine große Liste der Pflanzen, welche zwischen Kairo und Zanzibar im Innern gesammelt wurden. Daß auch das Thierreich nicht vergessen ward, versteht sich von selbst. Das Werk bietet also allen Naturforschern neues Material zu weitern Forschungen. Höchst interessant und lehrreich sind seine Schilderungen der afrikanischen Völker, und da er drei Reisen in jenes Land gemacht und viele Jahre dort verweilte, mit den wildesten und cultivirtesten Negern täglichen Umgang hatte, so müssen wir ihn als eine zuverlässige Autorität anerkennen und seine Darstellung als evidente Wahrheit betrachten.

Speke's Reise ging von Portsmouth durch den Ocean über Rio-de-Janeiro und Madeira zum Cap der guten Hoffnung; dort landete er am 4. Juli und erhielt vom Cap-Parlament 300 Pfd. St. zu dem Zwecke bewilligt, Bagage-Maulthiere zu kaufen. Der Commandeur-en-Chef beorderte 10 Freiwillige vom berittenen Cap-Jägercorps zu seiner Bedeckung. Nach diesem Zuwachs von 12 Mauleseln und 10 Hottentotten ward die Reise um Afrika herum bis Zanzibar fortgesetzt, wo er Mitte August 1860 ans Land stieg, den englischen Consul besuchte und von diesem ebenfalls wacker unterstützt wurde. Er hatte schon auf Speke's schriftliche Bitte 56 Lasten von Zeugen und Glasperlen ins Innere nach Kazé gesandt. Nur mit solchen zahlreichen Schmucksachen für die wilden Häuptlinge und einer großen Bedeckung versehen konnte er die Reise vollenden, ohne ermordet zu werden, wie Roscher und Vogel. Aber trotz seiner starken Escorte mit vielen und guten Schießgewehren und trotz der zahlreichen Geschenke, durch welche er die Gunst der Barbarenkönige erkaufte, befand er sich doch mehreremal in Lebensgefahr. Man kann es geradezu thöricht nennen, wenn, wie es einige Deutsche versuchten, ein Mann nur mit einigen Dienern durch jene uncultivirten Länder zu reisen wagt.

Nachdem Speke in Zanzibar noch eine große Zahl Lastträger engagirt hatte, ging die Reise mit 100 Lasten Glasperlen, Zeugen, Messingdraht und Spielsachen in das nächstgelegene Küstenland Uzaramo. Dieses Land erstreckt sich von der Küste bis zur Verbindung oder Theilung des Kingani oder seines obern Arms, des Mgétaflusses, nach Westen, und von dem Kingani im Norden bis zum Lufijiflusse im Süden. Das Land besteht nur aus wenig erhabenen Flächen, ist gleichförmig gut mit Bäumen und hohem Graswuchs bedeckt. Die Dörfer sind nicht groß, bestehen meistentheils aus kegelförmigen Grashütten, andere sind gabelendig, 10 oder 20 bilden ein Dorf. Ueber diese Dörfer üben gewisse Häuptlinge, Phanzé genannt, Rechtspflege; sie nehmen von Reisenden, wenn sie es können, mit großen Ansprüchen Geschenke als Lösegeld. Die Bewohner, Wazaramo, sind Ackerbauer, haben aber keine Kühe und nur wenig Ziegen. Sie sind von kleiner Statur, aber gedrungen gebaut und in ihrer Gemüthsart zornig, dabei erfahrene Sklavenjäger; auch handeln sie mit Korn und Ziegen. Nirgends im Innern findet man so wohlbekleidete Eingeborene als diese Leute, sagt Speke. Im Ausputzen ihres Haars, oder sonst im Beschmieren ihres Körpers mit ocherhaltigem Thon sind sie große Dandies. Sie halten stets ihre Bogen und Pfeile, welche ihre nationalen Waffen bilden, in ausgezeichneter Ordnung, die letztern wohlvergiftet und in nett geschnitzten Köchern untergebracht. Sie schüchtern in Schlachtordnung ganze Karavanen ein, um Steuern zu erpressen und ein einzelnes Individuum mit Waaren kommt nicht durch, weil sie zu diebisch sind. Natürlich hat dabei unser Reisender der Leiden und Sorgen mancherlei zu bestehen. Er muß reiche Geschenke geben, wird geplündert und viele seiner Träger desertiren. Aber dennoch kartographirt er unverdrossen die durchreisten Landstriche und macht fortwährend Höhenmessungen. Dann geht der Marsch weiter westlich fort, in das Land Usagara; es wird auch noch zu den östlichen Küstenländern gerechnet und von den Wa-khutu bewohnt und als das bestproducirende Land nach dem Küstenstriche geschildert. „Unser Aufsteigen mit dem Flusse“, sagt Speke, „obwol für das Auge völlig unmerklich, betrug 500 Fuß. Von dieser Höhe aus erhebt sich die Bergkette vor uns an manchen Stellen bis zu 5000 und 6000 Fuß, nicht als ein hohes Gebirge, sondern in zwei getrennten Zügen, die unter einem Winkel von 45 Grad sich von Nordost nach Südost erstrecken und durch hohe Thäler, Plateaux und zackige Hügel, die nach den Flüssen abfallen, voneinander getrennt sind. Das Ganze, durch vulkanische Thätigkeit emporgehoben, ruht auf einem starken Grunde von Granit und andern plutonischen Felsarten; im übrigen ist die Bergkette im obern Theile mit Sandstein, am Fuße mit alluvialem Thon bedeckt. Das Land umfaßt eine Breite von 100 Meilen.“

Aus diesen speciellen geologischen und geographischen Beschreibungen, von denen ich hier nur skizzenhafte Andeutungen gebe, ersieht jeder, welch hohen wissenschaftlichen Werth das Werk hat. Dieser wird aber noch mehr erhöht durch die ausführlichen Schilderungen jener Volksstämme und deren Sitten, Gebräuche und staatlichen Verhältnisse. Fast alle Dörfer haben ihren Schiedsrichter, welcher dem obersten Häuptling oder König unterthan ist. Infolge der fortwährend wiederkehrenden Unruhen ist die Mehrzahl der Wasagaradörfer auf auslaufende Bergrücken gebaut. Sämmtliche Häuser, auch die Paläste der Könige bestehen aus kegelförmigen Grashütten. Paradiesische Thäler, reich an Fruchtbarkeit, wechseln mit öden Wüsten, wo kein Baum und kein Strauch steht und weder Menschen noch Thiere zu finden sind. Und da die Reisenden hinsichtlich ihrer Nahrung sehr oft auf die Jagdbeute angewiesen sind, so entsteht nicht selten Mangel an den nothdürftigsten Lebensmitteln. Der nächste Marsch von der Usagara-Bergkette führte in das ebenere Land des Innern, nach Ugogo. Büffel- und Rhinocerosjagden verschaffen Fleischvorrath; auch werden neue Antilopen angetroffen. Auch dieses Land und dessen Bewohner werden ebenso speciell geographisch und ethnographisch beschrieben, wie alle andern durchwanderten Landstriche. Die beigegebene Karte enthält die Namen der Länder, Dörfer und Residenzen der Könige, nebst Angabe der Reiseroute.

Von Ugogo ging die Reise in das „Land des Mondes“, nach Unyamuézi, dessen Hauptstadt Kazé heißt und eins der größten Reiche Afrikas gewesen sein muß, wie Speke bemerkt. Der Größe nach ist es kaum kleiner als England; doch ist es jetzt in kleine Staaten zertheilt. Es liegt 3—4000 Fuß über dem Meeresspiegel, ein hohes Plateau mit kleinen hervorspringenden Granitbergen bedeckt, zwischen welchen in den Thälern sich zahlreiche befruchtende Süßwasserquellen finden. In den Sandsteinen entdeckte man reiches Eisenerz. Diese Mondvölker — nicht weit von ihnen liegen die Mondgebirge Speke's — sind die größten Kaufleute in Afrika und das einzige Volk außerdem, das aus Liebe zum Tauschen und Handeln sein Land verläßt, nach der Küste als Träger geht und dies mit so vielem Eifer thut, wie unser Landvolk zur Messe kommt. Im allgemeinen fleißig, viel mehr als die meisten übrigen Neger, bauen

sie ihr Land extensiv an, weben sich auf ihren eigenen Stühlen Zeuge aus Baumwolle, schmelzen Eisen und bearbeiten es ganz geschickt zu Hacken, Grabscheiten, Glocken und verschiedenen Hauwerkzeugen, bauen Tembés (lange Hütten) zum Wohnen über einen großen Theil des Landes, leben aber auch in Grashütten und halten in beträchtlicher Ausdehnung Heerden. In ihrer physischen Erscheinung sind die Wanyamuézi keine sehr begünstigte Rasse; sie sind dunkler als die Wazaramo und die Wagogo. Der Verfasser erzählt uns noch viele interessante Einzelheiten von ihnen, die man im Werke selbst nachlesen mag. Die Reise geht von da aus mehr nördlich nach Uzinza, das von zwei Häuptlingen aus fremdem Blut, Abkömmlingen des nach Speke's Ansicht abyssinischen Stammes der Wahuma regiert wird. Ihre Residenzen gleichen großen Köhlerhütten. Hier hatten aber Speke und Grant große Leiden durch Krankheit und zahlreiche Plünderungen zu bestehen und mußten den Abfall und die Widersetzlichkeit vieler Träger erleben. Die Trübseligkeiten und Hindernisse waren groß; Grant blieb zurück, aber Speke reiste mit seinem durch Desertion gelichteten Gefolge durch Usui nach Karagué, erfreute sich dann der Gastfreundschaft des freundlichen Königs Rumanika und bekam Gelegenheit, die außerordentlich große Körperfülle und Fettleibigkeit einer Königin zu bewundern, welche nicht mehr gehen und stehen konnte. Solche enorme Fettleibigkeit ist dort die größte Zierde des schönen Geschlechts, demzufolge werden die Frauen mit Milch systematisch gemästet, wie bei uns die Schweine. König Rumanika zeigte Wißbegierde und ließ sich von Speke über vielerlei Wissenswürdiges belehren. Karagué liegt zwischen dem Victoria Nyanza und den Mondgebirgen; Speke hatte demnach schon in diesem Lande Gelegenheit, das Wassersystem zu studiren. Er befuhr einen kleinen See, den er Windermere nannte, und gewahrte, wie der Kitangulé und noch andere Flüsse die Gewässer von den Mondgebirgen in den großen Victoriasee führen, aus dem die Hauptquellen des Nil fließen. Nachdem er Jagden und vielen Hoffestlichkeiten mit beigewohnt, den König über vielerlei aufgeklärt, Geschenke empfangen und gegeben hatte, geht die Wanderung durch das Reich Uganda am großen Victoriasee. Sehr belehrend und interessant ist alles, was uns der Verfasser erzählt, sowol das Leben am Hofe, als unter dem Volke; die geologischen, geographischen und ethnographischen Schilderungen werden alle Leser nicht nur belehren, sondern auch amusiren.

„Mit unserm Marsche fortschreitend kamen wir zunächst nach Ndongo, einem völligen Garten von Bananen", sagt der Verfasser. „Es war ein vollkommenes Paradies für Neger; so schnell sie säeten, waren sie auch sicher, ohne viele Mühe zu ernten; doch hielten sie ihre Hütten und Gärten in ausgezeichneter Ordnung." Und diese herrlichen Zonen, reich an Bataten, Yams, Pisangs, Zuckerrohr, indischem Korn u. a., hatte vor Speke noch kein Europäer betreten. Mangel an Nahrungsmitteln tritt dort nicht ein; der Verfasser hat nirgends einen solchen Ueberfluß von Bananen gesehen. „Sie lagen buchstäblich haufenweise auf der Erde, trotzdem daß die Leute den ganzen Tag Pombé (ein geistiges Getränk) brauten und sie jeden Abend zur Mahlzeit kochten." Speke ist oft verlegen, welche Gegend er als die schönste bezeichnen soll; sie waren alle entzückend schön.

Nach einigen Tagereisen nördlich kam er an den Mwarangofluß, ein breites binsenbewachsenes Rinnsal von 300 Yards Weite, von dem zwei Drittel überbrückt waren. „Bis hierher war ich (Speke) nicht sicher gewesen, wohin die verschiedenen Rinnsale führten, die ich seit dem Verlassen des Katongathals gekreuzt hatte. Hier aber wurde ich darüber klar, denn ich sah eine große Wassermenge nordwärts fließen. Ich war außerordentlich entzückt, daß ich mich wirklich auf dem nördlichen Abhang des Continents befände und allem Anschein nach den Austritt eines der Nilarme aus dem N'yanza gefunden habe." Und dies war auch wirklich der Fall; der Mwarango ist der erste, wenn auch kleine Strom, welcher am Westende des Sees austritt, nach Norden fließt und sich dann weiter nördlich mit dem großen Hauptstrome vereinigt und sodann als Nil benannt wird. (Das ist wenigstens Speke's Ansicht.) Ich muß hier auf die merkwürdige Thatsache hinweisen, daß Afrika gerade unter dem Aequator sich nach Norden hin abzudachen beginnt. Und da der große Victoriasee sich von 4° südl. Br. bis unter den Aequator erstreckt, von wo an der Continent sich theils steil, theils allmählich nach Norden abdacht und bis nach Aegypten hin immer mehr senkt, so mußte er naturgemäß seine Gewässer nach Norden abfließen lassen. Dies geschieht am See selbst in vier Strömen. Der erste westlichste ist der Mwarango- oder Kafufluß; der zweite wird Luajerri genannt; der dritte, der Hauptstrom aus dem See, bildet einen Wasserfall, den der Verfasser Riponfälle und die Ausströmung selbst „Napoleonskanal" genannt hat. Der vierte, östlichste Ausfluß des Sees bildet nach Norden hin noch einen kleinen, den Baringosee, welcher weiter nördlich den Asuafluß aussendet, der sich bei Madi in den Nil ergießt. Sämmtliche vier Ströme vereinigen sich weiter unten und bilden den „Weißen Nilarm".*) Oberhalb der Assuaconfluenz durchströmt der Nil, wie Speke annimmt, das Nordende des „Luta Nzigesee", welcher seine Gewässer ebenfalls von den Mondgebirgen empfängt. Derselbe erstreckt sich vom Aequator an bis 4° nördl. Br., wo er sich in den Weißen Nil ergießt. Außer der rein wissenschaftlichen Bedeutung hat diese Entdeckung noch einen andern commerziellen Werth. Jene bisher unbekannten überreichen Länder werden von nun an dem europäischen Handel zugänglich gemacht werden. Diesen praktischen Nutzen haben die Engländer stets im Auge gehabt, wenn sie große Summen zu dergleichen Expeditionen ausgaben.

In Uganda ließ sich Speke, wie in allen andern durchreisten Landstrichen, zuerst beim König melden und sagen, er sei gekommen, um Seine Majestät zu sehen. Obgleich der König sehr erfreut darüber war, mußte Speke dennoch lange auf die gewünschte Audienz warten. Ueberhaupt hielt die schwarze Majestät eine sehr strenge Hofetikette, denn selbst nach mehrmonatlichem Aufenthalt und nachdem unser Reisender zahlreiche kostbare Geschenke geopfert hatte, mußte er dennoch Stunden und halbe Tage auf begehrte Audienzen warten. Die Minister, alle Hofbeamte und überhaupt alle Eingeborenen durften sich dem König nur kriechend nahen. Kein einziger durfte in seiner Gegenwart stehen. Nur Speke und Grant ward dies gestattet, weil sie sich ihm als Fürsten vorstellten und von ihm als solche ausgezeichnet wurden. Das lange, curiose und lächerliche Ceremoniell am Hofe König Mtésa's von Uganda steht dem der orientalischen Kaiser an komischer Würde in nichts nach. Aber trotz der zahlreichen Geschenke, die Speke freiwillig gab und die ihm halb gewaltsam abgebettelt wurden, befand er sich dennoch mehrmals in Lebensgefahr. Der Barbarenkönig von Uganda war einer der grausamsten Despoten, der bei der geringsten Gelegenheit nicht nur seine Unterthanen, sondern auch seine Frauen ermorden ließ. Um ein Gewehr zu probiren, ward ein Neger erschossen. Ein solcher Barbar mußte also mit der größten Vorsicht behandelt werden. Speke schenkte ihm kostbare Büchsen, lehrte ihn schießen, ging mit auf die Jagd, fungirte als Arzt und blieb demzufolge mehrere Monate als Gast an Mtésa's Hofe. Auch gewann er die Gunst der Königin-Mutter, welche ihm zwei Prinzessinnen zum Geschenk machte. Höchst ergötzlich ist der Empfang einer siegreichen Armee bei Hofe. Speke schreibt: „Als der König die Ankündigung vernahm, kam er sofort mit Schild und Speer heraus; er stellte sich bewaffnet vor dem Eingang auf, von seinem Stabe kauernd umgeben. Das Bataillon, aus drei, wie man sie nennen könnte, Compagnien, jede zu 200 Mann, bestehend, war auf dem linken Ende des Paradeplatzes aufgestellt und erhielt nun Befehl, in einzelner Reihe von der rechten Seite der Compagnien im langem Trabe vorbeizudefiliren und sich am andern Ende des Platzes wieder zu schließen. Man kann sich nichts Wilderes und Phantastischeres denken als der Anblick, der nun folgte: die

*) Diese Ansichten Speke's sind indeß keineswegs unbestritten.

Männer waren alle fast nackt, mit Ziegen- oder Katzenfellen von ihren Gürteln herabhängend, und mit Kriegsfarben je nach dem Geschmack jedes Individuums beschmiert. Die eine Hälfte des Körpers erschien roth oder schwarz, die andere blau, aber nicht regelmäßig, so z. B. war der eine Strumpf roth, der andere schwarz, während die Hosen (d. h. die gemalten Strümpfe, Hosen und Jacken) darüber die umgekehrte Färbung hatten, ebenso die Aermel und Jacke. Alle führten dieselben Waffen, zwei Speere und einen Schild, in einer Haltung, als näherten sie sich einem Feinde, und so bewegten sie sich in drei Zügen in einzelnen Gliedern und Reihen, 15—20 Schritt voneinander entfernt, mit derselben hohen Action und verlängertem Schritte, wobei nur das Bein, das auf dem Boden ruhte, gebogen wurde, um ihrem Schritt mehr Kraft zu geben. Nachdem die ganze Mannschaft vorübergezogen, kamen die Hauptleute der Compagnien, noch phantastischer gekleidet, und ganz zuletzt der große Oberst Congow, ein vollständiger Robinson Crusoe mit seinem langen weißhaarigen Ziegenfell, einem geigenförmigen ledernen Schild mit Haarbüscheln an allen sechs Ecken, Bündeln langer Haare unter den Knien und einem prächtigen Helm mit reichen Perlen in allen Farben im famosen Geschmack bedeckt und von einem Busch purpurner Federn überragt, aus dessen Mitte ein gebogener, mit einem Büschel von Ziegenhaaren gekrönter Stab hervorragte. Nun machten sie compagnieweise Angriffe an und ab, und zuletzt gaben die ältern Offiziere, nach dem König ausholend, Zeichen heftiger Betheuerungen ihrer Treue und Ehrlichkeit, wofür sie applaudirt wurden. Die Parade war nun zu Ende und alle gingen nach Hause."

Diese wahrhaft Hogarth'sche Scene ist nebst vielen andern in einer Abbildung dargestellt. Der Bananenwein wird in Uganda nicht nur aus Bechern, sondern auch aus großen Trögen getrunken, wobei sich die Herren Wagandaoffiziere darüberlegen und ihren Durst stillen, wie bei uns das Vieh. Die Justiz wird durch Machtsprüche des Königs ausgeübt. Ohrabschneiden ist eine gewöhnliche Strafe. Ein Mädchen hatte sich wegen schlechter Behandlung von ihrem Herrn zu einem alten Manne geflüchtet. Nach Anhörung des Klägers verurtheilte sie der König beide zum Tode, ohne ihre Vertheidigung zu hören. Sie wurden gespießt, dabei ihnen nach und nach Stücke für die Geier abgeschnitten, bis der Tod sie von ihren unsaglichen Qualen befreite. Speke's Abreise ward vom König viele Monate hindurch aus dem Grunde verhindert, um möglichst viele Geschenke von ihm zu erhalten. Doch gelang es ihm endlich, seine Reise nach vielen Hindernissen fortzusetzen. Er kreuzte den Luajerrifluß und erreichte endlich den Hauptstrom des Nil. „Die Scene war äußerst schön, nichts konnte sie übertreffen", schreibt Speke. „Es war die Vollendung dessen, was man in einem gutgehaltenen Park für eine Wirkung zu erzielen strebt; ein prächtiger Strom von 6—700 Yards Breite, mit Inseln und Felsen bedeckt, die erstern mit Fischerhütten, die letztern mit Kähnen und sich in der Sonne labenden Krokodilen; ein Strom, der zwischen schönen hohen Grasufern strömt mit reichen Bäumen und Bananen im Hintergrund, wo Heerden von Nsunnu und Hartebeests grasend gesehen wurden, während Hippopotamus im Wasser schnarchten und Florikane und Perlhühner zu unsern Füßen aufstiegen."

Er wollte nun auf dem Nil aufwärts zur Quelle fahren, mußte aber die Reise wegen Mangel an guten Fahrzeugen zu Lande fortsetzen. Die Großartigkeit und Schönheit der Scenerie war so entzückend, daß selbst die Neger in Bewunderung versanken. Endlich erreichte er die Riponfälle, wo der Nil aus dem See fließt; sie waren durch Felsen gebrochen, ungefähr 12 Fuß hoch und 4—500 Fuß breit. „Es war ein Anblick, der stundenlang fesseln konnte", schreibt er. „Der Zweck der Expedition war nun erreicht Ich sah, daß der alte Vater Nil ohne Zweifel in dem Victoria N'yanza entspringe, und daß, wie ich vorhergesagt hatte, jener See die große Quelle des heiligen Flusses sei, welcher die Wiege des ersten Verkünders unsers Glaubens trug."

Obgleich er noch gern die weitere Umgegend des Sees bereist hätte, so mußte er dennoch wegen Zeitmangel und andern Umständen den Plan aufgeben. Er hatte nun die Hälfte des Sees gesehen und über die andere zahlreiche Erkundigungen eingezogen. Die entferntesten Gewässer oder das oberste Ende des Nil ist das südliche Ende des Sees, dicht beim dritten Grad südlicher Breite gelegen, was dem Nil geradezu die überraschende Länge seines Laufs über 34 Breitengrade von ungefähr 2300 englischen Meilen oder mehr als ein Elftel des Erdumfangs gibt. Von diesem südlichsten Punkte nun westlich bis dahin, wo der große Nil ausströmt, ist nur Ein Zufluß von Bedeutung vorhanden, und dies ist der Kitangulé-fluß; während von jenem südlichsten Punkte östlich herum bis zu jener Straße gar keine Flüsse von Bedeutung existiren. Die von dem Verfasser so sehr bewunderten Riponfälle liegen 3306 Fuß über dem Ocean. Er skizzirte sie einigemal, gibt uns eine Abbildung davon und erklärt die Gegend für die schönste, die er in Afrika gesehen hat. Am 30. Juli 1862 schreibt er: „Auch den heutigen Tag verbrachte ich damit, die springenden Fische an den Fällen zu beobachten; mir war es, als fehle mir nur eine Frau und Familie, ein Garten, eine Yacht, Büchse und Angelruthe, um mich hier zeitlebens glücklich zu machen, so reizend war der Platz." Aber scheiden muß man vom Schönsten in der Welt; auch Speke mußte sich endlich von der wahrhaft paradiesischen Gegend trennen und wieder nach Norden reisen. In schwachen Booten fährt er auf dem Nil herab, besteht ein Wassergefecht und erlebt noch mancherlei Abenteuer und Gefahren; jedoch die reizenden Landschaften nebst allerlei Jagden auf Elefanten, Antilopen, Büffel u. s. w. gewähren auch wieder entzückende Freuden. Das nächste Land nördlich von Uganda ist Unioro; auch dort ward er am Hof vom König Kamrasi empfangen und erlebt nebst den Ceremonien des Neumondes und andern Gebräuchen auch wieder königliche Betteleien wie in allen durchreisten Ländern. Dann kam er glücklich durch Chopi auf dem Nil herunter nach Madi, wo er zuerst wieder Personen traf, die mit europäischen Gebräuchen bekannt waren; hauptsächlich Türken, welche aber dort die schändlichste Tyrannei und Plünderei an den geduldigen Eingeborenen ausübten. Auch in diesen Kapiteln wird noch viel Interessantes und Wissenswürdiges erzählt. Bis Gondokoro beschreibt er seine Reise sehr ausführlich; über die weitere Tour nach Alexandrien schweigt er, um die Geduld der Leser nicht zu ermüden, obgleich auch sie nicht ohne Abenteuer und interessante Scenen gewesen sei.

Ueber die verschiedenen Arme des Nil mit seinen Nebenflüssen gibt er am Schlusse noch folgende Erläuterung: „Der erste Zufluß, der Bahr el Ghazal, überraschte uns; denn statt einen großen See zu finden, wie er in unsern Karten an einem Knie des Nil beschrieben wird, fanden wir nur eine kleine Wasserfläche, ähnlich einem Ententeiche zwischen einem Binsensee. Der alte Nil fließt mit majestätischer Grazie durch ihn und brachte uns zunächst an den Giraffenarm des Sobatflusses, des zweiten Zuflusses, den wir in den Nil mit einer graziösen halbkreisförmigen Schwenkung und guten starken Strömung einfließen sahen, wie es schien tief, aber nicht breiter als 50 Yards. Zunächst in der Reihe kam der Hauptstrom des Sobat, in derselben hübschen Art in den Nil fließend wie der Giraffenfluß, den er an Breite übertraf, wenngleich er in Schnelligkeit der Strömung schwächer war. Durch diese Zuflüsse wurde der Nil bedeutend vergrößert; und doch nahm er nicht jenes volle Ansehen an, welches uns, unmittelbar nach der Regenzeit, so sehr überraschte, als wir ihn in Unyoro mit Canots besuchten. Ich machte hier meine letzte Mondbeobachtung und bestimmte die Flußmündung zu 9° 20′ 48″ nördl. Br. und 31° 24′ 0″ östl. L. Der Sobat hat weiter am Nil herab noch eine dritte Mündung. Zunächst ist noch der famose Blaue Nil zu erwähnen, den wir als einen erbärmlichen Fluß kennen lernten, selbst verglichen mit dem Giraffenarm des Sobat. Er ist allerdings an der Mündung sehr breit, aber so seicht, daß unser Fahrzeug nur mit Mühe in ihn einfahren konnte. Er hatte das Ansehen eines Bergstroms und ist großen periodischen

Schwankungen unterworfen. Ich war niemals mehr enttäuscht worden, als über diesen Fluß; würde der Weiße Nil von ihm abgeschnitten, so würde sein Wasser völlig absorbirt werden, ehe es Unterägypten erreichen könnte. Der Atbarafluß war dem Blauen Nil ähnlicher als irgendein anderer der Zuflüsse, er ist entschieden ein Bergstrom, der während der Regenzeit anschwillt, aber während der trockenen Jahreszeit fast austrocknet. Ich hatte nun genug gesehen, um mich zu überzeugen, daß der Weiße Fluß, der an den Riponfällen aus dem Victoria Nyanza entspringt, der wahre oder Stamm-Nil ist; denn in jedem Falle seiner Verzweigung zeigt sich dies in der allerdeutlichsten Art, besonders wenn man, wie ich, alle diese Ströme in der trockenen Jahreszeit sieht, welche die beste Gelegenheit bietet, ihre relative bleibende Bedeutung abzuschätzen."

Da der Verfasser zwei Jahre und vier Monate auf seiner Reise in Afrika verlebte und auf seinen beiden frühern Touren ebenfalls Jahre hindurch dort verweilte, so mußte er die gründlichste, speciellste und zugleich weitumfassendste Kenntniß vom Lande und dessen Bewohnern erlangen. Deshalb hat das Werk nicht blos wegen der darin beschriebenen Entdeckung der Nilquellen den höchsten wissenschaftlichen Werth, sondern hauptsächlich auch durch die zahlreichen Resultate und Schilderungen aus den Gebieten der Geologie, Geographie, Botanik, Zoologie und Culturwissenschaft. Es ist ein Buch für die Gelehrten aller Wissenszweige. Dabei ist die Darstellung so einfach, klar und verständlich, so interessant und spannend, daß sich sogar jener große Theil des Publikums daran erfreuen wird, welcher das ganze Jahr hindurch nur Romane und Novellen liest. Unsere Leihbibliothekare würden also durch Anschaffung dieses vorzüglichen Werks nicht nur eine reiche Einnahme erzielen, sondern auch wahre Volksbildung befördern. Zahlreiche Abbildungen veranschaulichen uns die schönsten landschaftlichen Scenen, die merkwürdigsten Thiere und schwarzen Menschen mit ihren Sitten und Gebräuchen. Die Ausstattung ist sehr schön und das ganze Werk so correct, daß ich nicht einen einzigen Druckfehler gefunden habe. Es ist die werthvollste Zierde der neuesten Reiseliteratur.

Johann Schucht.

Gustav Schwetschke.

Gustav Schwetschke's ausgewählte Schriften. Deutsch und lateinisch. Halle, Schwetschke. 1864. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Nur wenige Bücher aus der neuern Zeit haben solches Aufsehen erregt und binnen kurzem so viel Auflagen erlebt, als die „Novae epistolae obscurorum virorum", welche im Frühling 1849 erschienen und in sarkastischer, hin und wieder auch wol burlesker Weise gegen die Linke der damals in Frankfurt a. M. tagenden Nationalversammlung gerichtet sind. Der Verfasser hat nunmehr eine Auswahl seiner sämmtlichen Schriften veranstaltet und zum Druck gegeben, die in deutscher und lateinischer Sprache Gedichte und prosaische Aufsätze enthalten, wozu noch Uebersetzungen aus dem Englischen und Französischen kommen. Der hervorstechende Charakterzug in der Sammlung ist das Epigrammatische und Tendenziöse, für welches er ein entschiedenes Talent der Darstellung mitbringt. Sowol in den lyrischen Gedichten als auch im zweiactigen Drama „Aennchen von Tharau", welches zugleich die altdeutsche Treuherzigkeit in ansprechender Weise zur Geltung kommen läßt, und im „Oberon von Sanssouci", einer in epischer Form Friedrich den Großen als Freund der Wissenschaft und Kriegshelden zugleich feiernden Dichtung, ist der gothanische Standpunkt des Verfassers nicht zu verkennen. Von diesem aus greift er nach links und rechts die Gegner in scharfer und geistreicher Weise an. Aus dem „Oberon von Sanssouci" setzen wir den vom Präses der Akademie dem König dargebrachten Trinkspruch her:

Der Weise lebe! der den Blick auf seines Volkes Heil gelenkt,
Sich sinnend in des Denkers Reich mit heil'ger Wahrheitssehnsucht senkt,
Der idealisch groß erfaßt, was stammt aus ewigen Ideen,
Der selbst ein Dichter und ein Held hehr wandelt auf der Menschheit Höhn.
Der Weise lebe! der den Blick auf seines Volkes Heil gelenkt,
Mit rühmlichen Tractaten nur, nicht mit Tractätchen es beschenkt,
Der keinem Glaubensforscher streng die Archimedes-Cirkel stört,
— Nicht immer ward ein solches Wort von Akademikern gehört —

Der Weise lebe! der den Blick auf seines Volkes Heil gelenkt,
So Grund als Ziel der Fürstenmacht historisch sinnvoll stets durchdenkt,
Der jedem königlichen Thun den Glanz der Menschenwürde lieh:
Dem König Friedrich gilt es! Heil dir, Philosoph von Sanssouci!

Die Uebersetzungen z. B. aus Spenser's „Feenkönigin" und Pope's „Lockenraub" erscheinen wohlgelungen, ganz besonders die Uebertragung von Scarron's höchst ergötzlichem burlesken Heldengedicht: „Typhon oder der Gigantenkrieg." Ein interessantes Seitenstück zu den oben angeführten Briefen bilden die „Novae epistolae clarorum virorum", die im März 1855 veröffentlicht sind und die bekanntesten, aus dem Inhalt leicht zu errathenden Persönlichkeiten der damaligen kleinen aber mächtigen Reactionspartei der Lauge des Spottes preisgeben. Aus den übrigen Schriften in ungebundener Rede heben wir hervor Tacitus' „Germania, nach einem bisher nicht verglichenen Codex übersetzt", durch welche dem deutschen Volk ein Spiegel seiner Licht- und Schattenseiten vorgehalten wird, endlich eine Petition an die preußische zweite Kammer, welche die im Preßgesetzentwurfe vom 4. December 1850 beantragten Bestimmungen über Verantwortlichkeit der Buchhändler und Buchdrucker scharfsinnig und treffend bekämpft.

Eugen von Schmidt.

Die englische Literatur in Frankreich.

Histoire de la littérature anglaise. Par *H. Taine*. Vier Bände. Paris 1863—64.

Dieses umfangreiche Werk hat in Frankreich und England so viel Aufsehen erregt und eine im ganzen so beifällige Aufnahme gefunden, daß ein kurzer Bericht darüber wol auch in d. Bl., die sich gewöhnlich nicht mit der Literatur des Auslandes beschäftigen, mitgetheilt werden darf.

Der Verfasser theilt die englische Literatur in vier Perioden: „Les origines", die angelsächsische und altenglische Zeit bis Chaucer, den Vater der eigentlich englischen Literatur; „La renaissance", das große Elisabethische Zeitalter bis zur Restauration; „L'Age classique", die nun folgende glänzende Reihe von Dichtern, Essayisten, Historikern, Rednern bis zum Schlusse des 18. Jahrhunderts; „L'Age moderne", Burns, die Seeschule, Byron. Der vierte Band führt die Geschichte der englischen Literatur bis zur Gegenwart (Thackeray). Alle diese Werke und Autoren erhalten hier eine überall geistreiche und anregende, auf umfassenden, wenn auch nicht immer ganz ausreichenden Studien sich gründende Besprechung. Manche Charakteristiken sind überaus glücklich, namentlich die von Chaucer, von Surrey, Sidney und Spenser, von Marlowe und Ben Jonson. Auch der scharfen Kritik, welcher Milton unterworfen wird, können wir nur beistimmen.

Die Ansichten des Verfassers, welcher Protestant und von der historischen Schule Guizot's, deshalb auch mit der deutschen Literatur sehr vertraut ist, sind durchgehends von sehr deutschem Gepräge. So sehr dies als ein erfreuliches Zeichen der wachsenden Verbreitung deutscher Wissenschaftlichkeit anzuerkennen ist, so haben wir doch an der Behandlungsweise des Verfassers, welcher nach deutschem Vorgange die Literaturgeschichte stets in unmittelbare Verbindung mit der allgemeinen Geschichte bringt und das Hauptinteresse nicht sowol in die Literatur selbst, als insofern sie über die Gesinnungen und Zustände früherer Zeiten Licht verbreitet setzt, ernstlich Anstoß genommen. Bei solcher Ausführlichkeit der überall eingeflochtenen historischen Untersuchungen wird das Literaturgeschichtliche vollständig erdrückt; es entspringt aber überhaupt jene Behandlungsweise aus einer irrthümlichen Vermengung zweier ganz verschiedenen Disciplinen, der Geschichtsforschung und des Studiums der Poesie. Denn die Poesie ist zunächst Ausdruck und Darstellung des

rein Menschlichen; das wesentlichste Erforderniß bei der Auffassung einer Dichtung ist aber, die ausgedrückte Grundidee und deren künstlerische Darstellung von dem blos Stofflichen zu unterscheiden; denn beides, Idee und Darstellung, ist an sich von historischen Einflüssen eigentlich unabhängig, da das rein Menschliche ja immer dasselbe bleibt. Homer denkt im Grunde durchaus nicht anders als wir. Er stellt in der „Ilias" das Verhältniß zwischen Mann und Mann, das Recht an einem Conflict des verletzten Rechtsgefühls mit misbrauchter Autorität dar, in der „Odyssee" das Verhältniß zwischen Mann und Weib, die unüberwindliche Treue als die Natur der wahren Liebe, wie es sich daher sowol am Odysseus wie an der Penelope bewährt. Worin weicht die Natur der Homerischen Grundideen von der der unserigen ab? Alles dem Dichter vom Zeitlichen, Culturhistorischen Gegebene ist durchaus nur stofflicher Beschaffenheit; dies ist aber gerade abzuscheiden, um zum Verständniß der Dichtung zu gelangen. Poetische Werke historisch auszubeuten, ist Sache des Geschichtsforschers, ein vom Studium der Poesie ganz verschiedenes Geschäft. Den Autor durch historische Ausführungen im einzelnen zu erläutern, ist das Geschäft des Commentators. Der Literaturhistoriker aber soll das Werk uns als Ganzes fassen, mithin vor allen Dingen jenes Wesentliche, Idee und künstlerische Darstellung, vom blos Stofflichen abheben, während bei derartiger historischer Behandlung das Stoffliche, Außerwesentliche geradezu zur Hauptsache wird.

Wie wenig man aber noch immer jenem ästhetischen Haupterforderniß zu entsprechen pflegt, zeigt sich in höchst auffallender Weise bei diesem gelehrten Literaturhistoriker, und zwar zumeist dem erhabenen Gipfel des englischen Parnasses, Shakspeare, gegenüber. So tüchtig auf ebenerm Niveau, so schwach zeigt er sich in jenen höhern Regionen des Geistes. Stofflicher und gedanklicher Gehalt wird hier völlig verwechselt. „Immorale, inspiré, supérieure à la raison par les revelations improvisées de sa folie clairvoyante", so beginnt der Verfasser seine Charakteristik Shakspeare's. „Macbeth" ist die Erzählung einer Monomanie, „Hamlet" die einer moralischen Vergiftung, „Lear" die eines Wahnsinns u. s. w. Das wäre doch ein erbauliches Resultat, wenn die höchsten Erzeugnisse der Literatur — und als solche werden jene Werke ausdrücklich vom Verfasser bezeichnet — eben nur in Darstellungen der Verrücktheit beständen! Der Wahnsinn ist ja hier überall rein stoffliches Motiv; die ausgesprochenen Grundgedanken haben so wenig mit Wahnsinn zu thun, wie sich sagen läßt, Shakspeare's vorherrschende Geisteskraft sei eine „von der Vernunft entbundene folie clairvoyante" gewesen. Nein, Shakspeare's vorherrschende Kraft war gerade die Vernunft, der Gedanke. Der erhabene Grundzug seiner Tragödie aber besteht darin, daß sie die begrenzte Menschenkraft darstellt, und zwar so, daß sich jede Kraft bei höherer Entwickelung zugleich als eine Schwäche zeigt. „Romeo und Julie", „Macbeth" und „Lear", neben dem „Hamlet" seine drei Meisterwerke, bilden eine großartige, durch ihre Grundgedanken innigst verknüpfte Trilogie, indem in „Romeo und Julie" das jugendliche, im „Macbeth" das Mannes-, im „Lear" das höhere Alter je nach seiner eigenthümlichen Stärke und eben daraus hervorgehenden Schwäche sich darstellt. Die Tragödie „Hamlet" aber faßt die tiefsten Wurzeln des menschlichen Geistes und zeigt auch die höchste Menschenkraft, die geistige, als Schwäche, den im Grundwesen des Geistes liegenden, fast unüberwindlichen Zwiespalt.

Daß ein so bedeutender Kritiker, wie der Verfasser, sich heutigentags über Shakspeare noch in so beschränkter Weise auslassen kann, ist zu bedauern. Wenn man nun aber vollends jene Auslassungen sogar in den wichtigsten englischen Literaturorganen mit Beifall aufgenommen findet, so ist dies wahrlich eine höchst bemerkenswerthe Thatsache. Im „Athenaeum" unter anderm wird gerade die Charakteristik Shakspeare's mit besonderm Lobe hervorgehoben. Am Schluß des Artikels wird Taine „a sinewy athlete", sein Werk „an excellent and very sufficient compendium" genannt. Es scheint also selbst bei den angesehensten literarischen Organen noch gar kümmerlich um das Verständniß Shakspeare's zu stehen. Je mehr dies aber der Fall ist und je mehr sich in unsern Tagen eine gewisse Tendenz kundgibt, alles, was über das gewöhnliche, breitgetretene Niveau hinausliegt, mithin auch Shakspeare und Goethe, kritisch zu beseitigen, um so mehr liegt allen denen ob, für den Shakspeare- und Goethe-Cultus sorgsam priesterlich einzustehen, die überzeugt sind, daß ohne ein näheres Verständniß jener beiden eine wahre Bildung undenkbar ist. **Wilhelm Bentheim.**

Notizen.

Eine deutsche Studie über Dante.

Eine solche Studie enthält der vom Professor Piper herausgegebene „Evangelische Kalender" für 1865 (Berlin, Wiegandt und Grieben), auf die wir hier um des Gegenstandes willen um so lieber aufmerksam machen möchten, da sie dort leicht übersehen werden könnte. Der fragliche Aufsatz über „Dante und seine Theologie", der vom Herausgeber des gedachten Jahrbuchs selbst herrührt, soll die Leser bei Gelegenheit des im Mai 1865 bevorstehenden sechshundertjährigen Jubiläums der Geburt Dante's mit der Person desselben, mit ihm als Dichter, namentlich mit der „Divina commedia" und in dieser Hinsicht besonders mit seiner Theologie auf geeignete Weise bekannt machen. Der Aufsatz beruht auf eigenthümlichen Studien und langjähriger Beschäftigung des Verfassers mit diesem Gegenstande, aber es sind auch die Ergebnisse fremder Forschungen zweckmäßig benutzt und verwerthet worden. Indem der Verfasser von einer gerechten Würdigung Dante's in Deutschland theils im allgemeinen, theils in Betreff seiner Theologie ausgeht, sucht er vornehmlich der Aufgabe zu genügen: die Grundgedanken der Theologie Dante's zu entwickeln, sowie sein Verhältniß zur Kirche, zum Papstthum und zur Reformation festzustellen. Er bemerkt dabei, daß, wenn im nächsten Jahre das Andenken an Dante und er selbst, als ein Fürst im Reiche der Geister, von seinem ganzen Volke sowie von den Gebildeten der andern Nationen werde gefeiert werden, doch „ein vorzügliches Anrecht an Dante die gläubigen Christen haben, welchem Bekenntniß sie auch angehören mögen", und besonders die dem protestantischen Bekenntniß zugethan sind. Denn Dante protestirt nicht blos gegen die Misbräuche seiner Kirche, sondern er steht entschieden auf dem positiven Grunde des evangelischen Glaubens, und es gebührt ihm auch nach seiner ganzen apologetischen Grundlegung eine Stelle unter den Bekennern des Evangeliums: Dante ist neben andern Männern Italiens aus späterer Zeit ebenfalls „ein Vorläufer der Reformation". Daher hat sich der Verfasser des Aufsatzes und Herausgeber des „Evangelischen Kalenders" auch für berechtigt angesehen, Dante's Namen in dem seinem Jahrbuche voranstehenden „verbesserten" evangelischen Kalender am Datum seines Todes (14. September) einzureihen. Kann und darf man diesen Gegenstand als einen formalen ganz auf sich beruhen lassen, so verdient es doch als eine wesentliche Frucht des Studiums und der Vertiefung in Dante hervorgehoben zu werden, daß beide nicht allein zur Erhebung des Geistes, sondern auch zur Läuterung des Charakters beitragen können. Erst dann, wenn die Geisteswerke der Dichter und Schriftsteller in solchem Sinne und zu solchem Zwecke gelesen und genützt werden, kommen sie wahrhaft zu rechter Geltung und Anerkennung der gesammten Menschheit, und vornehmlich muß dies von solchen Dichtern gelten wie Dante, und von Dichtungen wie seine „Divina commedia". 9.

Ein englisches Urtheil über „Das Leben Jesu" von David Friedrich Strauß.

Das Octoberheft der „Westminster Review" bringt einen längern und sehr anerkennenden Artikel über das neue „Leben Jesu" von David Friedrich Strauß, der nicht verfehlen wird, bei der englischen Orthodoxie großen Anstoß zu erregen. Der Referent weist besonders auf diejenigen Punkte hin, durch welche

sich das neue „Leben Jesu", ganz abgesehen von seiner größern Volksthümlichkeit, von dem frühern unterscheidet. Er findet diesen Unterschied namentlich in den Modificationen der mythischen Auslegungsweise, in der größern Anerkennung einer bewußten und absichtlichen Dichtung in der „evangelischen Biographie", obgleich Strauß auch derartige Erzählungen noch mit dem Namen Mythen bezeichnet. Die „Westminster Review" sagt: „Die letzten Resultate der vorgeschrittenen theologischen Kritik in Deutschland sich aneignend, soweit sie ihm annehmbar erscheinen, die glänzenden Verdienste des großen Vorkämpfers der Tübinger Schule, Dr. F. C. Baur, ebenso anerkennend, wie Zeller's Tiefe und geduldigen Fleiß; vieles modificirend und in ein neues Licht rückend, hat Strauß ein Werk geschaffen, welches die vollständigste und befriedigendste Lösung seines großen religiösen Problems enthält, und für die Gediegenheit, den Muth und die Reinheit seines moralischen Charakters, für seinen bewundernswürdigen Scharfsinn, seine Unterscheidungs- und Spürkraft und seinen glücklichen Freimuth das schönste Zeugniß ablegt." Die „Review" geht dann auf den Inhalt der Schrift von Steauß näher ein, erwähnt seine kritische Ansicht über die einzelnen Evangelien, die kurze Lebensgeschichte Jesu, welche der Analyse des Mythos vorausgeht, führt die Hauptgrundzüge dieser auflösenden Kritik an und schließt den Artikel mit derselben warmen Anerkennung, mit welcher sie sich am Eingange über das Werk aussprach, „daß, indem es uns die Resultate einer sowol positiven wie negativen Kritik gibt, die mit seltenem Fleiß und Talent, mit seltener Gelehrsamkeit länger als 30 Jahre thätig war, mit Recht auf einen dauernden Platz in unsern Bibliotheken Anspruch macht. Das Triumphgeschrei, welches über den Untergang und Verfall deutscher theologischer Literatur erhoben wurde, war jedenfalls verfrüht. Die Tübinger Schule hat ihren wohlbegründeten Ruf weder verloren, noch wird sie ihn verlieeen, und wenn das „Leben Jesu" in letzter Zeit weniger gelesen worden ist als früher, so ist der Grund hiervon, wie sein Verfasser selbst bemerkt, daß sein Geist seitdem in weitern Kreisen sich verbreitet hat. Nimmt man die vier deutschen Auflagen des ersten Werks, eine englische und französische Uebeesetzung desselben, die zwei Auflagen, welche das neue „Leben Jesu" binnen sechs Monaten erlebt hat, so muß man einräumen, daß der literarische Erfolg von Strauß ein bedeutender gewesen ist. Indeß ist literarischer Erfolg nur ein schwacher Ersatz für den Ausschluß von den Pfaden einer nützlichen Wirksamkeit, für den Abbruch aller Verbindungen und die gesellschaftliche Misachtung, über welche er anderswo sich mit so tiefem Gefühl beklagt. Der einzige Ersatz für Männer, wie er, ist das Bewußtsein, welches auch Milton über den Verlust seines Augenlichts tröstete, daß er dies alles im Dienste der Freiheit verloren hat. Wenn Wahrheit unser höchster Lebenszweck ist, so hat Strauß einen schönen Trost in dem Gedanken, daß er für diesen höchsten Lebenszweck gelebt hat. Es gibt Bücher, welche geistige Thaten sind; das seine ist eine heroische That, ein der Religion geleisteter Dienst. Einem solchen Werk geben wir keine kritische Empfehlung mit auf den Weg, sondern wir zollen ihm dankbare, aufrichtige und bewundernde Achtung."

Eine neue Frauenzeitung.

Es gibt der Frauenzeitungen genug, welche der Mode huldigen; wir machen hiermit auf eine Frauenzeitung aufmerksam, welche sie angreift. Diese vom Kapitän Korn in Berlin herausgegebene „Allgemeine Frauenzeitung" nennt sich ein „Organ für Töchterbildung, Frauengerechtsame und Fraueninteressen" und verfolgt jedenfalls eine durch keine Stickmuster, neue Hüte und Hauben illustrirte Tendenz. Wir fanden in derselben manche, in Bezug auf die Geschichte der Frauen und auf die nächsten praktischen Lebenszwecke derselben nicht unwichtige Mittheilungen. Ein Artikel über die Mode fiel uns besonders deshalb auf, weil seine Einleitung zu den Programmen der „Bazar" und „Victoria" in einem so schneidenden Widerspruch steht. „Die moderne Zeit", heißt es dort, „ehrt ihre mannichfachen Götzen, keinen zweiten aber, der sie so tyrannisch knechtet und ihr so blödsinnige Gesetze vorschreibt, als jene unsichtbare weibliche Gottheit, die Mode. Was ist die Mode? Ein undefinirbares, die Neigungen und den Geschmack der Menschen verwirrendes Etwas, von dem sich das eine mit schmerzlicher Gewißheit sagen läßt: daß sie unendlich viel Geld kostet!" Besonders beachtenswerth erscheint uns das Streben der Reduction, auf eine Erziehung der Frauen hinzuwirken, die ihnen eine feste Lebensstellung sichert, und auf die verschiedenen Branchen einer mehr öffentlichen Thätigkeit hinzuweisen, welche den Frauen zugänglich gemacht werden können. Die Frauenemancipation ist aus ihrer frühern schöngeistigen Phase jetzt mehr in die praktische übergetreten, welche in dieser „Allgemeinen Frauenzeitung" eine ganz wackere Vertretung findet. 33.

Bibliographie.

Buch's, D. S. von, Tagebuch aus den Jahren 1674 bis 1683. Beitrag zur Geschichte des Großen Kurfürsten von Brandenburg. Nach dem Urterte im Königl. Geheimen Staats-Archive zu Berlin bearbeitet und herausgegeben von G. von Kessel. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1865. Lex.-8. 4 Thlr. 7½ Ngr.

Creasy, E. S., Die fünfzehn entscheidenden Schlachten der Welt von Marathon bis Waterloo. Nach der 10ten Auflage des Originals bearbeitet von A. Seubert. Stuttgart, Schmidt und Spring. 1865. Gr. 8. 1 Thlr.

Dümmler, E., Geschichte des ostfränkischen Reichs. 2ter Band. Die letzten Karolinger. Konrad I. Berlin, Duncker und Humblot. 1865. Gr. 8. 4 Thlr.

Eysell, G. F., Johanna d'Arc, genannt die Jungfrau von Orleans. Ihre Jugend, ihre Thaten und ihre Leiden, getreu nach den Quellen, unter stetem Hinweis auf dieselben und mit Benutzung der besten Hülfsmittel dargestellt. Regensburg, Manz. Gr. 8. 3 Thlr. 9 Ngr.

Grabowski, S. Graf, Die fidele Säbeltasche oder eine Schlittenpartie in Kleinstädtel. Ein humoristisches Genrebild. Zwei Bände. Potsdam, Döring. 1865. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hahn-Hahn, Ida Gräfin, Peregrin. Ein Roman. Zwei Bände. 8. Mainz, Kirchheim. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Haym, R., Arthur Schopenhauer. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 15 Ngr.

Hermann, C., Das Problem der Sprache und seine Entwickelung in der Geschichte. Dresden, Kuntze. Lex.-8. 20 Ngr.

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. 44ster Jahrgang für 1865. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 1865. Gr. 12. 1 Thlr. 20 Ngr.

Münchener historisches Jahrbuch für 1865. Herausgegeben von der historischen Classe der königl. Akademie der Wissenschaften. München, Literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

St. Gallische Jahrbücher. 1843. Neue Folge. 1stes Heft. Von K. Wild. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 1863. Gr. 8. 27 Ngr.

Meister Jakob's Wanderjahre. Ein Handwerkerbild aus dem vorigen Jahrhundert. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 8. 9 Ngr.

Kirchmann, J. von, Erinnerungen aus Italien. Berlin, Springer. 8. 25 Ngr.

Klencke, H., Hauslexikon der Gesundheitslehre für Leib und Seele. Ein Familienbuch. 1ste Lieferung. Leipzig, Kummer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Krieger, Die Nibelungen. Altdeutsche Volkssagen nach den vorhandenen mittelhochdeutschen Gedichten erzählt. Mit 8 colorirten Bildern. Berlin, Winckelmann u. Söhne. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Krüger, J., Die Rose des Dorfes. Novelle. Altona, Verlags-Büreau. 8. 20 Ngr.

Deutsche Kunst in Bild und Lied. Original-Beiträge deutscher Maler und Dichter. Herausgegeben von A. Traeger. 7ter Jahrgang. 1865. Leipzig, Bach. Gr. 4. 3 Thlr. 20 Ngr.

Lautler, G. A., Die Versöhnung von Intelligenz, Natur und Offenbarung, oder von Idealismus, Materialismus, und Christenthum. Berlin, Neumann. 1865. Gr. 8. 15 Ngr.

Eine Lilie im Thal. Eine Erzählung. Hannover, Meyer. 1865. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Mai, V., Homburg. Eine deutsche Spielhölle. Berlin, Mylius. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Meißner, A., Novellen. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1865. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Melcher, J. W., Ueber Knaben-Erziehung. Berlin, Boettcher. 1865. Gr. 8. 15 Ngr.

Mitzenius, Caroline, Die Brüder. Roman. Drei Bände. Hamm, Grote. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Möllhausen, B., Reliquien. Erzählungen und Schilderungen aus dem westlichen Nordamerika. Drei Bände. Berlin, Janke. 1865. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Mühlbach, Louise, Der große Kurfürst und seine Zeit. Historischer Roman. 1ste Abtheilung. Der junge Kurfürst. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. 1865. 8. 5 Thlr.

Müller, O., Erzählungen und Charakterbilder. Drei Bände. Berlin, Janke. 1865. 8. 4 Thlr.

Mylius, O., Geheimnisse der Bastille. 1ste Lieferung. Stuttgart, E. Ebner. 8. 4½ Ngr.

Die Nachbarstöchter. Ohn all Verdienst und Würdigkeit. Eine Erzählung von der Verfasserin der „Margarethe, ein christlicher Roman von Frauenhand". Halle, Fricke. 8. 24 Ngr.

Neumann, M., Geschichte des Wuchers in Deutschland bis zur Begründung der heutigen Zinsengesetze (1654). Aus handschriftlichen und gedruckten Quellen dargestellt. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1865. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Oettinger, E. M., Gräfin Kielmannsegge und Kaiser Napoleon Buonaparte I. Geschichtlicher Memoiren-Roman. Vier Bände. Brünn, Karafiat. 8. 6 Thlr. 20 Ngr.

Pantheon deutscher Dichter. 6te vermehrte Auflage. Herausgegeben von P. Lohmann. Leipzig, Matthes. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Passow, A., Sophokleische Studien. Bremen, Müller. Gr. 8. 22½ Ngr.

Payn, J., Tollkopf Dickie. Novelle. Aus dem Englischen übersetzt von E. Eggert. Zwei Bände. Hamburg, Kittler. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Pierson, W., Preußische Geschichte. Berlin, Stilke und van Muyden. 1865. Lex.-8. 2 Thlr.

Ranke, L., Englische Geschichte vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert. 5ter Band. Berlin, Duncker und Humblot. 1865. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Rasch, G., Dunkle Häuser in Paris. Coburg, Streit. 1865. Gr. 8. 1 Thlr.

Reinke, L., Aus dem Orient. Münster, Theissing. 16. 1 Thlr.

Sailer, C. G. J., Chronik von Wyl. 1ste Abtheilung. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. Gr. 8. 27 Ngr.

Sandvoß, Rosalie, Briefe eines Malers an seine Schwester. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Gr. 16. 12 Ngr.

— — Die Pflegerin. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Gr. 16. 7½ Ngr.

Seld, A. Freih. von, Wunderliche Reisen. Bruchstücke aus dem Leben. Halle, Fricke. 8. 1 Thlr.

Simrock, K., Deutsche Märchen. Stuttgart, Cotta. Gr. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.

Sionsgrüße. Eine Auswahl altchristlicher Hymnen und Lieder aus dem Lateinischen übersetzt von H. Stadelmann. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 16 10 Ngr.

Dramatische Spiele für die Jugend. Von der Verfasserin der „Mädchenträume, Blumengeschichten, Lebensbilder u. s. w." St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 1865. 8. 18 Ngr.

Vincke, G. Freih., Im Bann der Jungfrau. Novellenbuch. Drei Bände. Hannover, C. Rümpler. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Vogt, C., Vorlesungen über nützliche und schädliche, verkannte und verläumdete Thiere. Mit 64 Abbildungen in Holzschnitten. Leipzig, Keil. 8. 1 Thlr.

Schwäbische Volks-Lieder. Beitrag zur Sitte und Mundart des schwäbischen Volkes. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 22½ Ngr.

Walden, O. F., Valentin von Eimersburg oder Schicksalswege. Dresden, Schöpff. 1865. 8. 1 Thlr.

Wilbrandt, A., Geister und Menschen. Ein Roman in drei Bänden. Nördlingen, Beck. 8 4 Thlr. 20 Ngr.

Winterfeld, C. v., Der Schleswig-Holstein'sche Krieg von 1864. 2te Abtheilung: Von Flensburg nach Düppel. Potsdam, Döring. Gr. 8. 15 Ngr.

Wirthmüller, J. B., Die Nazoräer. Abhandlung. Regensburg, Pustet. Gr. 8. 9 Ngr.

Wucke, C. L., Sagen der mittleren Werra nebst den angrenzenden Abhängen des Thüringer Waldes und der Rhön. Zwei Bände. Salzungen, Scheermesser. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Alferd, F., Läßt sich ein System der Moral mit Sicherheit auf das Princip des Glaubens gründen? Göttingen, Wigand. 8. 10 Ngr.

Beyschlag, W., Welchen Gewinn hat die evangelische Kirche aus den neuesten Verhandlungen über das Leben Jesu zu ziehen? Vortrag, gehalten auf dem deutsch-evangelischen Kirchentag zu Altenburg, den 13. September 1864. Berlin, Rauh. 16. 7½ Ngr.

Dethleffs, Sophie, Zwei Gedichte an Schleswig-Holstein. Hamburg. Gr. 8. 1½ Ngr.

Dittes, F., Die deutsche Sprache und Literatur auf den sächsischen Lehrerseminaren. Vortrag, gehalten auf der 12ten allgemeinen sächsischen Lehrerversammlung zu Chemnitz am 3. October 1864. Chemnitz, Focke. Gr. 8. 5 Ngr.

Dupanloup, Ueber den Volks-Unterricht. Rede, gehalten auf dem allgemeinen Katholikencongresse zu Mecheln am 31. August 1864. Augsburg, Kranzfelder. Gr. 8. 6 Ngr.

Englands Unrecht gegen Irland. Eine Darlegung der Beschwerden Irlands, eine Berufung an das Gerechtigkeitsgefühl und an die Theilnahme aller Nationen. Publikation des Irischen Nationalvereins Nr. 1. Leipzig, Priber. Gr. 8. 2½ Ngr.

Heine, E., Das Newton'sche Gesetz. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 16. 3 Ngr.

Michelis, F., Kirche oder Partei? Ein offenes und freies Wort an den deutschen Episkopat. Münster, Brunn. 1865. Gr. 8. 7½ Ngr.

Neumann, C. W., Das wahre Sterbehaus Kepler's. Regensburg, Bössenecker. Gr. 8. 8 Ngr.

Roth von Schreckenstein, K. H. Freih., Wie soll man Urkunden ediren? Ein Versuch. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 12 Ngr.

Schmidt, H., Lebensbild von drei Geschwistern des christlichen Alterthums. Ein zu Wittenberg gehaltener Vortrag. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 8. 5 Ngr.

Der Verfassungsstreit in Preußen. Aus dem Londoner Morning Herald vom 6. October 1864. Berlin, Springer. Gr. 8. 2½ Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Romane von Marie Sophie Schwartz.

Aus dem Schwedischen von August Kretzschmar.

Soeben erschien:

Gold und Name.

Eine Erzählung. Drei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Von der Verfasserin erschienen außerdem bereits in demselben Verlage:

Der Mann von Geburt und das Weib aus dem Volke. Ein Bild aus der Wirklichkeit. Zwei Theile. 2 Thlr.

Die Arbeit adelt. Ein Bild aus der Wirklichkeit. Drei Theile. 2 Thlr. 10 Ngr.

Schuld und Unschuld. Eine Erzählung. Drei Theile. 2 Thlr. 20 Ngr.

Zwei Familienmütter. Eine Erzählung. Drei Theile. 2 Thlr. 10 Ngr.

Blätter aus dem Frauenleben. Eine Erzählung. Drei Theile. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wilhelm Stjernkrona. Oder: Ist der Charakter des Menschen sein Schicksal? Eine Erzählung. Drei Theile. 2 Thlr.

Die Frau eines eiteln Mannes. Eine Erzählung. Zwei Theile. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Witwe und ihre Kinder. Ein Erziehungsroman. Zwei Theile. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ein Opfer der Rache. Eine Erzählung. Zwei Theile. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Emancipationswuth. Eine Erzählung. Zwei Theile. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Rechte. Eine Erzählung. Vier Theile. 3 Thlr.

Mathilde oder **Ein gefallsüchtiges Weib.** Eine Erzählung. 24 Ngr.

Die Leidenschaften. Eine Erzählung. Zwei Theile. 1 Thlr. 6 Ngr.

Die trefflichen Romane der in Schweden so allgemein beliebten Schriftstellerin Marie Sophie Schwartz haben in Deutschland in kurzer Zeit einen nicht minder großen Leserkreis gefunden wie die ihrer Landsmänninnen Frederike Bremer und Emilie Flygare-Carlén. Bei der Reinheit der sittlichen Tendenz, welche in ihnen vorwaltet, verdienen diese edeln Darstellungen des häuslichen und geselligen Lebens immer weitere Verbreitung in deutschen Familien.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Elementar-Grammatik der neugriechischen Sprache.

Von Dr. **Angelos Vlachos.**

8. Geh. 15 Ngr.

Der in Athen lebende Verfasser fand sich zur Bearbeitung eines neuen Elementarbuchs der neugriechischen Sprache für Deutsche veranlaßt, weil fast alle vorhandenen Grammatiken nicht die heutzutage von den Griechen gesprochene oder geschriebene Sprache, sondern ein längst abgestorbenes und außer Gebrauch gekommenes Idiom lehren. Da seine Methode sich durch Klarheit und Kürze auszeichnet, gewährt das Werkchen allen Deutschen, welche die gegenwärtig geltende Sprache der Griechen erlernen wollen, eine wirklich praktische Anleitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon.

500 in Stahl gestochene Blätter in Quart,

nebst erläuterndem Texte von mehr als 100 Bogen in Octav.

Neue wohlfeile Ausgabe

in 15 monatlichen Lieferungen zu je 1 Thlr.

Dieses schöne, höchst lehrreiche Werk bildet eine systematisch geordnete, wissenschaftlich erläuterte und künstlerisch wohlausgeführte Veranschaulichung des Worts durch das Bild. **Die neue wohlfeile Ausgabe empfiehlt sich durch Ermäßigung des Preises von 24 Thlr. auf 15 Thlr. und durch das allmähliche Erscheinen in 15 Lieferungen den weitesten Kreisen,** besonders auch den zahlreichen Abnehmern der gegenwärtig erscheinenden elften Auflage von Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Das Werk kann auch auf einmal bezogen werden und kostet vollständig mit Text: 15 Thlr., cartonnirt 17⅔ Thlr., gebunden 23⅓ Thlr. Außerdem ist jede der zehn Abtheilungen nebst dem betreffenden Texte unter besonderm Haupttitel auch einzeln zu nachstehenden Preisen zu haben:

I. **Mathematische und Naturwissenschaften.** (141 Tafeln.) 4 Thlr.
II. **Geographie.** (44 Tafeln.) 1 Thlr.
III. **Geschichte und Völkerkunde.** (39 Tafeln.) 1 Thlr.
IV. **Völkerkunde der Gegenwart.** (42 Tafeln.) 1 Thlr.
V. **Kriegswesen.** (51 Tafeln.) 2 Thlr.
VI. **Schiffbau und Seewesen.** (32 Tafeln.) 1 Thlr.
VII. **Geschichte der Baukunst.** (60 Tafeln.) 2 Thlr.
VIII. **Religion und Cultus.** (30 Tafeln.) 1 Thlr.
IX. **Schöne Künste.** (26 Tafeln.) 1 Thlr.
X. **Gewerbswissenschaft.** (35 Tafeln.) 1 Thlr.

Mappen zur Aufbewahrung der Tafeln werden mit 8 Ngr., Leinwandbände der Tafeln und des Textes mit 25 Ngr. für jede Abtheilung berechnet.

Eine Probelieferung nebst ausführlichem Prospect ist in allen Buchhandlungen vorräthig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Eine Rolle Gold.

Erzählung von Mathilde Raven.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Mathilde Raven hat sich als Erzählerin bereits vortheilhaft bekannt gemacht, namentlich durch den geschichtlichen Roman „Galileo Galilei". Der Stoff ihrer vorliegenden Erzählung ist dem kaufmännischen Leben Hamburgs und Bremens entlehnt und zu einem fein ausgeführten psychologischen Gemälde benutzt. Es geht ein volksthümlicher Ton durch das Buch, den die Verfasserin mit gebildeten Formen und gewählter Ausdrucksweise trefflich zu verbinden weiß.

Der vorstehend erwähnte Roman der Verfasserin erschien in demselben Verlage unter dem Titel:

Galileo Galilei. Ein geschichtlicher Roman von **Mathilde Raven.** Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 49. — 1. December 1864.

Stahr's Ehrenrettung der Cleopatra.

Cleopatra von Adolf Stahr. Berlin, Guttentag. 1864. 8. 2 Thlr.

Non humilis mulier — heißt das den Oden des Horaz entnommene Motto unsers Werks, einer neuen Schutzschrift von Adolf Stahr für eine vielverleumdete Größe des Alterthums. „Ich bin besser als mein Ruf“, sagt Schiller's Maria Stuart. Dasselbe sagt Stahr's Cleopatra von sich. Stahr, der die Ungeheuer des Alterthums in ein menschliches Licht zu setzen sucht und erst vor kurzem dem Tiberius das Piedestal echter Römergröße zurechtrückte, erweist der ägyptischen Königin jetzt den Liebesdienst einer wohlwollenden Kritik, welche die Angriffe der Gegner und Feinde von ihr abwehrt und viele der historischen Quellen, aus denen man bisher zu schöpfen liebte, als Parteischriften darzustellen sich bemüht. Stahr entvölkert gleichsam die Menagerie der Geschichtschreiber; indem er nicht nur den Tiger Tiberius, sondern auch die Schlange Cleopatra nur als traditionelle Verzauberungen echt menschlicher Gestalten betrachtet und von ihrem Bann zu lösen sucht. Er wendet sich dabei namentlich gegen Drumann, welcher in der That der ägyptischen Königin sehr wenig sympathische Gefühle entgegenbringt, ignorirt aber mit Unrecht die Darstellung und Auffassung von Giesebrecht, dem Nachfolger Drumann's auf dem geschichtlichen Katheder in der Stadt der reinen Vernunft, jene unbedingt berücksichtigenswerthe Skizze, welche dem größern Publikum durch die augsburger „Allgemeine Zeitung“ zugänglich gemacht wurde. Stahr's Schrift ist durchaus interessant und geistvoll, mit jener Wärme geschrieben, welche alle Werke dieses Autors charakterisirt, klar, durchsichtig und edel gehalten in Bezug auf die Darstellung, schlagfertig, wo es Polemik gilt, übersichtlich in der Darlegung der Reihenfolge der Ereignisse. Trotz aller dieser großen Vorzüge hat sie keine überzeugende Kraft, weil Stahr nicht als unbefangener Biograph, sondern als eifriger Advocat einer liebenswürdigen Clientin auftritt, deren Fehler er zu vertuschen sucht, auf deren Freisprechung er anträgt vor dem Tribunal der Geschichte. Man merkt von Haus aus die Absicht der „Ehrenrettung“ und — wird verstimmt; denn der Historiker soll nicht plaidiren. Gewiß ist die aufrichtige Ueberzeugung von der Grundlosigkeit vieler Anklagen, welche gegen die ägyptische Königin gerichtet sind, für Stahr der eigentliche Anlaß zur Abfassung dieses Werks gewesen. Deshalb die Wärme seiner Beredsamkeit, die Unermüdlichkeit seiner Argumentationen. Auch verträgt sich die Vertheidigung einer unschuldig Angeklagten mit der Unbefangenheit des Geschichtschreibers, sobald sie eben nicht zu einer Advocatur wird, welcher es darauf ankommt, um jeden Preis eine Freisprechung der Schuldigen zu erzielen. Handelt es sich dabei nur um die Gründe für und wider, so kann sich ein historischer Vertheidiger wol irren, indem er widerlegbare Gründe zu Gunsten seiner Schutzbefohlenen anführt, ohne seiner geschichtlichen Aufgabe untreu zu werden. Dagegen verwandelt sich der historische Vertheidiger augenblicklich in den juristischen, sobald er Thatsachen entweder verschweigt oder als gleichgültig fallen läßt, welche auf das Bild seiner Clientin einen ungünstigen Schein werfen oder die Logik seiner Beweisschlüsse stören könnten. Das ist der Punkt, wo auch Stahr zum Advocaten wird. Er verschweigt zwar nichts, aber er erzählt beiläufig und wie selbstverständlich Thatsachen, welche, sobald er sie in den Vordergrund stellte, sehr „die Cirkel“ seiner Lobrede stören müßten.

Indem die Biographie überdies vorzugsweise durch den Charakter polemischer Abwehr bestimmt wird, gewinnt das kritische Moment in der Darstellung ein bedenkliches Uebergewicht. Wir erfahren mehr, was Cleopatra nicht war, als was sie war. Und wenn es Stahr auch gelungen ist, in vielen einzelnen Punkten die Erdichtungen und Mythenbildungen nachzuweisen, welche das

Bild der Nilkönigin trübten, hervorgegangen aus dem Haß und der Furcht der Römer und aus antipathischem Volksinstinct: so können wir doch nicht sagen, daß er die dämonische Königin in glaubwürdiger Gestalt von den Todten erweckt hat. Bei vielen glücklichen psychologischen Erklärungsversuchen im einzelnen vermissen wir die historische Intuition, aus welcher, wie Minerva aus dem Haupte des Zeus, das Bild eines geschichtlichen Charakters voll und ganz auf einmal herausspringt.

Stahr beginnt mit einer kurzen Schilderung des Lagidenreichs und der Politik des Ptolemäus Auletes, des Vaters der Cleopatra. Wir werden in die Atmosphäre des verbrecherischen ägyptischen Hofs versetzt. Dieser Ptolemäus besticht die Wortführer Roms mit ungeheuern Summen, um den von seinem Schwiegersohn ihm geraubten Thron wieder zu erobern. Er läßt die Häupter der Gesandtschaft, welche dieser zu seiner Rechtfertigung nach Rom schickt, durch gedungene Meuchelmörder ermorden, und als er, siegreich durch römische Hülfe, im Schutze der Truppen Marc Anton's, wieder in Alexandrien einzieht, seine eigene Tochter Berenice, die Gattin des Usurpators, hinrichten. Trotz dessen, daß Stahr auch diesem Tyrannen eine vorsichtige „Fleckenreinigung" zutheil werden läßt, erscheint derselbe, bei aller Energie und Klugheit, doch als ein ausgeprägter orientalischer Despot, und wenn nach der Theorie geistiger Forterbung gerade die Töchter den Vätern ähnlich werden sollen, wie die Söhne den Müttern, so hat Cleopatra eine Erbschaft angetreten, welche sie von Haus aus zur Despotin stempeln mußte.

Vortrefflich ist die Schilderung, welche uns Stahr von der Stadt Alexandria entrollt. Die Meisterschaft in anschaulicher und lebendiger Darstellung solcher Städtebilder hat Stahr schon in seinem Werke: „Ein Jahr in Italien", zur Genüge dargelegt. Hier aber dient das Gemälde der ägyptischen Weltstadt wesentlich dazu, uns den üppigen Charakter der Cleopatra zu erklären. Alexandria, obgleich die jüngste aller großen Städte der damaligen Welt, war bereits auf dem Gipfel raffinirtester Uebercultur angelangt und zeigte die ausschweifende Phantasiefülle des Orients mit der scharfen Verstandesbildung des modernen Hellenenthums in wunderbarer Mischung auf.

Cleopatra hatte mit 17 Jahren an der Seite ihres neunjährigen Bruders den ägyptischen Thron bestiegen. Da wird sie durch eine Söldneremeute aus der Hauptstadt vertrieben und der Bruder als alleiniger Regent ausgerufen. Inzwischen tritt ein großes Weltereigniß ein, die Schlacht von Pharsalus, und in dessen Folge die Ermordung des Pompejus und Cäsar's Ankunft in Alexandrien. Cleopatra läßt sich, in einen Teppich gehüllt, in seine Gemächer tragen; der Schiedsspruch des Römers lautet zu ihren Gunsten. Doch über den Stolz des sich als Imperator geberdenden Fremden erbittert, empört sich das Volk von Alexandrien. Cäsar ist in großer Gefahr, die ägyptische Königin theilt sie mit Muth und Ausdauer, bis beide vereinigt aus diesem alexandrinischen Kriege siegreich hervorgehen. Ueber das Verhältniß zwischen Cäsar und Cleopatra sagt Adolf Stahr:

Der zweiundfunfzigjährige Held hatte sein Herz verloren an die ägyptische Zauberin, der keine von all den zahlreichen Frauen, deren Gunst er bisher genossen, auch nur entfernt sich an Geist und Schönheit vergleichen konnte. Was der größte aller Menschendichter seine Cleopatra von ihrer Jugendschönheit rühmen läßt:

> Als du hier
> Ans Ufer traist, breitstirniger Cäsar, war ich
> Werth eines Königs: —

es war die Wahrheit, die der Mund des ganzen Alterthums bestätigt. Selbst die ihr fast sämmtlich feindlichen römischen Dichter huldigen doch, indem sie das wunderbare Weib als „die zweite Helena" bezeichnen, ohne es zu wollen, ihren Zauberreizen. Der Verein von feinster Bildung und Geistesgewandtheit mit Schönheit und Anmuth, unterstützt durch alle Künste raffinirtester Kokelterie, waren Eigenschaften, welche gerade auf einen Cäsar ihre Wirkung nicht verfehlen konnten. Er hatte bisher mit vielen Frauen ohne große Auswahl zu thun gehabt, denn er war ein großer Verehrer des schönen Geschlechts. Jetzt, da er Alexandria betrat, stand die Krone dieses Geschlechts vor ihm, ein Wesen, wie er es nie geträumt, das wunderbarste Weib ihrer Zeit vor dem wunderbarsten Manne, und dieses Weib in der ersten frischen Jugendblüte ihrer Herrlichkeit wandte sich Schutz und Hülfe suchend an sein Herz. War es ein Wunder, daß der Besieger der halben Welt ihr nicht widerstand, als sie, in ihrem Schmerze doppelt schön, „edelstolz und zugleich des höchsten Mitleids würdig" in allem Glanze ihrer Schönheit vor ihn hintrat, als er die liebliche Stimme vernahm, von deren süßem Wohllaut noch mehr als zwei Jahrhunderte später ein Alter schrieb: „daß sie jeden durch ihren Zauber bestrickte", und daß „ihr Anblick wie ihre Rede jeden, auch den kältesten Mann und den ärgsten Weiberfeind überwand"! So reichte denn auch für sie die erste Begegnung hin, Cäsar's Herz zu erobern, und jeder Tag der sechs Monate, die er an ihrer Seite verlebte, und in dem ihre Liebe und die Reize ihres Umgangs der einzige helle Stern in dem Düster seiner grimmen Kriegsnoth und Gefahr bildeten, befestigte ihre Eroberung. Cäsar hatte zugleich während dieser Zeit auch ihren Geist und ihre Einsicht, ihre ausharrende Energie und ihren Muth in Gefahren erprobt und achten gelernt. Sie hatte treu bei ihm ausgehalten, als alle übrigen Glieder der Königsfamilie ihn verließen und verriethen, und, bekannt mit allen Persönlichkeiten und Intriguen des Hofs und mit allen Verhältnissen des Landes und der Hauptstadt hatte ihr Rath ihm sicher bei mehr als einer Gelegenheit die wichtigsten Dienste geleistet. So knüpfte sich, von Sinnenleidenschaft ausgehend, zwischen ihm und dem schönen Weibe ein Band, das dem Ehrgeize des letztern die glänzendsten Aussichten eröffnete. An der Seite des stolzen römischen Siegers als Königin seine Weltherrschaft zu theilen — das ward und blieb von jetzt an das Ziel ihres Strebens. Dies Ziel hat sie ihr ganzes Leben lang verfolgt, und man darf sagen, daß sie ihm erst an der Schwelle des Todes entsagte.

Als Cäsar nach Rom zurückgekehrt war, folgte sie ihm dahin ein Jahr darauf und wohnte bis nach seiner Ermordung jenseit der Tiber in den Gärten des Dictators. Die dauernde Verbindung desselben mit der Aegypterin, der Tochter eines wegen seines Thiercultus und seiner Ausschweifungen verrufenen Volks, hatte längst den Rassenhaß der Römer gegen Cleopatra wachgerufen. Sie floh nach dem Tode Cäsar's vor diesem Hasse, dessen Tragweite sie nicht verkannte, nach Aegypten. Stahr sucht sie von der Beschuldigung zu reinigen, daß sie den Mördern Cäsar's, den im Osten gebietenden Republikanern, gegen die Triumvirn Hülfe geleistet habe. Nur ihre Generale vereinigten Land- und Seetruppen gegen

ihren Willen mit dem Heere des Cassius. Es ist gewiß schon an und für sich unwahrscheinlich, daß die despotische Nilkönigin den Republikanern, den Mördern ihres Geliebten, Hülfe zu bringen gesonnen war. Stahr's aus den Quellen geschöpfte Darstellung macht es einleuchtend, daß ihre Absicht im Gegentheil gewesen, mit einer Flotte zu den Triumvirn zu stoßen.

Schwieriger wird die Vertheidigung der Aegypterin, wo es gilt, ihre Beziehungen zu Marc Anton von jeder Schuld freizusprechen. Zu diesem Zwecke muß Stahr den Charakter des Helden der Tragödie, in welcher beide zum Opfer fallen, in einem so glänzenden Lichte zeigen, daß man begreift, wie die bis zur Verblendung berauschte üppige Königin des Nillandes unter dem Banne dieser Leidenschaft bis zu ihrem tragischen Lebensende stand. Die Schutzschrift der Cleopatra wird zugleich eine Schutzschrift für Marc Anton, und die Vertheidigung des Triumvir ist entschieden glücklicher als die der Königin, weil wir ein Gesammtbild des etwas wilden, aber biedern Reitergenerals erhalten, in welchem sich die einzelnen Züge gegenseitig ergänzen. Die Charakteristik Marc Anton's gehört zu den glänzendsten Partien des Werks:

Antonius stand nach der Schlacht von Philippi auf der Höhe seines Ruhms. Die Schnelligkeit, mit welcher er von einem besitzlosen abenteuernden Wüstlinge sich zum Gebieter der Weltgeschicke emporgeschwungen hatte, war schwindelerregend selbst für ein stärkeres Hirn als das seine. Was einem Cäsar lange Jahre der Vorbereitung, unendliche Mühen und Gefahren aller Art gekostet hatte, das hatte er fast in weniger Monaten erreicht, als jener ihm so vielfach überlegene Geist Jahre gebraucht hatte. Er galt jetzt unbestritten als der erste Feldherr Roms. Die Welt lag zu seinen Füßen, es schien, als dürfe er sich nur bücken, sie aufzuheben und in Besitz zu nehmen. Dazu stand er in der Blüte seines Alters und seiner Kraft. Er war nicht über vierzig Jahre alt und seine herculische Constitution hatten weder Ausschweifungen noch Strapazen zu erschüttern vermocht. Denn auch körperlich schien die Natur die Fülle ihrer Gaben mit verschwenderischer Hand über ihn ausgeschüttet zu haben, wie sie ihm überhaupt alles verliehen hatte, was den großen Krieger und Feldherrn, den Staatsmann und Herrscher wie den liebenswürdigen Menschen macht, und ihm nur eins versagt hatte, wodurch alle diese Gaben erst ihren ganzen Werth und ihre volle Wirksamkeit erhalten: das besonnene Maß und die Kraft der Selbstbeherrschung. Kein lebender Mann war ihm gleich unter dem Adel Roms an Kraft und männlicher Schönheit. Seine gewaltige und doch edle Leibesbildung, seine gebietende kräftige Gestalt, der Feuerblick des Auges unter der breiten Stirn mit der sanft gebogenen Nase und dazu der starke krause Vollbart erinnerten die Menschen daran, daß sein Geschlecht sich des Hercules als Ahnherrn rühmte. Er selbst stand unter dem Einflusse, den diese Sage auf seine lebhafte Phantasie übte, wenn er es später aussprach, daß ihm, dem Nachkommen des Hercules ein Eheweib ebenso wenig genügen könne als seinem Ahnherrn, und er liebte es, die Aehnlichkeit mit dem gewaltigen Zeussohne durch Tracht und Haltung zu unterstützen. Wie ein Heros war er anzuschauen, wenn er, das Gewand hoch über der Hüfte gegürtet, ein riesiges Schwert an der Seite, den groben Kriegsmantel umgeschlagen vor seinen Soldaten einherschritt, in Kampf und Gefahr den ersten stets voran, und Noth und Mühsal, Hunger, Durst und Entbehrung aller Art mit den letzten theilend, allen ein Beispiel und Muster in persönlichem Muthe wie in fester Ausdauer und Geduld. Darum war er der Abgott der Krieger, er selbst ein geborener Soldat. Sie hingen an ihm nicht allein wegen seiner verschwenderischen Freigebigkeit, mit der er sie belohnte, sondern auch, weil sie selbst bei der Strenge der Disciplin, die er von Zeit zu Zeit zu üben wußte, und die ihn vor allen andern Feldherrn aus Cäsar's Schule auszeichnete, in dem Feldherrn und Krieger den Menschen liebten, der „mehr mit Handlungen als mit Worten zu ihnen sprach", und ihre Freuden nicht minder wie ihre Leiden kameradlich theilte. Nur Cäsar ist ihm zu vergleichen in der Hingebung, welche seine Soldaten ihm bis zum letzten Augenblick bewiesen. Sie hielten treu zu ihm nach der Niederlage bei Mutina, auf jenem furchtbaren Fluchtzuge über die Alpen, wo tagelang das Wasser ekler Pfützen seinen Durst, und Wurzeln und Baumrinde seinen Hunger stillten. Und später in dem parthischen Feldzuge, wo das Heer durch seine Schuld noch in entsetzlichsten Verlusten und Drangsalen sich am Rande des Untergangs befand, reichte eine einzige tadelnde Ansprache über ihr Murren hin, um sie alle Noth und alles Elend wie alle Gefahr in dem Grade vergessen zu machen, daß sie ihm zuriefen: er möge ihnen das Härteste anthun, ja sie decimiren, nur sollte er ihnen nicht mehr zürnen, sich nicht mehr betrüben! Erschüttert hob er die Hände empor und flehte zu den Göttern: sie möchten, wenn sie Vergeltung für sein früheres Glück beschlossen hätten, die Strafe auf sein Haupt allein fallen lassen und nur dem Heere Rettung und Sieg gewähren. Das Unglück zeigte überhaupt die Größe dieser Natur. „In Noth und Unglück", sagt Plutarch von ihm — und alle alten Zeugen bestätigen es —, „übertraf er sein Bestes, und war er einem Trefflichen am ähnlichsten."

Die Reiterei war seine Lieblingswaffe. An ihrer Spitze stürzte er sich zuweilen auf doppelt und dreifach überlegene Massen, wie er denn einmal mit kaum vierhundert Reitern ihrer tausend zusammenhieb, und noch die letzte That seines Lebens war eine kühne Reiterthat. Seine persönliche Tapferkeit, durch eine ungewöhnliche Körperkraft und Gewandtheit unterstützt, hatte etwas Ritterlich-Romantisches, was an den großen Reiterführer unserer Zeiten, an Murat, erinnert. War seine Erziehung auch vernachlässigt und seine Bildung mangelhaft, so darf man sich ihn doch nicht als einen rohen Soldaten vorstellen, obgleich er im Feldlager aufgewachsen, derben Lagerwitz und kräftige Ausdrücke liebte. Aber griechische Sprache und Literatur waren ihm trotzdem nicht fremd, und seine Muttersprache schrieb und sprach er — obschon nicht fehlerfrei in den Augen des Silbenstechers Cicero, und mit einer Neigung zum Pathetischen, wenn er erhaben sein wollte, wie Octavian ihm vorwarf — doch kräftig und nachdrücklich, und sein Stil konnte sehr körnig und einfach sein, wenn es ihm angemessen schien, sich eines solchen zu bedienen.

Die Begegnung in Tarsus erzählt Stahr nach der bekannten Lesart, welche in Shakspeare's Versen den schwunghaftesten Ausdruck gefunden. Von Liebe und Leidenschaft konnte hier anfangs nicht die Rede sein; Cleopatra suchte den Machthaber und Richter durch die Schaustellung ihrer Reize zu bestechen. Die grenzenlosen Schwelgereien, mit denen diese Begegnung gefeiert wurde, imponiren zwar durch den sich überbietenden Uebermuth, mit welchem die Reichthümer des Ostens und Westens verpraßt werden, machen aber doch in Wahrheit einen widerwärtigen Eindruck. Cleopatra erscheint als umstrickende Verführerin, die für ihre Buhlschaft einen blutigen Preis verlangt. Ebenso grausam wie üppig benutzt sie die Macht des durch ihre Reize besiegten Dictators, um sich an ihren Feinden und Gegnern zu rächen. Ein Prätendent, der sich für ihren Gemahl und ältesten Bruder ausgibt, sowie der ungehorsame Admiral Serapion werden hingerichtet; ja ihre ränkesüchtige Schwester Arsinoë wird durch ausgesandte Soldaten des Antonius

dem Heiligthum der Artemis zu Milet, in welchem sie Schutz gesucht, entrissen und getödtet — gewiß doch auf den ausdrücklichen Wunsch der Cleopatra. Es ist daher nicht sonderlich ins Gewicht fallend, wenn Stahr die Schwestermörderin gegen die Anklage des Brudermordes zu vertheidigen sucht. Die Moral der verschiedenen Zeitalter ist wol eine wechselnde; die Familienmorde waren bei den Lagiden ebenso in Schwung, wie die Familienehen; aber das sittliche Gefühl einer geläuterten Bildung empört sich doch gegen diese barbarischen Handlungen, und auch die Gleichgültigkeit, mit welcher der Biograph über dieselben berichtet, kann ihre, das Bild seiner Heldin entstellende Peinlichkeit und Widerwärtigkeit nicht hinwegnehmen.

Antonius in Alexandrien gleicht dem von der Schlange umstrickten Löwen. Gerade die lebendige Schilderung, welche Stahr von den Freudenfesten des römischen Bacchus im Arm der königlichen Isis entwirft, läßt dies Bild besonders anschaulich vor unsern Augen erstehen. Trefflich stellt der Autor die politischen Verhältnisse jener Epoche und die Partherkriege des Antonius dar; nicht minder glücklich sind die Porträts der einander folgenden römischen Gattinnen desselben, der Fulvia und Octavia. Doch je mehr wir uns der Katastrophe der Tragödie nähern, desto schwieriger wird es dem Advocaten, seine Clientin zu vertheidigen. Es sind namentlich zwei Punkte, welche das Verdammungsurtheil der Geschichte zu rechtfertigen scheinen: die Flucht Cleopatra's und der ägyptischen Flotte in der Seeschlacht von Actium und ihr Benehmen gegenüber dem siegreichen Octavian. Die Thatsache jener Flucht vermag natürlich auch Stahr nicht hinwegzuleugnen; die Anklage des Plutarch, die Flucht der Cleopatra sei eine verrätherische gewesen, sucht er indeß zu entkräften und die Schuld der Helena vom Nil darauf zurückzuführen, daß sie die mit Antonius verabredete Rückzugsflucht zu früh angetreten habe, ehe die Schlacht zu ihren Ungunsten entschieden war und noch ehe ihre Flotte sich an derselben betheiligen konnte. Nicht der Verrätherei klagt Stahr die Aegypterin an, sondern nur weiblicher Furcht aus allzu großer Erregtheit, gegenüber dem ungewohnten Schlachtgetümmel. Er erklärt ihre Flucht gleichsam für einen Act der Nervenschwäche. Es ist für den Geschichtschreiber jedenfalls schwer, psychologische Motive, von denen oft mehrere ineinanderspielen, klar zu sondern und zu erkennen. Das Verfahren der Cleopatra nach ihrer Rückkehr nach Aegypten spricht indeß nur für ihre List und Grausamkeit und verräth keinesfalls eine Spur von Nervenschwäche. Facta loquuntur — wir lassen Stahr selbst sprechen:

Es war ihr gelungen, ihre Hauptstadt zu erreichen, bevor daselbst die Nachricht von der Niederlage bei Actium angelangt war. Um ganz sicher zu gehen, hatte sie, als sie in Sicht des Landes war, die Vordertheile ihrer Galeren mit Kränzen schmücken und ihre Feldmusik Siegeslieder aufspielen lassen, als komme sie von einem Siege heim. Die Täuschung gelang. Als der wahre Sachverhalt bekannt wurde, unterdrückte sie rasch und energisch die Empörungsversuche einzelner Großen Aegyptens, die ihr schon früher feindlich gesinnt gewesen waren und jetzt über ihre Niederlage frohlockten. Sie ließ die Häupter derselben unter dem Beile fallen. Mit dem eingezogenen Vermögen der Hingerichteten und mit dem Inhalte öffentlicher Kassen und Tempelschätze füllte sie ihren erschöpften Schatz, wobei sie selbst die heiligsten Tempel nicht schonte. Daß ihr dies Verfahren hinging, ohne Volksaufruhr und Empörung in Land und Hauptstadt hervorzurufen, beweist, daß ihr Regiment energisch und ihre Sache immer noch populär war. Dann zog sie eilig alle im Lande irgend vorhandenen Streitkräfte zusammen, um ein Vertheidigungsheer zu bilden, und suchte sich zugleich auswärts Bundesgenossen zu verschaffen. Sie ließ den bisher noch immer gefangen gehaltenen Armenierkönig Artavasdes enthaupten und sandte seinen Kopf an den König von Medien, um ihn dadurch zu ihrem Beistande geneigter zu machen, während sie selbst nach Kräften zu Lande und zur See zu rüsten fortfuhr.

Die wichtigste Anklage trifft das Verhalten der Cleopatra gegen Octavian. Sind diese Anschuldigungen begründet, so ist es zweifellos, daß sie den Namen einer Buhlerin verdient hat. Es bleibt schon auffallend, daß Cleopatra sowie Antonius nicht gemeinsame Unterhandlungen mit Octavian anknüpften, daß sie diesem dadurch Gelegenheit boten, alle List seiner Diplomatie anzuwenden, um sie gänzlich zu trennen. Daß Cleopatra die Vorschläge des Octavian, den Antonius zu tödten, zurückwies, ist ebenso gewiß wie begreiflich, ihr mochte das Bild des Pompejus vorschweben und das Unheil, welches die allzu dienstwillige Ermordung desselben über Aegypten heraufbeschworen; aber ebenso begreiflich ist es, daß die wiederholten Betheuerungen des listigen Römers sie zu dem Glauben geneigt machten, er wolle Cäsar's Rolle nicht blos auf dem Throne der Welt, sondern auch in den verschwiegensten Gemächern des Schlosses von Alexandrien fortspielen. Antonius war todt, er hatte sich sterbend zu ihr hinaufziehen lassen in das Mausoleum, wo sie ihre Schätze aufgehäuft, bereit, mit ihnen in Flammen aufzugehen. Doch trotz der mit Riegeln und Eisenbalken verwahrten Fallthüren fand die List des Octavianus den Weg zu ihr und machte sie zur Gefangenen. Sie bat ihn um seinen Besuch; Octavianus erschien bei ihr. Diese erste Begegnung der Königin und des neuen Weltherrschers wird von Plutarch und Dio Cassius verschieden erzählt. Nach Plutarch suchte die erkrankte Cleopatra den Cäsar nur dadurch zu überlisten, daß sie sich den Anschein gab, als klammere sie sich mit allen Kräften an das Leben, um desto unbewachter den Tod suchen zu können. Nach Dio Cassius versuchte Cleopatra durch buhlerische Künste den Weltgebieter zu erobern, doch ohne Erfolg. Was diesen Bericht des Dio betrifft, so sagt Stahr:

Ich meinestheils sehe in demselben, wie ich schon angedeutet, nichts als eine poetische Ausschmückung, eine dichterische Ausmalung jener Zusammenkunft der berühmtesten Verführungskünstlerin der Welt mit dem bald genug von der römischen Schmeichelei zum Gotte erhobenen und als Heiligen (Augustus) und Wiederhersteller der Sittenreinheit gefeierten Octavian, an dem, wie der Dichter dieser Scene huldigend darstellen wollte, alle Künste der schönen ägyptischen Zauberin machtlos abglitten. Ich denke, Rabirius wird der Dichter auch dieser Schilderung gewesen sein, die ebenso dem Augustus schmeicheln wie seiner Livia gefallen und dem Autor und seinem Gedichte die Gunst beider gewinnen mußte: ein Erfolg, der sicherlich nicht wenig dazu mitgewirkt hat, dem bei dem neuen Alleinherrscher und

seinem Hofe beliebten Dichter auch von seiten eines Ovid und Vellejus jene hohen Lobsprüche einzubringen, die bei zwei anerkannten Schmeichlern des Julischen Regentenhauses so sehr erklärlich sind, während ein Kritiker späterer Zeit, der solche Rücksichten nicht mehr zu nehmen hatte, Quintilian, nur mit sehr kühlen Worten über den Verfasser des Gedichts vom Actischen Kriege urtheilt. Wie dem aber auch sein möge, so viel wird sich aus der Vergleichung der Plutarch'schen Darstellung mit der Dionischen von selbst ergeben, daß die gedachte Schilderung des letztern ebenso wenig Anspruch auf historische Wahrheit als auf besonderes psychologisches Verdienst des Dichters erheben kann. Die wahre historische Cleopatra war weder geistig noch selbst körperlich in der Verfassung, eine Verführungsscene von so alberner Koketterie zu spielen, wie sie dem Schriftsteller aus der tiefgesunkenen Zeit eines Caracalla einleuchten mochte, der viel zu wenig Psycholog und Kritiker war, um eine Erscheinung wie Cleopatra zu begreifen und zu würdigen, und um einzusehen, daß eine so scharfblickende Menschenkennerin und eine so richtige Beurtheilerin ihrer Lage und des Charakters und der Lage ihres Gegners, ganz unmöglich sich dem unsinnigen Gedanken hingeben konnte, bei einem Octavian mit irgendwelcher Aussicht auf Erfolg versuchen zu wollen, was ihr bei einem Antonius und Cäsar gelungen war.

Eine psychologische Unwahrscheinlichkeit vermögen wir in dieser Schilderung des Dio Cassius nicht zu entdecken. Der dritte Weltgebieter nahte ihrem Zauberkreise; was war natürlicher, als daß sie den Zauber, den sie über die beiden andern ausgeübt, auch an diesem erproben wollte, um so mehr, als die Versicherungen der Unterhändler sie in dem Glauben bestärken mußten, Octavian sehne sich nach dem Liebesglück des Cäsar und Antonius. Freilich, sie war nicht mehr die jugendliche Isis, die einen Cäsar umgarnt; sie war nicht mehr die Venus von Tarsus, aber sie war immer noch eine schöne Frau, und die Selbsttäuschung war möglich, daß das Sistrum in ihrer Hand auch noch den Ohren eines Octavian melodisch klingen werde. War sie doch durch ihre Siege verwöhnt, und einer Frau, die sich in Cäsar's Gemächer in einen Teppich eingeschnürt tragen ließ, die sich einem Antonius im Festgewand eines orgiastischen Aufzugs vorführte, fehlte es gewiß nicht an buhlerischer Keckheit. Als sie freilich bemerkte, daß an dem kalten und glatten Octavianus ihre Kunst verloren sei, da suchte sie sich den Rückzug zu decken; denn sie war zu stolz, seinen Triumphzug zu schmücken.

Interessant sind die Bemerkungen über die Abbildungen der Cleopatra, und die kurze Kritik der römischen Quellen, mit denen Stahr sein Werk schließt. Daß die Aegypterin bei Horaz und Virgil in einem günstigern Lichte erscheint, als bei Properz und Lucan, ist gewiß. Gleichwol ist Stahr's mildere Auslegung des „fatale monstrum" nicht gerechtfertigt.

Wir haben gerade aus der Lektüre des fesselnden Werks von Stahr die Ueberzeugung geschöpft, daß die bisherige Auffassung der Cleopatra die richtige war. Stahr macht Shakspeare den Vorwurf, daß er wol ihre Liebesleidenschaft zu Marc Anton mit Meisterschaft geschildert, aber ihre politische Bedeutung nur mit flüchtigen Strichen angedeutet habe. Shakspeare war als Dramatiker in seinem guten Rechte. Stahr sucht Cleopatra zu einer geschichtlichen Größe zu machen, die an der Seite der stolzen römischen Sieger ihre Weltherrschaft zu theilen gestrebt habe. Doch zugegeben, daß dies in ihren Planen lag; für den Dramatiker war dies Piedestal ihrer Größe nicht fest genug. Ihr Streben mußte sich durch die That bewähren; doch wenn seine Heldin gerade in dem entscheidenden Augenblicke der großen geschichtlichen Katastrophe, gerade als das Geschick, welchem sie nachstrebt, in ihre Hand gegeben war, furchtsam die Flucht ergreift, so würde er ja auf der Bühne die großen Plane und Reden derselben auf das kläglichste parodirt und einen tragikomischen Effect hervorgerufen haben. Und was den Dramatiker mit Recht davon abhielt, seiner Heldin eine so große politische Bedeutsamkeit zu geben, das hätte auch für den Biographen eine Warnung sein sollen.

Die Herrschergröße der Cleopatra beruht nur auf dem Stolz, der List, der Grausamkeit des orientalischen Despotismus. Sie war eine Vertreterin dynastischer Politik und sorgte für Thron und Reich und ihre Kinder, sorgte dafür mit aufdringlicher Wollust und blutdürstiger Grausamkeit. Das Dämonische ihrer Erscheinung beruht auf dem nixenhaft Romantischen ihrer ebenso verführerischen wie verderblichen Schönheit, auf der Mischung leidenschaftlicher Hingabe und schlauer Berechnung, und gerade in dieser Beziehung bleibt Cleopatra eine ägyptische Sphinx, deren Räthsel auch in dem Werke von Stahr nicht vollkommen gelöst ist. **Rudolf Gottschall.**

Psychophysik.

Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele von Wilhelm Wundt. Zwei Bände. Leipzig, Voß. 1863. Gr. 8. 5 Thlr. 12 Ngr.

Darüber stellt sich unter den Forschern bereits große Uebereinstimmung her, daß der Fortschritt in der Psychologie den Anbau neuer Erfahrungsfelder erheische. Aber indem man nun in diese von verschiedenen Seiten eintritt, so zeigt sich, daß diese weitläufigen Räume wieder mannichfache Unterabtheilungen haben, in denen man wie in einem labyrinthischen Bau von Gemach zu Gemach, von Kammer zu Kammer gelangt. Der gewöhnliche Weg der alten Schule war der der einfachen Selbstbeobachtung, wie er unter den Neuern durch Beneke am reinsten ist dargestellt worden. Ihm zur Seite sind zwei neue Wege getreten, erstlich der experimentirende Weg der durch Fechner begründeten Psychophysik, und zweitens der Weg einer mit den weltgeschichtlichen Factoren psychologischer Culturentwickelung aus der Religions-, Staaten- und Sittengeschichte rechnenden Seelenstatistik, wie sie Bastian in seinem Sammelwerke „Der Mensch in der Geschichte" und Lazarus in seiner „Zeitschrift für Völkerpsychologie" in Vorschlag gebracht haben. Wundt erstrebt eine Combination der Psychophysik mit der Seelenstatistik, wobei er den alten Weg der einfachen Selbstbeobachtung oder Beobachtung des innern Sinnes als einen veralteten mit vornehmer Verachtung in den Winkel schiebt. Dieses Verfahren erscheint uns ungerechtfertigt. Denn der alte Weg steht den neuen Versuchen keineswegs feindselig gegenüber. Im Gegentheil beherrscht jeder dieser Wege

sein eigenthümliches Gebiet, und in der Regel fängt der eine dort an, wo der andere aufhört. Und zuletzt zeigt sich doch immer, wenn man sie genau miteinander vergleicht, daß der alte Weg der Beobachtung des innern Sinnes der einzige ist, welchem es gelingt, seinen Gegenstand unmittelbar und dreist zu erfassen, während die andern Wege das Eigenthümliche an sich haben, daß sie unaufhörlich vom Haupt- und Grundthema ab und in angrenzende Nebenthemata, gleichsam in anmuthige Holz- und Waldwege abseits führen, obgleich ihnen in Beziehung auf diese ihr großer indirecter Nutzen nicht abgesprochen werden soll. Zuletzt verlangt man aber doch auf dem psychologischen Felde immer einen gründlichen Bescheid über das Fundamentalthema, nämlich über das Wesen des Triebes, und hier lassen uns alle andern Methoden im Stich außer der der einfachen Beobachtung des innern Sinnes, wie auch der Verfasser selbst zu seinem eigenen Bedauern zuzugeben nicht umhin kann. Hat man nun also auch in der Psychologie zur Erweiterung des bescheidenen Haupt- und Centralgebäudes zwei stolzer aussehende Nebenflügel zu bauen angefangen, so liegt darin doch noch lange kein hinreichender Grund, um ihretwillen das Haupt- und Grundgebäude für unnütz zu achten und auf Demolirung desselben zu sinnen. Vielmehr ist ein solches Verfahren, wenn man es in seinen weitern Zusammenhängen betrachtet, nicht ohne alle Aehnlichkeit mit dem jenes Bauern, welcher anfing, am Baume den Zweig abzusägen, auf welchem er saß.

Nach der Ansicht Wundt's liefert uns die Selbstbeobachtung, wie die Beobachtung überhaupt, nur die zusammengesetzte Erscheinung. In dem Experimente erst entkleiden wir die Erscheinung aller der zufälligen Umstände, an die sie in der Natur gebunden ist. Durch das Experiment erzeugen wir die Erscheinung künstlich aus den Bedingungen heraus, die wir in der Hand halten. Wir verändern diese Bedingungen, und verändern dadurch in meßbarer Weise auch die Erscheinung. Hieran ist gewiß viel Wahres. Auch ist die Beschuldigung, daß die Empiriker der sogenannten reinen Beobachtung häufig sehr unreine Beobachtungen vorgetragen, häufig auch unwissenderweise Speculation für reine Beobachtung verkauft hätten, gar nicht ohne vielfachen Grund. Aber vergessen wir auch nicht die Kehrseite der Sache. Diese besteht in einer der Wissenschaft dann drohenden unnatürlichen Verengerung. Denn wenn man die psychologische Erfahrung schon da endigen läßt, wo das Messen aufhört, so fallen alle diejenigen Erfahrungsgegenstände, bei denen man nicht messen kann, wie z. B. die Leidenschaften, die Instincte, der Takt, die Phantasie, das Gedächtniß u. s. w. dem alleinigen wilden Spiele speculativer Hypothesen anheim. Anstatt also das empirische Verfahren in der Seelenkunde auf eine möglichst gleichmäßige und harmonische Weise zu erhöhen, würden wir es, bei höchster Anspannung in einzelnen geringfügigern Theilen der Peripherie, in den Hauptsachen und im Centrum ganz preisgeben, sodaß in diesem Falle wol das Sprichwort mit Recht anwendbar sein dürfte, daß allzu scharf schartig macht.

Aber sind denn überhaupt im Gebiete der Seele exacte Messungen möglich? Bestand nicht von jeher einer der hauptsächlichsten Einwürfe gegen den Herbart'schen Versuch, den mathematischen Calcul in die Psychologie einzuführen, darin, daß das Rechnen ein unstatthaftes Verfahren sei in Gebieten, wo man nicht messen könne? Und welches sind denn die Gebiete der Seele, in denen wirklich ein exactes Messen möglich ist? So fragt an diesem Orte gewiß mancher Leser. Ihm diene zur Antwort, daß innerhalb der psychischen Processe als solcher allerdings weder an ein Messen, noch an ein auf Messungen beruhendes Rechnen gedacht werden kann, daß aber in demjenigen Grenzgebiete zwischen Psychologie und Physik, welches durch die sinnlichen Empfindungen eingenommen wird, der Fechner'sche Scharfsinn auf ein stichhaltiges Mittel verfallen ist, die physikalischen Methoden exacter Messung bis tief in die Werkstätte der psychischen Functionen hineinzutreiben, so tief, daß es kaum wunder nehmen darf, wenn begeisterte Wissenschaftsjünger, gleichsam gefangen genommen von dem neuen Zauber, vergessen, daß es sich bei diesen Experimenten nur allein um Verhältnißbestimmungen der Empfindungen zu ihren physikalischen Reizen, durchaus aber nicht zu den sie erzeugenden und ihr inneres Wesen bestimmenden psychischen Vermögen und Trieben handelt, wie auch der verdienstvolle Entdecker dieses Verfahrens in dem ihm beigelegten Namen der Psychophysik fein und sinnig genug angedeutet hat. Das Verhältniß der Empfindungen zu ihren physikalischen Reizen, dieses allein ist das wichtige Thema der Psychophysik. Diesen engen Raum allein kann sie bestreiten, und hierin hat sie bereits einiges Anerkennungswerthe geleistet, aber in ihm bleibt sie eingeschlossen, und es kann ihr durchaus nicht zum Vortheil gereichen, wenn man diesen beschränkten Umfang ihres Gebiets phantastisch zu überschätzen sich bemüht.

Die erste Grundlage, worauf Psychophysik beruht, ist das sogenannte Weber'sche Gesetz. Sein Inhalt ist, daß die Größenunterschiede der Empfindungen den Größenunterschieden ihrer Reize proportional sind. Sein Entdecker, der Physiolog E. H. Weber, fand durch sorgfältiges Experimentiren, daß, während bei schwachen Reizen schon ein winziger Zuwachs genügt, um in die Empfindung zu fallen, bei starken ein solcher der Empfindung verloren geht, und es eines verhältnißmäßig stärkern bedarf, wenn ein Wachsen der Empfindung bemerkt werden soll. Heiße der kleine Reiz R, und sein winziger Zuwachs Z, so wird bei einem doppelt größern Reiz (2 R) derselbe Zuwachs (2 R + Z) unbemerkbar bleiben, und erst seine Verdoppelung (2 R + 2 Z) bemerkbar sein. Aehnlich bei dreifachen, vierfachen, fünffachen Reizen u. s. w. Solches bemerkt man sowol bei Empfindungen der Schwere, des Getasts, des Lichts, des Schalls, als auch bei den durch das Gesicht wahrnehmbaren Raumdistanzen, und nennt das dabei vorkommende constante Verhältniß das Weber'sche Gesetz.

An dieses schließt sich ein zweites, welches, weil es zuerst von Fechner aus jenem entwickelt, und darauf selb-

ständig weiter verfolgt wurde, mit Recht das Fechner'sche Gesetz genannt werden darf. Sein Inhalt ist, daß das Wachsen der Empfindung mit dem Wachsen ihrer Reize keineswegs gleichen Schritt hält, sondern viel träger von statten geht, und zwar so, daß die Empfindung proportional ist dem Logarithmus des Reizes. Wenn z. B. dem Reiz 2 die Empfindung 1 entspricht, so gibt der Reiz 4 die Empfindung 2, der Reiz 8 die Empfindung 3, der Reiz 16 die Empfindung 4 u. s. w. Das anschaulichste Beispiel dieses Gesetzes gibt die musikalische Tonfolge in ihren Octaven. Denn für die Empfindung bildet ein jeder Octavenraum eine gleich große Strecke, und entspricht also die aufsteigende Reihe der Octaven der einfachen Zahlenreihe 1, 2, 3, 4, 5 u. s. w., während sich dagegen die Schwingungszahlen derselben verhalten wie 2, 4, 8, 16, 32 u. s. w. Und so wie bei Tönen, so auch bei andern Sinnempfindungen, sodaß nicht blos das Ohr, sondern auch andere Sinnorgane in ihrer Auffassung der äußern Eindrücke das Fechner'sche Gesetz der musikalischen Octavenreihe befolgen.

Aus beiden Grundgesetzen der Psychophysik geht hervor, daß die Empfindung keineswegs in einem passiven Abbilde oder Abdruck physikalischer Bewegungen im Sinnorgan, sondern in eigenthümlichen und nach ganz andern Proportionen fortschreitenden Erzeugnissen inwendiger Triebe besteht. Denn wo der physikalische Reiz in geometrischer Ordnung anfragt, da antwortet ihm der psychische Trieb in arithmetischer Ordnung. Wo die Bewegung der Stoffe in Potenzzahlen anfragt, da antwortet die Seele in Logarithmen.

Der speciellere Inhalt der Psychophysik besteht nun freilich aus noch sehr unfertigen, häkeligen und verworrenen Untersuchungen, welche sich um die genannten beiden Grundgesetze drehen, und bei denen eine Unzahl unaufgeklärter Punkte erst noch ihrer dereinstigen Aufklärung harren. Z. B. wie es zugehe, daß bei der Empfindung der Schwere die Veränderung der Empfindlichkeit im Sinnorgan auf das Bemerken der Unterschiede keinen Einfluß hat, während bei der Lichtempfindung ein solcher stattfindet? Wie es zugehe, daß die Tonscala uns in der Empfindung wiederkehrende Perioden (Octaven) zeigt, die Farbenscala aber nicht? Wie es zugehe, daß wir aus einem Tongemenge die einzelnen Töne heraushören, aus einem Farbengemenge aber nicht die einzelnen Farben? Wie es zugehe, daß wir an gewissen Stellen der Farbenscala bei nur geringen Unterschieden der Schwingungszahlen große Farbenunterschiede bemerken, an andern Stellen aber umgekehrt? Hängt nun das Heil der beobachtenden Psychologie an dem, was wir in solchen und ähnlichen Stücken durch das physikalische Experiment wissen, so hängt es an sehr schwachen Fäden. Weit glaublicher ist, daß alles blinde Experimentiren ins Gelag hinein auf diesem Glatteise so lange unfruchtbar bleiben wird, bis ein einfaches, aber streng methodisches Beobachten im innern Erfahrungsfelde uns die hier noch fehlenden Mittelbegriffe an die Hand gegeben haben wird in Betreff der zur Erzeugung der verschiedenartigen Empfindungen zusammenwirkenden Grundtriebe unserer Seele, ohne deren Erkenntniß auf diesem Felde alles Experimentiren eitel und verlorene Mühe ist.

Eine andere Reihe von Experimenten, welche Wundt für seine Experimentalpsychologie in Anspruch nimmt, sind diejenigen, welche Helmholtz zur Findung der Gesetze der Nervenleitung unserer Empfindungen angestellt hat. Helmholtz hat an ihrer Hand gefunden, daß die Geschwindigkeit des Nervenprincips, welche man sich früher als eine unendlich große vorstellte, nur eine sehr mäßige ist, wenn man sie vergleicht mit der Geschwindigkeit der Elektricität und des Lichts. Denn während das Licht in der Secunde 42100 Meilen zurücklegt, die Elektricität im Kupferdraht sogar mit einer Schnelligkeit von 62000 Meilen sich fortpflanzt, zeigt der Empfindungs- und Bewegungsvorgang im Nerven des lebenden Menschen nur die Schnelligkeit von 61½ Meter in der Secunde, er ist also 5 Millionen mal langsamer als das Licht und 7 Millionen mal langsamer als die Elektricität, die sich im Kupfer bewegt. Man kann sich im gemeinen Leben von einer solchen langsamen Leitung in den Centralorganen des Nervensystems einen Begriff machen, wenn man beobachtet, wie die Menschen erschrecken. Wenn im Concert plötzlich die Pauken einfallen, oder wenn im Theater unerwartet geschossen wird, so geschieht das Zusammenfahren der Damen regelmäßig eine merkliche Zeit, nachdem man den Schall gehört hat, und folglich auch, nachdem sie ihn selbst gehört haben. Solche Zeitunterschiede aber, die wir unmittelbar noch sinnlich wahrnehmen, können nicht wohl kleiner sein, als höchstens ⅕ Secunde. So interessant nun solche Experimente sind, so wenig Belehrung geben sie doch über die nähere Natur des die Nerveneindrücke fortleitenden Agens. Und was die im Theater erschreckenden Damen betrifft, so hat man sich dabei auch noch vor einer Verwechselung von Begriffen zu hüten. Denn offenbar handelt es sich bei ihnen nicht blos um ein fortleitendes Nervenagens, sondern auch um einen reagirenden psychischen Trieb der Furcht oder Angst, welcher in einigen Personen langsamer, in andern rascher erweckbar ist. Denn einige Menschen reagiren früher, andere später gegen irritirende Eindrücke, und es verhält sich mit solcher Erweckung schlummernder Triebe ähnlich, wie mit der Erweckung aus dem Schlaf. Einige Personen kann man rasch, andere nur langsam aus dem Schlafe wecken. Auch beim Helmholtz'schen Experimente selbst dürfte vielleicht die Zeit, welche durch diejenige Reaction psychischer Triebe verloren geht, die bei jeder Nervenwirkung mit ins Spiel kommt, als ein bisher unbeachtet gebliebener Factor des Phänomens mit in Anschlag zu bringen sein.

Eins der interessantesten psychischen Experimente bei Wundt ist die Messung der Schnelligkeit des Gedankens durch ein eigens zu diesem Behuf construirtes Pendel. Das Experiment ist veranlaßt durch eine vom Astronomen Bessel gemachte und vorlängst in den königsberger Beobachtungen niedergelegte Erfahrung, daß der Astronom, welcher die Culminationszeit eines Fixsterns oder die Zeit

einer Fixsternbedeckung bestimmen soll, niemals vollkommen gleichzeitig mit der Wahrnehmung des Auges den Schlag des Secundenpendels vernimmt, sondern entweder später oder früher. Daran schließt sich die Erfahrung, daß bei Aderlässen es dem operirenden Arzte manchmal vorkam, als ob zuerst das Blut emporspritze und hintennach der Schnepper einschlage, woraus ebenfalls eine Unfähigkeit, die Aufmerksamkeit auf zwei Empfindungen mit einem male zu richten, hervorzugehen schien. Wundt machte die Sache zum Gegenstande eines Experiments durch ein Pendel mit Seitenarmen, welches über einer eingetheilten Scala schwingt, und dessen Seitenarme an einen tönenden Gegenstand anschlagen. Hier fand er nun durch häufig wiederholte Versuche, daß er, während er den Ton hörte, das Pendel niemals an der entsprechenden Stelle sah, sondern entweder zu weit rechts oder zu weit links, je nachdem er die Aufmerksamkeit mehr auf den Ton oder mehr auf das Pendel richtete. Er fand, daß der aufmerkende Trieb, um vom Ton auf den Ort oder vom Ort auf den Ton überzuwandern, jedesmal einen Zeitraum von $1/8$ Secunde gebrauchte, und schloß hieraus 1) daß der angegebene Zeitraum das Maß für die Schnelligkeit unserer Gedanken ist; 2) daß wir nicht im Stande sind, zwei Vorstellungen zugleich ins Bewußtsein zu fassen. Diese Schlüsse jedoch erweisen sich nicht stichhaltig. Denn erstlich bezieht sich das Experiment nicht auf Gedanken, sondern auf Empfindungen, und zweitens fallen, während das Pendel am falschen Orte erblickt wird, immer auch die nähern Kennzeichen dieses Orts (Striche, Zwischenräume derselben, vielleicht auch Ziffern oder Buchstaben u. dgl.) zugleich mit ins Bewußtsein. Nun aber sind Gestalt des Pendels, Ort des Pendels und nähere Kennzeichen dieses Orts nicht eine einzige Vorstellung, sondern mindestens deren drei. Nur allein also die Verknüpfung disparater Elemente (wie Ton und Gestalt) gebraucht Zeit in der Auffassung durch das Bewußtsein, indessen dabei die Verknüpfung der comparaten oder verwandten Elemente (wie Gestalt und Ort, Gestalt und Größe, Gestalt und Farbe) ohne den allermindesten Zeitaufwand vor sich geht. Wenn wir aber das Comparate in unsern Anschauungen ohne den mindesten Zeitaufwand verknüpfen können, so sind wir im Stande, mehrere Vorstellungen zugleich im Bewußtsein zu haben, woran auch in der That niemand zweifeln kann, der mit zwei Beinen geht, mit zwei Händen arbeitet, mit zwei Augen sieht, mit zwei Ohren hört und mit zwei Kinnladen kaut. Das Wundt'sche Experiment behält seine psychologische Wichtigkeit. Aber es bezieht sich nicht auf das Denken, sondern auf die Bewegung der Aufmerksamkeit im Bereiche derjenigen Empfindungen, zwischen denen der qualitative Gegensatz ein überaus großer ist.

Denken und Empfinden darf niemals miteinander verwechselt werden. So überflüssig diese Bemerkung im allgemeinen zu sein scheint, so wenig ist sie es doch gegenüber der Experimentalpsychologie. Denn diese führt alle Augenblicke in Versuchung, den Unterschied zwischen Denken und Empfinden zu vernachlässigen. Es liegt dies in der Natur der Sache. Wer nicht eine beobachtende, sondern eine experimentirende Psychologie will, der muß, da die Seele doch nun einmal ein denkendes Wesen bleibt, dem Gedanken durch ein wirkliches Experiment beizukommen suchen. Hierzu nun eben soll das beschriebene Pendel dienen, welches deshalb an die Spitze der Lehre vom Denken gestellt wird. Da es aber nun in der Natur eines jeden Experiments liegt, daß es niemals auf Gedanken, immer nur allein auf Empfindungen gehen kann, so hilft es nichts weiter, man muß gewaltsam und rücksichtslos alle hemmenden Schranken einreißen, welche die Natur zwischen Denken und Empfinden in die Mitte gestellt hat. So wird denn, was man an einer gewissen speciellen Art von Empfindungen beobachtet hat, sogleich vom Empfinden auf das Denken übertragen, und zum Besten des Experiments der Natur der Krieg angekündigt.

Aus diesem Gesichtspunkte erklärt sich auch zur Genüge der paradoxe Misbrauch, welcher das ganze Werk hindurch mit den Ausdrücken des Denkens, Urtheilens und Schließens getrieben wird. Alle Anschauungen unserer Sinne sollen zu Stande kommen durch Denken, und zwar durch Schlüsse, welche zu Urtheilen, und durch Urtheile erst zu Begriffen führen. So soll es z. B. sein in allen den Fällen, wo wir die Gegenstände beim Sehen entweder in eine größere Nähe oder größere Entfernung vom Auge projiciren, je nachdem uns verschiedene Muskelgefühle in Betreff der veränderten Stellung des Auges dabei die Anleitung geben. Daß hier das Anschauen der Gegenstände durch Vorstellungsverknüpfungen erfolgt, welche das einfache Empfinden weit übersteigen, ist nicht zu bezweifeln. Auch schon der viel einfachere Fall gehört hierher, daß ein Gegenstandsbild, sobald es sich vergrößert, dadurch näher gerückt, sobald es sich aber verkleinert, dadurch ferner gerückt empfunden wird, und vieles Aehnliche, was nach psychologischen Gesetzen einer blinden Vorstellungsverknüpfung vor sich geht. Wer aber, wie Wundt, diese instinctartigen Verknüpfungen mit bewußten Denkacten zusammenwirft, der richtet dadurch in der Psychologie eine unendliche Verwirrung an. Die ältern Psychologen nannten solche blinde und ein Denken noch keineswegs involvirende Vorstellungsverknüpfung eine Association, die neuern nach Herbart's Vorgange eine Complication von Vorstellungen. Zwischen ihr und den Acten des Denkens besteht ein großer Unterschied. Es bestand ein Hauptverdienst der berühmten Schrift des H. S. Reimarus „Ueber die Kunsttriebe der Thiere" (Hamburg 1760) in der dort gegebenen meisterhaften Nachweisung, daß die Thiere schlechterdings nicht denken, noch überlegen, daß alle Verrichtungen, welche durch Ueberlegung bei ihnen vorzugehen scheinen, immer durch bloße Ideenassociation vorgehen; verbunden mit der Erklärung, wie es möglich sei, daß die Thiere in sinnlicher Auffassung oft so bewunderungswürdig genau verfahren, ohne des Denkens oder der Ueberlegung fähig zu sein. Indem Wundt sich über diese höchst wesentlichen Unterschiede cavalièrement hinwegsetzt, versetzt er sich damit zugleich in die unangenehme Lage, nicht nur den höher organisirten

Thieren, sondern auch allem Ungeziefer, wie Milben, Wanzen, Käfern u. s. w. das Denkvermögen zuschreiben zu müssen. Denn alle diese Thierchen verrichten ihre zweckmäßigen Bewegungen nach den Gesetzen der Ideenassociation.

Es würde zu weit führen, wollten wir hier die unwiderleglichen Erörterungen des Reimarus im einzelnen weiter verfolgen. Statt dessen genüge es, ein praktisches Kennzeichen bemerkbar zu machen, durch welches sich die Auffassungen, welche durch Denken, von denen, welche durch Ideenassociation gewonnen werden, im gemeinen Leben recht gut unterscheiden. Bei vorkommenden Irrthümern nämlich, welche aus Association entspringen, bleibt in der sinnlichen Anschauung der Irrthum auch dann noch bestehen, wenn ich mich durch Denken von dessen Unrichtigkeit überzeuge. Nach diesem Gesetze dreht sich in meiner Anschauung z. B. der Sternenhimmel um die Erdfläche, erscheint mir der Mond größer am Rande des Horizonts, als am hohen Himmel, scheint mir das Spiegelbild hinter dem Spiegel zu stehen. Hingegen bei allen Erkenntnissen, welche denkend gewonnen sind, verschwindet der Irrthum sogleich, wie ich mich von seinem Vorhandensein überzeuge. Nach diesem Gesetze hört das Erstaunen über ein Kartenkunststück sogleich auf, wie ich den Kunstgriff merke, hört meine Ueberzeugung von der Größe einer scheinbar edeln Handlung sogleich auf, wie ich den verborgenen Eigennutz merke, hört beim Scheine des Nordlichts meine Besorgniß wegen eines nahen Brandes sogleich auf, wie ich die Kennzeichen des Nordlichts merke. Denn falsche Ueberzeugungen, die auf denkendem Wege gewonnen sind, lassen sich auch wieder auf denkendem Wege zerstören. Ueber die Processe der unmittelbaren blinden Association aber hat das Denken keine auflösende Gewalt, und darum müssen sie von den Denkprocessen sorgfältig unterschieden werden.

Aber wie ein einmal zugelassener Fehler im Raisonnement gewöhnlich andere ähnliche im Gefolge hat, so auch hier. Wer die Empfindungen durch Schlüsse entstehen läßt, der muß zugleich auch die Schlüsse auf dem bloßen Erfahrungswege der Empfindungen entstehen lassen. Wer aber dieses thut, geräth in alle Widersprüche und Verlegenheiten des Sensualismus. Will er nicht auf alle wirkliche Allgemeinheit und Nothwendigkeit in unsern Erkenntnissen verzichten — womit alle Wissenschaft sich aufhebt —, so muß er dasjenige ihm bisher unbekannt gebliebene Ergänzungsglied aufsuchen, welches den Inductionsprocessen unserer Empfindungen den Charakter der Allgemeinheit und Nothwendigkeit mittheilt. Dieses Ergänzungsglied ist die reine Function des Apriori. Sie hat aber die Eigenschaft, keinem Experimente der Psychophysik Rede und Antwort zu stehen, sondern ganz allein dem freien strengen Nachdenken. Das Denken kann nicht anders ergründet werden, als durch das Denken, gleichwie der Diamant nicht anders schleifbar ist, als durch den Diamant. Der Verfasser selbst hat hierauf in der Vorrede zum ersten Bande so richtig hingedeutet, daß wir seine eigenen Worte hier citiren dürfen. Er bemerkt dort:

Wo immer das philosophische Denken eine neue Bahn eingeschlagen hat, da ist es auf die Untersuchung der Gesetze und des Ursprungs der Denkprocesse zurückgekehrt. Mit der Feststellung der unabänderlichen Gesetze des Denkens hat Aristoteles der alten Philosophie ihren Abschluß gegeben, mit der Frage nach dem Wesen des Denkens wurde von Cartesius die neue Philosophie den Händen der aristotelischen Scholastiker entwunden, und mit der Nachweisung der Grenzen des erkennenden Denkens hat Kant die neueste Philosophie aus den Banden der auf Cartesius gefolgten dogmatischen Metaphysik befreit.

So ist es von jeher gewesen und so wird es immer sein. Wir wollen uns daher des neuen Zuwachses, welchen die Psychologie durch die Arbeiten der Psychophysik gewinnt, nicht nur freuen, sondern auch, wo wir können, mit Hand anlegen bei so schönen Werken. Jedoch nicht so, daß uns über dem Geklapper der neuen Maschinen verloren gehe die regulirende Arbeit einestheils der Beobachtung im innern Erfahrungsfelde, anderntheils der reinen und principiellen Speculation im Grundsatze der Vernunftkritik. Und zwar am allerwenigsten die letzte. Denn sie ist für den Geist das, was für den Körper die freie Bewegung in frischer und gesunder Luft, während die empirischen Wissenschaften den Nahrungsstoffen gleichen, welche bei aller Vortrefflichkeit, wo jene freie Bewegung und ihr erhöhter Athmungsproceß mangelt, doch nur ein ungesundes und stockiges Blut erzeugen.

Karl Fortlage.

Graf Camillo von Cavour.

1. Graf von Cavour. Skizzen und Erinnerungen von William de la Rive. Einzige vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. Ins Deutsche übertragen von K. M. Kertbeny. Erster und zweiter Band. Leipzig, Purfürst. 1863. 8. 2 Thlr.
2. Annalen des Königreichs Italien. 1861—63. Von W. Rüstow. Erstes Buch: Das Ministerium Cavour. Zürich, Meyer und Zeller. 1864. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Noch immer klagt Italien um seinen großen Todten. Noch steht sein Bau unvollendet, ja fast noch in demselben Zustande, wie ihn der Baumeister verlassen, als er so unvermuthet von seinem Werke abgerufen wurde. Niemand hat ihn zu ersetzen verstanden; die große Lücke bleibt unausgefüllt. An opferbereiten Patrioten, an tapfern und einsichtigen Männern ist kein Mangel jenseit der Alpen; aber einen Mann, der solche hohe und glänzende Geistesgaben mit solcher Energie des Willens, solchen begeisterten Patriotismus mit solcher Vorsicht und kalten Ueberlegung, solche Schmiegsamkeit mit solcher Zähigkeit, solche Kenntniß der thatsächlichen Verhältnisse mit solcher Kunst sie auszunutzen, solches Vertrauen auf den endlichen Sieg mit solcher Geduld in der Erwartung desselben, solche unerschütterliche Entschlossenheit mit solcher staatsmännischen Feinheit und Meisterschaft im diplomatischen Intriguenspiel verband; einen Mann, an dem der dritte Napoleon selbst seinen Meister gefunden hatte und der die Reaction wie die Revolution seinen Planen dienstbar zu machen wußte, suchen wir auf der Schaubühne der Gegenwart vergebens wieder. Ob er sein Vaterland dem glänzenden und scheinbar nahen Ziele, das ihm vor Augen schwebt, zugeführt haben, ob jetzt, wenn er noch unter den Lebenden weilte, Italien wirklich von den

Alpen und dem Lido bis zum Aetna ein einiges Reich sein würde, oder ob, wie viele behaupten, Cavour gerade im rechten Augenblick für seinen Ruhm vom Schauplatz abgerufen worden: wer will es wagen, darüber zu entscheiden? Niemand kann mit Sicherheit die Grenze bezeichnen, bis wohin die Kraft und der Einfluß des einzelnen in der Leitung der Geschicke eines Landes reicht, und wo eine höhere Gewalt ihr das: non plus ultra! entgegenruft, mag man dieselbe in christlicher Auffassung als die allwaltende Vorsehung oder in atheistischer als die Macht der bestehenden Verhältnisse bezeichnen. Aber nur die verblendetsten Gegner des großen italienischen Staatsmannes wagen es, zu behaupten, daß der gewaltige, die ganze Welt mit Staunen erfüllende Schritt, den Italien seiner Einheit in wenigen Jahren entgegengethan, nicht zum großen, wenn nicht zum größten Theile sein Werk sei.

Es ist unter diesen Umständen nicht zu verwundern, daß, obgleich noch nicht drei Jahre verflossen sind, seit das Grab sich über Camillo Cavour geschlossen hat, bereits eine ganze Reihe von Schriften über sein Leben und Wirken ans Licht getreten ist. Frankreich, England und Amerika wetteifern mit dem Vaterlande des großen Italieners, seine Thaten zu erzählen, seinen Charakter zu ergründen, alle kleinen Züge seines Lebens aufzuzeichnen. Seine von Berti herausgegebenen „Briefe" (zweiter Abdruck der deutschen autorisirten Uebersetzung, Berlin 1862) haben nicht wenig dazu beigetragen, auch in weitern Kreisen das Interesse an seiner Persönlichkeit zu erregen. In Deutschland sind bisher wenig selbständige Arbeiten über ihn veröffentlicht worden, wenn wir nicht die zahlreichen Artikel in Zeitschriften hierher rechnen wollen, unter denen die im dritten und fünften Bande von „Unsere Zeit. Jahrbuch zum Conversations-Lexikon" enthaltenen unzweifelhaft die bedeutendsten sind. An einer billigen Ansprüchen auch nur einigermaßen entsprechenden Biographie fehlt es dagegen überhaupt noch vollständig. Alles, was wir bisher besitzen, sind nur schwache Versuche oder dankenswerthe Materialien und Vorstudien zu einer solchen. Aber die Zeit zu einem derartigen Unternehmen ist vielleicht überhaupt noch nicht gekommen. Cavour's Privatleben wie seine öffentliche Wirksamkeit hängt noch zu sehr mit der Gegenwart und den in ihr handelnden Personen zusammen, als daß diejenigen, die hier Aufschluß zu geben berufen wären, geneigt sein könnten, mit allem, was sie über den Verstorbenen wissen, hervorzutreten. Niemand ist in diesem Punkte, wo es sich um persönliche Interessen handelt, vorsichtiger und empfindlicher als die Italiener. Auch sind die Leidenschaften, die er hervorgerufen, der Haß wie die Liebe, noch zu heiß, als daß die Zeit für eine unparteiische Beurtheilung schon gekommen sein könnte. Dennoch wäre eine geschickte und sorgfältige Zusammenstellung des bereits vorliegenden Materials, zu dem sich ohne Zweifel aus Turin noch manches herbeischaffen ließe, ein höchst dankenswerthes Unternehmen. Es ließe sich dadurch den meist höchst einseitigen Auffassungen, wie sie sich in den bisherigen Schriften und Urtheilen über Cavour kundthun, ein Ende machen und ein nicht nur vom politischen und historischen, sondern auch vom allgemein menschlichen Standpunkte aus höchst interessantes Lebens- und Charakterbild liefern.

Zu dem Besten, was wir bisher über Cavour besitzen, gehört ohne Zweifel das uns vorliegende Buch: „Graf von Cavour" von William de la Rive*) (Nr. 1). Der Verfasser, aus einer Cavour sehr befreundeten genfer Familie, auf deren Landgute dieser, sowol als er noch Privatmann war, wie in den kurzen Zwischenpausen seiner amtlichen Wirksamkeit, gern Ruhe und Erholung suchte, sieht in seinem Helden zugleich den väterlichen Freund, an dem er mit Liebe und Verehrung emporblickt. Er bezeichnet in bescheidener Selbsterkenntniß seine Schrift nur als „Skizzen und Erinnerungen" und fügt hinzu (I, 8):

> Mein Hauptziel ist also, Cavour zu schildern, wie ich ihn begriffen, gekannt, bewundert, geliebt habe, wie meine Erinnerungen mir ihn darstellen, wie die flüchtig geschriebenen Briefe ihn kennzeichnen, die er in verschiedenen Zwischenräumen an meinen Vater und in sehr kleiner Anzahl an mich selbst gerichtet hat. Ueberdies schreibe ich mit wenig Methode, mich gehen lassend je nach meinen Erinnerungen, meinen Eindrücken. Eine solche, ihrer Natur nach nothwendig höchst unvollständige Schilderung ist der Gefahr preisgegeben, unzusammenhängend und zugleich confidentiell zu scheinen. Möge man daher in derselben nur einfache Aufzeichnungen sehen, die mir mein Gedächtniß geliefert hat, und die durch einige authentische Documente miteinander verbunden sind. Wenn ich die Feder niederlege, so darf man bestimmt annehmen, daß die Lebensgeschichte Cavour's noch zu schreiben übrigbleibt(!); indessen hoffe ich doch der sympathievollen Wißbegierde seiner Freunde und Bewunderer einige Befriedigung geboten zu haben.

Wir dürfen dieses Programm als ein fast allzu bescheidenes bezeichnen. Denn außer den möglichst in Zusammenhang gebrachten zahlreichen Aeußerungen und einzelnen Zügen aus dem Leben Cavour's, fügt der Verfasser aus seiner allgemeinen Kenntniß des Helden sowol eine Charakteristik desselben, wie Andeutungen über die Motive und den Zusammenhang seiner politischen Handlungen hinzu, welche oft ein helles Schlaglicht auf die Eigenthümlichkeit des Mannes wie auf seine öffentliche Thätigkeit zu werfen geeignet sind. Dazu kommt eine Anzahl meist kurzer, aber schlagender Bemerkungen über allgemeine Verhältnisse, welche eine nicht gewöhnliche Schärfe des Urtheils und eine fast intuitive Erkenntniß der Wahrheit in politischen Dingen beurkunden, und allein schon hinreichend wären, dem Buche ein gewisses Interesse zu verleihen. Wir verweisen in dieser Hinsicht zumal auf die treffliche Charakteristik Turins und der turiner Cabinetspolitik vor 1848; auf die treffenden, freilich durch die schlechte Uebersetzung halb unverständlichen Bemerkungen über das englische Parteiwesen, über die französischen Doctrinärs u. a. m. Endlich macht die warme Liebe des Verfassers zu seinem Gegenstande, die doch frei ist von aller leidenschaftlichen Voreingenommenheit, sein feiner Takt und der urbane Ton, der durchweg in der

*) Der Titel des Originals lautet: „Le comte de Cavour, récits et souvenirs par W. de la Rive (Paris 1862).

Schrift herrscht, einen höchst wohlthuenden Eindruck. Hätten wir hier das Original zu beurtheilen, so würden wir noch außerdem die edle, gebildete Sprache, den einfachen, klaren und doch pikanten Stil zu loben haben. Leider aber thut die Uebersetzung der Wirkung des Buchs wesentlichen Eintrag. Es ist sonderbar genug, daß ein Fremder (Kertbeny ist unsers Wissens ein Ungar), der selbst offenbar unserer Sprache nicht vollkommen mächtig ist, es unternimmt, ein französisches Buch ins Deutsche zu übertragen. Da ist es denn freilich kaum zu verwundern, wenn wir fast auf jedem Blatte den ungelenkesten und fremdartigsten Redewendungen, Satzbildungen und Ausdrücken begegnen. Wollen wir auch Ausdrücke wie „Saga lombarda" für „Liga lombarda" (der lombardische Städtebund) als Druckfehler gelten lassen, so lassen doch Wendungen wie: „bis zu den den Marsch des Gouvernements genirendsten Folgen" (I, 19); „trotz gewissen hinderlichen Scheinbarkeiten und ungeachtet den gewaltthätigen Schritten" (I, 20); „die seltene Vereinigung der Sicherheit mit der Schnelligkeit bildet den Geist......., der, indem er den Menschen dadurch klarsehend macht, daß er ihn selbst klar macht, ihm jene Gabe der Anschauung verleiht, dank welcher das Genie in seinen Anlagen allgemein scheint" (I, 96); „ich stellte mich gleich der Pendule(!) in die rechte Mitte" (I, 119); „am Morgen der Rückseiten" (revers! I, 174) u. s. w., keine derartige Deutung zu. Oft wird der Sinn ganz und gar unverständlich oder so wesentlich alterirt, daß der Verfasser seine eigenen Gedanken nicht wiedererkennen würde, wie wenn „que j'ai beau aiguillonner" durch „die ich leicht anspornen kann", übertragen ist, oder wenn es (I, 178) von Cavour heißt: „seine Bosheit (malice) hatte nichts Sarkastisches", wo der Uebersetzer einen strengen Tadel ausspricht, während der Verfasser ein Lob beabsichtigt. Deutsch sein sollende Ausdrücke, wie „concluant", „textlich" (textuel) u. dgl. m. verletzen das gebildete Sprachgefühl an hundert Stellen. Wir würden jedoch selbst diese wenigen Proben nicht angeführt haben, hielten wir es nicht für die dringende Pflicht aller kritischen Zeitschriften, nach Kräften das Ihrige dazu beizutragen, daß dem Unwesen des handwerksmäßigen Betriebs der Uebersetzungen aus fremden Sprachen ein Ende gemacht werde. Unsere Nation steht in dem durch die Arbeiten früherer Zeiten mit Recht erworbenen Rufe, wie keine andere in den Geist fremder Sprachen und Literaturen einzudringen; betrachten wir aber die Producte der modernen Uebersetzungsfabriken, welche zumal englische und französische Romane dutzendweise rasch und billig liefern, so müssen wir fürchten, daß wir auf dem besten Wege sind, sich diesen Ruf in sein gerades Gegentheil verkehren zu sehen. Bedenkt man dabei den großen Leserkreis dieser Werke, die jetzt fast den Hauptinhalt der Leihbibliotheken bilden, so ist nicht zu bezweifeln, daß sie nicht wenig zur Verschlechterung des Geschmacks und Stils, sowie zur Abstumpfung oder Verbildung des Sprachgefühls bei unserm eigenen Volke beitragen.

Das zweite der uns vorliegenden Werke: „Annalen des Königreichs Italien", von dem bekannten Garibaldianer und Militärschriftsteller W. Rüstow, hat in diesem ersten Buche nicht eigentlich Cavour selbst, sondern das Königreich Italien unter dem Cavour'schen Ministerium zum Gegenstande. Wenn der Verfasser sein Werk als „Annalen des Königreichs Italien" bezeichnet, so verspricht er mehr, als er hält. Was er uns gibt, ist nur eine sehr lückenhafte und dürftige Aneinanderreihung von Thatsachen, durchwebt mit Betrachtungen, gespickt mit Ausfällen gegen seine Gegner, unter häufigen Anspielungen auf deutsche Zustände, in einem ziemlich nachlässigen Stile, der oft sogar etwas nach der Kaserne schmeckt. Rüstow ist durchaus — vielleicht halb unbewußt — Tendenzschriftsteller: sein Buch läuft auf einen Versuch hinaus, den Beweis zu liefern, daß Cavour und die Diplomatie mit der gemäßigten Partei (der Consorterie) die Unification Italiens verhindert habe, welche die Actionspartei, den Heros Garibaldi und den mehr hinter den Coulissen agirenden Mazzini an der Spitze, längst errungen haben würde. Garibaldi, daran ist ihm zufolge nicht zu zweifeln, hätte 1860 die Franzosen aus Rom und die Oesterreicher aus Venedig gejagt, wäre ihm nicht Cavour tückisch und neidisch in den Weg getreten, der dann freilich nachher im Parlament „die freche Lüge" auszusprechen wagte, daß seine Dazwischenkunft die „Südarmee" aus ihrer mislichen Lage bei Capua gerettet habe. Kann er auch nicht leugnen, daß Cavour Italien geliebt, daß er es habe einig machen wollen, so war doch sein Weg der Annexion, der diplomatischen Verhandlung, der Intrigue das Unglück Italiens, und Rüstow glaubt zu wissen, daß Cavour endlich selbst zu dieser Erkenntniß gekommen sei. Er habe selbst nicht mehr an eine fernere glückliche Entwickelung der Dinge in Italien geglaubt; er sei zu seinem Glücke noch rechtzeitig gestorben, er würde sonst dieselben Verwünschungen geerntet haben, die später auf Rattazzi's Haupt fielen. Er habe eingesehen, „daß die jugendlichen Anschauungen Garibaldi's von der feinern Politik die richtigen seien, sich aber nicht entschließen können, sie zu der seinigen zu machen und sei gerade deshalb Garibaldi's Feind geworden". Nach dieser Anschauung hätte Italien militärisch „auf eigene Füße gestellt werden sollen und zwar auf der Basis der revolutionären Volkskraft" und sich dann mit Deutschland und England gegen Frankreich verbinden müssen. Es sind eben hier wie überall in dem Buche die altbekannten Utopien der garibaldi-mazzinistischen, kosmopolitisch-radicalen Demokratie, die alles berücksichtigt, nur nicht die wirklich vorhandenen Verhältnisse, und welche sich von Don Quixote wesentlich dadurch unterscheidet, daß sie nicht mit wirklichen Waffen gegen Phantome ihrer Einbildungskraft, sondern mit eingebildeten Waffen gegen wirkliche gewaltige Gegner fechten will. Daß Rüstow glauben kann, Cavour selbst habe sich innerlich zu solchen Ideen bekehrt, beweist nur, wie wenig er den großen Staatsmann kannte und verstand, und daß er gerade darin den Grund zu seiner Feindschaft gegen Garibaldi finden will, ist geradezu

abgeschmackt. Garibaldi war Cavour's Feind, und wir mögen das bei der unendlichen Verschiedenheit der beiden Charaktere und dem tiefen Schmerz, den Garibaldi über die Abtretung seiner Vaterstadt Nizza empfand, erklärlich finden; Cavour hat stets gesucht, den Gegner zu versöhnen, wenn er auch diesem Wunsche natürlich nicht seine Ueberzeugungen von dem, was Italien noththat, zum Opfer bringen konnte. Auch daß die kalte und piemontesisch-annexionistische Politik Cavour's die Ursache gewesen sei, daß die Südprovinzen noch immer nicht zur Ordnung und Ruhe zurückgekehrt seien, ist eine durchaus unerwiesene Behauptung, sowenig wir leugnen wollen, daß bei der Einrichtung der neapolitanischen Verwaltung nach der Annexion mancherlei Misgriffe begangen wurden.

Das Rüstow'sche Buch zerfällt in sechs Kapitel: „Die Proclamation des Königreichs Italien", „Das Heerwesen", „Die römische Frage", „Die Südprovinzen", „Das Nationalfest und die Geistlichkeit" und „Die Beziehung Italiens zu den auswärtigen Mächten". Die weitaus bedeutendsten Abschnitte sind der zweite und vierte, mit deren Gegenständen der Verfasser aus eigener Anschauung bekannt war. Der Kern des erstern ist einerseits der Versuch eines Beweises, daß die Auflösung der Südarmee ebenso sehr ein Unrecht wie eine Thorheit gewesen sei, andererseits die von Rüstow bekanntlich auch anderswo verfochtene Nothwendigkeit des Milizsystems, um statt der stehenden Heere ein stets bereites Volksheer zu haben.

Der Abschnitt über die Südprovinzen enthält zwar zum größern Theile nicht neue, doch interessante und in der Hauptsache ohne Zweifel zuverlässige Berichte über die verrotteten Zustände im Neapolitanischen, wie sie durch die Misregierung der Bourbonen herbeigeführt waren: die Demoralisation des Volks, die Verkommenheit des Beamtenthums, das eigenthümliche Sektenwesen, zumal die Camorra und das Brigantenthum nebst zahlreichen Einzelheiten in Bezug auf die hervorragendsten Leiter der Räuberhorden, die ein helles Licht auf das Treiben der reactionären und klerikalen Clique werfen, welche in Rom unter dem Schutze der französischen Bajonnete ihr finsteres Wesen treibt. Er weist nach, wie das alte „latifundia Italiam perdidere" auch von dem modernen Neapel (so gut wie von der römischen Campagna und den toscanischen Maremmen) gelte, wie die Güter, die im Besitze der Todten Hand, der Krone oder der Geistlichkeit sich befinden, die geringe Anzahl von freien Bauern, die vorherrschende Viehzucht, der bis ins Unglaubliche gehende Mangel an Verkehrsstraßen, der in Sicilien und mehr noch in Calabrien und Apulien naheliegende Ortschaften wie durch eine chinesische Mauer trennt, endlich die von der frühern Regierung selbst jedem Aufschwunge bereiteten Hindernisse Land und Volk in einem Zustande größter Uncultur erhalten haben.

Weniger verläßlich ist der Verfasser in seinem Urtheile über die neapolitanischen Staatsmänner wie Liborio Romano u. a., sowie über die dorthin gesandten norditalienischen Beamten. Sein stetes celerum censeo ist: das Unglück Neapels und das Scheitern aller bisherigen Reformversuche ist darin begründet, daß man Garibaldi fortgeschickt und das Land hat piemontesiren wollen, statt eine ganz neue italienische Gesetzgebung einzuführen. Er deutet dabei auf die Verschiedenheit zwischen den Bevölkerungen des Nordens und Südens der Halbinsel, die allerdings wol ebenso bedeutend ist wie die zwischen Süd- und Norddeutschen, das Mistrauen und die Kälte, mit denen deshalb die lombardischen und piemontesischen Beamten in Neapel empfangen worden seien. Ein Heer von Staatsdienern, von denen die obern, wahre Paschas, ihren Subalternen alle Geschäfte überließen, während diese durch ihren unzureichenden Gehalt auf Bestechung und Erpressung hingewiesen waren, ließ sich nicht auf einmal durch bessere ersetzen. Die neuen, ohne Geschäftsroutine und Terrainkenntniß, griffen die nothwendigen Reformen oft verkehrt genug an. Als Gegenmittel schlägt Rüstow vor, junge Leute der Actionspartei in Freischulen vorbereiten zu lassen und zu Beamten zu machen, und faßt sein Urtheil endlich in den Worten zusammen: „Das Cavour'sche Regiment in Neapel mit allen seinen Statthalterschaften hat nichts gethan, als den natürlichen Reichthum des Landes zu verschleudern und sich durch die Begünstigung persönlicher Interessen einen Anhalt in Neapel zu verschaffen, der, weit entfernt ihm Dauer zu sichern, der Einheit Italiens die entschiedenste Gefahr drohen würde, wenn diese Einheit nicht auf ganz andern festen Stützen ruhte." 34.

Zur Sprichwörterliteratur.

Noch immer fehlen diesem in letzter Zeit mit Vorliebe gepflegten Zweige der Literatur, der wie fast kein anderer zur Erkenntniß der Volksart beitragen kann, gründliche quellenmäßige und somit vorläufig abschließende Sammelwerke, und schon tauchen mehrfache populäre Darstellungen der Specialitäten des Sprichworts, oft nach ziemlich willkürlichen Kategorien geordnet, hervor. Wir erkennen darin den Drang, in die überraschende und wahrhaft überwältigende Fülle, wie sie das von uns früher besprochene „Sprichwörter-Lexikon" Wander's bietet, Ordnung zu bringen und nach den verschiedensten Seiten hin gleichsam das Facit der Volksweisheit zu ziehen.

Wir haben schon bei Gelegenheit Wander's der fleißigen Sammler, des Freiherrn von Reinsberg-Düringsfeld und seiner Gattin Ida von Düringsfeld gedacht. Zu dem ersten Bändchen des „Sprichwort als Kosmopolit": „Das Sprichwort als Philosoph", hat Frau Ida inzwischen zwei andere gefügt: „Das Sprichwort als Praktikus" und „Das Sprichwort als Humorist", während in zwei gleich gearbeiteten und gleich starken Bändchen „Internationale Titulaturen" von Reinsberg erschienen (Leipzig, Fries, 1863).

Ein wie außerordentlich reiches Material den rüstigen Verfassern zu Gebote steht, kann ein Einblick in das 109 Nummern zählende Quellenverzeichniß lehren. So erhalten wir denn eine Art von vergleichender Ethnopsychologie, wenn man so sagen darf, freilich bei der Ungleichartigkeit der polyglottischen Studien aber nur eine Art.

Eine strenge Absonderung nach Kategorien wird sich kaum durchführen lassen, und so begegnen wir denn gar manchem Spruche in mehrern dieser Hefte wieder. Es liegt aber für die Verfasser sogar die Gefahr der Buchmacherei nahe. Irren wir nicht, so lasen wir schon die Anzeige eines weitern Werkchens: „Das Sprichwort als Gastronom." Gewiß läßt sich der einmal eingeheimste Schatz noch nach manchen andern Principien abtheilen und ausscheiden, etwa: das Sprichwort als

Erzieher, als Moralist — eine ganze Tugendlehre liegt vor —, als Physiognom, als Diplomat und was weiß ich.

Am schwersten wird der Praktikus und der Humorist sich sondern lassen, da eine praktische Lehre sehr häufig in humoristischer Form vorgetragen sein wird. Wir haben auch wol schon bemerkt, daß der Philosoph kein Kathederphilosoph, sondern eben ein praktischer Moralphilosoph à la portee de tout le monde war. Die Anordnung ist jedoch im ganzen zweckmäßig. Aus dem reichen Inhalt greifen wir einiges zur Probe heraus.

„Humorist", S. 63: Ablaß nach Rom tragen (d.); Eulen nach Athen tragen (altgr. u. it.); Kohlen nach Newcastle bringen (engl.); Muscheln nach Mont-St.-Michel tragen (frz.); Dielen nach Norwegen führen (plattd.). Dazu: Sparren nach Norwegen führen (d.); Er führt Sparren nach Norwegen (h.); Staub nicht brauchst du zu tragen in die Mühle, Staub ist drinnen (finn.); Schnee nach Lappland tragen (r.); Blätter in den Wald tragen (engl. u. frz.). Dazu: Holz in den Wald tragen (f. u. d.); Holz in den Wald und Kienäpfel in den Kiefernwald tragen (p.); Holz in den Wald, Wasser in den Fluß tragen (cz.); Wasser in den Brunnen tragen (d.); Wasser in den Fluß tragen (frz.) (pers.: schütten). Dazu: Wasser in die Themse (in die See) schütten (engl.); in die Donau Wasser tragen (cz.); Wasser in die Donau (in die Elbe, in den Rhein, in das Meer) tragen (d.); Das bieße Wasser in den Rhein tragen (d.); Wasser in die Drau (San, der Gailfluß) tragen (slow.); Wasser aus der Grube in die Donau gießen (cz.); Aus der Pfütze Wasser in den Fluß tragen (olf.); Wasser ins Meer tragen (port. u. frz.). Dem Bienenzüchter Honig verkaufen (it.). Dazu: Dem Honig verkaufen, der Bienen hat (frz.); Er ist nach Hajar Datteln verkaufen gegangen (ar.); Dem Melonengärtner Gurken verkaufen (dsl.); Gurken verkaufe nicht an den Gärtner (wal.); Die Speckseite mit Fett einschmieren (g.); Die Speckseite nicht einschmieren (g.); Speck soll man nicht spicken (d.); Der fetten Sau schmiert man nicht den Balg (d.); Den Essig mit Sauerampfer säuern (r.); Gesalzenen Brei pfeffern (plattd.); Bäckerkindern Weizenbrot geben (dä.); Biete den Kindern des Bäckers Weißbrot an (esth.); Eine Kuh mit Milch tränken (r.); Der Kuh eine Amme halten, damit sie Milch gebe (r.); Er zündet der Sonne eine Kerze an (h.).

Wie alles dieses zur Illustration des Ablaßtragens nach Rom dient, so finden sich immer in Anlehnung an deutsche Sprichwörter deren Varianten oder Widerspiele bei den Völkern, die oft frappante Beiträge zur Bestimmung ihrer individuellen Denkart darbieten.

Etwas länger verweilen wir bei den „Internationalen Titulaturen", bemerken aber noch in Betreff der Arbeiten, die Frau von Düringsfeld unter dem Gesammttitel „Das Sprichwort als Kosmopolit" zusammengestellt hat, daß sie mit zarter Berücksichtigung derjenigen Decenz gearbeitet sind, die sie ohne Anstoß zu anregender Lektüre in Familienkreisen und in Frauenhänden werden lassen.

Der oft derbere Humor, der in den Wörtern sprudelt, die die Völker über sich selbst und über ihre Nachbarn und Bekannten bewahren, eignete sich besser für die Bearbeitung männlicher Hand. Unter vielen oft wunderbar treffenden Aussprüchen, unter vorwiegend neckischen und heitern Auslassungen über gegenseitig bemerkte Verkehrtheiten, finden sich doch auch viele ungerechte, einseitige Urtheile, aber auch recht bitter betrübende, wie wenn die Russen sagen dürfen: „Aller Welt zum Spott, nach deutscher Art." Ist es doch noch nicht lange her, daß der Vertreter des Kaisers Nikolaus deutschen Diplomaten dreinreden konnte: „Mais mon Souverain le veut!"

Wir erlauben uns einige Glossen beizubringen. Es ist nicht richtig, was I, 22 von den Deutschen gesagt ist, sie erklärten: „Einen Franken soll man sich zum Freunde, aber nicht zum Nachbar wünschen." Der Deutsche hat ja den Franken zum Nachbar, was soll es also heißen, man soll ihn nicht dazu wünschen. Das Wort gehört vielmehr den Griechen. Bekanntlich sind dem Griechen die Westländer überhaupt Franken, wie noch jetzt dem Türken Firengi. Das in der Zeit der Kreuzzüge wieder auftauchende Sprichwort gehört doch schon früherer Zeit an. Einhard, der Biograph Karl's des Großen, führt es c. 16 so ein: „Erat enim semper Romanis et Graecis Francorum suspecta potentia, unde et illud Graecum extat proverbium: ΤΟΝ ΦΡΑΝΚΟΝ ΦΙΛΟΝ ΕΧΙϹ, ΓΙΤΟΝΑ ΟΥΚ ΕΧΙϹ." Man sieht also, daß vielmehr der Deutsche unter dem Franken einbegriffen ist. Und wie niederschlagend ist nun der Vergleich des für die Deutschen so ehrenvollen Urtheils, daß man sie gern zu Freunden, ungern zu Nachbarn hatte, mit jenem russischen Dictum.

Die Erklärung des „deutschen Michel" — es ist ein wunderlicher Zufall, der mich beim Blättern immer wieder auf die Tugenden unsers lieben Volks leitet! — ist falsch. S. 60 steht nämlich unter dem Texte: „althochdeutsch mihhil, mittelhochdeutsch michel, groß". Der Ausdruck hängt vielmehr mit dem Erzengel Michael zusammen, der als der Schutzpatron unsers Volks galt, wie er denn in der Sage an die Stelle Thor's getreten ist. Da der böse Zufall diese Stelle berühren ließ, so muß ich leider etwas für Herrn von Reinsberg wenig Schmeichelhaftes hier zur Sprache bringen, um dem gekränkten Gefühl eines andern Förderers dieser Literatur, des in Wien lebenden Herrn Constant von Wurzbach, soweit es an mir liegt, Genugthuung zu verschaffen. Es muß auffallen, wie aus dem Worte michel, groß, die Begriffe „schwerleibig" und „unbeholfen" hervorgehen sollen, und doch steht S. 60: „...der Ruf, in welchem der deutsche Michel steht: zwar der Bedeutung seines Namens angemessen schwerleibig und unbeholfen, aber nicht so mächtig und gefürchtet zu sein." Noch viel auffallender aber ist es, daß in dem 1864, also ein Jahr später veröffentlichten Buche Constant von Wurzbach's: „Glimpf und Schimpf in Spruch und Wort", S. 37 sich folgende Stelle findet: „Das diutschin Volk ist mihhil giheißen. Mihhil im Althochdeutschen, michel im Mittelhochdeutschen bedeutete aber soviel als groß (vgl. Reinsberg's Note, S. 60), und es dürfte daher mit dem deutschen Michel soviel als unbeholfener, klotziger Deutscher, deutscher Großhaus, das ganze schwerleibige deutsche Volk gemeint und gesagt sein." Das ist, wie gesagt, auffallend. Und doch suchen wir bei Reinsberg im Quellenverzeichniß vergebens nach Wurzbach, denn dessen „Sprichwörter der Polen" können es nicht enthalten. Weshalb wir nicht vielmehr bei Wurzbach nach dem Citat aus Reinsberg suchen, wird sich aufklären.

Es findet sich ferner bei Reinsberg (I, 129): „Burgund, die Heimat des «Burgunders», oder «der Burgunderweine», war das erste deutsche Land, welches das Christenthum annahm, weshalb die Burgunder von ihren heidnisch gebliebenen Nachbarvölkern den Spitznamen «die Gesalzenen» erhielten, weil den Täuflingen in der katholischen Kirche Salz in den Mund gethan wird. Die fortwährenden Kriege, welche Burgund zu führen hatte, gaben später Veranlassung zu dem Spottreim:

Bourguignon salé,
L'épée au côté,
La barbe au menton,
Saute, Bourguignon!"

Wurzbach (vgl. S. 42) hat drei verschiedene Erklärungen; die erste vom wirklichen Einpöckeln überwundener Burgunder redend, wird verworfen; dann heißt es: „Etwas feiner und auch wahrscheinlicher klingt die Deutung, daß die Burgunder, als die erste germanische Völkerschaft, die das Christenthum angenommen, von ihren Nachbarn spottweise die Gesalzenen genannt wurden, weil ihnen bei der Taufe, wie das noch heute geschieht, Salz in den Mund gelegt ward (sal sapientiae)."

Geistreich und fast am wahrscheinlichsten lautet die Erklärung, welche wir in den „Ducatiana" finden, wo es heißt: „Bourguignon salé ist eine Anspielung auf die Träger einer Art kleiner alter Helme, welche man Salade nannte (petit casque ancien qu'on appeloit salade), daher das Wortspiel,

wozu diese Redensart die Veranlassung gab; ein altes Volkslied lautet nämlich: «Bourguignon salé» u. s. w."

Das ist deutlich, während der vom Herrn von Reinsberg veranstaltete Auszug, die letzte Erklärung verschmähend, über den Vers wenigstens keine Aufklärung gibt. Wir glauben nicht, daß solche Uebereinstimmungen zufällig sind, finden auch wieder die Quelle „Ducatiana ou Remarques de feu Mr. Leduchat etc." (Amsterdam 1738) nur bei Wurzbach citirt.

Sonst wol pflegen aller guten Dinge drei zu sein. Der Leser lasse sich's heute einmal mit drei schlechten gefallen. Wir stellen zum Vergleich zusammen:

Reinsberg, „Internationale Titulaturen", I, 62:

„Das Land zu Hessen
Hat grosse Berg' und nichts zu essen *),
Grosse Krüg' und sauern Wein,
Wer möchte wol in Hessen sein?
Wann Schlehn und Holzäpfel nicht gerathen,
So haben sie weder zu sieden noch zu braten.

„Dies ist das beneidenswerthe Bild, welches sich die Grenznachbarn der Hessen von dem Lande entworfen haben, dessen Bewohner trotz der Segnungen einer kurfürstlichen Regierung allen Fleiß und alle Ausdauer anwenden müssen, um dem meist dürftigen Boden ihre Nahrung abzuringen, sodaß es mit Recht heißt:

Wo Hessen und Holländer verderben,
Wer könnte da sein Brot erwerben?

„Die feste unerschütterliche Art, mit der die Hessen stets ihr Ziel verfolgen, und die Tapferkeit, durch welche sich der hessische Stamm von jeher ausgezeichnet hat, gab Veranlassung, die uralten Redensarten: Drauf los wie ein blinder Hesse **); Er läuft wie ein Hesse; Drauf los! es ist ein Hesse! die sich ursprünglich auf das Pferd beziehen (sic!), das im Dänischen noch jetzt Heß heißt, auf das muthige Hessenvolk zu übertragen, es «blinde Hessen» zu nennen" u. s. w.

Wurzbach, „Glimpf und Schimpf", S. 33 fg.:

„Vom Lande Hessen spricht der Volksmund: Im Lande Hessen große Schüsseln, wenig Essen! oder:

Das Land der Hessen
Hat große Berg' und nichts zu essen
Große Krüge und sauern Wein,
Wer möcht' im Lande Hessen sein?
— — — — — — — —

„Die magere Krume ihres Bodens, der ihr Fleiß doch noch das Erforderliche abzuringen versteht, hat sie mit dem zweiten seines Fleißes wegen gepriesenen Volke, mit den Holländern in einem Reimlein zusammengestellt, welches lautet:

Wo Hessen und Holländer verderben,
Wer könnte da sein Brot erwerben?

Dann wieder (S. 33): (Er geht) Blind drauf los wie ein Hesse; Er läuft wie ein Hesse; und Drauf los! es ist ein Hesse; für deren Sinn, der den Volksschimpf in einen Volksglimpf verwandelt, von einigen (sic!) auch angeführt wird, daß im alten Deutsch, wie noch jetzt im Dänischen, das Wort Heß ein Pferd bedeutet."

Zur Erklärung dieses Wunders setzt uns das kurze Nachwort zum Vorwort Wurzbach's in den Stand. Wenn wir es hier zum Theil mittheilen, so geschieht es lediglich, um Herrn von Reinsberg zu veranlassen, die literarische Ehre Wurzbach's herzustellen und die beklagenswerthe Indiscretion jenes prager Verlegers aufzudecken.

Wurzbach sagt (S. 8): „Ich hatte meine Arbeit, zu der ich seit vielen Jahren die Materialien gesammelt und vielleicht in mehr als tausend Bänden das für meine Absicht Brauchbare mühsam aufgesucht und durchgearbeitet hatte, dem Verleger nach Prag zu Anbeginn des Jahre 1861 übersendet. Nachdem sich dieser von einem gelinden Schrecken über den Umfang des Manuscripts erholt, behielt er dasselbe mehrere Wochen, bis Anfang Mai 1861, bei sich. ... Wie groß mußte mein Erstaunen sein, als ich im Jahre 1862 eine Reihe von Werken über Sprichwörter unter den Titeln: «Das Sprichwort als Humorist» (meine VII. Abtheilung heißt: «Der Humor im Sprichwort»); «Das Sprichwort als Philosoph» (meine XIV. Abtheilung heißt: «Die Weisheit im Sprichwort»); «Die Frau im Sprichwort» (meine VI. Abtheilung heißt: «Die Sprichwörter von den Frauen und von der Liebe»); «Internationale Titulaturen» (meine IX., ihrem Inhalte nach mit dem bezeichneten Werke höchst ähnliche Abtheilung heißt: «Volks- und Städteschimpf») erscheinen sah. Diese Ideenassociation in der Wahl und Eintheilung eines Stoffs grenzt ans Wunderbare. Noch heute kann ich mich von meinem Staunen über diese literarische Hellseherei zweier mir ganz unbekannten, durch fast 100 Meilen von mir getrennten Menschen nicht erholen. Der zweimonatliche Aufenthalt meines Manuscripts in Prag hat Veranlassung zu Inspirationen eigener Art gegeben."

Reinsberg hat unter vielen gewiß selbständigen Sammlungen auch viele vorhandene treulich genutzt, und Referent, der selbst vor einigen Jahren ein ganz schnell, besonders aus dem berliner Volksleben zusammengerafftes Büchlein herausgab, dem Reinsberg die Ehre anthat, es auszuziehen, will gern hoffen, daß niemand ihn im Verdacht habe, persönlich durch jene Benutzung verletzt zu sein; er könnte sich im Gegentheil dadurch nur für die kleine Arbeit jener Zusammenstellung belohnt sehen. Das also möge nicht ins Spiel gebracht werden. Das Motiv, welches uns nöthigte, dem Publikum den wahren Verhalt der beiden Bücher, des Wurzbach'schen Manuscripts und der Reinsberg'schen „Internationalen Titulaturen" vorzuführen, ist einfach die Pflicht der Gewissenhaftigkeit, die der literarischen Kritik allein Berechtigung und Würde, und dadurch erst, so Gott will, Nutzen und so weit sie es vermag, Bedeutung erringen kann. Das gäng und gebe Hin- und Herschwatzen über Bücher kann unsoweniger fördern als der gesellschaftliche Klatsch.

Unserm schon abgesandten Artikel zur Sprichwörterliteratur senden wir noch einen Anhang nach, der wol noch rechtzeitig eintrifft, um noch mitgenommen zu werden. Dieser verspätete Passagier ist der auch sonst schon stiefmütterlich von den gelehrten Literatoren abgespeiste edle Genosse der Reformation, Michael Neander, dessen sich Friedrich Latendorf nunmehr in braver Weise angenommen hat. Er veröffentlichte:

Michael Neander's deutsche Sprichwörter. Herausgegeben und mit einem kritischen Nachwort begleitet von Friedrich Latendorf. Schwerin, Bärensprung. 1864. 16. 7½ Ngr.

Wir wollen von vornherein versichern, daß Neander diese Beachtung im hohen Maße verdient. Das mit wahrhaft deutschem Fleiße und der vielseitigsten Gelehrsamkeit gearbeitete Werk Gödeke's („Grundriß", S. 113) hat nur bei Gelegenheit Friedrich Petri's die dürftige Notiz: „Peters bezieht sich auf eine ältere Sprichwörtersammlung seines Lehrers, des Rectors Michael Neander zu Ilfeld: «Veterum sapientum Germanorum sapientia», die in Neander's «Ethica vetus et sapiens» (Leipzig 1599) enthalten sein soll. Das Buch war mir nicht zugänglich." Doch auch so hätte man die Richtigkeit jener Notiz Petri's erweisen können, hätte man daran gedacht, daß Lessing in seinen immer noch sehr zu schätzenden Notizen zum deutschen Wörterbuche und in den reichhaltigen Excerpten, die er unter dem Titel: „Altdeutscher Witz und Verstand, altdeutsche Reime, Sprichworter und Apophthegmen, sprichwörtliche Redensarten, alt-witzige Antworten" (Lachmann-Maltzahn, XI, 2, 310—335) zusammenlas, auch Michael Neander's gar wohl

---

*) Im Lande Hessen,
Große Schüsseln, wenig Essen.

**) Er geht blind drauf los, wie ein Hesse.

erwähnt. Es genügt hier die Hauptstelle XI, 2, 280 anzuführen, die, wie die übrigen Citate, auch dem Spürsinne Latendorf's entgangen sind. „Das Auge des Herrn. Sprichwörtlicher Ausdruck für die Aufsicht, die jeder auf das Seinige hat. Z. B. das Auge des Herrn macht das Pferd feist (Neander). Wenn Michael Neander dann und wann bei sprichwörtlichen Redensarten citirt wird, so ist diejenige Sammlung deutscher Sprichwörter darunter zu verstehen, die er seiner «Ethica veterum latinorum sapientium» vom Jahre 1585 in 8. angehängt hat. Er bedient sich darin der niedersächsischen Mundart in der Gegend des Harzes, und hat auch nur diejenigen Sprichwörter gesammelt, wie er in dem vorgesetzten Schreiben an seinen Bruder erinnert, die nach dieser Mundart klingen."

Das alles ist völlig richtig, wie ein Einblick in Latendorf's kritisches Nachwort besonders S. 46 lehren kann. Doch ist es das Verdienst des Herausgebers, mit Benutzung eines in der „Zeitschrift für das Gymnasialwesen" (1863) mitgetheilten Auszugs derjenigen deutschen Sprichwörter, die sich in Melanchthon's „Explicatio sententiarum Theognidis" (ein von Joh. Major herausgegebenes Collegienheft nach Melanchthon's Vorträgen) vorfanden, festgestellt zu haben: daß Neander, sei es aus eigener Erinnerung und Aufzeichnung während seiner Studienjahre, sei es durch Vermittelung der gedruckten Vorlesungen von Major u. a., eine Anzahl nicht uninteressanter Sprichwörter aus Melanchthon's Munde entlehnt habe. Dieser Nachweis ist ganz schlagend. Nur eine kleine Berichtigung ist hier zu geben. Latendorf sagt von zwei Sprüchen Major's 18b und 63b, daß sie sich mit demselben Anfange vollständiger bei Neander (vgl. S. 15 und 18) vorfänden. Das ist nur für den zweiten richtig, der erste ist aus Versehen in dem obenerwähnten Abdruck zu kurz gekommen, um die er nun freilich bei Neander länger sein muß. Es lautet auch bei Major:

18b Gut macht mut,
Mut macht vbermut,
Vbermut macht neid,
Neid bringt streit.

19a Streit bringt Armut,
Armut macht Demut.

Den Freunden des Sprichworts wird die kleine Sammlung durchaus gehaltvoller Sprüche, die in weiteres Alter zurückzuverfolgen noch aufgegeben bleibt, wie sie hier vorliegt, viele Freude machen. Es sind ihrer alphabetisch geordnet 612. Latendorf wird nichts dagegen haben, wenn wir hier die nur zum kleinsten Theil auch in Hoefer's Büchlein von anderwärts aufgelesenen apologischen Sprichwörter mittheilen, deren sich hier 52 (nicht 51) finden, soweit es irgend der kräftige Ton derselben zuläßt.

1. Barbati praecedunt, sagt Magister Fuchß, stieß einen Bock die Treppen hinunder. — 2. Das laß ich, sagt jener, do man jn wolt ewig gefangen setzen, oder verweisen. — 3. Da bring ichs, sagt Paul, und fiel damit zur Thür hinein. — 4. Das saure macht mich essen, sagte der Wolff, fraß einen Esel aus einem Nesselbusch. — 5. Es ist besser ichts, den nichts, sagt der Wolff, vnd schnappet nach einem Schafe, vnd kriegte eine Mücke. — 6. Es ist für Gott zu viel, sagt jener Bürgermeister in der Herberg, gab ein Mercker, vnd hatte für ein gulden Lachs gefressen. — 7. Es ist dem Mann vmb ein Vogel, sagt jener Fuhrmann, vnd fegte die Gans für sich. — 8. Es ist nur ein vbergang, sagt der Fuchß, als man jm die Haut vber die Ohren zog. — 9. Ey wie laufig gehets zu, sagt jener, wolt man ja hencken. — 10. Eylen bringt nicht gut, sagt jene Magd, brach ein Bein vber einen Strohhalm, alß sie vier Wochen war außen gewesen zur Kirmeß. — 11) Gleich vnd Gleich gesellet sich gerne, sagt der Teufel zum Köler. — Gott helff vns allen Dreizehen, sagt der Töpffer, fiel mit zwölff Töpffen vber ein Zaun. — 12. Ich hoffe nicht, daß vnser Herr Gott so vbel an mir thun werde, sagt jener Krancke, vnd ein Mörder an mir werde. — 13. Imperet tibi Deus, sagte N., beschwur er ein Bock im finstern, meinete, es were ein Gespenste. — 14. Ich habe es lang genung in mich gefressen, sagt jener Bader, do jm einer zuvor für die Thür hofieret. — 15. Ich meine, ich richte ein Gelächter an, sagt jener, Ich fiel mit dem essen zur Thür hinein. (Der Witz liegt in dem Doppelsinn des Wortes „anrichten".) — 16. Ich sitze wol, sagte die Katze, saß auf dem Specke. — 17. Ich bin ein fein Kerl, sagt Merten, ich wische meine Stiefel selber. — 18. Ich achte der Possen nicht, sagt jener Bischoff, da er einen Spruch auß der Bibel höret. — 19. Ist das nicht eine feine kurtzweil, sagt jener, Jaget Weib und Kind zum Hause hinauß. — 20. Ich straffe mein Weib mit guten Worten, sagt jener, Warff je die Bibel an Halß. — 21. In Gottes namen, sagt Hempel, schlug sein Weib braun und blaw. — 22. Ich bin auch vnter Leuten gewesen, sagt jener, do er unter der Spende schier erdruckt war. — 23. In Gottes namen, schlug der Bawr seinen Knecht zu todte. — 24. Kunst wil gerete haben, sagt jener, vnd kemmet sich mit einer Mistgabel. — 25. Ländlich, sittlich, sagt jener, aß Semmel und Milch mit einer Ofengabel. — 26. Man kan deß guten nit zu viel thun, sagt jene Fraw, vnd ertrenckte sich im Weyhewasser. — 27. Man muß die zeit nemen wie sie kompt, sagt jener, ging vmb Weyhnachten in die Haselnüß. — 28. Nun wil ich dennoch nicht fluchen, sagt Dambach, do man jn wolt hencken. — 29. Nun bin ich dennoch ungerauft davon kommen, saget jener, schlug man jm ein Aug auß. — 30. Practica est multiplex, sagt der Froich, saß auff der Reuse. (Das Lateinische ist onomotopöisch.) — 31. So wolt ichs haben, sagt der Teuffel, do sich die Münche rauffiten. — 32. Vsus facit artem, sagte der Teuffel, vnd schindet eine Kuh mit einem Börer. — 33. Vsern Herre Gott ist nicht zu trawen, sagt jener Bawer, dir samlete Hew am Sontag. — 34. Vsus facit artem, sagt jener, warff ein alt Weib zum Fenster hinauß, vnd wolt sie fliegen lernen. — 35. Verba sunt, sagte der Teuffel, warff den Psalter die Stiege hinein. — 36. Vnuerworren, sagt der Fuchs, war schon im Netze. (Der Witz liegt wol in der Doppelbedeutung von unverworren, das so viel wie ungeschoren, unbelästigt bedeutet, dessen Abkunft von verwirren, verwickeln aber doch gefühlt wird. Der Fuchs ist in das Netz verwickelt, fühlt sich aber noch heil und daher der drollige Trost: unverworren.) — 37. Viel geschrey, wenig wollen, sagt jener, beschor eine Saw. — 38. Wers kan, dem kompts, sagt jener Schneyder, kam jm ein par Hosen am Osterabend zu flicken. — 39. Was thut die Liebe nicht, sagt jener Schneyder, küßt ein Bock zwischen die Hörner. — 40. Wenns doch war were, sagt jene Magd, so solt michs nicht verdrießen, do man sie mit freyen vexirt. — 41. Was darff ich beten, sagt Cuns, hab ich doch das essen vom Schloß. — 42. Wer helt hie einander, sagt Rost, am Halßeysen.

Es ist Latendorf, wie er S. 48 sagt, „eine wahre Herzensfreude, . . . dem wackern Herausgeber (von «Wie das Volk spricht», Edmund Hoefer) auch diese literarische Ausbeute für die fünfte Auflage zu Gebote zu stellen. . . . Keine der deutschen Originalsammlungen des 16. Jahrhunderts kann sich in diesem Punkte an Reichhaltigkeit mit Neander messen." Sebastian Franck selbst könne bei fast zehnfachem Umfange kaum 10 solcher Sprüche aufweisen.

Wie wir schon bemerkt, ist die Zurückführung der im 16. Jahrhundert aus der damals sprachumgestaltend wirkenden Besinnung des deutschen Schriftthums auf die Volksrede hervorgetauchte Schatz von Sprichwörtern zu ihren ältesten Quellen, als deren grandioseste Freidank dastehe, noch eine Aufgabe der Zukunft; denn Wilhelm Grimm, der sie hätte leisten können, ist leider darüber hingestorben. Manche der Sprüche Neander's finden wir schon im 14. Jahrhundert, freilich oft in anderer Form (vgl. Wackernagel's Lesebuch, 1, 835 u. 836) and so z. B. den herrlichen Spruch, den sich noch heute ein frommer Hausherr an den Giebel schreiben sollte, wie Neander's Vetter Andres; nach Wackernagel, S. 836:

Wir sin hie geste,
ende buwen groesse veste:
mich wundert dat wir neit muren
dan wir ewelich solen dueren.

Nach Neander, S. 30:

Wir bawen alle feste
Und sind doch frembde Geste,
Und da wir sollen Ewig sein,
Da bawen wir gar wenig ein.

Franz Sandvoß.

Geschichtliche Romane.

Es liegen uns drei Romane vor, von denen uns der erste in die Zeit des Perserkönigs Kambyses, der zweite in die Reformationszeit, der dritte in die napoleonische Zeit von 1806—9 versetzt. Wir betrachten zuerst

1. Eine ägyptische Königstochter. Historischer Roman von Georg Ebers. Drei Bände. Stuttgart, E. Hallberger. 1864. Br. 8. 3 Thlr.

Der Verfasser behandelt nach Anleitung des Herodot (III, 1 fg.) die Geschichte der Nitetis – der Name scheint mir an die ägyptische Göttin Neith anzuklingen —, der Tochter des von Amasis entthronten Königs Hophra (Apries). Nach Herodot hatte Amasis dem Kyros auf seine Bitte einen ägyptischen Augenarzt überschickt. Aus Rache für die gezwungene Trennung von seiner Familie rieth der Arzt dem Kambyses, den Amasis um die Hand seiner Tochter zu bitten. Er bereitete dadurch seinem frühern Könige eine große Verlegenheit. Amasis fürchtete, wenn er dem Kambyses seine Bitte versage, so möchte ihm dieser feind werden, wenn er sie gewähre, so möchte seine Tochter das Los eines Kebsweibes erleiden. Er schickte daher die schon genannte Nitetis nach Persien. Von Kambyses als Tochter des Amasis begrüßt, verrieth diese den Betrug, um den König wider den Mörder ihres Vaters aufzureizen. Der beleidigte Kambyses bekriegte und unterjochte Aegypten. Mag man nun auch sagen, schon des Amasis Bundesgenossenschaft mit Krösus sei hinreichende Ursache zu einem Kriege gewesen, immerhin ist es möglich, daß dem Bericht Herodot's etwas Geschichtliches zu Grunde liegt. Nicht selten knüpft sich in der Geschichte und Sage eine wichtige politische Umgestaltung an die Mishandlung eines Weibes; wir brauchen nur an Lucretia und Virginia, an die Tochter des Grafen Julian in Spanien, sowie an den Anfang von Herodot's Geschichtswerk zu erinnern, wo Herodot die Feindschaft zwischen Hellenen und Barbaren, ähnlich wie hier den Krieg zwischen Persern und Aegyptern, auf die Gewaltthätigkeiten zurückführt, die von beiden Theilen an Weibern besonders durch Raub begangen wurden. Damit hängt dann das romantisch-sentimentale Element zusammen. Anklänge moderner Sentimentalität finden sich, wie der Verfasser mit Recht nach A. von Humboldt bemerkt, schon im Alterthum, in den Briefen Cicero's und des jüngern Plinius. Solche Züge „tiefer Gemüthlichkeit, die in jedem Zeitalter, bei jedem Volksstamme aus dem schmerzlich beklommenen Busen steigen", liegen auch in manchen Mythen, wie von Pyramus und Thisbe und in der Erzählung von Sappho und Phaon, namentlich von dem Lebensende dieser Dichterin. Mit Recht hat ferner der Verfasser die freiere Stellung des weiblichen Geschlechts zum männlichen in Aegypten und die Sehnsucht der von ihrem Vaterlande getrennten Königstochter, das Heimweh mit seiner verklärenden, idealisirenden Kraft als Hebel benutzt, um seinem Gegenstand einen höhern Schwung zu geben und in der Geschichte einer Aegypterin das allgemein Menschliche hervortreten zu lassen. Nicht die Aegypter, ein halb kaukasischer, halb äthiopischer Menschenschlag, sondern die Perser sind uns stammverwandt und überdies, wie Hegel sagt, das erste welthistorische Volk. Eine ausschließlich auf ägyptischem Boden stehende Kunstdarstellung hätte, wie sein Lehrer Lepsius dem Verfasser bemerkte, den Leser ermüdet. Mit Recht hat daher Ebers den Punkt ins Auge gefaßt, wo die ägyptische Geschichte in die persische übergeht und zugleich ein Vorgefühl der griechischen Freiheitskämpfe gegen die Perser in uns erweckt. Zu Amasis' Zeit war Aegypten nicht mehr chinesisch gegen andere Völker abgesperrt, es hatte schon griechische Culturelemente in sich aufgenommen. So treten denn diese drei Völker: Aegypter, Perser und Hellenen auf, und der hellenische Geist erscheint in seinen Vertretern, der weisen Rhodopis und ihrer Enkelin Sappho (nicht zu verwechseln mit der berühmten Dichterin), in Naukratis, in dem Spartaner Aristomachos, dem Jambendichter Ibykus, namentlich in dem attischen Edeln Phanes. Der Knotenpunkt aller hellenischen Interessen in Aegypten ist das Haus der Rhodopis in der den Hellenen eröffneten Freistätte Naukratis. Namentlich Phanes vertritt mit Glück die echt griechische Auffassung des Lebens, und spricht, wie Rhodopis, die Ueberzeugung wiederholt aus, daß die Perser, wenn sie versuchen sollten, sich zu Herren aller Länder, die das Meer bespült, zu machen, dem freien, begeisterten Volk der Hellenen unterliegen und daß hellenischer Geist, nicht asiatische Barbarei die Welt beherrschen werde.

Sollte nun ein Roman zu Stande kommen, so mußte der Verfasser von Herodot mehrfach abweichen, und er hat dies in der Regel mit Glück gethan. Nitetis selbst ist ja in ein halbmythisches Dunkel gehüllt, und die Angaben der Perser über sie lauten ganz anders, als die ägyptische Ueberlieferung. Sodann ist die Erzählung Herodot's über die Ursache der Verbannung des Augenarztes und über den Grund der Feindschaft zwischen dem Söldnerhäuptling Phanes und Amasis so unbestimmt und allgemein, daß die Phantasie des Romanschreibers ein volles Recht hat, diese Lücken in ihrer Weise auszufüllen. Der tragische Eindruck wird namentlich dadurch erhöht, daß der Verfasser im Unterschied von Herodot die Nitetis selbst des Glaubens leben läßt, sie sei die Tochter des Amasis. Er verwickelt sie nun in ein eigenthümliches Intriguengewebe, als dessen schuldloses Opfer sie fällt; doch wird ihrem Tod, richtiger ihrem Selbstmord — sie vergiftet sich selbst — der verletzende Stachel dadurch genommen, daß ihr Gemahl Kambyses zuletzt noch sein Unrecht einsieht und die Aegypterin für schuldlos erklärt. An der Art und Weise, wie der Knoten geschlungen, geschürzt und gelöst wird, ist nichts auszusetzen. Auch die dichterische Gerechtigkeit wird allseitig gehandhabt. Nitetis ist in Vergleich mit Herodot idealisirt und nicht der thätige, sondern der leidende Mittelpunkt, aber immerhin der Mittelpunkt der Erzählung. Amasis selbst hat sich, wie er noch auf dem Sterbebette bekennt, durch seinen Verrath an Hophra und seine Lüge gegen Kambyses, den König eines Volks, dem Wahrhaftigkeit als höchste Tugend galt, sein Verderben bereitet. Aber auch an Kambyses rächt sich seine Maßlosigkeit, sein Jähzorn und seine thörichte Eifersucht gegen seinen Bruder Bartja (Smardes), die ihn zum Brudermörder macht. Der Verfasser hat das Wahre an Herodot's Weltanschauung, die Lehre vom Uebermuth, der sich selbst bestraft, in sein ganzes Werk verwoben, hingegen die unserm modernen Bewußtsein widersprechende Ansicht von der Götter Neid und Schadenfreude, zu der Amasis, wie Solon, bei Herodot und auch in Schiller's „Ring des Polykrates" sich bekennt, nur hier und da als Muthmaßung ausgesprochen. Nicht weil unter Amasis Aegypten blühender als je war, sondern um des an Nitetis verübten Unrechts willen geht es unter.

Uebrigens hätte der Verfasser bestimmter hervorheben sollen, daß Aegypten überhaupt für das Schwert des Eroberers reif war und daß es nach dem unerbittlichen Gesetz der Weltgeschichte dem kaum auf die Bühne getretenen kräftigern und kernhaftern Perservolke Platz machen mußte. Die Geschichte der Nitetis war ja jedenfalls nicht Ursache, sondern nur Symptom, Entladungspunkt für die in der Grundverschiedenheit beider Völker liegende Feindschaft zwischen Persern und Aegyptern. Dieses Moment hätte mehr berücksichtigt werden sollen; überhaupt kommt die Geschichts- und Religionsphilosophie bei weitem nicht in dem Maße zu ihrem Recht, wie z. B. in Kingsley's „Hypatia".

So vertheidigt der sterbende Amasis die Vorstellungen der ägyptischen Volksreligion gegen den Tadel der Griechen und sagt unter anderm: „Die Götter der Griechen sind nichts als gesteigerte Menschen, während bei uns der Gott, wie sich's ziemt, im Gegensatz zum Menschen hingestellt wird. Zwischen beiden steht das Thier, welches nicht wie wir nach dem Buchstaben, sondern nach den ewigen Gesetzen der Natur handelt. Jener ist nur von Menschen erdacht, diese aber verdanken den Göttern ihren Ursprung. Und wer von uns strebt wol so dringend nach Freiheit, dem höchsten Gute, als die Thiere? Wer lebt ohne Lehre und Anweisungen so gleichmäßig fort von Geschlecht zu Geschlecht?"

Mag auch diese Auffassung sich auf eine Stelle bei Diodor gründen, immerhin sollten ihr andere Erörterungen, Rechtfertigungen der griechischen Religion gegen die ägyptische, etwa aus dem Munde des Phanes, zur Seite gehen. In der That wäre ein solches religionsphilosophisches Gespräch eher am Platz und mehr im Zusammenhang des Ganzen begründet, als der mit dem kriegerischen Charakter des Phanes schlecht stimmende und nur oberflächlich begründete, freilich auch mehr ein Anhängsel des Buchs ausmachende Pythagoräismus dieses Helden, dessen Grundsätze und Ansichten er in einem Briefe an Rhodopis so weitläufig darstellt. Ein Grieche hätte auf die Worte des sterbenden Königs im Sinne Schiller's antworten müssen: „Freiheit liebt das Thier der Wüste, frei im Aether herrscht der Gott" u. s. w. Wo das Thierleben mit seiner vernunftlosen Regelmäßigkeit einen so tiefen Eindruck auf den Menschen zurückläßt, da fehlt der höhere Schwung des Geistes, die Idealität, die allein einem Volk wie dem einzelnen Menschen eine höhere, allgemeine Bedeutung verleihen kann. Gerade der Thiercultus der alten Aegypter stößt uns am meisten zurück, und wir denken mit Göthe: „Vielköpfige (thierköpfige) Götter trifft mein Bann." Woher namentlich die Verehrung der Katze? Dies wird nirgends erklärt. Das Thier ist noch nicht zum Selbstbewußtsein erwacht, es führt ein träumendes Dasein; so ist auch die ganze ägyptische Religion eine Religion des Todes, hat etwas Dumpfes, Gedrücktes, Wehmüthiges, ich möchte sagen Katzenjämmerliches an sich, das dann wieder, wie in jeder Naturreligion, mit dem Rausch ausgelassener Lust (vgl. unsern Roman II, 89) abwechselt. Ungleich höher steht die persische Lichtreligion und der Mosaismus. Mit Unrecht sagt daher der Oberpriester Onuphis (III, 48), Osarsiph oder Moses allein habe es verstanden, den tiefsten Kern der ägyptischen Geheimlehre einer ganzen Nation zu eigen zu machen. Diese, wiewol auch von Schiller getheilte Ansicht ist grundfalsch (vgl. Weber's „Weltgeschichte", I, 512). Schon die Lehre von den letzten Dingen ist in beiden Religionen grundverschieden. Eher findet eine Aehnlichkeit zwischen Mosaismus und Parsismus statt. Doch wollen wir zur Steuer der Wahrheit bekennen, daß der Verfasser den Mythus von Osiris und Isis richtig erklärt und den Unterschied zwischen der ägyptischen Todessehnsucht und der hellenischen Lebensfreudigkeit ein paarmal hervorhebt. Dennoch vermißt man eine tiefere, auf die gesammte Weltanschauung der Völker gegründete, die verschiedenen Religionen scharf und richtig vergleichende Erörterung. Ungeachtet dieses Mangels dürfen wir das Werk als wohlgelungen bezeichnen; es lohnt die Mühe des Studirens und Nachdenkens reichlich. Sprache und Darstellung sind gewählt und edel.

2. Philippine Welser oder vor 300 Jahren. Historischer Roman von A. Graf Baudissin. Drei Bände. Hannover, Rümpler. 1864. 8. 4 Thlr.

Der Verfasser erquickte sich in der Noth der Gegenwart, wo das Auge vergeblich einen Mann sucht, der dem deutschen Volke die ihm gebührende Stellung erkämpfen könnte, an der hehren Frauengestalt des 16. Jahrhunderts, Philippine Welser, die in einer Zeit des Kampfes, der Heuchelei und Tyrannei einen Helden, wie Ferdinand von Oesterreich, durch den Zauber edler Weiblichkeit zu fesseln und trotz aller Hindernisse 30 Jahre lang zu beglücken vermochte, sie, die Tochter eines Welsers in Augsburg. Der Roman ist offenbar etwas schnell unter dem Eindruck des 15. November 1863 zu Stande gekommen und erhebt sich nicht über den gewöhnlichen Mittelschlag. Roman und Geschichte laufen äußerlich nebeneinander her; die vielen historischen Unrichtigkeiten machen in einem Buch, das mit einem Ueberblick über die Geschichte der Stadt Augsburg beginnt und eine Menge geschichtlicher Bemerkungen theils im Text, theils unter dem Text beibringt, einen sehr übeln Eindruck. Nicht einmal das Jahr des Reichstags, auf dem Ferdinand Philippine Welser kennen lernte (1550), ist genau angegeben; ferner war nicht Philippinens Vater, sondern ihr Oheim Herr der Provinz Caracas; Fugger konnte nicht gegen Karl V. eine so hohe Sprache führen, wenn er sich noch vor der Schlacht bei Mühlberg voll Feigheit zum Kaiser ins Lager geschlichen und über die Uebergabe der reichen und wohlbefestigten Stadt unterhandelt hatte; daß endlich Schertlin von Burtenbach, der voll Verdruß über die von Karl V. der Stadt auferlegten Bedingungen, namentlich über die der Stadt zur Pflicht gemachte Verbannung ihres Feldherrn, nach der Schweiz gegangen war, im Jahr 1550 lustig und guter Dinge in Augsburg das Streitroß und den Humpen tummelt, als ob er ein bloßer Bacchusknecht und Haudegen ohne einen einzigen idealen Zug gewesen wäre, ist ein grober Verstoß auch gegen die höhere Wahrheit des Romans. Am wenigsten aber hat mir gefallen, daß der Verfasser seine Heldin zu weich-sentimental gezeichnet hat. So schon I, 72, wo gar nicht bemerkt ist, daß in ihrer junonischen Gestalt und in ihrer edeln, selbstbewußten Haltung etwas Hohes, Ehrfurchtgebietendes lag. Auch findet sich im ganzen Buche nicht ein einziges mal das Allbekannte angeführt, daß man, wie die Zeitgenossen behaupteten, durch ihren zarten weißen Hals den rothen tiroler Wein durchfließen sah. Gebet dem Roman, was des Romans, aber auch der Geschichte, was der Geschichte ist; nehmt aber dem geschichtlichen Roman sein Bestes nicht, eben das, wodurch er mit der Geschichte am tiefsten zusammenhängt: das menschliche Charakterbild.

3. Von Saalfeld bis Aspern. Historischer Familienroman von Heinrich Koenig. Drei Theile. Wiesbaden, Kreidel. 1864. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Unser erstes Werk versetzt uns in das 6. Jahrhundert v. Chr., der vorliegende Roman in das erste Jahrzehnt unsers Jahrhunderts. Damit dürfte so ziemlich der Anfangs- und Ausgangspunkt des geschichtlichen Romans festgestellt sein, wenn man auch für den letztern noch ein paar Jahrzehnte, etwa bis 1830, zugeben dürfte. Der Roman kennt kein Wunder, darum eignen sich die mythisch-wunderbaren Stoffe aus der Zeit vor dem 6. Jahrhundert nicht für ihn; ein Roman auf dem altägyptischen, babylonischen, assyrischen Boden würde unserer gesammten Anschauungsweise fremd erscheinen. Merkwürdig, daß zwei geschichtliche Romane des Alterthums eben auf dem Boden der persischen Geschichte spielen: die „Cyropädie" und das Buch Esther. So viel als gelegentlicher Nachtrag zu dem Ebers'schen Werk. Doch „der Lebende hat recht". Gehen wir darum zu Koenig's Roman über.

Wie Saul, der Sohn Kis, auszog, um die Eselinnen seines Vaters zu suchen und ein Königreich auf dem Wege fand, so zieht der Held dieses Romans, Walther von Osthoff, aus, um die Tochter einer Jugendgeliebten des Kaufmanns Dammees, bei dem Walther früher gelernt hatte, aufzusuchen, wird während seines Aufenthalts in Wien mit dem Minister Stadion bekannt, tritt als geheimer Agent in seine Dienste und kommt dadurch mit den merkwürdigsten literarischen und politischen Persönlichkeiten jener Zeit, namentlich während seines Aufenthalts in Wien, Berlin und Karlsbad, in lebendige Beziehung. Freilich ist jene Tochter, die Walther aufsucht und erst nach langer Zeit und merkwürdigen Zwischenfällen wiederfindet, eben die Geliebte Walther's selbst, eine Sängerin, die er früher in Berlin kennen gelernt und beschützt hatte und die während seines

Aufenthalts in Wien eine Tochter geboren hatte, deren Vater Walther ist. Hier ist nun zweierlei zu tadeln. Erstens merkt der Leser schon im ersten Theil das wahre Sachverhältniß, die Einerleiheit der betreffenden Personen; dadurch wird der Reiz der Spannung sehr geschwächt. Sodann fehlt es an einem durchgreifenden Urtheil über den sittlichen Werth solcher Verhältnisse. Ein katholischer Geistlicher in dem Buche spricht ein sehr mildes Urtheil darüber aus; andererseits gibt der Verfasser zu verstehen, daß solche Skandale und wahlverwandtschaftliche Freiheiten, um mich so auszudrücken, die sittliche Fäulniß jener Zeit kennzeichnen sollen. Zum Schluß verbindet sich natürlich der Held mit der Sängerin. Indessen ist Walther ein schwacher und leicht bestimmbarer Charakter, oder vielmehr er ist gar kein Charakter, wiewol er, nachdem er bei Saalfeld an der Seite des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen gestanden, bei Aspern kämpft und verwundet wird. Ob gerade Aspern als Schlußpunkt gut gewählt war, steht dahin; das Buch schließt, ohne die sittliche Kraft der neubelebten patriotischen Hoffnung zu wecken, mit der Schlacht bei Wagram und der Aussicht auf den unerwünschten Frieden. Die Familiengeschichte erinnert an Goethe's „Wahlverwandtschaften", einen Roman, der 1809, dem Schlußjahr des vorliegenden Werks, geschrieben, auf dem Weihnachtstische Walther's als Geschenk aufliegt. Im übrigen ist das Buch reich an sehr interessanten Mittheilungen aus dem Gebiet der Sittengeschichte, der Politik und Literatur; namentlich ist das Leben und Treiben in Wien vortrefflich geschildert. Sprache und Darstellung lassen das Studium Goethe's nicht verkennen.

Gustav Hauff.

Notizen.

Die Shakspeare-Gesellschaft in Weimar.

Am 12. November hat der Vorstand der Deutschen Shakspeare-Gesellschaft wiederum in Weimar getagt. Die Shakspeare-Gesellschaft unterscheidet sich bekanntlich von dem in Dresden begründeten Shakspeare-Verein dadurch, daß dieser eine Reform der Bühnenverhältnisse der Gegenwart im Auge hat, während jene sich bestrebt, den Shakspeare-Cultus selbst in immer weitern Kreisen zu verbreiten und das Verständniß des großen Dichters durch neue Ausgaben und Bearbeitungen, durch kritische Erläuterungen u. s. w. zu fördern. Die im Frühjahr begründete Gesellschaft hat inzwischen einen erfreulichen Zuwachs gefunden und stellt jetzt „Thaten" in Aussicht, welche nicht verfehlen werden, eine sich stets vergrößernde Theilnahme für ihre Wirksamkeit anzuregen. Zunächst wird der erste Jahrgang eines „Shakspeare-Jahrbuch" im Reimer'schen Verlag in Berlin und unter Redaction von Friedrich Bodenstedt für die nächste Ostermesse angekündigt. Das Jahrbuch hat den Zweck, die bis dahin vereinzelten Bestrebungen zur Förderung des Studiums und Verständnisses des großen Dichters zusammenzufassen, die zerstreuten Strahlen der Erkenntniß in einen Brennpunkt zu sammeln, ein zuverlässiger Führer durch das Labyrinth der nachgerade bis zum Unübersehbaren anschwellenden Shakspeare-Literatur zu werden und zugleich der Bühne, die ja unsers Dichters eigentliches Reich ist, gebührende Aufmerksamkeit zu widmen. Da für dies Jahrbuch bereits die tüchtigsten Kräfte gewonnen sind, so darf man dem Unternehmen gewiß ein günstiges Horoskop stellen. Eine zweite Lebensäußerung der Gesellschaft besteht in der Aussetzung des Preises von 100 Friedrichdor für die beste Uebersetzung und Bühnenbearbeitung des Shakspeare'schen „Cymbeline". Eine Preiscommission von fünf Mitgliedern, von denen drei dem Vorstande der Gesellschaft angehören und zwei cooptirt werden aus dem Kreise namhafter Bühnenvorstände, hat die Entscheidung zu fällen. Die Bearbeitungen müssen spätestens bis zum 23. April 1866 eingesendet und die Entscheidung soll dergestalt getroffen werden, daß die erste Aufführung des Preisstücks am 23. April 1867 stattfinden könne. Eine dritte Lebensäußerung der Gesellschaft wird in einer an die Regierungen gerichteten Denkschrift bestehen, welche die Bitte ausspricht, an den Universitäten ordentliche Professuren der englischen Sprache und Literatur zu errichten, und die englische Sprache als obligatorischen Unterrichtsgegenstand auf den Gymnasien einzuführen. Was den ersten Theil dieser Bitte betrifft, so dürfte die Einführung englischer Professuren wol noch so lange zurückstehen, bis ordentliche Professuren der deutschen Literatur, der Aesthetik, der Universalliteraturgeschichte in ganz Deutschland creirt worden sind. Denn die an einigen Universitäten bestehenden Professuren altgermanischer Philologie haben kein Recht und keine Pflicht, sich um unsere classische Literaturepoche und um die Literatur der Gegenwart zu kümmern. Ehe wir daher um einen ordentlichen Professor für Shakspeare, Byron, Thackeray und Tennyson bitten, wünschen wir einen solchen für Goethe, Schiller und die neuern deutschen Autoren. Auf den Gymnasien aber erscheint das Englische gewiß ebenso berechtigt, wie das Französische. Wir hoffen, daß der Mittelpunkt, welchen die Shakspeare-Gesellschaft dem Interesse für den großen Dichter darbietet, eine immer wachsende Anziehungskraft ausüben und daß sich ein nicht unbeträchtlicher Theil deutscher Bildung um denselben herum krystallisiren möge.

Johann Friedrich Schink's „Faust".

Im Feuilleton der Gelar'schen „Wiener Theaterzeitung" wird auf Schink's „Faust" aufmerksam gemacht, welcher im Jahre 1804 in Berlin bei J. D. Sander erschien. Die Dichtungen und dramaturgischen Schriften Schink's sind jetzt wol in Vergessenheit gerathen. Wer kennt seine sogar mit dem Preise von 20 Friedrichdor gekrönte Tragödie „Giannetta Mortaldi"? Eine Frage, die sich am leichtesten mit einer zweiten beantworten läßt: Wer wird manche preisgekrönte Tragödie der Gegenwart nach 50 oder 100 Jahren kennen? Wer kennt das „Theater zu Abdera", wer die dramaturgischen Fragmente Schink's oder sein Werk über Schiller's „Don Carlos"? Eine etwas forcirte und flüchtige Darstellungsweise hat den Autor um den Erfolg gebracht, den viele geistreichen Einzelheiten verdienen. Die Grundidee seines „Faust" ist nicht sonderlich tief, doch sie entspricht den moralischen Grundanschauungen des Volks. Faust besteht durch die Kraft seines Willens siegreich alle Versuchungen, denen er durch die List des Mephistopheles ausgesetzt wird. Interessant ist es, daß die vier Facultäten bei Schink, wie bei Goethe, persiflirt werden, nur treten sie bei Schink als Personificationen auf. Der Referent theilt einige Proben mit, namentlich die Erklärung, welche Mephistopheles dem Faust von einem Thierconcert gibt und welcher eine etwas boshafte Anspielung auf die „Zukunftsmusik" beigefügt wird:

Sieh, der Affe dirigirt,
Was er selber componirt;
Schlägt den Takt und grimassirt,
Wie es seinen Posten ziert.
Bunte Schnörkel, krause Noten
Hat sein Genius geboten;
Fugen, ganze Ellen lang,
Melodien ohne Klang,
Musica, die immer schildert,
Alles malt, und — hohes Ziel! —
Was nicht tönt, durch Töne schildert;
Kurz, Musik im Hexenstil!

Ein Poetik für Schule und Haus.

Das Interesse für Poetik scheint gegenwärtig fast lebendiger, als das Interesse für Poesie. Mindestens deuten die fünf Auflagen, welche Ernst Kleinpaul's „Poetik, die Lehre von den Formen und Gattungen der deutschen Dichtkunst" (fünfte Auflage, Barmen 1864) erlebten, darauf hin. In der That verdient das Werk, welches mit jeder Auflage erweitert und durch Rücksichtnahme auf neue ästhetische Untersuchungen verbessert wurde, diese Theilnahme, indem es in faßlicher Darstellung und mit der für ein Lehrbuch geeigneten Kürze den unter die richtigen Gesichtspunkte gestellten Stoff seinen Lesern vor-

führt. In Bezug auf die deutsche Metrik müssen wir namentlich der Kleinpaul'schen Auffassung beitreten, welche die rechte Mitte hält zwischen den Extravaganzen der Quantitätsprediger auf der einen und der Anhänger der altdeutschen Hebungen und Senkungen auf der andern Seite. Als einen fernern Vorzug des Werks rühmen wir, daß es sich auf den Standpunkt der modernen deutschen Dichtkunst stellt und auch die Namen neuerer Dichter anführt, während manche Literarhistoriker sich etwas zu vergeben glauben, wenn sie Odendichter außer Klopstock oder Liederdichter nach Uhland citiren, indem sie fürchten, sonst in den Sündenfall dieser unausgegorenen Epoche von Epigonen mit verwickelt zu werden. 33.

Bibliographie.

Andreä, F. W., Heinrich der Vogelsteller. Ein vaterländischer Operntext in drei Aufzügen. Leipzig, Matthes. 16. 8 Ngr.

Angelsteen, W., Ernstes und Heiteres. Fünf Erzählungen. Bremen, Geisler. 1865. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Reming, F. W., Weiß und Schwarz. Historische Erzählung aus der ersten Zeit des Sonderbundskrieges in Nord-Amerika. Zwei Bände. Leipzig, Haefele jun. 1865. 8. 2 Thlr.

Bacher, J., Lady Seymour. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Berlin. Gr. 8. 15 Ngr.

Das Bettler-Büchlein. Mittheilungen von Fr. Bertram, H. Beta, F. W. Gubitz u. s. w. Mit vielen Holzschnitten. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 8. 15 Ngr.

Bonnet, J., Lebensbilder aus der Reformationszeit. Deutsch bearbeitet von F. Merschmann. Autorisirte Ausgabe. Berlin, G. Reimer. 8. 1 Thlr.

Bildnisse der deutschen Könige und Kaiser von Karl dem Großen bis Maximilian I. Nach Siegeln, Münzen, Grab- und Denkmälern, sowie Originalbildnissen gezeichnet von H. Schneider, nebst charakteristischen Lebensbeschreibungen von F. Kohlrausch. Volksausgabe. 1ste u. 2te Lieferung. Gotha, F. A. Perthes. Hoch 4. à 4 Ngr.

Birlinger, A., Schwäbisch-Augsburgisches Wörterbuch. München, Franz. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Lord Byron's Werke. Uebersetzt von O. Gildemeister. 1ster und 2ter Band. Berlin, G. Reimer. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Collins, R., Die Aetna-Jäger. Eine Erzählung aus der neuesten Geschichte Siciliens. Aus dem Englischen von T. Smidt. Zwei Bände. Berlin, Mecklenburg. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

— — Die Sirene von Neapel. Ein Roman aus der Zeit Masaniello's. Aus dem Englischen von T. Smidt. Vier Bände. Berlin, Mecklenburg. 16. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Donkersloot, N. B., Die Todesstrafe und die Psychologie. Vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. Münster, Brunn. 1865. Gr. 8. 12 Ngr.

Erholungs-Stunden der lachenden Philosophie für gemüthliche Volksschullehrer und alle Freunde dieses Standes. Unter Mitwirkung bewährter Volksschullehrer redigirt von H. Görwitz. 1ster Band. 15 Hefte. Stadtsulza, Rost. Gr. 8. 20 Ngr.

Finsch, O., Neu-Guinea und seine Bewohner. Mit 1 Karte. Bremen, Müller. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die schleswig-holsteinische und die dänisch-deutsche Frage. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 20 Ngr.

Gans, M., Die Rache der Todten. Sittengemälde aus dem Pester- und Wienerleben. Drei Bände. Wien, Bachmann. 1865. 8. 2 Thlr.

Gelvs, H., Die Prüfung. Ein Roman aus dem Leben. 1ster Band. Berlin, Mylius. 1865. 8. 1 Thlr.

Germania. Eine Sammlung von Original-Romanen und Erzählungen, Bildern und Skizzen aus deutscher Geschichte und deutschem Leben. Ein Buch für das deutsche Volk zur Unterhaltung und Belehrung. 1ste Lieferung. Dresden, Breyer. Gr. 4. 3 Ngr.

Goethe, Faust. Eine Tragödie. Mit Zeichnungen von E. Seibertz. 1ste Lieferung. Stuttgart, Cotta. Lex.-8. 10 Ngr.

Grothe, W., Schildhorn und Teufelssee. Märkische Sage. Berlin, Grothe. 16. 15 Ngr.

Guizot, Betrachtungen über das Wesen der christlichen Religion. Berlin, Hasselberg. 8. 15 Ngr.

Heimwege. Erzählungen von „Unserm alten Freunde". Berlin, Hertz. 8. 1 Thlr.

Hofstätter, J., Aus Berg und Thal. Blätter aus dem Volke für das Volk. 1stes Bändchen. 2te vermehrte und durchgesehene Auflage. Zürich, Meyer und Zeller. 1865. 8. 24 Ngr.

Wendelin von Höllenstein, oder die Todtenglocke. Schauersage aus dem 12. Jahrhundert. Neue verbesserte Auflage. Wien, Bachmann. 8. 1 Thlr.

Höpfner, A., Sagen und Geschichten der Altmark und Priegnitz. Gedichte. Berlin, König. 1865. Gr. 16. 18 Ngr.

Jeiteles, J., Zehn Jahre nach dem Handelsvertrage. Volkswirthschaftliche Studien. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 2 Thlr.

Deutsche Inschriften an Haus und Geräth. Zur epigrammatischen Volkspoesie. Berlin, Hertz. 1865. 16. 15 Ngr.

Der Krieg gegen Dänemark im Jahre 1864. Bearbeitet von G. Gr. W. Mit Beilagen, Karten und Plänen. 1ste Lieferung. Berlin, A. Duncker. 1865. Lex.-8. 12½ Ngr.

Preuner, A., Hestia-Vesta. Ein Cyclus religionsgeschichtlicher Forschungen. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Renouard, C., Geschichte des französischen Revolutionskrieges im Jahre 1792. Grossentheils nach bisher unbenutzten handschriftlichen Originalien so wie anderen Quellen politisch-militarisch bearbeitet Mit 6 Beilagen und 1 Uebersichtskarte. Cassel, Fischer. 1865. Gr.8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Saupe, J., Licht- und Schattenbilder aus der Geschichte der christlichen Kirche bis Luther. 1stes Bändchen. Zwickau, Buchhandlung des Volksschriften-Vereins. 8. 6 Ngr.

Schlatter's, Anna, Leben und Nachlaß. Herausgegeben von F. M. Zahn. Drei Bände. Bremen, Valett u. Comp. 1865. Gr. 8 3 Thlr. 15 Ngr.

Schliephake, F. W. T., Geschichte von Nassau, von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart, auf der Grundlage urkundlicher Quellenforschung. 1ster Halbband. Wiesbaden, Kreidel. Gr. 8. 24 Ngr.

Schloenbach, H., Der Stedinger Freiheitskampf. Ein vaterländisches Gedicht in 18 Gesängen. Bremen, Müller. 16. 22½ Ngr.

Schumacher, H. A., Der erste Schwurgerichtshof in Bremen. Studien und Kritiken. Bremen, Müller. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Themann, T., Der Fruchtwechsel und seine Bedeutung, mit besonderer Berücksichtigung der Lehre von der Erschöpfung des Bodens. Gekrönte Preisschrift. Bonn, Henry. Gr. 8. 15 Ngr.

Tholuck, A., Geschichte des Rationalismus. 1ste Abtheilung: Geschichte des Pietismus und des ersten Stadiums der Aufklärung. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 1865. Gr. 8. 28 Ngr.

Verse und Reime eines alten Pfälzers. In pfälzischer Mundart. Heidelberg, K. Winter. Gr. 16. 15 Ngr.

Widter, G., Volkslieder aus Venetien. Herausgegeben von A. Wolf. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 20 Ngr.

Wulff, F. W., Im Sonnenschein. Gedichte. Hamburg, Kittler. 1865. 16. 15 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 50. — 8. December 1864.

Eine Philosophie des Wissens.

Die unfreiwilligen Ferien eines preußischen Beamten, der sich als Deputirter der linken auszeichnete, haben die Wissenschaft mit einem tüchtigen Werke bereichert. Hr. von Kirchmann erhielt 15 Jahre Urlaub, fern von Ratibor über eine neue Philosophie nachzudenken; denn schwerlich hätte ihm der Dienst als Appellationsgerichts-Präsident ausreichende Zeit zu den umfangreichen Studien vergönnt, welche die Muße in Dresden dem Werke zu Grunde legen ließ, das uns nun unter dem Titel geboten wird:

Die Philosophie des Wissens von J. H. von Kirchmann. Erster Band. — A. u. d. T.: Die Lehre vom Vorstellen als Einleitung in die Philosophie. Berlin, Springer. 1864. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Verfasser sagt in der Einleitung (S. III):

Das vorliegende Werk geht von den zwei Fundamentalsätzen aus: das Wahrgenommene ist und: das sich Widersprechende ist nicht. Die vereinte Anwendung beider führt zur Wahrheit und es gibt keinen andern Weg zu ihr, sowol im Gebiete der Natur und der Seele wie in dem des Rechts, der Kunst und der Religion. Die Trennung oder die Beseitigung dieser Sätze ist die Quelle aller Unwahrheiten.

Dies sind die Mittel der Erkenntniß und andere Mittel gibt es nicht. Dieser Mittel muß sich also auch die Philosophie bedienen, deren Gegenstand das Allgemeinste der Dinge ist, d. h. die höchsten Begriffe und Gesetze des Seins und Wissens.

Die Wahrnehmung zerfällt in die körperliche und geistige. Kirchmann gebraucht zumeist das Wort Seele, und unterscheidet Geist und Seele, insofern er unter Geist die wissende Seele versteht, getrennt von Gefühl und Begehren. Es ist hier also nicht eine Verwirrung zu fürchten, die Schleiden zu enden auffordert, indem unter Seele (ψυχή) die Lebenskraft und unter Geist (νοῦς) die Vernunftskraft (die nur dem Menschen zukommt) zu verstehen ist.

Das Wissen theilt sich hiernach in das Vorstellen und das Erkennen. Der erste Band dieses Werks behandelt das Vorstellen, der zweite wird das Erkennen erweisen.

Die klare Darstellung, die alle jene der Philosophie bisher eigenthümlichen Wortbildungen, ja selbst jeden rhetorischen oder poetischen Schmuck abweist, wie ihn auch Schopenhauer, der sich ebenfalls der getrübten Schreibart enthält, benutzt hat, und allerdings dadurch unterhaltender ist, läßt das, was der Verfasser aussprechen will — und er beabsichtigt nie durch Consequenzen zu täuschen, die, wenn sie folgerichtig gezogen werden, einen andern Ausgang als den vorgespiegelten herbeiführen —, in dem reinsten, wenn es erlaubt ist so zu sagen, nüchternsten Lichte erscheinen.

Dieses Streben nach einem genau erkannten Ziele und zwar mit vorher genau geprüften Mitteln, die als die richtigsten und einfachsten erkannt sind, macht den nicht hoch genug anzuschlagenden Werth dieser Philosophie aus. Der Leser, der bei der Sache bleiben will, und den sie, nur sie allein eben jetzt interessirt, der, wenn er Unterhaltung sucht, sie nur in der Aufklärung zu finden hofft, ein solcher Leser wird den Vorwurf der Trockenheit, den literarische Gutschmecker der Kirchmann'schen Darstellungsweise machen werden, entschieden abweisen. Und in Wahrheit wird die schmucklose Beweisführung, die der Verfasser consequent einhält, gerade deswegen dem Werke zum Vorzug, weil auch der nur nach Unterhaltung suchende Leser, wenn er sich erst einmal in dies Werk vertieft hat, von der Leichtigkeit, der klaren, einfachen Schreibweise angezogen wird. Kirchmann bemerkt (S. 523):

Es sind zwei Mittel für das Verständniß der philosophischen Ausdrücke vorhanden, die kein Philosoph verschmähen sollte, denn sie sind die Bedingungen des Verständnisses seiner Darstellung und damit die Grundlage aller Einwirkung seiner auf die Wissenschaft. Die philosophische Darstellung hat mit der Sprache des gebildeten Umgangs zu beginnen und mit den Begriffen, die hier an die Worte geknüpft sind. Hier ist der gemeinsame Boden für Lehrer und Schüler, von dem allein mit Sicherheit der gemeinsame Ausgang genommen werden kann. Kommt es dann im Fortgang zu Begriffen, die diesen Kreis des gewöhnlichen Vorstellens überschreiten, so ist mit Sorgfalt der Leser auf den richtigen Weg des Trennens zu leiten und zu erhalten; es ist ihm das richtige Material zu bieten, aus dem der Begriff zu lösen ist, und es ist dies Trennen in der entsprechenden Richtung zu erhalten. Das beste Mittel dazu ist

von alters her bekannt: es ist das Beispiel, und zwar nicht nur ein Beispiel, sondern mehrere, und so gewählt, daß sie möglichst in allen andern Bestimmungen verschieden sind und nur in dem Trennstück, auf das es ankommt, übereinstimmen.

Die Philosophie des Wissens ist nicht etwa die des Allwissens. Sie lehrt nicht das, was wir wissen wollen und zu wissen wünschen, sondern das Richtigwissen, worin eben das Wissen eingeschlossen ist, soweit ich es, d. h. der Mensch, wissen kann. Sie will deshalb den festen Grund schaffen zu dem heute mehr denn je angestrebten encyklopädischen Wissen. Wo Kirchmann von der Probe der Wahrheit und somit von der seiner Wahrheit, d. h. hier der Philosophie des Wissens spricht, erkennen wir am deutlichsten seine, von den andern Philosophen verschiedene Weise des Erörterns. Er sagt (S. 488):

> Es wäre zu wünschen, daß für die Philosophie ein ähnliches Hülfsmittel (Rechenprobe) zur Erprobung ihres Inhalts vorhanden wäre. Allerdings stellen sich hier besondere Schwierigkeiten entgegen. Es gibt eine Philosophie, welche dies geradezu unmöglich macht, weil sie ihre Wahrheit darein setzt, daß das Seiende dem Begriffe entspreche, nicht umgekehrt. Der Begriff ist hier das Entscheidende; das Seiende kann ihn nicht widerlegen, sondern muß, wenn es ihm nicht widerspricht, die Unwahrheit selbst auf sich nehmen. Andere Systeme erkennen wol das Seiende als das Bestimmende, aber doch nur in beschränkter Weise. So tritt Kant innerhalb der Ethik mit dem kategorischen Imperativ dem Seienden entgegen und stellt mit derselben Entschiedenheit den Begriff über das Seiende, wie Hegel es überall thut. Dasselbe wiederholt sich für das Gebiet des Schönen. So bleibt nur das Gebiet der Natur; aber die Probe trifft da auf neue Schwierigkeiten in der Allgemeinheit und Unbestimmtheit des philosophischen Inhalts: er ist von dem Einzelnen der Natur durch eine weite Kluft getrennt, welche die Ableitung dieses aus jenem ebenso unmöglich macht, wie die Probe jenes durch dieses.

In der Sprache findet Kirchmann das Mittel und benutzt es als Probe seiner Wahrheit.

Leider ist es mir nicht erlaubt, den Leser durch alle Gemächer dieses neuen großen Gebäudes zu führen, das ein kräftiges Wollen hervorrief, oft instinctmäßig, denn der Geist wird auch in dieser Weise gelenkt. Die räumlich beschränkte Kritik hält sich bei einem so durchweg abstracten Werke nur verpflichtet, das benutzte Material als vollwichtig oder nicht anzuerkennen, und den gewordenen Bau selbst so weit zu prüfen, als er der Speculation zur bequemen Wohnung werden soll. Da Kirchmann in der Einleitung sagt, daß die Philosophie kein Buch mit sieben Siegeln für den gesunden Menschenverstand sei, er auch, wie bemerkt, bemüht gewesen ist, sie als offenen Brief in der jedem Gebildeten verständlichen Sprache zu schreiben, und da er sowol gegen den Idealismus Kant's, Fichte's und Schopenhauer's, als auch gegen die Identitätsphilosophie Schelling's und Hegel's auftritt, so haben wir in ihm einen Denker vor uns, den wir als Philosophen der Realitäten wol am richtigsten bezeichnen.

Er beginnt mit der Definition der fünf Sinne; den Vital- (sechsten) Sinn Kant's und Schopenhauer's weist der Verfasser natürlich ab. Ebenso die sogenannten innern Sinne, insofern sie nicht durchweg als Selbstwahrnehmung gelten. Die Wahrnehmungen bilden mithin den Inhalt der Welt. Wir haben deshalb von der vorliegenden Philosophie zu erwarten, daß sie dasjenige bespricht, was einmal durch die Sinne, und fürs andere durch die Selbstwahrnehmung der Seele zugeführt wird: völlig neue, in der Sinnes- oder Selbstwahrnehmung nicht enthaltene Bestimmungen kann, nach Kirchmann, keine Philosophie aufstellen.

Wichtig für das weitere Verständniß ist, daß der Verfasser das Vorhandensein der Kraft unbedingt annimmt. Auf die Frage: Was ist Kraft? erwidert er, daß sowol das thätige Fühlen (es wird das Fühlen in reines und thätiges getheilt), als jeder andere Sinn über sein Wahrgenommenes Auskunft gibt. Nicht Druck oder Bewegung sind Wirkungen und die Kraft ihre Ursache, sondern in dem Druck und in der Bewegung ist die Kraft zugleich enthalten und gefühlt; sie sind die Formen, in die sich die Kraft kleidet, ohne als ihre Ursache vorhergegangen zu sein. Es wird behauptet, daß der Streit und die Unsicherheit über die Natur der Kraft hauptsächlich dadurch entstehe, daß das Wort Kraft auch auf Beziehungen angewendet worden, wo es etwas ganz anderes bedeutet, als die entwickelte und gefühlte Kraft. Diese findet sich als ein und dieselbe Kraft, nach Kirchmann, auch bei den Verbindungen, welche als Druck gegen die entferntere Richtung und als annähernde Bewegung beim Aufhören der Hemmung (z. B. das vom Magnet angezogene Eisen; die hängende Kugel, wenn man sie weiter vom Boden entfernen will; der Apfel, der vom Zweig sich lösend zur Erde fällt) als das Gemeinsame in diesen Verbindungen enthalten ist. Dagegen wird die sogenannte Naturkraft abgewiesen, wie bei der Besprechung der Ursachlichkeit näher dargethan ist, jene Naturkraft, die in den Lehrbüchern der Physik als übersinnlich gleich beim Beginn erklärt wird, und die Cartesius und Leibniz als Allmacht Gottes darstellen.

Für die Seele finden wir statt der verbindenden Kraft das Begehren angenommen, welches die Seele mit Körpern oder mit andern Seelen verbindet; mit jenen: im Heimweh, in der Anhänglichkeit des Bauern an sein Gut, des Matrosen an sein Schiff, des Musikers an sein Instrument, des Gelehrten an seine Bibliothek, des jungen Mädchens an ihr Geschmeide; mit diesen: in der gemeinsamen Arbeit zu einem Ziele, in der Freundschaft, Liebe, Ehe, Familie, Gemeinde und dem Staate. Bei beiden, der Sinneswahrnehmung und der Wahrnehmung durch den Geist, hier Selbstwahrnehmung benannt, ist diese eine Kraft thätig..

Der ausführlichen Besprechung der körperlichen Mittel (Sinne) und der Mittel der Seele folgt die Erörterung des bildlichen Vorstellens. Wir heben für die Selbstwahrnehmung noch hervor, daß die Gefühle und die Begehren, im Gegensatze zu den schnell wechselnden Vorstellungen, eine längere Dauer verlangen und jede unnatürliche Abkürzung oder jeder zu schnelle Wechsel schmerzlich wirkt. Deshalb ist für ein nicht durch zu viel Genuß abgestumpftes Gefühl eine Musik peinlich, bei welcher, wie in den sogenannten Potpourris, aus einer Melodie

in die andere, von dem Lustigen zu dem Traurigen schnell und plötzlich übergesprungen wird. Gleichen Erfolg haben die zudringlichen Versuche eines Predigers oder anderer, den Schmerz, denn selbst dieser will seine Dauer haben, abzukürzen

Ueber die Begehren werden wir belehrt durch den beinahe ununterbrochenen Kampf mehrerer gegeneinander, weil die große Mannichfaltigkeit der Ursachen der Lust und die Beschränktheit der dem Begehren zu Gebote stehenden Kräfte eine Verwickelung der wirkenden Ursachen herbeiführen, die selbst für den, in dessen eigener Seele der Kampf statthat, die Berechnung erschwert und der Selbstwahrnehmung es oft unmöglich macht, über die Entscheidung ein sicheres Urtheil zu fällen. Kirchmann sagt S. 71:

Jedes Begehren wächst in seinem Grade, wenn die Vorstellung seines Ziels sich erhält und dennoch die Verwirklichung des Ziels nicht eintritt. Jedes Begehren wächst ferner um so mehr in seinem Grade, je öfter ihm nachgegeben worden ist. Nur wenn Hülfen von entgegenstehenden Begehren kommen, kann dieses Wachsen gehemmt werden. Durch die Individualität, welche die Empfänglichkeit für bestimmte Arten der Lust steigert, ist auch das Begehren für dieselbe Ursache der Lust dennoch bei den einzelnen verschieden. Auf der aushaltenden Dauer bestimmter Begehren beruht der Charakter des einzelnen. Die großen Charaktere in der Geschichte sind dies nur durch diese Ausdauer in dem Begehren ihrer großen Ziele und durch die Festigkeit, womit sie verfolgt wurden, d. h. womit sie von dem entgegenstehenden Begehren sich nicht besiegen ließen.

Hiernach würde mein in d. Bl. gethaner Ausspruch: Genie ist höchste Consequenz, sich der Bestätigung dieses tiefen Denkers erfreuen.

Da alle einfachen Zustände der Seele mit dem Wissen, Fühlen und Begehren erschöpft sind, und jede Mannichfaltigkeit derselben nur aus der Vereinigung dieser einfachen Zustände oder aus deren Unterschieden im Grade entsteht, so wird die scheinbar unerschöpfliche Fülle der Seelenzustände zu einer überraschenden Einfachheit. Dies erleichtert die weitere Betrachtung bedeutend und wer den Vordersatz zugibt, wonach nur die zwei ersten Zustände sich in Gegensätze, in Wahrnehmen und bloßes Vorstellen, in Lust und Schmerz theilen und alle weitern Unterschiede, mit Ausnahme des Grades, nicht diese Zustände, sondern ihre Ursachen oder Gegenstände treffen, der wird auch dem von Kirchmann gezogenen Endergebniß beistimmen (S. 90):

daß der geschichtliche Fortschritt der Menschheit nur in dem gesteigerten Wissen und in der gesteigerten Lust besteht, während in den Kräften, in dem Begehren, in dem freien Wollen, in dem sittlichen Handeln und in deren Verhältniß zueinander niemals ein Fortschritt stattfindet. Das Ziel, wohin der Fortschritt gerichtet ist, kann nach dem Obigen für alle Ewigkeit kein anderes sein, als die Steigerung der Lust.

Wir übergehen die Abschnitte: „Trennen im Vorstellen", „Vereinen im Vorstellen" und „Die Verbindungen", so neu und interessant auch diese Besprechungen sind, und lenken die Aufmerksamkeit besonders auf den Abschnitt: „Das Beziehen des Vorgestellten." Die Definition des Beziehens wird nur versucht, es heißt von ihr, daß sie sich nicht geben lasse. Es fehle den Beziehungen alle Gegenständlichkeit, weil sie nichts Seiendes vorstellen, sondern es nur innerhalb der vorstellenden Seele zur schärfern und leichtern Erkenntniß unter gewisse Gesichtspunkte bringen wollen.

Es werden 14 in dem Vorstellen der Menschen gegenwärtig vorkommende Beziehungsformen aufgeführt, und zwar mit der Voraussetzung, daß hierdurch die Zahl dieser Formen erschöpft sei, wenngleich der Forscher nicht volle Gewißheit haben könne, daß sie nicht später sich vermehrten. Die gegenwärtig vorkommenden Beziehungsformen sind (S. 150):

1) Das Nicht, das verneinende Beziehen; 2) das Und, das sammelnde Beziehen; 3) das Oder, das täuschende Beziehen; 4) das Gleiche, das vergleichende Beziehen; 5) die Zahl, das zählende Beziehen; 6) das Alle, das umfassende Beziehen; 7) das Ganze der Theile; 8) die Substanz der Accidenzen; 9) die Ursache der Wirkungen; 10) das Wesen und das Unwesentliche; 11) die Form und der Inhalt; 12) das Aeußere und das Innere; 13) die Beziehungen der Orte und Richtungen im Raum und in der Zeit; 14) der Grund und die Folge.

Die Beziehungen sind keine Bestimmungen, die das Gegenständliche selbst bezeichnen, sondern der Seele von Natur innewohnende Formen, unter denen sie das Gegebene zu ordnen und zu überblicken sucht. Bei ihnen weiß die Seele, daß sie damit nichts Gegenständliches aussagt und kein Seiendes damit abbildet. Sie sind mithin bloße Verhältnisse im Wissen, und die Seele ist — sagt Kirchmann und wir stimmen ihm aus voller Ueberzeugung bei —, nachdem sie diese Erkenntniß gewonnen, mit Leichtigkeit im Stande, den Irrthum von sich abzuhalten, ja erst durch diese Auffassung wird das Seiende selbst ihr wahrhaft verständlich und von Widersprüchen befreit. Folgerichtig bleiben neben diesen Beziehungen dann die Begriffe auch als die wahren Bilder des Seienden unerschüttert stehen.

Wer dem Verfasser bis hierher zustimmend gefolgt ist, der wird auch nicht widersprechen, daß das Ergebniß bei Kant infolge seiner unrichtigen Auffassung seiner Beziehungen leider dieses gewesen, daß das wirklich Seiende, das Ding an sich, unerkennbar bleibt, und daß der Mensch von seiner Geburt bis zum Tode, wenn er den Kategorien Kant's folgt, sich mit leerem Tande, mit Spiegelbilden seiner Seele beschäftigt, weil er ja von sich selbst ebenso wenig etwas erkennt, wie von den Gegenständen außer ihm.

Die Definitionen der Beziehungsformen sind überraschend klar und eröffnen eine Welt von Gedanken. Der hohe Vorzug der Kirchmann'schen Philosophie ist neben ihrer Deutlichkeit eine seltene Klarheit, eine ehrliche, deutsche, männliche, stolze Klarheit, die alles „Sich so haben als ob" entschieden abweist, die nur das gibt, was sie als wahr erfunden hat und zwar so einfach, wie es nur die volle Ueberzeugung geben kann. Ich sage dies in der Erinnerung an einige mir zu Gesicht gekommene sogenannte philosophische Werke, die mit Ostentation ein Sammelsurium aus allen möglichen Denkern auftischen, nachdem es mit einer pathetisch schwungvollen Sauce übergossen ist. Jahrtausende ist geforscht, Jahrtausende wird geforscht werden, und das, was Räthsel

bleiben muß, wird nicht enträthselt werden. Darum das Forschen aufgeben wäre Thorheit, denn es kommt weniger darauf an, den letzten Grund der Wahrheit zu finden, als auf das unermüdliche, wohlüberlegte Suchen derselben. Dies hält die Geister in Bewegung und vermehrt das allgemeine Wissen so weit, daß es endlich zu einem vollständigen Wissen dessen wird, was dann als unbedingt nicht mehr zu erforschen übrigbleibt.

Es wird zu den Resultaten der fleißigen Forschung eines durch sein bewährtes Streben in den politischen Kämpfen hochgeachteten Mannes noch vieles zugetragen und von ihnen noch manches hinweggenommen werden; immerhin begrüßen wir mit aufrichtiger Freude und Achtung einen subtilen Denker wie Kirchmann auf dieser Bahn und erkennen seine Thätigkeit insofern als höchst bedeutend an, als er uns die durch Schlingpflanzen und Unkraut unwegsam gemachte Straße wieder lichtet und gangbar macht, fern von der beliebten dialektischen Entwickelung sofort in die Natur des Gegenstandes eindringt, sich nicht da aufs Definiren einläßt, wo es zwecklos und verwirrend ist, und geradezu aussagt: Dies ist nicht zu erklären, doch habe ich's gedeutet, möge nun jeder selbst versuchen, durch scharfes Denken die Erkenntniß zu gewinnen, die als möglich von mir erreicht worden. Lehrer und Schüler — und Verfasser und Leser müssen in einem solchen Verhältniß zueinander stehen — sind dabei im Vortheil.

Die Wissensarten, das schöpferische Vorstellen, die Bewegung der Vorstellungen, die Probe der Wahrheit, die Sprache und das Urtheil führen uns zum Schluß der Lehre vom Vorstellen. Wir müssen unsere Leser auf diejenigen Abhandlungen verweisen, welche über das vorliegende Werk in den bekannten vorzugsweise zu solchen Besprechungen bestimmten Monatsschriften wahrscheinlich erscheinen und dasselbe eingehender beurtheilen werden. Für d. Bl. reichen unsere Andeutungen aus, da dieselben nur anregen sollen, das Kirchmann'sche Werk selbst zur Hand zu nehmen. Zur Unterstützung dieser Absicht und nähern Charakteristik einer so neuen philosophischen Auffassung dürfte besonders das dienen, was Kirchmann über die Einheit der Seele sagt. Freilich hat es seine großen Schwierigkeiten, in wenigen Worten die hervortretendsten Ergebnisse seiner Speculation wiederzugeben. So lautet z. B. die Erklärung (S. 3), in welcher wir die Seele mit dem Ich erhalten: „Die Seele ist die Einheit des Ichs und seiner bildlichen Reste"; was nun aber Kirchmann unter „bildliche Reste" versteht, beruht auf einer ihm ganz eigenthümlichen Auffassung, und so bleibt hier nur zu bemerken, daß wir nicht die Seele als ein Selbständiges und Besonderes neben den einzelnen und bestimmten Zuständen des Wissens, Fühlens und Begehrens anzusehen haben, sondern als das Ganze dieser Zustände in ihrer Einheit. Ferner müssen wir gelten lassen, daß nur die Einheit dieser Zustände möglich macht, von einer Seele des Menschen zu sprechen.

Die Seele an und für sich ist also nie ein Gleiches und Bleibendes, sondern jeden Augenblick ein Anderes. Dieser zeitliche Wechsel in den Seelenzuständen wird als ein stetiger erwiesen, indem der spätere Zustand sich an den vorhergehenden durch Berührung anschließt und in den meisten Fällen auch nicht sprungweise, sondern allmählich. „Aus der Kindesseele entwickelt sich allmählich vorschreitend die Seele des Mannes und aus dieser allmählich zurückschreitend die Seele des altersschwachen Greises." (S. 297.)

Das Ich, als das begriffliche Trennstück aller seienden Zustände der Seele vorgestellt, hat hiernach in seinem Inhalt die Unterlage des Wissens und insoweit diese Unterlage sich in Wissen umsetzt, hat es in der Empfindung, welche sich als seiender Zustand diesem Wissen beimischt, den einenden Punkt, der Wissen und Sein, beides als aus demselben Ich entspringend, darlegt.

Kirchmann gibt aber nicht zugleich das Ich als Sein und Wissen, als Identität des Subjects und Objects, wie Fichte sagt und Herbart als schwierig erweist, bei welchem das Ich (Subject — Object) nie für sich im Selbstbewußtsein (nach Kirchmann in der Wahrnehmung) angetroffen wird, sondern immer eine individuelle Bestimmung sich mit einmischt. Herbart nennt weiterhin dies „Fremde" nur den zum Begriff hinzugetretenen, gleichnöthigen, bildlichen Rest, um so einen wirklichen Begriff der Seele darzustellen.

Wissen und Sein ist nach Kirchmann in dem Ich nur vereint, und nicht zu einem Identischen umgewandelt; das Ich weiß sich als ein Seiendes. Das Wissende und Seiende des Ichs geht also aus einem Quellpunkt hervor. Dieses Hervortreten aus einem Quellpunkte liegt in dem Sichwissen, in dem Mein. Der Verfasser tritt deshalb auch der Kant'schen, obwol allgemein geltenden Ansicht entgegen, daß das Kind an dem Tage, wo es nicht mehr sagt: Karl will essen, sondern: Ich will essen, wenn es vorher nur fühlte, zu denken beginnt.

Es wird hier Bezug genommen auf den Ausspruch Hegel's in seiner Aesthetik, in welcher das Ich als ein Begriffliches erkannt wird, wobei aber Kirchmann tadelt, daß Hegel zugleich das Ich mit der Seele gleichstellt. Die Schopenhauer'sche Auffassung des Ichs, wonach in jeder Aussage über mich selbst der Inhalt nur in dem Prädicat liegen soll, und das Ich als Subject sich immer hinter dieses Prädicat zurückzieht und deshalb das Subject nicht erkennbar wird, verwirft Kirchmann folgerichtig. Dagegen wird die Auffassung Lotze's in seiner „Physiologie der Seele" acceptirt, wenn auch als nicht ganz deutlich genug. Lotze findet den Begriff der Seele in der beobachteten Thatsache des Vorstellens, Fühlens und Begehrens, in der Einheit des Bewußtseins und in dem Handeln mit Freiheit. Wenn endlich Virchow in den „Vier Reden" sagt: „Das Bewußtsein ist nur die subjective, aber nicht die objective Einheit des Individuums; das Bewußtsein ist nicht das Bewegende, sondern das Bewegte", so nennt Kirchmann diese Auffassung richtig, wenn auch undeutlich.

Wir finden also Leib und Seele als seiend, aber dennoch eins, indem die Seele den Leib durchdringt. Dies

Durchdringen ist nicht bestimmt, weshalb es gleichgültig, ob die Seele und wo ihren festen Sitz hat. Die Frage ist für die Einheitsform von keiner Bedeutung, sie hat überhaupt mehr pathologisches wie psychologisches Interesse. Kirchmann fährt fort (S. 309):

Ebenso verträgt sich diese Einheitsform mit der Beweglichkeit der Seele innerhalb des Leibes oder seines Nervensystems und mit dee ungleichen und wechselnden Vertheilung des Geistigen innerhalb dieses Systems, je nach dem Schwanken der Aufmerksamkeit zwischen den einzelnen Sinneswahrnehmungen und den höhern, dem Centralorgan zugewiesenen Vorstellungen; eine Ansicht, die gegenwärtig auch von Fechner vertheidigt wird.

Und endlich (S. 310):

Wenn dessenungeachtet viele sich mit den hier dargelegten Formen der Einheit nicht begnügen und nach einer innigern, tiefergehenden Einheit verlangen, so haben sie dazu nur zwei Wege. Entweder müssen sie den Unterschied zwischen Leib und Seele gegen die Aussage der Wahrnehmungen vermindern oder aufheben; dann fallen sie dem Idealismus oder Materialismus in die Hände, ohne das Wissen befriedigt zu haben. Oder sie suchen die Einheit in dem Unmöglichen, d. h. im Widerspruch.

Wie Kirchmann behauptet, hat Hegel diesen letzten Weg gewählt, wenn er sagt: „Die unmittelbare Idee ist das Leben." Bei dem leider noch immer so erfolglosen Ringen unserer und aller aufgeklärten Zeiten, dem Menschen an sich zu seinen heiligsten Rechten, den persönlichen, zu verhelfen, können wir den Verfasser auch hier als energischen, mit ruhiger Begeisterung vorschreitenden Kämpfer des Fortschritts begrüßen. So erweist er auch, daß die Bemühungen der Philosophen, namentlich Hegel's, den Staat, die Kirche, die Gemeinde, die Familie, die Ehe u. s. w. als Einheiten hinzustellen und diesen Verbindungen innerhalb des Rechts und der Sitte eine Persönlichkeit, eine Selbständigkeit, ein eigenes Leben zu ertheilen, sie zu Ideen zu erheben, in denen allein die Wahrheit und die Wirklichkeit enthalten sei — daß solche Bemühungen den einzelnen mit seiner Besonderheit, seiner Lust und seinem Schmerz, zu einem verschwindenden Elemente in diesen allgemeinen Geistern hinabdrücken.

Diese Verirrungen — wir bezeichnen sie so bei der höchsten Anerkennung von den Pflichten, welche der einzelne diesen Verbindungen schon deshalb schuldet, weil sehr bedeutende, sein Leben erst gestaltende und sichernde Rechte daraus entspringen — haben ihren Gipfelpunkt in dem von Diplomaten erfundenen und von Dichtern ausgebeuteten Ausspruche gewonnen: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht." Kirchmann sagt (S. 319):

Man könnte solche Auffassungen als philosophische Ueberschwenglichkeiten hingehen lassen, wenn darin nicht die große Gefahr enthalten wäre, mit dieser Erhebung zu Persönlichkeiten die wahre Grundlage für die Rechte und Pflichten innerhalb dieser Gestaltungen zu verlieren. Sind sie als solche das allein Wahre und Berechtigte, so ist die rechtliche Gestaltung nur aus ihrer vermeinten Persönlichkeit abzuleiten; die Ziele und Bedürfnisse des einzelnen werden dann das Untergeordnete und Unberechtigte. Die Ungeheuerlichkeiten, zu welchen solche Auffassung führt, sind schon in der Republik Plato's zu spüren; sie zeigen sich mehr oder weniger in allen philosophischen Constructionen der Familie und des Staats aus der Idee bis herab zu Fichte und Hegel. Die Ausschweifungen würden noch größer sein, wenn nicht instinctmäßig die Rücksicht auf die Natur des einzelnen auch den härtesten Philosophen innerhalb gewisser Schranken hielte.

Man verkennt zu leicht und von seiten der Machthaber zu gern, daß diese Verbindungen nur auf das Begehren und Wollen eines Ziels begründet sind und als letzte Grundlage die Lust des einzelnen für ihre rechtliche Entfaltung und reiche Gestaltung haben. „Die sittliche Entwickelung", erweist Kirchmann S. 320, „in der Geschichte geht nur dahin, die Lust eines oder einzelner zu Lust aller Verbundenen auszudehnen und diese zur Grundlage der ethischen Gestaltung zu machen."

Wenn hiernach die Dauer und die Entfaltung dieser Verbindungen von dem Begehren des einzelnen abhängen, so droht dabei keine Gefahr, daß der einzelne das Ganze beschädigen könne, weil sein Wollen und Begehren innerhalb dieser Verbindungen nur Gewicht und Erfolg haben, wenn sie in so vielen einzelnen zugleich auftreten, daß sie dadurch die Allgewalt der Majorität erhalten. Es bleibt also immer das Begehren und Wollen des einzelnen das allein Seiende in diesen Einheiten, und sein Wohl darf mithin allein über ihre Entfaltung bestimmen. Der uns belehrende Philosoph bekräftigt (S. 320):

Wird diese Grundlage verlassen, so schwebt die rechtliche Gestaltung dieser Einheiten in der Luft. Die härteste Tyrannei ist dann ebenso leicht als das Rechtliche abzuleiten, wie die Anarchie und die Willkür aller. Wenn es zu diesen Extremen in der philosophischen Construction nicht kommt, so liegt es nur daran, daß jedes Princip, was gewählt wird, noch einen Zusammenhang mit der Lust des wirklichen Menschen behält, der nicht völlig verleugnet werden kann. Aber in der Gestaltung des einzelnen treibt dafür solche Construction um so mehr ihr willkürliches Spiel als die Erhebung der Einheiten zu idealen Persönlichkeiten aus dem tiefsten Grunde der Sittlichkeit hervorzugehen scheint. Die Rechtsphilosophie Hegel's bietet dazu zahlreiche Belege. Das Wesenlose und Schattenhafte dieser idealen Persönlichkeiten erhellt am besten daraus, daß mit dem Verschwinden der Einheit des Begehrens der einzelnen jene Wesen selbst in nichts zerstieben und keine Macht besitzen, sich gegen den Willen der einzelnen zu erhalten.

Wir können mit dieser Vernichtung der sogenannten idealen oder moralischen Persönlichkeiten, wenn auch mit dem Bedauern, daß wir an der ausführlichen Besprechung der Philosophie des Wissens verhindert sind, von diesem bedeutenden Werke scheiden bis auf den Protest, den ich als Künstler und Dichter gegen den Ausspruch Kirchmann's erheben muß, daß, während wissenschaftliche Werke durch wiederholtes Lesen immer interessanter werden, Kunstwerke und Dichtungen, den Fall des Studiums ausgenommen, durch wiederholtes Sehen und Hören an Interesse verlieren.

So liegt es vor ihm — weit, im reinsten Lichte,
Mit sommerwarmer Blütenpracht geschmückt,
Wohin er auch das scharfe Auge richte,
Sieht er zu neuem Staunen sich entrückt;
Gleich einem großen, herrlichen Gedichte,
Das neu genossen höher nur entzückt,
Wird hier die Lust, wohin der Blick auch kehret,
Mit neuem Zauber wunderbar genähret. („Nur Jehan".)

Hermann Neumann.

Vom Weihnachtstische.

Die Zeit, in welcher die Miniaturausgaben neuer Dichtungen besonderes Glück machten, ist schon wieder vorübergegangen; man kauft jetzt nur Anthologien, Elise Polko, Pharus, Blütenkranz, Perlen von Frauenhand u. a. Obschon es weit wünschenswerther und für die Literatur förderlicher wäre, wenn das Publikum aus den Originaldichtungen die Kenntniß unserer neuen Lyriker schöpfen wollte, so bleibt es doch durch die Anthologien wenigstens im Zusammenhang mit der modernen Poesie und kann sich nach den mitgetheilten Proben seine Lieblinge wählen. Schlimm genug, wenn es den ganzen Bedarf an poetischen Empfindungen aus diesen Blütenlesen bezieht; aber noch schlimmer, wenn auch dies vermittelnde Band fehlte! Denn ein großer Theil des Publikums würde dann bei der jetzt herrschenden Indifferenz und Bequemlichkeit von neuen talentvollen Lyrikern gar keine Notiz nehmen, während ihm jetzt doch wenigstens Gelegenheit geboten ist, ex ungue leonem zu erkennen. Nicht minder beliebt sind die Prachtalbums, die Anthologien in Quart und mit Illustrationen von Künstlerhand, mögen sie nun neue Originalgedichte bieten oder aus den Werken der Lyriker Werthvolles zu bestimmten Zwecken zusammenstellen. In so zierlicher und glänzender Ausstattung empfiehlt sich auch das Mäßige behaglichem Genuß: manches neue Talent führt sich am glücklichsten ein, indem seine Gedanken in so typographisch sauberer Form für das Auge hervorgehoben werden — freilich wirkt auch der Contrast störend zwischen dem Unbedeutenden und Verfehlten und dem bedeutsamen Nachdruck, welchen die äußere Pracht ihm gibt. Die Herausgeber dieser Albums müssen es sich daher besonders angelegen sein lassen, nur probehaltige Gedichte mitzutheilen, indem ein solches Prachtalbum einen sehr mislichen Eindruck macht, wenn auf demselben wie auf einem poetischen Versuchsfelde verschiedene, bisher unerprobte Talente herumackern und die dichterischen Furchen in die Kreuz und Quere gehen. Was sich so stattlich gibt, muß in seiner Art fertig sein — dies gilt von Illustrationen wie von Gedichten.

Als ältester Bekannter aus diesem vornehmen Kreise tritt vor uns hin:

1. Düsseldorfer Künstleralbum. Herausgegeben von Wolfgang Müller von Königswinter. Funfzehnter Jahegang. 1865. Düsseldorf, Breidenbach und Comp. Gr. 4. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Die Ausstattung ist geschmackvoll und elegant, die Bilder sind meistens glücklich entworfen und ausgeführt, die Auswahl der Dichtungen ist mit Gewandtheit zusammengestellt. Als eine Eigenthümlichkeit des Albums erscheint es, daß, während unter den Illustrationen, entsprechend dem Zeitgeschmack, das Genrebild vorherrscht, in den Gedichten die ritterliche Ballade in etwas ausgiebiger Fülle vertreten ist. Sind es die Einwirkungen des burgengeschmückten Rheinstroms, welche der dichtenden Kunst den Panzer umschnallen, den Helm auf den Kopf und den Speer in die Hand drücken, während die bildende Dorf- und Stadtgeschichten in idyllischer Beleuchtung malt? Da sehen wir naschhafte Kinder in einer ländlichen Speisekammer auf dem Dache von der Großmutter überrascht, oder eine Kindergruppe in der Klosterschule, das jüngste mit Bausteinen spielend und mit Bauversuchen im cyklopischen Stile beschäftigt; wir sehen „des Nachbars Besuch", die bäuerliche Familie im Atrium des Dorfhauses sitzend, während der Nachbar ihr, auf die zugeschlagene untere Thürhälfte gelehnt, die wichtigsten Neuigkeiten der Dorfchronik mittheilt. Dann wieder sehen wir Bilder aus dem Thierreich, spielende Pferde im Uebermuthe jugendlicher Kraft, den Kettenhund, der am schwülen Mittag seinem Essen entgegenjubelt; den „kleinen Unverzagt", das unerschrockene Hühnchen, welches sich vom Rande des Speisenapfs nicht durch die herüberdrohende Schnauze des Hofhundes verscheuchen läßt. Während hier die Thierwelt bei ihrem eigentlichen Cultus in der Fütterungsstunde belauscht ist und sich damit die ländliche Idylle vervollständigt, finden wir noch einige Genrebilder von mehr städtischem Anstrich: den Schneider im Dachstübchen mit militärischem Schnurrbart, umgeben von den Insignien seiner Würde, in welche sich als profane Störenfriede die Leihbibliothekenbände als Rinaldo Rinaldini mischen; „die Verdächtigen", eine kleine criminalistische Skizze, gehoben durch das würdevolle Bild des Polizeisergeanten, der im vollen Bewußtsein gewichtiger Stellung auf die confiscirten Gesichter der Vagabunden im Winkel der Schenke herabsieht, wie der Geier auf seinen sichern Raub; „die Ueberredung", in welchem das Activum und Passivum der Beredsamkeit in gleich prägnanter Weise ausgedrückt sind, die überzeugende Siegesgewißheit des einen, die bereits erschütterte Festigkeit des andern. Sehr hübsche Stimmungsbilder sind: „Nach dem Gewitter" und „Klosterhof"; auch die Landschafts- und Architekturbilder sind gelungen. Doch ist es nicht unsers Amts, die künstlerischen Leistungen der Professoren Jordan, Weber und Tidemand, eines Scheuren, Beckmann, Ingenmey, Volkers, Stammel u. a. zu kritisiren — wir wollten nur constatiren, daß in den Illustrationen ausschließlich Genre und Landschaft vertreten ist.

Die Dichtungen dagegen beginnen gleich mit einem historischen Balladencyklus von Wolfgang Müller: „Das Turnier zu Brügge", welches den Kampf der flandrischen Städte gegen König Philipp von Frankreich, die Schlacht bei Furnes und die Sporenschlacht schildert. Der eigentliche Held des Gedichts ist Graf Wilhelm von Jülich, der die schöne Philippine liebt, die Tochter des Grafen Guy, doch nicht des Vaters Einwilligung erhält, weil diese schon mit dem Britenprinzen verlobt ist. Der Graf, der Sieger im Turnier, lebt dann seinem Schmerze in klösterlicher Zurückgezogenheit, bis er die Kunde vernimmt, daß der König von Frankreich die schöne Philippine entehrt hat: da enteilt er rachedürstend als blanker Ritter aus dem Kloster, befehligt in der Sporenschlacht und kehrt als Sieger in die Einsamkeit zurück. Zum zweiten male verläßt er dieselbe, als er erfährt, daß sein junger Freund, der Graf Guy, von den Franzosen gefangen worden. Um ihn zu befreien, stürzt er in den Kampf:

Der Kampf entbrennt, der junge Mönch
Ist allwärts an der Spitze,
Seine Stimme dröhnt wie Donnerlaut,
Es zischt sein Schwert wie Blitze.

Wol that er Wunder der Tapferkeit,
Er häufet zu hohem Damme
Die fränzischen Leichen, und im Gewühl
Ergreift er die Oriflamme.

Die Oriflamme ist das Panier,
Frankreichs gewaltiges Banner —
Da schreien die Reiter, das Fußvolk schreit,
Es schreien die Bogenspanner.

Sei fröhlich, Flandern und der Leu!
Herr Wilhelm raset weiter —
Schon hebt er auf König Philipp das Schwert,
Der unersättliche Streiter.

Da wird er von einer Lanze durchbohrt,
Da stürzt er von seinem Pferde,
Da liegt er röchelnd und zuckt im Tod,
Und gibt was Erde der Erde.

So lebt' und starb ein Mann vom Rhein
Für Freiheit, Freundschaft, Liebe.
Als Beispiel und Vorbild lebt' er im Lied,
O daß er es immer bliebe!

Die Verse Wolfgang Müller's sind einfach, schlicht, doch wohltönend, dabei zeigen sie eine Vorliebe für altdeutsche Wendungen, welche solch einem Kampf- und Ritterlied nicht übel zu Gesicht steht. Einzelne Genrebilder flandrischen Volkslebens, sowie die Schlachtbilder selbst sind hübsch colorirt, wenngleich die Form der Volksballade nur eine naive Schilderung mit einzelnen markirten Zügen zuläßt. Das Ganze ist im Ton der treuherzigen poetischen Chronik gehalten, welche die Bewegungen der Massen, wie die Geschichten des Herzens mit gleich kleinen Strichen zeichnet.

Ein zweiter Romanzencyklus von Gisbert Freiherrn von Vincke verherrlicht König Richard Löwenherz als Kreuzfahrer, ebenfalls in einer etwas alterthümlichen Sangesweise, welches sich nur in dem Schlußgedicht: „Wie König Richard gefangen ward", zu poetischen Contrasten erhebt. Einen andern mittelalterlichen Helden, „Otto mit dem Pfeil", besingt Gruppe in der Nibelungenstrophe in einer frischen, oft schalkhaften Weise. Auch der schwäbische Dichter, Julius Materath, behandelt jülichsche Sagen: „Die Hubertusschlacht bei Linnich" und „Die Blutschuld des Merode" in möglichst alterthümlicher Manier. Es ist also reichlich für den Geschmack derjenigen gesorgt, welche gern blanke Schwerter und Ritterpanzer in den Gedichten blinken sehen und denen es wohl ums Herz ist, wenn die Schilderungen frischweg ohne „ungesunde Reflexion" sich an Thatsächliches anlehnen und dabei alles recht altdeutsch gemahnt. Wir müssen bekennen, daß wir weder in diesen Stoffen, noch in dieser Behandlungsweise ein Heil für die moderne Poesie erblicken können. Der Fortschritt, den wir mit Hülfe der romantischen Schule und der altdeutschen Philologie über unsere Classiker hinaus gemacht haben, der Fortschritt, „allzeit" recht verschnörkeltes Deutsch zu schreiben und uns unserer Ahnen „lobesam" zu erinnern, wenn sie gute Haudegen waren, dieser ganze mit den Hünenschwertern ausgegrabene Patriotismus, dem nie die Sonne Homer's gestrahlt, kann die Dichtung nicht fördern, mag sie sich noch so reckenhaft oder gar „eddahaft" geberden. Die Poesie der Gegenwart hat andere Aufgaben, als den Verkehr mit unsern „wackern Altvordern" zu unterhalten, welcher billig der geschichtlichen Forschung auf allen Gebieten überlassen bleibt. Auch Hermann Lingg, welcher die unglückliche Idee hat, die Völkerwanderung in einem Epos zu behandeln und uns den Vandalismus nicht figürlich, sondern in seiner ganzen zottigen Lebenswahrheit vorzuführen, theilt ein wahrscheinlich diesem Epos entnommenes Schlachtlied der Vandalen in Afrika mit, ein Lied nicht ohne Kraft und Schwung. Doch wer kann sich heutigentags für den König Gelimer interessiren?

Du König Gelimer,
Jetzt führ' uns in die Schlacht!
Du leuchtest vor uns her,
Wie Feuer in der Nacht!

Oder:

Es braust der Feinde Schar
Durchs Thal herauf vom Meer!
Wirf ihren Belisar,
O König Gelimer!

Es ist uns gewiß ganz gleichgültig, ob Belisar den Gelimer wirft, oder Gelimer den Belisar! Was soll die deutsche Muse zuletzt nicht noch alles verherrlichen? Auch die kleinern Gedichte Hermann Lingg's erscheinen etwas flügellahm; der Odenschwung der „Wolkenbilder" trägt keinen, den rhythmischen Licenzen entsprechenden Gedanken. In dem Gedichte „Herbstzeit" ist der Anfang höchst prosaisch:

Deutlicher trägt keine Zeit
Als der Herbst in seiner Schöne
Das Gepräge der Vergänglichkeit!

Man glaubt eine Abhandlung über die Jahreszeiten zu lesen. Die Unregelmäßigkeit der Strophenbildung ist bei so kleinen Gedichten überhaupt nicht gerechtfertigt, am wenigsten, wenn der Inhalt gar kein Recht zu solchen Freiheiten gibt. Der letzte Vers der „Herbstzeit" zeigt auf einmal einen Trochäus, der einen Fuß zu viel zählt und singt von „Wogen", welche zu der Gartenidylle der frühern Verse gar nicht passen wollen und das ganze Landschaftsbild verwirren. Schön ist nur das Gedichtchen:

Nach dem Gewitter.

Zu Boden hat der Regen
Gebeugt die Blütenpracht,
Wie schön so reicher Segen
So stille Demuth macht!

Den Blüten kommt's zu statten
Sie hätten's nicht gewußt,
Wie sanft sich's ruht im Schatten
An stiller Erde Brust.

Emanuel Geibel besingt in fließenden Versen den „Schlangenkönig", einen Spielmann, der auf der Rohrpfeife so lockend bläst, daß die Schlangen zu lauschen kommen und die Schlangenkönigin ihm sogar zärtlich um den Hals schlüpft. Jedenfalls weist die Sage auf die Schlangenbändiger des Orients zurück.

Kein Lüftchen geht, man hört von fern
Den Specht in Waldesmitten,
Da kommt der Spielmann durch den Busch,
Der braune Geselle, geschritten.

Er trägt ein Wams von Flecken bunt,
Trägt Farrnkrautblüt' am Hute,
Sein schwarzes Auge blitzt und lacht,
Er singt mit fröhlichem Muthe.

Daß die Schlangen geschlichen und geschlüpft kommen, um der Musik zu lauschen, ist zwar sagenhaft geschildert, doch widerspricht es nicht der Naturgeschichte. Anders verhält es sich mit der „Farrnkrautblüte", die bisher noch kein Naturforscher entdeckt hat und die daher mehr als mythisch ist.

Otto Roquette singt „Lieder vom Inselstrande" theils in Goethe'schen Klängen:

Woher, o Herz, der Wehmuth Spur?
Wol schien der Tag nicht einsam,
Doch Abendruf erquicket nur
Mit einer Brust gemeinsam.
O Nachklang ungetheilter Lust,
Flieg hin im Lied und frage,
Ob einsam eine treue Brust
Dir ein Willkommen sage? —

theils im Stil von Hans Sachs:

Ja, Herr, das sind unterschiedliche Leut',
Kommen aus allen Landen weit,
Geheimräth' und Professoren,
Rentiers, Stiftsfräuleins und Pastoren,
Herren und Damen mit allerhand Schwächen.
Die sich vom Seewasser Heilung versprechen.
Die Jugend ist längst den meisten entflohn,
Sie hüpfen nur wegen der Motion!

Außerdem sind Hoffmann von Fallersleben, Siebel und Rittershaus mit ansprechenden Liedergaben, Dräxler-Manfred mit sibyllinischen Blättern der Lebensweisheit, Katharina Diez mit einer ganz hübschen, nur etwas breitspurigen Erzählung: „Die Alte von Husum", Ludwig Frankl mit einem schönen Gedicht auf Hebbel's Tod, Röber, Kurz, Dörr, Oeser u. a. mit meist kleinern Gaben vertreten.

Zu den gelungensten Beiträgen gehören die Gedichte von Julius Große: „Aus dem Hochland." Zwar „Midin vom Plansee" ist eine Dorfgeschichte, der wir, mag sie im Hochlande oder Flachlande spielen, keinen Geschmack abgewinnen können. Dagegen ist „Bruder Steffen" ein echtes wildes Hochlandsidyll:

Weiter hinauf, nur weiter hinauf, willkommen, du Wildniß,
Wildzerklüftet die Schlucht und ausgewaschen die Wände,
Fernes Brausen ertönt in dem gähnenden Schoße der Felsen,
Aber schaust du zurück in den Abgrund, leuchtet der Bergsee
Gleichwie ein anderer Himmel herauf —

und der „Gothenzug", der selbst glücklicherweise mehr Staffage ist, gibt dem Dichter Veranlassung, schwunghafte Landschaftsbilder zu entrollen, in echtem getragenen Odenstil:

Aufwärts, aufwärts! Die Tannen schwinden,
Riesig wachsen die Gipfel,
Nackt, ehern, starrend im Eisesglanz,
Ein neues Gebirge über den Wolken.
Wolken einhüllen in Nebelschleier
Lautlos das Heer. Wie lichtblaue Schatten
Duftig schimmern die wimmelnden Scharen.

Aufwärts, aufwärts! Schwindelnd sinken
Felsen und Wolken,
Und verschwunden ist die Welt rings
Im Wolkengrund — dem grauenvollen!
Da hallt es wie Donner — die Strahlen erblassen,
Geflogen kommt es wie heulende Weltnacht.
Das Himmelsgewölbe stürzte herein,
Niederfegend, niedermalmend
Krachende Wälder, Scharen von Menschen
Im sausenden Schneesturm, gleich einem Weltball
Niederprasselnd ins gähnende Bergthal.

Von Hermann Marggraff finden wir eine recht „nachdenkliche" Geschichte in Versen: „Schiller in Gohlis", in welcher der leider zu früh verstorbene Dichter eins seiner Lieblingsthemata behandelt, die Nichtachtung und Verfolgung, welche in Deutschland dem Talent, ja dem Genius selbst zutheil wird.

Von den zwei Gedichten des Unterzeichneten behandelt das erste „Am Kreuzweg" in düsterer landschaftlicher Beleuchtung und gespenstiger Einkleidung die fatalistische Weltanschauung und ihr Zauberwort: Du kannst dir selber nicht entfliehn.

Ich halte auf der öden Heide
Am Kreuzweg tief um Mitternacht.
Hohläugig steht die alte Weide,
Ein Geisterposten auf der Wacht.
Von Nebeln wie von Traumgesichten
Ist der verschlafne Wald bedrängt;
Unheimlich schütteln sich die Fichten,
Um die der feuchte Schleier hängt.

Da tönt der Spruch der Zauberschwestern:

Am Kreuzweg huschen wir und spinnen
Beständig euers Lebens Netz!
Ihr könnt ihm nimmermehr entrinnen,
Dem unerbittlichen Gesetz.
Ihr flattert an des Fadens Enden,
Und dünkt euch herrlich, groß und frei —
Der Knäuel liegt in unsern Händen,
Ob kurz, ob lang der Faden sei.

Ihr seid nur Schatten, wie sie wandern,
Wenn dem Gewölk der Mond enttaucht,
Ihr seid nur Nebel, wie die andern,
Die hier der feuchte Moder haucht!
Ein Märchen nur ist euer Leben,
Das euch mit Truggebilden quält —
Nicht längre Frist ist ihm gegeben,
Als bis wir's plaudernd auserzählt.

Schon in des Kindes Wiege betten
Wir den geheimen Talisman;
Da klirren die gefeiten Ketten,
Die nie der Mensch zerreißen kann.
Wo Unschuld noch in Wonneschauern
Von allen ihren Himmeln träumt,
Sehn wir schon das Verbrechen lauern,
Das seine Stunde nicht versäumt.

Das zweite kleinere Gedicht „Versäumniß" lautet:

Wie glühend auch den Glanz der Ferne
Das Sehnen unserer Brust begehrt —
Vom Feuer unbekannter Sterne
Wird nimmermehr das Herz verzehrt.

Doch dem verschmähten Glücke jagen
Die Herzen nach in ew'ger Pein;
Nur einmal könnt ihr alles wagen,
Nur einmal könnt ihr glücklich sein!

Nicht minder elegant als dies „Düsseldorfer Künstleralbum" tritt ein zweites vor uns hin:

2. Deutsche Kunst in Bild und Lied. Originalbeiträge deutscher Maler und Dichter. Herausgegeben von Albert Traeger. Siebenter Jahrgang. 1865. Leipzig, Bach. 1864. Gr. 4. 3 Thlr. 20 Ngr.

Was die Oekonomie dieses Albums betrifft, so berührt es unangenehm, daß Malerei und Dichtkunst sich hier nicht gleichberechtigt gegenüberstehen, sondern daß die erstere besonders ausgezeichnet und der letztern eine mehr dienende Stellung eingeräumt ist. Schon typographisch wird die Dichtkunst in zweite Linie gestellt. Vor jeder Illustration befindet sich ein Blatt, dessen erste Seite den Namen des Zeichners und Malers trägt, während auf der zweiten sich die Dichter bemühen, das Gemälde poetisch zu erläutern. Bei diesen Liebesdiensten spielt die Poesie im ganzen eine noch weniger glänzende Rolle, als im Kunstwerk der Zukunft. Das richtige Verhältniß ist jedenfalls das umgekehrte: der Maler mag aus der Dichtung Anregungen schöpfen, eine oder die andere Situation auch mit den Mitteln seiner Kunst darzustellen. Der Dichter, der ein Bild erläutert, muß entweder so viel dazu erfinden, daß wir die dargestellte Situation darüber vergessen, oder seine Muse sündigt gegen den „Laokoon", gibt das Recht freier Bewegung auf und wird zur Sklavin der Malerei und ihrer festgebannten Situationen. Wie ganz anders nehmen sich hier z. B. Goethe's „Rattenfänger", wo die Illustration dem Gedichte folgte, und „Dornröschen" aus, als etwa der Morgentrunk und das Portal der Kirche in Alt-Weimar, oder die andern poetisch erläuterten Veduten. Wir sehen ein Bild „Nach dem Bade", von Piotrowski in Königsberg, die Mutter hebt ihr Kind aus dem Badeschaff, entzückt über das frische, junge Leben. Darüber ließ sich nicht viel dichten. Das dazu gehörige Gedicht von Hoffmann fängt an:

Der Sturm war blutig, fürchterlich die Schlacht,
Zerschmettert liegen Tausende am Boden;
Und grausig warf der Schnee der Winternacht,
Die Decke auf die Sterbenden und Todten!

Wie kommen wir nun ans Badeschaff zu der selig lächelnden Mutter? Allmählich, durch das Unglück der Mütter, die ihre Söhne verlieren! Welche Kette von Sorgen und Mühen, Baden und Waschen, bis der Knabe groß geworden:

Ein junger Mann — und der gehört dem Staat!
Ihr sitzt daheim im alten, trauten Stübchen.
Und in der Feldschlacht stand er als Soldat;
Den ihr geherzet einst als Herzensbübchen.

So weit emancipirt sich durch die freizügigsten Reflexionen des Dichters Muse von dem Genrebild des Malers.

Die Illustrationen selbst sind vortrefflich, einzelne Künstler des „Düsseldorfer Album" finden wir auch hier wieder, z. B. Ingenmey. Doch ist hier das Genre nicht allein vertreten, wir finden Bilder von historischem Schwung, wie Bleibtreu's „Sturz der Irmensäule" und Emil Hünten's „Freiwilligen Jäger". Gruppenbilder, wie Riefstahl's stimmungsvolle „Strandpredigt", allegorisch-ideale Figuren wie Hemerlein's „Hoffnung". Am liebsten hätten wir die verschiedenen Veduten entbehrt, die zu sehr an die illustrirten Zeitungen erinnern.

Was die Poesien betrifft, so wird das Album durch ein schwungvolles Gedicht von Albert Traeger eröffnet, welches mit Begeisterung die Wiedergeburt einer nationalen Kunst feiert und durch zwei weihevolle Gedichte Hermann Marggraff's: „Gern säng' ich von der Schönheit Strahle", und „Spruch":

Der ist der Freien Freister,
Der nur sein selbst bedarf,
Sklav' ist im Reich der Geister,
Wer fort sein Bestes warf:
Sein innerstes Gewissen,
Die Treue gegen sich,
Der den Vertrag zerrissen
Mit seinem eignen Ich.

Denn wer sich weggegeben
An Tand und Außenwelt,
Muß stets vor etwas beben,
Das ihn gefangen hält.
Willst du dem Wohl der Geister
Mit voller Kraft dich weihn,
Mußt du dein eigner Meister,
Ein Mensch, ein ganzer, sein.

Patriotischen Geist athmen die Gedichte von Friedrich Hofmann, der die freien Dichter und den Begründer der „Gartenlaube" verherrlicht, und von Felix Dahn, der das deutsche Volk wieder einmal zu den Waffen ruft. Leichtgeflügelt sind die Lieder von Wolfgang Müller und Ludwig Bauer, gemüthvoll die Gedichte von Julius Sturm, Karl Siebel, Richard Kemisch, ideenreich die Schiller- und Shakspeare-Poeme von Otto Banck und Fischer. Emil Rittershaus gibt im „Ungeschliffenen Diamant" mit gewohnter Wärme ein sociales Genrebild; Emil Kuh zwei sinnige Liebesgedichte mit geistvollen Contrasten; Friedrich Röber ein gemüthsinniges, dramatisches „Märchen von der Jungfrau Maleen", Hermann Rollet eine pathetische Ballade aus dem Ghetto: „Gabirol", die an Brentano anklingt. Die Probe aus „Dornröschen" von Livius Fürst hat Klarheit der Schilderung und anmuthenden Wohllaut. Weniger ansprechend sind die diesmaligen Gaben von Julius Große, Moritz Hartmann u. s. w.

Dagegen rechnen wir zu den Perlen der Sammlung die Ballade von Hamerling „Ein deutscher Admiral" und Julius Rodenberg's Gedicht „Venedig". Hamerling hat sich bisjetzt meistens in Gedichten volltönenden Odenschwungs versucht, deren gedankenreicher Inhalt in einer höchst kunstvoll organisirten Form zum Ausdruck kam. Das ist nun sowenig nach dem Geschmack des Modepublikums wie möglich! Hier dichtet er eine volksthümliche Ballade, voll Wärme der patriotischen Empfindung und von künstlerischem Adel der Ausführung, und wir zweifeln nicht, daß dies Genre dem Dichter rasch die Theilnahme größerer Kreise erwerben wird. Strophen wie die folgenden prägen sich unwillkürlich dem Gedächtniß ein:

Und meine Flagge bringt mir auch
Und laßt sie wehn im Abendhauch,
Umkränzt vom Siegeskranz —
Mit dem wir sie geschmückt so hehr,
Wo breit die Weser geht ins Meer.
O Banner, zeig' im Glanz
Noch einmal mir die Farben,
Die, ach! so bald erstarben
Zur Schmach des deutschen Vaterlands.

Was singst du mir so leise
Für eine trübe Weise,
Mein heil'ges Schwarzrothgold!
Hei, wie um die geraubte Pracht
Der jungen deutschen Meeresmacht
Die Nordseewoge grollt.
Die Sonne geht zu Rüste,
Fern bis zur Dänenküste
Die Purpurwelle zürnend rollt.

Ueber Venedig ist schon viel gedichtet worden, auch Vollendetes in Sonetten und Spenserstrophen. Dennoch hat das Gedicht, „Ein Märchen", in welchem Rodenberg die Lagunenrose feiert, eine durchaus originelle Färbung. Diese mädchenhafte Einkleidung paßt so durchweg zu dem geheimnißvollen Reiz, welcher die Physiognomie der Meeresstadt charakterisirt:

Einst sah ich mitten im Meer
Eine Stadt verlassen liegen:
Dumpf rauscht' es rings umher,
Doch immer war alles verschwiegen.

Da standen von Marmelstein
Viel herrliche Paläste,
Doch das Wasser floß aus und ein
Und gegangen waren die Gäste.

In dieser traumhaften Beleuchtung erblickt der Dichter Othello und Desdemona, Shylock und Jessika, und schließt:

Nach all dem frevlen Thun
Von Hassen, Lieben, Morden:
Wie ruhig ist es nun
Auch in der Stadt geworden.

Kaum daß die Flut noch tropft
Vom Treppenstein, dem rothen,
Kaum daß ein Herz noch klopft —
Man ist wie bei den Todten.

Halb von der Zeiten Strom
Hinunter schon gezogen,
Ein Traumbild, ein Phantom
Schwimmt sie noch auf den Wogen.

Halb schon dem Meer zum Raube,
Das bläulich sie umkreist —
So sah ich sie — ich glaube,
Daß sie Venedig heißt.

Ein nachgelassenes Gedicht von Friedrich Hebbel: „In der Schenke", behandelt ein ähnliches Motiv, wie das neuentdeckte „Juwel" der Goethe'schen Muse (vgl. unter Notizen), doch in weit züchtigerer Haltung; denn es hört auf, wo diese recht geschwätzig zu plaudern beginnt. Sowol was Illustrationen als Beiträge betrifft, verdient das leipziger Kunstalbum unter Traeger's sorgsamer Redaction ie beste Empfehlung.

Ein Album, welches in Bezug auf Ausstattung würdig mit den genannten wetteifert, wenngleich es keine neuen Originalgedichte bringt, sondern aus dem reichen Schatze deutscher Dichtung eine bestimmte Gruppe geschmackvoll auswählt, ist:

3. Deutschlands Kampf- und Freiheitslieder. Illustrirt von Georg Bleibtreu. Mit einer Einleitung von Robert Prutz. Leipzig, Loës. 1865. Gr. 4. 4 Thlr.

Es ist dies ein Album echt männlicher Poesie, welche gerade deshalb auch den Frauen willkommen sein wird. Kraft, Energie, Enthusiasmus sprechen aus den Versen der Dichter, aus den Illustrationen des Malers! Und da der patriotische Geist der Gegenwart wieder so mächtig angeregt ist, so zweifeln wir nicht, daß auch diese elegante Sammlung in weitesten Kreisen Anklang finden wird. Die Illustrationen sind theils selbständige Bilder, theils Vignetten, beide zu den einzelnen Gedichten künstlerisch hinzugeschaffen, um Handlung oder Stimmung derselben auch für die Anschauung zu fixiren. Bleibtreu ist als Schlachtenmaler rühmlich bekannt; er zeigt sich hier reich und erfinderisch in den Motiven und von hinreißender Kraft im Ausdruck. Wie schwunghaft schon das Titelblatt: „Wenn heut' ein Geist herniederstiege", und die andern größern Blätter: „Was glänzt dort im Walde im Sonnenschein?" „Frischauf, mein treues Volk, mit scharfen Waffen"; „Was blasen die Trompeten, Husaren heraus?" mit einem frischen Bild des Marschall Vorwärts. Ebenso trefflich ist Hofer auf dem Bilde, das Julius Mosen's bekannte Dichtung illustrirt, oder Prinz Karl auf der Illustration zu dem Rückert'schen Gedicht, Fridericus Rex, Prinz Eugenius u. a. Nirgends nüchterne Costümstudien oder historische Staffage nach beliebter Schablone, überall frischer, origineller Geist! Bilder und Lieder sind in diesem Album ein harmonisches Ganzes. Unter den letztern finden wir eine große Zahl von alten Bekannten, die sich unserm Gedächtniß seit früher Jugendzeit eingeprägt haben; aber so nebeneinander, in dichter Reihe, geben sie ein respectables Bild der Kraft und Tüchtigkeit, welche sich auch in deutscher Lyrik ausgeprägt hat. „Was das historische Dasein eines Volks bewegt und erfüllt", sagt Robert Prutz in der literargeschichtlichen Einleitung, „das spiegelt sich nothwendig auch in seiner Literatur wider; es steht damit genau, wie mit dem einzelnen Menschen, der ebenfalls nur dasjenige dichten und künstlerisch darstellen kann, was er an sich selbst erlebt, erlitten und durchgekämpft hat. Von einem Volk daher, dem kriegerischer Muth und soldatische Tapferkeit dermaßen angeboren sind, wie dem deutschen — einem Volke, das gleich von seinem ersten geschichtlichen Auftreten an vermittels eben dieser seiner kriegerischen Eigenschaften der gesammten Welt eine neue Gestalt gegeben hat, dessen Blut auf so unzähligen Schlachtfeldern geflossen ist, ja das noch heute, mitten in einer Zeit des Friedens und der friedlichen Entwickelung sich rühmen darf, eins der kriegserfahrensten und kriegstüchtigsten Völker der Erde zu sein, wie das alles bei uns Deutschen der Fall ist —, von einem solchen Volke läßt sich ohne weiteres

voraussetzen, daß auch seine Literatur einen ungewöhnlichen Reichthum an Schlacht- und Freiheitsliedern, an Kampf- und Siegsgesängen besitzen wird." Prutz führt in der trefflichen Einleitung für diese Behauptung den historischen Beweis, indem er die deutsche patriotisch-politische Lyrik von alten Zeiten bis zur Gegenwart verfolgt. Den Glanzpunkt derselben bildet die patriotische Lyrik der Befreiungskriege, welche auch in unserm Album sehr in den Vordergrund tritt. Arndt, Körner, Schenkendorf, Rückert, Uhland haben die meisten Gedichte für dasselbe beigesteuert, doch auch die namhaften neuern Dichter, Herwegh, Prutz, Mosen, Sallet, Freiligrath u. a., welche Lieder von männlichem Gehalt und begeistertem Aufschwung gedichtet, sind zahlreich vertreten. Wir empfehlen das Album allen denen, welche in der Lyrik noch etwas anderes suchen, als den Ausdruck zarter Empfindungen, Frauenliebe, Glück und Leid des Herzens, welche verlangen, daß die Dichter uns auch jenen Feuerwein der Begeisterung credenzen, welcher von den Zeiten des Tyrtäos bis in die Gegenwart in allen guten und glücklichen Weinjahren der Poesie markerfrischend gediehen ist.

Rudolf Gottschall.

Eine neue Ausgabe des „Simplicissimus".

Deutsche Bibliothek. Sammlung seltener Schriften der ältern deutschen Nationalliteratur. Herausgegeben und mit Erläuterungen versehen von Heinrich Kurz. Dritter und vierter Band. — A. u. d. T.: Hans Jakob Christoffel's von Grimmelshausen Simplicianische Schriften. Zwei Theile. Leipzig, Weber. 1863. 8. 4 Thlr.

Wir ergreifen mit Freude die Gelegenheit, um die Leser d. Bl. darauf hinzuweisen, daß die „Deutsche Bibliothek" von H. Kurz rüstig vorwärts schreitet. Schon im vorigen Jahre konnten wir das Erscheinen der beiden ersten Bände, der poetischen Erzählungen des Burkard Waldis, des „Esopus", begrüßen. Uebereinstimmend mit dem Eindruck, den wir von dieser ebenso sorgsamen wie praktisch erfaßten und durchgeführten Arbeit erhielten, haben sich eine Menge competenter Stimmen in der Presse geäußert. Jedermann wird mit Vergnügen wieder ein paar jener so sauber und so solid ausgestatteten Bände in die Hand nehmen, die schon durch ihr Aeußeres eine dem Inhalt entsprechende Empfehlung an sich tragen.

Daß der „Simplicius Simplicissimus" zur zweiten Gabe ausersehen wurde, läßt sich nur billigen. Wenn irgendein Werk der hier überhaupt in Betracht kommenden Literatur geeignet ist, auch in dem weitern Kreise der Gebildeten unmittelbar zu wirken, so ist es dieses. Es kann in der hier gegebenen Gestalt von jedermann wie ein historischer Roman der Gegenwart vom Blatte weg gelesen und verstanden werden, ohne daß ihm etwas von der Authenticität seiner Ueberlieferung entzogen wäre. Neben der blos zu gelehrten Zwecken veranstalteten Ausgabe von Adalbert von Keller im ersten Bande seiner vierbändigen Gesammtausgabe der „Simplicianischen Schriften" Grimmelshausen's behauptet diese eine eigenthümlich selbständige und achtbare Stellung. Sie ist nach demselben System wie die des „Esopus" populär ausgeführt auf streng wissenschaftlicher Grundlage. Der neueste Herausgeber hat die trefflichen Hülfsmittel, welche Keller's ebenso umfassende wie im einzelnen sorgfältige und gelehrte Arbeit gewährte, zu seinen Zwecken bestens benutzt und, wie uns scheint, für längere Zeit alle kritischen Bedürfnisse in Hinsicht eines Hauptwerks unserer ältern Literaturperiode befriedigt. Für sprachliche und sachliche Forschungen, für welche der „Simplicissimus" vor allen andern Büchern jener Zeit eine unerschöpfliche Fundgrube bietet und dazu eine, die fast gar nicht ausgebeutet ist, läßt sich kein erwünschterer Zustand denken. Wären nur alle oder doch wenigstens einige gleichartige Denkmäler in ähnlicher Art erst wieder allgemein zugänglich gemacht!

Seit Passow in d. Bl. zuerst das völlige Dunkel zerstreute, welches über der Person des Verfassers des „Simplicissimus" lag, sind 20 Jahre vergangen. Unsere Literarhistoriker haben die neue Entdeckung weiter zu verfolgen gesucht, aber bisjetzt ohne erheblich über die gleich anfangs gewonnenen Ergebnisse weiter vorzudringen. Der neueste Herausgeber hat die Bemühungen seiner Vorgänger kurz und bündig zusammengefaßt, aber er konnte nichts weiter als das alte, trotz aller Bemühungen so dürftige Material noch einmal gebrauchen. So bleibt dies Werk offenbar das originellste, was die deutsche Literatur im Laufe des 17. Jahrhunderts hervorgebracht, auch darin vor allen andern originell. Die Zeit ist sonst nicht gerade an literarischen Mysterien reich; der Charakter der damaligen Schriftstellerei neigt vielmehr nach möglichster Schaustellung des eigenen lieben Ichs und seiner Verdienste. Es sind nicht mehr jene namen- und heimatlosen Sänger des Mittelalters, deren Lied nur als Stimme des Volks erschallt und deshalb keinem wie allen gehört. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts erscheint selten ein Buch, dem nicht seitenlange poetische oder prosaische Paränesen aller möglichen bekannten und unbekannten Gönner und Bewunderer des Autors zur Einführung in die Welt behülflich sind. Versteckt sich der Autor in scheinbarer Bescheidenheit hinter die Maske der Pseudonymität, so ist diese vorsätzlich so gewählt, daß die Züge des wahren Gesichts dahinter auf der Stelle hervortreten. Was unserer jetzigen literarischen Reclame entspricht, das ward auch damals, zwar nicht so rasch und relativ gewandt, aber gewiß ebenso energisch betrieben. Die Aufmerksamkeit auf literarische Productionen war bei der nicht blos absolut, sondern auch relativ geringern Masse derselben und der immer mehr sich herausbildenden Ueberschätzung von Beschäftigungen, die keinen unmittelbar ins praktische Leben eingreifenden Zweck hatten, eine sehr große, und der geringste Scribent, war er nur einmal glücklich bis zur Druckerpresse vorgedrungen, konnte darauf rechnen als ein den gelehrten Notizkrämern würdiger Gegenstand beachtet und demgemäß mit einer zweiten papiernen Unsterblichkeit beglückt zu werden. Grimmelshausen's Pseudonymität hat wirklich anderthalb Jahrhunderte angehalten und seine Persönlichkeit ist im Gegensatz zu der so vieler hundert pagnasischer Schafer oder lorberumkrönten Poeten in allen Ecken des heiligen römischen Reichs, die wir dank ihrer und ihrer Zeitgenossen redseligen Eitelkeit und literarischen Veränderungsassecuranzen auf Gegenseitigkeit, bis in die kleinsten Falten ihres Schlafrocks kennen lernen, blos durch eine lakonische und vielbedeutige Notiz eines Todtenregisters als einstmals wirklich vorhanden gewesen beglaubigt. Stützt sich ja darauf die berühmte Controverse, ob der Verfasser des „Simplicissimus" ein Katholik oder ein Protestant gewesen sei. Für das innere Verständniß des Romans kommt wenig darauf an, ob man sich für diese oder für jene Ansicht entscheidet, desto mehr aber für die innere Geschichte unserer ganzen damaligen Literatur, ja der Bildung überhaupt. Wenn es schon schwer zu begreifen, wie in dem damaligen Deutschland ein „Simplicissimus" geschrieben werden konnte, so steigert es sich bis zur Unbegreiflichkeit, wenn man ihn aus der Feder eines damaligen deutschen Katholiken geflossen denkt. Und doch wird es so sein. Die ungezwungenste Erklärung jener obenerwähnten Notiz ergibt, daß Grimmelshausen mit den Sterbesakramenten der katholischen Kirche von einem katholischen Pfarrer versehen worden ist. Man hat sich mit der Annahme geholfen, er sei erst später katholisch geworden, wie ja auch der Held dieses Romans, der ohne alle Frage nicht blos in Gesinnung und Charakter, sondern auch in seinen äußern Schicksalen das Spiegelbild des Verfassers selbst ist, erst nach allen möglichen wilden Fahrten zum Katholicismus sich bekehren läßt. Halten wir an

dem Satze fest, in den Schicksalen des Simplicissimus die Grimmelshausen's selbst zu sehen — wir werden ihn natürlich nicht buchstäblich verstehen, sondern wie bei jeder ähnlichen künstlerischen Schöpfung Wahrheit und Dichtung neben- und ineinander vermuthen —, so ist der Held des Romans ohne Zweifel in katholischer Umgebung aufgewachsen, wenn auch nicht von katholischen Aeltern geboren. Seine eigentlich menschliche und religiöse Bildung verdankt er aber Protestanten. Der Einsiedler, welcher seinen Mentor vorstellt, ist, wie sich später als bloße Notiz ausweist, ein Protestant. Für den Knaben ist er der Christ an sich, ohne confessionellen Unterschied, das reine Ideal religiöser und humaner Durchbildung. So wenig nun die ganze Episode und Figur des Einsiedlers auf einem wirklichen Erlebniß Grimmelshausen's ruht, wie das Gefühl jedem in den Geist des Werks eingedrungenen Leser mit unumstößlicher Gewißheit sagen wird, so ist doch auch hier ohne Zweifel ein thatsächlicher Kern anzunehmen.

Der Verfasser ist, wie sein Held, damals, als seine Seele noch „ein leeres unbeschriebenes Blatt" war, von der Hand eines Mannes geleitet und gelehet worden, der selbst über die confessionellen Unterschiede erhaben war und sich an den Kern der evangelischen Lehre hielt. Ohne den katholisch erzogenen Knaben zu convertiren, erfüllte er ihn mit dem Glauben, den er selbst besaß, und nebenbei auch mit einem Schatze anderer Kenntnisse, welche die Grundlage der spätern wahrhaft staunenswerthen, weitschichtigen Gelehrsamkeit des Mannes wurden. In dem spätern wilden Soldatenleben kam auf das confessionelle Bekenntniß des Simplicissimus so wenig wie auf das Grimmelshausen's etwas an. Man fragte in dem großen deutschen Kriege nach ganz andern Dingen bei einem neugeworbenen oder gepreßten Soldaten als nach der Religion, wie jedermann bekannte Thatsachen bezeugen. So brauchte also Simplicissimus oder vielmehr sein wirklicher Doppelgänger sich thatsächlich zu keiner Confession zu halten. Wenn er auch sich weiter bildete hauptsächlich unter der Einwirkung protestantischer Einflüsse, lehnte er doch, wie besonders das merkwürdige zwanzigste Kapitel des dritten Buchs, seine Unterredung mit einem wohlmeinenden und vom confessionellen Eifer erfüllten calvinistischen Predïger bezeugt, jede Parteinahme ab. Er wollte weder petrisch noch paulisch, sondern ein Christ an sich sein und bleiben. Unter den Weltleuten damaliger Zeit, besonders aber unter den höhern Offizieren war religiöser Indifferentismus, der bis zu Freigeisterei und Atheismus ging oder sich mit einer wunderlichen pantheistischen Naturreligion verquickte, etwas ganz Gewöhnliches. Der Indifferentismus unseres Helden ist aber ganz verschiedener Qualität. Er ruht auf einem warmen religiösen Interesse, was als die eigentliche Lebenssubstanz in seiner Persönlichkeit aufgefaßt und auch von dem Autor so dargestellt worden ist. Die greulichsten Excesse um ihn herum, ja selbst sein eigenes Versinken in den Schlamm des damaligen Kriegstreibens können es doch nie ganz ersticken. Es bricht bei jeder Veranlassung wieder durch; es ist die eigentliche göttliche Führung, die auch diesen argen Sünder nie ganz verloren gehen läßt. Aber das Subject bleibt sich immer bewußt, daß dazu andere Mittel gehören als die, welche die sichtbare Kirche jener Zeit vorzugsweise besaß. Die Bibel und das ihr entströmende sittliche Pathos ist es, auf welches sich die Confession eines so gearteten Gemüths stützt. Ihm erscheinen die confessionellen Scheidungen nicht lächerlich, wie dem kalten Indifferentismus, aber als etwas Unwesentliches, weder zu einem echt menschlichen Leben, noch zur eigentlichen Gottseligkeit nothwendig. Sie mögen einstweilen bestehen und geduldet werden, falls sie jene Hauptaufgabe der Religion nicht beeinträchtigen. Aber die Hoffnung wird festgehalten, daß es nicht lange mehr nöthig sei, und so spricht denn jener verrückte Jupiter, wenn auch in großartigem Humor, doch die wahren Ansichten und Hoffnungen Grimmelshausen's selbst aus, wenn er prophezeit, daß der künftige deutsche Held auch alle christlichen Religionen vereinigen werde. Man erinnere sich, der „Simplicissimus" entstand in einer Zeit, wo dieser Gedanke nicht blos das Eigenthum vieler wohlsinnten Weltleute war, sondern auch der ernsten Wissenschaft als ein der Lösung bedürftiges und zugängliches Problem galt. Der große Georg Calixtus ist ja ein älterer Zeitgenosse Grimmelshausen's, und es wäre sogar nicht unwahrscheinlich, daß diesen sein bunter Lebenslauf in persönliche Berührung mit jenem gebracht hätte. Daß er sich nirgends auf ihn beruft, wäre noch kein Grund dagegen. Aber die Mittel, durch welche Jupiter seinen deutschen Helden die Vereinigung bewirken läßt, sind freilich mehr die eines Mannes vom Schwerte, als von der Feder: „Wenn er aber mercken würde, daß sich einer oder der andere (der zu einem friedensstiftenden Concil berufenen allergeistlichsten, gelehrtesten und frömmsten Theologen von allen Orten und Enden her aus allen Religionen) vom Plutone, d. h. von dem confessionellen Streitteufel, einnehmen läßt, so wird er die gantze Congregation wie in einem Conclave mit Hunger quälen; und wenn sie noch nicht daranwollen, so wird er ihnen allen vom Hunger predigen oder ihnen sein wunderbarlich Schwert weisen und sie alle erstlich mit Güte, endlich mit Ernst, Erschreckung und Bedrohungen dahin bringen, daß sie ad rem schreiten und mit ihren halsstarrigen falschen Meynungen die Welt nicht mehr wie vor Alters foppen. Nach erlangter Einigkeit wird er ein groß Jubelfest anstellen und der gantzen Welt diese geläuterte Religion publiciren; und welcher alsdann dawider glaubet, den wird er mit Schwefel und Pech martyrisiren oder einen solchen Ketzer mit Buxbaum bestecken und dem Plutoni zum Neuenjahr schencken." Es mag dies als ein humoristischer Stoßseufzer eines praktischen Mannes gelten, der von der Nothwendigkeit der Sache überzeugt, doch weltbewandert genug war, um einzusehen, daß der immer und immer wieder versuchte Weg einer Verständigung unter den Theologen nicht zum Ziele führe. Ein Mann der Wissenschaft wie Calixtus konnte keinen andern vorschlagen, und ein Mann von so entschieden humanem Sinne wie der Verfasser des „Simplicissimus" konnte im Ernst jene brutalen Zwangsmittel, die er sonst bei jeder Gelegenheit als das brandmarkt, was sie sind, nicht für anwendbar halten. Er tröstete sich also mit einem Scherze, hinter welchem allerdings viel bitterer Ernst und Trostlosigkeit versteckt ist.

Einstweilen aber galt es, nachdem sich der Autor wie sein Held aus dem wüsten Sturme des Kriegslebens herausgearbeitet hatte, eine wenigstens äußerlich fixirte confessionelle Stellung einzunehmen. Nicht aus Gründen des praktischen Vortheils, sondern um sich durch den Anschluß an eine bestimmte Confession der kirchlichen Gnadenmittel zu versichern, die eben immer nur von und für eine Confession gegeben waren, ohne deshalb für den Einsichtigen ihren allgemein christlichen Gehalt zu verlieren, entschließt sich Simplicissimus sich als Katholiken zu bekennen, was er, wie schon bemerkt wurde, von seiner Geburt an eigentlich schon war. Er hatte sich nur bisher nicht um die Kirche gekümmert, theils weil sie ihm zu eng erschien, theils weil er im Saus und Braus des Kriegslebens gar nicht an sie dachte. So ist seine Bekehrung in ganz anderm Sinne, als der Ausdruck auf jener Seite officiell angewandt zu werden pflegt, nur eine Rückkehr zur ursprünglichen Heimat, keineswegs eine Abkehr von einer andern Confession. Dasselbe wird für den wirklichen Simplicissimus Grimmelshausen gelten. Ob bei ihm auch noch andere Gründe mehr äußerlicher Art mitgewirkt haben, steht dahin. Er bekleidete später einen ansehnlichen Posten im Staatsdienst: er war bischöflich straßburgischer Stadtschultheiß zu Renchen. Als solcher mußte er sich ohne Frage zur katholischen Kirche bekennen. Es ist uns kein Beispiel bekannt, daß in einem bischöflichen Territorium damals ein eigentliches Amt einem Nichtkatholiken gegeben worden wäre.

Wir haben bisjetzt nur Gelegenheit gehabt, eine der unzähligen Fragen von größtem culturgeschichtlichen Interesse, die der „Simplicissimus" anregt, den Lesern vorzuführen. Der Raum d. Bl. dürfte es nicht gestatten, Anderes wenn auch noch so Naheliegendes heranzuziehen. Vielleicht ist es uns verstattet, später wieder auf den Autor zurückzukommen. Es ist eine Reihe

„Simplicianischer Schriften“ Grimmelshausen's in derselben trefflichen Ausgabe erscheinen, die wir demnächst hier besprechen werden. So vielfach unsere geachtetsten Literarhistoriker sich bisher bemüht haben, den eigenthümlichen Kunstcharakter des Schriftstellers auseinanderzulegen, so ist doch auf diesem Felde für andere noch manche Nachlese übriggeblieben. Auch in der Technik seiner Compositionen steht Grimmelshausen einzig in seiner Zeit da und wenn der „Simplicissimus“ in dieser Hinsicht nicht durchaus das höchste Ziel wirklich erreicht, was er erstrebt, so ist es gerade belehrend zu sehen, wie weit die Kraft des Autors reichte und warum sie nur so weit reichte.

Heinrich Rückert.

Philosophische Aperçus.

Gedanken. Von Joseph Freiherrn von Eötvös. Pest, Hartleben. 1864. Br. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der rühmlichst bekannte politische Schriftsteller Ungarns, dessen Name an der Spitze dieser Zeilen steht, hat in dem vorliegenden Werk eine Reihe von interessanten Sinnsprüchen über Glaube und Religion, Mensch und Welt, Literatur und Wissenschaft niedergelegt, welche von einer umfassenden und geklärten Weltanschauung und zugleich von seiner Beobachtungsgabe zeugen. Ein warmer Freund der nationalen Freiheit und des humanen Fortschritts ist er ebenso sehr ein Gegner derjenigen, welche über die Autorität des Buchstabens und der althergebrachten Satzung nicht hinauskommen, wie derjenigen, welche nur den Sinnenschein gelten lassen und, indem sie den wesentlichen Unterschied zwischen Mensch und Thier nicht anerkennen, die principielle Gleichheit der Menschenrechte in Frage stellen. Als Geschichtsforscher kennt derselbe die Macht des Gedankens, dessen Füllhorn Krieg oder Frieden, Trübsal oder Gedeihen, Armuth oder Reichthum über die Völker schüttet und ist den rationalen und spiritualistischen Principien zugethan, deren Herrschaft stets mit Besonnenheit und Mäßigung, mit Hebung der Menschenwürde und des Wohlstandes verbunden gewesen sind. Religion und Philosophie erscheinen ihm in ihrem Grunde, in ihrer Idee, versöhnt und die Streitigkeiten derselben nur als Folge der ihrer zeitlichen Erscheinung anhaftenden Schlacken und des gegenseitigen Misverständnisses. Aber eben diese zeitlichen Unvollkommenheiten, diese Misverständnisse sind von der wirksamsten, weitesttragenden Bedeutung. Wir erlauben uns einige der bezeichnendsten Sentenzen hervorzuheben:

„Wessen Religion die Wissenschaft erschüttert hat, der sehnt sich vergebens nach den Tagen seiner Unschuld zurück, vergebens kehrt er seinen Studien den Rücken. Wenn es noch einen Weg gibt, der ihn zur Religiosität zurückführen kann (und für starke Seelen gibt es einen solchen), dann ist derselbe gerade in der entgegengesetzten Richtung zu suchen. Wie derjenige, der stets in derselben Richtung vorschreitet, falls ihn die Kraft nicht verläßt, nachdem er rings um die Erde gewandert, wieder dahin zurückgelangt, von wo er ausgegangen: so wird auch derjenige, der seine Religion durch das Streben nach Wissen verlor, sie wieder nur durch die Wissenschaft zurückgewinnen. Je eifriger und erfolgreicher er vorwärts schreitet, desto sicherer und rascher wird er wiederkehren. —

„Durch nichts lassen sich unsere Zweifel an der göttlichen Vorsehung, an der Unsterblichkeit der Seele und andere in das Gebiet der geistigen Welt gehörende Ideen so wirksam beruhigen, als wenn wir uns all jener zahlreichen Gegenstände der materiellen Welt erinnern, an deren Realität wie nach dem Zeugnisse unserer Sinne unmöglich zweifeln können, deren Wirken uns aber doch ganz und gar unbegreiflich ist. —

„Wenn es etwas gibt, was an der christlichen Religion zu bedauern ist, so besteht es darin, daß sie — für die Armen und Bedrückten verkündet — jenen, welche auf höhern Stufen der Gesellschaft stehen, weniger zum Troste und zur Richtschnur dient. —

„Unsere wissenschaftlichen Fortschritte haben bisher nur Verwirrung angerichtet, sagen viele. Ja wohl, aber äußerte sich denn auch bei Beginn der Schöpfung nicht die erste Wirkung des Lichts darin, daß das vorhandene Chaos sichtbar wurde, und wird man etwa deshalb das Chaos dem Licht zur Last legen?“

Hin und wieder scheinen zwar die Aussprüche nicht im Einklang miteinander zu sein. Jedoch sind sie jedenfalls zu sehr verschiedenen Zeiten eines bewegten Lebens niedergeschrieben und müssen demnach das Gepräge mannichfach erregten Gemüths und wechselnder Stimmung tragen. Besonders dann, wenn es sich um praktische Verhältnisse und den Umgang mit Menschen handelt, ist eine regere Betheiligung des Gemüths nicht nur natürlich, sondern sie verleiht auch dem Gedanken eine lebendigere Farbe. Eine solche zeigt sich z. B. an folgenden Stellen:

„Das menschliche Herz kann, wie die Erde, auf welcher es schlägt, sein Licht und seine Wärme nur von daher empfangen, wohin es sich angezogen fühlt. —

„Lasset uns nicht darüber klagen, daß die Zeit so schnell verrinnt; sie macht allerdings viele Blüten welken, aber der Stamm, auf dem sie wuchsen, senkt unterdessen Wurzeln tiefer in die Erde und treibt neue Knospen. —

„Wenn ein neidischer Mensch einen andern in hervorragender Stellung sieht, wünscht er an dessen Stelle zu sein. Ein wahrhaft ehrgeiziger Mensch aber wünscht sich nie die Stelle eines andern, sondern eine noch höhere, das ist der Unterschied zwischen beiden. —

„Es gibt Freuden, welche, wie gewisse Pflanzen, nur zwischen Trümmern zu finden sind. —

„Der Lohn unserer Gedanken liegt in unserm Gefühle. Jeder wahrhaft große Gedanke muß auch zu edeln Gefühlen führen.“

Der Verfasser schließt mit dem Satze: „Das praktische Resultat, zu welchem wir an der Hand der Philosophie gelangen, wenn unser Haar ergraut, ist dieselbe einfache Lehre, womit die Religion das Kind für das Leben vorbereitet: völlige Resignation.“ Diese Resignation darf sich aber nicht auf die Thätigkeit für das Gemeinwohl beziehen; denn sonst wäre sie nichts als Egoismus.

Eugen von Schmidt.

Notizen.

Goethe's Gedicht: „Das Tagebuch.“

Wer kennt nicht die Mühe, welche sich unsere Philologen geben, die alten Classiker in einer Form erscheinen zu lassen, die bei jugendlichen Gemüthern keinen Anstoß erregt! Denn Properz und selbst Horaz dachten nicht an die Secundaner der Zukunft, welche in den barbarischen Regionen des Teutoburgerwaldes nach langen Jahrhunderten ihre Meisterwerke auf der Schulbank und dem Arbeitstische liegen haben. Eine editio castigata ans Licht zu fördern, ist das Streben der tugendsamen Schulphilologie, und es bedarf bei den Ungezogenheiten, welche sich die Lieblinge der Camönen so häufig zu Schulden kommen lassen, eines großen pädagogischen Taktes, um eine schickliche Auswahl zu treffen, ohne dichterische Verdienste zu gefährden. Umgekehrt ist man bei Poeten und Schriftstellern neuer Zeit bestrebt, gerade dergleichen „geheime Sünden“ ans Tageslicht zu fördern und die Gesammtausgaben der Werke als lückenhaft hinzustellen, indem man aus den Winkeln des Schreibpultes der großen Poeten unbekannte „werthvolle Gedichte“ herausstöbert, welche ihr künstlerisches Gesammtbild ergänzen sollen. In der trefflich redigirten „Oesterreichischen Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben“ finden wir (Nr. 42 dieses Jahrgangs) einen Aufsatz von Emil Kuh: „Ein verborgenes Juwel von Goethe“, in welchem auf ein erotisches Gedicht des großen Dichters: „Das Tagebuch“, aufmerksam gemacht wird. Der größere Theil dieses Gedichts, das bisher nur handschriftlich und in wenigen als Manuscript gedruckten Exemplaren existirte, wird hier mitgetheilt und nur, wo die Situation zu pikant und die Schilderung zu lebendig wird, unterbricht Kuh den geflügelten Gang der Ottave rime durch einige prosaische Erörterungen. Riemer sowol wie Eckermann kannten die Dichtung. Riemer, dem sie Goethe 1810 in Karlsbad dictirte,

rühmt die rein moralische Tendenz derselben: „Sie ist «Das Tagebuch» betitelt, in vortrefflichen Stanzen ein verliebtes Abenteuer schildernd, wobei die Sinnlichkeit durch den Gedanken an die eine und wahre Geliebte paralysirt wird.“ Auch Eckermann nennt die Tendenz des Gedichts eine sittliche, ebenso wie die Tendenz zweier römischer Elegien, die aus dem Cyklus ausgeschlossen wurden. Doch dies neuere Gedicht erscheint ihm weit verfänglicher. „Es behandelt ein Abenteuer von heute in der Sprache von heute, und indem es dadurch ohne alle Umhüllung in unsere Gegenwart hereintritt, erscheinen die einzelnen Kühnheiten bei weitem verwegener.“ Eckermann erwähnt, daß Goethe beide Gedichte geheimhielt und an eine öffentliche Mittheilung nicht dachte, „weil sie in einzelnen Motiven so ohne allen Rückhalt natürlich und wahr seien, daß die Welt dergleichen unsittlich zu nennen pflegt“. Das Pult eines Dichters hat jedenfalls seine Geheimnisse, welche man respectiren sollte; denn, was der Dichter selbst der Oeffentlichkeit entzieht, muß ihr auch entzogen bleiben. Es gibt Federübungen, Launen der Phantasie, Träumereien auf dem Papier, welche nicht für andere, oder nur für die intimsten Freunde bestimmt sind. Jede flüchtige Stimmung hat ihr Recht, aber dies Recht ist ein privates. Man ist in jüngster Zeit hierin etwas indiscret und verleiht Aeußerungen und Aussprüchen, die nur vom Augenblick eingegeben worden, eine nachhaltige Dauer, welche das Charakterbild großer Männer verwirrt. Das Motiv Emil Kuh's ist jedenfalls ein ästhetisches; er wollte zeigen, wie jeder Stoff, selbst der verfängliche, durch die künstlerische Schönheit geadelt wird, die Goethe's Muse überallhin begleitet. Dennoch ist die Situation des Gedichts eine durchaus anstößige: ein Wirthshausabenteuer mit einer dienenden Schönen, welche dem Dichter einen nächtlichen Besuch macht. Doch eine „wie durch ein Verhängniß“ ihm auferlegte Mäßigung verhindert, daß sie ihm ganz angehört. Während sie entschlummert, gedenkt er des einstigen Liebesglücks in der Heimat, entschlüpft aus ihrer Nähe „leise, leise“, und schreibt einen Brief in die Heimat mit Andeutungen in Betreff des letzten Abenteuers:

Die Krankheit erst bewähret den Gesunden!

Riemer nennt das Gedicht in seiner Tendenz im hohen Grade sittlich. Die Anfangsstrophe lautet:

Wir hören's oft und glauben's wol am Ende,
Das Menschenherz sei ewig unergründlich,
Und wie man auch sich hin und wieder wende,
So sei der Christe, wie der Heide sündlich.
Das Beste bleibt, wir geben uns die Hände,
Und nehmen's mit der Lehre nicht empfindlich.
Denn zeigt sich auch ein Dämon uns versuchend,
So waltet Was, gerettet ist die Tugend.

Das ist ein sehr launiger Anfang, der durchaus zu keiner Moralpredigt paßt, dessen ganze Tragweite wir indeß aus der „Oesterreichischen Zeitschrift“ nicht absehen können, da das geheimnißvolle „Was“ jener unbescheidenen Schilderung angehört, welche Emil Kuh durch einen Censurstrich beseitigt hat. Doch der leise ironische Anflug der ersten Strophe kehrt in der Schlußstrophe wieder, in welcher, nach einer sehr behaglichen Schilderung der anstößigen Situation, der Dichter die moralische Nutzanwendung ausspricht:

Und weil zuletzt bei jeder Dichtungsweise
Moralien uns ernstlich fördern sollen,
So will auch ich in so beliebtem Gleise
Euch gern bekennen, was die Verse wollen:
Wir stolpern wol auf unsrer Lebensreise
Und doch vermögen in der Welt, der tollen,
Zwei Hebel viel aufs irdische Getriebe,
Sehr viel die Pflicht, unendlich mehr die Liebe!

Die hohe Sittlichkeit dieses Gedichts zu erweisen, dürfte daher den Aposteln des Goethe-Cultus schwer werden. Es ist durchaus eine Skizze im frivolen Stil, keck und launig, schlüpfrig schon wegen des tendenziösen Grundtons, der hindurchgeht, und nur geadelt durch die psychologische Feinheit, mit welcher der Dichter den oft durch Zufälligkeiten motivirten Uebergang von erregter Sinnlichkeit zu edlern Stimmungen des Gemüthslebens darstellt. Was die mitgetheilten Strophen betrifft, so sind sie vom anmuthigsten Flusse und tragen den Stempel Goethe'scher Eigenthümlichkeit in jeder Zeile ausgeprägt. Doch fehlt es auch nicht an den gezierten Superlativen, durch welche der Stil des alten Goethe so verschnörkelt wurde:

So stand ich nun, der Stern des nächsten Schildes
Berief mich hin, die Wohnung schien erträglich.
Ein Mädchen kam des seltensten Gebildes,
Das Licht erleuchtend. Mir ward gleich behäglich.

Das Gedicht hat seinen Werth, weil es zeigt, wie auch auf schlüpfrigem Boden die Muse des Dichters sein großes ernstes Problem, den Zusammenhang zwischen der sinnlichen und sittlichen Natur des Menschen, nicht aus dem Auge verliert. Außerdem spricht Goethe's köstliche Schalkhaftigkeit aus jeder Zeile. Doch ein „verborgenes Juwel“ möchten wir diese Dichtung nicht nennen, am wenigsten mit Emil Kuh behaupten, daß die Namenlose zwischen Philine und Klärchen sitzen werde! Das wäre doch zu viel Ehre für eine Schenkmamsell von untadelhaften körperlichen Reizen, die sich einem ihr gefallenden Fremden ohne weiteres ergibt, sie müßte denn in den unterdrückten Strophen noch in eine andere Beleuchtung gerückt werden, als diejenige, welche Tizian seinen ruhenden Göttinnen zutheil werden läßt.

Zur Kenntniß des Alterthums.

Das „Leben der Griechen und Römer, nach antiken Bildwerken dargestellt von Ernst Guhl und Wilhelm Koner“ (Berlin, Weidmann'sche Verlagsbuchhandlung) ist in einer zweiten verbesserten und vermehrten Auflage erschienen. Das Werk gibt ein durchaus übersichtliches Sittengemälde des Alterthums, der Text wird durch 535 Holzschnitte erläutert. Bau- und Bildhauerkunst, Musik, Costüm, häusliche Sitten, öffentliche Spiele werden uns in ansprechendem Zusammenhang vorgeführt, ohne jene romanhafte Einkleidung, welche Becker im „Gallus“ und „Charikles“ für geboten hielt, um der anscheinenden Trockenheit des Stoffs eine pikante Würze zu geben.

Ein Handbuch der neuen französischen Literatur.

Eine sorgfältige Auswahl aus den Schriften neuerer französischer Autoren gibt Karl Graeser in seinem „Handbuch der neuern und neuesten französischen Literatur“ (2 Bde., Leipzig, Brockhaus, 1864) eine Auswahl, welche dem ganzen gebildeten Publikum willkommen sein wird. Alle der neuern Nationalliteratur angehörigen Schriftsteller Frankreichs von Châteaubriand und der Staël bis zu Lamartine und der George Sand sind in ihr vertreten. Namentlich zahlreich sind die Proben aus Victor Hugo, dem genialsten Poeten des neuen Frankreich, und aus Béranger, dem größten Liederdichter desselben. Dagegen vermissen wir einen hochbegabten Poeten, Alfred de Musset, und einen Prosaiker von Ruf, Michelet. Die dramatische Literatur ist durch Proben aus Scribe, Ponsard und Augier vertreten. 33.

Zur Sprichwörterliteratur.

Es geht uns eine von Frau Baronin Ida von Düringsfeld (Baronin von Reinsberg-Düringsfeld) und Freiherrn O. von Reinsberg-Düringsfeld unterzeichnete Erklärung zu, die wir, soweit sie Thatsächliches enthält, hier mittheilen:

„Infolge des Artikels: «Zur Sprichwörterliteratur» in Nr. 49 d. Bl. erklären die Unterzeichneten, daß sie «die literarische Ehre» des Herrn Dr. C. von Wurzbach nicht wiederherstellen können, weil sie dieselbe bisjetzt noch nirgends verletzt haben. Das in Rede stehende Manuscript, welches sich im Jahre 1861 in Prag befunden haben soll, konnten sie schon darum nicht benutzen, weil sie nicht einmal die Existenz desselben kann-

ten. Eine Aufforderung zum Widerruf der im Nachwort zum Vorwort von «Schimpf und Glimpf» enthaltenen Insinuationen ist bereits an den Dr. C. von Wurzbach abgegangen."

Unserm Referenten wird in dieser Erklärung ferner „zur Belehrung" mitgetheilt, daß die Sprichwörter über Hessen im Körte und Simrock, die Erklärung des deutschen Michel im Eiselein und die der Namen der Burgunder in der „Histoire des proverbes par Mery" (II, 318) zu finden sein.

Bibliographie.

Huhn, E. H. T., Finanzwissenschaft. Volksthümliche Darstellung der Lehre vom Staats- und Gemeindehaushalt. Leipzig, Grunow. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

— — Allgemeines und deutsches Staatsrecht. Volksthümliche Darstellung. Leipzig, Grunow. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

— — Völkerrecht. Volksthümliche Darstellung. Leipzig, Grunow. 1865. Gr. 8. 1 Thlr.

L'Estrée, Marie und Louise, Mutter und Tochter. Einfache Geschichten für Frauen- und Mädchen-Herz nebst Vorwort, herausgegeben von R. von Meerheimb. Dresden, Gaber. 8. 24 Ngr.

Lutze, A., Herzog Heinrich und Marie oder der Triumph der Liebe. Ein Schauspiel in fünf Acten. Cöthen, Verlag der Lutze'schen Klinik. 8. 20 Ngr.

Mahler, H., Wieder in den Krieg. Blätter aus meinem Kriegstagebuche vom 29. Juni bis zum 1. August 1864. Nebst 4 Beilagen: Spezielle Ordre de bataille des Corps Sr. K. H. des Prinzen Friedrich Karl von Preußen und Zeichnungen dänischer Artillerie-Geschosse in der Hälfte ihrer natürlichen Größe. Fortsetzung von „Ueber die Eider an den Alsensund." Berlin, Frank. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die preußische Marine. Ihre Betheiligung am deutsch-dänischen Kriege, ihre Bedeutung und Zukunft. Von einem Fachmann. Berlin, Mittler und Sohn. Gr. 8. „18 Ngr.

Martens, H., Neun Monate unter dem Dannebrog! Erlebnisse im 15. dänischen Bataillon. Kiel, Schröder u. Comp. 12. 8 Ngr.

Museum komischer Vorträge für das Haus — und die ganze Welt. 7ter Theil. — A. u. d. T.: Herr Heiter im Coupé. Humoristisches in Versen und Prosa von A. Brennglas. Berlin, Janke. 16. 10 Ngr.

Die religiösen Orden. Zur Orientirung über ihre Stellung in Kirche und Staat von einem Freunde der Wahrheit und Gerechtigkeit. Paderborn, Paderff. 1865. 8. 20 Ngr.

Der Pabst und die modernen Ideen. Wien, Sartori. Lex.-8. 18 Ngr.

Parton, J., General Butler in New-Orleans. Nach der englischen Ausgabe bearbeitet von H. Raster und E. Remack. New-York. Gr. 8. 1 Thlr.

Reise der österreichischen Fregatte Novara um die Erde in den Jahren 1857, 1858, 1859 unter den Befehlen des Commodore B. von Wüllerstorf-Urbair. Geologischer Theil. 1ster Band. 1ste Abtheilung. Geologie von Neu-Seeland. Beiträge zur Geologie der Provinz Auckland und Nelson von F. von Hochstetter. Mit 6 geologischen Karten in Farbendruck, 6 Lithographien, 1 Kupferstich, 1 Photographie und 66 Holzschnitten.. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 4. 12 Thlr.

Rödinger, F., Die Gesetze der Bewegung im Staatsleben und der Kreislauf der Idee. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Roquette, O., Susanne. Erzählung. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Šafařík's, P. J., Geschichte der südslawischen Literatur. Aus dessen handschriftlichem Nachlasse herausgegeben von J. Jireček. II. Illirisches und kroatisches Schriftthum. Prag, Tempsky. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Salzbrunn, Alice, Dramatische Frauen. Ein Sonettenkranz. Düsseldorf, Schaub. 1865. Gr. 8. 10 Ngr.

Schettlenberg, Im Golf von la Spezia und am Comersee. Skizzen und Studien aus dem Sommer und Winter 1862 — 63. Leipzig, O. Purfürst. 1855. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schweichel, R., Jura und Genfersee. Novellen. Berlin, Lüderitz. 1865. 8. 1 Thlr. 15 Ngr

Sepp, Thaten und Lehren Jesu mit ihrer weltgeschichtlichen Beglaubigung. Unter eingehender Beziehung auf die jüngsten Werke von Renan und Strauß. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr. 14 Ngr.

Spielberg, O., Himmel- und Höllenfahrten eines Kleinstädters. Leipzig, Luppe. 1865. 8. 9 Ngr.

Stacke, L., Bertrand du Guesclin, Connetable von Frankreich. Biographisches Gemälde aus dem französischen Mittelalter. Mit Titelbild. Oldenburg, Stalling. 1865. 8. 15 Ngr.

Stifter, A., Der Weihnachtsabend. Mit Illustrationen nach Zeichnungen von J. M. Kaiser. Pest, Heckenast. Gr. 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Stoltze, F., Sämmtliche Gedichte. 2ter Theil. A. u. d. T.: Gedichte in Frankfurter Mundart. 1ster Band. Frankfurt a. M., Keller. 1865. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tornow, W., Der Diamantenraub. Historisches Lebensbild aus der Zeit Friedrich's des Großen. Berlin, Mecklenburg. 1865. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Wachtstube. Illustrirtes Soldatenblatt. Herausgegeben von Hans Wachenhusen. Redacteur: H. Mahler. Jahrgang 1864. October — December. 13 Nummern. Berlin, Domink. Hoch 4. 10 Ngr.

Wendt, F. M., Frisches Grün. Lieder und Balladen. Leipzig, Jackowitz. 8. 15 Ngr.

Wildenhahn, A., Hans Sachs. Einer Familiensage nacherzählt. Leipzig, Gebhardt und Reisland. 8. 27 Ngr.

Willatzen, P. J., Alt-isländische Volks-Balladen und Heldenlieder der Färinger. Zum ersten Mal übersetzt. Bremen, Geisler. 1865. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Tagesliteratur.

Bleuler-Hausheer, S., Der Elternmörder Furrer, seine That und seine Begnadigung. Ein Beitrag zur Frage der Todesstrafe. Winterthur. Gr. 8. 2½ Ngr.

Fünf neue Briefe an Napoleon III. Vom Verfasser der „Sieben vertraulichen Briefe". München, Lentner. Gr. 8. 2 Ngr.

Cassel, P., Die dreisprachige Sardinische Inschrift. Ein Sendschreiben. Berlin, Beck. Gr. 8. 5 Ngr.

Ein preußisches Wort. Berlin, Berggold. Gr. 8. 15 Ngr.

Held, Ist das Schwurgerichts-Urtheil im Proceß Grothe und Genossen wegen Ermordung des Professor Gregy richtig oder nichtig? Berlin, E. Mecklenburg. 8. 2½ Ngr.

Lachemair, A. von, Die Schulreformfrage. Augsburg, Schmid. Gr. 8. 6 Ngr.

Los von Dänemark! Dramatisirter Prolog zur Friedensfeier von J. K. C. Berlin, H. Müller. 8. 5 Ngr.

Mufáns, J., Eine Lebensfrage für die teutschen Mittel- und Klein-Staaten. Gotha. Gr. 8. 10 Ngr.

Weninger, F. X., Katholicismus, Protestantismus und Unglaube. Ein Aufruf an Alle zur Rückkehr zu Christenthum und Kirche. Mainz, Kirchheim. 8. 10 Ngr.

Zunz, Selbstregierung. Vortrag gehalten am 4. October 1864 im Bezirks-Verein der Stadt-Bezirke 78 bis 81 und von dessen Vorstand herausgegeben. Berlin, Poppelauer. Gr. 8. 2½ Ngr.

Anzeigen.

Zu Festgeschenken geeignete Werke

aus dem Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte und Dramen.

Album der neuern deutschen Lyrik, 6. Aufl., geb. $1\frac{2}{3}$ Thlr.; Prachtausgabe, geb. 3 Thlr. — **Gregorovius, Euphorion**, cart. 1 Thlr. — **Gutzkow's Dramatische Werke**, geb. 8 Thlr.; **Uriel Acosta**; **Zopf und Schwert**: geb. à 24 Ngr. — **Hammer, Schau um dich und Schau in dich**, 14. Aufl.; **Zu allen guten Stunden**, 3. Aufl.; **Fester Grund**, 2. Aufl.; **Auf stillen Wegen**, 2. Aufl.; **Unter dem Halbmond**; **Lerne, liebe, lebe**: geb. à 1 Thlr.; **Die Psalmen**, geb. $2\frac{1}{3}$ Thlr. — **Horn, Die Pilgerfahrt der Rose**, 3. Aufl., cart. 24 Ngr. — **Kalidasa, Sakuntala**, geb. 1 Thlr.; **Urvasi**, geb. 26 Ngr. — **Kortum, Die Jobsiade**, 10. Aufl., geb. 1 Thlr. — **Lobedanz, König Nal und sein Weib**, geb. 1 Thlr. — **Marggraff, Gedichte**, geb. $1\frac{5}{6}$ Thlr.; **Balladenchronik**, cart. 20 Ngr. — **Wilhelm Müller, Gedichte**, 4. Aufl., geb. 3 Thlr. 16 Ngr.; **Ausgewählte Gedichte**, cart. 20 Ngr. — **Das Nibelungenlied**, geb. $1\frac{1}{3}$ Thlr. — **Prutz, Neue Gedichte**, geb. $2\frac{1}{3}$ Thlr. — **Schulze, Die bezauberte Rose**, 8. Aufl., geb. 1 Thlr., $1\frac{1}{3}$ Thlr. u. 2 Thlr.; **Cäcilie**, 3. Aufl., geb. 3 Thlr.; **Gedichte**, 3. Aufl., geb. $1\frac{1}{3}$ Thlr. — **Sturm, Gedichte**, 3. Aufl.; **Neue Gedichte**; **Für das Haus**: geb. à $1\frac{1}{3}$ Thlr.; **Fromme Lieder**, 5. Aufl., geb. 1 Thlr.; **Neue fromme Lieder**, geb. $1\frac{2}{3}$ Thlr.; **Zwei Rosen**, geb. 16 Ngr. — **Deutsche Classiker des Mittelalters**, 1. Band: **Walther von der Vogelweide**, herausg. von **Pfeiffer**, geb. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Unterhaltendes und Belehrendes.

W. von Humboldt's Briefe an eine Freundin, 6. Aufl., geb. $2\frac{2}{3}$ Thlr. u. 5 Thlr. — **Briefe von A. von Humboldt an Varnhagen von Ense**, 5. Aufl., 3 Thlr. — **Gutzkow, Die Ritter vom Geiste**, 3. Aufl., geb. $8\frac{2}{3}$ Thlr.; **Der Zauberer von Rom**, 2. Aufl., geb. $7\frac{1}{2}$ Thlr.; **Die Curstauben**, cart. 12 Ngr. — **Schücking, Ausgewählte Romane**, 12 Bändchen, 6 Thlr. — **Lichtstrahlen: J. G. Fichte**; **G. Forster**; **Goethe als Erzieher**; **W. v. Humboldt**; **F. Schleiermacher**; **Shakspeare als Lehrer der Menschheit**: geb. à $1\frac{1}{3}$ Thlr.; **Arthur Schopenhauer**, geb. $1\frac{2}{3}$ Thlr. — **Joachim Nettelbeck**, geb. $1\frac{1}{3}$ Thlr. — **Carriere, Die Kunst**, 3 Thlr.; **Aesthetik**, 6 Thlr. — **Lewes, The Life of Goethe**, 2. edition, geb. $3\frac{2}{3}$ Thlr. — **Oppermann, Ernst Rietschel**, 1 Thlr. 24 Ngr. — **F. v. Raumer, Literaturgeschichte**, geb. 3 Thlr. — **G. Forster's Sämmtliche Schriften**, 9 Thlr. — **Moses Mendelssohn's Gesammelte Schriften**, $5\frac{1}{3}$ Thlr. — **Strauß, Ulrich von Hutten**, 6 Thlr.; **Das Leben Jesu**, 2. Aufl., geb. 3 Thlr. 12 Ngr. — **Bunsen's Bibelwerk**, 1. 2. 4. u. 5. Band, geb. $2\frac{2}{3}$ Thlr., 3 Thlr., $2\frac{1}{3}$ Thlr., $2\frac{1}{3}$ Thlr. — **Guizot, Méditations**, $1\frac{1}{3}$ Thlr. — **Aus den Papieren einer Verborgenen**, geb. 2 Thlr. 16 Ngr. — **Volckmar, Hausaltar**, cart. 2 Thlr. — **Schwarz, Predigten aus der Gegenwart**, 1. u. 2. Sammlung, geb. à 2 Thlr.; **Zur Geschichte der neuesten Theologie**, 3. Aufl., $2\frac{1}{2}$ Thlr. — **F. v. Raumer, Geschichte der Hohenstaufen**, 3. Aufl., geb. 7 Thlr. — **Diplomatische Geschichte der Jahre 1813, 1814, 1815**, $4\frac{1}{3}$ Thlr. — **Gregorovius, Wanderjahre in Italien**, 3 Bände, geb. à 2 Thlr. — **J. W. v. Müller, Reisen in Mexico**, 1. u. 2. Band à 3 Thlr. — **Speke, Die Entdeckung der Nilquellen**, 6 Thlr. — **Jessen, Botanik**, $2\frac{1}{2}$ Thlr. — **Schoedler, Chemie**, 3. Aufl., cart. $2\frac{1}{3}$ Thlr. — **Staedler, Geographie**, geb. $2\frac{1}{3}$ Thlr. — **Lewes, Physiologie**, geb. $3\frac{2}{3}$ Thlr. — **Miß Nightingale, Krankenpflege**, geb. 26 Ngr. — **Winckell's Handbuch für Jäger**, 4. Aufl. herausg. v. **J. J. v. Tschudi**, 1. Lfg. 20 Ngr.

In allen Buchhandlungen vorräthig.

Ein ausführlicheres Verzeichniß der zu Festgeschenken geeigneten Werke aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig (Weihnachten 1864) ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Im Verlage des Unterzeichneten ist soeben erschienen:

Literatur und Cultur des XIX. Jahrhunderts.

In ihrer Entwickelung dargestellt von

Dr. J. J. Honegger.

Einleitung. Charaktere des Zeitalters.
- I. Das französisch-europäische Kaiserreich (bis 1813).
- II. Die Freiheitskriege und das Schwanken im politischen Leben (bis 1823).
- III. Die ausgebildete Restauration.
- IV. Das Julikönigthum und das junge Europa (bis 1860).
- V. Die Gegenwart.

In Umschlag broschirt: Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, J. J. Weber.

Verlag von A. D. Geisler in Bremen.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Schaefer, J. W., Zur deutschen Literaturgeschichte. Kleine Schriften. 8. Eleg. brosch. 1 Thlr. 3 Sgr.

Der Herr Verfasser hat in dieser Sammlung eine Reihe kleinerer Abhandlungen hauptsächlich über die Literatur des vorigen Jahrhunderts vereinigt, welche für jeden Gebildeten eine anziehende und belehrende Lektüre darbieten.

Bei **F. C. W. Vogel in Leipzig** erschien soeben:

Deutsche Handwerkslieder

gesammelt und herausgegeben von

Oskar Schade.

16. Broschirt. 1 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 51. — 15. December 1864.

Neue Lyriker.

Zweiter Artikel. *)

Poesie und Liebe sind nicht sterblich. In Zeiten, die ihnen ungünstig wie gerade die jüngste, fristen sie zwar nur kümmerlich ihr Leben, aber sie fristen es doch bis zu bessern Tagen. Die neuesten Zeugnisse der poetischen Zähigkeit liegen vor uns, und wir wollen ihnen für das muthige Ringen auf der Dornenbahn — denn Kühnheit haben die heutigen Sänger nöthig, um die Vernachlässigung des Publikums zu ertragen — so reichlich danken, als wir es irgend da vermögen, wo der Musenjünger nicht von der rechten Bahn gewichen ist. Welche Bahn aber ist die rechte? Die Gebilde der Kunst und vor allem der Poesie, die von Mund zu Mund getragen im Gedächtniß eine sichere Stätte sich gründen, bis zur Zeit, wo das gedruckte Wort ihnen die irdische Unsterblichkeit sichert, überdauern selbst die Gebilde der Natur, mögen diese auch durch Jahrtausende fortbestehen. Wird Homer, wird Hafis, Ossian, Shakspeare, Goethe, Schiller, Sophokles, Virgil, Ovid, werden die Nibelungen, ja wird Robert Burns je sterben? Aber die modernen Dichter, werden sie gleich jenen durch alle Zeit fortleben? So verschiedenartig die Werke sind, denen wir die Unsterblichkeit zugesprochen, so müssen sie doch etwas, ihnen allen Gemeinsames haben, und dies muß eben ihre Unvergänglichkeit begründen. Man hat oft gesagt: der Dichter ist ein Product seiner Zeit. Dieser Ausspruch ist aber dahin zu beschränken, daß die höchste geistige Errungenschaft seiner Zeit, die eigentlich erst die kommende Zeit zu würdigen versteht, des Dichters Basis sein wird und muß. Im übrigen ist er das Product aller Zeiten. Die ewigen Erscheinungen der Natur, und die ewigen Gefühle des Menschenherzens, sobald sie wahr und schön ausgesprochen werden, sind von immer gleicher erhabener und entzückender Wirkung. Beide reichen aus für den Dichter. Wem in Wahrheit die Seele davon erfüllt ist, der wird unsterbliche Lieder singen. Freilich muß er sich in einer Zeit, wie die heutige, eben an der Poesie und ihrer Werdelust genügen lassen und jeden Anspruch auf Lohn und Ruhm aufgeben. Dies aber vermögen in einer so genußsüchtigen Zeit die meisten Dichter nicht, sie wollen ihr um jeden Preis gefallen, sie suchen nach dem, was heute gerade für schön und wahr gilt.

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 45 und 46 d. Bl. D. Red.

---

1. Gedichte. Von Ernst Rauscher. Wien, Markgraf. 1864. 8. 1 Thlr.

Die Zueignung nimmt uns sofort für den Dichter ein. Seine Gedichte weiht er der Frau, die ihm alles ist, mit deren Liebe ein volles sicheres Genügen in sein Herz einkehrte. Ein solcher Dichter hat ein echtes deutsches Gemüth, und wie er in der Liebe treu und voll Hochgefühl sich bewährt, so wird er auch dem Vaterlande als ganzer Mann in Freude und Schmerz sich erweisen.

Wir schreiten mit dem Dichter durch den Lenz, Sommer, Herbst und Winter, wir erleben mit ihm auch unsere Liebeszeiten wieder, und überall in diesen kleinen Liedern erfreut uns die ruhig-schöne Auffassung des für alle Zeit Gleichen und deshalb scheinbar Unbedeutenden, das durch die einfache Vorführung eine Lieblichkeit gewinnt, die es für immer bedeutend macht. Möge sich der Dichter an seiner schönen Innerlichkeit genügen lassen, denn leicht wol wird es ihm und seinen Sängen ergehen, wie er selbst sagt (S. 83):

In deinem Lob geschäftig
Verbring' ich manche Stund' —
Doch wird nur schwaches Ahnen
Von meiner Liebe dir kund!

Denn ach! ich mag nicht sagen,
Was viele schon gesagt,
Die zierlich, zart und blumig
Der Welt ihr Minnen geklagt!

O wäre doch von Liebe
Gesungen noch kein Ton!
Wer jetzt noch singt, der erntet
Nur eitel Spott und Hohn.

Und was ich singe, hält man
Nur eben für Gedicht,
Und keiner will mir's glauben,
Vielleicht du selber nicht?

An den nun folgenden Liedern ist wenig zu loben. Sie sind nicht frisch und nothwendig aus dem Herzen geflossen. Man

erkennt hier recht genau, daß die Liebe den Dichter macht. Mit ihrer Gefüllung verstummen oder ermatten die Liebeslieder.

2. Aus einsamer Stube. Dichtungen von Cajetan Cerri. Wien, Schönewerk. 1864. Gr. 16. 20 Ngr.

Ein junges Talent. Deutsche Innigkeit, Sinnigkeit und — Unzufriedenheit mischen sich in ihm mit italienischer Fröhlichkeit, Sinnlichkeit und — trotz aller Zweifelsucht — Glaubensseligkeit. Ein junges Talent, in dem es gärt und welches das Schaurige, Ueberstürzende und Weltschmerzliche der Poesie sucht. Die Jugendlichkeit und der geniale Drang erzeugen bisweilen eine Formlosigkeit, welche bei einiger Feile vermieden werden konnte. Es wird in dem jungen Dichter noch einige Zeit fortgären und kämpfen, dann werden sich deutsches Gemüth und italienische Sinnlichkeit zu einem Charakter vereint haben, und aus dem jungen Most wird der reine Wein der Poesie gekeltert werden.

Immermann, Herwegh, Humboldt, Karl Beck, Anastasius Grün und Rahel sind Cerri's Ideale. Hoffentlich tritt zu diesen noch das hinzu, was für den Sänger allein bestimmt ist und ihn auf die rechte Bahn führen wird. Sagt er ja selbst kurz, zutreffend und schön (S. 128):

Zermalmend rollt in Sturm und Schmerz
Mit Macht dahin das Rad der Zeit;
Was übrigbleibt? Ein Stückchen Herz,
Das sich in Lust und Gram uns weiht.

Besonders gelungen sind die Lieder: „Das rasche Wort“, „Das Gemeine“ und „Sei dankbar!“

3. Dichtungen von W. von Z. Frankfurt a. M., Sauerländer 1864. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Dieses Werk gewährt uns einen tiefen Blick in ein edles, gottesfürchtiges Herz. Als Schöpfungen eines Mannes nahm ich es zur Hand, las bis Seite 118 und fand überall ein unverkennbares Formtalent und den ernsten Willen, in den Kern der Dinge zu dringen. Aber wie sonderbar, trotz des sich kundgebenden Talents, trotz des entschiedenen Strebens nach Erkenntniß blieben die Gedichte durchschnittlich arm an Gedanken.

Ein eigenthümliches Interesse aber fesselte mich dennoch an diese Lieder, ein Interesse, das zu erklären ich mich vergeblich bemühte, bis ich fand, daß meine Theilnahme durch das in diesen Liedern verhüllte, schöne, weibliche Element erregt worden, obgleich ich den Gedichten selbst keinen großen Werth beilegen kann. Die Frauen denken nicht tief und fühlen desto tiefer, mit S. 119 gelangte ich zu den Liebesliedern, und in ihnen lernte ich eine Dichterin kennen, der wir unsere Huldigung nicht versagen werden. Hier erhält das Gefühl im Weibe sein volles Recht, hier wird Form und Inhalt gleich schön, und diese Schöpfungen der begabten Frau gehören zu den besten ihrer Art. „Lieder an den Entfernten“ und „Liebesabend“, sind durchweg gelungen. Das letztere beginnt (S. 165):

Wie vor fünfundzwanzig Jahren
Nicht mehr Bräutigam und Braut
Sind wir — aber mir im Herzen
Ruft es heut' nicht minder laut:
„Du bist der, den ich erwählte —
Und du bliebest meine Wahl,
Könnt' ich wieder neu dich wählen,
Tausend, aber tausendmal!“

Die Dichtung „Judith“, mit welcher das Werk schließt, hat mich wahrhaft überrascht. Referent kennt ziemlich genau die großen Schwierigkeiten, welche der Dichter zu überwinden hat, wenn er eine größere Schöpfung in Stanzen zu schreiben wagt; selbst in dem Falle wie hier, wo männliche und weibliche Reime wechseln. Nur mit weiblichen Reimen zu dichten, d. h. die klangvolle Ottava rima zu schaffen, ist eine Aufgabe, die wol versucht, aber selten mit Erfolg gelöst wird. Die Dichtung „Judith“ hat mit der gewöhnlichen Stanze das Mögliche erreicht. Die bekannte biblische Erzählung wird uns hier in den gerundetsten Strophen wiedergegeben und ich wünsche von ganzem Herzen, daß diese kleine gelungene Dichtung nicht unter dem Wust moderner Poesien verschüttet und vergessen bleiben möge.

4. Gedichte von Freiherrn Karl von Fircks. Leipzig, Klinkhardt. 1864. 8. 25 Ngr.

Wenn diese Lieder auch durchschnittlich etwas forcirt sind und keins sich als so gelungen herausstellt, daß es sich bleibend ins Herz und Gedächtniß einlebt, so muß doch manchem zugestanden werden, daß es sich recht hübsch verträgt und präsentirt.

Die feudale Gesinnung des Verfassers tritt am stärksten in dem Gedichte „Der Burgherr“ hervor (S. 32):

Ich bin geritten mit Mann und Mähr'
Durch Saat und Acker im Land umher,
Weil eure Sippe im Feld zerstob,
Wenn unter dem Thore mein Rößlein schnob.

Ich hab' euch gebüßt, ich hab' es nicht Hehl,
An Habe und Gut für geringe Fehl,
Weil ihr, wie Hündlein, die Hand geleckt,
Die euch im Grimme zu Boden gestreckt.

Und jetzt, verblutend und todeswund,
Ich biete euch Trotz mit höhnendem Mund,
Und werf' mein' Waffen ins Angesicht,
Und sterb', und mein Leben gereut mich nicht.

Dagegen gedenken die abziehenden Leibeigenen, nachdem das Schloß sammt Ritter und Gesinde zu Asche verlodert ist, des Burgherrn mit folgendem seltsamen Lobe:

War doch ein echt und ritterlich Blut,
Stand aufrecht da und wehrt' sich gut,
Hat uns die Wämser tüchtig zerfetzt
Und wacker geschimpfet uns auf die letzt.

Das klingt sehr pathetisch, aber — man merkt die Absicht und wird verstimmt. Ebenso wird in dem Liede „Urwähler“ der Fortschritt etwas zu weit gehend verspottet. Zu den gelungenen Liedern gehören: „Die Bibelleserin“; das an Reinick's „Sonderbare Geschichte“ erinnernde Gedicht „Am Waldessaum“; „Das sterbende Kind“; „Die Blume der Einsamkeit“; „Gedankenzucht“, mit der hübschen schlagenden Schlußpointe; das spaßhafte „Schattenspiel“; „Das Ende davon“ und das sehr gelungene „Die barmherzige Schwester“.

Ein Dritttheil des Werks besteht aus der Dichtung „Fergus“, welche die Einführung des Christenthums in Britannia verherrlicht. Wenn auch zuweilen die Darstellung ans Unerlaubte streift, so ist doch die Dichtung fast überall voll so hoher, eigenthümlicher, mystischer Schönheit, daß sie Immermann's „Merlin“, dieser wie ihr Held verschollenen Schöpfung, Mosen's „Ritter Wahn“ und andern faustischen Gebilden angereiht werden darf. Ich kann es mir nicht versagen, sie durch eine kurze Stelle vorzuführen. Der Vertreter des Christenthums sagt (S. 143):

Die Welt hat sich gewandt im Schos der Zeiten,
Versunken ist im Bruche des Jahrhunderts
Der Riesenschatten der Vergangenheit.
Und wie ein dämmernd Morgenlicht im Osten
Steigt an dem dunkelen Gestad' der Welt,
Den Mittag eines ew'gen Friedentages
Zu rüsten, eine lichte Zukunft auf.
Das Schwert hat ausgeherrscht, die Bogensehne
Zersprang am Holz der Esche überm Herd,
Und auf des Schildes Stierhaut wiegt sein Kindlein
Das Weib des Kriegers lächelnd in den Schlaf.

5. Gedichte von August Schumacher. Leipzig, Violet. 1864. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese Gedichte rufen unsere Pietät wach, denn sie sind „während eines langen Lebens entstanden, eines Lebens, das, bewegt und wechselvoll, im Gemüthe eines dreiundsiebzigjährigen Mannes noch Saiten erklingen ließ, die in jugendlicher Anmuth zurückgaben, wodurch sie getroffen. Auf seinen Tod verwies er in heiterm Scherz, wenn er so dringend von vielen aufgefordert wurde, diese Sammlung zu veröffentlichen. Kurze Zeit, bevor dieser an ihn herantrat, ordnete und sichtete er seine Lieder, und als die ersten Ergüsse des Jünglings unter der Presse des Druckers lagen, legte der Greis sich zum Sterben nieder."

Wie es uns aus diesen Worten so eigen anheimelt! Unsere Wehmuth sucht Befriedigung, und ein gewinnendes Vorurtheil wird dem dahingeschiedenen Dichter auch dann gern lauschen, wenn er eben nichts Seltenes und Bedeutendes zu sagen hat. Je mehr wir uns aber in seine Aussprüche vertiefen, um so freudiger werden wir uns bewußt, daß auch, ohne jener Pietät ein ausnahmsweises Recht zu gestatten, wir verpflichtet sind, dem entschlummerten Greise einen Lorberzweig auf das Grab zu legen. Unserer Stimmung entspricht wol eins der ersten Lieder, das zugleich das Gemüth des Dichters verdeutlicht (S. 7):

Spätherbst.

Die Veilchenzeit ist längst vergessen,
Verlöscht der letzten Rose Glut,
Pomona's Frucht ward eingemessen,
Es floß der Traube feurig Blut.

Der Herbstwind fegt die kahlen Felder,
Verwirrt den lauten Kranichzug,
Und streut den Blätterschmuck der Wälder
Im Wirbel durch der Raben Flug.

Im Garten trauern Beet' und Bäume
Um das verwehte Blütenkleid,
Die Laube bebt, als ob sie träume
Von Frühlingslust und Liebesleid.

Da lächelt freundlich von der Mauer
Noch einer Aster letzter Stern,
Erhellet deiner Seele Trauer
Um alles, was dahin und fern.

So schaut, wenn nichts von Glück geblieben,
Wenn längst verklungen Lust und Scherz,
Zuweilen noch ein spätes Lieben
Mit Sternenaugen in das Herz.

Wenn die gebotenen Liebeslieder, unter anderm „Der Liebe Wunder", zumeist das aussprechen, was tausend- und aber tausendmal erklungen ist und erklingen wird, so erheben sich „Die Elegien" weit über das in dieser Art gewöhnlich Gebotene. Sie sind bei Vorführung der einfachsten Situationen von hinreißender Schönheit. Ihre mächtige Wirkung liegt in der Herzinnigkeit des liebenswürdigen Dichters. Sie durchweht auch alle übrigen Gaben, und diese gestalten vor unserm Seelenauge das Bild eines in weiser Gelassenheit wirkenden, am mäßig Errungenen sich begnügenden, der Natur und allen Menschen, denen ein warmes Herz ergeben, mit heiterer Liebe zugethanen, echt deutschen Mannes.

Als Dichter gelingt ihm oft, wie in den fünf kurzen Versen des Liedes „Lieb' und Blüten", eine Welt voll Lust und Schmerz zu beleben. Zuweilen wie in „So und so", „Das Wiegenlied", „Der Kukuk", „Abendfeier", „Vier Zeiten aus dem Jahr", „Hausrecht", dem lieblichen „Immergrün", dem urgemüthlichen „Der Ofen" und „Die Dämmerung" erinnert er lebhaft an Claudius und Lappe. Seine Naturschilderungen, die sich zumeist auf Berg und Thal erstrecken, sind höchst charakteristisch, indem sie wie der bläuliche Duft auf der ersten Pflaume uns locken, von dem anscheinend geringen Aeußerlichen in den vollen süßen Kern des Wesens einzudringen, und uns zugleich dort heimisch machen, wo die poetischen Früchte zur Reife gekommen sind. Naiv und doch voll tiefergreifender Wehmuth ist das kleine Lied: „Nach vierzig Jahren." Unter den poetischen Erzählungen zeichnet sich besonders „Florine" aus.

6. Gedichte von Josef Hötzl. Triest, Schimpff. 1864. 8. 20 Ngr.

Als ich diese Gedichte las, ward ich veranlaßt, diejenigen von meinen ersten, nie veröffentlichten Liedern, welche ich in einem zierlichen Bande meiner Braut vor 30 Jahren verehrte, in meiner Familie nachzulesen, und wir fanden, daß die Hötzl'schen viel Aehnlichkeit mit jenen haben. Da ich nun sehr zufrieden bin, daß ich diese Gedichte zu veröffentlichen nie Gelegenheit hatte, und da ich seitdem der Poesie nicht untreu geworden, so folgere ich, daß auch Hötzl der Muse ferner dienen wird, und wünsche, daß ihn das Schicksal dabei begünstigen möge, indem es ihm erlaubt, der Dichtkunst ohne Störung sich zu erfreuen. Nach dreißig Jahren, oder auch früher, wird er dann mit Lächeln diese seine ersten, längst vergriffenen Gedichte lesen und sie hoffentlich mit solchen vergleichen können, die nie vergessen werden. Zu den nicht mislungenen gehören „Gedanken in der Sylvesternacht" und „An Sie".

7. Lieder von August Silberstein. München, Fleischmann. 1864. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Ich verlange von der Poesie Wahrheit; die moderne aber kränkelt an der Sucht, sich bemerkbar zu machen, an der Sucht nach Ungewöhnlichkeiten in Gedanken, Worten und Formen; und sie erreicht zum höchsten — Ueberraschung; Beruhigung, Erhebung und Begeisterung nicht. So gesucht die Figuren der Composition auf dem Titelblatt des Silberstein'schen Werks sind, schielend, mit abgeplatteten Köpfen, maskirt und Theater spielend, so gesucht und verschroben sind diese Gedichte. Man höre (S. 140):

Nacht bedeckt der Gassen dumpfe Luft. —
Stille schreit' ich hin — da horch! Ein Wimmern!
Plötzlich taucht es auf — man ächzt und ruft —
Helfen gilt's und männliches Bekümmern! —

Wenn mein Aug' die Dunkelheit besiegt,
Regt sich's, wo der Weg für die Carosse!
Schreite rasch dahin. — Bei Gott! Es liegt,
Liegt ein wimmernd Weib hier in der Gosse!

Wehe über dieses Volkes Lust,
Diese ekle Trunkessucht der Thoren! —
Doch das Wort enteilt zu rasch der Brust,
Denn dies arme Weib hat hier geboren!

Silberstein ist wahrscheinlich Arzt oder Beamter in einem Hospital und hat Gelegenheit, Leid und Noth der Armuth kennen zu lernen. Allerdings interessiren diese den Menschenfreund lebhaft, und bieten auch dem Dichter ergreifende Stoffe dar. Nur müssen sie mit Vorsicht gewählt und behandelt, nur müssen sie von dem Anstößigen und Ekelhaften, das, traurig genug, der Armuth anklebt, gereinigt, nicht aber, wie in vorliegenden Gedichten, noch übertrieben und in so häufiger Wiederholung geschildert werden.

8. Gedichte von Max Haushofer. München, Fleischmann. 1864. 16. 22½ Ngr.

Nach dem Schlußgedicht „Zweiundzwanzig Jahr" bietet uns ein Dichter seine Schöpfungen an, der nicht viel älter ist, als Körner zu der Zeit war, wo er bereits seine große poetische Welt gestaltet hatte. Nach andern Gedichten freilich, z. B. dem bereits im Jahre 1854 geschriebenen: „Der Seuche Nachtfahrt", scheint Haushofer schon in höhern Jahren zu stehen. Immerhin, wir haben es hier mit einem jungen Dichter zu thun, und wollen deshalb erwarten, daß wir von ihm Werke erhalten werden, die

das vorliegende weit überbieten. Die beste dieser Jugendarbeiten ist „Seelenwanderung“.

9. Minnehof. Roman in Liedern von Ludwig Foglar. Wien, Förster und Bartelmus. 1864. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Dichter tritt in der zunächst Richard Wagner gewidmeten Zueignung mit entschiedener Berechtigung auf, und erwartet für seine Dichtungen, entstanden aus der durch Wagner's Musik hervorgerufenen Stimmung, welche eine reiche „Lyrik des Herzens“ in ihm ausströmen machte, durch einen kritischen Freund, „dessen Urtheil in ganz Deutschland Geltung hat, und welcher Einsicht in das Manuscript verlangte“, einen erhöhten Platz zu gewinnen. „Lassen Sie“, äußert sich dieser erfahrene literarische Richter, „in Apollo's Namen Ihren «Minnehof» immerhin vor aller Welt aufthun. Diese Lieder, welche ich «Stunden der Andacht im Tempel der Schönheit» nennen möchte, werden überall Anklang finden, wo man noch für Rückert's «Liebesfrühling», Daumer's «Hafis» und Bodenstedt's «Mirza Schaffy» ein offenes Herz und gesunde Sinne hat“

Vergleiche haben immer eine gefährliche Seite, weil sie Veranlassung geben, an den Vorzügen bekannter Kunstwerke die Schwächen der dargebotenen Schöpfung zu prüfen; wie sie denn überhaupt den Leser drängen, gegen die Ordre des Mufti unbewußt zu opponiren. Gelingt es aber dem Dichter, trotz dieser von ihm selbst unnöthigerweise hervorgerufenen Hindernisse, anzuregen und selbst vergessend fortzuziehen, so kann der Beifall ein um so nachhaltigerer werden.

Wenn Rückert's „Liebesfrühling“ durch seine seltene Naivetät und Hafis durch die Poesie der reinsten rücksichtslosesten Sinnlichkeit entzücken, so hat Rückert erlebt und erdichtet, wo Hafis gelebt und gesungen hat. Foglar dagegen hat zum größten Theil seine Lieder gedacht und geschrieben.

Wo ist nun, fragt ihr, der Roman gewesen?
Ich mein', er sei zwischen den Zeilen zu lesen —

fragt und antwortet der Verfasser am Schlusse des Werks. Wir haben fürs erste dies zwischen den Zeilen gelesen, daß der Dichter viel Selbsterlebtes hier wiedergegeben hat. Dies wirkt denn auch durch seine Frische in gleicher Weise wie die Rückert'schen Liebeslieder, denen viele dieser Spenden zum Verwechseln ähnlich klingen. Dann lesen wir zwischen den Zeilen, daß die Neigung der Geliebten nicht innig genug ist, um den glühenden Huldigungen des denn doch wol zu feurigen Liebhabers einen günstigen Erfolg zu versprechen. Es überrascht uns in den schönsten Liedern ein Zuviel, das wahrscheinlich auch die Geliebte erschreckt und zuletzt verscheucht hat. Der Dichter selbst sucht zwar die ganze Welt zum Zeugen seiner Liebe zu machen, aber während Rückert diese verklärt der Geliebten zuführt und dadurch stets vielseitig und interessant dem Mädchen seines Herzens gegenübersteht, erscheint Foglar seiner Geliebten einseitig und gar gefährlich, weil er immer wieder mit einer Bitte auf sie eindringt, die eigentlich nur als ein Fernerhofftes zuweilen aufblitzen darf, mit der Bitte um Gewährung der höchsten Gunst. Foglar hat diese Klippe wol bemerkt, und um nicht an ihr zu scheitern, bemüht er sich, den Roman in Hafis'schen Verhältnissen abspielen zu lassen. Er spricht oft von dem Zelte, in welchem seine Geliebte ihn empfängt, aber nicht gelingen will es ihm, uns auch in eine Welt zu versetzen, wo wie bei Hafis die sinnliche Liebe im vollen Rechte ist. Der „Minnehof“ bleibt modern, und die modernfühlende Geliebte, die allerdings eine naive, aber ihrer sittlichen Haltung entsprechende Liebe verlangt, wendet sich von dem Manne ab, den sie aufrichtig, aber nicht heidnisch, wie er von sich selbst oft sagt, sondern christlich geliebt hat. Doch nein; die Zweifel der Geliebten werden besiegt. Warum aber nicht vorher den Bund heiligen lassen? Dann hätte das vielleicht ewigen Bestand, was jetzt verwelken muß. Nur ein Lied gibt darüber Aufschluß (S. 232):

Zugleich!

Was denn mit uns das Schicksal will?
So drängt es uns zu fragen,
Wenn bangend wie, geheim und still
Den Blick ins Künft'ge wagen.

Dort glänzt nicht mildes Sterne Spiel,
Nicht morgenrothes Hoffen,
Umdunkelt ist das ferne Ziel,
Ringsum kein Ausblick offen.

Nicht schlingen darf sich Hand in Hand
Mit unlösbaren Ketten,
Noch hat der Muth in uns Bestand,
Durch Trennung uns zu retten.

So laß uns denn um jenen Muth
Zu unsern Göttern flehen,
Daß wir im Rausch der jungen Glut
Zu gleicher Zeit vergehen.

Abgesehen von dem getadelten „Zuviel“ verlangen der große Fleiß des Dichters, die Leichtigkeit seiner Verse und die nicht unbedeutende Zahl gelungener Liebeslieder gebührend anerkannt zu werden.

10. Gedichte von Karl Mayer. Dritte verbesserte und vermehrte Ausgabe. Stuttgart, Cotta. 1864. 8. 1 Thlr.

Die Zahl der Freunde der Mayer'schen Muse muß eine beträchtliche sein, da sie es dem Dichter möglich gemacht haben, seine Miniaturschilderungen in dritter Auflage bei Cotta erscheinen zu lassen. Als Repräsentantin der deutschen Poesie würde ich diese Muse nicht wählen, aber als Zeugin dafür, daß im deutschen Dichterwald sehr kleine Vögel sehr oft zu Worte kommen und auf viele gutmüthige Zuhörer rechnen können. Ich glaube, wenn ein Kukuk immer dasselbe sänge, er brächte es auch bis zur dritten vermehrten Auflage.

Wenn dies Werk modern, in Confectdruck erschienen und für jedes Gedicht, bestände es auch nur aus zwei Zeilen, eine ganze Seite geopfert wäre, so erhielten wir in den Mayer'schen Gedichten eine ganze Bibliothek. Diese Lieder sind so sparsam und compact gedichtet, daß der fünfte Theil der Sammlung aus Ueberschriften besteht. Vielleicht unternimmt es ein junges Original, uns eine Sammlung Lieder zu bieten, die nur Ueberschriften enthält; das wäre doch gewiß realistisch-kurz.

Ich verwerfe kleine, kurze Gedichte nicht, aber eben weil sie kurz sind, müssen sie in Inhalt und Form vollendet und überraschend schön sein. Nun aber finden sich hier auf 556 Seiten nur Gedichte, die mit einem altväterlichen Gebaren werthlose Aussprüche für delphische Orakelsprüche ausgeben. Mir ist es wenigstens nicht gelungen, in diesen wunderlich-kleinen Versen irgendwo poetische Schönheit und einen tiefen Gedanken zu entdecken. Wir wollen selbst einige nachlesen. S. 252:

Eigenart.

Ach, keine Ruhe, keine Rast!
Ist meines Wesens Lust und Last!

S. 248:

Abwechselung.

Von Abwechslung lieb' ich diese:
Wald entweder oder Wiese.

S. 216:

Ausgleichung.

Unrecht gethan, Unrecht gelitten —
Stehn wir entschuldigt nicht inmitten?

S. 169:

Tod der Mutter.

Schau' die Wieg' am Muttersarg
Trocknen Aug's, so bist du stark!

S. 17:

Ferne Ruhe.

Blaue, kühle Bergesschatten
Winken allzu ferne dort;
Hier um mich gönnt, ach! kein Ort
Ruheflüsternd sich den Matten.

S. 535:

Vorgefühl.

Die Luft ist heute grau und kühl;
Doch Lerchen schütten Lenzgefühl
In Sängen nieder auf die Flur.
Gewiß versteht sie die Natur.

11. Ahnenbilder von Ludwig August Frankl. Leipzig, Leiner. 1864. 8. 15 Ngr.

Man kann dem anhaltenden Streben Frankl's nicht die Anerkennung versagen. Seine Rastlosigkeit spricht für sein Talent. Die „Ahnenbilder“ enthalten manches gelungene Lied. Frankl hat von vielen Dichtern der Neuzeit die Manier abgelauscht und wendet sie manchmal glücklich an, so von Heine aus seinen „Talmudischen Liedern“. Deshalb werden den Israeliten diese Gedichte willkommen sein. Auch findet man Anklänge, die an Ossian erinnern. Wären nur nicht die nachschleppenden Sätze und andere Schwerfälligkeiten! Z. B. (S. 121):

Hoch über ihm in den Cedern
Ein Adler sah dem zu,
Und wetzte an den Federn
Den Schnabel in stiller Ruh.

Die finstern Wolken hingen
Tief über den Libanon,
Und dumpfe Donner fingen
Fern an zu rollen schon.

Da hab' ich entsetzt in die Flanken
Dem Pferd die Sporen gedrückt.
Es waren wilde Gedanken,
Die mir das Herz durchzückt!

Das wirkt wol einmal, aber nicht nachhaltig, wie wahre Poesie wirken soll. Die neuere Zeit hat es Sitte werden lassen, das Ungewöhnliche bis zum Ungeheuerlichen zu benutzen und auch ein Geheimnißvolles, Nichtauszusprechendes heranzuziehen. Wenn die Dichter nicht weiter können, so helfen sie sich mit einem ahnungsvollen Schluße, der uns an einen Schatz verschwiegener Gedanken glauben machen soll. So knüpfen sie wieder bei der romantischen Poesie an — bei Fouqué. Das Gewagte der Darstellung erweise noch folgende Probe (S. 65):

Und ihm zur Seite ein Beschorner,
Er drückt das Kreuz an seine Brust.
„Wen dieser sucht, ist ein Verlorner!“
Ich denk' es in der Seele just;

Mein Athem stockt in langer Pause,
Es folgt mein Blick der Menge Bahn, —
O wehe mir, vor meinem Hause
Hält still der bleiche Priester an.

Die Kinder seh' ich schon im Blute,
Geschlachtet mit mein holdes Weib,
Da stürz' ich vor in wildem Muthe,
„Die schont und tödtet meinen Leib!“

12. Schattenbilder aus der Gesellschaft von A. Mair. Leipzig, Wilfferodt. 1864. 8. 10 Ngr.

Eine Notiz hinter dem Titelblatte warnt „mit Vorbehalt aller Rechte“, vor unbefugtem Abdruck selbst einzelner Artikel dieser Originalsammlung. Wir haben es also mit einem Autor zu thun, der sich für bedeutend genug hält, sein Werk in dieser Weise zu sichern. Dichter pflegen übrigens nicht den Nachdruck zu fürchten, weil sie vor allen ihre Lieder verbreitet sehen wollen. Ein Urtheil über diese „Schattenbilder“ zu fällen, dürfte unter der Würde d. Bl. sein. **Hermann Neumann.**

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Neue Romane von Marie Sophie Schwartz.

Wir haben in einem frühern Referat die Romane dieser Schriftstellerin ausführlich besprochen. Nach kurzer Zwischenzeit erscheinen wieder mehrere, zum Theil umfangreiche Romane derselben Feder; Frau Schwartz ist, man darf wol sagen, eine sehr fruchtbare Schriftstellerin. Wir bemerken, daß die Manier der genannten Dame sich zu einer Art von Einförmigkeit gestaltet; aber das ist in diesem Falle nicht unbedingt ein Tadel. Mütter, welche auf das Glück ihrer Kinder speculiren, Männer, welche das Glück ihres Lebens durch die Ehe ruiniren, junge Weiber, welche von ihren Männern infam tyrannisirt werden, junge Mädchen, welche sich unerhörte Behandlung von ihren Liebhabern gefallen lassen — das sind die Themata, welche Frau Schwartz mit Vorliebe, man darf sagen, mit Virtuosität behandelt. Wenn nun aber auch die Lebensschicksale vieler Personen in diesen Erzählungen einander ähnlich sind: so hat doch unsere Verfasserin in psychologischer Darstellung und Motivirung eine höchst bedeutende Erfindungsgabe. Herrscht dessenungeachtet doch noch Einförmigkeit in diesen Romanen vor, so kann das nur seinen Grund darin haben, daß Frau Schwartz nur zu ernsthaften Darstellungen Talent hat, daß ihr der Humor fehlt. Dazu kommt noch, daß, abgesehen von diesem soeben bezeichneten Mangel (denn in so umfangreichen Lebensbildern wie Frau Schwartz sie arbeitet, hat auch der Humor sein Recht), die Werke der genannten Schriftstellerin niemals einen poetischen Aufschwung nehmen, sie haben weder einen poetischen Horizont, noch einen poetischen Hintergrund.

Die einzelnen Werke, über die wir heute zu referiren haben, sind:

1. Der Rechte. Eine Erzählung von Marie Sophie Schwartz. Aus dem Schwedischen von A. Kretzschmar. Vier Theile. Leipzig, Brockhaus. 1864. 8. 3 Thlr.
2. Mathilde oder Ein gefallsüchtiges Weib. Eine Erzählung von Marie Sophie Schwartz. Aus dem Schwedischen von A. Kretzschmar. Leipzig, Brockhaus. 1864. 8. 24 Ngr.
3. Die Emancipationswuth. Eine Erzählung von Marie Sophie Schwartz. Aus dem Schwedischen von A. Kretzschmar. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1864. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
4. Gold und Name. Roman von Marie Sophie Schwartz. Aus dem Schwedischen von A. Kretzschmar. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1864. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Daß der rechte Mensch auch jedesmal ein rechter Charakter sei, oder daß jeder einzelne streben soll, seine ursprüngliche Charakteranlage herauszubilden und zu vervollkommnen: das könnte man als den Hauptgedanken der ersten Erzählung: „Der Rechte“, bezeichnen. Die drei Hauptpersonen, deren Charakterentwickelung sich in diesem Buche ausführt, sind sehr genau, sehr anschaulich

geschildert, und die Conflicte, in welche alle drei zueinander treten, sind ebenso geschickt eingeleitet, wie sie geschickt fortgeführt und gelöst werden. Die Verfasserin geht von dem richtigen Gedanken aus, daß die eigentliche wahre Naturanlage des Menschen, wenn sie noch so sehr zurückgedrängt, in andere Bahnen geleitet oder scheinbar ausgerottet wäre, doch in gewissen Momenten, unter gewissen Constellationen wieder durchbricht. Mit diesem etwas nach Prädestination klingenden Satze soll übrigens durchaus nicht verkannt werden, daß jedem einzelnen eine gewaltige Geistes- und Willensmacht innewohne, eine Macht sich zu demjenigen zu bilden, was als Ideal des Sittlichguten jedem denkenden Menschen vorschwebt. Auch darin hat Frau Schwartz vollkommen recht, daß sie den im bürgerlichen Leben sogenannten guten oder gutmüthigen Charakter als denjenigen darstellt, welcher, genau genommen, gar kein Charakter ist, weil nichts Festes, nichts Principielles den Ansichten, den Urtheilen, den Handlungen des Gutmüthigen zu Grunde liegt. Eine solche Persönlichkeit wird in dem genannten Roman sehr gut geschildert: Herr Allon von Stral, der gutmüthigste, bürgerlich ehrenwertheste junge Mann, wird ein Spielball in den Händen einer ehrgeizigen und geldgierigen Mutter, welche in Verbindung mit dem frühern Erzieher des jungen Mannes, einem pietistischen, heuchlerischen Geistlichen handelt; er wird ein unerträglicher Ehemann, ein Tyrann seiner Umgebung; ja er wird verleitet zu Spiel, zu Verschwendung, zu Betrug und tritt als ehrvergessener, ehrloser Schuft vom Schauplatz der Erzählung zurück. Auf eine wahrhaft erschütternde Weise zeigt Frau Schwartz in diesem Bilde, wohin der Mensch gelangen oder geführt werden kann, wenn sein Leben hingeht, ohne daß er sich selbst zum Herrn über sein eigenes Ich gemacht hat, ohne daß er weiß, was er will, was er muß, ohne daß er seinen eigenen Charakter herausgebildet und vervollkommnet hätte.

Für alle, welche sich für Psychologie interessiren, ist die vorgenannte Geschichte in hohem Grade fesselnd; allein auch denjenigen, welchem die Psychologie nicht so nahe liegt, wird diese Erzählung fesseln und nach Umständen belehren, indem dieselbe auf eine gründliche und genügende Art die Gefahren des Reichthums schildert; es werden nämlich in diesem Buche alle diejenigen Verirrungen dargestellt, zu denen theils der Besitz des Reichthums, theils der Wunsch des Reichwerdens verlockt. Hier hat die Verfasserin in der That eine bedeutende Erfindungsgabe entwickelt: Personen von großer Verschiedenheit der Lebenskreise, des Alters, der Lebensansichten und von contrastirenden Charakteren — alle haben dasselbe Schicksal, daß der Besitz von Reichthum, oder das Streben nach Reichthum eine bedeutende Krisis in ihrem Leben hervorbringt. Wer den Roman von dieser Seite ansieht, wird ihn natürlich für ganz modern erklären müssen, weil das unselige Streben reich werden zu wollen, alle Schichten der sogenannten Gesellschaft, wie alle Schichten des Volks durchdringt.

Außer diesen zwei angedeuteten Gesichtspunkten, unter welchen man das genannte Buch ansehen kann, ist auch noch ein dritter, mit gleicher Berechtigung, denkbar. Man kann nämlich die Erzählung betrachten als eine Variation des Themas: wie unendlich selten es ist, daß eine in jugendlichem Alter beginnende Liebe, wenn sie zur Ehe führt, in den mannichfach verwickelten und nicht immer erwünschten Lebensschicksalen sich als rechte Liebe bewährt. Im Laufe dieser Schilderungen wird der denkende Leser manchen richtigen Satz illustrirt finden; ich nenne nur den einen: so wie es unumstößlich wahr ist, daß Aeltern keine strengern Beurtheiler ihrer Person, ihres Charakters, ihres Lebens, ihrer Tendenzen finden können, als die eigenen Kinder, ebenso gewiß ist es, daß Mann und Weib, wenn sie in unglücklicher Ehe miteinander leben, sich derartig voneinander entfernen und entfremden können, daß zwischen ihnen ein Haß entsteht, so bitter, so giftig, wie nicht leicht, weder auf Erden, noch in der Hölle gehaßt wird. Diesen Gedanken regt die vorgenannte Geschichte mehrfach an; aber wenn dieselbe ihn bildlich darstellt, so geschieht es mit jener schon früher von mir gelobten Mäßigung, welche wol bis an die Grenze des Möglichen führt, aber auch nicht eine Linie breit darüber hinausgeht.

Wenn man sich diese drei mit gleicher Berechtigung möglichen Anschauungen unsers Romans vergegenwärtigt, so darf man jedenfalls sagen, daß dieses Werk ein sehr reifes, im Geiste der Verfasserin vollkommen ausgetragenes Product ist. Dazu muß man nehmen, daß die Zahl der Personen für ein Werk von vier Theilen klein und das Terrain, auf dem sie sich bewegen, höchst beschränkt ist; in dieser Beziehung zeugt das Werk von dem Talente der Verfasserin, und es findet hier das Wort seine Anwendung: „In der Beschränkung zeigt sich der Meister."

Noch eins müßten wir über diesen Roman anmerken. Wie ich schon oben angedeutet habe, ist er interessant; aber noch nie las ich ein so freudloses Buch, ein Buch, worin auch nicht der kleinste Punkt zum Ausruhen von weltlicher Sorge, von stiller Intrigue, von Scenen des Neides, der Hinterlist und Verrätherei zu finden wäre; und erhöht wird all dieses Schlimme noch dadurch, daß es innerhalb der Grenze einer Familie vorkommt. Daß die Verfasserin es wagen durfte, einen Roman zu schreiben, aus dem alles Ideale so verbannt ist, wie aus diesem, einen Roman, in welchem nichts dem Leser Heiterkeit, nichts ihm ein Wohlbehagen, nichts ihm eine wenn auch nur idyllische Täuschung erweckt — und doch dabei ein lesbares und anziehendes Werk — dies gerade zeugt offenbar von ihrem Talent. Daß unsere Verfasserin innerhalb der Grenzen ihres Talents stehen bleibt, das ist überhaupt ein Zeichen von rechter schriftstellerischer Selbstkenntniß. Es ist noch nicht so lange her, daß wir in Deutschland Schriftsteller hatten, welche das Verschiedenartigste zu schreiben versuchten: Journalartikel und lyrische Gedichte, Tendenznovellen, kunstphilosophische Abhandlungen, Balladen, komische Romane, Reisebilder, Theaterstücke — was weiß ich sonst noch alles. Wie konnten diese Autoren übersehen, daß bei diesem Experimentiren das Publikum zu einem Glauben an das

Talent gar nicht kommen konnte; was war anders zu erwarten, als daß der Leser jedem dieser Producte ansah, es war nicht naturwüchsig, es war eben gemacht. Frau Schwartz hat bisjetzt noch nichts gemacht; was sie geschrieben hat, das mußte sie schreiben und darum schrieb sie es.

Noch hätte ich zu erwähnen, daß unsere Verfasserin in diesem genannten Buche einigermaßen didaktisch oder polemisch wird. Sie führt nämlich zwei Personen vor, welche der modernen protestantisch-pietistischen Richtung zugethan sind. Wer außerhalb dieser unseligen religiösen Richtung steht, erfährt deshalb nicht viel von ihrem Einfluß auf Leben und Lebensschicksal, weil diese Sekte principiell im Finstern schleicht und wühlt. Frau Schwartz malt in diesem Roman einen pietistischen Mann, welcher nachher Geistlicher wird, und eine pietistische Dame, die Schwester des Geistlichen, verheirathet an einen Kammerjunker und Mutter des Haupthelden der Geschichte. Diese zwei Personen greifen in das Schicksal der Hauptpersonen des Buchs mächtig ein; wir finden es sehr taktvoll entworfen, daß diese zwei Personen schon viel gewirkt haben, bis der Leser nach und nach zu vermuthen beginnt, daß sie Pietisten sind; im Verlauf der Geschichte tritt dann dies System deutlicher heraus. Lüge, Verleumdung, Hinterlist, Betrug, planmäßiges Irreleiten unschuldiger Menschen, Verführung zum Diebstahl, zum Spiel mit den heiligsten Pflichten, das sind die Thaten des Geistlichen und seiner Schwester, der Frau Kammerjunkerin. Die Strafe, welche den Geistlichen trifft — nämlich Amtsentsetzung und öffentliche Ehrloserklärung —, gibt ihm natürlich nur Veranlassung über die Kurzsichtigkeit und Ungerechtigkeit der schlechten Welt zu declamiren. Jedenfalls ist das ganze Bild maßvoll gezeichnet und eben deshalb kann es in einer Zeit der wuchernden Pietisterei schon als Warnungszeichen etwas wirken bei denen, welche mit ähnlichen Individuen in Verbindung zu kommen das Unglück haben.

Jetzt hätte ich noch über den Schluß oder die Lösung der ganzen Erzählung etwas zu sagen, weil ich mit diesem Schluß durchaus nicht einverstanden bin.

Eine Dame, welche von ihrem Gatten in einer sechs- bis siebenjährigen Ehe auf alle erdenkliche Weise gequält, mit Keulen geschlagen, mit Dolchstößen verwundet, mit Nadelstichen gepeinigt worden ist, eine Frau, welche es sich zur Aufgabe machte, alle die Pflichten, die das Weib dem Manne schuldig ist, heilig zu halten, die, nachdem sie von ihrem Manne ganz verlassen und auf seinen Antrieb hin gerichtlich geschieden ist, vermählt sich nach kurzer Frist zum zweiten male und zwar mit einem Verwandten, auf welchem gleichfalls der Neid, der Haß, der Zorn ihres Gatten geruht hatten. Ich meine, ein Weib, welches so wie dieses gelitten und geduldet hat in seiner Ehe, die kann, die darf gar nichts mehr von einer neuen Ehe erwarten wollen. Sonst ist sie das echte Weib, ist sie die hohe Dulderin gar nicht gewesen, als die man sie uns darstellte.

Was die zweite Erzählung betrifft: „Mathilde oder Ein gefallsüchtiges Weib", so ist Liebe suchen, finden und verlieren das alte und ewig neue Thema auch dieses Romans. Unsere Verfasserin hat dies Thema mit interessanten Charakteren, mit bedeutenden Persönlichkeiten auf einem ganz passenden Terrain durchgeführt. Die Verfasserin wendet in diesem Buche zwei Motive an, welche wir bisher nicht bei ihr fanden; diese zwei Motive sind: sinnliche Verirrung eines jugendlichen Weibes und Schreck. So wirksam beide Motive an sich in einem Roman sein können, so wenig sind sie es in der obengenannten Erzählung, weil dieselben mit einer solchen Schüchternheit gebraucht sind, daß sie die Wirkung des Ganzen durchaus nicht erhöhen. Deshalb erscheinen sie im Zusammenhange des Ganzen in der That nutzlos, und, wie ich bald in Beziehung auf das eine zeigen werde, im höchsten Grade nachtheilig für das Werk selbst, welches überhaupt, im ganzen wie im einzelnen betrachtet, durchaus nicht so reif ist, wie die meisten übrigen Werke der Verfasserin. Die Verfasserin hat wol gewußt, was sie wollte, aber sie nahm sich nicht die Zeit zu erwägen, wie sie es ausführen sollte. Der Grundgedanke dieses Werks verlangt ein Buch de longue haleine; aber die Eile der Verfasserin hat es zu einem ganz kurzathmigen gemacht, so kurzathmig, daß es eigentlich gar kein Roman, sondern eine Novelle ist, höchstens ein Zwischenstück zwischen Roman und Novelle. Das gefallsüchtige Weib spielt überhaupt nur wenige Scenen in dem Buche. Die Gefallsüchtige sollte, was auch dem Titel nach zu vermuthen ist, wahrscheinlich zur Hauptperson des Buchs gemacht werden. Nun wird diese gefallsüchtige Mathilde gleich in den ersten Scenen der Erzählung als neuverheirathete Frau eingeführt, welche nach drei Monaten ihrer Ehe ein wohlausgewachsenes Kind gebiert. Nach dieser Einleitung wird die Verfasserin sich überzeugt haben, daß keine Steigerung mehr möglich war, ohne über diejenigen Grenzen, welche sie selbst sich gesteckt hat, zu weit hinauszugehen, wenn diese gefallsüchtige Mathilde als Hauptperson durch das ganze Buch hätte hindurchgehen sollen. So wird denn eine andere Dame als neue Heldin der ersten substituirt. Eine solche Planänderung ist unter allen Umständen ein schlimmes Prognostikon für die Wirkung des ganzen Werks. Ebenso schadet die Verfasserin selbst ihrem Buche dadurch, daß sie gegen das Ende hin sich in psychologischen Capricen gefällt, welche nach meiner Ansicht wenigstens kaum anziehende Bilder für einen Roman geben möchten. Im übrigen ist der Roman nicht ohne Spannung und fesselt den Leser.

Die Anlage des dritten Romans: „Die Emancipationswuth", ist sehr geschickt, der Leser glaubt im Anfang und in den ersten Kapiteln, er habe es in diesem Buche mit einer Emancipationssüchtigen zu thun, während nach einiger Zeit schon eine zweite, bald sogar eine dritte auftritt. Die beiden ersten dieser drei Damen sind von der Verfasserin mit Vorliebe behandelt; am meisten

gefiel Frau Schwartz sich offenbar in der Darstellung der ersten. Dieselbe ist nämlich die Tochter eines ältern quiescirten Seekapitäns und faßt die Emancipation der Frauen praktisch auf; sie ist eine gesunde, lebensfrohe, muthige Creatur; sie trägt einen Männerrock von gelbem Nanking, dito Beinkleider, grauen Hut, Stiefel u. s. w., eine Verkleidung, welche durch die natürliche Corpulenz des jungen Mädchens höchst ergötzlich wird. Anfangs ist sie passionirte Jägerin; von dieser Leidenschaft curirt, widmet sie sich dem Seemannsberufe, d. h. natürlich nur zur Probe und dazu auf einem Schiffe ihres Vaters, welches unter Leitung von dessen Bruder von Schweden nach Spanien segelt. Die zweite Emancipationssüchtige wird Schriftstellerin, die dritte wird Sängerin. Im Anfang der Geschichte, wo man es noch mit der ersten der zwei Mädchen zu thun hat, geht die Erzählung mehr im Tone der Bluette vorwärts: alles leicht, frisch, bisweilen übermüthig; anmuthige Neckereien, ein Scherz jagt den andern, es brennt alles los wie Pulver auf der Pfanne. Besonders gefällt der alte joviale Seemann mit seinem unzerstörbaren Gleichmuth und seiner unverwüstlichen Heiterkeit: neben ihm hat man seine Freude an einem jungen Neffen von ihm, der die Oekonomie auf dem Gute des Alten besorgt und ein gesunder, kräftiger, vorurtheilsloser Sohn der Natur ist; zwischen diesen beiden steht die alte Haushälterin, eine entfernte Verwandte des Seekapitäns, welche im stillen auf die Hand des Herrn Vetters speculirt, aber meistens nur gar zu deutlich und laut mit ihrer stillen Absicht hervortritt. Wie gesagt, die Einleitungskapitel haben einen sehr freundlichen, heitern und erheiternden Ton. Bald freilich bringen die Ereignisse mehr Ernst in das Leben. Ein zweiter Neffe des Seekapitäns, ein Bruder des ersten, tritt auf, ein junger Geistlicher, bei dem Herrn Onkel gar nicht beliebt wegen seiner Kopfhängerei und der weltfeindlichen Ansichten, die er auskramt: im Grunde des Herzens ist dieser junge Mann voll von Weltlust, von Neid und Untreue. Diese zwei Neffen des Alten treten bald in ein näheres Verhältniß zu den zwei Emancipirten, nämlich zu Urda, der Tochter des Seekapitäns, und zur Schriftstellerin Calla, der Tochter eines benachbarten und befreundeten Gutsbesitzers. Der kopfhängerische, neidvolle, weltfeindliche junge Geistliche, Erald, fürchtet in seinem Bruder Harald einen Nebenbuhler; es bilden sich Conflicte, welche in der That ebenso einfach herbeigeführt, wie natürlich geschildert und geistreich durchgeführt werden, Conflicte, in welchen die zwei Mädchen, Urda und Calla, ihre Charaktere trefflich durchbilden und zu sittlicher Tüchtigkeit heranreifen. Harald bleibt unter allen Widerwärtigkeiten ein aufrichtiger, grundehrlicher Natursohn, mit klarem Auge und gesundem Herzen. Erald, der Geistliche, wird eine Beute aller häßlichen Leidenschaften, welche Liebe und Eifersucht in ihm erzeugen, und sinkt so tief, daß er fast die Achtung vor sich selbst verliert. Er gewinnt indeß die Kraft zur Besserung wieder, und damit auch die Achtung vor sich selbst — mit Recht, wie die Verfasserin meint —; doch ist dieser Charakter offenbar gar zu egoistisch, scheinheilig und unmännlich angelegt, als daß der Leser an seine Besserung glauben sollte; denn die Probe besteht er natürlich nicht, sonst wäre das Werk vielleicht zu umfangreich geworden.

Die Romane der Frau Schwartz lassen, wie schon erwähnt, oft einen andern Schluß zu, als der, welcher der Verfasserin beliebte; wenngleich der von ihr gewählte die meisten Chancen für sich hat. In der genannten Erzählung „Die Emancipationssüchtige" ist aber das Gegentheil der Fall; der Schluß ist nicht blos unbefriedigend, sondern unrichtig. Es ist ein psychologischer Verstoß, daß der obenerwähnte junge Geistliche, ein körperlicher und geistiger Schwächling, dazu ein Träumer und unpraktischer Mensch von Grund aus, die gesunde, durch und durch praktische Urda, des alten Seekapitäns Töchterchen, zum Weibe bekommt, während er früher bis zum Uebermaß Calla, die Schriftstellerin, liebte, und ihr zu Liebe so vieles Unrecht that gegen seine Geliebte selbst, gegen seinen Bruder, gegen seinen Onkel, kurz gegen jeden, der in seinem Kreise sich bewegte. Harald, der als Mann der Oekonomie das Praktische liebt, heirathet die Schriftstellerin Calla, obwol er bis auf die letzte Stunde vor seiner Verlobung eine ganz entschiedene und gründliche Abneigung gegen schriftstellerische Frauen kundgibt. Ohne Zweifel wäre es der talentvollen Verfasserin leicht gewesen, eine andere Lösung zu finden; allein sie scheint sich bisweilen darin zu gefallen, für die schärfsten Contraste eine Vermittelung herauszusuchen.

Der vierte Roman „Gold und Name" verträgt keine scharfe Kritik; er macht den Eindruck gekünstelter Absichtlichkeit, des Ausgedachten, Zusammengestellten, absichtlich Componirten. Das Geheimnißvolle, welches mehrere Personen umhüllt, wird nicht befriedigend gelöst; die Lösung ist weder überraschend noch zufriedenstellend. Was ferner die Leidenschaften betrifft, die in diesem Romane vorgeführt werden, so scheinen sie oftmals außer der Sphäre des Natürlichen zu liegen, und können daher den Leser nicht zur rechten Mitleidenschaft hinreißen.

So kann es z. B. ein Leser von Gefühl unmöglich interessant finden, wenn Lord Casterton, ein junger Edelmann, ein Schuldenmacher und Verschwender, ein Weib mit einer solchen Art von moralischer Ueberlegenheit behandelt, als wäre er selbst ein Urbild der Tugend und Vollkommenheit. Die Prüfungen, welche dieser Mann dem Weibe seiner Wahl auferlegt, nur um zu erkunden, ob sie auch seines hochadelichen Namens und Stammbaums würdig sei — diese Prüfungen, sage ich, sind geradezu empörend, und man muß höchst jugendlichen und einsiedlerischen Illusionen hingegeben sein, um zu glauben, daß irgendein Weib auf Erden sich das könne gefallen lassen. Wenn nun gar dieses durch die raffinirtesten Foltern geprüfte und endlich würdig befundene Weib diesem ihrem Henker, d. h. Sr. Herrlichkeit, dem Lord Casterton, noch die Hand zum Ehebunde reicht, so hätte die Verfasserin bedenken sollen, daß wir nicht mehr in den

Zeiten der Griseldis leben; ferner, daß ein solcher Stoff vielleicht im hochpoetischen Stil könnte behandelt werden, niemals aber innerhalb der Grenzen des bürgerlich philisterhaften Lebens, in dessen Bann auch der reichste und schönste Lord ellentief steckt: denn daß England in tausend Rücksichten das echteste Zopfland sei, das wird auch Frau Schwartz wissen.

Im übrigen wird dieses Buch seinen Leserkreis finden und fesseln. 5.

Realismus und Idealismus in der Romanliteratur.

Die Leser d. Bl. werden sich des Aufsehens erinnern, mit welchem Flaubert's Roman „Salambo" in Paris bei seinem Erscheinen aufgenommen ward, wenn auch das Aufsehen jetzt durch Renan's „Leben Jesu" bedeutend überholt ist. Das Buch rührte von einem Schriftsteller her, der seine Werke nicht frühreif auf den Markt zu bringen pflegt. Dazu war der Stoff so eigenthümlicher Art, daß sich gewisse schöne und vornehme Kreise für das Werk glaubten nicht besser interessiren zu können, als wenn sie à la Salambo gekleidet gingen. Die Kritik war in einer eigenen Lage. Flaubert's Fleiß bei Ausführung des Werks verdiente die wärmste Anerkennung und doch widerstritt diese Ausführung fast durchgehends gewissen ästhetischen Grundsätzen. Es war in dem Ganzen eine bis ins allerkleinste getriebene Detailmalerei ersichtlich, die durch das Fremdartige des Stoffs eher verstärkt, als zum Vortheil des Ganzen gemildert wurde. Schließlich kam die französische Kritik im allgemeinen darin überein, Flaubert's „Salambo" sei wegen des darin herrschenden Realismus für verfehlt zu achten. In einem langen Artikel der „Revue des deux mondes" griff Saint-René Taillandier sogar bis auf Goethe, als den Vater des Realismus zurück (des Aufsatzes ist seitens des geehrten Herausgebers in d. Bl. schon früher in einer Notiz gedacht), gerade als ob Goethe nichts Besseres zu thun gehabt hätte, als für einseitige Romanschriftsteller schlechte Muster zu liefern. Saint-René Taillandier sprach den Altvater Goethe zwar frei vom einseitigen Realismus, nichtsdestoweniger schien es, als wollte er ihn in etwas für Auswüchse neuerer Richtungen verantwortlich machen.

In gewisser Beziehung ist der Streit um Realismus und Idealismus ein sehr müßiger. Ein gutes Werk muß von beidem besitzen. Insofern aber verschiedene Stoffe und die Art, wie der Schriftsteller dieselben zu behandeln gedenkt, eine verschiedene Vermischung des Realismus mit dem Idealismus bedingen, insofern hat der Streit auch wieder seine Berechtigung. Wir wenigstens werden eine immer tiefere Erkenntniß einerseits der Gegensätze, andererseits der innigen Beziehungen zwischen Idealismus und Realismus für jeden sich immer freier und tiefer entwickelnden Schriftsteller nothwendig erachten. Ein Werk für sich allein betrachtet kann vielleicht craß realistisch erscheinen; gegen ein anderes, scheinbar idealeres gehalten, zeigt es aber plötzlich einen idealen Zug, den wir zuerst nicht beachteten, und das zweite, das uns für sich allein betrachtet ein sehr ideales Werk dünkte, sinkt durch die Vergleichung mit einem realistischen vielleicht zu einer unwahren Gelegenheitsarbeit hinab. Flaubert's „Salambo" für sich ist ein craß realistisches Werk, gehalten aber gegen ein noch so schön geschriebenes, von einer humanistischen Idee getragenes, von edeln Persönlichkeiten strotzendes, aber als Tagesellenarbeit zu kennzeichnendes Tendenzwerk, ein wie idealistischer Zug liegt nicht in dem jahrelangen Fleiße, mit dem der Verfasser jede Seite seines Werks bis ins einzelnste hinein durcharbeitete!

Wie wir die Vermittelung zwischen Realismus und Idealismus suchen, hätten wir damit wenigstens nach einer Seite hin angedeutet. Zu andern Bemerkungen werden uns die nachfolgenden Werke selbst Gelegenheit genug bieten. Wir wollen mit Romanen beginnen, deren Stoffe der Gegenwart und der bürgerlichen Sphäre angehören.

1. Peregretta. Ein Roman von Hans Hopfen. Berlin, Hertz. 1864. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Jeder Romanschriftsteller, der seinen Stoff von psychologischer Seite erfassen will, gibt damit idealeres Streben zu erkennen. Bringt er nun ein unreifes Werk, so ist das nicht die Schuld seines idealen Strebens, sondern seiner Unfähigkeit oder seiner Schwäche, die reale Seite seines Stoffs realistisch wahr zu gestalten. Dies ist auch die Schuld Hopfen's. Er hat deshalb schon manch tadelndes Wort hören müssen, wir werden vielleicht mit seinem Werke am schärfsten ins Gericht gehen müssen, ohne deshalb an seiner schönen Begabung auch nur im geringsten zu zweifeln. Seine „Peregretta" ist ein ziemlich unreifes Werk. Es ist freilich nichts Leichtes, einen Stoff von psychologischer Seite zugleich schön und wahr zu gestalten: Hopfen hat nur den alten Satz bewiesen, daß keinem Menschen die Kunst poetischer Gestaltung frühreif in den Schos fällt. Wir sagten also, er habe nicht realistisch wahr gestaltet. Die Charaktere sind es also wol, die wir angreifen? Allerdings, wenigstens zunächst seine Männer. Er gibt seinen Roman wie eine wirkliche Begebenheit. Wüßte er diese Illusion bei einem erfundenen Stoffe hervorzurufen, die Kritik würde dadurch entwaffnet sein. Jedoch beruhte seine Erzählung auf reiner Erfindung, so würden wir Hopfen noch schärfer angreifen müssen, als wenn sie wirkliche Begebenheiten brächte. Denn eine wirkliche Begebenheit kann den Nächststehenden leicht hinsichtlich ihrer Bedeutung für Fernstehende tauschen, bei einem erfundenen Stoffe ist das nicht in dem Grade der Fall, wenn der Verfasser nicht von vornherein an krankhafter Eitelkeit leidet. Die beiden männlichen Hauptpersonen der „Peregretta" sind der Held „Heinrich" und das „Ich" des Verfassers. Das letztere ist von einer grenzenlosen Bedeutungslosigkeit; wollte der Verfasser nicht mehr sein als ein Actuarius, der alles zu Papier bringt, warum gab er die Erzählung nicht lieber ohne dies „Ich". Der Held Heinrich aber ist nichts als ein elender Egoist:

„Er war einer von jenen Poeten, die niemals einen Vers gemacht; er dichtete nicht mit Feder, Pinsel oder Meißel, aber es war ihm Bedürfniß, Gedichte zu erleben. Er war der unglücklichste Mensch, wenn ein Tag aussah wie der andere, wenn zwei Wochen hingegangen, ohne daß ein Unglück geschehen oder eine Dummheit begangen worden. Er machte fortwährend Jagd nach absonderlichen Situationen, wobei es ihm ziemlich einerlei war, ob er oder andere eine peinliche Rolle dabei spielten, und auch die gewöhnlichsten Lebensvorkommnisse liebte er mit dem Scheine des Außerordentlichen verzierend zu umkleiden. So mußten stets frische Blumen auf seinen Tischen und Kästen stehen, seine gewöhnlichen Trinkgeschirre hatten die Form einer antiken Schale oder eines altdeutschen Stiefels, je nachdem er Wein oder Bier genoß; als Waschbecken diente ihm eine ungeheuerliche Seemuschel.... Die reguläre Höflichkeit häuslicher Theegesellschaften vermied er bis zur Ungezogenheit, es wäre denn da der Faden einer Intrigue anzubinden gewesen. Dagegen liebte er rauschende Feste, Bälle, Schlittenfahrten, Maskeraden und jede Gelegenheit, wo es hoch und laut herging.... Er konnte ausgelassen lustig sein, blieb aber der unausstehlichste Kumpan von der Welt, solange nichts Absonderliches aufzutreiben war. Alsdann mochte es noch geschehen, daß er Winters mit der Straßenpolizei anband, um auf der Wachtstube zu übersitzen, oder daß er Sommers noch in der Nacht über Land lief, um in einem Kahne zu schlafen oder doch einem Sonnenaufgang entgegenzuwandern. Am liebsten sah er sich bei Pferde und — zu Tische."

Dieser Heinrich verlobt sich mit einem adelichen Fräulein, die Verlobung geht aber zurück, da sich Heinrich plötzlich einer Sängerin niedersten Grades annimmt. Er heirathet diese Sängerin. In seiner Frau steckt ein genialer Drang zur Bühnenthätigkeit, Heinrich sträubt sich gegen eine solche Thätigkeit,

nichtsdestoweniger spielt er mit ihr in seinem eigenen Hause Komödie aller Art. Das erste Kind der Ehe stirbt; wäre es leben geblieben, vielleicht hätte Peregretta allen Gelüsten nach Theaterruhm widerstanden. Zwischen den Gatten treten Momente feindseliger Spannung ein. Held Heinrich ist mit Briefen, die er an seine erste Braut, ein Fräulein von Püren geschrieben, nicht discret genug. Ja, er ist so indiscret, schon als der Zwiespalt einen bedenklichen Grad erreicht hat, durch eine unmännliche, widerwärtig kleinliche Thorheit die feindselige Spannung seiner frühern Braut zu verrathen. Durch Erregung der Eifersucht hofft er seine Gattin fester an sich zu fesseln, das freilich könnte ihm zur Entschuldigung dienen; wie aber erregt er diese Eifersucht? Im Theater sitzt er mit seiner Frau neben der Loge, in welcher sich seine frühere, immer noch unverehelichte Braut befindet. Während diese im Zwischenact die Loge verläßt, nimmt er deren Bouquet und zieht daraus für sich eine der schönsten Rosen. Die Spannung zwischen den Gatten führt zum Bruch. Peregretta verschwindet und geht zur Bühne. Held Heinrich ihr immer nach durch ganz Deutschland, ohne ihrer habhaft zu werden. Er verfällt in Irrsinn, wird wieder geheilt, sieht seine erste Braut, Fräulein von Püren, wieder und steht gerade im Begriff, sich in einer Mühle mit dieser zu verloben, als er durch die Zwischenkunft seiner Frau in dem Vergnügen gestört wird. Peregretta hat nämlich die Bühne wieder verlassen müssen, da sie sich Mutter fühlte. Ihrer Niederkunft hatte sie in dieser Mühle entgegengesehen. Held Heinrich will nun natürlich nichts weiter als seine liebe, heißgeliebte Gemahlin. Im Triumphe führt er sie wieder in sein Haus. Peregretta wird von einem gesunden Jungen entbunden; allein sie selbst büßt dabei das Leben ein. Und Held Heinrich? Er ist wol so eingefleischter Egoist, daß er verlangt, wir sollten ihn bemitleiden? Nachdem Hopfen einmal so weit gegangen war und Peregretta sterben ließ, mußte er noch einen Schritt weiter gehen und den Held Heinrich sich das Leben nehmen lassen. So aber? Nur Geduld, Held Heinrich wird sich schon wieder besinnen, das Lamento all ist nur blindes Lamento, liegt Peregretta nur erst lang genug unter dem Rasen, so wird bei ihm die Faunnatur wieder zum Vorschein kommen. Der Held wird sich noch bei alten und jungen Frauen vergnügen, theuern und noch theuerern Champagner trinken, das Opernglas auf Ballerinen richten, Geduld nur, der Verfasser wird uns das alles in einem zweiten Theile erzählen können. Held einer Erzählung kann also dieser Heinrich nicht sein, höchstens eine Nebenfigur, Staffage. Freilich betitelt Hopfen sein Buch nicht nach dem Heinrich, sondern nach der Peregretta. Indeß bildet dieser Held Heinrich nun einmal den Mittelpunkt des Romans. Zwei Fragen. Hält Hopfen, wie es doch den Anschein hat, diesen Heinrich wirklich für werth, Held einer Erzählung zu sein? Oder ist sich's der der Verfasser sehr wohl bewußt, daß er es nicht sein kann? In letzterm Falle, welchen Zweck verbände er mit seinem Romane? Einen satirischen? Ja, das müßte doch offener ausgesprochen sein. Im erstern Falle aber ist es Hopfen ergangen, wie es jungen Kräften geht, die nach unreifen Früchten greifen. Was uns an diesem Held Heinrich, diesem crassen Egoisten entrüstet, ist, daß er bar aller edeln Thatkraft; er thut in dem ganzen Romane nichts, wodurch er sich als eine auch nur über die gewöhnlichste Selbstsucht erhabene, geschweige denn eine große, edle Natur bekundete, gleichwol würde er auf dem politischen Gebiete von Humanitätsphrasen strotzen, würde auf der Rednerbühne begeisterte Freiheitsreden halten und alles daransetzen, auf billige Weise ein Mann des Volks zu sein. Das ist so eine von den innerlich halbkranken Naturen, die alles gute Werk verpfuschen, und wenn es unter zehn Deutschen jedesmal nur einen solchen Heinrich gibt, so brauchen wir nicht zu fragen, warum aus Deutschland nichts werden kann! Je eher Hopfen die Schwäche seines Heinrich erkennt, desto eher wird er zu reifern Werken fortschreiten; hält er an diesem Heinrich fest, so wird sein schönes Talent und seine lebendige Darstellungsart, die freilich durch die subjective Einmischung des „Ich" sehr erleichtert wird, im nächsten Werke noch unreifere Früchte bringen.

2. Zwei Sünder an einem Herzen. Eine Erzählung von Otto Müller. Zwei Theile. Braunschweig, Westermann. 1863. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Fast allen Kritikern wird es wol so gehen, daß sie bei der ihnen obliegenden Pflichtlektüre unendlich viele Werke lesen, die fast kein Mensch weiter liest, daß sie dabei aber mit den Werken hervorragender Autoren im Rückstande bleiben. Es liegt dies in der Natur der Sache. So ist es uns bisjetzt mit Otto Müller gegangen. Wir kannten von ihm nur wenig. Wir sind zu diesem Geständniß genöthigt, weil uns das vorliegende Werk etwas enttäuscht hat. Zwar der Verfasser nennt sein Werk Erzählung, nicht Roman, und will damit wol von vornherein eine gewisse epische Behäbigkeit rechtfertigen, auch ist das ganze Werk mit geschickter maßhaltender Kunst der Charakterzeichnung gehalten, das Werk eines erfahrenen, liebenswürdigen Erzählers, dazu das treffende Spiegelbild deutschen kleinstädtischen Lebens; allein die Erzählung müßte höchstens den vierten Theil ihrer jetzigen Länge einnehmen. Die Erzählung hat zuerst in „Westermann's illustrirten deutschen Monatsheften" gestanden; der erste Abdruck in einer Zeitschrift mag die Weitschweifigkeit etwas rechtfertigen. Namentlich im zweiten Theile sind uns langgehaltene psychologische Detaillirungen begegnet, die sich viele Seiten hinziehen und in demselben Tone in das Unbegrenzte hingezogen werden könnten. Auch in diesem Werk, gleichwie in Hopsen's Roman, steht es mit dem Charakter des Helden etwas schwach. Auch hier sind die Weiber bedeutender als die Männer — sollte es mit den deutschen Männern etwa überhaupt schon schlimmer als mit den Frauen stehen? Wenigstens das „eine Herz", wie es der Titel des Buchs andeutet, die unglückliche Christine, übertrifft die Männer ganz entschieden. Erst läßt sie sich von einem Studenten Liebe schwören, der sie hinterher schmählich verläßt, der „eine Sünder"; dann heirathet sie einen wüsten Gesellen, der als Verbrecher endet, das der „andere Sünder". Die Verwickelung ist geschickt herbeigeführt, indem der Verfasser den „einen Sünder", den Theobald Becker, als Justizamtmann nach derselben Stadt schickt, in welcher der „andere Sünder" mit seiner Frau Christine lebt. Weitere Verwickelungen ergeben sich durch Theobald's Hinneigung zu einer Tochter der verwitweten Hauptmännin von Heidek, noch weitere aus der Amtsthätigkeit des Theobald. Die Verwickelungen lösen sich, indem der Mann der unglücklichen Christine verhaftet wird, indem die Christine, das „eine Herz", stirbt und Theobald Becker als Regierungsrath in die Residenz zurückversetzt wird und Dora von Heidek heirathet. Wie nun auch der Verfasser das alles gut zu Stande bringt und die Dora sich der Kinder der unglücklichen Christine annehmen läßt, so ganz rein gewaschen steht der „eine Sünder", Theobald Becker, doch nicht da. „An einem Richter soll auch nicht der leiseste Flecken eines Makels haften; und schon daß die Welt an der Lauterkeit seines Charakters zweifelt, sollte für ihn Grund genug sein, einem Amte zu entsagen, dem die Wahrung der heiligsten Rechte der Menschheit anvertraut ist. Darum richtete ich auch sogleich nach meiner Ankunft in der Residenz in einem Immediatgesuche an den Landesherrn die Bitte um Enthebung von meinem Posten und Entlassung aus dem Staatsdienst, und schon tags darauf wurde ich zu meinem Präsidenten berufen. Er eröffnete mir in seiner gewohnten mild-ernsten Weise, daß meinem Gesuche an allerhöchster Stelle entsprochen sei, jedoch unter der einen Bedingung, daß ich mich verbindlich machen wolle, ihm zwischen heute und fünf Wochen in Fräulein von Heidek die Frau Regierungsräthin Becker vorzustellen." In dieser Weise übernimmt Becker selbst seine Rechtfertigung. Es bleibt aber doch dabei, auch in dieser Erzählung steht der Held den Heldinnen weit nach, wenn wir auch einem vielbewährten Schriftsteller wie Otto Müller nicht mit der Bemerkung kommen dürfen, dieser Mangel entspringe aus einer falschen Wiedergabe der

realen Verhältnisse. Im Gegentheil, was den Realismus in seiner Erzählung betrifft, so zeigt sich Otto Müller als ein vollständig abgeklärter, in den Erfahrungen des Lebens gereifter Dichter.

3. Emilie. Drei Gespräche über Wahrheit, Güte und Schönheit. Von Melchior Meyr. Stuttgart, Bruckmann. 1863. 8. 22½ Ngr.

Das Buch ist weder Roman, noch Erzählung, noch Novelle und wie man noch klassificiren möchte, doch trägt es ein belletristisches Gewand. In Betracht kommen unter den Personen des Buchs nur zwei, der Professor August Herzog und Emilie, die Tochter des Gutsbesitzers Holzendorf. Das Buch endet ganz im Stile der besten Erzählungen, indem sich die beiden kriegen, und doch hat das darin Behandelte gar wenig den Charakter einer Erzählung. Der Grundton ist ein philosophirender; alles, was sonst in einem belletristischen Werke als Hauptsache angesehen wird, reicher Stoff, Erfindung interessanter Situationen, Schilderung der Persönlichkeiten nach ihrer Individualität, Zeichnung von Charakteren u. s. w., schwindet hier zur Nebensache zusammen, das speculative Element überwiegt dafür durchaus. Wir möchten dies Buch in gewisser Beziehung als äußersten Ausläufer idealer Richtung in der Belletristik bezeichnen. Einen Schritt weiter, und an Stelle der Lebenswahrheit tritt trockene Schematik der Katheberweisheit, die sich im belletristischen Gewande wie ein alter Professor im allerfeinsten Geckenanzuge ausnehmen müßte. Diesen Schritt weiter hat Melchior Meyr glücklich vermieden, darum läßt sich auch seinem Werke Lebenswahrheit nicht absprechen. Hinter der Maske des Professors August Herzog steckt natürlich der Verfasser selbst; er glaubt seine eigenen philosophischen Ideen über den Gottesbegriff besser an die Leser zu bringen, indem er im Verlaufe der drei Gespräche seine Partnerin Emilie ganz zu seinen Ansichten hinüberführt. Natürlich hat er mit dieser Emilie leichtes Spiel. Sonst wird der Verfasser auf manchen Widerspruch gefaßt sein müssen.

Zur Empfehlung des Buchs gereicht die religiöse Wärme, welche alle philosophischen Gedanken durchdringt. Meyr will den Glauben mit philosophischen Anschauungen vermitteln; in der Gegenwart gereicht es einem Schriftsteller schon zu großer Ehre, wenn seine Hauptforce nicht in bloßer Negirung des kirchlichen Glaubens besteht. Mit Recht wol hat Meyr dem Buche einen weiblichen Titel gegeben, denn die Frauenwelt, welche noch an etwas Tieferm als nur an „Bazar" oder „Modenzeitung" hängt, wird durch des Verfassers Ausführungen sicher am meisten gefesselt werden, schon weil Meyr den Gottesbegriff in der Schönheit gipfeln läßt. Wie er den Gottesbegriff nach Seite der Wahrheit, Güte und Schönheit zu fassen sucht, das geben wir wol am besten mit eigenen Worten des Helden:

„Glauben wir also und ringen wir in Hoffnung! Glauben wir an Gott, der die Wahrheit, die Güte und die Schönheit oder, um es in einem zu sagen, der die Liebe ist! Denn die Wahrheit ist die schauende, erkennende, anerkennende, die Güte ist die handelnde, streitende, veredelnde, die Schönheit die siegende, vollendende, selige Liebe. Die Wahrheit denkt das Ideal der Liebe, die Güte legt Hand ans Werk, es auszuführen, die Schönheit ist und lebt es! In dem Leben der Schönheit ist eben der Wille der Liebe erreicht: die ewige Natur ist zur Gleichheit mit dem Geiste erhöht, das Ewigweibliche hat seine höchste Verherrlichung gefunden im selbstseienden Wesen, die den Vater aller Dinge lieben und liebend ihm gleich werden können! Die Liebe Gottes ist durch Gegenliebe, durch reine, wahre, volle Gegenliebe beseligt und vollendet; Geist und Natur leben das Leben der innigsten und reichsten Harmonie, die Vermählung in unendlichen Vermahlungen! Und das nur ist das schließlich Gewollte, zur Dauer Bestimmte! Die ersten Formen des Seins, wie göttlich sie waren, mußten in ihrer einseitigen Realität vergehen, um der letzten Platz zu machen und neu zu erstehen in der Form der Vollendung, die bestehen wird in alle Ewigkeit."

Mag der Realismus in einem Romane, in einer Erzählung, in einer Novelle noch so stark vertreten sein, solange die Production eine von diesen Bezeichnungen führt, wird seitens des Verfassers nach irgendeiner Richtung, sei es in der Wahl des Stoffs, in der Erfindung der Situationen, in der Zeichnung der Personen, das künstlerische und damit auch ein ideales Element durchbrechen. Will der Verfasser der Kritik aber von vornherein das Messer aus der Hand winden und die Freiheit für sich in Anspruch nehmen, die Wirklichkeit mit allen ihren gewöhnlichen Erscheinungen abzuconterfeien, so wählt er wol die Bezeichnungen „Lebensbild", „Genrebild". Das Lebensbild verzichtet ein für allemal auf den Titel eines dichterischen oder künstlerischen Werks.

4. Die Colonie. Brasilianisches Lebensbild von Friedrich Gerstäcker. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1864. 8. 3 Thlr. 27 Ngr.

5. Laskar Vioresku. Ein moldanisches Genrebild. Von W. von K. Leipzig, Voigt und Günther. 1863. 8. 1 Thlr.

Die Colonie ist natürlich eine deutsche Colonie. Gerstäcker, der sich in aller Welt umgesehen, scheint zur Schilderung einer brasilianischen Wirthschaft der Deutschen in Santa-Clara sehr wohl berufen. Als erfahrener Schriftsteller, der es mit seinen Producten freilich oft über Gebühr leicht nimmt, weiß er eine Geschichte leicht zu erfinden und sie abzuspinnen, ohne das Interesse der Leser ermüden zu lassen. Freilich muß man sich in so ein Lebensbild erst hineingelesen haben; wir z. B. gelangten zu der Colonie von dem weiter unten zu besprechenden Frenzel'schen Romane, da wollte uns das Lebensbild gar nicht munden. Es dünkte uns entsetzlich breit gehalten, die Personen ohne geistigen Gehalt, die Situationen von der Straße aufgelesen. Indeß, als in das Lebensbild einige Verwickelungen hineinkamen, immer mehr Figuren auftraten, der Markt des Lebens mit seinem menschlichen, oft recht kleinlichen Thun und Treiben immer bunter ward, da wuchs das Interesse und hielt auch bis zum Schlusse aus, obschon die Personen, mit denen wir fort und fort verkehren mußten, zuweilen recht langweilige Mienen machten. Die interessantesten Beziehungen erwachsen aus den Gegensätzen der brasilianischen Lebensverhältnisse und der deutschen Naturen. Die geschilderten brasilianischen Verhältnisse sind meist nicht sehr erquicklicher Art; allein der deutsche Geist, wie er hier geschildert wird, ist es meist auch nicht. Uebrigens sorgte Gerstäcker dafür, daß wir von Vollblutdeutschen nach allen Richtungen hin ein wohlassortirtes Lager erhielten, damit ja jedes Lesers Geschmack befriedigt werde. Von dem durchgebrannten, in schener Zurückgezogenheit lebenden Kassirer und der zu einer Gräfin aufgeputzten ehemaligen Kammerzofe bis hin zum liederlichen Schneider und dem noch liederlichern, überall Skandal erregenden Jahrmarktskünstler sind fast alle Schattirungen der gesitteten deutschen Welt vertreten. Da fehlt es nicht an dem alten Baron, der in der Fremde noch immer an dem aristokratischen Tic festhält, jede Vermischung mit dem Plebs scheuend; da fehlt es nicht an dem jungen Baron, der mit viel gutem Willen aber schwachem Können und mäßigem Geldbeutel in die Neue Welt gekommen, hoffend, die gebratenen Tauben mit offenem Munde aufzufangen; da fehlt es aber auch nicht an biedern Naturen, wie der Director der Colonie, Ludwig Sarno, einer ist; und was die fesselnden Situationen betrifft, da gibt es Mord und Todtschlag, Aufstand, Diebstahl, Einholung von Verbrechern, letzte Stündlein reuiger Sünder, aber auch Intriguen unschuldiger Art, sogar Verlobung und Hochzeit. Da das Lebensbild jedenfalls einen durchaus praktischen Zweck verfolgt, so wird der Deutsche daraus eine rechte Würdigung der Colonisationsverhältnisse in Brasilien gewinnen, die Schwärmer, die sich das Glück stets mühelos in der Fremde zu erwerben träumen, zugleich überzeugen, wie die Prosa des Lebens überall das Nächste ist, worauf der Mensch stößt und wie es an ihm selbst ist, diese Prosa zu überwinden.

Mit „Laskar Vioresku" wird uns gleichfalls ein Lebensbild geboten, welches die Cultur im Kampfe mit der Uncultur wenn auch in anderer Weise als in der „Colonie" schildert. Auch „Laskar Vioresku" ist maßvoll, ohne Uebertreibung der Verhältnisse geschrieben; wir glauben das, obwol fern dem Lande, dem das Genrebild entnommen, versichern zu dürfen. Laskar's Vater, der Großlogothet Nikolaki Vioresku, führt uns das Bild eines Großbojaren aus dem Anfange dieses Jahrhunderts vor die Augen, wie es heutzutage nur noch in einzelnen Exemplaren zu finden ist. Unter einem Moldauer, der 1775 oder 1785 geboren wurde, denkt sich der Ausländer unwillkürlich einen ganz rohen Menschen; wenn die Civilisation noch heute so viel zu wünschen übrigläßt, urtheilt er, was müssen da erst die Repräsentanten einer der Gegenwart so fern liegenden Zeit gewesen sein. Ich habe selbst so gedacht, später aber meine Meinung wesentlich geändert. Die französischen Emigranten zur Zeit der Revolution hatten ihren Weg auch bis in die damals kaum dem Namen nach gekannten Donauprovinzen gefunden, unter ihnen glücklicherweise einige mit soliden Kenntnissen; der Adel vertraute ihnen seine Söhne an, und auf diese Weise verbreitete sich der Geschmack an der französischen classischen Literatur neben dem schon früher betriebenen Studium der Römer und besonders der Griechen. Specialitäten für die verschiedenen Fächer der Staatsadministration wurden auf diese Weise natürlich nicht gebildet, aber in manchem der geistig begabten Jünglinge brachte das Lesen guter Bücher nach dem gehörigen Absonderungsprocesse etwas hervor, was aussah wie wissenschaftliche Bildung. Hätte es schon damals im Zeitgeist gelegen, die Knaben vor der Roheit zu behüten, die von der fortwährenden Berührung mit Zigeunerdomestiken an ihnen hängen bleiben mußte, wäre das Familienleben nicht altherkömmlich jeder zartern Beziehung zwischen Aeltern und Kindern bar gewesen, die Donauprovinzen wären längst weiter, als sie sind."

Laskar Vioresku ist als dreizehnjähriger Knabe nach Berlin in die Schule geschickt. In Deutschland ist er 11 Jahre verblieben. Unterdeß sind ihm Vater und Mutter gestorben, das väterliche Erbgut ist aber von drei Vormündern für ihn verwaltet worden. Laskar kehrt in die Heimat zurück. „Es war ein Gefühl unnennbarer Seligkeit, das ihn erfaßte, als der moldanische rothblaue Schlagbaum vor ihm in die Höhe schnellte, überwältigt stürzte er nieder und küßte den heimatlichen Boden, unbekümmert um die Ueberraschung der Grenzkosacken bei diesem Acte der Devotion. Solcher Momente gibt es nicht viele im Leben." Aber ach, Laskar sollte nur zu bald den Kampf zwischen Cultur und Aftercultur kennen lernen. Sein Gut war durch die eigennützige Verwaltung der Vormünder ganz zerrüttet. Der Kampf nun der Cultur gegen die Aftercultur, der Wahrheit gegen die Schminke ist in dem Buche sehr anschaulich geschildert. Das gute Princip siegt natürlich schließlich. Laskar befreit sich und sein Gut aus den Schlingen der Vormünder und führt sogar noch seine Jugendgeliebte Kathinka heim. Von dieser Kathinka sagt der Verfasser: er sehe in ihr die edle Weiblichkeit, die in dem ursprünglichen Wesen der Moldauerin liege, und flehe zum Himmel, es möchten viele der schönen Bewohnerinnen der Donauprovinzen sich rückschreitend diesem Urbild nähern und etwas weniger Pariserinnen werden, um im patriotischen Sinne auf die Veredlung ihrer Umgebung zu wirken.

Emil Müller-Samswegen.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Ein literarisches Album.

Album des literarischen Vereins in Nürnberg für 1864. Nürnberg, Bauer und Raspe. 1864. Gr. 8. 18 Ngr.

Vorliegendes Album besteht aus prosaischen Aufsätzen verschiedenen Inhalts (S. 1—293) und einem poetischen Anhang. Wir betrachten zuerst die Abhandlung von H. Wölffel „Ueber Shakspeare's Coriolan". Abgesehen von einzelnen treffenden Bemerkungen, namentlich der gelungenen Vergleichung des spätern verbannten mit dem frühern Coriolan ist diese Abhandlung verfehlt. Shakspeare hat in diesem Stück für die Aristokratie Partei genommen. Das Volk erscheint hier wie im „Cäsar" und „Heinrich VI." als verächtlich; die ganze Tragödie hinkt, wie Vischer („Kritische Gänge", III, 36) sagt; „wir haben hier nicht einen Kampf zweier einseitiger Rechte, und Coriolan geht nicht zu Grunde, weil er im Rechte unrecht hat, sondern nur weil er unklug ist." Coriolan, setzen wir hinzu, gleicht gewissermaßen der Cordelia, die auch vermöge einer gewissen Herbheit in ihrem Charakter sich nicht dazu verstehen mag, ihrem Vater Lieb- und Schmeichelworte zu sagen, später einen bewaffneten Einfall in ihr Vaterland macht und darüber zu Grunde geht. Nach Shakspeare hätte Coriolan, seiner Mutter gehorsam, die Kunst der Anbequemung und des Schönthuns mit dem Volke üben und sich hier einen gewissen Zwang auferlegen sollen, der freilich dem patricischen Heißsporn zu schwer fiel; dann wäre es zu einem Bruch mit dem Vaterland nicht gekommen und Coriolan hätte — dies liegt in des Dichters Sinn — als Consul hinreichend Gelegenheit gehabt, das Volk auf jede Weise niederzuhalten. Der zweite große Fehler ist, daß Coriolan mit den Volskern gegen sein Vaterland zu Felde zieht, dies ist in des Dichters Auffassung (vgl. die Abschiedsscene, Act 4, Scene 1, das Gespräch mit Aufidius, Act 4, Scene 5, des Aufidius Betrachtung über Coriolan, Act 4, Scene 7 und namentlich das Gespräch mit Mutter und Gattin, Act 5, Scene 3) das Verbrechen des sich selbst vergötternden Hochmuths und des alle Bande der Natur verleugnenden ehrgeizigen Rachedurstes. Hier ist nun Shakspeare wieder recht auf seinem Gebiet und zeigt sich groß. Dennoch ist das Stück wegen seiner hocharistokratischen Auffassung der Geschichte einseitig, hinkend, und keineswegs, wie der Verfasser sagt, ein Meisterwerk, das keinen Rivalen neben sich duldet.

Wölffel macht die aristokratische Geschichtsauffassung, die wir dem englischen Dichter, als in der damaligen Weltanschauung begründet, nachsehen müssen, frischweg zu der seinigen; macht, wie er, auch die Vertreter des Volks zu Schurken, verwirft das demokratische Princip in Bausch und Bogen, leitet von dem Volkstribunat den Bürgerkrieg, die Despotie und den Ruin des römischen Staats ab und läßt den Coriolan mit staatsmännischem Blick die ganze verderbliche Tragweite des Tribunats erkennen. Nur S. 31 lenkt er ein wenig ein. „Erst wenn die Menge — die hungernde, gedrückte Menge — das Princip der Aristokratie in seiner idealen Berechtigung anerkennt und den Verdienstadel aus sich selbst erzeugt, dessen Vertreter Coriolan ist, überbrückt sich die Kluft zwischen Plebs und Patriciat, führt die edle Demokratie mit der Nivellirung der Stände und Vorrechte zur Einheit der Begeisterung für die Idee des Vaterlandes: noch aber ist in Rom die Kluft zu groß, und die neidische Eifersucht der Volkstribunen sowenig als das Tribunat an sich ist geeignet die Brücke zu schlagen." Welche Sophismen! Man sieht wol: die Brücke soll nie geschlagen werden. Es ist das alte Lied: das Volk ist noch nicht (d. h. niemals) reif zur Freiheit. Daher erhebt der Verfasser auch Coriolan's Charakter zu einer fast übermenschlichen Höhe mit schlechtem Verständniß des Dichters, der bei aller Einseitigkeit in seiner Geschichtsauffassung in seinem Helden Licht und Schatten wunderbar gemischt hat. „Coriolan", lesen wir, „wird nicht zum Verräther, er verficht ja eine göttliche Sache, für die er im feurigen Eifer erglüht. Unser Drama ist überhaupt die Tragödie der Vaterlandsliebe (!). Als Verräther wäre er völlig unbrauchbar zum tragischen Helden." Genug der verkehrten Bemerkungen, die sich nach dem Obigen von selbst widerlegen.

Zum Schluß findet der Verfasser, daß sein Held doch einen Fehler begangen hat. Er hat nämlich unvorsichtigerweise im Namen der Volsker mit Rom Frieden geschlossen, anstatt seine Feldherrnstelle niederzulegen. Er erfährt zuletzt (dies hätte er aber von vornherein wissen können), daß Vaterlandsliebe und Fremdendienst (d. h. Feindesdienst) nicht zusammengehen u. s. w.

So widerspricht der Verfasser sich selbst. Auch muß er zugeben, was er zuerst geleugnet hatte, daß das Stück einen herben Schluß hat und daß keine Hoffnung einer bessern Nachwelt uns über den Fall des Helden tröstet.

J. L. Hoffmann gibt in sechs Vorträgen von S. 55—209 eine sehr ansprechende „Lebensbeschreibung und Charakteristik Jean Paul's", sowie eine ins einzelne gehende Inhaltsangabe und Kritik seiner bedeutendern Schriften. Indessen dürfte mancher Leser eine genauere Auseinandersetzung über das Wesen des Humors, worüber sich unser Verfasser S. 95 gar zu kurz ausläßt, und ein zusammenfassendes, in sich selbst übereinstimmendes Gesammturtheil über Jean Paul und seine Stellung in der Welt des Humors und der Dichtkunst überhaupt vermissen. Ueber wenige Dichter ist so verschieden geurtheilt worden, wie über Jean Paul. Auch bei Hoffmann hält im einzelnen und im ganzen das Lob dem Tadel so ziemlich das Gleichgewicht. Er sagt von ihm: „Jean Paul bleibt bei allen Fehlern einer der größten Dichter, nicht blos der Deutschen, sondern aller Nationen. Seine kolossalen Verirrungen fließen aus seiner Kraftfülle, seiner gewaltigen Phantasie, seiner mächtigen Empfindung, seiner unerschöpflichen Gedankenmasse, seinem kecken Humor, kurz, aus lauter positiven Qualitäten, die den Dichter bedingen und denen nur eins fehlte: das plastische Gestaltungsvermögen, der Sinn für Maß und Ordnung. Indem dieses Correctiv den schöpferischen Kräften nirgends die Wage hielt, gingen die wilden Rosse der Einbildungskraft und des Herzens mit dem Dichter durch in halsbrecherischen Fahrten, über die sein funkensprühender Witz zwar selbst scherzte und lachte, wobei jedoch der Zuschauer die Besinnung verliert." Daneben lesen wir: „Ich kenne keinen mehr entnervenden, alles Kraftgefühl mehr auflösenden Schriftsteller, als Jean Paul ist. Wie Opiumgenuß überreizt er erst, um dann die Opfer, die sich an ihm berauscht, in schlafrige Apathie zu versenken. Unter seinen mancherlei lähmenden Kräften aber ist jene die stärkste, welche mit dem Gespenst des Grabes bethört und versteinert. Der Wunsch des Todes und der Blick über die Wolken soll die hohen Menschen kennzeichnen."

Der Verfasser tadelt ferner den Mangel an Treue und Standhaftigkeit, der einen gemeinsamen Zug von Jean Paul's in weicher Gesammtliebe des ganzen Frauengeschlechts schwelgenden jungen Männern bildet, wie es eine nicht eben lobenswerthe Erscheinung im Leben des Dichters selbst war. Trotz dieses Mangels war Jean Paul der Liebling des schönen Geschlechts. Einerseits verfocht er beredt die wahren, ewigen Rechte des Weibes; andererseits drängte er durch seine verhimmelnde, unwahr-idealistische Zeichnung von Frauenbildern zu melancholischer Unzufriedenheit und neuerungssüchtiger Emancipationslust. Hat der Verfasser recht, so ist Jean Paul keineswegs „einer der größten Dichter aller Nationen" und gebührt ihm kein Platz neben Goethe, Shakspeare, Cervantes. „Maß und Maß nur macht den Dichter", sagt Rückert, und „das Gesetz nur kann uns Freiheit geben", bemerkt Goethe. Eben daran fehlt es einem Jean Paul. Daß es ihm an objectiver Auffassung der Dinge fehle, fiel schon Schiller bei seinem Besuch auf. Ueber den Humor bemerkt Goethe: „Der Humor ist eins der Elemente des Genies, sobald er vorwaltet, nur ein Surrogat desselben; er begleitet die abnehmende Kunst, zerstört, vernichtet sie zuletzt" — Worte, die viel zu denken geben und auch auf Jean Paul's Werke ein helles Licht werfen. Goethe und Jean Paul gehen nebeneinander her; dem „Hesperus" entspricht „Werther", dem „Titan" „Faust", den „Wahlverwandtschaften" „Siebenkäs". Dennoch sind beide Dichter einander ganz entgegengesetzt. Goethe kam über die Wertherstimmung bald hinaus; Jean Paul blieb, wie Hoffmann richtig bemerkt, zeitlebens darin stecken. Goethe macht den Eindruck des Classischen und Gesunden, Jean Paul des Krankhaften. Doch genug. Bei allen Vorzügen gehört, dies muß sich aus dem Bisherigen ergeben haben, Jean Paul nicht zu den „größten Dichtern aller Nationen" und Luise Hoffmann hat nicht ganz recht, wenn sie im Anhang des Buchs in einem begeisterten, schwungvollen Herzenserguß ihren Lieblingsdichter neben oder über Sterne stellt und ein ganzes Füllhorn von Lobpreisungen auf den Humoristen ausschüttet. Doch so viel sieht man aus diesem Gedicht immerhin, daß Jean Paul seine Herrschaft über das weibliche Herz noch nicht verloren hat, während Goethe, ein ungleich tieferer Kenner des menschlichen und namentlich des weiblichen Herzens, verhaltnißmäßig wenige Verehrer unter dem schönen Geschlecht zählt.

In dem Aufsatz: „Einiges von den Meistersängern", schildert G. Lützelberger das Wesen und die Gesetze dieser Sänger aus dem Volke sehr anschaulich, gibt ein paar Proben ihrer dichterischen Leistungen und knüpft mit Jakob Grimm und Gervinus ihre Entstehung an die Zeit der Minnesänger, wahrend neuere Geschichtschreiber sie von diesen gänzlich trennen wollen. Bereits in der letzten Minnesangerzeit findet sich vieles von dem, was dem Meistergesang eigenthümlich ist, auch sie bildeten schon Genossenschaften mit eigenen Gesetzen und Gebräuchen, mit bestimmten Weisen und Tönen. Die Meistersänger selbst rechnen Walther von der Vogelweide, Klingsohr, Frauenlob u. a. zu ihren alten Meistern. „Als das Annehmbarste ergibt sich, daß in jener Zeit des 14. Jahrhunderts, wo das Ritterthum mit seinem Minnegesang zum Räuberthum ohne Sang und feine Sitte ausgeartet war, wo im Kampf mit diesen Raubrittern die Städte sich zu heben begannen, das Bürgerthum, der Handwerker sich fühlen lernte und reich ward, daß da die letzten Minnesänger sich in die Städte flüchteten und unter den Bürgern Schüler warben, denen sie ihre Kunst übertrugen." Das Ritterthum war ausgeartet, der Bauernstand ungebildet; nun rettete sich der Minnesang zum eigentlichen Kern des Volks, zum Mittelstand. Die strengen Gesetze der Meistersänger scheinen mir zusammenzuhängen mit Walther's Klagen über die Herrschaft der Frau Unfuoge. „Ungefüege döne", sagt er, wollen das „Hovelîche singen" an den Höfen verdrängen. „Wurden ir (der ungefüege) die grozen höve benomen, daz wär alles nach dem willen min: bi den gebûren (Bauern) liez ich si wol sin: danne ist sie och her bekomen." Außerdem rühmt der Verfasser mit Recht das Verdienst der Meistersänger um die sittliche und religiöse Bildung des Volks und ihre Sorge für Ausbreitung und Reinerhaltung der deutschen Sprache.

Der folgende Aufsatz von H. Hauck „Ueber Baierns Antheil an der Entwickelung der altdeutschen Dichtkunst" gibt zwar interessante Einzelheiten, ist aber im Grund verfehlt. Soll bewiesen werden, daß „der altbairische Volksgeist wenigstens früher sich für die Poesie sehr empfänglich gezeigt habe", so muß der Verfasser beim altbairischen Volksstamm stehen bleiben: die poetischen Leistungen der Städte Würzburg, Augsburg, Nürnberg gehören selbstverständlich nicht in eine Geschichte der altbairischen Dichtkunst. Ist Walther von der Vogelweide, wie Hauck nach Holland annimmt, von Geburt ein Franke, so kann er nicht, wie Hauck will, von Baiern deswegen angesprochen werden, weil er in mancherlei (doch nur vorübergehenden) Beziehungen zu bairischen Fürsten und Herren gestanden; denn mit demselben Recht könnten ihn Schwaben (wegen seines Verhältnisses zu Friedrich II.), Thüringen und Oesterreich ansprechen. Der Aufsatz scheint mir der Ausfluß eines specifisch bairischen Patriotismus zu sein.

Robert Dodge in Neuyork schildert „Minnesota", d. h. das Land der himmelblauen Wasser, den äußersten nordwestlichen Staat im Mississippithale der Vereinigten Staaten von 82000 englischen Quadratmeilen mit 300000 Einwohnern als Omphalon (Nabel, Mittelpunkt) des nordamerikanischen Continents und die Hauptstadt St.-Paul als künftige legitime Königin der westlichen Welt und natürlichen Stapelplatz für das östliche Asien, für China und Japan. Friedrich Knapp schildert aus seinem Tagebuch in belebter, anschaulicher Darstellung „Ein Stiergefecht auf Cuba".

„Im Thüringerwald" von Josef Rank ist interessant durch die Erinnerung an Goethe's Aufenthalt in Ilmenau und dessen Umgebung, namentlich dem Gickelhahn mit dem Jagdhaus, in dem der berühmte poetische Seufzer entstand. Alles Nähere

findet der Leser in Nr. 30 d. Bl. Der Verfasser klagt über den verwahrlosten, verfallenen Zustand dieses Jagdhauses, namentlich darüber, daß von dem Gedichtchen kaum mehr einige Züge zu sehen sind. Nach mündlicher Mittheilung eines Besuchers war das Haus im Jahre 1851 noch wohl erhalten und auch Goethe's Handschrift vollständig und deutlich zu sehen; die Verwüstung müßte also später, wahrscheinlich in der Blütezeit der Reaction geschehen sein. Zuletzt eine von mehr Behagen als Witz zeugende „Humoreske" (richtiger: Schwank aus dem Bauernleben) von Hermann Zimmermann aus Zell.

Unter den Gedichten des zweiten Theils unseres Albums zeichnen sich durch tiefe Empfindung und künstlerische Gestaltung aus die Beiträge von H. Lingg, Ebersberger und Pichler. Voll patriotischer Wärme sind zwei Gedichte von E. Schneller. Die übrigen Gedichte sind mittlerer Art. Wir können natürlich nicht alle 14 Dichter mit ihren verschiedenen Beiträgen beurtheilen.

Den Schluß des Buchs bildet „Die Königswahl", Maskenspiel von F. L. Hoffmann (aufgeführt im Literarischen Verein den 11. Februar 1863). Der richtigere Titel wäre: „Die Königswahlen"; denn es handelt sich hier zuerst um den neuen König der Thiere, nachdem der Löwe abgedankt und das Brauhaus „Zum Löwenbräu" in München übernommen hat, sodann um die Wahl eines deutschen Kaisers und endlich um die Besetzung des erledigten Throns von Griechenland, den vier Kartenkönige einnehmen. Schon die Thierwelt ist nichts anderes als ein Spiegelbild der verworrenen deutschen Zustände, wie denn zuletzt, nachdem Aesop den Thieren den Rath gegeben, in Ermangelung eines förmlichen Oberhaupts eben einstweilen einträchtig zusammenzuhalten, sodaß jeder dabei die eigenen Sachen betreibe, eine Stimme aus den Zuschauern ruft: „O weh, der alte Bundestag!" Hier liegt denn auch die schwache Seite dieses Maskenspiels, die namentlich S. 364 im Gespräch des Doppeladlers (von Oesterreich) und Aesop's hervortritt:

> Doppeladler: Bin ich im Reich nicht deutscher Nation?
> Aesop: Im Reich der Thiere bist du, seltsam Wesen.

Die Masken sitzen den Schauspielern zu lose und drohen jeden Augenblick herunterzufallen. Das thierische und menschliche Element gehen nur äußerlich nebeneinander her. Im übrigen wird hier sehr viel von der scenischen Darstellung abhängen und, abgesehen von diesem Tadel, enthält dies Maskenspiel in treffender Satire nur zu viel traurige Wahrheit.

Gustav Hauff.

Beiträge zur Begriffsbestimmung des Tragischen und des Komischen.

1. Das Tragische. Von Max Neumann. Berlin, Nicolai. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
2. Wesen und Geschichte des Lustspiels. Vorlesungen von J. Mähly. Leipzig, Weber. 1862. 8. 20 Ngr.

Das Buch über „Das Tragische", von Max Neumann (Nr. 1), rührt von einem jungen Juristen her, dessen Berufsstudium schöngeistige Forschungen dieser Art eigentlich nicht in sich schließt. Wollen wir den Verfasser gleichwol nicht für einen Dilettanten auf diesem Felde ansehen, da ja das schöngeistige Gebiet für jeden Gebildeten, der seinen Gymnasial- und Universitätscursus absolvirt hat, ein beliebter Tummelplatz zu sein pflegt, so müssen wir doch auf das obengebrauchte Beiwort „jung" einen Hauptaccent legen. Im Wesen der Jugend liegt es, mit einem Buch schnell bei der Hand zu sein. Uns scheint es, als ob dem Verfasser dieses sein Buch über das „Tragische" unendlich leicht von der Hand gegangen sei. Es ist noch mit jener Naivetät geschrieben, der glückt, was sie unternimmt. Kaum glauben wir, daß der Verfasser ein zweites 400 Seiten starkes Werk über einen andern in das ästhetische Gebiet fallenden Stoff so siegesgewiß wird ausführen können; die Naivetät, oder damit der Ausdruck nicht falsch gedeutet werde, die Unbefangenheit, mit der dieses Buch über das „Tragische" niedergeschrieben worden, wird von einer ängstlichen und schwerwiegenden Reflexionsthätigkeit abgelöst werden müssen, wenn nicht auch spätere Werke des Verfassers das unveräußerliche Merkmal der Jugendlichkeit oder vielmehr der naiven Unreife an sich tragen sollen.

Dieses Buch ist bereits im Herbst 1862 aus Vorlesungen entstanden, welche im Frühjahr 1861 vor einem zahlreichen Publikum in Danzig gehalten wurden. Der Zweck des Buchs soll nach des Verfassers eigenen Worten sein: „das Wesen des «Tragischen», nicht der «Tragödie», unabhängig von den bisherigen Behandlungen des nämlichen Stoffs, daher auch frei von Streit gegen diese, in einem durchweg selbständigen, systematischen Bau und in allgemein verständlicher Form allen Gebildeten vorzuführen". Indem er sich weiterhin über den Unterschied dieses Buchs und der Vorträge, aus denen es hervorgegangen, ausläßt, bemerkt er: „Die allgemein verständliche Form, in welcher dieses dem Kreise der Gebildeten so nahe liegende und doch meist streng abstract behandelte Thema abgefaßt werden sollte, machte es, abgesehen von der Wahl der Worte und stilistischen Wendungen, zu einer Hauptbedingung, in der Ausführung des Systems möglichst karg zu Werke zu schreiten und alle diejenigen Gedankenausläufe, welche dieses Thema so überaus mannichfach und zum Ausschweifen verlockend mit verwandten Ideenkreisen verbinden, ganz abzuschneiden oder nur kurz anzudeuten. Dieselbe Rücksicht forderte, daß nicht zu zahlreiche, nur möglichst bekannte, allgemein gegenwärtige Beispiele zum lebendigen Belege der strengen Sätze ausgewählt würden. „Deshalb hielt es der Verfasser für gerathen, die tragischen Dichtungen der Franzosen nur vereinzelt, die der Italiener und Spanier gar nicht zu berühren, auch auf die Haupttragödien Calderon's nicht Rücksicht zu nehmen, weil dieselben nur die in Shakspeare viel bedeutender und dem deutschen Gefühle verwandter vertretene einfache Menschengröße vorführten, doch aber auch die Tragik der einfachen Menschengröße wegen der den Calderon'schen Tragödien zu Grunde liegenden versöhnungsreichen Glaubenssätze des Christenthums nicht in voller Stärke zur Geltung brächten."

Ob sich der Verfasser nicht von vornherein in einem Dilemma befand? Wir meinen: ja. Er versichert im Anfang, er wolle das Wesen des Tragischen, nicht der Tragödie erörtern. Seine Bemerkung hinterher aber hinsichtlich der „zum lebendigen Belege der strengen Sätze" tauglichen Beispiele nimmt nur auf die Tragik, wie sie sich in den Trauerspielen, speciell in einem kleinen Kreise von Trauerspielen ausspricht, Bezug. Sein Werk dünkt uns daher weniger eine systematische Erörterung des „Wesens des Tragischen" als vielmehr eine umschreibende, in schildernder Weise gehaltene Darlegung, beziehentlich Verherrlichung derjenigen tragischen Motive, welche der Verfasser in den von ihm beliebten Trauerspielen vorfand. Wir zweifeln demnach, daß der Verfasser das Tragische so weit erörtert und erschöpft hat, als es auch außerhalb der von ihm beliebten Beispiele besteht. Wir mögen ihm aber auch wieder keinen zu schweren Vorwurf aus seiner Methode machen, da ja der Begriff des Tragischen für uns zumeist erst Werth gewonnen hat, soweit er sich in den tragischen Motiven der Trauerspiele ausspricht. Der Verfasser hat die Materie in zwei Haupttheilen zu umfassen gesucht, deren erster „Das Tragische in der einfachen Menschengröße", deren zweiter „Das Tragische in der erhöhten Menschengröße" erörtert. Der erste Theil zerfällt in die Abschnitte: „Tragik des nur unsittlichen Menschen", „Tragik des alltäglichen Menschen", „Das Tragische in der einfachen Geistesgröße des Menschen" mit den Unterabschnitten: „Tragik der Geistesgröße selbst", „Tragik des Kampfes der Geistesgröße mit der aus ihr erzeugten Leidenschaft", „Einwirkung der Art des Untergangs der Geistesgröße auf die Tragik derselben"; dann „Das Tragische in der einfachen Gefühlsgröße des Menschen" mit den Unterabschnitten: „Tragik der Gefühlsgröße selbst",

„Tragische Kraft der jungfräulichen Liebe", „Tragische Kraft der ältern Gattenliebe, Freundes-, Aeltern-, Kinder-, Geschwisterliebe", „Tragik dieser Gefühlsgrößen im Kampfe mit den ihnen entgegengesetzten Gefühlen", „Tragische Kraft des Freundeshasses", „Tragische Kraft des Aeltern-, Kinder-, Geschwisterhasses", Tragische Kraft des bräutlichen Hasses" und „Einwirkung der Art des Untergangs der Gefühlsgröße auf die Tragik derselben". Der zweite Theil behandelt darauf: „Tragik der menschheitlichen Größe des Menschen", „Tragik des Kampfes zwischen der menschheitlichen Größe und den ihr entgegenstehenden Elementen", „Tragik der Menschheitsgröße des Menschen", „Tragische Kraft der naiven und sentimentalischen Dichtung".

Auf ein ausführlicheres Eingehen auf des Verfassers Deductionen werden wir verzichten müssen. Wir halten diesen Verzicht sogar geboten, da die kritisch-ästhetische Arbeit unendlich viele Stellen enthält, welche der Verfasser bei wiederholter Prüfung und reiferer Erkenntniß wird beschränken oder umgestatten müssen; es liegt das in der Natur der Sache und der redseligen Ueberschwänglichkeit, besser gesagt Wortfülle, mit welcher sich jugendlich empfängliche Gemüther gern auf ästhetische Forschungen zu werfen pflegen. Der Verfasser gibt sich als einen Idealisten, das können wir ihm nicht verdenken. Seine Begeisterung für das Schiller'sche Pathos und die Schiller'sche Tragik scheint durchaus ehrlich gemeint. Bedenken erregt in uns wie bei andern Kritikern so auch bei Neumann nur die Art, wie die Schiller'sche Tragik vertheidigt wird.

„Wie ein König auf dem Gebiete tragischer Kraft schreitet Schiller einher. Wunderbar ist sein erster Anlauf. In Karl Moor schafft er einen Menschheitshelden ersten Ranges, so gewaltig und riesengroß, daß er in dem Streben des Menschengeschlechts, die Gottheit in die Menschenbrust zu pflanzen, der Faustidee sich ebenbürtig zur Seite stellt. Dann Verrina, der vollbewußte Streiter für die politische Freiheit der Völker gegen Fiesco, den vollbewußt sinkenden Stern der Monarchie und Aristokratie; dann Ferdinand Walter, der Kämpfer für die sociale Freiheit; dann Posa, der in seiner göttlichen Begeisterung neben der politischen Freiheit, welche er erringen will, die ganze sociale und Geistesfreiheit des Menschengeschlechts im Auge behält."

In dieser Art ausgesprochen erscheinen die Sätze wie Axiome, an denen sich weder rütteln noch rühren läßt. Und doch ist im Grunde nichts wandelbarer als gerade die ästhetischen Principien. Der Ausspruch, es müßten die höchsten tragischen Helden zugleich Menschheitshelden sein, hat etwas Bestechendes, etwas Erhebendes. Schade nur, daß wir über das Schiller'sche tragische Princip uns nicht weiter erheben können, ja daß uns der Begriff der „Menschheitshelden", wie der Verfasser sie als Helden der höchsten Stufe für die Tragödie wünscht, erst durch die Schiller'schen Dramen gekommen ist; noch mehr schade, daß wir über Schiller's Princip nicht hinausgehen dürfen, ohne es entweder, wie dies z. B. Hebbel thatsächlich in seinen Werken gethan, theilweise zu verwerfen oder der Gefahr zu erliegen, reine Abstractionshelden ohne Fleisch und Blut hinzustellen. Mit den Deductionen auf den letzten Seiten des Buchs, so sehr sie auch dem idealen Streben des Verfassers Ehre machen mögen, können wir uns daher keineswegs einverstanden erklären. Neumann's ästhetische Deductionen schließen — sie verrinnen gleichsam im Sande — mit frommen Wünschen: so beliebt auch auf allen Rednerbühnen gegenwärtig die frommen Wünsche sein mögen, das bedenklichste Lob für ästhetische Deductionen.

„Auf denn, ihr vorgeborenen Dichter", heißt es am Schlusse, „schaut klaren Blicks in die schäumende Flut der Gegenwart und Zukunft, bewahrt höchster Begeisterung voll das Ideal der großen Wanderung des Menschengeschlechts im treuen Busen, steigt auf das Fundament der Erfahrungen, welche ihr selbst gesammelt, welche die Werke der Voraufgegangenen euch bieten. Schiller vor allem, der Sänger der Zukunft, übergebe euch sein heiliges Vermächtniß, er sei euch Anhalt und Stütze. Geöffnet ist die Bahn, das Ziel winkt, der Lorber wartet des Hauptes, das er am würdigsten ziert."

Vergißt der Verfasser in diesen Sätzen nicht ganz, daß jeder berufene Dramatiker das Recht in sich trägt, seine Werke ohne Rücksicht weder auf Shakspeare, noch auf Schiller, noch auf einen andern Voraufgegangenen zu liefern, wie es in seiner Natur und seiner Kraft liegt? Ahnt der Verfasser nicht, daß alle empfänglichen Gemüther, welche durch die Reflexionen, wie sie sich in den frommen ästhetischen Wünschen des Verfassers aussprechen (so gangbar und beliebt auch dergleichen fromme Wünsche sein mögen), zu dramatischer Thätigkeit geführt werden, stets nur Nachtreter und Nachbeter bleiben werden? Wollen wir auf ästhetischem Gebiete etwa gar einem Gewissenszwange huldigen, wie wir ihn auf geistlichem und theologischem schon lange nicht mehr dulden mögen?

Zu jenen frommen Wünschen am Schlusse wird der Verfasser durch einige voraufgehende Auslassungen geführt, auf die wir noch etwas eingehen müssen. Der Verfasser fragt, woher sich der bemerkenswerthe Unterschied zwischen Shakspeare, Goethe und Schiller erkläre, daß Shakspeare gar keine tragischen Helden der höchsten Stufe vorführe? daß sie Goethe nur mit halbem Erfolge zeichne? und daß nur Schiller als der eigentliche Vertreter der höchsten tragischen Kraft angesehen und begrüßt werden müsse? Darauf gibt er die Antwort: „Der Dichter einer einfachen Menschengröße erkennt die bestehende Welt, die wirkliche Natur des Menschen als das einheitlich Große an und läßt es sich daran genügen. Der Dichter der menschheitlichen und Menschheitsgröße findet dagegen einen Unterschied zwischen dem Bilde des Höchsten und Schönsten, welches er in seiner Brust trägt und welches er darin, anknüpfend an die volle Harmonie der außermenschlichen Natur und der menschlichen Kindheit, als das Ideal der Menschheit aufbaute, gegenüber dem, was er wirklich an Größe in dem Menschen vertreten findet. Eben um diesen Unterschied auszugleichen entsteht der Kampf und das Ringen nach Verwirklichung des Ideals. Dieses verschiedene Wesen zwischen den Dichtern jener und dieser menschlichen Größe ist aber nichts anderes als der Unterschied zwischen dem naiven und dem sentimentalischen Dichter. Shakspeare ist ein naiver Dichter, Goethe hauptsächlich ein naiver, Schiller ein sentimentalischer Dichter."

Nach einzelnen Zwischensätzen, die wir fortlassen, bestimmt sich der Verfasser dahin: „Hieraus folgt, daß der sentimentalische Dichter allein fähig ist, die höhere und höchste Stufe des Tragischen in seiner Dichtung zu erreichen. Es folgt ferner, daß in der Vorführung höchster tragischer Kraft das deutsche Volk in Goethe und Schiller den unsterblichen Tragöden Shakspeare übertroffen hat, und daß in diesem Punkte über Goethe Schiller siegte und diesem unter den drei gewaltigen Geistern bis heute die Palme der höchsten Tragik gebührt."

Der Raum verbietet uns gegen diese Ausführung mehr zu sagen, als daß wir zu dem entgegengesetzten Resultate gelangt sind: wir stellen den naiven Dichter über den sentimentalischen, wie Neumann unsern Schiller zu nennen beliebt. Leider können wir hier die Ausführung unserer Ansicht nicht liefern, denn wir müßten dazu sehr weit zurückgreifen, wir müßten auf den Begriff „Ideal" eingehen und dieses, nämlich das „Ideal eines blos schöngeistigen Kopfes der Gegenwart", als das sich selbst negirende, widerspruchsvolle Etwas darstellen, das halb aus der philosophirenden Skepsis gegen religiöse Anschauungen und halb aus dem Festhalten an ursprünglich biblischen, beziehentlich alttestamentlichen, paradiesischen Ueberlieferungen der Schöpfungsgeschichte, welche Ueberlieferungen die philosophirende Skepsis eigentlich vollständig ausschließen, entstanden ist. Doch die subjectiven Anschauungen des Verfassers auf den letzten Seiten seines Buchs würden jetzt durch ihn selbst möglicherweise bereits eine Beschränkung oder Umänderung erfahren; wir hätten das wenigstens zu wünschen, damit seine unbestreitbare große geistige Empfänglichkeit und Belesenheit zu noch reiferm Austrage und Ertrage gelangte.

Wenden wir uns dem zweiten der angezeigten Bücher, Mähly's „Wesen und Geschichte des Lustspiels" zu. Wie das Neumann'sche Buch ist auch das Mähly'sche aus Vorlesungen hervorgegangen. Mähly sprach über Stoffe, über welche in letzterer Zeit zwar mehrfach Bücher und monographische Beiträge erschienen sind, über welche zu sprechen und zu schreiben es sich aber noch immerhin verlohnt. Mähly beschränkte sich in der Behandlung seines Gegenstandes auf einen mäßigen Raum; er konnte innerhalb desselben die Materie unmöglich erschöpfen. Sein Buch empfiehlt sich als ein übersichtliches Compendium für diejenigen, welche sich auf den Gebieten des Lustspiels zunächst orientiren wollen; eine große Berücksichtigung der neuern Bestrebungen, namentlich auf dem Gebiete des deutschen Lustspiels, dürfen diese nicht erwarten. Mähly findet, nachdem er in den einzelnen Kapiteln „Das Lustspiel der Griechen", „Das Lustspiel der Römer", „Das Lustspiel der Italiener", „Das spanische Lustspiel", „Das Lustspiel der Franzosen", „Das Lustspiel der Engländer", „Das Lustspiel der Dänen" behandelt hat, für das „deutsche Lustspiel" nur knappe zwölf Seiten: da scheint er uns den Stoff doch etwas zu flüchtig behandelt zu haben, obschon er sich schließlich mit dem Zwecke der Vorlesungen entschuldigt, welcher eine weitere Ausführung der Materie und eine Aufzählung „ephemerer Erscheinungen" nicht zugelassen habe. Mähly's Urtheil zeichnet sich fast durchgehends durch Ruhe und Wärme für die Sache aus. Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Lustspiel bisher meistentheils von den Aesthetikern stiefmütterlich behandelt worden ist; und auch Schiller's Vernachlässigung, um nicht zu sagen Geringschätzung des Lustspiels hat viel zu dieser Behandlung desselben beigetragen, wennschon sich auch Schiller zu dem Zugeständnisse gedrängt fühlte: „Die Komödie ist einerlei mit dem Höchsten, wonach der Mensch zu streben hat, frei von Leidenschaften zu sein, immer ruhig um sich und in sich zu schauen, überall mehr Zufall als Schicksal zu finden und mehr über die Ungereimtheiten zu lachen, als über Bosheit zu zürnen und zu weinen."

Zur Rechtfertigung der großen Bedeutung der Komödie schreibt Mähly: „Die Heiterkeit der Anschauung, als deren Tochter und Mutter zugleich die Komik erscheint, ist Ausfluß und Spitze der höchsten Bildung bei Individuen wie bei Völkern. Jeder trägt seine Kappe oder doch wenigstens irgendeinen Lappen an sich, und nur der Unverstand erkennt dies nicht, nur Mangel an Bildung fürchtet sich, wenn sich der Träger dieser Anhängsel bewußt ist, vor Entdeckung und vor dem Lachen anderer." Eine Schwierigkeit, die sich für das deutsche Lustspiel bietet, scheint uns Mähly nicht überwunden zu haben. Die Schwierigkeit ergibt sich aus der Frage: welches ist vorzugsdas „deutsche Lustspiel"? Wir sehen, daß sich bei uns das, was man mit dem Begriffe der Komödie zusammenfaßt, in sehr verschiedene Gattungen zersplittert hat. Stehen davon einige Gattungen von vornherein unter der Kritik? Und wenn, welche? Darüber erfahren wir bei Mähly nichts. Nachdem er das Entstehen des deutschen Lustspiels im 16. und 17. Jahrhundert betont und auf die Fastnachtsspiele hingewiesen hat, hält er sich je näher der Gegenwart, desto mehr nur an einzelne hervorragende Spitzen der Komödie, die aber gerade das volksthümlich derbe und biderbe Element, wie es von Hans aus in dem deutschen Lustspiele gesteckt hat, nur sehr wenig repräsentiren. Flüchtig gedenkt Mähly auch des „Zerbrochenen Krugs" von Kleist, aber keineswegs in einer für den Dichter schmeichelhaften Weise. „Wer sich wundert", meint Mähly, „warum ich das berühmte Lustspiel Kleist's: «Der zerbrochene Krug», nicht einer einläßlichern Beurtheilung unterziehe, dem gestehe ich offen, daß ich nie habe begreifen können, wodurch das Stück jenen Nimbus der Berühmtheit verdient hat. Es spielt in einem so äußerst beschränkten niedern Kreise, in einer so schwülen Atmosphäre, daß man nie frisch aufathmen kann; die ganze Misère deutschen Beamtenthums aus dem vorigen Jahrhundert wird zu grell und nackt vor uns ausgebreitet, als daß die eingestreuten komischen Verlegenheitsscenen sammt ihren Zuthaten von hängengebliebenen Perrüken u. s. w. uns in eine heitere, wohlthuende Stimmung versetzen könnten."

Wir denken über Kleist's „Zerbrochenen Krug" etwas anders, wir halten das Stück für eins der besten Lustspiele, das überhaupt geschrieben werden kann. Muß schon das Urtheil über Kleist's „Zerbrochenen Krug" überraschen, so wird gewiß der nachfolgende Satz noch mehr überraschen: „Gewiß, Kotzebue hat einige Stücke, wo einem trotz der liederlichen und salopen Form dennoch wohler zu Muthe wird. Wenn der Mann nur einen solidern Fond von Sittlichkeit besessen und mit mehr Gewissenhaftigkeit, mit mehr künstlerischer Ruhe und Strenge gearbeitet hätte!" Diese Sätze, welche unmittelbar auf das Urtheil über den „Zerbrochenen Krug" folgen, müssen um so mehr überraschen, als sich in Kotzebue's Stücken doch auch gerade die am „Zerbrochenen Kruge" gerügte Misère des Kleinbürgerthums stark genug vertreten findet. Andererseits heißt es denn doch aber auch einen Autor wie Kotzebue unendlich oberflächlich abfertigen, wenn man in einer Geschichte des Lustspiels nur sechs Zeilen über ihn geben mag. Freilich hat der Verfasser die Vollständigkeit von vornherein abgelehnt, indeß könnte die „beabsichtigte Unvollständigkeit" leicht für Parteilichkeit angesehen werden. 11.

Religiöse Dichtungen.

Auch in unsern Tagen, wo der Streit über das Leben Jesu aufs neue entbrannte, fließt der Strom der religiösen Dichtung fort: ein Zeichen, daß das innerste Heiligthum des religiösen Gefühls ein über wissenschaftliche Controversen erhabenes Gebiet ist. Allerdings sind die in der letzten Zeit erschienenen derartigen Sammlungen nicht mehr so zahlreich; allein die religiöse Dichtung war ein ganzes Jahrzehnt lang auch ein so übersetzter Modeartikel, daß eine gewisse Abnahme für einige Zeit nur als ein ganz natürlicher, nicht einmal zu beklagender Rückschlag anzusehen wäre. Wir lassen die diesmal anzuzeigenden Sammlungen so aufeinanderfolgen, wie sie von der bloßen religiösen Meditation und dem subjectiven Empfindungsliede zum strengern Kirchentone emporsteigen.

1. Blüten des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung, gepflückt am Lebenswege von E. von B. Berlin, v. Decker. 1864. Br. 8. 15 Ngr.
2. Trostlieder von A. E. Fröhlich. Neue Sammlung. Zürich, Schultheß. 1864. 16. 1 Thlr. 2 Ngr.
3. Geistliche Lieder, zum Besten des Evangelischen Brüdervereins herausgegeben. Elberfeld, Hassel. 1864. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.
4. Buch der Hymnen. Aeltere Kirchenlieder, aus dem Lateinischen ins Deutsche übertragen von Eduard Hobein. Schwerin, Stiller. 1864. 8. 1 Thlr.

Die „Blüten des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung" (Nr. 1) sind religiöse Meditationen in Gestalt von Allegorien, deren Form an Tiedge's „Urania" und hier und da selbst an das vielgebrauchte, gereimte Andachtsbuch von Witschel erinnert. Doch sind die Vergleichungen meist fein und sinnig gedacht und nur in der Ausführung oft zu lang gerathen: namentlich Nr. 15. Der Dichter weiß Naturerscheinungen, das Alpenglühen, die Brandung der Meereswellen u. dgl. recht schön zu Sinnbildern sittlicher Wahrheiten zu gestalten; eine oft nur zu reiche Fülle von Bildern steht ihm zu Gebote, und die in der Regel klangvollen Verse würden bei einfacherer Satzconstruction, bei sparsamerm Gebrauche des Participiums und der Genitive doppelt gewinnen. Am Schlusse der Sammlung sind diesem ernsten Blütenstrauße zur Abwechselung doch auch noch einige weltliche Liebeslieder beigefügt, und sie sind die besten und zu Herzen sprechendsten der ganzen Sammlung, natürlich und warm empfunden, wie „Der erste Kuß", „Innig lieb' ich dich" und „Das Ständchen". Das folgende Gedicht möge als eins der kürzesten der Sammlung hier mitgetheilt werden:

Es steigt im Schutze heil'gen Rechtes
Mit Kraft und Hoheit angethan,
Ein Wesen göttlichen Geschlechtes,
Umstürmt von Wettern himmelan.

Und über Klippen, Meeresgründe
Baut es sich einen kühnen Steg,
Selbst durch der Hölle Feuerschlünde
Führt glorreich seines Sieges Weg.

Denn sicher leitet zu dem Ziele
Es der Erkenntniß Strahlenlicht,
Und ob die Welt in Trümmer fiele,
Doch Muth und Kraft ihm nie gebricht.

Ein Flammenschwert in kühner Rechte,
Das Herz geschwellt von Götterkraft,
Bekämpft es jene Höllenmächte,
Begierde, Neid und Leidenschaft.

Es sprengt gefangner Unschuld Ketten
Und lindert liebreich jede Noth,
Um Recht und Wahrheit zu erretten,
Umarmt es freudig selbst den Tod.

Von Nacht und Grauen unbezwungen
Umleuchtet es ein Himmelslicht
In jedes Zweifels Dämmerungen:
Der kühne Sieger heißt die Pflicht.

Der gemüthliche Schweizerdichter Fröhlich fügt seiner früher herausgegebenen, mit Beifall aufgenommenen ersten Sammlung „Trostlieder" eine zweite unter gleichem Titel hinzu (Nr. 2). In hohem Alter stehend, durch eine Reihe schmerzlicher Todesfälle nacheinander vieler theuern Familienglieder, der Gattin und Kinder beraubt, ist der Blick des vereinsamten Dichters immer und immer wieder nach den Gräbern seiner Lieben, auf Tod und Ewigkeit, Trennung und Wiedersehen gerichtet. Um diese Lieder ganz zu würdigen, muß man freilich schon ähnliche Verluste erfahren haben und in ähnlichen Stimmungen sich befinden; Fröhlich's Dichtungen werden dann sehr geeignet sein, durch die Fülle ihrer sinnigen Gedanken, die auch die dunkeln Räthsel des Grabes mit dem Lichte einer höhern Welt zu verklären wissen, durch ihre bei aller Innigkeit doch wunderbar ruhige Fassung des Ausdrucks, Schmerzen, welche etwa eine trauernde Seele verwunden und durchbohren, zu mildern und zu besänftigen. Es ist eine schöne Aufgabe der Poesie, alles Uebermaß, auch das der Trauer, zur Harmonie zurückzuführen; Fröhlich hat diese Aufgabe vortrefflich gelöst, seine „Trostlieder" leisten, was sie versprechen, es sind nicht „leidige Tröster", sondern überaus zarte, verständnißinnige Schmerzensstiller. Als Probe sinniger Durchführung sei hier mitgetheilt „Der Todtenkranz", womit der Dichter die Ruhestätte der Gattin schmückt:

Ob deinem Grab der grüne Kranz
Entbehrt der bunten Blumen Glanz
Und ist wie du bescheiden,
Und immergrün sagt Blatt um Blatt,
Wie treu dein Sinn gewaltet hat
In Freuden und in Leiden.

Wie Blatt an Blatt sich schließt, so war
Ein Kranz dein Tagwerk Jahr um Jahr
In deines Hauses Kreise;
Und Stund' um Stunde wirktest du,
Bereitetest uns Glück und Ruh'
In zärtlich stiller Weise.

Ein Blättchen wird beachtet nicht,
Nicht kleiner Dienste große Pflicht
In unscheinbarer Hülle;
Die Summ' jedoch der Lebenszeit
Wird rund, wie Blatt an Blatt sich reiht
Zu eines Kranzes Fülle.

Die Treue in der Noth bewährt,
Die Arbeitslust, die immer währt
Bis an des Lebens Neige,
Die Liebe, die sich selbst vergißt,
In andrer Lust nur selig ist,
Sind immer grüne Zweige.

Und dir und all'n, die in der Glut
Der langen Qual mit Glaubensmuth
Noch sangen Hoffnungspsalmen,
Geläuterter durch Leiden stets,
Dort ist euch Kämpfern des Gebets
Gereicht der Kranz der Palmen.

In diesem Glauben durften wir,
Du nun vom Schmerz Erlöste, dir
Den Todtenkranz noch binden.
Zur Dornenkrone blicktest du;
Vom Kreuze floß die Stärkung zu,
Es ließ dich überwinden.

Nun liegt dein Kranz auf dunkler Gruft,
Er aber, der den Todten ruft,
Hob dich zu seinem Glanze,
Läßt leuchten dir sein Angesicht,
Die Seinigen sind lauter Licht
Und stehn in lichtem Kranze.

Die „Geistlichen Lieder zum Besten des Evangelischen Brüdervereins" (Nr. 3) erinnern nach Form und Inhalt an die Lieder „Aus den Papieren eines Verborgenen". Sie sind abermals ein Beweis, wie neuerdings auch der moderne Pietismus das Bedürfniß fühlt, sich in ein möglichst ästhetisches und künstlerisches Gewand zu kleiden. Die hier dargebotenen Lieder, wenn auch mit einer gewissen Gedankenmonotonie behaftet, die diesem Standpunkt eigenthümlich, sind doch in der Form sehr wohllautend und theilweise nicht ohne dichterischen Schwung. Nur das fortwährende Festhalten an dem Sündenbewußtsein gefährdet auch einen echt poetischen Drang; ebenso geräth die „Jesusliebe" gerade da, wo sie nach dem innigsten Ausdruck ringt, auch hier in Gefahr spielend zu werden oder Reminiscenzen aus weltlichen Liebesliedern zu bringen. So finden sich in dieser geistlichen Sammlung mitunter Anklänge, ja Nachbildungen Heine'scher Strophen, z. B. in dem Verse:

Tiefer zieht durch mein Gemüth
Himmlisches Verlangen
Und das Herz in Liebe glüht,
Dir nur anzuhangen.

Oder:

Du bist wie lauter Sonnenschein.
Der auf mein Leben fällt u. s. w.

Am gelungensten sind die Lieder, welche an Stellen der Heiligen Schrift anknüpfen, wo sich der Dichter vor der Gefahr, blos gereimte Bibelsprüche aneinanderzureihen, glücklich frei erhalten und die Eigenthümlichkeit des lyrischen Schwungs bewahrt hat.

Das „Buch der Hymnen" von Eduard Hobein (Nr. 4) enthält geschmackvolle und dabei doch dem lateinischen Originaltexte möglichst nahekommende Uebertragungen altkatholischer Kirchenlieder. Bekanntlich haben die protestantischen Liederdichter der Reformationszeit aus dem Schatze der lateinischen Hymnendichtung vorzugweise geschöpft; viele protestantischen Choräle weisen ganz unverkennbar auf diese Quelle zurück. Was ursprünglich im Kloster und Kreuzgang von andächtigen Mönchen herrührte, was in lateinischer Sprache ausschließliches Eigenthum des Klerus geblieben war, das vermittelten die Dichter der Reformationszeit, freilich in wahrhaft genialer Bearbeitung, die das Gepräge ihrer originalen Begeisterung trägt, der christlichen Gemeinde insgesammt, in Form der deutschen Volkspoesie. Daniel, Wackernagel und Hoffmann von Fallersleben haben wiederholt diese Thatsache nachgewiesen, und interessant bleibt es

immerhin, die altlateinischen Quellen unsers protestantischen Kirchenliedes in möglichst wortgetreuer Uebersetzung kennen zu lernen. Eduard Hobein ist schon früher in d. Bl. wegen seiner Leistungen auf diesem Gebiete anerkannt worden, er bewährt auch in der vorliegenden Sammlung seine Gabe für treue und dabei doch ansprechende Uebersetzung; eine Aufgabe, deren Lösung hier um so schwieriger war, weil die alten Hymnen mit einem sehr gedrungenen, vielsagenden Ausdrucke eine sehr reiche Anwendung leoninischer Reime verbinden. Die von dem Uebersetzer dargebotene Auswahl des Besten der alten Hymnendichtung ist chronologisch geordnet, sie reicht vom 4. bis zum 15. Jahrhundert, und der der Uebertragung beigedruckte lateinische Originaltext setzt den Leser in den Stand, den Werth des Gebotenen selbst zu prüfen. Wir wählen als eins der kürzesten ein vom heiligen Augustin herrührendes „Märtyrerlied" zur Probe aus:

Was kannst du Tyrann ersinnen,
Welcher Marter schwerstes Los?
Sprich, was magst du nur beginnen,
Daß der Lieb' es wär' zu groß?
Süß ist's mir am Kreuz zu sterben
Und des Schmerzes Macht gering
Besser sterben als verderben —
Ist doch Lieb' ein mächt'ger Ding'

Laßt die grausen Scheitern ragen
Und, was es an Martern gibt,
Kett' und Kreuz zusammen tragen,
Nichts ist es für den, der liebt.
Süß ist mir's am Kreuz zu sterben
Und des Schmerzes Macht gering:
Besser sterben als verderben —
Ist doch Lieb' ein mächt'ger Ding!

Lockt der Schmerz mit Schmeicheltriebe,
Ist der Tod ein kurzer Schmerz,
Tausendfache Qual ich liebe,
Viel erträgt ein starkes Herz.
Süß ist mir's am Kreuz zu sterben
Und des Schmerzes Macht gering·
Besser sterben als verderben —
Ist doch Lieb' ein mächt'ger Ding!

Georg Heusinger.

Notizen.

Zur Lage der deutschen Schriftsteller.

Es gibt noch immer Literaturfreunde, welche den Hunger für die zehnte Muse der deutschen Dichtkunst zu halten geneigt sind. Gegen diese wendet sich Otto Banck in einem der geistreichen Artikel, welchen derselbe in der „Deutschen Schaubühne" von Feodor Wehl über die Bühnenreform schreibt. Er sagt:

„Die alte unverschämte Ansicht: das Genie entwickele sich beim Darben am besten und die Poesie müsse ein Kind der Schmerzen sein, ist die Erfindung egoistischer Gutschmecker, denen die Kunst als ein interessantes Experiment zur Vertreibung ihrer Langenweile erscheint, und die um so romantischer zur Verdauung ihrer gesegneten Mahlzeit angeregt werden, wenn sie eine Lektüre zum Nachtisch haben, bei deren Schöpfung der Dichter beinahe verhungert ist. Man muß es denen, welche die Noth nicht kennen, zugute halten, wenn sie dieselbe loben und pikant finden: die Gefangenen in Cayenne wegen des vielen Gewürzes zu beneiden, wollen wir lieber als ein Zeichen von Dummheit, denn von Bosheit anerkennen. In Summa hat sich die Welt darüber geeinigt, daß dem Genie oder Talent ein gutes Los von Herzen zu wünschen sei. Aber erst dadurch, daß man, soweit es möglich ist, den Künstlern und Autoren ein geordnetes Leben sichert, welches von keiner zu fraglichen oder gar materiell unglücklichen Zukunft für ihr Alter oder für ihre dereinst verlassene Familie bedroht ist, erst dadurch wird man ihrem Geiste Halt, Harmonie und ruhige Erhebung geben, lauter Zustände, welche nöthig sind, um sich für ideale Schöpfungen zu begeistern. Ihre Ausführung gebraucht Zeit und Kraft einer friedlichen Seele, es verbindet sich aber damit fast niemals eine rentable Speculation. Ingenium kann man freilich den betreffenden Persönlichkeiten durch solide Institutionen und eine gesichertere Lebensstellung nicht verleihen. Ich sage aber: es fehlt gar nicht in dem Grade an Begabungen, wie es den Anschein hat. Der Nothdrang, fortwährend speculiren zu müssen, läßt nur den innern Gehalt höchst selten zur gesunden naturgemäßen Entwickelung kommen. Es können blos noch wenige ihrer freien Neigung, ihrer innern Begeisterung folgen; sie dürfen sich, um leben zu können, nicht mehr von der Wahl ihres Gefühls und ihres eigenen Geschmacks leiten lassen, sondern müssen der Mode, der Tagesrichtung, dem momentanen Bedürfniß des Publikums folgen und oft ihre bessere Ueberzeugung mit einer frivolen Manierirtheit vertauschen, um zu gefallen. Müssen sie? Nein, sie müssen nicht, denn Lessing sagt sehr wahr: «Kein Mensch muß müssen»; aber es fehlt oft den Besten der Muth, getreu den idealen Principien, voll Todesverachtung dem Kampfe mit dem Schicksal entgegenzugehen. Und läßt sich der Sieg ertrotzen? Leider nicht, denn es gehört dazu nicht nur Kraft und Selbstverleugnung, die man zuweilen mit «Familienverleugnung» übersetzen kann, sondern auch das Glück mit seinen hundert Launen. Existirte diese Bedrängniß nicht, wie könnten dann wol ausgezeichnete Geister, die wahrhafte Bildung besitzen und unzweideutige Beweise von Talent gegeben haben, so fade kokette Journalartikel schreiben, so hohle charakterlose Theaterstücke verfassen, so unendlich unerfreuliche Romane dichten! Sie schreiben einen Band über den andern und bringen es oft jährlich bis auf sechs. Etwa aus innerm Drang? Keineswegs! So leichtfertiger Art ist bei an sich tüchtigen Naturen der productive Drang nicht; er geht immer zugleich auf das Tüchtige, auf die Liebe zur Sache, auf die sorgsame Ausführung hin und richtet sich mehr auf die Qualität als auf die Quantität. Nur die Nothwendigkeit, immer Neues schaffen und dadurch verdienen zu müssen, wendet sich dieser Quantität zu; die innere Anschauung ist selten und erst nach langer Uebung in diesem traurigen Gleise so herabgekommen, dies zu thun."

Wir haben diese Stelle besonders deshalb mitgetheilt, weil sie mit überzeugender Beredsamkeit für jene Veränderung der Statuten der Schiller-Stiftung plaidirt, für welche sich bei der letzten Generalversammlung in Weimar die Majorität entschied. Wir meinen die Hinzufügung des Wörtchens „insbesondere", durch welche nicht blos „die mit schwerer Lebenssorge kämpfenden Schriftsteller" der Unterstützung durch die Schiller-Stiftung theilhaft werden sollen. Denn wenn es sich so verhält, wie Otto Banck erzählt, wie es denn in der That der Fall ist, so hat die Schiller-Stiftung gerade dafür Sorge zu tragen, daß hervorragende Talente nicht der Nationalliteratur verloren gehen, indem sie, dem dringlichen Gebote des Augenblicks folgend, ihr Talent in flüchtigen, auf den großen Markt berechneten Leistungen zersplittern oder in der journalistischen und publicistischen Sphäre vergeuden, die, so achtungswerth und einflußreich sie gerade in unserer Zeit ist, doch den für künstlerische Schöpfungen befähigten Begabungen nur eine durch die Verhältnisse aufgedrungene Zufluchtstätte bieten kann. Die Lebenssorge zu entwaffnen, ist natürlich die Pflicht der Schiller-Stiftung; doch sie soll derselben nicht blos in ihrer nackten Gestalt entgegentreten, sondern auch wo sie sich unter den verschiedenartigsten Masken verbirgt. Gerade in einer Zeit, in welcher das künstlerische Schaffen im ganzen so geringen Lohn findet, sind die hervorragenden, nach idealen Zielen ringenden Talente am schlimmsten daran, während das literarische Handwerk gedeiht. Die Schiller-Stiftung ist daher meistens in der glücklichen Lage, Würdigkeit und Bedürftigkeit gleichzeitig anzuerkennen, während sie überhaupt beides in solcher Weise abzuwägen hat, daß der Ueberschuß auf der einen Seite der andern zugute kommt. Die ausschließliche Betonung der „schweren Lebenssorge" in den bisherigen Statuten hemmte

die Wirksamkeit der Stiftung und machte von selbst eine freiere Praxis nöthig, welche die in demselben Paragraphen berechtigten „Ausnahmefälle" häufig eintreten lassen mußte. Die Anklagen, welche in einzelnen Fällen gegen diese Praxis des Verwaltungsraths gerichtet waren, haben gerade, abgesehen von sonstiger Grundlosigkeit, diesen Zusatz übersehen, durch welchen derselbe stets zu ausnahmsweisem Verfahren bevollmächtigt war. Jetzt ist die Schranke der „schweren Lebenssorge" gefallen; der Paragraph selbst ertheilt dem Verwaltungsrath das neue Recht, auch in andern Fällen hervorragenden Schriftstellern einen Beistand zu gewähren, ihnen eine ehrenvolle Muße für poetisches Schaffen zu sichern, wenn sie die künstlerischen Aufgaben einer anderweitigen Thätigkeit geopfert haben — und das ist ein Fortschritt, welcher der Nationalliteratur zugute kommen wird! 33.

Ein nordamerikanischer Bücherkatalog.

Was für ein niedliches Ding solch ein nordamerikanischer Bücherkatalog ist! So klein und zierlich, daß er bequem in die Westentasche geht. Der uns vorliegende wenigstens. Er ist aus Philadelphia, von der Firma F. Leypoldt. Das Büchlein hat für uns großen Reiz, bringt es doch zumeist Uebersetzungen deutscher Bücher ins Amerikanische. Von den meisten dieser Uebersetzungen ist in d. Bl. schon die Rede gewesen. Sie mögen aber an uns noch einmal vorüberziehen, hauptsächlich einzelner Urtheile wegen, welche die englische oder amerikanische Presse über sie fällte. Bei Schiller's „Complete works in English" haben wir das nicht nöthig; bei Andersen's „The ice-maiden, and other tales" aber berührt uns die Vergleichung gewiß eigenthümlich: „Was Shakspeare in der Poesie und im Drama, ist Hans Christian Andersen in Kindererzählungen, der tausendfach beseelte (myriad-minded) Herrscher des Feenlandes. Große Anerkennung finden auch „Mendelssohn's letters from Italy and Switzerland", nicht mindere „The Jobsiad; or the life, opinions, actions, and fate of Hieronimus Jobs the candidate" in der Uebersetzung von Charles Brooks, dem Uebersetzer des „Faust", „Titan" u. s. w. Von der Jobsiade heißt es im „Sunday Dispatch": „Die Jobsiade ist der deutsche Hudibras", und in „Morning Chronicle": „Wir können diesen Band jedem Liebhaber echten Humors herzlich empfehlen." Die Begeisterung für Heinrich Heine's „Book of songs" sowol wie auch „Pictures of travel" (Reisebilder) finden wir sehr natürlich. „Die Magie von Heine's poetischer Form ist unvergleichlich." — „Die am meisten poetische und specifisch humoristische Prosaschrift Heine's ist die «Reisebilder»" — Urtheile, welche wir uns gewiß gefallen lassen werden. Weiterhin finden wir von Elise Polko „Musical sketches" und über sie das hohe Lob: „Die musikalischen Skizzen aus dem Deutschen sind höchst bewunderungswürdig, voll von milder, zarter, poetischer Macht, voll Pathos und Schönheit. Einige von ihnen sind Victor Hugo's, andere Lamartine's würdig. Sie sind alle ausgezeichnet." Außer all diesen verdienstlichen Werken beabsichtigt der Verleger eine Reihenfolge von literarhistorischen Essays, und hat diese mit einem Essay über Heinrich Heine von Matthew Arnold begonnen. Dazu gesellt sich eine Gedichtsammlung, welche die besten deutschen Gedichte zugleich in deutscher Sprache und in englischer Uebersetzung enthalten soll: ein Werk von nicht weniger denn 664 Seiten für einen verhältnißmäßig sehr niedrigen Preis. Noch hätten wir den Abschnitt „Leypoldt's foreign library" besonders zu notiren. Da finden wir nämlich im zweiten Theil dieser Sammlung two tales from the German. Das eine der Stücke ist „Immensee" von Th. Storm und das andere — schwerlich möchte es jemand errathen — „Grandmother and granddaughter" von Luise Esche. Ein rührender Beweis, wie literarische Namen häufig genug ins Ausland gelangen, während sie in der Heimat noch lange nicht zu den Koryphäen gezählt werden. 11.

Bibliographie.

Alrebi, Berta, Charis. Griechische Anthologie in deutscher Uebersetzung. Ausgewählt für Frauen. Nebst kurzer Geschichte der griechischen Poesie und mythologischem Anhang. Berlin, Kastner. Br. 8. 3 Thlr.

Barth's, C. G., Missionslieder. Calw. 8. 6 Ngr.

Baumeister, A., Topographische Skizze der Insel Euboia. Lübeck, Dittmer. 4. 22½ Ngr.

Die Befreiung Schleswig-Holsteins vom Dänen-Joche im Jahre 1864. Ein Buch der Erinnerung für das deutsche Volk und zur Verherrlichung des ersten Sieges seines wiedererwachten Nationalgefühls. Von E. W. J. 1stes Heft. Oederan, Schlesinger. Gr. 4. 3 Ngr.

Beheim-Schwarzbach, M., Friedrich der Große als Gründer deutscher Kolonien in den im Jahre 1772 neu erworbenen Landen. Berlin, Mittler u. Sohn. 8. 20 Ngr.

Beulé, Der Tod des Phidias. Deutsch von H. W. Braunhard. Berlin, E. Kühn. Gr. 8. 7½ Ngr.

Brachvogel, A. E., Beaumarchais. Historischer Roman. Vier Bände. Jena, Costenoble. 1865. 8. 5 Thlr.

Bresciani, A., Don Giovanni oder der geheime Wohlthäter. Aus dem Italienischen ins Deutsche übertragen von C. Braun. Regensburg, Manz. 8. 19½ Ngr.

Drei Jahre Verfassungsstreit. Beiträge zur jüngsten Geschichte Oesterreichs. Von einem Ungar. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Gladisch, A., Anaxagoras und die Israeliten. Eine historische Untersuchung. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Göhring, C., Eichenblätter. Vaterländische Erzählungen. Leipzig, G. J. Purfürst. 1865. 8. 1 Thlr.

Graul, K., Indische Sinnpflanzen und Blumen zur Kennzeichnung des indischen, vornehmlich tamulischen Geistes. Erlangen, Deichert. 1865. 16. 22½ Ngr.

Hennings, K., Sagen und Erzählungen aus dem hannoverschen Wendlande. Lüchow, Saur. 16. 15 Ngr.

Herzog, X., Die fünf Kirchengebote, einer deutschen Nation erklärt und mundrecht gemacht. Mit einem Anhang von allerlei Lustigen und Unlustigen. Lindau, Stettner. 1865. 8. 16 Ngr.

Kontumazen und Strapazen eines Pilgers nach Rom. Lindau, Stettner. 1865. 8. 12 Ngr.

Köchy, K., Das neue Leben. Hannover, Kniep jun. 16. 20 Ngr.

Düsseldorfer Künstler-Album. Herausgegeben von W. Müller von Königswinter. 15ter Jahrgang. 1865. Düsseldorf, Breidenbach u. Comp. Gr. 4. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Zwei Mährchen von C. L. Mit 12 Original-Illustrationen von F. Spangenberg. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Maltitz, H. von, Altadlige Haus-, Hof- und Familiengeschichten. 1ste Abtheilung. Berlin, Janke. 1865. 8. 5 Thlr.

Markham, C. R., Zwei Reisen in Peru. Leipzig, Senf. 1865. Gr. 8. 1 Thlr.

Novellen gesammelt von A. W. Posen, Jagielski. 8. 22½ Ngr.

Pelchrzim, T. von, Preußische Kriegsthaten 1864. Für Jeden verständlich zusammengestellt. Stettin, von der Nahmer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schwartz, Marie Sophie, Gesammelte Romane. Aus dem Swedischen von A. Kretzschmar. Wohlfeile Ausgabe. Erster Band: Der Mann von Geburt und das Weib aus dem Volke. Zweite Auflage. Erster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1865. 8. Jeder Band 10 Ngr.

Schwarz, C., Predigten aus der Gegenwart. Dritte Sammlung. Leipzig, Brockhaus. 1865. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Anzeigen.

Zu Festgeschenken geeignete Werke

aus dem Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirte und Prachtwerke; Atlanten.

Goethe-Galerie u. **Schiller-Galerie** von **F. Pecht** u. **A. v. Ramberg**, geb. à 15⅓ Thlr. u. 16⅔ Thlr.; Prachtausgabe, geb. à 30 Thlr. — **Neue Shakspeare-Galerie**, geb. 13 Thlr. u. 14 Thlr. — **Die Frauen der Bibel**, Drei Folgen, geb. 17 Thlr., einzeln geb. à 5¾ Thlr. — **Ernst Schulze, Die bezauberte Rose**, illustrirt von **F. Baumgarten**, geb. à 5⅔ Thlr. u. 8 Thlr. — **Washington Irving**, illustrirt von **H. Ritter** u. **W. Camphausen**, deutsch u. englisch, geb. à 6 Thlr. — **Illustrirter Katalog der Londoner Industrie-Ausstellung von 1862**, 1. Band geb. 8⅓ Thlr., 2. Band geb. 7 Thlr. — **Kinderleben**, illustrirt von **Ludwig Richter**, 5. Aufl., cart. 1 Thlr. — **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon**, 15 Thlr., cart. 17⅔ Thlr., geb. 23⅓ Thlr. — **Illustrirter Handatlas**, cart. 9 Thlr., geb. 10 Thlr. — **Lange's Atlas von Sachsen**, geb. 5⅔ Thlr. — **Lange's Geographischer Handatlas**, 6 Lieferungen à 1 Thlr. — **Reise-Atlas von Deutschland**, geb. 7 Thlr.

Encyklopädische Werke und Wörterbücher.

Brockhaus' Conversations-Lexikon. Elfte Auflage 1.—3. Band, geb. à 1 Thlr. 28 Ngr. und 2 Thlr., auf Velinpapier geb. à 3 Thlr.; **Zehnte Auflage**, geb. 23½ Thlr., 24 Thlr. u. 24⅔ Thlr. — **Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon**, 2. Aufl., geb. 7⅔ Thlr. — **Unsere Zeit. Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.** 1. Band geb. 2 Thlr. 7 Ngr., 2 Thlr. 9 Ngr. u. 2 Thlr. 11 Ngr., 2.—8. Band geb. à 2 Thlr. 19 Ngr., 2 Thlr. 21 Ngr. u. 2 Thlr. 23 Ngr. — **Illustrirtes Haus- und Familien-Lexikon**, 1.—6. Band, geb. à 2 Thlr. 24 Ngr. — **Wander, Deutsches Sprichwörter-Lexikon**, 1.—8. Lieferung à 20 Ngr. — **Kaltschmidt, Fremdwörterbuch**, 6. Aufl., geb. 2 Thlr. — **Meyer, Handwörterbuch sinnverwandter Ausdrücke**, 5. Aufl., geb. 1½ Thlr. — **Handwörterbuch der deutschen, französischen und englischen Sprache**, 7. Aufl., geb. 2⅔ Thlr. — **Albert, Taschenwörterbuch, englisch und deutsch**, geb. 1 Thlr. 5 Ngr. — **Kaltschmidt, Taschenwörterbuch, französisch und deutsch**, geb. 25 Ngr. — **Valentini, Taschenwörterbuch, italienisch und deutsch**, geb. 2 Thlr. 18 Ngr. — **Georges u. Mühlmann, Thesaurus der classischen Latinität**, 1. Band 3⅓ Thlr.

→ In allen Buchhandlungen vorräthig. ←

Ein ausführlicheres Verzeichniß der zu Festgeschenken geeigneten Werke aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig (Weihnachten 1864) ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Im Verlage von **Wiegandt & Grieben in Berlin** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Serbien und die Serben.

Nach Quellen und eigenen Erfahrungen bearbeitet

von

D. von Coelln,

Pfarrer der evangelischen Gemeinde zu Belgrad.

20½ Bogen. Mit einem Titelbilde und einer Karte.

Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

In **J. A. Stein's** Buchhandlung (Ad. Köllner) in Nürnberg erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das

Weihnachtsfest der Nieblinger

oder

Der Karfunkel.

Romantisches Schauspiel in fünf Aufzügen

von

Karl Walpurg.

Preis 16 Sgr.

Diese dramatische Dichtung, eine der duftigsten Blüten, welche die Poesie unsers deutschen Weihnachtsfestes getrieben, darf mit vollem Recht allen gebildeten Lesern bestens empfohlen werden.

Verlag von A. D. Geisler in Bremen.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Scott, W., Der Herr der Inseln. Epos in sechs Gesängen. Uebersetzt von W. A. B. Hertzberg. (Professor in Bremen). 8. 14 Bogen. Eleg. brosch. 27½ Sgr.

Dies herrliche Werk des britischen Dichters wird gewiß in dieser neuen Bearbeitung des gewandten, geistvollen Uebersetzers willkommen geheißen werden. Die Vortrefflichkeit der Uebersetzung ward vor kurzem schon in der Weser-Zeitung, in den Preußischen Jahrbüchern, der Deutschen Allgemeinen Zeitung u. s. w. anerkannt.

Auch verschiedene Recensionen der Gedichte Tennyson's haben die Meisterschaft des Herrn Professors Hertzberg in der Uebersetzungskunst einstimmig mit großem Lobe hervorgehoben. Gleiches Lob wird auch ohne Zweifel dieser Arbeit des Herrn Verfassers zutheil werden.

Bei C. Ed. Müller in Bremen ist erschienen:

Der Stedinger Freiheitskampf.

Ein vaterländisches Gedicht

von

Arnold Schloenbach.

Miniatur-Format.

Preis broschirt: 22½ Ngr. Elegant gebunden mit Goldschnitt 1 Thlr.

Soeben erschien das **28. Heft** der 11. Auflage von

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

(Bremerhaven — Brügge.)

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes werden noch Unterzeichnungen zum Subscriptionspreise von

→ 5 Sgr. für das Heft von 6 Bogen ←

angenommen und sind die bereits erschienenen Hefte sowie der erste und zweite Band daselbst vorräthig.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 52. — 22. December 1864.

Neue Lyriker.

(Beschluß aus Nr. 51.)

Wir gehen nun zu den neuesten erzählenden Gedichten und Epen über, denen wir schon zu Dank verpflichtet sind, weil sie mehr noch als die lyrische Poesie mit der Ungunst der Zeit zu kämpfen haben und trotz der gewissen Ueberzeugung, daß sie nur die Verfasser, einige ihrer besten Freunde, denen Freiexemplare zugegangen sind, und die Kritiker — und bei diesen beiden muß ich noch ein Vielleicht einschalten — zu Lesern haben werden, daß, sage ich, die Dichter, trotz der Ueberzeugung, ihre Stimme in der Wüste zu erheben, doch der epischen Muse ihre Zeit und Begeisterung geopfert haben.

13. Jugenderinnerungen aus Hinterpommern und dem alten Pommerellenlande von Leopold Jacoby. Erstes Bändchen. Berlin, Stilke und van Muyden. 1864. 16. 12 Ngr.

Da diese Jugenderinnerungen in kurzen Abschnitten vorgeführt werden und wol auch als lyrische Gedichte gelten dürfen, so haben sie die Aussicht, nicht ganz übersehen zu werden. Weil sie aus dem alten Pommerellenlande herstammen, mag mancher wol spötteln: „Vetter Michel ist wieder da", aber Jacoby erweist sich als ein naiver und ganz gewandter Sänger, und wie es ihm um das Herz ist, sagt er auf dem letzten Blatte, in dem Gedicht: „Mein erstes Lied" (S. 65):

Es zanket und streitet ringsum sich die Welt,
Weiß nimmer, wem da noch mein Liedlein gefällt,
Nicht will ich mich zanken, mag nimmer streiten mit,
Mein Ziel ist der Frohsinn, den find' ich so nit.

Wol hört man es klagen, der Sanggott wär' todt,
Die Musen auch gestorben vor Jammer und Noth,
Und schliefen sie drunten, hol' ich sie mir herauf;
Ein lustiges Liedlein, das weckt sie wieder auf.

So will ich denn singen, wie mir ums Herze ist,
Wohl dem, wer den Kummer in Liedern vergißt:
Meine Klagen und Sorgen, die gab ich dem Wind,
Der führt sie von hinnen, der trägt sie fort geschwind.

Wir haben es also mit einem Reinick, Gaudy, mit einem lustigen Gesellen zu thun, der in leichten und Knittelversen uns hier aus seiner Schulzeit in Lauenburg erzählt. Er gelangt für jetzt bis zu dem Schulfest, das in der Carnevalszeit, nach einem alten Gebrauch, durch Ueberreichung eines Geschenks an den Conrector, „damals der gute Conrector", gefeiert wurde, und verspricht auch für die Folge eine wenig anstrengende, angenehme Unterhaltung.

14. Ruth. Von Luise von Ploennies. Stuttgart, S. G. Liesching. 1864. 16. 12 Ngr.

Die Dichterin hat einen sehr bekannten Stoff in gereimten Jamben neu gestaltet. Es ist ihr nicht gelungen, aus dieser hübschen, aber doch eigentlich nur den praktischen Sinn der Israeliten kündenden Sage etwas Neues zu schaffen. Ich betone absichtlich das Praktische, indem ich darauf hindeuten will, daß hier ein Widerspruch die Schönheit ausmacht, durch welche die biblische Erzählung „Ruth" uns so wunderbar entzückt. Gewiß ist es höchst unpoetisch, wenn eine praktische Frau ihre Tochter anregt, einen reichen Mann zu gewinnen, um dadurch das fehlende Brot zu erzielen. Dies ist der nackte Inhalt jener Erzählung. Das tief Poetische, was die Bibel hineinzulegen weiß, ist das Motiv, aus welchem Ruth der Prosa ihrer Mutter Gehör gibt. Dieses umfaßt die ganze Welt der Liebe, und dies tritt in der einfachen Erzählung, wie sie die Bibel gibt, überwältigend hervor. Die Einfachheit, welche die praktische Absicht mit dem poetischen Motiv vereinigt, ja verwechselt, macht eben den Reiz der Sage. Die Dichterin hat nun vieles hineingelegt und erweitert. Die Liebe Boas' ist dabei unbenutzt geblieben; die Frauen können einmal nicht die Liebe schildern. Und die Neigung der Ruth hat in der Dichtung gar kein anderes Motiv, als das praktische der Naemi, wonach es klug ist, wenn Ruth einen reichen Mann heirathet. Die schöne sinnige, ja wir können, ohne der Reinheit zu nahe zu treten, sagen sinnliche Situation, wo Ruth zu den Füßen Boas' unter seinem Mantel schläft, und die, ohne die schöne Absicht der Ruth, nur praktisch und nicht poetisch sein würde, so aber von unübertrefflicher Schönheit ist, hat die Dichterin gar nicht benutzt. Ohne das Feuer, welches in dem Hohenliede glüht, kann aber auch die Erzählung „Ruth" nicht zur Dichtung werden.

Abgesehen von diesen, „nur der Schönheit der biblischen Erzählung und nicht den Schwächen der neuern Dichtung geltenden Bemerkungen" verdient die Dichtung „Ruth" von Luise von Ploennies der Frauenwelt empfohlen zu werden.

15. Heinrich der Erste, der Städtegründer. Poetische Erzählung in Bildern von Karl Weiß. Leipzig, Brockhaus. 1864. 16. 16 Ngr.

Wir werden in die Zeiten und Kämpfe eingeführt, die Deutschlands Kraft und Größe verzehrten, und erfahren, daß Herzog Heinrich von Sachsen der beste Fürst seiner Zeit war; ihm wird die sorgenvollste Krone, die von Deutschland, angetragen, aber zugleich auch von seinen nächsten fürstlichen Freunden misgönnt. Das weise Verhalten des neuen Herrn von Deutschland wandelt die stolzen Vasallen zu treuen Dienern um. Weniger will es ihm gelingen, das große Verderben zu hindern, mit dem die Ungarn die so oft gefährdeten deutschen

Lande bedrohen. Der besonnene Fürst beugt sich vor der Nothwendigkeit und erkauft von dem siegreichen Feinde einen neunjährigen Frieden durch die demüthigende Verpflichtung, einen bestimmten Tribut zu entrichten.

Bis hierher ist die Dichtung wohl gelungen. Dem Verfasser war aber der Stoff zu eng, und er sah sich gezwungen, unbedeutende Situationen gleich den wichtigen im Liederklang zu feiern: so „Das Vogelschießen zu Goslar", „Die Hochzeit der Tochter" u. s. w. Mindestens mußten diese beiden Feste nicht geschildert werden, wie dergleichen gewöhnlich erscheint, sondern charakteristisch in der Weise ihrer Zeiten. Dasselbe gilt von der Heerschau.

Die Geschichte von dem kahlen kranken Hunde, den der Kaiser, als er sich stark genug fühlt, den Ungarn statt des bedungenen Tributs bietet, ist für den Helden des Gedichtes nicht eben sehr ehrenhaft. Wir konnten hier das Historische um der Schönheit der Dichtung willen einbüßen. Ueberhaupt sind die Feinde Heinrich's stets als Ungeheuer, Räuber u. s. w. geschildert. Warum soll der Ungar gerade ein Unthier sein? Wir Deutschen waren damals auch nicht fein, und im Kriege sind es noch heute die meisten Völker nicht. Je edler und tüchtiger die Feinde des epischen Helden dargestellt werden, desto bedeutender erscheint er als Sieger.

Die Form ist überall rein und von der wärmsten Poesie durchhaucht. Jede Stelle, die wir dafür als Probe wählen, bewahrheitet diesen Vorzug der Dichtung (S. 41):

Jetzt bleibt der König stehen. Die Streitaxt von der Wand
Nimmt er mit Feuerblicken und wiegt sie in der Hand.
Er legt sie schweigend nieder. Da öffnet sich das Thor,
Die schwarze Lieblingsdogge springt ein, am Herrn empor.

Dem Thiere folgt ein Knabe, der schaut so frisch, so frei
Und streckt die Hand entgegen, 's ist Heinrich's Sohn, Otto!
„Laß Vater dir verkünden", spricht er, „was Eisentraut,
Der Vogt, mir dort im Walde soeben anvertraut."

Der Vater setzt sich nieder, und zwischen seine Knie
Stellt er den lieben Jungen, den gnädig Gott verlieh;
Er legt auf seine Schulter die eine treue Hand
Und löset mit der andern das goldne Lockenband.

Des Knaben Wangen glühen wie Rosen an dem Strauch:
„Der Traut und ich durchstreiften den Wald nach unserm Brauch;
Von Sachsens Ruhm und Ehre erzählte mir der Vogt,
Von unsers Stammes Größe! Mir hat's das Herz durchwogt."

16. Wittekind. Ein Heldengedicht in zehn Gesängen, von Karl Gotthelf Häbler. Leipzig, Lenner. 1864. 16. 15 Ngr.

Nicht leugnen will ich es, daß ich mit Widerstreben dies Buch zur Hand nahm. Ein Heldengedicht in zehn Gesängen: wer, frage ich, hat heute Neigung das zu lesen? Heute, wo wir vor dem Heroismus der Faust wenig Achtung haben, weil der Geist seine Eroberungszüge über die ganze Erde, durch die Meere, in die Tiefen und Höhen angetreten und zum Theil vollendet hat. Trotzdem sah ich mich reich belohnt und gefesselt.

Dies Werk ist ein echtes Heldenlied, ein Lied der Franken- und Sachsenkämpfe, denn diese und nicht Wittekind, wenn er schon öfter als die andern Helden erscheint, bilden den Mittelpunkt der gelungenen Schöpfung. Die Schwierigkeit der Terzinen ist geschickt überwunden, und viele Schilderungen erinnern an die Nibelungen; denn eine große Kraft des Wortes und des Bildes ward dem Dichter zutheil. Das Epos schreitet mächtig und unaufhaltsam, gleichsam wie ein Held mit erhobenem Schilde und nacktem Schwerte, durch alle Verwickelungen dem versöhnenden Schlusse zu. In dem Ernste der Handlung erscheinen die ruhigen und fröhlichen Momente wie Pausen eines Ganges auf Leben und Tod. Ich wähle als Probe das Gespräch Wittekind's mit König Karl. Der Sachsenheld sagt (S. 136):

Du waltest wie ein launenhafter Greis,
Der, ob ihm sonst auch wenig Kraft geblieben,
Doch noch die Seinigen zu quälen weiß.
Als du im Felde lagst vor den Avaren,
Da war dein Grimm bei weitem nicht so heiß:
Mit Fasten hast du da und wunderbaren
Bußübungen die Zeit verbracht, zum Hohn
Der Feinde, bangend vor des Streits Gefahren,
Bis kühner als sein Vater dann dein Sohn
Sie schlug. Du fürchtest alle, nur die Pfaffen
Sind deine Herrscher. Was vor deinen Thron
Gebracht wird, das erschleichen und erraffen
Sie, und verwalten, was nur dir gehört.
Indessen machst du selbst dir viel zu schaffen
Mit Pfaffenarbeit. Aber wahnbethört
Vergißt dein Sinn ein Wort, das ihre Schriften
Doch auch enthalten, und sein Donner stört
Dich nicht im Uebermuth: Verderben stiften
Wird seinen Kindern, wer das Recht verletzt,
Und seiner Enkel Tage noch vergiften!

17. Gundel vom Königssee. Epische Dichtung aus dem bairischen Hochland in sieben Gesängen von Julius Grosse. Leipzig, Weber. 1864. 16. 1 Thlr.

Nun aber heißt es einen tüchtigen Anlauf nehmen, um diese epische Dichtung aus dem bairischen Hochlande Wort für Wort zu lesen und auf sich einwirken zu lassen. Jamben, Stanzen, Terzinen, nun da hat man es doch immer, oder zumeist mit dem Reime zu thun, den der Deutsche wie eine Sprungstange braucht, um die weiteste Kluft zu übersetzen; dieses Epos aber ist in Hexametern geschrieben. Griechische Hexameter, ja die leihen dem Leser Schwingen, die wiegen ihn durch ein ufreloses Meer, die heben und schaukeln ihn bis an die Grenzen des Universums; aber deutsche Hexameter, und wären sie schön, wie — ja, wer hat denn schöne deutsche Hexameter geschrieben, wer kann sie überhaupt in einer Sprache schreiben, der gerade das fehlt, was diese Form als ihre erste, als ihre Lebensbedingung fordert, ein unerschütterliches Silbenmaß? Bei den deutschen Hexametern wird der geübteste Leser oft gezwungen, wieder von neuem zu beginnen, weil er sich in dem von dem Dichter unbeschränkt bestimmten Silbenmaß geirrt hat. Und endlich, wissen es noch immer nicht die deutschen Dichter, daß, wenn wir Männer, wir selbst, die wir Dichter sind und vor allem Dichtungen lesen, dem deutschen Hexameter den Rücken kehren, daß dann die Frauen — und für sie dichten doch die Poeten zunächst, und heute zumeist — mit den süßesten Schmeichelworten nicht zu verlocken sind, Hexameter sich munden zu lassen? Ich kenne Damen, die Homer in seiner Ursprache vortrefflich declamiren, die aber, und gerade deswegen deutsche Hexameter nicht lesen. Ist denn den Dichtern das Schicksal unsres Altmeisters nicht bekannt? Wäre „Hermann und Dorothea" in einer deutschen Versform, und besonders wäre dieses Werk in Reimen geschrieben, es würde auf dem Tische jeder gebildeten Frau, wohlgepflegt und doch zerlesen, zu finden sein. Jetzt kennen die Damen wol den Namen der Dichtung, viel mehr davon aber nicht. Man liest also das Gedankenreiche, Tiefpoetische in Hexametern nicht, und man sollte „Gundel vom Königssee" lesen? Die Zeit der Dorfgeschichten, in Prosa selbst, ist überdies dahin; nun erhalten wir eine in Versen, sogar in Hexametern.

Diese Geschichten sehen sich ähnlich, wie ein Ei dem andern. Ein stolzer, verstockter Bauer, ein wunderliebliches Mädchen, das von ihm abhängt — sei es als Tochter, sei es als Nichte, Mündel, Findling, angenommenes Kind —, ein wackerer, aber verwilderter Bursche, dem der Bauer zehnmal die Thüre weist, ein auserkorener Eidam, den die kluge Rose nicht mag, dazu Cabalen hin und her. Der wackere Wilde wird endlich zahm, und der stolze Bauer muß beschämt zu Kreuze kriechen. Hochzeit, vielleicht zum dritten Schützenfest, denn mit dem ersten wird die Geschichte gewöhnlich eröffnet. An derben Provinzia-

lismen fehlt es auch nicht, und äußerst wacker ist das geschilderte Völkchen immer — der Dichter sagt es.

Dies schrieb ich, bevor ich das Gedicht gelesen. Im allgemeinen trifft es zu, wenn Große schon etwas von der gewöhnlichen Heerstraße abweicht. Gundel, die idyllische Heldin, hat Thomas, den Wilddieb, geliebt, und springt plötzlich zu Ignaz, dem Bauersohn aus der Rainsau, um, der es ihr angethan hat. Beide Burschen taugen im Grunde nicht viel, und die flatterhafte Gundel auch nicht, obgleich der Dichter behauptet, daß sie ein Engel von Güte und sehr klug sei. Sie geht ein wenig mit Ignaz durch, dann seitab zu einer Muhme, und endlich speculirt sie bei einer Wasserfahrt auf dem Königssee bis zum Landesfürsten zu dringen. Er soll ihr Leid heilen. Welches? Daß Ignaz nichts taugt und Thomas noch weniger? Ja, dafür wird auch der König keine Arznei haben. Vielleicht aber hilft etwas bairischer Patriotismus, wie er hier plötzlich zu Tage kommt. Es verlohnt sich übrigens nicht, dem unmotivirten Hin- und Herwanken der Dichtung zu folgen. Nicht der König als deus ex machina, sondern eine dea ex machina, die Königin, bringt Gundel und Thomas, den Wilddieb, endlich zusammen.

Keine Person und keine Situation ist hier interessant, denn nichts erwächst nothwendig aus den Conflicten, die ohne Ursache entstehen. Der Genuß der Dichtung wird übrigens noch durch eine Menge unbekannter Worte verleidet, zu denen die Erklärung (Uebersetzung ins Hochdeutsche) fehlt. Es erscheinen durchschnittlich öfters: Dalkedes Ding, Schroffen, Latschen, Lahnen, Schrunden, Klamm, kraxeln, Kraxler, pfauchen, Schankel, Gäll, Mandel, tappich, Stadel, Streuer, Manken, Rausal, mach mir den Gar nun aus, Treffel, Trumm, Daube von Steinen, nothiger Schnitzler, Deandel, der Gesatz u. s. w.

18. Lord Byron's Mazeppa, Korsar und Beppo. In das Deutsche übertragen von Wilhelm Schäffer. Leipzig, Brockhaus. 1864. 8. 20 Ngr.

Von dem Uebersetzer eines Dichters verlangen wir zwei Vorzüge, die sich selten vereinigt finden: er muß die fremde Sprache ihrem Geiste nach vollständig kennen, ihr Herr sein, wie er Gebieter seiner Muttersprache ist, und muß zugleich ein Dichter sein, der die Schönheiten und Schwächen des Originals mit Kraft und Tiefe des Hauptes und Herzens erfassen und nachempfinden kann. Dann erst wird er die höchsten Ansprüche erfüllen und uns in der Uebersetzung ein Kunstwerk geben, das vollständig deutsch ist und doch wieder den Reiz des Fremdartigen in sich aufgenommen hat.

Bei den vielen zum Theil sehr guten Uebersetzungen der Byron'schen Werke, die wir bereits besitzen, wird der neue Uebersetzer vor den frühern insofern im Vortheil sein, als er ihre Arbeiten benutzen und ihre Mängel ausgleichen kann, schwerer dagegen ist seine Aufgabe, weil er die besten seiner Vorgänger nach den beiden angedeuteten Richtungen hin übertreffen muß. Die vorliegende Uebertragung steht den besten nicht nach, sie ist so leicht und fließend, daß ein gebildeter Deutscher, wenn es möglich wäre, daß ein solcher den englischen Dichter noch nicht gekannt, diese Poesien als sehr gelungene deutsche Originaldichtungen lesen würde. Schäffer erweist sich in diesem Werke als ein begabter Dichter, der die Schönheiten der Byron'schen Schöpfungen unverändert und doch in deutscher Weise wiedergibt. Seine Arbeit sei den Freunden der Byron'schen Muse empfohlen.

Am Schluß dieses Artikels gingen mir noch die folgenden Werke zu, deren Besprechung ich gleichsam im Anhange gebe.

19. Helvetia. Musenalmanach auf das Jahr 1864. Herausgegeben vom schweizerischen literarischen Verein. Bern, Heuberger. 1864. 16. 20 Ngr.

Aus dem Vorwort und dem Mitgetheilten der Eröffnungsrede bei der letzten Sitzung der Vereins Helvetia erfahren wir, daß dieser „Musenalmanach“ der sechste seines Namens ist und nach den Statuten von jedem Einsender etwas aufnehmen muß, daß der Verein an einigen Gliedern gekränkelt hat, die man deshalb amputirte, und daß er nun gereinigt in neuer Lebensfülle zu gedeihen hoffe. Besonders reich vertreten ist in dieser Sammlung die Familie Bandlin; darunter lieferte die meisten Beiträge überhaupt der Vater, einige die Tochter Rosa und dann auch der Sohn August. Neben diesen drei erscheinen als fleißigste Mitglieder des Vereins Julius Caduff, Jakob Hofstätter, Friedrich Oser und J. Vogel von Glarus.

Dem Werkchen dürfte am besten gedient sein, wenn die so häufig als zu streng angeklagte Kritik das Vorwort berücksichtigt, welches ersucht, die Gabe der „Helvetia“ ebenso nachsichtsvoll aufzunehmen, als sie von den schweizerischen Dichtern anspruchslos überreicht wird.

Damit aber die „Helvetia“ uns nicht gar künftighin ausbleibt, laden wir, mit der Aussicht auf einen Lorberzweig, bei uns zu Gast den gemüthlichen Dichter J. B. Bandlin, dem wir Dank schuldig sind für das den Musenalmanach eröffnende Volksbild „Der Geisterspuk auf dem Friedhof“, sodann J. Vogel von Glarus, Friedrich Oser, F. A. Stocker und Marie Thommen; und wenn ihnen der Weg nicht zu weit ist, mögen auch nicht ausbleiben Eugène Peschier, G. St. und die Geschwister August und Rosa Bandlin.

20. Ausgewählte Dichtungen von Friedrich Bodenstedt. Berlin, v. Decker. 1864. 8. 20 Ngr.

Die hier gebotenen Gedichte sind aus den frühern, schon besprochenen Gesängen, wie auch der Titel sagt, ausgewählt, und da dem Verfasser bereits eine Stelle unter den modernen Dichtern angewiesen ist, so müssen wir befürchten, den Freunden der modernen Poesie diese Gabe und ihren Genuß zu verkümmern, was wir wahrlich nicht beabsichtigen, wenn wir unsere Bedenken gegen diese Richtung, das wir früher ausführlich begründet haben, hier wiederholen wollten. Doch eine Blüte aus dem Blumenflor der Sammlung wollen wir pflücken (S. 71):

Schön und häßlich.

Eine Kluft liegt unermeßlich
Zwischen schön und häßlich —
Nur der Liebe mag's gelingen,
Sie zu überspringen.

* * *

Wer durch die Brille der Liebe schaut,
Der hat den Blick der Musen
Und hält den Buckel seiner Braut
Für einen zweiten Busen.

21. Klinschor. Ein Gedicht von E. Solger. Nürnberg, Stein. 1864. 12. 25 Ngr.

In abwechselnden Versmaßen, gereimt und reimlos, werden uns hier die Thaten des aus dem Felsen auf den Ruf „Klinschor“ hervorgetretenen Helden und seines ihn nach dem Spruch der letzten „Wale“ (Valeta, Erwählte, Seherin), ins Leben rufenden Freundes Zeitlos erzählt. Die Kämpfe der kleinen deutschen Herren, von denen jeder Kaiser werden wollte, die Bemühungen des Markgrafen Hetzel, bei dem die Freunde in Dienst getreten, ihre Liebe zu dessen Tochter Jutta und wie sie diese durch Lieder verherrlichen, schildert der Verfasser eingehend. Ob ein solches Stück deutscher Misere einer poetischen Verklärung würdig ist, scheint mehr als zweifelhaft. „Blut und Eisen“ regierten das zerklüftete deutsche Reich, je nachdem heute dieser und morgen jener durch Gewalt und List als gefürchteter Machthaber galt, und das Pfaffenthum weiß dabei wie immer klug im Trüben zu fischen. Der rothe Faden, welcher diese wüsten Bilder durchzieht und zusammenhalten soll, die Liebe zu Jutta, dürfte sich auf die Dauer nicht stark genug für das ermüdete Interesse des Lesers erweisen (S. 109):

Das ganze Land lag wüste, das nun die Heere ließen,
Verbrannt sind Hof und Städte, verheeret Feld und Wiesen,
Der Wolf tritt aus den Wäldern, denn ihn der Hunger zieht,
Und satt vom reichen Fraße singt er sein grausig Abendlied.

Sobald der Kaiser selber ankam in Schweinfurts Nähe,
Schickt manche Schar er weiter, daß sie die Stadt umgehe,
Er ließ durch seine Zimmer erbaun Ballist' und Thurm
Und nahm nach blut'gen Tagen die troz'ge Stadt in hartem Sturm.

„Ich will das Volk vertilgen, die ganze Stadt vernichten;
Kein Stein bleib auf dem andern — so will ich fürstlich richten.
Der Aufruhr sei unmöglich in meinem Reich fortan!"
So rief der mächt'ge Kaiser, aus Dächern flog der rothe Hahn.

In allen Häusern Plündern, auf allen Straßen Morden,
Bis alles Asche deckte und still die Stadt geworden.
Wer noch sich retten konnte aus Blut und Schutt und Graus,
Der floh, Erbarmen suchend, ins unversehrte Gotteshaus.

Der Kaiser ritt, von seinen Gewalt'gen dicht umgeben;
Den Bittenden gewährt' er nicht Gnade für ihr Leben:
„Würgt Weib und Kind und Greise; nichts schone eure Hand,
Auch nicht die wunden Männer, dann sei das Gotteshaus verbrannt!"

Bei solchem rohen egoistischen Wüthen verräth Klinschor sogar seine Geliebte, die ihn freilich mit Hohn abgewiesen hat, an den wilden Boleslaw, König von Böhmen. Dieser nimmt sie zum Weibe, durch den Kaiser nachträglich dazu gezwungen, der nun Klinschor verbannt. Unser Held geht nach Ungarn und über Griechenland weiter nach Brindisi, wo er am Fuße des Vesuvs die Zelle des Zauberers Virgilius findet. Hier endlich erkennen wir die bekannte Sage jenes Klingsohr, der in dem Sängerkrieg auf der Wartburg seine mystische Rolle spielt. Während der Zauberer seinen langerwarteten Schüler unterrichtet und in ihm bald den Größern erkennt, ist Freund Zeitlof dafür zu Hause gegangen und wohnt auf dem Gute seines Vaters. Seine Mutter aber hat, als fromme Witwe, das Besitzthum an das nächste Kloster verschenkt, und sein Bruder Dietlof bewirthschaftet es als schwerbelastetes Lehn. Die beiden Erben ziehen bald von dannen und erwerben sich eine neue Heimat im Spessart an der wilden Rhön. Klinschor lebt nach dem Tode des Virgilius in Ungarn, findet sich dann bei der sterbenden Böhmenkönigin Jutta ein, an der er sich rächt, indem er sie in eine Schlange verwandelt, die alle hundert Jahre dort erscheint, wo sie ihn verhöhnt hat. Endlich stirbt auch der Held der Dichtung. Welche Absicht hatte Solger beim Schaffen dieser wunderlichen poetischen Erzählung? Einen rhythmischen Spaziergang zu machen? Ein Weiteres ihm unterzulegen, scheint mir unmöglich. Seiner Ausdauer bei dieser Arbeit, die in ihren lyrischen Theilen manches Gelungene enthält, kommt die Consequenz gleich, mit der er falsche Reime benutzt: getödtet — redet; Rathe — Gnade; Felsen — wälzen; Walde — schallte; Freundes — weint es; Kinder — verrinnt er; schreiten — weiden; gerathen — eingeladen; könnte — Legende; Orte — Morde; befehdet — getödtet; Kemnate — hatte; Gesprächen — pflegen; nannten — umwandten; kleiden — Seiten; murrten — wurden u. s. w. In der wunderlichen Sucht, Dissonanzen zu schaffen, steht dieses Werk wahrhaft einzig da.

22. Schleswig-Holstein. Lyrisch-dramatisches Gedicht von F. A. Feddersen. Kiel, Schröder. 1864. 16.

23. Neue Preußenlieder. Aus dem Dänenkriege. Von George Hesekiel. Berlin, Mylius. 1864. 16. 10 Ngr.

Diese beiden Heftchen beziehen sich auf den deutsch-dänischen Krieg und haben also die bestimmte Absicht der Verherrlichung und der Demüthigung. Feddersen greift die Feinde seines Vaterlandes, die Dänen, entschieden an. Hesekiel erscheint hier, wie ein für allemal, dem Neupreußenthum treu. Mit dem bekannten hei! hei! geht er nur äußerlich den Dänen zu Leibe, denn seine begeisterungssprudelnden, aber begeisterungsleeren Lieder sind gegen den Fortschritt gerichtet, ob er im dänischen, ob er im deutschen Lager zu finden ist. Der kreuzzeitungsritterliche Dichter kann sich unmöglich irgendeine Gelegenheit entgehen lassen, seine Gesinnungstreue zu documentiren: ein Weiteres werden diese 16, durchschnittlich im sogenannten Volkston zusammengereimten Lieder der Nachwelt nicht erweisen.

Es hat des Preußenkönigs Macht
In unerhörtem Zorn gewittert;
Die Luft erbebt, der Grund erzittert,
Der Donner rollt durch Tag und Nacht.
Nun plötzlich schweigt der eh'rne Mund.
O dieser Stille! Kriegerherzen,
Was thut euch dies Verstummen kund?
Jetzt gilt es mit dem Tode scherzen.
Zum Sturm! Ihr schweigenden Colonnen,
Ihr Bravsten aller Braven, drauf!
Ein Geisterruf zum Herrn der Sonnen,
Und nun hinein und nun hinauf!
Trotz mörderischem Kugelregen,
Trotz Grube, Graben, Palissade,
Dem Tode und dem Sieg entgegen!
Kein Schuß fällt auf dem blut'gen Pfade,
Hinein! Hinauf! Nun um die Wette,
Mann gegen Mann im Heldenkrieg,
Die Kolben und die Bajonnete —
Und Preußens Wehrkraft führt zum Sieg!
Ja, das Sewastopol der Dänen,
Die Düppler Schanzen sind erstürmt; —
Am Schaft des Preußenbanners lehnen,
Wo Leichenhügel aufgethürmt,
Die Helden, die die Fahne trugen,
Und auf den Wällen sie erhöht.

Den Lorber, die so kühn sich schlugen,
Und den Gefallnen ein Gebet!

So rufen wir in poetischer Erregtheit für Preußen und Deutschland. Hesekiel singt (S. 43):

Der Prinz bei Düppel.
Wie rothe Flammen glühet
Sein rother Attila,
Aus seinen Augen leuchtet
Des Sieges Gloria.

Wie Gold um seine Schulter
Blinkt das Orangeband
Und wie ein Blitz der Säbel
In seiner Heldenhand;

So fliegt er, Blitz und Flamme,
Die blauen Reihen durch —
Das ist der rothe Adler,
Der Schild von Brandenburg!

Feddersen nimmt in seinem kleinen Drama einen guten Anlauf in die Komik hinein, die hier so recht am Orte war. Der Humor aber verläuft sich in lyrischen Spielereien, und kommt erst kurz vor dem Schlusse wieder zu Athem.

Das Werkchen ist jedenfalls zur Zeit des erwarteten Freischarenzugs, den das deutsche Volk gegen Dänemark ausführen wollte und gewiß auch ausgeführt hätte, wenn Preußen und Oesterreich nicht in sehr natürlicher Besorgniß dieser großen selbständigen Volksbewegung zuvorgekommen wären, mit der sichern Hoffnung geschrieben worden, daß das deutsche Volk in freier Entscheidung das erreichen würde, was die beiden Großmächte im ziellosen Vorgehen nun doch, vom deutschen Geiste gezwungen, durchführen müssen.

24. Arthur Lutze's Gedichte. Neue Ausgabe. Dritte Auflage. Mit dem Bildniß des Dichters in Stahlstich und drei Holzschnitten. Zwei Theile in einem Bande. Köthen, Verlag der Lutze'schen Klinik. 1863. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Arthur Lutze hat durch seine in ihrer rastlosen Thätigkeit bewunderungswürdige Begeisterung für Hahnemann, dessen talentvollster Nachfolger er ist, einen weitverbreiteten Ruf als bewährter

Homöopath sich erworben. Vom preußischen Postbeamten durch unwiderstehliche Neigung zur Heilkunde und durch einen ungewöhnlichen Wohlthätigkeitssinn, der jedem Leidenden Hülfe bringen möchte, zum unermüdlichen Studium und zu stets bereitwilliger Ausübung der neuen Heilmethode geführt, mußte er, um den Conflicten mit den allopathischen Aerzten zu entgehen, Preußen verlassen, fand aber in Köthen beim Herzog und beim Publikum willige Aufnahme und gründete dort seine weltberühmte Klinik. Von Palermo zum Doctor creirt, vom Herzoge zum Sanitätsrath ernannt und mit einer Einnahme von nahe an 100000 Thalern gesegnet, ist Lutze's Herz kindlich und gottesfürchtig geblieben, und seine im Selbstverlage erschienenen Gedichte werden deshalb diejenigen besonders ansprechen, die im unbedingten Vertrauen zu Gott alle Schicksalsschläge demüthig hinnehmen. Nach dieser Seite hin finden sich viele tiefempfundene Lieder in der vorliegenden Sammlung. „Meinen lieben Kranken" ist die Zueignung bezeichnet, welche diese poetischen Klänge eröffnet; und da Lutze Tausenden von Leidenden die erhoffte Genesung bringt, so läßt sich annehmen, daß diese Gedichte, die mit dem wohlgelungenen Porträt des freundlichen Arztes geschmückt sind, eine weite Verbreitung gefunden haben, weil das Buch als eine liebe Erinnerung an den Helfer in der Noth der Schmerzen einer wohlbegründeten Dankbarkeit höchlichst werth sein wird.

Wenngleich Referent in dem Gedichte „An Hermann Neumann" von Lutze, mit dem er, obgleich beide sich persönlich nicht kennen, innig befreundet ist, als Dichter hochgestellt wird, so hat doch diese Huldigung mich nicht zu der vorstehenden Anerkennung bestimmt. Als besonders gelungen führe ich an (I, 188):

In jedem Jahre ist ein Tag, im Tage eine Stunde,
Und wer da bittet in großem Leid, dem heilet jede Wunde.
Doch wann der Tag ist festgestellt, wo Gnad' ist eingetreten —
Das weiß man nicht — drum sollst du heut' und alle Tage beten!

Und (II, 1):

Petrus auf dem Meere.

Siehst du den Petrus sinken?
Er stünde ja so gern! —
Er sieht nur auf die Wellen,
Und sieht nicht auf den Herrn

Drum wenn du willst bestehen
In deinem Kreuz und Leid —
Mußt auf den Herrn nur sehen
Mit Glaubensfreudigkeit.

Dann wird er hoch dich heben
Mit seiner starken Hand;
Dann sollst du stehn und leben
Fürs beßre Vaterland!

Dann wirst du nie versinken —
Die Hülf' ist ja nicht fern —
Nur sieh nicht auf die Wellen,
Sieh einzig auf den Herrn!

Hermann Neumann.

Julius Fröbel's „Theorie der Politik".

Theorie der Politik, als Ergebniß einer erneuerten Prüfung demokratischer Lehrmeinungen. Von Julius Fröbel. Erster und zweiter Band. Wien, C. Gerold's Sohn. 1861—64. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Julius Fröbel nimmt unter den wissenschaftlichen Publicisten unserer Gegenwart eine Stellung ein, welche selbst denen, die seine politischen Anschauungen nicht theilen, jene bequeme Ignorirung seiner Arbeiten, womit man Unbedeutendes in der Tagespresse „todtzuschweigen" liebt, nicht wohl gestattet. Mit einer „Theorie der Politik, als Ergebniß einer erneuerten Prüfung demokratischer Lehrmeinungen" hervorzutreten in einer Zeit, deren praktische Politik auf der einen Seite durch die realistischen Interessen von vollendeter Thatsache zu vollendeter Thatsache mehr geschoben wird, als daß sie selbständig schreitet, während auf der andern Seite das demokratische Princip den öffentlichen Geist zweifelloser als jemals beherrscht, bekundet jedenfalls ein sicheres Bewußtsein ungewöhnlicher Selbständigkeit in den Weltanschauungen, basirt auf eine ebenso ungewöhnliche Fülle von praktischen Erfahrungen. Auch daß Fröbel die gewonnenen Resultate nicht leichthin an die Oeffentlichkeit bringt, beweist der Umstand, daß dessen gegenwärtige Schrift an sein literarisches Auftreten vor 14 Jahren, unter dem Einflusse der radicalsten Gedanken damaliger Zeit, intellectuell anknüpft. Aus der unmittelbar folgenden persönlichen Betheiligung an den politischen Bewegungen trat Fröbel mit der Erkenntniß, „daß die Lehrmeinungen der europäischen Demokratie, von ihren untersten sittlichen Grundlagen aus, einer philosophischen Prüfung und Sichtung bedürfen". Dieses Studium verfolgte er praktisch während eines achtjährigen Aufenthalts in Amerika, unter thätiger Antheilnahme an dem politischen Leben und den innern Kämpfen der dortigen Staaten. Das Resultat dieser geistigen Arbeit stand bei der Rückkehr nach Europa fest; günstige Verhältnisse gestatteten hier, die Probe auf die gewonnenen Erkenntnisse zu machen. So gestaltete sich diese „Theorie der Politik" gewissermaßen zu einer Selbstprüfung des Verfassers, so erhielt sie neben dem wissenschaftlichen ein psychologisches Interesse.

Zwischen dem ersten, rein theoretischen Bande des Werks, welcher, den Standpunkt der Politik zwischen den Forderungen des Gedankens und den Thatsachen der Welt bezeichnend, jene Forderungen aus dem Sittlichkeitsprincip entwickelt, und dem zweiten Bande liegen dann abermals drei ereignißreiche Jahre, in denen Fröbel einen entschiedenen und einflußreichen Standpunkt literarischer Thätigkeit innerhalb der nationalen Parteien Deutschlands vertrat. Dieser zweite Band enthält nun die Prüfung der Wirklichkeit nach ihrem praktischen Werthe für die Politik. Die Theorie der Politik ist aber keine Theorie eines Zustandes, sondern die Theorie einer Bewegung. Es mußte demnach dem Verfasser zu besonderer Genugthuung gereichen, den Ausspruch thun zu können:

> Wie sehr ich mit meiner Beurtheilung der Weltverhältnisse auf wohlbegründetem Boden stand, hat sich mir aus der Bestätigung ergeben, welche meine viel früher ausgesprochenen Urtheile über Verhältnisse der europäischen und amerikanischen Politik durch den spätern und neuesten Gang der Dinge erhalten haben.

In welchem Sinne Fröbel an seine literarische Aufgabe herantrat, erhellt vielleicht am deutlichsten aus einigen kurzen Sätzen der Vorrede. Von den Erscheinungen des Jahres 1848 sprechend, bemerkt er:

> Auch in den erhitztesten Augenblicken jener Zeit politischer Phantasiegebilde habe ich nicht vergessen, daß, wenn der Gedanke unzweifelhaft im Stande ist, politische Erschütterungen hervorzubringen, diese Erschütterungen ihrerseits nicht im Stande

sind, dem Gedanken zu seinee Ausführung zu verhelfen. Es ist mir damals schon klar gewesen, daß die Zustände der Gesellschaft, trotz der gewaltigsten Anstrengungen des revolutionären Geistes, an die langsamen Entwickelungen der Geschichte gebunden sind. Nur erschien mir die Abhängigkeit des Gedankens von der Wirklichkeit damals noch in der Gestalt eines abstracten Gegensatzes, in welchem der Gedanke allein das Recht auf seiner Seite hatte. Zu der Einsicht, daß der Wirklichkeit ebenfalls eine sittliche Bedeutung innewohnt, zu der Erkenntniß, daß die Unausfühebarkeit unserer Theorien ein Fehler dieser Theorien und nicht ein Fehler der Welt ist — zu dieser Einsicht und Erkenntniß, so einfach sie zu sein scheint, gelangte ich allmählich erst später.

Gerade das ungestüme Vorwärtsdrängen unserer Zeit ward jedoch dem Verfasser zur Veranlassung, seine Gesammtarbeit nicht auf einmal zu veröffentlichen, sowie mit dem ersten Bande die gedankenmäßigen Forderungen den Thatsachen voranzustellen.

Der Charakter unserer Zeit schien mir die Voranstellung der Principien zu gebieten; der Principien, in deren Namen die alten Ordnungen angegriffen und umgestürzt werden; die Voranstellung, um dem Gedanken von Anfang an auf dem eigenen Gebiete sein Recht widerfahren zu lassen.

In einer beschaulichern Zeit wäre es vielleicht richtiger gewesen, mit den Thatsachen zu beginnen und die gedankenmäßigen Forderungen folgen zu lassen. Die Entwickelung der „Politik in ihrem Verhältnisse zur natürlichen, sittlichen und religiösen Weltansicht" geschieht zunächst durch Erörterung der Gegensätze und Wechselwirkungen zwischen „Princip und Thatsache, Natur und Cultur, Recht und Macht, Schicksalsmacht und Macht der vollendeten Thatsache, Politik und Geschichte, Politik und Religion, Politik und Wissenschaft". Das zweite Buch, den „Forderungen der Gerechtigkeit und Freiheit" gewidmet, betrachtet diese unter ihren verschiedenen Erscheinungsformen in 17 Kapiteln, mit deren Titelbezeichnung wir uns begnügen müssen. Sie lauten: „Das Recht im Systemeder Sittlichkeit"; „Das Unrecht und die unveräußerlichen Menschenrechte": „Die Freiheit"; „Staat, Gesetz und positives Recht"; „Die Souveränetät"; „Die Einheit der Souveränetät: Staat nnd Kirche"; „Der doppelte Strom des politischen Willens, oder Volk und Regierung"; „Volksrechte und Regierungsrechte"; „Die Theilung der Gewalten"; „Staatsformen und Staatsverfassungen"; „Das Volk und seine Zwecke, Selbstregierung und Bundesgenossenschaft"; „Die Parteien und die Rechte der Mehrheiten und Minderheiten"; „Die Revolution"; „Die Freiheit im Verhältniß zu ihren naturmäßigen Schranken"; „Arbeit und Besitz im Verhältniß zu Freiheit und Gerechtigkeit"; „Verbrechen und Strafe"; „Der Staat in seinen äußern Rechtsverhältnissen, Staatsrecht und Völkerrecht, Staat und Menschheit".

Wenngleich eine bloße Titelübersicht nur demjenigen einige orientirende Andeutungen zu gewähren vermag, welcher die selbständige Lektüre eines Werks beabsichtigt, so sind wir doch bei der Knappheit des uns vergönnten Raums auch bezüglich der 14 theoretischen Kapitel im zweiten Bande des Fröbel'schen Werks darauf gewiesen. Die Darstellung der „Thatsachen der Natur, der Geschichte und der gegenwärtigen Weltlage als Bedingungen und Beweggründe der Politik" (drittes Buch), welche den Inhalt dieses Bandes ausmacht, geht aus von den „Grenzen und Grundformen der Ungleichheit unter den Menschen", dem Geschlechts- und Altersunterschied, den Ungleichheiten der individuellen Anlage und Ausbildung, den Rasseunterschieden, Berufsverschiedenheiten, Vermögensungleichheiten, Ungleichheiten der gesellschaftlichen Stellung und dem Kampfe des Gleichheitstriebes gegen dieselben, um „Die Ungleichheit der Macht als Ursprung des Staats" darzulegen. Die Gruppe „Staat, Rasse, Nationalität und Nation", „Theorie von den natürlichen Ländern und Grenzen", die „Territorialen Bedingungen des politischen Lebens" und die „Culturhistorischen Bedingungen der Politik", sowie die „Culturperioden, Culturformen und Culturvölker" leitet hin zur Betrachtung des „Europäischen Staatensystems und der politischen Weltordnung der Gegenwart", deren dataillirtere Ausführungen die letzten zehn Kapitel des Bandes erfüllen.

Hier liegen unsers Erachtens für den praktischen Politiker die gewichtigsten Schwerpunkte des Werks, welches mit seiner festgeschlossenen Weltanschauung viele neue Gesichtspunkte hinsichtlich der europäischen Hauptfragen entrollt, aber auch mit vielen Traditionen deutscher Wissenschaft bricht und selbst manchem Lieblingsgedanken der (vom Verfasser im allgemeinen vertretenen) großdeutschen Lehrmeinungen mit zersetzender Kritik zu Leibe geht. Mit Hervorhebung allgemeiner Gesichtspunkte ist hier jedoch nichts gethan, man muß auf das Buch selbst verweisen. In der Zerstörung der polnischen Adelsrepublik und des Römisch-deutschen Reichs, wie im Erwachsen der russischen Macht und des amerikanischen Staatensystems beruhen dem Verfasser die negativen und positiven Grundmomente unserer heutigen politischen Weltlage. Indem Europa zwischen Rußland und Amerika gestellt wurde, erlangte Frankreich die Bedeutung der Centralmacht des ganzen Systems. In dieser Erkenntniß beruht das Wesen und die Bedingung des Napoleonismus. Dieser Entwickelung folgt die Betrachtung von „Deutschland und Frankreich als Concurrenten in einer neuen Ordnung". Die Lösung der deutschen Frage wird in der Triaspolitik gefunden und mit speciellem Bezuge darauf „Oesterreich und seine culturhistorische Aufgabe, sein Verhältniß zu Deutschland" behandelt. Oesterreichs Verhältniß zu Frankreich, wie es die Interessengemeinschaft beider Großstaaten verlangt, ebenso Englands Stellung zu beiden, endlich „Die politischen Fragen der Gegenwart im Zusammenhange" führen die folgenden Kapitel am Leser vorüber. „Rußland und sein politischer Beruf" lenkt den Blick zu den Amurufern und den Bereichen des Großen Oceans; „Das amerikanische Staatensystem" eröffnet höchst interessante Gesichtspunkte bezüglich Mexicos und Brasiliens. Die großartigsten Weltanschauungen aber bieten unsers Erachtens die Abschnitte „Das Verhältniß der activen Weltmächte zu den rohen und passiven Ländern und Völkern", sowie über „Die Weltpolitik und die völkerrechtliche Aufgabe der Kirche".

Einem dritten Bande ist der zusammenfassende Abschluß des Ganzen vorbehalten; und wir meinen, daß

selbst unsere fragmentarischen, kaum rhapsodischen Hindeutungen auf das Gegebene mindestens die gespannten Erwartungen rechtfertigen, mit denen wir der Vollendung des geistvollen und inhaltreichen Werks entgegensehen.

Aurelio Buddeus.

Realismus und Idealismus in der Romanliteratur.

(Beschluß aus Nr. 51.)

Berühren wir nun das Gebiet der historischen Romane, der culturhistorischen Erzählungen. Wir begegneten vor kurzem im Feuilleton der „Nationalzeitung" einer Bemerkung Adolf Stahr's, irren wir nicht bei einer Besprechung Ziemssen'scher culturhistorischer Novellen, daß ein Schriftsteller bei Abfassung einer historischen oder culturhistorischen Erzählung viel mehr Fleiß darauf zu wenden habe, als bei Behandlung eines Stoffs aus der Gegenwart und den gesellschaftlichen Kreisen, da ihm hier die Erfindung viel leichter zur Hand sei. Wir möchten den Satz so ohne weiteres nicht unterschreiben. Denn hätte Stahr's Ausspruch unbedingt recht, so verdiente am Ende Luise Mühlbach den größten Lorber. An die historischen Romane der Mühlbach wird nun freilich Stahr nicht vorzugsweise gedacht, noch sie im Auge gehabt haben, sonst ließe sich ihm sehr bald nachweisen, daß unter Umständen die Aneignung eines historischen Stoffs und die Bearbeitung mit romantischen Zuthaten sehr wohlfeil ist. Stahr hat natürlich nur an den guten historischen Roman, an die gute culturhistorische Novelle gedacht. Beiden setzte er aber die mittelmäßige oder handwerksmäßige Erzählung, die aus freier Erfindung hervorgegangen ist, gegenüber, dadurch werden die Gegensätze sehr ungleich. Jedenfalls fällt bei einer Erzählung aus dem Leben die freie Erfindung auch nicht vom Himmel herunter; im Gegentheil, will ein Dichter darin nur einigermaßen Gutes geben, so hat er seinen Kopf mehr anzustrengen als bei einem historischen Roman, bei dem im besten Falle romantische Erfindungen gestattet sind, welche man bei einer modernen Erzählung schwerlich hinnehmen möchte. Jedoch, und darin stimmen wir Stahr vollständig bei, ist die licentia poetica in einer guten culturhistorischen Erzählung weit mehr an bestimmte Bedingungen gebunden als in einer freierfundenen Erzählung.

Wird also in einem guten historischen Roman, in einer guten culturhistorischen Erzählung die poetische Freiheit der Erfindung nur als echt künstlerisches Bindemittel aufgefaßt werden dürfen, so muß auch die freierfundene Erzählung, deren Stoff der Gegenwart angehört, sehr viel mit einer culturhistorischen gemein haben, nur daß der Verfasser bei dieser sich die Einzelheiten, welche den Localton, die historische Färbung u. s. w. bedingen, mühsam durch Studien anzueignen hat, während er bei einem Stoffe aus der Gegenwart scheinbar nur frisch ins Leben hineinzugreifen braucht. Darum darf man wol sagen, der größere Fleiß liege auf seiten des Verfassers einer culturhistorischen Erzählung oder eines historischen Romans. Wählt sich der deutsche Dichter seinen Stoff aus der Geschichte eines fremden Volks, läßt er seinen Roman auf fremdem Boden spielen, so wird man ihm Verstöße und Irrthümer, absichtliche und unabsichtliche, gegen Zeit, Sitte, Cultur, Persönlichkeiten eher hingehen lassen; bei einer culturhistorischen Erzählung auf deutschem Grund und Boden wird man um so unnachsichtiger sein. Was aber dazu gehört, in einer der Vergangenheit angehörenden und nicht in die große Historie, die sich aus Geschichts- und biographischen Werken leicht abschreiben läßt, hineinspielenden Erzählung durchaus wahr zu sein, das merkt man erst bei eigenem Versuche. Lasse man eine Geschichte auf einem Dorfe, in einer Stadt im vorigen oder vorvorigen Jahrhundert spielen, wie unendlich viele Kleinigkeiten hinsichtlich des Localtons, der Sitte, der Cultur, der geographischen und historischen Bezüge, die bei dem deutschen Vielstaatensystem geradezu wie ein Labyrinth erscheinen, sind da zu berücksichtigen, wenn man nicht leicht genug denkt, um die lächerlichsten Verstöße oder Undinge mit der billigen licentia poetica zu decken! Nichts Kleines, sich da als Meister zu erweisen. Sehen wir uns darauf hin das folgende Werk an:

6. Posenschrapers Thilde. Roman aus Hamburgs Vergangenheit von Robert Heller. Leipzig, Thomas. 1863. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ein Roman aus Hamburgs Vergangenheit. „Einen stürmischer bewegten Frühling als im Jahre 1685 hatte Hamburg seit den Tagen seiner Erbauung nicht erlebt. Alle Sorgen und Hoffnungen, Leidenschaften und Gefahren, die innerhalb eines großen bürgerlichen Gemeinwesens Raum finden können, tobten auf einmal in heftigster Erregung widereinander. Nach außen hin kriegerische Händel mit Herzog Georg Wilhelm von Lüneburg-Celle, die dem Verkehr mit dem Binnenlande das linke Elbufer absperrten, das rechte mit Einfällen bedrohten. Im Innern der Stadt erbitterte Zwietracht der Bürger und der bürgerlichen Behörden widereinander. Die Wirthschaft mit dem öffentlichen Gute hier willkürlichster Verwendung überwiesen, dort geradezu der Unterschlagung und des Betrugs beschuldigt; jeder Zweig der Verwaltung mit dem schielenden Auge des Argwohns betrachtet. Die Rechtspflege in Sachen des Mein und Dein für käuflich geltend, die Justiz in Personenfragen schlimmer als käuflich, weil unter dem Drucke tumultuarischer Kundgebungen entscheidend. Die constitutionellen Körperschaften ohne eine klare Begrenzung ihrer Befugnisse und jede davon im günstigen Augenblick zu gewaltthätigen Uebergriffen auf Kosten des Gleichgewichts im Staate entschlossen. Der Rath nachgiebig bis zur Selbstbeschimpfung seiner Mitglieder, solange die drängenden Parteien die Oberhand in der Bürgerschaft und bei den Straßenaufläufen hatten, aber zäh zurückkommend auf seine überlegene Stellung, wenn der populäre Lärm vorüber war und dann nach dem Maße der wiedererlangten Macht züchtigend."

Heller's Roman wurzelt also tief in deutschen Verhältnissen, wer läse das nicht schon aus der Einleitung heraus. Er ist mit jener Vorliebe für das Detail und das Bürgerleben, wie sie gerade in so einer großen Freien Reichsstadt vorherrschen mag, geschrieben, mit jenem innigen Behagen an dem Laufe der Dinge, daß der Leser, und auch der fernstehende, das Chronikartige des Buchs gern studirt und sich des in die größere Hauptaction hineinspielenden Kleinbürgerthums und Kleinbürgerlebens gern freut. Die größere Haupt- und Staatsaction, wie sie sich schon in den Worten der Einleitung kundgibt, dreht sich nun eigentlich um sehr anarchische Zustände: sie zeigt uns die Vertreibung des angesehenen Bürgermeisters, Hinrich Meurer, freilich auch seine endliche Rückkehr, dazwischen aber tumultuarische Aufstände, Hinrichtungen, Aufläufe und was dergleichen mehr ist; um so mehr heimelt uns die saubere Ordnung an, wie sie uns im Hause des Posenschrapers Albert Schwenk aller Orten und Ecken begegnet. Freilich ist „Posenschrapers Thilde" kein schöner Titel für einen Roman; es ließe sich ein ganzes Kapitel über die Härte desselben für ein hochdeutsch gebildetes Ohr schreiben; um so besser, daß Posenschrapers Thilde, das heißt die Heldin des Romans, Herrn Albert Schwenk's jüngste Tochter Mathilde, von jener Unschönheit und Härte nichts an sich trägt. Dem Niederdeutschen ist der Titel vollständig verständlich; für den Hochdeutschen dagegen die Bemerkung, daß Posenschraper soviel wie Gänsefedernabzieher bedeutet. Die Verwickelung des Kleinbürgerlebens in die größere Hauptaction ist ohne viel Glanz, sogar sehr einfach erfunden, übermäßige Romantik würde sich auch nicht gut für einen rein auf dem Boden des Realen stehenden Roman schicken; aber wie die Beziehungen des kleinen Bürgerstandes zu denen des größern und größten geschildert, wie die Localfarben bei aller Einfachheit doch mannichfach gemischt sind, das verdient gewiß Anerkennung. Man fühlt sich wirklich in jene Zeit zurückversetzt, in welcher die Handlung spielt — das ist sicher kein kleines Lob. Der Roman, oder sagen wir lieber die Erzählung, stand zuerst in den „Hamburger Nachrichten".

Begreiflich, daß ein hamburger Publikum von „Rosenschrapers Thilde" noch ganz anders bewegt wurde und wird als wie andern Deutschen. Aber auch wir andern werden durch sie sehr angenehm berührt; es ist die frohe Gewißheit, daß es nicht der Aufhäufung überschwenglicher Heldenthaten, der massenweisen romantischen Verwickelungen, noch weniger aber der koketten Anmerkung „historisch wahr" bedarf, um uns mit Spannung in eine vergangene Zeit zurückzuversetzen und uns in ihr zu unserer Befriedigung festzuhalten.

7. Schubart und seine Zeitgenossen. Historischer Roman von A. E. Brachvogel. Vier Bände. Leipzig, Costenoble. 1864. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Das ist nun freilich ein Roman aus anderm Gefüge als der Heller'sche, er tritt aber auch mit ganz andern Ansprüchen auf als dieser. Stolz nennt sich dieser Roman einen historischen. Nun, daß Brachvogel die Studien zu diesem Roman sehr fleißig betrieben, das glauben wir sehr gern, lesen wir es doch aus dem langen Quellenbericht, welchen er dem ersten Band vordruckt, werden wir doch auch im Roman selbst oft genug durch Verweise auf Pfaff's „Geschichte Würtembergs" daran erinnert. Gleichwol, sind wir durch irgendein Werk auf den Widerspruch, der in der Bezeichnung „historischer Roman" liegen kann, hingewiesen, so in diesem. Es gibt gewisse Persönlichkeiten und ebenso gewisse Zeitalter, über die wir nur die einfache, lautere, unverfälschte Wahrheit hören dürfen. Weist nun auch der gute Romanschriftsteller, und also auch Brachvogel, den Vorwurf, als wolle er die Geschichte verfälschen, mit einer gewissen Entrüstung zurück, betont er dafür vielmehr, daß es ihm vor allem darauf ankomme, Personen und Verhältnisse so wahrheitsgemäß als möglich darzustellen, und rückt er deshalb an den Begebenheiten und an den Beziehungen der einzelnen historischen Persönlichkeiten eben nur so viel zurecht, wie zur Erzielung eines einheitlichen Gesammtbildes nöthig sei; so liegt doch eben das Verfängliche in der Art, wie die Lücken ausgefüllt werden müssen. Hat man da einen Romanfabrikanten, bei dem der ganze Roman in willkürlicher Mischung von Trug und sogenannter historischer Wahrheit besteht, nun so lächelt man höchstens über das naive „historisch wahr" unter dem Striche; allein bei einem Autor wie Brachvogel mußte uns dieser wiederholte Hinweis auf Pfaff sehr auffallen, als bedürfte er stets einer Rechtfertigung durch das geschichtliche Factum.

Gehalten gegen frühere Arbeiten Brachvogel's, zeigt der Roman eine gewisse Gesundheit und Objectivität, die uns stellenweise sehr erfreut hat. Brachvogel sucht sich aus dem Unvollkommenen herauszuwinden, und zur Klarheit durchzudringen. Doch lautet der Anfang der Vorrede sehr weltschmerzlich. „Mein ganzes Gemälde", sagt er, „müßte eine überaus schmerzvolle, trostlose Färbung erhalten, lebte nicht in mir die begeisterte Gewißheit, daß der Schmerz und die Prüfung Menschen wie Völker reinige, aus den schwärzesten Wettern die goldene Mutter des Lichts und der allerwärmenden Liebe neu hervorbreche, und unser Geschlecht gerade inmitten des Kampfes und durch ihn allein zur Lebensfreude und Kunstschönheit sich wiedergebäre." Weiterhin bemerkt er, es wäre ihm leicht gewesen, seinen Stoff zu einseitiger politischer Tendenzmacherei auszunutzen. Ihm sei aber dazu die Sache, das Publikum und seine eigene Ehre zu heilig. Gewiß; wenn er dies thäte, dann wäre Brachvogel nicht der tiefe Geist, der er unbestritten ist. Was er nun aber nicht hat thun wollen, hat für ihn das Publikum gethan und thut es noch täglich. Sein Roman besitzt nämlich die schlimme Eigenschaft, daß er nach allen Richtungen hin und von den entgegengesetztesten Standpunkten aus tendenziös zerpflückt werden kann. Dies ist auch der Grund, weshalb wir den Stoff zu einem Romane in vorliegender Weise nicht verwendet sehen möchten. Wir haben es gesehen und sehen es noch täglich, wie sich die Redaction dieses oder jenes Blattes ein Stück herauspflückt und damit den Roman tendenziös kritisirt. Sein Werk wird daher vom Publikum ganz anders angesehen, als er es angesehen wissen will. Wenn sich die ultraconservative Partei durch die Schilderung des Treibens am Hofe Karl Eugen's arg verletzt fühlt, so ist das einerseits sehr gerechtfertigt, andererseits erscheint es beinahe lächerlich; nicht weniger lächerlich aber, wenn von liberaler Seite dem Despotismus Karl Eugen's gegenüber das ideale Streben Schubart's ins Feld geführt wird. Brachvogel spricht keineswegs eine Verurtheilung Schubart's aus, im Gegentheil; und doch, sehen wir uns das ganze Bild Schubart's an, wie er es uns liefert, der Eindruck ist kläglich, so kläglich, daß wir wünschten, diese Schattenseite der deutschen Literatur wäre dem großen Publikum nicht vorgeführt worden.

„Der Held des Romans", bemerkt Brachvogel, „wenn bei einem mehr freskenhaften, höchst figurenreichen Bilde eine einzelne Person dies beanspruchen darf, ist der Dichter, Musiker und erste deutsche Journalistik Christian Schubart; ein zwar nicht dramatischer, aber menschlich-tragischer Charakter, sowol dem äußern Leben wie seiner innern Natur nach. Er ist ein Mann, der unter der gewaltigsten Mission, die jemals der Himmel einem Sterblichen lieh, zusammenbrach, weil sich seine ganze Charakteranlage und Begabung zu schwach erwies, andererntheils weil seine Entwickelung in eine wirre Zeit fiel, die er nie ganz durch Objectivität, die ihn aber um so eherner mit localer Strenge beherrschte. Und dennoch war Schubart der Lichtbringer, der Prometheus, dem Schiller und Goethe, ja das aufathmende deutsche Volk selbst die Titanenfackel aus der erlahmenden Hand genommen, während die Geier ihm auf dem Hohenasperg an der Leber nagten!"

Brachvogel liebt zuweilen das Excentrische, so mag denn auch der häufige Gebrauch von hohen Ausdrücken, wie „Lichtbringer", „Prometheus", „Titanenfackel", wo es schlichtere wol vollauf gethan hätten, hingehen, vielleicht ist es sogar nöthig, das Verfehlte in Schubart's Leben, wenn überhaupt mehr als ein ganz haltloses Streben übrigbleiben soll, mit solchen Ausdrücken zu zeichnen. Prometheus, Titan! Wäre das Titanenhafte Schubart's nur etwas mehr denn ein ganz unbestimmtes Wollen! Dieses unbestimmte Wollen, mag es noch so sehr vom Geiste des Idealismus durchweht sein, trägt gar nicht die Berechtigung zu einem siegreichen Kampfe gegen den Realismus irgendeines Staatslebens, und sei es des schlechtesten, in sich. Wir, die wir uns mit der Literatur mehr oder weniger beschäftigen, wir werden uns schon aus literarischem Interesse auf Seite Schubart's stellen; aber wird das die große Masse des Publikums thun, welches dieses Literaturinteresse nicht theilt? Schubart ist eben ganz und gar nicht Held, und was seinen Idealismus betrifft, gut, hätte er an Karl Eugen's Stelle gestanden, er wäre wenigstens ein ebenso großer Tyrann wie Herzog Karl Eugen gewesen. Freilich weist Brachvogel fortwährend auf den Größern, der nach ihm gekommen ist, und wünscht, daß, wenn wir Schiller jetzt feiern, wir doch auch derer gedenken möchten, welche ihm die Wege gebahnt hätten: ein Wunsch, welchem wir vollständig beistimmen; allein auch mit der Gegenüberstellung des idealistischen Strebens dieses Größern und des realistischen Charakters, den jeder staatliche Verband an sich trägt, ist der Streit nach Seite des Idealismus noch gar nicht entschieden. In Moser versuchte nun freilich Brachvogel solch einen wahren Menschen, der in seiner Thätigkeit den Idealismus mit dem Realismus vollständig verbände und in humanster Weise nach allen Seiten hin für Recht und Gesetz wirkte, hinzustellen: es ist ihm das Bild dieses Mannes sehr wohl gelungen. Doch versetzen wir Moser in einen größern Staatsorganismus, so fragt sich sehr, ob er da noch nach denselben edeln Principien hätte handeln können und mögen, und wäre dies der Fall, ob er dann nicht als ein der Aufgabe nicht gewachsener kleinlicher Pedant hätte erscheinen müssen, während Herzog Karl in größern Verhältnissen größer und wahrer geworden wäre.

Doch wir sagten, es sei lächerlich, den Roman tendenziös auszubeuten und verlieren uns selbst am Ende ins Tendenziöse! Allein die Idee des Romans zwingt uns nach dieser Seite hin noch einige Worte ab. Wir finden nämlich eine gewisse Ungerechtigkeit in der Art, wie das Tyrannenthum eines

Herzog Karl dem Idealismus eines Schubart, auch eines Schiller gegenübergestellt wird. Was für böse Worte muß sich der Herzog zum Beispiel nicht wegen seiner Karlschule gefallen lassen: „Eine Schande sei es gewesen, wie sich die Karlschüler hätten knechten lassen müssen.“ Nun, hätten wir denn überhaupt einen Schiller, den Schiller, dessen wir uns jetzt freuen, wenn dieser Schiller nicht auf der Karlschule gebildet wäre? Die schematischen Idealisten sind gleich mit der Antwort bereit, sie sagen „ja“ und berufen sich aufs Genie, das vom Himmel fällt. Wir sagen zweifelnd: „Es ist sehr fraglich.“ Nun, und wenn das der Fall war, hatte Herzog Karl dann nicht mit dieser Karlschule ein directes, ganz unschätzbares Verdienst? Das absolute Princip des Realismus aber, wie es bei Herzog Karl vertreten, hat in sich das Recht, gegen einen Idealismus Schubart's anzukämpfen, solange dieser Idealismus keine andere Kraft zeigt, als die Kraft des Negirens und Kritikübens an dem real Bestehenden. Damit wollen wir keinesfalls die Grausamkeiten des Herzogs Karl gegen Schubart rechtfertigen; der Gewaltact, durch den Schubart auf würtembergisches Gebiet gelockt und auf den Hohenasperg geschleppt ward, wird uns stets höchst verwerflich dünken; allein anstatt daß uns dieser Gewaltact nur Gelegenheit bietet, gegen den Absolutismus zu Felde zu ziehen, sollte er uns Gelegenheit zur inhaltschweren Bemerkung werden, daß ein nur in Worten ideales Streben sich selbst richtet, wenn es nicht durch Thaten bewährt wird. Schubart kämpfte gegen den realen Absolutismus, gegen die Willkür in Staat und Kirche an, und derselbe Schubart, der dem Herzog Karl und andern die Befriedigung subjectiver Gelüste vorwarf, trachtete auch nach weiter nichts, als nach egoistischer Befriedigung: das ist das Klägliche. Zwar soll ihn erst die langjährige Gefangenschaft auf dem Hohenasperg haltlos gemacht haben, allein thut er denn vorher etwas, was über jenes Ziel hinausläge? In der Gesammtheit macht daher auch Schubart einen viel kläglichern Eindruck als Günther zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, so viel Vergleichungspunkte auch beide bieten. Günther war weit davon entfernt, das Wesen der Poesie blos in einer kecken Kritikübung an dem Bestehenden oder an dem Geschehenden zu finden, wie es gerade der erste deutsche Journalist Schubart that.

Haben wir gegen die Gesammtidee des Romans auch manches auf dem Herzen, so verkümmert uns das keineswegs die Freude an dem einzelnen Schilderungen und Verwickelungen. Wir haben zunächst Glauben an die Persönlichkeiten, das ist ein Vorzug, den man einigen andern Romanen Brachvogel's nicht nachrühmen konnte. Wir folgen seinen Ausführungen mit großer Theilnahme; er selbst zeichnet die Personen mit Liebe zur Sache, und wir lassen uns gern von dieser Liebe zur Sache leiten. Woher das Haltlose und Charakterlose in Schubart's Leben? Brachvogel entwirft uns ein höchst charakteristisches Bild von der puritanisch strengen Lebensweise, wie sie im Hause des Vaters Schubart's herrschte. Wir stimmen vollkommen bei, daß das Verfehlte in Schubart's Leben zurückzuführen sei auf die protestantische Nüchternheit in seiner Erziehung. Dem Christian Schubart ging es wie dem Christian Günther, gleiche Ursachen haben bei beiden gleiche Wirkungen, ein verfehltes Leben hervorgerufen. Es ist eine lange noch nicht genug gewürdigte Thatsache, wie gerade aus den starren protestantischen Familien, speciell aus den starr protestantischen Predigerfamilien viele Söhne hervorgegangen, die ein schmähliches Ende nahmen. Wir können das höchst interessante Thema an dieser Stelle nicht weiter ausführen. Die Zerfahrenheit Schubart's entwickelt Brachvogel weiter aus den übermäßigen Erfolgen, welche dessen erste dichterische und musikalische Leistungen fanden. Die Eitelkeit sei früh in ihm erregt und das Virtuosenhafte seiner Leistungen habe ihn an einer Vertiefung seines Talents gehindert. Höchst interessant schildert Brachvogel weiterhin ein Zusammentreffen Wieland's mit Schubart, wir halten die Gegensätze, wie sie sich in den Bestrebungen beider aussprechen, sehr richtig erfaßt. Mit einer fast noch größern Detaillirung als den Helden Schubart zeichnete Brachvogel den Herzog Karl. Die Franziska dazu hielt er so echt weiblich, daß durch sie auf diesen oft geschmähten Herzog Karl auch etwas von ihrem Nimbus fällt. Uns wenigstens ist dieser Herzog Karl keineswegs so schwarz erschienen, wie er meist in den Schilderungen der Schiller-Periode vorgeführt wird. Ja, als uns Brachvogel gegen das Ende hin erzählt, wie die Karlschüler den Gründer der eigenen Schule auspfeifen — da fehlte wenig und wir nähmen für diesen Herzog Karl offen Partei. Und auch wie Schiller an seinem Wohlthäter handelt, erscheint uns fast wie schwärzester Undank. Liegt das nun in den Verhältnissen an und für sich, sobald man sie ganz parteilos prüft, oder liegt das nur an der Art, wie Brachvogel die Geschichte mit seinen romantischen Ausführungen illustrirt, genug, wir sind gezwungen, dies offen auszusprechen. Jedenfalls sind wir durch Brachvogel's Werk nach den verschiedensten Seiten hin angeregt worden und ihm dafür zu Dank verpflichtet. Wir glauben, dasselbe Urtheil wird jeder, der den Roman unparteiisch in die Hand nimmt, gern und willig aussprechen.

8. Deutschlands Ehre. 1813. Historischer Roman von Bernd von Guseck. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. 1864. 8. 4 Thlr.

Stand schon Brachvogel's „Schubart“ auf einem mehr welthistorischen Boden als Heller's „Posenschrapers Thilde“, so gilt dies in erhöhtem Grade von Bernd von Guseck's „Deutschlands Ehre“. Dort schritten wir vom Kleinbürgerleben zum Hof- und Staatsleben fort, hier nun betreten wir den Boden der großen Historie. Um welche große Historie es sich handelt, das kündigt der Titel sattsam an. Bernd von Guseck wollte die Geschichte der Masse des Volks jedenfalls zugänglicher und einschmeichelnder machen, als dies in trockenen Geschichtsbüchern, und wenn sie auch die Freiheitskriege behandeln, zu geschehen pflegt; er umhüllte deshalb die große Historie mit einem romanhaften Kleide. Aber er hütete sich sehr wol, dieses Kleid die Hauptsache sein zu lassen. Ja, wenn wir im ersten Bande des Werks das Kleid vielleicht noch mehr als den Körper des Romans betrachten, so tritt dasselbe in den beiden weitern Bänden mehr und mehr zurück. Die romanhaften Zuthaten sind mithin sehr einfach. Wir begegnen da auf einem märkischen Gute einem Herrn von Neuhauß, welcher nicht ist wie die meisten seiner Stammesgenossen, denen nur die Materie etwas gilt: wir finden ihn zuerst in seinem Studirzimmer.

„Das Studirzimmer eines märkischen Landedelmanns, gewiß eine seltsame, fast unmögliche Zusammenstellung! Die Benennung war auch nicht officiell, sondern sie rührte von den Bauern her, welche die Stube mit Büchern, in der sie fast immer ihren Gutsherrn, als wäre er ein Pastor, trafen, wenn sie irgendein Anliegen zu ihm führte, seine Studirstube genannt hatten. Auch heute fand der Förster Drobisch den Herrn von Neuhauß unter seinen Büchern, mit denen mehrere große Schränke und Repositorien gefüllt waren, gewiß auch eine Merkwürdigkeit im schoßgesessenen Adel der Kurmark Brandenburg, der von alters her kein Freund vom Bücherstaube gewesen ist, sondern die Feldluft und, wenn irgend sie wehte, die Kriegsluft vorgezogen hat. Herr von Neuhauß mochte aber für seine Vorliebe wenigstens die Entschuldigung haben, daß sein gebrechlicher Körper ihm versagt hatte, den Degen zu führen. Er war ein kleiner, etwas verwachsener Herr mit einem feinen blassen Gesicht und klugen Augen, deren Blick zuweilen so durchdringend war, daß mancher sein Auge vor ihm senkte in der Besorgniß, daß er die Gedanken bis auf den Grund der Seele lesen könne!“

Dieser Herr von Neuhauß besitzt nun in einem in westfälischen Diensten unter Jérôme stehenden Herrn von Winneberg nebst Frau Gemahlin ein Verwandtenpaar, daß auf seine Nachlassenschaft speculirt. Herr von Winneberg, eine schwachselige Natur, die sich von der für das Franzosenthum begeisterten Ehehälfte vollständig beherrschen läßt, ist Vater zweier Söhne, deren einer bei der westfälischen Garde-du-Corps steht, während der andere

in Halle studirt. Dieser letztere schließt sich beim Aufrufe Friedrich Wilhelm's III. den freiwilligen Jägern an, zerfällt darüber mit Vater und Mutter, gewinnt dadurch aber die freudigste Theilnahme des Herrn von Neuhauß. Im weitern Verlaufe des Romans wird das romanhafte Interesse an einige freiwillige Jäger gefesselt, zu denen der ebengenannte junge Winneberg, dessen Universitätsfreund Emil Gerhardt und ein — Mädchen, Luise Drobisch, die Tochter des oben berührten Försters Drobisch, gehören. Die allgemeine Befriedigung, welche ein Roman durch die Schlußheirath erregen muß, bleibt nicht aus, denn Luise Drobisch kehrt wohlbehalten mit dem eisernen Kreuz geschmückt in die Heimat zurück, nicht ohne ihren schon längst für todt gehaltenen Bräutigam Ewald, unter welchem Namen sie auch in den Krieg gezogen, mit sich zu bringen. Die ganze Natur dieses historischen Romans bedingt natürlich ein Vorherrschen des historisch Thatsächlichen. Mit blos ästhetischem und künstlerischem Maße gemessen, kann der Roman natürlich nicht die höchste Stufe der Anerkennung beanspruchen. Sein Zweck ist patriotische Erwärmung und Belebung. Dieser Zweck wird durch den Roman sicherlich erreicht werden, um so mehr, als der Verfasser in der geschichtlichen Darstellung alle wohlfeilen Phrasen vermieden und die billige Gelegenheit verschmäht hat, durch Betonung subjectiver Anschauungen oder Meinungen eine tendenziöse Parallele zwischen dem Aufschwung von Anno 1813 und der Zeit nach den Freiheitskriegen zu ziehen.

9. Watteau. Ein Roman von Karl Frenzel. Zwei Bände. Hannover, Rümpler. 1864. 8. 2 Thlr.

Der Stoff dieses Romans ist sehr romantischer Natur. Lassen wir den Verfasser selbst reden: „Sylvain de Roche-Noire (ein französischer Edelmann des vorigen Jahrhunderts) hatte festgesetzt, daß sein letzter Wille erst ein Jahr nach seinem Todestage, der auf den 2. Juni gefallen, geöffnet werden sollte. Acht Tage vor der feierlichen Verkündigung seines Testaments hätten sich seine Verwandten, nämlich seine Enkelin, die Frau Gräfin Heloise von Villeneuve, und seine beiden Neffen, Octave de Roche-Noire und Simon Riquier, auf Schloß Avalon einzufinden; jedem von ihnen sei es gestattet, drei Freunde oder Freundinnen mit sich zu bringen. In Festen, Tänzen, Jagdpartien sollten sie die Langeweile bis zum Tage der Testamentseröffnung tödten, von ihm selbst, dem Erblasser, bis dahin weder im guten noch im schlimmen Sinne die Rede sein; in der Frühe des wichtigen Tags aber hätten sie sich alle nach der Kapelle zu den Stufen des Altars zu begeben, auf denen sein Sarg stände, dort eine Todienmesse für die Ruhe seiner Seele anzuhören und dann einer nach dem andern einige Worte des Lobes oder des Tadels über ihn zu sprechen, jeder in vollster Freiheit des Gedankens wie des Ausdrucks. Wer nach der Meinung der übrigen das Beste und Treffendste gesagt, dürfe sich aus seinen Sammlungen von Bildern, Antiken und Kupferstichen wählen, was ihn das Vorzüglichste dünke und möge es zu seinem Angedenken werthhalten. Damit nun während dieser ganzen Zeit kein Streit und keine Trennung ausbräche, hätte die Gesellschaft für die drei ersten Tage blindlings den Anordnungen der Gräfin Heloise zu gehorchen, für die folgenden drei übernähme Octave die Herrschaft, dann und bei der Testamentseröffnung würde Simon Riquier den Vorsitz führen."

Nachdem uns Frenzel die Mehrzahl der Hauptpersonen zuerst in Paris vorgeführt hat, läßt er den größten Theil des Romans während der acht Tage vor der Testamentseröffnung auf dem genannten Schlosse Avalon spielen. Die einzelnen Fäden der Handlung können wir nicht verfolgen, noch auch die Ver- und Entwickelung übersichtlich mittheilen. Nur dies, daß bei der Testamentseröffnung der Maler Watteau und eine von dem oben auch erwähnten Octave de Roche-Noire verlassene, darüber wahnsinnig gewordene ehemalige Bühnenkünstlerin als Haupterbin hervorgehen, der Maler Antoine Watteau sich aber aus der Erbschaft nur ein Rubens'sches Bild zuspricht, im übrigen auf Schloß Avalon zu Gunsten des Octave de Roche-Noire verzichtet. „Denn", meint Watteau, „die Kunst hat nur trockenes Brot zu brechen, aber sie verstreut wie der Schöpfer der Welt Morgensonnenschein und Sterngefunkel für alle, die Augen haben zu sehen. Möglich, daß ich vor Hunger in einem elenden Neste sterbe, aber wenn man nach Jahrhunderten von einem unter euch, von dem Regenten (der Roman spielt im Sommer 1717 zur Zeit der Regentschaft Philipp's von Orleans) und seinen Herzögen und Grafen, von all den schönen Damen seines Hofs und ihren Liebesgeschichten sprechen sollte, wird man sagen: sie lebten zur Zeit Antoine Watteau's. Das ist mehr als der Besitz von hundert Avalons! Dies Bild aber habe ich rechtmäßig (durch eine Lobrede auf den verstorbenen Silvain de Roche-Noire) erworben, ich nehme es, im Grunde steckt ja meine Seele darin."

Der Held des Romans ist dieser Maler Antoine Watteau, ein zerfahrenes Genie. Genie? Nein! Ein zerfahrenes Talent, das in anderer Zeitepoche, in einer Epoche der Kraft und Reinheit und nicht angekränkelt von Frivolität und blasirter Spottsucht vielleicht die Spuren eines Genies hätte nachlassen können. Den Gemüthszustand dieses Helden hat der Verfasser vor uns mit viel psychologischer Kunst aufgedeckt. Frenzel liebt etwas absonderliche Situationen. Ihm bietet der verrottete Gesellschaftszustand zur Zeit der Regentschaft Philipp's von Orleans die erwünschteste Grundlage. Wenn der Roman zwar einen äußerst anregenden und fesselnden, nichtsdestoweniger aber doch einen etwas niederschlagenden Eindruck hinterläßt, so liegt das am Stoffe selbst, an den Personen, an den Situationen, an dem blos negativen Sein und Trachten der ganzen Gesellschaftskreise zur Zeit der Regentschaft. Es fehlt uns da die wirkliche, wahre That, ein schönes großes Wort gegenüber der allgemeinen Stagnation und Fäulniß. Einen großen Charakter weist allerdings nur eine große Zeit auf. Wir verlangen auch nicht, daß in die Gesellschaftssphäre des französischen vorigen Jahrhunderts vom Dichter ein wahrhaft großer Charakter eingeschmuggelt werden solle. Allein es müßte doch etwas mehr sein, als daß man von dem relativ schönsten Charakter nur sagen könnte: er ist nicht ganz so blasirt, frivol und verlebt, verkommen wie die andern. Schwer, unendlich schwer wird bei einem solchen Stoffe und solcher Sittenschilderung, wie sie uns der Verfasser aus seiner feinen und gewandten Feder hat fließen lassen, ein niederschlagender Eindruck zu vermeiden sein. Davon abgesehen hat der Verfasser die einzelnen Persönlichkeiten mit einer Feinheit und Sicherheit entwickelt, welche einem rohen Gaumen zu schöngeistig erscheinen möchte, immerhin aber den denkenden Leser und nicht blos an einer Stelle fesselt und besticht. Wie er sich mit bewunderungswürdiger Sorgfalt ganz in die Natur des unglücklichen Watteau versetzte, den Gemüthszustand des rastlos strebenden, aber unschlüssigen, schwankenden, nach dem Ideale greifenden, von einer Fata-Morgana des inhaltlosen Gesellschaftslebens getäuschten Malers klar entwickelte, so lieferte er als Seiten- und Gegenstück dazu in der Gräfin Heloise de Villeneuve ein Cabinetsstück der eigennützigsten Koketterie, der schöngefärbtesten Frivolität, der unweiblichsten Weiblichkeit, beide Bilder in feinster psychologischer Seelenmalerei. Am glänzendsten zeigt sich das Talent des Verfassers vielleicht in einer Gesellschaftsscene bei Philipp von Orleans. Ein Stücklein daraus:

„Etwas Verdrießliches liegt dem Herzog im Sinn", lispelt Dubois seinem Nachbar zu. — „Vielleicht noch die Gardinenpredigt Claudine Juno's!" — „Oder Law's Erfindung." Ein Wort des Geflüsters mochte der Regent doch vernommen haben. „Sie bemühen sich umsonst, Abbé, hinter meine Gedanken zu kommen", fing er an. — „Ich bin auch nicht sehr begierig nach der Mittheilung der Geheimnisse der Götter, ich fürchte das Geschick des Tantalus." — „Nein, Abbé, ich mache Sie noch einmal, wenn ich in verzweifelter Laune bin, zum Erzbischof und zum Cardinal. Sie mögen dann die Sottisen, die Sie darüber hören, einschlucken, aber verhungern lasse ich Sie nicht. Und was ich dachte? Nach zehn Jahren, sagte ich bei mir,

wird infolge des herrlichen Lebens, das wir führen, vielleicht keiner von uns mehr an diesem Tische sitzen; wo wir sein werden, weiß jetzt wahrscheinlich noch nicht einmal Lucifer." — „Und Monseigneur verlangen nach der Lösung des Räthsels? Hundert gegen eins, ich wette, wir sehen uns alle an der Tafel der Kleopatra in der Unterwelt wieder", rief Octave. — „Für das Drüben oder Drunten ist mir nicht bange", antwortete der Regent. „Folgen Sie mir, wie Ihre Ahnen dem Federbusch meines Ahnherrn folgten, ich bringe sie glücklich in die Hölle bei den Lilien Frankreichs! Auf Erden hat Dubois noch nie eine Messe gelesen, dort unten soll er die erste feiern. Aber du irrst, Roche-Noire, ich dachte: Was werden die von uns sagen, die nach uns hier an diesem Tische sitzen werden".... — „Monseigneur haben Respect vor Madame L'Histoire? Das ist eine alte Großmutter, die Ammenmärchen erzählt. Sie wackelt mit dem Kopfe und strickt Strümpfe für die Enkel, das sind die guten Lehren und die Moral, wie unter den Fabeln von Lafontaine." — „Jedes Ding hat seinen eigenen Werth. Hoffentlich werden keine Gewürzkrämer und Seifensieder aus der guten Stadt Paris über uns zu Gericht sitzen, wir sind von besondern Blut", sagte Vicomte. — „Und außerhalb der Welt, wo ein paar zerschlagene Weinflaschen und die Entführung eines Mädchens an den Pranger bringen!" — „Herzog von Richelieu", rief der Regent dem letzten Sprecher zu, „ich warne dich bei alledem, gib dein liederliches Leben auf, bessere dich, junger Mann! Ich lasse dich sonst noch einmal in die Bastille stecken!" — „Oho, eine Zeit wird kommen, wo es keine Bastille mehr gibt", behauptete Watteau. Aufspringend warf der Herzog sein Weinglas an die Erde. „Der hat mich verstanden." — „Keine Bastille? Unsinn! Das wäre der Tag ohne Nacht, Frankreich ohne den König!" — „Unmöglich! Vive le roi! Vive la Bastille!"

Der Frenzel'sche Roman, welcher zuerst in der bereits wieder eingegangenen Rodenberg'schen „Monatsschrift" gestanden, bedarf wol keiner weitern Empfehlung.

Ein deutscher Romandichter, Frenzel, sucht seinen Stoff auf französischem Boden, ein französischer Romandichter, Flaubert, springt in Raum und Zeit noch weit mehr ab.

10. Salammbo. Von Gustav Flaubert. Autorisirte Uebersetzung. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1863. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Da wären wir denn bei dem Roman angekommen, welchen wir am Eingang schon flüchtig berührten, bei dem Roman, welcher seinerzeit so außerordentliches Aufsehen machte! Das Aufsehen ist in der That nicht ganz ungerechtfertigt. Von einem deutschen Romandichter verfaßt, würde das Buch nicht minder wie in der französischen so in der deutschen Presse Staunen oder Kopfschütteln erregt haben, vorausgesetzt, daß ein solcher Roman von einer deutschen Feder hätte geschrieben werden können. Da ist nämlich zunächst das eine, was wir an dem Romane anmerken, daß doch auch französische Autoren und nicht blos deutsche auf die allerseltsamsten Ideen in Auswahl ihrer Stoffe und Behandlungsweise geführt werden. Doch hatten wir eigentlich ein Monstrum von Roman erwartet, dies fanden wir nicht. Vielleicht, daß der deutsche Uebersetzer die verfänglichsten Dinge milderte oder ausmerzte, doch noch enthält er der crassen und widrigen Situationen genug, um unser gerechtes Bedenken, ja unsern Unwillen an mehr denn einer Stelle hervorzurufen. Wenn nun aber die ganze gebildete französische Welt mit einem Schlage in die Lärmtrompete blies, so kann man nur sagen, die Herren und Damen jenseit des Rhein sind sehr froh, wenn ein Werk erscheint, das auf Eclat berechnet ist — und es ist eine höchst lehrreiche Thatsache: erst Flaubert's „Salammbo" und dann — Renan's „Leben Jesu". Erst in allerhöchsten Cirkeln Kleidung à la „Salammbo" und hinterher — ja schade nur, daß sich Renan's „Leben Jesu" nicht auch so in frivoler Weise ausbeuten läßt, oder daß es doch zu abgeschmackt wäre, es so auszubeuten!

Man kam also dahin überein, es sei Flaubert's „Salammbo" ein Werk der crassesten realistischen Richtung. Allein wir bemerkten schon oben: wenn ein Dichter wie Flaubert jahrelang mit peinlichstem Fleiße an solch einem Werke schaffe, so verleihe er ihm damit auch einen Zug von idealerm Werthe. Wenigstens wird der Realismus in „Salammbo" ein ganz anderer Realismus sein als in vielen wer weiß wie glatt und einschmeichelnd geschriebenen, aber als Ellenarbeit zu messenden Romanen. „Salammbo" ist ein Werk craß realistischen Richtung, doch keins der materialistischen. Wenn das alles verschlingende materielle Bedürfniß des gegenwärtigen Theaters die „Salammbo" sofort zu einem Text für die große Oper ausbeuten könnte, wie wenigstens das Gerede ging, und die ganze feine Welt einem solchen mit Balletsprüngen reichlich versehenen kläglichen Producte ihre parfumirte Aufmerksamkeit schenken könnte, so bewiese das nur, wie wenig unsere Nachbarn und Nachbarinnen jenseit des Rhein berufen sind, über Realismus und Idealismus in der Kunst abzusprechen. Wir selbst vermissen natürlich an „Salammbo" mancherlei, ja sehr viel. Das Werk macht durchaus keinen künstlerischen Eindruck. Je näher dem Ende, desto peinlicher wird es. Der Stoff liegt uns zu fern, wir haben an all das, was da vor sich geht, keinen rechten Glauben. Will Flaubert diesen Glauben durch die unausgesetzte Einzelmalerei hervorrufen, so muß er sich mit seiner Phantasie nothwendigerweise ins Schauerliche und Grauenvolle verirren. Denn was er aus der punischen Geschichte an Thatsächlichkeiten vorfindet, ist nicht mehr und weniger als eine ganz schwache Unterlage, und diese Unterlage weist nur auf die Schattenseiten der menschlichen Natur wie der menschlichen Cultur. Flaubert malt nun diese Schattenseiten bis ins einzelne aus; es fehlt bei ihm an allem Erhebenden, Läuternden, Erwärmenden, Beruhigenden, Versöhnenden; die Schattenseiten weisen immer nur auf die Bestialität in der Menschenbrust. Wie könnten wir von seinem Stoffe, wie von der Art seiner übersleißigen Darstellungsart dem Leser ein anschauliches Bild geben! Wir begnügen uns mit der Andeutung, daß der Stoff die Kämpfe der punischen Aristokratie, besser Plutokratie gegen die Söldner behandelt. Den rothen Faden des Romans bildet die weltbekannte „punische Treue". Der ganze Kampf ist ein Kampf zwischen raffinirtem Egoismus und der Bestialität des Barbarenthums. Flaubert entwirft uns eine Bildergalerie von ekelhaften, feigen, nichtsnutzigen Persönlichkeiten, charakteristisch genug, daß der noch einigermaßen treffliche Charakter, daß der Matho dem Barbarenthume angehört. Die Karthager dagegen und ein Hamilkar, Vater der Salammbo, nicht ausgenommen, sind schmuzige Anwalte der kleinlichsten Gier, des verwerflichsten Egoismus! Auch die Salammbo macht keinen irgendwie vollen schönen Eindruck. Sie ist ein Luft-, ein Dunstgebilde.

„Sie schritt in die Cypressenallee und ging langsam zwischen den Tischen der Hauptleute, welche ein wenig zurückrückten, indem sie sie vorüberschreiten sahen. Ihr Haar, mit violettem Sand gepudert und nach Art der kananäischen Jungfrauen thurmartig aufgebaut, ließ sie größer erscheinen. Flechten, von Perlen an den Schläfen befestigt, reichten bis an die Winkel ihres Mundes, der rosenroth wie eine halbgeöffnete Granate glühte. Auf ihrer Brust war eine Zusammenstellung von leuchtenden Steinen, die durch ihre Buntscheckigkeit die Schuppen einer Muräne nachahmte. Ihre Arme mit Diamanten geschmückt, ragten entblößt aus der ärmellosen Tunica hervor, die auf einem schwarzen Grunde rothe Blumen erglänzen ließ. Zwischen den Knöcheln trug sie ein goldenes Kettchen, um ihren Gang abzumessen, und ihr großer dunkler Purpurmantel, aus fremdartigem Stoffe geschnitten, schleppte ihr nach, indem er bei jedem ihrer Schritte gleichsam eine große Welle bildete, die ihr nachzog. Die Priester griffen von Zeit zu Zeit auf ihren Lyren fast tonlose Accorde, und in den Pausen der Musik hörte

man das kleine Geräusch der Kettchen mit dem regelmäßigen Klappern ihrer Sandalen aus Papyrus. Niemand noch kannte sie. Man wußte nur, daß sie in fromme Uebungen versenkt lebte. Soldaten hatten sie in der Nacht gesehen, auf dem Giebel des Palastes vor den Sternen knieend, zwischen dem Feuerwirbel der brennenden Rauchpfannen. Der Mond ließ sie so bleich erscheinen, und etwas Göttliches umhüllte sie wie ein feiner Dunst. Ihre Augäpfel schienen weit in die Ferne zu schauen, weit über die irdischen Räume. Sie hatte das Haupt gesenkt und trug in der rechten Hand eine kleine Lyra von Ebenholz."

Diese eine Stelle wird genügen, die Einzelmalerei zu kennzeichnen, aber auch die Fremdartigkeit der menschlichen Erscheinung, wie sie uns Flaubert in der Salammbo bietet. Die Salammbo ist ein ganz verschwommener Charakter, weinerlich, krankhaft in ihrer Erscheinung, aller Seelenstärke und Seelengröße bar, selbst wo sie sich zu dem Barbaren Matho hingezogen fühlt. Wol absichtlich zeichnete Flaubert Denken und Empfinden der Salammbo in den Nebel der Unklarheit hinein, um damit die gefallene punische Weiblichkeit in der Gesammtheit zu kennzeichnen; leider nur ging damit das, was einem Romane immer noch Reiz verleiht, selbst wenn die andern Reize fehlen, verloren: wir meinen die edle schöne Weiblichkeit. Nicht nur denken, nein, bis ins Innere der Seele hinein vergegenwärtigen können wir es uns, obschon wir das Treiben an der Seine nicht aus eigener Anschauung kennen, wie gerade die im „bal mabile" erschöpften Flaneurs und die unter dick aufgetragenem Roth oder Weiß mühsam lächelnden Heldinnen der feinen Cirkel von der Atmosphäre der Salammbo berauscht werden. Aus dieser Atmosphäre, die von Wohlgerüchen aller Länder geschwängert ist, wittert man den Verwesungsgeruch. Ein Hautgout diese Atmosphäre, die der schlichten Natur Ekel einflößt, der raffinirten dagegen unaussprechlichen Gaumenkitzel. Wir werfen diesen Ekel nicht Flaubert allein vor, jedes Kind seiner Zeit ist eben ein Kind seiner Zeit; allein in einzelnen Scenen, so namentlich in der Schilderung des Molochdienstes und in der ganzen Schlußscene steigt dieser Ekel zu einem so unaussprechlichen Widerwillen gegen die Bestialität in der Menschennatur, daß wir uns bis ins Innere der Seele hinein niedergeschlagen fühlen. Hier wäre es eben am Platze gewesen, daß Flaubert die elende Wirklichkeit des Geschilderten gemieden hätte, wenn er sie eben nicht zu einer beruhigenden, geschweige erhebenden Wirkung auf das menschliche Gemüth verwenden konnte. Da ist es, wo sich sein crasser Realismus im Kunstwerke selbst schlägt, weil er nicht mehr das allgemein Menschliche, sondern das unaussprechlich Bestialische in ein Spiegelbild fassen will.

Wir hätten unsere Ansichten schließlich noch dahin zusammenzufassen: Wir werden von einem guten Roman verlangen, daß er uns einerseits keine bloßen Sonntagsmenschen, andererseits aber auch nicht den Schmuz des Alltagslebens in seiner widrigen Gestalt vorführt. Wir wollen einerseits nicht jene schöngeleckten, lebensunfähigen, nur in der Phantasie des Romandichters existirenden, oft nach ein und derselben Schablone zugeschnittenen Schönheitsmenschen, wir wollen aber auch andererseits nicht jene aller Menschlichkeit ermangelnden, nur noch von thierischen, widerwärtigen Trieben bewegten Barbarennaturen. Je nachdem die Romangattung eine verschiedene, je nachdem wird der eine Roman realistischer als der andere sein dürfen; alle sollen sie in dem Boden des Realismus wurzeln, als Kunstwerk aber auch dem Idealismus Rechnung tragen. Der wahre Dichter wird immer dessen eingedenk sein, daß ein dichterisches Werk das Thatsächliche in schöner, wohlgefälliger, edler Weise zu einem Kunstwerke zusammenfassen und erheben soll.

Emil Müller-Samswegen.

Eine neue Sagensammlung.

Die Methode der Sagensammlung, ja die Art und Weise sich für diese Producte des immer schaffenden Volksgeistes zu interessiren hat sich seit dem vorigen Jahrhundert wesentlich geändert. Als Musäus seine Volksmärchen schrieb, da war ihm die Sage, an die er anknüpfte, nur das Substrat, auf welchem er das Gebäude eigener belletristischer Erfindung errichtete. Und als die Romantiker, in ihrem anerkennenswerthen Forschen nach den verschütteten Schätzen nationalen Geistes, die deutsche Sage ausgruben, da umgaben sie dieselbe mit dem phantastischen Gewand romantischer Ironie oder Mystik, je nachdem es kam, oder auch beides zusammen. Ich bin weit entfernt, die tiefe Poesie mancher dieser romantischen Sagenproductionen zu verkennen, ja ich bin selbst geneigt, dem schalkhaften Ton der Musäus'schen Volksmärchen das Recht der Existenz zuzusprechen, was heutzutage wenige Kritiker zu thun geneigt sein möchten: aber die Sage in ihrer eigenen Schönheit und Poesie, ohne dilettantisch schöngeistige Zuthat, zu würdigen und für ästhetischen Genuß und wissenschaftliche Forschung gleich hochzuschätzen, haben uns erst die Brüder Grimm gelehrt. Eine zahlreiche Schar tüchtiger Schüler ist dem gegebenen Beispiel gefolgt. Sei es mir vergönnt, die Leser d. Bl. auf eine soeben erschienene Schrift über die Sagen meiner Heimat aufmerksam zu machen, die den von Grimm eröffneten Weg mit ebenso viel Glück als Geschick wandelt und die wärmste Empfehlung verdient:

Sagen der mittlern Werra nebst den angrenzenden Abhängen des Thüringerwaldes und der Rhön von C. L. Wucke. Zwei Bände. Salzungen, Scheermesser. 1864. 8. 1 Thlr.

Der Verfasser hat alle Eigenschaften eines tüchtigen Sagensammlers: unermüdliche Ausdauer und liebevolles Eindringen in die Producte des Volks, die Kunst mit dem Volk zu verkehren und ihm seine Sagen, die es in unsern aufgeklärten Zeiten gar geheimhält, abzulauschen und endlich das Geschick, das Volksmäßige volksmäßig darzustellen, d. h. die Sagen zu erzählen, wie sie das Volk selbst erzählt. So ist das von ihm in diesem Augenblick erscheinende Werk von gleichem Interesse für die Wissenschaft, wie erfreulich und anheimelnd für die genießende Lektüre. Heben wir zur Probe, wie der Verfasser erzählt, eine Sage heraus, nicht die wichtigste oder am besten dargestellte, sondern die erste, die uns in die Hände fällt:

„Von der goldenen Krone in Schmalkalden.

In Schmalkalden war einer, dem wollte es durchaus nicht glücken. Da hörte er von dem Otternkönige, der sich jeden Mittag unweit Schmalkalden in einem Borne bade und dabei jedesmal seine goldene Krone ablege, und wenn einer dort ein weißleinen Tüchlein ausbreite, so würde der Otternkönig seine goldene Krone darauflegen, und wer dann flink sei, der könne sie mit dem Tuche aufraffen. Aber dann hieße es Fersengeld geben, sonst würde er von Ottern aufgefressen. Wer aber das Krönlein bekomme, der sei für immer ein gemachter Mann. Das nahm sich der Schmalkalder zu Herzen, verschaffte sich ein flinkes Pferd, ritt nach dem Brunnen und that ganz so, wie ihm gesagt worden war. Der Otternkönig kam, legte sein Krönlein auf das Tuch und ging ins Bad. Wer war nun hurtiger wie der Schmalkalder! Mit dem Krönlein im Tuche gings auf und davon. Doch bald hörte er einen grellen Pfiff und im Nu sah er auch von allen Seiten Schlangen auf sich zustürzen. Der Kronenräuber aber erreichte glücklich die Stadt und wurde ein reicher Mann; denn er konnte sich nun von der Krone jeden Tag so viel Geld abschaben, als er nur brauchte. Als er genug hatte, baute er sich einen großen Gasthof und hing zum Dank eine goldene Krone als Zeichen an das Haus."

Möge denn das kenntnißreiche, fleißig gearbeitete und gut geschriebene Buch in weiten Kreisen freundliche Aufnahme finden!

August Henneberger.

Notizen.

Weihnachtsgaben.

Neben den großen, bereits besprochenen Kunstalbums finden sich auf unserm Büchertische auch manche Miniaturausgaben, welche sich zum Christfeste, als der Meßzeit der modernen Lyrik, am zahlreichsten einzufinden pflegen. Von den Gedichten von **Moritz Graf Strachwitz** (Breslau, Trewendt) ist eine fünfte Auflage erschienen. Die Formgewandtheit und der Schwung dieser Gedichte findet in immer weitern Kreisen Anerkennung. In zweiter Auflage erscheint **Karl Simrock's** Erzählung: „Der gute Gerhard von Köln" (Stuttgart, Cotta), eine Neudichtung der poetischen Erzählung von Rudolf von Ems, welche das Fehlende ergänzt und das allzu Weitschweifige ausmerzt. Die Tendenz der Dichtung, der Werkthätigkeit, die sich mit gottgefälligen Handlungen brüstet, Herzensgüte und Lauterkeit des Gemüths entgegenzusetzen, wird auch denjenigen zusagen, welche sich mit der alterthümlichen Schlichtheit der Darstellung nicht befreunden können. In sehr elegantem Gewande lockt ein kleines Büchlein: „Im Sonnenschein. Gedichte von **Friedrich Wilibald Wulff**" (Hamburg, Kittler, 1865); es sind anmuthige Empfindungsblüten, kleine Gnomen mit lyrischem Hauch:

Nur ein Hauch des Windes
Und die Rose fällt.
Sollt' ein Herz nicht brechen
Von dem Sturm der Welt?

landschaftliche Stimmungsbilder, wie das wohlgelungene „Kirchlein am See":

Es klingt ein helles Läuten
Herab aus wald'ger Höh',
O sag', was soll's bedeuten,
Kirchlein am blauen See?

Entschwundne Lieb' und Treue,
Verlorenes Glück und Weh
Weckst du in mir aufs neue,
Kirchlein am blauen See —

mit dem Schlußverse:

Dort wo auf moos'gem Bette
Sich birgt das scheue Reh,
Sei meine Schlummerstätte,
Kirchlein am blauen See.

Der scenische Prolog am 1. Januar 1864 zeigt, daß der Verfasser auch kräftigere Klänge anzuschlagen weiß.

Ebenfalls elegant präsentirt sich ein antikisirendes Stück, das Satyrspiel: „Proteus" von **Oswald Marbach** (Leipzig, Selbstverlag des Verfassers). Das zur Trilogie der Aeschyleischen Oresteia gehörige Satyrspiel „Proteus" ist verloren gegangen, Marbach hat unternommen es nachzudichten, indem er sich in Bezug auf die Form den „Kyklops" des Euripides zum Muster nahm, den Inhalt aber aus dem Homer, dem Herodot und der „Helena" des Euripides schöpfte. Nach der von Herodot mitgetheilten Ueberlieferung hat der Troer Paris die von ihm geraubte Helena nicht nach Troja gebracht, sondern Helena wurde aus seinen Händen durch den Halbgott Proteus gerettet und später nach der Zerstörung Trojas an Menelaos zurückgegeben. Diese Fabel bildet den Inhalt unsers Satyrspiels, dessen komische Pointe in der dem Homer nachgedichteten Verwandlungsfähigkeit des Meergottes besteht. Marbach nennt das Satyrspiel die Douche nach dem Dampfbade oder den Spiegel, in welchem ein gewöhnliches Menschenkind die Tragödie anschauen mag, ohne zu befürchten, daß der Gorgonenblick derselben es erstarre oder auch nur erschrecke. Er meint, daß dies Genre dazu dienen kann, die Posse der Gegenwart, welche auf die verfänglichste Stufe des „höhern Blödsinns" herabgesunken ist, wieder auf den Kunststandpunkt zu erheben. Wir theilen diese Ansicht nicht, denn gerade die Posse muß aus dem unmittelbarsten Volksleben der Gegenwart herausgeschaffen werden. Auch kann nie der moderne Kunststandpunkt durch Studien gewahrt werden, welche die Antike nachahmen. Das Satyrspiel ist in fließenden, gereimten Versen geschrieben, die sich in den ernstern Scenen zu anmuthigem Schwung erheben, in den heitern eine an die altattische Komödie erinnernde Derbheit athmen. Im ganzen aber ist es weder Fisch noch Fleisch, weder antik noch modern; man weiß nicht, soll man dabei lachen wie die Götter des Olymp oder wie die sterblichen Menschen des 19. Jahrhunderts. Der Stoff ließe sich allerdings ganz modern für die Bühne behandeln, dann müßte man aber nicht an den „Kyklops" des Euripides denken, sondern etwa an „Orpheus in der Unterwelt". Auch eignete er sich wegen seiner effectvollen Zaubermaschinerie für das moderne Ballet.

Zahlreich sind die Weihnachtsgaben für die Jugend und das Haus, entziehen sich aber als eine literarische Production aus zweiter Hand, als Einrichtungen bekannter Werke oder Stoffe meistens der Kritik. Eine Ausnahme hiervon macht „Das alte und neue Mexico" von **Th. Armin** (Leipzig, Spamer), welches den siebenten und achten Band der dritten Serie von Spamer's „Jugend- und Hausbibliothek" bildet. Dies Werk erhebt zwar ebenfalls nicht Anspruch auf Originalität, aber es ist eine so geschickte und lebendige Bearbeitung eines für die Gegenwart interessanten Stoffs, daß es in weitesten Kreisen Anklang finden muß. Die Eroberung des alten Mexico wird einem Prescott und Diaz treu nacherzählt; die Ereignisse treten in klarer Folge und lebendiger Darstellung vor uns hin; die Abbildungen erläutern den Text in willkommener Weise. Das „Neue Mexico" gibt ein umfassendes Natur- und Culturgemälde des Landes und eine kurze Uebersicht seiner neuesten Geschichte. Humboldt, Müller und andere Reisewerke sind benutzt, auch Charles Sealsfield, obgleich die Schilderungen des letztern namentlich für das südliche Mexico eine reichere Ausbeute hätten gewähren können. Das Gemälde ist farbenfrisch und anziehend. Die Frage, ob die deutsche, nach Mexico verpflanzte Cultur im Stande sein wird, die Probleme des dortigen Völkerlebens zu lösen, ob der Republikanismus sie dulden und ihr Zeit dazu lassen wird, so lange sie als importirtes monarchisches System auftritt, drängt sich uns doppelt lebhaft bei der Lektüre dieses Werks auf.

Christliche Anthologien.

Unter den Gesichtspunkt „christlicher Gesinnung" hat **Friedrich Haupt** in zwei Anthologien: „Deutsche Poesie" und „Deutsche Prosa" (Zürich, Meyer und Zeller) unsere Dichter und Prosaiker gerückt, um aus ihren kaleidoskopisch zusammenschießenden Gedichten „christliche Lebensbilder" zu gestalten. Beide Sammlungen erscheinen jetzt in zweiter Auflage. Sehr exclusiv ist Haupt's Christlichkeit nicht, sonst würde nicht Heine mit seiner „Lorelei" Zutritt gefunden haben. Es fehlt auch nicht an Reisebildern, historischen Gedichten, patriotischen Gesängen, Liedern heiterer Geselligkeit und andern etwas profanen Poemen. An der Zahl der aufgenommenen Gedichte kann man einigermaßen die mehr oder weniger christliche Gesinnung der Dichter messen. Da treten Schiller und Goethe bescheidentlich gegen Emanuel Geibel und Julius Sturm zurück, von denen jeder allein mehr beigesteuert hat, als alle unsere Classiker zusammen. Das christliche Lebensbild in Prosa umfaßt auch alle geistigen Gebiete, das Leben im Staat, in der Gesellschaft, Gott, die Kunst und Wissenschaft u. s. w. Wir finden auch hier eine Menge Sentenzen, welche nicht gerade der specifischen Christlichkeit angehören. Die Staatsphilosophie ist freilich ganz nach Stahl'schen Maximen behandelt und der Lehre von der „Umkehr der Wissenschaft" werden einige Seiten gewidmet: jedenfalls zu viel für eine der unglücklichsten Theorien, welche in neuester Zeit ausgedacht worden sind und welche den Namen Stahl für immer auf den Revers der Münze geprägt hat, auf deren Vorderseite Galileo Galilei geschrieben steht.

Eine Analyse von Shakspeare's „Heinrich VI."

In den „Gesammelten Aufsätzen" von **Robert Heinrich Hiecke**, herausgegeben von G. Wendt (Hamm, Grote), findet sich

neben vielen inhaltsvollen Schulreden und werthvollen pädagogischen Abhandlungen auch eine Zergliederung von Shakspeare's „Heinrich VI.", zweiter und dritter Theil, welche die Absicht hat, über den Fortgang der großartigen Handlung zu orientiren und aus der verwirrenden Massenbewegung die Hauptmotive scharf hervorzuheben. Diese Analyse wird um so größeres Interesse erregen, seitdem Dingelstedt diese beiden Theile von „Heinrich VI." für die deutsche Bühne bearbeitet und in Weimar zu erfolgreicher Aufführung gebracht hat. Hiecke verkündet die Größe Shakspeare's nicht in begeisterten Reflexionen, sondern er läßt den Dichter für sich selber sprechen, indem aus dem klar dargelegten Zusammenhang der Dichtung die Größe der Motive und der Charaktere von selbst in die Augen springt. Nur an einzelnen Stellen unterbricht er die sich selbst erläuternde Inhaltsangabe mit treffenden Bemerkungen. So z. B. sagt Hiecke bei Gelegenheit von Clifford's Tod: „Der weiche Ton seiner letzten Worte, weit entfernt, den Eindruck seiner Heldengröße zu schwächen, mildert nur die Herbheit des Eindrucks, welchen die erschreckende Wildheit des Helden früherhin hervorbringen mußte. Ja, so nahe dem Tode eignet Clifford, der vormals nur ein Raub der heftigsten persönlichen Leidenschaften war, zum Organ unbefangener geschichtlicher Wahrheit und Weisheit. So weiß Shakspeare seine vom stolzesten Lebenstriebe schwellenden und überschwellenden Männer am Rande des Grabes ohne Verletzung der innern Wahrheit mit einem verklärenden Schein zu überkleiden, immer in Angemessenheit zu ihrem sonstigen Charakter, ohne je einer idealisirenden Verallgemeinerung die Schärfe der Eigenthümlichkeit zum Opfer zu bringen. Wie ähnlich und doch wie bestimmt abgestuft ist das Ende York's und das Verscheiden Clifford's, und wie nahe liegt selbst die Vergleichung der doch so stark contrastirenden und unter sich wieder so verwandten Todesstunden Suffolk's und Cade's."

Ein neues schlesisches Journal.

Obgleich in Breslau zwei Dichterkränzchen bestehen, welche sich jetzt dem Anschein nach vereinigt haben, bestand bisjetzt in ganz Schlesien kein belletristisches Blatt. Die Feuilletons der großen, gut redigirten und inhaltreichen Zeitungen ließen diesen Mangel weniger hervortreten. Dennoch ist für die Production in denselben kein Raum. Wenn die Herausgabe eines neuen, nicht politischen Blattes in den jetzigen Zeitläufen auch immer als ein Wagniß erscheint, so ist sie doch wol für das productive Schlesien gerechtfertigt, und auch die Literatur wird einen Vorposten im Osten mit Freuden begrüßen, wenn derselbe tüchtig ausgerüstet, mannhaft und wehrhaft vor uns hintritt. In der That macht aber das neue Journal: „Der Phönix. Breslauer Sonntagsblatt für Kunst, Literatur und Kritik", redigirt von Hermann Meier, in seinen ersten Nummern den Eindruck, als wolle es nicht blos für den häuslichen Herd sorgen, als ein neues „Daheim", sondern tapfer für eine ideale Richtung der Kunst in die Schranken treten. Dieser Geist prägt sich namentlich in dem Widmungsgedicht des Herausgebers: „Der Phönix", und in den Kritiken desselben über das moderne Drama und die theatralischen Zustände der Gegenwart aus, während auch der novellistische Unterhaltungsstoff hinlänglich vertreten ist. In einem Artikel: „Aus dem Concertsaal", wird bei Gelegenheit der Ullman'schen Patti-Concerte folgende sehr beachtenswerthe Befürchtung ausgesprochen: „Das Virtuosenthum, welches durch seine wuchernde Ausbreitung eine Stellung einnimmt, welche der Kunst sicherlich mehr schadet als frommt, erhält durch die Verbindung mit dem kaufmännischen Speculationsgeist unserer Zeit eine Unterstützung, durch deren Consequenzen der Ruin der Kunst herbeigeführt werden muß." Wir glauben noch besonders auf die Gefahr aufmerksam machen zu müssen, welche durch die im nordamerikanischen Sinne organisirte Reclame der deutschen Journalistik droht. Welche Patti-Artikel auch in den angesehensten Zeitungen, welche vorausgehenden Posaunenstöße, um Herrn Ullman den Saal zu füllen! Geht dies so fort, so wird unsere Presse bald durch den nordamerikanischen „Humbug" verwüstet, und es ist nur ein Schritt bis zur Anpreisung der Seejungfern und Seeschlangen, wenn sie ein neuer Barnum durch Deutschland spazieren führen sollte, natürlich unter Mitwirkung berühmter singender und declamirender Künstlerinnen. 33.

Die Halle Heorot im Beowulfliede.

Die Prachthalle Heorot (d. i. Hirsch) im angelsächsischen Beowulfliede ist jüngst von Moritz Heyne, dem verdienten Herausgeber und Uebersetzer des „Beowulf", in ausgezeichneter Weise zum Gegenstand einer monographischen Untersuchung gemacht worden, die den Titel trägt: „Ueber die Lage und Construction der Halle Heorot im angelsächsischen Beowulfliede" (Paderborn, Schöningh, 1864), und welche nicht blos das Interesse der Philologen und Freunde der speciell angelsächsischen Literatur in Anspruch nehmen dürfte. Der Verfasser schickt zuerst eine allgemeiner gehaltene und orientirende Einleitung voraus über den angelsächsischen Burgenbau, und betrachtet darin die Halle Heorot nach ihrer Lage und äußern und innern Einrichtung. Anhangsweise gibt Heyne eine Erörterung über den Felsensaal des Drachen im Beowulf. Von besonderer Bedeutung ist die Erklärung des Hirschgeweihschmucks auf dem Dache der Halle, wovon sie selbst den Namen „Heorot" führt. Solcher Giebelschmuck ist überhaupt bei den Angelsachsen allgemein gewesen und findet sich auch im skandinavischen Norden. Wir denken unwillkürlich hierbei an den heutigen Brauch, wie Jagdschlösser und Försterhäuser mit Geweihen geschmückt werden. Nach Heyne's scharfsinniger und wie uns scheint, unbezweifelt richtiger Deutung, war die alte Sitte jedoch wesentlich anders. „Zur Anbringung des Geweihs an beiden Dachgiebeln wurde dasselbe in der Mitte seines untern Theils, da, wo die beiden Enden zusammenstoßen, der Länge nach durchsägt und so die beiden Stangen voneinander geschieden, sodaß die eine, je nach der Orientirung des Hauses auf dem westlichen oder südlichen, die andere auf dem östlichen oder nördlichen Ende des Dachs zu stehen kam. Dies geht zuverlässig daraus hervor, daß im fünfundachtzigsten poetischen Räthsel das eine Horn des Hirsches klagt, wie es, einst vom Waldesdickicht beschützt, nun einsam und bruderlos auf Holz am Ende eines Bretes (des hölzernen Dachfirstes) stehen müsse, verlassen vom Bruder (dem andern Horne, das ebenso einsam am andern Ende steht). Es wurde an einem aus dem Dachfirst hervorragenden Pflock aufgesteckt, zu welchem Ende in sein unteres Theil ein Loch gebohrt werden mußte; daher die Klage über das Aufreißen seines Innern. Geschah nun das Aufstecken beider Stangen in der Weise, daß beide den innern Theil gegeneinanderkehrten, so übte das Gebäude, aus der Ferne gesehen, wo die Giebel und mit ihnen deren Hornschmuck näher zusammenrücken, eine höchst phantastische Wirkung: dem Beschauer mußte allerdings der Vergleich mit einem riesigen Hirschhaupte nahe gerückt werden; und solche Motive mögen bei Benennung der Halle Heorot obgewaltet haben." Heyne's Untersuchung stützt sich auf eine tüchtige Gelehrsamkeit in literarisch-philologischer und antiquarischer Beziehung. Für das größere Publikum wäre es vielleicht erwünschter gewesen, wenn die Anmerkungen und Quellennachweise in einen besondern Anhang gebracht worden wären, um so dankbarer wird der Gelehrte jene praktische Einrichtung hinnehmen. Des Verfassers Darstellung ist klar, einfach und gewandt, was seine Schrift in weitern Kreisen besonders empfehlenswerth machen wird. 4.

Erklärung.

In den „Blättern für literarische Unterhaltung", Nr. 50 l. J., S. 922, befindet sich in einer „Zur Sprichwörterliteratur" betitelten Notiz eine auch mich betreffende Stelle, in welcher von Frau Ida von Düringsfeld und Freiherrn Otto von Reinsberg-Düringsfeld verkündigt wird, daß an mich eine Aufforderung zum Widerruf der im Nachwort zum Vorwort von „Glimpf und Schimpf in Spruch und Wort" (Wien, Lechner,

1864), S. 9 und 10 enthaltenen „Insinuationen" abgegangen sei. In der That, ich habe ein vom 4. December l. J. datirtes anmaßendes Schreiben dieser zwei Personen erhalten und dasselbe sofort mit umgehender Post beantwortet. Für die Leser der „Blätter für literarische Unterhaltung" aber nur folgende wenige Zeilen: Ja, ich widerrufe, und zwar widerrufe ich, daß jene den genannten zwei Personen so misliebigen Zeilen „Insinuationen" sind und erkläre, daß ich jedes Wort derselben seinem vollen Inhalte nach aufrecht halte. Im übrigen überlasse ich es den zwei Briefstellern, ihre Drohung zu verwirklichen, ich werde sie dann beide sicher zu finden wissen.

Wien, 14. December 1864.

Dr. Constant von Wurzbach.

Bibliographie.

Campbell, des Anglo-Affghanen John (sonst Feringhi Bascha), Wanderungen und Abenteuer unter den wilden Stämmen Centralasiens. Von ihm selbst mündlich erzählt und niedergeschrieben von H. O. Fry. Aus dem Englischen. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Delitzsch, Das grosse Gebet der drei schweizerischen Urcantone. Aus einer alten Pergamenthandschrift in seiner Urgestalt herausgegeben. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 6 Ngr.

Denton, W., Serbien und die Serben. Nach anderen Quellen und eigenen Erfahrungen frei bearbeitet von D. von Cölln. Mit 1 Titelbild und 1 Karte. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 1865. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Eßhaver, F., Grundlehre der Gesetze des Staates. Methodisch neu begründet. 1ster Band. Tübingen, Laupp. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Ngr.

Die preussische Expedition nach Ost-Asien. Nach amtlichen Quellen. 1ster Band. Mit 12 Illustrationen und 2 Karten. Berlin, v. Decker. Lex.-8. 4 Thlr.

Fahne, A., Forschungen auf dem Gebiete der rheinischen und westphälischen Geschichte. Mit Abbildungen. 1ster Band. Cöln, Heberle. Gr. 8. 2 Thlr.

Freytag, G., Die verlorene Handschrift. Roman in fünf Büchern. Drei Theile. Leipzig, Hirzel. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Gerstäcker, F., „Pätz und Putz" oder die Lebensgeschichte zweier Bären. Ein Märchen. Leipzig, Schlicke. 16. 15 Ngr.

Das Gesetz der Natur als die einzige Grundlage des gemeinschaftlichen menschlichen Lebens. Deutschland. Gr. 8. 12 Ngr.

Glößler, J. P., Schwäbische Frauen. Lebensbilder aus den drei letzten Jahrhunderten. Stuttgart, Koch. 1865. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Haas, C., Die Hexenprocesse. Ein cultur-historischer Versuch nebst Dokumenten. Tübingen, Laupp. 1865. 8. 12 Ngr.

Halm, F. (E. Freih. von Münch-Bellinghausen), Charfreitag. Erzählendes Gedicht. Wien, Gerold's Sohn. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

— — Iphigenie in Delphi. Schauspiel in fünf Acten. Wien, Gerold's Sohn. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

— — Wildfeuer. Dramatisches Gedicht in fünf Acten. Wien, Gerold's Sohn. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Harrison, C., Der Fluch des Hauses oder der Finger Gottes. Romantische Erzählung. 1stes und 2tes Heft. Berlin, Weyl und Comp. Gr. 8. à 3 Ngr.

Hoffmann, P., Schlaglichter auf das heutige Erziehungs- und Unterrichtswesen. Frankfurt a. M., Gebhard und Körber. Gr. 16. 18 Ngr.

Honegger, J. J., Literatur und Cultur des 19. Jahrhunderts. In ihrer Entwickelung dargestellt. Leipzig, Weber. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Plattner, P., Ulrich Wikard. Schauspiel in fünf Aufzügen. Zürich, Schultheß. 8. 15 Ngr.

Scheibe, T., Die schwarzen Brüder. Historischer Roman. Zwei Bände. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 8. 2 Thlr.

— — Polen und Maria Theresia. Historischer Roman. Drei Bände. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 8. 3 Thlr.

Treitschke, H. von, Historische und politische Aufsätze vornehmlich zur neuesten deutschen Geschichte. Leipzig, Hirzel. 1865. Gr. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Andreae, O., Die verderbliche Moral der Jesuiten, in Auszügen aus ihren Schriften, nebst einer Antwort auf das bischöfliche Wort des Herrn Dr. Conr. Martin. Ruhrort, Andreae u. Comp. 1865. Gr. 8. 10 Ngr.

Freystadt, M., Immanuel Kant. Ein Denkmal seiner unsterblichen Philosophie am Enthüllungstage der Kant-Statue dem deutschen Volke geweihet. Königsberg. Gr. 8. 3 Ngr.

Henke, E. L. T., Rationalismus und Traditionalismus im 19. Jahrhundert. Festrede am 20. August 1864, dem Geburtstage Sr. Königl. Hoheit des Kurfürsten von Hessen. Marburg, Elwert. Gr. 8. 4 Ngr.

Jacobi, V., Das rohe Leipzig cultivirt. Leipzig, Serig. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die polnische Insurrection 1863 vor Europa. Prag, Credner. Gr. 8. 7½ Ngr.

Rettung der Bauernhöfe. Betrachtungen für den Bauernstand. Ein Beitrag zur Lösung der socialen Frage. Münster, Aschendorff. 8. 2½ Ngr.

Roßbach, J. J., Die sociale Frage. Ein Vortrag mit Anmerkungen. 1ste und 2te Auflage. Würzburg, Julien. Gr. 8. 4 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.